Mein
Kontingent
zur
Modelektüre.

[Sintenis, Christ. Friedrich

1775.

aus einer Dorfſtube.

Frankfurt und Leipzig.

bn

An meine Leſer.

Wenn wir, meine Herren, die wir zur Zeit nur zwei Augen haben, und vor der Hand auch nicht mehr brauchen, ein Buch mit Geſchwindigkeit durchblättern wollen; doch ſo, daß wir den Sinn davon allenthalben ſo rein ausſchöpfen, als anjezt meine Weinflaſche iſt, und viele von Ihren Beuteln ſein mögen: ſo iſt es ſehr dienlich, daß wir uns mit einer guten Kenntnis des Verfaſſers an den Tiſch ſetzen, auf welchem das Buch liegt. Ob ſein Nahme ſich in er, oder in e, oder in us, endige, dis thut nichts zur Sache, und kann allenfalls nur denen hundert oder zweihundert Leutgens intereſſant ſein, welche den er, oder e, oder us, von Perſon kennen; aber, ob der Verfaſſer ein Socinianer, oder ein Herrnhuter, ob er ein Schweizer, oder ein Thüringer, ob er ein KanzeleiKopiſt, oder ein Rathmann, ob er ein kolerikoſanguineus, oder ein pflegmatikomelankolikus, ob er von zwanzig oder von ſechzig Jahren, ob er ein gewöhnliches Adamskind ſei, oder Grillen habe? dis alles hat für uns insgeſammt, wir mögen ihn von Perſon, oder nicht von Perſon, kennen, ſeinen guten Nutzen, wenn — wir es wiſſen. Auch die Naſe, flüſtert meine Tante, auch die Naſe mus abgemahlt werden; aus der Naſe läſſet ſich viel ſchlieſſen. Es mag nun hieran ſo viel Wahres ſein, als da will, ſo ſehen Sie doch, meine Herren, daß *etwas* daran ſein müſſe. Warum haben ſonſt unſere moraliſchen Raphaels, Rubenſe, und van Loos, die Karaktere von Männern entworfen, von welchen wir weiter nichts mehr übrig, als ihre Schriften, haben? Wozu haben die Lamberte, Bailens, Nicerons, Bruckers, und Hambergers, geſchrieben? was ſollen Moreri acht Folianten in der Welt, die, im Vorbeigehn geſagt, acht Duodezbände hätten werden können? weswegen lieſſen die Alten ihre Autoren vor ihren Werken in Kupfer ſtechen? — Ich habe deshalb in einem der glücklichſten Augenblicke meines ietzigen Raupenlebens den Vorſatz gefaſſet, vor allen Dingen, da ich nun einmahl ſchreiben will, für mein Portrait zu ſorgen, und daſſelbe, ſo bald als möglich, aufzuſtellen, weil ich nicht wiſſen kann, ob ich nicht morgen oder übermorgen mich ſchon einſpinnen müſſe; damit meine Herren mit wenigen Blicken das alles überſehen mögen, was ich vom Hauptghaar an, den Kopf und die Beine lang herunter bis zu den Fußſohlen, zu meinem Ich rechne; und, weil dis niemand beſſer wiſſen kann, als ich, ſo habe ich mich ſelbſt gemahlt.

Hier iſt das Gemählde — —

Portrait des Verfaſſers

ſtatt einer Einleitung.

Ich bin von Perſon 1½ ſo gros, wie die Patagonen des Bougainville aus dem Lande del Fuego. In dem ganzen Bau meines Körpers entdecke ich dieſelbe Simmetrie und Proportion, welche ich zu meinem unausſprechlichen Vergnügen an den mehreſten meiner Mitkriecher auf dieſem Ameiſenhaufen des Weltſiſtems antreffe. Mein Kopf iſt, Dank meiner Wehmutter! ſo ziemlich rund, und beſteht aus zwoen gegeneinandergeſetzten Halbkugeln, gerade ſo, wie es Huart zu einem guten Genie erfordert. Die Augen, deren ich zwei habe, waren in meiner Kindheit blau; durch das viele Böſe aber, welches ich unter dem Monde erblickt habe, ſind ſie braun geworden; doch hab' ich noch den Vortheil, daß ich mit beiden — *ſehen* kann. Die Naſe iſt etwas churfürſtlich, die Ohren ſind aber **mittelmäſſig** gros, und haben ſich ſehr an die Herren Hiller, Rolle, Bach, und Neefe, gewöhnt. Meine Hände ſind, wie meine Füſſe, ziemlich manierlich gewachſen, und haben den Vorzug vor tauſend andern Händen und Füſſen, daß die erſtern ſelten nach etwas gegriffen, wornach ſie nicht greifen ſollten, und die leztern nie auf eine Thräne der Unſchuld mit Uebermuth getreten haben. Meine Geſichtsfarbe iſt couleur de chair ; die Stirne iſt mehr klein, wie gros, die Haare ſind braun, die Backen ziemlich rund und voll, die Augenbraunen ſtoſſen meiſt an einander, und über der linken habe ich eine einzige Pockengrube. Als ich auf die Welt kam, hatte ich das Malheur aller Mannsperſonen, (eine ausgenommen, welche ich in Torgau auf dem Waiſenhauſe geſehen habe,) daß ich ohne Bart und ohne Verſtand ankam. Den erſtern lies ich von ſelbſt wachſen ; aber den andern hielt ich für rathſam, zu bauen ; weil mich die Erfahrung lehrte, daß in Deutſchland, und weit und breit um Deutſchland her, von allen Mannsperſonen, welche ohne Bart und ohne Verſtand gebohren werden, wenig ohne Bart, aber ziemlich viele ohne Verſtand, vom Schauplatz des Lebens wiederum abtreten. Reden lehrte mich der Umgang mit meiner Amme, leſen mein Vater, Böſes thun die Verführung, denken Cicero, empfinden Horaz. Auf Univerſitäten bin ich zwar geweſen; aber nicht, um zu hören, wie andere, ſondern, um zu leſen. Logik brachte ich von meiner Mutter mit, Metaphiſik lernte ich beim Onkel Toby, Phiſik bei Karolinen, Arithmetik beim Italiäner, Polemik auf dem Markt, Theologie auf einem Aehrenfelde, die chriſtliche Religion aus der heiligen Schrift. Meine Kleidung iſt alſo iezt ſchwarz, nicht, weil dis meine LieblingsCouleur iſt, auch nicht etwa, weil ich um meine Eltern, oder um meine bunte Kleider, traure, ſondern, weil mich mein

Stand dazu anhält. Ich bin ein DorfPrediger, und weide vier Heerden — **Menſchen**. Ach! möchten ſie es **ſein**! Aber noch ſind die Tage entfernt, in welchen die Kultivirung der nidern Stände der Menſchheit das SteckenPferd ſein wird, welches die Proiektmacher reuten. Was mein gegenwärtiges Alter betrift, ſo ſtehe ich zwiſchen zwanzig und dreiſſig Jahren gerade in der Mitten; mein Vaterland liegt unter dem 52ſten Grade nordlicher Breite, und ich wohne eine Stunde von dem Orte, an welchem ich gebohren bin. Mein Temperament iſt mehr ſanguiniſch, als ſonſt etwas, und mein Herz dabei, ſo weit ich es kenne, noch ſo gut genung. Es iſt darin Raum für alle Menſchen. Ich bin weder Addiſons Kato, noch Swifts Houynhm, noch Miltons Teufel; ich bin ein — **Menſch**. Vorurtheile haſſe ich, wie die Raupen, und zwiſchen Unglauben und Aberglauben habe ich mich in die Mitte geſezt, um für Dürre und Ueberſchwemmung ſicher zu ſein. Meine Beſtimmung, glaube ich, ſei auf der Erde: ſo viel Guts zu ſtiften, als ich ſtiften kann, und denn mich abzuführen, bis ich einmahl wiedergerufen werde. Um einen Gegenſtand nicht zu haſſen, braucht es weiter nichts, als daß ich höre, daß ihn Gott geſchaffen hat: und, um ihn zu lieben, iſt es genung für mich, wenn ich ſehe, daß er ein Menſch iſt. Montezuma von Mexiko, Alabaliba von Peru, Gregorius von Nazianz, Karlſtadt, D. Luther, Spinoza, Zinzendorf, Rouſſeau, alles ſind meine Brüder, und ich pflege zu denken, daß wir alle zu einer Familie gehören. Ich küſſe die Menſchen bei allen ihren Thorheiten; es iſt wahr, ſie haben derſelben viel, aber doch noch mehr Gutes. Haben ſie es nicht, ſo iſt nicht die Natur, ſondern die ſind Schuld daran, durch deren Hände ſie gingen. Thut einer von ihnen neben mir auf der Bahn der Tugend einen Fehltritt, ſo werde ich traurig; ſo bald er aber mit dem erſten Schritte wieder einlenkt, bin ich froh, und ihm von ganzem Herzen wieder gut. Das menſchliche Leben iſt in meinen Augen eine **Promenade vor den Thoren der Ewigkeit.** Das Elend auf der Welt halte ich auch nicht für ſo gros, als es angegeben wird. Ich habe, in Vergleich mit andern Mignons des Glücks auf Erden, von ieher nur ein mittelmäſſiges Schickſal gehabt; vor zwei Jahren befand ich mich in der verwickeltſten Lage meines Lebens; ich hatte damahls die guten Tage mit weis, und die böſen mit ſchwarz, gezeichnet, und, als ich ſie zuſammenrechnete, ſo waren doch unter 365 Tagen zweihundert und acht und neunzig gute, und nur ſieben und ſechzig böſe; von welchen leztern ich überdem noch weis, daß ich viele davon hätte zu den erſtern rechnen können, wenn ich es darnach angefangen hätte. Freiheit iſt meine Hauptleidenſchaft, und ich haſſe alle Ketten, von denen an gerechnet, mit welchen die Menſchen

ſchen mit Kronen ihre Günſtlinge ſchmücken, bis zu denen, mit welchen ſie ihre Sklaven an ihre Karren ſchmieden. Weil ich kein Haus auf meinem Rücken trage, wie die Schnecke: ſo mag ich auch gern in freier Luft ſein, und in derſelben denken, was ich will. Ein Hain, ſeine Stille, ſeine Schatten, ſeine Nachtigallen, ſind in meinen Augen von unſchätzbarem Werthe, und meinetwegen möchten die Holländer, Engländer, Franzoſen, Portugieſen, und Spanier, Weſt- und Oſt-Indien haben, wenn ich nur die Inſel Taiti hätte! — Die Portugieſen möchten denn aus Braſilien Demanten, die Spanier aus Peru Gold, und die Holländer von den moluckiſchen Eilanden ihre Specereien, hohlen; ich ſäſſe in den paradiſiſchen Gärten, in welchen Wallace ſas, lachte über den Durſt nach Gold, und über den Durſt nach Ruhm, und ſähe Taiti für mein Vaterland an! — Meinetwegen mag auch iedermann **eſſen, und denken**, was er will, nur mus er ſich nicht maſkiren; iſſet er keine Erbſen, ſondern

dern Linſen; eſſe ich keine Linſen, ſondern Erbſen, — ich zanke mich deswegen nicht mit ihm; genung, wir eſſen beide — **Hülſenfrüchte.** Aber die Leute mit Maſken kann ich von ganzer Seele nicht leiden. Wenn es ſein kann, ſo bin ich gern vergnügt; kann es aber nicht ſein, ſo tröſte ich mich damit, daß ich noch in einer Welt bin, in welcher — **Schnupfen** iſt. Menſchliche Geſellſchaft iſt in meinen Augen eins der gröſten Güter, welche ich kenne; iſt ſie mir aber verſagt, ſo kann ich auch mit einer Ameiſe reden. Von der kurzen Dauer meines Daſeins überhaupt haſſe ich alle weite Ausſichten, und, wenn ich eine Maus in der Falle ſehe, ſo denke ich: Heute dir; morgen mir. Jeden Abend lege ich mich mit den Gedanken nider, daß er der lezte ſein könne; ſtehe ich wieder auf, ſo danke ich, daß er es nicht war, fürchte mich aber deswegen nicht für dem lezten. Unter zwoen Bluhmen, welche ich finde, ſtecke ich eine an Karolinens Buſen, und die andere auf mein Grab. So ſtehe ich lächelnd bei dem Hügel, von welchen ich mir einbilde, daß er mich decken würde. Warum ſollte ich misvergnügt werden, wenn ich dabei ſtehe? Aus Furcht für meinem Tode? Bin ich doch ein Chriſt! Aus Unruhe über die Schmerzen, welche ihn begleiten werden? Habe ich doch in der Welt genung getanzt! Aus Beſorgnis, daß mich nicht, wie Newton, zwölf Pairs zu Grabe tragen werden? O! es wird ſich ſchon ein Freund finden, der zu meiner Gruft mitgehn, und eine Thräne in ſie weinen wird! So lange ich lebe, will ich dadurch die Menſchen bewegen, mir Freundſchaft zu erweiſen, daß ich ihnen ſelbſt ein freundſchaftliches Herz zeige; wenn ich todt bin, verlange ich weiter nichts, als daß ſie mich begraben, — eine Liebe, die auch den Maulwürfen nicht verſaget wird.

⁂

Die Rolle des Menſchen, mit Anſtande geſpielt auf dem Schauplatze der Weſen.

Eine Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhunderte, in Form eines Lebenslaufs.

In . . , zwo Meilen von den Ufern der . . , ſtarb vor ungefähr vierzig Jahren ein verdienſtvoller Greis aus der Familie derer von E.., und hinterlies einen einzigen Sohn, mit einem ſchuldenfreien Gute. Dieſer von der Natur mit dem edelſten Herzen begabte Jüngling hatte von ſeinem Vater die vortreflichſte Bildung erhalten, welche das laufende Jahrhundert einem deutſchen Edelmanne verſtattete. Nach dem Tode deſſelben faſte er den Entſchlus, ſein väterliches

Gut auf eine Zeitlang zu verlaſſen, und eine geſchäftigere Lage des Lebens zu wählen, in welcher er mehr Gelegenheit haben könnte, Gutes zu ſtiften. Es befand ſich in einer mäſſigen Entfernung von demſelben der Hof eines gewiſſen Fürſten, von welchem man in halb Europa glaubte, daß er in dem blühendſten Flore ſei. Jeder Eingebohrne des Landes fand an demſelben ſein Glück, ſo bald er nur nicht ganz ohne Talent war, und aus vielen benachbarten Staaten begaben ſich Fremde dahin, um daſelbſt die Belohnungen ihrer Verdienſte einzuſammlen. Der iunge Herr von C.. ward durch die Zuredungen ſeiner Freunde bewogen, und verfügte ſich gleichfalls an denſelben hin. Er verlies den Ort, wo er unter den Augen ſeines Vaters in einer von der Welt entfernten Stille den erſten Theil ſeines Lebens zugebracht hatte, und kam in derienigen Stadt an, welche die Ehre vor allen übrigen hatte, ihren Fürſten die gröſte Zeit des Jahres hindurch zwiſchen ihren Mauern zu ſehen. Wenn Tugend und Talente von einem Fürſten geſehen werden, welcher Weisheit und Güte des Herzens genung beſitzt, um beyde ſchätzen zu können: ſo bleiben ſie nicht lange unbelohnt. Der Fürſt ſahe ihn, lernte ihn kennen, und trug ihm eine Bedienung an ſeinem Hofe an. Er bekam ſeinen Platz in einem gewiſſen Finanzkollegium, und erhielt die Gnade, alle Tage ſich zu gewiſſen Stunden in dem Kabinete des Fürſten einzufinden. Für Leute, welche in der Abgeſchiedenheit von der Welt ihre Jahre auf einem einſamen Landgute zugebracht haben, iſt die Reiſe an den Hof eine Reiſe um die Welt. Ueberall ſehen ſie unbekante Gegenſtände, welche ſie in Erſtaunen ſezen, überall machen ſie Entdeckungen, überall finden ſie Klippen. Man handelt daſelbſt nach andern Principen; man ſpricht eine andere Moral, und die Tugend erſcheinet hier nicht in dem ſtillen ſittſamen Aufzuge der ungekünſtelten Natur, ſondern ſie empfängt eben ſo, wie die Dame d'Honneur, ihre Moden aus Paris. Herr von C . . ſahe bald, daß er alle ſeine Klugheit und Standhaftigkeit nöthig haben würde, um auf der einen Seite nicht lächerlich, und auf der andern ſeinem Siſtem nicht ungetreu zu werden, deſſen Befolgung über alle ſeine vergangenen Jahre eine ununterbrochene Ruhe und Zufriedenheit verbreitet hatte. Er ſchäzte ſich glücklich, einen Vater gehabt zu haben, welcher ihn durch ſein eigenes Beiſpiel frühzeitig zur Weisheit und Tugend angeführet hatte, und ſein gutgebildetes Herz lies ihn bald das Geheimnis finden, an allen Vergnügungen des Hofs einen unſchuldigen Antheil zu nehmen. Man kann mitten im Geräuſche der Welt ſeinem Siſtem getreu bleiben; allein, man muß die Kunſt verſtehen, ſich zu rechter Zeit aus dem erſtern wieder herauszuziehen. Er verſtand ſie, und war bei allen Feſtins und Divertiſſemens, welche der Fürſt gab, gegenwärtig; aber niemahls war er einer von denen, welche dabei unter allen die letzten ſind. Er konnte, zum Exempel, drei Stunden lang eine Maſke tragen; aber alsdenn entfernte er ſich, um einmahl wieder das Vergnügen zu haben, ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt zu erblicken. Doch, er empfand hier den Werth einer guten Bildung noch nicht ganz; es war ein anderer Umſtand, welcher ihn denſelben in ſeinem ganzen Umfange empfinden lehrte. Der Fürſt, welchem er diente, war der beſte Regent von der Welt, er liebte die Unterthanen, wie ſeine Brüder, und hatte ein Herz, welches zur Wohlthätigkeit geſchaffen ſchien; aber — **Religion** hatte er nicht. Sein Beiſpiel war anſteckend, weil es ſo hoch geſtellt war. Jedermann ſuchte am ganzen Hofe, eben ſo wenig Religion zu haben, wie ſein Fürſt, und es gab in kurzer Zeit viele, welche ihn noch darin übertrafen. Der Fürſt ſtimmte den Ton an, und ſogleich ſahe man eine Tafel mit funfzig Couverts von ReligionsSpöttern. Ein Glas Champagner in der Hand, that man hier Ausfall auf Ausfall; man beflügelte ſeine Einbildungskraft, man ſuchte ſich ſelbſt an Witz zu übertreffen, und ein Kammerjunker, welcher bereits eine adliche und zwo bürgerliche Dirnen unglücklich gemacht hatte, erhielt gemeiniglich das einſtimmige Zeugniß, daß er der ſtärkſte Geiſt am ganzen Hofe ſei. C . . ſahe ſich gezwungen, in dieſer Geſellſchaft einen Theil ſeines Hoflebens zu verſchwenden. Die affektirte Leichtſinnigkeit von mehr als zwanzig auf deutſchem Boden gewachſener Franzoſen, der empfindſame Witz von eben ſo vielen Damen, das bedeutende Lächeln des Fürſten, welches ieden auf Koſten der Religion hervorgebrachten Einfall krönete; dis alles würden vielleicht für ieden andern ſo viel Motive geweſen ſein, der Mode ein Opfer zu bringen. Für ihn waren ſie es nicht. So lange der Wein aus Champagne noch ſchmeckt, iſt es keine Kunſt, ein Freigeiſt zu ſein; das Leben hat aber ſeine Augenblicke, in welchen der Geſchmack an ſelbigem ſich verliehrt. Der Weiſe erinnert ſich zuweilen an ſie, und bleibt ſtandhaft. Laſſen Sie mich, ſprach er, Beſter unter allen Fürſten in dieſer Sache ein Sonderling ſein; ich befinde mich dabei beſſer, und bin ruhig. Eine von den Damen, welche dieſes hörete, konnte ſich nicht enthalten, ihn hierauf öffentlich für einen Hypo[illegible]driſten zu erklären: und der Fürſt, welcher zu ſeinem Glück mehr nach Einfällen, als nach Principen, handelte, ward in dieſem Augenblick von ſeinem Humor überfallen, und ſtellete ihm zu Gunſten ſeines Spleens ein für allemahl das Privilegium aus, in Anſehung dieſes Punkts anders denken zu dürfen, als er mit ſeinem ganzen Hofe denke. Der Rechtſchaffene nahm dieſe GnadenBezeugung mit Freudigkeit ſeines Herzens an, und hatte von der Zeit an den Vortheil, unter funfzig Höflingen der einzige Weiſe zu ſein. Er war täglich am Hofe des Fürſten, und die Vortreflichkeit ſeines Karakters erwarb ihm immer mehr und mehr die Gunſt deſſelben. Der Fürſt ſcherzte oftmahls mit ihm über die Freuden der Liebe. Ich möchte ſie gern vollkommen glücklich ſehen, mein Lieber, ſprach er einsmahls. An meinem Hofe hält ſich anieẓt die Komteſſe von B. auf. Sie kennen ſie. Wie? wenn ich ſie in ihre Arme führte? Es war dis in der That ein Frauenzimmer von den äuſſerlich glänzendſten Vorzügen. Mit der Hoheit ihrer Geburt verband ſie eine ſeltene Schönheit. Sie ſchien von der Natur zu der Beſtimmung gebildet zu ſein, auf einer glänzenden Stelle des Schauplaẓes der Welt ihre Rolle zu ſpielen. Ihr ganzer Bau war Ebenmas. Eine offene Stirn, feurigſchwarze Augen, blühende Wangen, ein Hals wie Schnee, eine Bruſt zum Tanzſale von funfzig Amorn und Amoretten ge[illegible]t, eine Geſtalt wie ein Engel, ein Fuß, dem weiter nichts fehlte, als der päbſtliche Pantoffel, ſo wäre er des Kuſſes ſo würdig geweſen, wie die Beine, welche von Sr. Heiligkeit Stuhle herunterhängen; überdis ein Wiẓ, der an Geſchwindigkeit und Feinheit alles übertraf, eine

Stimme, welche Muſik war, ein Air, dergleichen alle Minons und Aſpaſien in allen Gegenden der Welt nicht haben, — C.. durchlief in einem Augenblicke alle dieſe Reize; nur ein einziger Miszug, welchen er auf ihrem Gemählde entdeckte. Sie war es, die ihn vor einiger Zeit mit der Würde eines Hipochondriſten öffentlich beehret hatte. Erlauben Sie, verſetzte er, gnädigſter Herr, daß ich in einer ſo wichtigen Sache der Wahl meines Herzens folgen dürfe. Ja, ja, antwortete der Fürſt; ſo eben fällt mir ihr Spleen ein. Wollen ſie noch ein Privilegium haben? Statt, daß dieſe Vorfälle ihn in den Augen des Fürſten hätten geringſchätzig machen ſollen, ſo erhoben ſie ihn vielmehr in ſelbigen. Der Präſident im Finanzkollegio ſtarb, und zum Zeichen der Gnade, in welcher er ſtand, erhielt er ſeinen Poſten. C.. kannte keine glücklichere Stunde ſeines Lebens, als die, in welcher er dieſe Würde erhielt. Nicht um der Ehre willen, die damit verbunden war; dieſe iſt Scheßminartig, heute blühet ſie, morgen iſt ſie welk; ſondern, weil e[illegible]n Gelegenheit bekam, auf tauſendfache Weiſe Guts zu ſtiften. Sein Haus ward eine Freiſtätte der unterdrückten Tugend, ſein Zimmer ein Archiv von Bittſchriften armer Unterthanen. Wittwen und Waiſen, welche ohne Unterhalt waren, erhielten durch ſeine Vermittelung Gnadenſteuern; weinend ging der

Beamte, welcher ein Misiahr gehabt hatte, zu ihm, und bekam durch ihn Erlas ausgewirkt. Fünf Jahre verſtrichen, ſo lange er ſchon Günſtling des Fürſten geweſen war, und man hörte von keinem Todesurtheile, da es ſonſt nichts ungewöhnliches geweſen war, ihm zwei auf einmahl an der Tafel beim Deſert zur Unterſchrift zu überreichen; und die Proceſſe erlangten, zum allgemeinen Leidweſen der Richter, Advokaten, und Kopiſten, ein geſchwindes Ende. Für ein gutes Herz iſt kein Vergnügen edler, als das Bewuſſtſein, gute Handlungen verrichtet zu haben. Freudig überſah er die ſeinige, und ſegnete dafür dem Himmel, welcher ihm Gelegenheit gegeben hatte, ſie auszuüben. Allein, Präſident bleiben, iſt nicht ſchwer; ſchwerer iſt es, Präſident, und ein ehrlicher Mann zu bleiben. An dem Hofe des Fürſten lebte eine Schaar von Ungetreuen. Der Geiſt des Betrugs hatte ſich in ein gewiſſes Kollegium eingeſchlichen, welches mit Auflegung und Einhebung der Steuern beſchäftigt war. Das ganze Kollegium beſtand aus einer Familie. Der Präſident war Vater, zween Räthe ſeine Söhne, zween Aſſeſſoren ſeine Schwäger, und der Sekretär hatte ſein Kammermädgen geheurathet, und war dadurch eben ſo nahe verwandt mit ihm geworden, wie die beiden Aſſeſſoren. Dieſe Herren, welche auf Unkoſten ihres Fürſten in der intimſten Vertraulichkeit mit einander lebten, kauften ſich bei mäſſigen Beſoldungen ein Kleid nach dem andern, einen Garten nach dem andern, ein Landhaus nach dem andern. Sie waren mit der Intrige noch nicht vertraut genung, um ihr unrechtmäſſiges Vermögen zu verbergen, und ſich alsdenn mit guter Art aus dem Staube zu machen; C.. konnte bey dieſem tragikomiſchen Auftritte, aus Treue gegen ſeinen Fürſten, nicht länger ein müſſiger Zuſchauer ſein, und wartete mit Begierde auf die erſte Gelegenheit, dieſen Herren eine kleine Diverſion zu machen. Sie wollte ſich aber nicht zeigen; er muſte ſie ſich ſelbſt verſchaffen. Er ging an einem ſchönen Frühlingsmorgen in den Luſtgarten des Fürſten, in der Hofnung, ihn daſelbſt allein zu finden; weil er wuſte, daß er oftmahls in demſelben zu dieſer Zeit ohne alle Begleitung promenire. Seine Hofnung ward nach Wunſche erfüllet. Er traf ihn an; allein; den Horaz in der Hand. Was wollen ſie ſo früh in meinem Garten? ſprach der Fürſt; in dieſem ganzen Jahre ſind ſie der erſte von meinen Kavalieren, welchen ich um dieſe Zeit hier ſehe. Gewis wollen ſie ihre Hipochondrie wieder vertreiben? Haben ſie wieder eine traurige Nacht gehabt? Eine ſehr traurige, verſetzte C..; aber nicht aus Spleen, ſondern aus Patriotiſmus. Nun, nun; erwiederte der Fürſt, was haben ſie denn? Kommen ſie; wir wollen dieſen Berceau zuſammen herauf gehen. Haben ſie Bittſchriften mir zu überreichen? Soll ich einer Wittwe helfen? eine Waiſe verſorgen? Machen ſie dieſen Frühlingsmorgen ſo ſchön, wie ſie nur immer können. Mein Blut flieſſet heute ſo ſanft, ich athme ſo leicht, daß ich im Stande wäre, mein halbes Land zu verſchenken. C.. ergriff in dieſem Augenblick die Gelegenheit, und entdeckte dem Fürſten ein Geheimnis, welches er nicht vermuthete; das doch aber ieder wiſſen konnte, der nur zwei Augen hatte, und es wiſſen wollte. „Wie unglücklich, ſprach der „Fürſt, bin ich doch und meines gleichen! Wenn „wir denken, wir ſeien unter Freunden und „redlichen Dienern: ſo ſind wir umringt von „Schmeichlern, Betrügern und .... Mein „Herz hätte ich mit den Leuten getheilt; das „wollen ſie aber nicht, ſie wollen lieber meine „Renten. Ich will ſie alle in der Minute „arretiren laſſen.“ Ums Himmels willen, gnädigſter Herr, fiel ihm C.. in die Rede, thun Sie dieſen Schritt noch nicht. Ich bin überzeugt, daß ich Wahrheit geredet habe; aber Sie ſind es noch nicht. Eine Unterſuchung, welche Sie darüber anſtellen werden, kann Ihnen dieſe Ueberzeugung geben. „So will ich „heute noch eine Kommißion niederſetzen, welche die Sache unterſuchen ſoll, und Sie ſollen „die Hauptperſon dabei ſein.“ C.. verbath dieſen Auftrag aus guten Gründen; der Fürſt ſahe die Stärke derſelben ein, und beſtimmte ſeinen Hofmarſchall, und zween von ſeinen Räthen, zu Kommiſſarien in der Sache. Dieſe fingen ſogleich an, ihr Geſchäfte zu betreiben; allein, wenn hat es den Betrügern wohl jemahls an Kunſtgriffen gefehlt, ihre Fürſten zu hintergehen? Sie fanden Mittel, die Kommiſſion ſelbſt in ihre Netze zu ziehen, und der ganze Ausgang der Sache war der: Daß die Rechnungen des Steuerkollegiums alle in der beſten Richtigkeit wären. C.. kannte die ſchwache Seite des Fürſten zu gut, als daß er nicht hätte befürchten ſollen, daß er nun im kurzen ein Opfer der gemeinſchaftlichen Feinde des Vaterlandes werden würde, welche tauſenderlei Vorwand zu finden wiſſen würden, ſich an ihm auf eine geſchickte Art zu rächen. Er hielt deshalb ſogleich um ſeine Entlaſſung an, und der Fürſt, welcher ſchon durch ſeine Feinde wider ihn eingenommen war, fand weniger Schwierigkeit dabei, ihn zu verabſchieden, als C.. dabei würde gefunden haben, wenn ſein Kutſcher ſeinen Abſchied von ihm gefordert hätte, von dem er wußte, daß er alle den Hafer ſeinen Pferden futterte, welchen er monatlich auf die Rechnung ſchrieb. „Die Fürſten, ſagte er zu einem“ ſeiner Freunde, ſind zu beklagen, es iſt wahr.“ Sie können nicht alles mit ihren eigenen Augen ſehen, darum werden ſie oft hintergangen:“

„aber, wenn ſie auch gar nichts mit ihren Augen ſehen wollen, ſind ſie denn noch zu beklagen? Vielleicht lieſen die Sachen beſſer, „wenn ſie mehr Religion hätten.“ Er verlies darauf einen Hof, deſſen erſten Anblick er für eine Ausſicht in ein Paradies gehalten hatte, und floh mit getäuſchten Hofnungen zurück in die Einſamkeit ſeines väterlichen LandGuts. Mit rührender Empfindung trat er hier wieder in die Zimmer ein, in welchen er ehemahls von einem ihn zärtlichliebenden Vater die Grundſätze der Religion und der Tugend empfangen hatte, welche ihn durch den Meerſtrudel des Hoflebens glücklich hindurchgeführet hatten. Er ſahe hier die Stärke des Vorurtheils ein, welches unter Leuten vom Stande ſo herrſchend iſt, daß man in der Stille eines Privatlebens, entfernt vom Hofe, nicht edel genung leben könne. Thor iſt der, welcher von ſeinem Vermögen leben kann, und dem ungeachtet ein Sklave wird! Er beraubt ſich dadurch des köſtlichſten Vorrechts, welches nur wenig Sterbliche genieſſen; denken und handeln zu können, wie er will. Und um was für einen Preis gibt er dieſes Gut hin? Um mehr gutes thun zu können? Gros ſind die, wahrhaftig gros, welche ſo denken? Aber nur Schade, daß ſie dabei irren. Man braucht dazu nicht am Hofe und in einer glänzenden Situation zu ſein. Um mißlich zu werden, iſt es nicht nöthig, daß man in einer Reſidenz lebe; man kann es in jedem Winkel der Erde werden. Für ein Ordensband geben ſie es hin, welches ein Sterblicher dem andern über die Schultern legt; für einen Stern, den der Hofſchneider auf den Rock nähet; für einen Titel, der nicht einmahl ſoviel iſt, als ein Roklor, weil er den Regen nicht abhält; für eine gnädige Mine, für ein Kopfnicken, für einen Blick. C . . lachte über ſeine eigene Thorheit; er verlohr nunmehro die weite Peripherie eines ausgedehnten Finanzkollegiums aus ſeinen Augen, und ſchlos ſich in dem engen Zirkel ſeines Dörfgens ein. Von ſeinem Hauſe fing er an, zu reformiren, und reformirte durch das ganze Dorf. Er überrechnete die Intraden ſeines Guts, theilte ſie ein aufs Jahr, und als er ſahe, daß er ſie nicht halb zu ſeinem Unterhalte brauche, verpachtete er auf ſechs Jahre die Hälfte ſeiner Aecker an die ärmſten Einwohner des Dorfs um einen mittelmäſſigen Preis. Er ſezte einen Aufſeher über ſie, welcher ſie zu einer gehörigen Beſtellung derſelben anhalten muſte, ſchos ihnen vor, was ihnen fehlte, und dieſe Leute riſſen ſich im kurzen durch den Ertrag ihrer Pachtungen aus dem Elende heraus, worin ſie von ihren Eltern gebohren, und wieder Eltern geworden waren. Unterdeſſen ſtarb der Prediger im Dorfe, und der Schulmeiſter vier Wochen darnach. Nun machte er ſich ein wichtiges Geſchäft daraus, zu beiden Stellen tüchtige Subiekten zu wählen. „Mein Prediger, ſprach er, braucht weder ein Magiſter, noch ein Mitglied einer deutſchen Geſellſchaft, zu ſein; gute Moral muß „ſein Vortrag und ſein Wandel ſein; und der „Schulmeiſter ſoll weder Schneider noch Leinweber ſein; er muß wenigſtens auf einem „Gimnaſio geweſen ſein. Hundert und funfzig Thaler ſoll er haben, und ſein Schulgeld. „Denn ich habe funfzehn Bauern; wenn die „klügere Thiere ſind, als die, auf welchen ſie reuten: ſo iſt dis mehr werth, als wenn ich iährlich hundert und funfzig Thaler verſchwendete.“ Er wies auch armen Wittwen ſeines Dorfs einen kleinen Gehalt an, und zwo von ihren Töchtern, und zween von ihren Söhnen, nahm er zu ſich in ſein Haus. Von den beiden erſten machte er die eine zur Ausgeberin, und die andere zur Köchin; keine von beiden aber zur H..; Aus den beiden lezten ward ſein Lakei, und ſein Kutſcher. Als er dieſe Einrichtungen gemacht hatte, lebte er in dem Schooſſe der Einſamkeit glücklich. Drei Jahre brachte er in dieſem Zuſtande zu, der mit ſeinem vorigen Hofleben einen wichtigen Kontraſt machte, und niemand hörte ihn dieſe Zeit über eine Stunde beklagen, welche ihm Langeweile machte. Man muß ſeine Zeit zu theilen wiſſen, wenn man ſie mit Vergnügen zubringen will. Die Einförmigkeit iſt eckelhaft. Der Mann, welcher ſie empfindet, ſei ſo platoniſch, als er wolle, am Ende ermüdet ſie ihn doch, und nichts, als die Abwechſelung, kann ihn wieder ermuntern. Ein Wald, der eine halbe Stunde von unſerer Wohnung liegt: eine Eiche in dieſem Walde, welche uns rundum Schatten giebt; ein Bach, der in dieſen Schatten rieſelt, — reizende Gegenſtände! aber nach vier Wochen, wenn wir ſie alle Tage ſehen, verliehren ſie ihre Reizungen. Der Wald liegt immer eine halbe Stunde von unſerer Wohnung; die Eiche finden wir immer an derſelben Stelle; der Bach rieſelt immer in ſeinen Schatten. Promenade wird eckelhaft, Lektüre langweilig, die Freundſchaft verliehret ihren Werth, wenn wir iedes von ihnen allein genieſſen, und die Kunſt nicht verſtehen, ſie zu verſetzen. E . . ward hiervon bald überzeugt, und theilte ſeine Zeit, als ein Weiſer, unter Lektüre, Promenade, Freundſchaft und Menſchenliebe. Als ein Mann von Geſchmack las er die ſchönſten Schriften Deutſchlands, und der Ausländer, und fand darinn Nahrung für ſeinen denkenden Geiſt. Nahe an ſeiner Wohnung grenzte ein Wäldgen, welches beim erſten Anblick zum Vergnügen einzuladen ſchien. Am Ende dieſes Wäldgens war ein kleiner Platz mit Buchen beſchattet, an deren Stämmen ein Silberbach flos, in deſſen kurzen Wellen der Himmel ſich ſpiegelte, und die überhängenden Bäume ihre Zweige bewegten. In kleinen Geſträuchen ſchmetterten da die Chöre der Nachtigallen ihre Wettgeſänge, und über den Bach hin öfnete ſich eine Ausſicht in eine weite Ebene. In dieſer Ebene grünende Saaten, Wieſen mit allen Farben des Regenbogens bemahlt, Hirten, welche ihre Heerden unter die Schatten wilder Birnbäume trieben, Landleute, welche ihre künftige Erndte ausſtreueten, Taubenheere, welche ihnen von weiten nachfolgeten. Hier ſas er oft einſam, und ehrte den Vater der Natur durch Empfindungen ſeiner Liebe. In iedem Vogel, der neben ihm ſang; in ieder Bluhme, die neben ihm blühete, ſahe er Gott, und im Donner hörte er den allgewaltigen Richter ſich nähern. Mit Entzücken betrachtete er hier die Schönheit der Natur, und die Harmonie ihrer Geſetze, nach welchen ſie wirket. „Möchte ich, ſeufzte er oft, „den Geſetzen meiner Beſtimmung eben ſo treu „ſein, wie die Natur den ihrigen iſt! Möchte „in den Wirkungen meines Herzens, in ſeinen „Wünſchen, in ſeinen Trieben, eben die Uebereinſtimmung herrſchen, welche ich dort in ienem „Saatfelde, hier in dieſem Walde, antreffe!“ In dem Reize der Natur fand er einen Abdruck iener alles übertreffenden erſten Schönheit, welche kein Pinſel mahlen, keine Feder beſchreiben, und keine Zunge ausſprechen mag; des Urweſens aller Weſen, iener unerſchöpflichen

chen Quelle, aus welcher alle Vortreflichkeit ihren Ausflus nimmt, und zu welcher der denkende Weiſe in glücklichen Augenblicken den Flug ſeiner Seele erhebt, und, wie von Wolluſt trunken, auf ſeine Erde wieder herabſinkt. Oft war er ein Zeuge iener prächtigen Auftritte, wenn die Sonne an unſerm Firmamente ihren Lauf anfängt, und wieder beſchlieſſet. Religiös faltete er ſeine Hände, und betete dem Sinnbilde der ewigen Liebe entgegen, und auf dem Platze, wo er ſie untergehen ſah, war er ſo andächtig, wie in ienem Tempel unter Altären. Mit den Reizen der Natur verband er die Vergnügungen der Freundſchaft. So bald er wieder auf ſein Gut gekommen war, ſuchte er zween Freunde, in deren Umgange er eine befriedigende Unterhaltung fände. In ſeiner Wahl aber war er zärtlich. Es wohnten in ſeiner Nachbarſchaft viele adeliche Familien, zu welchen er ohne Mühe hätte Zutritt gewinnen können, wenn es ihm um weiter nichts zu thun geweſen wäre, als in ihrer Geſellſchaft ihren und ſeinen Wein auszutrinken. Allein er ſuchte mehr. Zur Freundſchaft, wenn ſie unterhaltend ſein ſoll, gehört ein aufgeklärter Kopf, Kenntnis der Dinge dieſer Welt, und Witz; ein Witz, welcher nicht beleidigt, nicht ſticht, nicht auf Unkoſten ſeines Freundes ſeine Laune auskramt, ſondern, der gefällig, liebreich und ſanft iſt; und, wenn ſie dauerhaft ſein ſoll, erfordert ſie ein tugendhaftes Herz. Denn nur die Tugend ſtifter anhaltende Verbindungen; das Laſter zerreiſſet ſeine Bande eben ſo leicht, als ſie ſie knüpfet. So ſchwer es auch ſonſt gewiſſen Leuten wird, dergleichen Freunde zu finden; ſo fand er ſie doch bald. Wenn man nur ſelbſt ein menſchenfreundliches Herz hat: ſo iſt es eben keine Schwierigkeit, Menſchenfreunde zu entdecken. Man begegnet ihnen auf der Straſſe des Lebens unvermuthet; man kennet ſich einander beim erſten Anblick, und reichet ſich die Hände. Der eine, welchen er zu ſeinem Freunde wählte, war ein Edelmann, zwo Stunden von ſeinem Gute. Ein Mann von gutem Karakter, ſeiner DenkungsArt und vortreflichen Wiſſenſchaften, der einen Theil ſeines Lebens in der groſſen Welt zugebracht hatte, und ſeine Beſtimmung nicht in der ParforceJagd, ſondern in einer weiſen Anwendung des Lebens ſuchte. Der andere war ein Geiſtlicher, ungefähr eine halbe Stunde von ſeinem Aufenthalte. Dieſer Mann hatte auf Univerſitäten wenig Polemik gehört, und ſein Karakter war daher ſanft, gefällig und leutſelig geblieben. Als er ſeine Pfarre angetreten hatte, war er ſo glücklich geweſen, das Geheimnis zu finden, die ſchönen Wiſſenſchaften mit der Oekonomie zu verbinden, und ſtudirte zu ſeinem Vergnügen, ob er gleich die Pfarre ſchon über neun Jahre hatte, noch immer fort. Sie trafen unter einander den Vergleich, ſich wöchentlich wenigſtens zweimahl zu beſuchen, und ihre Geſellſchaft war ſcherzend, angenehm, munter und leicht. So angenehm dieſe Augenblicke auch ihm waren, welche er unter ſeinen Freunden zubrachte: ſo waren die doch noch ſchöner in ſeinen Augen, in welchen er eine menſchenfreundliche Handlung ausübte. Nichts übertrift auf der Welt an Reiz und Wonne das Bewuſtſein, für einen Blinden geſehen zu haben, und für einen Lahmen gegangen zu ſein. Wer ein Herz hat, welches ſich dem ganzen menſchlichen Geſchlechte öfnet, und alle würdige Gegenſtände in der Sphäre ſeiner Wirkſamkeit ſo glücklich, als möglich, zu machen ſucht, der hat in ſich ſelbſt eine Quelle unzuvergiſtender Freuden. Nicht ſelten ſahe man ihn, wie er bei einem Nothleidenden ſtand, und die Thränen deſſelben durch ſeine Wohlthaten abtrocknete; oder, wie er in eine Hütte einging, deren Anblick Elend und Armuth verkündigte, in welche er auf einige Wochen die Freude mit ſich zugleich einführete. So verſtrich ſein Leben unter Freundſchaft, Promenade, Lektüre, und Menſchenliebe; allein in den Stunden, wo er am vertrauteſten mit ſich ſelbſt war, empfand er doch, daß ſeinem Glücke noch etwas mangele. Muſarion iſt ſchön, wenn man ſie lieſet; aber, wenn ſie uns eine Muſarion vorlieſet, wird ſie noch ſchöner. An Silberbache unter Schatten iſt ein angenehmer Sitz; aber an der Seite einer Freundin empfängt er neue Reize. Freundſchaft iſt beneidenswerth; aber die Liebe noch ſüſſer. Dem Elenden eine Hülfe leiſten, erfüllet unſer Herz mit Zufriedenheit: aber, ſie ihm an dem Arme einer Gattin leiſten, überſtröhmet uns mit Götterwonne. Sein ſanftes Herz ſahe ſich allmählich nach einer Gattin um, mit welcher er ſeine Freuden ſchadlos theilen könnte. War er aber in der Wahl ſeiner Freunde zärtlich geweſen, ſo war er es noch mehr in der Wahl einer Freundin. Er ſchätzte die Schönheit hoch, und hielt ein junges Frauenzimmer, welches mit allen Reizungen ſeines Geſchlechts begabt, aus der Hand der Natur entſchlüpft, für ein Meiſterſtück der ſichtbaren Schöpfung. „Der Frühling, pflegte er zu ſagen, mus Bluhmen haben; „im Herbſte hilft man ſich ſo gut, „wie man kann. Was hilft es, mitten im Mai „ein Thal zu erblicken, wenn man es verbrannt „von der Hitze der Sonnen, ohne Viole, ohne Roſe findet? Die ſchönſte Tugend, und wenn ſie „auch aus dem Munde eines Sokrates ſpricht, „läſſet uns oft kalt; ſpricht ſie aber aus den „Lippen einer Aſpaſie, ſo macht ſie auch einen „Sokrates weiſer.“ Er hielt daher Schönheit für eine wichtige Eigenſchaft einer Freundin; aber ſie war ihm doch nicht die wichtigſte. Violen und Tauſendſchön, Roſen und Schesmin, ſchmücken unſere Lenze; auf den lenz folget einſt ein Herbſt, der ohne allen Reiz iſt, wenn er keine Frucht hat. Soll uns eine Freundin feſſeln, dauerhaft feſſeln, ſo muß ſie mit der Schönheit auch Tugend beſitzen. Flieht denn der eilende Frühling vorüber, verwelken mit ihm zugleich ſeine Bluhmen: ſo hält uns der Herbſt, welcher vom weiten ihm folgt, durch ſeine Früchte ſchadlos, und verſüſſet uns die traurigſte Jahrszeit des Lebens. So war das Jdeal ſeiner Freundin beſchaffen, welche er ſuchte, und glücklich war er, daß er es in einer menſchlichen Geſtalt erblickte. Eliſe, welche aus einem guten Hauſe entſproſſen war, und eine vortrefliche Bildung erhalten hatte, vereinigte in ihrer Perſon Schönheit, Witz, und wahre Tugend. Als er ſie das erſtemahl ſahe, freuete er ſich, daß ſie ihn nie, wenn er mit ihr von Religion oder Tugend reden würde, für einen Hipochondriſten halten würde. „Wie glücklich bin ich doch, ſagte“ er einsmahls, eine Freundin gefunden zu haben“, die meine Erwartungen noch übertrift!“ Jch ſuchte nur eine mittelmäſſige Schönheit“; Geiſt und Tugend ſollten das mangelhafte“ derſelben erſetzen; aber der Himmel“ hat mir eine Freundin in meine Arme geführt,“ die mir nichts zu wünſchen übrig läſſet.“ So überraſcht uns oft das Glück mit doppelten Belohnungen, wenn wir in unſeren Wünſchen mäſſig ſind. Da unter ihren Geſinnungen und Karakter eine der gröſſeſten Aehnlichkeiten herrſchte: ſo floſſen ihre Seelen bald in einander. Er erhielt ihre Gegenliebe, und vermählte ſich mit ihr auf ſeinem Landgute. Der Tag ihrer Verbindung unterſchied ſich von den übrigen durch keine unnöthige Verſchwendung. Am Abend gab er allen Einwohnern ſeines Dorfs ein kleines Mahl; ſie aſſen und tranken, und tanzten hernach in Reihen nach ländlicher Art vor ſeinem Hauſe, und Empfindungen der Freude drückten ſich in iedem Seitenſprunge aus, welchen der bäuriſche Jüngling nach ſeiner braunen Schöne machte. Unſchuldsvoll und glücklich floſſen nun ihre Tage hin. Jede Stunde entdeckte E.. an Eliſen neue Reize, und iedes Vergnügen, welches er ſonſt genoſſen hatte, war ihm in ihren Umarmungen doppelt ſchön. Bald trat ſie an das Klavier, und ſang dazu Empfindung in ſein Herz; bald unterredete ſie ſich mit ihm über die Verbeſſerungen ihrer Haushaltung; bald gingen ſie Seele in Seele in den benachbarten Wald, und zerfloſſen da im Genuſſe der Freude. Der Silberbach rauſchte nun für ihn harmoniſcher, die Roſe an Eliſens Buſen blühte für ihn röther, die Nachtigall ſchlug für ihn verliebter. So erhöhet die Liebe den Werth aller unſerer Freuden; ſie verſchönert den Lenz, und macht das Leben zum Eliſium. Der erſte Frühling verſtrich nun ſchon unter dieſen bezaubernden Freuden, und der Sommer, welcher ihm folgte, war für ſie nicht weniger reizend. Jeden regenloſen Abend deſſelben brachten ſie im Haine zu. Gott war hier oft der Gegenſtand ihrer Betrachtungen, und ein tiefes Gefühl ſeiner Gegenwart belebte ſie. „Siehe, ſprach Eliſe einſt, mein“ Geliebter, dieſen Wurm. Du, ich und er“ kamen alle aus einer Hand; uns ſchuf ein“ und derſelbe Gott. Las uns dafür zum Himmel“ blicken, daß wir von ihm nicht zu Würmern“ geſchaffen wurden! Aber, ſo klein und“ verachtet dieſes Thierchen auch iſt, ſo iſt ſein“ Zuſtand doch nicht ohne Freuden. Sonnenſchein“ iſt ihm das, was Menſchen Reichthum“ und Ehrenſtellen ſind. Morgen hat er vielleicht“ ſein kleines Leben ſchon verlebt; doch,“ was ſchadets ihm? er hatte ſich geſönnet, und“ war glücklich. O! las uns, wie er, das Leben“ genieſſen; das dabei Liebe und Tugend“ ſich noch unter unſere Tage miſchen; wir“ möchten vielleicht morgen nicht mehr ſein!“ Oft, wenn wir es am wenigſten denken, überlebt“ uns wohl ein Wurm.“ „O göttliche Eliſe“, antwortete ihr C.., und drückte ſie mit“ Thränen der Zärtlichkeit an ſein klopfendes“ Herz, las die Zukunft nicht unſere gegenwärtigen“ Freuden verbittern! Mit barmherziger“ Hand hüllte ſie Gott in heiliges Dunkel ein.“ Heute ſind wir noch hier im Haine; heute“

„will ich auf deine Lippen meine ganze Seele „heften. Trennet uns einſt das Schickſal, „ſo laß uns in dieſem Haine uns wiederfinden. Dort unter ienen Eichen wollen wir „ſchlummern! Hier ſei mein und da dein „Grab! Komm zu dem meinigen, wenn ich „nicht mehr bin, und verweile zuweilen bei „demſelben! Pflanze im Herbſte Hiacinthen „darauf, und komm im Frühiahre wieder, und „breche ihre Blüthen, und ſtecke ſie an deine „Bruſt!" „Und du, Geliebter meiner Seelen, erwiederte Eliſe, ſetze du, wenn mich einſt „der Hügel deckt, einen Roſenſtock auf denſelben, pflücke ſeine Roſen, und ſprich: So blühete ſonſt Eliſe! Und wenn ſie denn in deiner Hand verwelken, ſo denke an mich zurück, „wie ich in deinen Armen ſtarb!" So waren ſie bei den Führungen der Tugend glücklich; denn ſie war es, welche das Band geſtiftet hatte, das ihre Herzen in dem erſten Augenblicke vereinigte, da ſie ſich ſahen. Es traf ſich, daß in eben dem Jahre, in welchem ſie das Feſt ihrer Liebe gefeiert hatten, eine groſſe Theurung entſtand. Es waren zwar nur noch vier Wochen bis zur Erndte; aber der Mangel war ſo drückend, daß viele Hunderte in der daſigen Gegend nicht Mittel zu finden wuſten, wie ſie dieſe vier Wochen durchbringen ſollten. Selbſt unter den Einwohnern ihres Dorfs waren einige, welche glaubten, daß ſie im Angeſichte der hofnungsvolleſten Erndte würden verhungern müſſen. „Wie glücklich ſind wir, meine Eliſe, ſprach C.., daß wir dieſe Ketten des Unglücks nicht zu tragen haben!“ „Geliebter, antwortete ſie ihm, las uns wenigſtens dadurch dafür dankbar werden, daß wir ſie andern zu erleichtern ſuchen. Siehe, wir haben ſechs Pferde; könnten wir nicht bis zur Erndte mit zween fahren? Las uns das Geld, welches ſie uns täglich koſten, nehmen, und den Armen unſers Dorfs dafür Brod reichen!“ Er küſte ſie für dieſen Anſchlag, und ſie empfingen beide aus den Augen der Bedrängten dankbare Thränen zur Belohnung. Wöchentlich beſtimmten ſie die Zeit über einen Tag, an welchem die Armen ihres Dorfs kamen, und ihren Unterhalt empfingen. Alsdenn gaben ſie ihnen zugleich ein kleines ländliches Feſt. Nach einer ſättigenden Mahlzeit muſten ſie ihre Wehmuth vertanzen. Unter zärtlichen Umarmungen ergözten ſie ſich da an dem Anblick, wenn ſie die Freude in die Herzen der Nothleidenden zurückkehren ſahen. Nichts iſt drückender für den Landmann, als ſein Hofedienſt, welchen er wöchentlich zween oder drei Tage dem Gutsherrn leiſten mus. Es iſt wider die Natur, ſagte C.., daß es Menſchen geben ſoll, welche nicht alle ihre Tage für ſich haben; ihr ſollet frei ſein vom Hofedienſte. Nehmet die Tage, welche ihr ſonſt auf meinem Hofe zubringen muſtet, und bringet ſie auf dem eurigen zu. Die Erndte kam nun heran. Freudenvoll ging der Landmann auf ſeine Aecker, und der bloſſe Anblick ſeines Getreides ſättigte ihn ſchon. Da ſahe man ganze Felder voll Schnitter, welche unter Liedern ihre Saaten mäheten; da ſtand hier ein Greis, auf ſeinem Stabe hingelehnt, und weinte Thränen der Freude auf ſeine Garben; und dort ſas eine Frau, welche ihr vierteljähriges Kind auf einem Kornhaufen an ihre Bruſt legte. C.. und Eliſe wohnten oftmahls dieſen Auftritten bei. Der emſige Fleis des Landmanns; ſeine unaufhörlichen Arbeiten, welche er das Jahr hindurch verrichtet, und ſeine Genügſamkeit dabei, flöſten ihnen Achtung für dieſen Stand ein. Es iſt ungerecht, wenn man dieſen arbeitſamſten Stand der Menſchheit verachtet; Er iſt es, der die Quellen gräbt, aus welchen wir übrigen unſern Durſt ſtillen. Er gibt dem Bürger Nahrung, dem Soldaten Lehnung, dem Hofrath Beſoldung, dem Fürſten alles, was er hat. Das erſte Jahr ihrer Liebe war nun verſtrichen, und Eliſe beglückte ihren Gatten mit einem Sohne. Entzückt drückte er ihn an ſein Herz, und fand in ſeinen Zügen das Bild ſeiner Mutter. „Möchte ich, ſprach er, den Tag deiner Geburt mit einer grosmüthigen Handlung zeichnen können?“ In dem Augenblick öfnete ſein Bedienter die Thüre, und brachte ihm einen

nen Brief. Dieſer kam von dem ehemahligen Präſidenten des Steuer-Kollegiums zu .., deſſen Betrügereien er dem Fürſten, welchem er gedienet, entdeckt, und der hernach durch tauſenderlei Schikanen ſich gerechtfertiget, und ihm die Ungnade des Fürſten zuwegegebracht hatte. Er hatte mit ſeinen Anhängern endlich doch das allgemeine Schickſal dieſer Art von Leuten gehabt, welche durch Laſter und Betrug ſich den Weg zum Glücke bahnen wollen. Von ſeinem Dienſte entlaſſen, ſeiner Güter beraubt, irrte er anjezt ohne Geld, ohne Freund, ohne Troſt eines guten Gewiſſens, mit der Ungnade ſeines Fürſten auſſerhalb des Landes deſſelben herum, und ſahe kein Mittel mehr vor ſich, ſeinen Unterhalt auch nur auf vierzehn Tage noch zu finden, wenn er nicht zu irgend einem Wohlthäter ſeine Zuflucht nehmen könnte. Er erinnerte ſich an den grosmüthigen Karakter des Herrn von E.., von dem er noch bei ſeinem Aufenthalte am Hofe gehört hatte, daß er in der Einſamkeit, vom Throne entfert, an der Hand einer Gattin glücklich ſei. In den rührendſten Ausdrücken, welche ihn unendliche Ueberwindung gekoſtet haben muſten, bat er ihn, ſein Unglück zu erleichtern. E.. las dieſen Brief mit allen Empfindungen eines mitleidigen Herzens, und ward überzeugt, daß für edle und gutgeſinnete Gemüther kein Vorfall auf der Welt ſei, der ſie mehr ihre innere

Gröſſe, die Schönheit der Tugend, und den Werth der Religion, empfinden lehre, als die Gelegenheit, einem Feinde Gutes zu thun. Nichts iſt nidriger, als wenn man den Unglücklichen noch mit Vorwürfen überhäuft. Hat ihn ſein Unglück weiſer gemacht, ſo wird er in ſich ſelbſt Vorwürfe genung finden; wo nicht, ſo werden es ihn unſere Vorwürfe noch weniger machen. Der laſterhafte Unglückliche verdient unſer Mitleiden ſchon deswegen, weil ihm der Troſt fehlt, der ſonſt alle ſeine widrigen Schickſale verſüſſet: an ſeinem Elende nicht Schuld zu ſein. Der abgeſezte Steuer-Präſident empfing ein in den edelſten Ausdrücken abgefaſtes Antwortsſchreiben. Nehmen Sie, unglücklicher .., ſchlos es ſich, dieſe kleine Summe aus der Hand Ihres Freundes; und, wenn Sie iemahls das Schickſal in die Gegend führet, in welcher ich lebe, ſo werden Sie ein Augenzeuge von der Glückſeligkeit meines Hauſes, in welchem ein Zimmer Ihnen zugehören ſoll. E.. überlies ſich nun ganz den frohen Entzückungen, welche der Gedanke für einen Tugendhaften hat — **Vater eines Menſchen** zu ſein. Welch ein Glück, ſagt er zu Eliſen, daß wir **Eltern** ſind! Dieſer unſer Sohn kann nun einſt die Freuden des Lebens genieſſen, und eben ſo, wie wir, in den Armen der Liebe glücklich ſein; und, wenn wir ihn gut erziehen, ſo wird er uns einmahl in heiligern Verſammlungen eine ſelige Unſterblichkeit zu danken haben. Von dieſem groſſen Gedanken erfüllt, entworfen ſie frühzeitig den Plan ſeiner künftigen Erziehung. Aus dem Menſchen, wenn er aus den Händen der Natur kommt, iſt alles zu machen. Er kann ein Straſſenräuber, er kann ein Menſchenfreund werden; ſeine eigene Bosheit iſt die wenigſte. Mit einer kleinen Anlage zu Fähigkeiten, mit einem offenen Herzen, mit einem weichen Gehirne, und mit Nachahmungstrieb, tritt er in die Welt. So bald er ſein erſtes Grab verläſſet, ſchlägt er die Augen auf, und ſiehet ſich um. Er erblickt, bemerkt, bewundert, liebet, ahmet nach, ſo, wie er es findet. Daß er es ſo findet, und nicht anders, iſt nicht er, ſondern die ſind Schuld daran, unter deren Augen er lebet. Auf die Bearbeitung kommt alles an. Man mus ſeine Fähigkeiten üben, ſeinem Herzen die Richtung geben, ſein Gehirn mit Bildern der Tugend füllen, und ſeinen Augen gute Beiſpiele zeigen, ſo wird er, — es müſte denn ein unvermutheter Zufall dazwiſchen kommen, der Menſchheit Ehre machen. Das erſte, was die Eltern des jungen C.. unter ſich feſtſezten, war dis, daß er ſeine künftige Erziehung unter ihren Augen empfangen ſollte. Sie hielten dis für eine nothwendige Pflicht für ſich, weil ſie von dem Werthe einer guten Erziehung,

hung, und von dem Einfluſſe, welchen dieſelbe auf das ganze Leben hat, überzeugt waren. Nichts iſt gefährlicher, als die Tugend, und das Glück eines Menſchen, deſſen Handlungen und Schickſale einmahl mit auf unſere Rechnung kommen, den Händen eines andern zu überlaſſen, der weder ſo viel Verbindlichkeit, noch ſo viel Naturtrieb, dazu hat, dieſe von fremder Hand ihm anvertrauten Schätze mit dem dazu erforderlichen Eifer zu verwahren. Ein Vater erblickt in dem Glücke ſeines Kindes ſein eigen Glück. Die Selbſtliebe wird ihm alſo Liebe genung für ſein Kind einflöſſen, und, wenn er weis, daß iedes Laſter deſſelben mit auf ihn zurückfalle: ſo wird er den Samen deſſelben, ehe er Wurzel faſſet, zu erſticken ſuchen. „Wir ſind keine Perſer, keine „Lacedämonier, ſprach C.. zu ſeiner Gattin; „unſer Kind gehöret uns zu. Wir haben es „zu verantworten, wenn es die Zahl der Böſen „unter den Menſchen ſollte vermehren helfen.“ Eliſe willigte darein, und der iunge C.. brachte den ganzen erſten Theil ſeines Lebens unter den Augen ſeiner Eltern zu. So bald er vier Wochen alt war, ſtelleten ſie ſich vor, er gebe ſchon auf alle ihre Handlungen Achtung; damit ſie ſich im voraus dazu gewöhnen möchten, vor ſeinen Augen nicht anders, als gut, zu handeln. Sie erwogen alle ihre Worte; ſie nahmen ein freundliches Anſehen an, und ordneten alle ihre Gebehrden: und, als er hernachmahls anfing, die äuſerlichen Gegenſtände zu unterſcheiden, hatten ſie es bereits in dieſer Kunſt zur Vollkommenheit gebracht. Niemahls gaben ſie es zu, daß er ganze Stunden unter der Aufſicht ihrer Bedienten ſtehen durfte; denn ſie hatten bemerkt, daß eine halbe Stunde in dieſer Geſellſchaft eine ganze Tages-Arbeit ihrer Erziehung vereitele. Wenn er unruhig ward, ſuchten ſie die Urſache ſeiner Unruhe zu bemerken, und zu entfernen; ſahen ſie aber, daß er aus Eigenſinn weinte, ſo lieſſen ſie ihn nach Belieben wieder aufhören. So bald er merkte, daß niemand ſeines Eigenſinns wegen geſchäftig ward, gab er denſelben von ſelbſt auf. Er war nun ſchon anderthalb Jahr alt, und die Fähigkeiten des Menſchen fingen an, ſich zu entwickeln. Alles, was er ſahe, wollte er haben; aber er empfing nicht alles. Je mehr Kinder erlangen, deſto mehr wollen ſie haben; ſie wechſeln nur in den Gegenſtänden ab. Gewöhnt man ſie, alles, was ſie verlangen, in ihre Hände zu bekommen: ſo verlangen ſie zulezt den Mond und die Sterne, und ſchreien unaufhörlich, wenn ihr Wunſch nicht erfüllt wird. Zuweilen ſtos er ſich aus Unvorſichtigkeit an etwas, das ihm im Wege ſtand, und er weinte überlaut. Eliſe ſuchte ihn nicht dadurch zu beſänftigen, daß er dasienige ſchlagen muſte, woran er ſich geſtoſſen, ſondern er muſte damit ſpielen; und dadurch erſtickte ſie in ſeinem Herzen frühzeitig den Trieb nach Rache. Sie ſas oft mit ihm im Dunkeln, und gewöhnte ihn dadurch zur Dreuſtigkeit und Unerſchrockenheit, und die Folgezeit überzeugte ſie, daß die ſtärkſten Leidenſchaften der Menſchen aus Kleinigkeiten entſtehen, und, wenn frühzeitig dazu gethan wird, durch Kleinigkeiten unterdrückt werden können. Die erſten vier Jahre verſtrichen von ſeinem Leben, und ſeine Eltern wendeten dieſe Zeit, welche die Natur zur erſten Entwickelung beſtimmt hat, faſt ganz zur Bildung ſeines Körpers an. Für die Seele thaten ſie weiter nichts, als daß ſie ſie aufmerkſam machten, ihren Willen ſchränkten, und ihr nichts, als Gutes, ſehen lieſſen. Sie gaben nicht zu, daß er halbe Tage lang ſitzen durfte, ſondern er muſte beſtändige Bewegung haben. Die rechte Anwendung der Jahre der Kindheit bildet die Geſundheit des ganzen künftigen Lebens. Trägheit, Hipochondrie, und mürriſche Laune, ſind die traurigen Früchte eines übermäſſigen Sitzens, und eines Bewegungsloſen Lebens in den erſten Jahren. Eltern, welche in ihren ſechsiährigen Knaben ſchon eine Art von Gelehrten erblicken wollen, bringen ſie um ihr Wachsthum, um ihre Geſundheit, und um die Hälfte ihres Lebens. Die Säfte verdicken ſich, das Blut ſtopft ſich, die Glieder werden unbiegſam, der Körper träge, und die Seele wird wie der Körper. Sie gaben ihm daher nur ſolche Zeitvertreibe, bei denen er geſchäftig ſein und ſich bewegen muſte. Sie führten ihn aus, gingen mit ihm ſpatzieren, gewöhnten ihn an die verſchiedene Witterung, zeigten ihm lachende Wieſen, blühende Thäler, geputzte Gärten, ſchmückten ihn mit Bluhmen, flochten ihm Kränze, und rieſen die Freude in ſein iugendliches Herz. Bis hieher war er noch beinahe ohne aliem Unterricht. Er konnte noch nicht beten: denn das Gebet wird dadurch erſt zum Gebete, daß der, welcher es verrichtet, die Worte verſteht, in welchen er ſich ausdrückt. Dieienigen, welche zu dieſer heiligſten unter allen Handlungen zu früh angeführet werden, verrichten ſie ihr ganzes Leben hindurch ohne Anſtand, und thun ſie aus Gewohnheit, ſo, wie ſie aus Gewohnheit tauſend andere Handlungen thun. Er hatte noch nichts gehört von Religion, von Gott und von Tugend; einige Erzählungen ausgenommen, durch welche Eliſe ihn dazu vorbereitet hatte. Nun berathſchlagten ſich ſeine Eltern, ob ſie einen Lehrer für ihn unter Fremden wählen, und ihn in ihr Haus nehmen, oder ob ſie ſelbſt ſeine Lehrer werden ſollten. Es fehlte damahls auf einer benachbarten Akademie nicht an guten Subiekten, welche zu dieſem Geſchäfte gebildet wurden; allein C.. war der Meinung, daß ein Kind ſeinen Unterricht von niemand anders, als aus dem Munde ſeiner Eltern empfangen müſſe, ſo bald dieſe die Fähigkeit beſitzen, ihm ſelbigen zu geben. Ein Wort, welches ein Vater ſpricht, dringt tiefer in ein kindliches Herz, als eine ganze Rede, welche der Hofmeiſter hält, und dieſer kann zu ſeinem Unterrichte bei allen ſeinen Bemühungen doch nicht die Zärtlichkeit hinzuſetzen, welche einer Mutter bei ihren Vermahnungen natürlich iſt. Eltern, welche ihre Kinder nicht ſelbſt unterrichten, da ſie ſie doch unterrichten könnten, berauben ſich dadurch eines der ſchätzbarſten Vergnügen, mit welchen die Fürſehung ihre mühvollen Sorgen lohnet. „Warum wollen wir, „ſprach C.., die Freude uns entziehen, der „Entwickelung der Fähigkeiten unſeres Kindes „von Tage zu Tage zu folgen, die Natur in „ihren Arbeiten Schritt für Schritt zu begleiten, „die angenehmen Auftritte mit anzuſehen, wie „es täglich zunimmt, täglich deutlicher ſieht, „und die Ehre zu haben, die Erreger des Gefühls der Tugend und der Religion in ihm „geweſen zu ſein? Las uns die Pflanze, wel„che der Himmel in unſerm Garten wachſen „lies, ſelbſt bauen, ſo werden ihre Früchte für „uns dereinſt doppelten Reiz beſitzen!“ Von der Zeit an bemüheten ſie ſich, den Unterricht an ihm anzufangen, der ihn in der Folge zu einem guten WeltBürger, zu einem redlichen

Freunde, zu einem rechtſchaffenen Vater, und zu einem Chriſten, bilden ſollte. Die Hauptregel, welche ſie ſich dabei zum Wegweiſer nahmen, war dieſe: Daß er nichts lernen ſolle, welches er nicht verſtehe, und welches ihm nicht in Zukunft nützlich machte. Eliſe nahm an ſeinem erſten Unterrichte den ſtärkſten Antheil. Den Anfang machte ſie mit kurzen Erzählungen, in welchen ſie ihm das Glück der Tugend, und die traurigen Folgen des Laſters, ſehen lies; und der kleine C . . war dabei allemahl ein aufmerkſamer Zuhörer. Er fragte, erregte Zweifel, und Eliſe freuete ſich, eine Zeugin zu ſein, wie ſeine Fähigkeiten ſich immer mehr und mehr entwickelten. Sie legte ihm eine Charte vor, und zeigte ihm darauf die Eintheilung der Erde, und das Angenehme, welches die Geographie in ſich hat, erregte ſeine Wisbegierde. Denn nahm ſie ihn mit aufs Feld, und lehrte ihn die Natur kennen. Die Neugierde, dieſer Trieb, welcher ſich am erſten in dem Menſchen reget, lies ihn tauſend Fragen aufwerfen, und von ieder Antwort, die er erhielt, blieb etwas in ſeiner Seele zurück. Eliſe brannte für Begierde, ihn Gott kennen zu lehren, und ſie glaubte, es ſei hierzu nichts bequemer, als wenn ſie ihn oft auf die öffentlichen Schauplätze der Schöpfung führete. Es iſt dis auch in der That der ſicherſte Weg, auf welchem man dieſen Endzweck nie verfehlen kann. Eine Bluhme, ein Baum, ein Vogel, überzeugen ſtärker von Gottes Daſein, als tauſend Demonſtrationen, im Tone der Schule vorgetragen. Der kleine C.. war oftmahls bei dem Gärtner geweſen, und hatte zugeſehen, wenn dieſer Bluhmen in dem Garten ſeiner Eltern pflanzte. Als er nun eine ganze Menge Bluhmen auf einer Wieſe ſahe, über welche hin ihn Eliſe führte: fragte er, ob der Gärtner dieſe auch gepflanzt habe? Mit Freuden ergrif ſie dieſe Gelegenheit, das Gefühl eines Schöpfers in ihm rege zu machen. „Das „iſt unſer aller Vater geweſen, ſagte ſie zu ihm, „der dieſe Bluhmen gepflanzt hat. Gott heiſt „er, — dich hat er geſchaffen, deine Eltern „hat er geſchaffen, dieſe Bluhmen hat er ge„ſchaffen.“ Wo iſt er? antwortete der kleine Frager; ich ſehe ihn ia nicht. „Du „kannſt ihn nicht ſehen, aber allenthalben, wo „du biſt, da iſt er auch. Was du thuſt, das „ſieht er; was du ſprichſt, das höret er. Wenn „du gehorſam biſt, ſo liebt er dich; gehorchſt „du aber nicht, ſo wird er dein Feind.“ So entwickelte ſich in ihm nach und nach die Religion, und Eliſe verſäumte keine Gelegenheit, ihn auch ſeine Pflichten zu lehren. Wenn ſie an einem ſchönen Sommertage beim Geſange der Vögel am rauſchenden Bache ſaſſen, und der iunge C.. ſich Bluhmen ſuchte, und voll Freuden mit einem Strauſſe zu ihr zurückkehrte:

ſo erinnerte ſie ihn allemahl daran, daß er dieſe Bluhmen nicht finden könnte, wenn der Schöpfer nicht mit ſelbigen wohlthätig die Erde ſchmückte. Für alles, was er empfing, und, wenn er es auch aus den Händen des geringſten Menſchen nahm, muſte er dankbar, und gegen iedermann höflich und freundlich ſein. Zur Gefälligkeit kann man die Menſchen nicht früh genung gewöhnen, weil ſie der Grund von allen unſern geſelſchaftlichen Pflichten iſt. Sie zeigt ſich auch von ſelbſt, und iſt gemeiniglich eine Begleiterin der erſten Jahre. Deſſen ungeachtet aber kann ſie leicht unterdrückt werden, und denn iſt nichts verdrüslicher anzuſehen, als ein iunger Menſch, welcher die ganze Welt nach ſeinem Eigenſinne umſchaffen will. Gelangt er alsdenn zu mehrern Jahren, ſo iſt er der unerträglichſte Geſelſchafter. Alles will er beſſer wiſſen, über alles entſcheiden, alles ändern, und ſeine Laune wird peinlich. Eliſe hielt deshalb ihren Sohn frühzeitig dazu an, daß er allen Menſchen mit Achtung begegnen muſte; er durfte ſich nicht ungeberdig und grob bezeigen, noch vielweniger ſchimpfen. Sein Karakter wurde dadurch ſanft, menſchenfreundlich und leicht. Sie hatten nicht nöthig, ihn durch Züchtigungen zu beſſern; wenn ſich aber der Fall ereignete, daß ſie dis brauchten, ſo züchtigten ſie ihn im Ernſt. Jede

Wohlthat, welche ſeine Eltern austheilen wollten, ward durch ſeine Hände ausgetheilt, und, damit er nicht mechaniſche Tugend erlangen ſollte, ſo ſagte ihm Eliſe allemahl dazu, warum er dieſe oder iene Wohlthat austheile. „Alle Menſchen, redete ſie ihn einsmahls an, „ſind deine Brüder: wir haben alle einen „Vater, das ganze Dorf iſt mit dir verwandt, „ieden Menſchen muſt du lieben. Du biſt „darum nicht mehr, als das Kind, dem du „iezt eine Gabe reichſt, weil du Eliſen zur „Mutter haſt; ſondern, wenn du gehorſam „biſt, und an Artigkeit dieſes Kind übertrifſt, „denn biſt du mehr.“ Die Bluhmen verlohren ſich nun auf den Wieſen, und die Bäume lieſſen an deren Statt Früchte auf dieſelbe fallen, welche der iunge C.. nicht ohne Vergnügen auflas. Er fragte, warum er keine Bluhmen, ſondern Aepfel da finde, wo er ſonſt Bluhmen abgepflückt? „Im „Frühiahre, antwortete ſie ihm, fandeſt du „Bluhmen; iezt iſt Herbſt, da findeſt du „Früchte. So iſt die Ordnung der Natur, „und ſo gehets durch alle Jahre. Die Na„tur bluhet, trägt Früchte, und wird wieder „Fruchtlos. Sie handelt nach Geſetzen. Bald „arbeitet ſie, bald ruhet ſie; bald ſegnet ſie, „bald ſammlet ſie ſelbſt wieder Vorrath ein. „So muſt du es auch machen; nach eben „den Geſetzen muſt du handeln. Arbeit und

Ruhe müſſen bei dir abwechſeln, du muſt" geben, und ſammlen." Solchergeſtalt bildeten ſich in dem zarten Herzen dieſes Kindes, wie von ſelbſt, die ſchönſten Empfindungen; alles lernte er ſpielend, nichts mit Verdrus. Nunmehro fing C.. an, mit Eliſens Unterrichte den ſeinigen zu verbinden. Er hatte ihn ſchon in den Frühſtunden, wenn die junge Seele munter und heiter geweſen war, ſo weit gebracht, daß er Gedrucktes und Geſchriebenes in ſeiner Mutterſprache leſen konnte. Auch die Kunſt zu beten hatte er ihn ſeit einem Jahre gelehrt, und der junge C.. betete nun mit Andacht, und, ſo oft er betete, aus dem Herzen. Eben war er neun Jahr alt, und ſein Vater war im Begrif, ihm zum erſtenmahle das nützlichſte und beſte unter allen Büchern in die Hände zu geben, als Eliſe plötzlich krank ward. Man rief die Kunſt der Natur zu Hülfe, und die Aerzte kamen darin überein, daß die Krankheit ſelbſt ein hitziges Fieber ſei. Acht Tage lang verſchlimmerten ſich die Umſtände Eliſens, und man fing an, an ihrer Geneſung zu zweifeln, bis ſich unvermuthet Merkmale der Beſſerung zeigten. C.. gerieth über dieſe Nachricht in Entzücken, und drückte ſie an ſeine Bruſt; gleich als wenn er an einem Tage der Auferſtehung ſie wiederfände. Allein, ſeine Freude dauerte nicht lange; die Krankheit hatte ſich nur verändert, und es zeigte ſich bald, daß eine langſame Auszehrung ihrem Leben ein Ziel ſetzen würde. Sie verfiel ſichtbarlich, ihre Kräfte nahmen immer mehr ab, und mit iedem Tage ward die Gefahr des Todes gröſſer. E.. empfand die Quaalen in ihrer ganzen Stärke, welche Liebende empfinden, wenn ſie ſich trennen müſſen. Seufzend ſezte er ſich an ihr Bette hin, und umarmte ſie. „Ach! Eliſe, „du Wonne meines Lebens, willſt du von „mir fliehen? Sollen die Tage ſich nun „ſchlieſſen, wo ich an deiner Seite nie, wenn „ich die glücklichſten erblickte, Neid fühlte? „Siehe dieſen Sohn, mit welchem der Himmel unſere Liebe ſegnete; willſt du fort nicht „mehr Empfindungen der Tugend in ſein jugendliches Herz rufen? Wer wird mit mir „zum Haine gehen, wenn du nicht mehr biſt! „Wer mit mir von Gott und von der Tugend „reden, wenn ich in ſeinen Schatten ſitzen „werde!“ — „Beruhige dich, ſprach ſie, „Geliebter meiner Seelen; die Fürſehung „winkt, ich mus ihr folgen. Blutend zittert „mir mein Herz, wenn ich daran denke, daß „ich dich verlaſſen ſoll! Möchte der Himmel unſerer Liebe noch Jahre ſchenken? „möchte ich dem Sohne, bei deſſen Geburt „ich unter Thränen lächelte, noch Gefühle „der Tugend lehren können! Aber, las uns „das, was Gott thut, billigen! Ich ſterbe, und fühle ſchon den Tod nahen; ſei getroſt,“ ein beſſeres Leben wird mich wieder in deine“ Arme führen! Gehe mit deinem Kinde zuweilen“ zu meinem Grabe, ſetze dich mit ihm“ an daſſelbe hin, und lehre ihn da Gott und“ und die Tugend lieben.“ Sie ſtarb, und alle Einwohner des Dorfs weinten mit ihrem Herrn an ihrem Sarge. Es war Maimonat, und man begrub ſie an einem heitern Frühlings-Abend. C.. widmete die erſten Tage ganz dem Andenken ſeiner Geliebten, und überlies ſich ſeinen Schmerzen. Man ſahe ihn in denſelben oft vor dem Gemählde ſeiner Gattin ſitzen; einſam und in ſich ſelbſt verſenkt. Starr und unverwandt betrachtete er es, und männliche Thränen zitterten in ſeinen Augen. Seine Freunde kamen, ihn zu tröſten, und wollten ihn einige Wochen lang durch Entfernung von dem Orte ſeines Trauerns zerſtreuen; aber grosmüthig gab er ihnen zur Antwort: Laſſet es ſein! Eure Troſtgründe verliehren iezt an mir alle ihre Kraft; ich kenne ſie ſelbſt die tröſtenden Erquickungen, welche mir mein Herz und meine Religion geben könnten, aber ich fühle ſie noch nicht. Wenn ich der Natur mein Opfer werde gebracht haben, ſo werde ich vielleicht geſchickter ſein, die Stärke eurer Zuredungen zu empfinden. Nach der Zeit erholete er ſich wieder von ſeinen Schmerzen, und nahm ſein voriges Anſehen wieder an; doch ſo, daß eine Miſchung von ſtillem Ernſt und zurückgebliebener Unruhe ſehr deutlich aus demſelben hervorblickte. Eine gewiſſe Gleichgültigkeit nahm die Stelle ſeines Herzens ein, welche ſonſt der lachenden Freude zugehöret hatte. „Ich habe mein Liebſtes verlohren; „ſprach er, der Himmel hat mich dadurch unempfindlicher gemacht gegen alles andere in „der Welt; er hat mich gelehret, mit Thrä„nen hat er michs gelehrt, daß alles, was mich „umgibt, die Freuden der Liebe ſelbſt, vergäng„lich ſei. Bereit, alles zu erwarten, will ich „nun zu meinem einzigen Geſchäfte die Erzie„hung meines Sohnes machen.“ Er thats, und wandte alle ſeine Bemühungen an, es glücklich zu vollenden. „Die Natur, ſagte er „zu ihm, iſt gut; aber ſie iſt doch mangel„haft dabei. Deine Mutter und ich haben „dich deine Pflichten ſchon gelehret, von wel„chen dein Herz dir ſelbſt ſagte, daß du ſie „ausüben müſteſt; aber wiſſe, es iſt ein Buch, „welches andere Bücher übertrift, und das dich „alle deine Pflichten noch weit vollkommener „lehret. Bisher biſt du nur ein Menſch ge„weſen; wirſt du es leſen, ſo wirſt du ein „Chriſt werden. Leſe es oft; es iſt göttliche „Weisheit darinn, und es hat Troſt für alle „deine Leiden.“ Nun führte er ihn zur chriſtlichen Religion an. Er ſtellete ihm den Werth derſelben vor, lehrete ihn ihre wichtigſten Lehren, und zeigte ihm ihre Beweiſe. Der junge C.. hörte ſie mit Aufmerkſamkeit, lernte ſie prüfen, fand ſie wahr, und nahm ſie mit Ueberzeugung ſeines Herzens an. Es iſt dis auch in der That der ſicherſte Weg, ein Chriſt zu werden, daß man die Beweiſe des Chriſtenthums prüfe. Man lernt das Chriſtenthum ſonſt nie ſchätzen; vielweniger lernt man es lieben. Leute, welche aus keiner andern Urſache Religion haben, als, weil ſie von Jugend auf ſie auswendig gelernt haben, gelangen nie zur Ueberzeugung in derſelben; dahingegen die, welche auf dem gemeinen Wege der Unterſuchung zur Wahrheit gelanget ſind, in der Wahrheit ihre Ruhe finden. Die Würde der menſchlichen Natur kennet auch niemand beſſer, als der Chriſt. C.. machte daher die Religion ſeinem Sohne ſo liebenswürdig, als er konnte, und lehrete ihn alle ſeine Pflichten kennen und ausüben. Eliſens Grab ſchien ihm ein vertreflicher Ort zu ſein, das Gefühl von Religion und Tugend in ſeiner Seelen recht lebhaft zu machen. So lange der Frühling Bluhmen gab, ging er das Jahr hindurch mit ihm zu denſelben hin, und bekränzte es damit. Denn ſezte er ſich mit ihm daſelbſt nider, und erinnerte ihn an ihr liebenswürdiges Bild. „Hier unter dieſem Hügel, ſprach er, ſchläft ſie, „deine Mutter, meine Gattin; ſanft ſchläft „ſie hier, und Wolluſt wird ihr Erwachen ſein. „Siehe hier auf ihrem Grabe die Roſe; ſo „ſchön blühte ſie einſt, Eliſe! kommſt du „wieder hieher, ſo wird ſie entblättert ſein, wie „die Reize deiner Mutter abgefallen ſind. Ach! „Ehre den Schöpfer, wie deine Mutter ihn ehrte, und nimm das Heil an, welches das Chriſtenthum dir anbietet, wie deine Mutter im „Hinſcheiden noch Troſt darinn fand! Liebe „die Menſchen! Sie ſind nicht alle böſe! es „gibt auch Tugendhafte unter ihnen, mit welchen es Seligkeit iſt, zu leben. Liebe ſie „auch noch, wenn ſie fehlen; du fehlſt auch, „und freue dich, wenn ſie ihre Fehler verbeſſern. Gott freuet ſich auch darüber! Sprich „keinem Menſchen, noch weniger einem Chriſten, ſein künftiges Glück ab; ſie haben alle „ſo viel Recht zum Himmel, wie du, und ihre „geringfügigen Streitigkeiten wird ihr gemeinſchaftlicher Gott beilegen. Thue Gutes, und „lebe recht. Wirſt du die Tugend lieben, ſo „wird ſie dir Zutritt zu ihren Freuden gönnen. Schuldlos werden deine Tage ſein, wie „die Tage deiner Mutter waren; Thränen

„wird man denn bei deinem Sarge weinen, „wie bei dem ihrigen floſſen: und ruhig wirſt „du ſterben können, wie Eliſe im Arm der „Tugend ſtarb.“ C.. hatte bisher den Unterricht ſeines Sohnes noch eingeſchränkt; nun fing er an, denſelben auszudehnen. Die Geſchichte iſt eine nothwendige Wiſſenſchaft für einen jeden Menſchen, welcher nicht auf der Welt ein Fremdling ſein will. Sie lehret den Menſchen kennen, rechtfertiget die Fürſehung, flößet Weisheit ein, und verſchaft dem, welcher ſie ſtudirt, das Vergnügen, ſein Leben bis an die Schöpfung zurückzukehren. Man kann durch ihre Beihülfe ſich mit Vater Noahn in ſeine Arche ſetzen, mit den Griechen Troia belagern, mit Ciceron auf Tuſkulanum ſpeiſen, mit **Kapitain Hornen** das KapHorn entdecken, mit Doktor Luthern die Torgauſchen Artickel an die SchlosKirche zu Wittenberg ſchlagen, und mit Yoricken von Dover nach Calais fahren. Sie unterrichtet, ſchärft die BeurtheilungsKraft, verfeinert den Geſchmack, und amüſirt zugleich. Der junge C.. hatte zwar ſchon einige abgeriſſene Stücke der Geſchichte inne, aber er kannte ſie noch nicht im Zuſammenhange. Die Geſchichte ſeines Vaterlandes war das erſte, worinn ihn ſein Vater unterrichterrichtete; von dem Hauſe, in welchem er lebte, führte er ihn zur Reſidenz, von der Reſidenz nach Wien, von Wien nach Konſtantinopel, von Konſtantinopel nach Rom, aus Italien nach Griechenland, nach Egipten, nach Chaldäa, nach Aſſirien und Babilon, und von da über Nimrod ins Paradies. In ieder Epoke erörterte er ihm die wichtigſten Ereigniſſe, ihre Urſachen, ihre Folgen, den iedesmaligen Zuſtand der Menſchheit, der Religion, und der Wiſſenſchaften. War in dem Herzen ſeines Sohnes frühzeitig die Liebe zur Kenntnis der Natur angefacht worden, ſo ſuchte er ſie nun auch zu ſättigen, und dieſes Studium ward das LieblingsStudium des iungen C.. Hiermit verband ſein Vater bei ſeinem Unterrichte die ſchönen Wiſſenſchaften in ihrem geſamten Umfange. Die Schönheit in den Künſten bringt die Schönheit des Lebens hervor, und die Ordnung, welche wir eine Zeitlang an einem Gemählde, in einer Rede, in einem Gedichte, an einer Statüe, bewundern, drückt ſich ſo tief in das Herz ein, daß wir endlich nach eben dieſer Ordnung handeln. Die Seele, welche beſtändig nach Geſetzen handeln ſiehet, unterwirft ſich zulezt ſelbſt dieſen Geſetzen, und wird in allen ihren Trieben, Neigungen und Wünſchen, Simmetrie, Proportion und Harmonie. So bald E.. die Grundſätze der ſchönen Künſte ſeinem hofnungsvollen Sohne beigebracht hatte, ſchickte er ihn auf die Akademie nach L..., und wählte ihm daſelbſt Lehrer, welche geſchickt genung waren, auf dem Grunde, welchen er bereits gelegt hatte, mit gutem Erfolge fortzubauen. Dieſer vortrefliche Jüngling wendete die akademiſchen Jahre ſeines Lebens mit Weisheit an, und kam hernach mit den beſten Wiſſenſchaften, mit der beſten Lebensart, und mit dem beſten Herzen, wiederum zurück. E.. war unterdeſſen kränklich geworden; und, als er ſeinen Sohn wieder umarmt hatte, wuchs die Abnahme ſeiner Kräfte mit ieder Woche. Froh, daß er nun das lezte Geſchäfte, die Erziehung ſeines Sohnes, vollendet, und hiermit alle die Pflichten erfüllet hatte, die ihm, als Weltbürger, oblagen, ſprach er an einem Abend zu ſeinem Sohne: Wähle dir eine Gattin, damit ich ſie noch, ehe denn ich ſterbe, als meine Tochter umarmen möge. Er wählte mit dem beſten Glück, und ſein Vater, welcher ein Zeuge ihrer Liebe war, dachte bei ieder Umarmung, in der er ſie erblickte, an Eliſen zurück. Freudig ſas er nun unter ſeinen Kindern, und begrüſte in ihrer Geſelſchaft ſeinen letzten Abend. Nach einigen Tagen machte er ſich auf den Kampfplatz ſeines Todes,und nahm ſein Sterbebette ein. „Es kommt, ſprach er „zu ſeinen Kindern, welche an ſeinem Bette „ſaſſen, es kommt nun für mich das Ende meiner Tage. Ich habe meine Pflichten zu erfüllen geſucht, bis auf eine, die ich nun noch „erfüllen mus; und dieſe Ueberzeugung ſchmücket meinen Tod. Meinen Fehlern hat Gott „verziehen, deſſen Gnade ich dankend annehme. „Nun mus ich die Reiſe in das Land der Todten noch antreten, — ich will ſie machen. „Es iſt nicht genung, bei dem Tode anderer „ſich tröſten zu können; man mus auch ſelbſt „zu ſterben wiſſen. Liebet euch, Kinder! und „genieſſet unter dem ſegnenden Himmel die Freuden, welche ich einſt mit Eliſen hier genos. „Wenig Jahre, ſo ſeid ihr auch das, was ich „nun im kurzen ſein werde; und ein kurzer „Schlaf, ſo nimmt uns alle eine beſſere Welt „in ihre Gefilde auf.“ — Er ſtarb mit dem Troſte des Chriſtenthums, und lächelte bey ſeinem Hintritte, als zöge er von ſeinem Landgute an den Hof zu … Seine Kinder begleiteten ihn zu ſeinem Grabe, und ſenkten ihn im Eichenhaine, neben der Gruft Eliſens, ein.

Eine Predigt,

welche niemahls gehalten worden.

Vorerrinnerung.

Dieſe Predigt hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſollen gehalten werden, und ſchreibt ſich noch aus der Hinterlaſſenſchaft meines ſeligen Grosgrosvaters her. Ich weis ſelbſt nicht, durch was für ein Glück ſie, ohne Pfefferdüte zu werden, durch ſo viele ſchon halb und ganz vermoderte Hände meiner Familie durchgegangen ſein möge. Vielleicht iſt die Note Schuld daran, welche am Ende mit grüner Tinte geſchrieben ſtand, und die alſo lautet:

> „Dieſe Predigt ſollte meine Probepredigt werden, wenn ich Superintendent zu ... würde; als wozu ich groſſe Hofnung hatte, dieweilen ich bei dem Präſidenten gut angeſchrieben ſtunde. Ich

machte ſie eher, als ich die Vokation“ bekame; weil ich aber den Präſiden-“ ten einmahl in einer verdächtigen Stel-“ lung bei meiner Frauen fande, und“ mich deshalb heftig mit ihm ſtritte, ſo“ erhielte ich die Vokation nicht, und“ habe deshalb dieſe Predigt niemahls“ halten können.“

Was mich betrift, ſo habe ich an dieſer Predigt in ſo fern Antheil, daß ich die Orthographie und das alte Deutſch nach eintauſend ſiebenhundert und fünf und ſiebenzig umgebildet habe. Ungeachtet aller meiner Bemühungen aber iſt es mir unmöglich geweſen, ſowohl den Sonntag, als den Text, ausfindig zu machen, über welchen und an welchem ſie hat ſollen gehalten werden; weshalb ich der Meinung geworden bin, daß mein ſeliger Grosgrosvater beides ſelbſt nicht gewuſt haben müſſe.

* * *

Lieben Brüder und Schweſtern!

Ich habe ſeit der Zeit, daß ich unter eben der Milchſtraſſe lebe, unter welcher mein ſeliger Vater, und Julian der Abtrünnige, gelebt haben, welches, im Vorbeigehen geſagt, heute fünf und vierzig Jahre, ſieben Monate und drei Tage ſind, mehr als tauſendmahl die Beobachtung zu machen Gelegenheit gehabt: Daß die Dinge, welche ſich Leute in den Kopf ſetzen, ohne zu unterſuchen, ob ſie wahr ſein mögen, auf der Erde mehr Schaden und Unheil anſtiften, als der Teufel und — die Raupen. Von der Wochenſtube bis zur Studierſtube, von dem Kegelſchube bis zum Schlachtfelde, von meiner Sakriſtei bis ins Konſiſtorium, dés la chaiſe percee jusqu'un cabinet des bijoux — alles, Lieben Leute, iſt Blitzvoll Vorurtheile. Der Bauer wird durch ſie ein Zeichendeuter, der Bürger ein Edelmann, der Kanzeleikopiſt ein Schreiber aus dem dreizehnten Sekulo, der Philoſoph ein Polemiker, der Medikus ein Todtengräber, meines gleichen geiſtliche Würgeengel, der Regent ein —. Sie machen Traditionen, Moden, Friſuren, Siſtemen, Hipotheſen; zeugen Aberglauben, Dummheit, Bigotterie; ſtiften mehr als Vatinianiſche Feindſchaften unter den Chriſten; bauen Klöſter, und peupliren den Gottesacker, und — die Hölle. Und das ſchlimmſte dabei iſt, daß ſie anſtecken, wie der Schnupfen, und ſo ſchwer zu kuriren ſind, wie das Podagra. * O ihr Ameiſenlöwen auf dem Ameiſenhaufen des menſchlichen Geſchlechts, ihr Fiſchottern unter den Karpen der chriſtlichen Kirche, ihr Furien, ihr Megären, ihr Meduſen in der beſten Welt! wer hat euch auf unſer ** Erdenrund gebracht? Ganz gewis ſeid ihr durch das Grab eines Vatermörders aus der Hölle in die Welt geſchlichen. Möchten doch alle Regenten der Erde, alle Philoſophen und Lehrer der Religionen, gemeinſchaftliche Sache machen, euch mit Deklamationen, Argumenten und Schwerdtern, wegzudemonſtriren, zu vertilgen, zu demoliren, zu vernichten? —— Verzeihet mir, Lieben Chriſten, mein Herz war ſo voll, daß es in Gefahr ſtand, zu platzen, wenn ich nicht Luft machte. Meine erſte Sorge in der Welt, nachdem ich zu Verſtande kam, war die, daß ich alles unterſuchte, und, ſo bald ich fand, daß etwas nicht Wahrheit, ſondern verjährter und daher ehrwürdiger Irrthum ſei, über Hals und Kopf zu meinem Fenſter herunterwarf.

---

* Dieſe Stelle ſchmeckt ganz nach 1690, und iſt ein ſicherer Beweis für das Alterthum dieſer Predigt.

** Abermahls ein Beweis für das Alterthum dieſer Predigt; Nach den neuern Beobachtungen, welche wir Ludwig dem 15. zu verdanken haben, müſte es nicht Erdenrund, ſondern Erdenei heiſſen.

Da könnt ihr euch nun nicht vorſtellen, was ich alles da heruntergeworfen habe. Meine halbe Bibliothek, welche ich aus dem Nachlas meines ſeligen Vaters hatte; zweidrittel Philoſophie, eilfzwölftel Teufel, alle meine PelzMützen, und die ganze Polemick. Zehn Jahre hab' ich damit zugebracht; aber, nun hab' ich den Vortheil davon, daß ich über Dinge in der Welt lachen kann, worüber ihr noch weinet. Möcht' ich euch die Ruhe beſchreiben können, in welcher ich lebe, da ich nun der Wahrheit um viele tauſend Schritte näher bin, als zuvor! Möcht' ich euch aber auch den Schmerz empfinden laſſen können, der mich quält, wenn ich vor und hinter mir ſo viel Tauſendmahltauſende erblicke, denen dieſe Ruhe noch nicht zu Theile worden iſt, und die doch nichts weiter brauchten, um ſie zu erlangen, als daß ſie ſich die Mütze aus dem Geſichte rückten, und -- ſähen. Von Mitleiden darüber durchdrungen, hab' ich den Vorſatz gefaſſet, ſo lange ich noch ein paar irrdiſche Beinkleider trage, keine Gelegenheit vorbeiſtreichen zu laſſen, welche mir der Vater der Wahrheit gibt, um die Vorurtheile ausrotten zu helfen, welche unter dem Himmel mit den armen Sterblichen Blindekuh ſpielen. Glücklich, wenn ich meine Abſicht erreiche; und getröſtet genung, wenn ich ſie nicht erreiche, weil — mein Vorſatz gut war! Hört Chriſten, Brüder, Kinder eines Vaters, und eines Todes; ich will, ſo lange ich unter euch in Zukunft ſein werde, mich damit beſchäftigen, daß ich den Nebel zu vertreiben ſuche, der noch den mehreſten unter euch die reizende Ausſicht in die Gefilde der Wahrheit entzieht; und heute will ich ſogleich den Anfang damit machen, und eins der allerwichtigſten Vorurtheile beſtreiten. Von den ungerechten Klagen will ich reden, welche die Menſchen, die Wandler unter dem Monde, wenn ſie von den Leiden des Menſchen reden, wider den ausſtoſſen, welcher uns allen, da wir noch in Scroto Adami, das heiſt, in dem Schoſſe des Nichtſeins, waren, mit ſchöpferiſcher Stimme zurief: Werdet. — — — Wenn ich ſonſt zuweilen aus meiner Studierſtube, in welcher zugleich meiner Frauen ihr Brautbette ſtand, worauf ich alle meine Kinder a parte poſt ewig gemacht hatte, — eins ausgenommen, vor deſſen Konception wir uns ſchon auseinander gebettet hatten [*], wenn ich, ſag' ich, aus dieſer Stube mich unter das Gewühl der Menſchen wagte, die vor meinen Fenſtern, und vor meiner Hausthüre, vom Morgen bis zum Abend, ein Geſumſe wie zwanzig Bienenſtöcke machten: ſo konnte ich kaum die Kirchthüre erreichen, ohne von dem heftigſten Herzklopfen ohnmächtig zu werden, welches mich deshalb überfiel, weil ich auf dem kurzen Wege, der nicht hundert Schritt ausmachte, allenthalben neben mir herum die undankbarſten Reden hörte, welche meine Mitbürger gegen Gott führten, der doch warlich mehr an uns allen thut, als mein Durchlauchtigſter Patron heute an mir thut, da er mich zum Superintendenten macht. Der eine ſchrie, daß der Menſch ſo vielen Krankheiten unterworfen

---

[*] Siehe die Note mit grüner Tinte in der Vorerrinnerung.

ſei, und konnte das n nicht mehr ausſprechen; der andere klagte über die viele Erde in ſeinem Körper, von welchem ichs doch gewis weis, daß er nicht Erde, ſondern Bier darinnen hatte; noch ein anderer ſchimpfte auf die Erbſünde, wie auf einen Seeräuber. Hört, rief ich, halt't die Mäuler; denkt erſt, ehe ihr redet, ihr habt alle Unrecht. — Sollt' ich euch erzählen, lieben Chriſten, was die Menſchen, die ſich Könige in der ſichtbaren Schöpfung nennen, ob ſie gleich manchmahl nicht werth ſind, daß man ſie zu Nachtwächtern darinn machte, von der Erde, und von dem Leben, welches wir darauf führen, geträumt, geredet, und geſchrieben haben: ſo würdet ihr vielleicht anfangen, zu zweifeln, ob es wahr ſein könne? Es hat einen unter ihnen gegeben, der, Gott ſteh' uns bei! geſagt hat, wir wären nicht eher glücklich, als bis wir ſtürben. **O Undank! Undank!** und ich wollte, daß ich noch hundert Jahre leben könnte! * Andere haben ſich in der Welt für Seefahrer zwiſchen Scilla und Charibdis gehalten, und alle Augenblicke Schiffsbruchsgeſchrei erhoben; ia viele haben ſchon Feuer in ihren Kaminen angemacht, wenn ſie ſchlafen gingen, damit, wenns losginge, die Welt deſto eher verbrennen möchte. In allen unſern Siſtemen ſteht der Artickel de cruce, und in allen unſern Geſangbüchern gibt es unter keiner

---

* Man errinnere ſich, daß mein ſeliger Grosgrosvater dachte, er wäre ſchon Superintendent.

Rubrik mehr Lieder, als unter der: Von Kreutz und Trübſal. Bald ſollte man denken, die Erde ſei das Karcer, in welchem die Teufel wie die Primaner ſäſſen, wenn ſie den Reckter kujonnirt haben; aber Gedult! ich will euch überzeugen, daß alles grundfalſch ſei. Unſere Erde, auf der wir, dem Himmel ſei Dank! eſſen und trinken, iſt im Grunde ganz gut, und beſſer, als wir ſie verdienen. Ich will die Leiden, über welchen die Menſchen auf derſelben ſich beſchweren, unter eine Rechnung bringen, und Sechzehntheile daraus machen. Nun gebet Acht auf meinen Kalkul, den ich ziehe. — Unter den Leiden, worüber die kapriciöſen Erdbürger klagen, und weshalb ſie ſich von der Erde in den Mond wünſchen, ſind viele nur eingebildete Leiden. Denkt nicht, daß ich hier von ienen blasgelben Leuten reden will, die allenthalben, wo ſie Ratzen und Mäuſe hören, Teufel zu hören glauben, und die bei iedem Federmeſſer, das ſie ſehen, ſich für dem Selbſtmorde, und bei iedem Eimer voll Waſſer ſich für Verſäufen, fürchten; habe Mitleiden mit ihnen! ſie verdienens. Vor dieſem ſturben ſie fürs Vaterland, iezt hängen ſie ſich in England auf, in der Schweiz auch; in Deutſchland gibts ihrer noch nicht viele, aber zwiſchen ſiebzehn und achtzehnhundert wirds ihrer zu . . ſo viele geben, wie zu London. Unzufridenheit, falſche Begriffe von Glückſeligkeit und Jalouſie; dis, dis ſind die Dinge, welche viele Leute in der Einbildung leiden machen, ohne daß ſie in der That leiden. Wenn ich die alten Platoniker leſe, Gott habe ſie ſelig! ſo weis ich nicht, wie mir wird. Voll Geiſtergrillen und Sphärendudelei ſchimpfen ſie auf ihren Körper, wie auf den Teufel. Da wird er ein grober, plumper Tölpel, ein Fratzengeſicht, ein .. worauf der Geiſt ſeine Nothdurft verrichtet. O verdammte Unzufridenheit! weil ſie die Vergnügen nicht ſehen, welche wir anderen Leute, die wir eben ſo einen Körper haben, wie ſie, und uns dabei gut befinden, genieſſen: ſo wollen ſie andere haben, die allenfalls noch gut genung ſind, wenn man träumt. Alte und neue Schwärmer, Mondbürger auf Erden, tretet her! was wollet ihr? Iſt nicht das groſſe Haus, welches wir alle zur Zeit bewohnen, von Erde? Müſſet ihr alſo nicht auch, wenn ihr die Freuden der Erde genieſſen wollet, einen Körper von Erde haben? Wäret ihr im Monde, ſo hättet ihr vielleicht einen von Goldpapier; oder in der Sonne, ſo hättet ihr einen von Feuer; oder in dem Kometen, der, nach Whiſtons Meinung, die Sündfluth gebracht hat, ſo hättet ihr einen von Waſſer. Wollet ihr etwa gar keinen Körper haben, oder ſo einen, der hinten an der Seele ganz klein wie ein Harbeutel in einem taftenen Bande hänge? darauf könnet ihr lange warten; ihr ſeid Körper, und bleibet Körper. Und gebt euch doch nur die Mühe, und unterſuchet die Vortreflichkeit eures Körpers. Weg hier mit allen Spekulationen, die brauchen wir nicht;

ſie liegt zween Queerfinger breit vor unſerer Naſe. Ihr könnet eſſen und trinken; das wollet ihr nicht? nun, ſo hungert und durſtet. Ihr könnet Lerchen ſingen hören, Wachteln ſchlagen, Amſeln pfeifen, Gottes Vollkommenheiten in der Schöpfung bewundern, Freudenthränen weinen, mit frohem Muthe lachen, mit einer Lais ſpatzieren gehen, — iſt dis alles nichts? keiner Nus, keiner Bohne werth? Unzufridene, macht, was ihr wollet; ich trinke mein Gläsgen, eſſe mein Rebhüngen, füttere meine Finken, ſetze mich in mein Sommerhäusgen, und küſſe mein Liesgen; o, bietet mir alle eure SphärenMuſick, Geiſterkoncerte, und ätheriſche Wollüſte, an, ich mache euch meinen Reverenz. Nehmet nicht übel, lieben Schafe, daß ich ſo lange von euch weg war. Wenn der Hofſchneider den Hofmarſchall mit vier Pferden fahren ſiehet, und dabei auf ſeine Nehnadel ſchimpft; wenn unter zween Schweſtern die Jüngſte zuerſt heurathet, und die Aeltſte auf ihrer Hochzeit weint; wie nennt ihr das? — Unzufridenheit, Unzufridenheit! Sehet da, ein Sechzehntel geht ab von den Leiden des menſchlichen Lebens; bleiben funfzehn. Nun kommen die falſchen Begriffe, welche ſich die Menſchen von der Glückſeligkeit machen. Der Pflegmatikus ſoll arbeiten, das will er nicht; Er will im Grosvaterſtuhle ſitzen, die Beine übereinander geſchlagen, den linken Arm auf dem Tiſche, den Kopf darauf, — könnte er das, denn glaubte er, er wäre im Himmel. Nun ſoll er arbeiten; was thut er? er ſeufzt. Der Cholerikus ſoll ſchreiben, das will er nicht; die wahre Glückſeligkeit, ſagt er, beſteht im Dictiren. Schreibt, ſpricht der Kammerdirektor; was thut er? er ſchimpft auf ſeine Leiden. Der Sanguineus ſoll ein Vorlegeſchlos vor ſein Fleiſch hängen, das will er nicht; er denkt ſich das Paradies wie ein zweiſchläfriges Bette. — bleiben vierzehn Sechzehntel. Eben ſo gehts mit der Jalouſie. Da ſizt der alte ſechzigjährige Podagriſt, und kann nicht mehr — gehen. Sein Weibgen iſt fünf und zwanzig, und putzt ſich alle Tage. Wenn er ſeine Mütze rückt, ſo denkt er immer, er ſtoſſe mit der Hand an die Ehſtandsgeweihe. Ha! Ha! Ha! weg mit vierzehn Sechzehnteln; bleiben dreizehn. Sagt mir, ihr Lieben, iſts nicht wahr, daß ſich die Menſchen viele ihre Leiden einbilden? — Stille, ſprecht ihr, die meiſten ſind alſo doch wahre Leiden? Gut, aber von den mehreſten derſelben ſind wir wieder Selbſtſchöpfer. Ihr horcht? ia, ia, ich will euch überführen. Erbſünde — Fi! was für ein Gift biſt du, das in allen unſern Adern wühlet, und uns von Kopf bis auf die Beine böſe macht; an einem groſſen Theile unſres Elendes biſt du Schuld — Haltet ein, Brüder, was nennet ihr Erbſünde? Rechnet ihr etwa die Dummheit eurer Amme, die Sorgloſigkeit eurer Eltern, die Verführung eurer Geſellſchaften, auch dazu? Nehmet euch in acht, ihr werdet undankbar; ich will euch ſagen,

gen, was ſie ſei. Sie beſteht in einer ſolchen Beſchaffenheit unſerer Triebe, vermöge deren ſie ſich eher zum Böſen, als zum Guten, lenken laſſen. Ihr habt zwei Beine, und zwo Hände; wenn euch eure Eltern nicht laufen lehrten, ſo kröchet ihr auf allen vieren. Schaffet euch in beiden Fällen ein Gängelband an, ſo werdet ihr und eure Triebe **gerade** gehn. Ach! trauten Freunde, die Leiden, welche wir uns ſelber machen, ſind dis noch lange nicht alle. Hernach wollen wir ſie zuſammenrechnen. Ich habe in meinem ganzen Leben Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß im ledigen Stande nicht ſo viele Klagen gehöret werden, als im Eheſtande. Nicht wahr? ia, ich ſehe es, wie viele von euch dazu mit dem Kopfe nicken. Alſo drei Sechzehntel auf die Eheſtandsleiden können wir ſchon rechnen; wenn wir beſonders überlegen, daß das, was wir von der Erbſünde vorhin ſprachen, nur zur Zugabe kommt. Aber die Eheſtandsleiden habt ihr euch alle wieder ſelbſt gemacht, wie ihr euch die mehreſten Leiden eurer Erbſünde ſelber macht. Wornach habt ihr geheurathet? Habt ihr nach Gelde geheurathet, und die Pockengruben mit Dukaten belegt? Habt ihr euch in den rothen Backen, und alabaſternen Buſen gefangen, wie der Rothbart im Sprengſel? Habt ihr des Prinzen von .. ſeine H .. genommen, um Hofrath zu werden? das hättet ihr nicht thun ſollen. Hättet ihr bei euren Wahlen nicht den Stolz, nicht das Intereſſe, nicht die Thorheit, ſondern eine ſanfte und vernünftige Liebe zur Führerin genommen: ſo wäret ihr anjezt im Arme derſelben glücklich. Unter zehen Eheleuten, welche über ihren Stand ſeufzen, ſind nicht zween, welche, ich will nicht ſagen, nicht zu beklagen wären: denn beklagen müſſen wir ieden Unglücklichen, er mag es durch ſeine Amme, oder durch ſein Fleiſch und Blut, oder durch Beelzebub, geworden ſein, und, wenn wir es nicht thun, ſo verdienen wir eher, als er, unglücklich zu ſein; ſondern, die ſich über den Himmel, unter welchem ſie kopuliret worden ſind, mit Rechte zu beſchweren hätten. Aber unter zehn Armen, ſprecht ihr, wie viele ſind da, die es thun können? — Schweſtern und Brüder, ich will einmahl recht freigebig ſein, der vierte Theil der Armen ſoll ohne ſeine Schuld arm ſein. Dis iſt doch wohl genung? vorausgeſezt, daß ieder Menſch, — einige wenige ausgenommen, die nicht im Stande ſind, es zu thun, arbeiten mus, und ſollte er auch die Feder zwiſchen die Beine nehmen, und ſo ſchreiben. Und was die betrift, welche nicht arbeiten können, und alſo arm ſind: ſo müſſen ſie, wenn ſie anders zu klagen Urſache haben, über die Obrigkeit klagen, und nicht über Gott: denn iedes Orts Obrigkeit iſt verbunden, für den Unterhalt der wirklichen Armen deſſelben Sorge zu tragen, und, wenn ſie es nicht thut, ſo hat ihre Ungerechtigkeit die Sonne beſchienen, und damit gut. Der die Sonne leuchten läſſet, wird ſie in der Finſternis zu finden wiſſen. Aber drei Theile der Armen ſind durch ihre Schuld arm. Wenn der Müſſiggänger ſeine Hände lieber in der Taſche, oder — — dem Rocke; als an dem Leiſten, an der Nehnadel, an dem Spinnrocken, oder an der Holzſäge, haben will, ſpricht er alsdenn nicht poetiſch, wenn er ſich über ſeinem Schickſale beklagt? quilibet ſuae fortunae faber: das iſt: Die meiſten Menſchen ſind ihres eigenen Glücks Schuberte *. Ich habe Leute gekannt, wackere Chriſten, welche in den beſten Umſtänden ſaſſen, des Morgens eine Bierſuppe mit drei Eiern zu ſich nahmen, alle Mittage Fleiſch und Zugemüſe aſſen, einen Schluck darauf tranken, eine Kanne Bier hernach genoſſen, Abends ſich in Butterbrod ſatt aſſen, wieder einen Schluck nehmen, noch eine Kanne Bier beim Schlafengehen trinken, und dabei alle Sonntage nach der Kirche ein Spaziergängelchen, ein Tänzgen, auch wohl ein Spielchen, machen konnten, und dis alles, ohne dadurch arm zu werden; jezt löſchen ſie ihren Durſt mit Waſſer, eſſen trocken Brod, ſingen vor den Thüren, gehen zerlumpt, — iſt das ein Phänomen? Mir nicht. Sie lieſſen nach der Zeit mehr drauf gehen, als ſie einnahmen, aſſen ſtatt des Brodes Kuchen, ſtatt des Fleiſches mit Zugemüſe täglich Braten, tranken ſtatt des Bieres zweimahl den Tag Wein. Ich will billig handeln. Durch die ungerechten Armuthsklagen geht nur ein Sechzehntheil ab. Nun

wollen

---

[*] Ich kann nicht anders glauben, als daß in der Stadt, wo dieſe Predigt ſollte gehalten werden, der Hofſchmidt etwa ſo heiſſen muſte.

wollen wir weiter gehen. Krankheit iſt groſſes Elend. Deckt den Tiſch, beſezt ihn mit Suppe, Fiſch, Braten, und Paſteten, rückt an den Tiſch einen Stuhl und ſetzet einen Menſchen darauf, der das hitzige Fieber hat; er wird das Eſſen anſehen, wie ich ein todtes Aas anſehe, an welchem die Krähen herumpicken. Burgunder und Champagner ſchmecken nicht, wenn man Kolikſchmerzen hat. Aber, daß ſie nicht ſchmecken, ſind wir gröſtentheils ſelbſt die Urſach. Aeſkulap, Hippokrates, Galen, borget mir anjezt eure Kenntniſſe und Erfahrungen, damit ich die göttlichen Einflüſſe der Diät auf unſern Körper preiſen könne! O Diät, du Lieblingsſtudium der Engel, du Nothtugend des Kranken, du Eigenthum des Weiſen, du machſt den Mann von funfzig Jahren zum Jüngling von zwanzigen, und die lezten Zwielichten des Lebens zu angenehmen Abendſtunden! Aber, wo iſt ſie? die Wohlthäterin. Wer opfert ihr? Hier läuft der brauſende Jüngling, und ſchüttet mit verſchwenderiſchen Händen anticipando einen Monat ſeines Lebens nach dem andern in den ſeidenen Schoos ſeiner Phrine; dort ſizt der Mann von vierzig, und trinkt aus ſeinem Becher Gift, den er für Wein kauft, und trinkt ihn ſo gelaſſen, wie Sokrates; nur mit dem Unterſchiede, daß das Gift des lezten geſchwinder wirkte. Nach zehn Jahren klagen dieſer Jüngling, und dieſer Mann, der eine über Schwindſucht, der andere über Podagra. Wäret ihr von euren Phrinen geblieben, hättet ihr eure Pokale zerſchmiſſen: ſo hättet ihr iezt Kraft und Athem genung, und dürftet euch nicht in Senften tragen laſſen. Glaubet mir, gutgeſinnete, von den Leuten, die ſich täglich ihr Bette durch andere machen laſſen, machen ſich gemeiniglich die meiſten ihr leztes Bette ſelbſt. Könnten wir im Gewiſſen die Brandmahle eben ſo gut ſehen, wie wir ſie an der Stirne ſehen können: ſo dürften keine Konſilia medika gehalten werden, um die Urſachen der Krankheiten ausfindig zu machen. Ohne Widerſpruch; ich rechne hierauf fünf Sechzehntel von den Leiden des menſchlichen Lebens. Drei und drei iſt ſechs, eins dazu iſt ſieben; ſieben und fünfe iſt zwölfe; bleiben noch vier Sechzehntel, alſo der vierte Theil, und dieſe mögen als wahre und auferlegte Leiden paſſiren. Wozu, liebe Gemeine, wozu miſchte die Weisheit, welche gröſſer iſt, als Pithagoras und Konfucius, dieſe Leiden unter die eilenden Tage unſers Lebens? Habt ihr, ſo lange ihr Butter gemacht, und Karpfen geſotten, beide ungeſalzen eſſen können? Sehet, ſo ſind denn dieſe Portion Leiden, welche uns Gott auflegte, das Salz, womit unſer Glück gewürzet werden ſoll. Und wer weis, ob der Mond für uns ſicher wäre, wenn wir uns nicht unter ihm bücken müſten? Ja, was ſage ich? die Fürſehung hat ſich ſchon ſelbſt gerechtfertiget. Für die vier Sechzehntel Leiden hat ſie uns ſchon tauſendfach ſchadlos gehalten. Wenn ihr Kopfſchmerzen habt, geht im Maimonat hin, und beſehet die Reize der Natur, welche eure Felder, eure Thäler und eure Gärten, ſchmücken! Vertreibet euch das Ohrenſauſen durch die ſchmetternden Geſänge der Nachtigallen und durch die tauſendſtimmigen Koncerte der übrigen Luft- und Baumvirtuoſen! Habt ihr Milzbeſchwerungen, umarmet eure Freunde, und ſpielet mit ihnen im Brete! Wenn ihr * ...... werfet euch in den Schoos einer tugendhaften Gattin, pflücket mit ihr Violen und Roſen, und ſeid in ihren Umarmungen mehr, als Aden und Ganimed! Kurz und gut, meine lieben Mitwanderer auf der nidern Welt; es iſt ungerecht, wenn wir über irgend unſere Leiden Gott Vorwürfe machen. Die Erde iſt gut, auf welcher wir leben; aber ſuchet auf derſelben weder den Himmel, noch die Hölle! Die Elbe flieſſet weder in den Eliſiſchen Feldern, noch in den Abgründen des Erebus; ſie flieſſet auf der Erde, und in Böhmen auf dem Rieſengebürge entſpringt ſie. Das Leben unter dem Monde iſt eine Reiſe. Wir ſind alle unterweges; ieder von uns trägt ſeinen Renzel. Der eine einen kleinen, der andere einen groſſen; man trägt ihn ſo gut, als man kann. Es iſt wahr, wir gehen dabei etwas krumm; aber, was ſchadets? Wir ſind von Jugend auf ſo gegangen, und alles iſt gut, ſo lange wir ihn nicht — mit Steinen anfüllen, oder ein anderer uns den ſeinigen dazu aufhängt — —

---

* ....

Ein Spatziergang
in ein Wäldgen.

Es war der ſchönſte Tag im Mai; ſo ſchön, wie die Dichter die Tage in Eliſium ſchildern. Der Himmel war über und über blau, die Luft hell, und ein ſanfter Weſtwind milderte die Hitze der Sonnenſtrahlen. Da verlies ich meine einſame Wohnung, und wandelte auf die offenen Schauplätze der Schöpfung. Frohlockend ging ich die mit Stroh bedeckten Hütten der Einwohner meines Dörfgens vorüber; hier trieb ein zu Hauſe gelaſſener Greis ſeine Rinder aus ſeinem Hofe auf die Weide; dort lud ein iunger raſcher Mann einen Wagen mit Holz, welchen er den Tag darauf zu Markte bringen wollte. Jeder von ihnen that das, was er that, mit einer ſo ruhigen Mine, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an ihrer Zufridenheit Theil zu nehmen. Wie ſind ſie doch ſo heiter, dachte ich bei mir ſelbſt, dieſe Leute, deren Leben eine ununterbrochene Arbeit iſt; die den Tag über ſich ermüden, und zu Abend mit nichts, als einer Suppe von grobem Mehl, und mit Käſe und Brod, ihre Glieder wieder ſtärken können! Frühling, auch du erfreueſt den ſonſt unempfindſamen Bauer! auch du ſchmelzeſt ſein Herz in Ruhe! Ein Seufzer wand ſich hier unvermerkt aus meiner Bruſt hervor, der in den Augen des Vaters aller Weſen zum Gebete ward. Gedanken an Gott fingen ſich nun an, meiner zu bemächtigen. „Ich will auch heute mein Herz den Freuden“ des Frühlings öfnen. Einſam will ich durch“ das Feld gehen, und im Eichenwalde den Vater“ der Natur verehren, der von Tauſenden von“ Weiſen noch in Wäldern angebetet wird;“

Da will ich in den Gründen“
Den Gott der Liebe finden,“
Und tief im dunklen Hain“
Soll für mich Kirche ſein.“
Uns, ſoll die Nachtigall“
In ihrem Silberhall“
Mir ſagen, uns ſchuf eine Hand;“
Mir gab ſie ſanfte Melodie,“
Dir eine Seele, ſchön wie ſie,“
Wir beide ſind mit Gott verwandt.“

Mit dieſen Gedanken trat ich aus dem Dorfe heraus. Hier fiel mein Blick zuerſt auf das neue Denkmahl, welches ſich mein Landesvater ſtiftet. Ich ſahe die doppelten Reihen von Bäumen, und die auf beiden Seiten aufgeworfenen Gräben, und in der Mitten den vortreflichen Weg, welcher von der mir benachbarten Stadt zu dem unſern meines Dörfgens gelegenen Wäldgen führet. „Wie ſchön wird in zwanzig Jahren die“ Promenade in dieſes Holz ſein, in welchem ſanfte,“ melancholiſche Stille wohnet! wenn geſellige“ Städter unter den brennenden Strahlen der“

„Sonne in den Schatten dieſer Bäume ohne Beſchwerlichkeit
„fortgehen, und die ſchönſten Früchte
„an ſelbigen ihnen entgegenreifen werden! denn,
„gewis denn, wirſt du vor allen andern beſucht
„werden, Anmuthsvoller Hain! Denn wandeln
„aus iedem Hauſe zween ſich liebende durch deine
„beſchatteten Gänge, und genieſſen die reinen Freuden,
„welche der Anblick der ſchönen Natur in iedes
„fühlende Herz einflöſſet;

„Denn gehn an einem Frühlingsmorgen,
„An welchem ich vielleicht ſchon — nicht mehr bin,
„Zu dir der Dichter und der Weiſe:
„Und denn empfiehlt ſich ſeinen Sorgen
„Der Patriot, und ſchleicht ganz leiſe
„Zu deinen Eichen hin.
„Denn eilt zu dir von iener bunten Wieſe,
„An ihrer Hand
„Ein Bluhmenband,
„Die zärtliche Eliſe,
„Und ſingt Gefühl und ſanften Schmerz
„In ihres Freundes Herz.“

Ich ſah die Menge von Arbeitern, welche noch zum Theil an der Aufwerfung der Graben und Planirung des Weges geſchäftig waren, und ſprach zu mir ſelbſt: Was ſind doch die Fürſten für glückliche Leute! Gewis hätten die meiſten von denen, welche hier aufwerfen und planiren, heute kein Brodt, wenn ſie hier nicht arbeiten könnten! Wie traurig würden ſie alsdenn den letzten Ueberreſt mit ihren Kindern theilen! Wie unruhig würde ihr Schlaf ſein! So macht denn .. heute, daß alle dieſe Armen ruhig ſchlafen können! Groſſer Vorzug, den Fürſten haben, daß ſie hundert Menſchen eine vergnügte Nacht verſchaffen können! mehr beneidenswerth, als der, daß ſie täglich von hundert Menſchen bedienet werden! — Hierauf ging ich den Fußſteig, welcher zur linken Seite des Dorfs nach dem Haine führet, hinunter. Er leitete mich zuerſt über einige Wieſen, die ſchon mit dem ſchönſten Grün bemahlet waren. Und in was für Wolluſt ging hier mein ganzes Herz über, als ich hier die Natur und mich zugleich in unſerm Frühlinge ſah! Alles fing um mich herum an, wieder zu leben, und iede Schönheit des Jahres arbeitete ſich aus den Gräbern des Winters hervor.

Tauſende von Bluhmen ſtanden
Blühend auf der Erde Schoos,
Und die iungen Zephirs wanden
Sich von ihren Träumen los.

Es war, als wenn ſich dieſes Leben, welches die ganze Natur durchflos, auch mir mittheilete. Die angenehmſten Empfindungen wurden in mir rege; ieder Gedanke, den ich dachte, ris ſich von mir mit einem gewiſſen Schwunge los, und die Einbildungskraft war noch überdem geſchäftig, demſelben einen höhern Flug zu geben. „O welcher Freuden iſt mein gegenwärtiges Leben fä-“

„big! rief ich mir ſelbſt zu; Iſt es möglich, „daß es Menſchen geben könne, welche daſſelbe „für mehr Strafe, als Wohlthat, halten? Und „hierbei fiel mir der Gedanke ein, ob es — Selbſt„mörder geben könne? Werther war einer, dacht' „ich, aber wie Diogenes ein Sonderling war, ſo „war es Werther auch, und ſo, wie wir es dem „Himmel verdanken können, daß es nur einen „Diogenes gegeben hat, ſo wollen wir es ihm „verdanken, wenn es nur einen Werther gibt.“ Geſchrieben hätte ich ſeine Leiden nicht, ſo viel weis ich, weil ich ein Chriſt bin, der beſſere Troſtgründe kennt, als die, welche von der Piſtole hergenommen ſind, und — ein Narre bin ich auch nicht. Wenigſtens ſollte ich denken, bei Leuten, die nun gerade nicht Werther oder J.... hieſſen, wäre es das beſte Mittel wider den Selbſtmord, daß ſie ſich im Frühjahre fleißig badeten, hernach in die Sonne ſich legten, und Mücken fingen. Als ich noch ſo bei mir raiſonnirte, trat ich eben auf eine kleine Anhöhe, von welcher ich eine reizende Ausſicht um mich her hatte. Hier ſtand ich, als wäre ich zum erſtenmahle hier; ſo neu, ſo vergnügt war mir alles. „O, wie „ſchön iſt unſere Erde!

„Sie iſt ein Abdruck vom Himmel,
„Der Schönheit vollkommenſtes Bild,
„Geſchaffen vom oberſten Meiſter,
„Vom Vater der ſeligſten Geiſter;

Ein Land, gern beſucht von Engeln auf Reiſen,“
Ein Quell, aus welchem dem Weiſen,“
Entfert vom Getümmel“
Des Laſters Bezauberung quillt.“

Und dieſe Erde ſollte einmahl ganz zerſtöhret wer-“
den? Sie ſollte mit allen ihren Schönheiten,“
mit allen ihren bezaubernden Reizen, völlig un-“
tergehen? Ich bin ſo weit davon entfernt, die-“
ſes zu fürchten, daß ich vielmehr mit dem güt-“
lichern David die Hofnung hege, ſie werde wie“
ein Kleid umgewandt, und wieder zu einem Pa-“
radiſe umgeſchaffen werden.“ Dieſer Gedanke
ward in mir ſo lebhaft, daß ich ſchon dieſe glückli-
che Veränderung anheben zu ſehen glaubte.

Hiacinthen- und Violen-Felder,
Pomeranzenbüſche und Citronenwälder,
Roſenhecken, und Schesmin,
Fingen allenthalben an zu blühn.
Und vergold'te Vögel ſah ich fliegen,
Und hellſchmetternd ſich auf Zweigen wiegen,
Und von Flöten hört' ich und von Nachtigallen
Alle Thäler wiederſchallen.

Doch eben ward ich im Vorbeigehen eines Dornbuſches gewahr, neben welchem groſſe Diſteln aufwuchſen. Dieſer Anblick errinnerte mich, daß ich noch immer auf der alten Erde ſei, und geſchwind kehrte ich von dem Traume, in welchen mich meine Einbildungskraft eingewiegt hatte, zu mir ſelbſt zurück. Eben war ich über die

Wieſen hin, und hatte nun noch eine kleine Viertelſtunde über Brachfeld zu gehen. Hier trat ich gleichſam in die Ruhe der Natur ein. „Sie „erholet ſich, dachte ich, die gütige Mutter. Sie „hat zwei Jahre hintereinander gearbeitet, nun „ruhet ſie. Siehe dieſen Wink, welchen ſie gibt, „thätiger, geſchäftiger, raſtloſer Geiſt des Menſchen! Theile deine Zeit ein in Arbeit und „Ruhe, ſo wirſt du, ſo lange Gott will, in deinem „Gleichgewichte bleiben.“ Unfern von mir weidete ein Hirt, ich lenkte zu ihm hin. Ich hatte Schmahlings Ruhe auf dem Lande geleſen, und wollte, wie er, den Verluſt, welchen dieſe Art Menſchen in Anſehung des Unterrichts leidet, durch ein Geſpräch über Natur und Religion an demſelben erſetzen. Aber ich fand, daß die Schäfer einander nicht gleich ſein müſſen. Dieſer Menſch hatte ſo viel Barſches und Ungeſchliffenes, daß er meine bemerkte Abſicht ſehr übel aufnahm. „Die „Kirche, fing er an, Herr Prediger, iſt doch wohl „nicht abgebrannt, daß ſie hier unter freiem Himmel predigen wollen? Hier ſtrick ich Strümpfe, auf den Sonnabend will ich zu ihnen in die „Beichte kommen.“ „Guter Freund, verſetzte „ich; er iſt immer auf dem Felde, er ſieht die „Sonne auf- und untergehen, Donnerwetter und „Lerchen aufſteigen, — Denkt er denn dabei zuweilen an den, der die Sonne ſcheinen, die Wetter brüllen, und die Lerche ſingen macht?“ Auf den Sonnabend komm ich zu ihnen in die Kirche. „Gut, mein Freund, Gott ſegne ſeine Andacht!“

„dacht! „Ich wundere mich gar nicht, dachte „ich im Weggehen von ihm, daß die alten Para„guaier Menſchenfreſſer waren, daß man im Rei„che Makoko noch wöchentlich zweimahl friſch „Menſchenfleiſch auf dem Markte verkauft, daß „die Loanger den Ehebruch für erlaubt, die Kon„ger den Diebſtahl für löblich halten; wo kein „Unterricht iſt, da iſt weder wahre Vernunft, „noch Religion.“ Nun war ich nahe am Hain. Freude, Vergnügen, und ſanfte durchdringende Wonne, ſtröhmten durch alle meine Adern; und mein Herz, welches ſo viel Eindrücken, die Gott und die Natur auf daſſelbe machten, offen ſtand, überließ ſich ihnen ganz. „Geſegnet, ſprach ich“ nach einer kleinen Weile faſt laut, geſegnet ſei“ du mir, holder Hain, ſo, wie Gesner dich ſegnen“ würde! Sei dis Jahr hindurch mit dem ſchön“ſten Grün bekleidet, und wirf Schatten weit“ hin auf das Feld! Werde bewohnt von Nachti“gallen, und beſucht von liebenden Herzen! Dir“ klage der ſeufzende Jüngling ſeine Leiden, und“ niemand höre ſie, als die zärtliche Schöne, welche“ auf ihren Liebhaber bei Maibluhmen lauſcht. O“ las mich, wenn es wahr iſt, daß iemahls Sterb“liche in dir nidergeknieet, und angebetet haben,“ las mich heute in dir einſam den Vater der Na“tur verehren!“

Gefühle ſeiner Liebe in ſchattigten Hainen und
grünenden Lauben,“
Und Thränen der Freude, bei Bluhmen ge-
weint,“

„Sind höher geachtet von ihm, als Hekatomben
von Schafen und Tauben,
„Mit welchen ein würgender Prieſter im Tempel erſcheint."

Jezt trat ich in den Hain ein. Welch ein prachtvoller und empfindſamer Anblick! die nidrigen Sträuche grünten ſchon alle, die Eichen knoſpeten zum Theil ſtark, zum Theil ſproſten ſie bereits, und auf der Erde ſchimmerten ſchon Maibluhmen hervor. „Groſſes Bild meiner künftigen „Auferſtehung; mag es doch ſein, daß für „mich ein Winter kommt! Ein langer Winter! So, wie iezt die wärmern Lüfte der ganzen Natur wieder Leben zuhauchen: ſo wird „auch mich einmahl ein ſanfterer Wind wieder „anwehen, —

„Stolz wind' ich denn, wenn ich genung geſchlafen habe,
„Aus meinem Winter mich empor,
„Und gehe neuverjüngt aus meinem Grabe
„Zu einem ewgen Lenz hervor.
„Denn lacht um mich die neue Welt;
„Denn führen Engel mich im Sonnenſchein
„An ihrem Arm durch ein beblühmtes Feld
„In Paradiſe ein."

Ich war kaum einige Schritte im Haine fortgegangen, als mich ein hier ganz unerwarteter Anblick in Erſtaunen ſezte. Hinter einer dicken Eiche

che lag — ein Menſch. Er lag ſo, daß ich von der Seite, von welcher ich kam, ihn nicht eher hatte erblicken können. Den einen Arm hatte er unter ſeinen Kopf gelegt, und den andern auf ein Fragment vom Renzel. Er lag mehr auf der linken, als auf der rechten Seite, die Füſſe über einander geſchlagen, und den Kopf in eine fürchterliche Mütze gehüllet. Neben ihm lag ein Stock, bei deſſen Verfertigung an nichts weniger mochte gedacht worden ſein, als daran, daß er zum Spazierengehen dienen ſollte. Sein Rock war ſo zerriſſen, ſo faſrigt, und dabei ſo bunt, daß ich, alles Nachdenkens ungeachtet, nicht ausfindig machen konnte, aus welchem Zeuge eigentlich die erſte Grundlage zu demſelben mochte gelegt worden ſein: und an ſeinen Füſſen war er ohne aller Bedeckung. Er hatte völlig das Anſehen eines Menſchen, der ſchon ſeit etlichen Tagen ſich nicht mehr ſatt gegeſſen hat. Ich ging zu ihm hin, und fand ihn ſchlafend. „Glückliche Augenblicke, in welchen der Leidende ſeine Noth verſchläft!“

In welchen er mit ſich nicht mehr bekannt, und unbewuſt“
Der Noth, womit ihn ſein Verhängnis drückt,“
An — Träumen ſich erquickt;“
Mit Göttern und Göttinnen lacht,“
Und ſeine ſorgenvolle Bruſt“
Erweitert fühlt, bis er von ſeinem Traum zurückgebracht,“
Zu neuem Gram erwacht.“

Viel

Vielleicht befindet ſich dieſer Arme aniezt an einer prächtigſervirten Tafel; denn; wenn er träumt, ſo träumt ihm gewis von Eſſen. Wie wird er ſich freuen, daß er ſich einmahl ſättigen kann! „Aber, rief in mir eine Stimme, deſto ſchlimmer „für ihn, wenn er erwacht. Wie traurig wird „er denn ſein, daß ihn ſein Traum getäuſchet hat!“ Dis will ich verhindern, antwortete ich mir, und grif in die Taſche, in welcher ich zu gutem Glück das Geld noch fand, welches ich zu einem Paare Handſchuhe deſtinirt hatte. „Mus der Mann ohne „Strümpfen gehen, ſo kann ich der Handſchuhe „wohl entbehren.“ Mit dieſen Gedanken legt' ich das Geld in ſeinen Renzel, und verlies ihn. Ich drang darauf tiefer in den Hain ein, und kam zu einem der ſchönſten Plätze im ganzen Hölzgen, wo die Natur ohne Hulfe der Kunſt ein liebenswürdiges Rund von Haſelſträuchern gebildet hat. Die Erde iſt hier den ganzen Sommer hindurch mit dem ſchönſten Grün bekleidet, weil die überhangenden Aeſte ehrwürdiger und bemoſter Eichen für den brennenden Strahlen der Sonne ſchützen. Unter den Haſelſträuchern blühen den Mai über in verborgener Ruhe unzähliche Maibluhmen, und die ſchöne Orchis hebt ihren orangedüftenden Stengel bald weis, bald bläulicht auf dem freien Runde in Menge empor. Auf den umſtehenden Eichen niſten viele Krähen, deren Aemſigkeit in Aeſung ihrer Jungen ein herrliches Schauſpiel der Natur gibt, und in den Haſelbüſchen ſchmettern die Nachtigallen, und die rothgeſchilderten Hänflinge wiegen ſich auf ihren Spitzen. Eine allgemeine Stille war hier um mir her, welche einige Minuten fortdaurete. „Sind denn alle Nachtigallen todt? verſtummen“ ſie alle die Sänger des Waldes? ſchlafen“ ſie alle die iungen Frühlingswinde? Iſt“ auch nicht einer von ihnen wach, der mit den“ Gipfeln iener Eichen ſpiele, oder in dieſen Haſeln“ hier kele?“ Als ich noch ſo fortfragen wollte, ſahe ich auf der Erde, dicht vor meinem Fuſſe, einen Wurm. Es war eine Ameiſe. Sie kam von einem benachbarten Baume, und kroch eilfertig nach einem nicht weit von mir befindlichen Hauſen zu. „Haſt du ſchon lange gelebt,“ kleines Würmchen? fragte ich ſie in Gedanken:“ Hat dein Zuſtand auch Freuden für dich? Biſt“ du auch deines Daſeins froh?“ Hierbei durchdrang mich ein zärtliches Gefühl der Liebe deſſen, welcher in allen Welten kein einziges ſeiner Geſchöpfe freudenleer lies, ſondern ihnen allen bei der allgemeinen Austheilung der Glückſeligkeit ihren Theil, und dem Menſchen einen der gröſſeſten Theile, davon gab. „Was für eine Ewigkeit“ iſt mein Leben gegen das Leben dieſes Wurms!“ Welcher Seligkeit iſt mein Stand vor dem ſeinigen“ fähig! Möchte doch ieder Wurm ein Lehrer“ der Zufridenheit für unzufridene Menſchen ſein!“ Möchten die, welche bei ieder kleinen, oft liebenswürdigen“ Schwachheit unſerer Natur ſeufzen,“ daß ſie keine Engel ſind, ſich vielmehr dankbar“ darüber freuen, daß ſie — keine Ameiſen ſind!“

„Sonſt kröchen ſie auf Maulwurfshaufen,
„Und lieſen unter abgefallne Blätter:
„Und, wenn ſie ſich denn ſatt gelaufen,
„So könnten ſie im Regenwetter,
„Statt, daß ſie iezt bey Wein auf Sophuslachen,
„Ihr Himmelbette ſich in einem Erdklos machen.

Ich ging der eilfertigen Ameiſe nach, und fand ein ganzes Heer derſelben, wie es auf ſeinem Haufen mit gröſter Geſchäftigkeit hin und her kroch. Millionen kleine Löcherchen führten in dis künſtliche unterirdiſche Labirint, und die Erde war auf demſelben feiner, als der allerfeinſte Kanzleiſand. Ich nahm mein Rohr, und ſties damit einen Theil von dem Haufen herunter, und ein Schwall von Ameiſen und Eiern fiel von demſelben zugleich mit herab. Jedes Thierchen nahm ſein Eichen, und rannte damit um den Haufen herum. Ich bereuete es nun, ein Stöhrer der Ruhe in dieſer arbeitſamen Republick geweſen zu ſein, ging zu meinem vorigen Platze, doch nicht ganz, ſondern ſezte mich etwas näher, ſahe aufmerkſam zu, und in wenigen Augenblicken ſchien alles wieder in ſeiner erſten Ordnung zu ſein. Nur hie und da lieſen noch einige herum, deren Eier zu weit gefallen ſein mochten, und, ſo oft ich ſah, daß eine von ihnen das ihrige wiederfand, freuete ich mich herzlich. Ich dachte bei mir ſelbſt: ob es nicht dem Menſchenhaufen gehen möchte, wie dem Ameiſenhaufen? ob nicht zuweilen dieſer oder iener von irgend einer Klaſſe höherer Weſen, die gegen uns das ſind, was wir gegen Ameiſen ſind, mit ſeinem Stocke in unſeren Haufen ſtöhrete, und uns ſammt unſeren Eiern herauskratzte? Nur gehts mit uns nicht ſo geſchwind, wie mit den Ameiſen, daß wir gleich alles wieder in Ordnung bringen. — Unterdeſſen hatten ſich einige Nachtigallen eingefunden, und eine davon fing über mir an, die bisher geweſene Stille zu unterbrechen. „Willkommen! du göttlicher Vogel, der du die Geſellſchaften der Menſchen nicht flieheſt, ſondern in ihre Gärten eileſt, ſie zur Zeit der Baumblüthe zu beſuchen. Fliehe mich nicht! Ich will dich durch kein Geräuſche verſcheuchen. Oft habe ich, deinen Geſpielinnen zu Gefallen, halbe Nächte in früher Jugend durchwacht, um ihre reizende Muſik zu hören.“ Die eine Nachtigall ermunterte durch ihren Schlag noch mehrere, und im kurzen fand ich mich von einem ganzen Chore derſelben umgeben, welche das vollſtimmigſte Koncert aufführeten.

Silberne Töne, noch ſchöner, als die vom bewunderten Hendel,
Und vom Liebling der Muſen, vom Hiller geſezt, und vom Rolle,
Melodiöſer noch, als Stabatmater, und als der Tod Abels,
Schmetterten aus den kleinen Kehlen, und füllten die Lüfte
Weit umher — —

Ich war dabei ganz Bewunderung und ganz Ohr. Alle unangenehme Bilder verſchwanden aus meiner Einbildungskraft, und machten den ſchönſten und reizendſten Vorſtellungen Raum. Es war, als wenn tauſend neue Sinnen in mir erwachten, und ich verlohr mich ganz in ihrem Gebrauche.

In himmliſche Begeiſtrung hingegoſſen,
In zärtliches Gefühl zerfloſſen,
Vergas ich hier des Böſen in der Welt,
Und dachte nur an goldne Zeiten;
Und war im Geiſt zu Amathunt, und ſah aus einem Roſenzelt
Der Liebesgöttin Wagen,
Wie Amoretten ihn begleiten,
Wie er von Tauben durch die Luft getragen,
Und, von der Göttin umgelenkt,
Ins ſtille Thal ſich niderſenkt;
Ins Thal, wo unter Mirthenhecken,
Bei ſanfter Flötenklang,
Driaden ſich verſtecken,
Und wo vom zärtlichen Geſang
Von tauſend Philomelen ieder Wald
Und iede Grott' erſchallt.

„O! welch ein Vergnügen, dachte ich, als ich „aus meinem Entzücken zurückkam, verſchaffen „mir meine Sinne! Sie ſind für mich eben „ſo viel Kanäle, durch welche aus dem unerſchöpfli-“

ſchöpflichen Meere von Wonne, welches ſich über“
die ganze Erde ausbreitet, Freude und Wolluſt“
in ſie eingeleitet wird. Und ich ſollte unwillig“
darauf ſein, daß ich ſie noch habe? daß ich“
noch unter ihren Führungen ſtehe? Ich ſollte“
alle das Vergnügen, welches ſie mir gewähren,“
für grob, für unrein halten, und meinen“
gegenwärtigen Leib als einen Ort des Elendes“
betrachten, wohin der Geiſt eine Zeitlang verwieſen“
ſei? Für einen Kerker, in welchem er“
unter den ſchwereſten Ketten ſeufze? Für einen“
Sumpf, wo er, wie die Schwalbe im Winter,“
mit ſeinen Flügeln ſtecke? Mit einem wahrhaftig“
menſchlichen Mitleiden ſehe ich euch alle“
an, die ihr ſo denkt. Wenn ihr aus Spleen,“
aus fehlgeſchlagener Liebe, oder aus Gram über“
eure Leiden, ſo denkt, ſo verzeihe euch Gott!“
Habt ihr euch aber den Kopf durch die Wäschereien“
alter und neuer . . . mit Grillen anfüllen“
laſſen, ſo leget euch doch einmahl nider, bindet“
euch die Augen mit einem Schnupftuche zu,“
ſtopfet euch Baumwolle in Naſe und Ohren;“
was ihr denn ſein werdet, das würdet ihr ſein“
ohne Sinn, und nicht einmahl ſo viel. Denn“
ſo könnet ihr doch noch denken; aber das könntet“
ihr nicht, wenn ihr in euren Leben keine Augen,“
keine Naſe, und keine Ohren, gehabt hätten.“
Mögen doch meinethalben alle Sinnhaſſer,“
Milzſüchtige und Enthuſiaſten, welche iemahls“
geweſen ſind, noch ſind, und — welches der Himmel“
in allen Gnaden verhüten wolle, in Zukunft“

„noch ſein werden, auf den ganzen Leib des Menſchen überhaupt, und auf jeden einzelnen Theil deſſelben beſonders, die Zirbeldrüſe, das Inteſtinum Kolon, die Ohrläppchen, und den — kleinen Finger nicht ausgenommen, in Predigten, in Gedichten, in Sentenzen, in Chrien, in Geſangbüchern, in Diſſertationen, Kommentationen, und Parentationen, auf Poſtpapier, Herrnpapier, Druckpapier, oder Löſchpapier, welches leztere dazu am ſchicklichſten wäre, ſchreiben, was ſie wollen, — ich für mein Theil bin ſehr zufriden, daß ich ſo bin, wie ich in der That bin. Beſſer wäre es wenigſtens, wenn, ſtatt die Sinnlichkeit des Menſchen ſo herabzuſetzen, der dem Menſchen nun einmahl angebohrne Hang zur Sinnlichkeit ſo bearbeitet würde, daß er in ſeinen Händen ein Leitſeil zur Tugend würde. Es würde dadurch tauſendmahl mehr Nutzen geſtiftet werden, als durch alle Ontologien, Kosmologien, Enciklopedien, Hodoſophien, Antipapiſtiken, Antikalvinianen, Antiherrnhuthianen, und alle andere Anti — s.“ Ich ward für dieſes mein glimpfliches Urtheil zu Gunſten meines Körpers hinlänglich belohnet. In dem Augenblick fingen noch immer mehr Nachtigallen an zu ſchlagen, und meine Freude wuchs mit der Vermehrung ihres Geſanges. Aber plötzlich erhub ſich ein Wind, und ſie — verſtummten. Mit einem ehrfurchtsvollen Schauer durchdrang mich hier ein lebendiges Gefühl der Gegenwart des allein Guten. „Ha, in dieſem

Winde wandelt der Herr! Siehe, die Sän-“
ger des Waldes hören ihn kommen, und ſchwei-“
gen! Auf! denke Gedanken, die ſeiner würdig“
ſind, damit er, wenn er vor dir vorübergeht, ei-“
nen Blick der verſöhnten Liebe auf dich werfe!“

Da dacht' ich Gott, wie er die ganze Schöpfung liebt,“
Wie er dem Frühling Wonne,“
Dem Sommer Früchte gibt;“
Wie er allgegenwärtig in der Sonne,“
Und in dem Feuerfunken ſchwebt,“
Der ſterbend in der Aſche glimmt;“
Allgegenwärtig bei dem Drachen, der in Wüſteneien flieht,“
Und bei dem Wurm, der in der Erde lebt;“
Allgegenwärtig bei der Eiche,“
Und bei der Bluhme, die im Schilfe ſchwim̄t.“
Wie er auf einem Blick den Menſchen ungebohren ſieht,“
Und — Leiche;“
Auf einem Blick das gröſte Reich entſtehn,“
Und — untergehn;“
Wie er bald iezt im ſanften Säuſeln geht,“
Bald denn im brauſenden Orkan“
Hier ganze Hufen himmelan,“
Dort halbe Berge niderweht;“
Und wie er, als des Seraphs Gott, den tugendhaften Staub,“

„Den Menſchen, nicht vernichtet,
„Wenn er, der Leidenſchaften Raub,
„Unwiſſend fällt, und wieder aufgerichtet
„Von ſeinem Fall, vor ihm erſcheint,
„Und Thränen weint, —
„Wie er ihn liebt und ſchäzt,
„An ſeinen Thränen ſich ergözt,
„Und noch für ihn Unſterblichkeit in einer neuen Welt“
„Zum Lohn der Tugend aufbehält;

„Und ich bin überzeugt, daß dieſe Augenblicke meines Lebens zu denienigen gehören, in welchen ich Gott am reineſten gedient habe. Daß doch alle Menſchen bei den Auftritten der Natur, — und, wem ſollte es Gelegenheit fehlen, ſie zu ſehen? Im Felde, im Walde, unter einem Baume, neben einer Kornähre, aus dem Fenſter, kann man ſie erblicken, — daß ſie doch dabei an Gottes Gegenwart ſich errinnern, und denken möchten: Hier *wirkt* Gott; folglich iſt hier Gott! Wie heilig würde ihre Seele ſein! Wie ſchadlos ihr Leben! Denn wer würde bei dem Gedanken eines gegenwärtigen Gottes laſterhaft ſein können?“ Der Wind legte ſich, und ich hofte, meine Geſelſchafterinnen ſollten da kapo ſingen, aber meine Hofnung blieb für dismahl unbefridigt. Unterdeſſen hielt mich ein neuer Auftritt dafür ſchadlos. Als ich noch unter dem freundſchaftlichen Haſelſtrauche ſas, ſielen

len ein Paar Rebhüner nicht weit von mir im Graſe nider; ein flüchtiger Haſe, wie denn die Haſen ſammt und ſonders flüchtig ſind, ſetzte durch das kleinere Geſträuche in das freie Rund, und nicht lange darnach floh auch ein furchtſames Reh herbei, und ſie gingen hier gemeinſchaftlich auf die Weide. Oft habe ich mich in glänzenden Verſammlungen der Menſchen nicht beſſer befunden, als ich mich hier in dieſer kleinen Verſammlung des Gewildes befand. Wie geſchäftig iſt die ewige Liebe, alles zu erhalten, was ſie ſchuf! Auch nicht ein einziges Weſen entgeht ihrer alles umfaſſenden Fürſorge. An einem Tiſche ſpeiſen die Bewohner des Waldes gemeinſchaftlich, und ieder findet auf denſelben ſeiner Natur angemeſſenes Futter! Nie habe ich die Stärke in dem Ausdrucke ienes begeiſterten Dichters: Danket dem Herrn, der dem Vieh ſein Futter gibt! lebhafter empfunden, als eben damahls! Nie den Heiligſten unter den Menſchen mehr bewundert, der uns zu den Thieren in die Schule ſchickte, um Genugſamkeit und Vertrauen zu lernen, als damahls! — Es fiel ein Schus in der Nähe, und meine wilde Geſellſchaft zerſtreuete ſich. Ich ſtand auf, ging dem Schuſſe nach, und fand zween Kavaliere aus der Stadt, welche ſich ein Vergnügen daraus gemacht hatten, ein armes, unſchuldiges Eichhörnchen zu erlegen. Es war, ehe ſie kamen, friedlich und ſorgenlos, auf einer hohen Eiche von Zweig zu Zweig geſprungen. Einer von ihnen blickte es, trat hinzu, ſpannte, und zielte. Es ſah ihn an, ließ ſeinen krauſen Schweif niderhangen, puzte ſich mit den Vorderfüſſen, und der Bliz von der Pfanne und es fielen zugleich. Ich ging zu ihnen hin, und ſie freueten ſich, wie ſie ſagten, mich ſo unerwartet hier anzutreffen. Der eine von ihnen ſchien ein lebhafter, aufgeräumter junger Mann zu ſein; er redete ohne Aufhören, und ſagte mir unter andern, daß er es ſei, welcher das Eichhorn geſchoſſen habe. Ich antwortete ihm: Da er vermuthlich, als er nach demſelben geſchoſſen, keine andere Abſicht hätte haben können, als nur, um zu ſehen, ob er träfe? ſo hätte er eben ſo gut nach einem abgeſtorbenen Eichenzacken ſchieſſen können. Der andere war, dem Anſcheine nach, ein ſimpler, plattdenkender Menſch, deſſen Geiſt in dem diken Fette, welches ſein Wanſt trug, zu ſchwimmen ſchien, und ſprach beinahe kein Wort. Ich ſtand eine Weile bei ihnen ſtille; allein, da der eine **zu viel**, und der andere **zu wenig** redete, und ich alſo beiden aus verſchiedenen gegen einander wirkenden Urſachen nicht antworten konnte: ſo trennte ich mich bald wieder von ihnen, und bedaurte, daß ſie mir meine Rebhüner, meinen Haſen, und mein Reh, verſcheucht hatten. Ich ging nach dem äuſerſten Ende des Wäldgens zu, und ſtellete unterdeſſen meine Betrachtungen über das **zu viel** und **zu wenig** in der Welt an. „Bei allen Dingen, welche in der Welt uns vor„kommen, iſt das **zu viel** und **zu wenig** ſo wunderbar durch einander gemiſcht, daß es die Aufmerkſamkeit eines ieden Menſchen, der nicht blos in der Welt lebt, um — Taback zu rauchen, rege machen mus. Woher dieſe Erſcheinung? Ich glaube, von allem, was auf unſeren Planeten gefunden wird, ſei demſelben ein gewiſſes Maas zugetheilt, das verbraucht werden mus. So und ſo viel Religion, ſo und ſo viel Wiſſenſchaften, ſo und ſo viel Bart, ſo und ſo viel Sünde. Wenn es nun wahr iſt, wie es denn in der That wahr iſt, weil ieder ſolches einſehen mus, wenn auch gleich die Parallellinien, welche er in der Welt gezogen hat, ſich nur von einer Amme bis zur andern erſtrecken ſollten, daß in vielen Dingen hie und da zu wenig iſt: ſo mus in eben dieſen Dingen wieder hie und da zu viel ſein; damit das einmahl gegebene Maas verbraucht werde. Folglich, ſo bald Atheiſten waren, muſten auch — Pietiſten ſein. So bald Sodomiten waren, muſten auch — Evnuchen ſein. So bald es Leute gab, denen die Bärte bis ans Knie reichen, muſte es auch andere geben, denen, wie in Peru, auch ſogar das Milchhaar fehlet. So bald es Idioten gab, muſte es auch — Polihiſtors geben, und, wenn endlich von ienen zween Kavalieren, denen ich begegnete, der eine gar nicht ſprach, ſo muſte der andere ohne Aufhören reden.“ Wie ſich ein Vater an ſeinem Kinde freuet: ſo freuete ich mich an meiner Hipotheſe. Wenn man einmahl eine Hipotheſe angenommen hat: ſo kann man auch alles auf ſie reduciren, und wenn ſie auch weiter nichts mit andern Hipotheſen gemein hätte, als, — daß ſie eine Hipotheſe iſt. Und nichts iſt gewöhnlicher in der Welt, als Hipotheſen. Nach Hipotheſen wird gegeſſen, getrunken, gefahren, geſchlafen, ge — fiſcht. In der Kirche, in der Schule, in Finanzkollegien, in der Küche, in Krankenſtuben, im Hochzeitbette, allenthalben gibts Hipotheſen. Viele Menſchen ſterben an Hipotheſen. Jeder Nachtwächter hat ſeine Hipotheſe, wie er ſein Hörnchen hat; ieder Dieb ſtiehlt nach Hipotheſen, — welche leztern, im Vorbeigehn geſagt, nach denen, an welchen die Leute ſterben, die ſchlimmſten ſind. Ich hatte mich in dieſe Betrachtung ſo vertieft, daß ich, ohne weiteres Zuthun meiner Seele, als daß ſie unter dem Zwerchfell hervor meinen Beinen Befehl gab, ſich einmahl um das andere aufzuheben und niderzuſetzen, ſchon an das Ende des Hölzgens gekommen war, wo mich die Ausſicht in das offene Feld plötzlich wieder zur Betrachtung der Natur zurückführte. Rings herum dehnte ſich hier vor meinen Augen eine unermesliche Kornbreite aus. Wellenförmig bewegten ſich die zahlloſen Saaten, und gaben ein prächtiges Bild des Oceans. Gott! was für reizende Empfindungen erweckt es doch, die Hofnung eines geſegneten Jahres im Felde zu erblicken! Ich verſetzte mich ſchon in Gedanken in die Erndtezeit,

Und ſah bereits mit goldnen Farben
Die Aehren überzogen, und das Feld
Voll Schnitter, und die Garben
In Haufen aufgeſtellt;
Und Wagen, die mit Korn beladen waren,
Wie ſie, mit Pferden ſtark beſpannt,
Von den entblößten Fluren
In nahgelegne Dörfer fuhren;
Und neben her die Schaaren
Von Bauermädgens, braun gebrannt
Vom ſtarken Sonnenglanz:
Wie ſie ein Chor von Tänzerinnen machten,
Und mit verkehrten Harken ſangen,
Und einen Aehrenkranz,
Mit Bluhmen und mit Band behangen,
Zu ihrem Wohnſitz brachten;
Und Greiſe, nicht mehr weit
Von ihrem Grabe:
Wie ſie zur Abendzeit
Den Singenden am Stabe
Im Silberhaar entgegen kamen,
In ihre Lieder ſangen,
Sie in die väterlichen Arme nahmen,
Und an die frommen Wangen drückten,
Und ihre Bruſt mit Bluhmen ſchmückten.

Und mit dieſer Idee verband ſich alsbald noch eine andere. „Wenn dieſer Reichthum wird ein-“

„geſammlet ſein, denn wird Gott der Theurung „wehren! Denn genieſſen die Einwohner mei„nes Dörfgens die Früchte ihres Fleiſſes in Ruhe. „Denn gebricht es ihnen nicht wieder, wie in ver„gangenen Jahren, an dem nothdürftigen Unter„halte des Lebens!

„Denn ſizt nicht ſo, wie ein Geſpenſt geſtaltet,
„Ein Greis, und hat die achtzigiähr'gen Hände
„In tiefen Schmerz gefaltet,
„Und ſchlägt die Augen nider,
„Und ſingt mit ſeinen Kindern Sterbelieder,
„Und ſchreit Gott und die Wände
„Um Hülfe an; denn fühlt er ewiges Vergeſſen
„Der iüngſterlitt'nen Noth,
„Und er und ſeine Kinder eſſen
„Sich ſatt in Milch und Brod,
„Und ſingen unter Preis und Dank
„Dem Gott der Erndte ihren Tiſchgeſang!“

Bei dieſen Gedanken lockten Vertrauen auf den allgemeinen Regirer der Welt, und Freude auf eine glückliche Zukunft, Thränen in meine Augen. Ich errinnerte mich eben des kommenden Bustages. „O, dachte ich, was für ein rührender „Gottesdienſt müſte das ſein, wenn hier neben dieſen Saaten meine Gemeine mit mir niderfiele, „und unſern Bettag auf freiem Felde feirete! „Was für hinreiſſende Empfindungen müſte es „bei einem Reiſenden erwecken, wenn er uns denn im“

im Vorbeigehn hier auf unſeren Knieen liegen" ſähe, und uns laut in die Geſänge der Lerchen" beten hörte! Sei du hier aus dieſem Haine" von mir angerufen, angebeteter Urheber aller" Welten! Sei allgegenwärtig bei iedem Halme," der auf dieſen Feldern ſtehet!" Bei dieſen Worten heftete ich einen Blick an den Himmel, und ward einen neuen Auftritt gewahr. Tief am Horizonte zogen ſich Gewitterwolken zuſammen. Das Firmament empfing in der Ferne von Augenblick zu Augenblick eine dunklere Farbe, und das Blaue verloſch ſich zulezt in ſchwarz. Die Wolken drängten ſich an einander, und kräuſelten ſich an den äuſerſten Enden, wie weiſſe Wolle. Hie und da waren noch einige leere Räume; aber in kurzem ward die ganze Himmelsgegend da herum ſchwarz. „O was für" Maieſtät iſt in einem von ferne herziehenden" Gewitter! Es iſt, als käme der Schöpfer;"

Als käme er auf Donnerwagen,"
An einem Tage des Gerichtes"
Die Schöpfung zu zerſchlagen,"
Und Welten in ihr Nichts"
Mit ſeinen Wettern"
Zurückzuſchmettern."

Ehrfurcht gegen ihn müſſe mich beleben, wenn er" ſo aus den Wolken redet! Und gibt es Men-" ſchen, welche ſeine Stimme nicht in einem ſanf-" ten Waſſerfalle, oder in dem Säuſeln eines ab-"

„kühlenden Weſtwindes, hören, — ich für mein „Theil höre ſie bei ieder Roſe; ſo müſſen ſie „ſie im Donner hören!“ Wie? wenn dieſes Gewitter gerade über dieſe Fluren hin zöge! wenn ein Hagelregen dieſe Saaten träfe, und die Hofnung des Jahres vereitelte!

Da wars, als ſäh' ich ein Heer von Gewittern,
Die Eichen im Walde zerſplittern;
Da dampfte der Hain, da fielen die Blätter,
Zerſchmettert vom Hagelwetter,
Wie, wenn im Herbſt der Nordwind weht,
Das falbe Laub der Bäume im Wirbel ſich dreht;
Da flohen die Hirten mit iammernden Geſchrei
Den ſonſt geſuchten Wald vorbei,
Und Halm bei Halm zerbrach —

In dem Augenblick blitzte es von ferne, und einige Minuten drauf hörte ich ein dumpfigtes Getöſe. „Ich fühle dich, Gott, ſprach ich, wie „du mich umgibſt! Wie drohend ſcheint dei„ne Stimme!

„Wenn ſie der Löwe hört, ſo zittert er; mit ihm der Atheiſt.
„Und keine Lerche ſingt,
„Und keine Flöte klingt;

Erwartend ſchweigt die ganze Welt.“
Und tieſe Stille, wie im Grabe iſt,“
Erfüllet Wald und Feld.“

Doch ferne ſei von mir alle knechtiſche Furcht! Es gibt tauſend Dinge in der Welt, die mehr Verwüſtung anrichten, als die Gewitter, und die blos darum nicht ſo geſcheuet werden, weil ſie nicht ſo ſinnlich ſchreckend ſind. Eine Dürre, welche nun acht Tage länger dauerte, als der Vorrath von Näſſe auf den Feldern ihr widerſtehen kann, ſtiftet unbeſchreiblich mehr Schaden, als das fürchterlichſte Hagelwetter, welches einen Strich von zehn, zwölf Meilen verheeret. Nie iſt Gott wohlthätiger, als im Gewitter. Wenn der Landmann Monate lang nach Regen geſeufzet hat: ſo gibt ihn zulezt der Herr im Donner, und das ausgetrocknete und halb verſteinerte Land wird durch denſelben erſchüttert, damit er deſto ſanfter eindringe. Wie oft würden wir ein Raub faulender Dünſte werden, wenn ſie nicht durch dieſe Erſchütterungen in der Natur zerſtreuet würden! Und am allerwenigſten will ich meines Lebens wegen dabei in Sorgen ſtehn. Unter tauſend Menſchen ſterben gewis allemahl funfzig am Schlagfluſſe, und nur einer am Wetterſtrahle; ſo müſte ich mich ia weit mehr des erſtern wegen fürchten. Ich bin allenthalben, wo ich bin, in der Hand deſſen, der mich ſchuf. Er ergreif mich plötzlich, oder ziehe mich allgemach nach ſich; der es thut, iſt allemahl mein Urheber. Selig iſt der, dem ſein Herz auch bey dem Gebrülle des Donners ſagt: Du wirſt von Gott geliebet! — Es donnerte näher, dreimahl hinter einander, und es war, als hörte ich: Heilig, heilig, heilig, iſt unſer Gott! Ganz in Betrachtung Gottes verſunken, betete ich:

„O Vater, deine Stimme
„Erſchalle nicht im Grimme,
„Und kommſt du heute zum Gericht,
„So treffe meine Hütte nicht!"

Nun fing der Wind an, ſich zu erheben, und ich hielt dieſes für ein Zeichen, daß das Gewitter herauf kommen würde. Ich machte mich daher auf, zu meinem Dörfgen zurückzugehen; allein in plötzlicher Geſchwindigkeit führte ein heftiger Orkan das Wetter über mein Haupt, und ich konnte eben nur das kleine Häusgen erreichen, welches mitten im Holze ſteht, und wo der Aufſeher deſſelben zu gewiſſen Zeiten ſeine Nächte, welche er darinn zubringen mus, durchwacht. Noch fiel kein Tröpfgen Regen, der Himmel ſchwebte, und ſchien auf den Gipfeln der Eichen zu ruhen, und wollte ſich erſt nicht zerreiſſen. Schreckliche Blitze ſchleuderten durch die Luft, und noch ſchrecklichere Donnerſchläge folgten ihnen nach. Von allen Seiten ſtürzte das Wild herbei. Ganze Schwärme von Vögeln flogen ſchnell in die Dickungen, und gaben keinen Laut mehr von ſich. Hie und da quackte ein einſamer Froſch im Sumpfe, und die ganze lebendige Natur ſchien eine allgemeine Tragödie zu ſpielen. Indem ich noch über dieſe melancholiſche Scene nachdachte, fuhr ungefähr zwanzig Schritte von dem Häusgen, in deſſen Thüre ich ſtand, ein Bliz, wie eine unendliche Schlange, in eine hohle Eiche, und ein Grauſen erregender Schlag ſtürzte ihm auf dem Fuſſe nach. In tauſend Theile zerſplittert ſtand der bemooſte Baum da, der ſein Haupt mehr denn ein Jahrhundert zu den Wolken erhoben hatte, und ein ſchweflichter Dampf ſtieg aus ſeinen Höhlungen auf. Jezt, dachte ich, iezt ging der Tod mit ſeinen Schrekken vor dir vorüber, und ein heiliger Dank arbeitete ſich aus meiner Seelen zu Gott hinauf, der ihn gnädig von mir abgewendet hatte. — Nun fielen die gnädigen Regen des Herrn. Die Blitze verlöſchten, die Donner verſtummten, und ein ſegnender Strom ergos ſich aus den Wolken über das ganze Land umher. Anbetend ſtand ich da, faltete meine Hände, und ſprach: „Gott iſt die Liebe! Auch“ im Donner die Liebe!“ Ein neuer Wind erhub ſich, zertheilte die erſchöpften Gewölke, und die Natur kehrte in ihre erſte Stille zurück. Wonnevoll ſchlüpften die Rehe aus ihren Gebüſchen wieder hervor, die Sänger des Waldes fingen ihre Lieder wieder an, und mein ganzes Herz zerſchmolz in Dankbarkeit gegen Gott. Ich ſah nach meinem Dorfe hin, zählte ſeine Häuſer, ſuchte meine Hütte, fand ſie, und die übrigen Hütten meiner Mitbewohner, und es ſchien mir, als wären ſie nun alle von neuem wieder aufgebauet. Ein balſamiſcher Geruch breitete ſich um mich her; das erquickte Land duftete Specereien aus, die getränkten Bluhmen im Walde gaben ihre Erquickungen mit freigebiger Milde von ſich, und von den Eichen tröpfelte der ſanfte Nachregen. Alles Waſſer hatte ſich in die durſtige Erde verzogen, die Sonne blickte wieder auf, und ich trat meinen Rückweg mit dem Gedanken an, daß ich nie in einem Gotteshauſe bei der erbaulichſten Predigt, bei der reizendſten Muſik, und bei den ſanfteſten Geſängen, mehr Andacht empfunden hätte, als heute, hier in dieſem Haine. Da ich nicht gern von einem Baume weggehe, von welchem ich eine Frucht gepflückt habe, ohne ihm meine Erkenntlichkeit zu bezeigen: ſo wollte ich auch den Wald nicht verlaſſen, ohne ihm auf irgend eine Art für das Vergnügen, welches ich heute in ſeinen Schatten genoſſen hatte, dankbar zu werden. Nachdem ich lange nach Gelegenheit dazu mich umgeſehen hatte, ward ich endlich an einem auſſerhalb ſtehenden Feldroſenſtrauche ein ſtarkbewohntes Raupenneſt gewahr. Sogleich ris ich es ab, und freuete mich, ihm einige grüne Zweige erhalten zu haben Auf meinem Rückwege zu meinem Dörfgen unterhielt mich der Proſpekt der gegenüber liegenden Stadt. Sie lag ungefähr eine Stunde von mir, in einer der anmuthigſten Gegenden ausgebreitet. Die aus den Gewölken hervorblickende Sonne warf zuweilen ihre Strahlen auf einen Theil derſelben, und alsdenn war ſie einem Gemählde gleich, auf welchem Licht und Schatten künſtlich in einander gemiſcht ſind. Die Thürme und Kirchen ragten proportionirt vor den übrigen Häuſern hervor, und auf der einen Seite am Ende präſentirte ſich das vortrefliche Schlos, welches in der umliegenden Landſchaft weit umher ſeinesgleichen nicht hat. Ein ſtarker Duft ſtieg noch in die Höhe, und gos über den Anblick der Stadt eine ſtille Dämmerung aus. Hier ſtand ich eine Zeitlang, und ſuchte die Häuſer meiner daſigen Freunde auf. Ich konnte eins von ſelbigen ſehr deutlich unterſcheiden, weil es einen guten Theil über den übrigen hervorragte, und freuete mich, das Dach zu erblicken, welches meinen Freund deckte. „Lebe heute glücklich,“ rief ihm mein Herz zu, in den Armen deiner“ Gattin, und in dem Schoſſe deiner Familie!“ Schmecke die Wonne ganz, von einer tugendhaften“ Frau geliebt und von gutgezogenen“ Kindern geehrt zu ſein! Lege dich, wenn der“ Abendſtern einige Stunden gewinkt hat, ſanft“ auf dein Bette hin, und die Gottheit drücke“

„dir die Augen zu, und öfne ſie dir morgen „wieder zu einem frohen Erwachen!“ Als ich noch einen Seitenblick auf die Stadt warf, ging in einer mäſſigen Entfernung der Mann mit dem Fragmente von Renzel nach ihr hin; vermuthlich, um Allmoſen zu ſammlen. Nun war ich nicht mehr weit von meinem Dorfe. Ich ſahe nach der Straſſe hin, die von demſelben zur Stadt führt, und entdeckte nicht weit von mir eine Perſon, die auf derſelben nach dem Dorfe herging. Ich betrachtete ſie aufmerkſam, und es ſchien mir, als wäre ſie nicht aus unſerm Dorfe. Ich ging ihr entgegen, und wie freuete ich mich, als ich in ihr meinen Freund . . erkannte, der nach dem Gewitter ausgegangen war, um mich auf einige Tage zu beſuchen. Wir umarmten uns, und überlieſſen uns den Empfindungen der Freundſchaft. Wo ſind Sie geweſen, mein lieber S . . . ſprach er zu mir, und wie treffe ich Sie hier im Felde an? Ich komme, verſezt' ich, aus meiner Eremitage, und habe heute die Vergnügungen der reizenden Natur genoſſen. „Sind Sie denn noch immer ein „ſo ſtarker Anhänger an den Freuden der Na„tur? werden Sie nicht bald Ihre Geſinnungen „ändern, da wir Hofnung haben, Sie bald wie„der in der Stadt zu ſehen?“ Ja, ich bin es noch, und werde es täglich eifriger. Je näher wir aus der Quelle ſchöpfen, deſto reiner iſt das Waſſer, und ie mehr wir uns von der Natur entfernen, deſto mehr verliehren wir. Alle Freuden der Natur tragen den edeln Stempel der Simplicität, und verurſachen dadurch, daß wir ihrer nicht ſo leicht überdrüßig werden. „So“ möchten ſie wohl gar wünſchen, wir träten in“ den Stand der Natur zurück?“ Von Herzen gern, nur mit den Bedingungen, daß ich kein Halbvieh darinnen werden müſte, daß ich meine Religion mit in denſelben nehmen dürfte, daß ich nicht auf der platten Erde liegen müſte, daß die Eicheln, mit welchen Rouſſeau füttert, Kaſtanien wären, und daß ich, quod bene notandum, — Hier erſchrack mein Freund, unter einem deutſchen Himmel latein zu hören; Sie wollen ſagen, ſprach er, wohl gemerkt; ia fuhr ich fort, wohl gemerkt, „und was denn?“ daß ich meine Karoline, oder Wilhelmine, — denn, unter uns geſagt, zu den Schönheiten eines Frauenzimmers gehört, daß ſie ſich — itien laſſe, **allein** hätte. „O, antwortet' er lächend“, Sie haben Recht, bis auf den letzten“ Punkt. Da thun Sie Vater Roſſeaun zu viel,“ weil ſie es nicht leicht in dem kultivirten Stande“ haben werden.“ Mit aller Wallung meines Geblüts wollte ich ihn eben widerlegen, als er fortfuhr: „Wenigſtens, wenn Sie ſo denken, „wie ich, würden Sie dabei nichts verliehren. „Ich habe bey einer Bluhme Amüſement, der „Aufgang der Sonne iſt mir angenehmer, als „ein Einzug einer königlichen Braut; Eine „Nachtigall, eine Lerche, und ein Finke, ſind „für mich das ſchönſte Trio; Blitze Illuminationen, der Winter eine ſolenne Maſkerade, „und unter einem Aprikoſenbaume Picknick.“ Gut, ſagte ich, alles gut; aber beſſer, wenn wir in Geſelſchaft vernünftiger und moraliſirter Menſchen dieſem allen beiwohnen können. Mit dieſen Worten traten wir in meine Wohnung ein, und ich fühlte die Freude, welche alle andere unendlich übertrift, dieſen Nachmittag als ein — **Menſch** zugebracht zu haben.

* * *

Ueber den gegenwärtigen

Zuſtand
der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland.

in zween Briefen.

Avertiſſement.

Dieſe Briefe, an welchen ich hier nichts weiter thue, als daß ich ſie unter der ihnen zukommenden Rubrick drucken laſſe, ſind treue Kopieen von Originalen, welche ich beſitze. Es kommt hier nicht darauf an, zu ſagen, durch was für einen Zufall ſie in meine Hände gekommen ſind; genung, daß meine Leſer wiſſen, durch was für einen Zufall ſie nun in die ihrigen kommen. Die Verfaſſer davon ſind zween Landprediger, und lebten damahls, als ſie ſie ſchrieben, in der Nähe von ... Der eine war Herr Magiſter A.., welcher ſeit der Zeit wenig Briefe mehr geſchrieben haben mag, weil er bald darauf ſeine Feder auf ewig weggelegt hat. Der andere iſt Herr P. B.., welcher anjezt auf einer ziemlich einträglichen Pfarre ſeinen zum Tiefſinn aufgelegten Geiſt in ſpekulativiſchen Betrachtungen übet. Da dieſe Briefe von einem überaus feinen Geſchmacke, und von ausgebreiteten Einſichten in die ſchönen Wiſſenſchaften, zeugen: ſo habe ich es der Mühe werth gehalten, ſie der Welt mitzutheilen, um endlich einmahl das Vorurtheil niderzuſtürzen, welches, ſeitdem der Herr von Thümmel ſeine Wilhelmine ſchrieb, ſo viele gute und übrigens rechtdenkende Männer in anderen Ständen hegen, als wenn unter allen Landpredigern nicht hie und da noch einer und der andere wären, die bei allem ihren mühſeligen und ökonomiſchen Leben zuweilen den Muſen und Grazien opferten — —

1. Hoch-

I.

Hochwohlehrwürdiger,

Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr AmtsBruder und Gevatter.

Wie iſt es möglich, daß Sie ſo in obſcuro leben, und meiner ganz vergeſſen können? Seit dem lezten Kindtaufen, auf welchem wir beide waren, hab' ich Sie nicht geſehen, auch keine Zeile von Ihrer werthen Hand geleſen. Leben Sie, oder ſind Sie todt? Ich und meine Familie befinden uns gröſtentheils noch ſo, wie Sie damahls uns verlaſſen haben; meine Frau iſt zwar etwas unpas, aber ich glaube, es rühre von ihrer Schw . . ſt her, in welcher ſie bereits, unter uns geſagt, im ſechſten Monat iſt. Sonſt paſſirt nichts merkwürdiges. Kein Kindtaufen, keine Hochzeit, ſeit beinahe achtzehn Wochen. Ueberhaupt ſtehen die Aktien ſchlecht. Ausgedroſchen hab' ich nun, und das Getreide liegt aufm Boden. Ich hoffe immer, es ſolle brav theuer werden: denn das groſſe Waſſer, welches wir im Februar hatten, mus doch hie und da groſſen Schaden gethan haben. Wirds nicht, ſo ſind wir armen Landprediger wieder geſchlagene Leute. Wenns Getreide gilt, denn haben wir nichts gewonnen; und, wenn wir etwas gewonnen haben, gilts wieder nichts. Manchmal denk' ich, lieber Herr Bruder: wenn ſo rings um unſern Feldern herum alles verhagelte, und wir thäten allein auf unſern Aeckern eine recht geſegnete Erndte: denn gewönnen wir nicht nur viel, ſondern es gölte auch viel. Dis wäre wenigſtens der einzige Fall, in welchem wir einmal ein gut Schnittgen machen könnten. Nun kommt der Lämmerzehend: es wird aber auch nicht viel geben, und der Schenke, der Dieb, hat ſchon, ehe er zehnten laſſen, vier Lämmer verkauft; aber, dis ſoll ihm übel zu Paſſe kommen. Zwar ich wollte, er verkaufte ſie alle vorher, ſo müßte er brav bezahlen, damit ich ihn nur nicht verklagte, und ſo käme man doch ſeinem Schaden in etwas nach, weil iezt ſo immer ſo wenig Lämmer ſind. Ich weis nicht, es iſt, als wenn kein Segen mehr wäre; ich hab' es auch am Sonntage öffentlich von der Kanzel geſagt, daß aller Segen und alles Gedeien verſchwinde. Sie haben doch die Sau geſehen, welche ich von des Schulzens Kempen hatte beziehen laſſen, und Sie wiſſen, was für ein geſundes, ſtarkes Böſt es war; aber, können Sie ſich es vorſtellen? — nicht mehr als drei Ferkel! O mihi praeteritos referat ſi Iupiter annos. Vor drei Jahren hatt' ich von einer Sau zehn Ferkel. Da gabs Geld, und da konnt' ich mir auch einen neuen Prieſterrock ſchaffen. Gott weis! wenn ich mir einmahl wieder einen kaufen könnte. Wenn es nicht ſo gekommen wäre, re, ich hätte den auch nicht. Wenn uns auch von Gott und Rechtswegen etwas noch zukommt, ſo wirds uns entzogen. Da hab' ich auch leztbin einen ſolchen Streit gehabt. Der Bauer P... mus mir iährlich zwei Hühner geben. Mein alter ſeliger Anteceſſor hat ſie ins Kirchenbuch geſchrieben; ſeitdem ich aber hier bin, hat er ſich geweigert, ſie mir abzutragen. Als nun vor einigen Wochen unſer Gerichtshalter hauſſen war, bracht' ich meine Sache klagbar an, und producirte zum Beweis das Kirchenbuch, in welchem meines Vorfahren propria manu befindlich war. Der Bauer ſagte: er habe einmahl, und zwar im lezten Jahre, meinem ſeligen Anteceſſor ein Paar Hühner geſchenkt; aber er wolle ſich wohl hüten, einem Magiſter wieder etwas zu ſchenken, damit er es nicht wieder ins Kirchenbuch ſchriebe. „Ihr" Herren, ſagte hierauf der Gerichtshalter, ſchreibt" vieles ins Kirchenbuch ein; aber dis gilt heut" bei Tage nicht mehr. Herr Magiſter, wenn Sie" weiter keinen Beweis für ſich haben, dieſer hier" gehöret unter den Tiſch." Ich antwortete ihm: Gott werde mir die zwei Hühner nicht miſſen laſſen, und ich könnte vielleicht von meiner erſten Glucke vier Küchern mehr kriegen, und dem Bauer werde die Marder die ungerechten Hühner in ſeinem Stalle ſchon würgen; aber auf ſein Wort wollt ich das Kirchenbuch unter den

Tiſch werfen. Ich thats, und er lachte herzlich, als er es fallen hörte, und da liegt nun das Buch noch, und ich hebe es nicht auf, und ſoll es ewig darunter liegen. Die Juriſten gönnen keinem Prediger eine Klaue vom Huhn; aber, wenn ſie auf die Gerichtstage kommen, denn laſſen ſie ſich alles zuſchleppen, und das iſt denn Recht. Der Bauer hat ihm, wie ich hernach erfahren habe, einen groſſen Erpel geſchenkt, und den konnte er über den zwölf Hühnern, welche er mir bereits ſchuldig iſt, wohl vergeſſen. Es geht himmelſchreiend zu. Mit meiner Gemeine hab' ich vorigen Sonntag auch Verdrus gehabt. Es war eine Leiche. Des Schulzens alte Schwiegermutter war geſtorben, und ich muſte ihr eine Parentation halten. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die ſelige Frau zu loben, und hatte ihrer Eltern wenigſtens zehnmahl in allem Guten gedacht; aber, als die Reihe ans Opfern kam, legten ſie mir lauter Pfennige auf den Altar. So bald ſie herum waren, nahm ich alle die Pfennige, und warf ſie ihnen hinten nach. Der Schulze ſagte darauf laut in der Kirche: das ſolte mir viel ſolche Pfennige koſten. Die ganze Gemeine hat mich darauf, wie ich gehört habe, verklagt; allein ich habe einen guten Patron an dem Superintendenten, und werde morgen ſeiner Frau

Liebſte einen Sack mit Weißen ſchicken. So lange ich hier bin, haben die Bauern doch noch immer einen Dreier bei Leichen geopfert. So hat man immer hinter ſeinen Schafen her zu ſchlagen. Kommen Sie doch bald einmahl zu uns, und bringen Ihre Frau Liebſte mit. Ich habe heute eine Glucke geſezt, und, nach Ihrem Rathe, die Eier erſt in einen Hut gethan, und ſie alsdenn alle auf einmahl ins Neſt geſchüttet. Nun werde ich ſehen, ob ſie auch alle zuſammen auskommen. Noch eins. Ich habe geleſen, ein gewiſſer Doktor Semmler in Halle habe vom Kanon geſchrieben. Erkundigen Sie ſich doch einmahl bei Ihrem Edelmanne, der immer die neuen Bücher lieſet, was er damit ſagen wolle? Ich dächte, der Mann, da er doch Profeſſor Theologiä iſt, hätte etwas Beſſeres zu thun, als von Kanonen und Lavetten zu ſchreiben. Ich empfehle mich Ihnen, und Ihrer Familie, und bin unter herzlichem Komplimente von meiner Frau

IHR

ergebener Diener

M. CK. A.

2.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelehrter, Hochzuehrender Herr Amts-Bruder und Gevatter.

Ich habe Sie ſchon längſtens einmahl wollen beſuchen; aber es hat ſich immer noch nicht wollen thun laſſen. Dieſe Woche hab' ich wieder müſſen nach der Stadt reuten, weil ich mit dem Herrn Superintendenten etwas von Amtswegen zu ſprechen hatte. Des Schulzens Tochter hat ſich nehmlich laſſen — beſchlafen. Es iſt eine Schande, ſo ein groſſes Menſch; wenns ein Kind von ſechs oder ſieben Jahren wäre: ſo wäre ihr ſo ein dummer Streich wohl zu verzeihen. Sie bekennt auf den Knecht; ich denke aber immer, ich denke, mein Herr Patron ſeis geweſen: denn ſie liegt mir tagtäglich auf dem Edelhofe. Er hat mir vor einen Paar Jahren auch einmahl ein ſolch Stückgen mit meiner Viehmagd geſpielt, und, wenn er mir nicht rechte **gute Worte** in die Hände gegeben hätte, es hätte ihm nicht ſo hingehen ſollen. Der Bulle! er ſtöſt auf alles, was ihm vorkommt. Heute ſinds vierzehn Tage, da hat er nicht weit von ſeiner Gartenthüre einen neuen Springbrunnen laſſen anlegen, und nun geht er alle Abende, die Gott läſt werden, auf den Mädgensfang aus. Neulich hat er ſich gar einmahl in meinem eigenen Hauſe, wie ich aufs Filial geweſen bin, an meine Frau machen wollen; die hat ihn aber, wie ſie mir geſagt, derb abgewieſen. Indeſſen will des Schulzen Tochter nicht von dem Knechte ablaſſen, und ich werde ſie morgen in der Stille trauen. Wenns keine Sünde wäre, lieber Herr Bruder, es geht ſo mit den Accidenzien ſo ſchlecht: ſo wäre es gut, wenn ſo ein Accidenz alle Wochen käme. Indeſſen iſt es doch immer weniger Unrecht, einen Menſchen zum Leben, als von demſelben zu helfen. — Der Doktor Semmler in Halle ſchreibt nicht von Kanonen im Kriege, ſondern von Kanonen in der Theologie. Es iſt eine Wortſuchſerei. Wenn man ſonſt von Beweisſprüchen redete, ſo nannte man ſie dicta probandi, nun ſinds Kanonen probandi. Immer was Neues; wenn wir doch beim Alten blieben! So hat mir wenigſtens der Edelmann erzählt; er lachte dazu, als er mirs erzählte, warum? weis ich nicht. Genung, der iüngſte Tag mus nahe ſein. Es ſteigen immer mehr Antichriſti auf. O temporos!

o mora! Ihnen gehts mit Ihrer Sau, wie mir mit dem einen Pferde. Das iſt auf dem linken Auge blind geworden, und ich will ſehen, daß ich es noch auf inſtehenden Viehmarkt an den Mann bringe. Klappern gehört zum Handwerke. Auch hat mir die Marder funfzehn Paar Tauben gewürgt; es waren wohl zehn Paare dabei, die ich dem Schulzen weggefangen hatte. Wie du kommſt, ſo gehſt du. Sie haben es recht gemacht, wenn Sie die Eier alle in einen Hut gelegt, und alsdenn zuſammen ins Neſt geſchüttet haben. Ein bisgen Aberglauben kann nicht ſchaden. Nun kommts darauf an, ob am Neuiahrstage eine Manns- oder WeibesPerſon zuerſt in Ihr Haus gekommen iſt. Iſt das erſte, ſo kriegen Sie zwei Drittel Hahnen, und ein Drittel Hühner; iſt das lezte, ſo kriegen Sie noch einmahl ſo viel Hühner, als Hahnen. Ich habe bereits zwo Glucken geſezt, und die erſte wird übermorgen verſeſſen haben. Mein Hahn, den ich habe, tritt auf die Puterhühner; ich kann aber dieſes, vermöge meines Gewiſſens, nicht mehr leiden, und will ihn laſſen ſchlachten. Sonſt gehts mit meiner Einnahme ſo ſchlecht, wie mit der Ihrigen. Ein Kindtaufen hab' ich dis Jahr erſt gehabt, und dieſe Woche, **Gottlob!** die erſte

Trauung, wenn ich morgen des Schulzen Tochter mit dem Knechte traue. Leichen paſſiren auch nicht; vorm Jahre um dieſer Zeit hatt' ich ſchon neune; dis Jahr, **leider!** erſt drei. Sechſer kommen auch ſchon im Beichtſtuhle ein, und ich habe manchmahl des Sonnabends kaum zwölf Groſchen in allem. Soll man dafür Bier kaufen, oder Burkli? Die Erndte ſoll, denk' ich, bei uns gut werden, und das Getreide ſchlägt gewis auf: denn von allen Seiten her wird von Waſſerſchaden geſchrieben, und der ſtarke Winter hat auch an vielen Orten geſchadet. Ich denke auch einige Lämmer dis Jahr beim Zehend mehr zu bekommen, als im vorigen. Man reiſt auch wahrhaftig recht ab. Ich brauche ein Paar neue Hoſen ſo nöthig, wies liebe Brodt. Bei dem lezten Actu miniſterialis, welchen ich hatte, als ich eine Sechswöchnerin einſegnete, muſt' ich die Beine feſt zuſammenhalten, weil der halbe Boden hinten ris. Wenn ſie nur wenigſtens bis zur Erndte halten! Wie ich bei dem Herrn Superintendenten war, kam eben ſeine Frau in die Stube, und ſprach: Mein Kind, der Herr Magiſter A.. hat dir einen Sack mit Waizen geſchickt. Er antwortete: Gut, mein Herzgen, las dich bedanken, und melde ihm von meinetwegen, ich wollte ſeine Sache beſtens beſorgen. — Als etwas Neues mus ich Ihnen melden, daß mein Sohn die vorige Woche Magiſter geworden iſt. Er iſt nun ſchon ein halbes Jahr actu ſtudens, und hat alle Kollegia, bis auf die Logik, durchgehört. Weil ich weis, daß die Vernunft die Magd ſei, ſo ſoll er die Vernunftlehre zulezt hören, damit die Pferde nicht hinter dem Wagen geſpannt werden. Er wird uns nächſtens beſuchen, und ich habe es ſchon dem Knechte und der Magd geſagt, daß ſie ihn, wenn er kommt, Magiſter nennen ſollen. Junge Leute müſſen was auf Ehre halten. Wenn er da iſt, ſo wollen wir ſie zuſammen beſuchen. Unſer Kompliment an Ihre Frau Liebſte. Sie wird mit des Schulzen Tochter um eine Zeit ins Kindbette kommen. Ich bin

IHR

ergebener Diener
Gl. B..

Sinfonie,

welche ich in meinem Leben oft
geſpielt habe.

Scherzo.

Alles lacht mich an. Der Himmel iſt ſo allerliebſt blau und helle, die Sonne ſcheint ſo warm, die Vögel ſingen ſo ſchön, die Bluhmen blühen ſo ſchön, Buttervögel, Bienen, Spinnjungfern, alles tanzt um mich herum, die Mücken ſpielen in langen Piramiden, — jedes Nervgen, jedes Nervenfäserchen, bewegt ſich in mir; ich bin über und über Sinn, und dabei ſo ſorglos, ſo frei von allem Gram, daß ich ſchwebe. Ich trete kein Gräsgen nider, kein Würmchen todt, kein Sankläsgen entzwei; meine Brüder treten, ſo oft ſie gehen, ſo viele Grasſtengel in der Schöpfung nider, tödten ſo viele Würmchens, zermalmen ſo viel kleine Berge. Himmel! wo ſoll ich hin für Freuden? ich fahre zu dir auf, ehe du mich rufſt! Da ſitzen ſo viel Könige auf hohen Thronen, haben Zepter, theilen Ordensbänder aus, ſetzen Miniſter ein und ab, füttern Armeen, laſſen Kanäle graben, ſchreiben Schatzungen aus, geben Geſetze, kündigen Krieg an, ſchlieſſen Frieden, und — ſind nicht den tauſendſten Theil ſo glücklich, als ich. Ich ſtehe hier in dieſem Felde, hier auf dieſer Höh, hier unter dieſem Baume, und die ganze Schöpfung iſt mein. Ich bin König darüber, denn ich kann alles ſehen, alles hören; Brauche ich mir nun es mein zu nennen? Ich mag keine Handbreit Land, kein Fürſtenthum, kein Königreich, wie ihr es habt, die ihr die Menſchen beherrſcht: ich will ſo König ſein, ſo König bleiben, wie mich Gott dazu machte. Alles, was ihr habt, hab' ich auch. Was gehts mich an, daß die Wälder euer ſind? genung, ich kann unter ihren Schatten liegen! Ihr habt uns die Teiche genommen; aber ich kann doch eure Karpfen darinn ſehen ſpringen, eure Hechte aus denſelben heraus ins grüne Gras ſtreichen, und das Bild des Himmels ſich darinn ſpiegeln. Das Wild iſt euer; aber ich kann es doch ſehen graſen. Sonne, Mond, und Sterne, ſind mein, denn ſie leuchten mir. Ich mag nichts beſitzen, wie ihr, nichts mein nennen, wie ihr, ſo weis ich doch, daß ich keinem Menſchen Unrecht thue, und alles iſt mein, weil ich es ſehe und höre. Wie heiter, wie ſelig bin ich dabei! Meine Tage ſchlüpfen dahin, wie der Aal aus den Händen der Fiſcherin. Heute iſts ſo ſchön wie geſtern, morgen wie heute, übermorgen wie morgen, und ſo gehts fort. Da liegen ſie noch in dunkler Ferne vor mir, die vielen Tauſende meiner künftigen Tage; wie im Frühlinge die Stadt des Abends vor mir liegt, in einen dämmernden Nebel gehüllt: ſo liegen ſie da, neblicht und dämmernd. Wenn mir einer nach dem andern näher kommt, ſo verſchwindet der Nebel, ſo klärt er ſich auf; lauter Sonnenſchein, lauter Wonne! Wie im Meere zur Zeit ſeiner Stille ſeine Wellen Welle für Welle fortſchlüpfen: ſo flieſſen meine Tage Tag für Tag, ohne Sturm, ohne Ungewitter, vorbei. Ich ſitze in meinem Schifgen ruhig und heiter, rudere fort durch das Meer, fahre bey Dörfern, bei Städten, bei Reſidenzen, vorbei; nichts kümmert mich, nichts ſchreckt mich. Ich bin der Liebling des Schickſals, ich ſitze ihm im Schoſſe. Dort in iener Stadt wohnt mein Mädgen. In ienem Hauſe wohnet ſie, welches ſo hoch über den andern hervorragt, und zween Schornſteine hat. Sie redet immer von mir, ſie träumet von mir, ſie denkt nichts als mich, mein Bild iſt ihr immer vor Augen. O! wie ſchön iſt ſie! Ihr Auge ſo ſchwarz, ſo feurig, ſo durchdringend; ihre Mine ſo lächelnd, ſo ſanft; ihr Mund ſo klein, ſo grazienförmig; ihre Lippen ſo korallenroth; ihre Zähne ſo glänzend; ihr Hals ſo alabaſtern; ihr Buſen ſo voll, ſo wallend; ihr Leib ſo ſchlank, ſo proportionirt; ihre Hände ſo zart; ihre Füſſe ſo ſauber. Ihr weiſſes baumwollenes Kleid flattert um ſie herum; ihr Haar flieſſet die Schultern herab. Wenn ſie redet, ſo iſt es ſanfter Scherz; ſie beurtheilet nicht bitter, lacht nicht höhniſch, denkt nicht, ieder, der ſie anſieht, ſei ein Freier, iſt beſcheiden, liebreich, vertraulich, ohne Zurückhaltung. Bald ſizt ſie im Klaviere, und ſpielet meine Leibarie, und ſingt dazu. Bald lieſet ſie von Amint und Chloen, und denkt, ich ſei Amint, und ſie Chloë. Bald geht ſie in ihren Garten auſſer der Stadt, geht, und denkt an mich, denkt an mich, und ſieht nach der Gegend hin, wo ich lebe. O die Liebenswürdige! die Göttliche! Schon eilen die Tage herbei, in welchen ſie nicht mehr von mir entfernt ſein wird! wo ſie mein ſein wird! wo meine Lippen ſich unaufhörlich an die ihrigen drücken, wo unſere Seelen zuſammenflieſſen, und Himmel und Erde vor unſern Augen vergehen, zertrümmern, verſinken werden! Denn leben wir wie die Seligen auf ihren Inſeln; weit weg vom Geräuſche der Welt, in unbemerkter Stille verſcherzen wir unſere Stunden, ſtehen lachend auf, legen uns lachend nider, und weinen keine Thräne, als die, welche die Freude weinen macht. Denn mögen die Thoren ſich um Ordensbänder, um Titel und Würden, zanken, die Gelehrten ſchreiben, die Recenſenten loben und tadeln, die Zeitungsſchreiber lügen und wahr reden, die Krieger kriegen, die Sieger ſiegen; wir flechten uns Kränze, bauen uns Ehrenpforten, ſchneiden Bänder entzwei zu Orden, und laſſen Welt — Welt ſein. Da liegt ſie denn da vor unſern Augen, die groſſe, weite Welt, wie die Kugel unter den Füſſen des Jupiter Olimpius; wir pflanzen unſer Geſchlecht fort, erziehen unſere Kinder, lieben uns, lieben uns immer. — — O ihr Thoren, die ihr den Himmel anſehet, und ſeufzt, warum ſeufzt ihr? Könnet ihr nicht, wie ich, des Lebens genieſſen, euer Leben euch als eine Ewigkeit denken, und in dem groſſen Reichthume des Guten, der euch offen ſteht, allenthalben zugreifen, wo ihr wollet? Ich will das Leben vertanzen, verküſſen, verſpielen, vertrinken! — Komm her, du Wein vom Rheine, du Göttertrank, in Champagnens Weingärten gereiſt! Flieſſe ſanft in mich ein, ſtärke meine Muſkeln, belebe meine Geiſter, veredle mein Blut! Auf das Wohlſein meines Fürſten, meines Vaterlandes, und meiner Schönen, will ich dich trinken. Vivant! es leben mein Fürſt, mein Vaterland, mein Mädgen, und ich! Treflich! Vortreflich! nie ſchmeckteſt du mir ſo ſchön! nie trank ich dich ſo mit feurigem Muthe. Nun iſt das Feld noch ſchöner, welches vor mir liegt, der Himmel noch blauer, die Luft noch wärmer, — — So will ich euch genieſſen, ihr Freuden, welche die Natur mir aus ihrem Schooſſe reicht, und verbinde ich euch einſt mit den Freuden der Liebe, ſo ſoll die Nacht für mich Tag, die Abenddämmerung Morgenroth, die Dornen Roſen, die Erde Paradis, und das Leben Seligkeit ſein! In Liebe hingegoſſen, in den Umarmungen meiner Gattin verlohren, meiner ſelbſt nicht mehr bewuſt, ekſtatiſch liege ich denn da, wo die Liebe Bette macht, und höre auf zu ſein, — höre auf zu ſein, — zu ſein, — zu — ſein.

Lamentoſo.

Doch, was ſehe ich! grauſamſchrecklicher Anblick! — Ich ſoll einmahl — Leiche werden! da liegen ohne Bewuſtſein, ohne Gefühl, ohne Leben! ſein, was das Thier iſt, das geſtern geſchlachtet, und heute gegeſſen ward! Gott! mit welcher ſchwarzen Scene endet ſich des Menſchen Lauf! Kaum werde ich die Welt angefangen haben, zu genieſſen: kaum meines Lebens froh geworden ſein: ſo ſchlägt ſie, die Zerſtöhrung bringende Stunde! Denn kommen die gemietheten Träger, nehmen mich im ſchwarzbehangenen Sarge auf, tragen mich aus dem Schoſſe meiner Familie, und der lebendigen Welt, ſetzen mich um Mitternacht zwiſchen Gräbern hin, blicken in meine Gruft, laſſen mich einſenken, beſcharren, gehen wieder weg, und — vergeſſen mich. Noch kann ich dich nicht denken, Tod! was du ſein wirſt. Ich ſahe dich leiden! meine Eltern dich leiden, und einen meiner Freunde, den ich, wie mich, liebte; aber noch hören alle meine Sinnen auf, zu wirken, wenn ich mich an den Zeitpunkt zurückerinnere! Wie ſie da kämpften! wie da der Schweis auf ihrer Stirne wie Regentropfen ſtand! wie da ihr redliches Herz arbeitete! wie ſie da röchelten! Ach! wie oft preiſe ich ſie glücklich, daß ſie überſtanden haben! Sie haben gekämpft, gearbeitet, geröchelt, — aber ich Armer ſtehe noch da, und erwarte meine Angſt! Wie der Verurtheilte, wenn der Stab über ihm zerbrochen iſt, ſeine Stunden zählet, ſo ſtehe ich da, und zähle die meinigen. Iſt es möglich, daß ich, der ich iezt bin, und denke, aufhören kann, zu denken, und zu ſein? Wie wird mir ſein, wenn dis geſchieht? wenn der lezte Gedanke durch mich hindurchgeht? wenn alle meine Empſindungswerkzeuge zerrüttet werden, und mein Gefühl einſchlummert? Ach Gott! dunkle Nacht wird iezt ſchon alles vor mir, wenn ich an dis den Menſchen unausweichliche Schickſal denke! Liebenswürdige Schöpfung! ſo biſt du denn für mich verlohren! Ach! verlohren alsdenn für mich alle deine Freuden, deine Schönheiten und Reize! Kein Jubelton tönt denn mehr um mich! Keine Nachtigall ſchlägt mehr für mich! keine Bluhme blüht mehr für mich! keine Sonne ſcheint mehr für mich! Ich gehe denn nicht mehr hin in den Hain, ſetze mich nicht mehr unter ſeine Lauben, ſchlummere nicht mehr in ſeinem Graſe! Grünet nur, ihr Sträucher, ſchmücket euch, ihr Wieſen! Nicht mehr für mich! Ich werde Staub; gehe erſt durch Fäulnis und Verweſung hindurch, und löſe mich in Aſche auf. Denn kommt ein unwiſſender Nachkomm in dreiſſig oder vierzig Jahren, reiſſet mein Grab wieder auf, ſenket ſeinen Freund hinein, und wirft meine Aſche heraus. Wirbelnd verweht mich denn der Nordwind, und, wenn die Erde, auf welche mein Staub fällt, von Regen, Sonnenſchein, und Thau, befeuchtet, Grasſtengel treibt, Heide hervorbringt, oder Moos zeugt, oder Holunder, ſo werde ich in kurzem Heide, Gras, Moos, oder Holunder. Ach! wenn ich denn auch dem Tode zum Opfer werden müſte, wenn mir denn nur noch der Troſt gewähret würde, daß mein Staub — mein Staub bliebe! Würde ich doch lieber, wenn mein Leben ſtille ſtände, verbrannt, meine Aſche zuſammengekehrt, in eine Urne geſammlet, und auf einem Aehrenfelde, oder auf einer

ner Wieſe, tief eingeſenkt, ſo ruhete ich doch: ſo bliebe ich doch — **aufgelöſter Menſch**! Und was hilft mir denn alle meine Arbeit, mein Fleis, meine Bemühung, vollkommner zu werden, wenn ich denn nun nicht mehr bin. Wozu habe ich mich vom Pöbel entfernt, meine Kenntniſſe erweitert, meine Triebe gebeſſert? wozu die Sommernächte durchwacht, Hinderniſſe überwunden, Gefahren nicht geſcheut, mislungene Verſuche wiederhohlt, Bequemlichkeit, Ruhe und Vergnügen aufgeopfert? — Ach, Schöpfer! mit Unruhe blickt mein Auge zu dir auf! Warum gabſt du dieſem Herzen, das dich aufrichtig liebet, nicht eine Quelle des ewigen Lebens? Wer gibt mir die Verſicherung, daß mich meine Gattin überlebet? So ſoll ich denn nicht nur ſelbſt ſterben, ſondern ſie auch ſterben ſehen? Und, wenn ſie mich denn überlebte; wenn ich denn in ihren Augen die Thränen ſehen würde, welche ſie um meinen Tod weinet; wenn ſie denn da ſtände an dem Bette, auf welchem ich meine Glieder dem Tode entgegenſtrecke, meine Hände falte, ſie nach ihr hin reiche, ſie wieder falte, zu Gott erhebe, und ſie denn von mir werfe; wenn ſie denn ſo da ſtände, meine Augen brechen, meine Geſichtszüge ſich verzerren, meine Lippen erblaſſen, und die Schauer der lezten Noth mich überfallen ſähe, — ſich über mich hinlegte, mich noch im Abſcheiden küſte, meinen kalten Todesſchweis abtrecknete, und ich den ſanften Druck ihrer Hände noch ſterbend auf meinen Wangen fühlte; ach! ich Elender! ich Zerſchlagener! wie ſchwer würde mir der Tod werden! Doch, ich werde ſie müſſen ſterben ſehen; was für ein jammervoller Auftritt ſteht mir da bevor! Da ſehe ich ſie denn, die Geliebte meines Herzens, die die Freude meines Lebens war, die ich ſo oft an mein Herz drückte, in meine Arme ſchlos, und meine ganze Seele nannte, wie ſie leidet, wie ſie kämpft und ringet! wie ſie mich, denn wieder Gott, denn wieder mich, anſiehet, die Hand mir reicht, mit mir reden will, und es nicht mehr vermag, mich anſehen will, und die Augen ſich nicht mehr drehen wollen, wie ſie ſich heftig gegen den Tod ſträubet, mit allen Gliedern zittert, denn ſtille wird, ſich zur Ruhe legt, nicht mehr athmet, und ſtirbt. Zu ihren Füſſen ſtürze ich denn nider, und bin ohne Empfindung! Doch, ich werde wieder aufſtehen, mich wieder ermannen, ſie kalt und ohne Bewegung finden, und mit zu ihrem Grabe gehen müſſen. In Thränen ſchwimmend werde ich ſie denn ſehen, wie ſie die mütterliche Erde in ihren Schos aufnimmt; troſtlos, allein in der Welt, gehe ich denn von ihrem Grabe, bringe meine Nacht ſchlaflos zu, kehre am Morgen wieder zu demſelben zurück, ſetze mich neben denſelben hin, und denke: Hier liegt ſie, die Redliche, die Treue, die an meinen Freuden Theil nahm, mein Unglück empfand, mich tröſtete, und ihren Kummer verbarg, in der Stille litte, und nur für mich lebte! Ach! alle ihr Freudenvolle Tage, die ich an ihrer Seiten hatte, wie theuer mus ich euch in dieſen Stunden bezahlen! Und wer weis, was für Leiden mir auſſerdem noch über kurz oder lang bevorſtehen?

ſtehen? Wer weis, wie viel tauſend andere Verluſte ich auſſerdem noch werde dulden müſſen? Dunkle Ahndungen gehen in den Abgründen meines Herzens im Kreiſe herum, wenn ich in die Zukunft blicke! Tag, den ich morgen lebe, vielleicht fangen ſich mit deinem Anbruche Qualen für mich an, die ſich nie wieder enden! Wie traurig iſt des Menſchen Loos! Ach! arme Natur, arme menſchliche Natur, wie unglücklich biſt du! Wie wird dir das Bisgen Freude, welches du haſt, ſo verbittert, ſo vergällt! Ich bebe, — Schwermuth überfällt mich! In der ganzen weiten Schöpfung iſt kein Räumchen, kein Plätzgen, ſo gros auch nur, daß ein Sarg darauf ſtehen könnte, wo ich mich hinſetzen, ruhig ſein, und Troſt ſchöpfen könnte! — —

Tranquillamente.

Wohin war ich gerathen?! Dank ſei es meinem Genius, daß er mir eingab, daß ich von dem Orte, wo ich geſeſſen hatte, aufſtand! Dadurch bekam mein Blut einen andern Umlauf, und ich befinde mich wieder ruhiger. Es iſt nicht beſſer, wenn uns ſchwermüthige Gedanken überfallen, als daß wir aufſtehen, wenn wir ſitzen, oder, wenn wir ſtehen, uns zwei- bis dreimahl im Kreiſe herumdrehen. Wer ſollte glauben, daß der Menſch ſo viel Maſchine wäre? aber ſo oft mirs wieder ſo geht, will ich zu dieſem Mittel greifen: denn es iſt nun einmahl ſo. — Nachdem ich nun wieder frei athme, will ich den feſten Vorſatz faſſen, nie in der Welt, weder in der Freude, noch in der Traurigkeit, ſo weit auszuſchweifen. Die Welt iſt gut und ſchön. In ihrem Schoſſe entſpringen ſo viel Tauſendmahltauſende der reichhaltigſten Quellen von Wonne und Vergnügen, daß ich das undankbarſte Weſen in der ganzen Schöpfung ſein würde, wenn ich ſie nicht aufſuchen, und aus ihnen ſchöpfen wollte. Nein, ich will ferner in den Hain gehen, unter ſeinen Lauben am Bache mich ins lange Gras niderlegen, die Steinchens im Bache zählen, die Gründlinge in kleinen Heeren durch das Waſſer hinſchlüpfen, und die Fröſche ihre Köpfe aus demſelben emporheben ſehen; ich will von iener Anhöhe ferner ins Thal blicken, die weit ausgeſtreckte Ebene zu meinen Füſſen betrachten, alle die Dörfer, alle die Vorwerke und Meierhöfe, überſchauen, welche in derſelben zerſtreut umher liegen, und dabei mein Herz ſtärker klopfen fühlen. Ich will an meine Geliebte denken, und mich auf den Tag freuen, der uns verbinden wird, und auf die Tage, die ihm folgen werden. Ich will mir vorſtellen, wie ich zu ihrer Seiten ſitze, ſie umfaſſe, ſie an mein Herz drücke, und tauſend Küſſe auf ihre Lippen hefte; aber, damit ich in meiner Freude nicht ausſchweife, will ich denken, daß in der

Welt nichts gewis ſei, daß ich auf nichts ſichere Rechnung machen könne, und daß am Ende, ſo glücklich ich auch geweſen bin, mich doch der Tod treffe. Die Einrichtung iſt nun einmahl ſo, und ich bin gewis, wenn wir auch den tauſendſten Theil ſo viel Gutes nur in der Welt genöſſen, als wir iezt genieſſen, und nur den zehnten Theil ſo lange lebten, als wir iezt leben: ſo würden wir noch immer, wenn wir anders redlich und gut denken, ſtündlich Urſach haben, dem zu danken, der uns ſchuf, daß er es uns ſchuf. Wenn ich alſo im Haine unter Lauben am Bache im Graſe liege, ſo will ich denken: einſt komme eine Zeit, wo ich nicht mehr in dieſem Haine walle, nicht mehr unter dieſen Lauben liege, nicht mehr in den Bach hinblicke! Wenn ich von der Anhöhe ins Thal ſchaue, ſo will ich denken: Ich werde nicht immer von hieraus die unten liegende Landſchaft betrachten; es kommt eine Zeit, wo ich nicht nur dieſe Landſchaft, ſondern die ganze mich umgebende Welt, aus meinen Augen verliehre! Wenn ich die Sonne anblicke, will ich denken: ihr Licht wird nicht immer für mich ſcheinen; ſie wird mich nicht immer erwärmen, nicht immer vom Schlafe wecken! Wenn ich an iene Freuden denke, welche die Liebe mir reichen wird, will ich denken: Wie ich mich mit dir, mein zweites Leben, vereinigen werde, ſo werden wir uns auch wieder trennen!

Nichts in der Welt iſt beſtändig, auch der Liebe Seligkeiten nicht. Hierdurch werde ich es ſo weit bringen, daß ich meine Freuden in der Welt, ſie mögen ſein, von welcher Art ſie wollen, nie bis zur Ausſchweiſung genieſſe. Ich werde dadurch gleichgültiger werden gegen irdiſchen Gewinn und Verluſt; und, wenn dis iſt, ſo iſt mein Zuſtand, ſo wankend er iſt, um ein gut Theil befeſtigt. Ueberfällt mich Schwermuth und Traurigkeit, ſo will ich mich dadurch für einem zu hohen Grade derſelben verwahren, daß ich mich niemahls ohne Gott denke. Warum härme ich mich denn? Bin ich denn von mir ſelbſt, und mir allein überlaſſen? Schuf mich denn nicht ein Gott der Liebe? Ach! Seligkeit, unausſprechliche Seligkeit, ſtröhmt bei dieſem Gedanken in mein beklommenes Herz! Nun, der mich ſchuf, ſorget auch für mich. Sein Auge ſieht auch auf mich; ſeine Fürſehung leitet mich. In meinem ganzen Leben iſt alſo kein Vorfall ſo klein, ſo unbedeutend, ſo gering, bei welchem ſeine Hand nicht ſei. Dank ſei es dem Göttlichen, welcher mir ſagte, daß ohne des Schöpfers Willen kein Haar von meinem Haupte falle! Wie ſtark, wie edel war der Gedanke! Und eben ſo gewis weis ich auch, daß alles, was mir unter den Händen des Allesregierenden begegnet, von der Beſchaffenheit ſei, daß es auf eine nahe oder entfernte, auf eine mir vergeborgene oder mir bekannte Weiſe zu meinem Glück ausſchlagen müſſe. Denn ich bin ein Chriſt, und ſo iſt dieſer Gedanke für mich ſchon erwieſen genung. Sind andere keine Chriſten, — bin ichs doch, und werde ich es doch ſo lange ſein, bis mich Gott zu etwas Beſſerm machen wird. Ich will alſo alles abwarten, alles annehmen, wie es kommt, dabei thun, was ich thun kann, und das Uebrige als ein Zuſchauer gelaſſen mit anſehen. Eben ſo will ich über meinen Tod denken. Wahr iſts, er iſt Schande der menſchlichen Natur. Er iſt auch Elend genung, denn er macht eine Lücke in meinem Daſein. Redet von Unſterblichkeit der Seele, was ihr wollet; weder Sokrates, noch ſein Kommentator Mendelsſon, werden mich davon überzeugen; ich glaube keine. Wenn ich todt bin, ſo bin ich ganz todt, ſo wie, wenn ich lebe, ich ganz lebe. Menſch iſt eine Kompoſition von Leib und Geiſt; eins von beiden allein kann nicht Menſch ſein; und daß die Seele mit einem Corpuſkel auswandere, glaube ich wohl zwiſchen eins und zwei des Nachts, wenn ich ſchlafe, aber nicht zwiſchen eins und zwei Mittags, wenn ich wache. Allein, was hilfts? mein Tod iſt nun einmahl in den Plan meiner Beſtimmung mit eingeflochten. Ich mus ihn alſo leiden. Ich werde mich krümmen genung unter ihm müſſen, wenn Gott mir nicht die Gnade thut, und mich plötzlich abruft. — Dieſe Gnade aber kann ich ihm nicht vorſchreiben; er gibt ſie nur wenigen, und die wollen wir ſelig preiſen. Doch in die dunkelſte Scene fällt ein heiterer Lichtſtrahl. Ich ſterbe, — nicht auf immer! Gelobet ſei der göttliche Prophet, der zuerſt dis höchſte Gut deutlich verkündigte! Ich will mir alſo den Tod und ſeine Schmerzen dadurch zu erleichtern ſuchen, daß ich immer mit einem Auge auf die Scenen hinblicke, die über dem Grabe hin ſich wieder öfnen werden. Steht denn meine Freundin, meine Geliebte, neben meinem Sterbebette, und ringt die Hände, ſo will ich zu ihr ſagen: Ich gehe voran, du folgſt, — wir treffen uns wieder, wieder auf ewig, wieder in beſſeren Welten. Steh' ich neben dem ihrigen, und ſeufze, ſo will ich ſprechen: Du gehſt voran, ich folge, — wir treffen uns wieder, wieder auf ewig, wieder in beſſern Welten.

Nöthige Anmerkung.

Wenn Sie, meine Herren und Damen, ſichs etwa einfallen lieſſen, dieſe Sinfonie zu ſpielen, welche ich ſo oft geſpielt habe; wie ich denn wohl glaube, daß Sie ſie ſpielen werden: ſo belieben Sie das Scherzo und das Lamentoſo nur einmahl gerade durch zu ſpielen, das Tranquillamente aber zwei- bis dreimahl; wie Sie wollen. Das Scherzo hat $\frac{3}{8}$ Takt, das Lamentoſo ganzen, und das Tranquillamente $\frac{2}{4}$.

Anfang
zu einem
Vorredemagazin.

in zwielichten entworfen.

Vor einer Sammlung von Predigten.

Weder Eigenliebe, noch Eigennutz, haben mich verleitet, gegenwärtige Sammlung von geiſtlichen Reden öffentlich ans Licht treten zu laſſen: ſondern ich habe es auf das einſtimmige Bitten meiner Gemeine gethan. Sie haben mich erſucht, mein Pfund nicht ſo zu vergraben, und blos meine Predigten für ſie, ſondern für die ganze chriſtliche deutſche Welt, zu halten. Da ſie mich ſo zärtlich lieben, wie vielleicht kein Hirte weiter von ſeinen Schafen geliebet wird: ſo haben ſie mir hierzu gerathen, damit ich auſſerhalb der Stadt, wo ich predige, bekannt, und weiter vocirt werden möchte.

Vor Katechiſmen.

Man hat bei Ausgabe dieſes Katechiſmus gar nicht die Abſicht gehabt, vornehmen Standesperſonen und Leuten von Diſtinktion damit beſchwerlich zu fallen. Katechiſmen ſind nur für Schuſter und Schneider, und andere Handwerksleute, Taglöhner und Bauern, damit ſie ſich bequemen, ferner Steuern zu entrichten, vornehmen Leuten zu borgen, den Hut vor ihnen abzuziehen, Hofedienſt zu fahren, und bei Waſſer und Brod zu leben. Leute vom Stande bedienen ſich ihrer Leidenſchaften ſtatt eines Katechiſmus.

Vor einer künftigen Ausgabe von Gellerts Schriften.

Gellert wäre der ſchätzbarſte Mann von der Welt geweſen, wenn er in ſeinen Schriften nicht ſo viel von Religion geſprochen hätte. Da in funfzig Jahren vermuthlich keine Religion mehr ſein wird: ſo hat er dadurch gemacht, daß er in funfzig Jahren nicht mehr wird geleſen werden. Um alſo ſeinen Schriften eine längere Dauer zu geben, hat man in gegenwärtiger Ausgabe alle Paſſagen, wo etwas von Religion vorkommt, abgeändert, und eine andere von Liebe und Wein dafür ſubſtituirt; oder, wo dis nicht gut anging, weil ſonſt zuweilen viele Bogen hinter einander hätte von Liebe und Wein geredet werden müſſen, und der geehrte Leſer dadurch in Gefahr gerathen können, entweder ſich im Weine zu übernehmen, oder — Haſe zu werden, gar weggelaſſen. Statt der geiſtlichen Oden und Lieder ſind Wielands Kombab, und Roſts Zeiſigneſt, eingerückt worden.

Noch vor Predigten.

Da man mir geſagt hat, daß mein geiſtlicher Vortrag durch mein Exterieur ungemein an ſeinem Werthe erhöhet werde, und daß ſie ſich nicht den zehnten Theil ſo gut würden leſen, als hören laſſen: ſo habe ich geglaubt, es ſei meine Pflicht, ſie im Druck erſcheinen zu laſſen, damit der Nutzen, welchen ſie ſtiften können, deſto ausgebreiteter werden möge.

Vor einem deutſchen Adels-lexikon.

Man findet in dieſen ſorgfältig geſammleten Nachrichten den Kern des menſchlichen Geſchlechts in Deutſchland. Das menſchliche Geſchlecht in Deutſchland iſt nehmlich wie eine Kokernus behandelt worden; es war viel Schale, und wenig Kern; die erſtere hat man weggeworfen. Ehrfurcht und Brunnentiefes Gefühl ſeiner Unwürdigkeit mus ieden bürgerlichen Lumpenhund überfallen, wenn er einen Blick auf dieſe Reihen von glänzenden Nahmen wirft, deren Träger von dem erſten bis zum lezten lauter ehrenvolle Zierden der Menſchheit waren. Ziehet den Hut ab, Bürgerliche Leſer, hier ſind die Edlen aus euch! Schnallet ihnen die Schuh zu! traget ihnen die Paraplüs nach! Die altadelichen Familien hat man an den Anfangsbuchſtaben mit Schimmel überſtrichen, um ihr Alterthum anzuzeigen, und die neugebackenen haben hinten ein Kreutz, weil ſie erſt entſtanden ſind; ſtatt, daß ſonſt bei den ausgeſtorbenen das Kreutz vorne ſteht.

Vor einem Jusnaturâ.

Der Leſer findet in dieſem Buche alles aus einander geſetzt, was ein Bürger der Erde dem andern in allen Verhältniſſen ſchuldig iſt. Es dienet nicht ſowohl dazu, die Uebereinſtimmung des bürgerlichen Rechts mit dem natürlichen zu zeigen, als Anleitung zu geben, wenn ſich irgend ein Romanmanſchreiber es einmahl einfallen lieſſe, die Saturniſchen Zeiten, oder das goldene Weltalter, zu ſchildern.

Vor einer künftigen Ausgabe der Leiden des iungen Werthers.

Dieſes Büchelgen ward darum geſchrieben, daß man vernünftigen Menſchen zeigen wollte, wie weit die Thorheit eines iungen Menſchen gehen könne, der einer nicht zu befridigenden Leidenſchaft den Zügel läſſet. Es ward daſſelbe ſo ſchön geſchrieben, nicht, um die Sache ſelbſt zu empfehlen, ſondern auf eine ſatiriſche Art erweislich zu machen, was für Wendungen, Ausflüchte und Schlupfwinkel das menſchliche Herz auch bei ſeinen ſchwärzeſten Laſtern ſuche. Man konnte daſſelbe um ſo ſicherer in die Welt ſchicken, weil nicht leicht zu beſorgen iſt, daß iemand wieder auf den Einfall kommen ſollte, ſich um eines Mädgens willen zu erſchieſſen, und weil, wenn ia einer und der andere darauf kommen ſollte, es beſſer iſt, er erſchieſſe ſich lieber heute, als morgen, damit er nicht noch iemand anders erſchieſſe.

Vor Leichenreden.

Es ſind folgende Reden ausgeſuchte Muſter der wahren und ächten panegiriſchen Beredſamkeit, und haben alle Männer zu Gegenſtänden, welche bei ihren Lebzeiten gefürchtet, bewundert und angeſtaunet wurden. Mit Recht hat man ihnen daher durch Bekanntmachung dieſer Reden ein Ehrendenkmahl ſtiften wollen. Hätten ſie in ihrem Leben auch nur eine einzige gute Handlung verrichtet, ſo hätten ſie dieſe Leichenreden nicht gebraucht.

Noch vor Predigten.

Da ich mich von ieher befliſſen habe, mich nach den beſten Muſtern zu bilden, und ſo gar in einigen meiner Predigten ganze Stellen aus dem Mosheim, Saurin, und Fleſchier, ausgeſchrieben habe: ſo laſſe ich gegenwärtige Sammlung darum an das Licht treten, damit meine Leſer, welche den Saurin, Mosheim, und Fleſchier, beſitzen, welche meine Zuhörer nicht beſaſſen, darüber urtheilen können, ob ich ſie richtig ausgeſchrieben habe.

Vor einer künftigen Ausgabe von Lankiſchens Konkordanz.

Zu den vielen weſentlichen Vortheilen, welche dieſes weitläuftige und mühſame Werk ſtiftet, verdienet mit Recht dieſer gerechnet zu werden, daß ein Prediger auf der Kanzel ſo fort ſeiner Gemeine ſagen kann, wie oft dieſes oder ienes Wort in der heiligen Schrift vorkomme, als welches unausſprechliche Erbauung ſtiftet. Ueberdis kann er auch, ſo bald er ſein Thema gewählt hat, mit einem Blicke alle die Stellen überſehen, in welchen iedes Wort ſeines Themas befindlich iſt. Wenn er zum Exempel das gläubige Dennoch vorſtellet: ſo kann er aus den Stellen, in welchen dis Wort Dennoch vorkommt, ſeine ganze Predigt machen.

Vor einem mediciniſchen Handbuche.

Junge angehende Medici können aus dieſem Buche den beſten Unterricht ſchöpfen. Die Simtomen ieder Krankheit ſind ſo deutlich angegeben, daß ſie ſich füglich auf alle Krankheiten paſſen. Die Medikamente ſind ieder Krankheit beigefügt, und der iunge Arzt hat ſich für nichts, als für Druckfehler, in Acht zu nehmen. Sollten bei mancher Krankheit zehn oder mehrere Medikamente angeſezt ſein: ſo kann ſie der iunge Arzt vom erſten bis zum lezten an durchprobiren, bis er dasienige trift, welches hilft. Trüge es ſich zu, daß der Patient darüber ſtürbe: ſo hat er den Troſt im Tode, daß er methodice ſtirbt.

Vor Feenmährchens.

Für kluge Leſer ſind dieſe Stücke nicht geſchrieben, ſondern eigentlich nur für Ammen und Kindermägde. Man hat nehmlich bemerkt, daß in den Kinderſtuben noch gröſtentheils lauter alte, abgedroſchene und abgeſchmackte Hiſtörchens erzählt werden, und daher auch dieſer Gattung von Wiſſenſchaft einen neuen Anſtrich geben wollen. Das geehrte Publikum wird daher erſucht, gegenwärtige Sammlung ie eher ie lieber allen Kindermüttern, Kinderammen, und Kinderwärterinnen, in die Hände zu geben, weil der Menſch nicht früh genung zu Mährchens gewöhnt werden kann, indem er in ſeinem eigenen Leben hernach Mährchen auf Mährchen findet.

Vor einer Sammlung von Schauſpielen.

Das Theater iſt eine der wohlthätigſten Erfindungen für das menſchliche Geſchlecht, und ſtiftet weit mehr Nutzen, als die Kanzel. Bei Aufführung einer Komödie kann man noch mehr Erbauung haben, als bei Anhörung einer Predigt. In groſſen Städten, welche für die kleinern den Ton anſtimmen, hält es daher ſchon ſchwerer, in einem Komödienhauſe einen Sitz zu bekommen, als in der Kirche. Zu . . ſoll es auch ſchon im Werke ſein, an der Kirche zu St . . ein Komödienhaus zu machen. Mit Recht verdienen daher diejenigen von ihren Mitbürgern, als allgemeine Wohlthäter angeſehen zu werden, welche für das Theater arbeiten, und da gegenwärtige Sammlung lauter ſolche Stücke enthält, die, ausgenommen in Düſſeldorf, mit allgemeinen Beifall aufgeführt worden ſind, ſo ſchmeichelt man ſich, zur Ehre der Chriſtenheit, mit der Hofnung, daß ſie mit mehrern Beifalle werde aufgenommen werden, als die heiligen Reden der Mosheime, Jeruſalemme, und Kramer.

Vor einer künftigen Ausgabe des Lebens des Eulenſpiegel.

Das Publikum findet hier den gröſten Humoriſten, der in Deutſchland gelebt hat, und gegen den alle Arbuthnots, Swifts, Sternens, und Lafontainens, bloſſe Schatten ſind. Er dachte alles anders, handelte alles anders, als andere Leute, aus der natürlichen Urſache, weil er nicht ſo handeln und nicht ſo denken konnte, wie ſie. Es wäre zu wünſchen, daß Deutſchland bald wieder einen Eulenſpiegel bekäme! Doch vielleicht iſt er ſchon da in der Perſon des . . .

Vor einem Geſangbuche.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß in unſern Tagen verſchiedene Liederdichter bekannt geworden, die von allen Recenſenten weit und breit gerühmt worden ſind; allein, man hat doch angeſtanden, ihre Lieder in dieſes Geſangbuch mit einzurücken. Da die mehreſten Mitglieder dieſer Gemeine alte Weiber und alte Jungfern ſind, ſo hat man die alten Lieder, welche ſie vor dreiſſig, vierzig geſungen haben, beibehalten, und die wenigen neuen, welche eingeſchaltet worden ſind, nach ihrem Geſchmacke umgebildet. Da in den alten Liedern vieles vorkommt, welches keinen rechten Sinn hat: ſo ſind ſie um deſto erbaulicher. Es wäre zu wünſchen, daß nach dieſem Muſter alle neue Geſangbücher eingerichtet würden!

Vor Polemicken.

Wunderbare Erſcheinung! wird mancher ſagen; in unſerm fridſamen Zeitalter eine Polemick! Wozu dieſe? Soll die Ruhe unter den Theologen mit Gewalt wieder geſtöhrt werden, die zum allegmeinen Nutzen des Chriſtenthums unter ihnen zu herrſchen anfängt? — Meine Herren, es iſt in dieſem Buche

Polemick, und keine Polemick. Polemick: Sie ſehen daraus, wie in allen Jahrhunderten die Theologen ſich gezankt, gebiſſen, geſchlagen, und verdammt haben. Keine Polemick: Sie ſehen, wie ſie ſich zu allen Zeiten um des Kaiſers Barts willen gezankt, gebiſſen, geſchlagen, und verdammt haben.

Vor einer aſcetiſchen Schrift.

Aſcetick iſt Humor in der Religion. Da wir nun zu gutem Glück in dem humoriſtiſchen Zeitalter leben: ſo hat der Verfaſſer geglaubt, er werde in dem rechten Zeitpunkte ſchreiben. Sollte wider Hoffen und Wünſchen ſein Buch keinen Beifall finden, ſo wird er nächſtens auf dem Yorickſchen Klepper ins Publikum reuten, und ſollte er ſich auch hier nicht in den Sattel ſchicken, ſo wird er aus Deſperation ein Recenſent werden, um ſeinen aſcetiſchen Geiſt einigermaſſen zufriden zu ſtellen.

Vor einer Reiſe ins Südmeer.

Der Verfaſſer hat vor allen, die in dieſes Meer gekommen ſind, und hernach ihre Reiſebeſchreibungen herausgegeben haben, den Vorzug, daß er in ſeinem Leben nicht ins Südmeer gereiſet iſt, auch nicht einmahl daran gedacht hat, dahin zu reiſen. Er hat die Charte vor ſich genommen, die Lage der Länder und der Oerter, ihre Nahmen, ihre Entfernung von der Linie, ſorgfältig beobachtet, Ungewitter und Stürme, die natürlicher Weiſe alle Reiſende in dieſes Meer betreffen, hinzugeſezt, und iedes Orts Merkwürdigkeiten ſo angegeben, wie er glaubte, daß ſie ſein möchten. Der geneigte Leſer wird finden, daß alles darinn ſo wahrſcheinlich ſei, wie in Lord Anſons, Birons, und Boujainwillens, Reiſen.

Vor einer Schrift, in welcher das Daſein Gottes geleugnet wird.

Es iſt dieſe Schrift das ſchnelſinnigſte Produkt des menſchlichen Verſtandes, welches iemahls zum Vorſchein gekommen iſt. Der Verfaſſer iſt eben derſelbe, welcher vor kurzem die Piece über die Epiſteln des viereckigten Dreiangels geſchrieben hat, und eben dis hat ihn zum Beweiſe der Nonexiſtenz eines höchſten Weſens geführt. Wie die Schneeflocken alle in der Luft durch einander fahren, und auf der Erde doch ſo ordnungsvoll zuſammenfallen, daß ſie eine Schlittenbahn bereiten: ſo hat ſich der Autor die Entſtehung der Welt, und den Zuſammenflus der Atomen, vorgeſtellet, und man kann daher ſein Siſtem das Schneeflockenſiſtem nennen. Die erſtaunende Anſtrengung, welche er dabei nöthig hatte, hat ihn ſo enervirt, daß er bereits ein halb Jahr im Tollhauſe iſt.

Vor einem hundertiährigen Kalender.

Da dem vorigen hundertiährigen Kalender der Vorwurf gemacht wird, daß ſeine Witterungsprophezeiungen ſelten eintreffen: ſo hat der Verfaſſer dieſes neuen, dieſen Vorwurf dadurch abzulehzulehnen, geſucht, daß er nicht, wie der Verfaſſer des vorigen, das Ländgen, in welchem er lebet, ſondern die ganze Erde, zum Gegenſtande ſeiner Propheceiungen gemacht hat. Vorausgeſezt nun, daß die Erde noch hundert Jahre ſtehe, wie er denn hoft: ſo iſt er verſichert, daß ſeine Weiſſagungen Jahr aus Jahr ein pünktlich zutreffen werden; heute in Deutſchland, morgen in Italien, übermorgen in Natolien, und ſo fort, bis nach Terra Eſonis.

Vor einer Chronick.

Unſer Vaterland hat zwar den Ruhm, daß ſeit langen Zeiten in demſelben über gute Nachrichten aus dem Alterthume gehalten worden; allein, man hat doch mit Recht unſern Chronicken den Vorwurf gemacht, daß die Gedichte, welche auf die Vermählungen unſerer Könige, und die Reden, welche bei ihrem Tode gehalten worden, ganz und gar in denſelben fehlen. Man hat daher, ſo viel man davon auftreiben können, gegenwärtiger neuen Auflage der Chronick unſers Vaterlandes alle VermählungsGedichte und Vermählungsreden, und alle LeichenGedichte und Leichenreden, unſere Obrigkeit betreffende, einverleibet: und ſtatt derienigen, welcher man nicht hat beſitzbar werden können, haben der oberſte Prediger, und der oberſte Kammeriunker, den

Auftrag erhalten, andere in einem ähnlichen Tone abzufaſſen, und es werden dieſe ſtatt eines Appendix, wie ein Haarbeutel, an dem lezten Bande angefügt werden. Freunde vaterländiſcher Merkwürdigkeiten werden es ſich alſo nicht gereuen laſſen, auſſer der ältern Auflage, ſich noch gegenwärtige neue anzuſchaffen, da ſie in denſelben ſo ſchätzbare Ergänzungen finden, welche dem ganzen Werke erſt ſeinen wahren Werth ertheilen.

Noch vor Predigten, nach dem Tode des Halters.

Es iſt gewis, daß in unſern gegenwärtigen Tagen die Freigeiſterei und Indifferentiſterei über die Maſſe überhand nehmen, und daß, wenn groſſe Herren nicht bald Karrenſtrafe darauf ſetzen, wie auf die Beraubung der Alleen, wenn iemand auf dem Wege, welchen die Chriſten gehen, hie und da einen Baum ausreiſſet oder abhauet, unter deſſen Schatten ſie ſonſt zu ruhen pflegten, es in kurzem ganz um die Religion gethan ſein werde. Indeſſen könnten freilich unſere Prediger auch viel dabei thun, wenn ſie ſich der Sache beſſer annähmen. Aber ſo ſind ſie entweder ſelbſt nicht richtig in Punkto, oder, wenn ſie ſich in der Religion angelegen ſein laſſen, ſo thun ſie es mit Schimpfen. Der verſtorbene Verfaſſer gegenwärtiger Predigten wuſte wohl, daß dis nicht der rechte Weg ſei, für die Religion zu reden. Wie man dem Gifte Gift entgegenſetzen mus, ſo mus man auch dem Witze der Religionsſpötter Witz opponiren. Seine Predigten können daher als Muſter des theologiſchen Witzes betrachtet, und er mit Recht der andere Abraham von St. Klara genennet werden.

Vor einer Abhandlung von Maſken

In dieſer kleinen Abhandlung zeichnen ſich vor andern folgende Maſken aus: 1) Wie man unter dem Scheine der Ehrlichkeit ein Betrüger ſein, 2) unter dem Scheine der Religion ein Verfolger werden, 3) unter Wochenpredigten und Betſtunden Beſuch, Hurerei und Ehebruch verbergen, und 4) im Herzen ein Jude, Heide, Türke, Socinianer ſein, und äuſerlich ein Chriſt, oder auch ein chriſtlicher Lehrer, bleiben könne, und man hofft, damit den Rabbuliſten, alten Jungfern, und iungen Weibern, die alte Männer haben, ingleichen dem Herrn G.. in H.., und denen Herren Sp.. 2.. und S. in B.. einen freundſchaftlichen Dienſt zu leiſten.

Sendſchreiben
an alle deutſche Eltern.

---

aufgeſetzt
nach einer Kindtaufe.

Wenn Sie, meine Herren und Damen, die Sie paarweiſe die Hütten bewohnen, welche wir arme Erdbürger von Holz und Steinen zuſammenſetzen, in den ruhigern Zwiſchenſtunden Ihres Lebens ein- oder zweimahl die Vorzüge mit Aufmerkſamkeit betrachtet haben, welche ſie vor allen den andern beſitzen, die noch ungepaart vor und hinter Ihnen umherſchleichen: ſo können Sie nicht anders, als etwas ſtolz darauf ſein. Statt, daß wir ledigen Menſchenkinder, die wir doch aus eben den Elementen zuſammengeſchmolzen ſind, aus welchen Sie beſtehen, auf eine recht grobe Art ſterblich ſind: verwahren Sie unter einander Ausſchlieſſungsweiſe die Kunſt, ſich gewiſſermaſſen unſterblich zu machen, und leben in Ihren Nachkommen fort. Dadurch entſchädigen Sie ſich zum Theil für das Unrecht, welches Ihnen der Tod widerfahren läſſet, und machen ſehr glücklich bei dem allgemeinen Looſe der Menſchheit eine Ausnahme für ſich. Für Weſen, die bei iedem Sonnenuntergange über ihre Endlichkeit ſeufzen müſſen, kann in der That nichts ſchmeichelhafter ſein, als wenn ſie die Grenzen derſelben auf einige Jahrhunderte, wo nicht gar bis an das Ende der Dinge, auszudehnen im Stande ſind. Ihre Zufridenheit, welche Sie darüber mit ſich ſelbſt empfinden, mus noch unweit ſtärker werden, wenn Sie mit der Idee Ihres eigenen Glücks, deſſen Sie dadurch theilhaftig werden, noch den unſchätzbaren Gedanken derienigen Glückſeligkeit verbinden, welche Sie dadurch zu gleicher Zeit auf andere um ſich her verbreiten. Jedes kleine Menſchgen, welches Ihnen die Wohlthat, daß es in der Welt freie Luft ſchöpfen darf, zu verdanken hat, wird durch Sie glücklich. Indem Sie demſelben, ohne es vielleicht ſelbſt einmahl willens geweſen zu ſein, urplötzlich den Wink zur Ausbildung ſeines Weſens geben, machen Sie es aller der tauſendfachen Freuden fähig, welche der Menſch von Erde, Luft, Feuer, und Waſſer, bei ſeinem Durchgange durch die Vergänglithkeit genieſſen kann, wenn er nur Weisheit und Luſt genung dazu hat. Ja, was noch unendlich wichtiger iſt, Sie geben ihm zugleich dadurch die Anſprüche auf eine unbegrenzte, und, ſo Gott will! Wonnevolle Ewigkeit. Sein erſter Augenblick, an dem Sie Schuld ſind, öfnet ſie ihm, — was für ein unausſprechlicher Gedanke! Unter allen Wollüſten, deren es in der Welt genung gibt, hat keine ein Bild, und unter allen Sprachen keine einen Ausdruck, welche die Seligkeit ſinnlich machen könnten, die der gutgeſinnete Unterweltsbewohner empfinden mus, wenn er die Ueberzeugung in ſich hegen kann, bei dem ewigen Glücke eines vernünftigen Weſens eine mitwirkende Urſach geweſen zu ſein. Das Herz ſchwillt bei dieſem Gefühle empor, und der ganze Menſch geräth in Entzückungen. Wenn Sie nun vollends die Betrachtung dabei noch zufügen, daß Sie in dem Augenblick, in welchem Sie einen Menſchen bilden, eine Handlung des Schöpfers verrichten: ſo müſſen Sie dadurch gleichſam über Ihre Sphäre entrückt werden. Würde wohl unter allen Weiſen, welche die Akademie des Plato, die Sinagoge, und alle Univerſitäten der Chriſten, geliefert haben, wenn ſie nach der Schöpfung unſers Vaters Adam hätten können befragt werden, wie die fernere Entſtehung ſolcher Weſen, die im Grunde eben das wären, was er iſt, zu veranſtalten wäre, ein einziger von ihnen darauf gefallen ſein, daß ein Menſch den andern entſtehen laſſen ſollte? Würden nicht Vernunft und Analogie ſie vielmehr auf die Vermuthung gebracht haben, daß die übrigen alle, eben ſo, wie er, ihren Urſprung nehmen, und durch Gott unmittelbar ihr Daſein empfangen würden? Es iſt keine Kunſt, ein Problem zu erklären, wenn man die Erklärung aus einem Buche lieſet. Ich wenigſtens bin überzeugt, und, wie ich wohl gemerkt habe, ſo ſind es andere auch ſchon geweſen, daß unter allen Geheimniſſen, welche die Natur täglich ihren Beobachtern vor Augen legt, keines gröſſer ſei, als dieſes. Und von dieſem Geheimniſſe ſind Sie die Verwalter; Sie vertreten die Stelle des unſichtbaren erſten Schöpfers des Menſchen; Sie ſind Unterſchöpfer, — Habe ich zu viel geſagt, daß Sie ſtolz darauf ſein können? Aber, möchten Sie es doch im Ernſt ſein! Möchten Sie durch Ihre Handlungen zu erkennen geben, daß Sie es wären! Sie werden mir dieſen Wunſch verzeihen; ich finde, wenn ich in der Welt etwas ſehe; das noch nicht ſo iſt, wie es doch ſein ſollte, und auch ſein könnte, noch immer viel Troſt darinn, wenn ich wünſchen darf, daß es ſo ſein möchte. Sie beſorgen zwar das göttliche Geſchäfte, und laſſen Menſchen werden; ich will hier auch keine Unterſuchung darüber anſtellen, ob Sie dabei Abſichten haben, welche von der unterſchiden ſind, die bei der Schöpfung des erſten Menſchen waren: denn Sie ſind nicht Adams, ſondern Ihrer Kinder, Schöpfer; aber, Sie beſorgen es nicht ganz. Adam war ſo ganz vernünftig, als ihn Gott ſchuf, und war es noch, als er mit Even Baumblätter ſuchte: aber bemühen Sie ſich auch durchgängig, daß es Ihre kleinen Geſchöpfe werden? — Ach! meine Herren und Damen, wie ſehr werde ich von Tage zu Tage mehr überzeugt, daß Sie noch nicht ſtolz genung auf Ihre Beſtimmung ſind! Deutſchland, welches wir zuſammen bewohnen, und in welchem ein Vorſchlag zur Verbeſſerung der Erziehung nach dem andern die Studirſtuben der Philoſophen, und die Läden der Buchhändler, verläſſet, iſt in keiner Wiſſenſchaft, was den praktiſchen Theil derſelben anbetrift, noch ſo weit zurück, als in der gröſſeſten, welche Weſen aus Leib und Seele zu — Menſchen macht. Woher kommt dieſes? Es iſt ein Phänomen in der moraliſchen Welt, und bei Erſcheinungen von der Art hat ieder das Recht, Hipotheſen zu ſchmieden, aus denen er ſie erklären kann, ſo bald er nur das Anſehen hat, daß Menſchenliebe die Triebfeder ſeines Unternehmens ſei. Unſer Jahrhundert kann mit Recht in der Geſchichte Europens das Prämieniahrhundert genennet werden. Dis iſt ein Suppoſitum, welches Sie allerſeits hoffentlich nicht leugnen werden, wenn Sie nicht zu weit vom Poſthauſe abwohnen, um Zeitungen und Intelligenzblätter leſen zu können. Laſſen Sie uns aber einmahl ſehen, worauf wir Deutſchen unſere Prämien ſetzen. „Wer die meiſten Eichen zieht, ſoll ſechs Dukaten haben; „wer die meiſten Seidenwürmer bauet, ſoll zehen; wer die meiſten Bienen ziehet, zwölfe; „wer die meiſten Kartuffeln gräbt, zwanzig haben." Haben Sie in Ihrem Leben geleſen: Wer die klügſten und tugendhafteſten Kinder erziehet, ſoll — nicht zwanzig Dukaten, das wäre zu viel, Seidenwürmer, Bienen, Eichen, Kartuffeln, ſind Dukatengegenſtände; nein, nur zwanzig Kreuzer, haben? In Frankreich waren einmahl Prämien aufs Kinderfabriciren geſezt, — weiter weis ich nichts. Wenn Baſedar einmahl von einem deutſchen Fürſten ſalarirt wird, und von einem deutſchen Kaiſer Medaillen erhält, ſo iſt das ein Wunder, worüber ſich die Theologen ärgern, die Algebriſten verrechnen, und die Zeitungsſchreiber zu Tode ſchreiben. Sehen Sie, meine Herren und Damen, unſere Bienen, unſere Seidenwürmer, unſere Eicheln, unſere Kartuffeln, ſind uns in Deutſchland noch immer

mer werther, als unſere Kinder, und ſo lange nicht Prämien aufs Kinderziehen, wie aufs Eichenziehen, geſezt werden: ſo lange haben wir keine Hofnung, daß unſere Erziehungen, im Ganzen betrachtet, ſich verbeſſern werden. Mein Unglaube an dieſe Verbeſſerung wächſt noch mehr, wenn ich die abſcheulichen Panegiriken leſe, welche die Chriſten noch immer auf die Erbſünde halten. Eine Hipotheſe, meine Herren, weiter nichts; ich verkaufe ſie Ihnen auch nicht höher. Die Vergröſſerung **der Erbſünde iſt mit Schuld**, daß die Deutſchen ihre Kinder noch ſo ſchlecht erziehen. Geben Sie ſich einmahl die Mühe, und ſchlagen Sie, wenn Sie wollen, die feiſten Quartanten auf, welche unter dem Ehrentitel: **Siſteme, Kompendien**, in alten Bibliotheken, und in neuen Schnupftobackeläden, paradiren. Sollte man nicht durch ſie verführet werden, zu glauben, die Menſchin, die Mutter des kleinen Menſchen, brächte einen kleinen Teufel zur Welt, und der alte Teufel hätte ihr im Mutterleibe den kleinen Menſchen geraubt, und den kleinen Teufel untergeſchoben? So ungefähr, wie es der Kuckuk mit der Grasmücke macht. Mein Herz klopft für Beängſtigung, wenn ich dieſe übertriebenen Verunehrungen der menſchlichen Natur leſe; und noch ſtärker klopft es, wenn ich die traurigen Wirkungen ſehe, welche dieſe Pasquille der Menſchheit um ſich her verbreibreiten. Alle Unarten der Kinder, alle Sünden ihres jugendlichen Alters, welche die Eltern an ihnen erblicken, wem ſchreiben Sie ſie zu? — Der Erbſünde. Vortreflicher Einfall! Wüſten Sie, daß Sie ſie mehr ihrer Erziehung, als der Erbſünde, zuzuſchreiben hätten, ſo würden ſie bei Zeiten dieſelbe ſo gut, als möglich, einzurichten ſuchen. Glauben Sie mir, meine Damen und Herren, die menſchliche Natur iſt ſo gar arg nicht. Swift iſt todt, und Wieland lebt noch, und überdis haben wir zwei Augen, was wollen wir mehr? Sie haben, und ich wünſche Ihnen Glück dazu, einen kleinen Sohn; was wollen Sie aus ihm machen? Er iſt dreuſt, kühn, wagend, unerſchrocken. Wollen Sie aus ihm einen Schwerin, oder einen Mickelliſt, machen? Sie haben nur zu wählen; er kann beides werden. Flöſſen Sie ihm von Jugend auf edle Geſinnungen, Begierde nach dem Ruhm der Menſchlichkeit, Grosmuth und Vaterlandsliebe, ein, ſo wird er im Stande einmahl ſein, fürs Vaterland zu ſterben; laſſen Sie ihm von Jugend auf Betrug, Vervortheilung und Ungerechtigkeiten ſehen, ſo wird er fähig werden, es zu verrathen, Altäre und Sakriſteien zu plündern, und Menſchenblut wie Brunnenwaſſer zu trinken. Das einzige, was hierbei zu bemerken wäre, würde etwa dis ſein, daß Sie, wenn Sie zween Söhne haben, beide nicht auf einerlei Art, ſondern ieden ſeinem Temperamente gemäs, erziehen müſſen. Sie dürfen ſich darüber nicht wundern. Ihr Schuſter, wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollen, macht die Schuh für beide auch nicht nach einem Leiſten; er braucht zween, — die Füſſe ſind, wie die Temperamente, einander nicht gleich unter den Menſchen. Ich bitte Sie daher bei der Freude, welche Ihnen Ihre Kinder bereits einmahl gemacht haben, — Sie wiſſen wohl, wenn? Suchen Sie durch eine vernünftige Erziehung derſelben ſich iene noch weit länger daurenden Freuden zu verſchaffen, die Ihnen ihre Tugend verſchaffen wird. Werden Ihre Kinder in der Folge der Zeit alsdenn edle und würdige Handlungen verrichten: ſo wird ſie der, welcher alle unſere Handlungen mit unverbundenen Augen prüft, halb auf Ihre Rechnung ſchreiben, und Sie werden unter den Empfindungen des ſchon auf ſie wüthenden Todes noch einmahl Segen aus dem Munde Ihrer Kinder zur Erquickung hören. Werden dieſe aber einmahl ſchwärzlichte und entehrende Thaten voſſbringen, oder gar ein ganz mit Schmach beflecktes Leben führen: ſo . . . . Ich habe, als ich einmahl von dem Mühlſteine las, welcher an einem Halsbande den erwachſenen Verführern der Jugend angehänget werden ſoll; Sie werden ohne Zweifel ſich erinnern, in welchem Buche dis ſiehe? — wo nicht, ſo bedaure ich Sie. Werfen Sie ums Himmels willen ſogleich ihre Addiſons, Richardſons, Popens, und Fieldings, aus der Hand, und leſen Sie es erſt; ich habe immer mehr Witz darinn gefunden, als bei dieſen vieren, ob dieſe gleich täglich mit mir ſpaziren gehen. Als ich einmahl in dieſem Buche las, ſage ich, habe ich ganz warm von Menſchenliebe über die Stärke des Ausdrucks des Göttlichen, deſſen Art ſonſt nicht war, mit Mühlſteinen um ſich her zu werfen, einige Seiten voll geſchrieben, welche etwas weniges über das wichtige Sujet, education des enfans, Bildung kleiner Menſchgens, enthalten, und die ich Ihnen hier, rein abgeſchrieben, und meinen Hut unter dem Arme, und meinen Kopf etwas tiefer gebeugt, als mein Herz hängt, zur Beſichtigung gehorſamſt überreichen will. Belieben Sie dieſes Inſerat als die Fortſetzung meines Sendſchreibens zu betrachten, und, wenn Sie es geleſen haben, ſo erinnern Sie ſich, in dem Falle nehmlich, daß es Ihnen etwas rapſodiſch vorkommen ſollte: daß ich Ihnen weder ein Siſtem, noch eine Theorie, ſondern — einen **Brief**, geſchrieben habe.

Inſerat.

Lieben Landsleute, ihr habt Kinder, und eine eurer heiligſten Pflichten mus die Erziehung derſelben ſein: denn, wenn ihr ſelbſt gut gelebt habt, und andere hinterlaſſet, die nach euch gut leben, ſo habt ihr eure ganze Beſtimmung erfüllt, und könnt euch zulezt ohne Reue in dieienige Lage verfügen, welche in dem Roman des Lebens zur Kataſtrophe führt. Aber wiſſet, wir haben in Deutſchland noch wichtige Fehler, die alle unſere Erziehungsanſtalten vereiteln. Wir halten es uns für eine Schande, unſern Kindern, denen wir doch ihre phiſiſche Bildung gegeben haben, auch ihre moraliſche ſelbſt zu geben; wobei doch immer, wie ich denke, noch mehr Ehre zu erhalten wäre, als bei der erſtern. Bequemlichkeit und Vorurtheil halten uns ab, ihnen eine Wohlthat zu erzeigen, welche einen Einflus auf ihr ganzes gegenwärtiges und zukünftiges Daſein hat, und wir ſehen es lieber, daß ſie dieſe Wohlthat von andern nur halb erhalten, wenn wir nur dabei ohne Sorgen ſein können. Hierzu kommt, daß wir bei unſern Erziehungen gemeiniglich das lezte zuerſt, und das erſte zulezt, nehmen. Mit beten, leſen und Vokabeln lernen, fangen wir ſie an, und die eigentliche Bildung des Herzens, welche doch die Hauptſache iſt, und ohne die alles Morgen- und Abendſegen und Tiſchgebet beten, alles Leſen und Vokabeln-Herſagen, ſo viel als nichts iſt, ſchieben wir ſo lange auf, bis das Herz, wie eine Fichte oder Birke im Walde, ſich ſchon ſelbſt gebildet hat. Wir thun und laſſen alles in den erſten Jahren vor ihren Augen thun, und bedenken nicht, daß alles, was ſie ſehen und hören, ihrem Herzen eine Richtung gebe, welche es hernach auf Lebenszeit behält. Das ſchlimmſte alsdenn iſt noch dis: daß wir unſere Söhne und Töchter wie zweierlei Gattungen von Weſen erziehen. Unſere iungen Frauenzimmer gewöhnen wir blos zum Empfinden; unſere iungen Mannsperſonen blos zum Nachdenken. Dieſe erziehen wir unter dem Polarzirkel, ſo kalt, wie die Lappen; iene ſo warm, als wollten wir ſie nach Kap de bonne Eſperance einſchiffen. — Dis alles, lieben Landsleute, iſt nun grundfalſch. Wenn ihr könnet, ſo erziehet eure Kinder ſelbſt; das Vorurtheil des Anſehens, welches ihr bei ihnen glücklicher Weiſe für euch habt, macht iedes Wort, das ihr ihnen ſaget, zu einer pathetiſchen Rede; fanget mit der Bildung ihres Herzens zuerſt und ſo früh an, als ihr könnet, und beobachtet die Regel, daß ihr euren Söhnen den dritten Theil von der Empfindung gebet, welche ihr euren Töchtern in Uebermaſſe einflöſſet, und dieſen ein Drittel von dem Nachdenken, zu welchem ihr iene gewöhnet: ſo werdet ihr das Gleichgewicht herausbringen, durch welches die Natur wohlthätig für beider Glück geſorget hat. — — Vorausgeſetzt, daß ihr dieſen guten Rath nicht verwerfet: ſo fanget eure Erziehungen damit an, daß ihr in der erſten

Zeit nur bloſſe Beobachter eurer Kinder werdet. Gebet Acht auf euch ſelbſt, auf ſie, und auf alle, welche ſie umgeben; ſie machen alles nach, und, wenn ſie dis auch noch nicht können, ſo lernen ſie doch ſchon Geſchmack daran finden. Die Leidenſchaften des Menſchen arten, wenn er zu Jahren kommt, oft auf eine unerträgliche Weiſe aus, aber der Grund dazu wird ſchon in der Kindheit gelegt. Die kleinſten Umſtände, Dinge, die ihr kaum für bemerkenswerth haltet, können das ganze Leben eurer Kinder koloriren, und ihrem Karakter einen biſarren Anſtrich geben. Wenn ſie ſchreien, ſo ſucht die Urſachen auf, warum ſie ſchreien, und, wenn es nöthig iſt, entfernet ſie ſo gleich. Schreien ſie ohne Urſach, ſo thut, als hörtet ihrs nicht; thut dis zwei- dreimahl, zulezt hören ſie ſelbſt auf. Die Gedult iſt eine ſo nöthige Tugend für den Menſchen, daß man ihn nicht früh genung dazu gewöhnen kann. Gebet ihnen nicht alles, was ſie wollen, dis macht ſie nur ungeſtüm, und zulezt verlangen ſie eure Naſe, welche ihr euch doch nicht abſchneiden werdet. Wenn ſie ſich ſtoſſen, oder fallen, laſſet ſie das, worüber ſie ſielen, oder woran ſie ſich ſtieſſen, nicht ſchlagen, ihr reizet ſonſt in ihnen den Trieb zur Rache. Drohet ihnen nicht mit Geſpenſtern, ſonſt macht ihr ſie furchtſam, und ſeid oft mit ihnen im Finſtern. Glaubet mir, ihr könnet keine edlere Arbeit thun: denn alle unſere Ausſchweifungen, alle unſere Vorurtheile, wenn wir ſie reduciren, haben zulezt ihre Quellen in Kleinigkeiten, welche man oft an Kindern für erlaubt hält, oder wohl gar belacht. Lernet ihr Temperament kennen, und feuret ſie an, oder haltet ſie zurück, nachdem daſſelbe es bedarf. Wenn ihr ſo eine Zeitlang Beobachter geweſen ſeid, ſo lenket ihre Aufmerkſamkeit. Erſt ſchaffen dürfet ihr ſie nicht, ſie ſind mehr denn zu aufmerkſam; lenken aber müſſet ihr ſie, und auf lauter gute Gegenſtände heften. Laſſet ihnen lauter Gutes ſehen, zu wiederhohlten mahlen ſehen; beſtrafet in ihrer Gegenwart das Böſe. Dis iſt ein guter Grund, auf welchem ihr hernach mit Glücke fortbauen könnet. Wenn ſie denn unter eurer Anführung ſehen und hören lernen, denn verdoppelt eure Bemühungen, vermehret euern Unterricht. Lehret ſie vor allen Dingen die Gabe, zu gefallen. Unter Menſchen müſſen ſie leben, ſie müſſen alſo mit ihnen auszukommen wiſſen. Gewöhnet ſie deshalb, gegen iedermann freundlich zu ſein, und küſſet ſie dafür, wenn ſie es ſind. Laſſet ſie niemanden übel begegnen, ſelbſt euren Dienſtbothen nicht; ſie fangen ſonſt bei ihnen an, und bei euch hören ſie auf. Sezet ihrem Eigenwillen Schranken, und haltet ſie zu der Kunſt des menſchlichen Lebens, zu einem Weisheitsvollen Nachgeben, an. Machet ſie aufmerkſam auf das, was andern

Menſchen gefällt, damit ſie nicht aus Muthwillen, oder Unvorſichtigkeit, andere beleidigen, ſondern ſich bei ihnen beliebt machen; doch ohne in ihre ſündliche Neigungen zu willigen. Alsdenn nehmet ſie mit in Geſellſchaften, wo ſie mehr hören, als reden müſſen; dadurch werden ſie beſcheiden im Urtheilen werden, und Kenntniſſe ſammlen, mit welchen ſie einmahl nach zehn Jahren wieder Geſellſchaften unterhalten können. Eure Gegenwart dabei wird ſie im Zaume halten, und die ihrige euch tugendhaft machen. Machet ſie munter, luſtig und leicht; ſetzet ſie nicht auf eine Stelle, wie die Nelkentöpfe, ſondern laſſet ſie mehr gehen, als ſitzen, aber gehet zugleich mit ihnen, wenn ihr könnet: wo nicht, ſo laſſet nur ſolche Perſonen mit ihnen gehen, auf die ihr euch verlaſſen könnet, und an ſolche Oerter, wohin ihr allenfalls nicht mitzugehen brauchet. — Habt ihr eure Kinder angenehm gemacht, ſo machet ſie alsdenn auch tugendhaft. Schlaget hierzu den Weg der Empfindung ein, er führt am nächſten zu allen menſchlichen Herzen. Bildet ihnen das Glück eines gottſeligen Lebens mit den ſchönſten Farben ab. Laſſet ſie bei ieder guten That die Wolluſt fühlen, welche ſie mit ſich führet. Bedienet euch bei der Bildung ihres Herzens mehr der Beiſpiele, als der Argumente. Führet ihnen laſterhafte Exempel zu Gemüthe, welche ſie ſelbſt erlebt haben, und zeiget ihnen darinn auf die beſte Weiſe und unmittelbar ohne ſiſtematiſchen Zwang, und ohne mit Ach und O ausgeſtopften Deklamationen, die natürlichen Folgen des Laſters. Haltet ihnen die Beiſpiele der Tugendhaften vor, und macht ihnen dadurch die Glückſeligkeit ſichtbar, welche iene dabei genoſſen. Und — und gehet ihnen ſelbſt mit einem guten Exempel vor. Wählet ihnen Geſpielen, die tugendhaft ſind, und belohnet oder beſtrafet ſie, **wie ſie es verdienen.** Ein Fluch, den ihr von ihnen höret, koſte ihnen ihr ſchätzbarſtes Spielwerk; eine Wohlthat, welche ſie austheilen, verſchaffe ſie ihnen doppelt wieder. Seid weder aus übertriebener Liebe gegen ſie zu gelinde, noch aus Ungerechtigkeit gegen ſie zu ſcharf. Ziehet ſie mit Worten, und nehmt eure Zuflucht nicht eher zu härtern Mitteln, als bis es die Noth erfordert; erfordert ſie es aber, ſo brauchet ſie. Lehret eure Söhne, daß **gut** ſein beſſer ſei, als **gelehrt** ſein; und eure Töchter, daß die weibliche Tugend mehr Reize habe, als ſchwarze Augen, und ein voller Buſen. — Alsdenn iſt es Zeit, daß ihr eure Kinder auch **religiös** machet. Die Religion iſt mehr, als der Freigeiſt glaubt; ſie iſt der Weg zur Zufridenheit, und das einzige Mittel, ruhig zu ſchlafen. Führet eure Kinder auf die offenen Schauplätze der Schöpfung: zeiget ihnen Gott in ieder Bluhme, me, und machet ſie glaubend, daß ſie da, wo ſie Kornähren und Grashälmer ſehen, auch Gott ſehen, und in ſeiner Gegenwart leben. Nutzet die Begebenheiten ihres eigenen Lebens, und des eurigen, und entdecket ihnen darinn allenthalben die Hand der dabei geſchäftig geweſenen Fürſehung. Haltet ſie zur Kirche, und ſeid dabei ſelbſt Prediger für ſie. Leſet mit ihnen im Buche der Offenbarung. Nicht ſie, ſondern ihr müſſet die Stellen darinn wählen, welche ſie leſen ſollen; wählet aber ſolche, die unmittelbar auf die Religion einen Einflus haben. Machet ſie aber nicht bigot, wenn ihr ſie religiös machen wollet. Saget ihnen: „Es gibt Kleinigkeiten bei der“ Religion, wie bei der Oekonomie: Moden in“ dem Glauben, wie in den Haarfriſuren: Vorur-“ theile im Chriſtenthum, wie in der Aſtrologie; das“ Weſentlichſte iſt das, was durch alle Jahrhunder-“ te der chriſtlichen Kirche unverändert geblieben iſt,“ und dis allein iſt wahr. Die wahre Religion iſt“ Religion des Herzens und der Geſinnungen; das“ wahre Chriſtenthum beſteht nicht darinn, daß“ man eine altväteriſche Weſte trage, oder die Stie-“ feln bis an die Beinkleider heraufziehe.“ Endlich nach allen dieſen haltet eure Kinder auch an, daß ſie etwas Gründliches lernen. Lehret eure Töchter nicht nur Filet, ſondern auch Potagen machen, und ſeid dahin bedacht, daß ſie mehr ökonomiſch, als witzig, werden. Beſtimmet eure

Söhne nicht in der Wiege zu Soldaten, Predigern, und Feuermauerkehrern. Nicht eure Bücher müſſen Schuld daran ſein, daß ſie ſtudiren; ihr habt eure Bücher für euch gekauft und genutzt. Nicht eure Inſtrumente müſſen die Urſache ſein, daß ſie Orgelbauer werden; ihr habt Orgeln genung damit gebauet. Laſſet ihre Talente ſich entwickeln, — ſie ſind **Winke Gottes**. Jeder Menſch hat dergleichen Winke, und glücklich iſt der, welcher ihnen nachgeht; er wird es weit darinn bringen. Wollet ihr aber der Natur Gewalt thun: ſo wird euer Sohn, wenn er ſtudiren ſoll, und kein Talent dazu hat, ein Dummkopf bleiben. Laſſet ihn Bereuter werden, wenn er lederzeit auf ſeinem Steckenpferde galoppirt; zwingt ihr ihn zum Prediger, ſo läſſet er das Reuten doch nicht. Beſchäftigt er ſich mit Begraben, laſſet ihn ums Himmels willen nicht Doktor Medicinä, ſondern Todtengräber werden; er läſſet das Begraben doch nicht. Als Todtengräber wird er es mit Anſtand verrichten: als Doktor Medicinä ſchon ſo nicht. — Und wenn ihr denn eure Kinder, eurer Beſtimmung gemäs, ſo weit gebracht habt, daß ſie wieder andere erziehen können: ſo wehret ihnen die Liebe nicht. Ueberlaſſet ihnen die Wahl unter ihren Gegenſtänden, und ſeid verſichert, daß ſie gut wählen werden, weil ihr ſie gut erzogen habt; und beſſer, als ihr, weil ſie nicht einen Gatten für andere,

ſondern — — **für ſich**,

ausſuchen.

Sechs

Sechs Satiren.

alle bei ſchlimmen Wetter gemacht.

Dedikation

an

Ihro Hochwürden,

den Herrn Superintendenten

Tezet

zu

Ypſelonſicks.

Ihre Hochwürden mögen die Anwendung derjenigen Zeit, welche Sie zu Leſung dieſer Broſchüren nöthig haben, nicht als einen Raub anſehen, welchen ich an Ihnen begehen will. So gros auch die Entfernung iſt, in welcher wir von einander auf der Erde leben: ſo iſt es doch nichts ungewöhnliches, daß die Autoren wohl noch entferntere Männer zu Gegenſtänden bei Dedikation ihrer Schriften nehmen; und, wenn es wahr iſt, daß wir Seelen haben, und dieſe Seelen mit einander in einer uns unausſprechlichen Vertraulichkeit leben können: ſo ſind wir einander nahe genung. Schon längſt haben Sie alle meine Hochachtung auf ſich gezogen, und ich habe brünſtig auf Gelegenheit gewartet, Ihnen dieſelbe öffentlich zu verehren; bis endlich meine Wünſche nun in ihre glückliche Erfüllung gehen. Ich hätte Ihnen freilich ſchon eine oder die andere von den erſten Pirigens dieſes Büchelgens widmen können; allein ich glaubte, daß meine Dedikation nirgends anders, als hier, am rechten Orte angebracht ſei. Sie ſind bereits vierzig Jahr' im Amte, und dis allein macht Sie mir ſchon verehrungswürdig. Ein alter Mann iſt unter allen in der Welt der verdienſtvolleſte; weil er etwas gethan hat, welches

ches nicht ieder andre thun kann, weil er lange gelebet hat. Ich zum Exempel bin fünf und zwanzig Jahre alt, und Gott weis! ob ich das ſechs und zwanzigſte ausleben werde. Sie ſind dabei auch ein ächter Orthodoxe. Dis haben Sie bewieſen, als Herr Büſching vor einigen Jahren über die ſimboliſchen Bücher ſchrieb. „Was mag doch, ſprachen Sie, der Mann mit“ den ſimboliſchen Büchern wollen? Sie liegen“ doch weder in Oſt- noch in Weſtindien.“ Dis war eine feine Satire. Sie haben Ihre Orthodoxie auch ganz neuerlich bei einem beſondern Vorfalle bewieſen. In dem Hauſe Ihres Nachbars war der Kobold. Ihr Nachbar lies es Ihnen wiſſen. Sie gingen hin mit der unpartheiiſchen Liebe zur Wahrheit, welche Ihnen zu allen Zeiten Ehre gebracht hat, und verkleideten ſich, damit der Kobold Sie nicht kennen ſollte. Statt ſchwarz kleideten Sie ſich ſchneeweis; ſtatt der Perucke hatten Sie eine alte Pelzmütze auf; ſtatt des Kragens hatten Sie ein ſchwarz ſeiden Tuch um den Hals, vorne an den beiden übereinander geſchlagenen Enden mit Spitzgens beſetzt; ſtatt der Schuh und Strümpfe hatten Sie zween mit Moltum gefütterte Stiefeln an, und überhaupt waren Sie ſo gekleidet, daß Sie Beelzebub nicht gekannt hätte. Ordinair ſprechen Sie den Bas; als Sie aber in Ihres Nachbars Stube kamen, ſprachen Sie durch die Fiſtel: „Guten Abend,“ Herr Nachbar, — r — klangen die Wände nach;“ ſo fein.“ Sogleich ward ein Gepraſſel. Die zinnernen Krüge fielen von den Ricken herunter; die Stühle fingen an, ſich umzukehren; das Licht war aus, und — Ihre Pelzmütze lag an der Erde. Wahrhaftig, ſprachen Sie in Ihrem gewöhnlichen Bas, das iſt der Kobold! Sie gingen darauf nach Hauſe, und die ganze Stadt ward durch Sie überzeugt, daß die Lehre vom Kobold eine wahre Lehre ſei. Mit der Orthodoxie verbinden Ihro Hochwürden den vortreflichſten moraliſchen Karakter. Sie könnten ia leicht eben der Freiheit ſich bedienen, welche nach Karlſtadten alle proteſtantiſche Theologen haben, und eine Frau nehmen; allein Sie behelfen ſich mit der iungen Magd. Als lezthin die Magd, welche Sie Michael 1774 ablohnten, von Ihnen weg heurathete, ſtatteten Sie ſie auf eine recht propre Weiſe aus. Andere Chriſten enthalten ihren Dienſtbothen oftmahls ihren verdienten Lohn; Sie aber gaben ihr noch einmahl ſo viel, als ſie verdient hatte. Dabei ſind Sie auch weit beſcheidener, als ſonſt Leute Ihres Standes ſind. Sie nennen den Bürger, Meiſter Mahnſuppe, Sie, den doch die ganze Stadt Er nennt. Er hat Ihnen nur zweihundert Thaler geliehen, und es gibt wohl HofRäthe, und geheime Räthe, denen er tauſend geliehen hat, und die ihn deſſen ungeachtet Ihr nennen. Nicht weniger ſind Sie mildthätig gegen die Armen. Sie haben iährlich ein Legat von funfzig Thalern unter Dürftige zu vertheilen, und Ihre Muhme, welche den ganzen Tag über Straſſe auf, Straſſe ab läuft, empfängt davon iährlich fünf und zwanzig Thaler. Und die Liebe gegen die Feinde übet niemand edler aus, als Sie. Der Diakonus an Ihrer Kirche bekeidigte Sie lezthin; Sie gedachten ſeiner Beleidigung gegen ihn mit keinem Worte. Dadurch kamen Sie dem Befehle des Chriſtenthums nach, welches Sanftmuth gebietet. Sie lieſſen ihn lieber vors Konſiſtorium citiren, und er ward auf ein Vierteliahr ſuſpendirt. Niemand auf der Welt kann Ihnen auch den Ruhm einer wahren Gelehrſamkeit ſtreitig machen. Sie verſtehen ſich auf Chaldäiſch, Siriſch, Hebräiſch, Griechiſch, und Latein, wie ein Meiſter. Das elende Vorurtheil, als wenn man vor allen Dingen ſeine Mutterſprache verſtehen müſte, hat auf Sie nichts vermocht. Sie fehlen darinn, und das mit Fleis. O edle Nachläßigkeit! Teutſch kann ieder Bürger und Bauer, aber Hebräiſch, Siriſch, lateiniſch, das müſſen ſie wohl bleiben laſſen. Sie würden ſich daher lieber kreuzigen laſſen, als daß Sie ut und quod mit dem Indikativus ſezten, wenn der Koniunktivus dahin gehört; aber mit einer liebenswürdigen Negligence ſprechen Sie: Er hats von mich bekommen; er liebt mir; er iſt zu mich gekommen; und das bringt Ihnen Ehre. Sie ſind auch in der Geſchichte des iüdiſchen Volks ausnehmend bewandert, und dis gibt Ihnen mehr Vorzug, als wenn Sie die Geſchichte des Chriſtenthums kennten. Die ſchönen Wiſſenſchaften rechnen Sie mit Recht unter des Teufels Werk und Weſen. „Schöne Wiſſenſchaften! pflegen „Sie zu ſagen; Hum! das iſt ſchön, was Brod „bringt. — Diſpenſationen, Kirchenviſitationen, „Pönen, — dis ſind ſchöne Wiſſenſchaften!“ Jedermann ſchätzt Sie deswegen hoch; und dis alles zuſammengenommen macht Sie denn zu dem vollkommenſten Gegenſtande, welchen ich bei dieſen meinen Broſchüren zum Mäcenaten wählen konnte. In Himmel und auf Erden ſind Sie der vollkommenſte Mann, den ich dazu zu finden vermochte. Geſegnet ſei die Stunde, in welcher ich den Einfall gebahr, Ihnen hierdurch meine Achtung zu verſichern! Ich wünſchte weiter nichts, als daß ich ſo viel Geſchicklichkeit beſäſſe, Sie in Kupfer zu ſtechen, — Ihr Bild würde beim erſten Anblick, ſtatt dieſer weitläuftigen Dedikation, alles beſſer geſagt haben, als was ich hier von Ihnen geſchrieben habe. Momus nehme Sie in ſeinen gnädigen Schutz, und erhalte in Ihnen noch lange eine Stütze der allgemeinen Wohlfart des menſchlichen Geſchleches!

Wie viel Nutzen, wie viel Segen, werden Sie noch ſtiften!

— — —

Anwei-

Anweiſung zur Oekonomie

für

adeliche Gutsherren, Landprediger, und Kameraliſten.

Zwote Satire.

In unſerm achtzehnten Jahrhunderte, welches, Dank ſei es den Geſtirnen! ein recht nettes, feines und allerliebſtes Jahrhundert iſt, hat ſich der ökonomiſche Geiſt ſo hoch empor geſchwungen, daß er mit Recht der Genius dieſes Sekulums genennt werden kann. Da der Bürger aniezt, wie ehemals ein Hofmarſchall, lebet; da unſere Damen ſich täglich köffiren, ſtatt, daß ſie dis ſonſt nur thaten, wenn ſie zu Kindtaufen, oder Hochzeiten, gingen; da der Kaffe der dritte weſentliche Theil der Deutſchen geworden iſt, und die Aerzte ſtatt des Bieres, welches unſere Vorfahren tranken, und wobei ſie ſich wohl befanden, uns Wein und Waſſer zu trinken anrathen, um unſere geſunde Magen zu verderben: ſo konnte natürlicher Weiſe die Sache keinen andern Gang nehmen, als eben dieſen. So viel mehr Ausgaben, als unſere Väter hatten, und doch nicht einen Heller rechtmäſſiger Einnahme mehr, als ſie; wodurch ſollte die Billanz anders herauskommen, als durch ökonomiſiren? Indeſſen lehret doch der Augenſchein, daß in keinem Jahrhunderte mehr adeliche Gutsherren pro prodigo erklärt, mehr Landgeiſtliche zu theologiſchen Bankerottirern, und mehr Kameraliſten entweder ſchon bei Lebzeiten, oder doch gleich nach ihrem Tode, als allen Menſchen ſchuldig befunden worwerden, als in eben dieſem ökonomiſchen Jahrhunderte. Die Adam Rieſen ſprechen: Die Leute können nicht rechnen: Die Kubache, es ſei kein Segen mehr in der Welt; aber, beides iſt gerade ſo viel, als — nichts geſagt. Rechnen können wir gewis beſſer, wie unſere Vorfahren. Unſere Vorfahren rechneten nach den Fingern. Tauſend Thaler, ſprachen ſie, nehme ich iährlich ein; fünfhundert mus ich alſo nur verzehren. Was halfs, daß ſie, wenns Jahr um war, fünfhundert Thaler Ueberſchus hatten? genung, ſie hatten falſch gerechnet. Wir rechnen nach der Kettenrechnung. Wenn wir iährlich tauſend Thaler einzunehmen haben, ſo kommen den ein und dreiſſigſten December Schuſter, Schneider, Kaufleute, Barbier, Apotheker, Fleiſcher, Becker, alle an einer Kette, und die tauſend Thaler gehen ſo rein drauf, daß nicht ein Kreutzer übrig bleibt. Das heiſſe ich mir richtig gerechnet. Der Segen iſt auch nicht verſchwunden. Wir haben in dieſem Jahre mehr Waſſer gehabt, als in den beiden vorigen zuſammen. Hieran kann es alſo nicht liegen. Das ſonderbarſte iſt, daß gerade ſolche Leute in den ſchlechteſten Umſtänden ſind, von denen man es gerade nicht erwarten ſollte, wie adeliche Gutsherren, Landprediger, und Kameraliſten. Es muß alſo wohl daran liegen, daß wir zwar wohl ökonomiſiren, aber — falſch ökonomiſiren. Der Edelmann, der ein Gut hat, denkt, die rechte Verwaltung ſeines Guts beſtehe darinn, daß er ſelbſt auf ſeinem Gute wohne, ſeinen Acker ſelbſt beſtellen laſſe, ſeine Wieſen ſelbſt nutze, ſeine Gärten mit Obſtbäumen, ſeine Teiche mit Karpfen, ſeine Waldungen mit Eichen, beſetze; aber, dis iſt gerade umgekehrt gedacht. Ueberhaupt lernt der deutſche Edelmann ſeine Güter recht verwalten nicht in Deutſchland. Er mus reiſen; reiſen nach England, Frankreich, Italien, Schweden. Der erſte Vortheil, welchen er davon hat, iſt der, daß er ſiehet, unter welcher Regirungsform die Länder am glücklichſten ſind? ob ſie es ſind unter dem Deſpotiſmus, oder unter der gemäſſigten Monarchie, oder unter dem ariſtokratiſchen Regimente? Kommt er denn einmahl von ſeinen Reiſen auf ſein Gut zurück, ſo weis er, ob er ſich als Souverain, oder als Protektor, oder als Doge, oder als erſter Einwohner im Dorfe, ſeinen Unterthanen zeigen müſſe: denn zwiſchen der Regirung eines Reichs, und zwiſchen der Regirung eines Dorfs, iſt die vollkommenſte Gleichheit. Ferner wird er auch auf ſeinen Reiſen häufig Gelegenheit haben, wenn er ſonſt hübſch plus ausſiehet, und ländliche Lenden hat, bei Ladis, Marquiſinnen, Opernprinzeſſinnen, und Küchenmädgens, zu ſchlafen; bei ſeiner Zurückkunft nach Hauſe geräth er alsdenn nicht mehr, wie andere noch raſche unabgenutzte junge Leute, auf den thörichten Einfall, ſich zu vermählen. Ueberdis kann er auch auf ſeinen Reiſen ſich die ſchönſten Modelle zu Palais von Verſailles, St. James, Fridrichsholm, abſehen, zu Gärten, vom Louvre, von Hickpark. In Frankreich lernt er auch den Fecher der Damen mit Anſtand von der Erde aufheben, in England, Gott verdamm mich! fluchen, in Italien Eis ſtatt Konfekt, und in Schweden Dickrüben, eſſen. Er mus alſo reiſen. Iſt ſein Gut hunderttauſend Thaler werth, ſo kann er funfzigtauſend darauf zu ſeinen Reiſen aufborgen: in dem erſten Jahre, in welchem er auf ſein Gut zurückgekommen iſt, kann er gleich noch einmahl ſo viel mit dem, was er auf ſeinen Reiſen gelernet hat, lukriren. Hat er ſeine Reiſen beſchloſſen, ſo mus er ſein Gut alsdenn verpachten. Ein Pächter ſetzt ein Gut allemahl in einen beſſern Zuſtand, als der Eigenthümer: denn dieſer weis, daß es ſein iſt, und daß er es immer behält, iener aber, daß ihn der Eigenthümer, wenn die Pachtiahre um ſind, wieder fortiagen kann, er wird in der Zeit alſo das Gut, ſo viel als möglich, zu nutzen ſuchen. Hat der LandEdelmann ſein Gut verpachtet, ſo zieht er alsdenn in die Stadt. Daſelbſt kann er ſich eine Brandſtelle, oder ſonſt einen wüſten Fleck, kaufen, und auf demſelben ein Palais, im engliſchen, oder franzöſiſchen, oder italiäniſchen Guſto, aufbauen. Zehntauſend Thaler, welche er unter der Hand dazu aufnimmt, ſind nicht zu viel: denn ſie verſchaffen ihm die Bequemlichkeit, nach Opern, Maſkeraden, Komödien,

dien, Koncerten, Aſſembleen, und Picknicks, nicht erſt reiſen zu dürfen. Den Sommer über geht er auf ſein Gut. Aus ſeinen Gärten, die er ſich vorbehalten hat, rottet er alle Obſtbäume aus, und pflanzt Akazien, Cedern, und Erbsbäume: denn für einen Edelmann ſchickt es ſich nicht, in ſeinem Garten einen Baum zu haben, der Frucht trägt. Seine Teiche beſezt er alsdenn mit Schwanen, und wilden Enten, denen er die Flügel verſchneidet. Die Eichen, Fichten, Birken, und Elſen, haut er in ſeinen Waldungen nider, und pflanzt dafür Obſtbäume. So lange er lebt, hat er doch Holz genung, und ob die Lehnsvettern Holzungen finden, oder nicht? die Nachkommen können Heide brennen. In den Brüchen pflanzt er Kirſchbäume, und im Sande Aepfel- und Birn-Bäume. Die Jagd hat er zwar mit verpachtet; er kann aber doch funfzehn bis zwanzig Hunde halten, theils um eine Art von Suite zu haben, wenn er nach der Stadt reutet, theils um zu Ende des Auguſtmonats auf der Grenze, oder in dem benachbarten Reviere, zu hezen. Auf Land, welches nuzbar iſt, mus er nichts verwenden: hat er aber eine wüſte Sandebene, ſo mus er ſie ſuchen uhrbar zu machen. Er mus zu dem Ende ſeinem Pächter eine Breite gut Land, welche er ihm bei Abtrag ſeiner Pächter bonificirt, abnehmen, und das gute Land auf den unfruchtbaren Boden, und von dieſem den Sand in die Gänge ſeiner Gärten, fahren laſſen. Für einen Edelmann iſt es eine Ehre, die Natur zu forciren. Auſſer den Revenüen, welche er jährlich von ſeinem Gute hat, mus er wenigſtens, Jahr aus, Jahr ein, noch fünftauſend Thaler verzehren, und damit adeliche Depenſen machen. Will ſich kein Chriſt mehr finden, der ihm borgt, ſo ſind Juden da, die ihm auf einen Wechſel, den er auf zehntauſend ausſtellet, gern fünfe zahlen. Kommt alsdenn ſein Gut wider Vermuthen in Konkurs, ſo bezieht er ſein Palais in der Stadt auf beſtändig, als ſeinen adelichen Wohnſitz. Da ſchafft er alsdenn ſeine Pferde, ſeine Lakeien, ſeine Kammermädgens, ab, wird Kammer- oder Hof- oder Jagiunker, läſſet ſich auf Kredit neue Kleider, neue Ringe, neue Uhren machen, bezahlt weder Kaufmann, noch Schneider, noch Goldſchmidt, noch Uhrmacher, verkauft ſeine Ringe, ſeine Uhren, ſeine Kleider, thut das Geld auf Intereſſen aus, und ſchaft ſich zween oder drei engliſche Dogs an, die alle Morgen den Uhrmacher, Goldſchmidt, Kaufmann, und Schneider, wegbeiſſen, — ſo kann er recht **adelich** leben. Landprediger müſſen eben ſo ihre Begriffe verbeſſern, welche ſie von der Verwaltung ihrer Pfarren haben. Dieſe Herren ſtehen gemeiniglich in dem Wahne, als müſten ſie das Beſte ihrer Kirchen auf alle Weiſe befördern, ſich ein Weib nehmen, das von Jugend auf bei der Oekonomie erzogen worden, einen guten Viehſtand halten, mit dem Verkaufe ihres Getreides bis nach der zwoten Erndte warten, und wider die Hurerei predigen. Aber Herr Magiſter Seltenreich, welcher in meiner Nachbarſchaft wohnet, hat die ächten Principen eines Landpredigers. Ich betrachte, ſagte er einsmahls im Rauſche, als ſich ſein Herz näher entdeckte, zu einem ſeiner Freunde; ich betrachte mein Vermögen, und das Kirchenvermögen, wie eins: denn die Kirche iſt ein Abſtractum, ich aber bin ein Concretum, und Concreta nur können Vermögen haben. So oft ich alſo Kirchenrechnung mache, ſo bringe ich wenigſtens funfzig Thaler an jährlichen Reparaturkoſten in der Pfarre in Ausgabe. Ich ſchlage zuweilen ein Fenſter oberwärts in meinem Hauſe ein, oder laſſe es, wenn heftiger Sturm iſt, die Nacht über auf, daß es zerſchmiſſen wird, und ſchreibe alsdenn das ganze oberſte Stockwerk als neu verglaſet an. Ich laſſe eine Klappe an meinem Taubenſchlage machen, und hie und da einen Ziegel, welcher fehlet, einſtecken, und berechne alsdenn vierzehn Tage Arbeitslohn für den Maurer, der das ganze Dach umgedeckt, und fünf bis ſechshundert Ziegelſteine, und einige tauſend Splitt. Ich laſſe unter dem Kuh- oder Pferdeſtalle eine Schwelle ziehen, und berechne meine ganze Wohnung, mit allen Nebengebäuden, als neu unterſchwellt. Mit dem Glaſer, Maurer, und Zimmermanne, verſtehe ich mich. Wenn ſie fünf Groſchen zu fordern haben, müſſen ſie über fünf Thaler empfangen quittiren; alsdenn gebe ich ihnen zween oder drittehalb Thaler, und das Uebrige iſt mein. Den Klingebeutel zähle ich iedesmahl allein, ſtatt, daß mein ſeliger Anteceſſor ihn, im Beiſein des Kirchenvaters und des Schulmeiſters, zählte. Ich habe dis meinen Bauern einmahl ſo angewöhnt, daß ſie nichts Arges dabei vermuthen. Das Silbergeld ſtecke ich in die Taſche, und einen Theil der Pfennige berechne ich als abgeſetzte, oder als Heller. Wenn es zu Ende des Jahres kommt, daß die Stöcke an den Kirchthüren ſollen gezählt werden, in denen die aufgeſammleten Pfennige befindlich ſind: ſo habe ich, weil ich dem Schulzen den Schlüſſel davon gegeben habe, einen Dietrich; mit demſelben mache ich die Stöcke auf, nehme das Geld heraus, laſſe ſie offen, und den Morgen drauf, wenn wir in die Betſtunde kommen, geht das Geſchrei im ganzen Dorfe herum, die Stöcke ſeien beſtohlen. Wie ich auf meine Pfarre kam, war ich noch unverheurathet; ich nahm mir aber das Jahr darauf ein Mädgen aus der Stadt, welche fünf Jahre bei Hofe als Garderobeniungfer gedient hatte. Sie ſpricht franzöſiſch, ſpielts Klavier, bläſet Flöte, ſinget ſchön, macht Filet, und tanzt zum Entzücken. Da ſie ſich ſolchergeſtalt um die Wirthſchaft wenig bekümmert, ſo vertreibt ſie mir meine Zeit auf eine angenehme Weiſe. Meine Wirthſchaft geht deſſen ungeachtet wie an einem Drätgen. Ich habe einen guten Kerl zum Knechte; der hat die Schlüſſel zur Scheune, zum Kornboden, zum Keller, zur Speiſekammer, und zu allem, was verſchloſſen wird. Er pflügt, dünget, ſäet, erndtet, zieht den Briehan ab, läſſet backen, und beſorgt mit der Magd, welche nichts, als die Küche, unter ſich hat, meine ganze Oekonomie. So bald eingeerndtet iſt, verkaufe ich alle mein Getreide, bis auf dasjenige, was ich glaube, daß zu meiner Haushaltung erfordert werde. Kommt alsdenn die Säezeit, ſo gebe ich dem Knechte Geld, wieder Getreide zu kaufen. Mein ganzer Viehſtand beſteht aus einer Kuh, die mir Milch zum Kaffe gibt, aus einer Ziege, deren Milch meine Frau trinkt, aus zwölf ſchönen türkiſchen Hühnern, und aus zween Kanarienvögeln. Meinen Kanzelvortrag anbelangend, ſo predige ich lauter Dogmatik; Moral würde mich nur um meine Accidenzien bringen. Wider die Hurerei predige ich niemahls; dagegen ſchärfe ich, ſo oft das Evangelium von der Hochzeit zu Kana zu erklären iſt, die Pflicht der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts, als die erſte Pflicht aller jungen Leute, ein, und ſeit einigen Jahren genieſſe ich ſchon daher manchen Segen meines Amts. Ich habe zuweilen ein halb Jahr darauf, wenn ich über dieſes Evangelium geprediget habe, zwo bis drei ſtille Trauungen in einer Woche gehabt, und es ſchlägt mir niemahls fehl, daß in der Sonntagsnacht darauf Hanns und Grete in irgend einem Hauſe meines Dorfs zuſammenkriechen. Beſonders hab' ich bemerkt, daß ich durch meinen Vortrag über dieſes Evangelium auf dem Filiale mehr effektuire, als in der Mater, weil ich die Beweiſe für die Nothwendigkeit dieſer Pflicht bei meiner erſten Predigt in der Mater mehr durchzudenken Gelegenheit gehabt habe, und ſie alsdenn auf dem Filiale mit deſto mehrerer Stärke an die Herzen meiner Zuhörer legen kann. Wenn das Evangelium kommt: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, ſo handle ich die Pflicht vom Abtrage des Zehntens nachdrücklich ab. Kommt die Reihe an die Beweiſe, ſo ſage ich eins von Langens Kolloquien, oder ein Exercitium aus dem Speck, her, und gebe es für eine Stelle aus irgend einem Rechtslehrer aus, der über den Zehend geſchrieben hat. Weiter predige ich keine Moral. Ich ſchlachte auch niemahls ein, ſondern laſſe alle mein Fleiſch, das ich konſumire, friſch aus der Stadt holen. Butter und Käſe borge ich bei den Bauern, und, wenn ſie denn zu mir in den Beichtſtuhl kommen, ſo ſchenke ich ihnen den Beichtpfennig, und ſie ſchenken mir die Butter, und den Käſe. Ich gehe, ſo oft in der Stadt Auktion iſt, herein, und kaufe alle alte Poſtillen zuſammen, da ich denn ſelten für eine mehr, als vier Groſchen, gebe. Bei der erſten Gelegenheit, daß ich alsdenn mit meinen Bauern zuſammenkomme, auf einer Hochzeit, oder Kindtaufe, preiſe ich ihnen dieſelben als die ſchönſten, beſten Bücher an, und ſie kaufen ſie mir denn gemeiniglich zu acht, zehn Groſchen wieder ab. Mit meinen Bauern gehe ich fleiſſig um. Heute iſt der Schulze bei mir, morgen der Schöppe, übermorgen der Schenke. Ich thue gut mit ihnen, laſſe ſie eine Pfeife rauchen, und bei der Gelegenheit erfahre ich denn alles haarklein, was im Dorfe vorgeht. Was der Schulze von dem Schöppen ſpricht, ſage ich dieſem wieder, und, was dieſer darauf antwortet, ſtecke ich dem Schulzen wieder; doch alles mit der Bedingung, daß ſie mir bei Seele und Seligkeit verſprechen müſſen, nicht zu ſagen, von wem ſie es erfahren. Da geſchieht es denn gröſtentheils, daß ſie gegen einander in die bitterſte Feindſchaft gerathen. Alsdenn, wenn ich dis erfahre, ſchicke ich den Schulmeiſter an ſie, und laſſe ſie zu mir kommen, verſöhne ſie mit einander wieder, und ieder von ihnen gibt mir, weil ich ihnen dadurch einen Proces erſpare, pro ſtudio atque labore. So lebe ich auf meiner ſonſt mittelmäſſigen Pfarre ziemlich ſtattlich, und lache,

che, ſo oft einer von meinen AmtsBrüdern über ſchlechte Zeiten klagt. „Nehmet, o ihr Prediger“ auf dem Lande, dieſe Principen des Herrn“ Magiſter Seltenreichs an, ſo werdet ihr, wie“ er, ein recht prieſterliches Auskommen haben! —“ Was euch aber betrift, ihr Herren Kameraliſten, die ihr gemeiniglich unter allen, die in Beſoldung ſtehen, am ſchlechteſten geſezt ſeid; wenn ihr euch Rittergüter kaufen, Kapitalien in die Bank nach Amſterdam, oder Venedig, thun, und euren Töchtern ganze oder halbe Tönnchens mitgeben wollet: ſo laſſet vor allen Dingen die Grille fahren, daß ihr allenthalben eurer Herren Intereſſe ſuchen müſſet. Zehntauſend Thaler, wenn ihr ſie in fünf oder ſechs Jahren lukrirt, machen einen groſſen Herrn weder arm noch reich; euch aber machen ſie reich. Ihr habt Pachtungen unter euch, Holzungen, Fiſchereien, Maſten, Magazine, Kaſſen, müſſet eures Herrn Baue beſorgen, Waſſer- und Hagelſchaden beſichtigen. Wenn ihr irgend ein Vorwerk, oder Amt, verpachtet, ſo ſtellet, wenn der Termin iſt, unter der Hand, einige Leute auf, die die alten Pächter überſetzen; ſo, daß zulezt kein Menſch mehr dabei auskommen kann. Es gibt immer Wagehälſe, welche in den Tag hinein bieten, oder der alte Pächter denkt: weil er einmahl eingerichtet ſei, ſo könne er das Uebergebot am erſten mithalten. Es wird nicht leicht ein Jahr hingehen, in welchem nicht einige Unglücksfälle den Pächter treſſen. Sucht er alsdenn Remis, ſo verweigert ihm denſelben, und, wenn er den Termin mit der Zahlung nicht hält, ſo iaget ihn weg, und verpachtet das Gut aufs neue. So könnet ihr wenigſtens auf iedem Vorwerke, oder Amte, alle zwei Jahre einen neuen Pachtkontrakt verdienen. Stellet euch alsdenn, als wenn ihr dem neuen Pächter favoriſirtet, ſo wird er euch reichlich dafür mit Waitzen zu Kuchen, mit Haſer für eure Pferde, und mit Gerſten für eure Hühner und Tauben, verſorgen. Bei Holzanſchlägen drückt das linke Auge für dem Förſter zu, ſo drückt er das rechte für euch zu. Wenn ein Holzhändler kommt, der in Pauſch und Bogen kauft: ſo ſchlagt ihm das Klafterholz für Knippel, das Bauholz für Brennholz, zu, und macht es zuvor mit ihm aus, wie viel er euch ſpendiren ſolle, und laſſet es euch pränumeriren. Wird das geſchlagene Holz einzeln und im Lande verkauft, ſo gebet dem Förſter, welcher darüber die Aufſicht hat, auf hundert Klafter iährlich zehn Klafter Mauſefras; fünf Klaftern davon werden auf euren Hof gefahren. Gehen die Fiſchereien an, ſo fiſcht, ſtatt eines Tages, drei oder vier Tage. So viel Tage ſo viel Stücken für euch. Kaufet euch dabei etwa einen Vierthelcentner

Karpfen, oder Hechte, für baares Geld, und wieget euch einander dafür einen ganzen und einen Viertheilcentner. Habt ihr Eichelmaſt zu taxiren, ſo taxiret, ſtatt auf hundert Schock Schweine, ſiebzig oder achtzig. Verkaufet ſie an einen Pachter, oder Förſter, und handelt euch dabei zehn bis zwölf fette Schweine ein. Fallen Baue bei Hofe, oder auf den Vorwerken, vor, ſo laſſet von eben den Zimmer- und Mauermeiſtern, die dabei arbeiten, eure Häuſer, eure Riegelwände, und eure Wagenremiſen, bauen. Sie müſten nicht huſten können, wenn ſie Geld dafür von euch nähmen. Eben der Glaſer, welcher im Schloſſe Scheiben einſezt, mus auch in eurem Hauſe die Fenſter repariren; eben der Tiſcher, welcher die Sophos, Kanapes, und Lehnſtühle, in der Burg verfertigt, mus auch eure Tiſche, Stühle und Grosvaterſtühle machen. Kommen Luidore, oder Dukaten, in der Kaſſe ein, ſo addreſſiret euch an einen Kaufmann in der Stadt, ſezet das Gold in Konventionsmünze um, und nehmet euch dafür eure Kleider, oder eure Treſſen, oder euren Zucker und Kaffe, aus. Bringen die Bauren ihre Getreidepächte, ſo ſchüttet ſie in aller Stille auf den Magazinen auf, und ſchlieſſet darüber nur alle drei Jahre die Rechnung ab. Schlägt das Getreide herunter, ſo verkauft den Vorrath auf Kammerrechnung;

ſchlägt es auf, ſo verkauft es auf die ewige, und bezahlet alsdenn zur Kaſſe, was es zur Zeit der Lieferung gegolten hat. Werdet ihr zu Beſichtigungen von Waſſer- oder Hagelſchaden, oder andern Miswachs, kommittirt, ſo berichtet treulich, was ihr geſehen habt; ſchreibt nider, daß dieſer oder iener Bauer nicht eine Handvoll Getreide auf der Hälfte ſeines Ackers gewinne; verſtehet aber darunter das Brachfeld. Beobachtet bei alle dem äuſerlich eine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe. Wenn die Pächter, oder Bauern, euch Schweine, Hammel, und Kälber, oder Gänſe, ſchicken: ſo werfet denen, die ſie bringen, die — **Hausthüre** vor der Naſe zu; es wäre unſchicklich, wenn Gänſe, oder Schweine, oder Kälber, oder Schöpſe, durch euer Haus gingen; machet ihnen aber ganz ſachte das Pförtgen im Thorwege auf, und laſſet durch daſſelbe alles, was euch davon gebracht wird, auf euren Hof laufen. So werdet ihr im kurzen Kapitaliſten vom erſten Range werden, Rittergüter kaufen, und in die Bank leihen können, und habt allemahl dabei das Bewuſſtſein, daß ihr mit emſigen Eifer für die Kammer geſorgt habt; nehmlich, für — eure Kammer.

Wir leben im ökonomiſchen Sekulum!

Eigen-

Eigenſchaften eines Frauenzimmers, welche zu einer glücklichen Ehe erfordert werden.

Dritte Satire.

* * *

Würden Sie wohl, ſprach ich zu meinem Freunde zu ..., als ich ihn auf einer Durchreiſe beſuchte, nun, da Sie bereits anderthalb Jahr Ehemann ſind, und alle die Süſſigkeiten und Bitterkeiten des ehelichen Standes genoſſen haben, wenn Sie noch nicht geheurathet hätten, und doch alle Ihre gegenwärtigen Erfahrungen mit in Ihren ledigen Stand zurücknehmen könnten, noch heurathen? mit aller der Begierde, mit aller der ſchmachtenden Sehnſucht, heurathen, als Sie gethan haben? „Mein Beſter, antwortet' er mir, Sie haben von „jeher alle Geheimniſſe meines Herzens mit mir „getheilt, und ich ſchmeichle mir auch, die Ihrigen mit Ihnen getheilt zu haben. Ich habe ſeit „einem Jahre Sie nicht geſprochen; ich weis „alſo nicht, ob Ihr Herz noch ganz das Ihrige „ſei, oder ob Sie es bereits an irgend einen Gegenſtand Ihrer Liebe Preis gegeben haben? „die Weiber ſind eine rechte Karrikatur in der „Schöpfung, — Aber, ehe wir weiter gehen, „ſind Sie noch frei, oder nicht? Sind Sie „es nicht mehr, ſo will ich Ihnen lieber Anleitung geben, ſich unter ihr Schickſal zu ſchmiegen.“ Ich bins noch, antwortet' ich ſtotternd; indeſſen ſchwöre ich nicht dafür, ob ich morgen noch ſo geſinnet ſein werde: denn ich bin ein überaus ſeltſamer Menſch. Alle meine wichtigſten Handlungen und Entſchlieſſungen hangen an Augenblicken. So oft ich eine dergleichen in meinem Leben bewerkſtelliget habe, erinnere ich mich, daß ich ſie in einer Stunde beſchloſſen und ausgeführet habe; ich bin alſo nicht gut dafür, wenn heute oder morgen mir ein Frauenzimmer aufſtöſſt, welches mit einem mahle mein Herz überrumpelte, ob ich nicht binnen acht Tagen Hageſtolz, Liebhaber, Anbeter, Bräutigam, und Ehegatte, werden könnte. „Nun, wenn Sie denn“ noch frei ſind, ſo hören Sie mich! Ich kann“ mir keine frohern und zufridenern Stunden denken,“ als die, welche ich hatte, da ich noch ledig“ war. Glücklich iſt der Menſch ohne Weib!“ Alles, was ich damahls that, war recht gethan;“ niemand beurtheilte meine Handlungen, niemanden“ durft' ich Rechenſchaft davon ablegen. Ging“ ich aus, ſo ward ich nicht gefragt, wohin? kam“ ich zu Hauſe, es mochte zwölf oder ein Uhr um“ Mitternacht ſein, ſo ward ich nicht gefragt, wo“ ich geweſen ſei. Hatte ich auf den morgenden“ Tag zu leben, allenfalls auch übermorgen, ſo hatte“ ich genung. Ich hatte keine häuslichen Sorgen“, keine Vorwürfe, und der Kopf that mir“ nicht öfter weh, als — wenn ich Kopfſchmerzen“ hatte. Ich war ohne Noth, ohne Kummer,“ und lebte wie ein Prinz in der Schöpfung.“ Jezt, wenn ich ausgehen will, ſoll ich entweder“ die Frau mitſchleppen, oder ich krie[illegible] böſe Geſichter.“ Komme ich des Abends u[illegible] zehn Uhr“

„nach Hauſe, ſo mus ich eine halbe Stunde klopfen „und klingeln, ehe aufgemacht wird. Beſucht mich „iemand, der meiner Frau nicht anſteht, ſo wirds „eine Stunde, ehe wir Kohlen, oder Licht, kriegen, „die Pfeifen anzurauchen. Habe ich nicht immer „hundert, oder wenigſtens funfzig Thaler baar da „liegen, ſo hör' ich nichts, als Lamenten. Ueber „alle meine Handlungen wird geurtheilt; hier „hätte ich einen Thaler, dort einen Groſchen, da „einen Pfennig, erſparen können, um Band, oder „Nadeln, dafür zu kaufen. Befehl' ich der Magd, „ſo wird feuerkommandirt: verlange ich Ente „mit Märkſchen Rüben zu eſſen, ſo kommt Hering „und Grütze auf den Tiſch. Seit ſechs Wochen „bin ich noch ſchlimmer daran. Meine Frau kam „ins Kindbette, und da ging die Angſt erſt recht „an. Da war ein Geſchrei vom Henker; Vorwurf auf Vorwurf. Nun iſt das Kind da, und „der kleine Halbmenſch Halbvieh winſelt den ganzen Tag; die Mutter iſt eigenſinnig, die Schwiegermutter zankt, Kindmutter und Wickelfrau „rennen ſich einander an die Köpfe, und im ganzen „Hauſe, wo ich hinſehe, liegen kleine Packete, mit „kolorirten Beſcherungen. Könnte ich meine Tage zurückwünſchen, ich wollte mich kombabiſiren! „Weiber ſind unbiegſame und kommandogierige „Geſchöpfe; ſie ſind alle aus Amazonenland, „und haben ſtets die Pfeife in die Hand, nach „welcher die Männer tanzen ſollen." Ich erſchrack nicht wenig über dieſe offenherzige Erklärung mein[illegible] Freundes, und, ohne ihm darauf zu antworten, wandte ich ſogleich einen nothwendigen Gang vor, welchen ich zu dem Kaufmanne S.. thun müſſe, und verſprach, wenn ich wieder zurückkommen würde, den Diſkur mit ihm fortzuſetzen. Aber ſo bald werde ich ihn nicht wieder beſuchen: denn ich liebe ihn viel zu ſehr, als daß ich durch meine Gegenwart das ihn niederſchlagende Andenken meiner glücklichen Tage in ſeine Seele zurückrufen ſollte, in welcher wir beide in Unſchuld und ſorgloſer Ruhe die Freuden des Lebens einſchlurpften. Himmel! wie viel dergleichen unglückliche Ehen mögen unter der Sonnen geführet werden! Von den Klagen, die vor den Konſiſtorien gangbar ſind, darf man auf ihre Zahl nicht ſchlieſſen; der Kluge bringt ſein Elend nicht bis vors Konſiſtorium, ſondern verſchmerzt es in der Stille. Aber gewis war mein Freund an ſeinem Unglücke Schuld, und hat ein Frauenzimmer zu ſeiner Gattin gewählet, welche nicht die Eigenſchaften beſas, die ein Frauenzimmer haben mus, wenn es uns durch die Ehe glücklich machen ſoll. Es iſt ein höchſt widriges und unnatürliches Vorurtheil, wenn ledige Mannsperſonen, welche aufs Paaren ausgehn, ſich in den Kopf ſetzen, daß ſie ſich eine Gattin wählen müſten, welche mit ihnen von einem und demſelben Alter ſei. Gerade umgekehrt. Ein Frauenzimmer, welches wir heurathen wollen, mus entweder noch einmahl ſo alt, oder noch einmahl ſo jung ſein, als wir. Ein junger Menſch von zwanzig Jahren mus ſich eine Perſon zur Frau nehmen, welche vierzig iſt, und ein Mann von ſechzig Jahren ein Frauenzimmer von zwanzig. Denn, überhaupt von der Sache zu urtheilen, kommen zwo Perſonen zuſammen, welche gleich alt oder gleich jung ſind: ſo herrſcht bei ihnen entweder zu viel Froſt, oder zu viel Hitze. Nun iſt es aber bekannt, daß eine glückliche Mixtur von Froſt und Hitze das allbelebende Principium der Natur ſei. So bald alſo ein Jüngling von zwanzig Jahren ſich eine Frau von vierzig nimmt: ſo wird ſeine jugendliche Hitze durch den Froſt der leztern abgekühlet und gemäſſigt; und ſo bald ein Mann von ſechzig Jahren ein Mädgen von zwanzig heurathet: ſo wird ſein faſt erſtorbenes Feuer durch die Hitze derſelben wiederum angefacht. Der Jüngling, der nach vollem Buſen ſchmachtende Jüngling, darf deswegen nicht denken, daß ein Frauenzimmer, welches ſeine Mutter ſein könnte, ihn nicht glücklich machen werde. Es iſt kein ehrwürdigeres Geſchöpf in der ganzen ſichtbaren Natur, als eine alte Jungfer. Sie hat in ihren Minen, in ihren Geſichtszügen, und in ihrem ganzen Air, etwas ſo graves, pathetiſches und immoniſches, daß ſchlechterdings dadurch der Grund zu einer guten ehelichen Verträglichkeit gelegt werden mus. Sie hat dabei nicht weniger Empfindlichkeit, als ein Mädgen von zwanzig Jahren, ſondern lacht noch immer, wie Sara, hinter der Thüre, wenn der Engel mit ihr vom Kindbette ſpricht. Ihr Kus iſt ein recht herzhafter Kus: denn er empfängt durch die langen Harchens, welche an den Oberlippen ſind, Konſiſtenz. Sie hat überdis auch Religion: denn ſie hat wenigſtens von ihrem dreiſſigſten Jahre an, als welches die Zeit iſt, wo die Frauenzimmer anfangen, andächtig zu werden, wenn ſie noch ledig ſind, ihren Morgen- und Abendſegen unausgeſezt abgebetet, und alle Wochenpredigten beſucht. Sie verwickelt ihren Mann auch nicht in eine gar zu weitläuftige Familie. Ihre Eltern ſind todt, ihre Tanten auch; die Geſchwiſter ſind zerſtreut, und, wenns hoch kommt, ſo ſezt ſie etwa zwei oder drei Kinder in die Welt, und dis iſt alles. Ein Mann von ſechzig Jahren kann auf gleiche Weiſe ſein Glück bei Verheurathung mit einem Frauenzimmer von zwanzig gewis erwarten. Da ſie ihn als Grosvater betrachten mus, ſo kann er von ihr den ſtrengſten Gehorſam gegen ſeine Befehle hoffen: denn junge Leute ſind ſanftmüthig. Sie wird alle ihre Munterkeit dazu anwenden, immer um ihn herum zu ſein, ihm aufzuwarten, ihm die Pelzmüzen, Pelzkaftane, und Pelzſtiefeln, weg- und zuzutragen. Kommen die langen Winterabende, ſo werden ſich fleiſſig Geſellſchaften von jungen Herren bei ihm einfinden, die ihm aufs heiligſte verſichern, daß ſie kommen, um aus ſeinem Umgange Unterricht zu ſchöpfen. Wie ſchmeichelnd iſt dis für ſeine Ehrbegierde! Wenn er denn ſo ſieht, wie dieſe junge Herren nach ſeiner Frau ſchielen, wie ſie ſie nicht genung anſehen, nicht genung mit ihren Blicken verſchlingen können: ſo wird er eine recht innige Freude darüber empfinden, ein Gut zu beſitzen, welches ihm von ſo vielen andern beneidet wird. So oft er alsdenn bei ſeinem iungen Weibchen ſchläft, wird er ſich veriüngt fühlen. Die geſunden und elektriſchen Theilchens, die unaufhörlich unter dem Oberbette aus dem Korpuſkulum ſeines lieben Weibchens herausdünſten, werden durch ihre Vereinigungskraft zu ſeinem Körper übergehen, ſich an demſelben anlegen, in ihn eindringen, ſeine Muſkeln ſtärken, und ſeinem Blute einen ſchnellen Umlauf verſchaffen. In Neuholland, wo die Dirnen, welche Luſt zum Paaren haben, ſich vermummt an den Weg ſetzen, mus der vorübergehende Freier den Kauf blindlings machen, und kann nicht wählen, ſondern mus vorlieb nehmen, ob er eine Dirne von zwanzig oder von vierzig erhaſche; aber bei uns, wo die Frauenzimmer Kopf und Bruſt blöſſen, iſt es unverzeihlich, wenn ein ſechzigiähriger Mann mit Fleis eine ſechzigiährige Matrone, und ein zwanzigiähriger Jüngling mit Fleis ein zwanzigiähriges Mädgen, nimmt. Daher kommen zum Theil die unglücklichen Ehen. Zuweilen gibts auch Leute, welche uns überreden wollen, man müſſe bei der Ehe auf die Gleichheit der Gemüther ſehen; ia, es gibt wohl gar deren einige, welche hierinnen das Principium einer glücklichen Ehe finden wollen.

Quackelei! Je weniger ſich die Gemüther zu einander ſchicken, ie mehr Antipathie unter ihnen herrſcht, deſto glücklicher fällt die eheliche Verbindung aus. Leute, welche eines Sinnes ſind, die immer einerlei wollen, können ſich entweder gar nicht, oder nur ſelten, wenn der dritte Mann dazu kommt, zanken. Zanken und Streiten aber macht die Ehe glücklich. Denn die eheliche Liebe braucht unter allen Liebesarten die meiſte Stärkung; ſie konſumirt ſich am erſten, weil Eheleute ſtets beiſammen ſind, und ſich bald alltäglich werden. Nun iſt es aber ausgemacht, daß die Liebe durch nichts mehr geſtärket werde, als durch Zank und Streit. Die Verſöhnung, welche darauf erfolgt, erneuert ſie gleichſam. Wenn ſich zwo Perſonen gezankt haben, und nachher wieder ausſöhnen, ſo empfinden ſie eben das wieder in einem etwas ſchwächern Grade, was ſie empfanden, als ſie ſich das erſte mahl liebgewonnen. Je öfter alſo unter Eheleuten gezankt wird, deſto glücklicher iſt unter ihnen die Ehe. Es iſt demnach eine Haupteigenſchaft eines Frauenzimmers, welches uns glücklich machen ſoll, daß ſie gerade von uns entgegengeſeztem Gemüthe ſei. Schönheit, Verſtand, Oekonomie, und Tugend, werden auch gröſtentheils für Qualitäten eines Frauenzimmers gehalten, welches eine gute Frau werden ſoll; aber man muß ſich wundern, daß ſolche Grillen von den Moraliſten ausgeheckt werden können. Moraliſten ſind gemeiniglich alte, abgehurte Leute. Wenn ſie nicht mehr fahren können, ſo klatſchen ſie doch noch gern, und mögen daher noch immer gern ſchöne Frauenzimmer ſehen; um ſich zu verbergen, reden ſie bei Gelegenheit auch vom Verſtande; da ſie alterswegen geizig ſind, ſo rühmen ſie auch viel von der Oekonomie, und wie alle alte . . zulezt Betſchweſtern werden, ſo haben ſie auch immer den Mund voll Tugend. Schönheit iſt eine recht lächerliche Forderung von einem Frauenzimmer. Worinn beſteht denn die Schönheit eines Frauenzimmers? Von hundert oder zweihundert Mädgens ein Ideal der Schönheit abſehen, wie die alten närriſchen Griechen thaten, das iſt keine Kunſt; aber hundert oder zweihundert Weiber zu nehmen, das iſt bei uns Chriſten noch nicht Mode, vielleicht wird es einmahl, wenn ſo eine groſſe Peſt, wofür uns doch der Himmel in Gnaden behüten wolle! bei uns geweſen iſt, wie unlängſt in Japan. Ueberdem ſo beſteht die Schönheit auch nur in der Einbildung. In China beſteht die Schönheit des Frauenzimmers in ſo kleinen Füsgens, daß ſie nicht darauf alleine gehen können; In Arrakan, auf der Halbinſel jenſeits des Ganges, in ſo groſſen Ohrlappen, daß ſie bis auf die Schultern hangen; In Nigritien im Holzkohlenſtaube, womit ſie ſich die Haare pudern; Auf der Küſte von Guinea in langen Nägeln, und ſo groſſen Brüſten, daß ſie ſie über die Schultern legen können; In Braſilien in den gröſten

ſten Löchern, welche ſie ſich in den Wangen und am Kinn machen, damit, wenn ſie Taback ſchmauchen, der Rauch allenthalben herausdringe; In Neuſchottland iſt die die ſchönſte, die ſich am künſtlichſten zu ſchmücken weis, und unter den Kaffern iſt dieienige eine Beaute, welche am meiſten ſtinkt. Kann denn nun wohl ein Ding, wie die Schönheit, das noch ſo unbeſtimmt iſt, bei einer ſo wichtigen Sache in Betrachtung kommen, als die Ehe iſt? Ueberdem ſo haben die häslichſten Frauenzimmer gemeiniglich die ſchönſten Seelen; denn man kann nicht glauben, daß die Natur gegen irgend eines ihrer Geſchöpfe ſo unbarmherzig geweſen ſein, und ihm von der Fülle ihres Guten gar nichts werde haben zuflieſſen laſſen. Die Natur zeigt uns auch bei ihren übrigen Produkten, daß dasienige den gröſſeſten innerlichen Werth habe, was von auſſen am unbeträchtlichſten und oft am nidrigſten ausſiehet. In der häslichſten Schale ſteckt die wohlſchmeckende Kaſtanie; in der ſchlechteſten Erde der Diamant, in der Muſchel die Perle, und unter der garſtigſten Haut die ſaftigſte Pfirſche. Je bucklichter, ie ſchieler, ie pockengrübichter alſo ein Frauenzimmer iſt, eine deſto ſchönere Seele mus ſie haben, und bei der Seele ſchläft der Mann. Verſtand mus bei der Seele gar nicht in Berechnung kommen; ich habe in meinem Leben nicht gehört, daß zur Fortpflanzung unſers Geſchlechts Verſtand erfordert werde. Wie kämen die Bauern zu Rechte? wie die Wilden in Kanada? wie die Hähne, Käfer, und Fliegen? So bald ein Frauenzimmer Verſtand hat, wird ſie gewis nicht heurathen. Was für ruhige Tage kann ſie nicht als Jungfer haben! Sie kann gehen, wohin ſie will, Schlitten fahren, mit wem ſie will, und darf das Kindbette nicht fürchten. Geht ja weg mit eurem Verſtande; Verſtand und Liebe ſind wie December und Julius. Ich habe zwo Tanten, hätten die keinen Verſtand, ſo hatten ſie längſt geheurathet. Die Schönheit einer weiblichen Seele beſteht nicht, wie bei der unſrigen, im Verſtande, ſondern in der Gutherzigkeit, alles zu thun, was wir wollen. Unter allen Fratzen der Moraliſten aber iſt nichts unerträglicher, als daß man bei der Wahl ſeines Frauenzimmers auf die Wirthſchaftlichkeit ſehen ſolle. Kochen mus die Magd, nähen das Nähemädgen, verſchlieſſen die Ausgeberin, buttern die Viehmagd. Ich möchte um alles in der Welt willen keine Frau haben, die ökonomiſch wäre. Wie ekelhaft iſt ein Frauenzimmer, welches, wenn man ihm zunahe kommt, nach Fleiſch, Brüheſuppen, und Braten, riecht! Nähet ſie, ſo hängen ihr immer die Zwirns- und Seidenfaden an der Tändelſchürze, und am Karſöen: ſezt ſie ſich aber ins Grosvaterſtühlchen, oder aufs Kanape, ſchlägt die Hände in einander, oder hat die Filetnadel in der Hand, und ſticht bald in die Kreutz, bald in die Quere: ſo drehen ſich drauſſen die Bratſpieſſe von ſelbſt herum, die Hemden flicken ſich ſelbſt, die Servietten waſchen ſich ſelbſt, die Suppen kochen ſich ſelbſt, und die Köchin ſchöpft die beſte Brühe ab, damit wir uns nicht unſere Magen verderben. Tugend laſſe ich mir noch eher gelten bei einem Frauenzimmer, wenn man mich nehmlich recht verſteht. Es iſt nur eine Tugend, welche das Frauenzimmer haben kann, und die iſt — Geld. Geld geht beim Frauenzimmer über alles. Es füllt die Schnürbrüſte hinten aus, wenn die eine Seite zu weit herausragt; es ſezt die Zähne ein, welche fehlen, ſticht den Staar, macht rothe Haare brunet, deckt die Runzeln zu, und das Himen wächſt darnach wieder, wie die Krebsſcheeren. Auf dieſe Eigenſchaft mus alſo der Freier hauptſächlich mit ſehen; daß ſeine künftige Frau Geld habe. Damit kann er, wenn er ſtudirt hat, ſeine Univerſitäts-, wenn er im Felde mit geweſen iſt, ſeine Lager-, wenn er brav gezecht hat, als Junggeſell, ſeine Sauf-, wenn er viel gereiſet iſt, ſeine Franzöſiſchen und Italiäniſchen, oder Engliſchen-, und wenn er ſich ſchon mit Mädgens, die er entehrt hatte, abgefunden hat, ſeine Dotationsſchulden bezahlen; er kann ſeine Freunde zu ſich bitten, mit ihnen ſpielen, trinken, und ſchmauchen, und, wenn dis iſt, ſo läſſet er Jupitern einen guten Mann, und ſeine Frau — Frau ſein. Dudel, dudel! ob die Frau vorher, ehe er ſie heurathete, eins oder zwey Kinder gehabt hat, — genung, ſie hat Geld. Ich kenne einen Mann in einer benachbarten Stadt, der heurathete ſich vor einem halben Jahre ein Mädgen, die in ihrem zwanzigſten Jahre ein Kind, und in ihrem dreiſſigſten die Pocken terribel gehabt hatte; ſie war zänkſch, wie der Teufel, hatte Finne bei Finne, Sommerſproſſe bei Sommerſproſſe, Pockengrube bei Pockengrube, hatte weder Verſtand, noch war ſie wirthſchaftlich, ſie hatte aber dreiſſigtauſend Thaler; nun fähret ihr Mann mit vier Pferden, hat Lakeien, Kutſcher, und Kammerdiener, ſchmauſet mit ſeinen Freunden, geht bordirt, ſpielt, und, ob er ſich gleich täglich mit ſeiner Frau zankt, und vor einigen Wochen ſo gar den Kutſcher bei ihr im Bette angetroffen hat, ſo ſagt doch die ganze Stadt, daß er der glücklichſte Mann von der Welt ſei, weil er — eine Frau mit dreiſſigtauſend Thalern hat.

* * *

Grund-

Grundſätze
der
würdigſten Erziehung
eines
iungen Herrn von Adel.

Vierte Satire.

* * *

Ueber nichts habe ich mich in meinem Leben ſo ſehr geärgert, als darüber, daß ich kein Edelmann bin, und nichts verdrießt mich mehr auf meinen ſeligen Vater, als, daß er nicht aus einem recht altadelichen Geſchlechte abſtammte, und meiner Mutter von einem Maaſſe Nobelbluts den Extrakt, recht fein diſtillirt, zur Beförderung meiner Exiſtenz hergeben konnte. Ich hätte alsdenn, wenn ich iemahls einen Jungen würde gezeugt haben, aus ihm einen ſo netten, feinen und allerliebſten Hof- Kammer oder Jagdiunker machen wollen, der ſeines gleichen in der Welt nicht haben ſollte. Aber das Schickſal, welches uns nicht erſt fragt, hat nun einmahl ſo gewollt, daß ich aus einer hungrigen bürgerlichen Familie meinen Urſprung nehmen ſollte, welche nichts, als Prieſter und Leviten, aufzuweiſen hat. Da ich nun ſo wenig dafür kann, daß ich kein Edelmann geworden bin, als der Sperling dafür kann, daß er kein Stieglitz geworden iſt: ſo ſoll mich dis auch nicht abhalten, das Gute, welches ich alsdenn würde geſtiftet haben, wenn ich, ſtatt Sperling, Stieglitz geworden wäre, öffentlich bekannt zu machen, damit es nach mir ſtifte, wer es ſtiften will und kann. Ich überreiche Ihnen nehmlich hiermit, meine hochadelichen Herren und Damen, — Sie, meine gnädigen Fräuleins, mit eingeſchloſſen: denn in meinem Lande, wo ich lebe, trug ſich jüngſthin auch ſo ein Fällchen zu, welches ein junges hübſches Fräulein in den Stand ſetzte, in Zukunft von meinem wenigen hier Befindlichen Gebrauch machen zu können; ich überreiche Ihnen, ſag' ich, ein Plänchen, ganz kurz und nett entworfen, nach welchem ich glaube, daß die Erziehung eines jungen Herrn von Adel eingerichtet werden müſſe. Es iſt wahr, ich habe, als ich den Lebenslauf aus dem achtzehnten Jahrhunderte ſchrieb, der in dieſem Büchelchen zuförderſt befindlich iſt, zum Theil andere Meinungen über dieſen Gegenſtand geäuſert; aber ich bin ſeit der Zeit vernünftiger geworden, und iſt es einem Manne, wie ich bin, keine Schande, wenn er der ganzen Welt ſehen läſſet, wie er ſich beſſere. Ich bitte Sie daher um Vergebung, wenn die Erziehung, welche der Herr von E.. ſeinem Junker gab, etwas zu bürgerlich roch. Das hätte ich freilich thun können, — meine Geſchichte aus dem achtzehnten Jahrhunderte wieder hier herausreiſſen; aber mein Verleger pflegt immer zu ſagen: es ſei dis noch das geſcheuteſte, was in dem ganzen Buche ſtände. Doch, darinn ſoll er nicht Recht haben; das Geſcheuteſte, was ich in meinem Leben geſchrieben habe, und noch ſchreiben werde, ſoll ſich noch auf dieſem Blatte anfangen. Werfen Sie mir nicht vor, daß Sie zum Theil Ihre Junkers ſchon nach demſelben Plane erziehen, welchen ich Ih-

nen erſt iezt vorlege, und daß Sie alſo das bereits in Ausübung bringen, was ich Ihnen erſt ſagen will; es iſt doch nichts Unanſtändiges, wenn man das Gute, welches ſchon hie und da ausgeübet wird, dadurch allgemein zu machen ſucht, wenn man es öffentlich anpreiſet. Mein Plan iſt ſo deutlich, ſo einfältig, und zugleich ſo faslich, wie nur einer in der Welt ſein kann. Heren Sie zu. Der Menſch kann in der Welt nicht früh genung die Würde ſeiner Beſtimmung kennen lernen. Dis werden Sie mir hoffentlich nicht leugnen: denn, ie eher er ſeinen Werth kennet, deſto eher wird er ſeiner würdig handeln. So bald alſo hochadeliche Eltern die Erfahrung gemacht haben, daß ihr Junker ſich anfange aus dem erſten thieriſchen Zuſtande, in welchem er, mit der bürgerlichen Pelemele die erſten Jahre ſeines Lebens zuzubringen, das gemeine Schickſal hat:
„ſo müſſen ſie den Gedanken, daß er aus einem
„alten adelichen Stamme entſproſſen ſei, in ihm
„recht gros, wichtig und lebhaft zu machen ſu-
„chen. Der gnädige Papa und die gnädige Ma-
„ma müſſen ihn wechſelsweiſe auf ihren Schos
„nehmen, und zu ihm ſprechen: Louis, oder
„Charles, dein Papa und deine Mama ſind ade-
„lich, und du biſt ein gebohrner Edelmann.
„Alle andere, welche hier im Hauſe ſind; die
„Jungfer, welche deiner Mama ſervirt, der Be-
„diente, welcher dich aufſtirt, die Mägde, welche
„die Tauben und Hühner frikaſſiren, der Kut

ſcher, welcher die Pferde etrillirt, ſind alle bür-“
gerliche Kanaille. Sie ſind dazu geſchaffen, uns“
Edelleuten aufzuwarten, die Stiefeln zu bürſten,“
die Wagen zu ſchmieren, die Kleider auszukeh-“
ren, die Gänſe zu ſchlachten, und uns das Bet-“
te zu machen. Du biſt in der Welt dazu da,“
dir aufwarten zu laſſen, die gebürſteten Stie-“
feln zu tragen, die ausgekehrten Kleider an-“
zuziehen, die gebratenen Gänſe zu eſſen, und in“
dem gemachten Bette zu ſchlafen. Wenn du“
alſo mit ihnen ſprichſt, ſo nennſt du ſie ihr oder“
du. Nennen ſie dich Junker, ſo ſchimpfe ſie“
aus, ſo, wie es dir zum erſten in den Mund“
kommt; befiehlſt du ihnen etwas, und ſie thun“
es nicht alsbald, ſo nimm das erſte, beſte Stück“
Holz, und wirf ihnen damit an den Kopf. Kla-“
gen ſie dir, daß ſie zu wenig Lohn hätten, oder“
zu ſchlecht gehalten würden, und nicht ſatt zu“
eſſen bekämen: ſo lache ſie aus, und ſage, ſie“
möchten froh ſein, daß ſie es noch ſo hätten;“
wie ſolch bürgerliches Pack mehr verlangen“
könnte? wenn ſie nicht krepirten, ſo müßten“
ſie froh ſein. Kommen Leute her, die du nicht“
kennſt, weil ſie nicht aus dem Hauſe ſind, ſo“
ſiehe nur deinen Papa und deine Mama an,“
ſo wirſt du gleich ſehen können, ob ſie bürger-“
lich oder adelich ſind. Sind ſie adelich, ſo be-“
hält Papa die Mütze ab, legt die Pfeife weg,“
und Mama macht einen Knicks; du gehſt“
alsdenn auf ſie los, und küſſeſt ihnen die Hand.“
Sezt Papa aber die Mütze gleich wieder auf,“

„und raucht fort, und nickt Mama nur mit dem „Kopfe, ſo ſind ſie bürgerlich, und du bleibſt alsdenn entweder auf deinem Stuhle ſitzen, oder, „wenn du aufſtehſt, machſt du nur eine kleine „Verbeugung. Nie müſteſt du es dir vergeben, wenn du aus Verſehen einer bürgerlichen „Frau die Hand küſſeſt, und du muſt lieber zween „Tage hungern, als dis thun: denn die Bürgerlichen ſind Faiance, wir ſind ächt Porcellan; „ſie Tomback, wir Gold; ſie die Brühe, wir das „Fett darauf. Gehſt du, wenn du gros wirſt, „aus, und es begegnen dir Bürgerliche, ſo muſt „du den Hut vor ihnen niemahls tiefer, als bis „an die Schultern, abnehmen, und den Arm dabei ſo führen, daß du nicht mit der ganzen Hand, „ſondern nur mit dem ſteifen Ellenbogen, das „Kompliment machſt; damit du dir niemahls „dein Recht vergebeſt, noch etwas thuſt, das „wider deinen Stand iſt. — —“ Indeſſen, meine gnädigen Herren und Damen, werden Sie doch nicht leugnen können, daß ſich zuweilen Fälle für uns ereignen, wo wir auch die ſchlechteſten Menſchen brauchen. Es iſt nun einmahl ſo eingerichtet, daß wir nicht alle alles haben; wollen wir nun dasjenige haben, was ein anderer hat, will er das haben, was wir beſitzen: ſo iſt nichts anders übrig, als, wir müſſen es uns gegenſeitig kommuniciren, einander aushelfen, dienen. Ein Menſch braucht alſo den andern.

dern. Sie, zum Exempel, wenn Sie Ihre goldenen Uhren, und Tabatieren, Ihre Juwelen, und ſilbernen TafelServicen, verſetzen wollen, brauchen dazu einen Roskämmer, Schweineſchneider, oder wohl gar einen Juden. Es kommt alſo viel bei Erziehung Ihres Junkers darauf an; daß Sie ihn recht inſtruiren, wie er ſich in ſolchen Brauchfällen zu verhalten habe. „Karl, oder Luthe, müſſen Sie zu ihm ſagen,“ die Leute, welche in unſerm Hauſe ſind, ſind unſere“ Bediente; wie du mit ihnen umgehen“ müſſeſt, wenn du ſie brauchſt, weiſt du ſchon.“ Auch weiſt du, wie du dich überhaupt gegen“ einen Bürgerlichen zu verhalten haſt; aber,“ dis gilt nur in ſo weit, als du ihn nicht brauchſt.“ Merke dir alſo, ſo bald du einen Bürgerlichen“ brauchſt, ſo läſſeſt du ihn zu dir kommen, biſt“ höflich gegen ihn, kajolirſt ihn, und läſſeſt dich“ in deiner Stube gegen ihn unter deinen Stand“ herab. Wohlgemerkt! — in deiner Stube:“ denn auf der Gaſſe muſt du dem ungeachtet“ das Kompliment ihm nicht tiefer machen. Darum“ rathe ich dir, wenn du ſo etwas mit ihnen“ abzumachen haſt, es in der Stube zu thun.“ Die Bürgerlichen ſind bei aller ihrer Nidrigkeit“ doch eine ſo gutherzige Art von Leuten,“ daß ſie unſer einem durchs Feuer liefen, wenn“ wir ihnen nur eine gnädige Mine machen.“ Brauchſt du ſie nicht mehr; haben ſie dir al-“

„le mögliche Dienſte erwieſen, ſo ſiehe ſie nicht weiter über die Achſeln an; thue, als kennteſt du ſie gar nicht, und begegne ihnen, wie zuvor; ſo, daß ſie allemahl recht lebhaft empfinden, wer ſie ſind, und wer du biſt. Dankbar brauchſt du gegen keinen Bürgerlichen zu ſein; es iſt ihre Schuldigkeit, daß ſie dir dienen, und wie die Dankbarkeit bei den bürgerlichen gegen uns eine ihrer erſten Tugenden iſt: ſo iſt ſie überhaupt bei dem Edelmanne ein vorzügliches Laſter. Ereignet es ſich wider Hoffen und Erwarten, daß du ſie abermahls brauchſt, ſo ſei wieder auf deiner Stube höflich und beſcheiden gegen ſie; ſie ſind ſo treuherzig, daß ſie gleich wieder Amis mit uns ſind, wenn wir ihnen nur wieder gnädig lächeln. Iſt dis wieder vorbei, ſo mache es, wie immer. Werden ſie mit der Zeit deſſen überdrüßig, ſo addreſſire dich wieder an andere; ſie drängen ſich recht, uns dienen zu können. Biſt du mit ihnen, zu der Zeit, wenn du ſie brauchſt, allein auf deiner Stube, ſo thue freundſchaftlich mit ihnen, las ſie niderſetzen; kommen aber Adeliche zu der Geſellſchaft, ſo unterhalte dich mit dieſen, las iene ſtehen, und mache es ihnen recht auffallendmerklich, daß ihre Gegenwart anietzt unſchicklich und verunreinigend ſei.“ Ich darf es Ihnen nicht erſt ſagen, meine gnädigen Eltern, daß das höchſte

Gut des Menſchen die Freiheit ſei. Sie leſen hoffentlich Zeitungen, und da mus ſie ieder Auszug der Briefe aus Boſton, Philadelphia, und Germanstown, welche wir täglich auch darinn leſen, hiervon überzeugen können. Hat aber ieder Menſch nach den Abſichten des Allſchaffenden ein Recht auf die Freiheit, wie vielmehr müſſen dieſen Vorzug der Menſchheit dieienigen in einem noch weit höhern Grade beſitzen, welche ſchon von Geburt noch überdem beſonders prärogativiſche Menſchen ſind! Sie müſſen demnach ihre Junkers bei aller nur erſinnlichen Freiheit erziehen; ohne alle Sittſamkeit, ohne alle Religion. Die Sittſamkeit iſt eine ſo närriſchausgedachte Sache, daß nichts drüber geht, und die Religion gehört, wie die Dankbarkeit, nur für die Populair. Hochadeliche Eltern! Sie müſſen alſo Ihren Junkern von Jugend auf alle mögliche Unarten erlauben, ſie deswegen loben, und, wenn ſie etwas phlegmatiſch ſind, ſo gar dazu anfeuren. So bald der Junker nur die erſten Milchhärchens auf den Oberlippen, und gerade ſo viel Bart hat, wie die Samoieden, mus er ſchon der Kammeriungfer dreuſt in den Buſen faſſen. Geht die Magd die Treppe hinauf mit einer Tracht Holz, oder Wäſche, ſo mus er, wie der Blitz, hinter ihr her ſein, und ihr mitten auf der Treppe unter den Rock bis an den

Gürtel greifen. Klagt die Kammeriungfer es der gnädigen Frau, daß Junker Karl, oder Luthe, ihr gar keine Ruhe laſſe, ſondern, ſo oft ſie ſich bückte, ihr in den Buſen griffe: ſo mus ſie ihr antworten: Nu, Narrin, geht dir dadurch etwas ab? Wenn dir ſonſt niemand etwas thut, als dis, davon wirſt du nicht ſterben. Kommen Papa, oder Mama, dazu, wenn Junker Karl, oder Ludwig, der Küchenmagd auf der Treppe unter den Rock faſſet, ſo müſſen ſie beide laut darüber lachen. Denn der Muth eines iungen Edelmanns mus immerdar angefriſcht werden, damit er nach mehrern Jahren im Stande ſei, aus einem Scharmützel ſich zu retiriren, oder Parforceiagden beizuwohnen, und in der Stadt an den langen Winterabenden Geſpenſt zu ſpielen. Fluchen, welches bürgerlichen Kindern ſo übel anſteht, iſt dem Junker erlaubt, und kleidet ihn ungemein. Wenn die Kinder eines Pächters, oder Landpredigers, oder Handwerksmanns, oder Kaufmanns, nur ia und nein ſagen, ſo mus der Junker ſprechen: Hohl mich der Teufel, Papa, es iſt wahr; ſtraf mich Gott, Mama, ich bins nicht geweſen. Dis klingt ſo vornehm, daß ich Geheimeräthe, Hofmarſchälle, und Oberſtallmeiſter, kenne, welche weiter nichts können, als fluchen, und doch als geſchickte Männer in ihrem Metier ausgeſchrien werden. Wenn ſie denn ſo fluchen, daß ſich die Erde vor ihnen möchte aufthun: ſo laufen Kanzeleibothen, Stallknechte, und Vorreuter, durcheinander durch, daß es läſſet, als wenn ſie Blindekuh ſpielten. An ſeinem ſechſten oder ſiebenten Geburtstage müſſen der gnädige Papa dem Junker die erſte Pfeife Taback rauchen laſſen, und ſie ihm ſelbſt ſtopfen. Will der Hofmeiſter es etwa nicht leiden, daß der iunge Herr ſchon ſo früh Taback rauche, ſo ſagen Papa: ſie hätten auch ſchon in ihrem ſiebenten Jahre geraucht, und er hätte ſich überhaupt nur darum zu bekümmern, daß die Tauben und Hühner recht gefüttert würden, und die leztern die Eier nicht vertrügen. Hören Junker Friz, oder Hans, zuweilen die Lakeien beten, wenn ſie eſſen wollen, oder gegeſſen haben, und ſagen dem Papa, die Lakeien beteten; ſo mus Papa ſagen: Beten iſt lakeienmäſſig, ſo, wie das Schuhbürſten. Die Religion iſt nur dazu da, die Bürgerlichen gegen uns und andere groſſe Herren in Reſpekt zu erhalten. Dazu werden auch die Prediger und Schulmeiſter ſalarirt; dieſe müſſen den Kindern, und iene den Erwachſenen, blauen Dunſt vormachen, ſie mit dem Teufel, wie mit dem Knecht Ruprecht, und mit der Hölle, wie mit der Vogtei, ſchrecken. Wenn es die Burgerlichen hören, ſo laſſen ſie ſich ſchaben und ſchinden, und tröſten ſich dabei, daß ſie im Himmel alles wiederhaben ſollen. In die Kirche kannſt du gehen, aber eben ſo, wie du in die Komödie gehſt. Edelleute müſſen nur in die Kirche gehen, um der Konverſation willen, kleine Entrevüen daſelbſt zu halten, Liebesaffairen abzureden, Promenaden zu beſtellen, und neue Maſken zu projettiren. „Haben hochadeliche Eltern groſſe Ge„ſellſchaften bei ſich, ſo müſſen dieſelben ihren „Junker mit an die Tafel nehmen, und den „Diſkur auf die Religion leiten. Wenn als„denn brav herumgetrunken worden iſt, ſo gehts „über ſie her; es werden Geſundheiten wider ſie „ausgebracht, Bonsmots geſchmiedet, Witz folgt „auf Witz, Spott auf Spott. — Junker Fritze, „oder Hans, ſitzt da, horcht, wie ein Fuchs, und „ſo wird er von Tage zu Tage freier. Sie „werden unglaublich viel Zufridenheit dabei fin„den, gnädige Eltern, wenn Sie, durch Ver„bannung aller Arten von Zwang, ihre lieben „Junkers endlich ſolchergeſtalt ſo weit werden „gebracht haben, daß Sie ſie ſelbſt nicht mehr „bändigen können. —“ Anbelangend die Beſchäftigungen, zu denen Sie Ihre Junkers gewöhnen müſſen, ſo iſt es wahr, was die Philoſophen ſagen, daß der Menſch ohne Beſchäftigung nicht edel leben könne. Etwas müſſen wir zu thun haben, und wenn es auch Buttervögel haſchen, Seidenwürmer füttern, Erbſen verleſen, oder Muſcheln ſuchen, ſein ſollte. Aber, eben ſo gewis iſt es, daß alle die Beſchäftigungen, welche mit Arbeit, Mühwaltung, und unfreiwilliger Anſtrengung, verknüpft ſind, tief unter der Nobleſſe ſeien. Eine Kunſt lernen, die Wiſſenſchaften lieben, Entdeckungen irgend einer Art machen, andern nützlich ſein, ſind Dinge, welche nur für die Bürgerlichen ſind: denn dieſe müſſen dis thun, um ſich erſt Verdienſte zu erwerben; der Edelmann aber liegt ſchon mit Meriten in der Wiege, und wird ſogar mit Meriten koncipirt. Der junge Edelmann lernt nichts, als franzöſiſch ſprechen, oder auch nur gaſkognere, damit die Bediente hinter der Tafel nicht alle Worte verſtehen; übrigens iſt die Unwiſſenheit ſeine wahre Zierde. Er kann deswegen doch einmahl Präſident in der Regirung werden, oder Forſtmeiſter. Wird er Präſident, ſo läſſet er den Sekretär die Beſcheide machen, und unterſchreibt ſich; wird er Forſtmeiſter, ſo läſſet er ſich von dem Förſter die Eichen weiſen, und ſchlägt ſie an. Es gibt andere Beſchäftigungen, die dem Junker Ehre machen, und zu welchen er ſich bilden mus. Dis ſind: Halsbrechenden Galop reuten, Haſen hetzen, und fünf bis ſechs Bouteillen Burgunder in einem Abend trinken. Wenn er denn auf einem muthigen und feurigen Hengſte zum Thore hereingeſprengt kommt, und die Haare ihm um den Kopf fliegen; und am hellen Tage Feuer aus den Steinen ſpringt; oder, wenn er hinter einem Haſen her über Graben, Zäune, und Hecken, ſezt, mit der Peitſche klatſcht, daß alles wettern möchte, und alle Bliz und Donner dazu flucht; oder, wenn er denn Pokal auf Pokal am Tiſche ausleert, wieder vollſchenkt, wieder ausleert, alles in den Tag hinein raiſonnirt, ſeine Moitie begieſt, ins Schnupftuch ſp . . t, und zulezt unter den Tiſch fällt: ſo iſt er das vollkommen, was er ſein ſoll. Mit dieſen Talenten begabt, kommt er denn an den Hof, bewirbt ſich um eine Charge, erhält ſie, und macht in derſelben ſich, ſeiner Familie, ſeinem Stande, ſeinem Fürſten, und ſeinem Vaterlande, Ehre. Er wird von jedermann geſchätzt, bewundert und angeſtaunt. Die Schildwache präſentirt für ihn, der Bürger zieht zwanzig Schritte von ihm den Hut für ihn ab, der Kaufmann kreditirt ihm, die Nobleſſe duzt ihn, und die Schützengeſellſchaft läſſet ihn beim Scheiben- oder Vogelſchieſſen zuerſt ſchieſſen.

Der Deutſche.

Fünfte Satire.

Es geht unter den Nationen, wie unter den Mönchsorden, her: ieder Mönch ſtreitet für das Alterthum, für die Ehre und für die Nutzbarkeit ſeines Ordens, und iedes Landskind preiſet die Vorzüge ſeines Volks und Vaterlandes. Die Chineſen ſind unter den Völkern, was die Karmeliter unter den Orden ſind: iene halten ſich für die älteſte bürgerliche, und dieſe für die älteſte Ordensgeſellſchaft; die Franzoſen rühmen ſich unter den Völkern die Rolle des Ordens von Fonteuraud zu ſpielen, der an Galanterie alle übrigen Mönchsorden zu übertreffen prahlt; die Engländer brüſten ſich mit ihrem Tieſſinn, wie die Jeſuiten, und es iſt kein Wunder, wenn ieder Menſch ſeine Nation vor andern lobt, weil er dadurch ſich, als einen Theil derſelben, zugleich mit lobt. Nur wir Deutſchen, wir undankbaren Deutſchen, verſtehen uns noch nicht auf die Liſt, auf Eigenlob in Belobung unſerer Nation auszugehen. Die Griechen und Römer dachten edler, als wir: ſie ſuchten ihre Götter und Göttinnen unter ihren Landsleuten auf. Wir überſetzen die Lobſchriften, welche England und Frankreich auf ihre Helden, Könige, und Genien, gemacht haben, und laſſen unſere Helden, unſere Könige, und Genien, ungelobt. Wenn Luther und

Melanchthon gelobet werden ſollen, ſo mus es erſt einige hundert Jahre hernach geſchehen, und Kleiſt läge vielleicht noch unbeſungen, wenn der Barde nicht an ſein Grab hingetreten wäre. Es hat zwar einige Deutſche gegeben, die die Ehre ihrer Nation haben retten wollen; aber ihre Ehrenrettung ward mehr Satire, als Lob, für ſie. Ich lobe mir den Grönländer, der auf ſein Volk und Vaterland hält, ſo arm, ſo roh ſie auch ſind, und will mich, der ich in einem gemäſſigten Klima wohne, durch ihn nicht beſchämen laſſen, ſondern meine Nation vor andern preiſen, und an ihr loben, was an ihr zu loben ſteht. Die Deutſchen, ſo, wie ſie iezt ſind, nachdem ſie ſich von der Rauhigkeit ihrer Vorfahren ſo weit entfernet haben, ſind vielleicht eins der beſten und liebenswürdigſten Völker von der Welt. Ihre Vorfahren waren rohe, wilde und unbiegſame Menſchen: ſie kannten weder das Schöne in den Künſten, noch in den Handlungen; ſich zu ſchlagen, zu raufen, Wild zu iagen, den Tod fürs Vaterland zu ſterben, waren alle ihre Verdienſte. Dank ſei es meinem Schickſale, daß ich das mildere Loos empfing, eines von ihren Kindeskindern im funfzigſten Gliede erſt zu werden! Man erkennet ein Volk an ſeiner Sprache; der ſanfte Geiſt der Griechen redete eben ſo aus ihrem Munde, wie das Viehiſche des Hottentotten ſich bei den erſten Tönen verräth, welche er von ſich hören läſſet. Urſprünglich ſind alle Sprachen weniger ſanft, weniger reich, weniger vollkommen. Je weiter ein Volk alſo in der Vervollkommung ſeiner Sprache gekommen iſt, einen deſto vortheilhaftern Schlus kann man auf ſeine Vollkommenheit im Ganzen machen. Mit Recht verdienen die Deutſchen daher Lob, wenn man ihre Sorgfalt betrachtet, welche ſie ſeit einem Jahrhunderte auf die Vervollkommung ihrer Sprache gewendet haben. Den Anfang machten ſie damit, daß ſie ihre Sprache mit den Sprachen ihrer Nachbarn zu ergänzen ſuchten. Sie nahmen aus ſelbigen Wörter und Ausdrücke, welche ſie in der ihrigen nicht funden, und trugen ſie in dieſelbe über. Doch, es war dis nur der Vorbereitungsſchritt zu einem weit wichtigern. Einige Biedermänner traten unter ihnen auf, überſezten dieſe fremden Reichthümer in deutſche Art und Weiſe: ihnen folgten einige andere, welche ganz neue Wörter ſchufen, ganze Geſellſchaften traten zuſammen, dis zu bewerkſtelligen: bis endlich die ganze Sprache umgebildet war. Zulezt, — wie denn alles endlich zulezt das Beſte wird, zulezt geriethen einige von ihnen, die ſich Barden nennen, auf den vortreflichen Einfall, den Schutt des alten Gebäudes durchzuſuchen, iedes noch brauchbare Steinchen, und iedes noch nicht verfaulte Hölzgen, herauszuklauben, das neue damit zu erweitern, und aus Beiden ein Ganzes zu machen, und, obgleich einige Unverſtändige ihnen ſagen, daß ſie lieber ein franzöſiſches Wort, welches ſie verſtehen, als ein das Trommelfell verletzendes plattdütſches, welches ſie überdem nicht einmahl verſtehen, hören wollen: ſo fahren ſie doch mit unermüdeten Eifer in ihren Bemühungen fort, ſchreiben dabei gerade ſo, wie ſie reden, und ſparen iedes Vokälchen, welches ſie zu einer andern Zeit beſſer brauchen können, machen dafür ein Häkchen, und damit iſt 's gut. Bei aller dieſer ſo edlen Sorgfalt, welche die Deutſchen auf die Vervollkommung ihrer Sprache wenden, wiſſen ſie mehr denn zu gut, daß ſie noch lange nicht den Grad ihrer Vollkommenheit erreicht habe, welchen ſie wahrſcheinlicher Weiſe erreichen kann, und ſind auch beſcheiden genung, dis durch öffentliche Thatſachen zu bekennen. Wenn ſie daher einen gelehrten Gegenſtand behandeln, oder ihre Jünglinge in den höhern Wiſſenſchaften unterrichten, ſo ſchreiben und unterrichten ſie noch immer in der Sprache der alten Römer. Es haben zwar einige von ihnen angefangen, gelehrte Gegenſtände in Schriften deutſch abzuhandeln; aber ſie ſind dafür mit Recht von allen Recenſenten, Zeitungsſchreibern, und Journaliſten geſtriegelt werden. Auch hat zwar die häsliche Gewohnheit einzureiſſen angefangen, daß auf deutſchen Akademien deutſche Kollegien geleſen werden; allein, wie ich gehört habe, ſo wird nächſtens dieſer einreiſſenden üblen Gewohnheit durch ein allgemeines Edikt wieder geſteuert werden. Dieſes Interdikt wird Deutſchland eben ſo zur Ehre gereichen, wie die Widerrufung des Edikts von Nantes der Krone Frankreich. Bei ihren ſtaatiſchen Geſellſchaften, bei adelichen Aſſembleen, und bürgerlichen Picknicks, ſprechen ſie franzöſiſch, weil ihre Sprache noch nicht die angenehme Höflichkeit hat, welche die Sprache ihrer Nachbarn über dem Rheine hat. Im vertrauten Umgange reden ſie engliſch: denn keine Sprache in der Welt hat ſo viel kordiales, wie dieſe. Bei dieſer Sorgfalt, welche die Deutſchen auf ihre Sprache wenden, kann es nicht fehlen, daß ſie ihr Augenmerk auch ſtark auf die Rechtſchreibung derſelben richten. Und hierinnen müſſen alle europäiſchen Nationen ihnen den Vorzug laſſen, daß ſie es am weiteſten gebracht haben. Wie elend und hungrig läſſet es nicht, wenn eine ganze Nation eine und dieſelbe Orthographie hat! Eine ſolche Sprache mus die elendeſte in der Welt ſein, weil ihre Rechtſchreibung ſo leicht beſtimmt werden kann, daß ſie niemand verfehlet. Unter den Deutſchen hat ieder Autor ſeine eigene Orthographie, und ſie werden in Zukunft nicht mehr nöthig haben, ihre Nahmen unterzuſetzen, weil man ſie ſogleich an ihrer Rechtſchreibung erkennen wird. Die Franzoſen, welche den Deutſchen ſo feind ſind, wie den Engländern, ſehen auch wohl ein, daß ſie bereits hierinn übertroffen werden. Voltaire, der Erzfranzoſe, will daher ihnen dieſen Vorzug nicht gönnen, und hat aus Neid angefangen, eine eigene franzöſiſche Orthographie zu gebrauchen, und die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris will ihm nach ſeinem Tode ein Denkmahl ſetzen laſſen, mit der Innſchrift: Ici git Voltaire; il etAlt. Beſonders macht den Deutſchen die Orthographie Ehre, welche in der deutſchen Gelehrtenrepublick angetroffen wird, und eine Pfefferdüte, welche der Verfaſſer gegenwärtigen Aufſatzes in Händen hat, und die, ſeiner Vermuthung nach, zu Ende des ſechzehnten Sekulums gedruckt worden ſein mag, und auf welcher die rühmliche Orthographie zu finden iſt, beweiſet ſowohl ihr Alterthum, als ihre Richtigkeit. Eine andere liebenswürdige Seite, von welcher ſich die Deutſchen zeigen, ſind ihre Sitten. Hier ſieht man recht, was unter Deutſchen und Deutſchen für ein Unterſchied ſei. So eine grobe und plumpe Ungeſchliffenheit, wie die Alten begehen konnten, wenn ſie zu einander redeten, wie ſie es meinten, würden ſie ſich nicht verzeihen. Ihre Rücken ſind nicht ſo ſteif, wie die ihrer Verfahren. Wenn ſie einander begegnen, ſo beugen ſie ſich tief, machen Kompliment auf Kompliment, und verſprechen iedem, warum er ſie erſucht. Es haben zwar einige von ihnen, die in England einige Jahre geweſen waren, das Geſundheittrinken abbringen wollen: ſie ſind aufgeſtanden, ohne Abſchied von der Geſellſchaft zu nehmen, oder haben wohl gar hören laſſen, was ieder ehrliebende Menſch verſchweigt, weil es unangenehm für die Naſe iſt. aber dafür haben ſie auch leiden müſſen, daß man ſie grobe engliſche Dogs geſchimpft hat. Die alten Deutſchen waren ſolche Thoren, daß ſie glaubten, wenn ſie ſich eine Frau genommen hätten, ſo dürften ſie bei keiner andern, als bei ihr, ſchlafen, aber über dieſe Thorheit ſind die ietzigen weg. Eine Nacht ſchlafen ſie bei der Frau, die andere bei der Magd, die dritte bei einer öffentlichen Hure. Der Superintendent hälts mit der Küſterin, der Präſident mit ſeinen Kutſcherweibern, der Hauptmann mit der Feldwebelin. Toujours des perdrix? — toujours la Reine? Nichts konnte ſchöner geſagt werden, als dieſes. Wer kann alle Tage Kalbfleiſch eſſen? wir müſſen auch zuweilen Enten, Gänſe, und Hühner, eſſen; ſo bleiben wir bei Appetit. Die alten Deutſchen konnten nichts verrichten, ohne dabei zu eſſen und zu trinken. Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchenrechnungsabnahmen, Inſtallationen, Beſichtigungen, Zuſammenkünfte, konnten nicht anders abgethan werden, als beim Schmauſe: man konnte keine Stipendien austheilen, keine Magiſtratsperſonen wählen, keine Spenden reichen, ohne ſichs dabei wohlſchmecken zu laſſen. Jezt wirds klüger angefangen. Alles Schmauſen iſt abgeſchaft. Die groſſen Herren brauchen ihre Kaſſen, und wir unſere Beutel, nöthiger; ieder iſſet und trinket für ſich zu Hauſe, und gibt keinem andern Menſchen etwas davon ab. Ganz beſonders zeichnen ſich auch die Deutſchen iezt durch ihre Kleidung aus. Der Grieche war ein rechter

Thor, der da glaubte, die ſchönſte Kleidung ſei die, welche die Geſtalt des menſchlichen Körpers am beſten ausdrückte; ſo eine Figur, wie der menſchliche Körper iſt, kann ja wohl nicht ganz verſteckt werden; beſonders beim Frauenzimmer. Oben zwei Ausgewächſe, unten ein dicker Unterbauch; Dank ſei es dem Erfinder der Schnürbrüſte, der Reifröcke, der Saloppen, und Roberonden, daß er ſolche Misgeburten verbergen lehrte! Wie niedlich läſſet nicht ein Hütgen, wie ein Sechspfennigbrodt gros, wenn es den Kopf eines Mannes von ſechs Fus bedeckt! die ſchönſte Proportion herrſcht alsdenn an dem ganzen Manne. Es iſt auch weit ſchicklicher für einen groſſen Theologen, ſein Haupt mit den Haaren eines Ziegenbocks, als mit ſeinen eigenen, zu bedecken. Und wie unausſprechlich ſchön iſt der gegenwärtige Kopfputz des deutſchen Frauenzimmers! Ich glaube, daß ſich unter der Sonnen nichts ſchöners denken laſſe, als ein Aufſatz auf einem Frauenzimmerkopfe, von einer halben bis dreivierthel Ellen hoch, der oben wie ein Zuckerhut zugeſpitzt, und oben und unten fünf und zwanzig verzogene Ellen Band enthält. Auch ſind die Deutſchen nicht ſo albern, wie die Morgenländer, welche immer und ewig einerlei Tracht haben: ſie haben alle Jahre neue Moden, und reiſſen dadurch manchen Schneider und manche Putzmacherin zu Strasburg, Leipzig, und Berlin, die ſonſt Nehnadeln und Zwirn eſſen müſſen, aus der Hungersnoth. Wenn eine Dame ihre

Enveloppe unten abgegriſſen, oder abgeriſſen, oder abgeſengt hat: ſo macht ſie ſie um eine halbe Elle kürzer, und verſichert, daß ſie mit der lezten Poſt dergleichen Modell zu Enveloppen von ihrer Modeſpeditricin zu Berlin erhalten habe: ſogleich iſt dis die neueſte Mode: alle andere Damen, deren Enveloppen unten weder abgegriſſen, noch abgeriſſen, noch abgeſengt waren, verkürzen die ihrigen desgleichen, und binnen acht Tagen ſind ſie insgeſammt nach dem neueſten Geſchmack gekleidet. Ich begegnete zu Ende des vergangenen Winters einem Kavalier: der hatte einen ganz kleinen Hut auf, ſo klein, daß man ihn kaum ſehen konnte, hinten ein Zopf, wie ein Arm dick, und aufgeſtuzt a l'angloiſe, einen blautuchenen Rock an mit grünſeidenen Unterfutter, ſchwarze manſcheſterne Beinkleider, und weiſſe ſeidene Strümpfe; die Beinkleider hingen, wie Altenburgſche Pumphoſen an den Beinen herum, und in den Schuhen hatte er zwo groſſe runde Schnallen; der Muff, welchen er trug, war ſo gros, beinahe wie er ſelbſt, oben ragte nun der halbe Kopf, und unten zwo Händebreit Fus, hervor, und ich kann mich nicht erinnern, in meinem Leben viel dergleichen Schönes geſehen zu haben. — Unter den Deutſchen blühet gegenwärtig auch der vortreflichſte Geſchmack in den Wiſſenſchaften. Ihre Nachbarn jenſeits des Rheins, und das Volk, welches jenſeits des Paſſes von Kalais wohnet, werden hierinn ſchon von ihnen übertroffen. Sie ſind nicht mehr ſo thöricht, wie vor dieſem, da man nur von reellen Wiſſenſchaften wiſſen wollte, ſondern haben die Kunſt gelernet, ſich auf eine edle Weiſe mit Kleinigkeiten zu beſchäftigen. Statt, daß die Alten in morgenländiſchen Sprachen umhergruben, von nichts, als Metaphiſik, ſchwazten und Dialektiken ſchrieben: ſchneiden ſie Steine, und vervollkommen das Theater. Sie haben in ihren Lehrbüchern den ekelhaften ſiſtematiſchen Ton verlaſſen. Gedanken, rips raps, flüchtig gedacht, hingeſchüttet, wie ein Sack voll Wicken, liegen in ihren Schriften da, und wir haben die Freude, ohne die beſchwerlichen Regeln der Ordnung zu denken. Dabei ſind ſie auch ächte Belohner wahrer Verdienſte. Es iſt gewis, die Genieen erheben ſich nur ſelten ohne Aufmunterung: dis hat man geſehen, wie Ludwig der vierzehnte Frankreich beherrſchte, und ſiehet es noch heut zu Tage in England, wo Newton von zwölf Pairs zu Grabe getragen ward, und wo iedes wahre und erhabene Genie darauf Rechnung machen kann, in Weſtmünſterabtei unter Königen zu verfaulen. Eine Tänzerin bekommt daher unter den Deutſchen iährlich drei, viertauſend Thaler, und eine Sängerin deren ſechs; der tiefſinnige Gelehrte hingegen ſtirbt, wie Kepler, auf einer Reiſe, auf welcher er ſeine Beſoldung hohlen will. Das elende Vorurtheil der Vaterlands- und Freiheitsliebe iſt endlich von ihnen auch überwunden und abgelegt worden. Abbt ſchrieb noch mit Enthuſiaſmus, aber ſeit der Bataille bei Torgau lieſet man ihn nicht mehr; und das mit Recht. Mir wenigſtens kommt nichts lächerlicher vor, als der Tod fürs Vaterland. Es würde doch wohl das gröſſeſte Unrecht von der Welt geweſen ſein, wenn man meiner Mutter, als ſie mit mir niderkommen ſollte, an dem Orte, wo ſie damahls war, hätte verwehren wollen, mich daſelbſt an das Licht zu bringen. In eben dem Hauſe, in welchem ich gebohren ward, kamen, in derſelben Nacht, im Schornſteine junge Schwalben, und in der Speiſekammer junge Mäuſe, aus; ſo, wie man nun den alten Schwalben, und den alten Mäuſen, bei der Vermehrung ihres Geſchlechts nicht hinderlich war: ſo wäre es noch weit unbilliger geweſen, wenn man meiner Mutter dabei hätte wollen hinderlich ſein. Meiner Mutter Neſt hatte eben ſo viel Recht, unausgeſtöhrt zu bleiben, als die Schwalben- und Mäuſeneſter. Aber bin ich darum dem Orte etwas ſchuldig, daß ich daſelbſt gebohren ward? An einem Orte muſte es doch geſchehen. Und daß ich daſelbſt auch etwa erzogen werden bin, daß meine Landsleute meinem Vater hie und da dabei behülflich geweſen, dafür hat er unter ihnen gearbeitet; dem Orte ſelbſt bin ich nichts ſchuldig. Vaterland heiſt das Land, wo mein Vater war. Wie lächerlich, wie toll wäre es, wenn ich für daſſelbe ſterben wollte! Man ſtirbt nur einmahl, und für den Tod kann mir niemand etwas geben: denn, wenn ich dafür noch ſo groſſen Nachruhm hätte, was hilft er mir?

Höre ich ihn? So bald die Deutſchen die Vaterlandsliebe wegwarfen, lieſſen ſie auch das Vorurtheil der Freiheitsliebe fahren. Die Deutſchen ſind iezt . . Es geht ſ. lt. u. ſch unter ihnen her. Die Baſſ . . . . . . beglerb . . . . Frſt . . . . ſchadets? Sie helfen ſich mit Kontreb . . . [*] In keinem Dinge aber haben ſich die Deutſchen ſeit hundert Jahren mehr gebeſſert, als in der Religion. Ihre Vorjahren waren ſo einfältige Leute, daß ſie ihren Prieſtern aufs Wort glaubten. Sie thaten, was dieſe verlangten; unterlieſſen, was ſie verbothen; bekannten, was ſie wiſſen wollten; litten, was ſie ihnen auflegten. Nun denken ſie ſelbſt. Sie glauben nichts, als was ſie begreifen können. Gott hat iedem ſo viel Verſtand gegeben, als er braucht, um das, was wahr iſt, einzuſehen: was damit nicht eingeſehen werden kann, iſt Blendwerk. Die Alten lieſſen ſich damit täuſchen, weil ſie noch ein Fell übers Auge hatten; wir können ſe-

---

[*] Der Verfaſſer iſt hier nicht im Stande geweſen, ſein eigen Manuſkript zu leſen; weil kaſu das Dintenfas darauf umgefallen war.

hen, haben weder Staar, noch Fell, was brauchen wir Führer? Jeder von uns glaubt, was ihm am bequemſten iſt. Unſere Prediger ſelbſt glauben den zehnten Theil nicht von dem, was ſie auf der Kanzel ſagen; ſie ſind wie der Profeſſor, der über die Zeitungen lieſet, leſen vor, erklären, und laſſen ihren Zuhörern glauben, was ſie wollen. Ich hörte, als ich vor einiger Zeit zu . . war, am Sonntage Okuli eine Predigt über die Beſeſſenen, und ich kann ſagen, daß ich in meinem Leben nie mehr Beweiſe für die Gewisheit derſelben gehört habe, als damahls; als ich noch deſſelben Tages gegen Abend mit demſelben Prediger bei einem guten Freunde in Geſellſchaft war, und er nicht wuſte, daß ich ſeine Predigt gehöret hatte, und von meinem guten Freunde, der eben bettlägrig war, überzeugt war, daß er dieſen Tag nicht ausgehen können: bewies er wieder aus allen Gründen, daß die Beſeſſenen nichts anders als Raſende geweſen wären, und fügte hinzu: ich müſſe raſen, wenn ich glauben wollte, daß es Beſeſſene gegeben habe; und ich konnte nicht anders, als denken, daß der Mann im Paroxiſmus geprediget habe.

Der ſchöne Geiſt.

Sechſte Satire.

* * *

Wenn ich gleich nur ein Landprediger bin, ſo mag ich doch gerne immer leſen, was von neuen Schriften herauskommt. Gott weis! man bleibt ſonſt eine Strecke zurück, wenn man eine Weile aufhört, zu leſen, die man nicht nachholen kann: denn die Leute ſchreiben ſo viel, und die Recenſenten recenſirän ſo widerſprechend, daß man erſt nicht weis, wohin man greiſen ſoll. Ueberdem, ſo iſts auch iezt die Gewohnheit, daß man uns armen Landpredigern, ſeitdem der ehrliche Sebaldus erſchienen iſt, in der Stadt gern etwas anhängen mag: und da iſts doch gut, wenn man fleiſſig, was herauskommt, lieſet. Ich habe zum Glück einen Freund in der Stadt, welcher mir ſeine Bibliotheck zum Durchleſen offerirt hat. Sie beſteht aus lauter Büchern, welche ſeit ſechs Jahren geſchrieben worden ſind, und beläuft ſich deſſen ungeachtet an dritthalbtauſend. Er ſchickt mir wöchentlich davon einen kleinen Transport, und legt von den allerneueſten, welche ſo eben die Preſſe erſt verlaſſen haben, eins oder zwei bei. Wie er mir die Bücher packt, ſo leſe ich ſie; gefällt mir das erſte nicht, ſo nehme ich das andere, und ſo fort, bis ich eins antreffe, welches mir gefällt. „Ueber die ſchönen Geiſter und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts" dis war bei dem heutigen Transporte das oberſte. Ich ſchlug das Büchelchen auf, und, wenn alle die, welche in demſelben ſtehen, ſchöne Geiſter geweſen ſind, ſo will ich gleich — unter allen Geiſtern den häslichſten haben. Doch, wer weis, ob du das Wort verſtehſt? dacht' ich. Nun mag ich in der Welt überhaupt nichts lieber, als definiren. Alle Gedanken, welche ich denke, definire ich, ſo bald ich ſie gedacht habe; daher kommts denn, daß ich in einer Viertelſtunde kaum ſo viel denke, als mancher in einem Vierteliahre denkt. Wenn ich etwas rede, o definire ich im Reden, was ich ſage. Wie ch ein Knabe von zwölf Jahren war, hielt ich nich einsmehls darüber auf, daß der Superin- endens zu . . ſo überaus langſam predigte; aber in kluger Mann gab mir zur Antwort: der Superintendens definire erſt alles, ehe er es aus- preche, und ſeit der Zeit habe ich mir das Ding u Herzen genommen. Eben ſo geht mir es uch, wenn ich etwas ſehe, oder höre. Wenn emand mit mir ſpricht, ſo definire ich erſt, was r mir ſagt; deshalb antworte ich vielen Leuten icht, weil ſie gemeiniglich ſchon wieder etwas eden, ehe ich das erſte definirt habe. Lauft ein Haſe, oder Reh, bei mir vorbei, ſo definire ich e erſt, und daher hab' ich in meinem Leben we- er Haſe noch Reh getroffen, weil der Schus allemahl hinter die Definition kam. Kaum hatte ich alſo dieſe Piece über die ſchönen Geiſter in die Hände genommen, als ich zu definiren anfing, was ein ſchöner Geiſt ſei. „Ein ſchö„ner Geiſt iſt — kein häslicher; ein ſchöner „Geiſt iſt — der Poſitivus von dem ſchönſten; „ein ſchöner Geiſt iſt — ein Mitglied einer ge„lehrten Geſellſchaft; ein ſchöner Geiſt iſt — „der von lauter Liebe und Wein ſpricht; ein „ſchöner Geiſt iſt — der ſchön **ſchreibt**.“ Hier hab' ich den rechten Fleck getroffen, und, da ich nun einmahl in Betrachtung der ſchönen Geiſter vertieft bin, ſo will ich auch alles, was mir dabei eingefallen iſt, ſo hinſchreiben, wie es mir eingefallen iſt, damit ieder, der es leſen will, leſen könne. — Schöne Geiſter können nicht anders, als verliebt ſein. Da ſie immer die Tugend als reizend vorſtellen, und den Menſchen empfehlen, und die Tugend gerade in allen Sprachen generis föminini iſt: ſo kann es nicht anders kommen, als, daß ſie iedes menſchliche Geſicht, welches generis föminini iſt, für die Tugend endlich anſehen. Sie umarmen daher ein Frauenzimmer mit eben ſo feurigen Bliken, wie die Tugend, und widmen ſich demſelben mit eben ſo dienſtfertigem Eifer; ſie ſind dabei unſchuldig, und haben die reineſten Abſichten. Die Sinnlichkeit überraſcht ſie. Unſchuldiger Weiſe haben ſie deshalb auſſer ihrer Frau, wenn ſie eine haben, gemeiniglich zwo Konkubinen. Wo Bordelle ſind, gehen ſie in Bordelle, und halten es auſſerdem noch mit der jungen Magd. Ich habe dergleichen Leute in meinem Leben viele gekannt, und kenne ſie noch, — Herr Hauſen hätte in ſeiner Eloge auf den Geheimenrath Klotz nicht nöthig gehabt, dieſen Umſtand von dem Wohlſeligen beizufügen; er verſteht ſich von ſelbſt. Und Herr Kanonikus Jakobi hätte in ſeiner Ehren-Rettung dieſen Umſtand nicht zu vertilgen ſuchen ſollen; es glaubt ihm es doch niemand. — Schöne Geiſter ſind gezwungen, den Wein, und alle ſtarke Getränke, zu lieben. Wein und ſtarke Getränke haben den Ruhm, daß ſie die Einbildungskraft begeiſtern, alle ihre Flügel aufſpannen, und den, welcher ſie trinkt, bis dicht an den Polarſtern ſtiegen machen. Auf ihren Tiſchen ſtehen daher gemeiniglich Kapwein, Mallaga, Madera, Burgunder, Champagner, Ungarſcher Wein, Arack, Danziger Luſtwaſſer, Biſchof, Punſch. Perſiko, Aquavit. Die alten ſchönen Geiſter machtens auch ſo. Sie tranken Chier Wein, Cipriſchen, und Wein von Thaſis. Horatz hätte ſo ſchöne Oden nicht geſchrieben, wenn er ſein Fläſchgen nicht vor ſich gehabt hätte; Anakreon ſo ſchön nicht geſungen, Sappho auch nicht. Wenn ſie denn ſo die Köpfe voll haben, ſo ſchwingen ſie ſich auf den Parnas, Helikon, und Olimp, gucken in die Sonne, hören die Sphären ſingen, ſchauen auf die Welt, die zu ihren Füſſen liegt, wie auf ein Paradis, herab, bauen Schäferhütten, Eremitagen, Grotten, Labirinthe, ſchaffen kleine Teufel, Mittelteufel, groſſe Teufel, und arbeiten für die Preſſen, wie die Schmiede des Vulkan in dem Schlunde des Aetna. Mit Entzücken und Erſtaunen zugleich leſen alsdenn die übrigen nüchternen Sterblichen ihre Schriften, werden von dem Feuer, welches in denſelben glühet, fortgeriſſen, und wiſſen nicht, ob ſie mit Erdenſöhnen, oder mit Göttern, zu thun haben. — Schöne Geiſter machen Schulden. Dis iſt kein Wunder; Wunder gibts überhaupt nicht in der Welt; es geht alles ganz natürlich zu, nur, daß wir nicht immer einſehen können, wie es zugehe. Ludwig der vierzehnte iſt todt, und die Akademie der Vierziger beſteht nur aus vierzig. Gröſtentheils ſind die ſchönen Geiſter ſo geſetzt, daß ſie von ihren Einkünften nicht ſtandesmäſſig leben können. Ich kenne ihrer wenige, — ob es macht, daß ich auf dem Dorfe lebe? — ich kenne ihrer wenige, die von groſſen Herren, als ſchöne Geiſter, ſalarirt werden. Ich weis ſelbſt nicht, woher dis kommen möge. Vor dieſem hattens die Hofnarren beſſer; zur Ehre der Menſchheit iſt dieſer Stand endlich abgekommen, und die Fürſten haben dieſes Aemtgen mit andern verbunden. Sie halten einen Hof- oder Kammeriunker, oder Hausmarſchall, mehr, und der mus eben die Dienſte thun. Jezt habens die Maitreſſen, die Kaſtraten, die Balletträger, beſſer, als die ſchönen Geiſter. Iſt es alſo wohl zu verwundern, wenn ein ſchöner Geiſt bei tauſend Thalern iährlichen Gehaltes noch iährlich tauſend Thaler Schulden machen mus? Das ſtreitet ganz mit der Würde eines ſchönen Geiſtes, daß er ſeine Einnahme berechnen, und darnach die Ausgaben machen ſolle. Rechnen macht finſter und träge, ſchlägt den Geiſt nider, und erſchlaffet. Man ſehe nur einmahl an die Rentmeiſter, Rechnungsführer, Kontrollöre, Kaſſirer, und Brückſchreiber, ob ſie nicht, wenn ſie mit andern reden, immer ausſehen, als wollten ſie ſagen, zwei und drei iſt fünfe, fünfe von ſechſen bleibt eins, dreimahl fünf iſt funfzehn, funfzehn in ſechzigen hab' ich viermahl? ob ſie nicht immer die Wörter, Summe, Latus, Defekte, im Munde führen? Ein ſchöner Geiſt mus ſtets ohne Sorgen ſein, ſich aus ſeinen Schulden nichts machen; ſonſt verliehrt er ſein Feuer. Daher ſieht man gemeiniglich, daß ihre Oekonomie ſchlecht beſtellt iſt, daß alle Morgen Schuſter, Schneider, Peruckenmacher, und Kaufleute, aus ihren Häuſern kommen, welche gemahnt haben, und daß wohl gar, wenn ſie ſterben, ihre guten Freunde zuſammenſchieſſen müſſen, um die Koſten zu ihrem ehrlichen Begräbniſſe herbeizuſchaffen. Schöne Geiſter haben auch eine eigene Religion. Da ſie viel von der Liebe ſchreiben, und überhaupt ſanft ſind, ſo denken ſie ſich die Gottheit auch als pure Liebe. Sie verſöhnen ſich ſelbſt mit ihr, und begehen auſſerdem auch nur wenig Sünde: denn nur Mord und Diebſtahl ſind Sünde, und dazu ſind ſie ohnehin nicht aufgelegt. Anderer Fehler ſehen ſie eher, als ihre eigenen, weil die Menſchenliebe ſie antreibt, andere, ſo viel als möglich, zu beſſern; daher ſind ſie mehrentheils Recenſenten, und haben Antheil an einer gelehrten Zeitung, oder an einer Bibliotheck. Ihr Gottesdienſt beſteht in einem Kuſſe, welchen ſie ihrer Doris, oder Eliſe, oder Laure, geben: in einem Glaſe Wein, welches ſie auf ihr Wohlſein ausleeren, und, wenns Sommer iſt, in einer Promenade, oder zur Winterszeit in einem Ball en maſque. Vermöge dieſer ihrer Religion ſind ſie immerdar munter und heiter. Wo Roſen ſind, brechen ſie Roſen; wo keine ſind, denken ſie ſich ſie. Ihr Hipochonder verſchlitten ſie, oder verreuten es; ihre häuslichen Sorgen verſingen oder vertrinken ſie, und mit dem Tode dutzen ſie ſich. Dadurch machen

chen: ſie, daß ihre Seele zu allen Zeiten zu Verfertigung eines Sinngedichts, oder einer Ekloge, gleich aufgelegt iſt. Natürlicherweiſe lieben ſie auch das Landleben; denn hier finden ſie die Arbeitloſigkeit, und die Stille, welche ihrer Einbildungskraft aufhilft. Aber nicht ſo ein Landleben, wie ich armer Teufel von Landpredigern führe. Ich ſitze hier ſo in meinen vier Pfählen, habe weder Mädgen, noch Freund, bei mir, ſitze Sommer und Winter hier, lebe unter Bauren und Kühen, ſehe aus meinem Fenſter in Miſtpfätzen, — da möchte es einem wohl vergehen, ſchöner Geiſt zu werden. Nein, ſie leben den Winter über in der Stadt, und bringen den Sommer bei ihrem Freunde zu, der ein hübſches Landgut hat, trinken täglich zweimahl ihr Gläsgen, machen Muſik, reuten und fahren, laſſen ſich Damens aus der Stadt hohlen, und überlaſſen die Regirung der Welt, dem oberſten König, und die Adminiſtration derſelben den Unterkönigen. Da ſammlen ſie alsdenn Ideen und Bilder, ſchöpfen aus den Quellen der Natur, kehren in der Mitte des Herbſtes zur Stadt zurück, ſetzen ſich hin, und ſchreiben, mahlen die ländlichen Auftritte, die Ausſichten von Bergen ins Thal, und regaliren das Publikum mit empfindſamer Laune. Ihres muntern Humors ungeachtet leben ſie doch nicht lange. Sie arbeiten immer mit dem Kopfe, ſtrengen ihre Einbildungskraft zu ſtark an, ſchreiben den Tag über, und träumen des Nachts davon, und unterliegen zulezt ihren Arbeiten. Dreiſſig, vierzig Jahre ſo wandern ſie aus ihren Thälern in das Thal des Todes hin. Gröſtentheils ſterben ſie an der Schwindſucht, oder am hitzigen Fieber. Im erſten Falle verzehren ſie ſich nach und nach, und im leztern werden ſie durch Entzündung weggeraft. So hab' ich in meinem Leben ſchon viele aus der Welt gehen ſehen, und kenne deren noch viele, denen ich ihren baldigen Tod und ihre Todesart in den Augen leſe. So kurz ſie aber leben, ſo ſind ihrer doch immer eine unzählige Menge. Dies zeigt von der Güte der menſchlichen Netur, und beſonders von der Vollkommenheit unſeres Zeitalters. Zu Paris iſt ieder Schneider ein ſchöner Geiſt; zu London ſogar der Pennipoſtman; zu Berlin gibts ihrer ſo viel, wie Tobacksinſpektors; zu Wien ſieht P. Hell von ſeinem Obſervatorium ſo viel ſchöne Geiſter in ieder Straſſe, wie Trabanten um den Jupiter; In Weſtphalen, wo ſonſt das grobe Brod ſie nicht aufkommen lies, wimmelts iezt davon, und der ietzige Mufti in Konſtantinopel ſoll ſogar ein ſchöner Geiſt ſein.

Die

Die
Schönheit der Tugend

eine Rede,

welche darum noch nicht vor einer
deutſchen Geſellſchaft hat vorgeleſen werden können, weil der
Verfaſſer kein Mitglied einer
deutſchen Geſellſchaft iſt.

Meine

Meine Herren!

Ich erinnere mich nicht, unter allen ſonderbaren, lächerlichen und albernen Dingen in der Welt iemahls etwas ſonderbareres, lächerlicheres und alberneres gehört zu haben, als, daß gewiſſe Leute darauf beſtehen, die Begriffe von Tugend und Laſter wären keine wahre Begriffe, ſondern nur Hirngeſpinſte der Moraliſten. So, wie ich in meinem Leben, ſo Gott will, mir es nicht werde abſtreiten laſſen, daß Freude nicht Schmerz, und Schmerz nicht Freude, ſei: ſo werde ich mir auch nicht abſtreiten laſſen, daß Recht Unrecht, und Unrecht Recht, ſei. Wie ſchwarz und weis verſchiden ſind, ſo verſchiden ſind Tugend und Laſter. Es können Fälle kommen, wo alles ſchwarz ausſiehet, wenn Sie zum Exempel die Laden vor ihren Zimmern zuſchrauben laſſen, oder die Leuchte des Tages verlöſcht; aber, nur Licht her, ſo bleibet das Schwarze allein ſchwarz, und das Weiſſe wird wieder weis. Sie könnten mir antworten: es ſei dis nur ſo etwas im Allgemeinen geſagt, und im Allgemeinen etwas geſagt, ſei gerade ſo viel, als gar nichts geſagt; und ich gebe Ihnen Recht, ich gehe noch weiter, ich glaube, daß es noch weniger ſei, als nichts geſagt, und eine allgemeine Arznei iſt nicht ſo viel werth, als ein Schluck Pfützenwaſſer. Aber, wenn ſie mirs erlauben, ſo will ich ins Detail gehen; nicht etwa ſo, daß ich von der Tugend erſt das T, und vom Laſter erſt das L nehme, und ſo fort; thun könnt' ichs, es hat gerade eins ſo viel Buchſtaben, als das andere, im Plural möchte es differiren. — Kurz und gut, Sie ſollen von mir überzeugt werden, daß die Begriffe von Tugend und Laſter wahre Begriffe ſind, wenn ich Ihnen die Schönheit der Tugend vorlege. „Das haben ſchon viele gethan.“ Ja, ich weis es, meine Herren: ich kenne ſelbſt Griechen, Römer, Engländer, und Franzoſen, welche eben ſo viel davon geſagt haben, und wohl gar noch mehr; aber, was ſchadets? Ich mus jährlich, ſo oft Oſtern kommt, über ein und daſſelbe Süiet predigen, und ich weis gewis, es ſei ſchon alles darüber gepredigt, was gepredigt werden kann; aber ich predige es doch, und es fehlt mir niemahls an Zuhörern, weil die Leute die Predigten nicht haben, welche darüber gehalten worden, oder, weil ich es ihnen auf eine andere Art ſage.

Meine Herren! ich kann mir keine gröſſere Freude, keine reinere Wolluſt, denken, als die, wenn mich mein Schöpfer liebet. Wenn ich denn ſo in einem Haine, oder in einem Thale, oder auf einer Wieſe, oder auf einem Aehrenfelde, bin, fühle die Wärme der Sonnenſtrahlen, ſehe Gottes Geſchöpfe allenthalben um mich her, höre die Lerche über mir ſingen, und ſchaue hin in Gottes grenzenloſe Schöpfung: ſo ſetze ich mich gleich auf dem erſten, beſten Raſen nider, denke, ich ſei in einer Kirche, ſitze vorm Altare, und ſehe, ſtatt eines Krucifixes, den Schöpfer in iedem ſeiner Geſchöpfe; und, wenn mir denn mein Herz ſagt, du wirſt von dem Weſen, welches alle übrigen erhält, mit Gnade angeblickt, ſein Auge findet dich unter den Millionen Millionen, und heftet ſich auf dich länger, als auf manchen, auf den tauſend Menſchenaugen täglich gerichtet ſind: ſo dehnet ſich meine Bruſt ſo weit aus, als ſie kann, mein Odem wird ſo lang, mein Daſein ſo taumelnd, daß ich nicht weis, ob ich noch bin, oder, ob ich nicht mehr bin? Wie? denke ich denn, der mein Freund? der, welcher alle Kräfte, die in der Natur ſind, der Natur mittheilt? alle Begebenheiten, welche vorgehen, ordnet? .. den Sonnenſtrahl, ieden Wetterſtrahl, ausgehen läſſet? — o! welche unbeſchreibliche Wonne! Mögen doch die Gunſtlinge der Groſſen dieſer Erde ſich ihres von ſo vielen beneideten Glücks erfreuen; ich bin deren keiner, Gott weis es! es fällt mir nicht einmahl ein, daß ich deren einer ſein möchte, welche ſie beneiden. Sie ſitzen mit ihren Königen bei Tafel, ſpielen mit ihnen Lomber, iagen mit ihnen Parforce; ich ſitze hier, ohne Bisquit und Krafttorte zu eſſen, ohne Force par tout und Matadors Ihro Maieſtät anzugeben, und ohne mich an dem Tode, an dem grauſamen Tode unſchuldiger Thiere zu ergötzen, ſitze hier auf dem Raſen, ſchaue mich um nach Gott, ſchaue mich nicht lange nach ihm um, ſehe ihn gleich, und ſehe Erweiſungen ſeiner Liebe. Sezet euch an Tafel, ſpielet Solo Kouleur, iaget parforce! ich fühle Gott, fühle ihn meinen Freund. Ach Leben! Leben! wie froh bin ich, daß ich dich empfing; aber Verſüſſung deiner iſt der Gedanke, deinen Urheber als meinen Freund zu fühlen! Allein, würde ich Gott, als meinen Freund, fühlen können, ohne Tugend? Alles, was ich hier vor meinen Augen ſehe, zeigt ihn mir als den höchſten Liebhaber der Ordnung. Mit welcher Ordnung gehet die Sonne am Firmamente herum! Mit welcher Ordnung grünet der Wald, reifet die Saat, wechſelt das Jahr ab! Was in der Natur die Ordnung iſt, das iſt in mir die Tugend. Nein! nie würd' ich ihn, den höchſten Liebhaber der Ordnung, zum Freunde haben, wenn er nicht auch Ordnung an mir erblickte; wenn ich nicht tugendhaft wäre? Dadurch, daß ich eben ſo edel, eben ſo regelmäßig, handle, wie die Natur in ihren Einrichtungen handelt, gewinne ich ſeine Freundſchaft, ſeine Liebe! Ach Tugend! gottliche Tugend! wie ſchön biſt du, daß du mich des Beifalls der Gottheit, der allesbeſeligenden Gottheit, würdigeſt! — — Es iſt nun auch einmahl ſo eine beſondere Sache um das Gewiſſen. Ich weis wohl, daß manche Leute glauben, es ſei eine bloſſe Angewöhnung, andere lachen gar darüber; allein, was die leztern betrift, ſo habe ich doch in meinem Leben noch keinen geſehen, der immer darüber gelacht hätte, und in Anſehung der erſtern denke ich anders. Wenn ich iezt in Geſelſchaft geweſen bin, und es iſt über den dritten, vierten Mann hergegangen, und ich habe ihn helfen beurtheilen, befühlen, und verdammen, und ich komme denn zu Hauſe, ziehe mich aus, lege mich nider, und will ſchlafen: ſo kann ich kein Auge zuthun; unaufhörlich gehts mir im Kopfe herum, daß ich ihm unrecht gethan habe. Sollte denn das Angewöhnung ſein? Wir werden ia in der Welt wohl zu nichts weniger gewöhnt, als zu denken, daß andere Leute durchziehen Unrecht ſei! Alle Welt thut dis vielmehr. Wäre das Gewiſſen Angewohnung, ſo würde ich mich in meinem Bette ia vielmehr darüber freuen, daß ich ihn durchhecheln geholfen hätte. Ich erinnere mich auch, daß ich, als ich ein Burſche von ſechs Jahren war, wenn mir mein Vater einen Apfel gab, und ſprach: Theile ihn mit deinem Bruder, manchmahl die Hälfte davon für mich gröſſer ſchnitte, als die andere; aber, kaum hatte ich einen Biſſen davon gegeſſen, ſo wars mir ſchon leid, und ich gab meinem Bruder den ganzen Ueberreſt. Das war nun freilich nur ein Kindergewiſſen; aber Kinder haben Aepfel, Erwachſene haben Erbſchaften, Renten, Sporteln. Man differirt nur in den Gegenſtänden; im Grunde iſts eins. Nun ſehe ich nicht ein, warum mirs leid thut, daß ich meinem Bruder eine kleinere Hälfte Apfel gegeben hatte, als mir; wenn es nicht daher gekommen wäre, daß ich gedacht hätte: er wäre ſo gut meines Vaters Kind, wie ich, und es gehöre ihm daher ſo viel davon, als mir. Angewöhnung war dis gewis nicht; ich weis, wie wehe mir der Apfel that, ich hätte ihn gern gegeſſen, aber ich konnte nicht. So iſt mirs ſeit der Zeit nicht nur mit Aepfeln, ſondern auch mit allen andern Dingen, gegangen. Ich kann nicht ruhen, wenn ich weis, daß ich iemanden Unrecht gethan habe. O wohl dem Menſchen bei der Tugend! bei ihr hat er Frieden im Gewiſſen, weil er weis, daß er kein Unrecht gethan habe! Wenn ich denn ſo des Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr ohne Geſellſchaft bin, auf meinem Lehnſtuhl ſitze, und ich laſſe die Handlungen des vergangenen Tages vor mir vorübergehen, und es fällt mir ein, daß ich um neun Uhr des Morgens einem Dürftigen Unterſtützung gereicht, um eilf Uhr Mittags zween meiner Freunde, welche ſich entzweit hatten, wieder miteinander ausgeſöhnt, um ein Uhr nach Tiſche für einen Verlaſſenen ein Fürwort geredet, um drei Uhr einen kranken Freund beſucht, und um fünf Uhr Abends den Vater der Natur im Felde und im Haine verehrt habe: ſo freuet ſich meine ganze Seele; ich fühle, daß ich den Tag meiner Beſtimmung gemäs zugebracht habe, lege mich nider, ſchlummere ein, ſchlafe bis ſechs Uhr des Morgens, und erwache wieder heiter. Hiervon ſchlieſſe ich auf meinen lezten Schlaf. Wenn es denn mit mir einmahl zwiſchen eilf und zwölf Uhr Abends in meinem Leben ſein wird, und ich kann denn die geſammten Reihen meiner

Handlungen eben ſo freudig, eben ſo ruhig, vor mir vorübergehen laſſen, eben ſo viel Gutes an iedem Tage ſehen, als an dieſem: Gott! wie ſanft werde ich denn einſchlummern! wie heiter wird mein Erwachen ſein! —— In der Welt bin ich nun auch einmahl. Ich kann nicht eher heraus, als Gott will; mag auch nicht eher, weil ich nicht durch mich hereingekommen bin. Ich kann alſo ohne Menſchen nicht leben. Sie brauchen mich, ich brauche ſie; täglich bitten ſie mich um etwas, oder ich ſie. Ich ſehe wohl ein, daß wir nicht, wie Tiger, ieder für ſich, auf Raub ausgehen können, ſondern, daß wir gemeinſchaftlich mit einander leben müſſen. Ob mich nun meine Nebenmenſchen lieben, oder ob ſie mich nicht lieben? dis kann mir doch wohl nicht gleichgültig ſein. Wenn ſie mich nicht lieben, ſo hab' ich mir wenig Gutes von ihnen zu verſprechen. Sie werden, wenn ich verleumdet bin, mich nicht vertheidigen; wenn ich Noth leide, mich nicht unterſtützen; wenn ich krank bin, mich nicht beſuchen. Ich habe alſo alles anzuwenden, daß mich meine Nebenmenſchen lieben. Nun ſehe ich aber augenſcheinlich, daß ſie mich haſſen, wenn ich einen Bedrängten ſtürze, einen Traurigen noch mehr betrübe, einen Unglücklichen verfolge, oder ein ausſchweifendes Leben führe. Damit darf ich mich nicht tröſten, daß die mich lieben werden, welche es eben ſo machen, wie ich.

Ihre Liebe würde mir wenig Troſt ſein; und überdem, ſo werden ſie mich auch am erſten haſſen. Denn, wenn ſie mich liebten, ſo würden ſie dadurch zu erkennen geben: ſie dächten eben ſo ſchlecht, als ich; und nun iſt nicht leicht ein Böſewicht zu finden, oder er müſte es äuſerſt ſein, der da will, die Welt ſolle wiſſen, er denke ſchlecht. Ich habe viele Menſchen geſehen und gekannt, bin mit ihnen in Geſelſchaft geweſen, habe müſſen, **müſſen** mit ihnen Wein trinken und promeniren, die würklich ſchlecht dachten, und von welchen die ganze Stadt ſagte, daß ſie ſchlecht dächten; aber ich kann mir nicht einen von ihnen erinnern, der gewollt hätte, die Leute ſollten ſchlecht von ihm denken. Auf die Liebe der Guten, der Rechtſchaffenen unter meinen Nebenmenſchen, kommt alſo alles an. Dieſe können mich nun aber nicht lieben, wenn ich laſterhaft bin; ſie würden ſonſt ſich ſelbſt widerſprechen. Ich muß alſo tugendhaft ſein, — o! und wie glücklich bin ich denn! denn lieben mich die Edlen, die Redlichen! denn machen ſie mit mir Freundſchaft, ſuchen meinen Umgang, ſtiften mit mir Vertraulichkeit, thun mir Gutes, dienen mir, und ich ihnen; denn reichen wir uns die Hände; denn werde ich von ihnen geehrt, geſchätzt, und die Laſterhaften, die Ungerechten, müſſen mich auch ſchätzen, weil ſie den Werth der Tugend nicht verkennen können. Nein, meine Herren! ich laſſe es mir nicht ausreden, die Tugend iſt ſchön: denn ſie macht mir die Beſten der Menſchen zu Freunden, und erwirbt mir ſogar die Achtung der Böſewichter. — — Und was hülfe es mir, wenn ich Kaiſer von Japan wäre, und hätte jährlich zweihundert und 83 Millionen Einkünfte, hätte alles von Gelde, was andere Leute von Zinn und Kupfer haben, hätte ſo viel Diamanten, als Sandkörner in meiner Streuſandbüchſe, und ich läge denn auf einem Bette, wo ich ſchon Jahre lang unaufhörlich gelegen hätte, fühlte Verzuckungen, Krämpfe, Seitenſtechen, und könnte nicht leben, und nicht ſterben? Weg mit allen Gütern der Welt, wenn mir das groſſe Gut der Geſundheit fehlte. Geſundheit iſt des Lebens Würze. Ohne ſie wollte ich lieber Aſche ſein; ſo wäre ich doch ohne Schmerzen. Ich habe einen Anverwandten, der liegt an der Gicht darnieder; ſchon eilf Jahre trägt er ſeine Leiden. Meine Freunde ſchicken ihm täglich zu eſſen und zu trinken, und ſind immer um ihn; ſie vertreiben ihm ſeine Langeweile, und er darf über keinen Mangel klagen. Aber da liegt er: ſich ſelbſt zur Laſt, wünſchet den Tod, und dieſer kommt nicht, zählet alle Stunden, jeden Seigerſchlag, und winſelt. Seine Glieder ſind verrenkt, ſeine Muſkeln verzerrt, und was bei andern geſunden Menſchen an Armen und Beinen hinten iſt, das iſt bei ihm vorne; an ſeinem ganzen Leibe iſt kein Ort mehr, wo er

Aber

Ader laſſen kann. Ganz unbeweglich muſs er ſich aufrichten, umkehren, niderlegen laſſen, und, ſo oft er angerührt wird, ſchreit er zum Erbarmen auf. Ach! wie oft bete ich zu Gott mit eben der Heftigkeit um ſeinen Tod, mit welcher ich ihn um Auferſtehung für mich anflehe! Tödte ihn, Vater des Lebens! Tödte ihn! er iſt elend, ſo lange er noch da iſt! Las ihn aufhören, zu ſein, ſo hört er auf, elend zu ſein! Aber er iſſet und trinket noch immer ſtarker, als ich, und ich fürchte, er könne es noch zehn Jahre ſo treiben. Er würde undankbar und gottlos handeln, wenn er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand irgend einem andern, als ſich ſelbſt, zuſchreiben wollte. Er hatte auf ſeinen fünfjährigen Reiſen in allen Stücken ausgeſchweift; hatte gehurt, geſoffen, ſich herumgeſchlagen, und allen ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen. Als er fünf Jahr abweſend geweſen war, ſchrieb er uns, er wolle ſeiner kränklichen Leibesumſtände wegen nach Hauſe kommen, und, als er kam, konnte er ſchon nicht mehr in der Stube auf- und nidergehen. Er legte ſich, und ſo liegt er nun im zwölften Jahre. O die liebenswürdige Tugend! hätte er ihrer Stimme gefolgt, der Unglückliche! wie glucklich könnte er iezt ſein! Er hatte einen dauerhaften Körper; nun genöſſe er einer guten Geſundheit, und könnte ein hohes Alter ohne ſo ſchmerzhafte Leiden erreichen! So ſehe ich denn wohl, daß ohne Tugend keine Geſundheit Platz findet. Nur durch regelmäſſige Einſchränkung unſerer Leidenſchaften erhält ſich der Bau unſeres Körpers in derienigen Feſtigkeit, welche ihm lange und muntere Dauer verleiht. Am Arme der Tugend lebt der Menſch, wenn ſonſt kein Zufall dazwiſchen kommt, ſiebzig, achtzig Jahre, kann ſiebzig, achtzig Jahre hören und ſehen, ſieht am Ende ſeinen Tod kommen, erwartet ihn gelaſſen, und **ſtürzt** nicht, ſondern **ſchleichet** ſanft von hinnen. — — Ich halte es auch, meine Herren, für eine unſerer wichtigſten Pflichten, daß wir uns bemühen, unſere Stellen, welche wir auf dem Schauplatze des Lebens inne haben, wenn wir ſie verlaſſen, wieder zu beſetzen. Jeder Menſch, den die Natur, oder das Unglück, nicht verſtümmelt hat, iſt, meinen Gedanken nach, verbunden, ſich ein Weib zu nehmen, und Kinder zu zeugen, ſo bald er Weib und Kinder ernähren kann. Was geht es mich an, daß iezt ſo viele Hageſtolze ſind, die nicht heurathen wollen? die Leute ſollten bedenken, daß ſie auch nicht wären, wenn ihre Väter Hageſtolze geweſen wären, daß ſie alsden iezt nicht ſpielen, nicht ſingen, nicht tanzen könnten; ſie ſollten bedenken, daß durch ihren Tod die Welt den Verluſt eines Bürgers leide, und daß, wenn ieder ſo denken wollte, die Welt in kurzem öde ſtehen würde. Wäre ich in der Welt ein groſſer Herr geworden, ſo ſchlöſſe ich alle die von Ehren und Würden an meinem Hofe aus, lieſſe ſie brandmarken und kaſtriren, welche die dreiſſig Jahre alt ſind, und heurathen können, und nicht wollen. In meinen Gedanken iſt auch kein gröſſeres Glück, keine ſanftere Ruhe, als in dem Schoſſe einer Familie. Der übrige Genus der Welt iſt nur rauſchend und leer, aber ihr Genus am Arme einer Gattin iſt ſtill, und dabei befridigend und edel. Allein, nichts iſt auch wohl ſchlimmer und fürchterlicher, als Mann, und Vater, und Haupt einer Familie, zu ſein, und in derſelben nichts, als Unruhe und Zerſtöhrung, zu erblicken. Wir ſind Unterſchöpfer, meine Herren! Hatte Gott nicht, als er ſich in ſeiner Schöpfung, die eben vollendet war, umſahe, das höchſte Vergnügen davon, daß er alles ſo fein ordentlich, ſo gut und ſo vollkommen ſahe? Sollte denn alſo unſer Vergnügen und Misvergnügen nicht mit der Güte unſerer Schöpfungen in unſeren Familien wachſen? Unglück aber und ewige Zerſtöhrung iſt das Loos einer Familie, wenn die Tugend nicht in derſelben herrſcht! Allgemeiner Zank und Streit; täglicher Zwieſpalt zwiſchen Mann und Frau, Ungehorſam unter dem Geſinde, Hartnäckigkeit, Bosheit und Liederlichkeit unter den Kindern, ſind die Früchte davon, wenn ſie nicht die Begleiterin des ganzen Hausweſens iſt. In dem Dörfgen, in welchem ich Pfarrer bin, ſind nur zwo glückliche Familien, und Gott weis! ob in der groſſen Stadt, welche in unſerer Nachbarſchaft liegt, deren einmahl ſo viel ſein mögen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den innern Zuſtand vieler Häuſer kennen zu lernen; der Mann geht extra, die Frau hält ſich ſchadlos; kommt der Mann zu Hauſe, ſo geht der Zank an, die Kinder ſehens und hörens, bringen der Mutter von dem Vater, dem Vater von der Mutter, Poſſen, der Mann befiehlt der Magd dur, die Frau moll, das Hausweſen geräth in Verfall, es iſt kein Eifer zu einem gemeinſchaftlichen Glücke da, keine Aufſicht über Kinder und Geſinde, alles iſt Unordnung und Zerrüttung. Ich lobe mir die beiden tugendhaften Familien meines Dörfgens. Da ſizt in ihnen der Mann, der Ehegatte, am Abend, wenn er ſich durch ſeine Arbeiten ermüdet hat, und umarmt nach zwanzig Jahren ſeine Frau noch eben ſo redlich, wie am erſten Brautabend. Sie theilen mit einander ihre Sorgen und ihre Freuden, nehmen gemeinſchaftliche Abrede über die Einrichtung dieſer oder jener Angelegenheit, und begegnen ſich beſcheiden. Dis ſehen die Kinder. Sie lieben ſich, wie ihre Eltern ſich lieben, ſie gehorchen ihnen, ſie leſen ihnen ihren Willen aus den Augen, und beeifern ſich um die Wette, ihren Befehlen zuvorzukommen. Das Geſinde ſteht unter einer gemeinſchaftlichen Stimme; es widerſezt ſich nicht, macht keinen Unterſchleif, gehorcht einem, wie dem andern, und die täglichen Arbeiten werden der Reihe nach ohne Unterbrechung verrichtet. Die Eltern ſehen an ihren Kindern Freude, erziehen an ihnen den Troſt ihres Alters, und, wenn ſie ihnen einmahl Platz machen müſſen, werden ſie die Beruhigung genieſſen, daß künftige rechtſchaffene und nützliche Weltbürger ihnen die Augen zudrücken. O meine Herren! nirgends ſcheint mir die Tugend reizender, als, wenn ich ſie ſehe, wenn ich ſie ſo ſehe, wie ſie das Glück der Familien gründet! —— Doch, es iſt gewis, das beſte Leben hat ſeine ſchlimme Stunden. Der, welcher uns ſchuf, und weiſer war, als wir, hat nun einmahl die Einrichtung ſo getroffen, daß Leiden und Ruhe, wie Niete und Treffer in dem Lotteriekaſten, unter einander gemengt ſind. Doch wett' ich drauf, meine Herren! allemahl drei Treffer gegen eine Niete, wenn wir nur wollen. Nun iſts wahr: es iſt kein Uebel in der Welt, wowider es in der Welt nicht auch Hülfsmittel gäbe. Aber, wenn dieſe Mittel nun heute oder morgen einmahl ihre Wirkung nicht thun wollen; wenn der Zuſammenhang der Dinge, von welchem wir gerade ſo viel einſehen, wie von tauſend eins, ihnen die Wirkſamkeit benimmt, ſo, daß ſie entweder zu lang, oder zu kurz werden: was alsdenn zu thun? meine Herren! Wollen wir uns hinſetzen, und das Schnupftuch vor die Augen halten? ſo ſehen wir nichts mehr; Wollen wir weinen? immer weinen? ſo werden wir für Kopfweh nicht mehr bleiben können; wollen wir fluchen? deſto ſchlimmer; wollen wir, wenn wir Aemter haben, unſere Vokationen, oder, wenn wir begütert ſind, unſere Obligationen, oder, wenn wir Autoren ſind, unſere Recenſionen leſen? — ich kenne ein Mittel, welches, wenn wir leiden, und in der Welt unſere Leiden uns nichts mehr erträglich machen kann, uns ſie wenigſten minder ſchwer macht, dis iſt die Tugend. Wenn ich heute um alle das Meinige käme, — ich habe zwar nicht viel, ich bin ein armer Dorfprediger, aber, was ich denn doch habe, iſt mir ſo lieb, als Ihnen, meine Herren, Ihre Rittergüter, Bankozettel, Gartenhäuſer, und Niderlagen, ſein mögen: allein, ich ſetze den Fall, wenn ich darum käme, meine Pfarre brennte ab, oder die Diebe kämen, und ſtöhlen mir alles, oder das Freikorps käme, und plünderte, und ich gienge denn heraus aus meinem Hauſe im Schlafrocke, oder im Nachtkamiſölchen, und hätte nicht einen blutigen Heller mehr, den ich **meinen** Heller nennen könnte: ſo würd' ich zwar anfangs, ich geſtehe es Ihnen gern, denn ich habe auch meine Empfindungen, und danke Gott dafür, daß ich ſie habe! darüber betrübt ſein; aber, würde mir nicht nach einer viertel‑ oder halben Stunde, wenn ich mich wieder im Stande befände, ruhigern Betrachtungen Platz zu laſſen, der Gedanke, wenn ich ihn haben könnte, halber Erſatz meines verlohrnen Vermogens ſein, daß ich in der Welt nie eines Pfennigs werth auf eine ungerechte Weiſe an mich gebracht hätte? Sagte mir aber mein Herz alsdenn, daß unter dem Verbrannten, oder Geſtohlenen, oder Geplünderten, die Hälfte an mich geriſſenes Wittwen- und Waiſenvermogen geweſen wäre: würde nicht den Augenblick mir einfallen müſſen, mein Unglück ſei eine Strafe für mich? Würde ich nicht denn über mich unwillig werden, mir Vorwürfe machen, und meine Leiden unerträglich finden? Ich denke immer, das Beſte bei allen Leiden, die uns unter dem Monde treffen, ſei dis: wenn wir zu uns ſelbſt ſagen können, ſagen **können**, nicht blos ſagen, daß ſie — **nicht** Strafe für uns ſind. Darum gab auch der Klügſte unter den Menſchen ſeinen Freunden die Lehre: ſie möchten ſich in die Welt ſo zu ſetzen ſuchen, daß ſie nicht um Uebelthaten willen verfolgt würden. Dis können wir nun aber nicht, ohne Tugend. Wie ſchön iſt ſie, daß ſie auch Balſam in unſere Wunden tröpfelt! — — Es gibt doch auch wohl wenig Menſchen, welche darüber hinaus ſind, ob nach ihrem Tode gut, oder ſchlecht, von ihnen geredet werde. Wahr iſts, wir hören alsdenn nicht mehr, was die Leute von uns ſprechen; aber, wie ich doch gern für mein Bisgen Erde noch geſorgt haben will, wenn ich todt bin: ſo möchte ich auch noch für mein Bisgen Ehre geſorgt wiſſen, wenn ich todt bin. Darauf will ich nicht rechnen, daß die Alten die Regel hatten: von Todten muſſe man nichts, als Gutes, reden; ich habe es nun in meinem Leben ſchon mehr denn funfzigmahl erlebet, daß von groſſen und vornehmen Leuten nicht eher ſchlecht geredet würde, als nach ihrem Tode. Ob ſie es verdient hatten, oder nicht? darüber will ich nicht urtheilen; genung, daß ich weis, daß der eine keinen Tag leben konnte, ohne zu ſpielen, der andere nicht, ohne zu huren, der dritte nicht, ohne Schulden zu machen. So lange ſie lebten, gingen die Sachen noch ſo handlich; die Leute waren ſtille, und nahmen die Hüte für ſie ab, weil ſie Hof-Räthe, Kammerräthe, Konſiſtorialräthe, und Geheimeräthe, waren. Aber, wie ſie ihren Mund ſchloſſen, that die Welt den ihrigen auf. So viel iſt gewis, wenn es ſonſt ehrlich zuginge, ſo könnte keiner beſſer über uns urtheilen, als die, welche uns überleben, und überhaupt müſſe das allemahl das wahreſte ſein, was nach unſerem Tode von uns geſprochen würde. Ich haſſe daher alle Lebensbeſchreibungen von Leuten, welche bei ihren Lebzeiten herauskommen, und ieder König, wenn er königlich denken wollte, ſollte ein allgemeines Edikt in ſeinem Lande bekannt machen laſſen: daß ſich niemand unterſtünde, ſeine Lebensgeſchichte bei ſeinem Leben zu ſchreiben. Aber, wodurch können wir denn wohl machen, daß die Menſchen nach unſerm Tode gut von uns reden? daß ſie uns nicht nur nicht vergeſſen, denn Nero, Kaligula, Nickelliſi, und Pugatſchef, werden auch nicht vergeſſen, ſondern, daß ſie unſer in Ehren gedenken? Die Tugend allein, meine Herren! dehnet unſer Andenken zu unſerem Ruhme aus: ſie pflanzt lange Alleen von Lorberbäumen hinter die kurzen Schranken unſers Lebens, und laſſet uns noch im Segen blühen, wenn wir längſt hingewelkt ſind. Freudenvoll nennet uns noch nach zwanzig, dreiſſig Jahren, wenn wir und unſer Sarg ein Haufen ſind, die Familie eines Mannes, welchen wir glücklich machten; ſeine Kinder und Kindeskinder erzählen von uns ihren Kindern wieder, und flößen ihnen noch Dankbarkeit für uns ein. Mit Achtung reden denn noch von uns die künftigen Guten und Edeln, und ſtellen uns als Beiſpiele würdiger Patrioten, unverfälſchter Wahrheitsfreunde, und aufrichtiger Verehrer der Religion, auf. Selbſt Böſewichter müſſen uns unſern Ruhm denn noch laſſen, oder, wenn ſie uns ſchänden wollen, haben ſie den geſammten Haufen der Rechtſchaffenen wider ſich, deren Stimme auf den Reichstägen der

Menſchheit mehr gilt, wie die ihrige. — — — Und, wenn wir denn alles erwägen, was mit uns vorgeht; wenn wir die bunte Leinwand aller unſerer Schickſale, Handlungen, Begierden und Wünſche, über und über betrachten: ſo fällt es uns mehr denn zu deutlich in die Augen, daß wir die tragikomiſchſten von allen Weſen ſein würden, welche Gott geſchaffen hätte, wenn mit dem Tode alles für uns aus wäre. So viel ſehe ich denn wohl ein, daß, es komme über kurz, oder über lang, ich einmahl wieder ſein werde. Sie werden, zum Exempel, aus dem, was ich bisher geſagt habe, mir wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich, in Anſehung der Vernunſt, nicht ganz leer ausgegangen ſei. Nun wäre es aber doch wohl tauſend Schade um meine Vernunſt, wenn ich ſie für nichts weiter haben ſollte, als für die achtzig Jahre, auf welche ich **allenfalls** hier Rechnung machen kann, und in Anſehung derer ich mit Recht ſagen kann, daß ich, wenn ich die Jahre meiner erſten und zweten Kindheit abrechne, ingleichen die, welche ich verſchlafe, kaum vierzig Jahre davon ſie recht genieſſe. Nein, nein, es kommt gewis eine Periode, wo ich ſie ohne Kindheit, und ohne Schlaf, ununterbrochen und unaufhörlich genieſſen werde. Da ich nun ſo begierig darnach bin, mir die gegenwärtige kurze Zeit, in welcher ich hier erſt Kind, denn Mann, und hernach wieder Kind, bin, mir ſo glücklich zu machen, als möglich: ſollte ich denn nicht weit begieriger darnach ſein, mir die Zukunft, welche ich ohne Kindheit anfangen und unaufhörlich fortſetzen werde, ſo ſelig zu machen, als möglich? Es wäre dis doch wohl der gröſſeſte Widerſpruch, der ſich in mir fände. Nun ſehe ich aber ſchon ein, daß ich mich auf meine ietzige Zeit durch Betrügerei, Ungerechtigkeit, und Wolluſt, nicht einmahl glücklich machen könne; wie viel weniger auf mein künftiges Wiederſein! Unausſprechlich reizend wird daher für mich die göttliche Tugend, wenn ich mir ſie denke, wie ſie auch noch Kränze für die Ewigkeit flicht! Wenn ich denn ſo über meine Beſtimmung nachdenke, meine Schickſale Pagina für Pagina anſehe, den Transport von einer auf die andere übertrage, und zulezt die Summe ziehe, tauſend Zweifel aufwerfe, und tauſend Zweifel wegwerfe: ſo ſtelle ich ſie mir vor, die Tugend, wie ſie mich zur Gottheit führt, wie ſie mich, höhere Offenbahrungen ihrer unendlichen Gröſſe zu ſchauen, würdiger macht, mich in die Geſellſchaften der Beſten unter den Menſchen bringt, meine redlichen Freunde, die ich hier hatte, mich wiederfinden, und tauſend und abermahl tauſend mir redliche Freunde erblicken läſſet, die ich hier nicht kannte, auch nicht kennen konnte, weil ſie entweder tauſend Jahre vor mir, oder tauſend Jahre nach mir, lebten;

wie ſie aus meinen Augen alle Thränen abwiſcht, von mir allen Staub abſchüttelt, mich von allem Elende, von allem Jammer, und von aller Noth, befreiet: ach Gott! denn ſchwillt mein ganzes Herz in Entzückungen empor; denn vergeht vor meinen Augen die Welt; denn fühle ich keine Sterblichkeit mehr! „O! denke ich denn, wäreſt du von allen ſo lebendig überzeugt, wie davon, daß die Tugend ſchön iſt, wie vollkommen wären deine Ueberzeugungen!“ Iſt es möglich, daß es Menſchen geben kann, welche die Begriffe von Tugend und Laſter für erdichtete, unweſentliche und in der Natur des Menſchen nicht gegründete Begriffe halten können? Aber, ſo will ich denn auch die Tugend als das unſchätzbarſte Kleinod meiner irdiſchen Tage anſehen; ich will ſie lieben, ihr meine täglichen Opfer bringen, und, wenns Noth thut, gar bereit ſein, Märtirer für ſie zu werden! Von allen meinen Bemühungen, welche ich in der Welt anwende, habe ich keinen ſo weſentlichen Nutzen, als von den Bemühungen, tugendhaft zu werden! „Glauben Sie nicht, meine Herren! daß es ſo gar ſchwer ſei, dis zu werden. Ich laſſe mir dis nun einmahl nicht einreden, und ich ſollte denken: es ſei ſchwerer, ein Böſewicht, als ein Redlicher, zu werden. Rechnen Sie doch alle die Mühſeligkeiten, welche in der Welt die Betrüger, die Heuchler, und" die Wollüſtlinge, haben: treffen wir ſolche" Schwierigkeiten wohl bei der Tugend an? das" thut nichts wider die Sache, daß es zu allen" Zeiten mehr Laſterhafte, als Tugendhafte, gegeben" hat. Die wenigſten unter den Menſchen" ſehen. Augen haben ſie gröſtentheils alle, aber" die mehreſten ſind darauf blind, und brauchen" Fuhrer. Daß die Führer nichts taugen, dis iſt" die Sache. Wären alle unſere Fürſten Tugendhafte," — ach! und möchten ſie es doch" ſein! glücklich wäre ihr Land, und wenn es" nur ein Ländgen von drei Meilen im Umkreiſe" wäre, und ſeine Einwohner auf Seehundsiagd" ausgehen, und zu Winterszeiten unter der" Erde wohnen müſſen! Wären unſere Eltern" Tugendhafte, und alle die, durch deren Hände" wir zuerſt gehen; machten ſie es ſich bei unſerer" Erziehung zum Hauptprincip, iungen Leuten" die Reize der Tugend zu ſchildern, — wir" brauchten vielleicht keine Zuchthäuſer, keine" Staubbeſen, keine Galgen, keine Räder! Ich" will, ſo lange ich lebe, Gott dafür danken; bei" iedem Sonnenauf- und bei iedem Sonnenuntergange" will ich ihm dafür danken, im Hinſinken" noch dafür danken, daß ich frühzeitig an" geführt ward, die Schönheit der Tugend ken-"

„nen, und ſie lieben zu lernen! daß meine Eltern Tugendhafte waren, die mich für Anblicken des Laſters ſchützten, und —— daß ich —— „die Gunſt keines Groſſen dieſer Erden zu erſchmeicheln brauche!“ Ich habe in der groſſen, weiten Welt, in welcher ſo viel Rittergüter, Probſteien, Domainen, und ſo viel Biſchofsmützen, Fürſtenthüme, und Kronen, ſind, nur ein kleines Häusgen inne, trage, wenn ich zu Hauſe bin, im Sommer meine Papier- und im Winter meine baumwollene Mütze, und, wenn ich ausgehe, meinen Stutz, habe ein nothdürftiges Auskommen, und ſpreche oft in acht Tagen kein anderes Weſen, als Gott, mich, und meinen Schulmeiſter; aber mein Häusgen iſt mir lieber, als alle königliche und fürſtliche Luſt- Jagd und Reſidenzſchlöſſer, meine Papiermütze lieber, als alle Biſchofsmützen, Fürſtenhüte, und Kronen, ich habe **Millionen**, und bin mir — die ganze Welt, weil die Tugend meine Begleiterin iſt.

* * *

Vorſchläge

zu allerhand

nützlichen Verbeſſerungen.

---

am erſten April entworfen.

Am beſten und gewiſſeſten der Gefahr abzuhelfen, geſtorben ſcheinende lebendig zu begraben.

Es läſſet ſich in der Welt wohl nichts ſchrecklichers denken, als begraben zu werden, und im Grabe wiederum zu wachen, ehe Wiederaufwachens Zeit iſt. Dieſer Gedanke geht noch weit über die Gedanken an Tod, Teufel, Peſtilenz, und Erdbeben. Und, wenn es nur vier und zwanzig Stunden dauerte, und ich ſollte dieſe Zeit über in einem wohlbefeſtigten Sarge Verſuch auf Verſuch machen, mich herauszupreſſen, iedes Lüftgen, welches noch drinnen wäre, aufſchnappen, mich aufrichten wollen, und nicht aufrichten können, mir die Finger abkratzen, und ſo lange kratzen, bis ich erbliſchte, — oder, der Sarg ginge zum Unglück auf, ich ſtöſſe die Decke herunter, kröche heraus, ſtieſſe mich, wenns ein Gewölbe wäre, allenthalben an die Wände, ſuchte die Thüre, fände ſie, pochte, lermte, und es hörte mich kein Todtengräber, kein Küſter, und ich nagte denn erſt an meinen Fingern, denn an meinen Händen, denn an meinen Armen, ſchlürpfte heisdurſtig mein Blut ein: Ach! helft! helft! Erbarmen! Ich nage iezt ſchon aus Angſt an meinen Fingern, wenn ich nur daran gedenke.

Und doch glaube ich, daß dis oft genung in der Welt geſchehen mag: öfter, als wir es denken. Von London, Paris, Madrit, Magdeburg, erzählt D. Brinkmann dergleichen Stückgens genung; aber ich denke, daß gewis keine Stadt ſei, in welcher nicht iährlich drei bis vier Menſchen lebendig begraben werden. Daß man dieſe Leute nicht überall ſchreien und poltern höret, darauf darf man nicht rechnen; auf unſern Gottesäckern könnten ſie lange ſchreien und poltern, ehe ſie gehört würden. Bei Oefnung der Gewölber hat man zuweilen die Begrabnen auf ihren Knieen an der Thüre liegend gefunden; dis iſt wahr, und ich möchte es wahrhaftig nicht geſehen haben. Ach! heiliger Beter, würde ich gedacht haben, du ſtarbeſt wohl ſchwerer, als Stephanus, der geſteinigte! Kam kein Engel, der dich früher auflöſte? Aber dis iſt gar nichts gegen die Entdeckung, welche man in dieſer fürchterlichen Sache machen könnte, wenn man wollte. Die Obrigkeit iedes Orts ſollte einmahl befehlen, daß ein Jahr hindurch die Särge noch einmahl ſo geräumig gemacht, und die Decken etwas hohler darauf gelegt würden, als ſonſt, und denn ſollte ſie bei Verlauf des Jahres alle Särge der in dieſem Jahre Begrabenen öfnen laſſen: ſo würde ſie finden, daß viele von denen, welche man auf den Rücken gelegt, auf dem Bauche, oder auf der rechten und linken Seite, lägen. Warum iſt dieſer Verſuch nicht ſchon längſt gemacht? Nur ein Jahr, ſo wären wir überzeugt.

Indeſſen, da es doch bekannt iſt, daß wirklich dergleichen traurige Vorfälle ſich zuweilen ereignet haben: ſo iſt es zu bewundern, daß man nicht wenigſtens ſchon lange auf ein probates Mittel gedacht hat, arme Lebendige, die ſo ſchon Furcht genung für dem Tode haben, wenigſtens von dieſer Gattung von Furcht zu befreien, lebendig begraben zu werden. Es geht ia uns alle an; es kann ia dis einem ſo gut geſchehen, wie dem andern. Zu Paris begräbt man nach vier und zwanzig Stunden, darüber ſtehen mir die Haare zu Berge; Gebe Gott, daß ich nicht zu Paris ſterbe! Aber dis macht es noch nicht aus, daß wir hier zu Lande länger mit unſern Todten warten. Es gibt auch Beiſpiele, daß dieſe Vorſicht nicht hinreichend geweſen. Zu den Füſſen der Policei lege ich demnach hier ein völlig probates Mittel nider, welches auſſer den Endzweck, zu verhindern, daß niemand lebendig begraben werde, noch einen andern zugleich erreicht, der gleichfalls von allgemeinem Nutzen iſt. „Die Obrigkeit iedes Orts „müſſte die löbliche Gewohnheit einführen, und „zum Landesgeſetze machen, daß — alle Verſtor„bene, ehe ſie begraben werden, erſt ſecirt wer„den.“ So, wie bekanntermaſſen hierdurch die Kenntnis des menſchlichen Körpers, ſeiner Uebel, und deren Heilungsart, ungemein würde befördert werden: ſo würde uns armen Lebendigen mit einem mahle die Furcht benommen, im Grabe

nahl wieder aufzuwachen, ehe es Zeit iſt, —
in wir noch nicht todt wären, ſtürben wir ge-
unter dem Schnitte.

Zu verhindern, daß nicht ſo viele Autoren werden.

h habe einmahl in einer gewiſſen Erklärung
Predigers Salomo geleſen, die Stelle: viel
edigen macht den Leib müde, müſſe überſetzt
den: viel Autorwerden macht den Leib mü-
aber, wie ich glaube, wird dieſe Ueberſetzung
ch die Erfahrung widerlegt. Salomo hätte
weder etwas geſchrieben, das nicht wahr wäre,
die Zeiten müſſen ſich ungeheuer geändert
en. In unſern Tagen ſchreibt beinahe ieder,
einen Leib hat, und zwar nicht, um ſeinen Leib
it zu ermüden, ſondern um ihn zu ſtärken,
edt und Bier damit zu verdienen, oder, wenn
enſt gut geht, Kuchen und Wein. Wird dem
el nicht bald mit Nachdruck geſteuert, ſo gehts
damit, wie mit dem Wildpret, wenn nicht
nter geſchoſſen würde. Wie wir zuletzt über
en und Rehe fallen würden, ſo werden wir
ich über Bücher und Manuſkripte fallen.
iſt, Gott ſei bei uns! als wenn der Schrei-
ſel ganz los wäre. Poſtſchreiber, Acciseinn-
ner, Kopiſten, und alles, ſchreibt, — ſchreibt,
ihm vor die Feder kommt, es mag gehauen
geſtochen ſein. Leute, die vor der Stadt,
alſo auch von dem Buchladen weit abwoh-
nen,

nen, leiden am meiſten dabei. Leſen will man doch alles gern; was alſo im Meskatalogus angezeigt iſt, läſſet man ſich kommen. Acht Tage wirds, ehe es kömmt, acht Tage behält man es, man vergiſt auch wohl, es nach den acht Tagen wieder fortzuſchicken: gleich ſchreibts der Buchhändler aufs Konto, und kommt die Meſſe, ſo mus der Herr bezahlen, er wolle, oder wolle nicht. Mir iſt es oft genung ſelbſt ſo gegangen, und ich habe dadurch eine Menge Zeuges über den Hals bekommen, welches ich mich ſchäme, binden zu laſſen. So werden ehrliche Leute ums Geld gebracht; blos, weil ieder Keſſelflicker ein Recht hat, Autor zu werden. Daß iedes Orts, was die Preſſe paſſirt, auch die Cenſur paſſiren müſſe, thut nichts zur Sache, iedermann weis, daß —. Daß die elenden Skribenten in Zeitungen, Journalen, und gelehrten Nachrichten, abgezüchtiget werden, hilft noch weniger, denn — — —, ich wollte es wohl ſagen: aber ich mag es mit keiner von dieſen verderben. Groſſe Herren allein können der Sache Einhalt thun, und dis ungefähr durch einen Befehl, den ſie ausgehen lieſſen, daß ſich niemand unterſtünde, Autor zu werden, ohne gewis zu wiſſen, daß ſeine gedruckte Schrift zum zweitenmahle aufgelegt würde; widrigenfalls würden ihm Naſe und Ohren abgeſchnitten. Jedermann weis, wie lieb uns unſere Naſe und Ohren ſind, und, da unter allen Naſen und Ohren die meinigen mir die liebſten ſind: ſo bitte ich, im Fall, daß mein Vorſchlag approbiret würde, de, daß ich, wenn dieſes mein Büchelgen nicht zum zweitenmahle ſollte aufgelegt werden, aus Rekompens für die Erfindung, von dieſer Straſe frei ausginge, und meine Naſe und Ohren mir gelaſſen würden, damit es mir nicht ſo ginge, wie dem mit dem Ochſen. Die Wiederauflage müſte wenigſtens allemahl in drei Jahren geſchehen, und ſtürbe der Verfaſſer darüber, ſo würden ſie ihm noch im Grabe abgeſchnitten.

Das Deſertiren unter den Soldaten zu verhindern.

Der Soldat ſchwört zur Fahne: allein, wie wenig dis Mittel den dabei abgezielten Endzweck erreiche, weis die ganze militäriſche und nichtmilitäriſche Welt. Von hundert, wenn es zu Felde gehet, ſehen gewis kaum achtzig, höchſtens neunzig, das Schlachtfeld, und aus dem Lager ſowohl, als aus den Winterquartieren, marſchiren wenigſtens täglich drei oder viere ab, wenn das Häufgen gros iſt. Gewis iſts, man irret hier im Princip. Man denkt, Menſchen müſten zur Treue moraliſch gezwungen werden: aber ich bin nicht der Meinung. Pulver und Stückkugeln erſchieſſen alle Moralität in der Seele des gemeinen Mannes, und überdem iſts auch kein Spas, fürs Vaterland zu ſterben. Unter hundert ſind ſicher allemahl neun und neunzig, die für das Vaterland leben wollen, aber nur einer, der für daſſelbe ſterben will. Vierzig, funfzig

Thaler Kontribution gibt man noch ſo ganz willig hin, weil man im Stande iſt, ſie wieder zu erwerben; aber, das Leben? — iſt es einmahl fort, ſo können wir warten, bis wir es wiederkriegen. Dem Deſertiren müſſe daher, meines Erachtens, nicht auf eine moraliſche, ſondern auf phyſiſche Weiſe vorgebeuget werden, und dis unmasgeblich ſo: Jeder Major, oder Hauptmann, welcher eine Kompagnie hat, lieſſe den neuangeworbenen Rekrüten kommen, und gäbe ihm zween oder drei Biſſen Hausbacken Brodt, welche er wenigſtens vier und zwanzig Stunden unter dem rechten Arme getragen hätte, zu eſſen. Der Schweis, welcher ſich während dieſer Zeit in das Brodt eingezogen hätte, würde auf den, welcher es hinterſchluckte, auf eine ſo ſympathetiſche Weiſe wirken, daß er nicht nur nie im Stande ſein würde, von dem, der ihn angeworben, zu deſertiren; ſondern, daß er auch, wenn er bei Ueberfällen, oder Retiraden, von ſeinem Hauptmanne zerſtreuet worden wäre, ſich ſogleich wieder zu ihm einfinden würde, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie? Die Frontones, welche in der Landſchaft Chaco um la Konception herum wohnen, und die, wie bekannt, ewig der Grenzen wegen untereinander kriegen, und die erſchlagenen Leichname ihrer Feinde an Bäumen aufhängen, die in langen Reihen an den Grenzen gepflanzt ſind, machen es ſo. Man hat daher niemahls gehört, daß irgend einer von ihnen deſertirt ſei; ja, ſie haben in ihrer Sprache nicht einmahl ein Wort, welches einen Deſerteur ausdrückt.

Die Kirchenmuſik betreffend.

Der Menſch, auf deſſen Herz die Muſik überhaupt eine unwiderſtehliche Macht hat, wird durch nichts ſchneller zur Andacht hingeriſſen, als durch eine ſanfte Kirchenmuſik. Iſt es alſo nicht widerſprechend, daß wir gerade an ſolchen Tagen, wo wir unſer Herz zur höchſten Andacht ſtimmen ſollen, wie an Adventsſonntagen, Bußtagen, und in der Paſſionszeit, keine dergleichen haben? So lange der Menſch ein Mann aus Luft, Erde, Feuer, und Waſſer iſt, ſo lange müſſen wir ihm bei allem Guten, das er thun ſoll, durch äuſerliche Reizungen zu Hülfe kommen, oder er bleibt ſonſt ſo froſtig dabei, wie der Eiszapfe am Dache. Was für himmliſche Wonne habe ich oft in jenen Tempeln genoſſen; wie viel Guts habe ich dabei gedacht, welches ich gewis ſonſt nicht gedacht hätte; in was für Entzückungen flos ich auf, wenn ich die vortreflichen Kirchenſtücke eines Bachs, und eines Rolle, hörte! Und ſo einen Charfreitag habe ich in meinem Leben nicht gehabt, werde ihn auch wahrſcheinlicher Weiſe nicht wieder haben, als den letztverwichenen, an welchem ich zu . . das Stabat mater des Pergoleſi mit Herrn Klopſtocks Parodie aufführen hörete! „Aber der verdammte Operet-

„tengeſchmack, ſagt man, verdirbt alles; die „Leute gewöhnen ſich an ihn, kommen in unſere Kirchen, und gähnen bei unſern Muſiken. „Neue können wir nicht jährlich machen laſſen; „woher ſollten die Koſten dazu genommen werden?“ Iſt es denn nicht eine Regel der Weisheit, daß man, wenn die Menſchen einmahl einen Hauptḣang zu etwas haben, ihnen denſelben nicht zu nehmen, ſondern ihn zu leiten ſuchen müſſe? Hat man dieſen Vorſchlag nicht oft, in Anſehung des Theaters, gethan? Der Hang zum Theater, ſprach man, iſt nun einmahl da; was zu thun? Ihn erſticken, ihn benehmen wollen? Verſuchts, und laſſet euch tapfer auslachen! Alſo ihn leiten. Man mache Stücke fürs Theater, die zugleich beſſern und vergnügen! Nun, dieſen Vorſchlag thue ich auch in Anſehung des Operettengeſchmacks. Da iſt er einmahl nun; man leite ihn! Man laſſe die Partituren von Lottgen am Hofe, Amors Guckkaſten, und ſo weiter, kommen, man nehme, zu Beſtreitung des Aufwands dabei, das Geld aus dem Kirchenkaſten; wie könnte es edler angewendet werden? vermiſche ſie mit Korälen, und führe ſie in unſern Kirchen auf. Das Komiſche darinn wird durch die Koräle gemildert werden, und die Leute werden alsdenn das Geld erſparen können, in die Komödie zu gehen.

Etwas Oekonomiſches; von beſter Benutzung der Aecker.

Mit Recht wird uns Deutſchen der Vorwurf gemacht, daß wir noch ſogar ſehr in der Kunſt zurück ſind, durch ein Mittel mehr, als einen Endzweck, zu erreichen. Zu iedem Zweck müſſen wir ein Mittel haben; ia, zuweilen gar noch mehr. Um dis zu beweiſen, durfen wir nur, auf die Benutzung unſerer Ländereien zu blicken, verwieſen werden. Wo Bäume ſtehen, dis iſt ein Hauptgrundſatz bei uns, können keine Erbſen, kein Getreide, keine Kohlköpfe, gewonnen werden. Um alſo Kohlköpfe, Erbſen, und Getreide, zu gewinnen, müſſen wir beſonderes Land haben, und, um Holz zu gewinnen, wieder beſonderes Land. Warum, lieben Landsleute, könnet ihr denn euer Holz, euer Getreide, eure Erbſen, und Kohlköpfe, nicht auf einem und demſelben Felde gewinnen? Unter den Bäumen, ſprecht ihr, wächſt kein Kohlkopf, keine Erbſe, und kein Getreide. Nun, da ihr ſo klug geweſen ſeid, und habt **unter** den Bäumen probirt, hat euch denn niemahls das Nachdenken ſo weit bringen können, daß ihr es auch **über** den Bäumen probirtet? Folgt denn daraus, daß Erbſen, Kohlköpfe, und Getreide, nicht unter den Bäumen wachſen, daß die Bäume nicht unter den Kohlköpfen, unter den Erbſen, und unter dem Getreide, wachſen können? — Ihr ſeht mich an, und lacht. Vermuthlich lacht ihr, weil ihr mich nicht verſteht. Muß denn allenthalben Erde ſein, wo Kohl, Brod, und Erbſen, ſollen gewonnen werden? Können ſie nicht in der Luft wachſen? Nun wiſſet, es gibt ein Land, deſſen Einwohner bereits ſo weit gekommen ſind, daß ſie ihr Brod, ihre Erbſen, und ihren Kohl, nicht unter, ſondern auf den Bäumen ziehen, und dadurch den Vortheil genieſſen, daß ſie ihr Holz, Brod, Kohl, und Erbſen, auf einem und demſelben Felde gewinnen. Wie dis Land heiſſe, könnet ihr von allen Weſtindienfahrern erlernen. Alle Beamten, Landedelleute, und Landgeiſtliche, ſollten daher zuſammentreten, und ein paar Dutzend aus ihren Mitteln dahin abſchicken, und ihnen auftragen, von daher fünf bis ſechs Schiffe voll Nordamerikaniſche Bäume, und eilf bis zwölf Schiffe voll Nordamerikaniſche Klimas, zu führen. Jeder hohlte alsdenn von dem Orte der Ausladung ſeine Portion mit ſeinem eigenen Geſpanne ab, und unterdeß, daß im Lande, wenn die Bäume noch nicht tragbar wären, keine Erbſen, kein Kohl, und kein Brod, gewonnen würde, müſſe dis dreies aus den benachbarten Reichen eingeführet werden; da alsdenn in zwanzig oder dreiſſig Jahren alle benachbarte Staaten aus dem Lande mit Holz verſehen werden

den können. Da in unſern Zeiten mit ſo viel impraktikablen Proiekten der Verſuch, ſie auszuführen, gemacht wird: ſo hoffe ich, daß dieſes um ſo viel eher ausgeführet werde werden; weil man bereits viel ſolcher Bäume nach Deutſchland geführt, und nur den kleinen Fehler dabei begangen hat, das Klima nicht mitzubringen, indem man glaubte, das Klima beſtehe nur in den Graden.

Wider die grünen Maden.

So wenig Raupen wir auch ſeit einigen Jahren gehabt haben, und ſo vortreflich auch unſere Bäume geblühet und angeſetzt hatten: ſo haben wir verſchidene Jahre hindurch im Durchſchnitt wenig Obſt gewonnen. Bekanntermaſſen hat die ſogenannte grüne Made im Frühiahre, wenn die Bäume abgeblühet hatten, ſie ſo kahl gefreſſen, daß ſie um Johanni herum neue Blätter treiben muſten, und bis dahin, wie abgeſenget, ſtanden. Ueber den Urſprung dieſes Ungeziefers iſt geſtritten worden, und ich mus ſelbſt es meinen Bauren zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich die Köpfe bald darüber zerbrochen haben. Theils ſtehet man in den Gedanken, der Oſtwind führe ſie herbei, und man iſt vermuthlich hierauf gekommen, weil wir die Jahre hindurch zu derſelben Zeit, wenn ſie unſere Gärten entblätterten, Oſtwind hatten; theils ſind ſie den ſpätern Froſten zugeſchrieben worden, ob es gleich ausgemacht iſt, daß der Froſt das Leben eher raube, als Leben gebe. Woher ſie das erſtemal gekommen ſein mögen, weis ich ſelbſt nicht, bekümmere mich auch darum nicht, weil ich die Inſpektion nicht darüber habe; daß wir ſie nun aber ſeit dem erſtenmahle Jahr aus Jahr ein haben, dis, deucht mir, gehe ganz natürlich zu, wenn wir annehmen, daß ſie ſich fortpflanzen. Der Schulze in meinem Dorfe hat vielleicht in ganz Deutſchland die ſchärfſten Augen, und, als ich im vergangenen Winter von einem meiner Aepfelbäume etwas Rinde abkratzte, und hinter derſelben verſchiedenes Raupengeniſte fand: ſo verſicherte er mich, daß er mit ſeinen Augen in den kleinen Eierchens hell und klar die grünen Maden ſehen könne. Ueberhaupt hilfts ſo viel, wie nichts, ob wir wiſſen, woher ſie kommen, oder nicht. Kommen ſie durch den Oſtwind, ſo können wir den Oſtwind nicht zu Weſtwind machen, und, wenn wir alle Fahnen im gänzen Lande von Weſten ſtellen; kaum ſind wir vom Dache herunter, ſo ſtehen ſie wieder von Oſten, und der Wind bläſet nach, wie vor. Kommen ſie durch den ſpäten Froſt, ſo mögen wir alle unſere Wälder anzünden, die Luft wird um nichts gelinder; die Stube iſt zu gros, die wir zu heitzen haben, und, ehe es an die Decke kommt, iſt das Feuer ſchon wieder aus. Und kommen ſie nun durch die Fortpflanzung, ſo werden wir ihnen dis noch weniger verwehren können, da noch nicht einmahl unter uns Menſchen der Hurerei geſteuert werden kann. Das Beſte iſt alſo: ohne zu unterſuchen, woher ſie kommen, denket auf Mittel, ſie, wenn ſie nun einmahl da ſind, fortzuſchaffen! Sie abſuchen, das mag der — Sie wegräuchern? ehe ihr nicht das Laub von den Bäumen damit abſenget, hilft alle euer Räuchern nicht, und da laſſet ſie lieber freſſen. Sie freſſen laſſen, bis ſie krepiren? das Futter reicht gerade ſo lange zu, bis ſie nichts mehr brauchen. Das einzige Mittel, ſie uns vom Halſe zu ſchaffen, iſt dis: Es müſten mit einem mahle im ganzen Lande alle Bäume, die iezt da ſind, umgehauen werden, von dem gröſſeſten bis zum kleinſten, bis auf den Fichtenbaum, und drei Jahre hindurch müſte alsdenn kein Baum wieder angepflanzt werden. In meinem Dörfgen wird übers Jahr der Verſuch hiermit gemacht werden, und ich habe bereits durch verſchiedene Predigten, welche ich über die grünen Maden gehalten habe, meine Bauern herum, bis auf einen, der zween groſſe wilde Birnbäume in ſeinem Garten hat, welche ihm jährlich ſein gebacken Obſt und Moſt geben; die Bauern wollen ihm aber die Bäume abkaufen,

und

und zehn Jahre trunkfrei halten, und ich denke, wenn wir nur im kommenden Jahre alle unſere Bäume umhauen, und drei Jahre lang keine wieder anpflanzen: ſo ſollen uns die grünen Maden in drei Jahren keinen Schaden am Obſte thun.

Zu machen, daß gute Regenten lange, und böſe kurz, regiren.

Der Verfaſſer wollte das Gebet hierzu vorſchlagen; da er aber gewahr wird, daß ſich daſſelbe auf das lezte nicht gut paſſe: ſo will er ſo lange anſtehen, bis er ein univerſellers Mittel ausfindig gemacht haben wird.

Die beſte Armenanſtalt.

Jedes Land iſt ſchuldig, ſeine Armen zu ernähren. Dis wird hoffentlich kein Menſch leugnen, der nur eines Ephraimiten Werths Menſchenliebe hat, und, wenn es iemand leugnet, ſo ſollte ihm gleich ſein Habe und Gut genommen werden, damit er menſchlicher denken lernte. Wie viel Lob verdienen alſo nicht dieienigen Städte und Länder, in welchen man auf kräftige Mittel denkt, den Nothleidenden Theil des menſchlichen Geſchlechts nicht verhungern zu laſſen, weil er eben ſo ein Recht auf Auferſtehung hat, wie die Reichen und Begüterten! Aus der Fülle des allgenugſamen Reichthums Gottes müſſe auf euch doppelter Segen flieſſen, ihr Länder und Städte, die ihr eure Armen verſorget! Euch müſſe kein Krieg verheeren, keine Peſt entvölkern, keine Theurung drücken! Aber, leider! ſind alle Armenanſtalten, welche in Europa getroffen werden, noch ſo beſchaffen, daß für ihre Dauer keine Garantie geleiſtet werden kann. Gibt ein groſſer Herr aus ſeiner Kaſſe dazu her; wer weis, wie ſein Thronfolger geſinnet ſein wird? Vielleicht läſſet der alle die Armen verhungern, welche ſein Vorgänger ernährte, und macht noch einige Tauſende derſelben mehr! Wird die Anſtalt durch Beitrag der Unterthanen betrieben; morgen oder übermorgen kann Krieg werden, und denn trocknen Einquartirung, Fouragirung, und Kontribution, die Quellen der öffentlichen Barmherzigkeit aus. Wird ein gewiſſes Kapital dazu nidergelegt, daß es für die Zukunft der Fond ſein ſoll, von welchem die Armen im Lande ihre Verſorgung erhalten ſollen; wohin ſoll das Kapital geliehen werden, daß es bis zu Untergange der Welt ſicher ſtehe? Ich danke Gott, daß ich nichts auszuleihen habe; heut zu Tage wollte ich lieber gleich es verſchenken. So ſehen wir denn alſo wohl, daß all unſere Armenanſtalten noch überaus unſicher ſind. Ich wüſie eine Anſtalt, die zur Zeit noch die beſte wäre, und die wäre dieſe: daß der Diebſtahl erlaubt würde. Vermöge der Selbſtliebe, die doch, nach den Meinungen einiger Weltweiſen, der Grundtrieb des menſchlichen Herzens iſt, iſt der Diebſtahl aus Armuth ſchon an ſich keine Sünde mehr. Jeder Menſch iſt ſchuldig, ſein Leben ſo lange zu erhalten, als er kann. Hat er nichts mehr, kann er auch nichts haben, will ihm niemand etwas geben, womit er es erhalte: ſo kann er nehmen, wo er findet. Hier findet moderamen inculpatae tutelae ſtatt. Ueberdis, wie viele Reiche und Begüterte gibt es, deren ganzes Vermögen nichts als von ihren Eltern und Voreltern geſtohlenes Gut iſt, — ihnen widerführe alſo das Jus Talionis. Iſt es nicht überhaupt unbillig, wenn es Menſchen gibt, die ohne alles Verdienſt die ſchönſten Güter haben, und das Fette des Landes ausſaugen, und verdienſtvolle Leute im Angeſichte ihrer Schwelgereien darben müſſen? Auf der Erde hat ein Menſch ſo viel Recht, wie der andere, und niemand ſollte wenigſtens Eigenthum haben, als der beweiſen könnte, daß er es durch Fleis und Mühe erworben habe. Gewis würde auch vielen, die iezt durch Gewalt und Betrug ſich zu bereichern ſuchen, die Luſt dazu benommen werden, wenn ſie hörten, daß ieder andere zugreifen könnte, wo er wollte.

Es würde nicht ſo viel Geizige, nicht ſo viel Unterdrücker, nicht ſo viel Tirannen, geben. Und konnten die Lacedämenier den Diebſtahl für erlaubt erklären, um ihre Jugend verwegen zu machen; hätten wir denn nicht vielmehr Gründe dazu, ihn für erlaubt zu erklären, um unſere Armen und Nothleidenden zu verſorgen? Ich denke es. Könnte doch allenfalls eben die Moderation, wie bei ienen, auch bei uns, dabei getroffen werden, daß ſich niemand beim Diebſtahle ertappen lieſſe; widrigenfalls würde er geſtraft.

Die Zahl der unfruchtbaren Ehen zu vermindern.

Unter den Juden war keine gröſſere Schande, als, ein Vater ohne Kinder zu ſein. Die unfruchtbaren Weiber waren gerade ſo verachtet, wie bei uns die Huren. Die Juden hatten nehmlich die Verheiſſung, daß ihr Saame bleiben ſollte, bis an das Ende der Zeit, und, wie wir ſehen, wird dieſe Verheiſſung noch bis auf den heutigen Tag erfüllt. Ob es nun noch für ſie Wohlthat, oder Strafe, ſei, darauf laſſe ich mich nicht ein; genung, weil ſie die Verheiſſung hatten, ſo muſte ieder von ihnen mit Recht darüber verlegen ſein, und muſte natürlicher Weiſe unter ſeinen Landsleuten zu allerhand misfälligen Urtheilen Anlaß geben, wenn er in der Ehe ohne Kinder war. Ich bin in dem Stücke auch überhaupt ein guter Jude, und glaube, daß eine unfruchtbare Ehe keine Ehe ſei. Iſt die Frau Schuld daran, ſo nehmt euch eine andere; wer wehrts euch? ſo bald der Hauptendzweck der Ehe nicht erreicht wird, ſo iſt die Verbindung, welche durch ſie gemacht ward, an ſich null. Iſt der Mann Schuld daran, ſo iſt die Frage: iſt ers von Natur, oder nicht? Iſt ienes, warum habt ihr geheurathet? iſt dieſes, wo habt ihrs gelaſſen? Alſo allemahl Schande, wenn die Ehe unfruchtbar iſt. Entweder ihr habt nicht Herz genung, ein unfruchtbares Weib fortzuiagen, oder ihr habt thöricht gehandelt, daß ihr geheurathet habt, oder ihr ſeid lüderlich geweſen, und habt alle Bordelle beſucht. Indeſſen, da es nun einmahl unter den Chriſten ſo viel unfruchtbare Ehen gibt, und ſie ſich bis für keine Schande halten: ſo erfodert es das Wohl des Staats, daß dieſem Uebel abgeholfen werde. Was ſoll aus einem Staate werden, wenn er ſolchergeſtalt depeuplirt wird? So lange es noch Mode iſt, daß die Brautleute von den Geiſtlichen zu Eheleuten gemacht werden, ſo lange iſt noch ein Mittel dazu da, welches wenigſtens dem gröſſeſten Theile des Uebels abhelfen könnte. Es müſten nehmlich lauter Leute von zwanzig bis dreiſſig Jahren zu Prieſtern gemacht werden, die noch alle ihr Feuer beiſammen hätten; ſo bald einer von ihnen das dreiſſigſte Jahr überſchritten hätte, müſſe er ein anderes Metier ergreifen, und alsdenn müſſe die Gewohnheit eingeführt werden, welche unter den Malabaren üblich iſt. * Tauſend gegen eines gewettet, es würden wenigſtens neun Zehntel der unfruchtbaren Ehen fruchtbar werden.

Die Kunſt, Gold zu machen, zu vervollkommen.

Wenn ich alle das Geld hätte, welches ſchon zum Schornſtein hinausgeflogen iſt, um Gold zu machen: ſo wollte ich alle Goldmacher auslachen. Ich kenne Kapitaliſten, welche über dieſe Kunſt Bettler, und Banquiers, welche darüber Banquerotteurs, geworden ſind. Warum zerbrecht ihr euch denn die Köpfe, ihr Chymiſten? warum laſſet ihr euch ſtatt Gecken brauchen, ihr Reichen? Es iſt unter allen Künſten in der Welt keine leichtere Kunſt, als Gold zu machen. Nehmt einen franzöſiſchen Luidor, zwei bis drei Thaler Silbermünze, ſchmelzet beides zuſammen, ſcheidet hernach das Silber vom Golde wieder: ſo werden wenigſtens fünftehalb Thaler Werths reines Gold euer ſein.

Die

---

* Unter den Malabaren iſt es Brauch, daß die Braminen die erſte Nacht bei der Braut ſchlafen, und wenn es auch eine königliche iſt.

Die Hageſtolzen zu bekehren.

In unſern Tagen ſieht man nichts häufiger, als Mannsperſonen, die heurathen könnten, und nicht heurathen wollen. Woher dis komme, will ich nicht unterſuchen. Daß das Reiſen in fremde Länder, das Univerſitätengehen, und das Wirtſchaften mit der iungen Magd, oft genung daran Schuld ſein möge, kann ſein. Da ſitzen ſie denn, die Eheſtandshaſſer, zuweilen zu dreien und zu einem in einem Hauſe, ſchmauchen den ganzen Tag Taback, eſſen und trinken gut, verzehren die Einkünfte des Landes, und denken an nichts weniger, als Menſchen zu zeugen, die einmahl in der Welt nach ihnen ihre Stelle einnehmen, und nützlich werden ſollen. Wenns ſo fortgeht, wie ſichs angefangen hat, ſo iſts in einigen Menſchenaltern um das menſchliche Geſchlecht geſchehn. In meinem Dörfgen finde ich, Gottlob! dergleichen Zerſtorer des menſchlichen Geſchlechts noch nicht, weil ieder, der ſein eigen Gut hat, dafür ſorgt, daß es nach ſeinem Tode einen Beſitzer haben möge; indeſſen, ſollte über kurz oder lang einmahl wieder ſo ein Krieg kommen, welcher eben ſo ſchwere Kontributionen, wie der, welcher ſich tauſend ſiebenhundert und drei und ſechzig endigte, auf die Guter brachte: ſo ſtehe ich nicht dafür, ob meine Bauern es nicht für beſſer finden ſollten, ihre Guter zu verlaſſen, oder doch wenigſtens Hageſtolze zu bleiben; damit ihre Kinder hinter dem Pfluge, oder in der Scheune, oder auf dem Wege nach der Stadt, wenn ſie Kontribution bringen, nicht Hungers ſterben möchten. In groſſen Städten aber ſiehet man die verwüſtenden Folgen der Mode, unverehlicht zu leben, ſchon deutlich genung. Man ſage nicht, daß die Leute es doch nicht laſſen; die Hurerei ſezt gewis nicht ſo viele, noch weniger ſo gute Menſchen in die Welt, als der Eheſtand. Die Taufregiſter können das erſte bezeugen, und aus der Wildnis kommt ſelten etwas Guts. Soll dieſem einreiſſenden Verderben geſteuret werden, ſo mus es auf eine Weiſe geſchehen, die nicht trügt. Und hierzu ſchiene mir denn kein Mittel treffender und gewiſſer, als dieſes: daß alles iunge Frauenzimmer im Lande den Mai hindurch, wenn der neue Frühling die Mannsperſonen, wie die Finken- und Sperlingshahnen, paarſüchtig macht, mit völlig entblöſten Brüſten, und in den Hundstagen, oder wenn das Wetter recht warm, über und über nackend gienge. Da der Weg der Sinnlichkeit der nächſte zum menſchlichen Herzen iſt: ſo würden in iedem Jahre von hundert Hageſtolzen ſichs wenigſtens zehen einfallen laſſen, die alte verruſterte Idee vom Eheſtande zu erneuren, und ein einziger Nachmittag, oder Abend, in Geſelſchaft nackendes Frauenzimmers zugebracht, würde im

Stande ſein, den Grund zu einer Heurath zu legen, welche ohne dis nicht würde zu erwarten geweſen ſein. Reiſende, welche in den Ländern geweſen ſind, wo die Nothwendigkeit dem Frauenzimmer die Kleider abzieht, haben mir geſagt, daß man daſelbſt von keinen Hageſtolzen wiſſe. Es iſt ein ganz anderes Ding um den Menſchen, wenn ihm freigelaſſen wird, etwas zu ſehen, als wenn er es ſehen mus.

Den Stolz niderzudrücken.

Es iſt eine uralte, ausgemachte Wahrheit, daß die Menſchen den Stolz lieben. Adam liebte ihn ſchon, ehe er Eden räumen muſte, und die Sündfluth hat ihn ſo wenig, wie die Wolluſt, erſäufen können. Was für eine Glückſeligkeit aber würde nicht dem menſchlichen Geſchlechte verſchaft werden, wenn er ausgerottet werden könte! Stolze Leute ſind unerträgliche Leute. Sie ſehen andere immer wie die Nullen an, vor welchen ſie ſtehen müſſen, wenn dieſe einigen Werth erhalten ſollen. Der Hut iſt ihnen auf dem Kopfe wie angewachſen, der Rücken ſteif, und in ihrem ganzen Air herrſcht ſo etwas misfalliges, daß es Erbrechen zu erregen im Stande iſt. Dabei ſchaden ſie ſich auch ſelbſt; weil niemand ſie lieben kann. Unterdeſſen hilft es weder mehr, noch weniger, als nichts, daß dawider gepredigt und moraliſiret wird. Soll ein Laſter vertilgt werden, ſo mus die Quelle aufgeſucht, und verſtopft werden. Nur alsdenn iſt etwas zu hoffen. Nun iſt die Quelle des Stolzes nichts anderes, als Verdienſt. Es mag ein wahres, oder ein eingebildetes ſein; daran liegt nichts, — allemahl Verdienſt. So lange alſo Verdienſte in der Welt gelten, dürfen wir an keine Ausrottung des Stolzes denken. Dieienigen, welche wirklich dergleichen haben, werden darauf ſtolz ſein, und die, welche dergleichen nicht haben, werden ſie ſich einbilden, und gleicherweiſe darauf ſtolz ſein. Es müſte alſo dem Stolze die Nahrung genommen, und ſchlechterdings auf kein Verdienſt mehr geachtet werden. Die Ehrenſtellen, welche ſonſt Gelehrte und Erfahrne bekleideten, müſten ſo fort an Ignoranten und Knaben ausgetheilet werden. Der Arbeitſame, der Geſchäftige, müſte hungern, und der Müſſiggänger wohlleben. Der Held müſte degradirt werden, und der Deſerteur avanciren; der Rechtſchaffene verfolgt, und der Laſterhafte geſchützt werden. So bald dis geſchähe, würde iedermann (dieienigen ausgenommen, welche noch die Grille vom Gewiſſen hätten, doch auch dieſe würde der Hunger bald bekehren,) ſich bemühen, verdienſtlos zu ſein, und, ſo bald dis wäre, würde ſich niemand weiter auf ſeine Verdienſte etwas einbilden, mithin würde der Stolz auf einmahl niderniedergedrückt ſein. Ich kenne keine gröſſere Wohlthat, als dieſe, welche dem menſchlichen Geſchlechte widerfahren könnte.

Den Streit zwiſchen dem Engliſchen Parlamente und den Kolonieen beizulegen.

Das lezte, welches ich über dieſen Streit geleſen habe, iſt dis, daß es bereits deshalb Schläge geſezt habe. Was weiter vorgehen wird, intereſſirt mich alſo iezt nicht; indeſſen glaube ich, daß es wohl noch mehrere, und noch derbere ſetzen könnte. Daß iede Parthei zu weit gehe, bedarf wohl keines Beweiſes, und der ganze Fehler beſteht alſo, meines Erachtens, darinn: daß das Parlament nicht bedenkt, daß die Koloniſten Engländer ſind, und daß die Koloniſten nicht erwägen, daß das Parlament Parlament iſt. Um den Streit beizulegen, würde es alſo das dienſamſte Mittel ſein, daß die ſämmtlichen Parlamentsglieder auf ein halb Jahr nach Boſton, Kambridge, und ſo weiter, und die Häupter der Kolonien auf eben ſo lange Zeit ins Parlament geſchickt würden. Dieſe würden alsdenn lernen, daß das Parlament Parlament ſei, und iene, daß die Koloniſten Engländer wären. Da in England ſo viel ſonderbares, humoriſtiſches, tolles und thörichtes Zeug ausgeheckt wird: ſo wundere ich mich, daß noch kein Lordmaior, Alderman und Fridensrichter darauf gefallen iſt.

Wider die groſſen Müffe und groſſen Haarbeutel.

Seit einigen Jahren iſt die abſcheuliche Mode aufgekommen, daß man zu Winterszeit vorne den Leib mit einem Muffe, und hinten mit einem Haarbeutel, bedeckt. Was für ein widriges Anſehen dis verſchaffe, will ich nicht rügen. Aber nothwendiger Weiſe mus darunter die Menſchenlehre und die Sittenlehre leiden. Statt, daß die Alten den Menſchen in Leib und Seele eintheilten, werden wir ihn nun in Haarbeutel und Muf eintheilen müſſen. Und die Moral redet doch ausdrücklich wider die Heuchelei. Wo iſt nun aber wohl irgend eine Mode, wodurch die Heuchelei mehr Nahrung empfangen hätte, als durch dieſe? Unter den groſſen Müffen verbirgt mancher ſeinen Kropf, und unter den groſſen Haarbeuteln ſeinen Buckel. Soll alſo die ganze Philoſophie nicht zu Grunde gehen, ſo mus dieſer einreiſſenden Mode gewehret werden. Aber wie? — Wir leben in einem Zeitalter, wo Liebe zu den ſchönen Künſten eine herrſchende Neigung iſt. Könnten wir ſie nicht dazu nutzen? Nun, wie wäre es, wenn allen Mahlern und Kupferſtechern anbefohlen würde, den Teufel, Gott ſei bei uns! nicht anders, als mit einem groſſen Haarbeutel und groſſem Muffe zu mahlen, und in Kupfer zu ſtechen? Noch glauben die mehreſten unter uns einen Teufel; iezt wäre alſo der Zeitpunkt. Laſſen wir dieſen verſtreichen, ſo ſtehe ich nicht dafür, ob nicht über kurz oder lang S . . T . . und andere mehr, uns den Teufel abdiſputiren werden. Da nun die Idee des Teufels eine abſchreckende Idee iſt, und der Einfall der Mahler, ihn mit Hörnern und Pferdefüſſen zu mahlen, iedem ehrlichen Menſchen die Hörner und Pferdefüſſe abſcheulich gemacht hat: ſollten nicht dadurch die groſſen Müffe und die groſſen Haarbeutel auch verabſcheuungswürdig werden, wenn der Teufel ſie trüge? — Aber, ſoll dis geſchehen, ſo iſt es Zeit; denn, wie geſagt, es kann kommen, daß wir über kurz oder lang keinen Teufel mehr glauben.

* Den Diebſtahl zu verhindern.

Ich weis nicht, ob ich von Natur ſo furchtſam ſei, oder ob es woher anders komme, daß ich mich für Dieben ſo fürchte? Die Schelme kommen immer

---

* Dieſer Vorſchlag rührt eigentlich von meinem Großvater her, der das Moraliſiren in ſeinem ganzen Leben nicht laſſen konnte.

immer zur Nachtzeit: dis iſt eins; wenn man nicht gut ſehen kann, und gerade noch im erſten Schlafe iſt. Ueberdis ſind, wie bekannt, Diebſtahl und Mord Geſchwiſterkinder, und ich liebe nichts mehr, als mein Leben. Auſſerdem gibt es noch eine gewiſſe Sorte von Dieben, welche am hellen Tage, und vor aller Menſchen Augen, ſtehlen, von denen es ieder weis, daß ſie ſtehlen, und denen ſich doch niemand es zu ſagen wagt. Dieſe ſind mir noch abſcheulicher, als die andern, weil ſie gar keine Scham und Furcht mehr haben, und gar das Anſehen haben wollen, als thäten ſie recht. Herunter mit den Mänteln, die ihr bei dem Chriſtenthume, und bei der Gerechtigkeit, geborget habt! Gürtet euch Schwerdter um, kommt, wie andere Spitzbuben, zur Nachtzeit, wenn ſtürmiſch Wetter iſt; brechet ein, ſo können wir doch vielleicht das Dorf aufbieten, euch verfolgen, euch einholen, und an den Galgen bringen. An den Galgen? Wenn kein klügeres Mittel iſt, iemanden das Stehlen zu wehren, als dieſes, — ſo haben wir von unſerer Menſchenverbeſſerung wenig Ehre. Wahr iſts, das ſicherſte, daß die Leute nicht ſtehlen, iſt, man hänge ſie auf, oder haue ihnen die Hände ab; aber, wenn allem Uebel ſo vorgebeuget werden ſollte, hätte Gott alsdenn nicht, um der Sünde zu ſteuren, uns vernichten müſſen? das ſicherſte wäre dis geweſen; wir hätten gewis nie wieder geſündigel. Das vernünftigſte Mittel, wovon wir Ehre haben, die Menſchen vom Diebſtahle abzuhalten, iſt dis, daß man nicht zugebe, daß ſie beſtohlen werden. Daß, zum Exempel, der geſunde Menſchenverſtand, die Vortheile einer moraliſchguten Erziehung, der Anblick guter Beiſpiele, und der Lohn der Tugend, ihnen nicht geſtohlen werden. Jeder, der in ſeinem Leben in die Verſuchung geräth, ein Dieb zu werden, hat dis gewis für ſich, daß man ſolchergeſtalt auf ein oder die andere Weiſe vorher an ihm zum Dieb geworden iſt.

Den Verfolgungsgeiſt in der Religion zu unterdrücken.

Ich habe einmal irgendwo geleſen, daß unter allen Teufeln der Verfolgungsteufel in der Religion der teufelmäſſigſte Teufel ſei, und ich unterſchreibe hier dieſe Wahrheit von ganzem Herzen. Eine hölliſchere und sataniſchere Beſchäftigung kann es wohl nicht geben, als Leute zu zwingen, daß ſie etwas glauben ſollen, was ſie noch nicht glauben können. Ad impoſſibilia nemo etc. — dieſer Teufel, ſetze ich alſo voraus, müſſe kein Latein verſtehen, und glaube, daß daher die Mode unter den Theologen aufgekommen ſei, alle ihre Streitigkeiten lateiniſch abzuthun, damit er nicht ſein Spiel mit ihnen hätte. Allein, wie ich nun überhaupt glaube, daß wir alle Teufel anbinden können, wenn, und wo wir wollen: ſo denke ich auch, daß es ſo ſchwer nicht ſei, auch dieſe Gattung von Teufeln ſo feſt zu machen, daß ſie weiter keinen Schaden mehr thun können. Gewis iſts, ſo lange die Menſchen noch etwas von der Religion glauben, ſo lange wird der eine ſo darüber, der andere anders, glauben. Die Verſchidenheit der Temperamente iſt allein ſchon hinlänglich, dis zu bewirken. So bald alsdenn der eine ſo, der andere anders, glaubet, wird natürlicher Weiſe ieder darauf beſtehen, daß er das Rechte glaube. Hieraus kann nichts anders, als Zankſucht, Misgunſt, und Hochmuth, entſtehen, und ſo iſt der Verfolgungsgeiſt gleich bei der Hand. Das einzige Mittel, denſelben zu feſſeln, wäre alſo: daß wir gar nichts mehr über die Religion glaubten. So hätte die Verſchidenheit des Glaubens, und mithin der Glaubensſtreit, ein Ende. Ich weis, daß ich hiermit nichts neues ſage; es wird vielmehr ſchon an einigen Orten mit dem glücklichſten Erfolge ins Werk geſetzt; aber, was helfen alle gute Anſtalten, wenn ſie nicht allgemein werden? Man ſchaffe alſo auf allen Univerſitäten die theologiſche und philoſophiſche Fakultäten ab, mache aus den Kirchen Opernhäuſer, aus den Himmelswegen und Katechiſmen Fidibus und Papilloten, und ſtecke alle

Geiſtliche, ſammt und ſonders, unter die Huſaren. Ich bewundere mich ſelbſt in dieſem meinen Einfalle, und meine Uneigennützigkeit, welche ich dabei äuſere, ſetzt mich in Erſtaunen über meine eigene Gröſſe. Da ich natürlicher Weiſe alsdenn auch ein Huſar werden werde: ſo bitte ich, daß man mich alsdenn zu Ferney bei dem daſigen Edelmanne einquartiren möge.

Das Rindviehſterben den Landleuten erträglicher zu machen.

So lange ich nun denken kann, hat wenigſtens vier- bis fünfmahl die Seuche unter dem Hornvieh in meinem Vaterlande gewütet. Viele Bauern, und ſelbſt einige Beamte, können ſich von dem Verluſte, welchen ſie durch das leztere litten, noch nicht wieder erholen. Es war ein Jammer, anzuſehen, wie nicht nur in Zeit von vierzehn Tagen die Triſten entblöſſet wurden, ſondern, wie auch der arme Landmann ſich auſſer Stande befand, nachdem das Sterben vorüber war, ſich neues, geſundes Vieh anzuſchaffen. Es ſind ſeit der Zeit ungemein viele Mittel in Zeitungen und Intelligenzblättern wider das Viehſterben bekannt gemacht worden; aber, ich zweifle, daß iemahls ein völlig probates Mittel dawider ausfindig gemacht werden könne. Die Sache iſt alſo hauptſächlich die, dem Landmanne, und denen, die in Städten Viehſtand haben, daſſelbige wenigſtens erträglich zu machen. Ich weis nicht, wer bei uns zuerſt auf den Einfall gekommen ſein möge, daß das an der Seuche geſtorbene Rindvieh auf den Schindanger gehöre. Die, welche es dahin ſchleppen, werden reich dadurch. Warum kann das an der Seuche geſtorbene Rindvieh nicht eben ein ſo ehrliches Begräbnis bekommen, wie das geſchlachtete geſunde? Man haue das an der Seuche geſtorbene Vieh ordentlich auf, wie anderes, werfe die Eingeweide weg, und räuchere davon, was zu räuchern iſt. Geräuchert ſchadets ſo wenig dem Menſchen, als das andere; und eckelt uns dafür, weil wir es wiſſen, daß es an der Seuche geſtorben ſei; warum ſchicken wir es nicht nach Holland? In Holland ſteht man nicht an, es zu kaufen, und vom Schiffsvolke konſumiren zu laſſen. Wäre dis nicht beſſer, als ſich hinſetzen, und auf Mittel wider die Seuche ſinnen, die nichts helfen? Würde dem Landmanne nicht ſein Verluſt um ein groſſes erleichtert, und würde er nicht dadurch in den Stand geſetzt, daß er ſich, ſtatt zehen Stücke, die er eingebüſſet, wenigſtens fünfe wieder anſchaffen könnte?

Die Herrnhuther zu verhindern, daß ſie ſich nicht ſo aufnehmen.

Die Schriften, welche von den würdigſten Theologen unſerer Kirche wider dieſes Völkgen verfaſſet worden ſind, können uns deutlich genung überzeugen, wie viel Böſes man von ihnen denke. Ich will hier nicht unterſuchen, wie viel hierunter Wahrheit ſein möge; ich bin kein Herrnhuther, mag auch keiner werden, bekümmere mich auch nicht um ihren Glauben, weil mir zu gefallen ieder glauben mag, was er will, wenn er nur meinen Glauben in Ruhe läſſet; unterdeſſen nimmt ſich dieſes Völkgen von Tage zu Tage mehr auf, es breitet ſich aus in alle Gegenden der Welt, und wächſt wie der Schneeball, wenn er fortgewälzet wird. Iſt es nun wirklich wahr, daß ſie ſo gefährliche Leute ſind, ſo thue man dis: Man ſei eben ſo ehrlich, wie ſie, man werde eben ſo ökonomiſch, wie ſie, man halte eben ſo über das Chriſtenthum, wie ſie, — ſo werden ſie uns nicht leicht Abbruch auf irgend eine Art thun. Das Grönlandfahren kann man ihnen ia endlich wohl unbeneidet laſſen.

Wider die Sünde der Hurerei.

So lange es Menſchen gegeben hat, welche mehr, als Waſſer und Brodt, genieſſen: ſo lange iſt auch die Hurerei die gangbarſte Sünde geweſen. Man hat dawider geeifert, geprediget, geflucht, und Geſetze gegeben; aber alles dis hat nichts vermocht: ich zweifle auch, daß eifern, predigen, fluchen, und Geſetze geben, dawider iemahls etwas ausrichten werde. Das Ding liegt den Menſchen zu nahe, als, daß ſie es laſſen können. Indeſſen müſte es ſchlecht ſein, wenn die **Sünde** der Hurerei nicht abgeſchafft werden könnte. Man erkläre die Hurerei von nun an für **nicht mehr Sünde**, ſo iſt ſo fort die Sünde der Hurerei abgeſchaft.

Ein probates Mittel wider die Habſucht.

Schon iener alte Lehrer ſprach, daß der Geitz eine Wurzel alles Uebels ſei, und es iſt bis auf den heutigen Tag nichts wahrer, als dieſes. Er macht neidiſch, argliſtig, verrätheriſch, grauſam, unmenſchlich, ia gar ſelbſtmörderiſch. Bei alledem iſt die Hälfte der Menſchen demſelben ergeben; ieder will beinahe haben, und keiner geben. Wenn es ſo fortgeht, ſo müſſen wir das halbe menſchliche Geſchlecht in den Mond transportiren, weil die Erde nicht mehr Güter genung für uns alle hat. Beſonders ſind die alten Leute, die Kaufleute, und die rührigen Bürger, der Habſucht ganz vorzüglich ergeben. Sie beſitzen eine gewiſſe magnetiſche Kraft, welche alles nach ſich zieht. Das beſte Mittel, dieſer Seuche Einhalt zu thun, würde gewis ſein: daß die Obrigkeit iedes Orts ihre Unterthanen mit Steuern, Quarten, Zöllen, Kontributionen, und andern Auflagen, wozu ſich leicht die Titel würden erſinnen laſſen, dergeſtalt beſchwerete, daß ieder Unterthan von ſeinem geſammten Vermögen, es möchte beweglich oder unbeweglich ſein, wenigſtens jährlich neun und neunzig pro Cent abgeben müſte; niemand würde alsdenn weiter darauf denken, etwas zu erwerben, weil er den ſchmeichelnden Gedanken nicht mehr hegen könnte, daß er das, was er erwürbe, für ſich und die Seinigen erwürbe. Es wird wenig Thoren geben, die für andere habſüchtig ſein ſollten.

Die Liebe zum Vaterlande zu vermindern.

Wenn ich nicht wüſte, was unter dem Worte, Vaterland, verſtanden würde: ſo würde ich im Ernſt, wenn ich die ältern Römer leſe, auf den Gedanken kommen, Patria ſei die gemeine Benennung einer Geliebten geweſen, und pro patria mori bedeute: für ſein Mädgen ſterben; ſo zärtlich, ſo affektirt, und ſo übertrieben enthuſiaſtiſch ſprachen ſie vom Vaterlande. Wer weis auch, was ſich mancher von ihnen dabei dachte? ſo, wie ſich heut zu Tage mancher Dichter etwas ganz anderes, als was der Sprachgebrauch mit ſich bringt, bei der Muſe denken mag. Genung, wir ſehen in unſern Zeiten, daß ſich das Vorurtheil der Liebe zu dem ſogenannten Vaterlande ziemlich verlohren habe; Vaterland heißt bei den mehreſten bereits weiter nichts, als ihr Habe und Gut, welches ſie von ihren Eltern geerbt haben. Indeſſen gibt es immer noch Leute, die ſchwärmen. Wäre ihre Schwärmerei unſchädlich, ſo könnte man ſie dabei laſſen: ſo lange iemand mit ſeinem Steckenpferde uns nicht umreutet, mag er immerhin darauf reuten, — hat er doch die Inkommodität, daß er es ſelbſt ſtriegeln mus; aber dieſe Gattung von Schwärmerei iſt ſo unſchädlich nicht, als wir etwa denken. Die Liebe zum Vaterlande, in dem Verſtande genommen, in welchem ſie hergebrachten Gebrauche nach genommen wird, iſt offenbahr dem Chriſtenthume zuwider: denn ſie reſtringirt die allgemeine Menſchenliebe nur auf eine kleine Geſellſchaft von Menſchen, in der wir leben. Ihre Verminderung kann daher nicht anders, als eine Ehrenrettung der Religion, betrachtet werden, — das Vaterland iſt die Erde, und — die Erde nicht einmahl. Sie zu bewerkſtelligen, würde es überaus dienſam ſein, wenn niemand in dem Lande, wo er gebohren iſt, zu Ehrenſtellen und öffentlichen Bedienungen, ia nicht einmahl zum Genuſſe irgend eines Vorrechts, hinzugelaſſen würde; ſondern, wenn man alle Ehrenſtellen und Bedienungen an Auswärtige und Fremdlinge austheilete, und ieden Eingebohrnen von allen Freiheiten und Vorrechten ausſchlöſſe. So bald dis geſchähe, würde nicht leicht iemand mehr ſein Vaterland lieben; dieienigen ausgenommen, die entſchloſſen wären, Märtirer zu werden, und zu hungern; und deren würde es gewis nicht viele geben.

* * *

Noch

Noch etwas

zu guter letzt

an

meine Leser.

Es iſt mir in meinem ganzen Leben ſo gegangen, meine Herren, daß mir nie etwas ſaurer und ſchwerer geworden iſt, als, wenn ich ein oder zween Tage irgendwo bei Leuten geweſen war, und mit ihnen geredet, mich vergnüget und geſcherzt hatte, hernach von ihnen Abſchied zu nehmen. Es iſt ſo etwas triſtes im Abſchiednehmen, das ich nicht beſchreiben kann, und Gott weis! ich wollte allemahl lieber den Tag über hungern, als es thun. Manch ehrlichmahl bin ich daher in meinem Leben fortgewiſcht, wenns dazu kommen ſollte, und es iſt noch kein Jahr her, daß ich von einem Frauenzimmer, in deſſen Geſellſchaft ich einige Tage geweſen war, und aus welcher ich mich auch ſo fortgeſchlichen hatte, deshalb einen ſo anzüglichen Brief erhielt, daß ich, wenn ich ſonſt Luſt gehabt hätte, ſie Injuriarum hätte belangen können. Injuriarum belangen aber iſt meine Sache nicht: denn, wenns erſt ſo weit kommt, daß uns iemand eine **wahre** Injurie ſagen kann, alsdenn iſts beſſer, wir ſchweigen;

iſt

ſie nicht wahr, ſo brauchen wir weiter keine
atiſfaktion, als dieſe. Indeſſen hat mich doch
r Vorfall mit dem Briefe dahin vermocht, daß
nicht leicht irgendwo wieder wegreiſen werde,
ne Abſchied zu nehmen; und wenns mir auch
ch ſo ſauer würde. Da ich nun bei ihnen
len, meine hoch- und vielgeliebteſten Herren,
cht zu Hauſe, ſondern eigentlich nur zum Be-
che geweſen bin: ſo will ich mich nun auch
cht, da es an Abſchiednehmen geht, ſo fort-
leichen, wie dort. Lange ſind wir zwar nicht
ſammen geweſen, aber doch ſo ziemlich luſtig.
ören Sie nun; wenn ſie während unſers Zu-
mmenſeins dis oder ienes an mir auszuſetzen
funden haben, wie es denn nicht fehlen wird:
denken Sie auch, daß ich dis oder ienes an
hnen auszuſetzen gefunden habe, — Ich habe
cht gut genung geſchrieben, und Sie haben nicht
t genung geleſen; wir wollen uns vergleichen,
eine Herren, gleich im erſten Termin, ehe es
r Klage kommt. Abbitte und Ehrenrettung

thue ich nun, ein für allemahl geſagt, nicht, und die Koſten werden kompenſirt. Es wäre aber unrecht, wenn Sie nun nicht wiſſen ſollten, wer Sie beſucht hätte; ich wills Ihnen auch nicht länger verbergen. Pagina vierzig, hundert und zwanzig, und hundert und zwei und neunzig, ſteht mein ganzer Nahme, wenn Sie, meine Herren, ſich es nur wollen gefallen laſſen, die dazu gehörigen Buchſtaben zuſammenzuſuchen. — Wenns ſonſt gut geht, ſo ſprechen wir uns bald einmahl wieder; iſts aber nicht, — ſind Sie, oder bin ich in Kurzem nicht mehr beweglich, oder kommt ſonſt etwas Böſes dazwiſchen, — ſo — Leben Sie wohl.

* * *

Da wegen Entlegenheit des Druckorts von dem Wohnorte des Verfaſſers verſchidene Druckfehler ſich eingeſchlichen haben: ſo hat man hier in voraus die wichtigſten anzeigen wollen, mit Bitte, der geneigte Leſer wolle die minder wichtigen ſelbſt verbeſſern.

Seite 40. Lin. 27. lies: den Sohn.

S. 45. Lin. 18. und 19. lies: mit Doktor Luthern die 95. Sätze an die ꝛc.

S. 52. Lin. 16. lies: iusqu' au cabinet etc.

S. 79. Lin. 3. lies: um mich.

Auf derſelben Seite Lin. 9. lies: ſtatt kele, gaukele.

S. 80. Lin. 5. lies: auf Sopha's Lachen.

S. 82. Lin. 17. lies: ins kühle Thal.

S. 86. Lin. 22. lies: ſchuldlos.

S. 88. Lin. 17. lies: vielem Fette.

S. 100. Lin. 19. lies ſtatt: mein lieber S . . . mein lieber V . . .

S. 117. Lin. 1. lies: brauche ich mehr ꝛc.

S. 122. Lin. 12. lies: ſtatt Lauten, Lauben.

S. 141. Lin. 9. und 10. lies: über die Exiſtenz.

S. 144. Lin. 26. lies: dem Herren H. in G. und denen Herren B. in Sp. T. und

S. 150. Lin. 21. lies: Baſedow.
S. 166. Lin. 19. lies: Piecgens.
S. 175. Lin. 2. lies: Hidepark.
S. 184. L. 26. lies: Staken.
S. 191. Lin. 8. lies: ſtatt meiner, iener.
S. 197. Lin. 28. lies: bei der Ebe.
S. 209. Lin. 17. lies: Populace.
S. 235. Lin. 7. lies: Ballettänzer.
S. 240. Lin. 10. lies: ſtatt abſtreiten, zuſtreiten.
S. 259. Lin. 26. lies: ſtatt nur, neue.
S. 283. Lin. 16. lies: Banquerontiers.
S. 284. Lin. 10. lies: ſtatt einem, vieren.
S. 294. Lin. 16. lies: durch das letzte Viehſterben.
S. 303. unterſte Zeile, lies: ſtatt Ehrenrettung, Ehrenerklärung.

⁂

[Sintenis, Chr. Fdr.]

Reden

im

Augenblick der Veranlaſſung.

Ein Impromtü

vom

Verfaſſer der Menſchenfreuden.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius,
1779.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

65 - 5199

D

K 7070
14.65

mu

Dt. Lit./18. Jh.

An meine Leſer.

König Salomo, welcher überhaupt viel Wahres und Gutes der Welt geſagt hat, behauptete auch, daß Reden ſeine Zeit habe. Der Gedanke iſt ſo richtig, daß ieder, er mag den gekrönten Prediger geleſen haben, oder nicht, ihn, wenn er nur etwas in dieſer Zeitlichkeit aufmerkt, aus der Erfahrung ſeines Lebens abſtrahiren kann. Es giebt Augenblicke, in welchen die Natur und die Verbindung der Umſtände unausſprechlich viel dazu beitragen, daß man dasienige, was man ſchon oft aufm Herzen hatte, mit mehrerer Stärke, als iemahls, ſagen kann, und daß der Mann, an den wirs längſt gern gebracht hätten, deſſelben ganz beſonders empfänglich wird. Der Redner hat in ſelbigen gerade den Grad der Wärme und der Begeiſterung, welcher ihn eindringend macht. Die Gedanken ſtrömen ihm aus der Fülle ſeines Herzens zu, und ordnen ſich, wo nicht chrieenmäßig, doch natürlich. Die Ausdrücke bieten ſich ihm ungeſucht dar. Auge, Mine, Hand — der ganze Mann ſpricht mit. Beim Zuhörer bedarf es keiner langen Vorbereitungen, Benevolenzkaptationen und Schlüſſe in prima Figura. Er iſt ſchon auf ſeinen Gegenſtand geheftet; ſchon von demſelben über und über durchdrungen. Man darf ihn nur fortleiten; er geht von ganzem

Herzen mit. Wie viel Guts könnte ein Menſch am andern ſtiften, wenn wir uns auf ſolche Augenblicke recht verſtänden, und ſie immer gehörig zu benutzen ſuchten! Was hilft es doch, vier Wochen, oder auch nur acht Tage drauf, wenn die Veranlaſſung dazu vorüber iſt, ganze Haufen von Menſchen zuſammen kommen zu laſſen, und denn erſt zweckmäßig gegen ſie darüber reden zu wollen! Die Sache iſt nichts neues mehr; die ſtärkſten Erſchütterungen, welche ſie machte, ſind vorüber; das geöfnete Herz iſt wieder geſchloſſen. Und wenn der Redner auch alle ſeine Beredſamkeit, ſeine Imagination und ſein Feuer — welches letztere er alsdenn, wohlgemerkt, ſelbſt in ſich erſt von neuem anfachen mus — aufbietet, iſt es möglich, daß er iene Verluſte dadurch erſetzen könne? Man nehme lieber auf der Stelle die Menſchen, welche man um ſich hat, oder in der Geſchwindigkeit findet, und wärens auch nur zween, oder ein Einziger!

Man rede zu dieſem Einzigen — ſo ſpricht man gewis aus dem Herzen, und zu dem Herzen. Und wenn dieſe beiden Requiſite beiſammen ſind: ſo ſind wir Erdbürger alle der Meinung, daß wir alsdenn mit vollem Nutzen reden. Ich habe dergleichen Augenblicke in meinem Leben oft erhaſcht, und liefere hier mit aller Ehrerbietung gegen die Herren, welche ſich überzeugt halten, daß ſie an meiner Statt beſſer würden geredet haben, eine Probe davon.

Als ſich
in Henriettens Augen
die
erſten Regungen der Liebe
äuſerten.

Neben ihr hatte eine Stunde hindurch ein warmer Jüngling geſeſſen. Als er von ihr ging, warf ſie ihm einen Blick nach, welcher ſprach: ich hätte ihn gern ewig bei mir. Ich nahm alsbald ſeinen Platz ein und zog ihre Aufmerkſamkeit auf mich.

Sehen Sie ihm nach; holde, aufblühende Henriette; er hatte die Mine eines vortreflichen Jünglings. Ich habe ihn, während daß er bei Ihnen ſas, nicht aus den Augen gelaſſen; und ſoweit die Beobachtungen einer Stunde reichen, ſcheint ers zu verdienen, daß jedes edle Mädgen gern neben ihm ſitze, und ihm, wenn er fortgeht, noch ſeine Blicke nachſende. Ich war in den Augenblicken ſeines Fortgangs Ihr ſcharfſichtigſter Beobachter; ich ſpähete tief in Ihr Herz und las die ganze Geſchichte deſſelben, deren Sie ſich ſelbſt nicht völlig bewuſt ſind. Die ſanfteſte unter allen Neigungen, die meinem Geſchlecht ſo viel Milde, und dem Ihrigen ſo viel Reiz und Zauber verleiht, die Liebe iſts, welche in Ihnen hold aufwallt. Sie erröthen? O himmliſch iſt die Röthe der Unſchuld und Tugend! Von der Roſe und von der Morgenröthe wend' ich mich gern weg, wenn ich ſie ſehe, und ſchaue unaufhörlich nach ihr. Sie iſt die Zeugin der guten, noch unverdorbenen

Natur; ſie verkündigt Adel des Herzens; und wenn ſie im Angeſicht eines jungen Frauenzimmers aufſteigt: ſo iſt zwiſchen Himmel und Erden kein liebenswürdigerer Anblick, als ſie. Daß Sie ſo ſanft erröthen, Henriette, dis iſts, was mich für Sie in volle Thätigkeit ſezt, und Ergieſſungen meiner Seele an Ihrer Seite ſtrömen läßt. Ja, ja, die erſten Empfindungen ſchmachtender, weiblicher Zärtlichkeit ſind in Ihnen erwacht; jener Zärtlichkeit, welche Ihnen einſt den Werth des Lebens erhöhen, und einen Freudengenus an den andern auf Erden für Sie drängen wird. Ach! Seligkeit, unausſprechliche Seligkeit iſts, lieben und geliebt werden! Neue Sinnen öfnen ſich dadurch an uns; aus uns ſelbſt quillt alsdenn ein verborgener Reichthum von Wonne hervor, den wir lange ſchon beſaßen, ohne es zu wiſſen. Alle andere brauſende und uns entehrende Leidenſchaften werden durch eine ſanfte Liebe in Ruhe eingewiegt. Wenn wir ein menſchliches Weſen gefunden haben, welches wir in unſer Ich aufnehmen, und von dem wir wiederum in das Seinige aufgenommen werden; wenn unſere Seele dadurch in den Ton der Mittheilung, der Fürſorge und der Zärtlichkeit geſtimmt iſt: ſo empfangen alle

Handlungen unſers Lebens, welche wir für andere um uns her wankende Menſchen ausüben, auch einen wohlthätigen Anſtrich. Wir werden grosmüthig, mitleidig, erbarmend, nachgebend, verſöhnlich, und auf allen Seiten edel. Das Ungemach des Lebens wird uns geringer, und die ganze Einrichtung der Welt harmoniſcher und vollkommener. Vom Geräuſch der tobenden Menge kehren wir zum Zirkel unſrer Freunde zurück, eilen in die Umarmungen der Natur und ſchöpfen da, uns ſelbſt genung, aus den reinern Quellen ihrer wahrern und dauerhaftern Freuden. Wir genießen das tröſtende Bewuſtſein, unſrer Beſtimmung gemäs zu leben, und ſegnen an jedem Tage mehr den Himmel, welcher in unſre Bruſt die Liebe ergos. O wie viel, Henriette, verſpricht Ihnen ſolchergeſtalt die Zukunft Ihres Lebens! Schauen Sie mit großen Erwartungen in dieſelbe hin; die Natur, welche Ihnen ſo viel liebenswürdige Reize verlieh, und Ihr empfindſames Herz berechtigen Sie dazu. Aber wie oft hat der Gedanke ſchon mir Seufzer ausgepreßt, daß auch das Schönſte und Beſte, was der Menſch hat, ihm Gift werden könne! Die Liebe, welche dazu beſtimmt war, die Quelle unſrer ſchönſten Glückſeligkeit zu werden, wird nur gar zu leicht das Grab all' unſrer Ruh' und all' unſrer Freuden. Die Urſach davon iſt die, daß der Menſch bei allen Einrichtungen, welche ſein Urheber für ihn traf, als Menſch von ihm behandelt ward. Ein Etwas von Mitwirkung warð ihm allenthalben frei gelaſſen; damit er, wenn er glücklich geworden wäre, ſein Glück auch als Werk ſeiner Hände betrachten, und durch dieſen Gedanken daſſelbe noch ſüßer finden könnte. Sein Herz alſo nicht nur ſoll ihn leiten; ſondern Herz und Geiſt zugleich ſollen ihn führen. Er ſoll den Trieb nach Vereinigung ſchön und göttlich finden; er ſoll aber auch menſchlich unterſuchen, ob dieſer Trieb ſich auf den wahren und rechten Gegenſtand richte. Sehen Sie rechts und links um ſich, iunge Freundin; die Welt hat eine zahlloſe Menge von Beiſpielen aufzuweiſen, daß auch die Liebe das Unglück Ihres Geſchlechts geworden iſt. Dieſe Bemerkung kann Ihnen, wenn Sie eine aufmerkſame Zuſchauerin in der menſchlichen Geſellſchaft abgeben, nicht entwiſchen; und ich darf mit Wärme des Herzens hinzuſetzen, daß ſie Ihnen auch nicht entwiſchen müſſe. Es iſt zu ſpät, unerſetzlich zu ſpät, dieſelbe erſt denn zu machen, wenn man ſelbſt durch die ſanfteſte Neigung des Herzens ſchon unglücklich geworden iſt. Das Elend anderer ſoll wenigſtens dazu dienen, uns zu rechter Zeit noch von einem ähnlichen Elend zu retten. Henriette! empfindungsvolle Henriette! Sie treten nun in den Zeitpunkt des Lebens ein, in welchem die Liebe Glück oder Grab bauet. O wie wünſcht' ich Sie einſt vollkommen ſelig in den Armen derſelben zu ſehen! Ich habe ein warmes, Gott und Menſchen liebendes Herz, und ſchaue unaufhörlich um mich her, ob unſer Vater allenthalben ſeine guten Endzwecke erreiche, und ob alle ſeine Kinder ſo glücklich werden, als er will, daß ſie es ſein ſollen. Es giebt ſo Verkettungen der Umſtände genung, welche oft bei den weiſeſten Maasregeln, die wir nehmen, uns unſres Glücks verluſtig machen; thun Sie wenigſtens alles, was Sie können, um ſich auf Ihre ganze Lebenszeit die Beruhigung zu bereiten, daß Sie an keiner Traurigkeit, welche Sie etwa ergreifen ſoll, Schuld ſind. Dem Jüngling, welcher ietzt neben Ihnen ſas, trau' ich es zu, daß er ein edler iunger Mann ſei; aber nicht alle Jünglinge, welche ſich in der Welt zu Ihnen ſetzen, werden dis ſein. Und glauben Sie, Henriette, es wird nicht leicht ein Jüngling, der viel Sinn und

Feuer hat, ſein, der nicht, ſo bald er Sie erblickt, an Ihre Seite ſich ſchmiegen wird. Ihre Reize werden Ihnen den vollkommenſten von Ihren iungen Mitbürgern zuführen können; ſie werden aber auch alle und iede zu Ihnen hinleiten, und Sie dadurch um ſo viel öfter in Gefahr bringen, einen Irthum gegen ſich ſelbſt zu begehen. Mein ganzes Herz lehnt ſich gegen den Gedanken auf, daß Sie iemahls auf eine ſo wichtige Weiſe irren ſollten. O durchſpähen Sie den Jüngling recht, welchen Sie lieben wollen! Sie verdienen den Edelſten, den Beſten. Behaupten Sie Ihre eigene Würde dadurch, daß Sie ieden Ihrer Beobachter bald die Bemerkung machen laſſen, daß Sie, wenns auf die Schätzung eines Jünglings ankommt, auf bloße Güter des Glücks den geringſten unter allen Ihren Seitenblicken richten. Sie würden ſich erniedrigen, Henriette, wenn iemahls einer Ihrer Mitbürger mit Ueberzeugung denken dürfte, daß ihm ſeine Equipage, oder ein Band, welches ihm über die Schultern hangt, für andern in Ihren Augen den Vorzug gegeben hätte. Der Jüngling, welcher Ihrer würdig ſein ſoll, müſſe geiſtvoll ſeyn. Ein offener Kopf, ein geſammelter Schatz von edlen Kentniſſen, eine Anlage zum treflichen Raiſonnement über die wichtigſten Gegenſtände des Menſchen geben dem Begleiter unſres Lebens tauſendmahl mehr Anmuth, Unterhaltungsgabe und Vollkommenheit, als alle äußerlichen blendenden Glücksgüter zuſammengenommen. Doch wird er denn nur erſt ein wahrhaftig uns beglückender Geſellſchafter, wenn er auf dieſen Anlagen des Geiſtes Adel ſeines Herzens ausgebildet hat. Kennen mus er das Schöne nicht nur, ſondern auch lieben, und die Grundſätze deſſelben in ſeine Empfindungen, Geſinnungen und Handlungen übertragen. O Henriette, Ihr edles Herz darf es fordern, einſt von einem gleich edlen Herzen geliebt zu werden. Suchen Sie dem Betrug gegen ſich ſelbſt auch auf dieſer Seite, wo er nur gar zu leicht iſt, auszuweichen. Bildung des Geiſtes und des Herzens wird nicht von allen Jünglingen mit einerlei Eifer betrieben. Viele von ihnen beſitzen große Kentniſſe, herrliches Talent — aber man vermißt an ihnen die edle Anwendung davon gegen ſich ſelbſt. Ihre Geiſtesvorzüge ſcheinen todte Schätze zu ſein, welche ſie mit ſich umhertragen; oder wenn ſie ſie ia öfnen, ſo ſchütten ſie aus ſelbigen Verderben um ſich her. Ach! Henriette, es iſt kein Jüngling gefährlicher, als der, welcher viel

Kopf und ein ſchwarzes Herz dabei hat. Der Treue nicht fähig, geht er allenthalben auf Betrug aus; und da er ſein Leben ſchon mit vielen unedlen Handlungen bezeichnet hat: ſo iſts ihm etwas Geringes, dieſelben noch um eine zu vermehren. Unſchuld und Tugend ſind ihm auch an andern nicht mehr heilig, weil er ſie an ſich ſelbſt nicht werth hielt. Sein Scharfſinn, ſeine Munterkeit, ſein Witz gereichen ihm zur Empfehlung. Er ſchmeichelt ſich unvermerkt dadurch ein, leitet das ihn beobachtende Auge von ſich weg, verführt, reißt hin, und — triumfirt nach vollendetem Sieg. Oder kommt ein Mädgen auf Lebenszeit in ſeine Arme; wer mag ihr Elend beſchreiben? Glauben Sie nicht, ſchöne Freundin, daß es leicht für Ihr Herz ſein werde, auf dieſer Seite dem traurigſten Irthum zu entgehen. Hoffen Sie nicht die Seele iedes Jünglings in ſeinen Minen und in ſeinen Blicken zu leſen. Es giebt auch Böſewichter mit den glücklichſten, einnehmendſten Phyſiognomieen. Die Natur hat das Ihrige an äuſerlicher Bildung derſelben gethan; aber es geſchah von ihnen ſelbſt und auch nicht von andern Menſchen frühzeitig genung dasienige, welches ihr Inneres ausbilden ſollte. Sie haben auch wohl darauf ausgelernt, Mine und Blick in ihrer Gewalt zu haben, und dadurch ihre Freunde und Freundinnen zu täuſchen. Bei der verworfenſten, verabſcheuungswürdigſten Denkungsart wiſſen ſie denn wohl ſüs und zaubernd zu reden. Sie erheben die Tugend und all ihre Seligkeiten, und haben in demſelben Augenblick ſchon den Vorſatz zu Vollführung des Laſters gefaßt. Wenn ſie denn bei weichen, empfindſamen Seelen außer allen Verdacht ſich geſetzt zu haben glauben: ſo verſtehn ſie ſich meiſterhaft auf die Kunſt, Augenblicke zu erhaſchen, in welchen ſie, durch Verbindungen der Umſtände begünſtigt, ihre unedlen Abſichten erreichen. So wurden ſchon viele zärtliche Frauenzimmer die traurige Beute ſchönredender Verführer, und ſahen die ganze Reihe ihrer Tage mit Vorwürfen und Gram durch ſie angefüllt. Henriette! begleiten Sie den Jüngling, welcher der Gegenſtand Ihrer Liebe einſt ſein ſoll, allenthalben mit Ihren Blicken. Schauen Sie ihm nicht nur durch Aug' und Rede, ſondern auch durch ſeine That ins Herz. Beobachten Sie ihn, wenn er öffentlich, und wenn er im Verborgenen handelt; wenn er dicht an Ihrer Seiten iſt, und wenn er in weiter Entfernung von Ihnen zu ſein glaubt. Finden

Sie denn an ihm Geiſt und Herz gebildet und ſchön, welch ein paradiſiſches Land wird die Erde für Sie ſein, über welche Sie mit ihm hin im Arm wandeln! Bewohnt er auch gleich keinen Pallaſt, ragt für ihn kein Landhaus in der Provinz, flammt ihm auf der Bruſt kein Stern, traben nicht Reihen von Bedienten hinter ihm her: er hat mehr, als alles dis; er hat das, was Sie an ſeiner Seite wahrhaftig glücklich machen kann. In ſeiner Geſellſchaft werden Sie die angenehmſte Unterhaltung, und in ſeiner Liebe die ſeligſte Ruhe Ihres Lebens um Mittag und am Abend finden. Säh' ich Sie einſt in den Umarmungen eines ſolchen Geiſtvollen und Edelmüthigen — wie wollt' ich Ihr Schickſal dafür ſegnen, an Ihrer Glückſeligkeit den freundſchaftlichſten, wärmſten Antheil nehmen, und Sie freudenvoll oft an dieſe Augenblicke erinnern, in welchen ich mich hier an die Stelle des Jünglings ſetzte, der die erſten ſanften Empfindungen der Liebe in Ihnen weckte! O Henriette, und um einſt ſo vollkommen glücklich durch die Liebe zu werden, bleibe Ihr ſchönes Herz der Tugend treu! Dieſe, dieſe iſts, welche das reizende Mädgen zum Engel erhebt. Ha! wenn die iunge aufblühende Schöne heiter und leicht, aber dabei rein und ſchuldlos, über Wieſen und Thäler hüpft: ſo iſt mir, als ſäh' ich unter ihren Füſſen Bluhme bei Bluhme aufblühn, als heiterte ſie über ſich den Himmel auf, und als begleiteten ſie allenthalben die Chöre der Nachtigallen. Sie iſt die ſchönſte Zierde der Natur, und ſchaft in der Schöpfung rund um ſich her Frühlingsſonne und Mailüſte. Daß Sie iezt ſo heiter ſind, Henriette, daß Seelenruh in iedem Ihrer Blicke ſich ausdrückt, daß Sie die Freude Ihrer Eltern, der Stolz Ihrer Freunde und ein reizender Gegenſtand für alle die ſind, welche Sie kennen lernen, dis iſts, daß Sie unbeflekte Güte beſitzen. Man hat ſie in die Arme der Tugend geführt, mit den Grundſätzen derſelben vertraut gemacht und Sie dieſe den erſten, einſamern Theil Ihres Lebens hindurch ausüben geſehn. Ihr nunmehriges Alter und die Mode führen Sie iezt in die gröſſern Geſelſchaften der Welt ein. Nehmen Sie die Güte Ihres Herzens in dieſelben mit, und behaupten Sie ſie mitten unter allen Eitelkeiten, Thorheiten und Laſtern, welche Sie allda in Menge antreffen werden. Glänzen Sie daſelbſt in ſtiller, liebenswürdiger Größe durch Adel Ihrer Geſinnungen und durch redliche Ausübung iener vortreflichen Maximen, welche die Tugend Sie lehrte. Bleiben Sie iederzeit von der Wahrheit des Gedankens durchdrungen, daß man nur ſo lange der wahren Glückſeligkeit empfänglich ſei, als man rein und unbefleckt ſei. Sie ſind denn zufriden mit ſich ſelbſt. Sie können alsdenn getroſt in iede geheime Tiefe Ihres Herzens blicken; können iederzeit den ganzen vergangenen Theil Ihres Lebens überſchauen, ohne an Ihrer Ruhe dadurch zu verlieren. In ieder Geſellſchaft der Menſchen werden Sie mit weiblicher Würde erſcheinen, und daſelbſt alle die gekünſtelten Reize ſolcher Perſonen Ihres Geſchlechts auslöſchen, welche ſchon den Grundſätzen der Tugend ungetreu wurden. Ihre edlern Freundinnen werden Sie zärtlich in ihren Kreis aufnehmen, und ieder gut geſittete Jüngling wird ſich mit Hochachtung Ihnen nahen. Die vortreflichſten Jünglinge all werden ſich an Sie hindrängen, werden unter einander wetteifern, ſich durch großen Sinn und ſchöne That die Liebe des würdigſten Frauenzimmers zu gewinnen. Ihre Eltern werden beim Anblick ihrer tugendhaften Tochter die Stunde Ihrer Verbindung ſegnen, und iedes Merkmal der Achtung, welches ſie von andern Menſchen empfängt, als etwas betrachten, woran ſie Theil haben. Man wird Sie als den Schmuck Ihrer Familie anſehen; und jeder Vater und jede Mutter werden Sie ihren Töchtern als das ſchönſte Muſter zur Nachahmung empfehlen. Denn naht ſich Ihnen einſt der große, der gute Jüngling mit Beſcheidenheit, welcher den Preis Ihres Herzens davon zu tragen beſtimmt iſt. Denn knüpft edle Harmonie ſchöner Neigungen und Vorſätze zwiſchen Ihnen und ihm die ſeligen Bande, welche unzertrennlich fortdauern, und die die Liebe in jeder Jahrszeit mit Roſen bekränzt. Tugend wars, welche Sie, einen dem andern, werth machte; Tugend wirds ſein, welche Sie einander, ſo lange die Gottheit Ihnen Tage auf Erden vergönnt, werth erhalten wird. Ach! rein und gut bleiben, Henriette, heitere, zärtliche Henriette, welche Sorge für Sie! Die Tugend lohnt in allen Tagen des Lebens mit unausſprechlichem Lohn. Sie hält ſchadlos für alle übrigen Verluſte; aber den ihrigen vermag die ganze Welt nicht zu erſetzen. Bleibe doch immer Ihr Auge ſo ruhig, ſo hold, Ihre Mine ſo ſanft, Ihre Stirn ſo unbewölkt, als jetzt! Walle immer Ihr Herz jeder ſchönen That, die Sie ſehen und hören, entgegen; bebe es ewig von ſchwarzer That, deren Zeuge Sie werden müſſen, zurück! Aber ach! Henriette! ieder Tugendhafte findet noch für ſich eine Welt voll Gefahren, welche ſeiner Unſchuld drohen. Auch Sie werden ſie finden. Suchen Sie allenthalben Stärkungen für die Güte Ihres Herzens. In eben der Welt, in welcher es für die Tugend ſo viele Gefährlichkeiten gibt, gibt es auch herrliche Mittel, ſich in derſelben zu erhalten. Religion, wahre, menſchliche Religion — — ich darf ſie Ihnen nicht erſt empfehlen; Sie lieben ſie ſchon und öfneten ſich derſelben gern. Hören Sie nicht auf Menſchen, welche, weil ſie die Grundſätze derſelben nicht mit den unedlen Wünſchen ihres ſchon verderbten Herzens vereinigen können, wider ſie aufgebracht ſind; denn, ſo wie es Menſchen gibt, die das Vaterland haſſen können, wenn ſie ſich ſelbſt die Wohnung in ſelbigem öde gemacht haben: ſo gibts auch ſolche, welche die Religion haſſen, wenn ſie ſich ihrer ſanften Tröſtungen beraubt haben. An Gott glauben — an ihn glauben, als an den heiligſten, wohlthätigſten Gott — überzeugt ſein, daß ſein Wohlgefallen an uns unſre höchſte Seligkeit ſei, und daß wir zu demſelben durch Güte und Treue gelangen — denken, daß er allenthalben

halben um uns ſei — hoffen, daß er für den Tugendhaften noch eine andere Welt voll Segens bereite, o Henriette! wie befördert dis alles an unſerm Herzen die Redlichkeit! Stärken Sie ſich iederzeit in dieſen Geſinnungen und in dieſen Hofnungen! Denken Sie oft über dieſe wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen nach. Benutzen Sie iede Gelegenheit, über ſelbige zu mehrerer Zuverſichtlichkeit zu gelangen, und dringen Sie immer tiefer in menſchliche Würde und in menſchliche Beſtimmung ein. In ſtillen, geräuſchloſen Stunden ſprechen Sie zu ſich ſelbſt: Ich bin Menſch; Gottes edelſtes, beſtes Geſchöpf. Hoch über die übrige Schöpfung ſtellte er mich; nicht, daß ich herabſinken, ſondern, daß ich mich auf der höhern Stelle behaupten ſollte. Aus Achtung gegen mich ſelbſt mus ich tugendhaft ſein. Mein Herz iſt ſich Alles, und tauſendmahl mehr, als die ganze Welt. Eine Selige bin ich, wenn es mich losſpricht und ſegnet. Ich bin zu mehr, als zu bloſſer Sinnlichkeit da; denn die Natur gab mir mehr, als nur Sinn. Höherer Geiſt, mehr Seele iſt im Menſchen, als in allen andern Kreaturen. Den Anbau meines Geiſtes ſoll ich beſorgen. Güte meines Herzens ſoll ich befördern. Ich ſoll die Welt betrachten und durch ihre Betrachtung mich zum Gedanken an ihren Urheber ſchwingen. Glauben ſoll ich ihn nicht nur; ſondern ihm auch nachahmen. Nachahmen durch Wohlthätigkeit und Segenſtiftung. Nicht nur am letzten Abend, ſondern ſchon an iedem vorhergehenden ſoll ich gegen mich ſelbſt darüber Rechenſchaft ablegen, wie weit ichs im Aehnlichwerden ſeiner gebracht habe. Unter ſolchen menſchlichen Vorbereitungen ſoll ich ieder Zukunft, welche er mir noch bereitet, freudig entgegen ſehen und immer denken, daß ich für mehr, denn eine Welt da bin. O Henriette! es iſt ſchon an ſich ſchön, ſo zu denken; es verſchaft das reizendſte Vergnügen; aber es ſtärkt auch unausſprechlich im Guten. Man braucht deshalb nicht finſter und pedantiſch zu werden; man kann dabei dennoch heiter und lebhaft ſein. Man wird aber dadurch gerade in denienigen Ton geſtimmt, welcher der edelſte und menſchlichſte Ton des Lebens iſt. Lieben Sie dabei edle Lektüre. Schriften der Weiſeſten und Beſten unſrer Nation, in welchen richtiges Sentiment, natürlichgute Denkart, wahre, im Leben anwendbare Philoſophie und Kenntniß des menſchlichen Herzens herrſchen, ſind ein unſchätzbares Mittel, uns zu vervollkomnen. Die Grundſätze der Schönheit des Lebens, welche wir in ſelbigen vorgetragen finden, ſchmeicheln ſich von Zeit zu Zeit ſanfter in uns ein. Wir erblicken immer ſtärker ihre Wahrheit, Nützlichkeit und Harmonie; und ſie werden unvermerkt die Principen, nach welchen wir allenthalben handeln. O wie reizend iſts, Henriette, die Ergieſſungen eines andern treflichen Menſchenherzens über edle und wichtige Gegenſtände zu leſen, ſich ihnen zu öfnen und mild in ſie überzuflieſſen! Es wird Ihnen nicht ſchwer werden, ſolche Schriften von andern zu unterſcheiden, in welchen lieblicher Gift ausgeſchüttet iſt. Sie ſind noch rein und unverderbt; Ihr eigen Herz wird bald über die Güte eines Buchs entſcheiden können. Fangen Sie an zu leſen, und ſo, wie Sie an die erſte Stelle kommen, bei welcher Sie aufſteigende Röthe empfinden, oder die Sie nicht laut herleſen möchten: ſo legen Sie das Buch weg. Es verdient nicht, von einer ſo ſchuldloſen Seele geleſen zu werden. Nie müſſe es die Ehre haben, in Ihre kleine Bibliothek aufgenommen zu werden; und allen Ihren Freundinnen müſſen Sie die Lektüre deſſelben widerrathen. Finden Sie aber ein Buch voll Weisheit und Tugend, und voll edlen, richtigen Gefühls: ſo leſen Sie es zu wiederholten mahlen; machen Sie ſich recht mit dem Geiſte deſſelben vertraut, und betrachten Sie ſeinen Verfaſſer als einen

Freund, welcher für Sie gearbeitet hat. Beobachten Sie die genaueſte Zärtlichkeit gegen ſich ſelbſt in der Wahl Ihrer Geſellſchafterinnen. Wenn Sie in groſſe menſchliche Zuſammenkünfte eintreten: ſo iſt es Ihnen freilich nicht erlaubt, dieſe oder iene Perſonen aus ſelbigen herauszuführen; ſondern Sie werden ſie annehmen müſſen, wie Sie ſie vorfinden. Den kleinern, engern Zirkel Ihrer Freundinnen aber um Sie her ſchaffe Ihre eigene Hand. Es iſt unausſprechlich, tugendhafte Henriette, wie viel Einflüſſe in Ihren Jahren Ihre Geſellſchafterinnen auf Ihr Herz haben. Sie ſind dieienigen Perſonen, welche Sie vorzüglich lieben, denen Sie iedes kleine Geheimniß anvertrauen, und von denen Sie wiederum einer ähnlichen Vertraulichkeit gewürdigt werden. An ihnen finden Sie aus Zuneigung leicht alles gut, und Ihr Herz deckt gern freundſchaftlich iede an ihnen bemerkte Blöſſe zu. Der Nachahmungstrieb empfängt auch durch die Zärtlichkeit, welche Sie gegen ſelbige hegen, einen ſtärkern Reiz. Nehmen Sie daher nur vortrefliche Frauenzimmer unter Ihre Freundinnen auf. Suchen Sie edle weibliche Seelen, welche das Geräuſch nicht unerſättlich lieben; die geiſtvoll, richtigempfindlich und iedes Eindrucks, welchen wahre Schönheit auf ſie macht, empfänglich ſind. Je kleiner Sie den Zirkel derſelben bilden: deſto weniger werden Sie ſich täuſchen. Die Süſſigkeit der Freundſchaft entſpringt ſo nicht aus der Menge der Perſonen, ſondern aus der Innigkeit, welche unter ihnen waltet. Zwo Seelen, welche ganz für einander leben, kommen nicht leicht auf den Einfall, ſich nach dem groſſen Haufen zurück zu ſehnen, und ſind ſich eine volle Menſchenwelt. In den Armen einer ſo edlen Freundin werden Sie vortrefliche Nahrung für Ihren Geiſt und für Ihr Herz finden. Sie werden die Schöndenkende noch in würdigen Geſinnungen zu übertreffen ſuchen, und iede gute That mit ihr zur Hälfte verrichten. Henriette, lieben Sie nie zu ſehr das Geräuſch der Welt. Man findet warlich nicht in ſelbigem, was man ſucht, oder noch beſtimmter zu reden, was man ſuchen ſoll. Es gewährt eine Betäubung, welche uns eine Zeitlang einwiegt, uns unſrer ſelbſt vergeſſen macht, und eben darum von vielen, welche unglücklich genung ſind, eine ſolche Vergeſſenheit als die noch einzigübrige Quelle ihrer Ruhe zu betrachten, werthgeſchätzt wird. Aber ich darf Ihnen es nicht erſt ſagen, wie elend ein Menſch iſt, welcher, um heiter zu ſein, erſt betäubt werden muß. Ach! wie ſegn' ich die Seele, welche in Frieden an ſich denken darf, und die um ſo viel ruhiger und froher wird, ie mehr ſie Muſſe hat, ſich ſelbſt zu betrachten! Miſchen Sie ſich zuweilen ins Geräuſch; es iſt dis das beſte Mittel, uns die groſſen Vorſtellungen zu benehmen, welche wir gemeiniglich davon haben; aber nie müſſe Ihnen daſſelbe zu Ihrer Glückſeligkeit unentbehrlich werden. Es gibt feierliche Gelegenheiten, welche uns ins Gewühl hervorrufen, und bei denen uns auch wohl unſer eigen Herz zuweilen, ohne ſtrafbar zu werden, täuſchen darf, als fühlten wir mitten im äuſerlichen Drang die innere Leere nicht; allein, was ſoll man doch von einem Menſchen denken, der, wenn er nicht einen Abend um den andern auf einem Ball oder einer Maſkerade ſein kann, an der ganzen Welt nicht genung hat? Holde, unverdorbene Henriette, finden Sie die Vergnügungen der Natur unter allen am ſchönſten und ſättigendſten. Vertauſchen Sie gern das Geräuſch der Welt mit der liebenswürdigen Stille der offenen Schöpfung. Nirgends finden wir mehr Stärkung für die Güte unſres Herzens, als im Anblick aller der guten, wunderſchönen Gotteswerke. Da wird unſer Gefühl verfeinert, unſer Geſchmack erhöht; da erneuern wir die Entſchlüſſe, weil rund um uns her alles ſchuldlos iſt, auch ſo zu bleiben; da fordern uns die allgemeinen Segnungen der Natur zur Wohlthätigkeit des Lebens auf. Aus der Fülle meiner Seelen, Henriette, empfehl' ich Ihnen den öftern Genus der Natur. In ihrem Schos finden Sie tauſendmahl mehr Seligkeit, als das glänzendſte Geräuſch der Welt Ihnen zu geben vermag. Wandeln Sie fleißig über Wieſen und Felder. Treten Sie, wenn die Lerche feſtlich ſingt, unter die iungen Saaten hin; hören Sie über ſich die ſanfte Melodie, ſchauen Sie neben ſich die Segen der künftigen Erndte. Steigen Sie auf die Höhe, und blicken Sie von derſelben in die umherliegende Landſchaft. Dehnen Sie ſich da mit der Ausſicht zugleich aus, und bewundern Sie die Schönheit der Natur. Gehen Sie von der Höhe herab ins Thal und ſehen Sie die frohen Heerden weiden. Wandern Sie unter Eichen und Birken. Setzen Sie ſich an den ſanftrauſchenden Bach und hören Sie auf die ſchmelzenden Töne der Nachtigall. Ergötzen Sie ſich am Anblick des geſtirnten Himmels. Schauen Sie gern das Morgenroth, und bewillkommen Sie freudenvoll die aufgehende Sonne. Dis ſind die menſchlichſten Vergnügungen. Die Gottheit gewährte ſie uns dazu, daß wir ſie für allen genießen ſollten. Sie ſollen die Stützen unſrer Unſchuld ſein, und bei iedem ihrer ſanften Genüſſe ſoll uns der Gedanke himmliſch werden, daß wir durch ſie unſere Beſtimmung erfüllen. Da lebte auf Erden kein Seliger, der es nicht durch ſie ward. Und viele, welche lange im Geräuſch der Welt ſich umhergetrieben hatten, kehrten endlich als Weiſe in den Schos der Natur zurück, und fanden da im erſten Augenblick das, was ſie ſeit Jahren im Getümmel vergeblich geſucht hatten. Henriette! Henriette! bewahren Sie ſo die Unſchuld Ihres Herzens; ſo werden Sie mitten durch eine gefahrvolle Welt rein hindurchgehen. Liebe walle denn in Ihnen ſanft auf; ſie iſts, die Ihre Glückſeligkeit vollkommen machen wird. Nie wird dieſelbe zur aufbrauſenden Leidenſchaft ausarten; zärtliche, ſimpathetiſche Neigung wird ſie ſein, welche ſich auf den würdigſten Gegenſtand richtet. Im Arm des edelſten, unverfälſchteſten Jünglings ſitzen Sie denn einſt unter Lauben von Roſen und Schasmin, ſehen den Himmel über ſich lächeln, hören die Nachtigall um ſich her ſchlagen, finden die Natur durch die Liebe noch dreimahl ſchöner, freuen ſich ganz Ihres Daſeins, und leben das Leben der Seligen auf ihren Inſeln, wovon die Dichter ſo viel ſingen. Ach! Henriette, wie glücklich können Sie werden! Ihr zärtliches, lenkſames Herz werde ſich ſelbſt nicht ungetreu.

Als
die erſte Nachtigall ſchlug.

Es war ein wonnereicher Frühlingstag. Ich ſas mit einigen meiner Freunde in einer Laube von Jelängerjelieber, und ſtand, ſobald ſie ſchlug, ſchnell auf und trat in ihre Mitte.

Da iſt ſie — die Königin unter allen Sängerinnen der Gärten und Wälder! Lange horchten wir vergeblich nach ihr. Wir wandelten an den Hecken umher, welche im vorigen Jahr ihr liebſter Sitz waren, um irgendwo ihre erſten Töne zu hören, und fanden ſie nicht; und die Hecken ſchienen uns ohne ſie winterhaft, und all' unſere Lauben öde. Ihre Mitſänger waren insgeſammt da, und ſchienen ſie herbeizulocken. Sie hielten an iedem Morgen ihr Koncert; aber man hörte es dem Koncert an, daß ihm die größte Virtuoſin noch fehle. Sie ſchlägt — ha! ſie ſchlägt — und alle Gartenvögel bewillkommen ſie mit vereinigtem Geſang. Nun ſind die Hecken dreimahl ſo grün, als geſtern, und dieſe Laube wieder der Sitz unſrer Freuden. Wer ſähe es dem ſo ſimpelbefiederten Vogel an, daß er ſo göttlich ſinge? Und unter allen Sängern im Grün der Natur iſt er derienige, welcher am liebſten für Menſchen zu ſingen ſcheint. Er ſchmettert gern um ihre Wohnungen und um ihre Lauden her, und ſchmettert ihnen, ſo lange ſie noch gut und unverwöhnt ſind, die ſchmelzendſte Wonne ins Herz. Hören Sie, edle Freunde, wie er uns immer näher und näher kommt, und wie er mit iedem neuen Schlage ſich ſelbſt zu übertreffen ſtrebt. Dort tief unten im Grunde ſchlägt ſchon wieder eine andere. Bald wird ſie auch heraufkommen und mit der erſten wetteifern. Denn hören wir den ſtreitenden Sängerinnen zu, wollen der einen von ihnen den Preis zutheilen, und, indem wir noch nicht darüber einig ſind, welcher von ihnen, zieht ſchon wieder eine dritte unſere Aufmerkſamkeit an ſich. Seid uns willkommen, ihr Philomelen all! Singt vollen Lenz und nahen Mai, und die ſchöne, durch euer Lied noch geſchmücktere Natur ſöhne ſich mit ihren zalloſen Kindern für alle Winterſtürme und Verwüſtungen der Gärten und Thäler wieder aus! Frühlingswonne umſtröme auch uns in dieſer Laube hier! Ja, meine würdigen Freunde, laſſen Sie uns uns ganz den Reizen der anmuthvollſten Jahrszeit öfnen! Die Nachtigall finde dieſen ſpiegelnden Himmel, dieſe mit den angenehmſten Farbenſchattirungen bemahlte Erde nicht allein ſchön — Menſchenſeele ſinge in ihr Freudenlied mit! Uns, o Freunde, verwöhnte die geräuſchliebende Mode bis jetzt noch nicht. Wir verderbten unſern Geſchmack durch Eitelkeit und Thorheit nicht, und blieben der Natur als ihre Kinder getreu. Unter allen Schönheiten blieb uns die ihrige die ſchönſte, die theuerſte; und ein Sitz im Frühlingsgrün dieſer Laube beim Nachtigallſchlag iſt uns reizender, als das Leben im Aſſembleeſaal mit allen ſeinen Spielen und Tänzen. Hier ſind wir dreimahl mehr Menſch, als dort; hier erwachen in uns alle ſanften Gefühle unſerer guten Natur, und ergieſſen ſich im lauterſten Strom durch unſer ganzes Weſen. Wahre Seligkeit dringt hier durch Aug' und Ohr ins Herz, und erregt in uns Gedanken, unſrer Menſchheit würdig. Die brauſende Menge tobe immerhin noch nach Winterart in ihren ſtädtiſchen Kerkern; wir Freunde der offenen Schöpfung frohlocken unter Baumſchatten und bei Bluhmengefilden, athmen geſündere Lüfte ein, fühlen geſtärkte Lebenskraft und erndten vom Daſein den menſchlichſten Genus. Welch eine Wonnezeit iſt der Lenz doch! Er hat den ſchönſten Himmel, die ſchönſte Erde, und zwiſchen beiden die heiterſten Geſchöpfe. Noch drückt uns die brennende Hitze nicht zu Boden; noch machen die Tauſendmahltauſende von

Bluhmen die Gefilde bunter, und das geſammte Grün der Natur iſt noch friſch und erquickend fürs Auge. Alles, was nur ſingen und iubeln kann, ſingt und iubelt iezt; und weder bei Tag, noch bei Nacht iſt eine ganz todte Stille in der Schöpfung. Leicht und balſamiſch iſt die Luft, welche im Lenz uns umwallt, und ein edler Theil vom Strom des Lebens, der allenthalben überfließt, dringt auch in uns ein. Es werde! Es werde! ſchallt neben iedem Baum, neben ieder Pflanze und neben iedem Halm; und der Wachsthum iſt ſo ſchnell, daß wir an iedem Morgen es ſchauen können, wie es in der That ward. Auch für uns ſchallt die neuſchöpferiſche Stimme, und wir fühlen, wie das Blut freier in uns umläuft, und wie ieder Nerve ſich ſtärkt. Jezt, meine Freunde, da ich hier vor Ihnen ſtehe, ſteh' ich ſo heiter, ſo raſch, wie an einem Auferſtehungsmorgen. Mein ganzes Herz iſt Ruhe und Freude, und auch nicht ein einziger Schmerz zuckt in irgend einem Theil meiner Maſchine. Von allen Seiten her wirken die mildeſten Eindrücke auf mich und machen mich ſimpathiſirend mit der ganzen Natur. Nie liebt' ich Gott und Sie herzlicher und inniger, als in dieſen Augenblicken. Für ihn und für Sie glaubt' ich iezt alles thun, alles aufopfern zu können. Dem furchtbarſten Böſewicht wollt' ich mich iezt ohne Bedenken entgegen ſetzen, das traurigſte Schickſal mit Standhaftigkeit dulden können, und wenn es ſein müßte, daß mein Blut iemahls fürs Vaterland flöſſe: ſo ſollt' es iezt am wärmſten für daſſelbe flieſſen. O edle Freunde, ſchauen Sie iezt mit mir recht in die herrliche Frühlingswelt umher! Alles, alles rund um uns iſt dazu eingerichtet, daß es uns froh und ſelig machen ſoll. Ihr Herz iſt rein und gut; was ſollte noch im Stande ſein können, der Freude, welche von allen Seiten Ihnen zuſtrömt, den Eingang in daſſelbe zu verwehren? Hören Sie — iezt ſchmettern ſchon kleine Chöre von Nachtigallen in ienen Hecken, und die, welche zuerſt ihr Lied anhub, ſingt es ſchon dicht neben dieſer Laube. Sie ſtört mich nicht, und ich ſcheine auch ſie nicht zu ſtören. Ich fühls vielmehr, wie ſie mich ermuntert; und ie ſtärker ich rede, deſto lauter ſchlägt ſie. Wie die Strahlen der Sonne ſo mild durchs Jelängerielieber auf uns fallen! wie die Schatten der Frühlingsgewölke ſo allgemach auf der Erde wegziehen! wie die Ausſicht aus dieſer Laube in die ganze vor uns liegende Scene der Natur ſo herzerhebend iſt! Der Anblick der

Frühlingswelt iſt gewis unter allen der genungthuendſte für den Menſchen. Wir ſehen nur gar zu gern erfüllte Hofnungen; hier ſind ſie in voller Allgenugſamkeit vor unſern Augen. Ach! in den bangen, öden Tagen des Winters, als wir aus unſern Zimmern unter Irrwetter und Nordſturm auf die Gräber aller Schönheiten der Erde hintrauerten, wie ſehnlich wünſchten wir da die Tage ihres Lebens wieder herbei! Unſre Wünſche wurden Hofnungen; denn wir hatten ſchon öfter das Schöne in der Natur verſchwinden und wieder kommen geſehn. Alle dieſe Hofnungen ſind erfüllt, und das Jahr prangt abermahls mit allen ſeinen Reizungen. So mags der Menſch gern haben; und darum iſt ihm der Frühling ſo wonnevoll. Wachſen ſehen wir auch lieber, als untergehen. Jetzt blühen iene Bäume, und eben darum ſehen wir ſie ſo gern an, weil wir noch ſo viel liebenswürdige Erſcheinungen an ihnen vor uns haben. Sie werden nun noch Früchte anſetzen; die Früchte werden mit iedem Tage gröſſer, verändern ihre Geſtalt und ihre Farbe. Liegen die Früchte aber erſt unterm Baum: ſo wiſſen wir, daß in Anſehung deſſelben wenig mehr vor uns ſei. Alles, was er noch thun wird, iſt dis, daß er die Blätter hinter die Früchte her fallen läſſet; und da er durch dieſe letzte Veränderung ganz verödet wird: ſo möchten wir ſie nicht einmahl gern noch vor uns haben. Jetzt, Freunde, da die ganze Natur im Streben nach Vollkommenheit iſt, ietzt freuen Sie ſich mit mir Ihres Daſeins recht. Ach! wie erhöhet ſo ein einziger Frühlingstag, wie der heutige, den Werth des Lebens in unſern Augen! Warlich, es iſt des Verlangens und des Danks werth, da zu ſein; und hätten wir während unſers Seins auch nur einige ſolcher Tage zu genieſſen! Es iſt, dünkt mich, ſchon viel, von der Sonne ſo mild angeſchienen worden zu ſein, iunges, friſches Grün rund um uns her geſehn, und die Nachtigallen ſo lieblich bei unſern Lauben ſchlagen gehört zu haben. Die Natur iſt in der That mütterlich geſchäftig, uns durch den Genus ihrer Reizungen für allerlei kleine misvergnügende Zufälle zu tröſten, welche zuweilen aus der Geſellſchaft der Menſchen für uns entſpringen. Und hätten wir auch Urſach, dann und wann mit unſern Brüdern unzufrieden zu ſein — o Freunde, laſſen Sie es uns doch nie überſehen, wie die ſegnende Mutter uns darüber zu beruhigen ſucht! Hier iſt ia alles gut und ſchön; laſſen Sie uns unſere Augen hieher richten und des Böſen in der Welt vergeſſen! Dort wollen wir eilen mit unſern Blicken; hier wollen wir ſie feſtſtellen, und ſie recht ſättigen und füllen. O wär' es doch allen unſern lebenden Brüdern vergönnt, dieſen Frühlingstag ſo zu genieſſen, wie wir! Viele Tauſende von ihnen liegen unaufhörlich unterm Joch der mühvollſten Arbeiten, und ſie dürfen ſie nicht ausſetzen, wenn es nicht den Ihrigen an Brodt mangeln ſoll. Doch vielleicht arbeiten ſie im Sonnenſchein, und ſo werden ſie auch durch ihn ihre Arbeiten verſüßt finden; oder der ſchöne Abend gehört ihnen wenigſtens zu, wenn der Mittag nicht der ihrige war. Aber es liegen auch viele auf Krankenbetten. Dieſe wandelten gern mit uns unter dieſe Laube; verböts ihnen das Schickſal nicht. Liegen ſie nur ſo, daß auch auf ihre Marterbetten ein ſanfter Sonnenſtrahl fällt, oder bei geöfnetem Fenſter die erquickende Frühlingsluft ſie beſtreicht: ſo haben ſie doch noch einigen Genus vom Lenz. Allein denn blutet mirs Herz, Freunde, wenn ich hier mitten in der Wonne der Natur an diejenigen denke, welche in einſamen Gemäuren unterirrdiſcher Kerker ſchmachten. Ach! mit menſchlichſter Lebhaftigkeit kann ich mirs vorſtellen, welch eine Seligkeit es für ſie in ihrem elenden Zuſtande ſein würde, wenn nur auf Augenblicke einige wenige zerſtreute Strahlen der Sonne in ihre furchtbaren, nachtvollen Gefängniſſe fielen. Ich ſah oft in Kellern Sonnenſchein durch eine obere Oefnung hereinfallen, und da dacht' ich mich ganz in ſolch eine jammervolle Lage hin. Wie die Matten und Todbegierigen, wenn ſie Reihen von Jahren hindurch, wie doch oft genung der Fall iſt, unter der Erden ſeufzen müſſen, die Jahrezeiten pünktlich zählen mögen! wie ihnen das Leben eine ſchwere Bürde werden mag, wenn die Frühlingsmonathe kommen, und ſie daran denken, daß die Natur wieder ſo ſchön wird, und daß ſich auch der verächtlichſte Wurm nun ſeines Daſeins freuet! Ach Gott! Gott! ſollte man denn nicht ſtrafen können, ohne Menſchen deiner allgemeinen Wohlthaten zu berauben? Laſſen Sie uns, liebe Freunde, uns hier unter freiem Himmel nicht nur unſres Daſeins, ſondern auch unſrer Freiheit freuen! Hier fühlt man nicht nur den hohen Werth des erſtern, ſondern auch des letztern. Dieſe Freude, glauben Sie, iſt Religion. Es mus doch wohl dem Vater ein groſes Wohlgefallen ſein, wenn ſeine Kinder das Gute, welches er ihnen bereitet hat, auf eine unſchuldige Weiſe und mit frohem Muth genießen. Dis iſt ia die Abſicht, zu welcher er es ihnen bereitete; können ſie ihm werther werden, als wenn ſie dieſelbige an ſich erreichen laſſen? Denken ſie denn vollends den Gedanken noch hinzu: Er iſts, ders uns verleiht! o wie höher muß denn das Wohlgefallen noch ſteigen, welches er an ihnen findet! Und dieſen Gedanken laſſen Sie uns hier an ieden Sonnenſtrahl, an ieden Nachtigallſchlag knüpfen! O du liebenswürdige Frühlingswelt, wie noch weit reizvoller muſt du uns werden, wenn wir dich nun als das Werk der Hände eines höhern Weſens, als den Spiegel ſeiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte betrachten, und die troſtvolle Idee hiermit verbinden, daß dieſes höhere Weſen uns durch dich ſegnen will! Du biſt alſo recht abſichtlich ſo ſchön für uns! du biſt die Quelle unerſchöpflicher Wonnen, aus ewiger Liebe entſprungen! Jede deiner Freuden nehmen wir aus den Händen eines Gottes! Dis läſſet uns dich noch werther ſchätzen! dis macht uns noch mehr aufhorchen auf ieden Schlag der Nachtigall! O meine Freunde, nun wird dieſe Laube ein kleiner Tempel, in welchem wir uns ohne Glockengeläute verſammlet haben. Nun ſtrömen fromme, religiöſe Empfindungen durch uns hin, verklären an unſrer Seele im ſichtbaren Weltgebäu den unſichtbaren Gott, ſtellen ſein Bild neben iedes Werk ſeiner Hände, und machen uns zu heiligen Anbetern ſeiner Maieſtät. Erinnern Sie ſich des edlen Mannes, welcher den Ausſpruch that, daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben herab käme, vom Vater des Lichts. Tauſendmahl iſt mir dis ſchon eingefallen, wenn ich im Frühiahr unter den unzähligen Schönheiten der verneuten Natur geſtanden habe, und ich denke, daß wir, wenn unſere Seele dieſen Satz auf ieden Genus der Freuden des Lebens anwendete, gerade das ſein würden, was wir ſein ſollen. Ja, ia, er iſts — Gott iſts, welcher dis alles hier um uns ſchafft. Er giebt der Sonne den Schein, der Luft die Milde, der Erde das Grün, der Bluhme den Schmuck, der Nachtigall die Melodie. Der Urheber aller Seligkeit wollte nicht allein ſelig ſein. Mittheilen wollte er von ſeiner Wonne, ſo viel ieder deren empfänglich wäre. Da ſchlos er den Reichthum ſeiner Güter auf, und ſtreuete einen Theil derſelben weit und breit umher. Er ſchuf eine weitläuftige, unbeſchreibliche Welt, goß das Leben in derſelben allenthalben aus, und wohin

Leben fiel, dahin fiel auch Freude. Jedes Geſchöpf nimmt an der letztern ſo viel Theil, als es vermöge der Anlagen ſeiner Natur daran nehmen kann. Einförmigkeit durfte nicht ſein; darum konnten nicht alle Weſen gleiche Anlagen haben; genung, daß keins derſelben ganz ohne ſie iſt. Der Menſch, welcher ſeinem Urheber der nächſte ward, empfieng die beträchtlichſten. Dieſe Frühlingswelt mit allen ihren Freuden iſt für alle Kreaturen. Betrachten Sie ienen Schmetterling, welcher dort über den Hiacinthen flattert; er fühlt die belebende Kraft der Sonne. Die Bienen, welche hier um uns her ſummen, ſummen im Sonnenſchein froher, als ſonſt. Die Ameiſen auf ihrem Haufen da ſind überaus geſchäftig im warmen Staub. Aber wie viel mehr iſt uns die Sonne, als allen dieſen! Und ſo von der Sonne fort durch alle Theile der Schöpfung; wie viel mehr ſind ſie uns insgeſammt, als der ganzen lebendigen Welt! So viel that die ewige Liebe für uns! Auf alle ihre Kinder breitete ſie ſich aus; aber auf uns koncentrirte ſie ſich. Dis laſſen Sie uns an iedem heitern Frühlingstage recht lebhaft denken! Nirgends können wir dieſen Satz an unſerm eigenen Herzen deutlicher demonſtriren, als hier in ſo einer Laube beim Anblick der lachenden Natur. Alle dieſe Schönheiten kamen mit uns aus einer Hand. Wir wollen ſie nun recht darauf ſtudiren, daß ihr Urheber uns täglich erhabener werde. Es ſoll nicht genung ſein, daß wir mit einem entzückten Auge übers Ganze hin ſchlüpfen, uns daran ſinnlich weiden, und auf der Oberfläche ſeiner Reize verweilen. Nein, mit forſchendem Blick wollen wir eindringen in alle dieſe glänzenden Erſcheinungen der Natur. Wir wollen fragen, was es heiſſe: keimen, aufbrechen, grünen, wachſen, blühen. Wir wollen iede Schönheit des Lenzen, ſo viel wir können, anatomiren, und unterſuchen, welches ihre Beſtandtheile und welches die Geſetze der Verbindung dieſer ſind. Denn wollen wir erforſchen, was für Beziehungen einzelne Schönheiten auf einander haben, und wie viel iede derſelben zur Herrlichkeit des Ganzen beiträgt. Unter allen unſern Beſchäftigungen, Freunde, iſt dieſe eine der menſchlichſten für uns. Wir werden ſie nie vollenden; aber eben dieſer Gedanke iſts, welcher ſie uns recht ſüs und zaubernd machen kann. Wenn wir denn täglich einſichtsvoller werden, und dabei bemerken, daß wir, wenn unſer Leben auch viele Jahrhunderte dauerte, immer noch an

Einſichten wachſen könnten: ſo werden wir uns ſelbſt dafür ſchätzen, daß wir unſere Betrachtungen auf den würdigſten Gegenſtand geleitet haben. Wie gros wird der Vater des Lenzen denn in unſern Augen werden! Wie werden wir nach ihm ſchmachten und ringen! In welch einem noch weit glänzendern Licht werden uns iene Hofnungen des Chriſten erſcheinen, welche uns Beſtimmung zu noch höhern Offenbarungen der Gottheit verheiſſen! Wie? ſoll einſt noch mehr für uns geſchehen, als ſchon geſchehen iſt? Soll der Spiegel, in welchem wir den Urheber der Natur erblicken, noch heller, noch darſtellender werden? So müſſe unſer Auge ſich denn recht nach ihm umſchaun, damit es würdig werde, dereinſt ſtrahlendere Herrlichkeit anzublicken! Ich ſtelle mir, meine edlen Freunde, den Mann, welcher zur Frühlingszeit oft einſam über Felder und Thäler wandelt, zuweilen ſtill ſteht und Gedankenvoll um ſich her ſchaut, alles herrlich und gros findet, und denn mit drangvoller Seele himmelauf blickt, als einen ſolchen vor, der ſich aufs vollkommenſte anſchickt, wenn über kurz oder lang künftiger Welt noch glorreichere Scenen ſich für ihn öfnen, denſelbigen mit Anſtand beizuwohnen. Er tritt einſt nicht aus der Nacht plötzlich in den

Tag hervor, ſondern geht von Licht zu Licht über. An Morgenröthe ſchon gewöhnt, blendet ihn nun der Mittag nicht. Die Grundlagen zur Erkentnis des Weltſchöpfers ſind in ihm gelegt. Er bauet nun auf ihnen fort, führet ſie hoch auf und fühlt allenthalben dabei geübte Kräfte. O welch einen neuen Reiz empfängt dieſe holde Frühlingswelt dadurch, wenn wir ſie als das Erſte betrachten, welches Gott ſchuf; wenn ſie in unſern Augen der Anfang iener Segnungen wird, mit welchen uns die barmherzige Liebe von Zeit zu Zeit in immer höherer Maſſe krönen will! Wie glücklich wären wir doch, wenn wir am Abend unſrer Tage den Troſt empfinden könnten, daß wir alle Gotteswerke dieſer Welt durchſchaut hätten! Mit einem ſolchen Bewuſtſein müſte der Gang ins Grab recht Seligkeitvoll ſein. Die erſte Welt hätten wir denn im Rücken; das Grab wär vor uns; aber über daſſelbe hin blickten wir recht hochaufgereckt in die zwote köſtlichere. Wir gingen denn aus iener gleichſam nur darum weg, weil wir alles in ihr geſehen hätten, und uns nichts zu betrachten mehr übrig wäre; und das Grab nähme uns alsdenn nur darum auf, damit wir irgendwo ſo lange friedlich aufbewahrt würden, bis der Zeitpunkt käme, in welchem es der Gottheit gefiele, uns in dieſe mit Gnade überzuleiten. Aber da der Vater der Welt ſchon hienieden in ſeinen Werken ſo unüberſehbar gros iſt: ſo laſſen Sie uns wenigſtens die Beruhigung uns bereiten, daß wir mit der Ueberzeugung vom erſten Schauplatz der Majeſtät unſers Urheber's abtreten können, daß wir auf ſelbigem nach allem, was um uns her war, ſo wisbegierig und unerſättlich geforſcht haben, als wir forſchen konnten! Gern wollen wir uns hier ſchon vor ihm demüthigen, und ihn als den weit über unſere geſammte Erkentnisſphäre erhebenen und in einem Lichte wohnenden Gott anbeten, zu welchem niemand ganz nah hinzuzukommen vermag; aber unſere innigſte, erhabendſte Freude ſoll es doch ſein, wenn wir täglich tiefer in ſein majeſtätiſches Weſen eindringen und wenn aus den Wohnungen ſeines Lichts ein Strahl nach dem andern ſanft auf uns herabfällt. Mein ganzes Herz brennt für Gott, o Freunde, wenn ich ſo zu Ihnen rede, und mit Entzücken leſe ich die liebevolle Ehrfurcht für ihn in Ihren Augen. O du, den wir allenthalben ſuchen, nirgends ſehen und doch allenthalben finden, ſtärke mich und meine Freunde im Wohlgefallen an allen deinen Werken! Nach vollbrachten Berufsgeſchäften, oder an Tagen, an welchen wir feierlich von unſern Arbeiten ruhen, wenn deine Sonne mild ſcheint, oder der Vollmond allgemach heraufragt, und in ſtiller, warmer Luft deine Lauben lieblich hell oder dunkel grünen, und wir hieher kommen und den Aufenthalt in offener Natur allen geräuſchvollen Vergnügungen der verwöhnten Menge vorziehen, leite unſere Herzen ganz zu dir! Fromm, wie Beter, las uns denn vor dir ſtehen, und wecke in uns Tempel- und Altarempfindungen! Heilige alle Wünſche unſrer Seelen, befeſtige uns in jeder redlichen Hofnung, und gib jedem edlen gefaßten Vorſatz die ſchnellſte Rege! Der Gedanke, mitten unter allen deinen Werken ſchuld- und vorwurflos ſtehen zu können, werde uns ſüßeſter Lohn unſrer Tugend, und treibe uns an, nach immer höherer Reinigkeit und Güte zu trachten! Die Stille der Natur wiege hier alle unſere Leidenſchaften ein! Gleiche Seligkeit, welche wir hier genießen, gleicher Geſchmack an den Schönheiten der Schöpfung ziehe die Bande unter uns noch enger zuſammen, welche Uebereinkunft in Geſinnungen über alles das, was dem Menſchen wichtig iſt, knüpfte! Treue dir und Treue uns unter einander ſchwöre hier jeder von uns aufs neue, und nehme dabei alle deine Werke zu Zeugen! Und ſind die Tage der Betrachtung deiner erſten Welt für uns vorüber: ſo las uns noch reiner und heiliger, aber eben ſo verbunden, einſt die Herrlichkeit der zweten anſchaun und uns noch mehr an deiner Gnade ſättigen! Dieſe Ruhe nun, meine Freunde, welche wir hier im Schoße der Schöpfung genießen, ſoll uns nicht träge, ſondern thätig machen. Thätig für Gott, für die Natur und für unſere Brüder. Wir wollen nicht damit zufrieden ſein, daß wir ſelbſt unter den Frühlingsgewölken, in dieſer Jelängerjelieberlaube, und beim Nachtigallſchlag an Daſein und Größe des Weltſchöpfers denken; ſondern wir wollen auch Menſchen um uns her zu Betrachtungen der Natur und durch ſelbige zur Verehrung ihres Urhebers leiten. Wir wollen ſie von ihren Werkſtäten, aus ihren Einſamkeiten und aus ihren Tanzſälen in den offenen Anblick Himmels und der Erden führen, und ſprechen: Hier ſchöpfet friſche Luft, hier erholet euch von euren Arbeiten, hier ſammlet euch aus euren Zerſtreuungen! Mitten unter ſeinen Werken ſeid ihr dem Unendlichen näher, als dort. Hier, wo die Natur Altar an Altar bauet, möget ihr hinknieen, wohin ihr wollet: ſo knieet ihr an heilger Stäte. Schauet an alles, was der Herr und der Vater ſchuf — ihr verfehlet den Zweck eures Daſeins, wenn ihr es nicht betrachtet. Ergötzt euch an ſeiner Liebe, verehrt ſeine Weisheit und Macht, und ſtrebet ihm zu gefallen. Seid rechtſchaffen und treu in Erfüllung eurer Pflichten; er ſegnet ſchon hier mit Frühlingswonne, und ſegnet einſt mit noch höherer Gnade in einer andern Welt. Zweifelt bei Redlichkeit des Herzens nicht an ſeinen väterlichen Unterſtützungen; er führt, wie ihr ſehet, alles herrlich hinaus, und allenthalben wirkt er mit göttlicher Kraft. Die Leere verwandelt er wieder in Fülle; die Reizloſigkeit in Pracht; die Gräber in Scenen des Lebens. Dazu iſt das junge Grün, der blühende Fruchtbaum und das buntgefärbte Tulpenbeet, das ihr bis glauben ſollet. So wollen wir auch, wenn die Natur im Lenz uns ſo viele Reize gewährt, dadurch dankbar für ſie werden, daß wir ſie mit neuen Reizen zu ſchmücken ſuchen. Wir wollen nicht nur von ihr nehmen, ſondern ihr auch wieder zurückgeben. Wir ſinds unter allen Ihren Kindern, auf welche ſie von dieſer Seite allein Rückſicht nehmen konnte. Uns gibt ſie das meiſte; ſo ſollen wir auch darauf bedacht ſein, ſie wieder zu beſchenken. Wir wollen, bald hie, bald da, , einen kleinen Winkel der Erde anbauen, daß er unter unſern Händen noch ſchöner werde. O wie wünſch' ich mir oft, meine Freunde, wenn ich auf dieſen menſchlichen Gedanken komme, die Schätze irgend eines Monarchen des Orients! Mit ihnen wollt' ich — nicht Kammern füllen, oder Ausländer Wucher treiben laſſen, oder goldene Throne bauen, ſondern Paradis an Paradis pflanzen; damit die Erde wieder Garten würde und ihre Bewohner wieder ſchuldlos und froh auf ihr umher wandelten. Und bauet' ich nur auf einer Höhe ein Luſtſchlos, und gäbe iedem die Freiheit daſſelbe zu beſuchen, und ieder fände denn die Ausſicht vom Berg in die untenliegende Welt ſchön; oder legt' ich auf freier Ebene ein Wäldgen an mit Hecken, Lauben und Berceaus, in welchen hundert Nachtigallen mehr ſchlügen: wie ſüs ſollte mir der Gedanke ſein: du haſt die ſchöne Welt noch ſchöner gemacht! Gott! wie mögens doch Menſchen gegen ſich ſelbſt verantworten können, wenn ſie, es ſei denn im äuſerſten Nothfall, auf der Erde Verwüſtungen angerichtet haben! Dazu iſt ia offenbar der Menſch nicht da. Er ſoll genieſſen; aber eben der Genus ſoll ihn antreiben, zu verſchönern, damit er und ſeine Brüder noch mehr Genus haben. Jeder Genus, welchen er denn verſchaft, mus ihm noch tauſendmahl holder ſein, als ieder andere, welcher auch ohne ihn war und zu dem er nichts beigetragen hatte. Laſſen Sie uns alles thun, edle Freunde, Gottes Werk zu vollenden; und könnten wir auch nichts weiter thun, als ein Bluhmenbeet oder eine Laube mehr auf Erden bauen, ſo haben wir gewis mehr gethan, als wenn —— —— hier blutet mirs Herz, und die Nachtigall ſchlägt ſo ſchön —— —— weg mit den kränkenden Bildern! Und da die Natur ſo wohlthätig für uns iſt, und wir ihre Kinder ſind: ſo laſſen Sie uns ihr nachahmen. Sie ſchaft uns holden Lenz; laſſen Sie uns auch unſern Brüdern allenthalben Frühling ſchaffen! Wir wollen es für eine ſchwarze That halten, irgend einem von ihnen den ruhigen Genus des Lebens und ſeiner Freuden zu verwehren. Gottes Kinder ſollen alle froh ſein; und ſtört ein Kind das andere darinn: ſo erkennts der Vater fürs Seinige nicht mehr. Nie mache einer von uns Geſellſchaft mit dem Schadenfrohen, mit dem Misgünſtigen und mit dem Menſchenfeind! Entgegenſetzen müſſen wir uns vielmehr denſelbigen, und die ſchändlichen Plane zerſtören helfen, welche ſie zum Verderben ihrer Nebenmenſchen ſchufen! Was wir denn ieder in unſrer Lage vermögen, laſſen Sie uns anwenden, Freude um uns her zu verbreiten! Es gibt allenthalben Gegenſtände unſres Wohlwollens und unſrer Dienſtfertigkeit; und ſo, wie wir nie ſagen können, daß wir ganz auſſer Stand geſetzt wären, einigen Nutzen zu ſtiften: ſo werden wir auch nie behaupten dürfen, daß es nicht Menſchen zu unſren Seiten gäbe, welche deſſelben würdig und empfänglich wären. Unſer Vater hat nicht nur viel für ſeine Kinder gethan; ſondern er hats auch ſo eingerichtet, daß wir Kinder noch viel für einander thun können; und dieſe Einrichtung iſt eine der wohlthätigſten für uns: denn er hatte die Abſicht dabei, daß wir eben dadurch einander erſt recht lieb gewinnen ſollten. Hier in freier Gotteswelt lernen wir dieſen Grundſatz, und bei unſrer Rückkehr zur Menſchenwelt wollen wir ihn ausüben. Geſtärkt wollen wir aus dieſer Laube an unſre Berufsgeſchäfte gehen, und geſtärkt an alle Vollbringungen der Menſchenliebe. Sonnenſchein werde unſre Gegenwart allen Arten von Leidenden! Nachtigallſchlag unſre Rede dem Muthloſen, dem Verführten! Der Mann ohne Muth höre uns gern, wenn wir zu ihm von Wegen der Fürſehung ſprechen; und der Mann ohne Tugend horche mit erweckten Gefühlen auf uns, wenn wir ihm die Reize der Gottſeligkeit ſchildern! Verbinden wollen wir uns hier in dieſer Laube zum gemeinſchaftlichen Gutsthun. Sehen wir denn einſt auf die verlebten Reihen unſrer Tage zurück, und ſie ſind Frühlingstage für die Welt geweſen; ſehen wir auf ſie zurück und keiner derſelben blieb leer von edler That — ſondern nahmen wir an dem einen uns eines Verlaſſenen an, trugen wir am andern zur treflichen Bildung eines Jünglings bei, führten wir an noch einem andern einen Irregehenden auf den Weg der Tugend zurück, und an noch einem andern ein Paar Feinde wieder einander in die Arme — — o meine Lieben! meine

Vertrauten! ſo wird der kürzeſte von ſelbigen noch wonnevoller Lenztag für uns ſein. — — Sing, Philomele, fort dein göttliches Lied, und ſing meinen Freunden und mir ſanfte Liebe zu Brüdern ins Herz!

Als

Als
Bliz und Schlag zuſammenkamen.

Ich war in einer groſſen Geſellſchaft, in welcher geſpielt und getanzt ward. Plötzlich verſtummten alle Violinen, und alle Karten wurden unter einander geworfen. Viele von den Anweſenden thaten einen lauten Schrei, und in den benachbarten Bürgerhäuſern ward heftig geſungen.

Meine Herren und Damen — das ſchlug ein. Gebe Gott, daß wir kein nahes Angſtgeſchrei, kein Feuerzeichen der Glocke hören! — —

Noch iſt alles ſtill. Vielleicht fuhr der Bliz in keine menſchliche Wohnung, ſondern ſpaltete irgend einen Baum, oder zertrümmerte einen von den Thürmen auf der Stadtmauer. Oder er zündete wenigſtens nicht. Wir ſind außer Gefahr; und noch wenig Augenblicke, ſo iſt das Schickſal unſrer Mitbürger entſchieden. — — —

Nun wiſſen wir wenigſtens ſo viel, daß, wenn Schade geſchehen iſt, er nicht innerhalb der Stadt geſchehen ſei. Das Wetter zieht auch ſchon vorüber. Die Blitze eilen bereits vorm Schlage weg. Der Donner rollt ſchon entfernter.

Kommen Sie alle wieder herbei! Die Violinen mögen noch ſchweigen, und die Karten ſo unter einander geworfen liegen bleiben. — Ich
geſteh's

geſteh's Ihnen, meine ganze Maſchine bebte auch, als der betäubende Schlag kam. Das ganze Haus krachte; alle Fenſter klirrten; meine Augen waren voll Feuer, und die Ohren gellten heftig. Es iſt unmöglich, daß ein Menſch bei ſo gewaltſamen Erſchütterungen, welche auf ſeine Sinne wirken, in ſeinem Gleichgewicht bleiben könne. Wir waren auch alle ſo unvorbereitet dazu. Das Wetter ſchien erſt ſeitwärts zu ziehen; plötzlich war es über unſerm Haupte. Und wenn wir noch ſo geſetzt ſind, und durch vernünftige Vorſtellungen uns über alle widrige Ereigniſſe zu erheben vermögen, und Aug' und Ohr werden zu gleicher Zeit unerwartet geblendet und betäubt: ſo ſind wir nicht im Stande, den reißenden Eindrücken zu widerſtehen, welche Flamme und Getöſe auf uns machen; denn wir haben in demſelben Augenblicke nicht Zeit genung, iene Vorſtellungen herbeizurufen. Kann der Menſch dafür, daß er ſo ſinnlich iſt? Nun wollen wir uns aber wieder ermannen. Die Gefahr iſt vorüber. Hat dieſer Blitz irgendwo eine Hütte angezündet, wie mögen die Elenden ietzt iammern, welche ſie vorher bewohnten! Laſſen Sie uns hoffen, daß dis nicht geſchehen ſei; aber denken Sie ſich einmahl alle in die Lage einer ſolchen wider alle Vorausſehung verunglückten Familie hinein! Vor einigen Minuten beſtand ſie vielleicht noch aus den wohlhabendſten, zufridenſten Menſchen. Sie dachte heute am Morgen an nichts weniger, als daß ſie jezt am Abend die dürftigſte, die leidendſte ſein würde. Vater und Mutter nährten ſich redlich von ihrer Hände Arbeit. Sie wirthſchafteten gut und nahmen bei ihren Ausgaben auf Zeiten der Theurung, des Arbeitmangels und der Krankheiten Bedacht. Sie verſorgten ihren Hauſen von Kindern und brachtens deſſen ungeachtet durch Fleis und Oekonomie ſo weit, daß ſie ſich ein kleines Vermögen erwarben. Sie erkauften das nidergebrannte Haus, füllten es mit allen Bedürfniſſen und mit allerlei Bequemlichkeiten an. Ruhig und ſorgenfrei wohnten ſie in ſelbigem. Gemeinſchaftlich verehrten ſie darinn ihren Schöpfer, und erleichterten einander durch Eintracht und Theilnehmung des Lebens Laſten. Nun iſt das Haus darnider gebrannt; dieſe Wohnung der Ruh, dieſer kleine Tempel. Um das Leben zu retten, ſprangen Eltern und Kinder heraus, flohen auf die freie Straße, und ſahen vor ihren Augen ihre geſammte Habe in Feuer auffliegen, ohne das geringſte retten zu können. Von allem, was ſie Jahre lang verdienten, mit Tagſchweis und Nachtwache verdienten, zu rathe hielten und erübrigten, haben ſie nun nichts mehr. Eine einzige Stunde hat ſie um allen Segen ihres vergangenen Lebens gebracht. Die Kinder ſchreien, die Mutter ſeufzt und weint, der Vater beißt wehmüthig die Zähne zuſammen, will die männlichen Thränen zurückhalten, kanns nicht verhindern, daß ihm nicht einige ſchwer herabrollen, und ſtammlet zu Frau und Kindern mit aufgereckten Armen: nun ſind wir blutarme Leute! Auf der Brandſtäte wanken denn die Unglücklichen umher, und ſuchen, ob nicht irgendwo ein brauchbarer Ueberreſt von ihrer Habe liege. Am Abend fliehen ſie von Freund zu Freund, um Obdach und Nachtlager zu finden. Ich ſchildere Ihnen, zum Theil noch zitternde Anweſende, das Elend einer ſolchen Familie darum mit ſo lebhaften Farben, daß wir alle unſere Herzen der dankbarſten Freude darüber öfnen wollen, daß der Wetterſtrahl keine unſrer Wohnungen angezündet hat. Sehen Sie, ſo brauchts in der Welt nur einen Augenblick, um ein Leidender zu werden! Blicken Sie mit mir erkenntlich zum Himmel, von wannen auch der Blitz herkommt, daß er ſo gnädig gegen uns war.

Die Nähe der Gefahr, die gänzliche Abwendung derſelben folgten überaus ſchnell auf einander. Sobald ich den erſten fernern Schlag wieder hörte, und die Erſchütterungen im Nervenſiſtem bei mir nachließen, und ich ſo daran dachte, wie wir alle dicht am Abgrunde geſtanden hatten, und nun weit von ſelbigem weggeleitet waren, drang ein Strom frommer Empfindungen durch mein Herz, von welchen iede in den Augen meines Schöpfers gewis ein Gebet war. Ich habe mich nun einmahl daran gewöhnt, iedes Gute, und wärs auch nur ein abgewendetes Böſes, als etwas zu betrachten, welches ich aus Gottes Händen empfange. So war auch mein erſter Gedanke, als ich mich ſelbſt wieder ganz in meiner geiſtigen Macht hatte, der: die Rettung vom Wetterſtrahl kam vom Vater der Liebe! Da, da ward er in meinen Augen recht der Herr über Leben und Tod! da ſchwebt' er vor mir im reizendſten Bilde meines höchſten, liebenswürdigſten Wohlthäters! Ich fühlte, was Er, und was der Menſch ſei. Es war, als nähm' ich all mein Habe und Gut, meine Geſundheit, mein Daſein, trüg' es in ſeine Hände in Verwahrung, und nähm' es aus denſelbigen wieder unbeſchadet zurück. Froh, als empfing' ich dis alles aufs neue, demüthigte ich mich gern vor ihm. In einem Augenblick, dacht' ich, macht er beben, und im andern ſenkt er wieder ſeinen Frieden ins Menſchenherz. Alles, alles — auch Blitze, leitet er! Selbſt in den furchtbarſten Erſcheinungen in der Natur iſt er gegenwärtig. In einer Welt, wo es noch donnert und blitzt, würd' es grauſenvoll zu leben ſein, wenn ich dis nicht wüßte. Allmächtige Liebe wars, welche mich jetzt ſchützte. Alle meine Furcht ſoll durch dieſen Gedanken verſchwinden, und ſein von mir abgeleiteter Wetterſtrahl ſoll mich ſogar im Vertrauen auf ihn ſtärken. Dis Vertrauen auf ihn kann man ſchneller und milder genießen, wenn man reines Herzens iſt. Warlich, bei Redlichkeit und Seelengüte ſteht ſichs auch ſogar beſſer im Blitz. Iſt nur der erſte gewaltſame Eindruck vorüber: ſo empfindet man ſchon wieder den Segen der Tugend und denkt: hätte dich der Weltſchöpfer auch im Blitz dahingerückt: ſo wärſt du zwar im Licht entſchlummert; aber im Licht würdeſt du doch wieder einſt erwachen! O denken Sie dis alles jetzt recht lebhaft mit mir, meine werthen Geſellſchafter und Geſellſchafterinnen! Reinſter, froheſter Dank walle aus Ihnen allen Gott' entgegen! Die ſinnlichen Erſchütterungen,

rungen, welche wir erlitten, waren heftig; aber doch ſchnell vorübergehend. Dieſe Eindrücke, welche die Betrachtungen unſres Geiſtes über das, was der Herr iezt thut, auf uns machen, ſind milderer Natur; allein ſie ſollen tiefgehend und daurend ſein. Unſer Leben, unſre Familie, unſere ganze Habe ſind noch unſer — ſie ſinds durch ihn. Dieſe Wahrheit wollen wir heute recht ſinnlich gelernt haben, und ihrer in allen unſern Tagen nie vergeſſen. Aber hörten wir heute auch etwa noch von einer durch den Wetterſtrahl verunglückten Familie: ſo müſſe unſer Herz ſich gegen ſie auf der Stelle dem menſchlichſten Mitleid, mehr als iemahls, öfnen. Vom Himmel herab kam ihr Unglück nicht nur; und Unglück, das von daher kommt, ſollen Menſchen auf Erden einander beſonders zu erleichtern ſuchen. Sondern derſelbe Strahl, welcher wohlthätig von uns abgeleitet ward, wars, der für ſie Elend und Verderben brachte. Dieſer Gedanke mus die redlichſte Theilnehmung an ihrem Misgeſchick in uns hervorbringen. Sie ſind die Märtirer, welche für alle ihre Brüder in einem weiten Bezirk umher leiden; ſie leiden auch für uns. Ueberhaupt verdienen Menſchen, welche auf ſolche Art um alles Ihrige kommen, in einem hohen Grade unſer Mitleiden; aber auf den höchſten Grad mus es denn ſteigen, wenn ſie gerade durch denſelben Wetterſtrahl verunglücken, den wir ſchon als den Verderber für uns ſelbſt anſahen. Müſſen wir da nicht denken: Sie haben das ganze Eigenthum verlohren; wir könnten eben ſo, wie ſie, unſer geſammtes Habe einbüßen? Irgend eine kleine Gelegenheitsurſach, welche wir nicht ſo genau beſtimmen können, die ſich aber beſtimmen laſſen müſte, wenn wir im Stande wären den ganzen Zuſammenhang der Natur, wie er damahls war, zu überſchauen, verurſachte es, daß nicht unſere Wohnungen, ſondern die ihrige, niderbrannte. Haben wir nun Alles gerettet, gerettet ohn' unſer Zuthun; haben ſie Alles verlohren, verlohren ohn' ihre Verſchuldung: ſollten wir ihnen nicht freywillig, unangeſprochen, einen Theil unſres geretteten Ganzen zukommen laſſen? Sie, wenn ſie nun gleich an unſrer Stelle ſein könnten, würden es gern unter dieſer Bedingung ſein wollen. Wir würden, wenn wir vorher die fürchterliche Naturbegebenheit mit allen ihren Drohungen gewuſt hätten, unter eben der Bedingung die volle Gewisheit unſrer Rettung eben ſo gern angenommen haben. Nie aber müſſen wir uns den

Vorwurf zu Schulden kommen laſſen, daß wir mitten in ſchreckensvoller Gefahr nur edel und wohlthätig denken können, und daß die Güte unſrer Geſinnungen eben ſo ſchnell überhingehe, als die Gefahr. Nein, Gutdenkende, hören wir heute noch von Unglücklichgewordenen: ſo beſchwöre ich Sie bei den Freuden, welche dieſer Tag anfangs für uns in dieſem Saal hatte, und bei der tragiſchen Wendung, welche der Himmel denſelbigen hernach gab — bei dem Elende, welches ſchnell über unſer Haupt daherſchwebte, und eben ſo ſchnell wieder unerlitten von uns floh, daß wir das geſchehene Unglück, ſo viel in unſern Kräften iſt, wieder zu erſetzen ſuchen. Die Leidenden litten für uns mit; ſie ſollen durch uns auch unterſtützt und getröſtet werden. Auf den iammervollen Platz, wo ihre nidergeäſcherte Hütte am Morgen heute noch unbeunruhigt ſtand, wollen wir hintreten, und uns vorſtellen, als ſtänden wir auf dem Schutt unſrer Wohnungen. Wenn wir denn von weitem her unſre Häuſer noch ragen ſehen: ſo wollen wir ſprechen: „Nein, ihr Unglücklichen, ihr ſollet nicht im Freien bleiben! Obdach ſollet ihr wieder haben; und unterm Obdach Brod und Kleid! Vergeſſen ſollet ihr durch uns des ſchrecklichen Unfalls;

ausgeſöhnt mit dem Schickſal ſollet ihr wieder durch uns werden!“ Denn gebe ieder von uns, ſo viel er kann, und endige durch Grosmuth den Jammer dieſes Tags! Auch Dank nicht einmahl ſollen uns die erquickten Elenden dafür reichen. Gen Himmel mögen ſie blicken — gen Himmel, woher der zerſtöhrende Wetterſtrahl ſchos, und ſich deſſen freuen, daß von eben daher, woher der Bliz kam, auch liebevolle Geſinnungen in die Herzen ihrer glücklichern Brüder floſſen. Wenn denn ihre Thränen vertrocknen, und menſchlicher Muth zurück in ihre Seele kommt: ſo wollen wir mit dem Bewuſtſein ihre Brandſtelle verlaſſen, daß wir gehandelt haben, wie wir zu handeln ſchuldig waren.

Hören Sie mich noch eine Zeitlang. Geſpielt und getanzt kann immer noch genung von Ihnen in der Welt werden. Sie habens nicht ſo bemerkt, als ich, der ich vorhin eine Weile am Fenſter ſtand. Sobald der erſte Donnerſchlag ſich meldete, fingen unſere Mitbürger rings um uns her an zu ſingen. Und ſeitdem der gewaltige Schlag erfolgte, tönt die ganze Stadt von chriſtlichen Liedern. Wenn die Sänger alle die wahre Erhebung ihres Herzens zu Gott in ihren Geſängen ſuchen: ſo hab' ich nichts dagegen. Aber es befremdet mich doch, daß ſie faſt durchgängig ſingen. Bei der unendlichen Verſchiedenheit der menſchlichen Gemüther ſollte man auch erwarten, daß man eine proportionirt-mannigfaltige Verſchiedenheit in den Ausdrücken ihrer frommen Empfindungen antreffen würde. Ich komme daher wider den Wunſch meines eigenen Herzens auf den Gedanken, daß das Singen bei dergleichen Anläſſen bei den mehreſten von ihnen nichts, als von Jugend auf gelernte und angenommene Gewohnheit ſein möge. Solls etwa einen recht hohen Grad ihrer Erhebung anzeigen, warum hört man ſie denn ſonſt nicht ſo tönend ſingen? Ich dächte, daß ein einziges Lied im Sonnenſchein ein weit unverdächtigerer Zeuge unſrer Redlichkeit wäre, als zehn Lieder während eines Donnerwetters. Wenn nur nicht gar etwa eine ſklaviſche Furcht für Gott viele unſere Mitbürger anietzt zu Sängern geiſtlicher Lieder macht! Und dis ſcheint faſt ſo; weil die Heftigkeit des Geſangs mit der Heftigkeit des Donners zu- und abnahm. Jede Religionsübung, welche von ſolcher Beſchaffenheit iſt, iſt erzwungen; ſie kleidet nicht vernünftige Geſchöpfe, und entehrt den Schöpfer mehr, als daß ſie

Preis für ihn ſein ſollte. Ich denke immer, daß unter dieſen Sängern, welche zu Sommerszeit bei dergleichen Veranlaſſungen zuweilen ſingen, viele ſein mögen, welche den ganzen Winter hindurch an kein Lied gedacht haben. Vielleicht denken ſie bis nun mit einem mahle durch einen recht heftigen Geſang wieder bei Gott gut zu machen; oder ſie glauben wohl gar, daß ihr Lied die Kraft habe, den Blitz abzuleiten. Und wenns denn nun ſo mit ihnen beſchaffen iſt: ſo wollt' ich lieber, ſie ſchwiegen. Es wäre beſſer, ſie dächten recht viel nach ihrer eigenen Art dabei, als daß ſie das wohl ohn' allen Sinn herſchreien, was andere Leute gedacht, oder wenigſtens gereimt haben. Ueberhaupt iſts noch eine Frage, obs nöthig ſei, daß unſere Nachbarn gerade es hören und wiſſen müſſen, wenn wir fromme Empfindungen vor Gott ausſchütten. Wenigſtens war dis kein Grundſatz des Mannes, welcher uns beim Gebet in unſer Kämmerlein zu gehen, und die Thüre hinter uns mit Fleis zuzuſchließen befohl; und ich bin von ganzem Herzen ſeiner Meinung. Auch erinnere ich mich immer ſeiner Fahrt aufm Waſſer mit den Jüngern, während welcher er mitten im Toben der Stürme und im Schäumen der Wellen ganz ruhig ſchlief, und die Ruder des Schifs in die Hände ſeines Vaters gab; und in meinem ganzen Leben vergeſſ' ich der Worte nicht, welche er ſprach, als ihn die Furchtſamen ſo dringend erweckten. Ich glaube, daß es überaus natürlich ſei, daß der Menſch bei unerwarteten, heftigen ſinnlichen Erſchütterungen bebe; ich glaube auch, daß die zärtere und ſchwächere Diſpoſitien des Körpers manchen Menſchen dergleichen Bebungen in einem höhern Grade ausſetzen könne; aber der verurſachende Gegenſtand hiervon mus nie Gott ſein. Man kann dergleichen Ereigniſſe vortreflich dazu anwenden, über ihn gros und hehr zu denken; allein nie mus ſich ein knechtiſches Zittern für ihn dabei einmiſchen. Es kann anfangs einige dunkle, verworrene Ideen in der Seele bei ſolchen Gelegenheiten geben; man mus ſich iedoch bald wieder aus ſeinen Zerſtreuungen ſammlen und zu einer edlen, menſchlichen Heiterkeit erheben können. Dis vermögen aber freilich nur ſolche Gemüther, welche ſich viel mit Betrachtungen über Gott und über ſeine Werke beſchäftigt haben. Glauben Sie ia nicht, liebe Freunde und Freundinnen, daß ich Ihnen hiermit einen Vorwurf über Ihre Anwendung dieſes Tags machen will. Ich bin zwar nur Zuſchauer von Ihren Spielen und von Ihren Tänzen geweſen; aber ich bin überzeugt, daß Ihnen Gott ſelbſt beide gönne. Wollten Sie iedoch, daß ich morgen und übermorgen wieder hier ſpielen und tanzen ſehen ſollte: ſo würd' ich die Erfüllung Ihres Verlangens in meinem natürlichen Ton von mir ablehnen: „Die Beſtimmung des Menſchen iſt warlich mehr, als Spiel und Tanz, würd' ich Ihnen antworten müſſen. Einen Tag mag man verſpielen und vertanzen, oder vertanzen und verſpielen ſehen; aber nicht Reihen von Tagen." Die groſſe Natur fordert uns zu ihrer Betrachtung auf. Ihr Anblick iſt zaubernd und lehrreich. Spiegel iſt ſie. Im Spiegel ſollen wir heiliges Bild der Gottheit ſehen, und aus dem, was wir ſehen, uns ſolche Vorſtellungen von ihr bilden, welche auf die Ruhe unſers Lebens einen wohlthätigen Einflus haben. Menſchenleben ſollen wir erwägen, und das, was wir aus ſelbigem lernen, mit demienigen verbinden, was uns die Natur über ihren Urheber lehrte. Auf beiden Wegen werden wir erfahren, daß Gott alles ordne, und daß er alle unſere Schickſale leite; daß es umſonſt ſei, ihm zu widerſtreben, und daß er ſelbſt zum Widerſtreben uns die Kraft verleihen müſſe. Erfahren werden wir, daß nichts in der Welt ſo beträchtlich und ſo gering ſei, welches nicht unter dieſen oder ienen Umſtänden uns nützlich, und unter dieſen oder ienen Umſtänden uns ſchädlich werden könne. Wir werden aber auch auf eben dieſen Wegen zu der beruhigenden Erkentnis gelangen, daß Gott in allen ſeinen Veranſtaltungen das Beſte ſeiner Geſchöpfe abzwecke; daß er, wenn er ein Uebel zuläßt, dis allemahl nur darum zulaſſe, weil durch ſelbiges ein gröſſeres Uebel vermieden wird; daß der daher entſpringende Verluſt nie das Ganze, ſondern nur Theile treffe, und daß er auch weiſe und gütig genung ſei, den leidenden Theil zu ſeiner Zeit wieder dafür ſchadlos zu halten. Eine Seele, welche von ſolchen Ideen durchdrungen iſt, und ſich an ſie gewöhnt hat, wird, wenn ſie ſich aus ihren erſten, urplötzlichen Betäubungen geſammlet hat, Gott im Bliz eben ſo Vater finden, als im Sonnenſtrahl. Doch iſts außer Zweifel, daß, wenn dergleichen Vorſtellungen auf uns alle die ſeligen Einflüſſe haben ſollen, welche ich ihnen ietzt zuſchrieb, unſer Herz dabei rein und gut ſein müſſe. Ein laſterhaftes Gemüth kann nie heiter ſein — vorausgeſetzt, daß wir hier den wahren Begrif menſchlicher Heiterkeit unterlegen; am wenigſten aber kann es bis bei furchtbaren Erſcheinungen in der Natur ſein. Wenn zu den heftigſten Erſchütterungen der Sinne noch immer gewaltige Vorwürfe hinzukommen: wie will der Menſch denn noch irgend einige wahre Zufridenheit und Muthfülle behaupten können? Denn wird iedes Getöſe der Luft ihm Ankündigung des Gerichtes über ihn, und ieder naher Donner ihm Vollziehung des verdammenden Urtheils. Ich dachte in dem Augenblick recht lebhaft hieran, in welchem Bliz und Schlag zuſammen kamen. Um alles in der Welt willen hätt' ich da kein blutdürſtiger Verfolger eines Feindes, kein hartherziger Unterdrücker der leidenden Unſchuld ſein mögen. Beim erſten Bliz, den Sie alle im Spiel und Tanz nicht bemerkten, fiels mir ein, welch eine Glückſeligkeit es ſei, wenn man an keinem einſamen dunkeln Ort eine ſchwarze That ausgeübt habe, weil der Bliz denſelbigen nun erleuchte, und den Thäter ſich ſelbſt allda ſchauen laſſe. O laſſen Sie uns auf Güte und Schuldloſigkeit des Herzens halten! Bei ihnen allein genießt man der ſeligen Eindrücke, welche die Vorſtellungen von der Gnade unſers Schöpfers auf uns machen, in voller Maſſe. Der gute Menſch, wenn er noch ſo betäubt worden iſt, ia, wenn er wahrhaſtig groſſe irrdiſche Verluſte erlitten hat, findet bald wieder in dem Bewußtſein ſeiner Redlichkeit, und in dem damit verknüpften Glauben, daß der Redliche nie unbelohnt bleiben könne, ſeinen ſüſſeſten Troſt. Es wäre zu wünſchen, daß ieder Menſch; welcher einſt den Donner hören ſoll, nach dieſen Grundſätzen gebildet und an ſie bei guter Zeit gewöhnt würde. Aber die unrichtigen Empfindungen, welche von Kindheit an dem gröſſeſten Theil der Menſchen bei aufziehenden Wettern eingeflößt werden, gelangen in vielen Gemüthern noch immer zu ſo einer Stärke, daß ſie die vernünftigſten Betrachtungen überwältigen. Ich bemitleide ieden von ihnen, ſo oft ich ihn ſchon beim fernſten Schlage ein angſtvolles Weſen annehmen ſehe. Es iſt eine überaus traurige Figur, welche er in der Schöpfung ſpielt. Aber was können Perſonen, welche von Jugend auf dieſe Erſcheinung in der Natur nur von ihrer ſchreckenden Seite zu betrachten gelernt haben, die immer mit Menſchen umgeben geweſen ſind, welche bei iedem Blitz zuſammenfuhren, die bei der geringſten Herannahung eines Ungewitters zur Rechten und zur Linken in allen Nachbarhäuſern ängſtlicher, als iemahls, ſingen hörten, und die oft davon Zeugen

gen geworden ſind, daß ein Menſch dem andern keine grimmigere Vermaledeiung zuwerfen zu können glaubte, als wenn er ihn zum Opfer des Donners beſtimmte — was können ſolche Perſonen bei heranziehenden Wettern anders thun, als zittern? Eine Reihe von dunkeln, ſchwermüthigen Bildern hat ſich nun einmahl in ihrer Phantaſie an jede Wahrnehmung ſolcher Naturbegebenheiten gekettet, welche unaufhörlich vor ihnen hin und her geſchoben werden, und die ſie nicht eher wieder aus den Augen verliehren, bis die ſinnlichen Erſchütterungen nachlaſſen, welche ihnen den erſten Stos gaben. Auch dem Manne, welcher in den vernünftigern Theilen des Lebens zu geſetzterer Denkart gelangt, fällt es oft ſchwer, ſich von dieſen Bildern, an die er einmahl gewöhnt iſt, loszureißen. Ach! ein Wink für uns, meine gutgeſinneten Freunde und Freundinnen, die wir in dieſer Geſellſchaft Eltern ſind. Laſſen Sie unſere erſte Sorge darauf gerichtet ſein, daß wir an unſern Kindern Güte des Herzens bilden. Bilden durch Wort und That. In den erſten Jahren ihres Lebens wollen wir denn in Anſehung der Donnerwetter nichts weiter für ſie thun, als daß wir ſie wenigſtens

nigſtens nicht furchtſam machen. In weitläuftigere Erörterungen darüber wollen wir uns nicht einlaſſen, weil ſie derſelben noch nicht empfänglich ſind. Wahre Begriffe davon mögen ſie noch nicht faſſen; wir wollen ſie daher mit falſchen nicht anfüllen. Es ſei uns genung, daß wir darauf ſehen, daß zu ſolcher Zeit keine Perſonen in ihrer Geſellſchaft ſich befinden, welche eine unnütze Aengſtlichkeit an ſich blicken laſſen. Wir ſelbſt wollen ihnen alsdenn Geſellſchaft ſein, und ſie auf allerlei Weiſe zu beſchäftigen und zu zerſtreuen ſuchen. Und fragen ſie uns ia bei feurigen Blitzen, bei ſchwerrollenden Donnern, was dis ſei: ſo wollen wir ihnen ſagen, daß die Bluhmen darnach herrlich blühen, Korn und Gras darnach vortreflich wachſe und die Bäume darnach die ſchönſten Früchte tragen. Bei zunehmendem Alter wollen wir ihnen denn vollere Erklärungen über dieſe groſſe, feierliche Naturſcenen geben. Wir wollen ihnen ſagen: Gewitter ſind ein groſſer Segen für die geſammte Pflanzen- und Thierwelt. Sie ſtiften tauſendmahl mehr Nutzen, als Schaden. Nur das Feuer und das Getöſe machen ſie unſern Sinnen ſchrecklicher, als andere Begebenheiten der Natur, welche oft lange nicht ſo wohlthätig, und wohl gar ſchädlicher ſind, als ſie. Dis Feuer und dis Getöſe aber iſt eben ſo natürlich, als Blitz und Knall, welche ihr mit iedem Schiesgewehr hervorbringt. Unter tauſend Blitzen fällt oft kaum einer auf einen Menſchen oder auf eine menſchliche Wohnung. Hie und da geſchiehts indeſſen. Und es iſt möglich, daß in der Folge unſers Lebens uns ſelbſt oder unſerm Hauſe dis Schickſal bevorſtehen könne. Aber wiſſet, wir und unſer Haus ſind in Gottes Hand. Ohne ſeinen Willen traten wir unſer Daſein nicht an und ward unſer Haus nicht aufgebaut; und ohne ſeinen Willen wird das Daſein uns nicht genommen und unſer Haus nicht nidergeäſchert werden können. Sollen wir nun iemahls durch einen Wetterſtrahl leiden: ſo müſſen wir uns als ſeine Kinder unter den Willen unſers Vaters fügen. Er kann und wird uns denn für den Verluſt unſrer Habe anderweit ſegnen; und büſſen wir gar das Leben darüber ein: ſo kann und wird er uns einſt wieder neues Leben mittheilen. Bleibet nur gut und rein vor ſeinen Augen: ſo iſt in iedem Unglück für euch Troſt da. — Gewöhnen wir unſere Kinder an ſolche Vorſtellungen; wie viel werden wir dadurch zur Ruhe ihres Lebens beitragen! Bei plötzlichen, unerwarteten Blitzen und Schlägen werden ſie zwar als ſinnliche Menſchen deſſen ungeachtet den allgemeinen Erſchütterungen der empfindenden Natur ausgeſetzt ſein; ſie werden ſich aber bald wieder ſammlen und ſich durch die richtigen Ideen, zu welchen wir ſie leiteten, menſchlich geſtärkt fühlen. Es iſt doch in der That der Mühe werth, daß man dem Menſchen auf ſeine ganze Lebenszeit den ſchönſten Theil des Jahrs, in welchen gemeiniglich die Gewitter fallen, ſorgenloſer und genusvoller mache; da ihm ſonſt im Gegentheil iede aufziehende Wetterwolke alle Reize des Frühlings und des Sommers verhüllt. Mit ſolchen Vorſtellungen unterſtützt, meine edlen Geſelſchafter und Geſelſchafterinnen, werden wir ſogar ein Donnerwetter, wenn es ſeitwärts von uns zieht, oder wenn wir ihm, nachdem es vorüber iſt, nachſehen, maieſtätiſch ſchön finden. Treten Sie alle mit mir hieher und laſſen Sie uns bei offenen Fenſtern dem prächtigſten Schauſpiel der Natur beiwohnen. Sehen ſie dieſe dämmernden, nachtvollen Wolken, wie ſie noch tief und belaſtet über uns wegſchweben, und hören Sie, wie die Ströme des Segens ſich aus ihnen auf die ganze nachbarliche Flur ergießen. Jetzt iſt volle Finſternis — wie viel Zeit wird die Natur brauchen, um ſich aus derſelben wieder ins Licht hervorzuarbeiten? Eines Augenblicks bedarf ſie nur; ſchauen Sie, welch ein erleuchtender Blitz! Wie die ganze Welt ſo plötzlich ſich unſern Augen wieder darſtellte, und — wieder verſchwand! Nun zählen wir die Schläge unſres Bluts und erwarten mit iedem derſelben den drauf folgenden Donner. Jetzt rollt er dort unten im Thal allmächtig herauf, wie ein Wagen des Siegers, und hallt gegen die Höhen verdoppelt wieder! Wie unſere Wohnungen ſo ſanft erbeben, und die Feſte der Erden ſo mild geſchüttert wird! Ach! welche allgewaltige Gefühle bemächtigen ſich unſer und erheben unſer Herz zum großen Weltvater auf! Ich gebe dieſe Scene der Natur nicht für die ganze Wonne des Tages hin, welche wir auf dieſem Saal genoſſen haben. Morgen — morgen werden wir erſt ſehen, wie die Gottheit heute in den Abendſtunden ihre Erde geſegnet hat. Ausgegoſſenes Leben und vom Himmel geſchütteten Wachsthum werden wir allenthalben finden. Geſtärkte Pflanzen — veriüngtes Grün — erfriſchte Bluhmen —

und eine ganze Welt voll frohen Geſangs. Am reinen, blauen Himmel ſuchen wir denn die Spuren der Nachtgewölke und finden ſie nicht. Wir erſtaunen, wie eine ſo kleine Reihe von Stunden eine ſo veränderte Atmoſphäre hervorbringen können, und wandeln in abgekühlter Luft bei milderm Sonnenglanz unter allen fröhlichen Kindern der Natur umher. Da ſollen denn auch heilige, große Erhebungen unſres Herzens uns ergreifen. Nicht nur im furchtbaren Geräuſch der Natur, ſondern auch in ihrer ſanften Stille wollen wir Schöpfergefühle und Gedanken an unſre Beſtimmung hegen. Der iſt ein Elender, welcher nicht eher an ſeiner Redlichkeit und Güte zu arbeiten pflegt, als wenn ihn der Donner dazu auffordert! Denn fühlen auch große Böſewichter Erſchütterungen, welche aber mit dem Ungewitter zugleich wieder Uebergang nehmen. Nein, wir wollen die Stimme des Herrn eben ſo im holden Rauſchen der Linde, eben ſo im lieblichen Waſſerfall im Thal hören, als im ſtarktöſenden Donnerroll. Mit Gottesgedanken, mit Wachſamkeit und Feſthalten über Unſchuld und Treue des Herzens wollen wir in der ganzen Schöpfung umherwandeln, und dem Erſten der Menſchen nachahmen, wie er in

Eden herumging. Nahe Gegenwart Gottes wollen wir bei iedem, auch bei dem geringſcheinendſten Werk ſeiner Hände fühlen, und nicht erſt damit warten, bis der Herr im Wetter daherkomme. In allem, was er thut, ſoll er uns gros und gnädig ſein. Schöpfer- und Vaterarme wollen wir über die ganze Welt ausgebreitet ſehen, und allenthalben mit Ergebung in ſie eilen. So werden wir nicht nur bei allen Ereigniſſen in der Natur, ſondern auch bei allen Schickſalen unſres Lebens muthvoll ſein. Es ſtürme und wettere denn dort oder hier — in uns iſt heitere Seelenruh. Unſer Augenmerk iſt die treue Erfüllung aller unſrer Pflichten, und Wandel unſrer Beſtimmung gemäs. Hierdurch arbeiten wir als Menſchen an unſerm Glück, und überlaſſen die Abmachung und Berichtigung alles deſſen, was nicht in unſern Mächten iſt, dem, der die Regierung des Ganzen ſeit Jahrtauſenden mit ſo vieler Weisheit und Güte geführt hat; der länge vor uns von allen Redlichen ſchon angebetet ward, und lange nach uns von allen Rechtſchaffenen noch angebetet werden wird. Meine iungen Freunde und Freundinnen, die Sie hier unter der Geſellſchaft ſind, Ihnen empfehle ich dieſe in aller Geſchwindigkeit hingeſtreuten Betrachtungen mit vorzüglicher Wärme. Sie haben noch einen langen Weg des Lebens vor ſich, oder hoffen ihn doch zu haben; machen Sie ſich denſelben ruhig, und wahrer, menſchlichen Wonnen voll! Sie werden noch oft donnern hören; ſorgen Sie auf allen Seiten für feſten und unzuerſchütternden Muth. Genießen Sie die geſellſchaftlichen Freuden in den Sälen Ihrer Freunde; aber bleiben Sie dabei reines Herzens und erſticken Sie dadurch das noch ſeligere Gefühl an den ſtillern Freuden der Natur nicht! Es iſt ſchön, als Jüngling ſchon lange Reihen guter Thaten vollbracht zu haben, und denn eine edle Seele aus der Mitte des Lebens bis ans Ende deſſelben mit ſich zu nehmen.

Wie? was für ein Geräuſch entſteht auf der Gaſſe?

Iſt Unglück geſchehn?

„Ja, es iſt auf dem Vorwerk nah an der Stadt die Hütte eines Dröſchers mit allen ſeinen Habſeligkeiten darnidergebrannt. Er iſt ein fleiſſiger Arbeiter, und hat eine Frau mit ſieben Kindern.“

O meine Herren und Damen, alle, ſo wie wir hier ſind, gehen wir morgen nach Sonnenaufgang zu den unſchuldigen Leidenden hinaus und trocknen ihre Thränen. Es wird eine geringe Kleinigkeit auf einen ieden von uns kommen, wenn wir uns in ihr Unglück theilen. Sie haben mir heute ein angenehmes Vergnügen verſchaft, und ich denke Ihnen morgen ein noch weit menſchlicheres dafür zu gewähren. Wir verſammlen uns alle dazu wieder in dieſem Saal.

Als
wir über ein Grab weggingen,
und der Todtengräber ſprach:
Hier liegt er, der Unerbittliche!

Mit mir gingen ein Paar reiche Geizige, welche eben in eigener Perſon darüber eine Unterſuchung anſtellen wollten, ob der Maurer, welcher eine kleine Ausbeſſerung an ihren Familienbegräbniſſen beſorgt und dafür ein halbes Taglohn angeſetzt hatte, nicht zu viel für ſeine Arbeit gefordert habe.

Ja, mein lieber Todtengräber, Er hat Recht. Ich habe den ſeligen Mann auch gekannt — —

„Ach! ſo ſprechen Sie ja nicht — — der und ſelig — “

Nun, das las Er nur gut ſein! Es wird ſich am Ende alles finden. Hart war er, das iſt wahr, und ich kann mirs vorſtellen, wie dem Todtengräber zu Muthe ſein mochte, als er ſein Grab grub, und wie ihm nun noch immer zu Muthe ſein mag, wenn er Abends oder Morgens darüber weggeht und denkt, daß der hartherzige Mann nun von keinem Menſchen mehr angeſprochen wird und keinem Menſchen mehr etwas zu geben vermag. Er darf mir das gar nicht ſagen, mein lieber Untergräber, ich weis das alles recht gut. Ich glaube auch, daß Mehrere ſolcher Leute hier liegen mögen, welche weder Er, noch ich, kennen, und über die längſt Moos und Gras gewachſen iſt. Indeſſen dank' ich ihm für die

die Einleitung, welche Er eben zu meiner Rede gemacht hat. Führe Er uns nur an die Gewölber hin, an welchen dieſe Herren etwas haben ausflicken laſſen, und denn nehm' Er ſeinen Spaden, und grab' Er für wen und wo Er will. Es kann ſein, daß Er für dieſe Herren und für mich auch bald gräbt; Er oder einer ſeiner Nachfolger mus es ſein der uns in Empfang nimmt, wenn wir hier grabreif werden; inzwiſchen leb' ich der Hofnung, daß Er, wenn Er einſt über mein Grab weggeht, etwas beſſeres dabei denken ſoll. Es iſt mir beinahe mehr daran gelegen, was Er nach meinem Tode, als was Er bei meinen Lebzeiten von mir ſpricht: denn, ſo lange ich noch nicht unter Seinen Händen geweſen bin, denk' ichs mit ihm wohl aufzunehmen; aber hernach kann Er auf mir herumſpringen, wie Er will.

Nun, meine Herren, haben Sie's beſehen? ſind Sie mit dem Maurer zufriden?

„Der Schurke hätte die Lapalie in einer Stunde beim Feirabend machen können. Es iſt doch gottlos, daß ſolche Leute es vom Altar nähmen, wenn Sie könnten.“

Meine Herren, es ſtehen hier viel Altäre. Hier haben ſchon viele Tauſende ihr Liebſtes und Beſtes geopfert. Der Gedanke macht ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß ich Sie bitte, dem Maurer nichts abzudingen; widrigenfalls ich ihm lieber ein ganzes Tagelohn bezahlen will. Wenn ich jemahls bei meinem Leben an meinem Grabe arbeiten laſſe: ſo verſichere ich Sie, daß ich nichts abdingen werde. Es wird mir immer einfallen, daß ich alsdenn, wenn ich hier erſt liege, nichts mehr brauche; und ſobald ich nun überrechnen kann, daß ich auf meine Lebenszeit genung habe: ſo werd' ich doch lieber wollen, daß meine Arbeitsleute mein letztes Haus mit Freuden bauen oder ausbeſſern, als daß ſie den erſten Fluch auf ſelbiges hinſchütten. Wir können es ſo nicht allen Menſchen in der Welt immer zu Danke machen; es werden ſtets einige ſein, die mit uns unzufriden ſind, wenn wir auch allen unſern Pflichten ein Genüge thun; wer wollte ſich den Vorwurf zu Schulden kommen laſſen, daß Jemand, ehe wir noch im Grabe liegen, ſchon auf ſelbiges hinträte, und damit Recht unſern Eingang in daſſelbe vermaledeiete? — — Haben Sie wohl gehört, was der Todtengräber ſprach, als wir über jenes Grab weggingen? Todtengräberreden, wenn ſie Verſtorbene betreffen, dringen mir immer durch Mark und Bein. Ich denke dabei ſtets, was wohl ſo ein Menſch einmahl von mir ſagen werde, wenn er über mich und über meinen Erdhügel wegwandert. Andere Leute haben nicht ſo viel natürlichen Anlas von uns nach unſerm Tode zu reden, als dieſe; und Freiheit haben ſie auch genung dazu, denn ſie ſind unter freiem Himmel, und wir können ſie nicht mehr Injuriarum belangen. Der Mann, welcher dort liegt, und von dem der Todtengräber ſprach, war kein guter Mann. Ich wollte mit dieſem nur nicht davon reden, weil ich ihn nicht gern darinn beſtärken mochte, daß er, ſo oft er nun über ihn wegginge, noch herzlicher auf ihn ſchmähete. Der Todte war ein Mann von großem Vermögen und hatte weder Weib noch Kind. Lachende Erben lauerten auf ſeinen Tod, und hatten ſchon längſt die Pokale hingeſtellt, aus welchen ſie ſeinen Austritt aus der Vergänglichkeit ſegnen wollten. Deſſen ungeachtet war er nicht im Stande, eine Handlung der Menſchenliebe und der Barmherzigkeit auszuüben. Er glaubte immer noch, daß er der Erſte unter allen Menſchen ſein würde, welcher nicht ſtürbe, und war beſorgt, daß er für ein ewiges Leben der vielen Bankerotte wegen, welche er bei Negocianten, denen er geliehen, befürchtete, nicht genung haben würde. Ich habs mit meinen Ohren gehört, wie er Stundenlang um eine kleine Hülfe angeſprochen worden iſt, ohne ſie zu gewähren. Ich habs mit meinen Augen geſehen, wie Unglückliche, welche dis ohn' ihre Schuld waren, vor ihm auf den Knieen gelegen haben, und wie er ſie, ſtatt grosmüthig aufzurichten, niderträchtig von ſich geſtoſſen hat. Eine Waiſe, welche ein ſterbender Vater an ihn empfohlen hatte, daß er mit einem geringen Theil ſeines überſchwenglichen Ueberfluſſes ihr nur in Erlernung eines Handwerks beförderlich ſein ſollte, wuſt' er am Tage nach ſeinem Tode zum Trommelſchläger bei der Garniſon zu engagiren. Mit ſeinen Arbeitern handelte er jedesmahl ſo, daß er ihnen die eine Hälfte vorausgab, und die andere nach vollbrachter Arbeit zu geben verſprach; und wenn ſie denn die Arbeit vollendet hatten, ſo wuſte er allerlei Mängel an derſelben zu erdichten, damit er ihnen den Ueberreſt ihres Lohns unter ſcheinbarem Vorwand vorenthalten konnte. Plötzlich ſtarb er und hatte nicht ſo viel Zeit, in der Stunde ſeines Todes ſein

Teſtament zu machen; denn bei geſunden Tagen war ihm kein Gedanke unerträglicher geweſen, als der, daß er über ſein Vermögen nach ſeinem Hintritt disponiren ſollte. Zerſtreut in zehnerlei Hände iſt nun ſein Hab' und Gut; und iede von dieſen Händen iſt bemüht, das zu verſchwenden, was er ſo kärglich zuſammengehalten hatte. Der Todtengräber ſpricht nun nicht allein von ihm ſchlecht; ſondern auch alle ſeine Mitbürger verachten ihn. Ich bins überzeugt, daß er mit ienem noch ums Grab gehandelt haben würde, wenn er gekonnt hätte. Warlich, es iſt ein ſchändender Gedanke, wenn wir fürchten müſſen, daß nach unſerm Tode noch uns von allen Seiten Vorwürfe über unſere Härte, Liebloſigkeit, Grauſamkeit und Unerbittlichkeit gemacht werden. Wenn wir einmahl ruhen: ſo wollen wir doch gern wahre, menſchliche Ruhe genießen. Dieſe beſteht nicht darinn, daß unſere Gebeine nur verſcharrt ſind; ſondern daß die Geſellſchaft, welche wir verlieſſen, einmüthig oder doch gröſtentheils mit Redlichkeit wünſcht, daß wir noch lange in ihr gewandelt haben möchten. Wir ſind nicht gleichgültig dabei, wenn wir hören, daß hinter unſerm Rücken ſchlecht von uns geredet worden ſei; können wir auch wohl unempfindlich dabei ſein, wenn wir fürchten müſſen, daß nach unſerm gänzlichen Abſcheiden uns noch gegründete Vorwürfe in Anſehung unſres Herzens gemacht werden? Nein, ich vertauſche den Nachruhm meiner edlen Denkart gegen alle Güter der Erden nicht. Und wenn ich ihn auch nicht hören würde: ſo liſpelte ihn mir doch jetzt ſchon mein eigen Herz zu. Das iſt Seligkeit, denken zu können: wenn du einſt längſt todt, lange vom gröſten Theil der Menſchen vergeſſen biſt: ſo ſpricht keiner von denen, die dich noch kennen, wenn ſie deinem Grabe vorübergehen: hier liegt ein Menſchenfeind! Es iſt etwas unausſprechlichſüſſes dabei, hoffen zu dürfen, denn noch von unſern Brüdern geſegnet zu werden, wenn wir den Segen weder mehr bezahlen noch erſchmeicheln können. Ich bin verſichert, daß wir, wenn wir gutherzig, mild und wohlthuend geweſen ſind, keines Leichenſteins und keines andern Merkmals bedürfen, um unſern Mitbürgern unſere Grabſtäte einſt kentlich zu machen. Des Menſchenfreunds wird ſo nicht vergeſſen. Die Redlichen alle, welche ihn kannten, wiſſen ihn liegen; und der Todtengräber zeigt ungefragt im Vorübergehn auf die Stäte hin und hat dabei ein Anſehen, als wenn er daſelbſt einen koſtbaren Schatz vergraben hätte. Wenn denn in den Nachtſtunden bei künftigen Todesfällen lange Reihen von Leichenbegleitern neben dem heiligen Hügel vorübergehen, und Mann für Mann einen freundſchaftlichen, achtungvollen Seitenblick auf denſelben werfen — wie ſegnet da Milde des Herzens noch! Oder wenn an ſchönen Frühlingstagen Waiſen, die wir erzogen, Wittwen, denen wir in ihren Trübſalen Unterſtützung reichten, ganze Familien, denen wir ihr Fortkommen in der Welt erleichterten, ihren liebſten Spatziergang zur Stäte unſrer Ruhe machen, rings um dieſelbe her treten, und bald aufs Grab, bald gen Himmel ſchauen, — o blicken Sie mich recht darauf an, meine Herren, meine ganze Seele intereſſirt ſich für den Mann, welcher ſo etwas hoffen darf. Er iſt der Edle, deſſen Bildnis, und wenn es nie gemahlt worden wäre, noch lange nach ſeinem Hintritt vor den Augen ſeiner Mitbürger reizvoll ſchwebt; der denn noch immer ſegnend unter ihnen umherwallt, und deſſen Nahme Jahrhunderte hindurch von ſeinem Geſchlecht mit Ehrfurcht genannt wird. Und das, was einſt andere, wenn wir Menſchenfreunde geweſen ſind, nach unſerm Tode von uns ſagen, iſt gerade daſſelbe, was uns unſer eigenes Herz ſchon bei Lebzeiten ſagt, ſo oft wir eine Handlung des Wohlwollens, der Unterſtützung und der Großmuth ausüben. Wenn ein Unglücklicher mit Thränen zu uns kommt, und wir es ſo weit bringen, daß er ohne Thränen wieder von uns geht, — iſt es möglich, daß es ein ſeligeres Vergnügen auf Erden für uns geben könne? Wie Gott handeln würde, wenn er in menſchlicher Geſtalt umherginge, ſo haben wir denn gehandelt. Strecken wir unſere Arme nach dem aus, welcher zu uns ſeine Zuflucht nimmt; umfaſſen, ſchützen, ſegnen wir ihn mit ſelbigen: ſo ſpricht eine heilige Stimme in uns: du haſt recht gethan. Du biſt ein Guter, ein Edler. Dich lieben dafür Gott und deine redlichen Brüder. Du haſt die verborgene Weisheit des Schöpfers in ein helleres Licht geſetzt. Es ſchien ſonderbar, daß er an dem einen Ort Ueberfluß hinſchüttete, und am andern Mangel lies; aber du zeigſt, was damit abgezweckt ſei; daß nehmlich der Mann im Ueberflus dem Manne im Mangel den Zutritt zu ſich öfnen und ihn an der überſtrömenden Menge des Guten, welche er beſitzt, Theil nehmen laſſen ſoll. Der Anblick des Dürftigen forderte dich zur Mildthätigkeit auf;

du ſaheſt ihn und wandteſt dein Angeſicht nicht von ihm. Tief in deinem Buſen regten ſich menſchliche Gefuhle; du unterdrückteſt ſie nicht. Sie trieben dich zu großer Menſchenthat an, und du vollbrachteſt dieſelbe ſchnell. Stärkung im Guten war für dich ſelbſt deine edle Handlung, und niemand hat davon gröſſern Segen, als du. Genies nun mit froherm Muth all dein Glück; denn es iſt Lohn für dich. Deine Brüder gönnen es dir; der, den du menſchlich getröſtet haſt, betet für dich. — Treffen wir mit unſrer Wohlthätigkeit ein edles Herz: ſo werden wir in den Ausdrücken deſſelben, die der Mann,. welcher das Herz hat, in Aug' und Mine zeigt, eben diß alles leſen. Unter allen Menſchen werden wir dieienigen ſein, welche ſeine gröſſeſte Aufmerkſamkeit an ſich ziehn. In iedem groſſen und kleinen Haufen wird er uns ſuchen, und allen unſern Brüdern es ſichtbar machen, wie gern ſeine Blicke auf uns ſchweben. Wenn wir denn von ungefähr ihn bemerken, hat er ſchon lange uns freundlich angeſchaut. Ohne daß ein Menſch es hört — wir aber hören es laut — ruft er uns, ſo bald ſeine und unſere Augen einander begegnen, zu: du biſts; ia du biſts. Nie vergeſſ' ich deiner. Du warſt nicht, wie andere, welche Menſchen leiden ſehen, dabei im Stande ſein können, ihnen zu helfen, und durch eine feine Wendung dem Mitleidsfordernden Anblick ſich entziehen. Nicht warſt du, wie andere, die, wenn der Leidende ſie feſthält, und ſie ihm nicht entwiſchen können, ihn mit Vorwürfen überſchütten, damit ihm die Bitte verſtumme. Ich litte vor deinen Augen — und dis war ſchon genung für dich. Mit meinem Unglück viel zu ſehr beſchäftigt, dacht' ich nicht daran, Hülfe zu ſuchen; ſondern ſchwebte in hartem Kampf mit mir ſelbſt und mit meinem Geſchick. Da reichteſt du mir die unterſtützende Hand. Ich umfaſte ſie und ward aufgerichtet. Ich fühlte, daß es eine Menſchenhand ſei; war aber noch viel zu betäubt, als daß ich fragen konnte, welchem Edlen gehört die Hand? Und da ich dich eben erkannte, entwiſchteſt du mir ſchon, um mich des Danks zu überheben. Sieh, dieſer Menſch, welcher dich iezt dafür noch zärtlich anblickt, iſt ein Geretteter durch dich; ein an die Fürſehung im Glauben Geſtärkter durch dich; ein in Ausübung der Tugend und ſeiner Berufsgeſchäfte Aufgemunterter durch dich! Betrachte iede Freude, welche er nun auf Erden genießt, als ein Geſchenk deiner

Hand, und iede gute That, welche er auf Erden verrichten wird, als eine Nachahmung deiner! — Wie? iſt das nichts, ſo etwas in den Augen eines Menſchen zu leſen, wenn er uns anblickt? Iſt nicht tauſendmahl mehr Ruhe für uns dabei, als wenn ieder, welcher unſrer anſichtig wird, mit menſchlichem Unwillen ſich von uns wegwendet, oder, wenn er mit ſeinen Blicken an uns ſchwebend bleibt, in iedem derſelben uns zuruft: du ſteinerner, du eherner Mann! Gewürdigt hat dich Gott, Wohlthäter deiner Brüder werden zu können, da er dich in ſo glänzende äuſerliche Umſtände verſetzte; aber dein eigen Herz würdigt dich der Ehre, es zu werden, ſelbſt nicht. Die Welt verliehrt dabei; und du noch mehr. Du hörſt keinen Segen und darfſt nicht denken, daß irgendwo ein Betender dich in ſein Flehen vor Gott einſchließe. Dein Tod wird die erſte Freude ſein, welche du in der Welt um dich her verbreiteſt! ... Gott, wie wird mir, wenn ich ſo etwas unter Gräbern denke! Ich weis wohl, was der Hartherzige ſpricht, wenn man ihm dis alles anzuhören gibt. Es iſt der Mühe nicht werth, ſagt er, daß man gutthätig ſei; man findet in der Welt nicht ſolche Gemüther, welche uns dafür Dank wiſſen. Aber ich wünſchte, daß ich ihn iezt ſo um mich hätte, wie ich Sie, meine Herren, hier bei mir habe. Hier unter Gräbern wollt' ich ihn recht ſchamroth machen. Scheueſt du dich nicht, würd' ich ihm ſagen, auf einer Stäte ſo zu heucheln, welche vielleicht einmahl dein Grab werden kann? Iſt es in der That wahr, daß die Erde ſo leer von Dankbaren iſt, wie du ſie ſchilderſt, ſo geſteh mirs einmahl aufrichtig, ob du nicht äuſerſt froh darüber biſt, daß ſie dis iſt, damit du deiner Hartherzigkeit einen gleiſſenden Anſtrich geben könneſt? Gingeſt du wohl gleich gern mit mir in eine andere Welt, welche voll erkentlicher Menſchen wäre? Stelle dich nicht bereitwillig dazu; wenn du Guts thun willſt, brauchſt du, um Dank zu erhalten, nicht erſt in eine andere Welt zu gehen; du findeſt auf Erden Menſchen genung, welche Wohlthaten noch zu ſchätzen wiſſen, und dich für ſie ſegnen werden. Du willſt ſie nicht ſehen; ſie wandeln rings um dich her. Der iſt ſchon kein guter Mann mehr, welcher alle Menſchen geradezu für ſchlecht hält. Und wiſſe, daß man oft unedle Menſchen auch durch Guethaten edel machen könne. Wärſt du auch unter lauter Schlechtgeſinnten; biſt du nicht ſchuldig, wiederholte Verſuche zu machen, ob du nicht hie einen und da einen von ihnen zu beſſern Geſinnungen leiten könnteſt? Und wenn du nun wahrhaftig keinen Dank erhieltſt; haſt du denn weiter keinen Bewegungsgrund, Guts zu thun, als den, daß du Dank hören willſt? Muſt du für die kleinſte rechtſchaffene Handlung allemahl auf der Stelle baar bezahlt werden? Alſo biſt du nicht im Stande einen uneigennützigen Blick um dich her zu richten? Alſo kennſt du keinen Mann, auf den du ſehen muſt, als dich? Iſts nicht ſchon Lohn genung, das Gute gethan zu haben? Verhält ſich denn dein Wohlthäter eben ſo gegen dich, daß er allemahl auf deinen Dank wartet, ſo oft er dir einen ſeiner Segen zuſtrömen läſſet? Hält er denn ſo fort inne, dich zu ſegnen, wenn dein Dank nicht alsbald erfolgt? Wiſſe, du würdeſt unter allen Leidenden der Leidendſte ſein müſſen, wenn der oberſte Wohlthäter dich ſo behandeln wollte; denn du biſt unter allen Undankbaren der Undankbarſte — du gibſt das überſchwengliche Gute, welches er dir reicht, nicht weiter — und eben darum, weil du dies biſt, hältſt du jeden andern für deines gleichen. — — Sagen Sie nicht, meine Herren, daß der Ton zu barſch ſei, in welchem ich ſolchergeſtalt hier zu einem Hartherzigen reden wollte. Wenn man Leute mit ſtumpfem Menſchengefühl vor ſich hat und ſteht mit ihnen unter Gräbern: ſo mus man ſo zu ihnen ſprechen. Wären ſie fähig, auf ſanftere Vorſtellungen zu hören: ſo bedürften ſie gar keiner von andern Menſchen; ihr eigen Herz würde ihnen dieſelben reichen. Ich kanns nun einmahl nicht dulden, wenn Jemand allen andern um ſich her alle Anlage zur Herzensgüte abſpricht; und wenn er dis noch obendrein nur dazu thut, um ſeine Liebloſigkeit und Hartherzigkeit zu bemänteln: ſo empört ſich meine ganze Seele gegen ihn. Ich betrachte ihn als einen Mann, welcher recht froh iſt, wenn er lauter Böſewichter um ſich hat, und der ieden Redlichen, den er findet, zu einem Böſewicht zu machen ſucht; damit er nur nicht in die Verlegenheit komme, ihm Guts thun zu müſſen. Nein, meine Herren, die menſchliche Geſelſchaft beſteht nicht aus lauter Dieben und Mördern; ſie hat nicht lauter treuloſe, pflichtvergeſſene Glieder. Laſſen Sie uns nur Handlungen der Uneigennützigkeit, der Menſchenliebe und der Grosmüthigkeit verrichten; wir werden immer Gegenſtände finden, welche es verdienen, daß wir ſie auf ſie richten. Sanften, lohnenden Dank werden wir hören und leſen; leſen in

Menſchenaugen, und hören von Menſchenlippen. Manchen Fühlloſen werden wir dadurch zum Gefühl zurückbringen, und manchen Untreuen wieder treu machen. Ein guter Menſch bringt den andern hervor; und wenn wir denn durch unſere Wohlthaten das Glück haben, nicht nur die Leiden eines Menſchen zu erleichtern, ſondern auch ſein Herz zu veredeln: ſo haben wir mit einer einfachen Handlung eine zwiefache gleich vortrefliche Abſicht erreicht. Der Gedanke: es gibt viel Undankbare unter den Menſchen, mus uns nicht träge, ſondern vielmehr thätig machen. Ich weis nicht, wie es Menſchen geben könne, welche, wenn ſie im gröſten Ueberflus leben, an Jahren ſchon weit ans Ziel hinausgerückt, und dabei wohl gar kinder- und weiblos ſind, dem Jammernden eine Bitte, deren Erhörung auf ihrer Seiten wenig Aufwand erfordert, auf ſeiner aber der Grund zur Ruhe ſeines Lebens iſt, kaltblütig verſagen, mit iedem, der für ſie arbeitet, bis aufs Blut handeln, und, wenn ſie ia einige Groſchen wegzugeben genöthigt ſind, noch allerlei Vorwand aufſuchen können, um ſie wenigſtens vier und zwanzig Stunden noch länger in der Taſche zu behalten. Ob ſie denn gar nicht an ihre künftige Wanderung hieher denken mögen?

gen? Obs ihnen denn gar nicht einfallen mag, ſichs vorzuſtellen, wie bald nach ihrem Tode von allen Seiten her zu Fus und zu Pferde die jauchzendſten Erben kommen, ſich aufs unbarmherzigſte in ihr ganzes Habe theilen, ihnen nichts übrig laſſen, welches ſie, wenn ſie wiederkommen könnten, wieder anträfen, ſie nicht darum fragen, ob ſie ihnen dis oder ienes von ihrem geweſenen Eigenthum zukommen laſſen wollen, ſondern ieder davon mit ſeiner Rata hingehen werde, wohin, und ſie anwenden, wie er wolle? Wenn dem Geizigen noch der Gedanke übrig wäre: wenn du einmahl zurückkommſt ausm Todesthal: ſo findeſt du dein Vermögen gerade ſo wieder, wie du es verläſſeſt; ſo wäre doch noch einiger Zuſammenhang, einige Abſicht bei ſeiner hartmüthigen Handlungsart zu finden. Aber wiſſen, du muſt bald abtreten, Hab' und Guth am bisherigen Aufenthalt laſſen; du findeſt von allem nichts wieder, bedarfſt auch bei deiner Zurückkunft keines von allem mehr; unangeſprochen muſt du daſſelbe andern überlaſſen, welche dir vielleicht nie dafür danken, welche dich wohl gar verlachen und unter allen dieienigen ſind, welche am ernidrigendſten von dir nach deinem Tode reden — — dis alles wiſſen, und doch dabei unbeweglich bleiben, und weder aus dem Munde eines redlichen Dürftigen eine herzliche Bitte gern hören, noch ſich die Süſſigkeit gönnen wollen, in ſeinen Augen warmen, frommen Dank zu leſen — dis, meine Herren, ich geſtehs Ihnen frei, geht über alle meine Vorſtellungen und bleibt mir das ſchändlichſte Geheimnis des menſchlichen Herzens. Ich mag ſonſt gern alles zur Rettung der Ehre und der Vernunft eines Menſchen ſagen, und bin, ſo bald es zum Entſchuldigen kommt, der Erſte; und, wenn keiner mehr entſchuldigen will, noch der letzte, welcher dis thut; aber für ſolche Leute weis ich nichts zur Entſchuldigung aufzubringen. Und das ärgſte dabei iſt noch dis, daß dergleichen Perſonen ſich ſelbſt für nichts weniger als unbarmherzig halten; daß ſie, wenn ſie dasienige, was ſie aufs genaueſte behandelt haben, endlich bezahlen, die gröſte Freigebigkeit ausgeübt zu haben glauben; und daß ſie, wenn man wohl gar mit ihnen von ſolchen Menſchen in ſolchem Ton ſpricht, um alles in der Welt willen nicht auf den Gedanken kommen, daß man ſie meine. So iſt mirs ſchon oft gegangen, wenn ich dergleichen Leute weicher zu machen geſucht habe, und ich bin nicht Bürge dafür, obs mir nicht heute oder morgen wieder ſo gehe. Indeſſen laſſ' ich davon nicht ab, und will noch manchen von ſelbigen hieher unter Gräber führen, und hier menſchliche Empfindungen in ihm zu erregen ſuchen. Gelingts mir nicht, ſo iſts immer ſchlimmer für ſie, als für mich; denn ſie empfangen dadurch einen Grad der Immoralität mehr. Doch mögen ſie nicht glauben, daß es iedem von ihnen gelingen werde, ihre wahre Geſtalt ſich ſelbſt auf immer zu verbergen, und abzutreten, ohne ſich, ſo wie ſie wirklich ſind, betrachtet, und für ſich ſelbſt gelebt zu haben. Mehr, denn einmahl, bin ich nun ſchon der Zeuge davon geweſen, daß ſolche unerbittliche Menſchen, dicht an der Abneige ihres Lebens noch, durch ein ſchmerzvolles Krankenlager erſchüttert und zum Menſchengefühl zurückgebracht wurden. Sie waren die Jammervollſten unter allen Leidenden, welche ich iemahls im Kampf erblickt habe; denn ihr eigen Herz verdammte ſie. Die Hofnung, daß Gott mit ihnen Mitleiden haben und ihre Qualen lindern werde, ward ihnen aufs traurigſte dadurch verdunkelt, daß ſie nie Mitleiden gegen ihre Brüder empfunden hatten. Es iſt ein überſchwenglicher Troſt im Leiden, andern Leidenden geholfen zu haben — und den hatten ſie nicht; und ich konnt' ihn ihnen nicht verſchaffen; und mein eigenes Herz überzeugte mich, daß ſogar meine Religion, welche die Ausübung wahrer Menſchenliebe ſo dringend empfiehlt, wenig Beruhigung für ſie habe. Da lagen ſie nun und ſchwitzten, und ſtohnten, und röchelten. In ihren Augen ſah mans, wie die unerbittliche Seele mit ſich rang, und nun, wenn ſie von ſich ſelbſt Troſt forderte, unerbittlich gegen ſich ſelbſt ward. Mann für Mann ſchwebten die Elenden vor ihnen vorüber, welche ehemahls vergeblich ſie um Barmherzigkeit angeflehet hatten; in Todtenbläſſe, an Krücken des Alters und an Ketten der Unſchuld ſchwebten ſie vor ihnen über; und, ſo oft ſie einen derſelben vorüberwandeln zu ſehen ſich einbildeten, wanden ſie ängſtlich die Hände und röchelten heftiger. So, wie die Schmerzen nachlieſſen, waren die erwachenden menſchlichen Empfindungen wieder eingewiegt; und ſo, wie ſie wieder anſetzten, rangen dieſe Menſchengefühle wieder aus ihrem verſteinerten Buſen empor; und im Augenblick des gewaltigſten, gedrängteſten Schmerzens begingen ſie zuletzt die Thorheit, eine recht alberne milde Stiftung zu machen, durch welche auf einige Jahrhunderte die Gaſſeniungen in ihrem Unfug und Muthwillen geſtärkt, oder die Nachkommen ihrer Familie feierlich zum Müſſiggang auf-

geſordert

gefordert wurden; ſtatt, daß ſie bei Lebzeiten die Segenſtifter vieler tugendhaften, arbeitſamen und dürftigen Familien hätten werden ſollen, welche ihr Andenken, als das Andenken ihres liebevollſten Wohlthäters ihren Kindern und Kindeskindern als heilig anempfohlen hätten. O meine Herren, laſſen Sie uns das Gute, welches wir thun wollen, bei unſern Lebzeiten thun! Laſſen Sie es uns thun nicht in Augenblicken der Angſt und der Verzweiflung, ſondern in Tagen unſrer Munterkeit und Ruhe! Unſere Segen ſollen nicht den Stempel eines gebrandmarkten Gewiſſens an ſich tragen; ſondern ſie ſollen die ſtillen Zeugniſſe eines edlen, Gott- und Menſchenliebenden Herzens ſein! Ein unerbittlicher Menſch, welcher helfen kann und nicht will, iſt die ärgſte Karrikatur in Gottes Schöpfungen. Von ſeinen Armen umſchlungen zu werden, iſt abſchreckender, als in den Tatzen des Löwen und in den Klauen des Tigers zu ſchweben; denn dieſen Löwen, dieſen Tiger ſchuf die Natur zum Löwen und zum Tiger; aber jener Menſch machte ſich ſelbſt dazu — machte ſich dazu bei Vernunft und Menſchengefühl, und ungeachtet des tauſendfachen Guten, welches er täglich aus den Händen der menſchlichen Geſellſchaft nahm. Dieſe reiſſenden Thiere wurden von den Wohnungen der Menſchen verbannt, und allenthalben geht man auf ihre Niderlagen aus; aber ihn muſten ſeine Brüder dulden, muſten ihm Bequemlichkeit und Vergnügen verſchaffen, und konnten ihn dadurch nicht bewegen, daß er nicht als Ungeheuer der Wüſte gegen ſie handelte und nicht mörderiſche Zerſtörungen unter ihnen anrichtete. Für unſer Glück zu ſorgen, dis iſt unſre Beſtimmung. Aber die unmittelbare Folge hiervon iſt die, daß wir für die Wohlfart unſrer Brüder ſorgen; denn wir können nicht glücklich ſein, ſo lange es Unglückliche um uns her gibt, welche dis nur darum noch ſind, weil wir nicht Eifer und Redlichkeit genung beſitzen, ſie aus ihrem Elende zu retten. So richtete die ewige Liebe unſern Zuſtand ein, damit Menſchen recht an einander gefeſſelt werden ſollten; und dis ſollten ſie darum ſein, weil der Menſch ohne Menſchen nicht den zehnten Theil vom wahren Genus ſeines Daſeins einerndten kann, und weil wir uns in einem andern Leben wieder finden, wieder gemeinſchaftlich glücklich machen ſollen. Laſſen Sie uns alſo bei dieſen Gräbern, in welchen ſchon ſo viele Tauſende liegen, welche nicht mehr einander dienen können, und unter denen wir auch einſt unſere Lagerſtäte finden werden, alle Undienſtfertigkeit, Liebloſigkeit und

Hartherzigkeit ablegen! Die Saatzeit iſt kurz — wir ſäen alle über Winter — die Erndte folgt unausbleiblich gewis und dauret lange. Sind wir erſt in dieſen Gefilden der Unthätigkeit und der leeren Ruhe, und wir haben nicht darauf gedacht, unſere Saaten hinzuſtreuen, womit wollen wir uns zur Zeit der Erndte beſchäftigen? Wünſchen wir denn nicht, wenn einſt die Reihen der Schnitter, der Garbenbinder frohlockend dahergezogen kommen, uns in ſie zu miſchen und unſere jubelnde Stimme mit den ihrigen zu vereinigen? Ach! meine Herren, für den Menſchenfreund iſt nicht nur die gegenwärtige, ſondern auch die künftige Welt ſchön! Sie, ſie iſt's, welche ihn erſt in ſeinem liebenswürdigſten Glanze zeigen wird, wenn er an den reinſten Seligkeiten, welche die Gottheit dem menſchlichen Geſchlecht verleiht, den gröſſeſten Antheil nehmen wird. Und hieran ſollten wir doch wohl oft, und recht herzlich, denken. Wie ſo gar kurz iſt unſere erſte Wanderung! Wie wenig bleibt uns von vergangenen Genüſſen derſelben übrig! Laſſen Sie uns die Zukunft durch Ausübungen wahrer Menſchenliebe uns recht hofnungsvoll und glorreich machen! Unter tauſend Todten, welche hier um uns her liegen, und die nun ihre Zukunft einſt ſo nehmen müſſen, wie ſie für ſie da iſt, fordere ich Sie darzu auf. Unſer Herz öfne ſich dem Leidenden, und denke, daß auch ein Augenblick für uns komme, in welchem wir ſchweres Leiden der Natur tragen und unter ſelbigem erliegen werden! Wohl uns, wenn alsdenn der Glaube an den allmächtigen Erbarmer uns dadurch erleichtert wird, daß wir Erbarmer unſrer Brüder geweſen ſind! Ruhig und ſelbſtzufriden ſchlummern wir denn in jene Welt hinüber, und nehmen den Troſt mit ins Grab, daß Vorangegangene nicht über uns geſeufzt haben, und Hinterbleibende nicht noch über uns ſeufzen. Schrecklich wärs doch, wenn wir noch alsdenn Seufzer auspreſſen ſollten, wenn wir ſelbſt nicht mehr ſeufzen können! Kein Todtengräber ſpricht denn zu irgend einem Beſucher des Kirchhofs, wenn ſie über unſer Grab gehen: da liegt er, der Unerbittliche! Keiner unſrer Bekannten flieht unſere Ruhſtäte unwillig vorüber! Freunde, welche unſer Angeſicht geſchaut haben, Fremde, welche wünſchen, daſſelbe geſehen zu haben, weilen denn gern neben unſern Grüften; und am zweeten groſſen Schöpfermorgen tönt uns die Stimme der Allmacht, welche Leben ruft, lieblich; und die, welcher wir uns erbarmten, denen wir Mitleiden, Beiſtand und Rettung angedeihen lieſſen, drücken uns unter allen Seligen zuförderſt ans Herz.

Als

Als der Kourier kam, welcher die Nachricht brachte, daß der Friede geſchloſſen ſei.

Ich hatte allerlei ehrliche Leute bei mir, die weder mit Korn, noch mit Pferden handelten; und mit denen konnte ich ſo recht herzlich über die groſſe Gnade Gottes, daß Friede wäre, reden.

[illegible]

Dis ſind die Bothen des Friedens! Blies doch nie ein Poſtillion in meinen Ohren ſchöner, als dieſer, welcher dort vorreutet! Alle Muſik, welche ich in meinem Leben gehört habe, war in Anſehung der Eindrücke, welche ſie auf mich machte, nichts gegen ihn. Lauter Friede und Freude iſt in iedem Ton; und der Edle, welcher hinter drein reutet, ſitzt recht mit der Mine der feierlichen Ruh, die er ankündigt, zu Pferde. Das mus doch ein unausſprechliches Vergnügen ſein, ſo eine Nachricht dem Volke zu überbringen! Und wenn dieſer Officier für alles das Gute und Brave, was er in ſeinem Leben gethan hat, weiter keinen Lohn empfängt, als dieſen, und er hat ein empfindliches Herz: ſo mus er in dieſen Augenblicken vollen Lohn fühlen. Wie die Leute zu Hunderten um ihn her ſind! Wie er eine allgemeine Freude unter ſie verbreitet! Wie ſie ihn beinahe für den Mann anſehen, welcher nicht nur den Frieden bringt, ſondern der ihn auch gibt! — — Nun laßt uns wieder heiter und froh ſein, lieben Mitbürger; Gott hat uns den Frieden geſchenkt, und wird uns alles andere Gute mit ihm ſchenken. Eure Wünſche, eure Gebete ſind erhört. Ach! ich ging auch oft in den erſten wonnevollen Tagen des Jahrs recht tiefdenkend übers Wohl des menſchlichen Geſchlechts in meinem Garten umher; und wenn ich denn eine Schönheit des Frühlings nach der andern um mich her werden ſah: ſo blickt' ich manchen ſchwermüthigen Blick zum Himmel und ſprach in mir ſelbſt: die Natur iſt ausgeſöhnt; wärens doch nun ihre Kinder auch! die Erde ſchmückt ſich; würden ihre Bluhmen doch nicht mit Menſchenblut beſpritzt! Aber nun will ich von ganzem Herzen froh durch Gärten, Thäler und Felder gehen. Es iſt Friede nicht nur in der Natur, ſondern auch in der menſchlichen Geſelſchaft. Wenn der Gedanke des Friedens ſich mit dem Anblick des Frühlings verbindet: denn iſt der Frühling erſt recht wonnevoll. Alle dieſe Reize, welche Gott aufs neue über ſeine Schöpfungen geſtreut hat, blühen nun nicht dazu auf, daß ſie zerſtört werden ſollen, ehe er ſie ſelbſt wieder von der Erde nimmt. Sie nehmen friedlich zu und ab, wie es die Geſetze der Natur mit ſich bringen; und wer nun ſonſt ein vorwurffreies Herz hat, kann ſich an iedem Abend und an iedem Morgen unter ſie hin ſtellen und ſich treflich an ihnen laben. Ach! gar zu bange war mir doch ihrentwegen! Ihr ſölltet nur einmahl ſo ein Feld geſehen haben, auf welchem groſſe Schaaren der Krieger ſich herumgetummelt haben, wie es ſo gar öde und zerſtört mitten im Maimonath iſt! Da mögt ihr ia für euch keine Freuden, und für eure Weiber und Kinder keine Bluhmenſträuſſer ſuchen. Da ſind alle äſenden Feldthiere und alle liebliche Sänger des nahen Waldes verſcheucht. Da trauern Berg und Thal; das Thal hat keine munterſpringenden Heerden, und der Berg keine liebliche Ausſicht in geſegnete Fluren. Jeder Wanderer, welcher in ſo eine Gegend kommt, verdoppelt ſeinen Schritt, und eilt aus dem triſten Anblick der Verödungen weg. O darum blicket heute mit frohem Muth auf iede Flur unſres Vaterlands hin! Zur Rechten Lenz, und zur Linken Lenz; nicht um zertreten, zerſtört zu werden; ſondern angeſchaut zu werden von menſchlichen Augen, und empfunden zu werden von menſchlichen Herzen! Die Sonne ſoll nicht über Wüſteneien aufgehen; der Mondſchein ſoll auf Bluhmengefilde fallen. So will es der Vater der Welt. Schon fürchteten wir, das eben erſt aufblühende Paradis des Jahrs werde durch Menſchenſchuld wieder zerſtört werden; aber wir wandeln wieder ſelig in ſelbigem umher. Blühet nun, ihr Bluhmenwieſen, grünet hell und dunkel, ihr Gärten und Wälder! Im Morgenthau und im Abendduft wollen wir uns ſorgenfrei in eure Lauben ſetzen und die bewahrten Schönheiten der Natur bewundern. Um uns her liegen denn auch keine ſchuldloſen Opfer in groſſen Haufen verſcharrt. Angſterregende Gräber nothwendiger Väter, edler Jünglinge, tapfrer Helden, einziger Kinder umgeben uns nicht. Ach! meine lieben Mitbürger, ihr ſeid gutherzige, Gott und Menſchen liebende Leute; ihr denkt nicht ſo, wie mancher andere, welcher ganz kaltblütig dabei iſt, wenn er von zwanzig Tauſenden hört, die in einem Vor- oder Nachmittag erſchlagen worden ſind, ſo bald er nur Gewinn und Wucher dabei findet; darum kann ich mein Herz zu euch über dieſen Punkt recht ausſchütten. Ich kanns euch nicht vollkommen ſo beſchreiben, als ich gern möchte, wie mir dabei geworden iſt, ſo oft ichs in meinem Leben geleſen habe, daß ganze Mengen von Menſchen auf einem Umkreis von einigen Morgen Acker in einer Stunde ihr Grab gefunden hatten, von denen man behaupten konnte, daß ſie nach dem Willen der Natur noch lange hätten leben können. Wir ſind ia nicht dazu da, daß wir einander ermorden ſollen; helfen und dienen ſollen wir einander, und die Laſten des Lebens erleichtern. Ich ſehe ſie vor meinen Augen hinſtürzen, dieſe Opfertauſende. Alle haben ſie den Gram und den Unmuth darüber in ihren Blicken, daß ſie nicht noch da ſein und ſich ihres Lebens freuen ſollen. Hier fällt Vater bei Vater; dort Gatte bei Gatten. Ueber eine einzige Stunde wird wohl hundert Meilen im Umkreis Jahre lang geweint und geſeufzt. Eine Menſchenfamilie nach der andern empfängt die traurige Nachricht von der Niderlage eines ihr theuern und nothwendigen Gliedes. Das Klaggeſchrei ſchallt vom Schlachtfelde ins nächſte Dorf, und von da von Flecken zu Flecken, von Stadt zu Stadt. Wartet nur nicht, ſpricht die gebeugte Wittwe zu ihren Kindern, auf den Vater; er kommt nicht wieder; in fernen Gründen ſtrömte ſein Blut! So gewähre mir denn, ſeufzt der blinde Greis, die Gottheit den einzigen Troſt, daß ich meinen gefallnen Jüngling nicht lang' überlebe! Ach! und ſie kämpfen nicht alle einen gleichkurzen Todeskampf, die Unſchuldiggefallenen! Viele unter ihnen ringen lange! Ich höre ſie röcheln und ſtöhnen. Sie ermatten langſam unter den Ausflüſſen ihres Bluts; werden zertreten, zerquetſcht, und iammern mit heiſer Stimme noch eine Zeitlang fort. Lange nach der Schlacht wird bald dieſe, bald iene Stunde noch hier für zwanzig, und dort für zwanzig die Stunde des Tods. Einige werden gekrüppelt und verſtümmelt vom Kampfplatz weggeſchlept, und quälen ſich noch auf Marterbetten, oder ſchleichen eine Reihe von Jahren als halbe Menſchen in der Welt umher. Nun können freilich weder ihr, noch ich, die Sache allemahl ſo ganz überſchauen. Mancher weiſe und gute Fürſt mag wohl zum Kriegführen ſchon gezwungen worden ſein, und das Wohl ſeines geſammten Volks mag es erfordert haben, daß er ihm einen Theil deſſelben aufopfern muſte. Er empfand denn vielleicht eben den Unmuth, wenn er ſeine Treuen zu Tauſenden ſtürzen ſah; und wenn er gewahr ward, wie die gutherzigen Kinder willig und heldenmüthig ihr Blut für den Vater hinſchütteten: ſo ſtanden ihm wohl menſchliche Thränen im Auge. Er hätte ihres Lebens gern geſchont; hätt' es das Heil des Vaterlands verſtattet.

ſtattet. Aber ſeht, daß es dismahl nicht nothwendig geweſen iſt, daß einige Hunderttauſende für die übrigen Millionen ſterben muſten; daß die Wiederherſtellung der Ruh' unſers Vaterlands keine ſo gräsliche Menge edlen, warmen Menſchenbluts gekoſtet hat, dis iſts, worüber wir heute recht herzlich einander die Hände drücken ſollen. Wenn nun die Schaaren der Krieger zurückgezogen kommen: ſo wollen wir uns ihres Lebens freuen. Wir wollens uns vorſtellen, wie ganze, groſſe Reihen derſelben vielleicht nun ſchon nicht mehr wären; wie viele, die iezt noch mit dem ſchönſten Wuchs und mit dem edelſten Anſtand daherſchreiten, traurige Anblicke der Menſchheit durch ihre Verſtümmelung reichten; wenn die ſanfte Stimme des Friedens nicht getönt hätte. Dabei wollen wir denn denken, daß alle dieſe braven Leute eben ſo gern leben, und eben ſo gern geſund ſein mögen, als wir. Wir wollen denken, daß ihre Familien, ihre Weiber und Kinder ſich eben ſo nach ihnen ſehnen, wie die unſrigen nach uns. Wir wollen unſere Jünglinge, welche im Vaterlande zurückgeblieben waren, darauf anſehen, wie bei fortdaurendem Kriege noch an viele derſelben die Reihe gekommen ſein, und wie noch manchem

Vater der unterſtützende Sohn und mancher Braut der Geliebte aus den Armen geriſſen worden ſein würde. Sie alle haben durch den Frieden das Leben gewonnen; und wir unſer Hab' und Gut. Denkt dis auch einmahl ſo recht mit mir über, lieben Leute. Wie wohl ihr euch dabei befindet, wenn ihr in euren Häuſern unter den Eurigen ungeſtört lebt, eure Arbeiten mit Fleiß und Treue verrichtet, und den kleinen Lohn derſelben am Abend euer Eigenthum nennen könnt, ohne befürchten zu müſſen, daß er am kommenden Morgen euch aus den Händen gewunden werden werde! Und dis iſt das traurige Schickſal ſo vieler Tauſende von Familien, wenn der Krieg ein Land überzieht und lange dauert. Der Aufwand deſſelben fällt bald auf den Staat zurück; und wenn die Schätze des Vaters erſchöpft ſind: ſo müſſen die Kinder beiſteuern. Auch nachbarliche Provinzen, wenn ſie der Schauplatz des Kriegs werden, trift eben daſſelbe Loos. Gelingt es denn dem Feinde hereinzudringen: ſo geſchehen wohl die unerſchwinglichſten Forderungen. Zuſammenbringen müſſen denn die Bürger all' ihre Habe und Gut; und reicht dis nicht dazu hin, das geforderte zu erſchütten: ſo ſtürmen wohl die Plünderer in ihre Hütten ein, und verheerende Flammen ſchlagen denn über ihren Häuptern zuſammen. Denn flieht, wer entfliehen kann, von der Stäte des Greuels. Der Vater den dreijährigen Knaben im Arm, und die Mutter den Säugling an der Bruſt, eilen ſie beraubt und arm zu ihren Freunden tiefer im Lande, welche bald darauf ein gleiches Schickſal trift. Nie verwinden alle dieſe Elenden den erlittenen Jammer wieder ganz, und nach Jahren ſchaut man denn noch die ſchreckenden Ueberreſte der Verheerungen in ihren Städten. Sehet, ihr Lieben, dafür bewahrte uns Gott! Unſer Eigenthum iſt nun wieder ganz unſer. Blicket eure Häuſer wieder darauf an, wie ſie kein von Fern herziehendes Volk zerſtören wird. Betrachtet das kleine, durch Arbeit und gute Haushaltung erübrigte Vermögen in denſelbigen, wie es nun dazu dienen wird, einſt im Alter euch Erleichterungen eurer Mühſeligkeiten zu verſchaffen, und den Grund zum Glück des Lebens für eure Kinder zu legen. Nun macht euch der Gedanke in euren Geſchäften nicht las und nidergeſchlagen, daß der Ertrag derſelben in Hände gerathen werde, welche nicht das geringſte zu ihrer redlichen Betreibung beitrugen. Ihr wiſſet, daß ihr für euch und für die Eurigen wieder arbeitet; nun arbeitet ihr raſch, unverdroſſen und muthvoll. Am Morgen ſeht ihr euer Tagewerk mit Luſt und Trieb zu ſelbigem vor euch, und am Abend blickt ihr auf daſſelbe, wenn es vollendet iſt, zufriden mit euch und mit der edlen Anwendung eurer Kräfte zurück, und ſinkt freudigmüde in die Arme der verdienten Ruh. Die Gottheit, welche euch ſegnet, bewacht denn euch und eure Wohnungen; vertrauensvoll übergebet ihr euch an ſie und preiſet ſie für ihre Liebe in iedem folgenden Morgenroth. Ach! lieben Leute, ich ſehe es, wie die Freude aus euren Augen leuchtet. Dieſe Freude iſt Dank, und ihr thut recht daran, daß ihr ſie empfindet; denn es mag etwas hartes und ſchweres ſein, aus ſeinem brennenden Hauſe gehen und allem dem Seinigen den Rücken zukehren zu müſſen! Viel tauſend Thränen mögen Mitbürger unterwegs vergieſſen, wenn ſie, die vorher in einem geſegneten, blühenden Zuſtande einander kannten, nun gleicharm und gleichelend in langen Reihen davon eilen müſſen, um nur ihr einziges, letztes Gut, ihr Leben, in Sicherheit zu bringen! Unter euch ſind einige, welche Ackerbau treiben. Ich ſehe euch oft mit innerm Vergnügen zu, wenn ihr eure Saaten auswerft, auswerſt, oder an Sonn- und Feſttagen in den Fluren umherwandelt, oder die blinkenden Senſen zur Erndtezeit im Felde ſchwingt. Eure Lebensart iſt die natürlichſte, die ſimpelſte und ſchuldloſeſte; und ich kann mirs vorſtellen, wenn ihr auf euren dickwallenden Weizenfluren und unter euren muntern Heerden ſtehet, wie glücklich ihr euch fühlen mögt. So lebten die Väter der Menſchen alle; und dabei wurden ſie alt und grau, ſahen lange Reihen von Kindeskindeskindern, und ſegneten beim ſpäten Weggehn die Erde noch, deren Anbauer, Bevölkerer und Schmücker ſie geweſen waren. Aber wie war euch zu Muthe, ihr Söhne der Natur, als ihr vor Winter euren Samen mitten unter Kriegsgeſchrei ausſtreuetet? Dachtet ihr nicht: wenn dieſe unſere Saaten im beſten Frühlingswuchs ſein werden: ſo traben wohl viele Tauſende von Reutern herbei und zertreten die grünenden Hofnungen — oder, wenn wir nach Monatsvergang ſchon auf Erndte warten: ſo mähet der hungrige Feind ſie vor unſern Augen unreif darnider, und wir dürfen ihn nicht, wie die Thiere des Waldes, verſcheuchen. Denn ſtehen wir von fern und ſehen dem Raub mit naſſen Augen zu; müſſen unſere Thränen wohl verbergen, und dürfen nicht einmal ſchreien: iezt kommt ihr auf unſere Breite. Ach! Brüder! dieſer Angſt hat euch Gott entriſſen! Ihr, die ihr geſäet habt, ſollt auch die Schnitter werden. Aus euren Scheuren führtet ihr die Saaten, und in ſie zurück ſollet ihr wieder die Erndten führen. Nähren ſollet ihr damit euch, eure Weiber und eure Kinder; und bei jedem kleinen Verkauf, welchen ihr von eurem Getraide an eure Mitbürger macht, ſollet ihr im Herzen dem Gott des Friedens ein Friedenslied ſingen. Schon wallen und wogen eure Fluren, und verſprechen euch einen reichhaltigen Segen aus den Händen des Vaters der Welt. Bald werden ſie reife Früchte haben, und denn werdet ihr ſie in euren friedlichen Schos einnehmen. Auf den Kreuzwegen gehen wir alsdenn neben euren Erndtefeldern umher, und finden eure ländliche Geſchäftigkeit ſchön. Wir erinnern uns denn auch daran, daß wir dieſe angenehmen Anblicke nicht hätten, wenn Friede nicht wär. Wir freuen uns denn auch unſers Gewinns, welchen wir bei eurer Erndte haben, daß nun keine drückende Theurung uns niderbeugen werde. Und wohl, will ich ſprechen, wohl beſonders den Armen im Volk, welche das mehreſte Brodt eſſen, und die bei Zerſtörungen der

Felder und bei darauf folgenden hohen Preiſen des Getraide am meiſten leiden! Für ſie war Friede das heiligſte Geſchenk — auf ſie warf der Erbarmer der Menſchen ſeinen mitleidvollſten Blick. Jedes Brodt, welches wir denn hinfort in ihren Händen ſehen, wollen wir als eine Beute betrachten, welche der Feind gemacht hätte, und die ihm Gott wieder entriſſen hat; und wenn wir denn gewahr werden, wie ſie ſich damit ſättigen, ſtärken und laben: ſo ſollen uns unſere zuſammengeſetztern Mahlzeiten noch feſtlicher ſchmecken. Mittheilen wollen wir ihnen von unſerm Ueberflus; und ihr Ackerleute ſollet ihnen auch eure Wohlthätigkeit nicht vorenthalten. Wir haben geerndtet, möget ihr ſprechen, und ſie ſollen zehnten; damit ſie, wenn wir unſern Erndtegeſang ſingen, in ſelbigen mit frohem Muth einſtimmen. Altar bei Altar ſtehe denn auf unſern Fluren, und da, wo die Gottheit uns alle geſegnet hat, werde ſie auch von uns allen angebetet; und keiner von uns gehe den Altären vorüber! Lieben Leute, ihr meints mit Gott und Menſchen gut, und erfüllet mit Redlichkeit all' eure Pflichten. Gott hat uns auch in Ausübung der Tugend durch den Frieden ſtärken wollen. Der Menſch iſt aufmerkſamer auf ſich ſelbſt, er iſt beſſer, wenn Ruhe um ihn her ſchwebt. Er ſieht nicht ſo viel nachahmungreizende böſe Beyſpiele, härtet ſich durch öftere Anblicke der Grauſamkeit nicht ab, und bleibt im Beſitz der Milde und Zärtlichkeit ſeines Herzens. Wildheit, Zügelloſigkeit und Verachtung der Geſetze werden nur gar zu ſchnell die Folgen des Kriegs. Mitten unter ſelbigen lebt ſichs für den Edeldenkenden nicht gut. Er fühlt, daß ſeine Brüder um ihn her ihrer Natur und Beſtimmung nicht gemäs wandeln, und daß ſie ſich dadurch der menſchlichſten Genüſſe des Lebens berauben. Des Friedens holdes Kind iſt die Tugend. Auf alle Stände verbreitet ſich bald alsdenn ihr milder Segen. Die Geſetze empfangen ihre Würde wieder, und werden nicht ſo ſchamlos verletzt. Der Vater des Volks kann ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſeine Kinder richten, und ſeine Kinder machen ſich unter ſeinen Augen nicht vieler ſchwarzen Thaten ſchuldig. Für die Guten unter ſelbigen hat er Zeit und Reichthum genung, um ſie zu belohnen, und für die Rückkehr der Ausartenden kann er mit beſſerm Erfolg Sorge tragen. Die Ruhe befördert die wahre Verehrung der Gottheit. Der zufridene, ſorgenloſe Weltbürger findet allenthalben ſeinen Tempel und ſchaut ſeinen Gott immer in liebevollen Bildern. Furchtbares Geräuſch, ſchreckenvolle Nachrichten unterdrücken in ihm nicht die ſanfte Erhebung des Herzens zum Himmel. Er gehört ſich ſelbſt mehr zu, denkt über ſeine Beſtimmung heiliger nach, und unterhält eine Gottverherrlichende fromme Betrachtung der Schickſale ſeines Lebens. Er kommt öfter zur Natur und findet in allen ihren Werken die lauteſte Aufforderung, rein und gut zu bleiben. Darum iſts ſo eine groſſe Gnade Gottes, lieben Mitbürger, daß Friede geworden iſt; und darum ſollt ihr ihm von ganzem Herzen dafür danken. Es iſt ein rechter unnatürlicher Mann, wer Krieg wünſcht. Daß Jemand, welcher Geld hat, den Krieg, wenn er einmahl da iſt, zu nutzen ſucht, und Korn aufſchüttet, oder Pferdehandel treibt, verdenk' ich ihm gar nicht; aber daß er hernach, wenn unverhoft Friede wird, und er Korn und Pferde wohlfeiler verkaufen muß, als er ſie eingekauft hatte, es lieber ſähe, wenn ſein ganzes Vaterland um ſeine geſammte Erndte gekommen wäre, oder allen ſeinen Mitbürgern die Pferde aus dem Stall geholt worden wären, dis iſt unter der Menſchheit. Wär ich Kornmäkler oder Pferdehändler: ſo wollt'

wollt' ich bei iedem vollen Saatfelde, welches ich erblickte, und ſo oft ich einen Mann vom Lande mit ſeinen Pferden nach der Stadt fahren ſähe, für allen meinen gehabten Verluſt beim Frieden volle Schadloshaltung finden; denn ich würde ſo denken: wenn alle Leute, welche geſäet haben, auch erndten, und wenn ieder, welcher Pferde hatte, ſie noch hat: ſo lebſt du gewis ringsum unter Menſchen, die von Mangel und Jammer nicht zu Boden gedrückt werden; und wenn dis iſt, ſo gewinnſt du mehr dabei, als aller Korn- und Pferdehandel für dich abwerfen konnte Ich habe manchmahl, wenn ich habe ſagen hören, daß durch dieſen oder ienen Krieg viele hunderttauſend Thaler unter die Leute gekommen wären, meine eigene Gedanken darüber gehabt, wie man, wenn dis eine Vertheidigung des Werths des Kriegs ſein ſollte, es ſo hinſchwatzen konnte, ohne ſich zu ſchämen. Ob denn die Hunderttauſend Menſchen, welche durch ſelbigen todtgeſchlagen worden, damit bezahlt worden ſind? Das Geld hat cirkulirt; aber Menſchenblut auch. Ob denn Menſchenblut und Geld von einem Werthe ſein mögen? Gott weis es, wie warm mir ums Herz werde, ſo oft ich in einem ſo aftermenſchlichen Ton reden höre! Ich werde nun in den erſten acht Tagen weiter nichts thun, als daß ich ſtets an den Frieden denke, und ſtets vom Frieden rede. Meinen Garten, mein Haus, die Familien meiner Mitbürger, ihre Wohnungen und ihre Felder, Kirche und Altar will ich immer darauf anblicken, und zu mir ſprechen: Friede! Friede! Machts auch ſo, lieben Leute, und wenn ihr denn ſo das Feſt des Friedens für euer eigen Herz ohn' alles Geräuſch gefeiert habt: ſo geht getroſt und geſtärkt wieder an all' eure Arbeiten und an all' eure Berufsgeſchäfte. Jeder erfülle die Pflichten ſeines Stands und mache dadurch den Frieden noch ſegenvoller für ſein Vaterland! Setzet nun alle gefaſten edlen Vorſätze mit noch gröſſerm Eifer ins Werk: denn ihr könnet nun alles das Gute durch ſie ſtiften, was ihr durch ſie ſtiften wolltet. Lebet dabei auch fein friedlich in euren Häuſern, mit euren Nachbarn und mit der ganzen Welt. Die kleinen Kriege unter Bürgern und Bürgern ſtiften oft für einzelne Familien eben ſo viel Unheil, als der gröſſeſte Landkrieg. Habet ein einträchtiges Herz; ſpannet eure Forderungen, welche ihr an euren Nächſten thut, nicht zu ſtraff; laſſet, um Ruhe zu erhalten, nach, und ſeid, wenn ihr beleidigt werdet, auch zur Verſöhnung bereit. Liebet eure Weiber und Kinder, und bindet die Bande, welche die Natur und die Liebe unter euch und ihnen knüpfte, immer feſter. Leute, welche unter einem und demſelben Balken wohnen, müſſen kein gröſſeres Gut kennen, als den Frieden unter einander. Eben dieſelben Vortheile, welche der Landfriede verſchaft, reicht auch der Hausfriede. Er erhält eben ſo Leben, Hab' und Gut, Tugend und Religion. Er iſts, welcher macht, daß wir die Segen von ienem erſt recht in voller Maſſe genieſſen. Ueberaus wenig Freude mögen Gatten, oder Eltern und Kinder, welche unter einander hadern, bei der Ankunft dieſes Kouriers empfunden haben; da ihnen ein Bothe, welcher dem einen die Nachricht vom Tode des andern gebracht hätte, weit willkommener geweſen ſein würde. Laßt uns denn aber auch den heiſſen Wunſch unſres Herzens in Flehen zur Gottheit verwandeln, daß dieſer Friede lange währen, daß er uns und unſere Kinder überdauern möge. Heilig ſoll uns Lebenslang dieſer Tag ſein, an welchem die Bothen des Friedens kamen: Unbeunruhigt werde denn unſre kleine Reiſe über die Erde vollendet; und ſind wir einſt am Ziel: ſo wollen wir noch unſere Kinder zu uns rufen, und ihnen ſagen, welch eine groſſe Wohlthat Friede ſei. Wir wollen ihnen das Gebet um die Fortdauer deſſelben empfehlen, und mit der Hofnung aus ihren Armen ſchlüpfen, daß ſie ihre Tage eben ſo in Ruhe endigen werden, als wir. Den holdeſten, zärtlichſten Abſchied wollen wir von der Erde nehmen, und ſprechen: Gutes, mütterliches Land, werde in langer Zeit nicht wieder der Schauplatz ſo unausſprechlichen Elends! Trage deinen bunten, feſtlichen Schmuck iedesmahl ſo lange ungeſtört, bis deine Winter kommen! Nähre deine Kinder all, und nähre in ihnen die frohſten, dankbarſten Kinder! Werde von ihnen bebaut und verſchönert — trage Laube bei Laube, Altar bei Altar! Jeder unſrer Nachkommen finde in dir ſein Grab denn erſt, wenn ihm die Natur daſſelbige anweiſet! Im Frieden gehe er in ſelbiges ein und ſegne dich am Eingang noch! O meine Lieben, es iſt heute ſo ein ſchöner Tag, und Himmel und Erde gewähren einen recht friedlichen Anblick. Laßt uns eine Zeitlang den Ausdrücken der Freude unſerer Mitbürger über den zurückgekehrten Frieden beiwohnen, und denn, dadurch noch mehr erhobenen Herzens, ins freie Feld hinauswandern, und allda unſere redlichen Empfindungen vor Gott im Stillen ausſchütten! Jeder wandle allein, und der Gott des Friedens ſei mit ihm! Der eine von uns trete unter einen grünenden Baum, der andere auf eine beblühmte Wieſe, und noch ein anderer mitten auf ein Aehrenfeld! Die Stäte, auf welcher er denn ſteht, verwandle ſich für ihn in ein Heiligthum des Herrn! Er blicke da himmelauf und himmelab, und ſanfter, ſeliger Friede wohn' in ſeiner Bruſt! Denn kehr' er zurück unter die Seinen, und drücke ſie alle an ſein Herz, und ſpreche: Nun laßt uns bei Redlichkeit und Unſchuld das Glück des Lebens genieſſen! Es iſt wieder Wonne, zu leben, und die Gottheit will ihren Menſchen wohl.

Als
von zween Feinden der eine eben plötzlich geſtorben war.

Der andere kam gerade zu mir, wuſte noch nicht, daß iener todt ſei, und wollte mich in ſeine Sache wider denſelben verwickeln.

Freund, was fordern Sie von mir? Ich ſoll Ihnen dadurch einen Beweis meiner Zuneigung für Sie geben, daß ich das Unglück des dritten Mannes befördern helfe? Eine der unedelſten Handlungen meines Lebens ſollte das Siegel werden, welches ich auf unſere Verbindung drückte? Möglich ſollte es ſein, daß ich Ihnen denn noch werther würde, wenn ich mich Ihnen von einer recht kohlſchwarzen Seite gezeigt hätte? Vielleicht hat dieſer Mann Sie nie ſo ſehr beleidigt, als Sie mich in dieſem Augenblick beleidigt haben würden, wenn Sie dieſe Zumuthung bei mehrerer Kaltblütigkeit und Reflexion an mich hätten gelangen laſſen. Doch ich ſehe es an der Flamme Ihrer Augen, und vernehm' es aus dem Donnerton Ihres Munds, daß Sie ſich iezt in einer gewaltſamen Aufwallung der Leidenſchaft befinden; allein wiſſen Sie, daß es wider die Ehre unſrer Natur ſei, lange derſelbigen ſich Preis zu geben. Wir ſind Menſchen und können erſchüttert werden. Die

Erſchütterung kann zuweilen ſo ſchnell, ſo heftig ſein, daß wir unſerer ſelbſt, und deſſen, was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind, vergeſſen; aber wir müſſen uns auch wieder ſammlen, unſerer Würde eingedenk werden und derſelben gemäs handeln können. Selbſtvertheidigung iſt uns erlaubt; aber Rache iſt unedel: denn eine böſe That vereiteln, iſt menſchlich; aber noch eine böſe That ausüben, blos darum, weil ſchon eine von ähnlicher Art geſchehen iſt, kann unſer eigen Herz dis billigen? Und, Freund, ich mus es Ihnen abermahls ſagen, daß ich heftig erbebe, ſo oft ich daran denke, daß die Zwietracht, in welcher Sie mit dieſem Manne leben, nun ſchon eine Reihe von Jahren hindurch gedauert habe. Wie viel haben Sie denn wohl während dieſer Zeit gethan, das Herz Ihres Feindes zu gewinnen? Haben Sie auch wohl das Geringſte, was man in Ihrer Lage thun kann, nehmlich dis, vollbracht, daß Sie ihn recht kennen gelernt, und auf der andern Seite dafür geſorgt haben, daß er tiefer und richtiger in Sie einſchaue? Es ſcheint dis eine unerhebliche Kleinigkeit zu ſein; aber oft iſt ſie die Grundlage zur Hebung der bitterſten Feindſchaften: denn Menſchen treten oft blos aus Vorurtheil wider einander auf, und benimmt einer von ihnen dem andern ſelbiges, ſo ſind ſie denn wohl auf Lebenszeit verbunden. Vielleicht hat Ihr Widerſacher durch irgend eine zweideutige Handlung Ihres Lebens, welche Ihnen vor Jahren entwiſchte, Gelegenheit genommen, zu glauben, daß Sie ſein Feind wären. Die Klugheit ſchien es denn wohl ihm zu rathen, daß er ſich gegen Sie in Vertheidigungsſtand ſetzte. Sie waren ſich der gegebenen Veranlaſſung dazu nicht deutlich bewuſt, und betrachteten nun wohl iede Anſtalt, welche er zu ſeiner Nothwehr machen zu müſſen dachte, als einen Angrif auf ſich. Sie nahmen denn auch Ihre Masregeln gegen ihn, und nun fand er wieder in ieder derſelbigen eine Beſtärkung ſeines Glaubens. So hegten Sie gegen einander Verdacht, und der Verdacht ging bald auf beiden Seiten in Ueberzeugung über, daß einer des andern unverſöhnlichſter Verfolger ſei. Und geſetzt, Ihr Feind hätte in der That ein böſes Herz gegen Sie: hat denn ein Menſch nicht Recht, vom andern zu fordern, daß er zu ſeiner Beſſerung beitrage? Iſt es denn nicht mehr Ehre für uns, wenn wir einen Mann, welcher einen falſchen Tritt that, liebreich beim Arm nehmen und ſprechen: komm, ich will dich wieder auf den rechten Weg leiten!

als wenn wir ihn immer tiefer in den Irrweg hintreiben? Soll denn der einzige Gedanke: ſein Fehltritt geſchah wider dich — alle Menſchenliebe ſogleich in uns erſticken können? Muß nicht vielmehr die Ueberzeugung, daß wir unter allen Beleidigungen in der Welt dieienigen am erſten verzeihen können, welche uns ſelbſt treffen, uns in derſelben lebhaft ſtärken? Ein feindſeliges Herz handelt auch leicht auf andern Seiten unedel. An Rache gegen ſeinen Widerſacher ſich gewöhnend, empfängt es einen Grad der Härte, welcher daſſelbe dem Mitleiden, der Grosmuth und der Aufopferung für andere Unſchuldige verſchließt. Einen Feind nicht gewinnen wollen, ſondern ihn täglich mehr gegen ſich erbittern, heiſt, ihm nach und nach alle Güte ſeines Herzens rauben. Unſere Freunde leiden dabei, wenn wir mit dem dritten Manne in fortdaurender Uneinigkeit leben. Er haßt uns, und eben darum haßt er auch ſie; und kann er uns mit ſeiner Verfolgung nicht erreichen: ſo macht er ſie zu Gegenſtänden derſelbigen; weil er ſich mit der Hofnung ſchmeichelt, daß ihr Unglück uns eben ſo ſchmerzen werde, wie unſer eignes. Ja, wir ſelbſt leiden offenbar bei ieder Feindſchaft am meiſten. Wir bringen uns durch ſie um die

Ruhe unſers Lebens, welche wir unmöglich in ihrem ganzen, ſtillen Umfang genieſſen können, wenn wir niemahls für Nachſtellungen uns ſicher dünken dürfen. Bei ieder kleinen Freude müſſen wir uns umſehen, ob unſer Feind nicht ſchon hinter uns Anſtalten mache, ſie uns zu rauben, oder wenigſtens zu verbittern. In Stunden der Betrachtung unſrer ſelbſt finden wir uns nicht moraliſchſchön genung; und, wenn Unglück für uns kommt, haben wir an ihm einen Mann weniger, welcher uns tröſten könnte. Gewönnen wir ihn aber für uns, ſchlöſſen wir wieder ſeine Hand in die unſrige: wie würde uns ſchon das Wohlgefallen dafür lohnen, welches wir denn an uns ſelbſt empfänden, wenn er uns für unſere Verſöhnlichkeit den wärmſten Dank abſtattete? Darinn finden wir doch nun einmahl einen unſchätzbaren Troſt, daß wir glauben, daß auf dieſe Welt für uns noch eine andere folge. Da nun die erſte ſchon durch Menſchenliebe und Verſöhnlichkeit für uns ſchöner wird: müſſen wir dis nicht noch weit *mehr* in Anſehung der künftigen denken? O mein Freund, ſo lange wir noch hie und da einen Menſchen anfeinden können: ſo lange glauben wir noch nicht recht innig an kommendes Leben. Wenn wir recht davon überzeugt und durchdrungen ſind, daß wir, wie wir hierniden beiſammen geweſen, in einer andern Scene unſers Daſeins wieder bei einander ſein werden: ſo werden wir wahrhaftig alle unſere Bemühungen darauf verwenden, daß keiner von unſern Brüdern neben uns wegwandle, deſſen Auge uns Vorwürfe über unſere Hartherzigkeit und Fühlloſigkeit im vergangenen Leben alsdenn noch mache. Es iſt nicht zu glauben, daß das Andenken unverſöhnlicher Feindſchaften in den Seelen derer, welche ſie hier hegten, dort durch ein Wunder erlöſchen werde. Da uns geradezu geſagt worden iſt, daß wir daſelbſt den Lohn unſrer Thaten empfangen werden: ſo iſt uns zugleich damit geſagt worden, daß wir keiner Handlung, welche auf die Güte unſers Herzens groſſen Einfluß hatte, ie vergeſſen werden. Und wenn ich denn mir dis ſo recht lebhaſt vorſtelle, wie Feinde, welche ſich ietzt ſchon um einen der ſchätzbarſten Lebensgenüſſe nach dem andern brachten, ſich denn noch, wenn der Tod längſt ſchon all' ihre Fehden beigelegt hat, eine Freude nach der andern durch ihren Anblick und durch Erneuerung alter, damit verknüpfter widriger Ideen vergällen werden: ſo — — — —. Und da ich nicht wiſſen kann, wie früh oder wie ſpät, wie langſam oder wie ſchnell meine Feinde und ich getrennt werden möchten: ſo will ich mich gleich lieber auf der Stelle nach überhingewallter Leidenſchaft ſo mit ihnen ſetzen, daß ich, die Trennung erfolge, wenn ſie wolle, die verlohrne Zeit nicht bereuen dürfe. Heißts denn über lang oder kurz einmahl plötzlich: dein ehmaliger Feind iſt todt! ſo werd' ich viel Beruhigung dabei finden, daß ich denken darf: Ging er doch als Ausgeſöhnter mit mir von hinnen.

(Ich brach hier ab, und der Mann, mit welchem ich ſprach, ſchien geſchüttert; doch macht' er eine Mine, als wenn er ſagen wollte: es ſtirbt ſich nicht ſogleich. Nun glaubt' ich gewonnen zu haben, und fuhr fort:)

Ich ſeh' es Ihnen an, daß Sie erſchrecken werden; aber ich darf es Ihnen nicht vorenthalten; Sie erfahrens doch — Ihr Feind iſt vor einer Stunde plötzlich geſtorben.

(Hier fuhr der Mann heftig zuſammen. Es war, als wollt' er an meiner Nachricht zweifeln; als ich ihn aber zu wiederholten mahlen verſicherte, daß ſie wahr ſei, empfing er ein ſo blaſſes

Anſehen, als ſtänd' er als Schuldiger vor irgend einem fürchterlichen Richterſtuhl. Ich ſprach weiter:)

„Wie oft, Freund, hab' ich Ihnen die Schrecken dieſer Stunde in voraus geſchildert! Wie oft hab' ich geſagt: Einer von beiden muß den Anfang machen, und der Hinterbleibende wird mit Zittern die Nachricht ſeines Todes hören! Sie ſchienen denn wohl mit dem Todten ſich ausſöhnen zu wollen; aber jede zwiſchenkommende neue Veranlaſſung zur Fortſetzung der Disharmonie, die doch in Ihrer gemeinſchaftlichen gegenwärtigen Lage ganz natürlich war, machte Sie wieder grimmvoll gegen ihn. Ich bebte ſelbſt, als ich vor einer Stunde den ſchleunigen Tod Ihres Feinds hörte. Es ging mir durch's Herz, daß ich mit allen meinen Vorſtellungen die Ehre nicht hatte haben können, welche der Tod durch einen einzigen Streich erhalten hat, den Verſtorbenen für Ihrer Rache zu ſichern. Aber noch gewaltiger bebt' ich, als Sie bald darauf, nachdem ich die Nachricht des Todes Ihres Feinds empfangen hatte, noch zu mir kamen, um mich wider ihn zugleich aufzubringen. Da er ſchon zu ſeiner Ruh eingegangen war, ſollt' ich ihn noch beunruhigen helfen! Ein gräslicher Gedanke! Ich hätt' Ihnen gleich entgegenrufen können: was wollen Sie von mir? er iſt todt! Aber ich wollte Sie erſt zu dem, was ich Ihnen noch über ſeinen urplötzlichen Hintritt zu ſagen habe, recht vorbereiten. Erſchrockener Mann! Alle Gelegenheit iſt Ihnen nun geraubt, ſich mit Ihrem abgeſchiedenen Feind noch hierniden auszuſöhnen. Und wenn Sie nun hundertmahl zu ſeinem Sarge hingehen, und ſeine Hand in die Ihrige ſchlieſſen: er kann ſie Ihnen nicht mehr reichen. Und wenn Sie dieſelbe auch nach ſich reiſſen — es iſt eine kalte, erſtarrte Hand. Er ſtreckte ſie vielleicht im Augenblick des Todes nach Ihnen aus, und lies ſie wieder ſinken, weil Sie nicht da waren, ſie zu ergreifen. Es iſt Grauſamkeit von Ihrer Seite, daß Sie ſo lange gewartet haben. Zwar will ich nicht entſcheiden, ob der Todte auch allemahl bereitwillig genung geweſen ſein möge, ſich mit Ihnen zu verſöhnen; aber es iſt doch nicht Rechtfertigung genung für uns, nicht der einzige hartherzige Mann geweſen zu ſein. Wir haben denn wenigſtens keine Verſuche gemacht, ihn zu erweichen; und wenn dis iſt, ſo mögen wir um alles in der Welt willen nicht geradezu die Schuld unſrer bis an ſein Ende fortgedauerten Zwietracht auf ihn ſchieben. Ihr Feind iſt nun dahin, und in wenig Tagen iſt er Ihren Blicken ganz entriſſen. Oft wird nun ſein Bild in Stunden der Erinnerung an vergangene Tage, beim Vorübergehn vor ſeiner Wohnung, beim Anblick ſeiner Hinterlaſſenen, und bei Fehltritten, welche Sie auch gegen andere Menſchen begehen, vor Ihnen ſchweben. In einer andern Welt werden Sie ihn wiederſehen müſſen — — wie wird Ihnen werden, wenn Ihre Augen und die ſeinigen einander begegnen? Denken Sie ſich einmahl in den Zeitpunkt hin, in welchem die Gottheit alle Menſchen, auch Sie und Ihren Feind wieder ins Daſein rufen wird. Wenn denn die ganze neue Welt ſchön und herrlich für uns alle ſein wird, und der Anblick dieſes einzigen Mannes iſt es, welcher Ihnen dieſelbe von allen ihren Reizen entkleidet und verdüſtert, wie werden Sie alsdenn Ihre Unbereitwilligkeit, ſich mit ihm auszuſöhnen, verabſcheuen! Ich mus Ihnen dis ſagen, Freund, denn Sie haben Unrecht gethan. Sie habens gethan eine Reihe von Jahren hindurch. Wenn ein Menſch im Augenblick der Leidenſchaft Rache übt: ſo entſchuldigen ihn ſeine Brüder damit, daß er ſich in ſelbigem nicht ganz zugehört habe. Wenn aber derſelbe Menſch viele Jahre hindurch, in welchen er doch oft Gelegenheit hat, an die Unrechtmäſſigkeit ſeiner Handlung zu denken, und noch überdis viele ſtarke Vorſtellungen über dieſelbe empfängt, mit Kaltblütigkeit ſeine Rache fortſetzen kann, und ſein Feind ſtirbt denn ſo ſchnell, ſo unverſöhnt, wie der Ihrige, ſo kann man überaus wenig zu ſeiner Rechtfertigung aufbringen. So gern ich Sie, Freund, in meinem eigenen Herzen entſchuldigen wollte: ſo mus ich Ihnen doch das traurige Bekentnis ablegen, daß ich auſſer Stande dazu bin. Ich bin ſelbſt der Mann, welcher oft und viel mit Ihnen darüber geſprochen, und alles vergeblich geſprochen hat; dis macht Ihre Sache bei mir noch ſchlimmer. — — Doch mit Ihren Augen fragen Sie mich iezt, was Sie thun ſollen, um bei der Sache ſo viel wieder gut zu machen, als möglich. Ich freue mich darüber, und eben dieſe Frage an mich wollt' ich aus Ihrem Herzen hervorlocken. Aber bei dem Tode Ihres Feinds — laſſen Sie meine ietzige Vorſtellung an Sie tiefer in ſich eindringen, als alle vorhergegangenen, welche ihn und Ihren Hader mit ihm betrafen. Gegen ihn ſelbſt, dis ſehen Sie wohl ein, werden Sie wenig mehr thun können, um das vorige Unrecht zu erſetzen. Er iſt dahin, und Sie können ihn mit Ihrer Verſöhnlichkeit nicht mehr erreichen. Abſtrahiren Sie mit dem beſten Herzen aus dieſem traurigen Vorgange die wichtige Regel für Ihr ganzes übriges Leben, nie wieder eine ähnliche Feindſchaft gegen irgend einen von Ihren Brüdern zu tragen. Der Todte, wenn er erfahren könnte, daß ſein ſchleuniger Hingang, dieſe gute Wirkung auf Ihr Herz im Umgang mit Menſchen gemacht hätte, würde Ihnen dafür das Seinige widmen. Ach! oft, öfter, als Sie denken, werden Sie in der Welt zum Zorn gereizt werden. Die Menſchen um uns her haben gar zu viel Schwächen; und wir ſelbſt auch. Unſere Meinungen, Maximen, Entſchlüſſe ſind von gar zu verſchidener Natur. Unſere Wünſche und Abſichten durchkreuzen einander zu häufig. Der eine handelt ſchnell, der andere langſam; dieſer iſt flüchtig, iener pünktlich. Wider ihr Vermuthen ſind oft Menſchen gegen einander aufgebracht, und eine Stunde des Misverſtändniſſes legt denn leicht den Grund zur Zwietracht des ganzen Lebens. Denken Sie in Zukunft bei iedem ſolcher Vorfälle an die Ungewisheit des menſchlichen Lebens. Es iſt warlich wahr, was der Mann ſprach, welcher uns ermahnte, daß wir die Sonne nicht ſollten untergehen laſſen über unſern Zorn. Sie habens nun erlebt, daß von zween Feinden, welche einander noch bei Sonnenaufgang und bei ihrem Mittagsſtande am Himmel haßten, der eine bei ihrem Untergang nicht mehr da war. Sorgen Sie deshalb bei allen künftigen Feindſchaften für ſchnelle Verſöhnung. Stellen Sie ſich den Gedanken in aller ſeiner Möglichkeit recht lebhaft vor, daß die Gottheit Ihren neuen Feind, oder Sie wohl ſelbſt, eben ſo ſchleunig abrufen könne, wie ienen; und daß Sie, wenn die Reihe Sie ſelbſt träfe, ſo kurz auch denn Ihr Kampf wäre, ihn ſich durch Ihre Unverſöhntheit noch weit ſchrecklicher machen, im Fall aber, daß Ihr neuer Feind der Abgehende wär, ihm eben ſo unter Gewiſſensbiſſen alsdenn nachſehen würden, wie dem eben Verſtorbenen. Es iſt beſſer, Menſchen machen ihre Sachen unter einander bald ab. Im Fall der Trennung gehen ſie denn doch wenigſtens nach ausgemachter Sache aus einander, und dis iſt denn für den, welcher geht, und für den, welcher bleibt, gleich troſtvoll. Laſſen Sie uns überhaupt ein liebevolles Herz gegen unſere Brüder haben! Weſen, welchen einmahl doch alles Hadern unterſagt wird, müſſen, ſo lange ſie auch noch hadern können, ſich deſſen edelmüthig ſchon begeben. Und exiſtirt der Fall, daß ſie hadern müſſen: ſo ſoll mans ihnen anſehen können, daß ſie es nicht gern thun; und die eine von ihren Händen ſoll ſchon mitten im Hader ausgereckt ſein, den Mann, welcher ſie dazu zwang, freundſchaftlich wieder zu umfaſſen. Wir ſorgen dadurch für unſere eigene Ruhe, und für die Ruhe unſrer Brüder; und die eine davon mus uns ſo heilig ſein, als die andere. Glauben Sie, Freund, daß wir durch ein ſolches Verfahren auch viele von unſern Brüdern umſchaffen werden. Menſchen werden hart und weich, ie nachdem ſie behandelt werden. Es iſt natürlich, daß Grauſamkeit Abſcheu und Gegenrache, Milde und Sanftmuth aber gegenſeitige Gelindigkeit und Zärtlichkeit hervorbringen. Wo lange und unverſöhnliche Feindſchaft Statt findet; da kann man mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß auf beiden Seiten ſehr gefehlt werde. — Ich darf hoffen, daß das, was ich geſagt habe, noch nicht genung für Ihr Herz ſei. Sie werden ſprechen: dis alles ſoll in Betracht künftiger Feinde von mir geſchehen; aber gegen den Verſtorbenen wollt' ich gern wenigſtens etwas wieder gut machen. Nun, ſo legen Sie letzt noch im Herzen allen Groll gegen ihn ab. Determiniren Sie ſich dahin, daß Sie, wenn er nun vor Ihnen ſtände, ihn verſöhnt umarmen wollten. Denken Sie an alle die Gelegenheiten zurück, bei welchen Sie ihm entgegen waren, und haben Sie den feſten Sinn, daß, wenn nun eine ſolche Gelegenheit noch möglich wäre, Sie ihm von ganzem Herzen zu Erreichung ſeiner guten Abſichten beförderlich ſein, und durch Ihren Widerſtand ſeine Hoffnungen nicht mehr täuſchen und ſeine Ruhe nicht mehr ſtören wollten. Laſſen Sie nicht mehr, wenn Sie den Gedanken an die Freundſchaft zwiſchen ihm und Ihnen erneuern, alle Schuld derſelben auf ihn fallen. Theilen Sie ſich mit ihm in ſelbige; und können Sie die Theile nicht gleich machen: ſo nehmen Sie lieber den gröſſern davon auf ſich. Zeigen Sie ſich in Geſprächen von ihm der Welt als einen Mann, welcher durch ſeinen plötzlichen Tod geſchüttert worden iſt, und reden Sie mit gerührtem Herzen von Ihrem Hader, und mit Achtung von dem weggerückten Gegenſtande deſſelben. Fordern Sie allenthalben, wo Sie Feinde ſehen, dieſe zur ſchleunigen Verſöhnung auf. Weiſen

Sie ſie auf Ihr trauriges Beiſpiel hin, und bitten Sie ſie bei allem Frieden des Herzens, daß ſie noch vor Sonnenuntergang einander wieder redlich umarmen. Fliehen Sie nicht das Grab des Todten; ſondern ſtärken Sie ſich bei demſelben oft in allen edlen Empfindungen der Menſchenliebe. Und ſchauen Sie — — Ihr Feind hinterläſſt eine Wittwe mit ſechs unerzogenen Waiſen! Wie viel Unruhe mögen Sie ihm oft bei geſunden Tagen durch Ihre Feindſchaft gemacht haben, wenn er einen Gatten- und Vaterblick auf ſie richtete! Wie mag er mitten im Tode, wenn er noch einiges Bewuſtſeins fähig geweſen iſt, für dieſe Verlaſſenen gezittert haben, wenn er den ſchrecklichen Gedanken gefühlt hat, daß ſie nun nach ſeinem Hintritt die hülfloſen Opfer Ihrer Rache werden würden! Er konnte nichts geringeres fürchten, als dis; alles vorhergegangene forderte ihn dazu auf. Mit welchem wundenvollen Herzen mag er aus der Welt gegangen ſein! Da er den Lauf der Welt kannte, und es oft mit angeſehen hatte, ſo gut, als wir, daß ein Feind, wenn der andere ſtirbt, und er gegen ſelbigen nicht mehr ſeine Wuth ausüben kann, nun ſeine volle Rache gegen deſſen ſchuldloſe Hinterlaſſenen wendet: ſo muß der lezte Blick, welchen er im Scheiden auf Weib und Kinder gerichtet hat, ein ſchmelzender Jammerblick geweſen ſein. Wie mögen dieſe Elenden nun in ihrer Verlaſſenheit für Ihnen ſchon beben! Wie mögen Sie in iedem Augenblick erwarten, daß Sie ihr Unglück vollenden und ſie nun aufs grauſamſte verfolgen werden! Freund, dis denken Sie ſich recht lebhaft, und Ihre ganze Seele verdamme den Gedanken, dieſer Wittwe und dieſen Waiſen iemahls die geringſte Veranlaſſung zur Beſtärkung in ihrer Furcht zu geben. Es iſt unter aller Menſchheit, Betrübte noch mehr zu ängſtigen, und Rache, welche der Tod des Feindes noch nicht hat ſättigen können, nun gegen die Seinigen, welche durch ſeinen Hintritt unglücklich genung geworden ſind, auszuſchütten. Nimmermehr würd' ich Ihnen auch ſo etwas Unedles zutrauen; aber ſein Sie hierbei recht auf Ihrer Hut. Oft werden wir von andern ſchlechtdenkenden Menſchen gereizt; geben Sie dergleichen Perſonen kein Gehör. Aber dis iſt nicht hinreichend, daß Sie dieſe Unglücklichen nun nicht drücken — nein, annehmen müſſen Sie ſich ihrer auch. Sie haben den Mann, den Vater verfolgt; nehmen Sie die Gattin, die Kinder in Ihren Schutz. Dadurch überzeugen Sie ſich ſelbſt, mich und die ganze Welt, daß Sie nun, wenn Ihr Feind noch lebte, bereitwillig zur Verſöhnung mit ihm wären, wenn Sie Ihre Wohlthätigkeit, mit welcher Sie ihn ſelbſt nicht mehr ergreifen können, auf ſeine Hinterlaſſenen richten. Was Sie dieſen thun, thun Sie ihm. Sie ſtehen an ſeiner Stelle. So denkt der Nachſichtige, wenn er Wittwen und Waiſen verfolgt; denken Sie auch ſo, aber werden Sie durch dieſen Gedanken in volle menſchliche Thätigkeit geſetzt. Daß dieſe Frau und dieſe Kinder zu Ihnen kommen, und Sie um Ihre Freundſchaft und Behülflichkeit erſuchen werden, iſt nicht zu erwarten. Noch haben ſie auf keinen Menſchen in der Welt weniger Vertrauen, als auf Sie. Sie ſelbſt können ihnen nicht abſprechen, daß ſie ſolchergeſtalt nach aller Vernunft und Erfahrung richtig handeln. Und überhaupt müſſen wir, wenn wir einmahl edle Handlungen verrichten wollen, nicht ſo lange mit ſelbigen Anſtand nehmen, bis wir fusfällig darum angefleht werden. Jede That des Mitleidens und der Grosmuth erhält dadurch mehr Werth und

Schönheit, je wenigere Bitten vor ihr her gegangen ſind; und ein Mann, welcher in einem Augenblick Unglück ſehen, mitempfinden und erleichtern kann, iſt ein vortreflicher Mann. So, wie Sie mich alſo iezt verlaſſen, gehen Sie in das Haus Ihres verſtorbenen Feinds. Ihr Eintritt wird anfangs ſtürzende Eindrücke auf ſeine Hinterlaſſenen verurſachen; aber ſobald dieſe den erſten milden Blick in die edle Abſicht Ihrer Hinkunſt gethan haben, werden ſie ſich ermannen, werden eine kleine Weile die ganze Geſchichte für einen Traum halten, und denn alle an Ihrem Halſe hangen. Gehen Sie denn mit ihnen in die Stube des Todten; laſſen Sie ſich denſelben zeigen; treten Sie vor ihn hin; ſehen Sie den Mann ohne Leben, welcher Ihrentwegen viel unruhige, misvergnügte Stunden gehabt hat, recht ernſthaft an. Ergreifen Sie denn neben ſeiner Lagerſtäte ſein Weib und ſeine Kinder, und ſprechen Sie mit ihnen etwa in folgendem Ton: Sie ſollen nicht denken, daß ich Ihr Feind ſein werde, ſo wie ich Feind dieſes Todten war. Ich habe alle die Erſchütterungen empfunden, welche ſein jäher Tod auf mich in der Lage, worinn wir beide waren, machen

muſte.

muſte. Wir haben uns gehaſſt; vor Gott und Menſchen gehaſſt. Aber er wird mich wieder lieben, und ich ihn auch. Vor Gott und Menſchen werden wir uns lieben. Wär er noch da! ach, wär er noch da! Zu ſpät legten wir unſre Feindſchaft nider; aber er hat ſie doch gewis nidergelegt, und ich ſie auch. Und da er nicht mehr iſt: ſo will ich ihm die Zeugniſſe meines verſöhnten Herzens in iene Welt nachſenden. Sie ſollen mir an ſeiner Statt theuer und werth ſein. Er liebte Sie, und ich weis, daß er einſt ieden Beweis meiner Liebe, welchen ich Ihnen geben werde, für einen Beweis, ihm ſelbſt gegeben, halten werde. Sie ſollen Sie denn auf meine ganze Thätigkeit für ſich Rechnung machen. Ich will der Mann ſein, an welchen Sie ſich in allen Ihren Verlegenheiten wenden. Gehen und reden will ich für Sie; will Ihnen dienen und helfen, wie, und wo ich kann. Vergeben Sie mir iede Unruhe, welche ich dieſem Todten und Ihnen gemacht habe; und gewähren Sie mir den Troſt, daß Sie über die künftigen Erweiſungen meines freundſchaftlichen Herzens aller der traurigen Stunden, welche unſere gepflogene Feindſchaft Ihnen verurſacht hat, vergeſſen! —— —— O Freund, welch einen belohnenden Anblick werden Sie auf der Stelle in der Todtenſtube für dieſe edlen Ergieſſungen Ihres Herzens haben! Alle ſechs Waiſen werden Sie mit ihren kleinen Armen umſchlingen, Sie feſthalten und an ihr kindlich-betrübtes Herz drücken; und die Wittwe wird mit aufgehobenen Händen gen Himmel, und denn wieder auf den Todten, und denn auf Sie ſchauen, und Sie den Troſt ihrer Seelen, welchen ſie aus Ihrem Munde empfing, in ihren Augen leſen laſſen. Thränen werden Sie allenthalben flieſſen ſehen; aber nicht Thränen, wie ſie Unterdrückte, Verlaſſene und Verfolgte weinen; ſondern Zähren der verminderten Wehmuth, der zurückkehrenden Ruhe und der wiederauflebenden Hofnung. Empfangen Sie dieſelben als den erſten Lohn der Tugend, und täuſchen Sie denn die frommen Erwartungen dieſer Unglücklichen nicht. Laſſen Sie die Wärme, welche Sie für ſelbige empfinden, nicht mit den erſten ſtarken Eindrücken wieder überhin gehen, die der Tod ihres Gatten und Vaters auf Sie machte. Miſchen Sie ſich oft unter ihren bekümmerten Haufen, und ſtärken

Sie ſich durch ihren rührenden Anblick in Gefühlen des Mitleids. Heben Sie heute noch den Proces auf, welchen Sie mit dem Todten hatten, und vergüten Sie ſeiner Familie die Koſten, welche ihr derſelbe verurſacht hat. Sie ſind ein Mann von Vermögen, und können dieſer Kleinigkeit leicht vergeſſen. Sie haben Anſehen und Eingang; Ihr Wort iſt vielgeltend bei der oberſten Gewalt. Intereſſiren Sie ſich für Wittwe und Kinder, daß ihnen ein mäſſiges Auskommen angewieſen werde. Es koſtet Sie etwa einige Gänge, oder einige Schreiben; und nie müſſen Sie ſchneller gegangen ſein, und wärmer geſchrieben haben, als denn. Sorgen Sie dafür, daß dieſe unmündigen Waiſen eine anſtändige Erziehung empfangen; damit ſie über den frühen Tod ihres Vaters nicht Lebenslang ſeufzen, ſondern gute, nützliche und glückliche Weltbürger einſt werden. — Denken Sie denn auch noch an allerlei gute Vorſätze, welche der Verſtorbene hatte; die er aber nicht ausführen konnte, weil Ihre Feindſchaft ihm dabei hinderlich war. Es iſt erſtaunend, wie viel Guts zween Menſchen in der Welt thun können, wenn ſie ihre Kräfte dazu vereinigen; und wie wenig ſie auszurichten vermögen, wenn ſie mit ihren Kräften einander entgegenarbeiten. Dis iſt immer einer der ſtärkſten, lautſten Winke für mich geweſen, meine Feindſchaften frühzeitig beizulegen, wenn ich nachgedacht habe, wie viel andere Menſchen dabei verliehren, wenn ein Paar von ihren Brüdern in großem Streit leben. Machen Sie ſichs nun zur Pflicht, die edlen Vorſätze, Entwürfe und Proiekte, welche Ihr ehmahliger Feind hegte, und an deren Ausführung Sie ihn beim erſten Gewahrwerden ſeiner Abſichten zu behindern ſtrebten, nach ſeinem Hintritt noch, und an ſeiner Statt ins Werk zu ſetzen. Arbeiten Sie mit angeſtrengten Kräften daran; damit niemand den Todten dabei vermiſſe. Werden Sie Freund aller derer, deren Freund er ſonſt war. Pouſſiren Sie das Glück aller der Redlichen, für welche er recht thätig werden zu können gewünſcht hat. Kennen Sie eine Hütte, in welche der Todte ſonſt oft einging, und in die er durch Ueberbringung kleiner Wohlthaten, deren ſeine Vermögensumſtände fähig waren, die Heiterkeit und Freude mit ſich zugleich einführte: ſo treten Sie in ſeine Fußſtapfen und gehen auch für ihn die

Bahn, welche zu dieſer Hütte leitet. Sprechen Sie da zu dem Leidenden: dis geb' ich dir im Nahmen deines todten Wohlthäters. Du ſollſt durch ſeinen Tod keinen Verluſt erlitten haben. Den Dank, welchen du mir dafür abſtatten willſt, ſende ihm nach; du ſollſt dafür danken Gotte und ihm! — Ach! Freund! ſo können Sie begangenes Böſes auf dieſer Seite zum Theil wieder gut machen. Gönnen Sie ſich den Troſt, Handlungen, welche Sie nun ſelbſt gegen Ihr eigen Herz nicht rechtfertigen können, aus der Geſchichte Ihres Lebens einigermaſſen wieder wegzuwiſchen! Es kommt auch für Sie ein Abend Ihrer Tage. Sie wiſſen nicht, ob eine lange Dämmerung, welche vor ihm her geht, ihn ankündigen, oder ob er auch etwa plötzlich einbrechen und ſchnell in Mitternacht für Sie übergehen werde. Setzen Sie ſich ſo, daß, er komme, wenn er wolle, es Ihnen nicht an Licht gebreche! denn werden Sie den Gedanken

danken an die Wiedervereinigung mit Ihrem Feinde in einer andern Welt nicht ſo fürchterlich mehr finden. Eilen werden Sie am groſſen Wiedergeburtstage in ſeine Umarmungen, um ihn in Ihren Augen alle die guten Geſinnungen ſelbſt ſehen zu laſſen, welche Sie nach ſeinem Tode gegen ihn vor Gott und Menſchen geäuſſert haben. Friedlich wandeln Sie denn mit ihm auf neuer Erde, und verſchönern einander ieden ihrer paradiſiſchen Reize noch. — — Gehen Sie! Sein Sie Menſch und feſſeln Sie durch Grosmuth mich ganz an ſich! — —

(Mein Freund drückte mir die Hände, und ging ſchnell fort. Sein erſter Gang war zum Richter, bei welchem er den Proceß aufhob. Sein zweeter ins Trauerhaus, wo er Ruhe um ſich her ſchuf. Und ſeit der Zeit iſt er der redlichſte Wohlthäter dieſer unglücklichen Familie.)

Als

ein Mann, welcher vielen Menſchen geſchadet hatte, aufm Krankenbette lag, und ſich an ihm nach langwierigem Siechen die erſten gewiſſen Merkmale der Wiedergeneſung zeigten.

Ich hatte ihn vor Jahren gekannt, und kam letzt auf einer Reiſe an den Ort ſeines gegenwärtigen Aufenthalts. Im Wirthshauſe ward mir viel ſchwarzes von ihm erzählt. Ich ging zu ihm, fand ihn allein; und er gab mir durch Aeuſerung ſeiner edlern Vorſätze Gelegenheit, daß ich ganz als ehrlicher Mann mit ihm ſprechen konnte.

Ihr Geiſt ſcheint nicht ſehr gelitten zu haben, mein Freund, und eben dis würde mich, wenn ich Ihr Arzt geweſen wäre, immer in groſſer Hofnung Ihrer Wiedergeneſung erhalten haben. Jetzt erfolgt dieſelbe wirklich, und ich wünſche Ihnen Glück dazu. Es iſt eine unſchätzbare Wohlthat der Natur, ein Krankenbette, auf welchem wir uns ſelbſt und die Welt ſchon verlohren gegeben hatten, wiederum verlaſſen zu können hoffen. Aber noch dreimahl gröſſere Wohlthat mus dieſe Hofnung für einen Mann in Ihrer Lage ſein. Freund, Sie machen mich offenherzig gegen ſich, dadurch, daß Sie es iezt gegen mich geweſen ſind. Nimmermehr können Sie mich iemahls deswegen haſſen. Ich glaube Ihnen nie einen Beweis meiner Unredlichkeit gegeben zu haben; und dieſe Augenblicke ſind die freundſchaftlichſten, welche ich für Sie lebe. Sie haben mir erzählt, wie Sie das Anſehen und die Macht, welche Sie hier beſitzen, in geſunden Tagen ehmahls gemisbraucht haben, vielen einzelnen Perſonen und ganzen Familien damit zu ſchaden. Denken Sie nicht, daß dieſe Nachricht, welche Sie mir ſelbſt davon geben, die Erſte ſei, welche ich darüber höre. Man erzählt hierüber viel Umſtändliches von Ihnen ſogar auswärtig, und, ſoviel ich ſeit meiner Ankunft in Ihre Stadt bemerkt habe, macht das Gerücht von Ihrer Wiedergeneſung Ihren Mitbürgern keine große Freude. Ich ſage Ihnen dis, nicht, um den guten Fortgang Ihrer Rekonvaleſcenz zu unterbrechen; ſondern, Sie in den würdigern Geſinnungen, welche Sie eben gegen mich geäuſert haben, zu ſtärken. Ich kann mich recht gut in die Lage hineindenken, in welcher Sie ſich in den ſchmerzhafteſten Perioden Ihrer Krankheit befunden haben mögen. Geſchäftlos, ohne Geräuſch und Zerſtreuung, gehörten Sie ſich auf Ihrem Lager wieder mehr ſelbſt zu, als ſonſt. So hatten Sie mehr Gelegenheit und Zeit, über ſich ſelbſt nachzudenken, als vorher. Die Schmerzen der Natur kamen dazu, und Sie ſuchten Linderung derſelben in ſich ſelbſt. Sie fingen an zu glauben, daß der Augenblick nicht mehr fern ſein möchte, in welchem Sie die Welt verlaſſen würden. Dieſer Gedanke, verbunden mit einem

Blick auf Ihre künftigen Schickſale, welche Sie zu erwarten haben möchten, gab Ihren Erſchütterungen die letzte Stärke. Nun ſahen Sie den gröſten Theil der Handlungen Ihres Lebens aus einem ganz andern Geſichtspunkt an. Ihr Herz verſagte Ihnen die Ruhe, welche Sie bei demſelben ſuchten. Sie fanden, daß Sie nicht der Mann geweſen wären, welcher Sie hätten ſein ſollen; daß Sie Ihre Lage nicht ausgefüllt hätten; daß Sie von Ihren Kräften keinen edlen Gebrauch gemacht und die Erwartungen vieler Ihrer Mitbürger getäuſcht hätten. Als Menſchenfeind, als Verlaſſer, Abdränger, Verfolger, Unterdrücker, erblickten Sie ſich. Dieſer Anblick, welchen Sie vielleicht noch nie ſo nah vor ſich gehabt hatten, ſetzte Sie in eine menſchliche Unruhe. Nun forſchten Sie, ob die Religion, welche für Leidende ſo viel göttlichen Troſt hat, nicht auch Troſt für Sie habe. Aber zu Ihrem Schrecken fanden Sie ſich auch von ihr verlaſſen. Sie, die die Menſchenliebe über alles empfiehlt, hat nur Beruhigung für den Menſchenfreund. Von der Religion ungetröſtet, von Ihrem eigenen Herzen verdammt, ſollten Sie nun von hinnen gehen. Heftige Stürme brachen über Sie aus, und Sie fanden in ſelbigen nirgends einen Anker, an welchem Sie einige Sicherheit anträfen. Die Erwartung der künftigen Welt ward Ihnen nun grauſenvoll, weil Sie ſich für dieſelbige gar nicht bereitet hatten, und der Glaube an den höchſten Richter ſchlug Sie ganz zu Boden. Mitten unter dieſen Qualen fiel es Ihnen ein, daß noch viele Menſchen bis auf dieſen Augenblick über Sie ſeufzten. Dieſe führte Ihre Einbildungskraft alle an Ihr Bette; und unter ſelbige miſchten ſich in noch ſchreckendern Geſtalten, auch dieienigen, welche ſchon mit Thränen über Sie aus der Welt gegangen waren. Von dem gröſten Theil Ihrer Mitbürger muſten Sie glauben, daß ihnen die Nachricht Ihrer ſchweren Krankheit kein Mitleiden einflöſte, ſondern daß ſie ſich ſorgfältig darnach erkundigten, ob der Augenblick Ihres Tods nicht bald einbrechen würde, und daß ſie denſelben, wenn er erſchiene, als den wohlthätigſten Zeitpunkt für ſich alle betrachten und freudenvoll feiern würden. In was für einem zerrütteten Gemüthszuſtande muſten Sie ſich unter dergleichen Vorſtellungen befinden! Ich glaube, daß zwiſchen Himmel und Erde kein gröſſeres Elend ſei, als ſo ohne allen Troſt von innen und von auſſen aufm Bette zu liegen, von welchem wir fürchten müſſen, daß es in ieder folgenden Stunde unſer Auflöſungsbette werden werde. Da thaten Sie denn unter tauſend Vorwürfen und Gewiſſensbiſſen die heiligen Gelübde, in Zukunft, wenn Ihnen Gott und die Natur wieder Geneſung und Aufkommen verliehen, ein ganz anderer Mann zu werden. Da verſprachen Sie es ſich ſelbſt, Menſchen nicht mehr zu betrüben, zu drücken und zu verfolgen, ſondern die Gedrückten wieder aufzurichten, und der Verlaſſenen ſich wieder anzunehmen. Der Vorſatz zur Menſchenliebe tröſtet ſchon einigermaſſen. Sie fanden daher denſelben ſchön und unterhielten ihn. Jetzt, da Sie ſich geſtärkt fühlen, macht die Wohlthätigkeit Gottes einen neuen erſchütternden Eindruck auf Sie. Dieſer Eindruck ſtärkt iene gefaſten edlen Vorſätze in Ihnen noch mehr; und in den lebhafteſten Empfindungen der Freude über Ihre Wiedergeneſung ſchütten Sie das freimüthige Bekentnis derſelben in den Schos Ihres alten Bekannten aus. Ach! Freund, ich kann Ihnen keine vollkommene Idee davon machen, wie nidergeſchlagen ich geworden ſei, ſo oft ich von Ihnen auf eine Ihren Karakter ſo entehrende Weiſe reden hörte! Ich liebte Sie von Jugend auf, und es ſchmerzte mich innigſt,

nigſt, daß Sie der Mann nicht mehr ſein ſollten, für den ich Sie ſonſt gehalten hatte. Es iſt doch nichts ſüſſer und lohnender für uns, als Menſchenliebe; und ich habe mir Leute, welche auf hohen Poſten ſtehen, und die viel Anſehen und Macht haben, iederzeit darum als ſehr glückliche Menſchen vorgeſtellt, weil ſie ſich dadurch die Segnungen der Wohlthätigkeit öfter verſchaffen können, als ieder andrer. Iſt es denn möglich, daß ein Leben in ſteten Geſchäften, im Gewühl und in Zerſtreuungen, die Empfindungen der Menſchlichkeit ſo ſehr unterdrücken, und uns ganz von Betrachtung unſerer ſelbſt und unſerer wahren Beſchaffenheit abhalten könne? Vergiſſet man etwa, wenn man auf allen Seiten von blendendem äuſerlichen Glanz umgeben iſt, der wahren Würde des Menſchen leichter? Sie müſſen aus Ihrer eigenen Geſchichte dieſe Fragen am beſten beantworten können. Ich habe immer gedacht, daß mit unſerm Anſehen und mit unſrer Macht die Güte unſers Herzens wachſen, und daß ein Menſch um ſo viel glücklicher ſich halten müſſe, ie mehr Herzen ſeiner Mitbürger er ergreifen, ſich verbindlich machen und ans ſeinige feſſeln könne. Es iſt ia ſchon ſchön, zu denken, drei, vier Menſchen ſehen es gern, daß du lebſt, wünſchen dir langes Leben, ſegnen dich — wie noch weit ſchöner mus es ſein, denken zu können, drei-vierhundert Menſchen richten ihre Blicke mit Freuden auf dich, ſchätzen, lieben dich und beten für dich — — — eine allgemeine Traurigkeit überfällt ſie, wenn ſie hören; daß du bettlägrig geworden biſt, und der Tag, an welchem du dein Lager wieder verläſſeſt, wird von ihnen unter die Feſte gezählt, an welchen ſie mit Frau und Kindern Gott preiſen! Freund, ich freue mich über Ihre Wiedergeneſung; aber noch tauſendmahl mehr freu' ich mich über die würdigen, vortreflichen Entſchlieſſungen, welche Sie mit derſelben verbinden. Ich ſegne meine Reiſe, welche ich durch Ihren Aufenthalt mache, weil ſie mir dazu behülflich iſt, Zeuge von ſelbigen zu werden. Sehen Sie, wie der Urheber der Welt die milde Einrichtung getroffen hat, daß die Uebel unſrer Natur uns moraliſchbeſſer machen können. Es iſt warlich gut, wenn Leute, welche durch immerwährende Zerſtreuungen von Betrachtung ihrer ſelbſt abgehalten zu werden pflegen, zuweilen in die Nähe des Todes gebracht werden, um in derſelben feierliche Blicke auf ihre wahre Beſchaffenheit zu richten. So können ſie doch nicht ſagen, daß es ihnen überall an Gelegenheiten gefehlt habe, in ſich ſelbſt einzuſchauen. Aber es iſt auch nichts leichter geſchehn, als daß, wenn der Körper zu ſeiner alten Feſtigkeit zurückgeneſen iſt, die Seele zu ihrer ehmahligen Denkart zurückkehre. Aus der Geſchichte mehr denn eines meiner Bekannten hab' ich dieſen Satz nun ſchon abſtrahirt, daß die Wirkungen tödtlicher Krankheiten auf ihren moraliſchen Zuſtand äuſerſt erſchütternd, aber auch überaus ſchnellvorübergehend waren. Ein Mann in einer der Ihrigen ähnlichen Lage, auch mit Macht und Anſehen umgeben, auch in der Zahl meiner Freunde, gerieth vor kurzem in eine eben ſo ſchwere Krankheit, ſprach in derſelben und kurz nach derſelben noch eben ſo, wie Sie; allein es verging kein halbes Jahr nach ſeiner Wiedergeneſung: ſo misbrauchte er ſeine äuſerlichen Vorzüge noch ärger, als zuvor. Einige Ohrenbläſer hinterbrachten ihm, daß die Nachricht ſeiner tödtlichen Krankheit in verſchiedenen Familien ſeiner Mitbürger, eine groſſe Freude verurſacht hätte. Statt, daß er nun ſich hätte bemühen ſollen, ihnen durch edle Handlungen ſein Leben in Zukunft werther zu machen, ſchüttete er alle ſeine Rache und Verfolgungsſucht gegen ſie aus, und brachte dadurch zuwege, daß ſie nun glaubten, ihre Schadenfreude ſei rechtmäſſig geweſen, und daß ſie ſich jetzt nach ſeinem Tode mehr ſehnen, denn jemahls. Darum kann ich mich nun auch nicht von Ihnen trennen, ohne Sie zu bitten, daß Sie auch in der That nach völliger Wiedergeneſung und in der ganzen Zukunft Ihres Lebens der Mann ſein mögen, welcher Sie zu werden ſich anheiſchig machen. Unterhalten Sie nun die in Ihnen erweckten Empfindungen der Menſchlichkeit, und laſſen Sie ſich durch ſie allenthalben zu edlen Handlungen leiten. Sein Sie nicht mehr Menſchen blos darum zuwider, weil ſie Ihnen widerſprechen. Sein Sie bei aller Ihrer hervorragenden Würde herablaſſend, duldend, menſchenfreundlich. Betrachten Sie bei Beleidigungen, welche Ihnen zugefügt werden, nicht blos ſich, den Gegenſtand derſelben; ſondern ſchauen Sie auf die Beleidigung ſelbſt, ob ſie auch von Gewicht ſei, und ob ſie geradezu von böſem Herzen komme. Machen Sie, wenn Sie etwa den Beleidiger ſelbſt nicht mit Ihrer Rache ergreifen können, nicht ſeine Freunde zu unſchuldigen Opfern derſelben. Drängen Sie nicht jedes neben Ihnen aufſteigende Verdienſt neidiſch hinweg, und verbittern Sie keinem Redlichen den Lohn ſeiner Tugend. Sprechen Sie da, wo Ihr Wort gilt, nicht wider, ſondern für Menſchen. Treiben Sie den Bittenden nicht mit Ungeſtüm von ſich. Treten Sie nicht auf den Unterdrückten. Wenden Sie alle Ihre Kräfte an, Perſonen, welche durch Sie gelitten haben, wieder zu Glück zu bringen; und ſind dieſelben todt, ſo richten Sie Ihre Fürſorge auf ihre Hinterlaſſenen. Helfen Sie dem Manne, welcher thätig ſein kann und will, daß er in der Welt mit den Seinigen ein ehrliches und zufriednes Fortkommen finde. Erblicken Sie irgendwo gute Abſichten: ſo leihen Sie denen, welche ſie zeigen, Ihre Kräfte, damit ſie ſie nach Wunſch erreichen. Laſſen Sie ſich gern zu einem Werkzeug der Wohlthätigkeit machen, und bemühen Sie ſich, dieſelbe vielmehr auszudehnen, als einzuſchränken. Opfern Sie keinen Ihrer Mitbürger mehr Ihren Leidenſchaften, ſondern alle Ihre Leidenſchaften Ihren Mitbürgern auf. Freund, die Nähe des Todes, in welcher Sie geſchwebt haben, fordert Sie feierlich dazu auf. Sie haben nicht aus der Welt gehen ſollen, ohne begangenes Böſes wieder gut machen zu können. Dazu ſollen Sie von Ihrem Krankenlager wieder aufſtehen. Ihre Wiedergeneſung iſt die höchſte Wohlthat Gottes für Sie. Stellen Sie ſich die Verzweiflung vor, in welcher Sie von hinnen gegangen ſein würden, wenn der Tod Sie iezt getroffen hätte. Es iſt doch fürchterlich, als Menſchenfeind zu ſterben, und einſt als Menſchenfeind in iene Welt über zu gehen, in welcher nur für edle, wohlthätige Seelen reine Freuden ſind. Dis ſollen Sie nicht. Gott will Ihnen den Troſt gewähren, auch der menſchlichen Zukunft mit Freuden entgegen ſehen zu können. Dieſe und iene Welt ſollen für Sie ſelig ſein. Wollen Sie nicht eben ſo wohlthätig gegen ſich ſelbſt geſinnet ſein, als die Gottheit gegen Sie iſt? Wollen Sie das Andenken, Unrecht gethon zu haben, blos in iene Welt hinuber nehmen, ohne das Andenken des fürs Unrecht geſtifteten Erſatzes zugleich in derſelben einſt zu genieſſen? Sollen die Gegenſtände Ihres Haſſes, Ihrer Eiferſucht und Ihrer Rache Ihnen nur mit ihren Augen alsdenn ſagen: Du haſt uns verfolgt, gedrückt — oder ſollen ſie auch mit iedem ihrer Blicke Ihnen zurufen: Du haſt uns wieder in deinen Schutz genommen, haſt uns wieder unterſtützt, gerettet? Sie haben die Furcht des Todes, welche noch einmahl überhingegangen iſt, in aller ihrer Stärke empfunden: wollen Sie ſich nicht ſeine Stunde, wenn ſie nun einmahl wirklich einbrechen wird, dadurch heiter und wonnevoll machen, daß Sie denken können: Ich habe meine Beſtimmung erfüllt — ich habe mein Anſehen, meine Macht, und alle meine Kräfte, welche mir aus meiner irrdiſchvorzüglichen Lage erwuchſen, redlich gebraucht — ich bin nicht Zerſtörer der Ruhe meiner Mitbürger, ſondern Beförderer, Schützer, Vervollkomner derſelben geweſen? Sobald Sie alſo ſich wieder raſch fühlen: ſo werden Sie thätig für das Wohl der Menſchen um Sie her. Säumen Sie damit nicht. Wir kennen die Zahl unſrer Stunden nicht. Schwere Krankheiten hinterlaſſen oft drohende Ueberreſte in unſrem körperlichen Bau, welche über lang oder kurz wieder der Grund zu neuen, noch ſchwerern Zufällen werden, die uns alsdenn hinraffen. Leben iſt Ihnen nun wieder geſchenkt; aber vieleicht nur auf wenig Jahre. Dieſe, dieſe ſollen es ſein, in welchen Sie allesgeſtiftete Uebel nach Möglichkeit wieder vergüten. Laſſen Sie keinen Tag von ſelbigen, unangewendet zu dieſer Abſicht, vorbeiſtreichen. Kehrten Sie nach völliger Geneſung zu Ihrer vorigen Handlungart zurück; drückten, verdrängten, verfolgten Sie wieder Menſchen; und käme denn einſt der Zeitpunkt für Sie, in welchem Sie dieſe Erde verlaſſen ſollen: wie noch weit ſchaudervoller würde dis Ihr letztes Krankenlager für Sie ſein, als das gegenwärtige! Zu dem marternden Bewuſtſein nicht edel gehandelt zu haben, käme denn noch der tödtende Vorwurf hinzu, daß Sie die Gnade des Schöpfers nicht genutzt hätten, welche er Ihnen durch Ihre ietzige Rettung verlieh, noch zuletzt Troſt Ihren Brüdern zu werden, und Troſt für ſich ſelbſt zu ſammlen. Es iſt ſchon entehrend, demüthigend und tief niederſchlagend für uns, wenn wir ſorglos genung geweſen ſind, durch eine lange Reihe von Zerſtreuungen unſere menſchlichen Gefühle einſchlummern zu laſſen — wir ſollen mitten im Gewühl der Welt ſo wohl, als in der Einſamkeit, für die Güte unſers Herzens wachen; aber noch weit iammervoller iſts für uns, wenn durch groſſe, feierliche Erſchütterungen unſere Menſchlichkeit zwar wieder erwachte, wir aber hernach dieſelbe abermahls einwiegen, unterdrückt werden, verlohren gehen lieſſen. Dis erſchwert unſere Verſchuldung dabei, und wir können uns beinahe alsdenn von dem Verdacht nicht mehr frei ſprechen, daß wir nicht haben Menſch ſein wollen. O Freund, empfangen Sie in der Ihnen von Gott

verlieverhofften Wiedergeneſung den ſtärkſten Reiz [illegible] Erweiſungen Ihrer Redlichkeit und Ihres Edelmuths. Betrachten Sie auch von dieſem Krankenbette alle Ihre Mitbürger um ſich her. Vielen derſelben haben Sie geſchadet; dis geſtehen Sie ſelbſt. Noch mehrere von ihnen ſind Zeugen davon geweſen, als Sie dis thaten. Alle dieſe können Sie nicht lieben. Dieſelben werden vielmehr jeden Morgen, an welchem ſie von der Verſchlimmerung Ihrer Krankheitsumſtände Nachricht erhalten haben, als einen ſolchen angeſehen haben, an dem ſie friſchere Luft zu ſchöpfen anfangen können. Man wird Ihren geglaubten bevorſtehenden Tod als eine Wohlthat betrachtet haben, welche die Fürſehung, die endlich dem Böſen nicht mehr zuſehen könne, ohne demſelben zu ſteuren, Ihren Mitbürgern erweiſen wolle. Auf Ihrem Platze, mit aller Ihrer Macht und mit allem Ihren Anſehen umgeben, hat man denn bald einen andern Mann zu erblicken gehoft, welcher Wohlthäter und Menſchenfreund ſein, und das Uebel, welches Sie angerichtet haben, wieder gut machen würde. Aus vielen Herzen iſt dafür wohl ſchon Dank zur Gottheit aufgeſtiegen. Und können Sie dis alles wohl Ihren Mitbürgern verargen, wenn ſie ſo gehandelt haben? Nun geneſen Sie wieder. Nun erſchallt das Gerücht davon unter alle Mitbürger. Was werden die Erfolge hiervon ſein? Ganz natürlich dieſe. Ihre Mitbürger werden über Ihre Wiedergeneſung betrübt werden. Gott! denken Sie ſich einmahl den Gedanken recht, daß Menſchen darüber traurig zu werden gezwungen ſind, wenn einer ihrer Brüder Friſtung des Lebens von Gott empfängt! Wie wird Ihnen, wenn Sie ſo zu ſich ſprechen müſſen: Freudenvoll hätte dich die Welt im Sarge geſehn — kummervoll ſieht ſie dich wieder umherwandeln! Die mehreſten Ihrer Mitbürger, welche ſich der Freude über Ihren gehoften Tod bewuſt ſind, und dieſelbe wohl öffentlich zu erkennen gegeben haben, befürchten nun, daß Sie noch grauſamerer Menſchenfeind und Verfolger deshalb gegen ſie ſein werden, als vorher. Recht lebhaft ſtellen ſie ſich dis ſchon als ausgemacht vor, und klagen im Stillen die Fürſehung an, welche dis geſchehen laſſen konnte. Denn es iſt dis nun einmahl die Verfahrungsart des groſſen Haufens, daß er ſelten bei Empfang eines Guten nach dem Schöpfer aufblickt, aber jeden Anblick des Böſen auf ſeine Rechnung ſchreibt. Diejenigen von Ihren Mitbürgern, welche einige Kentnis der menſchlichen Natur haben, werden ſich mit der Hofnung ſchmeicheln, daß die überſtandene ſchwere Krankheit auf Ihr Gemüth wohlthätige Eindrücke zurückgelaſſen, und Ihrer Denkungsart eine mildere Wendung gegeben haben werde. Wenn Sie nun, von Ihrem Bette aufgeſtanden, zur Welt zurückgekehrt, aufs neue zum Schaden Ihrer Mitbürger arbeiten wollten: ſo zerſtörten Sie dieſer wenigen ihre guten Hofnungen, und ſtärkten jenen gröſſern Haufen in ſeiner Furcht. Dadurch würden Sie eine allgemeine Unzufriedenheit um ſich her hervorbringen. Von Hunderten Ihrer Mitbürger würde vielleicht kaum Einer allemahl ſein, welcher als Weltweiſer dächte und Gott ohne Vorwurf bei der böſen Sache lieſſe. Können Sie als Chriſt und als Menſch — als ein vom Tode erlöſeter Menſch — hierbei gleichgültig ſein, wenn Sie Tauſenden um ſich her das wahre, kindliche Vertrauen auf Gott rauben? Iſt dis nicht unter allen Stäben, welche Menſchen haben, der einzige, welcher nicht zer bricht, wenn ſie ſich auf ſelbigen lehnen? Wollen Sie ihnen auch noch dieſen einigen unzerbrechlichen Stab rauben? Beſeelt Sie nicht Eifer für Gott, die Zahl ſeiner herzlichen, frohen Verehrer zu vermehren? Wollen Sie dieſelbe vielmehr um eine ſo groſſe Menge vermindern? Sollen die Altäre der Gottheit durch Sie öde und verlaſſen ſtehen? Die Altäre der Gottheit, welche den Tod ſo wohlthätig vor Ihnen über geführt hat? O mein Freund, beherzigen Sie dis als ein edler Mann! Gottes Sache iſts, welche Sie nun führen! Machen Sie ſich nicht den ſchrecklichen Vorwurf, in den Herzen ſo vieler Menſchen jede fromme, nach Gott ſtrebende Empfindung verlöſcht, oder auch nur entkräftet zu haben! Stärken Sie vielmehr durch triftige, mannigfaltige Erweiſungen Ihres Edelmuths alle Ihre Mitbürger im Glauben an Gott und an ſeine Fürſehung! Genieſſen Sie dafür den Lohn, daß ſelbige eine edlere Idee nun von Ihnen faſſen. Es wird Ihnen höchſtangenehm ſein, wenn Sie bei jeder Zuſammenkunft mit ſelbigen aus Auge, Mine und Rede erkennen, daß Sie nicht mehr der blos äuſſerlich gefürchtete und im Herzen verabſcheute Mann, ſondern der

Gegenſtand ihrer aufrichtigen Hochachtung und Liebe ſind. Man ſiehts dem Mitbürger, welcher uns begegnet und begrüſſt, bald an, ob er gern an unſrer Seite weggehe und uns grüſſe, oder ob er lieber, uns auszuweichen, um ein Eckhaus herumgegangen wäre, wenn ſich nicht weit davon eine Kreuzgaſſe befunden hätte. Und, wenn wir in irgend einer Geſellſchaft ſind, und Menſchen treten in runden Reihen um uns her, und ieder von ihnen drängt ſich an uns: ſo befinden wir uns tauſendmahl beſſer dabei, als wenn alle ſich unſerm Geſpräch entziehen und mitten aufm Sammelplatz allein ſtehen laſſen; oder wenn der, welchen wir von ihnen ergreifen, daß er ſtill ſtehen mus, einige Worte ſich abzwingt, ſich bei iedem derſelben ſehnſuchtsvoll umſchaut, ob ihn nicht bald ein anderer aus der peinlichen Lage ablöſe, und mit ieder Mine uns zuruft: wenn ich dürfte, ſo lies ich dich gleich ſtehen. Denken Sie nur zurück; Sie müſſen dis alles im vergangenen Theil' Ihres Lebens erfahren haben. Es iſt unmöglich, daß Ihnen die Bemerkung davon habe entwiſchen können; und ſo oft Sie ſie gemacht haben, mus dieſelbe bei allem Ihren Anſehen, welches Ihnen niemand rauben konnte, die äuſerſte Demüthigung für Sie geweſen ſein. So etwas werden Sie nicht ferner befürchten dürfen, wenn Sie ſich nun als Menſchenfreund zeigen. Auch da, wo Sie nicht gegenwärtig ſind, wird man mit Achtung von Ihnen urtheilen; und abweſend gut beurtheilt zu werden, iſt mehr werth, als durch ſeine Gegenwart tauſend Menſchen, welche viel aufm Herzen haben, das ſie wider uns ausſchütten möchten, ſtumm zu machen. Jetzt haben vielleicht oft Menſchen unter Ihren Fenſtern geſtanden, Muthwillen getrieben, und über jeden Ihrer Seufzer, welchen ſie hauſſen hören konnten, geſpottet. Legen Sie ſich aber denn jemahls wieder aufs Krankenbette: ſo wird Ihre Hausflur nie leer von Leuten ſein, welche ſich aufrichtigtheilnehmend nach Ihrem Befinden in jeder Stunde erkundigen, über jedes Merkmal Ihrer Beſſerung ſich innigſt freuen und auf allen Seiten für die Erleichterung Ihrer Leiden ſorgen. Jeden Ihrer Schmerzen wird denn das Bewuſſtſein, keine Schmerzen mehr erregt zu haben, mildern; und Ihr Weggang wird Ihnen dadurch ſanft werden, daß Sie wiſſen, daß Tauſende im Geiſt mit Ihnen gehen, und

Sie Segenwünſchend ſchon in jene Welt hinüber begleiten. O Freund, machen Sie nur wieder den Anfang, alle Vorzüge Ihrer äuſerlich-glänzenden Weltlage zum Beſten Ihrer Mitbürger anzuwenden; Sie werden dabei auf allen Seiten Zufriedenheit und wahre Glückſeligkeit finden. Wenn wir aus dem Geſicht eines Fröhlichen die Freude verſcheuchen, oder einen Traurigen noch trauriger machen, und wir ſehens, wie er die Lippen zuſammendrückt, und die Thränen zurückzwingt, und ſeitwärts ſchmachtend gen Himmel aufſchaut: ſagen Sie, iſts Leben oder Tod, was uns da anhaucht? Reichen wir aber dem Mann ohne Kraft unſern Arm, trocknen wir ſeine Zähren, entfalten wir ſeine Stirne, rufen wir die erſten Empfindungen der Zufridenheit mit ſeinem Schickſal wieder in ſein Herz, machen wir, daß er freier athmet, ſehen wir, wie er die erſtorbenen Glieder wieder muthiger bewegt, und auch einen Blick zum Himmel, aber nicht ſeitwärts, ſondern geradeauf mit der Mine des Danks und des Rettungpreiſes richtet — verwandeln wir die Falten der Heiterkeit im Antlitz eines Hofnungvollen in wirkliches Lächeln — o Freund! Freund! all' unſer

ſer Anſehen, all' unſere Macht, und alles, alles, was die ganze Welt für uns hat, iſt nichts gegen die ſtille, allgenugſame Seligkeit, welche ſich dann über unſer ganzes Weſen, durch Herz und Gewiſſen, und durch alle Adern und über alle Nerven unſers Körpers ergieſſt. Wär' ich in Ihrer Lage: ſo rief ich, um mich recht des Genuſſes dieſer Seligkeit auf die Zukunft zu verſichern, und meinen edlen Vorſätzen treu zu bleiben, einige meiner vertrauteſten Freunde, oder wenn dies keine Rechtſchaffenen wären, die bewährteſten Redlichen meiner Stadt, von denen ich wüſste, daß ſie mit meiner vorigen Denkungsart von Rechtswegen unzufrieden geweſen wären, an mein Krankenbette, und ſpräche zu ihnen: Ihr ſollet die Freiheit haben — und wenn ich euch iemahls deswegen meinen Has empfinden lieſſe: ſo ſollet ihr es der ganzen Welt ſagen können, daß ich ſie euch heute gab — mir bei der erſten menſchenfeindlichen Handlung, welche ich wieder ausübe, gerade unter die Augen zu treten, von der Schwärze derſelben laut gegen mich zu reden, und mich an den Tod zu erinnern, welchen Gott in dieſen Tagen mir vorübergeführt hat. Auch würd' ich die Stube, in welcher ich ſo todtkrank gelegen hätte, zu vereinigen machen, in welcher ich alle meine Amtsgeſchäfte betriebe, und in der ich meine Mitbürger, welche mich zu ſprechen verlangten, vor mich lieſſe. Mein Gemählde, ſo wie ich, als Wiedergeneſender, auf meinem Siechbette gelegen hätte, ſollte denn gerade gegen mir über hangen, wenn ich expedirte; und jeder Bittende, welcher zu mir käme, ſollte auf die Stelle hintreten, wo das Bette ſtand und wo ich mit dem Tode gerungen hatte. Im ganzen Zimmer wollt' ich Denkmäler meiner Krankheit aufſtellen. Den Tag meiner Wiedergeneſung wollt' ich jährlich feierlich begehen, und mirs zur Pflicht machen, jedesmahl einige neue Gäſte bei mir zu haben, welchen ich Dienſte von ſolcher Erheblichkeit erwieſen hätte, daß ſie ihnen gleichſam neues Leben verſchaft hätten. Die Meinigen ſollten von meiner ausgeſtandenen Krankheit oft mit mir reden, und mirs ſagen, wie ſie mich ſchon verlohren gegeben, und wie mein Arzt und die ganze Welt an meinem Aufkommen gezweifelt hätten. In meinem Garten neben meiner liebſten Laube würf' ich einen Grabhügel auf, damit ich ihn, wenn ich daſelbſt ſäſſe, vor Augen hätte; und ſo oft ich zum Fürſten ginge, nähm' ich meinen Weg über den Kirchhof, auf welchem auch Gräber ſind. — — Freund, Ihre Lage in der Welt iſt zu geräuſchvoll, zu zerſtreut — Sie kehren zur Routüne Ihrer Geſchäfte, Divertiſſemens und Entfernungen von ſich ſelbſt zurück; und, ehe Sie ſichs verſehen, ſind Sie auch wieder in der Routüne Ihrer vorigen Handlungsart. Sie vergeſſen, wozu Sie ſich anheiſchig gemacht haben; es iſt nöthig, daß Sie ſich auf allerlei ſinnliche Art daran zu erinnern ſuchen. Berauben Sie ſich des Segens der groſſen göttlichen Wohlthat nicht! Ein edler Mann mus nicht nur künftige Rechenſchaft vor Gott glauben; ſondern er müſte auch, wenn kein Gott wäre, in der Rechenſchaft vor ſeinem eigenen Herzen gut beſtehen können. Und bei dieſer Rechenſchaft iſts gewis ein wichtiger Punkt, wie wir eine unerwartete Friſtung unſers Lebens für unſere Veredlung benutzt haben. Ich gehe von Ihnen — aber das, was ich Ihnen heute geſagt habe, bleibe Ihnen Lebenslang unvergeslich!

Als

Als
das Geſchrei kam, daß H. ſich ermordet hätte.

Der Tag, an welchem dis geſchah, war der erſte Frühlingstag; ein warmer, herrlicher Tag. Ich rief alle meine jungen Freunde zuſammen, und ſchüttete mein drangvolles Herz gegen ſie aus.

Haben Sie alle ſchon die ſchreckenvolle Nachricht gehört? Haben Sie eben ſo dabei gebebt, als ich? Ach leider iſts nur mehr denn allzuwahr, daß H. ſich erſchoſſen hat. H., der vortrefliche iunge Mann, der ſo viel Güte des Herzens hatte; der ſo herrliche Kentniſſe beſas, und dem Vaterlande und ſeinen Freunden ſo viel verſprach! H., der vor kurzem erſt noch ſo viel öffentliches Lob erhielt, und auf den eben die höchſten Ehrenſtellen im Staate warteten; der von iedem, welcher ihn kennen lernte, ſich geliebt ſah, und ſchon ſo früh die Stütze vieler Leidenden ward! Heute um fünf Uhr ging er noch auf die Höhe vor der Stadt, um den ſchönen Morgen zu genieſſen, und dem Aufgang der Sonne beizuwohnen. Mit Frühlingsbluhmen überall geſchmückt ſah ich ihn zurückkommen. Er ſchien mir überaus heiter und erzählte mir, daß er den Lenz bewillkommt hätte. Um zehn Uhr wohnte er einer Verſammlung der Richter bei, vor denen er die Defenſion eines iungen

Mädgens geführt hatte, welche, durch eine unglückliche Liebe gegen einen Treuloſen betrogen, der Welt ihre Schande durch den Mord ihres Kinds zu verbergen geſucht. Im Richthauſe hörte er, daß die Elende, welche er in Schutz genommen, von der Todesſtrafe befreit werden ſei; und Leute, welche ihn herunter kommen geſehen, haben mir erzählt, daß er mit der freheſten Mine von da in eine Kirche gegangen, in der eben der Gottesdienſt vollendet geweſen, und daß er daſelbſt vorm Altar knieend angetroffen worden ſei. Noch um eilf Uhr lies er eine Wittwe zu ſich kommen, und ſchenkte ihr zur Erziehung ihres Kindes hundert Thaler. Sie war ſeine Nachbarin, und er hatte ſie heute in den Morgenſtunden erbärmlich darüber klagen gehört, daß ſie für die Waiſe kein Brodt mehr hätte. Vermuthlich ahndete ihn auch nichts Guts ihrentwegen, und er dachte, daß es noch edler gehandelt ſei, auf alle Fälle einen Mord zu verhüten, als nachher die Vertheidigung der Mörderin zu führen. Um zwölf Uhr fiel der ſchreckliche Schus, und die Nachbarin, welche durch denſelben in Beſtürzung geſetzt, ins Haus ſprang, fand ihn in ſeinem Blute liegen. Er hatte eben noch ſo viel Leben, daß er ſeine Augen aufſchlagen, und die durch ihn gerettete Wittwe noch einmahl anblicken konnte; darauf verſchied er. Noch, Freunde, noch beben alle meine Glieder! Iſt es möglich, daß ein Menſch mitten unter ſo vortreflichen Handlungen eine ſo ſchaudervolle That verrichten könne? Iſt es möglich, daß ein und derſelbe Menſch früh um zehn Uhr mit voller Freude die Nachricht von einer durch ihn bewirkten Lebensrettung hören, um eilf Uhr noch einem andern Menſchen das Leben bewahren, und Mittags um zwölf Uhr ſich ſelbſt daſſelbe nehmen könne? Warlich, und wenn wir ietzt zum erſten mahle von ihm hörten und zugleich alles dis in Erfahrung brächten: ſo würden wir ihm die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen uns verbunden achten, daß ein ganz auſſerordentlicher, für ihn unerträglicher Schlag dazwiſchengekommen ſein müſſe. Hören Sie alſo, was auf einem ſchwarzgeränderten Papier von ihm geſchrieben ſtand, als die Gerichte in ſein Zimmer traten und ihre Augen auf ſein Bureau richteten — — da ich nun der ihrige nicht werden kann: ſo mag ich auch nicht mehr der meinige ſein. Dis mag er eben geſchrieben haben, als einige Kutſchen vor ſeiner Wohnung vorüberrollten, in welchen ein

Brautpaar, und ihre Führer ſaſſen; und die Kutſchen waren noch nicht vor der Kirchthüre, als der traurige Schus geſchah. Ach! edlen Freunde, nun klärt ſich ſeine ganze Geſchichte in Ihren Augen auf. Unſer guter H. hatte ein empfindliches, zärtliches Herz. Er liebte; und eben das Herz, welches ihm Freudenthränen während der Ableſung des Urtheils zu Gunſten ſeiner Inquiſitin abzwang, und das ihn zum thätigſten Mitleid für die in Todesgefahr ſchwebende Waiſe ſtimmte, hat ihn ſein Daſein gekoſtet. Da er ein junger Mann vom edelſten, feinſten Geſchmack war: ſo lenkte er ſeine Liebe auf den würdigſten Gegenſtand. Er weihete ſich dem tugendhafteſten, liebenswürdigſten Mädgen im Lande, und hofte in den Umarmungen der Edlen das vollkommenſte Erdenglück zu finden. Er beobachtete ſie im Stillen, fand ſie in der That ſo vortreflich, als er ſie zu finden gewünſcht hatte, und ſuchte ſich nun ganz ihrer werth zu machen. Vor einiger Zeit ward die Verſicherung, welche ihm längſt gegeben war, erfüllt, und er näherte ſich nun einer glänzenden Erhebung im Staat. Nun glaubte er, thätiger für ſich in Ruckſicht auf ſie werden zu dürfen, Er bewarb ſich um ihre Gegenliebe, und —

erſuhr

erfuhr von ihr, daß ſie ſchon die Braut eines andern Jünglings ſei. Heftig durch dieſe Erklärung geſchmettert, hatte er doch ſo viel Beiſichſein, um beobachten zu können, daß er Eindrücke auf ihr Herz gemacht habe. Von Stund' an ward er gegen all ſein übriges Glück gleichgültig, und ſchien es nicht mehr zu ſchätzen. Er unterlies nicht das vortrefliche Mädgen öfter zu beſuchen, und bei iedesmahliger Zurückkunft von ihr ward er ſchwermüthiger. Doch dachte er zu edel, um auch nur den geringſten Schritt zu thun, auf irgend eine Weiſe dem rechtmäſſigen Liebhaber ſein ſchätzbares Mädgen zu rauben. Er verlohr ſich immer mehr und mehr aus groſſen Geſellſchaften, und war nun am liebſten bei der einſamern Natur, welcher er ſeine Leiden zu klagen ſchien. Er ſchlepte den Kummer mit ſich ſelbſt umher; wollte ſogar ſeine Freunde damit nicht betrüben, und nahm, wenn er unter ihnen ſich befand, eine freudige Mine an. Ich bekam Gelegenheit, tiefer in ſein Herz einzuſchauen, als andere. Einsmahls, als ich nach dem Mittagseſſen zu ihm ging, fand ich ihn ſchlafend an ſeinem Schreibepult. Er lag mit ſeinem Kopf auf beiden Händen, welche er gefaltet hatte. Neben ihm ein ſeidenes Tuch, von Thränen ſtark durchnäſſt, und vor ihm die Silhouette des Mädgens. Mich iammerte ſeiner. Ich wollte den Müden nicht ſtören. Er kam Tags drauf zu mir; unwiſſend, daß ich bei ihm geweſen ſei. Er verbarg den Kampf mit ſich ſelbſt, und ich ſann eben auf eine ſchickliche Wendung, über den Zuſtand ſeines Gemüths und ſeiner Leidenſchaft mit ihm zu reden; als er, ohne ſich deſſen bewuſt zu ſein, die oberſten Knöpfe ſeiner Weſte aufris. An ſeiner Bruſt hing da dieſelbige Silhouette an einem ſchmalen Bande. Ich grif nach ihr, und er gerieth in Verlegenheit. Er ſammlete ſich und ſagte, daß er das Schattenbild der Edlen aus Freundſchaft für ſie trage. Ich drang liebevoll in ihn ein, und flehete ihn, ſich einer Neigung nicht zu überlaſſen, welche nun einmahl nicht befridigt werden könnte. Seine Augen ſagten mir alles, was in ſeinem Herzen vorging; aber ſein Mund blieb verſchloſſen darüber. Er entdeckte ſich mir nicht, ſondern nahm von der Stund' an, ſo oft ich mit ihm war, ein überaus heiteres Weſen während unſerer Zuſammenkünfte an, wodurch er mich zu täuſchen ſuchte. Ich ſchlug ihm eine Reiſe mit mir vor, und er verſprach, ſie zu machen. Seine Geſchäfte hielten ihn ſeither ab. Geſtern noch wollte er reiſen; aber ſein edles Herz zwang ihn, die Reiſe wieder auszuſetzen, weil er heute noch das Urtheil der Delinquentin anhoren wollte. Morgen, ſprach er, wollten wir unterwegs ſein. Ich ſchickte mich dazu an; aber der Ungluckliche! ach! er iſt ohne mich gereiſet! Er hat die einſame Reiſe ins Land der Todten ſchnell gewählt, und es iſt, als hätte er ſich durch die edelſten Handlungen dazu anſchicken wollen. Er hatte eine lebhafte, feurige Einbildungskraft. Ich glaube, daß ihn ſeine Phantaſie bis heute noch mit der Hofnung getäuſcht habe, daß ienes edle Mädgen doch das Seinige werden würde. Er pflegte bei ſeinen Ausſichten in die Zukunft viel auf Umſtände zu ſetzen, welche ſich ohne Menſchenhand einmiſchen. Gewis hat er deren einen auch hierbei erwartet. Dieſe kamen nicht; die Augenblicke der Verbindung des Mädgens naheten herbei; das Brautpaar fuhr unter ſeinen Fenſtern zur Kirche. Nun ſank plötzlich alle ſeine Hofnung. Er ſah nun volle Unmöglichkeit der Erfullung ſeiner Wünſche. Nie hatte er dieſelbe ſo zuverläſſig erblickt. Nun dachte er über die Groſſe ſeines Verluſts dabei nach. Seine Phantaſie erhöhete dieſelbe ins Unendliche. Er ſah weiter keine Freude auf

Erden vor ſich. Ehre, Freunde, Vaterland, Natur, Daſein, alles verlohr in ſeinen Augen ſeinen Werth. Die ganze Welt ſank vor ihm ſo tief hinunter, daß er mit ihr zugleich ſich zu ſtürzen ſich entſchlos. Vorſatz — That — drängten ſich dicht an einander. Eine einzige allgewaltigfürchterliche Vorſtellung bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele, ris ihn hin; und er lag zu Boden, ehe eine andere dazwiſchenkommende die ſchreckliche Macht derſelben ſchwächen konnte. Glauben Sie, Freunde, dis iſt die wahre Geſchichte ſeines Selbſtmords. Und könnte er vor uns ſtehen und uns ſelbſt dieſelbe mittheilen: ſo würden wir keine andere, aus ſeinem Munde hören, als dieſe. Was ſoll ich thun? gegen Sie thun? Ich, ſein Freund! gegen Sie, ſeine Freunde! Ach! ich zittere ſchon für den Urtheilen, welche der gröſte Theil der Menſchen über ihn fällen wird. Man wird aller ſeiner vorhergegangenen vortreflichen Thaten vergeſſen, und ſich blos an die letzte ſchandervolle halten, welche er ausgeübt hat. Dieſe billigen? — bei Gott! dis kann ich nie. Aber zu meinem und zu Ihrem Troſte ſagen, daß H. kein Böſewicht war — — dis kann, dis will ich von ganzem Herzen. Ja, er war kein

Verabſcheuungswürdiger, welcher ſeine Freunde getäuſcht, ſeine Widerſacher verfolgt, Gutherzige betrogen, Unſchuldige verführt, Wucher getrieben, Wittwen und Waiſen ums Ihrige gebracht, Rechtſchaffene verdrängt, und Unglückliche mit Füſſen getreten hätte. Wär' er dis geweſen, hätte er eine lange Reihe ſchwarzer Thaten gegen ſeine Brüder mit der ſchwärzeſten gegen ſich ſelbſt beſchloſſen; hätte er als ein Ungeheuer am Ende einen gewaltſamen Durchbruch aus dem Daſein für das einzige mögliche Mittel gehalten, ſich von ſchrecklichen Vorwürfen ſeines erwachenden Gewiſſens zu befreien: Gott! welch ein Scheuſal der Natur müſt' er in unſer aller Augen ſein! Aber ſo war er ein Edler — ein Verehrer der wahren Religion — ein Freund aller Menſchen und ein Erbarmer aller Leidenden. Im groſſen Augenblick der zärtlichſten, menſchlichſten Leidenſchaft — im Augenblick, in welchem ſein Unglück durch die gänzliche Vernichtung ſeiner höchſten Hofnung ſich ihm in ſeiner überſchwenglichſten, unerträglichſcheinendſten Gröſſe darſtellte, iſt er geſunken. Laſſen Sie uns dis nicht nur unſerm eigenen Herzen, ſondern laſſen Sie es uns auch der ganzen Welt ſagen! Wir ſind ihm dis ſchuldig, und ein Edler, wie er, verdient es, daß wir, ſo viel in unſern Kräften iſt, dafür ſorgen, daß er nicht verkannt werde. Man wird nun vielleicht ſeine ſchönſten Handlungen in den feindſeligſten Geſichtspunkt ſtellen; man wird ihm vielleicht die ſchwärzeſten Grundſätze andichten; man wird ihn verſchmähen und verdammen; aber laut wollen wir rufen: „Ein Unglücklicher iſt er! Verſagt ihm nicht Gerechtigkeit — Mitleiden nicht! Da leben ihrer viele, welche nach langen Ueberlegungen, mit äuſerſter Kaltblutigkeit, Reihen von Jahren hindurch ihre Brüder, deren Leben doch nicht einmahl das Ihrige iſt, verfolgen, ängſtigen, kerkern und todten. Da leben ihrer noch Mehrere, welche durch die ſchändlichſten Ausſchweifungen, durch mehr als viehiſche Uebernahme in Speiſe und Trank, durch unerſättliche Wollüſte, ſich langſam morden; aller Vorwürfe ihres Gewiſſens, aller Warnungen ihrer Freunde ungeachtet, dis thun. Söhnen ſie ſich nicht mit euch aus, wenn ſie am Ende ihrer ſchändlichen Laufbahn eine abgezwungene Reue aus Todesfurcht über alle ihre Vergehungen bezeigen, für deren geringſten Werth keiner von euch Bürge werden kann? Finden ſie nicht ſogar noch Mitleiden bei euch, wenn ihr höret, daß ſie, die

Menſchen gequält haben, die Urheber ihrer eigenen Qualen ſind, ſich unter langwierigen Foltern aufm Sterbebette krümmen müſſen? Und ihr wollet dis Mitleiden dem verſagen, welcher keuſch gegen ſich ſelbſt, gerecht gegen ſeinen glücklichern Nebenbuhler, edel, treu, freundſchaftlich und liebevoll gegen alle Menſchen war, und der das Unglück hatte, im heftigſten Augenblick der ſanfteſten Leidenſchaft, welcher er doch nicht das Wohl eines andern, wie er vielleicht gekonnt hätte, aufopfern wollte, ſelbſt Opfer derſelben zu werden, darum, weil er nicht gleich kräftige Vorſtellungen bei der Hand hatte, welche ihn feſthielten, daß er nicht hinſänke? Ach! ihr, die ihr überhaupt nicht eure Brüder richten ſollet, fallet bei dieſer Gelegenheit am wenigſten durch unmenſchliche Eingriffe in die Gerechtſame ienes oberſten Richters, welcher keinen von uns nach ſeiner letzten Handlung blos, ſie ſei gut oder böſe geweſen, ſondern nach der geſammten Reihe aller ſeiner Thaten und nach dem Ganzen ſeines Lebens beurtheilen wird!" O lieben Jünglinge, tauſendmahl dank' ich Gotte dafür, daß ich dieſen Glauben zu ihm habe. So wird denn der Rechtſchaffene, wenn er das Unglück hat, daß er nach hundert oder tauſend guten Thaten auch einmahl eine ſchlechte verrichtet, und daß dieſe gerade unter allen ſeinen Handlungen die letzte iſt, den Segen aller iener durch dieſe einzige nicht verliehren; beſonders, wenn er iene alle bei vollem Bewußtſein, dieſe aber im Augenblick der Ueberraſchung und der Betäubung verrichtet hat. Einen gegenſeitigen Schluß auf dieienigen, welche in den letzten Augenblicken des Lebens erſt anfangen, Gutes aus Noth zu thun, würde mein und Ihr todter Freund nicht einmahl zu ſeiner Begünſtigung verlangen: denn er war in dieſem Fall eben ſo geſinnt, wie ich, daß er zwar nicht dulden konnte, wenn iemand ohne ſeine eigene Schuld verlöhre; aber wohl, wenn alle Menſchen ohne ihr Verdienſt gewönnen. — Jedoch bei dieſem allen, edle Jünglinge, können wir uns aus Liebe für unſern gemeinſchaftlichen todten Freund doch des Wunſches nicht erwehren, daß er nicht auf ſolche Art von uns gegangen ſein möchte. Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, daß ich ſeine letzte That um alles in der Welt willen nicht billigen möchte. Sie bleibt immer und ewig unnatürliche, ſchaudererregende That. Wie viel vortrefliche Handlungen hätte er nicht noch verrichten können, wär' er nicht auf ſie verfallen! Wie hätte er einſt ſeine ruhmvolle

Laufbahn auf die würdigſte Weiſe unter Abwartung des Rufs der Gottheit bei ſtiller und freudiger Ergebung an ſie ſchlieſſen können! Hören Sie mich einmahl; mein ganzes Herz empört ſich wider den Selbſtmord. Ich glaube einmahl, daß man ſo lange gern leben müſſe, als man noch leben dürfe; denn es iſt doch offenbar, daß wir zu unſerm Daſein nicht das Geringſte beigetragen haben. Es kann alſo nimmermehr in unſerer Macht ſein, daſſelbe nach Gefallen wegzuwerfen, wenn wir wollen. Es könnte hier die Exception gemacht werden, daß dis doch in ſo fern Statt fände, wenn uns etwas aufgedrungen worden wäre, welches wir, wenn wir darum befragt worden wären, nach einiger Ueberlegung entweder gar nicht angenommen, oder doch nach einigen Verſuchen wieder zurückgegeben haben würden. Ich will hier nicht einmahl den groſſen Geſichtspunkt öfnen, aus welchem wir die Sache unſres Daſeins iederzeit zuerſt betrachten müſſen, daß wir es hierbei als Geſchöpfe mit unſerm Schöpfer zu thun haben — — dis iſt warlich ein wichtiger Gedanke, meine iungen Freunde, und unſer unglücklicher H. war gewis einer von denen, welche ihn mit ganzem Herzen annehmen; aber im Augenblick ſeiner ſo widerſprechenden That fand er ihn nicht — — ſondern ich frage Sie nur, wie viel Freude uns allen ſchon unſer Daſein gemacht habe, und welche unſchätzbare Genüſſe vom Leben wir ſchon geſchöpft haben. Es mus doch, ſo wie kein Wurm, alſo noch tauſendmahl weniger ein Menſch exiſtiren, welcher nicht Beweis dafür ſei, daß es Seligkeit ſei, in der Welt da zu ſein. Dis laſſ' ich mir nun ſchlechterdings nicht ausreden, daß auch der elendeſte Sterbliche, wenn er Wonne und Jammer ehrlich zuſammenrechnet, das Uebergewicht im Leben auf Seiten der erſtern finde. Freilich fühlen wir in den Stunden des Elends den Werth des Daſeins nicht; aber warum wählen wir denn gerade dieſe Stunden, um ihn zu ſchätzen? Wärs nicht edler gehandelt, wenn wir in Stunden der Freude uns über die Unterſuchung deſſelben her machten, und uns dadurch einen Troſt auf iene bereiteten? Alſo laſſen Sie uns nur geſtehen, daß obige Exception hier am unſchicklichſten Ort angebracht ſei. Das Leben iſt und bleibt bei allen ſeinen Verwickelungen und Traurigkeiten, welche, wohlgemerkt, noch überdis am Ende dazu dienen, uns den Werth unſrer Freuden höher empfinden zu laſſen, höchſte, unausſprechlichſte Wohlthat, und wir müſſen ſo

zur

gar das Daſein, und wäre es über und über elend, dem gänzlichen Nichtſein vorziehen. Und ſagen Sie einmahl aufrichtig, ob Würde des Menſchen in dem Gedanken enthalten ſei: weil das Daſein nicht gerade ſo für mich beſchaffen iſt, wie ich es wünſchte, ſo will ich es wegwerfen? Brauchts mehr dazu, um dieſen Gedanken zu faſſen, als eine vereitelte Höfnung, von der wir vielleicht noch nicht einmahl mit Zuverläſſigkeit wiſſen, ob ihre Erfüllung für unſer wahres Glück beförderlich war? Iſt es nicht allemahl mehr Ehre für uns, Unfälle des Lebens grosmüthig zu ertragen, und uns mit ſtandhaftem Sinn über dieſe und iene Dinge wegzuſetzen, welche wir nun doch nicht abzuändern vermögen? Hier zeigen wir doch wenigſtens, daß wir kämpfen können, ehe wir uns überwunden geben; dort aber fallen wir hin, wie ieder Feigherzige fällt, welcher den erſten Schritt auf den Kampfplatz ſcheut. Und Kräfte zum Kampf haben wir doch. Iſt es edel, ſich gefangen zu geben, ehe man ſie angewendet hat? ſie ungebraucht zu laſſen, und ſogleich mit hingeſunkenem Muth dem Feind ſich zu Füſſen zu werfen? Wiſſen wir doch überdis noch auch aus Erfahrung, daß unſere Kräfte oft genung hinreichen, das Unglück zu überwinden, wenn wir ſie nur in redliche Thätigkeit ſetzen! Bedenken Sie noch, daß ein Menſch, welcher ſich ſelbſt des Daſeins beraubt, ſein Leben nicht nur ſich, ſondern auch der ganzen menſchlichen Geſellſchaft entziehe. Sie werden mir alle zugeſtehen, daß die Geſellſchaft groſſe Forderungen mit Recht an uns mache. In ihrem Schos ſind wir ins Daſein getreten; in ihrem Schos haben wir uns ausgebildet. Von allen Seiten her hat ſie dazu beigetragen, uns zu kultiviren und zu vervollkomnen. Tauſend Hände haben ſchon für uns geſchäftig ſein müſſen, ehe wir die unſrigen wieder ſegensvoll machen konnten. Sind wir ihr dafür nicht ſchuldig, ſo lange dankbar zu ſein, als die Natur es uns verſtattet? Können wir mit Recht wohl ſprechen: heute will ich aufhören, für die menſchliche Geſellſchaft zu leben — heute will ich mich als Glied vom Körper trennen, welcher meiner Mitarbeitung noch bedarf? Könnten wir den Undank höher treiben, als hierdurch? Und geſetzt, wir glaubten das Recht hierzu darum zu haben, weil irgend eine Hofnung, auf deren Erfüllung wir viel oder alles ſetzten, uns fehlſchlüge: ſo würden wir doch zugeſtehen müſſen, daß alle andere Menſchen unter ähnlichen Umſtänden

ſtänden ein ähnliches Recht beſäſſen. Nun ſagen Sie, ob derer wohl viele ſein mögen, welche nicht im ganzen Durchgang durchs erſte Leben durch eine ſolche fehlgeſchlagene Hofnung betrübt werden? Wenn nun ieder von dieſen eben ſo aus Verdrus auf den Anſchlag geriethe, ſich und ſein Daſein der Geſelſchaft zu entziehen, was für eine iämmerliche Geſtalt würde ſie haben? Beſten Jünglinge, ich erſuche Sie feierlichſt, dis alles wohl zu beherzigen. Sie wiſſen die Lagen nicht, in welche Sie das Schickſal werfen kann. Jetzt können Sie es ſich vieleicht nicht begreiflich machen, wie ein Menſch auf den unnatürlichen Entſchlus verfallen könne, das Daſein wegzuwerfen: da Sie vielmehr bei der kleinſten Verletzung Ihres Körpers dafür Sorge tragen, daß demſelben wieder geholfen werde; aber der Uebergang vom Enthuſiasmus fürs Leben zum höchſten Widerwillen gegen daſſelbe iſt oft ſchneller geſchehen, als Sie denken. Ich habe Ihnen viel zum Beſten unſres guten H. geſagt. Sie werden daraus abſtrahirt haben, daß bei unſern Handlungen mehr auf Umſtänden bei ſelbigen beruhe, als der groſſe Haufe denkt. Aber die groſſe Frage, welche wir alle hierbei in Betrachtung zu ziehen haben, iſt nun die, ob wir es nicht auch in unſerer Gewalt haben, hie und da über einen ſolchen Umſtand Herr zu ſein? Dis iſts, worauf ich glaube, daß am Ende alles ankomme. Ich habe zu viel Vertrauen auf den Vater der Menſchen, als daß ich nicht hoffen ſollte, daß er auch, wenn wir auf dieſer Seite fehlen, gegen uns Barmherzigkeit zeigen werde; allein es mus doch auch tauſendmahl mehr Ehre für uns ſein, wenn wir auch in dieſem Punkt alles gethan haben, was wir doch bei vermehrter Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt thun konnten. Der edle H. wuſte doch, daß heute der Trauungstag ſeiner Freundin ſei; er wuſte doch, daß der Weg zur Kirche ſie ſeiner Wohnung vorüber führe. Warum blieb er in der Stunde ihrer Vorüberfart zu Hauſe? Warum trat er, als er die Kutſchen rollen hörte, ans Fenſter, und empfing den lezten holden Grus von ihr? Dieſer einzige Umſtand, wenn er ihn vermieden, hätte vielleicht ſeine That unvollendet gelaſſen. Glauben Sie nicht, daß ich ungerecht gegen ihn zu werden anfange. Ich fühle alles mehr denn zu gut, was Sie auch hier wieder zu ſeinem Behuf ſagen können. Aber ſollte denn menſchliche Reflexion, deren er doch ſonſt in einem uns allen ſo bekannten Grade fähig war, ihn nicht auf den Gedanken haben bringen können, daß wir es unſerer eigenen Ehre ſchuldig ſind, eine Hofnung aufzugeben, von der wir doch nun einmahl ſehen, daß ſie nicht erfüllt werden könne? In Ihren Augen, edle Jünglinge, leſe ich auch hier wieder Vertheidigung für ihn. Vertheidigen Sie ihn immer. Es iſt dis der vortreflichſte Beweis von der Güte Ihres Herzens. Doch, warum war er denn ſo zurückhaltend gegen ſeine Freunde? Warum vertrauete er ſich nicht wenigſtens einem derſelben an, und ſchüttete ſeinen Kummer in deſſen Schoos? Das, was er in ſeinen Umſtänden zu hören nöthig hatte, und was er ſich ſelbſt jetzt nicht zu ſagen vermochte, hätte ihm denn vielleicht ſein Freund geſagt. So wäre er denn dem Abgrunde entriſſen worden, in welchen er ſich geſtürzt hat. Sein Vertrauter hätte ihn ergriffen, umarmt, feſtgehalten; und er dankte dieſem nun dafür. Gewis, theure Jünglinge, ſpricht Ihr Herz auch hier wieder für ihn; aber geſtehen Sie nur aufrichtig, daß alles, was Sie für ihn ſagen können, dis etwa ſei, daß es im letzten, heftigſten Augenblick ſeiner Leidenſchaft zu ſpät war, Herr über Umſtände zu ſein. Eben darum nun dring' ich in Sie mit aller Wärme meines Herzens, daß Sie es nie auf dieſen letzten Augenblick ankommen laſſen, ſondern, daß Sie ſich früh und auf Ihre ganze Lebenszeit für denſelben präkaviren. Vor allen Dingen gewöhnen Sie ſich zu einer edlen Biegſamkeit unter das Schickſal. Hie und da kann der Menſch den Lauf ſeiner Begebenheiten richten, und ihm eine beſſere Wendung geben; aber die ganze Einrichtung davon iſt, weil ſo viel tauſend andere Dinge auf ſelbigen zugleich Einflus haben, nicht in ſeiner Macht. Das ſehen wir denn doch nun einmahl, und könnens nicht abändern. Bei allen Entwürfen alſo, welche wir für unſere irdiſche Wohlfart machen, müſſen wir, und wenn noch ſo viel Anſchein dazu da iſt, daß ſie uns gelingen werden, immer noch glauben, daß es möglich ſei, daß ſie uns doch fehlſchlagen. Auf dieſen jederzeit möglichen Fall müſſen wir uns durch die Betrachtung vorbereiten, daß alsdenn, wenn wir alles gethan haben, unſere edelſten Wünſche in Erfüllung zu bringen, und dieſe deſſen ungeachtet unerfüllt bleiben, uns nichts weiter übrig ſei, als daß wir ſtandhaft über die Sache wegſehen. Wir haben das Unſrige in dieſem Fall gethan; das, was wir wünſchten, ſollte uns nicht wiederfahren. Ich weis nicht, wie wir bei allen Ungewisheiten unſres Lebens edler denken könnten, als ſo. Dis zeigt von ruhiger, menſchlicher Reflexion, und mit dieſer ſollen wir alle unſere Handlungen begleiten. An ſolche Geſinnungen gewohnt, wird die Vereitelung irgend einer von unſern Hofnungen nie einen zu gewaltſamen Schlag auf uns machen; weil wir vorher ſchon glaubten, daß ſie vereitelt werden könnte, und alſo auf den wirklich eingetretenen Fall nun ſchon vorbereitet ſind. Hätte unſer redlicher H., welcher doch ſonſt viel auf Umſtände rechnete, gleich bei Empfindung der erſten Regungen ſeiner Liebe für ienes vortrefliche Mädgen ſichs als möglich vorgeſtellt, daß ſeine zärtlichen Wünſche für daſſelbe unerfüllt bleiben könnten: ſo würde er hierdurch allein ſchon den Grund zu mehrerer Feſtigkeit des Gemüths auf den Fall ſelbſt, wenn dieſer einträte, gelegt haben. Sehen Sie denn ferner, theure Jünglinge, daß das Schickſal ſchlechterdings irgend einer Ihrer Neigungen zuwider iſt, und daß Sie ſie nicht befridigen können: ſo ſuchen Sie auch ieden Reiz zu vermeiden, welcher derſelben eine neue Aufforderung geben könnte. Man handelt in der That grauſam gegen ſich, wenn man offenbar ſieht, daß irgend ein Wunſch nicht erfüllt werden könne, und deſſen ungeachtet dazu beiträgt, daß derſelbe noch immer lebhafter erregt werde. Es kann nicht fehlen, daß die Seele, wenn ſie ſolchergeſtalt auf der einen Seite unaufhörlich gereizt wird, und doch zugleich auf der andern gewahr wird, daß all' ihr Beſtreben vergeblich ſei, endlich zu unerwarteten und oft fürchterlichen Entſchlüſſen hinſinke. Und beträfs auch die zärtlichſte Neigung unſres Herzens: ſo mus auch ſie die Vernunft nie beſiegen; ſondern, ſobald wir in Erfahrung gebracht haben, daß für ſie keine Befriedigung zu hoffen ſei: ſo mus ſich der Gedanke uns ſchnell aufdringen, daß wir nicht ſelbſt mehr dazu behülflich ſein wollen, ſie zu ſtärken. Laſſen Sie es uns nur geſtehen — hierinn fehlte der zärtliche H. vorzüglich. Da er ſchon wuſte, daß ſeine Neigung gegen iene liebenswürdige Perſon vergeblich von ihm gehegt werde; ſo hätte er den Anblick ihrer Schönheit und die zaubernden Unterredungen mit ihr nicht ſo begierig weiter ſuchen ſollen. In ieder dieſer Stunden gab er ſeiner Leidenſchaft neue Nahrung, und fachte das verborgene Feuer in ſeinem Buſen zu immer ſtärkerer Flamme an. Von ihr entfernt, bei ruhigern Ueberlegungen der Unmöglichkeit, in ihren Beſitz zu gelangen, und bei wohlgewählten Zerſtreuungen würde es ihm vielleicht geglückt haben, eine unnütze Neigung nach und nach fahren zu laſſen, welche ihm nun ſein Grab bereitet hat. Zuletzt, im heftigſten Sturm derſelben war es zu ſpät; aber gleich anfangs konnte er allerdings viel von einer ſolchen Verfahrungsart hoffen. Und — — worüber ich noch jetzt eine Thräne der Freundſchaft für ihn fallen laſſe — daß er den ihn nagenden Kummer ganz in ſeinen Buſen verſchlos, ſich auch ſeinen Vertrauteſten nicht öfnete, und mitten im Kampf beide ſtreitende Theile ausmachte — — ach! meine Lieben! dis, dis war ſein Untergang. Er war zu ſehr mit ſeiner Leidenſchaft beſchäftigt, als daß er die Vorſtellungen hätte finden ſollen, welche ihm zum Sieg über dieſelbe zu Statten kommen konnten. Wenigſtens fand er ſie gerade denn nicht, wenn er ihrer am meiſten bedürftig war. Glauben Sie, Jünglinge, Sie werden noch oft den Satz als wahr finden, daß man, wenn man ſich auch mit den vortreflichſten Ideen familiariſirt hat, es doch nicht immer in ſeiner Gewalt habe, ſie in ſolchen Augenblicken herbeizurufen und ſich gegenwärtig zu machen, in denen man ſchlechterdings ihrer ohne Verluſt nicht entbehren kann. Haben wir aber einen Freund an unſrer Seite, welcher in unſer Innerſtes einſchauen darf, und leitet er uns ſanft auf dieſelben: ſo empfinden wir bald ihre ſegensvollen Wirkungen auf uns, und ſichern uns dadurch für allzu raſchen Entſchlieſſungen. Darum ſchätzen Sie auch von dieſer Seite den groſſen Werth der Freundſchaft, edle Jünglinge, und wählen Sie ſich hie und da einen Vertrauten für Ihr Herz. Auch der Edelſte bedarf noch immer eines andern Edlen, wenn er recht ſicher auf dem ſo ſchlüpfrigen Pfade des Lebens wandeln will. Ein ſolcher Freund müſſe ganz in Sie einſchauen dürfen; Sie müſſen auf ſeine Redlichkeit allenthalben rechnen können. Zu Tauſenden werden Sie dergleichen freilich nicht antreffen; aber Sie bedürfen ihrer auch in ſo groſſer Menge nicht. Immer werden Sie einige derſelben finden, ſobald Sie ihrer werth ſind, und ſich recht darauf verſtehen, ſie zu ſuchen. In groſſen Augenblicken der Leidenſchaft fliehen Sie denn in die Arme derſelben. Schütten Sie Ihr ganzes Herz in ihren Schos aus, und verbergen Sie ihnen auch den kühnſten Entſchlus nicht, welcher durch ſie hinblitzt. Ihr Freund, welcher mehr ſich ſelbſt zugehört, wird Sie auf Vorſtellungen führen können, die Sie nicht ſelbſt zu finden im Stande waren, und die Ihnen menſchliche Beſänftigung gewähren können; und, da er an allen Ihren Schickſalen den zärtlichſten Antheil nimmt: ſo wird er dieſe Vorſtellungen auch mit ſolcher Wärme an Ihr Herz legen, daß ſie nicht fruchtlos für Sie ſein werden. In ruhigern, kaltblütigern Augenblicken werden Sie ihn denn dafür umarmen, und ihm dankbar zurufen: du warſt mein Retter! du bewahrteſt mich für ſchrecklicher That! — Nun laſſen Sie uns hingehen, und dafür ſorgen, daß unſer unglücklicher H. ehrlich begraben werde! Es könnte uns dis immer einige Mühe koſten: ob man gleich nicht anſteht, Müſſiggänger, Wollüſtlinge und Menſchenfeinde mit Geſang und Klang mitten auf den Kirchhof zu tragen; indeſſen wollen wir uns gern auf den Fall gefaſt halten, daß wir, wenn niemand weiter bei ſeinem Sarge hergehen will, ſeine einzige Leichenbegleitung ausmachen. Und da er mich während einer ſchweren Krankheit vor einiger Zeit zu ſeinem Erben eingeſetzt hat: ſo will ich am Tage ſeiner Beerdigung gern ſeinen geſammten Nachlas unter Wittwen und Waiſen austheilen laſſen.

Als

Als
nach einer drückenden Theurung eine reiche Erndte erfolgte.

Ich ſas aufm Poſtwagen und fuhr neben Feldern weg, auf welchen viele Landleute mit Garbenbinden und Aufmandeln geſchäftig waren. Eine Stunde vor dem Orte meiner Beſtimmung ſtieg ich ab, und rief viele von ſelbigen zuſammen, um mit ihnen Erndtefeſt zu feyren.

Ich habe oft Erndten geſehen; aber nie ſo innigſt zufriedene und freudige, als euch, ihr redlichen Leute. Die Sonne brennt heftig auf die Flur herab; ihr ſeid durch und durch von Schweis nas, und von der ſchweren Arbeit ermüdet, und ſcheinet dis alles nicht zu achten. Dis machts, daß ihr ſo herrlichen Segen allenthalben um euch erblicket, und daß ihr mit ſo innigſter Sehnſucht dieſer Erndte entgegen geſehen habe. O ihr arbeitſamen und gutgeſinnten Menſchen, habt nun auch einmahl wieder Freude auf Erden, und findet das Leben wieder wünſchenswerth. Seit drei Jahren habt ihr Miswachs gehabt, und im vergangenen Sommer nicht einmahl ſo viel wieder eingefahren, als ihr ausgeſäet hattet. Da ſeufztet ihr, und nahmet am Abend, wenn ihr von euren Feldern nach Hauſe kamt, eure Kinder weinend in die Arme; und eure Väter, die ſchon blinden Greiſe, welche ſelbſt darüber traurig waren, daß ſie das Wenige, welches ihr eingeſammlet hattet, mit aufzehren ſolten, ſuchten euch mit ihrem nahen Tode zu tröſten. Ich kann mir den Schmerz recht lebhaft vorſtellen, welchen ihr darüber empfinden muſtet, wenn ihr bei aller eurer redlichen Arbeit den Lohn vermiſtet; wenn ihr an vielen Orten eure Felder ſo ſandet, als wenn ſie ſchon abgeerndtet wären; und wenn der gröſte Theil des Getraides, welches ſie ia noch trugen, kurz nach der Blüthe durch den Hagel darnider geſchlagen ward. Bis zu Weinachten hin reichte denn die gehabte Erndte für euch und eure Familien; und nach Neuiahr hattet ihr kein Brodt mehr; und wenn die Saatzeit kam, ranget ihr eure Hände und muſtet euer Vieh verſtoſſen, um dafür einzukaufen und wieder ausſtreuen zu können. Vor eurem Pfluge wandelte denn ein Thier weniger, und ſo oft ihr hieran dachtet, und ſelbiges vermiſſtet: ſo oft erneuertet ihr den Erndteſchmerz. Sonſt, wenn ihr geſegnete Jahre hattet, fuhret ihr euren Ueberflus in die Stadt zu Markte; und, wenn man euch denn begegnete: ſo wars eine herzliche Freude, zu ſehen, wie die wiehernden Roſſe vor dem belaſteten Wagen auf der Landſtraſſe trabeten, und wie ihr, die Herren derſelben, muthig mit der Peitſche drein knalltet. Aber iezt rittet ihr mit euren lezten Thalern auf einem halbverhungerten Vieh an Markttagen zur Stadt, und hohltet ſelbſt einzelne Scheffel Getraide auf ſelbigem. Das mus Jammer ſein, wenn der, welcher ſonſt Korn zum Verkauf bringt, und das daraus gelöſete Geld in ſeine Wirthſchaft verwendet, ſelbſt hingehen, Getraide aufkaufen, ieder andern kleinen Bequemlichkeit entbehren und alles, was er von ſeinen Eltern zur Ausſteuer empfangen, oder ſonſt aufbringen kann, zuſammennehmen mus, um mit Frau und Kindern nur nicht Hungers zu ſterben. Ich ſehe euch noch immer, wie ihr ſo mit geſenktem Haupt aufm dürren Gaul hinget, und den ganzen oder halben Scheffel vor euch hattet, und ihn mit beiden Händen ſo ſorgfältig hieltet, als wenn er euer geſammter Reichthum wäre. Vorm Dorf erwarteten euch denn ſchon Weiber und Kinder, und eure Frauen nahmen euch die Säcke begierig ab, und trugen ſie auf ihren Schultern werthſchätzend in die iammervolle Hütte. Tags drauf hattet ihr denn allgemeinen Backtag; und die Woche war noch nicht zu Ende: ſo war derſelbe Mangel wieder bei euch da, als vorher. Ach! daß doch weder ihr, noch eure Kinder, iemahls wieder ſo elende Zeit erleben! Sie iſt elend für den Landmann und für den Städter; denn, wenn ihr, der gröſte Theil des Volks leidet: ſo leiden mit euch alle Handwerker; und wenn dieſe leiden: ſo leidet der Künſtler, und der Kaufmann, und von den Dienern, welche in Beſoldung ſtehen an, ieder, bis zum Fürſten. Dis hab' ich während dieſer ſchrecklichen Theurung meiner Gemeine in iedem Monath wenigſtens einmahl geſagt, und ſie dadurch zu ermuntern geſucht, für euch, arme Landleute, und für eure Fluren, recht inbrünſtig zu Gott zu beten. Nun, gute Menſchen, die Noth iſt überſtanden! Euer und unſer Flehen iſt erhört; Gott gibt euch eine volle, reichliche Erndte. Sehet euch links und rechts um; es wird wenig, oder nichts daran fehlen, ſo iſt euch aller Verluſt der vorigen Jahre wieder ersetzt. Seit zwanzig Jahren und drüber hat man auf dieſen Feldern ſo dickwallende, ergiebige Saaten nicht geſehn. Auf Sturm folgt wieder Sonnenſchein; auf Mangel wieder Segen Gottes. Ach! denkt nun einmahl recht zurück auf die traurigen Zeiten, welche ihr durchlebt habt. Wenns Elend überſtanden, überrungen iſt, ſieht ſichs ruhig auf daſſelbe hin. Man ſtärkt ſich dadurch recht herzlich in froher Empfindung des Guten, welches auf ſelbiges folgt. Umarmet eure Weiber und Kinder, und erinnert euch dabei der Thränen, welche ſie vor euren Augen vergoſſen haben. Ihr und eurer alten Eltern Anblick zerris euch damahls das Herz. Denkt daran, wie ihr mitten in der Zeit der Noth eine Woche nach der andern zwar mühſelig, aber doch ſo dahinbrachtet, daß keiner von euch allen Hungers ſtarb, und daß ihr ſelbſt oft darüber in Verwunderung geriethet, wie es noch möglich ſei, daß ihr immer euch durchwinden konntet. Ach! meine Lieben! ihr habt im Elend geweint; ſchämet euch nun auch eurer Dank- und Freudenthränen nicht. Sehet eure Weiber und eure Kinder heiter darauf an, daß ſie, welche den Mangel mit euch getheilt haben, auch nun den Ueberfluß wieder mit euch theilen können. Sprecht zu euren alten, blinden und lahmen Eltern: „Nein, ihr ſollet nun noch nicht ſterben! So will es Gott nicht, daß ihr nur mit uns leiden ſollet. Frohlocken ſollet ihr auch nun noch eine Zeitlang wieder mit uns, ehe ihr uns verlaſſet; und um dieſen Troſt für uns wollen wir ihn anflehen.“ Seid nun recht froh und gutes Muths, und vergeſſet eurer überſtandenen Leiden. Fühlet hier, wie ſo ſanft, wie ſo ſelig es ſich für den redlichen Ackersmann

ſtehe,

ſehe, wenn er ſeiner Hände Werk ſo befördert, ſo geſegnet erblickt. Welche hohe Aehrenſchichten, die ihr hier mit euren Senſen zuſammen geworfen habt! wie ſie ſo nah an einander liegen! Wie dort, wo früher gemähet worden iſt, Mandel an Mandel ſteht! Dis alles iſt nun Eure. Ihr habts ausgeſäet, ihr fahrets auch wieder in eure Scheuren. Voll werden ſie werden bis oben an; und es wird nicht Raum darinn für euer Getraide ſein. Ha! wie die Dröſcher denn in ſelbigen ſo tönend klappern werden! wie ſie klappern werden den ganzen Winter hindurch! Eine recht feierliche Muſik, wenn ſie durch ein ganzes Dorf Haus bei Haus erſchallt! denn genieſſet ihr wieder milderes Brodt, und dürfet nicht mehr das gröbeſte Mehl aus Noth darunter backen, welches ihr ſonſt euren Thieren zur Speiſe gebet. Denn könnet ihr wieder euer armes arbeitſames Vieh ſättigen und laben, daß ſie mit vollen Kräften auf euern Aeckern wieder den Pflug ziehen. Denn fahrt ihr wieder ſchwerbelaſtete Wagen zur Stadt auf den Kornmarkt, ſchaffet euch wieder allerlei kleine Bequemlichkeiten an, und ſetzet den rührigen Bürger wieder in Nahrung. Denn feiert ihr wieder eure kleinen ländlichen Feſte, und man ſieht wieder eure Knechte mit blauen und roſenfarbnen Bändern, muthig klatſchend, die Bedürfniſſe zu ſelbigen herbeiholen. Denket euch dis alles ſchon recht lebhaft iezt hier mitten unter euren Getraidehaufen, und ſtimmt dadurch eure Herzen zur menſchlichſten, unſchuldigſten Freude. Ihr, ihr könnet nun den Werth der Freude recht ſchmecken, da ihr ſo groſſes Elend vorher überſtanden habt. Verwandelt nun eure Klaglieder in Jubelgeſänge, und ziehet von dieſen Fluren mit euren Reichthümern iauchzend zu euren Wohnungen ein. Berg' und Thäler müſſen davon wiederhallen, und euer ganzes Feld müſſe voll Triumflieds ſein. Die Städter müſſen es hören, und theilnehmend in daſſelbe einſtimmen. Denket nicht, daß dieſe auf euer Lied nicht horchen werden. Dis fürchtet allenfalls von einem kleinen Theile derſelben, welcher aus reichen Schwelgern, geizigen Wucherern und betrügeriſchen Trödlern beſteht. Dieſe haben freilich nichts von der Noth empfunden, welche euch drückte, und die Mehreſten von ihnen haben durch euer Unglück ſo gar gewonnen. Erſtere werden euch kaltblütig ſingen hören, und Leztern wird euer Lied heftig die Ohren gellen machen. Aber der Mann vom Mittelſtande und der Arbeitsmann werden herzlich mit euch ſingen; und alle Armen werden eben ſo freudenvoll Erndtefeſt feiern, wie ihr. Dieſe Theile des Volks leiden auſſer euch am meiſten durch Theurung; denn von ihnen und ihren Familien, welche gemeiniglich zahlreich ſind, wird das mehreſte Brodt gegeſſen. O wie aufgerichtet und geſtärkt ſteh' ich auch darum hier unter dem Reichthum eurer Aecker, daß ich nun weis, daß für das Leben guter Arbeitsleute und redlicher Armen, welche nicht mehr arbeiten können, geſorgt ſei! — Guten Leute, blickt hier mit mir innigſtgerührt zum Gotte der Erndte auf. Alle dieſe Garben und Mandeln ſind Segen ſeiner Hand. In dieſem weiten Felde, wo ihr euren und eurer Nachbarn Reichthum auf einmahl überſchauen könnt; unmittelbar auf der Stäte, auf welcher ihr geſegnet wurdet, werdet ihr am geſchickteſten zur wahren Erhebung eures Herzens zu ihm ſein. Wiſſet ihr noch, mit welchem verzagten Sinn ihr eure Saaten vor Winter auswarft? Verunglückten ſie noch einmahl: ſo war euer Untergang da. Dis wars, welches euch in die bangeſte Schwermuth verſetzte. Aber ein guter Winter folgte; und auf ihn noch ein beſſeres Frühjahr. Da warfet ihr eure Sommerſaat ſchon mit gröſſerer

Hofnung aus. Milder Sonnenſchein und ſanfte Regen wechſelten nach euren Wünſchen mit einander ab, und verſprachen ein fruchtbares Jahr. Die Saaten belegten ſich herrlich, grünten munter, ſtaudeten empor und wallten dicht und hoch, daß ihr keine Wachtel darinn laufen ſehen und euch aufrechtſtehend in ſelbigen verbergen konntet. Für Wirbelwind und Hagelſchlag wurden ſie bewahrt; ſie hatten die ſanfteſte Blüthezeit, und ein milder Sommer brachte ſie nicht zu ſchnell zur vollkommenſten Reiſe. Jetzt genieſſet ihr der vortreflichſten Erndtetage. Im Morgenthau gehet ihr aus und mähet; am Mittag bindet ihr da Garben, wo ihr kurz vorher gemähet hattet, und bald werdet ihr allen euren Ackerreichthum glücklich auf eure Höfe geführt haben. Sehet, ſo wohlthätig ward in dieſem Jahr die Natur für euch; und in allen dieſen ihren für euch ſo ſegensvollen Einrichtungen ſollet ihr eine gnädig über euch waltende Fürſehung erkennen. Unter allen Menſchen müſſet ihr nun zu denjenigen gehören, welche auf das lebhafteſte davon überzeugt ſind, daß Gott die Liebe ſei. Jeder lange, ſchwere Halm, welcher noch ſteht, oder ſchon liegt, iſt euch Beweis davon. Ach! ich betrachte euch Landleute, welche täglich auf ihren

Feldern ſind, und da den Wirkungen des groſſen Schöpfers beiwohnen, immer als dieienigen, welche von ſeiner Wohlthätigkeit am innigſten durchdrungen werden: denn die, welche in ihren Werkſtuben und in ſtetem Umtrieb ihrer von der Natur entferntern Geſchäfte ihre Tage zubringen, haben nicht den tauſendſten Theil ſo viel unmittelbaren Anblicks davon, als ihr; wenn ihr denn aber auf euren Aeckern einen ſo überſchwenglichen Ueberflus findet, und dabei denkt, daß ihr von der Zeit an, als ihr eure Saaten unter die Erde gebracht hattet, nichts weiter zu demſelbigen beigetragen habt: ſo müſſet ihr ein noch weit unausſprechlicheres Gefühl der Güte Gottes hegen. Stehet daher iezt mitten im Erndten oft ſtill, und ſchauet tiefgerührt zum Himmel. Dank werde da euer ganzes Herz, und dieſer Reichthum eurer Felder ſei euch dadurch noch ſchätzbarer, daß ein Gott, der Gott eurer Väter und eurer Nachkommen ihn euch reicht. O wie werdet ihr euch dadurch ſeines künftigen Segens werth machen, wenn ihr den gegenwärtigen mit ſo frommem Gemüth annehmet! Schätzet nun auch in der Folge dieſe ſeine Wohlthaten recht werth. Der Mangel hat euch dis gelehrt; der Ueberflus verführe euer Herz nicht! Ach! nur gar zu leicht iſt dis bei Menſchen der Fall, daß ſie Gottes Gaben, ſo bald ſie in groſſer Menge da ſind, geringachten. Alles, wovon Ueberflus ſich einfindet, pflegt bald verkannt zu werden. Aber ſo ſollet ihr nicht thun. Wenn ihr nun eure Scheuren bis obenan voll ſeht: ſo denkt an die Jahre zurück, in welchen ihr weite leere Räume in ſelbigen hattet. Ich kann euch kein beſſeres Mittel an die Hand geben, um euch für Geringſchätzung des Segens Gottes ſicher zu ſtellen, als dis. Und wenn ihr die traurigen Zeiten längſt verwunden habt: ſo redet mit euren Kindern noch von ſelbigen, und gewöhnet ſie dadurch zu der Denkungsart, daß ſie alles, was ihnen Gott gibt, werth halten. In den Städten hab' ichs manchmal mit angeſehen, wie die Bürger, welche kurz vorher in groſſer Theurung, das Geld in der Hand, die Aufkäufer flehentlich um einen halben Scheffel Getraide baten, und ihn alsdenn in den Armen nach Hauſe trugen, hernach bei äuſerſt nidrigen Preiſen übermüthig auf die Märkte kamen, die Kornſäcke mit Füſſen traten, und ſpöttiſch fragten: was wollt ihr denn haben für eure Radeln? Aber ſo einen Sinn traue ich euch Landleuten denn doch nicht zu. Ihr wiſſet am beſten, wie viel Schweis ihr vergieſſen müſſet, ehe ihr Körner auf den Markt führen könnet. Die Arbeit, welche euch Jahr aus, Jahr ein, eure Erndten koſten, wird euch euer Getraide werthhalten lehren. Und da ihr aus Erfahrung gelernt habt, daß alle eure Arbeit vergeblich ſei, wenn ſie Gott nicht ſegnet: ſo wird euch auch der reichlichſte Ertrag derſelben nicht übermüthig machen. Irgendwo wird doch auch in dieſem Jahre Miserndte ſein. Setzet euch in Gedanken an die Stelle der Unglücklichen, welche ſie halten, und denkt, daß euch dis Schickſal eben ſo wieder hätte treffen können, wie ſie. Auch könnet ihr nicht wiſſen, wenn euch über lang oder kurz abermahls ein ähnliches Unglück bevorſtehe. Sammlet euch nicht ſchon in voraus den Vorwurf, daß ihr euch deſſelben ſchuldig gemacht habt. Wären unter euch einige, welche in vorigen Zeiten nach eben ſo reichen Erndten den Ueberflus verächtlich angeſehen haben: ſo würden dieſe es am beſten den andern ſagen können, wie noch heftiger es hernach ſchmerze, wenn wieder Mangel darauf erfolgt. Werdet nicht träge und nachläſſig. Wenn der Fleis mit Gewinn gekrönt wird: ſo mus dis nicht etwa die Wirkung auf uns haben, daß wir in ſelbigem nachlaſſen; ſondern der Lohn des Fleiſſes mus uns zu treuer und emſiger Fortſetzung deſſelben antreiben. Der iſt ein unredlicher Landmann, welcher nach einer ergiebigen Erndte die Hände in den Schoos legt, und ſich mit weiter nichts beſchäftigt, als daß er ſeinen Vorrath im Müſſiggang aufzehre. Jetzt habt ihr nun wieder Gelegenheit, euch aus dem Verfall eurer Wirthſchaften, in welchen ihr geſunken ſeid, wieder empor zu heben. Blicket nach euren Scheuren und Ställen hin, wie ihr ſie aus Mangel des Futters abdecken muſtet. Noch ſtehen ſie ohne Strohdach. Sehet nach euren Weiden hin, wie klein eure Heerden ſind. Betrachtet eure Wohnungen, wie ſie durch eure eigene Kraftloſigkeit wankend geworden ſind. Nun ſeid wacker und arbeitet fort. Vorher arbeitetet ihr vergeblich; jetzt ſegnet eure Arbeit Gott. Nehmet der Zeit wahr! Decket eure Scheuren und Ställe wieder! Bauet eure Wohnungen! Bevölkert eure Heerden! Seid gute Wirthe, und ſchaffet euch alles das wieder an, was ihr vorher aus Noth verſtoſſen muſtet. Traget eure Abgaben wieder ehrlich und willig zum Amtmann. Vorher ward euch Stundung derſelben zu Theil; jetzt müſſet ihr dieſe Unordnung nicht weiter unter euch einreiſſen laſſen. Euer Fürſt will auch le-

ben,

ben, und ſeine Diener, welche die öffentlichen Geſchäfte betreiben, und deren er bedarf, desgleichen. Am Ende iſt ſonſt der gröſte Schade euer, und ihr kommet durch eigene Schuld um Haus und Hof. Suchet nach und nach das wieder bei Seite zu legen, was eure Eltern euch hinterlieſſen, oder was ſie euch zur Ausſteuer gaben, und das ihr zur Zeit der Noth angreifen und zerſtreuen muſtet. Ihr habt nun geſehen, daß ihr die elendeſten Menſchen geweſen ſein würdet, wenn ihr nicht einen kleinen, vor Jahren ſchon geſammleten Schatz gehabt hättet, zu welchem ihr in der Zeit des Mangels die erſte Zuflucht nehmen konntet. Er ſei nun auch ſo gering geweſen, als er wolle: ſo leiſtete er euch doch die erſprieslichſten Dienſte. Es iſt möglich, daß wieder ſo unglückliche Erndten in eure Tage fallen könnten. Sorget wenigſtens auf alle Fälle für eure Ruhe, welche bei ſehr überhandnehmender Dürftigkeit kaum zu erhalten iſt. Und wäret ihr auch ſo glücklich, daß euch kein ähnliches Elend wieder träfe: ſo werden doch auch vielleicht eure Kinder demſelben ausgeſetzt ſein; denn es ſtirbt nicht leicht ein Geſchlecht unter euch Landleuten dahin, welches nicht dergleichen Misiahre während ſeiner Haushaltung erdulden müſte. Und tragen eure Aecker reichlich, ſo werden vielleicht eure Wieſen überſchwemmt, und ihr müſſet euer Futter zum theuerſten Preis bezahlen; oder eine verheerende Seuche wütet unter euren Heerden und ſetzt euch in die traurigſte Verlegenheit, wenn ihr nicht auf ſie in Zeiten des Ueberfluſſes Bedacht genommen habt. Eure Kinder haben noch länger zu leben, als ihr. Gewis trift ſie einſt einer von dieſen Unfällen; und ſie mögen ſich glücklich preiſen, wenn ſie nicht alle dieſelben erdulden müſſen. Sorgt für euch und für ſie. Sammlet durch wohleingerichtete, ſparſame Haushaltung, und wenn ihr dann des Geſammleten nicht bedürftig ſeid, ſo preiſet Gott dafür. Denkt aber nicht, daß ihr deswegen thöricht gehandelt habt. Aus euren Händen geht einſt euer kleiner Reichthum in die Hände eurer Kinder über; und wer kann wohl rechtmäſſigere Anſprüche auf ſelbige machen, als ſie? Seid ihr denn lange dahin, und es fallen traurige Zeiten ein, in welchen ſie durch nothwendigen Gebrauch des von euch ererbten Vermögens ſich aus äuſſerſter Noth retten und ihr Leben für Gefahren ſichern können: ſo werden ſie euch noch für eure Redlichkeit ſegnen. Gewöhnt auch ſie frühzeitig zur Arbeitſamkeit und zur Wirthſchaftlichkeit.

Im Kindesalter dazu gebildet, werden ſie in den Jünglingsiahren ſchon Fertigkeit darinn beſitzen. Mangel und Noth werden ſie denn erſt nicht dieſelbigen lehren dürfen; ſondern ſie werden ſich durch ſie ſchon lange vorher auf Mangel und Noth in Sicherheit ſtellen. Es iſt mehr Mitgabe, wenn ihr eure Söhne zum Ackerbau und zu kluger Abwartung aller Geſchäfte deſſelben, und eure Töchter zu vernünftiger Führung des Hauswesens erzieht, als wenn ihr den erſtern groſſe, weitläuftige Güter hinterlaſſet, und den leztern am Tage der Hochzeit viele hundert Thaler mit auf den Weg gebt. Ackerbau und gute Wirthſchaft vermögen Geld und Güter zu erwerben; aber Güter und Geld werden bald durchgebracht, wenn iene nicht gehörig betrieben werden. Wenn ich in beſſern Zeiten hier auf euren Feldern umhergehen und das Innere eurer Wohnungen beſehen wollte: ſo würd' ich euch auf der Stelle davon die ſtärkſten Beweiſe geben können; aber iezt weis ich wohl, daß ich den Schlus hiervon auf eure Wirthſchaftlichkeit nicht machen dürfe. — Dis ſag' ich euch nicht darum, daß ihr habſüchtig, hart und unbarmherzig werden ſollet. Gute Menſchen wiſſen bald zwiſchen Sparſamkeit und Unerſättlichkeit, zwiſchen Geiz und Verſchwendung die Mittelſtraſſe zu treffen. Wenn ihr redlich gearbeitet habt, ſollt ihr euch auch die Ruhe gönnen. Wenn ihr Schweis vergoſſen habt, ſollt ihr euch auch wieder durch gute Nahrungsmittel ſtärken und erquicken. Wenn ihr viele Tage lang in euren ländlichen Geſchäften zugebracht habt, mögt ihr auch einen wieder zu Geſang und Tanz widmen. Auch ſollt ihr für eine gute und chriſtliche Erziehung eurer Kinder keinen Aufwand ſcheuen, welcher euren Umſtänden angemeſſen iſt. Eure Söhne müſſen nicht, wenn ſie drei Thiere vor dem Pflug her treiben, das vierte ſein, welches hinterdrein geht. Und wenn eure Töchter ſchreiben und rechnen können: ſo wird ſich bei Führung ihrer künftigen Wirthſchaften das kleine, unbedeutende Kapital, welches dazu verwendet worden iſt, reichlicher verzinſen, als irgend ein anderes. Ich darf euch nicht auf das Beiſpiel vieler alten, deren vielleicht in eurem Dorfe auch genung noch ſein werden, erſt verweiſen, um darzuthun, was für unbiegſame, ungeſchliffene und dabei troſtloſe Menſchen diejenigen ſind, welche gar keinen, oder doch nicht viel mehr, als keinen, Unterricht in der Jugend empfangen haben. Man kann auch, wenn man gleich Bauer iſt, doch ein geſitteter, vernünftiger Bauer ſein. Und wenn Zeiten kommen, in welchen man menſchlichen Troſtes bedarf: ſo iſts unausſprechlicher Gewinn, wenn man ſich denſelben ſelbſt zu verſchaffen weis. Haltet alſo eure Kinder zur Schule, und laſſet ſie nicht unaufhörlich auf euren Aeckern und Wieſen ſein, damit ſie nicht, wie die Dornſträucher an den Graben und Zäunen aufwachſen. Ihr werdet auch alt; und ie beſſer ſie denn erzogen ſind: deſto kindlicher und dankbarer wird die Behandlung ſein, welche ihr von ihnen zu erwarten habt. Wehret ihnen auch zu Zeiten den Genus kleiner, ländlicher Freuden nicht. Wer in der Jugend mürriſch gemacht wird, wird einſt ein unerträglicher Greis. Ihr Landleute ſeid mannigfaltigen Unglücksfällen unterworfen; es iſt alſo gut, wenn eure Kinder von Jugend auf ein frohes, heiteres Gemüth annehmen. Sie werden dabei beſſer arbeiten, und ieden Schlag des Schickſals, wär' er auch noch ſo hart, leichter ertragen. Ein anderes iſt, ſie zur Lüderlichkeit erziehen; ein anderes, ihnen dann und wann ein kleines Vergnügen zum Lohn und zur Aufmunterung angedeihen laſſen. Seither unterdrückte wohl eure eigene Noth das Mitleiden gegen andere; nun aber, da ihr in beſſere Umſtände verſetzt werdet, könnet ihr wieder auch ein Werk der Barmherzigkeit ausüben. Ihr habt ſo eine reichliche Erndte; laſſet auf dieſen Feldern hie und da einen Dürftigen und Leidenden durch Empfang kleiner Wohlthaten aus euren Händen miterndten. Für euch iſt die Noth überſtanden. Ihr habt nun ſchon neues Brodt. Aber für den gröſten Theil der Städter, für Arbeiter und Taglöhner noch nicht. Noch drückt ſie der hohe Getraidepreis, und mitten im Anblick der geſegneteſten Erndte müſſen ſie groſſentheils noch darben. Sehet iene Haufen von Weibern und Kindern, welche dort am Graben herunter kommen. Es ſind Leute, welche die einzelnen Hälmer, die ihr liegen gelaſſen habt, mühſam aufſammlen wollen. Wehret ihnen, wenn ſie eure Breiten betreten, das Aehrenleſen nicht. Den Vögeln unterm Himmel und den Thieren des Walds mögt ihr es ia nicht einmahl verwehren, daß ſie früher hier erndten, als ihr; wolltet ihr Menſchen, deren blaſſer und magerer Anblick euch feierlich vor der Sonne und vor Gott zum Mitleiden auffordert, die Nachleſe verſagen? Glaubt, jedes Korn, welches ſie aufnehmen, wird von euch gleichſam als neue Saat in den Acker geworfen, und trägt übers Jahr tauſendfältige Früchte. Fahrt ihr nun nach einiger Zeit Getraide zu Markt: ſo möget ihr zwar den guten Preis benutzen: denn ihr habt euer Brodt auch theuer bezahlen müſſen; behandelt den Bürger aber nicht grauſam. Es wird doch eine geraume Zeit verſtreichen, ehe die gewöhnlichen Preiſe wieder kommen, und ihr werdet wahrſcheinlicher Weiſe all' euer Getraide, deſſen ihr nicht ſelbſt in eurer Wirthſchaft benöthigt ſeid, noch immer theuer genung bezahlt erhalten. Beſonders preßt den redlichen Handwerker und den ausgezehrten Arbeitsmann nicht. Für ſie ſind gerade die Tage, in welchen ihr nun anfangt, euch wieder zu erholen, diejenigen, in denen ſie noch den letzten, ſchmerzlichſten Schlag bekommen. Sie haben in den Jahren der Theurung alles zugeſetzt, und wiſſen nun nicht mehr, wie ſie mitten in eurer reichen Erndte das immer noch ſehr koſtbare Brodt für ſich und ihre Familien aufbringen ſollen. Was hilft es ihnen, daß ſie hören, eure Erndte ſei ſehr ergiebig geweſen, wenn ſie dabei noch eben ſo in Verlegenheit

legenheit ſind, als vorher? Was hilft es ihnen, daß ſie Hofnung haben, daß nach einem halben Jahre die Theurung nachlaſſen werde, wenn ſie jetzt noch, da der groſſe Vorrath ſchon eingeſammlet wird, verhungern ſollen? Habt ein menſchliches Herz gegen ſie; laſſet an euren Preiſen, wenn ihr mit ihnen zu thun habt, herunter. Sind ſie gutes Gemüths: ſo werden ſie dankbar gegen euch werden, und euch für allen andern Menſchen in Zukunft die tüchtigſte Arbeit liefern. Jetzt noch iſt ein kleines Stück Brodt eine groſſe Wohlthat für einen Armen; nach einiger Zeit wird es die nicht mehr ſein. Spricht euch nun in dieſen Tagen ein matter Wanderer, ein Greis an Krücken, eine verlaſſene kranke Wittwe, eine herumirrende ſchmachtende Waiſe um dergleichen an: ſo ahmet Gotte nach, und ſeid barmherzig gegen ſie, wie er gegen euch geweſen iſt. Schämet euch morgen wieder auf euer ſegenvolles Feld her zu kommen, und glaubt, daß ihr verdient hättet, daß euch in der Nacht ganze Mandeln vom Acker weggeſtohlen worden wären, wenn ihr heute am Abend einen Hungrigen aus eurer Hütte ſtoſſen wolltet, ohne ihm eine kleine Sättigung zu reichen. Ihr werdet mit weit gröſſerer Zufriedenheit morgen mit euren Händen eure Garben binden, wenn aus denſelbigen dieſer und iener blutarmer Menſch heute etwas Brodt empfangen hat. Wie wird ein Solcher ſich durch euch erquickt und getröſtet fühlen! Wie wird er euch eure reiche Erndte von ganzem Herzen dafür gönnen, und wenn er aus dem Dorfe zurück neben euren Feldern weggeht, auf welchen eure Mandeln ſo zahlreich ſtehen, Gotte inbrünſtig danken, daß er euch ſo väterlich geſegnet hat! Er weis, daß er Theil daran genommen, daß er mitgeerndtet habe; und wünſcht euch auf die Zukunft noch viel ſo ergiebige Jahre. Wenn ihr denn ſo geſinnet ſeid, gutherzige Landleute: ſo faſſet dabei auf euer ganzes Leben nun auch die kindlichſte Zuverſicht auf Gott. Er hat euch zwar durch ſo viele Trübſale geführt; aber eben da, als eure Noth aufs höchſte ſtieg, ſchafte er euch Rettung. Euer Herz mache ihm überſtandener Leiden wegen keinen Vorwurf; auch von ihnen werdet ihr Nutzen haben. Ihr habt aus ſelbigen die groſſe Erfahrung gezogen, daß alle Arbeit des Menſchen vergeblich ſei, wenn ſie Gott nicht ſegnet; daß der redliche Arbeiter endlich aber doch gewis von ihm geſegnet werde. Nun hofft zu ihm, daß er euch den Vorrath, welchen ihr einſammlet, auch bewahren werde; und verbindet mit dieſer Hofnung eure eigene Vorſichtigkeit, daß durch Selbſtverſchuldung nicht eure Scheuren ein Raub der Flammen werden. Faſſet das Vertrauen zu ihm, daß er nun, da Ueberflus an Nahrungsmitteln da iſt, euch und den Eurigen auch das Leben friſten werde, und daß ihr euer Brodt in Ruhe und Geſundheit werdet eſſen können. Flehet zu ihm, daß er unter eure Lebenstage nicht wieder ſo traurige Zeiten ſchicke, als die vergangenen Jahre waren! Gehet, wenn die Beſtellzeit wieder herannahet, muthvoll und gläubig auf eure Aecker; ſtreuet eure neuen Saaten mit öfters zum Himmel gerichteten Blicken aus, und denket dabei immer noch daran, daß ſie ein Theil dieſer ſo ſegensvollen Erndte ſind. Und begegnete euch auch in Zukunft noch ſo groſſes Unglück: ſo habt nun gelernt, ſchlechterdings nicht zaghaft zu werden. Gott hat ſich euch in dieſem Jahre als euren Retter gezeigt, und als den Retter ſo vieler Tauſende von euren Nebenmenſchen, welche alle mit euch ein Opfer der äuſerſten Hungersnoth geworden ſein würden, wenn dieſe Erndte wieder verunglückt wäre. Eure Väter erzählten euch auch ſchon vielleicht von ſo traurigen Zeiten, und von wieder darauf gefolgtem Ueberflus. Ihre Erzählung rührte euch ſchon; aber noch tauſendmahl ſtärkere Eindrücke mus die eigene Erfahrung auf euch wirken, welche ihr nun von Noth und Rettung zugleich gemacht habt. Immer denkt, wenn Unglück über euch kommt, an dieſe Erndte zurück, und findet in derſelben die kräftigſte Aufmunterung für euch. Von den Händen, aus welchen ihr iezt ſo reichen Seegen zu rechter Zeit nehmet, müſſet ihr nun alles Gute erwarten. Gehet mit Gott durch Leben und durch Tod; ſeine Führung iſt immer die weiſeſte, die beſte. Bringet eben dieſe Geſinnungen allen euren Kindern bei. Führet die, welche ſchon da ſind, hieher auf dieſe Fluren. Stellet ſie neben die Kornmandeln und neben die belaſteten Wagen, und redet da nach eurer Art recht herzlich mit ihnen von Gott und von ſeiner Liebe. Sprecht zu ihnen: „deſſen ſollet ihr in eurem ganzen Leben nicht vergeſſen, daß ihr als zarte Kinder ſchon mit euren Eltern ſo viel Noth ausgeſtanden habt; aber daran ſollet ihr auch ewig denken, daß Gott mitten in der höchſten Noth ſo barmherzig gegen uns geweſen iſt. Ihr ſollet nun allewege bei Redlichkeit und Arbeitſamkeit auf ihn euer Vertrauen ſetzen, und denn glauben, daß er Menſchen nie ganz verlaſſe.“ Erzählet denen, welche von euch noch gebohren werden werden, einſt die traurige Geſchichte und ihr freudenvolles Ende. Gehet mit ihnen an Sonntagen nach vollbrachtem Gottesdienſt auf euer Felder her, und redet hier mit ihnen von Misiahren und von reichlicher Erndte. Die ältern Kinder werden da fortfahren zu erzählen, wo ihr aufhöret, und ihren jüngern Geſchwiſtern unter Freudenthränen es ſagen, wie herrlich das neue Brodt auf ſo drückende Hungersnoth geſchmeckt habe. So lebet glücklich und vom Himmel begnadigt eure Tage dahin! Genieſſet das Gute der Erden mit allen den Eurigen in Frieden! Singet nach vollbrachter Erndte auch im Tempel mit herzlicher Andacht ein Loblied! Seid lange die Zeugen vom Wohlſtand eurer Familien, und der Gott der Erndte ſei mit euch! — Ich will nun meinen Weg vollends nach der Stadt fortſetzen, und mich innigſt darüber freuen, wenn ich euch in eurer Arbeit geſtärkt habe. Wälzet einen Stein hieher, damit ich, wenn ich einmahl des Wegs wieder gehe, und das Feld leer iſt, wiſſen könne, wo ich bei euch geſtanden habe.

Als

ein Brief mir überbracht ward,

in welchem ein junger Menſch aufs
rührendſte darüber klagte, daß er ſich von
einer abſcheulichen Gewohnheit nicht
losreiſſen könne.

In meiner Stube waren gerade zu der Zeit einige feurige Jünglinge. Ich las ihnen den Brief vor und ſuchte ſie zu ſchüttern.

Es iſt ein Brief voll ſchrecklichen Inhalts — nicht wahr? Wer noch Güte des Herzens hat, mus dabei in Schauer gerathen. Hören Sie nur noch einmahl die Stelle: „Ich bin der Elendeſte, der Verworfenſte unter allen Menſchen. Niemand kann mehr davon überzeugt ſein, als ich, daß ich das unnatürlichſte Laſter treibe; und deſſen ungeachtet vermag ich nicht, mich davon zu trennen. Ich fühl' es, wie ich täglich ſchwächer und kraftloſer werde. Das Mark in meinen Gebeinen vertrocknet. Mein ganzes Nervenſiſtem iſt verderbt. Auf meinen Wangen, an meiner Stirn, in meinen Augen kann ieder Menſch meine Verbrechen leſen. Mein Geiſt leidet keine mäſſige Anſtrengung mehr. Das Gedächtniß verläſſt mich faſt ganz. Will ich etwas überlegen, beurtheilen: ſo iſts, als wär' ich in einer Art von Taumel. Was man Gegenwart des Geiſtes nennt, hab' ich gar nicht mehr. Ich bin der furchtſamſte, unentſchloſſenſte Menſch, und quäle mich dabei mit der verwirrteſten Phantaſie. Ich weis, daß ich mein eigener höchſter Feind und Mörder bin; daß ich mich völlig unnütz für die Welt mache; daß alle Menſchen, meine beſten Freunde und ſogar meine Eltern mich verabſcheuen müſſen; daß ich mich um allen Troſt, um alle Ruhe und um alle Gnade bei Gott bringe. Ich mache mir Vorwürfe, kämpfe mit mir ſelbſt, falle auf meine Kniee nach vollbrachter That und bete um Vergebung, lege die heiligſten Gelübde vor Gott nider; und breche ſie unaufhörlich.“ Ach! Jünglinge, wie wird Ihnen bei dieſer Stelle? Und nun noch einmahl den Schlus des Briefs: „Um Gotteswillen, um Ihrer und um meiner Seligkeit willen, Mann, deſſen Amt es iſt, Menſchen vom Verderben zu retten, helfen Sie mir, rathen Sie mir! Was ſoll ich thun, um mich einer ſo entſetzlichen Gewohnheit zu entreiſſen? Wodurch werd' ich wieder redlich, hofnungsvoll, Menſch? Ach! iſt zwiſchen Himmel und Erden noch ein Mittel für mich da: ſo ſinnen Sie darauf. Ergreifen Sie mich dicht an der fürchterlichen Tiefe; und, widerſteh' ich Ihnen: ſo ziehen Sie mich mit Gewalt nach ſich. Beten, ringen Sie für mich — es bedarf beinahe eines Wunders, welches Gott an mir thue.“

thue.“ Du Unglücklicher! du Unglücklicher! ſo ſehr ich dein Laſter verabſcheue: ſo bemitleide ich dich doch! So ſpricht doch warlich kein verſtockter Böſewicht! Das iſt die Sprache eines an ſich guten Herzens; welches aber frühzeitig verführt worden und nun von den Reizen der Sinnlichkeit über und über ſo beſtrickt iſt, daß es ſich aus ſelbigen nicht mehr herauszuwickeln vermag. Aus tiefer Bruſt beſeufz' ich vor Ihnen dieſen iungen Menſchen. Schwerlich wird er gerettet werden können. Ich kenne keine Unglücklichen, welche unrettbarer verlohren ſind, als Perſonen, wie er. Vorſtellungen über die Abſcheulichkeit ſeines Laſters fruchten bei ihm nichts mehr. Er weis alles, was man ihm darüber ſagen kann, und hat ſich dis alles ſchon vieleicht tauſendmahl vorgeſtellt. Aber in den Augenblicken des ſinnlichen Reizes verdunkeln ſich alle dieſe Vorſtellungen für ihn. Die verwöhnte Natur iſt ſtärker, als ſie alle. Sie reiſſt in einem Augenblick das wieder nider, was der Verſtand in ganzen Stunden des Nachdenkens gebauet hat. Jünglinge, ich habe dieſen Unglücklichen von ieher geliebt; er war der einzige Sohn eines Mannes, dem ich in der Welt viel zu danken hatte. Er zeigte herrliche Anlagen,

lagen, und verſprach der Welt viel. Nur gar zu oft aber iſts das Schickſal lebhafter, feuriger iungen Leute, daß ſie auf Abwege gerathen; und ſind ſie erſt in ſie eingetreten, ſo ſetzen ſie ihren Lauf auf ſelbigen mit eben ſolcher Schnelligkeit fort, mit der man ſie ſonſt, wenn ſie auf einen edlern Pfad geleitet werden, ebenfalls wandern und alle andere bald weiter hinter ſich zurücklaſſen ſieht. Das Schickſal wollte, daß ſein Vater früh von ihm abgerufen würde. Da er ein munterer Kopf war, machte er ſeiner Mutter, welche ohnedis einer zwoten Heurath wegen ihre Aufmerkſamkeit nicht ganz auf ihn zu richten geſonnen war, viel zu ſchaffen. Ihre Anverwandten vermochten ſie dahin, daß ſie auswärts für ſeine anſtändige Auferziehung ſorgen laſſen möchte. Man brachte ihn alſo nach . . . , wo damahls, wie iezt noch, die Schule in groſſem Flor war. Hier konnte es nicht fehlen, daß er bei ſeinen edlen Fähigkeiten und bei dem vortreflichſten Unterricht, welchen er genos, in den Wiſſenſchaften die ſchönſten Progreſſen machte. Es waren aber unter den damahls auf dieſer Schule ſtudirenden iungen Leuten die ſchändlichſten Laſter eingeriſſen, welche ſie im Verborgenen betrieben. Einer lernte ſie von dem andern;

und wenn die munterſten Knaben heute auf die Schule gebracht wurden: ſo hatten ſie noch vor Jahres Vergang das bleichſte, ſchattenmäſſigſte Anſehen. L..., von dem ich iezt rede, ward bald auch das Opfer ihrer Verführung. Der Schändlichkeit ſeiner Handlungen unbewuſt, trieb er ſie vermöge der Lebhaftigkeit ſeines Temperaments eifriger, als irgend ein anderer. Als er die Schule mit der Akademie verwechſeln wollte, machte er eine Reiſe zu ſeiner Mutter; bei welcher Gelegenheit er mich zu verſchidenen mahlen beſuchte. Ich fand an ihm, wie an den Mehreſten von denen, welche auf iener Schule geweſen ſind, einen wiſſenſchaftlichen, geſchickten Jüngling; aber ſein Geſicht und ſeine ganze Geſtalt verriethen mir alsbald den verborgenen Theil der Geſchichte ſeines Schullebens. Ich ſprach auf eine entfernte Weiſe mit ihm über die Debauchen, welche die jungen Leute hie und da auf Schulen unter einander begehen, und über die traurigen Folgen, welche iene nach ſich ziehen. Ich bemerkte an ihm eine gewiſſe Schüchternheit, ſo oft ich mit ihm davon redete, und zweifelte nicht länger an der Richtigkeit meiner Vermuthungen. Auf der Schule hatte er auſſer den Büchern, welche daſelbſt getrieben wurden, wenig zu leſen Gelegenheit gehabt. Ich empfahl ihm daher die Lektüre, und gab ihm gleich am erſten Tage unter einigen andern Schriften auch die Abhandlung des vortreflichen Tiſſot, welche ihn betraf. Ich bemerkte bald an ihm, daß er dieſe recht ſtudirte; und es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß ihm jezt erſt über die Schändlichkeit ſeiner unnatürlichen Gewohnheit die Augen aufgegangen ſein mochten. Ich erblickte ihn von Stund' an im ſteten Kampf mit ſich ſelbſt. Er ſah nun ein, daß er Unrecht thue; er beſas Güte des Herzens genung, daſſelbe unterlaſſen zu wollen; aber er hatte ſich mit dem Laſter, welches er nun fliehen ſollte, ſchon zu ſehr familiariſirt. Ich ſuchte ihn durch alle möglichen Beweiſe dahin zu bringen, daß er glauben möchte, daß ich ſeines Vertrauens nicht unwürdig ſei. Aber es koſtet das menſchliche Herz oft unerträgliche Mühe, das Bekentnis ſeiner verborgenen Vergehungen in den Schoos eines Freundes hinzuſchütten. L . . blieb ohne Entdeckung gegen mich. Vielleicht kam er zuweilen in der Abſicht zu mir, ſich gegen mich zu offenbaren; allein er hätte mich dabei anſehen müſſen; und dis mochte er aus innerer Scham nicht zu können glauben. Nun iſt er ſeit einem

Jahre auf der Akademie, und treibt, wie Sie ſehen, ſeine Ausſchweifungen fort. Vielleicht hat er daſelbſt einige von ſeinen vormahligen Mitſchülern wieder angetroffen; vielleicht kann er auch blos der einmahl überhand genommenen Gewohnheit nicht Widerſtand thun. Ich bebe für ſeine Zukunft, und ſehe dem traurigſten Ausgang ſeiner Lebensart entgegen. Iſts nicht möglich, daß er noch, und zwar ſchnell, von derſelben ablaſſen kann, ſo werden wir über lang oder kurz vielleicht die ſchreckliche Nachricht erhalten, daß er ganz von Sinnen gekommen ſei; und der Elende wird denn den kleinen Ueberreſt ſeines ſchmachvollen Lebens an Ketten hinbringen müſſen. Oder wenn die gemisbrauchte Natur barmherziger gegen ihn verfährt: ſo wird er der abgezehrteſte, iammervollſte Menſch; ein Greis vor der Mitte des Lebens noch; zu allen Geſchäften der Welt untauglich und unbrauchbar; und verlebt ſeine wenigen Tage unter Ohnmachten, Krämpfen, und noch weit grauſenvollern Zufällen, die mit iedem Jahre wütender werden, und von denen er einmahl zum Entſetzen aller derer, die ihn kennen und von ihm hören werden, weggerafft wird. Das alles iſt mir nun ſchon ſo ausgemacht und wahr, daß ich ihn mir recht lebhaſt unter dieſen Umſtänden vorſtellen kann. Und dis iſt denn das Schickſal des Sohnes meines edelſten Freunds — das Schickſal des munterſten, wiſſenſchaftlichſten Jünglings, der ſo viel Anlage zur Herzensgüte hatte; der noch kein Böſewicht iſt, ſondern das ſchreckliche Unglück gehabt hat, durch Verführung anderer Verführten mit der Ausübung des abſcheulichſten Laſters früher vertraut zu werden, als er auch nur irgend einen Begrif von der Schändlichkeit deſſelben hatte! Ach! glauben Sie, beſte, theureſte Jünglinge, die Anzahl derer, welche auf Erden ſo unglücklich ſind, wie er, mag vieleicht gröſſer ſein, als wir denken. Kennten wir eben ſo gut die geheimen Geſchichten des Lebens aller derer, welche früh aus unſerer Mitte gehen, oder die lezten Jammeriahre an Ketten, und auf Siechbetten zubringen müſſen; als wir hernach von ihrem frühen Tode und von ihrem Elend die Kentnis empfangen: ſo würden wir wohl über die Menge der iungen Leute erſtaunen, welche auf dieſe Art ſich um Leben und um Alles bringen. Jeder Arzt, welcher Menſchen - und Weltkentnis hat, ſieht ſich auch leider dazu genöthigt, ſo oft er zu Jünglingen gerufen wird, die an Zufällen leiden, welche die gewöhnlichen Folgen der ſolchergeſtalt entnervten Natur ſind, einen ſeiner erſten Blicke auf dieſe Seite an ihnen zu richten, und er wird ſich ſelten einmahl ums andere in ſeinen durch tägliche Erfahrung beſtärkten Vermuthungen getäuſcht finden. Was ſoll ich nun dem unglücklichen L . . antworten? Gewis hat er den Weg des Schreibens an mich aus Scham gewählt; weil er mir bei Ablegung ſeines traurigen Bekentniſſes ſolchergeſtalt nicht unter die Augen treten durfte. Vorwürfe ihm machen — ihm ſagen, was er nicht hätte thun ſollen — wird er dis von mir erwarten? Hat er ſich nicht iene Vorwürfe gewis oft ſchon ſelbſt im Stillen gemacht? Hat er ſich dis nicht vielleicht ſchon tauſendmahl recht nachdrücklich, und wohl gar unter bittern Thränen geſagt? Helfen ſoll ich ihm [illegible] — rathen ſoll ich ihm. Wohlan denn, ſo will ich ihm etwa ſchreiben: „Fliehen Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage für allen Dingen die Einſamkeit. Nichts iſt Ihnen iezt gefährlicher, drohender, als dieſe. Haben Sie alte Schulfreunde gefunden, welche ihre Ausſchweifungen gleichfalls fortſetzen: ſo trennen Sie ſich ſchlechterdings von ſelbigen. Wählen Sie ſich einen geſetzten, wahrhaftigedeldenkenden iungen jungen Mann zu Ihrem Freund; ſo, daß er ſtets um Sie ſei, Sie auf allen Ihren Wegen begleite, Tag und Nacht bei Ihnen zubringe. Entdecken Sie ſich ihm ganz; Ihre Zurückhaltung gegen ihn macht ihn ſonſt unnütz für Sie. Iſt dieſer Mann ein Arzt, deſto beſſer. Belohnen Sie ihn für ſeine Aufmerkſamkeit auf Sie, ſo viel Ihre Umſtände zulaſſen; unter allen Menſchen kann niemand iemahls wohlthätiger für Sie werden, niemand Ihren Dank mehr verdienen, als er. Leben Sie dabei mäſſig, und enthalten Sie ſich aller ſolchen Speiſen und Getränke, welche offenbar Ihrem unnatürlichen Triebe die ſtärkſte Nahrung geben. Ihr Arzt wird Ihnen eine Ihren Umſtänden angemeſſene Diät vorſchreiben; befolgen Sie ſie pünktlich. Gehen Sie in Geſellſchaften, welche keinen Reiz für Ihre Leidenſchaft haben. Beſchäftigen Sie ſich. Widmen Sie ſich ſolchen Beſchäftigungen, welche Sie von der beinahe zur Natur gewordenen Gewohnheit nach und nach abziehen. Bringen Sie ieden heitern Tag unter freiem Himmel zu. Lieben Sie die reine, ſchuldloſe Natur, und arbeiten Sie, wenn einer Ihrer Bekannten einen Garten hat, an ſeinen Lauben und auf ſeinen Beeten. Hat denn die ſchreckliche Gewohnheit Ihre Macht auf ſie verlohren: ſo greifen Sie zu durchdringenden menſchlichen Vorſtellungen über Ihren Zuſtand. Treiben Sie dieſelben aufs höchſte, und machen Sie ſie zum Verwahrungsmittel für iedem Recidif in iene. Unterhalten Sie ſodenn durch Ihre ganze Lebenszeit eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und ſuchen Sie durch Mäſſigkeit und weiſen Aufwand Ihrer Kräfte die Debauchen Ihrer Jugend einigermaſſen zu erſetzen. Warnen Sie auf allen Seiten, wo Sie nur Jünglinge, welche Verdacht erregen, erblicken, für Misbrauch und übereilte Erſchöpfung der Natur, und thun Sie für Ihre eigene Perſon auf Vollkräftigkeit Verzicht." So etwas will ich ihm ſchreiben; ob ich gleich meine Zweifel wiederholen mus, daß ich ihm nützlich werden werde. Wär' ich aber ſo glücklich, ihm hierdurch eine kleine Anleitung zur Befreiung von ſeinem gänzlichen Untergange gegeben zu haben — eine Anleitung, welche er redlich befolgte; käme er denn nach Jahren ins Vaterland zurück, und ſein erſter Weg wäre zu mir, und er dankte mir für meinen Beitrag zu ſeiner Rettung: wie wollt' ich die Stunde ſegnen, in welcher ihm ſein gutes Herz das aufrichtige

richtige Geſtändnis ſeiner Fehltritte gegen mich abzwang! Allen Eltern, welche ihre Kinder lieben und für das Wohl derſelben ſorgen, will ich zurufen: Seid auf eure Kinder in den Jahren, in welchen die Natur Blüthe für ſie bereitet, am aufmerkſamſten! Begleitet ſie allenthalben mit euren Blicken, und willigt nicht, ſobald ihr Verdacht deshalb ſchöpft, in ihren Hang zur Einſamkeit! Gewöhnet ſie an die reinen Genüſſe der Natur, und laſſet ſie nicht alle iunge Leute ohn' Unterſchied zu ihren Geſpielen und Geſellſchaftern machen! Findet ihr ſie in Gefahr, mit dem Laſter bekannt zu werden: ſo redet ſelbſt anſtändig frei und wohlmeinend mit ihnen über daſſelbe; damit ſie es nicht eher von ſeiner ſinnlichtäuſchenden Seite, als von der Seite ſeiner Schädlichkeit und Abſcheulichkeit kennen lernen. Träte iener Fall ein: ſo hättet ihr ſchon unausſprechlich viel verlohren, und überhaupt iſt die bloſſe Unwiſſenheit des Laſters die ſchwächſte unter allen Stützen der Tugend, welche ieder Verführer beim erſten Angrif aus den Händen reiſſen kann, ſo bald er nur Gabe genung hat, das Laſter ſüs und zaubernd darzuſtellen. Sendet ihr eure Kinder unter einen groſſen Haufen iunger Leute ihres Alters, welcher, wie immer, aus Gemüthern von verſchiedener Art beſteht: ſo iſts ſchlechterdings nöthig, daß ihr ſie durch herzliche Unterredungen und Vorſtellungen, ihre Unſchuld und Keuſchheit betreffend, gegen Angriffe wafnet, welche zuverläſſig nicht ausbleiben werden. Ihre Lehrer, welche den ganzen Haufen nicht unaufhörlich begleiten können, werden die Güte des Herzens eurer Kinder und ihre Unbeflecktheit nicht zu bewahren vermögen, wenn ihr Herz ſelbſt nicht ſchon auf Anfälle der Verführung von euch vorbereitet und für Nachfolge des Böſen kräftig gewarnt iſt. Je munterer, lebhafter eure Jünglinge ſind: deſto nöthiger iſt es, daß ihr auf dieſer Seite für ſie ſorgt. Verlohren, unrettbar verlohren ſind ſie, wenn ihr ſie wehrlos aus euren Händen unter den groſſen, gemiſchten Haufen iunger Leute gehen laſſet!“ Aber meine theureſten Freunde, für Sie, für Sie überwallt mich nun noch die menſchlichſte Wärme. Sie kennen das Laſter; aber, noch hab' ich zu Ihnen das mich beruhigende Vertrauen — nicht aus Erfahrung an ſich ſelbſt. Für die Welt beſtimmt, hab' ich mit Ihnen auch oft vom Böſen in der Welt geſprochen, und dadurch die Wirkung auf Ihre Gemüther hervorzubringen geſucht, daß Sie es deſto redlicher fliehen mögten. Mich ſoll nicht leicht ein Jüngling täuſchen, welcher im Verborgenen Frevel gegen ſeine Natur ausübt. Aus ſeinen Augen, aus ſeiner Farbe, aus ſeiner Schüchternheit, aus ſeinem Zerſtreutſein will ich ihm die geheimſte Geſchichte ſeiner Laſter zuſammenſetzen und aufdecken. So einſam, ſo im Verborgenen ein Jüngling ſeine unnatürlichſten Ausſchweifungen auch zu betreiben glaubt: ſo betreibt er ſie doch gleichſam vor den Augen der ganzen Welt; denn ſie verrathen ſich ſelbſt, und es bedarf nur einer überaus mäſſigen Menſchenkentnis, um ſie entdecken zu können. O meine Lieben, erwägen Sie nur gleich anfangs den erſchrecklichen Umſtand, welcher Ihnen beim erſten Blick an dem unglücklichen L.. ins Auge fällt. Er arbeitet und ringt mit ſich ſelbſt, um ſich von einer Gewohnheit, deren Schändlichkeit er fühlt und deren traurige Folgen er ſchon in einem beträchtlichen Grade duldet, loszureiſſen, und vermag bis nicht mehr. Sie iſt zu mächtig über ihn; er iſt ſchon ihr elendeſter Sklav. Nun etwas entehrenderes, iammervolleres kann ich mir doch kaum denken, als dis, daß ein Menſch wiſſe, das, was er ausübe, ſei Laſter, groſſes, ſchmachvolles Laſter; daß er feſt überzeugt ſei, er handle dadurch wider Gott, wider die Geſellſchaft und wider ſich ſelbſt; daß er dis Laſter von ganzem Herzen verabſcheue, ſich von demſelben trennen wolle und nicht mehr trennen könne; daß er in dieſem Augenblick die lebhafteſten, deutlichſten Vorſtellungen von der Gröſſe ſeiner Vergehungen habe, und daß kurz darauf ſinnliche Reize alle dieſe Vorſtellungen ſo verdunkeln, ſo entkräften können, daß er zu neuer Ausübung der Vergehungen ſchreite! Sagen Sie, wo bleibt hier alle Würde der menſchlichen Natur? Und kann ein Elend gröſſer ſein, als dis? Dieſe Betrachtung, und wäre ſie auch nur die Einzige, welche man jungen Leuten ans Herz legen könnte, müſte im Stande ſein, ſie für aller Gemeinſchaft mit ſo einem Laſter zu warnen, welches ſchnell Gewohnheit wird, und den, der es ausübt, ſo weit herabwürdigt, daß er zulezt alle menſchliche Freiheit dabei verliehrt. Selbſtliebe, Vernunft, Religion — alles ruft ihm zu: Vollſtrecke, wiederhole deine gräsliche Handlung nicht! Er hört dieſe mächtigen Stimmen; er fühlt die Wahrheit deſſen, was ſie ihm ſagen — er wiederholt, vollſtreckt die gräsliche Handlung doch. Mein ganzes Herz bewegt ſich bei dieſer mich ganz beſtürzenden Vorſtellung. O fliehen

Sie, Jünglinge, fernerhin ein Laſter, welches offenbar alle Menſchheit raubt! — Durchdenken Sie denn die traurige Schilderung, welche L.. von ſeinem übrigen Zuſtande bei demſelben macht. Unausbleiblich gewis iſts, daß junge Leute, welche ſich ſo unnatürlichen Ausſchweifungen unaufhaltſam ergeben, in ſelbigen nicht nur ihr frühes Grab finden, ſondern ſich auch durch ſie den Weg zu den entſetzlichſten Leiden vorher noch bahnen. Die heftigſte Zerrüttung aller Leibs- und Geiſteskräfte führt ſie nicht nur bald zu ihrem Untergang, ſondern macht auch von ganzen Reihen von Tagen, welche ſie noch zuvor im Taumel oder in Raſerei verleben, jeden derſelben ſchon zu einem Tag voll Todesangſt für ſie. Es mus doch ein unzuſtillender Schmerz ſein, welchen ein Jüngling empfindet, wenn er in Jahren, in welchen andere ſeines Alters erſt recht anfangen zu leben, ſeines Lebens Ende ſchon vor ſich ſieht, und dabei den Vorwurf in ſeinem Buſen trägt, daß er es durch die unnatürlichſten Handlungen ſich ſelbſt ſo früh bewirkt habe. Hart und peinvoll mus es für ihn ſein, wenn er dieſem ſeinen beſchleunigten Ende ſich mit jedem Tage mehr nähert, mit jedem nähern Schritt, welchen er an daſſelbe thut, tödtendere

Kraftloſigkeit und immer zunehmendere Angſt fühlt, für ſeinem eigenen Anblick täglich mehr zurückbebt, ganze Stunden im Zuſtand der Verwirrung hinbringt, vom Gedächtnis beinahe nichts mehr übrig hat, als die Macht, das Andenken ſeiner begangenen Laſter zu erneuern, keine Freude mehr für ſich in der Natur und in der menſchlichen Geſellſchaft findet, auf der einen Seite den Tod fürchtet und auf der andern ihn als das einzige Mittel, welches ihn von ſeinen Qualen befreien kann, herbeiwünſchen mus. Ach! ich habe an Betten geſtanden, auf welchen dergleichen Unglückliche kämpften! Ihre Lage aufm Bette war ſchaudervoll — aber der Stand neben demſelben wars für den Menſchenfreund auch. Ich erinnere mich keines Anblicks in der ganzen Welt, welcher ſo niderſchlagende Eindrücke auf mich gemacht hätte, als des ihrigen; und noch iezt, wenn ich in die Stuben komme, in welchen ſie lagen und erſtarrten, ſchwebt ihr Jammerbild vor meinen Augen, und ich bebe von der Stäte derſelben zurück. Gott und die Natur verliehen dem Jüngling ſeine Kräfte, daß er durch ſie ſich ausbilden, und mit denſelben für ſein Wohl und für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft thätig werden ſolle. Gerathen nun junge Leute auf die ſelbſtmörderiſche Ausſchweifung, daß ſie ſelbige, ehe ſie noch einmahl geſtärkt genung ſind, ſchon zuſammenraffen, vorausweggreifen, und hinſchwenden: ſo bleiben ſie unvollendete Geſtalten. Mitten im beſten Wuchs, mitten in beſter Ausdehnung ihres körperlichen Umriſſes ſtehen ſie ſtill; und man ſieht es dem unproportionirten Jüngling, dem ſteifen, krummen und höckrigten Manne noch an, daß er als Knabe ſich ſelbſt ſchändete. Kommt er denn zur Welt und ſoll für das Beſte der Geſelſchaft thätig werden: ſo hat er nicht Kraft genung mehr dazu. Unter ieder Arbeit, welche Anſtrengung erfordert, erliegt er bald. Er iſt ununternehmend, zaghaft, träge. Seine Mitbürger ſind um ihn her edelgeſchäftig, während daß er der müſſigſte Taugenichts iſt. Jede kleine Gefahr ſchreckt ihn zurück; iede veränderte Witterung wirft ihn darnieder. Iſt es nicht ſchändlich, denken zu müſſen: du haſt deine Kräfte, mit welchen du der Welt dienen und nützlich werden ſellteſt, auf die unverantwortlichſte Weiſe verſchwendet; du haſt ihr deinen Beitrag zum allgemeinen Beſten geraubt; du täuſcheſt ihre Hofnungen, läſſeſt ihre gerechten Anforderungen an dich unerfüllt, und wirſt unter allen deinen

Mitbürgern der Undankbarſte gegen das Vaterland; du haſt dich ſelbſt um die Ehre und um die Freude gebracht, wohlthätig zu werden und Segen um dich her zu ſtiften, und haſt mit den Kräften, welche du hierzu verwenden ſollteſt, nichts als Fluch für dich bereitet! Ueberlegen Sie einmahl recht dieſe Vorſtellung, edle Jünglinge; vermag bei derſelben wohl noch einige Ruhe des Gemüths Statt zu finden? Mus nicht der Menſch, welcher ſich bei ihr ſchuldig fühlt, ſich für den Unredlichſten, Unerkentlichſten unter allen halten? Mus er ſich nicht ſchämen für Gott und für allen ſeinen Brüdern? Mus nicht ſein Hinweggang dereinſt dem Hinweggange eines Mörders oder Räubers ähnlich ſein, welcher der menſchlichen Geſelſchaft einen der anſehnlichſten Verluſte zugefügt hat? Und wenn wir denn einmahl leiden müſſen: ſo mögen wir es doch gern ſehen, daß wir von unſern Nebenmenſchen noch mitten im Leiden geſchäzt werden. Dis Bewuſtſein iſt ein Troſt, welcher dem Unglücklichen eine ſanfte Erquickung gewährt. In den Augen des Redlichen wird auch kein rechtſchaffener Leidender durch ſein Unglück geringer; vielmehr gibt ſelbiges dieſem bei ienem noch einen neuen Werth. Derſelbe betrachtet ihn als einen von den Wenigen, welche dazu erkohren zu ſein ſcheinen, die Gottheit auf eine ſolche Weiſe, die ein heiliges Stillſchweigen allen Zuſchauern auflegt, zu verherrlichen; und wer ſollte den Mann nicht ehren, welchen Gott ſelbſt ſo hoch ehrte? Leidet Jemand aber durch ſeine eigene Schuld: ſo wird er zwar bei gutgeſinnten Menſchen noch Mittleiden finden; aber Achtung von ihnen erwarte er nicht. Leute, welche unedel denken, werden ihn noch oben drein zum Gegenſtande ihres Spotts machen. Wenden Sie dis, meine Beſten, auf Jünglinge an, welche ſich ſo, wie L.., ſelbſt unglücklich gemacht haben. Zu dieſem allgemeinen entehrenden Umſtande kommt bei ihnen noch der beſondere hinzu, daß ihre Handlungen, durch welche ſie ſich ins Verderben ſtürzten, unnatürliche und den höchſten Abſcheu erregende Handlungen waren. O wie wenige werden ſie derer antreffen, welche ihnen bei dieſer Hinſicht nicht ſogar all ihr Mitleiden verſagen! wie unausſprechlich groß wird auf der andern Seite die Anzahl derer ſein, welche ihren Anblick ganz fliehen; oder wenn ſie ſie ſehen, mit Fingern auf ſie weiſen und ſie mit den grauſenvollſten Nahmen belegen; und, wenn ſie von der Geſchichte ihrer Leiden oder von ihrem drauf erfolgenden Tode hören, iede Aeuſſerung ihres Abſcheus ſchens mit Vorwürfen und Verdammungen begleiten! Gott! welch ein Jammer mus es für einen Jüngling ſein, der, wenn ihn ſein eigen Herz verläſſt, noch überdis von dem gröſten Theil ſeiner Mitbürger ſich verworfen und verſpottet ſehen, und das Mitleiden, welches er bei wenigen Edlen noch antrift, als eine Wohlthat betrachten mus, die er mehr ihrer Grosmuth als ſeinen Handlungen zu verdanken hat! Ich füge den Gedanken zu dieſem allen noch hinzu, meine jungen Freunde, wie wenig tröſtliches für einen ſolchen Elenden die Religion bei ſeinem Weggang und auch bei ſeinen vorhergehenden Leiden haben möge. Sie fordert durchaus vom Menſchen Reinigkeit des Herzens; aber vor allen Dingen Reinigkeit des Herzens gegen ſich ſelbſt. Mag ſie, die uns Gott allenthalben als ein Weſen vorſtellt, welches bei allen unſern Handlungen gegenwärtig iſt, alle unſre Handlungen kennet, und von uns über alle unſere Handlungen Rechenſchaft abfordern will, wohl zur Beruhigung eines Menſchen gemacht ſein, welcher recht ausdrücklich zu ſeinen Laſtern die Einſamkeit ſucht, und ſolchergeſtalt entweder die Gegenwart der Gottheit oder ihre Heiligkeit verleugnet? Und wenn ſie, die allen Menſchen Gnade anbietet, nun auch noch Gnade zulezt für ſo einen ſcheidenden Elenden hat; mus ſie deren nicht tauſendmahl mehr für den haben, welcher reines Herzens blieb, und nicht nur Menſchen ſcheuete, ſondern auch Achtung für den Unſichtbaren und für ſich ſelbſt hatte? O bleiben Sie edel und rein, holde Jünglinge; bleiben Sie es auch in ihren abgeſonderteſten Entfernungen von der Welt! Es kommen ſo Tage genung für Sie, in welchen Sie Troſtes bedürfen. Werden Sie nicht Schuld daran, daß ſich ſolche in ihr Leben miſchen, in denen ſie auch des Troſtes, welcher ihnen dargebothen wird, nicht einmahl mehr, oder doch wenigſtens nicht ſo in voller Maſſe, theilhaftig werden können. Bei Unſchuld und Treue gegen ſich ſelbſt werden Sie alsdenn nie vergeblich ihre Zuflucht zu den Segnungen der Religion nehmen. Ganz derſelben empfänglich, werden Sie in ihrem Schos noch Ruhe finden, wenn die ganze Welt Ihnen dieſelbe nicht mehr zu gewähren vermag. Im Beifall der Gottheit werden Sie Schadloshaltung für jedes Misgeſchick antreffen, und Ihre Blicke werden ſich furchtlos in die fernſten menſchlichen Zukünfte wagen, welche für den, der reines Herzens war und blieb, noch lohnvoll ſind. Dis iſts, was uns recht ſtark in der Tugend machen kann, daß wir, wenn wir ihr ergeben ſind, uns durch ſie auf länger, als auf dreiſſig, vierzig Jahre ſegnen! — Mit welchem Schauder mag hingegen ein Menſch, welcher an ſich ſelbſt Laſter ausübte, an künftiges Leben denken — wenn ihn dabei auch nur die einzige Vorſtellung ergriffe, daß er, der hier die Winkel der erſten Welt, um verborgen zu bleiben, zu ſeinem Frevel ſuchte, dort in die freie zwote Welt mit offenbar gewordenem Laſter hintreten, und von allen ſeinen Brüdern, in aller ſeiner verabſcheuungswürdigen Unnatürlichkeit erkannt werden ſolle! — Ich weis es wohl, daß ieder Irrgehende ſich mit Zurückkehr, und bei Erfolgung derſelben mit ſeiner Rettung ſchmeichle. Ich habe Ihnen aber ſchon oft geſagt, Jünglinge, daß der Menſch von keinen Laſtern ſchwerer zurückkomme, als von denen, welche er ohne Zeugen ausübt. Das Beiſpiel des unglücklichen L.. iſt eine neue Beſtätigung dieſer Wahrheit. Aber wenn es denn nun auch einem iungen Menſchen, welcher ſo widernatürlichen Ausſchweifungen ſich ergibt, nach Jahren noch glückte, ſich von der ſchrecklichſten Gewohnheit loszureiſſen, und dadurch von ſeinem gänzlichen Verderben ſich zu retten: wird er nicht dabei noch immer in einem hohen Grade ein Elender bleiben? Wird ſeine gemisbrauchte Natur ie wieder zu wahrer, vollkommener Munterkeit und Stärke gelangen? Und wenn er auch den Ueberreſt ſeiner Kräfte dadurch rettet; wenn er durch Mäſſigkeit, ſtrenge Lebensordnung und allerlei Heilmittel dieſelben

ſelben zu ſtärken im Stande iſt: ſo wird ihm doch iede Stunde die Ueberzeugung gewähren, daß er nicht halb ſo viel Exiſtenz für ſich und für die Welt mehr habe, als er nach ſeinen Jahren und nach ſeiner urſprünglichen Konſtitution haben könnte. Er wird ſich nicht ſo herzlich freuen, nicht ſo mit ſeinem Schickſal zufriden ſein, nicht ſo ſtandhaft Widerwärtigkeiten des Lebens Troz bieten können, als der Mann, welcher ſich von ſeinen Jünglingsiahren her keinen Vorwurf über einſame oder verborgene Schmach machen darf. Seine Liebe, wenn er ſie denn auf eine von den Töchtern der Menſchen richtet, wird in aller Abſicht eine minder glückliche Liebe ſein. Er wird entweder in den Armen einer laſterhaften Gattin ſich geſtraft finden; oder am Halſe der Edlen misvergnügt ſchweben, und ihr die ſanfte Wärme, mit welcher ſie ihn redlich liebt, nicht erwiedern können. Ein Herz, welches ſchon grauſam gegen ſich ſelbſt ward, iſt keiner Zärtlichkeit mehr für andere fähig. Seine Kinder werden die Zeugniſſe ſeiner verborgenen Laſter allenthalben in ihrer Schwächlichkeit mit ſich umhertragen. Er wird an ihrem frühen Grabe noch über die Härte, welche er auch ihnen wiederfahren lies, ſeufzen; oder wird ſie an ſeiner Seite nur durch das Leben hinſchwindeln ſehen. Kraftlos, wie er, werden ſie wenig Geiſt beſitzen, und doch ſchnell die Fusſtapfen des Vaters in ſeinen vergangenen Ausſchweifungen aufſuchen. Und wär' auch dis alles nicht, lieben Jünglinge, ſo iſts doch tauſendmahl beſſer, ſich nie mit ſolchen Unthaten beflekt zu haben, als nach Jahren erſt von ſelbigen zur Vernunft und zur Natur zurückzukommen. In dieſem Fall überhebt man ſich nur der Vorwürfe der Zukunft; in ienem bleibt man ganz von Vorwürfen frei. So, ſo ſollen Sie ſein und bleiben, Jünglinge, Freunde, Brüder! So will es Gott, die Natur, die Welt — ſo wünſcht es mein Herz — ſo müſſe es auch das Ihrige wünſchen und wollen! Fliehen Sie die Wolluſt — fliehen Sie aber dieienige vorzüglich, welche der Menſch an ſich ſelbſt begeht! L.., der unglückliche L.. ſchwebe Ihnen immer in Gedanken! Sein Elend ſtärke Sie in Bewahrung eines guten Gewiſſens auch im Verborgenen! Fahren Sie unaufhörlich fort, der Troſt Ihres eigenen Herzens, das Vergnügen Ihrer Freunde, die Wonne Ihrer Eltern, das Wohlgefallen der Gottheit zu ſein, und werden Sie einſt der Segen der Welt! Sammlen Sie bei Güte und Keuſchheit edle Kentniſſe ein! Bereiten Sie ſich redlich dazu, einmahl dem Vaterlande aus allen Kräften nützlich zu werden!

Empfangen Sie denn den Lohn deſſelben dafür, und theilen Sie ihn mit einer Gattin, welche Ihrer würdig ſei! Empfinden Sie in ihren Armen noch den Segen einer wohlverlebten Jugend, und fordern Sie durch Ihre Glückſeligkeit jeden Jüngling, vor deſſen Augen Sie einſt leben, zu ähnlicher Ehrerbietung gegen ſich ſelbſt auf! — Ach! ſäh' ich ihn denn noch einmahl, den unglücklichen L . . ., wie es ihm geglückt wäre, ſich ſeinem höchſten Elende zu entreiſſen; wie er mitten unter Ihnen wieder einen kleinen Antheil an den Freuden des Lebens nähme, und dadurch die Wahrheit beſtärkte, daß auch die Rückkehr zur Tugend noch ſegne! Sie alle drückte ich denn an mein Herz; und ihn, ihn umfing' ich mit menſchlichſter Wärme, und ſammlete ihm Glückwünſchungen, wie dem vom Tode geretteten, zu!

Als einem meiner Freunde ohne ſein Zuthun ein auſſerordentliches Glück zu Theil geworden war.

Wir gingen beide in einer langen Allee auf und nider, als ihm die Nachricht davon überbracht ward. Sobald die Augenblicke der erſten Betäubung bei ihm vorüber waren, ſetzten wir uns ſo, daß wir den ganzen Proſpekt hatten, und nun ſprach ich zweckmäſſig mit ihm.

Welch ein Glücklicher ſind Sie nun, mein werther Freund! Und das auf eine ſo unerwartete, unverhofte Weiſe! Sie verdienens zu ſein; noch dreimahl mehr zu ſein, als ſo viel. Aber wie mancherlei Wege haben Sie eingeſchlagen, um es zu werden, und konntens bei allen Ihren Wünſchen und bei Ihren redlichſten Bemühungen nicht werden; und nun ſind Sie's geworden ganz auſſer Ihrem Weg, ohn' all' Ihre Abſicht, gleichſam wie von Ungefähr. Mein ganzes Herz nimmt daran Theil, und wünſcht Ihnen nun weiter nichts mehr, als eine Reihe von Jahren, welche Sie bei Munterkeit und Stärke auf der Erde noch zu leben haben mögen. Hoffen Sie dieſe! das Schickſal, welches Ihnen Güter des Lebens in ſeltener Menge zugeworfen hat, wird Ihnen auch Zeit gewähren, einen frohen Genus von ſelbigen zu ſchöpfen. Dis iſt immer mein erſter Wunſch, welchen ich für meine Freunde thue, wenn ſie glücklich werden, daß ich ſpreche; lebet nun noch recht lange! Und dabei fällt mir allemahl ein, was der Gröſſeſte von uns allen behauptete, daß es dem Menſchen nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne, und darüber hinſtürbe. Warlich, nichts konnte wahrer geſagt werden, als dis! — O Freund, ſchauen Sie einmahl dieſe herrliche Perſpektive! Iſts nicht ein reizender Anblick, ſo eine lange, blühende Allee von Fruchtbäumen hinaufzuſehen? Wie ſie hier dicht vor uns ſo breit iſt, weiter hin immer enger und enger wird, und dort unten in einander zu flieſſen ſcheint! Wie hier in der Nähe alles ſo klar und hell iſt, und dort in der Ferne, wo das Stadtthor ſich anſchlieſſt, eine ſanfte Dämmerung herrſcht! Wenn wir ſo mit einem mahl die Augen aufſchlagen, und dem Blick folgen, ſo weit er uns führt; iſts nicht, als dehnten wir uns ſelbſt aus — als wären wir hier; und da in der Mitte; und dort unten am Ende zugleich? Und die ganze Bůe hat nichts abſchreckendes; lauter Reiz fürs Auge; ſie iſt durchaus ſchön, mahleriſch, romantiſch. Wenn man ſo ein Glücklicher iſt, wie Sie nun eben geworden ſind: ſo mus man ſich auf ſo einen Ort ſetzen, wie der iſt, auf dem wir uns iezt befinden. Von hieraus mus man denn recht mit voller Seele die Allee hinaufſchauen, und ſich immer als den Mann betrachten, welcher in derſelben wandelt. Sehen Sie, beglückter Freund, dieſe Ausſicht gewährt Ihnen ein Bild von der Ausſicht Ihrer künftigen Tage. Einen langen, ſchönen Weg, ſo ſchön wie ihn die Natur an den Händen der Kunſt nur bereiten konnte, auf beiden Seiten mit blüthereichen Bäumen, welche eine herrliche Fruchterndte verſprechen, beſetzt, haben Sie hier vor ſich. Dis iſt der Weg, auf welchen Sie nun Ihr Schickſal eingeführt hat. Wandeln Sie ihn froh und heiter! Ueber Ihnen lächelt der Himmel, wie hier; und neben Ihnen wird ein Freund gehen, eben der Freund, welcher ietzt an Ihrer Seite ſitzt; gehen wird er neben Ihnen theilnehmend und ſegnend, und ſo zufriden, als hätt' ihn das Glück ſelbſt betroffen. Dis wird er thun, ſo lange ihm das Schickſal dazu Erlaubnis gibt; und mus er Sie einſt verlaſſen: ſo wird er ſich unter tauſendmahltauſend Segnungen noch von Ihnen trennen. Er wird Sie denn, wenn er noch mit Ihnen ſprechen kann, an dieſe Stunde erinnern, in welcher er mit Ihnen auf dieſem Raſen ſas, und den langen Proſpekt vor ſich hatte. Ach! zu tauſend mahlen wünſcht' ich es ſchon, daß Gott Sie auf Erden zu einem recht glückſeligen Sterblichen machen möchte! denn, dacht' ich, wenn dis einmahl geſchieht, ſchlägſt du deine Arme um ihn her, drückſt ihn an dein Herz, und freueſt dich inniglich, daß Rechtſchaffenheit auch einmahl glänzend belohnt werde. Nun iſt der Augenblick da, in welchem ich dis thun kann! Arm in Arm, Mund an Mund, Seele in Seele, laſſen Sie uns nun hier unter freiem Himmel Eins ſein! Danken laſſen Sie uns hier, einer ſo warm, ſo herzlich, wie der andere, dem Vater des Schickſals, daß er Ihnen ſo wohl wollte, Sie ſo ſegnete und beglückte! Unter allen meinen Tagen ſei der heutige einer der ſchönſten; er, an welchem ich alle meine Wünſche erfüllt ſah, und der den Grund zu einer wonnevollen Zukunft für meinen Freund legte! Gehen Sie nun, ſo wie hier von Fruchtbaum zu Fruchtbaum, alſo auch auf Ihrem Wege von Lebensgenus zu Lebensgenus fort; und kommen Sie einſt an den letzten: ſo ſchlüpfen Sie eben ſo ſanft aus dem Proſpekt, als wir, wenn wir hernach beim äuſerſten Baum uns wenden, im Stadtthor uns verliehren werden. — Viele Tauſende leben zu Ihren Seiten, liebſter Freund, welche ſo ein Glück nie erhalten. Die Erde hat wohl Nahrung und Kleidung für alle ihre

Bürger; aber überſchwenglichen Ueberflus hat ſie nicht für ieden derſelben. Sie ſind nun einer von den Wenigen, welche das Schickſal ſo unterſcheidend auszeichnet. Sie können dis nicht denken, ohne den Vorzug zu empfinden, welcher Ihnen dadurch zu Theil geworden iſt. Eine Welt ohne Mangel bei aller Vergänglichkeit ihrer Güter, voll Bequemlichkeiten und voll Freuden, iſts, welche Sie nun umgibt; und die Sie noch überdis zu einer Welt ohne Noth, voll Behaglichkeit und frohen Muths für viele andere um ſich her machen können. Dis iſt ſie für Sie geworden durch eine einzige Begebenheit, durch einen einzigen Augenblick. Eine ſchnellere Wendung mag nie das Geſchick eines Menſchen genommen haben, als das Ihrige. Aus dem unbelohnteſten Sterblichen, welcher der Fürſehung ſtets zum Vorwurf zu gereichen ſchien, ſind Sie nun der Mann geworden, deſſen Schickſale dieſelbe aufs ausnehmendſte verherrlichen. Aus einem Bedürfenden, welcher Wohlthaten empfing und annahm, ein Begüterter, der nun wieder andere Dürftige unterſtützen kann. Es iſt bewundernswürdig, wie viel ein Augenblick für uns thun kann, wenn ſich in ſelbigem die Umſtände zu unſren Gunſten vereinigen. Umſonſt beſtreben wir uns, einen ſolchen für uns herbeizurufen, wenn er ſich einmahl nicht in die Reihen unſerer Stunden miſchen ſoll. Iſt dis aber: ſo wird er zu rechter Zeit da ſein, unerwartet da ſein und oft ohn' alle unſere vorhergehende Zubereitung zu ſeinem Empfang. Und daß er uns ſo über all' unſer Vermuthen überraſcht, dis iſts, was den Werth deſſelben in unſren Augen noch mehr erhöhet. Freund, ich bin Jahre lang Zeuge davon geweſen, wie redlich Sie ſich bearbeitet haben, um ſich nur in eine mäſſigglückliche Lage zu verſetzen. Es mislang Ihnen ein Verſuch dazu nach dem andern, und Sie wurden dadurch nicht träge. Oft waren Sie nah am kleinen Ziel Ihrer Wünſche, und eine menſchenfeindliche Hand entrückte Ihnen daſſelbe wieder. Dismahl haben Sie in der That mehr erlangt, als Sie überhaupt, wenn Sie alle Ihre Proiekte zuſammenrechnen, iemahls gewünſcht haben. Und Sie ſind zu aufrichtig, als daß Sie es nicht geſtehen ſollten — und hätten Sie auch nicht Herzensgüte genung, um es gern zu geſtehen: ſo fällts doch zu ſehr in die Augen, als daß Sie es nicht müſten — daß Sie gerade dismahl, da Ihnen ſo aufferordentlich viel zugeworfen wird, gar nichts dazu beigetragen haben. Das erhaltene Glück lag ganz auſſer dem Kreis Ihrer Ausſichten. Sie hatten nie daran gedacht, und noch weniger etwas dabei thun können. Sehen Sie einmahl — wenn Ihnen vorher dieſer oder iener mäſſige Wunſch durch Ihre Bemühungen gelungen wäre, und Sie hätten die Verbindung der Erfüllung deſſelben mit Ihren langen Anſtalten, welche Sie dazu gemacht hatten, genau eingeſehen: ſo würden Sie dadurch nicht ſo geradezu auf Gott geleitet worden ſein. Aber daß Sie iezt, da mehr Ihnen wiederfahren iſt, als alle Ihre Wünſche iemahls umfaſſten, iuſt nichts dazu veranſtaltet haben; dis iſts denn, welches Sie unmittelbar auf ihn hin führt. Werden Sie nun hierdurch recht innigſt in dem Glauben geſtärkt, daß ein höheres Weſen über alle Schickſale des Menſchen die liebevollſte Aufſicht trage; daß man thöricht handle, wenn man in der Welt etwas erzwingen zu wollen hoffe; daß es Pflicht für uns ſei, Verſuche für unſer Wohl zu machen, aber auch Pflicht, nach misgelungenen Verſuchen nicht muthlos zu werden; und daß derienige für ſeine Ruhe am beſten ſorge, welcher bei redlichen und unermüdetfortgeſetzten Bemühungen für ſein Glück ſich an die Gottheit hingebe, und ihr die

Wahl des Augenblicks überlaſſe, in welchem ſie ſeine Hofnungen halb oder ganz erfüllen, oder gar übertreffen werde. Sie müſſen nun der Mann ſein, welcher von dieſem Glauben recht durchdrungen iſt; der Mann, welcher Tauſende um ſich her durch die kräftigſten Ermunterungen, die er aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchöpft, zu demſelben leitet. Zu dieſem groſſen Menſchengeſchäft hat Sie Gott feierlich aufgefordert! Sie ſollen Altar bei Altar auf Erden bauen, und einen Verehrer Gottes nach dem andern zu ſelbigen hinführen. Sie ſollen den Zweifler beruhigen, den Leugner bekehren. Alle Menſchen, welche von Ihrem auſſerordentlichen Glück hören, werden auch nichts geringeres von Ihnen erwarten, als dis. Es iſt dis ein Geſchäft, welches iedem Rechtſchaffenen, und wenn er auch bei aller ſeiner Güte äuſerlich noch ſo unglücklich wäre, ſüs und heilig ſein mus; aber dreimahl heiliger mus es noch dem Manne ſein, deſſen Leben einen ſo glänzenden Beweis der göttlichen Fürſehung aufzuweiſen hat, als das Ihrige. Sie ſind ein Edler, und dem Edlen iſts angenehm, dankbar werden zu können. Die Wohlthat, welche er empfängt, erfreuet ihn; aber er ſieht ſich ſchnell nach dem Geber um, und fühlt frohen Muth, wenn er die Hand noch erblickt, welche ihn ſegnete, wie ſie ſich ſanft wieder zurückzieht. Mögen Sie aber wohl einen würdigern Anfang Ihrer Dankbarkeit gegen den oberſten Wohlthäter machen können, als wenn Sie ſich und andere zum Vertrauen auf ihn bringen? Gewis war dis eine ſeiner groſſen Abſichten bei Zutheilung Ihres Glücks, daß Sie und tauſend andere nun lernen ſollten, noch redlicher auf ihn zu hoffen. Welche Freude mus es für ein gutgeſinntes beglücktes Geſchöpf ſein, dazu beizutragen, daß die Abſichten ſeines Schöpfers durch ſich erfüllt werden! Man genieſſt auch warlich der Güter der Erden erſt denn recht, wenn man ſie als Gabe des Himmels verehrt; man wird durch eine ſolche Denkart ſorgenfreier, muthvoller und wahrer menſchlichen Freuden empfänglicher; man findet in ſeiner eigenen Ergebung an Gott, und in dem Bewuſtſein, ſeine Nebenmenſchen auch in derſelben geſtärkt zu haben, noch höheres Gefühl vom Werth des Lebens, als der geſammte Inbegrif aller Güter der Erden uns verſchaffen kann. — Mein beglückter Freund, hören Sie mich auch über einen wichtigen Punkt, und ſchauen Sie mir dabei recht edel ins Auge. Ich hab' es nun ſchon oft erlebt, daß ein unverhoftes groſſes Glück das Grab der Güte des Herzens und der Schönheit des Lebens für dieienigen ward, welche deſſelben theilhaftig wurden. Man ſah ſie, wie ſie plözlich ſich aufbläheten und über den Beſitz ſo glänzender äuſerlicher Vorzüge Stolz annahmen. Der Uebergang vom Glück zu dieſem mus doch nur gar zu leicht ſein, und es mus viel Feſtigkeit des Karakters dazu gehören, wenn man dabei nicht in ihn verfallen will. Selbſt einige meiner Bekannten, denen ich nie ſo etwas zugetrauet hätte, ſind nun ſchon vor meinen Augen eitel genung geweſen, ſich durch ihn um allen ihren Werth zu bringen. Ich darfs Ihnen daher nicht bergen, daß ich iezt, ſo oft ich höre, daß einer meiner Freunde zu groſſem Reichthum oder zu groſſem Anſehen gelangt, bei aller meiner herzlichſten Freude, welche daraus für mich entſpringt, doch immer eine gewiſſe Furcht ſeinetwegen über dieſen Umſtand empfinde. Ich denke alsbald: „nun vergiſſet er wohl, daß er vormahls nicht ſo reich, nicht ſo angeſehen geweſen ſei. Nun verachtet er wohl andere neben ſich, welche dis nicht in dem Grade ſind, wie er; die aber doch eben ſo redlich, eben ſo verdienſtvoll ſind, als er. Nun bringt er ſich durch dieſe Denkungsart wohl um die Achtung aller Weiſen und Edlen, und hat dafür weiter keinen Erſatz, als daß ſich eine Menge von Thoren und Unwürdigen vor ihm beugen, deren Lob und Verehrung ihm mehr zur Schande, als zur Ehre gereicht.“ Dis verbittert oft meine innigſte Freude über ſeine glücklichen Schickſale; denn, wenn wir einen Freund haben, welchen wir wahrhaftig lieben: ſo ſchmerzt es uns, wenn er in unſren eigenen Augen nicht mehr ſo ſchön und ſo liebenswürdig iſt, und wenn er aufhört der Gegenſtand der Werthſchätzung ſeiner vortreflichſten Mitbürger zu ſein. Eben ſo verfallen Menſchen, welche ſchnell zu auſſerordentlichem Glück gelangen, auch nur gar zu leicht, auf den Fehler, daß ſie von demſelben den üppigſten Misbrauch machen. Man wird alsdenn ein trauriger Zeuge davon, wie ſie auf weiter nichts mehr ſinnen, als die geräuſchvollſten ſinnlichen Ergötzlichkeiten ſich zu verſchaffen, alle edle Kräfte ihres Geiſtes dadurch herabzuſtimmen und ſich mit Ausſchweifungen aller Art zu beflecken. Ach! ſo oft ich dis in der Welt ſah: ſo oft that mein Herz den Wunſch, daß ſolche Perſonen nicht ſo äuſerlich glücklich geworden ſein möchten. Sie haben warlich mehr dadurch verlohren, als gewonnen. „Wäret ihr, dacht' ich denn, in euren vorigen Umſtänden geblieben: ſo wäret ihr doch iezt noch redlich, tugendhaft und unbefleckt! All' euer äuſerlichblendendes Glück mag euch den Verluſt eurer innern Würde nicht erſetzen, welchen euch daſſelbige gekoſtet hat. Um die wahre, menſchliche Ruhe ſeid ihr gekommen, und ſammlt euch nun Vorwürfe, deren Schwere und Bitterkeit ihr bald empfinden werdet.“ Es iſt unleugbar gewis, daß ein Menſch in mäſſigen Umſtänden nicht ſo viele Gefahren, laſterhaft zu werden, vor ſich habe, als der Mann von auſſerordentlichem Glück. Jener kann nie ſeinen Leidenſchaften ſo viel Nahrung gewähren, als dieſer. Ich glaube, daß kein untrüglicherer Probirſtein für die wahre Güte des Menſchen ſei, als wenn er mit einem mahl vom Schickſal hoch empor gehoben wird. Freund, es rührt von dem groſſen Begrif her, welchen ich von der Schönheit Ihrer Denkungsart habe, daß ſich Ihrentwegen in meine aufrichtigſte Freude über Ihr Glück dieſe doppelte Furcht nicht einmiſcht. Ihr Karakter, Ihr Auge ſagt es mir, daß Sie weder ſtolz noch unerſättlich im Genus werden werden. Sie ſchätzen ſelbſt den Werth des Menſchen nicht nach dem Reichthum der Gaben, welche das

Glück um ihn her geſtreuet hat; ſondern nach ſeinen innern Vorzügen. Sie haben aus einer langen Erfahrung gelernt, daß die Güter der Erde nicht immer die Begleiter des wahren Verdienſtes ſind. Sie waren Reihen von Jahren hindurch redlich und — arm; Sie hatten den Beifall Ihres Herzens, ohne den zugeklatſchten Applaus des groſſen Haufens zu hören. Dis können, dis werden Sie nie vergeſſen. Um ſich her werden Sie immer Thoren genung erblicken, an denen man auſſer ihrem Glück nichts findet, welches der Mühe werth ſei, daß man es betrachte. Dieſe mögen denn durch Uebermuth und Unerträglichkeit ſich um die Achtung aller Rechtſchaffenen bringen; wenn an ihnen die äuſerlichen Vorzüge die geringſten ſind, welche man bewundert. Ein glücklicher Menſch, welcher dabei ſanftmüthig, beſcheiden, liebreich und duldend iſt, ſegnet ſich dadurch ſelbſt. Er findet allenthalben Leute, welche ihm ſein Glück gönnen, und den Genus deſſelben zu erhöhen ſuchen. Stolz ſein, iſt nur die elende Zuflucht derer, welche ihren eigenen Unwerth fühlen, und deshalb fürchten, daß alle ihre Nebenmenſchen denſelben auch erblicken möchten; weshalb ſie ihre Augen durch äuſerlichen Prunk zu täuſchen ſtreben. Und ſtolz ſein auf irrdiſches Glück, iſt die albernſte Thorheit, auf welche ein Menſch verfallen kann; denn ieder weis, daß es nur einer wohlthätigen Verbindung von Umſtänden bedürfe, um als Nichtswürdiger, und ſogar als Böſewicht in den Beſitz deſſelben einzutreten. Ein edles Herz verwahrt ſich auch für iedem übermäſſigen Genus des äuſerlichen Glücks. Sie ſind von Ihrer wahren Beſtimmung durchdrungen, edler Freund, und Ihr nunmehriger Wohlſtand wird die Idee derſelben nicht aus Ihnen verdrängen können. Sie werden das Bewuſtſein Ihrer Güte, welches Ihnen in vergangenen Jahren Reichthum, Anſehen und die ganze Welt war, nicht brauſenden Vergnügungen aufopfern, die das Herz an wahrer Zufridenheit leer laſſen und es an deren Statt mit Kummer anfüllen, welcher ſich über die letzten Tage des Lebens ausbreitet. Sie werden, da Sie als ein Weiſer gelernt haben, mit Wenigem zufriden zu ſein, nun den Ueberflus nicht zur Verkürzung Ihres Daſeins anwenden. Der Mann iſt wahrhaftig gros, welcher ſich durchs Wohlleben nicht hinreiſſen läſſet; ſondern der eben ſo ſtandhaft den Reizen iener Laſter, welche die Kinder des Reichthums ſind, widerſteht, als er vorher das Joch der Armuth ertrug.

trug. Vielen Gemüthern fällts ſchwerer, im Glück ihre Würde zu behaupten, als im Unglück; aber der, welcher an edle Grundſätze ſich gewöhnt hat, und nach ihnen handelt, bleibt in beiden gleich achtungswerth. — Auch denken Sie zu edel, mein theurer Freund, als daß Sie nun, als ein Glücklicher, unthätig für die Welt werden ſollten. Der Mann, welcher ganz aufhört, geſchäftig zu ſein, wenn er in Ueberflus kommt, macht ſich verdächtig, daß es ihm vorher bei ſeinen guten Handlungen nicht ſo wohl um die Handlungen ſelbſt, als vielmehr um einen nidrigen Gewinn zu thun geweſen ſei. Nicht mein' ich dis ſo, als ſollten Sie bei Ihrer Geſchäftigkeit Sklav ſein. Es iſt dis einer der ſchätzbarſten Vortheile des Reichthums, daß diejenigen, welche in den Beſitz deſſelben gelangen, ſich eine gewiſſe Art von Unabhängigkeit verſchaffen können. So oft ich Reiche ſehe, preiſe ich ſie deshalb glücklich; und ich werd' es nie begreifen, wie Leute, welche das ſeltene Vorrecht empfingen, frei leben zu können, ſich ſelbſt Bande überwerfen, die tauſend andere, wenn es in ihrer Macht ſtände, gern von ſich abwerfen würden. Man kann ja doch dem Vaterlande und ſeinen Mitbürgern die erſprieslichſten Dienſte leiſten, ohne ſich an dieſen oder ienen Poſten zu feſſeln. Da man bei beträchtlichem Vermögen nicht nöthig hat, ſich dafür bezahlen zu laſſen: ſo kann man ſeine edle Uneigennützigkeit alsdenn in einem noch ſchönern Lichte zeigen. Man erwirbt ſich dadurch den Segen des Staats und die Liebe aller redlichen Bürger deſſelben in einem noch weit höhern Grade, und weicht dadurch dem Vorwurf aus, welchen der Reiche nur gar zu leicht empfängt, daß er nie genung erhalten könne. Man verdrängt dabei keinen Dürftigen, welcher vermöge ſeiner ſchlechtern äuſerlichen Lage bei ähnlichen Verdienſten einen noch gerechtern Anſpruch auf dieſen oder ienen Platz hat, mit welchem einige Einkünfte verbunden ſind. Genieſſen Sie demnach auch dieſen Segen des Reichthums, und leben Sie in edler Unabhängigkeit. Laſſen Sie alle die Ausſichten fahren, welche Sie ſich auf dieſe oder iene öffentliche Bedienung im Staat bereitet hatten. Es werden immer noch Menſchen genung ſein, welche durch Verdienſt und Dürftigkeit ſich zu denſelben qualificiren, und die Sie dafür ſchäzen werden, daß Sie ihnen nicht in den Weg treten. Sie werden ſich dadurch vieler Verdrüslichkeiten überheben, welchen ſich Männer, die nun einmahl ohne Bedienung nicht leben können, dabei ausſetzen müſſen, ohne die Beruhigung zu haben, daß ſie durch Duldung derſelben dem Vaterlande auch nur den geringſten Nutzen ſtiften. Es werden nicht auf ieder Seite drei oder vier um Sie her ſtehen, welche Ihnen die Einkünſte beneiden. Sie werden, weil der Eigennutz nicht auf Sie wirkſam iſt, ſich nicht in der Verlegenheit befinden, wider Ihre Ueberzeugung zu reden und zu handeln. Man wird Sie in keine Kabale einflechten können, weil Sie nichts zu gewinnen trachten. Sie werden ſich von unedeldenkenden Leuten nicht den ungerechten Vorwurf machen laſſen dürfen, daß Sie für Ihren Gehalt nicht genung gethan haben. Der Eigenſinn eines Miniſters, der Stolz einer Maitreſſe, die andringliche Liebe einer Kammerfrau werden Ihnen keine Unruhe machen. Das Glück, welches nur gar zu gern heute hebt, und morgen ſtürzt, wird Sie nicht zum Gegenſtande ſeines Spiels nehmen können; und Sie werden nicht fürchten dürfen, daß man Sie bei aller Ihrer Rechtſchaffenheit mit Verweiſen überſchüttet, welche man Ihnen darum geben zu können glaubt, weil Sie quartaliter hundert oder zweihundert Gulden Fixum empfangen. Tragen

Sie deſſen ungeachtet auch ohne Bedienung wohl mehr zum Beſten des Vaterlands bei, als zehn andere, welche ſchwer beſoldet werden, und dafür nichts thun, als an iedem Morgen zehn Toiletten beſuchen, oder zwiſchen eilf und zwölf Uhr etwas Aberwiz auf Koſten der Tugend ausſchütten, oder nach aufgehobener Mittagstafel mit dem gnädigſten Herrn zu einem Thor hinaus und zum andern wieder herein reuten. Sie haben Wiſſenſchaft, Erfahrung des Lebens, Wahrheitsliebe, Eifer und Muth. O wie viele Fälle werden ſich Ihnen darbiethen, in welchen Sie dem Staat damit wohlthätig werden können! Treten Sie in ſelbigen auf! Werden Sie nützlich, und wenn man Sie dafür lohnen will: ſo ſprechen Sie: „Muntert mit dieſem Lohn einen andern Edeln auf, welcher ſeiner bedarf!“ Dis iſt ſo das ſeligſte Leben, Freund, ungebunden und ohn' alle andere Verantwortung, als die unſer eigen Herz von ſich ſelbſt fordert, mitten im Staate wohnen, demſelben doch bei ieder Gelegenheit nützlich, und dafür von allen ſeinen Bürgern geliebt werden und bald Zuſchauer, bald Theilnehmer bei ſeinen Geſchäften, Einrichtungen, Veränderungen und Revolutionen ſein zu können. — Reichthum, mein Wertheſter, ſetzt den Mann, welcher ihn beſitzt, in den Stand, Wohlthäter zu werden. Dis iſt eine Seite, von welcher ihn freilich nur wenig Reiche betrachten; welche aber iedem Edelgeſinneten vorzüglich mit ins Auge fallen mus. Der Arme, welcher ſelbſt bedarf, oder der Mittelmann, der gerade ſo viel hat, als zur Erhaltung ſeiner Familie erfordert wird, kann bei dem Anblick ſolcher Gegenſtände, welche Mitleiden, Erbarmung und Menſchlichkeit erregen, zwar alle dieſe zärtlichen Gefühle in ſeinem Buſen eben ſo hegen, als der Reiche; aber dis iſt auch beinahe alles, was er dabei thun kann. Ihm wird die Freude nicht gewährt, die er doch gern genieſſen möchte, dieſe Gefühle in wahre, unterſtützende Thätigkeit zu verwandeln. Er kann das Gute, welches er thun wollte, nicht thun; oder doch nicht in der Maſſe, in welcher er es thun zu können wünſchte. Sein edles Werk bleibt allemahl nur angefangenes, wird nie vollendetes gutes Werk. Hat er ein redliches Herz: ſo wird er ſich zwar bei den Anblicken der Ueppigkeit und der Schwelgerei, welche ihm viele Reiche gewähren, leicht damit tröſten können, daß er ſich nicht, wie ſie, um ſeine Schuldloſigkeit und Güte bringe, und es wird ihm nicht einfallen, der Fürſehung deshalb einen Vorwurf zu machen; aber in Augenblicken, in welchen er grosmüthige Begüterte durch Beihülfe ihres Reichthums die vortreflichſten Handlungen der Menſchenliebe ausüben ſieht, kann er ſich des Wunſches nicht erwehren, eben ſo reich zu ſein, wie ſie, um eben ſo gutthätig werden zu können, wie ſie. Es geht ihm durchs Herz, wenn er die klagende Wittwe nicht zufriden ſtellen, und die herumirrende Waiſe nicht in ſeine Hütte aufnehmen kann, daß ſie in derſelben bleibende Stäte finde. Wie glücklich iſt doch ein Reicher, daß ers in ſeiner Gewalt hat, ſo viel menſchliche Thränen abzutrocknen, welche der Arme unaufhaltſam rinnen ſehen mus! Es bedarf oft nur einer Kleinigkeit, welche er von ſeinem Vermögen nehme und in ein klagevolles Haus trage, um über eine ganze in demſelben leidende Familie die heiterſte Freude zu verbreiten. Der Anblick der durch ihn frohgewordenen Menſchen mus ihm wonnevoller ſein, als alle übrigen Genüſſe des Lebens, welche ihm ſein Reichthum verſtattet. Es iſt viel, beim Eintritt in eine Hütte noch Klagelieder, und beim Wiederausgang aus derſelben Jubellieder zu hören, und dabei mit Ueberzeugung zu ſich ſelbſt ſagen zu können: Du biſt der Mann, welcher die Klaglieder in Jubelgeſänge

belgeſänge verwandelte! Ich weis wenigſtens nichts in der Welt, das Seligkeitvoller für einen Edelgeſinneten wäre, als dieſes Bewuſtſein. Wie glücklich würde die menſchliche Geſellſchaft ſein, mein Theureſter, wenn alle Reiche ſo dächten! Die oft unerklärbarſonderbare Vertheilung der irrdiſchen Güter, bei welcher einige tauſendmahl mehr haben, als ſie brauchen, und viele weniger, als zur Befridigung ihrer Bedürfniſſe nöthig iſt, würde den herrlichſten Aufſchlus dadurch erhalten, und aufhören, für die Geſellſchaft nachtheilig zu ſein, ſobald der Begüterte ſich als den Mann betrachtete, welchen die Fürſehung dazu beſtimmt hätte, Unteraustheiler ihrer Gaben an ſeine dürftigen und nothleidenden Brüder zu ſein. Man würde dieſe Einrichtung Gottes unter dieienigen zählen, welche die Herzen der Menſchen, die neben einander leben ſollen, recht an einander feſſelte und ſie insgeſammt in redlicher Ausübung der Tugend und im ſchönſten Genus des Lebens ſtärkte. Aber der Anblick der Welt beruhigt uns noch nicht ſo in dieſer Hinſicht. Es gibt eine Menge von fühlloſen Reichen, welche der Freuden der Wohlthätigkeit nicht empfänglich ſind. Sie kennen keinen andern, welcher auf ihr Vermögen Anſpruch machen dürfe, als ſich ſelbſt.

Es fällt ihnen nicht ein, zu unterſuchen, warum gerade ſie, und nicht andere in den Beſitz deſſelben verſetzt worden ſind; ſondern ſie nehmen es als ausgemacht an, daß ſie allein deſſelben würdig waren. Da ſie von ieher im Ueberflus und im Wohlleben ihre Tage hingebracht haben: ſo wiſſen ſie nicht, welch eine drückende Bürde Mangel und Elend ſei. Sie laufen mit Unerſättlichkeit ihren Vergnügungen nach, und hören unterwegs nicht auf die Stimmen des Jammers, welche von allen Seiten ſie umtönen. In ihren immerwährenden Zerſtreuungen unterdrücken ſie ihre menſchliche Gefühle. Sie ſtoſſen den Leidenden, welcher in ihre Arme fliehen will, von ſich und überſchütten ihn wohl noch mit unverdienten Vorwürfen. Ha! Freund, wie ſich das Herz des Menſchenfreunds dagegen empört, wenn um ihn her ſo grauſam gehandelt wird! Gott und ſeine Natur müſten ihm nicht mehr ehrenwerth ſein, wenn er ohn' Unwillen dabei bleiben könnte. Beruhigen Sie in Zukunft ihn durch Ihren Anblick, edler Mann, und machen Sie von dem auſſerordentlichen Glück, welches Ihnen zu Theil geworden iſt, den menſchlichſten Gebrauch. Setzen Sie redliche, dürftige Arbeiter durch Ihren Reichthum in Nahrung;

machen Sie einen Ihren Vermögensumſtänden gemäſſen Aufwand, und ſegnen Sie mit Ihrem Ueberflus die Leidenden. Retten Sie die Unſchuld, welche aus Armuth in Gefahr ſchwebt, ein Opfer der Verführung zu werden; nehmen Sie den Verlaſſenen, welcher zwiſchen Himmel und Erden Vater-Mutter- und Freundlos umherirret, ohne weiteres Obdach zu finden, als das, welches ihm der erſtere gewährt, in Ihren Schuz; drängen Sie ſich menſchenfreundlich in Hütten, in welchen arbeitſame Greiſe, ſchuldloſe Wittwen und ausgezehrte Siechlinge die äuſerſte Dürftigkeit in beſcheidener Verborgenheit dulden. Auf iedem ſolcher Gänge erinnern Sie ſich daran, daß Sie Ihr gegenwärtiges Glück, ohne einen Gang darnach zu thun, erlangten, und ſehen Sie ſie als dieienigen an, durch welche Sie ſich nun noch deſſelben recht würdig machen müſſen. Eine unverhofte Wohlthat, die Sie irgend einem Leidenden zutheilen, wird auf ſein Gemüth eben ſo tiefe Eindrücke machen, als der heutige Tag mit ſeinen unerwarteten Segnungen auf Sie gemacht hat. Genieſſen Sie in ſolchen Augenblicken, in denen Sie die Freude an Ihren Händen in irgend eine ſeufzende Familie einführen, das Glück erſt ganz, welches es

iſt,

iſt, in der Welt ein Reicher zu ſein. Wenn Sie denn gewahr werden, wie in irgend einem menſchlichen Auge die Thränen verſiegen, und irgend eine menſchliche Stirn ſich wieder entwölkt: ſo fühlen Sie recht, wie wohlthätig wir dadurch gegen uns ſelbſt werden, wenn wir die Würde unſrer Natur behaupten. Jeder Leidende, dem Sie eine Unterſtützung angedeihen laſſen, wird dadurch mit ſeinem Schickſal ausgeſöhnt. Sie unterdrücken in ihm ieden Vorwurf, welchen er vieleicht der göttlichen Fürſehung ſchon zu machen im Begrif war. Sie machen ihn zufriden, fromm und vertraulich auf Gott. Er billigt nun die Veranſtaltung, welche getroffen worden iſt, daß Sie tauſendmahl mehr haben ſollten, als er, und überzeugt ſich, daß Ihr Reichthum in keine würdigern Hände kommen konnte, als in die Ihrigen. Freund, was kann Sie mehr beruhigen, als wenn Sie ein ſolches ſtilles Bekentnis bald hier bald da in den Augen eines Ihrer Nebenmenſchen leſen. Unbarmherzige Reiche werden beneidet, übervortheilt, betrogen, beraubt, verwünſcht. Ihnen wird man Ihr Vermögen gönnen; man wird nicht auf Hinterliſt und Entwendung gegen Sie ſinnen; für eine lange Dauer Ihres Lebens werden ganze Mengen von Menſchen zum Vater des Lebens flehen. „Er iſt der Mann, wird man ſprechen, durch welchen Gott ſegnet; er iſt Gott in ſichtbarer Geſtalt; ie länger er unter uns iſt: deſto gröſſer wird die Summe des Guten, welches er für uns ſtiften wird.“ O Freund, Freund, zu welcher Seligkeit können Sie ſchon hierniden in der erſten Welt gelangen! Darum ſegn' ich die Stunde, in der Sie ein Reicher wurden; darum ſchlieſſ' ich Sie iezt mit Inbrunſt in meine Arme und blicke dankend dafür zum Himmel auf. Von nun an werd' ich Sie in der Geſtalt eines Wohlthäters Ihrer Brüder erblicken, und mich darüber freuen, daß mein Freund mir täglich noch liebenswürdiger werde. Sie leben vor den Augen Ihrer Mitbürger; überzeugen Sie ſie alle, daß Reichthum den Edlen nicht um die Güte ſeines Herzens bringe, ſondern, daß er ihm vielmehr behülflich ſei, dieſe auf eine noch glänzendere Weiſe an den Tag zu legen. Um Sie her wandeln einige Gleichbegüterte, welche von ihrem Ueberflus keinen edlen Gebrauch machen. Mit Widerwillen wird man Zeuge davon, wie ſie weiter keine Anwendung deſſelben kennen, als mit iedem Tage mehr unter alle menſchliche

Würde herabzuſinken. Ihr Leben iſt ein immerwährendes Gewühl, aus welchem ſie nie zu ſich ſelbſt zurückkommen; ein Gewebe von Trägheit, Verſchwendung und Wollüſten, zu welchen ſie ſich berechtigt halten, weil ſie ſie um ieden Preis erkaufen können. Statt, andern Leidenden mit ihrem Reichthum Erleichterung zu verſchaffen, bereiten ſie ſich ſelbſt damit Leiden auf ihre künftigen Tage, welche ihnen einſt noch unerträglichere Bürde werden werden, als für iene, über die ſie mit Kaltblütigkeit wegſehen, iezt das drückende Joch der Armuth iſt, bei welcher ſie ſich wenigſtens keiner groſſen Verſchuldung bewuſt ſind. Laſſen Sie es nicht daran genung ſein, mein Wertheſter, daß dieſe Unedlen Sie nicht zu ähnlicher Denkungsart verleiten, wornach ſie ſich freilich aus allen Kräften beſtreben werden; ſondern handeln Sie auch in ihrem Angeſicht vortreflich, menſchenfreundlich und grosmüthig. Stellen Sie ſich neben ſie, wenn ſie ihren Reichthum auf die unwürdigſte Weiſe misbrauchen, und beſchämen Sie ſie durch die edelſte, Gottverherrlichendſte Anwendung des Ihrigen. Rufen Sie ihnen zu: „Wegwerfen, verſchütten ſollen wir unſern Ueberflus nicht. Sanft hintragen ſollen wir ihn, wo Mangel bei Rechtſchaffenen iſt. Nicht die Flüche, ſondern den Segen unſerer Mitbürger ſollen wir uns durch ihn bereiten. Nicht ungläubig machen, ſondern ſtärken im Glauben an Gott und an ſeine Fürſehung ſollen wir ſie damit. Nicht uns ſelbſt ſollen wir durch ihn um alle Würde unſerer Natur bringen, ſondern zur Rechten und Linken unſere Nebenmenſchen aufmuntern, daß ſie mit menſchlichem Anſtand in den verwickelteſten Lagen des Lebens dieſelbe auch behaupten. Thun wir dis nicht: ſo ſind wir des Guten nicht werth, welches uns das Schickſal zutheilte. Wir verdienen den Haß der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, die uns als ihre Feinde und Verheerer betrachten mus; und ieder Raub, welcher bei Nachtzeit an uns begangen wird, iſt der verdiente Lohn unſrer Unbarmherzigkeit am Tage.“ Vieleicht, Freund, daß Sie, wenn Sie ſo reden und thun, hie und da einen unedlen Reichen beſſern, oder ihn doch wenigſtens in die Verlegenheit ſetzen, dann und wann Handlungen auszuüben, von denen, obgleich wider ſeinen Willen, die Geſellſchaft einigen Nutzen hat. Und wenn es Ihnen denn gar glückte, einen andern eben ſo Edeldenkenden in eben ſo äuſerlichem Glück zu finden, mit dem

Sie gemeinſchaftliche Sache machten — Gott! wie viel Guts würden Sie denn an ſeinen Händen ſtiften können! Mit ihm gingen Sie alsdenn auf der Erde umher, ſo wie einſt in der neuen Welt ein Paar Selige neben einander wandeln werden, welche allenthalben, ſo weit ihre Arme reichen, Segen verbreiten und Freude erwecken! Ach! wohl Ihnen, Freund, daß Sie reich geworden ſind — aber noch tauſendmahl mehr wohl Ihnen, daß Sie lange vorher ſchon, ehe Sie dis wurden, edel dachten!

Als M. binnen einer Stunde den geſammten Ueberreſt ſeines Vermögens im Faro verlohr.

Es geſchah bis auf der … Meſſe. Ich ſas unter zwanzig bis dreiſſig Fremden und unterhielt mich mit ihnen über Krieg und Frieden. Hinter mir in einiger Entfernung ſpielte M. Plötzlich hört' ich den Spieltiſch nidergeworfen werden. M. ging darauf mit tief in die Augen gedrücktem Huth zur Thür hinaus und die Spieler lachten hinter ihm her. Die ganze Geſellſchaft ſah mich darüber an, und wir vergaſſen unſres Geſprächs.

Das iſt zum Entſetzen, meine Herren! Stellen Sie ſich vor — der Menſch, welcher eben hinausging und den Huth ſo tief auf die Augen gedrückt hatte, hat binnen einer Stunde viertauſend Thaler, Uhr, Ringe und alles eingebüſſt. Voll Verzweiflung zog er noch zuletzt ein ſilbern Etui aus der Taſche, konnte auch dis nicht als Sein mehr dulden, verlohrs und — warf den Tiſch um. Ich kenne ihn nur einigermaſſen. Er iſt Hofrath beim Herzog von .. und ſteht bei demſelben in gutem Anſehen. In voriger Meſſe hat er noch einmahl ſo viel, als heute, an einem Abend verſpielt. Der Herzog verboth ihm darauf das fernere Reiſen hieher. Die Spielſucht aber hat ihn angetrieben, unter allerlei Vorwand dennoch dieſe Meſſe zu beſuchen. Geſtern haben ihn eben dieſe Betrüger, welche ihn nun geplündert haben, einige hundert Thaler gewinnen laſſen, um ihn zu locken. Er iſt in die Falle eingegangen, und hat heute höchſt unglücklich hazardirt. Nun hat er weiter nichts mehr, als wie er ſtand und ging. Sein ganzes Vermögen, das er vom Vater her hatte, der ein ſehr wirthſchaftlicher Amtmann war, die Mitgift ſeiner Frau, die Geſchenke, welche ihm der Herzog von Zeit zu Zeit gemacht, — alles iſt dahin! Dabei lebt die Frau noch, und er iſt an ihrer Seite Vater von ſechs lebendigen Kindern. Denken Sie einmahl dis alles mit mir durch und erſtaunen Sie darüber, wie es möglich ſei, daß ein Menſch, welcher doch, wie er, kein unaufgeklärter Kopf iſt, die Liebe zum Spiel ſo zur Leidenſchaft in ſich anwachſen laſſen könne, daß er ihr ſogar die Liebe zu den Seinigen aufopfert; daß er ſich um Ehre und Ruhe bringt, und wider alle Vernunft und wider alles menſchliche Gefühl handelt! Er taumelte, wie ein Trunkener, als er hinausging, und wenn Weib und Kinder da geſtanden hätten, wär' er blind über ſie weggeſtolpert. Ob er denn gar nicht daran gedacht haben mag, daß er kurz vorher ſchon den gröſten Theil ſeines Vermögens durchs Spiel verlohren hatte! Ob ihm denn nicht der Gedanke eingekommen ſein mag, daß er nun den Uebertreſt um ſo weniger iemahls wieder auf eine ſo unwürdige Art wagen dürfe! Ob er denn geſtern nicht den kleinen Gewinn als die

Falle betrachtet haben mag, welche ihm gelegt ward; da er noch dazu von verſchiedenen Anweſenden deshalb gewarnt worden iſt! Obs ihm denn heute, als das erſte Tauſend fort war, nicht geſchienen haben mag; als fiele ihm ſeine Frau mit Thränen in die Arme und als winſelten auf ieder Seite neben ihm drei ſeiner Kinder! War er während einer ganzen Stunde gar keiner deutlichen Vorſtellung davon fähig, daß er durch ſeine raſende Handlung ſich und ſeine Familie auf Lebenszeit ins äuſerſte Unglück ſtürzte? Oder empfing die alberne Hofnung, das Verlohrne wieder zu gewinnen, eine ſo volle Wahrſcheinlichkeit in ſeinen Augen, daß er zuletzt noch, um ſie erfüllt zu ſehen, Uhr und Ringe auf den Tiſch legen konnte? Ich mags erklären, wie ich will, ſo ſinkt dieſer Menſch in meinen Augen aufs unwürdigſte herab. Und was wird er nun thun? Wird er Weib und Kinder ſitzen laſſen und in die weite Welt gehen, um ihren Vorwürfen zu entweichen? Und wenn er dis thut, unter welcher Betäubung werden ſie die fürchterliche Nachricht von ſeiner Grauſamkeit gegen ſich hören! Wie werden ſie ſeufzen und ſchreien über ihren Verderber und Mörder! Wie werden ihre Bilder, und wenn er tauſend Meilen von ihnen wäre, um ihn hier zittern, und ihn aus einem Lande ins andere treiben! Wie wird er bei iedem Misgeſchick, welches ihn in der Folge trift, vorwurfvoll auf die gräsliche Stunde, während welcher er am Farotiſch ſas, zurückſehen, und daſſelbe als eine gerechte Strafe für ſeine Untreue erkennen, die er gegen ſich und die Seinigen begangen hat! Oder wird er als der dürftigſte Thor nach Hauſe zurückkehren, und ſelbſt die ſchändliche Nachricht ſeiner gänzlichen Armuth dahin überbringen? Wie werden ſein Weib und ſeine Kinder, wenn er ihnen die ſchreckliche Entdeckung macht, in Thränen vor ihm zerflieſſen! Mit welcher Wehmuth werden ihn die leztern, Vater, und die erſtere, Gatte, nennen! Wie wird er, wenn er noch ein menſchliches Herz hat, in ieder Stunde, in welcher es ihnen an Bequemlichkeit und wohl gar an den Bedürfniſſen des Lebens fehlt, mit Scham und Verzweiflung an die Stunde ſeiner Thorheit und Grauſamkeit zurückdenken, ſie aus der Reihe ſeiner Tage mit allen ihren traurigen Folgen wegſtreichen wollen, und nicht können, und ſich darüber verdammen, daß ſie da geweſen iſt! Wie wird er der Gegenſtand der Verachtung aller ſeiner Mitbürger ſein, wenn ſie es hören, daß er ſich und die Seinigen auf die unwürdigſte Weiſe um den geſammten Ueberreſt ſeiner Habe gebracht! Mit welchem rechtmäſſigen Argwohn wird ſein Herr alle ſeine Schritte begleiten, da es die gewöhnlichſte Wendung, welche die Betrogenen nehmen, iſt, daß ſie wieder Betrüger werden; und da derſelbe gewärtig ſein mus, daß der Elende, um ſich aus der drückenden Noth zu retten, und die Thränen der Seinigen zu ſtillen, ſich an ſeiner Kaſſe oder an ſeinen Koſtbarkeiten vergreifen werde! Der Thor! er konnte gemächlich leben; konnte die Freuden des Lebens mit ſeiner Gattin redlich theilen; konnte täglich Liebe, Dank und Zärtlichkeit aus ihrem Munde hören; konnte ſeine ſechs Kinder anſtändig erziehen, und dadurch den Grund zu ihrer geſammten irrdiſchen Wohlfart legen! Schon hatte er alle iene traurigen Folgen der Spielſucht vor einiger Zeit in hohem Grade erfahren; doch wollte er nicht weiſe werden; doch konnten ihn menſchliche Gefühle, Gatten- und Vaterpflichten nicht von derſelben losreiſſen! Nun ſind ihm vieleicht ſchon die Augen aufgegangen. Nun ſitzt er vieleicht irgendwo ſchon in einem Winkel mit aufgeſtütztem Arm, und wagt nicht, ſich ſelbſt anzublicken. Oder er erwacht morgen, wenn er ſchlafen kann, mit

Zittern und Entſetzen, hält die Geſchichte der unglücklichen Stunde für einen Traum, unterſucht ſie, findet ſie wahr, und verflucht ſie und ſich. Haben Sie wohl, meine Herren, iene Unmenſchen, welche ihm all ſein Vermögen abgenommen, darauf betrachtet, mit welcher Schadenfreude ſie ihm nachſahen, wie ſie ihn höhniſch verlachten und ſeiner, als des albernſten Narren, unter ſich ſpotteten, als er nach nidergeworfenem Tiſch mit tiefaufgedrücktem Huth geplündert und blos zur Thür hinausging? Selbſt die, welche er durch ſeine Thorheit bereichert hat, verachteten ihn. Die Niderträchtigen! Zwar ſie haben dis für ſich, daß er mit eben der Abſicht ſich an den Spieltiſch ſetzte, mit welcher ſie ſich an denſelben ſetzten.* Er wollte gewinnen, wie ſie. Aber die Betrüger gingen unredlich mit ihm um. Sie legten ihm geſtern die Falle, in welche er heute eingehen ſollte, ſchliefen mit der angenehmen Hofnung, ihn zu fangen, ſanft am Abend ein, und erwachten wieder unter der brünſtigen Begierde, ihn erſt gefangen zu haben, am Morgen. Sie ſahen ihn, wie er auſſer Faſſung im Spiel gerieth; ſie hatten nicht genung an einem dreifachen Erſatz ihres geſtrigen Verluſts; ſie konnten noch, ohne zu erröthen, Uhr und Ringe von ihm nehmen, und hätten ihm den Rock abgenommen, hätt' er Gold auf ſelbigem gehabt. Dieſer Geplünderte iſt nicht der Erſte, welchen ſie ſo berauben. Er iſt vielleicht der Hundertſte ſchon, und ihr ganzes Gewerbe in der Welt iſt nichts anders als Betrug in groſſem Spiel. Schon viele Familien haben ſie unglücklich gemacht; ſchon ganze Mengen troſtloſer Weiber und verlaſſener Kinder geſchaffen. Wohl gar haben ſie ſchon öffentliche Betrüger, Vaterlandsverräther und Selbſtmörder hervorgebracht. Laſſen Sie ſie uns als die verabſcheuungswürdigſten Böſewichter betrachten, welche die Peſt der menſchlichen Geſellſchaft ſind! M.. kannte ſie; man hatte ſie ihm geſtern geſchildert. Einer von ihnen gehörte ſogar zu denen, an welche er im vergangenen Jahre eine noch gröſſere Summe verlohren hatte. Er hätte ſie ſollen fliehen, und in ihrer Geſellſchaft ſich ſo betrachten, als wenn er unter Mördern und Straſſenräubern wäre. Aber eben darum hegte er vielleicht die thörichte Hofnung, ſeinen vorjährigen Verluſt dem Gewinner wieder abzunehmen; und die geſtrige kleine Gagne, welche ſie ihn vorſätzlich machen lieſſen, beſtärkte ihn in ſelbiger. Ueberhaupt iſt die Spielſucht ein Laſter, welches noch wenig

Menſchen in der Welt reich, viele Tauſende aber ſchon arm gemacht hat. Sie würden mich misverſtehen, meine Herren, wenn Sie mich hierauf beſchuldigen wollten, daß ich wider alles Spielen wäre. Es folgt dis eben ſo wenig aus dem, was ich geſagt habe, als auf der andern Seite daraus folgt, daß der Spieler nur erſt ſtrafbar handle, welcher wie M.. ſein ganzes Vermögen, und zwar in einer einzigen Stunde verſpielt. Was dis leztere betrift: ſo hab' ich Leute gekannt, welche täglich ſpielten und faſt täglich verlohren. Der Verluſt iedes Tags ſchien eine Kleinigkeit; aber nach einer Reihe von Jahren ergab ſichs, daß ſie eben ſo, wie M.., ihr ganzes Vermögen verſpielt hatten; nur mit dem Unterſchied, daß ſie dazu, wozu er nur eine Stunde gebraucht hatte, viele tauſend Stunden verwendet haben mochten. Wenn die Sache recht genau erwogen würde: ſo könnten dieſe im Grunde noch immer böſer daran ſein, als M.. Auch macht der Verluſt des ganzen Vermögens den Spieler nicht erſt ungerecht; ſondern er wirds ſchon, ſo bald ſeine Verluſte nicht mehr in Proportion mit ſeinem Vermögen und mit ſeinen Pflichten um daſſelbe ſtehen. Was aber den erſten Punkt anbelangt, daß ich wider alles Spielen ſein ſollte: ſo geſteh' ich Ihnen, daß ich dis nicht ſei. Ich ſpiele ſelbſt; ob ich gleich auch bekennen mus, daß das Spiel für mich wenig Reiz habe. Nicht deswegen, weil ich unglücklich ſpielte; denn ich habe in meinem Leben öfter gewonnen, als verlohren. Aber ich finde beim Spiel zu wenig Genugthuung für mich. So lange ich mit Leuten noch zu meinem Vergnügen ſprechen kann, fällts mir nicht ein, mit ihnen zu ſpielen. Kann ich aber meinen Freunden damit einen Gefallen erzeigen; oder mus ich unter Leuten ſein, die, wenn ſie eine halbe Stunde mitſprechen ſollen, in Gefahr gerathen, die guten Sitten, oder was ſonſt iedem ehrlichen Manne heilig iſt, zu entweihen: ſo ſpiel' ich mit. Doch würd' ich mich nicht dazu hergeben können, tagtäglich zu ſpielen; und am allerwenigſten möcht' ich zu den Leuten gehören, welche durchs Spiel arm oder reich geworden ſind. Ich halte eins für ſo ſchlecht, als das andere. Die ſchändlichſte Armuth iſt die Armuth durch Spielen; und wenn ich denken müſte, daß ich durch eines Andern ſein Armwerden erſt reich geworden wäre: ſo würde ich meinen Reichthum nie ohne Schauder betrachten können. Gebe doch ia Gott, daß ich mein ganzes Leben hindurch den Troſt empfinden möge, daß unter meinem Vermögen, es ſei gros oder klein, kein Groſchen ſei, welchen der, von dem ich ihn empfing, erſt ſeiner Frau oder ſeinen Kindern nehmen muſte, ehe ich ſeiner theilhaftig werden konnte! — Sobald das Spielen eine Leidenſchaft wird, meine Herren, haben wir uns ſchon deſſen zu ſchämen. Ich weis nicht, wie nichtswürdig mir ein Menſch vorkomme, welcher ſchlechterdings nicht leben kann, ohne zu ſpielen. Er mus die dürftigſten, elendeſten Begriffe von aller menſchlichen Beſtimmung haben. Dazu ſind wir doch warlich nicht da, daß wir den gröſten Theil unſrer Zeit vertändeln ſollen. Wir ſollen für die Vollkommenheit unſres Geiſtes und Herzens arbeiten. Die Geſelſchaft macht auch auf unſere Thätigkeit für ſich die gerechteſten Anſprüche. Selbſt gut, ſollen wir um uns her nützlich werden. Nun möcht' ich aber den Beweis in der That nicht davon führen, daß wir durch Spielen das eine oder das andere würden. Wenigſtens gibts hundert andere Mittel, durch welche wir beides tauſendmahl mehr werden können. Ein Menſch, dem es zu ſeiner Glückſeligkeit unentbehrlich iſt, daß er ſpiele, iſt mir daher iederzeit ein trauriger Anblick.

Wenn ich ihn ſo in Geſellſchaften ſehe, wie er Langeweile hat, ehe die Spieltiſche geſetzt werden; wenn ich ihn denn mit einem mahle, ſobald das Signal zum Spiel gegeben wird, äuſerſt geſchäftig erblicke; wenn ich denn Zeuge davon werde, wie er halbe Tage lang Karten oder Würfel in der Hand haben, unermüdet und erpicht dabei ſitzen, von nichts anderm, als vom Spiel, reden und des Dings nicht ſatt werden kann: ſo beiammere ich im Stillen den Mann, welcher ſo wenig Menſch iſt. Und das Spiel gehört gerade zu denienigen Beſchäftigungen, welche nur gar zu leicht für die mehreſten Gemüther Leidenſchaft werden. Es hat viel Anziehendes für ſie; weil es den Hang zur Trägheit befridigt, die Hofnung unterhält und erneuert, und mit vielem Unerwarteten und Ueberraſchenden begleitet iſt. Ich verwundere mich daher gar nicht darüber, wenn ſich ſo viele demſelben bis zur Unerſättlichkeit ergeben; nur ſollten die, welche dis thun, auf die volle Würde des Menſchen keinen Anſpruch mehr machen. Alles wird entehrend für uns, wenn wir dadurch nicht mehr Herren über uns ſelbſt ſind. — Auch ſollten Leute, welche im Spiel zu viel Nahrung für ihre Affekten finden, daſſelbe ſchlechterdings nicht zu einer ihrer Lieblingsbeſchäftigungen machen. Sobald dis iſt, wird das Spiel offenbar für ſie ein Verderber ihres Herzens. So hab' ich Leute geſehen, denen für Gewinnſucht dabei alle Finger zitterten; und andere, denen der Neid, wenn der Mitſpieler ihnen überlegen war, aus den Augen blinzte; und andere, welche eine recht hämiſche Schadenfreude über den Verluſt des andern bezeigten; und noch andere, die ſich des Betrugs ſchuldig machten; und noch andere, welche in den aufbrauſendſten Zorn dabei geriethen. Es gibt warlich Gelegenheiten genung in der Welt, welche unſere Affekten reizen und nähren; wir dürfen das Spiel nicht erſt noch dazu geſellen. Spiel ſoll Vergnügen ſein; ſobald die Leidenſchaften dabei heftig werden, hört es auf, dis zu ſein. Wer ein Spiel entrirt, mus mit einer edlen Gleichgültigkeit, er gewinne oder verliehre, dazu ſchreiten; er mus nie vergeſſen, daß es ein Spiel ſei, und ſich weggeworfen glauben, wenn er durch daſſelbe auſſer Faſſung käme. Es iſt ein höchſt ekelhafter Anblick, einen Tiſch zu ſehen, welcher überall mit Leuten beſetzt iſt, die im Spiel ihre Affekten blicken laſſen. Man mus ſie als eine Geſelſchaft betrachten, welche recht reme dazu zuſammengetreten iſt, einander zu verſchlimmern und dabei einige Stunden vom Leben verdrusvoll zu machen. Ich habe manch ehrlich wahl ſchon die beſten Spiele verſpielt, wenn ich merkte, daß ein anderer durch mein anhaltendes Glück auſſer Kontenance kam; und wenn der erſte Fluch auf den Pot fährt, deck' ich ihn gleich mit meiner Hand voll Karten zu, und laſſe, wenn wir als vier geſpielt haben, die übrigen drei ſo lange fortſpielen, als ſie wollen. Spiel iſt ein Zeitvertreib — ſo nennt man es wenigſtens, und es iſt noch immer ſonderbar genung, daß die kurze Zeit des Lebens uns zuweilen doch zu lang und zu leer werden könne — indeſſen mus es die erſte Eigenſchaft des Zeitvertreibs ſein, daß er unſchuldig ſei. Dis hört das Spiel alsbald auf zu ſein, wenn die Leidenſchaften heftig ſich in daſſelbe einmiſchen; und denn mögen wir es immer unter die laſterhafteſten Beſchäftigungen rechnen, mit welchen ſich Menſchen befaſſen können. Wir ſind alsdenn nach dem Spiel gewis böſer, als wir vorher waren, und die Stärkung, welche unſere Leidenſchaften durch daſſelbe empfingen, haben einen anhaltenden Einflus auf unſre Behandlung derienigen Menſchen, mit welchen wir hernach umgehen. Ich mag nicht der Erſte ſein, der mit dem gewinnſüchtigen Spieler einen Handel zu ſchlieſſen oder ihm etwas anzuvertrauen hat, wenn derſelbe verlohr; und der erſte Gegenſtand des Zornigen mag ich auch nicht ſein, wenn er durchs Spiel aufgebracht worden iſt. — Unſere Vergnügungen und Zerſtreuungen müſſen uns nicht in redlicher Betreibung unſerer Amts- und Berufsgeſchäfte hinderlich ſein. Dis gilt auch vom Spiel, wenn es erlaubt für uns ſein ſoll. Es iſt höchſt unanſtändig, wenn ein Mann, welcher in öffentlichen Bedienungen ſteht, dieienigen Stunden demſelben widmet, in denen er fürs Beſte des Vaterlands und ſeiner Mitbürger wirkſam ſein ſollte. Leute, welche in ſolchen Lagen ſich befinden, ſollten weniger, als andere, aufs Spiel halten, weil daſſelbe die Trägheit befördert, und denienigen, welcher ſich zu oft und zu anhaltend damit beſchäftigt, wüſte macht. Welch ein niderſchlagender Kummer mus es für ihre Mitbürger ſein, welche ihnen etwas vorzutragen, ſie um irgend einen Rath zu erſuchen, oder eine wichtige Bitte an ſie ergehen zu laſſen haben, wenn ſie mit der Replik abgewieſen werden, daß der Herr N. N. zu dem ſie wollten, allerweil nicht Zeit habe, weil er am Lomber-

oder Quadrilletiſch ſitze! Jeder redliche Mann mus nicht darauf warten, bis ihm die Verantwortung darüber von auſſenher abgefordert werde, wie er ſeinem Amte vorſiehe; ſondern er müs ſich dieſe Verantwortung ſelbſt ſchuldig zu ſein glauben, und ſich ſo ſetzen, daß er ſie an iedem Abend, ohne zu erröthen, von ſeinem eigenen Herzen ablegen könne. Und beträfe es auch nur unſere Selbſtgeſchäfte, welche wir überm Spiel verabſäumten: ſo müſten wir uns auch dieſe Verſäumnis, die uns allein ſchädlich wäre, nicht zu Schulden kommen laſſen. Es gibt Stunden genung, welche uns durch Verbindung widerwärtiger Umſtände nachtheilig werden können; wir müſſen uns nicht auf ſelbige den Vorwurf bereiten, daß wir dieienigen, in denen wir unſere Geſchäfte glücklicher betreiben konnten, unbenutzt vorbeiſtreichen gelaſſen und verſpielt haben. So bald wir Väter einer Familie ſind, und ein kleiner Menſchenhauſe von unſerm Fleis und von unſrer Redlichkeit lebt; darf dis noch weniger Statt finden. Welch ein unnachdenkender oder gefühlloſer Mann mus der ſein, welcher täglich mitten aus ſeinen Arbeiten, mit denen er ſich und die Seinigen ernährt, blos damit er ſeine Spielſucht befridige, wegrennen und unterdes unbekümmert darüber ſein kann, ob Frau und Kinder verhungern, oder nicht, und ob die letztern einer menſchlichen Aufſicht genieſſen, oder ſich ganz überlaſſen in jedem Augenblick in Gefahr ſchweben, den Vater, wenn er zurückkommt, mit dem Anblick einer Leiche, oder eines Krüppels zu erſchrecken. Wird eins von ſelbigen in der Folge der Zeit ein ausſchweifender, ſich ſelbſt und andere unglücklichmachender Menſch: welche Vorwürfe wird der Vater ſich ſelbſt darüber machen müſſen, daß er die Stunden, welche er verſpielte, zu einer edlen Bildung des Herzens ſeiner Kinder hätte anwenden können! Geräth die Frau, welche durch die Zerrüttungen des Hausweſens, die die Spielſucht ihres Mannes hervorbringt, verzweifelnd wird, und die ſeine ewige Abweſenheit als eine Aufkündigung der Liebe gegen ſich und ihre Kinder betrachten mus, ebenfalls auf Ausſchweifungen: wer iſt alsdenn Schuld daran, als er ſelbſt? Sein Beiſpiel machte ſie unaufmerkſam auf die Wirthſchaft, weniger zärtlich gegen die Kinder, treulos gegen ihn ſelbſt. Es iſt zu viel von dem Weibe gefordert, wenn es auſſer ſeinen eigenen Verbindlichkeiten noch die Obliegenheiten des pflichtvergeſſenen Mannes betreiben ſoll. Der

Mann mag ſich glücklich preiſen, wenn ſeine Gattin nicht durch ihn verführt, eben ſo ihre Schuldigkeiten hintenanſetzt, wie er die ſeinigen. Sollte ia einer von beiden das thun müſſen, was beiden obliegt: ſo würde es der Natur angemeſſener ſein, daß der Mann es wäre, welcher dis thäte; denn er iſt ſtärker, dauerhafter und muthvoller, als die Frau; und dieſe darf, um ihn hieran zu erinnern, nur ihre Hände aufheben, welche alsbald ihren ſchwächern Bau ankündigen. Nur der Arbeitſame kann rechtmäſſige Anſprüche auf Erholung, Zerſtreuung und Vergnügen machen. Ein edles Herz genieſſt ſeine Beluſtigungen denn nur erſt recht, wenn es das Bewuſtſein hat, ſeine Arbeiten und Geſchäfte redlich vollbracht zu haben. Ein Spieler ſizt zu ſeiner Schande am Spieltiſch, wenn er ſchon vorher ein Müſſiggänger war und es nun auf eine recht feierliche Weiſe fortfährt, zu ſein. So haben auch unſere Vergnügungen die Abſicht, uns auf die folgenden Arbeiten ſtark zu machen. Sie müſſen ſchlechterdings zwiſchen unſern Geſchäften in der Mitte ſtehn, uns für die vollbrachten belohnen und zur emſigen Betreibung der vorwaltenden aufmuntern; ſonſt iſt ihr Genus für uns überaus unwürdig. Wenn ich mir den ehrlichen Taglöhner denke, welcher Tag ein Tag aus vom Morgen an bis zum Abend unverdroſſen arbeitet, und zufriden damit iſt, wenn er von dem kleinen Ertrag ſeiner Arbeitſamkeit ſich und die Seinigen kümmerlich ernähren kann; der in der Woche an kein Vergnügen denken darf, und Sonntags nach geendigtem Gottesdienſt allenfalls ſich müſſig unter die Linde vor ſeiner Hausthür ſetzt, oder mit Frau und Kindern ins Feld geht, um ſich daſelbſt mit ihnen über reiche Erndte und wohlfeile Zeit zu freuen; und wenn ich mir denn auf der andern Seite den Mann vorſtelle, welchen das Schickſal ohne ſein Verdienſt begünſtigt hat, wie er jeden Tag zum Feiertag macht, träge iſt, dabei wohllebt und an jedem Nachmittag oder an jedem Abend am Spieltiſch ſitzt, ohne ſich beſcheiden zu fragen: haſt du auch wohl heute das Geringſte gethan, welches dich dazu berechtigte, Zerſtreuungen und Vergnügungen zu ſuchen? ſo mag ich dieſen nicht weiter anblicken, ſondern ich wende mich weg von ihm und ſchaue auf den ehrlichen Taglöhner, welcher mir einen weit menſchlichern Anblick gewährt. Sollen unſere Vergnügungen uns zu künftigen Geſchäften ſtark machen: ſo müſſen ſie nicht zu lange dauren. Wir gerathen ſonſt durch ſie in eine Art von Taumel, und werden zu ieder nützlichen Arbeit unaufgelegt und ungeſchickt. Dis paſſt vornehmlich aufs Spiel; und wir mögen von Leuten, welche halbe Tage oder gar ganze Nächte durchſpielen, auf den folgenden Tag wenig oder gar nichts Gutes erwarten. Ich habe Geiſtliche gekannt, die in der Schenke noch Solo ſpielten, wenn der Schulmeiſter ſchon zum Gottesdienſt vorgeläutet hatte; und Richter, welche der Gerichtsdiener vom Lombertiſch rufen muſte, wenn die Parthieen beiſammen waren; und man hat mich verſichert, daß man es ihnen auf der Kanzel und auf dem Richterſtuhl angemerkt habe, wie der erſte wieder zum Solo in die Schenke und der andere zum Lomber auf den Keller eilte. Es iſt ſchändlich, wenn Leute ſo wider alle ihre Würde handeln und durch eine verwerfliche Spielſucht ſich zur Betreibung ihrer wichtigſten Geſchäfte ungeſchickt machen können. — Das Spiel gibt viel Gelegenheit zu einer unächten Art von Familiarität. Beim Spieltiſch iſt ieder ſo viel, als der andere. Man ſchaut daſelbſt tiefer in einander ein, als es oft rathſam iſt, und wenn der Eine fehlt: ſo ermangelt der Andere nicht, er ſei übrigens, wer es wolle, von dem Fehler als Fehler zu reden. Daher iſts unſchicklich, daß Leute mit einander ſpielen, welche vermöge ihrer Verhältniſſe gegen einander nicht zu familiär unter ſich werden ſollen. Wenigſtens würde es in ſolchen Fällen auf allen Seiten einer groſſen Aufmerkſamkeit bedürfen, welche ieder auf ſich richten müſte; und wenn wir denn für unſer Theil dis zu leiſten im Stande ſind: ſo vermögen wir doch nicht darüber die Gewähr für die andern zu ſtellen. Ich hab' es nun auch einmahl aus Erfahrung geſehen, daß der Geiſtliche, welcher mit ſeinem Schulmeiſter und mit ſeinen Bauern Treſchek ſpielte, oder Kegel ſchob, weder bei ienem noch bei dieſen noch einige Achtung fand; und wenn der Herr mit ſeinen Knechten gern am Spieltiſch ſas: ſo durft' ich, um dis zu wiſſen, nicht erſt in die Geſindeſtube gehen, in welcher geſpielt ward; ſondern ich konnt's aus ieder Antwort hören, welche er im Hauſe von ihnen empfing, und auf ſeinen Feldern, welche ungeachtet aller ſeiner Fläche doch mit äuſerſter Nachläſſigkeit beſtellt wurden, fiels noch deutlicher in die Augen. Auſſer dem Aufwand der Zeit und der Achtung, welchen wir beim Spiel etwa machen, mus noch der Aufwand in Betrachtung kommen, den [illegible]

Anſe

Anſehung unſres Vermögens durch ſelbiges gemacht wird. „Ich wiederhole es nochmahls, daß keine Armuth ſchändlicher ſei, als die, welche durchs Spiel entſteht. Offenbar ſind wir dabei die, welche ſich ſelbſt arm gemacht haben, und es fehlt uns dabei der groſſe menſchliche Troſt, daß wir unſere Armuth als unmittelbare Fügung des Schickſals anſehen können. Denn wollten wir auch am Ende ſagen, daß das Schickſal uns beim Spiel nicht begünſtigt hätte; ſo ſtands doch in unſerer Macht, demſelben auszuweichen; und ich erinnere mich keiner Verheiſſung, welche uns die Vernunft oder die Religion thäte, daß wir, wenn wir uns freiwillig in Gefahr begeben, aus derſelben durchs Schickſal gerettet werden ſollen. Und dazu kommt denn noch, daß derjenige, welcher durchs Spiel arm geworden iſt, nicht einmahl ſagen kann, daß er ſein Vermögen auf eine edle Art aufgeopfert, oder zu Erreichung irgend einer guten Abſicht gewagt und verlohren habe. Hätt' ers fürs Vaterland, für ſeinen Fürſten, für ſeine Freunde, für Frau und Kinder, oder für irgend einen verlaſſenen Unglücklichen riſkirt: wer ſollte den Mann nicht ſchätzen, welcher in ſo hohem Grade uneigennützig und grosmüthig ſein konnte? Aber ſo hat er es leichtſinnig, unter albernen Hofnungen, aus Sucht, ohne alle menſchliche Reflexion hingeſchüttet — umſonſt hoff' er nun auf Mitleiden, auf Unterſtützungen! Eine gewiſſe Summe für alle und iede Spieler läſſt ſich nicht feſtſetzen, meine Herren, von welcher man ſagen könnte, daß ſie nicht verlohren werden dürfe. Viel oder wenig ſind Begriffe, welche durch Betrachtung der Vermögensumſtände des Mannes, auf den ſie Beziehung haben, erſt ihre Beſtimmung erhalten. Einer von Ihnen könnte tauſend Thaler verliehren und der andere zehen; und im Grunde hätten beide doch wohl gleichviel verlohren. Theilen Sie Ihr Vermögen in Zehntel, oder in Zwölftel, oder in Sechzehntel, wie Sie wollen. Hat der eine von Ihnen zwölftauſend und der Andere zwölf Thaler; verliehrt iener tauſend und dieſer einen: ſo iſts ſo wahr, als zwei mahl zwei vier iſt, daß Sie gleichen Verluſt erlitten haben. Unſere Verluſte, welche wir beim Spiel wagen können, müſſen in Proportion mit unſerm Vermögen ſtehen. Wer gar nichts zu verliehren hat, muß gar nichts wagen. Eben ſo wenig, wie derjenige, welcher gar nichts entrathen kann, etwas einem andern gibt, welcher ihn darum anſpricht, ſondern alsbald die natürlichſte, in der ganzen

Welt geltendſte Entſchuldigung bei der Hand hat, daß er es ſelbſt brauche — und noch weniger ſoll dieſer etwas aufs Spiel ſetzen. Es iſt nicht nur ſchändlich, wenn man recht aus der Abſicht ſpielt, andere in Verluſt geſetzt zu ſehen; ſondern das Glück des Spiels richtet ſich auch nach dieſer Abſicht nicht, und gröſtentheils verliehren gerade dieienigen, welche recht eigentlich zu gewinnen dachten. Jeder kennet ſeine Umſtände; ieder berechne, ehe er ſpielt, ſein Vermögen. Wenn am Tiſch gegenüber einige Reiche um einen Luidor Einſatz ſpielen, weil ſie ſo viel Luidore haben, als andere Groſchen; ſo würden dieſe weit ärgere Thoren ſein, als iene, ſobald ſie durch ihr Beiſpiel gereizt, den Groſchen, um welchen ſie vorher ſpielten, zu einem Luidor erhöhen wollten. Jene ſpielen ietzt in Betracht ihres beiderſeitigen Vermögens nicht höher, als dieſe; dieſe aber, wenn ſie dis thäten, ſpielten alsbald hundertmahl und drüber höher, als iene. Hazardſpiele, oder dieienigen, welche man unter dieſem Worte verſteht, denn eigentlich iſt iedes Spiel Hazard, ſind nicht nur für alle und iede Menſchen unſchicklich, weil ſie nie ohne Verderbnis ihres moraliſchen Karakters von ihnen geſpielt werden können; ſondern ſie ſollten beſonders von

Leuten, welche wenig für den Verluſt des Spiels übrig haben, gar nicht geſpielt werden. Denn, da ſie nicht groſſen Aufwand zu ihrem Vergnügen machen können: ſo ſollten ſie doch wenigſtens ſo weiſe ſein, daß ſie den Aufwand, welchen ſie nun ja noch dazu machen können, ſo machten, daß ſie davon lieber einen langdaurenden Genus hätten, als einen blitzſchnellvorübergehenden. Tritt nun der Fall ein, daß der Spieler nicht nur ſich ſelbſt die Erhaltung ſeines Vermögens ſchuldig iſt; ſondern, daß er auch Frau und Kinder, Pflegbefohlne, Verwandte und Freunde hat, welche ſeiner Fürſorge und Unterſtützung bedürfen: ſo ſoll er noch weniger leichtſinnig mit demſelben umgehen. Das, was er aufs Spiel ſetzt, iſt nun nicht mehr blos ſein; er kann damit nicht ſchalten, wie er will. Steigt der Verluſt zu einer ſolchen Höhe, daß die Seinigen darüber leiden müſſen: ſo handelt er wider die erſten Grundſätze eines natürlichguten Herzens. Es iſt erſchrecklich, meine Herren, wie weit die Spielſucht auch auf dieſer Seite viele Menſchen zur Uebertretung ihrer heiligſten Pflichten verleiten könne. M.. welcher vor einigen Stunden noch im Beſitz ſeines Vermögens war, iſt ein ſchaudererregendes Beiſpiel hiervon. Indeſſen gehört er immer noch zu den ſeltenern Erſcheinungen am Spieltiſch. Gewöhnlicher, als er, ſind diejenigen pflichtvergeſſenen Spieler, welche vielleicht am Ende eben ſo viel verliehren, als er; die aber dazu mehr Zeit brauchen, wie er. Sie ſpielen täglich, und verliehren täglich. Und wenn ſie auch einmahl eine Kleinigkeit gewinnen: ſo macht ſie dis entweder noch verwegener, daß ſie Tags darauf einen deſto gröſſern Verluſt wagen und erdulden; oder der Aufwand, welchen ſie ſonſt bei Beſuchung ihrer Spielgeſelſchaften machen müſſen, iſt von der Beſchaffenheit, daß jener kleine Gewinn kaum zur Beſtreitung deſſelben am Tage des Gewinns zureicht. Da ſieht man ſie denn, wenn die Stunden des Spiels bald ſchlagen wollen, alle ihre Arbeit ſtehen und liegen laſſen, von ihrem baaren Vermögen alles zuſammenpacken, was ſie nur ergreifen können, und damit den Ihrigen den Rücken zuwenden und aus dem Hauſe eilen. Sie würden vielleicht einen Anfall vom Fieber erleiden, wenn ſie einmahl die beſtimmten Stunden ſollten vorbeiſtreichen ſehen, ohne ihren Spielgeſelſchaften beiwohnen zu können. Frau und Kinder weinen ihnen denn troſtlos nach, und darben wohl unterdeſſen, während daß ſie die unſinnigſten Verſchwender ſind. In ſpäter Nacht kommen ſie geplündert zurück, ſind Wüteriche gegen die Unſchuldigen, welche ſie noch wachend und in Thränen ſchwimmend antreffen, taumeln aufs Lager hin, und wiſſen am Morgen noch nicht, wovon ſie die Bedürfniſſe des neuen Tags befriedigen wollen. Nach und nach reicht der Ertrag ihrer Arbeit nicht mehr dazu hin, den Aufwand ihrer Spielgelage zu beſtreiten. Sie fangen nun an zu borgen und zu verkaufen, und nach einigen Jahren ſinken ſie mit den Ihrigen in die traurigſte Armuth herab, aus welcher die bitterſte Reue ſie denn nicht mehr retten kann. Dis iſt das Schickſal vieler Familien in groſſen und kleinen Städten; und wenn man die Armen, welche dis durch ihre Schuld geworden ſind, berechnen wollte: ſo würde man finden, daß die Armen durchs Spiel eine beträchtliche Anzahl von ihnen ausmachten. Zittern müſſe jeder Mann von Rechtſchaffenheit und Gefühl für dem Vorwurf, daß er durch ſeine Spielſucht ſeine Gattin um ihre Ruhe und Bequemlichkeit, ſeine Kinder um eine anſtändige Erziehung, und alle übrigen Gegenſtände ſeiner Fürſorge, welche ihm die Natur, die Freundſchaft und die Menſchenliebe empfiehlt, um ihre nöthigen Unterſtützungen bringen ſolle! Und wäre Jemand auch auſſer aller geſellſchaftlichen Verbindung, hätte er weder Weib, noch Kind, noch Verwandte, daß er etwa dächte, die Verantwortung ſeiner Spielverluſte Niemanden, als ſich ſelbſt, ſchuldig zu ſein, und daß er mit ſich ſelbſt leicht die Sache abmachen wolle: ſo bleibt immer noch die menſchliche Frage für ihn übrig, ob er den Aufwand, welchen er im Spiel machte, nicht auf edlere Weiſe hätte anwenden können? Käme dieſe Frage für ihn an ſolchen Tagen nicht in Betrachtung, an welchen er aus Liebe zu ſeinen Freunden oder aus irgend einem kleinen feierlichen Anlas dazu ſpielt: ſo würde ſie doch eine der wichtigſten von der Welt für ihn werden, ſobald ihn die Spielſucht zu öftern

* * *

oder wohl gar zu täglichen Verluſten hinriſſe. Hätte er nicht mit ſelbigen die Wohlfart mancher tugendhaften, arbeitſamen und dürftigen Familie gründen, ſie in Ausübung aller ihrer Pflichten ſtärken, und überdis noch menſchlichen Dank bei ihnen ſich erwerben können; da hingegen die Gewinner ſeiner Thorheit noch wohl oben drein ſpotten? Ach! meine Herren, und hätten wir die Geſchichte der unglücklichen Spieler vor uns: ſo würden wir erſtaunen, auf welche laſterhafte und verabſcheuungswürdige Handlungen viele derſelben hernach in ihrem Elende gerathen ſind. Die allgemeine Verachtung, in welche ſie verfielen, die Dürftigkeit, welche ſie drückte, der wilde Sinn, an den ſie ſich während der Epoche ihres Spielens gewöhnt hatten, machten ſie zu allen fähig. Ein Laſter kömmt eben ſo ſelten, wie ein Unglück, allein. Die Diſpoſition des Gemüths, die die Spielſucht, beſonders wenn ſie mislingt, bewirkt, läſſet uns für die, welche dieſelbe erhalten, alles fürchten. Ich ſegne den Mann, welcher ſeine Geſchäfte, er lebe in einem Stande in der Welt, in welchem er wolle, treu und unermüdet abwartet; der nach vollbrachten Arbeiten, Erholung und Zerſtreuung ſucht, aber bei ieder derſelben noch immer Menſch bleibt; der am Spieltiſch ohne Leidenſchaft zuweilen ſitzt, und ſo bald er dis nicht mehr kann, aus Achtung für ſich ſelbſt von ſelbigem ſich entfernt; der im Schoſſe der Seinen mehr Vergnügen findet, als in den geräuſchvolleſten Geſellſchaften; der, wenn ihn ſeine Geſchäfte auf einige Tage von Frau und Kindern wegrieſen, freudenvoll nach Uebergang derſelben in ihre Arme zurückeilt, und mit ihnen iede groſſe und kleine Freude des Lebens theilt; der lieber auf den Schauplätzen der Natur mit ihnen, als ohne ſie unter den Faroſpielern iſt, und der, wenn er für ſie genung gethan zu haben glaubt, ſie in die Hütten frommer Dürftigen führt, und da die

Summen mit Menſchenliebe von ihren Händen aufzählen läſſet, welche er, ohne das geringſte Gute damit zu ſtiften, verſpielt haben würde. Laſſen Sie uns alle ſo ſein und immer an M .. zurückdenken, wie er mit tief auf die Augen gedrücktem Huth aus unſerer Mitte ſchlich! Wir bewahren uns dadurch die Ruhe unſres Herzens, den Wohlſtand unſrer Häuſer und den Segen unſrer Zeitgenoſſen.

Als Eliſe mitten im Tanz zur Erden fiel und todt blieb.

Eine groſſe Anzahl von iungen Frauenzimmern umringte ſie ſchnell. Die Reihen der Tänzer waren zerriſſen. Eliſe ward als Leiche hinweggetragen. Ich trat auf die Stelle hin, wo ſie geſunken war, und bat, daß der Kreis der Schönen eine Zeitlang ſo um mich her geſchloſſen bleiben möchte.

Hier fiel ſie! Eliſe, das blühende, vortreffliche Mädgen! Ich ſah ſie fallen und eilte nach ihr her. Ihr Bräutigam nahm ſie aus meinen Armen, und legte ſie ſanft in die Arme ihrer Mutter. Die Roſen auf ihren Wangen verwelkten, ihre Lippen bläueten ſich, die Hände wurden ſtarr — der Geiſt des Lebens verlies ſie. Sie iſt dahin; mitten im Genus der Freude dahin! Wie ſie vor einer Stunde noch den erſten Reihen der Tänzer und Tänzerinnen ſo munter, ſo liebenswürdig aufführte! Wie ſie die Wonne aller Anweſenden war, und ihr Geliebter ſie für ieden Tanz, welchen ſie mit ihm vollbrachte, hold umarmte! Ach! nie wird ſie wieder auf unſere Säle kommen; nie wieder ſich unter Ihren frölichen Haufen miſchen; nie wieder den Reihen führen und an der Hand ihres Liebhabers leicht dahinſchweben! In die Wohnungen der Todten geht ſie über, wo die Füſſe der Wanderer und der Tänzer ruhen; wo man nicht mehr hört die feſtlichen Töne der Muſik und die

Stimmen heiterer Menſchen! In voller, lächelnder Jugend war ſie; nach wenig Wochen ſollte ſie die Seligkeit des edelſten Jünglings ſein. Er ſtand neben ihr, wie das Mädgen im Thal neben der Bluhme ſteht, welche eben erſt aufgeblühet war, die ſie bald an einem feſtlichen Tage an ihren Buſen drücken wollte, und die der Sturmwind plötzlich abris und im Irrwetter dahin warf, daß ſie all' ihre Schönheit verlohr. O, wie wird er nun ſie trauren und klagen! wie wird er allen Hainen und allen Thälern bang zurufen: Eliſe iſt nicht mehr! und wie wird iedes Thal und ieder Hain ihm traurig wiederhallen: nicht mehr! „Eliſe! wird er ſeufzen, du Liebling meiner Seelen, du Wonne meiner Zukunft, du Reiz der Welt, kehre zurück ins Leben und in meine Arme! Sei meine Gefährtin! Erheitere, beſelige mich!“ Umſonſt! Eliſe iſt für ihn verlohren! verlohren für ihn, und für ihre Mutter, deren einziges Kind ſie war! Ach! wer wird die Treue zufriden ſtellen können über ihren Tod und über ihre Todesart? die Treue, welche ſie nach dem frühen Hintritt ihres Gatten als ihr Liebſtes und Beſtes unter dem Himmel ſchätzte, ihren Beſitz für den einzigen Troſt ihres Wittwenſtandes hielt, ſie zärtlich erzog, mit ihr zugleich einen edlen Jüngling für ſie wählte, und an dem Glück, welches ſie nun bald an ſeiner Seite genieſſen ſollte, die Freuden ihrer ganzen Zukunft zu finden dachte! Ach! vortrefliche Töchter meiner Freunde und Bekannten, die Sie hier um mich her ſtehen, beklagen Sie mit mir Eliſens Tod, und den Verluſt, welchen Sie, ihr Geliebter, und ihre zerſchlagene Mutter durch ſelbigen erlitten haben. Aber hören Sie mich auch über dieſen Vorfall mit edler Freimüthigkeit gegen Sie reden, und erinnern Sie ſich oft Lebenslang ſo wie dieſes Tags, alſo auch meiner Worte an ſelbigem! Sehen Sie, ſo kann der Genus unſrer Freuden, durch welchen wir uns erſt des Lebens Werth recht erhöhen wollen, Tod für uns werden! Eliſe kam hieher, um einen wonnevollen Tag zu haben; ſie hatte ihn, aber — er ward der letzte für ſie. Ihr Beiſpiel mache auf Sie allerſeits die lebhafteſten, die unauslöſchlichſten Eindrücke! Ach! wie oft hat man Eliſen gewarnt! Sie war eine vortrefliche Tänzerin, und ward allenthalben, wo ſie in den Reihen umherſchwebte, bewundert. Schuldlos und der Tugend getreu blieb ſie mitten in dem Genus des Vergnügens, welches ſie für allen liebte, weil ihr ſanfter, leichter Bau recht dazu zuſammengewebt zu ſein ſchien. Aber ſie war zu feurig, zu unaufhaltſam, zu ununterbrechend. Sie wuſte von keiner Ruh, und konnte keinen Tanz vorüberlaſſen, ohne unter den Tänzern zu ſein. Dreimahl hielt ich ſie heute feſt, wenn die Violinen wieder geſtrichen wurden, daß ſie ſich einige Erholung gewähren ſollte; aber ſie wand ſich lächelnd aus meinen Armen, und hüpfte froh dahin. Als ſie zum letzten mahle mir entwiſchte, eilte ſie in den Tod. Hätt' ichs gewuſt, daß ſie auf den freien Platz ginge, um auf demſelben zu ſterben: aus meinen Händen hätte ſie nicht kommen ſollen, und wenn ich der Gegenſtand ihres heftigſten Unwillens geworden wäre. Es iſt doch gar zu traurig, meine holden Freundinnen, daß uns der Genus eines Vergnügens ſo berauſchen kann, daß wir uns in demſelben oft nicht zu mäſſigen wiſſen. Man ſagt es uns; wir hörens; wir glaubens; ia was noch mehr iſt, wir fühlen wohl die Wahrheit davon ſchon in kleinen Erfahrungen, daß wir uns dadurch ſchaden; und deſſen ungeachtet reiſſt uns der Strom, wenn wir uns einmahl in ihn begeben haben, fort. Wir denken dadurch recht liebreich, wohlwollend und menſchenfreundlich gegen uns ſelbſt zu handeln, und ſpielen dadurch den unverſöhnlichſten Feind gegen uns. Der Reiz des ſinnlichen Vergnügens, die Lebhaftigkeit unſres Temperaments, die Flüchtigkeit unſrer Jahre überwältigt uns. Wir fühlen uns noch in voller Munterkeit, und glauben, daß es nicht möglich ſei, daß wir uns zerſtören können. Thun Sie mir kein Unrecht, meine jungen Schönen, und legen Sie meine Gedanken nicht ſo aus, als wollt' ich, wenn ich könnte, Ihnen die Freuden des Tanzes rauben. Niemand kann davon ferner ſein, als ich. Tanz iſt ein eigenthümlicher Ausdruck der Natur, wenn die Freude in einem menſchlichen Gemüth zu einer beträchtlichen Höhe ſteigt. Er iſt an ſich ſchuldlos, wie alles, was die Natur in ihrer liebenswürdigen Simplicität hervorbringt. Böſewichter, wenn ſie auf Grauſamkeiten und Verfolgungen ausgehen, tanzen gewis dabei nicht aus innerm Antrieb; und ein Menſch, welcher ſtrenge Vorwürfe über ausgeübtes Unrecht empfindet, fällt auch nicht darauf aus freien Stücken. Aber der, welcher ſich des Guten bewuſt und mit allen Menſchen verſöhnt iſt, wenn es ihm recht wohl geht, und wenn Wonne in alle ſeine Sinnen eindringt, thuts, ohne daß ers weiß. Seine Füſſe heben ſich leichter von der Erde empor, wenden ſich links und rechts, treten ſchneller wieder nider; und er tanzt, ohne es gelernt zu haben. Takt und Pas gibt ihm die Natur an, und er hat den Vorzug noch für dem Tänzer nach Kunſt, daß man aus ſeiner ganzen Stellung ſeine wahre Heiterkeit und zugleich den Grad derſelben erkennen könne. Tanzen iſt eine der nützlichſten Bewegungen für unſern Körper. Es befördert den regelmäſſigen Umlauf unſres Bluts, ſtärkt unſere Verdauungskräfte, entwickelt in der Jugend unſer Wachsthum, zerſtreut die Dünſte, und macht uns leicht, behend und frei. Für Frauenzimmer, welche bei ihren weiblichen Arbeiten groſſentheils ein ſitzendes Leben führen, iſt es ein recht diätetiſches Vergnügen. Wir empfangen auch durch den Tanz eine edle Stellung, einen anſtändigen Gang, und mehr Anmuth in allen unſern Gebehrden. Ueberdis befördert es an uns ein heiteres, frohes Weſen. Und daß wir dis erlangen, mus in der Welt eine unſerer erſten Sorgen ſein. Es gibt im Leben Ungemächlichkeiten genung, welche uns nach und nach den Muth benehmen; man kann nicht zu früh darauf denken, ſich denſelben, ſo viel als möglich, gewis zu erhalten. Ueben

Sie alſo immerhin ſich im Tanz, und rechnen Sie ihn unter die Freuden Ihres Lebens. Wenn ich gleich nicht mittanze: ſo zweifeln Sie doch nicht daran, daß es ein überaus angenehmer Anblick für mich ſei, wenn ich ſehe, wie Sie bei feierlicher Muſik hüpfend um mich her ſchweben, wie Ihnen die lachende Fröhlichkeit dabei aus den Augen leuchtet, und wie Ihr ganzes Weſen es zu erkennen gibt, daß Sie im vollſten Genus Ihres Daſeins ſind. Wer ſollte nicht gern Menſchen ſehen, welche ſich auf eine unſchuldige Art vergnügen? wer nicht gern Zeuge davon ſein, wenn iunge Leute, die die Welt noch immer von der beſten Seite betrachten, ſich in dieſer milden Denkungsart ſtärken, und von ihren ſorgenfreiſten Jahren einen heitern, natürlich-guten Genus ſchöpfen? Iſts ein Greis, welcher dawider ſein könnte: ſo hat er gewis vergeſſen, daß er iung geweſen iſt. Und iſts ein Jüngling, ſo wird die Welt an ihm einen fürchterlichen Greis erhalten. Die Religion beſteht weder im Tanzen noch im Nichttanzen. Sie beſteht im Gutſein und Gutsſtiften. Ich habe Leute gekannt, welche darinn eine beſondere Heiligkeit der Welt zu erkennen geben wollten, daß ſie nicht tanzten, und wider den Tanz eiferten;

aber ich fand oft, daß ihre Füſſe auf ſchlimmern Wegen gingen, als die Fuſſe der Tänzer; dahingegen viele von denen, welche ich geſtern tanzen ſah, heute vor meinen Augen, ohne daß ſie wuſten, daß ich ihrer anſichtig ward, vortrefliche Handlungen verrichteten. Allein, meine ſchönen Freundinnen, auch das ſchuldloſeſte, nützlichſte, und edelſte Vergnügen kann von uns übertrieben werden. Dieſer Ton, in welchem ich iezt zu ſprechen anfange, klinge Ihnen nicht unſanfter und barſcher, als der vorhergehende. Ich mein's damit eben ſo gut, und faſt noch beſſer, als vorher. Zum Genus eines Vergnügens erſt anreizen zu müſſen, dis iſt ein Fall, welcher nur bei überaus wenig Menſchen eintritt; aber für viele iſt eine Bitte nöthig, ſich im Genus deſſelben zu mäſſigen. Eliſe — ach! die himmliſche Eliſe! ſie iſt nicht mehr! — Sie tanzte, und — iſt nicht mehr. Vor Ihren Augen ſtarb die ſchöne Tänzerin, und liegt nun ſchon unbeweglich in den Armen des Todes! Sagen Sie nicht, daß dis ein Fall ohne Beiſpiel ſei. Eliſe iſt nun das dritte Frauenzimmer, von welchem ich weis, daß ſie auf dem Tanzplatz geſtorben ſei. Inzwiſchen geſteh' ich Ihnen ſoviel zu, daß dergleichen Fälle immer ſeltene Fälle bleiben.

Was gewinnen Sie aber durch dieſes Zugeſtändnis? Iſts viel Unterſchied, mitten im Tanz zu Boden fallen, oder nach einigen Jahren an einer Krankheit aufm Bette ſterben, welche eine unmittelbare Folge des Tanzens war? An einer Krankheit, welche noch überdis wohl langwierig, ſchleichend und ſchmerzvoll iſt? An einer Krankheit, bei welcher man noch dazu Zeit hat, ſich tauſend Vorwürfe darüber zu machen, daß man den Genus eines Vergnügens zu ſeinem Untergang angewendet habe? O, und Töchter edler Väter und vortreflicher Mütter, wenn ich denn da ſollte eine Berechnung von allen den Tänzerinnen machen, welche in der Blüthe ihrer Jahre aus den Umarmungen der Ihrigen ſcheiden muſten, und dabei innern harten Kampf darüber empfanden, daß ſie den frühen Tod ſich ertanzt hatten: welch eine Zahl möcht' ich von dieſen zuſammenbringen können! Laſſen Sie es ſein, daß deren wenig ſind, welche mitten im Tanz ſtürzten; derer mögen mehrere ſein, als wir wiſſen und denken, welche ihren Tod nach Jahren dem Tanzen zuzuſchreiben haben. Und wärs auch nicht der Tod, welcher ertanzt würde; wärs auch nur ſiechende, unwiederherzuſtellende Schwäche des Körpers — — ſind denn Geſundheit, und das Kind derſelben, die Heiterkeit, nicht zu unſchätzbare Güter, als daß wir nicht ſorgfältiger über ſie wachen ſollten? Wie ſchwer iſt es doch oft, die gutgeweſene Konſtitution unſres Körpers, wenn ſie einmahl geſtört worden iſt, wieder zu ihrer vorigen Güte zurückzubringen! Und iſt dis vollends gar unmöglich, wie wenig bleibt uns doch denn vom wahren Genus des Lebens übrig! Sie ſind gerührt über Eliſens Tod, meine Freundinnen, und ich darf hoffen, daß hierdurch meine Worte mehr Wahrheit bei Ihrem Herzen gewinnen. Aber Sie denken wohl doch noch zum Theil immer, daß ich die Sache überſpanne, wenn ich iezt ſo ernſthaft mit Ihnen rede. Allein ſagen Sie mir doch — es gibt gewiſſe Lieblingstänze — ich glaube, ſie heiſſen Engliſche, Schwäbiſche, und wie ſie weiter genennt werden — an einer Menuet oder Polonoiſe tanzten ſich freilich unſere Grosmütter nicht todt oder ſiech — aber iene bewirken offenbar eine zu heftige Bewegung Ihres Körpers — ſagen Sie mir doch, ich bitte Sie, glauben Sie denn wohl, daß Ihr zarter Bau dieſen Tänzen gemäs ſei? die Natur tanzt gewis nicht ſo. Oder geben Sie mir nicht wenigſtens zu, daß dergleichen Tänze, wenn ſie von langer

Dauer ſind, und wohl gar unter kleinen Variationen von Ihnen zwei-dreimahl fortgeſetzt werden, das äuſerſte Echauffement für Sie ſind? Eliſe tanzte ſtundenlang Schwäbiſch, und iedermann klatſchte ihr Beifall zu, wenn drei, vier Jünglinge von ihr ſchlichen, und ſie noch immer auf dem Platz blieb. Es iſt unmöglich, daß nicht hierbei die Geſundheit eines Frauenzimmers aufs höchſte leiden müſſe. Betrachten Sie noch dazu den Kleidungezwang, in welchem der obere Theil Ihres Körpers ſich nach der grauſamen Mode zu ſchnüren befindet. Erhöhet dis nicht offenbar die Gefahr für Sie bei einer ſo heftigen oder gar ſo lange anhaltenden Bewegung noch weit mehr? Einige unter Ihnen, erlauben Sie mir nun heute einmahl, daß ich offenherzig ſein dürfe; ich bins in der redlichſten Abſicht, und Sie werden alle über lang oder kurz meine Freimüthigkeit billigen; auch darf man bei ſo einer Gelegenheit, wie die heutige iſt, nichts, das Nutzen ſtiften kann, verſchweigen: alſo, einige von Ihnen, ſage ich, geben der nun hingeſunkenen Eliſe nicht viel nach. Warlich! unter Belemmungen meines Herzens für Ihre Wohlart hab' ich Ihnen heute zugeſehen. Wie iſt s möglich, daß Sie über den Genuß eines einzigen gegenwärtigen Vergnügens alle die übrigen Freudengenüſſe Ihrer künftigen Tage ſo in Gefahr ſtellen können? Und wenn auch das Leben Ihnen dabei gewis bliebe; wie leicht kann Ihr zarter Körper dadurch in einen ſolchen Zuſtand verſetzt werden, daß Ihnen forthin wenig Theilnehmung an den Ergötzlichkeiten des Lebens freigelaſſen bleibt! Glauben Sie nicht, daß das Daſein in iüngern Jahren alsdenn ſchon eine ſchwere Bürde werden werde, wenn Sie mitten in der Welt für die Welt nicht mehr leben, und ältere Perſonen Ihres Geſchlechts denienigen Luſtbarkeiten beiwohnen ſehen, welche Ihnen nun verſagt ſind? Unſer Hang zum Vergnügen, welcher eins der ſchönſten Geſchenke der gütigen Natur für uns iſt, hört nicht gerade mit unſrer Fähigkeit zum Genus deſſelben auf; es wäre denn, daß unſere Unfähigkeit dazu eine Folge unſeres Alters ſei. In dieſem Fall handelt die Natur; und dieſe widerſpricht ſich nicht leicht. Werden wir aber durch irgend eine Uebertreibung der Genieſſung der Welt früher, als die Natur es wollte, derſelben unempfänglich: ſo dauert unſer Verlangen darnach fort, und iſt eine der gröſſeſten Strafen, womit wir uns alsdenn ſelbſt belegen. Gönnen Sie ſich alſo, meine iungen

Freundinnen, den Genus der Welt, ſo lange Ihnen denſelben die Natur gönnt, und denken Sie, daß der Menſch, dem allenthalben Schranken geſetzt ſind, auch dieſe ſich ſelbſt mitten im Vergnügen ſetzen müſſe! Ueberzeugen Sie ſich, daß dis um ſo nöthiger ſei, ie ſchütternder und rauſchender das Vergnügen iſt; daß Ihr Geſchlecht dieſer Vorſichtigkeit beſonders nöthig habe; daß ſelbige Ihnen ganz vorzüglich in demjenigen Theil Ihres Lebens, in welchem Sie ſich jetzt befinden, empfohlen werden, und daß Ihnen dieſe Empfehlung nicht nur ein Freund, welcher wohlmeinend für Sie iſt, ſondern auch Ihre eigene Liebe gegen ſich ſelbſt geben müſſe! Dis hab' ich Ihnen nun zuförderſt wegen des zu raſchen, zu lange ununterbrochen fortgeſetzten Tanzens ſelbſt geſagt; aber es gibt noch Nebenumſtände dabei, in Betref derer ich Ihnen alles dis wiederholen müſte. Ich habe mit Schrecken bemerkt, holde, nach Vergnügen ſtrebende Menſchentöchter, daß einige von Ihnen nach den heftigſten Erhitzungen im Tanz ſich eine Wohlthat dadurch zu erzeigen ſuchen, daß Sie ſich die ſchnellſte Abkühlung verſtatten. Sie treten an ein geöfnetes Fenſter, unterſuchen wohl nicht einmahl dabei, ob daſſelbe der offnen

Thüre des Saals gerade gegenüber ſei, nehmen die durchſtreichende Zugluft deſto willkommener an, ie ſtärkere Erfriſchung ſie Ihnen gewährt; oder gehen hinaus ins Freie und empfangen die ganze Fülle der Kühle mit offenen Armen. Dis erweckt Ihnen nun wohl in dem Augenblick ſelbſt, in welchem Sie es thun, einige angenehme Empfindungen; Sie erreichen Ihre Abſicht, und ſammlen ſich von Ihrem Echauffement. Allein können Sie es leugnen, daß ſolche einander gerade entgegenſtehende Veränderungen, welche ſo ſchnell und ſo gewaltſam auf einander folgen, die ſchädlichſten Wirkungen auf Ihre Geſundheit und Ihr Leben haben müſſen? Im vollen Ausflus Ihrer Säfte ſetzen Sie ſich der Kühle aus; die Tranſpiration, welche auf den höchſten Grad getrieben war, wird dadurch iählings an Ihnen unterdrückt. Wärs zu bewundern, wenn Sie in dem Augenblick zu Boden ſänken? Müſſen Sie nicht ſelbſt eingeſtehen, daß einige von Ihnen bald darauf nach erfolgter ſo ſchneller und heftiger Abkühlung die ſtärkſten Uebelkeiten, Anwandlungen vom Schwindel und Kopfſchmerz in einem nicht geringen Grade empfinden? Ich bitte Sie, bei Ihrer Munterkeit und Heiterkeit, ſehen Sie dis, was Ihnen ſol-

chen

chergeſtalt ſchon begegnet iſt, als Vorbothen von noch weit gröſſern Uebeln an, welche Sie ſich unter ähnlichen Umſtänden in der Folge unausbleiblich gewis zuziehen werden. Sie glauben ſich eine Wohlthat durch dergleichen Hintritte in die freire, offene Luft zu verſchaffen; aber — verſtatten Sie mir einige anſcheinende Härte im Ausdruck — Sie ſind dadurch grauſam gegen ſich ſelbſt. Wir müſſen ia, wenn wir durch irgend eine Handlung für uns wohlthätig werden wollen, nicht blos auf die Empfindungen ſehen, welche ſie uns im Augenblicke ihrer Ausübung verſchaft, ſondern mehr und vorzüglich auf die Folgen, welche ſie über kurz oder lang für uns hat. Wird die Natur, welche während der Erhitzung in äuſerſte Thätigkeit und während der Abkühlung in äuſerſte Unthätigkeit von Ihnen getrieben worden iſt, auch gleich bereitwillig genung ſein, das dadurch geſtiftete Böſe wieder gut zu machen? Oder, wenn ſie dis iſt, wird ſie Kraft genung dazu haben? Und wenn dis nun auch beides wäre: wie viel traurige, unwillkommene Tage, in denen die Natur das mit Anſtrengung aller Lebenskräfte aus der Maſchine wieder herausarbeiten mus, was tief in alle Theile derſelben geſchüttet worden iſt, wird Ihnen ſo ein ſchmeichelnder, täuſchender Augenblick verurſachen? Glücklich, meine Schönen, mögen Sie ſich denn noch preiſen, wenn Sie mit dem ſchmerzvolleſten, hartnäckigſten Katharr davon kommen, und dieſe Leiden als eine Barmherzigkeit betrachten, welche die Natur Ihnen erzeigt. Ach! tauſendmahl möcht' ichs Ihnen gern ſagen, welch eine Aufmerkſamkeit, Wachſamkeit und Treue gegen uns ſelbſt unſere Geſundheit erfordere! Warlich! ſie iſt ſchnell dahin; kehrt ſchwer zurück, und — iſt oft unwiederbringlich verlohren! Das iſt doch ein Unglück, dem wenig andere Leiden ähnlich ſind, wenn ein Menſch in voller Jugend noch ſchon den Grund zu einem ganzen künftigen ſiechen Leben legt! So lang die Bahn auch denn noch iſt, welche er noch zu durchwandeln hat: ſo iſt ſie doch eine faſt durchaus traurige Bahn, auf der er nur ſelten einen Schritt mit frohem Gemüth thut, und ſich dabei den immerwährenden unnützen Vorwurf machen mus, daß ſie eben ſo wonnevoll ſein könnte, als lang ſie iſt, wenn er nicht ſelbſt dawider geweſen wäre. So hab' ich auch bemerkt, daß einige von Ihnen, wenn ſie mit den glühendſten Wangen den Tanzplatz verlaſſen, ſchnell nach jenen Tiſchen eilen, welche mit allerlei Getränken beſetzt ſind. Der Durſt, dis Kind der Erhitzung, treibt Sie dahin, und Sie haltens für die natürlichſte Handlung, im Trunk Löſchung deſſelben zu ſuchen. Eben ſo natürlich glauben Sie den warmen Getränken vorübergehen und nach den kalten greifen zu müſſen. Ach! meine ſchönen Freundinnen, wieder eine Wohlthat, von Ihnen ſich ſelbſt erwieſen, welche Tod oder doch Elend für Sie wird! Erinnern Sie ſich doch, daß Sie nicht mehr auf dieſem Saal heute ſo bei einander ſind, wie Sie vor einem Jahre hier vereinigt waren. Einige Ihrer Mittänzerinnen fehlen. Der Arzt hat aus Pflicht ihnen die Theilnehmung an dem heutigen Vergnügen unterſagen müſſen, weil die Vorbothen eines Blutſturzes ſchon bei ſelbigen ſich melden. Einer von ihnen hats die Natur verbothen, heute unter den Tänzern zu ſein. Sie liegt an einem hektiſchen Fieber darnider, und iedermann zweifelt an ihrer Wiedergeneſung. Ihre Eltern ſtehen nidergeſchlagen an ihrem Bette, und wollen ihr keinen Vorwurf machen; aber ſie macht ihn ſich ſelbſt und ſchreibt ihr Elend den Trünken zu, welche ſie auf dieſem Saal that. Es ſteht ia in Ihrer Macht, iunge Freundinnen, daß Sie der Heftigkeit des Durſts dadurch

Grenzen ſetzen können, daß Sie nicht zu raſch und zu anhaltend tanzen. Und diß iſt in der That das beſte Mittel, welches ich Ihnen in Betref deſſelben empfehlen kann. Es iſt beſſer der Gefahr vorbeugen, daß ſie nicht komme, als ſich zuviel Kräfte zutrauen, in ihr, wenn ſie da iſt, ſorgfältig und ſtrenge genung gegen ſich ſelbſt bleiben zu können. Haben Sie aber einmahl einen heftigen Durſt ſich erweckt: ſo dulden Sie doch lieber die kleinen, bald vorübergehenden-Leiden deſſelben, als daß Sie ſich durch eine jähe Befridigung deſſelben um die Roſen Ihrer Wangen, um die Güte und Feſtigkeit Ihrer zum Leben nöthigſten innern Theile und um ieden heitern künftigen Genus Ihres Daſeins bringen. Was hilft Ihnen doch einſt alle Ihre Reue darüber, und wenn ſie mit Strömen von Thränen begleitet würde, daß Sie einen Mittag oder einen Abend durch einen einzigen tödtenden Trunk zur Quelle der langwierigſten Leiden Ihres Körpers machen, von denen hernach gröſtentheils nichts, als ein früher Hintritt uns befreien kann! Töchter edler Väter, hören Sie mich doch einmahl recht feierlichernſthaft über etwas reden, welches Ihnen doch aus einer falſchen Scham nicht verhalten werden darf! Sie ſollen ia einſt Gattinnen und Mütter werden — — als Mann und Vater kann ich Ihnen dis ſchon mit edler Freimüthigkeit ſagen. Iſt es nicht eine heilige Pflicht für Sie, dafür zu ſorgen, daß Sie einſt in dieſe menſchlichen und ſanften, aber auch dabei warlich mit vielerlei Beſchwerlichkeiten verbundenen Verhältniſſe mit einer unverderbten, natürlichguten Geſundheit eintreten? Welch ein Kummer würde es für den Gegenſtand Ihrer Liebe dereinſt ſein, wenn die Gattin an ſeinen Armen mit ihm durchs Leben nur mühſelig ſchliche! Welch eine Pein für Sie und für ihn, wenn nach einigen Jahren der Verbindung ſchon der Augenblick der Trennung käme, der lange noch nicht gekommen ſein würde, hätten Sie ihn nicht herbeigerufen! Welch ein Anblick voll Jammererweckung für ieden edlen Menſchenfreund, wenn Sie ſich in der Stunde des Hinſcheids aus den Umarmungen kleiner, liebenswürdiger Geſchöpfe winden müſten, welche Ihnen ihr Daſein zu verdanken hätten, die aber auch ſchon ſichtbare Spuren der Kränklichkeit ihrer Mutter an ſich trügen, und die bei ihren baldigen, kurz auf einander folgenden Todesfällen iedesmahl den Vater aufs neue die Schmerzen empfinden machten, welche er am

Grabe ſeiner Gattin fühlte! Denken Sie über dieſe Lagen mit edler Seele nach! Wir ſind die Erhaltung unſres Lebens und unſrer Geſundheit nicht nur uns ſelbſt, wir ſind ſie auch der Welt ſchuldig; oder wir müſſen hernach auf die ſanfteſten aller geſelſchaftlichen Verbindungen eine unnatürliche Verzicht thun, bei welcher überdis noch der ſchätzbarſte Theil der Genüſſe des Lebens für uns verlohren geht. Eliſe! ach Eliſe! was mag dein Geliebter empfinden, wenn er daran denkt, daß du aus ſeinen Armen dich riſſeſt, und all ſeine Hofnungen mit dir zugleich dahin warfſt! Müſſe doch kein Jüngling, welcher zärtlich liebt, jemahls wieder ſo unglükſelig ſein! Müſſe ihn doch kein rauſchendes Vergnügen um ſeine Edle und mit ihr um alle Freuden ſeines Lebens bringen! Doch Eliſe — zu ihrer Ehre ſeis geſagt — blieb mitten im übertriebenen Genus des Vergnügens noch gut und unbeflekt. Mein Herz, vortrefliche Freundinnen, dringt mich hier noch eine Saite zu berühren, welche an der Harmonie des Lebens ſo ſtark klingt. Nicht finſtere, Freudeverſcheuchende Moral iſts, die ich Ihnen aufdringen will. Es iſt die Moral aller ſchönen, für Freude empfindlichen Seelen, welche für den Adel ihres Karakters wachen. Zu den Vergnügungen,

gungen, welche die Güte des Herzens am meiſten in Gefahr bringen, gehört der heftige Tanz. Nicht will ich hier erzählen, wie wir, da wir doch einmahl von unſerm Blute viel abhangen, bei allzuſtarken Wallungen deſſelben oft ſolcher Handlungen fähig werden, die wir auſſer ſelbigen nie begangen hätten. Stünd' ich unter Zuhörern, denen ich nicht ſo viel Zärtlichkeit im Ausdruck ſchuldig wäre: ſo würd' ich hierüber umſtändlicher ſein, und meine Sätze, Satz für Satz, mit den traurigſten Beiſpielen ſolchergeſtalt unglücklichgewordener Frauenzimmer erhärten können. Aber, wie geſagt, ich opfere dieſe Auseinanderſetzung, und dieſen Beweis Ihrer Unſchuld auf. Aber dis darf Ihnen nicht entwiſchen, ſchuldloſe Freundinnen, daß Vergnügungen, wenn ſie zu rauſchend und zu brauſend ſind, wie der übertriebene, zu lange fortgeſetzte Tanz iſt, nur gar zu leicht allen unſern Empfindungen und unſrer ganzen Denkungsart das Sanfte und Liebenswürdige benehmen. Eine Seele, welche in gar zu groſſem Geräuſch oft iſt, gewöhnt ſich bald an daſſelbe, und verliehrt den Geſchmack an den ſtillern, reinern Freuden des Lebens. Sie empfängt in allen ihren Handlungen den Anſtrich derjenigen Vergnügungen, welche ſie oft genieſſt.

Sie kommt um ihre natürliche Güte, welche die Stütze der Schönheit unſres moraliſchen Karakters iſt. Sehen Sie, ſchöne Tochter meiner Freunde, hier bietet ſich Ihnen ein neuer, noch wichtigerer Bewegungsgrund dar, im Genus des Vergnügens, welches der Tanz gewährt, mäſſig zu ſein. Sie ſind dieſe Mäſſigkeit nicht nur Ihrer Geſundheit, ſondern auch der Güte Ihres Herzens ſchuldig. Ihr Geſchlecht ſoll das Meinige noch an ſanftem Weſen, an Milde und Zärtlichkeit übertreffen. Dis iſt die Beſtimmung deſſelben, und ſein feinerer Bau, ſein zärtergewebtes Nervenſiſtem, ſeine höhere Empfindſamkeit und ſeine Thränen, welche es ſchneller zu weinen von der Natur angewieſen worden iſt, erweiſen dis. Kein Vergnügen, und wenn es noch ſo viel Reize hätte, — welche Eigenſchaft ich dem Tanz nicht abſprechen kann, beſonders, da die ſanfte Gewalt der ihn begleitenden Muſik dieſelben noch erhöhet — mus ſo von Ihnen genoſſen werden, daß es Sie um die eigenthümliche Schönheit des Karakters Ihres Geſchlechts bringe. Das Vergnügen iſt überhaupt ſowohl für Ihr Geſchlecht, als für das Meinige, kein wahres, menſchliches Vergnügen mehr, wenn es zu geräuſchigt, zu aufbrauſend wird. Die Seele wird alsdenn von ſelbigem überwältigt; wir verliehren das Bewuſſtſein des Genuſſes dadurch ſo wohl, als auch das Gefühl unſerer aus demſelben entſtehenden Glückſeligkeit. Ihr Geſchlecht ſoll aber dadurch das Meinige beſonders übertreffen, daß es ſanſtfreudig, edelfreudig ſei. Mein ganzes Herz iſt froh darüber, daß ich glauben darf, daß Sie ſich alle freiwillig von der Wahrheit dieſes Umſtands überzeugen. O! ſo tanzen Sie denn — tanzen Sie aber mit ſteter, menſchlicher, zärtlicher Rückſicht auf Ihre Geſundheit und auf Ihr Herz! Mit blühendem Antlitz und mit Geiſtesſchönheit zugleich wandeln Sie denn vor unſern Augen umher, ſind uns allenthalben ein liebenswürdiger, reizender Anblick, halten uns ſchadlos für das Gewahrwerden ſo vieler Unglücklichen auf Erden, welche es durch eigene Schuld wurden, und bleiben die immerwährende Freude Ihrer Familien. — — — Würdige Mütter dieſer ſchönen Töchter, die Sie, ſeitdem ich rede, auch an mich her getreten ſind — ein Wort noch an Sie! Ach! Eliſens Mutter — wie zerflos ſie faſt in ihren Thränen! wie rang ſie ihre Hände voll innerſten Schmerzens, und blickte bald zum Himmel, bald auf ihr ſterbendes Kind!

Ihr Jammerbild ſchwebe oft vor Ihren Augen! Sehen Sie, das unglückliche Schickſal hätte auch Sie treffen können — kann Sie noch ebenfalls treffen. Stellen Sie ſich an ihren Platz, und empfinden Sie alle die Wehmuth, welche ſie empfindet!' Laſſen Sie ſich aber auch dadurch aufs neue in Ihrer zärtlichſten Aufſicht über Ihre iungen, vergnügenliebenden Töchter geſtärkt werden! Mit Ihnen darf ich noch freimüthiger reden. Unerläsliche Pflicht iſts Ihnen, für das Wohl derſelben zu wachen! Pflicht, welche Ihnen die Natur, ihr eigen Herz, die Erfahrung und die heilige Religion auflegt! Was würde Sie iemahls in der Zukunft Ihrer Tage beruhigen, wenn Sie Ihre Töchter in einem mitleidenswerthen Zuſtande erblickten, von welchem Ihnen Ihr Herz ſagte, daß Sie ihn hätten abwenden können? Womit würde ein theilnehmender Menſchenfreund Ihre Thränen zu ſtillen vermögen, wenn Sie ſie ie bei dem frühen Grabe derſelben unter Vorwürfen weinen müſten? Begleiten Sie Ihre Töchter iedesmahl zum Genus ihrer Vergnügungen. Nehmen Sie Theil an denſelben, und denken Sie an die Jahre zufriden dabei zurück, in welchen Sie auch einſt am Arme Ihrer Mütter auf die Tanzſäle kamen. Es iſt ſchön, bei der Freude auch Jemanden um ſich zu haben, welcher uns, wenn wir unſerer ſelbſt vergäſſen, zur Aufmerkſamkeit auf uns zurückführt. Wer kann mehr natürliche Anlage haben, Begleiter Ihrer Töchter zu ihren Vergnügungen zu ſein, als Sie? Weſſen Stimme wird für ſie warnender und zärtlicher zugleich klingen, als die Ihrige? Aber ſein Sie auch nicht nur blos da, wo Ihre Töchter tanzen; ſondern ſein Sie auch ganz als Mütter daſelbſt bei ihnen! Führen Sie ſie liebreich vom Platz weg, wenn ſie den Tanz übertreiben. Es iſt eine eingebildete Ehre, eine Tochter zu haben, welche die unerſättlichſte Tänzerin iſt. Wahre Ehre iſts, eine ſolche zu haben, die mit dem vortreflichſten Anſtande und mit aller übrigen Vollkommenheit des Tanzes auch den Vorzug verbindet, ſich in ſelbigem wohlthätig für ihr Leben und für ihr Herz mäſſigen zu können. Geben Sie nicht zu, daß das erhitzte blühende Mädgen ſchnell das Fenſter im Saal aufreiſſe, oder zur Thüre hinausfliehe, um ſich zu erfriſchen und — zu tödten. Entziehen Sie ihr das kalte Getränk in den Augenblicken, in welchen ihre Natur noch nicht wieder zu einiger Ruhe gelangt iſt. Laſſen Sie ſich nicht durch eine zu weitgetriebene Zärtlichkeit

lichkeit gegen ſie dahin verleiten, daß Sie ihren Bitten um das Gegentheil von allem dieſen Gehör geben. Sie haben mehr Erfahrungen des Lebens eingeſammlet; Sie haben mehr Kaltblütigkeit, Reflexionen anzuſtellen, deren iene im Geräuſch des Vergnügens vieleicht nicht fähig ſind. Kein Menſch, welcher den andern in eine Gefahr laufen ſieht, mus ihm ſeine Hand entziehen, daß ſie ihn nicht zurückhalte; am wenigſten eine Mutter ihrer Tochter. Wahre Zärtlichkeit gegen unſre Kinder beſteht darinn, daß wir nicht nur für die Freude eines Augenblicks für ſie, ſondern für das geſammte Wohl aller ihrer kommenden Tage ſorgen; daß wir ſchlechterdings dahin ſehen, daß ſie durch keine ihrer Handlungen mit unſerm Wiſſen — und unter dis unſer Wiſſen müſſen wir, wo möglich, alle ihre Handlungen zu bringen ſuchen — ſich unglücklich machen. Gewis mögen wir dabei auf ihren redlichſten Dank in der Folge ihres Lebens Rechnung machen; und wären ſie auch in den Augenblicken, in welchen ſie uns zu ihrem Beſten widriggeſinnet finden, unzufriden mit uns, ſo kann uns hiefür die Ueberzeugung ſchadlos halten, welche ſie über lang oder kurz davon haben werden, daß wir ſo geſinnet haben ſein müſſen, und daß ſie uns, wenn wir dis nicht geweſen wären, alsdenn die gegründeteſten Vorwürfe darüber machen könnten. Mütter! Mütter! bei Eliſens Tode und bei den iammervollen Klagen, welche dieſer Tod Ihre gemeinſchaftliche alte Freundin koſtet — hören Sie mich! Ich kann nun einmahl mit der Geſchichte dieſes Tags nicht ganz zufriden ſein. Man hat offenbar zu viel im Tanz hie und da gethan. Es hätte dis nicht ſollen ſein — und es darf dis, wenn Sie ein ruhiges Gewiſſen mit ans Grab nehmen wollen, nicht wieder geſchehen. So viel weis ich, daß ich um Alles in der Welt willen weder Vater noch Mutter einer Tochter ſein wollte, welche ſich zu Tode getanzt hätte; vorausgeſetzt, daß es möglich geweſen wäre, daß ich hätte dabei ſein können, als ſie den Tanz übertrieb. Und dis weis ich noch mehr, daß ich tauſend andere Vorwürfe lieber in mir wollte wühlen laſſen, als den Einzigen, daß ich mein Kind, welches ganz oder halb durchs Tanzen unglücklich ward, durch mein eigenes Beiſpiel zur Tanzunerſättlichkeit vor ſeinen Augen angefeuert hätte. Dazu ſind wir Eltern, daß wir auf allen Seiten für das Heil unſrer Kinder wachen ſollen! Die Natur gab ſie uns, nicht, daß wir ſie verderben laſſen, ſondern, daß wir ſie ausbilden und glücklich machen ſollten! O theureſten Mütter, ſchuldigen Sie mich keiner Impoliteſſe an, wenn ich ſo rede — Vernunft, Gefühl und Religion zwingen mir dieſe Gedanken und dieſen Gedankenten ab. Ich ſorge für Ihre Ruhe und für die Ruhe Ihrer Häuſer. Ich wollte gern, daß Sie, ſo lange Sie lebten, die mit ſich ſelbſt zufridenſten Mütter der liebenswürdigſten, glückſeligſten Töchter wären. — — Eliſe! ach Eliſe! dein gutes Herz lies dich auf der Stelle Vergebung für deinen Fehler finden — finde auch den Lohn der Güte deines Herzens einſt in beſſern Welten! —

Als

Als Jemand, welcher einen recht unedlen Streich begangen hatte, noch dazu für ſelbigen aufs Beſte belohnt ward.

Die Sache machte binnen drei Viertelſtunden allgemeines Aufſehen. Thoren und Böſewichter gingen keck einher. Die Weiſen und Redlichen thaten, als wüſten ſie's nicht. Ich wäre gern auf freien Markt hingetreten, und hätte darüber geredet; aber es ſchloſſete eben ſehr heftig, und ich muſte mich daran begnügen, daß unter einem Bogengang, wohin ich mich des Hagels wegen retirirte, drei Unbekannte zu mir traten, welche von der Sache rechts und links ſprachen, und gegen die denn mein Mund von dem, wovon das Herz gedrängtvoll war, überging.

Leute, ich kenne euch zwar alle drei nicht; aber aus dem Ton, in welchem ihr ſprecht, wollt' ichs euch doch faſt auf ein Haar ſagen, wer ihr wäret, ohne daß ich eure Nahmen zu wiſſen nöthig hätte. Ihr thätet vieleicht iezt euren Mund nicht auf, und wäret froh, daß ihr euch für der Aprilwirthſchaft, welche über uns iſt, hier unter dieſem Gemäuer friedlich verbergen könntet, wenn nicht etwas vorgegangen wäre, welches euch alle beſchäftigt. Wenn ihr gleich auch nicht wiſſet, wer ich bin: ſo könnet ihr doch wohl denken, daß die Sache, wenn ich anders von ihr gehört hätte, wie ich denn in der That nur gar zu viel von ihr vernommen habe, nicht ohne Eindruck auf mich geblieben ſein werde. Da ihr nun darüber uneins ſeid, und die Hagelſteine eben iezt ſo ſtark herunterfallen, daß wir hier wohl noch eine Weile ſtehen bleiben möchten: ſo will ich euch meine Gedanken mittheilen; vieleicht ſöhnen ſie euch unter einander, und den einen von euch beſonders auch mit der

Welt aus. Ich kanns euch nicht bergen, daß ich, auſſer vier bis fünf Auftritten, von denen ich nun ſchon auf Erden auch ein unwilliger Zeuge geworden bin, nichts bemerkt habe, welches mir widerſpruchvoller, ungerechter und ungereimter geſchienen hätte, als eben der Vorfall, über den ihr iezt unter einander hadert. Der Menſch, von dem ihr redet, iſt in aller Abſicht ein ſchlechter Menſch. Er hat weder Kopf noch Herz. Vom Leztern hat er noch weniger, als vom Erſtern. Dis hat er nun ſchon bei tauſend Gelegenheiten bewieſen; und ich wollte dis um alles in der Welt willen ihm nicht nachſagen, wenns nicht wahr wäre. Ich mag gern entſchuldigen, ſo lange ich kann; aber für dieſen kann ich das Wort nicht führen. Mir hat er nichts zu Leid gethan, weil er deſſen mir nicht hat thun können; und vielleicht iſt dis eine der beſten Seiten noch an ihm. Indeſſen thäte dis freilich allerweil nichts zur gegenwärtigen Sache. Der ſchlechteſte Menſch kann zuweilen auch eine gute Handlung verrichten; und im Grunde betrachtet, mus es auch ſo ſein: denn es kann eben ſo wenig einen ganzen Böſewicht geben, als es einen ganzen Heiligen gibt. Das beſte Menſchengeſicht hat einige Züge, welche beſſer ſein könnten;

und das abſcheulichſte dito Menſchengeſicht hat deren einige, welche wenigſtens, ſeitwärts betrachtet, wenn andere günſtige Züge damit verbunden wären, die Anlage zu einem guten Profil gäben. Ohne zu unterſuchen, wodurch ein ſolcher Menſch zu ſeiner ſeltenern guten Handlung bewegt worden wäre — denn ihr mögt wohl beherzigen, daß dis der rechte Fleck ſei, auf welchem man den Menſchen ſuchen müſſe — gönn' ich ihm gern den kleinen oder groſſen Lohn, welcher ihm durch ſelbige zuwächſt. Ich denke immer, das dis der menſchlichſte Weg ſei, den gröſten Böſewicht nach und nach gut zu machen, wenn er überzeugt wird, daß die Tugend lohnt; auch denn lohnt, wenn man nur zu ſeinen Handlungen die Maſke von ihr borgt. Und wer ſollte nicht innigſt darüber froh werden, wenn ein unedeldenkender Mann ihr in die Arme geführt, in ihren Armen gebeſſert und zu einem wohlthätigen Mitgliede der menſchlichen Geſelſchaft umgeſchaffen wird? Wer ſollte nicht, wenn es nicht anders bewerkſtelligt werden könnte, ſogar einen kleinen Verluſt leiden wollen, damit die Geſelſchaft einen ſo groſſen Gewinn machte? Aber dis iſt nun gar nicht der Fall gegenwärtig. Der ſchlechte Menſch, von dem ihr redet, hat alleweil wieder die ſchlechteſte Handlung ausgeübt. Er iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein verabſcheuungswürdiger Verräther geweſen. Er hat eine unſchuldige Familie unglücklich gemacht, welche nun ſchon ſeit einigen Stunden in der gröſſeſten Noth durch ihn iſt. Man kann derſelben nichts Böſes nachſagen; ſondern alles, was ihr zu Schulden kommt, iſt dis, daß ſie vor Zeiten in erlaubter Verbindung mit einem Manne geſtanden hat, welcher iezt ein Gegenſtand der Verfolgung iſt. Dis iſt ſeither verborgen geblieben. Der Nichtswürdige hats erfahren und offenbart. Er hat der ehemaligen Verbindung dieſer Familie mit ienem Verhaſſten einen falſchen und höchſt ſchändlichen Anſtrich zu geben gewuſt. Dem, welchem er die Entdeckung davon machte, war die Nachricht aus mehr, denn einer Urſach, willkommen. Er iſt noch aufs äuſerſte gegen ienen Mann aufgebracht, und kann ihn nicht in ſeine Gewalt bekommen — — Himmel! welch ein Hagel fällt wieder herunter! Gebe doch Gott, daß der Unglückliche immer eben ſo ſicher für ſeinem Feind ſein möge, als wir alleweil für dem ſchrecklichen Wetter! — — und darum, weil er dis nicht kann, ſchnaubt er für

Wuth, und ſucht ſeine Rache an iedem auszulaſſen, gegen den er ſie nur unter einigem ſcheinbaren Vorwande richten kann. Dazu kommt, daß ihm dieſe unglückliche Familie auch längſt ſchon ein Dorn im Auge war. Er ſuchte ſie vor Jahren bereits zu ſtürzen, und konnte nicht. Ihre Unſchuld war zu ſonnenklar; er muſte ſie ungekränkt laſſen. Nun hat er die Gelegenheit, ſie zu beugen, mit offenen Armen ergriffen, und ſie ſeufzt unter dem Elend, in welches er ſie längſt ſtürzen zu können gewünſcht hatte. Der Verräther — ſo wenig auch ſonſt Menſchen von der Art, ſo willkommen ſie auch ſind, geſchätzt werden — iſt darauf ſchnell öffentlich hervorgezogen und mit glänzenden Belohnungen überſchüttet worden. Er hat den Platz im Staat eingenommen, welchen ſonſt das Haupt dieſer nun ſeufzenden Familie bekleidete. Dis iſt geſchehen vor den Augen der ganzen Welt; und die ganze Welt weis den Zuſammenhang dieſer abſcheulichen Geſchichte. Der Niderträchtige hat Unverſchämtheit genung gehabt, den ihm angebothenen Platz mit ſcheinbarer Selbſtzufridenheit zu beſteigen, und ich traue ihm Fühlloſigkeit und Gewiſſensmangel genung zu, daß er auch bis auf dieſen Augenblick ſich darüber keinen Vorwurf macht. Er ſchwimmt nun oben auf, und triumfirt über Rechtſchaffenheit und Verdienſt. Der morgende Tag wird noch nicht vergangen ſein, ſo werden wir ſchon gehört haben, daß er das ihm unwürdiger Weiſe zu Theil gewordene Glück aufs ſchändlichſte gemisbraucht habe. Er wird alle dieienigen grimmig verfolgen, auf die ſein Argwohn fällt, daß ſie auch nur iemahls ſo übel, wie ers verdiente, von ihm geurtheilt haben; denn er hatte längſt ſchon Bosheit genung dazu, und nun hat er auch die Macht dazu erhalten. Dis wird ihm nicht genung ſein. Er wird auch zur Rechten und zur Linken alle die zu ſtürzen ſuchen, von denen er fürchtet, daß ſie rechtſchaffener ſind, als er; damit er im uneingeſchränkten Beſitz ſeiner Gewalt bleiben könne. Kein Redlicher wird für ihm ſicher ſein. Die, welche ſich noch nicht beſtimmt hatten, ob ſie in der Welt Redliche oder Unredliche werden wollten, wird er nun ſchnell verleiten, das letzte zu ſein; und dieienigen, welche dis ſchon waren, werden an ſeiner Seite die ſchändlichſten Böſewichter, Abſchaume des Menſchengeſchlechts, werden. — Und bei dieſem Auftritt ſollte ein ehrlicher Mann gleichgültig bleiben? Glaubt mir, Leute, wie ich von der ſchaudervollen Sache die erſte gewiſſeſte Nachricht erhielt — denn ich zweifelte noch immer an der Wahrheit derſelben, und mein Herz trieb mich an, ſo lange daran zu zweifeln, als möglich, — wars nicht anders, als ſollt' ich zu Boden ſinken. Nach und nach rekolligirt' ich mich; aber in den erſten Augenblicken der heftigſten Eindrücke war ich ganz weg. Durch eine und dieſelbe ſchändliche Handlung, dacht' ich, der nichtswürdigſte Menſch emporgehoben, und eine ganze, rechtſchaffene Familie niedergeſtürzt — der Erſtere durch das Unglück der Letztern recht eigentlich belohnt — — ſagt, habt ihr in eurem Leben viel dergleichen gehört, welches ſo auffallend widrig und ungerecht geklungen hätte, als dis? Mit dieſem Gedanken ſchleppte ich mich nun doch wenigſtens eine halbe Viertelſtunde umher, ehe ich, weil mich die Sache ſo ſehr auſſer Faſſung gebracht hatte, den rechten Geſichtspunkt ergreifen konnte, aus dem ich ſie doch betrachten muſte. Nun bin ich, ſo viel mich betrift, darüber hinweg, und gerade in derjenigen Gemüthsverfaſſung, daß ich euch, ihr mögt übrigens geſinnet ſein, wie ihr wollet, viel nützliches deshalb ſagen kann. — Das Hagelwetter läſſt zwar jetzt etwas nach; aber dort kommt noch eine fürchterliche Wolke, welche gerade über uns wegzieht; ihr könnet alſo alle nichts beſſeres thun, als hierbleiben und mir zuhören. — — Was die Sache im Ganzen betrift; ſo beſtärkt ſie mich immer mehr in dem Glauben, welchen ich ſchon ſeit langer Zeit aus den Ereigniſſen um mich her abſtrahirt habe, daß ſich keine Begebenheit ſo albern oder auch ſo gottlos oder auch ſo widerſpruchvoll denken laſſe, daß ſie ſich nicht irgendwo wirklich zutrage. Wir denken manchmahl, wie erfinderiſch wir ſind, und wie weit die Welt unſerer Phantaſie die wahre Welt hinter ſich laſſe, wenn wir ganz ſonderbare Hiſtorien zuſammenſetzen, die ohne Anfang und Ende, ohn' allen Zuſammenhang und Feegeſchichtenmäſſig zu ſein ſcheinen; aber ich wette zehen gegen eins, wir erzählen dadurch im Grunde Etwas, welches unſere Gros- und Grosgrosmütter mehr denn einmahl mit ihren Augen geſehen haben. Das iſt mir nun ſchon tauſendmahl beim Leſen der Romane eingefallen, und ich erkläre ſie deshalb alle für wirkliche Geſchichten; nur, daß man dabei nicht immer das Jahr, in welchem, und die Meile Erdreich, auf welcher ſie ſich zugetragen haben, angeben kann. Vermuthlich kommts auch daher, daß man die Verfaſſer derſelben zuweilen in Verdacht nimmt, daß ſie auf dis oder jenes um ſich her ſollen angeſpielt haben; wobei ſie doch wohl ſo unſchuldig ſein mögen, wie die Sonn' am Himmel. So wollte unlängſt ein vornehmer Mann, der aber das Unglück hatte, in ſeinem Leben nichts geleſen zu haben, als er den Don Quixotte las, ſchlechterdings, daß ein gewiſſer Advokat dem Autor einen Injurienproces für ihn an den Hals werfen ſollte. Da er aber vom Advokaten erfuhr, daß Cervantes weit von ihm gelebt habe und lange vorher, ehe er gebohren worden, ſchon geſtorben ſei, lies er ſich endlich dahin bereden, daß der Proces nicht angefangen ward. Daß nun alles, was man ſich nur denken kann, ſich wirklich auch irgendwo zuträgt, mag wohl ſo ſein müſſen, damit die höchſtmöglichſte Mannigfaltigkeit, ſo wie in den Geſchöpfen ſelbſt, alſo auch in ihren Begebenheiten in der Welt anzutreffen ſei. Und wenn denn dis ſo iſt: ſo mus es auch Tugendhafte geben, welche leiden, und Böſewichter, welche glücklich ſind. Wie nun auf Seiten der Billigkeit und Gerechtigkeit dis wieder ins Gleis gebracht werden werde, dis, pfleg' ich immer zu ſagen, iſt meine Sorge nicht. Der, welcher alles auf Erden mit anſieht, und alles duldet,

wirds

wirds ſchon ſo eingerichtet haben, daß im Ganzen dabei nichts verlohren werde. Man kann überdis auch von einer Sache nicht eher völlig richtig reden, als bis ſie von Anfang bis zu Ende überſehen werden kann. Manches iſt gleich im erſten Augenblick zu erklären, und manches löſet ſich erſt ganz zuletzt auf. Ein Knoten iſt allemahl da; ſeine Entwickelung aber, ob ſie früh oder ſpät erfolge, beruhet auf Umſtänden. Leute, wendet dis auf alles an, was ſich vor euren Augen in der Welt zuträgt! Und wenn irgend ein Vorfall noch ſo ſonderbar, widerſpruchvoll, gar höchſt ungerecht euch ſchiene: laſſt ihn euch, ſobald die erſten Augenblicke der Betäubung vorüber ſind, nicht befremden, und ſucht euch ſeinetwegen mit dem Gedanken zu helfen, daß er dazu da ſei, die unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit in der Welt noch mannigfaltiger zu machen. Macht übrigens nicht gleich einen Schlus aus ſelbigem auf die Beſchaffenheit und auf den Werth der Perſonen, welche dabei intereſſirt ſind. Ihre Würdigkeit oder Unwürdigkeit hat vielleicht zur Zeit noch keinen Einflus auf das, was ihnen begegnete. Wartet, bis ihr mehr davon ſehet. Vielleicht könnet ihr nach einiger Zeit richtiger darüber urtheilen; und wärs ſo, daß es euch gar unerklärlich bliebe: ſo denkt, daß auch dis zur höchſten Mannigfaltigkeit der Welt gehöre, daß euch manches unerklärlich bleiben müſſe. Uebrigens folgt daraus, daß es euch unerklärlich bleibt, noch nicht, daß es allen Menſchen ſo bleibe. Ihr könnet einſt vielleicht ſchon lange dahin ſein, wenn ſich daſſelbe euren Hinterlaſſenen noch aufklärt; und ſchon bei euren Lebzeiten kann der Fall eintreten, daß manches, worüber ihr erſtaunt, andern ſehr begreiflich ſei, und daß dieſe wieder über etwas erſtaunen, welches ihr recht wohl begreift. — Bei gegenwärtigem Vorfall, der euch und euren Mitbürgern ſo viel zu reden macht, denk' ich mir viererlei Leute, mit denen ich, wenn ich über die Sache reden will, zu thun habe. Da iſt erſtlich der Tugendhafte, welcher offenbar Gewalt leidet; denn der Böſewicht, welcher ihn ins Unglück gebracht hat, und durch das Unglück deſſelben emporgeſtiegen iſt; hernach ein anderer Böſewicht, welcher dis ſieht und darüber triumfirt; und endlich ein anderer Tugendhafter, der über den Anblick in Verlegenheit geräth. Zum leidenden Tugendhaften ſelbſt würd' ich ſo ſprechen: „Dein Schickſal iſt hart für dich, und macht allen Redlichdenkenden, welche davon hören, viel zu ſchaffen. Du empfängſt offenbar nicht, was du verdient haſt. Du wuſteſt, daß man, um glücklich zu ſein, rechtſchaffen ſein müſſe, und wardſt dis. Der Ausgang ſcheint deinen Hoffnungen nicht zu entſprechen; aber werde deshalb der Tugend nicht ungetreu. Es bleibt doch ewig wahr, daß man bei ihr glücklich ſei. Tod hat ſeine Stunde für uns; Elend auch. Dich tröſtet in deinen Leiden das Bewuſtſein, daß du ein edler Mann ſeiſt, und daß du dir ihrentwegen keinen Vorwurf machen dürfeſt. Du haſt deine Pflichten erfüllt — dieſer Gedanke hebt den, welcher ihn hat, über alles Unglück hoch empor. Noch iſt nicht Abend für dich; vielleicht daß, ehe dieſer einbricht, dein Schickſal wieder eine günſtigere Wendung nimmt. Deine Verfolger handeln nicht ſich ganz ſelbſt überlaſſen. Sie handeln unter der Aufſicht eines höhern Weſens, welches du aus allen ſeinen Veranſtaltungen für die Welt und für dich als einen Gott der Liebe kennſt. Du leideſt, nicht ſo lange ſie wollen; ſondern, ſo lange er will. Deinen Freunden und allen Redlichen biſt du darum nicht weniger werth, daß du unſchuldig leideſt. Sie finden vielmehr hierinn einen neuen Antrieb, dich noch höher zu ſchätzen. Willkommen biſt du ihnen noch mit aller deiner Tugend; und wenn du dieſe nun auch im Unglück behaupten kannſt, wirſt du ihnen damit noch willkommener ſein, als iemahls. Sie werden auf dein edles Beiſpiel ſchauen, und dich als ihren Lehrer in Geduld, Standhaftigkeit und Grosmuth betrachten. Laſterhafte, niderträchtige Seelen werden deiner ſpotten; du weiſt aber, daß ihre Stimme, wenn es auf Beurtheilung des Werths eines Menſchen ankomme, nichts gelte. Ihre Schmähungen treffen dich nicht; ſie ſchleudern von dir ab und fallen auf ſie ſelbſt zurück. Wären ſie, wo nicht der Liebe und des Mitleids gegen dich, doch wenigſtens des Nachdenkens über ſich ſelbſt noch fähig: ſo würden ſie durch eigenes Intereſſe ſich angetrieben fühlen, über dein Unglück nicht zu frohlocken; denn es fällt zu ſehr in die Augen, daß du Gewalt leideſt. Sie gewinnen durch dich nichts für ihre Sache, und werden ſich doch zuweilen in ſtillen Augenblicken des Gedankens nicht ganz erwehren können, daß du beſſer ſeiſt, als ſie. Der Böſewicht, welcher dich verrathen und geſtürzt hat, iſt weit unglücklicher, als du; und du müßteſt, wenn du die Wahl hätteſt, ob du Er oder Du ſein wollteſt, aus Liebe und Achtung für dich ſelbſt doch Du bleiben wollen. Ihm fehlt der Troſt der Rechtſchaffenheit. Er kann nicht mit Zuverſicht zum Himmel blicken; und du weiſt, wie viel ſo ein einziger Blick werth ſei. Ihn verabſcheuen alle Redlichen, und oft, wenn er dich, dein Weib und deine Kinder erblickt, wird er Dolchſtiche fühlen. Betrachte dein Unglück als ein Schickſal, durch welches dich Gott vollkommen machen will. Du haſt ſeither die Tugenden redlich ausgeübt, welche der Menſch im Genus der Freuden ausüben ſoll; nun ſollſt du auch in Tugenden gros werden, welche nur der Mann im Leiden bewirken kann. Sei alſo ſtandhaft und voll menſchlicher Ergebung an die Fürſehung! Was Grauſamkeit gegen dich ſchien, wird ſolchergeſtalt Wohlthat für dich werden. Du wirſt eine Zierde der menſchlichen Natur und ein Verherrlicher der Religion werden, wenn du der Welt zeigſt, wie viel die Güte der Erſtern und die Lehren der Letztern vermögen. Alle Leidende werden auf dich Acht haben, und durch dich in ähnlichen vortreflichen Geſinnungen geſtärkt werden. Der Gottheit wirſt du unter ihren Menſchen einer von den Lieblingen ſein. Sie wird, wenn ſie dich zum Beiſpiel gemacht hat, wie viel der Menſch bei aller ſeiner Schwäche leiſten könne, wenn er ſich redlich an ſie ergibt, dich auch alsdenn zu einem glänzenden Beweis aufſtellen, daß der, welcher bei Rechtſchaffenheit und Treue auf ſie hoft, nie unbelohnt bleibe. Sie hat mehr denn eine Welt für dich. Sie ſegnet hier und ſegnet dort! So denke, und hebe dein Haupt kühn empor! Blicke deinen Feinden und Freunden unverzagt ins Auge! Die Erſtern werden das Ihrige niderſchlagen; und im Auge der Letztern wirſt du Achtung, Theilnehmung und Zärtlichkeit erblicken.“ —

— Jetzt fällt wieder fürchterlicher Hagel, eben, da ich zum Böſewicht mich wenden will. Zu ihm, Leute, würd' ich mit ſtarker, feuriger Stimme ſo ſprechen: „Du biſt der Gegenſtand meines Abſcheus: denn du haſt auf dem Grabe der Wohlfart eines Andern das Gebäude deiner äuſerlichen Glückſeligkeit aufgeführt. Dis haſt du gethan auf dem Grabe der Wohlfart eines Rechtſchaffenen, der Weib und Kinder hat, und der nie eine Untreue wider ſie, wider dich und die ganze Welt beging. In ſein Herz und in das Herz der Seinen haſt du mörderiſch einen Dolch getrieben. Bluten haſt du es gemacht, und ſaugſt nun ieden Tropfen davon mit teufliſcher Schadenfreude ein. Sei ſo mächtig, wie du willſt, Schaden zu ſtiften! Ich trete dir dreuſt unter die Stirn, und ſage dir, daß du ein Verachtungswürdiger ſeiſt. Triumfire nicht über den Sieg, welchen dein Laſter über die Tugend des Unglücklichen davon getragen zu haben ſcheint. Dein Glück iſt keine rechtmäſſige Folge deiner Handlung. Es iſt eine Folge von Umſtänden, welche ſich gerade im Augenblick deiner Handlung wider den Mann verbanden. Du haſt nicht über ihn — er hat über dich geſiegt. Er fiel mit Edelmuth — du ſtiegſt mit Niderträchtigkeit. Wiſſe, daß nichts ſich ſchleuniger verändere, als Umſtände. Der, welcher dich für deine Verrätherei lohnte, lohnte dich nicht für ſie als für eine ausgeübte edle Handlung — und dieſer Lohn allein iſt ſüs — ſondern weil ihm deine Verrätherei willkommen war. Hätteſt du ſie an einem Andern ausgeübt: ſo wurdeſt du von ihm eben ſo geſtraft, als du iezt von ihm belohnt wardſt. Im Herzen haſſt er dich doch; denn er erblickt dich als einen Verräther. Er hat die Handlung hingenommen, weil ſie ſeinen Abſichten beförderlich war; aber der Thäter wird ihm ſchändlich ſein. Unter allen Verräthern ſind die die elendeſten, welche für ihre Verrätherei recht vorzüglich belohnt werden. Sie haben das Andenken ihrer Schandthat ſtets vor ihren eigenen Augen; und die Welt, ſo oft ſie den Lohn ſieht, erinnert ſich allemahl wieder an die ſchändliche That. So lange du in deinem Glück biſt, wirſt du Vorwürfe von ihr hören, und nur durch deinen Fall wirſt du dich wieder mit ihr ausſöhnen können. Kein Rechtſchaffener zittert vor dir. Sie haben alle zu viel Achtung für ſich ſelbſt, und zu viel Muth, welchen ihnen ihre Tugend einflöſſt, als daß ſie gegen dich auch nur die Mine der Ehrerbietung annehmen ſollten. Einige von ihnen machen ſich wohl auf, und ſtellen dich in aller deiner Blöſſe dar. An jedem Morgen muſt du erwarten, daß dis noch vorm Abend geſchehen könne. Ein Verräther bringt den andern hervor. Bebe im voraus für der Stunde, in welcher ein ähnlicher Unedler an dir ähnliche Verrätherei ausüben wird. Er wird glauben, daß er ſich eine ſolche Handlung gegen dich unter allen Menſchen zuerſt verſtatten könne; und wenn er ſie ausgeübt hat, wirſt du hören, daß ihm geringere Vorwürfe darüber gemacht werden, als dir: denn die Welt mags gern ſehen, wenn alles ſo recht ſeinen geraden Weg geht, und Gleiches mit Gleichem vergolten wird. Nie darfſt du dich an die Seite des Mannes ſtellen, den du unglücklich gemacht haſt. Alle Hände zeigen ſogleich auf dich, und du muſt neben ihm zu Boden ſinken. Vor ſeiner Hütte, in die er nun ziehen mus, wirſt du nicht vorübergehen dürfen, ohne die Flüche einiger ſeiner gutherzigen Nachbarn zu hören. Treffen dich Leiden von irgend einer Art: ſo wirſt du den Druck derer, welche du ihm verurſacht haſt, zugleich empfinden; und kommt dein Abend: ſo wird er in den letzten Dämmerungen unaufhörlich im Schreckbilde um dich ſchweben. Du wirſt zittern, einſt in eine Welt mit ihm zugleich übergehen zu müſſen, welche ſo viel für ihn und ſo wenig für dich hat." — — Nun denk' ich an einen andern Böſewicht, welcher von der vorgefallenen Geſchichte hört, und ſich durch ſie in ſeiner Bosheit ſtärkt. Ihm gäb' ich, wenn er hier ſo unterm Gemäuer ſtände, wie ihr, Leute, alleweil bei mir ſtehet, folgende Abfertigung: „Warum trägſt du dein Haupt ſo ſtolz empor? Worüber freueſt du dich? Freueſt du dich über das Glück eines Menſchen, welcher eben ſo unedel denkt, als du? Freue dich über das Glück derer, welche ſich deſſelben nicht zu ſchämen haben! Oder entſteht deine Freude daher, daß du nun noch zuverſichtlicher hoffſt, eben ſo, wie er, durch Niderträchtigkeit glücklich zu werden? Thor! hoffe nicht zu viel! denke nicht, das äuſerſtſonderbare Begebenheiten ſich oft, oder gar täglich zutragen. So eine Hölle iſt denn die Erde doch noch nicht, wie du denkſt. Nur unter ganz beſondern Verbindungen der Umſtände wird ein Laſterhafter ſo vorzüglich belohnt. Dieſe können zuweilen wohl eintreten; aber gewöhnliche Sache können ſie nicht werden; denn das Böſe kann in einer Welt, welche das Werk eines weiſen und liebevollen Gottes iſt, nicht überwiegen. Der natürlichſte Schlus, welchen du machen muſt, iſt vielmehr der, daß es vieleicht bald keinem Laſterhaften wieder ſo glücken werde, als es dieſem gelungen iſt, ſich durch Niderträchtigkeit emporzuſchwingen. Gemeiniglich wird die Tugend, wenn ein Böſewicht ohne ſie äuſerlichglücklich geworden iſt, durch das Verderben zehn anderer Böſewichter gerächt. Oft wird ſogar ein einzelner Unedler eben darum erhoben, damit ſeine Erhebung den Sturz vieler andern Unedlen hervorbringen müſſe. Frage die Geſchichte deines Vaterlands und deiner Mitbürger! Oft ſchon war denn der Zeitpunkt gerade am nächſten, in welchem Rechtſchaffenheit und Verdienſt wieder geſchäzt zu werden anfingen, wenn ein nichtswürdiger

Böſewicht aufs höchſte belohnt ward; und ſein unverdienter Lohn muſte die Gelegenheit werden, durch welche die Weisheit und Redlichkeit auch in den Beſitz äuſerlicher Vorzüge wieder eintraten. Suche alſo den Weg zum Glück durch Rechtſchaffenheit; damit du, wenn die Augenblicke der Verherrlichung derſelben kommen, nicht unter denen ſein mogſt, welche mit Füſſen getreten werden. Und geſetzt nun auch, die Fürſehung hätte zu Ausführung irgend einer ihrer Anſtalten — denn merke wohl, der Laſterhafte, wenn er ſich auch emporſchwingt, darf ſich nur deswegen erheben, weil ſeine Erhebung das beſte Mittel zu Erreichung irgend einer guten und groſſen Abſicht Gottes war, welche ohne ſie nicht ſo vollkommen erreicht werden konnte — für gut befunden, zuzulaſſen, daß zween Laſterhafte hinter einander ſich ſo emporheben ſollten, haſt du die Verſicherung erhalten, daß du unter tauſend und mehrern Laſterhaften gerade derjenige ſein werdeſt, welcher dis wird thun können? Und hätteſt du ſie, welche traurige Beſtimmung für dich! Ich mag ſie nicht an deiner Statt haben. Du haſt Vernunft, weiche ihr aus! Gelängeſt du auch in der That durchs Laſter zum äuſerlichen Glück, würdeſt du in einer Reihe von wenig Tagen der zweete hochbelohnte Böſewicht: würdeſt du dabei mehr oder weniger Ruhe noch haben, als der Erſte? Würden dich nicht viele von den unausbleiblichen elenden Folgen des erhobenen Laſters noch in weit ſtärkerer Maſſe treffen, als ienen? Ihn verabſcheueten ſchon alle Rechtſchaffenen — dich wird ihr zwiefacher Abſcheu treffen. Ihn ſuchten ſchon Verräther zu ſtürzen — gegen dich wird ſich alle ihre Argliſt vereinigen. Er iſt ſchon im Leiden ohne Troſt, im Tode verzweifelnd — was wirſt du in beiden ſein, da du hörteſt, wie man ihn verabſcheuete, und deſſen ungeachtet ihm auch ſeiner ſchandvollen Bahn nachwandelteſt! Zittert ein Laſterhafter ꝛc: ſo müſts denn ſein, wenn er ſieht, daß ein Mann von ſeiner Zunſt durch offenbare Niderträchtigkeit zu auſſerordentlichem Glück emporſteigt. Aus dem Munde deſſelben müſte er denn, ohne daß iener die Lippen bewegte, die nachdrücklichſten Warnungen hören; müſte dadurch erſchüttert werden, vom Abweg zurückkehren, und der Tugend in die Arme fliehen, damit er in ſelbigen alle ſeine Seligkeiten rettete.“ „Du aber — ach Leute! der Hagel läſſet nach, und ehe wir uns deſſen verſehen, wird die Sonne durchbrechen —

doch nun gehet nicht von mir, bis ich mit euch gehe; ich wünſche, daß Jeder von euch im Innerſten des Herzens fühlen möge, daß ich ihn anrede — — du, der du von weitem der traurigen Geſchichte des Rechtſchaffenen als ein ähnlicher Redlicher gewahr wirſt, ſammle dich, ſo viel du kannſt, beim Uebermuth des ihn ſtürzenden Böſewichts und beim ſchadenfrohen Jubelgeſchrei ſeiner Geſellen. Für allen Dingen murre nicht wider des Schickſals heilige Wege. Glaube, daß unter allen Weſen Gott gewis dasjenige ſein werde, welches ſich über alles, was mit ſeinem Willen geſchieht, in den Augen aller übrigen vernünftigen Geſchöpfe rechtfertigen wird. Er wird ſich rechtfertigen ſogar, daß das, was dieſer Rechtſchaffene duldet, nicht nur zum Wohl des Ganzen, ſondern auch zu ſeinem eigenen gereiche. Dis läſſet dich dein Herz ſchon von dem Urheber ſo groſſer, maieſtätvoller Werke, welche du vor deinen Augen täglich haſt, hoffen, und alles, was deine Religion dich lehrt, beſtärkt dich in dieſer Hofnung. Sag' an, was willſt du mehr, als dis? Alles, was du noch fordern möchteſt, wäre etwa, daß dieſe Rechtfertigung Gottes iezt gleich erfolgen ſollte; aber was berechtigt dich zu dieſer Forderung? Glaubſt du nicht, daß ſie ſchon erfolgt ſein würde, wenn ſie ſchon hätte erfolgen können? Wird die Gottheit, wie zu allen ihren Werken, nicht auch zu ihr den ſchicklichſten, glänzendſten Zeitpunkt erkieſen? Beruhige dich damit, daß dieſer noch nicht da geweſen ſein müſſe, und las auch dem Vater der Welt, welcher gegen dich gerecht ſein ſoll, die Gerechtigkeit wiederfahren, daß du ihn, da er dir ſchon ſo viele und groſſe Beweiſe ſeiner weiſeſten Güte gegeben hat, nicht in den undankbaren, voreiligen Verdacht nehmeſt, als würde er dismahl die Tugend ohne Beiſtand, ohne Rettung und ohne Lohn laſſen. Iſt der leidende Unſchuldige ſelbſt ein ſtandhafter Mann: ſo ſei du um ſo viel mehr ein ſtandhafter Zeuge ſeiner Leiden. Sein Beiſpiel, welches ihn mehr koſtet, als dich deine Nachahmung, fordere dich kräftigſt zu dieſer auf! Sorge aber auch dafür, daß deine eigene Tugend nicht in Gefahr gerathe, wenn du eine fremde leiden ſiehſt. Das Laſter brüſtet ſich izt; wirf dich deshalb nicht in ſeine Arme. Halte ein kleines äuſerliches Glück, welches du als Rechtſchaffener beſitzeſt, für gröſſer, als das beträchtlichſte, daß dir, als Böſewicht, zu Theil werden würde. Und wenn du über die Tugend alles andere verlöhrſt:

ſo denke, daß du ieden dieſer Verluſte an deinem Herzen wieder gewinnſt. Sei aber nicht zur Unzeit furchtſam. Die Rechtſchaffenheit leidet nicht immer. Ein Edler öfnet oft durch ſein Unglück ſeinen guten Brüdern den Weg zum Lohn. Gönne dem glücklichen Böſewicht die Freude nicht, daß er ſehe, daß du wankeſt. Du vergibſt deiner eigenen Würde dadurch viel; und der Würde der Tugend noch mehr. Las dich nicht zur Schmeichelei gegen ihn herab; überzeuge ihn, daß ſein glänzendes unverdientes Glück ihm in deinen Augen nicht den geringſten Werth mehr gebe. So ſieht er denn doch, daß die Tugend noch Vorzüge habe, welche kein Laſterhafter an ſich reiſſen kann — zum Exempel den, daß er von keinem Edlen, und wär' er auch noch ſo mächtig, wahrhaftig geſchätzt werde. Sag' ihm, ſo oft du ihn anblickſt, daß er, wenn er dis ſein wolle, erſt ein redlicher Mann werden müſſe. Erzeuge, nähre in ihm nicht den Gedanken, daß du ihm ſein würdeloſes Glück beneideſt. Sein Glück iſt ein Glück ohne wahre, menſchliche Ruhe — — wäre dis auch wohl deſſen werth, daß du dich deshalb einer Leidenſchaft Preis gäbeſt, welche dich in iedem Fall erniedrigt? Las ihn glücklich ſein, ſo lange der Weltvater zuläſſet, daß er es ſei! Es ſind gewis weiſe, heilige Abſichten dabei; unterbrich dieſelbigen nicht. — Verlas denn auch den unſchuldigen Leidenden nicht. Erwecke ihm nicht den Kummer, daß er, wenn er dich gleichgültiger und kälter gegen ſich fände, denken müſte, du eigneteſt ihm die Schuld ſeines Unglüks zu. Gewähr ihm den ſüſſen Troſt vielmehr, daß er ſehe, daß ſchuldloſes Leiden den Mann, welcher es trägt, in den Augen ſeiner edlen Freunde nicht ſinken mache. Du wirſt ihn dadurch in Geduld und Standhaftigkeit ſtärken; denn es iſt ein unausſprechlicher Troſt, im Unglück Menſchen zu finden, welche uns um deſſelben willen nicht nur nicht verachten, ſondern ſogar inniger lieben. Er wird mit Blick und Wort und That dafür ſanfterkenntlich werden; und du wirſt, wenn dir ein ähnliches Schickſal bevorſtände, dir dadurch die Hofnung bereiten, daß alsdenn dein gutes Herz eben ſo wieder Troſt bei andern Edeln finden werde, wie das Seinige bei dir. Der Böſewicht, welcher ihn haſſet, wird auch dich haſſen, wenn er ſieht, daß du ienen liebſt. Aber dis ſchüttere dich nicht! Lieben wird er dich ſo wahrhaftig nie. Allenfalls würdeſt du an ihm einen Heuchler mehr haben, welcher dich mit leeren Verſprechungen unterhielte. Dis wird er nun aus Rachſucht nicht mehr ſein können. Er wird dich öffentlich verfolgen. So gewinnſt du vielmehr hierbei, und kannſt dich für dem Feind, welcher ſich ſelbſt dafür erklärt, hie und da in Sicherheit ſtellen. Und liebte er dich, ſag, hätteſt du Ehre davon, wenn dich ein Böſewicht liebte? Wer würdeſt du ſein müſſen, wenn er dis thun ſollte? Schätze den unglücklichen Frommen, ſei ſein Troſt; handle dabei weiſe und vorſichtig; rechne auch viel darauf, daß ein Menſch gegen den andern nicht weiter gehen dürfe, als Gott will — ſo wird der Böſewicht ſehen, daß er ienem Schuldloſen doch nicht alle Stäbe aus den Händen reiſſen konnte, an die er ſich hielt. Wird dir denn irgend ein unerwartetes Gut des Lebens zu Theil: ſo nimm es für einen Segen deines Edelmuths an; und denkſt du daran, daß du einſt in eine beſſere Welt übergehen werdeſt: ſo freue dich in voraus darauf, daß dieſe für deinen unglücklichen Freund ſelig ſein werde, und für dich.“ — Es hat aufgehört, zu hageln, Leute, und ich bin eben mit den Ausſchüttungen meines Herzens gegen euch fertig. Noch aber wollt' ich euch ſagen, daß ich euch während meines Redens genau betrachtet habe, und nun noch beſſer ſagen konne, wer ihr eigentlich ſeid. Einer von euch ward mir ſehr theuer und werth, als ich ſah, daß ſein Herz, da ich das Letzte ſprach, ſich ſanft an das Meinige feſſelte. In ſeinen Augen quollen einige Thränen auf. Er unterdrückte ſie herzhaft; aber ſie entſchlüpften mir nicht. Für die andern beiden ſchien ich nicht ſo, wie ſie es mochten erwartet, oder doch wenigſtens gewünſcht haben, zu ſprechen. Ich begebe mich gern der Hofnung, durch einige Worte, welche etwa treffend waren, die ganze falſche Denkungsart eines Menſchen berichtigen zu können; indeſſen, wenn ich dieſen auch nur einen Fingerzeig gegeben habe, weiter über die Sache nachzudenken: ſo iſts mir auch ihrentwegen nicht leid, daß mich der Hagel unter dieſen Bogengang trieb. Wir fanden denn hier auch wohl einander nicht ganz von ohngefähr; und wenn ein ganzes Geſpräch nicht wirkt: ſo wirkt doch manchmahl hie und da eine Zeile davon. Eurer ſind drei; und unter euch dreien iſt einer, welcher ſich für jenen unglücklichgewordenen Unſchuldigen intereſſirt. Dieſer mag ſich glücklich preiſen, wenn er allemahl unter drei Menſchen einen antrift, welcher noch für ihn iſt. Doch ich war der zweete

Mann hier für ihn — — ach! könnte ich ihm ſo allenthalben die Herzen ſeiner Mitbürger zur Hälfte verſchaffen, wie hier unter uns vieren! — — Die Sonne ſcheint ſo anmuthig, und wer ſollte nun glauben, daß ſo ein Irrwetter geweſen wäre, hätt' ers nicht mit ſeinen Augen geſehen. Vielleicht ſcheint ſie auch einmahl wieder ſo feſtlich im Leben für ienen Redlichen. Lebt nun wohl, Leute; ich will meinen Weg fortſetzen; machts auch ſo! Arbeitet fleiſſig, und bewahret euch für Ungerechtigkeiten gegen Leidende! Es geſchieht viel in der Welt — aber nichts geſchieht ohne Gott.

Als ein Mann, welcher ein wichtiges Amt bekleidete, aus einer groſſen Geſellſchaft trunken nach Hauſe geſchlept ward.

Ich kam eben dazu, als er fortgetragen ward, und fand die ganze übrige Geſellſchaft über den Vorfall in ziemlicher Verlegenheit.

Ich gäbe viel darum, meine Herren, wenn ich nun machen könnte, daß ich um eine Stunde eher zu Ihnen gekommen wäre. Ich bin Bürge dafür, daß daſienige nicht hätte geſchehen ſollen, was geſchehen iſt. Gott! welch ein Anblick wars! Ein Mann — kein Jüngling mehr — ein Mann in den Jahren der vollſten Ueberlegung trunken — ohne Bewuſtſein, beinahe ohne Sinne trunken — ein Mann von ſolchem Stande und Anſehen, wie er — in ſo einer zahlreichen, vermiſchten Geſellſchaft, wie dieſe — — ich kann nicht Worte genung finden, dem Unwillen Luft zu machen, welcher ſich darüber aus meinem Innerſten hervorarbeitet. Wie war es möglich, daß dieſer Mann ſo ſeiner ſelbſt und aller der Achtung vergeſſen konnte, welche er ſich ſchuldig iſt! Hat ihn Jemand von Ihnen forcirt: ſo hat dieſer, er ſei, wer er wolle, Unrecht gethan. Sagen Sie nicht, daß ein Mann, wie dieſer, der alleweil weggetragen ward, ſich zum Trunk nicht müſſe forciren laſſen. Es hat ein ieder ſeine Schwächen. Man mus ſich keine Freude daraus machen, ſie aufzudecken; am wenigſten ſo öffentlich. Wers gethan hat, der hätte bedenken ſollen, wie viel Böſes er dadurch ſtiftete; wie er nicht nur den Mann ſelbſt, ſondern auch ſein ganzes Anſehen verächtlich machte; und wie er verurſachte, daß derſelbe mit allen ſeinen Reden und Handlungen nicht den zehnten Theil von dem Guten an irgend einem von dieſer Geſellſchaft, oder auch an vielen andern, welche von ſeiner Trunkenheit hören, mehr werde ſtiften können, welches er doch bei allen ſeinen Schwächen noch würde geſtiftet haben. In den Augen der Mehreſten wird er den Fleck, welchen er hierdurch erlitten hat, nicht wieder auswiſchen können; und wenn er nun noch ſo mäſſig in Zukunft lebt, ia, wenn er nie wieder ein Glas Wein trinken wollte: ſo wird man ihm die Wohlthat nicht erweiſen, zu vergeſſen, daß er ſich einsmahl ſo betrunken habe. So iſt alſo das Böſe denn nun doch geſchehen, und niemand vermag es wieder gut zu machen. Warlich! einer der elendeſten Streiche, welchen ich kenne, einen Mann von ſolchem Stand' und Anſehen trunken zu machen! Kein Edler thut ſo etwas.

Was iſt denn das nun für eine Freude, einen Trunkenen zu ſehen? Sieht man an ihm nicht einen Menſchen, welcher aufgehört hat, Menſch zu ſein? Kann man ſo einen Anblick gern haben — oder gar ſich und andern denſelben machen — und dabei ſelbſt noch ganz Menſch ſein? Ich überlaſſe Ihnen dis zur Beherzigung, meine Herren, und wars bei Ihnen nicht recht angebracht: ſo nehm' ichs hiermit zurück. — Oder war dieſer Mann ſelbſt unerſättlich? Ich kenne ihn nicht gar genau von der Seite, und habe in meinem Leben wenig mit ihm getrunken. Iſt dis, ſo empfängt ſeine Handlung freilich noch einen Grad der Schändlichkeit mehr; aber er hätte doch nicht mehr trinken können, als ihm gereicht ward. Und hätt' er ſelbſt nach der Flaſche greifen wollen: ſo hätte man ſie ihm vor der Hand wegnehmen müſſen. Man hätte auch nicht einmahl zugeben ſollen, daß er ſich beſchimpfen könnte. — Oder hat er vieleicht weniger getrunken, als viele andere von der Geſelſchaft, und kann er vermöge der Beſchaffenheit ſeines Körpers nicht ſo viel vertragen, als ſie? Auch dis muſte er aus Erfahrung wiſſen, und beim Trinken darauf Rückſicht nehmen. Er muſte ſich keiner Gefahr blosſtellen, von der er wuſte, daß ſie ihn gewis überwältigen würde. Ich kann nicht ausmachen, welcher von dieſen Fällen eigentlich bei ihm eingetreten ſei, weil ich der Geſchichte ſeiner Trunkenheit nicht beigewohnt habe; aber es ſei auch, welcher es wolle, die Geſelſchaft kann ſich von dem Vorwurf nicht reinigen, daß ſie es ſchlechterdings mit ihm nicht ſo aufs äuſerſte weit hätte kommen laſſen ſollen. Wenn wir einmahl bei einander ſein wollen, ſo müſſen wir auch raiſonnabel gegen einander denken, und es ehrlich gegen einander meinen. Dieſem Manne hätte man mehr Freundſchaft erwieſen, wenn man ihn zu Hauſe gelaſſen hätte. Oder, ſo bald man ihm angemerkt, daß er zu viel zu ſich genommen, hätte man wenigſtens ſo viel Gefälligkeit noch gegen ihn oder gegen ſein Anſehen haben ſollen, daß man ihn aus dem Anblick der Menge entfernte, und dafür ſorgte, daß er auf eine anſtändige Art, und ohne ſolch Geräuſch zu machen, in ſeine Wohnung käme. Es iſt wahr, er wird ſelbſt bei dieſer ſeiner unedlen Handlung das Meiſte verliehren; allein auch der Billigdenkendſte wird die Geſelſchaft, in welcher er ſie verrichten konnte, nicht auſſer Verdacht laſſen, daß in ſelbiger einer und der andre geweſen ſein müſſen, welche ihr Vergnügen daran gefunden, einen Mann von ſeinem Stande der Spötterei der Welt auszuſetzen. — Wie ganz und gar es nicht zu billigen ſei, daß man einen Menſchen zur Trunkenheit verleite, oder ihn auch nur nicht abhalte, daß er in ſelbige verfalle, kann man am beſten daraus abnehmen, wenn man über dieſes Laſter ſelbſt nachdenkt. Meine Herren, ich ſags gerade heraus, daß die Trunkenheit in meinen Augen eine der ſchändlichſten Ausſchweifungen ſei, welche ein Menſch begehen kann. Der Anblick eines Trunkenen iſt ſchon der widrigſte von der Welt. Ich brauche Ihnen denſelben nicht erſt weitläuftig zu beſchreiben; leider haben Sie ihn eben alle in Natura vor ſich gehabt. Warlich, man ſollte glauben, daß derienige nie trunken werden könne, welcher iemahls einen Trunkenen geſehn habe; ſo viel äuſerlichgarſtiges hat dieſes Laſter an ſich. Kommt nun die Reflexion dazu, daß das trunkene Geſchöpf ein Menſch ſei: ſo empfängt ſein Anblick in der That etwas Schauderetregendes. Wie? ein Menſch, welcher Vernunft hat, der vom Schöpfer gewürdigt worden iſt, über alle andere Geſchöpfe hervorzuragen, kann ſich ſelbſt ſo entehren, daß er ſeine Vernunft auf einige Stunden wegwirft und ſich wohl gar des Gebrauchs ſeiner Sinne begibt? Er kann erſt Narr werden — hernach bloſſes Thier — und zulezt noch unters Thier herabſinken? Iſt das der Vorzug, welchen er unter allen Kreaturen an ſich reiſſen ſoll, daß er eine Handlung begeht, durch welche ſich nicht leicht ein unvernünftiges Geſchöpf ſchändet? Kann ich mir doch keinen ärgern Fleck denken, welchen der Menſch auf ſich bringt, als wenn er die gröſſere Freiheit, welche er für den übrigen Geſchöpfen hat, zu gröſſern Ausſchweifungen, als ſie begehen, anwendet! Wer liebt die menſchliche Natur, und mus nicht wünſchen, daß das Laſter der Trunkenheit ganz aus der Geſellſchaft verbannt ſein möchte? Es bedarf faſt keiner Vorſtellung weiter, ſich deſſelben zu enthalten, als dieſer, daß dis Laſter eins von denen ſei, welche ſich auf der Stelle ſelbſt ſtrafen. Der alberne, Widerwillen erweckende oder gar ſinnloſe Zuſtand, in welchen ein Trunkener geräth, wäre ſchon Strafe genung für ihn; aber auf den Tag der Ausſchweifung, an welchem er ſchon in einem hohen Grade leidet, folgt noch ein anderer, der noch trauriger für ihn iſt. Welch ein Elender iſt er am Morgen nach ſeiner Trunkenheit! Zerſtört erwacht er denn von ſeinem Taumel,

mel, um die Schandthat des vorigen Tags erſt recht zu büſſen. Nun wühlt die eingenommene Uebermaſſe des Getränks erſt in allen ſeinen Adern und Nerven; nun plagt er ſich mit Uebelkeiten, Hauptſchmerzen und Ekel an allen menſchlichen Nahrungsmitteln. Er iſt nur halb im Daſein, und vermag nichts nützliches zu unternehmen. Träge, zerſtreut, halbwild kündigen ſeine Augen und Wangen die geſtrige That allen denen an, welche ihn ſehen. Er weis, daß geſittete Menſchen ſein ausgeübtes Laſter verabſcheuen; er fühlt, daß ſie recht daran thun — nun mus er anfangen, ſich ſelbſt deshalb zu haſſen, und die Stunden unter die unedelſten ſeines Lebens zu zählen, in welchen er ein Trunkener ward. Von iedem, welcher ihn genau betrachtet, glaubt er, daß ſelbiger ſeine Handlung wiſſe, und unter die Augen derer, in deren Geſellſchaft er ſie ausübte, kann er nicht ohne ſchmerzlichſte Scham wieder treten. Warlich, die Natur gab allen ihren Kindern zur Vermeidung dieſes Laſters einen recht mütterlichen Wink dadurch, daß ſie die Einrichtung traf, daß daſſelbe ſich ſelbſt in einem ſo hohen, peinvollen Grade ſtrafte! Mehr konnte ſie doch wohl nicht thun, um vernünftige Geſchöpfe, welche ihre eigene Glückſeligkeit lieben und ſuchen müſſen, für ſelbigem zu warnen. — Die Trunkenheit, meine Herren, wird mir auch dadurch ein höchſt verabſcheuungswürdiges Laſter, wenn ich erwäge, daß ſie gerade der Abſicht entgegenarbeitet, um derentwillen die Nahrungsmittel für uns Menſchen da ſind. Wir ſollen mit ſelbigen unſere Erhaltung bewirken. Dazu gab ſie uns die Natur. Körper und Geiſt ſollen wir mit ihnen ſtärken. Können wir auch undankbarer gegen die milde Wohlthäterin handlen, als wenn wir ſie dazu anwenden, daß wir, wenns auch nur auf einen Tag wäre, uns durch ſie ſchwächen, untauglich für die Welt und unzufriden mit uns ſelbſt machen? Heiſt dis nicht Wohlthaten mit Füſſen treten, ohne zu bedenken, daß dieſer Undank zugleich Liebloſigkeit, gegen uns ſelbſt begangen, ſei? Ein Menſch, welcher in Trunkenheit verfällt, mus doch allemahl glauben, daß in derſelben Stunde, in welcher er zur Uebermaſſe ſchreitet, viele ſeiner Brüder ſchuldlos Durſt leiden. Wenn es nun möglich wäre, daß dieſe wider ihn auftreten könnten, wie würde er ſich gegen ſie rechtfertigen? Würden ſie nicht zu ihm ſprechen: Du Unmenſch, Gottes Gabe, welche uns ſo theuer und werth wäre, wenn wir ſie hätten, misbrauchſt du ſo? verſchwelgeſt ſie ſo? Denkſt du nicht während deiner Völlerei an uns, die wir Mangel leiden? Brach dir dein Herz nicht, als du als ein einziger Mann zum Ueberflus das verſchlangſt, und dir damit einen traurigen Tag nachzogſt, womit du vielen von uns eine Stärkung hätteſt gewähren und einen Tag der Freude verſchaffen können? Meine Herren, dieſe Betrachtung dringt bei mir durch Mark und Bein! Sagen Sie, hätte der Trunkene nicht verdient, daß er auf eine Zeitlang an die Stelle derer geſetzt würde, welche Durſt leiden, um den Werth einer der gröſten Wohlthaten der Natur ſchätzen zu lernen? Gott! wie edel könnte doch ein ſolcher Menſch handeln, wenn er den Ueberflus, welchen er zu ſeinem eigenen Schaden hinterſchlurft, nähme und ihn in Hütten der Nothleidenden trüge! Der Anblick derer, welche vor ſeinen Augen mit herzlichſtem Geſchmack tränken, würde ihm ein weit menſchlicheres Vergnügen gewähren, als ihm ie die Völlerei ſelbſt im Augenblick ihrer Ausübung verſchaffen kann. Und hat er denn nun in der That ſelbſt in dieſem Augenblick — denn die darauffolgenden ſind die elendeſten — einiges wahres Vergnügen? Der Durſt gibt unſern Getränken den gröſten

Reiz. Dieſen hat er aber ſchon längſt geſtillt; folglich iſt er des Vergnügens, welches hieraus entſteht, nicht mehr theilhaftig. Die Befridigungen ſeines Geſchmacks ſind auch bald vollbracht. Je mehr er trinkt, je weniger Geſchmack hat er davon. Die Uebermaſſe wird nur von ihm hintergeſchüttet, und die Unbarmherzigkeit, mit welcher er ſeinen Magen behandelt, verurſacht ihm ſogar Ekel. Genöſſe er halb ſo viel, oder gar nur den dritten Theil davon: ſo tränke er mit Bewuſtſein, mit Reiz, und hätte die Freude zugleich, daß er ſich dadurch wahrhaftig geſtärkt fühlte. — Trunkenheit in Geſelſchaft iſt offenbar gerade wider allen geſelſchaftlichen Geiſt. Alles wahre Vergnügen, welches aus der Geſelſchaft entſpringt, wird ſogleich verſcheucht, ſobald Völlerei unter ſie einkehrt. Der Anblick des Narren und der Anblick des Thiers ſind einer ſo häslich, als der andere. Kein Vernünftiger und Edler kann ſie gern vor ſich haben. Die Achtung unter den Geſelſchaftern gegen einander verſchwindet. Die heitere Ruhe verwandelt ſich in ein unangenehmes Getöſe. Einer erblickt am andern ſchwache Seiten und findet dadurch Gelegenheit, ihn geringer zu ſchätzen. Der eine wird ganz unnütz und abweſend für die Geſellſchaft; der andere fängt an zu hadern. Die ſanfte Harmonie, die Seele des geſellſchaftlichen Lebens, flieht dahin. Die edlern Gegenſtände des Geſprächs werden weggeſchoben. Man ſpricht wohl Albernheiten, Beleidigungen, Unſittlichkeiten. Man geht aus einander und zerſtreut ſich vieleicht auf Lebenszeit. Nein, meine Herren, wenn wir uns auf unſern Nutzen verſtehen: ſo mus die Trunkenheit aus unſern Geſellſchaften vertrieben werden. Wir müſſen, wenn wir zuſammenkommen, nicht das Vergnügen unſres Umgangs darinn ſuchen, daß wir uns in Nahrungsmitteln übernehmen, einander zu Gecken oder zu Beleidigern machen. Holde, freundſchaftliche Geſpräche, Verbreitung einer edlen Freude über uns und andere, Befeſtigung unſrer Achtung gegen einander, Verengerung unſerer Bande müſſen die Abſichten unſrer Geſellſchaften ſein. Wir mögen trinken; aber auch in der That ſo, wie wir zu ſagen pflegen, aufs Wohlſein eines ieden — die Alten hatten gewis einen guten Endzweck dabei, als ſie dieſen Ausdruck bei ihren Tiſchen einführten — und nicht auf unſer allerſeitiges Verderben. Sind wir vollends in Geſellſchaft unſerer Kinder dabei: ſo müſſen dieſe allein uns ſchon in den Schranken der Nüchternheit erhalten; und ich kann mir keine ſchlechtere Erziehung denken, als wenn ein Vater ſeinem Sohn ein Beiſpiel der Völlerei gibt. — Leben wir in einem wichtigen Stande: ſo iſts noch mehr Pflicht für uns, daß wir uns ganz und gar der Trunkenheit enthalten. Wir ſind uns alsdenn nicht nur ſelbſt, ſondern auch der Welt in einem vorzüglichen Grade die Mäſſigkeit ſchuldig. Wir ſollen ia Achtung bei Menſchen haben — wir ſollen ia ihnen nützlich werden; können wir dis werden, können wir iene behalten, wenn wir Völlerei treiben? Es iſt ein Unglück für einen Staat, wenn auf den vornehmſten Stellen deſſelben Männer ſtehen, welche ſich dieſes Laſters ſchuldig machen. Ihr Beiſpiel iſt nicht nur das verderblichſte für ihre Mitbürger; ſondern ſie ſind nicht mehr im Stande, das zu leiſten, was der Staat von ihnen fordert. Sie reden, und man hört nicht mehr mit Ehrfurcht auf ſie; ſie wollen durchdringen, und man ſpottet ihrer. Wehe dem Lehrer der Religion, welcher trunken erblickt ward, wenn er iemahls auch nur mit einem Perioden wider irgend ein Laſter ſich aufmachen will! Der Schlechtdenkende gibt ihm den Vorwurf auf der Stelle zurück, welchen er andern macht; und der Beſſergeſinnete kann es doch gegen ſein eigenes Herz nicht ableugnen, daß er die Ermahnung lieber hörte, wenn ſie aus dem Munde eines tadelfreiern Mannes käme. Wehe dem Richter, wenn man ihm im Gericht den Rauſch des vergangenen Tags noch anſieht! Man ſteht ohne Zutrauen vor ihm, und der ſachfällige Theil beſchuldigt ihn der Ungerechtigkeit. Wehe dem Befehlshaber, dem Vorgeſetzten, wenn ſeine Untergebene ſchon Zeugen ſeiner Unmäſſigkeit waren. Umſonſt erwartet er von ihnen Gehorſam und Treue. Sie habens geſehen, wie er ſich ſelbſt nicht mehr achtete; was könnte ſie antreiben, ihn höher zu ſchätzen, als er ſich ſelbſt ſchätzt? — Was ich Ihnen bis letzt geſagt habe, meine Herren, galt nur einzelne Begehungen dieſes entehrenden Laſters; aber mit Entſetzen denk' ich mir nun einen Menſchen, welcher aus demſelben Gewohnheit macht. Man ſollte glauben, daß Niemand daſſelbe zum zweiten mahle begehen könnte, wenn man die unangenehmen Folgen erwägt, welche er davon empfunden hat. Deſſen ungeachtet gibts Leute, denen es zuletzt ſo unentbehrlich wird, daß ſie an keinem Abend nüchtern in die Arme der Ruhe ſinken mögen. Sie thun wohl lieber auf die edelſten Freuden des Lebens Verzicht, als daß ſie ſich ihm entzögen. Man führe ſie an den Trinktiſch: ſo erſetzt ihnen das volle Glas die ganze Welt. Sie ſind aber auch in der That diejenigen, welche ein Gegenſtand der unverſöhnlichſten Abneigung iedes gutdenkenden und geſitteten Mannes werden. Jeder Laſterhafte wird um ſo viel ſchwärzer, ie öfter er ſein Laſter wiederholt. Er gibt dadurch zu erkennen, daß nicht bloſſe Verbindungen unglücklicher Umſtände ihn zu ſelbigem verleiten, ſondern daß er es freiwillig und gern begeht. Man hätte auch denken ſollen, daß die unangenehmen Folgen, welche er von den erſtern Ausübungen deſſelben hatte, ihm, als einem Menſchen, eine Warnung für anderweitigen Vollbringungen deſſelben hätten ſein ſollen. Wie weit mus der ſchon hingeſunken ſein, welcher, ſo oft er ein Laſter begeht, durch ſein eigenes Gefühl überzeugt wird, daß er dadurch wider ſich handle, und deſſen ungeachtet immer wieder bereit iſt, daſſelbe zu wiederholen! Es iſt doch nicht möglich, daß er in den Augenblicken, in welchen er für ſelbiges leidet, ohne Reflexion über ſeine Schändlichkeit bleiben, und nicht ſich ſelbſt das Angelöbnis thun ſollte, es zu vermeiden. Und alle dieſe Reflexionen verdrängt, alle dieſe Vorſätze vereitelt der erſte ſinnliche Reiz, wenn er ſich ihm darbietet? Welch einen traurigen Aufzug macht doch ein Menſch, welcher ſo ohne alle Herrſchaft über ſich ſelbſt, und ganz Sklave ſeiner Leidenſchaft iſt! Er hat vom Menſchen nicht viel mehr als Hand, Fus und Geſicht; und auch letzteres iſt ein recht verunſtaltetes, überaus wenig verſprechendes Menſchengeſicht. Je höher er ſeine laſterhafte Gewohnheit treibt: deſto unerſättlicher wird er in derſelben. Die Natur rafft alle ihre Kräfte zuſammen, um unter ihr nicht zu erliegen. Er braucht alſo von Zeit zu Zeit immer mehr Uebermaſſe, wenn er es bis zur Trunkenheit bringen will. Dadurch wird er ein immer gröſſerer Verſchwender; und hierdurch wieder ein immer gröſſerer Undankbarer. Einzelne Begehungen ſeines Laſters verurſachten ihm einzelne traurige Tage; aber die Gewohnheit deſſelben ein ganzes mühſeliges Leben. Aeuſerſtſelten, meine Herren, iſt es, daß ein Trunkenbold ein hohes Alter erreiche. Gemeiniglich treten ſie auf der Mitte des Wegs ſchon ab, und die Urſache ihres Todes iſt allemahl ihr Laſter. Man ſieht ſie denn, wie ſie eine Zeitlang nicht ſtark genung Getränke nach ſich reiſſen können; plötzlich geht die Natur zum andern Extrem über: ſie können gar nichts mehr vertragen, und denn iſt ihr Ende nah. In langwierigen, ſchmerzhaften Krankheiten büſſen ſie alsdenn wohl noch ihre Unmäſſigkeit durch eine gänzliche Unfähigkeit, irgend ein menſchliches Nahrungsmittel gehörig verdauen zu können. Haben ſie ſich in früher Jugend ſchon der Völlerei ergeben: ſo iſt ihre Bahn noch kürzer, und denn ſieht man ſie oft ſchnell und unter den furchtbarſten Anſtalten der Natur aus derſelben ausgleiten. Einige von ihnen, welche ihre Unerſättlichkeit oft aufs äuſerſte treiben, ſinken wohl gar mitten in den Augenblicken derſelben dahin, ſterben trunken, und erregen durch die Nachricht von ihrer Todesart das Entſetzen aller ihrer Mitbürger. Und das Leben ſelbſt, welches nun ia noch dem Trunkenbold zu Theil wird, iſt nicht halbes menſchliches Leben mehr für ihn. Er taumelt durch die Welt, ohne ſich deſſen recht bewuſt zu ſein. Alles, was er ſieht, betrachtet er darauf, obs von ihm getrunken werden könne; und iſt dis nicht: ſo hats keinen Reiz für ihn. Täglich braucht er einige Stunden dazu, ſich zu entkräften; und noch einmahl ſo viel, um die entkräftete Natur wieder zu ſtärken. Die Zeit, welche dazwiſchen verſtreicht, gibt ihm gerade ſo viel Muſſe, dann und wann einen Aufblick zu thun und zu bemerken, daß er noch da ſei. Er hat ſtets das Anſehen eines Betäubten, und verliehrt alle edle Thätigkeit ſeines Geiſtes. Zum Nachdenken iſt er unfähig, und wenn er Betrachtungen an einander knüpfen ſoll: ſo iſt er nicht im Stande, ſie in ihrer Verbindung zu überſehen. Die Kette iſt da; aber niemand, welcher ſie hält. Die Glieder derſelben fallen aus einander und bleiben zerſtreut vor ihm liegen. Seine Urtheile ſind ſchief; ſein Gedächtnis iſt das Gedächtnis eines Träumenden, welcher von allem, was er im Traum ſah, beim Erwachen nur noch die Hälfte, und nach einigen Stunden gar nichts mehr weis. In Fällen, wo es auf Gegenwart des Geiſtes, auf raſche Entſchloſſenheit, auf daurenden Muth ankommt, iſt er ganz von ſich ſelbſt verlaſſen. Er läſſet den Augenblick zur That verſchwinden, will ſie hernach ausüben, wenn dazu nicht Zeit mehr iſt, und erblickt die Mittel, welche zur Erreichung ſeines Endzwecks dienen, nicht, wenn ſie auch dicht vor ihm liegen. Ueberall iſt er nur Nachahmer; der elendeſte, unerträglichſte Nachahmer. Feige, und auf ſich ſelbſt mistrauiſch, wagt er keinen Schritt, wenn ihn nicht zehn andere vor ihm thun; und iſt denn doch wohl nicht im Stande, in ihre Fusſtapfen richtig zu treten. Blas, aufgedunſen, mit hervorgequollenen Augen wankt er in den Zwiſchenräumen ſeines Laſters unter ſeinen Mitbürgern umher, ergreift hie und da einen von ihnen mit zitternder Trunkenboldshand, weis nicht recht, wer dieſer iſt, und was er mit ihm ſpricht, findet die Natur an Freuden für ſich leer, und iede menſchliche Geſellſchaft, in welcher nicht gezecht wird, öde. Jede edle, menſchliche Empfindung verliſcht in ihm. Gröſſe und Schönheit kann er nicht mehr ſchätzen, und alles, was nur ſanfte Eindrücke macht, iſt für ihn ganz eindrucksleer. Umrauſcht will er ſein. Denn fährt er erſchüttert aus ſeinem Schlummer auf, ſtaunt, grinzt, kachinnirt nach Umſtänden, iähnt wieder, ſchlummert wieder; und ſoll er wieder erwachen: ſo müſſen noch heftigere Erſchütterungen auf ihn wirken. Zuletzt mag die ganze Welt um ihn her in Bewegung ſein; er iſt nicht mehr zu ermuntern. So iſt das Leben des Trunkenbolds! Ein Leben ohn' allen Werth für ihn. Noch werthloſer für die Geſellſchaft, in welcher er es führt. Wie wenig hat dieſe ſich von ihm zu verſprechen! Iſt er ein Mann, welcher in öffentlichem Dienſt des Vaterlands ſteht: ſo wird er die Hofnungen ſeiner Mitburger täuſchen. Er wird weder Zeit noch innern Trieb genung haben, ſo für ſie thätig zu ſein, als er ſein ſollte. In den Stunden ſeines Laſters finden ſie ſich ganz von ihm verlaſſen, und in den Zwiſchenräumen hat er genung mit ſich ſelbſt zu ſchaffen. Alle ſeine Verſprechungen ſind Worte; deren er noch dazu wieder vergiſſt, ſo bald der, welchem er ſie thut, auſſer ſeinen Augen iſt. Und wenn er die beſten Kentniſſe beſäſſe: ſo bleiben dieſe doch unnütz für die Geſellſchaft, weil es an Anwendung derſelben gebricht; als zu welcher Aufmerkſamkeit, Wachſamkeit, Unterſuchungsgeiſt und edle Thätigkeit erfordert werden. Er iſt ein Betrüger gegen den Staat, ſtreicht die Einkünfte ſeines Poſtens ein und läſſet ihn unausgefüllt. Er begeht bald hier, bald da, Fehler, durch welche Unſchuldige leiden, und mus wohl, um ſie einigermaſſen wieder zu vergüten, zur Untreue ſeine Zuflucht nehmen. Stehen Unedle ihm zur Seiten: ſo wiſſen dieſe die Augenblicke ſeines Laſters zu benutzen; und will er ihnen darüber Vorwürfe machen: ſo macht er ſie ſich ſelbſt. So vermag ein einziger Trunkenbold, wenn er hoch ſteht, oft die allgemeinſte Verwirrung im Staat anzurichten! Seine Freunde finden an ihm einen Mann, auf den ſie gar keine Rechnung machen können. Auf ſeine Zuſagen dürfen ſie nicht bauen, und wenn er gerade für ſie am thätigſten ſein ſoll, iſt er wohl auſſer Stand, für ſich ſelbſt wirkſam zu ſein. Edelmuth, Theilnehmung und Aufopferung mögen ſie nie von ihm erwarten; denn ſeine wüſte Lebensart macht ihn dazu unfähig. Sie ſind ihm nur denn willkommen, wenn ſie, das Glas in der Hand, ſich ihm nähern. Wollen ſie mit ihm ernſthafte, intereſſante Ueberlegungen anſtellen; wollen ſie bei ihm Rath ſuchen: ſo iſt er in einer Zerſtreuung, in welcher er weder den wahren Geſichtspunkt der Sache faſſen, noch auf die gehörigen Wege ihrer Betreibung Bedacht nehmen kann. Er redet mit ihnen von hundert und tauſend Dingen, und unter allem, was er ſpricht, iſt nichts, das zur Sache gehörte, und das ſie für ſich nützen könnten. Unglückliche, Hülfsbedürftige ſind verlohren, wenn ſie von ihm gerettet oder auch nur zufridengeſtellt werden ſollen. Sein Laſter, welches überhaupt alle Menſchlichkeit ihm raubt, hat zuförderſt die ſanfteſten Erweiſungen derſelben vernichtet. Er hat kein Gefühl mehr für fremdes

Elend; und wenn er noch des Mitleids fähig wäre, würde er es wenigſtens auf ſich ſelbſt richten. Jammerte ihn eines Darbenden: ſo würde er nicht ein unmäſſiger Genieſſer der Gaben der Natur ſein; er würde den Ueberflus, durch welchen er ſich zu Grunde richtet, anwenden, Ruhe und Heiterkeit damit um ſich her zu verbreiten. Privatiſirt er, ſo wird er auch die Geſchäfte ſeines verborgenen Lebens unredlich und nachläſſig betreiben. Sein Nachbar, ein arbeitſamer, mäſſiglebender Taglöhner, welcher mit Sonnenaufgang aus ſeiner Hütte wandert, um ſeinen verdungenen Verrichtungen nachzugehen, wird ihm, dem ſein Rauſch nun noch lange Nacht hervorbringt, ein beſchämender Vorwurf ſein. Er wird das allgemeine Mistrauen ſeiner Mitbürger auf ſich ziehen, und ſich durch Müſſiggang, Verſchwendung und Unaufmerkſamkeit auf ſein Vermögen den Weg zur Dürftigkeit bahnen. Man wird ihn als die Hummel im Bienenkorb betrachten, welche nur da iſt, den Honig zu verwüſten; und ieder, deſſen Herz nur nidrig genung denkt, ſich dazu herabzulaſſen, wird den Betrug, welchen er an ihm ausübt, als ein gutes Werk betrachten, das er ſtiftet. Hat er Familie — o meine Herren! wie beklage ich die Unglücklichen, welche das Schickſal in ſeine Arme führte! Sehen Sie ſie als Leute an, welche das Mitleiden der ganzen menſchlichen Geſellſchaft verdienen! Welch ein Leben von Freuden leer, voll von Betrübnis, Schande und Verzweiflung wird ſeine Gattin an ſeiner Seite führen, wenn ſie edler denkt, als er! Mit welcher Abneigung, Unfolgſamkeit und Verachtung werden die Kinder den Vater betrachten, den ſie ſo oft taumelnd nach Hauſe kommen ſehen! Alle ſehen ſie ihn als den Mann an, der nicht Treue und Zärtlichkeit genung hat, ſie an dem, was er genieſſt, Theil nehmen zu laſſen; ſondern der gern von ihnen iſt, ihnen alles entwendet und nur darauf Bedacht nimmt, wie er ſie in Unruhe und Elend ſtürzen möge. So lange ſie noch rechtſchaffen geſinnet ſind, ſuchen ſie ſeine Ausſchweifungen der Welt zu verbergen; aber wie können ſie dis, da er ſie öffentlich begeht? Eine Zeitlang flieſſen wohl ihre Thränen um ihn; zuletzt verdirbt ſie ſein Beiſpiel. Eine allgemeine Trägheit fängt an unter ihnen zu herrſchen, und das geſammte Hausweſen geräth in Verfall. Jeder hält ſich nun von ſeinen Pflichten losgezählt, da das Haupt der Familie die Seinigen nicht mehr erfüllt. Die Mutter ſinkt zur Untreue hinab, und die Kinder nehmen die

Laſter beider Eltern an. Alle Bande ſind bald unter ihnen aufgelöſet, bis auf das einzige, daß ſie gemeinſchaftlich laſterhaft ſind. So zerſtört ein einzelner Menſch durch ſeine Völlerei das Glück ganzer Familien, und legt durch ſie noch den Grund zum Verderben künftiger Geſchlechter. Wär' ich Herr geworden auch nur von dem kleinſten Winkel der Welt, und hätte über hundert Familien auch nur zu gebieten: ſo würde eine meiner erſten Sorgen die ſein, daß kein Trunkenbold unter ihnen wohnte. Die Völlerei iſt eine Mutter vieler anderer ſchändlicher Laſter, und der Mann, welcher ſie liebt, iſt zu allen andern Vergehungen fähig. Er iſt Wollüſtling, Müſſiggänger, Meuchelmörder, Vaterlandsverräther, Gottesvergeſſener, ie nachdem ihn dazu die Umſtände verleiten; denn was mus man nicht von einem Menſchen fürchten, welcher ſeinen gröſſeſten Lebensgenus darinn ſucht, daß er die Vernunft von ſich werfe? Ich übertriebe die Sache nicht, meine Herren; die Geſchichte der Trunkenen iſt eine der ſchändlichſten unſres Geſchlechts, und beweiſet dis alles zur Genüge. Laſſen Sie uns mit vereinigten Kräften daran arbeiten, daß wir die Zahl der Trunkenbolde auf Erden verringern! Unter den weſentlichſten Dienſten, welche wir der Geſellſchaft leiſten können, verdient dieſer einen vorzüglichen Platz. Laſſen Sie uns Beiſpiele der Mäſſigkeit darreichen, und wahre Ehre für uns darinn ſuchen, daß wir auch auf dieſer Seite von den Gütern der Erde keinen unedlen Misbrauch machen! Durch Geſundheit, Geiſtesſtärke und freudigen Genus des Lebens werden wir uns dafür belohnt finden. Wir werden uns ſelbſt und unſern Freunden ſchätzbar ſein; werden zum Glück unſrer Familien beitragen, und uns durch edle Handlungen den Segen der Nachwelt und eine freudige Ausſicht in jede menſchliche Zukunft bereiten. — Nun, meine Herren, noch etwas des Mannes wegen, welcher heute ſeiner ſelbſt und ſeines Standes unter Ihnen ſo ſehr vergas. Vor allen Dingen bitt' ich Sie, daß Sie dieſe Geſchichte nicht vorſätzlich ausbreiten. Helfen Sie ſie vielmehr unterdrücken, ſo viel Sie können. Sie wiſſen wohl, daß die Welt einer ſolchen, wenn ſie ſie erſt weis, nicht leicht vergeſſe. So wiſſen Sie auch nicht weniger, daß der Stand eines Mannes, welcher ſich auf ſolche Weiſe befleckt hat, gemeiniglich noch mehr dabei leide, als der Mann ſelbſt. Nun iſt aber der Seinige noch immer einer der nützlichſten Stände in der menſchlichen Geſellſchaft, und leider hat er ſchon das Schickſal, daß man häufig ſich zu ſeiner Herabwürdigung aufmacht.

Tragen Sie nicht dazu bei, wenn Sie Ihren heutigen Geſellſchafter auch nicht liebten, daß andere würdige Mitglieder ſeines Standes unſchuldig durch ihn leiden. Noch leiſten ſie dem Staat edle Dienſte; dis werden ſie nicht mehr können, ſobald ſie einer öffentlichen Verachtung blosgeſtellt ſind. Berauben Sie die Welt der Vortheile und Segnungen nicht, welche ſie noch von ihnen hat! Es ſcheint etwas ſchweres zu ſein, was ich von Ihnen bitte, weil Sie ſo zahlreich hier beiſammen ſind; aber machen Sie ſichs Jeder zur Pflicht, die tragiſche Geſchichte dieſes Tags zu begraben, ſo wirds eben ſo leicht ſein, als wenn nur ein einziger Menſch Zeuge derſelben geweſen wäre. Verzeihen Sie auch dem Manne, welcher ſo unwürdig handeln konnte. Vielleicht iſts der erſte Fehltritt von der Art, welchen er heute beging. Schlieſſen Sie nicht gleich von einer einzigen Handlung auf den ganzen Karakter. Iſt er ein edler Mann, erinnert er ſich morgen daran, welche Schande er auf ſeinen Stand geladen habe: ſo wird er morgen darüber ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe machen. Und thut er dis: ſo wird er um ſo aufmerkſamer auf ſich ſelbſt werden, nie wieder eine ähnliche Ausſchweifung zu begehen. Er wird vielmehr die begangene durch allerlei edle Handlungen wieder bei Ihnen in Vergeſſenheit zu bringen ſuchen. Fliehen Sie ihn nicht; er möchte ſonſt glauben, daß Sie ſeinen Fehler gern geſehen hätten, und daß ſie nicht geneigt wären, ſich wieder mit ihm auszuſöhnen. Laſſen Sie ihn, wenn er unter Ihnen iſt, in Ihren Augen keine Vorwürfe leſen! Noch viel weniger mache ſie ihm Ihr Mund! Iſt er ein Rechtſchaffener, ſo wirds ihm, da er einmahl gefehlt hat, einige Beruhigung gewähren, unter Edlen gefehlt zu haben. Schonen Sie ſeiner bei vorkommenden ähnlichen Gelegenheiten, und machen Sie es ſich zur Regel, ſo wie keinen andern, alſo auch ihn nicht, zum Trunk zu nöthigen. Ueberhaupt wird ieder Gaſt am ſicherſten zuförderſt durch die Ueberzeugung, daß er gern geſehen werde, und denn durch ſeinen Appetit, und zulezt noch durch den Geſchmack, welchen er an dem, was ihm vorgeſezt wird, findet, genöthigt; alle andere Nöthigungen ſind unnatürlich, und ſollten von unſern Tiſchen verbannt ſein. Betrachten Sie denn iede kleine Verlegenheit, in welcher er ſich im Weigerungsfall mehr zu trinken befindet, als eine Bezeigung ſeiner Unzufridenheit mit ſich ſelbſt über ſeine heutige Handlung, und ſorgen Sie freundſchaftlich dafür, daß, wenn er ſich in den Schranken der Mäſſigkeit erhält, niemand vor ſeinen Augen ſich einer Unmäſſigkeit ſchuldig mache; damit er ſich nicht den ſtillen Vorwurf machen müſſe, daß er dieſen vieleicht durch ſein heutiges

Beiſpiel verführt habe. Wenn derienige, welcher einen Fehltritt begangen hat, noch Güte des Herzens beſitzt: ſo empfängt er allemahl eine neue Demüthigung für denſelben dadurch, wenn er Zeuge davon wird, daß ein Anderer einen Fehltritt von eben der Art begeht, welcher damahls, als er den ſeinigen beging, gegenwärtig war. Wiederholt dieſer Mann aber ſeine heutige unedle Handlung: ſo laſſen Sie ihn, wenn Sie können, aus Ihren Geſelſchaften. Sie ſorgen dadurch für ſeine eigene Ehre und für die Ehre ſeines Standes. Sie werden dadurch freundſchaftlicher für ihn, als wenn er an Ihren Tiſchen die reichlichſte Zeche machte. Müſſen Sie ihn zuweilen unter ſich dulden: ſo beſtimmen Sie iedem von der Geſelſchaft ſein Quantum, nach deſſen Aufzehrung für ihn weiter nichts zu haben iſt. Dis iſt überhaupt ein gutes Mittel zur Nüchternheit und Ordnung bei unſern Zuſammenkünften, und würde, wenn es gehörig angewendet würde, den Nutzen für uns haben, daß wir Tags darauf keine Beſchwerden von unſern Gaſtmählern empfänden. Setzen Sie ihn dabei ſo, daß er auf beiden Seiten und auch gegenüber ſolche Nachbarn habe, welche ihre Portion richtig ausleeren; damit er nicht in die Verſuchung gerathe, ihnen dabei ſeine willigen Dienſte anzubiethen. Fordert er mehr, ſo ſagen Sie ihm geradezu, daß heute weiter nichts für ihn da ſei. Es klingt dis für den Wirth nicht mehr übel, ſobald er dadurch bewirken kann, daß ſich ein Mann nicht vergehe, welcher ſich aus mehr denn einer wichtigen Urſach weniger vergehen ſoll, als andere. Glaubt ſich Ihr ausſchweifender Gaſt damit beleidigt: ſo wird er Sie ſeiner Gegenwart berauben; und dis iſt alsdenn der beſte Dienſt, welchen er Ihnen und ſich ſelbſt zu leiſten vermag. — Meine Herren, wir leben nicht, um zu trinken; ſondern wir ſollen trinken, um zu leben. Ich glaube, daß nichts beſſer und ſtärker geſagt werden konnte, um uns in den Schranken der Mäſſigkeit bei unſern Zuſammenkünſten zu erhalten, als dis. Sie haben allerſeits heute genung getrunken; der Vorrath, welcher noch übrig iſt, wird morgen oder übermorgen mit herzlicherm Wohlgeſchmack von Ihnen genoſſen werden. Laſſen Sie uns nun irgend ein intereſſantes freundſchaftliches Geſpräch unterhalten! — — Johann — Ferdinand — Karl — — bringt Gläſer und Bouteillen bei Seite!

Als

Als
Franz, der muntere Knabe,
an einem Abend vom Kirchhof leichenblaß nach Hauſe kam.

Er glaubte etwas geſehen zu haben, welches nicht natürlich wäre, und ſank für Schrecken in die Arme ſeiner abergläubiſchen Mutter. Die ganze Familie war eben beiſammen, unter der verſchidene iunge Paare ſich befanden. Man fing an, ſich mit Erzählung allerlei abentheuerlicher Geſchichten zu unterhalten, und in kurzem zitterten viele von der Geſellſchaft eben ſo, wie Franz.

Das ſind die Folgen einer falſchen Erziehung. Franz mag, wie alle Kinder, gern etwas erzählen hören, und ie ſonderbarer, ie abentheuerlicher daſſelbe lautet, deſto aufmerkſamer iſt er dabei. Man hat ihn vermuthlich in der Kinderſtube ſchon mit allerlei Geſpenſterhiſtorien und Schreckgeſchichten fleißig unterhalten. Die Ideen davon haben ſich in ihm erneuert, als er über den Kirchhof ging, und er glaubt nun dasienige wirklich geſehen zu haben, wovon er ſo oft reden hörte. Franz iſt ein munterer, unruhiger Knabe, denn er iſt geſund. Man hat ihn zuweilen dadurch zur Stille zu bringen oder auch wohl in der Stube und im Hauſe zu erhalten geſucht, daß man ihn mit ſchrecklichen Erſcheinungen auſſerhalb derſelben bedrohete. Nun hat er das Vorurtheil eingeſogen, und es ſitzt feſt in ihm. Er wird viele Reflexionen anſtellen müſſen, ehe er ſich von ſelbigem losreiſſt.

Es werden Jahre hingehen, ehe er dis kann, und wir mögen immer fürchten, daß etwas davon auf ſeine ganze Lebenszeit in ihm bleibe. Sehen Sie ihn einmahl an! Er iſt wahrhaftig ein trauriger Anblick und verdient unſer Mitleiden. Welch eine an ihm ungewöhnliche Bläſſe ſeine Wangen überzogen hat! wie er noch, ohne ſich erholen zu können, bebt! wie er im Schos der Mutter Schutz ſucht, und noch immer der Meinung iſt, als würde er von dem, was er geſehen zu haben ſich einbildet, bis hieher verfolgt! Der iunge Menſch kann die ſchlimmſten Folgen für ſeine Geſundheit davon haben. Er wird ſchüchtern, abergläubiſch und untauglich zu einer vollkommenen Beſtreitung der Geſchäfte ſeines zukünftigen Lebens. Jetzt beſtärken Sie ihn durch Ihre Erzählungen in ſeinem Vorurtheil. Er glaubt Ihnen, weil Sie älter ſind, als er; und Sie machen ſich unter einander ſelbſt dadurch furchtſam. Geſtehen Sie es nur, daß viele von Ihnen ietzt eben ſo wenig über den Kirchhof gehen würden, als Franz über denſelben wieder zu gehen Luſt hat. Sie haben dis eben ſo, wie er, Ihrer erhaltenen Erziehung zuzuſchreiben, und thun Unrecht daran, daß Sie ſich ietzt mit ſolchen Hiſtörchen unterhalten. Ich bekenne Ihnen hierüber meinen Unwillen frei. Es iſt ein Grundſatz, welchen wir iederzeit vor Augen haben ſollten, daß wir uns und andere in der Welt lieber beherzt, als furchtſam machen müſſen. Es gibt doch wahre Gegenſtände unſrer Furcht genung für uns; wir haben warlich nicht nöthig, die Zahl derſelben mit eingebildeten oder wenigſtens unerwieſenen zu vermehren. Wie wollen wir denn Gefahren des Lebens muthig entgegen gehen können, wenn wir uns daran gewöhnen, ſchon da zu beben, wo keine Gefahr für uns iſt? Ein furchtſamer Menſch iſt in aller Abſicht ein elender Menſch. Er denkt von allen Dingen immer das Schlimmſte, ſieht iede kleine Gefahr für unüberwindlich an, betreibt die Fürſorge für ſein eigen Wohl mit geringerm Eifer und wird noch weniger im Stande ſein, für andere etwas zu wagen. Er fängt irgend ein Geſchäfte an, ſtutzt bei der erſten Schwierigkeit, mit der er es verbunden findet, bricht davon ab und vollbringt ſelten etwas Nützliches und Edles. Man kann ihn misbrauchen, wie man will; und, hat man ihm erſt dieſe ſchwache Seite abgemerkt: ſo kann ihn ieder an ſeinem Seile mit fortziehen, wohin er gezogen werden ſoll. Einſamkeit, Dunkelheit werden für ihn die Quellen vieler Leiden. Er wird zulezt mistrauiſch auf ſeinen eigenen Schatten und läſſt ſich von iedem rauſchenden Blatte iagen. Ich habe Mitleiden mit einem ſolchen Menſchen, ſo oft ich ihn finde; denn er bringt ſich um viele der ſchäzbarſten Genüſſe ſeines Lebens, und iſt in der Welt wirklich nur halb da. Es iſt nicht ſeine Schuld, daß er ſo furchtſam iſt. Man hat ihn von Kindheit an dazu gemacht. Er würde iezt eben ſo beherzt ſein, als er zaghaft iſt, hätte er eine beſſere Erziehung erhalten. Dis iſt nun zwar alles ganz gut; aber wenn wir denn doch finden, wie unglücklich ein furchtſamer Menſch ſei: ſo ſollen wir es uns ſelbſt ſchuldig zu ſein glauben, uns als Erwachſene von aller eitlen und ungegründeten Furcht loszureiſſen, und ſollen unſere Liebe dadurch gegen unſere Kinder erweiſen, daß wir dergleichen ihnen nicht einfloſſen, weil wir ſehen, wie viel wir dabei gelitten haben. Und dis laſſ' ich mir denn nun zuförderſt nicht ausreden, daß wir durch vernünftige Vorſtellungen in höhern Jahren uns, ſo wie von iedem andern eingeſogenem Vorurtheil, alſo auch von iener früherlernten unnützen Furcht loszureiſſen nicht ganz auſſer Stande ſind. Sagen Sie mir nur, haben Sie ſelbſt in Ihrem Leben etwas geſehen, welches; wie der allgemein angenommene verführeriſche Ausdruck iſt, nicht natürlich war? Es iſt dis eine wichtige Frage; denn ich habe abſtrahirt, daß das Meiſte, welches von ſolchen Dingen erzählt wird, nur vom Hörenſagen ſich herſchreibe. Gemeiniglich ſinds Hiſtörchen, welche in den Ammen- und Kinderwärterſtuben ihre Entſtehung empfangen haben, und die ſich von der Eltermutter auf die Grosmutter, von dieſer auf die Mutter, und von der Mutter wieder auf die Tochter fortgepflanzt haben. Ich habe alle Achtung für das weibliche Geſchlecht; aber mein erſtes Mistrauen auf eine ſolche Geſchichte wird erregt, ſobald ſie ſich aus dem Munde eines Frauenzimmers von nidrigem Stande herſchreibt. Wenn nun irgend ſo ein Abentheuer nicht von Ihnen ſelbſt erblickt worden iſt: ſo ſollten Sie doch daſſelbe wenigſtens nicht aufs Gerathewohl glauben; ſondern die Glaubwürdigkeit desienigen, welcher es Ihnen erzählte, wäre doch da wohl ein wichtiger Gegenſtand Ihrer Beherzigungen. Käme nun noch dazu, daß Sie nie dergleichen etwas ſelbſt geſehen hätten: ſo müſte Sie dis noch zweifelhafter daran machen. Ich bin doch auch ein Menſch, habe ſo gut Augen, zu ſehen, als ieder andere, ſehe ſo gut alles, was in der Welt da iſt, wie ſie, und erinnere mich nicht, iemahls irgend ſo ein Abentheuer in den Jahren des Nachdenkens vorgefunden zu haben. Erzählen davon hab' ich genung gehört; auch geleſen davon genung; desgleichen ſind mir auch von meinen Kinderiahren her noch einige Anekdoten, welche in dis Fach ſchlagen, im Andenken; aber ſeitdem ich zum vollen Gebrauch meiner Vernunft gelangt bin, ſah ich von allem dem nichts mehr. Doch ich ſehe es einigen von Ihnen an, daß Sie hierinn nicht ganz meines Sinnes ſind; ſondern daß Sie behaupten, ſelbſt in der Welt dergleichen ſchon geſehen zu haben. Aber erlauben Sie mir eine Frage, welche hier entſcheidet. Haben Sie auch das, was Sie von der Art geſehen zu haben glauben, unterſucht? Hier iſt der Knote; hier mus gelöſet werden. Eine der ſtärkſten Quellen aller unſrer Vorurtheile iſt die, daß wir in der Welt ſo wenig unterſuchen.

Wir finden es bequemer für uns, eine Sache lieber gleich geradezu für wahr und richtig anzunehmen, als durch Eindringen in ſie uns zu überzeugen, ob ſie dis ſei, oder nicht. Oft wird ſelbſt eine bereits gefaßte Furcht die Urſache, daß wir die Unterſuchung vermeiden. Wir glauben dadurch, daß wir dieſer entgehen, iene zu ſchwächen; aber wir ſtärken uns offenbar in ſelbiger; denn wir ſind geneigter, bei Gegenſtänden, welche unſere Aufmerkſamkeit in einem beträchtlichen Grade erwecken, uns mehr von ihnen vorzuſtellen, als weniger. Die Unterſuchung iſt hier der einzige Weg, auf welchem wir unſern Vorſtellungen gerade den Gehalt geben können, welchen der Gegenſtand, auf den ſie ſich beziehen, verdient. Und da geſtehen Sie denn nur, daß wenige von Ihnen dreuſt und muthvoll genung geweſen ſind, Abentheuer, welche Sie geſehen haben wollen, unter Ihre Unterſuchung zu ziehen. Sie ſahen ſie — zitterten — ſahen nun noch dreimahl mehr — flohen und prieſen ſich glückſelig, als Sie zum erſtenmahl wieder umzublicken wagten und die frohe Bemerkung machten, daß iene Ihnen nicht nachfolgten. Glauben Sie mir, daß Sie, wenn Sie ſich der Unterſuchung unterzogen hätten, alle dieſe nächtlichen Erſcheinungen, dieſe Kinder der Dämmerung und der Phantaſie, überaus natürlich gefunden haben würden. Da würden Sie bemerkt haben, daß der Mond mit ſeinen Schatten, beſonders wenn er in ſelbige Gebäude, Bäume und Leichenſteine aufnimmt, gar ſonderbare Geſtalten in der Welt der Nacht bilde, welchen wenigſtens die Hälfte von allen dergleichen Abentheuern ihr Daſeln zu verdanken hat. Da würden Sie ſich überzeugt haben, daß Ihnen unnatürlichhüpfende Geſchöpfe, welche in der Dunkelheit mit verändertter Farbe und mit mehrerer Schnelligkeit neben Ihnen wegſtrichen, vielleicht Ihre eigene Hausthiere waren, welche ſich am Tage von Ihnen ergreifen und liebkoſen laſſen; und in der furchtbaren Geſtalt des dreibeinigten Haſen, der aufm Kirchhof bei Nachtzeit wandelt, und der dem guten Franz ſoviel zu ſchaffen gemacht hat, würden Sie des Herrn Küſters Paul ſeinen Kater entdeckt haben, welcher im vergangenen Winter das Unglück hatte, ſeine vierte Pfote, deren Verluſt ihn am meiſten ſelbſt ſchmerzt, in einer Marderfalle zurücklaſſen zu müſſen. Es würde Ihnen dieſe Entdeckung ein kleines Gelächter abgenöthigt haben; aber in der That alsdenn hat man ſchon viel auf die Zukunft gewonnen, wenn man ſich über irgend ſo ein Abentheuer einmahl zum Lachen gebracht geſehen hat. Da würden Sie ferner gefunden haben, daß die menſchliche Geſtalt, welche an der Kirchthüre ſtand, und ſich ſtreuete, daß Sie zur Sicherheit derſelben einen weiten Umweg nahmen, kein Geſpenſt, ſondern ein natürlicher, wahrer Menſch, ſo wie er es bei Tage iſt, und was noch mehr iſt, ein Paar wahrer Menſchen geweſen ſei, welche es für rathſam hielten, die Nacht und die Furcht ihrer Mitbürger zu ihren Unterhandlungen zu benutzen. Da würden Sie noch bemerkt haben, daß iener vermummte Kerl, welcher dort am Kaufladen umherwankt, und ſich bald gros, bald klein macht, nichts mehr und nichts weniger, als ein Räuber geweſen ſei, welcher ſchon einige Nächte darauf verwendet hatte, in des Kaufmanns Waarenbehältnis einzubrechen. Da würden Sie endlich noch in Erfahrung gebracht haben, daß iener Wolf, welcher im Pelz auf allen Vieren in der Mitternachtſtunde durch die Gaſſen läuft, ein

Nichtswürdiger geweſen ſei, welcher ſein Vergnügen daran findet, furchtſame Gemüther in Schrecken zu ſehen, oder auch hie und da, wenn er dazu Gelegenheit findet, eine lichtſcheue That zu verrichten. Aber geſetzt, Sie hätten über dergleichen Abentheuer einige Unterſuchungen angeſtellt, thaten Sie dis auch denn wohl ohne mächtigen Einflus Ihrer Phantaſie dabei? Umſonſt ſind alle Ihre Bemühungen geweſen, wenn dis nicht war. Sie allein, die Phantaſie, iſt vermögend rund um uns her eine Welt voll Weſen zu ſchaffen, welche nirgends weiter exiſtiren, als in unſerm eigenen Gehirn. Perſonen von lebhafter Einbildungskraft, beſonders, wenn ſie die Einſamkeit und die Dunkelheit begünſtigt, ſehen oft alles, was ſie ſehen wollen; und ich kenne Hipochondriſten, welche Menſchen und Thiere in leibhafter Geſtalt vor ſich zu ſehen glaubten, und in meiner Gegenwart mit Fingern auf die Stelle zeigten, wo ſie ſtänden, ohne, daß ich ein Gebein von ſelbigen ſah. Stellen Sie Unterſuchungen über alles, was Sie ſehen, bei kaltem Blute an; ſchreiten Sie mit dem Gedanken zu ſelbigen, daß alles, was in der Welt da iſt, natürlich ſei: ſo werden Sie ſich überzeugen, daß es in der That ſo ſei. Ich kann Ihnen kein ſichrers Mittel empfehlen, wodurch Sie ſich von aller abergläubiſchen Furcht frei machen können, als eine ſolche geſetzte Unterſuchung. Der Beweggrund dazu mus die Liebe ſein, welche Sie gegen ſich ſelbſt hegen. Sie werden ſich dadurch mehr heitern Muth verſchaffen und des Lebens holden Werth in ſtärkerer Maſſe empfinden. Da eine obrigkeitliche Perſon dieſes Orts hier unter uns iſt: ſo kann ich nicht unterlaſſen, zu ſagen, daß es die Pflicht der Obrigkeit ſei, Abentheuer, ſobald ſie einige Anzeigen des Betrugs bei ſich führen, von Gerichts wegen in ſchleunige Unterſuchung nehmen zu laſſen. Ich will nicht einmahl den Umſtand berühren, daß ſie, wenn auch nur irgend ein Kind, es ſei ſchon gebohren oder noch nicht gebohren, dadurch leiden könnte, es dieſem Kinde ſchuldig ſind, dergleichen Unfug und Poſſen zu ſteuern. Der wichtige Gedanke allein mus ſie ſchon dazu antreiben können, daß dergleichen Abentheuer, wenn ſie ununterſucht bleiben, eine unverantwortliche Beförderung des Aberglaubens beim groſſen Haufen ſind. Man kann es kaum glauben, wie ſehr noch der

gröſte

gröſte Theil der Menſchen ſelbſt im Schos der vernunftmäſſigſten Religion, welche ſichs recht zur Sache macht, wider den Aberglauben zu kämpfen, zu dieſem geneigt ſei. Unterſucht man nicht öffentliche Abentheuer: ſo reiſſet ein einziges derſelben an ihren Gemüthern alles das Gute wieder zu Boden, welches durch tauſend Schriften und Predigten gegen den Aberglauben geſtiftet war. Es mus aber ieder Obrigkeit daran gelegen ſein, keine abergläubiſche Bürger zu haben. Der Aberglaube macht dumm, träge und boshaft. Sollte irgendwo eine Obrigkeit ſein, welche mit der erſten Wirkung deſſelben zufriden ſein zu können glaubte und ihn daher aus Intereſſe hegen zu müſſen dächte: ſo müſte doch ſeine letzte Wirkung, welche Irreligioſität und Geneigtheit zu den ſchwärzeſten Schandthaten iſt, ſie in die äuſerſte Thätigkeit verſetzen können, iede groſſe Nahrung demſelben, ſo viel in ihren Kräften ſtände, zu benehmen. Jedes Betrugverrathende Abentheuer in ihren Städten und Dörfern müſte genau unterſucht, und der Erfolg der Unterſuchung öffentlich bekannt gemacht werden. Der, welcher das Abentheuer trieb, müſte in die

Klaſſe der Räuber obenan geſtellt werden; denn er ging darauf aus, dem gröſten Theil ſeiner Mitbürger die geſunde Vernunſt zu rauben. Mein ganzes Herz empört ſich wider den Aberglauben; denn ich kenne wenig Dinge, welche die Menſchheit ſo entehren, als er. Ich komme daher, wenn ich mich in der Welt umſehe, oft auf den Gedanken, daß noch nicht von allen Seiten her genung geſchehe, denſelben auszurotten; und da ich mit meinen Blicken ſehr natürlich auf meinen Stand iedesmahl zunächſt gerathe: ſo iſts mir faſt ſo, als thäte derſelbe auch nicht durchgängig genung zu dieſem Behuf. Hie und da ſcheints mir beinahe, als wenn er den Aberglauben beförderte. Wenigſtens thue ich oft den Wunſch, daß häufiger wider dieſen geprediget werden möchte. An das Landvolk kann ich dabei nicht ohne Jammer denken. Man ſagt Wahrheit; Wahrheit, welche ieder mit ſeinen Augen ſehen und mit ſeinen Ohren hören kann, wenn er nur will — wenn man ſpricht, daß Ackerbau, Hauswirthſchaft, Krankenkur, Kinderzucht, Religion und alles bei ihnen aus Aberglauben noch zuſammengeſetzt ſei. — Meine Wärme für das allgemeine

Wohl des Menſchengeſchlechts entfernte mich von Ihnen. Ich kehre zu Ihnen zurück. Unſer Leben hat doch Beſchwerden genung; laſſen Sie uns dieſelben nicht durch eigene Schuld häufen! Schlagen Sie ſich nicht nider — muntern Sie ſich vielmehr auf! Laſſen Sie uns nicht glauben, daß Gott dieſe Erde allenthalben mit Schreckbildern angefüllt, und nun ſeine Freude daran habe, daß ſie uns quälen! Seine Liebe legte uns nicht mehr Leiden auf, als dieienigen, welche nach der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſerer Natur nicht von uns getrennet werden konnten; und auch dieſe uns zu erleichtern, gab er uns die Religion. An ſeinen Händen leitet er uns, und mit ſeiner Fürſehung waltet er über uns. Iſt es möglich, daß wir bei ſolchen Ueberzeugungen eine abergläubiſche Furcht unterhalten können? Iſt ieder Aberglaube, den wir hegen, nicht Undank gegen ihn? Entehrt er nicht den Schöpfer? Geben wir durch ihn nicht zu erkennen, daß er ungeachtet aller Erweiſungen ſeiner Gnade, welche er uns täglich gibt, doch nicht ſo viel einmahl von uns erhalten könne, daß wir allein an ihm hangen? Können wir, wenn wir vor irgend einem Abentheuer fliehen, uns deshalb mit Beſtand für unſere Sache rechtfertigen? Erſcheinen wir nicht dadurch in einer Geſtalt, welche ſo traurig iſt, als die nur immer ſein könnte, welche wir annähmen, wenn uns der Allmächtige verfolgte? Nein, wir ſind es uns und Gott ſchuldig, daß wir, wenn wir auch in den Jahren unſrer Kindheit alberne Vorurtheile eingeſogen haben, uns von denſelben im Alter der menſchlichen Ueberlegung losreiſſen. Daß wir ſonſt ja nicht von Religion reden, und uns der Verehrung derſelben rühmen! Religion iſt Ablegung aller eitlen Furcht, und Hingabe des Herzens an Gott bei dem Bewuſtſein einer redlichen Betreibung unſerer Pflichten. Erinnern Sie ſich der herrlichen Worte: Wer ſich fürchtet, iſt nicht völlig in der Liebe! Laſſen Sie uns alles das treu vollbringen, was unſer Stand und unſere übrigen menſchlichen Verbindungen von uns fordern! Wir ſind allein an Gott hingewieſen. Bei dieſem guten Bewuſtſein, welches aus unſerm Innern entſpringt, wollen wir alsdenn nichts fürchten. Selbſtzufriden und des Beifalls Gottes verſichert, wollen wir bei allen unſern Ereigniſſen nach ihm hinblicken, ſeiner Unterſtützungen gewis ieder unausweichlichen Gefahr entgegenarbeiten und ſo den Glauben durch unſere ganze Laufbahn ungeſtört mitnehmen, daß uns in der Welt ohne ihn nichts ſchaden möge. Wären dis die Grundſätze, nach welchen die Menſchen insgeſammt erzogen würden: ſo würden Aberglaube, und thörichte Furcht, welche aus demſelben entſpringt, wenig Platz unter ihnen finden. Man würde weder Waghälſe, noch Memmen, unter ihnen antreffen; ſondern ieder würde auf dem Wege des Lebens ſeinen geſetzten, ruhigen Gang fortgehen, ſich durch nichts in übertriebene Unruhe ſetzen laſſen, und von nichts feſter verſichert ſein, als davon, daß dieſer ſein Weg ihn zu dem glückſeligſten Ziele leiten werde. Aber erlauben Sie mir nun dieſe Bitte: Iſt dis nicht der Plan geweſen, nach welchem wir erzogen worden ſind: ſo laſſen Sie ihn uns wenigſtens nun bei der Erziehung unſerer Kinder zum Grunde legen. Wir haben geſehen, wie viel es ſchadet, wenn er verkannt wird, und unangewendet bleibt. Wir wollen unſere Kinder noch glücklicher zu machen ſuchen, als wir ſelbſt ſind. Wir haben mit albernen, eingeſogener Furcht gekämpft, wir haben ſie beſiegt; aber iene ſollen ſie nicht einſaugen, damit ſie nicht erſt mit ihr zu kämpfen nöthig haben. Sind ſie erſt ſo alt, wie Franz, welcher dort im Schoſſe ſeiner Mutter zittert, und haben ſie den Aberglauben ſchon gelernt: ſo iſt freilich nichts weiter vor der Hand mit ihnen zu thun. Sie laſſen ſich alsdenn das Vorurtheil, mit welchem ſie ſchon vertraut ſind, durch bloſſes Zureden nicht wieder nehmen. Man mus die Jahre abwarten, in welchen ſie menſchlicher Reflexion fähig werden, welche einzig und allein ihnen daſſelbe entreiſſen kann. Aber es ſind unter Ihnen, lieben Geſelſchafter und Geſelſchafterinnen, verſchidene iunge Paare, welche ganz neuerlich erſt Eltern geworden ſind. Ihnen möcht' ich gern über dieſe Seite der menſchlichen Erziehung etwas recht gedrängtes ſagen. Sehen Sie Franzen an, welch ein armer, feiger und unglücklicher Knabe er bei aller Munterkeit ſeines Temperaments iſt. Erblicken Sie in ihm das Bild von Ihren Kleinen, wie ſie nach einigen Jahren ſein werden, wenn Sie nicht über ihre natürliche Furchtloſigkeit für Abentheuern wachen. Erregen Geſchichten und

Erzählungen derſelben ſchon die Aufmerkſamkeit der Menſchen in höhern Jahren; was werden ſie nicht auf Gemüther zarter Kinder wirken, denen ſo noch alles in der Welt fremd und verwunderungerregend iſt — deren Neugierde auf alle Gegenſtände, welche ſie nur einigermaſſen reizen, ſich richtet, und diejenigen vorzüglich umarmt, welche ihr die ſtärkſte Befridigung verſchaffen? Das Erſte alſo, was Sie zu ihrer Bewahrung thun, ſei dis, daß Sie ſie ſelbſt nicht mit Erzählung abergläubiſcher Hiſtörchen unterhalten, und auch ſolche Anſtalten treffen, daß ſie nicht von andern Menſchen damit unterhalten werden können. Es iſt unbeſchreiblich, welche ſchnelle, und ſchwerzuverlöſchende Eindrücke dergleichen auf ſie machen. — Man mus ſie weder zu früh das, was heiliger Gegenſtand des Glaubens, noch das, was Aberglaube iſt, kennen lehren. Sie lernen ſonſt den erſtern nie recht ſchäzen, und über den leztern ſich nicht leicht erheben. Sein Sie in ihrer Gegenwart unerſchrocken, und ſorgen Sie auch dafür, daß ſie nicht von furchtſamen Leuten umgeben werden. Dulden Sie nicht, daß man ſie durch verurſachtes Schrecken in Ruhe zu bringen ſuche. Laſſen Sie ihnen ihre natürliche Heiterkeit; es iſt beſſer, einen lebhaften und muntern Knaben zu haben, als einen trägen und unbeweglichen. Dieſer verſpricht nicht viel; und ich kenne Eltern genung, denen es nun tauſendmahl leid iſt, daß ſie ihre Kinder in der zarteſten Jugend zu ſehr gefeſſelt, eingekerkert und dadurch in ihnen den Grund zur Schwächlichkeit, Tiefſinnigkeit und Hipochondrie gelegt haben. Der Mann von dreiſſig Jahren, wenn er neben dem Knaben von fünf Jahren ſteht, mus nie vergeſſen, daß er neben einem fünfjährigen Menſchen ſtehe. Bosheit laſſen Sie uns an unſern Kindern unterdrücken; aber nicht natürliche, ſchuldloſe Heiterkeit! Werden Sie gewahr, daß Ihre Kleinen vor dieſem oder ienem Gegenſtande aus Verwirrung gewiſſer Ideen, welche ſie irgendwo abſtrahirt haben, beben: ſo machen ſie den Anfang, an ſelbigen gerade hinzu zu gehen. Rufen Sie ſie denn auch hinan, und liebkoſen Sie ſie ſo lange, bis ſie kommen. Machen Sie ihnen dadurch denſelbigen weniger ſchrecklich; ſagen Sie ihnen davon ſo viel, als ſie zu begreifen fähig ſind, und legen Sie dadurch in Ihnen den Grund zu einer edlen Unerſchrockenheit. Sein Sie mit Ihnen auch oft im Dunkeln, und lehren Sie ſie dadurch auch mit der Nacht vertraut werden. Geben Sie ihnen dabei Warnungen für Misbrauch und falſcher Anwendung dieſer und iener Dinge, welche ihnen dadurch ſchädlich werden können; geben Sie ihnen dieſe aber immer in einem ſanften Ton, und im Taglicht. Gelangen ſie denn zu Jahren, in welchen ſie mehrern Unterrichts fähig werden: ſo bringen Sie ihnen, ſo viel nur immer möglich iſt, über alle Gegenſtände gleich richtige Vorſtellungen bei; und hätten Sie Bedenklichkeit ihnen gleich die richtigſte mitzutheilen: ſo richten Sie das, was Sie ihnen davon ſagen, wenigſtens ſo ein, daß es eine Vorbereitung auf iene ſei. Wenn Sie denn nicht mehr im Stande ſind, es zu verwehren, daß Ihre Kinder von Abentheuern und eingebildeten Schreckbildern hören: ſo zeigen Sie ihnen ſofort das Abergläubiſche darinn, damit der erſte Eindruck, welchen ſie von ſelbigen empfangen, vernünftig ſei. Die erſten Eindrücke ſind die bleibendſten. Gewöhnen Sie ſie alsdenn zur Unterſuchung, und laſſen Sie ſie, wo dieſe nur einigermaſſen Statt finden kann, nichts auf bloſſes Wort glauben. Merken Sie, daß die Einbildungskraft derſelben bei Erblickung eines Gegenſtands ſich ſo ins Spiel miſcht, daß er ihnen dadurch ohne Noth furchtbar wird: ſo laſſen Sie nicht eher mit Ihren Bemühungen nach, bis Sie es ſo weit gebracht haben, daß das vorhin Furchtbare in ihren Augen wieder ſeinen natürlichen Anſtrich empfange. Gehen Sie mit ihnen gerade auf den Schatten eines Strauchs oder einer Säule zu, welcher ſie zu befremden ſcheint, und überzeugen Sie ſie auf der Stelle, daß er nichts mehr und nichts weniger, als Schatten ſei. Leiten Sie ſie bei jeder Gelegenheit auf den Grundſatz zurück, daß alles, was auf unſere Sinne wirkt, gar natürlich ſei; daß ſich ſelbiges durchgehends erklären laſſe, und daß nur manches darum ſchwerer zu erklären für uns ſei, weil ſeine Verbindungen mannigfaltiger, feiner und verflochtener ſind, zu deren Entdeckung und Auseinanderwickelung immer ein Menſch für dem andern mehr Fähigkeit habe. Der muntere Knabe wird bald Geſchmack an ſolchen Unterſuchungen finden, weil ſie gar unterhaltend für ſeine Wisbegierde ſind. Er wird Ihnen ſelbſt viel zu ſchaffen damit machen. Er wird iederzeit verlangen, daß Sie mehr, als er, davon wiſſen und ſein Lehrer ſollen ſein können. Er wird Sie dadurch ſelbſt zum Nachdenken reizen, und, wenn Sie dabei auch nicht eine ſo ſorgenloſe Gemächlichkeit genieſſen können, als ſonſt, ſo werden Sie doch dadurch ſelbſt auf manche Betrachtung geleitet werden, welche Sie ſonſt vieleicht nie angeſtellt hätten, und Sie werden als gute Väter und edle Mütter keinen Theil Ihrer Zeit für beſſer angewendet halten können, als den, in welchem Sie die vernünſtige Bildung Ihrer Kinder befördert haben. Halten Sie auch dieſelben zu einer treuen und redlichen Erfüllung aller ihrer Pflichten an. Gehen Sie ihnen darinn mit eigenem Beyſpiel vor. Machen Sie ſie zu Zeugen der Zufridenheit, welche Sie alsdenn mit ſich ſelbſt empſinden, wenn Sie allen Ihren Obliegenheiten ein menſchliches Genüge gethan haben. Sagen Sie ihnen, daß der Menſch ſich dann in der Welt für nichts zu fürchten habe, wenn ihm ſein Herz keinen Vorwurf fühlen läſſet. Führen Sie ſie dazu an, daß ſie ſich ſelbſt ſchätzen lernen. Muntern Sie ſie durch Ihr Lob und durch allerlei Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflichten auf; kehren Sie dabei aber iederzeit darauf zurück, daß der ſchönſte Lohn dafür der ſei, welchen ihnen ihr eigen Herz gibt. Ein guter Menſch iſt auf der Stelle ein dreuſter, unerſchrockener Menſch. Des Guten ſich bewußt, ſcheuet er nichts, und rechnet in ieder Gefahr des Lebens viel darauf, daß er gerechte Sache habe. Leiten Sie ſie denn in die Arme der Religion! Lehren Sie ſie die belebenden Stärkungen kennen und ſchätzen, welche dieſe für ieden Rechtſchaffenen hat. Machen Sie ſie vertraut mit dem Glauben an den Weltſchöpfer, an ſein Daſein und an ſeine Liebe, an ſeine Fürſehung, an ſein Wohlgefallen an der Tugend und an ſeine Vergeltungen und Segnungen derſelben in mehr denn einer Welt. Sprechen Sie zu ihnen im holdeſten, elterlichen Ton: „Ihr ſeid euch nicht ganz allein überlaſſen; ſo wenig, als wir. Wir leben alle unter den Augen und unter den Führungen eines allweiſen und allgütigen Gottes. Dieſer Gott iſt Vater aller Menſchen, und Vater der ganzen Welt. In ſteten Veränderungen werden wir zwar umhergetrieben; aber keine derſelben trägt ſich ohne ſeinen Willen zu. Die geſammten Begebenheiten unſres Lebens machen ein herrliches Ganzes aus, welches nichts anders, als unſer möglichſtes Glück iſt. Er fordert von uns gutherzige Erfüllung unſrer Pflichten. Dieſe iſt nicht zu ſchwer für uns, wenn wir nur redlichen Gemüths ſind, und durch Uebung wird ſie uns auch erleichtert. Bleiben wir gut und rein vor ihm: ſo iſt in der Welt nichts, wofür wir ſklaviſch beben dürften. Wir mögen Ihm denn kindlich vertrauen, alle unſere Schickſale an ihn hingeben und aus ſeinen Händen nichts, als Gutes, erwarten. Dis iſt der Weg zur Ruhe! Einen andern können wir euch nicht dazu zeigen. Wandelt ihn an unſern Händen! Tretet in unſere Fusſtapfen, und werdet dadurch ſo zufriden und muthvoll, wie wir! Gott wird euch und uns ſchützen und ſegnen, und aus allen wahren Gefahren des Lebens retten. Er wird unſerer und eurer nie vergeſſen, und wird uns einſt, wenn wir ihm hierniden redlich ergeben blieben, noch in eine Welt führen, in welcher alle Gegenſtände unſerer gegründeten Furcht verſchwinden werden.“ Die Freude geht über alles, welche Eltern haben, wenn ſie ſehen, daß ihre rechtſchaffenen Bemühungen für das Wohl ihrer Kinder daſſelbe wahrhaftig gegründet und befördert haben. Betrachten Sie dieſe Freude als einen Segen, welcher Ihnen auf dieſer Seite der Erziehung Ihrer Kinder unausbleiblichgewis zu Theile werden wird. Mit innigſtem Vergnügen werden Sie das Gepräge der natürlichen Munterkeit, welche das Eigenthum des Knaben war, noch an den Handlungen des Jünglings und des Mannes finden. Wenn ieder andere um ihn her, von Vorurtheilen geblendet, bei der geringſten Veranlaſſung zur Unterhaltung derſelben zurückbebt, ſo wird er ſorgenfrei und unverzagt allenthalben umhergehen. Einſamkeit und Dunkelheit werden für ihn keine Schrecken haben. Er wird um Mitternacht über Gräber, wie am Mittag durch Gärten, wandeln; wird auch die Schattenwelt des Monds anmuthig und herrlich finden, und unter der väterlichen Laube auf den nächtlichen Geſang der Nachtigall horchen. Wohin er kommt, da wird er Muth einflöſſen; in ſeinem Umgang werden andere auch den Aberglauben beſiegen lernen. Für ihn wird die Erde erſt recht ein ſeliges

Gefilde ſein, weil er ſie als ein Land Got
betrachtet, welches für ihn abentheuerlos, u
mit und ohne Licht freudenvoll iſt. Er w
zu den edelſten Geſchäften des Lebens geſchick
ſein, als andere, und iedes Hindernis, welc
ihm bei ſelbigen aufſtößt, leichter überwind
In wahren Gefahren wird er mit Anſtrengu
aller ſeiner Kräfte zu ſeiner Rettung arbeit
Seine Einbildungskraft wird ihm dieſe
nicht vergröſſern, und die an edle Ruhe gewö
te Seele wird ihn bald die wirkſamſten Mi
erblicken laſſen, ſie zu beſiegen. Er wird
wahrer und ganzer Verehrer Gottes ſein.
ne eitle Furcht wird ihn in den heiligſten Ueb
gen ſeiner Religion unterbrechen. Sein H
wird nicht getheilt ſein in Vertrauen und Zw
fel. Gott wird ihn allenthalben in ſei
Veranſtaltungen und Verhängniſſen im ſan
ſten, liebenswürdigſten Licht erſcheinen. T
pel und Altäre, welche er am Tage ſo reiz
findet, werden ihm in den Finſterniſſen
Nacht keine ſchaudervollen Oerter ſein.
allen Seiten wird er Menſch ſein, und mehr
Genus vom Leben ſelbſt ſchöpfen und auch ſei
Brüdern bereiten. — O wie wird er de

wenn er durch Ihre Bemühungen für ſeinen Muth ſich in der Folge des Lebens ſo glücklich fühlt, und ſo unzähliche andere mit Vorurtheil und Aberglauben um ſich her im Kampf und zerſchlagen erblickt, Ihnen dafür den wärmſten Dank abſtatten, daß Sie ſein junges Gemüth ſo für Furcht bewahrt haben! Hören Sie dieſen Dank ietzt ſchon voraus! Stellen Sie ſich, ſo oft er von irgend einem zu heftig auf ſeine zarten Sinne wirkenden Gegenſtande ſich winſelnd wegwindet, ſich feſt an. Sie drückt und Sie dabei kläglich anſchaut, vor, als flehete er Sie an, daß Sie ihn ſtark machen und wider alle unnütze Bangigkeit wafnen ſollten. Glauben Sie, es hängt überaus viel von Ihnen ab, ob Sie auf dieſer Seite ihn glücklich machen wollen, oder nicht. Die Natur weis von dergleichen Abentheuern nichts. Wir gelangen zu ihrer Kentnis erſt durch die menſchliche Geſelſchaft, und lernen kindiſch oder männlich über ſie denken; ie nachdem die Menſchen darüber dachten, in deren Hände uns das Schickſal zuförderſt führte. Von den erſten Eindrücken, welche ſelbige auf uns machen, empfangen die übrigen den Anſtrich, und behalten wohl noch immer etwas davon bei, wenn wir auch wirklich hernach vom Ungrund des Aberglaubens uns überzeugen. Durch Reflexion übers Abentheuer kommen wir zwar zur richtigen Denkart über daſſelbe; aber im Augenblick ſeiner Erſcheinung, ehe die Reflexion dazwiſchentritt, empfinden wir doch alsdenn das, was man uns in früher Jugend dabei zu empfinden gewöhnte. Wer wollte nicht lieber gegen ſeine Kinder ganz Vater, ganz Mutter ſein, und ſie auch für einzelnen angſtvollen Minuten ſicher ſtellen, welche in der Zukunft ihres Lebens noch iede Stunde für ſie haben könnte? Ich bin überzeugt, iunge Eltern, daß Sie für Ihre Kleinen ſo redlich denken. Noch können Sie es an ihnen bewerkſtelligen; aber nach einigen Jahren nicht mehr. Auf! Sein Sie auf allen Seiten aufmerkſam und unverdroſſen für ſie! Gönnen Sie ihnen das Glück des Lebens, welches die Natur uns allen gönnet! Liefern Sie an ſelbigen eine kleine ſchätzbare Zahl heiterer, muthvoller Bürger der Welt mehr, und machen Sie ſich dadurch verdient ſogar um alle Ihre kommenden Geſchlechter! — Franz wird in ſeinem Leben viel mit ſich zu ſchaffen haben, ehe er ſich von der Furcht, welche er nun einmahl eingeſogen hat, befreien kann. Er wird, ſo oft er von dergleichen abentheuerlichen Geſchichten hört, mehr geneigt ſein, ihre Wahrheit, als ihre Unwahrheit vorauszuſetzen. Zitternd wird er anfangs an Unterſuchungen derſelben gehen; und ich bin nicht Bürge dafür, daß er, wenn ihm die erſte verunglücken ſollte, ſeine Furcht durch ſein ganzes Leben mitnehmen werde. Sein Vater bringe ihn, ſobald die Jahre des Nachdenkens für ihn kommen, in die Hände vernünftiger Lehrer, welche nach und nach den Glauben ans Vorurtheil ihm zu benehmen wiſſen. — Indeſſen wollen wir ihm einige Genugthuung für das gehabte Schrecken zu verſchaffen ſuchen, und alle, wie wir hier ſind, mit ihm noch einmahl den Gang übern Kirchhof machen.

Es ſchlug iezt eben eilf Uhr Abends. Viele von der Geſelſchaft fingen an, zu zittern, als ſie meine Einladung zum Spazirgang und die Glocke zugleich hörten. Doch muſten ſie Schandehalben mitgehen. Ich hatte Franzen an der einen Hand und ſeine Mutter an der andern. An lezterer hatt' ich ſcharf zu ziehen, als wir in den Kirchhof eintraten. Es gingen einige Menſchen vor uns her. Man hielt ſie auf der Stelle für Geſpenſter. Zum Glück kam ihnen der Huſten an, und ſo war das erſte Schrecken überwunden. Darauf mahlte der Mond verſchidene groteske Figuren an die Kirchmauer. Franz und ſeine Mutter ſeufzten heftig. Ich führte ſie mit vieler Mühe hinan, und ſie wurden überzeugt, daß es Schatten war. Endlich kam der berüchtigte dreibeinige Haſe in Galop dahergeſprengt. Franz that einen lauten Schrei, und fiel in die Arme ſeiner Mutter. Seine Mutter in die Meinigen. Zum Glück kannte ich den unnatürlichen Haſen bei Nahmen, und rief ihn. Er ſtand ſchnell ſtill, als er ſich rufen hörte. Ich lockte ihn, ging an ihn hin und liebkoſete ihm. Er lies ſich von mir greifen. Ich trug ihn in Franzens Schos, welcher ſich anfangs heftig ſträubte, ihn anzurühren. Die ganze Geſellſchaft trat um uns her und überzeugte ſich, daß es der verunglückte Kater des Herrn Küſters Paul ſei. Wir lachten alle herzlich, und gingen unter Anwünſchung einer guten Nacht, ſo wie iezt der Autor dieſes Büchleins unter Anwünſchung eines heitern ganzen Lebens von ſeinen Leſern geht, ieder nach ſeiner Wohnung zurück.

Vater Roderich

unter

ſeinen Kindern.

Ein Volksbuch.

Wittenberg und Zerbſt,
bei Samuel Gottfried Zimmermann,
1 7 8 8.

19 A 1681

Landes-

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Roderich, den alle, die ihn kannten, einen klugen und guten Mann hieſſen, gehörte zu denjenigen, welche dazu beſtimmt, zu ſein ſcheinen, nach Unternehmung groſſer Geſchäfte zu ſtreben, und ſich ſo lange in ſie zu verwickeln, bis ſie durch eine Reihe von Unglücksfällen ermüdet, ſich freiwillig in eine niedrigere Lage werfen, in der ſie zwar ärmer, aber dabey ſicherer und ruhiger ſind. Er hatte von ſeinen Eltern ein anſehnliches Vermögen geerbt, und richtete mit ſelbigem eine der beſten Handlungen in der Reſidenzſtadt D.. auf. Seine Einſichten, ſein Fleis und ſeine Spekulationen vergröſſerten ſeinen Reichthum, und eine gute Heurath, welche er traf, verſprach ihm nach einigen Jahren noch beträchtliche Summen.

Als er ſolchergeſtalt Herr von vielen Tauſenden war, ſich als Kaufmann glücklich fühlte, und noch weit glücklichern Zukünften entgegen ſah, ereignete es ſich, daß eins der angeſehenſten Handelshäuſer zu A . . . wider alles Vermuthen plötzlich fiel. Der Fall deſſelben brachte auch den ſeinigen zu Wege. Eine Menge Wechſel, welche ſelbiges in der letzten Zeit ſeines ſcheinbaren Flors auf ihn geſtellt, und die er acceptirt hatte, wurden zahlbar. Er erfuhr ſein Unglück, als man ihm diejenigen, welche er auf daſſelbe ſtellte, von allen Seiten remittirte. Roderich überſchlug ſein Vermögen, fand, daß es kaum hinreichend ſein möchte, jene zu bezahlen, und entfloh in der Nacht dem morgenden Arreſt. Man verkaufte all ſein Habe und Guth, und zahlte ihm, als er von ſeiner Flucht zurückkam, den Ueberreſt ſeines Eigenthums aus, der nun aus ſo viel einzelnen Thalern beſtand, als er vorher Tauſende beſeſſen hatte. Der Unglückliche ward von allen Seiten als ein Mann, der ſein Schickſal weder verſchuldet noch verdienet habe, bedauert. Ohne Haus und Hof, mit nicht mehr Kleidung, als er an ſich trug, und mit etwa ſo vielem Gelde, daß er noch auf einige Monathe, ohne betteln zu gehen, zu leben hatte, nahm ihn mit Frau und Kindern ein kleiner Krämer in der Vorſtadt, dem er ſonſt Kredit gegeben hatte, aus dankbarer Menſchenliebe auf. Roderich fühlte die Wohlthat, welche ihm hierdurch widerfuhr, mit innigſter Wehmuth, und rang ſeine Hände.

Nach einigen Wochen ſtarb der Onkel ſeiner Frau, welcher dieſe zur Erbin ſeines ganzen Nachlaſſes eingeſetzt hatte. Roderich ſah ſich nun im Stande, ſeine Handlung aufs neue zu etabliren, und iedermann wünſchte ihm im Herzen Glück dazu. Sein Verſtand und der Eifer, mit welchem er ſeine Geſchäfte betrieb, verſetzten ihn bald wieder in eine ſolche Lage, in der er ſein erlittenes Unglück vergeſſen konnte. Er lebte ganz für ſeinen Handel und für ſeine Familie, und ungeachtet er Leute genung im Hauſe hatte, welche ohne ihn arbeiten konnten: ſo muſte er doch von allem, was geſchah, und ordnete alles ſelbſt an. Das Schickſal aber ſtimmte wiederum mit ſeinen Erwartungen nicht überein. Ein fürchterlicher Krieg brach im Lande aus, und der Feind belagerte die Reſidenz. Nachdem ſich dieſe auf das äuſſerſte vertheidigt hatte, ward ſie mit ſtürmender Hand eingenommen und der Plünderung Preis gegeben. Die Häuſer der Reichen und die Läden und Niederlagen der Kaufleute, waren die erſten Gegenſtände der öffentlichen Grauſamkeit. Roderich ward reinaus beraubt, und behielt von ſeinem ganzen Eigenthum nichts, als ein leeres Haus; in Betracht deſſen er noch froh ſein muſte, daß es kein Raub der Flammen ward.

Während der Belagerung waren viele der vornehmſten Häuſer eingeäſchert worden; wodurch die noch ſtehenden nachher in einen deſto höhern Preis geriethen. Roderich ſuchte ſich dadurch zu helfen, daß er ſein ſchönes Gebäude theuer verkaufte, und einen kleinen Laden miethete, in welchem er ſeinen Handel zum drittenmahle wieder anfieng. Er machte eine Reiſe zu ſeinen Verwandten; die ihn ebenfalls, aber mit dem Beding, nie wiederzukommen, mit kleinen Summen unterſtützten. Seine neuen Geſchäfte giengen abermahls auf das Beſte von ſtatten. Jedermann erſtaunte darüber, wie er in ſo kurzer Zeit ſich von ſeinem zum zweitenmahle gehabten Verluſt erholte. Er kaufte ſich nun ſelbſt wieder ein bequemes Haus, und trieb ſeinen Handel wieder ins Groſſe. Sein Waarenlager ward eins der ſchönſten in der Reſidenz; und obgleich ſein ganzes Vermögen in ſelbigem ſteckte: ſo hatte er doch den Troſt, daß er ganz mit ſeinem eigenen Gelde handelte. — So genos er wieder die Glückſeligkeit ſeiner vorigen Tage, und pries den Schöpfer dafür mit dankbarer Demuth; als er in einer der traurigſten Nächte ſeines Lebens, durch die Unvorſichtigkeit ſeines Nachbarn binnen drei Stunden abbrannte. Die Flamme nahm ſo plötzlich überhand, daß er kaum im Stande war, ſeine Kinder, die im oberſten Stockwerk gar friedlich ſchliefen, zu retten. Noch ärmer, als zum erſtenmahle, hatte er nun von ſeinem Eigenthum nichts aufzuweizuweiſen, als ſie, und muſte ſeinen Freunden für die Kleider danken, welche ſie ihm und den Seinigen ſchenkten. Er as mit ſeiner Familie heute hier und morgen da, wuſte nicht, wie lange dieſe Wohlthätigkeit ſeiner Mitbürger gegen ihn dauern möchte, und ſah gar kein Mittel vor ſich, ſelbſt ſeine Erhaltung weiter bewirken zu können. „Dreimahl, ſprach er zu ſeiner Frau, ſind wir nun glücklich geweſen und unglücklich geworden; aber ſo unglücklich wie wir ietzt ſind, waren wir noch nie. Ich ſehe zwar nicht ein, von welcher Seite nun noch Rettung für uns möglich wäre; — unſere todte und unſere lebende Verwandte haben uns ſchon beigeſtanden; und wen haben wir nun noch auſſer ihnen, auf den wir rechnen könnten? — Doch ſolte es auch wohl geſchehen können, daß die Fürſehung eine rechtſchaffene Familie ſo ganz und gar verlieſſe? Las uns auf ſie hoffen! Wir können nichts mehr für uns thun, als dis."

Tauſendmahl hatte dis höchſte Elend, in dem ſich der Unbeſcholtene befand, ihm den ſtillen Wunſch ausgepreßt, daß er wenigſtens nun keine Kinder haben möchte. Seine eigene Noth hätte er zu ertragen vermocht; aber ſo oft er dieſe anſah, brach ihm das Herz. „Ich habe ſie ia aus den Flammen gerettet, ſeufzte er; ſollte ſie mich Gott blos zu noch ſchrecklichern Leiden haben retten laſſen? Wenn ihr Anblick mir gleich das Herz zerreiſſt: ſo ſind ſie mir doch noch das Liebſte von allem, was ich hatte; und wenn ich heute wieder ſo abbrennte: ſo griffe ich doch wieder ſo zuerſt nach ihnen.“ Nach einer Weile wünſchte er wieder, daß er ſie nicht hätte.

So zwiſchen Dank, ſie noch zu haben, und zwiſchen Wunſch, ſie nicht mehr zu haben, lange hin und her gezogen, hätte er nimmermehr geglaubt, daß das Schickſal ihm durch ſie, deren Leiden ihm das Herz zerriſſen, das Mittel reichen würde, ſeine eigenen ſich zu erleichtern. Brigitte war zwar immer dieſer Meinung, und hofte, daß die Welt, wenn ſie auch nach und nach im Wohlthun gegen die Eltern müde würde, doch ihre armen unerzogenen Kinder nie ganz verlaſſen könnte. Das Schickſal ſtimmte auch im Ganzen mit ihren Gedanken überein, daß ihre Kinder ihre Verſorger werden ſollten; aber es nahm dabei eine andere Wendung. —

Roderich pflegte ſeinen Kindern in den Zeiten ſeines Wohlſtandes täglich einige Groſchen zu Veſperbrodt zu geben, die ſie anlegen konnten, wie ſie wollten. Dermahlen war es nun in der Reſidenz zu einer ordentlichen Seuche geworden, daß man in auswärtige Zahlenlotterieen ſetzte. Lakeien und Mägde verſpielten ihr Lohn und betrogen hernach die Herrſchaften, um wieder zu ihrem verlohrnen Gelde zu kommen. Taglöhner nahmen ihren Kindern das Brodt aus dem Munde, und kauften dafür Amben, und Ternenhofnungen. Bettler bettelten vor dreiſſig, vierzig Häuſern, und trugen hernach die erhaltenen Allmoſen in die Hände der lächelnden Kollekteurs. Roderich war als ein kluger und haushälteriſcher Mann ſehr wider dieſe zum Laſter werdende Gewohnheit, und in ſeinem ganzen Hauſe durfte ſich niemand unterſtehen, einen Kreuzer in irgend eine Lotterie zu legen. Sein älteſter Knabe hörte oft von dem Lottoweſen reden, und lies ſich von einem der Bedienten ſeines Vaters die Sache erklären; der ihm denn unter andern die auffallende Erörterung darüber gab, daß man mit wenig Groſchen fünfhundert Thaler gewinnen könne. Er beredete im Stillen ſeine Geſchwiſter dazu, daß ſie täglich von ihrem Veſperbrodt einige Dreier zurücklegen, und, wenn ſie denn einen Gulden zuſammen hätten, ihre ſämmtlichen Jahrzahlen auf einem Billet beſetzen wollten. Die Kinder brachten mit vieler Selbſtverleugnung das Geld zuſammen, und der Einſatz geſchah. Es gieng ihnen aber dabei um kein Haar beſſer, als den groſſen Leuten. Kaum hatten ſie eingeſetzt, ſo hatten ſie auch ſchon in Gedanken die fünfhundert Thaler gewonnen; und nun theilten ſie ebenfalls in Gedanken dieſe fünfhundert Thaler ſchon unter ſich, und ieder beſtimmte ſeinen Theil zu einer gewiſſen Anwendung. Fritz wollte ſich lauter Pferde dafür kaufen; Karoline einen ganzen Schrank voll neuer Kleider. Friderike wollte ihren Antheil unter blinde und ſtumme Leute ausſpenden. Karl der eigentliche Angeber des ganzen Spiels, wollte weiter nichts, als die Freude, haben, daß er, wenn er ſeinem Vater ſeine Portion aufzählte, denſelben recht augenſcheinlich davon überzeugen könnte, daß es um das Einſetzen ins Lotto ſo ein übel Ding nicht ſei.

Karoline, das Plappermaul, ward die Verrätherin der ganzen Geſchichte, noch ehe es Abend ward. „Haha, rief ſie, und ſprang dazu vor ihrem Vater herum, wenn ich erſt meine neuen Kleider haben werde, haha.“ Und als ihr Karl, der Aelteſte, Wink über Wink gab, daß ſie ſchweigen möchte, verſicherte ſie ihn einmal übers andere in Gegenwart des Vaters, daß ſie ihr Wort gewis halten, und es dem Vater nicht ſagen wollte, daß ſie zuſammen in die Lotterie geſetzt hätten. Karl und die übrigen Geſchwiſter muſten nun alles bekennen, und iener, als der Anfänger, erhielt dafür einen derben Verweis. Da ſie iedoch von ihrem Veſperbrodt das Sümmchen zurückgelegt hatten: ſo verzieh es ihnen der Vater diesmal, und verboth ihnen, dergleichen wieder zu thun, indem er ihnen das ungeheure Riſiko bei dergleichen Spielen ſehr deutlich aus einander ſetzte. — In der Nacht drauf brannte der Rechtſchaffene ab, und der Lotterie ward nun weiter nicht gedacht.

Roderich ſas eben in gröſter Betrübnis mit ſeiner Gattin auf einer hölzernen Bank, die gegen

gen die ehemahligen Sofa's gar iämmerlich abſtach, und ſann darüber nach, wo morgen zu Mittag gegeſſen werden würde, als Karl mit ſeinen Geſchwiſtern herzugeſprungen kam, und ſchriee: „lieber Vater, liebe Mutter — — eine Terne, eine Terne gewonnen, fünfhundert Thaler gewonnen!“ Dieſe gutherzige Kinder vergaſſen iezt der vorgehabten Theilung, und verſchiedenen beſchloſſenen Anwendungen ihres Gewinns. Selbſt Karoline, die Eitle, wollte ſich nun keine Kleider kaufen; ſondern alle ſchenkten ſie das geſammte Geld ihren armen abgebrannten Eltern. Friz hatte die Naivetät, hinzuzuſezen, daß ihr lieber Vater es dafür haben ſollte, daß er ſie einen nach dem andern auf ſeinen Arm aus dem Feuer getragen habe.

Es war ein rührender Anblick dieſe vier Kinder vor ihren bedrängten Eltern im Kreiſe zu ſehen, wie ſie alle, das älteſte bald acht Jahre, und das iüngſte bald drei Jahre, die herzlichſte Freude auf ihren Geſichtern ausdrückten, und Vater und Mutter baten, daß ſie ſich doch mitfreuen möchten.

Roderich überzeugte ſich erſt von der Gewisheit der Sache; und, als er ſie nun nicht mehr in Zweifel ziehen konnte, wuſte er nicht, wie er ſich darüber faſſen ſollte. Auf der einen Seite die unerwarteteſte Unterſtüzung für ihn in ſeiner gröſſeſten Noth, — auf der andern der Gedanke, daß er ſie durch ſeine Kinder, die ſich deshalb, ohne es zu wiſſen, an ihrem Weſperbrodte abgebrochen, empfange, — auf noch einer andern die Vorſtellung, daß dieſe durch Ungehorſam gegen ihn ſeine Wohlthäter würden! Er ſuchte ſeine Verlegenheit über den lezten Umſtand zu verbergen.

„Liebe Kinder, ihr rühret mich ſo, daß mir die Thränen nahe ſind. Ihr ſeid noch zu iung, als, daß ich über die Sache ſelbſt ausführlich mit euch reden könnte; in der Folge meines Lebens ſoll es einſt geſchehen. Für iezt denket nur dis, daß es ſo habe ſein ſollen. Es mus oft wunderlich in der Welt kommen, wenn armen verlaſſenen Leuten geholfen werden ſoll. Eigentlich thatet ihr Unrecht, als ihr wider mein ausdrückliches Verboth in die Lotterie einlegtet, und ihr habt nicht darum gewonnen, weil ihr wider meinen Willen es thatet, ſondern weil die Numern, welche ihr beſezt hattet, gerade heraus kamen. Alle andere, welche dismal dieſelben Numern beſezt hatten, haben ſo gut gewonnen, wie ihr. Laſſt euch durch dis Glück nicht zu weiterm Ungehorſam gegen mich verleiten. Merket wohl — ihr legtet wohl tauſendmahl wieder ein, und es glückte euch vieleicht nie wieder ſo. Arbeiten und ſparen — das iſt die beſte Lotterie; in dieſer gewinnt man allemahl. Was weiter über die Sache zu ſprechen, ſei euch, wie geſagt, bis ihr älter werdet, aufgeſpart. Ich liebe an euch die treuherzige Güte, mit der ihr all das Geld euren Eltern ſchenket. Ich rettete euch aus den Flammen, und ihr rettet mich aus der ſchrecklichſten Armuth, die weit ſchlimmer iſt, als der Tod. Habt Dank — — — habt Dank — — — "

Vater Roderichen gingen die Augen über. Alle ſeine Kinder umhalſeten ihn, und baten ihn flehentlich, daß er doch nicht weinen möchte. Sie haben ia nun wieder Geld, rief Friz — was weinen Sie denn noch? Eben darum liebes Kind, erwiederte er, mus ich weinen, daß ich wieder Geld habe. Darauf gab er Karln die lezten Groſchen, daß er dafür Obſt und allerlei Spielwerk einkaufen und ſich nebſt ſeinen Geſchwiſtern einen vergnügten Abend machen ſollte.

Als die Kinder mit ihren Spielen beſchäftiget waren, führte der Vater die Mutter auf die Seite, legte ihre Hände in die ſeinigen, that einen dankbaren Seufzer gen Himmel, und ſprach: „Beſte! ich kann noch nicht viel mehr, als erſtaunen über das, was geſchehen iſt. Wie ſonderbar führet uns Gott! Wenn wir denn doch bei dieſem Vorgang nicht die unſichtbare Hand erkennen wollten, welche alle menſchlichen Schickſale leitet: wären wir nicht die undankbarſten unter allen ihren Geſchöpfen? Da alle Mittel zu unſerer Rettung erſchöpft zu ſein ſcheinen, müſſen unſere Kinder das Mittel werden, wodurch uns Gott dem ſchrecklichſten Elende entreiſſt — unſere Kinder, derentwegen eben dis unſer Elend in unſern Augen den höchſten Grad der Schrecklichkeit erhielt. Sieh, ſo mus gerade von der Seite, von welcher wir die äuſerſte Vermehrung unſerer Leiden fürchteten, uns gänzliche Befreiung von ſelbigen zu Theile werden! Las uns einen ſtummen Blick zum Himmel thun! Gott wird ihn für das längſte andächtigſte Gebet aufnehmen. Mutter — Mutter — überdenke es einmahl recht — — **Der Ungehorſam unſerer Kinder wird Wohlthat für uns**... Ich kann dir nicht ſagen, was für eine Menge der ſonderbarſten Gedanken und Vorſtellungen ſich hierüber in meiner Seele durch einander wirren ... Wenn ich ſo an den Verweis zurückdenke, den ich Abends vorher, ehe wir abbrannten, Karln über den Einſatz in die Zahlenlotterie gab, und an die traurige Geberden, mit denen er ſeine Reue über den mir bezeugten Ungehorſam ausdrückte — und wenn ich denn wieder an die herzlichſte Freude denke, die ſich heute über ſein ganzes Weſen ergos, als er mir den Gewinn verkündigte und ihn uns ſchenkte ... Das Innerſte meines Herzens bewegt ſich ... Ach! unſere gute, liebe Kinder! Sie ſollen es denn auch ſein, für die wir ganz leben wollen. Wir wollen alles thun, um ſie zu einigen der beſten Menſchen zu machen, welche ſie gelebt haben. Und, wenn uns denn Gott wieder ſegnet, und wir nach Jahren uns daran erinnern, daß ſie den Grund zu unſerm abermahligen Wohlſtande durch Abſparung von ihrem Veſperbrodte gelegt haben — liebe, herzliebe Mutter, wie manche Thräne werden wir noch darüber weinen! Aber las mir nun auch in Anſehung unſerer künftigen Einrichtung ganz meinen Willen, und ſei mir dabei nicht entgegen. Ich bin feſt entſchloſſen, uns in eine ganz andere Lage zu werfen, und in einem nidrigen Stande ein dauerhafteres Glück zu ſuchen. Hierzu ſind fünfhundert Thaler baar Geld, wenn wir ſie in Händen haben, hinreichend; etwas Groſſes aber wieder zu verſuchen, nicht. Dreimahl habe ich dis verſucht, und wir haben geſehen, auf wie lange Zeit. Wir können glücklich und zufrieden leben, ohne eben eins der gröſſeſten Handlungshäuſer auszumachen. Wir ſollen dis nun einmahl nicht; das ſiehſt du. Las uns endlich den Wink verſtehen, welchen uns das Schickſal darüber gibt. Und, da die Rettung, welche uns iezt zum drittenmahle widerfährt, ſo ſonderbar iſt: ſo iſt ſie wohl etwa gar die lezte, welche uns widerfahren ſoll. Las uns alſo von ihr einen recht vernünftigen Gebrauch machen. Aus der Höhe folgte Sturm auf Sturm; vielleicht iſt in der Tiefe für uns mehr Sicherheit. Geräuſch und Pracht iſt — Tändelei. Ob ich ein ſeidenes Kleid trage, oder einen groben Ueberrock —

und du ſo ein widernatürlichgroſſes Kopfzeug, oder eine Bindmütze ..... "

Brigitte that über die Bindmütze einen hohen Seufzer, und wendete ſich, um ihre Thränen zu verbergen. Roderich, der geſetzter denken konnte und den Sinn ihrer Traurigkeit richtig faſſte, klopfte ihr die Schultern, und fügte nichts hinzu, als: Mutter, es kommt auf die erſten ſechs, acht Wochen an, ſo hoffe ich, daß du alsdenn eben ſo werdeſt denken können, wie ich heute ſchon denken kann.

Noch nie hatte iemand eine Terne unbeneideter gewonnen, als dieſer Rechtſchaffene. Er beharrete auf ſeinem Vorſatz, und ſuchte ihn ſobald er den Gewinn ausgezahlt erhielt, ins Werk zu ſetzen. In einer benachbarten kleinen Stadt, wo noch einmal ſo wohlfeil zu leben war, als in der Reſidenz, und die Grundſtücke in ſehr nidrigen Preiſen ſtanden, kam ein mäſſiges Haus, bei welchem ein ziemlicher Garten und etwas Acker war, zum Verkauf. Roderich hörte davon, und machte ſich, die Terne in der Hand, auf den Weg, es zu beſehen. Er fand es durchgehends ſeinen Abſichten gemäs, bezahlte es für dreihundert Thaler, und ſezte den Ueberreſt des Gewinns zur Anlage ſeines künftigen Gewerbes in ſelbigem aus.

Völlig als ſimpler Bürger und Kleinſtädter bekleidet, kam er zu Brigitten zurück, und brachte ihr ſo eine Mütze mit, wie die Bürgerfrauen an dem Orte ſeines künftigen Aufenthalts trugen. „Wir haben, ſprach er, Gottlob nun wieder Haus und Hof, einen Garten für unſere Kinder und auch etwas Acker dabei. Las uns nun hinziehen und die groſſe Welt mit der kleinen verwechſeln. In der Taſche habe ich noch ſo viel Geld, als wir zur Anlage unſerer Einrichtung brauchen, und hier — haſt du eine neue Mütze. Setze ſie auf und zerreis mir das Herz nicht. Gott wird uns ſegnen, wenn wir nicht weiter nach hohen Dingen trachten, und alle Leute werden uns für klug halten.

Brigitte glaubte ihrem Manne noch nie ein ſo theures Opfer gebracht zu haben, als jetzt. Sie ſetzte unter tauſend Thränen die Bindmütze auf. Roderich nahm alle ſeine Standhaftigkeit zuſammen, ergrif ſie bei der Hand und führte ſie mit ſeinen Kindern zum Thore hinaus. Auf dem Felde nahm er die kleine Karoline auf den Arm und trug ſie bis ins Städtgen.

* * *

Zweites Kapitel.

Brigitte hatte ihren Mann aus Neigung geheurathet, und beſas viel natürliche Güte. Nur hatte ſie die Erziehung nicht empfangen, welche Roderich wünſchte,und die ſie zu einer der würdigſten und vollkommenſten Perſonen ihres Geſchlechts hätte ausbilden können. Mitten unter den Reichthümern ihres Onkels aufgewachſen, athmete ſie, als ſie in ſeine Arme kam, nichts als groſſe und ſteife Welt. Ihre Morgen war ſie gewohnt an der Toilette, ihre Nachmittage in groſſen Damengeſellſchaften, ihre Abende auf Bällen hinzubringen. Nichts ſchiene ihr leerer, ununterhaltender und unerträglicher, als ein ſtilles häusliches Leben. Die Aufſicht über ihre eigene Haushaltung zu führen, hielt ſie für die Beſtimmung der Handwerkerfrauen und der Bäurinnen, und die Verpflegung der Kinder in vornehmen Häuſern blos für ein Geſchäft der Ammen und der Mägde. Man hatte ſie zur Eitelkeit erzogen, und ſie lies ihren Hang zu ſelbiger beſonders in übermäſſiger Kleiderpracht blicken. Sie war im Stande, das unzufriedenſte, mismüthigſte Geſchöpf zu werden, wenn ſie, falls ſie ein anderes Frauenzimmer mit einem neumodiſchen Kopfzeuge erblickt hatte, nicht binnen vier und zwanzig Stunden mit eben ſo einem ins Publikum hervortreten konnte. Alle ihre Wünſche, Entwürfe und Vergnügungen gingen ins Groſ-

ſe,

ſie, und ie mehr Geräuſch dabei war, deſto mehr Genungthuung empfand ſie für ſich. Dabei war ſie von Jugend auf angehalten worden, den leeren Aeuſerlichkeiten der Religion aufs ſtrengſte anzuhangen. Unterricht über das Innere derſelben hatte ſie aber vom Geiſte ihres Zeitalters nicht erhalten. Unangeleitet alſo, über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen ſelbſt nachzudenken, machte ſie in den kirchlichen Gebräuchen mit, was Mode war; und da die Moden der Religion ſich nicht ſo leicht und ſchnell abänderten, als die Moden in Kleidern und Haaraufſätzen: ſo empfingen ſie in ihren Augen eine gewiſſe unverletzliche Heiligkeit. Sie beobachtete ſie deshalb mit einer recht ängſtlichen Pünktlichkeit, hielt iede kleine Abweichung von ihnen für eine Todſünde und ſetzte ihr ganzes Chriſtenthum in ſelbigen feſt. Und ſo konnte es nicht fehlen, daß Vorurtheile und Aberglaube von allen Arten ſich ihrer Seele bemächtigt haben muſſen, welche bei iedem äuſerlichen Reitz ſich zeigten. Sie liebte ihren Mann vom erſten Anblick deſſelben an, und die Vorſtellungen, daß er ein groſſer Kaufmann ſei und in einer geräuſchvollen Reſidenz lebe, lieſſen ihn, als er ſie ſeine Gattin zu werden aufforderte, ein noch ſchnelleres Gehör bei ihr finden.

Roderich, der in allen Dingen mit vieler Vorſichtigkeit zu Werke zu gehen pflegte, war am allerwenigſten der Mann, welcher heurathen wollte, ohne vorher zu wiſſen, wen? Auch war er Menſchenkenner genung, um Brigitten bald in ihrer wahren Geſtalt zu erblicken. Er fand ſchnell die ſchwachen Seiten ihrer Eitelkeit und ihrer Bigotterie; und dieſe würden ihn auch eben ſo ſchnell wieder von ihr zurückgeſchreckt haben, wenn er nicht an ihr allenthalben durch ihre Schwachheiten hervorſchimmernde natürliche Güte bemerkt hätte. Er faſſte alſo alsbald den eigentlichwahren Geſichtspunkt, aus dem man ſie betrachten muſſe, glaubte, daß Mangel an edler menſchlicher Erziehung ihre Anlagen zu natürlicher Güte nur unausgebildet gelaſſen habe, und fühlte ſich ſtark genung, der Mann zu ſein, welcher dieſen Mangel noch an ihr erſetzen und ihr die würdigere Bildung geben könnte. Kaum hatte er ſich davon verſichert, **daß ſie ihn wahrhaftig liebe** — ſo zweifelte er auch im geringſten nicht mehr hieran. Sobald ſie die Seinige ward, fing er an, ſein Projekt auszuführen, ging dabei als ein Weiſer zu Werke, und leiſtete nach und nach wirklich mehr, als die ganze Welt, die Brigitten kannte, geglaubt haben würde.

Den Anfang machte er damit, daß er ihr die Beweiſe ſeiner reinſten und zärtlichſten Liebe zu ihr häufte; wodurch er bald ihr ganzes Vertrauen gewann. Er wehrte ihr den Umgang mit der groſſen Welt nicht; aber er ſann zu gleicher Zeit darauf, ihr den Aufenthalt in ſeinem eigenen Hauſe noch weit angenehmer und unterhaltender zu machen. Er führte ſie in die Geſellſchaft der würdigſten unter den vornehmen Frauen, welche ihre gröſte Ehre darinn ſuchten, über ihr eigenes Hausweſen ſelbſt die oberſte Aufſicht zu führen. Brigitte, durch das reizende Beiſpiel derſelben aufgefordert, und durch den Beifall ihres Gatten belohnt, fing zu ihrem Zeitvertreib an, daſſelbe zu thun, und bekam dadurch bald mehr Sinn für die Freuden des häuslichen Lebens. Ihr Mann legte ihr oft Rechnung von ſeinem Handel ab, und ſie, die ſich von ihm nicht übertreffen laſſen wollte, fing bald an, ihm auch Rechnung von ihrem Hausweſen abzulegen. Dis verurſachte, daß ſie ſich noch mehr mit ihrer Wirthſchaftsführung befaſſen muſte. Sie ward kränklich, und hatte an ihrem Manne den ſorgfältigſten Verpfleger, ohne daß ſein Handel dabei gelitten hätte. Während ihrer Kränklichkeit hatte Roderich mit Fleis allerlei kleine Unordnungen in ſeiner häuslichen Wirthſchaft einreiſſen laſſen. Kaum war ſie geneſen: ſo erklärte er gegen ſie, daß er bald ein ſehr unglücklicher Mann werden würde, wenn er ſie nicht hätte; indem allerlei Fehler im Hauſe während ihrer auch nur kurzen Unpäslichkeit vorgegangen wären. Brigitte fühlte hierdurch ihre Ehrbegierde gereizt, unterſuchte die Unordnungen, half ihnen ab, und traf ſolche Anſtalten, daß dergleichen nie wieder

Plaß greifen ſollten. Sie ward Mutter, und Roderich wuſte ſie durch ſeine Liebkoſungen und Zuredungen, zu denen ein Paar neue ſeidene Kleider von dem neueſten Deſſein kamen, dahin zu vermögen, daß ſie auch die erſte Erhalterin und Verpflegerin ihres Kindes ward. Da ſah man ſie, welche ſonſt ein Ekel dafür angewandelt hatte, wenn ſie eine vornehme Frau eins ihrer Kinder nur auf den Arm nehmen geſehen, ihren Karl mit wahrer Zärtlichkeit an ihre Bruſt drücken, ihn Stundenlang auf dem Schooſſe haben und ſelbſt in den Schlaf bringen. Nun hatte ſie Roderich ſchon unzertrennlicher an ſein Haus gefeſſelt. Die Wochenſtube gab ihm Gelegenheit genung, ihr allerlei Vorurtheile zu benehmen, und manchen tief in ihr eingewurzelten Aberglauben wenigſtens wankend zu machen. Ihre Unglücksfälle kamen dazu; und, als er ſich zur Zeit der Noth von vielen ihrer Freunde verlaſſen und beinahe verkannt ſah, benutzte er die Gelegenheit, ihr die ſogenannte groſſe Welt von ihrer wahren Seite zu zeigen. „Sieh, ſprach er, als ihn der kleine Krämer in der Vorſtadt aufnahm, das haben wir nun von unſerm Umgang mit allen den vornehmen Herren und Damen, daß ſie uns nur ſo lange kannten, als wir ſie herrlich bewirthen oder iede bei ihnen genoſſene Mahlzeit wenigſtens erwiedern konnten. Nun behandeln ſie uns wie die Nusſchalen, die man zum Fenſter hinauswirft, wenn man den Kern herausgegeſſen hat.“ Als ſie ihn hernach durch die Erbſchaft ihres Onkels wieder zu einem reichen Manne machte, ſchien ſie ſich zwar als ſeine Wohlthäterin zu fühlen, und hie und da wieder mehr ſich anzumaſſen, als ſonſt; aber der Weiſe wuſte ſie durch ſeine Sanftmuth ſo zu leiten, daß ſie ſich ſelbſt in ihre beſcheidenere Lage zurückzog. Und, wenn ihm nichts weiter übrig war, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich in ihrer natürlichen Güte zeigte: ſo ſtellte er die beiden Kinder, welche ſie damals hatten, um ſie her, und überwältigte ihren wiederauflebenden Hang zum Geräuſch auſſerm Hauſe durch die holden Schmeicheleien derſelben. Sie hatte ſich wohl ſchon völlig angekleidet, und den Fecher bereits in der Hand, um eine Tour in die groſſe Welt zu machen, und dieſe vermochten ſie dahin, daß ſie den Fecher wieder weglegte, ſich wieder auskleidete, und den Abend in ihrer eignen kleinen Welt zubrachte. Roderichs vielfältige Unterredungen mit ihr über die Beſtimmung der Eltern, über die wahre Würde einer Frau, und über die häusliche Gottſeligkeit, welche nicht im Morgen- und Abendſegenleſen und in Haltung einer Betſtunde alltäglich zu einer und derſelben Zeit, ſondern in Eintracht und Liebe im Gernſein bei den Seinigen, in guter Wirthſchaftsführung und edler Kinderzucht beſtehe, machten immer tiefere Eindrücke auf ihr Herz. Als ſie zum drittenmale ſich wieder aufhalſen, war ſie ſchon eine ganz umgeſchaffene Frau. Sie verlangte nicht mehr nach groſſen Geſellſchaften, und er hatte nicht mehr nöthig, ihr das Leben unter ihren Kindern zu empfehlen. Nur behielt ſie noch ihren Hang zu ſchönen Kleidern und zu neuen Moden bei, und wenn ſie denſelben nicht ſo befriedigen konnte, wie ſie wollte, hatte Vater Roderich bei ihr manche betrübte Stunde. Das Unangenehmſte dabei war ihm, wenn ſie dieſe Eitelkeit auch bis auf ihre Kinder erſtreckte; wogegen ſich mehr, als gegen irgend etwas, ſeine ganze Seele empörte. Da gabs denn manchen ſcharfen Wortwechſel, der ſo lange anhielt, bis er das Rauhe herauskehrte, und ſchlechterdings verboth, daß ſie aus ihren kleinen Töchtern nicht vor der Zeit ſchon Närrinnen machen ſollte. Ganz erreichte er jedoch niemals ſeine Abſicht; ſondern ſie wuſte immer einigen kleinen Firlefanz im Aufzuge derſelben anzubringen, wogegen er am Ende thun muſte, als wenn er es nicht ſähe. Auch konnte er es ihr nicht ganz abgewöhnen, daß ſie die alten Ammenmährgen, Geſpenſtergeſchichten und anderes abergläubiſches Zeug den Kindern vorerzählte und beibrachte. Seine weitläuftigen Geſchäfte riefen ihn oft auf halbe Tage in ſein Waarenlager und Komtoir. Glaubte er denn die Erziehung ſeiner Kinder auf den beſten Fuß gebracht zu haben: ſo hatte ſie unterdeſſen wieder etwas dazwiſchen gegaukelt. Uiberall erzog er ſie ihrer Meinung nach nicht ſo, wie ſie erzogen worden wäre; und wenn er ihr denn darthat, daß ſie falſch erzogen worden ſei: ſo antwortete ſie wohl liebreich: J Vater, los doch gut ſein; ich habe ia doch ein ehrlich Gemüth gegen dich und deine Kinder, und meine es ia gut mit ihnen. Kaum hatte ſie dis geſagt: ſo gab ſie ihm erſt einen recht zärtlichen Kus, und ging denn vor den Spiegel, und ſezte ſich ein neumodiſcheres Kopfzeug auf. Roderichen war daher ziemlich warm ums Herz, als er ihr die Bindmüze kaufte. Er befürchtete einen harten Kampf mit ihr. Da er aber ſah, daß ſie ſie aufſezte, und ihre ganze Zuflucht dabei nur zu Thränen nahm: ſo bekräftigte er in ſeiner Seele das Zeugnis für ſie, daß ſie bei allen ihren Fehlern doch ein gutes Weib ſei.

Die Kinder, welche ſie ihm gebohren, hatten durchgängig den natürlichguten Sinn ihrer Mutter; unter ihren Temperamenten aber, Geiſteskräften und Steckenpferden herrſchte die gröſte Verſchiedenheit.

Karl war ein überaus lebhafter Junge. Aus ſeinen Augen ergos ſich ein Feuerſtrom, und Ruhe war der ſeltenſte Zuſtand für ihn. Er bewegte ſich gemeiniglich noch einmahl ſo ſtarck zu ieder vorhabenden Handlung, als dazu nöthig war, und verrichtete ſeine Gänge alle im Tanzen. Er muſte gewis einen rechten Bockſtreich geſpielt haben, über den er nun etwa in

Verlegenheit war, wenn man ihn mit beiden Füſſen zugleich auf der Erde ſtehend erblicken ſollte. Sonſt hatte er mehrentheils den linken unter dem Arm, oder ſchwebte mit dem rechten in der Luft. Er hatte einen herrlichen, offenen Kopf, eine gute Doſis Mutterwitz, für ſein Alter ungewöhnliche Gegenwart des Geiſtes, und einen unerſchöpflichen Vorrath von naiven und drolligten Einfällen. Von allen Spielen ſeiner Geſchwiſter war er der Angeber, und wenn ſie unterweilen einen komiſchen Streich ausgeführt hatten, war er gewis auch der Urheber davon. Fehlte er: ſo hatte ihn die bloſſe Hitze ſeines Temperaments dazu verleitet, und er ſuchte alsdenn ſeinen Fehler auf der Stelle wieder gut zu machen. Ehrgeitz war es, der allenthalben an ihm hervorſtach; und wenn ihn ſein Vater lobte: ſo war ihm dis lieber, als wenn er ein neues Kleid von ihm empfinge. Wer ihm etwas aufbinden wollte, muſte es ſehr liſtig anfangen; und geſchah es denn ia, daß er ſich anführen lies: ſo war dis der gröſte Verdrus für ihn. Mit abergläubiſchen Poſſen, mit leeren Schreckenerregungen, und ſchalen Mährchenerzählungen durfte ihm niemand kommen. Er ſchauete gleich durch, drehete ſich ein Paarmal auf dem Abſatz herum und ſchlug ein lautes Gelächter auf; und ſein Simbolum, das er täglich zehenmal im Munde führte, war, ich laſſe mir nichts weis machen. Für Brigitten war er deshalb nicht, die ihn denn auch oft einen ganz aus der Art geſchlagenen Jungen nannte; des Vaters Seele aber hieng ganz an ihm, und dieſer pflegte zu ſagen, daß aus dem Knaben einmahl etwas rechts werden könnte. Karl hatte einen unerſättlichen Trieb, zu lernen, und ein trefliches Gedächtnis. Er faßte ſchnell auf, und behielt das Aufgegriffene wie auf ewig. Alles ward ihm leicht; und, wenn man glaubte, daß er irgendwohin nur von der Seite geguckt habe: ſo hatte er es ſchon ganz weg. So, wie er etwas ſah, das er noch nicht verſtand, ruhete er nicht eher, bis es ihm erklärt ward; und traf es ſich denn, daß ihm über dis und ienes der Vater die Weiſung gab, daß es für ihn noch zu früh ſei, daſſelbe wiſſen zu wollen: ſo that ihm dis weher, als wenn ihm iemand ins Auge ſchlüge. Ward ihm ein Kunſtſtück vorgemacht: ſo machte er es entweder aus ſeinem eigenen Kopf bald nach, oder er war im Stande die Schnallen aus den Schuhen dafür hinzugeben, daß man ihm daſſelbe entdecken möchte. Rechnen hatte er ſchon etwas von den Kaufdienern ſpielend gelernt; und, als er mit dem Proiekt, in die Zahlenlotterie einzulegen, umging, war es zum lachen, wie der Junge ſich den Kopf ſchier darüber zerbrechen wollte, um aus den vorigen Ziehungsliſten die glücklichſten Zahlenkombinationen herauszubringen, damit er eine Quaterne gewinnen möchte; bis er, da es nicht gehen wollte auf den Einfall gerieth, ſeine und ſeiner Geſchwiſter Jahrzahl zu beſetzen. Ein herrlicher Junge — ſprach der Vater täglich gewis dreimal, wenn er ſo Zeuge ſeiner Wisbegierde und ſeines Verſtandes ward.

Auf ihn folgte in der Reihe Fritz; ein ſtiller, wackerer Knabe. Dieſer machte im Hauſe wenig Geräuſch; ohne iedoch dabei unthätig zu ſein. Die herzlichſte Folgſamkeit gegen ſeine Eltern gab ihm einen groſſen Werth, und Brigitte hatte ihn ſehr lieb; denn er hatte Ruhe genung, um Stundenlang ihr, wenn ſie erzählte, zuzuhören und Glauben an ihre Hiſtörchen zu bezeigen. Er war nicht dumm; aber es fehlte ihm Karls Lebhaftigkeit, um ſeinen Geiſteskräften Schwung zu geben. Er ward ein Spielverderber unter ſeinen Geſchwiſtern, weil er ihnen immer nachgab, und ſich alles gefallen lies. Zum Aufſeher über etwas lies er ſich herrlich brauchen, und er ſtand allemal mit Leib und Seele dafür, daß mit ſeiner Schuld nichts verſehen würde. Er lernte bei weitem nicht ſo ſchnell, wie Karl, und überhaupt ſchienen die Wiſſenſchaften nicht ſeine Sache zu ſein. Dafür wirthſchaftete er lieber ſo nach ſeiner Art im Hauſe umher. Er räumte auf, hohlte herbei, trug über die Seite, fegte und kehrte, kaufte ein, beſtellte ans Geſinde, was die Mutter befohl, putzte Schnallen und Löffel, half den Tiſch decken, und würde geſchlachtet, gekocht und gebraten haben, wenn er gedurft hätte. Seine

Feſttage im Jahre waren, wenn ein Rind oder Schwein geſchlachtet wurden, da er ſich denn eine Hausſchürze vorband, das Geſchirr zuſammentrug, die Würſte zählte und den Schlächtern nicht von der Seite wich. Wurden Erbſen gekocht; ſo half er ſie verleſen; wurden Rüben gegeſſen, ſo muſten ihn die Mägde ſie putzen laſſen helfen. Semmelreiben konnte im ganzen Hauſe niemand beſſer, als er; und hatte er ein Loch im Strumpf: ſo machte er es ſelbſt wieder zu. Sein Vater hielt einige Reutpferde. Sie zu beſteigen, war Fritzens gröſtes Vergnügen; und ging der Stallknecht in den Stall, um ſie zu füttern: ſo folgte er ihm mit der Futterſchwinge auf den Fus. Fritz zählte die Kloben, wenn das Holz angefahren ward; Fritz ſtrich den Scheffel, wenn der gekaufte Roggen nachgemeſſen ward; Fritz half banſen, wenn das Heu auf den Boden gezogen ward. Er wuſte alle Vorräthe, die noch da waren, und ward böſer darüber, wenn die Magd in der Küche aus Unvorſichtigkeit einen Topf zerbrach, als die Mutter; Vater Roderich pflegte ihn deshalb Scherzweiſe ſeinen Haushofmeiſter zu nennen.

Friderike war die ältere Schweſter dieſer beiden Knaben; im kurzen fünf Jahre alt. Dieſe hatte ganz den ſanften, geſetzten und frommen Karakter ihres Vaters. So klein ſie noch war: ſo gab ſie doch hiervon ſchon Beweiſe genung. Sie ward die Fürbitterin für alle ihre Geſchwiſter, wenn eins derſelben gefehlt hatte, und ward dis mehrentheils ungebeten darum. Sie verklagte nie den lebhaften Karl, wenn ihr dieſer Gelegenheit zum Unwillen über ihn etwa gab, ſondern entſchuldigte ihn noch obendrein, wenn es der Mutter von ohngefähr zu Ohren kam. Ihr ganzes Herz empörte ſich dagegen, wenn ſie ſah oder hörte, daß iemanden Unrecht geſchehe. Sie konnte es nicht begreifen, wie ein Menſch dem andern etwas nehmen oder ihm gar eine Verletzung an ſeinem Leibe beibringen könne. Theilnehmend an allen fremden Schickſalen, war ihr Herz beſonders für fremde Leiden offen. Sie lies es alsdenn bei bloſſen Thränen nicht bewegen: oft ſah man dergleichen wohl gar nicht in ihren Augen; ſondern mit ſtiller Thätigkeit ſuchte ſie, ſo viel in ihren Kräften war, dem Elenden zu helfen. Sie hatte ſich das Aemtgen im Hauſe ausbedungen, die Allmoſen auszutheilen, und war nie vergnügter, als wenn die Gegenſtände der Barmherzigkeit ihres Vaters mit dem, was ſie ihnen reichte, Zufriedenheit bezeigten. Selten verzehrte ſie ſelbſt ihr Veſperbrodsgeld, ſondern verſchenkte daſſelbe an verſchiedene Lahme und Blinde, welche in ihrer Nachbarſchaft wohnten, und as lieber ein Stück von dem Brodte, das im elterlichen Hauſe gebacken ward. Wenn das Geſinde eine auſſerordentliche Belohnung ſuchte: ſo wendete es ſich an die gefällige Friderike, welche es gewis bei Vater und Mutter dahin zu bringen wuſte, daß iene nicht ganz leer mit ihrer Bitte ausgingen. Ihre Herzensgüte umfaſste Menſchen und Thiere. Ehe ſie noch einmal ihr eigenes Morgenbrodt verzehrte, fütterte ſie die Wachteln im Bauer, und ſtreuete den Hühnern auf dem Hofe, weil dieſes arme Vieh, wie ſie ſagte, früher munter geworden wäre, als ſie, und weder aus dem Bauer noch vom Hofe könnte, um ſich auf freiem Felde, wo wohl genung für ſie ſein möchte, das geringſte zu ſuchen. Kaum war ſie Mittags und Abends bei Tiſche ſelbſt ſatt, ſo ſchnitt ſie für Katzen und Hunde Brodt und that ihnen auch ſonſt noch auf, was für Menſchen zu ſchlecht war. Hatten die Mägde das übrige Vieh nicht gehörig abgewartet; ſchrieen ſie z. E. auf dem Hofe die Gänſe im Koben um Futter an, oder fand ſie gar den Waſſertrog leer: ſo war dis die einzige Gelegenheit, daß iene ſie gewis gegen ſich aufbrachten. Dabei war ſie ſehr ordentlich in ihren Sachen. Sie hielt ihre Kleider und ihre Wäſche rein, kämmte und wuſch ſich ſelbſt, und hatte für das geringſte, was ihr gehörte, einen gewiſſen Ort. Noch zu zart, ihrer Mutter wichtige Dienſte zu leiſten, freuete ſie ſich, wenn ſie auch nur einen Gang für ſie thun, etwas beſtellen, oder, das nicht zu ſchwer für ſie war, herbeiholen konnte. „Wenn ich nur erſt gros wäre! ſetzte ſie denn oft hinzu; denn ſollten Sie für gar nichts mehr ſorgen dürfen, liebe Mutter, und ich wollte in die Küche für Sie gehen, und die Wäſche aufſchreiben, und alles für Sie thun.“ Wie ſie den erſten Strumpf für ſich geſtrickt hatte, nahm ſie Karln wider ihre Gewohnheit beim Arm, und ſprang mit ihm auf einem Beine herum; und zu ihrem nächſten Geburtstage hatte ſie ſich von ihrer lieben Mutter ein klein Spinnrad zum Angebinde ausgebeten. Roderich nahm ſie oft auf ſeinen Schoos, klopfte ihr die Backen und ſprach: Du, biſt meine Tochter.

Karoline die jüngſte, war zwar kaum ein dreijährig Kind; aber man ſah an den kleinen zarten Federn den Vogel ſchon, der aus ihr werden würde. Sie ſchien von ihrer Mutter den Hang zur Eitelkeit geerbt zu haben, und dieſe war auch Thörin genung, ſie ſchon in der früheſten Jugend in ſelbigem zu ſtärken Die kleine Karoline hatte ſo gut ihr Spiegelchen ſchon, als die Mutter, trug ſo gut ſchon ein Kopfzeug, wie die Mutter, und mußte auch ſchon ein ſeidenes Kleid haben, wie die Mutter. Vater Roderich hatte zwar manchmal das Kopfzeug genommen, mit Füſſen getreten, und geſagt: Mutter, du ſchwärmſt — ich kanns nicht zugeben — Gott und Menſchen verargen dirs und mir — wer will auch mit einem Kinde ſo narriren? — allein er ſchafte damit weiter nichts, als daß man in geheim das Mädgen geputzt und noch ärger befirlefanzt und beklinkerklankert ward. Karoline fühlte ſich alsdenn iedesmahl in ihrer höchſten Glückſeligkeit, wenn das ſtillherbeigerufene Geſinde ihr ſagte, daß es ihr doch gar zu ſchön anlaſſe. So klein ſie war: ſo plapperte ihr Mäulchen doch ſchon unaufhörlich, und in kleinen Liſtausübungen gewann ſie oft Frideriken den Rang ab. War Beſuch im Hauſe: ſo ging ſie um iede Dame herum, klatſchte über den ſchönen Anzug Band in die Hände, und lies über das Beſehen der Fecher lieber ihren Zwieback vom kleinen Monbijou verzehrt werden. Wenn Vater Roderich recht aufgeräumt war, nannte er ſie deshalb Brigitte Num. 2.

Drittes Kapitel.

Nun komm herein, liebe Mutter, ſprach der Rechtſchaffene, als er in ſein neues Haus voran eingegangen war und Karolinen auf die Erde geſetzt hatte — und las uns hier der ganzen groſſen Welt, die uns verlies, vergeſſen, und in einer nidrigern Lage des Lebens glücklicher ſein. Gott wird uns ſegnen, wenn wir uns vor ihm demüthigen und im Vertrauen auf ihn arbeiten. Unſere Kinder ſollen nun ganz unſere Welt ſein, in der wir leben und weben, und wir wollen durch eine noch menſchlichere Erziehung, die wir ihnen geben, uns auf Alter und Tod in ihnen die letzten Tröſter und Erquicker bereiten. Iſt doch alles andere kaum der Mühe werth, daß man darnach trachte und ringe. Ich habe ſie aus den Flammen gerettet; ich will ſie auch vor dem mannigfaltigen Verderben zu bewahren ſuchen, in welches ſie ſonſt in einer Welt voll Aberglauben, Thorheit, Laſter und Verführung leicht gerathen könnten. Unterſtütze du mich dabei, und denke, daß Tage kommen werden, in welchen wir uns ſelbſt für dieſe unſere Redlichkeit gegen ſie ſegnen werden. Durch ſie gab uns Gott wieder ein Haus; durch ſie wurden wir vor dem Bettelſtabe geſichert.„

Brigitte, die ſich nun dem ſchrecklichſten Elende, das ihr bevorgeſtanden hatte, entriſſen ſah, weinte für Freuden, als ſie wieder über eine Thürſchwelle gegangen war, die ſie die ihrige nennen konnte. Sie hatte Palläſte beſeſſen; iezt aber wäre ihr die ſchlechteſte Hütte willkommen geweſen, wenn ſie nur ihr Eigenthum ward. Das Haus, welches ſie hier bezog, war ein ſimples Bürgerhaus, aber zu allerlei nützlicher Handthierung ſehr bequem, und würde in der Reſidenz mit den dazu gehörigen liegenden Gründen immer mit dreihundert Dukaten bezahlt worden ſein. Auch konnten mit der Zeit ohne groſſe Koſten noch mancherlei Anlagen, Verbeſſerungen und Gemächlichkeiten darinn angebracht werden. Roderich führte ſeine Gattin in den Garten, und ſprach: „Hier ſollen unſere Kinder einen groſſen Theil ihrer Zeit zubringen; hier ſollen ſie im Freien erzogen werden, ſich beſchäftigen und vergnügen, und Unterricht über ihre Pflichten von der Natur und mir empfangen. Ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich ihrentwegen darüber freue, daß ein ſo ſchöner groſſer Garten beim Hauſe iſt.“ Gleich aus dem Garten kam man auf das dazu gehörige Stück Acker, und Brigitte wunderte ſich, daß dis alles für eine ſo geringe Summe habe erkauft werden können.

Roderich. Das iſt der Unterſchied zwiſchen groſſen und kleinen Städten. In der Reſidenz hätten wir für tauſend Thaler ſo einen Kauf nicht gethan. Da ſind immer zehen gegen einen, welche überbieten. Hier aber fehlts an

Käufern. Auch heiſt es durchgängig, daß man Häuſer und liegende Gründe in kleinen Städten nicht ſo hoch nutzen könne. Wir aber wollen die unſrigen ſchon nutzen. Wir können hier auch weit wohlfeiler leben, und niemand verdenkt es uns hier, wenn wir uns noch ſo genau einrichten. Darum faſſte ich den Entſchlus, daß wir uns hieher begäben. Sei du nur mit allem zufriden. Ich bins von ganzem Herzen und werde mich nie nach der Reſidenz zurückſehnen. Muſte uns eine Mahlzeit ſchmecken, welche uns andere Leute aus Barmherzigkeit gaben: ſo wird uns eine weit geringere doch wohl noch beſſer ſchmecken, mit der wir uns ſelbſt bewirthen. Ob ich groſſe Geſchäfte wieder mache, oder nicht; ich habe deren genung gemacht, und was habe ich noch davon? Und was das einſamere Leben hier anbetrift — o liebe Mutter — Mann und Frau, die ſich wahrhaftig lieben, und vier Kinder haben, die ſie ebenfalls lieben, und deren Erziehung ihnen immer zu ſchaffen macht, finden an ſich und ihnen Geſellſchaft genung. Stimme du dich nur ganz ſo in dieſen Ton, wie ich: ſo werden wir mit Gottes Hülfe hier recht zufriden leben können.

Brigitte. Du lieber Mann, ich müſte mich ia an Gott verſündigen, wenn ich ſeine Gnade nicht erkennen wollte, welche er mir hier noch erweiſet. Konnten wir in unſerer äuſerſtgroſſen Noth auch dis wohl erwarten? Fürchteten wir nicht, daß wir den Bettelſtab würden ergreifen und unſere Kinder doch wohl halb dabei umkommen laſſen müſſen würden? Nein, ich bin mit allem recht herzlich zufriden — das öſtere Unglück, das uns betroffen, hat mich denn wohl dis gelehrt — auch damit, wie du alles einrichten wirſt. Ich will dir behülflich ſein, ſo viel ich kann, und will unſere Kinder als den ſchönſten Schatz betrachten, den du aus dem Feuer nur retten konnteſt. Aber — beſter Herzensmann, nur eine Bitte an dich — — — und ſchlag ſie mir doch nicht ab —

Roderich, ahnend, und doch liebreich. Und welche?

Brigitte. Sieh, ſo arm wir auch ietzt ſind, und ſo ſchlecht es uns auch ietzt ergehet: ſo bin ich ia doch die vornehmſte Frau im Städtgen. Jedermann erkennet mich auch dafür; denn unverſchuldete Armuth, wie du oft geſagt haſt, ſchändet ia nicht. Warum willſt du mir denn nicht verſtatten, daß ich mich als ſolche auch zeigen dürfe? Las mich doch nur ein Kopfzeug tragen; ſo bin ich die einzige, die hier eins trägt, und mithin bin ich alsdenn die vornehmſte. Es ſoll ia nur ein kleines ſein, das gar nicht eitel läſſet und auch nicht viel koſtet. Du lieber Gott, ich bin ia nun einmahl in Kopfzeugern erzogen, und an Kopfzeuge gewöhnt, und mich friert in der Windmütze, und es wird mir ſo übel in ihr, und ich lebe gewis nicht lange, wenn ich ſie tragen mus.

Roderich, ernſthaft. Mutter, was für eine Menge von falſchen Vorſtellungen läuft dir mit einem mahle wieder durch den Kopf! Es iſt ia alles unrichtig, was du da ſageſt. Eine Mütze hält doch offenbar wärmer, als ein Kopfzeug. . Daraus, daß eine Frau einzig und allein an einem Orte ein Kopfzeug trägt, folgt auch nicht, daß ſie daſelbſt die vornehmſte Frau ſei. Es iſt auch nicht wahr, daß du hier die vornehmſte Frau biſt. Die Frau Paſtorin, die Frau Burgermeiſterin und die Frau Zolleinnehmerin ſind alle vornehmer, als du, und tragen doch nichts, als Tellermützen. Du biſt nie vornehm geweſen; reich biſt du geweſen, und den Reichen iſt es verſtattet, den Vornehmen es in der Kleiderpracht gleich zu thun. Da du jenes nun nicht mehr biſt: ſo fällt auch der ganze Grund weg, aus welchem du es ſonſt dieſen gleich thatſt. Du biſt ietzt eines ehrlichen Bürgers Frau, und nicht mehr, als was deine Nachbarin iſt. Wer du alſo biſt: ſo kleide dich auch; zu geſchweigen, daß du, wenn du ein Kopfzeug trügeſt, auch übrige Kleidung haben müſteſt, die ſich dazu ſchickte. Liebe Mutter, denke doch an unſere gehabten Schickſale, und las uns vor Gott uns demüthigen! Es iſt ia warlich nicht das Kopfzeug, das dich glücklich macht. Wenn uns Gott Brodt giebt: ſo

las

laß es uns doch in ſtiller Einfalt genieſſen. Das immerwährende Gefühl ſeiner Gnade, die uns in einer ſo ganz unverhoften Rettung widerfuhr, ſollte doch endlich dich dahin vermögen, daß du auch die geringſte Aufwallung deiner Eitelkeit unterdrückteſt. Ich bitte dich, kränke mich doch nicht ſo.

Brigitte ſchluchzte und machte noch mancherlei Gegenvorſtellungen. Ihr Mann akkordirte endlich mit ihr, und gab ihr die Erlaubnis, eine Tellermütze tragen zu dürfen, wie die Frau Paſtorin und die Frau Burgermeiſterin trügen. Dis war iedoch auch nur eine Mütze, und Brigitte wollte nun einmahl, daß es ein Kopfzeug ſein ſollte. Sie fand Gelegenheit, ſich ein ſolches aus der Reſidenz zu verſchaffen, hofte zur Gutherzigkeit ihres Mannes, daß er es ihr, wenn ſie es einmahl auf dem Kopfe hätte, nicht abreiſſen würde.

Das Kopfzeug kam an, und Vater Roderich ward an demſelben Tage tödtlichkrank. Brigitte wagte unter dieſen Umſtänden nicht, es aufzuſetzen. Schrecken und Gram, die der Rechtſchaffene in ſo hohem Grade empfunden, lieſſen nun erſt die traurigen Einflüſſe ſehen, welche ſie auf ſeinen Körper gehabt hatten. Ein hitziges Fieber verzehrte ihn, und führte ihn dicht ans Grab. Der Edle erwartete nichts gewiſſer, als ſeinen Tod. Er würde ihn gern erduldet haben; hätte er nicht eine zahlrei-

che

che Familie hinter ſich laſſen müſſen, die nun ohne ihn abermahls nur auf kurze Zeit vor dem Bettelſtab geſichert war. Dieſe Vorſtellung vermehrte ſeine Leiden unausſprechlich. Er rief Brigitten an ſein Jammerbette und ſchlos ſie in ſeine welken Arme.

„Mutter, ich fühle den herannahenden Tod — ich werde von euch müſſen — der Unſichtbare iſt mein Zeuge, wie viel ich darüber leide — nicht meinet- ſondern eurentwegen. Mir wird wohl ſein; ich komme zur Ruhe, und brauche denn weiter nichts mehr. — Aber ihr — ihr — ach! was werdet ihr anfangen! wie lange wird das, was ihr habet, hinreichen, euch zu ernähren! Und was denn? — Ach! könnte ich euch in jene Welt mit hinüber nehmen! — Brigitte! meine Gedanken werden ſchwach. Geh du in die Kammer und bete. Ich kann nicht mehr beten. Vielleicht erbarmt ſich Gott eurer, und ſtärkt mich wieder. Wenn ich denn aber verſcheide: ſo höre meine lezte Bitte, und drücke ſie in deine Seele tief ein. Bei deiner Muttertreue — las meinen Tod nun das lezte Unglück ſein, wodurch dich Gott zu Ablegung aller deiner Eitelkeit bewegen will, und mache nicht, daß unſere Kinder durch dich um die Barmherzigkeit kommen, welche vielleicht die Welt noch gegen ſie als Waiſen hätte.“

Tief drang dieſe Rede in Brigittens Herz. Sie ging in die Kammer, und betete.

Roderichs entſcheidender Tag kam. Er überſtand ihn glücklich, und wider all ſein Erwarten lies es ſich mit ihm wieder zur Beſſerung an.

„Gott! Gott! ſtammlete er, als er ſich geſtärkt fühlte, du läſſeſt mich noch bei meinen Kindern — welche Barmherzigkeit erzeigſt du ihnen! Nun, ſo ſoll meine Hofnung auf dich nie wieder wanken, und ich will ganz für ſie leben. Ach! regiere doch Brigittens Herz!! — Komm, Mutter, komm, und preiſe mit mir unſern Gott, der das höchſte Elend, das euch treffen konnte, von euch abgewendet hat. Denke nun nach, wie viel er an uns thut, und demüthige dich vor ihm.“

Brigitte ward äuſerſt gerührt. Sie entſagte nun mit aufrichtiger Seele aller Eitelkeit der Welt, und ſchwur es ihrem Manne bei ſeinen ausgeſtandenen Todesängſten zu, ihn nie durch die geringſte Aeuſerung ihres Hanges zu derſelben vorſätzlich wieder zu kränken. Um ihn recht davon zu überzeugen, rief ſie ihn, als er zum erſtenmahle wieder im Hauſe herum ging, in die Küche. Da geſtand ſie ihm, daß ſie wider ſeinen Willen doch die Thorheit begangen, ſich ein Kopfzeug kommen zu laſſen. „Am Tage, da du dich legteſt, kam es an — am Tage, da du wieder aufſtandſt, ſoll es wieder fort.“ Als ſie dis geſagt, zog ſie es unter der Schürze hervor, und — warf es vor ſeinen Augen ins Feuer.

Vater Roderich vergab ihr unter dieſem Anblick die begangene Thorheit, und drückte ſie mit aller ihn wieder belebenden Kraft an ſeine Bruſt.

„Das wuſte ich wohl, daß dein Herz gut ſei. Die thörichte Erziehung, welche du empfangen haſt, gab dir nur den eitlen Uiberſtrich. Gott hat ihn durch mannigfaltiges Kreutz wieder wegzuwiſchen gewuſt. Erſcheine nun wieder in deiner natürlichen Güte, und nimm denn von mir das Zeugnis an, daß ich die beſte Frau an dir habe, die ich mir nur wünſchen konnte.“

Brigitte. Ach lieber, beſter Mann, ich will einen Theil meiner künftigen Tage damit hinbringen, daß ich mich über meine Thorheiten ſchäme, die ich in den vergangenen beging. Böſe war ich nie — aber eine eitle Närrin war ich — die ſich erſt putzen muſte, wenn ſie ſich glücklich fühlen ſollte, und die ihre Freuden immer weit von ſich ſuchte, da ſie ſie doch nahe um ſich her weit ſüſſer finden konnte. Daß ich nun weiſer bin, daß ich nicht mehr böſe ſcheine, und auch wircklich beſſer denke, habe ich dir allein zu danken. Du haſt mit meinen Schwachheiten Gedult gehabt, ohne mich in ihnen zu beſtärken, und haſt mich nach und nach von meinen eitlen Neigungen abgezogen.

Bei dir bekam ich erſt die Würde meines Geſchlechts und Sinn für ſtillere und reinere Vergnügen. In deinen Armen ward ich erſt gebildet, und du haſt die Ehre, nicht nur deine Kinder, ſondern auch deine Frau erzogen zu haben. Welch ein Glück für mich, daß ich die Deinige ward!

Roderich hatte einen Tag, als Brigitte ſo zu ihm ſprach, wie er in ſeinem Leben nicht gehabt hatte. So etwas aus dem Munde ſeiner Gattin zu hören, hielt er **für die höchſte Würde, für die ſüſſeſte Belohnung** eines Mannes. Brigitte war nun ganz die, welche er wünſchte, daß ſie ſein möchte. Er hatte ſie von jeher geliebt; aber ſo unausſprechlich noch nicht, als in dieſen Augenblicken.

„Es iſt euer gewöhnliches Unglück, ihr armen Weiber, hub er an, daß ihr zur Eitelkeit erzogen werdet. Nur euch zu putzen, zu flügeln und zu beklinkerklankern, werdet ihr von Kindesbeinen auf angeleitet; aber bei dem Bewuſtſein ſeines ausgebildeten Geiſtes und bei ſtiller Herzensgüte im ſimpelſten, natürlichſten Aufzuge ſich zu gefallen und von einer ganzen Welt ſchön gefunden zu werden, dazu empfanget ihr keinen Sinn. Ihr ſeid zu beklagen; denn, wenn euch das Schickſal nicht in die Arme eines Mannes führt, der Liebe und Klugheit, Sanftmuth und Standhaftigkeit zugleich beſitzt, um die Mängel zu erſetzen, welche eure Mütter in eurer Bildung lieſſen, die verſchobene Natur an euch wieder zurechtzuſtellen, und nach neunundneunzig fruchtlos deshalb angewendeten Verſuchen den hundertſten noch zu machen: ſo gehen für euch auf immer die reineſten Lebensgenüſſe, eheliche Zufridenheit und häusliche Ruhe verlohren; ihr ſeid unglücklich, und macht Unglückliche um euch her. Du biſt umgeſtimmt worden; mein Herz lies mich dis gleich anfangs von dir hoffen, als ich dich kennen lernte, und ich danke dir, daß du meine Hofnung nicht getäuſcht haſt. Möchten Tauſende deines Geſchlechts, eben ſo zweckwidrigerzogen, wie du, deinem Beiſpiele folgen! Möchteſt du aus deiner eigenen Geſchichte nun die beſte Anleitung ſchöpfen, wie du deine Töchter erziehen müſſeſt, und im geringſten nicht dazu beförderlich ſein, daß Thorheit und Eitelkeit ſich ihres Herzens bemächtigten! Las uns nun mitten unter allen Einſchränkungen, die uns das Schickſal auflegt, zufriden leben, und einander keine Thräne abnöthigen, von der Gott nicht will, daß wir ſie weinen ſollen. Wir werden genung haben, wenn wir die Weisheit ausüben, nicht viel zu fordern.“

Die Seelenruhe, welche Brigitte durch die gänzliche Annahme ſeiner Geſinnungen über den Redlichen ausbreitete, ſchien ſeine völlige Wiederherſtellung zu beſchleunigen. Kaum fühlte er ſich wieder ſtark genung: ſo war er auf die geſammte Einrichtung ſeines neuen Zuſtandes bedacht. Er betrieb einen kleinen Handel mit allerlei Materialwaaren, von welchen er ſich im Städtgen Abſatz verſprechen konnte. Der Krämer in der Vorſtadt der Reſidenz, welcher in vorigen Zeiten von ihm unterſtüzt worden war, ward nun ſein Verleger. Halb bezahlte er ihn baar, halb nahm er auf Kredit von ihm. Er fing an, Stärke auszumachen, und legte einen Eſſigſchank an. Dieſen leztern überlies er ſeiner Frau; welche auch gröſtentheils im Laden war, und den Kleinſtädtern verkaufte. Er kündigte ſeinen neuen Mitbürgern gründlichen Unterricht im Rechnen für ihre Kinder an, wozu im Städtgen ſonſt keine Gelegenheit geweſen war. Der Paſtor Zober unterſtüzte ihn dabei und ſchickte ihm ſeine Kinder zuerſt; da denn verſchiedene der bemittelten Bürger dem Beiſpiele deſſelben folgten; ſo daß er im kurzen eine Zahl von zwanzig zuſammen hatte, denen er täglich zwei Stunden Information gab. Den Garten legte er ſo an, daß er nicht nur für ſein eigenes Haus hinlängliche Küchenſpeiſen von allerlei Art gewann, ſondern auch noch an andere davon verlaſſen konnte. Die Nähe der Reſidenz, welche in Ermangelung hinlänglicher Gärten bei ihrer groſſen Volksmenge gröſtentheils ſich auf die Zufuhr derſelben vom Lande verlaſſen mußte, brachte ihn auf den Einfall, verſchiedene edlere Früchte zu bauen, welche die Aufkäufer aus der Reſidenz ſehr begierig von ihm nahmen. Er machte groſſe Spargelanlagen, von denen er ſich nach einigen Jahren gute Ausbeute verſprach, bauete Artiſchocken, Blumenkohl, Prokuli, und zog die herrlichſten Sorten von Melonen, Angurien und Arbuſen auf freiem Lande. Der Melonenbau gelang ihm ſo glücklich, daß er mit der Zeit auf die Erweiterung deſſelben dachte, und die Koſten, welche er zu Erfrühung derſelben auf Fenſter und Glocken wendete, reichlich erſetzt erhielt. Einen groſſen Theil ſeines Gartens machte er zur Baumſchule, und an den Wänden umher zog er die herrlichſten Pfirſichbäume. Das Stück Acker, welches zum Hauſe gehörte, umzäunte er und beſäete es mit den ergiebigſten Futterkräutern. Im erſten Jahre hielt er eine Kuh, und im zweiten drei. Auf allen Seiten, wo er nur konnte, und ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſuchte er ſich Quellen des Gewinns zu öfnen. Alles war im Hauſe in Rege und Thätigkeit; und ſo ſchwer auch ſonſt aller Anfang iſt: ſo ſah man doch bald in ſelbigen eine recht lebendige Nahrung.

Roderich, der im Spekuliren geübt war, ſah auf der einen Seite einen überaus nidrigen Getraidepreis, und auf der andern die ſtärkſte Konſumtion im Lande bei der Ausſicht auf eine ſchlechte Erndte. Er nahm ein Kapital von hundert und funfzig Thalern gegen gerichtlichen Konſens auf ſein Haus auf, und ſchüttete dafür

Waizen und Hafer auf ſeinen Boden. Binnen Zeit von ſechs Monathen ſtieg das Getraide um noch einmahl ſo hoch. Roderich ſchlug los, zahlte ſeine Schuld wieder ab und legte den Gewinn in ſeine Wirthſchaft an. Er fing an Branndtwein zu brennen, und mäſtete Rinder und Schweine, welche ihm von den Fleiſchern in der Reſidenz auf das theuerſte bezahlt wurden. So, wie er Geld einnahm, legte er es auf der Stelle wieder an, und, wenn heute die fettgemachten Rinder aus dem Stalle geführt wurden, waren morgen ſchon wieder magere in demſelben. Baar Geld hatte er ſelten über ein Dutzend Thaler aufzuweiſen; aber dafür ſammlete ſich täglich mehr in ſeinem Hauſe von Dingen, die alle ſo gut waren, wie baar Geld. Er fühlte ſeinen zunehmenden Wohlſtand, konnte nun gemächlicher leben, ohne daß es ihm einfiel, unnützen Aufwand zu machen, und ſprach an einem Abend, da er hundert Thaler auf einmahl einſtrich, zu Brigitten: „Sieh, wie uns Gott ſegnet! das iſts, daß wir uns vor ihm gedemüthigt haben; das iſts, daß wir uns in unſere Lage ſchickten, fleiſſig arbeiten und gut haushalten. So wie wir fortfahren, ſo zu thun, wird ſein Seegen nie von uns weichen. Die Zeit unſerer Prüfungen iſt vorüber. Gott hat uns bewährt gefunden, und gewährt uns nun den Lohn dafür. Laß ihn uns ja jederzeit mit einem Herzen genieſſen, das ſich nie wieder erhebt, und nach eiteln Dingen trachten will.

Wir

Mir ſoll auch der Wunſch nicht einmahl wieder einfallen, daß ich in meinem vorigen Zuſtande ſein möchte.“ — Mir auch nicht, erwiederte Brigitte, und wir wollen, wenn wir auch jemahls noch ſo viel wieder-hätten, doch nichts unnützer Weiſe aufgehen laſſen, ſondern alles wohl zu Rathe halten, und für unſere Kinder ſparen, und immer denken, daß wir unſere beſſere Zeiten ihnen zu danken haben, und daß ihnen im Grunde alles gehöre, was wir haben.

Nach einiger Zeit machte Roderich noch einen gröſſeren Gewinn mit Getraideaufkauf, und legte einen Handel mit Bretern an. Er kaufte die Bäume im Buſch, ſchickte ſie auf die Schneidemühle, und fand auch dieſen Handelszweig für ſich ſehr fruchtreich. Es kamen einige Hufen des ſchönſten Waizenackers im Städtgen zum Verkauf, und er war im Stande, ſie ohne fremdes Geld zu bezahlen. Er trieb nun auch Ackerbau, ſchafte ſich ein Paar Pferde und einen Knecht an, und lies durch ſelbige, wenn ſie auf den Aeckern nichts zu thun hatten, die Bäume auf die Schneidemühle, und die Breter in die Niderlage bei ſeinem Hauſe anrücken. Er richtete ſeine Wohnung bequem ein, bauete noch einige Hintergebäude, und ward allen ſeinen Mitbürgern ein lebendiger Beweis, daß Klugheit, Arbeitſamkeit und gute Haushaltung immerdar die beſten Quellen bleiben, aus welchen der Bürger allenthalben noch Wohlſtand und Zufridenheit ſchöpfen könne.

Blos ſeine immer lebendiger werdende Nahrung zeigte ſeine Aufnahme an. In ſeinem Hauſe, an ſeinem Tiſch, in ſeiner Kleibung ſah man keine Beweiſe davon. Roderich und ſeine Frau waren in beſtändiger Bewegung, ordneten alles an, unterſuchten alles, was geſchehen war, und ſchämeten ſich nicht, ſelbſt Hand mitanzulegen, trugen dabei iener ſeinen grauen Uiberrock mit herabgekämmten Haaren und dieſe ihre Tellermütze, und waren dabei von Herzen vergnügt. Des Morgens überlegten ſie, was den Tag über geſchehen ſolle, was das erſte und was das letzte ſein müſſe; und des Abends revidirten ſie die vollbrachten Arbeiten. Nach Geſellſchaft ſehnten ſie ſich nicht. Umgang fanden ſie an ſich ſelbſt genung; Stof zu Geſprächen gaben ihnen ihre vielfältigen Geſchäfte; Vergnügen ſchöpften ſie aus dem geſegneten Fortgange derſelben und aus dem Anblick ihrer Kinder. Doch war der Paſtor Zober mit ſeiner Familie, der ſie zuweilen beſuchte, und zu dem ſie auch wieder alle vierzehn Tage einmahl gingen. Dis war ein ſehr vernünftiger Geiſtlicher, ein edeldenkender Menſchenfreund, und ein treflicher Hauswirth. Seinen Kindern gab er eine Erziehung, wie ſie in kleinen Städten ſelten angetroffen wird. An der Seite dieſes Mannes konnte Roderich auch recht von Herzen vergnügt ſein. Bei ihren gegenſeitigen Beſuchen war kein Aufwand. Sie rauchten zuſammen ein Pfeifgen, aſſen ein Butterbrodt, tranken ein Glas Bier aus dem Städtgen dazu, und ſchwatzten ſich eins. An andern Geſellſchaften, deren es verſchiedene daſelbſt gab, und in denen von Zwielichten an bis nach Mitternacht hin weiter nichts gethan, als Karte geſpielt, und dabei geſoffen, geflucht und gezankt ward, nahm er nie einigen Antheil.

Viertes Kapitel.

Jenes ſanfte Gefühl, welches die Natur in den Buſen der Väter für ihre Kinder ſo liebreich ausgos, war Roderichen in hoher Maſſe zu Theile geworden. Reflexionen über ſeine Pflichten hatten daſſelbe erhöhet und geſtärkt. Daher kam es, daß er auf jede Lebensart, die ihn ganz von ſeinen Kindern entfernen ſollte, freiwillig Verzicht gethan haben würde. Daher kam es aber auch, daß er in der ehedemahligen Niderlage ſeiner Umſtände ſein Unglück mehr ihrent- als ſeinetwegen empfunden hatte. Die innigſte Liebe, welche er zu ihnen hegte, wollte er ihnen zwar nicht durch alberne Verzärtelung zu erkennen geben; aber zu einer recht edlen, mehr, als gewöhnlichen, und ſie auf immer glücklichmachenden Erziehung derſelben fühlte er ſich unwiderſtehbar angetrieben. Hierzu, wußte er, daß es zwar keines groſſen Reichthums, aber doch eines über die Armuth erhabenen Mittelſtandes bedürfe. Kaum hatte er daher im Städtgen ſich eingerichtet; kaum empfand er die erſten Segnungen des Höchſten wieder: ſo waren ſie auch mehr, als iemahls, der erſte Gegenſtand ſeiner Fürſorge.

Er nahm an einem ſchönen Abend Briglitten am Arm, und führte ſie in den Garten unter eine Laube, die er deſſelben Tags von Haſelſträuchern zuſammengebunden hatte. „Liebe, ſprach er, wir haben hier mancherlei Geſchäfte bereits angefangen, die uns alle zu glücken ſcheinen. Las uns Gott dafür preiſen! Aber es iſt noch ein weit wichtigeres Geſchäft, das wir zu betreiben haben, uns übrig, — die **Erziehung unſrer Kinder.** Ach! möchte uns Gott dis nicht minder glücken laſſen! Viel beruhet dabei auf uns, daß es uns nur ein rechter Ernſt darum ſei. Sieh, es ſind vier Menſchen, welche der Weltſchöpfer unſern Händen anvertrauet hat; vier Menſchen mit herrlichen Anlagen zu wahrer natürlicher Herzensgüte. Sie ſind übrigens äuſerſt verſchiden in ihren Neigungen und Temperamenten; umſchaffen, gleichmachen können wie ſie nicht. Aber es iſt dis auch nicht nöthig. Führen, leiten müſſen wir ſie nur; ieden beſonders, auf ihren Wegen: ſo können ſie alle auf ſelbigen glücklich werden. Und ſollten wir dis nicht von ganzem Herzen thun? Dadurch, daß wir ihre Eltern wurden, machten wir uns verbindlich, auch ihre Fürſorger zu werden. Wir hätten ihnen wenig gegeben, wenn wir uns daran genügen laſſen wollten, ihnen das Daſein gereicht zu haben, ohne ihnen nun auch eine recht menſchliche Bildung reichen zu wollen. Und, wenn ich in dieſem Augenblick wieder noch einmahl ſo viel Tauſende beſäſſe, als ich ehemals hatte, und ich könnte meine Kinder in die theuerſte auswärtige Erziehungsanſtalt bringen, oder ich könnte auch ſonſt nur alles daran wenden, ſie ſelbſt an dieſem Orte fremden Händen zu überlaſſen:

laſſen: ſo wollte ich mir doch um Alles das Vergnügen nicht rauben, ſie unter meinen Augen ſich ausbilden zu ſehen, und ihnen ſelbſt, ſo weit meine Kräfte reichen, und ihre Beſtimmungen, die ich aus ihren Neigungen ſchon von fern erblicke, es zulaſſen, die Erziehung ganz oder doch zum Theil zu reichen. Liebe Mutter, es iſt uns ſchon eine Freude, dieſe Kleinen immer gröſſer werden zu ſehen. Lächelnd erzählſt du mir, wie Karl ſchon wieder den Rock verwachſen habe, und wie derſelbe nun für Fritzen wieder paſſe; und wie die Hemden, welche Friderike ablegen müſſen, ſchon von Karolinen wieder getragen werden können. So, wie Karl und Friderike vor einiger Zeit waren, ſehen wir nun Fritzen und Karolinen; und, wie wir iene heute ſehen, werden wir nach einiger Zeit dieſe wieder erblicken. Aber nichts iſt dis gegen die Freude, welche wir aus der allmächtigen Entwickelung ihrer Seelenkräfte ſchöpfen, der wir täglich beiwohnen. Wie froh waren wir, als wir ſie die erſten Worte ſtammlen hörten! Welch eine Luſt war es für uns, als wir ſie täglich mehr, und fertiger, und richtiger ſprechen hörten! Nun erfreuen ſie uns durch ihre immer mehr zunehmende Wisbegierde, durch ihren immer heller werdenden Verſtand, durch ihre Fragen und Antworten, durch ihre Geſpräche unter einander und durch ihre Mannigfaltigkeit im Ausdruck ihrer Geſinnungen. Karl mit ſeinem herrlichen Gedächtnis, Friz mit ſeinem ökonomiſchen Geiſt, Friderike mit ihrer ſtillen Arbeitſamkeit, Karoline mit ihren droligten Einfällen — — o dis alles ſind nur erſt die Anfänge, der Vorſchmack jener gröſſern Freuden, welcher uns Gott würdigen will, wenn wir ſie recht edel erziehen. Und wir ſollten dieſe Freuden andern überlaſſen, denen wir ſie zur Erziehung etwa übergäben? Sie ſollten dieſe lieber gewinnen, als uns? Sieh doch einmahl, was für mannigfaltige Beweiſe ihrer herzlichen Liebe ſie uns ſchon geben, und wie ſie einander darinn zu übertreffen ſuchen! Je länger ſie bei uns ſind; deſto mehr werden wir ſie in dieſer ihrer Liebe gegen uns ſtärken, und wir werden uns auch von Zeit zu Zeit ſtärkere Beweiſe derſelben von ihnen bereiten. So werden ſie täglich klüger und beſſer werden, und wir werden jede Handlung, in der ſie ihren zunehmenden Verſtand, und ihr immer frömmeres Herz bezeigen, als eine Frucht betrachten, **die wir ſelbſt gezogen haben.** Blicke ſie einmahl darauf an, wie ſie all ſo geſund, ſo munter und kräftig ſind. Wie eben ſo viel Roſen in unſerm Garten, umblühen ſie uns. Gott gab ſie uns ungebrechlich; noch ſind ſie es. Aber du weiſſt, wie viele Gefahren der Geſundheit des Menſchen in ſeiner Jugend drohen. Du weiſſt, wie beſonders durch Unvorſichtigkeit derer, welche Kinder warten und pflegen, oder auch nur die Aufſicht noch über ſie führen, der vollkommenſte Körper zum Krüppel werden, das munterſte

Kind verſiechen, und die Roſenknoſpe, ehe ſie ſich noch einmahl aufſchlieſſt, ſchon verwelken könne. Wer kann ſtärkere Antriebe, ſie vor ſolchem Unglück zu verwahren, haben, als wir? Uns fordert die Natur dazu auf; andere Menſchen könnten wir nur mit baarem Gelde erſt dazu vermögen; und es iſt doch unmöglich, daſs dieſe es uns darinn gleich thun könnten. Setze endlich noch die Gefahren hinzu, welche, ſobald die erſten Jahre vorüber ſind, in einer Welt der Verführung der Tugend des Menſchen drohen — o wo können Kinder ſicherer vor ſelbigen ſein, als in dem Hauſe und unter den Augen ihrer frommen Eltern! — denke dich nun in den Zeitpunkt hin — ach! ich hoffe zu Gott, daſs er ihn uns werde erleben laſſen — wenn die Jahre ihres Wachsthums vorüber ſind, und wir ſie völlig erzogen und ausgebildet haben — welche Seligkeiten werden denn die unſrigen ſein! Vier äuſerlichwohlgebildete, gutgewachſene, muntere und geſunde Menſchen von beiderlei Geſchlecht — vier kluge, gute, geſittete, der Geſellſchaft nützliche Menſchen — vier ſolcher Menſchen, die mit beiden Armen auf uns, als auf die Leute, hinweiſen, denen ſie es ewig zu danken haben, und denen ſie es ewig nicht genung verdanken zu können glauben, daſs ſie dis geworden ſind — — o ihr bloſſer Anblick ſchon Brigitte, liebe, theure Brigitte, welche Seelenruhe wird er über uns ausbreiten! Wenn ſie uns denn Ehre machen; wenn wir ſehen, daſs ſie Gegenſtände der Liebe und Achtung aller, die ſie kennen, ſind; wenn ſie bei allen wichtigen Vorfällen ihres Lebens nichts ohne unſern Rath thun, uns um ihn befragen und ihn mit edler Dankbarkeit annehmen; wenn ſie zu eigenem Brodte gelangen; wenn ſie uns die erſten Biſſen davon genieſſen laſſen; wenn der eine von ihnen bei uns bleibt, und unſere Stütze im Alter wird, der andere von uns geht, und hernach mit zärtlicher Sehnſucht nach uns uns wieder beſucht; wenn der eine von Gott in einen vornehmern, der andere in einen geringern Stand geſetzt wird, und ſie ſich doch noch als Geſchwiſter lieben, ohne Stolz und Mistrauen einander begegnen; wenn Weisheit und Tugend durchaus die Begleiterinnen ihres Lebens ſind, wenn ſie die auch bei der Wahl ihrer Gatten ſind; wenn ſie den Gegenſtand ihrer Liebe uns zuführen und uns fragen, ob wir ihn auch als unſer Kind aufnehmen wollen; wenn ſie in unſern Krankheiten die erſten ſind, welche an unſer Bette treten, und im Tode die letzten, welche von ſelbigem weichen; wenn ſie uns mit dem herzlichſten, tröſtendſten Dank noch in iene Welt hinüber begleiten, und unſer letzter Gedanke denn der iſt, daß wir ſie gewis in den Aufenthalten der Seligen wieder ſehen, und daß ſie als gutgebliebene Menſchen alle Freuden der Tugend dort noch mit uns theilen werden —— Mutter, wie wird dir bei dieſen Vorſtellungen? Ach! warlich, ſie ſind kein Traum, kein bloſſes Spiel unſerer Einbildungsbungskraft; Gott wird ſie uns realiſiren, wenn wir ganz die Pflichten der Eltern an unſern vier Kindern erfüllen. Niemand wird gewiſſer, reichlicher und ſüſſer für ſeine redlichen Arbeiten belohnt, als Eltern. — Ich bin von ieher nicht für die gewöhnliche Art der Erziehung geweſen, und werde täglich mehr ihr Widerſacher. Sie hat auf allen Seiten Mängel, und pflanzt nur Vorurtheile, Thorheiten und Laſter auf die Nachwelt fort. Die, welche unſere Kinder fernerhin empfangen, ſoll keineswegs eine gekünſteltete und neumodiſche ſein; ganz ſimpel und natürlich wird ſie vielmehr die älteſte Erziehungsmethode der ganzen Welt ſein; und ich hoffe, daß mein Beiſpiel auch hier im Städtgen für manche Familie von guter Wirkſamkeit ſein ſoll. Noch iſt es in unſerer Gewalt, viel darinn zu leiſten, und alle die Lücken auszufüllen, die ich deinetwegen noch immer laſſen muſte. Ich will von Zeit zu Zeit über die verſchiedenen Theile unſerer Kindererziehung mit dir reden, und dein gutes Herz wird gewis meine Anſtalten billigen. Es iſt beſſer, daß unſere Kinder den Anſtrich von Unnatürlichkeit, Thorheit und Eitelkeit nie empfangen, als daß ſie ihn hernach, wenn ſie zu reiferen Nachdenken kommen, mit vieler Beſchwerde und Selbſtzwang erſt wieder von ſich abwiſchen müſſen. So gings mir; ſo gings dir. Uns glückte es ihn von uns abzuwiſchen; wer dis nicht thut, bleibt lebenslang ein Thor. Inzwiſchen waren wir doch ſolche Thoren lange genung. Unſere Kinder ſollen nicht Thoren werden, damit ſie nicht nöthig haben, aufzuhören es zu ſein. Das erſte, warum ich dich vorläufig bitte, iſt dis, daß du mir auf keiner Seite bei der Art, wie unſere Kinder erzogen werden ſollen, weiter zuwider ſeiſt, ſondern Zutrauen auf meine Einſicht und Redlichkeit ſetzeſt, und ſtill dabei mitwirkeſt. Dafür ſollſt du iede Freude, die uns unſere Kinder machen — den Lohn elterlicher Rechtſchaffenheit — mit mir theilen; und da dein weibliches Herz zu höherer Zärtlichkeit geſtimmt iſt, als das meinige: ſo wird dein Antheil daran allemahl der gröſſere ſein.

Brigitte bezeigte viel inniges Gefühl alles deſſen, was ihr Mann ihr iezt vorgehalten hatte, und verſprach ihm unter Thränen ihre Einſtimmung in ſeine Anſtalten, und allen den Beiſtand zur glücklichen Vollendung derſelben, welchen ſie ihm leiſten könnte. „Nur ſetzte ſie am Ende hinzu, gehe nicht zu ſehr von der Art ab, wie wir erzogen worden ſind! es könnte ſonſt, weil ſie doch unſere Kinder ſind, und unſere Natur einmahl haben, von nachtheiligen Folgen für ſie ſein.“

Vater Roderich lächelte.

Im Städtgen waren überaus elende öffentliche Schulanſtalten. Es waren zwar zwei Lehrer an der daſigen Schule; aber der eine war ein Profeſſioniſt, der faſt ohne alle Kenntniſſe war, und der andere ein alter grämlicher Mann, der heute, um ſich nicht zu ärgern, den Kindern allen Willen lies, und morgen, wenn er ſich einmahl geärgert hatte, ſich doch nicht umſonſt geärgert haben wollte, und ſie alle Reiheherum durchprügelte. Mit Roderichs Willen ſollte nie eins ſeiner Kinder die Thürſchwelle dieſer Schule betreten. Seine Beharrlichkeit auf dieſen Vorſatz verurſachte ihm bald einigen Verdrus. Man forderte ihn auf, ſeine Kinder vom fünften Jahre an, wie die übrigen Bürger, zur Schule zu ſchicken, immaſſen die Lehrer davon leben müſten. Er erwiederte, daß er das, was er ſelbſt könne, andern nicht bezahlen dürfe. „Wenn ich meinen Kindern die Schuhe machen könnte, ſprach er unter andern: ſo würde ich doch warlich dem Schuſter keine für ſie abkaufen. Ich bin ſelbſt der Lehrer meiner Kinder, und ſo brauche ich nicht, ihnen dergleichen zu halten.“ Und, als er hiermit nicht durchkam, bezahlte er lieber das gewöhnliche Schulgeld für ſie; da denn weiter keine Nachfrage darüber war, ob ſie zur Schule kämen, oder nicht.

Brigitte hatte weiter nichts hiergegen einzuwenden, als, daß ihre Kinder doch in der Schule das Chriſtenthum fein frühzeitig hätten lernen können. Roderich fragte ſie, was ſie eigentlich hierunter verſtehe. Sie ſtutzte, daß er über einen Ausdruck Erklärung verlange, deſſen Sinn der ganzen Welt bekannt ſei. Noch mehr aber ſtutzte ſie, als ſie fühlte, daß ſie wirklich keinen deutlichen Begrif mit demſelben verbinde, und ſich über ein Wort nicht erklären könne, das ſie ſoviel hunderttauſendmahl gehört und auch ſelbſt im Munde geführt hatte. Am Ende nahm ſie ihre Zuflucht zur Erzählung derjenigen Weiſe, wie ihr das Chriſtenthum von Kindheit an beigebracht worden war. Da ergab ſich denn, daß Brigitte im Evangelienbuche hatte buchſtabiren, und in der Bibel leſen gelernt; daß ſie als ein Kind von fünf Jahren ſchon das Vaterunſer und die ſechs Hauptſtücke auswendig gewußt, drei Gebete vor und drei Gebete nach Tiſche ohne Anſtos beten können, und täglich ihren Morgen- und Abendſegen geleſen; und daß ſie als ein Mädgen von ſieben Jahren ſchon den ganzen groſſen Katechismus dergeſtalt im Kopfe gehabt, daß ſie ihn von Anfang bis zu Ende hinter einander weg mit Frage und Antwort hätte herſagen können; ſo, wie ſie damals auch in den bibliſchen Hiſtorien, und beſonders in der Paſſionsgeſchichte ſchon kein Wort mehr verfehlt habe.

Roderich hatte während ihrer ganzen Erzählung nicht aufgehört mit dem Kopf zu nicken. „Nun ja, ja, verſetzte er, das konnte ich wohl vermuthen; Das dachte ich mir alles gleich dabei, als du vom frühzeitigen Chriſtenthumlernen in der Schule ſprachſt. Unſere Kinder ſollen rechtgute, wahre Chriſten werden; das verſichere ich dich. Ihre Religion ſoll ihnen einmahl ganz das ſein, was ſie allen Menſchen eigentlich ſein könnte;. aber eben darum wollen wir es auch ganz anders mit ihnen anfangen. Sieh, bei allen Wiſſenſchaften des Lebens verfährt man beim Unterricht dergeſtalt, daß man beim leichten anhebt, und vom leichten zum ſchweren fortgeht, ſich ſchlechterdings nach der Faſſungskraft des Lehrlings richtet, und ihn mit nichts übereilt, was er noch nicht begreifen kann. Iſt es nicht vernünftig, daß man in Anſehung der höchſten Wiſſenſchaft des Menſchen, der Religion, beim Unterricht eben ſo handle? Die Grundlage des Chriſtenthums ſind natürlichſanfte Geſinnungen, Herzensgüte, Wohlwollen und Liebe. Dieſe ſind der erſte Schritt ins Himmelreich. Mit Aufrichtung derſelben in den Herzen unſerer Kinder habe ich angefangen, und wir wollen damit fortfahren, ſie in ſelbigen zu ſtärken. Dazu brauchen ſie nichts auswendig zu lernen. Von allem dem, was du, als du in ihren Jahren warſt, auswendig lernteſt, haſt du nicht den geringſten Nutzen weiter gehabt, als, daß du dein Gedächtnis übteſt. Dazu iſt aber, bei Gott! die Religion uns nicht gegeben, daß wir durch ſie nur eine Fertigkeit im Auswendiglernen erhalten ſollen. Das Gedächtnis unſerer Kinder wollen wir wohl an andern Dingen üben, welche ihnen ietzt ſchon faſlich ſind. Das frühe Auswendiglernen in der Religion hat den traurigen Erfolg, daß man ſich hernach auf ſeine ganze Lebenszeit daran gewöhnt, keine deutlichen Begriffe mit derſelben zu verbinden, ſondern ſich daran begnügt, über alle und iede Theile derſelben nur gewiſſe Formeln ſich einzudrücken, die hernach ebenſo ein bloſſer Schlendrian und Gedächtniskram bleiben, wie die erſtern, welche man zu früh empfing. Man gewöhnt ſich an iene Art zu lernen, bei der man nur Wort und Schall faſſt, ohne den Sinn der Worte zu verſtehen. Unſere Kinder ſollen ſchlechterdings noch nichts lernen, was ſie noch nicht verſtehen können. Sie ſollen auch keine Handlung der Religion mitmachen, die ſie im eigentlichen Verſtande noch nicht mitmachen können. Es würde uns vieleicht leicht ſein, alle Aeuſerlichkeiten derſelben an ihnen hervorzubringen; aber wir wollen uns ſchämen, dis zu thun. Gott wird nicht durch Aeuſerlichkeiten verehrt, ſondern durch Seele, Geiſt und Herz. Dadurch, wenn Menſchen zu den ehrwürdigſten Handlungen der Religion früher, als ſie im Stande ſind, in den Sinn derſelben einzudringen, angehalten werden, entſteht nicht weniger der groſſe Schade, daß ſie hernach auf immer kalt gegen ſie bleiben, und ſich bei den Ausübungen derſelben mit Beobachtung des bloſſen Aeuſerlichen dabei begnügen laſſen. Ich werde es ewig vor Augen haben, was der einſt ſprach, welcher weiſer war, als alle unſere frömmelnde Grosmütter, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen müſſe. Ich überſetze dis ſo, daß man nicht eher iemanden zu irgend einem Religionsunterrichte oder zu irgend einer Religionshandlung zulaſſe, bis — er ſie zu ſchätzen weis. Glaube mir, liebe Mutter, deine Kinder werden einmahl weit andächtiger und herzlicher beten, wenn ihre erſten Gebete nicht bloſſe Plappereien geweſen ſind, wie deine erſten wahrhaftig doch nur waren. Glaube mir, ſie werden die Leidensgeſchichte unſers Herrn einmahl mit weit innigerer Theilnehmung und mit weit reicherem Seegen für ſich leſen, wenn ſie gleich zum erſtenmahle, da ſie ſie leſen im Stande ſind, das Göttlichgroſſe und Menſchlichgroſſe zugleich wenigſtens einigermaſſen in ſelbiger zu empfinden. Denke doch, daß ich es gut mit ihnen meine. Ich weis ia, wie es mir gegangen iſt; wie ich mir als ein erwachſener Menſch erſt alle Mühe habe geben müſſen, die Tiſch- Morgen- und Abendgebete zu verſtehen, welche man mich, ehe ich ſie verſtehen konnte, ſchon tauſendmahl hatte herbeten laſſen, und an deren bloswörtliches Herbeten ich nun einmahl gewöhnt war; und wie viel ich zu thun gehabt habe, um die falſchen Begriffe und Vorſtellungen wieder auszulöſchen, welche ich mir bei dem zu frühen Leſen der bibliſchen Hiſtorien und der Bibel ſelbſt auf allen Seiten nothwendig machen muſte. Unſere Kinder ſollen noch vernünftigere und mithin noch beſſere Chriſten werden, als wir ſind. Gönne ihnen dis Glück. Ich bin gewis auf dem rechten Wege, ſie zu ſelbigem zu leiten. Jezt las uns alſo noch nichts weiter thun, als daß wir ſie in natürlicher Herzensgüte ſtärken. Das ſei unſer erſter Unterricht im Chriſtenthum für ſie! Dis erlangen wir warlich nicht durch Auswendiglernen ſolcher Sachen, die ſie doch, bei Gott! noch nicht verſtehen; denn, **ehe der Verſtand etwas nicht begreift, kann das Herz keine beſſernde Eindrücke davon empfangen.** Ich will dir es beſſer ſagen,, wodurch wir es erlangen. Las ſie uns von allen Anblicken des Böſen, ſo viel als möglich iſt, abzuhalten ſuchen. Las uns ihnen lauter gute, edle Beiſpiele geben, ohne daß ſie bemerken, daß wir dis aus einer Art von Zwang und nur ihrentwegen, thun, damit ſie auch an uns nichts böſes ſehen und hören. Las uns hernach iede Gelegenheit, die ſich zu Tauſenden uns darbieten werden, erhaſchen, ihnen die Schönheit ieder Tugend recht vor Augen zu legen, und ihnen nach und nach die natürlichen Gründe ſagen, warum ſie ſo, und nicht anders, thun müſſen. Immer wollen wir ſie ſo ſtellen, daß ſie den Segen ieder guten That recht lebhaft erkennen, und daß ſie bei iedem ihrer Fehler die unangenehmen Folgen derſelben überſehen, damit ſie ihn nicht wiederholen.

holen. Mitten in der Natur ſollen ſie den größten Theil ihres Kinderlebens hinbringen. Dieſe erhält das unverdorbene Herz am ſicherſten gut, und macht es täglich beſſer und im Guten feſter. Wenn ich denn ſehe, daß ihr Verſtand dazu fähig wird: ſo will ich ihnen im Garten und auf Spatziergängen eine von den höheren Wahrheiten der Religion nach der andern nahe legen, in Anblicken und Erſcheinungen der Natur ſo nahe legen, daß ſie ſie ſelbſt finden. Ich will durch allerlei ihnen faßliche Erzählungen ihre Begriffe darüber entwickeln, und ſie zuletzt zu unſerm würdigen Freunde, dem Paſtor Zober, führen, der das vollende, was ich anfing. Mutter! wenn ich denn zum erſtenmahle mit ihnen beten werde, und ich ſehe, daß ihr Antlitz von Andacht vor dem Weltſchöpfer glühet — o welch eine feierliche Stunde wird das für mich ſein! Wenn ich denn mit ihnen zum erſtenmahle von Jeſu, unſerm Heilande, ſpreche, ihre innigſte Theilnehmung in ihren Augen an ſeiner Geſchichte, und auf ihren Lippen die Worte leſe: wir wollen auch ſo gute Menſchen ſein, auch ſo andern nützlich werden, auch ſo ſtill leiden und auf Gott dabei vertrauen, wie Er — — Mutter, ich erliege unter den Ahndungen jener himmliſchen Seligkeit, welche mir Gott in ſolchen Augenblicken gewähren wird. — —

Brigitte wuſte freilich nicht, was ſie auf dieſes ſo augenſcheinlichrichtige Raiſonnement ihres Mannes erwiedern ſollte. Indeſſen ging es ihr doch äuſerſt nahe, daß ihre Kinder nicht bald ſo viel, und das alles ſo ſchön, auswendig wiſſen ſollten, als die Kinder ihrer Nachbarn. Auch that ſie ſchon manches, welches ganz wider dieſe Grundſätze ihres Mannes war. In der Kinderſtube hatte ſie an der ſtillen Friderike ſeither eine aufmerkſame Zuhörerin gehabt, wenn ſie vom Bel zu Babel und vom Drachen zu Babel erzählt hatte. Dieſe Aufmerkſamkeit erkannte ſie für eine Kraft des göttlichen Worts, welche ſich ſchon an einer noch ſo zarten Seele äuſere, und es iammerte ſie, daß ſelbige nun für dieſe verlohren gehen ſollte. Auch hatte ſie, wenn ſie die noch kleine Karoline Abends zu Bette brachte, ihr fleiſſig den Vers vorgebetet — breit' aus die Flüglein beide, o Jeſu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein ꝛc. Das kleine Plappermaul hatte dieſe Worte bald aufgefaſſt, und ſagte ſie ſchon, ſo, wie ihr das Deckbette aufgelegt ward, ohne ſich einhelfen laſſen zu dürfen, her; wobei denn der Mutter mehrentheils die Freudenthränen in den Augen ſtanden. Brigitte machte daher ihrem Manne folgenden Einwurf:

„Es möchte alles ſo recht gut ſein, wie du es mit den Kindern vor haſt; aber mir bleibt nur der Skrupel dabei übrig, daß es doch möglich wäre, daß eins oder das andere derſelben frühzeitig ſterben könnte. Müßten wir uns alsdenn nicht ewig ein Gewiſſen daraus machen, wenn wir daſſelbe noch nicht mit allem, was doch zum Chriſtenthum gehört, bekannt gemacht hätten, oder wenn es gar aus der Welt ginge, und durch unſere Schuld noch nicht einmahl gebetet hätte?“

Liebe Mutter, verſetzte Roderich, du machſt dir unnöthige Sorgen. Was unſere Kinder, ehe ſie ſterben, noch nicht haben thun können, darüber werden wir keine Verantwortung haben, daß wir ſie es noch nicht hatten thun laſſen. Und wenn ſie alsdenn noch ſoviel auswendig gelernt gehabt hätten, was ſie noch nicht verſtanden, ſo würden ſie dadurch in jener Welt um kein As glücklicher ſein. Sie müſtens ja doch denn erſt dort noch verſtehen lernen. Und das wird der liebe Gott denn wohl ohne alles Auswendiggelernthaben an ihnen bewirken können.

Fünftes Kapitel.

Roderich war kein Philoſoph von Profeſſion, und hatte weder die verſchiedenen Hipotheſen über die eigentliche Art der Verbindung der Seele mit dem Körper gegen einander abgewogen, noch unterſucht, ob es richtiger geſprochen ſei, daß die Seele eine **Denkkraft habe**, oder daß ſie ſelbſt **die Denkkraft** ſei. Soviel aber hatte er aus täglichen Erfahrungen abgezogen, daß am Menſchen erſt ein **hoher Grad von Körperſtärke** da ſein müſſe, ehe ſich **einige Seelenſtärke** an ihm äuſere. Ob nun dieſe ſich nicht eher entwickeln könne, bis iene ſchon um ein' gut Theil entwickelt ſei, oder ob dieſe gar ſo ein Etwas ſei, das aus iener erſt wie hervorſpringe — darüber lies er ſich unbekümmert. Er nahm den Satz ſelbſt für richtig an, und webte ihn gleich vornan in ſein Erziehungsſiſtem. Seine Kinder erſt recht körperlichſtark zu machen, und auf die Erhaltung ihrer Geſundheit und Munterkeit allenthalben bedacht zu ſein, war ſein unbeweglicher Entſchlus. Die Seele, glaubte er, werde ſich denn wohl von ſelbſt dazu einfinden. Zu dieſem Ende ſorgte er für einfache, nahrhafte und ſtärkende Speiſen ſeiner Kinder. Er lies ſie eſſen, was er as; und, da ſie doch einmahl in der Welt Fleiſch eſſen würden: ſo hielt er es für gefährlich, daß ſie im zehnten oder zwölften Jahre hernach ihren Magen daran gewöhnen ſollten. Milch und reifes Obſt machten einen groſſen Theil ihrer Nahrung aus. Auf ſeinen Tiſch kam nie mehr als ein einfaches, ſchmackhaftzubereitetes Gericht. Suppen erſchienen ſelten darauf, und am wenigſten durften den Kindern dergleichen beſonders zubereitet werden; es wäre denn geweſen, daß beim Frühſtück zuweilen ein Warmbier mit dem Thee abgewechſelt hätte. Abends ward nichts als ein bloſſes Butterbrodt gegeſſen. An Kuchen ward zu den hohen Feſten nur ein einziger mäſſiggroſſer gebacken, der an einem Tage verzehrt werden konnte. Roderich gab ſeinen Kindern ſelbſt ſo viel, als ſie davon haben ſollten, und niemand durfte ſich unterſtehen, ihnen, wenn ſie auch noch ſo ſehr darum gebeten hätten, einen Biſſen darüber zu geben. War der Kuchen nicht ausgebacken: ſo bekamen ihn auf der Stelle ſeine Maſtſchweine. Von übrigen Näſchereien, Zuckerwaaren und dergleichen durfte nie etwas in ſein Haus gebracht werden. Es war ein Hauptgeſetz, daß keinem von den Kindern etwas zu eſſen angeboten ward. Selbſt die Eltern nöthigten ſich einander nicht zu mehrerem Eſſen. Jeder forderte, und aß ſo lange, bis er ſatt war. Obſt abgerechnet, bekamen die Kleinen auſſer ihren beſtimmten Eſſenszeiten nichts, wenn ſie es auch forderten. Ihr beſtändiges Getränk ward reines Quellwaſſer, welches ihnen der elterliche Garten gab. Da ſchöpften ſie ſelbſt, füllten mit heiterer Seele ihre Krüge, oder tranken aus dem Krug der Natur unmittelbar, und tanzten hernach ſingend um die Quelle her. Brigitte ſeufzte hierüber freilich nicht wenig, und ihr Mann belauſchte ſie denn wohl zuweilen, wie ſie der kleinen Karoline das Bierglas vorhielt, auch ſie beinahe zum Trinken zwang. Roderichs männlicher Ausſpruch aber, daß, im Fall dis nicht unterbliebe, im ganzen Hauſe nichts, als Waſſer, getrunken werden ſollte, war von erwünſchtem Eindruck auf ſie, und, als ſie in der Folge ſah, daß ihre Kinder immer friſcher, wie die Roſen, dabei blüheten, und recht kernfleiſchigt und kraftvoll dadurch wurden, überzeugte ſie ſich davon, daß ihnen nichts dadurch zu Leide geſchehe.

Mit der Sorge für ihre Nahrung verband der rechtſchaffene Vater die Wachſamkeit über ihre immerwährende Reinlichkeit. Die Pracht in Kleidungen haßte er überall, und, fand er ſie vollends an Kindern: ſo hielt er dis für den ſtärkſten Beweis von der Thorheit ihrer Eltern. Reinheit aber, die nicht nur ſelbſt keinen Aufwand macht, ſondern iedes Kleidungsſtück auch ſogar noch länger dauerhaft und tragbar erhält, reizte ihn. Man ſah daher ſeine Kinder nie mit klebendem Unflat an ihren Kleidern, und auch nie mit ſchmutzigen Hemden. Ihnen oft reine und friſche Wäſche anzulegen, hielt er für eine der gröſſeſten Wohlthaten, welche ihnen erzeigt werden könnte. Wöchentlich wurden ſie einmahl am ganzen Leibe gewaſchen; und die gröſſern muſten dis an ſich ſelbſt verrichten. Beim Aufſtehen, beim Zubettegehen hielt er ſie zur Waſchung des Geſichts, des Halſes und der Hände an; da ſie ſich denn auch, wie nach jeder Mahlzeit, den Mund ausſpielen und die Zähne reinigen muſten. Brigitte wärmte denn wohl das Waſſer, beſonders für die Mädgen; kam aber Vater Roderich dazu: ſo ward das warme Waſſer weggeſchüttet, und Quellwaſſer, ſo kalt es die Erde gab, auf der Stelle herbeigeholt. Die Kinder gewöhnten ſich bald hieran; und da ſie die Stärkung fühlten, welche das kalte Waſſer ihnen mittheilte: ſo wuſten ſie ſich, beſonders zur Sommerszeit, eine rechte Güte damit zu thun, wenn ſie ſich Reihe herum des Tags wohl zehenmahl am Quell im Garten damit abwuſchen.

Roderich ſah ein, daß ein groſſer Theil der Kränklichkeit der Körper von der Verzärtelung und Verweiblichung herrühre, welche ſie nach der gewöhnlichen Art zu erziehen, in der Jugend empfangen. Bären und Löwen wollte er zwar nicht aus ſeinen Kindern bilden; aber doch an den Knaben rüſtige, Baumſtarke deutſche Männer, und an den Mädgen wackere Hausmütter, denen die Zugluft in der Küche einmahl nicht ſchadete, die die Morgenkälte im Herbſt bei der Einſchlachtung zum Winter vertrügen, von hiſteriſchen Zufällen nichts wüſten, und, wenn ſie einſt Mütter würden, nach wenigen Tagen

ſchon

ſchon das Wochenbette wieder verlieſſen. Darum muſten ſeine Kinder insgeſammt ſich ieder Witterung, ieder Luft und iedem Winde ausſetzen lernen. Er hatte mit ihnen ſelbſt nicht viel Mühe, ſie hierzu zu bewegen. Sie waren, wie alle Kinder, ohnehin ſchon am liebſten im Freien, lieſen, arbeiteten, tanzten und ſpielten ſich warm, trockneten ſich wieder an der Sonne, wenns mit regnen aufgehört hatte, und verlangten nicht eher dem Ofen nahe zu ſein, bis es recht bitterlich kalt war. Deſto mehr aber hatte Brigitte dagegen einzuwenden. Sie weiſſagte denn wohl ihren armen Kindern einen frühen Tod, und Roderich kennte ſie nicht beſſer beruhigen, als wenn er, falls ſie nach der geringſten Erkältung ihrer Füſſe einen heftigen Schnupfen bekam, ihr zurief: Sieh einmahl deine Kinder an! bekommen dieſe ihn auch wohl ſo oft, wie du? Und laufen den ganzen Tag in ieder Luft, und auf der Erde herum, ſie mag trocken oder nas ſein! —

Knaben und Mädgen, wie ſie waren, trugen ſie ihren leichten Frock; der, wenn das Wetter einigermaſſen mild war, die mehreſte Zeit über an den Fliederſträuchern im Garten hing. Brigitte buchſtabirte oft, wenn ihr Mann bei beſonders guter Laune war, von Schnürbrüſten für die Töchter; Roderich aber legte die Scheide Holz ſchon zurecht, auf welchen die erſte, welche ins Haus gebracht würde, ihre Endſchaft erreichen ſollte. Sie bejammerte alsdenn nichts mehr, als die ſchöne Taille, welche die Mädgen verlieren würden. „Mutter, ſprach Roderich alsdenn wohl, iſt dir die ſchöne Taille deiner Kinder lieber, oder ihre Geſundheit? Sag nur, biſt du denn, ehe die Mädgen gebohren wurden, der Natur mit einer Schnürbruſt ſchon dazu behülflich geweſen, daß ſie ſie nicht mit einer ungeſtalteten Taille ans Licht brachte? Denke einmahl, in was für einer unbequemen Lage ſie waren, als du ſie noch untern Herzen trugſt. Nun ſind ſie ia in gröſter Freiheit. Sollte ſie denn da die Natur verderben, welche ſie in ihrem engſten Aufenthalt bei guter Taille erhielt? Du kannſt die Taille deiner Kinder wahrhaftig nicht ſchöner machen, als ſie die Natur ihnen gab und erhalten wird. Sie werden gerade ſo wachſen, als ihre geſammte körperliche Beſchaffenheit es erfordern wird, um geſund zu ſein. Wollteſt du ſie nun zwingen, an irgend einem Theile anders zu wachſen, als die Natur ſie würde wachſen gelaſſen haben: ſo würdeſt du dadurch die ſchlechterdings nothwendige Proportion unter allen ihren Theilen, und mithin ihre Geſundheit, die hierauf beruhet, zerſtören. Unter vielen Völkern, die der Natur gemäſſer leben, weis dein Geſchlecht nichts von ſolchen albernen, mörderiſchen Einſchnürungen; und gerade unter dieſen haben die Frauenzimmer die ſchönſten Taillen in der Welt.“

Jedes Kind hatte ſein Hütgen; aber dieſe hingen die mehreſte Zeit über auf den nidrigen Baumpfählen und an den Roſenſtöcken. Die Haare flatterten ihnen allen heruntergekämmt, um den Kopf. Den Knaben wurden ſie von Zeit zu Zeit etwas verſtuzt. Friderike und Karoline trugen ſie alle ganz natürlich, und ihre langen Locken umſchlangen ſchon Hals und Bruſt. An Handſchuhe ward nicht gedacht. Alle gingen ſie mit bloſſem Halſe; und, wenn Brigitte aus unzeitigem Mitleiden der kleinen Karoline auch ja beim Hinausgehen ein Halstuch zuweilen umwarf: ſo war dieſe noch nicht im Garten, ohne es mitten im Springen wieder heruntergenommen und in die Taſche geſteckt zu haben. Sie ſchlieſen unter leichten Decken, gingen mit der Sonne zu Bette, und ſtanden wieder auf mit ihr, und fanden zu Sommerszeiten unter dem erſten beſten Haſelſtrauch ein bequemes Lager für ſich, ſo oft es ihnen verſtattet ward.

Roderich war dafür, daß Kinder in ſteter Bewegung ſein müſſen. Sah er irgendwo ein Kind, welches träge war und ſich ſelbſt lange auf eine, und dieſelbe Stäte band: ſo ſprach er entweder: dis Kind iſt krank — oder — es wird nicht viel aus ihm werden. Er verdachte es den Eltern ſehr, wenn ſie ihre Kinder ihres langen Sitzens wegen ſehr lobten, oder ſie gar mit Gewalt dazu anhielten. In ſeinen Augen war Bewegung das beſte Mittel, die körperlichen

Kräfte der Kinder auszubilden, und das ſchönſte Präſervatif vor den mehreſten Krankheiten der erſtern Jahre. Er ſtörte deshalb ſeine Kleinen nie in den Uebungen derſelben, ſobald er nur ſah, daß ſie keinen Schaden nehmen konnten. Hin- und herlaufen, tanzen und ſpringen, luſtig und froh ſein mochten ſie, wie ſie wollten. So, wie ſie des Morgens angekleidet waren, ward die Thüre im Garten geöfnet, und ſie eilten, das Frühſtück noch in der Hand, um denſelben zu erreichen. Da wuſte er, daß ihnen weiter kein Unglück begegnen könnte, als, daß ſie auf gleichem Erdboden etwa einmahl fielen, worüber ſie mehr zu lachen, als zu weinen, pflegten, und aus einem Fenſter der Wohnſtube konnten ſie in iedem Augenblick überzählt werden. Der Kleinern wegen hatte auch einer von den Dienſtbothen iederzeit in der Nähe oder in der Ferne eine beſondere Aufſicht über ſie, der deſſen ungeachtet dabei allerlei nützliche Arbeiten noch verrichten muſte.

Ueberhaupt hatte es ſich Roderich von ieher zur Regel gemacht, ſo lange ſeine Kinder klein waren, lieber eine Magd mehr auf ſie zu halten, und die Koſten dazu durch anderweitige Einſchränkungen und Erſparungen wieder einzubringen, als einen Tag um den andern dadurch in Unruhe und Angſt geſetzt zu werden, wenn bald hier das eine durch ſeine eigene Schwachheit Schaden nahm, und bald fort eins dem andern aus Unvorſichtigkeit eine Verletzung zufügte. Dieſe Leute aber wählte er ſelbſt; und ſie muſten ſich ihm durch einen ordentlichen Lebenswandel, durch ſtille Sanftmuth, gute Sitten, vertrauenerregende Gefälligkeit und anhaltende Gedult empfehlen; da er ſie denn gern im Lohn ſeinen übrigen Dienſtbothen gleich ſetzte. Daraus folgte iedoch nicht, daß ſie durch zuviel Aufwartung, die ſie empfingen, zu weichlicher Gemächlichkeit und zur Unbehülflichkeit gegen ſich ſelbſt und gegen einander verwöhnt worden wären. Roderich hielt überall nicht viel davon, **ſich ohne Noth bedienen zu laſſen.** Je weniger der Menſch anderer nöthig habe, um ſo viel glücklicher pries er ihn. Auch in den Zeiten ſeines blühendſten Wohlſtandes lies er, ob er gleich Domeſtiken genung hatte, keinen von ihnen an ſeinem eigenen Körper etwas thun, was er ſelbſt thun konnte. Und wäre er der reiche Mann geblieben, der er war: ſo würde er doch nie ſeine Kinder ſo erzogen haben; weil er ſchlechterdings dawider war, daß Kindern irgend eine Art von Stolz und Uebermuth eingeflößet würde, da niemand wiſſe, in was für einen Stand ſie einmahl kommen könnten, oder was für Schickſale ihnen bevorſtehen möchten. Am allerwenigſten that er dergleichen in ſeiner gegenwärtigen Lage. Die beiden Knaben muſten ſich völlig ſchon ſelbſt bedienen. Niemand war ihnen beim An- und Ausziehen behülflich. Sie muſten ſich ſelbſt waſchen, ſelbſt kämmen

men, alle ihre Sachen ſelbſt herbeiholen und wieder auf die Seite tragen, ſich die Kleider ausbürſten, die Schuhe putzen und die Strümpfe flicken, und was ſie nicht ieder an ſich ſelbſt thun konnten, muſten ſie einer an dem andern thun. Fritz war derienige unter allen, welcher am willigſten ſeine übrigen Geſchwiſter bediente. Wenn es etwas zu laufen gab, war Karl wohl bei der Hand; muſte aber der Rock etwa von Flecken gereinigt oder ſonſt etwas zugenähet werden: ſo klopfte er ſeinen Bruder ſo lange die Backen, bis dieſer es für ihn that. Fritz kleidete ſogar Karolinen an und aus, wenn Friderike nicht gleich bei der Hand war, oder ſonſt etwas anders verrichtete.

Vater Roderich hatte der Geſundheit ſeiner Kinder wegen mit Brigitten noch einen ſchweren Stand vor ſich. Alle vier waren ſie zur Zeit noch ſehr wohlgebildete Kinder, hatten aber die Blattern noch nicht gehabt. Er faſſte den Entſchlus, ſie inokuliren zu laſſen, und theilte ihn Brigitten mit. Aber ſeiner Vorſichtigkeit ungeachtet, mit der er dis that, konnte er es doch nicht verhindern, daß ſie, als ſie nur im geringſten erſt merkte, worauf er ausgehe, in die Worte ausfuhr: „Nein, mein Mann, alles in der Welt, aber dis nicht. Damit ſteh an, bis ich todt bin. Alsdenn mache, was du willſt. Meine Kinder haben mir zu viel Schmerzen gemacht, da ich ſie zur Welt gebahr, als daß

ich dis zugeben könnte. Und, wenn du es doc
thuſt, ſieh ſo wollte ich lieber, daß mich Go
noch vorher von euch wegnähme.“

Roderich. Aber Mutter, wie kannſt d
denn gleich ſo gewaltig auffahren? Du haſt mi
ia noch gar nicht ausgehört — —

Brigitte, gemäſſigter. Lieber Mann, d
greifſt mich auf meiner empfindlichſten Sei
an. Sieh, nun will ich dich bitten — u
Gottes willen bitt' ich dich, ſag mir kein Wo
weiter davon.

Roderich. Beſinne dich doch. Vat
und Mutter können ia doch wohl über etwa
das ihre Kinder angeht, ſprechen. Es g
ſchicht ia darum noch nicht gleich.

Brigitte. Wenn du mich lieb haſt:
ſprichſt du auch nicht einmahl davon. Mei
Herz im Leibe wendet ſich um, wenn ich nu
daran denke.

Roderich. Wir müſſen nun aber davo
reden; und das aus Pflicht für unſere Kinde
— Haben müſſen ſie doch nun einmahl di
Blattern; denn wie ſelten iſt der Fall, daß i
mand von ihnen verſchont bleibe, und wie noc
ſeltener der, daß dis vier Geſchwiſtern auf ein
mahl glücken ſolle! Geſetzt nun auch, daß ſi
ſie nicht in ihrer Jugend bekämen, in welche
Furcht müſſen ſie hernach, ſo oft ſelbige graſſir
ten, in ihrem ganzen Leben vor ihnen ſtehen

un

und wie weit gefährlicher wird dis Uebel, wenn es Erwachſene, oder gar Perſonen in der Mitte ihres Lebens ergreift!

Brigitte. J, bekommen mögen ſie ſie in Gottes Nahmen — aber nur natürlich. Und denn werden ſie auch recht gut durchkommen: denn ich bin gut durchgekommen.

Roderich. Mutter, der Schlus iſt nicht richtig. Ich bin auch gut durchgekommen. Aber darauf verlaſſe ich mich nicht. Zufall, wie dieſer, wechſelt eher ab, als daß er in einer und derſelben Familie durch verſchidene Geſchlechtsfolgen gleichglücklich ſich ereignen ſollte. Es kommt hier ja am meiſten darauf an, ob die Blattern gut- oder bösartig ſind, wenn Kinder, die von ihnen ergriffen werden, glücklich oder unglücklich davon kommen ſollen. Sind wir denn im Stande das Schickſal ſo zu beſtimmen, daß unſere Kinder gerade alsdenn natürlich die Blattern bekommen, wenn gutartige graſſiren? Nimm nun den entgegengeſetzten Fall an, was denn? Können wir nicht die Hälfte unſerer Kinder verliehren, und an den andern ſolche verunſtaltete Geſchöpfe behalten, bei deren iedesmahligen Anblick uns das Herz bricht? Haſt du die erſchrecklichen Beiſpiele davon ſchon vergeſſen, welche in dem Jahre, als wir Hochzeit hatten, an deinem Orte geſchahen? Weiſt du die Hunderte von armen Opfern noch, welche da in Monathsfriſt begraben wurden? Schweben dir die zerſetzten Geſichter, die Blinden, die Stummen, die Krüppel nicht noch vor Augen, welche damals dieſe Seuche ſchuf? So aber haben wir es in unſerer Gewalt, die gutartigen Blattern unſern Kindern zu verſchaffen; wir können die beſte Jahreszeit dazu wählen, und ſie, ſo weit es nicht Charletanerie iſt, dazu vorbereiten; und da ſie gute geſunde Säfte haben, ſo werden wir ihrentwegen nichts fürchten dürfen. Sieh doch unſere wohlgeſtalteten Kinder an, die unſer gröſter Reichthum, unſere gröſte Freude ſind — iſt es nicht, als fleheten ſie uns ſelbſt darum an, auch auf dieſe Weiſe für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer guten Bildung bedacht zu ſein? Setzten ſie auch weiter nichts aufs Spiel, als die letztere; ein gutgebildeter Menſch hat auf allen Seiten beſſer Fortkommen in der Welt, als ein ſchlechtgebildeter. Wir werden ſie nach Jahren uns auch für dieſen Beweis unſerer Liebe gegen ſie ſegnen!

Brigitte. Herzensmann! Sterben und verunglücken denn nicht auch Kinder an den inokulirten Blattern? Wollen wir denn, wenn doch alſo allemahl Gefahr bei dieſem Uibel iſt, unſere Kinder recht dazu beim Arm nehmen und muthwillig in ſie führen?

Roderich. Der Fall iſt der ſeltenere, liebe Mutter, da er hingegen bei den natürlichen Blattern ein ſehr gewöhnlicher Fall iſt. Mus

die

dir nicht auch dieſer Umſtand wichtig ſein? Ueberlege einmahl — wenn unſere Kinder ſchlechterdings eine Krankheit auszuſtehen haben, und es eine doppelte Weiſe gibt, auf welche ſie ſie bekommen können, eine, auf die hunderte, eine andere, auf die nur einzelne an derſelben zu ſterben pflegen, und du haſt die Wahl zwiſchen Beiden, wirſt du anſtehen, die leztere zu wählen? Dis iſt der Fall bei der Inokulation. Thun wir nicht ſolchergeſtalt, was wir als Eltern thun können, um ein Uebel, dem wir doch einmahl unſere Familie ausgeſezt ſehen müſſen, für dieſelbe ſo wenig ſchrecklich zu machen, als möglich? Und, was noch mehr iſt, daß ein ſo geſundes Kind, wie die unſerigen an den inokulirten Blattern geſtorben, oder ſonſt verunglückt ſei, iſt vielleicht eine der ſeltenſten Erſcheinungen unter allen.

Brigitte. Du Goldmann — wenn es denn nun aber auch nur **möglich** wäre, daß eins unſerer Kinder an den eingeimpften Blattern ſtürbe: ſo weiſt du ia doch, wie wenig dem Unglück zu trauen iſt. Ach! wenn das Unglück nur erſt möglich iſt, ſo hats zum Geſchehn nur noch einen Schritt . . .

Roderich. Aber Mutter, das Unglück iſt ia noch weit mehr möglich, daß unſere Kinder an den natürlichen Blattern ſterben . .

Brigitte. I nun, alsdenn iſt es Gottes Wille geweſen. Denn müſſen wir es uns gefallen laſſen.

Roderich. Ei ſo! Auf dieſer Stelle erwartete ich dich gleich anfangs. Was machſt du dir denn wohl für eine Vorſtellung von dem Willen Gottes dabei? Glaubſt du denn, daß, wenn ein Kind an den Blattern ſtirbt, Gott ihm ſelbige ausdrücklich dazu zugeſchickt habe, daß es daran ſterben ſolle? Oder glaubſt du, daß er es der Natur des Kindes überlaſſe, ob es Kräfte genung haben werde, ſie zu überſtehen, und den Eltern des Kindes, ob ſie es gehörig verpflegen, und daß er, wenn im entgegengeſetzten Fal. das Kind ſtirbt, den Tod deſſelben durch kein Wunder hindere? Wenn wir Gott nicht läſtern wollen, müſſen wir die letzte Erklärung annehmen. Nun erwäge doch, daß an den inokulirten Blattern, weit weniger Kinder ſterben, als an den natürlichen, und daß wirklich durch die Inokulation ſolchergeſtalt vielen das Leben gerettet werde: wie kannſt du denn im Fall, daß eins deiner Kinder an den natürlichen ſtirbt, behaupten, daß es Gottes Wille geweſen ſei, daß es daran habe ſterben ſollen? Muſt du nicht vielmehr glauben, daß es ſein Wille geweſen, daß du ihm hätteſt die Blattern einimpfen laſſen ſollen? Vorſicht iſt ia der wichtigſte Theil der Verpflegung der Kinder. Wenn du nun nicht iede Vorſicht dabei gebraucht haſt:

ſo muſt du dir ia den Vorwurf machen, daß Gott den Tod deines Kindes zwar zugelaſſen habe, weil er ietzt keine Wunder mehr thut, daß ſelbiger aber aus Mangel deiner Vorſicht erfolgt ſei.

Brigitte. Du biſt ia aber ſo ein religiöſer Mann. Wie kannſt du denn dazu rathen, daß wir in Gottes heilige Wege eingreifen ſollen? Maſſen wir uns denn dadurch nicht einen Theil ſeiner Fürſehung an?

Roderich. Du liebe Frau, wir ſind ia Menſchen. Gottes Fürſehung iſt für uns anders beſchäftigt, als für die Steine im Felde, und für die Bluhmen im Garten. Wir haben ia Vernunft. Wir ſollen nach aller Weisheit und Herzensgüte ſelbſt für uns und die unſrigen ſorgen; ſo will Gott unſere Bemühungen ſegnen. Iſt denn das ein Eingrif in Gottes Gerechtſame und Wege, wenn ein Menſch ſeine Vernunft dazu anwendet, einer ihm drohenden Gefahr zu entgehen, oder ſie wenigſtens überwindlicher für ſich zu machen? Sieh, ſo müßte ia der Mann, den der Schlag verfolgt, auch nicht ſich die Ader öfnen laſſen. So hätte ich, als ich krank war, keine Arzenei einnehmen dürfen. So wäre es ia auch wohl eine Sünde, wenn iemand ſich den Fus abnehmen laſſet, weil der Brand ſchon in ſelbigem iſt? So wäre es auch wohl Sünde, wenn iemand aus dem Hauſe läuft, über das die Flammen ſchon zuſammenſchlagen? Oder wenn man am Pulverthurm einen Blizableiter anbringt? Oder wenn der Gärtner einen Theil ſeiner Früchte zudeckt, damit ſie ihm nicht alle verfrieren, oder verhageln? die Natur legt uns Krankeiten auf; unſere Vernunft zeigt uns Mittel wider ſie; ſo thun wir nicht nur keinen Eingrif in Gottes heilige Wege, wenn wir dieſe gegen iene anwenden, ſondern wir verherrlichen ihn ganz dadurch, wir thun unſere Pflicht als Menſchen, und ſorgen mit ihnen zugleich für uns.

Brigitte. Kurz und gut, ich würde mich in Ewigkeit nicht darüber zufriden geben können, wenn hernach eins meiner Kinder an den inokulirten Blattern ſtürbe.

Roderich. Und ich würde die Ruhe meines Lebens verlieren, wenn eins derſelben an den natürlichen ſterben ſollte; denn ich würde mir immer den Vorwurf machen müſſen, daß ich auch das lezte Mittel, mein Kind zu retten, welches Gott die Vernunft des Menſchen entdecken und mit ſo unleugbaren Nuzen gebrauchen lies, zur Rettung deſſelben nicht angewendet hätte. Stürbe mir aber eins an den inokulirten: ſo würde der Gedanke mich darüber zufrieden ſtellen, daß ich wenigſtens alles gethan, um ihm das Leben zu retten. Dieſe Beruhigung kannſt du doch, wenn uns eins an den natürlichen ſtirbt, ſchlechterdings nicht haben.

Sechſtes Kapitel.

Brigitte lies ſich durch alle dieſe Vorſtellungen nicht bewegen, ihres Mannes Denkart über dieſen Punkt anzunehmen; und doch wollte er ohne ihre Einwilligung einen ſo wichtigen Schritt, deſſen Folgen nicht zu überſehen waren, nicht thun. Er wendete ſich an den rechtſchaffenen Paſtor Zober, daß dieſer zur Ueberredung ſeiner Frau gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen möchte. Der einſichtsvolle Geiſtliche verſprach ihm dis zwar, ſetzte aber mit Achſelzucken hinzu: „ich will es gern thun, aber ich ſehe vorher, daß ich nichts ausrichten werde. Wir Männer machen gemeine Sache, und unſere Weiber werden es auch thun. Mir gehts um kein Haar beſſer, als Ihnen. Ich bin eben ſo, wie Sie, von der Nützlichkeit der Inokulation überzeugt und habe ſie längſt an meinen eigenen Kindern vornehmen wollen; aber Margarethe denkt wie Brigitte, und da ſteh' ich denn eben ſo verlaſſen und blos, wie Vater Roderich ſteht."

Paſtor Zober hielt ſein Wort, und unterredete ſich eine ganze Stunde mit Brigitten über die Sache. Wäre er ein empfindlicher Mann geweſen: ſo würde aus der Stunde vermuthlich nur eine Minute geworden ſein; denn er bekam auf der Stelle, wie er den Mund aufthat, das Kompliment von ihr, daß ſie von einem Geiſtlichen es am wenigſten erwartet hätte, daß ihr ſelbiger zum Eingrif in Gottes heilige Wege rathen werde. So aber nahm er ſich die Mühe ihre irrigen Begriffe über dieſen Punkt noch deutlicher auseinander zu ſetzen, als Roderich gethan hatte. Der ganze Erfolg ſeiner Unterredung mit ihr war der, daß Brigitte ihre Herzensangſt darüber nun der Frau Paſtorin offenbarte. Dieſe ſchüttete die ihrige dafür wieder in ihren Schoos aus. Was die eine noch nicht gegen die Inokulation einzuwenden gewußt hatte, lehrte ſie nun die andere, und ſo verbanden ſie ſich auf das engſte dazu, ihren Männern mit vereinigten Kräften in ihrem Vorhaben Gegenwehr zu bieten.

Es währete nicht lange, ſo hörte man von überaus bösartigen Pocken, welche in einem entfernten Lande graſſirten, und in einem Umkreiſe von dreiſſig Meilen die Hälfte der Kinder wegraſſten. Die Zeitungen machten davon die gräslichſten Beſchreibungen. Roderichen klopfte das Herz gewaltiger. Er ging zum Paſtor Zober deshalb, der ſich eben ankleidete, in derſelben Abſicht zu ihm zu gehen und ihm den abgeſchriebenen Artikel aus der Zeitung vorzuleſen. Beide gaben ſich die Hände darauf, die Sache bei ihren Frauen durchzuſetzen, es koſte was es wolle. „Nur, ſprach der Prediger, wollen wir ſo lange damit anſtehen, bis wir erſt friſche Materie von gutartigen Blattern mit Gewisheit haben können. „Die Weiber, welche ihre Männer nicht weiter von der Sache reden hörten, glaubten indeſſen, daß ſelbige ihr Vorhaben aufgegeben hatten.

Nach einigen Wochen kam Roderich eben einsmahls vom Felde zurück, und fand, als er hinten hereinging, ſeinen Seelſorger ſchon im Garten auf ihn wartend. „Das eine hätten wir, ziſchte ihm dieſer ins Ohr, und das andere müſſen wir nun ſehen, wie wir es kriegen.“ Roderich, der ſich nicht gleich beſann, hatte nicht Zeit, um Erklärung dieſes Räthſels zu bitten; als Paſtor Zober ſchon ein Schächtelchen aus der Taſche zog und hinzuſetzte: „Hier iſt auf Glauben gute Pockenmaterie. Ich habe ſie ſelbſt aus dem Dorfe da alleweile geholt, und meinen Arzt dabei zu Rathe gezogen. Nun fehlt uns noch die Einwilligung unſerer Weiber.“

Roderich. Die kriegen wir nicht.

Pred. Z. So fahr' ich durch, und damit iſts all; oder ich ſage meiner Frau eher kein Wort davon, bis es geſchehen iſt.

Roderich. Ei, das thun Sie doch ia nicht. Es ſind ia doch die Mütter unſerer Kinder...

Pred. Z. Was kann das alles helfen, beſter Mann! die Weiber verſtehen das nicht. Der Doktor Seifert hat mir erzählt, daß in der Oberlauſitz, woher wir die ſchrecklichen Nachrichten letzthin in den Zeitungen hatten, die famöſe Seuche ſich eben ſo gutartig angefangen, und daß die erſten funfzig Kinder ſehr gut durchgekommen, daß ſie aber hernach ſo mörderiſch geworden, wie man ſeit Menſchengedenken keine Erfahrung davon gehabt. Es ſei alle Wahrſcheinlichkeit, ſpricht er, daß es hier ebenſo kommen werde, und deshalb rathet er uns, keine Zeit zu verſäumen. Dismahl müſſen wir uns ſchlechterdings einmahl als Männer fühlen, oder wir bereuens zu ſpät, daß wir uns durch die Schwachheit unſerer Weiber haben irre machen laſſen.

Roderich. **Ich gerathe in eine erſtaunende Verlegenheit.**

Pred. Z. Faſſen ſie Herz! es ſoll ſchon gehen.

Der würdige Prediger hat einige Tage darauf die ganze Roderichſche Familie zu ſich, und den Doktor Seifert dazu. Letztern hatte er vorher ſchon gehörig geſtempelt. Als die Geſellſchaft recht vergnügt ward, rief der Doktor S. die Kinder beider Familien insgeſammt zu ſich, und trieb allerlei Spas mit ihnen.

Dokt. S. zu beiden Müttern. Haben ſie nicht lauter ſo allerliebſte, muntere Kinder! Gott gebe nur, daß Sie ſie heute übers Jahr noch alle ſo beiſammen haben mögen!

Brigitte. J, das hoffen wir ja — das wird ja ſein.

Doktor S, die Achſeln zuckend. Mich däucht, die armen Kinder werden bald in dieſen Gegenden wieder einen ſchweren Stand haben.

Margarethe. Wie ſo?

Doktor S. zu dem Prediger Z. Haben Sie wohl letzthin die ſchrecklichen Nachrichten aus der Oberlauſitz geleſen?

Pred. Z. Ach! leider habe ich ſie geleſen ...

Doktor S. zu den Müttern, als er ihnen die Zeitung gewieſen. Wie wird Ihnen dabei? — Frauens.

Brigitte. J, man hat ia Gottlob noch nichts gehört, daß ſie in dieſen Gegenden auch wären.

Dokt. S. Nicht? So ſage ich Ihnen, daß ſie ſchon auf dem nächſten Dorfe ſind. Und da gehts Haus für Haus; und es iſt zur Zeit noch eine gute Art, und die Kinder kommen leicht durch.

Margarethe. J nun, das iſt ia recht gut. So werden ſie unſere Kinder auch wohl kriegen.

Dokt. S. Daran iſt kein Zweifel. Darauf wette ich hundert Thaler gegen einen; denn, wie es ſcheint, dürfte wohl eine rechte Erzgeneralblattergeſchichte in dieſer Gegend werden. Verſchont werden dieſe Kleinen gewis nicht bleiben.

Brigitte. So iſt es Gottes Wille — und der geſchehe.

Brav gedacht — Mütter. Aber wie es ſcheint, möchte es wohl nicht lange mehr hin ſein, daß dieſe ietzt ſich zeigenden gutartigen Blattern die allerbösartigſten werden werden. Sie handthieren ſich geradeſo, wie anfangs in der Oberlauſitz. Laſſen Sie ſich einen Theil meiner Korreſpondenz von daher vorlegen.

Der Doktor S. las hierauf der Geſellſchaft verſchiedene Briefe vor, welche ein dortiger geſchickter Arzt mit ihm über die grauſenvolle Blatterverwüſtungen in daſigen Gegenden mit ihm gewechſelt hatte. Der eine erzählte den Anfang und Fortgang der Seuche, und die Krankheitsgeſchichten der Kinder, welche in der erſten Zeit von ihr angefallen worden waren. Doktor S. hielt die Erfahrungen aus ſeiner gegenwärtigen Praxis dagegen, und zeigte die genaueſte Uebereinſtimmung zwiſchen dem, was ietzt hier geſchehe, und was anfangs dort geſchehen ſei. Einige andere Briefe ſchilderten die entſetzenerregenden Verwüſtungen, welche die Blattern bald darauf, da ſie ſchnell die allerbösartigſten von der Welt geworden waren, unter einer groſſen Menge von Kindern angerichtet hatten. Folgende Stelle erregte in der Geſellſchaft allgemeines Schaudern: „ich bin in einer Zeit von ſechs Wochen nicht zur Stadt gekommen, ſondern nur von Dorf zu Dorf gereiſet. Aller meiner angewendeten Mühe ungeachtet habe ich von fünf Pockenkindern kaum eins retten können, und unter den Geretteten waren viele, denen der Tod eine Wohlthat geworden ſein würde. Ueber vierhundert Kinder ſind mir geſtorben; unter den geretteten zähle ich zur Zeit noch zwanzig Blinde, eben ſo viel Stumme, und eine Menge von zerfetzten Geſichtern, deren Anblick Erbarmen erregt. Dreien habe ich beinahe alle Knochen aus Armen und Beinen ſchneiden laſſen müſſen. Die ſcheuslichen Ausdünſtungen, welche ich täglich in mich ſchluckte, zogen mir zulezt ſelbſt ein bösartiges Fieber zu, welches dermahlen das Ende meiner Beiſtandsleiſtungen ward.“

Dokt. S. Aller Wahrſcheinlichkeit nach dürfte dieſen Gegenden ein gleiches Unglück bevorſtehen. Und da eben der Sommer vor der Thüre iſt: ſo könnte bei groſſer Hitze die Bösartigkeit dieſer Seuche in dieſer Gegend allerdings noch weit ſchneller eintreten, als dort zu Lande geſchah.“ Es wird alſo ein groſſes Glück für Kinder ſein, wenn ſie der erſten einige ſind, welche davon befallen werden; und, da man nicht wiſſen kann, ob nach acht oder vierzehen Tagen nicht ſtarke Hitze eintreten könnte: ſo iſt es zu wünſchen, daß es ie eher ie lieber geſchehe.

Roderich zu Brigitten. Ach Gott! — liebe Mutter!

Dokt. S. Hören Sie, meine lieben Väter und Mütter — ich halte es für meine Pflicht, da die Sachen ſo ſtehen, allen Eltern, die ihre Kinder lieb haben, und die ſelbige nicht etwa auf gute Art los ſein wollen, zuzureden, daß ſie dafür ſorgen, daß diejenigen derſelben, von denen ſie nicht mit Gewisheit wiſſen, daß ſie die Blattern ſchon gehabt, ſie ſobald als möglich, bekommen. Warlich! wer es aufs Gerathewohl ankommen läſſet, dürfte betrogen werden. Das ſchrecklichſte Beiſpiel iſt da — Gott ruft allen Eltern durch daſſelbe zu: ſäumet nicht — ihr ſchlaget ſonſt die Hände bald über den Kopf zuſammen.

Paſtor Z. zu ſeiner Frau. Mutter — höre auf Menſchen, die es verſtehen — durch ſie redet Gott zu uns. Ich ſage es dir vor die Stirn, ich warte nun nicht länger — ich bin Vater. Willſt du, daß unſere Saumſeligkeit uns zu unglücklichen Eltern mache? Willſt du ewigen Gram für unſere Herzen und ewigen Zwiſt hernach unter uns?

Margarethe, in gröſter Verlegenheit. Wir wollen, ſo bald das erſte Pockenkind hier in der Stadt ſein wird, unſere Kinder zu ſelbigem hingehen laſſen . . .

Dokt. S. Das iſt zuviel gewagt. Sie können nicht wiſſen, ob die Blattern, wenn ſie hieher kommen nicht ſchon bösartig ſind. Und denn iſt es auch ſehr mislich, ob Ihre Kinder ſie durch das bloſſe Hingehen bekommen. Oder es bekommt ſie heute eins, und nach vierzehn Tagen ein anderes; und darüber geht die beſte Zeit hin.

Roderich zu Brigitten. Sei einmahl ganz Mutter, und überlege und fühle das alles, was der Mann da ſagt. Es iſt pure, helle Wahrheit.

Paſtor Z. Ich bin durch deinen Vorſchlag nicht beruhigt, Margarethe.

Dokt. S. Es iſt hier kein anderer Rath, wenn Sie ihre Kinder nicht muthwillig verliehren wollen, als — Sie laſſen ſie inokuliren.

Brigitte und Margarethe, auf einen Taktſtreich. Inokuliren? — was? — inokuliren? — Nein, daraus wird nichts.

Paſtor Zober wollte hitzig werden.

Dokt. S. der ihn unterbricht. Laſſen Sie mich nur . . . Hören Sie doch einmahl, meine guten Mütter, Sie müſſen doch das alles wahr finden, was ich Ihnen geſagt habe, und Sie finden es auch — Sie haben es in der That nur mit dem Worte inokuliren zu thun, wie ich ſehe. Sie wollen, wenn das erſte Pockenkind hier ſein wird, Ihre Kinder zu ſelbigem hinſchicken — iſt das nicht auch eine Art von Inokulation? Sind Sie es da nicht auch, die Ihren Kindern eher, als ſie die Blattern bekommen haben würden, ſelbige verſchaffen? Wider die Sache ſelbſt haben Sie alſo nichts mehr. Auf die Art und Weiſe wird doch wohl keine neue Sünde etwa beruhen? Und ſo iſts ja denn doch wohl der Vernunft gemäs, und wahre Pflicht, daß man unter mehreren Weiſen die ſicherſte wähle. Sind Sie im Stande, hierwider etwas einzuwenden?

Die Frauen ſchwiegen und wurden bald blas, bald roth.

Dokt. S. Ich will Ihnen noch mehr ſagen. Wie ich hier geredet habe: ſo rede ich ſeit acht Tagen zu allen meinen Freunden: Ich bin dis der Menſchheit ſchuldig. Ich denke iezt faſt auf nichts, als auf Zuredungen zur Inokulation bei allen Eltern, die ich zu ſprechen bekomme. Die Damen haben mir ſchon viel Händel bei der Sache gemacht; aber ich mus es ihnen doch zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich gröſtentheils von mir haben zurechtweiſen laſſen. Nur bei dem gemeinen Pöbel kann ich nicht durchdringen. Seit drei Tagen habe ich in den vornehmſten Häuſern in der Reſidenz nichts gethan, als inokulirt. Ich bin zum Herzog, der ſonſt ſehr dagegen war, gegangen, und habe ihm Vorſtellungen gethan; da er mir verſprochen, weil offenbare groſſe Gefahr obſchwebt, ein Patent im ganzen Lande anſchlagen zu laſſen, worinn er ſeine Unterthanen, die Eltern ſind, auffodert, durch ſchleunige Inokulation für das Leben ihrer Kinder zu wachen. Den Bauerinnen, von welchem ich ſeither die

Materie geholt, ſehe ich für den kleinen Retter von mehr als fünfzig Kindern ſchon an, und er macht ſich eine recht natürliche Freude daraus, wenn er mich in der Abſicht kommen ſieht.

Brigitte, ſchluchzend. Soll ich eine Mörderin meiner Kinder werden?

Dokt. S. Frau, begreifen Sie ſich doch. Allen Umſtänden nach werden Sie neunfachmehr eine Mörderin Ihrer Kinder, wenn Sie es auf gut Glück ankommen laſſen. Hier iſt Gefahr, — wahre, ſchreckliche Gefahr — in einem ſolchen Fall müſſen wir diejenigen Maasregeln ergreifen, bei denen die unvermeidliche Gefahr am kleinſten iſt ... Und dabei darf kein Säumen ſein ... Je eher, ie beſſer, ie wahrhaftigmütterlicher handeln Sie ... Was hilft alle das Gequackele? Nur alsdenn kann man ruhig über den Ausgang einer Sache ſein, wenn man ihrentwegen alles gethan hatte, was man thun konnte. Denken Sie an mich — Sie werden mir unter Freudenthränen danken, wenn nach einiger Zeit das Unglück ſchrecklicher wird, andere Kinder, wie die Fliegen, fallen, und die Ihrigen gerettet ſind ...

Roderich. Mutter — liebe Mutter! (in zärtlichſter Umarmung)

Brigitte, mit aufgehabenen Händen zum Himmel. Wohl denn, ſo ſeis! Aber Gott — Gott! du biſt mein Zeuge, wie ſchwer ich daran gehe! Und, Herr Doktor, wenn es nicht gut abläuft: ſo ſchreie ich Ach und Weh über Sie ...

Dokt. S. Ei, Madam, unſer Herr Gott bin ich nicht. Und gern, und mit entſchloſſenem Muth müſſen Sie es auch thun ....

Margarethe. Alſo für den Ausgang wollten Sie nicht ſtehen?

Dokt. S. Madam, Sein Sie doch billig, und fordern von mir nicht etwas, das nicht in meiner Hand iſt. Sie haben Thun und Laſſen. Es ſind nicht meine Kinder. Aber ich habe Ihnen geſagt, daß Sie weit mehr Gründe fürs Thun, als fürs Laſſen, haben. Und, ſobald dis iſt, mus man ſich als Menſch fürs Thun beſtimmen. Inzwiſchen ſein Sie getroſt. Ich thue das meinige, und die Natur wird das übrige ſchon thun. Ihre Kinder ſind alle geſund ...

Paſtor Z. Herr Doktor, ich übergebe Ihnen hiermit meine Kinder zur Inokulation. Ich bin überzeugt, daß ich es thun müſſe.

Roderich. Ich auch.

Dokt. S. zu den beiden Frauen. Und Sie?

Brigitte und Margarethe. Die Männer habens gethan, und ſo mögen Sie es verantworten.

Paſtor Z. Das will ich auch mit gröſter Freudigkeit vor Gott und allen Menſchen thun.

Der Doktor Seifert hielt das weitläuftige Präpariren zur Inokulation für Charletanerie. Er fand die Kinder geſund, und in beiden Familien hatten ſie, ohne daß die Mütter die Abſicht davon gewuſt, einige Tage vorher gelinde Abführungsmittel bekommen. Auch fürchtete er, daß die Mütter, wenn er länger ſäumete, anderes Sinnes werden könnten. Er gab alſo dem Paſtor Zober einen Wink; worauf dieſer ſein Schächtelchen mit dem Vorrath herbeiholte. Dokt. S. inokulirte die ſämmtlichen Kinder auf der Stelle; während, daß die Mütter auf- und nidergehend ihre Hände rangen. „Nun ſtärke euch Gott!“ ſprach er, als er fertig war, und belehrte die beiden Mütter über die nunmehrige Behandlung ihrer Kinder während der ganzen Krankheit.

Roderich ging um ein gut Theil leichter Abends nach Hauſe.

Brigitte äuſerte von Stundan eine groſſe Traurigkeit, die ihm durch die Seele ging; aber er nahm alle ſeine Standhaftigkeit zuſammen, und ſtellte ſich, als wenn er es nicht bemerkte. Alle ſeine Beruhigungsgründe würden nun doch auf ſie nicht gewirkt haben; da ihre Blicke unaufhörlich auf den Ausgang der Sache gerichtet waren, den die Zeit allein enthüllen konnte.

Dieſer erfolgte auf die glücklichſte Weiſe. —

Alle vier Kinder bekamen die gutartigſten Blattern; und da, ihre Säfte geſund waren, folgten die gewöhnlichen Perioden der Krankheit ohne beſondere Gefahren gehörigermaſſen auf einander. Karl hatte die meiſten. Die übrigen bekamen einer kaum dreiſſig. Karoline legte ſich gar nicht einmahl dazu. Nach einigen Wochen waren ſie wieder bei ihren Bluhmenbeeten im Garten, und freuten ſich, daß unterdeſſen alles ſo ſchön aufgeblühet war. Alle noch beiſammen — unverſtümmelt — unverunſtaltet, machten ſie nun die höchſte irrdiſche Glückſeligkeit ihres Vaters aus; der zu Brigitten ſprach: „Nun drücke ſie an deine Bruſt, und nenne ſie dein. Noch einmahl ſo gewis ſind ſie dis iezt, nachdem ſie die gefährlichſten Leiden ihrer Jugendiahre glücklich überſtanden haben. Vorher muſten wir zittern, ſo oft wir nur hörten, daß irgendwo die Blattern wären. Welch ein Stein wird von unſerm Herzen fallen, ſo oft wir von Unglück in Zukunft hören, das dieſe angerichtet haben, und daran denken, daß unſer Haus von ſelbigen nichts mehr zu fürchten habe! Liebenswürdig, wie die Natur ſie uns gab, ſind nun unſere Kinder noch gebildet, und ihr Anblick zwingt uns keine Thräne ab. O wie werden ſie in der Folge ihres Lebens ihren Eltern dafür danken, daß dieſe ſich über Aberglauben und Vorurtheil hinwegſetzten!“

Brigitte, ſchmeichelhaft. Da nun alles ſo gut abgegangen iſt: ſo bin ich ſelbſt aufs höchſte dadurch beruhigt, und erkenne die Schwäche meiner Einwendungen, welche ich dagegen machte. Lieber Mann, meine zärtliche Liebe gegen unſere Kinder war Schuld daran; vergieb ſie mir!

Roderich. Laß uns Gott für die Gnade preiſen, die er uns verliehen hat. Allenthalben, wo uns etwas Gutes widerfährt, müſſen wir es immer als Werk ſeiner Hände betrachten. Lerne nun täglich mehr mit mir nicht nach vorgefaſſten Meinungen, ſondern nach Gründen, handeln. Man kann dadurch zwar nicht jedem Unglück entgehen; aber man duldet das einmahl unvermeidliche denn doch dabei mit ruhigerm Herzen.

Auch Zobers Kinder überſtanden die Krankheit ſehr glücklich, und die erſte nachherige Zuſammenkunft beider Familien war die vergnügteſte ihres Lebens. Ihrem Beiſpiele folgten noch verſchiedene Einwohner des Städtgens. Paſtor Zober predigte für die Inokulation zu verſchiedenen mahlen, allein es gelang ihm eben ſo wenig durch ſeine Worte, als durch ſeine Thaten, den gröſten Haufen zu demſelben zu bewegen. Ein überaus heiſſer Sommer trat ein. Mit ihm wurden die Blattern bösartiger. Die Inokulation hatte nun ein Ende, und Tauſende unſchuldiger Kinder waren ſofort ganz der Natur überlaſſen. Im Städtgen war beinahe kein Haus, welches nicht ſein Opfer bringen mußte. In manchen Häuſern ſtarben die Kinder all. Kein Tag ging hin, daß nicht eine kleine Leiche beerdigt ward; und ſo oft Vater Roderich eine ſolche vorbeigetragen werden ſah, rief er Brigitten ans Fenſter, und ſprach: „Sieh einmahl; da tragen ſie wieder ein Opfer des Vorurtheils hin. Wie glücklich ſind wir!“ Brigitte drückte ihm denn die Hände; und als hernach die zerfetzten Jammerbilder zu Dutzenden auf der Straſſe umherſchlichen, umarmte ſie bald ihn, bald der Reihe nach alle ihre Kinder.

Siebentes Kapitel.

Von Karln an bis auf Karolinen war es eine Freude, die Kinder zu ſehen, wie ſie wie die Tannen aufſchoſſen und wie die Centifolien blüheten. Leben, Frohſinn und Muth — wie eine menſchliche Einbildungskraft ſie ſich nur abbilden, und die Hand der ſchaffenden Natur die Bilder davon nur realiſiren mag — waren ſie die Gegenſtände der Liebe aller, welche ſie erblickten. Roderich konnte ſich recht etwas darauf zu gute thun, wenn fremde Leute zu ihm kamen, in gröſter Verwunderung über ſie ſtillſtanden und ſprachen: Hum! die armen Kinderchen gehen ſo mit bloſſem Kopf und mit bloſſem Hals, und heraufgeſtreiften Ermeln, und ſind doch ſo munter und ſo luſtig! Und wenn denn iemand zu ihm ſagte — die Kinder können wohl ſchon recht viel und ſind ſchon recht weit? — ſo antwortete er: o ia, ich bin ſchon ziemlich weit in der Erziehung mit ihnen gekommen; ſie ſind geſund und gut.

So beruhete die ganze Erziehung, welche er ihnen zur Zeit gab, nur auf den beiden ſimplen Grundſätzen — **für die Ausbildung ihres Körpers zu ſorgen und ihre zarte Seele vor böſen Eindrücken zu bewahren.** Dieſe Endzwecke an ihnen wirklich zu erreichen, hatte er die Einrichtung ein- für allemahl getroffen, daß ſie ſo viel, als nur immer möglich war, **unter den Augen ihrer Eltern ſich befänden.** Im Städtgen war es Mode, daß die Kinder, ſobald ſie nur reden konnten, vor- und nachmittags in die Schule geſchickt wurden; und, wenn die Eltern die wahre Urſache davon angeben ſollten: ſo war es keine andere, als **ihrer nur auf eine Zeitlang** los zu ſein. Uebrigens lagen ſie auf den Gaſſen umher und waren ſich ſelbſt überlaſſen, weil die Eltern nicht die Kunſt verſtanden, ihre andern Geſchäfte mit dem erſten groſſen Geſchäfte der Erziehung ihrer Kinder zu verbinden, den Werth ihrer Kinder nicht gehörig ſchätzten, und lieber ihren Vergnügungen nachlieſen, als daß ſie auſſer der Arbeitszeit in ihren Häuſern eine bleibende Stäte gefunden hätten.

„Das ſind unnatürlichdenkende Eltern, hatte Roderich darüber zu Brigitten geſprochen; nicht werth der Kinder, die ihnen Gott gab. Sie ſcheuen die Mühe, ihr eigen Fleiſch und Blut gehörig zu bewahren, immer um ſich her zu ſehen und zu hören, zu ſprechen und zu Hülfe zu kommen, und ſtiften dadurch tauſendfaches Unheil für ihre Gegenwart und für ihre Zukünfte, das ſie nimmer wieder zu erſetzen im Stande ſind. So las uns nicht thun, Liebe! Ewigfern ſei von uns der Gedanke, daß es eine Laſt ſei, immer unter ſeinen Kindern zu ſtecken! Weg mit ſolchen Vergnügungen, welche uns von unſern Kleinen trennen! Unſere beſtändige Aufſicht über ſie iſt die gröſſeſte Wohlthat, die wir ihnen erzeigen mögen. So wiſſen wir immer, was mit ihnen vorgeht. Vor vielen Verwahrloſungen, denen ſie in ihrer Kindheit ausgeſetzt wären, ſind ſie dadurch ſicher; und, fällt ia eine dergleichen vor: ſo iſt ſie uns gleich bekannt und ihr Zuſammenhang auch; mithin können wir auf der Stelle zu Hülfe kommen, niemand kann ſie uns Jahre lang verbergen, bis die Hülfleiſtung unnütz oder gar unmöglich wäre, und wir können Verfügungen treffen, daß ſo etwas nicht wieder geſchehe. Wir lernen unſere Kinder beſſer kennen, und die rechte Art der Leitung treffen, welche wir iedem derſelben

ſelben nach Beſchaffenheit ſeines Temperaments und ſeiner Lieblingsneigungen zu geben haben. Wir erfahren, ob die Lebensart, welche ſie einmahl wählen, ihnen von allen Seiten angemeſſen ſei. Sie lernen weder fluchen, noch ſchwören, noch lügen, noch abergläubiſch werden. Wir ſind die Stifter ihrer Tugend, und ſie werden wieder Beförderer der unſrigen. Der Gedanke, daß ſie um uns ſind, und auf alle unſere Handlungen und Worte Acht haben, wird uns vor iedem heftigen Ausbruch unſerer Leidenſchaften verwahren. Durch ihr beſtändiges Beiunsſein werden wir ſie lieber gewinnen, uns ſelbſt in unſern Kindern mehr untereinander lieben, und auch ſie noch inniger an uns feſſeln. Eltern, welche ihre Kinder gern von ſich ſchicken, trauen ſich ſelbſt nicht viel zu, haben Böſes vor, und ſind ihnen nicht recht gut. Las es ſein, daß dieſes beſtändige Aufſehen über unſere Kinder mühſam ſei, und daß wir dadurch manchen Anlas zu Schreck, Verdrus und Unruhe haben werden; die Veranlaſſungen, welche wir dadurch zur Zufriedenheit und zur Freude haben, werden doch bei weitem mehrere ſein. Es iſt nicht wahr, daß wir dadurch von unſern Berufsgeſchäften abgehalten werden ſollten; es kommt alles darauf an, daß wir eine gewiſſe Ordnung feſtſetzen, wie unſere beſtimmten Geſchäfte auf einander folgen ſollen, und daß wir unſere Zeit recht einzutheilen wiſſen. Wenn wir dis nicht thun, und es fallen Unordnungen vor: ſo müſſen wir die Schuld davon nicht auf unſere armen Kinder, ſondern auf uns ſchieben. Warum handeln wir nicht klüger? Genung, wir leben einmahl für ſie, und müſſen für ſie leben, und alles andere, das ſich hiermit nicht vereinigen läſſet, mus unterbleiben.“

Dieſem zufolge war es in Roderichs Hauſe ein noch unerhörter Fall, daß beide Eltern vom Hauſe weg, und die Kinder allein daſelbſt geweſen wären. Gingen ſie ia beide aus: ſo ſah man auch gewis ihre Kinder zu ihren Seiten. „Wer uns bei ſich ſehen will — dis war ein Grundſaz, von dem der Rechtſchaffene nie abwich — der mus auch unſere Kinder haben wollen. Menſchen, die überall nicht gern Kinder um ſich ſehen, müſſen überhaupt nie unſere Freunde werden; ſie ſind bösgeſinnte Menſchen. Und wer meine Kinder nicht leiden kann, den mag ich nicht leiden.“ Der wenige Umgang, welchen Roderich im Städtgen hatte, erleichterte ihm die Treue gegen dieſen Grundſaz. Von blos ceremoniöſen Zuſammenkünften war er ein abgeſagter Feind. Er konnte es nicht begreifen, wie Leute ihre Zeit zu ihrem Vergnügen damit hinbringen könnten, daß ſie ſich einander leere Komplimente machten, und mit erlogenen Freundſchaftsverſicherungen unterhielten, von denen der eine ſo gut, wie der andere, überzeugt ſei, daß das Herz nichts davon wiſſe. Wirklichvertraute Freunde, glaubte er, brauche man nicht in Menge zu haben. Er hatte an deren einem genung; ohne daß dadurch ſein Herz zur Unbehülflichkeit und zur Liebloſigkeit gegen die übrige Welt geſtimmt worden wäre. Ging er aus: ſo blieb Brigitte zu Hauſe; und fiel für dieſe ein Weg vor, ſo war er einheimiſch. Hatten Beide einen verſchidenen Weg: ſo geſchah einer nach dem andern, und der unaufſchiebliche ward dem aufſchieblichen zuvorgemacht. Sogar in die Kirche gingen ſie nie zuſammen, weil es wider Roderichs Grundſätze war, Kinder vor der Zeit in dieſelbe mitzunehmen. Und ereignete es ſich, daß Brigitte einige Sonntage hintereinander nicht in die Kirche kommen konnte, und darüber eine Art von Unruhe blicken lies: ſo tröſtete ſie ihr Mann mit den Worten: Mutter! dein Haus iſt auch ein Tempel, und du kannſt keinen würdigeren Gottesdienſt ausüben, als wenn du mitten unter deinen Kindern biſt, für ihre Verpflegung ſorgſt, und ihnen ein gutes Beiſpiel gibſt.

Roderich verſtand die Kunſt aus dem Grunde, ſeine Berufsgeſchäfte mit der Aufſicht über ſeine Kinder zu verbinden, und es entſtand gar kein Fall, in welchem dieſe einer häuslichen oder auſſerhäuslichen Verrichtung hinderlich geweſen wären. Waren ſie im Garten: ſo waren ſie mehrentheils daſelbſt unter der Aufſicht einer treuen ältlichen Magd, welche für alles, was vorfiel, ſtehen muſte. Ward dieſe zu andern Geſchäften unentberlich gebraucht: ſo war entweder einer von den Eltern bei ihnen, oder Brigitte machte ſich am Fenſter etwas zu thun, oder ſie muſten hereinkommen. Alsdenn waren die Töchter bei der Mutter, und die Söhne beim Vater. War Brigitte in der Stube: ſo ſpielten die Mädgen ruhig neben ihr an ihrem kleinen Tiſch; verkaufte ſie im Laden: ſo muſte Friderike zuſehen, damit ſie nach einigen Jahren an ihr ſchon eine Helferin dabei haben könnte. Hielt Vater Roderich ſeine Rechenſtunden: ſo ſaſſen Karl und Fritz wie ein Paar altkluge Leute mit an der Tafel. Machte er in ſeinen Handelsgeſchäften eine kleine Reiſe: ſo marſchirten die beiden Knaben wacker neben ihm her, und machten ſich ein eigenes Vergnügen daraus, mit ihm gleichen Schritt halten zu können. Wind und Wetter kam dabei nicht in Betracht; und, je mehr es ſtürmte und regnete: ein deſto gröſſeres Verdienſt machten ſie ſich daraus, dabei lachen und ſpringen zu können. Fragte Roderich alsdenn: Karl, wirds dir ſauer? — Fritz friert dich? — Kinder, könnt ihr noch mit fort? ſo antworteten ſie raſch und zugleich: o nein, uns frieret nicht — es wird uns gar nicht ſauer — wir können noch hundert Meilen mitreiſen. Geſchah es, daß er über Nacht ausblieb: ſo war weder Brigitte der Knaben, welche er bei ſich hatte, noch er der Mädgen wegen, die bei der Mutter zu Hauſe waren, beſorgt. Jeder wuſte, daß die

Kinder bei dem andern wohl aufgehoben wären; und, muſte Roderich wider ſeinen Willen ſie alle zu Hauſe laſſen: ſo verſtärkte Brigitte ihre Aufſicht über ſie, und gab ſich alle mögliche Mühe, daß unterdeſſen ia nichts vorginge, wodurch dem redlichen Vater, wenn er von ſeinen mühſamen Geſchäften zurückkäme, gleich bei ſeinem Eintritt ins Haus Aerger und Verdrus erweckt würde.

Roderich ſah ein, daß alle ſeine ſo ſorgfältige Aufſicht über ſeine Kinder ihn ſeinen Zweck, ſie vor Anblicken und Eindrücken des Böſen zu verwahren, doch nicht erreichen laſſen würde, wenn es ihnen verſtattet wäre, andere Kinder ohne Unterſchied zu ihren Geſpielen zu machen. Er wuſte, daß Kinder andere Kinder am liebſten zu ihren Lehrern machten; daß ſie eher etwas von einander annehmen, als von Erwachſenen, und daß ſie die Vorſtellungen der letzteren bald vergeſſen, wenn ſie entgegengeſetzte Beiſpiele von den erſteren empfangen, weil eine natürliche Simpathie, die aus Gleichheit ihrer Jahre, ihrer Geſinnungen, ihrer Flüchtigkeit und ihrer Liebe zum Spielen entſteht, ſie auf der Stelle zu Vertrauten gegen einander macht. Er beobachtete in dieſer Rückſicht die Kinder ſeiner Nachbarn und aller derer von ſeinen Mitbürgern, die in einigen Verbindungen mit ihm ſtanden. Da fand er denn, daß die Erziehung im ganzen Städtgen die elendeſte und traurigſte von der Welt ſei. Die Kinder hatten alle ſchon die ſtärkſten Anlagen zu den Thorheiten und Laſtern ihrer Eltern. Zu den gröbeſten und wildeſten Sitten angeführt, waren ſie ganz die Gegenfüsler der ſeinigen. Ihre Frölichkeit war mit Muthwillen feſt verwebt; ihre Spiele waren nichts, als toller Lerm; ihre Geſpräche enthielten Erzählungen abergläubiſcher Hiſtorien, ausgeübter Bubenſtreiche und vorgefallener Zänkereien zwiſchen ihren Eltern. Wenn ſie die geringſte Beleidigung erhielten: ſo ſtieſſen ſie die niderträchtigſten Schimpfwörter aus. Wenn ihnen ein Vorhaben verunglückte: ſo fluchten ſie aufs abſcheulichſte. Wenn ſie ſich aus Unvorſichtigkeit woran ſtieſſen: ſo ſchlugen ſie mit Heftigkeit nach Steinen und Bäumen, um ſich zu rächen. Wenn eins das andere fallen ſah: ſo lachten ſie ſchadenfroh. Knaben und Mädgen von zehen, und zwölf Jahren wuſten ſchon die lüderlichſten Streiche zu erzählen, die ſie von ſchlechtdenkenden Erwachſenen, von Eltern und Geſinde ausüben geſehen; wuſten ſchon die Eltern zu betrügen, ihnen nachzuſchnacken, wenn ihnen von ſelbigen etwas verwieſen ward, ſich gegen ſie zur Wehr zu ſtellen, und ſie mit ihren Nachbarn zuſammen zu hetzen. Kinder, die kaum fertig reden konnten, wüteten und brüllten ſchon mit ihren faſt noch unverſtändlichen Worten, beſtanden hartnäckig auf ihren Willen, ſtampften mit den Füſſen dazu auf, wenn ihnen ſelbiger nicht geſchah, und hatten

ten bei den geringſten Anläſſen leichtſinnige Anrufungen des Nahmens Gottes und des Heilandes im Munde. Durchaus fand er ihre Leidenſchaften ſchon zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, und die Ausbruche derſelben ſchon ſo heftig, daß er vor ihnen zurückbebte. Paſtor Zobers Kinder waren die einzigen, welche er auſſer den ſeinigen gern auf ſeine Arme nehmen mochte.

„Mutter, ſprach er, es ſind unſerer Kinder vier. Es ſind immer zwei und zwei von beiderlei Geſchlecht, die noch dazu an Alter einander nicht viel nehmen. Sie haben vollkommen an ſich untereinander genung, bedürfen keiner anderen Spielkameraden, und werden ſich nicht einmahl darnach ſehnen, wenn wir es ihnen nicht weis machen. Schlechterdings ſollen ſie mit unſern Nachbars Kindern und mit andern hier aus dem Orte keinen Umgang haben. So, wie deren einige ſich zudringen wollen, weiſe ſie zurück in ihre eigene Häuſer; ihre Eltern mögen darüber böſe werden, oder nicht. Das iſt ordentliche Brut hier; alle wie ſie ſind. Ich bedaure ſie; ſie wären beſſer, wenn ihre Eltern klüger und beſſer wären; aber, da ſie nun einmahl ſo verderbt ſind: ſo will ich wahrhaftig meine Kinder nicht auch durch ſie noch verderben laſſen. Was wir ſonſt an ihnen baueten: das riſſen iene wieder nieder, und wir hätten den ganzen Tag über nichts zu thun, als ihnen die Unarten wieder abzugewöhnen, welche ſie von ſelbigen gelernt hätten. Am Ende bekämen wir es denn wohl gar mit den Eltern zu thun, und hätten tauſendfachen Zank und Verdruß davon. Unſere Kinder werden auch, wenn ſie ſo immer nur unter ſich ſind, eine recht innige, ewigdaurende Geſchwiſterliebe für einander bekommen; ſie werden lernen, ebenſo, wie wir, weniger Freunde nur zu bedürfen, und zum ſtillen häuslichen Leben eine unwandelbare Neigung erhalten. Paſtor Zobers Kinder ſollen die einzigen ſein und bleiben, mit denen ſie einigen Umgang in und auſſer unſerm Hauſe haben. Das ſind liebe, wohlgezogne, ſtillheitere Kinder; Kinder nach meinem Herzen. Sie mögen ſich untereinander immer lieber gewinnen, damit ſie einſt Freunde ſind, wie ihre Eltern waren.“

Ebenſo hielt Vater Roderich auch darauf, daß ſein ſämmtliches Geſinde, und Arbeiter, die viel in ſeinem Hauſe aus- und eingingen, Leute von ſtillthätiger, ehrbarer und chriſtlicher Denkart wären; damit ſeine Kinder von dieſer Seite gleichfalls keine böſen Beiſpiele erhielten. So, wie ſich einer von ſelbigen einer Ungezogenheit ſchuldig machte, führete er ihn auf die Seite und that ihm nachdrückliche Vorſtellungen darüber. Geſchah es noch einmal: ſo bedrohete er ihn mit dem Abſchiede. That er es zum drittenmahle: ſo half weder Bitte noch

Fürbitte; ſondern er entlies ihn mit Auszahlung ſeines verdienten Lohnes bis auf die Stunde auf der Stelle. Dis brachte ihn zwar in den Ruf, daß er ein harter Hausherr wäre; allein er hatte deſſen ungeachtet doch immer das beſte Geſinde und die ehrlichſten Arbeiter, weil er ſie übrigens wohl hielt, und ſie nicht als Sklaven, ſondern als Hausgenoſſen, die ihm ſein reichliches Brodt erwerben halfen, behandelte. Liederliche Dienſtbothen, ſäufiſche und treuloſe Arbeitsleute wagten nicht einmahl ſich ihm anzubieten, weil ſie ihn kannten, und ihr Schickſal nach wenig Tagen vorherſahen.

Roderich ſelbſt war auf das ſorgfältigſte darauf bedacht, daß ſein Leben eine immerwährende Schule der Tugend für ſeine Kinder wäre. Mit Brigitten ſprach er Abends, wenn jene ſchon in ihren Betten waren, oft über dieſen ſo wichtigen und noch von Eltern ſo oft überſehenen Theil des Erziehungsgeſchäfts.

„Liebe, redete er ſie einsmahls an, als er eben an dem Tage am Altare geweſen war, wir müſſen noch immer bedachtſamer in allen, was wir thun und reden, vor unſern Kindern ſein. Erinnere du mich daran, wenn du glaubſt, daß ich es nicht genung ſei, und ich will in ähnlichem Fall dich erinnern. Ein bloſſer Wink, den wir uns alsdenn in ihrer Gegenwart geben, ſoll dem andern ſchon verſtändlich ſein. Und, damit wir darinn eine rechte Fertigkeit erhalten, und immer ſeltener darinn fehlen, wollen wir dieſe Behutſamkeit auch alsdenn beobachten, wenn ſie nicht dicht um uns ſind. Unſer Herz heilige ſich ganz der Tugend; ſo wird uns dis nicht ſchwer werden. Sieh nur, wie ſie nun auf alles ſehen und hören, wie ſie alles nachſprechen und nachthun, und wie ſie beſonders unſere Beobachter, unſere Behorcher und unſere Nachahmer ſind. Die zarten, weichen, für iedem Eindrucke offenen noch unverdorbenen Seelen! Sollten wir es ſein, die ſie beflecken? Sollten wir durch Unaufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, durch Leichtſinn im Reden und Handeln, oder gar durch Ausübung wirklicher Thorheit den Saamen des Laſters in ihre Herzen ſtreuen, damit ſie, wenn ſie einſt Untugenden begingen, uns gleichſam zuriefen — da habt ihr die Früchte, welche ihr ſelbſt gebauet habt! Sollten wir ſie erſt Ausſcheifungen an uns ſehen laſſen, und ihnen ſelbige, wenn ſie ſie nachahmten, hernach wieder abzugewöhnen ſuchen müſſen? Schrecklich iſts, wenn das Kind zum Vater einmahl ſagen kann: Du lehrteſt mich den erſten Fluch; und zur Mutter: Du die erſte Lüge! Vor dem Weltrichter las uns unter einander dazu verbinden, uns nie wieder einen zu heftigen Ausbruch irgend einer Leidenſchaft vor unſern Kindern zu Schulden kommen zu laſſen. An dem Lebenswandel derſelben wollen wir einſt ſehen, wie gut und edel wir vor ihren Augen gelebt haben. Sie ſollen es uns auch im Tode noch nachrühmen, daß ſie Eltern hatten, welche durch ihr frommes Beiſpiel ſie frühzeitig in die Arme der Tugend führeten, und ſie dadurch ſo feſtvertraulich mit ihr machten, daß ſie hernach nie von ihr wichen.“

In wahrer, ununterbrochener Eintracht lebten dieſe Rechtſchaffenen unter ihren Kindern. Nie fuhren ſie nun gegen einander auf, nie wechſelten ſie beiſſende Worte, nie machten ſie einer dem andern Vorwürfe, oder murreten und ſaſſen tückiſch gegen einander, der eine in dieſem, der andere in ienem Winkel. Redlich theilten ſie die Arbeiten unter ſich; liebevoll erinnerten ſie einander an das, was etwa vergeſſen worden war; ſanftmüthig wieſen ſie über Irrthum und Misverſtand einander zurechte. Roderich half Brigitten, Brigitte half ihm. Keiner hatte für den andern Geheimniſſe; keiner bezeigte Verdacht auf den andern. Jeder hielt das Anſehen des andern im Hauſe aufrecht; ieder nahm den herzlichſten Antheil an des andern Freuden und Leiden. Roderich war ein aufgeklärter Kopf, und Brigitte gaukelte, wenn etwas ſeltſames geſchah, oder eine Sache von Wichtigkeit vorgenommen werden ſollte, mit ihren Jugendvorurtheilen und abergläubiſchen Grillen bei dem beſten Herzen manchmahl dazwiſchen; aber er machte ſie deshalb nie lächerlich, ſondern belehrte ſie durch Oeffnung neuer Seiten, und durch Gründe, die ins Auge fielen, eines Beſſern, ohne dabei ſeine Stirn in die Falten des Lehrers zu legen. Dadurch gelang es ihm, ihre Ideen immer mehr zu berichtigen, und ihr Herz immer nachgebender, übereinſtimmender, folgſamer und zuverſichtlicher gegen ſich zu machen. In Liebe gegen ihre Kinder wetteiferten ſie untereinander; und, wenn Brigitte ja bei Aeuſſerung und Anwendung derſelben fehlte: ſo meinte ſie es doch damit nicht weniger gut, als er. Roderich wuſte es dahin zu bringen, daß auch der Kinder wegen nie einiger Zwiſt unter ihnen entſtände; und, ſah er einige Möglichkeit dazu voraus: ſo bauete er vor, und vermied ſchlechterdings die gemeinſchaftliche Ueberlegung darüber in Gegenwart derſelben. Er glaubte ſeine Kinder dadurch weniger folgſam und weniger ehrerbietig gegen die Mutter zu machen, wenn er in ihrem Beiſein dieſer vorhielte, daß ſie falſch urtheile, und ihr das Geſtändnis abnöthigte, daß ſie ohne gehörige Ueberſicht aller Umſtände gehandelt habe. Nie machten ſie ihre Kleinen zu Zeugen von Mishandlungen ihres Geſindes. Sie begegneten dieſen mit menſchlicher Sanftmuth, gaben ihnen reichliche und geſunde Nahrungsmittel, überläſtigten ſie nicht mit Arbeit, und verpflegten ſie in Tagen der Krankheit. Zwang ſie die Treuloſigkeit oder Liederlichkeit eines Dienſtbothen zu einiger Härte gegen ihn: ſo ward die Sache im Nichtdabeiſein der Kinder abgemacht. Flüche, Schwüre, leichtfertige Reden und Lügen

gen kamen aus dem Munde dieſer gutdenkenden Eltern nicht. Hatte Vater Roderich einen fremden Menſchen im Beiſein ſeiner Kinder etwas verſprochen: ſo richtete er es ſo ein, daß ſie auch dabei waren, wenn er jenem das Verſprechen hielt. Ihnen ſelbſt geſchah von ſeiner Seite nie ein Verſprechen, oder eine Drohung, die nicht erfüllt worden wären. Nie unterhielt er ſich mit Brigitten durch Verleumdung anderer Menſchen, und, wenn bei Tiſche etwa das Geſpräch auf eine Thorheit ſich lenkte, die einer ſeiner Mitbürger wirklich begangen hatte; ſo ſprach er darüber nicht im Tone des Spottes, der Schadenfreude und der Verdammungsſucht, ſondern im Ton des Mitleids und des Bedauerns. Handlungen der Menſchenliebe von aller Art übte er am liebſten in Gegenwart ſeiner Kinder aus, und machte ihnen die Freude recht ſichtbar, welche er dabei empfand. Allen Menſchen begegnete er mit Beſcheidenheit. Kam ein Unglücklicher, der es durch eigene Schuld war, zu ihm: ſo überſchüttete er ihn nicht mit herzzerreiſſenden Vorwürfen Ward ihm eine Grobheit geſagt: ſo erwiederte er ſie nicht mit einer noch derbern. Er überlegte mit Brigitten keine Rache, die er an ſeinen Feinden etwa nähme, vor den Ohren ſeiner Kinder, und übte dergleichen auch nie vor ihren Augen aus; In Betreibung aller ſeiner Geſchäfte ward er ihnen von Jugend auf ein Muſter des Fleiſſes. Wacker und unermüdet wirthſchaftete er vom Morgen bis zum Abend umher, und brachte ihnen oft den Gedanken nahe, daß er für ſie ſichs ſo ſauer werden laſſe. Er erlaubte ſich keinen Genus einer Ergötzlichkeit, bis er ihn durch wohlvollbrachte Geſchäfte an demſelben Tage verdient zu haben glaubte, und ſeine gewöhnliche Einleitung dazu war alsdenn dieſe: nun, Kinder, kann ich auch einmahl recht vergnügt ſein, da ich heute recht fleiſſig geweſen bin. Nie ſahen ihn dieſe im Genus der Freude ausſchweifen. Mäſſig an ſeinem eigenen Tiſch, und an fremden Tiſchen, machte er ſie weder mit dem Laſter der Fräſſigkeit, noch der Völlerei, bekannt. Mit allem zufrieden, wie es ihm auch gehen mochte, lehrte er ſie alle Vorfälle des menſchlichen Lebens von ihrer wahren Seite betrachten. Gelang ihm etwas: ſo bezeigte er keinen Uebermuth darüber. Begegnete ihm ein Unglücksfall: ſo war er der, welcher ſogar Brigitten darüber tröſten konnte. Durch kleine Gefahren lies er ſich eben ſo wenig abſchrecken, als er ſich in groſſe vermeidliche muthwillig begab. Standhaft in Ueberwindung erwarteter und unerwarteter Hinderniſſe bei ſeinen Geſchäften, wuſte er dieſe auch aufzugeben, wenn ſie den Aufwand der Mühe, der Zeit und anderer Koſten, welche ſie verurſachten, nicht erſetzen konnten. Nie übervortheilte er Leute, die mit ihm in Verkehr ſtanden. Kaufte er: ſo zahlte er, was die Sache werth war; verkaufte er: ſo bekam ieder ſo viel an

Waaren von ihm wieder, als man ihm an Gelde gab. Er ſchlug im Handel nicht vor, vermas ſich nicht dabei, daß er keinen wohlfeilern Preis ſetzen könne, und bediente ſich auch ſonſt keiner der gewöhnlichen Liſten, ſchlechterer Waare den Anſchein der guten zu geben. Friedfertigkeit mit ſeinen Nachbarn und mit allen ſeinen Mitbürgern war die Stütze ſeiner Ruhe. Entſpann ſich ja eine Fehde zwiſchen ihm und einem derſelben: ſo lies er lieber von ſeinem ſtrengern Rechte nach. Eine Freundſchaft, welche ihm erzeigt ward, nahm er mit dem dankbarſten Herzen auf, und empfohl es ſeiner Frau und ſeinen Kindern, aufmerkſam auf die erſte Gelegenheit zu ſein, bei welcher er dem Manne, der ſie ihm erwieſen hatte, eine ähnliche erzeigen könnte.

Ein ſolches herrliches Beiſpiel der Tugend ihrer Eltern machte auf die Herzen der Kinder die vortreflichſten Eindrücke. Sie waren nicht nur vor Anblicken des Böſen geſichert; ſondern ſie ſahen auch nichts als Gutes. Ihre Eltern waren dis, an denen ſie es ſahen; ſo waren ſie auch auf der Stelle bereit, es im Kleinen nachzuthun. Sie wurden Kinder von freiem, offenem Blick, denen man aber auch Herzensgüte im Auge las. Roderich konnte keinen ſeligern Augenblick haben, als wenn er eins derſelben eine ſeiner edlen Handlungen heute ſo nach Kindesart nachäffen ſah, welche er geſtern

ſtern vollbracht hatte. Er fand ſie wohl im Garten, wie ſie Haushaltung ſpielten, Karl, der Vater, Friderike die Mutter, Karoline die Tochter und Fritz der Hausknecht war. Da behandelten ſie ſich gerade ſo natürlichgut, wie ſie ſahen, daß es in ihrer Eltern Haus zwiſchen Mann und Frau und Kindern und Geſinde herging. Oder er erblickte ſie bei ihren kleinen Arbeiten, wo ſie alles ſo genau und wetteifernd zu vollenden ſuchten, wie ihre Eltern thaten. Oder er ſah, wie ſie ihr Geld zu Veſperbrodt zwiſchen ſich und armen Leuten theilten, welche in den Laden kamen und anſprachen. Oft nahm er alsdenn Brigitten bei der Hand, und ſprach: „Sieh, Liebe, das iſt nur erſt das Vorſpiel von einer Glückſeligkeit, welche uns Eltern Gott in unſerm Alter an unſern Kindern gewähren wird. Wenn ſie einſt erwachſen ſein, ihrem Stande und Beruf eben ſo treu und rechtſchaffen vorſtehen, und gegen alle Menſchen ſo handeln werden, wie ſie uns handeln ſahen — Gott! wie werden wir uns denn für das gute Beiſpiel ſegnen, das wir ihnen auf jeder Seite geben! Laß uns fortfahren, ſo zu thun! Wir ſehen ſchon im kleinen den guten Erfolg unſerer Bemühungen; es wird nicht fehlen, daß wir ihn auch einſt im Groſſen erblicken.“

O ſelig ſeid ihr Kinder, denen die Tugend nicht aus Büchern, nicht blos durch mündlichen Unterricht, ſondern durch im ſtillen wirkendes Beiſpiel edler Eltern von Kindheit auf eingeflößet ward! Eltern, wählet dieſen Weg, eure Kinder gut zu machen; er iſt der geradeſte zum menſchlichen Herzen, und — ſchlägt nie fehl....

Achtes Kapitel.

Dem Bidermanne galt es gleichviel, zu was für einem Stande oder zu welcher Lebensart ſich iedes ſeiner Kinder einmahl beſtimmen würde. Wenn Karl ſtudiren, und Fritz ein Ackermann werden wollte — er hatte nichts dagegen. Das einzige, welches er ſich als Vater dabei vorbehielt, war dis, daß ieder den Stand wähle, zu dem er ſich ſchicke. Dieſes ſich ſchicken zu einem Stande nahm er nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, in der es Eltern zu nehmen pflegen, wenn ſie aus kindiſchen Vortändeleien einer gewiſſen Lebensart, oder aus der erſten Aeuſſerung der Kinder, daß ſie zu ſelbiger Luſt haben, auch den raſchen Schlus machen, daß ſelbige dazu wirklichen Beruf fühlen; ſondern er unterſuchte das Maas von Geiſtes- und Körperkräften, welches zu dieſem oder ienem Stande erfordert wird, wenn die, welche in ihn eingehen, nicht Stümper und Pfuſcher bleiben ſollen, und wog dagegen das Maas derienigen Kräfte ab, wozu er Anlagen an ſeinen Kindern wirklich vorfand. Hernach hielt er es für Pflicht, ihnen das Angenehme und Unangenehme des erwählten Standes vorzuhalten, ohne das eine oder das andere zu vergröſſern und zu verkleinern, und, wenn ſie denn doch bei ihrer Wahl beharren würden, ſo wollte er erſt den ſichern Schlus machen, daß der gewählte Stand ihr Beruf ſei. Sonſt war er der Meinung, daß man in iedem Stande des Lebens ein nützlicher und achtungswürdiger Menſch ſein könne, ſobald man ihn nur gehörig ausfülle. „Was fehlt uns, ſagte er zu Brigitten, in unſerer ietzigen Lage? Und, wenn Fritz ein Bauer werden will, las es ihn werden. Ein ehrlicher guter Bauer in wohlhabenden Umſtänden, beſonders, wenn er eine menſchliche Erziehung empfangen hat, iſt einer der glücklichſten, nöthigſten Menſchen. Man lebt in dieſem Stande der Natur am nächſten und gemäſſeſten, hat wenig Bedürfniſſe, lebt lange und geſund, und läſſet die Narren in der Stadt und am Hofe mit ihren Schellen klingeln, wie ſie wollen.“

In vorigen Zeiten würden dergleichen Reden für Brigitten Donnerſchläge geweſen ſein; ietzt aber war ſie durch Schickſal und Vertrauen auf die Redlichkeit ihres Mannes bei allem, was er ſprach, mehr vorbereitet. „In Gottes Nahmen! antwortete ſie; aber Karolinchen wird gewis einmahl eine Frau vom Stande.“

Roderich. Wie ſo? — Wohl darum, weil ſie ſich gern putzt? — Mutter, lege doch die

die falſchen Unterſchiede zwiſchen Damen vom Stande und zwiſchen gemeinen Weibern ab. Sie ſchmecken doch gar zu ſehr noch nach der Thorheit der Welt. Ihr Frauens ſeid ia alle vom Stande; denn iede lebt in irgend einem Stande. Oder, ſoll ia ein Unterſchied ſein, und ſoll dieſer Ausdruck noch einen beſondern höheren Sinn haben: ſo iſt die Frau vom Stande, die — alle Pflichten ihres Standes gehörig erfüllt. Wenn du die ſogenannten Damen vom Stande nach dieſem einzigrichtigen Masſtabe meſſen würdeſt — fürwahr, du ſollteſt mir recht viel gemeine Weiber unter ihnen zählen . . .

Brigitte ſchämete ſich und ſchwieg. So einen Bockſtreich glaubte ſie lange nicht ausgehen gelaſſen zu haben.

Roderich ſorgte dafür, daß ſeine Kinder, wenn auch der eine von ihnen einmahl in einem hohen, und der andere in einem nidrigen Stande leben würden, doch dadurch nicht vergeſſen ſollten, daß ſie — Geſchwiſter wären. Er ſtärkte ſie von Jugendauf in wahrer, herzlichſter Liebe gegen einander. Er zog keins dem andern vor, ſondern war gegen ſie alle gleichwohlthätig, gleichzärtlich. Keiner bekam etwas beſſers zu eſſen, als der andere; keiner ein ſchöneres Kleid, als der andere. Alle ihre Vergnügungen, in ſo weit die verſchiedenen Geſchlechter keinen Unterſchied erforderten, genoſſen ſie gemeinſchaftlich. Er litte nicht, daß ſie Angeber und Verräther von einander werden durften; vielmehr geſtand er ihren Fürbitten für einander allemahl viel Kraft zu. An dem Geburtstage eines ieden machte er ihnen durchgängig kleine Geſchenke, und der, deſſen Geburtstag war, muſte ſelbige allemahl austheilen. War einer von ihnen krank: ſo hatten die übrigen das Verpflegungsgeſchäft bei ihm, ſo weit ſie demſelben gewachſen waren. War dieſer ſo weit wieder hergeſtellt, daß er mit den übrigen in den Garten wieder gehen konnte: ſo ward ein kleines Freudenfeſt über die Geneſung des Bruders oder der Schweſter gefeiert. Sich unter einander ſelbſt beinahe die ganze Geſpielenwelt, gewöhnten ſie ſich ſo an einander, daß ſie über iede Art von Trennung traurig wurden, und daß die Abweſendgeweſenen bei ihrer Zurückkunft nach Hauſe oft der Mutter vorbeiliefen, um die andern wieder zu ſehen, ſie zu fragen, was ſelbige unterdeſſen vorgenommen, und zu erzählen, was ihnen neues oder beſonderes vorgekommen war. Was der eine von ihnen wuſte, das wuſten auch die übrigen. Sie vertraueten ſich einander alles an, halfen ſich bei kleinen Unglücksfällen, und, wenn Fritz, der unter allen der ſparſamſte war, von ſeinem Theil, den er an irgend einem Geſchenk der Eltern genommen, nach einigen Tagen noch etwas übrig hatte, und nun zur Verzehrung deſſelben ſchritt, ſo bekamen die andern

alle

eſſe noch einmal davon. Bei ihren Spielen liebten ſie beſonders den Reihentanz, den ſie um die Quelle, oder um ein Blumenbeet, oder um einen Baum mit reifem Obſt machten, und das Ende davon waren allemahl die herzlichſten Umarmungen. Wenn ſie Vater Roderich ſo in innigſter Eintracht ſpielend fand: ſo bezeigte er ihnen darüber ſein aufmunterndes Wohlgefallen und ſetzte wohl hinzu: „ich werde recht lange leben, und ie länger ich lebe, ein deſto glücklicherer Vater werden, weil ihr euch ſo lieb habet. Ihr könnet mir nicht mehr Freude machen, als wenn ihr euch recht gut vertraget.“ Zuweilen legte er bald dem einen, bald dem andern, ein beſſeres Kleid an, als die übrigen trugen, ſteckte ihm einige Locken, ſetzte ihm einen Treſſenhut auf, ſtellte ihn unter iene und ſprach: Biſt du nun mehr als dieſe, oder ſind ſie nicht noch alle deine lieben Geſchwiſter?

In Roderichs Augen war es eine der gröſten Thorheiten, welche Eltern begehen können, wenn ſie frühzeitiggelehrte Kinder haben wollen. Und, wenn auch Karl ſtudiren ſollte: ſo wollte er doch ſeine Gelehrſamkeit nicht erfrühen. Das Bild verſchiedener guten iungen Leute in der Reſidenz, die in dieſer Elterngrille das Grab ihres äuſerlichen Glücks und ſogar ihrer Vernunft gefunden hatten, war ihm dabei immer gegenwärtig. Dieſe Elenden, welche frühzeitig Beweiſe eines guten Gedächtniſſes und einer edlen Lernbegierde gegeben, und überall viel Kopf verrathen hatten, waren von ihren ehrſüchtigen Vätern zu einem für ihre Jahre zu ſtrengen Sitzen und zu ſcharfen Studiren angehalten worden. Durch die Schmeicheleien ihrer Eltern und durch das Lob ihrer Verwandten angetrieben, hatten ſie ſelbſt daran ein Vergnügen gefunden, und waren kleine Wunder der Welt geworden. Da ſie nun aber den Zeitpunkt ihres Lebens erreichten, in welchem ſie der menſchlichen Geſellſchaft nützlich werden ſollten, verfielen ſie in Hipochondrie, Melancholie und Wahnſinn, waren für die Welt unbrauchbar, und für ihre eigene Familien eine Laſt, und erregten durch ihren Anblick das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens. „Das haben ſie davon, pflegte er zu ſagen, wenn er hörte, daß die Eltern darüber ſeufzten, daß ſie vor der Zeit ſo ſuperkluge und hochgelehrte Knaben haben wollten. Alles hat ſeine Zeit, liebe Mutter. Laß uns nicht ſo thun! Wir würden grauſam handeln, wenn wir unſere Kinder jetzt zu ſchweren Handarbeiten anhalten, oder ſie Laſten tragen laſſen wollten, denen ihre Schultern nicht gewachſen ſind. Wozu würden wir ſie anders machen, als zu Krüppeln? Aber eine noch gröſſere Grauſamkeit übten wir an ihnen aus, wenn wir ſie zwingen wollten, ihre Geiſteskräfte zu überſpannen. Was würden ſie werden? Mürriſche, übelgelaunte Menſchen — immerwährende Siechlinge — Greiſe im dreiſſigſten Jahre, n, oder gar — Narren im zwanzigſten! Haben ſie erſt noch einige Jahre hin: ſo lernen ſie an einem Tage mehr, als ſie letzt in einem ganzen Monath lernen, und ſo kommen ſie zu rechter Zeit eben ſo weit, und ſind dabei alsdenn geſund, heiter, vernünftig, und brauchbar. Die guten Kinder! Jetzt mögen ſie ſich bewegen, mehr laufen, als ſitzen, mehr ſpringen, als gehen. Es kommt doch eine Zeit für ſie, wo ſie ſich der Sorgen und Arbeiten des Lebens unterziehen müſſen. Laß ſie ganz die Freuden der Kindheit genieſſen! Der Schöpfer hat dieſes Alter dazu beſtimmt, daß der Menſch in ſelbigem erſt Kräfte auf die folgenden ſammle. Wir wollen ſeine Ordnung nicht zerſtören; niemahls zerſtört man ſie ungeſtraft. Nicht nur für erfrühete **Wollüſte** rächt ſich die Natur, ſondern auch für erfrühete Gelehrſamkeit“

Karl und Fritz konnten fertig leſen. Sie hatten dis ſpielend gelernt, und machten ſich nun eine recht eigene Freude daraus, Frideriken ſelbiges auch zu lehren. Karoline lies ſich denn auch wohl von ihren Brüdern das groſſe A zeigen, und, wenn ſie es denn morgen wieder kannte, ſo ſprang ſie dazu dreimahl im Kreiſe umher. Roderich ſtörte die Knaben hierinn nicht. Es war vielmehr gerade ſo nach ſeinem Geſchmack, daß die jüngern ſeiner Kinder wieder von den Aeltern lernten.

Vermöge ſeiner Denkart hielt er es nun auch für eine Art von Raſerei, Kinder mit Gewalt zum Lernen zu zwingen, oder ſie gar dafür zu züchtigen, wenn ſie ihre Lektion nicht gelernt hätten. Er hielt dis für die ſicherſte Weiſe, ihnen einen Ekel vor den Wiſſenſchaften beizubringen. Vielmehr war es bei ihm eine Art, ſeine Kinder für ihr gutes Betragen zu belohnen, daß er ihnen erlaubte, etwas zu lernen, ihnen etwas erzählte und eine neue Kenntnis beibrachte. Dis war die härteſte Strafe, welche er ihnen ankündigen konnte, daß ſie nichts lernen ſollten, und der, dem ſie angekündigt ward, vergos gemeiniglich darüber viel Thränen. Wenn Friderike während ſeiner Abweſenheit ſich recht artig und folgſam gegen die Mutter aufgeführt hatte: ſo nahm er ſie vor und lies ſie ſelbſt eine Viertelſtunde Verſuche im Leſen machen; und hatten Karl und Fritz einen ganzen Tag, ohne einen unbeſonnenen Streich ausgehen zu laſſen, hingebracht: ſo ſchrieb er ihnen morgens drauf eine Seite vor, welche ſie mit wahrem Selbſtbewuſtſein ihres dadurch erlangten Werths, ſo gut ſie konnten, nachmahlten. Durfte Karl ſich in der öffentlichen Rechenſtunde nicht mit an den Tiſch ſetzen: ſo fühlte er ſich gewis dadurch dergeſtalt gedemüthigt, daß er ſich nicht eher wieder zufriden gab, bis er durch beſſere Aufführung ſich des folgenden Tags wieder einen Plaz in dem Reihen der Schüler erworben hatte. Einen unwiſſenden Menſchen ſchilderte ihnen

Roderich zu gleicher Zeit, wenn er ſie durch Zurückhaltung vom Lernen beſtrafte, als einen überaus nichtswürdigen und elenden Menſchen. So gelang es ihm, ſie lernbegierig und artig zugleich zu machen, und er hatte vollauf zu thun, Karln nur immer zu halten; der auf der Bahn der Kenntniſſe mit Gewalt vorwärts wollte, tauſend Fragen an ihn hatte, und ſich nirgends geſättigt und beruhigt bezeigte, der Vater mochte für heute das Ziel, bis wohin er ihn bringen wollte, hinſtecken, wohin er wollte. In der Folge lies Roderich auf eine Stunde, in der ſeine Kinder beſondern Fleis gezeigt hatten, ein ſelteneres Vergnügen für ſie erſcheinen; damit er in ihnen den Gedanken erweckte, daß die Freuden des Lebens eigenthümlich dem Weiſern und Redlichern zugehörten. Auch die unfleiſſiger geweſenen durften denn wohl daran Theil nehmen, muſten aber dem fleiſſigern Geſchwiſter dafür danken, damit ſie lebendig ſich davon überzeugten, daß ein kluger und guter Menſch auch ſogar andere um ſich her glücklich mache. Solche ausgezeichnete und fleisbelohnende Vergnügungen waren z. E. ein Spatziergang, den er mit ihnen ins Feld machte, ein Beſuch, den ſie bei Paſtor Zobers Kindern machen durften, ein Gegenbeſuch, den ſie von dieſen bekamen, ein neues Spiel, das er ſie lehrte, u. ſ. w.

Roderichs Kinder bekamen keinen Schlag. Mit Entſetzen ward er allemahl Zeuge davon, wenn er eine benachbarte Mutter ihr Kind, das ſie noch trug, falls es mit Schreien nicht aufhören wollte, über den Arm legen und abbläuen, oder einen Vater Mitbürger ſeinen ungehorſamen Buben mit einem Stock oder Knippel ſo abprügeln hörte, daß ieder Hieb davon in ſeinem Hauſe Echo gab. „O die Mörder, ſprach er denn wohl zu Brigitten, wie ſie einmahl wieder in ihr eigen Fleiſch raſen! Wenn ſie ihre Kinder ſo iämmerlichſchreiend unter den Fäuſten eines Fremden fänden: würden ſie nicht herzu ſpringen, Henker und Todtſchläger ſchimpfen, und, falls ſie zur Vertreibung der Gewalt mit Gewalt nicht ſelbſt ſtark genung wären, die Obrigkeit um Hülfe anrufen? Und nun ſind ſie ſelbſt dieſe Henker; und eben darum, weil ſie es ſelbſt ſind, iſt kein Menſch weiter da, der ihre Kinder gegen ſie in Schutz nimmt. Sieh nur einmahl, wie ſie ſich dazu gebehrden! Kann ſich ein wirklicher Todtſchläger wohl grauſamer anſtellen, als ſie? Iſt es nicht, als wenn ſie ihre Wuth nicht eher beſänftigen könnten, bis ſie Blut ſähen? Sieh einmahl, wie die Kinder unter ihren Händen ſich geſtalten? Laſſen ſie nicht leibhaftig, wie Opfer in den Fäuſten der Bürger? Wie, und wer ſind die Opfer dieſer Unmenſchen, die in der Wuth nicht einmahl wiſſen, wohin ſie ſchlagen, und wie ieder Schlag ablaufen könne? Ihre leibliche Kinder ſinds! das iſts, daß dieſe Wüteriche **den Werth der Kinder** nicht zu ſchätzen wiſſen! das iſts, daß ſie dieſe Art der Erziehung für die bequemſte finden, erſt ganz ſorglos die Kinder aufwachſen zu laſſen, wie ſie wollen, über ihre kleinen Unarten zu lachen, und hernach ſie für iede gröſſere braun und blau zu prügeln!“

Roderich bewies troz des neuern Afterpädagogen durch die That, daß es möglich ſei, auch ohne Ruthe edle Kinder zu ziehen. Aber freilich erforderte dieſe Art der Erziehung beſſere Eltern, ſorgfältigere Aufſicht, und auf allen Seiten mehr Mühe und Nachdenken. Er ſelbſt, und Brigitte, waren Menſchen von ſanftem und biegſamen Karakter, daß ſie alſo nicht in Gefahr geriethen, ihre eigenen und durch die Zeugung fortgepflanzten Anlagen zu Hartſinn, Widerſpenſtigkeit, Tücke und Bosheit, aus dem Herzen ihrer Kinder durch ſtrenge Mittel erſt wieder auswurzeln zu müſſen. Tauſendmahl hatte er ſchon Müttern, welche über bitterböſe Kinder klagten, während ihrer abermahligen Schwangerſchaft die Lehre gegeben, daß ſie, wenn das Kind, das ſie nun erwarteten, ein beſſeres Kind werden ſollte, doch ihre Leidenſchaften mäſſigen möchten. „Der Apfel, pflegte er zu ſagen, fällt nicht weit vom Stamme; — beſſer thäten die Eltern, welche gleich mit Schlägen für ihre Kinder fertig ſind, wenigſtens daran, wenn ſie vorher unterſuchten, ob ihnen ſelbſt nicht die erſten davon gebührten.“ Es iſt wider die Natur, ſein Kind einer Leidenſchaft wegen zu prügeln, welche man ihm als Erzeuger ſelbſt zur unglücklichen Mitgift in die Welt gegeben hat.“

Ebenſo lies er auch ſeine Kinder nicht viel aus ſeinen Augen und erlaubte ihnen nicht jeden Umgang. Mithin konnten ſie nicht Unarten und Bosheiten von fremden Kindern und Erwachſenen lernen. Sein Haus war eine Schule der Tugend. Er ſelbſt gab ihnen ein immerwährendes gutes Beiſpiel. Folglich lernten ſie auch von ihm, von ihrer Mutter und von den Leuten im Hauſe nichts Böſes. Kinder ſind **die Affen ihrer Eltern.** Von tauſend Strafen werden ſie dadurch allein verſchont bleiben, wenn dieſe bei allen ihren Handlungen und Reden an den Nachahmungstrieb derſelben denken. „Wie müſte ich mich der Sünden fürchten, dachte der Rechtſchaffene, wenn ich meinen Kindern erſt Leichtſinn vorreden und Bosheit vormachen, und ſie denn dafür ſtrafen wollte, daß ſie jenen nachſprachen und dieſe nachthaten? Lügenhafte Eltern, die ihr eure Kinder einer Lüge wegen mit der Ruthe züchtiget, gebet euch ſelbſt den erſten Streich damit über euer Lügenmaul. Betrügeriſche Eltern, die ihr euren Buben Diebſtahls wegen, an euch begangen, mit dem Stocke ſtrafet, ſchlaget euch ſelbſt damit auf die diebiſchen Fäuſte!“

In Roderichs Hauſe ward auch über keine Unart, welche die Kinder etwa begingen, gelacht.

lecht. Der Vater ſprach nicht, wenn Karl einen liſtigen Rank ausgehen lies: es iſt ein infamer Junge — er hat Genie. Oder, wenn Karoline, das Plappermaul, etwas unſchickliches aufgeſchnapt hatte und nachplapperte: das Mädgen hat ein ſcharmantes Gedächtnis. Bei den Kleinern, wenn ſie etwas ungezogenes ſprachen oder thaten, wuſte er es ſo einzurichten, daß er die Idee davon nach und nach wieder von ihnen entfernte, und daß ſie es ſelbſt wieder vergaſſen. Den Gröſſern machte er bei dergleichen Vorfällen Vorſtellungen, die ihrer Faſſungskraft angemeſſen waren. Er konnte es nicht leiden, wenn man die Unarten ſeiner Kinder damit vertheidigte, daß ſie ia nur kleine Unarten wären. „Aus den kleinen — antwortete er denn, werden morgen groſſe; und dieſe ſind denn eben ſo klein, wie iene, und laſſen nur darum gröſſer, weil ſie aus ienen und dieſen zuſammengeſezt ſind. Darinn lieget eben der Fehler bei den meiſten Eltern, daß ſie auf die Anfänge der menſchlichen Verwirrungen und Ausſchweifungen an ihren Kindern nicht achten. Sie ergreifen die Kinder nicht auf den erſten Schritten im Wege der Thorheit und des Laſters. Sie meinen, dieſe wären die unbedeutendſten, und es iſt nicht wahr, denn der erſte Schritt iſt der kühnſte. Es gehört ia mehr dazu, in einen neuen Weg einzutreten, als hernach auf ihm fortzugehen. Jezt thut ein Kind den erſten

Schritt; nach einer Weile den zweiten; wieder nach einer Weile den dritten. Vom zweiten bis zum dritten hat es nicht weiter, als vom erſten bis zum zweiten, und vom neun und neunzigſten bis zum hundertſten auch nicht weiter, als vom erſten bis zum zweiten. Es fällt nur mehr ins Auge, daß es irre, ie weiter es fortirret, weil es denn ſchon eine gröſſere Strecke auf dem Irrwege zurückgelegt hat. Und wahr iſts auch, daß es um ſo ſchneller fortirret, ie länger es fortirren darf; denn es bekommt nun eine Fertigkeit darinn. Von den erſten Schritten ſie zurückführen, iſt noch leicht; aber Gott! Gott! ſchwer iſts, vom hundertſten, unmöglich vielleicht vom tauſendſten! Das iſt eine gottloſe Zucht, durch Unaufſicht über die Kinder ſich ſelbige erſt Ungezogenheiten angewöhnen zu laſſen, und hernach ihnen dieſe durch Schläge wieder abgewöhnen wollen. Kinder fehlen anfangs nur aus Mangel an Einſichten. Eltern, kommet ihnen auf der Stelle mit den eurigen zu Hülfe. Es iſt euch mehr Ehre, ietzt euren Verſtand für ſie, als hernach euren Arm wider ſie zu gebrauchen!"

Ganz beſonders war Roderich darauf bedacht, den Unarten ſeiner Kinder vorzubauen. Wenn er ſolchergeſtalt machte, daß ſie nicht geſchähen: ſo durfte er ſie auch nicht beſtrafen. Es iſt dis die höchſte Regel der Weisheit, nach der ſowohl ganze Völker, als einzelne Familien erzogen werden müſſen, daß die Erzieher den Ausſchweifungen ihrer Zöglinge ſo viel, als möglich iſt, vorbeugen; die aber ſowohl bei iener als bei dieſer Erziehung noch immer nicht genung befolgt wird. Man läſſet hier, wie dort, ſündigen, und glaubt alsdenn alles gethan zu haben, wenn man die Sünder mit Ruthen peitſcht. Es iſt unausſprechlich, wie viel Unarten und Vergehungen Eltern an ihren Kindern ungeſchehbar machen können, wenn ſie durch wahre Zärtlichkeit für ſie angetrieben, auf ſie und auf die Zubereitungen zu bevorſtehenden Lagen, welche die Umſtände ſchon für dieſelben veranſtalten, eine beſtändige Aufſicht führen. Roderich beſas iene Zärtlichkeit; die ihn denn auch zu dieſer Aufſicht unaufhörlich anreizte. Seine Kinder waren ſich nie ganz ſelbſt überlaſſen. Immer war ein erwachſener, vernünftiger Menſch bei ihnen, der ſie bewachte. Er zog keinen von ihnen dem andern vor, damit unter ihnen kein Zwiſt oder Groll darüber entſtehen könnte. Kein Spiel ward ihnen verſtattet, welches ſie offenbar zu Ungezogenheiten oder zu Verletzungen an einander verleitete. Keinem von ihnen ward etwas verſprochen, welches man ihm nicht auch mit Gewisheit hernach geben konnte. Sie durften ſich unter einander nicht necken, einander keine Ekelnahmen geben, ſich ihre Fehler nicht vorwerfen, einander nicht anklatſchen, keiner dem andern etwas nehmen, auch nicht einmahl tauſchen; und, entſtand deſſen ungeachtet eine kleine Fehde unter ihnen: ſo muſte ſie im Augenblick beigelegt werden. Keine Begierde ward den Kindern rege gemacht, deren Befridigung nicht zuläslich war. Ohne Noth durfte ſie niemand unzufriden und verdrüelich machen. Niemand durfte ſie anfahren oder auslachen. Schriee einer von den kleinern: ſo wartete man nicht ſo lange, bis er ſich völlig erboſſte, ſondern man kam ihm ſchleunig zu Hülfe, ſuchte die Urſache ſeiner Thränen auf, und räumte dieſe aus dem Wege. So hatte Vater Roderich von ſeinen Kindern tauſendmahl weniger Aerger, als gewöhnliche Eltern klagen, und es vergingen oft viel Tage hintereinander, ohne daß er Urſache gehabt hätte, auf Beſtrafung derſelben bedacht zu ſein.

Sobald eins ſeiner Kinder kränklich war, ward dieſer Umſtand bei allem, was daſſelbe that, in Betracht gezogen; ohne, daß ſie durch verſtellte Unpäslichkeit ihn täuſchen und ihrem Eigenſinn eine Larve geben konnten. „Wir Erwachſenen, ſprach oft der Gutherzige, können es ia nicht verbergen, wenn uns körperlicher Leiden wegen nicht wohl zu Muthe iſt. Wir ſind alsdenn unruhiger und empfindlicher über alles, und die Fliege an der Wand iſt uns wohl im Wege. Wie können wir es alſo Kindern wohl verdenken,, wenn ſie ihre Schmerzen durch Unbehaglichkeit, Ungefälligkeit und Mismüthigkeit äuſern? Und was haben ſie für weitere Ausdrücke dazu, ſo lange ſie noch klein ſind, als Thränen und Geſchrei? Alſo laſſt uns ein menſchliches Herz haben, und, ſobald wir ſehen, daß eins unſerer Kinder wirklich leidet, ſein anhaltendes Schreien nicht gleich für verſtocktes Weſen, und ſeine Langſamkeit in Folgleiſtung nicht für Ungehorſam und Bosheit aufnehmen. Laſſt uns für ſeine Geneſung ſorgen: ſo wird es das ſtille, zufridene, gutherzige Kind wieder ſein, das es immer war.“

Alles deſſen ungeachtet war Roderich aber gewis nicht der leichtſinnigen Väter einer, die wirkliche Unarten ihrer Kinder, beſonders, wenn ſie ſie zu wiederholtenmahlen begehen, ungeſtraft laſſen. Nur waren ſtrafen und ſchlagen bei ihm keine gleichbedeutenden Wörter. Das lezte that er durchaus nicht, weil ſeine Kinder keine Thiere waren, und fand ſich auch gar nicht genöthigt, es zu thun. Dennoch waren die Strafen, welche er zu wählen wuſte, gewis allemahl von der Beſchaffenheit, daß ſie ihren Zweck erreichten. Waren ſeine Kinder durch die natürlichen Folgen ihrer Unarten ſchon geſtraft genung: ſo beſtrafte er ſie nicht weiter, ſondern machte ſie auf dieſe recht aufmerkſam, zeigte ihren offenbaren Zuſammenhang mit den vorhergegangenen Vergehungen und lehrte ſie ſelbige recht innig empfinden. War dis aber der Fall nicht: ſo wies er ſie zurechte, und ſagte ihnen auf den Wiederholungsfall ihrer Unarten die unangenehme Weiſe vorher, wie er ſie alsdenn werde behandeln müſſen. Dis that er auf das allerſanftmüthigſte. Er nahm den Fehlenden eben ſo liebreich bei der Hand, als er ſonſt zu thun pflegte, wenn er im Garten mit ihm auf und niderging, ſtellete ihn unter die andern und ſagte etwa zu ihm: „ich bin dir nicht gram; nur thut es mir leid, daß ich mich ietzt nicht ſo über dich freuen kann, wie über deine Geſchwiſter. Du haſt dich unartig aufgeführt. Denkt einmahl, Kinder, wie mich das ſchmerzen mus, wenn einer von euch mich über ſich unzufriden macht. Ich bin doch ſo ein guter Vater gegen euch alle, und ihr habt zur Zeit noch nichts, wodurch ihr mir dis vergelten könnet, als, daß ihr mir folget, und keinen Verdrus machet. Dir, Unartiger, ſage ich hiermit, daß ich dir, wenn du noch einmahl ſo handelſt, wehe thun müſſe. Das mus ich thun, damit du dir die Unart nicht angewöhnſt. Deines eigenen Beſtens wegen mus ich dich ſtrafen, auf daß du kein böſer Menſch werdeſt, und daß du dich nicht einmahl bei allen andern Menſchen verhaſſt und dadurch unglücklich macheſt. Richte dich darnach; und ihr übrige erinnert ihn daran.“

Wenn er ſo geſprochen hatte, genos er oft das Vergnügen, zu ſehen, daß die andern Geſchwiſter auf den Fehlenden zuliefen, ihm um den Hals fielen, und ihn baten, daß er doch ja den lieben Vater nicht wieder ſo betrüben möchte.

Geſchah dis deſſen ungeachtet wieder: ſo hielt er ohne alle Widerrede ſein Wort, und begleitete die unartige Handlung ſeines Kindes mit einer willkührlichen unangenehmen Folge. Dabei richtete er ſich allemahl nach der herrſchenden Neigung jedes Kindes. Karl, der ehrgeizige, muſte während der Rechenſtunde denn wohl an der Thüre ſtehen und ſich von allen Schülern in dieſer Sünderſtellung angaffen laſſen, oder durfte nicht dabei ſein, wenn Zobers Kinder bei den Roderichſchen Beſuch ablegten. Fritzen wurden löcherigte Strümpfe angezogen, oder er durfte nicht auf die Pferde ſteigen. Karoline muſte ihre Nachtkleider anlegen, und damit auf der Straſſe umhergehen, oder ihr beſtes Spielzeug verſchlieſſen laſſen, oder eine Stunde lang nicht reden. Friderike muſte in der Stube bleiben, und durfte weder auf den Hof, noch in den Laden, bekam weder zu arbeiten, noch zu ſpielen, und hatte Langeweile. Die Verweiſung aus dem Garten, das Eſſen bei Tiſche im Stehen, das Nichtmitgehendürfen mit dem Vater oder mit der Mutter und das Früherzubettegehen waren ebenfalls Strafen, die ihnen zuweilen auferlegt wurden. Die härteſte Strafe für die Knaben war, daß ſie ein Papier auf dem Rücken tragen muſten, worauf ihre begangene Unart mit groſſen Buchſtaben geſchrieben ſtand. Je, nachdem es Roderich für nöthig ſand, müſſen ſie alsdenn damit erſcheinen, ſo oft ein Fremder in den Laden oder zu ihm in die Stube kam. Einsmahls ſollte Karl einer Unart wegen, welche er ſich angewöhnt hatte, das Papier auf dem Rücken, ſogar mit ihm zum Prediger Zober gehen, und kam nur durch Fürbitte aller ſeiner Geſchwiſter davon los; aber dis hatte die erwünſchte Wirkung auf ihn, daß er ſeine üble Gewohnheit auf immer ablegte.

Neuntes Kapitel.

Weit entfernt, daß der Rechtſchaffene durch dergleichen Ausübungen ſeiner väterlichen Gewalt die Herzen ſeiner Kinder von ſich abwendig gemacht haben ſollte, gelang es ihm vielmehr ſie immer inniger an ſich zu feſſeln. Ein glücklicherer Vater, als die mehreſten ſeiner Mitbürger, in deren Häuſer die Kinder dumm geſchlagen, durch wiederholte Grauſamkeit verſtockt gemacht, durch abergläubiſche Bedrohungen in eine knechtiſche Furcht gejagt, und auf allen Seiten ſo bedrängt wurden, daß ſie den Augenblick mit Sehnſucht entgegenſahen, der ſie einſt von ihren Eltern trennen würde! Viele der ſonſt gewöhnlichen Kinderſtrafen im Städtgen würden auch an ſeinen Kindern vermöge der übrigen Erziehung, die ſie erhielten, von gar keiner Kraft geweſen ſein. So würden Karl und Fritz nicht wenig gelacht haben, wenn man ſie von vorhabenden Ungezogenheiten durch Bedrohung, daß der Knecht Ruprecht, oder der Mummum kommen ſolle, hätte abhalten wollen. Und alle würden ſie ſehr gleichgültig darüber geweſen ſein, wenn man ſie, um ſie artig zu machen, irgendwo im Dunkeln ihren Aufenthalt hätte nehmen laſſen. Roderichs Kinder waren an Finſternis ſo gut gewöhnt, als an Licht, und verbanden mit Schatten und Mitternacht keine furchtbare Idee. Sie ſchliefen im Dunkeln, und der Vater ſchickte bald dieſen, bald ienen von ihnen, wenns finſter war, in eine obere Stube, um etwas zu holen, oder auf den Boden, um eine Luke zuzumachen, oder in den Keller, um etwas wegzuſetzen. So wurden ſie nicht nur vor abergläubiſchen Grillen verwahrt, ſondern lernten auch im Dunkeln umhergeſchäften, ohne ſich zu ſtoſſen und zu fallen.

Waren ſie artig: ſo hatten ſie an ihm einen Vater, der ihnen iedes unſchuldige Vergnügen von Herzen gönnte, und der darauf bedacht war, ihnen von Zeit zu Zeit ein neues noch ungenoſſenes zu gewähren. Sie täglich noch empfänglicher für die Freuden der Natur zu machen, war dabei ſein Hauptbeſtreben. Dieſe hatten in ſeinen eigenen Augen einen ſehr vorzüglichen Werth. Sein ganzes Herz konnte von den ſanfteſten Wonneempfindungen durchdrungen werden, wenn er an einem ſchönen Tage ſich mitten unter den Herrlichkeiten der offenen Schöpfung befand. Mit der Seele eines Beters, mit Andacht und Erhebung zum Urheber der Welt machte er oft ſeine kleinen Fusreiſen, und ſtärkte ſich ſo während der Betreibung ſeiner Geſchäfte auch in den würdigſten Geſinnungen. Seine Kinder ſollten eben ſo denken lernen, wie er. Da die Freuden der Natur allen Ständen des Lebens den Zutritt zu ſich gewähren: ſo waren ſie ſeiner Meinung nach ſchon aus dieſem einzigen Grunde diejenigen, zu deren Genuſſe man Kinder ganz zuförderſt anzuleiten habe. Dieſe möchten, hernach in der Welt werden, was ſie wollten: ſo hätten ſie doch die Quelle immer vor ſich, aus der ſie Vergnügen zu ſchöpfen gewöhnt worden wären. Es könnte ihnen alſo nie an Mitteln fehlen, ſich zu erheitern, und ſich in redlicher Ausübung ihrer Berufsgeſchäfte zu ſtärken. Die freie, erquickende Luft, in welcher dieſe Art von Freuden genoſſen wird, machte ſie ihm für ſeine Kinder noch ſchätzbarer. „Für uns Alte, ſprach er oft, taugt die eingeſchloſſene dumpfigte Luft unſerer Stuben nicht viel: aber für Kinder noch weit weniger. Dieſe werden dadurch unluſtig, träge, ſiech, bleich und ſchwächlich. Kinder müſſen heraus ins Freie, damit das daſelbſt reine, friſchere Element ihre Nerven ſtärke, ihr Temperament aufheitere, und ihren Wachsthum auf allen Seiten befördere. Wenn ſie in unſere Jahre kommen, werden ſie genung zwiſchen den dunſtvollen Wänden ſtecken müſſen, und alsdenn wird ihnen die Kraft herrlich zu ſtatten kommen, welche ſie jetzt im Freien eingeſogen haben.“ Der ſtille ſanfte Stempel, welchen endlich die Freuden der Natur tragen, machte in ſeinen Augen die Unſchätzbarkeit ihres Werths für ſeine Kinder vollkommen. Er hatte es gern, wenn ſie vergnügt waren; aber der Wildheit war er feind. Nun fand er durchaus keine Ergötzlichkeiten, welche die junge, zarte Seele in ihrer milden Stimmung mehr erhielten und ſtärkten, als die, die man im Schooſſe der Natur antrift. Da bekamen ſeine Kinder keinen Anſtrich von Eitelkeit, da ward in ihnen keine Begierde erregt, welche nicht unentbehrliches Bedürfnis des Lebens verſchaffte. Da ward ihr inneres menſchliches Gefühl für das wahre Schöne und Groſſe unvermerkt ausgebildet, und ſie lernten das Geräuſch nicht lieben, welches allein ſo viel Thoren macht. Theilnehmend an allen Seligkeiten der Natur, wurden ſie auch geneigt, andere wieder an ihrem kleinen Glück Antheil nehmen zu laſſen, und ihr Herz blieb für die ganze Schöpfung offen. Darum waren Garten und Feld die Aufenthalte, an welchen ſie Vater Roderich am liebſten ſah. Im Garten waren breite Wege, groſſe und kleine Lauben und Bluhmen von allen Arten für ſie. Jeder von ihnen hatte ſeinen kleinen Garten, den er anlegen und bepflanzen konnte, wie er wollte. Da wirthſchafteten ſie oft Stundenlang mit ihren kleinen Spaden und Hacken, machten Beete, traten Wege ab, banden Bluhmen an, pflanzten Reiſer ohne Wurzel, und machten alles nach, was ſie von ihrem Vater im Garten geſchehn ſahen. Bald tanzten ſie auf den groſſen freien Plätzen; bald lieſen ſie um die Wette von einem Ende des Gartens bis ans andere, oder ſteckten ſich dazu ein Ziel; bald ſaſſen ſie ermüdet unter der Laube; bald ward Karoline von Frideriken verſteckt, und die Brüder muſten ſie ſuchen; bald banden ſie Bluhmenkränze, und umflochten damit die Bäume, unter denen ſie reife Früchte fanden, oder ſetzten ſie ſich ſtatt der Hüte auf. Machte Roderich mit ihnen eine kleine Wanderung aufs Feld: ſo zeigte er ihnen die Saaten, welche ihm zugehörten, lies ſie ſeine Aecker ausfindig machen, und ſie ſuchten ſich allerlei ſchöne Steinchen, und kamen mit groſſen Bündeln von Feldbluhmen, die ſie hernach in ihre Gärten pflanzten, wieder nach Hauſe. Zuweilen ſuchte er mit ihnen eine Anhöhe, von der eine nette Ausſicht war, verweilte daſelbſt mit ihnen, und horchte auf die erſten Ausdrücke ihrer Empfindungen des Schönen in der Natur, mit denen einer immer dem andern zuvorzukommen ſuchte. So, wie es die Gelegenheit gab, machte er ſie daſelbſt mit einem Baum, mit einem Kraute, mit einem Thiere bekannt, ſagte ihnen, wie ſie hieſſen, lehrte ſie ſie von andern unterſcheiden, erklärte ihnen wozu ſie nützten, oder wovon ſie lebten, und fügte etwas merkwürdiges aus der Geſchichte ſo eines Thieres bei, welches Tags drauf, wenn es die kleine Karoline der Mutter verkehrt vorbrachte, von Karln verbeſſert, und genau ſo wieder erzählt ward, wie er es von ſeinem Vater erzählt werden gehört hatte. Noch waren die Freuden, welche ſie ſolchergeſtalt in der Natur genoſſen, zwar gröſtentheils nur ſinnlich; aber Roderich ſah ſchon die Zeiten nahe, in welchen ſie für ihr Herz noch von weit gröſſerem Nutzen ſein würden.

Im Hauſe hatten ſie vielerlei Spiele, die ſie bald zuſammen, bald jeder allein, ſpielten. Wenn Karoline ihre Puppe auskleidete, zu Bette brachte, wiegte, und wieder ankleidete: ſo ſas Friderike und kochte, oder verkaufte. Fritz hatte einen ganzen Stall voll Steckenpferde, die er alle bei Nahmen nannte, futterte, ſattelte und ſtriegelte. Karl mahlte aus ſeinem Muſchelkaſten, löſete Räthſel auf, oder lehrte ſich ein Kunſtſtück, wodurch er ſeine Geſchwiſter in Verwunderung ſetzen wollte. Waren ſie des einzelnen Spiels ſatt: ſo vereinigten ſie ſich wieder zum gemeinſchaftlichen. Roderich ſelbſt gab ihnen allerlei Arten deſſelben an die Hand, und ſetzte ſich wohl, wenn er eine Freiſtunde hatte und recht aufgeräumt war, mitten unter ſie und ſpielte mit ihnen. Dabei war er immer darauf bedacht, daß es Spiele wären, welche keine böſe Neigung in ihnen regten und ſtärkten. Narrheit und Grauſamkeit durften ſich dabei nicht einmiſchen. Gefährliche Sprünge, Klettereien und Balgereien durften ſie nicht vornehmen. Auch mußten ihre Spielſachen nicht viel Geld koſten. Sachen, die leicht zerbrechlich waren, wurden ihnen gar nicht gekauft; woher es denn kam, daß ſie oft ganze Jahre lang ihr Spielzeug unverſehrt erhielten. Gern miſchte Roderich unter ihre Spiele auch zuweilen ein ſolches, wodurch ihr Verſtand einige Unterhaltung und Schärfung bekam. Da war denn freilich Karl immer der erſte, welcher es begrif und durchdrang, gleich nachmachte, und es die andern lehrte. Der Vater konnte ihm keine gröſſere Freude machen, als wenn er ihm ein ſchweres Räthſel aufgab, oder einen ſchweren Zug auf der Tafel vormachte, da er denn ſo lange ſtudirte, bis er es heraus hatte. Hielt ſie gar zu ſchlimme Witterung aus dem Garten ab, und er ſas mit ihnen in einer Stube, und hatte etwa eine wichtige Berechnung vor ſich: ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, daß ſie, wenn er ihnen dis ſagte, Stundenlang ſo ſtill und ſo ruhig hinter ihm ſpielten, daß er durch ihre Gegenwart nicht im geringſten geſtört ward.

Das war ein Feſt für ſie, wenn es zu Zobers Kindern ging, oder wenn dieſe zu ihnen kommen durften. Da war erſt des Herzens und

Küſſens, und hernach des Schnatterns kein Ende. Von beiden Seiten ward alsdenn ſehr umſtändlich erzählt, was unterdeſſen, daß man einander nicht geſehen, in ihrer kleinen Sphäre neues vorgefallen war. Was der eine Theil nun noch nicht geſehen, das ward ihm vom andern gezeigt. Karl und Zobers älteſter Knabe kramten gegen einander alle ihre unterdeſſen erlangten Kenntniſſe aus. Hatten dieſe Herrlichkeiten ein Ende: ſo gings ans Spiel, wovon ſie allemahl zu früh abgerufen wurden, wenn die Eltern nach Hauſe wollten. Sahen ſie denn unterwegs allerlei wilde und ungezogene Vergnügungen der Gaſſenbuben: ſo ſchüttelten ſie die Köpfe und thaten den Ausſpruch, daß ihre Spiele doch weit beſſer wären. War irgendwo etwas merkwürdiges zu ſehen: ſo führte Roderich die beiden Knaben hin, zeigte und erörterte es ihnen. Zuweilen ging er mit ihnen auch zu verſchidenen Handwerkern, lies ſie der Arbeit derſelben zuſchauen, und lehrte ſie die nöthigſten Werkzeuge derſelben kennen. Und machte er ſich zu einer kleinen Reiſe bereit: ſo ſprangen ſie für Freuden, wenn ſie hörten, daß ſie mit ihm wandern ſollten. Wer von ihnen einer begangenen gröſſern Unart wegen etwa davon ausgeſchloſſen ward: den behagte gewis kein anderes ſeiner Vergnügungen zu Hauſe den ganzen Tag über.

Bei allen dieſen Vergnügungen, und andern mehr, welche er ſeinen Kindern verſtattete, vergas er iedoch nicht, ſie auch nach und nach an ein arbeitſames Leben zu gewöhnen. Friderikken ward vorgeſtellt, daß es eine Schande für ſie ſein würde, wenn ſie von nun an einen neuen Strumpf wieder anziehen wollte, den ſie nicht ſelbſt geſtrickt hätte, und daß ſie ihren Eltern eine Ausgabe mehr erſparen könnte, wenn ſie auch die, welche ihre Schweſter brauche, verfertigte. Ihre Mutter hielt ſie dazu an, daß ſie ihr, ſo viel ſie konnte, in gewiſſen Stunden, wo die beſtimmten häuslichen Geſchäfte ſich häuften, zur Hand ging; welches die kleine Wirthſchafterin auch überaus gern that. Und, wenn ſie am Ende auch weiter nichts leiſten konnte: ſo trug ſie doch dis oder ienes zu, rief auf Verlangen der Mutter das Geſinde, ſah nach, wer zum Hauſe herein kam, und erſparte der Mutter manchen andern Gang. „Du biſt mir doch ſchon eine wahre Hülfe, munterte dieſe ſie alsdenn auf, und ich kann dich ſo hübſch ſchon brauchen. Und, wenn ein Kind für ſeine Eltern auch noch nichts weiter thun kann, als daß es ihnen einen Gang thut: ſo iſt dis doch ſchon einige Wiedervergeltung, die es leiſtet. Ich bin oft für dich auch gegangen, und ſei immer froh, wenn du noch viel hunderttauſend Gänge für mich gehſt, ehe du den letzten für mich thuſt.“ Eben ſo muſte Friderike auch ihre kleine Schweſter aus- und anziehen, und die friſche Wäſche für alle ihre Geſchwiſter von der Mutter in Empfang nehmen und unter ſie austheilen.

Die beiden Knaben, welche mehr um den Vater waren, hatten auch ſchon allerhand Geſchäfte. Im Garten muſten ſie die Wege kehren und die Bluhmenbeete des Vaters von Unkraut rein halten. Ward Obſt geſchüttelt: ſo halfen ſie in kleinen Körben aufſuchen. Band der Vater den Wein, oder die Bäume an: ſo muſten ſie Weiden und Baſt dazu zurechte machen und ihm zureichen. Fritz war der Mauſefänger im ganzen Hauſe; während, daß Karl Geld ausſuchte und aufzählte, oder dem Vater die Poſten verlas, welche er einzutragen oder auszulöſchen hatte. Summirte der Vater alsdenn auf dem Papier: ſo rechnete er hurtig aus dem Kopf zuſammen: da ihm denn iener zuweilen die Ehre lies, die Summe eher gefunden zu haben. Laut rief er ſie alsdenn aus; und, traf ſie zu: ſo ſprang er rechts und links für Freuden um den Vater her. Oft trug ihm Roderich auch auf, ihn an drei-viererlei zu verſchiedenen feſtgeſetzten Zeiten zu erinnern. Stellte ſich iener alsdenn, als wenn er zu rechter Zeit nicht daran denke: ſo lief Karl herbei, als wenn ihm der Kopf brennte, und rief: lieber Vater, lieber Vater, ich ſollte Sie ja daran erinnern . . . . Antwortete der Vater alsdenn: ach! das iſt ia gut; ich hätte es vergeſſen, weil ich den Kopf zu voll habe; ſo wuſte ſich Karl nicht wenig damit. Reiſete Roderich allein weg, ſo gab er den Knaben verſchidene kleine Aufträge unterdeſſen, von deren Ausrichtung ſie ihm bei ſeiner Zurückkunft Rechenſchaft ablegen muſten. Ueberlies er ſie zuſammen beiden, ohne zu beſtimmen, welchen ein ieder bewerkſtelligen ſollte, ſo kamen dieienigen allemahl an Fritzen, wobei am längſten geſeſſen werden muſte. Nahm Roderich ſie mit auf die Reiſe, ſo muſten ſie ihm allerlei Geräthſchaften tragen. Die Liebe, in welcher er alle ſeine Kinder gegen ſich zu ſtärken wuſte, machte, daß ſie mit gröſter Willigkeit bereit waren, ihm ieden Dienſt zu leiſten, den ſie nur in den Augen ihm laſen. Oft kamen ſie ſelbſt, als würde ihnen die Zeit zu lang, und fragten, ob ſie hier oder da dem Vater und der Mutter nicht helfen könnten.

Das, was er ihnen bei ieder Gelegenheit anpries, und wozu er ſie auf allen Seiten anhielt, war Liebe zur Ordnung. Dieſe Neigung ohne welche der Menſch weder glücklich, noch weiſe werden mag, wird der Seele alsdenn nur ſchwer, wenn ſie in dem erſten Jahrzehend des Lebens, nicht in ihr entwickelt, bewahret und befeſtigt worden iſt. Urſprünglich iſt ſie ihr nicht fremd, und darf nicht erſt in ſie eingepflanzt werden; auch liegt ſie ihr näher, als der Trieb zur Ueberſchreitung der Ordnung. Die ganze Natur in und auſſer dem Menſchen, hält ihm das Bild der Regelmäſſigkeit vor; er kann es nur alsdenn aus den Augen verliehren, wenn dieienigen, in deren Hände er gleich anfangs unglücklicher Weiſe geräth, und denen er nachzuahmen geneigt iſt, ihm durch ihre verkehrten Handlungen es aus den Augen rücken. Alsdenn wird es der Seele ſchwer, ſich wieder an Ordnung zu gewöhnen, und das auf dieſer Seite verwahrloſete Kind wird die Spuren davon noch im männlichen Alter an ſich tragen. Darum wachte Vater Roderich aus dieſem Geſichtspunkt gar beſonders über alle ſeine Kinder.

In ſeinem ganzen Hauſe ſelbſt herrſchte die ſchönſte Ordnung, und er war der Mann, der, ſobald irgendwo eine Verrückung derſelben vorging, ſie wiederherſtellte, und alles wieder ins gehörige Gleis bradhte. Von ihm an, bis auf den letzten Hausgenoſſen, hatte ieder ſeine beſtimmten Geſchäfte, die ihm bekannt waren, die der Reihe nach, ie nachdem eins das andere vorausſetzte, oder erleichterte, auf einander folgten, und die Abends alle vollendet ſein muſten. Niemand durfte in die Geſchäfte des andern eingreifen, damit, wenn irgendwo ein Fehler verging, keiner die Schuld davon auf den andern ſchieben konnte. Arbeit und Ruhe, Eſſen und Trinken, Gottesdienſt und Vergnügensgenus, alles hat ſein Maas und ſeine Zeit. Roderich erlaubte keine Abweichung davon ohne ſein Wiſſen und Wollen, und ertappte er einen Dienſtbothen darauf, so bekam dieſer darüber einen nachdrücklichen Verweis in Gegenwart der übrigen. „Ich bin Herr im Hauſe, ſprach er in ſolchem Fall, und nicht ihr. Wie ich will: ſo mus alles gehen, und nicht, wie ihr wollet. Ich mus die Abſichten, welche ich habe, beſſer wiſſen, und darnach alles einrichten können, als ihr. Ich habe den Schaden zu tragen, wenn dergleichen geſchieht, und nicht ihr. Alſo mache alles auf den Strich, wie ichs haben will. Und, wenn euch das nicht anſteht: ſo bedarf es keines Zanks darüber; ſondern ihr ſehet euch nach einer unordentlicheren Herrſchaft, und ich mich nach ordentlicherem Geſinde um." Solche Vorſtellungen thaten mehrentheils gute Wirkung, und Roderichs Kinder ſahen an allen Leuten im Hauſe ein Beiſpiel geräuſchloſer Regelmäſſigkeit und Genauigkeit in Abwartung ihres Berufs.

Das Haus war zwar geräumig genung, aber doch überall voll von Waaren, Geräthſchaften und nöthigen Meublen. Roderichs verſchiedener Handel und Gewerbe brachte eine groſſe Mannigfaltigkeit unter ienen hervor. Deſſen ungeachtet lagen die Sachen nicht in Verwirrung unter einander herum, ſondern alles hatte ſeinen beſondern gewiſſen Ort. Pferdezäume, Futterſchwingen, Milchſatten, Butterbüchſen, Eſſigmaſſe, unabgewaſchene Teller, Nachtmützen und ſchwarze Hemden machten im Vorder- oder Hintergrunde des Hauſes kein ſehenswürdiges Gruppo. Kam man in den Laden: ſo war man bei einem wohlhabenden Krämer; trat man in die Stuben: ſo befand man ſich bei einem ohne alle Pracht und doch nett eingerichteten Bürger; ging man in den Hof: ſo ſah man, daß man bei einem Ackermanne ſei; machte man die Gartenthüre auf: ſo kam man zu einem Gärtner. Im Hauſe, wo die Leute gehen muſten, auf den Tiſchen und Stühlen in den Stuben, lag nichts umher. Einige Schocke Nägel halfen dem ganzen Wirwar ab, und iedes Ding, das hangend aufbewahrt werden muſte, hatte ſeinen gewiſſen Nagel. Fand Roderich etwas, das ſonſt hier oder da hing und lag, anderswo: ſo erforſchte er den, welcher die kleine Unordnung geſtiftet hatte; der denn auf der Stelle die Sache wieder dahin bringen muſte, woher er ſie weggenommen hatte. So konnte man im ganzen Hauſe alles im Dunkeln finden, und hatte nicht nöthig, mit Lampe und Licht des Abends allenthalben umher zu fackeln. Das Unglück, welches der Rechtſchaffene ſchon einmahl durchs Feuer erlitten, hatte ihn äuſerſt behutſam, mit dieſem Element gemacht. Es war die erſte Lehre, welche ieder neue Dienſtbothe von ihm bekam, daß er ſich nicht auf Fahrloſigkeit und Nachläſſigkeit in Anſehung deſſelben ertappen laſſen ſolle. Roderich ging an keinem Abend zu Bette, ohne vorher im ganzen Hauſe deshalb noch einmahl Viſitation angeſtellt zu haben. Er ſah in die Oefen, und auf die Heerde eben ſo, wie er auch ſelbſt Haus und Hof allemahl ſelbſt verſchlos; und, war er nicht zu Hauſe: ſo vertrat Brigitte darinn ſeine Stelle. Die Schlüſſel muſſen alsdenn alle auf den Tiſch in der Wohnſtube gelegt werden. Hätte Roderich ie eine Magd mit bloſſem Licht in eine Kammer gehen geſehen, wo viel Flachs und andere leichtfeuerfangende Materie war, oder auf den Boden; hätte er den Knecht mit Licht ohne Laterne im Stall, oder auf dem Heuboden, oder auch nur auf dem offenen Hofe herumwankend angetroffen: ſo würde er ſie um keine Stunde länger im Hauſe behalten haben. Die vortrefliche Ordnung, vermöge welcher alles ſeinen gewiſſen Ort hatte, wohin, um es zu finden, nur gegriffen werden durfte, überhub ihn mancher Gefahr von dieſer Seite. Seine Vorſicht des Feuers wegen ging ſo weit, daß ieder von allen, die um ihn waren, ſchon darüber unterwieſen war, wohin er zuerſt zu greifen habe, wenn ia Unglück entſtehen ſollte. Er und der Hausknecht faſſten alsdenn an ſeinem Schreibeſchranke an, in welchem er ſein Geld und alles, was den meiſten Werth hatte, aufzubewahren pflegte. Und ſo wuſte ieder, was er in ſolchem Fall zu retten haben würde.

Wohin man im Hauſe blickte, und, wäre es auch der abgeſonderteſte Winkel geweſen: da ſah man Reinlichkeit. Man ſah ſie an den Menſchen, an den Geräthen, an den Wänden und auf dem Fusboden. Der Anblick der Küche durfte keinen Ekel erregen; in der Speiſekammer muſte es ſo rein ausſehen, wie in der Stube; auf den Böden und im Keller durfte ſich der Unrath darum nicht häufen, weil ſelten ein Fremder dieſelben zu ſehen bekam; ſogar reine Ställe für all ſein Vieh muſte das Geſinde, welches damit zu thun hatte, halten. Einige dieſer Reinigungen geſchahen wöchentlich, andere täglich, noch andere iedes Tags zu wiederholten mahlen. Auf die Stunde muſte aber iede derſelben geſchehen; und fand Roderich, daß es nicht ſo geſchehe: ſo beſchämte er den, welcher es ohne zureichende Entſchuldigung verabſäumt hatte, führte ihn an die gelaſſene Unreinlichkeit hin, oder brachte ihm den Beſen.

Solche Anblicke der pünktlichſten Ordnung von allen Seiten machten auch die Kinder zu derſelben geneigt. Es war ihnen keinesweges verſtattet, Sachen unter einander zu werfen, und die von Geſinde bewirkte Ordnung im geringſten zu zerſtören; vielmehr wurden ſie angehalten, ſelbige befördern zu helfen. Man ſah, wenn man in die Stuben trat, nicht, daß vier unerwachſene Kinder im Hauſe wären. Die Kinder machten kein ſtörendes Geräuſch mit der Aufwartung, der ſie bedurften; auch hielten ſie durch eigenſinnige Forderungen das Geſinde von gehöriger Abwartung ſeiner übrigen Geſchäfte nicht ab. Ihr Aufſtehen und zu Bettegehen, ihr An- und Auskleiden, ihr Eſſen, ihre gewöhnlichen Hülfleiſtungen, ihr Spielen, alles hatte ſeine beſtimmte Zeit. Vater Roderich durfte keinen von ihnen, der eine Viertelſtunde ſchon auſſerm Bette war, ungewaſchen und ungekämmt finden; noch weniger durften ſie ſchmutzig ſich zu ihm an den Tiſch ſetzen. Es war ihnen nicht verſtattet, ihr Frühſtück eher zu genieſſen, bis ſie gereinigt und völlig angekleidet waren. Jeder von ihnen wuſte, wie alles, was er von Morgen an zu thun habe, auf einander folge, und daß er, ohne einen Verweis zu befürchten, dieſen vorgeſchriebenen Gang der Dinge nicht unterbrechen dürfe. Die Nachtkleider durften ſie nicht zu Tagskleidern, und dieſe nicht zu Nachtkleidern machen. So, wie ſie ſich an- oder auszogen, muſten ſie die abgelegten Kleider an ihren beſtimmten Ort tragen. Ihre abgelegte Wäſche muſten ſie ieder ſelbſt in den Waſchkaſten bringen. Sogar ihr Spielzeug muſten ſie ordentlich verwahren, und es durfte, wenn ſie damit ſich zu vergnügen aufgehört hatten, kein Stück davon in der Stube oder im Hauſe umherliegen.

„Wie ihr euch iezt gewöhnet, ſagte der Vater Kinder, ſo bleibet ihr einmahl. Es iſt nichts ſchändlicher, als die Unordnung; denn man kann ſie vermeiden, ohne daß es uns einen Heller koſtet. Und, wer ſich daran gewöhnt, in Kleinigkeiten ordentlich zu ſein: der iſts auch gewis einmahl in gröſſern Dingen. Auf Ordnung beruhet die ganze Welt; ſo wie euer kleinſtes Kinderſpiel. Und, wer in der Welt vorwärts will: der mus ordentlich ſein. Ein unordentlicher Menſch wird bald ein lüderlicher Menſch, und ein lüderlicher Menſch wird von allen guten Menſchen vermieden. Man kann ihn auch gleich kennen; denn man darf ihn nur anſehen, wie er ſich hält, wie er geht, und wie er ſeine Sachen betreibt.“

Die gutmüthigen Kinder folgten ihrem Vater, und die Liebe zur Ordnung ward ihnen zur Gewohnheit. Fiel ja ein Fehler dagegen vor: ſo wars ſelten der ſtillere Fritz, der ihn beging, wohl aber der lebhafte Karl, und alle machten ſie alsbald gemeinſchaftliche Sache, denſelben, ehe die Eltern noch dazu kämen, wieder gut zu machen. Roderich ſah dis oft von weiten, und richtete deshalb von dieſer Seite beſonders auf Karln ſein Augenmerk. Dieſem wurden die ſtrengſten Ordnungsgeſetze vorgeſchrieben; beſonders, weil er noch überdis der Aeltſte unter ſeinen Geſchwiſtern war.

Zehntes Kapitel.

Roderichs Kindern war es nicht erlaubt, dem Geſinde im Hauſe übel zu begegnen. Ihre natürliche Güte gab ihnen auch hierzu keinen Antrieb. Der lebhafte Karl war es indeſſen, welcher zuweilen Zwiſt mit ihnen bekam.

Entweder er ſprang ihnen in den Weg, wenn ſie ihre Arbeiten betrieben, und machte dadurch mancherlei Verwirrungen, daß ſie ihm droheten, es dem Vater zu ſagen, oder er war der Meinung, daß ſie ihm nicht Ehre genung erwieſen hätten. An Einfällen, ihnen dafür wieder eins ans Bein zu binden, fehlte es ihm nicht. Auch beklagte er ſich denn wohl über den leztern Punkt beim Vater, wenn ihm ſeine kleine Schelmerei dafür mislang. „Unſere Leute, antwortete alsdenn dieſer haben ein- für allemahl den Befehl von mir, daß ſie euch artig und höflich begegnen ſollen. Ich kann nicht glauben, daß ſie ohne Urſache darwider handeln ſollten. Du wirſt ſie wieder dazu gereizt haben. Das muſt du nicht thun. Die Leute haben den ganzen Tag über ihre Arbeit, und der Kopf ſteht ihnen auch nicht immer recht. Da muſt du es ihnen denn nicht übel nehmen, wenn ſie Dir einmahl in der Queere antworten, und haſt du ihnen vollends Gelegenheit dazu gegeben: ſo geſchieht dir Recht dadurch. Ihr Kinder ſeid noch gar nichts. Ihr müſſet erſt etwas werden in der Welt. Mein Geſinde ſchäzt euch blos darum, weil ihr die Kinder ihrer Herrſchaft ſeid. Von andern Verdienſten habt ihr noch nichts aufzuweiſen. Wenn der eine oder der andere von ſelbigen alſo auch einmahl euch ein barſches Geſicht macht: ſo müſſet ihr immer denken, daß ſie doch fleiſſige Arbeiter, und daß eure Eltern mit ihnen zufriden ſind, und daß ihr nicht Schuld daran werden müſſet, daß iene ſie verliehren. Wir könnten vielleicht zehen andere bekommen, die euch in allen Stücken, wo es auch nicht recht wäre, den Willen thäten, und euch allen Unfug treiben ließen; aber ſie wären wohl faul und lüderlich und treulos dabei. Was hätten wir denn?“

Den Dienſtbothen ſelbſt machte Roderich bei ſolchen Gelegenheiten alsbald auch nachdrückliche Vorſtellungen darüber, daß ſie ſich fernerhin ieder Aufbrauſung und iedes Ungeſtüms gegen ſeine Kinder enthalten möchten. Kam es denn heraus, daß Karl nicht ſowohl eine Mishandlung von ihnen empfangen, als vielmehr an ihnen ausgeübt habe: ſo führte Roderich ſeine Kinder auf die Seite, und zeigte ihnen das Häsliche einer ſolchen Handlung recht lebhaft. Er ſprach einsmahls: „Kinder, das iſt Anlage zu einem böſen Gemüth, wenn man einem arbeitſamen Dienſtbothen grob begegnet. Je geringer ein Menſch iſt: deſto mehr muß man ſeiner ſchonen. Sein geringerer Stand iſts eben, der ihm ſchon Mühſeligkeiten genung zu Wege bringt. Wollte denn einer von euch wohl ſo ein Knecht, oder ſo eine Magd, ſein? Seid ihr nicht weit mehr damit zufriden, daß ihr Kinder einer Herrſchaft ſeid, die Knecht und Magd halten kann? Denkt einmahl, wie dieſe Leute von Morgen an bis zum Abend arbeiten müſſen, und was für ſchwere Arbeit ſie zum Theil zu thun haben. Dafür bekommen ſie ihren Lebensunterhalt von uns, und ein kleines Lohn, das wir ihnen gern geben, weil ſie es uns doppelt und dreifach wieder verdienen. Wenn wir ſie nicht haben könnten, müßten wir alle ihre Arbeit ſelbſt verrichten. Das könnten wir nun aber nicht beſtreiten, weil der Arbeit zu viel iſt; auch würde eure Mutter die ſchwere Arbeit d von nicht lange, ohne zu unterliegen, thun können. Müſſet ihr alſo nicht froh ſein, daß es Menſchen gibt, die euren Eltern die Arbeiten erleichtern, und daß durch mehr Hände auch mehr für uns erworben werden kann? Alſo mus es euch nie einfallen, unſern Dienſtbothen übel zu begegnen, die unſere ehrlichen treuen Mitarbeiter und Miterwerber ſind. Euch, ſage ich, mus dis nie einfallen, die ſo viel Nutzen von ihnen haben, ſo viel Beiſtand und Pflege von ihnen genieſſen. Sahet ihr nicht, wie eure kleine Schweſter im vorigem Jahre noch von Mägden getragen, geleitet und gereinigt werden muſte? So viel Guts habt auch ihr übrigen alle von Dienſtbothen genoſſen. Wenn wir keine gute Leute bei euch gehabt hätten, würdet ihr hundertmahl öfter gefallen ſein, tauſend Schmerzen mehr erlitten haben, und wohl gar Krüppel geworden ſein. Und noch iezt, wie viel gutes thun ſie euch! die Wäſche, welche ihr anziehet, waſchen ſie euch; die Betten, in die ihr euch leget, machen ſie euch; die Speiſen, welche ihr genieſſet, bereiten ſie euch zu: die Stube, in die ihr wohnet, reinigen ſie euch. Tauſend Bequemlichkeiten mehr verſchaffen ſie euch; wenn ihr ſie um etwas bittet: ſo thun ſie es euch; wenn ihr ſie zu Hülfe rufet: ſo eilen ſie, um ſie euch zu leiſten. Woltet ihr ſo undankbar ſein, und dis alles nicht erkennen? Und wodurch könnet ihr wohl weiter eure Dankbarkeit dafür ihnen zu erkennen geben, als daß ihr das thut, welches ihr ohnehin ſchon ihnen ſchuldig ſeid, nehmlich, daß ihr beſcheiden, liebreich und gutmüthig euch gegen ſie betraget. Denkt einmahl, was mir das für eine Schande wäre, wenn mir eurentwegen eine Magd aus dem Dienſt zöge, oder wenn ich wohl gar zuletzt kein Geſinde mehr bekommen könnte, weil meine Kinder ſo grob und naſeweis, oder gar grauſam gegen ſie wären! Habt ihr mich lieb, und wollet ihr nicht, daß ich ſelbſt den Pferdeſtall ausmiſten und ſelbſt das Holz hacken, oder daß eure Mutter ſelbſt einheizen, in der Küche abwaſchen, Haus und Stuben ſcheuren und Waſſer zur Wäſche fahren ſoll: ſo laſſet mich dergleichen nicht weiter von euch hören. Wie? wenn einmahl einer von unſern Dienſtbothen ſo dreuſt wäre, und ſich an euch für einen an ihnen ausgeübten Muthwillen vergriffe? Könnte ich euch deshalb rechtfertigen? Oder wollet ihr mir dadurch einen halben Todesärger mit ihnen machen? — damit dis alſo nicht geſchehen könne: ſo ſage ich euch, daß der erſte von euch, über den einer von unſern Leuten wieder gegründete Klage führt, auf öffentlicher Straſſe es ihm abbitten und vor allen Nachbarn die Hand küſſen ſolle."

Der Fall ereignete ſich wirklich wieder. Karl verlangte von der Hausmagd, daß ſie mitten im Abwaſchen in der Küche aufhören und ihm etwas holen ſollte. Die Hausmagd verſprach es ihm zu thun, ſobald ſie mit ihrer Arbeit fertig wäre, welche doch wohl das Prä hätte. Dieſen Ausdruck hatte ſie von Bekannten gelernt, welche ihr zuweilen erzählte, wie ſie vormahls in der Reſidenz vor allen Kaufmannsdamen das Prä gehabt hätte. Karl, den es verdros, daß ſie ihm nicht gleich den Willen that, ſchlug ein lautes Gelächter auf, ſprach ihr zwanzigmahl das Wort Prä nach, und nannte ſie endlich: Du alte Prähanne. Bald darauf kam er mit der kleinen Karoline zurück, die ſie eben ſo nannte. Die Hausmagd klagte es ihrem Herrn, und Karl muſte ihr ſchlechterdings, ſo ſehr er ſich auch dagegen ſträubte, auf öffentlicher Straſſe die Hand küſſen. Dis machte vermöge ſeines Ehrgeizes einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er nach der Zeit nie wieder eine Unhöflichkeit gegen einen von den Dienſtbothen im Hauſe beging.

Karl war dadurch nicht mistrauiſch gegen ſeinen Vater geworden. Die Weiſe, auf welche Roderich auch ſelbſt alsdenn handelte, wenn er ſtrafte, der Ton, in welchem er dabei ſprach, lieſſen nicht daran zweifeln, daß er es nicht gern thue. Von Tage zu Tage wurden dadurch ſeine Kinder vertrauter mit ihm; und dis war es, welches ihm über alles lieb war. Nach ſeinem Willen ſollte es ſo weit kommen, daß ſie gar kein Geheimnis für ihm hätten, daß ſie ſich ihm ganz öfneten, ieden neuen Trieb, den ſie empfänden, ihm treulich entdeckten, und ihm ſogar begangene Fehler, die er ſonſt nicht erfahren haben würde, offenbarten; damit er ihnen in der Folge ganz ſo, wie er wünſchte, nüzlich werden, und ſie in dem Alter der Leidenſchaften auch vor den erſten Ausſchweifungen verwahren könnte. Auſſer der Sanftmuth und Herzlichkeit, mit welcher er ſie durchgängig erzog, bediente er ſich auch noch allerlei ſehr einfacher, aber zugleich zweckmäſſiger Mittel, dis ihr Vertrauen im höchſten Grade zu gewinnen. Er lernte die Minen, Stellungen und Blicke eines ieden von ihnen beſonders kennen, die ſie alsdenn hatten, machten und annähmen, wenn ſie ſich nicht ſicher wuſten; daß ſie alſo auf ieden Fall ihre eigenen Verräther gegen ihn werden muſten. War denn eine Unterſuchung darüber anzuſtellen, ob ſie dis oder ienes gethan hätten: ſo ſprach er: an deinen Augen leſe ichs — an deinen Geſichtszügen ſehe ichs — dein ganzes Weſen ſagt mirs — du biſts geweſen — du haſts gethan — leugne nicht — ich weis es nun ſchon. Oder ſie muſten ihn gerade und lange anſehen; oder er lies ſich von ihnen die Hand reichen, und fühlte ihnen nach dem Puls. Dis that er gemeiniglich zuletzt, und gab es für ein untrügliches Mittel aus, hinter alles aufs genaueſte kommen zu können. Er that dis aber nicht, wenn er nicht die ganze Sache ſchon wuſte, und ſie nur noch von ihnen ſelbſt hören wollte. Alsdenn hielt er ihren Puls feſt, und ſagte ihnen Umſtand für Umſtand her, wie ſie es gemacht; und kaum hatte er die Hälfte davon geſagt: ſo fielen ſie ihm in die Arme, und bekannten freiwillig das Uebrige. Dis half ſo viel, daß ſie endlich, wenn der Vater nur ſprach: Gib die Hand her, alles, was vergegangen war, geſtanden. Oft hatten ſie denn zuſammen ihr Geſpräch darüber, wie es zugehe, daß ihnen der Vater alles anſehen könne. Karl fand hierzu den Schlüſſel. „Das will ich euch ſagen — ich habe auch darauf Acht gehabt — ihr könnet den Vater nicht recht gerade anſehen, wenn ihr euch nicht ſicher wiſſet, und die Augen drehen ſich bei euch wie die kleinen Kugeln, womit wir ſpielen, und ihr werdet roth; — ich kanns ſelbſt fühlen, wie mir denn die Röthe über die Backen läuft. Aber das kann ich nicht begreifen, wie uns der Vater alles ſo haarklein aus dem Puls ſagen kann.“ Darüber zerbrach er ſich den Kopf faſt, und probirte es oft an ſeinen Geſchwiſtern; aber es wollte ihm nicht gelingen. Es war eine Luſt, Frideriken zu ſehen, wie ſie, wenn ſie etwas begangen, gleich alles ſitzen und liegen ließ, lies, und fortlief, um es dem Vater lieber gleich zu ſagen, ehe er ihr nach der Hand griffe; oder Karolinen zu hören, wenn ſie Karln bat, daß er doch nur nicht lange ſeinen Fehler verheelen ſollte; —„geſtehs doch nur, geſtehs doch nur, der liebe Vater ſagts dir ia doch aus dem Puls.“

So gab zwar keiner den andern — aber wohl ieder ſich ſelbſt beim Vater an. Durch ihr Aeuſeres entdeckte er ihr Inneres; und ie länger er dieſe Kunſt trieb: deſto untrüglicher ward ſie ihm. Seine Kinder ſahen, daß er davon keinen grauſamen Gebrauch mache. Die Offenherzigkeit, mit der ſie ihm ihre Fehler geſtanden, wirkte ihnen auf der Stelle vielmehr oft gleich Vergebung aus. Ihren Bitten, die er in ihren Augen las, kam er oft zuvor. Er errieth ihre kleinen Leiden, und half ſelbigen mit vieler Zärtlichkeit ab. Sannen ſie worüber nach, und er merkte es: ſo gab er ihnen gleich dazu die Einſchläge. So ward er ihr beſter Freund, der vierte Vertraute, welchen ieder auſſer ſeinen drei Geſchwiſtern hatte, der Mann, der alles wiſſen durfte und muſte, was ſie wuſten. Hatten ſie etwas geſehen, das ihnen neu oder ſonderbar zugleich ſchien: ſo erzählten ſie es ihm gleich: da er denn Gelegenheit hatte, es dahin zu bringen, daß ihr erſter Begrif davon alsbald ein richtiger Begrif würde. Hatte einer von ihnen ein Wort aufgegriffen, das er noch nicht verſtand: ſo war ihr Vater der Erſte, den ſie darum fragten, was es hieſſe, und ob ſie es nachſprechen dürften. Hatten ſie irgend worüber ihre eigenen Gedanken, wie es zugehe: ſo legten ſie ihm dieſelben ohne Zurückhaltung vor. Da kamen denn allerlei ſonderbare Spekulationen, beſonders von Karls Seite, und gar naife und treuherzige Fragen an den Tag. Fritz wollte wiſſen, woher das erſte Pferd gekommen wäre; Karl that eine noch natürlichere Frage; Friderike wollte wiſſen, warum die Menſchen ſterben müſten; Karoline fragte, wer der liebe Gott wäre. Roderich antwortete ihnen auf alles und lobte ihre Wisbegierde. „Daran thut ihr recht, daß ihr fraget. Wer nicht fragt, lernt nichts. Immer fraget zu, und verheelt mir nichts.“ Alles, was er ihnen ſchon ſagen konnte, theilte er ihnen auf das faslichſte mit. Was ſie noch nicht wiſſen ſollten, darüber verwies er ſie zur Geduld, verſprach es ihnen mit der Zeit zu ſagen, und nahm dabei eine Wendung, daß ſie damit zufriden waren. Ihr könnet es noch nicht faſſen, ſprach er z. E. oder es hilft euch noch nichts. Denn Roderich hielte davon durchaus nichts, daß man Kindern über Dinge, worüber ſie den wahren Begrif noch nicht bekommen dürften, erſt, um ſie abzufertigen, einen falſchen beibrächte; weil man ſich dadurch die unnütze Mühe mache, ihnen denſelben hernach wieder benehmen zu müſſen, und weil man die ganzen Reihen von falſchen Schlüſſen, die ſie darauf bauten, und von irrigen Folgerungen, die ſie daraus herleiteten, ſo wie auch all die übrigen ſchädlichen Einflüſſe, welche bis auf ihre Vorſtellungs- und Denkart haben könne, nicht zu überſehen vermöge. Karl machte ihm mit ſeinen hunderttauſend Fragen, die er immer im Vorrath hatte, das gröſte Vergnügen; und, wenn er ſonſt Luſt hatte, drei, vier Stunden lang weiter nichts zu thun, als zu antworten: ſo durfte er ſich nur mit ihm abgeben. Karl fragte, warum der Himmel blau laſſe, warum die Blüthe eher käme, als die Frucht, was die Fiſche fräſſen, wie alt ſo eine Mücke wäre, woher die Raupen kämen, was es heiſſe: es donnert, es blitzt, es regnet, es ſchneit, mich hungert, mich dürſtet u. ſ. w. der Vater hatte hier die ſchönſte Gelegenheit, ſeinen Kindern die Anfangsgründe der gemeinnützigſten Kenntniſſe beizubringen, und benutzte ſie mit unermüdetem Eifer. Wie die Bienen um die Bluhmen, waren ſie um ihn her, und ſaugten von ſeinen Lippen den Honig der Weisheit, der Selbſtkenntnis und der Naturkenntnis ein. Ohne es zu wiſſen, wurden ſie von ihm unterrichtet; und, wenn Vater Roderich ſo einige Stunden unter ihnen geweſen war, und Brigitte ihn fragte, wo er geweſen ſei: ſo verſetzte er lächelnd — „ſie haben mich einmahl wieder bei ſich in der Schule gehabt.“

Jede Veränderung, die ſich an ihnen zutrug, berichteten ſie ihm treulich. Jeden ihnen ſeither noch fremdgeweſenen Eindruck, den dis oder ienes auf ſie gemacht hatte, theilten ſie ihm mit. Hier hatte der Rechtſchaffene die ſchönſten Anläſſe, die Anfänge der Leidenſchaften eines ieden zu beobachten, und die Seiten genau zu erfahren, von welchen er in der Folge ihres Lebens auf ieden beſonders ſein Augenmerk werde richten müſſen. „Das wird uns herrlich zu ſtatten kommen, ſprach er zu Brigitten, wenn unſere Kinder erſt gros ſein werden. Zur reineſten Vertraulichkeit gegen uns gewöhnt, werden ſie uns durch manche Entdeckung ihres Herzens in den Stand ſetzen, daß wir ſie von Labirinthen wegziehen können, in die ſie ohnedis gerathen ſein würden. Sie werden auch alsdenn noch ohne uns nichts thun, weil ſie in der ganzen Welt keine intimere Freunde haben, als uns. Unſer Rath wird ihnen immer der weiſeſte, unſere Vorſchläge werden ihnen immer die annehmungswürdigſten, und unſere Zurechtweiſungen nie ohne weſentlichen Nutzen für uns ſein. Las uns ia ſo fortfahren, ſie immer um uns zu haben, und gern und in der ganzen Welt nirgends lieber zu ſein, als bei ihnen. Mancher wird vielleicht ſagen, daß wir uns zu ſehr an ſie binden; aber es iſt uns eine Ehre, die Bande immer enger zu knüpfen, welche wir freiwillig zu knüpfen auf uns nahmen, und die die Natur geheiligt hat.“

Dieſe Vorſtellung kam für Brigitten gerade nicht zur Unzeit. Die neue Förſterin, welche ſeit einigen Tagen eben erſt ins Städtgen gekommen war, eine iunge, eitle Frau, die ſogar ein Kopfzeug trug, gern fremde Geſellſchaft hatte, und noch lieber tanzte, hatte ihr kurz vorher in Abweſenheit ihres Mannes den Beſuch gemacht. Als dieſe ſie um zukünftigen häufigen Umgang bat, weil es überhaupt eine traurige Sache ſei, an einem ſo miſerablen kleinen Orte zu leben, wo man wenig Zerſtreuung hätte, und wo deshalb die Paar Leutgen, welche ſich ia noch zu einander ſchickten, um ſo viel öfter zuſammenkommen müſſen, und Brigitte darauf erwiederte, daß ſie Umgang genug im Hauſe habe, und Zerſtreuung genug an ihren Geſchäften finde, und daß ihr Mann überhaupt das ſtille, häusliche Leben liebe, und am liebſten unter ſeinen Kindern ſei, verſetzte ſelbige höhniſchlächelnd: „J, behüte der Himmel, wer wird ſich denn ſo an die Kinder binden wollen! das wäre ia ein meſchantes Leben, wenn man immer ſo zu Hauſe ſtecken müſte! Eine Frau in ihren beſten Jahren — und die beſtändig in ihren vier Pfählen — und beſtändig die Wirthſchaftskleider an und die Hausſchürze vor — ia das wäre ſo was für mich. Da käme mir mein Mann recht, wenn er das ſich nur merken laſſen wollte. Aber er verlangts auch nicht einmahl von mir; und, wenn ers auch verlangte, mus man denn alles thun, was die Männer wollen? Wenn ich ſo einen hätte, der mich einſperren wollte — ich wollts ihn bald anders lehren.“

Brigitte war über dis Raiſonnement in keine geringe Verlegenheit gerathen. Sie hatte der eitlen Förſterin zwar zu verſtehen gegeben, daß dieſe auch ſchon anders werde denken lernen, und daß ſie vormahls eben ſo gedacht, durch vieles Unglück aber umgeſtimmt worden wäre; da ſelbige aber erwiedert, daß es ein anderes wäre, wenn man in der Noth ſei, da man ſich wohl in alles ſchicken müſſe, daß dis nun aber für ſie nicht mehr ſei, und daß ſie ia wieder in gutem Brodte ſitze: ſo war ihr geworden, als wenn dieſer und iener gute Vorſatz in ihr nicht ſo gar feſt ſtünde, als ſie gedacht. Jedoch erzählte ſie ihrem Manne alles treulich wieder, und ſetzte hinzu, daß die Förſterin ihr, wenn ſie binnen einigen Tagen ihr nicht die Gegenviſite machte, mit einem abermahligen Beſuch gedrohet habe. Roderich ſchüttelte den Kopf weidlich. „Hat denn der Kuckuk ſo ein Weib müſſen an unſer Oertgen führen? Wenn ſie nur wieder komme — und ich bin gerade zu Hauſe — ich will ihr das Verſtändnis wohl öfnen. Aber du gehſt mir nicht zu ihr hin darum bitte ich dich."

Roderich wollte gerade eine kleine Reiſe in ſeinen Geſchäften machen, und trat mit ſeinen beiden Knaben ſchon aus der Hausthüre, als er eine iunge geputzte Frau nach ſeiner Wohnung herbrauſen ſah. „Harre — dacht' er, das wird die Frau Förſterin ſein — und die kommt zu deiner Frau —“ Schnell kehrte er wieder um, und ſchob die Reiſe auf einen Tag auf. Die Förſterin trat ein und er folgte ihr auf den Fus in die Stube.

Förſterin zu Brigitten. Weil Sie mir die Gegenviſite nicht gemacht: ſo halte ich mein Wort, und komme wieder zu Ihnen. Und das werde ich ſo lange, und endlich alle Tage, thun, bis ich das Glück habe, Sie bei mir zu ſehen. Du lieber Gott! was ſoll man denn machen? was ſoll man anfangen? womit ſoll man ſich die Zeit vertreiben? Es iſt ia hier ſo ein miſerables Neſt; und wenn wir, die wir von Diſtinktion ſind, mit einander nicht Umgang halten wollen: ſo möchte man ia hier lieber todt, als lebendig, ſein.

Die Förſterin hatte die alles ſo in einem Odem weggeplappert, daß Vater Roderich erſt nicht zu Worte kommen konnte. Das war ſo eine Frau nach ſeinem Geſchmack. Er betrachtete ſie von oben bis unten, und ſcharrte dazu mit den Füſſen.

Roderich in einem geſezten Ton. Frau Förſterin; Sie müſſen das meiner Frau nicht verdenken, daß ſie nicht wieder zu Ihnen gekommen iſt. Sie hat eine ſtarke Wirthſchaft, und kann von ſelbiger eben ſo wenig, als von ihren Kindern, oft abkommen. Es hält oft ſchwer genug, daß ſie die Frau Paſtorin einmahl beſuchen kann. Wenn nun des Umgangs mehr wäre: ſo würde auch der Verſäumnis zu viel ſein; und das geht bei uns nicht an. Es mus ſich ein ieder in ſeiner Lage zu ſchicken wiſſen.

Förſterin, indem ſie Vater Roderichen mit dem Fecher gar galant über den Mund ſchlägt. I Sie loſer Mann ſind auch gar zu ſchlimm, und ſchränken Ihre arme Frau zu ſehr ein. Ich dächte doch wohl, daß ſie ſich noch **ſehen laſſen** könnte. Wollen Sie ſie nicht endlich gar in ein Käfigen da auf dem Schrank ſetzen? Wenn Sie mir mein Mann wären — ich wollts ihnen wohl anders weis machen. (Hierbei ſollte noch ein galanterer Fecherſchlag erfolgen, den Roderich aber durch eine Zurückbeugung ausparirte.)

Roderich. Sachte — ſachte — iunge Frau .... Und ich danke Gott in dieſem Augenblick herzlich dafür, daß ſie nicht meine Frau geworden ſind. Wir möchten die Hühnchen denn wohl ſchockweiſe mit einander zu pflücken haben. — Hören ſie nur — ich bin nun einmahl ein ſo ganz gerader aber dabei recht ehrlicher Mann — ſo ſimpelweg, wie ſo ein Kleinſtädter ſein mus — — ich mus Ihnen ſagen, daß Sie mit der wahren Würde Ihres Geſchlechts und mit der eigentlichen Beſtimmung einer Frau noch nicht bekannt zu ſein ſcheinen.

Förſterin. I das iſt ia ein erzgottloſer Mann — der ſollte uns ia wohl Dinge ſagen... Wollen ſie bald ſchweigen ...

Roderich. Mir iſt die Sache ſchon ſehr ernſthaft, und ich hoffe, daß ſie es Ihnen auch bald werden ſolle. Alſo dächt' ich, wir änderten den Ton über ſie allmählich ab. — Ich habe eine recht gute Frau. Sie wartet ihr Hausweſen ab, hilft mir die Kinder erziehen, hat an mir und ihren Kindern Geſellſchaft genung, und — dabei leben wir recht zufriden und recht glücklich. Wer nicht ſelbſt auf alles im Hauſe Acht hat: dem gehts oft ſchief. Und wer Kinder hat: der mus ihnen auch ganz Vater, ganz Mutter ſein.

Förſterin. Aber behüte mich Gott — ſo eine Scheue, wie Sie ſich auch der Kinder wegen machen, habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Dafür hat man ia Leute . . . .

Roderich. Nein, nein, Madam, dafür hat man Eltern — wiſſen ſie das?

Förſterin. Ei was? Leute vom Stande können ſich ſoviel mit ihren Kindern nicht abgeben . . .

Roderich, hitzig. Und ich verzeihs den Taglöhnern lieber, wo der Mann auf Dröſchen, und die Frau auf Scheuren und Waſchen geht, daß ſie ſich um ihre Kinder nicht gehörig bekümmern, als den vornehmen Leuten . . Und überhaupt rechne ich uns alle, wie wir hier ſind, nicht zu dieſen . . .

Förſterin, die ſich ans Kopfzeug faſſt. Ich bitte um Vergebung . .

Roderich. Ich nicht. Indeſſen hab' ichs ganz wohl geſehen, was Sie eben thaten. Ich ſags nun ſo, wie ichs meine. Wer Kinder hat, mus für ſie leben. Wenn Madam dergleichen zu bekommen von der Natur die Ehre haben werden: ſo werden Sie wohl eben ſo denken lernen, oder . . .

Förſterin. O ich habe ſchon die Ehre ein Paar zu beſitzen; aber ſcheniren laſſe ich mich dadurch nicht.

Roderich. Deſto ſchlimmer! Alſo ſind Sie wirklich Mutter, und ſchämen ſich nicht, ſo zu ſprechen?

Förſterin. Ei was, ich lebe nun einmahl.

Roderich. Eben darum; — ſo können Sie es ia nie wieder gut machen, was Sie an Ihren Kindern verſäumen.

Förſterin. I, ſo wäre es ia eine wahre Strafe, Kinder zu haben . . .

Roderich. Pfui, wie ſchänden Sie ſich ſelbſt! Frau, warum haben Sie geheurathet?

Förſterin. Um mich an die Kinder binden zu laſſen doch wohl nicht?

Roderich. Binden zu laſſen! – was ſprechen Sie? haben Sie ſich nicht ſelbſt an ſie gebunden? hat Sie die Natur nicht an ſelbige gebunden? Kennen Sie die Heiligkeit dieſer Bande nicht?

Förſterin. O über des altväterſchen Geſchwätzes! das ſchmeckt doch ſo recht nach Kleinſtädterei.

Roderich. Nein, Frau, ich will Ihnen beſſer ſagen, wornach es ſchmeckt. Es ſchmeckt nach Natur, geſunder Vernunft, moraliſchem Gefühl und Religion. Und, wenn Sie für dis alles keinen Sinn haben — ſchlimm genung für Ihren Mann und für ihre Kinder! Sie müſten hier ſehr reichliche Einkünfte haben, wenn ihr Hausweſen bei Ihrer Denkungsart nicht zu Grunde gehen ſollte. Und Ihre Kinder werden Ihnen wenig Ehre und Freude machen. Ich und meine Frau hoffen, daß wir dadurch, daß wir uns ſo an unſere Kinder binden, uns in ihnen noch Zufriedenheit und Troſt bereiten werden, wenn die ganze übrige Welt nichts mehr für uns hat.

Förſterin. Nun, das heiſſe ich mir recht geſalbadert und gemoraliſirt. Und nun ſind Sie ia wohl fertig? ha ha ha ha!

Roderich. Faſſen ſie nur dis alles fürs erſte! Bleiben Sie fein zu Hauſe, ſtehen Sie Ihrer Wirthſchaft und Ihrer Kinderzucht gut vor. Das iſt die gröſte Ehre für eine Frau.

Und das wird ihnen viel Segen bringen. Das iſt der gröſte Verderb in der Oekonomie, wenn die Weiber gern herumlaufen — und das gröſte Hindernis für die gute Kindererziehung, wenn die Mütter nicht mütterlich genung denken .... Ich kenne ihren Mann noch nicht; iſt er aber ein vernünftiger Mann: ſo würde er mich allewil umarmen, wenn er dabei wäre.

Förſterin zu Brigitten. Alſo — Sie machen mir die Gegenviſite nicht!

Roderich, ſehr artikulirt. Nein!

Förſterin, ſchnippiſch. Mein Herr, ich frage ia Sie nicht ...

Roderich, gelaſſen. Das ſchadet nicht. Wenn der Fall ſo iſt, wie ieʒt und alle Umſtände ſo ſind, wie ieʒt: ſo antworte ich allemahl. — Ich mus Ihnen ſagen, daß meine Frau eben auf mein Verlangen Ihnen den Gegenbeſuch oder wie Sie ſagten, Gegenviſite, nicht gemacht hat.

Die Förſterin ging ſehr erbittert, und ohne Abſchied zu nehmen, fort. Roderich begleitete ſie bis an die Thüre. Auf der Straſſe ſprach ſie laut: Pfui, über das Pöbelkrob! —

Roderich that nicht, als wenn er es hörte, und verbot ſeiner Frau allen Umgang mit dieſem eitlen Weibe. Brigitte überzeugte ihn, daß er nicht nöthig habe, ihr den Umgang mit ſelbiger zu verſagen; weil ihr Herz ſie all das unnatürliche und häsliche in den Aeuſerungen derſelben hatte fühlen laſſen.

Selbſtzufriden, und glücklich in ihrem Hauſe und unter ihren Kindern ſetzten dieſe Edlen ſo ihre Wirthſchaft und Kindererziehung bei ſtiller Thätigkeit fort. Brigitte ſah oft mit weiblicher Furcht in die Zukünfte hinaus, und forſchte, wie iedes ihrer Kinder ſein Fortkommen in der Welt haben würde. Roderich ſuchte ſie alsdenn zufriden zu ſtellen und ſprach: Las uns fortfahren, das Unſrige an ihnen zu thun — ſo wird das Schickſal alles Uebrige wohl abmachen.

Ende des erſten Buchs.

* * *

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Friß trat in ſein zehntes Jahr; Karl ſtand im eilften. — —

Beide Knaben gaben dem Vater mancherlei überzeugende Beweiſe davon, daß ſich ihr Verſtand nun herrlich entwickele. Ihre Schweſtern beklagten ſich, daß die Brüder nicht mehr ſo fleiſſig mit ihnen ſpielen wollten, als ſonſt. Friß verbrannte alle ſeine Steckenpferde, hatte immer im Garten zu wirthſchaften, hielt ihn faſt allein rein, beſorgte die Wartung ſämtlicher Blumen, maſſete ſich die Verwahrung aller Sämereien an, ſäete, pflanzte und begos vom Morgen bis zum Abend. Er gab auf alles genau Acht, wie es der Vater machte, fragte nach den Urſachen, warum derſelbe dis oder ienes ſo, und nicht anders, mache, und ahmete ihm mit vieler Genauigkeit nach. Alle Werckzeuge, welche zum Ackerbau gehören, wuſte er mit Nahmen zu nennen; alle Ausdrücke, welche die verſchidenen Geſchäfte deſſelben bezeichnen, verſtand er. Er wuſte die Getreidearten auf den Aeckern zu unterſcheiden, und fand ſich ganz in ſeinem Element, wenn er die Erlaubnis bekam, dem alten Knecht Hans eine halbe Stunde zuzuſehen, wenn ſelbiger pflügte, oder ſäete. Alles, was in die Landwirthſchaft einſchlug, zählte er in ſein Fach; und, wenn der Vater etwas davon beſchrieb: ſo fragte er auch nach den kleinſten Umſtänden, um ſich recht vollkommen darüber zu unterrichten. — Karl rechnete auf das emſigſte, und hatte das Lob, einer der beſten Schüler ſeines Vaters zu ſein. Roderich hatte ihm einige gute Bücher, die Naturhiſtorie und Geographie betreffend, in die Hände gegeben. Da ſas er denn und mahlte die Thiere, die Vögel und die Bäume ab, ſchnitt die gemahlten Bilder aus und beſchenkte damit ſeine Schweſtern; oder er hatte die Karte von Europa vor ſich, und unterſtrich die Reſidenzen und vorzüglichern Städte, bei deren ieder er etwas merkwürdiges anzugeben wuſte. Ein Buch voll Erzählungen und Lieder für Kinder trug er beſtändig mit ſich. So, wie er etwas darinn las, wuſte er es auch auswendig, ſang bald ein Lied tanzend durch den Garten, rief bald ſeine Geſchwiſter zuſammen, und recitirte ein lehrreiches Geſchichtgen mit ſehr natürlichem Anſtande. War er damit fertig: ſo wuſte er das Unterrichtende, welches eigentlich darinn für ſie lag, ſehr genau herauszuziehen, und machte die Nutzanwendung davon auf ſich und auf ſeine Geſchwiſter wie ein Präceptor.

Vater Roderich empfing dieſe Beweiſe ihres ſich nun immer mehr ausbildenden Geiſtes mit der väterlichſten Freude. Er ſah ietzt den Zeitpunkt herangekommen, dem er iederzeit mit ſehnſuchtsvollem Verlangen entgegengeblickt hatte, und den er für den ſchicklichſten hielt, zum Unterricht in den höhern Wiſſenſchaften des Menſchen an ihnen fortzuſchreiten. Das Frühiahr war eben in ſeiner ganzen Herrlichkeit da, und er beſtimmte nun ieden Sonntagsnachmittag, und, ſo oft es ſeine Geſchäfte zulieſſen, auch manchen ſchönen Morgen und Abend in der Woche dazu, mit ihnen ins freie Feld zu gehen, und ihnen daſelbſt an der Hand der Natur über das, was der Menſch wiſſen mus, um ſich ganz glücklich zu fühlen, ſelbſt Lehrer zu werden. Vorbereitet waren ſie dazu durch Herzensgüte, durch ſanfte Empfänglichkeit für die Freuden der Natur, und durch edles Gefühl für das wahre Schöne und Groſſe; in welchem allen ſie ihr guter Vater unermüdet zu ſtärken geſucht hatte. Noch waren ſie es aber von ſeinen Kindern allein, mit denen er dieſen wichtigen Fortſchritt that, und er wiederholte es faſt vor und nach ieder ſeiner Unterhaltungen mit ihnen, daß ſie zu ihren Schweſtern über dergleichen Gegenſtände, worüber er ſich ietzt gegen ſie auslaſſe, vor der Hand noch nicht reden möchten, weil dieſe es noch nicht verſtänden. „Wenn ſie erſt ſo alt und ſo fähig ſein werden, wie ihr anietzt, ſprach er oft, denn möget ihr ihnen alles das wiederſagen, was ihr nun von mir höret, und ich will mich freuen, wenn ihr einmahl hierinn

eben

ebenſo ihre Lehrer werdet, wie iezt bei ihren Leſenlernen." — —

Roderich wählte einen recht herrlichen Frühlingstag dazu, als er zum erſtenmahle mit den Knaben von Gott reden wollte. Er beſtieg mit ihnen die beträchtlichſte Anhöhe in daſiger Gegend, und lies ihre Herzen ſich daſelbſt erſt den von allen Seiten auf ſie zuſtrömenden Wonnen der Schöpfung öfnen. Der reine Himmel, der warme Sonnenſtrahl, das muntere Grün der Saaten ringsumher, der Geſang der Vögel, das Leben und Weben der ganzen Natur ſtimmte ſie bald zur ſanfteſten Freude.

Karl. O wie ſo allerliebſt ſizt ſichs doch heute hier!

Friz. Ja lieber Vater, dadurch haben Sie es recht gut mit uns gemeint, daß Sie heute mit uns hieher gegangen ſind.

Roderich. Nun, das iſt mir lieb. Meinen guten Kindern mag ich gar zu gern eine Freude machen. So ſehet euch denn recht um, und genieſſet den heutigen Tag ganz. Dazu iſt er ſo ſchön, daß wir Menſchen dis thun ſollen.

Karl. Aber lieber Vater, warum war es denn um Weinachten nicht ſo hübſch, hier zu ſein?

Roderich. Mein Kind, die belebende Wärme fehlte damals, welche uns iezt umflieſſt.

Jetzt ſieheſt du die Sonne hier — blick' auf — um Weinachten ſahen wir ſie dort unten. Wie dis ſo zugehe, ſollſt du auch bald lernen. Da war denn im Felde alles todt und öde. Die Saat, welche hier überall iezt grünt und wallt, war um Weinachten auch ſchon da; aber ſie blieb, wie ſie bei Ausgang des Herbſtes geweſen war. Alle Menſchen konnten nicht machen, daß ſie fortwüchſe. Nun iſt das mildere Frühiahr da, und ſo wächſt ſie, ohne daß wieder ein Menſch das geringſte dazu beiträgt. Hernach kommt die Erndte. Denn wird wieder geſäet. Denn wirds wieder Winter; und denn wieder Frühiahr. So iſts hier zu Lande in der Natur ſeit vielen tauſend Jahren ſchon gehalten worden, und wird noch ferner ſo gehalten werden.

Karl. Lieber Vater — das iſt ia ganz beſonders, wie das ſo auf einander folgt. Sagen Sie mir nur, woher das alles ſo iſt.

Fritz. J Karl, wie kannſt du denn ſo fragen? Das weis ia Vater ſelbſt nicht.

Roderich. Kinder, hört einmahl zu. — Ihr ſehet doch, daß in unſerm Hauſe heute dis, morgen ienes, übermorgen wieder etwas anders, und ſo fortan geſchiehet. Tauſenderlei mus bei uns geſchehen. Dis faſſen wir alles unter dem Wort, Haushaltung, zuſammen. Daß nun aber iedes davon gerade zu rechter Zeit geſchehe, darauf beſtehet unſer Wohlſtand und das nennen wir Ordnung der Haushaltung.

Die habe Ich gemacht.— Eben ſo, wie es in unſerm Hauſe iſt, iſts nun auch hier im Felde — in dem groſſen, groſſen Hauſe, in welchem wir Menſchen unſere kleinen Hüttchen aufgeſchlagen haben. Auch hier mus viel tauſendtauſenderlei geſchehen, und alles mus auch in gehöriger Ordnung geſchehen. Dieſe Ordnung iſt ebenfalls gemacht.

Karl, hitzig. Lieber Vater, haben Sie denn dieſe Ordnung hier auch gemacht?

Roderich. Dieſe war ſchon viel tauſend Jahre vorher, ehe ich gebohren ward.

Fritz. Karl, höre einmahl; Hanns ſagte mir letzthin, als er ſäete, und ich ihn fragte, ob er nun machte, daß das Getraide aufginge — — das ginge von ſich alleine wohl auf...

Roderich. Merkt euch das, Kinder — wo ihr Ordnung ſehet: die iſt gemacht. — Die Ordnung in unſerm Hauſe kann noch funfzig Jahr ſo fortgehen: aber nach funfzig Jahren bleibts doch dabei, daß ich ſie gemacht habe. Alſo die unausſprechliche Ordnung hier in der freien Welt iſt auch gemacht. Alle Menſchen zuſammen können aber nicht einmahl einen Grashalm machen. In unſerm Hauſe iſts euer Vater, der die Ordnung gemacht hat. In dieſem groſſen Hauſe der Natur iſt auch ein allgemeiner Vater, der alles ſchuf und ordnete.

Fritz und Karl zuſammen. Wer iſt denn das? — Wer iſt denn der?

Roderich, mit Seelendrang und Seelenwonne. Ach! das iſt Gott! — Wie ſelig bin ich, nun mit euch von ihm reden zu können!

Fritz. Ja, ſiehſt du wohl, Karl, das iſt der liebe Gott, von dem liebe Mutter manchmahl ſpricht; als, wie ſie geſtern, da Friderike den Strickſtrumpf verlegt hatte, ſagte, daß der liebe Gott es wiſſen möchte, wo ſie ihn gelaſſen habe.

Karl. Aber wo iſt denn Gott?

Roderich. Wo du biſt, wo Fritz iſt, wo ich bin, wo eure Mutter iſt. Bei allen Menſchen, bei allen Würmern, bei allen Kornhalmern iſt er.

Karl. [illegible]ber ich ſehe ihn ja doch nicht.

R[illegible] Eben darum ſiehſt du ihn nicht, weil e[illegible]alben iſt.

Fr[illegible] Sie haben ihn doch aber wohl ſchon geſehen, [illegible]gevater?

Roderich. Auch ich nicht.

Karl. Hat ihn denn noch kein Menſch geſehen?

Roderich. Nein.

Karl. Und bekommt ihn auch keiner noch zu ſehen?

Roderich. Nein.

Fritz. Ach, aber da fällt mir was ein — das hatte ich ganz vergeſſen. Als letzt die arme Frau das Eſſen holte, welches ſonſt der arme blinde Mann ſich holte, und liebe Mutter fragte, wo ihr Mann wäre? da antwortete ſie: der brauche nichts mehr zu eſſen; denn er wäre ſchon bei dem lieben Gott. Alſo — der ſieht ihn nun wohl?

Roderich. Was das heiſſe, wenn die Leute von einem Todten ſagen, daß er bei dem lieben Gott ſei, davon will ich zu anderer Zeit mit euch reden. Jetzt höret mich nur einmahl über das Vorhergehende an. — Hier iſt meine Uhr. Sie geht ſehr richtig. Aus London — Karl, wer reſidirt da?

Karl. Der König von England.

Roderich. iſt ſie mir verſchrieben worden. Ich ſehe den Künſtler, der ſie zuſammenſetzte, ſammt ſeiner Geſchicklichkeit, in dieſer ſeiner Arbeit; das heiſt: Wenn ſeine Geſtalt mir auch nie ins Auge gefallen iſt: ſo zweifle ich doch weder an ſeinem Daſein, noch an ſeinen Talenten weiter. So nur iſt es uns erlaubt, Gott zu ſehen. In ſeinen Werken ſollen wir ihn ſehen. Merkt euch dis. In und um uns hat Gott unausſprechlichviel hervorgebracht, das wir weder uns, noch andern Menſchen zuſchreiben können. Darinn ſehen wir ihn, und können ihn täglich deutlicher darinn ſehen, ie mehr wir darauf Acht haben.

Karl. Der liebe Gott mus wohl recht alt ſein, wenn das alles vor vielen tauſend Jahren ſo von ihm geſchaffen worden iſt...

Roderich. Darinn haſt du recht. Er iſt immer da geweſen, und wird immer da ſein.

Karl. Das kann ich aber doch gar nicht begreifen.

Roderich. Denke dir es ſo — iezt iſt er da; und, wie dein Grosvater lebte, war er auch da; und, wie dieſes ſein Grosvater lebte, auch; und, wenn eure Kinder leben, wird er auch da ſein, und, wenn dieſer ihre Kindeskinder leben, auch; und ſo fortan. Weiter kann ich dir freilich nichts davon ſagen. So weit ihr vor- und rückwärts zählet, zählet ihr allemahl den lieben Gott auch mit. Und da könnet ihr fortzählen, ſo lange ihr wollet, und er iſt immer dabei.

Fritz. Das mus doch ein recht lieber Gott ſein, der alles ſo ſchön machte, wie es um uns her iſt.

Roderich. O Fritz, komm und umarme mich! Wie du ſprichſt: ſo ſprechen tauſend Erwachſene nicht.

Karl. Lieber Vater, ich meine es auch ſo.

Roderich. Darum kommet beide in meine Arme. Kinder, bleibet bei dieſem Bekenntnis, ſo lange ihr lebet. — Ja, ihr habt recht, ewig recht; ein lieber, liebevoller Gott ſchuf alles ſo ſchön um uns her. Wie ein Vater es macht, der in ſeinem Hauſe alles zum Beſten ſeiner Kinder ordnet: ſo machte ers. Denkt euch ihn immer, ſo oft ihr an ihn denket, als den Vater aller ſeiner Kinder. Ach! Gott hatte unausſprechlich viel Kinder zu bedenken und glücklich zu machen, und er machte ſie alle glücklich. Auch die Fliege, welche ietzt aus der Ritze wieder hervorkriecht, — auch die Mücke, welche ietzt erſt gebohren wird, um auf einige Stunden zu leben, iſt ſein Kind. Auch ſie hat ihre Freuden.

Fritz. Alſo auch die Mücken, welche hier über uns ſpielen, liebte der liebe Gott?

Roderich. Wie meinſt du das? Meinſt du, ſie wärens nicht werth? O ſieh nichts für zu klein und für verächtlich an. Gott iſt gros in der Mücke, und in dir. Du ſollteſt das kleine Ding einmahl unter ein Vergrößerungsglas bringen und es denn betrachten. . .

Karl. Nein, lieber Vater, ſo meints mein Bruder wohl nicht. Er will nur ſagen, daß dieſe armen Thierchen keine Freude in der Welt haben.

Roderich. Keine Freude? — Siehſt du nicht, wie ſie da im Sonnenſchein auf- und nider tanzen? Guck' einmahl in die Höhe, was das für ein Geſpringe und Gewirre iſt. Macht ihrs nicht auch ſo auf der Erde, wenn ihr recht luſtig ſeid? Sieh, das ſind **Mückenfreuden** — das iſt **Mückenglück**. Aber ſie bedürfen nichts mehr, um glücklich zu ſein. Jedes Kind hat vom guten Vater erhalten, was es braucht und brauchen kann. Wir Menſchen haben freilich unendlich mehr von Gott erhalten.

Karl. Ach, ich bin recht froh, daß ich keine Mücke bin.

Fritz. Ich auch, lieber Vater.

Roderich. Das iſt gut, liebe Kinder; aber es iſt nicht genung. Ihr müſſet nur recht darüber nachdenken, wie viel mehr Gott an euch gethan hat.

Fritz und Karl. Ja, ja, lieber Vater, das wollen wir auch.

Roderich. Betrachtet einmahl die ſchöne Welt hier um uns her; ſie iſt doch warlich nur ſo ſchön **für uns Menſchen**. Die Mücken da empfinden den warmen Sonnenſtrahl, und tanzen in ihm: das iſt Alles. Die Vögel da ſingen in der Luft, weil ſie ſo mild iſt. Die Feldthiere da ſpringen vergnügt umher in den Saaten, weil ſie Aeſung vollauf finden. Keins von dieſen allen ſieht ſich nach der Schönheit der Welt um — keins empfindet ſie — keins forſcht nach dem Urheber derſelben. Wir haben Sinne und Vernunft. Für uns allein hat die Welt wahre Schönheit. Wir — wir einige von den tauſend Millionen der Menſchen ſitzen hier, und genieſſen ſie iezt ganz. Wir Menſchen bauen das Feld für uns, und die Thiere dürfen nur dahin auf ſelbigem, wo wir ſie dulden wollen. Wir verwenden alles in unſern Nutzen, pflücken die Bluhmen für uns, mähen die Saaten ab, fangen die Fiſche, die Vögel, die Feld- und Waldthiere, und ſind offenbar in dem groſſen Hauſe Gottes, des Vaters, dieienigen von ſeinen Kindern, denen die übrigen alle weichen müſſen. Wir können uns Sicherheit vor ihnen verſchaffen; aber keins derſelben ſich Sicherheit vor uns.

Fritz. O Karl, was uns da der liebe Vater alles ſagt!

Karl. Höre du nur recht zu. Ich verſtehe alles, und habe ſchon manchmahl darüber meine Gedanken gehabt, und fragen wollen.

Roderich. So faſſet denn die Wahrheit — ſie iſt die Erſte unter allen, die uns tröſten — es iſt ein Gott — ein allgemeiner Vater aller Weſen — der alle ſeine Kinder glücklich, und unter allen ſeinen Kindern auf Erden uns Menſchen am glücklichſten machte. Blicket nur um euch her; die ganze Welt beweiſet euch dis.

Karl. Ach, lieber Vater, wir wollen den lieben Gott auch recht dafür lieb haben.

Fritz. Recht herzlich wollen wir dis.

Roderich. Ihr ſeid natürlichgute Kinder. Bleibet ſo! — Ach, der Gedanke an Gott, als Schöpfer, iſt von unausſprechlichem Werth für uns. Nützte er uns auch zu weiter nichts, als daß wir dieſe Welt als ſein Werk betrachten könnten: ſo müſte er uns ſchon darum ſehr theuer ſein. Mir iſt wenigſtens ſo, daß alle die Freuden, welche mich hier umſtrömen, mir darum erſt recht ſüs und ſanft ſind, weil ſie einen Schöpfer haben, und weil ihr Schöpfer auch mein Schöpfer iſt. Was müſſen wir nicht von einem Gott erwarten können und dürfen, der ein ſolches Meiſterwerk, wie dieſe Welt iſt, bilden konnte, und der in derſelben beſonders für uns ſo viel Seligkeit bereitete! Und wie angenehm mus es uns ſein, unſern Wohlthäter nun doch zu wiſſen, damit unſer dankbares Herz ſich gegen ihn ergieſſen könne!

Karl. O Herzevater, erzählen Sie uns doch noch recht viel von dem lieben Gott. — Aber wie machte er es denn, als er dis alles ſchuf?

Roderich. Liebes Kind, darüber haben ſich die weiſeſten Menſchen ſchon die Köpfe zerbrochen. Es iſt aber auch nicht nöthig, daß wir es wiſſen. Uns Menſchen geziemet nur, zu unterſuchen, was Gott alles geſchaffen habe. Dis ſollen wir recht ſtudiren, damit er in unſern Augen dadurch immer gröſſer und liebenswürdiger werde.

Karl. Oder, woraus, lieber Vater, hat denn Gott dieſe Welt geſchaffen?

Roderich. Vermuthlich aus den Trümmern einer vorigen Welt.

Karl. Und dieſe — woraus dieſe?

Roderich. Vermuthlich wieder aus den Ueberbleibſeln einer noch ältern.

Fritz. Alſo hat der liebe Gott wohl immer eine Welt gehabt?

Roderich. Einen Hausvater denken wir uns immer mit einer Familie. So denken wir uns wenigſtens auch immer einen Gott mit einer Welt. So viel iſt gewis, daß wir nichts, als Veränderungen, ſehen. Aber wie viel hunderttauſend dergleichen ſchon geſchehen ſind, wiſſen wir eben ſo wenig, als wir wiſſen, was vor tauſend Jahren auf einer Gegend des Erdbodens, wohin noch kein Europäer gekommen iſt, vorgegangen ſei. Gott will nicht allein ſelig ſein. Er hat immer Millionen Geſchöpfe, die er an ſeiner Seligkeit Theil nehmen läſſet. Sehet, das bringt uns eben erſt den ſchönſten Begrif von ihm bei. Er iſt, wie ein gutgeſinnter

Reicher, der immer viel Arme um ſich her verſammelt, die er aus ſeinen Schätzen verſorgt, und an deren Stelle, wenn ſie ſterben, er immer wieder andere aufnimmt.

Fritz. O Karl, es hört ſich doch gar zu hübſch zu, wenn lieber Vater ſo von dem lieben Gott ſpricht.

Roderich. Ihr könnet mir nicht vergnügter zuhören, als ich von ihm zu euch rede. Aus Liebe ſchuf Gott alles; aus Liebe ward er auch unſer Schöpfer. Bei allem, was er thut, leitet ihn die Liebe. Ihr könnet ihn nicht höher ehren, als wenn ihr ſo denket. Nicht nur, wenn der Himmel ſo rein, die Luft ſo ſtill und mild iſt, wie heute — ſondern auch wenns ſtürmt und blitzt iſt Gott die Liebe.

Karl. Aber, da ſprach letzt, wie der groſſe Wind war, der fremde Mann, welcher die Schweine holte, zu uns, wir ſollten ia ſtill ſein, der liebe Gott ſtrafe iezt . . .

Roderich. Das iſt unrecht geſprochen. Verzeihts dem Manne; er weis es nicht beſſer. Die Leute haben ſichs einmahl angewöhnt, ſo zu reden. Zu anderer Zeit will ich hiervon mehr mit euch reden. — Liebe bleibt ewig die Hauptvorſtellung, welche ihr euch von Gott machet. — Doch erwäget einmahl — ich bin euch als Vater herzlichgut, und will euch gern recht glücklich machen. Aber was hülfe euch

die,

bis, wenn ich es nicht recht anzufangen wüſte? Weisheit iſt noch mehr als Kraft. Indeſſen mus auch dieſe freilich dabei ſein. Ein liebevoller, weiſer, mächtiger Gott iſts alſo, an den wir glauben. Alles Gute, was in der Welt für uns da iſt, iſt ſein Segen. Wir ſind ohne ihn nichts.

Friz. Ach, lieber Vater, das wollen wir nimmermehr vergeſſen.

Roderich. Ich ſage euch dis alles, liebe Kinder, um euch das herzlichſte Vertrauen auf Gott einzuflöſſen. Dis ſoll die herrſchende Geſinnung ſein, welche euch immer erfülle, belebe, beruhige und tröſte. Vorhin ſprach ich zu euch, daß wir Menſchen das alles recht ſtudiren müſten, was Gott geſchaffen habe, und ich empfehle euch nun dis auch als das beſte Mittel, euch in dieſem kindlichen Vertrauen auf Gott zu ſtärken. In allen Werken Gottes, die hier vor euren Augen ſind, erblicket ihr die höchſten Beweiſe ſeiner Macht, Weisheit und Güte. Ihr überſehet hier nur eine kleine, unbeträchtliche Fläche von der groſſen Erde, welche wir bewohnen; aber wie iſt auch hier alles ſo herrlich für alle hier befindlichen Geſchöpfe, und zum Nutzen und Vergnügen des Menſchen eingerichtet! Reizender, als der Mahler ſie mahlen kann, iſt die Natur. Noch viel ſchönere Gegenden, als dieſe iſt, hat die Erde. Auch ihr kleinſter Winkel iſt nicht leer von Gegenſtänden,

den, die unſer Erſtaunen erregen. Jedes Land hat beſondere Wohlthaten Gottes aufzuweiſen; jedes hat das, was es braucht. Bei weitem kennen die Menſchen noch nicht alle die Geſchöpfe, welche mit ihnen zugleich Kinder eines Vaters in einem und demſelben Hauſe ſind. Von Zeit zu Zeit entdecken ſie noch immer mehr derſelben. In fernen Landen leben noch viel groſſe und kleine uns unbekannte Arten von Thieren. Das groſſe Weltmeer verbirgt in ſeinen Tiefen ganze Mengen derſelben. Alles, wohin ihr ſehet, wimmelt von lebendigen Weſen. Unter der Rinde eines einzigen Baumes, in einem einzigen Strauch, in einem Käſe lebt oft eine ganze kleine Welt derſelben. Jedes, auch das kleinſte Thierchen, welches ihr kaum mit bloſſen Augen ſehet, iſt wundervoll gebildet. Die Mannigfaltigkeit darinn von der Milbe an, die ich euch oft gezeigt, bis zum Menſchen, überſteigt unſere Vorſtellungen. Und doch machen alle Geſchöpfe eine Reihe aus, in der immer eins dicht aufs andere folgt, etwas vom vorhergehenden und etwas vom nachfolgenden an ſich hat, und immer eins für das andere da iſt. Was mus dazu gehört haben, daß alles ſo eingerichtet ward! Denkt einmahl — während, daß wir in unſerm Hauſe vergnügt leben, leben ohne unſer Zuthun im Keller die Kellerwürmer, auf dem Boden die Spinnen, in der Speiſekammer die Milben, und im Mooſe auf dem Dach viel hunderttauſend kleinere Inſekten in ihrer Art auch recht glücklich. O Kinder, wenn ich das alles ſo überlege: ſo möchten mir die Thränen darüber für Freuden aus den Augen flieſſen, daß es ſo viel tauſendmahltauſend Millionen unglaublich verſchiedener Geſchöpfe gibt, denen allen Gott Wohlthäter und Vater ward . . .

Karl. Ach, wie viel tauſend Bienen hat allein unſer Nachbar Fritſch in ſeinen Bienenſtöcken!

Fritz. Und ſieh nur einmahl die erſtaunende Menge von Mücken hier wieder über uns. — Lieber Vater, es iſt eine ordentliche groſſe, dicke Säule von ſolchen Thierchen da in der Luft . . .

Roderich. Karl, du gedachteſt der Bienen unſers Nachbars. Nicht ohne Urſache führte ich euch letzt zu ihnen hin, und zeigte euch den künſtlichen Bau dieſer Thiere. Ihr erinnert euch noch deſſen, was ihr ſahet?

Fritz und Karl. O ia, lieber Vater, o ia.

Roderich. Das thun dieſe Thiere, ohne weiter einen Lehrer dabei zu haben, als die ihnen vom Schöpfer eingepflanzten Kunſttriebe. Wie gros mus euch derſelbe in ihnen ſein! Und, wenn ihr ſo andere Thiere mehr betrachtet — als z. E. wie ich euch den Ameiſenlöwen letzthin auf ſeinem liſtigen Fang zeigte, oder wie wir im vorigen Sommer die Puppen ſuchten, aus denen ihr die ſchönen Nachtvögel zoget: ſo werdet ihr immer mehr Gelegenheit finden, Gott in ihnen allen zu bewundern. Gewöhnet euch nur daran, alles, was ihr in der Natur findet, recht zu beobachten. Hierdurch gelanget ihr zur ſchönſten Erkenntnis eures Schöpfers. Fraget mich, wenn ihr euren Gedanken nach etwas beſonderes findet. Wenn ich nicht darauf antworten kann, wollen wir Bücher darüber nachſchlagen.

Karl. O lieber Vater, das iſt meine gröſte Freude. Das Buch von den Thieren und Vögeln, welches Sie mir gaben, kann ich ſchon faſt ganz auswendig.

Roderich. Aber unter allen, was ihr auf der Erde ſehet, findet ihr nichts, worinn ſich Gott in ſeiner Gröſſe — ſeine Macht, Weisheit und Güte mehr geoffenbaret hätte, als — euch ſelbſt. Der Menſch iſt das ſchönſte Kind Gottes hier. Unſer Körper iſt ein herrliches Gebäude, und aus den einfachſten Theilen ſo künſtlich zuſammengeſetzt, daß wir über uns ſelbſt am meiſten zu erſtaunen haben. Ich habe euch ſchon manchmahl davon erzählt, wie es in eurem Leibe ausſehe, und, ſobald wir die erſte Gelegenheit haben, einmahl dabei zu ſein, wenn ein todter Körper aufgeſchnitten wird, will ich euch hinführen. Der Umlauf unſers Bluts — das Verdauungsgeſchäft unſers Magens — das Stehenkönnen, ohne hinzufallen — das Sehen — das Hören — das bloſſe Athemholen ſind Dinge, von denen man Stundenlang reden kann, wenn man ſie erklären will. Alle Menſchen haben einen ſo künſtlichen Körper; aber die wenigſten wiſſen, was ſie an ihm haben. Noch weniger wiſſen ſie, wie alles, was tagtäglich in ihnen geſchiehet, zugehe. Viel Tauſende ſehen und hören, ohne iemahls darüber nachgedacht zu haben, was dis heiſſe. Ihr ſollet alle Verrichtungen eures Körpers, ſo wie ſeinen ganzen innern Bau, kennen lernen; damit ihr die ganz unausſprechliche Weisheit, Macht und Güte Gottes, welche ſich an euch allein ſchon ſo herrlich geoffenbaret haben, immer herrlicher verehren lernet. Je gröſſer der Menſch ſich ſelbſt wird, deſto gröſſer wird ihm auch Gott. — Und in dieſem unſern Körper nun wohnt, lebt und wallet Etwas, das noch weit vortreflicher iſt, als Er. Wir nennen es Seele. Dieſe iſt es, welche uns Gotte ähnlich macht. Es iſt erſtaunend, Kinder, — alle Menſchen haben ſo eine Seele, und die gröſſeſten Weiſen unter den Menſchen haben noch nicht ergrübeln können, was ſie ſei. Wir reden von unſerer eigenen Seele, oder vielmehr, unſere Seele redet von ſich ſelbſt, und kann uns nicht begreiflich machen, was ſie ſei. Warlich, wir haben Zeitlebens damit zu thun, und werden nicht fertig damit, nur uns ſelbſt kennen zu lernen. Dieſe Seele iſts, durch welche wir unſer Daſein erfahren und uns von der ganzen übrigen Schöpfung unterſcheiden; durch welche wir denken, an etwas vergangenes uns wieder erinnern, und geſchehenes und gehörtes nach langen Jahren uns wieder vorſtellen; durch welche wir nachſinnen, Wahrheit erkennen, uns zu Handlungen beſtimmen, und zum Glauben an Gott gelangen. Dis alles thun wir, und, wenn wir Rechenſchaft darüber geben ſollen, wie wir es thun: ſo ſtehen wir ſtill und verſtummen, oder machen Erklärungen davon, die am Ende ein einziger Einwurf wieder umſtöſſt. Ich ſage euch nicht mehr zur Zeit hiervon, weil ich glaube, daß ihr auch dis noch nicht recht verſtehet. Paſtor Zober ſoll euch einmahl mehr hiervon ſagen. Für ietzt wollte ich nur, daß ihr, ſo oft ihr euch nun wieder betrachtet, im Herzen ſprächet: Ach! wie gros iſt Gott — wie gros ſchon an mir allein!

Karl. O beſter Vater, ſchwatzen Sie doch noch ſo eine ganze Stunde mir von meiner Seele vor.

Fritz. Aber Karl, der liebe Vater ſagt ia, daß wir es noch nicht verſtehen. Er wird uns ſchon alles ſagen, wenn es Zeit iſt.

Roderich. Für ietzt, Karl, habe genung hieran. — Nur noch eins will ich heute hinzuſehen. Ich habe ietzt blos von der Erde geredet; aber nun bedenkt einmahl — dieſe Erde iſt gegen das ganze Weltgebäu wie ein kleiner Punkt auf einer Tafel, auf der unzähliche groſſe und kleine Punkte neben einander ſtehen.

Karl. Iſt denn das nicht einerlei, lieber Vater, wenn ich ſage — die Erde — oder die ganze Welt?

Roderich. O nein, lieber Junge. — Blick einmahl da oben hinauf. Sieh den blauſcheinenden unermeslichen Raum. Jetzt ſieheſt du der Sonne wegen nichts in ſelbigem; aber was wirſt du auf den Abend daſelbſt ſehen?

Fritz. Sterne, Vater, Sterne.

Roderich. Viel, oder wenig?

Karl. Ach, erſtaunend viel.

Roderich. Und du ſiehſt ſie lange nicht all. Wenn du im oberſten Stern wäreſt, würdeſt du wieder ſo viel über dir ſehen. Durch ſo ein Fernrohr, wie ihr letzt beim Paſtor Zober ſahet, können wir ſchon ſehr viel andere noch erblicken, welche wir mit bloſſen Augen nicht entdecken.

Karl. Ach, lieber Vater, ſo ein Fernrohr möchte ich wohl haben.

Roderich. Mit der Zeit, mein Sohn. Ich will dir zu allem behülflich ſein, was nützlich iſt, und wozu du Luſt haſt. Wenn wir einmahl an einem ſchönen Abend bei meinem lieben Freunde wieder ſind, ſollſt du einen Verſuch damit machen.

Karl. Aber, Väterchen, was ſind denn die Sterne?

Fritz. Was du fragſt, Karl! das ſind lauter Lichterchen, die der liebe Gott des Abends anſteckt, daß es auf der Erde nicht ſo ganz dunkel ſei.

Roderich. Das denkſt du ſo, Fritz. Aber was meinſt du, wenn ich dir ſage, daß viele von dieſen Sternen gröſſer ſind, als unſere Erde?

Karl. Was, lieber Vater? — Aber ſie ſind ia ſo erſtaunend klein. Ich habe ſie ſchon recht oft darauf angeſehen.

Roderich. Sie ſind es nicht; ſie laſſen nur ſo; weil ſie in einer überſchwenglichen Entfernung von uns ſind.

Karl. I, was ſind ſie denn alſo, wenn ſie ſo gros ſind!

Roderich. Auch einzelne Welten, Theile des ganzen Weltgebäudes, wie unſere Erde.

Karl. So iſt ia auch wohl was darinn? So gibts da auch wohl Menſchen, Thiere, Bäume und Bluhmen, wie hier?

Roderich. Leer werden ſie nicht ſein. Sie werden eben ſo Schauplätze der Gröſſe ihres Urhebers, wie die Erde, ſein. Und vielleicht einige noch glänzendere, und maieſtätvollere, als dieſe. Was für Geſchöpfe aber eigentlich in ihnen leben — wer kann das wiſſen?

Fritz. Ach, Karl, wie viel hat der liebe Gott geſchaffen!

Roderich. Nun betrachtet die Schöpfung von dieſer Seite — in ihrem unermeslichen Raum, in welchem ſie ihr Schöpfer nur überſehen mag — und denkt denn an das Weſen, welches das Ganze von ſo unzählichen Welten ſo regelmäſſig, wie es da iſt, einrichtete — ach, Kinder, wir erliegen unter der Vorſtellung ſeiner Maieſtat — wir haben kein Bild, worunter wir uns ihn denken ſollen, keine Sprache, die ſeine Gröſſe und Hoheit auszudrücken vermag ....

Karln ſtanden die Thränen in den Augen. Fritz hatte ſeine Hände gefaltet, ohne daß ers wuſte, und blickte gen Himmel. Vater Roderich ſah dis. Sein Buſen hub ſich voll innern Drangs, und voll Vaterfreuden, wie er ſie noch nie empfunden. Im Herzen ſprach zu ihm eine Stimme: *Nun iſt es Zeit — nun falle mit ihnen nieder, und las ſie ſich dem Gotte ihrer Väter heiligen!* — —

O ſo kommet denn, rief er mit einer Wonneglut, die ſein ganzes Weſen durchdrang, und ſeine Wangen hochröthete — kommet, und laſſet mich die Seligkeit genieſſen, euch beten zu lehren, und euer erſtes Gebet mit dem meinigen zu begleiten!

Er kniete nider, legte ſeine Hände auf die Bruſt, hub ſein Antlitz himmelwärts und betete laut. Seine Kinder knieten neben ihm, und machtens überall, wie er.

„Gott — Schöpfer — Vater — aller Menſchen, aller Weſen Vater — nimm unſer erſtes Lallen zu dir mit Barmherzigkeit auf! du liebeſt uns. Dein iſt alles, was wir haben. Ach! mache uns zu weiſen und zu guten Menſchen. Las uns recht herzlich dabei auf dich vertrauen, und alles, was uns in unſerm ganzem Leben widerfährt, mit ſtiller Hofnung auf dich annehmen. Wir ſind deine Kinder. Weiſer Schöpfer — lieber Vater — ſegne uns!“

Die Kinder wetteiferten in Andacht mit ihrem Vater bei ihrem erſten Gebet. Roderich rang ſeine Hände nach Gott hin, ſtand ſeelenvergnügt auf und umarmte ſie nach einander.

„Das heiſt beten, Kinder. Ein herrliches, ſeliges Geſchäft für uns Menſchen. Sich mit dem Urheber aller Dinge recht eigentlich unterhalten — Das Weſen, welches iene unzählbaren Welten mit ſo unbegreiflicher Weisheit ſtellte, zu ſeinem Vertrauteſten machen — o wie viel habe ich euch in Zukunft davon noch zu ſagen! Seither führte ich euch noch nicht dazu an, weil ihr noch nicht geſchickt genung dazu waret. Nun bin ich überzeugt, daß euer erſtes Gebet nicht bloſſe kindiſche Plapperei war, und ich hoffe, daß ihr in eurem ganzen Leben den Nutzen von dieſer Handlung wirklich haben werdet, den ſie für alle Menſchen haben ſollte, und für die wenigſten nur hat. Vergeſſet dieſes eures erſten Gebets auf dieſer Stelle nie, und laſſet uns nun recht heiter und froh zur Mutter zurückkehren.“

Zweites Kapitel.

Die Knaben gingen nachdenkend neben ihrem Vater her. Selbſt der lebhafte Karl ſprang und tanzte nicht, wie gewöhnlich. Jeder gute Menſch, der ihnen begegnet wäre, und zu dem Roderich geſagt hätte, was alleweil mit ihnen vorgefallen wäre, müßte geantwortet haben — ia warlich, ſo etwas mus ſein; es iſt noch etwas ſonderbares auf ihrem Geſicht, das man ohne Erklärung nicht verſteht — ein gewiſſer, für ihr Alter noch nicht gewöhnlicher, feierlicher Ernſt, den man, ſobald man hört was geſchehen iſt, allerdings ſogleich für den Nachlas von ienen frommen Schauern aufnimmt, welche iezt zum erſtenmahle ihr iunges unverderbtes Herz durchſtrömten. — — Sie waren, als ſie nach Hauſe kamen, auſſerordentlich folgſam, ſanft, ſtill und gutmüthig, und ſchienen dem Vater noch immer auf dem Fus zu folgen.

Brigitte. Sag nur lieber Mann, was iſt den Knaben geſchehen? Sie ſind ia — ich weis ſelbſt nicht, wie ſie ſind.

Roderich, mit Freudenthränen in den Augen. Sie haben zum erſtenmahle mit mir gebetet.

Brigitte, unter Umarmungen. Ach, iſt es wahr? iſt es wahr? — O ſo habe tauſendmahl Dank! — Ach, wie froh bin ich nun! Ich dachte immer, ſie ſolltens gar nicht lernen, und kann dir nicht ſagen, wie viel Thränen ich darüber im Stillen vergoſſen, daß du gar keinen Anfang damit machen wollteſt.

Roderich. Aber Mutter — wie konnteſt du ſo denken? Habe ich dir nicht meinen ganzen Plan vorhergeſagt? Wie kannſt du glauben, daß ich unſere Kinder nicht eben der Stärkungen im Guten, nicht eben der Tröſtungen im Unglück auf ihr ganzes Leben theilhaftig machen würde, welche das Gebet ſo oft für mich und dich hatte! Aber *vor der Zeit* ſollte es nicht geſchehen. Billige nun ganz mein Verfahren. Ihr *erſtes* Gebet iſt *wahres* Gebet geweſen. Mutter, du hätteſt die Knaben ſehen ſollen — ach! ewig werde ich des Auftritts nicht vergeſſen — mit welcher Seelenſtille, Andacht und Herzenserhebung ſie beteten — wie ſie viele Erwachſene bei Ausübung dieſer ehrwürdigen Handlung beſchämeten — wie ihr Angeſicht immer heiterer und heiterer ward, und wie ſie, als ſie aufhörten zu beten, vom allgemeinen Vater zu mir eilten und an meine Bruſt ſanken .... Man ſah es ihnen an, daß ſie von Vater zu Vater gingen ... Das ſollen nun ein Paar recht würdige Beter in ihrem ganzen Leben ſein. Die ſollen den Segen und die Kraft des Gebets iederzeit in recht hohen Maaſſe empfinden.

Brigitte, indem ſie wehmüthig auf ihre beiden Töchter blickt. Ach! Vater — lieber Vater — eine Bitte an dich — —

Roderich, der aus dem Blick die Bitte ſchon erräth. Die iſt —

Brigitte, voll herzlichſter Zutraulichkeit. Darf ich nun nicht auch unſre Töchter zum Gebet anführen?

Roderich. Das wollteſt du thun? Und ich habe dir in dieſem Augenblick den Nutzen vorgeſtellt, welchen die Knaben nun davon haben und immer haben werden, daß ſie nicht vor der Zeit dazu angeführt wurden? — Ueberlege doch, die Knaben beten nun wirklich; aber die Mädgen würden nicht beten, ſondern nur ſchwatzen, nur Worte herſprechen. Mutter, habe Gedult. Warte die Zeit für ſie ab. Dieſe wird auch kommen. Du ſieheſt ia, wie wahrhaftig brav ich es mit unſern Kindern meine; auch ſieheſt du, daß ich bei meinem Gutmeinen nicht irre.

Brigitte ſchien von ihrem Geſuch abzuſtehen. Eigentlich nahm ſie aber nur eine andere Wendung. Sie ſchlug vor, daß nun das förmliche laute Tiſchgebet in ihrem Hauſe, wie in andern Familien, eingeführt würde.

Roderich. Mit der Zeit; jetzt noch nicht.

Brigitte. Aber Fritz und Karl ſollen ja allein nur die Gebete herſagen.

Roderich. Wenn du willſt, daß Friderike und Karoline von nun an unter der Aufſicht einer Kindermagd allein eſſen?

Brigitte. Nein, das ſoll nicht geſchehen. Unſere Kinder eſſen mit uns.

Roderich. Nun, ſo ſtehe von deinem ganzen Geſuch ab. Wenn ihr Mütter nur ſehet, daß das Kindgen ſchon die Händgen faltet, wenn es andere ſie falten ſiehet, und zum hundertſtenmahle nachſpricht, was ihm neun und neunzigmahl vorgeſprochen wird, ohne übrigens ein Wort davon zu verſtehen: ſo iſt das eine Freude und ein Weſen, daß ihr weinen möchtet; aber damit iſts nicht ausgerichtet. Mit der Religion gaukle ich nicht; ſie wird am Ende doch oft leerer Schlendrian genung. — Ueberlege nur das einzige, was für ein Gottesdienſt das wäre, wenn Karoline ein einzigmahl Poſſen dazwiſchen machte, indem ihre Brüder beteten, oder zu lachen anfinge, wenn Friderike ſich verſpräche, und dadurch alle ihre Geſchwiſter mitzulachen bewegte. Und dis können wir ja doch nicht verhindern, wir mögen es anfangen, wie wir wollen. Geh nur hin in andre Häuſer, und ſieh, wie das Final von dem Tiſchgebet, das vor der Zeit geſchieht, oft dis iſt, daß Eltern und Kinder ein Gelächter aufſchlagen. Friderike ſoll auch noch nicht hören, was ſie noch nicht verſteht; ebenſo, wie ſie noch nicht reden ſoll, was ſie noch nicht begreift. Du beſte Frau, es iſt ja ſchlechterdings nicht genung daran, daß etwas nur geſchieht; ſobald es nicht recht geſchehen kann, mus es noch unterbleiben. Die Zeit wird kommen, da vor und nach dem Eſſen in unſerm Hauſe laut gebetet wird. Alsdenn wollen wir es bald ſelbſt, bald ſollens unſere Kinder thun. Warum fällt dir nicht ein, daß deine Töchter auch ſchon mit dir zum Abendmahle gehen ſollen?

Brigitte. Ei, das können ſie noch nicht.

Roderich. Nun ſiehſt du — und beten können ſie auch noch nicht. Und eben darum, weil ſie es noch nicht können, ſollen ſie es noch nicht thun. Ueberhaupt merke dir das beiläufig, daß in unſerm Hauſe nie gewiſſe Gebetsformeln eingeführt und auswendig hergeſagt werden ſollen. Wer bei uns betet, ſoll ſchlechterdings aus ſeiner eigenen Seele beten.

Brigitte. O wenn werden das unſere arme Kinder lernen!

Roderich. Sei ohne Sorgen! Karl und Fritz ſollens nun bald können. Es wird ja darum nur den meiſten Chriſten ſo ſchwer, weil ſie gar nicht darinn geübt, ſondern von Kindesgebeinen auf an gewiſſe auswendiggelernte Formeln, die noch obendrein oft die albernſten von der Welt ſind, gewöhnt werden.

Brigitte ſchwieg; und ſo hatte ihr Mann ihr auch weiter nichts zu ſagen. Er verſprach den beiden Knaben, daß er am erſten heitern Morgen, an welchem er keine dringenden Geſchäfte hätte, mit ihnen wieder ins Feld gehen und ſie da etwas ſehen laſſen wolle, das ſie in ihrem Leben noch nicht recht geſehen hätten, und das doch das allerprächtigſte in der Welt ſei.

Karl, begierig. Was ſoll denn das ſein? lieber Vater! O ſagen Sie es mir doch.

Fritz. I Karl, das wird wol der liebe Gott ſein . . .

Roderich. Haſt du vergeſſen, was ich dir ſagte, daß wir den nicht ſehen können? Nein, Kinder, den lieben Gott kann ich euch nicht zeigen; aber ſein ſchönſtes Sinnbild will ich euch zeigen — *die aufgehende Sonne.*

Karl und Fritz. O lieber Vater, die haben wir ſchon oft im Garten geſehen.

Roderich. Nein, Kinder. Da habt ihr ſie wohl geſehen, wenn ſie hinter dem groſſen

Nußbaum hervorkam; aber da war ſie ſchon längſt aufgegangen. Wir wollen ins freie Feld gehen, ehe ſie da iſt. Da ſollet ihr ſie kommen ſehen, und all die prächtigen Anſtalten, welche dazu gemacht werden. Aber ein recht heller Morgen mus es ſein. Erinnert mich an einem ſolchen daran.

Unglücklicher Weiſe für den neugierigen Karl, der ſich für Erwartung kaum zu laſſen wuſte, fielen einige Regentage ein, und noch nie hatte man die Knaben über üble Witterung klagen gehört, als lezt. „Wenns doch nur einmahl erſt wieder hell werden wollte“ ſeufzten ſie einer um den andern, und ſo oft ſich die Wolken nur zu brechen ſchienen, kamen ſie und verkündigtens im ganzen Hauſe. Schien die Sonne gar auf einige Augenblicke: ſo tanzte Karl auf einem Bein durch den ganzen Garten auf und nider. — — —

Es war der ſiebente Mai, an welchem ein überaus reiner nächtlicher Himmel einen ſchönen Morgen verſprach. Schon das Abendroth hatte ihn verkündigt. Karl hatte die ganze Nacht hindurch keine rechte Ruhe gehabt. Um drei Uhr ſtand er auf, und weckte ſeinen Bruder. Bald darauf erſchienen ſie fertigangekleidet am Bette des Vaters, und baten ihn um Erfüllung ſeines Verſprechens. Roderich machte ſich mit ihnen auf, und wanderte nach einer ſchönen Plaine hin, von wannen ſie eine freie

Ausſicht nach dem Morgenhimmel hatten, ohne daß ein ferner Wald den Rand des Horizonts daſelbſt bekränzte. Noch hatte man beinahe eine Stunde bis zum wirklichen Sonnenaufgang.

Die Luft war hell und ſanft. Viel Lerchen ſangen ſchon, und begrüſſeten den ſchönen Morgen der Natur und ſeine frühen Genieſſer. Leichte Düfte, welche in der Nacht aus der durchgefeuchteten Erde aufgeſtiegen waren, ſenkten ſich tiefunten am Horizont, und bildeten daſelbſt durchſichtige Wölkchen. Ein heller Schein ſtieg am Morgenhimmel empor, und ward allmählich ſtärker. Auf ihn folgten die erſten blaſſen Roſen, mit welchen die Sonne von weitem die ſchwebenden geſammelten Dünſte bemahlte. Vater Roderich wies nach der Gegend hin, wo der Schein aufſtrahlte. „Dahin habet Acht; dort wird ſie in ihrer Maieſtät heraufprangen.“

Die Knaben vergaſſen des eingeſteckten Frühſtücks, und blickten immer nach der bezeichneten Gegend hin. „Noch eine halbe Stunde wird es, ehe ſie kommt, ſprach Roderich und ſetzte ſich unter einen wilden Birnbaum, der ſtatt Grenzſäule daſelbſt diente; wer ſie zuerſt ſiehet: der thue einen Freudenruf!“ die Knaben ſetzten ſich neben ihm; doch ſo, daß ihre Augen immer nach dem Morgen gerichtet waren. Roderich erklärte ihnen unterdeſſen, wie es zu verſtehen ſei, wenn man in gemeiner Sprache ſage, die Sonne kommt — die Sonne ſteige weiter herauf — die Sonne gehe unter. Darauf ſprach er: „Es gibt Völker, die die Sonne anbeten, und ſie für Gott halten; weil ſie die gröſſeſte Wohlthäterin für unſere Erde iſt. Ohne ſie würde dieſe unfruchtbar und von uns Menſchen nicht zu bewohnen ſein. Mit ihr geht und kommt das Leben der Pflanzenwelt. Ihre Zurückkehr bringt uns den lieblichen Frühling mit ſeinen Bluhmen, und ihr höchſter Stand den Sommer mit ſeinen Früchten. An jedem Morgen ragt ſie wie eine ſegnende Gottheit empor, verbreitet wahrhaftigſchöpferiſche Einflüſſe allenthalben um ſich her, und wird von den Kreaturen mit ſo lautem Jubel empfangen, mit welchem dieſe nur ihren Urheber ſelbſt bewillkommen könnten. Haben irgend Menſchen, die den unſichtbaren Weltſchöpfer mit einem ſichtbaren Bilde verwechſelten, und eins ſeiner Werke für ihn ſelbſt hielten und anbeteten, Entſchuldigung für ſich gehabt: ſo ſind es die Verehrer der Sonne. Unſtreitig aber finden die Weiſen auch unter dieſen in der Sonne nichts weiter, als ein Bild ſeiner Majeſtät. Und zu dieſen geſellet euch, Kinder. Es iſt eine Verirrung der Vernunft, die Sonne für Gott ſelbſt halten und anbeten; aber es iſt himmliſche Andacht, der aufgehenden Sonne entgegenbeten, und während ihres prächtigen Aufgangs vor ihrem noch unendlichgröſſern Urheber im Staube knieen! Unſere Seele bekommt durch den über alles gehenden Anblick deſſelben einen Schwung, den ſie ſich ſelbſt durch ihre frömmſten Erhebungen ſonſt nicht zu geben vermag."

Karl, der aufſpringt. Da iſt ſie — da iſt ſie.

Fritz, ihm nachaufſpringend. Ach! ia, da iſt ſie.

Roderich, der ſich allmählich erhub. Nein, Kinder, das iſt ſie noch nicht. Es iſt nur ihr Vorſchein. Aber bald — bald wird ſie ihm nachfolgen.

Der lichthelle runde Vorſchein ſchwebte jetzt vollkommen auf dem Rande des Horizonts. Auf ihn folgte ein feuriger Saum von demſelben Umfang. Da verſchwand das ſchwächere Vorbild. Vater Roderich, weil er gröſſer war, ſah den Feuerſaum zuerſt, und rief: nun ſchauet auf, Kinder, nun gebet Acht!

Da ſchwebte die glühende Kugel herauf, und alle Vögel des Feldes bewillkommten ſie mit ihrem Wettgeſang. Ein milder Oſtwind fing an zu wehen, und das junge Laub des Birnbaums, ſäuſelte, und die munteren Saaten wogeten ſanft. Roderich ſah auf ſeine Kinder; ſeine Kinder ſahen auf ihn. Die Morgenſonne glänzte ſie alle an, und ihre Geſichter waren verklärt. Die Knaben wurden von ſtummer Freudigkeit ergriffen.

Roderich, indem er ſich auf die Erde ſenkt. Nun laſſet uns ein Morgengebet verrichten! Laſſt uns beten, bis die Sonne in aller ihrer Maieſtät herauf ſein wird! Noch bin ich der Mann, der euch vorbetet; aber ihr ſollet auch bald ohne mich beten können.

Die Knaben folgten freudig wieder dem Beiſpiel ihres Vaters, und hatten ihn knieend in der Mitte.

„O Vater — wie ſegneſt du an dieſen Tagen die Erde! Du haſt ſie mit deinen Regen getränket und nun erwärmſt du ſie wieder mit deinen Sonnenſtrahlen.“

„Wie wird nun alles wachſen, und grünen, und blühen! Wie wird ſich der Mann freuen, der ſein Feld wohl beſtellt hat, daß du ſeinen Saaten ſo wohl thuſt! Wie wird jedes menſchliche Herz ſich an den Seligkeiten des Frühlings erquicken, welche nun in voller Maſſe ſich ihm darbieten!“

„Liebe! ſo ſorgeſt du für deine Geſchöpfe. Nicht nur Leben gibſt du ihnen, ſondern du wachſt auch, daß es ihnen an Nahrung und an Freuden des Lebens nicht gebreche.“

„Du ernähreſt den Menſchen und ernähreſt den Wurm. Du deckeſt hier in der Natur einen groſſen Tiſch, und an ihm eſſen und trinken alle deine Kinder.“

„An allen thuſt du viel. An uns am meiſten. Der Menſch ſoll es alſo auch ſein, der dir im Rahmen aller übrigen Geſchöpfe den herzlichſten Dank dafür ſage, weil er allein dir nur danken kann."

„Ach! Vater! unſer ganzes Herz ſei dein!" — — —

„Gott! wie ſchön iſt dieſer Morgen! Wie ſcheint uns deine aufgehende Sonne Ruhe und Heiterkeit ins Herz! Schöpfer, du näherſt dich uns mit ihr! Jeder warme Strahl, den ſie nun bald auf uns werfen wird, iſt ein Ausgus deiner Vatermilde über uns."

„Du biſts, der uns in der Nacht erhielt, und uns durch ſanften Schlaf erquickte. Wir konnten, als wir ſchliefen, nicht für uns ſorgen. Durch dich erwachten wir wieder. Durch dich iſt dieſer Tag wieder unſer."

„Du wirſt uns auch heute alles das geben, weſſen wir bedürfen. Auch heute ſättigeſt, heute kleideſt, heute ſegneſt du uns."

„In deine Hände geben wir gern unſer Schickſal. Der du ſo viel Welten regireſt, du wirſt auch unſer kleines Leben auf das beſte leiten. Wenn wir nur gute Menſchen ſind: ſo wird auch Unglück, wenn es uns trift, zu unſerm Beſten dienen müſſen."

„Heute wollen wir recht arbeitſam ſein, und Jeder ſo viel nützliches thun, als wir thun können. Mache uns ſtark und eifrig dazu.“

„Heute wollen wir recht in Liebe an einander hangen, und das Gute, welches du uns reichſt, als Eltern und Kinder herzlich unter einander theilen, und dabei immer auf dich, den Geber aller Gaben, blicken.“

„Gott, du wareſt heute unſer erſter Gedanke. Sei auch, wenn deine Sonne wieder untergegangen iſt, unſer letzter!“

Vater Roderich hatte ſo unter beſtändigen Abſätzen gebetet, und zwiſchen jedem etwas inne gehalten; damit ſeine Kinder mit ihrem Nachdenken ihm folgen könnten. Die Sonne war nun in ihrer ganzen Fülle über dem Horizont hervor. Noch blendeten ihre Strahlen das in ſie blickende Auge nicht zu ſtark. Die Knaben wetteiferten unter ſich, ihre natürlichen Empfindungen über die Schönheit des Auftritts, dem ſie jetzt beigewohnt hatten, auszudrücken.

Roderich. Bleibet immer ſo geſinnet, Kinder. Dis iſt nicht nur das reizendſte Schauſpiel in der Natur, ſondern auch der ſchönſte unter allen Anblicken, die ein Menſch je haben mag. Aber ob man ihn gleich an jedem hellen Morgen haben kann: ſo iſt er doch für Tauſende verlohren. Sie verſchnarchen ihn gemeiniglich auf ihren Betten, und unter ihnen gibts viele, die ſich nicht überwinden mögen, auch nur ein einzigmahl ſich ihrer Ruhe zu entreiſſen und ihm beizuwohnen. Gewähret euch in eurem Leben dieſen Anblick oft. Ihr möget eine Lebensart ergreifen, welche ihr wollet, laſſet euch durch ſie den Zugang zur Natur überall, und beſonders zu dieſem ihrem maieſtätsvolleſten Auftritt, nicht verſchloſſen werden. Euer Vater hat ſich allemahl auf das herzlichſte gefreuet, wenn es ſich ſo traf, daß er auf ſeinen kleinen Reiſen im freien Felde die Sonne aufgehen ſah. Wenn ihm denn ſein Herz ſagte, daß er in ſeinem Beruf, und in Geſchäften, durch welche er für Frau und Kinder Brodt erwerben wollte, reiſe: o wie genos er da das Vergnügen, welches ihm dieſes Schauſpiel gewährte, ſo ganz! da erhub ſich ſeine Seele recht zu Gott, der ihn in ſeinen eben unternommenen Geſchäften ſegnen ſollte. Da entſtanden Betrachtungen, Geſinnungen und Vorſätze in ihm, die er ohnedis nie angeſtellt, nie gehegt, nie gefaſſt haben würde, die ihn aber alle ſeinem Schöpfer gewis wohlgefälliger machten, ihn in Güte des Herzens ſtärkten, und ſeine Zufridenheit unwandelbar machten. Ich verſichere euch, daß ich alsdenn den ganzen Tag über recht aufgelegt zu meinen Geſchäften und in ihrer Betreibung ſelten unglücklich war.

Fritz. O lieber Vater, ich denke die Sonne auch ſo recht oft aufgehen zu ſehen.

Karl. Und ich — wenn ich erſt gros bin — will allemahl, ſo bald ſie aufgegangen iſt, anfangen zu ſtudiren; und, wenn ich ſie denn vorher habe aufgehen geſehen, denk' ich, will ich recht hurtig lernen können.

Roderich. Wir wollen noch etwas hier verweilen, und uns in ihren erſten Strahlen ſonnen. — Kinder, ich habe letzthin viel von Gott mit euch geſprochen, weil ich nun glaube, daß ihr Nachdenken genung habet, von einem ſo wichtigen Gegenſtande reden zu hören. Ich nannte ihn einen Vater — den allgemeinen Vater in dieſem groſſen Hauſe, das wir Welt nennen. Er hat das ganze Haus gebauet und eingerichtet. In unſerm kleinen Hauſe bin ich Vater, und habe die Einrichtung und Ordnung in ſelbigem gemacht. Wer iſts denn aber, der in unſerm Hauſe ſchaft, daß dieſe einmahl gemachte Ordnung fortdaure?

Karl. Lieber Vater, das ſind ja auch Sie...

Roderich. Sehet, ſo iſt Gott, der Schöpfer der Welt, auch ihr **Erhalter.** — Ach, Kinder, das iſt auch ein unausſprechlich wichtiger Gedanke für uns Menſchen, wie ich euch hernach ſagen werde. — Wir wiſſen nicht, wie alt dieſe Einrichtung der Welt, wie ſie alleweil noch iſt, ſei; aber das wiſſen wir doch, daß ſie ſchon viel tauſend Jahre ſo ſei; und das ſehen wir doch auch mit unſerm eigenen Augen, daß ſie noch jezt über alle Maſſe herrlich und vortreflich ſei. Bleibet mit euren Blicken nur bei der Erde ſtehen. Iſt ſie nicht an dieſem Frühlingsmorgen wie neugeſchaffen — ſo fruchtbar, ſo geſegnet, ſo geſchmückt, ſo freudenvoll, wie ſie nur im Anfang hat ſein mögen? Warlich, dieſer Morgen ſelbſt iſt ſo ſchön, ſo erquickend, wie nur vor vielen tauſend Jahren ein Maimorgen hier zu Lande geweſen ſein kann! Jährlich verjüngt ſich die Natur. Ihr wiſſet dis ſchon aus eurer eigenen kurzen Erfahrung; aber ich habe nun ſchon über vierzigmahl dieſen Veränderungen beigewohnt. Daß dis ſo iſt, rührt davon her, daß die Jahreszeiten noch immer richtig auf einander folgen, und daß die Witterung auch im Ganzen gehörig abwechſelt. Den Winter löſet allemahl ein Frühling ab. Auf langen Sonnenſchein folgt anhaltender Regen, um die tiefausgedorrete Erde wieder durchzufeuchten — auf dieſen wieder Sturm, der die übermäſſige Näſſe ſchnell vertilgt, damit keine Fäulnis entſtehe — auf den Sturm wieder Ruhe in der Natur. Bei dieſem allen ſind wir Menſchen nur Zuſchauer, und thun nichts dazu, als daß wir es im Stillen bewundern. Und doch haben wir und alle auf dem Erdboden lebenden Geſchöpfe dieſer richtigen Abwechſelung der Jahreszeiten und der Witterung unſere ganze Fortdauer und alle unſere Nahrungsmittel zu danken. Wir ſehen dis, wenn zuweilen eine Jahrszeit länger, als gewöhnlich, auſſenbleibt, oder einerlei Witterung zu lange anhält. Wie bange wird den Menſchen alsdenn bald ihrer ſelbſt und noch mehr ihrer Thiere wegen! Aber wir dürfen nicht zagen. Alles wirkt nach ſeinen Geſetzen treulich fort. Die Erde verſorgt uns und alle ihre Kinder mütterlich aus ihrem Schooſſe. Sie liefert einen Vorrath von Lebensmitteln, der mehr als hinreichend für ſie, iſt. Denkt euch, als wäre, ſo weit ſie reicht, ein groſſer unüberſehbarer Tiſch gedeckt, an welchem beſtändig geſpeiſet und der Vorrath nie verzehrt wird. Alles — alles geht an dieſen Tiſch — von uns Menſchen an bis zur Raupe, und von dieſer wieder fort bis zur Milbe. Jedes findet auf ſelbigem die Nahrungsmittel, welche ſeiner Natur angemeſſen ſind, und freuet ſich an ihm ſeines Daſeins. Das iſt Gott, der dieſen Tiſch beſtändig wieder anfüllet ....

Fritz. O der gute Gott! Karl, das wollen wir uns recht merken, und daran denken, ſo oft wir eſſen.

Karl. Und ſo oft du von deinen Erbſen und Bohnen pflücken wirſt, die du gelegt haſt ..

Roderich. Und, wie Gott dafür ſorgt, daß der Tiſch der Natur immer mit Nahrung bedeckt ſei; ſo ſorgt er auch, daß es dieſem nie an Gäſten-fehle. Obgleich alles, was lebt, ſterben mus: ſo wimmelt doch die Erde unaufhörlich von lebendigen Geſchöpfen. Ein Geſchlecht löſet das andere ab. Neben den veralteten Eltern ſtehen ſchon wieder die raſchen, kraftvollen Kinder, welche ihren Platz wieder ausfüllen. Keine Art von Geſchöpfen ſtirbt aus; und ſo iſts immer dieſelbe Reihe, welche da iſt — nur verneuerte Glieder. — Zuweilen entſteht Unglück in der Natur; aber es entſteht nur darum, damit ein unweit gröſſeres dadurch abgehalten werde. Ihr werdet von Stürmen, von Hagelſchlägen, von Feuer, das vom Himmel fällt, von Erdbeben hören. Einzelne Menſchen, einzelne Familien, auch wohl einzelne Oerter und Länder leiden dadurch; aber dieſe ſind als die Opfer anzuſehen, welche unweit mehr, oft vieltauſendmahl mehr retten müſſen.

Karl, nachdenklich. Aber lieber Vater, wäre es nicht noch beſſer, wenn dergleichen Unglück gar nicht zu geſchehen brauchte?

Roderich. Mein Sohn — wenn es nun aber geſchehen mus!

Karl. Der liebe Gott hätte es ja ſo einrichten können, daß es nicht geſchehen müſte . . .

Roderich. Traue ihm auch zu, daß er es gethan haben würde, wenn es möglich geweſen wäre. Wenn nun aber zur Erhaltung des Ganzen eine gewiſſe Anſtalt von Gott ſchlechterdings getroffen werden muſte, ohne die es nicht beſtehen konnte, und die auch die allerwohlthätigſte iſt, aus der aber vermöge ihrer natürlichen Beſchaffenheit für einzelne Theile Verluſt entſteht, hätte Gott darum ſolche Anſtalt nicht treffen ſollen? Was meineſt du? Traf er ſie nicht: ſo war mehr verlohren, oder gar alles, und alſo dieſe einzelnen Theile doch auch mit. — Oder ſoll Gott die an ſich weiſeſten und gütigſten Geſetze der Natur aufheben, wenn ſie durch Umſtände hie und da ſchädlich werden? — Lieber Karl, du kannſt mir hierbei noch nicht recht mit deinen Gedanken folgen. Ich will es dir durch einige Beiſpiele begreiflich zu machen ſuchen. Du mußt aber recht aufmerken. — Die Winde, welche von Zeit zu Zeit wehen, und zuweilen zu groſſen Stürmen anwachſen, ſind eine der wohlthätigſten Anſtalten Gottes in der Natur. Wir wiſſen bei weitem nicht allen Nutzen, den ſie ſtiften mögen; aber das, was wir davon wiſſen, lehret uns, daß wir ohne ſie nie eine Erndte auf der Erde haben würden, und daß für uns Menſchen, wenn ſie nicht wären, die Erde eben ſo unbewohnbar, ſein würde, als ohne Sonne. Sie reinigen die Luft und zerſtreuen die faulen und ſchädlichen Dünſte, in welchen bald wir und Thiere und Pflanzen untergehen müſten, bringen friſche Luft, und mit ihr für alles friſches Leben. Sie führen von den entfernteſten Meeren uns die Wolken zu, wenn wir lange keinen Regen gehabt haben, und vertreiben die Wolken

ken wieder, daß der Regen nicht zu lange anhalte. Ohne ſie würde alles bald für Dürre, bald für Näſſe umkommen. Für die Pflanzen ſind ſie eben das, was für uns und für die Thiere die Bewegung iſt, die wir uns ſelbſt machen müſſen, und aller Saft würde in ienen ohne ſie ſtocken. Sie befeuchten an ſich die Erde ſelbſt; indem ſie gewiſſe Theilchen in Menge herbeiſtrömen, die zum Wachsthum auſſerordentlich nützlich ſind. Ohne ſie thäten die Blitze tauſendmahl mehr Schaden, als ſie ſo thun. Ohne ſie hörten wir vielleicht in iedem Monath von den ſchrecklichſten Verwüſtungen, die die Erdbeben angerichtet hätten. Setze nun den Fall, daß während eines Sturms auf demſelben Meere, über welches er daherbrauſet, Schiffe ſind: ſo iſt es natürlich, daß wir von Beſchädigungen, von Zertrümmerungen derſelben hören. Wie ſoll es der Schöpfer machen, daß ringsum Sturm, an den Orten aber, wo die Schiffe fahren, ſo weit ſie fahren, und wo iedes derſelben fährt, kein Sturm ſei? Die Natur des Sturmes iſt, daß er ſeinen Strich unaufhaltſam dahintobet — die Natur des Schiffes iſt, daß es im Sturm leidet — kommt es alſo in die Gegend des Sturms: ſo entſteht Unglück, ganz natürlicher ganz nothwendiger Weiſe Unglück. Dis geſchieht aber nur durch den Umſtand, daß das Schif ſich gerade in der Sturmgegend befindet. Der Sturm iſt nicht in der Abſicht erregt, das Schif zu zerſtören. Zur Erhaltung des Ganzen entſteht er; er ſchaft unendlich mehr Nutzen, als Schaden. Jenen zu ſtiften, wird er erregt, dieſen ſtiftet er nur zufälliger Weiſe. — Jenen ordnet Gott an, dieſen läſſet er zu. — Verſtehſt du mich wohl?

Karl. O ia, lieber Vater. So hatte ich mirs freilich noch nicht vorgeſtellt. Alſo hat wirklich der Mann, der die Schweine holte, Unrecht gehabt, als er bei dem groſſen Winde damals ſprach — der liebe Gott ſtrafte.

Roderich. Wie ich dir ſagte. Kinder, höret noch weiter zu. — Es iſt dem Waſſer eigen, daß es Erde wegſpült. In ſehr ſtarkem Grade mus es dis thun, wenn die Gewalt des Stroms dahinter iſt. Je gröſſer ſo ein Strom iſt: deſto mehr Gewalt hat er. Das ſehen wir denn nun auch an allen Flüſſen. Auf der Seite des Ufers, wo ſie anſtrömen, ſpülen ſie das Land weg und treibens irgendwo auf gegenüberliegende Ufer wieder an. Stellet euch nur vor, daß an einem groſſen Fluſſe oder gar am Meere dergleichen Abſpülungen des Landes eine lange Reihe von Jahren hindurch fortdauern, ohne daß die Menſchen ihnen Einhalt thun — denket euch dazu daß das Waſſer ſich unterwärts allenthalben durchſauget, mit Quellen die es antrift, ſich verbindet, hie und da ſchon kleine Arme ins Land wirft und Einſchnitte macht, und daß man vor Waldungen und Steinſchichten, die ſich am Ufer wegziehen, die Höhlen nicht bemerkt, welche unten ſchon ausgewaſchen ſind — nehmet endlich an, daß nun noch obendrauf zuletzt ein heftiger Sturm entſteht, der die Ströme mit zehnfacher Gewalt in die ausgewaſchenen Tiefen des Landes treibt — — was wird geſchehen? Völlig nach allen Geſetzen der Natur wird alsdenn wider alles menſchliche Vermuthen dieſer ausgehölte Landſtrich einſinken und vom Meere oder Flus verſchlungen werden. Und wohnten nun zufälliger Weiſe auf ſelbigem Menſchen, waren wohl ganze Dörfer und Städte darauf erbauet — — ſagt, was ſoll Gott thun, um ſie zu retten, wenn ſie einmahl da wohnen? Sollen die Ströme darum ihren Lauf ändern? Soll das mit Gewalt daſelbſt angetriebene Waſſer ſeine Eigenſchaft, daß es Land abſpült, durch ein Wunder verlieren? Oder ſollen die Häuſer, während daß das Erdreich unter ihnen ſinkt, in der Luft ſchwebend bleiben, oder ſchwimmen lernen? — — Jetzt fällt irgendwo ein Ziegel vom Dache; er fällt vermöge ſeiner Schwere gerade herunter; eben geht ein Menſch mit bloſſem Kopf unter dem Dache weg; der Ziegel fällt auf ihn und tödtet ihn. Soll der Ziegel darum, weil er gerade auf den Kopf eines Menſchen fällt, nur ſo leicht, wie eine Feder, auf ihn fallen, oder ſoll er wider alle Natur jetzt deshalb, weil ein Menſch unten weg geht, nicht gerade herunter fallen?

Fritz. Ach, Vater, da ſollte ſich der Menſch in Acht für nehmen und unterm Dache nicht weggehen . .

Roderich. Das iſt auch das einzige, was zu ſeiner Rettung geſchehen kann. Ich habe euch dadurch nur einen Wink geben wollen, wie ihr über alle dergleichen Unglücksfälle in der Natur in Zukunft denken ſollet. Gott erhält alles; er erhält auch uns; aber er erhält nur *nach den Geſetzen der Natur.* Dieſe ſind unveränderlich. Gereichen ſie, auf denen das Wohl des Ganzen beruhet, durch Zufall zum Unglück einzelner Theile: ſo werden ſie darum nicht aufgehoben. Die unausſprechlichſte Verwirrung würde nicht nur daraus entſtehen, ſondern es iſt auch gar nicht möglich. Die Eigenſchaften der Dinge ſelbſt müßten vernichtet werden. Sagt nur, wie es zugehen ſollte, daß z. E. ein Ziegel, wenn er auf den Kopf eines Menſchen fällt, ſo leicht, wie eine Feder auf ihn fallen ſollte?

Die Knaben ſchwiegen und horchten. Nach einer Weile bat Karl den Vater, daß er doch noch ſo forterzählen möchte.

Roderich. So umarmet denn den Glauben an *die immerwährende Fürſorge des Schöpfers für ſeine Geſchöpfe!* Er iſt die zwote groſſe Wahrheit in der Reihe derer, welche die Zufriedenheit unſeres Lebens ſind. Durch

Gott iſt alles — durch Gott beſteht alles. Ach! Kinder, unſer Schöpfer ward er in einem Augenblick — aber unſer Fürſorger iſt er durchs ganze Leben. Wenn wir nicht geworden wären: ſo bedürften wir nichts; aber nun, da wir da ſind, iſt uns der Gedanke äuſerſtwichtig, ganz unentbehrlich, daß wir an ſeiner Hand fortdauern, und daß er uns durch unſer ganzes Daſein leitet. Es iſt noch nicht genung geſagt, wenn wir glauben, daß Er es iſt, der uns all das Gute, welches wir genieſſen, reicht. Wahr iſt dis, ewigwahr — ihr möget Gutes empfangen aus der unmittelbaren Hand der Natur, oder aus den Händen anderer Menſchen: ſo gibt Er es euch. Ihr ſeid zur Zeit noch bei euren Eltern. Dieſe erhalten euch iezt; aber blicket dabei immer auf Gott, der euch durch ſie erhält. Werden euch in der Folge Freunde unterſtüzen: ſo denket an Gott, der euch durch ſie unterſtüzt. Werdet ihr einſt durch eure Arbeiten euer eigenes Brodt eſſen: ſo ſchauet auf Gott, der eure Arbeiten ſegnet. Aber dis iſt bei weitem noch nicht genung geſagt. Es iſt noch eine andere Seite unſeres Lebens, von welcher uns der Glaube an Gottes Fürſehung ganz unausſprechlichwichtig wird; — Dieſe iſt die Regirung unſerer Schickſale.

Friz. Lieber Vater, was heiſt denn das — Schickſale?

Roderich. So nennen wir alles, was uns widerfährt. — Gute Kinder, hiervon wiſſet ihr noch nicht viel. Ihr laſſet ietzt eure Eltern für euch ſorgen, und ſo ſeid ihr immer vergnügt. Die Zukunft aber wird euch ebenſo, wie allen andern Menſchen, darüber viel Unterricht geben. Ach! das menſchliche Leben hat unzähliche verſchiedene Auftritte und Vorfälle. Die ſonderbarſten Abwechſelungen, noch ſonderbarere Verwirrungen, Dunkelheiten, von denen einige ſich aufklären, andere düſter bleiben, unerwartete Begebenheiten, auch iammervolle Leiden finden in ſelbigem Statt. Mein Leben hat dergleichen in groſſer Menge gehabt, und da habe ich denn von Herzen glauben gelernt, daß es ein unbeſchreibliches Elend für uns Menſchen ſein würde, wenn wir nicht wüſten, daß alle unſere Schickſale unter der Regirung Gottes ſtehen. Ich hätte gewis den Leiden, die mich betroffen, unterliegen müſſen, wenn dieſer Gedanke mich nicht gehalten hätte. Er tröſtete mich in Armuth und Einſamkeit; er machte mich ſtark genung, daß ich euch aus den Flammen rettete; er trocknete meine Thränen, wenn ich euch um mich her ſah, ohne Brodt für euch zu ſehen; er war mein einziges Labſal, als ich vor einigen Jahren ſo tödtlichkrank und auf dem Punkt war, euch verlaſſen zu müſſen. Gott hat ihn uns zu unſerer Seligkeit verliehen. Durch ihn ſoll der ſonſt ſo ungewiſſe, ſchlüpfrige, oft dornenvolle und dun-

kle

ſie Pfad des Lebens für uns feſt und ſicher, Licht- und Freudevoll werden. Gott regirt die Begebenheiten aller ſeiner Geſchöpfe; aber der Menſch iſt auch hierbei, wie überall auf Erden, ſein vorzüglichſter Gegenſtand, und das Leben des Menſchen iſt ein recht bewundernswürdiger Schauplaß ſeiner Macht, Weisheit und Güte. Wir ſehen offenbar, daß es uns nicht immer ſo gehe, wie wir wollen. In viele Lagen des Lebens müſſen wir eintreten, ſo ſehr wir uns auch dagegen ſträuben. Manche Hofnung, die wir recht ſicher glaubten, wird durch einen einzigen dazwiſchenkommenden Umſtand getäuſcht. Manches groſſe Gut erhalten wir, ohne das geringſte dazu gethan zu haben. Heute ſind wir glücklich, glauben es lange zu ſein, und ſind es morgen ſchon nicht mehr. Heute leiden wir, und fürchten, daß unſerer Leiden kein Ende werden werde, und in kurzem ſehen wir ſchon wieder, daß ſie zu unſerm Wohl gereichen muſten. Es iſt unmöglich, daß wir die unſichtbare Hand erkennen mögen, welche uns durch unſer ganzes Leben ſo väterlich leitet. — Darum, liebe Kinder, ſollet ihr von Jugend auf ein recht kindliches Vertrauen auf Gottes Fürſehung faſſen lernen.

Karl und Friß. Lieber Vater, wir wollen, ſo lange wir leben, immer ſo auf den lieben Gott hoffen und glauben, wie Sie.

Roda-

Roderich. Ich will euch ein Paar Gedanken lehren, die euch das, was wir eigentlich unter **Fürſehung Gottes** bei unſern Schickſalen uns denken ſollen, immer gegenwärtig erhalten können. Faſſet ſie recht und drücket ſie eurem iungen Herzen tief ein. — Der eine iſt dieſer: **Ohne Gott kann uns nichts geſchehn.** Das heiſt: Nicht der blinde Zufall herrſcht über uns; wir ſind nicht in der Hand eines bloſſen Ungefährs; mit uns ſpielen weder die Elemente noch die Kreaturen, daß wir etwa den Bällen gleich wären, welche die Knaben hoch und nidrig werfen, wie ſie wollen; ſondern alles, was uns widerfährt, widerfahrt uns darum, weil der Weltſchöpfer will, daß es uns widerfahre, und widerfährt uns gerade ſo, wie er will, daß es uns widerfahre. Wir mögen dis nun ſo ausdrücken, daß wir ſprechen, er ordnet es an, oder daß wir ſagen, er läſſet es zu, ſo gilt es gleich; genung, er wills. Dis erſtreckt ſich nicht nur auf groſſe Begebenheiten, ſondern auf die kleinſten; denn aus dieſen entſtehen iene. Von ihm allein hangen wir ab. Mithin, wenn euch in der Welt einmahl noch ſo groſſes Unglück begegnet: ſo ſei dis euer erſter Gedanke — **es iſt Gottes Wille.**

Karl. Aber beſter Vater, wenn es denn nun doch Unglück iſt. . .

Roderich. Ich verſtehe dich, mein Karl. Du willſt ſagen, wie uns der Gedanke, daß

Gott es will, beruhigen könne; aber höre nur an. Wenn er uns auch noch nicht vollkommen beruhigt, ſo legt er doch ſchon den Grund dazu. Sieh, Gott iſt unſer Herr. Er hat uns geſchaffen, und ſo kann er mit uns thun und walten, wie er will. Wir dürfen ihm nichts vorſchreiben, wir dürfen ihn über nichts tadeln, über nichts zur Rede ſtellen. **Durch ihn** ſind wir da; ſo ſagt uns unſere Vernunft, daß wir ihm uns auch ganz unterwerfen müſſen. Wenn ein anderes Weſen, als er, nach eigenem Willen mit uns ſchaltete: ſo wäre unſerer Thränen kein Ende; aber wenn der, **von dem wir Alles haben**, nach ſeinem Willen über uns waltet: ſo muß bei allem, was uns widerfährt, uns die Vorſtellung ſogleich nicht nur vor ihm demüthigen, ſondern auch beſänftigen — **er hat das Recht dazu** — unſer **Schöpfer** thuts. Sollen denn alle die tauſendmahltauſend Wohlthaten, welche er uns ſchon erzeigt hat, unſer Herz noch immer ſo undankbar finden, daß wir ihm **dieſes Recht** nicht freiwillig zuerkennen, das er doch ohne uns hat und ewig haben wird? Sprich — Karl — ſprich!

Karl. Ach ja — lieber Vater, ja; das **Recht** hat Gott freilich; aber ich weis nicht, es iſt mir doch dabei ſo traurig zu Muthe.

Roderich. Darum ſagte ich euch, daß noch ein anderer Gedanke ſei, den ihr über Gottes Fürſehung euch eindrücken müßtet. Wenn ihr unter der Aufſicht eines Menſchen wäret, der nicht nur ganz über euch die Macht hätte, alles euretwegen einrichtete und anordnete, und auch zur geringſten Kleinigkeit, euch betreffend, erſt ſeine Einwilligung geben müſte — ſondern der auch zu eurem wahren Wohl alles einrichtete, und euch nichts geſchehen lieſſe, als was euch gut und nützlich iſt — ſagt, würdet ihr nicht gern unter ſeiner Aufſicht ſein? würdet ihr euch dieſem nicht von ganzem Herzen anvertrauen?

Karl. I Vater, der Mann ſind ia Sie…

Friz. Es iſt auch wahr, Brüderchen; und unſer lieber Vater wird uns gewis kein Leids thun. Darum ſoll uns auch alles recht ſein, wie er es mit uns macht; denn er meints gewis mit uns gut.

Roderich. Ihr gute, liebe Kinder!… (die Augen gingen ihm über; er wendete ſich um)

Friz heimlich zu Karln. Der liebe Vater weint, Bruder…

Roderich nach einer Weile. Nun ſehet, ohne Gottes Willen geſchieht uns nicht nur nichts, ſondern, was uns geſchieht, mus auch zu unſerm Beſten gereichen. Alles was uns begegnet, läſſet er über uns geſchehen; das heiſt — er iſt unſer Herr; aber er läſſet

uns

uns nichts geſchehen, als was uns gut und nützlich iſt; das heiſt — er iſt unſer Vater. Iſt dir nun noch ſo traurig zu Muthe, lieber Karl?

Karl. Beſter Vater, es war mir, als fiele mir ein Stein vom Herzen, wie ſie letzt ſo ſprachen. Es mag aber wohl recht ſchwer ſein, von allem, was den Menſchen geſchieht, dis immer zu beweiſen . . .

Roderich. Du willſt ſagen, es einzuſehen. Und darinn haſt du recht, mein Sohn. Es kommt aber hierbei auf zweierlei beſonders an, das wir wohl merken müſſen. Wenn davon die Rede iſt, daß uns etwas gut und nützlich ſei: ſo iſt dis nicht ſo zu verſtehen, daß es uns heute ſogleich dis ſein müſſe. Ach, du kannſt nicht glauben, wie viel vergebliche und oft ungerechte Klagen die Menſchen über ihr Schickſal blos darum führen, weil ſie dieſen einzigen Umſtand überſehen. Auf der Stelle ſoll ihnen gleich alles, was ihnen widerfährt, nützen. Das kann aber nicht ſein. Iſt denn alles, was wir Menſchen thun, gleich am erſten Tage vollendet und fertig? Arbeiten wir nicht auch an mancher Unternehmung Wochen lang, Jahre lang? Wenn nun iemand über etwas, das wir heute blos anfingen und nach einiger Zeit erſt vollenden, heute ſchon urtheilen will, verlangen wir nicht von ihm, daß er nicht eher urtheile, als bis wir damit fertig ſind? Nur alsdenn erſt, wenn etwas vollendet iſt, läſſet ſich ſeine Güte und Nützlichkeit genau beſtimmen. Hat denn Gott nicht wenigſtens eben ſo viel Recht, als wir? Sollen wir nun über das, was er thut, befugt ſein, zu früh und vor der Zeit zu urtheilen? Da er den natürlichen Gang der Dinge nie durch Wunder unterbricht: ſo kann ja auch nicht gleich alles, was er für uns leiſtet, heute angefangen und auch heute vollendet ſein. Es iſt unſere Schuldigkeit, zu warten, bis ſich unſer Schickſal entwickele; und, wenn wir dis thun, werden wir allemahl finden, daß Gott recht väterlich an uns gehandelt habe. Es kann alſo zuweilen ſogar geſchehen, daß uns etwas heute und noch auf eine geraume Zeit ſchädlich iſt, welches aber in der Folge zu unſerm gröſtem Glück gereicht. Wie oft thun wir Menſchen gegen andere ſo, denen wir wohlthätig werden wollen! Wir ſehen z. E. daß einer unſerer Freunde einen Anſchlag gemacht habe, einen Vortheil ſich zu ſtiften. Er bittet uns, ihm dazu behülflich zu ſein. Wir wiſſen aber einen beſſern Anſchlag für ihn, und vereiteln den ſeinigen. Wir durften ihm aber dis nicht vorher ſagen, weil er auf ſeinen Anſchlag beſtand und uns bei Ausführung des unſrigen im Wege geweſen wäre. Er erfährt, daß wir den ſeinigen vereitelt haben, und glaubt, daß wir ihm geſchadet. Wir ſind ruhig bei dieſem Vorwurf. Unſer beſſerer Anſchlag für ihn wird ausgeführt. Er ſieht ſich glücklich, nimmt den Vorwurf zurück, und ſchämt ſich.

O! glaubt es, Kinder, daß es jedem Menſchen ſo mit Gott gehe. Es ereignet ſich ein Unglück für uns. Wir ſeufzen und klagen wohl den Schöpfer darüber bei unſerm eigenem Herzen an. Nach einiger Zeit ſehen wir, daß dieſes Unglück der Weg zu unſerer Glückſeligkeit ward. Da ſtehen wir denn auch, und ſchämen uns vor Gott. Wenn wir in unſerm ganzen Leben recht auf dieſen Umſtand Acht haben, wie wir unſern gröſſeſten Widerwärtigkeiten am Ende unſer ſchönſtes Heil zu danken haben; ſo mus uns dis allein zum kindlichſten Vertrauen auf Gott ermuntern. Wenig Menſchen thun dis aber. Sie vergeſſen den Zuſammenhang ihrer Schickſale, und ſo geht für ſie die herrlichſte Stärkung im Glauben an Gott verlohren. Handelt ihr einmahl beſſer. Achtet recht hierauf; ſo werdet ihr nie euren Muth ſinken laſſen. Auch euer Leben wird ſeine Leiden haben; aber ihr leidet nicht, um nur zu leiden, ſondern um durch Leiden glücklich zu werden. So, wie ein Unglück für euch kommt, denket gleich: es iſt nur der Knote, die Entwickelung folgt noch — es iſt erſt der Anfang von Gottes Anſtalt über uns, und wir müſſen auf Vollendung warten. Gott meints im Unglück eben ſo gut mit uns, wie wir es mit uns ſelbſt meinen, wenn wir heute einen Aufwand von Koſten machen, der nach einiger Zeit, und wohl nach vielen Jahren uns reichlich erſezt wird.

Karl. Vater, lieber Vater, ſo viel Gutes und Schönes haben Sie uns noch nie geſagt, wie heute.

Roderich. Ach, ich habe euch noch viel Schöneres von Gott zu ſagen, und ihr ſollet alles von ihm hören, was ich von ihm weis. Heute nur noch folgendes. Es iſt noch ein Umſtand übrig, der dabei in Betracht gezogen werden mus, wenn die Frage darüber entſteht, ob uns etwas gut und nüzlich ſei, oder mit andern Worten, ob es unſeren Wohlſtand befördere. Es gibt einen doppelten Wohlſtand für uns Menſchen. Wenn iemand geſund, reich, ſtark, vornehm iſt, Freunde und Gönner hat: ſo iſt dis ſein äuſerlicher Wohlſtand. Aber weiſe ſein und gut ſein, dis iſt innerer Wohlſtand des Menſchen. Beide vereinigen ſich in dem Endzweck, uns zufriden zu machen; denn Zufridenheit allein iſt Glückſeligkeit vernünftiger Geſchöpfe. Gott gönnet uns gewis beide Arten unſeres Wohlſtandes; aber ſeine Hauptabſicht gehet dahin, den leztern in uns zu bewirken, und der erſtere wird uns nur darum zu Theile, damit er ienen befördere. Denn wer weiſe und gut iſt, kann zufriden ſein, ohne reich und vornehm zu ſein; aber der Reichſte, der Geſundeſte, der Angeſehenſte iſt, ohne Weisheit und Tugend, die die Quellen der wahren menſchlichen Zufridenheit ſind, ein unglücklicher Mann. Darinn verſehen es nun die mehreſten Menſchen, daß ſie, wenn ihnen etwas widriges begegnet, gleich ſo ſchlieſſen: ich werde dadurch ärmer, ich verliehre dadurch meine Gewalt, ich komme dadurch um meine vergnügte Geſellſchaften — **alſo iſt es mir nicht gut.** Viele haben nie mit dem Worte **Wohlſtand** einen andern Sinn und Begrif verbinden gelernt, als den einzigen Begrif des **Reichthums.** So müſſet ihr aber nicht geſinnet ſein. Ein immer klügerer, ein immer beſſerer Menſch werden, das iſt die ſchönſte Glückſeligkeit. Alles, was uns dazu verhilft, daß wir dis werden, iſt uns **gut und nützlich.** Und da glaubet mir denn auf mein Wort — euer Vater hat viel Erfahrungen davon, denn er hat viel groſſes Unglück erlitten — iede **Widerwärtigkeit** macht uns weiſer, macht uns beſſer. Und, wenn ſie es nicht thut: ſo ſind wir ſelbſt Schuld daran; und da iſts denn ebenſo, als wenn angenehme Vorfälle uns übermüthig und ruchlos machen. Der Natur des Unglücks nach, und nach der Abſicht Gottes, der es für uns geſchehen läſſet, werden wir, wenn wir noch keine äuſerſtverderbte Seele haben, iene guten Wirkungen deſſelben auf uns allemahl empfinden. Wir lernen dadurch Welt und Menſchen kennen, werden vorſichtiger und nachdenkender, gewöhnen uns zur Genügſamkeit, legen unſern Stolz und Eigenſinn ab, werden ſanfter, duldender und theilnehmender an den Leiden unſerer Brüder, und halten uns mehr und inniger an Gott . . .

Ach, liebe Kinder, eure Eltern haben viel gelitten; aber wie gut und nützlich dis ihnen geweſen ſei, kann ich euch nicht beſchreiben. Gott thut uns Menſchen allemahl alsdenn gerade am meiſten Gutes, wenn wir ihn in Verdacht haben, daß er es nicht gut mit uns meine. Er ſegnet uns alsdenn am allerväterlichſten, wenn die einfältigen Leute ſagen, daß er über uns zürne. Alles, was wir auf irgend einer Seite an unſerm äuſerlichen Wohlſtande verliehren, gewinnen wir an dem höhern innern Wohlſtande wieder, wenn wir nur wollen. Gott, der uns glücklich machen will, mus uns ſo führen. Er kennet uns am beſten, und weis unſere Schickſale ſo unter einander zu miſchen, wie ſie für einem ieden von uns werden müſſen, wenn er ſeinen Endzweck erreichen, und uns weiſe und gut, das heiſt, ſelig machen will. Darum habt in eurem ganzen Leben das herzlichſte Vertrauen zu ihm. Nichts geſchieht euch ohne ihn, und alles, was euch geſchieht, iſt euch gut und nützlich. Wiederholet euch tauſendmahl dieſe beiden Sätze, und habet ſie ſtets vor Augen. Sie machen den Glauben an die göttliche Fürſehung aus, und ohne dieſen iſt der Menſch bei allen ſeinen Vorzügen und Herrlichkeiten das verlaſſenſte, iammervolleſte Geſchöpf auf Gottes ganzem Erdboden.

Die Knaben drückten dem Vater die Hände und gelobeten ihm mit dem bewegteſten Herzen ihr immerwährendes Vertrauen auf Gott an. Die Sonne ſchien nun herrlich und hatte ſchon den Thau aufgeſogen. Roderich ging mit ihnen durch ſeine Saaten zurück, und pries in ſtiller Demuth den Segen Gottes auf ſeinen Feldern; während daß die Knaben ganze Arme voll der erſten Bluhmen auf ſelbigem für ihre Schweſtern pflückten.

Drittes Kapitel.

Paſtor Zober hielt Sonntags drauf eine treffliche Predigt **vom Vertrauen auf Gott bei redlicher Erfüllung ſeiner Pflichten.** Roderich hatte ſie mit gröſter Aufmerkſamkeit angehört, und fand in ihr den natürlichſten Uebergang zum weitern Unterricht ſeiner Kinder in der Religion. Nachmittags ward er mit ſeiner Familie zu dem würdigen Geiſtlichen eingeladen. Er lies Brigitten mit ihren Töchtern vorangehen, und führte die Knaben unter eine Laube im Garten, um daſelbſt die Eindrücke, welche er heute im Tempel empfangen, ſogleich auf ſeine gröſſeren Kinder fortzupflanzen.

Roderich. Wollet ihr lieber ietzt auch gleich zu euren Geſpielen gehen, oder wollen wir uns erſt wieder eine halbe Stunde hier ſo unterhalten, wie letzthin beim Sonnenaufgang?

Fritz und Karl auf einem Taktſtrich. Ach ia, Vater, ia, das wollen wir erſt; wir haben ja denn doch noch Zeit genung, uns heute mit Paſters Kindern zu vergnügen.

Roderich. Ich habe euch ſeither Unterricht über Gott, euren Schöpfer und Erhalter gegeben, und euch zu beſtändigem Vertrauen auf ihn ermuntert. Aber wiſſet, ein ſolch kindliches Vertrauen auf Gott könnet ihr alsdenn nur haben, und es kann euch alsdenn nur ſegnen und tröſten, *wenn ihr gute Menſchen bleibet.* Gott bleibt zwar auch Schöpfer und Erhalter ſolcher Menſchen, die erzſchlecht denken und erzſchlecht handeln, undankbar gegen ihn, lieblos gegen andere und lüderlich gegen ſich ſelbſt ſind; allein es mus dieſen nicht allein oft darum übel gehen, weil ſie nicht redlich genung für ſich ſelbſt ſorgen, ihre Kräfte nicht zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Beſten anwenden, und ſich andere Menſchen zu Feinden machen, ſondern ſie müſſen auch iedes Unglück, das ihnen begegnet, als eine eigentliche Strafe anſehen, die ſie trift, und, wenn es ihnen wohlgehet, ſo müſſen ſie ſich ſchämen, daß ſie es nicht verdienen, und es gehet ihnen, wenn ſie an Gott denken, wie es einem böſen Kinde gehet, wenn es ſeinen Vater erblickt, das das Herz nicht hat, ihm recht unter die Augen zu treten. *Gute Menſchen* bleibet ihr aber alsdenn, wenn ihr euch und alle andere Menſchen liebet, nichts thut, was euch und andere unglücklich machet, ſondern für eure eigene Wohlfahrt redlich ſorget, euren Beruf und

Stand einmahl in der Welt erfüllet, alles das gern und ganz leiſtet, wozu euch ſelbige verbinden, und allen Menſchen ſo viel zu dienen euch bemühet, als ihr könnet. Alsdenn thut ihr, **was Gott will, daß ihr als Menſchen thun ſollet**, und ſo habet ihr ſein höchſtes Wohlgefallen. Und nur, wenn ihr dis habet, könnet ihr auch ein recht herzliches Zutrauen gegen ihn hegen; denn ihr wiſſet wohl, wie es euch ſchon gehe, wenn ihr euch des Guten nur gegen mich nicht bewuſt ſeid, und wie ihr alsdenn nicht ſo herzlichzuverſichtsvoll euch mir nahet. Ich bin es nicht, der euch zu ſolcher Zeit vor mir ſcheucht; euer eigenes Herz macht euch ſcheu, und hält euch fern von mir. Hier — hier im Buſen mus es gut um uns ſtehen — — denn komme es, wie es wolle, unſere Hofnung auf Gott braucht nicht zu wanken. Darum ſeid tugendhaft und rechtſchaffen in eurem ganzen Leben, und denkt, daß ihr keine gröſſere Wohlthäter gegen euch ſelbſt, und nicht dankbarer gegen mich für alle meine Vaterliebe für euch ſein könnet, als wenn ihr gute Menſchen bleibet und täglich beſſere werdet. Ach! es geſchieht ſchrecklichviel Böſes von den Menſchen auf Erden. Ihr wiſſet es noch nicht ſo; aber es gibt Menſchen, die wie das Vieh, leben, die die ſchändlichſten Ausſchweifungen begehen, Unmenſchlichkeiten gegen andere und Raſerei gegen ſich ſelbſt ausüben;, und ihr könnet euch nichts ſo verächtliches, abſcheuliches und ſcheusliches denken, was nicht Menſchen ſchon gethan hätten.

Fritz. Ach! lieber Herzensvater, wir werden ia ſo was nicht thun .. (klopft dem Vater die Backen) ſein Sie doch zufriden und ohne Sorgen.

Karl. Ich will immer wie mein Vater leben, damit ich auch ſo auf Gott vertrauen könne, wie er.

Vater Roderich zog mit iedem Arm einen Knaben an ſich, drückte ſie an ſeine Bruſt, hielt ſie lange ſo, und ſprach dazu mit zärtlichem Ernſt: Gebe doch Gott, daß ich euch nach Jahren noch mit ſolcher Zufridenheit an mein Herz drücken könne! Kinder, euch liebet der Schöpfer noch vor Tauſenden; denn eure Seelen hat das Gift des Laſters noch nicht angeſteckt. Ihr ſeid noch keine Trotzige, keine Selbſtmörder, keine Menſchenfeinde. Ach! hier in dieſer Laube — hier in ſeiner Gegenwart — gelobet es mir, meinen Lehren, meinem Beiſpiele immer treu zu verbleiben, und in Unſträflichkeit eures Lebens iederzeit euer gröſtes Glück zu finden. Hier gelobet es mir, immer ſo aufrichtig gegen mich zu ſein, und mir nichts zu verheelen, was in eurem Herzen vorgeht, und alsdenn meinen Ermahnungen, meinen Zurechtweiſungen iederzeit zu folgen .... Locket mir nie Thränen ab, als die mich die Freude weinen macht!

Mit freiem, offenen Blick ſchwebten die Knaben in den Armen ihres Vaters. Ihr Herz klopfte gewaltig, ihr Buſen ſchwoll hoch empor, ihr Athem jagte, ihre ganze Seele drückte ſich in ihren Augen aus. „Wir bleiben gute Menſchen“ ſprach Karl und legte ſeine Hände auf des Vaters Bruſt. „Wir bleiben gute Menſchen“ ſetzte Fritz hinzu, und ſchlos ſeine Hände um des Vaters Hals.

Roderich. So gehet nie durch dieſe Laube, ohne an euer hier gethanes Verſprechen zu denken! Setzet euch oft, wenn ihr beide alleine im Garten ſeid, hieher, und erinnert euch daran! Und kommet ihr nach einer Trennung von Jahren einſt wieder, mich zu beſuchen: ſo ſei einer eurer erſten Gänge hieher; und denn gewähre euch Gott das Glück, daß ihr hier nicht vor euch ſelbſt erröthen dürfet! — — Ich erzog euch zur Unſchuld und Tugend. Bei mir waret ihr ſicher, nichts böſes zu ſehen und zu lernen. Ach! könnte ich ewig bei euch ſein! Aber ich werde von euch ſcheiden müſſen, wenn meine Stunde kommt; und ſchon vorher geht vielleicht einer oder der andere von euch aus dem elterlichen Hauſe. Alsdenn kommet ihr zur Welt, unter andere Menſchen. O Karl, Karl, merke du beſonders recht auf das, was ich ſagen will ... In der Welt wirds ſchwerer für euch ſein, eure Tugend zu behaupten, als in eures Vaters Hauſe und unter ſeinen Augen. Verführer

führer auf allen Seiten werden euch da umgeben! — ich zittere, wenn ich daran denke ...

Karl. Sind denn die Leute ſo ſchlimm, lieber Vater?

Roderich. Alle nicht; aber viele. Sie ſind ſchlecht erzogen, und auch verführt worden. So misbrauchen ſie die Wohlthaten Gottes, zerſtören ihre eigene Geſundheit, leben nur nach ihren wilden Begierden, thun einander Unrecht, betrügen, verfolgen einander. Das werdet ihr ſehen — Räuber und Mörder, Neider und Unverſöhnliche, Geizige und Verſchwender, Trunkenbolde und Liederliche werdet ihr ſehen. Beim erſten Anblick wird euer unſchuldiges, natürlichgutes Herz vor ihnen erſchrecken. Aber es iſt nur gar zu leicht geſchehen, daß man ſich durch das öftere Sehen ſolcher Menſchen an ſie gewöhne, und ſie weniger ſchrecklich finde. Sie thun bei ihren Laſtern, als befänden ſie ſich gut dabei. Während ihren böſen Handlungen rufen ſie mit einer ſchmeichelhaften Stimme: thut doch, wie wir, und ſeid eben ſo glücklich, wie wir. Sie ſuchen unſere Geſellſchaft, nennen ſich unſere Freunde, machen uns Gelegenheit, ebenſo laſterhaft zu ſein, wie ſie, und lachen, wenn wir von Tugend reden, über unſer Geſchwätz. Das heißt verführen, und es gehört ein ſtarkes Herz dazu, ſich nicht verführen zu laſſen.

Karl. Mich ſoll gewis keiner verſühren. So, wie mich einer verſühren will, will ich an meinen Vater denken.

Roderich. Dabei beharre, mein Sohn. Das thu, und wenn ich längſt todt bin. Ich kenne die Welt — ich kann euch Lehren über ſie geben. Nehmet das nun für ausgemacht an, daß ihr viel Böſes unter Menſchen ſehen werdet. Erwäget dis oft; — das iſt eine gute Vorbereitung auf die künftigen Anblicke davon. So oft ihr hernach Zeugen davon werdet: ſo habet die Wahrheit vor Augen, daß der Menſch für iede böſe Handlung geſtraft wird. Es iſt nicht wahr, daß ein Laſterhafter glücklich ſei; er träumt ſichs nur zu ſein; er iſt höchſtens auf kurze Zeit, und mus die Freuden welche er davon gehabt hat, hernach ſchrecklich büſſen. Für iede ſchlechte und böſe Handlung ſtraft ſich der Thäter ſelbſt. Entweder er macht ſich Feinde, oder er zerſtört ſeine Geſundheit, und auf ieden Fall bringt er ſich um ſein gutes Gewiſſen und um die Ruhe ſeines Herzens. Das glaubt feſt, und laſſet euch davon nicht abwendig machen, wenn ihr auch Menſchen ſähet, die lange Böſes thun, ohne dafür geſtraft zu werden. Je länger die Strafe auſſenbleibt: deſto fürchterlicher kommt ſie, wenn ſie kommt, und denn iſt das Ende ſolcher Menſchen iammervoller, als ichs euch ſchildern kann. Hütet euch dafür, Menſchen nachzuahmen. Ihr habet Beiſpiel gerung an euren Eltern. Niemand kann es in der Welt wieder ſo gut mit euch meinen als dieſe. Alſo ahmet blos dieſen nach. Unſer Bild ſchwebe um euch, wenn ihr nicht bei uns ſeid. Thut immer ſo, wie ihr uns habet thun ſehen; und, wenn ihr ſehet, daß andere anders thun, thut doch ſo fort, wie wir. Seid verſichert, dis iſt ein herrliches Mittel wider alle Verführung.

Fritz, ſehr bewegt. Lieber Vater, das wollen wir gewis thun.

Roderich. Gehet in Zukunft nicht mit allen und ieden Menſchen um. Entfernet euch von ſolchen, die im ſchlechten Ruf ſtehen. Habet wenig vertraute Freunde. Fahret nicht blind zu, wenn ihr ſolche wählet; ſondern lernet ſie erſt recht kennen, und wählet nur ſolche, die wahrhaftiggute Menſchen ſind. Im Arm eines laſterhaften Freundes wird man unvermeidlich auch ein ſchlechter Menſch; denn, wenn man einen Menſchen erſt lieb hat: ſo gewinnt man auch bald ſeine Art zu handeln und zu denken lieb. Die Tugend iſt des Menſchen Beruf. Gott hat ſie feſt in unſer Glück verwebt. Ein Freund, der uns ſie raubt, raubt uns unſer Heil. Wie könnte der Menſch welcher dis thut, unſer Freund ſein dürfen? So, wie ihr alſo Jemanden ſehet, der vor euren Augen Böſes thut, und euch durch That und Worte anreizt eben ſo zu thun: ſo ſprechet im Herzen zu euch ſelbſt: nein, dem ſoll es nicht gelingen, uns unglücklich zu machen, es koſte auch, was es wolle. So that unſer Vater nicht; ſo wollen wir auch nicht thun.

Karl drückte ſeinem Vater bei dieſen Worten recht herzlich die Hand.

Roderich. Wenn ihr euch ſolchergeſtalt vor Verführung ſichert, wird es euch leichter werden, gute Menſchen zu bleiben. Gott hat euch ein Paar Stützen gegeben, die eure Tugend nicht ſinken laſſen werden, und die ihr in euch ſelbſt findet. Eure Vernunft und euer Herz ſind dieſe Stützen. Wenn ihr nur nachdenket: ſo könnet ihr bald finden, was ihr thun, und nicht thun dürfet, was recht oder unrecht ſei. Thut nichts, ohne es vorher von dieſer Seite zu überlegen und zu betrachten. Euer Herz wird euch dabei zu Hülfe kommen, denn es iſt noch unverdorben. Wenn ihr manchmahl noch nicht mit der Ueberlegung fertig ſeid, werdet ihr ſchon fühlen, daß ihr dis oder ienes thun oder laſſen müſſet. Ihr ſehet z. E. einen Elenden, dem ihr helfen könnet; ehe ihr die Ueberlegung vollendet habt, ob ihr ihm helfet, wird euer Herz aus Mitleid ſich ſchon an ihn hinneigen. Ihr ſehet eine Grauſamkeit ausgeübt werden, die ihr verhindern könnet; ehe ihr die Sache überdacht habt, wird euer Arm den Unmenſchen, welcher hinter ſeinem Raube her iſt, aufhalten. Dis ſind die natürlichen Gefühle, welche Gott unſerm Herzen gab, und wir können ihn nicht genung dafür preiſen. Unſere Vernunft würde oft nicht ſchnell genung überlegen; darüber verſtriche die Zeit; aber ſo greift alsdenn unſer Herz zu. Durch Vernunft und Herz redet Gott zu euch, was ihr thun oder laſſen ſollet. Höret auf dieſe Stimme, und handelt nie wider ſie. Alles, was ſie euch ſagen, kommt auf **Liebe zu euch ſelbſt**, und auf **Liebe gegen** andere hinaus. Brennet für Begierde, euch und eure Nebenmenſchen glücklich zu ſehen und zu machen. **Das iſt wahre Tugend.**

Roderich hielt hier inne.

Karl. O lieber Vater, wir haben noch lange Zeit. Wir kommen immer noch früh genung heute an unſere Luſt.

Rod. Ich kann euch freilich nicht über jeden beſondern Fall in den ihr kommet, eine vollkommene Anweiſung geben, wie ihr dieſe Liebe zu euch und zu andern in ſelbigem auszuüben habet, weil es viel tauſendmahltauſend ſolcher Fälle gibt; aber viel nützliches kann ich euch doch lehren, was ihr in allen denſelben anwenden könnet. — Wenn von Pflichten gegen euch ſelbſt die Rede iſt, oder davon, ob ihr etwas, das euch ſelbſt betrift und auf euch ſelbſt Bezug hat, thun oder nicht thun ſollet, und mein Beiſpiel oder mein übriger Unterricht, den ich euch ſeither reichte, gibt euch nicht Auskunft darüber, ob ihr es thuet oder laſſet: ſo fraget euch etwa ſo: ſchickt ſichs auch für mich, daß ich es thue?

Werde ich mich nicht ſchämen müſſen, wenn ichs gethan habe? Dürftens meine Eltern ſehen oder wiſſen? Würde ichs thun, wenn andere Menſchen dabei wären? Iſt es mir wahrhaftig nützlich, oder nützt es mir nur heute, und ſchadet mir morgen weit mehr? Zerſtöre ich dadurch meine Geſundheit? Mache ich mir ohne Noth dadurch Feinde? Bin ich im Stande, wenn ich in meinem Urtheil irrete, den Schaden, welchen ich mir dadurch anrichtete, wieder gut zu machen? Kinder, dieſe Fragen thut an euch, und, nachdem die Antwort, welche euch eure Vernunft darauf gibt, ausfällt, handelt. Im Fall, daß ihr nicht im Stande wäret, ſogleich darauf zu antworten: ſo ſchiebet die Handlung noch auf. Fraget euch nach einiger Zeit wieder ſo, und könnet ihr die Antwort alsdenn noch nicht beſtimmen: ſo unterlaſſet ſie lieber ganz.

Karl. Guter Vater, ſagen Sie uns das noch einmahl, was wir uns alles erſt fragen ſollen.

Roderich wiederholte den gegebenen Unterricht und fuhr fort: Ihr werdet vor tauſend ſchlechten Handlungen gegen euch ſelbſt und vor den aus ihnen entſpringenden unangenehmen Folgen ſicher ſein, wenn ihr dieſe Fragen in jedem noch nicht vorgekommenen oder doch ſeltenern Falle an euch thut. Betrift aber etwas andere Menſchen, und die Pflichten, welche ihr dieſen ſchuldig ſeid: ſo habt ihr nur eine einzige

Frage, ehe ihr eure Handlung ausübet, an euch zu thun, um gleich zu wiſſen, ob ihr ſie vollbringen oder unterlaſſen müſſet; nehmlich — **würde es mir lieb ſein, wenn der Andere, gegen den ich iezt ſo handeln will, ſo gegen mich thäte?** Das iſt das ſicherſte Mittel, nicht wider die Menſchenliebe zu handeln, daß wir den andern gleich an unſere Stelle und uns an ſeine ſetzen, ihn zum Thäter und uns zum Leidenden dabei machen. Sobald euch nun euer Herz ſagt, daß ihr nicht möchtet, daß der Andere ſo oder ſo gegen euch handelte: ſo müſſet ihr auch nicht ſolchergeſtalt gegen ihn handeln. Ihr ſähet z. E. einen Menſchen einen Fehltritt begehen. Ihr allein ſähet dis. Wollet ihr es verſchweigen, oder ſtadtkundig machen? Ach! denket daran, wie ihr den Mann für euren Freund erklären würdet, der einen eurer Fehler, den niemand, als er, wüſte, in ſeinem Herzen verſchlöſſe! Oder es erhielte iemand ein Glück; wollet ihr es ihm beneiden? O erwäget, wie es euch kränken würde, wenn ihr glücklich würdet, und es machte euch ein Anderer ſo ein Geſicht, als wenn er euch euer Glück rauben oder ſagen wollte, daß ihr deſſen nicht werth wäret. Handelt gegen euch und gegen alle Menſchen immer ſo, wie ihr es verantworten könnet. Vernachläſſiget eure eigene Wohlfart nicht; erbauet ſie aber auch nicht auf Leiden, die ihr andern machet. Trocknet Thränen ab, wo ihr ſie flieſſen ſehet; nie aber preſſet ſie Augen aus, die noch trocken ſind. — Liebe zu euch ſelbſt darf ich euch nicht lehren; die Natur gab ſie euch, wie ſie ſie dem Wurm gibt, der auf ſeine Erhaltung bedacht iſt. Liebe zu euren Nebenmenſchen mus euch der Gedanke einflöſſen, daß ſie eure Brüder ſind, und daß ihr, ſo wie Geſchwiſter an einander ihre Eltern lieben, alſo auch in euren Nebenmenſchen Gott liebet. Habet immer ein mitleidiges, ein ſanftmüthiges, nachgebendes und verſöhnliches Herz. Dienet andern, wo ihr könnet, ohne Dank dafür zu fordern, und erbarmet euch beſonders ſolcher Menſchen, die von der Welt verlaſſen ſind. Kinder, es iſt eine unausſprechliche Seligkeit, ſo ein guter, liebevoller und tugendhafter Menſch zu ſein, ſeine Pflichten zu erfüllen, und zu thun, wie man als Menſch ſchuldig iſt. Soll ich euch etwas von dieſer Seligkeit erzählen?

Fritz und Karl. O Seelenvater, das thun Sie doch.

Roderich. Sehet, alles, was Gott geſchaffen hat, erfüllet Gottes Abſichten, und iſt das, wozu es da iſt, und was es ſein ſoll. Wenn wir nun auch unſere Beſtimmung erfüllen, und ſo ſind, wie wir ſein, und das thun, was wir thun ſollen: ſo können wir getroſt unter die ganze übrige Schöpfung hintreten und dürfen uns vor nichts ſchämen. Einen laſterhaften Menſchen aber beſchämt iedes Thier, ieder Wurm, iede Pflanze. Er iſt unter allen

Geſchöpfen Gottes der, **welcher nicht iſt**, was er ſein ſoll. Und das iſt eine gräsliche Schande für ihn; denn er hat Vernunft, und ſollte alſo, weil er weis, was er ſein ſoll, auch vor allen andern ſich beſtreben, es wirklich zu ſein. O wie ſchön iſt das, wenn man zu ſich ſelbſt ſagen kann: **ich Menſch bin wahrhaftig Menſch! ich bins durch Tugend, durch Selbſt- und Menſchenliebe!** — — Wenn wir denn ſo gut und rein ſind: ſo genieſſen wir den ſanfteſten Frieden mit uns ſelbſt, betrachten unſere Handlungen und finden ſie rechtſchaffen, und freuen uns erſt recht unſeres Glaubens an Gott. Durch die Tugend werden wir ihm ähnlich. Gott iſt das reineſte, liebevolleſte Weſen. Können wir als ſeine Geſchöpfe mehr Ehre haben, als wenn wir ihm, unſerm Schöpfer, nahe kommen? Wie wird er uns lieben, wenn er in uns ſein Bild erblickt! Wie freudig können wir alsdenn an ihn denken, wenn wir uns ſeines Beifalls, ſeiner Liebe ſo feſt und in ſo hohem Maaſſe getröſten dürfen! Wie gern, wie vertraulich werden wir zu ihm beten! Wie ſorglos können wir ihm die Leitung ſolcher Schickſale, welche wir nicht abzuändern vermögen, überlaſſen! — — Kinder, ach Kinder, höret mir recht zu. Ein guter Menſch darf nichts fürchten. Furcht iſt die Strafe derer, welche ihr Gewiſſen verletzt haben. Dieſe, aus Mistrauen gegen ſich ſelbſt, fürchten ſich vor allem. Sie fühlen ſich wie vogelfrei in der

Schöpfung. Wenn ihnen ein Unglück drohet: ſo iſts ihnen, weil ſie es verdient haben: als ſtrafe ſie es ſchon wirklich. Wenn ein Feind ſich wider ſie aufmacht: ſo kommts ihnen vor, als hätten die, denen ſie Schaden thaten, ihm den Auftrag gegeben, ſie an ihnen zu rächen. Wenn es donnert: ſo denken ſie, daß Gott ſelbſt ſich zum Richter über ſie aufmache. Von dieſem allen weis der Tugendhafte nichts. Die ganze Natur lacht ihn an. Es iſt in ihrem ganzen groſſen Schooſſe nichts, wovor er erſchrickt; denn Gott regiert ſie, und dieſer iſt ſein Freund. Verfolgt ihn iemand: ſo kann er ihm ins Geſicht ſagen: ich habe nichts begangen, weshalb du mich haſſen könnteſt. Steht ihm Unglück bevor: ſo wartet ers gelaſſen ab; und mus er es dulden: ſo machts ihm das Bewuſtſein ſeiner Unſchuld leicht. — Im Leiden genieſſt der Menſch den Segen ſeiner Rechtſchaffenheit erſt recht. Er iſt durch ſie mehr an Zufridenheit und ſtille Ergebung an Gott gewöhnt; ſo kann keine Widerwärtigkeit ſo gewaltſame Eindrücke auf ihn machen, daß er ie in den ſchrecklichſten unter allen Gemüthszuſtänden, in Verzweiflung, gerathe. Sein ſanfter Sinn läſſet ihn ſelbſt leichter Troſt finden, und iede Beruhigung, die ihm von andern gereicht wird, williger annehmen. Wird ſein Unglück gros: ſo erregt er dadurch die Aufmerkſamkeit aller Menſchen, die ihn kennen und davon hören. Jeder, der noch nicht alle menſchliche Empfindung verlohren lehren hat, bedauert und bemitleidet ihn. Menſchen denen er Gutes gethan, und die ihm nun nicht wieder helfen können, beten wenigſtens für ihn. Seine Freunde, die mehr für ihn thun können, wetteifern, ihn zu retten, oder ihm doch Erleichterung zu ſchaffen, und weichen nicht von ihm. Seine Verfolger beben zurück, da ſie ihn ſo unſchuldig leiden ſehen; und ſöhnt ſie ſein Unglück nicht mit ihnen aus: ſo fürchten ſie doch die Verabſcheuung der ganzen Welt, wenn ſie einen Mann noch weiter beängſtigen wollten, den das Schickſal ſchon ſo leiden macht. Er ſelbſt benutzt ſein Unglück zur Beförderung ſeiner Weisheit und Herzensgüte, und wird durch ſelbiges noch ein vollkommenerer Menſch. — Widerfährt dem Tugendhaften ein äuſerliches Glück: ſo wirds ihm dadurch, daß er es als einen Lohn ſeiner guten Geſinnungen betrachten darf, doppeltſchön. Niemand darf es ihm öffentlich misgönnen. Er genieſſet es ganz, weil er es mit Zufridenheit über ſich ſelbſt genieſſt, und genieſſt es recht menſchlich, weil er es mit Dankbarkeit gegen Gott genieſſt. Er misbraucht es nicht, und zerſtört es auch nicht bald wieder durch Uebermuth und Unvorſichtigkeit, ſondern macht es vielmehr durch mäſſigen Gebrauch dauerhaft. Er läſſet andere daran Theil nehmen, und erregt dadurch den allgemeinen Wunſch, daß er noch glücklicher werden möchte. — Achtung folgt dem Rechtſchaffenen auf den Fus nach. Er darf ſie nicht ängſtlich zu erringen

gen ſuchen, oder Geräuſch machen, um die Augen der Menſchen auf ſich zu ziehen. Seine Tugend wirkt im Stillen; aber der Segen, den ſie ſtiftet, kommt bald ans Tageslicht. Gutdenkende Menſchen lieben ihn auf der Stelle. Er hat ihren Sinn, und ſo ſind ſie gleich auf das genaueſte mit ihm verbunden. Schlechtdenkende, wenn ſie ihn auch nicht lieben können, weil er beſſer iſt, als ſie, müſſen ihm doch im Herzen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er dis ſei. Seine Verleumder werden zu Schanden, und ſtehen in ihrer Blöſſe da. Er lebt noch lange in dem Andenken der Menſchen, wenn er längſt dahin iſt. Man nennet nach vielen Jahren ſeinen Nahmen noch gern und mit Hochſchätzung, ſpricht noch viel von ſeinen guten Handlungen, liebet ſeine Nachkommen noch, und geht ſeinem Grabe nie vorüber, ohne ſeine Aſche zu ſegnen. Er hört dis zwar nicht mehr alsdenn; aber er **hat es vorhergehört.** In den Augen der Menſchen, in ihrem gefälligen Betragen gegen ihn, in ihrer Begierde nach ſeinem Umgang und nach ſeiner Freundſchaft las er ſchon die guten Urtheile und all das Lob, welches ſie nach ſeinem Tode ihm laut geben würden. — Wenn denn der gute Menſch, durch dieſe Achtung, in der er ſteht, angetrieben, ſeine Tugend täglich noch feſter, gröſſer und reiner zu machen ſucht; o wie ergötzt ihn da ſein beſtändiges Wachsthum an wahrer Würde und an menſchlicher Schönheit! Dieſe

Seligkeit hat für uns Menſchen etwas ganz beſonders entzückendes. Gott hat uns einen Trieb eingepflanzt, immer weiter zu wollen. Auf allen Seiten fühlen wir dieſen Trieb, und ſind nie lange mit irgend einer Beſchaffenheit unſeres Zuſtandes zufriden. Dis that Gott, damit wir nie träge und faul, ſondern für unſere Erhaltung und für die Verbeſſerung unſerer ganzen Lage beſtändig in Arbeit wären, und ſolchergeſtalt die Ehre hätten, unſer Wohl und Heil nach und nach ſelbſt ausgebildet zu haben. Auf keiner Seite können wir dieſen Trieb aber würdiger und beſſer anwenden, als bei der Verbeſſerung unſeres Herzens. Gute Geſinnungen — wahre Menſchheit, ſo nennet dieſe auch — ſind die eigenthümliche Schönheit der menſchlichen Natur, ſind unſer höchſter Schmuck. Wenn wir denn nun ſehen, wie dieſer unſer wahrer Schmuck immer vollkommener und glänzender an uns wird, und wie wir das Gute täglich lieber, täglich in höherer Maaſſe thun — ach! Kinder, was gleicht alsdenn unſerer Fröhlichkeit darüber! der Reiche freuet ſich ſchon darüber, wenn er mit iedem Tage durch ſeine Arbeit, Klugheit und gute Haushaltung ſein Vermögen gröſſer werden ſiehet, und bei ieder Berechnung deſſelben findet, daß er ſchon wieder mehr beſitze. Der Mann, welcher ſich etwas wichtiges vornimmt und ſeinen Entwurf darüber macht, freuet ſich ſchon, wenn er von Zeit zu Zeit darinn fortſchreitet und ſeinen Entwurf immer mehr bewerkſtelligt. Wie weit gröſſer mus unſere Freude ſein, wenn wir in dem gröſſeſten Geſchäfte, welches darinn beſteht, daß wir recht vortrefliche Menſchen werden, immer weiter vorrücken, und unſre ſchönſten Schätze, die Schätze unſeres Herzens, täglich bereichern! Alsdenn gewährt uns nichts mehr Unterhaltung, mehr Zufridenheit, als die Betrachtung unſerer ſelbſt, die die Thoren und Laſterhaften ſo ungern anſtellen, welche von nichts ihre Augen mehr und ſorgfältiger wegwenden, als von ſich ſelbſt. An iedem Abend ſprechen wir alsdenn zu uns: *heute bin ich wieder mehr Menſch, mehr Gottes Bild geworden;* und an dem Morgen: *heute will ich dis wieder noch mehr werden.* Auf ſolche *Gedanken ſchläft ſichs herrlich — mit ſolchen Gedanken ſteht ſichs recht heiter auf.* — — Und, wenn denn unſer letzter Abend kommt, und wir uns auf unſer Lager ſtrecken, ohne wieder aufzuſtehen; wenn uns die ganze Welt nicht mehr tröſten kann, und wir in unſern bitterſten Kämpfen doch des Troſtes ſo ſehr bedürfen: o was für ein Labſal wird es alsdenn für uns ſein, unſere Tugend mit bis ans Grab gebracht und auf Erden unſere Plätze, auf die uns der Schöpfer hinſtellete, redlich ausgefüllt zu haben! Kinder, nie mus es höhere Seligkeit gewähren, ſein Leben wohl angewendet zu haben, als am Schluſſe deſſelben. Daher ſtirbt der Fromme ſo ſtill und getroſt — Daher tröſtet er ſogar noch ſeine Lieben, deren Thränen auf ſein Todbette flieſſen. Ihr ſeid noch junge Menſchen; aber auch eure Stunde wird kommen, wie die meinige. Lebet rechtſchaffen, bewahret ein gutes Gewiſſen, und erfüllet eure Pflichten, ſo wird auch dieſe euch nicht ſchrecklich ſein. Ich gehe euch voran; aber gewährt mir den Troſt, daß ich euch als gute Menſchen hinterlaſſe; daß ihr als ſolche bei meinem Sterbebette und auch hernach noch bei meinem Grabe ſtehet. So will ich euch ſterbend noch an mein Herz drücken, und euch als das höchſte Guth von allen betrachten, die mir Gott auf Erden gab.

Die gutmüthigen Knaben hatten mit ununterbrochner Aufmerkſamkeit zugehört, und ſanken ſchluchzend, als der Vater zu reden aufgehört hatte, in ſeine Arme. „Sie ſollen ſo lange leben, wie wir, ſtammelte einer, wie der andere in natürlicher Unſchuld, und, wenn Sie ſterben, wollen wir mitſterben. Vorher wollen wir Ihnen aber nichts, als Freude machen“

Nahe an der Laube ſtand ein junger Apfelbaum eben in der Blüte. Roderich führte ſie an ihn hin.

„Dieſen Baum hab' ich gepflanzt. In dieſem Jahre wird er ſchon die erſten Früchte bringen. Sehet, wie er ſo munter blühet! Das wird mir eine Freude ſein, wenn ich die erſten Aepfel von ihm breche. Die werden mir lieber ſein, als die vielen Scheffel, welche der alte Apfelbaum da an der Gartenthüre ſchütten wird. — Ach! Kinder, wenn ihr, die ich gezeugt und erzogen — ſo ſorgfältig erzogen und gewartet habe, auch einmahl gute Früchte tragen werdet — welche Freude wird das erſt für mich ſein; Jetzt, wenn ich ſo euer gutes Herz bemerke: ſo iſts, als ſähe ich ſchon die Blüthen davon ... Täuſchet meine Hofnung nicht! Sehet, dieſer Baum thuts nicht."

Nein, nein, riefen die Knaben in recht herzlichem Ton; der junge Baum ſoll nicht beſſer ſein, als wir.

Roderich ging noch einmahl im Garten auf und nider. Unterdeſſen machte Fritz einen Bluhmenkranz, und Karl band ihn um den jungen Apfelbaum. Der Vater ſahs und freuete ſich. Noch gröſſere Freude aber hatte er, wenn er die beiden Knaben nach der Zeit oft neben den Baum ſtehen, und die kleinen abgeſetzten Aepfel zählen ſah. Sie ſprachen alsdenn lange untereinander daſelbſt, und Karl führte das Wort. Aus allen ſeinen Gebehrden dabei überzeugte er ſich, daß die Rede von dem Geſpräch ſei, welches er unter der Laube mit ihnen über die Tugend geführt hatte. Das Ende davon war mehrentheils, daß der eine von ihnen ſeine Hand hinreichte, und der andere darauf ſchlug, als wenn ſie ſich zu etwas verbänden; worauf ſie ſich zu umarmen pflegten.

Viertes Kapitel.

Es ereignete ſich, daß Roderichs Nachbar ſtarb, der die vielen Bienen hatte. Roderich war mit ſeinen Kindern zuweilen bei ihm geweſen und hatte mit ihnen Stundenlang vor der Bienenhütte geſeſſen. „Nun iſt der Tod recht auf der Nähe" ſprach Brigitte, "als ſie ihrem Manne erzählte, daß ſelbiger geſtorben ſei. Karl und Fritz hörten dis und wurden ganz ſtill. Roderich bemerkte die widrigen Eindrücke, welche der wunderliche Ausdruck der Mutter auf ſie gemacht hatte, und ſann darauf, ſie wieder auszulöſchen.

Roderich ſprach, zwei Tage drauf, als der Nachbar auf der Bahre ſtand, zu den beiden Knaben. Kommet, wir wollen unſern Nachbar noch einmahl ſehen.

Fritz. Ach nein, lieber Vater, ach nein.

Karl, in gröſter Verlegenheit. Ich habe ihn ſonſt oft genung geſehen.

Roderich. (zur Mutter) daran biſt Du Schuld. (zu den Knaben) Und ihr wollet den Mann nicht einmahl im Sarge ſehen, der euch die Bienenkappe immer ſo liebreich umlegte, und euch ſeinen Muskatellerbirnbaum ſchüttelte, daß ihr alle Taſchen vollſacken konntet?

Fritz. Karl, geh du nur mit; ich habe Levkoien zu verpflanzen.

Karl. Er iſt — ia — todt — lieber — Vater . . .

Roderich. Nun eben darum. Hernach könnet ihr ihn nicht mehr ſehen. Und ihr habt ſo noch keinen Todten geſehen. Kommet!

Beide Knaben, ſehr beweglich bittend. Ach! beſter Vater, gehen ſie doch allein hin. Der — Tod iſt da im Hauſe. Ach, nein, nein, gehen Sie ia auch nicht hin.

Roderich, lächelnd. Der Tod? wer iſt das? — was ſprecht ihr für Zeug? Ein Todter iſt da im Hauſe, ein Menſch, der aufgehört hat, zu leben — weiter nichts. Und das iſt derſelbe, der euch die Birnen ſchüttelte; nur liegt er ietzt ohne Bewegung und Gefühl da, und hat die Augen zu. Ich glaube gar, ihr fürchtet euch. Wofür fürchtet ihr euch denn? Karl, ſchämſt du dich nicht? Biſt du ein alt Weib geworden?

Karl, bei dem die Ehrbegierde aufſteigt. O nein, fürchten — fürchten — fürchten thue ich mich nicht.

Roderich. Ich fürchte mich nicht, ſpricht man. Wenn du dich alſo nicht fürchteſt: ſo komm mit. Wir gehen hinüber, als wenn wir die Bienen beſehen wollten. Im Hauſe bleibt unſer Nachbar; der geht nicht mehr mit in ſeinen Garten, und liegt da in einem Sarge, in ſo einem Kaſten, wie wir alle einmahl kriegen und nicht weit davon ſteht der Sargdeckel, und denn ſtehen etwa ſechs Geridons mit Lichtern dabei, die auf den Abend angeſteckt werden. Weiter iſts nichts — wer mich lieb hat, kommt mit.

Karl nahm ſeinen Huth, und als Fritz that, als wenn er den ſeinigen nicht finden könnte, reichte ihm ſelbigen der Vater. „Habt ihr nicht ſchon einen Schlafenden geſehen? ſprach Roderich. Nun ebenſo ſieht unſer Nachbar ietzt aus.“ Und nun nahm er an iede Hand einen von den Knaben.

So, wie man in die Thüre trat, hatte man den Anblick der Leiche gerade vor ſich. Die Knaben zogen ihre Hände aus des Vaters Händen, und traten zurück. Die Wangen fielen ihnen ein; und wurden blas; ihr Mund öfnete ſich und die Sterne in ihren Augen liefen umher.

Roderich, der ſie feſthält. Nun — nun — ſeid nur ohne Sorgen. Das iſt unſer lieber Nachbar, der hier liegt — er liegt in guter Ruhe — liegt, als wenn er ſchliefe — recht zufriden liegt er da, wie ein Menſch, der alle Noth überſtanden hat. Hier thut euch niemand etwas. — Sehet, ich will ihn anfaſſen.

Roderich ging hinan und drückte dem Todten die Hände.

„Ehrlicher Nachbar — hatteſt dich ſo drauf gefreuet, wenn deine Bienen ſchwärmen würden — haſt nun ſelbſt eher ausziehen müſſen.“

„Das iſt der Menſch. Wenn wir uns nun recht lange in der Welt herumgetummelt haben, und es uns recht ſauer haben werden laſſen: ſo ſtrecken wir uns alle ſo hin, wie Du hier liegſt.“

„Es iſt mir noch, als ſähe ich dich, wie Du für meine Kinder deine Birnen ſchüttelteſt. Du thatſt es gewis recht gern.“

Karl war unterdeſſen, weil er ſah, daß alles glücklich ablief, dem Sarge näher getreten.

Roderich. Karl gib ihm auch noch einmahl die Hand. Es iſt dieſelbe Hand, welche du ergreifſt, aus der du die Birnen nahmſt. Damals war ſie warm, ietzt iſt ſie kalt; weiter iſts kein Unterſchied.

Karl faſſte Herz, und grif nach der Todtenhand. Ihre Eiskälte ſchreckte ihn. Er lies ſie fallen und ſchauderte.

Roderich. Sei nicht läppiſch. Du faſſeſt ia wohl eher Eis an. Gib ihm deine Hand noch einmahl.

Karl ward dreuſter und konnte die Todtenhand ſchon feſter halten. Sie iſt recht ſteif und kalt, ſagte er.

Roderich. Friz, nun komm auch her und mache eben ſo.

Fritz that, wie Karl.

Roderich. Seid ihr nun nicht albern geweſen? Wie könnet ihr euch vor einem Todten fürchten? Was dieſem Manne geſchehen iſt, wird uns allen auch geſchehen. Nun ſagt ihm Lebewohl!

Die Knaben wußten ſich ſo viel, als wenn ſie eine Heldenthat verrichtet hätten, und Karl verſicherte, daß er nun Tag und Nacht ganz allein bei der Leiche bleiben wollte. Roderich ging mit ihnen von der Leiche ins Feld, und nahm Gelegenheit, unterwegs mit ihnen über die wichtigſte Angelegenheit des Menſchen zu ſprechen. Es war nahe gegen Abend.

Roderich. Im gemeinen Leben, wenn man ſagen will, daß das Ende eines Menſchen herannahe, ſpricht man, der Tod kommt; oder, wenn der Nachbar ſtirbt, der Tod iſt in der Nähe. Das klingt wirklich ſo, als wenn es eine Perſon oder ein Weſen gäbe, das Tod hieſſe, und die Menſchen würgte. Das iſt aber eine äuſerſt abgeſchmackte Vorſtellung, und viele dumme Leute machen ſie ſich auch von dem Tode.

Karl. Lieber Vater, da fand ich heute eine Düte im Laden; auf der war der Tod abgemahlt. Ach! das war ein garſtiger, knöcherigter Kerl, mit einer langen Senſe in der Hand...

Roderich. Das iſt eine Narrheit der Mahler und Kupferſtecher aus alten Zeiten her. Man pflegt oft Sachen wie Perſonen vorzuſtellen. So ſtellt man auch das Glück wie eine Perſon vor, die auf einer Kugel ſteht, weil ſich das Glück oft wendet und dreht.

Karl. So ein Bild habe ich auch ſchon geſehen, und darunter ſtand Fortune.

Roderich. Recht; das iſts geweſen. Aber das iſt nur ſo ein Einfall der Menſchen. Das Glück iſt eben ſo wenig eine Perſon, ein Menſch, oder ein anderes Weſen, als es der Tod iſt. Man ſtellt den Tod, wie ein Gerippe vor, weil wir, wenn wir todt ſind, ſolche Gerippe werden, und gibt ihm eine Senſe, die, wohin ſie fährt, alles ohne Unterſchied abmähet, weil alles ohne Unterſchied, jung und Alt oft untereinander, ſtirbt. Geſcheuter wäre es geweſen, wenn man, falls der Tod einmahl hätte abgebildet werden ſollen, ihn als einen holden Freund abgebildet hätte, der uns an ſeinem Arm zur Ruhe führt. Der Tod iſt eine Begebenheit für uns, wie unſere Geburt. Dieſe iſt unſere erſte, und jener unſere lezte auf Erden. Es wird euch gewis nicht einfallen, unter eurer Geburt eine Perſon zu denken; alſo auch nicht unter eurem Tode. Gott läſſet uns gebohren werden — Gott läſſet uns auch ſterben.

Fritz. Sterben iſt nicht hübſch, Vater.

Roderich. Leben iſt freilich beſſer; aber da uns nichts ohne Gottes Willen geſchieht: ſo ereignet ſich auch unſer Tod nicht ohne denſelben. Wenn nun Gott will: ſo müſſen wir auch ſterben, willig ſterben können. Wiſſet ihr wohl, was ich euch letzthin ſagte, daß dem guten Menſchen auch dis nicht ſchwer werde?

Karl. Es wäre doch beſſer, wenn wir nicht ſterben müſten.

Roderich. Warum denn, lieber Karl?

Karl. So blieben wir doch in der Welt, und ſähen und hörten immer noch, was vorginge, könnten noch immer mehr lernen, noch immer beſſer werden, und uns über Gottes Wohlthaten freuen.

Roderich. Du guter Junge! — (mit gen Himmel gerichteten Blicken) Gott! wie iſt die Sehnſucht nach Zukunft dem unverdorbenen menſchlichen Herzen ſo natürlich eigen! Welche Wohlthat deiner Gnade, daß Du uns ſie auch hoffen lehrteſt! — — Kinder, höret mir einmahl recht zu! — — Betrachtet die ganze Schöpfung Gottes. Alles, was in ihr lebt, ſtirbt auch. Die Bluhme, der Baum, der Wurm, das gröſſeſte Thier. Nichts iſt von dieſer allgemeinen Vergänglichkeit ausgenommen. Dieſe Einrichtung iſt weder Grauſamkeit, noch Strafe, welche der Schöpfer ausübet. Es geſchieht ganz natürlich ſo, und konnte nicht anders ſein. Alles iſt aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt, und zerfällt auch wieder in dieſe Theile. Alles iſt erſt klein, wächſt hernach, erreicht ſeinen höchſten Wachsthum, geht, wenn es dieſen erreicht hat, wieder zurück und nähert ſich ſo allmählich wieder ſeinem Untergange. Wollen wir die Menſchen die einzigen ſein, welche verlangen, daß das, was allen lebendigen Kreaturen geſchieht, uns nicht geſchehen ſolle? Was hätten wir für ein Recht, dis zu fodern?

Karl. Sie ſagten ja, lieber Vater, daß der Menſch Gottes beſtes und liebſtes Geſchöpf ſei. Sollte denn der nichts vor den andern voraus haben? Die Thiere haben gut ſterben; Die wiſſen nicht, was ihnen geſchieht. Aber wir — wir —

Roderich, wieder gen Himmel blickend. Ach! Schöpfer! wie nahe, wie dicht liegt unſerm Herzen der Glaube an deine uns gegebene Verheiſſung! — Karl, ich kann dir nicht ſagen, wie deine Reden mich rühren. Du eileſt mir mit deiner jungen Seele immer voraus. Aber las uns Schritt für Schritt gehen. Ich werde dich ganz zufriden ſtellen. — Wenn der Menſch auch Gottes beſtes liebſtes Geſchöpf auf Erden iſt: ſo iſt er doch aus eben den Theilen oder Grundſtoffen, und ebenſo zuſammengeſetzt, wie alle ſeine Mitgeſchöpfe. Hat er alſo mit ihnen einerlei Einrichtung, einerlei Zuſtand: ſo hat er auch mit ihnen einerlei Schickſal. Aus Erde ward alles — in Erde zerfällt alles wieder. Denke dir nur den Tod nicht als Strafe. Er iſt das allernatürlichſte, was uns und allen andern Geſchöpfen hier widerfährt. — Erwäge einmahl, wenn das nicht ſo wäre, daß alles ſtürbe, und neues immer wieder gebohren würde, was für ein erbärmlicher Anblick die Welt ſein würde. Eine alte, verrunzelte, verwelkte und durchaushäslich gewordene Welt wäre ſie. So aber, da ſich beſtändig die Schöpfung auf allen Seiten verneuert, bleibt die Erde gleich ſchön und herrlich,: und wir ſehen ſie ebenſo noch in ihrer Herrlichkeit, wie ſie unſere älteſten Vorväter ſahen. Hätten die Menſchen allein nicht ſterben ſollen: ſo müſte entweder eine Zeit gekommen ſein, wo keine neuen mehr gebohren würden, oder ſie hätten nicht Platz genung auf der Erde gehabt. Dis leztere iſt augenſcheinlich. Hätte das erſtere geſchehen ſollen — käme nun ein Zeitpunkt, wo keine Menſchen mehr gebohren würden — ſag, kann ein guter Menſch dieſen wünſchen? Müſſen wir unſern Nachkommen es nicht gönnen, daß die Reihe zu ſein und zu leben und ſich zu freuen auch an ſie komme, wie an uns? Und, was noch mehr iſt, wenn ſo ein Zeitpunkt hätte kommen ſollen: ſo müſte er ſchon da geweſen ſein, und — hört einmahl — und ſo wären wir nicht mehr ins Leben gekommen!!! Karl, iſts nun ſchlimm oder nicht ſchlimm, daß die Menſchen ſterben?

Karl. Ach, mein Vater, das habe ich mir denn freilich alles noch nicht ſo gedacht.

Roderich. Ich will euch noch mehr ſagen, Kinder. Wenn wir den ganzen Bau unſers Körpers betrachten: ſo finden wir, daß es, ſo wie wir einmahl eingerichtet ſind — und ſo, wie wir es ſind, muſten wir es ſein, wenn wir Menſchen ſein ſollten — unmöglich war, daß wir unſterblich wären. Sobald unſer Körper ſein Wachsthum vollendet hat, das heiſt, ſobald alles an ihm ſo weit ausgedehnt iſt, als dazu die natürliche Anlage war, mus auch ſeine allmähliche Zerſtörung wieder anfangen. Alles wird nun an ihm härter und ſteiſer, die Kraft des Herzens vermindert ſich und der Umlauf des Bluts wird langſamer und unvollkommener. Es entſtehen Stockungen, und ſo ſind die Anlagen zum Tode ſchon lange vorher da. Die Säfte werden weniger, ſondern ſich an vielen Orten ſchon nicht mehr ab. Die Erde häuſt ſich im Körper und bringt das Alter. Die Stockungen und Verhärtungen nehmen zu. Die Haut wird unempfindlicher. Nun vergehen die Sinne; Schwäche überfällt alle Glieder; Die Därme verliehren ihre gehörige Bewegung; Das Herz kann das Blut nicht mehr bis in die entfernteſten Theile treiben. Das Ende nahet heran. Hände und Füſſe ſterben zuerſt. Noch arbeitet das Herz. Endlich verliehrt es alle ſeine Kraft, und kann das Blut nicht mehr zur Lunge treiben. Der Sterbende ſucht dis durch ſtarkes Athemholen zu bewirken; aber auch hierzu fehlen ihm zulezt die Kräfte. Schon iſt das Herz zur Hälfte todt. Noch erhält es einiges Blut aus den kalten Gliedern und bewegt ſich ſchwach. Auch dieſe lezte Bewegung hört auf. Alle Säfte gerinnen. Der ganze Körper wird kalt, und nun iſt der Tod vollbracht. Dis mus alles ſo geſchehen, und kann vermöge der Beſchaffenheit und Einrichtung unſeres Körpers nicht anders kommen. Ich habe euch nur eine ſehr unvollkommene Beſchreibung davon gemacht. Wenn ihr erſt mehr davon faſſen könnet, und mehr Wiſſenſchaft des Körpers habt — denn dieſe mus vorhergehen, ſonſt verſtehet ihr nicht, was man euch ſagt — ſo ſollet ihr die Natürlichkeit und unvermeidliche Nothwendigkeit unſeres Todes aus einigen Büchern lernen, welche Paſtor Zober hat, die er mir zum Durchleſen gern leihet, aus denen ich das, was ich ſagte, gelernt habe, und worinn alles ſo umſtändlich erklärt wird, daß ihr den Tod faſt Schritt für Schritt begleiten möget.

Karl. Ach, darauf freue ich mich ſchon recht. Wenn ich nur erſt wüſte, wie alles, was uns begegnet, zugehe. Ueber ſo was wollte ich Tag und Nacht ſitzen und ſtudiren.

Roderich. Das mus man auch. Es gehet uns nichts näher an, als was uns ſelbſt betrift.

trift. Man mag in der Welt werden, was man will, ſo iſt es ſchön, wenn man das weis. — Da das nun ſo iſt, lieben Kinder, daß wir, wenn wir unſer höchſtes Wachsthum erreicht haben, in der Maſſe wieder abnehmen, wie wir vorher zugenommen haben: ſo lernet den Tod, welcher endlich erfolgt, als eine wahre Wohlthat Gottes betrachten. Denket euch einmahl einen Alten, der ſo entkräftet iſt, daß er nicht mehr gehen, nicht mehr ſtehen kann, dem ein Sinn nach dem andern ſtirbt, der von der ganzen Welt nichts mehr genieſſen kann, der andern erſt und zuletzt ſich ſelbſt zur Laſt iſt — Denkt euch ihn mit zitterndem Haupte, mit blinden Augen, ohne Zahn und mit bald unbeweglichen Kinnbacken, mit ſtammelnder Zunge, mit bloſſer runzlichter harter Haut noch auf den Knochen, in voller Kindheit zum zweitenmahle, ohne Gedächtnis und Vernunft, auf einem Lager, das er nicht mehr verläſſt, auf dem er ſich nicht mehr wenden kann — — ach! wie gut für ihn, daß endlich der Tod dem ganzen Jammerſchauſpiele, welches er den Seinigen reicht, ein Ende macht!

Karl. Ach Gott! das iſt auch wohl wahr.

Fritz. Aber das mag wohl recht weh thun, lieber Vater, wenn man ſtirbt.

Roderich. Kinder, der Tod an ſich thut nicht weh. Er macht ia vielmehr allen Schmerzen ein Ende, und mag wohl recht ſanft thun.

Die Krankheiten, welche ihm zuweilen vorhergehen, ſind es nur, die uns ſchmerzhaft ſind. Aber wenn wir von geſunden Eltern erzeugt ſind, wie bei euch der Fall iſt, die erſten Kinderkrankheiten glücklich überſtanden haben, und hernach mäſſig und weiſe leben: ſo gelangen wir gewöhnlichermaſſen zu ienem hohen Alter, von dem ich vorhin ſprach. Alsdenn ſterben wir blos an Mangel der Kräfte, ſterben allmählich, ohne es zu bemerken, verlöſchen wir wie ein Licht, und ſchlummern ſo ſanft ein, wie ein Menſch, der ſich den ganzen Tag über müde gearbeitet hat. Das iſt der Wille der Natur. Wir verwelken wie die Bluhme, an denen erſt die äuſerſten Blätter, denn die inwendigern, hernach der Herzranke, gelben. Wir ſterben wie die Bäume, an welchen erſt die äuſerſten Spitzen, denn ganze Zweige, denn die ſtärkern Aeſte, und zulezt der Schaft verdorren. Gott macht uns alles leicht — auch den Tod. Wir haben ihn nicht zu fürchten, ſondern können ihn bei Weisheit und Tugend ganz gelaſſen erwarten. Wenn wir denn lange genung gearbeitet haben, und die Kräfte uns zu fehlen anfangen: ſo ſehnen wir uns ſelbſt noch Ruhe, und da iſt uns denn der Tod erſt willkommen. Wir lernen über alles anders denken, als iezt. Die Freude an der Welt verliehrt ſich in eben der Maſſe, wie wir ſie nicht mehr genieſſen können, und das Verlangen zu leben vermindert ſich ebenſo, wie das Leben für uns weniger Reitz zu haben beginnt. Ihr ſeid ieẞt noch Knaben und könnet euch das nicht vorſtellen, wie ein Menſch gern ſterben möge; aber ſeid unbeſorgt, es wird ſich dis alles ohne euer Zuthun finden.

Karl. Lieber Vater, wenn das nun einmahl ſo ſein mus: ſo wollte ich nur wünſchen, daß wir, wenns an Sterben geht, alle zuſammen ſtürben.

Roderich. Warum denn, mein Sohn?

Karl. Wenn ich mir das ſo vorſtelle, daß Sie einmahl von uns gehen werden: ſo möchte ich mich todt weinen.

Roderich. Freilich ſind die Trennungen bitter. Aber lieber Karl, ich bin ia älter, als du. So iſts ia natürlich, daß ich eher ſterbe. Wer hat uns denn verſprochen, daß wir immer bei einander bleiben ſollen?

Friß. Wenn wir Sie denn nun nicht mehr haben, lieber Vater, ſie nicht mehr ſehen und ſprechen, und allenthalben vergebens ſuchen, im Hauſe und im Garten — —

Roderich. Seid getroſt, Kinder — wir finden uns doch einmahl wieder!!!

Karl, in Verwunderung. Wieder? — wo denn, lieber Vater, i wo denn?

Roderich. In einer beſſern Welt.

Friß. Ach, höre einmahl, Bruder Karl, höre einmahl, was der liebe Vater da ſagt:

Das iſt gut — das iſt gut. So was ſchönes hat er uns noch nicht geſagt.

Roderich. In einer Welt, wo wir keine Thränen mehr weinen ſollen, uns vielleicht nicht wieder trennen, noch weit vollkommenere Menſchen ſind, und noch weit mehr Freude haben, als hier. Ich gehe nur voran in ſelbige. Ihr folget mir nach, und ich erwarte euch denn dort mit unausſprechlicher Sehnſucht. Wenn ihr denn ankommet, und ſeid gute Menſchen geblieben — o Wonne, o Wonne für mich und für euch!

Fritz faltete ſeine Hände und ſah den Vater ſtarr an.

Karl. Das kann ich mir gar nicht vorſtellen, lieber Vater. Wenn wir todt ſind, werden wir ia begraben, und denn verfaulen wir in der Erde . . .

Roderich. Unſer **Körper** wird nur begraben, unſer **Körper** verweſet nur, lieben Kinder. Der Geiſt, der in uns lebt, die Seele die in uns denkt, iſt von Grab und Verweſung frei. Sie dauert nach dem Tode fort. Siehſt du wohl, Karl, daß **wir Menſchen** nicht ſo über unſern Tod zu trauren haben? Ja, wenn mit dem Tode alles für uns aus wäre: denn wäre warlich unſere Lage beiammernswürdig. Aber ſo iſt hier nur erſt der Anfang unſeres Daſeins. Wir bekommen hier nur erſten Unterricht — die erſten Entwickelungen unſerer Vernunft und unſerer Kräfte — die erſten Gelegenheiten, Gutes zu thun — die erſten Segen dafür. Uns unter einander lernen wir hier nur kennen, und wie dieſe Stunde gegen das ganze Leben, das wir hier zuſammen zubringen, ſich verhält: ſo vieleicht unſer ganzes ietziges Beiſammenſein gegen unſer künftiges Wiederbeiſammenſein. Dort wo das beſſere Leben iſt, werden wir mehr lernen, reinere Tugend ausüben und den Lohn derſelben ungeſtörter genieſſen.

Karl. Lieber Vater, wo iſt denn dis beſſere Leben?

Roderich. Kind, das weis ich ſelbſt nicht. Man pflegt wohl ſo zu ſagen — im Himmel — wie des blinden Mannes ſeine Frau auch ſprach, daß iener daſelbſt ſei, und nun werdet ihr wohl einſehen, was dieſe damit hat ſagen wollen — allein, wenn wir uns denn darüber näher erklären ſollen: ſo fühlen wir bald, daß wir nur ein Wort, ſo gut wir es hatten, ausſprachen, um uns gegen einander verſtändlich zu machen, was wir meinten. Wir ſind in dieſem Leben noch nicht im Stande, vom künftigen etwas umſtändliches ſagen zu können, weil es noch nicht für uns da iſt. Genung, daß es für uns gewis iſt, und daß es weit ſeliger für uns noch ſein ſoll, als das gegenwärtige.

Fritz. Warum hat uns denn der liebe Gott nicht gleich in das beſſere Leben gebracht, Herzevater?

Roderich. Biſt du denn jetzt ſchon ein Mann, Fritz?

Fritz. Nein, das bin ich noch nicht.

Roderich. Du wirſt aber einer werden. Jetzt biſt du noch ein Knabe. Vorher warſt du noch weniger — nur ein Kind. Wenn du alſo fragſt, warum hat uns Gott nicht gleich in das vollkommenere Leben verſetzt: ſo iſt das ebenſo, als wenn du fragen wollteſt: warum bin ich nicht ſchon ein Mann? warum muſte ich erſt Kind ſein, ehe ich Knabe ward? Wir müſſen uns **ausbilden** — das heiſt, wir müſſen von der Unvollkommenheit zum Anfang der Vollkommenheit, von dieſem zum Fortgang in ihr, und ſo immer weiter nach und nach geleitet werden. Ohne dis Leben hatten wir kein Recht, keine Anwartſchaft auf das folgende. Hier bereiten wir uns vor auf den künftigen Zuſtand. Und ſo iſt derſelbe, obgleich ſchon beſſer, vieleicht auch wohl nur wieder eine Zubereitung zu einem folgenden noch beſſern. Laß uns dis alles Gotte überlaſſen, und vor der Hand nur in feſten Glauben an eine Zukunft die Gegenwart weiſe und edel anwenden; ſo wird ſich die Zukunft einſt ohne unſer Zuthun uns entwickeln.

Karl hatte unterdeſſen die Mine eines tiefen Nachdenkens in ſeiner Art angenommen, und ſah ſtill vor ſich hin.

Roderich. Wo biſt du ietzt mit deinen Gedanken, Karl? Ich denke, du höreſt mir zu...

Karl. Ach, das thue ich auch. Ich habe Ihnen gewis kein Wort verhört.

Roderich. Nun wie ſieheſt du denn aber aus, und wie ſtehſt du ſo ſonderbar vor dir hin?

Karl. Ich dachte ſo darüber nach, ob man ſich auch recht davon verſichern könne, daß dis alles ſo wäre.

Roderich. Braver natürlicher Junge, du wirſt mir immer lieber. Du haſt Recht — es betrift die Zukunft — und dieſe wird auf keine Weiſe durch Erfahrungen bewieſen. Wir ſelbſt ſind noch nicht geſtorben, und von allen andern Todten iſt noch keiner zurückgekehrt. Und, wenn uns auch wirklich eine Stimme aus der Sonne zurieſe: auf den Tod folgt neues Leben! wie wären wir im Stande auszumachen, wer dis ſpräche? Alſo ſind deine Gedanken ſehr vernünftig. Man könnte zwar ſagen, — wozu lange Beweiſe von einem künftigen Leben? laſſet es uns glauben, bis wir ſterben und, wenn denn keins iſt: ſo ſind wir dahin, und trauren nicht darüber, daß wir vergeblich gehoffet haben. Hat es uns doch getröſtet, ſo lange wir waren! — Allein ich geſtehe es euch frei, Kinder, wenn die Sache ſo mit uns ſtände: ſo wollte ich lieber, daß ich ſchon nicht mehr wäre. Mein ſchönſter Glaube — der Glaube an Gott und ſeine Fürſehung gereicht mir ohne Hofnung eines künftigen Lebens nur zur Quaal — recht zu meinem Unglück bin ich alsdenn ein **Menſch**. Je redlicher ich wäre, ie mehr ich arbeitete, und andern diente und hülfe: Deſto ſcheuslicher würde mir der Gedanke an meinen Tod alsdenn. Was für Mühe würde es mich koſten, bei allen Segen, die die Tugend ſchon hier für mich hat, ihr getreu zu bleiben, wenn ich unter Menſchen geriethe, bei denen die Tugend gar nicht angebracht wäre! Und, wenn ich mich denn damit beruhigen wollte, daß ich deſſen ungeachtet doch Gotte gefiele: ſo würde mir bei meinem Tode ieder Böſewicht zurufen dürfen: **Nun wohlan, du Gottes gefälliger Menſch, gehts dir beſſer, als uns? Du warſt ein Narr, daß du nicht lebteſt, wie wir. Stirb nun auch** ....

Karl. Ach, Vater, darum, eben darum!

Roderich. Sei ruhig, lieber Karl; es ſteht nicht ſo ſchlimm um uns, wie du fürchteſt. — Kinder, ſeid einmahl recht aufmerkſam.

Roderich ſtand ſtill, und die Knaben traten vor ihn, und ſchienen ihm iede Silbe von den Lippen haſchen zu wollen.

Roderich. Wenn wir in unſerm ietzigen Leben von der Zukunft deſſelben, von morgen und übermorgen etwas wiſſen wollen: ſo urtheilen wir darüber nach Masgabe, wie unſer Zuſtand heute iſt. In unſern heutigen Umſtänden, in den heutigen Verbindungen der Dinge um uns her finden wir die Anlagen zu morgen, den Anſchein von morgen. Z. E. Wir ſind heute völlig geſund; ſo zweiflen wir gar nicht, daß wir morgen noch leben werden. Oder wir fangen heute etwas an zu arbeiten, welches in einem Tage nicht fertig wird; ſo wiſſen wir, daß wir morgen noch damit zu thun haben werden. Auf eben die Art, wie wir zur Kenntnis der Zukunft, die zu dieſem Leben noch gehört, gelangen, können wir nun auch zur Kenntnis der Zukunft nach dieſem Leben kommen. Offenbar ſind an uns Menſchen Anlagen zu einem fernern Leben auch nach dem Tode. Ich will es euch hernach darthun. Jetzt füge ich nur gleich hinzu: wenn dergleichen Anlagen in uns ſind: ſo rühren ſie von Gott her, wie alles andere; und ſo müſſen wir zu ſeiner Weisheit und Güte das feſte Vertrauen haben, daß er ſie nicht wieder zerſtören, ſondern vielmehr ausbauen werde. Ein Menſch legt wohl zuweilen den Grund zu einem Hauſe, und hernach wirds ihm wieder leid, daß er es gethan, oder er hat ihn zu gros gemacht, daß er ihn nicht ausführen kann, und läſſet ihn liegen, oder reiſſt ihn gar wieder ein; aber ſo etwas können wir von Gott nicht erwarten; oder, wenn es wäre, wollte ich der Erſte ſein, der von Stund an nicht mehr an ihn glaubte. Habt ihr dis wohl gefaſſt, Kinder?

Karl und Fritz. Ja mein Vater. Das verſtehe ich alles.

Rodr. Nun ſo merket auf! — In der ganzen Natur, in allen übrigen lebendigen Geſchöpfen liegt nicht mehr Kraft, als iedes derſelben zu dieſem Leben braucht. Jedes verbraucht auch die ganze Kraft, welche es hat, wirklich, und, wenn es ſie verbraucht hat, hört es eben darum auf, zu ſein. Aber mit uns Menſchen iſt es anders. Wir haben mehr Kräfte, als wir blos in dieſem Leben verbrauchen. Die Kraft, uns zu bewegen, verbrauchen wir zwar, weil unſer Körper zulezt dazu untüchtig wird; aber verbrauchen wir auch wohl die Kraft zu lernen und zu thun, welche wir haben? Nehmet nur einmahl einen armen Baueriungen; wie viel lernt der in ſeinem Leben auch nur gegen euch gerechnet, was ihr iezt ſchon wiſſet? Er könnte eben ſo klug werden, wie ihr; er hat die Kraft dazu von Gott — nur an Gelegenheit dazu fehlts ihm. Glaubt ihr wohl, daß der Gott, der ihm Kraft dazu gab, ihm nicht auch noch einmahl Gelegenheit dazu machen werde? Sollte der, der auch nicht ein Sandkorn vergeblich ſchuf, einer menſchlichen Seele ſo herrliche Kraft vergeblich verliehen haben? Nehmet ferner einen Menſchen, der gern recht thätig ſein, recht viel Guts thun will, weil e ſich ſtark dazu fühlt, der aber vom Schickſal i eine ſo enge Lage geſtellt wird, daß er nicht de tauſendſten Theil ſo viel thun kann, als er ſtar genung dazu wäre. Glaubt ihr, daß Gott dieſ Thätigkeit in ihm zerſtören werde, oder iſt e vernünftiger zu glauben, daß Gott ihn in eine andern Welt ſie noch anwenden laſſen wolle? — Noch mehr. — Dieſe unſere vorzüglichſte menſchlichen Kräfte ſind ſogar eines unaufhörlichen Wachsthums noch fähig; ſo, daß wir wenn wir ſie auch mehr, als tauſend andere anwenden, ſie immer noch tauſendmahl meh anwenden können. Wenn wir noch ſo viel wiſſen; wir können noch immer mehr lernen wenn wir noch ſo gut ſind, wir können imme noch beſſer werden. Wozu richtete Gott un ſo ein? daß wir nur nach längerm Leben lüſter werden, und im Tode die Zähne gegen ihn zuſammenknirſchen ſollten? Ach! Kinder, ic werde Feuer und Flamme, wenn ich mir di vorſtelle. Lieber nicht gebohren ſein wollte ich als dis fürchten. Wer wäre Gott, ſprecht, — ihr habt noch natürlichgute Herzen — wer wäre Gott, wenn er uns mitten in unſern Bemühungen, noch mehr zu wiſſen, mitten in unſern redlichen Beſtreben, noch beſſer zu werden, niederſtürzte und gleichſam ſpräche: ihr ſolle nichts mehr lernen, ihr ſollet nicht beſſe werden? Und doch gab er uns die Kraft hierzu? Und doch gab er uns das Verlangen darnach?

Karl. Ach! lieber Goldvater — was ſind das für herrliche Sachen, die Sie uns da ſagen. So was habe ich in meinem Leben nicht gedacht.

Roderich. Je klüger, ie beſſer wir werden: deſto mehr gefallen wir auch Gotte. Welcher gute Menſch zerſtört das, was ihm gefällt. Unſer Körper, wenn er alt und untüchtig wird, kann ihm nicht mehr gefallen; und darum wird er aufgelöſet. Aber unſere Seele — unſere weiſe und gutgewordene Seele — — nein, nein, die kann er unmöglich zerſtören. Verſchönern wird er ſie noch — das iſt göttlich gedacht. Stillen wird er unſer Verlangen nach immer reinerer Tugend, ſtillen unſern Durſt nach höherer Weisheit in einer andern Welt. **Ein künftiges Leben wird für uns ſein**; denn Gott iſt weiſe und gut.

Friz. Aber wenn wir denn nun keinen Leib mehr haben, Väterchen, keine Augen und Ohren — was hilft uns denn das Leben?

Roderich. Mein Friz, ſei unbeſorgt, **was wir dort brauchen, wird uns Gott auch geben.** Wir kennen unſern künftigen Zuſtand noch nicht. Aber gewis iſt er uns, und eben ſo gewis iſt es auch, daß er beſſer ſein

werde,

werde, als dieſer; denn Gott wird nicht das ſchlechtere auf das beſſere folgen laſſen...

Karl, der ſich an den Vater lehnt. O guter Vater, nun werden wir erſt recht gute Menſchen werden . . . Ach! wie lieb hat uns Gott! .. Nun fürchte ich mich gar nicht mehr vor dem Tode.

Roderich. Davon, was der Glaube an ein künftiges Leben auf unſer Herz für Eindrücke machen müſſe, will ich das nächſtemahl mit euch reden. Heute drücket euch nur die Wahrheit ſelbſt ein — unſere Seele lebt nach dem Tode ihres Körpers fort. Man kann noch weit mehr darüber ſagen; aber dis mag Paſtor Zeber einmahl an euch thun. Wir wollen nun Abendbrodt eſſen. Sehet die Sonne geht ſchon unter. Auch ihr Untergang iſt prächtig. Sehet einmahl!

Zur Hälfte ſchwebte die feurige Kugel nur noch über den Rand des Horizonts herauf; aber ihre letzten Strahlen ſchoſſen noch muthig und hoch empor. Auf der Erde war ſchon voller Schatten; nur in den Gipfeln der Bäume und an den hohen Hausgiebeln und Kirchthürmen ſchien ſie noch. Ein herrliches Abendroth zog von Weſten aus durch Norden gegen Oſten, und verlohr ſich tief im Morgen im aufſteigenden Thaudampf. Sanfte, erquickende Kühle löſete die Schwüle ab, welche der Tag gehabt hatte.

Die Knaben ſtanden und ſchaueten der untergehenden Sonne nach, und freueten ſich.

Roderich. Schön und maieſtätiſch iſt auch dieſer Anblick! Aber traurigſchön, iammermaieſtätiſch würde er ſein, wenn wir nicht wüſten, daß auf ihn morgen wieder Sonnenaufgang folgte. So iſts auch mit uns. Sehet in dieſen Augenblicken das Bild unſeres Todes — und morgen bei Sonnenaufgang wieder das Bild unſeres neuen Lebens.

Fünftes Kapitel.

Roderich ſäumte nicht, ſeinen abgebrochenen Unterricht über die Zukunft des Menſchen an den beiden Knaben zu vollenden. Herrliche Frühlingstage folgten iezt auf einander, und es war noch immer Maimond.

„Wir wollen einen Spaziergang machen — kommet!“

Kaum hatte er dis geſagt; ſo ſprangen die Knaben ſchon voran. Er führte ſie in ein Büſchgen, welches etwa eine halbe Stunde von ſeinem Orte lag, und durch das eine Allee von Fruchtbäumen ging, die ſich über eine Meile Wegs noch ins Feld in gerader Linie bis an einen Flus erſtreckte. Er ſezte ſich mit ihnen am Ende des Buſches; ſo, daß ſie die lange abgeſtochene Ausſicht vor ſich hatten.

Roderich. Wir ſprachen vor kurzem von unſerm zukünftigen Leben. Dieſer Platz iſt recht gemacht dazu, daß ich hier weiter davon mit euch rede. Sehet dieſe Allee! Ihr kleinſter Theil iſt hier im Buſch, wo alles um uns düſter iſt — das iſt ein Bild unſeres ietzigen kurzen und dunkeln Lebens. Dorthin ſtreckt ſie ſich ſo weit aus, daß wir ihr Ende nicht abſehen mögen. Wie lang, wie frei und licht iſt ſie da! Ich kann euch keine beſſere ſinnliche Vorſtellung von unſerm künftigen Leben machen, als dieſe Ausſicht. Beide Leben ſind ein ununterbrochener Gang für uns, wie hier iſt; nach dem Tode aber führt uns der Gang ins freie, ſo wie da vor uns hin. — Meine Kinder, Gott hat uns dieſe Hofnung als den höchſten Troſt für unſer gegenwärtiges Leben verliehen, und wir ſollen ſie von ganzem Herzen auch dafür erkennen; Sie ſoll uns den Gedanken an unſern Tod verſüſſen, und unſere Todesſtunde einſt erleichtern. Wir leben auch nach dem Tode noch fort. So ergebe ſich unſere Seele in dieſe Einrichtung, welche Gott traf, daß ihr Körper ſtirbt! Nur für dieſe Welt verliehren wir dadurch; es öfnet ſich aber alsdenn der Eingang in die folgende für uns. Wir ſind ſodann Leuten gleich, welche aus einem Hauſe in das andere ziehen. Wer hat etwas dagegen, wenn er aus einem ſchlechtern Hauſe in ein beſſeres ziehen mus? Gott hatte ſein erſtes Haus mit allen Nothwendigkeiten, mit Bequemquemlichkeit und mancherlei Freuden für uns verſehen. Wir wohnten gern darinn. Aber dis ſchadet nicht, daß wir nicht alles, was wir hier in ſelbigem beſaſſen und genoſſen, ruhig bei unſerm Auszuge zurücklaſſen ſollten. Wir brauchtens, ſo lange wir es brauchen konnten. Für unſern Aufenthalt im künftigen Hauſe iſts unbrauchbar. Dieſes iſt wieder mit ſeinen eigenen Nothwendigkeiten, Gemächlichkeiten und Schönheiten verſehen, und wir finden darinn noch viel mehr, als wir in ienem zurücklieſſen. Das, was uns in dem erſten Hauſe am liebſten war, folgt uns nach ins zweite. Dis ſind unſere Freunde. Für mich ſinds meine Eltern, die ich dort ſchon finden werde, eure Mutter und ihr mit euren Geſchwiſtern. Für euch denke ichs zu ſein. Wir treffen uns alle wieder. Wir gehen nur auseinander, um wieder zuſammen zu kommen. Sagt, ſollte uns nun noch wohl vor dem Tode grauen?

Karl, herzhaft. Nein, lieber Vater, ſo nicht.

Roderich. Wirſt du dich nun nicht auch einſt faſſen können, wenn du an meinem Sterbebette ſtehſt?

Karl, wehmüthig. Ach, das wird mich doch ſehr ſchmerzen, wenn ich meinen Vater verliehren ſoll . . .

Roderich. Wenn du mich nun aber wiederfindeſt, Karl?

Fritz. Lieber Vater, wir wollen alle zuſammen ſterben.

Roderich. Ich wollte ſchon, daß ich euch denn mit ins beſſere Leben hinüber nehmen könnte, und eure Mutter und eure Schweſtern auch; aber das geht nicht an. Jedem von uns ſchlägt ſeine Stunde. Die hat Gott beſtimmt; und der weis es am beſten, wenn es Zeit für uns iſt, und wenn ieder von uns geſchickt genung iſt, ins beſſere Leben überzugehen. Die Zwiſchenzeit währet nicht lange. Die wenigen Jahre vergehen bald, und alsdenn iſt die Wiedervereinigung deſto ſüſſer. — Sehet, ſo hat Gott den *Widerſpruch*, welcher uns zwiſchen unſerm Verlangen nach Leben und zwiſchen unſerm unvermeidlichen Tode zu ſein ſchien, weiſe und gnädig vereinigt. Letzterer erfolgt, und erſteres wird doch geſtillt. O wie viel mehr kann ich euch hierüber noch zu eurem Troſte ſagen, wenn ihr es hören wollet!

Karl. Ach, ſagen Sie uns doch ia alles, was Sie davon wiſſen.

Roderich. Kinder, ietzt in unſerm erſten Leben bleibt uns noch ſo manches dunkel, das wir uns gar nicht zu erklären wiſſen. Wir ſind täglich Zeugen von allem, was Gott um uns her thut; aber das wenigſte davon ſehen wir ein. Vieles davon betrachten wir von ganz falſchen Seiten, und werden dadurch in Irthümer verleitet. Wir fühlen dis ſelbſt, und können doch die Wahrheit nicht immer finden. Es iſt, als verbärge ſie ſich unſern Blicken. Wir denken wohl manchmahl, wie viel wir wiſſen, und ſind noch wahre Kinder an Wiſſenſchaft. Dort werden wir ins freie blicken, wie da vor uns hin. Dort werden wir die Lücken in unſern Kenntniſſen ausfüllen, und alle Irthümer ablegen; und die reine, ungeſchminkte, göttliche Wahrheit umarmen. Tröſtet euch, wenn ihr in Zukunft manchen Zweifel in euch aufſteigen fühlet, allemahl mit dem Gedanken — **bin ich doch noch im erſten Leben!** — Nicht beſſer gehet es uns auch ietzt in Anſehung unſerer Schickſale. Ach! Kinder, noch wiſſet ihr nichts hiervon; aber ihr werdet genung davon erfahren. — Gottes Regierung über uns anietzt bleibt uns auf vielen Seiten unerklärbar, unbegreiflich. Von vielem, was uns geſchieht, können wir gar nicht einſehen, warum es uns geſchieht. Aber ſeid nun getroſt, ſo oft dergleichen für euch ſich ereignen wird. Dort wird ſich Gott aufs gnädigſte herablaſſen, und ſich über alles, was er über uns verhängte, an unſerm oft mistrauiſchen Herzen auf das vollkommenſte rechtfertigen. Unſerm zukünftigen Leben hat er es aufbehalten, daß wir den ganzen Gang unſerer Schickſale überſehen und billigen werden. Wenn wir das künftige Leben mit dem gegenwärtigen zuſammenhalten: alsdenn werden wir erſt über alles, was uns in dieſem widerfuhr, richtig urtheilen können. Es gehet uns hier oft, wie es euch Kindern geht. Von vielen meiner guten Veranſtaltungen für euch ſehet ihr die Abſichten noch nicht ein. Ihr habet denn wohl manchmal etwas gegen ſie einzuwenden, glaubet, daß es ſo oder anders beſſer gemacht wäre, und könnet nicht begreifen, warum ich euch zu dieſem oder ienem anhalte, wovon ihr noch keinen Nutzen ſehet, oder das euch wohl gar zur Zeit noch Beſchwerde macht. Aber habet Gedult. Wenn ihr erſt mehr Jahre haben werdet, mehr Erfahrung und Nachdenken: ſo werdet ihr die Urſachen meiner Einrichtungen für euch, und der ganzen Art von Erziehung, welche ich euch gebe, einſehen, den Nutzen derſelben empfinden und von ganzem Herzen mir dafür noch danken. Ihr bleibet iezt nur noch bei der Gegenwart ſtehen; was euch im Augenblick Vergnügen macht, das wünſcht ihr euch; euer Vater aber ſieht vorwärts in eure Zukünfte, und mus daher manches iezt euch abſchlagen, weil es euch in der Folge ſehr ſchädlich ſein würde, und mus manches gegen euch thun, das euch iezt ſchmerzt, in Zukunft aber recht wohl behagen wird. Geradeſo iſt es mit uns Menſchen in dieſem Leben. Wir ſind hier gleichſam in der Erziehungsanſtalt Gottes zu unſerer künftigen Vollkommenheit und Glückſeligkeit. Was uns geſchieht, ſehen wir wohl; aber nicht immer deutlich, warum uns ſo geſchehe. Auch Unglück und Elend müſſen uns nicht befremden, wenn ſie uns treffen. Der Vater wird uns dort überzeugen, daß ſie uns treffen muſten, wenn wir dort ſo ſelig ſein ſollten, wie er uns zu machen beſchlos, und wenn wir ſo einen Sinn erlangen ſollten, wie er ſich nur fürs beſſere Leben ſchickt. O wie werden wir da ieden Vorwurf, den wir hier wohl dem Regierer unſerer Schickſale gemacht haben, gutwillig und beſchämt zurücknehmen, und bei dem Andenken an iede hier geführte Klage wünſchen, daß wir ſie doch nicht geführt haben möchten! Denn wird unſer Dank gegen ihn erſt recht warm und unſere Ergebung an ſeine weitern Führungen recht herzlich ſein. Jezt, Kinder, iſt oft noch Schatten und Dämmerung um uns her, wie hier im Wäldgen; aber alsdenn bricht volles Licht an, wie da, wo das freie Feld angeht.

Karl. O lieber — beſter Vater, was für ein Glück iſt das für uns, daß wir ſchon hier von unſerm künftigen Leben wiſſen!

Roderich. Ich will euch noch mehr davon überzeugen, daß es wirklich dis ſei. Tugend und Rechtſchaffenheit werden hier auf Erden lange nicht ſo immer belohnt, wie ſie es verdienten. Sehr oft geſchiehts, daß wenn ein guter Menſch lange gearbeitet hat, und nun eben die Hand nach dem Lohn dafür ausſtreckt, ein äuſerſtſchlechter Menſch kommt und ihm denſelben wegreiſſt. Der Beſte kann oft nicht aufkommen; während daß es Unwürdigen durch Liſt und Unverſchämtheit gelingt, ſich in einem äuſerlichblühenden Wohlſtand zu verſetzen, und alle Güter des Lebens an ſich zu reiſſen. Der Freund der Wahrheit wird wohl verfolgt. Der Menſchenfreund, der ſo gern wohlthätig ſein will, iſt arm, und neben ihm ſteht ein Reicher, der alles hat, Wohlthäter für viele werden zu können — nur den Willen nicht dazu. Wie mus uns bei ſolchen Anblicken zu Muthe werden! Wie mus dem ſelbſt gar dabei zu Muthe ſein, der dadurch leidet! Ach — welche friſche Luft ſchöpfen wir, Kinder, wenn wir nun hören, daß **Gott mehr als eine Welt** habe, die Tugend zu belohnen! Warlich, ohne dieſen Gedanken wären wir nicht im Stande, uns über ſo viel Ungerechtigkeiten, die auf Erden frank und frei ausgeübt werden, zu begreifen; mit ihm aber ſind wir denn auch gleich aus dieſer allerverlegenſten Sache. Ha! ſo ſoll dis gewis ein Vorrecht der künftigen Welt ſein, daß in ihr die Tugend erſt recht im vollen Glanz prange — daß ſie in ihr erſt allgemein erkannt, allgemein geliebt und nicht nur **von Gott**, ſondern **von Gott und allen Menſchen zugleich** geſegnet werde! Ja, ja, ſo iſts. Der weiſe, gute Gott, welcher alles ſo herrlich einrichtete, hat auch dis ſehr wohl ſo gemacht. Hier ſollten wir zwar nicht ohne Belohnung für unſere gute Geſinnungen bleiben; aber **vollen Lohn** ſollten wir dort erſt erwarten; damit unſer Verlangen nach ienem Leben, das uns einmahl doch bevorſteht, immer lebendig bliebe. O ſetzet nun zu allen Seligkeiten, welche die Tugend, wie ich euch geſagt habe, für uns hat, noch dieſe höchſte hinzu, daß ſie ihren ſchönſten Lohn von Gott noch in einer andern Welt empfangen wird — wie iſt ſie denn ſo recht unſere menſchliche Ehre, Beſtimmung und Freude! Was für eine Aufmunterung iſt dis für uns, gute Handlungen auszuüben, wenn wir dabei denken können, daß wir in einem künftigen Leben noch Segen von ihnen, ia Segen erſt recht haben werden!

Karl. O Gott! wie freue ich mich, daß ich ein Menſch bin, nun erſt recht! Fritz — wenn wir nun gut bleiben, ſind wir auch nach dem Tode noch glücklich.

Fritz. Und haben uns und lieben Vater wieder ſo lieb, und wohl noch lieber, als ietzt . . . .

Rod. Segen über euch, meine Kinder! — Ich will euch noch etwas ſagen. Hier ſchon in dieſem Leben offenbaret ſich uns der unſichtbare Gott in ſeinen Werken auf eine herrliche Weiſe. Aber in ienem Leben werden wir noch herrlichere Werke von ihm kennen lernen. O iſt es uns hier ſchon ſo wohl zu Muthe, erhebt ſich unſer Herz ſchon ſo freudenvoll an einem ſchönen Frühlingstage auf der Erde, wenn wir die Natur in ihrer verneuerten Schönheit wieder erblicken: welche Wonnen werden uns umſtrömen, wenn wir mitten in den Herrlichkeiten der künftigen noch weit geſchmückteren Welt einſt ſchweben werden! Bewundern wir hier ſchon Gott in ſeinen erſten Schöpfungen für uns, treiben uns die Spuren ſeiner unausſprechlichen Macht, Weisheit und Güte zur innigſten Liebe gegen Ihn und zu ſeinem feurigſten Lobe an: wie werden wir dort, wo er noch weit gröſſere Dinge thut, für Liebe an ihn hinſinken, für Anbetung uns in ihm verliehren! Denket euch einmahl ſo ein Leben voll ungeſtörten Genuſſes der reineſten Freuden, voll Liebe und voll Anbetung — — o Kinder, Kinder, oft unterhalte ich mich ſchon mit den Vorſtellungen deſſelben, und labe mich an ihnen, und nie fühle ich ihr Labſal für mich kräftiger, als an ſo einem Tage im Maimond, wie der heutige iſt. Warlich, ſo ein Tag, an welchem die ganze Natur, die im Winter wie todt ſchien, wieder in ihrem vollen Leben und in ihrer ganzen Schönheit iſt, ſtärkt recht natürlicher Weiſe in uns die Hofnung eines künftigen Lebens! Darum haltet euch immer an die Natur. Sie lehrt uns die wichtigſten Wahrheiten, welche wir zu unſerer Glückſeligkeit glauben müſſen; und iſt irgend eine derſelben, welche ſie uns nicht unmittelbar lehrte: ſo — hat ſie doch ein ſchönes Bild für ſelbige. Und auch dis ſtärkt uns im Glauben an eine ſolche Wahrheit.

Karl. Mein Vater, das ſoll mir nun recht einfallen, ſo oft ſo ein ſchöner Frühlingstag wieder iſt. Denn will ich mich mit meinem Bruder unter die Laube ſetzen, wo ſie von der Tugend ſo ſchön zu uns ſprachen, und von unſerm künftigen Leben mit ihm reden, damit wir um ſo mehr recht gute Menſchen werden.

Fritz. Ja wohl, Bruder. Lieber Vater hat ſo geſagt, daß wir hier nicht einmahl ohne Tugend glücklich ſein können; — geſchweige dort.

Roderich. Ihr gehet nun ſelbſt auf die andere Seite über, von der uns der Glaube an die Zukunft wichtig wird. Sehet, Kinder, ſo ſtehet alles in dem natürlichſten Zuſammenhange, was wir zu unſerm Beſten wiſſen müſſen. — Es iſt nicht genung, daß uns die Hofnung unſeres künftigen Lebens in dem gegenwärtigen zum Troſt gereiche; — ſie lehret uns nun auch *die rechte Anwendung des ietzigen.* Ja, ohne dieſe würde ſie uns ſogar nicht einmahl zum Troſte gereichen können. *Weiſe* und gute Menſchen werden dort nur glücklich ſein, — — Unſere kurze Erfahrung hier auf Erden lehret uns zur Genüge, daß unſer morgender Zuſtand mit dem heutigen in genauem Zuſammenhange ſtehe. *Morgen* iſt in unſerm Leben kein *abgeriſſenes Stück von* heute. In dem, was wir heute thun, und was uns heute begegnet, iſt ſchon die Anlage zu denjenigen gemacht, wie es morgen um uns ſtehen wird. Morgen iſt Fortſetzung von heute, Entwickelung von heute, Berichtigung von heute, nähere Beſtimmung von heute; wie ihr es nennen wollet. In eben dem Zuſammenhange, in welchem nun hier ſchon heute und morgen ſtehen, ſteht auch unſer gegenwärtiges Leben mit dem künftigen. Unſere Seele, welche nach dem Tode fortlebt, iſt dieſelbe Seele, welche iezt vor demſelben in uns lebt. Wie ſie hier denkt, geſinnet iſt, will und thut, wird ſie wahrſcheinlicherweiſe dort fortdenken, fortgeſinnet ſein, fortwollen, fortthun. Wenn es ihr hier nicht darum zu thun war, ſich nützliche Kenntniſſe zu erwerben, woher ſoll ſie dort Wisbegierde gleich erlangen? Wenn ſie ſich hier nicht im Guten ſchon geübt hat, woher ſoll ſie dort gleich Fertigkeit darinn erhalten? Erwäget nun aber einmahl, wie äuſerſt arm ſie dort ohne dis beides ſein müſſe. Ihr Körper ſtirbt; und mit demſelben gehen alle Güter deſſelben auch für ſie verlohren. Hat ſie auf weiter keine Güter Bedacht genommen, als auf dieſe, was bleibt ihr übrig, wenn ſie dieſe nicht mehr hat? Ihre eigenthümlichen Güter, welche ſie aus einer Welt in die andere mitnimmt, ſind **Weisheit** und **Tugend**. Eingeſammlete ſchöne Kenntniſſe, Verlangen nach noch höhern, Fähigkeit, dieſe zu erhalten, ein tugendhafter Sinn, das Andenken ausgeübter guter Handlungen, Beſtreben und Kraft dazu, noch immer tugendhafter zu werden, — — nur hierinn wird unſere Seele dort glücklich ſein können.

nen. Soll ſie alſo dereinſt durch Tugend und Weisheit ſelig ſein: ſo müſſen wir unſer ietziges Leben ſchon dazu anwenden, daß wir in ſelbigem weiſe und gut werden. Wer nur nach Reichthum und Vornehmſein hier ſtrebt, nur iſſt und trinkt, und keine andere, als ſinnliche Vergnügungen hier ſchätzt: der lebt geradeſo, als wenn mit dem Tode alles für ihn aus wäre. Wer aber immer weiſer und beſſer wird: der bereitet ſich recht menſchlich auf ſein künftiges Leben. Dis iſt er, dis bleibt er wenn auch ſein Körper ſtirbt. Karl, wenn wir alſo hören, daß noch ein zukünftiges Leben für uns ſei, was für eine Anwendung unſeres gegenwärtigen lehret uns dis?

Karl. Daß wir hier ſchon täglich klüger, täglich beſſer zu werden ſuchen müſſen — lieber Vater.

Roderich. Ich will euch dis noch deutlicher aus einander ſetzen. Wir ſollen in ienem Leben darinn einen Theil unſerer Seligkeit finden, daß wir mehr lernen und alles vollkommener einſehen werden. Dieſe unſere höheren Kenntniſſe ſetzen aber ſchon viele nidrigere voraus, ohne die wir iener nicht theilhaftig werden können. Beide verhalten ſich gegen einander wie ein Haus und wie der Grund des Hauſes. Iſt es möglich, daß man das Haus aufbauen kann, ohne erſt vorher den Grund zu legen? Ihr ſehet dis ſchon iezt. Ich führe euch von kleinern Kenntniſſen zu gröſſern fort. Karl, ehe du multipliciren von mir lernteſt, lehrte ich dich das Einmahleins, und, ehe du dis lernteſt, lehrte ich dich die Zahlen kennen. Ehe du ſchreiben lernteſt, lehrte ich dich leſen; und ehe du leſen lernteſt, lehrte ich dich erſt die einzelnen Silben ausſprechen; und ehe du dis lernteſt, lehrte ich dich die Buchſtaben kennen. Hätteſt du die Buchſtaben nicht kennen gelernt: ſo hätteſt du nimmermehr leſen lernen. Hätteſt du die Zahlen nicht gelernt, hätteſt du nie rechnen lernen. So iſts mit allen Kenntniſſen, mit allen Künſten und Wiſſenſchaften des menſchlichen Lebens. Wie will alſo ein Menſch in ienem Leben die höhern Kenntniſſe einſammlen, wenn er hier nicht ſchon die nidrigern ſich erwarb? Alles, was übrig bliebe, wäre dis, daß er dort das denn nachholen müſte, was er hier verſäumt habe, und daß er dort erſt das noch lernte, was er hier hätte lernen ſollen. Alſo verſetzt er, ſo zu ſagen, das erſte Leben noch ins zweite; und derienige, welcher hier ſich um Kenntniſſe bewarb, wird wenigſtens dort einen groſſen Vorſprung auf immer vor ihm haben, und immer noch früher in höherm Grade ſelig ſein, als er. Der unwiſſendgebliebene wird dort da erſt ſein, wo der Weiſe hier längſt ſchon geweſen iſt. Ich weis nun zwar eben ſo wenig, ob es möglich oder unmöglich ſei, daß ein Menſch dort in Erwerbung ſeiner Kenntniſſe das nachholen könne, was er hier verſäumte; aber, wenn es denn nun auch möglich iſt: ſo iſt die Frage, ob er ſogar einmahl Luſt dazu haben werde. Da er ſich hier von dem Verlangen, immer mehr zu lernen, ganz abgewöhnt hat: woher ſoll er es dort empfangen? Es kommt in unſere Seele nichts neues hinein; ſondern, was ſie hat, wird nur ausgebildet. Wir bringen es ia mit uns in allen Fällen ſo weit, daß es uns, wenn wir nach einer Sache nicht ſtreben, endlich gar nichts mehr um ſie zu thun iſt. Noch mehr. Nehmet einmahl einen Menſchen, der in ſeiner Jugend nicht an Aufmerkſamkeit gewöhnt ward, ob er nicht in ſeinem ganzen Leben zerſtreut iſt. Nehmet einen andern, der in ſeiner Jugend ſein Gedächtnis nicht übte, ob er in der Folge viel behalten kann . . . Alſo macht es euch von nun an recht zur Pflicht zu lernen, ſo viel ihr könnet, nützliche Kenntniſſe zu ſammeln, nachzudenken und täglich klüger und weiſer zu werden. Je weiſer ihr werdet, zu deſto höherer Glückſeligkeit gelanget eure Seele, ſobald ſie in iene Welt übergegangen ſein wird.

Karl. O mein Vater, es war mir immer die gröſte Freude, wenn ich was lernen konnte; aber nun will ich noch weit eifriger lernen. Nein, nein; ſo eine Schande will ich mir nicht anthun, daß ich dort erſt nachholen ſollte, was ich hier hätte lernen können.

Roderich. Denkt euch den Unterſchied zwiſchen unſern ietzigen und künftigen Erkenntniſſen, wie zwiſchen Buchſtabirens und Leſens lernen. Wenn ein hier unwiſſendgebliebener Menſch dort erſt buchſtabiren mus: ſo werdet ihr, wenn ihr hier weiſe geworden ſeid, dort ſchon leſen können. — Höret mir weiter zu. — Ein anderer Theil unſerer Seligkeit in jenem Leben wird darinn beſtehen, daß wir das Gute, alles, was uns Menſchen geziemet, in hoher Vollkommenheit ausüben. Dazu wird aber ſchlechterdings erfordert, daß wir hier ſchon viel Gutes gethan haben müſſen. Ehe man etwas vollkommener ausüben kann, mus man es vorher erſt leidlich ausgeübt haben. Das ſehet ihr auch in allen Dingen hier ſchon. Durch öfteres Thun lernt man eine Sache erſt gut machen; Durch öfteres Thun bekommt man erſt eine Fertigkeit darinn. Wie kann jemand in jenem Leben ein beſſerer Menſch zu werden hoffen, der hier nicht ſchon ein guter ward! Hat er gute Handlungen hier noch nicht einmahl leidlich ausgeübt, wie will er ſie dort in hoher Vollkommenheit ausüben können? Alſo würde es dem Laſterhaften, wie dem Unwiſſenden gehen. Er würde auch dort nachholen müſſen, was er hier vernachläſſiget hat. Wenn denn ein hier Tugendhaftgeweſener in groſſer Vollkommenheit ſeine Tugend ſchon ausübte: ſo würde er ſie erſt leidlich ausüben; er würde auch das erſte Leben im zweiten nachleben müſſen, und dort erſt da ſein, wo jener hier ſchon war. Und — ach! ich bitte euch, denket einmahl recht nach — Wenn nun ein Menſch hier ſeine böſen Neigungen ernährte, immer befridigte, ſtarb und herrſchend werden lies, wie ſchwer wird es ihm werden, ſie dort in Neigungen zum Guten zu verwandeln! haben wir uns erſt einer böſen Gewohnheit überlaſſen — Gott! wie viel Mühe koſtet es uns, ſie abzulegen! Denket euch nur einen Menſchen, in deſſen Herzen ſich hier der Neid eingewurzelt hat; wie will ſich dieſer über die Seligkeit anderer in iener Welt freuen können? Denket euch einen andern, der nichts als Grauſamkeit, Tücke und Rache in ſeinem Buſen hegt; wie will dieſer dort zur zärtlichſten Liebe geſchickt ſein? Kinder, Kinder, ſeid tugendhaft, werdet immer tugendhafter — das iſt **die rechte Vorbereitung auf iene Welt!**

Beide Knaben drängten ſich bei dieſen Worten in den Schoos ihres Vaters und umſchloſſen ihn mit ihren Armen auf das herzlichſte.

Roderich. Zwei wichtige Punkte will ich euch hierüber noch vorhalten. Unſere Seele wird es dort nie vergeſſen, daß ſie hier ſchon ein Leben zurückgelegt hat. Ebenſo wenig wird ſie es aber auch vergeſſen, wie ſie dieſes erſte Leben angewendet hat. Ihr eigener Zuſtand alsdenn wird ſie immer wieder daran erinnern. Wenn ſie ſich nun deſſen bewuſt ſein wird, daß ſie ihr erſtes Leben ſo angewendet habe, wie ſie es anwenden ſollte, glaubet ihr nicht, daß ihr dis in iener Welt noch eine ihrer ſchönſten Seligkeiten ſein werde? Wie freudig ſehen wir heute auf den geſtrigen Tag zurück, wenn er uns zur Ehre gereicht! Wer kann die Freude beſchreiben, die wir empfinden werden, wenn wir aus jener Welt in dieſe zurückſehen und uns eines ganzen in ihr geführten zur Ehre uns gereichenden Lebens erinnern werden! Die angenehmen, uns überall begleitenden Folgen davon werden uns dieſes Bewuſtſein noch reizender machen. Bei jeder erhabenern Kenntnis, welche wir dort von unſerm Schöpfer erlangen, werden wir zu uns ſelbſt ſprechen: Dieſe wäre verlohren für uns geweſen, hätten wir nicht im erſten Leben ſchon uns nach Erkenntnis Gottes bemühet. Bei jeder glorreichen ſchönen That, die wir dort ausüben, werden wir uns zurufen: dieſe vollbrächten wir nun nicht, hätten wir nicht auf Erden ſchon gern edel gehandelt. Das Zurückdenken an jede beſondere gute Handlung, welche wir hier ausübten, wird uns auch dort noch eine ſüſſe Unterhaltung gewähren. Wenn uns denn ein Unglücklicher, deſſen wir uns jezt erbarmten, als Seliger begegnet — wie wird uns ſein Anblick ſegnen! Wenn wir denn an überſtandene irrdiſche Leiden uns erinnern, wie werden wir uns ſelbſt für den Glauben lieben, welchen wir in ihnen gegen Gott ausübten! — — Wie aber, wenn ein Menſch mit dem Bewuſtſein ausgeübter ſchlechter Handlungen, ſchwarzer Laſter, Gottloſigkeiten und Unmenſchlichkeiten in jene Welt hinübergehet? Auch ihrer wird er nie vergeſſen! Auch ihrer wird er ſich immer mit Scham und Unruhe erinnern! O Kinder, Kinder ....

Karl, der ihn unterbricht. Nein, Vater, die wollen wir nie begehen!

Fritz, ſchnell hinzuſetzend. Nein, lieber Vater, nein!

Roderich. Ach! wie wichtig iſt mir dieſer Tag! Ihr guten, lieben Kinder, laſſet ihn tauſendmahltauſend Segen an euch ſtiften! — Erwäget noch, — das einzige nur noch — — — Hier ſäen wir, dort erndten wir. Das iſt das recht eigentliche Verhältnis zwiſchen unſerm gegenwärtigen und künftigen Leben. Von allem, was wir hier thun, werden wir dort erſt die wichtigſten Folgen erfahren. — — Kommet, laſſet uns eine Strecke hin ins Feld gehen!

Roderich ging queerfeldein mit den Knaben. Nach einer halben Viertelſtunde blieb er ſtehen.

Roderich. Sehet, hier ſind drei Aecker, welche uns einen dreifachverſchiedenen Anblick gewähren. Der hier dicht vor uns iſt von ſeinem Beſitzer gar nicht beſtellt worden. Was wird dieſer darauf erndten?

Karl. Nichts, lieber Vater, gar nichts. Er hat ihn ja nicht beſäet.

Roderich. Da zur linken iſt beſäet. Aber die Saat iſt ſehr ſparſam ausgeworfen, und hat vermuthlich an ſich ſelbſt nicht viel getaugt. Was kann der Eigenthümer hiervon hoffen?

Karl. Wenig, Vater, wenig; und auch das Wenige wird elend ſein.

Fritz. Aber hier, lieber Vater, hier zur Rechten ſteht die Saat dick ...

Roderich. Ja, mein Fritz, dieſes Feld iſt herrlich beſtellt, und wird dem Manne, der es beſäete, eine ergiebige Erndte bringen.

Karl. Hum! und iſt doch alles wohl einerlei Land hier ...

Roderich. Gewis. Es liegt ja dicht neben einander, und iſt durchgängig gut. — Sehet, ſo, wie dieſer wüſte Strich Land, an dem wir ſtehen, ausſieht: ſo ſiehet im Tode das Leben des Laſterhaften aus. Unkraut, Hederich, Klaproſen nnd Diſtel wird hier geerndtet werden. Aber da zur Rechten trefliches Getraide in Menge. So erndtet einſt der Tugendhafte von ſeinen hier in groſſer Anzahl ausgeübten guten Handlungen Segen im Ueberflus, und ſein verlebtes Leben gleicht im Tode dieſer herrlichen Saatbreite. O ſäet, meine Kinder, ſo erndtet ihr. Säet reichlich edlen Saamen, ſo erndtet ihr überſchwenglichen Lohn. Thut in eurem Leben ſo viel Gutes, als ihr könnet; ſo wird es euch in iener Welt unausſprechlich wohlgehen.

Einige Nachtigallen fingen im Büſchgen an zu ſchlagen. Roderich eilte mit ſeinen Kindern zurück, und fand auf der Bank, wo er vorher geſeſſen hatte, den Paſtor Zober, welcher über die erweckliche Ausſicht in die lange Allee hin mit ihm ſimpathiſirte.

Sechſtes Kapitel.

Drei Tage darauf ward ein Bustag durchs ganze Land gefeiert. Roderich beging ihn Vormittags im Tempel mit öffentlichem Gebet, und nachmittags unter der groſſen hundertjährigen Linde hinter ſeinem Garten bei Lerchengeſang und Nachtigallſchlag. Karl und Fritz geſellten ſich bald am letztern Orte zu ihm.

Karl. Lieber Vater, ſagen Sie uns doch, was iſt denn heute geweſen? Ich hörte, daß liebe Mutter zu unſern Leuten ſprach, ſie ſollten heute alle in die Kirche gehen, denn es wäre Bustag. Was iſt denn das — Bustag?

Roderich. Kinder, wir ſollen zwar täglich den Zuſtand unſeres Herzens unterſuchen, uns fragen, wie wir gehandelt haben, unſere Fehler erkennen und die Verbeſſerung derſelben uns auf das heiligſte angelegen ſein laſſen; aber leider thun die wenigſten Menſchen alſo. Sie leben lieber aufs Gerathewohl und beurtheilen jeden andern um ſich her, — nur ſich ſelbſt nicht. Darum ſetzt unſere Obrigkeit zuweilen ausdrücklich einen Tag dazu feſt, an welchem alle ihre

Unterthanen aufgefordert werden, über ſich ſelbſt nachzudenken, ihr Leben und ihre Handlungen zu prüfen, und auf Ablegung ihrer Laſter und Wiedergutmachung ihrer Fehler bedacht zu ſein. So ein Tag wird Bustag genannt. Buſſe iſt ein altes Wort, und begreift das alles unter ſich, was ich iezt geſagt habe. Alſo ein Bustag ſoll ein Tag allgemeiner **Beſſerung im ganzen Lande** ſein. Für vernünftige Menſchen aber iſt ieder Tag ſo ein **Bustag**. Wir müſſen täglich unſer Herz und Leben unterſuchen, täglich an Ablegung unſerer Fehler arbeiten, täglich beſſer und vollkommener zu werden ſuchen.

Karl. Ach, nun verſteh' ichs, lieber Vater. Drum; ich habe heute ſchon Hannſen gefragt; was das hieſſe — Bustag; aber der wuſts auch nicht recht, ſondern ſagte nur, die Leute müſten heute all in die Kirche gehen und knieeln ...

Roderich. Hanns bleibt nur bei dem äuſſerlichen ſtehen, und ſolcher Hännſe gibts mehrere. Er hat recht — die ganze Gemeine knieet in der Kirche heute vor Gott, und ruft ihn um ſeine fortdaurende Liebe und Gnade bei ihren begangenen Fehlern an; aber die Hauptſache iſt, daß ieder von heute an noch mehr auf ſeine Beſſerung bedacht ſein ſoll. Dazu ſollen ſie ſich durch ein gemeinſchaftliches Gebet zu Gott, das mit aller äuſſerlichen Andacht begleitet iſt, ermuntern.

Fritz. Hanns ſagte auch, Herr Paſtor Zober vergäbe ihm heute alle ſeine Sünden da . , .

Roderich. Wie das Hanns verſteht. — Ich bitte euch, wenn ihr ſo etwas erklärt wiſſen wollet — fraget nicht Hannſen, ſondern mich. Indeſſen reichet ihr mir ſelbſt hierdurch Gelegenheit, von einer wichtigen Sache mit euch etwas zu reden, über die ich heute eigentlich mit euch reden wollte. — — Kinder, bei aller unſerer Redlichkeit, Aufmerkſamkeit und Wohlbedächtigkeit, mit der wir leben, begehen wir doch noch immer Fehler. Wir ſind den Leuten gleich, **welche auf dem Eiſe gehen.** Wenn ſie noch ſo ſicher zu gehen denken, feſt auftreten und ſich anhalten, gleiten ihnen doch, ehe ſie ſichs verſehen, die Füſſe, unterm Leibe weg. Das macht — unſere Einſichten werden hier noch nicht vollkommen — falſche Vorſtellungen blenden uns zuweilen — unſere Begierden übereilen uns leicht — wir trauen uns ſelbſt und auch andern zu viel zu. Noch hat kein gewöhnlicher Menſch gelebt, der nie eine Thorheit begangen hätte. Man drückt dieſe Wahrheit auch mit den Worten aus, daß alle Menſchen Sünder ſind, oder, daß keiner überall — ganz ſo thut, wie er thun ſollte. Dieſe Lage iſt allerdings für uns traurig.

Wie

Wir müſſen nicht nur ieden Fehler, den wir begehen, durch Empfindung irgend einiger, bald mehr bald minder beträchtlichen unangenehmen Folgen deſſelben büſſen; ſondern wir ſchämen uns auch hernach der begangenen Thorheit ſelbſt und machen uns über ſie Vorwürfe. Die wichtigſte Betrachtung aber dabei, welche uns verlegen macht, iſt dieſe: Alles das, was wir als Menſchen thun müſſen, haben wir als **Gebothe unſeres Schöpfers** anzuſehen. Wie die Pflanze, der Baum und das Thier ihren gewiſſen Beruf und ihre gewiſſe Beſtimmung haben, die ſie erfüllen: ſo haben wir auch die unſrigen. Dieſe gab uns, wie ihnen Gott, der Urheber der ganzen Natur. Er beſtimmte für ein iedes Geſchöpf, was es ſein ſollte. Die geſammte Natur wirkt ſolchergeſtallt nach denen ihr vom Schöpfer gegebenen Geſetzen. Für die Thiere ſind ihre **Triebe** die Lehrer der ihnen vorgeſchriebenen Geſetze. Uns aber ſchrieb Gott ſeine Gebothe nicht nur ins Herz, ſondern er gab uns auch die Vernunft, welche uns bei ieder Gelegenheit auf ſie leitet. Wenn wir alſo unrecht thun, wenn wir nicht ſo handeln, wie wir als Menſchen handeln ſollen, wenn wir fehlen, oder wie man auch ſagt, ſündigen: ſo **übertreten wir Gebothe Gottes.** Da entſteht nun die äuſerſt wichtige Frage — wie **ſich Gott, gegen den wir Uebertreter werden, dabei gegen uns benehmen werde?** — — Karl, was meinſt du?

Karl. Das mus dem lieben Gott wohl recht leid thun.

Fritz. So, wie es Ihnen thut, lieber Vater, wenn wir manchmahl ungehorſam gegen Sie ſind.

Roderich. Alſo, wir misfallen ihm alsdenn, weil wir ſeinen Willen nicht thun. Wie läſſet er denn nun wohl ſein Misfallen über uns aus?

Die Knaben ſchwiegen, und man las die äuſerſte Verlegenheit auf ihren Geſichtern.

Roderich. Nicht wahr — alsdenn wird er unſer Feind, zürnt über uns, rächt ſich, und ſtraft uns?

Karl, ängſtlich. Ach Gott! ach Gott! — So machen Sie es ia aber nicht mit uns . .

Roderich. Und denn müſſen wir ihn wieder beſänftigen, und alsdenn erſt vergibt er uns? Meinet ihr nicht ſo?

Fritz. Wenn er uns denn nur vergibt; das wollen wir gern thun.

Roderich. Dieſen Zweifel wollen wir zuerſt berichtigen. — Kinder, Gott kennet uns durchaus, und weis, wie viel wir leiſten mögen. Die Quellen unſerer guten ſowohl, als unſerer fehlerhaften Handlungen liegen vor ſeinen Augen blos aufgedeckt. In unſerer Natur, in der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſeres Zuſtandes liegen ſie. Wir ſind noch auf allen Seiten ſehr eingeſchränkt. In dieſen Einſchränkungen entſpringen die erſten Urſachen unſerer Fehltritte. Wir haben dieſe Einſchränkungen für uns nicht ſelbſt getroffen. Wir fühlen oft die Unbequemlichkeit derſelben, und wünſchen, daß ſie ſchon erweitert ſein möchten. Aber wir ſind den Kindern gleich, wenn ſie gehen lernen ſollen. Die volle Freiheit würde ihnen äuſerſtſchädlich ſein. In einer engen Laufbank fallen ſie ſeltener, und mit iedem Fall lernen ſie feſter ſtehen und vorſichtiger treten. Gott konnte unſern Zuſtand hier noch nicht vollkommener einrichten. O ſollte der Barmherzige nicht Mitleiden mit uns haben, wenn er uns in ſelbigem einen Fehltritt thun, ſtolpern und fallen ſieht? Kinder, hier glimmt warlich die Hofnung ſchon in uns auf, daß Gott verzeihe.

Fritz. O lieber Vater, ſagen Sie uns doch noch recht viel hiervon. Das iſt wohl das ſchönſte, was wir hören können.

Roderich. Du haſt ganz recht, mein Sohn; könnten wir über dieſen Punkt nicht ruhig werden: ſo wäre es um unſere ganze Zufridenheit geſchehen. — — Erwäget einmahl weiter, wie unausſprechlich viel Gott allenthalben zu unſerer Glückſeligkeit gethan habe. Wie herrlich iſt die Welt um uns her eingerichtet!

Wie trefflich ſind wir eingerichtet, die Schönheiten und unzähligen Freuden dieſer Welt genieſſen zu können! Wie väterlich ſorget Gott während unſeres ganzen Lebens für uns! Wie weiſe und gnädig regiert er von unſerer Geburt an bis zu unſerm Tode alle unſere Schickſale! Ruft er uns nicht in allen ſeinen Werken und Veranſtaltungen für uns zu: Hoffet auf mich? Und wir ſollten fürchten, daß er uns da verlaſſen würde, wo wir ſeiner am meiſten bedürfen? Das ſollte die Wirkung ſein, welche ſeine tauſendfältigen Wohlthaten auf unſer Herz hervorbrächten, daß wir an der wünſchenswürdigſten, an der unentbehrlichſten Wohlthat Gottes für uns, an ſeiner Gnade, wenn wir fehlen, zweifelten? O Kinder, es iſt Gotte noch weit mehr Ernſt, uns Menſchen glücklich zu machen, als es mir nur als eurem Vater ſein kann, für eure Wohlfart zu ſorgen. Wenn euer Glück, euer beſſeres Fortkommen in der Welt darauf beruhete, daß ich euch eine Vergehung gegen mich verziehe — wer wäre ich, wenn ich euch die Verzeihung vorenthielte? Könnte es mir ie darum zu thun geweſen ſein, euch glücklich wiſſen zu wollen? Wären meine übrigen Fürſorgen für euch nicht eine Art von Verſtellung geweſen, wenn ich mich nun von euch zurückzöge, da euer ganzes Glück in meinen Händen wäre? O ſo wird Gott noch weniger ſo unausſprechlichviel zu unſerm Glück ſchon gethan haben, und uns nun das Gut, ohne welches wir aller ſeiner übrigen Güter, Gnaden und Segen nie froh werden könnten, **Vergebung unſerer Sünden**, vorenthalten wollen! Wozu hülfe uns alles, was wir beſitzen und genieſſen, vom Sonnenſchein an, den auch die Mücke genieſſt, bis zum Glauben an Gott, den wir Menſchen nur genieſſen, wenn wir uns dabei mit dem Gedanken quälen müſten: Gott iſt dein unverſöhnlicher Feind? Hier in der herrlichen Gotteswelt, mitten unter den Schöpfungen des Allmächtigen, wo alles heute frolockt, ſingt und iubilirt, wären wir die einzigen Kreaturen, welche ſeufzen und die **Hände über den Kopf zuſammenſchlagen** müſten. Das wäre denn unſer iämmerlicher Vorzug, den wir vor allen andern Weſen hätten! Nein, ſo iſts nicht. Unter allen Läſterungen Gottes wäre dis die ruchloſeſte, wenn wir dis fürchten wollten. Gott wird warlich nicht ſo groſſe, ſo unüberſehbargroſſe Anſtalten zu unſerm Heil gemacht haben, um ſie — **unvollendet** zu laſſen. **Gott iſt die Liebe** auch alsdenn, wenn wir fehlen. Ich, euer Vater, der ich nur ein guter Menſch bin, verzeihe euch gern; wie vielmehr uns Gott, unſer himmliſcher, das heiſt, allerhöchſter Vater!

Karl. Ach, das mus alles wahr ſein. Es kann nicht anders ſein, als ſo. Ich fühle es in meinem ganzen Herzen.

Roderich. Sieh, Karl, das iſt der ſicherſte Beweis für eine Wahrheit, wenn unſer eigenes Herz ſpricht: ſo mus es ſein! — Ich will euch noch etwas darüber ſagen. Ich habe vom zukünftigen Leben mit euch geredet. Gott hat für uns noch eine Welt bereitet. Hätte er uns nicht verzeihen wollen: ſo müſſen wir ihn um die einzige Barmherzigkeit anflehen, daß er iene Welt wieder für uns vernichtete. So endigte unſere Traurigkeit darüber, daß er unſer Feind ſei, doch wenigſtens der Tod. Ach! Gott! welch entſetzliches Elend wäre es für uns, wenn wir auf der einen Seite Hofnung auf ein fortdaurendes Leben nach dem Tode, und auf der andern keine Hofnung der Vergebung unſerer Sünden hätten! So käme es gerade ſo heraus, als wenn Gott nur darum unſer Daſein über die Gebühr verlängern wollte, damit er länger uns quälen könnte! Unſere längere Qual möchte ihm alſo längere Freude .... Kinder, dieſer Gedanke ſei verflucht! der Gott, der uns zuruft: Du ſollſt leben — leben auch nach dem Tode noch, ruft uns auch zu: Du ſollſt begnadigt leben ...

Fritz. Ach, Vater, das klingt ſüs und ſchön.

Karl. Ja, Bruder, entzückendſchön.

Roderich. Aber, Kinder, wenn nun Gott uns unſere Fehler verzeihen ſoll, was glaubet ihr denn wohl, das wir ihm dafür geben müſſen?

Karl, der ſich allenthalben umſieht, als wenn er in der ganzen Welt etwas ſuchte, das er dem Schöpfer zu ſchenken gedächte. Das weis ich nicht, lieber Vater. Was können wir ihm denn geben? Es iſt ia ſo ſchon alles ſein.

Roderich. Du herrlicher Junge! — hört einmahl, Kinder; — wenn ihr euch durch Ungehorſam gegen mich vergangen habet, wodurch machet ihr euch denn mir wieder gefällig?

Fritz. I, lieber Vater, daß wirs nicht mehr thun —

Karl. Und hernach deſto gehorſamer ſind — —

Roderich. Alſo — ihr ziehet nicht den Rock aus, den ich euch machen lies; und ſchenket ihn mir; auch nehmet ihr nicht den Teller mit Eſſen, den ich vor euch hinſezte, und bietet ihn mir an. Sondern ihr erkennet euren Fehler, ſetzet ihn nicht fort, thut ihn nicht wieder, und ſeid hernach in allen Stücken noch folgſamere Kinder. Und ſo habt ihr mein ganzes Herz wieder.

Karl. Ja, lieber Vater, ſo gütig ſind Sie immer gegen uns geweſen.

Roderich. Alſo: *Wer gefehlt hat, werde vorſichtiger und beſſer — und alsdenn denke er erſt wieder mit Freuden an ſeinen Gott!*

Fritz und Karl. Das wollen wir gewis immer thun, lieber Vater!

Roderich. Kinder, den vollſtändigen Unterricht über dieſe wichtige Sache ſoll euch einmahl Herr **Paſtor Zober** geben. Wenn man gemeinhin davon redet: ſo bedient man ſich mancher Ausdrücke dabei, die nur gar zu leicht falſch verſtanden werden. Darum will ich euch nur einen Vorſchmack von der Sache geben. Wenn wir unrecht thun, fehlen, ſündigen, nicht ſo handeln, wie wir als Menſchen handeln ſollten: ſo thun wir wider Gottes Vorſchriften, Gebothe, Geſetze, oder wie wir dis nennen wollen. Genung, wir thun wider **Gottes Willen.** Dis wollen wir als feſtgegründet annehmen. Ich habe euch geſagt, daß die Einrichtung des Ganzen von Gott gemacht iſt. Er hat iedem Geſchöpf ſeinen Beruf, ſeine Beſtimmung zugetheilt. Dieſe iſt ſein Wille, ſein Geboth. Alſo auch unſer Beruf, unſere Beſtimmung, alle unſere daher entſtehende Pflichten ſind Gottes Geboth. Nun müſſen wir aber Gottes Gebothe und Geſetze nicht mit Geſetzen der Obrigkeit, oder ſolcher Menſchen verwechſeln, welche mächtiger, als andere ſind, und über die Schwächeren Gewalt ausüben. Dieſe befehlen was ihnen einfällt, und, um ihren Geſetzen Anſehen zu verſchaffen, belegen ſie die Uebertreter derſelben mit Strafen nach Gutdünken. — — Kinder, höret mir mit gröſter Aufmerkſamkeit zu — —

Karl. Ja, ia, lieber Vater, wir verſehlen Ihnen kein Wort.

Roderich. So iſts aber nicht mit Gottes Gebothen. Seine Gebothe lehren uns nichts, als was wir thun müſſen, wenn wir als Menſchen glücklich ſein wollen. Sie ſind Anweiſungen, Wegweiſungen zu unſerer eigenen Wohlfarth. Sie ſind ein Rath von Gott, wie wir ihn uns ſelbſt geben müſſen, wenn wir unſere Vernunft und Erfahrung darüber befragen. Mithin fällt der ſchreckliche Begrif von Befehl, Strafe, und Gewalt, den wir mit menſchlichen Geſetzen verbinden, weg. Gott will, daß wir dis oder ienes thun ſollen, nicht blos, weil ers will, ſondern weil wir ohne es zu thun, nicht ganz frohe Menſchen ſein würden. Er will es alſo nicht ſeinetwegen, ſondern unſertwegen. Er braucht uns alſo auch, wenn wir ſeine Gebothe nicht thun, keine beſondere Strafen zu diktiren; wir ſtrafen uns alsdenn dadurch ſelbſt genung, daß wir ſo glücklich nicht werden, wie wir geworden ſein würden, wenn wir ſie gehalten hätten. Dieſe Strafe folgt uns auf den Fus; ſie iſt eine natürliche Folge unſerer Handlungen. Wie kann iemand eine Wohlthat empfangen, wenn er nicht die Hand darnach ausſtreckt? Braucht er aber weiter dafür geſtraft zu werden, daß er die Hand nicht ausſtreckte? Er iſt geſtraft genung; er hat die Wohlthat nicht in Beſitz genommen. Freilich mus dis dem Schöpfer, der uns gern glücklich ſehen wollte, nun unangenehm ſein, wenn wir uns nicht nach ſeinem Willen glücklich machen laſſen wollen, oder ſeine Gebothe nicht halten; aber nur müſſen wir uns Gott nicht vorſtellen, als wenn er darüber wie ein Menſch in Zorn geriethe. Wenn ihr einmahl einen zornigen Menſchen ſehen werdet: ſo werdet ihr mir Recht geben, daß es eine rechte Schande ſei, wenn man Gott ſich ſo vorſtellen wollte.

Karl. Ach, lieber Vater, ich habe letzthin unſern Förſter ſo geſehen. Da hatte ein armer Mann eine Hucke Holz ſich aus dem Büſchgen geholt, und da hätten Sie einmahl es mit anſehen ſollen, wie er tobte und brüllte und ſchäumte, und mit den Füſſen trampelte, und that, als wenn er den armen Mann zerreiſſen wollte.

Roderich. Nun ſieh — ſo was ſtellen ſich denn die einfältigen Leute auch dabei vor, wenn ſie von Gottes Zorn hören. Wie unglücklich wäre Gott, wenn es ſo mit ihm ſtände! Denke dir nur, was für Aerger der Förſter ſich in den Augenblicken machte, als er mit dem armen Manne ſo tobte. Und denn denke dir, daß kein Augenblick vorbeigeht, in welchem nicht irgend ein Menſch wider ein Geboth Gottes handelt; und — ſo hätte der liebe Gott keine vergnügte Stunde. Aber noch einmahl, vollſtändigen Unterricht ſollet ihr hierüber vom Paſtor Zober erhalten. Jetzt ſtellet euch die Sache, damit ihr nur die erſten Begriffe davon habet, etwa ſo vor: Ein Menſch hat nicht ſo gehandelt, wie er als Menſch hätte handeln ſollen; das nennt man — er hat geſündigt. Dadurch hat er wider den Willen ſeines Schöpfers gehandelt; das heiſt man — er hat Gottes Gebothe übertreten. Dis iſt Gotte unangenehm, weil Gott ihn gern glücklich machen will; das heiſt gemeinhin — er hat Gott beleidigt. Nun kann er an verſchiedenen Wohlthaten Gottes keinen Antheil nehmen, weil er das nicht thut, was ihm zu dieſen allein verhilft; das drücken die Leute ſo aus — Gott zürnet über ihn. Vielmehr bringt er ſich um manches Gute wieder, das er ſchon genos, weil die Fortdauer deſſelben auf ſeine Tugend beruhete; da ſprechen die Menſchen — Gott ſtraft ihn. Dis ſein Unglück dauert ſo lange fort, bis er wieder klug und rechtſchaffen handelt; da ſagt man — er iſt mit Gott noch nicht wieder verſöhnt. Nun beſſert er ſich; ſo wird er von Stund an nicht nur nicht unglücklicher, ſondern manche üble Folge ſeiner vorigen Thorheit wird auch kleiner, oder hört gar auf; da ſpricht man — Gott hat ihm vergeben. Natürlicher Weiſe iſt er ſolchergeſtalt als ein gebeſſerter und alſo glücklicherer Menſch Gotte wieder ein angenehmerer Anblick; das heiſt — er iſt wieder

Gottes Kind. — Merket euch dis alles recht, Kinder!

Karl. O das iſt ia alles gar nicht ſchwer, lieber Vater; das kann man ia wohl behalten. Freilich hätten wir uns das ſelbſt ſo nicht ſagen können; aber da wir es nun von Ihnen hören, iſt es ia recht begreiflich.

Roderich. Ihr habet nun die groſſe Wahrheit klar und deutlich vor euch, daß ein Menſch ſich beſſern müſſe, wenn er gefehlt hat und wieder glücklich ſein will; dis iſt eben das, als wenn einer ſagt, daß nur der busfertige Sünder bei Gott zu Gnaden gelange und Vergebung erhalte. Hütet euch vor Unrechtthun, und noch mehr vor Gewohnheit darinn, welches Laſter heiſt; denn oft kann man die traurigen Folgen davon durch die redlichſte Beſſerung nicht wieder aufheben. Wer z. E. unmäſſig lebt, und dadurch ſeine Geſundheit ſehr zerſtört, kann ſie oft durch die gröſſeſte Mäſſigkeit hernach nicht wieder erlangen. Wer andere Leute belügt: dem glauben ſie hernach ſobald nicht wieder, wenn er auch noch ſo redlich die Wahrheit ſagt. Habt ihr aber einmahl einen Fehler begangen: ſo kommet ſchnell zur Erkenntnis deſſelben, und machet ihn, ſo viel in euren Kräften iſt, auf der Stelle wieder gut. Fliehet ihn alsdenn auf das ſorgfältigſte, und warnet auch andere, daß ſie ihn nicht begehen. So werdet ihr bei allen euren menſchlichen Schwachheiten auf Gottes Liebe immer gewiſſe Rechnung machen können. Eure Fehler werden ſelbſt dazu dienen, euch weiſer und beſſer zu machen; und ihr werdet mit vertraulicher Sehnſucht iener Welt entgegenſehen, in der ihr euch keiner Vergehung mehr ſchuldig machen werdet. Euer Vater fehlt auch noch; denn er iſt noch ein unvollkommener Menſch; aber er begeht begangene Fehler nicht wieder, und wird täglich ein beſſerer Menſch. Werdet nur nie ſtolz auf euch ſelbſt; ein Stolzer ſieht ſeine Fehler nicht mehr, und begehet ebendarum immer ärgere. Nehmet Erinnerungen und Vermahnungen gern an, und haltet den für einen wahren Freund, der ſie euch gibt. Wir fehlen ofte — der Beſten einer iſt der, welcher ſich am erſten beſſert. Glückſeligkeit iſt das Ziel, das uns Gott geſteckt hat. Durch Fehlgehen entfernen wir uns von ſelbigem — durch Zurückkehr auf den rechten Weg nähern wir uns ihm wieder.

Karl. Lieber Vater, wenn ich fehle, will ich von nun an recht meine Ehre darinn ſuchen, daß ich mich beſſere.

Roderich. Dabei bleib, mein Karl. Du biſt lebhafter, als dein Bruder, und wirſt öfter fehlen, als er. Sei du beſonders auf deiner Hut.

Fritz. Und ich, wenn ich Unrecht gethan habe, will nicht eher wieder ruhig ſein, bis ich es gut gemacht habe.

Roderich. Das kannſt du auch nicht eher; denn es iſt ein nagender Vorwurf, nicht als Menſch gehandelt zu haben.

Brigitte kam mit ihren Töchtern dazu, und nun wurden Bluhmen gepflückt und Kränze gebunden; während, daß die beiden Eltern Arm in Arm unter der ſchattenreichen Linde ſaſſen, und ſich über die geſchwiſterliche Liebe ihrer Kinder gegen einander herzlich freueten.

Siebentes Kapitel.

Roderich hatte zwar ſchon zu verſchidenen mahlen mit den beiden Knaben gebetet; allein es war ihm nun darum zu thun, daß ſie auch ohne ihn beten, und dieſe gleichehrwürdige und ſelige Handlung recht oft ausüben möchten. Er traf eines Tags ſie im Garten an, als ſie eben wieder ein Bluhmenband um den jungen Apfelbaum befeſtigt hatten, und unter die Laube gingen, in welcher er mit ihnen über die Tugend geredet hatte. Er ſah ſie, wie ſie ſich vorher wieder einen Handſchlag gaben, und ſchlich herzu, um ihr Geſpräch zu belauſchen. Es ahndete ihn nicht, daß er hier einer der rührendſten Scenen ſeines Lebens entgegengehe.

Karl und Fritz in der Mitte der Laube auf ihren Knieen, die Hände über die Bruſt zuſammengelegt, und die Augen himmelwärts. — —

Karl, indem der Vater durch eine Oefnung in der Laube ſie eben in dieſer Lage erblickt. Guter Gott! las uns doch einmahl unſerm Vater ebenſo Freude machen, wie der Apfelbaum da!

Fritz. — — Freude machen, wie der Apfelbaum da.

Karl. Gib, daß wir recht fromme und gute Menſchen werden!

Fritz. — — und gute Menſchen werden!

Karl. Ich will Fritzen recht oft daran erinnern, was wir dem lieben Vater verſprochen haben.

Fritz. Und ich Karln.

Karl. Erhalte uns doch noch recht lange unſern Vater!

Fritz. und unſere liebe Mutter!

Karl. Und unſere Schweſtern!

Fritz. Und las uns alle zuſammen ſterben, wenn wir ſterben!

Karl. Und mache uns in iener Welt noch glücklich.

Fritz. — — in iener Welt noch glücklich.)

Roderichs Herz hätte bei dieſem Auftritt zerſchmelzen mögen. Die Güte ſeiner Kinder lockte ihm Thränen ab, welche niemand, als der Unſichtbare, ihn weinen ſah. Er wollte in die Laube, ſeine Kinder umarmen und in ihre Beterreihe ſich miſchen, als er ſie eben für ihn beten hörte. Die Kniee entſanken ihm. Im Herzen ſtammlete er zu Gott: Ach! Allbarmherziger! erhalte meine Kinder in dieſer natürlichen Unſchuld und Frömmigkeit lebenslang! Bewahre ſie vor Verführung, und las es ihnen noch wohl gehen, wenn ich nicht mehr bin!— —

Die Knaben umarmten ſich, als ſie gebetet hatten, und traten wieder unter den Apfelbaum.

Fritz. Ach, wir dachten, er habe nur vierzehn — aber ſieh, da ſitzt noch einer. Nun hat er eine ganze Mandel.

Karl. Ja wirklich auch. Da ſoll ſich der Vater recht freuen.

Roderich war unterdeſſen nach der Thüre zurückgeſchlichen, und wandelte ietzt den Mittelweg herunter, als wenn er eben erſt in den Garten käme.

Karl, der ihn erblickt und auf ihn zuläuft. Lieber Vater, lieber Vater, wir haben noch einen Apfel gefunden. Nun hat er eine volle Mandel.

Roderich ging mit ihm an den iungen Baum, und bezeigte über den funfzehnten Apfel eine groſſe Freude.

Roderich. Kinder, ihr ſehet ia ſo heiter und gut aus. Was habt ihr denn gemacht, daß ihr ſo ausſehet?

Karl. Lieber Vater, ſehen wir denn nicht immer ſo aus?

Roderich. Ihr ſeid immer gute Kinder; aber ietzt iſts, als wenn Unſchuld und Freude wie mit Himmelsglanz über eure Geſichter ausgegoſſen worden wäre. Sagt mir doch, was habt ihr kurz vorher gethan?

Fritz, liebreich. Vater, wir beten manchmahl zuſammen, und das haben wir ietzt auch gethan.

Roderich. O ihr guten Seelen! Wo habt ihr denn euer Bethaus?

Fritz. Da unter der Laube.

Roderich. O ſo iſt wieder eine Kirche mehr in der Welt! Und die in meinem Garten! Und die haben meine Kinder erbauet! — O Gott, Gott erhalte euch doch bei ſolchen guten Geſinnungen in eurem ganzen Leben! Sehet, ſolchen Nutzen hat ſchon dieſe ſeligſte Handlung, das Gebet für eure iungen Seelen. Ich ſah die höhere Herzensgüte, die unſchuldigere Frölichkeit in euren Geſichtern, die es in euch gewirkt hatte.

Karl. Wenn wir nur erſt recht beten könnten ...

Roderich. Kommet — wir wollen uns in die Laube ſetzen. Eure ungekünſtelte Andacht hat ſie recht dazu geheiligt, daß ich euch in ihr den verſprochenen Unterricht übers Gebet am ſchönſten geben könne.

Roderich nach einer Weile. **Kinder**, es gibt keine gröſſere Handlung, die wir Menſchen verrichten können, keine ehren- und ſegenvollere für uns, als das Gebet. Man nennt ſo eine ausdrückliche Hinwendung zu Gott, eine Erhebung unſeres ganzen Herzens zu ihm, die in eine förmliche Anrede an ihn übergeht, es ſei nun, daß wir dieſe nur in Gedanken an ihn, oder auch laut thun. Ich ſage, daß dis die ehrenvolleſte Handlung für uns Menſchen ſei. Gott iſt unter allen Weſen das höchſte. Ein Unterthan weis von keiner gröſſern Ehre, als wenn er, **ſo oft er will**, freien Zutritt zu ſeinem **Landesherrn** hat; denn dieſer iſt der Höchſte im ganzen Lande. Ach! was iſt dis gegen das Vorrecht des Menſchen vor der ganzen übrigen Schöpfung, zu jeder Zeit mit ſeinem Geiſte ſich zum höchſten Geiſt — dem **Weltherrn**, nicht dem Herrn eines kleinen Winkels auf der einzigen Erde, ſondern dem **Weltherrn**, dem **Weltregierer** und **Weltbeglücker** aufſchwingen, ſich an ſeiner Maieſtät erfreuen und erquicken, und ſein ganzes Herz, ſobald es nur gut und rein iſt, vor ihm ausſchütten zu dürfen! Sehet, dis kann kein anderes Geſchöpf. **Nur der Menſch** kann es. Ihn allein berechtigt ſeine vernünftige Seele dazu. Und was das wichtigſte iſt —

ohne alle Furcht können wir uns zu dieſem höchſten Herrn der Welt erheben; da wir wohl vor einem irrdiſchen Fürſten, der doch unſeresgleichen iſt, eben ſo fehlt, eben ſo ſterblich iſt, wie wir, oft nicht ohne Zittern erſcheinen mögen. Jeder gute Menſch kann dis; der ärmſte Tagelöhner, wie der mächtigſte Reiche, und ſein Gebet iſt Gotte ebenſo angenehm.

Karl. Alſo weis der liebe Gott wohl von keinem Unterſcheid?

Roderich. Nur von dem einzigen — zwiſchen guten und böſen Menſchen.

Friz. Ach, das iſt ſchön, Bruder Karl, das iſt herzlichſchön. So haben die armen Leute, welche gegen uns über wohnen, auch die Ehre, ſich an den lieben Gott wenden zu dürfen — das mus ihnen doch ein rechter Troſt ſein.

Roderich. Die haben ſie ſo gut, wie der Herzog. Ehre iſt uns das Gebet; aber auch Segen zugleich; ach Kinder — unausſprechlicher Segen. Und darüber höret mir zu. — Das Gebet iſt uns dazu verliehen, daß es ein recht feſter Stab ſein ſollte, an dem wir Menſchen uns in unſerm gegenwärtigen ſchwachen Leben aufrechthalten möchten. Die mehreſten Menſchen machen ſich aber den unvollkommenen Begrif davon, daß ſie von ihren Gebetern den einzigen Segen nur — die Erhörung derſelben von Gott — erwarten. Daher kommt es, daß ſie auch gemeiniglich alsdenn nur beten, wenn ſie in Noth ſind. Da ringen ſie denn die Hände und demüthigen ſich vor Gott, und wollen nur immer von ihm haben; und, wenn ſie denn nicht kriegen, was ſie baten: ſo murren ſie ebenſo gegen ihn, wie ſie vorher gebetet hatten, und wären im Stande, dieſelben Hände, welche ſie vorher beim Gebet falteten, nun in Fäuſte zu ballen und damit gen Himmel zu drohen. Ihr ſollet über den Nutzen des Gebets vernünftiger denken lernen. Gott erhöret unſer Gebet — dieſen Troſt laſſet euch nicht rauben; nur verſtehet ihn recht. Wir bringen den lieben Gott nicht etwa durch unſer Gebet erſt dahin, daß er uns etwas gebe. Wenn wir dis dächten, hätten wir eine ſehr kleine Vorſtellung von ihm; denn entweder das, was wir bitten, iſt zu unſerer Wohlfarth nöthig, oder nicht. Iſt es nöthig dazu: ſo gibt er es uns gewis aus eben dieſer Urſache, und wir dürfen ihn nicht erſt daran erinnern. Iſt es uns nicht nöthig dazu; ſo gibt er es uns gewis aus eben dieſer Urſache nicht, und wenn wir tauſendmahl ihn darum bitten. Wir ſtärken uns dadurch, wenn wir Gott um etwas bitten, das uns gut und nöthig iſt, nur in der Hofnung, daß er es uns geben werde, und beruhigen uns dadurch ſchon auf den Fall, wenn es uns nicht zu Theil wird. Alſo nicht ſeinetwegen, ſondern unſerntwegen rufen wir ihn darum förmlich an. Da können wir denn auch bald wiſſen, warum wir ihn anrufen ſollen, und was er erhören werde. Wenn ihr z. E. betet, daß euch Gott zu weiſen und guten Menſchen machen wolle, ſo wird er dis Gebet gewis erhören, und ihr ſtärket euch dadurch in eurer Begierde nach Weisheit und Tugend, die ihr durch dieſes Gebet zu erkennen gebet. Wenn ihr betet, daß Gott euch eure Eltern noch erhalten möge: ſo hoffet, daß dis geſchehen werde, weil ihr ſelbige noch ſehr nöthig habet. Wenn ihr aber beten wolltet, daß uns Gott alle zuſammen ſterben laſſen möchte: ſo betet ihr etwas, das er nicht erhört, weil es zu unſerer *Wohlfarth gar nicht nothwendig iſt, daß dis geſchehe.* Und ſolche Gebete müſſen wir vermeiden, damit wir, weil ſie nie erhört werden, uns nicht ſelbſt in unſerm Vertrauen auf Gott und im Eifer des Gebets wankend machen . . .

Karl ſah hier Fritzen an, als wenn er ſagen wollte — der Vater hat uns vorhin behorcht.

Roderich. Ueberhaupt aber merket euch, wir beten nicht um Gott — ſondern uns — *ſtark zu machen.* Es iſt ganz natürlich, daß wir, wenn wir unſerm Schöpfer unſere Schickſale empfohlen haben, ſie mit mehrerer Gelaſſenheit erwarten; denn wir haben alsdenn den Gedanken lebhaft gedacht, daß ſeine höchſte Weisheit, Macht und Güte über uns walten; und dieſer beruhiget unſer Herz. Ebenſo iſt es auch natürlich, daß wir nach iedem frommen Gebet mehr Antrieb zum Guten empfinden müſſen, weil wir wiſſen, daß der Gott, an den wir unſer Gebet richten, uns um ſo mehr liebet, ie beſſere Menſchen wir werden. Und dis iſt eigentlich dieienige Seite, von welcher uns das Gebet am ſchäzbarſten ſein ſoll. Wir ſollen uns im Gebet üben, damit wir unſere Tugend und unſern Glauben ſtärken. Es iſt unausſprechlich, wie viel die lebhafte Erkenntnis, daß Gott unſer Schöpfer und Erhalter, der Geber aller Gaben und Regierer unſerer Schickſale ſei, welches wir im Gebet ablegen, und die eben ſo lebhafte Vorſtellung von unſerer Verbindlichkeit, ſeinen Willen zu thun, die wir im Gebet unterhalten, auf uns wirken. Unſer Geiſt kann ſich nie, ohne den gröſten Nuzen davon zu haben, zur Gemeinſchaft mit dem oberſten Geiſte erheben. Das bloſſe Gefühl davon, daß man ſich mit Gott unterhalte, ſtimmet die Seele reiner, ſanfter, heiliger und ſeliger. Wenn wir iezt irgend ein Glück empfingen, und Gotte dafür in einem andächtigen Gebet dankten — ſagt, würden wir es nach dem Gebet wohl misbrauchen können? Würde uns das Gebet nicht vielmehr zu dem edelſten Genuſſe deſſelben vorbereiten? Wenn wir iezt eine gute Handlung, bei der wir viel Schwürigkeiten vor uns ſähen, ausüben wollten, und Gott um ſeinen Segen dazu anfleheten — würde uns das Gebet nicht eifriger dazu machen, da uns während deſſelben unſer Herz ſagt, daß Gott dieſe Handlung liebet, und ſie von uns gern verrichtet werden ſiehet? Wenn uns iezt ein Feind verfolgte, und wir bäten Gott, daß er uns wider ihn ſchüzen möchte — würde uns das Andenken an die Uebermacht Gottes, und der Glaube, daß unſer Feind ohne Gottes Willen uns nicht ſchaden könne, welche Beide wir unmittelbar im Gebet unterhielten, nicht ſtandhafter gegen ſeine Anfälle machen? — O darum empfehle ich euch das Gebet ganz vorzüglich von dieſer Seite. Betet, um beſſer und ruhiger zu werden. In iedem wichtigen Vorfall eures Lebens ſei es das erſte, woran ihr denket. Eure Seele kehrt dadurch in die Stille zurück, in der ſie ſein mus, wenn ſie recht überlegen will, was ihr geſchehen iſt, was ſie gethan hat, und wie ſie ſich nun zu verhalten habe. In dieſer Stille wird ſie vernünftigen Betrachtungen Raum geben, und gewis das beſte Theil erwählen. Das iſt der eigentliche Segen, den das Gebet für uns haben ſoll. Wer es verabſäumt, liebet ſich ſelbſt nicht.

Karl. Lieber Vater, das glaube ich gewis. Ich und mein Bruder beten auch ſeither ſchon manchmahl, ohne daß Sie es wiſſen. Aber ſagen Sie uns doch, wie wir am ſchönſten beten können.

— Rederlich. — O meine lieben Kinder, das will ich euch mit innigſter Freude meiner Seelen ſagen. Beten iſt eine ganz einfache Kunſt. Unſer Herz lehret ſie uns ſelbſt. — Vor allen Dingen wiſſet, daß jeder Beter ſelbſt beten müſſe. Es gibt nehmlich ſogenannte Gebetsformeln, welche man auswendig lernt; aber das wird nur gar zu leicht ein bloſſes Gedächtnis- und Plapperwerk; darum ſollet ihr keine derſelben lernen. Es gibt auch ganze Bücher voll Gebeter, aus denen viele beten; aber es iſt eine Schande, wenn man aus einem Buche beten mus. Wie ſonderbar wäre es, wenn ihr mich um etwas anſprächet, und dazu ein Buch ableſen wolltet! Habt ihr nicht ſelbſt Gedanken und Worte? — würde ich bald ſprechen. Und auſſerdem kann auch kein Menſch wiſſen, was wir haben beten wollen, und es im Buche ſchon drucken laſſen. Alſo ſollet ihr aus euch ſelbſt, aus eurer eigenen Seele beten. — Wenn ihr nun ſo aus euch ſelbſt betet: ſo habt ihr gar nicht nöthig, darauf zu ſtudiren, daß ihr eure Worte recht künſtlich ſetzet. Der liebe Gott verlangt keine Komplimente, wie die vornehmen Leute. Er nimmts euch auch nicht übel, wenn ihr ein Wort, das zuletzt ſtehen ſollte, in die Mitte ſtellet. Redet, wie ihr denket. Gott weis eure Worte ſchon, ehe ihr ſie ausſprechet. Ihr ſprechet die Worte nicht für ihn, ſondern für euch, um euch die Sache, von der ihr redet, recht lebhaft vorzuſtellen. Fanget jedes Gebet mit der Anrede — Vater! — an. Das drückt ſo recht den herzlichen und vertraulichen Sinn aus, mit welchem wir immer gegen Gott erfunden werden müſſen, und ſtimmt die ganze Seele gleich in den Ton, der zum Gebet nöthig iſt. Hernach erzählet die Lage, den Fall, die Umſtände, in denen ihr ſeid, wie ihr ſie mir erzählen würdet; nicht, damit ſie der liebe Gott erſt erfahre, — er weis ſie längſt — ſondern damit ihr ſelbſt euch recht in ſie hinein denket, und recht voll davon werdet. Alsdenn drücket euer Anbringen, oder euer Anliegen, welches ihr deshalb habet, recht herzlich, und ebenſo aus, wie ihr es gegen mich ausdrücken würdet; nicht, um den lieben Gott erſt zu erweichen, ſondern um eurem beklemmten Herzen durch Ausſchüttung Luft zu machen. Es wird uns ſchon wohl und freier, wenn wir einem Freunde unſer Herz ausſchütten können; wie vielmehr, wenn wir es vor Gott thun! Sodenn erinnert euch recht feierlich an Gottes Liebe, Macht und Weisheit, und brauchet dazu ſo ſtarke und lebhafte Redensarten, wie ihr nur wiſſet. Zuletzt ergebet euch an Gott, und überlaſſet ihm alles mit dem feſten Vertrauen, daß er es mit euch vollkommen wohl machen werde. Und ſo ſprecht noch einmahl aus dem Innerſten eurer Seele Vater dazu. — Sehet, das iſt die ganze Kunſt, zu beten. Sie iſt warlich leicht. Sie lehret ſich ſelbſt ſo. Karl, verſuch einmahl, wie würdeſt du beten, wenn du für deine Eltern beteteſt?

Karl, dreuſt. Vater — lieber Vater — lieber Gott! — Ich bin noch ein unerzogener Knabe, und kann mir ſelbſt noch nicht rathen und helfen, und kann mir noch kein Brodt verdienen, und meine Eltern ſind ſo gute Eltern; ſie meinens recht treu mit mir und mit meinen Geſchwiſtern. Ach! las ſie doch noch leben! ſo lange leben, bis ſie uns erzogen haben. Wir wären ia arme Kinder, wenn ſie ietzt ſtürben. Du kannſt ihnen ihr Leben friſten, und läſſeſt ia die Sperlinge bei ihren Jungen, bis ſie ausgeflogen ſind. Du haſt uns ſchon viel Gutes gethan; Darum hoffe ich auf Dich. Lieber Gott, wie Du es machſt, ſo iſt es recht. Wie Du willſt — Vater — Herzensvater!

Roderich, **den Knaben umarmend.** O das iſt recht herzlichſchön, lieber Karl, das wird dem lieben Gott recht wohl gefallen. Bete du immer ſo für uns! — Nun Fritz, wie würdeſt du denn wohl beten, wenn du auf den Abend im Bette beten wollteſt?

Fritz, furchtſam. Vater — es wird Nacht — und — ich will ſchlafen — da kann ich nicht auf mich Acht haben — Sorge du doch für mich, lieber Gott, damit ich morgen früh wieder geſund aufſtehe — du haſt mich ia ſchon ſo oft des Nachts bewahrt und ich bin noch nicht geſtorben — ich verlaſſe mich auf dich und will dir morgen früh dafür danken — thu, wie es dir gefällt — lieber Vater!

Roderich. Auch gut, mein beſter Fritz. Sei du nur nicht furchtſam. Kinder, betet iederzeit ſo; ſo werdet ihr viel groſſe Leute beſchämen, die oft das Maul allenthalben voraus haben, wenn ſie aber beten wollen, ſich anſtellen, wie die Gänſe, ihr ſchwarzkorduanen Gebetbuch hervorſuchen und denn ebenſo daraus herſchnattern, wie die Gänſe. Und ie öfter ihr ſo aus eurer Seele betet: deſto mehr werden euch die Worte zufallen. Ich will euch nun einige Regeln noch geben, und die befolgt immer, ſo oft ihr betet.

Aufmerkſamer waren die Knaben noch nie geweſen, als ietzt.

Roderich. So oft ihr förmlich und ausführlich beten wollet, machet euch von allen andern Geſchäften los, und gehet an einen Ort, wo euch niemand ſtört.

Fritz. Vater, Hanns betete heute früh ſeinen Morgenſegen, wie er es nannt, und hackte Holz dazu.

Roderich. Das iſt Hanns. Er hat wohl ſo viel Zeit, daß er iedes allein thun könnte, und ſo würde er iedes beſſer machen.

Fritz. Und da ſchlug er ſich mit dem Beil vors Schinnbein, und ſagte — Sapperment, das thut weh — und denn betete er wieder fort.

Roderich. Da habt ihrs — ſolch dummes Zeug kommt davon her. Iſt das nicht

recht

nicht unſchicklich? Einerlei kann man nur auf einmahl recht machen. Und das gilt beſonders vom Gebet, wobei man alle ſeine Gedanken zuſammennehmen mus. Alſo merkt euch das immer. — Sodenn, ſo oft ihr betet, denket jedes Wort — ſprecht es nicht nur — denket es auch. Es iſt nichts häslicher, als wenn ein Menſch betet, ohne zu verſtehen, oder daran zu denken, was er betet. So kann man einen Papagei und eine Elſter auch beten lernen. Darum, ſo bald ihr eure Gedanken nicht mehr beiſammen habet, ſo höret auf zu beten. Betet kurz, und lieber öfter. Das nennt man andächtig beten, wenn man dabei denkt. Weil ihr dis ſonſt nicht konntet, habe ich euch auch noch nicht beten laſſen; denn ich wollte aus euch keine Elſtern machen.

Fritz. Ach, das ſind die Vögel, lieber Vater, die da in unſerer Linde ein Neſt haben.

Karl. Ja; und unſer Förſter hat eine — die kann reden.

Roderich. Recht; ſo eine Figur wäret ihr, wenn ihr betetet, ohne dabei zu denken. — Erwäget, daß ihr, wenn ihr betet, zum Schöpfer redet. Empfindet alsdenn, wie ihr ohne ihn Nichts ſeid. Das heiſt demüthig beten. Schreibet ihm nichts vor, ſondern überlaſſet euch ſeiner Barmherzigkeit. — Betet aber auch iederzeit mit dem kindlichſten Vertrauen zu Gott; das heiſt, glaubet, daß

Gott euch alles verleihen werde, was zu einer wahren Glückſeligkeit nöthig iſt, und machet, wenn ihr das nicht erhaltet, warum ihr batet, den Schlus, daß es euch ſolchemnach wenigſtens nicht nützlich war.

Karl. Ach, lieber Friz, nun wollen wir recht herzlich beten, da es uns der liebe Vater ſo gelehrt hat.

Roderich. Noch eins mus ich euch dabei ſagen. Es gibt gewiſſe äuſerliche Zeichen des Gebets. Z. E. man knieet dazu nider, faltet ſeine Hände oder legt ſie auf die Bruſt, entblößt ſein Haupt, blickt gen Himmel, u. ſ. w. Das iſt alles recht gut — es befördert ſogar unſere Andacht. Aber — viele Menſchen laſſens hierbei bewenden, und denken, wenn ſie dis gethan haben, ſo haben ſie gebetet. Dafür warne ich euch. Gotte iſts einerlei, unſere Füſſe mögen ſtehen, oder knieen, wir mögen den bloſſen Kopf oder in einer Pudelmütze beten — nur unſere Seele mus mitbeten. Alles Aeuſerliche, wenn es noch ſo gut läſſet, iſt nichts werth, wenn das Herz nicht dabei iſt. Merket euch dis ja, Kinder, bei allen Dingen. Ihr könnet nicht glauben, was hierinn noch für Misbräuche unter den Menſchen ſind. Wenn ihr älter werdet, und die Welt kennen lernet: ſo werdet ihr ſehen, daß die meiſten Menſchen ſich blos daran begnügen, daß ſie nur die Aeuſerlichkeiten mitmachen.

Karl, aufgebracht. O das iſt ja meſchant, lieber Vater.

Roderich. Das iſts; und die Leute nennt man Heuchler. Vor ihnen hütet euch beſonders. Sie meinens mit keinem Menſchen gut. Sie betrügen durch einen ſchönen Schein, und im Herzen — ſind ſie — Teufel.

Karl, neugierig. Was iſt denn das? Teufel...

Roderich, der ſich ſchnell wieder ſammlet. Das iſt ein wildes Thier, eine Art Paviane, von denen ich euch ſchon erzählt habe, die unter den heiſſeſten Himmelsſtrichen leben. Man nennt ſie auch Maimon oder Mandril. Sonſt verſteht man freilich auch noch etwas anders unter Teufel; aber das wird euch Herr Magiſter Zeber wohl ſagen. — — Gewöhnet ihr euch ſo, äuſſerlich nie anders zu laſſen, als ihr inwendig ſeid; und am wenigſten Hände faltet und knieet und beweget die Lippen, ohne wahrhaftig mit eurer Seele dazu zu beten.

Fritz. So gottlos wollen wir gewis nie handeln, beſter Vater.

Roderich. Je redlicher und eifriger ihr das Gebet von nun an betreibet: von deſto gröſſerm Nutzen wird es für euch ſein. Manche Leute klagen darüber, daß ihnen das Gebet nichts helfe; aber, entweder ſie wollen, wie ich euch ſchon vorhin ſagte, von Gott nur immer haben, das, was ſie beſtimmen und vorſchreiben, halten, und kennen die eigentliche Gebetskraft, die beſſernde und frohmachende Kraft für unſer Herz nicht; oder, wenn ſie auch dieſe Kraft vermiſſen: ſo liegt die Schuld an ihnen, und ſie haben keine Gedanken, oder doch nur fremde, beim Gebet.

Karl. Lieber Vater, wie oft beten Sie denn?

Roderich. Das hat bei mir keine gewiſſe Zahl. Aber des Tages würde ich mich ſchämen, der durch mein Gebet für mich nicht wäre geſegnet worden! Ich ſetze dabei wenig gewiſſes feſt. Mein Gebet am Morgen und am Abend ausgenommen, überlaſſe ich es alsdenn meinem Herzen und meinen Lagen und Umſtänden, daß ſie mich daran erinnern. Die Leute, welche das Gebet nach der Uhr ſtellen, machen mehrentheils nur eine leere Gewohnheit daraus. Es iſt nicht möglich, daß wir alle Tage zu einerlei feſtgeſetzten Zeiten zum Gebet gleich geſchickt ſind. Wenn man denn einmahl ein Geſchäft hat, das ſich ſchlechterdings nicht aufſchieben läſſet: ſo eilet und eilet man, daß das Gebet nur über die Seite komme, und iſt während deſſelben mit ſeinen Gedanken ſchon immer bei ſeinem Geſchäft. Da iſt es beſſer, man kehret ſich nicht an die Stunde, vollbringt ſein Geſchäft erſt und betet hernach mit mehrerer Geiſtesgegenwart und Seelenruhe. Ich will euch ſagen, wie ichs in Anſehung meiner Gebetsübungen mache. Des Morgens, ehe ich aufſtehe, iſt das allemahl mein erſtes, daß ich im Bette mein Herz auf Gott richte. Da freue ich mich, daß ich den Tag wieder erlebt habe und preiſe ihn dafür. Da denke ich an meine Arbeiten und Geſchäfte, welche mir nun bevorſtehen, und bitte Gott, daß er ſie ſegnen wolle. Ich empfehle ihm euch und mich, und alle Schickſale unſeres ganzen Hauſes. Und, wenn ich denn das gethan: ſo iſt mir, als ſtände ich mit mehrerem Muth auf und als gingen mir meine Morgenarbeiten gleich glücklicher von ſtatten. Abends iſt das auch wieder mein letztes, daß ich, wenn ich mich hingelegt habe, an das viele Gute, welches uns Gott den Tag über erzeigt hat, zurückdenke, meine glücklich vollbrachten Arbeiten noch einmahl betrachte, und dem Schöpfer von Herzen dafür danke. Wenn ich das gethan, flehe ich zu ihm, daß er uns während der Nacht alle in ſeinen Schutz nehmen, und uns vor jeder Gefahr gnädiglich behüten wolle. So ſchlafe ich mit Gedanken an ihn ein, und erwache wieder mit Gedanken an ihn. Für die übrige Zeit des Tages iſt nichts gewiſſes bei mir feſtgeſetzt. Ereignet ſich aber etwas wichtiges für uns: ſo gehe ich ohne Geräuſch zu machen, irgendwohin ins Verborgene, und werfe mich da in recht feierlicher Andacht und Demuth vor meinem Schöpfer hin, und ſchütte meine ganze Seele vor ihm aus. Ach!

da iſt mir denn manche Stelle in unſerm Hauſe von langer Zeit her noch merkwürdig, auf der ich bei einer obwaltenden groſſen Gefahr, oder bei vorhabenden wichtigen Geſchäften, wahren Muth und geſtärkte Kraft durch mein Gebet empfing! Läſſet es ſich nicht thun, daß ich über die Seite gehe: ſo richte ich in ſolchen Fällen auf der Stelle mein Herz nach Gott. Einige Gedanken, recht aus dem Innerſten der Seele zu ihm erhoben — ein Blick mit ſtiller Ergebung gen Himmel — ein inniges Gefühl ſeiner Vaterliebe mit dem kindlichſten Vertrauen begleitet vertreten alsdenn die Stelle meines förmlichen Gebets und ſind ihm gewis ebenſo angenehm. Dabei knie ich denn nicht nieder, oder nehme den Huth dazu ab, oder ſtehe vor allen Leuten ſtill und falte die Hände gen Himmel. Das wäre Andächtelei oder gar Heuchelei, und käme ſo heraus, als wenn ich es den Leuten nur ankündigen wollte, daß ich jetzt betete. Hieran habe ich mich recht gewöhnt, und ich gehe darin noch weiter, als ihr nun wiſſet. Die beiden Gedanken — Gutes und Gott — ſind in meiner Seele nun einmahl ſo feſt verbunden, daß ich ſelten etwas Gutes genieſſe, empfange oder auch nur ſehe, ohne dabei an Gott zu denken. So gehe ich über Feld und ergötze mich an der ſchönen Welt, als am Werke Gottes. So betrachte ich unſere Bäume im Garten, und ſehe auf ihnen Segen Gottes. So eſſe ich nicht, ohne zu denken, Gott ſättigt dich. Ach!

Kinder thut ihr von nun an auch immer ſo. Betet an iedem Morgen, an iedem Abend mit Inbrunſt zum Schöpfer. Betet bei wichtigen Vorfällen förmlich und feierlich in eurer Einſamkeit zu ihm. Aber unterhaltet auch immer Gedanken an Gott — nehmet alles Gute wie aus ſeinen Händen — blicket bei allen Schickſalen eures Lebens auf ihn, der ſie leitet. Dazu habt ihr täglich hundertfältige Gelegenheit. Gewöhnet euch nur daran, iedes Glück, das ihr euch wünſchet, von ihm zu wünſchen, und für iedes Gute, das ihr ſchon habet, ihn zu preiſen. So wird euer ganzes Leben gleichſam ein fortdaurendes Gebet. Und dahin ſoll es mit uns eigentlich kommen; dazu ſollen ſelbſt unſere förmlichen Gebetsübungen nur dienen. Und erwägt einmahl — — von einem Menſchen, der förmlich und andächtig betet, pflegt man zu ſagen, daß er ſich iezt zu Gott nahe; — ſo kann man alſo auch von einem, der bei allem Guten, und bei allem, was ihm wichtig iſt, an Gott denkt und ihn wie vor Augen hat, ſagen, daß er ſtets vor Gott wandele und lebe. Ach! welch ein Gedanke iſt dis! Beglückt uns iede Annäherung an Gott durch Gebet, wie ſelig müſſen wir ſein, wenn wir immer mit ihm ſind! Und was für eine Stütze iſt das für unſere Tugend! Werden wir wohl Böſes thun, wenn wir immer ſo in ſeiner Gegenwart, immer ſo mit ihm wandern?

Roderich las in den Augen der Knaben das innigſte Vergnügen, welches ſie über ſeine Reden hatten, und den herzlichſten Entſchlus, ihm nachzuahmen.

Karl zu ſeinem Bruder. Fritz, ſo las uns auch thun; ſo lange wir leben, ſo thun; damit wir ein Paar recht gute Menſchen werden, wie unſer Vater.

Roderich ſprach noch mit den Knaben über das vereinigte Flehen ganzer Gemeinen zu Gott im Tempel, und beſchlos die Unterredung mit einem kraft- und ſeelenvollen Gebet für die ewige Wohlfarth ſeiner Kinder.

Achtes Kapitel.

Am letzten Mai ſteckte Roderich das neue Teſtament zu ſich, und ging mit den Knaben ins Feld. War Sonntag. Er rekapitulirte den ſämtlichen Unterricht, welchen er ihnen ſeither gegeben in einer gedrungenen Kürze, ſtellte die kleine Reihe von unentbehrlichen Wahrheiten neben einander, und bildete ſo das erſte ganz einfache Lehrgebäude der Religion vor ihren Augen aus. Wohl euch, ſetzte er hinzu, daß ihr dieſe Kenntniſſe nun erlangt habet — preiſet den Schöpfer dafür — denn es gibt Millionen, die ſich ihrer nicht zu erfreuen haben.

Karl, mitleidig. Gibt es denn Leute, welche dis alles nicht wiſſen?

Roderich. Wie ich dir ſagte — Millionen!

Fritz. O die Armen!

Roderich. Ja wohl, mein lieber Fritz — die Armen!

Karl, neugierig. Aber woher wiſſen Sie es denn — lieber Vater?

Roderich. Brav, Karl! Nie thatſt du eine Frage, die mir lieber war. Mein Herz wünſchte recht ſehnlich, daß ſie einer von euch heute thun möchte. So höret denn! — — Was ſoll ich euch damit unterhalten, daß dieſe Wahrheiten, welche ich euch lehrte, durch langes fortgeſetztes Nachdenken der Menſchen durch viele Jahrtauſende endlich herausgebracht, feſtgeſetzt und bewieſen worden wären? Ich fühle es, daß ich hiermit nicht ausreiche. laßt mich Gotte die Ehre thun, und bekennen, daß wir den vollkommnen Glauben an ſie einer ganz beſondern Veranſtaltung zu danken haben, welche er einſt zum Wohl des menſchlichen Geſchlechts getroffen hat. Vor nun bald zweitauſend Jahren lebte in einer fernen Weltgegend ein ganz auſſerordentlicher Menſch, genannt Jeſus — ſein Nahme ſei uns allen Dreimahl heilig! — —

Fritz. Ach, darum ſagt auch wohl Hanne alle Augenblicke Herr Jeſ — —

Karl. Ja ia Zobers Magd hats auch an ſich.

Roderich. Es haben das mehr Leute an ſich, und bei vielen iſts ſo zur Gewohnheit geworden, das ſie nicht zehen Worte ſprechen können, ohne Herr Jeſ dazwiſchen zu rufen. Sie brauchens ſtatt Ach, ſtatt O, ſtatt Ei — wenn ſie erſchrecken, ſich verwundern, ſich entſchuldigen, etwas klagen wollen, andere warnen und ſo weiter; und wiſſens nicht mehr, wenn ſie es ausſprechen. Und das thun nicht etwa nur Leute von geringem Stande, die eine ſchlechte Erziehung genoſſen haben, wie die Mägde; ſondern auch ſolche, die recht vornehm heiſſen und ſich recht klug dünken wollen, und Magd und Frau im Hauſe ſchreien oft immer eine um die andere Herr Jeſ. In der groſſen Stadt, wo wir erſt wohnten, war das eine ſo abſcheuliche Gewohnheit, daß man den Kopf nicht drei Minuten zum Fenſter herausſtecken konnte, ohne von den Vorübergehenden und Stillſtehenden, die zuſammen ſprachen, es wenigſtens zehenmahl zu hören. Ich erkenne daran immer Leute, um deren Vernunft es noch nicht ſo ganz zum beſten ſteht. Wer würde auch wohl den Nahmen ſeines guten Freundes bei ieder läppiſchen Gelegenheit, bei der an den Freund gar nicht gedacht wird, im Munde führen? Wer würde ſich nicht aus Achtung gegen ihn deſſen enthalten? Wenn ich euch nun ſagen werde, daß Jeſus unter allen Menſchen derjenige geweſen iſt, welcher ſich um das ganze menſchliche Geſchlecht am verdienteſten gemacht hat: ſo wird euch dieſe Gewohnheit erſt recht garſtig vorkommen. Enthaltet euch jederzeit deshalb ebenſo von ihr, als von derjenigen, welche auch vielen Leuten eigen iſt, daß man den Nahmen Gottes alle Augenblick ohne an ihn zu denken im Munde führt. Unſer Landesherr heiſſt Friedrich Karl; — würde es ſich ſchicken, daß wir immer herumſchrieen Friedrich Karl — Friedrich Karl!? Sehet, noch unſchicklicher handeln die Leute, welche immer rufen Gotts und Gottstauſend. Je gröſſer, ehrwürdiger und heiliger ein Gegenſtand iſt: deſto mehr müſſen wir es uns angelegen ſein laſſen, ihn nie ohne Achtung zu nennen. — Dies alſo nur beiläufig; jedoch merkt es euch, Kinder . . .

Fritz. Wenn nun Hanne wieder Herr Jeſ ſpricht: ſo werd ich ihr ſagen, daß ſich das nicht ſchicke.

Karl. Nun lieber Vater, erzählen Sie uns doch von Jeſus weiter.

Roderich. Dieſer Herrliche hat uns die Wahrheit, alles das, was wir zu unſerer Ruhe wiſſen, was wir glauben, thun und hoffen müſſen, auf das deutlichſte gelehrt. Sonſt wuſten nur dis und jenes davon einige der allerklügeſten Menſchen, und wuſtens doch weder halb noch ganz. Aber Er hat es alles — hat es ganz — hat es für alle Menſchen ohne Unterſchied oder wie man auch ſagt, fürs Volk gelehrt.

Karl. Hum! Wenn es aber ſo lange her iſt, lieber Vater, wie können Sie denn wiſſen, was er gelehrt hat?

Roderich, der das neue Teſtament aus der Taſche zieht. Hier hab' ich ein Buch, worinn von vieren ſeiner Freunde ſein ganzes Leben — o Kinder, ein unausſprechlichgroſſes, ſchönes Leben — beſchrieben, und alles wichtige, was er gelehrt hat, befindlich iſt. Die göttliche Fürſehung hat es bis auf unſere Zeiten kommen laſſen, und wir können ſie nie genung dafür preiſen.

Karl. O lieber Vater, ſchenken Sie mir doch das Buch.

Roderich. Du ſollſt ſo eins haben, und Fritz auch. Habt nur Geduld! Es ſoll das Buch ſein, worinn ihr Lebenslang am liebſten leſet; aber eben darum gebe ich euchs heute noch nicht, weil ich es euch erſt leſen lehren mus. Ich habe alles das, was ich ſeit einiger Zeit euch mittheilte, daraus gelernt, und ich halte es für das ſchönſte, beſte Buch auf der ganzen Welt.

Karl. O laſſen Sie mich doch es nur einmahl anſehen. — —

Der Vater reicht' es ihm. Karl ſchlug es auf, und las Matth. 22. Vers 37. 38. 39. laut her, und rief aus: Ach! wie ſchön iſt das!

Fritz. O las mich auch einmahl leſen, Bruder.

Fritz ſchlug auf und las Joh. 8. Vers 12.

Roderich, indem er das Buch zurücknimmt. Sehet ihr, da ſagts Jeſus ſelbſt, daß er unſer gröſter Lehrer ſei, und daß wir, wenn wir glauben und thun, wie er gelehrt hat, glücklich werden.

Karl. O laſſen Sie mir das ſchöne Buch doch noch ein bisgen —

Fritz. Las doch — der liebe Vater will es uns ia geben — er wird es uns ſchon geben, wenn es Zeit iſt.

Roderich. Ihr ſollet es haben — bald haben — ſeid nur ruhig. Vorher habe ich noch manches erſt euch zu ſagen; und, wenn ihr es denn habet: ſo dürfet ihr es doch nicht anfangs ohne mich leſen, und ich werde euch allemahl ausſuchen, wo ihr leſen ſollet.

Karl. Aber beſter Vater, woher wuſte es denn Jeſus, was er uns gelehret hat? Woher wuſte er es denn?

Roderich. Er wuſte von Gott. — Und ſehet, das iſt eben der wichtige Punkt, über den ich erſt mit euch reden mus. — Wiſſet, Kinder, daß Gott zu verſchidenen Zeiten bald hier bald da Menſchen hat auftreten laſſen, die an Einſichten tauſendmahltauſend von ihren Brüdern übertraten. Und mehrentheils erſchienen ſie alsdenn, wenn die übrigen ihrer recht ſehr bedurften; das heiſt, wenn wahre Weisheit und Tugend unter ihrem Volke ſchier unſichtbar wurden. Dieſe ſteckten denn gleichſam das Licht wieder an, und wurden Lehrer, Führer und Wohlthäter im höchſten Verſtande für ihre Brüder. Von ſolchen Menſchen bedient man ſich des Ausdrucks, daß Gottes Geiſt auf ihnen geruhet habe; das ſoll heiſſen, in vorzüglichem Grade; denn eigentlich ruhet Gottes Geiſt allenthalben, wo Einſicht und Gutes iſt. Auch nennet man ſolche Menſchen Geſandte der Gottheit an das menſchliche Geſchlecht. Dieſen Nahmen verdienen ſie mit Recht; denn von Gott rührt alles Gute her; alſo auch ihr höherer Verſtand, ihre erleuchtetern Einſichten; und wer dergleichen hat, der hat ſie von Gott dazu empfangen, ſie andern mitzutheilen. Ich könnte euch viele ſolcher Leute nennen; aber wozu dienen euch jezt die Nahmen? Wiſſet vor der Hand nur, daß unter ihnen allen Jeſus der merkwürdigſte geweſen iſt. Die übrigen ſchränkten ſich alle nur auf ihr Volk ein, zu dem ſie gehörten, und ſuchten dis weiſer und beſſer, oder glücklicher zu machen. Jeſus aber kam, um Weisheit und Tugend, und mithin Glückſeligkeit über alle Völker, oder über das ganze menſchliche Geſchlecht zu verbreiten. Er hat dis ſelbſt geſagt, und auch darnach gehandelt; und der Erfolg hat es auch bewieſen, denn vielerlei Völker ſind iezt durch ſeine Lehre, die das Chriſtenthum genannt wird, weiſere, beſſere und glücklichere Menſchen. Auf ihm hat Gottes Geiſt mehr geruhet, als auf allen andern. Er hat die höchſten Einſichten und die höchſten Kräfte gehabt, und iſt alſo Gottesſohn. Wie Gott mit uns reden würde, wenn er in einer menſchlichen Geſtalt herumginge: ſo hat er geredet. Sein Vater hat durch ihn geſprochen. Was er geſagt hat, das wir thun ſollen: das iſt Gottes Geboth an uns, und was er geſagt hat, das wir hoffen ſollen, iſt Gottes Verheiſſung an uns.

Fritz. Ach Bruder, was mus das für ein Mann geweſen ſein!

Roderich. Und ſetze hinzu, was iſt das für eine Wohlthat für uns, daß ſo ein Mann gebohren worden iſt! — Kinder, ſo ein Menſch muſte kommen, wenn Glückſeligkeit allgemeiner, wahrhafter und daurender unter uns werden ſollte. Denn ihr könnet glauben, daß ſich die Menſchen über alles ſtreiten, und daß ſie ſich über nichts haben vereinigen können.

Sogar darüber, ob ein Gott ſei, werden ſie nicht einig; und, was noch mehr iſt, ſogar behaupten viele, daß man beim Laſter beſſer gehe, als bei der Tugend. Da wars denn die gröſte Wohlthat, welche Gott dem menſchlichen Geſchlecht erzeigen konnte, daß Einer aus uns, aus dieſem unſern Geſchlecht ſelbſt auftrat, der im Nahmen Gottes uns ſagte, was wir für Wahrheit erkennen und annehmen, und was wir um glücklich zu werden, thun ſollten. Dadurch iſt nun aller Streit entſchieden. Nun glauben und thun wir blos, wie er gelehrt hat. Ach! das iſt beſonders eine groſſe Gnade Gottes für Leute, die darum, weil ſie im Nachdenken nicht geübt ſind, ſich ſelbſt mit ihrer Vernunft, wenn von Weisheit und Glückſeligkeit die Rede iſt, gar nicht zu helfen wiſſen. Und dieſe Leute machen bei weitem den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus. Dieſer Menſch war nun Jeſus; welcher darum, weil er ſich um uns ſo verdient gemacht hat, unſer Heiland heiſſt. Er iſt unter allen Geſandten Gottes an uns der Erſte.

Karl. Woher weis man denn aber, lieber Vater, daß Jeſus — dieſer Menſch geweſen ſei?

Roderich. Junge, komm, und umarme mich! — — So iſts recht, daß du ſo fragſt. Du willſt wiſſen, wie wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß Jeſus unſern Glauben verdiene, daß er den feierlichen Auftrag von Gott gehabt habe, uns zu belehren, und daß wir nun, um glücklich zu werden, ſo denken, thun und hoffen müſſen, wie er uns unterrichtete. — So höret denn recht zu, meine Kinder, und habet das, was ich euch ſage, in eurem ganzen Leben vor Augen; habet es auch alsdenn vor Augen, wenn ſchlechte Menſchen übers Chriſtenthum und über Jeſum ſpotten.

Fritz. Ach! ſollten denn das Menſchen thun können?

Roderich. Menſchen thun alles — wie ich euch ſchon geſagt habe. — — An Jeſu war alles, was wahre Empfehlung für einen Menſchen ſein kann. Er hat ein ganz unſträfliches Leben geführt, und iſt der Einzige geweſen, welcher nie einen Fehler begangen hat.

Fritz. Lieber Vater, auch nicht einen? — Ach! was iſt das für ein Menſch!

Karl. Ja wohl, Bruder, ein ganzer Menſch!

Roderich. Seine Feinde haben genung deshalb über ihn aufgeſpürt; aber umſonſt. Sie wurden zuletzt deshalb bald blas, bald roth, wenn ſie ihn nur ſahen . . .

Fritz. J, hatte denn ein ſo guter Mann Feinde?

Roderich. Merke dir das, Fritz, ieder gute Menſch hat Feinde; denn — er ſteht in den Böſen gerade im Wege. Jeſu Feinde ruheten nicht eher, bis ſie ihn ermordet hatten …

Fritz. Wie? lieber Vater, wie? ermordet? ermordet ſo einen herrlichen Menſchen? Und das ward erlaubt?

Karl, hitzig. Vater, war denn keiner da, der ſich für ihn zur Wehre ſtellte?

Roderich. Lieber Karl, er wollte keinen; Er hätte ſich ſelbſt wehren können; aber er ging wie ein Lamm zur Schlachtbank.

Karl. Aber warum that er denn dis? das weis ich doch nicht — wenn ich mich wehren könnte, ſo ſollte mir keiner was thun.

Roderich. Wie du ſo denkſt, mein Sohn. Er hatte den Beruf des höchſten Lehrers der Wahrheit, und dieſer brachte es ſo mit ſich, daß er auch für die Wahrheit ſtürbe. Da zeigte er, daß es ihm nicht um Anſehen, nicht um Gewinn auf Erden, ſondern blos für unſere Glückſeligkeit zu thun ſei, und verſiegelte ſeine Lehren, die uns zur Glückſeligkeit führen ſollten, mit ſeinem Tode. Da bekräftigte er die Gewisheit des künftigen Lebens, welches er verkündigt hatte, recht, als er auch ſein gegenwärtiges gutwillig dafür hingab. Da — —

Fritz. O der liebe, gute Jeſus!

Roderich. Und, wenn ihr nun hören solltet, mit was für einer Ruhe der Seelen, mit welcher Ergebung an Gott, wie geduldig bei den erbärmlichſten Martern er ſtarb — — . . . Soll ichs euch vorleſen?

Karl und Fritz, traurig. Ach, lieber Vater, das iammerte uns doch wohl gar zu ſehr.

Roderich. Ihr müſſet das wiſſen, damit ihr ihn recht ſchätzen lernet.

Roderich hatte die Stellen vorgeſtrichen, welche er ihnen unter den nöthigſten Anmerkungen leſen wollte. Seiner Stimme gab er dabei Nachdruck und Bebung, um ſie recht eindringend zu machen. Die ganze Seele des Vaters war ietzt voll Erwartung der Empfindungen, welche er in ſeinen Kindern erwecken würde, und der Ausdrücke, durch die ſie ſie äuſern würden. Fritz hatte ſeine Hände gefaltet; Karl lies ſie, wie erſtorben, vor ſich herabhangen.

Roderich las zuförderſt die Stelle beim Markus, Kap. 14. von V. 33 bis 42. und machte die Reflexion dabei, daß der groſſe Leidende alle gute Menſchen hier belehret habe, wie ſie unvermeidlichen Lebensgefahren entgegengehen und ſich am beſten auf ſie vorbereiten ſollten. Darauf las er Joh. 18. von Vers 4. bis 12. und lies die Knaben beſonders die Gröſſe Jeſu zu den Worten fühlen — Suchet ihr mich: ſo laſſet dieſe gehen — und in dem Zuruf an den Petrus — Stecke dein Schwerdt in die Scheide! Hernach folgte die Stelle aus Matth. 27. vom 27 bis 31 Vers; wozu er unmittelbar den 17 Vers aus Joh. 19. noch fügte. Hier hielt er etwas inne, und betrachtete ſeine Kinder, wie ſie ſchon in der Lage der innigſten Theilnehmung an den unſchuldigen Leiden des groſſen Menſchenfreundes ſich befanden. „Nun höret zu“ fuhr er fort, und las die rührende Stelle aus Luc. 23. vom 27 bis an den 32 Vers. Da ſtanden die Knaben wie im Augenblick des ſüſſeſten Staunens über den Anblick einer ganz vorzüglichen Schönheit.

Roderich. Sehet, ſo handelt ein im höchſten Grade vortreflicher Mann! Er vergiſſt ſeines eigenen Leidens, das er ſchon zu dulden anfängt, über das Elend, welches bald über ſeine Mitbürger und über ſein Vaterland ausbrechen wird. Aber nun höret zu — nun kommt noch etwas ſchöneres.

Jetzt las Roderich da, wo er vorhin abgebrochen hatte, fort, bis zu den Worten — Vater vergib ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Da blickte er die Knaben ſtarr an. Fritz breitete ſeine Arme mit ſtummer Freundlichkeit aus, als wenn er den Mann, der ſo hatte ſprechen können, umarmen wollte. Karl rief aus: Ach! das iſt das ſchönſte! Vater, mir iſt, als wenn mich iemand mit ſiedend Waſſer begoſſen hätte; — ſo heis wird mir.

Roderich. Ihr habt recht — dis iſt die gröſte Handlung Jeſu. Etwas gröſſeres kann kein Menſch verrichten, als für ſeine Mörder ſterbend um Segen beten.

Nun folgte die Stelle aus Matth. 27. V. 46.

„Den Knaben traten die Thränen in die Augen. Es war, als beteten ſie mit für Jeſum, daß Gott ihn nicht verlaſſen möchte.

Roderich ſchlos mit Luc. 23. Vers 46.

Da weinten die gutmüthigen Kinder laut, und Karl rief aus: O was iſt das für ein guter, über alles guter Menſch geweſen! So mus ieder Menſch, der noch menſchliche Empfindung hat, denken, erwiederte der Vater, und las noch den 47 Vers dazu. Unterdeſſen war man in das Wäldgen gekommen, ohne es zu bemerken, und hatte ſich geſetzt, ohne daran zu denken. Roderich ſchwieg, und ergözte ſich lange an den tiefen, ſeligen Eindrücken, welche dieſe wenigen Stellen aus der Leidensgeſchichte Jeſu auf die unverdorbenen Herzen ſeiner Kinder gemacht hatten. Er beſtärkte ſich in der Meinung, die er von ieher gehabt hatte, daß wenn ein Menſch, deſſen natürlichgute Gefühle von Kindheit an erhalten und geſtärkt worden ſind, und der ſchon zu einiger Ueberlegung gekommen iſt, nun zum erſtenmahle die Geſchichte der Leiden und des Todes Jeſu lieſet, er dadurch ſicher zum Glauben an ihn aufgefordert werden müſſe.

Karl, nach einer Weile. O es ſteht wohl noch viel mehr hiervon in dem Buche, lieber Vater? Ich möchte das gern alles leſen …

Roderich. Du ſollſt dis gewis nächſtens, lieber Sohn. Heute habe ich euch nur dis Wenige darum mitgetheilt, daß ich euch einigen Vorſchmack von der Gröſſe Jeſu beibringen, und euch alles das recht wichtig machen wollte, wovon ihr in Zukunft hören und leſen werdet, daß er es uns gelehrt habe. Nun will ich fortfahren, zu dieſem Behuf weiter mit euch zu reden. — Sehet, dis iſt ſchon herrliche Empfehlung für einen Mann, der im Nahmen Gottes uns lehren will, wenn er ein durchaus unſträfliches Leben führet, und auch im ſchmählichſten Leiden, das ihn unverſchuldet trift, ja im Tode ſelbſt, den er für ſeinen Beruf ſterben mus, ein unbefleckter, heiliger und Gottergebener Menſch bleibt. Hierzu kommt nun die reineſte und feurigſte Menſchenliebe, von welcher das Herz Jeſu iederzeit voll war, und die die Quelle von allem war, was er that. Es hat nie einen ſo uneigennützigern, unermüdeten und ſoviel Gutes wirkenden Menſchenfreund gegeben, als er war. Er hatte, wie ich euch ſchon geſagt habe, höhere Kenntniſſe, als alle andere Menſchen. Er fühlte aber auch dieſe kaum, als er ſchon iede Gelegenheit ergrif, ſie gemeinnützig zu machen und Segen damit zu ſtiften. Unwiſſenheit, Aberglaube und Heuchelei herrſchten auf allen Seiten um ihn her. Da theilte er öffentlich allem Volke ſeine beſſern Einſichten mit, machte die Menſchen klüger, führte ſie zu Gott und zum Vertrauen auf ihn bej einem rechtſchaffenen Herzen, und ſtellte die heiligen Betrüger in ihrer Blöſſe dar, daß ſie den groſſen Haufen, die Tauſende von Einfältigen unter ihren Nebenmenſchen nicht mehr ſo täuſchen und misbrauchen konnten. Alle Menſchen, bei welchen er ein gutes Herz antraf, nannte er Brüder und Schweſtern. Jeder Unglückliche fand bei ihm Mitleiden und Troſt. Verführte ſuchte er zu retten. Oft ging er zu den ſchlechteſten Menſchen, und es gelang ihm, ſie zu beſſern Geſinnungen zu bringen. Leuten, die ſchon auf dem Wege der Beſſerung waren, ward er dazu behülflich, daß ſie ſchneller ans Ziel kamen. Kindern war er ganz beſonders zugethan, weil er an ihnen die Härte, den Stolz und die Bosheit nicht antraf, durch welche ſich ſo viel Erwachſene verſtellen. Auch hatte er ganz auſſerordentliche Kräfte. Dieſe gebrauchte er iedoch nie, um ſich Reichthümer, Ehrenſtellen oder gar Kronen zu erwerben. Für ſich ſelbſt machte er den ſparſamſten Gebrauch davon; für andere aber und zum fremden Beſten wendete er ſie Tag und Nacht an. Und, wenn er denn half, ſo that er dis ſo geſchwind, ſo ohne alles Geräuſch, ſo beſcheiden und liebreich, daß man ſah, daß ers von Herzen gern thue. Immer verlangte er weiter nichts dafür, als daß die Menſchen nur Gott deshalb preiſen, und das, was er ihnen im Nahmen Gottes ſagte, glauben und thun ſollten. Sogar verboth er ihnen, öffentlich davon zu reden. Und, um recht vielen zu helfen, blieb er nicht an einem Orte, ſondern zog weit umher, ſegnete die, welche ihn aufnahmen, und bedauerte die nur, die ihn nicht hören wollten. Er lies ſich ſchelten, und ſcholt nicht wieder. Einer ſeiner vertrauteſten Freunde hatte Tücke im Herzen, und er duldete ihn doch, und ſuchte ihn immer noch auf mildere Geſinnungen zu bringen. Durch Undank, Has, Spott und Verfolgung lies er ſich vom weiterm Gutsthun nicht abhalten, und zuletzt ſtarb er aus reiner Liebe und aus Ergebung an Gott den Tod nicht blos fürs Vaterland, ſondern den Tod für die ganze Menſchheit. Denn er ſtarb für die himmliſche Lehre, welche er verkündigt hatte und die die ganze Menſchheit glücklich machen ſollte. Sagt, erwirbt eine ſolche beiſpielloſe Liebe auf allen Seiten einem Menſchen, an dem wir ſie finden, nicht unſer herzlichſtes Vertrauen, und wenn er uns denn im Nahmen Gottes etwas ſagt, nicht Glauben an alle ſeine Worte?

Karl. O lieber Vater, das müßte kein guter Menſch ſein, der auf einen ſolchen Verdacht ſetzen wollte.

Roderich. Soll ich euch einige Stellen vorleſen, in welchen die Liebe Jeſu in ihrer höchſten Schönheit und Zärtlichkeit erſcheinet?

Fritz und Karl. Ach Väterchen, das thun Sie doch.

Roderich las ihnen erſtlich Joh. 10. vom 12. bis zum 18 Vers vor. Bei den Worten — eine Heerde und ein Hirte werden — ich läſſe mein Leben für die Schafe — darum liebet mich mein Vater — ſolch Geboth habe ich empfangen von meinem Vater — erhub er die Stimme jedesmahl, und gab den Knaben die nöthige gedrängte Erklärung.

Hierauf las er aus Luc. 7. vom 11. Vers bis zum 15. Auf die Worte — da ſie der Herr ſah, iammerte ihn derſelben — ſetzte er einen herrlichen Accent. Weine nicht — ſprach er ſo treffend aus, daß man es den Knaben anſah, wie ſie ihre von Mitleiden gepreſſte Bruſt ſchon erweitert fühlten. Den Zuſatz des Evangeliſten — und er gab ihn ſeiner Mutter — las er dreimahl.

Fritz. Da möcht ich die arme Mutter geſehen haben, wie ſie ſich freuete, als ſie ihren einzigen Sohn wiederbekam.

Karl. Und ich Jeſuſſen, wie er ihn ihr wiedergab. — Aber lieber Vater, konnte denn das Jeſus?

Roderich. Davon will ich hernach reden. Jetzt bleibet nur bei der Zärtlichkeit ſtehen, mit welcher er es that. Nun will ich euch eine noch ſchönere ähnliche Geſchichte vorleſen.

Die Knaben wurden immer mehr Ohr. Roderich las darauf Auszugsweiſe die Geſchichte von der Wiederauflebung des Lazarus. Sein ganzes Herz ward immer bewegt, ſo oft er ſie auch nur vor ſich zu leſen pflegte. Er las ſie daher auch iezt mit aller in ihr liegenden Würde und Rührung vor.

Roderich. Karl, was iſt das ſchönſte in dieſer ganzen Geſchichte?

Karl. Wo da ſtand — komm heraus Lazar! — Das ſprachen Sie auch ſo ſtark.

Roderich. Fritz, was meinſt du?

Fritz. Wo Sie laſen, daß dem lieben Jeſus die Augen übergegangen wären.

Roderich. O Fritz — du ſeelenguter Junge auch! Karl, das erſtaunenerregendſte in der Geſchichte haſt du getroffen — das zärtlichſte aber dein Bruder. Es iſt wahr, ein rechter Schauer von Verwunderung überfällt uns, wenn wir hören, daß auf iene Worte Jeſu der Todte wieder lebend wird; aber wenn wir leſen, mit was für einer liebevollen Seele

Jeſus an den Leiden der Schweſtern des Lazarus Antheil nahm, und wie ihn ſeines Freundes Tod ſchmerzte, ſo gehet dis noch weit darüber. Jenes erſchüttert uns nur heftig; aber dieſes ſchleicht ſanft in das Innerſte unſerer Seelen, bleibt darinn unauslöſchlich, und macht uns den **mächtigen** Jeſus erſt **recht liebenswürdig**.

Karl. Aber ſagen Sie uns nur, wie das Jeſus konnte, daß er den todten Mann wieder lebendig machte?

Roderich. Davon hernach. Jetzt höret noch eine Stelle, die mir ſchon oft — wie ſoll ich mich ausdrücken? — durch Mark und Bein drang, ia warlich — das iſt der rechte Ausdruck — **Schmerzen machte, die ich gegen kein Vergnügen in der Welt vertauſche.**

Da las er ihnen Joh. 19. Vers 25. 26. 27. Und, als er ſie geleſen, rollten männliche Thränen über ſeine Wangen.

Roderich. Kinder, was meinet ihr zu ſo einem Sohne? Zu einem Sohne, der ſchon mit dem Tode ringt, dem der Anblick einer in Thränen über ſeine Leiden ſchwimmende Mutter das Herz zerreiſſen möchte — einer Mutter, die arm und verlaſſen, und nun ohne allen Beiſtand und Troſt iſt — und der es nun zu ſeiner letzten Handlung macht, für ſie noch zu ſorgen, und ihr an ſeiner Stelle wieder einen Sohn zu ſchaffen, der reich und wohlthätig genung iſt, um es ihr in ihrem Alter und bis an ihr Lebensende nicht an Verpflegung und Verſüſſung ihres Kummers fehlen zu laſſen?

Karl, ſchluchzend. O beſter Vater — ich kann es nicht ſagen, wie lieb ich nun Jeſuſſen habe.

Friz. Lieber Vater — ich kann Ihnen nicht guter ſein, wie ich Ihm nun bin, und Ihnen bin ich doch ſo herzlichgut. Für Sie beide wollt' ich mein Leben laſſen.

Roderich. Je mehr ihr von ihm leſen werdet: deſto wärmer werdet ihr ihn verehren, deſto inniger ihn lieben. Sein ganzes Leben hat ſo viel Groſſes und Schönes, ſo viel Auſſerordentliches und doch nicht abſchreckendes, ſondern mildes, ſanftes und an ſich ziehendes zugleich, und ward ſo durchaus für andere verlebt, daß man, wenn iemals die Gottheit einem Menſchen ganz beſondere Aufträge an ſein Geſchlecht geben wollte, ausrufen mus: dieſer iſts, der ſie empfing, und daß man, wenn er nun ſelbſt ſagt, daß er dieſer Menſch mit höchſten Aufträgen an ſeine Brüder ſei, ihm aufs Wort glauben mus. Seine eigene innere Schönheit und Vortreflichkeit legt Zeugnis für ihn ab. — Doch unſer Glaube an ihn hat noch mehr Stützen. Meine Unterhaltung mit euch heute, Kinder, iſt die wichtigſte in meinen

nen Augen, und darum dürfte ſie auch wohl die längſte ſein. Doch ermüdet nicht — —

Karl. O Vater, wir wollten davon wohl noch Tag und Nacht hören.

Roderich. Dieſer unbefleckte Menſchenfreund glänzte auch durch ganz auſſerordentliche Handlungen. Er konnte z. E. den Leuten ins Geſicht ſagen, was ſie dachten, und was ſie gethan hatten. Für ihn war das Herz der Menſchen in ihren Augen aufgedeckt, und für ihn ſtand ihr voriges geführtes Leben auf der Stirn geſchrieben. Er konnte ferner vorherſagen, was geſchehen würde, und die Zukunft war ihm ſo deutlich, wie die Gegenwart. Alle menſchliche Gebrechen konnte er heilen; Blindheit, Taubheit, Stummheit, und die langwierigſten Krankheiten. Sogar Todte konnte er wieder ins Leben zurückbringen.

Karl. Sagen Sie uns doch nur, woher er das konnte?

Roderich. Ich habe euch geſagt, daß alles, was der Menſch kann, von Gott herrühre. Schon mancher von uns gewöhnlichen Menſchen iſt auſſerordentlicher, als viele andere, und hat vorzügliche Gaben. Aber auch dieſe hat er von Gott. So hatte auch der auſſerordentlichſte Menſch Jeſus, ſeine vorzüglichſten Gaben von Gott. Er ſelbſt hat es auch frei bekannt, daß ſein Vater alles, was Er thue, durch Ihn thue.

Karl. Das kann ich doch gar nicht begreifen, wie ein Menſch dergleichen thun könne, wie Jeſus gethan hat.

Roderich. Das gehört auch gar nicht für uns, lieber Sohn, daß wir die **Art und Weiſe** wiſſen und einſehen, wie Jeſus ſolche Thaten, oder wie ſie Gott durch ihn gethan. Können wir doch nicht einmahl deutlich ſagen, wie das zugehe, wenn einer von uns gewöhnlichen Menſchen mit Anlagen zu höhern Fähigkeiten und Gaben, als tauſend andere, **wirklich ſchon gebohren wird**; wie doch oft der Fall in der Welt iſt. Genung für uns, Jeſus **hat ſolche auſſerordentliche Thaten gethan.** Er that ſie aber nie zum Ueberflus; auch trieb er damit nicht wirkliches Gewerbe. Er that ſie nur, **um das, was er lehrte, als in Gottes Nahmen gelehrt, zu bekräftigen.** Hiervon will ich euch vollkommen überzeugen.

Hierauf las Roderich aus Joh. 10. den 25. den 37. und 38. Vers; und hernach aus Luc. 7. vom 18 bis zum 22 Vers.

Roderich. Da höret ihr, daß Jeſus ſeine groſſen Werke in keiner andern Abſicht that, als um die Leute gläubig an ſich zu machen; damit ſie nun thäten, wie er ſie lehrte, und dadurch glücklich würden. Da höret ihr, daß er ſich auf ſeine Thaten, als auf ein Zeugnis berief, **das Gott vor aller Welt darüber ablege,**

ablege, daß er unſer gröſter Lehrer und Führer ſein ſolle. Ebenſo werdet ihr aber auch in Zukunft leſen, daß er, wenn ſchlechtdenkende Menſchen kamen, und von ihm verlangten, daß er, um ihre Neugierde nur zu ſättigen, ſolche Werke verrichten ſollte, und ihn wie ihre Gaukler, die für Geld ihre Künſte ſehen lieſſen, behandelten, ihnen ſchlechterdings den Willen nicht that.

Karl. Das war recht, lieber Vater.

Roderich. O dieſe kamen gar übel weg, lieber Karl, und ſchlichen oft auf den Zehen von ihm wieder fort, und er hatte ihnen ein Paar Backen gemacht, als wenn ſie mit Blut begoſſen wären; denn ſo ein ſanfmüthiger Mann auch Jeſus war: ſo ſagte er doch den Heuchlern, den frommen Betrügern und Nichtswürdigen bei ieder Gelegenheit die Wahrheit recht männlich und kräftig. — Wenn ihr nun höret, daß ein ſo vortreflicher Menſch ſeine Lehren mit ſo ganz auſſerordentlichen Handlungen begleitet hat; wenn ihr höret, daß er dieſe blos darum gethan hat, um iene damit als **Wahrheit** von Gott zu bekräftigen; wenn ihr alsdenn hinzudenket, daß Gott dieſe auſſerordentliche Gaben ihm nur habe geben können, und, daß er ſie ihm zur Bekräftigung ſeiner Lehre, als Wahrheit, nicht gegeben haben würde, wenn dieſe nicht **Wahrheit** geweſen wäre — — o Kinder, wie fordern uns alsdenn auch die groſſen Thaten Jeſu zum Glauben an ihn, oder zur herzlichſten Annahme und Befolgung alles deſſen auf, was er uns zu hoffen und zu thun lehrte!

Karl. Lieber Vater, an ſo einen Mann dächt ich hätten alle Menſchen gleich geglaubt — und da weis ich doch gar nicht, wie ihn die Leute haben umbringen können, oder wie es die, denen er ſo viel Gutes that, zugelaſſen haben, daß er umgebracht ward . . .

Roderich. Eben darum, weil er mehr thun konnte, als andere, zog er auch den Neid aller derer, die dabei verlohren, auf ſich. Und dieſer waren ſehr viele und ſehr mächtige. Die ſchlimmſten unter ihnen nannte man Prieſter.

Fritz. Ach, wie Herr Paſtor iſt — —

Karl. Ja, warum nicht gar? Fritz! — Das kann wohl nicht ſein, lieber Vater — der iſt ia ein viel zu guter Mann — —

Roderich. Das iſt ein Prediger und kein Prieſter. — Ihr habt doch den Mann ſchon oft geſehen, der das Geld bei uns wechſelt — —

Fritz. Ach ia, der mit dem langen Bart — der Jude — —

Roderich. Nun, ſolcher Leute gabs einmahl ein ganzes groſſes Volk beiſammen in einem feinen Lande. Dieſe hatten Geſetze, nach denen ſie opfern, oder Gott zu Ehren allerlei

Thiereſchlachten laſſen muſten. Die, welche die Aufſicht darüber hatten, waren die Prieſter. Der beſte Braten davon war allemahl ihre. Nun kam Jeſus, und lehrte, daß Gott uns Menſchen ohne Opfer gnädig ſei, wenn wir nur tugendhaft lebten. Da fürchteten die Prieſter mit Recht, daß ſie bald um ihre Braten kommen würden. Auch hatten dieſe Prieſter ſonſt noch viel Gewalt über das Volk, welche ſie gröſtentheils zu Befridigung ihres Geizes, ihres Stolzes, ihrer Wollüſte und Herrſchſüchtigkeit auf die ſchändlichſte Art misbrauchten. Da nun Jeſus durch ſeine groſſen Thaten mehr Anſehen bekam, als ſie, und die Leute ſich weniger an ſie zu kehren anfingen: ſo ruheten ſie nicht eher, bis ſie ihn aus dem Wege geräumt hatten. Und das ging ſo ſchnell zu, daß das Volk, welches Jeſum auf den Händen trug, theils nicht eher davon wuſte, als bis es geſchah, theils ſich auch nicht beſinnen konnte. Sie brauchten auch dabei allerlei Liſt, Beſtechung und Drohung; ſonſt wäre es ihnen doch wohl nicht gelungen.

Karl. Daß das der liebe Gott nur hat zulaſſen können — — —

Roderich. Gott lies es zu, weil es zum Heil des menſchlichen Geſchlechts gereichte — und hiervon wird euch Herr Paſtor Zober künftig mehr ſagen. Für jetzt nur dis — ſagt, konnte Jeſus von ſeiner Seite einen ſtärkern Beweis von der Wahrheit ſeiner Lehre geben, als wenn er auch für ſie den ſchmählichſten Tod erduldete?

Karl. Nein, lieber Vater, dis iſt gewiß das höchſte, was er thun konnte.

Roderich. Nun ſehet, darum war es zu thun, daß ſeine Lehre auf das höchſte auch durch ihn ſelbſt beſtätigt würde; damit der Uebergang zur Annahme und Ausübung derſelben und zu wahrer Glückſeligkeit durch ſie den Menſchen noch immer mehr erleichtert werden möchte. — Und nun höret weiter. Die groſſen, auſſerordentlichen Thaten, womit Jeſus ſeine Lehre beſtätigt hat, ſind zwar ein ſtarker Beweis für ſie; man nennet iene auch Wunder; — aber für nachdenkende Gemüther, die gern die ſtillere Ueberzeugung lieben, bedarf es faſt ihrer nicht, um Jeſu Lehre göttlich zu finden. Dieſe Lehre beweiſet ſich durch ſich ſelbſt; und auf dieſen Beweis, aus ihr ſelbſt geſchöpft, ſollet ihr vorzüglich in eurem ganzen Leben halten.

Karl. Vater, das verſtehen wir nicht ſo ganz . . .

Roderich. Sei ohne Sorgen, mein Sohn, es liegt mir ſelbſt alles daran, dis euch recht deutlich zu machen. Die ſchönſte Empfehlung für eine Sache iſt die, wenn ſie etwas taugt. Und ſo empfiehlt ſich die Lehre

Jeſu, die man auch das Chriſtenthum, oder die Religion Jeſu nennt, durch ihre eigenthümliche Güte über alle Maſſe ſchon ſelbſt. Alles, was uns der Heiland — Jeſus, der uns zu weiſen und guten und mithin zu glücklichen Menſchen macht — geſagt hat, daß wir glauben, thun und hoffen ſollen, war recht zu uns geſprochen; es war uns recht aus der Seele genommen, tief aus unſerer Natur und Beſtimmung geſchöpft – es kommt mit unſerer Vernunft und mit den Wünſchen unſeres guten Herzens überein — es iſt das weiteſte, lehrreichſte, ſanfteſte und ſtärkſte zugleich, das beruhigendſte, erfreuendſte und entzückendſte, was iemals zwiſchen Himmel und Erden gelehrt worden iſt. Nichts, als — Glückſeligkeit für uns, iſt darinn enthalten. Wir ſehen ein, daß dieſe Glückſeligkeit von der Art iſt, wie ſie ſich für uns ſchickt, wie wir ſie erhalten und genieſſen können; wir ſehen auch ein, daß der Weg, den uns Jeſus zu ihr weiſet, der einzige iſt, auf dem wir ihrer theilhaftig werden mögen. Die Glückſeligkeit ſelbſt, auf welche Jeſus immer unſere Blicke richtet, iſt Seelenruhe, die aus unſern eigenen Wohlgefallen an uns und aus Gottes Wohlgefallen an uns entſpringt. Wir ſind Menſchen, vernünftige Geſchöpfe; wie können die glücklich ſein, wenn ſie in ihren eigenen Augen nichts werth ſind? Wir ſind Menſchen, einen Gott glaubende Geſchöpfe; wie können die glücklich ſein, wenn ſie ihrem Schöpfer nicht angenehm ſind? Und, da wir nicht blos für dieſes Leben da ſind: ſo iſt es ſehr begreiflich, daß unſere Glückſeligkeit nicht in ſolchen Gütern beſtehe, die wir hier zurücklaſſen müſſen, ſondern in ſolchen, die wir aus einer Welt in die andere hinüber nehmen werden. Und dieſe ſind einzig und allein **unſer Wohlgefallen an uns ſelbſt und Gottes Beifall.** Das iſt **Glückſeligkeit der Seele** — dieſe hat die Seele in ſich ſelbſt, und an der Seele wird nichts zerſtört. Eben ſo richtig iſt auch der Weg, den uns Jeſus zu Erlangung einer ſolchen unzerſtörbaren Glückſeligkeit vorgezeichnet hat. Allenthalben dringt er auf Tugend und Rechtſchaffenheit, auf Erfüllung unſerer Pflichten, und daß wir ſo handeln ſollen, wie Menſchen handeln müſſen. Ohnedis, wenn uns unſer Herz nicht ſagt, daß wir das ſind, was wir ſein ſollen, können wir an uns ſelbſt kein wahres und reines Wohlgefallen haben. Ohnedis, wenn wir nicht immer mehr werden, wie Gott will, daß wir werden ſollen, können wir ſeinen Beifall nicht haben. Oder mit andern Worten, wir können nicht **ruhig** — oder noch mit andern Worten, wir können nicht **menſchlichglücklich** ſein. — Kinder! welch eine herrliche Lehre, die uns ſo unterrichtet! — Von allem, was Jeſus geſagt hat, daß wir thun ſollen, ſiehet unſere eigene Vernunft, wenn ſie nur recht nachdenket, bald ein, daß es offenbaren

Bezug auf unſere Wohlfarth hat, daß es mit ihr in unmittelbarer Verbindung ſtehe, und daß wir es nicht unterlaſſen können, ohne uns ſelbſt zu ſchaden. Wenn wir in Zukunft ſeine Lehren leſen werden, will ich euch allemahl auf dieſen Punkt aufmerkſam machen. Ebenſo bei allem, was uns Jeſus ſagt, daß wir glauben und hoffen ſollen, geſteht uns unſer Herz, ſo lange es noch gut iſt, daß es dis längſt gewünſcht und ſich recht innig darnach geſehnt habe. Auch bei dieſem Punkt wollen wir, wenn wir Jeſu Lehren erſt ganz leſen, bei ieder Gelegenheit ſtehen bleiben. Nun ſagt, kann uns Menſchen etwas mehr bewegen, die ganze Lehre Jeſu gern anzunehmen, zu glauben und zu befolgen, als wenn wir einſehen und fühlen, daß ſie überall ſo eine Lehre ſei, wie ſie ſich einzig und allein für uns ſchickt, auf uns paſſt, und uns als Menſchen ſelig machen kann? Ich geſtehe es auch frei, daß ich, wenn auch weiter kein Beweis für ſie da wäre, an dieſem einzigen genung hätte. Ja, wenn ich auch nicht einmahl wüſte, wie der Mann geheiſſen hätte, der ſie lehrte, oder woher er ſie gehabt habe: ſo würde ich doch ſagen — die mus von Gott ſein; denn — ſie ſtimmt ganz und gar und auf das vollkommenſte mit dem Menſchen überein, wie ihn Gott geſchaffen hat, und wozu er ihn geſchaffen hat.

Karl. O beſter Vater, haben Sie tauſend Dank für das, was Sie uns iezt geſagt haben. Das hat mein ganzes Herz bewegt. Ewig will ich an Jeſum glauben, und thun und hoffen, wie er uns lehren wird.

Fritz. Lieber Herzensvater, — und ich auch.

Roderich. Wir wollen von nun an oft in der Lehre Jeſu leſen, und denn werdet ihr erſt recht einſehen lernen, wie wahr ich zu euch geredet habe. — Inzwiſchen laſſet uns jeden Beweis, welchen uns Gott darüber gegeben hat, daß Jeſus in ſeinem Nahmen uns gelehret habe, mit dem dankbarſten Herzen annehmen. Gott wollte für die Ueberzeugung aller ſorgen. Die Menſchen ſind verſchieden. Den einen bewegt mehr der Beweis aus den Wundern Jeſu; den andern der Beweis aus der innern Vortreflichkeit ſeiner Lehre ſelbſt. Doch hält ſich der, welcher für recht ſtille, allmählich wachſende, und immer gleich ſtark wirkende Ueberzeugung iſt, mehr an den letztern. Bei den Wundern wird man mehr erſchüttert, das iſt wahr; aber eben dieſe Erſchütterung betäubt auch das Nachdenken. Man ſteht da, als wenn ein Blitz vom Himmel neben uns nidergefallen wäre. Aber bei dem Nachdenken über die Schönheit der Lehre Jeſu ſelbſt wird es allmählich für uns Licht, und dieſes Licht iſt ſo ein ſanftes Licht, das unſere ſchwachen Augen vertragen können, und woran ſie ſich weiden. Allmählich wirds denn heller und glänzender, und erliſcht ewig nicht wieder. Das werden die beſten, die gläubigſten Chriſten oder Nachfolger Jeſu, die auf dieſem Wege der Prüfung ſeiner Lehre und der immer ſtärker werdenden Empfindung ihrer eigenthümlichen, herzerhebenden Schönheit, zum Glauben an Jeſum ſich bilden. — — Doch ich ſetze noch etwas von Wichtigkeit hinzu. Bereitet euch zu etwas, meine Lieben, das ihr noch nie gehört habt, und das eurem Glauben an Jeſum, als den höchſten Menſchenlehrer und Menſchenheiland oder Menſchenbeglücker, die Krone aufſetzen wird.

Karl. Ach, Bruder, was wird das ſein!

Roderich. Dieſer unbefleckte, liebevolle Jeſus, der für die Sache der Menſchheit ſich aufgeopfert hat, der groſſe Wunderthäter, deſſen Lehre ſich allen unbefangenen und unverdorbenen Gemüthern ſchon an ſich ſelbſt empfiehlt, iſt vom dritten Tage nach ſeinem Tode an volle ſechs Wochen hinter einander wieder zu verſchiedenen mahlen bei ſeinen Freunden geweſen und hernach vor ihren Augen von Gott in die beſſere Welt aufgenommen worden.

Karl. Ha! —

Fritz. Ach! das iſt ſchön — das iſt ſchön — ſo hat ihm der liebe Gott alle ſeine Leiden reichlich wieder vergolten. O mögen ſich da ſeine Freunde nicht recht gefreuet haben, als ſie ihn wieder ſahen.

Fritz weinte für Freuden bei dieſen Worten.

Karl. Aber lieber Vater, wie iſt denn das möglich, daß er zu ſeinen Freunden hat wiederkommen können? Unſere Seele lebt zwar nach dem Tode fort; aber es iſt doch noch kein Todter wieder zu den Seinigen gekommen . . .

Roderich. **Wie das möglich iſt?** — das gehört wieder nicht zur Sache. Genung, es iſt **wahr.** Und eben darum, weil das ſo etwas unerhörtes iſt: ſo hat Gott Jeſum hierdurch ganz beſonders ausgezeichnet, und dadurch vollends zu erkennen geben, daß Jeſus in ſeinem Nahmen uns gelehrt habe. Und, was noch mehr iſt, Jeſus hatte es ſogar vorhergeſagt, daß ihn ſeine Freunde nach ſeinem Tode wieder ſehen ſollten, und hatte ſich darauf berufen, daß die Welt hieraus lebendig erkennen ſollte, daß Gott ihn an ſie geſendet habe.

Karl. Ich erſtaune und möchte niderſinken. — Aber Väterchen — — —

Roderich. Nun, ſag nur heraus.

Karl. Iſts denn auch wohl wahr?

Fritz. I Bruder, ſchäme dich doch — der liebe Vater ſagts ia, und der wird uns ia nichts weis machen — —

Roderich. Fritz las du deinem Bruder nur fragen. **Durch Fragen wird man klug.** — Kinder, höret einmahl recht zu. Die Sache iſt äuſerſtwichtig. Jeſus hatte eine kleine Anzahl von allervertrauteſten immer um ſich. Dieſe Leute waren der Meinung, daß ſie auf der Erde noch einmahl recht vornehm werden wollten. Sie dachten, Jeſus ſollte noch ein weit gröſſerer Herr werden, wie unſer Herzog, und denn würden ſie ſeine Geheimeräthe, oder gar Unterkönige in ganzen Ländern ſein. Ob nun wohl Jeſus ihnen dis immer aus dem Sinn zu bringen geſucht hatte: ſo behielten ſie doch die Grille im Kopf. Da ſie alſo ſahen, daß Jeſus zum Tode geführt ward, lieſſen ſie ihn im Stich, thaten, als wenn ſie ihn nicht kannten, und würden ihn vielleicht bald gar vergeſſen haben. Sie verſteckten ſich und lieſſen ſich nichts merken, daß ſie eine neue Lehre bei ihm gehört hätten. Die äuſerſte Furcht beherrſchte ſie. Mit einem mahle ſind dieſe Leute wie umgeſchaffen. Sie bekennen ſich für die geweſenen Vertrauteſten Jeſu, denken an das Geheimerathwerden nicht mehr, predigen dieſelbe Lehre frei und öffentlich, die er gepredigt hatte, und leiden und ſterben eben ſo für dieſelbe, wie Jeſus. Nicht wahr, dazwiſchen mus etwas erſtaunendwichtiges vorgefallen ſein, das dieſe ſo plötzliche gänzliche Veränderung ihrer Geſinnungen bewirkt hat?

Karl. Ja wohl, das kann nicht anders ſein.

Roderich. Nun nehmet an, daß ſie den Jeſum, den ſie für verlohren gegeben hatten, nach ſeinem Tode wiedergeſehen, und daß ſie ſich daran erinnert, daß er ihnen dis verſprochen: ſo habet ihr den Schlüſſel dazu. Der Gedanke — *er iſt todt — ſo iſts nicht möglich, daß er der geweſen, für den er ſich ausgab,* hatte ſie ganz herabgeſpannt, ganz zerſchlagen; — dis habt ihr gehört. Was kann ſie anders wieder ſo hoch heraufgeſtimmt, ſo herzhaft und unerſchrocken gemacht haben, als bei ſeinem Wiederanblick der Gedanke — *da iſt er wieder — er hats verſprochen — er hats erfüllt — ſo mus er warlich der ſein, für den er ſich erklärte!* — — Und nun dis dazu — — Sie habens vor aller Welt bekannt, daß dis die wahre Geſchichte ihrer veränderten Geſinnungen geweſen ſei. Sie habens öffentlich geſagt, daß ſie ihn nach ſeinem Tode wiedergeſehen, und daß ſie hierdurch eine unglaubliche Stärkung in ihrem Glauben an ihn erhalten haben. Sie haben nicht geträumt, als ſie ihn etwa nur wiederzuſehen glaubten. Sie unterſuchten es ſehr ſorgfältig, ob er es auch ſei, und zweifelten lange. Das ſollet ihr alles leſen. Sie waren kluge und ehrliche Leute, die der Welt gewis nichts vorgeſchwatzt haben. Sie haben die ſchrecklichſten Leiden dafür gelitten, und haben ſogar ihr Leben dafür gelaſſen, daß ſie ihn wiedergeſehen. Können wir von der Wahrheit einer Sache, die vor unſern Zeiten geſchehen iſt, ſtärker überzeugt werden, als ſo?

Karl. Lieber Vater, ich bin recht froh, daß ich ſie vorhin ſo fragte. Nun weis ich doch alles recht und will es ewig nicht vergeſſen. Ach! was haben wir heute von Ihnen gehört!

Roderich. Nun dränget das alles noch einmahl zuſammen, was ich geſagt habe. Denket euch einen Menſchen, der ganz ohne Fehler geblieben iſt — denket ihn euch als die lebendige, umherwandelnde Liebe, als einen Wohlthäter ohne Unterlaß — denket ihn euch mit Erkenntniſſen und Kräften, wie ſie kein gewöhnlicher Menſch hat — denket euch ihn als Lehrer einer Lehre, die für ſich ſelbſt die ſtärkſte Empfehlung iſt, die die ſchönſte, Gottanſtändigſte, für Menſchen ſchicklichſte, vernünftigſte, herzerhebendſte Lehre iſt — denket ihn euch, wie er für dieſe ſeine Lehre ſich jämmerlich hinrichten läſſet, vorherſagt, daß er am dritten Tage nach ſeiner Hinrichtung wieder bei ſeinen Freunden ſein wolle, und wirklich an dieſem Tage wieder bei ihnen iſt — denket euch dis alles, und denn denket hinzu, daß dieſer Menſch geſagt, daß er derſel, der von Gott den feierlichen Auftrag erhalten habe, ſein ganzes Geſchlecht zu belehren und ihnen Glückſeligkeit näher zu bringen — — und nun ſprecht: können wir in dieſe ſeine Ausſage von ſich ſelbſt einigen Zweifel ſetzen? müſſen wir nicht an ihn glauben, und alles das, was er uns gelehrt hat, als im Nahmen Gottes uns gelehrt, annehmen?

Karl. Lieber Vater, ich bin zwar nur noch ein bloſſer Junge; aber das kann ich doch einſehen, daß Sie Recht haben.

Fritz. Karl, und wenn ich auch gleich noch nicht ſo alt bin, wie du: ſo glaube ichs doch nun ebenſo gewis, wie du, daß Jeſus und das, was er gelehrt hat, im Nahmen Gottes gelehrt habe.

Karl. Brüderchen, wenn wir nun alles erſt leſen werden, was dieſer groſſe Jeſus geſagt und gethan hat; denn, denn — ach! wie freue ich mich darauf!

Roderich. Kinder! von nun an ſoll dis geſchehen; aber nicht blos, um eure Neugierde zu befridigen, ſondern euch zu ſolchen Menſchen vollends zu machen, wie Gott wollte, daß wir durch Jeſum werden ſollten. Ach! noch einmahl — das iſt die gröſte Wohlthat Gottes für uns, daß dieſer Jeſus in die Welt gekommen iſt. Die Stunde ſeiner Geburt iſt in der ganzen Geſchichte des geſammten menſchlichen Geſchlechts die wichtigſte, die ſeligſte und dieienige geweſen, in welcher ſich uns Gott als die Liebe am höchſten geoffenbaret hat. Glaubet und thut nun auch in eurem Leben wahrhaftig ſo, wie Jeſus euch lehret. Haltet euch blos an ihn. Die Menſchen haben oft zu dem, was er uns zu glauben lehrte, viel hinzugeſetzt. Was der eine nicht wuſte, das wuſte der andere; und da das Chriſtenthum durch ſo viele Jahrhunderte und durch ſo viel Millionen Köpfe und

Hände ging: ſo hat es ſo kommen müſſen. Bald fand man etwas nicht deutlich genung, wie es Jeſus geſagt hatte, ob er gleich ſonnenklar war, und wollte es noch deutlicher machen, und machte es — dunkel. Bald ſah man das minderwichtige für das allerwichtigſte an, und ſetzte dis zurück. Bald trug man das, was Jeſus in einer recht faslichen Sprache, in der Sprache des gemeinen Lebens gelehrt hatte, in die Sprache über, wie man auf Schulen und Univerſitäten, und überhaupt unter ſogenannten gelehrten Leuten ſpricht, und machte dadurch das Chriſtenthum, das doch ſo leicht iſt und auch ſein mus, wenn es Lehre für alle Menſchen ſein ſoll, zur ſchwereſten Wiſſenſchaft. Bald fing man an auszulegen, wo nichts auszulegen war, und nun hielt ieder ſeine Auslegung für die klügſte. Da fing man ſich an zu zanken und zu ſtreiten über Worte und Redensarten; ward gegen einander grob und häſſig, verfolgeriſch und mörderiſch. Da ſollte Jeſus Sachen gelehrt haben, an die er in ſeinem Leben nicht gedacht, und wovon kein Wort in ſeinen Reden ſteht. Ihr ſollet hiermit nichts zu ſchaffen haben. Ihr ſollet die Lehre Jeſu ſo rein und lauter, ſo leicht und ohne alle menſchliche Zuſätze lernen, wie ſie aus ſeinem Munde kam. Wenn ihr denn nun aber findet, daß Jeſus uns etwas zu glauben wirklich gelehrt habe: ſo nehmet es auch auf ſein Wort für Wahrheit an; denn — der Untrügliche lehrt es euch: Euer eigener Verſtand, euer eigenes Herz werden alsdenn iederzeit zugleich für ihn das Zeugnis ablegen, daß es Wahrheit ſei. Ebenſo thut auch, was euch Jeſus zu thun lehren wird. Er legt uns von dieſer Seite nichts auf, das über unſere Kräfte ginge. Er empfiehlt uns nur ſolches, was zu unſerm wahren Beſten gereicht, und ohne das wir nie glücklich werden können. Er ermuntert uns dazu durch die kräftigſten Bewegungsgründe, und beruft ſich ſelbſt darauf, daß wir, ie eifriger wir das thun, was er geſagt hat, daß wir thun ſollen, immer mehr den Segen davon ſelbſt empfinden werden. So dürfen wir nur gute Herzen haben; ſo wird er uns durch unſere eigene Uebung des Chriſtenthums täglich mehr als derienige erſcheinen, welcher im Nahmen Gottes uns gelehret hat. Wir werden keines weitern Beweiſes hiefür weiter bedürfen; unſer Herz wird für Jeſum reden; denn — **es fühlt ſich durch Befolgung ſeiner Lehre täglich glücklicher.** Ich kann euch nicht ſagen, wie es mich freuet, daß Jeſus ſich auf dieſen Beweis ſelbſt ganz vorzüglich berufen habe; und, wenn wir auf ſolche Stellen in ſeinen Reden kommen werden — die wollen wir recht beherzigen.

Karl. O Bruder, Bruder, nun geht das Leſen an — freue dich — ach! was werden wir noch alles für ſchönes und koſtbares hören!

Roderich. Ich will nun noch einen einzigen Umſtand hinzuſetzen, der vollends eure ganze Seele Jeſu, als eurem einzigen höchſten Lehrer, treu ergeben mache. — Wiſſet demnach, daß Jeſus alles das, was er uns zu glauben und zu thun gelehrt hat, ſelbſt geglaubt, ſelbſt gethan habe. Ach! Kinder, ſein Beiſpiel gehet über alles. Es war ſeine lebendige Lehre, ſeine Lehre, wie ſie ausgeübt werden mus, und wie er ſie ſelbſt zuerſt ausübte. Ach, ſehet, das iſt ein recht vollkommener Lehrer. Er lehret auf doppelte Weiſe zugleich. In der einen Hand hat er **Wort**, in der andern That. Er ſagt, wie ein Menſch ſein müſſe, der Gotte recht gefallen will, und iſt **dieſer Menſch zugleich ſelbſt.** O wenn ihr nun ausführlicher leſen werdet, wie er den Glauben an Gott, an ſeine Fürſehung, und an ein künftiges Leben, den er uns über alles ſo hoch anpries, ſelbſt ſo herrlich ausgeübt hat — wenn ihr ausführlicher leſen werdet, wie er Mitleiden, Erbarmung, Beiſtandsleiſtung, Mäſſigkeit, Eintracht, Verſöhnlichkeit, zu denen er uns auffordert, ſelbſt im höchſten, reineſten Grade geleiſtet hat — wenn ihr ausführlicher leſen werdet, wie er Gedult im Leiden, Ergebung in den Willen Gottes, Standhaftigkeit, und fromme Beharrlichkeit bis ans Ende, auf die er uns hinwies, zur Bewunderung der ganzen Welt ſelbſt beobachtet hat — wenn ihr ausführlicher leſen werdet, wie er, der uns auf das dringendſte zum Gebet ermunterte, ſelbſt der eifrigſte Beter war und als Gottesſohn auf ſeinen Knieen lag, — — o Kinder, Kinder, wie werdet ihr Jeſum erſt recht lieb gewinnen! wie wird eure ganze Seele an ihm hangen!

Karl. Ach lieber Vater, wir müſſen heute noch was davon leſen.

Roderich konnte dem brennenden Verlangen des Knaben nicht widerſtehen, und lies ihn die herrliche Stelle über die göttliche Fürſehung aus Matth 6. leſen. Wie er auf die Bluhmen darinn kam, drängte ſich Fritz, der Gärtner, herzu, und las weiter. Beide ſchienen ſich nicht ſatt leſen zu können. Karl ſas einige Minuten, als wenn er worüber nachſänne, und, ehe ſichs Roderich verſah, ſagte er die ganze Stelle ohne Anſtos auswendig her. Es konnte nicht fehlen, daß der nachdenkliche Knabe viel Fragen über das, was er geleſen, an den Vater zu thun hatte; denn jedes Wort wollte er verſtehen. Mit Beantwortung derſelben brachte Roderich den Rückweg nach Hauſe zu. Da kam die Rede auf Salomo; da wurde viel von Heiden geſprochen; da hatte Roderich Gelegenheit, die herrliche Materie vom Reiche Gottes vorzutragen.

Von dieſem Tage an machte ſichs der edle Vater zur Pflicht, wöchentlich ein Paarmahl mit den Knaben in dem Leben Jeſu zu leſen. Der Ort an welchem dis geſchah, war die Laube im

Garten, unter der er ihre iungen Seelen der Tugend geheiligt hatte. Wenn ſie denn merkten, daß der Vater Zeit habe: ſo umringten ſie ihn, lieſſen nicht eher nach, bis er, die Bibel in der Hand, mit ihnen fortging. Er ging bei der Auswahl der Stellen, welche geleſen wurden, mit vieler Klugheit zu Werke und hatte tauſendfache Gelegenheit dabei, Karls herrlichen Verſtand und Fritzens treſliches Herz immer mehr kennen zu lernen. Jener that die naiſeſten Fragen, dieſer ſchüttete ſeine ungekünſtelteſten Empfindungen aus. Bald lag dabei der eine, bald der andere dem Vater um den Hals. Roderich ſah nun, daß er den rechten Weg gewählt habe, und ſegnete ſich dafür. Es ward ihm nicht leid, daß er die Knaben nicht früher zur Religion im gewöhnlichen Verſtande und zur Bibel angeführt hatte; denn, was ſie nun von der erſtern wuſten, war bei ihnen nicht bloſſes Gedächtniswerk, ſondern auf ihr Herz und Leben wirkende Wahrheit; und er hatte ſie dadurch, daß er ſie in der letztern nicht eher leſen lies, bis ſie das, was ſie laſen, verſtanden, auf ihre ganze Lebenszeit zu vernünftigen und recht begierigen Bibelleſern gemacht.

Beim iedesmahligen Leſen im Leben Jeſu mit ihnen hatte er nun die ſchönſte Gelegenheit, ihre Religionskenntniſſe zu erweitern. Schlechterdings lernten ſie nichts glauben, was blos menſchlicher Zuſatz war. Ganz ſo rein und unverfälſcht, wie der Himmel es der Erde geſchenkt hatte, pflanzte er das Chriſtenthum in ihre zarten Seelen, und pflanzte es ſo, daß es ewige Wurzeln ſchlug. Da war nichts von ſiſtematiſcher Sprache zu hören, die der Vater zu gutem Glück für ſeine Kinder ſelbſt nicht verſtand, ſondern die natürliche, allgemeinverſtändliche Sprache Jeſu herrſchte überall. Da ward an keine Kontrovers über dieſen oder ienen Lehrſatz des Kompendiums gedacht. Und kam Roderich ia zuweilen auf die verſchidenen Religionspartheien unter den Chriſten zu ſprechen: ſo lehrte er ſeine Kinder ſie insgeſamt als Gläubige an Jeſum betrachten, und ſchob die Schuld von der Verſchidenheit ihrer Meinungen über dis und ienes nicht aufs Volk, von welchem er ſagte, daß dis mehrentheils ſelbſt nicht wiſſe, warum es ſich ſo anders nenne, ſondern auf die Volkslehrer, welche ihre Gelehrſamkeit mit zur Lehre Jeſu brächten, von der doch der Heiland dabei nie habe etwas wiſſen wollen, und nach ihren vorgefaßten Meinungen die Bibel erklärten; woher es denn komme, daß ſie alles in ihr fänden, was ſie in ihr finden wollten. Alles, was ſeine Kinder lernten, war praktiſches Chriſtenthum, und er wuſte ſie dabei ſo zu ſtellen, daß ſie immer fühlten, daß ſie nichts lernten, als, was ſie zu immer noch glücklichern Menſchen mache.

Roderich hatte nach einiger Zeit eine Unterredung mit dem Paſtor Zober über den bisherigen Unterricht in der Religion, den er ſeinen

Kindern gegeben, und über ihr nunmehriges begieriges und für ſie ſo wahrhaftignützliches Bibelleſen. Der würdige Geiſtliche gab ihm ſeinen ganzen Beifall, und verſetzte: „Sie haben den rechten Weg erwählt, lieber Freund, ihre Kinder zu Chriſten zu machen. Wollte Gott, daß alle Eltern ſo handelten; auch möchte ich in Betracht der mehreſten ſagen, ſo handeln könnten! So würde es beſſer um unſer Chriſtenthum, oder zu deutſch, um menſchliche Glückſeligkeit, ſtehen. So aber iſt es der ewige Schlendrian, daß die Kinder nur fein früh etwas herplappern, ihren trockenen Katechiſmus auswendig wiſſen, und in der Bibel buchſtabiren und leſen lernen. Ach! es iſt Gotte zu erbarmen, was für einen jämmerlichen Katechiſmus, und überhaupt elende Bücher zum Religionsunterricht für die Kinder und zur Belehrung des gemeinen Volks wir noch haben. Man hat ſie ſchon beſſer; aber — da liegen ſie in den Buchläden, und die erſten Geiſtlichen und andere, die für die Verbeſſerung der Sache ſorgen ſollten, finden mehr Bequemlichkeit dabei, wenn ſie alles beim Alten laſſen. Ach! wie werdet ihr vor dem Heilande beſtehen — ihr Unthätige, die ihr nur eure Fixa und Accidentien einſtreichet, und der Sache der Menſchheit euch nicht annehmet, für die er ſtarb!!!“

Ende des zweiten Buchs.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Nachdem Roderich über ein Jahr lang das Bibelleſen mit den Knaben fortgeſetzt hatte, machte er ihnen die Freude, daß er ſie in die Kirche führte. Karl war eben zwölf Jahr' alt geworden, und hatte ſchon lange darum angehalten, daß er den lieben Herrn Paſtor Zober, der immer ſo leutſelig und gütlich gegen ihn ſei, doch einmahl möchte predigen hören. Als er in die Kirche kam, gingen ſeine Augen allenthalben umher, und er hatte gleich zehen Fragen bereit, die der Vater zu beantworten ſich gefaſſt machen konnte, von denen er aber doch jetzt noch keine aufwarf. Beide Knaben verhielten ſich ſo beſcheiden und ſtill im Tempel, wie ein Paar geſetzte Männer, und ſtellten ſich Erwartungsvoll an die Seite des Vaters.

Prediger Zober, in deſſen Gewalt es nicht ſtand, in ſeinem Lande ein neues beſſeres Geſangbuch einzuführen, hatte wenigſtens auf ſeiner Seite zur Vervollkommung des elenden alten alles gethan, was er konnte. Er hatte ſich, ſobald er ins Amt kam, die Mühe gegeben, es von Anfang bis zu Ende wohlbedächtig durchzuleſen,

leſen, und hatte alle diejenigen durchſtrichen, welche ſeiner Ueberzeugung nach entweder keine wahrhaftig chriſtlichen Lieder waren, oder doch geradezu die Aufklärung des Volks verhinderten. Aus vielen hatte er einzelne Verſe nur ſtehen laſſen. Ganze Lieder aber mochten von den 666, welche das Geſangbuch auſſer einem noch einmahl ſo ſtarken Anhange enthielt, etwa funfzig ſtehen geblieben ſein. Dieſe lies er Jahr aus Jahr ein ſingen, und hatte genung daran. Als Roderich mit den Knaben zum erſtenmahle in der Kirche war, ward das Lied — Du unvergleichlichs Weſen, Gott über alles gros ꝛc — geſungen. Die Knaben ſangen ganz leiſe mit, und, wenn ſie auf eine Stelle kamen, welche eigentliche Ausdrücke Jeſu in ſich enthielt: ſo konnte man es ihnen anſehen, daß ſie wuſten, wer ſo geſprochen. Zober hatte das langſamere Singen eingeführt, und die feierlichere Andacht, welche hierdurch den Geſang begleitete, ſtimmte die unverdorbenen Herzen der Knaben zu wahrhaftig religiöſen Empfindungen.

Als Zober auf die Kanzel trat, hatte er an dieſen beiden einige ſeiner aufmerkſamſten Zuhörer. Er redete von der wahren Menſchenliebe mit der ihm eigenen Wärme und Deutlichkeit. Bei jeder Gelegenheit ging er dabei in das Leben Jeſu ein, und redete den Knaben recht aus ihrer Lieblingslektüre und wie aus ihrer eigenen Seele. Mit unverwandten Blicken ſahen ſie auf ihn, und, wenn er noch einmahl ſo lange gepredigt hätte, würden ſie des Zuhörens nicht ſatt geworden ſein. Sie gingen ſo vergnügt aus der Kirche, als wenn ſie von dem Genuſſe einer ihrer angenehmſten Ergötzlichkeiten zurückkämen, und baten den Vater, daß er ſie doch ia nun recht oft mit ſich dahin nehmen wolle.

Sobald ſie nach Hauſe gekommen waren, trat Karl mit allen ſeinen Fragen hervor, welche er im Tempel geſammelt hatte. Da ward geredet vom Taufſtein, vom Altare u. ſ. w. und Roderich hatte einige Stunden damit zu thun, daß er ihm Genüge leiſtete. — Karls nachdenkender Geiſt ſchimmerte aus ieder Frage hervor. Wenn Fritz mit ieder Antwort des Vaters zufriden war: ſo hatte er noch nähere Beſtimmungen, Erläuterungen und Ergänzungen zu fordern.

Roderich fing an, ſich zu dem weitern Unterricht der Knaben in der Religion zu ſchwach zu fühlen. Er glaubte, deshalb ſich nun an einen Mann wenden zu müſſen, der eigentliches Geſchäft davon mache. Prediger Zober, der gleich anfangs in ſeinen Augen dieſer Mann geweſen war, kam ihm auf das freundſchaftlichſte dabei zuvor. Er unterhielt ſich einsmahls mit Karln über eine der erſten Wahrheiten des Chriſtenthums, und konnte Roderichen die Freude nicht genung beſchreiben, welche ihm die Gelehrigkeit, Wisbegierde und Faſſungskraft

deſſelben

ſſelben gewährt habe. „Schicken ſie mir,
los er, Ihre beiden Knaben täglich des Mor-
ns auf eine Stunde. Ich unterrichte ietzt
einen älteſten Sohn im Chriſtenthum; und ſo
s eine Arbeit.“ Roderich nahm dieſes An-
ieten mit dem freundſchaftlichſten Herzen auf,
d Brigitte ſupplicirte wohl zehenmahl darum,
ß ſie ihre Töchter auch mit zum Prediger ſchi-
n dürfte. „Habe noch eine kleine Geduld,
r ihres Mannes beſtändige Antwort: der
itpunkt nahet heran, wo ich deinen Töchtern
n das werden will, was ich deinen Söhnen
worden bin; — ihr erſter Lehrer in der Re-
on. Unter unſern Knaben iſt der älteſte der
hafteſte; bei den Mädgen iſts umgekehrt.
roline ſteht Frideriken nur in den Jahren
h. Ich werde beide früher unterrichten
nen, als ich dachte. Gönne mir die Freude,
ſelbſt zu thun; ſie war mir bei den Kna-
ſo ſüs.“

Karl konnte immer kaum den Glocken-
ng erwarten, wenn die Stunde kam, in der
mit ſeinem Bruder bei dem Prediger ſein
e, und war auf den ganzen Tag traurig,
n dieſer etwa einer vorgefallenen Amtsver-
ung wegen den Unterricht auf heute ausſetz-

Da hatte denn Zober bald Gelegenheit, in
Seele des treflichen Knaben tiefer einzu-
uen, und die herrlichen Anlagen zu entzif-
, welche zu den höhern Wiſſenſchaften des
ns in ihr verborgen waren; und er nahm

ſichs vor, bei erſter Gelegenheit mit dem Vater darüber zu reden.

Zober. Haben Sie ſchon Ihrer Söhne wegen einen Entſchlus gefaſſet?

Roderich. Nein. Gedanken genung habe ich ſchon darauf gehabt; aber ich bin ſehr dafür, daß ſie ſich ſelbſt entſchlieſſen.

Zober. So iſts recht. Eltern begehen eine der gröſſeſten Thorheiten, wenn ſie ihren Kindern vorſchreiben, was ſie werden ſollen. Die Natur gibt die beſte und ſicherſte Vorſchrift ſelbſt. Jedes Kind hat ſeine beſondern Anlagen zu einem gewiſſen Stande; und es iſt herzlich vom Schöpfer ſo veranſtaltet worden, daß es auch Hang dazu fühlt, wozu es Anlagen hat. Sie ſind ein beobachtender Vater; geprüſt genung werden Sie die Knaben wohl haben.

Roderich. Dafür bin ich Bürge — ich kenne alle meine Kinder ganz.

Zober. So will ich Ihnen auch ſagen, was ich glaube. Fritz wird ein Landmann werden; aber Karl wird ſtudiren wollen.

Roderich. Freund, Sie ſprechen mir aus der Seele. Aber —

Zober. Zucken Sie die Achſeln dazu nicht, guter Mann. Sein Sie über keins von beiden in Sorgen. Ich will Ihnen meine Gedanken mittheilen. Und, wenn ich zehen Söhne hätte, und neun davon wollten wackere Profeſſioniſten oder ehrliche Bauern werden: ſo würde ich nichts dagegen haben. Offenbar ſtudiren iezt zu viel iunge Leute, und der ſogenannte Gelehrtenſtand iſt gegen die übrigen Stände zu ſtark beſezt. Sehen Sie ſich nur um; — alles ſtudirt, es mag Kopf und Geld dazu haben oder nicht. Daher kommts denn, daß die Leute, wenn ſie von Univerſitäten kommen, beinahe nicht mehr wiſſen, wohin? Und daher kommt auch das noch weit gröſſere Uebel, daß wir in denienigen Ständen, welche eigentlich mit Gelehrten — merken Sie ſich, daß dis Wort in neuern Zeiten nur Leute bedeute, die auf Akademieen geweſen ſind, — beſezt zu werden pflegen, mehr Stümper haben, als in allen andern Ständen. Meinem eigenen Stande ſollte ich wohl das Wort reden; aber Gott verzeihe mirs, ich weis nicht, wie mir wird, wenn ich den groſſen Haufen ſeiner Glieder betrachte. Gutes Herz mögen ſie wohl haben; — dis ſollen aber auch der Schuſter und der Schneider haben; — allein ſie haben das **Talent des Volksredners** nicht, und **ohnedis ſollte ſich niemand erdreuſten, ein Prediger zu werden**; und, was noch ſchlimmer iſt, es liegt ihnen, da ſie nun einmahl doch Prediger ſind, gar nichts daran, es zu erwerben; ſie leſen nicht, denken nicht, und finden die ſteife Anhänglichkeit und Knechtlichkeit an ihrem einmahl auswendiggelernten Siſtem bequemer. Warum müſſen denn Leute ſtudiren, die einmahl weder Kopf noch Trieb dazu hatten? Wären ſie Profeſſioniſten geworden: ſo hätten ſie vieleicht ein erträgliches Kleid, eine gute Perucke und einen vollkommenen Schuh gemacht; ſtatt, daß ſie ietzt ihren Mitbürgern die Proceſſe verderben, die Geſundheit verpfuſchen und die Religion verhunzen. Der unproportionirte Volkreichthum in dem Gelehrtenſtande gegen die übrigen möchte vieleicht mit nächſtem noch gröſſer und ſichtbarer werden. Die Anſtalten dazu ſind ſchon gemacht. Wie ich höre, ſoll man in verſchidenen groſſen Ländern ſchon nicht mehr ſo viel Advokaten brauchen. Vieleicht braucht man auch bald nur noch halb ſo viel Prediger, als ſonſt. Und da ſo viele von Akademieen herunterkommen, ohne weiter etwas auf ſelbigen gethan zu haben, als daß ſie die Stipendia verzehrten, ihr väterliches Erbgut durchbrachten und ihre Geſundheit daſelbſt zurückließen: ſo iſt man vermuthlich deshalb auf den Einfall gekommen, viele Stellen, die ſonſt mit ſtudirten Leuten beſetzt werden muſten, ietzt mit unſtudirten zu beſetzen. Ich ſehe alſo nicht ein, wohin dieienigen, welche noch in ſo groſſer Menge ſtudiren, ſich wenden wollen. Nach Amerika müſten ſie etwa gehen. Und ich bin ſelbſt der Meinung, daß der Mann, welcher brav ſtudirt und etwas rechts gelernt hat, binnen wenig Jahren daſelbſt ſein Glück beſſer machen dürfte, als — auf deutſchem Grund und Boden. Denen, die noch ſtudiren, um

diſſeit

lſkeit des Meeres bleiben zu wollen, und, nicht
anze Köpfe ſind, rathe ich wenigſtens an, daß
e bei Zeiten noch ein Handwerk dabei lernen;
amit ſie, wenn das eine nicht geht, doch durch
as andere auſſer Gefahr zu verhungern, geſetzt
erden mögen. Fürwahr, lieber Freund, das
Ding kann nicht zehen Jahre mehr ſo Beſtand
aben, wie es ihn gehabt hat, und unſere jun-
en Leute, die ſtudiren, müſſen mehr wieder
rnen; ſonſt dürften ſie wohl zum Kartuffelbau
re Zuflucht nehmen müſſen. Ueberhaupt iſt
ja etwas ſonderbares, daß Eltern, um Eh-
e von ihren Kindern zu haben, ſie gerade
udiren laſſen müſſen; und etwas ſonderba-
s iſt es, daß junge Leute, die ſelbſtgeehrt
in wollen, eben ſtudiren müſſen. Man
nn in jedem Stande des Lebens ſeinen El-
rn Ehre machen und ſelbſt Ehre haben.
eder lerne das, wozu er ſich ſchickt, und
ne es recht; ſo wird weder ſein Vater, noch
ſelbſt, ſeiner ſich zu ſchämen haben. Was
lt dem Profeſſioniſten in der Stadt, wenn
ſein Handwerk aus dem Grunde verſteht?
as fehlt dem Bauer auf dem Lande, wenn er
ſchuldenfreies Guth hat? Fürwahr der
tere dürfte mit der Lage vieler vom Gelehr-
ſtande nicht tauſchen wollen. Wenn dieſe,
n dreimahl mehr Bedürfniſſen umgeben, als
endlich ein Amt oder einen Paſtor erringen,
ſen Einkünfte weder ganz, noch halb, zur
efridigung derſelben ausreichen; — wenn ſie

kaum wagen dürfen, eine Familie zu errichten oder, wenn ſie ſie errichtet haben, unter den drückenden Nahrungsſorgen beinahe erliegen; — wenn ſie mit allen ihren Arbeiten es nicht dahin bringen, daß ein eigenes Haus ſie beherberge, und ein eigener Garten ſie ergötze; — und wenn ſie durch die es ſo mit ſich bringende Art ihrer Amtsgeſchäfte von der Natur wie abgeſperrt, und zwiſchen dumpfigte Wände wie eingekerkert, leben: ſo bringt der Landmann den gröſten Theil ſeines Lebens im Freien zu, bauet ſein eigenes Feld, wohnt in ſeinem eigenen Hauſe, hat früh Weib und Kinder, ernährt ſie leicht, ſieht, weil er nur wenig Wünſche hat, ſie alle befridigt, und fühlt ſich eben dadurch, weil er alle ſeine Wünſche befridigt ſieht, glücklich. Sein gerader Menſchenverſtand, ſeine Naturkenntniſſe, die er täglich zu vermehren Gelegenheit hat, der Friede ſeines Hauſes, der durch Untreue, Schwelgerei und andere Ruhe zerrüttende Laſter der groſſen Welt, nicht geſtört wird, ſeine ſtille ungeſchminkte Tugend und Biderkeit, geben ihm wahren Werth und laſſen ihn an den weſentlichſten Genüſſen des Lebens recht frohen, herzlichen Antheil nehmen. O Freund Roderich, Ihr Fritz misfalle Ihnen deshalb nicht, wenn er in den erſten Stand der Menſchheit einſt zurücktreten will! Stärken ſie vielmehr ſeinen Hang dazu; er hat unſtreitig das beſte Theil erwählt.

Roderich. O damit bin ich von ganzer Seele zufriden. Niemand kann mehr über die Grille, ſeine Kinder zu vornehmen Ständen erziehen zu wollen, weg ſein, als ich. Ich denke ganz darüber ſo, wie Sie; ich ſehe ia auch, wie es iezt in der Welt hergeht. Mein aber ging auf meinen Karl. Ich weis, daß er viel Kopf hat; allein eben darum, weil ich das alles ſchon oft bei mir ſo nachgedacht habe, Sie iezt von der Lage des Gelehrtenſtandes ſprachen; ſo beunruhigt mich manchmahl die Wahl, welche er treffen wird. Auch iſts keine kleine Summe, die dazu erfordert wird, wenn er etwas rechts lernen ſoll. Und am Ende, wenn ich dieſe auch nach und nach aufbringe: ſo wäre es nun Zeit, ihn auf eine Schule zu bringen. Nach welcher wende ich mich da? Ich habe mir von Männern, die darum wiſſen konnten, es nicht fürchterlich genung beſchreiben laſſen können, in wiefern gewiſſe Laſter, die meine Kinder noch nicht kennen, und die Friz, wenn er bei mir bleibt, auch nicht kennen lernen wird, auf den meiſten öffentlichen Schulen eingeriſſen ſind. Da ſchaudert mir die Haut, wenn ich daran denke, daß mein Karl, der an ſich ſchon ſo lebhafte Junge, umſtreitig auch verführt werden und ſeine Sprachkenntniſſe und andere Schulgelehrſamkeit durch Verderbung ſeines Herzens und ſeiner Geſundheit erkaufen würde. Und aus der Verführung auf Schulen geht er denn in die Verführung auf Akademieen. Auf dieſen iſt ia auch noch gar nicht die Verfaſſung, wie ſie zum Beſten iunger Leute ſein ſollte. Ich weis nicht, was dieienigen denken mögen, welche über ſie die Aufſicht haben. Die iungen Leute leben ia, wie ich höre, da noch, wie ſie wollen, ſind ſich ſelbſt überlaſſen, und niemand ſorgt für die Bewahrung ihrer Tugend und Unſträflichkeit. Dis, liebſter Freund, ſind die Beſorgniſſe, welche mir, wie iedem rechtſchaffenen Vater in meiner Lage, ietzt oft unruhige Stunden verurſachen müſſen.

Zober. Alles wahr, Mann, was Sie da ſagten. Zur Schande unſeres Jahrhunderts kann ich Ihnen nicht widerſprechen. Aber ich denke Sie auch von dieſer Seite zu beruhigen. — So ſehr ich dawider bin, daß ieder ſtudire, weil eben dadurch ſo viel Halbgelehrte und Stümper in den Wiſſenſchaften erzeugt werden; ſo mus doch keiner, der **wahres Talent** dazu hat, vom Studiren abgehalten werden. Die Welt kann den **wahren** Gelehrten nicht entbehren, und für dieſen findet ſich immer noch irgendwo ein Platz, auf dem er zum Beſten der Geſellſchaft recht edelthätig werden und die Früchte ſeines Fleiſſes einerndten kann. Ihr Karl hat Kopf vor Tauſenden, und es wäre ewig Schade, wenn er nicht ſtudirte. Er hat Kraft und Trieb, etwas recht zu lernen. Beide zuſammen machen den eigentlichen Beruf zum Studiren aus. Denken Sie an mich — er wird ein **ganzer Mann** werden. Mir ſind wenig iunge Leute mit ſolchen Geiſtesfähigkeiten unter die Hände gekommen. Sorgen Sie ſeines Fortkommens wegen einſt nicht. Wer etwas rechts gelernt hat, kommt in der ganzen Welt fort; und wäre es nicht in dieſem Lande: ſo iſts in einem andern; und iſts da nicht: ſo iſts in einem dritten. Eben das Uebel, daß es ſo viele Halbgelehrte und Fuſcher in den Wiſſenſchaften gibt, ſtiftet für den wahren Gelehrten den Vortheil, daß er um ſo mehr geſchätzt wird. Ihr Karl hat einen durchdringenden Verſtand, eine ſchnelle Urtheilskraft und ein recht göttliches Gedächtnis; — dis ſind die eigentlichen Anlagen zum wahren Gelehrten. Freilich koſtet es Geld, einen Sohn ſtudiren zu laſſen; mehr Geld, als ihn eine Profeſſion lernen zu laſſen. Vielleicht können wir es aber ſo einrichten, daß es nur halb ſo viel, als gewöhnlich, koſte. Gott hat Sie, redlicher Mann, nach vielen Unglücksfällen wieder geſegnet; und wenn Sie Ihren Kindern auch einmahl kein groſſes Vermögen hinterlaſſen: ſo iſt das die beſte Ausſteurung geweſen, daß ieder das gelernt hat, wozu er Kraft und Trieb hatte. Mehr können Kinder von ihren Eltern nicht fordern. Und unter den Kindern ſelbſt kann darüber in der Folge kein Streit entſtehen, wenn der eine mehr gekoſtet hat, als der andere; ſobald ieder geworden iſt, was er wollte. Geſetzt, daß einer meiner Söhne ſtudirt, und der andere Schneider wird: ſo darf dieſer ienem keinen Vorwurf darüber machen, daß deſſen Ausbildung zehenmahl mehr koſtete; genung, ſie ſind beide von mir ausgebildet worden. Und, wenn ich meine Kinder gut erziehe: ſo darf ich dieſen Vorwurf nicht einmahl fürchten. Wenn Sie mich aber nun fragten, auf welche Schule Sie Ihren Karl ſchicken ſollten: ſo möchte ich Ihnen freilich nicht Rath geben. Auf den wohlfeilen Schulen iſts vielleicht ſo, wie Sie ſagten; und dieienigen, von welchen ich glaube, daß die iungen Leute daſelbſt vor ienen herrſchenden Laſtern verwahrter ſind, erfordern leider ſo groſſen Aufwand, daß nur Söhne reicher Leute ſie beſuchen können. Aber einen Vorſchlag für Sie! Mein älteſter Knabe, ein wackerer, herrlicher Junge, will auch ſtudiren. Ich habe mir, da mein Amt mir Zeit genung dazu läſſet; — und im Vorbeigehen geſagt, Prediger ſollten durchgehends am erſten gute und geſchickte Kinder ziehen; denn in keinem anderm öffentlichen Amte hat ein Vater ſo viel übrige Zeit dazu, als ſie; — alſo, ſage ich, habe ich mirs zur Pflicht gemacht, den Knaben ſelbſt ſo weit zu bringen, daß er auf Univerſitäten gehen könne. Ich fange ietzt den eigentlichen Unterricht deshalb für ihn an. Da iſts denn einerlei Arbeit, ob ich einen, oder zween, unterrichte; ia, es iſt mir gerade recht lieb, wenn ich nicht einen allein unterrichten darf. Schicken Sie mir von nun an Ihren Karl Vor- und Nachmittags. Es ſind beide ein Paar lebhafte

Jungen; die ſollen recht wetteifern, und mir dadurch unausſprechlichviel Vergnügen machen. Ihr Kind, wiſſen Sie, iſt in meinem Hauſe ſo gut aufgehoben, als in dem Ihrigen. Und, wenn die Zeit kommt, daß ſie auf die Akademie gehen ſollen: ſo habe ich meinen Bruder, der Profeſſor auf einer unſerer beſten Univerſitäten iſt. Dieſer iſt ein ſehr ſolider und moraliſchguter Mann. Er hat mir es angebothen; und unter ſeiner genaueſten Aufſicht ſoll mein Kind einſt fortſtudiren. Er kennet die Gebrechen der Akademieen auf Seiten der Moralität ihrer Jünglinge, und ihm hat dieienige, auf der er Lehrer iſt, die Kur manches derſelben zu danken. Um ſo ſicherer und ſorgenfreier will ich ihm meinen Sohn übergeben. Dieſe Gelegenheit können Sie alsdenn auch benutzen. Unſere Söhne können beiſammen ſein, und uns dadurch auf beiden Seiten manche Erſparnis bewirken. Alſo laſſen Sie Ihrem Karl den Willen; es ſoll ſchon alles gut gehen.

Roderich. O mein edler Freund — was für eine Seelenruhe breiten Sie über mich durch dieſe Vorſchläge aus! Welcher Troſt für mich! Ja, auf dieſe Art kann ich alle meine Sorgen fahren laſſen, und will mit Freuden an meinen Karl wenden, was ich kann. Aber auch, welche Güte von Ihrer Seite! Wie kann ich Ihnen die Arbeit, welche Sie ſich machen wollen, ie vergelten?

Zober. Still damit, **Freund Roderich!** wer wollte denn immer von Vergeltung reden? — das ſehen Sie ia doch wohl, daß mir mein Amt die Woche über wenig Geſchäfte macht. Andere Leute haben nur einen Tag frei, und müſſen ſechs Tage arbeiten. Bei mir kehrt ſichs um. Soll ich denn die ganze Woche hindurch allein ein privilegirter Müſſiggänger ſein? Schande und Schmach vor Menſchen und vor Gott auf ieden unwürdigen Mann meines Standes, der ſich hierzu berechtigt hält! **Erziehung, Bildung iunger Leute** wäre von Rechtswegen das eigentliche Geſchäft, womit ein Volkslehrer ſeine ungeheure Menge von müſſigen Stunden im Leben ausfüllen ſollte. Dis Geſchäft grenzt ausdrücklich an ſeine übrigen Amtsgeſchäfte, und trägt auſſerordentlich viel dazu bei, ihn zu guter Betreibung dieſer erſt recht geſchickt zu machen. Ich verſichere Sie, daß ich **von meinen Kindern ſehr viel** gelernt habe. Und, dem Unterrichte, welchen ich ſeit Jahren ſchon iungen Chriſten habe in der Religion geben müſſen, verdanke ich es, daß ich ſelbſt alle meine Begriffe über das Chriſtenthum erſt recht aus einander geſetzt, und daß ich die Sprache gelernt habe, in der man darüber zum Volke reden mus; denn die Fähigkeit des gröſten Haufens meiner Zuhörer geht nicht über den Faſſungskreis meiner Katechumenen, welche ich iährlich zubereiten mus. Ebenſo habe ich iede andere Wiſſenſchaft, die ich kann, erſt in den Jahren meines Hofmeiſterſeins recht begriffen, da ich ſie meinen Eleven beibringen ſollte. Glauben Sie mir — der Unterricht unſerer beiden Söhne wird mir viel angenehme, für mich ſelbſt noch lehrreiche Stunden machen; und wäre dis noch nicht Lohns genung für einen Vater und für einen Freund.

Roderich lies durch ſeine weitern Aeuſerungen den edelmüthigen Prediger nicht daran zweiflen, daß er den Werth der Freundſchaft, welche ihm ſelbiger iezt erzeigte, ganz empfinde. Er eilte, Brigitten davon zu benachrichtigen, welche für Freuden, nun gewis einen gelehrten Sohn zu bekommen, der einmahl ein recht vornehmer Mann würde, beinahe weinte. Beide Familien wurden hierdurch noch enger verbunden, als vorher.

Roderich hatte nun einen Auftritt vor ſich, der ihm viel Vaterfreude machte. Er ging mit den beiden Knaben in die Laube, und ſprach zu ihnen. „Kinder, ihr wachſet nun ziemlich heran. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich ſeither ganz als Vater gegen euch gehandelt habe. Ich will mir aber auch auf die Zukunft dieſen Troſt bereiten. Wenn nun Herr Paſtor Zober ſeinen Religionsunterricht an euch vollendet hat, und ihr mit mir am Altar der Chriſten geweſen ſeid: ſo iſt es Zeit, daß ich euch in den Stand, welchen ihr, um in ihm euer irrdiſches Leben zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft hinzubringen,

gen, wählet, einführe. Ich will an euch wenden, was ich kann, euch zu brauchbaren Menſchen und zu nützlichen Bürgern des Vaterlandes zu machen; aber ihr ſehet auch wohl, wie ſauer es ſich eure Eltern müſſen werden laſſen, um nur ein ehrliches Fortkommen durch die Welt für ſich und für euch zu bewirken. Alſo fordert nicht zu viel von uns. Ich will euch beide ein nützliches Handwerk lernen laſſen . . .

Karl, erſchrocken. Ein Handwerk?

Roderich. Karl, warum erſchrickſt du ſo darüber? Weiſt du nicht, daß Handwerker die unentbehrlichſten Menſchen ſind? Siehſt du nicht, daß ſie, wenn ſie das ihrige recht gelernt haben, ihr Brodt am beſten und ſicherſten noch machen? Iſt ein tüchtiger Handwerksmann nicht ein würdiger Menſch?

Karl, wehmüthig. Ach, das glaube ich alles. Ich verachte keinen Menſchen. Aber lieber Vater — lieber Kronen Goldvater – –

Roderich. Was dächteſt du denn? Wollteſt du lieber eine Kunſt lernen? Ich will hören. Sprich!

Karl, recht aus der Seele. Väterchen, ich wollte gern ſtudiren.

Roderich. Was ſagſt du? ſtudiren? Weiſſt du auch, daß dazu viel Geld erfordert werde? Kann ich ſo viel wohl an dich wenden? Und, wenn ichs wirklich hätte, haſt du nicht noch drei Geſchwiſter? Willſt du Alles haben? Sollen dieſe ohne Unterſtützung durch dich ſein?

Fritz. J Vater, ich will ſo ein Bauer werden. Und da koſte ich Sie ja nicht viel. So können Sie deſto mehr an meinen Bruder wenden.

Roderich, gerührt. Junge, du meinſts brav. — Aber was wollteſt du wohl werden? Ein Bauer? Schämſt du dich nicht?

Fritz, treuherzig und dreuſt. Warum ſollte ich mich denn ſchämen? Haben Sie nicht ſelbſt oft zu uns geſprochen, daß ein ehrlicher, arbeitſamer Bauer ein wackerer und glücklicher Menſch ſei?

Roderich. Du haſt recht, Fritz. Aber ſage einmahl, warum du ein Bauer werden willſt. Nicht wahr, denn brauchſt du nichts zu lernen, denkſt du?

Fritz. J nu, ich lerne ſo ein bisgen ſchwer. Aber deswegen will ich doch kein dummer Hans bleiben. Ich will meine Gärten und Wieſen ſo im Stande haben, und meinen Acker ſo bauen, wie kein Bauer im ganzen Dorfe.

Roderich. Haſt du denn gleich Gärten und Wieſen und Aecker?

Fritz. J die will ich ſchon einmahl kriegen.

Roderich. Wo denn her? Denkſt du, daß dergleichen ausgetheilt werden?

Fritz. Wenn ich erſt gros bin, denn baue ich Ihren Acker, und ſo lange Sie leben, bleibe ich bei Ihnen; und hernach heurathe ich ein Schulzenmädgen, die Aecker, Wieſen und Gärten hat.

Roderich, lächelnd. Du biſt ſo dumm nicht. Indeſſen hat es mit dir länger noch Zeit, als mit deinem Bruder.

Karl, der ſich unterdeſſen beſonnen hat. Lieber Vater, ich will mich ſchon einmahl genau behelfen und kein lüderlicher Student werden. Wenn Sie mir auch noch ſo wenig nur geben können: ſo will ich doch damit auskommen. Laſſen Sie mich nur ſtudiren!

Roderich, ernſthaft. Weiſſt du auch wohl, daß zum Studiren viel Geſchicklichkeit und viel Fleis erfordert werden? Es gibt viel Leute, die ſtudirt haben, und denen, weil ſie ſich nicht dazu ſchickten, und weil ſie nichts rechts gelernt haben, es hernach weit kümmerlicher geht, als dem Tagelöhner, der doch alle Tage ſein Brodt verdient. Dieſe bereuen es hernach tauſendmahl, daß ſie nicht ein Handwerk ergriffen haben, und ſchreien denn wohl gar über ihre Eltern die längſt todt ſind, noch, daß ſie ſie nicht lieber auf daſſelbe brachten. So ſoll es dir nicht gehen, mein lieber Karl; ſo ſollſt du nicht mein Grab einmahl mit Vorwürfen beſchütten. Ich habe euch beiden frühzeitig Gelegenheit verſchaffet, allerlei Handwerker kennen zu lernen. So könnet ihr nun wählen, welches unter ſelbigen ihr ergreifen wollet. Und ich will euch dazu noch ſo lange Zeit laſſen, bis ihr mit mir am Altare geweſen ſeid.

Fritz. Ich bleibe dabei — ich werde ein Bauer.

Karl. Lieber Vater — wenn es das alles, was Sie da ſagten, iſt, das Sie wider mein Studiren haben: ſo ſein Sie doch auſſer Sorgen. Ich habe ia ſo ein gutes Gedächtnis, und kann mich nicht mehr freuen, als wenn ich etwas neues gelernt habe. Ich bin ia ſo gern fleiſſig und will Tag und Nacht ſtudiren, wenn ich nur erſt recht viel Gelegenheit dazu habe. Ach! Sie ſollen einmahl ſehen, was ich alles lernen will, wenn ich es nur erſt höre. Thun Sie es doch nicht — halten Sie mich doch nicht davon ab.

Roderich. Karl, prüfe dich recht über das, was du da ſagſt.

Karl, dem der Muth ſchon wächſt. Ach, Vater, das meine ich ganz von Herzen ſo. Darauf können Sie ſich verlaſſen. Ich will noch mehr halten, als ich verſpreche.

Roderich. Nun höre einmahl — ich bin ein redlicher Vater; ich will an meine Kinder wenden, was ich wenden kann. Ich habe dich nur ſelbſt wollen reden hören. Ich will keinem von euch darinn entgegen ſein, wenn er einen Stand erwählt, zu dem ich glaube, daß er ſich ſchicke. Wenn du Fleis anwenden willſt: ſo zweiſle ich nicht, daß du Kopf genung zum Studiren habeſt. Aber dis würde doch bei den Umſtänden unſerer Familie noch nicht genung ſein, und überhaupt würde ich mancherlei Bedenken noch dabei haben, wenn nicht mein lieber Freund, Herr Paſtor Zober, ſich aus freien

Stu-

Stücken dazu angebothen hätte, dein Lehrer auch auſſer ſeinem Religionsunterrichte, den du ſchon bei ihm genieſſeſt, noch werden zu wollen.

Karl. Ach, beſter Vater, bei dieſem Manne will ich gern in die Schule gehen — Tag und Nacht in die Schule gehen. Er iſt ein gar zu liebreicher Mann. Er hat mich recht lieb. Ja, das ſollten Sie nur wiſſen, wie lieb er mich hat. Ach — Vater — Vater —

Karl tanzte bei dieſen Worten in der Laube herum, und aus ſeinem ganzen Geſichte ſprach die innigſte Seelenfreude.

Roderich. Nun ſo will ich dir deinen Willen laſſen. Von morgen an ſollſt du zu ihm gehen, ſo oft und ſo lange er dich verlangt. Aber Karl, folge dieſem rechtſchaffenen Manne in allem, was er dir ſagt, und ſei recht fleiſſig. Gott ſegne dich bei deinem Vorſatz!

Karl, halb auſſer ſich. O Sie ſollen nichts als gutes über mich von ihm hören. Ich will lernen, daß mir der Kopf raucht. Und, wenn ich denn ausſtudirt habe, und ein recht braver Menſch bin: ſo ſoll es Sie ewig freuen, daß Sie mich haben ſtudiren laſſen.

Roderich. Gut, Karl. Die Zeit wird michs lehren.

Karl hing in dieſem Augenblick am Halſe ſeines Vaters, und vermochte erſt nicht, ſich wieder von ihm loszureiſſen.

Fritz. Und ich werde ein Bauer.

Roderich. I nun, mit dir hats noch Zeit.

Zwei

Zweites Kapitel.

Karl eilte von nun an mit unerſättlicher Begierde zu dem Freunde ſeines Vaters, der ſein ſo liebevoller Lehrer ward, und war oft den Tag über mehr im Hauſe deſſelben, als in ſeinem elterlichen. Zum Religionsunterricht ging Fritz mit nach, wie vor; war derſelbe aber geendigt: ſo nahm er ſeine Bibel unter den Arm, und ging, wie ein altkluger Mann, nach Hauſe, lies ſeinen Bruder bei Zobern, und wirthſchaftete im Garten umher. Zober unterrichtete ſeinen und Roderichs Knaben in den Sprachen und Wiſſenſchaften zugleich, und peinigte ſie weder durch Auswendiglernen vieler Regeln, noch durch Betreibung unnützer Kenntniſſe, welche noch immer der ewige Schlendrian gewöhnlicher Schulen ſind. Die Knaben waren ein Paar lebhafte, ſchnellfaſſende und lehrbegierige Köpfe, und ſtritten mit einander um den Preis. Zober hatte ſie oft zu halten, wenn ſie ſeinem bedächtlichlangſamen Gange in den Wiſſenſchaften nicht voreilen ſollten. Oft, wenn beide Familien beiſammen waren, und die Kinder derſelben insgeſammt ſich durch ein Spiel vergnügten, gingen ſie aus der Spielſtunde weg, holten ihre Bücher, ſetzten ſich allein, laſen einander vor, oder raiſonnirten darüber, brachten ſich das Vergeſſene wieder in Andenken, und ſammleten Fragen, welche ſie Tags drauf an ihren Lehrer gelangen laſſen wollten. Zober konnte Karls Talente und Fleis nicht genung loben, wenn er mit ſeinem Vater von ihm ſprach, und gab ihm ohne Zurückhaltung noch den Vorzug vor ſeinem eigenen Sohne.

Karl brauchte nun Bücher, und Roderich kaufte ſie ihm mit Freuden. Selbſt Brigitte, die ietzt ſehr darauf bedacht war, alles wohl zu Rathe zu halten, und einen Thaler Geld zurück zu legen, öfnete zu keiner Ausgabe den Geldſchrank vergnügter, als wenn der Buchhändler aus der Reſidenz ein kleines Konto ſchickte, oder der Buchbinder im Städtgen ein gebundenes Buch an Karln überbrachte. Roderich ſprach bei einer ſolchen Gelegenheit einsmahls zu ihr: „Sieh, Mutter, iſt dis Geld ſo nicht edler angewendet, als wenn du es für Kopfzeuger nach der Reſidenz ſchickteſt, oder vierteliährig damit den Friſeur bezahlteſt, der dich a la Sultane, oder a la Nobieſſe, oder a la Fermeté, oder wie die a la's alle heiſſen, koeffirte?“

Brigitte bat ihn unter herzlicher Umarmung, daß er ihr die Thorheiten der vergangenen Zeit doch ſo vergeben möchte, daß er ihrer auch nie wieder gedächte, und ſetzte hinzu: „Unſere Knaben werden einmahl wunderlich gegen einander abſtechen, wenn der eine ein vornehmer Herr, und der andere ein Bauer, wird. Manchmahl wollte ich ſchon, daß ſie lieber beide ſtudirten; wenn auch Fritz nicht ſo viel lernte, wie Karl. Und, was noch mehr iſt, ich ſehe es ſchon im Geiſte vorher, daß es mit den

Mädgen um kein Haar anders wird. Karoline wird gewis einmahl auch eine vornehme Frau, wenn Fridrike vieleicht nur eine gemeine Bürgerin wird. Ich wollte lieber, daſs ſie alle einerlei würden; damit nicht etwa einmahl Kaltſinn unter ihnen gegen einander,oder gar Streit, entſtehe. “

Roderich, liebreich. Mutter, ſorgeſt du ſchon wieder vergeblich? Und iſt nicht etwa wieder eine kleine **Eitelkeit** nur die Urſache dieſer deiner Beſorgnis? Nicht wahr, wenn du doch nur lauter vornehme Leute aus deinen Kindern zögeſt? Mutter, Mutter, immer guckt doch die alte Brigitte noch aus dir hervor! Weiſt du nicht, daß die Geſellſchaft allerlei Mitglieder vonnöthen habe? Sieh, ſo werden wir ja noch nützlicher und ſegenvoller für ſie, wenn wir mit unſern Kindern **mehr, als einen Stand nur,** in ihr bevölkern helfen. Wenn wir einen wackern Gelehrten, einen vernünftigen Bauer, eine feine Kaufmannsfrau, und eine gerade, haushälteriſche Bürgerin, erziehen — denk einmahl, was wir alsdenn geleiſtet haben! Unſere Kinder ſollen werden, wozu ſie ſich ſchicken, und wozu ſie Luſt haben. So folgen wir den Winken der Natur, die **Winke der Fürſehung** ſind, und handeln als vernünftige Eltern, und ſorgen wirklich für das Glück unſerer Kinder; denn ein Menſch iſt alsdenn nur wahrhaftig glücklich, wenn er gerade in ſeine Lage verſetzt wird. Fritz würde unglücklich ſein, als erzwungener Gelehrter, und Karl unglücklich, als erzwungener Bauer; und ſo auch die Mädgen. Und, was dein Bedenken betrift, daß unſere Kinder, wenn ſie ſich einmahl in ſo ungleichen Lagen erblicken, kalt gegen einander, oder gar ſtrittig unter ſich, werden ſollten: ſo ſage mir nur, wie du darauf verfallen kannſt? Sprichſt du denn etwa zu den Knaben: **ein Menſch, der ſtudirt hat, iſt ein würdigerer Menſch, als ein anderer, der nur den Acker bauet?** das will ich doch nicht hoffen.

Brigitte. Nein, lieber Mann, das habe ich noch nie geſagt, werde es auch nicht ſagen.

Roderich. Nun, und ich ſage es noch weniger, wie du wohl glauben wirſt. Vielmehr halte ich ihnen oft das Gegentheil vor. Wenn wir nur nicht von Jugend auf Karln den Stolz, und Fritzen den Neid, oder das Mistrauen gegen ſeinen Bruder, beibringen; woher ſollen ſie denn ſelbige lernen? Wenn wir ſolchergeſtalt nicht ſelbſt den Samen der Zwietracht in ihre Herzen ſtreuen, woher ſoll denn einmahl Streit über ihren ungleichen Stand unter ihnen entſtehen? Glaube, an ſolchen Uebeln in den Familien ſind blos die **Eltern** Schuld. Wenn der Junge, welcher ſtudiren will, von Kindheit auf dem andern vorgezogen wird, ein beſſeres Kleid bekommt, fremden Leuten immer zuerſt präſentirt wird, ieden Leckerbiſſen mit den Eltern theile, und iede Bitte, welche er thut, ſchneller erfülle erhält: wenn der andere hingegen, der ein ehrlicher Handwerker werden will, auf allen Seiten nachſtehen mus: denn wird ienem der Narrendünkel, und die Verachtung gegen dieſen, und dieſem die Misgunſt und ein unauslöſchlicher Has gegen ienen, muthwillig eingeflöſſet. Sind denn die Jungen erwachſen: ſo thun ſie, als kennten ſie ſich nicht, entfernen ſich von einander, haltens für Schimpf, an einem Orte zu leben, und ärgern ſich wohl darüber, daß einer des andern Nahmen hat. Ich handle nicht ſo, und bitte dich bei Gott, beſtändig auch hierinn meines Sinnes zu ſein. Wir haben unſere Kinder von Jugendauf zur Geſchwiſterliebe angehalten, und wollen ſie ferner, und ſo lange wir leben, in derſelben ſtärken. Und ſo ſorge du nichts. Wir wollen, wenn uns Gott Leben ſchenkt, uns noch der Tage freuen, in welchen alle unſere Kinder, wenn ſie von uns ſind, ſich recht ausdrücklich dazu bereden, uns gemeinſchaftlich zu beſuchen; der Tage, an welchen ſie ſich vor unſern Augen noch dafür ſegnen werden, daß ſie Geſchwiſter ſind; der Tage, wo der Bruder Gelehrte ſeinen Bruder Bauer recht herzlich umarmen, ſich vor ihm nicht ekeln, und dieſer in ſeinem groben Tuchrocke ienen im Manſcheſterkleide nicht beneiden wird. Das ſind nur Grillen. — — —

Roderich gab von dem Tage an auf ſeine Kinder von dieſer Seite noch mehr Achtung, als vorher. Daß Karl ſtudire, war ausgemacht.

Fritz

Fritz beharrete auf ſeinem Vorſatze, Bauer zu werden. Inzwiſchen machte er auch nicht die geringſte Bemerkung darüber, daß ſie einander deshalb nicht mehr ſo lieb hätten, als vorher. Karl erzählte vielmehr, daß ſie dis ſchon vor langer Zeit beredet hätten, was ieder von ihnen werden wollte, und daß er, wenn er einmahl in der Stadt lebte, ſeinem Bruder verſprochen habe, ihn doch recht oft auf dem Lande zu beſuchen. Zwar brachte er iezt nicht mehr ſo viel Zeit mit ihm zuſammen zu, als ehemals, weil er, wenn er auch zu Hauſe war, mehrentheils bei den Büchern ſas; aber, wenn ſie denn auch beiſammen waren: ſo waren ſie ſo redſelig und ausgieſſend gegen einander, wie ein Paar Freunde, die ſich ſeit Jahren nicht geſprochen haben. Hatte Karl etwas von Zobern gehört, das etwa in das Fach der Natur ſchlug: ſo theilte er es Fritzen mit, der denn ſo aufmerkſam neben ihm ſas, wie Karl nur neben Zobern ſitzen konnte. Roderich hielt ſie durchgehends auf gleichem Fuſſe. Die Bücher abgerechnet, welche Karl bekam, empfing iedes, was der andere erhielt. Vom Kleide an, das ſie trugen, bis auf iede Mine, die ſie vom Vater empfingen, war zwiſchen ihnen kein Unterſchied. Ward Karl ſeines Fleiſſes wegen in der Schule gelobet: ſo bekam Fritz auch ſein Lob wegen ſeines Fleiſſes im Garten und auf dem Hofe. An den Mädgen zeigte es ſich bald, daß Brigittens Bemerkung und Vorherſagung richtig ſei. Friderike wirthſchaftete im Hauſe herum, und leiſtete ihrer Mutter ſchon beträchtliche Dienſte. Sie kannte alle Schlüſſel an dem dicken Bunde, welches die Mutter an ſich trug, und konnte von dieſer zur Herbeibringung, Wegtragung, und Verſchlieſſung, auf das beſte gebraucht werden. Im Laden verkaufte ſie ſchon Trotz der Mutter, und kannte alle Geldſorten. In der Speiſekammer gab ſie an die Küchenmagd heraus, wog ihr zu, was abgewogen zu werden pflegte; und verwahrte alle Vorräthe. In der Küche zählte ſie das Zinn und Kupfer auf den Seitenrücken Stück für Stück nach, ſo oft es von der Magd gereinigt und geſetzt worden war, blieb dabei, wenn das Fett, welches ſie herausgegeben hatte, an das Zugemüſe gethan ward, legte Holz nach, wenn das Feuer ausgehen wollte, und hatte ſich einige Mauerſteine an den Fus des Heerdes zuſammengetragen, die beſtändig liegen bleiben muſten, damit ſie über die Töpfe wegragte, und das Fleiſch abſchaumen könnte. In der Wohnſtube ſtellte ſie iede kleine Unordnung, die ſie erreichen konnte, wieder her, legte alles, was nur drei Queerfinger breit am unrechten Orte lag, an ſeinen eigentlichen, wiſchte die angelaufenen unterm Fenſter ab, klopfte den Zucker, packte, was an Kleinigkeiten auswärts verſchickt werden ſollte, und war auf den Beinen, ſo oft die Klingel an der Hausthüre ſich hören lies. Brigitte, die iezt ſelbſt wacker arbeiten muſte, hielt auch ihre Töchter zur Arbeitſamkeit und Geſchäftigkeit, in ſo fern ſie den Jahren derſelben angemeſſen war, redlich an. Jede häusliche Kenntnis, die ſie mittheilen konnte, und deren die Mädgen ſchon empfänglich waren, reichte ſie ihnen. Und waren alle Geſchäfte des Tages zurückgelegt, war der morgende Tag auch vorläufig, ſo viel, als nöthig war, beſchickt: ſo ſas ſie mit ihnen zu Winterszeiten in der Stube, und ſponn, und in mildern Abenden unter der Laube im Garten, und ſtrickte, oder nähete. Friderike ſponn für ihr Alter ſchon einen ſehr feinen Faden, und ſtrickte ieden noch ſo künſtlichen Zwickel im Strumpf, den ſie ſah, treflich nach. Karoline freuete ſich ebenſo, wie ſie, wenn ſie der Mutter einen Dienſt thun konnte; nur fehlte ihren Dienſtleiſtungen durchgehends der Anſtrich von Häuslichkeit, welchen die Behülflichkeit ihrer Schweſter hatte. Wenn die Mutter zu ihr ſprach: lauf, und hole mir einen groſſen Blumenſtraus: ſo machte ſie den einen Weg wohl zu zehen, und lief von einem Ende des Gartens bald hin bald her an das andere, und lies ſich keine Mühe verdrieſſen, aus Tauſenden von Bluhmen die ſchönſten heraus zu ſuchen. Ebenſo, wenn die Mutter ſagte: ſieh einmohl heraus, was der Fremde, welcher alleweil hereinkam, gebracht hat, flog ſie faſt neugierig in das Haus, oder auf den Hof, nahm die Nachricht ſchnell mit, und überbrachte ſie eben ſo ſchnell der wartenden Brigitte. Mit Küche und Speiſekammer aber hatte ſie ungern etwas zu ſchaffen, und wuſte, wenn ihr ia in ſelbigen etwas aufgetragen ward, daſſelbe ſehr liſtig Frideriken wieder aufzutragen. Im Laden hatte ſie ebenſo wenig gern etwas zu ſchaffen. Sie machte, wenn ſie daſelbſt auch nur das geringſte anfaſſen ſollte, die Finger ſo lang, wie möglich, damit ſie es nur mit den äuſerſten Spitzen berührte, und wuſch ſich hernach auf der Stelle wieder. Ob ein Stück Geld ein Sechſer oder ein Zweigroſchenſtück ſei, darum bekümmerte ſie ſich nicht. Dem Spinnrocken war ſie von ganzem Herzen gram; und, wenn die wärmern Abende kamen, und derſelbe über die Seite getragen ward, ſo ſang ſie ein Freudenlied über das andere. Reinlich mochte ſie gar zu gern alles an und um ſich ſehen; das Geſchäft der Reinigung ſelbſt aber hatte für ſie viel Unangenehmes. Saubere Arbeiten, die mehr zum Putz, als zur Nothwendigkeit, gereichten, nahm ſie willig über ſich. Wenn weiſſe Fenſtergardinen vorgemacht waren, war ſie dieienige, welche ſie mit ſchönen Bandſchleifen ſchmückte. Wenn die Taſſen auf dem Tiſche unterm Spiegel nicht gehörig ſtanden: ſo ſtellte ſie ſie in Ordnung. Wenn am Eſſen etwas verſehen war: ſo wuſte ſie richtig zu ſagen, wornach es ſchmecke. Wenn der Schneider ein neugemachtes Stück Zeug brachte, und es nicht vollkommen paſſte: ſo gab ſie auf ein Haar den Ort an, wo der Fehler war. Wenn Zober mit ſeiner Familie ihre Eltern beſuchte: ſo holte ſie Bluhmen aus dem ganzen Garten zuſammen, ſchmückte damit alle Tiſche, und wuſte die verſchiedenen Farben unter einander zu miſchen, daß die ſchönſten Schattirungen daraus entſtanden. Ihre Haare legte ſie täglich wohl funfzigmahl in Ordnung, und, ſo lange es Roſen gab, hatte ſie eine aufblühende Knoſpe am Buſen. An ihrer Kleidung, an den Kleidern ihrer Mutter und Schweſter, zog und zupfte ſie, ſo oft die kleinſte falſche Falte ſich zeigte; und ging auch nur die Magd mit einem Rocke umher, der ſich auf der einen Seite aufgekrempt hatte: ſo lies ſie alles ſtehen und liegen, ſprang hinzu, und ſchlug den Rock wieder um. Das war ein Feſt für ſie, wenn ſie die Filetnadel in die Hand nehmen durfte. Die Paſtorin Zober wies ihr nur einmahl, wie kleine Florblühmchen gemacht würden, und ſie machte es mit vieler Geſchicklichkeit nach. Friderike verſuchte es auch; aber es gelang ihr bei weitem nicht ſo.

Roderich ſah dis alles mit Beobachtungsgeiſt, und ſprach oft zu ſeiner Frau: du ſollſt wohl recht haben, Mutter. Inzwiſchen gab er nicht zu, daß das Mädgen ſich immer ihre Beſchäftigungen wählen durfte; und, wenn er Brigitten zu nachſichtsvoll dabei traf: ſo ſchickte er ſie gleich auf den Boden, oder in den Laden, daß ſie etwas herbeiholen muſte, oder er reichte ihr einen kleinen Beſen, und ſprach: Karoline, kehre mir doch einmahl den Eingang in den Laden, oder den Tritt vor der Hausthüre, ab. Wie ſchwergezüchtigt — Leuten ähnlich, die auf den Bau geführet werden, kroch ſie denn auf den angewieſenen Kehrplatz, ſah ſich allenthalben um, ob die gutherzige Friderike nicht irgendwo wanke, und ihr den Beſen abnehmen wolle, fing an zu fegen, war gleich fertig, und muſte noch dreimahl fegen, bis es Roderich für rein erklärte.

Einsmahls geſchah es, daß die Kinder insgeſammt mit Andeutung ihrer zukünftigen Beſtimmungen vor den Augen des Vaters ein ſonderbares Gruppo bildeten, und ihn, wie von ungefähr, damit überraſchten. Karl trat, ſeine Bücher unter dem Arm, ordentlich angekleidet, eben zur Hausthüre herein, als Fritz in bloſſen Ermeln, und die Harke auf der Schulter, aus dem Hofe in den Hintergrund des Hauſes ſprang, um Hannſen zu ſagen, daß eins von den Pferden im Stalle ſich losgemacht hätte. Zur Stube heraus guckte in dieſem Augenblick Karoline, die ihren kleinen Filetbeutel an ſich hangen hatte, und gegenüber ſtand Friderike im Laden, hatte ihre Wirthſchaftsſchürze vor, und füllte eine groſſe Bouteille mit Eſſig. Vater Roderich kam aus einer Kammer im Hauſe, und der ſo bedeutungsvolle Anblick ſeiner vier Kinder machte auf ihn überaus ſtarke Eindrücke. „Ich habe eine Erſcheinung gehabt,“ ſprach er zu ſeiner Frau. Brigitte faltete ihre Hände, ward ſchon recht andächtig, und glaubte, Wunder, was ſie hören würde. Als er darauf ſeine Erzählung vollendet hatte, ſchien ſie in einiger Verlegenheit zu ſein, und erwiederte: hum, das ſoll denn doch wohl natürlich zugegangen ſein. „Ich denke auch, verſetzte Roderich lächelnd. Aber es war mir doch in der That ſo, als ſähe ich ſchon unſere Kinder nach zehn oder zwölf Jahren, wie ſie alsdenn in ihren verſchidenen Ständen ſich befinden werden.“

Noch deſſelben Tags rief Roderich alle ſeine Kinder unter die Gebetlaube im Garten, und redete ſie alſo an: „Ich bin euer aller Vater, und ihr ſeid alle meine Kinder. Alle ſeid ihr mir gleichtheuer und werth; denn ihr ſeid insgeſammt gute Kinder. Das mus euch freuen, wenn ich ſo ſpreche. Werdet immer noch beſſer, und habet euch unter einander noch immer herzlicher lieb! Ich mache keinen Unterſchied unter euch: ſo machet ihr auch dergleichen nicht. Ob ihr gleich einerlei Eltern habet: ſo habe ich doch lange ſchon ganz verſchidene Neigungen an euch bemerkt. Das iſt denn oft ſo in Familien, wo der Kinder viel ſind, und mus auch ſo zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft ſein. Ich habe mir einmahl vorgenommen, wenn davon die Rede iſt, wozu ieder von euch in der Welt Luſt hat, und was er werden will, keinem von euch, ſobald er nicht auf Thorheit verfällt, entgegen zu ſein. Werde ein ieder von euch, wozu er ſich ſchickt; nur werdet das recht, was ihr werdet, und laſſet euch dadurch in eurer Liebe gegen euch unter einander nicht geſtört werden, wenn der eine von euch dieſen, der andere ienen Stand erwählt. Es müſſen allerlei Leute in der Welt ſein, und alle haben ſie Ehre, Freude und Segen, wenn ſie ihrem Stande wohl vorſtehen. Ein Gelehrter, der recht viel edle Kenntniſſe beſitzt, ein Handwerksmann, der tüchtige Arbeit liefert; ein Bauer, der ſich auf ſeinen Ackerbau wohl verſteht, ſind alle wackere, brave Männer. Keiner kann von ihnen den andern entbehren; einer arbeitet dem andern in die Hand; ieder iſt dem andern nützlich. So ſollen ſchon ganz für einander fremde Leute denken, wenn ſie in verſchidenen Ständen leben. Aber noch unweit mehr ſollen Geſchwiſter ſo denken. Ihr ſeid dis unter einander, und bleibet es, ſo lange ihr lebet. Ihr werdet freilich nicht immer ſo in einem Hauſe beiſammen ſein, als ietzt, da ihr noch erzogen werdet. Wenn Kinder gros werden, zerſtreuen ſie ſich, und finden der eine hier, der andere da, ſein Unterkommen. Dadurch höret ihr aber nicht auf, Geſchwiſter zu ſein, wenn ihr einſt in verſchidenen Häuſern wohnen werdet. Und eben ſo wenig höret ihr dis zu ſein, dadurch auf, wenn der eine von euch einmahl in einer groſſen Stadt, ein anderer in einer kleinen, und noch ein anderer auf dem Dorfe, wohnen ſollte. Aeuſerliche Unterſchiede, die einmahl unter euch eintreten, können nie die genaueſte Verbindung, welche die Natur unter euch geſtiftet hat, aufheben. Merket dis, und haltet lebenslang zuſammen. Ich und eure Mutter lieben euch, das heiſt, wir lieben uns **in euch**. Könntet ihr ie aufhören, **einer den andern** zu lieben: ſo hörtet ihr auf, uns zu lieben. Das iſt Elternliebe — **Eltern lieben ſich in ihren Kindern**; und das iſt Geſchwiſterliebe — **Geſchwiſter lieben ihre Eltern in ſich unter einander.** Ihr ſtellet uns einſt wieder vor. Wir werden von euch ſcheiden: aber, wo ein Bruder alsdenn den andern ſiehet: da ſiehet er noch das Bild ſeines Vaters; und, wo eine Schweſter die andere erblickt, das Bild ihrer Mutter. Es liegt nichts daran, das **Bild habe einen Umhang von Seide, oder von Wolle**; genung, es iſt **Vaterbild, Mutterbild.** Euch nahm ein und derſelbe Schoos zuerſt auf, als ihr gebohren waret; an eine und dieſelbe menſchliche Bruſt wurdet ihr gelegt. Eben der Mann, eben die Frau, welche ſich über die Geburt des einen von euch ſo innig freueten, freueten ſich auch über die Geburt des andern. Einerlei Hände haben euch gepflegt und beſchützt, und ſich ſo tauſendfältig nach euch ausgebreitet. O liebet euch — liebet euch ewig! Ich habe von Anfang an es zu bewirken geſucht, daß ich euch recht an einander feſſeln möchte. Gewis iſt es mir gelungen, und die mancherlei rührende Beweiſe, welche ihr mir von eurer Zuneigung für einander gegeben habt, haben mein Vaterherz oft mit einem der ſüſſeſten Freuden angefüllt. So machen **Natur und Gewohnheit** eure gegenſeitige Liebe ſtark; was ſollte im Stande ſein, iene, denen ſonſt, wenn ſie auch nur einzeln ſind, nur ſchwer widerſtanden wird, vereinigt zu beſiegen? Etwa der Gedanke — **ich bin mehr, als mein Bruder** — oder der — **meiner Schweſter geht es beſſer, als mir?** Karl, ſobald dein Bruder **das** nur **recht** und **ganz** iſt, **was** er iſt: **ſo iſt er ſo viel, wie du;** und Friderike, wenn du einmahl **das haſt, was** du in deiner **Lage genieſſen kannſt, und was ſich für dich ſchickt: ſo haſt du ſo viel, wie deine Schweſter nur kriegen kann.** Laſſe ich euch doch den Willen! Bin ich doch bereit, euch mit dem Segen, welchen Gott auf meine und eurer Mutter Arbeiten legt, ſo weit er reicht, zu unterſtützen! Alſo, ſo verſchiden euer Stand auch würde, bleibet einander immer die Menſchen, **welche ſich unter einander unter allen am liebſten begegnen.** Kommet, wenn ihr einſt noch ſo weit aus einander lebet, iährlich zuſammen. Wählet, ſo lange eure Eltern leben, dazu dis Haus, und gönnet ihnen die Freude, die Zeugen eurer redlichſten Umarmungen zu ſein. Tretet denn zuſammen wieder an eure alten Spielplätze, wandelt wieder, wie vormahls, reihenweiſe auf dem Mittelwege dieſes Gartens, ſetzet euch wieder, wie iezt, unter dieſe Laube, leget die Hände zuſammen, und ſchwatzet euch etwas aus den alten Zeiten. Denn wollen ich und eure Mutter von weitem euch belauſchen, uns auch der vergangenen Jahre und ihrer Sorgen erinnern, und darüber nicht murren, daß wir bald zu Grabe gehen müſſen. Leben wir doch in euch fort! So wie der alte hohe Baum dort, der nun oben ſchon abſtirbt, in dem iungen Baum hier an der Laube, auf den ich ein Reis von ihm pfropfte. Mit Freudenthränen wollen wir vielmehr unſern Hingang ſegnen, und unſern letzten Balſam darinn finden, euch zu nützlichen Menſchen, zu ſo einträchtigen Geſchwiſtern, erzogen zu haben. Kommet, wenn eure Eltern dahin ſind, in euren Häuſern wechſelsweiſe zuſammen. Ergieſſet, ſo oft ihr beiſammen ſeid, eure Seelen in einander. Rathet einer dem andern! Helfet einer dem andern! Es iſt, als hülfet ihr euren Eltern in einander, und ieder Dienſt, den ihr einer dem andern leiſtet, ſoll als Wiedervergeltung derienigen Dienſte anzuſehen ſein, die wir euch geleiſtet haben. Kein menſchliches Elend gehe euch mehr zu Herzen, als das Elend eines leidenden Geſchwiſters; kein fremdes Glück ſtimme euch mehr zur Mitfreude, als eines Bruders Glück, als einer Schweſter Glück. Höret wenigſtens gern Nachrichten von einander, wenn ihr euch nicht ſprechen könnet, und heiſſet ieden Fremden willkommen, der aus dem Orte iſt. wo einer von euch leben wird, und der euch die Verſicherung vom fortdaurenden Wohlſtande deſſelben gibt. Ort hin, Ort her — Haus hin, Haus her — Kleid hin, Kleid her, einmahl — — ihr ſeid doch Geſchwiſter. Karl, wenn ich ſonſt den Spas machte, und dir einen Treſſenhuth aufſetzte, und dir Locken ſteckte, wardſt du dadurch ein beſſerer Menſch, und mehr, als Fritz?

Karl war unter den Kindern freilich derjenige, der alles das, was der Vater mit dieſen Reden ſagen wollen, am deutlichſten verſtand; indeſſen hatte Roderich doch auf die Gemüther der übrigen damit ſtarke und daurende Eindrücke gemacht. Karl lief zuerſt auf ſeinen Bruder zu, und ſchlos ihn an ſeine Bruſt. Als er darauf Frideriken umarmen wollte, konnte er vor Karolinen nicht dazu kommen, die ſchon an ihrem Halſe hing. Alle ſchloſſen ſie ſich nach und nach an einander, und gaben dem Vater, ohne daß ein Wort dazu von ihnen geſprochen ward, viel Beweiſe ihres herzlichſten Gutmeinens gegen einander.

Karl, endlich. Sorgen Sie nichts, lieber Vater; wir haben uns zu lieb dazu. Und dis haben wir Ihnen zu danken. Ich bin der Aelteſte — verlaſſen Sie ſich nur auf mich.

Roderich, im Weggehen. Du biſt freilich der Aelteſte; aber eben darum haſt du auch die meiſte Verbindlichkeit auf dir, ewige Eintracht unter euch erhalten zu helfen. Du haſt gewis am beſten verſtanden, was ich ſagte: ſo nimms auf dich, die andern lebenslang daran zu erinnern. Du ſieheſt auch gewis ſchon die Vorbedeutungen an deinen Geſchwiſtern von ihrem künftigen Stande, wie du ſie von dem deinigen fühlſt: ſo überlaſſe ich dir es nun noch, nach deiner Art ihnen alles deutlicher zu machen, was ich geſprochen habe.

Brigitte hatte ihren Mann aus dem Stubenfenſter mit den Kindern ſich unter der Laube unterhalten geſehen. Was gilts? dachte ſie; nun werden die Mädgen morgen auch beten. Sie lief ihm daher entgegen, als er zurückkam, und ſprach: „Ach du Herzensvater, ich habe für Freuden unterdeſſen nicht das geringſte thun können. Ich konnte nicht vom Fenſter kommen; und, wenn ich ia weggerufen ward: ſo wars, als wenn mich immer etwas wieder hinzöge. Ich dachte immer, ſo oft ich wiederkam, ich wollte dich mit allen unſern Kindern betend erblicken; und denn — ach denn hätt' ich mirs nicht wehren können, daß ich ſchnell zu euch hinaus geſprungen wäre, und mich in euren Betereihen gemiſcht hätte.“

Roderich, der ihr die Backen ſtreicht. Nein, Mutter, davon war die Rede nicht.

Brigitte, ſchnell und erſchrocken. Nicht? Ach, du lieber Gott — du du! Wenn werde ich doch eine ganz zufridene Mutter werden!

Roderich. Brigitte — du **immer und ewig Brigitte**! — Jetzt habe ich mit unſern Kindern über Geſchwiſterliebe, und zwar über **fortdaurende Geſchwiſterliebe, Troz aller Verſchidenheit des Standes**, geredet. Das war auch ſo gut, als mit ihnen gebetet. Und ich denke, daß es bei ihnen gute Wirkung thun ſolle.

lle. Wir dürſen gewis auf dieſer Seite kein
erzeleid auf unſer Alter von unſern Kindern
fürchten. (tritt ans Fenſter) Sieh nur, wie
arl da an meine Stelle getreten iſt, und das,
as ich ihnen zuſammen geſagt habe, für einen
en beſonders auszulegen ſcheint. Jetzt hat
s mit Karolinen zu thun; und bei der möcht's
ch wohl am nöthigſten ſein, — obgleich nicht
rch meine Schuld. Indeſſen glaube mir,
ß du nicht froher ſein kannſt, als ich, daß nun
Mädgen auch ſo weit herangewachſen ſind.
tte ſei Lob und Dank, daß die Zeit heran-
t, wo ich mit gutem Gewiſſen nun auch ih-
der erſte Religionslehrer werden kann, der
ihren Brüdern ward! Aber nicht blos ih-
twegen bin ich darüber froh, ſondern auch
netwegen. So werden doch nun endlich Ta-
kommen, wo du wenigſtens keine Gelegen-
mehr haben wirſt, mich die kränkende Be-
kung machen zu laſſen, daß ich nicht im Stan-
geweſen bin, dir gewiſſe Ideen zu benehmen,
n Unrichtigkeit ich dir darthat, oft darthat,
arthat, daß du die Unrichtigkeit ſelbſt einge-
oſt, die Ideen aber beibehielteſt.

Brigitte reichte ihrem Manne die Hand, und
ihren Kopf auf ſeine Schulter.

Roderich. Das iſt denn alles recht gut,
Frau. Ich nehme dich auch für nicht
, als du biſt. Ja, noch mehr, ich ver-
e auch nicht, das du mehr ſein ſollſt, als
ein kannſt. Aber nun mache von dir aus

den Schlus; fühle dich ganz; erkenne, was für eine Wohlthat unſern Kindern dadurch erwieſen worden iſt, daß ich immer mit allen Kräften dagegen gearbeitet habe, daß ihnen nicht von Kindesgebeinen an unrichtige Ideen und Grillen beigebracht würden, von welchen ſie ſich nimmermehr wieder losreiſſen könnten. Die meſchante, vernunftloſe und fratzenvolle Erziehung, welche den mehreſten Menſchenkindern noch gegeben wird! Sie iſt Schuld daran, daß zalloſer profaner ſowohl, als heiliger Unſinn von Jahrhundert in Jahrhundert übergetragen, Irthum für Wahrheit, Grille für Frömmigkeit,und Tollheit für göttliche Eingebung, gehalten, und der Menſch in die gröſte Armuth an Lebensgenüſſen verſetzt wird. Sie iſt Schuld daran, daß das, was wahre Religion iſt, ſeine Kraft gerade am wenigſten äuſert, die Herzen nicht intereſſirt, und ſchier ganz und gar überſehen wird. Freilich, wenn der Kopf einmahl ſchief gerückt, und ſo nun fortgewachſen iſt: ſo iſts viel verlangt, daß er ſich gerade tragen ſoll; aber eben darum, ſpreche ich, weil ihr nun ſehet, daß dis nicht angehe: ſo ſeid barmherzig, und rückt ihn wenigſtens euren Kindern nicht wieder ſchief . . .

Brigitte, indem ein Fremder hereintritt, mit ausgebreiteten Armen. Lieber Vater — beſter Mann —

Roderich, indem er ſie an ſich drückt. Nun, es iſt ſchon alles wieder gut, Mutter.

Drittes Kapitel.

Roderich bekam ietzt wichtige Holzgeſchäfte, welche ihn zu vielen und zum Theil langen Reiſen veranlaſſeten. Unbeſorgt darüber, daß in ſeinem Hauſe der Kinder wegen Unordnungen entſtehen ſollten, konnte er nun dieſelben betreiben. Karl war den Tag über bei Zobern; Friz begleitete den Vater; und die Töchter waren unter der Aufſicht der Mutter. Der Ertrag ſeiner gegenwärtigen Geſchäfte war anſehnlicher, als er ihn ie gehabt hatte. Vergnügt kam er von der letzten Reiſe in ſelbigen zurück, und ſprach zu Brigitten: „Siehſt du nun, daß es wahr iſt, was ich immer geſagt habe, daß faſt nichts thörichter ſei, als wenn ein Menſch bei Fleis und Redlichkeit ängſtlich für die Zukunft ſorgt? Unſere Kinder werden gröſſer — mit ihnen unſere Sorgen für ſie — und mit dieſen Gottes Segnungen! Wenn nun nächſtens unſere ganze Familie in häuslicher Stille und Andacht den Schöpfer dafür preiſen wird — o wie ſchön wird dis ſein!“ Brigitte fiel ihrem Manne um den Hals, und ſeufzete: mache, Vater, mache nur!

Friderike ſtand im eilften Jahre: Karoline im neunten. An Geiſteskräften aber war dieſe ſo alt, wie iene. Vater Roderich hielt im Ganzen zwar bei Kindern auf Jahre; allein, in individuellen Fällen brachte er auch frühere Entwickelung der Seele, wo ſich ſelbige unbeſtreitbar äuſerte, mit in Beſchlag. Mithin ſtand ihm nun nichts mehr im Wege, an ſeinen Töchtern den Religionsunterricht eben ſo zu betreiben, wie er ihn vor einigen Jahren an den Knaben betrieben hatte. Er ging dabei eben ſo zu Werke, und lies ſich, wie er es nöthig fand, noch mehr zu ihrer Faſſungskraft herab. Die Mädgen gaben in noch rührendern Ausdrücken ihre innigſte Freude über all das Gute, welches er ſie lehrte, und ihre Herzensgüte, zu erkennen; und im Vater entſtand der Wunſch, daſs er nun noch mehr Kinder haben möchte, um die Seligkeit, Menſchen, die ihm ihr Leben verdankten, auch zu Gottesverehrern, zu Gläubigen und zu Tugendhaften, zu bilden, noch öfter genieſſen zu können.

„Als wir in dieſes Haus zum erſtenmahle eintraten, ſagte er deshalb bei einer ſeiner Zurückkünfte mit den Töchtern zu ſeiner Gattin, hatte ich zwar ſchon hohe Begriffe von der Vaterfreude, ſeinen Kindern ſelbſt den erſten Unterricht auch durch **Worte** über das, was gut und wahr iſt,' zu geben. Ich dachte mir von jeher viel dabei, und bedaurete die Väter, welche dieſe Freude, von der **Natur mütterlich** für ſie beſtimmt, gleichgültig an Fremde abtraten, ſie ſchmecken konnten, und nicht wollten. Aber über alle meine Vorſtellungen ſüs habe ich ſie nun befunden. Wenn ich denn ſo ſah, wie in unſerer Kinder Augen, in den Spiegeln ihrer unſchuldigen Seele, das Licht ſo allmählich her-

auſtagte, ſtärker ward, immer noch ſtärker ward,
und zuletzt ſo rein, ſo hoch und himmliſch glänz-
te; — wenn ich in ihrem ganzen Anblick innern
Drang nach Gott, emporſteigende Freude über
ſein ihnen erwieſenes Daſein, herzlichen Beifall
für die Seligkeit des Tugendhaften, und from-
mes, unverſtelltes Verlangen darnach, hohes
Aufmerken über den Glauben an die Zukunft,
nd ſehnſuchtsvolle Umarmung deſſelben, las; —
venn ich Karls Nachdenken, Fritzens Seelen-
uhe, Friderikens zärtlichere Empfindungen, und
Karolinens noch ſanfteres Gefühl in ihrem gan-
en Weſen, dabei entzifferte: o Mutter, Mut-
er, welche unüberwindliche Ueberzeugungen ſchuf
is in mir davon, daß **Vaterpflicht** und **Va-**
erfreude ebenſo genau vom Schöpfer an ein-
nder gekettet worden ſind, als überall auf Er-
en **Menſchentugend** und **Menſchenglück!**
Jenung, es bleibt ewigwahr, was geſchrieben
eht, — **geſchrieben im Innerſten des Her-**
ens — ie mehr der Menſch in ieder La-
e iſt, was er in ihr ſein ſoll, deſto mehr
ohnt er ſich ſelbſt dafür, daß er es ward.
ch verkauſe dieſe gehabte Vaterfreude auch
sdenn, wenn ſie ſchon genoſſen ſein wird,
r nichts in der ganzen Welt; die bloſſe Er-
nerung derſelben ſoll nach Jahren noch eine
Sonne, Wolluſt, Heil, Seligkeit — o wie nen-
ich ſie doch recht? — **Leben und Weben**
Reiche Gottes ſoll ſie mir ſein!"

Friderike und Karoline ſchmeichelten ſich letzt eben an Brigitten an, und erzählten ihr, daß der liebe Vater heute mit ihnen gebetet hätte. Brigitte ſah ihren Mann an; und dieſer that auf der Stelle einen Schwur im Herzen, dieſes von ihr empfangenen Blicks und ihres ganzen ausdruckvollen Geſichts dabei; ſo lange er lebe, nie zu vergeſſen. Sie hatte völlig die Mine, die Geſtalt und den Anſtand eines Menſchen, deſſen Wünſche insgeſammt befridigt ſind; dem ein hinreiſſendes Gefühl ſeiner Allgenüge und Allſeligkeit iezt aus der tiefſten Tiefe der Bruſt hervorſteigt, und über ſein ganzes Weſen hinſtrömt; der in einem und demſelben Augenblick, von dieſem Gefühl gedrängt, den Urheber ſeiner Seligkeit aufſucht, und dicht vor ſich findet; und nun im Begrif ſteht, ſich, wenn es möglich wäre, ſo mit ihm zu vereinigen, daß beide nur ein Ich ausmachten.

Brigitte ſank an Roderichs Bruſt, wie ohne alle Kraft, ſchlang beide Arme um ſeinen Hals, und lies ihr Geſicht auf ſeiner Schulter ruhen.

So ſtanden ſie lange.

Roderich hob ſie, und hielt ſie vor ſich hin, daß er ihr nochmals ins Geſicht blicken möchte. Ihre Augen ſtanden voll Thränen. Simpathie lies ihn auf der Stelle ihr entgegenweinen.

Brigitte. Vater — Vater — mein Freund — mein Lehrer — mein Alles, was ich auf der Welt habe und bin — —

Roderich. Du Redliche — du Ewiggeliebte! Ich weis, wie lieb du mich haſt. Laß uns fortfahren, dis Leben uns zu verſüſſen, und ieden Segen Gottes, den wir in Genus verwandeln, uns durch Eintracht und durch Theilung mit unſern guten Kindern noch ſchöner zu machen! In ieder Welt, wohin uns Gott noch führt, wollen wir uns beide die Wertheſten bleiben.

Brigitte. Nun iſt mein Glück und meine Ruhe vollkommen. Alle meine Kinder ſind nun zu Gott geführet; und du, du biſt der Mann, der ſie hingeführt hat.

Roderich. Wohl mir, daß ichs erlebte! Doch, Gott wird uns noch mehr erleben laſſen, ls dis. Laß uns auf ſeine Güte hoffen!

Brigitte. Vergib mir, lieber Mann, daß h die Zeit dazu immer nicht erwarten konnte. Du kennſt uns Frauen ia — —

Roderich. Hiervon weiter nichts! — du aſt es gut gemeint, wie ich. Sei in Zukunft ber alles, wovon du ſieheſt und geſteheſt, daß h recht daran thue, mit mir eins. Weiter ver nge ich nichts von dir, und habe nie weiter et as von dir verlangt.

Brigitte umarmte ihn nochmals, und nun m die Reihe an ihre Töchter, welche ſie in ih n Schoos rief, und tauſendmahl küſſte und gnete. Die Knaben kamen auch dazu; und muſte es nie eine Mutter gegeben haben, wel e ſich glüklicher gefühlt, als Mutter Brigitte ſich in dieſen Augenblicken fühlte. Es war eine Luſt, von dieſer Zeit an den Kindern zuſammen von weitem zuzuhorchen, wenn ſie etwa in der Gebetlaube, oder unter der Linde hinter dem Garten, ſaſſen und ſich kühlten. Da examinirte denn Karl ſeine Schweſtern, wie weit ſie in der Religion wären, und was ſie neues wieder vom Vater gehört hätten. Karoline blieb ihm nicht leicht eine Antwort ſchuldig; und, wenn er denn das geringſte hinzuſetzte, was ſie noch nicht vernommen: ſo beſchäftigte ſie ihn mit ihren zwanzig Fragen ebenſo, wie er den Vater damit beſchäftigt hatte. Mit altkluger Mine gab er ihr Aufſchlüſſe, oder verwies ſie zur Geduld, wie man ihn dazu verwieſen hatte. Friderike kam auch an die Reihe, und beſtand nicht ſchlechter. Nur hatte ſie wenig zu fragen. Fritz ſas dabei ziemlich ſtill, und machte höchſtens, wenn Karl vierzehn Fragen gethan hatte, die Mandel voll. Man ſah ihm die Freude über ſeines Bruders gröſſere Kenntniſſe und Suade in allen ſeinen Geſichtszügen an. War die Zuſammenkunft unter der Linde: ſo beſchloß ſie Karl mit einer feierlichen Ermunterung für ſich und ſeine Geſchwiſter zur Tugend, zum Fleis und zur Liebe gegen ihre Eltern und gegen ſich unter einander. Alsdenn gingen ſie angefaſſt etwas vorwärts ins Feld, zerſtreneten ſich, ſuchten Aerme voll Bluhmen, banden Sträuſſe, Kränze und Bänder, ſchmückten und krönten einer den andern damit. Waren ſie aber unter der Laube beiſam-

men: ſo endigte ſich Karls Examen mit einem
Gebet, das er aus dem Herzen, langſam, an-
dächtig und laut, that, und worinn er der Eltern
iederzeit mit frommer Empfindung zu verſchide-
nen mahlen Erwähnung that. Darüber höreten
die ſeitherigen noch übriggeweſenen Spiele unter
dieſen ſich nun immer mehr ausbildenden Kin-
dern auf. Karl wuſte, ſobald er unter ſeinen
Geſchwiſtern war, ihnen aus Zobers Unterricht
o viel zu erzählen, welches ſich auch für ſie ſchick-
e, daß niemand nach einer andern Art von Un-
erhaltung verlangte. Oft ſezte ſich Brigitte,
denn er ſo zu erzählen anfing, und ſie ihr Tage-
werk vollendet hatte, in ihren Kreis, und erſtaun-
e über alles das, was ihr älteſter Sohn ſchon
wiſſe. Keinen Anblick hatte die ganze Welt
ber für ſie, der ihr rührender und ſeliger zu-
leich geweſen wäre, als der war, wenn ſie alle
re Kinder unter der groſſen Laube im Garten
etend erblickte. Als ſie dis zum erſtenmahle
h, wollte ſie hin, und ihr Gebet mit dem Ge-
te derſelben vereinigen; aber Roderich war
en zu Hauſe, und bat ſie, daß ſie es nicht thun
öchte. So oft ſie es nun in der Folge wie-
r bemerkte, ging ſie mit Mutterempfindungen
einen einſamen Ort, und betete in den Au-
nblicken für ihre Kinder, in welchen dieſe
ſie beteten.

Brigittens Geburtstag lief um dieſe Zeit
, und Vater Roderich machte ſich das Ver-
ügen, ihn zu feiern. Karl muſte ſie früh

Morgens mit einer kleinen ſelbſtgemachten Anrede überraſchen, die voll der mildeſten Glückwünſche war. Ihn begleiteten ſeine übrigen Geſchwiſter, welche die Mutter mit Bluhmen über und über beputzten und bebanden. Mittags gab Roderich einen kleinen Schmaus, der ſich von den gewöhnlichen Mahlzeiten durch ein Gericht mehr, und ein Paar Bouteillen Wein mit einem gutausgebackenen Sahnkuchen, unterſchied. Zober mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern, welche das Alter der Roderichſchen Kinder hatten, waren dabei. An einem Tage ward Fritzens ganzer Bluhmenvorrath geplündert, und Karoline war dabei in aller ihrer Geſchäftigkeit. Sie band, ſie ſtreuete aus, legte Figuren damit, und hatte ſelbſt einen kleinen Bluhmengarten an ſich.

Brigittens angenehmſte Ueberraſchung an ihrem Geburtstage ſtand ihr aber noch bevor. Als die Gäſte beiſammen, die Speiſen aufgetragen waren, und man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, gab Roderich ein Zeichen allgemeiner Aufmerkſamkeit, und ſprach: Von dieſem Tage an will ich das Tiſchgebet in meiner Familie einführen; doch ſo, daß es keine leere Gewohnheit werde. Bald will ich, bald ſoll es der Aelteſte von meinen Kindern ſein, der es laut verrichtet. Die übrigen beten alsdenn im Stillen andächtig nach.

Ganz unerwartet hub Paſtor Zober die Hände auf, und ſprach ein kurzes herrliches Gebet, welches die ganze Geſellſchaft der Freuden noch empfänglicher machte, die dieſer Tag für ſie hatte. Beſonders ward Brigitte in einen gar heitern Ton geſtimmt. Man ſas einige Stunden am Tiſche, welches vielleicht das erſtemahl war, daß in dieſem Hauſe ſo viel Zeit auf ein Mittagsbrodt verwendet ward, und ihres Geſprächs war kein Ende. Sie brachte Geſundheiten aus, weiſſagte gute Zukünfte, und tröſtete ieden, den ſie nicht in ſo hohem Grade ſeelenfroh fand, als ſich. Habe ich dich doch ſo vergnügt nicht geſehen, ſprach Roderich, ſo lange wir aus der Reſidenz ſind.“

Beim Aufſtehen gab Roderich Karln ein Zeichen, daß er der Vorbeter ſein ſolle. Karl ſammlete ſich einige Augenblicke, und betete dreuſt und vernehmlich: „Aller Gaben Geber! du haſt uns iezt ſo reichlich geſpeiſet und getränkt, und es hat uns allen ſo herzlich wohl geſchmeckt. Freude wohnte unter allen, die an dieſem Tiſche aſſen. Wir danken dir für ieden Segen dieſes Tages. Stärke uns alle nun auch durch die genoſſene Nahrung, und ſegne uns, wenn wir die dadurch erhaltenen Kräfte ieder zu Erfüllung unſeres Berufs und unſerer Pflichten anwenden. Segne beſonders heute die Mutter dieſes Hauſes!“

Jedem Edelgeſinneten, der dabei gegenwärtig war, muſte es ein reines Vergnügen gewähren, die Andacht und Herzenserhebung zu ſehen, mit welcher Karl, der herrliche Knabe, laut betete, und ſein Geſchwiſter ihm im Stillen nachbeteten. Vater Roderich ſah in dieſen Augenblicken wie ein Mann aus, der einen langeüberdachten Plan auf das glücklichſte ausgeführt hat. Dis hatte er gewünſcht, zu bewerkſtelligen, daß einſt, wenn an ſeinem Tiſche gebetet würde, **wahrhaftig**, und ſo, "**wie alleweil**, gebetet werden möchte. Er war feſt überzeugt, daß von ſeiner ganzen Familie niemand ſei, der iezt blos die Hände faltete. Selbſt Karoline, welche ſich ſonſt ſchwer ſo lange an einen einzigen Gegenſtand heften lies, verzuckte keine Mine, und ſchien ihrem Bruder die Worte aus dem Munde zu nehmen. Als er noch ſo darüber dachte, und eben die Hände aus einander fallen laſſen wollte, erſchien ein ihm unangenehmes Brigittiſches Intermezzo.

Brigitte, als Karl zu beten aufgehört hatte. Nun Karoline — Wir danken dir, Jeſu Chriſt, daß du unſer Gaſt geweſen biſt — nun, geſchwinde — —

Karoline. Wir danken dir, Herr Jeſu Chriſt —

Roderich. St!

Brigitte lief auf Karln zu, und umarmte ihn zuerſt. Roderich flüſterte Zobern einige Worte ins Ohr, und, als er ſeiner Frau die geſegnete Mahlzeit wünſchte, ſagte er leiſe zu ihr: Brigitte und **Brigitte von nun an bis in Ewigkeit!!!**

Nachmittags ging die Geſellſchaft in den Gar-
en. Die Kinder beluſtigten ſich unter einander,
und die Alten ſetzten ſich unter die Laube.

Roderich zu Brigitten. Liebe Mutter, in Ge-
enwart der Kinder war nicht Zeit davon; aber
etzt will ich dich bitten, fordre mir keins von
en Kindern bei Tiſche wieder zum Gebet auf,
ondern las mich dis thun, und lehre keins von
hnen weiter ſo eine gewöhnliche Gebetsformel.

Brigitte. Es iſt ia aber doch ſo ein ſchö-
es Gebet, das Karolinchen herſagen ſollte.
Sie kann es auch ſo hübſch ohne Anſtos.

Roderich. Alles recht gut; ich will aber,
aß meine Kinder, wenn ſie beten, auch dabei
enken ſollen. Das habe ich dir ſo oft geſagt.
Was ſollte ſich Karoline denn nun dabei den-
n, als ſie iene Gebetsformel ſprechen ſollte?
n ihrem ganzen Leben hat ſie mit den Wor-
n — es iſt iemand bei Tiſche unſer
aſt — keinen andern Begrif verbinden ge-
nt, als den, daß er mit uns eſſe und
inke. Alſo muſte ſie ſich bei ienem Gebete
ch dis nur denken. Haſt du denn den Herrn
eſus heute aber wirklich traktirt? Da ſie
h nun dis nicht dabei denken konnte: ſo
chte ſie gar nichts dabei. Wie wird dir nun
s einer vernünftigen Mutter darüber zu
uthe?

Brigitte. Sie ſollte ia mit uns dem Herrn
eſus dafür danken, daß er uns bei der Mahl-
t geſegnet hätte....

Roderich. Ei, das iſt ia alſo etwas ganz anders, als in den Worten liegt. Wie konnte ſie denn dis dabei denken? So müſts ia heiſſen: wir danken dir, daß du unſer Wirth geweſen biſt. —

Zober. Die Bemerkung iſt richtig.

Roderich. Sie kennen mich, Herr Paſtor, und ich wollte der Achtung keines guten Menſchen werth ſein, wenn ich auf Spöttelei ausginge.

Brigitte, verlegen. Man betet ia aber auch vor Tiſche: Komm Herr Jeſu, und ſei unſer Gaſt.

Roderich. Nun, dis iſt daſſelbige. — Mutter, du meinſt es gewis gut, wenn du ſo beteſt; ich weis auch, daß man dieſen uneigentlichen Worten durch Erklärung einen guten Sinn unterlegen kann. Aber warum wollen wir unſern Kindern das Gebet erſchweren? Warum ſollen ſie den Sinn, welcher in iener Formel liegt, nicht gleich mit deutlichern Worten ausdrücken? So können wir doch Bürge dafür ſein, daß ſie den Sinn nicht verfehlen. Und hieran, hieran liegt mir Alles… Ich will dir noch mehr ſagen. Jeſus kann nun doch einmahl in eigener Perſon nicht mit uns eſſen und trinken. Das mus die ganze vernünftige Chriſtenheit eingeſtehen, und Er ſelbſt hats geſagt. Wenn du nun bei iener dunkeln Gebetsformel beharreſt, und Ihn, der in eigener Perſon nicht mehr unſer Gaſt ſein und mit uns

eſſen

ſſen kann, ja zu Gaſte bitten willſt: ſo bitte
u nicht ihn, ſondern ruf einen **Hungrigen**
on deinen Nebenmenſchen herein, und
peiſe dieſen. Alsdenn erſt iſts dir wahrer
rnſt, daß du **den Herrn Jeſus traktiren**
illſt. **So allein** kannſt du ihn traktiren.
eiche Geizige haben gut beten, komm, Herr
eſu, und ſei unſer Gaſt; **dieſer Gaſt ver-**
hrt ihnen nichts. Vor ihrer Thür liegen
eleicht zehn, zwölf Elende, die den ganzen Tag
ch nichts gegeſſen haben; aber von dieſen ru-
 ſie keinen herzu. Es iſt faſt, als wenn es
eſus gewuſt hätte, daß man einſt ſo ſonderbar
ten würde, weil er, als er von Speiſung
ner redete, **ſichtbare hungrige Menſchen**
 allen Zeiten für ſich ſubſtituirte.

Zober. O Freund Roderich, ſie haben voll-
nmen recht, ewig recht. **Andern Gutes**
un, wenn es uns wohl geht — Dürfti-
mit uns eſſen laſſen, wenn unſer Tiſch
reichlich für uns bedeckt iſt — das iſt
 rechte Beten, **komm, Herr Jeſu, und ſei**
ſer Gaſt. Aber, wenn wird dieſe Erklärung
 allgemein angenommene werden!

Roderich. Ich wollte meiner Frau damit
 beweiſen, daß ich nicht unchriſtlich handle,
n ich die gewöhnlichen Tiſchgebetformeln
t leiden will. Die Beter können nichts
ei denken.

Zober. Leider iſt dis wahr. Und überhaupt taugt all das Beten **nach gewiſſen Formeln nicht viel.**

Roderich. Nun höre zu, Mutter.

Zober. Bei dem Herſagen auswendiggelernter Gebeter hat man es mehr mit den **Worten**, als mit dem Sinne derſelben, zu ſchaffen. Man mus nur immer darauf denken, daß man die **beſtimmten** Worte, und zwar **gerade** ſo **in der Reihe** treffe, **wie** ſie **auf einander folgen.** Darüber verliehrt man das aus den Augen, **was die Worte** bedeuten. Beten wir aber **aus uns** ſelbſt: ſo müſſen **wir denken,** weil wir eine **Reihe von Worten, die einen Sinn haben** ſollen, ohne **den Sinn vorher** zu **empfinden,** nicht **hervorbringen** können. Haben wir aber den **Sinn**: ſo folgen **die Worte, welche ihn ausdrücken** ſollen, freiwillig. Da haben wir denn keine Mühe, gerade dieſe oder iene gewiſſe Worte zu ſuchen; wenn es nur Worte ſind, die den Sinn ausdrücken; es ſind unſere eigenen, und da iſt das Lexikon des gemeinen Lebens gros genung, um zu nehmen, welche wir wollen. Und, wenn wir denn in wahrer Andacht ſind: ſo gehts uns, als wenn wir im Affekt ſprechen, und **wir treffen gewis die rechten Worte.**

Roderich. O Brigitte, Brigitte, las uns recht aufmerken. Das iſt uns ſo aus dem Herzen geſprochen, und alles ſo wahr und richtig, daß kein Menſch etwas dagegen haben kann.

Zober. Auch iſt das Uebel dabei, wenn wir gewiſſe Formeln beten, daß wir bei der geringſten dazu kommenden Zerſtreuung die Formel fortbeten, ohne uns deſſen bewuſt zu ſein. Beim Beten aus uns ſelbſt müſſen wir uns in dieſem Fall erſt wieder ſammlen, wenn wir wollen weiter beten können; aber dort verlaſſen wir uns aufs Gedächtnis, welches auch ohne unſer Zuthun und Mitdenken ſeine Arbeit treulich verrichtet. Da ſtehen wir denn, und ſind fertig; und unſer Herz ſagt es uns, daß wir nicht gebetet, ſondern nur geſprochen haben. Ich weis ia, wie es mir ſelbſt gehet, wenn ich in meinem Amte bin, und die gewöhnlichen Formulare aus der Kirchenagende herleſe. Weil ich ſie ſo unzählich oft geleſen habe, und ſie immer dieſelben bleiben: ſo leſe ich oft eine halbe Seite fort, ohne etwas dabei zu denken. Verändere ich hingegen die Worte nur: ſo denke ich gleich wieder darauf; weil ich nun ſuchen mus, im Zuſammenhange zu bleiben, und den vor mir liegenden Sinn auszudrücken. So iſts nun einmahl mit uns Menſchen; und, weil es ſo iſt: ſo müſſen wir uns durch Veränderung der Worte, und, daß ich ſo ſage, durch Selbſtmachung der Worte, zu helfen ſuchen. Nehmen Sie nun vollends Kinder, die ſo an ſich ſo äuſerſtflatterhaft, mit ihren Gedanken umherſchweifend und zerſtreubar ſind: ſo iſts der ſicherſte Weg, wenn man haben will, daß ſie ohne Andacht beten ſollen, daß man ſie **auswendiggelernte Formeln** herbeten laſſe. Sie werden freilich ihr Aeuſſerſtes thun, um kein Wort auszulaſſen, oder unrecht zu ſtellen, damit ſie den Ruhm haben, **ohne Anſtos** gebetet zu haben; allein, eben dis wird verurſachen, daß ſie auch nur alle ihre Seelenkräfte auf die Worte richten, und nichts dabei denken. Haben ſie nun vollends dergleichen Gebete ſchon ſehr oft hergeſagt, ſo, daß ſie ſie ſo feſt im Gedächtnis haben, daß ſie ſie auch im Schlafe herſagen können: ſo werden ſie dabei mit ihren Gedanken immer anderswo ſein; und, wenns ein Gebet vor Tiſche iſt: ſo weis ich, wo ſie alsdenn damit gewis ſein werden...

Roderich. In der Schüſſel — **in der Schüſſel**, lieber Herr Paſtor.

Zober. Richtig! — Man hörts den Kindern alsdenn auch bald an. Sie übereilen ſich, und plappern in einem Odem weg. Beten vollends ihrer mehrere: ſo paſſen die übrigen nur darauf, daß ſie zu rechter Zeit mit ihrer Formel einfallen. Kurz, man höret es ihnen an, daß ſie **ohne Verſtand** beten. Da wir nun überdis noch gröſtentheils ſo elende Gebetsformeln haben, die ihrer Jämmerlichkeit, öfterer Unſchicklichkeit und ſogar Sinnloſigkeit wegen ſchon längſt hätten über die Seite gelegt werden ſollen: ſo rathe ichs ieder Familie, welche durch ihr gemeinſchaftliches Gebet wahre Gottesverehrung leiſten will, an, das Beten aus dem Herzen einzuführen. Und, wenn der kleinſte Bube in einem Hauſe aus ſich ſelbſt betet: ſo kann er beinahe nicht elender beten, als die gewöhnlichen Formeln ſind; und ſein Gebet hat denn doch den Vorzug, **daß es Ausdruck, Ausſchüttung, und Ausguß ſeiner Empfindungen** iſt. Es ſollen aber in wohleingerichteten Familien nicht die Kleinſten es ſein, **die beim Gebet das Wort führen.** Läſſet man dieſe auch wohl bei andern Gelegenheiten das Wort führen? Nein, die Eltern ſollen vorbeten, oder wechſelsweiſe die ältern Kinder.

Roderich. Und ſo ſoll es denn von nun an auch in meinem Hauſe ſein. Dis iſt vom Anfang an mein Wille geweſen; und dieſer mein Wille mus dir doch nun wohl richtig ſcheinen, Mutter, da du hörſt, daß dieſer würdige Geiſtliche mit mir gleiches Sinnes iſt.

Brigitte ſah Verbindung wider ſich, und begab ſich der Sache; und der übrige Tag ward unter freundſchaftlichen und erheiternden Geſprächen von beiden Familien vollbracht.

Roderich, der anfangs der Religion wegen an den Kindern in den Augen ſeiner Frau zu wenig that, übertraf nun alle ihre Erwartungen. Er kannte den Werth der häuslichen Gottesverehrungen, ſobald ſie nicht bloſſe Gebräuche, leere Aeuſerlichkeiten, Andächteleien, oder gar nur Ausfüllungen gewiſſer zu ſonſt nichts anzuwenbenden Zeiten ſind, und machte ſein Haus zum Muſter derſelben. Morgen- und Abendgebet verrichtete iedes ſeiner Kinder vor ſich, und er überlies ſie dabei ihrem eigenen noch unverdorbenen Herzen. Am Tiſche ward bald ſtill gebetet; bald war er ſelbſt, oder Karl, der laute Betende. So oft es ſeine Geſchäfte zulieſſen, nahm er Nachmittags oder Abends eine Stunde dazu, und verſammlete ſeine ganze Familie um ſich her, las ein Kapitel aus dem Leben Jeſu, und zergliederte das ſchöne und lehrreiche in ſelbigem. Alsdenn muſte Karl aus einem Erbauungsbuche, dergleichen er verſchidene, und zwar die beſten ſeines Zeitalters, welche ihm Zober vorgeſchlagen hatte, beſas, vorleſen; und ein Geſang aus einer treflichen, herzerhebenden neuern Liederſammlung beſchlos die fromme Unterhaltung. Alle Jahreszeiten, alle beſondere Ereigniſſe in der Natur, ieden glücklichen und unglücklichen Vorfall ſeines Hauſes, brauchte er dazu, ſeinen Kindern gute Lehren zu geben, und ſie im Glauben und Vertrauen auf Gott zu ſtärken. Seine eigene Lebensgeſchichte verſchafte ihm Stof zu mannigfaltigen, beſſernden und ermunternden Erzählungen für ſie, und wohin dieſelbe nicht reichte, dazu bediente er ſich des Lebens anderer Rechtſchaffenen. Immer waren die Grundſätze, auf welche er zurückkam, dieſe, daß Rechtſchaffenheit und Berufstreue ſegnen, daß man nur in dem Grade ein glücklicher Menſch ſei, in welchem man ein tugendhafter ſei, daß das gröſte Elend doch Segen für ſeinen Erdulder werde, und daß nur derienige verzweiflen dürfe, den ſein eigenes Herz verdamme. War er Sonntags mit den Knaben in der Kirche geweſen: ſo ward, wenn ſie nach Hauſe kamen, die ganze gehörte Predigt noch einmahl durchgegangen. Er fragte alsdenn einen ieden, was er davon behalten, und ſchärfte die herrlichen Lehren und Troſtgründe, welche Zober gegeben hatte, noch tiefer ein. Da war es ihm eine Freude, zu hören, daß Karl im Stande war, den ganzen Gang, welchen Zober bei ſeinem Vortrage genommen, her zu erzählen, der herrlichſten Stellen deſſelben auszuheben, und ganze Perioden von Wort zu Wort herzuſagen. Dis zeugte in ſeinen Augen von der hohen Aufmerkſamkeit des Knaben, von der Kraft deſſelben, ſeine Seele lange auf einerlei Gegenſtand zu heften, von ſeinem innern Gefühl für Ordnung und Schönheit, und von ſeinem treflichen Gedächtnis. Roderich betrieb dieſe geſammte Hausandachten in ſeiner Familie dergeſtalt, daß ſie ihren eigentlichen Zweck nicht verfehlten. Vor allen Dingen ſorgte er dafür, daß ſie ſchlechterdings **nicht Schlendrian** wurden. Da war kein ängſtliches Gebundenſein an Täglichkeit und Stündlichkeit. Es muſte nicht etwa alles im Hauſe ſtehen und liegen bleiben, oder die ganze Familie ſich halb aus dem Athem laufen, um beiſammen zu ſein, wenn die Glocke ſchlug; ſondern die Andachten muſten ſich in die Zeit, und in die nothwendigen Haus- und Berufsgeſchäfte ſchicken. Wenn z. E. überhäufte häusliche Arbeit war, eine allgemeine Thätigkeit die ganze Familie belebte, und iedes Glied derſelben mit Herzensluſt ſeinen Antheil an den Geſchäften vollbrachte; ſo pflegte er zu ſagen — **das iſt die ſchönſte Betſtunde, welche eine ganze Hausgenoſſenſchaft zuſammen halten kann.** Auch veränderte er faſt iedesmahl die Beſchaffenheit der religiöſen Unterhaltungen ſelbſt. Bald ward geſungen, bald nicht geſungen; bald ward von ihm, bald von Karln, geleſen; bald gar nicht geleſen, ſondern von ihm blos erzählt und vermahnt. Beim Leſen ging es nicht ſo her, daß ein Buch, das an der Reihe war, von Anfang bis zu Ende durchgeleſen, und nur immer das in ſelbigem gleich gegriffen ward, was nun unmittelbar folgte; ſondern Roderich wählte allemahl, was geleſen werden ſollte. Da ward denn manches Stück zehnmahl, manches, das auf die Anweſenden keinen Bezug hatte, gar nicht geleſen. Selbſt mit den Evangeliſten ward ſo verfahren. So war z. E. das erſte Kapitel Matthäus noch niemahls an der Reihe geweſen; das fünfte und ſechſte hingegen kam in iedem Monath daran. Ferner muſten dieſe häuslichen Andachten auch ohne alles Geräuſch geſchehen. Man konnte es nicht zehen Häuſer weit hören, wenn die Roderichſche Familie ſang. Auch ſtanden die Vorübergehenden, wenn geleſen ward, nicht unter den Fenſtern ſtill, und ſprachen: Roderich predigt wieder. Bei den Andachten ſelbſt ward alles ſorgfältig vermieden, was Affektation oder Scheinheiligkeit heiſſt. Da hingen die Köpfe nicht, auch legten ſich die Hände nicht auf gleiche Art zuſammen. Dafür herrſchten aber durchgängig Seelenſtille, fromme Aufmerkſamkeit, Lehrbegierde und wahre Herzensandacht. Am allerwenigſten durften Brigitte und ihre Kinder etwas **verdienſtliches** in dieſen religiöſen Unterhaltungen finden. Niemand durfte ſich es einfallen laſſen, ein nachbarliches Haus, wo dergleichen nicht geſchahen, ein Haus voll **Unchriſten** zu nennen. Niemand ward dazu angeleitet, in dieſen Andachten das **Chriſtenthum** ſelbſt zu ſuchen. Wenn Roderich hierüber ſprach, ſo pflegte er ſich etwa ſo auszudrücken: „Dieſe unſere häusliche Gottesverehrungen ſind nicht **Zweck** ſelbſt, ſondern nur **Mittel**, ihn um ſo beſſer zu erreichen. Zweck für uns iſt dis, daß **wir täglich weiſere und beſſere Menſchen werden.** Alles, was dis an uns befördert, iſt ſchön; aber nicht ſchön an ſich, ſondern, **weil es dis befördert.** Nur in der Maſſe alſo, in welcher wir unſere Andachten zu dieſem Zweck wahrhaftig benutzen, haben ſie **Werth für uns bei Gott und Menſchen.** In vielen Häuſern hat man vieleicht ähnliche Andachten; aber, weil man **blos an ihnen** genung hat, es **blos bei ihnen** bewenden läſſet, und die Geſinnungen, welche man da lieſet, höret, ſingt und betet, nicht auch wirklich ins Leben überträgt, und nicht in ſeinen **Handlungen** erweiſet: ſo taugen ſie zu weiter nichts, als daß ſie nur **den Hang zur Heuchelei, und Gottes- und Menſchentäuſchung, in den Gemüthern ſtärken.** Da heiſts denn wohl: ach, in dem Hauſe gehts ſehr fromm und chriſtlich zu — alle Tage hält man darinn Betſtunde. Und, wenn man denn genauer das Haus unterſucht: ſo wird vieleicht vor und nach der Betſtunde in ſelbigem gezankt und geflucht, unmäſſig gelebt, Müſſiggang und Eitelkeit aufs höchſte getrieben, gelogen und betrogen. Nein, unſer häusliches Leben mus eine immerwährende häusliche Gottesverehrung ſein. Eintracht und Liebe unter uns allen, ſtille und treue Abwartung unſerer Berufsgeſchäfte, Zufridenheit mit Gott, und Ergebung an ihn bei iedem Schickſal, Redlichkeit gegen alle Menſchen, die mit uns im Verkehr ſtehen, und Barmherzigkeit gegen Elende — dieſe ſind **die ſchönſte Hausgottesverehrung.** Und nur dieſe zu befördern, nicht aber ihren Mangel der Welt und uns ſelbſt etwa zu verbergen, oder weniger ſichtbar zu machen, halten wir nach Zeit und Umſtänden unſere beſondern Andachten.“

So gelang es dem edlen Hausvater Roderich, den ſogenannten Privatgottesdienſt in ſeiner Familie zu einer der nützlichſten Andachten zu machen, und den Segen für ſich und die Seinigen aus ihm zu ſchöpfen, welchen iede Familie aus ihm ſchöpfen könnte.

Viertes Kapitel.

Mit dem Unterricht durch edles Beiſpiel hatte Roderich an ſeinen Kindern den Anfang ihrer moraliſchen Bildung gemacht; der Unterricht durch Worte war hierauf gefolgt. Noch wuſten ſie wenig von Laſtern. Sie liebten mit einer Art von natürlichem Enthuſiaſmus die Tugend. Herrliche Seelen! recht gebildet dazu, eine Welt voll Tugendhafter durch ihren Eintritt in ſie zu ſchmücken, und in ihr ihre Seligkeit zu finden!

Aber Vater Roderich wuſte mehr denn zu gut, daß er ſie vor der Hand noch nicht in eine ſolche Welt verſetzen könnte. Die Welt, in der ſie einſt leben ſollten, war dieſelbige, in welcher er lebte. Er kannte dieſe, und wuſte, daß eine unſchuldige Unwiſſenheit des Laſters in ihr nicht Stütze genung für die Tugend ſei. Immer konnten er und ſeine Kinder nicht beiſammen ſein. Geſetzt auch, daß ihn der Tod nicht früh von ihnen trennen ſollte: ſo wuſte er doch, daß ſie, ſo, wie ſie erwüchſen, einer nach dem andern von ihm gehen würden. Auf ieden Fall ſah er alſo vorher, daß ſie doch das Laſter kennen lernen müſten. Da kam es nun darauf an, von welcher Seite ſie es zuerſt kennen lernen würden. Roderich bebte, ſo oft er daran dachte, daß es möglich, ia, daß es wahrſcheinlich wäre, daß ſie es mitten in der Welt von ſeiner gefälligen, einſchmeichelnden Seite gerade zuerſt ins Auge faſſen möchten. Er wuſte, daß alsdenn die erſten Eindrücke die **ſtärkſten und daurendſten** würden, und daß der Menſch alles, was er ſieht, aus dem **Geſichtspunkt hernach am gewöhnlichſten** betrachte, **aus welchem er es zum erſtenmahle betrachtet hat.** Folglich wollte er es nicht, wie andere Eltern, **auf gut Glück ankommen laſſen,** von welcher Seite zuerſt ſeine Kinder das Laſter kennen lernen würden; ſondern es war ihm darum zu thun, daß ſie es gleich zum erſtenmahle in ſo einer Lage und Geſtalt erblickten, in **der es ſchlechterdings Verachtung, Ekel und Abſcheu erweckt.** Und dis beſchlos er nun auch ſelbſt zu bewirken. Er war ihnen Lehrer der Liebenswürdigkeit aller Tugenden geworden; ſo wollte er auch ſelbſt ihnen Lehrer der Verabſcheuungswürdigkeit aller Laſter werden.

Dieſen Endzweck zu erreichen, kehrete er nun, da ſeine Kinder **nicht mehr blos ſahen,** ſondern, da er auch **mit ihnen über alles reden konnte,** einen Theil ſeines bisherigen Erziehungsplans völlig um. Seither hatte er ſie ſorgfältig vor allen Anblicken des Laſter verwahrt; nun **führete er ſie ſelbſt zu ſelbigen hin.** Aber, er ergrif dabei allemahl das Tempo, in welchem das Laſter ſich offenbar häslich, und durch ſich ſelbſt beſtraft, zeigte, und alsdenn präparirte er wohl ſeine Kinder recht zu dem Anblicke, welchen ſie haben würden. Er ging dabei

bei völlig ehrlich zu Werke. Er verheelte ſeinen Kindern die ſinnlichen Freuden nicht, welche dieſer oder iener Laſterhafte anfangs, ehe es ſo weit mit ihm gekommen, genoſſen habe; aber, ſetzte er hinzu, **das Final davon ſollet ihr nun ſehen.** Und ſo führte er ſie an den Anblick ſelbſt hinan. Dadurch gewann er unausſprechlichviel. Hätten ſie in den vorhergegangenen Stunden des Vergnügens den nun unglücklichen Laſterhaften zuerſt erblickt: ſo würden ſie geglaubt haben, Augenzeuge **davon** geweſen zu ſein, **daß das Laſter glücklich** mache. So aber, da das traurige **Ende** des Laſters allemahl dasienige war, welches ſie **von der ganzen Geſchichte deſſelben zuförderſt erblickten**, machte dis ſo wohlthätige Eindrücke auf ſie, daß ſie hernach, ſo oft ſie ähnliche Laſterhafte in den erſten Anfängen und Wonneaugenblicken ihrer Thorheiten ſahen, auch den ähnlichen tragiſchen Ausgang ſchon vor Augen hatten, welchen dieſe über lang oder kurz nehmen muſten.

Z. E. Einsmahls kam Hanns, und ſagte, daß dicht hinter dem Garten ein Kerl liege, der ſich entſetzlich betrunken habe. Roderich rief ſchnell alle ſeine Kinder zuſammen, und redete mit ihnen kürzlich über die Wohlthätigkeit Gottes für uns durch Speiſe und Trank, und durch die Mannigfaltigkeit derſelben. Darauf ging er ſchnell zu der Bemerkung über, daß es unerſättliche Menſchen, beſonders im Trunk, gebe, welche dreimahl mehr zu ſich nähmen, als ſie brauchten und vertragen könnten. Dieſe, ſprach er, denken, daß ſie trinken müſſen, ſo lange ſie etwas vor ſich ſehen. Es ſchmeckt ihnen anfangs gut, und, wenn es ihnen denn auch nicht mehr ſchmeckt: ſo reizt wohl einer den andern, und ſie trinken nun um die Wette. Sie fühlen ſich dadurch luſtig und guter Dinge, und trinken ſo lange fort, bis ſie endlich in einen Zuſtand gerathen, **der noch unter dem Zuſtande des Pferdes und des Ochſen** iſt. Kommet einmahl mit mir!

Eben trat Roderich mit ſeinen Kindern in die Gartenthür, als zwei ſtarke nüchterne Männer den Trunkenen aufgehoben hatten, und fortzuſchleppen verſuchten. Sie waren aber nicht vermögend, ihn auf der Stelle wegzuſchaffen. Er ris ſich von ihnen los, oder fiel ſie um, ſtand wieder auf, fiel wieder, hatte das Geſicht voll Blut, konnte weder gehen noch ſtehen, ſtammlete, wollte ſchimpfen, und ſchlagen, und konnte nicht, und brüllte, wie ein Vieh. So, wie er Roderichen erblickte, blöckte er ihn mit hervorgequollenen Augen, wie ein Raſender, an. Endlich ſchlugen die Nüchternen auf ihn zu, und ſchleppten ihn, wie ein Thier, mit ſich fort.

Roderich. Sehet, dis iſt ein Menſch, der Gottes edelſter Gaben eine, den Trunk, gemisbraucht, und ſich darinn ſchändlich übernommen hat. Das, was uns Gott zur Erhaltung und

Stärkung unſers Leibes verliehen hat, hat er zur Schwächung und Verderbung deſſelben angewendet. Vorher war er ein Menſch, und nun iſt er ſchlechter, als ein Thier. Kein Thier beſäuft ſich freiwillig! Er iſt ganz von Sinnen, weis nicht, was er thut, verletzt ſich und andere, beleidigt ieden, den er ſiehet, und mus ſich nun behandeln laſſen, wie eine wilde Beſtie. Kein Glied ſeines Leibes hat er in ſeiner Gewalt; kein Geſichtszug war an ihm natürlich, ſondern alles verzerrt und verzogen, verunſtaltet und entmenſcht. Das iſt nun bei weitem noch nicht alles. Nun wird er in einen tiefen Schlaf fallen, und, wenn er denn erwacht, wird er erſt die Schmerzen von ſeinen Wunden fühlen, welche er ietzt nicht fühlen kann. Denn wird er über Kopfweh und Uebelkeiten klagen, wird den genoſſenen Ueberflus widernatürlich wieder von ſich geben, wird wie ein zerſtörter Menſch, wie ein Todter, wie ein Scheuſal, ausſehen, wird morgen zu nichts geſchickt ſein, wird nicht eſſen und trinken können, und, wenn er noch den geringſten Funken von Ehre beſitzt, ſich vor der ganzen Stadt ſchämen. Und, wenn er dis Laſter oft begeht, ſo wird er ſich bald hinſaufen, und wohl gar einmahl mitten in der Trunkenheit ſein Grab finden.

Karl, der ſich erſt gar nicht erholen kann. Pfui, das hätte ich nicht gedacht, daß ein Menſch ſo abſcheulich handeln, und ſich ſo von Sinnen trinken könnte.

Fritz. Ach, Bruder, wir wollen in unſerm Leben nicht zu viel trinken.

Zu einer andern Zeit klopfte in Zwielichten ein Armer an Roderichs Stubenfenſter, und bat um eine kleine Gabe. Roderich wollte ihm einige Pfennige hinausreichen; als er ihn aber recht betrachtete, zog er die Hand zurück, und ſprach zu Brigitten: Hilf Gott, da iſt der lüderliche Müller wieder!

Roderich. Komm' er doch mahl herein, Meiſter Müller.

Der Arme kam in die Stube, und ſtand da, als ein Bild der iammervolleſten Dürftigkeit. Ganz verhungert und verbleicht im Geſichte, hatte er einen über und über zerriſſenen Kittel an, durch welchen allenthalben die bloſſe gelbe Haut hervorſchimmerte. Seine Füſſe waren kaum um die Hälfte bedeckt; ſeine langen hagern Hände umfaſſten einen friſchabgehauenen Knippel, und auf dem Rücken hing ein alter Kober ohne Deckel, aus welchem die eingeſammleten Brodtſtücke herausragten. Roderichs Kinder ſtellten ſich bald um ihn her, und gingen im Mitleiden über. Friderike beſonders konnte ſich der Thränen nicht enthalten.

Roderich. Wie gehts ihm iezt, Meiſter Müller, und wie kommt er wieder hieher?

Müller, der mit den Zähnen knirſcht. Ach Gott! wie ſolls mir gehen! Ich bin da an zwanzig Meilwegs zu meinen Verwandten gelaufen, und dachte, daß ſie ſich meiner annehmen ſollten; aber ſie wollten mich nicht kennen. So dacht ich, du willſt wieder hin, wo du gewohnt haſt. Da wirſt du doch noch mitleidige Seelen finden, die dir ein Stück Brodt geben, das ſie ſonſt wohl ihren Thieren vorwerfen. Unterwegs habe ich lange krank gelegen, und bin bald umgekommen. Ich habe mich ſo im Schummrigen in die Stadt geſchlichen. Noch aber habe ich kein Schlafgeld, daß ich im Gaſthof vor dem Thore die Nacht unterkommen kann. So gehts einem, wenn man in den Tag hinein lebt.

Roderich. Wo hat er ſeine Frau und Kinder?

Müller. Die liegen drauſſen am Zaune, und warten auf mich, daß ich Brodt bringen ſoll.

Roderich. Was will er denn nun in Zukunft anfangen? Mit der Barmherzigkeit hier im Städtgen wirds nicht lange währen; beſonders, da iedermann ſeine Geſchichte weis.

Müller. Wir wollen nach der Reſidenz ins Arbeitshaus.

Roderich. Da hat er einen Gulden. Gehe er noch morgen dahin, und arbeite er fleiſſig. Mutter, gib ihm eine Bouteille Bier, ein Stück Speck, und das gröſte Brodt, das du haſt.

Müller wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, dankte viel tauſendmahl, und ſchlich zur Stube hinaus.

Roderich zu ſeinen Kindern. Habt ihr den Mann recht betrachtet? Nicht wahr, das iſt ein Armer zum Erbarmen?

Karoline. Ach, er ging recht zerlumpt.

Fritz. Das Ungeziefer kroch ihm am Halſe und an den Händen.

Karl. Die Zehen guckten ihm alle aus den Schuhen.

Friderike. Lieber Vater, er hatte nicht einmahl ein Hemde an.

Karoline. Das muſte wohl eines recht armen Mannes Kind ſein.

Roderich. Nein, das iſt er nicht. Und nun höret einmahl an. Dieſer Menſch hatte ein eigenes Haus hier, hatte viel Arbeit und Nahrung, und ſas noch in ſehr gutem Brodt, als wir hieher zogen. Mit einem mahle legte er ſich auf die lüderliche Seite. Er bekümmerte ſich um ſein Hausweſen nicht mehr, lies die Geſellen arbeiten, wie ſie wollten, machte aus Nacht Tag, und ſchwelgete. Da lebte er denn gar luſtig und guter Dinge. Er as und trank, als wenn er der reichſte Mann wäre, war immer in Geſellſchaft, ſpielte wacker, und, wo Müller war, muſte auch Muſik ſein, muſte auch getanzt und dabei ſo getobet werden, daß man es Straſſenweit hören konnte. Der Erwerb ſeines Handwerks war bald nicht mehr hinreichend, dieſe Lebensart zu begünſtigen. Müller nahm ein Kapital nach dem andern auf ſein Haus auf, und borgte auch ſonſt, wo er nur konnte. Im kurzen war kein Ziegel auf dem Dache mehr ſein. Die Geſellen gingen von ihm, und nahmen die beſte Kundſchaft mit. Er verſprach ſeinen Gläubigern von einer Zeit zur andern zu bezahlen. Endlich traten ſie zuſammen, und ſchlugen ihm das Haus über dem Kopfe an. Dieſes reichte am Ende zu ihrer Bezahlung nicht zu, und ſo nahmen ſie ihm alles, auch die Betten unterm Leibe weg. Auch hierdurch wurden ſie nicht vollkommen befriedigt. Sie würden ihn haben ſetzen laſſen, wenn ſie die Ernährungskoſten im Gefängnis noch hätten hinterdrein werfen wollen. Müller muſte mit Frau und Kindern bei Nacht und Nebel, wie ein Schelm, ſich zum Lande hinaus ſchleichen. Nun geht er herum, und bettelt, und wagt nicht einmahl bei hellem Tage ſich herein. Es mus ihm ſein, als ſtöſſe ihm iemand einen Dolch ins Herz, wenn er an die Zeiten ſeines vorigen Wohlſtandes zurückdenkt, vor dem Hauſe bettelt, in welchem er gewohnt hat, und ſeine Kinder vor ſeinen Augen faſt verhungern ſieht! So gehts dem **Verſchwender!**

Die Kinder erſtaunten über die väterliche Erzählung, und zu ihrem Mitleiden über Müllers ietzige Umſtände und Anblick geſellete ſich ein ſichtbarer unauslöſchlicher Abſcheu gegen ſeine vorhergegangene Lebensart. —

Wieder zu einer andern Zeit empfing er die Nachricht, daß iemand, der ein wilder Reuter war, und iedes Thier, das er beſtieg, auf das grauſamſte mishandelte, von ſeinem Pferde ſchmählich verletzt worden ſei. Er hatte ihn oft ganz unvernünftig iagen geſehn, und ihm ſein Schickſal in Gegenwart der Kinder geweiſſagt. Gleich machte er ſich mit den Kindern auf, und ging zu ihm. Da fanden ſie denn den Unbeſonnenen, welchen das ſchäumende Ros mit angeſtrengter höchſter Kraft abgeworfen, einige hundert Schritte mit ſich fortgeſchleppt, und mit den Hinterfüſſen gewaltig geſchlagen hatte, wie er einäugig in ſeinem Blute ſchwamm, über entſetzliche Schmerzen ſchriee, und an ſeiner Geneſung verzweifelte. „Sehet, ſprach Roderich im Weggehen, das iſt der Lohn der Unbarmherzigkeit gegen Thiere! So rächt ſich das gemishandelte Vieh an ſeinem Quäler irgend einmahl auf die grauſamſte Weiſe!

Noch ein andermahl ging er mit den Kindern einem Hauſe vorüber, in welchem es ſehr laut war. Er hörte ſehr vernehmlich die Worte: ihr ſeid ein Lügner, ein Betrüger ſeid ihr — und blieb ſtehen.

Roderich zu den Kindern. Lügen iſt ein häsliches Laſter, wie ich euch oft geſagt habe.

Anfangs thut ſich der Lügner viel darauf zu Gute, daß er ieden andern bei der Naſe herum führen kann; aber gebet hier einmahl Acht, wie es ihm am Ende ergeht.

Unterdeſſen war die Hausthüre geöfnet worden, das Geſchrei nahm überhand, und die Leute liefen zuſammen. Der Wirth im Hauſe hielt dem Fremden die geballte Fauſt unter die Naſe. Dieſer verſicherte, daß es wahr ſei, was er ſage. Ihr ſeid ein Lügner von ieher, verſetzte iener. Der Fremde ſchwur einmahl übers andere. Und, wenn ihr tauſendmahl ſchwöret, ſchriee der Wirth, ſo glaube ich euch doch kein Wort mehr. Ein Freund des Fremden trat hinzu, und bezeugte, daß dieſer diesmahl wirklich wahr rede. Schweigt, rief der Wirth, dieſer Kerl kann nicht wahr reden, und, wenns auch wäre: ſo glaube ich ihm doch nicht. Und damit warf er den Lügner zum Hauſe hinaus.

Roderich. So lohnt die Lügen! Man glaubt dem Lügner nicht mehr. Man glaubt ihm nicht, wenn er auch ſchwört; man glaubt ihm nicht, wenn er einmahl wirklich Wahrheit ſpricht.

Noch ein andermahl ward Roderichen erzählt, daß ein gewiſſer Menſch gefehlt habe, wie hundert andere fehlen. Roderich fand darinn nichts beſonders; aber ieder, der in den nächſten acht Tagen zu ihm kam, ſprach davon, und des Geredes war kein Ende. Viele freuten ſich ſogar ſo herzlich darüber, als wenn ſie einen groſſen Gewinn gemacht hätten. Roderich lies ſeine Kinder dazu rufen, als dis einmahl in einem recht hohen Grade geſchah. Er fragte in ihrer Gegenwart nochmals nach dem begangenen Fehler, und der Erzähler ſchlug ein noch lauteres Gelächter darüber auf, als vorher. Die Kinder erſtaunten darüber, und fanden es widernatürlich.

Karl, als der Fremde weg war. Das war ja ein recht garſtiger Menſch. Wer wird denn darüber lachen, wenn ein anderer ſo ſchlecht gehandelt hat?

Roderich. Kinder, hundert andere begehen denſelben Fehler, und kein Menſch ſpricht davon. Aber der Menſch, von dem ietzt die Rede war, hat immer von allen Menſchen ſchlecht geſprochen, anderer Leute Fehler mit Vergnügen ausgebreitet und vergröſſert, und iedem, deſſen Nahme auf ſeine Zunge kam, die Ehre zu rauben geſucht. Nun hat er ſelbſt gefehlt, und dadurch eine allgemeine Freude verurſacht. Jeder lacht nun über ihn, erzählts weiter, und er wird ſich in den erſten vier Wochen nicht dürfen ſehen laſſen, und ſo, wie er wieder von andern ſprechen wird, wird man ihn daran erinnern, und ſchamroth machen. Das iſt zuletzt das Schickſal aller Verleumder. Wer andere oft lieblos beurtheilt, wird hernach, wenn er ſelbſt einmahl ſich vergeht, von einer ganzen Welt ohne ne alle Barmherzigkeit verdammt. Man gönnet ihm ſein Unglück, und ſpottet darüber.

So führte Roderich ſeine Kinder ſelbſt **zur Bekanntſchaft des Laſters.** Hernach mochten ſie daſſelbe noch ſo ſehr mit Annehmlichkeiten begleitet finden: ſo ſchwebte ihnen doch der tragiſche Ausgang deſſelben immer dabei ſchon vor Augen.

Das Laſter der Wolluſt war das letzte, und er beſchlos auch in Rückſicht auf dieſes, ebenſo zu verfahren. Karl war funfzehn Jahr alt. Beide Knaben waren kräftig in die Höhe geſchoſſen, und zeigten viel körperliche Stärke. Roderich hielt die Scham für gefährlich und albern, aus welcher Eltern gröſtentheils über Gegenſtände dieſer Art zu ihren Kindern nicht zu reden wagen. Er glaubte, daß gegen die Söhne der Vater, und gegen die Töchter die Mutter, die höchſte Verbindlichkeit auf ſich habe, **in en Jahren, in welchen die Natur Unter- icht darüber zu ertheilen anfängt, hinzu- utreten, und den Unterricht der Natur u berichtigen, und zu veredlen.** An ei- em ſchönen Morgen ging er deshalb mit ihnen die Gebetlaube, und erregte gleich anfangs re Aufmerkſamkeit auf die bevorſtehende Un- rhaltung, indem er ihnen zu erkennen gab, daß über etwas ſehr wichtiges zu ihnen ſprechen olle. Da hub er denn an, über die weiſe Ver- ſtaltung des Schöpfers zu reden, daß nicht immer neue Geſchöpfe unmittelbar von ihm geſchaffen würden; ſondern daß Gott den Geſchöpfen die Kraft verliehen habe, ſich ſelbſt fortzupflanzen. Vom Getreide fing er an, und kam auf die Bluhmen; von den Bluhmen auf die Bäume, von den Bäumen auf die Thiere, von den Thieren auf den Menſchen.

„Daß ihr da ſeid, ſprach er mit einer Art von Ueberraſchung, davon bin ich die Urſache. Ich habe euch gezeugt; darum heiſſe ich euer Vater. Meine Frau hat euch gebohren; darum heiſſt ſie eure Mutter. Ihr ſeid unſere Nachkommen, und wie freue ich mich, daß ihr dis ſeid! Unter allen Glückſeligkeiten, die ich genieſſe, ſteht die obenan, daß ich Vater bin. Welche innigſte Verbindung unter uns und euch, daß euer Weſen ſich aus dem unſrigen entwickelte, daß wir euch ins Daſein riefen, und die Menſchheit mit allen ihren Vorrechten, Seligkeiten, und Hofnungen euch ſchenkten! Hätten wir nur eure Pflege auf uns, erwüchſet ihr nur durch uns; ſo verknüpfte uns zwar auch ein heiliges Band; aber Unzertrennlichkeit entſtand dadurch unter uns, daß wir eure Schöpfung beſorgten, und daß ihr aus uns entſtandet. Ihr werdet auch Nachkommen haben, und dieſe wieder. Nur einzelne Weſen ſterben; die Arten der Weſen prangen mit Unſterblichkeit. Gott hat dafür geſorgt, daß dieſe

Unſterblichkeit nicht vergehe. Der Trieb, ſich fortzupflanzen, und ſeinesgleichen zu erzeugen, und nach ſich zurück zu laſſen, iſt tief in die ganze lebendige Schöpfung eingewebt. Im **Jünglingsalter** regt er ſich ſchon; im **Mannesalter** ſoll er wirken. Aber ich kann es euch nicht beſchreiben, wie dieſe weiſe Veranſtaltung Gottes, die ein Gegenſtand unſerer heiligſten Zärtlichkeit ſein ſollte, von Menſchen ſchändlich, ſchauervollſchändlich, entweihet, und dieſer Trieb auf das widernatürlichſte gemisbraucht wird. Gottes Endzweck war dabei, die **Fortpflanzung unſeres Geſchlechts, und dieſe feſt zu ſichern, begleitete er ſie mit dem höchſten ſinnlichen Vergnügen.** Die Wollüſtigen kehren dis um, **machen das ſinnliche Vergnügen dabei zu ihrem Zweck**, und reiſſen es mit mehr als thieriſcher Unerſättlichkeit nach ſich. Aber, nie zerrüttet man eine Anſtalt der Natur ungeſtraft, und dieſe Elenden müſſen ſchrecklich für ihre Thorheit büſſen; ſo büſſen, daß die Menſchheit oft vor ihnen zurückbebt. Ein früher Tod, die ſchmerzhafteſten, ſchimpflichſten Krankheiten, ſind oft das Wenigſte, was ſie ſich zuziehen. Wahnwitz, Tollſinn, Raſerei und Zerrüttung aller Seelenkräfte, erwarten ſie oft mitten auf ihrer Laufbahn. Es iſt nöthig, daß ich euch hiervon recht anſchaulich überzeuge. Es iſt heute ſo ein ſchöner Tag; kommet mit mir.“

Roderich ging hierauf mit den Knaben nach der Reſidenz, und führte ſie geradeswegs in das öffentliche Haus, in welchem dergleichen Scheuſale der Menſchheit, welche ſich durch Ausſchweifungen in der Wolluſt alle nur erſinnliche Leiden zugezogen haben, zu hunderten aufbewahret wurden. Einer von den Aufſehern dieſes Hauſes, mit dem Roderich über die eigentliche Abſicht ſeiner Anherokunft mit den Knaben zuvor geſprochen hatte, brachte ſie zuförderſt in die Stuben, wo diejenigen Elenden lagen, an denen die verſuchte Kur glücklich von Statten ging. Der Anblick derſelben war für die Knaben ſchon äuſſerſt erſchütternd. Von dieſen ging er zu denjenigen, welche dem Tode, als unrettbare Beuten, ſchon Preis gegeben waren. Hier ſchauderten die Knaben noch heftiger, und ihre Wangen bleichten ſich für Entſetzen. Aber über alle Beſchreibung waren die fürchterlichen Eindrücke, welche ſie empfingen, als ſie in den Theil dieſes Hauſes eintraten, der das eigentliche Tollhaus vorſtellte. Man zeigte ihnen beſonders diejenigen, welche durch die Wolluſt zu Narren, Wahnſinnigen und Raſenden, geworden waren. Hier gab es Anblicke ganz unter der Menſchheit. Bald ging irgendwo ein Unglücklicher herum, der unaufhörlich lachte, oder in die Hand ſchrieb; bald verſuchte ein anderer die Wand hinauf zu laufen, und fluchte grimmig, wenn er zu Boden fiel; bald lag in einem Winkel ein anderer am Block gefeſſelt, und raſſelte mit den Ketten.

Roderich. Kinder, ſchauet recht her, dis ſind die Schaudererregenden Opfer der viehiſchen Wolluſt, die ſich durch unerſättlichen Genus der ſinnlichen Reize, die Gott weiſe und liebevoll dem Zeugungstriebe an die Seite gab, um alle ihre **Menſchheit** gebracht haben. Drücket euch ihre Bilder tief ein; damit ſie unauslöſchlich in euch ſind, und ewig vor euch ſchweben. So weit, ſo entſetzlichweit, kann der Herr der übrigen lebendigen Schöpfung — **der Menſch — Gottes Bild** — durch ein Laſter unter die geſammte Schöpfung hinſinken!

Die Knaben zitterten, und baten, daß ſie der Vater aus dieſem Aufenthalt des Jammers und der menſchlichen Schmach wieder wegführen möchte. Sie waren ganz zerſtreut, und wie engbrüſtig. Nur, als ſie ins freie Feld wieder kamen, und die reine, ſchuldloſe, unbefleckte Natur wieder erblickten, ſchöpften ſie erſt wieder Luft, und kamen wieder zu Athem. Da geſchahen von ihnen tauſend Fragen, welche Vater Roderich alle in einem geſetzten, wahrheitvollen Ton, und mit derienigen weiſen Schonung, beantwortete, welche er ſeinen unverdorbenen Kindern ſchuldig war. Da gab der Vater noch die herrlichſten Lehren der Weisheit und Tugend, und die Aeuſerungen der Knaben auf ſelbige überzeugten ihn im Innerſten ſeines Herzens, daß er den Endzweck ſeiner Reiſe vollkommen an ihnen erreicht habe.

Fünftes Kapitel.

Nun trug Paſtor Zober darauf an, daß Karl und Fritz zubereitet genung wären, das Abendmahl der Chriſten mit Segen für ſich zu genieſſen. Roderich hatte es ihm ganz überlaſſen, die Zeit dazu zu beſtimmen. Als er daher dieſe Nachricht empfing, rief er mit Vaterwonne aus: O wohl mir, daß ich dieſe Zeit erlebet habe! Mit Entzücken will ich ſie zum Altare führen.

Daſigen Landes war es kirchliches Herkommen, daß die Erſtlinge, ehe ſie das Abendmahl empfingen, öffentlich vor dem Altare, wie es hies, eingeſegnet wurden. In den kleinen Städten empfing dieſe Handlung dadurch noch mehr Feierlichkeit, daß ſie an einem Sonntage geſchah, wenn die ganze Gemeine beiſammen war. Auf die Einſegnung ward Abendmahl gehalten, woran die Erſtlinge ſogleich Theil nahmen. Zober hatte, ſeitdem er im Amte war, dieſer Handlung, welche ſonſt unter der Herrſchaft des Schlendrians ebenſo geſtanden hatte, wie die übrigen Miniſterialhandlungen, ſo viel Würde und Nützlichkeit, als möglich, zu geben geſucht. In ſeinen Augen war die Vorbereitung der Katechumenen überhaupt dasienige Amtsgeſchäft, wodurch ein Prediger noch den meiſten Segen ſtiften könne. Er lies es ſich alſo von Herzen angelegen ſein, und ſtudirte in iedem Jahre aufs neue darauf, wie er den iungen Leuten recht deutliche Begriffe von der Religion beibringen, die menſchlichen Zuſätze vom eigentlichen Chriſtenthum immer mehr abſondern, ſie nichts, als wahre Jeſuslehre, lehren, und ſie zum redlichen Abtrag aller ihrer Pflichten in allen Lagen des Lebens bewegen möge. „Die Alten, pflegte er zu ſagen, werde ich von der Kanzel herunter um wenig klüger, und um Nichts vielleicht beſſer, machen; aber an ihren Kindern kann ich groſſen Segen ſtiften; und, wenn ich ſo lange im Amte ſein könnte, bis ich eine ganze neue Generation zum Abendmahle vorbereitet hätte: ſo ſollte das Chriſtenthum an dieſem Ort eine Geſtalt gewinnen, die ſeinen Stifter unausſprechlich verherrlichte; und alsdenn würde ich auch erſt auf der Kanzel ein wahrhaftig nützlicher Mann ſein können.“ Ihm war daher der Tag der Einſegnung der Erſtlinge der heiligſte Tag im ganzen Jahre. Statt, von der Kanzel erſt zu ſprechen, ging er alsdenn gleich vor den Altar, und hielt von da herunter eine herrliche, rührende Rede, welche ganz der Abſicht des Tages angemeſſen war. Die ehrwürdigſte Stille muſte während der ganzen Handlung im Tempel herrſchen, und er hatte auch ſo viel Anſehen bei ſeiner Gemeine, daß ein einziger ſeiner Blicke iedes ſich erhebende Getöſe dämpfte. Alsdenn ſtellte er eine ſtundenlange Prüfung ſeiner Lehrlinge vor der Gemeine an. Da kehrte er ſich denn weder an einen eingeführten Katechiſmus, noch an ein theologiſches Siſtem, noch an eine gewiſſe Norm, welche andere Prediger ſeines Landes Jahrausjahrein mit Bequemlichkeit und Wohlbehagen abzuleiern pflegten. **Aus dem Innerſten der wirklichen Jeſuslehre, aus dem Innerſten des wirklichen Menſchenlebens,** examinirte er. Man hörte es den Erſtlingen an, daß ſie nicht heilige **Töne**, ſondern heilige **Sachen**, bei ihm gelernt hatten. Zuletzt hielt er noch eine Ermahnung an ſie, die ihre Augen voll Thränen, und ihr Herz voll Verſiegelungen der edelſten auf ſeiner Stube gefaßten Vorſätze, machte. Hierauf traten alle Kommunikanten vor den Altar; er ſelbſt führte ſeine Erſtlinge auf, und genos an ihrer Spitze das Abendmahl.

Kaum hatte Brigitte gehört, daß die Knaben nun kommunicieren ſollten, als ſie ſogleich von neuen **Kleidern** ſprach, welche ihnen dazu geſchaft werden müßten. Roderich hatte, weil er eine Reiſe vor ſich hatte, nicht darauf gehört, und kam eben wieder von derſelben nach Hauſe, als der Schneider wegging, der ſeinen Söhnen das Maas genommen hatte.

Roderich. Was wollte der?

Brigitte. J Männchen, er hat Karln und Fritzen das Maas genommen.

Roderich. Das Maas, und wozu? Sie gehen ia noch recht ordentlich; ſo, wie es ſich für unſere Kinder gebührt.

Brigitte. J Väterchen, zu neuen Kleidern, wenn ſie zum Abendmahl gehen.

Roderich. Mutter Brigitte, Mutter Brigitte, was ſind das wieder für Dinge. —

Brigitte. Lieber, beſter Mann, auch der ärmſte Taglöhner im Städtgen ſchaft ja zu dieſer Handlung ſeinem Kinde einen neuen Rock.

Roderich. Und, wenns die ganze Welt thäte, **bei uns ſoll das nicht ſein.** Willſt du, daß die Jungen an dem Tage mehr an ihren neuen Rock, als an die wichtige Handlung denken, welche ſie vor haben?

Brigitte. Las doch — der Schneider hat ja nun einmahl das Maas genommen . . .

Roderich. J, er mag auch das Tuch dazu ausnehmen, weil du einmahl die Sache angefangen haſt. Ich will dich nicht beſchimpfen. Meinsgefallen, macht den Knaben einen neuen Rock, und ein neu Wams dazu; aber — **ſie ziehen ſolche nicht eher an, als den Tag drauf, wenn ſie zum Abendmahle gegangen ſind.** So, wie ſie gehen, wenn ſie über die Straſſe gehen, ſollen ſie auch mit mir um den Altar gehen.

Brigitte. Lieber Vater Roderich. . .

Roderich. Nun, dabei bleibts! In dieſem Punkt bin ich unerbittlich. Es ſind ganz andere Zuſchickungen, die wir mit unſern Söhnen noch zu der ehrwürdigen Handlung, der ſie beiwohnen ſollen, zu machen haben, als die — daß ſie neue Kleider kriegen. **Das Herz, Mutter, das Herz las uns ihnen noch recht dazu ſchmücken!**

Brigitte ſchlug die Augen nider, und ein gar herzlicher **Brigittenſeufzer** quoll hoch aus ihrem Buſen herauf.

Man ſah von der Zeit an Roderichen ſich täglich mit den Knaben Stundenlang in der Laube unterhalten. Er machte ſich die Zeit über recht ausdrücklich von ſeinen weniger dringenden Geſchäften los, und ſchob alle ſeine vorgehabten Reiſen auf. Mehrentheils ſchlos er ſeine Unterhaltungen mit einem feierlichen Gebete, welches er mit den Knaben knieend verrichtete. Dieſe hatten vom Prediger Zober die richtigſten Begriffe über das Abendmahl ſelbſt, und über die Abſicht des Genuſſes deſſelben, ohne alle Einmiſchung vernunftwidriger, unnatürlicher, und ſeinem Stifter nie in den Sinn gekommener menſchlicher Erklärungen erhalten. **Gedächtnis — groſſes, feierliches, verſinnlichtes und doch ehrwürdiges Gedächtnis des Erſten unter allen Liebenden in allen ſeinen vortreflichen und iammervollen Lagen, von der erſten an bis zur letzten, in die Ihn die Liebe geführt, ſollten ſie am Altare feiern; um ſich dadurch**

durch in ſeiner treueſten Nachfolge zu ſtärken. Der Gegenſtand der väterlichen Unterhaltungen mit ihnen war deshalb iezt kein anderer, als die **beiſpielloſeſte Liebe Jeſu.** Alles, was Evangeliſten und Apoſtel von derſelben erzählt, ſuchte er auf, ſammlete es, drängte es an einander, und ſtellte ſo **das himmliſche Ganze** vor die Augen der Knaben hin; welche in ſolchen Augenblicken Erweiterungen ihres Daſeins und die Freuden des ſanftern Entzückens empfanden. Wie eine Seele, die ganz voll von ihrem Gegenſtande iſt, ſich über denſelben nur ergieſſen mag: ſo ſchüttete ſich die ſeinige darüber aus. Alle **Herrlichkeit der Menſchen** ſetzte er darinn feſt, in wie fern **man Jeſu auf der Seite ſeiner Liebe recht nahe kommt.** „**Sterben, auch ſterben** — ſprach er oft, muß man können, wie Er, **ſterben in der Blüthe der Jahre, und doch willig,** wenn man dadurch überſchwenglichen Nutzen für die Menſchheit ſtiften kann.“

Am Einſegnungstage ſtand Roderich mit ſeinen Söhnen früh auf. Brigitte brachte ihm die neuen Kleider derſelben, ohne ein Wort dazu zu ſagen. Vielleicht dachte ſie, gelingt dieſer lezte Verſuch. Roderich nahm die Kleider, und verſchloß ſie im groſſen Schrank im Hauſe, gleichfalls ohne ein Wort dazu zu ſagen. Er ging mit den Knaben in die Geberlaube, um daſelbſt mit ihnen bis zur Kirchzeit zu verweilen. Freimüthigkeit, Seelenruhe, reine Herzensgüte, und Simpathie mit der ganzen Schöpfung, ſchwebten heute in hoher Maſſe auf ihren Geſichtern, und eine unausſprechliche Liebe für ihren Vater ſchien ſie recht an ihn zu feſſeln.

Roderich, als er vorläuten hört. Nun, Kinder, nahet die heilige Stunde heran, welche für uns im ganzen Leben ſo merkwürdig und unvergeslich, und — ach! gebe es Gott! ſo ſegenvoll ſein ſoll. Wie habe ich mich vor Jahren ſchon ſo auf ſie gefreuet! Ich führe euch heute zum Altare — ach! das, das iſt mir Vorſchmack iener Freuden, wenn ich euch in Gottes beſſere Welt einführen werde. Ich gehe euch voran zur Gedächtnisfeier Jeſu — o ſo, ſo werde ich euch einſt vorangehen zu ihm ſelbſt, und werde da eurer warten, wie heute, und mich noch dafür ſegnen, daß ich euch zum Glauben an ihn und zur Ausübung ſeiner Lehre eingeweihet habe. Die Prüfung eurer Kenntniſſe, welche euch heute öffentlich bevorſteht, iſt das Geringſte. Ich zweiſle nicht, daß ihr recht gut beſtehen werdet. Aber, da euch heute die Kirche feierlich in ihren Schoos aufnimmt: ſo laſſet mich auch am Altare in euren Augen leſen, daß ihr auf immer recht würdige Glieder derſelben ſein wollet. Sehet dieſen Tag als denienigen an, an welchem ihr eure Gelübde, ſo zu leben, wie Jeſus, auf das heiligſte in Gegenwart aller, die euch kennen, verſiegelt. Eure

Eltern, eure Freunde, und eine ganze Gemeine, werden Zeugen davon. O ſo ihr nun hinfort euren Vorſätzen untreu würdet: ſo würden alle eure Mitbürger, eure Freunde, ach und denke einmahl — euer Vater und eure Mutter ſelbſt wider euch auch davon zeugen müſſen, daß ihr eure heiligſten Gelübde gebrochen, und Gott und Menſchen heute nur durch ſie getäuſcht hättet. Wär' es möglich, daß ich dis fürchten müſte? Sagt, wäre es möglich? O ſo müſten mir am Altare ſchon die Kniee entſinken, meine Hände zittern, alle meine Glieder beben, und mein Herz bluten. —

Roderich hielt inne, und die Knaben fielen um ihn mit ausgebreiteten Armen her, und fleheten ihn bei ſeiner Liebe zu ihnen auf das wehmüthigſte an, daß er kein Mistrauen in ſie ſetzen, ihre Thränen für Eidſchwüre anſehen, und nichts, als frommen Wandel, und ewige Rechtſchaffenheit,von ihnen erwarten möchte. Roderich küßte ſie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit, und fuhr fort: So gehet denn, und bezeuget der Welt eure Vorſätze, welche in euren Herzen lange ſchon feſt waren. Flehet den Allmächtigen an, daß er euch bei Erfüllung derſelben ſegne. Mein Gebet ſoll ſich mit dem eurigen vereinigen. Am Altare ruhe heute auf euch Jeſusſinn und Jeſusgeiſt, und ſchwebe alsdenn auf allen euren Handlungen. Von nun an zeiget euch der Welt als nachdenkende Jünglinge, und bahnet euch durch Unſchuld und Redlichkeit, durch Fleis und Menſchenliebe, den Weg in ein glückliches Mannesalter.

Die Glocke ſchlug.

Roderich. Kommet!

Brigitte war ſchon vorangegangen, und hatte ſich ſo geſetzt, daß ſie ihre Söhne beſtändig in den Augen hatte. Die Knaben beſtanden herrlich in der Prüfung, und ihre Mutter weinte dabei für Freuden, ohne Unterlas. Vater Roderich umarmte, als Zober zu reden aufgehört hatte, ſeine Kinder vor der ganzen Gemeine, und führte ſie zum Abendmahl. Da, da ward ſeine ganze Empfindung rege. Heiliger hatte er dieſe Handlung noch nie vollzogen; mehr dabei in iene Welt verſetzt war er noch nie geweſen, als heute. Eine himmliſche Heiterkeit ſtrahlte über ſein ganzes Geſicht. Er nahm an iede Hand einen Knaben, als er vom Altar ging, und Brigitte empfing ſie, da ſie nach Hauſe kamen, mit offenen Armen.

Roderich zu den Knaben. So weit wäret ihr nun! Ach Segen über euch und mich deshalb! Ich hoffe zu Gott, daß er mir mehr freudige Tage durch euch ſchenken werde. Gehet, ſo oft ihr in eurem Leben zum Altare gehen werdet, mit ſo reinem Herzen, und in ſolcher Andacht, hin, wie heute. Karl, lerne du nun, ſo viel du lernen kannſt; und Fritz, applicire dich auch auf deinen gewählten Stand von nun an nach allen deinen Kräften. Kinder, machet uns Freude! In euren Händen iſt nun die Ruhe eurer Eltern.

Der gröſte Theil des Tages verſtrich unter religiöſen Unterhaltungen, und Roderich las ſelbſt die Geſchichte der letzten Leiden Jeſu ſeiner Familie aus dem Johannes vor. Der Abend ward bei dem würdigen Paſtor Zober hingebracht; denn in Roderichs Augen vertrugen ſich **Religion** und **Freundſchaft** gar herrlich.

Vater Roderich hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß dieſer feierliche Tag auf die Herzen ſeiner Söhne die erwünſchteſten Eindrücke gemacht habe. Beide betrugen ſie ſich von nun an, als ein Paar Leute von zwanzig Jahren. Sie zogen ſich ſelbſt, und er hatte nicht die geringſte Urſache mehr, ſie etwa über Unbeſonnenheit oder Leichtſinn zur Rede zu ſtellen. „Sieh, ſprach er deshalb freudenvoll zu Brigitten, ich erreiche meine Abſichten. Der Plan, nach dem ich die Knaben bildete, war der **richtige**. Welche Freuden im Alter werden wir an ihnen erleben, wenn uns Gott noch ſo lange hienieden läſſet! Las uns an ſie wenden, was wir können. Und gelingt es uns eben ſo mit unſern Töchtern, wie ich hoffe: o Mutter, Mutter, wo wird es einſt glückſeligere alte und ſterbende Eltern geben, als wir ſein werden?“

Karl that herrliche Fortſchritte in den Sprachen und Wiſſenſchaften. Er bewies, daß ſein

Vater recht daran gethan, daß er ihn nicht zu früh über die Bücher gelaſſen. Bei einer vollkommenen körperlichen Geſundheit und bei entwickelten Seelenkräften konnte er nun in einem Monat mehr, als die frühgelehrten Knaben in einem Jahre. Was er lernte, das lernte er recht, und begrif es ganz, und behielt es auf ewig. Roderich fragte ihn oft, ob ihm das Studiren ſauer werde, und er betheuerte, daß ihm ſeine Spiele in der Kindheit nicht leichter geworden wären. Zober fand an ihm beſonders einen Hang zu denjenigen Wiſſenſchaften, welche ſtarkes Nachdenken, ſtrenge Beurtheilungskraft und viel Spekulation, erforderten. Schon bei ſeinem Vater in der Rechenſtunde, welche dieſer um anderer Geſchäfte wegen aufgegeben, hatte Karl den Preis vor allen ſeinen Mitſchülern davon getragen. Zober hatte auf Univerſitäten fleiſſig Matheſis ſtudirt. Er machte einen Verſuch mit ihr an dem Jüngling. Der Verſuch gelang noch über ſeine Erwartung. Karl bezeigte eine auſſerordentliche Luſt zu dieſer Wiſſenſchaft, und Zober glaubte dadurch einen Blick in ſeine Zukunft gethan zu haben. Er lehrte ſeinen Schüler nicht nur, was er ſelbſt noch davon wuſte; ſondern er ſuchte nun auch ſeine eigenen mathematiſchen Kenntniſſe zu erweitern, damit er einem ſo lehrbegierigen und ſo viel Talent dazu beſitzenden Jüngling noch nützlicher werden könnte. Als Roderich auf verſchiedenen Konto's, welche der Buchhändler in der

Reſidenz an ihn ſchickte, die Titel der Bücher überlas, und nicht ohne Befremden die mehreſten derſelben in dieſe Wiſſenſchaft einſchlagend fand, antwortete ihm Zober, der darüber befragt ward: „Freund, laſſen Sie dem Karl ganz ſeinen Willen. Sie haben ihn in der Wahl ſeiner **Lebensart** nicht beſchränkt, beſchränken ſie ihn auch nicht in der Wahl der Art ſeiner **Studien.** Er mag ſtudiren, was er will: ſo wird ihm die Mathematik dabei herrlich zu ſtatten kommen. Was die **Weisheit** im Leben iſt: das iſt jene in den **Wiſſenſchaften**. Sie bringt **Ordnung** in die Seele.“ Zober las auch Karln und ſeinem Sohne eine **geſunde und von allem gelehrten Plunder geläuterte Logik.** Durch beide Wiſſenſchaften brach in Karls Kopfe ein heller, lichter Tag an, der auf die Mittagsſtunden viel Sonnenſchein verſprach. Mit der Zunahme in der Gelehrſamkeit verband der herrliche Jüngling auch Feſtigkeit in guten Sitten. Zober vertrat hierbei an ihm treulich des Vaters Stelle, und in alle Lektionen, welche er ihm gab, war die Moral eingewebt. „Sorgen Sie nichts, ſprach er einsmahls zum Vater, da dieſer von Karls Lebhaftigkeit ſprach. Es liegt mir ſelbſt daran, daß wir nicht zu den Eltern gehören wollen, welche gleich**gelehrte** und gleich**lüderliche** Söhne erzogen haben. Leider iſt dis noch oft der Fall bei unſern beſten Köpfen, daß ſie **von Seiten ihrer Talente und Kenntniſſe** eine **Ehre**

der Menſchheit, und von Seiten ihres moraliſchen Karakters eine Schande derſelben, ſind. Die Erklärung dieſes ſcheinbaren Paradoxons iſt leicht. Eben das **Feuer**, welches ſie in den Wiſſenſchaften ſolche Rieſenſchritte thun läſſet, iſt es auch, das ſie, wenn ſie einmahl aus dem Gleiſe der Sitten treten, die gröſſeſten Ausſchweifungen begehen macht. Aber **bei iungen Leuten mus man des Redens nur nicht ſatt werden.** Man braucht dabei gar nicht zu **predigen**; ſonſt möchten ſie des Zuhörens bald überdrüſſig werden. Man mus den Trieb nach Ehre in ihnen unterhalten, und ſie bei ieder Gelegenheit auf der Seite deſſelben laſſen. Dann und wann **ein gutangebrachter Seitenhieb, eine Erzählung, die nicht, wie Fauſt aufs Auge, ſondern wie Deckel auf Schachtel, paſſt, eine Lobrede auf Herzensgüte, in der man dieſer den Rang über alle Gelehrſamkeit gibt, und allenthalben lebende und webende, verſteckte und verflochtene feine Moral** — o Freund Roderich, dieſe thun herrliche Dienſte. Das iſt eben das Unglück, daß die, welche das Geſchäft der Bildung iunger Leute zu den Wiſſenſchaften als Amtsgeſchäft betreiben, nur immer auf die Bildung des **Kopfs**, und nicht zugleich auf die Bildung des **Herzens**, ſehen. Einen **Donatſchnitzer** rügen ſie mehr, als einen **heftigen Ausbruch einer Leidenſchaft.** Unmöglich wäre es ſonſt, daß man bei unſern aufgeklär-

geklärteſten Köpfen ſo viel **Nacht im Leben und Wandel** antreffen könnte. Unſere Söhne ſind in guten Händen, und **kommen** einſt wieder in gute Hände. Und, wenn denn die hochaufbrauſende Flamme in ihnen verlodert iſt, ſollen Sie einmahl ſehen, was ſie für ein reines, wohlthätiges Licht hinter ſich laſſen wird. Lebhaft müſſen iunge Leute ſein; ſonſt wird nichts rechts aus ihnen." Roderich ſchob bei ſolchen Aeuſerungen des Predigers denn wohl ſo nach ſeiner Art den Huth ein paarmahl auf dem Kopfe hin und her; und, war vollends Brigitte dabei: ſo war dis recht Waſſer auf ihre Mühle.

Fritz handthierte und wirthſchaftete nun wacker umher. Er war ein ſtarker iunger Menſch, hatte ein Paar Füſſe, die, wo ſie einmahl ſtanden, recht feſt ſtanden, und ein Paar Hände, die tapfer angreifen konnten, und ein Paar Schultern, die ſchon ziemlich von der väterlichen Breite waren. Roderich nahm ſeinen Hanns vor, der, den Aberglauben abgerechnet, ein braver Kerl war, ſeine Arbeiten im Felde und im Hofe aus dem Grunde verſtand, und an ſeinem Herrn mit Leib und Seele hing. „Mein Fritz, ſprach er zu ihm, den du ſo lieb haſt, will ein Bauer werden. Er mags thun. Bauern ſind auch wackere Leute. Es verſteht ſich, daß er nun das, was dazu gehört, lernen mus, wie du ſiehſt, iſt er auch ganz erpicht darauf. Er möchte gern ſchon alles thun; und, wenn ichs ihm zulieſſe: ſo glaube ich, daß er mutterſeelenallein nach dem Buſche führe, und eine Klafter des ſtärkſten Holzes herholte. Was nun diejenigen Theile des Ackerbaues und der Landwirthſchaft betrift, über die man ſo in der Stube, und allenfalls hinter dem warmen Ofen, ſchwatzen kann — du verſtehſt mich ſchon —

Hanns. Jo, io.

Roderich. Die will ich ihn wohl lehren. Aber, wenn nun davon die Rede wird, wie die Arbeiten im Hofe und auf dem Acker wirklich anzugreifen ſind — verſtehſt du wohl —

Hanns. Jo, io.

Roderich. Das mus er abſehen, wenn er es lernen will. Du biſt mein ehrlicher Hanns, und ich kann nicht immer zu Hauſe ſein; ſo ſoll er dich bei allen deinen Verrichtungen begleiten, und bei dir in die Schule gehen, mitarbeiten und dir helfen. Fürchte nicht, daß er dich mit der Zeit etwa aus meinem Hauſe verdrängen, dich ausſtechen, oder wenigſtens unnöthig bei mir machen werde. Du bleibſt, wenn du willſt, ſo lange bei mir, als ich lebe. Zeige ihm nur alles recht, und lehre ihn bei allen Dingen die ſogenannten eigentlichen Handgriffe. Wenn Jahrmarkt wird, ſollſt du dafür auch ein ſchönes Geſchenk von mir bekommen, und ich will dir überhaupt deine Mühe reichlich vergelten.

Hanns. Jo, io.

Roderich. Aber höre nun einmahl; — daß du ihm nichts Böſes ſehen laſſen wirſt, dafür bin ich gut; gib dich aber auch, wenn er bei dir iſt, wie z. E. im Felde, nicht mit andern rohen oder gar lüderlichen Knechten ab ſondern thu du deine Arbeit vor dir immer weg. Ich kenne das Volk ſchon, beſonders in der Erndte, wo brav geſoffen, und auch ſonſt wohl, wenn die Harkenmädgens angezogen kommen, mancher ungezogene Streich ausgeführt wird. Ihr bleibt auf meinem Acker, und vermeidet alle Gemeinſchaft mit dergleichen ausgelaſſenem Geſindel. Hörſt du?

Hanns. Jo, io.

Roderich. Und du ſtehſt mir auch dafür, daß er keinen Schaden nimmt. Er wird ſchon alles thun wollen, und ſich zu allem ſtark genung fühlen. Aber er iſt ein iunger Menſch, noch erſt recht in ſeinem beſten Wuchſe, und mus erſt noch ein Mann werden. Da könnte er denn leicht ein Krüppel werden, oder doch wenigſtens ſich ungeſund machen. Leide mirs alſo nicht, daß er Laſten hebe, oder ziehe, welche für ſeine Kräfte noch zu ſchwer ſind. Junge Leute ſuchen zuweilen etwas darinn, und wiſſen ſich breit damit. Las ihn nichts thun, wobei er ſich unnatürlich ausrecken, zu ſehr erhitzen oder gefährliche Sprünge vornehmen mus. Bei den Pferden las ihn zur Zeit noch nicht allein. Halt ihn ab, wenn er bei Thieren zu dreuſt ſein will, und lehre ihn in allen Stücken Behutſamkeit dabei. Sonſt aber denke nicht, daß dieſe oder iene deiner Arbeiten zu ſchlecht für ihn ſei, weil er deines Herrn Sohn iſt; er will einmahl ein Bauer werden, und ſo mus er alles lernen mit angreifen. Wenn der Bauer den Amtmann ſpielen will, und nicht vorne und hinten bei allen Dingen ſelbſt mit iſt, ſelbſt mit anfaſſt: ſo weiſt du wohl, daß ſeine Wirthſchaft nicht beſtehe. Ich habe ſchon mit ihm darüber geredet, und werde noch oft darüber mit ihm reden, daß er dir in allen Stücken folgen ſoll; aber dafür muſt du mir ſtehen, daß mir der raſche Burſche keinen Schaden nehme. Hörſt du? — du warſt ihm ia immer ſo gut, und kannſt deinem Herrn durch nichts gröſſern Nutzen ſtiften, als hierdurch.

Hanns. Jo, io.

Roderich nahm nun auch ſeinen Fritz auf die Seite, und ſchärfte ihm alles das, was er Hannſen geſagt hatte, noch weit nachdrücklicher ein. Beſonders prägte er ihm die drei Punkte ein, ſeine **Kräfte nicht zu überſpannen, auf Erbizung nicht zu trinken, und mit Thieren weder hart, noch verwegen zu ſein.** Fritz lernte nun reuten und fahren, Pferde an- und ausſpannen, pflügen und ſäen, und allerhand Zimmerarbeit verfertigen. Er ſcheuete dabei keine Witterung, machte nichts daraus, wenn er das Mittagsbrodt um einige Stunden ſpäter as, und war der erſte im Hauſe auf, und der letzte zu Bette. Hatte Hanns den Dinger im Felde abgeladen: ſo brachte er den leeren Wagen nach Hauſe, und machte ſeinen Kreutzhieb mit der Peitſche ſo gut, wie dieſer. War Hanns nach dem Buſche geweſen, und hatte Holz geholt, oder ward Getraide aus dem Felde, oder Heu von der Wieſe, eingefahren: ſo ſas er auf den Pferden, und lenkte auf das geſchickteſte

ſchickteſte in den Thorweg ein. Dabei hielt er ſich immer reinlich und ſittſam, und blühete wie eine Roſe.

Brigitten war es freilich mehr nach ihrem Geſchmack, daß Karl ſtudirte, als daß Fritz pflügte und eggete: indeſſen wuſte Roderich es ſchon ſo einzurichten, daß ſie dis den Jünglingen nicht bemerkbar machen durfte; und, als ſie einmahl ſo ganz einerlei dabei that, da Fritz mit einer Klafter Holz gefahren kam, ſprach er zu ihr: Mutter, greif nicht in die Wege des Schickſals ein. Wer weis, ob Fritz von allen unſern Kindern nicht derjenige ſein wird, der uns den erſten Biſſen Brodts wieder vorſetzt?"

Sechſtes Kapitel.

Schon kamen die Tage, in welchen die Söhne die Gröſſe des Vaters, und die Töchter beinahe die Höhe der Mutter, hatten. Alle waren ſie von kraftvoller Stärke, und von einem blühenden Anſehen. Karoline war unter ihnen die reizendſte; Fritz der breitſchultrigſte. Wenn ſie denn ſo alle beiſammen ſtanden, und Roderich ſie anſah, wallete ihm für Freuden der Buſen hoch auf. Er ſas einsmahls mit Brigitten in der Laube, als ſie den breiten Gartenweg herauf mit umſchlungenen Armen wandelten. „Sieh einmahl, hub er an, unſere Kinder! Wie ſie in die Höhe geſchoſſen ſind, und was für einen herrlichen Anblick ſie uns gewähren, wenn ſie ſo zuſammen dahergegangegangen kommen! Geſundere, wohlgeſtaltetere, ſich unter einander liebendere Kinder müſſen doch keine Eltern haben, als wir! Ach, welche Gnade vom Schöpfer für uns iſt dis! Warlich, es iſt der **höchſte Segen**, der auf Menſchen ruhen kann, — **ſo einen Anblick zu haben!** Sprich, Mutter, hält uns durch ſelbigen das Schickſal nicht für alle die Thränen ſchadlos, die es uns auf Erden weinen lies? Nun las noch zehen Jahre hingegangen ſein; — was für einen Anblick werden ſie uns alsdenn darbieten! Mutter — Mutter, ſchaue einmahl hin mit mir in dieſe Zeiten! Unſere Hofnung wird uns nicht täuſchen. Gott wird ſie erfüllen; ia dein und mein Schöpfer wird ſie uns mit Barmherzigkeit erfüllen. O wie ſo ſchön iſts doch, ſeine Kinder nicht verzärteln, ſie vor frühem Laſter verwahren, und ſie unter einander in herzlichſter Liebe ſtärken! Das iſt die rechte weiſe und menſchliche Saat, welche Eltern in des Lebens Mitte ausſtreuen, und von der ſie die erquickendſte Erndte im Alter einſammlen. Denke an mich — es werden Tage für uns kommen, an welchen wir, wenn wir ſie ieden in ſeinem Stande glücklich ſehen, für Freuden nichts weiter werden thun können, als daß wir einander in die Arme ſinken, Mund auf Mund drücken, und Herz gegen Herz klopfen laſſen.“ Und, wenn wir denn bei dem einen oder andern von ihnen das erſte Brodt eſſen — ach! du Liebe — du Arbeiterin und Dulderin mit mir — wie wird uns ſein! Höre, ich kann mir keine höhere, unausſprechlichere Freude für uns denken, als dieſe; das mus über alles in der Welt gehen; und, wenn denn dis Reiheherum bei allen Kindern geſchehen iſt; ſo mus ſichs ſterben laſſen, wie im Paradiſe.“

Der Gedanke, **ich habe vier ſo in die Höhe ſchon gewachſene Kinder**, ward Roderichen allerdings erſt durch den hinzukommenden Gedanken recht verſüſſet, **ich habe auch Brodt für ſie, und Mittel, ſie glücklich zu machen.** Allein, ſein Herz ſagte ihm, daß er auch daran, daß er dieſen Gedanken hegen könne, viel Antheil habe. Sein Fleis, ſeine immerwährende Spekulation im Handel auf Zeit und Umſtände, ſeine Unverdroſſenheit bei allen Beſchwerlichkeiten ſeiner mannigfaltigen Geſchäfte, und ſeine beiſpielvolle Haushaltung, verſetzten ihn in eine Lage, in der er, wenn nicht wieder urplötzlich groſſes Unglück dazwiſchen käme, der Zukunft wegen für ſich und ſeine Kinder auſſer Sorgen ſein konnte. Dis lies ihn denn recht zufrieden auf die **vier Menſchen** hinblicken, welche durch ihn ihr Daſein hatten, nicht mehr mit Spielen ſich unterhielten, ſondern mit iedem Blick, den ſie auf ihn warfen, ihm zu ſagen ſchienen: **nun, Vater, vollende dein angefangenes Werk für uns, und mache uns ganz glücklich.** Er verkannte dabei die höhere Hand nicht, welche ſeine Unternehmungen oft mit einem noch über ſeine Erwartung gehenden Erfolge krönte. **Wir arbeiten** — pflegte er ſich gegen Frau und Kinder oft darüber auszudrücken — **aber Gott iſts, der unſere Arbeiten ſegnet.**

Als Friderike funfzehn Jahre alt war, ging ſie auch mit ihrer Schweſter zum Altare des Herrn. Roderich verfuhr dabei ebenſo, wie ehemals mit ihren Brüdern, und der einzige Unterſchied war der, daß Brigitte die Töchter zum Abendmahle führte, ſtatt, daß er die Söhne dahin geleitet hatte. Vermöge der mütterlichen Empfindungen ſowohl, als auch vermöge der eigenthümlichen Denkart Brigittens war ihr der Tag, an welchem dis geſchah, der ſeligſte, welchen ſie in ihrem ganzen Leben ſeither gehabt hatte. Zwar hatte ſie wieder allerlei Anfechtungen von neuer Kleidung ihrer Töchter; aber Vater Roderich heilte ſie glücklich von ſelbigen. Beſonders verſteckte ſie ſich, um ihren Endzweck zu erreichen, hinter den Vorwand, daß die Mädgen **in ſchwarzer Kleidung** kommuniciren müſſen; wie es in der ganzen Welt Sitte ſei. „In ihrem Leben, verſetzte darauf Roderich, ſollen die Mädgen **mit meinem Willen** nicht ſchwarz gehen; und, wenn du und ich ſterben, ſollen ſie dis nicht. **Die Nacht iſt ſchwarz, und wer es mit ihr hält, kleidet ſich freiwillig, wie ſie.** Kein Mädgen, wenn es unter Farben zur Kleidung wählen kann, wird die ſchwarze wählen; und — Affektation ſoll bei meinen Kindern nirgends Statt finden. „Darüber kamen ſie in ein weitläuftiges Geſpräch über das Schwarzgehen beim Abendmahle überhaupt, und Roderich ſchlos mit den Worten: „Wenn du mir einen rechten Gefallen thun wollteſt: ſo legteſt du deine ſchwarzen Kleider alsdenn auch nicht wieder an. Soll es Andacht oder Traurigkeit ſein, die ihr damit ausdrücken wollet? Es iſt immer ſchlimm, wenn man, um die erſtere auszudrücken, ſeine Zuflucht erſt zu Kleidern nehmen mus; und, was die leztere anbetrift: ſo ſtimmt dieſelbe überall nicht mit dem Geiſte des Chriſtenthums, und unſere ganze Religion mit allen ihren Lehren, Stiftungen, Feierlichkeiten und Gebräuchen iſt nicht dazu da, Herzniderſchlagende, ſondern Herzerhebende und erheiternde Eindrücke auf uns zu machen. Und denn noch obendrein; — ſo ſehe ich auch gar nicht ab, warum euer Geſchlecht am Altare trauriger erſcheinen ſoll, als das meinige. Männer von meinem Stande gehen bunt um den Altar, wie ich, und niemand verargt es ihnen. So iſts denn doch bald, als wenn nicht, Andacht oder Traurigkeit, ſondern ſonſt etwas, das deinem Geſchlechte mehr eigen iſt, als dem unſrigem, eure ſchwarze Kleider beim Abendmahle aufgebracht hätte. Glaube mir, eher wird das Chriſtenthum, welches durch ſeine ehrwürdige Simplicität ſich urſprünglich vor allen Religionen der Welt auszeichnete, nicht ſeine volle Kraft beweiſen, und allen den Segen ſtiften können, den es doch ſtiften ſollte, bis — alle ſolche Takeleien und Aeuſerlichkeiten, die ganz und gar gegen ſeinen einfachen und ungeſchminkten Ton ſind, auf die Seite geworfen werden.“ Da ſtand Brigitte gutwillig von den ſchwarzen Kleidern ihrer Töchter ab, und war froh, daß ſie die ihrigen anlegen durfte.

Brigitte war nun recht ſeelenfroh darüber, daß ſie nach daſigem Sprachgebrauch nun ein Paar groſſe Töchter hatte. Ihre Ideen nahmen denſelben Gang, welchen die Ideen ihrer Mutter, Mitbürgerinnen zu nehmen pflegten; die, wenn ſie ihre Töchter zum Abendmahle gebracht hatten, auch an die Verlobung derſelben dachten. Der höchſte Gegenſtand ihrer Erwartungen, und der ſich ihr, ſo oft ſie Frideriken und Karolinen nur anſah, aufdrang, waren — ihre Hochzeiten. Frideriken gehörig auszuſtatten, ward nun ihre gröſte Sorge. Das Tiſchzeug hatte ſie für ſie ſchon nach und nach angeſchaft und bei Seite gelegt; ſo kam nun die Reihe an die Betten. Vater Roderich muſte Federn und Parchent dazu verſchreiben; und, als ſie ihm den Ueberſchlag davon machte, und dabei nur immer Friderikens gedachte, fragte er: „willſt du denn für die Karoline nicht auch ſorgen? Es iſt ja ein Verſchreiben; und, wenn wir noch einmahl ſo viel von der Sache mit einander nehmen: ſo erhalten wir ſie vielleicht noch um einen beſſern Preis."

Brigitte. Ach nein, lieber Mann, das wollen wir noch nicht thun. Wir wollen Karolinens wegen noch warten. Man könnte nicht wiſſen, — ſie könnte wohl einen vornehmen Mann kriegen; und darnach müſſen wir uns doch bei der Anſchaffung richten . . .

Roderich, den Kopf ſchüttelnd. Mutter! Mutter! Warlich, wenn ich denke, daß ich dich um einige Schritte vorwärts gebracht habe: ſo biſt du gleich wieder auf dem alten Fleck. Inzwiſchen ſei dis!

Friderike ward um dieſe Zeit ihrer Mutter äuſerſt brauchbar. Sie konnte nun die Stelle derſelben in Betreibung aller häuslichen Geſchäfte vertreten. Wenn die Mutter nicht wollte, hatte ſie nicht mehr nöthig, ſich um Küche, Keller, Speiſekammer und Wäſche zu bekümmern. Alles beſorgte Friderike auf das Beſte, und fand ein wahrhaftig kindliches Vergnügen darinn, ihrer Mutter nun ſo viel Erleichterung verſchaffen zu können. Es durfte ihr nichts geheiſſen werden. Sie hatte alle ihre Geſchäfte, wie ſie auf einander folgen muſten, in einer Reihe immer vor Augen, und legte Abends die Hände nicht eher in den Schoos, bis ſie auch das letzte derſelben vollbracht hatte. Nur im Laden hätte Brigitte noch nöthig zu ſein, weil die eigentlich häuslichen Geſchäfte mit ihren kleinen Handelsgeſchäften oft in Kolliſion kamen. Da die mannigfaltigen groſſen Unglücksfälle, welche ihre Familie gehabt, auf ihre ſchwächere Nerven mehr, als auf Roderichs ſtärkere, gewirkt hatten, und ſie iezt oft kränkelte: ſo waren ihr Friderikens Dienſtleiſtungen um ſo viel willkommener und werther.

„Schone dich nun, Mutter, ſprach Vater Roderich deshalb zu ihr, und nimm den Lohn, welchen dir deine gute ältere Tochter, das häusliche Mädgen, für die rechtſchaffene Erziehung, die wir ihr gegeben haben, und für die vielen Schmerzen, Wege, Arbeiten und Fürſorgen, die du beſonders ihrentwegen in der Welt gehabt haſt, anbietet, willig aus ihren Händen an. Du ſiehſt, daß du nicht die Stärkſte biſt; und es liegt mir viel daran, daß wir den übrigen Theil Wegs, den wir noch zu wandeln haben, mit einander gehen. Das würde für mich das ſchwerſte Leiden ſein, wenn ich dich lange überleben müſte. Unſere beſten Zeiten ſtehen uns noch bevor. Und, da du iedes Unglück ſo redlich mit mir getheilt haſt: ſo iſt mein ſehnlichſtes Flehen zu Gott, daß du auch einſt an den höchſten Freuden, welche Eltern haben können, mit mir Theil nehmen mögeſt. Wie würde es mich ſchmerzen, wenn unſere Kinder alsdenn recht glücklich wären, und ich Zeuge ihres Glücks ohne dich wäre! Da ſuchte ich denn dich, und fände dich nicht, und ſpräche zu mir ſelbſt: das hat ſie nicht erleben, nicht ſehen müſſen, — ſie, die Recht es zu erleben und zu ſehen hatte, wie du, — ſie, die ſich ſo drauf freuete und darnach ſehnte. Nein, Mutter, bleib bei mir und erndte mit mir; du haſt mit mir geſäet. Beiſammen müſſen wir ſein, wenn das Glück unſerer Kinder uns einſt ſanft ergötzen ſoll; damit wir einer dem andern alsdenn für die Treue noch ſegnen können, mit der wir ihre Erziehung gemeinſchaftlich betrieben haben.“

Unter allen im Hauſe ſchien aber niemand zufriedener damit zu ſein, daß Friderike ſo ganz der Wirthſchaft ſich annahm, als Karoline. Mit tauſend Freuden verfertigte ſie ihr dafür allen den kleinen ſimplen Putz, welchen dieſe Sonntags, oder wenn es zu Zobers ging, anzulegen pflegte; wenn ſie nur dafür nicht in die Küche gehen, oder in der Vorrathskammer aufräumen durfte. Nur feine Arbeiten, und bei denen ſich keine Falte an ihrer Kleidung verſchob, mochte ſie gern verrichten. Dabei war ſie denn ganz unermüdet, und künſtelte vor ſich alles nach, was ſie ſah, und lag der Mutter unaufhörlich an, daß ſie ihr doch Anleitung verſchaffen möchte, ſich in allen dergleichen Arbeiten recht vollkommen zu machen.

Roderich hatte es ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß Brigitte mit der Paſtorin ſehr vertrauliche Unterredungen hatte, und daß dabei von ihr oft nach Karolinen hingewieſen oder doch hingeſehen werde. Daß etwas obwalte, merkte er bald. Auch war es ihm; als wenn er es ſeiner Frau anſähe, daß ſie etwas für ſie recht wichtiges gegen ihn auf dem Herzen habe, und nur gelegene Augenblicke abwarte, es ihm auszuſchütten.

Als er daher einsmahls auſſerordentlich heiter war, kam ſie mit einem ganzen Körbchen voll feiner Nähereien, Filets, Flohrbluhmen, nachgezeichneter Muſter und anderer dergleichen Sächelchen unterm Arm, legte ſie vor ihm aus, und ſetzte hinzu: Sieh einmahl, lieber Mann, das alles hat unſere Karoline in einer Woche gemacht.

Roderich. Nun, das iſt alles recht gut, Das mag ſie allwohl machen; aber Mutter, das mus denn doch nicht die Hauptbeſchäftigung für eine unſerer Töchter ſein. Sag nur, was aus dem Mädgen werden ſoll, wenn ſie ſich gar keiner andern Dinge annehmen will. Können wir denn wohl eine unſerer Töchter blos zum Putzmachen erziehen? Schickt ſich das wohl überhaupt, und ſchickt ſichs beſonders für unſere Lage? Sieh einmahl dafür Friderikén an!

Brigitte. Lieber Vater, es iſt ia nicht ein Kind, wie das andere. Friderike hat hierzu, und Karoline dazu Luſt. Du ſagſt ia ſelbſt, man müſſe ſeine Kinder zu nichts zwingen.

Roderich. Aber wir müſſen ia doch auf die Zukunft denken, und für die Wohlfart unſerer

ſerer Kinder ſorgen. Sprich nur, wozu beſtimmſt du denn das Mädgen?

Brigitte. Ich will dir meine Gedanken ſagen. Da das Mädgen nun einmahl zu dergleichen Arbeiten Luſt und auch viel Geſchicklichkeit hat: ſo dächte ich, wir wendeten etwas dran, daß ſie ſie recht aus dem Grunde lernte. Wenn ein Frauenzimmer dergleichen recht verſteht; kann ſie auch ihr Brodt davon haben.

Roderich. Wie? Alſo wollteſt du wirklich eine deiner Töchter zu einer Putzmacherin erziehen? — Alſo, wenn Karl, der lauter Gelenke iſt, hätte ein Seiltänzer werden wollen: ſo hätteſt du auch wohl nichts dagegen gehabt? — Ich weis nicht, wie mir wird, wenn ich daran denke, daß ich einſt ein Kind ſollte erzogen haben, das ſich blos von der Eitelkeit und von den Thorheiten anderer ernährte.

Brigitte. So meine ichs ia nicht, lieber Mann: aber es iſt doch ſchön, wenn ein Mädgen dergleichen verſteht. Man weis nicht, wozu ſie es noch einmahl brauchen kann. Und, wenn ſie denn in einen Stand kommt, wo ſie dergleichen nöthig hat: ſo iſts ia gut, wenn ſie es nicht mit Gelde aufwiegen darf, ſondern alles ſich ſelbſt verfertigen kann.

Roderich. So ſoll ſie vermuthlich auch wohl lernen Kopfzeuge ſtecken?

Brigitte, verlegen. Hum! Wenn ſie denn eins lernt, lernt ſie das andere freilich auch.

Roderich. Haha! Mutter, vergieb mir — es kommt mir bald ſo vor, als wollteſt du, da du keine Kopfzeuge mehr trägſt, doch wenigſtens eine Tochter haben, die dergleichen machen könnte. Und wozu dies alles? Wo iſt denn wohl hier im Städtgen Gelegenheit dazu, alle dergleichen Arbeiten zu lernen, wenn ich auch nichts dagegen hätte? So viel das Mädgen davon zu wiſſen braucht, kann ſie ſchon. Was du weiſſt, haſt du ſie gelehrt; und du biſt mit deiner Wiſſenſchaft doch immer im Hauſe fertig geworden.

Brigitte. Da dachte ich eben, wir brächten ſie ein Paar Jahre nach der Reſidenz . . .

Roderich, ernſthaft. Mutter, wohin? Nach der Reſidenz? Und zu wem da? Und wozu dieſe unnöthige, gefährliche Trennung unſeres jüngſten Kindes von uns? Iſt das nicht ganz wider meinen Plan? Wollen wir eine ſo wichtige Abänderung in dieſem ohne allen hinreichenden Grund machen? Kennſt du Karolinen? Weiſſeſt du, daß nun gerade diejenigen Jahre kommen, in welchen ſie deiner mütterlichen Aufſicht und Leitung am meiſten bedarf? Wird ſie das, was ſie mit dieſer verlöhre, durch alle die Flitterarbeiten, welche ſie etwa lernte, erſetzt finden? Mich ſchaudert, wenn ich an die Verführung in groſſen Städten gedenke, und denn erwäge, daß wir ſo ein junges, unerfahrnes, wohlgebildetes und lebhaftes Mädgen auf gut Glück derſelben ausſetzen wollten.

Brigitte. O Vater, darüber denke ich gewis ſo redlich, wie du. Aber wenn es weiter nichts iſt — darüber könnten wir ohne Sorgen ſein; der Frau Paſtorin ihre Schweſter, Madam Leonhard, iſt eine wackere Frau. Wenn wir ſie zu dieſer ins Haus brächten: ſo wäre ſie ſo gut aufgehoben, als bei uns. Da würde ſie noch dazu ſehr geſittet und artig vollends gezogen werden; und dieſe hat auch eine Tochter von ihren Jahren, mit der ſie alle erwähnte Frauenzimmerarbeiten lernen könnte.

Roderich. Wo denkſt du hin? Madam Leonhard, die groſſe Kaufmannsfrau, würde ſich damit abgeben, eine Koſtgängerin anzunehmen!

Brigitte. O ſie wills von Herzen gern thun. Die Frau Paſtorin hat ſchon deshalb an ſie geſchrieben, und ſie hat ſich ſo gar erboten, ſelbſt heraus zu kommen, und Karolinen mitzunehmen, wenn du nur willſt.

Roderich. I, i, ſo iſt ia wohl gar alles ſchon richtig? Und das alles ſo ganz im Stillen? (faſſt ſich an den Kopf) Sieh einmahl, alter Vater Roderich, was doch die Weiber ſo unter ſich abkarten können! — Iſt nicht etwa der Tag auch ſchon beſtimmt, an dem ſie ſie holen will?

Brigitte. Ach nein, lieber Mann. Ohne deine Einwilligung vorher würde ich ſo etwas nicht thun.

Einige Fremde, welche in den Laden traten, unterbrachen das Geſpräch, daß die Sache alſo unausgemacht blieb. Brigitte ſetzte ſeit der Zeit täglich wieder an, ihre Abſichten zu erreichen: aber ihr Mann ſchien ganz und gar kein Ohr dafür zu haben. Sie wendete ſich endlich an den Prediger Zober, und ſuchte an ihm ebenſo den Vermittler dieſer Sache, wie ſich ihr Mann deſſelben vor Zeiten in der Inokulationsgeſchichte gegen ſie bedient hatte. Zober bat Roderichen zu ſich, und, als ſie Abends recht vergnügt unter einander waren, redete er ihn alſo an: Lieber Freund, wir werden viel Freude an unſern Kindern erleben, und im Alter noch manchmahl ſo beiſammen ſitzen, wie heute, und uns an unſern glücklichvollbrachten Erziehungsgeſchäften ergötzen. Wenn ich nicht irre: ſo iſt Karoline noch die einzige von den Ihrigen, über deren eigentliche Beſtimmung ſie noch nicht mit ſich ſelbſt zur Richtigkeit ſind ...!

Roderich. Lieber Herr Paſtor, ich verſtehe Sie ſchon. Es iſt dis nur der Eingang, den Sie machen; — die Propoſition wird wohl noch kommen.

Zober, lächelnd. Ja, ja, Sie haben recht. — Um ſo beſſer; ſo kann ich den Eingang erſparen.

Roderich. Meine Frau hat von Kindheit mit dem Mädgen ihr Weſen gehabt. Sie hat ſie geputzt und geflügelt; und mir war das nie nach meinem Kopfe. Sie iſt ſelbſt Schuld daran, rän, daß das Mädgen ſich nicht zur Wirthſchaft applicirt, wie ihre Schweſter, ſondern den ganzen Tag ſich mit allerliebſten Kleinigkeiten beſchäftigt. Nun will ſie gar eine Putzmacherin aus ihr machen.

Zober. Nein doch, beſter Mann. Das will ſie gewis nicht. Sie will nur, daß ſie ſich in den Arbeiten, zu welchen ſie einmahl Trieb und Geſchick hat, vollkommen mache. Und das iſt ia doch nichts unrechts.

Roderich. Ich ſehe nur nicht ein, wozu das nöthig iſt. So viel ſie in ihrem Leben davon zu wiſſen nöthig haben wird, kann ſie ſchon. Was ſie aber vor allen Dingen wiſſen ſollte, das weis ſie noch nicht.

Zober. Ich halte ſie hier beim Worte.
Wie oft ſind wir darüber einig geworden, daß
Triebe Winke ſind, denen gemäs Eltern bei
em groſſen Geſchäft der Wohlfartgründung
hrer Kinder arbeiten müſſen. Ihre Karoline
ſt offenbar nicht für die kleine, ſondern für die
röſſere Welt gemacht. Sie werden dieſe Be-
immung doch nicht abändern; iſt es alſo nicht
eit beſſer, daß ſie ſie lieber zu derſelben vorbe-
iten, als daß ſie es darauf ankommen laſſen,
aß ſie ſich hernach erſt zu ihr bilde, wenn ſie
hon in ſie eintritt?

Roderich. Mir wäre es viel lieber, wenn
aroline auch einmahl ihr Glück im Mittelſtan-
ſuchte. Man findet es da gewiſſer.

Zober. Aber laſſen ſie doch das gut ſein. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ſie es doch nicht dahin bringen werden. Und es geht ia auch nicht immer gleich unglücklich. Vielmehr können ſie glauben, daß, ſo wie allenthalben Abwechſelung Statt findet, ſelbige auch in Ihrer Familie Statt finden werde; und ich an Ihrer Stelle würde den Schlus machen — was mir nicht glückte, wird meinem Kinde glücken. Thun Sie den natürlichen Anlagen Ihrer Kinder gemäs, und überlaſſen Sie die Zukunft alsdenn der Vorſehung.

Roderich. Wenn ich das nun auch thäte, mein freundſchaftlicher Lehrer, ſo würde ich doch von nun an Karolinens wegen immer unruhiger ſein, als ihrer Schweſter wegen.

Zober. Aber Freund, die Unruhe machen Sie ſich ia ſelbſt. Meine Schwägerin hat ſich erboten, Ihre Tochter auf ein Paar Jahre zu ſich zu nehmen. Wenn Sie dieſe nun auch nicht kennten: ſo kenne ich ſie doch, und Sie werden mir zutrauen, daß ich Ihr Kind nicht in ſchlechte Hände zu bringen ſuchen würde. Ich verſichere Sie, daß die Karoline in ienem Hauſe eben ſo gut aufgehoben iſt, als in dem Ihrigen. Es geht daſelbſt ſehr ordentlich zu Hauſe, und es herrſcht im ganzen Hauſe ein recht edler, feiner Ton. Meine Schwägerin iſt nicht nur eine Frau von Welt, ſondern auch eine wirkliche Wirthin. Ihre Tochter wird daſelbſt ihre unverdorbene Sitten gewis beibehalten;

ten; ſie wird Gelegenheit haben, allerlei Wiſſenſchaften, die ein Frauenzimmer nicht nur nützlich, ſondern auch liebenswürdiger machen, zu erlernen, und wird deſſen ungeachtet doch zur Häuslichkeit angehalten werden. Betrachten Sie nur ihre reizende Bildung, und ſagen Sie, ob ſie nicht ſolchergeſtalt einmahl recht vollkommen ihr Glück machen könne.

Roderich. Ich erkenne die Gefälligkeit Ihrer Frau Schwägerin allerdings mit vielem Danke; auch wachſen meine Verbindlichkeiten gegen Sie ſelbſt durch dieſe Ihre abermahliche Fürſorge für meine Kinder aufs neue. Aber das Mädgen iſt noch zu jung, als daß ſie ſchon von Hauſe könnte.

Zober. Nein, Freund, ſie iſt vielmehr eben in dem rechten Alter, aus ſolchen Abſichten von Hauſe weg zu kommen. Jetzt kann ſie noch alles bequem lernen; jetzt nimmt ſie noch jede Ausbildung, die ihr noch fehlt, an. Aufwand ſollen Sie nicht davon gros haben. Alſo ſäumen Sie nicht, und geben Sie mir die Hand darauf. Wiſſen Sie wohl, wie Sie mich einmal auch in einer ſehr vernünftigen Sache zum Unterhändler bei Ihrer Frau machten? Jetzt bin ichs für ſelbige bei Ihnen; und, wenn Mann mit Mann zu thun hat, wiſſen Sie wohl, daß die Unterhandlung noch glücklicher ablaufen müſſe.

Man konnte es nicht genau bemerken, ob Roderich dem Prediger die Hand gab, oder ob dieſer ſie ihm nahm; genung Roderichs Hand lag bald in Zobers Hand. Und kaum war dis geſchehen: ſo rief Zober Brigitten und ſeine Frau mit den Worten herbei: Nun, kommen Sie nur, es iſt alles richtig.

Roderich empfing einige Komplimente von der Paſtorin über ſein gefälliges Nachgeben; während daß Brigitte in eine Art von Bezauberung an ſeinem Halſe hing, und nur die Worte ſtammeln konnte: Ach, du lieber Mann, habe tauſend Dank! Nun habe ich gar nichts mehr von dir zu bitten.

Roderich, ziemlich geſetzt. Ja, ja, wenn man nur alles ſo thut, wie es die Weiber haben wollen ...

Karoline lebte und webte in Freude und Wonne, als ſie hörte, daß ſie nun alle die feinern weiblichen Arbeiten, an welchen ihre ganze Seele hing, recht aus dem Grunde lernen ſollte; und als ſie hernach über die damit verbundene Trennung von ihren Eltern und Geſchwiſtern nachdachte, und in eine Art von Stille gerieth, tröſtete ſie Brigitte mit den Worten: Sei du nur ruhig, Karolinchen, du ſollſt uns recht oft beſuchen, und ſollſt in der Stadt auch das Klavier und die Harfe ſpielen, und dazu recht ſchön ſingen lernen.

Der Tag ward noch an ſelbigem Abend feſtgeſetzt, an welchem Madam Leonhard kommen und Karolinen abholen ſollte. Vater Roderich hatte A geſagt, und muſte nun auch B ſagen. Karoline ward zu ihrer Abreiſe nach der Reſidenz neuausſtaffirt. Roderich unterhielt ſich vorher noch oft mit ihr beſonders, und ermahnte ſie auf das liebreichſte zur Tugend und zum Fleiſſe. Madam Leonhard kam, und Roderich fand an ihr ganz die Frau, wie ſie Zober ihm beſchrieben hatte. Der Abſchied von ſeiner Tochter ward ihm dadurch leichter. Karoline konnte ſich erſt aus den Armen ihrer Eltern und Geſchwiſter nicht loswinden. Von dieſen lief ſie wieder zu ienen, und von ienen wieder zu dieſen. Die lezten Worte, welche ſie mit bewegtem Herzen ſprach, waren an ihren Vater gerichtet; — lieber Vater, ich will Ihnen gewis keine Schande und kein Herzeleid machen. „Mein Segen über dich, und mein Geiſt immer mit dem deinigen! erwiederte er. Folge in allem dieſer würdigen Frau, wie deiner Mutter!

Roderich, als Karoline fort war. Das hätt' ich nicht gedacht, daß mein iüngſtes Kind das erſte würde, das von uns ginge.

Brigitte, indem ſie die lezten Trennungsthränen weglächelt. Ach! wenn ſie nun erſt einmahl wiederkommen wird — denn ſollſt du ſie einmahl ſehen — Männchen!

Siebentes Kapitel.

Nach Karolinens Abreiſe war es nicht anders, als wenn die halbe Familie fehlte; ſo ſtill war es in der Wohnſtube und im Garten. Da war nun niemand mehr, der durch das Haus tanzte; niemand, der ſich über den Hof weg ſang; niemand, der Tiſch und Fenſter mit Bluhmen ausputzte. Sobald die übrigen Geſchwiſter beiſammen waren, war auch die Rede unter ihnen von ihr. Karl, der da wuſte, daß er nun der erſte ſein würde, der nach ihr das elterliche Haus verlieſſe, tröſtete Fritzen und Friderikeu darüber, und meinte, daß die Reihe an einen nach dem andern von ihnen deshalb kommen würde; daß ſie nun am längſten beiſammen geweſen wären; daß ſie aber in der Entfernung oft an einander ſchreiben, ſich oft beſuchen, und ewig lieben wollten. „Wenn denn einer zum andern kommt, ſprach er, ſollen ſich die beide beſtändig von den übrigen unterhalten; und, wenn wir alle beiſammen ſind, wollen wir thun, als wenn wir wieder in unſere Jugend zurückkehrten.“

Karl empfing den erſten Brief von Karolinen, in welchem ſie ihn von dem, was ſie ſchon alles in der Reſidenz geſehen, und was ſie alles lerne, ausführlichen Bericht erſtattete. Der Brief ward von ihm erſt laut vorgeleſen, und hernach las ihn iedes Geſchwiſter noch dreimahl vor ſich. Vater Roderich hatte auch einen Brief von ihr erhalten, und beide waren ſchon ſo voll Reſidenzphraſen, neumodiſcher Wörter, und witziger Anekdoten, daß er lachend ausrufen muſte: Das Häkgen ſoll gut werden; es biegt ſich ſchon ziemlich. Für Brigitten waren dieſe Briefe eine wahre Herzſtärkung, und ſie beſah die kleine Arbeiten, welche Karoline für ſie und ihre Schweſter beigelegt hatte, länger als eine Stunde. Da waren Bluhmen dabei, die, wie ſie ſagte, wie in der Natur leibten und lebten; da waren Deſſeins in Nähtereien und Stickereien, wie ſie im Himmel nicht ſchöner ſein konnten; und die ganze Brigitte lebte wieder auf.

Im Garten ſchien alles Bluhmenweſen mit Karolinen zugleich aufzuhören. Die ſchon Blühenden fielen ab, ohne daß ſie iemand abpflückte; die neugepflanzten verwelkten, und Fritz, der nun mit ſtärkern Arbeiten ſich beſchäftigte, dachte, da niemand ſie weiter in Kränze band, nicht weiter darauf, andere zu ziehen.

Nach einem halben Jahre legte Karoline ihren erſten Beſuch wieder bei ihren Eltern ab. Dis war ein wahrer Wonnetag für die Familie. Brigitte ſchlug für Freuden in beide Hände, als ſie ankam. Karoline erſchien in einem Kleide nach der neueſten Mode, das ihr Madam Leonhard geſchenkt hatte, und worauf viel künſtliche Arbeit von ihrer eigenen Hand war. In ihrer herrlichen ſchlanken Taille, wie ein Püppchen geputzt, flatterte ſie von der Mutter zum Vater, und von dieſem in die Arme ihrer Geſchwiſter. Fritz kam eben mit den Pferden in bloſſen Ermeln vom Felde, und, als er ſie ſah, ſprach er: „Der tauſend, du biſt ia wie eine Princeſſin geputzt. Biſt denn aber deinem Bruder Bauer noch gut?“ — O von ganzem Herzen, erwiederte ſie, und küſte ihn zehnmahl hinter einander.

Brigitte ging immer um ſie herum, und konnte ſich gar nicht ſatt an ihr ſehen. Vater Roderich hatte B geſagt, und muſte nun auch C ſagen. „Das Beſte, ſprach er, was mir an dir heute gefällt, iſt dis, daß du dein Haar noch natürlich trägſt; und dabei bleib, wenn du auch noch ſo ſchöne Kopfzeuger machen kannſt.“ Karoline, die an ihrer Treuherzigkeit in der Reſidenz noch nichts verlohren hatte, verrieth ſich durch die Antwort: ich habe mich auf allerlei Art friſiren laſſen müſſen; ich habe auch alle mögliche Kopfzeuger aufgehabt; aber es kleidete mich nichts ſo hübſch, als mein natürliches Haar. — So, ſo! verſetzte Roderich, und nickte bedeutend auf Brigitten zu.

Die ganze Zeit über, daß Karoline da war, muſte ſie erzählen; bald ihrer Mutter, bald ihren Geſchwiſtern. Es war eine Luſt, dem ſchwatzhaften Mädgen zuzuhören. Das Mäulchen ging in einem weg, und man konnte faſt nicht begreifen, woher ſie alle Worte bekomme. Beizu kam auch ſchon manch franzöſiſch Bröckgen mit heraus. Von allen exiſtirenden neuen Frauenzimmer-Moden vom Kopfzeug an bis zu den Abſätzen unter den Schuhen muſte ſie ihrer Mutter genaue Rechenſchaft abzulegen, welche ſich gar nicht ſatt daran hören konnte. Vater Roderich bekam hier eine Menge von ausländiſchen Wörtern,

ern, die die Moden bezeichneten, zu hören,
daß ihm die Ohren gellten. Er konnte ihrer
kaum auf eine Stunde allein habhaft werden,
um von ihr zu hören, was ſie alles lerne. Da
rzählte ſie denn, daß ſie auſſer dem Hauſe bei
iner alten Matrone zeichnen und ausnähen,
nd bei noch einer andern Kopfzeuger ſtecken,
Kleider zuſchneiden, Friſuren dazu verfertigen
nd aufſetzen, und allerhand Damenputz, den
nan ſonſt auf den Märkten theuer bezahlen
nüſſe, machen lerne; Im Hauſe kamen zu ihr
er Tanzmeiſter, der Sprachmeiſter, der Zei-
henmeiſter, der Schreibmeiſter, und ein Paar
Sirtuoſen aus der Kapelle, von welchen ihr der
ne im Singen, der andere im Klavierſpielen,
nterricht gab. Uebrigens wären in jeder
Woche ein Paar Tage, an welchen Madam
onhard ſie und ihre Tochter in die Küche führ-
, ſie allerlei Gebackenes machen lehrte, und
h mit ihnen darüber unterhielte, wie man dis
der ienes überſchlagen, und wenn man rohhin-
gegebene Sachen von den Handwerkern als ver-
beitet zurückerhielte, dem Schneider, dem
inweber und iedem andern nachrechnen könne,
er entwendet, und wie viel er entwendet ha-
. Vater Roderich ſchien über die Erzählung
ner Tochter zufrieden zu ſein; beſonders, da
bige noch hinzu ſetzte, daß ſie von Madam
onhard nicht anders, als wenn ſie Kind vom
auſe wäre, in allen Stücken behandelt würde.
 lies ſie zum zweitenmahle noch williger nach

der Reſidenz abreiſen, als zum erſten. Karoline beſuchte von Zeit zu Zeit, mehrentheils alle Vierteljahre ihre Eltern. Je öfter ſie kam, ein deſto ausgebildeteres Frauenzimmer war ſie. Die Liebe zu bloſſem Flitterweſen, welche noch ein Ueberreſt ihrer erſten Jugend geweſen war, verwandelte ſich bei ihr nach und nach in eine edle Begierde, *Menſchen von wahrem Werthe zu gefallen.* Mit ihrer blendenden Schönheit verband ſie einen würdigen Anſtand und die feineſten Sitten. Sie reizte, wenn man ſie nur ſah, und reizte noch mehr, wenn ſie ſprach. Ein lächelnder, unſchuldiger Witz, eine trefliche Geiſtesgegenwart, und eine natürliche alles um ſich her belebende Frölichkeit begleitete ihre Reden, Antworten und Erzählungen. Den ſchönſten Reiz empfing ſie durch ihre weibliche Beſcheidenheit, die ſich mit allen ihren übrigen Vorzügen verband. Sie ſpielte das Klavier und die Harfe mit vieler Fertigkeit, ſang angenehm und ſprach ſehr gut franzöſiſch. Ganz ſo das Vorbild von der künftigen Frau von groſſer Welt, amüſirte ſie nun ſelbſt den alten Vater Roderich, der ſonſt über alle dieſe Dinge weg war; und, wenn Brigitte dis bemerkte, fuhr ſie im Triumpf daher. Madam Leonhard lobte Karolinen ſehr, und trug bei ihrem Vater, als die anfangs beſtimmte Zeit ihres Aufenthaltes in der Reſidenz bald um war, darauf an, daß er ſie fernerhin und zwar ohne Monathe und Jahre zu beſtimmen, bei ihr laſſen

ſen möchte. Roderich hatte C geſagt, und muſte nun auch D ſagen. „Was ſollen wir nun thun? ſprach er zu Brigitten. Die Dame iſt nun fertig; nun laſſet ſie la da, wohin die Damen gehören. Hier im Städtgen ſollte ſie eine poſſirliche Figur machen.“

Zober, der dis hörte. Sie wird ihr Glück daſelbſt auch wohl finden. Laſſen Sie ſie nur allda. — Aber Freund Roderich, es iſt nun Zeit, daß wir unſere Söhne auf die Akademie gehen laſſen. Ihr Karl wird nun zwanzig Jahr. Sein Verſtand iſt ausgebildet und in voller Wirkſamkeit; er iſt ſo vorbereitet, wie unge Leute eigentlich von der Schule auf die Univerſität kommen ſollen, und iſt ein Jüng- ing feſt in der Tugend. Mein Bruder iſt chon davon benachrichtigt, und ich kann unſere Söhne ihm bringen, wenn ich will.

Roderich. Ich bin auſſer Stande, dis zu eurtheilen, und verlaſſe mich deshalb ganz auf Sie. Wollte Gott, er wäre ſchon wieder zu- ück, und ich ſähe in ihm wieder den noch ſo echtſchaffenen und unverführten Karl, wie er ewis aus meinen Armen geht!

Zober. Faſſen Sie Muth! Sie werden n, gewis werden Sie ihn als ſolchen wie- erſehen. Ich habe ſchon ſeit vier Wochen ich recht damit beſchäftigt, beiden jungen Leu- n ganz ſo die Lagen der Academieen zu ſchil- rn, wie ſie noch ſind, ſie mit allen ihrer Tu- nd drohenden Gefahren bekannt zu machen, und ihnen die Mittel zu zeigen, durch welche ſie ſelbigen glücklich entgehen können. Beſonders habe ich mit ihnen rein heraus über die Wolluſt geredet, und ihnen die Seligkeit mit himmliſchen Farben gezeichnet, welche ſie einſt genieſſen werden, wenn ſie rein und unbefleckt zu Brodte kommen und ſich alsdenn in die Arme eines tugendhaften Mädgens werfen. Wenn man junge Leute in ſolchen Jahren nun in die Welt ſchickt: ſo mus man ihnen ſchlechterdings dis ſagen, und kein Blatt mehr vor den Mund nehmen. Ich bringe ſie fort; bleiben Sie in ihren Geſchäften; und aus meinen Händen kommen ſie unmittelbar in die Hände meines Bruders. Bei mir war Ihr Karl ſo gut aufgehoben, als bei Ihnen; und bei dieſem iſt ers wieder, wie bei mir. Alſo ſein ſie nun ganz ohne Sorgen, und equipiren ihn gehörig zur Reiſe.

Roderich. Hat er denn nun aber auch eine gewiſſe Art von Studien erwählt, von der er einmahl ſein Brodt haben will? — Karl, komm doch mahl her! Was willſt du denn nun eigentlich ſtudiren?

Brigitte, die auch dazu kommt und Karln die Backen klopft. Lieber Sohn, ich ſähe es gar zu gern, daß du die Jura's ſtudirteſt. So könnteſt du wohl einmahl an unſern Hof kommen.

Karl, verlegen. Noch habe ich mich nicht beſtimmt; aber ich wills nun thun. Ich habe

ſeither

ſolcher nur immer das noch zu lernen geſucht, was man wiſſen mus, man mag ſtudiren wollen, was man will.

Zober, der Karln die Verlegenheit anſieht. Unmasgeblich — gute Eltern, ich dächte, Sie drängen damit vor der Hand noch nicht in den jungen Menſchen. Es iſt damit im ganzen erſten Jahre auf der Akademie noch Zeit genung. Im erſten Jahre müſſen von Rechtswegen alle Studenten nur Philoſophie ſtudiren. Unterdeſſen kann er ſich entſchlieſſen und es hernach Ihnen ſchreiben. Ich habe mit ihm über ieden Gelehrtenſtand beſonders geſprochen. Ich habe ihm das Angenehme und Unangenehme eines ieden ſowohl überhaupt, als auch in Rückſicht auf unſer Zeitalter, welche iezt warlich ieder vernünftige junge Menſch, der ſich dem Studiren widmet, nehmen mus, vorgehalten. Nun werde er erſt ein tüchtiger Weltweiſer, und hernach nehme er die Wage in die Hand, und beſtimme ſich dazu, wohin ſie ſich in ſeinen Augen ſenkt. (zu Brigitten) Sich aber für den Hof zu bilden, dazu würde ich ihm am wenigſten rathen.

Roderich. Meine Frau ſprach dis, lieber Herr Paſtor. Ich bins zufrieden; mein Sohn mache es, wie Sie ſagen, und wähle recht mit Bedacht und nach ſeinem Geſchmack. Nur wünſche ich, daß er eine Wiſſenſchaft wähle, die ihm auch gewis Brodt gibt.

Zober, der den Accent fühlt, welchen der Vater auf die lezten Worte ſezte. Darüber ſein Sie unbeſorgt; iede Wiſſenſchaft, die man recht lernt, gibt gewis Brodt. Und die, welche Karl ergreift, ſoll er wohl recht aus dem Grunde lernen.

Roderich lies ſichs nun angelegen ſein, ſeinen Sohn gehörig zu equipiren, und verabredete mit Zobern ſeine übrigen Einrichtungen auf der Akademie. Es blieb dabei, daß Karl und der iunge Zober im Hauſe des Onkels des leztern auf einem Zimmer wohnen ſollten, und daß dieſer die genaueſte Aufſicht auf ſie hätte. Die ihnen ausgeſezten Gelder ſollten halbiährlich an ſelbigen geſchickt werden; doch ſo, daß er ſeinen Einſichten und ſeinem Gutbefinden auch ihnen davon auf einmahl ſo viel anvertrauen könnte, als er wollte. Karl hatte ſeither ſchon immer Geld unter Händen gehabt, damit er damit ſollte umgehen lernen; und, als ſein Vater, der mit gutem Bedacht ihm lange keine Rechnung darüber hatte ablegen laſſen, ihn iezt darum befragte, fand ſichs, daß er es halb auf gute Bücher verwendet, halb geſammlet hatte.

Roderich ſprach iezt noch viel und ganz aus dem Herzen mit ſeinem Karl, deſſen herrliche Aeuſerungen dabei ihn mit wahrem Vertrauen auf ſelbigen erfüllten. An einem der lezten Morgen nahm er ihn mit ſich in die Gebetlaube, und redete ihn alſo an:

„Auch du gehſt nun von mir, du mein Erſtgezeugter! — Sieh, ſo iſts. Erſt ſind die Eltern einſam; — alsdenn geſellen ſich nach und nach die Kinder zu ihnen; — haben ſie dieſe erzogen: ſo geht eins derſelben nach dem andern wieder von ihnen; — am Ende ſind ſie wieder einſam. — — Karl! als du gebohren wardſt, empfand ich zum erſtenmahle die hohe Seligkeit, Vater zu ſein. So oft mich Gott hernach wieder derſelben würdigte, war ſie mir ſüs; — aber bei deiner Geburt am allerſüſſeſten. O behaupte dieſen Rang, den dir die Natur gab, und beſtrebe dich, mir auch in der Folge deines Lebens unter allen deinen Geſchwiſtern die gröſte Freude zu machen! Geh' ihnen, als der älteſte, auch hierinn mit deinem Beiſpiele vor. Denke, daß ein Rechtſchaffener keinen höhern Lohn für ſeine Arbeiten kennet, als den, ſie ſchön vollendet zu ſehen, und ſich denn an ihrem Anblick zu weiden; denke, daß ihm, wenn er alles, was er zu ihrer Vollendung leiſten konnte, geleiſtet hat, dieſer Lohn auch gebühre. Dich, wie deine Geſchwiſter glücklich zu machen, war die Arbeit, welche ein Paar Rechtſchaffene, die du Eltern nenneſt, ſeit Jahren her betrieben. Las ſie einſt ſehen, daß ſie mit Segen gearbeitet haben; erfreue ſie mit dem Anblick ihrer vollendeten Arbeit; werde glücklich! — ſie verlangen kein anderes Wiedervergelt dafür von dir, als dis. Tugendhaft, geſund und mit guten

Kenntniſſen ausgerüſtet, gehſt du aus meinen Armen; durch Bewahrung deiner Tugend und deiner Geſundheit, und durch Fortſetzung deines Fleiſſes wirſt du der Glückliche werden, den ich dich zu ſehen von deinem Eintritt in das Leben an gewählt habe. Ach, Karl, vor allen Dingen bleib reines Herzens! Bei dieſer Laube, in der ich dich zum erſtenmahle mit den Seligkeiten der Tugend vertraut machte; — bei iener Anhöhe, auf der ich dich beten lehrte; — bei meiner Ruhe im Tode beſchwöre ich dich — bleib ein guter Menſch! Du gehſt unter einen Haufen iunger Leute, der, wie die Welt allenthalben gemiſcht iſt. Edlen Seelen wirſt du da begegnen, wie allenthalben; aber auch Abſchaume der Menſchheit an Herz, Sitten und Wandel wirſt du da kennen lernen. Freilich ſollte es dieſer, wenn es ihrer auch allenthalben gibt, doch unter Leuten nicht geben, die ſich den **Wiſſenſchaften widmen.** Man ſollte denken, daß dieſe vermöge der Kultur, welche ihnen die Weisheit ertheilt, der ganzen übrigen Welt, die nur mit Handarbeiten ſich beſchäftigt, an Schönheit des Lebens und an Feinheit der Sitten vorleuchten müſten. Aber nicht edel genung erzogen, oder aus dem Kefigt der Schule in die akademiſche Freiheit fliegend und durch ſie trunken gemacht, oder ein Raub der Verführung der Zügelloſen, in deren Umgang ſie unvorſichtiger Weiſe gleich anfangs gerathen, finden nur noch allzuviel Jünglinge auf den

Wohnplätzen der Weisheit das Grab ihrer Tugend. Beobachte die Regel, auf die ich dich früh aufmerkſam machte, auch auf der Akademie, und handle nicht nach Beiſpielen, ſondern nach den Grundſätzen der Vernunft und deines eigenen guten Herzens. Umarme nicht gleich jeden als Freund, der ſich dir als ſolcher anbietet. Ein vertrauter Freund deiner Jugend begleitet dich; ſo darfſt du nicht gleich anfangs über Einſamkeit klagen. Hernach las den würdigen Profeſſor Zober dir die Menſchen wählen, mit welchen du Umgang habeſt. Er hat mehr Welt- und Menſchenkenntnis, als du, und hat geübtere Beurtheilungskraft. Höre dieſen über alles, als Vater, und folge ihm, wie du mir gefolgt haſt. Die Wolluſt ſei dir verabſcheuungswürdig, in welcher Geſtalt du ſie auch erblickſt! Schuldenmachen ſei in deinen Augen eine der niederträchtigſten Handlungen! Du kennſt die Lage deiner Eltern. Du weiſt, wie wir uns oft abgebrochen haben, um dich und deine Geſchwiſter zu ſättigen. Ich habe dich zur Redlichkeit erzogen, und du haſt nie an mir geſehen, daß ich auf Betrug der Menſchen ausging. So ſei zufrieden mit dem, was ich dir geben kann, und richte dich ein. Ein Brief, in welchem ich je einer von dir gemachten Schuld wegen gemahnt würde, würde ein Fauſtſchlag ſein, den du deinem Vater gäbeſt. Du ſollſt keinen Mangel leiden, und tritt ein Fall ein, daß du ſchlechterdings nicht ausreichen kannſt; ſo ſei aufrichtig gegen deinem Vater, und ſchreibe. Sieh dich im Spiegel an, fühle dich in deinem ganzen Sein — — wie kraftvoll und munter biſt du ietzt! Bewahre deine Geſundheit nun, da du dir ſelbſt überlaſſen wirſt, wie deine Mutter ſie dir bewahrte, als ſie dich auf ihren Armen trug. Sei alſo mäſſig in Speiſe und Trank und in allen deinen Freudengenüſſen; mishandle nichts — auch das Thier nicht, das du zu deinem Vergnügen gebrauchſt. Du biſt noch recht in den Jahren, in welchen du deine Ausſichten ins Leben lang und kurz, heiter und trübe machen kannſt. Es iſt nicht genung, zu leben. Nur ein glückliches Alter iſt wünſchens werth. Wie würdeſt du deine akademiſchen Jahre einſt verwünſchen, wenn du in ſelbigen deine Kräfte ſo geſchwächt hätteſt, daß du in des Lebens Mitte ſchon Greis wäreſt, und im eigentlichen Greiſesalter iene zahlloſen Beſchwerden litteſt, von denen der mäſſiggeweſene Jüngling auch im ſpäteſten Alter nichts weis! Wie würdeſt du deinen Bruder alsdenn beneiden, wenn du ihn in dem einfachſten Stande des Lebens als einen immerrüſtigen Mann und zuletzt noch als verjüngten Greis erblickteſt! Du haſt einen herrlichen Kopf, und haſt die beſten Grundlagen zu den Wiſſenſchaften gelegt. So lerne nun, ſo viel du lernen kannſt. Werde was du willſt; nur werde das recht und ganz, was du wirſt. Dein Bruder wird einſt das erſte unter allen menſchlichen Bedürfniſſen — Brodt — hervorbringen, und dadurch der Welt nützen; nütze du ihn einſt noch mehr, und bring Weisheit unter Menſchen, die das Brodt der Seele iſt. Mit welcher Vaterwonne werde ich dich denn umfaſſen, wenn du als ein reins gebliebener, munterer und wiſſenſchaftlicher junger Mann in meine Arme zurückkommſt! Wie werde ich die Stunde alsdenn erſt recht ſelig preiſen, in der ich dich zum erſtenmahle an mein Herz drückte! Karl — Karl — du meines Lebens Freude — du meines Alters Troſt — du meines Todes Labſal — ſeis! bleibs! werde es täglich mehr! Ach — ich habe auf Erden viel gelitten; aber — aller Leiden gröſtes, unerträglichſtes, unzuüberlebendſtes, nahmenloſeſtes würde dis für mich ſein, wenn eins meiner Kinder aus der Art ſchlüge.

Roderich ſas da mit der Mine des Jammers. Sein Blick war trübe, ſeine Wangen waren eingefallen, und Thränen in Menge rollten über ſie herab. Nur Karl konnte ſeine Seele wieder erheitern. Er thats. Mit einem Ausdruck von Gutherzigkeit, für den die Sprache keinen Nahmen hat, blickte er ihm gerade in die Augen, fiel um ſeinen Hals, und ſchluchzte: eher ſterben, Vater, eher ſterben will ich, als laſterhaft werden; — ich brenne für Begierde zu lernen, damit ich einſt der Welt nütze; — ſorgen Sie nichts, bei Gott bitte ich Sie, ſorgen Sie nichts. Ich komme in dieſes

ſes Haus, in dieſen Garten, in dieſe Laube als ein guter Menſch zurück, und trete denn an jenen jungen Baum freimüthig hin, und ſpreche: du biſt nicht beſſer, als ich — ich bringe reichlich edle Früchte, wie du.

Ueber Vater Roderichs Augen und Wangen breitete ſich ſeine gewöhnliche Heiterkeit wieder aus. Karl lief eilends fort, kam ſchnell zurück, und umwand den ihm ſo unvergeslichen jungen Apfelbaum, der jetzt mit beinahe reifen Früchten in Menge prangte, dicht an ſeinen unterſten Zweigen mit einem hellgrünen fahlen ſeidenen Bande, das ihm Karoline zum Geſchenk gemacht hatte, und worinn ſein Nahme prächtig geſtickt war. „Das ſoll hier hangen, ſagte er, zum Zeichen, daß ich ein fleiſſiger, tugendhafter, und einſt nützlicher Menſch ſein will. So oft Sie es ſehen, überzeugen Sie ſich, daß Karl ſein Verſprechen erfüllt. Nie wollte ich an dieſen Baum wieder treten, wenn ich lüderlich würde. Aber mit Freuden will ich es einſt ſelbſt wieder abbinden, und ſprechen: ich habe Wort gehalten; Fruchtbaum, ich bin, wie du."

Um dieſe Zeit war Hanns gefährlich krank, der guthmüthige, arbeitſame Fritz hatte hier Gelegenheit ſich ſeinen Eltern eben ſo werth zu machen, wie ſein Bruder, der nun ein Student werden ſollte. Er verrichtete alle die Arbeiten, welche Hanns ſonſt auf ſich hatte, und verrichtete ſie alle ſo ordentlich und genau, wie er. Roderich hatte weiter keinen Beweis von der Krankheit ſeines Knechts, als, daß er ihn im Bette liegen ſah. War Fritz mit ſeinen Arbeiten fertig: ſo pflegte und wartete er den alten Hanns mit ſo vieler Sorgfalt und Liebe, daß dieſem ehrlichen und ſonſt ziemlich harten Dienſtbothen die Thränen darüber in die Augen kamen. Hanns kehrte wieder zu; aber Fritz litte ihn nicht eher wieder im Hofe und in den Ställen, bis er völlig wieder hergeſtellt war. Sechs Wochen lang that er alles allein, und, als Hanns wieder ſein Amt antrat, und aufs Feld kam, ſprach er: iſts doch bei meiner Treu alles ſo, als wenn Hanns nicht krank geweſen wäre. Roderich ſagte deshalb einsmals zu Brigitten: „Laß dirs nicht in den Sinn kommen, daß du Karln vorzieheſt. Sieh einmohl den braven, herrlichen Fritz an. Wie ginge es uns jetzt, wenn wir ihn nicht hätten? Läge nicht unſere ganze Wirthſchaft auſſer dem Hauſe? Warlich, wir haben ihm viel zu danken! Und wie er es mit dem alten Kerl ſo gut meint, und wie um ſeinen Blutsverwandten für ihn beſorgt iſt!" Karl kam eben dazu, als ſein Vater noch ſo ſprach, und lief, da ſein Bruder bald darauf auch herbeitrat, auf dieſen zu, und umarmte ihn mit dieſen Worten: Du biſt mein Herzenslieber Bruder, und unſere Eltern haben dich recht dafür lieb, daß du ſo wacker arbeiteſt. Fahre du ſo fort. Aber Vater und Mutter ſollen mich gewis ſo lieb haben, wie dich. Ich

will

auch recht fleiſſig ſein, und wir wollen beide ihnen Freude machen"

Karls Reiſetag war wieder einer der feierlichſten Tage für dieſe ſtilltugendhafte Familie. Karoline kam auch dazu aus der Reſidenz und zog durch das grünſeidene Band am Apfelbaume noch einen ſtarken Drath, damit es ia nicht abfiele. Karl war beim Abſchiede geſetzter, als Roderich ſich vorgeſtellt hatte. Feurige, ſtumme Umarmungen von allen Seiten beſchloſſen denſelben. Der iunge Zober bezeigte die herzlichſte Liebe für ſeinen akademiſchen Vertrauten, und ward vom Vater Roderich dafür wie ſein eigener Sohn an ſein Herz gedrückt. „Mit Seelenruhe ſehe ich Sie wieder, liebe Eltern!" rief Karl noch aus dem Wagen. Nach acht Tagen kam Prediger Zober von der Reiſe zurück, und verſicherte, daß ſein Bruder mit Karls Kenntniſſen und edlem Betragen viel Zufriedenheit bezeigt habe.

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Karl ward im verlaſſenen elterlichen Hauſe weniger vermiſſt, als Karoline, da ſie nach der Reſidenz ging; denn er war ſchon lange vorher faſt ganze Tage immer beim Prediger Zober geweſen. Vater Roderich hatte um dieſe Zeit einen beträchtlichen Gewinn. Die Hölzer ſtiegen eines fortdaurenden Seekrieges wegen ſehr im Preiſe, und galten ietzt noch einmahl ſo viel, als vor einigen Jahren. Da er immer ein Freund vom Spekuliren im Handel geweſen war: ſo hatte er, ſobald der Seekrieg angegangen war, alle ſeine Gelder zuſammengezogen, und Holz, das zum Schiffbau diente, dafür angekauft. Prediger Zober hatte ihm zu demſelben Behuf ſeine nicht unbeträchtlichen Kapitalien überlaſſen, und ihm auf ſeinen eigenen Nahmen überdis noch eine Summe von tauſend Thalern dazu verſchaft. Jetzt ſchlug Roderich los, und zog ſein ſämmtliches angelegtes Geld aus dem Verkaufe ſeiner Hölzer doppelt zurück. Daß dieſer Umſtand gerade in den Zeitpunkt fiel, in welchem Karl auf der Univerſität ihn immer eine ziemliche Summe koſtete, deren Aufbringung wegen er vormals ſehr in Sorgen geweſen war, machte auf ihn keine geringen Eindrücke. „Freilich, ſprach er zu Brigitten deshalb, bin ich kein Narr, zu glauben, daß Karls wegen Seekrieg ſei; allein wir werden doch durch dieſen erlangten Gewinn in der Ueberzeugung abermals geſtärkt, daß der Menſch, wenn er nur auf allen Seiten das Seine thut, der Zukunft wegen ganz und gar nicht beſorgt ſein ſoll, und daß ſich die Umſtände, wenn ſie nöthig ſind, ſelbſt ſo machen, wie ſie nöthig ſind; oder, wie die Alten ſagten: kommt Zeit — kommt Rath. Wir wollen nun der Welt nichts auf alberne Art davon merken laſſen, ſondern immer gleich haushälteriſch fort ſein, Gottes Segen im Stillen genieſſen, recht für unſere Kinder ſorgen, und alles mit ihnen theilen.“

Roderich behielt deshalb noch immer allen den übrigen kleinen Handel bei, welchen ſeine Frau und Tochter im Hauſe betrieben. Sollte Friderike einſt von ihm gehen: ſo ſah er zwar vorher, daß ſelbiger alsdenn bei Brigittens Kränklichkeit werde eingeſtellt werden müſſen. Doch ſchwebte zuweilen auch der Gedanke in ihm auf, daß gerade ſie es ſein könnte, welche denſelben in ihrer Eltern Hauſe nach dem Tode derſelben noch fortſetzte.

Karl und ſein Vater waren zwar getrennt; aber Vater und Sohn ſchienen einen und denſelben Bund mit einander gemacht zu haben.

Karl hatte ſeinem Vater verſprochen, das Bild deſſelben oft vor ſich zu haben. Ging er durch den Garten: ſo waren ſeine Augen auf den Apfelbaum zuerſt gerichtet, an welchem Karls Nahme hing. Er pflegte dieſen Baum vor allen, umgrub ihn, dung ihn, hielt ihn von wilden Reiſern frei, und reinigte und ſäuberte ſeinen Schaft und alle ſeine dickern Zweige. Man ſah ihn oft nachdenkend lange bei ſelbigem ſtehen; auch ging er zuweilen von ihm mit zuſammengelegten Händen in der Gebetlaube. War er bei Zobern: ſo lenkte ſich das Geſpräch bald auf ihre beiden Söhne. So, wie einer von beiden einen Brief von dem ſeinigen erhielt, war er bei dem andern, und theilte ihm den Inhalt deſſelben freundſchaftlich mit. Für Roderichen war im ganzen Städtgen kein angenehmerer Bothe, als der von der Poſt, wenn er ihm einen Brief von Karln brachte. Auf ſeinen Reiſen blickte er oft mit vollem Herzen nach der Himmelsgegend hin, in welcher ſein Sohn ietzt lebte; und ſo, wie er nach Hauſe kam, war eine ſeiner erſten Fragen — hat Karl nicht geſchrieben?

Profeſſor Zober machte in einem ſeiner Briefe an Roderich die herrlichſten Schilderungen von ſeinem Sohne. Er lobte ihn nicht nur ſeiner Naturtalente wegen, ſondern auch in Anſehung ſeines Fleiſſes, ſeines geſetzten und geſitteten Weſens. Er geſtand, daß er, nachdem er Karln mehr kennen gelernt, und beſonders an ihm bemerkt, daß er mit Geld umzugehen wiſſe, es ihm ſchuldig zu ſein geglaubt habe, ſein Kaſſenführer nicht mehr zu ſein. „Ich kann Ihnen, ſchlos er, die Gröſſe des Lohns nicht beſchreiben, welchen Ihr Sohn in dieſem meinem verdienten Zutrauen gefunden hat. Er empfiehlt ſich bald iedem rechtſchaffenen Manne, der ihn kennen lernt, und wird durchgängig werthgeſchäzt. Möchten alle unſere ſtudirenden iungen Leute ſein, wie er! So gäbe es zwiſchen Himmel und Erden keinen glücklicheren Beruf, als den, Lehrer auf Univerſitäten zu ſein. Aber das iſts, daß wir die iungen Leute mehrentheils falſcherzogen zu uns her bekommen, und daß ſie hier erſt Moral lernen ſollen, wo ſie ſie ſchon ausüben müſſen. Eltern müſſen uns ſchlechterdings vorarbeiten. Auf Schulen mus der moraliſche Karakter iunger Leute ſchon ausgebildet werden. Vater und Mutter müſſen von Anfang an, durch edle Beiſpiele unterrichten, und des Schullehrers mündlicher ausführlicher Unterricht über die Tugend mus ſich dieſen anſchlieſſen. Hier aber ſind die Lücken noch in Erziehung der Jünglinge, welche wir Profeſſoren auf der Akademie hernach nicht auszufüllen im Stande ſind. Man beklagt ſich alsdenn über uns: aber man ſollte klagen über Eltern und Schulen. Die iungen Leute werden bei uns nicht erſt lüderlich, ſondern ſie finden hier nur Gelegenheit, ihren ſchon feſten Hang zur

Lüderlichkeit erſt auszulaſſen. Und wie ſind wir im Stande, ihnen dieſe Gelegenheit ganz zu benehmen? Dank Ihnen, Vater Roderich, daß Sie Ihren Sohn beſſer erzogen!“

Karl war in demſelben Grade zufriden mit dem Profeſſor Zober, wie dieſer mit ihm. Er konnte die Leutſeligkeit und Dienſtbefliſſenheit nicht genung rühmen, welche ihm ſelbiger erweiſe. „Ich kann auf ſeine Stube kommen, ſchrieb er, ſo oft ich will. Ich ſpeiſe mit ihm, gehe mit ihm ſpatziren und vergnüge mich mit ihm. Seine Bibliothek ſteht mir offen; und wenn ich etwas geleſen habe, das ich nicht verſtehe: ſo habe ich ein-für allemahl von ihm die Freiheit erhalten, ihm die Erklärung darüber abzufordern. Mit Studenten habe ich wenig Umgang; aber dafür hat er mich in die Geſellſchaften der beſten Profeſſoren und in viele andere gute Häuſer hier eingeführt, wo ich iederzeit die edelſte Aufnahme finde. Ich ſuche ihn dafür durch mein innigſtes Vertrauen zu belohnen. Ich habe nie ein Geheimnis vor ihm, und er lieſet in meinem Herzen, wie in ſeinem eigenen. Von ganzer Seele ertheilt er mir iederzeit ſeinen Rath, wenn ich ihn darum befrage. Der Preis, welchen er dafür von mir erhält, iſt der, daß ich ſeinen Rath befolge; und damit iſt er zufriden. Er hat die genaueſte Aufmerkſamkeit auf mich; aber dieſe iſt mir nicht zur Laſt. Ich danke ihm ietzt ſchon dafür, und weis gewis, daß ich ihm in der Folge meines Lebens noch mehr dafür danken werde.“

Dis paſſte alles ſo recht in Roderichs Plan ein. Er ſah nun erſt, wie überaus viel er ſeinem würdigen Freunde, dem Prediger Zober, dafür ſchuldig ſei, daß er ſeinen Sohn an einen ſo väterlichdenkenden Mann auf der Akademie addreſſirt habe. Als ein Edler dachte er auf Vergeltung; aber es war ſchwer, mit einer ſolchen dem bidern Geiſtlichen beizukommen. Alles wuſte dieſer mit vieler Beſcheidenheit von ſich abzulehnen; und da ihm Roderich unter andern die Berechnung des Gewinns zeigte, welchen er mit ſeinem ihm geliehenen Gelde gemacht habe, und ſich in ſelbigem mit ihm theilen wollte, ergrif er dieſe Gelegenheit, ſich ihm geradezu alſo zu erklären: „Lieber Mann, ich habe ſchon lange gemerkt, daß Sie auf Vergeltung einiger Gefälligkeiten, die ich Ihnen erweiſen zu können vom Schickſal gewürdigt ward, zu ängſtlich bedacht ſind. Ich lege Ihnen von nun an die Pflicht auf, darauf nicht mehr beſorgt zu ſein. Der Grundſatz, nach welchem ich handle, iſt der — ſobald ich einem Freunde dienen kann, mus ich ihm dienen. Und ſo bedarf es denn auch weiter keines Lohns dafür, wenn ich ihm gedient habe; der eigentliche Lohn dafür liegt ſchon darinn, daß ich ihm habe dienen können. Alsdenn ſtände es ſchlecht um uns, wenn derjenige, welcher unſere Dienſte erhält,

hält, auch nur der Mann wäre, der uns dafür lohnen könnte und müſte. Der iſt ein Elender, welcher, wenn er nicht Wiedervergeltung empfängt, über Unbelohntheit klagt? Und — ſo iſt denn dieſer Punkt auf ewig unter uns abgemacht.“

Roderich wartete ſehr begierig darauf, endlich zu erfahren, in welchen Gelehrtenſtand ſein Sohn eigentlich treten werde. Karl folgte dem Rathe des Predigers, ſetzte ſich zuförderſt in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften feſt, und handelte jenen Punkt nicht unmittelbar mit ſeinem Vater, ſondern durch den Paſtor Zober ab. Er ſchrieb an dieſen ſehr weitläuftig darüber, und ſein Raiſonnement war ſo vortreflich, daß es den ganzen Beifall deſſelben erhielt. „Mein Vater, hies es unter andern darinn, gab mir in den letzten Zeiten nicht undeutlich zu verſtehen, daß er es gern ſähe, wenn ich Theologie ſtudirte, und meine Mutter lag mir geradezu an, daß ich Juriſt werden möchte. Jener liebt das ſtille häusliche Leben, und wünſcht ſeine Kinder noch verſorgt zu ſehen; Da glaubt er denn, daß es mir nicht ſchwer fallen dürfte, wenn ich ausſtudirt hätte, bald eine Landpfarre zu finden. Dieſe war von jeher für die groſſe Welt, und möchte mich gern einmahl irgendwo am Hofe wiſſen. Ich mus aber aufrichtig geſtehen, daß ich die Wünſche meiner Mutter am wenigſten befridigen kann. So viel ich ſehe, höre und leſe, gibt es in der ganzen Welt kein Glück, das unbeſtändiger und unſicherer iſt, als das Glück an den Höfen. Wer einmahl in ſolcher Lage iſt, mag allewohl ſich in ſie zu ſchicken ſuchen, um ſie nur einigermaſſen dauerhaft zu machen; aber warum ſoll ich als ein iunger Menſch, der ſich noch in mancherlei Lagen werfen kann, gerade die ungewiſſeſte wählen? Ich möchte auch gern, ſo viel als möglich wenigſtens, meinen Grundſätzen gemäs und treu leben, ſo lange ich lebe; bei Hofe iſt denn aber wohl die erſte Eigenſchaft welche man, um ſich zu behaupten, haben mus, daß man bei ieder Gelegenheit ſeine Grundſätze verläugnen, und ſich in ieder Geſtalt zeigen können müſſe, in der man erwartet wird. Das wäre denn nun für Karl Roderich keine Sache. Ueberhaupt bin ich kein Freund falſcher und blosſchimmernder Gröſſe. Mit Gott habe ich es gern unmittelbar zu thun; aber mit Fürſten will ich es lieber durch die dritte Hand zu ſchaffen haben .... Und als Juriſt hernach blos zu prakticiren, und von den Fehden der Menſchen zu leben — hilf Himmel! lieber wollte ich ein Handwerksmann geworden ſein; zu geſchweigen, daß allem Anſehen nach vieleicht kein Stand bald weniger der Bevölkerung bedürfen möchte, als der Advokatenſtand. Oder irgendwo Herr Aktuarius zu werden, und Herr Aktuarius zu ſein und zu bleiben, und im ewigen Schlendrian der Gerichtsſtube zu leben und zu ſterben — — dafür behüte mich mein Geſchick! Theologie würde ich zu meiner Hauptwiſſenſchaft lieber machen, wenn ich vor funfzig Jahren ſtudirt hätte. Alles, was ich ietzt über ſie höre und leſe, überzeugt mich zur Genüge, daß gerade ietzt der Zeitpunkt ſei, in welcher ihr wichtige, noch unzuüberſehende Reformen bevorſtehen. Nach funfzig Jahren möchte es vielleicht ſich wieder mit ſo vieler Behaglichkeit ſie ſtudiren laſſen, als vor funfzig Jahren. Vor dieſem Zeitraum lies man ſie in ihrem Weſen; ietzt gährt ſie; nach einem ähnlichen Zeitraum dürfte es mit ihr wieder zum Bodenſatz gediehen ſein. Wer alsdenn ſie ſtudirt, hat wieder gute Zeit. Jetzt wollen ihre Lehrer noch nicht recht mit der Sprache heraus. Man hört und lieſet es ihnen an, daß ſie am Siſtem ändern; aber die Aendrungen ſind noch nicht berichtigt, noch nicht feſtgeſetzt und mit kirchlichem Anſehen unterſtützt. So leiten ſie die iungen Leute auf neue Ideen, die, wie es ſcheint, auch viel für ſich haben dürften; kommt man aber hernach ins Amt: ſo ſteht es noch nicht durchgängig frei, die neuen Ideen dem Volke vorzutragen; und, ſo mus ein Kampf in der Seele des Volkslehrers ſein, der ihm Amt und Leben verleidet. Ich wollte wetten, daß ich dieſen Kampf manchem rechtſchaffenen Prediger ietzt deutlich anſehe, wenn er auf der Kanzel ſteht, und die Wahrheit noch zurückhalten mus, von der er doch ſo durchdrungen zu ſein ſcheint; oder wenn er nach der Predigt, die voll neuer richtiger Jdeen war, Formulare ableſen mus, in denen die alten wieder die herrſchenden ſind; oder wenn er auch nur in Geſellſchaft erleuchteter Köpfe iſt, deren Meinungen ganz die ſeinigen ſind, denen er aber nicht beipflichten darf, ohne Gefahr zu laufen, von einigen dabei gegenwärtigen noch nicht ſo weit ſehenden Leuten für einen Jrrlehrer gehalten und hernach öffentlich dafür erklärt zu werden. Sie ſelbſt, rechtſchaffener Mann, ſind, wie ich glaube, oft in dieſer Lage, und mögen es beſſer wiſſen, als ich, wie viel Unangenehmes dieſelbe habe ... Mein Entſchlus iſt deshalb, mich als Philoſoph und Mathematiker auszubilden. Jch denke, daß ich dadurch auf die eine oder andere Weiſe gewis einmahl mein gutes Brodt finden will. Die ſchönſte Gelegenheit, mich als ein ſolcher zu perfektioniren, habe ich ia, indem ich durch Jhre Fürſprache in dem genaueſten Umgange eines Mannes lebe, deſſen Kenntniſſe in dieſen Wiſſenſchaften von einer ganzen Welt geſchäzt werden. Jnzwiſchen will ich Theologie nebenbei ſtudiren; und ſo ſteht es am Ende immer noch in meiner Gewalt, in den geiſtlichen Stand einzutreten, wenn ich eine Gelegenheit dazu finden ſollte, welche iene erwähnte Unannehmlichkeiten deſſelben mich weniger fühlen lieſſe."

Prediger Zober las dieſe Stelle dem alten Roderich vor, und ſprach mit ihm ausführlichen darüber. Beſonders ſchilderte er ihm die kritiſche Lage, in welcher dermahlen iunge Theologieſtudirende wären, noch mit lebendigeren Farben, und wies ihn dabei auf die Geſpräche zurück, welche ſie ſelbſt ſchon oft über die ganze gegenwärtige Gährung in den kirchlichen Meinungen bei Gelegenheit dieſer oder iener Predigt und des Roderichſchen Religionsunterrichts ſeiner Kinder geführt hatten. Roderich verſetzte: „Bei iedem der letzten Konto's, welche ich vom Buchhändler in der Reſidenz empfing, ſah ich ſchon den Zuſchnitt zum Kleide, das mein Sohn Karl tragen würde. Meinetwegen werde er, was er will; meine Sorge iſt nur die, daß er Wiſſenſchaften ergreife, durch die er einſt nicht nur der Welt nützlich wird, ſondern die ihm auch Brodt geben. „Brodt, erwiederte Zober, gibt iede nützliche Wiſſenſchaft, ſobald man ſie recht lernt; und, daß Karl dis thue, dafür bin ich Bürge.

Brigitte war weniger mit der Entſchlieſſung ihres Sohnes zufriden, als ihr Mann. Sie glaubte ſich nun nicht nur in der Hofnung getäuſcht, ihn einſt in der groſſen Welt und in einer recht glänzenden Lage zu erblicken; ſondern ſie hatte auch ſo widrige Begriffe von Mathematikern, daß ſie beinahe darüber geweint hätte, als ſie hörte, daß Karl in ihren Orden getreten ſei. In der Reſidenz hatte ſie weiland einen der erſten aus dieſer Gelehrtenklaſſe gekannt, der eine ganz ſonderbare Figur, wenn er aus ſeiner Studierſtube zur Welt kam, zu ſpielen pflegte. Dieſer Mann verband mit den ſeltenſten Kenntniſſen die ſeltenſte Laune. Beide hatte er ſich durch anhaltendes ſtrenges Studiren, wozu er ſich oft Monathe lang von allem menſchlichem Umgang verſchlos, erworben. Beſuchte er nun ia einmahl eine Geſellſchaft: ſo erſchien er in derſelben in ſeiner altmodiſchen Kleidertracht, wie er ſie vor dreiſſig Jahren getragen, rauchte eine Pfeife auf die andere, und ſprach oft Stundenlang kein Wort. Mehrentheils ſuchte er aus einer Art von Menſchenſcheue den Winkel, ſas in ſelbigem unverrückt, ſah vor ſich hin, mahlte mit ſeinem Stocke Triangel und Quadrate, antwortete entweder gar nicht, wenn er gefragt ward, oder antwortete auf eine Frage, die man in der Stunde vorher an ihn gethan, und wuſte ſelten, wenn er nach Hauſe kam, aus was für Perſonen die Geſellſchaft beſtanden, oder wohl nicht einmahl, daß er in derſelben geweſen war. Wer zum wirklichen Geſpräch mit ihm kommen wollte, muſte in ſein Fach eingreifen, und eine der ausgemachteſten Wahrheiten deſſelben beſtreiten; da er denn in Feuer und Flamme gerieth. Sein Gegner muſte aber alsdenn ein Mann ſein, der es feſt beſchworen hatte, ihm nichts übel zu nehmen; weil er, wenn er aufgebracht ward, in der Grobheit, wie in der Mathematik, ſeinen Meiſter ſuchte. Beſonders war er höchſt ungalant gegen die Damen, küſte ihnen die

Hände nicht, wenn ſie den Fächer fallen lieſſen, und ſchimpfte geradezu auf ihre hohen Friſuren und groſſen Kopfzeuger. Für ſinnliche Vergnügungen war er ganz unempfindlich, und konnte ſich aus dem Zirkel derer, welche ſie genoſſen, ſo heraus abſtrahiren, daß er mitten unter ihnen ſo einſam, wie auf ſeiner Zelle, ſas. Brigitte ſah ihn zum erſtenmahle auf einem zahlreichen Pickenick, wo er mit einem Rocke, der ſteife Schöſſe und groſſe aufgeſchlitzte Ermel hatte, mit einer Weſte, die bis über die Kniee herunter hing und mit Kamaſchen erſchien. Drei Stunden lang ſas er auf einem Fleck, expedirte ſechs Pfeifen, machte damit einen Dampf, wie eine Wolke, um ſich her, und ſprach kein Wort. Einige von der Geſellſchaft gewannen ihm endlich auf die gewöhnliche Art Rede an, und brachten ihn ſo weit, daß er ſie geradezu Dummköpfe, Ignoranten u. ſ. w. ſchimpfte. Sie wagte es, ohne ihn zu kennen, ihn beſänftigen zu wollen, und bekam dafür von ihm einen derben Ausputzer über ihren unnatürlichen Haaraufſatz. Ueber und über roth, verlies ſie ihn und fragte, wer er ſei; da ſie denn zur Antwort bekam, es ſei **der Mathematikus Schaumegrimm**. Von der Zeit an zitterte ſie vor ihm, wenn ſie ihn wieder in Geſellſchaft fand, und verband mit dem Worte, Mathematiker, eine ſehr widrige Idee.

Brigitte, als ihr Roderich ſagte, daß Karl Mathematiker werde. Hilf Gott — ſo ein

Schaumegrimm! Ach! hätte ich das gewuſt, nimmermehr hätte er ſtudiren ſollen.

Roderich. Liebe Mutter, das wird er nicht werden; dafür ſtehe ich dir. Denkſt du denn, daß alle Mathematiker Schaumegrimme ſind? Beurtheile doch nicht nach einem Einzigem eine ganze Klaſſe von Menſchen. Ich habe ein Paar Mathematiker gekannt, die recht höfliche und artige Leute waren, ſich recht nach der Mode kleideten und auch den Damen die Hand küßten.

Brigitte blieb dabei, daß Karl lieber alles andere hätte werden mögen; nur nicht ſo ein Mann, wie Schaumegrimm. Sie meinte, daß das mathematiſche Studium die Leute wohl an ſich ſo austrocknen möchte, daß ſie allen geſellſchaftlichen Saft verlöhren. Ihre einzige Hofnung, Ein Kind für die groſſe Welt erzogen zu haben, blieb nun noch Karoline, welche ſie denn auch in ihrer Hofnung nicht täuſchte. Dieſe hatte ſich zu einer Schönheit vom erſten Range ausgebildet, war ein Mädgen von vortreflichem Geiſte, ganz in den feinern Ton geſtimmt, und von allgemein einnehmenden Manieren. Brigitte hatte keine Ruhe, wenn ſie ſie nun nicht alle ſechs Wochen einmahl ſahe. Aus Karolinens Berichten erhellete alsdenn zur Genüge, daß ſie in den Geſellſchaften der Reſidenz keine geringe Figur mache. Sie erzählte, ohne es zur Abſicht zu haben, wie ſie allenthalben vorgezogen werde, wie ihretwegen

Bälle angeſtellt würden, und wie ſie Geſchenke
von Werth von verſchiedenen iungen Männern
aus den beſten Häuſern auf Gutachten der Madam
Leonhard nicht ausſchlagen können. Solche
Stunden waren für Brigitten von unausſprechlicher
Wonne. Sie war im Stande, ihre
Hände dazu zu falten, wenn Karoline ſo erzählte,
und vergas darüber Kopfſchmerzen und
Reiſſen in den Füſſen, wenn ſie vorher noch ſo
ehr darüber geklagt hatte. War denn Karoline
wieder abgereiſet: ſo theilte ſie das, was
e von ihr gehört, ſo ein, daß ſie Vater Rode-
ichen wieder ſechs Wochen daran zu erzählen
atte. Jede ihrer Erzählungen beſchlos ſie
sdenn mit dem herzlichen Wunſche, daß Gott
ſie nur noch möge erleben laſſen, was für ei-
n Mann Karoline bekommen würde. Ro-
rich, der nun den ganzen Gang der Dinge
f dieſer Seite ſeiner Familie ſo ziemlich vor-
rſah, bezweifelte es gegen ſie nicht mehr, daß
aroline einmahl eine ſehr anſehnliche Parthie
un würde; aber, als er einſt recht ausführlich
von ſprach, ſetzte er hinzu: Wenn Fritz ein-
hl Hochzeit macht, will ich eben ſo vergnügt
n, wie auf Karolinens Ehrentage.

Zweites Kapitel.

riß übertraf nun an Arbeitsſtärke und beſonders
an Ausharrung in der Arbeit den als
Hanns. Zwanzig Jahr zwar erſt alt, aber
n in voller männlicher Kraft, gab er einen
Be-

Beweis davon, daß ein Menſch, mit einer geſunden Natur von ſeinen Eltern begabt, von Kindheit auf unverweichlicht erzogen, und vor frühen Entkräftungen ſorgfältig bewahrt, noch in dem gegenwärtigen Zeitalter der Welt, zu der Rüſtigkeit und Eiſenhaftigkeit gelangen könne, deren das menſchliche Geſchlecht je fähig war. Vater Roderich konnte ihn ſo recht mit Entzücken darauf anſehen, und, wenn ihm Brigitte Karolinen, als das Bild der groſſen Welt, anpries: ſo nahm er ihn wohl bei der Hand, und ſprach: „und hier, Mutter, ſieh das Bild der recht vollkräftigen Natur. Warlich, dieſe hat doch den Vorzug!“ Fritz war Flügelmann unter ſeinen Geſchwiſtern, und hätte es unter manchem Regiment auch ſein können.

Es traf ſich, daß er eine Gelegenheit hatte, ſeine Stärke auf ſo eine Art zu zeigen, daß ſie in der ganzen Gegend ruchbar ward. Roderich hatte in einer angränzenden fremden Forſt einige Nutzeichen gekauft, und lies ſie jetzt auf ſeine Niderlage fahren. Fritz hatte mit Hannſen und noch einigen Tagelöhnern die Beſorgung davon. Als er ſich im Walde eben am letzten Tage von ſeinen Mitarbeitern etwas entfernt hatte, ſprangen drei ſtarke Werber auf ihn los, und wollten ſich ſeiner mit Gewalt bemächtigen. Fritz gab ſich bei ihrem Anblick ſelbſt verlohren, und ſchriee aus Leibeskräften um Hülfe. Hanns war ihm der nächſte, und eilte ſogleich herbei. Einer von den Werbern aber ſties ihn zu Boden, daß er wie todt da lag. Fritz muſte ſich nun gegen drei der verwegenſten Kerle vertheidigen. Er hatte die iunge Elſe, welche er, um etwas an dem Wagen zu ergänzen, abgehauen hatte, im Arm, und ſchlug damit ſo tapfer um ſich her, daß ſie, wie Tänzer, ihn umhüpften. Der eine von ihnen bekam einen Schlag über den Kopf, daß er ſtürzte. Wütend zogen die beiden übrigen ihre Säbel, und gingen damit auf ihn ein. Mit ſeiner Elſe parirte er ihre Hiebe aus, und deckte ſie dergeſtalt zu, daß ſie, ehe noch die Tagelöhner herzukamen, blutend die Flucht ergriffen. Nun hatte er den Geſtürzten in ſeiner Gewalt. Er übte aber weiter keine Rache an ihm aus, als daß er ihm zum Siegeszeichen die Kokarde vom Huthe nahm. Bei Ankunft der Tagelöhner machte ſich auch dieſer aus dem Staube. Fritz lies ſeinen treuen Hanns, der ſich noch nicht wieder beſinnen konnte, auf den Wagen bringen, und fuhr mit dem aufgeladenen Ueberreſte des Holzes zu ſeinem Vater zurück. Zum Scherz ſteckte er ſich, als er ins Haus trat, die erbeutete Kokarde an den Huth.

Roderich fuhr zuſammen, als er ſeinen Sohn mit dieſem kriegeriſchen Zeichen erblickte. Fritz aber ſchwenkte den Huth dreimahl in die Höhe, und erzählte die vorgefallene Geſchichte. Eine Beute — eine Beute! hub er an; bald hätten Sie mich nicht wieder geſehen, Vater.

Drei Kerl, wie die Bäume; aber ich habe ſie zuſammengeſchlagen, wie der Klempner das Blech. Noch ſind mir die Arme ganz lahm. Und der ehrliche, brave Hanns . . . .

Roderich und Brigitte ſtanden, wie betäubt. Hanns muſte ſich zu Bette legen. Als Fritz aber darauf kam, wie er ſeinen überwundenen Räuber nicht weiter habe mishandeln wollen, ſondern ihm nur zum Zeichen des Siegs über ihn die Kokarde genommen, ſchlos ihn der Vater in ſeine Arme, und ſprach unter Freudenthränen: „du haſt brav und menſchlich zugleich gehandelt. Recht, daß du dich aus Leibeskräften gewehrt haſt; aber herrlich, herrlich, daß du ſo ein edelmüthiger Ueberwinder warſt!“ Fritz ſchlug ſich vor die Bruſt: — dis Zeichen will ich aufheben, ſo lange ich lebe. Und damit lief er fort und verſchlos die Kokarde. Roderich vermied nun die Gelegenheit, in jener Forſt wieder Holz zu kaufen, und wagte es nicht mehr, ſeinen Sohn Flügelmann weiter über die Grenze zu ſchicken.

An Roderichs Acker ſties auf der einen Seite die Feldmarke von Roſenhof, einem der nächſten Dörfer. Ein tiefer Graben mit hohen Wällen ſchied beide von einander. Hie und da ſtand auch ein hoher Kaſtanienbaum, der den Vorfahren zum Grenzſcheid gedient hatte. Hanns ſchien von der Mordgeſchichte im Walde und von ſeinem Falle dabei ein Andenken auf Lebenszeit erhalten zu haben, und es verſtrichen ganze Monathe, ehe er wieder auf die Aecker wandern konnte. Fritz hatte alſo, da das Frühjahr kam, die ganze Sommerbeſtellung auf ſich. Wenn er ſich denn müde gearbeitet hatte, legte er ſich wohl um Mittag unter den Kaſtanienbaum an der Grenze, der ſeinem Vater zur Hälfte gehörte, und hörte dem Singſang der Lerchen zu. Zuweilen ſangen ihn die Lerchen ein, und er machte ein Stundenſchläfgen.

Als er ſo einſt da lag, und ſchnarchte, kam ein Mädgen aus Roſenhof in ſelbige Gegend, um allerlei Grünes für das junge Federvieh zu ſuchen. Sein erſter Anblick ſetzte ſie in einige Beſtürzung; doch, als ſie ihn ſchlafend fand, trat ſie ihm näher, ſetzte ihren Korb neben ſich, und betrachtete ihn genau. Fritz lag da in ſeiner kraftvollen Gröſſe, natürlich ausgeſtreckt, und ſah aus, wie die blühende Geſundheit, von der Hand des gröſten Meiſters gezeichnet. Der ſanfte Schlaf erhöhete noch das Roth ſeiner Wangen, und holde Träume verbreiteten über ſein ganzes Geſicht eine lächelnde Heiterkeit. Das ſchuldloſe Landmädgen fühlte bei dem Anblick eines ſo rüſtigen jungen Mannes, der in dem Schatten des Baumes lag, welcher ihrer Mutter zur Hälfte gehörte, ein ſtärkeres Klopfen ihres Herzens. Sie ſtand da, ländlich geſchürzt, mit bloſſen Armen, und über und über wie mit Lilien und Roſen beſtreut. Je länger ſie ſtand: deſto blendender ward die

Weiſſe ihres Halſes, und deſto glühender die Röthe ihrer Wangen. Fritz würde ſie ſchön gefunden haben, wie ſie ihn fand, wäre er erwacht. So aber ſchlief er ruhig fort. Der Kaſtanienbaum prangte eben mit viel tauſend Blüthenbüſcheln. Das Mädgen brach von ſelbigen ſo viel ab, als ſie erreichen konnte, beſtreuete ihn damit und ſang ſich nach ihrem Dorfe zurück. Fritz erwachte nun, und verwunderte ſich nicht wenig über den Blüthenſchmuck, der ihn umgab. Daß der Baum ſelbigen von ſelbſt abgeworfen, konnte er nicht glauben; noch weniger, daß die Blüthenbüſchel gerade alle zuſammen nur auf ihn gefallen ſein würden. Er ſah ſich allenthalben um, und bemerkte Niemanden im Felde. Er ſtand auf, ſuchte die Blüthentrauben zuſammen, ging damit nach Hauſe und ſetzte ſie in ein Glas voll Waſſer. Vater Roderich fragte nicht darnach, weil er glaubte, daß Fritz dieſelben vorſätzlich abgepflückt habe. Abends aber erzählte Fritz mit aller Treuherzigkeit, wie er zu den Blüthen gekommen. Seine Erzählung aber gab zu einer langen Unterredung zwiſchen ſeinen Eltern Anlas, und Roderich ſprach zuletzt zu Brigitten: ich wette darauf, — ich weis den ganzen Zuſammenhang.

Nach einigen Tagen ereignete ſich abermals dieſelbe Geſchichte. Fritz erwachte unter dem Kaſtanienbaume wieder mit Blüthenranken beſtreut, und fand noch überdis einen ſchönen

Veilchenſtraus, der gerade auf ſeinem Buſen lag. Daß nun der Baum keine Veilchenſträuſſer trage, wuſte er. Vergnügt über den Straus, wie ehemals über die Kokarde, kam er zu ſeinem Vater, und wies ihm ſeinen abermaligen Fund. Roderich ſprach darauf zu Brigitten: es iſt gewis richtig, was ich vermuthe; aber gib Acht, der Veilchenſtraus wird vor der Hand das letzte ſein, was wir erfahren.

Fritz war denn nun doch neugierig zu wiſſen, wer ihm den Straus gewunden, und zweifelte nicht, daß er auch zum drittenmahle wohl wieder ſo geputzt werden könnte. Er legte ſich alſo um die gewöhnliche Zeit wieder unter dem Baum, und that, als wenn er ſchliefe. Die Nimfe von Roſenhof ſtellte ſich wieder ein. Einige Knechte aber, die in der Gegend arbeiteten, hielten ſie in einiger Entfernung. Sie ſah von weitem den lieben Schläfer, muſte aber dismahl den Veilchenſtraus, welchen ſie ihm gebunden, wieder mit nach Hauſe nehmen. Fritz lag noch immer und lauſchte. Endlich kam einer von den Knechten herzu, und ris einige Hände voll Blüthentrauben von dem Kaſtanienbaume ab. Da er Fritzen ſchlafend glaubte, redete er ihn nicht an, ſondern verſteckte ſich im Graben, und warf nach ihm über den Wall weg mit den Blüthenranken; um ſeine Luſt mit ihm zu haben, wenn er aufwachend nicht wiſſen würde, woher die Würfe gekommen.

Fritz, der aufſpringt. Ha, ha, nun iſt mein Traum aus. Nun weis ich doch, wer mich immer ſo putzt. So haſt du mir letzthin auch wohl den Veilchenſtraus gebracht. Bring mir nur mehrere; er roch gar zu ſchön.

Der Knecht ſchlug ein bäuriſches Gelächter auf, lief im Graben fort, und kam am oberſten Ende wieder heraus.

Fritz erzählte dieſe vermeinte Entwickelung ſeiner Blüthen- und Bluhmengeſchichte dem Vater. Roderich aber ſchüttelte dazu lächelnd den Kopf.

Nicht lange darauf arbeitete Fritz an Wiederherſtellung des Walles am Feldgraben, wo derſelbe auf ſeines Vaters Seite eingefallen war. Er brachte einige Tage damit zu, und ſah täglich ein flinkes wohlgebildetes Mädgen in der Gegend iunge Diſteln ſuchen. Sie beobachtete ihre gewiſſe Stunden, ſuchte von iener Seite bis an den Wall heran, und pflegte ihn alsdenn gar freundlich zu grüſſen. Er hörte ſie allemahl ſchon eher, als er ſie ſah; denn ſie ſang ſich zu ihrem Dorfe heraus und herein. Das Mädgen machte Eindrücke auf ihn. Ihre gute Geſtalt, ihr Fleis, ihre Heiterkeit dabei, und ihr freundlicher Grus verurſachten, daß er ihr Rede angewann. Sie antwortete ihm mit vieler Natur. Fritz erblickte ietzt noch einige ſpätblühende Büſchel am Kaſtanienbaume, zog ſie herunter, brach ſie ab, und trug ſie ihr zu.

Fike ſah in dieſen Augenblicken einen der gröſten, ſtärkſten, blühendſten und gutgebildeteſten Jünglinge vor ſich, der alle Chriſtophe und Hänſe ihres Dorfs übertraf. Fritz ſeinerſeits ſah ein Mädgen von ſchlankem Wuchſe, munterer Farbe, herrlichen Geſichtszügen, und mit Augen voll Feuer, die, ſo oft er in ſie blicken wollte, die ſeinigen blinken machten, und behauptete an ſeinem Herzen, daß es ſo eins im ganzen Städtgen nicht gebe. Wer dazu gekommen wäre, als ſie ſo in ihrem Leben zum erſtenmahle einander dicht vor ſich hatten, würde geglaubt haben, daß ſie ſich Vorwürfe von gröſter Bitterkeit machten; ſo erhöhete ſich das Roth ihrer Wangen, ie mehr ſie ſich anſahen. Fritz fand an Fiken noch immer mehr herrliches, und Fike noch immer mehr an Fritzen. In ihrem Innerſten gingen Bewegungen vor, die ſie ſelbſt nicht verſtanden. Fritz zitterte, als er Fiken die Blüthenbüſchel ſchenkte, und ſie zitterte, als ſie ihm dafür einen Veilchenſtraus zurückgab, der an ihrem Buſen ſtack. Bei Empfang des Strauſſes war ihm, als wenn ihm ſein Herz ſagte, daß dis ſchon der zweite ſei, den er von ihr erhalte. Wahre, unverdorbene Einfalt des Lebens, unſchuldige Freude an einander, und Simpathie, die blos das Werk der Natur war, zeichneten dieſe Zuſammenkunft zweier Menſchen aus, die ießt einander die Hände ſanfter drückten, als ſie ie eine menſchliche Hand gedrückt hatten, und doch nicht wuſten, warum.

Fritz. Es ſind die letzten Blüthen von dem Baume da, der meinem Vater zur Hälfte gehört.

Fike. Und meiner Mutter gehört die andere Hälfte davon.

Fritz. So? I ſo biſt du ia wohl aus Roſenhof da, liebes Mädgen?

Fike. I ia wohl. Ich heiſſe Fike, und meine Mutter iſt eine Wittwe. Kennſt du mich nun wohl?

Fritz. Geſehen habe ich dich wohl ſchon manchmahl hier von weitem. Du ſangeſt heute ſo hübſch, und da ſah ich die letzten Kaſtanienblüthen und brachte ſie dir.

Fike, naif. O ich habe dir wohl die erſten gebracht, und einen Veilchenſtraus dazu. Haſt du ſie nicht gefunden? Du ſchlieſeſt ſo ſanft, als ich ſie dir ſchenkte.

Fritz, dem eine Scharlachröthe ins Geſicht ſteigt, und der ihre beiden Hände ergreift. Ach! biſt du das geweſen, Fikchen, die mich damit beſchenkte? Habe tauſend Dank, liebes Mädgen. Den Veilchenſtraus habe ich noch im Glaſe ſtehen, und gebe ihm alle Tage friſch Waſſer, und nun will ich dieſen dazu ſetzen.

Fike. Ja, ia, ich wars. Du ſaheſt ſo gut und ſo freundlich aus, als du da lagſt und ſchlieſſt, daß ich dir gleich alles hätte geben wollen, was ich unter meinem Herzen gehabt hätte.

Fritz. Nun will ich dir einmahl erzählen, was ich that. Ich legte mich einmahl da wieder

er unter dem Kaſtanienbaum hin, und that,
ls wenn ich ſchliefe. Wenn du nun gekom-
en wäreſt: da wüßte ich doch nicht, ob ich
eiter ſo gethan hätte, oder ob ich aufgeſprun-
en wäre. Aber da kam ein Knecht aus eurem
Dorfe und neckte ſich mit mir. Da dachte ich
irklich, er wärs, der mir die Bluhmen ſonſt
ebracht habe.

Fike. Ich habe es wohl geſehen. Ich
ar dort unten, und ward wohl recht traurig,
s ich mein Sträuschen, das ich dir gebunden
atte, wieder mit nach Hauſe nehmen mußte.

Fritz. J du liebe Seele — ich bin dir
ch gleich ſo gut, als wenn du meine Schwe-
er wäreſt, und wir ſprechen uns doch in un-
rm Leben zum erſtenmahle.

Fike, natürlichtreuherzig. Und du kannſt
glauben, ich bin dir auch recht gut.

Fritz. J, ſo gehört deiner Mutter wohl
eſer Acker, auf dem wir ſtehen?

Fike. J ia wohl, und wir haben dort
ch viel mehr.

Fritz. Und der da iſt meines Vaters.
o ſind wir ia Nachbarskinder?

Fike. Ich weis es doch wohl. Meine
utter hat vier ſchöne Hufen Landes; und ich
n ihr einziges Kind. Ich hatte noch einen
ruder; dem war ich wohl noch güter, wie dir,
d der war meiner Mutter ihr gröſter Troſt.
ber vorm Jahre ſtarb er. Da hat ſie wohl
cht geweint, und konnte ſich gar nicht erſt wie-

der zufriden geben. Nun mus ſie mit Knechten wirthſchaften. Mein Vater iſt ſchon zehen Jahre todt.

Fritz. Da hilfſt du nun wohl deiner Mutter recht?

Fike. Ja, ſo viel ich kann. Sie wünſcht wohl tauſendmahl, daß ich ein Junge geworden ſein möchte. So könnte ich ihr freilich mehr helfen.

Fritz. Du ſuchſt wohl hier Futter für das junge Federvieh?

Fike. Wir haben ein Schock junge Gänſe und eben ſo viel junge Puter; und die freſſen was.

Fritz. Wart, ich will dir helfen. Komm, wir wollen da hinüber gehen auf meines Vaters Acker. Da hat noch niemand geſucht.

Fritz nahm Fikens Korb und ging mit ihr über den Graben. Er half ihr wacker ſuchen, und nach einer halben Stunde hatten ſie den Korb gedruckt voll. Darauf ſetzten ſie ſich unter den Kaſtanienbaum und ſchwatzten noch eine ganze Weile recht herzlich mit einander. Fike erzählte ihm, wie viel Pferde, Ochſen, Kühe, Schafe und ſo weiter ihre Mutter habe, und wie ihre ganze Wirthſchaft ſtehe. Als ſie ſich trennten, verſprachen ſie einander, daß ſie ſich öfter hier auf dem Felde um dieſe Zeit treffen, und unter dem Baume ſchwatzen wollten.

Fritz kam nach Hauſe, und wuſte nicht, wie ihm eigentlich zu Muthe ſei. Er hätte ſeinem

nem Vater den Verfall wohl erzählt; aber es
var, als wenn ihn noch immer etwas davon
urückhielte. Von nun an verſäumte er nicht
eicht die Stunde, in der Fike Diſteln ſuchte.
Wenn ſie denn kam, hatte er ſchon ſo einen
roſſen Haufen zuſammengeſucht, daß ſie wei-
r nichts zu thun hatte, als den Korb damit
nzufüllen. Alsdenn ſetzten ſie ſich unter den
Kaſtanienbaum und plauderten Stundenlang.
Da ſaſſen ſie denn Hand in Hand gelegt, und
luge auf Auge gerichtet, und ſtifteten die
huldloſeſte und ſeligſte Vertraulichkeit unter
ch. Fritz empfing täglich ſeinen ſchönen Bluh-
enſtraus von Fiken; aber Vater Roderich be-
m keinen davon mehr zu ſehen. Er verſchlos
e ſorgfältig in ſeinem Schranke; und auch
anns muſte nichts davon wiſſen.

Hanns hatte, ſobald er ſich einigermaſſen
ieder leidlich befand, nicht lange Ruhe im
auſe. An einem ſchönen Tage ſchlich er alſo
s Feld, und wollte ſehen, ob Fritz ſeine Sa-
en überall recht ordentlich gemacht habe. Er
auete über den ſämmtlichen Acker hin, um
n irgendwo auszuſpähen, und ihm durch ſeine
erwartete Ankunft eine heimliche Freude zu
reiten. Fritz aber war nirgends zu ſehen noch
hören. Hanns kroch in der äuſerſten Fahre
den Feldgraben, um zu unterſuchen, ob der-
be auch genung zöge. Er kletterte den Wall
an, und ſiehe — Fritz ſas mit ſeiner Fike
ter dem Kaſtanienbaume. Hanns rieb ſich

einigemahl die Augen aus, um ſich von dem, was er ſehe, recht zu überzeugen. Die beiden menſchlichen Geſtalten wollten aber nicht in eine zuſammenflieſſen. Fritz war es und blieb es, und neben ihm ſas ein Bauermädgen. Beide waren ſo vertieft in ihr Geſpräch, daß ſie ihn nicht einmahl bemerkten, als er auf ſie zu kam.

Hanns, als er nur noch einige Schritte von ihnen iſt. J, i, ſeht mir doch — ei ſein Diener, Monſ. Fritz, find' ich ihn hier? — Und das iſt ia wohl die Jungfer Walterin von Roſenhof? — Was macht ihr denn hier zuſammen?

Fritz, der erſchrocken mit Fiken aufſpringt. Ach Alter, biſt du's? — Haſt du uns doch ein gewaltiges Schrecken gemacht!

Hanns. So? Hum! Worüber erſchreckt ihr denn? Ihr könnet wohl nicht mehr hören und ſehen? So kommt mirs faſt vor.

Fritz, während daß Fike nach ihrem Korbe greift. Lieber Hanns, wir waren ſo ins Sprechen gekommen, daß wir auf weiter nichts Acht hatten.

Hanns. Jo, io, das mein' ich eben. Aber ſagt mir nur, was ihr hier macht.

Fike. Wir haben Diſteln zuſammen geſucht.

Hanns. So? J! Diſteln geſucht! Hum! Und dazu ſitzt ihr unter dem Kaſtanienbaume? Denk doch!

Fike. Wir haben uns hier ein Biegen ausgeruhet.

Hanns. Aber Fritz, wie kommet ihr denn beide ſo zuſammen?

Fritz. Lieber alter Hanns, dieſer Baum, weiſt du ia wohl, gehört meinem Vater und Fikgens Mutter um die Hälfte. Und da ſitzen wir denn hier unter ihm wie Nachbarskinder.

Hanns. Ei! Alſo wie Nachbarskinder! Meiner Treu, ſo ſaſſet ihr auch.

Fritz. Wir haben uns die Blüthen, ſo lange er welche hatte, ſo ehrlich getheilt, wie ſich unſere Eltern nur ſein Holz theilen können.

Hanns. Aber ich ſehe ia keine Blüthe mehr . . . Der hat ia wohl lange abgeblühet.

Fike, Die Fritzens Fehler wieder gut machen will. Als er ſie noch hatte — meinen wir.

Hanns. J, das iſt ia noch beſſer! So treibet ihr ia wohl das Ding ſchon lange, daß ihr hier immer ſo ſitzet? Was habt ihr denn mit einander zu ſprechen, ſagt mir doch?

Fike. Ach, tauſenderlei! Wenn wir aber ſagen ſollen, was? ſo wiſſen wirs ſelbſt nicht mehr.

Fritz. Wir ſprechen bald von dem ſchönen Frühiahr, bald von den Lerchen, bald von der Erndte, bald von unſern Eltern.

Hanns. Ei, ihr ſeld mir die rechten. Alſo von euren Eltern ſprechet ihr auch? Wiſſens denn die, daß ihr hier von ihnen ſprechet.

Fike. Leb wohl, lieber Fritz.

Fritz, der ihr die Hand drückt. Adieu, mein Fikgen.

Hanns zu Fiken. Einen ſchönen Grus an deine Mutter! Hörſt du?

Fike, zurückrufend. Es iſt gut. Ich wills doch wohl beſtellen.

Hanns zu Fritzen. Alſo dein Fikchen iſt das?

Fritz. Lieber Hanns, ſetz dich mit mir her auf den Wall; ich will dir alles erzählen.

Hanns ſetzte ſich, und Fritz erzählte ihm die ganze Geſchichte mit Fiken von dem erſten Veilchenſtraus an bis auf den letzten, den er von heute noch in der Hand hatte. Hanns horchte hoch auf, und ſchmunzelte dazu immer einmahl ums andere in den Bart. Das Mädgen gefiel ihm ſelbſt, ſo alt er war; und da er das Guth ihrer Mutter kannte, und Fritzen von ganzer Seele liebte: ſo fand er es nicht uneben, wenn ſie einmahl ſeine Frau werden könnte. Nur war er ein alter Grillenfänger und trauete den jungen Leuten nicht viel, wenn er ſie ſo allein im Schatten eines Baumes ſah. Auch kämpften ietzt in ihm die Liebe zu ſeines Herrn Sohn und die Treue gegen ſeinen Herrn ſelbſt.

Hanns auf dem Rückwege. Was ſagte denn dein Vater dazu, als du ihm die Hiſtorie erzählteſt?

Fritz, verlegen. Ja, er weis ſie nur ſoweit, bis mich der Knecht aus Roſenhof da im Feldgraben neckte ...

Hanns. Alſo weis er nicht, daß Fike dir die Veilchenſträuſſer gibt, und weis auch nicht, daß du mit Fiken täglich ſprichſt, und weis auch nicht, daß du Fiken und Fike dir gut iſt ...

Fritz, noch verlegener. Nein das weis er alles nicht.

Hanns. Aber ich denke, ihr Kinder ſeid ſo nach der neuen Mode erzogen, daß ihr eurem Vater alles entdecket, und daß er, was ihr wiſſet, auch weis?

Fritz, zinnoberroth. Ach, guter Alter, es ſt dis auch das Erſte in meinem ganzen Leben, vas ich meinem Vater verſchweige; und ich erſchweige es ihm nicht ſo wohl, als ich kann s ihm nicht ſagen. Ich weis nicht, ich bin abei ſo angſt, ich — —

Hanns in ſeiner Art ſo recht aufgeräumt. Nu nu, ich merke wol, in dieſem Stück wirds ol ummerfort in der Welt bi der ollen Mode bliben. — — (ernſthafter,) Aber höre ur einmahl, Fritz, aus dem Dinge möchte am nde nicht viel Kluges werden. Du biſt ein unger Menſch, und verſtehſt das ſo nicht. as ſoll denn aus euch Beiden werden, wenn r da ſo Tag für Tag unterm Kaſtanienbaum id? Ich kann dir nicht helfen — dein Vater us das wiſſen. Und, wenn du es ihm nicht ſagen willſt, mus ichs ihm ſagen. Das bin ich meinem Herrn, ders ſo wacker mit mir immer gemeint hat, ſchuldig.

Friz, flehentlich. Ach, lieber beſter Hanns, darum bitt' ich dich herzlich, das ſage ihm noch nicht. Ich wills ihm ſchon ſelbſt ſagen, wenn es Zeit ſein wird.

Hanns. Darauf las ichs nun nicht ankommen. Ihr ſeid iunge Leute, und wiſſet viel, wenns Zeit iſt. Es kann dir das auch nichts verſchlagen. Ich will es ſchon auf gute Art anbringen. Und wenn ihr euch beide auf eine ehrbare Art gut ſeid, wird dein Vater nichts dagegen haben. Aber bei dem Sizen da unterm Kaſtanienbaume möchte nichts Guts raus kommen.

Friz, herzhaft. Daß du nur nichts Arges denkſt, Hanns, das bitte ich mir aus. Aber verſprich mir, meinem Vater noch nichts zu ſagen. Wenn es erſt ſo weit kommt, will ich ihm ſelbſt den Antrag machen; und, wenn ich denn einmahl in Fikens Guth komme, will ich dich auch zu mir nehmen, und dich bis an dein Ende bei mir pflegen.

Hanns. Dadurch machſt du mich denn nun nicht treulos gegen deinen Vater. — Kurz und gut, ſagſt du es ihm heute nicht, ſo ſage ich es ihm morgen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Fritz war den ganzen Tag unruhig. Hanns war es noch mehr, und konnte in der Nacht kein Auge zuthun. Sobald Fritz Morgens drauf zu Felde gegangen war, ſah Hanns das Lauer ab, als ſein Herr im Garten war. Seine erſte Frage war, ob Fritz geſtern Abends ihm nichts neues erzählt habe. Roderich antwortete mit Nein. Darauf berichtete ihm Hanns, was er geſtern ſo ganz unverhofft unter dem Kaſtanienbaume gefunden, und was ihm Fritz hernach von der ganzen Liebesgeſchichte mitgetheilt habe. Er ſetzte hinzu, daß er gewis glaube, daß die jungen Leute in allen Ehren da unter dem Baume ſeither ihre Zuſammenkünfte gehabt, daß man aber doch nicht wiſſen könnte, was für einen Ausgang zuletzt die Zuſammenkünfte hätten, und daß er ſich deshalb verpflichtet gehalten habe, ſeinem Herrn getreulich die Sache zu berichten. Er empfohl Fiken ſo herzlich, als wenn ſie ihn darum erſucht hätte, und gab in voraus ſein Gutachten ſchon dahin, daß er glaube, daß Fritz nie beſſer ankommen könne, als wenn er ſich in das Waltherſche Guth einfreiete.

Roderich zeigte weniger Befremdung, als Hanns vermuthet hatte, und antwortete: „Ich danke dir herzlich, ehrlicher Alter, für deine Liebe und Treue gegen mich. Fritz und ich werden ſich am Ende wohl noch darum ſtreiten;

wer dich todtfüttern ſoll. Glaube mirs, ich habe Fritzen geſtern Abends die Unruhe angemerkt. Vieleicht kommt er heute. Das habe ich doch wohl nicht geglaubt, daß ihm der Knecht, der ihn da neckte, den Veilchenſtraus gebracht, und Brigitte weis am beſten, was ich ihr darüber geſagt habe. Wenn Fritz in das Guth kommen kann und Fikens Mutter iſt damit zufriden: ſo kannſt du wohl denken, daß ich nichts dagegen haben werde. Schleich du nun um die gewöhnliche Zeit, wenn ſie ihre Zuſammenkünfte haben, wieder ins Feld, und ſobald du ſie beiſammen ſiehſt, ruf mich.“

Vater Roderich theilte die eingezogene Nachricht mit Fleis Brigitten nicht ſogleich mit; weil er ſie kannte und fürchtete, daß ſie beim Mittagseſſen gegen Fritzen alsdenn nicht ſo, wie er, würde an ſich halten können. Nach Tiſche verweilte er im Garten, und, als er über die Riegelwand guckte, kam Hanns in ſeiner Art recht gelaufen und winkte ihm.

Roderich ging an einer langen Reihe von Schlee- und Feldroſenſträuchern weg und blieb hinter dem letztern ſtehen. Da ſas Fritz unter dem Kaſtanienbaume und hatte Fiken in ſeinem Arm. Eine noch nie gehabte Empfindung durchdrang bei dieſem Anblick das Herz des Vaters. Fritz war der erſte von ſeinen Kindern, den er lieben und geliebt werden ſah. Dieſer Gedanke hatte für ihn die reineſte Wolluſt. Er ſtand, ohne zu ſtören, und beobachtete die Liebenden, welche noch in einem ſo herzlichen Geſpräch mit einander begriffen waren, daß er im freien Felde ihr Zuſchauer hätte ſein können, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Funfzigmahl ſah er wenigſtens, wie ſie ſich einander die Hände drückten. Endlich ſtanden ſie auf und Fritz begleitete Fiken bis an den Fusſteig, der nach Roſenhof führte. Da reichten ſie ſich nochmals die Hände, und Fritz gab ſeiner Fike einen Kus. Roderich ſchlos aus der Art, wie Fritz den Kus gab, und Fike ihn nahm, daß dis der erſte ſei. Fike ging nach dem Dorfe zu, und Fritz ſah ihr nach, bis ſie ans Hecken war.

Roderich ging nun im Felde umher, als wenn er eben erſt aus dem Garten gekommen wäre. Fritz ward ihn gewahr, und bog queer über den Acker auf ihn zu. In ſeinem ganzen Geſichte war hohe Heiterkeit ausgedrückt. Nur ein Zug von edler Schamhaftigkeit ſchien dieſelbe zu mildern. Doch machte dieſen das gute Bewuſtſein, welches aus Fritzens Augen hervorblickte, weniger auffallend.

Fritz. Lieber Vater, wollen Sie heute auch einmahl unſere iungen Saaten beſehn?

Roderich. Ja, Fritz; der Tag iſt ia ſo ſchön, und ich bin eben geſchäftslos.

Fritz, der ſich vor die Bruſt ſchlägt. Ach! Vater — beſter Vater — für mich war er erſt recht ſchön.

Roderich. Wie ſo mein Sohn?

Friz, mit erhobenen Händen. Vater — die Liebe hat mich heute den erſten Kus geben gelehrt — —

Roderich, der ſich verſtellen will. Dich? — Wem?

Friz, der dem Vater um den Hals fällt. Walthers Fikchen von Roſenhof iſt mein, und —

Roderich, der aus innern Drang ihm ins Wort fällt. Still, mein beſter Friz — ich habs geſehen, und weis alles.

Friz. Und ſo bitte ich Sie, ſegnen Sie unſere Liebe. Sie iſt die reineſte, die ſeligſte —

Roderich. Alſo ſo weit ſeid ihr ſchon, und du haſt mir nicht eher etwas davon geſagt?

Friz. Ach, lieber Vater, es iſt ia das erſte Mädgen, das ich liebe. Ich habe ia nicht gewuſt, was Liebe ſei. Ich dachte ia nicht, daß das ſo weit unter uns kommen würde. Wir haben nur immer freundlich mit einander geſprochen, und da dachte ich, das ſei alles. Aber unvermerkt ſind wir einander ſo herzlichgut geworden, daß Fikgen nun nicht mehr ohne mich, und ich nicht mehr ohne ſie, leben kann.

Roderich. Aber du erzählteſt mir ia doch die Geſchichte des Veilchenſtrauſſes bis dahin, wo dich der Knecht geneckt hatte; warum haſt du ſie mir denn nicht weiter erzählt, da du nun wuſteſt, wie ſie wirklich zuſammen hinge?

Friz

Fritz, in voller Verlegenheit. Ach Vater — das weis ich ſelber nicht. Es war mir immer ſo artig dabei zu Muthe, wenn ich es ſagen wollte, daß mir die Lippen wie feſt verſchloſſen wurden. Vergeben Sie mirs — — ich hätte es freilich alles erzählen ſollen.

Roderich. Ja, ia, es iſt wohl wahr, daß der *Menſch Vater und Mutter verläſſt* — — —

Fritz. Eigentlich haben wir auch geſtern und heute nur erſt vom Heurathen geredet, und da bin ich denn ſeit geſtern auch nicht ruhig geworden. Aber nun bin ichs recht, da ichs Ihnen geſagt habe. Dort am Roſenhofer Fusſteige haben wir uns ietzt den erſten Kus darauf gegeben, daß wir uns ewig lieben wollen. Und da waren denn auch meine letzten Worte: Fikgen, ſag du's nun deiner Mutter; ich wills meinen Eltern auch ſagen.

Roderich. Es iſt gut, mein Fritz. Ich weis es wohl, daß die erſte Liebe ſo lange, als ſie kann, *keinen Vertrauten duldet.* Seid ihr euch denn aber auch wohl wirklich gut?

Fritz, natürlichbegeiſtert. Ach Vater, lieber Vater, von ganzem, ganzem, ganzem Herzen. Sie hat mir den erſten Veilchenſtraus gebracht; und ich, ich wünſchte, da ich ſie zum erſtenmahle ſprach, daß ſie es geweſen ſein möchte, die ihn mir gebracht, ehe ſie mir es ſo offenherzig noch bekannte, daß ſie es geweſen ſei. Sie iſt ein gar zu ſchönes, liebes, wackeres, arbeitſames Mädgen. Sie iſt das einzige Kind einer Wittwe, die ſie über alles lieb hat, und hat eins der ſtärkſten Güther in Rotenhof.

Roderich, der aufhorcht. So? iſt die Mutter Wittwe? Iſt Fike iezt einzig Kind? — Hum! Ich kenne die Leute, und bin vor Zeiten einmahl bei ihnen geweſen. Es waren gute Leute. — Nun höre, Fritz, wenn Fike ein braves, tugendhaftes Mädgen iſt — mein Jawort haſt du.

Fritz. Ja, Vater, das iſt ſie; dafür ſterbe ich.

Roderich, der ſeinen Sohn umarmt. So biſt du's denn alſo, der mir von meinen Kindern die erſte Freude dieſer Art macht! Gott ſegne dich! — Komm nun, wir wollen zur Mutter gehen.

Aus Roderichs Augen blickte die ſtille Freude. Fritz mußte ſich auf eine halbe Stunde im Garten zu thun machen, während daß er mit Brigitten über die Sache ſprach. Brigitten ſchien die Erzählung ihres Mannes erſt ganz unglaublich, und als ſie endlich an der Wahrheit derſelben nicht weiter zweifeln konnte: ſo machte ſie eine Mine, als wenn es ihr nun erſt recht tauſendmahl leid wäre, daß Fritz ſich zum Landmann beſtimmt habe.

Roderich, dem dieſe Mine ein Stich durchs Herz war. Mutter! ich leſe ieden deiner Gedanken in deinen Augen. Nicht wahr, wenn ich dir die Nachricht brächte, daß Karoline einen recht vornehmen Mann heurathen wolle: ſo wäreſt du wohl ausgelaſſenluſtig. Verehre doch Gottes Fürſehung auch bei dieſem freudigen Schickſale unſerer Familie! Sieh, ſo wird Fritz, unſer arbeitſamer, altdeutſcher Fritz der von unſern Kindern, der uns den erſten Biſſen Brodts wieder verſetzt. Wird dein ſonſt ſo gutes Herz nicht durch dieſen Gedanken gerührt? Ob er dir ihn vorſetzt in der Reſidenz oder in Roſenhof; — genung dein Kind reicht ihn dir, dein Kind, das nur in dem Stande, dem es ſich gewidmet hat, wirklich glücklich wird. Du wirſt bei ſeiner Schwiegermutter einſt noch ſo vergnügt ſitzen, wie bei Karolinens ihrer. Nimm ein fröhlicheres Geſicht an, und mache mir den ehrlichen Fritz, wenn er herein kommt, nicht traurig. Warlich, du ſchlügſt mich ſonſt bis zur Erden nider.

Brigitte beſann ſich und heiterte ſich allmählich auf. Er iſt ia aber erſt zwanzig Jahre, ſprach ſie, iſt denn das nicht zu iung noch?

Roderich. Mutter, ſieh ihn an. Er iſt ſchon ein vollkommener Mann. Und in dem Stande, worinn er einmahl leben will, iſt das gerade die rechte Zeit, zu heurathen. Er hat nun noch eine lange Reihe von Jahren vor ſich, kann ſein Guth recht in Stand ſetzen, ohne zu fürchten, daß er alsdenn von ſelbigem werde abgehen müſſen, wenn er damit fertig iſt, wird arbeiten und den Segen ſeiner Arbeit ganz genieſſen, wird Kinder zeugen mit voller Kraft, wird ſie alle erziehen, und Enkel und Urenkel ſehen. Er ſcheint derjenige von unſern Kindern zu ſein, der das Glück haben ſoll, der Natur durchgängig am nächſten und gemäſſeſten zu leben. Laß uns dieſes ſeines Glücks, das ſo wenigen zu Theile wird und doch das weſentlichſte iſt, uns freuen. Aber das wollen wir noch thun, — wir wollen des Mädgens wegen Nachrichten einziehen. Noch wohnen Unſchuld und Tugend am ſicherſten in der ländlichen Hütte . . .

Roderich, nachdem er Fritzen hereingerufen. Nun Fritz, komm, und bring deine Sache ſelbſt bei deiner Mutter an.

Fritz erzählte ſeiner Mutter ſeine ganze Liebesgeſchichte von Anfang an bis zu Ende, und Brigitte, welche dobei an die Jahre ihrer Jugend zurückdachte, ward dadurch in einen ſo heitern Ton geſtimmt, daß ſie ihn mütterlich ſegnend umarmte. Sie wollte ihm den Bluhmenſtraus nehmen, welchen ihm Fike heute geſchenkt hatte; aber er verſagte ihr denſelben, weil er ihn an dem Tage, da ſich ihre Herzen auf ewig verbunden, von ihr empfangen habe.

Roderich wendete ſich noch deſſelben Abends an den Prediger Zober, und bat ihn, von der Aufführung und dem Karakter des Mädgens ihm zu gegründeten Nachrichten behülflich zu ſein. Er ſelbſt erkundigte ſich unter der Hand bei allen, die in Roſenhof bekannt waren, darnach. Das Mädgen ward durchgängig als eine ehrbare, gutgeſinnete und arbeitſame Dirne beſchrieben, und man wuſte die Anekdote von ihr zu erzählen, daß ſich ſchon verſchidene junge Bauerſöhne, die eigentlich das ſchöne Guth ihrer Mutter gemeint hatten, um ſie beworben, daß ſie aber die Erklärung von ſich gegeben, daß ſie nach ihrem eigenen Triebe heurathen und ſich ihren Mann einmahl ſelbſt ausſuchen wollte.

Nach einigen Tagen machte ſich Roderich mit ſeinem Sohne auf den Weg nach Roſenhof, um ſich bei der Wittwe Walther zu beſehen. Seine erſten Blicke, als er in ihr Haus eintrat, waren auf Fiken gerichtet. Fritzens Wahl fand auf der Stelle ſeinen Beifall. Fike war von vortheilhafter Geſichtsbildung; ihr Wuchs war vollkommen und kraftvoll; ihr Auge ſtrahlte heitere und unverdorbene Herzensgüte; ihre Hand fühlte ſich hart von Arbeit an; ihr Anzug war reinlich; ihr ganzes Weſen natürlich, treuherzig und gefällig. In der Stube und im ganzen Hauſe herrſchten ländliche Einfalt, Ordnung und Nettigkeit; und, als Roderich fragte, wer das alles beſorge, antwortete die Wittwe: Dat makt alles mine libe enzige Dochter da.

Roderich zu Fiken. Gutes, wackeres Mädgen, ich ſehe dich zum erſtenmahle ſo gros; — vor Zeiten war ich einmahl hier; aber da warſt du noch klein; — ich bin dir gleich von Herzen gut.

Wittwe W. I mit Erlob — he is ie wol gar der Herre, der ok die Bocken von uns kreite, un ſich denn bi uns davor bedankte, als he ſine Kinder klunkelirt hadde?

Roderich. Ja, liebe Mutter, das bin ich. Damals hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich für eins meiner Kinder noch einmahl einen Weg zu ihr machen würde.

Wittwe W. Ach! ſit der Tit hat ſich't wol recht bi mi verändert. Min Mann is geſtorben, un min Sone och.

Die Frau fing bitterlich an, zu weinen, und Roderich hatte alle Mühe, ſie zu tröſten.

Roderich. Einen Sohn will ich ihr hier wiederbringen, wenn ſie ihn dafür annehmen will. Ihre Tochter und dieſer ſind ein Paar Liebesleute; Sie wird es wohl ſchon wiſſen. Mein Sohn iſt ein guter Menſch, und ihre Tochter halte ich für ein wackeres Mädgen. Wenn Sie alſo es zufriden iſt, wie ich; ſo mögen ſie einander glücklich machen.

Wittwe W. Aber det geht io wol nich an? Wi ſin io mans ſo ſchlechte Lüte, un he is en vornehmer Kofmann ut de Stat.

Roderich. Wir ſind einer ſo viel, und ſo gut, wie der andere. Bauersleute ſind auch wackere Leute. Sie ſind die erſten und unentbehrlichſten Menſchen in einer Geſellſchaft, und alle übrige Stände beruhen auf ihnen. Ich bin nur ein Krämer da im Städtgen; aber ich müſte meinen Laden zuſchlieſſen, wenn die Bauern aus der Gegend umher nicht kämen und mir abkauften; und, was ich von den Bürgern löſe, bezahlen im Grunde auch die Bauern, indem ſie bei den Bürgern arbeiten laſſen, und ich bekomme es von ihnen nur durch die dritte Hand. Mein Sohn hat ſich einmahl zum Bauernſtande entſchloſſen. Ich habe ihn von Jugend auf nicht davon abgehalten, und ſo iſts nun mein letzter Wunſch für ihn, daß er ie eher ie lieber ein braver Bauer werde.

Wittwe W. I nu, wenn Fike will — mintgefallen. t'is en netter iunger Kerl — det is wahr. Un e ſoll miner Fike ie och wohl kene Ebberlaſt dun.

Fritz trat iezt an Fiken, und reichte ihr ſo herzlich die Hand, daß die Mutter keine Verſicherung weiter von ihm über den letzten Punkt verlangte.

Wittwe W. Un wenn ik nu olt wärde, ſo denk ik ie wol, det ihr mich och ſlegen un wahrten wärdet.

Roderich, während daß Fritz und Fike die Hände der Mutter ergreifen. Dafür ſorge ſie nicht, liebe Frau. Die ſchönſte Mitgabe, welche mein Sohn zu ihr bringt, iſt ein edles Herz. Das habe ich an ihm von Kindheit auf ausgebildet, und ein beſſeres Gemüth, als er hat, mus es in der Welt nicht geben.

Wittwe W. Nu, un denn noch ens. t'is wahr, mine Dochter freit en ſchönes Guth; aber t'is denn doch bi uns nich allet Golt, wat blinkert.

Hier ſetzte ſich die Alte dicht an Roderichen, und erzählte ihm, während, daß Fike ihren Liebhaber im Hauſe und auf dem Hofe herumführte, ihre ganze Lage. Es ergab ſich daraus, daß noch einige Schulden auf dem Guthe hafteten, welche ſich aus dem letztern Kriege herſchrieben. Roderich tröſtete die Alte durch Gegenerzählung ſeiner eigenen ſo verflochtenen Lebensgeſchichte, und verſprach ihr aus freiem Herzen, an dem Tage, an welchem das Guth ſeinem Sohne zugeſchrieben würde, daſſelbe von allen Schulden rein zu machen. Beide wurden nun einig, und beſchloſſen, ihre Kinder nach einigen Wochen zuſammen zu geben. Die Alte lies ſich zureden und begleitete mit ihrer Tochter Roderichen ins Städtgen. Zobers kamen auch dazu, und man hatte auf allen Seiten einen vergnügten Abend. Brigitte fand an der Alten eine aufgeräumte, redſelige Frau, und ward nach und nach recht vertraut mit ihr. Fiken kleidete ihre ländliche Tracht ſo nett, daß ſie ſelbſt an ihr nichts auszuſetzen finden konnte. Die reinen Umarmungen, welche Fritz ietzt zum erſtenmahle und vor den Augen ſeiner Eltern von ihr genos, erfüllten Brigittens ganze Seele mit Mutterwonne. Der Trauungstag ward feſtgeſetzt, und Roderich beſtand darauf, daß die

Hochzeit ganz kurz in ſeinem Hauſe ausgerichtet würde.

Von der Zeit an unterredete ſich Roderich oft mit ſeinem Sohne unter der Geberlaube über redliche Erfüllung aller ſeiner neuen ihm zukommenden Pflichten. Gattenliebe, häusliche Stille, Wirthſchaftsführung, Arbeit mit Gott, Achtung gegen die zweite Mutter, Kinderzucht und fromme Ausharrung bei eintretenden Familienleiden waren die groſſen Gegenſtände ſeiner Geſpräche. Fritz zeigte ſich dabei ſo, wie er ihn erwartet hatte; aufmerkſam, herzensgut und kindliche Folgſamkeit im Auge. Roderich bezahlte die Schulden, welche noch auf dem Waltherſchen Guthe hafteten, und freuete ſich den letztern Segen Gottes ſo mit ſeinem arbeitſamſten Kinde theilen, und Fritzen dadurch ſeinem Bruder, deſſen Studiren ſchon ſo viel gekoſtet, gleich machen zu können. Hanns ward nun derjenige Gegenſtand, über den Vater und Sohn ſich ſtritten. Jener wollte ihn durchaus bei ſich behalten, und dieſer ihn durchaus mit ſich nehmen. Roderich miethete nun noch einen Knecht, und ſo ſah Hanns an beiden Orten gute Tage vor ſich. Vater und Sohn kamen endlich dahin überein, es Hannſen ſelbſt zu überlaſſen, bei wem er leben und ſterben wolle; und als Hanns darüber befragt ward, antwortete er treuherzig: „ik gehe mit Fritzen; wo der is, da will ich och ſin. Hier im Huſe wirds doch balde anders. Dat ik ſchon in vorus. Un wenn denn min Herre nich mehr die Wirthſchaft het: ſo will ik det Gnadenbrot lieber bi minen Fritzen äten, als bi'm Fremden.“

Viertes Kapitel.

Fritz eilte am Hochzeitmorgen nach Roſenhof, Fiken und ihre Mutter zu holen. Hanns machte ſich eine eigene Ehre daraus, die Kaleſche auszuputzen, und ſein Fuhrmann zu ſein. Er erſchien dabei in ſeinem ganzen Hannspomp, und hatte ein Paar ſeidene Bänder an ſeiner Peitſche, ſo bunt und ſo breit, als er ſie im Städtgen nur bekommen können. Fike ward vom Vater Roderich auf das herzlichſte empfangen, und bald nach ihrer Ankunft erſchien auch Karoline aus der Reſidenz. Dieſe ſtach in ihrem groſſtädtiſchen Aufzuge gegen das ſo ſimpelgekleidete Landmädgen freilich gar ſonderbar ab; doch ſorgte ſie dafür, daß der Kontraſt ſich nur auf die Kleidung erſtreckte. Sie lief Fiken in die Arme, nannte ſie Schweſter, und hatte ſie gleich ſo von ganzem Herzen lieb, daß dieſe das vollkommenſte Zutrauen zu ihr bekam. Bald darauf öfnete ſie eine groſſe Schachtel, die voll Striche, Bluhmen, Bänder und Bandſchleifen war, beputzte ſie damit von oben bis unten, ſchenkte ihr den ganzen Ueberreſt, und ſteckte ihr zu ihrem Andenken einen ſchönen Ring auf den Finger.

Roderich überzeugte ſeinen Sohn nicht durch eine zahlreiche Tiſchgeſellſchaft, ſondern durch nette Bewirthung, wie gern er der Hochzeitvater ſei. Er hatte in der That mancherlei Aufwand blos in der Abſicht gemacht, daß Fritz mit dem Gedanken noch das elterliche Haus verlaſſen möchte, daß er bei ſeinem Vater dadurch nichts verlohren habe, daß er ein Bauer geworden ſei. Fritz ſas bei Tiſche zwiſchen ſeiner Braut und Karolinen in der Mitte. Die Herzensgüte, Vertraulichkeit und Innigkeit, mit der dis ſtattliche Mädgen ihrem Bruder Bauer begegnete, ſich mit ihm unterhielt und es beinahe allein nur mit ihm zu thun hatte, ſättigten und labeten ihren Vater mehr, als der ganze Schmaus. Hanns war auch von der Tiſchgeſellſchaft, und er und Fikens Mutter ſpielten dabei faſt einerlei Rolle. Hanns blickte nur immer auf ſeinen Fritz, wohnte in Gedanken ſchon bei ihm, diente ihm in Gedanken ſchon mit Rath und That, lebte und ſtarb ſchon in Gedanken in ſeinen Armen. Wenn er denn ſah, wie Fritz ſeine Fike umſchlang, oder ihr einen recht herzlichen Kus gab: ſo legte er Meſſer und Gabel nider, lies für Freuden den Biſſen, welchen er ſchon aufgeſpieſſt hatte, liegen, und wiſchte ſich die Augen aus. Die alte Waltherin hatte es nur mit ihrer Tochter zu thun, die ſie nicht genung darauf anſehen konnte, wie hübſch ihr der Kranz laſſe, und wie ſie mit Band und Bluhmen überall ſo bunt und ſo allerliebſt

beputzt

bepuzt ſei. Sie vergas darüber auch faſt Eſſen und Trinken; und, wenn ſie Fiken eine Weile betrachtet hatte: ſo ſchwebete ſie mit den Augen auf Karolinen hin, die ihr Erſtaunen dadurch erregte, daß ſie es als eine ſo auſſerordentlich geſchmückte Mamſell mit ihrem ſo einfältig gekleideten Bruder, der doch nur ein Bauer ſei, ſo herzlichgut meinen könne. Es kam darüber zu einem langen Geſpräch zwiſchen ihr und Vater Roderich, der an ihrer Seite ſas. „Darauf, ſchlos dieſer, habe ich immer gehalten, daß meine Kinder ſich unter einander vor allen andern Menſchen liebten. Eltern ſind ſelbſt Schuld daran, wenn dis nicht geſchieht. Und, wenn meine Kinder einmahl ſchon lange aus einander ſind: ſo werden ſie ſich doch noch herzlichgut ſein, und keine vergnügtern Tage kennen, als die, an denen ſie einer den andern beſuchen. Mein Sohn, der Student, iſt ebenſo geſinnet; und, wenn er da wäre: ſo würde er heute eben ſo wenig von ſeinem Bruder wegzubringen ſein, als Karoline."

Jezt ward die Stubenthüre geöfnet, und — Karl trat herein. Einer der anſehnlichſten jungen Männer, mit einer edlen Mine, mit geſeztem Anſtande, hohe Freude in ſeinem ganzen Weſen, und mit nach ſeinem Vater ausgebreiteten Armen. Roderich hatte ihm von Fritzens Hochzeittage geſchrieben, und er hatte durch ſeine unerwartete Ankunft die Freude deſſelben noch vermehren wollen. „Da kommt er — da iſt er — “ ſchriee Vater Roderich auf, und ſprang ihm entgegen. Der Ton der Frölichkeit, in welchem die ganze Geſellſchaft ſchon ſtand, ward durch dieſen Anblick noch um eine Tertie höher geſtimmt. Karl hatte kaum ſo viel Zeit, ſeinen Eltern ſeinen innigſten Herzensglückwunſch über das neue, noch nie genoſſene Heil, welches ihnen die Fürſehung durch dieſen Tag verſchaffe, auszuſchütten, als alle ſeine Geſchwiſter ſchon an ihm hingen. Kein Menſch, der nur noch den unterſten Grad von Herzensgüte beſeſſen, hätte dieſem Anblick beiwohnen mögen, ohne in ſeinem Innerſten durch ihn ſanft erſchüttert zu werden. Die alte Waltherin ſtand dabei wie im höchſten Erſtaunen, und ſchlug unaufhörlich in die Hände. Fritz in ſeinem ehrbaren ländlichen Kleide — Karl, der Stutzer — Karoline, ganz Dame nach der Mode — Friderike, die heute die Wirthin machte, in einem gar häuslichen Habit — — ein herrliches Geſchwiſtergruppo, wobei Köpfe, Hände, Füſſe und Stimmen einander immer durchqueerten und durchkreuzten! Brigitte konnte, als ſie Karln ſah, für Freuden weiter nichts herausbringen, als die Worte: Ach Gott ſei Lob und Dank — das iſt denn doch kein Schaumegrumm!

Hanns bot dem hinzugekommenen Gaſte ſeinen Platz am Tiſche an, neigte ſich mit unausſprechlichem Reſpekt vor ihm einmahl übers andere bis auf die Erde, kratzte dazu jedesmahl mit dem linken Beine weit aus, und nannte ihn aus aller Angſt Herr Doktor. Karl drückte ihn lächlend auf ſeinen Stuhl wieder nider, bewillkommte ſeine Schwägerin auf eine recht edle Art und ſetzte ſich zu ihr. „Ach, wat ſin doch det für luter hübſche iunge Lüte —“ rief die alte Waltherin zu wiederholten mahlen aus.

Ein allgemeiner Geiſt der Herzlichkeit drang in die Gemüther, ſchien aus Seele in Seele übergehen, und ie öfter er überging, deſto geſtärkter und unumſchränkter zu herrſchen. Nach Tiſche ward Muſik und Tanz, und Roderich führte ſeine Brigitte ſelbſt in den Reihen. Prediger Zober tanzte ſo gut mit, wie Roderich; die alte Waltherin kam auch auf die Beine, und Hanns ſtand wenigſtens immer dabei und machte alle Bewegungen der Tänzer, die ſeinen Beifall erhielten, recht ſeelenvergnügt nach.

Tags darauf, als das neue Paar auf ſeine Abreiſe nach Roſenhof dachte, führte ſie der edle Roderich unter die Gebetlaube und ſprach: „Nun, mein herzenslieber Fritz, gehſt du von mir und haſt dein eigen Haus, führeſt deine eigene Wirthſchaft, und baueſt deine eigene Familie. Gott hat meine Wünſche für dich erhört, früher, als ich dachte, erhört. Sieh, das haſt du dadurch, daß du dich zum erſten, ſimpelſten Stande in der menſchlichen Geſellſchaft, und zum ländlichen Leben beſtimmt haſt, voraus, daß du die reineſten Genüſſe, weit eher vom Leben ſchöpfeſt, als dein Bruder;

daß du die Gattenfreuden, die Freuden der tugendhaften Liebe nun ſchon wirklich eher genieſſeſt, und die Vaterfreuden, die höchſten unter allen menſchlichen Freuden, einſt auch eher genieſſen wirſt, als er. Wohl dir! Wohl dir! der Gott deines Vaters ſei mit dir und ſegne dich! Verehre ihn in deinem ganzen Leben und las nicht von Rechtſchaffenheit des Herzens, durch die allein wir ihn nur verehren können, ab. Halte gut Haus, und warte das Deinige auf allen Seiten ordentlich ab. Alle Anlagen ſind dazu da, daß deine Familie eine recht glückſelige Bauerfamilie werden kann. Noch weit herzlicher werde ich dich nun in mein Gebet einſchlieſſen, ſo oft ich als Vater bete. Kinder, ihr habt euch beide geſucht, und gefunden. In reiner, wahrer und keuſcher Liebe habt ihr euch vereinigt; haltet dieſe Bande heilig, ſo lange ſie dauren. Seid herzlich, ſanftmüthig, nachgebend, treu und redlich auf euer ganzes Leben gegen einander. Pfleget eure gute alte Mutter; und gibt euch Gott Kinder: ſo betrachtet ſie als ſeine ſchönſte Gabe, die ihr recht ſorgfältig verwahret. Erziehet ſie von Jugend auf zu milden, gutherzigen, frommen, arbeitſamen und vernünftigen Menſchen. Glaubet mir, es wird euch, wenn ihr rechtſchaffen lebet, ſo wohl gehen, daß ihr euch nie in einen andern Stand ſehnen, und nie die vornehmern Leute beneiden werdet. Beſuchet mich recht oft: mein liebſter Gang ſoll nun auch der nach Roſenhof ſein; und, wenn ich den erſten Biſſen bei euch eſſe: ſo ſoll mir die Freude, welche ich dabei empfinde, die gröſſeſte ſein, welche ich in meinem ganzen Leben bis auf dieſen Augenblick gehabt habe. Den Kaſtanienbaum, welchen ich zur Hälfte hatte, ſollet ihr nun ganz haben. Gehet an Sonntagen, wenn ihr eure Felder beſehet, zuweilen unter ihn, und führt einſt eure Kinder noch in ſeine Schatten; wo euch die Liebe die erſten Händedrücke lehrte.“

Fritz ſprach hierauf gegen Fiken einige Worte zum Lobe ſeines Vaters, die ſo tief aus dem Herzen hervorgegriffen, ſo natürlich ſtark ausgedrückt und ſo mit Blick, Mine und Gebehrde dreifach wiederholt waren, daß ſie die ganze Blutmaſſe des Vaters in eine Wallung von Seligkeit verſetzten. Drauf ergrif er die rechte Hand deſſelben, legte ſie auf ſein Herz und ſprach: „Hier ſchlägt es ſtark für Sie, mein lieber Vater, und hier ſoll es für Sie ſchlagen, ſo lange Blut noch aus- und einflieſſt. Dank Ihnen — ach! noch Dank Ihnen am Tage meines Todes dafür, daß Sie mich ſo gut erzogen! Ich bin von nun an nur ein Bauer; aber — ich werde ein klügerer und beſſerer Bauer ſein, als viel tauſend arme Leute meines Standes. Wenn Karl auch weit mehr lernt, als ich, an gutem Herzen ſoll er mich doch nicht übertreffen. Recht gern ſollen Sie zu mir kommen, und recht vergnügt bei mir ſein. Ich will redlich arbeiten, gut wirthſchaften und mit ſtillem Dank vor Gott auf dem Lande des Lebens Glück genieſſen und mit meiner Fike theilen, und meine Kinder einſt wieder ſo rechtſchaffen erziehen, wie Sie mich erzogen haben. Gott erhalte meine Eltern noch lange!"

Als Vater Roderich das junge Paar noch mit ſeinen Armen umſchloß, wankte Karl um den jungen Apfelbaum her, fand ſeinen Nahmen noch am Bande, das Karoline jährlich wieder ausgeſchmückt zu haben ſchien, erſtaunte über die vielen Früchte am Baume und ſprach ſehr vernehmlich: bald werde ich ſein, wie du.

Fritz nahm ſeine Fike beim Arm, und ſo ſagte er mit ihr zugleich jedem von ſeinen Eltern das Lebewohl. Als ein gutmüthiger Menſch verlies er das Haus, worinn er von Jugend auf immer ſo geſchäftig geweſen war, ob er es gleich täglich wieder beſuchen konnte, doch mit einem gerührten Herzen. Er hatte geſehen, wie ſchwer ſeinen Eltern immer die Trennungen von ſeinen Geſchwiſtern geworden waren, und machte ſeinen Abſchied kurz. „Uebermorgen, ſprach er, indem er die Mutter küſſte, eſſen meine lieben Eltern und Geſchwiſter bei mir."

Hanns kroch in allen Ställen erſt noch einmahl umher, futterte ſeine Pferde, die er alle bei Nahmen nannte, nochmals zu guter letzt, und nahm erſt von dieſen, und hernach von ſeiner Herrſchaft Abſchied. Als er an Roderichen kam, gingen ihm die Augen über. Er wollte reden und konnte nicht. „Geh nur, ſprach ſein

Herr zu ihm, weils dein Wille iſt. Du vereitelſt mir die Freude, dich in deinem Alter zu verpflegen; aber ich werde deine Liebe und Treue gegen mich ewig nicht vergeſſen.“ Roderich wollte ihm hierauf noch etwas in die Hand drücken; aber Hanns ſchlug ſeinen Arm weit von ſich. Fritz ward von allen ſeinen Geſchwiſtern bis an die Roſenhofer Feldmarke begleitet.

Roderich zu Brigitten, als ſie unter der Linde allein ſaſſen und den Kindern nachſahen. Da geht denn wieder eins unſerer Kinder von uns, Mutter. Bald werden wir abermahls allein, ſo allein ſein, wie wir waren, ehe ſie zu uns kamen. Damals lebten wir im Geräuſch; die zwote Einſamkeit trift uns in der Stille, und wir haben rechte Muſſe, über alles, was uns von der erſten an bis zu ihr begegnet iſt, nachzudenken. Mutter, wir alle beide ſind, während daß unſere Kinder unſere Geſellſchaft geweſen ſind, beſſere Menſchen geworden. Las es uns nur geſtehen — unſere Kinder haben uns dazu gemacht. Unſere Liebe zu ihnen feſſelte uns an ſie und an das häusliche Leben zugleich, und lies uns dadurch weniger Geſchmack an den Thorheiten der Welt finden. Wir vereinigten uns, ihnen kein böſes Beiſpiel zu geben; und ſo wurden wir aufmerkſamer auf alle unſere Schritte, handelten mit mehrerer Ueberlegung, und hörten, indem ſie nichts Böſes von uns ſehen ſollten,

ten, ſelbſt auf, Böſes zu thun. Je mehr wir ſie liebten: deſto inniger liebten wir auch uns unter einander. Wir theilten ihnen zu Liebe alle Beſchwerden des Lebens treulicher, arbeiteten ihnen zu Liebe mit gröſſerm Eifer, und vertraueten, durch ihren Anblick geſtärkt, dem Schöpfer noch zuverſichtlicher. **Kindesſinn** — dieſe ſeligſte Gemüthsart für Menſchen im erſten Leben — lernten wir unter unſern Kindern wieder, und unſer ganzer Karakter ward dadurch ſanfter, zu allen Tugenden, auch zur Tugend unter harten Prüfungen, geneigter und dadurch Gotte gefälliger. Wir ſind ihnen nützlich geweſen, und ſie uns. Wie oft habe ich manchen Segen, den uns Gott ertheilte, ſo betrachtet, als wenn wir ihn unſerer Kinder wegen empfingen! Wenigſtens iſt immer in der Maſſe, in welcher unſere Ausgaben für ſie ſtiegen, auch der Erwerb unſerer Arbeiten und Geſchäfte gröſſer geworden. Möchten wir doch beinahe wünſchen, daß ihre Erziehung noch länger gedauret hätte, damit ſie noch alle ſo, wie vor Zeiten, uns umwankten! doch nein, Mutter; die eine Freude hat für uns ein Ende, und die andere hebt nun erſt an. Die nun anfangende iſt die gröſſere. Es iſt wohlthätig ſo eingerichtet, daß Eltern im Alter, wo ſie ſtärkere Erquikung brauchen, dieſe auch durch ihre Kinder erhalten. **Die Freude, zu erziehen**, iſt genoſſen von uns, und vorüber; aber **die Wonne, erzogen zu haben**, bricht nun für uns an, und ihr Genus wird uns bis an unſern Tod ergötzen. Sieh, Fritz iſt der, durch welchen ſie uns Gott in ihrem ganzen Umfange zuerſt ſchmecken läſſet. Sein Glück iſt nun für dieſe Welt gegründet, und wir ſtehen von weitem, und ſchauens als unſere **vollendete Arbeit** an. Der wohlhabendſten, zufridenſten Landleute einer wird er ſein; und, was noch mehr iſt, als dis, ein vernünftiger, geſitteter und menſchlicher Bauer. Uebermorgen iſt **das höchſte Feſt unſeres Lebens**, da wir bei einem unſerer Kinder zum erſtenmahle eſſen. O wie wird die ganz umgekehrte Lage, in der wir uns da befinden, das Innerſte unſeres Herzens erſchüttern! bis iezt ſpeiſeten wir Fritzen; alsdenn ſpeiſet Fritz uns... Mutter — Mutter — mein Geiſt erhebt ſich bei dieſer Vorſtellung ſo inbrünſtig zu Gott, daß keine menſchliche Sprache meine Empfindungen auszudrucken vermag. Und, wenn du einſt den erſten **Enkel**, den er dir reicht, auf deinen Schoos nehmen wirſt: o wie werden da noch ganz unberührte Saiten deines Herzens ſo ſanft erklingen, daß du darüber erſtaunen wirſt, wie ſo unzählbar der Freuden Menge iſt, mit welchen Gott rechtſchaffene Eltern lohnt! Las ſie uns alle recht genieſſen! Las uns auch in der zwoten Einſamkeit des Lebens nicht trauern! Es iſt wahr, unſere Kinder gehen nach einander von uns! aber es war ia dis von ieher unſer Wunſch, daß wir es noch erleben

ben möchten, wie ieder von ihnen ſeine eigene Familie bauete. Und der Weg nach Roſenhof, wo der erſte von uns erzogene Hausvater wohnt, iſt ia nicht weit. Sieh, dort liegts. Wie bald können wir da ſein, ſo oft wir wollen! Wir wollen, wenn unſere Kinder erſt alle zu Brodte gekommen ſind, den Abend unſeres Lebens immer unterwegs, auf kleinen Wanderungen zu und von ihnen hin und her, zubringen, bis die kühle Nacht uns ſanft überraſchen wird.“

Brigitte lag in Roderichs Armen, als er die letzten Worte ſprach. Das wollen wir auch, lieber Vater, erwiederte ſie. Und, wenn wir uns denn trennen müſſen: ſo laſſe mich Gott dir voran gehen, und dich mir bald nachfolgen. Da wollen wir denn in der beſſern Welt unſere Kinder erwarten, und uns noch
nehr darüber freuen, wenn ſie ſich daſelbſt zu
ns geſellen, als iezt, ſo oft ſie uns beſuchen.

Roderich bat den Prediger Zober, eine
Prüfung der eingeſammleten Kenntniſſe ſeines
Karls anzuſtellen. Zober unterhielt ſich darauf
it ſelbigem einen ganzen Morgen, und ſtellete
n herrliches Zeugnis für ihn aus. „Er iſt
ner der aufgeklärteſten Köpfe, ſprach er unter
dern, und hat ſeine Philoſophie nicht nur ge-
ört, ſondern ſtudirt. In der Mathematik
nn er mir nun Stunden geben.“ Zo-
r hatte einen langen Brief von ſeinem Bru-
r über Karls künftige Beſtimmung erhalten,

und Karl unterſtützte denſelben noch durch ſeine mündliche Erklärung. Es ergab ſich, daß Karl dieſe Gelegenheit zu einer Reiſe nach Hauſe auch in der Abſicht ergriffen, um ſeinen Vater dahin zu bewegen, daß er ihn, wenn die Jahre ſeines eigentlichen Studirens nun um wären, noch auf einige Zeit auf der Akademie unterſtützte; weil er durch den Profeſſor Zober, der mit ſeinem Hofe in den wirkſamſten Verbindungen ſtand, einſt als öffentlicher Univerſitätslehrer ſein Brodt zu finden hoffte. Die Sache ward in Karls Gegenwart durch den Prediger auf die beſte Art an Vater Roderich angebracht. Dieſer ſchien betrübt darüber zu werden. „Das hätte ich wohl ahnden ſollen, ſeufzte er; alſo willſt du, mein älteſter Sohn, derienige von meinen Kindern ſein, der in ſo weiter Entfernung von mir lebt! Und ich dachte, als ein Greis einſt manchen Abend auch in deinem Arm zuzubringen . . .“ Prediger Zober erwiederte hierauf alles das, was er als ein vernünftiger Mann dagegen einzuwenden hatte, mit freundſchaftlicher Wärme, und ſetzte zuletzt hinzu: „er lebt ia um ein gut Theil länger, als Sie, lieber Mann. Sie wollen ia gern iedes Ihrer Kinder in der Lage ſehen, für die es ſich ſchickt. So ein Opfer verlangen Sie doch wohl von keinem derſelben, daß es Ihretwegen nach Ihrem Tode noch ein ganzes, langes mit ſeinem Stande unzufridenes Leben führen ſolle? Dazu kenne ich Sie zu gut. Und er kann Sie la doch jährlich einmahl beſuchen." Roderich fühlte alles, was in den Vorſtellungen des Predigers lag, und ſchien ruhiger, als zuvor, war es aber im Grunde nicht. „Nun ſo mus deine Mutter wenigſtens noch nichts davon wiſſen, hub er an. Mir vereitelſt du viel; aber dieſer noch mehr. Ich will ihr vor der Hand nur ſagen, daß ich dir noch ein Jahr mehr auf der Akademie zugeſtanden habe."

Brigitte war nun darüber in ihrer ganzen Seele froh, daß Karl kein Schaumegrimm geworden war. Sie fand an ihm einen geſellſchaftlichen, aufgeräumten iungen Mann, der feine Lebensart hatte; und, als ſie darüber ihrem Manne ihre höchſte Zufridenheit bezeigte, verwies ſie dieſer auf ſeinen Ausſpruch, den er gleich anfangs darüber gethan, daß ſie nicht eine ganze Klaſſe von Menſchen nach einzelnen Gliedern derſelben beurtheilen ſolle. Roderich eröfnete ihr, daß er auf Karls inſtändiges Bitten und des Profeſſors Zober Fürſprache ihm noch ein Jahr mehr zum Studiren zugeſtehen müſſen. Nun war es ihr noch mehr, als ihm, darum zu thun, daß Karl lieber heute, als morgen, ausſtudirt haben möchte; damit er in der Reſidenz Emploi fände. Sie ſtellte ihm alſo vor, daß Karl auf ſolche Weiſe zu viel koſten würde. Roderich, dem das Herz ſelbſt weich genung darüber war, daß er ſeinen Karl im Alter nicht in der Nähe um ſich haben ſollte, war froh, daß ſie dieſe Seite ergrif, und verſetzte: Mutter, bedenke nur — er iſts, dem wir unſern jetzigen Wohlſtand zu danken haben … Wir können ihm die Terne nun wohl mit allen Intereſſen zurückgeben …

Tags drauf gingen Eltern und Geſchwiſter ſämtlich nach Roſenhof zum Schmauſe. Einen heiterern, ſeligern Weg hatte Roderich noch nie gehabt. Der Gang, als er ſeinen ganzen Holzvorrath um einen ſo theuren Preis einem fremden Holzhändler zugeſchlagen, hatte ihn bei weitem nicht ſo erfreuet, als dieſer. Man ging durch lauter blühendes Getraide. Karl und Karoline hatten ihr Geſpräch über die Schönheit der Natur, und lieſſen ihren Vater die angenehme Bemerkung machen, daß ihr Geſchmack an denſelben ſich mitten im Gewühl der groſſen Städte erhalten habe. Karl erzählte, wie es ſeine ſchönſte Erholung in den milden Jahreszeiten ſei, wenn er nach langem ſtrengen Studiren eine Stunde über Feld gehe, den Wald ſuche, ſich da irgendwo im Schatten der Eichen und Buchen am Ufer lagere, und unter dem ſanften Geſauſe des Waſſers einen ſeiner Lieblingsdichter leſe. Karoline geſtand, daß ſie, wenn ſie einige Abende hinter einander auf Bällen und Pickenicks zugebracht, ſich ordentlich darnach ſehnen könne, auch einmahl wieder einen Abend in der offenen Schöpfung zu genieſſen. Unter dieſen Geſprächen kamen ſie an den Feldgraben, und Vater Roderich, der voran eilte, ward unvermuthet durch den Anblick

blick Fritzens mit ſeiner Fike unter dem Kaſtanienbaume überraſcht.

„Hier wollten wir Sie empfangen,“ rief Fritz, und ſchlos ſeinen Vater in ſeine Arme. Der Baum ward von allen mit recht freundſchaftlichen Blicken geſegnet. Karoline ſchien am meiſten in ſeinen Schatten zu empfinden, und aus ihrem gewölbten Buſen, preſſte ſich ein Seufzer der ſehnenden Liebe empor, den Brigitte nicht unbemerkt lies. Fritz führte ſeinen Vater über einen groſſen Theil ſeiner Aecker, und zeigte ihm die herrliche Erndte, welche ihm als die erſte bevorſtand. Am Hecken ſtand Hanns, und empfing die Gäſte im neuen Hochzeitrock, den ihm ſein alter Herr machen laſſen. Eine freudengeſättigte und recht allgenungſam glückliche Seele drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Karoline nahm ihn ſchalkhaft bei der Hand, und er entſchuldigte ſich einmahl übers andere, daß dieſelbe für eine ſo ſchmucke Mamſell ſo hart inwendig ſei. Die alte Waltherin war in voller Zubereitung der Mahlzeit begriffen, und die Freude machte ſie heute wieder ſo iung und ſo raſch, daß ſie ſich immer dreimahl für einmahl drehete. Fritz führte ſeine Eltern und Geſchwiſter erſt überall auf ſeinem ganzen Gehefte herum, und brachte ſie hernach in den Garten, wo der kleine ländliche Schmaus unter einem hundertiährigen Wallnusbaum ſchon dampfte.

Freudenvoll nahm die ganze Familie an dem lindenen Tiſche, welchen Fikens Grosvater ſchon daſelbſt aufgeſchlagen hatte, Platz, und Vater Roderich hätte ihn gegen die Tafeln der Könige nicht vertauſcht. Er ſetzte ſich mit vollem Appetit nider, und als er eſſen wollte, war er ſchon ſatt. Er zwang ſich recht, um nur etwas zu ſich zu nehmen. Fritz bemerkte es und wollte anfangen, zu nöthigen. „Las nur ſein, erwiederte er, lieber Sohn; ich kann für Freuden nicht eſſen.“ Und dazu ſchlichen ihm die Thränen immer über die Wangen herab. „Du weiſts ia noch, fuhr er fort, wie ichs hielt, als du noch an meinem Tiſche aſſeſt. Ich nöthigte dich nicht. Mache es heute ganz ſo mit mir, wie ichs mit dir ſonſt machte.“ Roderich ſtand vom Tiſche auf, und ging über die Seite. Fritz ſchlich ihm nach und ſah ihn betend hinter einem Geſträuche. Seine ganze Seele bewegete ſich, als er dis ſah.

Fritz, als ſein Vater zurückkommt, mit ausgebreiteten Armen nach ihm. Sein Sie doch heute recht vergnügt, lieber Vater!

Roderich, mit lächelnder Heiterkeit. Ach, das bin ich auch, lieber Sohn — bins von ganzem Herzen. Aber das kannſt du wohl denken, daß mein Herz heute aus ſeinem Gleichgewichte iſt. Die Freude möchte mich trunken machen, wie ſie mich ſatt macht. — Die heutige Lage iſt für mich ganz neu, und gerade unter allen, in die Eltern kommen mögen, die

empfindungvolleſte. — Für dich habe ich
nun vollbracht. Du biſt glücklich; ſo glück-
lich, wie ich dich zu ſehen wünſchte. Welch
Geſchäfte, wenn es ausgeführt iſt, gereicht ei-
nem Vater mehr zum Segen und zum Troſte,
als dis? Es war, in Rückſicht auf dich betrach-
ter, ein zwanzig jährigen Geſchäft. — O
wie denke ich mich heute in dieſen ganzen lan-
gen verſtrichenen Zeitraum zurück! Wie lauſen
alle die guten und die böſen Tage, und zwar
eben ſo wieder gemiſcht und gewirrt, noch ein-
mahl vor meinen Augen über, die ich wirklich
durchlebt habe, ſeit du gebohren wardſt! Wie
überwiegt das Heil in ſelbigen, mir von Gott
verliehen, all die Prüfungen, durch welche er
mich führte! Wie kann ich daran denken, daß
ch deine Erziehung vollendet habe, ohne an
die mannigfaltigen Segnungen zugleich zu den-
en, mit welchen Gott mich in derſelben recht
usdrücklich unterſtützte, und ohne die es mir
nmöglich geweſen ſein würde, ſie ſo nach mei-
es Herzens Wünſchen zu betreiben! Ein
Dankgefühl gegen meinen Schöpfer, ſo warm,
ls ich es nie empfand, lodert iezt in mir auf,
nd reiſſt mich ſo hin, daß ich mich hier gleich
eurer Mitte niderwerfen und die ganze Zeit
ber, daß ihr am Tiſche ſitzet, nichts thun, als
ten, möchte. — — Friz, du erſcheinſt mir
dieſen Augenblicken in allen den mannigfalti-
n Geſtalten und Gröſſen, durch welche dich
e Natur ſeit zwanzig Jahren geführt hatte.

Ich ſehe dich, wie ich dich zum erſtenmahle an mein Herz drückte; — ich ſehe dich, wie ich einſt im größten Unglück den letzten Biſſen Brodes mit dir theilte, und wie du ihn wieder mit Karolinen theilteſt; — ich ſehe dich, wie du neben mir her, als ich dieſe trug, aus der Reſidenz ins Städtgen wanderteſt; — wie du die erſte Arbeit im Garten verrichteteſt; — wie ich dich Gott kennen lehrte; — wie ich zum erſtenmahle mit dir betete; — wie du mit Karln oft beim iungen Apfelbaum ſtandſt; — wie ich dich zum Altare leitete; — wie ich dich mit Fiken unter dem Kaſtanienbaume fand; — wie du über den Acker queerein liefſt, um mir deine Liebe zu entdecken; — und wie du nun heute die erſte Mahlzeit für mich bereiteſt .... O Fritz, Fritz, das das iſt das höchſte, was ein Vater erleben kann, wenn ihn ſein Kind wieder ſpeiſet!!! Alle die Empfindungen über iene mannigfaltigen Lagen, in denen ich dich mir heute hinter einander denke, ergreifen mich ſtark; aber der Gedanke an die letzte gegenwärtige, daß ich bei dir eſſe, am ſtärkſten. Dieſer hält mich feſt, bemächtigt ſich meiner ganz, und ich ſchwebe tief an ihm... Heute gewährt dir Gott das Glück, deinen Eltern zu thun, was ſie dir gethan haben, und ihnen ein ſanftes Wiedervergelt zu leiſten. Die Hand, die ſonſt nur immer von uns nahm, — deine Hand gibt uns heute... O du wirſt gewis noch oft Hungrige ſättigen und Dürftigen Gutes thun; aber keiner Mahlzeit wirſt du dich Lebenslang mehr freuen, daß du ſie ausrichten konnteſt, als dieſer. Wenn wir vom Tiſche aufſtehen werden, ſinds Vater und Mutter, die dir danken... Ach, habe Dank, habe Dank! — Doch habe Gott noch tauſendmahl mehr dafür, als du!.. bei dir as ich zuerſt wieder... O wenn ich erſt Reiheherum bei meinen Kindern allen werde gegeſſen haben, denn, denn ſchleicht Vater Roderich, aller ſeiner Wünſche quit, und gern, zu Grabe...“

Unbeſchreibbar waren das innigſte Gefühl und der Seelendrang, unter welchen der Rechtſchaffene ſich ſo ausſchüttete. Aller ſeiner Kiner Blicke waren feſt auf ihn geheftet, und der Wiederſchein vom Wonneglanze in ſeinem Angeſichte ſchien ſich auf allen ihren Geſichtern zu piegeln. Roderich hatte bei den letzten Worten Karln mit einer Art von Wehmuth beſonders ngeblickt. Karl verſtand den Blick und hub mit kindlicher Unruhe an: „Lieber Vater, ſein Sie zufriden. Ihr Karl führt Sie auch einſt n ſeinen Tiſch, wie Ihr Fritz. Der Stand, elchen dieſer ergrif, gewährt ihm nur den Vorg vor mir, daß er dis um einige Jahre eher un konnte. Ich gönne ihm dis, und mein erz klopft ſchon dem Tage entgegen, der mich glücklich machen wird, wie er es heute iſt.“

Roderich betete, als man aufſtand, ein rrliches Tiſchgebet und bezeigte hernach eine ruhigere Seele. Die ganze Familie brachte den übrigen Tag ſtill aber herzlichfroh zu. Brigitte ſchwatzte mit Karolinen lange und eifrig auf einer Raſenbank. Man kam darüber überein, daſz von nun an alle Trennungen heiter, und blos auf glückliches Wiederſehen, kurz abgethan werden ſollten. Am folgenden Morgen reiſeten Karl nach der Akademie und Karoline in die Reſidenz zurück.

Fünftes Kapitel.

Roderich hatte ietzt immer nur einen Gegenſtand, auf den er ſeine Geſpräche mit Brigitten leitete. Er konnte ſich nicht ſatt darüber reden, wie gut Fritz angekommen ſei. „Rike iſt ihm gewis recht gut, ſprach er; — es iſt ein ſchönes, feſtes Gehefte, das er hat; — herrliche, fette Aecker hat er; — Wieſewachs gewinnt er, wie nur irgend einer in der ganzen Gegend; — die Pferde glänzten ordentlich, als ich in den Stall kam; — ſtärkere Ochſen habe ich in meinem Leben nicht geſehen, als ſeine; — auf dem Boden lag ein groſſer Vorrath von Getraide, ich glaube, es war die halbe vorige Erndte noch . . .“ Brigitte ſtimmte mit ihm völlig deshalb überein, nannte Fritzen ein in ſeiner Art recht glückliches Kind, und lenkte, wenn ihr Mann lange genung von ſelbigem geredet, zuletzt allemahl das Geſpräch auf Karolinen.

Brigitte, bei einer ſolchen Gelegenheit. Haſt du wohl Karolinens Seufzer gehört, als wir da unter dem Kaſtanienbaume waren?

Roderich. Nein; da hatte ich viel zu viel zu denken, als daß ich darauf geachtet hätte.

Brigitte. Ich habe ihn bemerkt.

Roderich. Nun, was hat denn die zu ſeufzen? Ich dächte, die hätte ia wohl gute Zeit genung.

Brigitte. Hi hi hi hi... So ein hübſches Mädgen hat ia wohl zu ſeufzen, wenn es in den Jahren iſt ...

Roderich. Ach ſo! du verſtandſt alſo den Seufzer?

Brigitte. Ich glaube ihn verſtanden zu haben. Er ſoll wohl bald etwas Gutes bedeuten.

Roderich. So braucht Sie ia nicht zu ſeufzen.

Brigitte. Ich ſehe wohl, daß wir Mütter uns beſſer auf die Töchter verſtehen, und ihr Väter verſtehet euch beſſer auf die Söhne. Wie ich dir es Fritzens wegen noch nicht glauben wollte, da war ſchon alles richtig, und ſo glaube nun auch mir, daß Karoline liebet.

Roderich. Saſſet ihr drum beide in Roſenhof ſo andächtig auf der Raſenbank? — So erzähle mir doch, was ſie dir anvertrauet hat.

Brigitte. Lieber Mann, da müſte ich dir viel erzählen, und im Grunde iſts doch noch nichts rechts. Ich denke aber, daß es ſich bald entwickeln werde. (äuſerſtvergnügt) Es mögen wohl ihrer zwanzig ſein, die ſie haben wollen.

Roderich, lächelnd. So iſt ia wohl ein rechtes Reiſſen um ſie?

Brigitte. I ia freilich! So eine Tochter haben wir erzogen, Vater! Bedenke einmahl. Es mögen wohl zehen recht artige Herrn Lieutenants darunter ſein, die ſie alle gern haben wollen; aber —

Roderich, ernſthaft. So! — Weiſt du was? ſo will ich dir den Rath geben, daß du ſie auf einige Zeit heraus kommen läſſeſt, damit nicht etwa ein Roman mehr in der Welt geſpielt werde, oder am Ende gar eine Tragödie herauskomme. Auch möchte ich als Vater bei der Sache wohl ein Wort noch mitſprechen, ehe ſie rund wird., So einen Ausgang habe ich mir lange vorher gedacht.

Brigitte. O Männchen, ſei doch unbeſorgt. Madam Leonhard ſorgt gewis für ſie, wie ihre andere Mutter.

Roderich. *Wir ſind die Eltern.* Las ſie kommen!

Vater Roderich hatte eine kleine Reiſe zu machen; und als er nach Hauſe zurückkam, empfing ihn Brigitte mit auſſerordentlicher Heiterkeit. So, wie er ſie nur ſah, las er gleich in ihrem Geſichte, wie im Geſangbuche.

Roderich. Christoph ſoll morgen nach der Reſidenz fahren, und Karolinen auf einige Wochen herausholen. Ich habs ihm ſchon geſagt

Brigitte haſtig und freudig. Uebereile dich nicht, Väterchen, übereile dich nicht. Ich habe dir etwas recht neues zu ſagen; etwas ganz koſtbares. Du wirſt dich recht freuen, wenn du's hörſt. Ach, ein Glück! ein Glück über alles Glück! Nein, ſo gros hätte ich mirs denn doch nicht vorgeſtellt. Nein, das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht. Ich habe auch für Freuden ſchon ſo viel geweint, daß —

Roderich, dem die Zeit etwas lang wird. Von Karolinen alſo? — Nun — nur nicht — —

Brigitte. Ach, nein, nein. Denke einmahl, der junge Brandt, der groſſe Engroshändler, ein ſchöner fünf und zwanzig jähriger Mann von funfzig tauſend Thalern hat um unſere Karoline angehalten ... Denke'mahl — denke'mahl.. Was ſagſt denn dazu?

Roderich, wie beſtürzt. Iſt das wahr? — den kenn' ich. Woher weiſſt du es?

Brigitte, die einen Brief aus dem Buſen zieht, und dabei laut ſchluchzt. Da hat er geſteckt, ſo lange ich ihn habe, und habe ihn nicht von mir legen können. Da lis, Väterchen, und freue dich mit mir.

Der Brief war von Karolinen an ihre Mutter. Das edle Mädgen ſchrieb ihr, daß ſie ſeit einem Jahre der Gegenſtand der Liebe vieler iungen Leute in der Reſidenz geweſen ſei, daß ſie ſich aber weder für einen Mann habe erklären wollen, der ihr, völlig geſund, heute oder morgen todtgeſchoſſen werden könne, noch für einen andern, der nicht ganz mit ihr ſimpathiſire. Während dieſer ganzen Zeit habe ſie es dem iungen Brandt angemerkt, daß ſie tiefe Eindrücke auf ſein Herz gemacht, und er habe auch ſie von Anfang an für ihn eingenommen. Er ſei unter allen ihren Liebhabern der beſcheidenſte geweſen; aber ſie werde gewis des Abends ewig nicht vergeſſen, an welchem er ihr unter dem Kaſtanienbaume in der groſſen Allee vor dem Thore ſeine Liebe entdeckt und mit Verzweiflung hinzugeſezt habe, daß ſeine Mutter, weil ſie nicht reich genung ſei, einen Schwur darauf gethan habe, nie in dieſelbe einzuwilligen. Er habe ſie darauf gebeten, bis an den Tod derſelben wenigſtens ſeine Freundin zu ſein. Sie ſei dadurch in eine Art von Unruhe verſezt worden, dergleichen ſie in ihrem Leben nicht empfunden; weil ſie, inmaſſen ſeine Mutter noch keine ſehr beiahrte Frau ſei, die Sache für weitausſehend gehalten, und überhaupt ſich gegen den Gedanken geſträubt habe, daß ſie mit ihrem Liebhaber den Tod ſeiner Mutter als den einzigen ihre Liebe begünſtigenden Umſtand betrachten ſollte. Durch Vermittelung der Madam Leonhard ſei es nun aber dahin gekommen, daß die Mutter ihren Schwur zurückgenommen, und ihr Jawort gegeben. Geſtern habe ihr der iunge Brandt mit tauſend Freuden dieſe Nachricht gebracht. Sie habe ihm darauf die Antwort gegeben, daß er ſie ſeines Reichthums und ihrer Armuth ungeachtet doch nur aus den Händen ihrer Eltern empfangen könne, und daß er ſeine Mutter verſichern möchte, daß ihr Vater ihm ſeine Tochter, und wenn er noch dreimahl reicher, und kein edler Mann wäre, doch nimmermehr gegeben haben würde. Und noch weniger würde ſie ſelbſt ihm auſſer dieſem Falle ihr Herz geſchenkt haben. In einigen Tagen, ſchlos ſie, würden ſie alle herauskommen, und ihre Eltern um die Einwilligung bitten.

Roderich, als er den Brief geleſen, mit der Mine der ſeligſten Zufridenheit. Karoline iſt ein wackeres Mädgen. Ja, das iſt ſie bei Gott! — — Aber was ſich doch die reichen Leute einbilden! Als wenn gegen ihr baares Geld in der ganzen Welt nichts verglichen, nichts auf die Wage gelegt werden könne! Als wenn ſie damit Liebe machen und Liebe vernichten, ia ſeligmachen oder verdammen könnten! — Wenn die mit heraus kommt, die bekommt etwas dafür von mir.

Brigitte, beſorgt. Nun, das las ia gut ſein, lieber Mann. Du weiſſt ia, wie die reichen Leute mehrentheils ſind. Der iunge Brandt denkt nicht ſo; das iſt mein Troſt.

Roderich. Ei, ich bin auch reich geweſen; aber ich hab's ia geſehen, wie Geld und Guth

gerade

gerade daſienige ſei, worauf man am wenigſten in der Welt ſtolz ſein dürfe. Wenn das Weib etwa denkt, daß ihr Sohn mit ſeinem Gelde Karolinen erkaufe: ſo iſt er fürwahr noch nicht reich genung. Karoline iſt mehr werth, als lumpigte funfzig tauſend Thaler. Den Sohn kenne ich; das ſcheint ein guter Menſch zu ſein. Auf die Mutter kann ich mich nicht recht beſinnen. Mich däucht, es war ſo eine kupfrigte, hochnäſigte Frau, die mit ihrem Schleppkleide, wenn ſie ausging, die Straſſen fegte. Macht ſie mir ſo eine Mine, als wenn ſie ein Werk der Barmherzigkeit an uns thäte, daß ihr Sohn unſere Tochter heurathen dürfe: ſo gibts etwas.

Brigitte, der ſchon angſt und bange wird. J glaube doch das nicht, lieber Mann. Ich weis auch nicht, wie du heute biſt.

Roderich. Ich fühle mich als Karolinens Vater — weiter nichts.

Brigitte. Aber iſt das nicht ein Glück, Vater, ſprich doch, iſt das nicht ein Glück, wenn unſere Tochter ſo ankommt? du biſt ja ſonſt ſo theilnehmend an allem, was unſere Kinder betrift. Können wir dem lieben Gott wohl genung dafür danken?

Roderich. Ei Mutter, das iſt eine andere Seite der Sache. Traue mir es zu, daß ich dieſe im erſten Augenblick fand. Aber die alte Brandtin iſt mir in die Queere gekommen. Wenn Karoline tugendhaft blieb: ſo war kein Zweifel, daß ſie ihr Glück machen würde. Nur mus mir keiner auf Geld‚gros' thun. Das kann ich durch den Tod nicht leiden. Der Reichthum eines Mädgens iſt die Schönheit; und ſo iſt Karoline ſo reich, wie Brandt.

Brigitte wendete ſich an Madam Leonhard, und entdeckte ihr auf das aufrichtigſte alle dieſe Aeuſerungen ihres Mannes; um der Madam Brandt zu verſtehen zu geben, aus was für einem Tone ſie mit Vater Roderich zu ſprechen haben würde. Madam Leonhard war eine über äuſerliche Glücksvorzüge ſehr geſetztdenkende Frau, und ſchätzte von dem Augenblick an Karolinens Vater noch höher. Sie verrichtete das Werk der Bekehrung an Madam Brandt, ſo gut ſie konnte, lies ſie den Tag beſtimmen, an welchem ſelbige mit ihrem Sohne ins Städtgen reiſen wollten, und fuhr mit Karolinen Abends zuvor voran.

Roderich nahm dieſe Frau, gegen die er immer mehr Verbindlichkeit erhielt, ſehr freundſchaftlich auf. Er eröfnete ihr ſeine ganze Geſinnung über die vorwaltende Geſchichte, und ſie trat derſelben um ſo mehr bei, da ſie, ohne daß er es wuſte, durch Brigitten ſchon über ſie unterrichtet war. Sie ſchilderte ihm die Frau Brandt als eine nicht übeldenkende Frau, die aber freilich den Fehler an ſich habe, daß ſie dem Gelde zu groſſen Werth beilege. Indeſſen, ſetzte ſie hinzu, ſcheine dieſelbe nun in Anſehung der Heurath ihres Sohnes ganz darüber weg zu ſein, und Karolinen ſeit einiger

Zeit mit iedem Tage herzlicher zu lieben. Madam Leonhard hatte die Beſcheidenheit, im geringſten nicht ſo eine Mine hierbei anzunehmen, als wenn ſie an dieſer Veränderung einigen Antheil hätte. Roderich aber zweifelte nicht mehr daran, daß er dieſelbe ihr zuzuſchreiben haben werde, und überraſchte ſie mit dem edelmüthigſten Dank dafür.

Karoline erzählte ihren Eltern Abends ihre ganze Liebesgeſchichte mit dem iungen Brandt, lobte ihn über die Maſſe als einen Mann, der ſich auf ſeinen Reichthum und Handel nichts einbilde, der zwar viel in der groſſen Welt ſich aufhalte, aber die reinern Freuden der Natur denſelben weit vorziehe, der den Leidenden viel Gutes thue, der ihr untrügliche Beweiſe von der Zärtlichkeit ſeiner Liebe gegen ſie gegeben, und ihr täglich geſtehe, daß ſie ihm mehr zuheirathe, als er ihr, und daß er ihr dafür, daß ſie ihm ihre Hand geben wolle, weit mehr ſchuldig ſei, als ſie ihm deshalb werde, daß er ihr als **der reiche Brandt** die ſeinige geboten habe. Karolinens Aeuſerungen, die Sache ſelbſt, ihr Glück dabei, ihre Eltern, ihre Geſchwiſter, und ihre künftige Schwiegermutter betreffend, waren ſo herrlich, daß Vater Roderich ſie in ſeine Arme ſchlos und ſprach: „Wenn alles ſo iſt, du liebe Tochter, ſo ſegnet dein Vorhaben dein Vater, und freuet ſich auf den Tag deiner Verbindung, wie er ſich auf den Tag freuete, an welchem Fritz ſeine Fike nahm.

Nicht ich zwar — doch die Natur, die es beſſer verſtand, als ich, bildete dich für die groſſe Welt. Dein Schickſal begünſtigt dieſe Bildung zu derſelben. So lebe denn in ihr, und lebe glücklich in ihr! Du wirſt reicher, als deine Geſchwiſter — —“

Hier fiel Karoline ihrem Vater nochmals um den Hals, und verſicherte ihn mit aller ihrer natürlichen Herzensgüte, daß auch die äuſerlich glänzendſten Lagen, in die ſie kommen könnte, in ihren Geſinnungen weiter keine Aenderungen machen ſollten, als daß ſie nur um ſo viel rechtſchaffener würde, und um ſo mehr Gutes thäte, als ſie thun könnte. Mit dieſer Stunde gingen Brigittens goldene Tage an; Sie ſah nun den höchſten ihrer Wünſche bald erfüllt, und ſchweifte faſt in der Freude darüber aus. Roderich, der ſie inn- und auswendig kannte, hatte noch an demſelben Abend darüber manchen Scherz mit ihr. Dahin hatte er ſie gebracht, daß ſie ſich über das Glück eines jeden ihrer Kinder herzlich freuete; aber dahin hatte er ſie nicht bringen können, daß ihr der Gedanke nicht lieblicher klänge — Karoline iſt eine glückliche vornehme Dame in der Reſidenz — als der — Fritz iſt ein glücklicher Bauer auf dem Dorfe. Dis nannte er denn in eigentlichem Verſtande den Brigittiſmus, welchen er ihr, wie er nun wohl ſahe, laſſen muſte.

Brigitte wollte groſſe Anſtalten zur morgenden Bewirthung ihrer vornehmen Gäſte machen; Roderich aber redete es ihr aus. „Dismahl, ſagte er, durchaus nicht. Wenn ſie einmahl wieder kommen: ſo trag auf, daß der Tiſch knackt; morgen aber traktirt Roderich nicht anders, als kleiner Krämer im Städtgen, und als Vater einer ſchönen, tugendhaften, herrlichen Tochter. Ich will nun ſchlechterdings, daß die geldſtolze Mutter den Werth meiner Tochter mehr, als den Werth ihres Geldes empfinde. Wozu da viele Gerichte? Karoline iſt ein Biſſen, dergleichen dem jungen Brandt vielleicht in der ganzen Reſidenz nicht weiter vorgeſezt werden kann.“ Hier ward Brigittens empfindlichſte Saite beſtrichen. Sie fühlte ſich auf der Stelle nun auch als Mutter einer bildſchönen Tochter, und ihr Mann that ſich nicht wenig darauf zu Gute; weil er befürchtet hatte, daß ſie ihm den ganzen Handel verderben und ſich aus Reſpekt vor funfzig tauſend Thalern vor der Madam Brandt zu ſehr demüthigen, und ſich durch Ausdrücke wegwerſen möchte, welche die Naſe derſelben noch um ein Zoll höher rückten.

Am folgenden Morgen erſchienen Madam Brandt und ihr Sohn mit Extrapoſt. Der Poſtillion, welcher von weitem davon gehört, daß er zu Verlöbnis fahre, machte mit ſeinem Horn einen lerm, daß das halbe Städtgen zuſammenlief. Roderich war mit Karolinen eben im Garten.

Brigitte, die ſchnell an die Thüre ſpringt, und unter vielen Knikſen ihre Gäſte empfängt. Ei ganz gehorſame Dienerin — ganz ergebenſte —

Madam Brandt. Guten Morgen! Iſt Ihre Herrſchaft etwa nicht zu Hauſe?

Brigitte, ganz beſtürzt. Erlauben Sie, ich bin die Herrſchaft ſelbſt.

Mad. B. die einige Schritte zurücktritt. Wie? ſind Sie Madam Roderich? Da erſchrecke ich ia recht. Ich hätte Sie auf Ehre nicht wiedergekannt.

Brigitte, die ſich ſchnell wieder ſammlet. Ja freilich haben ſich die Zeiten ſehr geändert. Indeſſen lebe ich in meinem gegenwärtigen Zuſtande doch ſo vergnügt, wie ich ſonſt in der Reſidenz nur leben mochte. Haben Sie doch die Güte, näher zu kommen.

Madam Brandt ging voran in die Stube, ſah ſich allenthalben mitleidig um, und warf hernach einen demüthigen Blick auf ihren Sohn, der iezt ſeine künftige Schwiegermutter recht herzlich umarmte.

Mad. B. Sie müſſen ſich hier wohl recht einſchränken, wie es ſcheint?

Brigitte, mit einer Mine, für die ſie Vater Roderich dreimahl umarmt haben würde. O nein; wir haben unſer reichliches Auskommen, leben aber dabei ſo ganz im Stillen.

Mad. B. Es ſind ia wohl ſchon einige Ihrer Kinder von Ihnen?

Brigitte. Ja; ich habe einen Sohn, der bald ausſtudirt hat, und bald Doktor werden wird.

Mad. B. Und der andere?

Brigitte. Ach, erlauben Sie doch — ich will nur meinen Mann erſt rufen.

Eben kam Karoline in die Stube. Hinterher Vater Roderich.

Karoline, indem ſie nach gemachten Bewillkommungen den Vater bei der Hand nimmt und ihn an Madam Brandt hinführt. Das iſt mein lieber wackerer Vater.

Roderich ging, wie immer, ganz ſimpel gekleidet, und mit rundum abgeſtutzten natürlichen Haaren. Madam Brandt wollte über dieſen ſeinen Aufzug ſchon die Naſe rümpfen, als ſie die Würde der Seelen, die männliche Zuverſicht und die unbewölkte Zufridenheit, mit der er ihr unter die Augen trat, zur Achtung gegen ihn zurückzwangen.

Mad. B. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Roderich, wenn wir Sie in Ihren Geſchäften ſtören.

Roderich. O es iſt mir recht angenehm, daß Sie es ſich heute bei uns gefallen laſſen wollen. Nehmen Sie nur mit der ganzen Aufnahme, wie ſie in unſerm Hauſe und Zuſtande ſein kann, vorlieb.

Mad. B. Es geht mir mit Ihren, wie mit Ihrer Frau; ich hätte Sie auf Ehre nicht wieder gekannt.

Roderich. Ja, das glaub' ich wohl. Das iſt auch ſehr natürlich. Es iſt eine ziemliche Zeit her, daß ich aus der Reſidenz bin, und da verändert man ſich wohl. Sie habe ich das Vergnügen noch zu kennen. Ich habe vor Zeiten mit ihrem ſeligen Manne viel Geſchäfte gemacht.

Mad. B. etwas aufgerichteter. Ja! mein ſeliger Herr iſt nun ſchon an funfzehn Jahre todt. — (zu Brigitten) Nun, wir kamen vorhin davon ab; Ihr einer Sohn ſtudirt, und der andere?

Brigitte, ſtotternd. Der — der lebt — auf — auf dem Lande.

Roderich, ſchnell, und bider. Der iſt ein Bauer ſag nur, im Roſenhof. Ein recht glückicher Mann! Er hat ſich in ein ſchönes Guth gereiet, hat ein wackeres Landmädgen zur Frau, nd alles, was ſein Herz wünſcht. Der tauſche gewis mit dem erſten Geheimenrath in der Reſidenz nicht. Ein braver Kerl! arbeitſam, ernünftig, mäſſig, wirthſchaftlich, fromm und uthätig! Worlich! mein Herz im Leibe dreet ſich für Freuden um, wenn ich nur an ihn nüber denke.

Mad. B. Durch den Ton, in welchem Roderich ſprach, erſchüttert. J nun, wenn er ſich in ſeiner Lage glücklich fühlt, wohl ihm! des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Roderich, männlich. Ja, das trift bei ihm ein. Er lebt wirklich im Himmelreiche; — immer unter freiem Himmel, ganz der Natur gemäs, und in Gott zufriden.

Mad. B. Und Sie haben ia auch wohl noch eine Tochter auſſer dieſer?

Roderich, der Frideriken hereinruft. Da iſt ſie. Ein gutes, immer ruhiges, wirthſchaftliches Mädgen, die das ganze Hausweſen iezt zu meiner Zufridenheit führt, und der Mutter ſo zur Hand geht, daß ſie, wenn ſie ſonſt nicht will, keinen Schlag thun darf.

Mad. B. die iezt Frideriken, und denn Karolinen, anſieht. Ei, Sie haben recht verſchidene Kinder; aber, wie es ſcheint, alles wackere Kinder.

Roderich. Beides wahr. Nicht zuviel geſagt. Ich habe ihnen allen den Willen gelaſſen, zu werden, was ſie wollten. Aber dafür habe ich geſorgt, daß ſie alle gute Menſchen würden; und meine Kinder ſind nun mein gröſter Reichthum, und ich gäbe ſie für Millionen nicht weg.

Das Geſpräch dauerte ſo lange über die Kinder fort; während, daß der iunge Brandt viel mit Karolinen ſprach und Kaffe getrunken ward. Madam Brandt ſchien von Viertelſtunde

ſtunde zu Viertelſtunde heiterer zu werden; ſo, daß ſie endlich von freien Stücken zu Brigitten ſagte, daß ſie ihr nicht beſchreiben könne, was für eine Liebe unter den beiden jungen Leuten da ſei. Vater Roderich beobachtete den iungen Brandt ſehr genau, und ſein Herz entſchied über denſelben ganz zu ſeinen Gunſten. Er fand an ihm nicht nur den Mann, an deſſen Seite Karoline Ueberflus an allen Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens haben würde, ſondern auch einen iungen Mann von glücklicher Bildung, von geſetztem Karakter, von gutem Verſtande, von feinen Sitten und von Herzensvorzügen. Man ſah es an ſeinem ganzen Weſen, daß er mit Karolinen ſimpathiſire, und die Art, wie er mit ihr umging, zeigte eine Seele, die das herrliche Geſchöpf, das ſeine Arme nach ihm ausbreitete, ganz zu ſchätzen wiſſe.

Der iunge Brandt führte hierauf Karolinen zu ihren Eltern, nannte ſie ſeine Geliebte, umarmte ſie in ihrer Gegenwart, und machte ſeinen Antrag um ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung mit ihm auf eine ſo edle Art, daß er Roderichs ganzes Herz dadurch gewann. Er beobachtete dabei ſo viel zärtliche Beſcheidenheit, daß er ſeiner vorzüglichen Glücksumſtände mit keiner Silbe gedachte, ſondern nur geradeu ſagte, daß er Brodt für ſie habe, und daß r der edlen Roderichſchen Familie auf Lebenseit ſein Glück verdanken werde, wenn er würig genug von ihr gefunden würde, eine ſo herrliche

liche Tochter aus ihrem Schooſſe zur Gattin zu empfangen.

Roderich, mit vollem Herzensausguß. Edler iunger Mann! Sie haben mit ihrem Antrage nicht ſowohl, als mit der Art, wie Sie ihn gethan, meine ganze Seele bewegt. Ich mus geſtehen, Ihr ganzes Aeuſſerliches nahm mich von ieher für Sie ein; aber Ihre Geſinnungen haben noch meine Erwartung übertroffen. Ich bin ein Bidermann, und ſage es, wie ichs meine. Sie kennen meine Lage, und wiſſen alle die Prüfungen, welche mich Gott hat erfahren laſſen. Ich war einmahl reich. Sie ſind es noch. Ich habe mein Auſkommen; ſo begehre ich nicht mehr. Ich bin überzeugt, daß ſie zehen Weiber für eine hätten bekommen können, die Ihnen ſo viel zuheuratheten, als Sie ſchon haben. Es macht Ihnen immer Ehre, daß Sie nicht kaufmänniſch bei der Liebe denken, und die Hand eines Mädgens küſſen, das gegen Sie arm iſt. Aber ich verſichere Sie bei Gott, daß ich Ihnen meine Tochter Ihres Reichthums wegen nicht geben würde. Einen Mann, der Brodt für Sie hätte, bekommt ſie gewis zu aller Zeit. Ob ſie einen groſſen Kapitaliſten erhielte, oder nicht, daran liegt mir nichts. Ich weis aus Erfahrung, daß die Zufridenheit des Lebens nicht auf groſſen Geldſummen beruhet; und daß allen meinen Kindern dieſe zu Theile werde, darauf geht allein mein ganzes ges Beſtreben. Nur Ihr edler Karakter, ihre reine, herzliche Liebe für meine Karoline entſcheiden in meinen Augen für Sie, daß ich ſelbige in ihre Arme führe. Sehen Sie ſie nicht blos auf ihre körperliche Schönheit an; ich verſichere Sie, ſie iſt eine der edelſten Perſonen ihres Geſchlechts. Millionen könnten Sie vielleicht ſich erheurathen; aber ſo eine herrliche, alles umfaſſende, alles um ſich her liebende, erheiternde, beſeligende Seele vielleicht nicht. Bei meines Todes bitterſten Kämpfen — — wenn ich ſie Ihnen gebe, Herr, ich verkaufe ſie Ihnen nicht. Verfluchen würde ich ſterbend noch dieſen Gedanken, wenn ich ihn gehabt hätte. Sie ſoll die Ihrige ſein; aber wäre es möglich, Sohn Brandt, mein Sohn nun, und einſt Sohn eines bidermänniſchen Vaters, daß Sie meiner Tochter, die durch ihr eigenes Herz glücklicher werden kann, als durch alle Reichthümer der Welt, auch nur ein einzigesmahl in der Folge Ihres Lebens es bemerklich machen wollten, daß Sie ſie als ein armes Mädgen, gegen Sie betrachtet, genommen: ſo ſichern Sie ſich noch vor der Sünde, die Sie dadurch gegen ſie und mich begehen würden, und laſſen Sie mir mein Kind . . .

Der junge Brandt lag alsbald in Roderichs Armen und beruhigte ihn auf das vollkommenſte über alle ſeine Beſorgniſſe. „Ich bin, ſprach er unter andern, mit der Furcht in dieſes Haus getreten, daß man mich in den Verdacht nehmen könnte, daß ich nach dieſem über alles geliebten Mädgen den Arm nur, wie nach einer Beute meines Reichthums, ausſtreckte, und daß ich frech genung wäre, mir einzubilden, daß ſie mir aufs erſte Wort zugeworfen werden werde; aber, wenn auch zehen gegen einen in meiner Lage ſo nidrig genung denken — Ewald Brandt denkt nicht ſo. All mein Blut wallet ſchon, wenn ich mich nur hierüber vertheidigen ſoll. Nie ſoll der Friede, den Unſchuld, Arbeitſamkeit, Genügſamkeit, und ſtille Ausharrung in mancherlei Schickſalen über dieſe glückſelige Familie verbreiteten, durch mich geſtört — nie dieſes Vaterherz, das mir iezt entgegen ſchlägt, von mir Sohne, als von einem herbeigeſchlichenen Meuchelmörder mit Gram angefüllt — nie iene herrliche Seele, die mich ſo innig liebet, durch mich um den ungeſtörten Genus ihrer ſo ſeligen Selbſtzufridenheit gebracht werden. Karoline macht mich glücklicher, als ich ſie machen kann. Vater, ich bin Ihnen für Ihre Tochter., wie Sie ſie mir iezt geben, mehr ſchuldig, als wenn ſie das Herz, das ſie hat, nicht, ſondern an deſſen Statt viel Tonnen Goldes, hätte. Engelsſinn, Engelsunſchuld und Engelsfriede wohnen in ihrem Buſen. Teufel wäre ich, wenn ich ſie in letztern ſtörte!"

Madam Brandt nahm nun auch das Wort für ihren Sohn, und Vater Roderich erwiederte ihr mit ſehr artikulirter Stimme: Madam, in Ihren Händen iſt freilich von nun an auch das Schickſal meiner Karoline. Ich kenne die Einflüſſe der Mütter auf ihre Söhne, wenn Sie bei ſelbigen wohnen. Mein Kind wagt es, die Mutter, welche es ſeither hatte, und von der es auf das zärtlichſte geliebt ward, gegen Sie zu vertauſchen. Halten Sie ſich vor Gott verpflichtet, dis ihr Zutrauen durch mütterliche Liebe auch zu belohnen. Es iſt mein Kind; das Kind, das ich als Unglücklicher von der Reſidenz an bis in dieſes Haus auf meinem Arme trug; — ich mus Ihnen alles ſagen dürfen, wie ichs denke. Sind ſie gewohnt, Glücksgüter in groſſen Anſchlag zu bringen: ſo darf auch ichs auf meiner Seite thun. Sie geben meiner Tochter einen ſteinreichen Mann, und ich gebe Ihrem Sohne eine wunderſchöne Frau. Schönheit und Reichthum ſind eins, wie das andere, Glücksgüter. Mithin ſo hebt ſich ſchon unſere beiderſeitige Mitgabe. Die Seelen, welche ſie einander zubringen, ſind ſich gleich. Und, was ich in meiner ganzen Armuth habe, gehört nach meinem Tode allen meinen Kindern. Haben Sie hieran genung?

Madam Brandt war mit einemmahle, wie umgekehrt. Sie, die erſt einen Schwur darauf gethan, daß ihr Sohn dis pauvre Mädgen nicht heurathen ſollte, ſprach nun ebenſo, wie dieſer, und ſetzte hinzu, daß ſie einander recht oft beſuchen wollten, und daß ſie auch nächſtens einmahl mit nach Roſenhof zu fahren Luſt hätte. Vater Roderich zog darauf eine goldene Uhr aus der Taſche, und reichte ſie ſeiner Tochter, ſie ihrem Bräutigam zu geben; und, als dieſer ſie erſt nicht annehmen wollte, ſprach er: Verſchmähen Sie mich nicht; ſie iſt nicht mit Brillanten beſetzt, aber Karoline reicht ſie Ihnen. — Darauf lief er eilends hinaus, als wenn er etwas beſtellen wollte, und kam wieder.

Ewald. Da ich nun von dem Verdacht frei zu ſein glaube, daß ich mir auf mein Vermögen etwas einbilde; ſo erlauben Sie mir, meine lieben Schwiegereltern, Ihnen eine Deklaration zu thun. Dieſe Uhr habe ich aus Ihren Händen angenommen, und will ſie, ſo lange ich lebe, theuer aufheben; aber ſie iſt das erſte und letzte, das ich annehme. Ich verlange nichts, als Karolinen, verlange ſie nur, wie ſie da iſt, und ſage mich von allen Erwartungen von Mitgabe, Ausſtattung, Erbſchaft und wie es weiter Nahmen hat, hiermit feierlich los. Wenden Sie alles, was Sie haben, auf Ihre übrigen Kinder. Karoline iſt auf Lebenszeit verſorgt. Ich richte alles aus, ſchaffe alles an, beſchleunige alles auf das möglichſte, und ſo iſt Karoline — — hören Sie meine letzte Bitte — binnen acht Tagen die Meinige.

Roderich ward in die Enge getrieben. Er ſträubte ſich gegen alles, und ſträubte ſich lange;

aber der junge Brandt wuſte ihn ſo beſcheiden und gutmüthig zugleich zu bewegen, daß er Punkt für Punkt nachgab. „So ſei alles, wie ſie wollen, edeldenkender Sohn, ſchlos er. Was aber den Punkt der Erbſchaft anbetrift: das iſt eine Sache nach meinem Tode. Da halts Karoline, wie ſie will.“ Darauf ſchlos Roderich Karolinen an ſeine Bruſt, und ſtammelte unter Freudenthränen: Du glückliches Kind — bleib deiner Eltern Troſt . . .

Friderike erſchien, und wünſchte ihrer jüngern Schweſter auf das treuherzigſte Glück. Karolinens herrliches Betragen dabei erfüllte Roderichs Seele mit einer unausſprechlichen Freude. Sie lauſchte ihrem Bräutigam einige Worte ins Ohr, zu welchen dieſer alsbald ſeinen Beifall gab, zog den ſchönſten Ring vom Finger und ſteckte ihn auf ihrer Schweſter Hand. „Den gib einmahl deinem Bräutigam, ſetzte ſie hinzu, und bleib mir ewig ſo gut, wie ich dir bin.“

Brigitte war nun zur Thüre hinaus, holte ſelbſt Zobers zur Geſellſchaft, verkündigte es im Hauſe ihren Leuten, im Laden den Käufern, und auf der Gaſſe allen, die ihr begegneten, daß Karoline des reichen Engroshändlers Brandt in der Reſidenz Frau ſei; und, ehe noch eine Stunde verging, wars ſchon im ganzen Städtgen ruchbar. Mehr, als dreihundert Käufer waren mit einem mahle im Hauſe und in der Thüre, die alle unter dem Vorwande, für einen

Dreier ein halb Loth Kaffe, oder für einen Pfennig Eſſig zu kaufen, den ſteinreichen Bräutigam ſehen wollten.

Mad. B. während, daß die Leute durch das Thürfenſter immer in die Stube gucken. Das iſt ia eine recht lebendige Nahrung hier.

Roderich, der Brigitten anſieht und den Kopf ſchüttelt. Die Leute ſind ia heute auch ganz ausgelaſſen.

Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, trat Fritz, ſeine Fike am Arm, zur Thüre herein. Vater Roderich hatte ſie rufen laſſen. Fritz erſchien drauf, wie ein Kind vom Hauſe; Fike aber that etwas ſchämerlich. Karoline ſtürzte auf Fritzen los, und drückte den Bruder Bauer mit herzlichſter Liebe an ſich. Madam Brandt bezeigte die Herablaſſung, auf Fiken los zu gehen und ihr recht freundſchaftlich die Hand zu reichen. Sie konnte die nette iunge Frau, und den ſo ungewöhnlichen Bauer nicht genung betrachten, und rief einmahl über das andere aus: Nun, ſo eine Familie, wie dieſe, habe ich in meinem Leben nicht geſehen.

Friderike trug ein Paar derbe Hausmannskoſtgerichte auf, die aber ſehr ſchmackhaft zubereitet waren. Auf dem ganzen Tiſche herrſchte die ſimpelſte Reinlichkeit. Ein allgemeiner Freudengeiſt breitete ſich über die ganze Geſellſchaft aus, und es ſchmeckte der Madam Brandt heute bei dem Kleinſtädter Roderich herrlicher, als auf dem pompöſeſten Bacchanal in der Reſidenz. Das Deſert beſtand aus Butter und Käſe, die im Hauſe ſelbſt gemacht waren, und aus einer Erzählung, die Vater Roderich von der Art, wie er ſeine Kinder erzogen, abſtattete. Madam Brandt ſchwur hoch und theuer, daß ſie ſo ſchöne Butter in ihrem Leben nicht gegeſſen, und aß Roderichs ganze Erzählung auf Butterſchnitten hinunter. Hochzeittag und Hochzeitgeſellſchaft wurden nun gehörig beſchwatzt, und Fike muſte der Madam Brandt verſprechen, daß ſie mit ihrem Manne auch dazu kommen wollte. Mit wahrer Herzlichkeit ſchieden alle aus einander, und Madam Leonhard nahm Karolinen, die von ihren Eltern faſt ſich nicht loszuwinden vermochte, wieder mit ſich. „Wenn ich nun wieder komme, ſprach ſie zu den Leuten im Hauſe: ſo ſehet ihr mich als eine junge Frau.“

J dat wäre — rief Jemand; und, als Karoline ſich umſah, war es der alte Hanns, der von Roſenhof beinahe herüber gekrochen war, um die ſchmucke Braut mit ihrem reichen Bräutigam zu ſehen. Karoline hatte ihre Tauſendluſt mit ihm, und ſogar Madam Brandt konnte mit ihm ſchwatzen, und fand ihn als einen alten treuherzigen Kerl, der es mit den Kindern im Hauſe ſehr gut meinen müſſe. Sie wollte ihn beſchenken; aber er antwortete in halbböſem Muthe: Ei wat da? wat da?

ſchenken, hin ſchenken her — darum bin ik nich rübber gekommen.

Brigitte hatte nun Materie vollauf, bis zur Hochzeit mit ihrem Manne vom Morgen an bis an den Abend zu ſprechen; und, wenn er ihr denn zehenmahl für einmahl darin Recht gegeben hatte, daß Karoline auſſerordentlich glücklich ankomme: ſo ruhete ſie doch nicht eher, bis er es ihr zum eilftenmahle zugeſtanden hatte. „Ja, ia doch, ſprach er alsdenn, es iſt wahr, und wir können Gotte nicht genung dafür danken. Brandt iſt ein braver Reicher, und die Alte läſſet ſich auch lenken; aber ſo muſte ich es mit ihr machen.“

Sechſtes Kapitel.

Brigitte reiſete einige Tage vor der Hochzeit ſchon nach der Reſidenz und logirte bei der Madam Leonhard. So ſehr ſie ſich ſonſt dagegen geſträubt haben würde, die groſſe Stadt wieder zu betreten, in der ſie ehemals mit ſo vieler Pracht gelebt hatte: ſo ſetzte ſie iezt die Vorſtellung, daß die Augen der Welt alle auf ihre Tochter gerichtet wären, über iede Bedenklichkeit hinaus. Es war ihr gerade ſo, als wenn ſie nun in derſelben zum zweitenmahle ihre Reſidenzrolle ſpielte, und ſo glaubte ſie, daß auch iedermann die Sache ſo betrachte. Vater Roderich hatte ihr verſtattet, ſich einige ſchöne neue Kleider zur Hochzeit machen zu laſſen;

damit Karoline, die ihm durch ihre Heurath weiter keinen Aufwand machte, ſich davon überzeugen ſollte, daß das, was ſie an Schmuck erſpare, ihrer Mutter zu Gute komme. Da hatte ſie denn nun Zeit, die groſſen Geſchäfte, welche ihr Schwiegerſohn machte, näher kennen zu lernen, ſich in ſeinem prächtigmeublirten Hauſe zu beſehen, und alle die grosſtädtiſche Herrlichkeit anzuſtaunen, welche ihrer Tochter zu Theile würde. „Alles ſo, ſprach ſie dabei oft zu Karolinen, alles ſo, und noch beſſer, als es deine Mutter einſt hatte.“

Der junge Brandt, der jetzt der Gegenſtand des Geſprächs aller Geſellſchaften darüber war, daß er als Kaufmann kein reicheres Mädgen heurathe, lies es, um die ganze Stadt davon zu überzeugen, wie werth ihm Karoline ohne alle Mitgabe ſei, vorſätzlich an nichts fehlen, was den Tag ſeiner Verbindung mit ihr glänzend machen könne. „Ich bin eben nicht Freund von ſolchem unnützen Aufwande, ſprach er zu Roderichen, als dieſer am Hochzeittage zu ihm kam; aber ich mache ihn der Welt wegen, die noch immer albern genung iſt, nach demſelben den Werth zu ſchätzen, den ich auf meine Braut legen möchte.“

Karoline, an der ſich heute alle Reize ihres Geſchlechts zu vereinigen und zu wetteifern ſchienen, ſtand da, auch mit allem dem Kleider- und Steinglanz geſchmückt, welchen Reichthum und Mode nur über ſie ausſchütten konnten.

Der Kranz auf ihren natürlichen Haaren, welche in ungekünſtelten Locken auf den Nacken herabfloſſen, und zum Theil auf dem wallenden Buſen ſpielten, lies ihr gar herrlich. Brigitte wankte nicht von ihrer Seite und faltete ſtets ihre Hände dazu. Vater Roderich trat an ſeine blendende Tochter hin, und liſpelte ihr ins Ohr: „Du biſt heute auſſerordentlich geputzt, mein Kind; aber ich habe dich, wenn du auch nur ganz ſimpel gekleidet biſt, ſo lieb, wie jetzt. Es iſt doch faſt, als wenn der viele Flitterſtaat nur dazu da wäre, daß er die häslichen Mädgen putzen ſollte.“ Karolinens Wangen rötheten ſich hierbei etwas höher.

„Ich gefalle mir ſelbſt nicht ſo, antwortete ſie, lieber Vater. Es iſt mir alles ſo gezwungen, ſo ſteif und unbeweglich. Aber mein Bräutigam hat es haben wollen. Nicht ſeines wegen, ſondern ſeiner Freunde wegen, von denen ihm immer der eine ein reicheres Mädgen, als der andere, hat zuführen wollen.“

Eine Geſellſchaft von hundert Perſonen kam zuſammen, und der Gegenſtand aller waren von Anfang bis ans Ende die wunderſchöne Braut und ihre ganz ungewöhnliche Familie. Karl hatte nicht kommen können, und Fike wollte durchaus unter die vielen vornehmen Leute nicht mit. Da ſas denn Karoline an der überſchwenglich belaſteten Tafel neben ihrem Bräutigam, und zu beiden Seiten ihre Verwandte. Ein ganz eigener Kontraſt! Brandt, der Bräutigam, überall von Golde ſtarrend — Roderich in einem weiſſen ſimplen Kleide, mit heruntergekämmten Haaren — Fritz, der Bauer mit groſſen ſilbernen Knöpfen auf ſeinem ländlichen Rock und einen groſſen Krummkamm auf dem Kopfe — Karoline, als blendende Puppe — Brigitte mit ihrer Mütze und einem dicken Stoffkleide — Friderike mit einer dito Mütze und in einer kleinſtädtiſchen Kontuſche — Gegenüber und ringsherum lauter hochfriſirte hochkoeffirte und mit allen Herrlichkeiten der Mode beputzte, beflügelte und beſirlefanzte Herren und Damen. Des Eſſens und Trinkens war kein Ende. Man ſas ſechs Stunden am Tiſche, und Vater Roderichen ſchlieſen die Beine darüber ein. Niemand war froher, als er, da Aufſtand gemacht ward. Er ging mit Fritzen in Brandts herrlichen Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen, und ſagte zu ihm: „O Gott ehre mir unſere Lebensart! Iſt das nicht ein ewiges Geſitze und Geſchmauſe! Ich möchte nur wiſſen, wo die Leute es lieſſen, was ſie unter einander durch hinterkauen und hinterſchlurfen. Wie es in den Magen aller der Gäſte ausſehen mag; Ich wette darauf, daß ſie ſich ihn alle auf vier Wochen verdorben haben. Deine Mutter kommt mir gewis auch krank nach Hauſe. Nein, Fritz, ich bin lieber bei dir, und eſſe ein gutzubereitetes Gericht, und ſchwatze eins recht herzlich dazu. Aber für deine Mutter iſt das heute ſo eine Sache. Die iſt recht ſeelenvergnügt unter allem dem Gewühl. Mir iſt durch das betäubende Geräuſch meine halbe Freude verdorben worden. Indeſſen, Karoline iſt in ihre Sphäre gekommen, und wird ſich herrlich in derſelben befinden. Ich kann dem Schöpfer nie genung für ſeine weiſen und liebevollen Führungen danken, welche unſere Familie mit iedem Tage mehr empfängt. Nun iſt Friderike noch übrig. Ich möchte ſie auch gern in ihrem eigenen Brodte ſehen, und doch möchte ich auch gern ein Kind wenigſtens bei mir behalten. Wer weis, wie ſichs fügt, daß beides zuſammen beſtehen kann?“

Ein Ball, der bis in die Nacht dauerte, folgte auf den Schmaus. Brandt führte, als er den Tanz geöfnet hatte, Karolinen ihrem Vater zu, der einige Tänze mitmachte. Tags drauf und ſo fort ſollten noch groſſe Luſtbarkeiten ſein; aber Roderich verbat das Dabeiſein, und verabſchiedete ſich im Stillen von den Brautleuten und von Madam Brandt. Karoline verlies die ganze Geſellſchaft, und hing in einem Nebenzimmer lange am Halſe ihres Vaters. Roderich ſegnete ſie und ermunterte ſie zu einem immerwährend tugendhaften Genus aller der Glückſeligkeiten, welche ihr Gott verliehen habe. Zur Madam Brandt ſprach er noch im Weggehen: Nun, Mutter — ſein Sie ganz Mutter, und lieben Sie mein treues Kind!

Fritz begleitete ſeinen Vater nach Hauſe.
Tags drauf kam auch Friderike zurück. Bri-
gitte aber half alle Freuden und Ergötzlichkei-
en, welche zu Ehren und zu Lobe ihrer Tochter
och gegeben wurden, mit reinaus genieſſen.
Wenn Karoline tanzte, kam ſie nicht vom Pla-
e, ſondern entzückte ſich an dem allgemeinen
Beifall, welchen ſelbige auch als Tänzerin er-
ielt. Täglich legte Karoline neuen Kleidungs-
hmuck an, und alsdenn wich ſie nicht von ihr,
ndern half ſie putzen und ſchmücken, wie ſie ſie
ihrer Kindheit geſchmückt und geputzt hatte.
Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, ſprach ſie
enn zu ihr, daß ich es doch recht gemacht habe.
ein Vater war immer dawider, wenn ich dich
ehr putzte, als Frideriken; aber das ſah ich
ch wohl, daß du ein Mädgen für die groſſe
Welt werden ſollteſt! Nun, ich bin darüber
ch ſo froh und ſo herzlichfroh, daß es ſo ge-
mmen iſt, daß ich Gotte auf meinen Knieen
ch oft zu Hauſe dafür danken will.“ Ihre
ennung von Karolinen war für ſie die rüh-
ndſte und auch zugleich die vergnügteſte, wel-
ſie ie von einem ihrer Kinder gehabt hatte.
ie kam nach Hauſe, über Roderichs Erwar-
g geſund und munter, und beharrte nun in
ſer ihrer Geiſtesheiterkeit auf immer. Sie
te ihrem Manne noch unausſprechlichviel von
rolinens Glück, von ihres Mannes Zärt-
keit gegen ſie und von der guten Art, auf
che auch Madam Brandt mit ihr umgebe,

zu erzählen, und dieſer hörte ihr auch mit innigem Vergnügen zu.

Roderich, als ſie ſo einsmals ein Paar Stunden erzählt hatte. Liebe Mutter, Karolinens Glück hat uns ſeither faſt wie betäubt. Es iſt Zeit, daß wir uns von der Betäubung wieder ſammlen. Sieh einmahl, was wir für einen ganz ſonderbaren Beitrag zur Elterngeſchichte liefern. Ganz anfangs lebten wir mit unſern Kindern bald in Ueberflus, bald in Mangel. Hernach erzogen wir ſie bei einem nothdürftigen Auskommen. Nun, ſo wie eins nach dem andern von uns geht, kommen ſie gerade in die Lage, in der wir ſie ſowohl, als auch ſie ſelbſt ſich, einſt zu ſehen wünſchten. Wir wären doch die undankbarſten, mit unſerm Schickſal unverſöhnlichſten Menſchen, wenn wir nicht aus vollem Herzen bekennen wollten, daß wir für alle unſere überſtandenen Leiden nun in unſern Kindern eine Entſchädigung erhielten, dergleichen unter tauſend Leidenden nicht zehen derſelben widerfährt. Las dieſen Gedanken uns in einem recht frommen Sinn gegen unſern Schöpfer, und in ſtiller Annahme alles deſſen, was uns aus ſeinen Händen im Alter noch bevorſteht, ſtärken! Wenn wir nicht einſt die duldendſten, gutmüthigſten Greiſe ſein, wenn wir nicht auf unſerm Todbette noch mit lächelnder Heiterkeit liegen wollten: ſag, wie es Gott anfangen ſollte, um ein Paar Menſchen dahin zu bewegen, daß ſie mit Lob und Preis gegen ihn

im

ihre Gräber gingen. Du biſt für das glän-
nde groesſtädtiſche Leben — ich für die Stille
s Landlebens. Du wünſchteſt, Karolinen
jenes — ich Fritzen in dieſe verſetzt zu ſe-
n. Beides iſt geſchehn. Zwei unſerer Kin-
r haben ihr Brodt. Bei Beiden haben wir
geſſen. Du bei Karolinen vergnügter;
d bei Fritzen. Las mir dieſen Sinn; ich
ſſe die den Deinigen. Nun ſind noch übrig
arl und Friderike. Sonderbar genung, daß
die beiden ältern ſind. Las uns nun darauf
nken, dieſer ihr Glück auch ſo zu vollenden,
e ihrer jüngern Geſchwiſter Glück vollendet
Ein Kind hätte ich gern bei uns, und be-
lte es gern bei uns, ſo lange wir leben. Du
t kränklich; ich werde auch vielleicht bald des
ndthierens ſatt; und ſo möchten wir uns
hl beide nach Ruhe ſehnen. So möchte die
ihe denn wohl an Friderike kommen, daß
die bei uns bleibende würde. Wir würden
glücklich ſehen und für die Zufridenheit unſe-
Alters auſſer Sorgen ſein, wenn ſich ein
tſchaffener junger Mann zu ihr fände, der
er ganzes Hausweſen, wie es ſteht und liegt,
führete. Ich mus dirs nur ſagen, daß ich
n vor einigen Jahren blos in dieſer Abſicht
neuen Stuben oben angelegt habe, damit
ſie in dieſem Falle einſt bewohnen wollten.
zweifle nicht, daß, da Friderike das einzige
d iſt, das wir noch bei uns haben, und ſie
anz für die Wirthſchaft iſt, erwähnter Fall

ſich bald ereignen könnte. Und, wenn dis denn geſchieht: ſo las uns auch nichts dagegen haben. Karl kann wenigſtens, wenn er ausſtudirt hat, bei uns nicht ſein. Was ſollte er hier? Und, kann er ſein Glück auſſer Landes, vieleicht gar auf der Akademie, machen, wie ſollten wir ihm dis misgönnen? Der Gelehrte gehört in ſeine Welt, wie Karoline, die Pompöſe, in die ihrige, wie Fritz, der Bauer, in die ſeinige.

Es war der rechte Zeitpunkt, den Vater Roderich ergriffen hatte, um Brigitten von Karls eigentlichen Abſichten zu benachrichtigen. Sie würde vier Wochen früher bei dieſer Erklärung in eine Art von Verzweiflung verſetzt worden ſein; iezt aber, da ihre ganze Seele voll von Karolinens Herrlichkeit war, erwiederte ſie nichts darauf, als, daß Karl ſich wohl noch beſinnen würde, und daß er, wenn er ſeine Schweſter erſt einmahl in der Reſidenz beſuchte, vieleicht eine vornehme geiſtliche Stelle daſelbſt bekommen könnte. Friderikens wegen war ſie ganz und gar mit ihm gleicher Meinung.

Im Städtgen wohnte ſeit einigen Jahren eine arme fremde Predigerwittwe. Sie war dahin gezogen, um einer groſſen Stadt nahe zu ſein, und zuweilen, wenn es ihr bei aller ihrer Arbeitſamkeit dennoch an Unterhalt gebräche, an die vornehmere Geiſtlichkeit in derſelben ihre Zuflucht nehmen zu können. Sie hatte dieſen Weg aber nur einmahl thun dürfen; da Predi-

er Zober, als ihm ſolches erzählt werden, ſich
ald ins Mittel geſchlagen, und ihr durch ſeine
ürſprache verſchidene kleine Zugänge aus Stif-
ungen für Wittwen und Waiſen, verſchafft
atte. Er ſelbſt hielt ſie frei an Brodt und
olz, und wendete ihr manchen Verdienſt für
lerlei weibliche Arbeiten für ſeine Familie zu,
e von ſeinen eigenen Leuten füglich hätten ge-
acht werden können. Sie hatte einen Sohn,
ſſen Erziehung, da ſie ihn vier Wochen nach
m Tode ihres Mannes geboren, ihre Sor-
n für ihr Durchkommen noch vergrößert hat-
Wenden hatte ſie weiter nichts an ihn ge-
mt, als daß ſie ihn ſchreiben und rechnen ler-
n lies, ob er gleich einen guten Kopf hatte.
obald der junge Menſch in die Höhe gewach-
war, hatte er darauf gedacht, das Brodt
ſeiner armen Mutter nicht umſonſt zu eſſen;
d, da er weiter kein Mittel vor ſich ſah, dis
bewerkſtelligen: ſo war er Verſch oft gelau-
. Dis hatte er noch eine Zeitlang im Städt-
gethan, und hatte ſich auch bei Vater Ro-
ichen dadurch manchen halben Gulden ver-
nt. Er war nun im Begrif geweſen, ſeine
atter zu verlaſſen, und, damit er ihr nicht
g zur Laſt liege, irgendwo als Lakei ſein Un-
ommen zu ſuchen; als dieſe eben in die elen-
en Umſtände verſetzt ward, in denen ſie je-
ls geweſen war. Man brachte ſie unter
Vorwande, daß ſie eine fremde Prediger-
we ſei, um die ſeither genoſſene Beneficien,

welche ſie, wie es hies, erſchlichen hätte. Ander konnte nichts weiter für ſie thun, als ſeine eigene Wohlthätigkeit gegen ſie fortſetzen. Unglücklicher Weiſe ward ſie mit der Gicht befallen, welche ſie auch auſſer Stand ſetzte, ſich mit ihren Händen Erwerb zu ſchaffen. Der junge Krüger gab nun ſein Vorhaben auf, in Herrendienſte zu gehen, entſchlos ſich bei ſeiner Mutter bis an ihr Ende zu bleiben, ſie zu verpflegen, und zu ernähren, wenn er auch den Bürgern das Holz hauen oder die Kornſäcke in die Mühle tragen ſollte. „Ich bin ſtark, ſprach er, und arbeiten iſt keine Schande;“ und damit ging er im Städtgen umher, und both ſeine Aerme, Schultern und Füſſe zu allen Arten von Dienſten an.

Er kam auch zu Roderichen, der durch die Nachricht von dem ſchmerzenvollen, und ohne Beihülfe des würdigen Paſtors Zober ſogar brodloſen Krankenlager der Mutter deſſelben ſo gerühret ward, daß er ihr wöchentlich etwas zu ihrer Verpflegung bis an das Ende ihres elenden Lebens ausſetzte. Krüger wollte die nidrigſten Arbeiten in Roderichs Hauſe wohlfeiler verrichten, als ein Tagelöhner oder Handlanger im ganzen Städtgen. Der Edle aber dachte zu beſcheiden, und zu menſchlich, als daß er dieſes Anerbieten annehmen ſollte. Er brauchte ihn anfangs die Woche hindurch einige Tage im Laden zu allerlei Packereien, Verſendungen, Abwägungen in kleinere Portionen und Duummachen. Auſſer Eſſen und Trinken gab er ihm denn noch einige Groſchen Geld und auch wohl einen Ehrenbündel mit nach Hauſe. Nach einiger Zeit erfuhr Roderich, daß derſelbe eine ziemliche Hand ſchreibe und etwas rechne. Er brauchte ihn nun zu Geſchäften von dieſer Art und gab ihm dabei zugleich noch Unterricht im Rechnen. Da hatte er denn Gelegenheit zu bemerken, daß es Krügern nicht an Kopf fehle. Er bediente ſich ſeiner zu Abmachungen allerlei kleiner Handelsgeſchäfte, verſchickte ihn auch wohl auswärts, und war mit ſeinen Ausrichtungen der empfangenen Aufträge zufriden. Er machte den Verſuch ihm Gelder, und Sachen, die Geldeswerth waren, anzuvertrauen, und befand ihn als einen recht ehrlichen iungen Mann. Auch applicirte ſich ſelbiger auf die Wirthſchaft, und Roderich konnte ihn faſt allenthalben an ſeinen Platz hinſtellen, ohne zu befürchten, daß etwas dadurch verſäumt oder falſch beſorgt würde. Seine Abſicht dabei war, den iungen Menſchen ſo weit zu bringen, daß er als Verwalter oder Adminiſtrator eines Guths inmahl irgendwo ankommen und alsdenn ſeine rme Mutter zu ſich nehmen könnte. Dieſe ebte nun ganz aus Zobers und aus Roderichs Hauſe, und ſegnete auf ihrem Jammerlager hre beiden Wohlthäter mit von Gicht zuſammengezogenen Händen.

Krüger fühlte den Werth der Wohlthaten, elche ihm Roderich erzeigte, wie ihn ſeine

Mutter fühlte. Er ward dafür nicht nur durch redliche und ſorgfältige Betreibung alles deſſen, was ihm aufgetragen ward, dankbar, ſondern, er ſuchte ſich auch durch eigenes Anbieten zu Dienſten und Gefälligkeiten, durch zuvorkommende Thätigkeit und ſogar durch Mehrthun, als man von ihm verlangte, bei der ganzen Familie einzuſchmeicheln. Er trat hin, und verkaufte im Laden, wenn Friderike nicht gleich bei der Hand war, wälzte die Gefäſſe, welche ankamen oder abgehen ſollten, zum Hauſe herein und heraus, wenn Roderichs Leute zu lange machten, ſchlos die Waarenniderlage auf und zu, und verhehlte Roderichen keine Unordnung, welche er von dem Geſinde deſſelben anrichten ſah. Roderich hatte tauſendmahl geſagt, daß er, was Arbeitſamkeit, Genauigkeit im Ackerbau und Treue anbelange, nie einen Hannis wieder bekommen werde, und ſah jezt, daß er richtig prophezeit habe. Den einen Knecht muſte er abſchaffen, weil er nichts verſtand; den andern, weil er ſich mit dem übrigen Geſinde nicht vertragen konnte: noch einen andern, weil er, wenn er nach dem Buſche mit Pferden und Wagen geſchickt ward, in der erſten beſten Schenke ſich feſt trank: und noch einen andern, weil er ihm das Getraide aus der Scheune ſtohl und den Pferden das gehörige Futter nicht gab. Da that ihm denn Krüger recht weſentliche Dienſte, war allenthalben gegenwärtig, ſah nach allem, verhütete manchen beträchtlichen

Schaden, den Roderich ſonſt erlitten haben würde, und entdeckte ihm manchen Betrug, den ihm, da Hanns und Fritz nun fehlten, ſeine Leute zu ſpielen ſuchten. Alle dieſe Erfahrungen, welche Roderich von Krügers Ergebenheit an ihn machte, vermochten ihn dahin, daß er ihn nun täglich bei ſich hatte, ihm den Tiſch Mittags und Abends gab und ihn auch ſonſt noch freigebig belohnte.

Es ereignete ſich, daß Krüger auf drei Tage auſſenblieb. Roderich ſchickte nach ihm, und bekam zur Antwort, daß er von ſeiner Mutter nicht weggehen könne, die ſchon mit dem Tode ringe. Der Rechtſchaffene ging ſchnell hin, und fand den wackern, frommen Sohn am Marterlager ſeiner Mutter auf ſeinen Knieen liegend und betend. Die arme Wittwe hatte noch wenig Stunden zu leben, war aber noch bei vollem Verſtande, und verſuchte, als ſie ihren Wohlthäter hereintreten ſah, ihre Arme noch einmahl nach ihm auszuſtrecken, die aber nicht mehr in ihrer Gewalt waren. Heiterkeit drang noch einmahl in ihre kämpfende Seele und Thränen des Danks quollen aus ihren Augen hervor. „O — ich ſterbe gern — recht gern —" ſtammlete ſie; aber nun noch lieber, da ich Sie, guter Mann, noch einmahl geſehen habe, und Ihnen in dieſer Welt noch danken kann. Dort — dort will ich es erſt recht thun. Sie ſind nebſt dem lieben Herrn Paſtor Zober mein Beiſtand in meiner groſſen Noth geweſen.

Dieſer iſt eben von mir gegangen, und ich habe mich auch bei ihm bedankt. So viel wird wohl da ſein, daß ich als eine arme Wittwe unter die Erde gebracht werden kann. Und für meinen guten Sohn ſorge ich nicht; der arbeitet gern. Er hat mir alles gebracht, was er verdiente, und hat mich recht gepflegt. Gott — Gott wirds ihm lohnen.“

Vater Roderichen gingen die Augen über. Er ſprach der Wittwe Troſt in ihrem letzten Leiden zu, und ſagte ihr, daß ſie ihres Begräbniſſes wegen unbeſorgt ſein ſollte. Man ſah es ihm an, daß es ihm herzlich nahe ging, daß dieſe tugendhafte Frau ſchon ſterben müſſen. Er gab ihrem Sohne einen Wink, ihn allein mit ihr zu laſſen, unterhielt ſich eine ganze Stunde mit ihr, und ſagte ihr ein recht wehmüthiges Lebewohl für dieſe Welt. Im Weggehen umarmte er den jungen Krüger mit den Worten: Bleib bei deiner Mutter, und wanke nicht von ihr, ſo lange Odem in ihr iſt; und, wenn ſie todt ſein wird: ſo komm eilends, und ſag mirs.

Als Roderich nach Hauſe kam, fand er den Prediger Zober bei Brigitten und Frideriken, welche beide ſaſſen und weinten. Beſonders ſchien die letztere groſſen Antheil an den Leiden der armen Frau, die ſchon einige Tage ſo ſehnlich um ihre Auflöſung ſeufze, zu nehmen; und, als Roderich die Lage erzählte, in der er den Sohn bei ihr gefunden und viel zu deſſen Lobe ſagte, verſetzte ſie, i ia, das iſt auch ein rechter Herzensguter Menſch — der kanns ſo brav meinen, daß man ihm wohl lieb haben mus. Ich wollte Sie wohl bitten, liebe Eltern, daß Sie ihn auch nun, wenn ſeine Mutter todt ſein wird, aus unſerm Hauſe nicht verſtieſſen. Er iſt wohl recht allenthalben auf ihren Nutzen bedacht.“ Roderich erwiederte: Alſo hätteſt du wohl nichts dagegen, wenn ich ihn an Fritzens Stelle in unſer Haus aufnähme? Friderike verſetzte: Ach nein; davon werden Sie gewis keinen Schaden haben, und Sie können ihn recht gut brauchen. Er lieſe für Sie wohl durchs Feuer.

Vater Roderich nach einiger Zeit zu Brigitten. Mutter, du wirſt dich nun bald zur Ruhe ſetzen können; wie du immer zu ſagen pflegſt. Merkſt du nichts?

Brigitte. Noch weis ich von nichts. Wie? hat iemand um Frideriken angehalten? Der iunge Herr Pachter etwa aus Amsleben? Oder der neue Herr Förſter in Dellſtädt? Oder der Paſtor aus Tippeln — der hübſche Wittwer? die drei, denk' ich, ſollen ſich wohl noch um ſie ſtreiten.

Roderich. Von allen dreien weis ich nichts. Ich kann auch nicht ſagen, daß iemand förmlich — ſchriftlich oder mündlich, bei mir um ſie angehalten hätte; aber mich däucht, es hält Jemand durch ſeine Handlungen, durch ſeine Arbeitſamkeit in unſerm Hauſe und durch ſeine Liebe und Treue gegen und um ſie an.

Brigitte, der nicht anders wird, als wurde ihr ſiedendes Waſſer über den ganzen Leib geſchüttet. Was? Roderich! Was? — ich will doch nicht hoffen, daß du Krügern meineſt?

Roderich, lächelnd. Du haſts errathen.

Brigitte. Um Gottes willen, Vater, wo denkſt du hin? So gäbeſt du deine Tochter auch wohl dem Hausknechte, wenn er ſie haben wollte?

Roderich, ernſthaft. Mutter — ſchäme dich. Hat Krüger dadurch in deinen Augen verlohren, daß er ſich anfangs in unſerm Hauſe zu allem gebrauchen lies, und daß er noch allenthalben mitangreift? Bei mir nicht! Und was willſt du? Iſt er nicht guter Eltern Kind? Kann er dafür, daß ſein Vater, der ein Prediger war, vor ſeiner Geburt ſtarb? Kann er dafür, daß man an dem Orte, aus welchem er iſt, keine Verſorgungsanſtalten für arme Predigerwittwen hatte?

Brigitte. Aber er iſt ja ſo blutarm. Unſere Tochter kann ja noch den wohlhabendſten Mann kriegen. Wir haben ja nichts zu eilen. Sie iſt ja noch nicht veraltert. Habe nur eine kleine Geduld; — die Freier ſollen ſchon kommen.

Roderich. Seine Arbeitſamkeit und ſein Eifer auf die Wirthſchaft ſind mehr werth, als baares Geld, wenn er es hätte. Was er nicht hat, kann er durch ſie noch erwerben. Wenn wir ihm unſere Tochter geben, und ihn unter die Arme greifen: ſo iſt ihm geholfen, und er wird ſein Brodt hier ſo gut machen, wie wir es machten.

Brigitte. Ich weis nicht, wohin du denkſt. Wenn ich das gewuſt hätte —

Roderich. Rede nicht aus, Mutter, du verſündigſt dich. Weiſt du wohl, daß es Pflicht für uns iſt, ſo zu denken? Wenn wir auf dieſer Seite unſerer Familie ſo thun: thun wir alsdenn mehr, als was uns auf einer andern ſchon geſchehen iſt? Wie? wenn Brandt und ſeine Mutter gegen uns ſo gedacht hätten, wie du gegen den armen braven Krüger? Sag, ſind wir dadurch, daß die eine unſerer Töchter ohne alle Mitgabe ſo einen reichen Mann bekommen hat, nicht von Gott verbindlich gemacht worden, für die andere einen armen Mann in unſere Familie aufzunehmen, wenn er ſonſt ein Rechtſchaffener iſt? Wir müſſen einen dürftigen Tugendhaften durch Frideriken glücklich machen, damit wir der Fürſehung für das Glück dankbar werden, das Karolinen widerfahren iſt? Die Fürſehung hat uns ein Beiſpiel gegeben; ſollten wir ihr nicht nachahmen? Ich will der Geſellſchaft nichts ſchuldig bleiben. Ich will ihr auch die Wohlthat, welche du ſelbſt für die gröſſeſte unter allen, die ſie uns erzeigt hat, anrechneſt, zu vergelten ſuchen. Es iſt nicht genung, daß es uns ſüs iſt, daß andere uns forthelfen; es mus uns noch ſüſſer ſein, daß wir auch andern wieder forthelfen können.

Brigitten klopfte das Herz für Wahrheitsgefühl deſſen, was ihr Mann lezt geſprochen hatte. Sie bat ihn nur einmahl ums andere, doch nur Geduld zu haben; indem ſie gewis glaube, daß der Herr Pachter aus Amsleben, oder der Herr Förſter aus Dellſtädt, oder der Paſtor aus Tippeln nächſtens um Friderikens förmlich anhalten würden.

Roderich. Das Anhalten haben ſie frei. Es wird auf Friderikens ankommen. Genung, ich ſehe darauf, daß Friderike bei uns bleibe, daß ſie einen Mann bekomme, mit dem ſie unſer Hausweſen fortſetze, und daß dis ein Menſch ſei, der es fühle, daß ſie ihn glücklich mache, und der ſich hierdurch noch mehr bewegen läſſet, es um ſo redlicher auch mit uns zu meinen, und uns unſer Alter nicht beſchwerdevoll, ſondern ruhig, leicht und ſelig zu machen. Daß Krüger dieſer Mann ſein könne, davon hat er eine Probe gegeben, die dein ganzes Herz für ihn auf der Stelle einnehmen ſollte, Mutter! Er war der einzige Troſt ſeiner armen leiblichen Mutter, ernährte ſie, pflegte ſie, und wich nicht von ihrem Sterbebette. O wie wird ein ſolcher Menſch von ewiger Liebe gegen ein Paar Fremde durchdrungen werden, die ihn, nicht durch die Natur gezwungen, ſondern freiwillig zu ihrem Sohne aufnahmen, und das Glück ſeines ganzen Lebens gründeten! Zehen andere reiche Schwiegerſöhne, die in unſer Haus kämen, täuſchten uns vielleicht in dieſer Hofnung; aber Krüger täuſcht uns nicht. Und mus nicht dahin nun unſer leztes Tichten und Trachten gehen, daß unſer Abend uns nicht durch häusliche Unruhen trübe gemacht werde?

Brigitte ſchwieg, und Vater Roderich ſuchte von nun an den iungen Krüger, der ſich öfter ſeiner Geſchäfte immer redlicher und eifriger annahm, durch Erzeigung auſſerordentlicher Gefälligkeiten im Stillen dreuſt zu machen, daß er, wenn er Abſichten auf Frideriken hätte, ſie ihr ſelbſt oder ihm offenbaren möchte. Auf den iungen Mann ſchien dieſe ſeine Handlungsart gerade die entgegengeſezten Eindrücke zu machen. Je freigebiger ſich Roderich gegen ihn bewies: deſto mehr glaubte er ſich für ſeine Dienſte, die er leiſtete, ſchon belohnt und abgefunden, und wagte es immer weniger, ſein Herz zu entdecken. War er mit Frideriken allein: ſo konnte man freilich ſeine ganze Seele in ſeinen Augen leſen; war er aber in ihrer Geſellſchaft in Gegenwart ihrer Eltern; ſo ſchien er ſchüchtern. Roderich bemerkte an Frideriken, daß ſie ſeit einigen Tagen trauriger, als ſonſt ſei. Er gab auf alles, was vorging, Achte, bemerkte, daß Brigitte mit ihr zuweilen auf der Seite ſehr dringende Geſpräche hielt, und ſah in dem ganzen Zuſammenhang ihre Betrübnis ein. Es währte nicht lange, ſo meldeten ſich die drei Freier, welche Brigitte ſchon zu nennen gewuſt, und auſſer ihnen noch andere. Roderich überlies eine Zeitlang alles ſeiner Tochter; da denn Brigitte die dadurch erhaltene Muſſe zur Erreichung ihrer Abſichten mit aller mütterlichen Kraft anzuwenden wuſte. Friderike ward mit iedem Tage trauriger. Roderich fing nun an den Vater zu machen, nachdem Brigitte lange genung Mutter geſpielt hatte.

Roderich zu Frideriken, als Brigitte Sonntags in der Kirche war. Liebe Tochter, es iſt Zeit, daß ich mit dir recht als „dein Vater ſpreche. Du weiſſt die Vorſchläge, welche du ſeit kurzem hinter einander gehabt haſt. Deine Mutter wird genung mit dir darüber geſprochen haben. Mein Wille iſt, daß dich niemand in der Wahl deines künftigen Gatten einſchränken ſoll. Ich wünſche dich nun bald verſorgt zu ſehen; aber ich verſpreche dir, daß du nur den Mann heurathen ſolleſt, den du heurathen willſt. Das einzige bedenke nur dabei, daß ich gern eins meiner Kinder bis an mein Ende bei mir haben möchte. Das biſt denn nun freilich du. Heurathe alſo wen du willſt; nur heurathe ſo, daß dis geſchehen könne. Du haſt dabei den Vortheil, daß du nicht auf Vermögen deines Bräutigams ſehen dürfeſt. Ich will dir Haus und Hof und die ganze Wirthſchaft abtreten; und ſo könnet ihr leben, ohne daß dir dein Mann etwas zuheurathet.

Und, wenn er der blutärmſte Menſch iſt — und wenn ich ihm das Kleid zum Hochzeittage machen laſſen mus — — das ſchadet nichts. Sprich offenherzig gegen mich heraus; was meinſt du?

Friderike, die ihrem Vater um den Hals fällt. Ach, Väterchen, das wuſte ich doch wohl, daß Sie ſo denken würden. Ich wollte Ihnen auch wohl etwas ſagen; aber meine Mutter, meine Mutter — —

Roderich, mit ermunternder Liebe. Sei ohne Sorgen, mein Kind! Du weiſſt, wie liebreich und nachgebend ich mit deiner Mutter jederzeit gelebt habe; wenn es aber auf ſo einen Punkt kommt: ſo mus mein Wort im ganzen Hauſe am meiſten gelten. Und ſie wird ſich auch wohl zureden laſſen, das hat nichts zu ſagen; das überlas du nur mir.

Friderike blickte mit mehrern Vertrauen auf, ſchlug aber die Augen wieder nider und ſchwieg.

Roderich. Höre einmahl, liebe Friderike. Ich will dir die Entdeckung erſparen, welche du mir machen ſollteſt. Las mich einmahl ganz Vater ſein. — Wenn ich nicht irre: ſo hegt Krüger eine herzliche Liebe gegen dich im Stillen. Iſts nicht ſo?

Friderike, ſchamhaft. Ach ja, lieber Vater, ſo iſt es wohl. Und ich bin ihm auch von jeher gut geweſen. Gegen Sie will ichs nicht leugnen.

Roderich. Warum ſagt er mir nichts davon?

Friderike, herzlich. Ach, lieber Vater, das kann er nicht; das getrauet er ſich nicht. Er denkt, weil er ein ſo armer Menſch iſt. Da geht er wohl recht vor ſich umher, und ſeufzt, wenn er ſo erfährt, daß wieder ein wohlhabender Freier im Hauſe geweſen iſt, der um mich angehalten hat; aber ich glaube, daß er ſich eher durch Gram verzehren würde, als daß er ſich unterſtände —

Roderich, im höchſten Affekt der Gutmüthigkeit. Der brave Menſch! Er ſoll nicht verkannt werden. Sprich frei heraus, nimmſt du ihn lieber, als irgend einen von allen denen, die ſich um dich beworben haben?

Friderike, treuherzig. Ja, Vater. Wenn ich einen andern nähme: ſo thäte ich es doch nur, weil die Mutter ſo in mich dränge, und denn hätte ich vielleicht ein trauriges Leben.

Roderich. Das ſollſt du nicht haben; — da haſt du meine Hand. Nun ſei ſtill, und ſag Krügern nichts. Ich will alles bald in Ordnung bringen.

Brigitte kam aus der Kirche. Vater Roderich lud ſie in den Garten unter die Laube ein, gab ihr Nachricht von ſeiner gehabten Unterredung mit Frideriken, und beſprach mit ihr weitläuftig die ganze Sache. Auf jede Vorſtellung, welche er ihr darüber machte, berechnete ſie das ſchöne Vermögen, welches der eine oder der andere von den übrigen Freiern hatte, die ſich um ihre Tochter beworben hätten. Endlich fing Roderich an, ſeine Gerechtſame zu urgiren. „Willſt du mich überzeugen, ſprach er, daß meine Vorſtellungen auf dein Herz die geringſten Wirkungen machen; willſt du mit mir zugleich für das Glück unſeres Kindes, für die Ruhe unſeres Alters und Todes ſorgen: ſo willige in Friderikens Heurath mit Krügern. Ich fordre dis von dir als den ſchönſten Lohn meiner Treue gegen dich und unſere Kinder. Du zerreiſſeſt mir das Herz, wenn du ihn mir verſagſt.“

Brigitte ergab ſich, und ſeufzte nur noch: Was wird die Welt denken, daß Friderike ſo ſchöne Parthieen ausſchlägt, und einen ganz armen Menſchen nimmt, der beinahe unſer Hausknecht geweſen iſt!

Roderich. Welt hin, Welt her! Wenn wir nur unſern gröſten letzten Endzweck erreichen, auch Frideriken glücklich gemacht, und — und — für unſere Ruhe im Alter geſorgt haben. Du ſollſt mir noch Dankthränen dafür weinen — denke an mich. Und, wenn denn Krüger dich einſt in deiner Schwachheit aufs kindlichſte verpflegt: ſo erinnere dich daran, wie du ihm entgegen wareſt, und flehe es Gotte und ihm ab.

Siebentes Kapitel.

Roderich, als er mit Brigitten wieder in die Wohnſtube zurückkam, befohl Frideriken, daß ſie Krügern ſogleich herbeirufen ſollte. Krüger erſchien, in der Meinung, daß er etwa noch einen Brief ſchreiben oder in Verrichtungen für ſeinen Principal wegreiten ſollte.

Roderich. Ich habe einen Antrag an dich, mein lieber Krüger. Du weiſt, daß ichs mit dir gut meine. Meine Tochter wird einen reichen Amtmann heurathen, der einige groſſe Güther in Pacht hat. Auf dem einen derſelben braucht er einen tüchtigen Menſchen, der ſeine Stelle vertritt, und den er ſehr gut bezahlt. Du kannſt alſo, wenn die Hochzeit vorbei iſt, zu ihm ziehen, und dich durch dieſe einträglichere Station verbeſſern.

Krüger, nidergeſchlagen und folgſam. Wenn Sie mich nicht mehr brauchen können, lieber Herr Roderich: ſo mus ich freilich das erſte, beſte Unterkommen anderwärts ſuchen. Sonſt aber will ich lieber bei Ihnen bleiben; denn ich bin mit dem, was ich habe, zufriden, ſobald Sie nur mit dem, was ich thue, zufriden ſind.

Roderich. Ha ha, die erſte Station wäre dir alſo doch lieber?

Krüger, von ganzem Herzen. Ja.

Roderich, lächelnd. Du verſtehſt mich doch? Ich meine, du tauſchteſt lieber mit dem

Amtmanne, und machteſt ſeine Braut zu deiner Braut?

Krüger gerieth in die äuſerſte Verlegenheit, wuſte nicht, was er antworten ſollte, warf einen Blick auf Frideriken, die ihm Troſt zuzuhauchen ſchien, und ſchlug die Augen nider.

Roderich. Alſo willſt du ſie nicht?

Krüger, ganz zerſtreut. Ich — ach ich? — was kann ich darauf ſagen?

Roderich, der ihm die Schultern klopft. Nun höre einmahl; — ich habe dich geprüft, bei allen deinen Handlungen genau beobachtet, und durchaus treu, arbeitſam, rechtſchaffen und ergeben an mich befunden. Du biſt arm; aber dieſe Eigenſchaften geben Dir in meinen Augen einen Werth, den dir der gröſte Reichthum nicht geben könnte. Ich will der Mann ſein, durch den Gott deine Tugend belohnt. Du liebſt meine Friderike, und deine Schüchternheit, mir dieſe Liebe zu entdecken, ſoll dir nicht zum Schaden gereichen. Da ſteht ſie; ich habe mit ihr darüber geſprochen, und ſie hat deine Hand allen den übrigen vorgezogen, welche ſich ihr ſeit einiger Zeit darbiethen. So trage ich ſie dir hiermit an und endige mit dieſem Augenblick alle ſeitherige Leiden deines rechtſchaffenen liebenden Herzens. Du ſollſt mit ihr an unſerer Statt in dieſem Hauſe wirthſchaften, und ich will euch ſo in Stand ſetzen, daß ihr eine glückliche Bürgerfamilie in dieſem Städtgen anbauen ſollet. Ich und meine Frau wollen euch Plaß machen, und oben hinauf ziehen. Wir wollen euch aber mit Rath und That beiſtehen. Ich habe das feſte Vertrauen zu dir, daß du mit meiner Tochter einträchtig leben, uns unſer Alter verſüſſen, wenn wir ſchwach werden, uns kindlich verpflegen helfen, und unſere Todesſtunde noch erheitern werdeſt. Weiter verlange ich nichts von dir. Aber höre, Krüger, in dieſer Hofnung wirſt du uns doch wohl auch nicht täuſchen?

Krüger, bis zu Thränen gerührt. Ach, mein gröſter Wohlthäter — iſt das möglich? Mich armen, blutarmen Menſchen wollen Sie zu Ihrem Schwiegerſohne annehmen? — Ich bin für Freuden ſo beſtürzt, daß ich nicht weis, was ich ſagen ſoll. Ewig hätte ich mich nicht unterſtanden, darum eine Bitte zu wagen.

Roderich. Nun, ſo las dirs um ſo lieber ſein, daß ich ſelbſt dir den Antrag gemacht habe. Nimm ſie, und gehe mit ihr hin zu ihrer Mutter, daß dieſe euch beide als ihre Kinder umarme. Sei nicht verzagt; ſie iſt dir auch nicht böſe und wird dir erſt noch recht gut werden. Du wirſt dafür ſchon ſelbſt ſorgen.

Krüger nahm Frideriken ſchüchtern am Arm, und führte ſie auf Brigitten zu, und beide küſſten dieſer die Hand. Das Auge voll herzlicher Liebe und voll innigſter Dankbarkeit, womit er Brigitten anblickte, machte, daß ſie ihm die Hand williger darreichte, als es ihr Vorſatz geweſen war.

Krüger, wehmüthig. Ach, wenn das meine Mutter noch erfahren hätte!

Roderich. Sei ſtill; ſie hats erfahren. An ihrem Sterbetage, als ich dich über die Seite gehen hies, hab' ichs ihr vorhergeſagt.

Krüger, in einem recht natürlich edlen Tone. Meine lieben Wohlthäter, was Sie an mir thun, kann ich Ihnen nimmermehr verdanken. — Gott! ich armer Menſch — ich, der ich hier im Ort in manchem Hauſe Holz gehackt, für Sie ſonſt Bothſchaft gelaufen, und manchmahl, wenn ich keine Arbeit kriegen konnte und meine Mutter Arzenei brauchte, ſchon die Thüre in der Hand hatte, um für ſie zu betteln — ich komme in dieſes Haus, in dieſe lebendige Nahrung und kriege ihre liebe Tochter! Freilich waren wir uns gut; aber wie durfte ich mir es einfallen laſſen, daß Sie dis ſe merken dürften? Zuerſt wars auch nur Mitleiden, das ſie für mich fühlte. O wie manchmahl hat ſie mir zum Butterbrodte auch ein Stück geräucherte Wurſt gegeben! Nun, liebe Friderike, das ſoll auch wahr werden, daß Sie von keinem Manne auf der ganzen Welt herzlicher hätte geliebt werden können, als von mir. Ich wills ewig nicht vergeſſen, wie ich in dieſes Haus gekommen bin. Ich will Sie auf den Händen tragen, und es ſoll Ihre Eltern nie gereuen, daß ſie mich armen Menſchen ſo glücklich gemacht haben. Ja, liebe Eltern, ich will Ihnen recht zu Willen leben, Sie um alles fragen und Ihnen immer folgen, will recht fleiſſig arbeiten und alles ordentlich abwarten, Ihnen nie den geringſten Verdrus verurſachen, Sie warten und pflegen, ſo lange Sie leben, und, wenn Sie krank werden, nicht von ihrem Bette weichen. Verachten Sie mich nur nicht, liebe Mutter.

Brigitte drückte Krügern die Hand, und Vater Roderich erwiederte: lieber Krüger, du biſt ein rechtſchaffener junger Mann, und ſo verdienſt du auch, mein Sohn zu ſein. Was ich an dir thue, hat Gott auch ſchon an meiner Familie gethan. Meine eine Tochter nahm, wie ſie ging und ſtand, ein ſehr reicher Mann; ſo gebe ich dir, der du auch nichts haſt, als, wie du gehſt und ſtehſt, die andere. Wer wäre ich, wenn ich mich nicht freuen ſollte, das Gute wieder thun zu können, das mir geſchehen iſt? Menſchen ſind dazu da, einander fortzuhelfen. Dein Anblick wird mir meinen Tod noch verſüſſen. Haus und Hof und die ganze Oekonomie, wie ſie jezt im Gange iſt, bekommſt du mit meiner Tochter zugleich. Davon kannſt du recht gut leben. Das baare Geld, das ich ſeit meinem lezten Unglück wieder durch Gottes Segen erworben habe, wollen wir in den Handel ſtecken, und den Ertrag davon unter uns theilen. Nach deiner Schwiegereltern Tode theilſt du auch dies mit deiner Frauen Geſchwiſtern. Und ſo ſei nun gutes Muths!

Zober kam dazu und empfing die erſte Nachricht von der neuobwaltenden Heurath. Er hatte eben einen ſehr vortheilhaften Vorſchlag für Frideriken in der Taſche, und behielt ihn nun auch in derſelben. Er erſtaunte über die Neuigkeit, gab aber auf der Stelle, nachdem Roderich ſeine Beweisgründe zur Einwilligung in dieſe Heurath ihm vorgeſtellt, alsbald ſeinen herzlichſten Beifall zu derſelben, und nennte dieſe Handlung Roderichs ſeine ſchönſte gute That, die er ie verrichtet habe. Im Städtgen verurſachte Friderike durch ihre Heurath beinahe noch mehr Gerede, als Karoline durch die ihrige bewirkt hatte, und ieder machte ſich auf den Weg, den blutarmen Bräutigam zu ſehen, wie er einſt nach dem ſteinreichen Bräutigam gelaufen war. Brigitte hatte Karolinens Heurath allenthalben bekannt gemacht, und Roderich notificirte Friderikens ihre iedem, den er ſprach. In ſeinen Augen ſchwebte alsdenn iederzeit iene hohe unnenbare Freude, die der Rechtſchaffene empfindet, wenn er eine empfangene Wohlthat vollkommen wieder vergelten kann.

Nach Roſenhof ging Vater Roderich ſelbſt mit dem neuen Brautpaar, und Fritz freuete ſich ſehr, daß ein Menſch von eben ſo wackerer Denkart, als er, an ſeine Stelle in dem elterlichen Hauſe komme. Karl ſchrieb ſeinem Vater einen herrlichen Brief über die edle Handlungen, welche derſelbe verrichtet habe, und ſchrieb zugleich an ſeinen neuen Schwager, dem er die Verpflegung ſeiner Eltern im Alter über alles empfohl. Karoline war gleich Tags drauf, als ſie die Nachricht von ihrer Schweſter Verheurathung empfing, im elterlichen Hauſe. Sie kam mit Brigitten, welche ihre vornehme Tochter beſucht hatte, um ſich die Grillen zu vertreiben. Madam Brandt hatte ſich, als ſelbige ihre Unzufridenheit über die Heurath zu erkennen gegeben, von einer recht treflichen Seite gezeigt, und ihr geſtanden, daß es Brigitten einſt eben ſo gehen werde, wie ihr; indem ſie ſich iezt keines Gedankens mehr ſchäme, als deſſen, daß ſie ehemahls nicht in die Heurath ihres Sohnes willigen wollen, weil er kein reiches Mädgen nehme. Dis hatte auf Dame Roderich heftig gewirkt. Ihre gröſte Angſt war geweſen, daß man in der Brandtiſchen Familie ſich über die ſonderbare und ganz Vater Roderichſche Hiſtorie das Maul zerreiſſen würde. Die gehabte unerwartete Erfahrung vom Gegentheil beſchämte ſie ſehr, und ſie kam weit zufridener über Friderikken aus der Reſidenz zurück, als ſie hingereiſet war. Karoline war gleich herzlichgut mit ihrem neuen Schwager, duzte ihn, bat ihn mit der Braut zu ſich, und ſprach: „laß dirs kein Haar krümmen, Bruder Krüger, daß du nichts mit in unſer Haus bringſt. Ich habe meinem Manne auch nicht einen Dreier ins Haus gebracht. Wir haben beide einerlei Schickſal, und darum müſſen wirs auch gleich mit einander halten. Wenn von den Brautleuten nur Einer Vermögen hat! Zwei reiche Leute müſſen ſich gar nicht heurathen; denn ſag nur, wie die Armen ſonſt in der Welt zu Gelde kommen ſollten? Habe du nur meine Schweſter recht lieb, und gehe meinen lieben Eltern recht zur Hand. Sie werden nun alt, und brauchen keinen reichen, ſondern einen gutherzigen, rührigen und braven Schwiegerſohn." Vater Roderich küſte Karolinen für dieſe naiſe und herrliche Aeuſerung und ſprach: du biſt doch immer als reiches, grosſtädtiſches Weib noch die natürlichgute, unverdorbene, herrliche Seele, die du warſt, als du Fritzens Bluhmenbeete noch plünderteſt.

Friderike hatte nicht nur alles, was zu ihrer Ausſtattung gehörte, bereits liegen; ſondern, da ſie in die völlige Wirthſchaft ihrer Mutter eintreten ſollte, fand ihre Heurath auch noch weit weniger Aufſchub. Roderich ſorgte dafür, daß man Krügern an ſeinem Ehrentage die Armuth nicht anſehe. Er hatte ihn nach daſiger Bürgerart recht ſtattlich gekleidet, ihm eine Garnitur ſilberne Schnallen gekauft, ſeine Uhr in die Taſche gegeben, und den Beutel mit groſſer und kleiner Münze gefüllt. Er und Fritz führte denſelben zur Kirche; Frideriken der reiche Brandt und Prediger Zober. Karln ausgenommen, war an dieſem Tage die ganze Familie von Madam Brandt an bis auf die Wittwe Waltherin beiſammen, und ſchmauſete.

Vater Roderich ſas in der Mitte dieſer beiden Frauen, und war heute ſo von ganzer Seele luſtig, wie man ihn in ſeinem Leben noch nicht geſehen hatte. Als Fritz geheurathet, hatte ihm ſeine Fike ein ſchönes Guth zugebracht; als Karoline Brandten genommen, hatte er dieſem nichts gegeben, als ſie; aber heute, heute war er der Mann, der Alles in Allem that, und konnte ſich als den einzigen, ganzen Urheber und Schöpfer der Glückſeligkeit betrachten, welche nun abermals ein junges Menſchenpaar zu genieſſen anfange. Dieſe Vorſtellung ſtimmte die Freude ſeiner Seele auf den höchſten Ton. Er ſchafte den jungen Leuten insgeſamt alles Vergnügen an dieſem Tage, welches er nur erſinnen konnte, und ſas denn mit Brigitten und den andern beiden Müttern von weitem, und ſah den Genieſſern, wie aus jener Welt einſt herüber, zu. „Ich wollte viel darum geben, ſprach er, wenn nun Krügers Mutter auch noch lebte, und hier als die vierte Mutter bei uns ſäſſe. Doch, ſie hats heute ſchon beſſer, als wir.“

Als die Hochzeitgäſte aus einander gehen wollten, rief Roderich Krügern und Frideriken an ſich, und ſagte in Gegenwart ſeiner übrigen Kinder zu ihnen; „Nun nehmet dies Haus mit allem Zubehör, und die ganze Wirthſchaft in ſelbigem wie ihr ſie findet, hin und nennet es euer Eigenthum. Sehet das mannigfaltige Gewerbe darinn fort, und werdet dabei ſo geſegnet,

ſegnet, wie wir, die wir es in Gang gebracht haben, von Gott bisher geſegnet wurden. Nach meinem Tode wird ſichs ausweiſen, daß ich alles ſo eingerichtet habe, daß keins meiner Kinder zu kurz komme.“ Fritz war mit dieſer Abtretung der ganzen Wirthſchaft ſeiner Eltern an Friderikèn recht brüderlich zufriden, und Karoline beſchenkte dieſe noch obendrein. Als die ganze Geſellſchaft fort war, nahm Vater Roderich Brigitten bei der Hand und führte ſie aus dem wirthſchaftlichen Geräuſche oben hinauf in die Ruhe.

Roderich zu Brigitten. Nun, Mutter, ſollen alle deine mühſamern Beſchäftigungen ihr Ende haben. Nun pflege dich und genies die Erholung von unſeres Tages Laſten, die dir dein Schöpfer gönnet. Habe Dank, ewig Dank für die Treue, mit welcher du an meiner Seite ſo lange gearbeitet und alles wohl in Acht genommen haſt. Ach! welche ſelige Stille iſt um uns her, und wie blicken wir aus derſelben als die glückſeligſten Eltern auf unſere Kinder! Gott hat uns unausſprechliche Gnade erzeigt. Die Anerkennung derſelben und ihr frommer dankbarer Genus werde nun unſer einziges Beſtreben! Wir ſind noch nicht überalt, und können noch eine Zeitlang die Zeugen von der Glückſeligkeit unſerer Familie ſein. So ein herrliches Loos wird wenig Eltern zu Theile. Nun, wir wollen uns auch recht deſſen freuen, und alle Freuden unſeres Alters mit einander ſo redlich theilen, wie wir die Wonnen unſerer Jugend theilten. Sorge du nur recht für deine Geſundheit, und bleib nun ja noch bei mir, da unſer Leben nichts, als Troſt und Seligkeit für uns hat. Las uns von Friderikſen zu Friṫzen, von dieſem zu Karolinen, und von Karolinen wieder zu Friderikſen gehen und allenthalben Zeuge davon werden, wie Gott unſere guten Kinder ſegnet. Las uns bei dem einen ſo gern ſein, als beim andern, ſo lange wir leben; und, wenn wir denn von Gott ins beſſere Leben gerufen werden: ſo las uns noch aus ihren Armen uns winden und aus ihrem Andruck an unſer Herz die Kraft, im Tode noch zu lächeln, ſchöpfen!“

An jedem Morgen und an jedem Abend waren nun Krüger und Friderike die erſten und die lezten Menſchen, welche dieſe redlichgeſinnte Eltern ſahen. Aus ihren Händen aſſen und tranken ſie; durch ihre Fürſorge erhielten ſie jede Bequemlichkeit des Lebens, ohne ſich darum zu bekümmern; und, wenn Roderich ſonſt nicht wollte, hatte er nicht einmahl nöthig, nach ſeinem Handel zu ſehen, den er in Gemeinſchaft mit ſeinem Schwiegerſohne fortſezte. Brigitta ward auf einige Wochen kränklich, und ſo hatte Krüger Gelegenheit, durch die ſorgfältigſte und bekümmerteſte Wartung und Pflege, die er ihr leiſtete, ihr ganzes Herz für ſich zu gewinnen. Roderich bemerkte dis, und war nun ganz zufriden. „Siehſt du nun, ſprach er zu ihr, als ſie geneſen war, was für ein wackerer Menſch unſer Krüger iſt?“ Ach ſei nur ſtill, erwiederte ſie; ich habe mir ſchon alles ſelbſt geſagt. Du biſt mein Herzens beſter Mann, und haſt als Vater für alle deine Kinder und für uns zugleich geſorgt. Ich bin nun in allen deines Sinnes, und will immer deſſen ſein; auch Karl mags nun mit ſeinem Fortkommen in der Welt halten, wie er will.

Dieſer Erſtgebohrne unter Roderichs Kindern war nun der letzte derſelben, als vom Eigenbrodteſſen die Rede war. Dem Vater ging dis oft durch den Kopf, wenn er von Karolinen oder Fritzen nach Hauſe kam; ſo ſehr ihn auch Karl in jedem Briefe darüber zu beruhigen ſuchte. Karoline ließ einen herrlichen Zug ihres Karakters blicken. Als Karl ihr einsmahls ſchrieb, daß er nun auf dem Punkt ſei, ſich auf der Akademie zu habilitiren, und daß ihm das Herz blute, wenn er daran denke, daß er ſeinem Vater noch wieder Geld dazu abfordern ſollte, wendete ſie ſich an ihren Mann, der ihm auch gleich gern eine größere Summe dazu übermachte, als er nöthig hatte. Karl ſprang für Freuden bei Empfang derſelben, diſputirte und promovirte. Er fing an, Kollegia zu leſen, ſchrieb eine herrliche Anleitung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften, und ward durch Zobers Vermittelung nach einiger Zeit Profeſſor extraordinarius. Als ſolcher kam er nun zu einem Beſuch nach Hauſe, und fand ſeine

El

Eltern in der glückſeligſten und genußvolleſten Lebensſtille. Brigitte jubelte, als ihr Sohn Profeſſor ſie umarmte; Roderich aber ſah in ihm noch immer einen Gelehrten mit Karakter zwar, aber ohne **Brodt**. Karolinens edle Denkart machte auf den Vater die ſanfteſten und tiefſten Eindrücke. Noch ahndete es ihn aber nicht, daß dieſe ſeine edle und reiche Tochter Gelegenheit dazu geben würde, daß ihr älterer Bruder auch ganz glücklich werde; wie nun geſchah.

Karl war im Begrif, ſeine Schweſter in der Reſidenz zu beſuchen, als Paſtor Zober ihn aufſuchte. Der würdige Geiſtliche erſchien in völligem Anſtande eines Tiefgebeugten. Seine Wangen ſchienen für Schrecken eingefallen, und ſeine Augen verkündigten ſchweren Kummer. „Faſſen Sie ſich, ſtammlete er, über die traurige Nachricht, die ich Ihnen geben mus, ſo gut Sie können. Mein Bruder iſt todt. Tags nach Ihrer Abreiſe, als Sie ihn noch geſund und munter verlieſſen, hat ihn der Schlag gerührt. Er war eben in einer groſſen Geſellſchaft, und blieb auf der Stelle todt.“

Als der Prediger dieſe Worte ausgeſprochen hatte, lag er auch auf einem Stuhle und war ſeiner nicht mehr mächtig. Karl fiel an ſeine Seite, und war noch betäubter, als er. Vater Roderich nahm zwiefachen Antheil an dem unerwarteten Vorgange, und es gab einen ſehr triſten Abend. Karl fühlte ſeinen Verluſt in aller ſeiner Gröſſe. Sein Gönner, ſein Fürſprecher war dahin; — ſein Lehrer und Wohlthäter, dem er ſo viel ſchuldig war, und dem er nicht einmahl Lebewohl für die Erde hatte ſagen ſollen.

Karl wuſte Tags drauf nicht, ob er nach der Akademie ſchleunig zurückreiſen, oder Karolinen erſt beſuchen ſollte. Sein Herz hatte dieſer längſt entgegengeklopft; er wählte das leztere. Seine Eltern ſchienen ſehr nidergeſchlagen, als er nach der Reſidenz ritt. Karoline machte ſich ein groſſes Feſt daraus, ihren ältern Bruder in ihrem blühenden Wohlſtande zum erſtenmahle zu umarmen, und ihr Mann wetteiferte mit ihr, ihm recht geſchwiſterlich zu begegnen. Karl ſchien für die Freude, mit der man ihn hier aufnahm, ſich gar nicht öfnen zu können. Seine Schweſter wuſte ſich dis nicht zu erklären. Der ſonſt ſo lebhaft geweſene, ſich immer gegenwärtige, heitere Karl jezt ſo zerſtreut, ſo verſchloſſen, ſo muthlos! Beinahe wäre ſie auf ihrer Mutter Gedanken gekommen, daß er endlich doch noch ein Schaumegrimm geworden ſei. Karl wollte ihr für die ihm erwieſene groſſe ſchweſterliche Gefälligkeit danken; aber auch den Dank brachte er nur kalt und verſtümmelt hervor. Endlich, da er mit ihr allein war, ſchüttete er ſeinen Gram in ihren Schoos aus. Karoline war froh, als ſie nur erſt den wahren Zuſammenhang ſeiner Traurigkeit wuſte, und er muſte ihr verſprechen, einige Tage bei ihr zu bleiben; während welcher Zeit ſie beide die Sache überlegen wollten. Sie ſuchte ihn auf alle Weiſe aufzumuntern, und oft gelang es ihr, ſeine Seele in ihren natürlichheitern Ton zurückzuſtimmen.

Nachmittags führte ſie ihn in eine groſſe Geſellſchaft, die aus verſchidenen der angeſehenſten Kaufmannsfamilien und auch aus einigen der vornehmſten des Hofes beſtand. Karl vergaß hier ſeine Sorgen und lies ſich beſonders mit den leztern in weitläuftige Geſpräche ein. Unter dieſen war auch der erſte Rath, welcher ſeine Schrift geleſen und ſehr brauchbar befunden hatte. Seine Familie und Brandes Familie lebten auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuſſe. Er unterhielt ſich lange mit Karln über gelehrte Gegenſtände und fand ihn als einen ſehr gründlichen, ſelbſtdenkenden und aufgeklärten jungen Mann. Karl muſte ihm die Lage, in der er jezt auf der Akademie ſei, ſchildern, und ſo kam die Rede auch auf die Verzögerungen, welche ihm wahrſcheinlicher Weiſe der Tod ſeines thätigſten Unterſtützers in Erlangung einer akademiſchen Stelle mit Beſoldung machen würde. Der Rath wünſchte, daß ſo ein geſchickter junger Gelehrter dem Vaterlande ſeine Dienſte anbieten möchte, und, als Karl darauf erklärte, wie er ſich hauptſächlich zum Lehrer für junge Studirende gebildet habe, erwiederte dieſer, daß, da der Mathematikus Schaumegrimm aus gänzlicher Menſchenſcheue, in

die

r durch ſein übertriebenes Studiren gera-
, ſeine Stelle bei der Ritterakademie nider-
t, und der Herzog ihm einen Gnadenge-
auf Lebenszeit ausgeworfen, ietzt die herr-
e Gelegenheit für ihn ſei, recht in ſeinem
e im Vaterlande wirkſam zu werden. Er
g in ihn, ſich darum zu bewerben, ver-
h ihm, auf das kräftigſte ihn dabei zu un-
tzen, und machte ſich, als Karoline dazu
. und für ihren Bruder ſprach, anheiſchig,
folgenden Morgens ihn bei dem Herzog
in Vorſchlag zu bringen.

Der Rath hielt ſein Wort, und kam gleich
Hofe zu Brandts. „Ich habe Ihr Buch
Herzog vorgezeigt, ſprach er, und ihm
empfohlen. Der Herzog will Sie noch
Tafel ſprechen.“

Karl wankte hin und her. Karoline redete
ſehr zu, daß er doch, wenn es möglich wäre,
Vaterlande verſorgt zu werden, ihren lieben
rn die Freude machen möchte. „Du weiſt
agte ſie, wie ſehr ſich unſer Vater darum
ämt hat, daß du in ſo weiter Entfernung
ihm leben wollteſt. Ich glaube, wenn es
glückt, und du bringſt ihm die Nachricht,
er für Freuden weinen wird. Und wie die
tter denkt, das weiſſt du auch. Und wie
n wäre das, wenn wir beide an einem Orte
ammen lebten!“ Karl hatte noch in ſeinem
n keinen groſſen Herrn angetreten, und hat-
s nie zu ſeiner Sache machen wollen, bis zu

ihm. Er eröfnete ſeine Abneigung gegen das Hofleben dem Rathe, der lächelnd erwiederte: „Sie ſollen ja kein Hofmann, ſondern Profeſſor an der Ritterakademie werden. Der Herzog iſt nicht ſo, wie hier oder da ein Fürſt vielleicht ſein mag, nach dem Sie etwa alle groſſe Herren beurtheilen. Junger Mann, der Schlus von Einem auf Alle gilt nicht, wie Sie als Philoſoph wiſſen. Wie würden Sie über eine Sünde, gegen die Logik begangen, ſchreien, wenn ich von dem Mathematikus Schaumegrimm auf alle Mathematiker ſchlieſſen wollte …

Karoline, die überlaut lachte. Wahrhaftig, ſo ſchlos meine Mutter einmahl, und da ſagte ihr der Vater das nehmliche.

Der Rath fuhr fort: Nein, nein, der Herzog iſt ein menſchenfreundlicher Fürſt. Gehen Sie nur gleich zu ihm. Er wird Sie ſehr gnädig aufnehmen, und Sie werden ſehen, daß er kein Fürſtſchaumegrimm iſt.

Karl machte ſich auf den Weg; aber dieſer Weg ward ihm ſo ſauer, daß er lieber zehenmahl hinter einander um die ganze Stadt gegangen wäre. Der Herzog lies ihn ſogleich vor ſich, und nahm ihn mit herablaſſender Güte und Milde auf. Er unterhielt ſich wohl eine ganze Stunde mit ihm, bezeigte die vollkommenſte Zufridenheit mit ihm, wies auf ſein Bürrau und ſprach: Da liegt ihr Buch. Es iſt ſchön. Der alte Schaumegrimm hat ſich feſt eingeſchloſſen, und will keinen Menſchen mehr ſehen. Ich habe ihn auf Penſion geſetzt. Iſt Ihnen ſeine Stelle gut genung?

Karl, ganz durchdrungen von der edlen Behandlung, welche er von dem erſten Fürſten, den er ſprach, empfing. Vollkommen! Ich werde mich bemühen mich der auſſerordeutlichen Gnade würdig zu machen, welche Sie mir ertheilen.

Der Herzog. Sie ſollen fünfhundert Thaler Gehalt und den Karakter als Hofrath haben, und können antreten, wenn Sie wollen.

Karl verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, und wünſchte noch im Zimmer des Herzogs den Gedanken zurück, welchen er einſt in einem Briefe an den Prediger Zober geäuſert, daß er mit Fürſten nur durch die dritte Hand zu thun haben wolle. Er eilte zu Karolinen zurück, welche über die Nachricht, die er ihr brachte, in auſſerordentliche Freude gerieth. In aller Eil ward gegeſſen, und gleich nach Tiſche ſetzte ſie ſich mit ihm in den Wagen, und fuhr mit ihm zu ihren Eltern.

Roderich hatte unterdeſſen ſo misvergnügte Stunden gehabt, wie ſeit vielen Jahren nicht. Sein Sohn hatte das Unglück, welches ſich ereignet, freilich nicht verſchuldet; aber er konnte ſich doch des Gedankens nicht erwehren, daß ſelbiger nun lieber nicht in einer ſolchen Situation ſein möchte, in der ihm der unerwartete Tod eines einzigen Menſchen ſein Auskommen erſchweren und wohl gar auf viele Jahre verſpäten könnte. Wie er nun Karl und Karolinen mit der Miene der höchſten Heiterkeit in die Stube treten ſah, fingen ſich die Falten ſeines Geſichts zwar ſimpathetiſch auch an zu erheitern; doch ſah man, daß der Freudenausguß über ſie ihm noch nicht aus dem Herzen komme. Es war nur Gegenſchein vom Lichte, das auf den Geſichtern zweier ſeiner vor ihm ſtehenden Kinder ſtrahlte; — nur Gegenzug der unverdorbenen Natur bei dem Anblick der Freudenzüge auf zwei menſchlichen Antlitzen, in die er ſo gern zu ſehen pflegte. Sobald Karl aber ſein unverhoftes ſchätzbares Glück erzählt hatte, quoll eigene, innigſte Seelenfreude aus ſeinem Buſen hervor, ſtieg nicht Tropfenweis ſondern Stromweis ihm ins Geſicht, durchwallte und durchwogte ſein ganzes Weſen und ſtellte in ihm nicht das Bild eines Menſchen vor, der Mitfreude über andere blos empfindet, ſondern der eine ganze Welt aufzufordern ſcheint, ſich mitzufreuen über ihn ſelbſt. **Roderich** fand in dem Gedanken: **mein älteſtes Kind hat nun endlich auch Brodt, reichlich Brodt,** den Himmel; — Brigitte in der Vorſtellung, **mein Karl iſt Hofrath,** den dritten Himmel. Herrlich, herrlicher als alle vorigen, war dieſer Tag den beiden Eltern!

Brigitte zu ihrem Manne. Siehſt du, Väterchen, ſiehſt du — wäre unſere Karoline nicht nach der Reſidenz gekommen: ſo geſchähe

die

bis nun auch nicht. So folgt eins aus dem andern.

Roderich, der dis um ein Paar Sekunden ſchon eher gedacht hatte und noch voll von dem Gedanken war: Brigitten umarmend. Ja wohl, liebe, beſte Mutter! Nun, wir wollen uns einander auch die Ehrenerklärung thun, daß wir beide uns zu klug gedünkt, und bei Regulirung der Schickſale aller unſerer Kinder uns zu viel herausgenommen haben, und wollen das laute Bekenntnis in ihrer Aller Gegenwart ablegen, daß Gott weiſer war, als wir, daß Eltern ſeine Fügungen in Anſehung ihrer Kinder nicht zu vereiteln vermögen, und daß wir uns unſerer anfänglichen Unzufridenheit auf beiden Seiten über die Führungen des einen, wie des andern derſelben, nun ſchämen. — (zu Karln) Nun eile, lieber Sohn, und mache dich auf der Akademie los.

Karl machte ſich auf die Reiſe und fand es wie er gedacht. Des Profeſſors Zober Stelle wäre ſchon beſezt, hies es, und, weil die Erlangung einer Stelle mit Gehalt, für die er ſich ſchicke, nun weitausſehend ſei: ſo wolle man ihm ad interim den Genus eines akademiſchen Beneficiums, welches etwa hundert Gulden betragen mochte, überlaſſen. Karl lies ſich bei den ſämtlichen Profeſſoren als herzoglicher Hofrath melden, und nahm von ihnen ganz unerwartet Abſchied. Nach einigen Wochen kam er zu ſeinen Eltern zurück, und — — als er aus dem Wagen ſtieg, hob er ein junges Frauenzimmer hinter ſich heraus, von der er ſagte, daß es die Tochter des verſtorbenen Profeſſors Zober ſei, welche ihren Onkel bei dieſer Gelegenheit einmahl beſuchen wollen. Sie trat auf einige Augenblicke in Roderichs Hauſe ab, worauf ſie Karl zum Prediger führte. Die Begegnung, welche er ihr dabei leiſtete, war mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit begleitet.

Roderich, als ſie fortgegangen waren, zu Brigitten. Die mag hier wohl ſchon *mehr Anverwandte* haben, als *blos ihren Onkel.*

Karl war kaum wieder in das Haus ſeiner Eltern getreten, als Brigitte ihn mit den reichen und glänzenden Parthieen zu unterhalten anfing, welche Karoline in der Reſidenz für ihn im Vorſchlag habe. Karl ergriff ſogleich dieſe Gelegenheit und erwiederte, daß er dis wohl glauben könne, daß er aber bekennen müſſe, daß er das Mädgen, welches er mitgebracht, vor allen Frauenzimmern in der Welt liebe, und ſetzte hinzu: „Ich glaube, den Gedanken in der Seele meines verſtorbenen Wohlthäters erregt und beſtärkt zu haben, daß ich die Hand ſeines einzigen Kindes ſuchen würde. Ich glaube ſogar, daß er aus dieſer Hinſicht ſeine Thätigkeit für meine Beförderung verdoppelt habe. Er hat mir unausſprechlich viel Gutes gethan, und iſt gewis mit dem Glauben aus dieſer Welt gegangen, mich in jener als ſeinen Sohn wieder zu umarmen. Sollt' ich ihn nun getäuſcht haben? Wer wäre ich, wenn ich ihm alsdenn doch noch in jener Welt getroſt unter die Augen treten zu können gedächte? Sophie ſelbſt, das herrliche Mädgen, iſt bei Lebzeiten ihres Vaters durch mich veranlaſſet worden, zu hoffen, daß ſie einſt die Meinige werden werde: Ich weis, daß ſie deshalb einen edlen jungen Mann von ſich gewieſen, der ſie auch glücklich gemacht haben würde. Wäre ich nicht ein böſer Menſch, wenn der Tod ihres Vaters, und das unverhofte Glück, ohne ſeine Beihülfe im Vaterlande mein Brodt zu finden, mich in meinen Geſinnungen gegen ſie hätte ändern können? Wollten Sie, liebe Eltern, ſo einen Menſchen auch wohl zum Sohne haben? Nein, ich habe ihr, ſobald ich hin kam, vielmehr ſogleich meine Hand gebothen, da ich ſie über ihres Vaters Tod faſt untröſtlich fand. Mein Herz ließ mir die Zeit nicht, Ihnen dies erſt zu ſchreiben; die Situation, in der ich ſie fand, hätte mich ſchmelzen machen mögen. Ich umarmte ſie als meine Braut; und da hätten Sie ſehen ſollen, wie die Ruhe allmählich ihre vertiefte Seele wieder emporhub. Ich beredete ſie zur Reiſe hieher, ohne daß ich meiner Eltern Einwilligung hätte, und ſie vertrauete ſich mir mit Schuldloſigkeit an. Sie iſt nicht ſehr reich; aber doch auch nicht arm, und ihr ausgebildeter edler Karakter macht ſie in meinen Augen zum reichſten Mädgen in der Welt. Auch iſt mir ihres Vaters Bibliothek ſo lieb, als eben ſoviel baares Geld.“

Roderich, in voller Zufridenheit. Du haſt brav gedacht, haſt gehandelt wie Roderichs Sohn handeln muſte. Deine Eltern können nichts dagegen haben, und wünſchen dir tauſendfaches Glück dazu. Komm, wir wollen gleich zum Paſtor Zober gehen.

Brigitten rührte der Edelmuth ihres Sohnes ſo, daß ſie auch von ganzem Herzen mitging. Sophie ward entzückt darüber, daß ſie Karls Eltern wirklich ſo gegen ſich gleich fand, wie ihr ſelbiger ſie beſchrieben hatte. Prediger Zober hatte eine Freude über die obwaltende Verbindung, als wenn er ſeine eigne Tochter ausſtattete. Alles kam ſogleich zur Richtigkeit. Paſtor Zober und Vater Roderich fingen an ſich darüber zu ſtreiten, wer die Hochzeit ausrichten ſollte, und jener drang als Onkel Sophiens, deren Vater er nun gleichſam vorſtellte, ſo ſtark in dieſen, daß ſelbiger Platz machen muſte. Karl machte mit Sophien noch eine Reiſe nach der Akademie, und brachte ihre ganze Erbſchaft mit zurück. Paſtor Zober richtete eine groſſe Hochzeit aus; worauf Karl mit ſeiner Sophie nach der Reſidenz zog und ſeinen Poſten antrat. Karoline ſchien etwas empfindlich darüber anfangs zu ſein, daß ihr Bruder durch ſie nicht ein beſſeres Glück mit ſeiner Heurath machen wollen; als ſie aber

Sophien ſah, vergas ſie aller ihrer gehabten Vorſchläge und billigte von ganzer Seele ſeine ſelbſtgetroffene Wahl.

Vater Roderich hatte nun wieder einen rechten Feſttag vor ſich, als er zum erſtenmahle bei ſeinem Erſtgebohrnen as. Es ward dabei wieder von ihm mehr geweint, als gegeſſen. Karl war der lezte unter ſeinen Kindern der ihn wiederſpeiſete; aber der Biſſen, den er ihm nun gab, ſchmeckte ihm deſto ſüſſer und war ihm ein rechtes Labial auf ſein herannahendes Alter.

Friz wars, der ihm den erſten Enkel reichte, wie er ihm die erſte Mahlzeit gereicht hatte. Auf ihn folgte Karoline, und ſo die übrigen der Reihe nach, wie ſie geheurathet hatten. Seine beiden Söhne ſchenkten ihm Enkel; ſeine beiden Töchter Enkelinnen.

Roderich, als er den erſten Enkel in ſeine Arme ſchlos. Du liebes kleines holdes Geſchöpf — du Kind meines Kindes — wie lieb' ich dich ſchon! O leg' dich an dis frohe Grosvaterherz, das gleich bei deiner Ankunft in die Welt Segen dir entgegenſchlägt! Sieh, wie du iezt an ſelbigem liegſt, lag dein Vater vor kurzem auch an ihm. Ja wohl, vor kurzem! — — Ach! werde glücklich, wie er, und Gott mache dir dein Lager auf Erden oft ſo ſanft und weich, ſo ruhig und ſelig, wie du es iezt in meinen Armen findeſt! — O du mein Nachkomm' im zweiten Gliede ſchon, welcher Gnade würdiget mich Gott, daß er dich mich ſehen ließ! Wie dein Vater gebohren ward, fing ich das zweite Leben auf Erden an; — mit dir das Dritte ... O iſts ſchon ſo viel Freude, den Nachkomm' im zweiten Geſchlecht zu ſehen, welche hohe, hohe Menſchenwonne wirds ſein, den Mann aus dem zehnten, aus den zwanzigſten einſt zu erblicken, alle dieſe Männer beiſammen zu erblicken und — an ihrer Spitze zu ſtehen! Sieh, das iſt die eigenthümliche Seligkeit der künftigen Welt, von der mich jetzt ſchon der Schöpfer einen kleinen Vorſchmack genieſſen läſſet! O du Gott meiner Väter und Kinder — du meines Daſeins Urheber und Beſeliger — laß ſie mich alle in jener Welt als gute Menſchen umarmen können, und laß Unſchuld und Redlichkeit nie von meinen ſpäteſten Nachkommen weichen! Mit dieſer Hofnung geſtärkt, will ich wie der Seligen Einer ſchon, getroſt zum Grabe ſchleichen.

Achtes Kapitel.

Nun waren Roderichs und Brigittens glückſeligſte, erwünſchteſte Lage da, und Gott gewährete ihnen das Glück, ſie lange zu genieſſen. Keiner von beiden hatte etwas mehr zu wünſchen übrig; ſondern ſie freueten ſich gemeinſchaftlich der erlebten Erfüllung aller ihrer Wünſche. Wie der Mann, der einen ſchweren

Hausbau angefangen, das Haus neuaufgebauet und ſogar den Grund dazu gelegt hat, mit vollem Vergnügen das Haus, wenn es fertig daſteht, bezieht, bewohnt und lange bewohnt, und immer dabei denkt — *ſieh, das iſt alles meine Veranſtaltung, meine vollendete Veranſtaltung* —: ſo lebten ſie nun heiter und froh mitten im vollendeten Glück ihrer Kinder, wurden täglich Zeugen davon, und riefen einander immer dabei zu — *das iſt unſere Arbeit, unſere durch Gottes Segen vollbrachte Arbeit.* Vor tauſend Elternpaaren war dis Paar das ſeligſte, das zufriedenſte. Alle ihre Kinder genoſſen jedes in ſeinem Stande das beneidenswertheſte Glück.

Friderike lebte mit Krügern einträchtig, und wirthſchaftete gut. Krüger lies ſich keine Arbeit verdrieſſen, war im Hauſe, im Laden, auf ſeinem Acker, und auf ſeinen Handelsreiſen immer geſchäftig und unermüdet, und betrieb alles ſo ſorgfältig, und machte allenthalben ſo guten Erwerb, daß Vater Roderich ſeine Intereſſen richtig einſtreichen und ſich um nichts mehr bekümmern durfte.

Fritz führte mit ſeiner Fike die vergnügteſte Ehe, bauete ſein Guth auf das vollkommenſte aus, erndtete auf ſeinen Feldern reichlich, war keine Abgaben ſchuldig, hatte baar Geld in ziemlichen Summen liegen, und in ſeinem Hauſe alles, was zum Wohlſtande eines Landmannes gehört, vollauf.

Karoline befand ſich in einem Ueberfluſſe, den ſie nie erwartet hatte. Ihr Mann machte die gröſſeſten Geſchäfte und vermehrte dadurch Jahr aus Jahr ein ſein Vermögen beträchtlich. Er liebte ſie über alles, ward durch ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte nicht aus dem Tone der Zärtlichkeit gegen ſie verſtimmt, kam ihren Wünſchen zuvor, ſegnete unter allen Tagen ſeines Lebens denjenigen am meiſten, an welchem er ſie aus ihrer Eltern Händen empfangen und ward dafür von ihr durch Gegenliebe, Eintracht, Häuslichkeit und Treue belohnt.

Karl hatte ſein reichliches Auskommen, lebte in den Armen ſeiner Sophie glücklich, ward von ſeinem Herzog geſchätzt, war, ſo oft er wollte, bei Hofe, und ſtiftete durch Unterricht junger Leute der Welt ganz das Gute, das er ihr einſt ſtiften zu können von Jugendauf gewünſcht hatte.

Roderichs ſämtliche Kinder blieben ſo gutmüthig, ſo natürlichedel, ſo arbeitſam, ſanft, rechtſchaffen und wahrhaftigreligiös, wie er ſie erzogen hatte. Keiner von ihnen beging eine ſchlechte That, derentwegen er ſich hätte ſchämen dürfen, daß er ſein Vater wäre. Wohin Roderich kam, da hörte er Guts von ihnen. Das war eine Freude für ihn, mit der er keine andere in der Welt zu vergleichen wußte.

„Mutter. Mutter, ſprach er deshalb einsmahls zu Brigitten, ich verſtumme, wenn ich die Gnade preiſen will, welche uns Gott hat widerfahren laſſen. Vier Kinder haben wir; und keins derſelben iſt aus der Art geſchlagen. Alle ſind ſie ſo, wie wir wünſchten, daß ſie werden möchten, als ſie noch auf Steckenpferden ritten, und mit Puppen ſpielten. Wo ſind viel ſolcher glücklichen Eltern, als wir ſind? Gott ſegnet uns — ja, las es uns erkennen, Gott ſegnet uns; aber was heiſt dis? hätte er unſere Arbeiten ſegnen können, wenn wir dieſe Arbeiten nicht redlich vollbracht hätten? Nur die Pflanze gedeihet im Garten, welche ſorgfältig verpflegt, bewahrt, und gewartet wird! Und, wenn ſie denn dis wird: ſo bringt ſie der Sonnenſchein, des Himmels Thau, der Regen und der wohlthätige Einflus der fruchtbaren Witterung zur Vollkommenheit. Sieh, wir waren die Pfleger, die Bewahrer und Warter — die Erzieher unſerer Kinder. Wir entfernten ſie in ihrem zarten Alter von allen Anblicken des Böſen, und machten ſie hernach ſtark genung, dieſelben ohne Nachahmungstrieb dabei zu empfinden, zu ertragen. Wir gaben ihnen edle Beiſpiele, und erwärmten dadurch ihr Herz für die Tugend. Wir ſahen auf die Winke, welche uns in ihnen die Natur zu ihrer eigentlichen Beſtimmung gab, und befolgten dieſe. Wir arbeiteten, um die Mittel zu erwerben, durch die wir jeden von ihnen an ſein Ziel führen könnten. Reich mir die Hand, Mutter; du haſt wacker mit mir gehandelt. Las uns als ein Paar Rechtſchaffene einer dem andern mit dem Troſte des ſeligſten Bewuſtſeins in die Augen blicken! Nun wäre es umſonſt, wenn wir, im Fall, daß wir nicht ſo gehandelt hätten, die vergangenen Zeiten zurückrufen wollten. Umſonſt wären unſere Reue darüber und alle Vorwürfe, die wir uns machten. Wir haben geſäet, auch auf dieſer Seite unſeres Lebens redlich und reichlich geſäet; nun erndten wir, erndten tauſendfältig und können mit Recht dieſe Erndte die unſrige nennen. Die Pflanzen, welche wir ſo ſorgſam warteten, trieben herrlich empor; wir ſahen ſie blühen, und nun werfen ſie edle Früchte in unſern Schoos. Mutter, Mutter, wir thaten klug daran, daß wir in der Mitte des Lebens ſparſam waren, und einiges Geld und Guth zurücklegten; aber das war unſere gröſte Weisheit, daß wir unſere Kinder rechtſchaffen erzogen und uns dadurch den ſchönſten Schatz für unſer Alter ſammleten."

Wöchentlich beſuchten dieſe glücklichen Eltern bald den einen, bald den andern von ihren Kindern. Zuweilen reiſeten ſie zuſammen; zuweilen ging Roderich durch den Garten nach Roſenhof, wenn Brigitte ſich vor der Hausthüre aufſetzte, und nach der Reſidenz abfuhr. Da blieb er denn wohl einige Tage bei Fritzen, wenn dieſe bei Karolinen und Karln ſo lange verweilte. Kam er nach der Reſidenz: ſo ſtritten ſich dieſe beide recht darum, bei welchem von ihnen er einkehren oder eſſen ſollte. Ungefragt erzählte ihm ieder von ſeinen Kindern, zu dem er kam, die gegenwärtige Lage ſeiner Umſtände. Da hörte er denn oft Nachrichten, welche ihm hohes Labſal des Lebens gewährten. Was am Hofe oder in der Stadt Neues vorging, darum bekümmerte er ſich nicht; aber iede Familienneuigkeit war ihm wichtig; und, war ſie denn eine angenehme: ſo gehörte ſie alsbald zu der einzigen Art von Neuigkeiten, welche wahren Reitz für ſeine Wisbegierde hatte. Jeder Segen, iede Wohlthat, welche ſeine Kinder aus der Hand des Schickſals nahmen, ward von ihm ſo von ganzem Herzen empfunden, als wenn er ſie ſelbſt bekommen hätte. Die Frömmigkeit ohne alle Affektation, die Redlichkeit ohne alle Schminke, und der mäſſige und doch wahrhaftig heitere Genus des Lebens, welche er an ihnen insgeſammt erblickte, erfülleten ihn oft mitten unter ihnen mit Dankgebet vor Gott. Nie kam er in die Verlegenheit, der Friedeſtifter und Ausſöhner zwiſchen ihnen ſelbſt unter einander oder zwiſchen ihnen und ihren Gatten werden zu müſſen. Eintracht und Liebe krönten ihre Ehen, und geſchwiſterliche Gefälligkeit aus Milde zeichneten den Bruder- und Schweſterumgang unter ihnen aus. War er länger als auf einen Tag bei dem einen ſeiner Kinder, und erfuhren dis die andern: ſo kamen ſie nach. Blieb ſein Beſuch bei ihnen länger als gewöhnlich aus: ſo waren ſie Seiner oder der Mutter

Weh

wegen beſorgt und machten ſich zu ihm auf den Weg. So war bald hier, bald da, die ganze Familie beiſammen, ward mit iedem Jahre zahlreicher und vermehrte durch ihre Vermehrung auch ſeine Freuden. Da ergötzte er ſich denn an der innigſten Herzlichkeit, mit welcher der Hofrath und Profeſſor Roderich mit dem Bauer Roderich umging, und an der holden Zärtlichkeit, mit der Madam Brandt des Bürgers Krüger Frau umarmte. Da war kein Schimmer von Neid, keine Spur von Verachtung für einander an allen den vier Geſchwiſtern. Lauter feſtverbundene, unverbrüchlichtreue, redlichſttheilnehmende und gegen einander dienſtfertige Seelen! Karoline führte Fritzen in ihren prächtig meublirten Zimmer, und Fritz Karolinen auf ſeinem Hofe und auf ſeinen Aeckern umher, und ieder freuete ſich über des andern Wohlſtand in ſeiner Art. Fritz verſorgte ſeine beiden Geſchwiſter in der Reſidenz mit Getraide, Federvieh und Butter und mit andern Produkten ſeiner Landwirthſchaft, fuhr ihnen das Holz an, und ward dafür wieder von dieſen mit allem, was er aus der Stadt brauchte und Friderike nicht ſelbſt in ihrem Laden hatte, verſorgt. Hatte Krüger viel Holz, das er in den Waldungen gekauft, zuſammenzufahren: ſo gab er ihm ſein Spann, wenn er es nicht ſelbſt brauchte, noch zu Hülfe. War es irgend möglich: ſo that keiner von dieſen Geſchwiſtern beim andern eine Fehlbitte. Karoline war die-

ienige

jenige, welche, wenn baares Geld geſucht ward, allemahl die Vorſchüſſe that.

Waren ſie zuſammen bei den Eltern: ſo hatten ſie, ſo lange es die Jahrszeit verſtattete, ihr Vergnügen daran, Arm in Arm, wie vor Zeiten, den breiten Mittelweg im Garten, hinauf und hinunter zu gehen. Da dachten ſie ſich denn in die Tage ihrer Kindheit zurück, und erinnerten einander an tauſend kleine Vorfälle, welche ſich unter ihnen daſelbſt zugetragen hatten. Die Plätze, auf denen ſie ihre Reihentänze gemacht, die Beete, wo ſie Bluhmen gebunden, ihre ehemaligen liebſten Spielörter, der Apfelbaum nahe an der Laube — alles ward von ihnen beſucht, beſehen und beſchwatzt. Alsdenn ſetzten ſie ſich zu ihren alten Eltern in die Laube und ſahen wieder ihre Kinder ſo ſpielen, tanzen, und den Mittelweg bewandeln, wie jene ſie einſt aus derſelben ſo geſehen hatten. Roderichs Garten fing zum zweitenmahle an, mit Bluhmen zu prangen, welche Krügers Kinder nun pflanzten. Da war denn dem Alten zu Muthe, als wenn er erſt vor kurzem in das Städtgen gezogen wäre, und die vergangenen Jugendjahre Fritzens und Karolinens noch einmahl zurückkehrten.

Krügers Kinder waren faſt immer um ihren Grosvater her, wenn derſelbe zu Hauſe war. Er empfand für ſeine Enkel faſt noch mehr Zärtlichkeit als er gegen ſeine Kinder empfunden hatte. Er trug den Säugling oft auf ſeinen Armen, ſpielte wohl gar mit den gröſſern, und konnte ſich Stundenlang mit ihnen in Geſpräche einlaſſen. Waren alle ſeine Enkel beiſammen: ſo machten ſie einen ziemlichen Haufen aus. Da hatte er denn ſeine Freude daran, wenn er ſie alle zuſammen ſtellte, und die Aehnlichkeiten und Familienzüge auf ihren Geſichtern muſterte. Von einigen derſelben behauptete er, daß ſie gerade ſo wieder ausſahen, wie ihre Eltern in denſelbigen Jahren ausgeſehen hatten. An andern fand er hinzugekommene Züge aus der Familie ſeiner Schwiegerkinder. Alsdenn beobachtete er ſie in Anſehung ihrer herrſchenden Neigungen und beluſtigte ſich damit, an Brigitten zu weiſſagen, was aus jedem derſelben einmahl werden würde. Seine gröſte Freude aber war, daß er ſah, wie ſeine Enkel von ihren Eltern ebenſo erzogen würden, wie er einſt dieſe erzogen hatte. Da erblickte er ſich in einer der höchſten menſchlichen Gröſſen: — in der Gröſſe, den Ton für die Erziehung ſeiner ganzen Nachkommenſchaft angegeben zu haben und ſolchergeſtalt nach ſeinem Tode noch Segen zu ſtiften. Zuweilen war er im Garten mitten unter allen ſeinen Enkeln, lies ſie um ſich her einen Reihentanz machen, ſteckte ihnen ein Ziel, nach welchem ſie laufen muſten, theilte ihnen kleine Preiſe aus und bekränzte ſie wohl insgeſammt mit Bluhmen. Nirgendshin reiſeten dieſe mit ihren Eltern lieber, als zu ihrem Grosvater; und, ſo, wie er nach Roſenhof oder in die Reſidenz kam, hingen ſie auch an ſeinem Halſe und wichen ihm nicht von der Seite. Brigitte war bei jeder Niderkunft ihrer Töchter und Schwiegertöchter

töchter gegenwärtig und hielt ſich alsdenn wohl vierzehn Tage bei ihnen auf. Bei Karolinen oder Sophien befand ſie ſich denn iedesmahl ſo ganz in ihrer Welt. Vater Roderich ſcherzte einſt mit ihr, als ſie auf ſo lange Zeit nach der Reſidenz reiſete, darüber, ob ſie ſich nicht ein Kopfzeug von daher mitbringen wollte; aber ſie dachte nun über den Kopfzeugartikel und über alles, was ſelbigem anhängig, eben ſo, wie er, und fand ihre gröſte Ehre und Zufriedenheit gleich ihm darinn, vier ſo wackere und ſo glückliche Kinder erzogen zu haben.

Es ereignete ſich einsmahls, daß ſeine Töchter und Schwiegertöchter alle zugleich Säuglinge hatten. Sein Geburtstag ward eben gefeiert, und ſo kamen iene alle zu ihm und brachten dieſe mit. Unter der Laube reichten die Mütter, alle in einer Reihe ſitzend, ihren Kleinen die Bruſt. Das war eine Scene ganz nach ſeinem Geſchmack. Er rief Brigitten, dieſem herrlichen Familienauftritte mit beizuwohnen, hielt den edlen Töchtern eine Lobrede darüber, daß ſie ſelbſt die erſten Ernährerinnen ihrer Kinder würden, ſetzte ſich, nahm auf ieder Seite zwei von den Säuglingen in den Schoos, und empfing ihr erſtes Anlächeln unter Freudenthränen.

Je länger er lebte: deſto mehr wurden ſeiner Freuden an der Zahl. „Faſt, ſprach er deshalb an einem Abend zu Brigitten, da ſeine auswärtigen Kinder mit ihren Familien wieder von ihm gereiſet waren, ſollte es bald ſo heraus kommen, als wenn ich mit meinen Gedanken geirret hätte. Ich dachte, daß wir, wenn wir unſere Kinder ſo weit gebracht haben würden, als wohin wir ſie nun wirklich gebracht haben, recht willig und gern ſterben würden; aber es iſt, als wenn uns die Luſt zu leben nun erſt recht anwandelte. Wir haben geſehen, was aus unſern Kindern ward; nun möchten wir auch gern noch ſehen, was wieder aus unſern Enkeln würde. Und ich bin überzeugt, daß wir, wenn wir auch dis erlebt hätten, wieder würden erleben wollen, was aus unſern Urenkeln würde. Jedoch Mutter, ſo muß es nicht ſein. Wir haben mehr von der glücklichen Zukunft unſerer Familie geſehen, als tauſend Eltern davon zu ſehen bekommen. Laß uns nun völlig hieran genung haben! Laß uns jeden Freudentag, den wir noch erleben, als eine Zulage betrachten, die uns Gott blos aus ganz überſchwenglicher Barmherzigkeit noch reicht! wir haben Nachkommen genung geſehen, und die, welche wir nun hier nicht mehr zu Geſichte bekommen, werden wir dort doch kennen lernen. Und das muß auch eine Wonne ſein, die wenig ihres gleichen hat. So oft ich ſie mir denke, denke ich ſie mir als der höchſten Seligkeiten eine, die der Himmel nur für rechtſchaffene Eltern haben mag. Wir wollen uns auf unſern Tod anſchicken. Das Alter iſt für uns beide ſchon mit ſeinen mannigfaltigen Beſchwerden da, die wir nur nicht ſo empfinden, weil uns Gott ſo viel erquickende Labſale für ſie ſchenkt. Wir wollen uns ſogar auf die Trennung vorbereiten, die uns nicht ſowohl von unſerer Familie, als auch von uns ſelbſt unter einander bevorſteht. Laß uns ihrentwegen auch ohne Betrübnis ſein; — ſie wird nur von kurzer Dauer ſein. Die Reihe treffe, welchen ſie wolle, von uns zuerſt; der andere wird ihm bald nachfolgen. Wir wollen unſern Kindern auch das lezte gute Beiſpiel, das Beiſpiel einer willigen Aufgabe aller unſerer Anſprüche auf weitere Erdengenüſſe und einer frommen Heiterkeit im Tode geben. Gott und ihr Anblick werden uns dabei ſtärken!“

Brigitte hatte immer bald gekränkelt, bald wieder ſich erholt, und ſo erreichte ſie ein höheres Alter, als Roderich ihr zugetrauet hatte. Endlich ward ſie ſo ſchwächlich, daß ſie nicht mehr auſſer dem Bette ſein konnte. Ihre Kräfte verzehrten ſich allmählich, und ſie gab die Hofnung auf, nun ie eins ihrer auswärtigen Kinder wieder beſuchen zu können. Roderich entfernte ſich nun auch nicht mehr auf lange Zeit von ihr. Höchſtens ging er nach Roſenhof, und war nach einigen Stunden wieder an ihrem Bette. Dafür ward ſie deſto öfter von ihren Kindern beſucht. In ieder Woche gab es einen Tag, an welchem ſie ſämtlich bei ihr waren. Auſſerdem kamen ſie auch oft noch einzeln zu ihr. Krüger aber war als Mann, der im Hauſe mit ihr wohnte, derienige von allen, welcher ihr die meiſte Unterſtüzung reichte. Er bettete ſich auf den Saal, um auch in der Nacht bald bei der Hand zu ſein, wenn

Vater Roderich etwa ſchliefe und ſie irgendwann noch ein Verlangen hätte. War er nicht zu Hauſe: ſo kam Friz von Roſenhof herüber, und nahm in ſeinem Bette Platz. Er hob ſie aus dem Bette heraus, und trug ſie wieder hinein, und ward ihrer Verpflegung nicht müde. Die Arzenei holte er ihr ſelbſt aus der Reſidenz, und trug ihr die Kraftſuppen vor, welche Friderike für ſie kochte. Brigitte fühlte nun ſeinen Werth in höchſter Maſſe, und bat es ihm mehr denn einmahl unter den zärtlichſten Händedrücken ab, daß ſie ihn anfangs nicht gleich genung geſchätzt habe.

Roderich, als alle ſeine Kinder bei ihm waren an Brigittens Bette ſitzend und ihre Hände in die ſeinigen gelegt. Ach, liebe Mutter, du mußt viel leiden. Doch ſei getroſt, vielleicht endet Gott deine Leiden bald. Sieh nur unſere lieben, guten Kinder. Wie ſie ſo ſehnſuchtsvoll zu uns herkommen und an deinen Leiden ſo herzlichen Antheil nehmen! Wie ſie ſo wetteifern, dir Erleichterung zu verſchaffen, und wie gleich acht Hände für eine ausgeſtreckt ſind, darnach zu greifen, wenn du etwas verlangſt! Mutter, nimm dieſen **Lohn der rechtſchaffenen Erziehung**, die wir ihnen gaben, und labe dich an ihm noch, als an deinem letzten, ſchönſten Troſt. Da ſehen wirs nun ganz, daß Eltern, wenn ſie für ſich ſelbſt im Alter recht ſorgen wollen, für ihre Kinder in ihrer Jugend redlich Sorge tragen müſſen. Wir thaten dies, und nun kommts uns zu ſtatten. Dieſe ihre Liebe, dieſe ihre Treue gegen uns — was iſt ſie, als vergoltene Liebe und Treue, die wir gegen ſie ausübten? Mutter, Mutter, las bei allen deinen Leiden nicht ab vom Glauben an Gott und von ſtiller Ergebung an ihn; iedes deiner Kinder machte Gott für dich zur Stütze derſelben. Und Kinder, Kinder, euch ſegne und lohne Gott für eure Liebe gegen uns durch Liebe eurer Kinder gegen euch, und laſſe ſie einſt wieder ſo theilnehmend an euren Krankenbetten ſtehen, wie ihr um das Bette eurer Mutter tratet!

Mit gerührteſtem Herzen ſtellten ſich iezt ſämtliche Kinder dicht um Brigitten her, und Vater Roderich ſchlos ſeine leidende Gattin in ſeine Arme. Es fiel ihm nicht ein, zu denken, daß dis die lezte Umarmung ſei, durch die er ſie tröſte.

In der Nacht drauf ward ſtark geklopft. —

Krüger ſprang eilends herzu, um Brigitten zu helfen.

Roderich, als Krüger nach dem Bette ſeiner Schwiegermutter läuft. Nein hier — hier — Hülfe — Hülfe! —

Krüger entſezte ſich. Brigitte ſchlief in guter Ruhe! aber Roderich lag und ſeufzte unter den gewaltſamſten Beklemmungen nach Luft. Es war erſt kurz nach Mitternacht. Krüger wuſte nicht, was er thun ſollte. Er reichte ſeinem Schwiegervater ein Glas Waſſer, worauf derſelbe etwas freier wieder athmen konnte. Nach einer Weile hatte Roderich ſo viel Macht, ihm zu erzählen, daß der Zufall ihn im Schlaf angewandelt, daß er darüber aufgewacht und nicht gewuſt, wie ihm geſchehe. „Als ich ehegeſtern von Roſenhof wieder nach Hauſe ging, ſprach er, war mir auch ſo; aber es ging bald wieder über.“

Vater Roderich ſchlief wieder ein. Krüger blieb an ſeinem Bette ſitzend. Brigitte hatte eine ſo ſchlafvolle Nacht, als ſie ſeit langer Zeit nicht gehabt. Gegen Morgen hörte Krüger, wie Roderichs Athem wieder heftig zu jagen anfing. Sein Geſicht ward braun, jede Muskel deſſelben ſchwoll auf, und das Herz klopfte ihm unter dreifacher Arbeit. Er erwachte und rang noch ängſtlicher nach Luft, als in der Nacht. Es ſtand ſchon Thee bereit, wovon ihm Krüger einige Taſſen reichte. Darauf verlohr ſich ſeine Angſt zum zweitenmahle. Brigitte ſchlief noch.

Fritz kam von Roſenhof mit dem Bothen, der nach ihm geſchickt war, zugleich. Krüger ſchwang ſich auf ein Pferd, und jagte nach der Reſidenz. Karl und Karoline machten ſich ſchnell auf den Weg zu ihrem Vater und brachten einen Arzt mit. Krüger war ſchon wieder zu Hauſe, als ſie kamen, und hielt den Chirurgus aus dem Städtgen in der untern Stube bereit.

Der Anblick aller ſeiner Kinder erheiterte den Rechtſchaffenen über die Maſſe. Er ſagte, daß ihm jetzt wieder vollkommen wohl ſei. Der Arzt unterſuchte ſeinen Zuſtand, fand ihn bedenklich, verordnete ihm einige Arzeneimittel und rieth ihm an, im Bette zu bleiben. Brigitte erwachte, und ihr Mann ſuchte ſie über das, was vorgegangen war, zu beruhigen. Er ward dabei ſo ſcherzhaft und luſtig, wie ihn ſeine Kinder lange nicht geſehen hatten.

Es war noch nicht Mittag, als der Zufall zum drittenmahle eintrat. Er war jezt heftiger, als in der Nacht und am Morgen. Roderich konnte für unausſprechlicher Angſt nicht im Bette bleiben. Man brachte ihn auf einen Grosvaterſtuhl und packte ihn in Betten ein. Er warf die Betten von ſich und ſchriee jämmerlich um Hülfe. Der Chirurgus ward herauf geholt, um ihm die Ader zu öfnen. Der Arzt ſchüttelte den Kopf, noch ehe derſelbe ſchlug. Der Chirurgus ſchlug am Arm, und es kamen nur einige Blutstropfen. Er ſchlug noch einmahl, und es geſchah daſſelbe. Roderich war bei vollem Verſtande. „Kommt kein Blut? rief er; — kommt noch kein Blut? — will gar nichts weiter kommen!“

Chirurgus. Nein.

Roderich zum Arzt. Nicht wahr ich ſterbe?

Arzt. Ja.

Roderich. Kinder, betet, betet, daß meine Angſt verkürzt werde. Ach Gott, Gott, welche Marter! Luft — Luft — oder Tod — Tod!

Alle ſeine Kinder knieeten um ihn her und rangen ihre Hände gen Himmel.

Roderich, unter den höchſten Beklemmungen. O Vater — Vater — auch im Tode noch mein

Vater! — Gott! — Erbarmer! löſe — löſe mich gnädig auf! — O du — du meines Lebens Troſt — du — du mein Alles — nimm meinen Geiſt in deine Hände — ſegne — ſegne dieſe frommen Beter — meine Kinder!

Seine Angſt lies noch einmahl nach. Er rief ſeine Kinder, daß er ſie noch einmahl umarmen wollte. Sie kamen nach der Reihe; Krüger war der lezte, den er mit innigſter Zärtlichkeit noch an ſein lautpochendes Herz drückte.

Roderich. Kinder, der lezte freiere Augenblick ſei noch euch gewidmet! — Ich lebte unter euch; wohl mir, daß ich auch unter euch ſterbe! — Ihr waret meines Lebens Freude, meines Alters Segen, meines Todes Troſt. Ihr habt meine Treue gegen euch belohnt; — ich danke euch. Ich gehe nun von euch; — Gott ruft mich — Gott, mein Schöpfer. Ich folge ſeiner Stimme gern. Bald, bald bin ich in der Seligkeit, auf die ich ſo lange hoffe; aber noch groſſe Angſt — noch groſſe Angſt, ehe ich ſie erreiche; — ſie tritt ſchon wieder an. Gottvater — Gotterbarmer — ſtärke mich. Kinder, bleibt fromm und rechtſchaffen, daß euch Gott liebe, daß ich euch freudig wieder ſehe. Mein Segen — mein lezter Segen aus des Todes Aengſten ruhe auf euch!

Ein ſchrecklicher Kampf brach für den Edlen ein. Der ſchrecklichſte, der lezte. „Lebwohl, liebe Mutter, rief er mit gepreſſter Stimme; leide — dulde — harre — komm bald nach.“

Brigitte hatte nicht Kraft genung, laut zu antworten. Nur weinen, bitterlich weinen konnte ſie. Dem Sterbenden verging die Sprache. Noch hatte er alle ſeine Vernunft beiſammen. Paſtor Zober trat herein. Vater Roderich bot ihm noch von weitem die Hand, lies ſie ſinken, und — ſtarb.

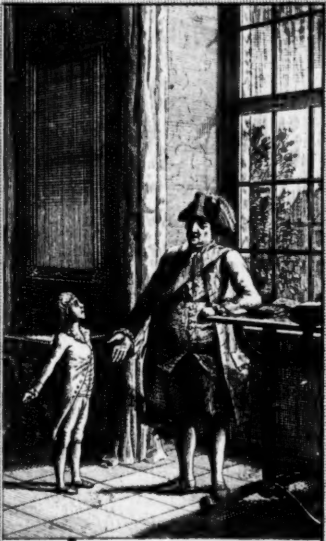
Nicht ungeſtüme, ſondern ſanfte, zärtliche Traurigkeit war der Eindruck, den der Tod dieſes Frommen auf ſeine edelerzogene Kinder machte. Karl hatte Standhaftigkeit genung, ihm die Augen zuzudrücken, und ſeinen Geſchwiſtern zuzurufen: „ſeid getroſt; — Gott hat genung an uns gethan; — wir ſehen ihn wieder.“ Paſtor Zober umarmte ſeinen Freund noch einmahl im Tode, und rief: ich bin auch bald bei dir. Brigitte ſtreckte bei dieſen Worten ihre Arme gen Himmel aus.

Nach einigen Tagen begruben die rechtſchaffenen Kinder ihren Vater in feierlicher Stille und mit allen den Empfindungen, welche die Natur und die Religion ſie lehrten. Brigitte hielt ſich noch einige Wochen, und ſchlief einſt während des Geſprächs ihrer Kinder ein. Karoline wollte noch eine Frage an ſie thun, als ihr Geiſt ſchon ins beſſere Leben übergegangen war.

Roderichs Kinder ſchwuren am Grabe ihrer Eltern ſich nochmals ewige Liebe und Freundſchaft.

Sie theilten ſich in das hinterlaſſene baare Vermögen derſelben, und keiner von ihnen gedachte deſſen, was die übrigen bei Lebzeiten der Eltern empfangen hätten. Brandt war edelmüthig genung, den auf ſeine Frau gefallenen Antheil nach ihren Wünſchen ihren Geſchwiſtern zu überlaſſen. Alle blieben ſie gutdenkend für einander, beſuchten ſich oft, erneureten, wenn ſie beiſammen waren, das Andenken ihrer Eltern, feierten jährlich ihren Sterbetag auf ihrem Grabe, wurden von Gott auf allen Seiten beglückt, und erzogen wieder edle Kinder. Roderichs Nahme ward als der Nahme eines rechtſchaffenen Vaters nach Jahren noch von allen, die ihn gekannt hatten, im Segen genannt. Allen ſeinen Freunden blieb er werth; ſeinen Kindern aber unausſprechlichwerth.

Ende.



Das ist brav.

Theodor Th. I. S. 48.

E Henne del et sc

Theodor's
Glücklicher Morgen

vom Verfaſſer

des —

Hallo's Glücklicher Abend.

Erſter Theil.

Zweite mit Kupfern vermehrte Auflage.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1789.

[Sintenis, Christian Friedrich]

Sächsische
Landesbibliothek
21. FEB 1958
Dresden

G

Vorerinnerung.

Erwarte in dieſem Buche keine künſtliche Verwickelungen, lieber Leſer! Der Verfaſſer iſt ein ganz unverwickelter, gerader Mann. Er ſah um ſich her viel Unheil, wie du, und fand die erſte Quelle davon ſo richtig, wie du. Während, daß die Ideenaſſociation dabei mit ihm ihr Weſen trieb, begleitete er in Gedanken ein Fürſtenknäblein — oder wenn du lieber willſt, den Erbprinz Theodor — von der Wiege an bis zum Fürſtenſtuhl; und das, was ſeiner Meinung nach unterwegs an ſelbigem gethan und mit ſelbigem geſprochen werden müſſte, ſteht in dieſem Buche geſchrieben. Nebenbei findeſt du auch noch manch erkleckliches Raiſonnement. Ueberall aber iſt viel brennbare Materie darin; weshalb du wohl thun wirſt, es nicht zu nahe am Kamin zu leſen. Mit den übrigen Elementen verträgt es ſich.

Adolf.

Erſter Theil.

Adolf — einer der edelſten Fürſten, welche ſein Jahrhundert aufzuweiſen hatte, ſchuf ſein Land, das er als Wildnis vorgefunden, zum Paradieſe um. Da er in Schlachten nicht geglänzt hatte, gab ihm die Geſchichte zwar nicht die Beinahmen **des Tapſern, des Kühnen, des Unerſchrocknen**; aber dafür reichte ihm ſein Volk den Zunahmen **des Guten, des Menſchlichen**, und liebte und ſegnete ihn. **Ehrenſäulen von Marmor und Erz** ragten für ihn weder auf ſeinen Marktplätzen noch auf ſeinen Landſtraſſen, — denn er wollte ſie nicht, **weil der Flor ſeines Landes, das Werk ſeiner Hände, ihm Ehrenmahls genug war**; aber er wußte, daß, wo einer ſeiner Unterthanen knieete und betete, auch ſeiner gegen den Weltſchöpfer im Segen gedacht werde. Ein einziger Kummer war es, der ihm eine Reihe von Jahren hindurch oft den Genus ſeiner Freuden verbitterte. Ulrike, ſeine trefliche Gattin, lebte lange mit ihm, ohne die Wünſche des Landes zu erfüllen.

Da ging Adolf oft einſam unter den Berceaus und Lauben ſeiner Luſtgärten umher und beſeufzte die Zukünfte ſeines Volks. Alle ſeine wohlthätigen Veranſtaltungen ſah er nur bis an ſeinen Tod hindauern; weil er keinen Nachfolger hinterlieſſe, dem er ſeinen Geiſt einhauchen könnte. Vielmehr ſtand dem Lande alsdann die zerſplitterndſte Theilung bevor. So lies er lieber manche Laſt auf den Schultern ſeiner Unterthanen liegen, die er ihnen gern abgenommen hätte; damit ſie einſt über ſeinen Tod, wenn ihnen ſelbige alsdann verdoppelt vieleicht wiederaufgelegt würde, nicht in Verzweifelung gerathen möchten.

Endlich ward ſein und ſeines Volks ſehnlichſtes Verlangen erfüllt. Ulrike freuete ſich, Mutter zu werden und ward es auf eine für das Land erwünſchteſte Weiſe. Adolf war eben auf einem ſeiner Bergſchlöſſer, labete ſich an den herrlichen Ausſichten, die er hatte, und verband damit die ſüſſen Ahndungen des nun vieleicht bald befeſtigten Heils ſeines Volks in ſpäten Zukünften; als ihm ein Kourier die Nachricht brachte, daß ihm ein Prinz geboren ſei.

„O du, rief er knieend aus, der du die Schickſale der Völker regierſt und leiteſt, du haſt die

Wünſche vieler Tauſende erhört, an deren Spitze
ich durch deine Gnade ſtehe und wünſchte, wie
ſie. **Gott** — meiner Väter **Gott**! wie ſegne
ich dieſen Tag, der mich ſo unausſprechlich im
Gutesthun ſtärkt, da ich nun ſehe, daß ich lange
fortdaurendes Gutes thun kann! Siehe, ich will
den Sohn, den du mir gabſt, erziehen zum guten
Menſchen. Er ſoll, wenn du mich von der Erde
immſt, nicht ſchlafen auf dem Fürſtenſtuhl; auch
oll er nicht ſein Tirann und Blutigel, ſondern
Vater ſeines Volks. Gieb ihm einſt Weisheit
nd Tugend, und ſtärke mich, daß keins meiner
Beiſpiele ihn verderbe!"

Adolf eilte, daß er zu Ulriken käme. Ul-
ke breitete, als ſie ihn ſah, ihre Arme nach ihm
us. Der kleine **Theodor** lag neben ihr. A-
lf küßte ihn und ſie. **Er werde, wie ſein**
Vater — rief Ulrike. **Er werde** — erwie-
rte Adolf unter Freudenthränen — **noch weit**
ſſer, als ich!

Ulriken trieb ihr eigenes Herz an, unnatür-
handelnden Müttern in den höhern Ständen
es Landes, und vorzüglich in der Reſidenz,
s der edelſten Beiſpiele zu geben. Sie ward
nz Mutter und reichte ihrem Kinde die erſte
hrung aus ſich ſelbſt. Adolf lernte jetzt ſei-
Gattin erſt vollkommen ſchätzen, und freute
nicht wenig, als er eine Unterredung von

weitem zuhörte, welche ſie darüber mit einer ihrer Kammerfrauen hielt.

„Ihro Hoheit werden die traurigſten Erfahrungen davon machen, ſprach dieſe endlich, als die herbeigebrachte Amme unverrichteter Sachen wieder fortgehen mußte — was für widrige Einflüſſe Ihr Vorhaben auf Ihre Schönheit haben wird. Es iſt dis überall nur Pflicht für die Weiber in den niedrigſten Ständen; und Fürſtinnen ſollten vor allen den Vorzug haben, ſolcher unendlichen Unbequemlichkeiten überhoben zu ſein.“

Thörin! Thörin! erwiederte Ulrike ernſthaft, die Natur hat **uns Weibern** Pflichten aufgelegt, die wir, **wenn uns nicht Unvermögen davon abhält**, erfüllen müſſen, **wir mögen Hirtinnen oder Hoheiten** ſein. Schön bin ich nur **alsdann, wenn ich als Mutter ganz Mutter bin.** Mein Sohn ſoll mich einſt in ganzem **Verſtande und vollem** mit **Recht** Mutter nennen. Ich will die Freuden, welche mir die Natur gönnet, nicht undankbar an ein fremdes **Weib** verſchenken, **das ſie nicht zu** ſchätzen **weis.** —

So trank Theodor die Milch ſeiner **Mutter**; ſo ſchlief Theodor am Buſen ſeiner **Mutter** ein; ſo war das erſte halbe Jahr kaum verfloſſen, als Theodor ſchon ſeine **Mutter** dankend dafür anlächelte.

„Iſt dis nichts? ſprach Ulrike einsmals, da dis geſchah, in Gegenwart aller ihrer Hofdamen, ſehet einmal her! Wen gilt dieſer liebevolle Blick, dis holdſelige Lächeln? Iſts nicht mich? Weſſen Bild drückt ſich hierdurch dem Knaben **zum erſten, zum ſanfteſten, zum ſtärkſten, zum geliebteſten** ein? Iſts nicht das meinige? Bald wird er ſich an mich ſchmiegen, bald, wenn ich ihn nicht habe, ſich an mich her neigen, und, wenn ich ihn dann nehme, ſeine Arme um mich breiten, mir ſchmeicheln und mich küſſen — Und dis, dis alles ſollte einem fremden **Weibe** widerfahren? Und ich ſollte dabei ſtehen, und Zeugin davon ſein, wenn es ihr widerführe, und zu mir ſagen — **ſieh, die hat es lieber, als dich!** Nein, nein, der rechtmäſſigern Anſprüche auf ſolche Vorzüge und Freuden begiebt ſich Ulrike nicht. **Mich ſoll er kennen an allem, mich ſoll er lieben vor allen.** Wer erſetzte mir dieſen Verluſt? All' eure groſſe Welt und all das Geräuſche der Höfe — all' eure Bälle und Maſkeraden erſetzen mir ihn nicht."

Seit der Zeit fingen die Miniſterfrauen und die Frauen der Hof- und Staatsmänner wieder an, die erſten Pflichten der Mütter zu erfüllen; — **weil Ulrike ſie erfüllte.** Und ſobald es hies, daß dis am **Hofe** jezt die neuſte **Mode** ſei, folgten auch alle adeliche Damen, alle reiche

Kaufmannsfrauen und überhaupt all die Frauen hierinn nach, welche ſich ſorgfältig nach den neuen Moden am Hofe zu richten pflegen. Man ernährte nun ſeine neugebohrnen Kinder aus eben dem Grunde wieder ſelbſt, aus welchem man gewiſſe Friſuren, Hauben, Ermeln und Reifröcke trug.

Jetzt habe ich nur die erſten Pflichten gegen dich erfüllt, redete einſt Ulrike den koſenden Knaben unter tauſend Küſſen an; aber ich will noch mehr für dich thun. **Und ſo blieb Theodor auch in den erſten Jahren ſeines Lebens ganz unter der Erziehung ſeiner Mutter.** Adolf ſorgte dafür, daß **keine alberne Weiber um ihn wären.** Aus Ulrikens Händen ging er in die Hände der erſten Kammerfrau, welche eine ſehr aufgeklärte und vernünftige Dame war. Aus den Händen der Kammerfrau ging er in die Hände einer Wärterin, die zwar nur von mittlerm Stande, aber von allen Vorurtheilen der Kinderſtuben frei war. Und hatte er dieſe Tour ſo herunter gemacht, ſo machte er ſie eben ſo hinauf wieder zurück. Die Wärterin durfte nichts, als das Nothwendige, ſprechen; die Kammerfrau ſprach mehr; Ulrike das meiſte. Stehen und gehen mochten ihn ſeine Verpflegerinnen lehren, wie ſie wollten, und wie es ihnen am bequemſten war; dagegen hatte Adolf nichts, Aber für reden= thun= genieſſen= und leidenlehren waren Vorſchriften gemacht, die er mit Ulriken gemeinſchaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt werden ſollten. Die Summe dieſer Vorſchriften war, den Knaben nichts Böſes ſehen und hören zu laſſen, ihn an Leib und Seele geſund zu erhalten, vor erheblichem Schaden ihn zu bewahren, auf ſeine kleinen Unfälle aber nicht zu achten, ihn viel an die freie Luft zu bringen und noch mehr ſich bewegen zu laſſen, ihn reines Deutſch und richtige Ausſprache zu lehren, jedem Aberglauben und Vorurtheil den Zugang zu ihm zu verſperren, ihm zwar als die einzige Hofnung des Landes zu ſchätzen, aber keine Komplimente mit ihm zu machen, noch weniger ihm von ſeiner vornehmen Geburt und Beſtimmung etwas vorzuſchwatzen, ſondern ihn ſchlechtweg Theodor zu rufen. Eine von beiden war allemahl gewis bei ihm, entweder Ulrike oder die Kammerfrau; welche auch bald jeden, der ſonſt etwa noch ſie umwankte, darüber unterrichteten, wie er ſich in Gegenwart des Prinzen zu benehmen habe. Allerdings gehörte eine Mutter dazu, wie Ulrike war, um eine ſolche erſte Erziehung auch nur zur Hälfte möglich zu machen. Adolf ſchätzte ſie deswegen auch unausſprechlich. Er ſah, daß er den größern Theil ſeiner Endzwecke für Theodorn erreichte, war zufrieden damit, hoſte das noch fehlendgebliebene bald zu ergänzen und — eilte deshalb, ihn in männliche Hände zu bringen.

So ſtill und geräuſchlos auch dieſe ungewöhnlichere Erziehungsart des Prinzen in ſeinen erſten ſechs Jahren betrieben ward: ſo kam ſie doch zur Wiſſenſchaft des Hofes und der Welt. Der natürliche Erfolg hiervon war, daß es keinen Miniſter und keinen Kammerjunker gab, der ſich nun nicht in das pädagogiſche Fach geworfen und auch über einen Plan zur Erziehung des Prinzen gebrütet hätte. Je nachdem die Herren alt oder jung waren, deutſch oder franzöſiſch dachten, das Wohl des Vaterlandes oder ihr eigenes Privatintereſſe nur dabei zum Augenmerk hatten, fielen auch ihre Plane aus, und jeder ſuchte den ſeinigen an **den rechten Mann**, den Fürſten, zu bringen. Eine geraume Zeit über waren alle Romanen, Gedichtſammlungen, witzige Schriften und Reiſebeſchreibungen gleichſam verbannet. Jedermann, der leſen konnte, las nichts als Erziehungsſchriften, und trug ſeine Excerpten daraus als eigenverfertigte Waare nach Hofe zu Markt. Bei jeder Konferenz, bei jeder Kour, bei jedem Diner und Souper leitete ſich das Geſpräch bald auf Betrachtungen über die beſte Art, die Fürſtenſöhne zu erziehen. Fürſt Adolf gab nicht ſelten ſelbſt den Ton dazu an; da denn ihrer zehen alsbald ihre Stimmen zu erheben bereit waren, über deren Widerſprüche er oft lächeln muſte. Für den wahren Pädagogen war es eine der luſtigſten Unterhaltungen, den Diſputirübungen beſonders, welche bei der Tafel, wenn die Lebensgeiſter der Hofkavaliere in eine etwas mehr als gewöhnliche Bewegung gerathen waren, über dieſen Gegenſtand angeſtellt wurden, beizuwohnen. Jeder begleitete den Fürſtenſohn, welchen ſeine Fantaſie erzog, von der Wiege an bis zum Fürſtenſtuhl, und ſetzte ihn dann als den liebens- Preis- Ehr- und anbetenswürdigſten, den jemals die Erde getragen hätte, auf ſelbigem nieder. Nicht weniger ſuchte auch jeder, der ſchon einige Einflüſſe am Hofe hatte, und mit der Zeit deren noch mehr zu haben wünſchte, einen ſeiner Söhne oder Verwandten, oder ſonſt eine ſeiner Kreaturen zum Lehrer, Hofmeiſter und Oberhofmeiſter oder auch nur zum Geſellſchafter des Prinzen anzubringen.

Adolf war ein weiſer Mann. Er hatte ſelbſt über die Erziehung ſeines Sohns auf das tiefſte nachgedacht, und nicht ſowohl aus Büchern, als vielmehr aus den Erfahrungen ſeines eigenen Fürſtenlebens die richtigſten Grundſätze für ſelbige geſchöpft. Als er nun lange genug leutſelig und gutmüthig dem Geſchwätz ſeines Hofes über dieſen groſſen Gegenſtand zugehört hatte, verſammlete er ſeine geſamte vornehmere Dienerſchaft und redete ſie alſo an:

„Ich weis die Wohlthat zu ſchätzen, Meſſieurs, welche mir das Herkommen dieſes Landes giebt, **daß mein Sohn darum, weil er mein Sohn iſt, nach meinem Tode mein Nachfolger in der Regierung wird**; aber ich will ſie auch zu verdienen ſuchen. Frei geſteh' ich es Ihnen, daß meiner Einſicht nach den Völkern bei Einführung der Gewohnheit, **die Thronen und Stühle ihrer Fürſten erblich zu machen**, nicht genug vorgeſehen worden iſt. Ich bin ſelbſt Fürſt und kann alſo, wenn ich dis ſage, nicht in den Verdacht kommen, als taſtete ich die nun feſtgegründeten Gerechtſame der Fürſtenhäuſer an. Ich weis, wie lieb es mir iſt, daß mein Sohn nach mir regieren werde, und würde eher auf jeden andern Lohn Verzicht thun, als auf dieſen; ich weis aber auch, daß es Zeiten gab, **wo dieſe Gerechtſame noch nicht waren**, und ſpreche alſo jetzt als Philoſoph und Weltbürger über die Sache, um mich dadurch ſelbſt für meine nunmehrige höchſte Pflicht, für die edelſte Bildung meines Sohnes, recht warm zu machen. Vorher hatten es die Völker in ihrer Macht, nur die Weiſeſten, die Tapferſten, die Beſten aus ihrer Mitte auf ihren Fürſtenſtühlen zu ſehen; jetzt aber müſſen ſie mit jedem vorlieb nehmen, wie er nun ſo iſt, ſobald ihm ſeine Geburt das Recht giebt, Platz darauf zu faſſen. Ich denke, dieſer einzige Satz ſage ſchon erſtaunlich viel. Was in aller Welt würde man ſprechen, wenn jemand die Demonſtration davon führte, daß es ſich immer ſo treffen müſſe, daß der Edelſte und Beſte unter der ganzen folgenden Generation eines Volks allemahl von dem jetztregierenden Herrn gezeugt werde? Wäre dis nicht eben ſo, als wenn jemand demonſtriren wollte, daß der Sohn des geſchickteſten Uhrmachers, Mahlers oder Bildhaue nach dem Tode ſeines Vaters allemahl wieder der beſte Bildhauer, Mahler oder Uhrmacher ſein müßte? Und wie, wenn es nun Urſachen gäbe, welche es zuweilen ſogar unmöglich machten, daß der Sohn eines Fürſten wieder Fürſt zu werden verdiente? Wie, wenn es Erbprinzen gäbe, die, ſo zu ſagen, nichts weiter wären, als, — die letzten Kraftüberreſte ausgemergelter Väter? Wie wenig Geiſt, Mannheit und Thätigkeit könnte ſich eine Nation von dieſen verſprechen! Und wenn dis auch nicht der Fall wäre, wie viel gehöret dazu, Menſchen begreiflich zu machen, daß ſie das erſt noch werden oder auch nur zu verdienen zu ſein ſuchen müſſen, was ſie durch die Geburt ſchon ſind! Hier ſind zwei Gedanken, deren einer, wie der andere, in der Seele eines Erbprinzen der herrſchende werden kann — — — ſo, wie dein Vater die Augen ſchließt, biſt du Fürſt, du magſt übrigens ſein, wie du willſt — oder — du mußt nun ſo weiſe und ſo gut zu werden ſuchen, daß dein Vaterland, wenn dein Vater mit Tode abgeht, dich zu ſeinem Fürſten wünſchen würde, wenn du auch durch die Geburt kein Recht zur Nachfolge hätteſt ... Geſetzt nun, daß alle Erbprinzen gutherzig den letztern Gedanken aus ſich ſelbſt ſchöpften und ihm Gehör gäben; unterdrückt man nicht oft ſelbigen in ihnen wohl gar auf alle mögliche Weiſe? Giebt man ihnen nicht oft die allerunzweckmäſſigſte Erziehung? Ich weis, wie ich erzogen worden bin — als ein künftiger Fürſt warlich nicht — und darum kann ich hiervon ſprechen. Verweichlicht man ſie nicht oft am meiſten, ſie, die einſt die thätigſten und ausdaurendſten ſein ſollen? Hält man ſie nicht oft von aller Aufklärung zurück, um einſt während ihrer künftigen Regierung deſto beſſer in trübem Waſſer fiſchen zu können? Studirt man nicht oft ihre

Lieblingsleidenſchaften, und ernährt dieſelben recht vorſätzlich, um dadurch ihre Gunſt ſich zu verſichern? Flößet man ihnen nicht oft den Regentendünkel ſchon in zarter Jugend ein, und macht ſie dadurch träge, ſich andere Vorzüge mehr zu erwerben, als die, die ihnen ihr Stand ſchon giebt? Umgeben ſie nicht oft von Kindesgebeinen an Schmeichler aller Art, die ihre gröbſten Fehler belächeln und ihre fadeſten Einfälle für Witz und Gedankenſchönheit erklären? Gewöhnet man ſie nicht oft, wenn ſie kaum lallen können, ſchon zu befehlen? Nennet man nicht oft den drei- und zweijährigen Fürſtenknaben ſchon Ihro Durchlaucht, Ihro Hoheit, gnädigſter Herr? Was für Eindrücke mus dis auf einen Knaben machen, wenn man ihn ſchon gnädiger Herr nennt! Wäre es Wunder, wenn dadurch ſein geſamtes Gehirn verwäſſerte, ſeine ganze Seele verſchroben würde, und er, wenn er einſt zur Regierung käme, als der allerungnädigſte Herr erſchiene? Hätte man es doch nicht beſſer haben wollen! Armes, geplagtes Volk, nun könnteſt du die Strafen der Sünden derer tragen, welche deinen Fürſten in ſeiner Jugend umgaben und verderbten! — — Aber, wie geſagt, mein Volk ſoll in der kommenden Generation nichts dadurch verliehren, daß es meinen Vorfahren die Gerechtſame zugeſtanden hat, die Herrſchaft über ſelbiges ihren Nachkommen zum Erbe zu hinterlaſſen. Mein Sohn Theodor ſoll nicht nur nach mir Fürſt ſein, wenn Gott, der Herr aller Herren, vor dem ich mich in Demuth beuge, ihm das Leben friſtet; ſondern er ſoll auch nach mir regieren, ſelbſt regieren, **weiſe und wohlthätig** regieren. Ich weis, wie viel hierzu gehöre. Ich ſchäme mich, ſo oft ich hieran denke, **vieler meines Standes, wenn ich die Geſchichte durchblättere.** Doch, was iſts? Die Schuld lag gröſtentheils gewis nicht an ihnen ſelbſt, ſondern an denjenigen, die für ihre **Erziehung zu ſorgen hatten.** Wird doch der Bauer kein guter Bauer, wenn er nicht gehörig dazu erzogen wird; wie kann ein Fürſt ein **wahrer** Fürſt werden, wenn er nicht dazu gebildet wird? Es giebt ja überall keine angebohrne Ideen; am wenigſten giebt es angebohrne Fürſtenideen. Theodor — du Freude meines Lebens — du ſollſt einſt werden weder **Schlafmüze**, noch **Trunkenbold**, noch **Zügellos**, noch **Starrkopf**, noch **Frömmling**, noch **Gottesleugner**, noch **Weichling**, noch **Tirann**. Werden ſollſt du **Vater** deines **Volks**. Und damit du dis werdeſt, ſollſt du von nun an unter meinen eigenen Augen erzogen werden. Ich will ſagen, was du ſehen und hören, womit du dich beſchäftigen, zerſtreuen und vergnügen, was du lernen und thun ſollſt. — Meſſieurs, ich habe eine geraume Zeit hindurch ihren Unterredungen, Urtheilen und Rathgebungen über die Erziehung der Fürſtenſöhne zu Fürſten zugehört; weil ich über dieſen wichtigen Gegenſtand wohl **eine ganze Welt** hätte mögen ſprechen hören. Das Gute habe ich benutzt; das Schlechte gebe ich an die Behörden zurück. **Von nun an hören alle Geſpräche darüber auf.** Ich habe meinen eigenen Plan gemacht, nach welchem Theodor Punkt für Punkt erzogen werden ſoll. Er beſtehet kürzlich darin — **daß Theodor einer der geſundeſten, ſtärkſten, thätigſten, männlichſten, weiſeſten, edelſten und liebevolleſten Menſchen werden ſolle, die dieſe Nation aufzuweiſen hat.** Hierdurch einzig und allein hoffe ich mein Volk dafür zu entſchädigen, daß ich auf gut Glück im Beſitz der Gerechtſame bin, ſchon jetzt auf meinen ſechsjährigen Knaben hinzuweiſen und zu ſprechen — **ſehet da, das iſt euer künftiger Fürſt!** Dieſen Plan ſagen Sie allen meinen Unterthanen. Verſichern Sie ſich ſelbſt von der Unbeweglichkeit deſſelben auf das feſteſte. Aber — **die Ausführung des Plans** überlaſſen Sie ganz mir!"

Die ſämtlichen Kavaliere und Räthe ſahen einander nach der Reihe herum an, als Adolf ſo geredet hatte, und wußten nicht, ob jemand, und wer, und was er antworten ſollte. Sie hatten ganz andere Kontenta ſeiner Rede erwartet. Einige hatten an dieſem Tage ein groſſes Avancement unter der Dienerſchaft gehoft; andere hatten im mindeſten nicht daran gezweifelt, daß ſie jetzt feierlich für die Aufſeher und Oberaufſeher, für die Hofmeiſter und Oberhofmeiſter, für die Edukationsdirektoren und Oberedukationsdirektoren des Prinzen erklärt werden würden. Jeder von allen hatte ſich geſchmeichelt, daß ſeine Erziehungsprincipien von dem Fürſten mit Beifall gekrönt und nun bei Theodors Bildung zum Grunde gelegt werden würden. Von allem dieſen aber — geſchah nichts. Adolf kündigte einen eigenen Plan an; — es war von keinem Oberaufſeher, Oberhofmeiſter und Oberedukationsdirektor die Rede; — jeder von den anweſenden Dienern blieb, was er geweſen war, ehe er heute nach Hofe ging. Eine allgemeine Stille voll Verlegenheit und Engbrüſtigkeit herrſchte im ganzen Kourſaal. Endlich trat der Hofrath Nothe, ein junger, aufgeklärter, wakkerer Mann, der während der Rede ſeines Herrn oft mit dem Kopf genickt hatte, um einige Schritte hervor und ſprach:

„Jeder Vater hat das Recht, ſein Kind zu erziehen, wie er es am beſten findet; wie vielmehr, o Fürſt, haben Sie es! Ach daß alle Groſſen der Welt Ihrem Beiſpiele folgten und ſo viel Antheil an der Bildung ihrer Söhne nähmen, welche nach ihnen die Völker beherrſchen ſollen! Und was müſſen wir nicht von der Bildung eines Prinzen erwarten, wozu ein Vater den Plan machte; für den der Anblick ſeines ganzen Landes Zeuge iſt, daß er die Wiſſenſchaft verſtehe und ausübe, ſeine Unterthanen glücklich zu machen! Ihro Durchlaucht haben in Ihrer Anrede an uns **Wahrheiten geſagt, welche bis jetzt Fürſten nur laut ſagen, wir übrigen aber nur denken durften.** Wie muß das Herz rechtſchaffener Diener einem Herren entgegenſchlagen, der mit ſolcher Unpartheilichkeit über Angelegenheiten ſeines eigenen Standes ſpricht? Beharren Sie, gnädigſter Herr, auf dem Wege, welchen Sie zur Erziehung Ihres Prinzen eingegangen ſind. Er iſt der richtige, und die Gottheit wird Sie auf ſelbigem ſegnen. Jahre und Kräfte, das groſſe Werk zu vollenden, wollen wir Ihnen vom Himmel erflehen. O welche Wonne, welche Seligkeiten ſtehen nun auch der ſpäten Zukunft meines Vaterlandes bevor! Wie wird die Nachwelt in ſeinem Schoſſe ſich unter Theodor eben ſo geſegnet preiſen, wie ihre Väter einſt ſich unter Adolf prieſen!″

Der Fürſt reichte Rothen die Hand und gab der ganzen Verſammlung ein Zeichen, daß ſie nun wieder aus einander gehen könnte. Rothe mußte da bleiben. Als die übrigen ſich entfernt hatten, diktirte ihm Adolf ſelbſt folgendes Reſkript, welches ſogleich an alle Kollegien des Landes erging, und noch an demſelben Tage allen höhern und niedern Dienern und Bedienten des Hofes, von dem Regierungspräſidenten an bis zum jüngſten Küchenjungen, der geſtern erſt die Schürze bekommen hatte, publicirt ward:

„Ich befehle hiermit allen und jeden, die ſich zu meiner Dienerſchaft und zu meinem Hofe rechnen, auf das ernſtlichſte, daß ſich niemand unterſtehe, meinen Sohn Theodor, der heute in ſein ſiebentes Jahr getreten iſt, Ihro Durchlaucht oder gnädigſter Herr zu nennen. Er iſt noch kein gnädiger Herr, ſondern blos ein gutherziger, unverdorbener Knabe. Auch iſt er noch keine Durchlaucht, ſondern nur der Sohn einer Durchlaucht. So einen Knaben nennt der Deutſche — Prinz; und ſo ſoll man meinen Theodor auch nennen. Auch iſt es mein ernſtlichſter Wille, daß ſichs niemand einfallen laſſen ſolle, ihm vorzuſchwatzen, daß er einmahl ein groſſer, vornehmer Herr werden, über Land und Leute zu befehlen haben und thun können werde, wie er wolle, und was dergleichen mehr iſt, als wodurch ſolchen Knaben nur zu früh ein Nagel in den Kopf geſetzt wird, daß ſie wohl wunder denken, was ſie ſchon ſind. Wenn es Zeit ſein wird, ihm dergleichen zu ſagen, will ich es ihm wohl ſelbſt ſagen; und zwar auf ſo eine Art, daß ihm kein Nagel darüber in den Kopf fahren ſoll. Wer dieſe meine Befehle übertritt, der verliehrt auf der Stelle ſeinen Dienſt, oder, wenn er dergleichen nicht hat, doch ſofort allen Zutritt am Hofe. Wornach ſich zu achten!

Adolf."

Der Inhalt dieſes Reſkripts ward auch mit veränderten Worten noch an demſelben Tage der ganzen Nation bei Trommelſchlag bekannt gemacht.

Unter den erſten Räthen des Fürſten befand ſich der Geheimerath Zensdorf; ein Greis, deſſen Exiſtenz am Hofe ſich noch in der vorvorigen Regierung verlohr, und der dem fürſtlichen Hauſe viel wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Beſonders hatte er viele Streitigkeiten mit den Nachbaren abgethan und verſchiedene beträchtliche Anſprüche ſeiner Fürſten geltend gemacht. Den gröſten Theil ſeines Lebens hatte er in den Archiven zugebracht, und man konnte ihn noch in ſeinen hohen Jahren als ein lebendiges Archiv des Hauſes betrachten. Adolf konnte bei ihm nachfragen über Angelegenheiten des Hofes und des Landes, wie er wollte, und es mogte eine Gerechtſame des erſtern oder ein Statut des letztern betreffen, ſo wußte ihm Zensdorf auf der Stelle darüber Beſcheid zu geben. Der alte Mann hatte eine ſo ausgebreitete, eiſenfeſte Memorie, daß er mehrentheils Jahr und Tag, wenn etwas auseinandergeſetzt, berichtigt oder verordnet worden war, pünktlich angeben und ſogar die Pagina im Buch, worauf er ſich berief, aus dem Kopf hernennen konnte. Adolf ſchätzte ihn deßhalb hoch, und Zensdorf war einer von denen, welche zu allen Zeiten unangemeldet bei ihm Vortritt haben konnten. Der brauchbare Greis hatte aber eine gewiſſe unangenehme Seite, welche man bei Männern ſeiner Art ſehr häufig anzutreffen pflegt; nehmlich — **er war der unbiegſamſte Vertheidiger und Eiferer für jedes alte Herkommen, es mogte gehören, zu welcher Klaſſe es wollte.** Vermuthlich hatte ſeine Seele dieſe Stimmung dadurch erhalten, daß er ſich faſt immer damit hatte beſchäftigen müſſen, **alte Gerechtſame ſeiner Fürſten aus den Urkunden der Vorwelt aufzuſuchen, darzuthun und geltend zu machen.** Adolf überſah dieſe an ihm oft äußerſt läſtige Seite der übrigen nützlichen wegen, die er an ihm fand, klopfte ihm bei Gelegenheiten, wenn er ſie zu eifrig zeigte, die Schultern, und pflegte wohl dazu zu ſagen — — — laſſen Sie es gut ſein, lieber Greis; es betrift ja keinen von den alten Anſprüchen meines Hauſes. . .

Zensdorf war bei der Verſammlung des Hofes und bei der Rede des Fürſten nicht gegenwärtig geweſen, ſondern kam eben erſt, als der Inhalt eines Reſkripts bei Trommelſchlag publicirt ward, von einer Grenzbeſichtigung zurück. Er lies den Wagen mitten auf dem Markt halten, um zu hören, was da abgeleſen werde, und, als er es vernommen, ſtieg er auf der Stelle aus und ging zum Fürſten.

„Gnädigſter Herr, ich habe alleweil gehört, daß ich Höchſtdero Herrn Erbprinz nicht Ihro Durchlaucht nennen ſoll. Der alte Zensdorf nennt ihn aber doch ſo. Da nun hierauf die Kaſſation geſetzt iſt; ſo will ich lieber gleich unterthänigſt um meine Dimißion bitten, damit ich nicht kaßirt werde.“

Adolf. Die kann ich Ihnen nicht geben; denn mein Haus verlöhre zu viel dabei. Ich habe ja das Geſetz gegeben; ſo kann ich auch eine Ausnahme davon machen und ſagen — mein alter Geheimerath Zensdorf ſoll der einzige ſein, der meinen ſiebenjährigen Knaben Ihro Durchlaucht nennen darf. Aber guter Greis, wie wird das klingen, wenn Sie, nachdem ich einmahl etwas für thöricht erklärt habe, das Privilegium erhalten, die Thorheit allein zu begehen? Und thöricht iſts ja doch — überlegen Sie es nur recht — ein Menſchenkind, das noch nichts weis und noch nichts geleiſtet hat, ſchon ſo zu betiteln. Wer ſpricht denn wohl zum Knaben meines Generalſuperintendenten, Ihro Magnificenz, oder wer hat zu Ihrem Knaben geſagt Ihro Excellenz? Würden Sie und der Generalſuperintendent nicht beide ſich den Unterleib für lachen haben halten müſſen, wenn Sie dis gehört hätten?

Zensdorf. Vergeben Sie, gnädigſter Herr, es iſt keine Thorheit, ſondern vielmehr eine lobenswürdige alte Sitte, daß man auch die Fürſtenkinder Ihro Durchlaucht nennet.

Adolf. Nun, alt iſt ſie wohl nicht. Das wiſſen Sie ſo gut, als ich. Vielmehr gehört ſie zu den Uebertreibungen neuerer Zeiten. Und überhaupt, lieber Geheimerath, die Sache betrift ja keine der alten Anſprüche und Gerechtſame meines Hauſes...

Zensdorf. (hitzig.) Ja wohl betrift ſie dieſe. Das wollte ich eben vorhin damit ſagen, daß die Sitte ihren guten Grund hätte.

Adolf. (lächelnd.) Nun, den möchte ich doch in der That hören.

Zensdorf. Es iſt die Pflicht eines Volks, daß es den Fürſten auch in ſeinen Kindern ehre.

Adolf. Das heißt nichts anders als — man ſoll meinen Sohn meintwegen ehren. Das iſt aber falſch. Ein jeder Menſch muß ſein ſelbſt wegen geehrt werden. Theodor aber hat noch nichts an ſich, weshalb er geehrt werden ſollte. Er iſt mein Sohn — das iſt wahr; aber hat er hierzu etwas beigetragen? Haben Sie denn verlangt, daß man Ihre Söhne, als ſie noch ſolche Knaben waren, Ihrentwegen ehren, und was noch mehr iſt, eben ſo hoch ehren ſollte, als Sie? Sie waren damahls Hofrath; wurden denn Ihre Knaben deshalb etwa die kleinen Hofräthe genannt? — Erwägen Sie doch, wie ich vielmehr dadurch entehrt würde, wenn mein Volk zwiſchen mir und meinem ſiebenjährigen Kinde keinen Unterſchied machte, ſondern einen wie den andern Ihro Durchlaucht riefe...

Zensdorf. (der anfängt den Kopf zu ſchütteln.) Es iſt ja aber doch der Erbprinz — der künftige Regent. Das Volk muß ſich gleich vom Anfang an dazu gewöhnen, gegen den Herrn Reſpekt zu faſſen, der einſt über daſſelbe herrſchen ſoll.

Adolf. (gleichfalls den Kopf ſchüttelnd.) Das wäre fein! Kann ich dis auch wohl meinem Volke zumuthen, ohne mich der Zumuthung zu ſchämen? Wenn hat man denn Achtung für einen Gelehrten — **wenn er noch ſelbſt in die Schule geht, oder wenn er andere ſchon wieder vollkommen unterrichten kann?** Wenn ſchätzt man den Künſtler und Profeßioniſten — **wenn er noch nicht einmahl aus der Lehre iſt, oder wenn er Meiſterſtücke liefert?** Kein Menſch nennt den Sekundaner **Herr Magiſter,** und kein Menſch den Lehrburſchen **Meiſter.** Das dürfte nur erſt geſchehen; ſo würde es in dem Gelehrten- Künſtler- und Profeßioniſtenſtand bald ſauber ausſehen. Wie müßte ich Theodors wegen in Sorgen ſein, wenn man jetzt ſchon den Reſpekt gegen ihn haben ſollte, den er einſt nur als **regierender** Fürſt verlangen kann? Nein, er bilde ſich zuvor aus und werde dadurch des Reſpekts erſt würdig, der ihm einmahl zu Theile werden ſoll. Und hierfür ſtehe ich! Er ſoll ſo erzogen werden, daß er einſt, wenn er zur Regierung gelangt, durch Weisheit und Tugend den Reſpekt aller ſeiner Unterthanen habe. Alsdann mögen ſie ihn mit **Recht** Ihro Durchlaucht nennen; aber jetzt ſoll man mir dem Knaben nicht etwa den Kopf zu verrücken ſuchen. — — A propos, Herr Geheimerath, wann war das, daß die Sache wegen der

Grenzſtreitigkeit zwiſchen uns und dem Hofe zu L.. zur Richtigkeit kam, und wo finde ich den Vergleich?

Zensdorf. (der den Kopf noch mehr ſchüttelt.) Gnädigſter Herr, das war — das war Anno 1740, am 13. Februar, da der exceßive Froſt war, morgens um 9 Uhr, auf dem Schloſſe Ulrikenburg. Der Vergleich ſteht — ſteht — ſteht in den neuſten Grenzbeziehungsakten, Tom. 4. fol. 69 und 70.

Adolf. Ich möchte den Vergleich wohl ſehen.

Zensdorf. (der abgeht.) Ich werde ihn Ihro Durchlaucht noch heute zu überſchicken die Ehre haben.

Adolf. (als Zensdorf weg iſt, vor ſich ſelbſt.) Das ſoll gut werden! Mit dem Alten ſoll ich wohl noch meine tauſend Noth haben, wenn er jetzt ſchon dagegen eifert, daß Theodor nicht Ihro Durchlaucht heißen ſoll. Das kann aber alles nichts helfen; er mag reden, was er will.

Ganz das Gegenſtück zum Geheimenrath Zensdorf war der **Hofrath Rothe**; — ein junger philoſophiſcher Kopf, der ſich auf einer Galeere zu befinden glaubte, wenn er einmahl im geheimen Archiv alle zu einander gehörige Urkunden zuſammenſuchen oder eine Deduktion von einer Quartſeite daraus verfertigen ſollte. Die Stärke, welche bei Zensdorfen die untren Seelenkräfte hatten, beſaßen bei ihm die obern. Er hegte einen unwiderſtehlichen Verdacht auf der Stelle gegen alles, ſobald er hörte, daß es alt ſei; doch lies er Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er nach angeſtellter Unterſuchung fand, daß das Alte gut ſei. Nur mußte niemand begehren, daß er etwas blos darum billigen und loben ſollte, weil es alt ſei; noch viel weniger durfte man ihm zumuthen, daß er ſogar Ehrfurcht gegen etwas blos darum bezeigen ſollte, weil es uralt ſei. Wahrſcheinlicher Weiſe rührte dis davon her, weil er auf Univerſitäten wider die Gewohnheit der Juriſten wacker Philoſophie ſtudirt hatte, und weil philoſophiſche Schriften noch bis auf dieſen Augenblick ſeine Lieblingslektüre waren. Adolf hatte ihn auf ſeine Koſten ſtudiren laſſen, weil er der älteſte von eilf Kindern eines Vaters war, der mehr von einer Gnadenzulage des Fürſten, als von ſeinem Dienſt, leben mußte, und weil er ihm ausdrücklich von allen ſeinen Lehrern als ein überaus fähiger Kopf empfohlen worden war. Nachher hatte Rothe auf fürſtliche Koſten einige Jahre ſich auf Reiſen gemacht und ſeinen philoſophiſchen Geiſt durch Beobachtungen der Länder, Völker, Fürſten, Geſetze und Sitten noch mehr ausgebildet. Als er nun wieder nach Hauſe kam, und in den Landeskollegien mit arbeiten ſollte, ſties ſich ſein erleuchteter Kopf täglich gegen zen Geſetze, Einrichtungen und Herkommen, die er mit der geſunden Vernunft nicht vereinigen konnte. Er hatte deshalb tägliche Ueberläufe mit den ältern Räthen, die ihm dann wohl noch obendrein ſeine Jugend vorwarfen, und klagte dem Fürſten ſeine Noth. . Adolf ſah ein, daß der junge Mann wohl oft Recht haben mögte, erlößte ihn vom Kollegienmechanismus, und machte ihn zu ſeinem geheimen Expedienten. Da war er denn faſt unaufhörlich bei ſeinem weiſen Fürſten, der nun erſt Gelegenheit hatte, ſeine herrlichen Geiſtesgaben und Kenntniſſe vollkommen kennen zu lernen. Rothe arbeitete ſchnell und gut. Alles, was er entwarf, war präcis und deutlich; und es war ihm gleich leicht, ob er den Aufſatz deutſch, lateiniſch, franzöſiſch, engliſch oder italiäniſch anfertigen ſollte.

So, wie Theodor gebohren war, fiel Adolfs erſter Blick auf Rothen, daß dieſer einſt ſein Erzieher werden ſollte; und jetzt, da der Prinz nun wirklich in die Hände eines ſolchen überzugehen, im Begrif war, blieb Adolfs letzter Blick deshalb an Rothen hangen. „Setzen Sie ſich, ſprach der Fürſt Tags darauf, als er die ganze Dienerſchaft verſammlet gehabt hatte, zu ihm, und ſchreiben Sie den letzten Brief für mich. Als Rothe damit fertig war, fuhr Adolf alſo fort:

„Von nun an verſetze ich Sie auf einen andern Poſten. Er iſt zwar nicht an äußerlicher Ehre der wichtigſte, aber er iſt es an innerm Gehalt, und Sie können auf ſelbigem dieſem Staate mehr Nutzen ſtiften, als alle meine Miniſter und Räthe zuſammen. Sie ſollen meinen Sohn erziehen helfen. Ihr moraliſcher Karakter, Ihre Sprach- und Sachkenntniſſe, Ihre männliche Lebhaftigkeit geben Ihnen die Eigenſchaften hierzu. Denken Sie nicht, daß Sie noch viel andere dabei zur Seite haben ſollen, nur ein einziger Mithelfer wird es ſein, und der — bin ich. Ich weis es, daß ich Ihnen viel auftrage; ich weis aber auch, daß Sie ein Mann ſind, der viel leiſten kann. Wir wollen alle und jede Masregeln beſprechen, die Theodors wegen genommen werden ſollen. Mein Plan iſt zwar gemacht, und ich habe ihn ſo oft überlegt und überſonnen, daß ich ihn ſchier auswendig weis; allein ich werde mich nicht ſchämen, ihn hier oder da abzuändern, ſobald ich ihn irgendwo bei der Ausführung entweder unthunlich oder doch unzweckmäßig finde. Alle Ihre Bedenken und Zweifel gegen die Einrichtungen, welche ich treffe, ſagen Sie mir jederzeit frei heraus. Ich kann Widerſpruch ertragen; ich kann nachgeben, ſobald man mich überzeugt, daß ich Unrecht habe. Ich habe hiervon ſchon öffentliche Beweiſe gegeben, und dadurch weiter keinen Vorwurf mir zugezogen, als den — daß ich auch ein Menſch ſei. Hätte ich dis nicht gethan; wäre ich auf meinen Kopf beſtanden, wenn ich offenbar unrecht hatte:-ſo hätte ich den Vorwurf verdient, daß ich kein guter Menſch ſei. Dieſer wäre nur Schande geweſen; nicht jener. Wie vielmehr werde ich Einwürfe und Gegenſätze in einer Angelegenheit ertragen, die die wichtigſte für meine kleine und groſſe Familie, oder für mein Haus und für mein **Volk** iſt! Lohnen werde ich Sie für Ihre Arbeit, wie ſichs gehört. Misdeuten Sie dieſen Ausdruck nicht, er ſoll ein Gegenſatz gegen die empfindſamklingende, im Grunde aber nur Geitzbedeckende Sprache ſein, in welcher man Männern Ihrer Art ſehr ſchmeichelnd ſagt, daß nur ihr eignes Herz ſie belohnen könne, — um ihnen mit einigem Anſtande einen Lumpengehalt auswerfen zu dürfen. Sie treten mithin von heute an in den Genuß desjenigen Gehalts, den meine Geheimenräthe haben, und behalten ihn auf Lebenszeit. Iſt Theodor dann erzogen; regiert er einſt an meinem Platz: ſo ſollen Sie nichts weiter dafür thun, als — daß Sie ſein vertrauteſter Freund bleiben. Welche Beſtimmung für Sie, in die Sie nun treten! Fühlen Sie ſie ganz in aller ihrer Wichtigkeit. Aber auch welcher Segen für Sie, wenn Sie ſie erfüllen und aus meinem Theodor einen Mann bilden, der einſt ſo vielen Tauſenden Schutz, Troſt und Beiſtand werde! Laſſen Sie uns vorzüglich dafür ſorgen, daß keins von jenen Laſtern, mit welchen die Höfe ſo oft angeſteckt ſind, in ſeine Seele einſchleiche. Er iſt ſehr lebhaft, aber er iſt auch ſehr biegſam. Er hat das **Feuer ſeines Vaters und das Herz ſeiner Mutter**" — —

Das hat er — unterbrach Adolfen Ulrike, die jetzt ins Zimmer trat und Theodorn an der Hand hatte — das hat er; und zwar das eine, wie das andere. Hier bringe ich ihn und übergebe ihn Ihren Händen, mein lieber Rothe. **Einem edlen Manne hat man nicht nöthig viel zu ſagen.** So viel alſo nur: — mein Sohn iſt noch geſund und ſo gut, wie er war, als ich ihn zur Welt brachte. Nun ſorgen Sie, daß er fernerhin weder an Leib noch Seele verderbe.

Theodor lies ſeine Mutter los, eilte an Rothen hin, von dem ſie ihm den Tag über viel erzählt hatte, zog ihn nach ſich herunter und umarmte ihn.

Adolf. Das iſt dein nunmehriger Lehrer, Erzieher und Freund, mein Sohn.

Theodor. (freudig.) Ach ja, ich weis es ſchon. Und darum küſſe ich ihn eben.

Adolf. Liebe ihn, wie du deine Eltern liebeſt, und folge ihm in allen, wie du uns folgeſt. Ich habe zu viel zu thun; ſonſt wollte ich dich allein ſelbſt unterrichten und dich immer bei mir haben. Wir wollen aber doch nicht weit von einander ſein, und er wird dich auch nichts als Nützliches und Gutes lehren. Wenn du ihm recht zuhöreſt und folgeſt, wirſt du ein kluger und guter Menſch werden; und dann, dann werden wir und alle Menſchen dich erſt recht lieb haben.

Theodor. (hüpfend.) Ich will gewis recht folgen und auch recht fleißig lernen.

Hofrath Rothe. (der jezt in einer der ſonderbarſten und angenehmſten Betäubungen ſeines Lebens geweſen war.) Durchlauchtigſter Fürſt, verzeihen Sie die Verlegenheit, in der Sie mich erblicken — — ich bin überraſcht, überſtrömt auf allen Seiten von zu viel Gnade und Zutrauen — mein Herz ſucht den Ausdruck ſeiner Empfindungen vergeblich — — — ſelten empfing wohl ein Erzieher ſeinen Zögling unmittelbar aus ſolchen Händen — — noch nie drang wohl ſo ein Zögling auf ſeinen Erzieher ſo zu. Gern und freudig übernehm' ich das groſſe mir aufgetragene Geſchäft, um es zu betreiben, ſo viel in meinen Kräften iſt. Mein Geiſt und mein Herz ſoll daran arbeiten, grosmüthiger Fürſt. . Nie ſoll es Sie gereuen, meine edelſte Fürſtin, daß Ihr Prinz von Ihrer Hand ſich losmachte und nach der meinigen grif. . . Und Sie, lieber Prinz — hören Sie mich; ich will ganz für Sie leben. Ich will Ihnen nach und nach alles mittheilen, was ich weis und was Ihnen nützlich iſt. Ich will Ihnen guten Rath geben, will Sie vor Gefahren ſchützen, will Sie die ſchönſten Freuden des Lebens kennen lehren — — — Lieben Sie mich nur! Sein Sie aufmerkſam, zutraulich gegen mich, herzlich, nachdenkend, folgeleiſtend — — —

Theodor kletterte an Rothen unter Freudenthränen hinan und ſchwebte an ſeinem Halſe. Adolf gab ein Zeichen. Ulrike ging darauf voran und lies ein Zimmer neben Adolfs Zimmer öfnen, welches ſie von nun an Theodorn und ſeinem Hofmeiſter zur Wohnung anwies. Ein einziger Bedienter ſtand da, der ſich bei Rothen zur immerwährenden Aufwartung meldete. Adolf ſelbſt hatte ihn unter allen ſeinen Hoflakeien dazu ausgeſucht. Schmidt war ein Menſch von mittlerm Alter, vernünftig, geſetzt, ſorgfältig, treu, unerſchrocken und von ſtarken Leibeskräften. Sein Gehalt war ihm von Stund an verdreifacht worden, und der Fürſt ſelbſt hatte ihm auch ſeine Inſtruktion gegeben. Vermöge derſelben ſollte er den Prinz nicht verweichlichen, ſondern nur vor Schaden bewahren helfen, um ihn ſein, ſo oft er gerufen würde, und alle die Geſchäfte verrichten, welche ihm Hofrath Rothe auftrüge. Rothe war von dieſem Tage an nicht weniger noch immer oft mit dem Fürſten allein; da denn der Gegenſtand ihrer Unterredungen kein anderer war, als Theodor. Auch war Adolf oft bei Rothen, und wohnte den Ausübungen und Anwendungen ſeiner eignen gegebenen Erziehungsvorſchriften bei.

Theodor war das Kleinod ſeiner Eltern und die einzige Hofnung des Landes. Man konnte ihn mit einer Blume oder Pflanze von ausnehmendem Werth vergleichen, die im ganzen Garten in ihrer Art nur einmahl da iſt, und die der Gärtner deshalb mit ausnehmender Sorgfalt zu erhalten ſucht. Wie aber ein erfahrener Gärtner ein ſo einziges ſchätzbares Gewächs, an deſſen Erhaltung ihm ſo viel gelegen iſt, weder übertreibt noch verzärtelt: ſo ordnete auch Adolf eine ſehr vollkommene Aufſicht über ihn — ohne alle Verweichlichung an. Dauerhafte Geſundheit und Stärke, bei der Theodor Gefahren und Leiden nicht achten mögte, waren die erſten Zwecke, auf deren Erreichung fortgearbeitet werden ſollte.

„Ich weiß nicht, wie mir werde, ſprach Adolf gleich am erſten Tage noch zu Rothen, wenn ich mir erſt einen verweichlichten und durch Verweichlichung entnervten Menſchen denke und hernach hinzudenke, daß er ein regierender Herr ſei. Das iſt freilich eine Grille, daß der Fürſt allemahl Kopfslänger ſein müſſe, als die ganze Nation. Den Romanſchreibern und Heldengedichtmachern verurſacht dis zwar weiter keinen Aufwand; in der Natur aber iſt dieſer Umſtand um keinen Preis immer zu erkaufen. Im Grunde betrachtet, liegt hierauf auch gar nicht das Gewicht, welches man ſich oft träumet; denn die Gröſſe der Seele iſt nach nichts weniger abzumeſſen, als — nach der Größe ihres Körper. Aber das iſt keine Grille, daß derjenige, welcher an der Spize eines Volks ſtehen und in einem Reihen von vielen tauſend Männern der Erſte ſein ſoll, auch ein ganzer Mann ſein müſſe. Findet man es denn wohl bei den Thieren, welche entweder immer oder doch auf einige Zeit in Geſellſchaft leben, daß ſie einen ihrer Entkräfteten zum Vorſteher oder auch nur zum Zuganführer haben — oder haben ſie nicht jederzeit dazu einen ihrer Stärkſten, Raſcheſten und Vollkräftigſten? Iſt denn die Beſtimmung eines Fürſten, ein geſchäftloſer Mann zu ſein, oder liegt nicht vielmehr auf ihm eine ganze Laſt der allergröſſeſten und wichtigſten Geſchäfte? Nun, wie kann er denn arbeiten, wenn er ein unkräftiger Mann iſt? Wie kann er einer der unermüdeteſten Arbeiter ſein, wenn er nicht einer der allerkräftigſten Männer iſt? Er muß ein Menſch ſein, der Gefahren nicht ſcheuet, dem es nicht darum zu thun iſt, ob er einmahl eine Nacht durchſchlafe oder durchwache, der im September nicht ſchon in den Pelz kriecht, und der eine gute Doſis Nebel hinterſchlucken kann, ohne Tages drauf über Rhevmatiſmus zu ächzen. Ein Mann muß er ſein, der ſich nicht allenthalben, wo er nöthig iſt, auf der Sänfte tragen läſſet, der, wenn Feuer, Ueberſchwemmung, oder ſonſt gros Unglück im Lande entſteht, es ſei ſpät oder früh am Tage und im Jahre, gleich bei der Hand iſt und Rettung anordnet, und der gröſtentheils bei gutem Muth und bei froher Laune ſich befindet, damit er den bittenden oder klagenden Unterthan nicht von ſich ſcheuche und bis zur Verzweiflung bringe, ſondern immer aufgelegt ſei, ihn anzuhören, und ihm Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit angedeihen zu laſſen. Wie kann er aber ſo ein Menſch ſein, wenn ſein Körper von der Beſchaffenheit iſt, daß jede Anſtrengung ſeiner Kräfte ihn ſogleich heftig erſchüttert oder gar zu Boden wirft; — wenn er an Gemächlichkeit von Jugend auf ſo verwöhnt iſt, daß ihn die geringſte Stöhrung derſelben alsbald ganz und gar aus dem Gleiſe bringt; — und wenn er ſich den ſinnlichen Vergnügensgenüſſen einmahl ſo ergeben hat, daß ihn jede kleine Aufopferung derſelben, welche das Wohl des Staats oder auch nur das Heil eines einzelnen Bürgers von ihm fordert, auf das äuſſerſte mismüthig, unwillig und verdroſſen macht? Ach, unüberſehbar gros iſt das Elend eines Landes, deſſen **Regent ein durch Verweichlichung entnervter Mann** iſt! Die Nation hat von ihm ſelbſt wenig oder nichts ſich zu getröſten. Sie und **Er** — alle beide ſind ſie in den Händen ſeiner **Miniſter und Räthe.** Dieſe ſind Fürſt; nicht **Er. Er trägt nur den Nahmen des Fürſten** — ſie tragen die fürſtliche **Macht. Er unterſchreibt** nur — **ſie beſchlieſſen, machen ab, legen ihm vor die Feder,** was er unterſchreiben ſoll. Weil er ſeine Gemächlichkeit hierdurch gepflegt ſieht, ſo hat er nichts dagegen. Aber was geſchieht — was muß geſchehen? **Schurken und Schelme** drängen ſich nun bald zunächſt an ihn und — **leiten ihn am Gängelbande.** Ehrliche, rechtſchaffene Männer verderben es mit ihm; **weil ſie täglich Verſuche machen, ihn in pflichtmäſſige Thätigkeit zu ſetzen.** Sie werden bald durch jene auf die Seite geſchoben, oder begeben ſich freiwillig in patriotiſche Einſamkeiten; während daß die Schurken ſich des Ruders immer mehr bemächtigen, den Herrn immer mehr einſchläfern und einwiegen, ihm alles centnerſchwer vorſtellen, damit er ja niemals auf den Einfall komme, ſelbſt Hand mitanzulegen, oder auch ſelbſt nur unterſuchen zu wollen, ihm nur immer neue Zerſtreuungen und Vergnügungen verſchaffen, ihn im Taumel ſo hinhalten, daß er nie zu ſich ſelbſt und zum Gefühl ſeiner Würde recht zurückkomme, ihm wohl gar eine Abneigung gegen ſeine Unterthanen einflöſſen, damit niemand unmittelbaren Zutritt zu ihm erhalte, unterdeſſen immer mehr ſchalten, wie ſie wollen, eine zehntauſend Thaler nach den andern zuſammenſtehlen und erpreſſen, und, wie die Blutigel, am Geäder des Landes ſaugen... Wie geht es denn auf einem Pachthofe her, wo der Amtmann nur immer entweder im Großvaterſtuhl, oder am Spieltiſche ſitzt, oder beſtändig auf Gaſtereien umherſchwärmt? Nicht wahr, die Verwalter, Ausgeberinnen, Bierbrauer, Schäfer und Knechte ſcharren jeder auf ſeinem Kuchen; die Knechte ſchlagen einen Theil des Futterkorns, und der Brauer die Hälfte Malz unter, der Schäfer läſſet ſo viel Schafe an den Pocken ſterben, wie er will, die Ausgeberin berechnet ſo viel Buttertöpfe zur häuslichen Konſumtion, als ſie will, und die Verwalter verkaufen Waitzen, Gerſte, Hafer und Rübſamen, wofür ſie wollen, und Verwalter und Ausgeberinnen und Schäfer und Knechte und Bierbrauer verrathen keiner den andern, ſondern ſtecken alle zuſammen unter einer Decke? Nun, eben ſo geht es im Groſſen in einem Lande her, deſſen Fürſt wie jener Amtmann handelt. Hier wirft nun der geſunde Menſchenverſtand die Frage auf — wozu iſt er aber Fürſt, wenn er nicht Fürſt ſein will? Glaubt er das Recht zu haben, Fürſt nun einmahl bleiben zu müſſen, ſeine Unterthanen mögen wollen, oder nicht: ſo müßte ihm doch ſein eigenes menſchliches Gefühl auch ſagen, daß ſeine Unterthanen noch weit mehr Recht haben, von ihm zu fordern, daß er auch wirklich den Fürſten mache. Kann er dis nicht: ſo gebe er ſich nicht weiter dafür aus, ſondern mache ſeinen Stuhl leer; damit ein anderer ſich darauf ſetze, der es kann. Es wäre ja doch ein unerhörter Unſinn, zu glauben, daß ſeine jetztlebende Nation in ihren Vor- Vor- Vorfahren ſich ſollte anheiſchig gemacht haben, einſt nach vielen Jahrhunderten einen Menſchen für ihren Fürſten zu erkennen, der dis nun einmahl nicht ſein kann! .. Denkt man nun noch den Umſtand hinzu, daß ſo ein verweichlichter und entnervter Fürſt der Mann werde, der auch ſogar ſeinen Nachfolger zeugt — als wozu er dennoch oft noch Nerve genug hat — ſo wird warlich das Elend grenzenlos, das ſo ein einziger zur Regierung unfähiger Menſch über ein ganzes Volk verbreitet. Alſo wird es auch durch ſeinen Tod nicht einmahl für daſſelbe beſſer, ſondern vielmehr noch ſchlimmer!

Was kann, was darf man ſich denn wohl von der Nachkommenſchaft eines Vaters verſprechen, der ſelbſt ſchon entnervt und verbuttet war? Muß ſie nicht noch weit entnervter, verbutteter werden, als er? Warlich, ich halte es für die letzte Barmherzigkeit, welche Gott dem Volke deſſelben wiederfahren laſſen kann.— für wahre Direktion des oberſten Direktors halte ichs, wenn ſo ein Menſch von Fürſten ohne Erben bleibt. Wenn es möglich wäre, daß ſeine Unterthanen darüber ſeufzen könnten, daß er kinderlos bliebe: ſo würde dis zwar ein Beweis ihrer Gutherzigkeit, aber auch zugleich ein Beweis ihres unrechtverſtandenen Patriotismus ſein! denn im Grunde betrachtet, mußten ſie an dem Tage alle ſchon faſten, an welchem ihnen ein Prinz gebohren würde, um ſich dadurch auf die Faſtenwochen und Faſtenjahre vorzubereiten, welche ſie einſt unter ſeiner Regierung haben würden. — — Darum ſoll jetzt vor allen Dingen dafür geſorgt werden, daß Theodor, der von einem geſunden Vater gezeugt iſt, und der, wie ſein Anſehen zu erkennen giebt, von der Natur die Anwartſchaft auf eine lange und heitere Dauer erhalten hat, einſt ein recht feſter und ſtarker Mann werde. Ich will keinen Kannibalen und Irokeſen aus ihm machen; ein rüſtiger, vollkräftiger Deutſcher aber ſoll er werden, der nicht blos Hülfe, Hülfe! ſchreit, wenn er einen Unglücklichen in Lebensgefahr ſiehet, ſondern der auch, wenn auf der Stelle geholfen werden muß, denſelben mit ſeinen eigenen Händen angreifen und auf ſeinen eigenen Schultern aus Feuer und Waſſer tragen kann. Ich will keinen Bauer und Handlanger aus ihm machen; aber ein Fürſt ſoll er werden, der in ſeiner Art eben ſo wacker und unverdroſſen arbeitet, wie Bauern und Handlanger auf die ihrige. Niemand ſoll ihm einſt die glänzenden Vergnügungen ſeines höhern Standes misgönnen, weil er ihn auch die ſchwerern Pflichten deſſelben mit Treue und Eifer ausüben ſiehet. Hierzu iſt nun hauptſächlich nothwendig, daß er von allem, was auch nur an Verweichlichung und Verzärtelung grenzt, zurückgehalten werde. Ich kenne die weibiſchen Erziehungen, welche noch manchen Prinzen gegeben werden. Ich habe die Ehre, recht erzweibiſch erzogen worden zu ſein; aber darum empört ſich auch mein ganzes Herz dagegen. Ich ward nicht erzogen zu einem Manne, der einſt allenthalben vor dem Ris ſtehen ſoll, ſondern zu einer Puppe, die man in dem Glasſchrank ſtellt, oder höchſtens zu einem Wundergeſchöpfchen, das ſich dann und wann, wenn der Himmel recht klar und die Luft recht warm iſt, dem Volke für Geld ſehen laſſen mag. Da ward denn mein kleines dermahliges gar unbedeutendes Ich, das gnädigſte Herrchen, auf das pünktlichſte aufgewartet und bedient. Drei, vier, auch wohl ſechs, damit das halbe Dutzend voll werde, ſtanden Morgens und Abends um daſſelbe her, die es an- und auskleideten. Nach nichts durfte es weit greifen; nach nichts ſich bücken; alles ward ihm in die Hände gereicht. War das Wetter nicht ausnehmend ſchön: ſo ward es in die Zimmer geſperret oder in einem groſſen Kaſten ausgefahren. Ging es ja aus, ſo ward es von Kopf bis zu Füſſen wohl eingepackt, eingehüllt und eingemummt, damit kein Lüftchen es anwehe und ihm Verkältung verurſache. Forderte er etwas zu eſſen: ſo ward es reichlich mit Mandeltorte, Biskuit und Konfituren geſättigt, damit es ſich fein frühzeitig den Magen verſchleimen mögte — — und ſo weiter — ja zum Henker und ſo weiter — — — (hier gerieth der edle Fürſt wider ſeine Gewohnheit in Hitze, ſtampfte heftig auf und warf den Hut, daß er hinter den Ofen flog) Wenn ich daran denke ſo drehen ſich meine Gedärme noch dreimahl wurmförmiger, als der Schöpfer ſie gedrehet wiſſen wollte.... Ja, mit Zähneknirſchen ſehe ich darauf zurück... Gott weiß es, ob ſie Brei im Herzen, oder Heckerling in den Köpfen hatten, die mich ſo erzogen. . . Kurz, ich trage die Mahlzeichen davon noch an meinem Leibe, und darum ſoll ſchlechterdings mit Theodorn von allem das Gegentheil geſchehen.“

Dieſer Inſtruktion zufolge wurden gleich am erſten Abend dem Prinz zwar die leichten Nachtkleider gebracht; aber Rothe munterte ihn auf, ſich ſelbſt auszuziehen, und Schmidt mußte ihm nur dabei, als ſollte er es ihn lehren, zur Hand gehen.

Rothe. **Alles, was der Menſch an ſich ſelbſt thun kann, das iſt ihm Schande, wenn er es ſich von einem andern thun läſſet.** Kleine Kinder, Kranke und alte Leute müſſen von andern an- und ausgezogen werden. Das iſt ein Zeichen eines **Erwachſenen**, wenn man ſich ſelbſt behelfen kann. Je eher Sie Schmidts gar nicht mehr benöthigt ſind, deſto eher werden Sie auch unter die Leute gezählt, Prinz, die keine Kinder mehr ſind.

Theodor. Geſtern haben mich drei Jungfern ausgezogen. . .

Rothe. Geſtern wurden Sie auch noch unter die **kleinen Kinder** gerechnet. Von heute an nicht mehr.

Theodor. Mein Papa läßt ſich aber auch Schuh und Strümpfe aus- und anziehen. . .

Rothe. Sehen Sie auch einmahl den dikken Bauch an, den Ihr Vater hat, mein Prinz. Wenn Sie erſt ſo einen dicken Bauch haben, dann können Sie ſich nicht bücken, und dann muß Ihnen auch ein anderer Schuh und Strümpfe ausziehen. Jetzt aber können Sie ſich ſelbſt bücken. Wie ſollte es denn Ihr Vater machen? Seine Arme reichen ihn nicht über den Bauch weg. Das iſt aber ſchlimm genug, wenns uns ſo geht; denn da muß man immer warten, bis erſt jemand komme. Sie aber können ſich Schuh und Strümpfe ausziehen, wenn Sie wollen.

Theodor. Aber hören Sie einmahl — auch die Kleider läßt ſich mein Papa aus- und anziehen — — —

Rothe. Nicht immer, lieber Prinz. Ich weiß auch, daß er ſich ſelbſt ankleidet. Aber freilich es wird ihm ſauer. Wie geſagt, Ihr Vater iſt ſtark und dick; ſolche Leute können ſich nicht ſo vollkommen bewegen, wie wir.

Theodor. Ach, aber hören Sie doch — meine Mama iſt ja nicht dick und ſtark, und läßt ſich doch immer aus- und ankleiden...

Rothe. I lieber Prinz, Ihre Mutter iſt ja ein Frauenzimmer. Sind Sie denn ein Frauenzimmer? — Sehen Sie einmahl, wir Mannspersonen müſſen allemahl eher bei der Hand ſein, wenn irgendwo zu handeln, zu rathen und zu helfen iſt; denn wir ſind die Stärkern. Mithin müſſen auch unſere Kleider, Schuh und Strümpfe blos unter unſerer Gewalt ſtehen; damit wir gleich fertig ſein können. Und wenn dis auch nicht wäre, ſo wollte ich mich doch nimmermehr meines Rechts begeben, mich ſelbſt an- und auszukleiden. Ich mache mir ja dabei alles leiſer und ſanfter, als es andere mir machen würden. Ziehe ich mich ſelbſt aus: ſo reiſſe ich mich nicht, zerre mich nicht, komme nicht aus meinem Gleichgewicht, purzele nicht um. Ziehe ich mich ſelbſt an: ſo drücke ich mich nicht, ſteche mich nicht mit den Nadeln, binde, ſchnalle mich nicht zu feſt, u. ſ. w. Das macht — ich fühle dis alles gleich, weil ich es an mir ſelbſt thue. Lieſſe ich mir es von einem andern thun — der ſollte mich wohl ziehen und zerren, binden und kneipen, und könnte nicht einmahl etwas dafür; denn er fühlte es nicht, ſondern müßte es erſt aus meinen Zuckungen merken, und dann hätte ich den Schmerz ſchon weg.

Theodor. Das iſt auch wahr! Heute morgen hatten ſie mir den rechten Schuh ſo feſt geſchnallt, daß ich kaum gehen konnte.

Rothe. Da haben Sie es! Laſſen Sie ſich von keinem andern wieder die Schuhe zu ſchnallen, bis Sie erſt ſo einen dicken Bauch haben, wie Ihr Vater hat.

Theodor fing an, ſich ſelbſt aus- und anzuziehen, und bedurfte täglich weniger, daß man ihn dabei helfe. Je beſſer er es lernte, deſto mehr lobte ihn Rothe dafür. Nach acht Tagen konnte er es ganz allein und wußte ſich nicht wenig damit.

Nun ſind Sie kein Kind mehr — ſprach Rothe, als ſich der Prinz zum erſtenmahle ohne alle Beihülfe angekleidet hatte.

Theodors Ehrgeiz ward dadurch ſo erregt, daß er von nun an auch nicht mehr leiden wollte, **daß Schmidt ihm die Kleider hohlte oder wegtrüge.**

Der Prinz. (indem er zum Fürſten hinüber ſpringt.) Beſter Vater — **heute habe ich mich ganz allein angezogen.**

Adolf. Das iſt brav. Je gröſſer man wird, deſto weniger muß man auch andern Leuten Arbeit und Mühe machen. Sie haben doch wohl genug mit uns zu thun gehabt, ſo lange wir klein waren. Wenn ich es nur könnte — **es ſollte keine Hand an meinen Leib kommen, als meine eigne.**

Theodors ganzer An- und Aufzug war nichts mehr und nichts weniger, als — **befriedigtes Kleidungsbedürfnis mit Simplicität und** An-

Anſtändigkeit. Barfus zu gehen ward er nicht geübt, weil er in ſeinem ganzen Leben nicht barfus zu gehen nöthig haben, ſondern Schuh und Strümpfe immer würde bezahlen können. Ueber dieſe und andere pädagogiſche Harlekinaden war der weiſe Adolf weg, und würde ſie am allerwenigſten an ſeinem einzigen Prinz haben probiren laſſen. Ich will meinen Sohn ſtark machen, pflegte er in dergleichen Fällen zu ſagen, aber mit offenbarem Riſiko nicht. Allein Handſchuhe trug Theodor nicht; weil er zwar mit den Füſſen, aber nicht mit den Händen die kalte Erde berührte, und, was die Luft betrift, die Hände derſelben bald gewohnt werden. Eben ſo ging der Prinz auch jederzeit, ſobald er zu Hauſe oder doch nicht unterwegs war, mit bloſſem Kopf. Er gewöhnte ſich daran ſo leicht, daß ihm faſt nichts läſtiger war, als — der Hut. Oft vergaß er, ihn mitzunehmen, und, ſo wie er in einen Garten kam, hing der Hut am erſten, beſten Roſenſtock. Am Halſe ging Theodor ſtets blos; er mogte zu Hauſe oder nicht zu Hauſe, es mogte Sommer oder Winter ſein. Im Sommer fing er an, ſo zu gehen, und als der Winter kam, war er daran gewöhnt. Weit entfernt, daß der Prinz hiervon hätte Beſchwerlichkeiten haben ſollen, hörte man vielmehr gar nicht mehr von Bruſtkrankheiten, denen er ſonſt häufig unterworfen geweſen war. Das

Haar trug Theodor weder künſtlichgekräuſelt, noch gepudert; ſondern es floß ihm in natürlichen blonden Locken um den Hals und über die Stirn. Wuchs es zu lang, ſo ward es verſchnitten. Adolf war von allem künſtlichen Haarputz kein Freund; am wenigſten aber konnte er ihn an Kindern leiden, als an welchen er ſo offenbare Eitelkeit der Eltern für unverzeihlich hielt. An Theodors Leib kam weder im Sommer Seide, noch im Winter Pelz. Ein Kollet, worunter weiter kein Latz war, und drüber ein kurzer Reitrock war ſeine beſtändige Tracht. Die Jahreszeiten machten darinn keinen Unterſchied weiter, als daß in den gelindern Halbtuch, und in den ſtrengern Ganztuch dazu genommen ward. Gold und Silber ihn auf dem Kleide tragen zu laſſen, verſtattete Adolf durchaus nicht; denn — er ſelbſt trug dergleichen gewöhnlich nicht. War die Witterung zu ſtrenge, ſo legte Theodor noch einen langen Ueberrock an.

In dieſem ſimpeln Aufzuge erſchien der Prinz gleich am erſten Morgen, nachdem er Rothen übergeben worden war. Er befand ſich dabei ſehr luſtig und leicht. Der alte Geheimerath Zensdorf hatte eben die Thür zum Zimmer des Fürſten in der Hand, als Theodor von ſeiner Mutter zurückkam, der er ſich — ſo umgeſchaffen — hatte zeigen müſſen.

Zensdorf. (der ihn überall beſieht und befühlt, und darauf zurückprallt.) Ei ei ei — ei ei ei ei!!!

Adolf. (der ſein Zimmer öfnet.) Guten Morgen, lieber Geheimerath. Schon ſo früh wieder auf dem Platz? Alter unermüdeter Mann, kommen Sie doch näher.

Zensdorf. (der aus Betäubung alle ſeine Komplimente vergißt.) Ei ei ei — ei ei!

Adolf. (lächelnd.) Nun, was denn ei ei ei, ei ei?

Zensdorf. (ſehr ernſthaft) Was ſeh' ich da, gnädigſter Herr? Was ſoll aus unſerm Erbprinz werden? Hilf Gott — hilf barmherziger Vater im Himmel — die einzige Hofnung des Landes — — und die ſoll ſo hingeopfert werden!?!

Adof. (liebreich.) Wie denn hingeopfert, guter Greis?

Zensdorf. Mein Gott, der Herr muß ſich in den Tod erkälten. Kein Moltumbruſttuch — keine Halskrauſe — keine Mütze — und überall am Leibe ſo leicht und ſo dünn und ſo kurz angezogen.... Und wie er mit den Haaren geht! O Jemineh, o Jemineh! Und überhaupt der ganze Aufzug... Verzeihen, Ihro Durchlaucht, wenn ichs nicht gewußt hätte, daß er es wäre, ich hätte ihn nimmermehr für einen Erbprinzen angeſehen.

Adolf. Wofür denn? — Das iſt für ſo einen Knaben der allerſchicklichſte Aufzug. Das iſt die Tracht der Natur, und dieſe allein iſt ſtandesmäſſig. Mit jungen Leuten, wie Theodor, muß ſchlechterdings keine Pracht und Eitelkeit getrieben werden; und — wenn ihr **Vater der Kaiſer wäre.** Aller Firlefanz, Schnickſchnack und Kikelkakel iſt an ihnen gerade am unrechteſten Orte angebracht. Man bringt ihnen dadurch einen närriſchen Dünkel bei, macht ſie unnatürlich, läppiſch und auf ihre ganze Lebenszeit zu Gecken. Kinder befinden ſich auch gar nicht wohl dabei, wenn man ſie ſo herausputzt und herausſchniegelt. Sie lieben die Freiheit. Sehen Sie nur, wie Theodor heute ſo luſtig und guter Dinge und noch einmahl ſo leicht auf den Beinen iſt, als ſonſt. Und iſt denn nicht ſein Haar von Natur ſo ſchön und ſo blond, daß es keines Friſeurs und keines Puders bedarf? Iſt es nicht ſtark genug, daß es ſeinem Kopf eine hinlängliche Decke ſei?

Zensdorf. Gnädigſter Herr, ich erinnere mich jetzt an die Zeiten Ihrer Jugend. Wie Sie ſo ganz anders gingen, als Sie ſo alt waren — wie Ihr höchſtſeliger Herr Vater in Gott ruhenden Andenkens darauf hielt, daß Sie beſtändig

ſtan-

ſtandesmäſſig erſcheinen muſsten — — und wie das ſo recht prinzlich und fürſtlich lies...

Adolf. Ei, allerliebſt lies es; ich kann mich deſſen auch noch beſinnen. Nicht wahr — ich trug eine ſchöne hohe Friſur, wohlbekleiſtert, wohlbepudert und lieblichparfümirt, einen groſſen, groſſen Haarbeutel, der das Genick fein rückwärts hielt, ein ſchönes Stutzerkleid mit ſchönen ſteifen Schöſſen und ſchönen groſſen Aufſchlägen, eine Weſte mit Gold ſchön beſetzt, ſchöne weiſſe ſeidene Strümpfchen, ſchöne weiſſe glaſirte Handſchuh, einen ſchönen Staatsdegen an der Seite, einen ſchönen Stock mit einem ſchönen goldenen Knopf in der rechten Hand, ein Narrenhütchen, das ich nimmermehr als Hut gebrauchen konnte, unter dem linken Arm, und — wer mich noch nicht ſah, der konnte mich doch ſchon riechen... Ah, das waren herrliche Sachen! Es freut ſich meine ganze Seele noch, ſo oft ich daran denke. Wiſſen Sie, wie ich mir jetzt vorkomme, wenn ich mich mir ſo wieder vorſtelle? Gerade ſo, wie ein ausgeputzter Rieſe aus Liliput oder wie ein ausſtaffirter Zwerg aus Deutſchland — wie ein franzöſiſcher Petit-Petitmaiter oder wie ein Petitmaiter unter das Verkleinerungsglas geſchoben — wie eine Drathpuppe, wie ein kleiner Hanswurſt, den man aufs Theater ſtellt, um die Groſſen, welche ſich eben ſo kleiden und tragen, wie er, damit zu preſiſtiren. Mein Sohn iſt ein gebohrner Deutſcher; ich will keinen franzöſirenden Geck aus ihm haben. Die Zeiten ändern ſich. Sonſt ſuchte man eine Ehre darin, Ausländern nachzuäffen; jetzt fühlen wir uns wieder in unſerer Nationalwürde und ſind wieder Deutſche.

Zenodorf. (nachdem er viel vor ſich ſelbſt gemurmelt.) Ich bin auch ein alter deutſcher Mann, und darum vergeben Ihro Durchlaucht, daß ich ſo ganz deutſch rede Nichts geringeres, als die Geſundheit oder gar das Leben des jungen Herrn wird bei der neumodiſchen Tracht aufs Spiel geſetzt. Er muß ja ſchwächlich werden. Theils geht er ganz blos; theils kann man die übrige Kleidung für nichts rechnen. Erwägen Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht doch, wie Höchſtdero Höchſtſelige Eltern Höchſtdieſelben ſo ſorgfältig zu verwahren ſuchten, daß Sie auch kein Lüftchen anwehen konnte.

Adolf. Sie reden ja doch nicht ganz deutſch mit mir. Sprechen Sie doch — Ihre ſeligen Eltern Sie ſo ſorgfältig zu verwahren ſuchten. So ſpricht der Deutſche. „Wie Höchſtdero Höchſtſelige Eltern Höchſtdieſelben" wie das klingt! Iſt es nicht, als holperten und ſtolperten Sie an mich her? Ich habe Ihnen das ſchon oft geſagt; — Sie machen mir in der That dadurch **Ohrenzwang**. . .

Zensdorf. (ſich beugend.) Ich bin nun einmahl noch ſo von der alten Welt; — halten Ihro Durchlaucht mir das zu Gnaden; — ich bin ſo ein **alter gerader Mann**.

Adolf. Das iſts eben, was ich ſage, und darum kleiden Sie ſolche **Ungeradheiten** und **ceremoniöſe Umſchweife** am wenigſten. Und von Ihrer alten Welt ſchweigen Sie vollends ſtill, die ſprach weder par **Dieſelben**, noch par **Höchſtdieſelben**, ſondern par **Ew.** mit uns, das wiſſen Sie ja beſſer, als ich. Doch, wieder zur Sache. — Ich weiß es recht gut, daß ich in meiner **Jugend** ſo ſorfältig verwahrt oder vielmehr eingepackt und eingemummt worden bin; aber daher kommts denn nun auch, daß ich mich noch bis auf dieſe Stunde **recht ſorgfältig verwahren** muß. Iſt denn das nun aber eine Wohlthat für einen Menſchen, wenn man es ihm zum Bedürfnis macht, ſich Zeit ſeines **Lebens** recht **ſorgfältig verwahren** zu müſſen? Ich bin von Natur ein geſunder Mann; aber ich würde noch weit ſtärker ſein, als ich bin, wenn man es ſich nicht zur Pflicht gemacht hätte, mich als einen Fürſtenſohn in meiner Jugend zu verzärteln. Nun muß ich mich oft recht wider die Natur einpacken und einhüllen, und habe Ungemächgemächlichkeiten davon, die ich aber nunmehro dulden muß, wenn ich mir nicht noch weit grössere zuziehen will. Ich wollte z. E. viel tausend Thaler darum geben, wenn ich nicht gewöhnt wäre, unter meinen an ſich ſchon warm genug haltenden Kleidern noch ein dickes Bruſttuch zu tragen. Da ich ſtark bin, ſo muß ich im Sommer mich faſt matt darunter ſchwitzen; und wag' ich es, daſſelbe wegzulegen, ſo überfällt mich die hartnäckigſte Kolik. Von allen ſolchen Hiſtorien ſoll Theodor einſt nichts wiſſen. Härter gewöhnt, als ich, ſoll er weniger zu leiden haben, als ich, und ſoll auch ſogar die unvermeidlichen Leiden der Natur noch leichter ertragen, als ich. Habe ich mich alsdann nicht weit verdienter um ihn gemacht — wird er mir nicht in männlichen Jahren weit mehr Dank dafür wiſſen, als wenn ich ihn verweichlicht hätte?

Zenodorf. Es iſt ja aber nicht nöthig, Durlauchtigſter Fürſt, daß der Prinz ſo abgehärtet werde. Er wird ja einmahl regierender Herr und kann alſo ſeine Bequemlichkeit haben, wie er will.

Adolf. So! alſo hätten nach Ihrem Siſtem die regierenden Herren das Privilegium, weichlich zu ſein? Nach meinem Siſtem haben Sie es nicht. Nach dieſem müſſen die regierenden Herren ſtark und Herren ſein, die Kräfte haben. Und damit ſie dieſe bekommen, müſſen ſie hart gewöhnt werden. Verſtehen Sie mich recht — hart gegen ſich, meine ich, weich aber gegen ihre Unterthanen. Auch meine ich nicht hart, wie der Bauer abgehärtet wird; — Sie ſehen, daß ich Theodorn nicht barfus gehen laſſe — ſondern hart in ſo fern, daß er nicht zehn und abermahl zehn Empfindungen, denen der Menſch nun einmahl nicht ausweichen kann, blos darum für unangenehme oder gar für unerträgliche Empfindungen halte, weil er ſie für ſolche zu halten von Kindheit an überredet ward. Dis wird Wohlthat ſein für ihn und — für ſein Volk. Wenn dann irgend einmahl etwas von Wichtigkeit im Lande oder auch nur auſſer der Burg vorfällt, wobei der Fürſt von rechtswegen ſelbſt zugegen ſein muß, wobei ihn aber ſeine Räthe nicht gern haben mögten, und die Witterung iſt etwa nicht vollkommen ſchön: ſo wird er ſich dadurch nicht zurückweiſen und misbrauchen laſſen, daß man zu ihm ſpreche — — die Sonne brennt gewaltig, Ihro Durchlaucht werden unausſprechliche Hitze auszuſtehen haben — oder — der Fusboden iſt ſehr feucht, Ihro Durchlaucht könnten ſich erkälten; ſondern er wird ein Fürſt ſein, der immer bei der Hand iſt. Und mein lieber Geheimerath, nur mit ſolchen Fürſten iſt den Völkern gerathen.

Zensdorf. Gnädigſter Herr, ich müßte der alte Zensdorf nicht ſein, wenn ich das nicht vortreflich fände. (etwas brummender) Aber ich meine z. E. daß es nicht nöthig ſei, daß ſich der Prinz Schuhe und Strümpfe ſelbſt an= und ausziehe, weil er einen Bedienten hat und immer Bediente haben wird, deren Schuldigkeit es iſt, dis an ihm zu verrichten.

Adolf. Wiſſen Sie das auch ſchon? Er fängt es ja erſt ſeit geſtern an zu lernen?

Zensdorf. O die ganze Stadt iſt ſchon davon voll, und es wird ſehr darüber geredet.

Adolf. Das mögen ſie! — Lieber Geheimerath, nach meinem **Willen** müßte ſich der Prinz lange ſchon an= und ausziehen können. Alles habe ich ſeither nicht durchſetzen können; ich war jedoch froh, daß ich ſo viel durchſetzen konnte, als ich durchgeſetzt habe, und ſah über das fehlende weg. Nun aber ſoll auch noch dis durchgeſetzt und Theodor **pünktlich** ſo erzogen werden, wie ich den Plan dazu entworfen habe. Ueberhaupt, guter Greis, müſſen Sie ſich die Sache nur nicht ſo gar fürchterlich vorſtellen. Theodor putzt ſich ja die Schuhe nicht ſelbſt, ſondern er zieht ſie ſich nur ſelbſt an und aus. Dazu hat er nichts weiter zu thun nöthig, als — daß er ſich bücke. Und dis kann er, kann es beſſer noch, als wir beide, ja beſſer noch als

Schmidt, deſſen Rückgrad, **wenn es auch gleich nur ein Lakeienrückgrad iſt,** ſchon weit ſteifer und unbiegſamer iſt, als der ſeinige. Wer wollte denn ſo einen Knaben ſo verwöhnen, daß ihm auch ſogar das Bücken als etwas läſtiges vorkommen ſollte? Bückt er ſich denn nicht wohl ſonſt tauſendmahl des Tags **ohne Noth, aus Kurzweil und bei ſeinen Spielereien?** Warum wird ihm denn das Bücken da nicht ſauer? Oder ſollte ſich Schmidt alsdann auch immer an ſeiner Statt bücken, wenn er etwas fallen läſſet oder gar aus Scherz hinwirft? Das wäre ſo der nächſte Weg, ihn fein frühzeitig die **Bedientenquälerei** zu lehren, von der ich ein auſſerordentlicher Liebhaber bin. Nun, und alſo wäre es ja ſonderbar, wenn einem Prinz das Bücken **alsdann nur Schande** ſein ſollte, **wenn er es nützlicher Weiſe verrichtete.** Nein, nein, lieber Geheimerath, laſſen Sie das gut ſein. Es iſt gar nicht übel, **daß die Prinzen ſich bücken lernen.** So wiſſen ſie hernach, **wie das Bücken thue,** und verlangen einſt als regierende Herren nicht, daß der Unterthan vor ihnen im Staube kriechen ſolle. Theodor hat — **Hände.** Er brauche ſie Morgens und Abends zum An- und Auskleiden, wie er ſie Mittags und Abends bei Tiſche recht gut zu gebrauchen weiß. Oder iſts ihm etwa auch Schande, de, mit eigener Hand nach Eſſen und Trinken zu greifen, und ſoll ihm Schmidt etwa auch lebenslangs die Suppe zulöffeln, und die Biſſen ſchneiden und in den Mund ſtecken?

Zenodorf, (der über die unerwartete Folgerung ſeine übrigen Argumente verliehrt.) Kurz und gut — Ihro Durchlaucht, es iſt wider den Reſpekt, daß ſich der Prinz ſelbſt an- und ausſchuhet. Weiter kann ich nichts mehr ſagen. Und ich bin ein alter Mann, dem Sie dis nicht ungnädig nehmen werden.

Adolf. Mit Ihrem Reſpekt! ich habe'es Ihnen ſchon geſagt, für Theodorn ſoll noch niemand Reſpekt haben. Daran lag es bei allen Fürſten, die ſchlechte Fürſten wurden, daß man zu früh Reſpekt für ſie gehabt hatte. Und nun Punktum!!! —— Denken Sie übrigens ja nicht etwa, daß ich durch alle meine getroffenen Anſtalten eine Art von Menage bei Theodors Erziehung machen wolle! Was Schmidt bekommt, dafür könnte ich dem Prinz noch einen Jäger und Heiducken halten; aber es iſt mir nicht darum zu thun, daß, ſobald Theodor pfeiſt, ihrer drei tanzen, die hernach wieder ihre Wege gehen, ſondern, daß immer ein geſetzter, rechtſchaffener Menſch um ihn ſei, der, ohne zu thun, als wäre er ihm zur Aufwartung gegeben, ihm die reelleſte Bedienung und Aufwartung

wartung leiſte, nehmlich die, daß er mit Leib und Seele dafür ſtehe, daß der Prinz keinen Schaden nehme. Und — für das Salar, das Hofrath Rothe bekommt, könnte ich Theodorn allenfalls einen kleinen Hofſtaat halten.

Zenodorf. (der jetzt hoch aufgehorcht hatte.) Der Hofmeiſter Ihro Durchlaucht bekam nicht mehr als hundert und funfzig Thaler und freie Station.

Adolf. Das weiß ich. Ich weiß aber auch, daß ein Geheimerrath damals nicht mehr als dreihundert Thaler hatte und freie Tafel, und daß ein Paar Kaſtraten am Hofe gehalten wurden, deren jeder tauſend Dukaten bekam, und einige Violiniſten und Violonſchelliſten, die ſich hundert Luisdore ſtanden, während daß die übrige nützlichere Dienerſchaft darben mußte. Ich habe aber, wie Sie wiſſen, beim Antritt meiner Regierung die Pfeifer und das Getümmel ausgetrieben, und meine Räthe dafür ſo geſetzt, daß ſie leben können. Nur alsdann kann ich von meinen Dienern fordern, daß ſie mir wacker, und ganz dienen, wenn ich ſie zureichend beſolde. Dieſen Satz auch auf den Hofmeiſter meines Sohnes anzuwenden, habe ich mir beſonders zur Pflicht angerechnet. Es iſt mir nicht unbekannt, daß ſo ein Mann, an manchem Hofe noch mit zweihundert Thalern hinlaufen muß, während daß ein müſſiggehender Hofmarſchall die Thaler zu tauſenden einſtreicht; aber — dafür ſind es denn auch ſolche Hofmeiſter, und dafür bilden ſie denn auch ſolche Fürſten. Ein geſchickter Erzieher eines Erbprinzen iſt ein Mann den der Staat nie genug belohnen kann, und iſt mir lieber, als zehn Hofmarſchälle, die alle Tage abkommen können, ohne daß das Land das geringſte dabei verliehrt.

Zensdorf. (deſſen Geſicht ſich ſehr aufgeklärt hat.) Ihro Durchlaucht haben wahrhaftig recht. — Da aber der Geſchäfte für den Hofrath Rothe allerdings zu viel werden mögten, wenn der Prinz erſt noch mehr heranwächſt: ſo biete ich Höchſtdenenſelben in tiefſter Unterthänigkeit meinen jüngſten Sohn alsdann zum Mitgehülfen deſſelben an. Er iſt in den ſchönen Wiſſenſchaften ſehr ſtark....

Adolf. (der die lüderliche Lebensart deſſelben kennt.) Ja, das habe ich leider gehört! Ich denke, daß es für meinen Sohn an Rothen genug ſein werde. Sein Mitgehülfe bin ich. — — Ach, Herr Geheimerrath, hören Sie doch, ſagen Sie mir doch, wie war es denn mit dem Waſſerzoll bei Neudorf, den uns der Hof zu M.. ſeit undenklichen Jahren immer wieder ſtreitig machte? Iſt die Sache nicht unter der Regierung meines Vaters ausgeglichen worden, und wie?

Zenodorf. (der die Perucke verſchiedentlich hin und her ſchiebt.) Ja, warten Jhro Durlaucht nur ein klein wenig; ich werde mich beſinnen. Ja — ſo — ja — Anno 1727 am Siebenſchläfertage geſchah es, und zwar auf dem Zollhauſe zu Neudorf. Von hieſiger Seite war ich dazu kommittirt und der damalige Regierungsrath von Kröbel, der Anno 1729 Regierungspräſident ward und Anno 1733 ſtarb. Von der M.. Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark — oder von Mark — das kann ich doch nicht eigentlich beſtimmen, Jhro Durchlaucht, da verläßt mich doch mein Gedächtnis — hum! hum! hum! — — J, daß dich doch gleich — — —

Adolf. (ſeriös.) Es iſt nichts daran gelegen, ob Jhr Gedächtnis dergleichen Läppereien behalte, oder nicht. Können Sie ſich aber darauf beſinnen, ob er etwas gelernt hatte?

Zenodorf. O — das war ein ganzer Kammeraliſt... Ja, einen Ungeſchickten hätten uns die M..er wohl nicht geſchickt...

Adolf. Nun, denn iſts ſchon genug. Dis iſt Sache für die Welt; — jenes gehört in den Guckkaſten. Fahren Sie nun fort.

Zenodorf Alſo von jener Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark, oder von Mark, — darunter will ich, wie geſagt, die Wahl haben — und der Finanzrath Trautmann, der am folgenden Neujahrstage in Ungnade fiel. Auf dem Zollhauſe ward Mittag gehalten. Wir gaben das Eſſen, und jene den Wein. Die von M.. führten einige Flaſchenfutter herrlichen Johannisberger bei ſich. Wir reichten dreierlei Wildpret, worunter auch Faſanen waren, und dreierlei Fiſche, worunter auch Forellen ſich befanden. (wiſcht ſich den Mund ab) Die Sache ward nach Tiſche ſo abgemittelt, daß der hieſige Hof die Zollgerechtigkeit zwar verlohr, aber die Zollfreiheit für ſich fortbehauptete.

Adolf. Den Johannisberger haben alſo meine armen Unterthanen bezahlt... Das war theurer Wein!

Zenodorf. (nachdem er heftig ſich geräuſpert hat.) Das darüber gehaltene Protokoll liegt bei der Kammer und iſt in den vierten Band des groſſen Zoll= und Geleitebuchs eingeheftet, hinter Pag. 29.

Adolf. Ich hätte gern bald eine Abſchrift davon.

Zenodorf. Sogleich, Ihro Durchlaucht.

Theodor ſchlief Sommer und Winter unter einer ſimplen Matratze, und nie länger, als ſieben Stunden. Um zehn Uhr ward zu Bette gegangen, und um fünf Uhr wieder aufgeſtanden,

den; die Jahreszeit und die Witterung mogten ſein, wie ſie wollten. Waren die Tage recht ſchön: ſo weckte ihn Rothe früher, um ihn die Reitze des Morgens ſchätzen und genieſſen zu lehren... Adolf hatte vorzüglich hierauf gedrungen und dabei hinzugeſetzt: „Jung gewohnt, alt gethan! Man kann ſich ſo gewöhnen, daß man zehn, zwölf Stunden ſchlafen muß; aber auch ſo, daß man an ſechs Stunden genug hat. Zuviel Schlaf iſt für den Geiſt eben ſo ſchädlich, als zuviel Speiſe und Trank es für den Körper iſt. Der Fürſt muß unter allen Menſchen am wenigſten dem Schlaf ſehr ergeben ſein; denn **unter allen Bewachern des Wohls ſeines Volks ſoll er der Erſte** ſein. Was er ſchläft, muß er zu rechter Zeit ſchlafen. Der Abend und Morgen der **Natur** müſſen auch Abend und Morgen für ihn ſein. Es iſt Verkehrtheit — tief in die Nacht hinein ſitzen und genieſſen, und dann tief in den Tag hinein liegen und ſchnarchen; es thue es der Kaufmann oder der Fürſt. Des Tages ſchönſter und ſegenvolleſter Theil iſt der **Morgen**. Wann iſt die Natur reitzender, als in ſeinen Kühlungen? Wann denkt und arbeitet es ſich beſſer, als in ſeinen goldenen Stunden? Theodor ſoll ein enthuſiaſtiſcher Freund der Natur werden; ſo wird er ein milder **Fürſt** werden. Er ſoll in edler Thätigkeit ſeine Beſtimmung finden; ſo wird er ein nützlicher **Fürſt** werden. Das ſpäte und lange Schlafen iſt nichts, als Folge der gewöhnlichen Abendſchmauſereien, die das ſchädlichſte für die Geſundheit ſind, was der Luxus je eingeführt hat, und iſt, wenn es an den Höfen Sitte wird, eine der ergiebigſten Quellen der heilloſeſten Unordnungen in den Staats- und Regierungsgeſchäften. Wenn der Fürſt um zehn Uhr erſt aufſteht: ſo ſtehen die Räthe höchſtens halbzehn Uhr auf, und dann — gehab dich wohl, liebes Vaterland!.. Wie muß ſich im Leibe des Bürgers das Herz umkehren, wenn er, nachdem er ſchon ſechs Stunden gearbeitet hat, den Fürſten und die Räthe erſt die Nachtmützen weglegen ſiehet, die doch alle weit herrlicher zu eſſen und zu trinken haben, als er!“

Gefahren werden ſah man Theodorn nie; es müßte denn eine weite Tour geweſen ſein, welche er etwa in Geſellſchaft ſeiner Eltern machte. Gehen aber ſah man ihn tagtäglich, die Witterung mogte auch ſein, wie ſie wollte. War der Morgen ſchön, ſo ging es früh fort. Vorher genoß alsdann Theodor nichts, als ein Glas friſches Waſſer. Die Wanderungen geſchahen nach den benachbarten Luſtſchlöſſern und Landhäuſern. Anfangs machte Rothe mit ihm nur Touren von Viertelſtunden, dann von halben Stunden; endlich wurden Meilen daraus. Kam man an Ort, und Stelle, ſo ward gefrühſtückt. Theodor gegenoß alsdann Milch und Obſt, oder verzehrte auch wohl ein Warmbier, oder aß auch blos ein Stück ländlichen kräftigen Brods, woran er überaus viel Geſchmack fand. Unterwegs boten ſich immer Gegenſtände genug dar, welche dem Zögling zu tauſend Fragen und dem Hofmeiſter zu tauſend Antworten Gelegenheit gaben; ſo daß ſie ſich unvermerkt hin und her ſchwatzten. Rothe bediente ſich dieſer Anläſſe, **die Aufmerkſamkeit des Prinzen zu üben.**

Mittags um zwölf Uhr ward geſpeiſt. Schlechterdings ſollte Theodor weder jetzt noch in Zukunft ſobald an öffentlicher Tafel erſcheinen. „Ich mag es anfangen, wie ich will, ſprach Adolf, als er auf dieſen Punkt kam, ſo kann ich es doch nicht verhindern, daß zuweilen viel franzöſiſcher und deutſcher Nonſenſe da geſprochen werde. Stumm ſein will niemand; jeder will ſich hören laſſen, und was das ſchlimmſte iſt, auch hervorſtechen. In den Köpfen iſt nicht immer viel Hervorſtechendes; mithin müſſen Afterwitz, Vademekumseinfälle und Equivoken oft die Stelle deſſelben vertreten. Sind vollends Fremde bei der Tafel: ſo kann ich der Sache noch weniger ſteuren. Dieſe muß ich nehmen, wie ſie kommen, und mich, wenn ſie ſich unerträglich machen, damit beruhigen, daß ſie nicht meine täglichen

Koſtgänger, ſondern nur meine Gäſte ſind. Theodern aber gebe ich da nicht Preis. **Butter und Honig mög' er eſſen, bis er lerne Böſes und Gutes unterſcheiden!**" Mehrentheils aß alſo Theoder mit Rothen allein; zuweilen aber auch in Geſellſchaft ſeiner Eltern. Adolf war überhaupt ein geſchworner Feind aller Schwelgerei, und hatte den übermäßigen Luxus, welcher an der Tafel ſeines Vaters geherrſcht, ungemein eingeſchränkt. Man ſpeiſte bei ihm zwar gut; man ſah aber auch, daß es nicht darauf angelegt ſei, daß die Gäſte ſich den Magen verderben ſollten. Es mogten Freunde bei Tafel ſein oder nicht, mehr, als ſechs Schüſſeln, wurden niemals aufgetragen. Den Unterſchied machten im erſtern Fall nur edlere Weine, die zwar alle auf ſeinen Bergen wuchſen, deren aber hundertjährige und drüber in ſeinen Kellern anzutreffen waren. Wer ſich in ſelbigen jemals bei der Tafel übernahm, der hatte es auf immer mit ihm verdorben. Von ihm ſelbſt aber wuſſte man kein Beiſpiel, daß er es je gethan habe. Noch weit mehr ward Theodors Tiſch ein Tiſch der Mäßigkeit. Adolf richtete ihn nach folgenden Grundſätzen ein — — der Prinz ſoll ſich ſatt eſſen, ohne ſich zu überladen, — es iſt nicht ſowohl die Menge, als die Mannigfaltigkeit der Speiſen, wodurch ſich ein Menſch zu ſchaden pflegt, weil dadurch nicht nur Gährungen im Magen entſtehen, ſondern weil auch dadurch die ſchon wirklich geſtillte Eßbegierde immer wieder aufs neue gereizt wird, ſo, daß man allemal zu viel iſſet, wenn man zu vielerlei iſſet, — es iſt nicht die Hauptſache, daß die Speiſe den Gaumen vorzüglich kützele, ſondern daß ſie dem Magen verdaulich und nahrhaft ſei, — das, was um uns her wächſt und erzeugt wird, iſt für uns das geſundeſte, — viel warme Flüſſigkeiten erſchlaffen den Magen. Dieſen Grundſätzen zufolge waren alle Suppen ohne Unterſchied von Theodors Tiſche verbannt. Mehr, als zwei Gerichte, wurden ihm niemals aufgetragen. Hiezu wählte man nahrhafte Speiſen; Speiſen, die im Lande erzeugt waren, ſich zu einander ſchickten, ſimpel und blos mit innländiſchen Gewürzen zubereitet waren. Ein leichtes Gebackenes, öfter aber ein bloſſes Butterbrod, machte den Beſchluß. Obſt ward bei Tiſche ihm nicht vorgeſetzt; zum Frühſtück aber und zum Veſper konnte er davon eſſen, ſo viel er wollte, und es ward dafür geſorgt, daß es ihm jahraus jahrein daran nicht gebräche. Des Prinzen gewöhnlicher Trank war reines, friſches Quellwaſſer, worunter ihm bei Tiſche alter vaterländiſcher Wein geſchüttet ward. Von Thee und

Kaffe wuſſte er nichts. Dann und wann trank er einige Taſſen nahrhafter Chokolade.

In den Nachmittagsſtunden ward wieder gewandert. Ueberhaupt ſas der Prinz wenig, und der gröſte Theil ſeines Lebens war noch nichts, als Bewegung. Auch zu ſeinen Spielen, wenn er nicht ausgehen konnte, wurden nur ſolche gewählt, mit denen dergleichen viel verbunden war; Kartenhäuſer baute er nicht; auch ſpielte er nicht mit bleiernen Soldaten. Ein Kegelſpiel, ein klein Billiard, eine Schaukel, ein Paar Hüte über einander gelegt, über die er ſprang, das Ballonſpiel u. a. d. amüſirten ihn ſehr. Noch war, wenn er einen Spielkameraden brauchte, ſolcher Schmidt oder auch der Hofmeiſter ſelbſt.

Um ſieben Uhr ward Abendbrod gegeſſen, aber nie warm. Adolf ſelbſt pflegte Abends gewöhnlich nicht warm zu eſſen; weil er, ſo oft er dis ja einmal thun muſſte, ſich dadurch um die wahre und erquickende Ruhe des Schlafs brachte. Theodor trank nicht nur kalt Waſſer, ſondern wuſch ſich auch mit kaltem Waſſer, und zwar ohne allen weitern Zuſatz. Dis muſſte er täglich recht oft thun. Rothe beſchrieb ihm das Wohlthätige davon, und foderte ihn oft auf, recht achtſam darauf zu merken, wie er ſich gleich darnach geſtärkter fühlen müſſe. Der Prinz überzeugte ſich davon und wuſſte ſich nun faſt keine gröſſere Güte zu thun, als wenn er ſich recht eiskalt waſchen konnte. Oft führte ihn Rothe auch an einen ſichern Bach und ließ ihn ſich darinn baden. Dis ward bald ein Feſt für ihn, und nie ſprang er freudiger an ſeinen Hofmeiſter hin, als wenn er merkte, daß der Weg zum Badebach gehe. Den Mangel dieſes Vergnügens im Winter erſetzte ihm Rothe durch das Schrittſchuhlaufen auf ſicherm Eiſe, welches er bald dergeſtalt lernte, daß er mit ſeinem Hofmeiſter um die Wette lief.

Die neue und ungewöhnliche Erziehungsart des Prinzen machte nicht nur in der Reſidenz, ſondern auch im ganzen Lande viel Aufſehens. Viele wuſſten nicht recht, ob ſie den gröſten Theil der Schuld davon dem Fürſten, oder dem Hofmeiſter beilegen ſollten. Im Allgemeinen aber war man deshalb ſehr für das Leben des Prinzen beſorgt. Gegen Adolf ſelbſt durfte ſich nun einmal niemand etwas darüber merken laſſen, weil er es auf das nachdrücklichſte verboten hatte; deſto mehr ward aber hinter ſeinem Rücken davon geredet. Der arme Hofrath Rothe, der ſo ſchon ein Gegenſtand allgemeiner Misgunſt war, muſſte alsdann am meiſten herhalten. Man ſchalt und ſchimpfte auf die ganze Erziehung, meinte im Grunde damit den Fürſten, wagte nicht immer, dieſen zu nennen, wollte doch ſeinen Mann haben, auf den man zugleich ſchelte und ſchimpfe, und nannte alſo jenen. Bei dem bloſſen Reden und Urtheilen darüber in Geſellſchaften blieb es nicht. Es lieſſen ſich auch einige Geiſtlichen einfallen, auf den Kanzeln dawider zu eifern, und ſchilderten die **neumodiſchen Prinzenverwahrloſer** als leichtſinnige Schwindelgeiſter, die eine der unverzeihlichſten Sünden begingen und über die das ganze Land Ach und Weh ſchreien müſſte. Auch erſchienen ſatiriſche Schriften, in welchen, bald plumper, bald feiner, Theodors Afteredukation durchgezogen, Hofrath Rothe jämmerlich mitgenommen und ſelbſt des Fürſten nicht geſchont ward. Adolf hörte davon, nahm ſich aber nicht einmal die Mühe, eine dieſer Scharteken zu leſen. Noch weniger ſchränkte er die von ihm einmal verſtattete Preſsfreiheit ein. Und am allerwenigſten ſetzte er Preiſe für diejenigen aus, welche die unberufenen Schriftſteller nahmhaft machen würden. Der alte Geheimerath Zensdorf kam einsmals ganz auſſer Athem zu ihm, und zeigte ihm eins dieſer ſaubern Produkte; worin Rothe geradezu zum Pranger verdammt ward und unter andern die Fragen aufgeworfen wurden, ob ein Fürſt ſeinen einzigen Prinz völlig nach uneingeſchränkter Willkühr erziehen könne; ob er nicht verbunden ſei, ſich mit ſeinen erfahrenſten Räthen darüber zu beſprechen; und ob das Land nicht, wenn es offenbar ſähe, daß der einzige Erbe ſo Preis gegeben würde, nachdrückliche Vorſtellungen dem Fürſten darüber zu machen berechtigt ſei?

Zensdorf. Da ſehen Ihro Durchlaucht, daß ich nicht allein ſo denke. Alle Leute denken ſo. Vox populi, vox Dei! Was Sie ſich nun alles gefallen laſſen müſſen! Nein, ſo etwas iſt in der Geſchichte dieſes Landes noch nicht erhört, daß man ſich in Schriften ſogar an die Handlungen des Fürſten vergriffen hätte.

Adolf. (lächelnd.) Das letzte iſt meine Sache. Wenn ich es leide, was kümmert es Sie? Ich habe auch bereits in allen Buchläden ſagen laſſen, daß man dieſe und andere ähnliche Schriften ohne alle Beſorgnis frei und öffentlich verkaufen könne. Uebrigens hat mir niemand vorzuſchreiben, wie ich Theodorn erziehen ſoll; **Ich — ich bin ſein Vater.**

Ulriken war von ihren Hofdamen auch allerlei vorerzählt worden; ja man hatte ſogar die Unbeſonnenheit begangen, ihr eines jener unreifen ſen ſchriftſtelleriſchen Produkte vorzulegen. Ob ſie nun gleich mit ihrem Gemahl ſehr ſimpathiſirte, ſo ſchien ſie doch in Verlegenheit darüber zu gerathen. Sie wollte mit aller Vorſichtigkeit ihn von dem, was im Publikum vorgehe, benachrichtigen, ward aber auf der Stelle überzeugt, daß er ſchon alles und noch mehr wiſſe, als ſie. Eine ſehr liebevolle und männliche Unterredung, welche Adolf darüber mit ihr anſtellte, beruhigte ſie dergeſtalt wieder, daß ſie allen ihren Hofdamen und Hofjungfern auf das ſchärfſte verbot, ihr jemals wieder ähnliche Poſſen zu bringen.

Adolf rief Rothen zu ſich. „Vermuthlich werden Sie es auch ſchon wiſſen; man redet, predigt und ſchreibt gegen uns beide. Es kommt mir dis alles gar nicht unerwartet, denn ich kenne die Macht der Vorurtheile. Ich weiß aber auch, daß **ruhiges Fortgehen ſeines Weges und ſtandhaftes Beharren im angefangenen Guten** die ſicherſten Mittel ſind, ſie zu Boden zu werfen. Mich kümmern alle die Poſſen nicht, und Sie ſollen ſelbige auch nicht kümmern, denn ich ſchütze Sie. Nichts, als der glückliche Erfolg unſres Plans, ſoll uns vertheidigen. Wenn man ſehen wird, daß Theodor eine immer blühendere Roſe werde: ſo wird man von ſelbſt aufhören, ſich unſinnig gegen uns zu ereifern. Ich denke es in kurzem zu erleben, daß viele Eltern mir nachahmen werden; und wenn dann dis geſchieht: ſo will ich mich nie eines Beiſpiels mehr freuen, als deſſen, das ich durch die Erziehung meines Sohnes gab. Und nun unter uns beiden kein Wort weiter über alle die Poſſen! — — Ich habe Ihnen letzthin geſagt, wie unſre erſte Sorge die ſein müſſe, daß Theodor ein recht geſunder, ſtarker Mann werde, und daß er deshalb vor aller Verweichlichung bewahrt werden ſolle. Ich bin auch mit der ganzen Einrichtung, wie ſie in dieſer Hinſicht von Ihnen getroffen worden iſt, zufrieden. Jetzt nun erkläre ich Ihnen meinen Willen, daß er eben ſo wenig verzogen, als verweichlicht werden ſolle. Leider geſchieht bei den gewöhnlichen Erziehungen der Kinder in vornehmern Ständen oft beides; aber ienes iſt alsdann noch ärger als dieſes, und man könnte das **Verzogenwerden** die **Verweichlichung der Seele** nennen. Denken Sie ſich einmal einen ſehr angeſehenen Menſchen, der ohne Kräfte iſt und deſſen ungeachtet doch immer auf ſeinem Kopf beſteht — — Dis iſt das Bild eines zugleich verweichlichten und verzogenen Fürſten. Wenn ſo ein Menſch, der nun einmal ſchwach iſt, wenigſtens ſeine Schwachheit nur noch fühlt, und die, welche arbeiten können und wollen, arbeiten läſſet: ſo iſts doch noch etwas; wenn er aber ſeinen Eigenſinn für Stärke hält, die Arbeitenden ſtöhrt, von keinen Remonſtrationen wiſſen will und weder hört, noch ſieht: ſo iſts um Alles gethan; ſo geſchieht nichts; die Arbeitenden werden träge und laſſen endlich alles gehen, wie es gehen will. Das halte ich für das unglückſeligſte, traurig-heimgeſuchteſte Land, deſſen Regent ein ſchwacher Herr nicht nur, ſondern auch noch dazu ein Starrkopf wäre. Dis würde aber blos davon hergekommen ſein, daß man ihm als Prinz von Kindesgebeinen an allen Willen gelaſſen, daß man ihm nichts verſagt, daß er ſchon befehlen dürfen, ehe er einmal recht reden können, und daß er ſchon mit dem Stock drohen dürfen, ehe er ihn einmal zu regieren vermogt; daß niemand ihm, wenn er augenſcheinlich unrecht gehabt, zu widerſprechen ſich unterſtanden, aus Furcht, der unbärtige gnädigſte Herr mögte es ihm einſt, wenn er zur Regierung käme, gedenken, und daß es die gnädigſten Eltern ungnädig genommen, wenn ihm jemand über einen offenbaren Leichtſinn, über eine wirkliche Ungezogenheit oder gar Bosheit, wie ſichs gehört, eine Ermahnung reichen wollen. Mein Theodor ſoll weder Weichling, noch weniger Weichling und Starrkopf zugleich ſein. Stark ſoll er werden, und dennoch mit ſeiner Stärke keinen Trutz ausüben. Und da er der iſt, der nach meinem Tode einmal Fürſt wird: ſo ſoll gleich frühzeitig an ihm hiegegen gebaut werden. Bebend würde ich einſt mein Haupt niederlegen — Stunde der Verzweiflung würde die Stunde meines Todes werden, wenn mir meine Abſicht fehlſchlüge! Verſtehen Sie mich recht. Ich will nicht, daß Sie es vergeſſen ſollen, daß Theodor einſt Fürſt werde; aber er ſoll noch nichts davon wiſſen. Sie ſollen ſich vielmehr unaufhörlich daran erinnern; aber die Vorſtellung davon ſoll ganz entgegengeſetzte Eindrücke auf Sie machen, als die gewöhnlichen ſind. Ueber jeden Leichtſinn, über jede Unart, über jede Aufbrauſung, über jede Unbiegſamkeit, die er äuſſert, ſollen Sie darum mehr in Aufmerkſamkeit gerathen, weil ſie ein künftiger Fürſt äuſſert. Der Menſchen, der unglücklichen Opfer würden zu viel ſein, die einſt dadurch litten, wenn ſeine Seele es zur Fertigkeit und Gewohnheit in denſelbigen brächte. Sie müſſen um ſo aufmerkſamer auf dis alles an ihm ſein, je lebhaftern und feurigern Temperaments er von Natur iſt. Er iſt gutherzig; aber — er bedarf der Richtung dabei. Die zweckmäßigſten Mittel hierzu darf ich Ihnen nicht erſt ſagen; Ihr Kopf und Ihr Herz werden ſie Ihnen, ohne Härte zu gebrauchen, ſelbſt an die Hand geben. Lebhaftigkeit und Heiterkeit ſollen an ihm nicht unterdrückt werden. Was blos Ausdruck jugendlicher Freude iſt, das laſſen Sie ihm. Von übertriebenen Einſchränkungen bin ich kein Freund. Je lebhafter das Temperament iſt, dem dergleichen wiederfahren, deſto ärger ſchweift es hernach aus, wenn es über lang oder kurz ſeine volle Freiheit empfängt, die es doch einmal empfangen muß. Wenn ſie aber ſehen, daß er flatterhaft wird: dann halten Sie ihn und ſuchen ihn zu fixiren. Wenn er einen Uebereilungsfehler drei- viermal wiederholt: dann bauen Sie vor, daß dieſer nicht habituell werde. Wenn er in Zorn geräth: dann ſuchen Sie ihn ſo zu ſtellen, daß ihm ſein eigener Zorn verächtlich werde. Wenn er ohne vernünftige Urſach auf ſeinen Kopf beſteht: dann thun Sie ihm ſchlechterdings nicht den Willen. Wenn er wirklich ſchlecht handelt: dann behandeln Sie ihn auch als einen Menſchen, der ſchlecht handelt. Laſſen Sie es ihn lebhaft fühlen, daß er ſo gehandelt habe; damit er frühzeitig lerne, daß es keinem Menſchen, er ſei auch, wer er ſei, für frei ausgehe, ſo zu handeln. Brechen Sie ihm ein Vergnügen ab, das er gern genieſſt; verſagen Sie ihm ein Spiel, einen Spatziergang; zeigen Sie ihm, daß Sie ihn weniger ſchätzen, als ſonſt. Loben Sie ihn nie mehr, als er verdient. Leiden Sie auch nicht, daß ihm irgend ein anderer eine leere Schmeichelei ſagen dürfe. Das iſt ein **Hauptfehler** bei Erziehung eines künftigen Fürſten, wenn man ihm von Jugend auf lauter ſchönes und ſüſſes ſchwätzelt; wenn man alles, was er kaum mittelmäßig geliefert hat, für vollkommen und herrlich, und, was wirklich ſchlecht von ihm vollbracht wird, dennoch als gut lobpreiſet. Wie wenig Mühe wird ſich ein Menſch geben, **im Ernſt etwas vollkommenes** zu leiſten, wenn alles, er mag auch thun, was er will, gleich für vollkommen ausgegeben wird! Da ſtehen und ſummen dann die Lobſegner, die Preisflüſterer, die Himmelerheber ſo eines noch unausgebildeten Prinzen — **allerſeits Schurken**, ſo lang ſie ſind — um ihn her, laſſen ihn gar nicht zur wahren Erkenntniß ſeiner ſelbſt kommen, werfen ihm die Augen voll Sand, ſuchen ſich nur recht feſt bei ihm einzuniſten und lachen im Stillen ob ſeiner Leichtgläubigkeit. Sie verwöhnen ihn dadurch ſo, daß er hernach, wenn er Regent wird, jeden Rechtſchaffenen, der ehrlich mit ihm ſpricht, für einen Grobian hält, daß er Gegenvorſtellungen, die ihm gemacht werden, für Eingriffe in ſeine Hoheit, und widerholte Gegenvorſtellungen für Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklärt. Verſichert, daß ſie, wenn ſie ſolchergeſtalt fortfahren, ſeinen Stolz und ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, alles durchſetzen, ſchalten und walten können, wie ſie wollen, laſſen ſie ſich alsdann auch Mishandlungen von ihm gefallen, fröhnen dadurch ſeiner Eitelkeit noch mehr, niſten ſich in ſeiner Gnade und Huld noch feſter ein und — halten ſich für die Mishandlungen, welche ſie von ihm erdulden, durch noch weit abſcheulichere ſchadlos, die ſie hernach wieder an ihren Untergebenen ausüben. Theodor ſoll gleich von Anfang an keine Menſchenrace mehr verachten und verabſcheuen lernen, als die verdammte Race der Schmeichler. Er ſoll ſich für äuſſerſt beſchimpft halten, ſobald man etwas an ihm lobet, das nicht lobenswerth iſt, und ſoll nur Menſchen ſchätzen, die ihm die Wahrheit ſagen. Erklären ſie ihm das recht oft, wie es keinen gröbern und plumpern Menſchen gegen uns gebe, als — den Schmeichler; weil dieſer uns gleichſam ins Geſicht ſagt — ich halte dich für ſo verſtandesſchwach, für ſo albern und unwiſſend, daß du unter allen Gegenſtänden auch ſogar den nicht einmal kenneſt, der dir der nächſte iſt, nehmlich — dich ſelbſt; man kann dir von einem ganz andern Menſchen vorſchwatzen, als du biſt, und dir weis machen, du wäreſt ſelbiger, und du glaubſt auch wirklich ein Anderer zu ſein, als du biſt. Kurz, jeder Schmeichler macht, ehe er zu ſchmeicheln anfängt, allemal ſtillſchweigens einerlei Introitus, und das iſt der — ich erkläre dich für unerträglich dumm, und darum ſage ich dir nun, was folget. Wie wird Theodorn dis allein ſchon vor Fürſtenthorheiten bewahren, wenn das zahlloſe Heer jener Liebediener und Schmeichler keinen Zutritt zu ihm findet; wenn jeder, der mit ihm Gemeinſchaft haben will, erſt ein Rechtſchaffner ſein muß, und wenn er den Mann als Freund umarmet, der ihm mit beſcheidener Freimüthigkeit ſagt, worin er geirrt oder gefehlt habe! Gewöhnen Sie ihn zum Nachgeben; lehren Sie ihn Widerſpruch ertragen. Das iſt ein Unglück von völlig unüberſehbarer Gröſſe für ein Land, wenn ſein Fürſt nicht hört, nicht Rath annimmt; wenn er ſich völlig untrüglich dünkt; wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings nicht irren könne, und wenn er, falls er einſieht, daß er wirklich geirrt habe, es unter ſeiner Würde hält, durch Abänderung ſeiner Meinungen, Vorſätze und Plane, und durch Wiedergutmachung des begangenen Irthums ſolches öffentlich zu bekennen. Da ſtehen dann die einſichtvollern Miniſter um ihn her, ſehen den Herrn nach offenbar falſchen Grundſätzen handeln, dürfen es nicht merken laſſen, daß ſie dis ſehen, und müſſen wohl gar wider ihre Ueberzeugung ihm dabei unterſtützen und mitarbeiten. Da geſchieht ein Unrecht, eine Gewaltthätigkeit nach der andern an einzelnen Perſonen und Familien. Da werden die unzweckmäſſigſten, verkehrteſten, verderbenſtiftendſten Anſtalten für das ganze Land getroffen. Da wird zugefahren ohne vorhergegangene Unterſuchung. Da wird der Unſchuldige für ſchuldig, der Schuldige für unſchuldig erklärt. Da wird erſt geſtraft, und hernach dem Geſtraften der Proces gemacht; und iſt die Unmenſchlichkeit, die an ihm begangen werden ſoll, zu abſcheulich, legen Regierungspräſident, Amtsrath und Scharfrichter lieber ihre Aemter nieder, als daß ſie ſich zu derſelben hergeben ſollten: ſo finden

den ſich bald drei andere Subjekte dafür, die ſie ins Werk ſetzen und ſich dadurch den Weg zu den drei erledigten Aemtern bahnen. Da ſteigen die Seufzer, da ſtrömen die Thränen des Volks über den, der ſein Beſchützer und Rather ſein ſollte, gen Himmel. — — Iſt denn aber ein Fürſt nicht Menſch, wie andere? Hat ihn die Natur etwa aus anderm Stoff gebildet, als die übrigen? Iſt er nicht eben den Unvollkommenheiten, eben den Einſchränkungen des Verſtandes unterworfen, als dieſe? Kann er nicht ſo gut irren und fehlen, als ſie? Und, wenn er dann nun einmal gefehlt und geirrt hat, muß er ſichs nicht eben ſo zur Pflicht machen, von ſeinem Irthum zurückzukommen, ſeinen Fehler wieder gut zumachen, als ſie? Muß er als **Erſter** nicht auch zuerſt dis thun? Er hat gefehlt; — gut, es iſt geſchehen; wir haben nun daran erkannt, daß er ein **Menſch** ſei; aber — er geſtehe nun auch den **Fehler** ein, er verbeſſere ihn, damit er uns überzeuge, daß er ein guter Menſch ſei; er geſtehe ihn zuerſt ein, verbeſſere ihn unter allen am ſchnellſten, damit wir ihn für einen der beſten **Menſchen** erkennen. Wäre es denn nicht mehr als ſonderbar, wenn er denken wollte, daß ſeine Unterthanen, die doch Augen haben und ſehen können, nur alsdann keine Augen haben oder nicht ſehen, wenn er handelt? Oder, wenn er dis nicht denkt, verlangt er etwa, daß bei Beurtheilung der Fürſtenhandlungen die allgemeinen Grundſätze von Recht und Unrecht, von Billigkeit und Unbilligkeit, von Weisheit und Narrheit nicht anwendbar ſein ſollen? Gott! wenn doch die Fürſten erſt insgeſammt nicht mehr in ihren Hüten und Kronen, ſondern in der edlen Menſchheit, die in ihrem Buſen wohnt, ihre wahre Hoheit und Würde fänden! Darum, ſo wie Theodor fehlt, zeigen Sie ihm auf der Stelle den Fehler und halten ihn zur Verbeſſerung deſſelben an, und ſo, wie er falſch urtheilt, widerſprechen Sie ihm und machen ihn geneigt, die richtigere Meinung anzunehmen. Laſſen Sie ihn recht die Seelengüte fühlen, welche ein Menſch hat, der, ſobald er einſieht, daß er unrecht habe, nachgibt. Die Biegſamkeit des Herzens wird eben ſo, wie die Biegſamkeit unſerer Gliedmaſſen, durch frühe Uebung und Gewöhnung dazu einzig und allein befördert. Ganz vorzüglich dulden Sie an ihm keine Rache, keine Wuth und Grauſamkeit. Bei ſeiner natürlichen Gutherzigkeit dürfte er zwar kaum iemals derſelben fähig ſein; aber es wäre doch möglich, daß ihn ſein Feuer etwa einmal dazu hinriſſe. Wachen Sie von dieſer Seite unaufhörlich über ihn. Es iſt ſchrecklich, wenn ein Fürſt dieſen Leidenſchaften ergeben iſt; denn je ſtärker der Rachſüchtige und der Grauſame iſt: deſto **mehr Unheil richtet** er an. **Ein grauſamer Fürſt wäre das wahre Bild zu jenen Würgeengeln,** deren in alten Zeiten Erwähnung geſchieht, wenn die neuern Exegeten ſolche nicht ſchon anders erklärt hätten. **Gott, der Allmächtige,** iſt ja die **Liebe!** Wäre er dis nicht, ſo müſſte das **ganze menſchliche Geſchlecht** vor ihm zittern. So ſei auch der Fürſt die **Liebe,** damit ſein **Volk** nicht vor ihm zittern müſſe. Nicht einmal **Mishandlungen** der Thiere verſtatten Sie Theodorn, wenn er ſich dergleichen einfallen laſſen ſollte. Auch die ſonſt gutmüthigſten Kinder ſind oft dazu geneigt; theils, weil ſie dadurch doch wenigſtens eine Art von Herrſchaft und Uebergewalt ausüben können, welche ihnen über ihresgleichen noch nicht verſtattet wird; theils weil die gequälten Thiere zuweilen Stimmen von ſich geben und Bewegungen machen, die, an und vor ſich betrachtet, ins komiſche fallen. **Prinzen** ſollen unter allen Kindern am wenigſten dieſe Freiheit haben, weil ſie ſonſt, wenn ſie einſt zur Regierung kommen, den Uebergang von Thieren zu Menſchen nur gar zu leicht finden. Sie ſind ein durchſehender Mann, und werden die Seiten bald entdecken, auf welchen mein Theodor zu Ausſchweiſungen am geneigteſten werden könnte. Auf dieſen halten Sie ihn beſonders in Zügel, und rüſten Sie ihn dagegen mit deutlichen Vorſtellungen des Verſtandes, damit er auf allen Seiten gleich ſtark werde. Sie werden nun verſtehen, was ich unter **Verziehung** meine, die bei Theodorn ſchlechterdings nicht Statt finden ſoll, und werden nun das übrige, was noch dazu gehört, leicht hinzuſetzen können. Erziehen Sie Ihrem Vaterlande einen künftigen Fürſten, der ſtark an **Leib und Seele** ſei! — Zum eigentlichen förmlichen Unterricht dürfte es noch zu früh mit ihm ſein. Inzwiſchen werden Sie doch Gelegenheit genug haben, ihm beiläufig allerlei nützliche Vorerkenntniſſe beizubringen Machen Sie ihn beſonders auf Ihren kleinen Wanderungen mit allen Gegenſtänden bekannt, die ihn zunächſt umgeben. Uebungen in Aufmerkſamkeit ſind jetzt noch das wichtigſte, was für ſeinen Verſtand geſchehen kann. Die Bildung ſeines Herzens aber laſſen Sie ſich nun täglich noch angelegener werden. Seither iſt er nur von Anblikken des Böſen abgehalten worden und hat nichts, als gute Beiſpiele geſehen. Dis war auch bis jetzt moraliſchen Unterrichts genug für ihn. Nun aber muß mehr geſchehen. Nun erwecken Sie bei jeder Gelegenheit ſein moraliſches Gefühl recht abſichtlich. Zergliedern Sie ihm die Schönheiten jeder guten Handlung, die vor ſeinen Augen ausgeübt wird, und reitzen Sie dadurch in ihm den Nachahmungstrieb noch mehr. Sieht er Böſes; hört er dergleichen: ſo laſſen Sie ihn ſogleich das Ungerechte und Schändliche darin recht deutlich erblicken und fühlen; damit er frühen, dauerhaften Abſcheu dagegen einſauge. Unterhalten Sie ihn oft mit muntern und angenehmen, mit lehrreichen und rührenden Erzählungen edler Handlungen aus der Zeitgenoſſenſchaft und der Vorwelt. Machen Sie ihn mit den herrlichſten Menſchen bekannt, die leben und gelebt haben, und ſetzen ihm beſonders diejenigen Züge recht aus einander, derentwegen man dieſe Menſchen hauptſächlich herrlich fand. Auf **Liebe**, **Güte**, **Gefälligkeit** und **Wohlwollen** gegen alle Menſchen, auf **Achtung**, **Werthſchätzung** und **Verehrung** guter und weiſer Menſchen bloß ſuchen Sie ſein ganzes Herz zu ſtimmen. Vorurtheile, denk' ich wenigſtens, ſoll er noch nicht in ſich aufgenommen haben; doch kann ich freilich hiefür nicht ſo ganz ſtehen. So, wie er mit dergleichen hervortreten oder noch bekannt werden ſollte, laſſen Sie ihn gleich das Unvernünftige und Alberne darin erblicken; damit er ſie hernach hören und ſehen könne, ohne daß ſie weiter einigen Eindruck auf ihn machen, als daß ſie ihm immer verächtlicher werden. **Religion — in dem gewöhnlichen Sinn des Worts** — bleibt vor der Hand noch ganz weg. Wenn ich glauben werde, daß Zeit dazu ſei, will ich Ihnen meine Gedanken über diejenige **Religion** mittheilen, **welche** einſt **Theodors Religion** ſein ſoll.

Prinz Theodor gehörte zu den Kindern, gegen welche die Natur eine ſehr freigebige Mutter war. Man ſah ihn und — hatte ihn auch ſchon lieb. Er hatte eine ſchöne ſchlanke ebenmäſſige Figur und ſtand auf dem herrlichſten Wuchs. Ein Paar groſſe blaue Augen kündigten Milde und Güte an, und das Feuer, welches in ihnen glänzte, verſprach edle Lebhaftigkeit. Eine hohe, gewölbte Stirn gab ihm ein freies, offenes Anſehen, und das ganze Geſicht hatte viel Ausdruck zukünftiger Würde. Seine muntre Farbe bewies ſeine Geſundheit; ein ſtarker Gliederbau wackere Anlagen zur Körperkraft. Sein Haar war blond und floß natürlich um ihn her. Er trug ſich gut und frei, und zeigte mit jedem Tritt ſein heiteres Temperament. Sein Herz beſas hohe Reitzbarkeit. Die erſten Eindrücke, welche ein Gegenſtand auf ihn machte, überwältigten ihn leicht. Dabei war er aber ſehr gutmüthig, theilnehmend, wohlwollend und herzlich. Fehlte er, ſo fehlte er aus Lebhaftigkeit; er beſann ſich aber eben ſo ſchnell und ſuchte alsdann ſein Vergehen wieder gut zu machen. Die Geiſteskräfte, welche an ihm hervorblickten, waren von mehr als gemeiner Art, und es war kein Zweifel, daß er, wenn ſie gehörig in ihm entwickelt und ausgebildet würden, ein ſehr weiſer und einſichtsvoller Mann werden müſſe. Er begrif ſehr leicht, war aufmerkſam und wisbegierig, und Rothe hatte oft nicht wenig damit zu ſchaffen, ihm auf alle ſeine tauſend Fragen die richtigſten Antworten zu geben. Ward er gefragt und gab man ihm zu erkennen, daß er richtig geantwortet habe: ſo war ihm dis eine herzliche Freude.

Mit Recht war er deshalb der Gegenſtand der Liebe der ganzen Nation. So bald es hieß, daß hier oder da der Prinz gegangen komme, drängten ſich die Bürger zu Haufen herbei, und alles lief an die Fenſter, um ihn zu ſehen; obgleich allerdings viele darunter waren, die die Neugier nur herbeilockte, um zu ſehen, wie die neumodiſche Erziehung bei ihm anſchlage, und ob er dadurch munterer oder bläſſer, magerer oder dicker, gröſſer oder kleiner werde. Adolf, der hievon bald Nachricht bekam, befahl recht ausdrücklich, daß Rothe mit dem Prinz wöchentlich zum allerwenigſten zweimal durch die ganze Stadt gehen ſollte; damit der höhere und niedere Pöbel ſich von dem Ungrunde ſeiner Befürchtungon zu überzeugen Gelegenheit hätte. Den kleinen Theodor frapirte dis zuweilen, wenn ſo zwanzig, dreiſſig Männer auf ihn zugelaufen kamen, ihn auf allen Seiten begaſten und wohl gar überall betaſteten und befühlten. Man ſuchte ihn aber jederzeit durch die Antwort darüber zu befriedigen, daß ihm die **Leute alle ſo gut wären.**

Theodor. (als er einsmals wiederum dieſe Antwort bekommen hatte.) **Warum** ſind ſie mir denn ſo gut? Ich kenne ſie ja nicht einmal; geſchweige dann, daß ich ihnen ſchon etwas zu Gefallen gethan hätte. Wenn ich dis nur könnte, ich wollte ihnen allen wohl recht viel zu Gefallen thun.

Rothe. Vielleicht können Sie dis einmal, Prinz; und eben darum, weil Sie ſo ausſehen, als mögten Sie dis gern, ſo hat man Sie auch ſchon lieb. Sie haben einen Vater, den die Menſchen ſo lieben und ſchätzen; und da verläſſt ſich jeder darauf, daß Sie um ſo viel mehr auch einſt ein guter Menſch ſein werden. Darum kommen die Leute ſo gelaufen, und ſehen Sie immer ſo an; um wiſſen zu wollen, ob ſie ſich in ihrer Hofnung betrügen werden, oder nicht. Werden Sie immer beſcheidener, liebreicher und freundlicher; ſo wird man Sie, wenn Sie einmal gros ſind, eben ſo lieben, wie man Ihren Vater liebt.

Rothe ging in Anſehung der geſammten angefangenen Erziehung des Prinzen ſeinen Gang fort; unbekümmert darüber, ob man ſie lobe oder tadle, ihr ſegne oder fluche, für ſie ſchreibe oder wider ſie ſchreibe. Das immer blühender werdende Anſehen ſeines Zöglings ſprach für die Güte ſeiner Bildungsart, und gab Adolfen Gelegenheit, eine der weiſeſten Handlungen ſeines Lebens auszuüben. Es erſchien nehmlich noch zu guter lezt ein ganz famöſes gedrucktes Paſquil auf den Fürſten ſelbſt, worin die ganze Edukation des Prinzen nicht nur auf das beiſſendſte durchgezogen, ſondern Adolf auch geradezu **Theodors** Todſchläger genannt und die ganze Nation zur Empörung gegen ihn deßhalb aufgefordert ward.

Zenedorf. (das Paſquil in der Hand, zitternd und bebend.) Da — da — da — (fällt auf einen Lehnſtuhl nieder.)

Adolf. (erſchrecken.) Was iſt denn? Gott! was iſt denn? — (nimmt ihm die Broſchüre aus der Hand und beſinnt ſich.) Iſt es etwas wieder gegen mich?

Zenedorf. (unter beſtändigem Kopfſchütteln und Fußſtampfen.) Leſen Ihro Durchlaucht nur! O pfui — o pfui — Das hoffte ich nicht zu erleben! Ach, wären doch meine alten Knochen längſt ſchon zur Ruh! (fängt bitterlich an zu weinen.)

Adolf. (nachdem er im Paſquil geblättert und die heftigſten unterſtrichenen Stellen geleſen hat, ſehr ernſthaft.) Rekolligiren Sie ſich, würdiger Greis! Es iſt wahr — dieſe Scharteke iſt grob und arg; aber mein Entſchluß iſt auch ſchon gefaßt, und dieſem zufolge will ich mit Ihnen darauf wetten, daß ſie die **letzte** in ihrer Art ſein werde.

Zensdorf. (der wieder ruhiger wird, nachdem er den Fürſten auf den rechten Fleck gebracht zu haben glaubt.) Nicht wahr — nun werden Jhro Durchlaucht andere Erziehungsmasregeln treffen?

Adolf. (geſetzt.) Nein, das wird Fürſt Adolf nicht. Welch ein Triumf für den Schurken, er ſei, wer er wolle, wenn ich dis thäte! Und den ſollten wir ihm ſo geben? Was denken Sie denn?

Zensdorf. Nun, ſo werden Jhro Durchlaucht doch endlich einmal an dieſem gottloſen Paſquil ein Exempel ſtatuiren?

Adolf. (raſch.) Ja, das werde ich!

Zensdorf. (heiterer.) Dieſes teufliſche Libell, dieſe unerhörte Majeſtätsſchänderei, muß durch Henkershand verbrannt und die zügelloſe Preſſfreiheit muß mit Gewalt eingeſchränkt werden, und auf den Kopf des Majeſtätsverbrechers müſſen wenigſtens zehntauſend Thaler geſetzt werden . . .

Adolf. (lächelnd.) Nicht zehn Pfenninge — — Das Geld können wir beſſer brauchen.

Zensdorf. (wieder verlegener.) Aber doch das übrige, was ich ſagte?

Adolf. (ernſthafter.) Nichts von allem dem!

Zensdorf. (wieder auſſer ſich.) Nichts? Was denn?

Adolf. (ruhig.) Laſſen Sie mich machen!

Zensdorf. (unwillig.) Alſo, das Paſquil ſoll nicht verbrannt werden?

Adolf. Ich wüßte nicht, wozu.

Zensdorf. (noch unwilliger.) Nun, ſo haben wir in acht Tagen wieder eins, und nach noch acht Tagen noch eins, und ſo wollte ich lieber, daß ich — —

Adolf. (noch ruhiger.) Laſſen Sie mich machen! (Zensdorf will fort. Adolf hält ihn auf.) Lieber Greis, nur einige Augenblicke kaltblütiger Ueberdenkung gewidmet! Hören Sie mich an — ich bin ja Ihr Fürſt . . . (Zensdorf bleibt ſtehen.) Erſtlich den **Verbrennungspunkt** . . . Ich wollte, daß alle Fürſten und fürſtliche Regierungen, denen ſo etwas wiederfährt, wie mir jetzt, ſich ſo ſicher dabei wüßten, als ich, und alsdann auch ſo handelten, als ich. Aber freilich — **ſicher muß man ſich wiſſen**; ſo kann man ſchreiben laſſen, was geſchrieben werden will, und unverbrannt laſſen, was geſchrieben iſt. Sagen Sie mir nur, ob ein Fürſt oder eine

Regie:

Regierung ſich nicht im Ernſt wegwerfen, wenn ſie zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht nehmen, Schriften, in denen ſie angegriffen werden, verbrennen zu laſſen? Iſt denn nichts mehr da, was ihre Ehre retten kann? Muß der **Henker** der werden, der ſie rettet? — Glauben Sie mir, Geheimerrath, **das Erſte, was als geſchriebenes oder gedrucktes in der Welt verbrannt ward**, war — WAHRHEIT. Man konnte ſich nicht dagegen verantworten; ſo war nichts übrig, als durch Verbrennung es über die Seite zu ſchaffen zu ſuchen. War dis aber nicht wirkliche Thorheit? Verfehlte man nicht offenbar dadurch ſeines Zwecks? **Ein Exemplar verbrannte man, damit die übrigen deſto begieriger geleſen würden** . . . Warlich, man machte ja dadurch das Publikum erſt recht aufmerkſam auf das verbrannte Libell; man machte, daß ſogar diejenigen, welche nicht einmal leſen konnten, es ſich nun vorleſen lieſſen. Und geſetzt, man hätte die vorhandenen Exemplare alle ſamt und ſonders verbrannt, ward denn dadurch **der Inhalt des Libells in den Seelen derer, die es geleſen hatten,** auch mitverbrannt? Nein, der **Henker** ſoll nicht der ſein, deſſen ich nöthig habe, um mich zu rechtfertigen! **Wahrheit** muß

nicht verbrannt werden, und — Lüge vergeht ohne Feuer. Wenn ich das Paſquil verbrennen lieſſe, wäre dis nicht faſt eben ſo, als wenn ich mich getroffen fühlte? Rathen Sie das **Verbrennungsmittel** allen Fürſten und **Regierungen, die ſich nicht ſicher wiſſen.** Dieſe pflegen ſich auch ſeiner bald zu bedienen. Ich bedaure aber jeden meines Standes, der dazu greift! Man betrachtet ihn als einen **Ueberführten,** der dazu greifen mus.

Zensdorf. Aber, gnädigſter Fürſt, ſoll denn ſo eine ſchändliche Handlung gar nicht geſtraft werden? Wo keine Strafe iſt, da iſt ja keine Furcht . . .

Adolf. Wenn ich ſie nun auch nicht ſtrafte — muß denn alles geſtraft werden? Die Sünde iſt ja wider mich begangen; könnte ich ſie denn alſo auch nicht ungeſtraft verzeihen?

Zensdorf. Nehmen mir Ihro Durchlaucht das nicht ungnädig — Ihre höchſte Perſon muß unverletzlich ſein. Das iſt eine Gerechtſame, auf die Sie **nicht einmal Verzicht thun können — Die Nation** hat Ihnen dieſe gegeben, und die Feſtigkeit aller Fürſtenſtühle und Thronen beruht darauf . . .

Adolf. Sachte, ſachte, lieber Greis! Einer meiner Pflichten kann und darf ich mich nicht begeben, das weiß ich wohl; aber einer meiner Gerechtſamen und Privilegien — — das wüßte ich nicht. Aber doch, ich will ja auch die meſchante Handlung ſtrafen, und zwar nicht ſowohl ſie, als vielmehr **den Thäter.**

Zenodorf. Den wiſſen Sie ja nicht.

Adolf. Das brauchts auch nicht.

Zenodorf. Hum! Den Thäter ſtrafen und — den Thäter nicht wiſſen — hum! Wie, womit, wodurch wollen Sie ihn denn ſtrafen?

Adolf. (großmüthig.) **Mit Verachtung!** — Das iſt ſeine gerechte Strafe, daß ich ihn, da ich ihn nicht weiß, auch nicht einmal wiſſen mag — mir nicht die geringſte Mühe geben will, ihn zu erfahren.

Zenodorf. (wie ſchadenfroh.) Ei, das wird ihm gerade recht ſein.

Adolf. Nein, das glauben Sie nicht. Das wird er freilich wollen, daß er verborgen bleibe; das wird ihn aber verdrieſſen, daß ich ihn nicht einmal zu entdecken ſuchen will. Für das erſte wird er wohl geſorgt haben, das können Sie doch wohl denken. Er glaubte aber, daß nun erſtaunendes Aufſehen, Geräuſch und Nachfrage

frage gehalten, und wohl gar eine Menge Unſchuldiger in Verdacht genommen werden ſollten. Da wollte er denn in ſeiner Verborgenheit ſitzen und grinzen. Wie wird ihn das ärgern, wenn ihm dis fehlſchlägt und wenn man ihn überzeugt, daß ſeine ſchändliche Seele das gar nicht habe ins Werk ſetzen können, was ſie ins Werk ſetzen wollte? Glauben Sie doch, daß er feſt und ſteif darauf gerechnet habe, daß ſein Paſquil verbrannt werden ſollte. Da wollte er denn wohl mitten unter den Zuſchauern ſein und ſich darüber freuen, daß er ein Mann ſei, der eine öffentliche Exekution kommandiren, Henker und Büttel in Bewegung ſetzen und mitten im Staat rufen könnte — ſchlagt an! gebt Feuer! Es gibt ſolche Gemüther, die an ſolchen erregten Volksaufläufen ihre heimliche Freude haben können. Aber — ſeine Hofnung ſoll ihm fehlſchlagen. Er ſoll auch nicht einmal die allerkleinſte unter ſeinen erwarteten Teufelsfreuden haben, nehmlich die — daß ich zu erkennen gebe, als hätte ich mich über ihn geärgert.

Zenodorf. (dem die Perucke von allem Schütteln queer über das rechte Ohr hängt.) Ich weiß nicht, wie die Welt jetzt wird. Alles anders — alles anders, als ſonſt. (ſchlägt ſich vor die Bruſt.) Alter, es iſt Zeit, daß du ſtirbſt! (tritt näher an den Fürſten.) Das muß ich Ihro Durchlaucht noch ſagen — ſeit ewigen Zeiten werden bis auf den heutigen Tag ſolche infame Schriften durch Henkershand verbrannt.

Adolf. (mehr als lächelnd.) Und — die Folge davon? — — dieſe, daß bis auf den heutigen Tag ſolche Schriften dennoch immer zum Vorſchein kamen. Man erwies ihnen alſo vermuthlich zu viel Ehre. Man thue, als achte man nicht darauf; oder, wenn man ja darauf achtet, ſo laſſe man ſie noch einmal unter öffentlicher Autorität auf Schreibpapier auflegen; ſo werden die Preſſen bald etwas klügeres liefern.

Zenodorf. (der Adolfen angreift.) Um Gottes willen — wo denken Ihro Durchlaucht hin?

Adolf. (der ihm einen Kus gibt.) Ja, ja, lieber Alter; alles anders, alles anders als ſonſt; aber deswegen brauchen Sie nicht zu ſterben . . . Ich gedachte nun alleweil auch der Preſſen — —

Zenodorf. (der ihm ins Wort fällt.) Ach ja, das iſt äuſſerſt nöthig, Ihro Durchlaucht, daß die nun bis ins Abſcheuliche getriebene Preſsfreiheit auf das allerſtärkſte eingeſchränkt werde.

Adolf. (gelaſſen.) Auch die ſoll bleiben, wie ſie iſt.

Zensdorf. Ihro Hochfürſtliche Durchlaucht — gnädigſter Fürſt — Fürſt und Herr — Herr und Vater — — ich bitte — —

Adolf. Lieber Geheimerrath — guter Greis — wackerer Zensdorf — ich bitte — — hören Sie einmal auch noch hierüber etwas zu . . . In meinem Lande ſoll jeder ſchreiben und leſen können, was er will. Ich rechne dabei nicht auf Papiermacher und Buchdrucker blos, daß dieſe dabei gewinnen; ich rechne auf Volksfreiheit, die dadurch geſichert, und auf Gleichgewicht unter den Ständen, das dadurch einigermaſſen erhalten wird. Das Volk muß ſehen, daß niemands geſchont werden dürfe, ſobald er ſchlecht iſt, er heiſſe, wie er wolle. Wenn keine Preſsfreiheit wäre: ſo würden die Vornehmen und die Reichen allen ihren Leidenſchaften ungezüchtigt den Zügel ſchieſſen laſſen können. Jene misbrauchten ihre Gewalt, ihre Macht, ihr Anſehen; welcher Schwächere dürfte es mit ihnen aufnehmen? Dieſe bezahlten alle ihre Ausſchweifungen mit baarem Gelde und behielten allenthalben recht; welcher Aermere könnte es mit ihnen aufnehmen? Verfolgungsſucht, Unterdrückungsgeiſt, Blutſaugerei, Tirannei und Deſpotiſmus auf der einen Seite — knechtiſche Furcht, Sklaverei, Hunger und Jammer auf der andern Seite nähmen Ueberhand. Dieſen Uebeln bauet die Preſſfreiheit am gewiſſeſten vor. So hat denn der Allervornehmſte und Allerreichſte, den alle Richterſtühle der Welt nicht in Furcht ſetzen, doch wenigſtens einen Richterſtuhl, den er fürchten muß. Dis iſt — der Richterſtuhl des Publikums. Vor dieſem muß er ſich ſtellen, wie der Niedrigſte und wie der Aermſte, muß ſich unterſuchen, richten, und wenn er es verdient, auch verdammen laſſen. Das Verdammungsurtheil kann ihm zwar ſeine Macht und ſein Geld nicht nehmen, denn es beſteht nur in öffentlicher Verachtung, der er Preis gegeben wird; aber auch dieſe iſt ihm ſchrecklich genug, denn er verliehrt zu viel bei ihr, und kommt auch wohl durch ſie in Gefahr, endlich in Unterſuchungen zu gerathen, die ihn um ſeine Macht und um ſein Geld bringen. So kommt manche Schelmerei an den Tag, die ohne Preſſfreiheit ewig verborgen geblieben wäre, und — was noch weit mehr iſt, ſo werden tauſend

Schelmereien nicht begangen, die, wenn die Furcht vor ſelbiger nicht wäre, ohne Scham und Scheu begangen ſein würden. Wie können Sie ſo gegen die Preſsfreiheit ſein, lieber Zensdorf? ich begreiſe das gar nicht.

Zensdorf. Aber, Ihro Durchlaucht halten mir zu hohen Gnaden, — die Autoren ſchreiben ja, was ſie wollen — — Ja, wenn ſie nur ſchrieben, was ſie ſollen, dann wäre es höchſtrathſam, daß man ihnen uneingeſchränkte Freiheit gäbe ...

Adolf. (der die rechte Hand auf ſein Zwergfell legt.) Lieber Herzensalter, was ſchwatzen Sie durch einander? Nur ſchreiben, was man ſoll, dazu uneingeſchränkte Freiheit haben — uneingeſchränkte Freiheit haben, zu ſchreiben, was man ſoll — — ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht gehört. Entweder — nichts ſchreiben dürfen, als was man ſoll, oder — uneingeſchränkte Freiheit haben, zu ſchreiben, was man will — — in dieſen beiden Sätzen nur iſt Sinn. Letzterer ſoll in meinem Lande gelten; erſterer iſt der Satz eines Beelzebubs, und würde die Menſchen aufs neue unter die Gewalt des Teufels bringen, aus der ſie hin und her kaum herausgeſchlüpft ſind. Wenn weiter nichts geſchrieben werden ſoll, als was geſchrieben werden ſoll — hören Sie einmal, wie das klingt — ſo brauchen wir weiter nichts mehr, als — Buchdrucker; denn alles dis iſt ſchon geſchrieben und darf nur immer wieder abgedruckt werden; aber was nicht geſchrieben werden ſoll, das muß nun erſt noch geſchrieben werden." Und da ſein Sie doch mehr Patriot, lieber Geheimerrath, und ſorgen Sie beſſer für die Nachwelt, als daß Sie ihr die Preſſfreiheit wieder entziehen wollen. Ich bin ja ſelbſt Fürſt, und ſollte es, wenn ich eigennützig dächte, am wenigſten ſagen; aber es iſt doch ſonnenklare Wahrheit, daß die Menſchheit alle die wichtigern Schritte, durch welche ſie in den letztern Zeiten aus Deſpotismus und Sklaverei hervorgetreten iſt, einzig und allein der Preſſfreiheit zu danken habe. Und — was hier vom Fürſtendeſpotiſmus gilt, das gilt noch mehr vom Pfaffendeſpotiſmus. Und iſt dieſer nicht noch weit ärger, als jener? Unter jenem leiden nur Beutel, Haut und Knochen; aber unter dieſem leidet auch ſogar die Vernunft . . . durch jenen werden die Menſchen nur gemauleſelt, aber durch dieſen werden ſie ganz geeſelt. . . .

Doch hiervon können Sie wohl vollends gar nichts hören?

Zensdorf. (dem die Perücke nun gar abfällt.) Die Ehrfurcht gebietet mir zu ſchweigen. — O — o — ich bitte unterthänigſt um Vergebung . . .

Adolf. (den Achtung überall erfüllt, indem er Zensdorfs ſchneeweiſſes Haar ſo ſieht.) Rechtſchaffener Greis, ſo ſilberfarben ward Ihr Haupt im Dienſt meines Hauſes!!!

Zensdorf. (nachdem er ſich die Perucke wieder aufgeſetzt hat.) Ja, mein Fürſt! Als ich in Fürſt Georgens Dienſte trat, war mein Hauptbaar rabenſchwarz. Ein Halbjahrhundert hat es ausgebleicht.

Adolf. (der einen ſehr pretiöſen diamantnen Ring vom Finger zieht.) Tragen Sie dieſen Ring bis an Ihr Ende; — er iſt aus Fürſt Georgens Nachlaß.

Zensdorf. (ſich tief beugend.) Das will ich auch. Wenn die Preſſfreiheit aber nur nicht oft ſo ſehr gemisbraucht würde — grosmüthigſter Fürſt!

Adolf. Das laſſen Sie doch! Wo iſt denn etwas, das nicht oft gemisbraucht würde? Das Uebel, welches aus der Preſſfreiheit nebenbei

bei entſpringt, iſt zu klein gegen das überſchwengliche Gute, das ſie unmittelbar ſtiftet. Das Publikum iſt unter allen Richtern oft der einzige gerechte. Es unterſcheidet bald gedruckte Lügen von gedruckter Wahrheit; denn — es hat die darin berührten Thatſachen vor ſich und kann ſie unterſuchen. Findet es ſie falſch angegeben: ſo fällt die öffentliche Verachtung auf den Lügner zurück; und ſo empfängt er Strafe genug. Das Schwert, das er gegen einen Unſchuldigen zog, wird dasjenige, womit er ſich ſelbſt durchbohrt... Nein, lieber Geheimerrath, ich mache in Anſehung der Preſſfreiheit auch nicht die geringſte Veränderung. Es muß irgend ein Mittel ſein, wodurch man dem, der ungeſtraft ein öffentlicher Schurke iſt, auch öffentlich ins Geſicht ſagen kann, daß er ein Schurke ſei, ohne von ſeiner Macht und von ſeinem Reichthum etwas zu fürchten zu haben. Die Preſſfreiheit iſt noch die einzige Geiſſel, welche den vornehmen Böſewicht in Schranken hält. Und — wenn ſie gegen einen ſchlechten Fürſten gebraucht wird: ſo iſt dis der allerwohlthätigſte Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann.

Zensdorf. (ſehr gemäſſigt.) Aber erlauben Ihro Durchlaucht noch dieſes einzige — Sonſt war die Preſſfreiheit hier ſehr eingeſchränkt. Alles, was gedruckt ward, muſſte die ſchärfſte Cenſur paſſiren und — — —

Adolf. Und — die Folge davon war — — **daß nicht viel Kluges gedruckt ward.**

Der alte Zensdorf beſah ſeinen Ring und — ging fort. Das Paſquill blieb alſo unkonfiſcirt und unverbrannt. Ja, Adolf befahl, daß es ſogleich noch einmal wörtlich abgedruckt würde, und ließ auf der innern Seite des Titelblatts die Worte mit groſſen Lettern ſetzen: **Wer Arges thut, der haſſet das Licht, daß ſeine Werke nicht geſtraft werden; wer aber Gutes thut, der kommt an das Licht, damit ſeine Werke offenbar werden, denn — ſie ſind in Gott gethan; — Adolf.„** Unter dem Titel ſtand — **zweite, ungeänderte Auflage;** ad mandatum Sereniſſimi ſpecialiſſimum. Dis machte einen unausſprechlichen Eindruck auf die ganze Nation, und von der Zeit an hörte man nicht wieder von einer Zeile, die gegen die Erziehung des Prinzen zum Vorſchein käme. Die anfängliche allgemeine Neugierde auf das, was der Fürſt des famöſen Paſquills wegen thun würde, verwandelte ſich nun in einen allgemeinen Abſcheu gegen den Verfaſſer deſſelben. Jeder beeiferte ſich, dieſen zu entdecken. Man entdeckte ihn wirklich und wollte ihn dem Fürſten nennen. Adolf verlangte nicht, ihn zu wiſſen. Tags drauf kam die Nachricht, daß der Hofprediger unſichtbar geworden ſei. „Das hätte ich doch nicht gedacht, verſetzte Adolf, als er dis hörte und die Erklärung davon erhielt, daß ein ſchwarzer Mantel ſo viel Bosheit verhüllen könnte. Geſtern noch hat mir der Schurke über die Erziehungsart des Prinzen ſeinen größten Beifall zu erkennen gegeben.“ — — Zur Auflöſung dieſes Räthſels diente die Entdeckung, welche man aus einigen nach der Zeit noch an den geweſenen Hofprediger eingehenden Briefen machte, daß er ein verkappter Jeſuit geweſen ſei.

Theodor hatte auf ſeinen kleinen Wanderungen, welche er täglich mit Rothen machte, die Natur ſchon ſehr lieb gewonnen, und Rothe beſtrebte ſich, dieſe ſeine Liebe gegen ſie bis zum Enthuſiasmus für ſie aufzuſtimmen. Viel ſchöne, feierliche Auftritte in der Natur, viel ſanfte, entzückende Anblicke derſelben benutzte er dazu.

Einige der feierlichſten und entzückendſten von ſelbigen aber ließ er wohlbedächtig zurück, um einſt von ihnen einen auſſerordentlichen Gebrauch zu machen; wozu ſie dem Prinz alsdann noch neu ſein müßten. Bald waren ſie in Gärten, bald in Feldern; bald in freien Ebenen, bald in ſchattenreichen Waldungen; bald in tiefen Thälern, bald auf Höhen, die die weitausgedehnteſte Ausſicht reichten. Mehrentheils waren die Landhäuſer und Luſtſchlöſſer des Fürſten in Gegenden angelegt, wo es die herrlichſten Proſpekte gab. Da ſtanden ſie denn oft ſtundenlang auf dem einen oder andern derſelben, und Rothe gab genau auf die Eindrücke acht, welche hier auf ſeinen Zögling gemacht wurden. Theodors ganze Seele pflegte ſich alsdann in ſeinen Augen zu zeigen. Inbrünſtig ſtellte er ſich hin und ſchien die ganze weite Natur in ſich aufnehmen zu wollen. Rothe bot ihm dann wohl ein Spiel oder ſonſt eine jugendliche Zerſtreuung an; aber der Prinz ſchlug alles aus und ſetzte wohl hinzu: „hier frage ich viel nach Spiel und Zeitvertreib — hier iſt Zeitvertreibs genug — hier mögte ich wohl immer ſein.“ Es fehlte nicht an den ſchärfſten Sehröhren auf den Landhäuſern, und da ſprang Theodor für Freuden, wenn er durch ſelbige irgendwo noch ein Dorf oder noch einen Thurm erblickte, die er noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Rothe ſprach dann, wenn ſich der Prinz über die herrlichen Ausſichten der Natur in dieſen Landſchaften auf das höchſte freute, keineswegs etwa zu ihm — dis iſt alles Ihre, Prinz — oder — dis wird einmal alles Ihre; ſondern er unterhielt ihn oft mit Vorſtellungen folgender Art dabei:

„Die Wieſen, die Gärten, die Felder, die Büſche, die Häuſer, welche wir da ſehen, ſind freilich alle ſchon vertheilt, und haben alle ſchon ihren Herrn. Mancher hat viel, mancher hat wenig davon. Aber die eigentliche Schönheit der Natur, der mannigfaltige Anblick aller dieſer Gefilde und über ihm der groſſe gewölbte Himmel gehören allen Menſchen zu. Der Hirt, welcher dort auf der Höhe weidet, hat daran allerweil ſo viel Antheil, wie wir hier, und wie Ihr Vater auf ſeinem Schloſſe da. Für uns alle iſt die Natur da, und es kommt bei den Freuden, welche ſie uns gibt, nicht darauf an, daß wir vornehmer und reicher ſind, um mehr davon zu genieſſen; ſo wie etwa bei den Schmauſereien, Tänzen und Luſtbarkeiten in der Stadt; ſondern — je beſſer ein Menſch iſt, deſto ſchöner iſt die Natur für ihn, er mag übrigens reich oder arm, vornehm oder gering ſein. Wer nicht Güte des Herzens hat, für den iſt auch das geringſte Feldblümchen nicht gewachſen. Er verdient einen ſo ſchönen Anblick nicht, wie wir hier haben. Er muß, ſo oft er ihn auch hat, ſich immer ſelbſt dabei ſagen — 'alles iſt gut und ſchön um mich her, nur ich bin ſchlecht. Wer vollends ein Menſchenfeind iſt und andern nicht gern Gutes thut: der muß ſchamroth werden, ſo oft er die Natur betrachtet. Dieſer muß ſich alsdann zurufen — Sieh, wie die Natur ſo gütig für dich iſt und dir ſo viel Freuden ſchenken will! Biſt du auch wohl einer derſelben werth, da du keinem Menſchen Freude ſchaffſt und Freude gönneſt? Erſt geh hin und ſegne Menſchen, diene und hilf, und dann komme wieder und laß dich ſegnen — du Undankbarer! Sehen Sie, Prinz, je beſſer Sie alſo werden, je milder und liebevoller gegen andere: deſto mehr gehört alles das Ihnen, was Sie hier ſehen — Erde und Himmel — und alles, was dran und drauf iſt. Der beſte Menſch iſt der allerreichſte; denn ihm gehört der Anblick der geſammten Natur, und alle Freuden, die ſie hat, ſind ſein. Und das ſonderbarſte iſt, daß jeder Menſch ſo reich werden kann, ohne daß andere dadurch verlöhren; wie es etwa mit den übrigen Reichthümern iſt, da, was der eine im Kaſten hat, der andere nicht in ſeinem Kaſten haben kann. Wenn hier tauſend gute Menſchen ſtänden: ſo könnten ſie alle gleichviel ſehen und gleichviel Freude dabei empfinden; ohne daß einer dem andern etwas wegſähe oder wegempfände, oder daß die Natur ſelbſt, die ſie alle heute ſo ſegnete, ſättigte, labte und erquickte, auf morgen dadurch ärmer würde.“

Wenn Rothe ſo geſprochen hatte, ſchien ein edler Eifer Theodors ſich ganz zu bemächtigen. Wie in einer Art von Scham ſah er dann bald ſeinen Hofmeiſter, bald die Natur, bald jenen wieder an; doch ſammlete er ſich auf der Stelle immer wieder, und blickte entweder ſtill-freimüthig, wie ein Menſch, der vor ſich in geheim wackere Vorſätze gefaſſt hat, um ſich her, oder ſprach auch wohl recht beherzt dazu — ich will recht gut werden, und andern auch gern recht viel Gutes thun, wenn ich nur erſt kann; und wenn dann dis erſt iſt: ſo will ich hier auch erſt recht vergnügt ſein, und thun, als wenn das ganze Land mein wäre, das ich hier ſehe.

Gewis war dieſe Angewöhnung zur Empfindung des Schönen in der Natur einer der weiſeſten Grundſätze, nach welchen die Erziehung der Fürſtenſöhne zu Fürſten betrieben werden mag. Hierdurch werden ſie gleich frühzeitig ſo an die Natur gefeſſelt, daß weder der Hof, noch das Geräuſch der Welt den Hang zu ihr jemals wieder unterdrücken können. Und glückſelig iſt ein Land, deſſen Fürſt ein warmer Freund der Natur iſt! Die Simpathie mit ihr wird ihn vor der Sucht nach erkünſtelter Pracht verwahren, die nur gar zu leicht durch den übertriebenen Aufwand, den ſie verurſacht, die Kammern der Fürſten ausleert und ihre Einkünfte überſteigt. Er wird ſein Land nicht in Schulden ſetzen, zu deren Wiederbezahlung nach ſeinem Tode Kopfſteuern ausgeſchrieben, Zölle und Acciſen erhöhet und ungerechte Kontributionen erpreſſt werden müſſen. Sein Geſchmack an der Natur wird durch die ganze Einrichtung ſeines Hofes herrſchen. Eine edle Simplicität wird ſein Schloß bauen, ſeine Zimmer meubliren, ſeine Garderobe anlegen, ſeine Feſtins und Luſtbarkeiten reguliren. In allen Anſtalten, die er für ſein Land trift, wird er der Natur nachahmen; in allen Geſetzen, die er gibt, wird der Geiſt der Natur den Ton angeben. Er wird natürlich denken, natürlich reden, natürlich handeln. Er wird die natürliche Gleichheit der Menſchen nicht überſehen, ſich nicht ſtolz über ſich ſelbſt erheben, ſondern ſich als einen Vater betrachten, deſſen Kinder ſeine Unterthanen insgeſamt ſind. Er wird auch die unterſten Stände der Menſchheit ſchätzen, und beſonders den zahlreichſten unter allen, den Bauernſtand, werth halten und befördern, weil dieſer zunächſt an die Natur grenzt, im Schoſſe derſelben unaufhörlich lebt, und am meiſten dazu beiträgt, ſeine Gefilde fruchtbar und den Anblick derſelben für ihn reitzend zu machen. Er wird keinem ſeiner Unterthanen den Zutritt zu ſich verſagen, ſie oft ſelbſt in ihren Hütten aufſuchen, und auf jedem Beſuch, den er bei der Natur ablegt, wenigſtens einige derſelben unterwegs ſprechen. Er wird ſein Land ſelbſt kennen, viele Bedürfniſſe deſſelben ſelbſt entdecken und ihnen abhelfen. Er wird keine harten Strafen ausüben laſſen und kein Wohlgefallen an grauſamen Vergnügungen finden. Er wird ſich nicht zum Tirannen über ſeine Hirſche und Haſen aufwerfen: er wird aber auch ſeine Bauern nicht von Hirſchen und Haſen tiranniſiren laſſen. Er wird der Nation wieder mehr Gerechtſame der Natur auf allen Seiten zugeſtehen, und manch unſinniges Edikt ſeiner Vorfahren aufheben, wodurch ſeine Unterthanen aus dem Stande der natürlichen

lichen Freiheit in den Stand der Sklaverei verſetzt wurden. In den Amtsſtuben, in den Landesgerichten, im geheimen Kabinet wird er alle Sachen wieder einen natürlichern Gang nehmen laſſen. Bei ſeinen Aufenthalten im Schoſſe der Natur wird er öfter zu ſich ſelbſt kommen, ſeine Handlungen prüfen, ſeine Würde und Beſtimmung fühlen und neuen Eifer zu redlicher Betreibung ſeiner Pflichten ſammlen. Er wird weder Atheiſt noch Pietiſt, ſondern ein reiner und wahrer Verehrer der Gottheit ſein, unter deren Werken er ſo gern iſt. Er wird ein Freund der Ordnung, er wird mäſſig, weiſe und gut ſein. Die ſegnende Natur wird ihn auch zu Segnungen ohne Unterlaß auffordern. Mit Seelenruhe wird er hören, mit Güte antworten, mit Milde entſcheiden. Man wird kein Beiſpiel aufweiſen können, daß er ungerecht, hart oder unbarmherzig verfahren ſei. Er wird das wahre Verdienſt ſchätzen und belohnen, die verfolgte Unſchuld in Schutz nehmen, dem Nothleidenden beiſtehen und Leben und Freude allenthalben um ſich her verbreiten. Er wird die Reichthümer, welche ihm ſein Volk ſammlen muß, nicht auſſer Landes ſchicken, um koſtbare Kunſtwerke dafür aufzukaufen, auch wird er ſie nicht zu ungeheuren Summen in ſeine Schatzkammern einmauern;

ſondern er wird in den ſchönſten Gegenden ſeines Landes eine neue Anlage nach der andern machen, wodurch viel hundert Arbeiterhände jahraus jahrein beſchäftigt werden. Bald hier, bald da werden Landhäuſer in die Höhe ſteigen, junge Gärten aufblühen, Wüſteneien urbar gemacht, Sümpfe ausgetrocknet und Kanäle gezogen werden. Selbſt ſeine Landſtraſſen werden ſich verſchönern, und die Reiſenden, wenn ſie durch ſein Gebiet wandern, werden in einem Paradieſe zu wandern glauben. — — Man nehme ein Land, wo von dieſem allen das Gegentheil geſchieht, und gehe zur Quelle davon zurück; ſo wird man dieſe oft einzig und allein darin finden, daß ſein Fürſt **keinen Sinn für die Schönheit und die Freuden der Natur hat.** Dieſen hat er aber darum nicht, weil man ihn von Kindheit an von der Natur entfernte, ſie ihm verleidete, ihm ihre Vergnügungen als gemein, einfältig und unter ſeinem Stande ſchilderte, ihn an Flitterpracht, Getöſe und Gewühl gewöhnte, ihn frühzeitig zum Parforcejäger, zum Akteur, zum Exerciermeiſter, zum erſten Tänzer oder gar zum erſten Trinker im Lande machte. Was Wunder, wenn er dann mehr auf dem Theater und Redoutenſaal, als in ſeinen Gärten, Hainen und Fluren iſt, oder wenn er, falls er ja dann und wann durch ſein Land reitet oder fährt, jeden Buſch nur darauf anſieht, ob gute Hetze in ihm ſei, und jede Ebene, ob ſie zum Lager oder Schlachtfelde tauge? . .

Fürſt Adolf war zwar nicht zur Liebe für die Natur erzogen worden, aber er war als Mann und Regent hernach aus innerm Herzensantrieb zu ihr zurückgekehrt. Sorgfältiger Beobachter ſeiner ſelbſt, hatte er bemerkt, was für veredelnde Einflüſſe dis auf ſeinen Karakter gehabt habe, und er behauptete ſchlechterdings, daß er von der Zeit an ein beſſerer Fürſt geworden ſei. Darum wollte er, daß Theodor noch mehr vor ihm voraus haben und von Jugend auf die Natur lieb gewinnen mögte. Er hatte auſſer ſeinen vielen Landhäuſern auch einige Einſiedeleien in dicken Waldungen an den Ufern der Ströme angelegt. Sie lagen weit ab von den Landſtraſſen und machten einen ſehr feierlichen Eindruck auf die Seele, wenn man ſie unerwartet erblickte. Eine heilige Stille herrſchte in den Dämmerungen der Haine um ſie her, und man ſah es ihrer erhabenen Simplicität gleich an und las es in den kurzen Inſchriften, welche ſie an den Eingängen führten, daß ſie ein edler Fürſt zu den Plätzen beſtimmt habe, wo er ſich, entfernt von allem ſtörenden

renden Geräuſche der Welt, mit ſich ſelbſt unterhalten, über ſeine Pflichten nachdenken und ſich in der höhern Weisheit üben wollte. Inwendig ſtanden die Büſten der weiſeſten und beſten Fürſten und Völkerbeherrſcher alter und neuer Zeiten. Auch fand man in jeder derſelben eine kleine ausgeſuchte Bibliothek und einen Schreibeſchrank. Hier war Adolf, ſo lange es die Jahrszeit verſtattete, oft, und niemand durfte ihn daſelbſt aufſuchen. „Die übrige Zeit meines **Lebens**, pflegte er zu ſagen, ſoll ganz meinem **Volke** zugehören; die **Stunden** aber, welche ich hier verlebe, ſollen **mein** ſein. Doch ſollen meine Unterthanen über dieſen Zeitverluſt für ſie nicht Urſach zu klagen haben; denn dieſen Stunden haben ſie es zu verdanken, daß ich in den übrigen Stunden thätiger für ſie bin, als mancher meines gleichen.„ Adolf hatte zwar keine beſtimmten und bekannten Tage, an welchen er dieſe ſeine heiligen Einſiedeleien beſuchte; man konnte es aber allemal wiſſen, wenn er da geweſen war; denn — an jedem ſolchen Tage übte er hernach einige ganz vorzüglich ſchöne Handlungen aus.

Eine dieſer Einſiedeleien, und zwar die nächſte an der Reſidenz, räumte der Fürſt Theodorn ein, und Rothe muſſte ihn wöchentlich einigemal dahin führen. Sie ſtand in Verbindung mit einem der ſchönſten Landhäuſer des Fürſten, bei welchem ein weit und breit berühmter Engliſcher Garten von ſehr groſſem Umfange ſich befand; ihr Zuſammenhang mit ſelbigem war aber ſehr unbemerkbar. Ein ſchmaler Fusſteig führte von daher in ewigen Krümmungen durch einen dicken Pappelwald zu ihr, und ſie ſelbſt lag unter hohen Platanen ganz verſteckt. Auch konnte man von dort aus zu Waſſer nach ihr kommen; und ſo ſah man Adolfen oft, wenn er eine Zeitlang im zauberiſchen Garten gewankt und ſeine Seele zu hohen Empfindungen geſtimmt hatte, einſam den Kahn beſteigen und nach ihr hinrudern.

Adolf. (zu Rothen, als er an Theodorn die Einſiedelei abtritt.) Es iſt meine liebſte und beſte unter allen, die ich habe; aber eben darum ſoll er ſie von nun an beſuchen. Dort ſoll es ſein, wo die Wohlfart meines Volks nicht nur gegründet ward, ſondern wo ſie auch dauerhaft befeſtiget werde. Dort ſoll die Menſchheit an Theodorn ſich vollkommen ausbilden und immer wieder neue Stärkungen erhalten. Machen Sie ihm dieſen Ort recht heilig und ehrwürdig. Ketten Sie an den Anblick deſſelben und an den

Aufenthalt daſelbſt für den Prinz viel wichtige Ideen, und beſonders die Ideen, welche ein Fürſt bedarf, um guter Fürſt zu ſein; damit ſelbige, ſo oft er an dieſen Ort kommt, recht feierlich in ihm erneuret werden, und die vorige Lebhaftigkeit, wenn ſie etwa Vergang genommen hätte, allemal wieder erhalten. Machen Sie ihm aber auch den Ort zu ſeinem Lieblingsaufenthalt, damit er ihn einſt nach Jahren noch oft beſuche und die Erneurung jener Ideen oft erhalte. Dort ſollen Sie ihm die erhabenſten Tugendlehren geben, die feierlichſten Gelübde, denſelbigen getreu zu bleiben, von ihm ſich geben laſſen, und an den Wänden den Tag anſchreiben, an welchem er ſie Ihnen gab. Dort ſollen Sie ihm die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Beſtimmung des Menſchen reichen, und ihn in den Dämmerungen des heiligen Hains mit ſeiner Unſterblichkeit vertraut machen. Dort ſollen Sie ihn die Stäte finden laſſen, wo er einſt am liebſten ſein frommes Gebet verrichte. Dort ſollen Sie jeden ſeiner Geburtstage mit ihm feiern. Dort ſollen Sie am Tage meines Todes mit ihm ſein. Dort ſollen Sie, ſo oft dieſer Tag wiederkommt, mit ihm ſein. Dort ſollen Sie noch in den ſpäteſten Zeiten, wenn er etwa träge in Erfüllung ſeiner Beſtimmung würde, ihn an die Tugend, die Sie ihn lehrten, an das Beiſpiel ſeines Vaters, an die Herzensgüte, die er als Knabe blicken ließ, und an die theuren Zuſagen, welche er Ihnen als Jüngling that, zurückerinnern. O Rothe, Rothe, benutzen Sie dieſe Winke, die ich Ihnen gebe, recht; ſo kann es nicht fehlen, daß dieſe Einſiedelei für ihn auf ſeine ganze Lebenszeit Tempel und Altar werde; daß ſie der Ort werde, wo ſeine Tugend und Ruhe, wo das Heil der ganzen Nation auf immer geſichert wird!„

Rothe ſchafte die Büſten der Fürſten und Volksherrſcher aus der Einſiedelei heraus und ſtellte an ihrer Statt nach und nach Gemählde überaus guter Menſchen aus den mittlern und niedrigen Ständen hin, welche ſich durch eine beſondre Tugend auszeichneten. Die Tugenden derſelben waren keine von den geräuſchvollen und glänzenden, wie etwa die Heldentugenden und die Tugenden der Miniſter; ſondern es waren die ſtillern Tugenden des einſamen, des häuslichen und bürgerlichen Lebens, welche jeder Menſch beſitzen ſoll, er ſei Taglöhner oder König. Die Perſonen, welche dieſe Tugenden an ſich trugen, wählte er insgeſamt aus dem Schoſſe des Vaterlandes; damit der Prinz ſeine Nation ſchätzen lernte, das Edle und Schöne nicht blos im Auslande ſuchte, und überzeugt würde, daß ihre Beiſpiele auch wahrhaftig Beiſpiele für ihn wären. So viel, als möglich, wählte er dazu noch lebende Menſchen; um ihm Achtung gegen die gegenwärtige Generation ſeines Volks beizubringen, und ihm den Gedanken wichtig zu machen, daß er, wenn er nicht ſo gut würde, wie ſie, täglich noch von Menſchen übertroffen würde, die vor ſeinen Augen lebten und mit denen ſein Volk ihn meſſen könnte.

Als der Prinz zum erſtenmal mit ihm in die Einſiedelei kam, fand er das erſte Portrait; und ſo oft er wieder hin kam, fand er wieder ein neues auſſer dem vorigen. Dis war ein herrliches Mittel, dem Prinz jede nothwendige Tugend des Lebens, ohne welche der Menſch ſchlechterdings nicht Menſch genug iſt, auf eine recht einleuchtende, anſchauliche und zugleich ſehr unterhaltende und anziehende Weiſe beizubringen und ausübenswerth zu machen. Zuförderſt ward dann geſagt, wer der Mann ſei, deſſen Bild da hing; alsdann erzählte Rothe mannigfaltige Züge aus dem Leben deſſelben, welche die Tugend, die durch ihn gleichſam perſonificirt ward, aufſtellten; hernach breitete ſich Rothe über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Liebensbenswürdigkeit dieſer Tugend aus. So lernte der Prinz Moral, ohne daß ihm dazu geſagt ward, daß er **Moral** lerne; und, was noch mehr iſt, ſo lernte er ſogleich die **wahre**, nehmlich — die **ausübende** Moral.

Zum Exempel — — Als ſie zum erſtenmal in die Einſiedelei traten, hing das Portrait eines **Bauers** da, der für einen der fleiſſigſten und arbeitſamſten im ganzen Lande gehalten ward. Adolf beſuchte dieſen Mann, der zugleich einer der geſcheuteſten in ſeiner Art war, zuweilen ſelbſt, und hatte ihn zur Aufmunterung des ganzen Bauernſtandes mahlen laſſen. Das Originalgemählde war in der Kirche ſeines Dorfs nahe am Altar aufgeſtellt worden; wo ihm ein altes Heiligenbild, das einen unnützen Müſſiggänger aus dem neunten Jahrhundert vorſtellte, hatte Platz machen müſſen. Der Pfarrer des Dorfs hatte zwar dagegen proteſtirt; auf Adolfs Fragen aber — ob ihm der Heilige jemals eine Garbe **Waitzen** verzehntet habe, und ob ihm irgend ein Bauer im ganzen Dorf jährlich ſo viel Zehend gebe, wie **Raſch**, hatte er den Heiligen heruntergenommen, und den wackern Raſch dafür hingeſtellt.

Theodor. (als er das Portrait erblickt.) Wer iſt das?

Rothe. Es iſt der Bauer Raſch aus Reinsdorf, der noch lebt.

Theodor. (noch neugieriger, als vorher.) Ein Bauer? Werden denn die Bauern auch abgemahlt?

Rothe. Oft zwar nicht, Prinz. Das macht, die Leute haben kein Geld dazu übrig, ſich mahlen zu laſſen. Wenn ſie es nicht umſonſt haben können, oder ein anderer ſie nicht für ſein Geld mahlen läſſt, ſo bleiben ſie freilich wohl unabgemahlt. Dieſen Bauer hat **Ihr Vater** mahlen laſſen.

Theodor. (ganz auſſer ſich für Neugierde.) **Mein Vater?** — Warum denn das? Es iſt ja nur ein Bauer — und die ſollen ja ſo dumm und ſo grob ſein . . .

Rothe. (der ſehr erſchrickt.) Wer hat Ihnen das geſagt, Prinz?

Theodor. I, Fräulein Schnips ſagte immer zur Jungfer Sophie, wenn ſie mich anzog und etwa dabei zerrte — — geh doch, du biſt ja ſo dumm und ſo grob, wie ein Bauer.

Rothe. Hat ſich ſchon ein Bauer dumm und grob gegen Sie aufgeführt, mein Prinz?

Theo=

Theodor. Nein, mein Tage nicht. Aber es muß doch wahr ſein; — Fräulein Schnips würde es doch ſonſt nicht ſagen können.

Rothe. Das folgt noch nicht daraus. Fräulein Schnips wird das auch ſo gehört haben und ſprichts nun ſo nach. Aber das ſollte ſie nicht thun. Sie kennt gewiß die Bauern ſo wenig, wie ſie, Prinz, ſie kennen; denn die Bauern kommen an den Hof nicht, und Fräulein Schnips kommt aufs Dorf nicht. Ueber Leute aber, die man nicht kennt, ſoll man auch nicht urtheilen, und am wenigſten ſo ſchlecht. Fräulein Schnips hätte immer verdient, daß man nun, wenn man Jemanden dumm und grob beſchreiben wollte, ſpräche — **du biſt ſo dumm und ſo grob, wie Fräulein Schnips.**

Theodor. (der über den Ernſt, worin Rothe ſo ſpricht, zuſammenfährt.) Da haben Sie meine Hand; ich will es nicht wieder nachſagen. Aber ſind denn die Bauern nicht dumm und nicht grob? O ſagen Sie mir das doch, lieber Hofrath . . .

Rothe. Prinz, können das wohl dumme Leute ſein, die z. E. aus ſo einem Brachfelde, als das iſt, worüber wir heute gegangen ſind, und wo Sie den ſchönen Stein fanden, ein Feld machen, welches übers Jahr die herrlichſte und geſegnetſte Erndte trägt? Können das wohl dumme Leute ſein, die die grünen Halme, welche ich Ihnen letzthin zeigte, ſo zuzubereiten wiſſen, daß Garn daraus geſponnen werden kann, wovon wir Hemden tragen? — Ich glaube noch, daß Fräulein Schnips nicht einmal weiß, wie der Flachs ausſieht, wenn er noch im Felde ſteht. — — Und, was die Grobheit der Bauren betrift, ſo ſagen Sie mir doch, ſind dieſe Leute nicht immer ſo höflich und freundlich gegen Sie, wenn ſie uns im Felde begegnen? Grüſſen ſie uns nicht oft eher, als wir ſie grüſſen? Fuhren ſie uns nicht letzthin gar aus dem Wege?

Theodor. Ach ja, das iſt auch wahr! O ſein Sie doch ja wieder gut; ich will auch nimmermehr wieder glauben, daß die Bauren dumm und grob wären.

Rothe. Hören Sie mir einmal recht zu, lieber Prinz. Ich will es Ihnen ſagen, woher es kommt, daß man die Bauren dumm und grob nennt. Sie ſind keine Künſtler, keine Gelehrte, leſen keine Zeitungen, und auch nicht ſolche Bücher, wie Fräulein Schnips lieſt. Das ſchadet aber nichts. Wir können nicht alle Künſtler und Gelehrte ſein, müſſen nicht alle in Zeitungen und Büchern gerade leſen. Es muß auch Menſchen geben, die uns Getraide bauen, Holz anfahren, und Butter und Käſe zu Markte bringen. Und dieſe ſind weit nöthiger, als alle Künſtler und Gelehrte. Ja dis ſind die allerunentbehrlichſten Menſchen. Was fingen wir denn wohl an, wenn wir noch ſo viel Uhren, Treſſenhüte, Kanapees und Sofas und — kein Brod hätten!

Theodor. Ach, da müſſten wir alle verhungern.

Rothe. Sehen Sie! Darum muß man die Bauren recht werth halten. Die armen Leute müſſen ſichs ſo ſauer genug werden laſſen und ſich auf ihren Feldern ſteif arbeiten. Das wäre ein ſchöner Dank, wenn wir ſie dafür, daß ſie nicht, wie Fräulein Schnips, die Hände in den Schoos legen, ſondern uns die allernothwendigſten Lebensmittel, und noch dazu durch die beſchwerlichſte Arbeit, erziehen, dumm nennen wollten. Fräulein Schnips ſchwitzt nur manchmal, und zwar beim Spatzirengehn; die Bauern aber vergieſſen tagtäglich Schweiß, und zwar Arbeitsſchweiß. — Die Hauptſache iſt dis — Kein Menſch iſt ganz klug, und kein Menſch iſt ganz dumm. Der eine verſteht dis, der andere verſteht jenes. Niemand aber iſt darum dumm, weil er nicht gerade dis oder jenes verſteht. Jeder iſt in ſeiner Art klug, ſobald er das recht kann, wofür er ſich ausgibt. Fräulein Schnips kann ſticken, Kopfzeuger ſtecken, Manchetten ausnehen, Kleider friſiren, Franzöſiſch ſprechen; das kann der Bauer freilich alles nicht. Aber dafür kann der Bauer pflügen, ſäen, mähen, dreſchen; und dis alles kann wieder Fräulein Schnips nicht. Sobald ein Bauer das recht kann, was ein Bauer verſtehen muß, iſt er ein kluger Bauer. Ich verſichre Sie auch, Prinz, es gibt unter den Bauern ſo liſtige Leute, wie es nur in der Stadt geben kann. — Grob aber nennt man ſie, wenn man ſie ſo nennet, nur darum, weil ſie keine Komplimente machen, als wozu ihr Rückgrad, ihr Genick, ihr Hals und alles, was ſich beugen ſoll, durch die viele harte Arbeit zu ſteif geworden iſt; weil ſie ſich nicht aufs Heucheln und Schmeicheln verſtehn, alles ſo gerade heraus ſagen, wie es ihnen ums Herz iſt, ſich nicht um den Ausdruck bekümmern und oft ſtatt Sie — Er ſagen. Das können nun viel Leute nicht leiden; aber es iſt albern, wenn jemand darüber murrt. Der Menſch muß mir ja doch weit lieber ſein, der mir die Wahrheit ſagt, als ein anderer, der mich belügt und betrügt, und hinterher noch darüber auslacht. Was helfen mir denn die Lobeserhebungen, deren ich nicht werth bin, und die tiefen Bücklinge, welche ich mit meinem Schaden bezahlen muß? Mit dem Bauer weiß ich gleich, wie ich daran bin, und ſo, wie ich das weiß, kann ich mich darnach richten. Und wenn mich der Bauer Er nennt, ſo iſt das keine Grobheit. Er ſpricht dadurch natürlich und wahr. Bin ich denn mehr, als ein Menſch? Das iſt im Grunde eine übertriebene Höflichkeit, daß wir jemanden Sie nennen. Sie ſind ihrer zwei wenigſtens. Zu einem kann man nicht mit Recht ſagen Sie. Es mag immerhin ſo gut ſein, daß man es thut, weil es einmal ſo gebräuchlich iſt; allein man darf den Bauer darum nicht grob nennen, weil er natürlich ſpricht, und jeden einzelnen Menſchen nur als einzeln zählt und mithin Er nennt. — Man muß auch von dem Bauer nicht ſo viel fordern, wie von andern Leuten. Wenn wir gebohren werden, ſind wir alle einander gleich. Da iſt zwiſchen einem Bauerkinde und zwiſchein einem Prinz kein Unterſcheid. Unſere Verſchiedenheit kommt erſt von der verſchiedenen Erziehung her, die wir erhalten. Wenn ein Kind von Bären erzogen wird, wird es wie ein Bär. Nun ſollten Sie aber einmal ſehen, wie ſchlecht noch die Erziehung der meiſten armen Bauerkinder ſei. Und wenn Sie denn das geſehen hätten; ſo würden Sie ſich darüber verwundern, daß die Bauern noch ſo klug und ſo höflich ſind, wie ſie ſind. Ich bin dieſen Leuten herzlich gut und werde Ihnen noch oft von ſelbigen erzählen. Beſonders aber ſchätz' ich den Bauer Raſch, wie ich nur einen Menſchen ſchätzen kann, und Ihr Vater konnte keinen beſſern dazu wählen, wenn er einen Bauer mahlen laſſen wollte, als ihn.

Theodor. Warum denn das, lieber Hofrath? Iſt er denn ſo groß, oder ſieht er etwa ſo hübſch aus? Die Hofmarſchallin ſagt immer, wenn ſie einen groſſen oder hübſchen Mann ſieht — der iſt zum abmahlen . . .

Rothe. Das glaub' ich Ihnen wohl, daß die Hofmarſchallin ſo ſpreche; Ihr Vater aber denkt nicht ſo. Der läßt ſolcher Dinge wegen die Leute nicht abmahlen. Wen er ſoll abmahlen laſſen, der muß wirkliche Verdienſte haben; oder es muß viel beſonderes, und das zugleich gut iſt, an ihm ſein, welches er ſich ſelbſt erworben hat. Groß ſein iſt zwar beſſer, als klein ſein, und hübſch ausſehen beſſer, als garſtig ausſehen; aber der gröſſte Rieſe hat doch keine Ehre davon, daß er kein Zwerg iſt — denn er hat nicht gemacht, daß er ein Rieſe ward; und der allerhübſchſte Menſch hat eben ſo keine Ehre davon, daß er kein Fratzengeſicht iſt — denn er hat dazu nichts beigetragen, daß er ſo wohl gebildet iſt. Der Bauer Raſch iſt darum abgemahlt worden, weil er ein auſſerordentlich fleiſſiger Mann iſt. Soll ich Ihnen etwas hievon erzählen?

Theodor. Ach ja, ach ja, lieber Hofrath, das thun Sie doch; — und recht viel.

Rothe. Bauer Raſch iſt jetzt in ſeiner Art ein ziemlich wohlhabender Mann. Er hat Haus und Hof, Acker und Vieh; aber alles, alles, was er hat, hat er durch ſeiner Hände Arbeit. Seine Eltern waren arme Taglöhnerleute und konnten ihm keinen Thaler mitgeben. Im achten Jahre muſſte er ſchon aus ihrem Hauſe und hütete das Vieh. Da ward ihm ſchon bei dem bloſſen Gehen und Stehen im Felde die Zeit zu lang, und er ſtrickte jährlich über hundert Paar Strümpfe. Das Geld dafür ſammlete er ſich, und zwar ſelbſt. Vom kleinern Vieh kam er zum gröſſern. Endlich ward er Knecht. Was er da angrif, grif er allemal ganz an. Er war unermüdet in ſeinem Thun und arbeitete für zwei Mann. Zwanzig Jahre war er da bei einem und eben demſelben Herrn, und empfing mehr

Lohn, als irgend ein Knecht. Dis alles legte er auch gröſſtentheils zurück und — kaufte ſich hernach ein ziemliches Bauerngut. Da ſein Geld nicht zureichte, ſchoß ihm ſein dankbarer Herr das übrige vor. Alſo auch die Wohlthat des Darlehns hatte er erarbeitet. Da arbeitete nun Raſch noch raſcher. Alles gelang ihm auch; weil er es recht anzugreifen wuſſte und unermüdet betrieb. Er zahlte eine funfzig Thaler Schuld nach der andern wieder ab, ward ganz damit fertig, baute ſein Haus aus, machte ſeine Wirthſchaft vollkommen, nahm ſeine alten Eltern zu ſich, verpflegte ſie, empfing ihren Dank, begrub ſie und arbeitete immer fort. Nun iſt er ein Mann, der Geld im Kaſten hat. Sein Viehſtand iſt beträchtlich. Seine Aecker ſind auſſerordentlich im Stande. Sein Haus iſt ringsherum feſt und nett, wie ein Kiſtchen. Die meiſten Bienen im Lande hat er. Wenn kein Bauer mehr Heu und Stroh im Frühjahr hat, hat er es noch. Da mags aber auch ſtürmen oder blitzen, regnen oder ſchneien, Tag oder Nacht ſein, getanzt werden in der Schenke oder nicht; — wenn nothwendig zu thun iſt, iſt Raſch bei der Hand und kehrt ſich an nichts. Und dabei iſt er als ein Mann, der nun bald achtzig Jahr alt iſt, noch ſo geſund und munter, wie andere von funfzig manchmal kaum, und hat ein ſo zufriedenes, freundliches Geſicht, daß man ihn gleich lieb haben muß, wie man ihn nur ſiehet.

Theodor. Ach ich mögte ihn doch gar zu gern einmal ſelbſt ſehen!

Rothe. Auf dem Rückwege noch ſoll dis geſchehen, Prinz. — Sehen Sie, ſo **lohnen Arbeitſamkeit und Fleiß!** Alles, was nur wünſchenswerth iſt, jedes Gut des Lebens wird dem Manne zu Theil, der ſich in ſeinem Amte, in ſeinem Beruf und Stande immer auf eine nützliche Weiſe beſchäftigt. **Wer lange leben will, wie Raſch, muß wacker arbeiten, wie er. Wer geſund und vergnügt ſein will, muß die Hände nicht in den Schos legen.** Nur der kann vergnügt ſein, der da weiß, daß er nützlich ſei. Arbeit iſt das beſte Mittel **wider die Langeweile.** Für den Müſſiggänger ſind die Tage alle zu lang, für den Fleiſſigen ſind ſie zu kurz. Auf Arbeit ſchmeckt jede Freude beſſer. Arbeit macht ſtark; ſo ſtark, daß man mäſſige Uebel nicht einmal achtet. Arbeit und Fleiß geben Brod und Ehre. Jeder liebt den fleiſſigen Mann — jeder bewirbt ſich um ſeine Freundſchaft — ein ganzes Volk ſegnet ihn — von ſeinem eigenen Herzen, von allen, die ihm angehören, von allen, denen er Gutes erzeigt, empfängt er den wärmſten Dank. Darum ſind Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Fleiß die erſten Pflichten für jeden Menſchen. Wir haben Kräfte, überaus viel Kräfte. Wozu empfingen wir ſie anders, als — ſie anzuwenden? Die Anwendung unſerer Kräfte zum Guten iſt aber eben Fleiß und Arbeit. Und wenn jemand noch ſo reich wäre: ſo darf er doch nicht müſſig gehen; denn er hat alsdann noch weiter nichts, als Geld. Geld allein aber macht ihn nicht glücklich. Wenn er glücklich ſein will, muß er auch geſund ſein, werthgeſchätzt werden und wahre Freunde haben. Dieſe bekommt er nicht, jenes iſt und wird er nicht, wenn er träge, faul und ein unnützer Menſch iſt. Ein Müſſiggänger iſt in der menſchlichen Geſellſchaft eben das, was unter den Bienen die Raub- und Heerbienen ſind. Dieſe verzehren den Honig, welchen die beſſern Bienen, die Arbeitbienen, eingeſammlet haben. Wer ſo geſinnt iſt, daß er ſich jede Freude, die er genieſſen kann, ſchämt, wenn er ſie nicht verdient hat: der nur iſt ein guter Menſch. Die Arbeiten und Beſchäftigungen ſind unausſprechlich verſchieden; aber jeder hat ſeine eigenen. Durch mancherlei Umſtände in der Welt werden ihm dieſe beſtimmt, und man nennet dis den Beruf des Menſchen. Wer dieſen ſeinen Beruf erfüllt; wer die Geſchäſte, welche ihm ſelbiger auflegt, redlich und ſorgfältig betreibt: der iſt ein wackerer, arbeitſamer Menſch. Hätte jemand gar keine Geſchäfte, ſo müſſte er ſich noch Geſchäfte machen. Er müſſte andern helfen und dienen; — o und da hätte er vollauf zu thun. Wer gar nichts thun will, der iſt nicht beſſer, als eine Kohlſtaude, die auf immer auf einer Stelle bleibt, und weiter nichts thut, als daß ſie in die Höhe wächſt. Darum, lieber Prinz, ſuchen Sie einſt Ihre größte Ehre darin, daß Sie nicht müſſig gehen, ſondern immer arbeiten, immer etwas gutes verrichten, wodurch Sie ſich und andern nützlich werden. Wenn Sie erſt groß ſind, dann denken Sie ſtets an den Bauer Raſch, und vergeſſen Sie nie, daß er das erſte Portrait war, das wir hier aufſtellten und betrachteten.

Theodor. Ach wenn ich nur erſt arbeiten könnte! Was werde ich denn aber einmal für Arbeit haben? Wiſſen Sie denn nicht, was ich zu thun kriegen werde?

Rothe. Das wird ſich finden, Prinz. Ich glaube, daß ſie einmal recht viel zu thun kriegen werden. Haben Sie nur Geduld.

Theodor. Aber ich wollte, daß ich auch jezt ſchon arbeiten könnte.

Rothe. Jezt ſind Sie noch nicht groß und ſtark genug. Indeſſen müſſen Sie auch jezt ſchon nicht müſſig ſein. Was Sie ſchon thun können, das müſſen Sie auch ſchon thun. Darum habe ich auch von ihnen verlangt, daß Sie ſich nun nicht mehr von andern bedienen laſſen, ſondern alles ja ſich ſelbſt verrichten ſollen, weil Sie dis nun können. Ihre übrige Arbeit beſteht jezt darin, daß Sie recht aufmerken, wenn ich Ihnen etwas ſage, daß Sie dis alles zu behalten ſuchen, daß Sie mich recht viel fragen und mir recht herzlich folgen. Wenn Sie dis alles thun, ſo ſind Sie jezt ſchon in Ihrer Art fleiſſig und arbeitſam. Bald kommt die Zeit, wo Sie recht viel lernen müſſen; hernach noch mehr; alsdann noch mehr. Endlich werden Sie von allem, was Sie gelernt haben, Anwendung und Gebrauch machen müſſen. Thun Sie nur immer das, was Ihre Jahre und Ihre Umſtände von Ihnen jederzeit fordern werden. Wie ſchön wird das ſein! Dann werden Sie immer für einen der fleiſſigſten Menſchen gehalten werden, und einſt der Glückliche ſein, wozu Sie Ihr Vater gern machen will.

Theodor. Ich will gewiß immer recht fleiſſig ſein, lieber Hofrath; machen Sie nur, daß ich bald recht viel lerne.

Bei dieſer Zuſage legte der Prinz freiwillig ſeine beiden Hände in Rothens Hand, und wiederholte ſie, als er hernach bei dem Bauer Raſch war. Dieſen konnte er nicht genug betrachten, und er horchte auf jedes Wort, das der muntere Greis ſprach. Es war immer, als wollte er es ihm abbitten, daß er die Bauren für dumm und grob gehalten habe. Raſch muſſte ihn zu ſeinen Bienen führen. Da erzählte Rothe Theodorn recht viel von dieſen Thieren ſowohl überhaupt, als auch von ihrer Arbeitſamkeit. Ja, hub Raſch an, es gibt auch faule Schelme unter ihnen — und ſchlug eine Biene nahe am Korbe todt. Dis war eine von den Heerbienen. Sehen Sie, ſprach Rothe, indem er ſie dem Prinz zeigte, **das iſt das Bild eines Menſchen, der ein Müſſiggänger iſt.** Theodor empfing von Raſch einen recht bidermänniſchen Händedruck beim Abſchiede, und verſprach, ihn öfter zu beſuchen. **Das thue er nur, mein Sohn** — antwortete Raſch, **ſein Papa kommt och manchmal her.**

Rothe ſtattete dem Fürſten von dem ganzen Vorgange des erſten Tags in der Einſiedelei umſtändlichen Bericht ab. Adolf war mit ſeiner geſammten Einrichtung, Theodorn auf ſo eine natürliche und anziehende Weiſe Moral zu lehren, ſehr zufrieden, und ſetzte hinzu:

„Es freut mich doch, daß ich die lebendige Moral in meinem Lande habe. So viel ich mich erinnere, ſoll es nicht leicht einem Kapitel in der Moral an einem ſchon exiſtirenden Portrait eines meiner Unterthanen fehlen; und, wo ja noch irgend eines mangelte, wollen wir es bald herbei ſchaffen können. O wie ſelig fühle ich mich in dieſen Augenblicken, daß wir gemahlte gute Menſchen nicht erſt aus Rom oder Athen, auch nicht aus Paris oder London kommen laſſen müſſen, ſondern ſie im Vaterlande, und zwar unter der lebenden Generation antreffen! Hundert gute Menſchen, die unter meiner Regierung mehr leben, ſind mir lieber, als hundert Meilen Erdreichs, die während deſſelben zu meinem Lande mehr acquirirt worden wären . . . Edle Unterthanen ſind der gröſſte Fürſtenſchatz . . . darum werde ich auch nie aufhören, allen unnützen Aufwand zu vermeiden, und alles, was ich aufbringen kann, auf die

Ausbildung der Nation zu verwenden. Hier iſts wahrlich, wo man von dem Samen, den man ausſtreuet, noch hundertfältige Frucht erwarten kann. — — Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Sohn gleich zuförderſt auf die Idee von Fleiß, Arbeitſamkeit und Thätigkeit geleitet haben, und bitte Sie, dieſelbe bei jeder Gelegenheit in ihm zu erneuren. Sie ſollte wahrlich die erſte bei dem moraliſchen Unterricht aller Menſchen ſein. Es iſt ſchon ein Widerſpruch — ein unthätiger Menſch; aber ein noch weit gröſſerer Widerſpruch iſts — ein unthätiger Fürſt. Durch Müſſiggang erſchlaffen alle Kräfte des Menſchen, und doch ſollte niemand mehr Kräfte haben, als ein Fürſt. Gott, welche Menge von Arbeiten und Geſchäften liegen auf dem Rücken deſſelben! Die Gerechtigkeit, welche er jedem Unterthan wiederfahren laſſen, ſchützen und wiederſchaffen ſoll, und deren Beſchirmung ſeine erſte Pflicht ſein muß, iſt allein ſchon im Stande, ihn in beſtändiger Beſchäftigung zu erhalten. Tauſendmal für einmal wird in einem Lande gegen ſie geſündigt, das einen ſorgloſen Fürſten hat, oder einen ſolchen, der ſich bloß ſeinen Vergnügungen überläſſt. Die Erbarmung, deren Gegenſtände ihn auf allen Seiten umgeben, macht ihm nicht weniger zu ſchaffen, wenn nicht unaufhörlich Seufzer über ihn aufſteigen oder ſelbſt von den Ausübungen ſeiner Güte die gröſſten Misbräuche gemacht werden ſollen. Wie wenig Zeit bleibt ihm, wenn er auch nur auf dieſen beiden Seiten genug thun will, übrig, **auf weiſe und gemeinnützige Anſtalten zu denken, die in ſeinem Lande getroffen werden müſſen, ſein Volk ſelbſt kennen zu lernen, ſtets richtige Ueberſicht ſeiner eigenen Finanzen zu haben und die auswärtigen Angelegenheiten zu beſorgen** — welches doch alles Geſchäfte von gröſſter Wichtigkeit ſind! Es würde in der That unmöglich ſein, daß es Leute geben könnte, die uns dieſer oder jener glänzenden Vorzüge wegen beneideten, wenn ſie nur einen flüchtigen Blick auf die Laſten werfen wollten, die uns drücken. **Es iſt kein Hut ſchwerer auf dem Kopf, als — der Fürſtenhut. Man kann ihn nicht unter den Arm nehmen. Neben ſich her und vor ſich her und hinter ſich her kann man ihn zwar tragen laſſen; aber — das muß wenigſtens nicht eher geſchehen, als bis man uns begräbt. Willſt du den Hut haben,** rufe ich mir an jeden Morgen zu — ſo trag' ihn auch ſelbſt. Es iſt wahr, wir haben Leute genug, die uns helfen, und müſſen ſie haben,

ben, weil an vielen Orten zu gleicher Zeit gearbeitet werden muß, und uns ſowohl die Allmacht als die Allgegenwart mangelt; allein ſelbſt dieſe Erleichterung unſerer Geſchäfte verurſacht uns, wenn wir anders unſere Pflichten erfüllt ſehen wollen, wieder ein neues Geſchäft, das vielleicht das ſchwerſte und verwickeltſte unter allen Fürſtengeſchäften iſt — alle unſere Diener in beſtändiger Obacht zu haben, und genau darauf zu ſehen, daß jeder von ihnen das, was ihm aufgetragen iſt, gut und gewiſſenhaft verrichte. Wie viel dis auf ſich habe, weiß ich recht gut zu ſagen, und ich habe tauſendmal gewünſcht, lieber einer von meinen hundert Arbeitern zu ſein, als über ſie alle hundert die Inſpektion zu führen. Wenn ich bei meinen Bauen einen Mauermeiſter anſehe, der ein Paar hundert Geſellen dabei in Arbeit ſtehen hat und beſtändig bei ihnen zu- und abgeht: ſo erblicke ich in ihm allemal mein Bild. Der Bau, an dem ich als Meiſter angeſtellt bin, iſt — das Heil meines Volks. Iſt dieſer nicht weit wichtiger, als der Bau aller meiner Schlöſſer? So muß ich auch jedem meiner bei mir in Arbeit ſtehenden Geſellen ſein Tagewerk anweiſen, und immer dabei zum rechten ſehen, daß ſie es auch gehörig

hörig vollenden. Ich halte mich an den Maurermeiſter und nicht an den Geſellen, wenn dieſer etwas verſieht oder verdirbt. Warum haſt du, ſprech ich zu ihm, ſo einen Dummkopf oder Schurken in der Arbeit? Eben ſo hat auch mein Volk das Recht, ſich an mich zu halten, wenn einer meiner Räthe ohne Kopf oder ungerecht und gewiſſenlos handelt, und es darf mir auch eben ſo zurufen — warum haſt du ſo einen Ignoranten oder Schuft im Dienſt? Wenn ich nun gar ſehe, daß der Maurermeiſter bei aller Inſpektion, die er über ſeine vielen Geſellen führt, auch hie und da ſelbſt noch Hand mit anlegt, die künſtlichſten Arbeiten ſelbſt verrichtet, und die übrigen den Geſellen vormacht, wie ſie ſie nachmachen ſollen: muß da nicht der Trieb in mir entſtehen, auch in den wichtigſten Angelegenheiten des Landes mit meinen Räthen zugleich zu arbeiten? Weit entfernt, daß Arbeit einen Fürſten beſchimpft; Arbeitsunluſt beſchimpft ihn. Was würde ich zu meinem Maurermeiſter ſagen, wenn er mit keinem Fuß nach dem Bau käme, worüber ich ihn doch angeſtellt habe, oder wenn er, geſetzt auch daß er dort wäre, den ganzen Tag über hinter der Hecke im Garten läge und ſchnarchte, oder Taback ſchmauchte, oder eine Brannteweinsflaſche nach der andern ausleerte, unbekümmert darüber, ſeine Geſellen mögten arbeiten und das Taglohn verdienen oder nicht, mögten die Arbeit vollkommen liefern oder verpfuſchen? Wäre nicht das geringſte, das geſchehen würde, dis — daß ich ihn vom ganzen Bau weggehen hieſſe, und einen andern Meiſter anſtellte? Nun, dieſen Mauermeiſter ſollte ich ſtrafen können, und ich ſollte eben ſo handeln können, wie er, ohne mich auch eben ſo ſtrafbar zu fühlen? — Freilich, manchen Räthern und Dienern mag wohl mit einem unthätigen Fürſten mehr gedient ſein, als mit einem thätigen. Dieſe mögen ſich wohl beſſer dabei befinden, wenn ſie einen Herrn haben, der ſich um nichts bekümmert und der ſein ganzes Fürſtenamt in Unterſchreibung ſeines verzogenen Namens ſetzt, als wenn ſie einen ſolchen haben, der über alles Rede und Antwort von ihnen fordert, der ſelbſt ſieht und hört, der jede Intrige entdeckt, und der nicht eher ſeinen Namen unterſchreibt, bis er die Sache, die im Reſkript enthalten iſt, unterſucht und ſich von ihrer Rechtmäſſigkeit überzeugt hat. Aber dieſe ſind es auch nicht, welche gefragt werden müſſen, was für einen Fürſten ſie am liebſten haben mögten. Die Nation frage man! Ueber dieſer ihr Haar und Haut, Gut und Blut geht es her; — dieſe muß gefragt werden; und — dieſe greift zuverläſſig nach dem Fürſten von der leztern Art. Das Volk hat unausſprechliche Liebe und Achtung für ſeinen Fürſten. Es läßt ſich alles gefallen, wenn es nur ſieht, daß der Fürſt es ſelbſt ſei, der es will; wenn es nur vor ihn kommen kann, wie es will; und wenn die Antworten und Entſcheidungen auf ſeine Vorſtellungen und Fragen auch nicht nach ſeinen Wünſchen ausfallen: ſo iſt es doch mit jenen zufrieden, ſobald ſie nur des Fürſten eigene Sentenzen ſind. Ich habe den Fall unzählig oft gehabt, und mich dadurch von dem unbegrenzten Vertrauen überzeugt, welches ein Fürſt mit leichter Mühe bei ſeinen Unterthanen gewinnen kann. Und für ſolchen Lohn ſollte ich nicht gern arbeiten wollen? Ob ich gleich ſelbſt Fürſt bin, ſo laſſe ich doch nicht gern etwas auf die Völker kommen. Wo Disharmonieen, Streitigkeiten, Klagen und Proceſſe zwiſchen Fürſt und Unterthanen ſind: da liegt nur allzu oft gewiß die Schuld davon nicht an dieſen. Und ſo ein Fall ſollte von Rechtswegen auch nicht einmal eintreten. Die Fürſten ſollten es nie vergeſſen, wie viel ſie ihren Unterthanen dafür ſchuldig ſind, daß dieſe ihnen zugeſtanden haben, das Regiment über ſie ihren Söhnen gleichſam ſchon mit anzuzeigen; als welches in meinen Augen immer ein Beiſpiel von allerhöchſter menſchlicher Dankbarkeit bleiben wird. Mein Herz blutet, ſo oft ich einen Blick auf Länder thue, wo unpatriotiſche Räthe und Diener alles in allem ſind, und wo der Fürſt, ſtatt das Steuerruder zu führen, in der Kajüte iſt, und das Schiff ſegeln läſſt, wohin es will. Was geſchieht? Ein jeder von den Räthen will nun den Oberſteuermann machen; der eine will nach Oſten, der andere nach Weſten hin ſegeln; am Ende geräth das Schiff auf den Strand oder ſcheitert gar an einer Klippe. Daher wird in ſolchen Ländern emſig geſorgt, daß es dem Fürſten nie an den Summen gebreche, welche er zu ſeinem Aufwande, und wenn dieſer noch ſo groß wäre, bedarf; — das zweckmäſſigſte Mittel, welches unpatriotiſche Räthe nur ergreifen können, um ihn in ſeiner Unthätigkeit ſo hinzuhalten. Auf welche Weiſe die Gelder aber herbeigeſchaft werden, ob die gemeinnützigſten, nothwendigſten Anſtalten dabei verfallen, ob die Abgaben auf das übermäſſigſte überſpannt und Handel und Wandel dadurch zerſtört werden, ob Wittwen und Waiſen darüber ſchreien, ob den Unterthanen die letzten Blutstropfen aus den Adern gesogen werden, und ob das ganze Land darüber zu Grunde und zu Boden gehe — — **dis kümmert ſolche Herren nicht.** So lange ſie leben, dürfte es allenfalls vorhalten; wie es den Nachkommen gehen werde, interreſſirt ſie nicht. Jeder von ihnen hat ſeine eigene **Kammer, wie der Fürſt,** die er eben ſo reichlich verſorgt. Sollte der Bankerott ja während ſeiner Dienſtjahre noch ausbrechen: ſo kann er leben, ohne weiter auf Beſoldung warten zu müſſen. Nein, was man ſein will, das muß man ganz ſein. Die Regierung iſt einer groſſen Maſchine gleich, die aus hundert Rädern beſteht. Die geringern Räder an derſelben müſſen durch die wichtigern, dieſe durch die noch wichtigern in Bewegung geſetzt werden. **Das Haupttriebrad muß der Fürſt ſelbſt ſein, der die ganze Maſchine bewegt.** Darum heiſſen wir **Regenten.** Und wenn ich an kein künftiges Leben hofte, kein höheres Gericht über mir anerkennete und keinen Gott glaubte: ſo würde ich doch hierüber ſo denken und handeln, wie ich jetzt darüber denke und handle. Ich würde mir vorſtellen, als wenn die Nation, an deren Spitze ich ſtehe, mich täglich vor ihren Richterſtuhl forderte und mich alſo anredete: „Du ſtehſt auf der Höhe unter uns; ſo laß dich auch betrachten und unterſuchen. Wer am höchſten ſteht, der fällt ja auch am meiſten in die Augen. Wohlan — wer biſt du? Biſt du der, für den wir dich halten, den wir in dir ſuchten und wünſchten; oder täuſcheſt du uns, unſere Erwartungen und Wünſche? Leg Rechenſchaft ab — du biſt unſer Haushalter! Verbirg dich nicht vor uns — du biſt unſer Vater! Erfüllſt du das Vertrauen, das wir in dich ſetzen: ſo empfang Lob, Preis, Dank und Verehrung von uns, wie ſie auſſer Gott nur ein Weſen von uns empfangen kann. Täuſcheſt du uns aber, ſo zerreiſſeſt du unſere Herzen, und zwingſt uns, ſo oft wir beten — erlöſe uns von allem Uebel — zuerſt an dich zu denken.“ Und wenn ich auch wüßte, daß es wohl dafür bliebe, daß das Volk mir dis laut ſagen dürfe — — es iſt ſchlimm genug für die Menſchlichkeit, daß dis ſo iſt; ein Fürſt, der nicht in ſich ſelbſt Ehrgefühl hat, kann alſo thun, wie er will — — ſo würde ich es mir ſelbſt ſagen. Ich würde mich vor den Richterſtuhl meines eigenen Herzens fordern und zu mir ſprechen: „Siehe, dein Volk hat ſo viel Vertrauen auf dich; ſei dankbar und ſuche es täglich mehr zu verdienen. Du haſt vom Schickſal ſo viel erhabene Vorzüge auf Erden empfangen; ſo greif auch die gröſſern Geſchäfte an, welche damit verbunden ſind. Jene ehren dich dann nur erſt, wenn du dieſe zweckmäſſig betreibſt. Du muſſt nicht blos nehmen und haben; du muſſt auch geben. Du muſſt nicht blos genieſſen wollen, ſondern auch andern Genüſſe bereiten. Prange nicht nur mit äuſſerlichen Ehrenzeichen; weiſe auch Vorzüge des Geiſtes und Herzens auf. Der Stern, der dir auf den Rock geſtickt iſt, iſt nicht viel beſſer, als ein Stern von Goldpapier, mit dem die Kinder ſpielen, und der Orden, den du trägſt, iſt lange nicht ſo viel werth, als das Band von Hepatika und Krokus, womit in den erſten Tagen des Lenzen das liebende Mädchen ſeinen treuen Jüngling umwindet, — — wenn du nicht ganz für deine Unterthanen lebſt, ein Weiſer und ein Edler biſt!!!" Es iſt die Hauptſache, daß ein Fürſt arbeitſam ſei; daß er Luſt zu arbeiten habe und auch arbeiten könne. Er muß nie zufriedener mit ſich ſelbſt ſein, nie heiterer bei Tafel ſcherzen, nie ruhiger ſchlafen, als — wenn er vorher recht wacker gearbeitet hat. Alles blickt auf ihn; alles formt ſich nach ihm. Iſt er unermüdet thätig, ſo ſind es ſeine Miniſter auf der Stelle aus mehr, denn einer Urſache, auch. Dieſen ahmen die übrigen Räthe gleichfalls aus mehr, denn einer Urſache, alsbald nach. Dem Beiſpiel der Räthe folgt die ganze Dienerſchaft. Die Richter ſehen dis kaum; ſo arbeiten ſie nicht minder. Die Beamten hören dis kaum; ſo ſind ſie ebenfalls thätiger. Vom Richter lernt der Bürger den Fleis; vom Beamten der Bauer. So ſchaft ein arbeitſamer Fürſt nach und nach allgemeine Rege und Betriebſamkeit im ganzen Lande! Glückſelig ſein Staat — glückſelig Er! Er darf nur Mine machen, daß er ſich um alles bekümmere; ſo gehn alle öffentliche Geſchäfte gleich einen ordentlichern Gang. Jeder iſt ſogleich auf ſeiner Hut, und die hundert kleinen Deſpoten, welche er vielleicht ſonſt ſalariren würde, verwandeln ſich wieder in Mitbürger ſeiner Unterthanen. Kein Richter wird es wagen, partheiiſch zu ſententiiren; weil er befürchten muß, daß ſein Fürſt auf erhobene Beſchwerde dagegen die Sentenz unterſuche. Kein Rath wird eine Bittſchrift unterſchlagen oder einen falſchen Rapport davon machen; weil erforderlichen Falls jeder Supplikant ſeinen Herrn perſönlich antreten kann. Wie viel tauſend Sünden werden dadurch weniger begangen werden, die ſonſt alle auf ſeine Rechnung kämen! Wie heiter kann er einſt ſeine Regierung in die Hände ſeines Nachfolgers geben, und dem Richterſtuhl entgegen gehn, **wo auch über ihn ſententiirt werden, und wo auch er nur empfangen wird, was ſeine Thaten werth waren!“**

Rethe verbeugte ſich, als der Fürſt ſo ſprach, ſtill und im Affekt der liebevollſten Hochachtung für ihn. Sein ganzes Herz ſchlug für Adolf.

„Auch das haben Sie gut gemacht, fuhr der Fürſt fort, daß Sie zum Bilde des Arbeitſamen, zum erſten Bilde, das für Theodorn aufgeſtellt ward, einen Bauer nehmen. Wer Fleiß und Arbeitſamkeit im höchſten Grade ſehen will: der muß ſie auch wahrhaftig in dieſem Stande der Menſchheit ſuchen, und Theodor wird dadurch frühzeitig den Bauernſtand werther, als gewöhnlich, halten lernen. Fahren Sie fort, mit ihm über ſelbigen ſo zu ſprechen, wie Sie mit ihm geſprochen haben, und unterhalten Sie ihn oft mit der hohen Unentbehrlichkeit und daher entſtehenden wahren einfältigen Würde deſſelben. Nur gar zu ſehr fehlt es in vielen Staaten noch an Anerkennung derſelben.

Der Geiſt der Verachtung ſeiner herrſcht daſelbſt in den Geſelſchaften, in den Kramläden, in den Gerichtsſtuben und in den Kabinetten, und doch iſt dieſer Stand die Baſis aller der übrigen, und Kaufleute, Gelehrte, Amtsräthe und Fürſten ſind verlohren, wenn ſie ihn nicht hätten. Es liegt den Fürſten ob, ihm ſeine natürliche Ehre wiederzugeben. Man erkennet hieran den weiſen und den guten Fürſten. Nicht glücklicher aber können ſie dis bewirken, als wenn der Bauer eben ſo freien Zutritt zu ihnen hat, als der Edelmann, und wenn ſie ſelbſt zuweilen in ſeine Hütte eingehen. Die Beharrlichkeit der Bauern von Generation zu Generation in ihren unaufhörlichen Arbeiten bei ſo wenig ihnen übriggelaſſenen Freudengenüſſen und oft unter dem Druck der gröſſeſten äuſſerlich noch hinzukommenden Beſchwerungen hat mich oft in ein ſüſſes Erſtaunen geſezt. Sehen Sie nur das Leben dieſer Leute an; iſt es wohl etwas anders, als ein ſteter Plag jahrein jahraus? Und haben ſie, wenn das Jahr um iſt, auch wohl viel mehr davon gehabt, als daß ſie ſich und den ihrigen mit den einfachſten Nahrungsmitteln den Hunger ſtillen konnten? Für wen geſchieht der gröſſte Theil ihrer Arbeiten? Geſchieht er nicht für die Fürſten? Erwägen Sie einmal alle die Abgaben an Gelde, die der Bauer reichen, alle die Pächte an Getraide, die er erſchütten, alle die Dienſte, die er und ſein Vieh noch obendrein thun muß — iſt nicht gerade der unterſte, ſo ſchon am elendeſten lebendſte Stand der Menſchheit derjenige, auf welchem die meiſten Laſten des Staats ruhen? Tragen die Kapitaliſten in den Städten, die groſſen Handelshäuſer, welche von den verarbeiteten Produkten, die der Landmann roh herbeiſchaft, ihren Reichthum erwerben, die Gelehrten, welche in den einträglichſten Bedienungen ſtehen, die Künſtler, welche blos für den allerentbehrlichſten Luxus arbeiten und ſich am allertheuerſten bezahlen laſſen, nicht unendlich weniger zur Erhaltung des Staats bei, als er? Und genieſſen jene bei den geringern Beiträgen hiezu nicht unendlich mehr ſinnliche Vergnügungen, als er? Ergötzen Sie ſich nicht täglich, ſtatt daß die Ergötzung an den Bauer etwa jährlich ein paarmal kommt? Geräth man auch wohl oft auf den Einfall, ſtatt der koſtbaren Bälle und Maskeraden dem arbeitſamſten Theile der Nation ein frugales ländliches Feſt auszurichten? Und nun, wenn man dis alles erwogen hat — einen Blick auf die Erſättlichkeit und Zufriedenheit dieſer Menſchenart bei allen ihren ſparſamen Freudengenüſſen

genüſſen und faſt zahlloſen Bedrückungen! Iſt es möglich, ſolche zu erblicken, ohne ſie dafür hochzuſchätzen und innigſt lieb zu gewinnen? Als Erbprinz noch hatte ich ſchon hierüber meine herzlichſte Freude; und, ſobald ich zur Regierung kam, warf ich das unmenſchliche Princip weg, das noch in vielen Staaten als Maxime der weiſeſten Politik gehegt wird, — daß der Bauer ſo kurz, als möglich, gehalten, und immer in einem der Sklaverei ähnlichem Zuſtande ſich befinden müſſe, wenn er gut thun ſolle. Von einigen Auflagen, wozu die Verſchwendung der neuern Zeiten erſt die lateiniſchen Nahmen erſonnen hatte, befreite ich ſie ganz wieder. Andere erleichterte ich ihnen, ſo viel als möglich. Ich machte, daß ein größerer Theil ihrer Zeit wieder ihre Zeit ward. Ich hob die gewaltſamen Sperrungen auf, ſchafte die Monopolien meiner Vorgänger ab, ließ den Landmann wieder bauen, was er wollte, ward ihm zu beſſern Märkten behülflich, wo er ſeine Produkte vortheilhafter abſetzen konnte, ordnete jährlich einige ländliche Freudentage an, und werde, ſo lange ich lebe, nicht aufhören, alles zu thun, was zur Aufhelfung und zum Troſte dieſes allerzahlreichſten und allernützlichſten Standes der Menſchheit gereichen kann. Der

Bauer gibt mir am meiſten; ſo will ich auch gegen ihn am dankbarſten ſein. Ich habe auch geſehen, daß dieſe Art Leute es zu ſchätzen weiß, wenn man menſchlicher gegen ſie iſt. Ich glaube, ſie trügen mich zeitlebens der Reihe nach auf den Händen, wenn ich auf den Einfall käme, nicht mehr auf meinen eigenen Füſſen gehen zu wollen, und ſie ſtürzten ſich für mich alle in Feuer und Waſſer, wenn ſie mich in Lebensgefahr erblickten. Sie ſind augenſcheinlich wohlhabender geworden, ſeitdem ich ihr Fürſt bin; und dis iſt mir lieber, als wenn alle Zeitungen davon voll wären, daß meine Schatzkammern hätten vergröſſert werden müſſen, um die vorräthigen Tonnen, Kiſten und Säcke zu faſſen, daß ich die koſtbarſten Juwelen, Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienkabinette aus allen Welttheilen zuſammengekauft, oder daß ich neue Graf- und Herrſchaften an mich gebracht hätte. Ich ſelbſt bin durch den Wohlſtand meiner Bauren wohlhabender geworden; denn der Fall iſt äuſſerſt ſelten, daß einer von ihnen die gemäſſigtern Abgaben ſchuldig bliebe; es wäre denn, daß ihn ein groſſes Unglück beträfe, da ich mich denn gern mit ihm in ſein Unglück theile. Darum wünſche ich inbrünſtig, daß Theodor einſt eben ſo gegen ſeine Bauern denke, wie ich, damit ſie nie wieder in die vorige Sklaverei zurückſinken und mein Tod ihnen nicht unzuſtillende Thränen auspreſſe. Er war es ja, durch deſſen Geburt ich erſt recht vollkommenen Muth empfing, dieſe arbeitſame und duldende Menſchenklaſſe zu beglücken; ſo müſſe meine Hofnung auf ihn kein ſüſſer Traum, und all das Gute, das ich für ſie gewirkt habe, kein bloſſer Schatten geweſen ſein, der einſt mit meinem Körper zugleich wieder verſchwinde. — Liebt Theodor einſt ſeine Bauern, ſo wird er auch ſein **Vaterland** lieben. Und dieſe **Vaterlandsliebe** ſollen Sie auch ganz auſſerordentlich in ihm anzufachen ſuchen. Die Fürſten ermangeln insgeſamt nicht, dieſe Liebe von ihren Unterthanen zu fordern, und das von Rechtswegen; aber leider mag wohl mancher von ihnen unter **Vaterland** nichts weiter verſtehen, als — ſich ſelbſt. Der Unterthan ſoll für ihn hergeben, was er hat; er ſoll über keine neue Auflage, und wenn ſie noch ſo unerhört, noch ſo unerträglich wäre, murren, ſobald ſie ſeine Leidenſchaften verlangen; er ſoll alles, alles ſich gefallen laſſen. Dis nennt man denn **Patriotiſmus**, und läſſt ihn wohl ſo in Schulen und Kirchen dem Volke als die erſte Pflicht einprägen. Aber warum wählt ein ſolcher Fürſt nicht lieber den kürzern Weg, Patriotiſmus zu lehren, und — übt ihn ſelbſt aus? Er weiß ja, daß ſein Beiſpiel beinahe Wunder thue. So darf er ja nur zu erkennen geben, daß er nirgends lieber, als unter ſeinem Volke ſei; daß er im Stande ſei, in unglücklichen Jahren ſich eher einzuſchränken, als dem Unterthan all ſein Habe und Gut in unerſchwinglichen Steuern und Pächten abzunehmen; daß er alles, was das Land ihm reicht, wieder zum Beſten des Landes verwende; und daß er Leben, Wohlſtand, Friede und Freude allenthalben um ſich her zu verbreiten ſuche; — ſo wird ſein groſſer oder kleiner Staat alsbald von Patriotiſmus wimmeln. Ein Fürſt muß ſich von keinem ſeiner Unterthanen an Vaterlandsliebe übertreffen laſſen. Der unterſte Grad derſelben für Theodorn ſoll der ſein, daß ſein **Land** einſt ſein **Lieblingsaufenthalt werde.** Er ſoll als Prinz zwar in auswärtige Länder reiſen, damit er die Welt kennen lerne; aber ſobald er regierender Fürſt wird, ſoll das Reiſen ohne dringende Noth aufhören, und er ſoll zu Hauſe bleiben. Da hat er Unterhaltung genug. Will er reiſen, ſo kann er im **Lande** umherreiſen. Da wird er genug zu ſehen und zu hören haben. Dadurch wird er alle ſeine Diener kennen lernen, den Aufwand, den er macht, gemeinnütziger machen, und noch tauſend Bemerkungen ſammlen, die ihn hernach in den Stand ſetzen, zweckmäſſiger für ſein Land zu projektiren und über die Projekte ſeiner Räthe richtiger zu urtheilen. Der Reiſetrieb könnte an ihm leicht ein Fehler werden, der ins Groſſe ginge. Wenn ſeine Einkünfte auch hinreichend wären, denſelben zu befriedigen: ſo entzöge er doch das Geld ſeinem Volke. Wie viel Gutes könnte er im Lande dadurch ſtiften! Und wenn er auch weiter nichts thäte, als daß er das Geld im Lande ausgäbe: ſo käme es doch daſelbſt in Umlauf, beförderte Leben und Betriebſamkeit und ſchafte eben durch den Umlauf auſſer der Münze wieder neues Geld. Wenn er denn aber vollends durch Reiſen ſein Land verſchuldete, hilf Himmel, wie handelte er dann! Auswärts theilte er dann wohl an den Höfen groſſe Geſchenke unter Diener aus, die ihm nie den geringſten Dienſt geleiſtet; während daß ſeine eigenen Diener, die für ihn ſich todt arbeiten müſſen, zu Hauſe mit ihren Familien Noth litten. Theodor ſoll den Gedanken immer vor Augen haben, daß er nirgends mehr geehrt werden könne, als von ſeinem eigenen Volk. Er ſoll den Unterſchied recht fühlen lernen, der zwiſchen der Achtung, welche er auswärts erſt mit vielem Gelde erkaufen müſſte, und zwiſchen derjenigen ſtatt findet, die ihm ſeine Unterthanen unentgeldlich und aus gutem Herzen reichen. So, wie ich zur Regierung kam, ſprach ich zu mir ſelbſt — „**Nun laß ab vom Reiſen; nun bleib zu Hauſe.** Deinem Volke iſt nicht damit gedient, daß du mehr in Podolien und Volhynien biſt, als unter ihm ſelbſt. **Den Leuten, die dich reich machen, wende auch dein Geld wieder zu.** Wenn du nicht zu Hauſe biſt, kannſt du auch nicht ſelbſt regieren. Deine Nation verlangt aber mit Recht von dir, daß du regieren ſollſt. Die Zeit kann dir nicht zu lang werden, wenn du deine Pflichten erfüllen willſt. Und würde ſie dir zu lang: ſo wandere im Lande umher von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf. Vermögteſt du es ſo weit zu bringen, daß du alle Familien deines Landes kennteſt: ſo wäre dir dis mehr Ehre, als wenn du alle Alterthümer Griechenlands und Roms nach der Reihe zu beſchreiben wüſſteſt. Willſt du ſchöne Proſpekte haben — mache dein Volk glücklich, und dann blicke auf daſſelbe. **Der Anblick eines glücklichen Landes iſt für einen Fürſten der reizendſte Proſpekt.** Willſt du Ruinen ſehen — **in deinem eigenen Lande**

gibt

gibts ihrer noch genug; du brauchſt darum nicht nach Italien zu reiſen. Baue dieſe wieder auf, ſo gehen ſie noch über die Römiſchen." — O lieber Rothe, lieber Rothe, flöſſen Sie ja heilige, feurige Vaterlandsliebe meinem Theodor ein; damit er nirgends lieber ſei, als da, wo er gebohren iſt, und wo ihm ſo viel Guts geſchah!"

In Theodors Einſiedelei fand nun ein Edler des Vaterlandes nach dem andern ſeinen Platz. Von der Sache ſelbſt ward weiter kein Geräuſch gemacht. Schmidt trug das jedesmalige neue Portrait hin und ſtellte es auf, und Theodor fand es. Dem Prinz klopfte das Herz allemal für Neugierde, wenn es hieß, daß es zur Einſiedelei gehen ſollte, und oft fragte er ſich ſelbſt unterwegs laut — ach, welchen guten Menſchen werde ich doch heute dort wieder antreffen!

Bei einem der nächſten Hingänge hing daſelbſt das Portrait des Patrioten. Ehrwürdigkeit und Menſchenliebe drückten ſich auf ſelbigem ſo ſichtbar aus, daß jeder, der es erblickte, bewundernd vor ihm ſtillſtehen muſſte.

Theodor. (der ſchnell auf das Gemählde zu läuft.) Ach, was für ein lieber Mann! Wer iſt denn das wieder?

Rothe. Das iſt der Kaufmann Brand — ein Mann, der für ſein Vaterland und für ſeine Mitbürger überaus viel gethan und gelitten hat. Er lebt noch, iſt aber jetzt ſtockblind.

Theodor. Ach der arme Mann! Hat den mein Vater auch mahlen laſſen?

Rothe. Nein.

Theodor. O es iſt auch wohl wahr; der Mann wird ſelbſt Geld genug haben, daß er ſich hat können mahlen laſſen.

Rothe. Er hätte ſich freilich wohl vieltauſendmal abmahlen laſſen können; ſo viel Geld hat er gehabt; aber —

Theodor. (hitzig.) Hat er es denn nicht noch?

Rothe. Geduiden Sie ſich, Prinz; Sie ſollen alles hören. Aber — wollte ich ſagen, ein verſtorbener Mahler hat ihn umſonſt gemahlt; und das zu einem Gebrauch, den Brand gar nicht erwartet hatte.

Theodor. Thun denn das die Mahler auch, daß ſie Leute umſonſt abmahlen?

Rothe. Zuweilen, o ja. Es müſſen aber ſehr geſchätzte und geliebte Leute ſein. Von dieſem Gemählde hat der Mahler hernach einen Kupferſtich verfertigen laſſen, den er wohl tauſendmal verkauft hat; und ſo hat ihm dis Gemählde mehr eingebracht, als viel andre, für die er ſich bezahlen ließ.

Theodor. Ja das iſt etwas anders. Aber kauften denn die Leute den Kupferſtich ſo gern?

Rothe. In der Reſidenz iſt kein wohlhabendes Bürgerhaus, wo er nicht entweder über einer Thüre oder unter dem Spiegel hange. Auch iſt er häufig auſſerhalb Landes gekauft worden.

Theodor. Wie ging denn das zu?

Rothe. Eben darum, Prinz, das will ich Ihnen nun erzählen. Brand war ein ſehr kluger und rühriger Kaufmann, hatte viel Glück dabei und erwarb ſich dadurch das gröſte Vermögen in der ganzen Stadt. Da machte er es denn nun nicht ſo, wie andere es machen, die, wenn ſie auch noch ſo viel haben, nur immer noch mehr zuſammenſcharren, in Kiſten und Kaſten verſchlieſſen, es oft zählen und damit klimpern. Auch that er nicht ſo, wie wiederum

Reiche wohl oft thun, die einen übermäſſigen Aufwand machen, praſſen und ſchwelgen, ſondern er lebte ſo mäſſig fort, wie er immer gelebt hatte, und — that andern viel Gutes. Sein Haus ward bald eine allgemeine Freiſtäte, wohin alle Nothleidenden ihre Zuflucht nahmen. Brand half auf der Stelle, und wenn er ſah, daß ſeine Hülfe gut angewendet war, ſetzte er ſie oft lange fort. Wenn er hörte, daß irgendwo eine Familie litte, die ſich ſchämte, ihn anzuſprechen: ſo unterſtützte er ſie ungebeten und brachte ſeine Wohlthaten oft ſo im Stillen durch den vierten Mann an ſie, daß ſie es wohl nie erfuhren, wer ihr Wohlthäter ſei. Nicht einmal Dank wollte der edle Mann dafür haben. Der beſſte Dank war ihm allemal der, wenn es die Armen recht gut anwendeten. In ſchlechten Zeiten, oder wenn ſich junge Leute beſetzten, die nichts in der Hand hatten, that er oft Vorſchüſſe; und wenn er denn ſah, daß ſich die Leute damit halfen, forderte er ſie nur ſelten zurück. Als nun einmals das Getraide ſehr wohlfeil war, ſchüttete er viel hundert Wiſpel auf ſeinem Boden auf. Schlechte Menſchen ſagten ihm nach, daß er damit viel Geld verdienen wollte; aber er belehrte ſie bald eines beſſern. Es erfolgte eine groſſe Miserndte weit und breit, und auf dieſe eine ſchwere Theurung. Dreimal ſo hoch ſtand das Getraide ſchon im Preiſe, und die Mäkler in der Stadt fingen an, grauſamen Wucher zu treiben. Als nun Brand ſah, daß die Noth gros ward, öfnete er ſeine Kornböden und verließ all ſein Getraide nach und nach an die Armen für denſelben Preis, für den er es eingekauft hatte. Dadurch ſetzte er den Wucherern Grenzen, daß ſie die Leute nicht plündern konnten, und rettete vielen hundert Menſchen das Leben, die ſonſt alle hätten Hungers ſterben müſſen.

Theodor. Ach das iſt ja vortreflich geweſen. Da ward er auch eben wohl abgemahlt?

Rothe. Nein, da noch nicht. Aber Sie haben recht, verdient hätt' er es da ſchon gehabt. Der Einfall, den Brand gehabt und glücklich ausgeführt hatte, den ärmſten unter ſeinen Mitbürgern einmal und auf eine Zeitlang zu helfen, brachte ihn auf einen andern, und zwar auf den, ihnen wo möglich, auf immer zu helfen.

Theodor. Aber da hat er ja erſtaunend viel Korn und Brod kaufen müſſen, wenn er ſo viel Leute immer hat ernähren wollen? Ich dächte, wenn einer auch noch ſo viel Geld hätte, das könnte er doch nicht.

Rothe. Prinz, man braucht den Leuten nicht gerade Brod zu reichen, wenn man ſie ernähren will; man kann ihnen auch Arbeit reichen. **Wer einem andern Mittel und Gelegenheit ſchaft, Brod zu verdienen, der ſchaft ihm auch Brod.**

Theodor. Ja ſo; nun verſteh' ichs.

Rothe. Brand ſah, daß es einem groſſen Theile ſeiner ärmern Mitbürger oft an Arbeit fehle, und errichtete die groſſe Tuchmacherei in der Reſidenz, welche noch bis auf dieſen Tag die ſtärkſte im Lande und jezt unter dem Namen der Meierſchen bekannt iſt. Durch dieſe Anſtalt wurden an tauſend menſchliche Hände jahraus jahrein beſchäftigt, und der geſammten Armuth in der ganzen Stadt war dadurch ein Ende gemacht. Das war weit mehr werth, als die Getreidewohlthat, die er vorher erwieſen hatte.

Theodor. Und da ward er gemahlt; nicht wahr?

Rothe. Da auch noch nicht. Einige Jahre darauf ward Krieg. Das ganze Land ward dadurch ſehr mitgenommen, und die kleinen feindlichen umherſtreifenden Haufen plünderten decken bald hie, bald da die Städte und Dörfer aus. Endlich drangen die Feinde auch in die Reſidenz ein und wollten plündern. Brand machte ſich auf, und bot dem General, der über ſie zu befehlen hatte, grosmüthig eine ſtarke Summe Geldes aus ſeinen eigenen Mitteln an, wenn er die Stadt verſchonen wollte. Der General nahm dieſe und zog damit ab. So rettete **Brand durch einen groſſen Theil ſeines eigenen Vermögens das Vermögen aller ſeiner Mitbürger.**

Theodor. (der Brands Portrait mit innigſter Liebe anblickt.) Ach ſchön — ach ſchön! Nun, und da ward er doch gemahlt?

Rothe. Ja, da ging der Mahler zu ihm und bat ihn, daß er ihm dafür, daß er ihn **auch vor der Plünderung geſichert habe**, erlauben mögte, daß er ihn für ſich ſelbſt abmahlen dürfe. Er ſagte ihm aber nicht, was er mit dem Portrait alles machen wollte. Als Brand darauf nach einiger Zeit einmal in ſeine Tuchmacherei kam, fand er ſein Portrait in der groſſen Spinnſtube über der Thüre, wohin es der Mahler ſelbſt geſtellt hatte.

Theodor. Recht ſo, recht ſo!

Rothe. Brand ward dadurch auf das angenehmſte gerührt und ſprach — Nun, weil du hier hängſt, ſo mags drum ſein. Dis iſt daſſelbe Gemählde, und ich habe es mit ſeiner Bewilligung nun hieher ſtellen dürfen.

Theodor. O der gute, liebe Mann, wie er mich ſo herzlichfreundlich anſieht!

Rothe. Ja, ſo pflegte er ſonſt alle Menſchen anzublicken, wie er noch ſehen konnte. Nun, da er dis nicht mehr kann, ſei die Reihe an uns, daß wir ihn ſo herzlichfreundlich anblicken. Sie werden dis gewiß thun, Prinz, wenn Sie nun das weitere von ihm hören. — Es währte nicht lange, ſo kamen abermals die Feinde in die Reſidenz, und forderten von der Bürgerſchaft eine ganz unerſchwingliche Summe Geldes; widrigenfalls Plünderung geſchehen ſollte. Brands ganzes Vermögen machte nicht den dritten Theil ſo viel aus, als gefordert ward.

Theodor. (betreten.) Aber konnte denn mein Vater nicht helfen?

Rothe. Das war vor Ihres Vaters Zeit noch, liebſter Prinz. Der hätte gewiß geholfen; Sie haben recht. Der damalige Fürſt war lieber nicht zu Hauſe. — Zum Glück für die

Stadt eilten viele Regimenter unſerer Freunde herbei; worauf die Feinde die Plünderung aufgeben und ſich über Hals und Kopf davon machen muſſten. Den guten Brand aber, von dem ſie gehört hatten, daß er der reichſte Mann in der Stadt ſei, ſchleppten ſie als Geiſſel gebunden mit ſich fort.

Theodor. (ängſtbewegt.) Ach, der arme Mann!

Rothe. Frau und Kinder ſchrieen ihm nach; aber das half nicht. Seine Arbeitsleute, die vielen Armen, denen er ſo viel Gutes gethan hatte, wollten ihn mit Gewalt retten; allein er ſelbſt bat ſie ruhig zu ſein, damit kein Blutbad entſtände. Die Hände auf den Rücken gebunden, führte ihn ein Huſar neben ſeinem Pferde her, ſo lange als das Pferd laufen wollte; und wenn Brand aus Müdigkeit hinfiel: ſo ſchlug der Huſar ſo lange auf ihn zu, bis er wieder aufkroch.

Theodor. (dem die Thränen über die Wangen rollen.) Ach! Ach! (hitzig) Aber konnte er ſich denn nicht wehren?

Rothe. Wehren Sie ſich einmal, Prinz, wenn Ihnen die Hände auf den Rücken gebunden ſind. Und was würde ihm all ſein Wehren geholfen haben? Genug, Brand war weg; Brand kam nicht wieder; niemand wuſſte zu ſagen, wo Brand Ende genommen hätte. Was nun folgt, hat er ſelbſt hernach erſt erzählt. Man brachte ihn ganz zu Schanden gemacht ins feindliche Lager, und gab ihn dafür an, daß er die Feinde verrathen hätte, und daß dieſe auch gewiß, wenn die vielen Regimenter vom Gegentheil um einen halben Tag früher eingetroffen wären, alle zu Gefangenen gemacht ſein würden. Brandten ſollte der Kopf abgeſchlagen werden — —

Theodor. (ganz auſſer ſich.) O hören Sie auf — ich bitte Sie, hören Sie auf!

Rothe. Brand behielt ſeinen Kopf. Weil er ganz getroſt antwortete — **Immerhin; ſo ſterbe ich für mein Vaterland!** — ſo ſprach der erſte General, **warte, Burſche, dich wollen wir beſſer kriegen;** und ſchickte ihn tief in ſein Land hinein auf eine Feſtung, wo er lange Jahre bei Waſſer und Brod unter der Erde ſaß. Unterdeſſen währte der Krieg fort. Endlich ward die Reſidenz doch geplündert und einige der beſten Häuſer wurden in Brand geſteckt. Brands Haus und ſeine Tuchmacherei waren auch hierunter, und ſeine Familie begab ſich nackend und

blos

bloß zu ihren Freunden. Es ward Friede, und Brand ſas noch immer in ſeinem Kerker. Da ward er blind und das Ungeziefer zehrte ihn faſt auf. Endlich —

Theodor. (ängſtlich.) Aber konnte ihm denn mein Vater nicht helfen?

Rothe. (der ihn umarmt.) O mein lieber Prinz! — Endlich bekam Ihr Vater, der nun ſchon Fürſt war, einige dunkle Nachrichten davon und ſchickte den Geheimenrath Zensdorf ausdrücklich dazu an den W . . . Hof, um den guten Brand, wenn er es wäre, zu erlöſen. Zensdorf bekam die Erlaubniß, alle Kerker der Feſtung zu durchgehen, und reiſete dahin ab. Lange aber ſuchte er ihn vergeblich. Endlich kam er an ein Behältniß, daß der Korporal, der ihn herumführte, nicht einmal öfnen wollte; weil darin, wie er ſagte, nichts, als ein alter blinder Kerl läge, den ſie alle Tage zu begraben hoften, der aber ſo ein zähes Leben, wie eine Katze, hätte. Weil ich ſie alle geſehen habe, verſetzte Zensdorf, ſo will ich auch den ſehen; und zog, als er hinein kam und den ganz erbärmlichen Anblick fand, ſeinen Geldbeutel.

Theodor. (hofnungsvoll.) Ach das war doch wohl der gute Brand? Das war er doch wohl?

Rothe. Da habt Ihr einen Thaler, armer Alter, ſprach Zensdorf, thut Euch damit noch etwas zu gut, ehe Ihr ſterbet. „Ach, wie kommen Sie hieher, lieber Herr Zensdorf — ſeufzte der Blinde. Zensdorf erſchrack. Kaum konnte er die Worte ſtammlen — wie kennt Ihr mich denn, unglücklicher Greis? Ich bin ja Brand, ächzte der Elende. Freilich werden Sie mich nicht erkennen, wenn Sie gleich noch ſehen können. Ich kann zwar nicht mehr ſehen, aber ich kenne Sie doch noch an der Stimme . . .

Prinz Theodor ſchluchzte hier ſo heftig, daß Rothe abbrechen muſſte.

Rothe. (nach einer Weile.) Zensdorf bat hierauf den Korporal, daß er gleich den Officier, der die Wache hatte, rufen mögte, und wich und wankte nicht von ihm. Allmählig erkannte er ihn wieder. Der Officier kam, und nachdem Zensdorf mit ihm geſprochen hatte, ward Brand von ſeinen Ketten losgemacht, und Zensdorf führte ihn unter ſeinem Arm aus dem Kerker in die freie Luft. Da fiel Brand um, weil er ſo lange nicht an die Luft gekommen war, und ward wie todt. Endlich erholte er ſich wieder. Zensdorf erhielt ſeine gänzliche Befreiung und brachte ihn zurück in ſein Vaterland.

Bei dieſen Worten hörte der Prinz auf, zu ſchluchzen, und ward wieder heiter.

Rothe. So, wie Brand wieder auf hieſigen Grund und Boden kam, rief er aus — Nun will ich gern ſterben; ſo werde ich doch in meinem Vaterlande begraben; und nur dis hatte ich mir noch gewünſcht. Brand hat aber in ſeinem Vaterlande noch leben ſollen, und lebt bis auf den heutigen Tag in der Stadt, für die er ſo viel gethan und gelitten hat. Kaum ward es bekannt, daß er wieder da ſei, ſo eilte alles herzu, um ihn zu ſehen. Tauſendmaltauſend Thränen floſſen um ihn her. Leute, die er ſonſt unterſtützt hatte, boten ihm nun Unterſtützung an; aber er bedurfte derſelben nicht. Ihr Vater hatte ſchon ſeine Familie verſorgt, und gab nun auch ihm einen Gnadengehalt, wovon er auf die letzten Tage ſeines Lebens recht gemächlich leben kann.

Theodor. Das muſſte mein Vater auch thun; das hatte Brand verdient. Der gute, rechtſchaffene Mann — wie viel hat er leiden müſſen!

Rothe. Lieber Prinz — und nun ſollten Sie den Mann einmal hören, wie ſo heiter und zufrieden er von allen dieſen ſeinen ausgeſtandenen

nen Leiden ſpricht. Man ſollte, wenn man ihn ſieht, denken, daß er noch all das Vermögen hätte, das er gehabt hat; ja, daß er noch mehr habe, als zuvor. Dis macht aber, daß ihm ſein Herz ſagt, daß er die erſte Pflicht des Bürgers, die **Liebe für das Vaterland**, überſchwenglich erfüllt habe.

Theodor. (ſehr bittend.) Zu dem Manne müſſen wir einmal gehen.

Rothe. Ja, das wollen wir auch. Aber ehe wir hingehen, geloben Sie es ſich auf das heiligſte an, das Land vor allen Ländern der Welt zu lieben, in welchem Sie gebohren ſind; denn wer nicht ſo für ſein Vaterland geſinnt ſein kann, wie Brand: der muß es nicht wagen wollen, ihn zu ſehn; oder er würde aus Scham vor dem ehrwürdigen Greiſe niederſinken müſſen, der für ſein Vaterland die ganze Welt hingeben konnte. — Prinz, es gibt ein **Paar Menſchen**, die Sie vor allen Menſchen lieben müſſen; welche ſind dis?

Theodor. (ſchnell.) **Meine Eltern.** — Aber Ihnen, lieber Hofrath, bin ich doch auch ſo herzlich gut.

Rothe. Ich danke Ihnen dafür. Bleiben Sie es mir, ſo lange ich lebe. Dieſe Ihre Eltern müſſen Sie darum vor allen Menſchen lieben, weil ſie unter allen Menſchen die ſind, denen Sie Ihr Leben zu danken haben. Sie ſind von dieſen beiden gebohren. Nun muſſte es aber aber auch ein Land geben, wo Sie gebohren würden. Welches unter allen Ländern müſſen Sie alſo auch vor allen andern lieben?

Theodor. (ſehr geſchwind.) **Das, worin ich gebohren ward.**

Rothe. Sehen Sie, das iſt dis Land und dis heiſſt **Ihr Vaterland.** Unter den **Menſchen** ſtehen **Ihre Eltern** für Sie obenan, und unter den **Ländern Ihr Vaterland.** Ein Menſch, der ſein Vaterland nicht achtet, dem es darin nicht anſieht, der ihm nicht hilft, wenn es leidet, und der nicht für daſſelbe arbeitet, iſt wie ein **undankbares Kind,** das ſeine Eltern verachtet, das nicht gern bei ihnen iſt, das ihnen nicht gern wieder zur Hand geht, und das ſie hülf- und troſtlos läſſt, wenn ſie ſchwach werden. Es iſt auch nicht genug, daſſ Sie ein Land haben muſſten, wo Sie gebohren würden; Sie muſſten auch, ſobald Sie gebohren waren, Nahrungsmittel haben. Und alles das, was Sie bis jetzt gegeſſen und getrunken haben, hat Ihnen Ihr Vaterland gereicht. Alle Freuden und

Vergnügungen, die Sie genoſſen haben, haben Sie aus dem Schoſſe deſſelben genommen. Alle Wartung, Pflege und Bedienung, die Sie bekamen, gab Ihnen Ihr Vaterland durch Menſchen, die auch ſeine Bürger ſind, und die es auch ernährt. Prinz, Sie können es gar nicht überrechnen, was Sie Ihrem Vaterlande ſchon ſchuldig ſind. Und wie viel brauchen Sie noch, ehe Sie völlig erwachſen! Alles das muß Ihnen Ihr Vaterland auch geben. Und wenn Sie einſt erwachſen ſind, ſo wird es noch mehr Segen und Freude für Sie haben, als Sie jetzt ſich vorſtellen können. So müſſen Sie auch ſo denken, wie Brand dachte. Jetzt nehmen Sie blos noch vom Vaterlande; jetzt gewinnen Sie es recht dafür lieb. Sehen Sie alle ſeine Felder und Menſchen immer mit dem Gedanken an — — ihr ſeid ſo gut und ſo hold gegen mich, ehe ich euch das geringſte Gute erwies; wenn ich nur erſt kann: ſo will ich recht dankbar dafür und eben ſo gut und ſo hold wieder gegen euch ſein. Wenn alsdann die Jahre für Sie kommen, wo Sie wiedergeben können: ſo nehmen Sie nicht blos vom Vaterlande, ſondern geben Sie auch reichlich an daſſelbe.

Theodor. O lieber Rothe, wenn ich nur erſt könnte, ich wollte ja gern geben. Aber was ſoll ich denn geben, ſagen Sie mir es doch!

Rothe. Sie werden es einſt können; geben genug werden Sie können Ihrem Vaterlande. Jetzt beſtimmen Sie ſich nur dazu, daß Sie es thun wollen, ſobald Sie es thun können. **Geben** müſſen Sie einſt Ihrem Vaterlande Ihre **Gegenwart**; das heiſſt, Sie müſſen blos für daſſelbe leben und am liebſten da ſein, wo Sie gebohren ſind. Sie gehören hiedurch Ihrem Vaterlande zu und dürfen ſich nicht von ihm trennen. Es gibt Länder genug, in denen es angenehmer zu leben iſt, als hier; aber kein Land hat ſo viel an Ihnen gethan, als dis Land. Dis iſt die Seite, von der Sie es immerdar zuerſt betrachten müſſen; nicht aber die Seite der **Wärme**, des ſchönen **Wetters**, der **edlern Früchte** und der **reitzenden Ausſichten**. Sollten Sie vollends in die Lage kommen, daß Sie lebenslang von Ihrem Vaterlande noch weit mehr Nutzen hätten, als viel andere Menſchen: ſo müſſen Sie auch noch viel lieber in ſelbigem ſein und leben, als dieſe. Man lebt auch nirgends geſunder, als im Vaterlande. Die Luft deſſelben behagt uns am beſten, weil wir ſie von Kindesgebeinen an eingeathmet haben. Die Nahrungsmittel deſſelben bekommen uns beſſer, weil unſere Magen an ſie gewöhnt ſind. Die Sitten deſſelben kleiden uns am beſten, weil wir ſie zuerſt angenommen haben. Geben müſſen Sie einſt Ihrem Vaterlande Ihre Kräfte wieder, weil Sie ſie im Vaterlande geſammlet haben. Geben müſſen Sie ihm Ihre Kenntniſſe wieder — das heiſſt, Sie müſſen dem Vaterlande damit nützlich werden, weil Sie ſie in ſeinem Schoſſe erlernt haben. Geben müſſen Sie ihm Ihr Vermögen wieder, wenn Sie dergleichen einſt beſitzen, weil Sie es von ihm bekommen haben. Geben müſſen Sie ihm Ihr Anſehn wieder, wenn Sie einſt Anſehn haben — das heiſſt, Sie müſſen es zu ſeinem Beſten verwenden, weil es das Vaterland iſt, das Ihnen ſolches gegeben haben wird. So ſollen Sie alles, was Sie einſt ſind und haben, Ihrem Vaterlande wieder-zuwenden, zu Gute kommen laſſen; blos darum, weil Sie dis alles durch das Vaterland ſein und haben werden. Betrachten Sie einen Baum, wie dankbar er gegen den Boden iſt, aus welchem er wächſet, grünet und blühet. Wirft er nicht ſeinen Schatten auf denſelben? Läſſt er nicht ſeine Früchte auf ihn fallen? Schüttet er nicht endlich ſogar das Laub wieder auf ihn ab, und nährt und düngt ihn damit wieder? Nun iſts zwar wahr, der Baum iſt an ſein Vaterland angewachſen; wir ſind es nicht. Allein der Baum weiß auch nichts davon, wie viel Gutes ihm ſein Boden erzeugt. Wir aber haben Vernunft und wiſſen dis; ſo müſſen wir noch feſter an unſer Vaterland angewachſen ſein, als der Baum. Soll er uns beſchämen? Sollen uns die Thiere beſchämen? Auch unter den Vögeln gibt es deren, welche hier zu Lande gebohren werden und im Herbſt weiter ziehen; aber wenn das Frühjahr wieder kommt, beſuchen ſie dankbar ihr Vaterland wieder, begrüſſen es freundlich und fühlen ſich daſelbſt glücklicher, als irgendanderswo. O Prinz, Prinz, wir Menſchen müſſen nicht ſchlechter, ſondern noch beſſer ſein, als Pflanzen und Thiere . . ſonſt müſſen wir blutroth werden, ſo oft wir bei einem Birnbaum oder bei einer Eiche vorübergehen, und — ſo oft uns ein Storch über den Kopf wegfliegt.

Theodor. Lieber Rothe, ich danke Ihnen doch gar zu ſehr für alles das, was Sie mir da ſagen. So jung ich bin, ſo verſtehe ich es doch, und es iſt alles ſo wahr, wie die Sonne am

Himmel ſieht. Das will ich alles nimmermehr vergeſſen. Fi, ich wollte doch in meinem Leben nicht ſchlechter ſein, wie ein Storch . . .

Rothe. Prinz, ich werde Sie oft hieran erinnern. Geben Sie mir die Hand drauf.

Theodor ſchlug mit beiden Händen ein. — Nachmittags ward zu dem **blinden Brand** gegangen. Der Prinz war zu dem Anblick dieſes ehrwürdigen Greiſes vorbereitet, und nahete ſich ihm mit einer recht naiſen Ehrfurcht. Rothe ſprach mit Brand erſt verſchiedenes heimlich, und darauf ward die Unterredung allgemein. Brand kam, ſo alt er war, in wahren Enthuſiasmus für ſein Vaterland, und man ſah es Theodorn an, wie ihm der Buſen dabei ſchwoll. Im Weggehen ſprach er zu Rothen — „Des alten **blinden** Mannes, und deſſen, was er mir geſagt hat, will ich in meinem Leben nicht vergeſſen. **Es war immer, als ſähe er mich** dabei an . . .

Es war um ſo nothwendiger, daß Theodor von Jugend auf **Land** und **Leute** lieb gewönne; weil man in der neuern Geſchichte ſeines Hauſes drei Regenten auf einander fand, die ihre Seligkeit weder an ihrem Lande noch an ihren Leuten gefunden hatten. Adolf war ſeit achtzig Jaheen der erſte wieder, der nicht nur immer da war, wohin er gehörte, ſondern der auch mit Leib und Seele da war. Fürſt Karl, ſein Vater, hatte einen groſſen Theil ſeiner Regierungsjahre verreiſet, und die übrigen zwar im Lande zugebracht, aber ohne im geringſten ſich um das Wohl des Landes zu bekümmern. Er hatte ſeinen Hof in der letztern Zeit an der äuſſerſten Grenze auf einem Luſtſchloſſe aufgeſchlagen, wo er einen groſſen Aufwand trieb, und ſchlechterdings weder durch eine Volksangelegenheit noch durch einen ihn antretenden Unterthan in ſeinen Luſtbarkeiten geſtört ſein wollte. Fürſt George, Adolfs Grosvater, hatte ſein Vergnügen darin geſucht, einen gröſſern Monarchen zu dienen und ſich der Vorrechte ſeiner Geburt und ſeines Standes zu begeben. Fürſt Hans, Adolfs Grosgrosvater, war im dreiſſigſten Jahre aus ſeinem Lande gegangen, hatte dito dreiſſig Jahre in einem Winkel von Andaluſien verlebt und war hernach als einbalſamirtes Kadaver wieder in ſein Land zurückgebracht worden.

Die Nachwehen von dieſer Denkungsart dreier Fürſten auf einander fühlte die Nation noch, und Adolf war mit aller ſeiner Wirthſchaftlichkeit und Milde bis jetzt nicht im Stande geweſen, dieſelben ganz zu vernichten. Das Blut des faſt gänzlich ausgezapften Körpers ſeines Staats wollte ſich noch nicht zu der Fülle wieder anſammlen, in welcher es einſt in ſelbigem gefloſſen und gewallt hatte. Manches Geäder deſſelben war wie getrocknet und wie ganz zuſammengedorrt, und aller Drang, welchen Adolf dem Blute gab, vermogte dieſem den Gang dadurch noch nicht allenthalben wieder zu öfnen. Die unermesliche Summe, welche in einer ſo langen Reihe von Jahren aus dem Lande gegangen war, konnte kaum in der folgenden Generation erſt ganz wieder erſetzt werden. Um ſo ſchlechterdings nöthiger war es, daß Theodor in die Fußſtapfen ſeines Vaters, und nicht in die ſeiner Vorfahren träte.

Wer das Land durchreiſte und betrachtete, dem ward es ſchwer zu begreifen, wie überall auch nur ein Fürſt auf den Einfall kommen könnte, ſich vor ihm ekeln zu laſſen; aber unauflösliches Räthſel muſſte es ihm ſein und bleiben, wie mehrere Fürſten hinter einander dieſen Einfall hätten haben und ausführen können. Das Land war nicht übergros, aber fruchtbar, und hatte alles, was ein Land nur in den ſüdlichen

chen Gegenden Deutſchlands aufzuweiſen hat. Beſonders war für den Fürſten darin geſorgt. Dieſer hatte ſehr beträchtliche Einkünfte, ſchöne Landgüter, trefliche Schlöſſer, anmuthige Gärten, fruchtbare Weinberge, reiche Waldungen, Flüſſe, Seen und Teiche. Jede Jahrszeit hatte mannigfaltige Vergnügungen für ihn. Das Volk, das er beherrſchte, war eins der gutmüthigſten, duldendſten, arbeitſamſten, biegſamſten; das ſeine Glückſeligkeit darin fand, ſeinen Fürſten um ſich zu haben. Wenn er alſo nur den geringſten Sinn und die mindeſte Empfänglichkeit für menſchliche Glückſeligkeit hatte: ſo muſſte er einer der glücklichſten Fürſten ſein können.

Um die unerklärliche Erſcheinung, daſs drei Fürſten nach einander Abneigung gegen ein ſolches Land hatten hegen können, erklärbar zu machen, enthielten die ungedruckten Annalen deſſelben folgende Anekdoten. Fürſt Karl war lange in der Gewalt ſeiner Kammerdiener geweſen, die ihr Konto beſſer dabei gefunden hatten, mit ihrem Herrn zu reiſen und unterwegs die Kaſſe zu führen, als zu Hauſe mit ihrem Kammerdienergehalt zufrieden zu ſein. Die Familien derſelben exiſtirten auch noch und waren in ſehr wohlhabenden Umſtänden. Fürſt

Georgen hatte der militäriſche Geiſt hingeriſſen. Er hätte immer zu Hauſe einige Regimenter halten können; aber dis war ihm zu wenig. **Armeen — Armeen muß ich vor mir ſehen**, war ſein Wahlſpruch geweſen, und dadurch war eine Armee Dukaten nach der andern aus dem Lande marſchirt, ohne je wieder nach Hauſe zu kommen. Fürſt Hans war gar ein Grillenfänger geweſen, hatte ſich die Idee in den Kopf geſetzt, daß ſeine Unterthanen ihm nach dem Leben ſtänden, ließ ſich dieſe Schimäre lieber von ſchlechten Ausländern, die er antraf, noch mehr ein- als von gutgeſinnten Patrioten ausreden, und drohete oft, daß er noch einmal **aus dem Lande reiſen wollte, wenn man ihn als Leiche dahinbrächte.**

Die Güte des Landes, deren Anblick jedem Menſchen ſogleich ins Auge fiel, erleichterte Rothen das Geſchäft ungemein, Theodorn von Jugend auf ſein Vaterland lieb und werth zu machen. Jede Gelegenheit benutzte er auch dazu, und der Prinz fing an, recht innig am Lande ſeiner Väter zu hangen, ohne daß er noch einen Begrif davon hatte, daß es einſt ſein Land werden würde. Rothe freute ſich ungemein auf den Tag, an dem er ihm dis ſagen würde, und hofte ſeinen Patriotiſmus alsdann zu einer Höhe zu ſtimmen, von der ihn Kammerdiener, Soldaten und Spleen nie wieder herunterſtimmen ſollten.

So verging nicht leicht ein Vor- oder Nachmittag, an welchem nicht über die drei Kapitel — Natur — Vaterland — Bauernwerth zwiſchen beiden auf ihren Spatziergängen bald längere, bald kürzere Unterredungen gehalten wurden. Einſt, als ſie neben einer Breite vorübergingen, wo viel Bauern pflügten und eine Menge Krähen und Raben den pflügenden Bauren auf den Fuß nachfolgten, bezeigte Theodor ſeine Verwunderung darüber, daß dieſe Thiere hier ſo dreiſt wären und ſich ſo nahe an Menſchen hielten; da ſie doch, wenn ſie ſonſt einen Jäger nur von weitem erblickten, ſchon davon flögen. Rothe ging darauf näher mit ihm an die Pflüger und ließ ihn ſehen, wie die Krähen und Raben ganze Neſter voll junger Feldmäuſe, welche herausgeflügt wurden, mit gröſſtem Appetit verzehrten. Daraus erklärte er ihm die Freundſchaft, welche die Bauern gegen die Krähen bewieſen, und aus dieſer Bauerntoleranz gegen die Krähen das Zutrauen, welches die Krähen wieder gegen die Bauern an den Tag legten. Hier hatte er die ſchönſte Gelegenheit, den Prinz auf das Zuſammenhangende und Rettenmäſſige in der ganzen Schöpfung aufmerkſam zu machen.

„Vor einigen Jahren, ſprach er, wimmelten alle Felder hier zu Lande von Mäuſen, und bei Menſchengedenken hatte man dieſe Art von Thieren nicht in ſo überſchwenglichem Ueberfluß geſehen. So, wie die Saat aufging, waren die Mäuſe über ſie her, und dem Landmanne ward angſt und bange. Es war nichts geringers zu befürchten, als daß ſie die ganze künftige Erndte den Menſchen vor den Augen weg verzehren würden. Man machte allerlei Verſuche, dieſe Thiere zu zerſtören; aber umſonſt. Ihr Vater ſetzte einen groſſen Preis darauf, wer ein untrügliches Mittel dazu ausfindig machen würde; niemand aber konnte dergleichen ausfindig machen. Endlich kamen groſſe Schaaren von viel tauſendmaltauſend Krähen von einer ganz fremden Art gezogen, die vermuthlich aus Mangel an Nahrung ihr Vaterland verlaſſen hatten. Binnen acht Tagen waren alle Mäuſe weg. Und ſo, wie die Mäuſe verzehrt waren, zogen auch die Krähen wieder weg, um anderwärts ihre Aeſung zu ſuchen. Da hatte die Natur den Preis verdient, welchen Ihr Vater auf Vertilgung der Staatsverderber geſetzt hatte; und ich dachte bei mir ſelbſt, daß darum ſo viel Mäuſe damals hier hätten ſein müſſen, weil zu derſelben Zeit ſo viel hungrige Krähen ihren Zug durch unſer Land nehmen würden, die ſonſt alle hätten umkommen müſſen."

Theodor horchte bei dieſem Gedanken ſehr auf. Rothe fuhr fort:

„Das iſt ein Grundſatz, den Sie ſich recht tief einprägen und auf alles anwenden müſſen, Prinz, daß in der ganzen Natur nichts umſonſt da ſei. Kein Baum, keine Pflanze, keine Blume, kein Grashalm, auch das kleinſte Moos auf den Dächern nicht, iſt umſonſt da. Jedes derſelben dient zur Erhaltung irgend einer Art von Thieren. Und unter den Thieren iſt wieder keins umſonſt da. Das allerkleinſte Würmchen iſt in der Welt eben ſo unentbehrlich, als das allergröſſte Thier. Es dient zur Erhaltung eines andern etwas gröſſern; dieſes wieder zur Erhaltung eines andern noch etwas gröſſern, und ſo immer weiter. Wenn Sie eine Kette ſehen, die aus viel tauſend Ringen beſteht, deren einer immer gröſſer, als der andere, und in den andern eingehängt iſt: ſo ſehen Sie ein Bild der Natur. Auch hier iſt immer eins für das andere da; nichts iſt entbehrlich, überflüſſig. Dis muß uns lehren, über die geſammte Einrichtung der Welt um uns her mit Ehrerbietung urtheilen, und nichts, auch das allerkleinſte nicht, das wir ſehen, mit Verachtung anzublicken. Dieſen wahren, richtigen Gedanken, den wir durch und durch auf die Welt anzuwenden haben, müſſen wir eben ſo auf die menſchliche Geſellſchaft anwenden. So unendlich verſchieden die Menſchen an Sinnen, Verſtand, Kräften, Glück und Anſehen ſind — von dem allerelendeſten an bis zu Königen und Kaiſern: ſo iſt doch auch von ihnen keiner umſonſt da. Alſo muß man auch keinen Menſchen für überflüſſig halten oder gar vernichten, und wenn er noch ſo niedrig wäre. Er arbeitet in die Hände eines andern, dieſer wieder in die Hände eines andern, und ſo fort. Und wenn es auch Menſchen gibt, die nicht arbeiten können, ſondern von Allmoſen leben müſſen: ſo ſind auch dieſe nicht überflüſſig, nicht umſonſt da; denn es muß auch Menſchen geben, an welchen die andern ihr gutes Herz beweiſen und ſich in liebevollen Geſinnungen üben können. Alle durften wir nicht einerlei ſein; weil wir einander brauchen und nöthig haben ſollten. Brauchen und nöthig haben aber ſollten wir einander, um in Geſellſchaft zu leben. Die Noth ſollte uns zu einander treiben. Und in Geſellſchaft ſollten wir darum leben, weil wir ſonſt keine weiſe und gute Menſchen werden konnten. Alle konnten wir aber auch wirklich nicht einmal einerlei ſein; denn, betrachten Sie ſich nur einmal von Kopf bis zu Fuß, was Sie alles blos zu Ihrer Kleidung brauchen. Wenn jeder Menſch das ſein ſollte, was der andre iſt: ſo müſſte ſich auch jeder alles das ſelbſt machen können, was er braucht. Das iſt aber unmöglich. Alles kann ein Menſch nicht lernen. Wenn der eine aber dis verſteht, der andere jenes, der eine dis macht, der andere jenes, noch ein anderer etwas anders: ſo tauſchen ſie unter einander, und ſo haben wir alles, was wir brauchen. Daher gibt es denn nun ſo vielerlei Stände und Lebensarten in der menſchlichen Geſellſchaft. Es gibt geringe, noch geringere, allergeringſte; mittlere, hohe, höhere, allerhöchſte Stände; aber alle ſind ſie nothwendig und keiner von ihnen iſt überflüſſig. Nur der iſt ein weiſer und ein guter Menſch, der keinem Stand, oder die Leute, welche in ihm leben, verachtet. Prinz, ich muß Ihnen ſagen, daß auf dieſer Seite von vielen Menſchen noch oft gefehlt werde. So, wie ſie kleine und geringe Würmer verachten, darum, weil dieſe klein und gering ſind: ſo verachten ſie auch niedrige und geringe Menſchen, blos darum, weil ſie in niedrigen und geringen Ständen leben. Aber das thun Sie ja niemals. Jeder Menſch hat ſeinen Werth und ſeinen Nutzen; und er mag leben in welchem Stande er will, ſobald er ſeinen Stand ausfüllt, und das iſt, verſteht und thut, was er in ſelbigem ſein, verſtehen und thun ſoll, ſo müſſen wir ihn wahrhaftig ſchätzen. Die vornehmern Leute ſind recht undankbar, wenn ſie die geringern verachten. Was fingen ſie denn wohl in der Welt an, wenn ſie dieſe nicht hätten? Wenn die Reichen, die ſo gern in Kutſchen fahren, keine Rademacher, Stellmacher und Schmiede hätten: müßten ſie ſich nicht das Kutſchenfahren vergehen laſſen? Oder, wenn ſie dieſe zwar hätten, aber es fehlte ihnen am Ende an dem Kutſcher; müßten ſie die Pferde nicht ſelbſt füttern und ſtriegeln, den Wagen nicht ſelbſt ſchmieren, und, wenn ſie fahren wollten, ſich auf den Bock ſetzen? Wenn die Kaufleute, die mit Tuch, mit Leinwand, mit Spitzen u. ſ. w. handeln und dadurch wohlhabend werden, keine Tuchmacher hätten, keine Armen, die das Garn ſpönnen und bleichten, keine Leinweber, die Leinwand daraus machten, keine Mädchen, die die Spitzen verfertigten, müßten ſie nicht aufhören zu handeln? Wenn der Tuchmacher keine Wollſpinner hätte, könnte er Tuch machen? Wenn der Wollſpinner keine Hirten hätte, die Schafe hielten und hüteten, könnte er Wolle ſpinnen? Wenn wir keine Maurer und Zimmerleute hätten, müſſten wir nicht unter freiem Himmel wohnen? Wenn wir keine Handlanger und Taglöhner hätten, müſſten wir nicht unſere eigene Taglöhner ſein? Z. E. wir hätten keine Holzhacker; ſo müſſten wir entweder im Winter frieren, oder uns das Holz ſelbſt klein machen. Oder wir hätten keine Mägde; ſo müſſten wir uns alles ſelbſt kochen und nach Tiſche die Teller ſelbſt wieder abſpülen. Oder wir hätten keine Waſchweiber; ſo müſſten wir ſelbſt ans Waſchfaß treten und uns die Hemden reinigen. Nehmen Sie noch die wichtige Sache — Brod. Brod brauchen wir alle, wir mögen ſein, wer wir wollen. Der letzte Menſch, durch deſſen Hände es gehen muß, ehe wir es genieſſen können, iſt der Becker. Der Becker könnte kein Brod backen, wenn kein Müller wäre. Der Müller könnte nicht mahlen, wenn der Bauer kein Getraide baute. Lieber Prinz, aus dieſer Betrachtung lernen Sie, daß, je geringer und niedriger die Stände ſind, und die Menſchen, die in ſelbigen leben, deſto nützlicher, nöthiger und unentbehrlicher ſie ſind. Ohne geringere Stände

gäbe

gäbe es keine mittlere, ohne mittlere keine höhere. Die allerunterſten Stände und Menſchen ſind alſo der Grund der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. Sie ſind die eigentliche Kraft der übrigen, der Kern der Völker. Wenn ſie nun aber dis ſind: ſo muß man es ihnen auch nicht ableugnen, daß ſie es ſind, ſondern man muß es ihnen vielmehr dankbar zu erkennen geben, daß man ſie dafür halte. Das heiſſt: je mehr, je vornehmer man iſt, oder ſich zu ſein dünkt, als ſie: deſto gutmüthiger, beſcheidener, höflicher und liebreicher muß man auch gegen ſie ſein; denn je mehr man iſt, als ſie, deſto mehr Nutzen hat man auch von ihnen. Dieſe armen, geringen und niedrigen Menſchen haben ſo nicht viel Freude in der Welt. Wenn ſie ſich nun obendrein noch für alle ihre Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit und Treue ſolten geringgeſchätzt oder verachtet ſehen: ſo iſts ein Wunder, daß ſie nicht viele von den vornehmen lange ſchon beim Schopf gefaſſt, aus dem Lande hinausgejagt und dazu geſchrieen haben — — Müſſiggänger, Taugenichtſe, Tagediebe, was bildet ihr euch ein? Iſts nicht genug, daß wir den Honig einſammlen müſſen und ihr ihn ausheeret? Wollt ihr uns obendrein noch mishandeln? Sehet, wie es die Arbeitbienen mit den Raubbienen machen: ſo machen wir es mit euch. **Fort mit euch aus dem Korbe!** Wollt ihr nun je wieder Honig lecken: ſo lernt erſt, wie beſchwerlich es ſei, ihn aus den Blüten zu ſaugen und meilenweither einzutragen. Wollt ihr Genus haben, ſo vergieſſet erſt Arbeitsſchweiß, wie wir . . . . Prinz, was man thun kann, den Leuten in den niedrigen Ständen behülflich, dienſtfertig und wohlthätig zu ſein, das muß man thun. Gewohnt, mit wenig zufrieden zu ſein, verlangen ſie auch nicht einmal von uns viel, und haben oft daran ſchon genug, wenn ſie ſehen, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir ihnen unſern Beifall, unſer Zutrauen ſchenken, und mit ihnen ſo reden, als wären ſie unſers gleichen. Wenn wir z. E. einen Arbeitsmann gebraucht haben, und wir loben ihn hernach auſſer dem Lohne noch, den wir ihm reichen, für ſeinen Fleis: ſo fühlt er ſich ſo glücklich, als wenn er noch ſo vornehm wäre. Oder wenn jemand ſehr beſchwerliche Handdienſte für uns verrichtet hat, und wir geben ihm auſſer ſeinem bedungenen Verdienſt noch ein kleines Trinkgeld: ſo ſpringt und tanzt er wohl für Freude. Wahrlich, es koſtet uns oft nur eine Kleinigkeit, um in die Herzen unſerer arbeitſamſten Mitbürger Freude und Frohlocken auszugieſſen. Wären wir nicht Unmenſchen, wenn wir für ſie, die ſo gut Menſchen, wie wir, ſind, nicht einen geringen Aufwand machen wollten? Beſonders verdient der Bauernſtand, daß wir ihn ſchätzen. Und wer ihm nun gar noch Erleichterung und Lebenstroſt verſchaffen kann: der muß nicht eher ruhen, bis er es gethan hat. Prinz, zehnmal habe ich ſchon hierüber mit Ihnen geredet, und hundertmal werde ich noch mit Ihnen davon reden. Dieſer Stand iſt zwar in der menſchlichen Geſellſchaft einer der unterſten, aber gerade auch der, der den allen übrigen das Leben gibt. Wir ſehen dis, wenn wir es auch nicht durch Nachdenken begreifen wollten, durch die Erfahrung. Sobald es eine wahre Misserndte gibt, wird auf der Stelle über ſchlechte Zeiten geklagt. Der Bauer gewinnt alsdann kaum ſo viel Getraide, als er für ſeine Haushaltung und zur Saat nöthig hat, und darf an kein Verkaufen denken. Da er nun nichts verkaufen kann, fehlts ihn am baaren Gelde. Folglich richtet er ſich ſehr genau ein, und kauft nicht nur den Handwerkern in ſelbigem Jahre wenig oder nichts ab, ſondern iſt auch nicht im Stande, die alten Rechnungen an ſie zu bezahlen. Wenn aber der Handwerker nichts zu verarbeiten hat, ſo behalten die Kaufleute auch ihre Waare. Auch kaufen dieſen weder Bauern noch Bürger ſelbſt etwas ab, weil jene kein baar Geld und dieſe keinen Verdienſt haben. Alles Gewerbe, aller Handel und Wandel ſtockt. Nun verliert der Fürſt nicht nur an Acciſe, ſondern Bauern und Bürger bleiben auch einen Theil ihrer übrigen Abgaben ſchuldig. So iſts immer der Bauer, und auf allen Seiten der Bauer, der gute und ſchlechte Zeiten macht. Fragen Sie einmal gelegentlich Ihren Vater, welchen unter ſeinen Unterthanen er am meiſten zu danken habe; ſo wird er antworten — dem Landmanne, den Bauern! Wenn dieſe ihre Abgaben nicht an ihn entrichten könnten: ſo würde es ſchlecht um ſeinen Beutel ſtehen. Wenn er auch allenfalls leben könnte: ſo würde er doch ſeine Diener nicht bezahlen können. Dann müßten dieſe borgen, Schulden machen, Kaufleute und Bürger betrügen. Er ſelbſt würde die Rechnungen nicht bezahlen können, welche die Handwerker, die für ſeinen Hof arbeiten, vierteljährig einreichen. Und, wenn dieſe kein Geld von ihm bekämen: ſo könnten ſie wieder ihre Schulden nicht bezahlen und keine neue Waare anſchaffen. An Baue dürfte Ihr Vater gar nicht denken; und ſo hätten auch einige hundert Maurer und Zimmerleute, und noch einmal ſo viel Handlanger und Taglöhner nichts zu verdienen. Und wenn dieſe nichts zu verdienen hätten, ſo müſſten ſie betteln gehn. Wer ſollte ihnen aber etwas geben? Die Bauren hätten nichts; die Bürger hätten nichts; die Hofbedienten hätten nichts; — Ihr Vater ſelbſt hätte nichts. — Lieber Prinz, ſo kommt alſo alles darauf an, daß wir Bauern haben, und daß die Bauern **wohlhabend** ſind. Sind dieſe arm, ſo ſind **wir** alle arm. Und hätten wir vollends gar **keine**, ſo müſſten **wir** heute noch **Bauern werden**. Dieſe guten Leute aber ſind da, in gröſſerer Menge da, als irgend ein anderer Stand, arbeiten tagein tagaus jahraus jahrein; und das von Jugend auf bis in das ſpätſte Alter. Und wenn ſie nun das ganze Jahr hindurch gearbeitet haben: ſo haben ſie auſſer dem, daß ſie ſich ſatt gegeſſen und getrunken und ihre Gaben entrichtet haben, etwa ſo viel davon übrig, daß ſie Haus, Scheuren, Ställe, Wände und Zäune im Stande halten können. Wer von ihnen ſich höchſtens alle drei Jahre einen neuen Rock von dem gröbſten Tuch machen laſſen kann, der weiß ſich ſchon viel. Und dabei ſind dieſe gutherzigen, ſich todtarbeitenden Menſchen ſo genügſam und zufrieden, daß ſie, wenn ſie Speck und Knäup, oder gar nur Käſe und Brod gegeſſen haben, pfeifen und ſingen

gen können; ſtatt daß die vornehmen Leute oft, wenn ſie Geſottenes und Gebratenes, Paſtete und Torte hintergeſchlungen haben, über Magendrücken und Bauchgrimmen klagen, und ſo ein Geſicht nach Tiſche machen, als wenn ſie nicht ſatt zu eſſen gehabt hätten. Tage, die recht ausdrücklich zum Vergnügen beſtimmt ſind, haben ſie nur ſelten. Daher kommts denn auch, daß ſie, wenn ſie einmal ſo einen haben, ihn von ganzem Herzen genieſſen. Da iſt denn alles an ihnen in Bewegung. Sie ſtampfen mit den Füſſen, klatſchen mit den Händen, ſchreien aus vollem Halſe und wiſſen nicht, wodurch ſie ihre Freude genug an den Tag legen ſollen. So oft man dis ſieht und hört, muß man ſo denken: — **an dieſe armen Leute kommt die Freude gewiß nicht oft; darum freuen ſie ſich ſo mit Leib und Seele, mit Händen und Füſſen.** — Das iſt ein glücklicher Menſch, der den Bauern dann und wann ſo einen vergnügten Tag mehr verſchaffen kann. Ich wollte, daß ich recht viel Geld hätte; ſo ſollten ſie wenigſtens in jedem Vierteljahre ſo einen Tag haben.

Theodor. Das wollte ich auch; und dann ſollten ſie alle ſechs Wochen einen haben.

Rothe. Und wäre ich vollends ein Fürſt; ſo müßten dieſe guten Leute alle vierzehn Tage ſo einen Tag ſich ſelbſt machen können.

Theodor Ja, ſo thäte ich auch.

Rothe. Bleiben Sie bei dieſem Vorſatz, mein lieber Prinz.

Zwei Jahre waren ſolchergeſtalt verſtrichen, und Theodor hatte nach Verlauf derſelben nicht nur die Moral für alle Menſchen im Kopf und im Herzen, ſondern kannte auch ſchon viel Gegenſtände um ſich her. Leſen und ſchreiben aber konnte er noch nicht. Adolf hatte beſonders über dieſen noch immer fortdaurenden Mangel unterdeſſen manche bald ernſthafte, bald luſtige Unterhaltung mit dem alten Zensdorf gepflogen. Zensdof rückte ihm unaufhörlich vor, daß ſeine höchſtſelige Frau Mutter in Abweſenheit ihres Herrn Gemahls mütterlich darauf bedacht geweſen, daß er im dritten Jahre ſchon beten, im vierten fertig leſen und im ſechſten gar zierlich ſchreiben gekonnt hätte. Die Summe alles deſſen, was Adolf ihm in größter Langmuth und Geduld wenigſtens zu zehn verſchiedenen malen darauf antwortete, war immer dis — — „**Beten** habe ich im **dritten** Jahre noch nicht gekonnt; das iſt nicht wahr; **gepappelt** habe ich nur. Geleſen habe ich im **vierten** Jahre, das iſt wahr; aber **von da an bis ins neunte Jahr faſt nichts, als dummes Zeug, und ohne einmal zu verſtehen, was ich las.** Geſchrieben habe ich im ſechſten Jahre, das iſt auch wahr; aber **nur nicht zierlich** — dazu war meine Hand noch nicht feſt genug; **gekritzelt** habe ich; und ob ich das im ſechſten Jahre gethan hätte oder nicht; dadurch bin ich damals um nichts klüger und um nichts glücklicher geworden.“ Wenn Zensdorf dis dreimal gehört hatte, ſo fing er dreimal wieder davon an, und je länger es ward, daß ihn Adolf zur Geduld verwies, deſto höher ſtieg ſeine Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Als nun Rothe Theodors Wis- und Lernbegierde immer gröſſer werden ſah, nahm er das **Leſen** mit ihm vor. Er ſchlug dazu ſeinen eigenen Weg ein, der für den Prinz weit leichter und angenehmer war, als der gewöhnliche. Er lehrte es ihn eher durch das Ohr, als durch das **Auge.** Während des Spatzierengehens ſprach er ihm erſt ganz kurze Sätze vor, die der Prinz richtig nachſprechen muſſte, und ſo, daß jedes einzelne Wort von dem andern getrennt erklang. Als dis eine Zeitlang geſchehen war, ſprach er ihm einzelne Wörter buchſtabirend vor, die Theodor eben ſo buchſtabirend nachſprechen muſſte, ſo daß jede Silbe von der andern gehörig unterſchieden ward. Oft redete er den ganzen Weg über mit ihm nicht anders, als buchſtabirend. Nach ſechs Wochen konnte der Prinz vollkommen buchſtabiren und leſen, ohne noch die Figur eines Buchſtaben zu kennen. Er zeigte ſich dabei ganz unzuermüdend, und wenn dieſe Art von Leſeſchule auch noch ſo lange dauerte: ſo verging ihm die Luſt doch nicht, weil er dabei nicht ſitzen durfte, keinen Schulzwang empfand, in der freien Luft war, und die Gegenſtände mehrentheils allemal vor ſeinen Augen ſah, worüber ihm Rothe vorſprach und vorbuchſtabirte. Nun lehrte ihn Rothe die Figuren der Buchſtaben kennen; damit er eben ſo durch das Auge leſen mögte, wie er ſeither es durch das Ohr gelernt hatte. Binnen drei Tagen kannte er alle Buchſtabenfiguren, und hatte nun weiter nichts zu thun, als daß er das, was er ohne dieſe Zeichen ſchon konnte, auf dieſe Zeichen anwendete. Rothens Stelle vertrat nun ein Buch. Der Prinz buchſtabirte nun den im Buch erblickten Buchſtabenfiguren, deren Töne er wuſſte, eben ſo nach, wie er vorher den ihm von Rothen vorgeſprochenen Buchſtabentönen nachbuchſtabirt hatte, ohne ihre Figuren zu wiſſen. Noch ehe ein Vierteljahr verging, konnte er nicht nur fertig im Buche leſen, ſondern übertraf auch im wahren und guten Leſen die meiſten Erwachſenen. Er ſang nicht, wenn er las, ſtolperte und polterte nicht, ſondern los ſprechend, drückte er den jedesmaligen Affekt durch den Ton ſeiner Stimme gehörig aus und ſetzte den Accent allemal richtig auf die Wörter, die ihn hatten. Jedes Buch aber, worin er leſen ſollte, wählte ihm Rothe ſelbſt. Er hatte Mühe dergleichen zu finden, die durch und durch Lektüre für ſeinen Zögling werden könnten; doch half er ſich damit, daß er alles das herausſchnitt, was ihm nicht anſtand. Hieher gehörten vorzüglich alle religiöſe Betrachtungen und Gebete, womit die Schriftſteller für Kinder in der damaligen Zeit ihre Bücher auszuſchmücken noch für Gewiſſenspflicht hielten. Vom Leſen brachte Rothe Theodorn zum Schreiben; vom Schreiben zum Rechnen. Der Prinz entſprach ganz der Erwartung, welche er von ihm gehabt hatte. Alles ward ihm leicht, und um ſo leichter, je weniger man geeilt hatte, ihn dazu anzuleiten. Er begrif ſehr ſchnell, bezeigte immer mehr Begierde zu lernen, je mehr er lernte, war nie heiterer und luſtiger, als wenn er recht viel gelernt hatte, und rechnete oft Abends noch im Bette laut vor ſich nach, was alles neues den Tag über wieder in ſeinen Kopf gekommen ſei.

Fürſt Adolf freute ſich väterlich über die ſo gut gelingende Bildung ſeines Sohnes, wozu er ſelbſt den Plan entworfen hatte, und ſah mit Entzücken den Tagen entgegen, in welchen ſie einſt ganz vollendet ſein würde. Sein Publikum, welches anfangs gegen die neue Erziehungsmethode ſo viel geredet, geeifert und geſchrieben hatte, gab ihm nun dafür die höchſte Genugthuung, und es geſchah ganz das, was er ſich vorher verſprochen hatte. In allen Familien von Stande führte man nun die neue Edukation ein. Jeder Hofbediente, jeder Kaufmann wollte ſeine Kinder ſchlechterdings ſo erzogen haben, wie der Erbprinz erzogen würde. Man ſah nun keine hochfriſirte, keine bepelzte, eingepackte und vermummte, keine mit Treſſen beſetzte kleine Stutzer mehr. Die Knaben gingen alle natürlich, ſimpelgekleidet, mit Haaren ohne Locke und Puder, und mit bloſſem Halſe. Auch leſen muſſten ſie nun alle ſo lernen, wie Theodor es gelernt hatte. Die Nachahmung ward ſogar nicht ſelten übertrieben. Die Spaziergänge wimmelten von Kindern, und ihre Hofmeiſter, Erzieher und Lehrer buchſtabirten ſie ſo laut zum Thore heraus und herein, daß die Bürger oft darüber an die Fenſter gelaufen kamen und den Ausrufer zu hören glaubten. Adolf unterhielt ſich eines Abends lächelnd mit Rothen darüber, und ſprach, als eben jemand anklopfte — ſo bin ich beſſer gerechtfertigt, als wenn ich damals die Scharteken und Paſquille durch Henkershand hätte verbrennen laſſen . . .

Zensdorf — (indem Rothe, der ihn kommen ſieht, durch eine Seitenthüre davon ſchleicht.) Unterthänigen guten Abend, Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht.

Adolf. Guten Abend, mein lieber Geheimerrath; was bringen Sie denn noch ſo ſpät? Nun ſollten Sie ſchon fein ſchlafen.

Zensdorf. (ängſtlich.) Das kann ich nicht. Wer könnte da wohl ſchlafen? Ich alter Mann gehe auf der Grube, und muß jede Nacht für meine letzte halten. So darf ich, wenn ich ſo etwas auf meinem Herzen habe, mich nicht damit erſt noch zu Bette legen, weil ich es morgen vielleicht nicht mehr ausſchütten könnte.

Adolf. Nun, und was denn? Alles, — nur kein Unglück!

Zenodorf. (in wahrer Gemüthsbewegung.) Ach mehr denn zu gros Unglück, was ich alles heute wieder erfahren habe!

Adolf. O ich bitte Sie, ſagen Sie doch nur heraus . . .

Zenodorf. Ach! ach! was fängt der Hofrath Rothe alles mit unſerm Erbprinz an!

Adolf. (die Unterlippe ganz gelaſſen nach der Oberlippe heraufſchiebend.) Das iſts alſo wieder? Nun, nun! Alles, was er mit ihm anfängt, das fängt er auf mein Geheis ſo mit ihm an.

Zenodorf. (religiös.) Ihro Durchlaucht können unmöglich alles wiſſen; ſonſt würden Sie es nicht zugeben. Nun wird es himmelſchreiend. Wohl mir, daß ich bald zu meinen Vätern gehe! Aber die armen Nachkommen! die armen Nachkommen! Wie werden Gottes Gerichte das arme unſchuldige Land treffen!

Adolf. (der ihm die Schultern klopft.) Wie denn ſo, lieber Greis?

Zenodorf. (dem die Thränen in die Augen ſtehen.) O Gott! der Prinz wird ja ein Freigeiſt, ein Religionsſpötter, ein Atheiſt . . . .

Adolf. (ernſthaft.) Nicht doch, guter Alter!

Zensdorf. (affektvoll.) Ja doch, Ihro Durchlaucht. Er lernt ja buchſtabiren und leſen ohne Buch und —

Adolf. (der plötzlich umgeſtimmt wird, daß er faſt lachen mögte.) Und darin beſteht die Freigeiſterei?

Zensdorf. Darin nun wohl nicht; — ich werde hernach noch weit mehr ſagen. Indeſſen iſt es doch ganz erſchrecklich, daß das Alte alles ſoll abgeſchaft werden. Auch ſogar beim Buchſtabiren- und Leſenlernen ſoll neue Mode ſein. So viel hundert Jahre lang hat man in Büchern dis gelernt, und nun — ohne Buch. Blos, damit auch hierin etwas beſonderes ſein ſoll. Wir habens auch im Buch gelernt, und können doch auch leſen.

Adolf. Laſſen Sie das doch gut ſein. Genug, Theodor kann nun leſen. Ob er es auf dieſe oder jene Weiſe gelernt habe, gilt ja gleich. Wenn es denn nun aber auch nur Buchſtabiren und Leſen betrift, und die neue Mode dis zu lernen iſt für die Kinder leichter und beſſer, als die alte: iſts denn nicht auch der Mühe werth, die neue Mode darin zu ergreifen? Ja, ſollte man nicht beſonders darauf zu denken haben, Kindern die erſte Lernarbeit zu erleichtern, damit ſie nicht gleich anfangs vor allem Lernen einen Ekel bekämen? Theodor hat leichter und beſſer leſen gelernt. Leichter — er hat kein Vierteljahr damit zugebracht, hat nicht dabei ſitzen dürfen, hat gar keinen Schul- und Stundenzwang dabei erlitten, iſt nicht heruntergehunzt worden u. ſ. w. Beſſer — denn er hat den meſchanten Singeton nicht, wenn er lieſet, und ſetzt den Accent immer richtig dahin, wohin ihn die Natur gelegt hat. Auf die gewöhnliche Weiſe wäre er vielleicht noch im Buchſtabiren, und könnte übers Jahr kaum leſen, und läſe dann doch nur ſchlecht.

Zenodorf. Die Hauptſache iſt nur dis dabei, Ihro Durchlaucht, — Himmelsweg, Katechiſmus und Evangelienbuch werden über die Seite geworfen . . . Sie werden ſich wohl erinnern, daß Sie im Himmelsweg und Katechiſmus buchſtabiren und im Evangelium leſen gelernt haben. Ach und dis iſt nur gar zu herrlich! Dadurch werden die Kinder von Jugend auf zur Religion geführt, und werden, wenn ſie kaum die Mutterbruſt verlohren haben, ſchon wieder mit der lautern Milch des Evangelii getränkt.

Adolf. Lieber Geheimerrath; Sie meinen es gewiß gut, das weiß ich; darum will ich auch ernſthaft mit Ihnen über dieſen Gegenſtand ſprechen. An Himmelsweg und Katechismus verliert mein Sohn überall nichts. Ich laſſe ihn zum guten Menſchen bilden; ſo — denk' ich — ſoll er den Weg zum Himmel wohl allein finden. Was den Katechismus betrift, ſo iſt der hieſige noch ein erzdummer Katechismus. Ich habe oft genug befohlen, daß meine Geiſtlichen einen andern machen ſollen; aber thun ſie es denn? Wenn der Generalſuperintendent nicht bald Anſtalt dazu macht, ſo will ich ſelbſt einen verfertigen; das ſagen Sie ihm. Und was das heilige Evangelienbuch anlangt: ſo halte ich dis zu hoch in Ehren, als daß Theodor darin hätte buchſtabiren und leſen lernen ſollen. Würde ich denn nicht meine Landesordnung für herabgewürdigt erklären, wenn die Schulmeiſter auf den Einfall kämen, die Jungen blos das Silbenausſprechen durch ſelbige zu lehren? Und das Buch, worin die Lebensordnung der Chriſten in allen Landen und das eigene vollkommene Leben Jeſu beſchrieben wird, ſoll zum Buche dienen, worin der Knabe leſen lernt? — Sehen Sie einmal, das haben unſere guten Alten doch wirklich nicht bedacht.

Zensdorf. Gewiß hatten ſie dis bedacht, und eben darum dis Buch zum Leſenlernen gewählt, damit die Kinder das Leſen darin von früher Jugend an lieb gewinnen mögten.

Adolf. Aber lieber Mann, ſind Sie ſchon in den Schulen geweſen? Haben Sie geſehen, wie es zugeht, wenn die Kinder leſen lernen? Zum äuſſerſten Ueberdruß, zur Langenweile, wird ihnen das ganze Leſeweſen gemacht; und weil ſie nun im Evangelienbuch leſen lernen: ſo wird ihnen auch das Evangelienbuch zugleich überdrüſſig und langweilig. Die vielen Verweiſe und Mishandlungen, welche ſie vom Schulmeiſter der Fehler wegen im Leſen bekommen, bringen ſie nicht nur gegen das Leſen und gegen den Schulmeiſter, ſondern auch gegen das Evangelienbuch auf, und ich wette darauf, daß ſie, wenn ſie aus der Schule nach Hauſe kommen, das Evangelienbuch ſo weit wegwerfen, als es fliegen will; denn ſie rechnen alle die Schuld des Verdruſſes, den Sie in der Schule gehabt haben, auf die ſchweren Wörter, welche darin ſtehen. Sie denken, lieber Mann, es ſei der beſte Weg, die Leute zu fleiſſigen und eifrigen Bibelleſern zu machen, daß ſie gleich in der Bibel die Silben zuſammenſetzen lernen; ich aber bin feſt überzeugt, daß dis der Weg ſei, auf dem man ihnen zeitlebens das Bibelleſen verleidet.

Zenodorf. Aber erlauben Ihro Durchlaucht, dis hätten Sie doch nicht zu befürchten gehabt, da Sie den Erbprinz nicht in die öffentliche Schule ſchicken, ſondern ihm einen beſondern Hofmeiſter halten.

Adolf. Auch hierauf will ich Ihnen dienen, lieber Geheimerrath. So würde wenigſtens, wenn ich meinen Theodor im Evangelienbuch oder in der Bibel hätte leſen lernen laſſen, das Bibelleſen ihm Schlendrian geworden ſein. Etwas altes würde ihm die Bibel geworden ſein, das er in der Jugend nicht verſtanden hätte, und auch im Alter nicht verſtehen gelernt hätte, weil ihn alsdann nichts angetrieben haben würde, das zu leſen, was er ſchon tauſendmal geleſen und woran er ſich nicht erbaut hätte. Das ſoll ihm aber die Bibel nicht werden. Er ſoll vielmehr einſt, wenn er ganz zu Verſtande gekommen iſt, ſie mit Aufmerkſamkeit leſen, und alles das in ihr herrlich und ſchön finden, **was wirklich herrlich und ſchön in ihr iſt.**

Zenodorf. (verlegen.) Glauben denn Ihro Durchlaucht nicht, daß in der Bibel alles herrlich und ſchön ſei?

Adolf. (feſt.) Nein; es ſtehen auch ſchlechte und ſogar ſchmutzige Geſchichten in ihr. Die muß ein Menſch wenigſtens nicht eher leſen, bis er in ſeiner Tugend feſt iſt. Darum kann ich es mit der geſunden Vernunft gar nicht zuſammenreimen, wie die Alten auf der einen Seite die Kinder die ganze Bibel Kapitel für Kapitel ohne Ausnahme haben leſen laſſen, und auf der andern Seite es für Verwegenheit hielten, mit ihnen von Hurererei, Onanie und dergl. oder auch wohl nur vom Unterſchied beiderlei Geſchlechter, von Liebe und Zeugung zu reden, da doch in der Bibel alles voll hievon iſt und die Kinder dis alles in ihr leſen. — Und was wirklich herrlich und ſchön in der Bibel iſt, wie beſonders das Leben Jeſu oder das Evangelienbuch, das muß ein Menſch nicht eher leſen, bis er vollen Verſtand dazu hat. Wenn er es dann zum erſtenmal lieſet, ſo macht es auch vollkommenen Eindruck auf ihn. Werfet die Perlen nicht vor die Säue — haben Sie das wohl geleſen, lieber Greis?

Zenodorf. Höchſtdieſelben werden doch die Kinder nicht unter die Säue rechnen?

Adolf. (der über den alten Thoren ſchier böſe wird.) Stoſſen Sie ſich doch nicht an das

Wort — Säue bedeutet hier alle diejenigen, welche den Perlenwerth nicht zu ſchätzen wiſſen.

Zensdorf. Ich habe von Höchſtdenenſelben Selbſt doch aber auch oft das Sprichwort anführen hören — junggewohnt, altgethan. Wenn die Leute alſo in höhern Jahren einmal gern und fleiſſig in der Bibel leſen ſollen, ſo müſſen ſie auch von Jugend auf dazu angehalten werden.

Adolf. Das Sprichwort iſt richtig. Man kann ja aber einen Menſchen nicht eher an etwas gewöhnen, bis er die Kräfte dazu hat. Zum Bibelleſen wird viel Verſtand erfordert. Auch müſſen ſchon viel vorbereitende Ideen in die Seele des Leſers gebracht ſein, welche richtig und deutlich zu faſſen abermals viel Verſtand erfordert wird. Sobald ich an Theodorn ſo viel Verſtand bemerke, ſoll er auch gleich in der Bibel leſen. Alsdann ſoll der Grundſatz auch hierbei gelten — junggewohnt, altgethan.

Zensdorf. Ach und ich habe mir ſagen laſſen, daß der Hofrath Rethe ſogar aus jedem Buche, worin der Erbprinz lieſet, jedes Blatt ausſchneide, worauf ein Gebet oder auch ſonſt nur etwas aus der Religion ſteht.

Adolf. Daran thut er recht.

Zenodorf. (mit vieler Ehrwürdigkeit.) Aber um Gottes willen, Ihro Durchlaucht, ſoll denn der junge Herr nicht beten lernen? Ein Fürſt und — kein Beter?

Adolf. (tröſtend.) O er ſoll ein wackerer Beter werden! Er ſoll einſt als Fürſt einer der eifrigſten Beter im Lande ſein. Er ſoll ſich als Regent nicht ſchämen, an feierlichen Tagen mitten unter ſeinem Volk im Tempel zu knieen.

Zenodorf. Wenn ſoll er denn aber anfangen, dis zu thun?

Adolf. (geſetzt.) Sobald er kann.

Zenodorf. Wenn iſt denn das?

Adolf. (noch geſetzter.) Das weiß ich nicht. Das wird ſich zeigen. Vielleicht bald, vielleicht auch nicht bald; je nachdem wir ſehen werden, daß die Entwickelungen ſeiner höhern Seelenkräfte ſchneller oder langſamer von ſtatten gehen.

Zenodorf. (die Augen gen Himmel.) O wie ſo ganz anders dachten unſere gottſeligen Vorfahren, die uns Gott darbrachten, ſobald wir lallen konnten, damit wir ihm die Erſtlinge unſerer Lippen opfern möchten!

Adolf. Ja, die dachten freilich anders darüber, als ich. Indeſſen folgt daraus noch nicht, daß ſie recht gedacht haben und ich unrecht denke.

Zensdorf. (ſeufzend.) Ach, da waren auch noch gute Zeiten.

Adolf. Nun, nun, Herr Geheimerrath, was die guten Zeiten betrift, die waren denn eben nicht ſonderlich. Ich glaube nicht, daß meine Unterthanen ſich die Tage zurückwünſchten, welche ſie unter den Fürſten Karl, George und Hans gehabt haben. Das waren ja wohl die gottſeligen Vorfahren . . . Die mogten auch wohl recht früh in der Bibel geleſen und gebetet haben, und — zogen doch alles Geld hernach zum Lande hinaus. Jetzt ſind die Zeiten offenbar beſſer; denn es zirkulirt wieder Geld im Lande; und unter Theodor ſollen ſie erſt recht gut werden.

Zensdorf. (die Achſeln zuckend.) Das gebe Gott!

Adolf. Zweifeln Sie nicht hieran, guter Greis. Mein Sohn wird einſt an ſeinem Lande hangen. Und wenn dis die Fürſten thun, alsdann iſt gewis im Lande gute Zeit. Dis iſt das Gebet, das ſie am frühſten lernen

nen müſſen — — Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen und — am Lande hangen!

Jensdorf. Ach ein betendes Kind iſt doch ſo ein ſchöner, frommer Anblick.

Adolf. Für mich nicht; denn ich ſehe noch keine Handlung der Seele dabei. Ich glaube, ſo ein Kind habe viel Aehnlichkeit mit einer Singeuhr. So, an nichts, als an Aeuſſerlichkeit, gewöhnt, — denn weiter iſt doch das ganze frühe Beten nichts — bleiben die Kinder hernach, wenn ſie erwachſen ſind, auch blos bei dem Aeuſſerlichen ſtehen, und aller Segen des Gebets iſt für ſie lebenslang verlohren. — Ueberhaupt, lieber Geheimerrath, laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen; in dieſen meinen Grundſätzen bin ich nun einmal unbeweglich, weil ich gewiß weiß, daß ſie richtig ſind. Ich wollte Sie letzthin ſchon wegen der Brücke fragen, die von unſern Nachbarn bei L . . neugebaut werden ſoll, ob ſichs nach den alten Verträgen wirklich ſo verhalte, daß meine Kammer auſſer den hundert Bäumen dazu auch noch täglich funfzig Arbeiter geben müſſe, wie der dortige Hof es jetzt begehrt?

Zensdorf. (ziemlich gleichgültig.) Hundert Bäume — ja, Ihro Durchlaucht, aber nur fünf und zwanzig Arbeiter täglich. So ſiehts in dem Vertrage von 1700. Es gilt aber nur von einem ganz neuen Brückenbau, und dafür ſind die hieſigen Unterthanen frei von allem Brückgelde. Anno 1730 iſt dieſem Vertrage gemäs von unſerer Seite zum zweitenmal gehandelt worden; Anno 1741 zum drittenmal. Jetzt iſts das viertemal. Die Herren Nachbarn nähmen wohl gern ſtatt fünfundzwanzig fünfundſiebenzig Arbeiter; aber das wäre auch eine neue Mode . . . Die muß nicht ſtatuirt werden. (fällt wieder in den vorigen Ton über.) Auch hör' ich mit Entſetzen, daß der Prinz noch gar keinen Unterricht in der Religion empfange.

Adolf. Wie iſt es mit den Arbeitern, die wir ſtellen müſſen? Bekommen ſie ihren Lohn ganz von uns, oder iſt ein gewiſſes ausgeworfen, das uns die Kammer in L . . dafür gutthut?

Zensdorf. Sie kriegen gar nichts, ſondern die fünf nächſten Dörfer müſſen täglich jedes fünf Mann zum Zwangdienſt ſtellen, ſo lange der Bau währt. — **Ein Prinz von acht Jahren und noch ohne Religion** — das iſt in der Geſchichte dieſes Landes unerhört.

Adolf. Das iſt unrecht; das ſoll nicht länger ſo ſein. Wenn die fünfundzwanzig Arbeiter einmal geſtellt werden müſſen: ſo ſoll ſie meine Kammer auch, wie Taglöhner gewöhnlich, bezahlen. Alsdann gilt es gleich, ob ſie aus dieſen fünf Dörfern oder aus andern fünf Dörfern gebürtig ſind.

Zensdorf. Die Leute wiſſen es einmal nicht beſſer. Warum wollen Jhro Durchlaucht Jhrer Kammer eine neue Ausgabe machen? Der Hofrath Rothe kann es bei Gott und bei dem ganzen Lande nicht verantworten, daß er — —

Adolf. Kurz, meine Kammer bezahlt, und das verantwort' ich; und was der Hofrath Rothe thut, verantwort' ich auch. Was verſtehen Sie denn unter Religion?

Zensdorf. Jch verſtehe darunter den chriſtlichen Glauben, wie er in unſrer Kirche gelehret wird.

Adolf. Davon weiß Theodor allerdings noch kein Wort und hat auch noch nichts davon wiſſen ſollen. Nicht einmal von Gott hat bis jetzt mit ihm geredet werden dürfen.

Zensdorf. (ganz auſſer ſich.) Nun, da haben wir es! Jch habe es nicht glauben wollen. Ach, gnädigſter Herr, nehmen Sie mir altem

Manne es nicht ungnädig — Was ſoll aus unſerm jungen Herrn werden? Das wird ein Freigeiſt, das ſehe ich nun ſchon. Wenn er nun erwachſen ſein wird und kommt an auswärtige Höfe: ſo wiſſen Sie es ja, wie es da von Religionsſpöttern wimmle. Iſt er dann nicht durch frühe Gottesfurcht davor geſichert worden, ſo haben wir den Atheiſten. Und wie der Fürſt dann, ſo die Unterthanen. Was wird das für ein Zuſtand werden! Wie werden die ſchrecklichſten Strafgerichte Gottes über das Land ergehen; denn, wenn ein Volk Gott verläſſet, ſo wird es von Gott wieder verlaſſen.

Adolf. (in Unmuth vor ſich.) O du alter Kannengieſſer! (ſich beſinnend.) Hören Sie doch nur. Theodor ſoll einer der vernünftigſten, unerſchütterlichſten Gottesverehrer werden; aber — er ſoll nicht mit der Naſe auf Gott geſtoſſen werden — das heiſſt — man ſoll ihm nicht die Seite im gedruckten Katechiſmus, wo der erſte Artikel ſteht, ſo lange vorhalten, bis er die Worte auswendig gelernt hat und nachpapelt: Ich glaube an Gott den Vater u. ſ. w. ſondern — er ſoll den erſten Artickel ſich ſelbſt machen und die Worte aus ſeiner Seele heraus leſen, ich glaube an Gott den Vater. . . .

Jetzt habe ich ihn beſtändig noch mit dem Anblick der Natur und mit Betrachtungen über die Natur unterhalten laſſen, und ſo ſeh' ich ſchon dem Tage entgegen, an dem Rothe kommen und mir ſagen wird, daß **Theodor Gott ſelbſt gefunden** habe. Iſt denn das nicht weit vernünftiger, als wenn wir immer ſtänden und ihm vorpredigten — es iſt ein Gott — glaube an Gott? **Wenn er Gott ſelbſt gefunden haben wird, wird ihm Gott deſto lieber ſein.** Sein Gott, den er ſelbſt findet, wird dann auch gewiß der **wahre Gott** und nicht der **Halbmenſchhalbgott** oder der **dreifache Gott** ſein, wie er im Katechiſmus ſteht.

Zensdorf. (ängſtlich) Alſo ſoll er nicht den Gott ſeiner Väter einſt anbeten?

Adolf. O ja doch; und nicht nur den Gott ſeiner Väter, ſondern auch den Gott ſeiner Grosgrosgrosväter und den Gott aller Menſchen.

Zensdorf. Aber doch den Glauben ſeiner Väter ſoll er nicht haben?

Adolf. Er ſoll ihn ſchätzen, wie den Glauben aller Menſchen. Ueberhaupt ſoll er allen Glauben dulden; denn — wenn Gott in ſeinem groſſen Reiche ihn dulden kann: ſo muß es Theodor einſt in ſeinem kleinen Lande noch weit mehr können. Er ſelbſt aber ſoll dem Glauben der Weiſen aller Völker zugethan ſein.

Zensdorf. (miſtrauiſch.) Was iſt denn das für ein neumodiſcher Glaube?

Adolf. (etwas nachdrücklich.) Das iſt der erſte, urälteſte Glaube, der auch aus drei Artikeln beſteht; erſtlich daß ein unſichtbarer Weltſchöpfer ſei, der weiſe, gut und gnädig iſt — zweitens, daß jeder Menſch an Weisheit, Unſträflichkeit und Liebe ihm ähnlich werden ſolle, und — drittens, daß Fürſten hierin ihm die allerähnlichſten ſein müſſen.

Zensdorf. Ach du lieber Herr Jeſus, das ſoll alſo der ganze Glaube des künftigen Regenten dieſes Landes ſein, und von dir ſoll er nichts wiſſen!

Adolf. O ja, er ſoll auch einſt von dieſem genug wiſſen, und ſoll ihn mehr ehren, als andere; aber freilich wird er andere Begriffe von ihm haben.

Zensdorf. O ihr in Gott ruhenden chriſtfürſtlichen Vorfahren — wie war euch euer Jeſus ſo alles in allem! wie lebtet und ſtarbet ihr allein auf ſein Verdienſt!

Adolf. Meine Vorfahren in Ehren — ihre Teſtamenter liegen noch da. In dieſen bezeugen ſie allerdings feierlich, daß ſie einzig und allein auf Jeſu Verdienſt geſtorben ſind. Dazu ſah es denn nun aber auch ſo in ihrem Lande aus . . . Theodor ſoll auf ſein eigenes Verdienſt nur ſelig zu ſterben hoffen; und — ſo wird er ſeines Volks Vater ſein und ſeine Pflichten erfüllen. Herr Geheimerrath, uns Fürſten ſollte es am allerwenigſten geſagt werden, daß man auf fremdes Verdienſt ſelig ſterben könne. Auf Erden wird uns ja ſo alle Freude ſo wohlfeil geboten; wenn wir nun auch den Himmel ſo umſonſt und um nichts zu erhalten hoffen dürfen — ich bitte Sie, wo will das hinaus? Daß dem gemeinen Manne der Himmel umſonſt geboten werde, dawider habe ich nichts; dieſer hat hier ſchon für allen ſeinen Plag nicht viel; aber — wir Fürſten müſſen ihn verdienen . . .

Zensdorf. Gnädigſter Herr, ich alter Mann fühle das am beſten — — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid.

Adolf. Sagen Sie mir einmal, käme mein Rentmeiſter wohl damit durch, wenn er, falls ſeine Rechnungen falſch befunden würden, ſpräche — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid? Oder käme Ihr Lakei damit durch, wenn Sie von Ihrem Tockeier eine Bouteille forderten, den er Ihnen aus dem Keller kommen laſſen, daß er, ſtatt Tockeier zu bringen, Ihnen Franzwein brächte, und dazu ſagte — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid? Laſſt uns unſere Schuldigkeit rechtſchaffen thun — ſprech' ich — und das können wir auch, wenn wir nur wollen; ſo iſt unſre Gerechtigkeit ein reines, ſauberes Kleid, ein Kleid des Heils. Gott will ja nur haben, daß wir gut ſein ſollen; nicht aber, daß wir uns ſchlechter machen ſollen, als wir ſind. Wer zu ängſtlich nach fremden Verdienſt greift, der iſt ſich ſelbſt des Guten nicht bewuſſt. Sie aber ſind ja ſo ein alter, verdienter Mann.

Zensdorf. (nach dreimaligem Huſten, freundlicher:) Ich fürchte nur, der Erbprinz werde Gott von ſelbſt nicht finden; denn das menſchliche Herz iſt zu verderbt und fragt nicht nach Gott. Am allerwenigſten wird er von ſelbſt die Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit und Liebe finden.

Adolf. J nun, was er nicht von ſelbſt findet, darauf wollen wir ihm helfen; jedoch zu rechter Zeit erſt. Aber ſagen Sie mir doch, woher ſind denn die erſten Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit, Güte und Liebe gekommen? Oder wer hat gar den erſten Menſchen geſagt, daß ein Gott ſei?

Zensdorf. Ei, das hat Gott ihnen alles ſelbſt geſagt.

Adolf. Nun, das mein' ich auch. Und ſo ſagts Gott auch noch alles ſelbſt — nehmlich — durch den **Anblick ſeiner Werke.**

Zensdorf. Ich bitte unterthänig um Vergebung, Ihro Durchlaucht; ich wollte damit ſo viel ſagen, Gott habe ſelbſt — ſo, wie wir beide hier mit einander ſprechen — es dem Menſchen zuerſt geſagt, daß er da ſei, daß er weiſe, heilig und gütig ſei.

Adolf. Können Sie das im Ernſt glauben? — Lieber Greis, wir ſind beide keine Theologen und ſollten alſo lieber gar nicht von ſolchen Dingen reden. — Aber wir können daraus ſehen, **wie weit man im geſunden Menſchenverſtande zurückbleibe, wenn man als Juriſt weiter nichts thut, als daß man ſein Jus ſtudirt . . .**

Hier brummte der alte Jensdorf ſehr in den Bart.

Adolf. Sie müſſen das nicht übel nehmen. Sie wiſſen, daß ich Sie ſchätze. Aber was würden Sie z. B. von einem Uhrmacher ſagen, der eine Uhr gemacht hätte, die ſehr richtig ginge, und der den Leuten, die ſie alle Tage ſehr ackurat ſchlagen hörten, nun noch erſt laut dazu ſagen wollte, daß er ein geſchickter und ganzer Uhrmacher ſei? Würden Sie nicht ſagen, daß er ſich wegwerfe, weil die Uhr das ſchon ſage; oder daß er ein ſehr eigenliebiger Mann ſei, und ſich gern ſelbſt lobe? Und was vollends das Daſein des Uhrmachers betrift, ſo wäre es ja doch zum Lachen, wenn der Uhrmacher, um daſſelbe zu beweiſen und zu lehren, erſt neben die Uhr ſich ſtellen, den rechten Zeigefinger auf die Uhr, den linken auf ſich legen und dazu ſagen müßte — **Hier ſeht ihr, daß es einen Uhrmacher giebt!** Dies kann man ja nicht an ihm ſehen, ſondern man ſieht es an der Uhr. Wären die Leute ſo dumm, daß ſie die Uhr nicht für eine Uhr hielten: ſo würden ſie ihn noch weit weniger für einen Uhrmacher halten. — — Ich glaube zwar, daß diejenigen es recht gut gemeint haben mögen, welche unmittelbare göttliche Offenbahrungen ſowohl über das Daſeyn, als über die Eigenſchaften Gottes annahmen; aber — ſie haben den lieben Gott ſehr tief dadurch fallen laſſen, ſeine Werke herabgeſetzt und offenbar wider den geſunden Menſchenverſtand philoſophirt. Das müſſte ein Erzpinſel von Menſchen ſein, der es Gott eher auf ſein **Wort**, als auf ſeine **Werke** glaubte, daß er da ſei, und daß er weiſe, heilig und gütig ſei. Und das müſſten auch erzelende Werke ſein, neben die Gott erſt hintreten und ſprechen müſſte: Dieſe ſollen euch beweiſen, daß ich bin und was ich bin.

Zensdorf. Ihro Durchlaucht haben gewiß den gottloſen Voltaire geleſen?

Adolf. Haben Sie ihn geleſen?

Zensdorf. Dafür hätte mich Gott bewahren ſollen!

Adolf Nun, wie können Sie ihn denn gottlos nennen, wenn Sie ihn nicht einmal geleſen haben? Ich habe viel geleſen — am meiſten aber in der **Natur.** Wir brauchen nichts, als dieſe. Dieſe ſagt uns alles. Die **Naturreligion** war die erſte, und iſt auch die einzige. Alle übrigen **Religionslehrer, Religionsſtifter** und **Religionsſchmiede** haben ſie zu Grunde gelegt, und dann noch eigene Gedanken hinzugethan, die manchmal ſehr gut waren, weil ſie zum heiliggewordenen Vorurtheil, zum Klima, zum Jahrhundert, zu den Sitten, zur menſchlichen Sinnlichkeit u. ſ. w. paſſten. Und in der Religion, wo die Naturreligion nicht Grundlage iſt, iſt auch nie viel geſunder Menſchenverſtand.

Zensdorf. Ach Gott, ach Gott, wär' ich doch zu Hauſe geblieben!

Adolf. Ja, lieber Geheimerrath, Sie hätten wohl gethan. Ein alter Mann, wie ſie, müſſte nun ſchon ein paar Stunden geſchlafen haben. Thun Sie das nie wieder.

Zensdorf. Schade um meinen Schlaf in dieſer Nacht! Ich werde nun doch bald Ruhe genug haben. Aber — ſo hätte ich doch nicht auf meine letzten Stunden die ſchreckliche Erfahrung gemacht, daß mein Fürſt ein Freigeiſt ſei. (fällt nieder.) Nun iſts heraus geſagt — nun machen Sie mit mir, was Sie wollen — zum Tode bin ich reif.

Adolf. (erſchrocken und ihn aufhebend.) Lieber Greis, machen Sie doch nicht ſolche Dinge! Ich ehre und liebe Sie. Und alles das, was wir hier zuſammen abgehandelt haben, ſoll mich weder in meiner Achtung noch in meiner Liebe gegen ſie ſtören. Lieb' ich denn nicht mein

Volk? bin ich denn nicht ganz **Vater** **deſſelben**?

Zensdorf. (ſchluchzend.) Ja, ach ja — das ſind Sie — das thun Sie — aber —

Adolf. Nun ſo laſſen Sie mir auch Gerechtigkeit wiederfahren, und ſeufzen am Grabe nicht über mich. Theodor bekommt wirklich jetzt ſchon viel Religionsunterricht — das heiſſt — man lehret ihn ſeine Pflichten kennen und gern ausüben. Der Glaube an Gott ſoll ihm hernach der ſtärkſte Beweggrund dazu werden; aber er ſollte auch einmal **ein wackerer Fürſt ſein, wenn gleich kein Gott im Himmel wäre.** Sind Sie hiermit nicht zufrieden?

Der alte Zensdorf blieb die Antwort ſchuldig und fieng an zu taumeln. Adolf ließ ihn ſich erſt etwas wieder erholen und brachte ihn hernach ſelbſt in ſeinem Wagen nach Hauſe.

Von da an wurden die Diſputationen zwiſchen dem Fürſten und ſeinem alten Rath über den ſtreitigen Gegenſtand zwar ſeltener; aber Zensdorf ſetzte ſich einen gewiſſen Termin, bis an welchen er dem unchriſtlichen Greuel bei Erziehung des Prinzen noch zuſehen wollte. Als derſelbe da war und er noch von keinem Religionsnsunterricht hörte, hielt er bei dem Fürſten um die Entlaſſung aus dem Dienſt an. Auf der einen Seite ſah ihn Adolf dieſen Schritt höchſt ungern thun, auf der andern deſto lieber. Wie müßte ich thun, wenn ihm der Tod die Dimiſſion gäbe — ſprach er endlich, und gab ſie ihm nebſt einer beträchtlichen Penſion unter der Bedingung, daß er, ſo lange es ſeine Kräfte verſtatteten, ſich bereitwillig finden laſſen ſollte, Auskünfte über Landesangelegenheiten zu reichen, die etwa in Streit kämen, und von denen niemand vollkommnere Kenntniſſe habe, als er. Zensdorf verſprach dies und zog auf ſein Gut.

Gerade um dieſelbe Zeit kam eine alte apanagirte Prinzeſſin, Theodors Grostante, auf den Einfall, ihre Apanage in der Reſidenz zu verzehren. Im Teſtament, welches Fürſt George gemacht hatte, war ihr nicht nur jährlich eine ſehr anſehnliche Summe von den Revenüen des Landes zugeſtanden, ſondern ihr auch ausdrücklich freigelaſſen worden, ſelbige zu verzehren, wo ſie wollte. Adolf hatte jederzeit auch in dieſer ihr gegebenen unnatürlichen Erlaubniß einen ſtarken Beweis von dem Nonpatriotiſmus ſeines Grosvaters gefunden, und ſich allemal darüber geärgert, wenn er eine neue an ſie abgegangene Remiſe in den Kammerrechnungen erblickte.

blickte. Kurz nach dem Antritt ſeiner Regierung hatte er ſie erſucht, ſich patriotiſch der ihr zugeſtandenen Freiheit ſelbſt zu begeben und ihre Apanage im Vaterlande zu verzehren; ſie hatte es ihm aber abgeſchlagen. Um ſo willkommener war ſie ihm nun, da ſie auf freiem Antrieb ins Vaterland zurückkam. Wenn ſie auch gleich von den funfzigtauſend Gulden, welche ſie jährlich erhielt, nur die Hälfte aufgehen ließ: ſo gaben doch fünfundzwanzigtauſend Gulden, jährlich mehr im Umlauf, der Reſidenz noch mehr Leben. Die übrigen Gelder hatte ſie geſammelt und dadurch ein ſtarkes Kapital zuſammengebracht. Kaum ſah ſie den liebenswürdigen Prinz Theodor, ſo beſtimmte ſie ihn in einer Unterredung mit Adolf zu ihrem künftigen Univerſalerben.

Dies war nun zwar alles herrlich und gut; aber — Prinzeſſin Anne war eine Erzpietiſtin. Von Jugend auf war ſie dies nicht geweſen; vielmehr war ihre brauſende Lebhaftigkeit in frühern Jahren noch landkundig. Auch trug man ſich mit allerlei Ritter- und Mordgeſchichten von ihr, durch die ſie es ausdrücklich geworden ſein ſollte. Wahr oder nicht wahr — genug, dies war wahr, daß ſie jetzt gar de- und wehmüthig den Kopf hängen ließ. Eſſen und Trinken ſchmeckte und bekam ihr in ihrem ſiebenzigſten Jahre noch treflich; dergeſtalt, daß ſie täglich drei gute Mahlzeiten hielt und das Frühſtück mit einem Mittagsbrod viel Aehnlichkeit hatte. Die übrige Zeit des Tages füllte ſie andächtig mit Singen, Beten und Leſen aſcetiſcher Bücher aus. Vormittags hielt ſie eine ſolenne Betſtunde, und Nachmittags eine dito. Bei derſelben muſſte ihr ganzer kleiner Hofſtaat von der Hofdame an bis auf den Reitknecht gegenwärtig ſein; und zwar ſchwarz. Sie hielt ſich ſeit zehn Jahren einen eignen Kaplan, dem es vieleicht nirgends in der Welt ſo geglückt haben würde, als bei ihr; weil er nirgends in der Welt ſeine theologiſche Unwiſſenheit ſo ſichtbarer Weiſe mit dem Mantel der Schwärmerei hätte bedecken können, als bei ihr. Ein kleines Zimmer war allemal, wo ſie ſich aufhielt, zur Kapelle eingerichtet. Bald hielt ſie ſelbſt, bald der Kaplan die Betſtunde. Jeder von ihren Leuten hatte ſein eigenes mit ſchwarzem Tuch beſchlagenes Betbänkchen, worauf er während der Erbauungsſtunde knieen muſſte, und ſein eigenes Krucifix, das vor ihm ſtand. Sie ſelbſt ſas, wenn ſie vorlas, vor einem Tiſch, worauf auch ein groſſes ſilbernes Krucifix ſtand und ein Todtenkopf lag, den ſie während des Leſens in der linken Hand hielt. Mit der rechten Hand beſorgte ſie das Umblättern im Buche und das Hin- und Herſchieben der Brille, dabei war ſie gleichfalls ſchwarz angezogen; und ſobald das Beten anging, kniete ſie gleichfalls auf ein ſchwarzes Bänkchen nieder, das ſich von den übrigen dadurch auszeichnete, daß es ſtatt mit Tuch mit Sammet beſchlagen, ſehr weich gepolſtert und mit breiten goldenen Treſſen beſetzt war. Ein ähnliches Bänkchen ſtand in jedem ihrer übrigen Zimmer, weil es ihr, ſie mogte ſein, wo ſie wollte, oft einfiel zu beten. Von dieſen Bänkchen war das eine grün, das andere roth, das dritte blau beſchlagen, je nachdem die Tapeten und Stuhlkappen des Zimmers waren, wo es ſtand. Gleicherweiſe befand ſich auch in jedem ihrer Zimmer ein Krucifix unter dem Spiegel, ein Chriſtuskopf inwendig am Bette, und ein Chriſtusgemählde über der Thür; damit ſie allenthalben, wo ſie ginge, ſtände und läge, auſſer Stand geſetzt würde, des Heilandes zu vergeſſen. Ihr geſammter Hofſtaat ſchien wenigſtens auf denſelben Ton geſtimmt zu ſein. Die Bejahrtern unter ſelbigem mogten es auch wohl wirklich ſein; die Jungen ſtellten ſich ſo. Dieſe, da ſie von ihr gute Legate, wie die übrigen, verſprochen bekommen hatten, ſuchten alles hervor, um ſich bis an ihren Tod in ihrer Gunſt zu erhalten. Jeder betete, ſeufzte und ſang, wo er ging und ſtand. Jeder ſchlug, wenn er beobachtet zu werden glaubte, die Augen mehr nieder, als daß er ſie erhub, ſchien immer wie in ſich gekehrt und geſenkt, und breitete oft, wenn beſonders Prinzeſſin Anne in der Nähe war, beide Arme ſchnell aus, als wenn er etwas haſchen wollte. Hatte ſie dann dies geſehen, fragte ſie — ei, wornach greifſt du denn ſchon wieder, mein Sohn oder meine Tochter? — ſo war die Antwort — ach, nach dem lieben Heilande, der mir erſchien! Da ſie eine beſondere Heiligkeit darin ſetzte, ſo viel, als möglich, in bibliſchen Formeln zu reden und bei jeder Gelegenheit bibliſche Sprüche zu citiren, ſie mogten übrigens paſſen oder nicht, und es mogte Gottesverehrung daraus entſtehen, oder Gotteslästerung: ſo ahmten ihr auch hierinnen alle ihre Leute nach. Die Schüſſelwäſcherin, wenn ſie in der Küche am Spülfaß ſtand, betete — Waſche mich rein von meiner Ungerechtigkeit, daß ich rein werde, waſche mich daß ich ſchneeweis werde. Der Koch, wenn er zwei oder drei Töpfe ans Feuer geſetzt hatte, ſprach dazu — Wo zwei oder drei in meinem Nahmen verſammlet ſind, da bin ich mitten unter ihnen. Die

Kutſcher in den Ställen, wenn ſie die Pferde aufzäumten, ſchrieen dazu — Seid nicht wie Roß und Mäuler, denen man Zaum und Gebiß anlegt, wenn ſie nicht zu mir wollen. Die Kehrmädchen, wenn ſie die Zimmer auskehrten, ſangen dazu. — Bekehre du mich Herr, ſo werd' ich wohl bekehret.

Fürſt Adolf, als er ihr mit Theodorn zum erſtenmale die Viſite machte, empfand viel Achtung für ſie. Ihr hohes Alter, ihr frommes Weſen flößten ihm dieſelbe ein. Sie gewann den Prinz auf der Stelle unausſprechlich lieb, und machte Adolfen ſofort ihre gute Abſicht für ſelbigen bekannt. Die erſte Unterredung mit ihr fiel nur kurz aus; weshalb ihr nur einige Seufzer und ein paar Akkommodationen bibliſcher Stellen entfuhren, und Adolf Ulriken eine ziemlich vortheilhafte Beſchreibung von ihr machte. Bei der zweiten, die etwas länger ausfiel, ward ſeine gute Meinung von ihr ſchon ziemlich umgeſtimmt. Im Vorzimmer, wo er, ehe er eintrat, eine der alten Hofdame, die ihn kommen geſehen hatte, das Lied anfangen hörte — Komm, komm, o Himmelstaube — verwunderte er ſich ſchon heftig und war eben im Begrif, ſeine Tante zu fragen, ob eine ihrer Hofdamen zuweilen Anfälle von Manie habe, weil ſie ihn für eine Taube angeſehen; als er bei Oefnung des Zimmers die Prinzeſſin Anne auf ihren Betbänkchen knieend vor dem Spiegel fand, die ſich auch durch ihn nicht ſtören ließ, ſondern erſt vollends ausbetete. Als ſie mit dem Beten fertig war, unterhielt ſie ſich mit ihm eine halbe Stunde lang vom tauſendjahrigen Reich. Adolf ging kopfſchüttelnd von dannen. Als er ihr die dritte Viſite machte, waren eben ihre Meublen angekommen, und er fand alle die Chriſtuskreutze, Chriſtusköpfe und Chriſtusgemählde. Das ganze Geſpräch, welches ſie mit ihm hielt, war nonſenſikaliſche Salbaderei, und ſo oft ſie im Auf- und Niedergehen das Krucifix oder das Chriſtusgemählde anſah, faltete ſie brautmäſſig nahmens der ganzen chriſtlichen Kirche ihre Hände. Da hatte der weiſe Adolf genug und befahl Rothen, den Prinz, ſo oft ſie ihn rufen laſſen würde, ſo viel als möglich ganz von ihr zurückzuhalten, oder wenn dies nicht angehe, ihn doch jederzeit ſelbſt zu ihr zu begleiten. **Den alten Zenodorf ſind wir los,** ſetzte er hinzu, **und Prinzeſſin Anne haben wir dafür wieder.**

Adolf hatte richtig geahndet. Theodor ward faſt an jedem Morgen zur Grostante gerufen. Rothe hielt ab, ſo lang er konnte, und ſuchte alle mögliche Entſchuldigungen hervor. Endlich bekam der Fürſt von ihr ein Billet, worin ſie ſich des Ausdrucks bediente, daß ſie gar nicht wiſſe, was das heiſſe, daß man den jungen Herrn gar nicht zu ihr kommen laſſen wolle. Nun, gehn Sie einmal hin mit ihm, ſprach der Fürſt zu Rothen, aber weichen und wanken ſie ihm nicht von der Seite. Uebrigens werden Sie ſich mit der alten Betſchweſter wohl ohne meine Vorſchrift zu benehmen wiſſen. Im Fall, daß etwas vorfiele — ſie ſpricht gut Italiäniſch.

Als Prinzeſſin Anne den Prinz alſo wieder rufen ließ, gab Rothe dem Kammerdiener die Antwort zurück, daß er der gnädigſten Erlaubniß gemäs den Prinz bringen werde. Als ſie dies hörte, daß der Hofmeiſter mitkommen werde, fuhr ſie heftig auf. „Den will ich nicht. Was will der Bürgerliche bei mir? — Doch — er kann ihn bringen; aber drauſſen ſoll er bleiben, wenn der Prinz hereingeht, drauſſen ſind die Hunde. Er ſtehe vor der Thür und klopfe an, und niemand höre ſeine Stimme. Daß ihr es wiſſt! Hört ihrs? Selig ſeid ihr, ſo ihr ſolches thut.„

Als Rothe ins Palais kam, ſprach der Kammerdiener, der eben unten war, überlaut —

Ein Kind iſt uns gebohren, ein Sohn iſt uns gegeben. Auf der Treppe ſtand ein Kehrmädchen und hub an zu ſingen — Ein Kindelein ſo löbelich iſt uns gebohren heut. In der Antichambre fuhr eine alte Hofdame auf Theodorn mit den Worten zu — Und du Kindlein wirſt ein Prophet des Höchſten genannt werden, und Gott der Herr wird dir den Stuhl deines Vaters Adolf geben. Rothe unterbrach dieſe und bat ſie, dem Prinz nur Entree zu verſchaffen. In dem Augenblick öfnete Prinzeſſin Anne ſchon das Zimmer und ſprach zu Theodorn — Komm herein, du Geſegneter des Herrn; warum bleibſt du drauſſen ſtehen? Und als Rothe dem Geſegneten des Herrn folgen wollte, klemmte ſie ſeine Naſe ſchier zwiſchen der Thüre. Rothe aber ging bald darauf geradeswegs doch hinein und deklarirte, daß er Befehl von ſeinem Herrn habe, dem Prinz, er mögte ſein, wo er wollte, nie von der Seite zu wanken. Prinzeſſin Anne verzog den Mund noch um einige Runzeln mehr, als er hatte, nöthigte den Prinz neben ſich aufs Sofa und ließ den Hofrath an der Thüre ſtehen. Mitten im Zimmer vor dem Spiegel ſtand eben ein rothbeſchlagenes Betbänkchen.

Theodor. (nach verſchiedenen Antworten, ganz im naiven Ton.) Was iſt denn das für ein rothes Bänkchen, gnädigſte Großtante?

Anne. Darauf pfleg' ich meine Andacht zu verrichten. Nahet euch zu mir, ſo nahe ich mich zu euch.

Theodor. (der hiervon kein Wort verſteht und das Krucifix unter dem Spiegel erblikt.) Und was iſt denn das da?

Anne. (ſehr devot.) Das iſt unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus. Er hat ſich ſelbſt gegeben für uns alle zur Erlöſung.

Theodor. (der auch dies nicht verſteht und die Porträts an den Wänden betrachtet.) Und was ſind denn das da für Leute?

Anne. Das ſind lauter Heilige, die in der Welt weiter nichts gethan, als gebetet haben. Und dadurch ward das Himmelreich ihr. Betet ohne Unterlas.

Theodor. (darauf.) Haben ſie denn nicht auch gearbeitet?

Anne. Ach das war viel zu eitel und zu weltlich für dieſe heiligen Leute. Sie gingen aus der Welt und rührten kein Unreines an. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes!

Theodor. Aber da habe ich den Bauer Raſch auch ſo abgemalt, der immerfort arbeitet, und der ſieht weit hübſcher aus.

Rothe hatte ſich bis jetzt noch immer ruhig verhalten, weil er bemerkte, daß der Prinz auf die Antworten der alten Grostante eben nicht achte.

Anne. Ei fi doch, Kind! — Beten Sie denn nicht fleiſſig, lieber Prinz?

Bei dieſen Worten trat Rothe um einige Schritte näher.

Theodor. (ganz unbefangen.) Was meinen Sie?

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ihro Durchlaucht verzeihen — der Prinz — —

Anne. (hitzig dazwiſchenfahrend, auf Deutſch.) So! wenn ich ſeine Antwort haben will, werde ich ihn wohl fragen. (zu Theodorn.) Liebes Kind, ich meine, ob Sie auch fleiſſig beten?

Theodor. Das weiß ich gar nicht, wie ich das machen ſollte. (zu Rothen.) Wie macht man denn das, lieber Hofrath?

Anne. (ſchnell.) Bring' er einmal das Bänkchen her, ich wills dem Prinz zeigen.

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ihro Durchlaucht ſcheinen nicht zu wiſſen, wer ich bin; ſonſt — —

Anne. (Deutſch.) St! St! ich weiß das recht gut. Gotte zu Ehren kann man wohl ein Bänkchen holen. (macht ſich auf, das Bänkchen ſelbſt zu holen.) Je höher du biſt, je mehr dich demüthige!

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ich verbitte von nun an alle Antworten auf Deutſch. Der Fürſt, mein Herr, würde es äuſſerſt ungnädig nehmen, wenn Sie mit dem Prinz hier Betſtunde hielten. Der Prinz ſoll ſo etwas nicht. Ich habe die gemeſſenſten Vorſchriften und müßte ihn auf der Stelle von hier wegführen, wenn dergleichen geſchähe.

Anne. (die plötzlich röther wird, als ſie in zwanzig Jahren geworden ſein mochte.) So! Hum! (auf Italiäniſch.) Mein Gott, kann denn der Prinz noch nicht beten? (zum Prinz.) Wie alt ſind ſie denn, lieber Prinz?

Theodor. Ich werde heute über acht Tage zehn Jahre.

Anne. Zehn Jahr erſt? Welch ein Wuchs ſchon! Das wird einmal ein ſchöner Mann werden. (zu Rothen, auf Italiäniſch.) Das iſt ja aber ſchrecklich; zehn Jahr und — noch nicht beten können? (blickt gen Himmel.) Die jungen Raben, die den Herrn anrufen — — (auffahrend) Was iſt denn das für eine Zucht?

Rothe. (Italiäniſch.) Die vorgeſchriebene Zucht meines Fürſtens und Herrn. Der Prinz hat erſt ſollen Verſtand kriegen, ehe er beten lernt, damit er recht andächtig beten lerne.

Anne. (Deutſch.) Ach das iſt auch die Hauptſache, daß man recht andächtig bete. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. (faltet die Hände und verdreht die Augen.)

Rothe. (der dem Prinz ein Zeichen gibt, ſich zu beurlauben.) Ich meine die Andacht, daß man verſtehe und an das denke, was man betet.

Anne. (als Theodor ihr die Hand küßt.) Ich werde Ihnen etwas nachſchicken, Prinz; — etwas recht ſchönes, noch von deinem höchſtſeligen Grosgrosvater her. Der Herr ſegne dich und der Herr behüte dich! Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit!

Rothe empfahl ſich durch eine ſtumme Verbeugung.

Als ſie in die Antichambre zurücktraten, ſang die alte Hofdame — „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern voll Gnad und Wahrheit vor dem Herrn, die ſüſſe Wurzel Jeſſe!" Auf dem Saal fiel eine Kammerjungfer ein — Ei meine Perle, du werthe Kron, mein Herz heiſſt

dich

dich ein Lilium. Unten im Hauſe fuhr ein Garderobemädchen fort — Nach dir iſt mir gratioſa coeli roſa krank, und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet. An der Thüre ſchloß eine andere alte Hofdame — Amen, amen, komm bald wieder, du ſchöne Freudenkrone; bleib nicht lange. Deiner wart ich mit Verlangen.

Rothe hörte alles geduldig an und dachte beim lezten Singſang, du ſollſt lange warten, ehe die ſchöne Freudenkrone wiederkommt! Kaum war er mit Theodorn wieder zu Hauſe, ſo ſchickte Prinzeſſin Anne zwei ziemlich groſſe ſchwere Kiſten. In der einen waren Gebets- und Erbauungsbücher, und in der andern eine Kompagnie bleierner Soldaten, von einer halben Elle hoch, mit denen Fürſt George, ihr Vater, in ſeiner Jugend geſpielt hatte. In einer Kiſte lag ein Zettel mit den Worten — zum geiſtlichen Vergnügen; in dieſer ein Zettel mit der Aufſchrift — zum leiblichen Vergnügen. Rothe guckte in beide Kiſten hinein und ließ ſie von Schmidt einſtweilig auf die Seite ſetzen. Das Endurtheil, welches Adolf bei der erſten Unterredung mit ihm über die Kiſten fällte, war dis, daß die mit den Büchern ins Feuer geworfen, und die mit den bleiernen Männerchen zum Andenken Fürſts George und der Prinzeſſin

Anne in den Antikenſaal zur Verwahrung gebracht würde.

„Ich halte der alten Thörin das alles zu gute, fügte er hinzu, aber ich wollte in dieſen Augenblicken, daß ſie geblieben wäre, wo ſie war. Von nun an ſoll Theodor ohne meine auſſerordentliche Erlaubnis nicht wieder zu ihr. Gieben Sie ein- für allemal an Schmidt den Beſcheid, daß er, wenn nach dem Prinz gefragt wird, gleich aus ſich zur Antwort reiche, der Prinz ſei nicht zu Hauſe. Die Alte ſoll mir meine Erziehung nicht verderben. Der Einfall iſt gut von ihr, meinen Sohn im zehnten Jahr mit den Büchern ſchon zu verſorgen, welche ſie wohl im funfzigſten erſt zur Hand genommen haben mag. Sie hat ihn vieleicht vor mancherlei Dingen verwahren wollen, die ihr jetzt aus der Zeit her, ehe ſie die Bücher zu leſen anfing, noch ſchwer auf dem Herzen liegen. Wir wollen wohl beſſere Verwahrungsmittel davor für ihn finden. Aber der Einfall iſt luſtig, daß ſie ihm nebſt der Kompagnie Gebetbücher auch eine Kompagnie bleierner Soldaten ſchickt. Es iſt doch ſonderbar, daß auch die alten Damen es noch an jungen Männern gern ſehen, wenn ſie martialiſch ſind. Ich weiß es recht gut, daß Fürſt George in ſeiner Kindheit mit bleiernen Soldaten geſpielt habe; aber ich wollte, daß er nun und nimmermehr damit geſpielt hätte. Jeder bleierne Soldat in jener Kiſte hat gewiß das Land hundert rüſtige Bauersſöhne gekoſtet, die er mit Gewalt genommen, und zur Armee, die ihn gar nichts anging, geſchleppt hat. Schlechterdings ſoll Theodor weder jetzt mit bleiernen Soldaten, noch wenn er gröſſer wird, mit Knaben aus der Stadt Soldat ſpielen. Ich weiß es, wie dis letztere Spiel auch hie und da für die Prinzen Mode iſt. Ich erinnere mich, auf meinen Reiſen an einem Hofe geweſen zu ſein, wo der Erbprinz eine Kompagnie von hundert und funfzig Mann der Art hatte, die alle aus zehn- und zwölfjährigen Knaben aus den beſten Familien der Reſidenz beſtanden, Uniform trugen, Ober- und Untergewehre hatten. Die Söhne der Hofbedienten, der Kaufleute, der Räthe, ja ſogar der Geiſtlichen waren darunter. Des Superintendentens Sohn war Flügelmann. Alle dieſe Buben wurden auf Poſſen und Fratzen dadurch verleitet, verſäumten die Schule, verlohren die Luſt, etwas rechtſchaffenes zu lernen, und ſind gewiß hernach über die Hälfte wirkliche Muſketenträger geworden. Ich will durchaus nicht, daß mein Sohn eine Neigung zum Militair bekomme;

me; durch ſolch Spielen aber müſste er ſie bekommen. Er wird nicht der Beherrſcher eines groſſen Reichs, ſondern nur einer Provinz. Als ſolcher kann er einſt ſelbſt keine Armee halten. Was würde alſo anders daraus entſtehen, wenn ſeines Grosgrosvaters Geiſt in ihn führe, als das, was dieſer that? Das ſoll er aber nicht. Er wird einſt kein apanagirter Prinz, der aus Mangel an beſtimmten Geſchäften dieſen Schritt than müſste, oder der, weil er etwa am vaterländiſchen Hofe nicht wohl gelitten wäre, und ſich von Hofmarſchällen und Kammerjunkern Geſichter ſchneiden laſſen müſste, die Fremde zu ſuchen nöthig hätte, in der er mehr geſchätzt würde. Er wird ein regierender Fürſt, und als ſolcher iſt er alsdann zu Hauſe, was jeder König und Kaiſer in ſeinem Lande iſt, und braucht ſich nicht den Geſetzen der Subordination zu unterwerfen, wie jeder Lieutenant Dorfjunker, der, um nicht zu verhungern, dienen muß. Doch, dis mögte noch ſein; aber wer ſtünde dafür, daß Theodor alsdann nicht georgiſirte? Und da ſtehen mir denn nun gleich die Haare zu Berge, wenn ich auch nur denke, daß dis möglich ſein könnte; denn Fürſt George hat es arg gemacht. Der gröſte Theil der Schulden, den ich bei dem Antritt meiner Regierung in ſo ungeheurer Menge fand, rührte von ſeinem auswärtigen Dienſt her. Nicht nur das Geld, auch die Menſchen zog er aus dem Lande; und zwar den ſchönſten, beſten, kraftvollſten Theil der Nation. Das Regiment ſollte nicht nur immer vollzählig ſein, ſondern es ſollte auch aus lauter auserleſener Mannſchaft beſtehen. Von Zeit zu Zeit wurden da die Söhne des Vaterlandes ausgehoben, welche auf dem beſten Wuchs ſtanden; und, weil die Ermangelung des Luxus im Bauernſtande gerade auch noch die robuſteſten Jünglinge zeugt: ſo traf ihn, deſſen man am meiſten ſchonen ſollte, die Rekrutenhebung am meiſten. Wenn denn der Landmann ſeine Söhne ſo weit heran hatte, daß er ſich von ihnen Erleichterung in ſeinen Arbeiten verſprach: ſo mußte er ſehen, wie ſie ihm aus den Armen geriſſen und in ein fremdes Land geſchleppt wurden, das nicht den geringſten Anſpruch auf ſie zu machen hatte. An die Stelle derſelben kamen von Zeit zu Zeit Invaliden, Krüppel und Taugenichtſe zurück, die entweder nicht mehr arbeiten konnten oder nicht mehr arbeiten wollten. Mit ihnen kamen wilde Sitten, Schwelgerei, Spiel- und Raubſucht ins Land. Zuweilen fiel es Fürſt Georgen auch wohl ein, dem Monarchen, welchem er diente, zu ſeinem Leibregiment zwei oder drei Dutzend der auserleſenſten jungen Männer zu ſtelen. Es ward zugegriffen, und man nahm der Nation die ſchönſten Jünglinge, auf die ſie ſtolz ſein konnte. Einſt kam ſein Regiment im Kriege zur Aktion, und dieſer eine Tag koſtete dem Vaterlande ſechshundert ſeiner rüſtigſten Kinder, deren Stellen in gröſter Geſchwindigkeit wieder erſetzt werden muſten. Da geſchah eine der gewaltſamſten Werbungen, und dreimal ſo viel, als gegriffen werden muſten, entwichen noch aus dem Lande, ohne ſich jemals wieder herein wagen zu dürfen. Man hat eine für dies Land faſt unglaubliche Summe von jungen Männern berechnet, welche Fürſt George während ſeines Dienſtes fortgeſchleppt und fortgeſcheucht haben ſoll. Der Mangel an ſelbigen ward damals endlich auch ſo gros, daß man die Weibe antraf, wie ſie auf dem Felde pflügten und die Wagen zur Stadt fuhren. — Sehen Sie, lieber Rothe, darum bin ich ſo ganz und gar dawider, daß Theodor Neigung zum Militärleben bekomme, weil die Geſchichte dieſes Landes ein gar zu trauriges Beiſpiel davon aufzuweiſen hat. Und das iſt bei weitem noch nicht alles, was man von Fürſt Georgen deshalb zu ſagen hätte. Haben Sie ſchon einen Kommandeur vor ſeinem Regiment geſehen?

hen? Warlich, da kann man lernen, was Deſpotiſmus heiſſe, und wer in dem Augenblick die Philoſophen von menſchlicher Freiheit reden hörte, der müſſte glauben, die Philoſophen wären alle betrunken. Nun kam zwar Fürſt George jährlich nur einmal ins Land; aber — wenn er kam, dann zitterte und bebte auch alles: ſo deſpotiſch erſchien er. Er ſah ſein Land für ein abgeſtochenes Lager, die Einwohner für ſein Korps, und die an den Grenzen wohnenden für die äuſſerſten Feldpoſten an. Seine Befehle waren die Parole, welche er ertheilte. Parition und Subordination waren die zwei Wörter, welche täglich tauſendmal aus ſeinem Munde erklangen. Alles traktirte er auf militäriſchem Fuß. Hinter jeder Anſtalt ſtand der Proſos. Die Unterthanen wurden wie die Muſketiere behandelt; die Räthe wie die Feldwebel. Gegenvorſtellungen der leztern wurden für Verletzung des Dienſtes, vereinigte Klagen der erſtern für Komplot erklärt. Dieſer militäriſche Geiſt iſt nun recht der Antigeiſt von dem, der einen Fürſten beleben ſoll. **Nicht den Feldmarſchall, nicht den General en Chef ſoll der Fürſt für ſein Volk machen, ſondern den Vater, den Freund, den Erbarmer. Nicht als Korporale, Sergeanten, Feldwebel und**

und Wachtmeiſter ſoll er ſeine Räthe betrachten, ſondern als Rathgeber, Theilnehmer und Helfer. O wie wird mir, wenn ich auch nur daran denke, daß Theodor auch ſo handeln könnte! Und wenn ich vollends das letzte noch erwäge, was mein Grosvater that, ſo beben alle meine Glieder, und ich zittere vor der Vorſtellung, daß ſein Kindeskindeskind, wenn es ſeinen Geiſt bekäme, ihm auch ſo nachthun könnte. Er verhandelte nehmlich noch acht Wochen vor ſeinem Tode einen Theil ſeiner Bauerſöhne an eine meiſtbietende auswärtige Macht. Ja, Rothe, ja, das hat er gethan — — — (hier ſank der Fürſt in einen Lehnſtuhl.) — — Ja, das hat mein Grosvater gethan — aber — ſo ſoll mein Theodor, ſein Urenkel, einſt nicht thun! Himmel! wie wird mir! Iſt es auch möglich, daß ein Fürſt glauben könne, über das Leben und Daſein ſeiner Unterthanen ein Eigenthumsrecht zu beſitzen? Haben die Völker ſich nicht darum Regenten gewählt und ſich ihnen unterworfen, um dieſe ihre erſten Güter in Sicherheit zu ſtellen? Wie entſetzlich werden ihre Erwartungen getäuſcht, wenn der Fürſt der Mann unter ihnen wird, vor dem ſelbige am unſicherſten ſind! Es iſt eine ſehr kahle Entſchuldigung für den Unterthanenhandel und

Landeskinderdebit, daß die daraus gelöſten Summen angewendet würden, das Land damit auſſer Schulden zu ſetzen. Und wenn ſelbſt Fürſt George mir dis zu ſeiner Entſchuldigung geſagt hätte, ſo würd' ich ihm geantwortet haben: „Lieber Grosvater, wer hat denn die Schulden gemacht? Deine Unterthanen doch wohl nicht . . . Und dennoch ſollen dieſe ſie mit ihrer Freiheit und mit ihren Perſonen bezahlen? Rühren die Schulden aus Kriegszeiten und von allgemeinem Unglück her: ſo machſt du eine heilloſe Repartition, wenn, um ſie zu bezahlen, ein Theil des Volks Alles und ſich **ſelbſt** hergeben ſoll, damit die übrigen gar nichts geben dürfen. Haſt du aber oder haben deine Väter die Schulden gemacht: ſo denke auf gerechtere Mittel, ſie zu bezahlen. Verkaufe deine Domainen. Dieſe ſind dein; das Leben aber und die Exiſtenz iſt nicht dein. Nur, wenn der Unterthan dieſe verwirkt hat, oder wenn die Nothwehr für das Vaterland es erheiſcht, darfſt du ihm zur Hingabe derſelben auffordern. Oder willſt du deine Domainen nicht verkaufen: ſo ſchlag deine Waldungen nieder. Dein Holz kannſt du fällen; deine Hirſche kannſt du erlegen laſſen; aber deine Menſchen, Grosvater, darfſt du nicht wie

Bäume fällen, und deine Unterthanen nicht wie jagdbares Wildpret erlegen laſſen wollen. Und ſind dir auch deine Waldungen zu lieb: ſo halte nur weislich und rathſam Haus. Dis iſt das zweckmäſſigſte Mittel, dein verſchuldetes Land auſſer Schulden zu ſetzen, und die Anwendung davon wird deinem Herzen Ehre machen.“ — Gott! unter welchen Verwünſchungen mögen verkaufte Menſchen aus ihrem Vaterlande gehen, die man wie Schlachtvieh aus ſelbigem wegtreibt! Wie mögen ſie in fernen Gegenden über den unnatürlichen Vater noch gen Himmel ſchreien, der ſeine Kinder verſilberte! — — O Rothe — Rothe — Rothe — weil es alſo mein Grosvater ſo gar arg gemacht hat: ſo ſag' ich Ihnen — wehe Ihnen und dreimal wehe Ihnen, wenn Sie zugeben, daß Theodor ſich der Neigung deſſelben ergebe!

Prinzeſſin Anne war ſo gnädig, Tags darauf dem Prinz auch noch ein Dutzend kleiner meſſingener Kanonen zu ſchicken, aus welchen Fürſt George in ſeiner Jugend fleiſſig geſchoſſen hatte. Adolf ließ ſie dahin bringen, wo die bleiernen Soldaten waren, und ſagte bei dieſer Gelegenheit ſeiner Tante ſowohl über Theodors ganze

Erziehungsart, als auch über ſie ſelbſt und über Fürſt Georgen Grosvater ſeine Meinung ziemlich unverholen. Die Aufwartungen, welche ihr der Prinz ferner machen ſollte, wurden nun einſtweilig auf ſo lange abgebrochen, bis er ſo weit gekommen ſein würde, daß keine Art von menſchlicher Thorheit, Gaukelei und Narrheit, die er ſähe oder hörte, weiter einigen Eindruck auf ihn machte, als den — daß er ſie für Thorheit, Gaukelei und Narrheit auf der Stelle erklärte. Rothe ging von der Zeit an in der Ausbildung ſeines edlen Zöglings noch weit freier, froher, raſcher und glücklicher fort.

Allgemeine Menſchenliebe ward auſſer der Vaterlands- Mitbürger- und Bauernliebe nun die Stimmung, auf der Theodors Seele ganz vorzüglich ſtehen ſollte. Den Kinderfreunden und Kinderbeobachtern iſt es Axiom, daß die Keime derſelben in die Seele des Menſchen nicht erſt hineingepflanzt werden dürfen. Die Natur hat dieſe Arbeit ſelbſt übernommen und glücklicher ausgeführt, als alle Pädagogen zuſammen ſie ausführen würden. Die Keime des Wohlwollens und der Theilnehmung ſproſſen und zeigen ſich ſehr früh an jedem menſchlichen Herzen. Unglücklicher Weiſe wartet und pflegt man ſie nur nicht immer genug, ſondern läſſt ſie oft verbutten, und erſtickt ſie wohl gar durch zeitiggegebene Beiſpiele von Menſchenhaß, Härte und Grauſamkeit. Rothe beobachtete nach dieſem Grundſatz den Prinz, und fand nicht nur gleich anfangs in ihm das natürliche Gutwollen gegen Menſchen, ſondern erblickte es auch an ihm in einem ſehr hohen und ausgezeichneten Grade. Theodor war ein ſehr weichmüthiger Knabe. So lebhaft und feurig er auch war: ſo ſchien er doch auf der Stelle zu ſchmelzen, wenn er menſchliches Leiden ſah. Dieſe Entdeckung machte ſeinem Erzieher das Bildungsgeſchäft an ihm zum ſeligſten Geſchäfte ſeines Lebens; denn in Rothens Augen gab es keinen ſchrecklichern Kontraſt, als — Fürſt ſein und Menſchenfeind zugleich ſein.

Man braucht auch in der That nicht dreimal vierundzwanzig Stunden in der bürgerlichen Geſellſchaft zugebracht zu haben, um ganz Rothens Meinung zu werden. Ein **Reicher**, der unbarmherzig iſt — ein **Vorgeſetzter**, der hart iſt — ein **Sachwalter**, der nur auf ſeinen **Nutzen** ſieht — ein **Amtsverweſer**, der grauſam iſt — ein **Richter**, der kein menſchliches **Gefühl** hat — — was für Elend und Bedrückung ſtiftet jeder von ihnen an dem Orte, wo er lebt! Ein Fürſt iſt in ſeinem ganzen

Lande dis alles zuſammen und noch weit mehr. Was für ſchreckliches Verderben muß er anrichten, wenn er unbarmherziger Reicher, harter Vorgeſetzter, eigennüziger Sachwalter, grauſamer Staatsverweſer und gefühlloſer oberſter Richter zugleich iſt! Ein menſchenfeindlicher Fürſt iſt das fürchterlichſte unter allen Weſen auf dem Erdboden. Er hat nicht nur Kraft und Nachdruck, ſeinen Menſchenhaß ſo weit zu treiben, als er will; er hat auch täglich und ſtündlich Gelegenheit dazu, ihn im Kleinen und im Groſſen auszuüben. Bei jeder Bittſchrift, die ihm einer ſeiner Unterthanen überreicht, kann er dis. Er darf ſie nur zurückwerfen, oder hinlegen und ungeleſen laſſen, oder den Supplikanten Jahre lang auf Reſolution warten laſſen, oder ihm endlich eine Antwort ertheilen, die ihm das Herz durchbohrt und obendrauf noch einige Thaler Ausfertigungskoſten verurſacht. Er kann es ferner durch Verſagung der Gerechtigkeit, wenn zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen Streitſache entſteht. Da darf er nur vergeſſen, daß er ſelbſt ſtreitende Parthei mit iſt, und den Richter in ſeiner eigenen Sache machen; wer wird anders den Proceß gewinnen, als Er? Er kann es ferner durch Uebertreibung der Auflagen. Es gebricht

bricht ihm etwa an den Summen, welche dazu erfordert werden, unnöthigen Aufwand zu beſtreiten; ſo darf er nur ſeine Räthe zuſammenberufen und ihnen befehlen, Fabers Lexikon mitzubringen. In dem groſſen Folianten wird ſich doch irgend ein Wort vorfinden laſſen, womit die neue Abgabe zu benennen ſei. Er kann es ferner durch unnatürliche Einſchränkungen im Handel und Wandel. Da darf es ihm nur einfallen, daß dis oder jenes, was das Land ſo reichlich hervorbringt, daß es ſeine Einwohner nicht aufzehren mögen, ferner nicht über die Grenze gefahren werden dürfe; ſo liegen der halbe Bürgerſtand und der ganze Baurenſtand vieleicht auf der Stelle danieder. Er kann es ferner durch Verſagung der Lebens- und Freudensgenüſſe gegen ſeine Unterthanen. Da darf er ihnen nur dieſes oder jenes unſchuldige Vergnügen verbieten oder erſchweren, den Geiſt der knechtiſchen Furcht ſo unter ſie ausgieſſen, daß ſie es kaum wagen an die Fenſter zu treten, wenn er vorübergehk, geſchweige dann ihn in ſeinem eigenen Hauſe aufzuſuchen, und ſie überall ſo beengen, daß ſie wenig freies weiter übrig haben, als die Luft, die ſie einathmen. Er kann es ferner bei allgemeinen ſowohl, als bei einzelnen Unglücksfällen. Da darf er nur thun, als ignorirte er ſie. In welcher traurigen Lage iſt ſein Volk alsdann, wenn es kein Brod hat und ſein Fürſt nicht für Zufuhre deſſelben ſorgt; wenn die Heerden deſſelben dahinfallen und ihm kein Vorſchuß geſchieht, andere anzuſchaffen; wenn die Aecker beſtellt werden ſollen und kein Saatgetraide vorhanden iſt; wenn ganze Dörfer niederbrennen und keine Säule in allen Waldungen für die Abgebrannten unentgeldlich da ſteht! Er kann es ferner bei Beſtrafungen, wenn er da blos nach dem Buchſtaben des Geſetzes verfährt; wenn ihm gar das Geſetz noch nicht ſtrenge genug iſt; wenn er nicht unterſcheidet zwiſchen Irrenden und Sündern, zwiſchen Verführten und Boshaften, zwiſchen anſcheinenden und wirklichen Verbrechern — — welch ein Feld für ihn, worauf ſeine Menſchenfeindſchaft, Härte und Grauſamkeit allein ſchon mehr Tummelplatz finden, als ſie Zeit ſeines Lebens ausfüllen können!

Nach Rothens Meinung geſchah es aber auch wohl, daß ein Fürſt, der menſchenfeindliche Geſinnungen äuſſere, ſelbige erſt während ſeiner Regierung von denen einſauge, welche ihn zunächſt umgeben. „Entweder, dachte Rothe, flöſſen ſie ihm ſeine Räthe, oder ſeine Lieblinge, oder auch wohl gar ſeine Lakeien ein. Schlechtgeſinnte Räthe können unter einem nachſehenden, liebevollen, barmherzigen Herrn nicht ſo, wie ſie wollen, die kleinen Deſpoten machen, und können auch nicht ſo für ihre Finanzen ſorgen, wie ſie wünſchen. Mithin ſuchen ſie allmählig ſeine weichern Seiten abzuhärten, ſeine feinern Gefühle abzuſchleifen und ihn zum Tirannen umzubilden. Sie ſchildern ihm die Unterthanen als Leute, die nimmer genug haben, und die bei dem kleinſten eintretenden Unglücksfall ihre Augen gleich auf den Fürſten richten, daß er den Schaden tragen ſoll; die nur immer auf Remis an ihren Pächten und Steuern raffiniren, bei jeder Gelegenheit noch dazu auf Accise- und Zolldefraudation ausgehen und überall den Grundſatz in Ausübung bringen, daß einen groſſen Herrn zu betrügen keine Sünde ſei. Einzelne Reiche in der Stadt und einzelne wohlhabende Familien auf dem Lande nennen ſie dem Herrn oft und ſtellen ſie als Bilder und Beiſpiele von dem Wohlſtande aller Bürger und der ganzen Nation hin; damit er ſtets in ſüſſen Träumen von der Glückſeligkeit ſeines Volks ſchwebe und die Nachrichten anderer Rechtſchaffenen, daß Nahrloſigkeit, Geldmangel und Elend unter ſelbigem ſei, für Erdichtung oder doch für Uebertreibung halte. Iſt irgendwo ein kleines Familienfeſt: genieſſt ein Theil der Unterthanen auch nur das mäſſigſte, wohlfeilſte Vergnügen einmal gemeinſchaftlich: ſo referiren ſie ihm das auf der Stelle und ſuppeditiren ihm dabei die Idee, daß die Leute hiezu wohl Geld hätten, aber nicht die herrſchaftlichen Gaben zu entrichten. Alle ihre Rathgebungen, Propoſitionen, Deliberationen und Plane koncentriren ſich in dem heilloſen Princip, daß dem Unterthan der Zügel ſo kurz, als möglich, gehalten werden müſſe, damit er aus Furcht, auch ſogar an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel zu leiden, in beſtändiger Arbeit und Betriebſamkeit erhalten werde. Hat ein Fürſt vollends Lieblinge, die über ſein Herz Gewalt haben und dabei Menſchenfeinde ſind: ſo ermangeln dieſe nicht, ihm unaufhörlich vorzureden, daß ſeine Bürger und Bauern ihn bei allen ihren Bitten und Vorſtellungen belügen und betrügen; damit er endlich das Belogen- und Betrogenwerdens überdrüſſig niemand mehr höre, alles ihren Händen anvertraue und ſie ſchalten laſſe, wie ſie wollen. Oder ſie ſuchen ihn zur Unmäſſigkeit aller Art zu verleiten, und dadurch anfangs erſt umherſchweifend, dann untheilnehmend, dann thränenfliehend, zuletzt gar thränenſpottend und grauſam zu machen.

Iſt er gar in den Händen niederträchtiger Lakeien; dürfen dieſe beim An- und Auskleiden ihres Herrn reden, was ſie wollen; haben ſie die Freiheit, jede Stadt- und Landneuigkeit, ſie ſei wahr oder nicht wahr, ihm noch ganz warm zu erzählen; traut er ihren Erzählungen, Meinungen und Urtheilen: ſo läſſt er ſich zu Mishandlungen einzelner Perſonen und ganzer Familien verleiten, die ſonſt nicht in ſeine Seele gekommen wären. Nur bei ſolchen Fürſten, in deren Herzen die Menſchenliebe in einem ſehr vollkommenen Grade ausgebildet ward, wird es ſchlechtdenkenden Räthen, gottloſen Lieblingen und niederträchtigen Lakeien unmöglich, dergleichen Menſchenfeindsmetamorphoſen zu bewirken."

So dachte Rothe, und darum ließ er ſichs äuſſerſt angelegen ſein, die herrlichen Keime dieſes Triebes der Menſchenliebe in Theodors Seele ſo zu entwickeln und zu ſtärken, daß ſie in ihm, er komme in Hände, in welche er wolle, nie wieder unterdrückt werden könnten. Wenn er ihn dann einſt auch Menſchenkenntniß lehren und mit den Eigenſchaften bekannt gemacht haben würde, die ſeine Miniſter, Räthe, Lieblinge, Kammerdiener und Lakeien haben müſſten: ſo hofte er das Land während ſeiner künftigen

Regierung vor Bedrückungen, Unterjochungen und Fürſtengrauſamkeiten geſichert zu haben. Er führte nun den Prinz oft in die Hoſpitäler, Lazarethe, Armenhäuſer und übrigen Verpflegungsanſtalten, und ließ ihn da ſich mit eigenen Augen von jener Gröſſe des menſchlichen Elendes frühzeitig überzeugen, welche die Günſtlinge des Schickſals in ihrem ewigen Tranſitus von Freude zu Freude, und in den ununterbrochenen Genüſſen ihres allgenugſamen Ueberfluſſes oft kaum denkbar finden. Der gröſſte Theil dieſer Verſorgungsanſtalten war unter Fürſt Adolf erſt entſtanden. Da erzählte dann Rothe, wenn er in einer von dieſen war, Theodorn, wie elend ſonſt die in ihr befindlichen Unglücklichen daran geweſen wären, und ließ ihn ſehen, wie ſie's nun ſo gut hätten. Auch unterhielt er ſich in Gegenwart des Prinzen wohl mit dem einen oder dem andern von ſelbigen und ließ dieſen ſeinen vorigen Jammer ſelbſt ſchildern. Wenn dieſe Menſchen denn unter Freudenthränen auf die jetzige wohlthätige Veränderung ihres Zuſtandes kamen, und Adolfs Namen mit einer Dankbarkeit nannten, die kaum ihres gleichen hatte: ſo blickte er Theodorn feſt an und ſprach wohl im Weggehen zu ihm — **was für einen wackern Vater haben Sie!**

Adolf hatte es Rothen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, in dergleichen Anſtalten und Häuſer jetzt mit dem Prinz oft zu gehen. „Es wäre unmöglich, hatte er bei dieſer Gelegenheit zu ihm geſprochen, daß mancher meines Standes ſo handeln könnte, wie er handelt, wenn er **über das menſchliche Elend richtige und vollſtändige Begriffe** hätte. Wäre dis — und er könnte doch ſo handeln, wie er handelt — ſo wäre er nicht werth, auf einem Schemel ohne Lehne zu ſitzen, geſchweige dann unterm Baldachin. Aber es kann nicht ſein — in ſeinem Buſen iſt ja doch auch ein Herz, **durch welches das Blut ein- und auswallen muß.** Er kennt alſo die Gröſſe menſchlicher Leiden nicht. Das iſt ja der Fall oft ſchon bei reichen und vornehmen Privatperſonen; wie weit leichter und eher muß es der Fall bei einem Fürſten ſein können! Betrachten Sie uns doch nur ganz in unſerer Lage. Von Kindesgebeinen an genieſſen wir den höchſten Ueberfluß und alles erdenkliche Wohlleben. Wann tritt denn wohl der Umſtand für uns ein, daß wir über Hunger und Durſt zu klagen Urſache hätten, daß wir keine Kleider, keine Betten, keine warme Stube hätten, über Mangel an Geld und an Aufwartung ſeufzen müßten?

So

fällt es uns ja gar nicht ein, daß es Menſchen geben könne, die ohne Pflege ſind, keinen baaren Sou haben, frieren müſſen, auf faulem Stroh nackend ſind und nichts zu eſſen und zu trinken haben. Krank werden wir zuweilen, und vielleicht öfter als der Bettler, das iſt wahr; aber was iſts? doch wahrhaftig wohl nicht von Hunger und Durſt, von Froſt, von Unreinlichkeit und Blöſſe! Vieleicht mag es wohl oft daher kommen, daß wir zu gut eſſen und trinken, zu warm uns halten und decken, zu weich liegen und ſitzen, zu ſehr uns pflegen und bedienen laſſen. Und, wenn uns denn nun einmal eine Krankheit überfällt, ſo ſind gleich zehn Bediente für einen um uns her, und Aerzte und Wundärzte laufen gegen einander, und eine halbe Apotheke in Schachteln, Büchſen und Gläſern wird um uns her gepflanzt, und der Küchenzettel wird eingerichtet, wie wir es befehlen. Da fällt es uns dann wieder nicht ein, zu denken, daß es Menſchen geben könne, die auf ihren Siechbetten von einer ganzen Welt verlaſſen liegen, keinen Arzt, keinen Freund ſehen, kein Loth Magneſia bezahlen können und nach einigen Löffeln Waſſerſuppe ſchmachten ... An uns ſelbſt lernen wir alſo den wahren Umfang menſchlicher Leiden gar nicht kennen. Die wenigſten davon treffen uns wirklich, und die, welche uns ja treffen, werden uns von allen Seiten ſo erleichtert, daß wir ſie nicht recht fühlen. Denen, welche uns von Kindheit an umgeben, geht es auch nicht ſchlimm. Wenigſtens ſind ſie immer gut gekleidet, haben bei uns vollauf zu eſſen und zu trinken, können ſich ihre Stube ſo warm machen, als ſie wollen, und ſind auch einmal für allemal dazu abgerichtet, beſtändig ein freundliches Geſicht zu machen, es mag ihnen übrigens wohl gehen, oder nicht. Wird einer von ihnen alt, ſchwach oder krank: ſo muß er ſich entfernen; wir ſehen ihn nicht weiter und ein anderer nimmt ſeinen Platz ein. So geht es denn nun, bis wir zur Regierung kommen. Wir ſehen beim Antritt derſelben die Welt für ein Eliſium an, und halten alle ihre Einwohner für ſolche Selige, wie wir ſind. Nun bekommen wir Klagen zu hören und Bittſchriften zu leſen. Nun fangen uns die Augen über den Zuſtand der Menſchheit erſt an, aufzugehen: nun erhalten wir erſt einige Begriffe von ihren Leiden. Aber was iſt auch dis wieder gegen das Ganze des menſchlichen Elends, das wirklich exiſtirt? Von tauſend Klagen bekommen wir höchſtens eine zu hören; von hundert, die uns ihre Noth ſchreiben wollen, kann der zehnte kaum ſchreiben, und von denen, die nicht ſchreiben können, wieder kaum der zehnte den bezahlen, der ihn für ihn ſchreiben ſoll. Es gehört oft viel dazu, ehe er es wagt, uns es perſönlich zu klagen. Will er auch ja das letztere thun: ſo wird er wohl gottloſer Weiſe von uns zurückgehalten, abgewieſen, abgeſchreckt, ohne daß wir einmal wiſſen, was in der Antichambre vorgeht, oder was gar unten ſchon an der Wache geſchieht. Und, macht er eine Supplik, ſo iſts noch eine groſſe Frage, ob wir ſie jemals zu ſehen bekommen. Erfahren wir ja ſeine Leiden und laſſen ſie unterſuchen, ſo wird uns wohl referirt, daß er uns belogen habe; oder helfen wir ihm ja, ſo wird unſre Wohlthat wohl von denen unterſchlagen, die ſie ihm überbringen ſollen. Bei Gott im Himmel, lieber Rothe, wenn wir uns nicht ſelbſt auf die Beine machen: ſo bleiben wir immer und ewig in Unbekanntſchaft mit der wahren Gröſſe des menſchlichen Elends. In die Hütten der Unglücklichen ſelbſt müſſen wir gehen, und da Armuth, Noth und Jammer kennen lernen, deren Namen uns in dem in Atlas eingebundenen Diktionnair unſers eignen Lebens fehlen. In die Häuſer müſſen wir gehen, welche der Staat dieſen Verlaſſenen zur letzten Aufnahme beſtimmt hat, und da nicht nur das menſchliche Elend ſelbſt, ſondern auch die Menge derer kennen lernen, welche mit ihm zu kämpfen haben. Da, da, und nirgends anders wird ein Fürſt jammerklug und Menſchenfreund. Da, da — nicht auf meinem Reſidenzſchloß, nicht auf meinen Luſtſchlöſſern, nicht durch meine Kollegia, ſondern in den bemooſſten Hütten des unterſten Volks, in den Lazarethen, Armen- Kranken- und Tollhäuſern ward ichs. Wenn man ſich auch daſelbſt etwas ekelt, erbebt und zurückprallt, das ſchadet nichts, das thut vielmehr einem Fürſten recht gut. Wer ein braver Fürſt ſein will, geht mit mir!

Der Prinz bekam jetzt auf Rothens Vorſchlag wöchentliches Taſchengeld, das er zu ſeinem Vergnügen anwenden konnte, wie er wollte. Rothe ſtellte ihn auf die Probe. Er lies ſich von Schmidt eine der zahlreichſten dürftigſten Familien in der Stadt nennen, und führte eines Tags Theodorn, als dieſer mit vielem Wohlgeſchmack gegeſſen hatte, gleich nach Tiſche in die Hütte derſelben. Gleich beim Eintritt in dieſe ſchien ſich das in ihr wohnende Elend anzukündigen. Queer durch die Hausflur war ein Strick gezogen, auf welchem die gewaſchenen Hemden der ganzen Familie hingen, die alle zerriſſen waren. Eine lange hölzerne Bank und ein langer offener leerer Brodſchrank, füllten den übrigen Platz aus. Ein Kind öfnete die Stube, die eben kaum gros genug war, die in ihr wohnenden Menſchen zu beherbergen. Als ſie in ſelbige eingingen, fanden ſie eine Familie von zehn Perſonen, Mann, Frau und acht Kinder, die alle einen Tiſch umgaben, auf dem ein Brod und ein Teller mit weichem Käſe befindlich waren. Der Mann hatte ſich mit dem Kopf auf dem Tiſch gelegt; die Mutter theilte das Brod an die Kinder aus, und die Kinder, welche alle bleich ausſahen, ſchienen wie heishungrig die Brodſchnitte zu verſchlingen.

Rothe. Und ihr eſſet heute ſo ſpät, guten Leute?

Taglöhner Müller. (der in die Höhe blickt, und dann den Kopf wieder auf den Tiſch legt.) Haben wir doch nicht eher was gehabt!

Rothe. (der über das verfallene Geſicht des Taglöhners erſchrickt.) Wie denn ſo, lieber Mann?

Taglöhner Müller. Ja, wie ſo! (brummt auf den Tiſch.) Reiche Leute haben gut reden —

Frau des Taglöhners. (weinend.) Lieber Herr, ich will Ihnen alles ſagen —

Müller. (von der Seite und ärgerlich.) Frau ſo ſchweig doch; — es hilft dir ja doch nichts.

Rothe. Guter Mann, ich verarge ihm nicht, was er da ſpricht; vieleicht hat er Urſache dazu. Dismal aber laſſ' er ſeine Frau nur ihre Leiden klagen.

Müllerin. Es iſt heute unſer erſtes Eſſen. Unſer Brod ward geſtern all. Da haben die Würmer heute geſchrieen, und ich hätte für Gram und Herzeleid vergehen mögen, daß ich ihnen nichts geben konnte. Zu zehn Beckern bin ich wohl gelaufen, aber es wollte uns niemand ein Brod borgen.. Endlich iſt der kleine hübſche Junge da, der Ihnen die Thüre aufmachte, zu unſerm Gevatter Schulze gegangen, der ſeine Pathe iſt. Dieſer hat ihm das Brod gegeben und — dazu geſagt, daß er nicht wiederkommen ſolle. Wenn das nun wieder all iſt, ſo weiß ich in meinem Leibe weiter nicht Rath.

Alle acht Kinder nach einander. Mutter, Brod! Mutter, Brod! Mutter, mir auch! Mutter, mir auch noch ein bischen Brod!

Mutter. (die das übrige Brod in acht Theile theilt.) Da habt ihr alles. Gott ſegne es euch, daß ihr ſatt werdet!

Rothe. (ſehr liebreich und Vertrauenerregend.) Lieber Mann, richt' er ſich doch auf und ſeh' er mich einmal an. Ich mein' es ja gut mit ihm.

Müllerin. Ach nehmen Sie es ihm ja nicht übel — der arme Mann iſt ſo herzlich krank.

Theodor. (der Müllern die Schultern klopft.) Richt' er ſich doch auf, armer Mann.

Rothe. (während daß Müller den Kopf auf den Einbogen ſtützt.) Wie viel verdient er denn täglich?

Müller. Wenn ich geſund bin, verdiene ich täglich ſechs Groſchen. Da muß ich denn aber ſchon noch zwei Stunden nach Feierabend arbeiten. Und meine Frau verdient drei Groſchen, und die Kinder zuſammen auch ſo viel. Das eſſen wir täglich in Brod wieder auf; denn wir haben weiter nichts. Aus der Hand in den Mund. Doch, wenn ich nur geſund bin, ſo geht es wohl. Wenn wir wir auch gleich weiter nichts haben, als Brod, ſo werden wir doch ſatt und ſind dabei zufrieden. So, wie ich aber einen Tag nicht arbeiten kann, iſt auch die Noth da. Und nun bin ich ſchon acht Tage krank, und kann erſt nicht wieder werden, und verdiene nichts. So weiß der liebe Gott, was wir anfangen ſollen. Kein Becker will mir borgen. Sie ſagen alle, es wäre ſo gut, wie geſchenkt,

ſchenkt, was ſie mir borgten, und ich könnte es doch mein Tage nicht wieder bezahlen. Wir hatten ein Thälerchen uns kärglich erſpart zu Winterholz. Das iſt nun auch zum Becker getragen, und nun iſt alles — alles rein all. (legt die Hand vor die Augen.)

Theodor. (ſehr traurig.) Was fehlt ihm denn, lieber Mann? wovon iſt er denn krank?

Müller. Ich muß mich überarbeitet haben. Sonſt wüſſt' ich nicht. Und es müſſte ja wohl ſchon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen. Unſer einer kann ſich nichts zu gute thun.

Rothe. Thut ihm denn der Mann nichts zu gute, in deſſen Arbeit er krank ward?

Müller. (bitter.) Jo, jo; er ſagte, ich ſollte nach Hauſe gehen, bis ich wieder geſund wäre, und nahm einen andern an.

Rothe. Was hat er denn nun die Tage über gegeſſen?

Müller. (der ſich die Thränen abwiſcht.) Das liebe Brod will nicht einmal hinter. Mich hat ſeit drei Tagen ſchon nach einer Suppe gelechzt. Doch, ich will gern hungern; wenn die armen Würmer nur hätten . . .

Theodor. (der in die Taſche greift und an Müllern hinſpringt.) Da, lieber Mann, hat er meinen ganzen Beutel. Da kauf er ſich Brod und Suppe. Ich habe doch wohl zu eſſen. (Rothen anblickend.) Ach wie froh bin ich, daß ich Geld habe!

Müller. (ſich wegwendend.) Ach, wie käme ich dazu? (legt den Beutel wieder hin.) Nein, das wäre zu viel.

Rothe. (während daß er Theodorn umarmt.) Nehm' er es nur hin, guter Freund.

Müller. Ei wer iſt denn der liebe Musje, der mir ſo viel ſchenkt?

Rothe. Darnach frag' er nicht. Es iſt eben ſo gut, wenn er ihn nicht kennet.

Rothe winkte der Mutter und ging mit ihr zur Thüre hinaus. Nach einer Weile kam er allein zurück und fand Theodorn, wie alle acht Kinder um ihn her hingen. Die Kinder weinten alle vor Freude und Theodor ſchluchzte mit. Müller wollte auch auf, um dem Prinz ſeinen Dank zu bezeigen.

Rothe. Das laſſe er! Bleib' er ſitzen. Wer gutes thut, muß keinen Dank dafür verlangen. Die Freude, geholfen zu haben, iſt ihm ſchon Lohns genung.

Müller. (der ſchlechterdings auf will und nicht kann.) J das wäre ja was abſcheuliches — ich ſollte mich nicht bedanken?

Theodor. (der ſich von den acht Kindern loswindet und an ihn hineilt.) Da hat er meine Hand. Sei er nur wieder vergnügt und wein' er nicht mehr.

Müller. (der ihm die Backen ſtreicht.) Ach welch ein lieber Sohn! Wenn ich nur wüſſte, wer er wäre?

Rothe. St!

Müller. Ja lieber Herr, das iſt ein recht Elend, acht Kinder und kein Brod. . . . ſonſt mache ich mir nichts daraus, daß ich arm bin. Wenn ich aber krank bin, dann geht mirs recht nahe. Das iſt eben, was ich den reichen Leuten beneide; ihre Treſſenhüte nicht, ihre ſammtnen Kleider nicht, ihre unbändigen groſſen Häuſer nicht, ihre Kutſche und Pferde nicht, ſondern — daß ſie, wenn ſie auch krank ſind, und nichts verdienen können, doch für ſich und für ihre Kinder was zu eſſen haben. Aber ſo bald, wie unſereiner liegt, iſt auch der Brodſchrank leer.

Rothe. Er hat recht, lieber Mann. Das bedenken die Reichen oft nicht. An Ueberfluß und Wohlleben gewöhnt, wiſſen ſie nicht, wie die Armuth thue. Und, wenn ſie der geringſte Schmerz anficht, ſo ſchreien ſie wohl ärger als der Arme, wenn er äuſſerſt krank iſt; da ſie doch erwägen ſollten, daß ſie es ſelbſt in kranken Tagen beſſer haben, als der Arme in ſeinen geſunden Tagen. Laſſe er ſich aber ſein Elend in ſeiner Rechtſchaffenheit nicht ſtören. Er ſieht nun, wie Beiſtand und Troſt für den Leidenden oft ganz unerwartet kommen.

Bald darauf trat die Frau des Taglöhners mit einem ganzen Arm voll Eſſen herein. Rothe hatte ihr dazu gegeben, daß ſie es aus dem Gaſthof holen können. Es beſtand aus einer kräftigen Suppe für ihren Mann und aus einem reichlichen Gericht Fleiſch, Zugemüſe und Brod für ſie und ihre acht Kinder. Sie gab zuerſt die Suppe ihrem Manne, der ſich haſtig darüber machte, und dem die Freudenthränen immer über die Wangen herab und in den Suppennapf rollten. Darauf reichte ſie allen ihren Kindern nach der Reihe, die mit unausſprechlicher Begierde darüber herfielen. Nun erfolgte eine tiefe Stille. Die **zehn hungrigen Menſchen** waren beſchäftigt, ſich zu ſättigen, und **ihre Wohlthäter** labten ſich an ihrem Anblick noch mehr, als jene an den Speiſen. Theodor ſtand wie eine Mauer, verzog keine Mine, ſah mit unverwandtem Blick nach dem Tiſch; und hatte die Lippen feſt zuſammen gezogen, während daß ihm die Augen wäſſericht wurden.

Müller. (nach einer langen Totalpauſe.) Ach, wie herzlich das ſchmeckt! Wie ich ſo ſtark darnach werde! Ja, wenn ich ſo eine Suppe ehegeſtern ſchon gehabt hätte, ſo könnt' ich heute wohl ſchon wieder arbeiten.

Theodor fing heftig an zu ſchluchzen.

Ein Kind. Mutter, nun bin ich ſatt.

Noch ein Kind. Ach Mutter, ſo ſatt bin ich lange nicht geweſen.

Theodor weinte überlaut und fiel Rothen in die Arme.

Rothe. (der ihn herzlich küſſt.) Schauen Sie, welche Freude, welche Seligkeit wir uns bereitet haben! Zehn hungrige Menſchen, denen wir den Tiſch decken, eſſen ſehen — iſt dis nicht unendlich mehr Vergnügen, als — ſelbſt mit funfzig andern an einer Tafel ſitzen, die unter allen den Schüſſeln, die aufgetragen werden, brechen mögte? — Wer andern gutes thun kann und thut, der iſt der glückſeligſte Menſch.

Müller. (herzlich vergnügt.) Das hätte ich nicht gedacht, daß es uns heute ſo wohl gehen ſollte. Was doch ein Menſch an den andern thun kann! Nun das vergelte Ihnen tauſendfach der —

Rothe. (der ihm einfällt.) Gebe er mir einmal den Beutel her. Wir wollen doch ſehen, wie viel dieſer gute junge Menſch ihm geſchenkt habe. (nachdem er gezählt hat.) Sieht er wohl, da hat er zu drei Scheffeln Roggen; und da zu einer Klafter Holz; und das übrige brauch' er zu ſeiner Erquickung.

Müller. (die Hände einmal über das andere zuſammenſchlagend und ganz gerade ſitzend.) Ja, Mutter, ja, ſo wollen wir es auch machen! Da haſt du zu Roggen. Lauf morgen auf den Markt und kaufe drei Scheffel dafür ein. Und das Geld zu Holz heb auf, bis ich einmal erſt ſelbſt in den Buſch kann. Und für das übrige koche mir täglich eine Suppe, und auch einen Mehlbrei oder Vorkoſt, ſo lange es reicht. Ich werde nun ſchon bald wieder auf die Beine kommen. Und dann will ich recht wieder arbeiten, und wir wollen noch beſſer wirthſchaften, als zuvor. So oft wir an die Wohlthat denken, welche uns heute wiederfahren iſt, ſoll es immer ſein, als riefe und jemand laut zu — **ihr müſſet nun noch beſſere Menſchen ſein, als ſonſt!**

Müllers Frau. Ja, lieber Vater, ſo wollen wir auch thun, und wollens in Ewigkeit nicht vergeſſen, was uns heute begegnet iſt.

Und wollen unſre Kinder auch noch mehr zur Arbeit anhalten, und ich will nimmermehr wieder ſo verzweifeln.

Rothe. (der Anſtalt zum Weggehen macht.) Dabei bleibt insgeſamt; ſo wird es euch nie wieder an Troſt und Unterſtützung gebrechen.

Alsbald rannten alle acht Kinder herzu; die Mutter geſellte ſich zu ihnen, und der Vater war nach ſeiner Suppe ſo ſtark geworden, daß er auch aufſtehen und herzukriechen konnte. Alle ſchloſſen hier um Rothen und Theodorn einen Kreis, und reichten Hände über Hände, und Dank über Dank.

Rothe. (der Theodorn ergreift und ſich und ihn von ſelbigen loswindet.) Nun lebt wohl!

Theodor. (herzlich.) Lebt recht wohl!

Müller. (während daß er mit ſeiner ganzen Familie hinterher will.) Ach wenn ich doch nur wüßte, wer die lieben Herren wären.

Rothe. (ſie zurückhaltend.) Thut mir die Liebe und bleibet alle hier in der Stube. — —

Rothe. (führte den Prinz geradeswegs zum Thore hinaus in die offene Natur.) Keiner von beiden ſprach ein Wort weiter in der Stadt. Theodor ging wie ganz in ſich ſelbſt gekehrt. Vor ſeinen Augen ſchwebte das Bild des vorgefundenen höchſten menſchlichen Elends, dergleichen

chen er noch nie geſehen hatte. Dann und wann regte ſich der Gedanke in ihm, daß er daſſelbe verringern geholfen. Alsdann ſchöpfte er allemal langen, tiefen Athem.

Theodor. (endlich, als ſie mitten im Felde ſind.) O wie ſchön iſt heute alles hier! Nun, ſo ſchön hab' ichs doch in meinem Leben hier noch nicht gefunden.

Rothe. Woher mag das kommen, lieber Prinz?

Theodor. Ich weiß es ſelbſt nicht. Es muß doch heute hier ſchöner ſein, als es jemals geweſen iſt. Wie könnt' ichs denn ſonſt ſchöner finden?

Rothe. Mein Prinz, die Urſache davon liegt in Ihnen. Sie finden es heute nur ſchöner. Es war geſtern, es war ehegeſtern eben ſo ſchön hier, wie heute; für Sie iſt es heute nur ſchöner.

Theodor. (ganz unbefangen.) Das wüßt' ich doch nicht! Wie ſollte das zugehn?

Rothe. Das will ich Ihnen ſagen. Sie haben alleweile eine der ſchönſten Handlungen, eine Handlung der Menſchenliebe, ausgeübt. Handlungen dieſer Art geben an ſich ſchon unſerm Herzen die allerſanfteſte Stimmung. Dazu kommt dann die hohe Freude, daß man durch ſie recht und brav gethan habe. Hierdurch wird die ſanftgeſtimmte Seele etwas geſchwungen, und in dieſem ſanften Schwunge nimmt man an der Natur den allerſeligſten Theil und Genuß, und die ganze Welt wird alsdann ſchöner um uns her, als jemals. Mir ſelbſt iſt jetzt gerade ſo wie Ihnen, zu Muthe. Aber weder mir, noch Ihnen, würde ſo zu Muthe ſein, wenn wir nicht beim Taglöhner Müller geweſen wären. **Wer einen recht vergnügten Spatziergang machen will, der muß auf dem Hinwege erſt durch eine Hütte des Elends gehen.** Jetzt iſts uns nun, als ſchiene uns die Sonne liebreicher an; als wäre die Luft milder; als mahlten ſich die Ausſichten vor uns hin ſchöner; als dufteten die Blumen ſtärker; als ſängen und ſchlügen Nachtigallen und Lerchen herrlicher. Aber dis kommt uns alles nur ſo vor, weil wir für Müllern und ſeine Familie ſo liebreich und ſo mild geweſen ſind, wie die Sonne und die Luft jetzt gegen uns, und weil wir zehn Menſchen mehr geworden ſind, als Lerche und Nachtigall uns jetzt werden. Ein Menſchenfeind, der jetzt hier herumginge, hörte vielleicht Lerchen und Nachtigallen weder ſingen noch ſchlagen; er blickte vor allen Sorgen, die ihm ſein Geiz, ſein Neid und ſeine Rache machten,

ten, wohl nicht weiter hin, als blos vor ſich unter die Naſe; es fröre ihn wohl gar hier mitten im Sonnenſchein. Ueberhaupt erhält jedes erlaubte und unſchuldige Vergnügen durch ausgeübte Güte und Wohlthätigkeit noch weit mehr Werth und Reitz für uns; **und wer irgend eine Freude recht genieſſen will, der muß kurz vorher andern erſt Freude machen.**

Theodor. Ach lieber Hofrath, heute habe ich mich erſt recht darüber gefreut, daß mir mein Vater Wochengeld giebt. Es iſt mir ſchon immer vorher lieb geweſen; aber ſo lieb noch nicht. Und noch mehr hab' ich mich darüber gefreut, daß ich noch ſo viel beiſammen hatte. Nun können ſich doch die armen Leute auf eine Zeitlang Brod und Holz kaufen. Wir beide haben ja Brod und Holz. Ach, und das iſt das beſte dabei, daß die Leute nicht einmal wiſſen, wer es ihnen gegeben hat.

Rothe. Nun, das werden ſie denn wohl erfahren; denn wahrhaftigdankbare Gemüther laſſen nicht eher nach, bis ſie ihren Wohlthäter ausgekundſchaftet haben.

Theodor. (hitzig.) Wer ſollte es ihnen denn ſagen, da wir es ihnen nicht geſagt haben, wer wir ſind?

Rothe. Prinz, die Leute, welche uns haben ein- und ausgehen geſehen. Wir beide ſind ja wohl bekannt. Wir gehen ja ſo oft durch die Stadt.

Theodor. (traurig.) Das wäre ja nicht hübſch.

Rothe. Das laſſen Sie nur gut ſein. — Aber können Sie ſich das alles wohl noch recht vorſtellen, was Sie da geſehen haben?

Theodor. (ängſtlich.) Ach ja, ach ja, lieber Hofrath. Wenn ich daran denke, ſo wird mir noch immer, als ginge das Feld mit mir umher.

Rothe. Können Sie ſich den unglücklichen blutarmen Vater von acht Kindern noch vorſtellen, wie er da im tiefſten Gram den Kopf auf den Tiſch gelegt hatte und die Hände drauf, — und die Mutter, wie ſie den Ueberreſt von Brod vertheilte — und alle die Kinder, wie ſie über Hunger ſchrieen — und die Stube, wie ſo überaus klein und eng und ängſtlich ſie war?

Theodor. (der an Rothen hinſpringt, und ihm den Mund zuhalten will.) Ich bitte Sie um alles, lieber Hofrath, nun ſchweigen Sie ſtill. Mein Herz im Leibe kehrt ſich um.

Rothe. Das haben nun eben viel Reiche und Vornehme nie geſehen. Und darum wollen ſie es auch nicht glauben, wenn man es ihnen ſagt. Aber ſelbſt muß man in die Hütten der Armen gehen, wenn man ſich einen wahren und vollkommnen Begrif vom menſchlichen Elende machen will. Mancher Menſchen Armuth und Noth geht über alle Beſchreibung. Ich glaube, daß daher die Reichen und Vornehmen oft ſo unbarmherzig ſind, weil ſie den Jammer nicht in ſeiner eigenen Wohnung beſuchen. Es wäre unmöglich, daß ſie nicht zum Mitleid gegen ihn bewegt werden ſollten, wenn ſie ihn da ſähen, wo er zu Hauſe iſt. Mancher ſchlechte Menſch und Geitzhalz mag auch wohl vorſätzlich ſich des Hingangs zu ihm enthalten, weil er ſich ſonſt der Barmherzigkeit, die ihn Geld koſten würde, nicht erwehren könnte. Gewiß, Prinz, es iſt dis das ſicherſte Mittel, unſre Gefühle für die leidende Menſchheit zu ſtärken und immer lebhaft zu erhalten, daß wir die Elendeſten der Menſchen zuweilen in ihren Jammerhütten und auf ihren Quallagern beſuchen. Das Verlangen, nur immer etwas Angenehmes zu ſehen, muß uns davon nicht abhalten. Wer ſich nur immer freuen will, das iſt kein guter Menſch. Noch weniger muß uns vor ſolchen Anblicken ekeln. Nichts, was Menſchen und menſchliche

Schickſale betrift, darf unſern Ekel erregen. Wir haben von ſolchen Gängen in die Hütten der Armen und Elenden auch allemal viel Nutzen für unſer Herz. Da, wo die Noth wohnt, lernen wir unſere beſſern Schickſale erſt ſchätzen. Da ſchämen wir uns jeder Regung von Unzufriedenheit und Ungenügſamkeit, die uns zuweilen ergreift. Und wenn wir dann ſehen, daß die Elenden bei allem ihren Elende doch gute Menſchen ſind: ſo fühlen wir die Verbindlichkeit erſt recht, welche wir auf uns haben, in unſern beſſern Umſtänden dis um ſo mehr zu ſein. O wie erſtaunen wir da oft, wenn wir die ſchönſten und ſchwerſten Tugenden, Gelaſſenheit, Geduld, Standhaftigkeit, Muth und Beharrlichkeit von Leuten ausgeübt werden ſehen und lernen, die vor der Welt die verachteſten ſind! Wer ſelbſt in die Hütten des Elenden geht, hat auch den Vortheil davon, daß er ſeine Wohlthaten nur an Leute reicht, die derſelben wahrhaftig bedürftig ſind. Bei dem Austheilen durch den dritten, vierten Mann wird er oft betrogen; Denn es gibt auch Menſchen, die ſich arm ſtellen, um Wohlthaten zu erſchleichen, von denen ſie hernach ohne Scham und Scheu nur ſchwelgen wollen. Iſt er aber in der Elendshütte ſelbſt: ſo kann er ſich von der Dürftigkeit, die darin wohnt, mit eignen Augen überzeugen. Er kann ſogar den Grad derſelben abmeſſen, und beſtimmen, wie groſſe und was für Hülfsleiſtungen er ihnen zu reichen habe. Ja, er kann auch über den Werth der Elenden urtheilen; und der gute Wohlthäter gibt doch vorzüglich gern ſeine Wohlthaten an gute Menſchen. Und fährt er fort, die Unglücklichen, welche er unterſtützt, zu beſuchen: ſo kann es nicht fehlen, daß ſie von ſeinen Wohlthaten auch den redlichſten Gebrauch machen werden; weil ſie immer erwarten müſſen, daß er Rede und Antwort deshalb von ihnen fordern werde. Ja, es gibt Menſchen, welche Wohlthaten, die wir durch ſie andern ertheilen wollen, an ſich behalten, den Unglücklichen entwenden, oder ſich doch wider unſern Willen darin mit ſelbigen theilen, oder ſich wenigſtens von ihnen unmenſchlich dafür bezahlen laſſen, daß ſie ſie ihnen überbringen müſſen. Von dieſen haben wir nichts zu befürchten, ſobald wir ſelbſt die Unglücklichen aufſuchen. Da können wir ihnen entweder ſelbſt geben, was wir ihnen geben wollen, oder doch Nachfrage bei ihnen halten, ob ſie alles richtig empfangen haben. Die Ueberbringer ſelbſt wagen es nicht, dergleichen ſcheusſlichſte unter allen Diebereien zu begehen, ſobald ſie auch nur fürchten müßten, daß wir über lang oder kurz mit den Empfängern ſprechen mögten. Darum, lieber Prinz, unterlaſſen Sie, ſo lange Sie leben, ſolche Gänge zu armen und unglücklichen Menſchen nie. Je reicher und vornehmer man in der Welt iſt: deſto mehr iſt man dergleichen Gänge ſeinem eigenen Herzen ſchuldig; denn Reichſein und Vornehmſein macht nur gar zu leicht zum ſchlechten Menſchen. Und fänden wir es ja ekelhaft, den Anblick höchſter menſchlicher Noth ſelbſt zu ſehen — o wie leicht iſt es uns doch, denſelben in den reitzendſten und entzückendſten umzuſchaffen! Unſre bloſſe Gegenwart verwandelt ſo eine Hütte des Jammers, wenn wir als Wohlthäter in ihr erſcheinen, in ein Haus der Glückſeligkeit. Freude und Troſt führen wir an unſern Händen in ſie ein, und kaum ſind wir darin, ſo verſtummen die Klagen und die Thränen verſiegen. Erinnern Sie ſich wohl noch daran, wie der arme, kranke Müller nach ſeiner Suppe ſo ſtark ward — wie ſeine Frau zu weinen aufhörte und uns ſo freundlich anlachte — wie alle die acht Kinder ſo heiter und froh waren, als ſie ſich ſatt gegeſſen hatten — und wie die ganze Familie eben darum, weil ſie vorher gar nichts gehabt hatte, ſich nun, als ſie die wenigen Thaler beſaß, wie im Beſitz des gröſſten Ueber-

fluſſes

fluſſes fühlte? War das nicht das reizendſte Vergnügen für uns? Haben Sie jemals ſchon ſo ſelige Augenblicke genoſſen, als die in Müllers Hauſe? So kann ein Menſch dem andern unausſprechlichen Troſt gewähren, und ſo hat der ſelbſt die gröſte Freude daran, wer andern Freude macht! Und Sie ſollten ſich dieſe ſanfte und innige Freude nicht öfter verſchaffen, nicht ſo oft, als Sie können?

Theodor. Ach ich danke Ihnen auch recht herzlich dafür, lieber Hofrath, daß Sie mir dieſe Freude verſchaft haben. Ich will von nun an auch all mein Wochengeld ſammlen und nichts mehr davon ausgeben. Und ſobald ich wieder viel beiſammen habe — — Doch nein, das ſag' ich nicht, was ich thun will. — —

Rothe. Was wollen Sie dann thun, mein Prinz?

Theodor. (ſeufzend.) Nein, nein, das ſag' ich nicht. Sie werdens ſchon ſehen! (ſpielt an ſeinen Hemdenknöpfen.) Die armen Leute!

Rothe. (der ſchon errathen hat und den Prinz feſt an ſich drückt.) O Sie lieber — lieber Prinz! Wie werd' ich Ihnen doch täglich herzlichgüter! Bleiben Sie bei dieſen guten Geſinnungen; ſo werden Ihre Eltern und alle Menſchen Sie lieben. — Prinz, die Menſchenliebe, die Bereitwilligwilligkeit, Unglücklichen aller Art Troſt und Beiſtand zu werden, iſt uns allen die heiligſte Pflicht. **Durch ſie wird ein Menſch erſt wahrhaftig Menſch.** Unter den Thieren finden wir es ſchon häufig, daß von denen, die zu einerlei Art gehören, eins dem andern hilft. Wie vielmehr müſſen **wir Menſchen**, die wir Vernunft haben, einer dem andern helfen! **Wir gehören** auch alle zu einerlei Art. Die Vernunft ſetzt uns ſogar in den Stand, noch weit mehr Mittel, einander zu helfen und zu dienen, ausfindig zu machen, als die armen Thiere haben, einander zu helfen und zu dienen. Die ſchönſte **Anwendung unſerer Vernunft** iſt alſo eine recht thätige **Menſchenliebe**. Der allernützlichſte **Menſch** iſt der größſeſte **Weiſe**. Liebe und Wohlwollen für andere ſind recht die Mitgabe, welche der Menſch empfängt, wenn er gebohren wird. Prinz, merken Sie einmal genau auf das, was ich jetzt ſagte. Wir pflanzen die Menſchenliebe nicht erſt in uns ein. Tief aus uns ſelbſt, aus unſerm Herzen, aus unſerm eigenen Weſen entſpringt ſie. Dis beweiſen alle Kinder, an denen wir ſie ſchon erblicken. Wenn ſich hernach dieſe Menſchenliebe in uns regt: ſo ſind wir es nicht, die ſie in Regung ſetzen. **Der Menſch**, auf den ſie fällt, erregt ſie. Wir können, wenn wir nur auf uns acht haben, täglich hievon die Erfahrung machen. Ich habe Sie genau beobachtet, als wir vorhin in Müllers Stube waren. Ich ſah Sie, wie ſie Müllern erſt die Schultern ſo herzlich klopſten. Wie ging denn das zu?

Theodor. Das weiß ich ſelbſt nicht einmal mehr, daß ich das gethan habe.

Rothe. Sehn Sie? — Alſo haben Sie gewiß nicht bei ſich erſt gedacht — nun will ich hingehen und Müllern die Schultern klopfen . . . Dis war aber ein Zeichen, daß Sie Theil an ſeinen Leiden nahmen. Folglich haben Sie Theil an ſeinen Leiden genommen, ohne ſich erſt lange darauf zu beſinnen und ſich dazu zu bewegen. Sie ſahen ihn, wie er da lag und ſtöhnte. Dis war genug, und ſo klopſten Sie ihm liebreich die Schultern. Als Sie hernach ſo traurig wurden, ſprachen Sie da vorher zu ſich ſelbſt — nun werde traurig, Theodor?

Theodor. Ach nein! Wie der arme Mann erzählte, daß er für alle ſeine acht Kinder keinen Biſſen Brod mehr im Hauſe habe, und auch kein Geld mehr, Brod zu kaufen, da war es nicht anders, als wenn mir jemand das Herz aus dem Leibe reiſſen wollte. Und — der Geldbeutel

war

ward mir ſo ſchwer in der Taſche, daß ich ihn ſchlechterdings herausziehen muſſte . . .

Rothe. Sehn Sie wieder? — Wiſſen Sie aber auch noch, daß Sie heftig geſchluchzt haben, daß Sie überlaut zu weinen anfingen und weinend mir in die Arme fielen? Wiſſen Sie auch noch, wann Sie dis alles thaten?

Theodor. Ja wohl, das weiß ich alles noch. Ich weiß auch noch recht gut, wenn es geſchah. Als die Kinder, die vorher alle nach einander geſchrieen hatten, **Mutter, Brod — Mutter, Brod** —, nun alle nach einander riefen, **Mutter, nun bin ich ſatt — Mutter, nun bin ich recht ſatt**: da war es nicht anders, als würde mir der Hals zugezogen, und die Augen liefen mir über, und ich weiß nicht, wie ich mit einem male ſo über Sie herfiel.

Rothe. Sehn Sie abermals? — Sie dachten alſo nicht erſt bei ſich, **nun will ich ſchluchzen**, und ſchluchzten alsdann. Sie ſprachen nicht erſt zu Ihren Augen, **nun vergieſſet Thränen**, und weinten alsdann. Auch dachten Sie nicht erſt bei ſich, **nun wär' es wohl gut, wenn du in Rothens Arme fieleſt**, und fielen alsdann an mich her. Sondern — die ganz ſonderbare Empfindung von vermiſchter Wehmuth und Freude über den Anblick der acht armen Kinder, die erſt ſo über Hunger geſchrieen hatten und nun ſo herzlich ſatt waren, zwang Ihnen erſt das Schluchzen und dann die Thränen ab, und erſchütterte Sie ſo, daß Sie nach einem Ruheplatz verlangten, den Sie da, wo Sie ihn vorher ſchon öfter geſucht, nehmlich — an meinem Herzen fanden. — Prinz, dis alles zergliedre ich Ihnen darum ſo, damit Sie recht einſehen ſollen, daß die Menſchenliebe, das Theilnehmen an fremden Schickſalen, das Beſtreben, andern zu helfen und zu dienen, uns natürlich ſei. Wir ſollen uns der Menſchenliebe nicht enthalten können; ſo ſind wir durch und durch eingerichtet. Dieſe unſre Einrichtung muß uns nun aber auch einen deutlichen Wink darüber geben, daß wir zur Menſchenliebe wirklich beſtimmt ſind. Das iſt, was ich vorhin ſagte — der Menſch wird durch Menſchenliebe erſt wahrhaftig Menſch. — Menſch — das heiſſt — ein Weſen, das lieb hat und wohl will, nützlich wird, hilft und dient, und ſegnet, wo es weiß und kann. Je mehr jemand dis thut und gern thut, deſto mehr iſt er Menſch. Alle Wiſſenſchaft und Klugheit gereicht dem Menſchen nicht zur Ehre, wenn er mit ihr nicht andern aushilft, Wegweiſer, Rathgeber

geber und Retter wird. Alle ſeine Beredſamkeit iſt nichts werth, wenn er damit nicht Fürſprecher der Unſchuldigen und Unterdrückten wird. Alle ſeine Stärke verdient nicht, daß man von ihr ſpreche, wenn er nicht mit ihr die Schwachen unterſtützt. Sein Reichthum iſt ihm Schande, wenn er nicht Wohlthäter wird. Seine Schönheit iſt nichts, als Tünch und Kleiſter, wenn er ein liebloſes Herz im Buſen trägt. **Nur der Menſchenfreund iſt ein ſchöner Menſch.** Alle Würde, Vortreflichkeit und Herrlichkeit des Menſchen beſteht in der Menſchenliebe. Ich kann Ihnen das noch auf eine andre Weiſe darthun, wenn Sie zuhören wollen.

Theodor. O ja, lieber Hofrath, ſagen Sie mir doch noch recht viel davon.

Rothe. Denjenigen nennt man nur einen guten, einen treflichen und herrlichen Menſchen, der alle ſeine Pflichten gegen andre erfüllt; der z. E. für die Ernährung der Seinigen fleiſſig arbeitet, im Umgang höflich und beſcheiden, im Handel und Verkehr treu und redlich iſt, der jedem das ſeinige gönnt, glimpflich über andere urtheilt, der Verleumdung widerſpricht, der Abweſende vertritt, der im Zank nachgibt, ſeinen eignen Zorn im Zaum hält, andre zu beſänftigen ſucht, der an ſeinem ärgſten Feinde keine Rache nimmt, der ſogar für andere leiden kann u. ſ. w. Alles dis ſind ſehr ſchöne Eigenſchaften und Tugenden eines Menſchen, und machen die eigentliche Vortreflichkeit des Menſchen aus. Sie beruhen aber alle darauf, daß wir Menſchenliebe haben und andern auch wohlwollen. Sobald dis unſer Sinn iſt, werden wir auch gegen andere beſcheiden, höflich, treu, redlich, günſtig, nachgebend, ſanftmüthig-urtheilend, verſöhnlich, duldend und grosmüthig ſein; weil dis alles nur verſchiedene Erweiſungen einer und derſelben Menſchenliebe ſind, und weil ſich das Gegentheil von dieſem allen mit dem Wohlwollen gegen andere nicht verträgt. Darum bleibt es ewig wahr — ein Menſch wird durch Menſchenliebe erſt ein wahrer Menſch; oder alles, was an ihm ſchön und gut und gros iſt, und was ihn ehr- und liebenswürdig macht, wird durch die Menſchenliebe an ihm erſt ausgebildet. Nun hören Sie, lieber Prinz; wie die Menſchenliebe nun ſchon jedem Menſchen die heiligſte Pflicht iſt: ſo muß ſich jeder auch in der Maſſe noch mehr zu ihr verpflichtet halten, je mehr er in der menſchlichen Geſellſchaft vorſtellt, iſt, hat, beſitzt und genieſſt. Wer mehr vorſtellt, iſt und beſitzt, als andere, der hat auch mehr Kräfte, als andere. Je mehr Kräfte er aber hat: deſto mehr muß er auch helfen und dienen. Wozu hätte er ſie denn ſonſt? Soll er ſie blos für ſich gebrauchen? Für ſich hat er zu viel daran. Was ſoll er mit den überflüſſigen thun? Soll er ſie gar nicht gebrauchen? Das wäre widerſinnig. Soll er ſie andern zum Schaden gebrauchen? Das wäre abſcheulich. Mithin ſollen die reichſten, vornehmſten, angeſehenſten und mächtigſten Menſchen auch die gröſten **Menſchenfreunde** ſein. Um ſie her leben ſo äuſſerſtviel arme, geringe, ſchwache und hülfsbedürſtige Menſchen. Alle dieſe ſind gleichſam an ſie gewieſen. Wenn ſie dis nicht glauben, nicht denken, nicht fühlen: ſo ſind ſie nicht werth, daß ſie ſo reich, ſo vornehm und ſo mächtig ſind. Lieber Prinz, es wäre möglich, daß Sie auch einmal in der Welt mehr vorſtellen, ſein und haben würden, als viel andre. Wenn dis der Fall würde, o ſo übertreffen Sie auch einſt an Menſchenliebe dieſe alle, und ermüden Sie nie, Menſchen zu helfen und zu dienen, wie Sie können.

Theodor. (der Rothen mit beiden Armen umſchlingt.) O lieber, beſter Hofrath, das ſollen Sie einmal ſehen, wie ich den armen Leuten helfen will, wenn ich nur erſt recht viel dazu habe und kann.

Rothe. (unter himmliſchen Ahndungen glückſeliger Zukünfte für ſein Vaterland.) Guter Sohn des beſten Vaters — halten Sie Wort!

Theodor. (ſchnell.) Da ſind zwei Hände und ein Herz. Hätte ich zwei Herzen, wie zwei Hände, ſo ſollten ſie beide für die Menſchen ſchlagen.

Rothe. Ein guter Menſch hat an einem Herzen genug. Im ſelbigem iſt Raum für alle ſeine Brüder. — Prinz, werden Sie Ihrem Vater ähnlich! Dieſer iſt der **erſte Menſch** im Lande; aber er iſt auch der **erſte Menſchenfreund** im Lande.

Theodor. (zaghaft und bedenklich.) Ja, mein Vater iſt auch ein Fürſt . . . Der mag wohl recht viel haben, daß er alſo auch recht viel helfen kann. Wenn ich auch ein Fürſt würde, ja dann — — (wird über und über roth.) Aber Schmidts Sohn iſt ja auch **kein Lakei** wieder, ſondern **ein Profeſſor** geworden.

Hier gerieth Rothe wirklich in Verlegenheit. Er fand in dem **letzten** Gedanken **viel Adel der jungen Seele Theodors.** Hierdurch ſehr bewegt, hätte er ihm ſchier ohne deutlichen Vorſatz ſeine künftige Beſtimmung entdeckt. **Zum Glück** traten ſie jetzt in eine lange Allee ein.

Rothe. (der ſchnell dieſen Umſtand benützt.) Ha, Prinz, welch eine perſpektiſiſche Vüe!

Fürſt Adolf ward Abends über die Erzählung, welche ihm Rothe von dieſer ganzen Begebenheit machte, innigſt gerührt. Theodorn ward nicht nur auf der Stelle ſein Wochengeld verdoppelt; ſondern der Vorgang hatte auch noch einen weit wichtigern Erfolg. Als Rothe wohlbedächtig und mit ſtarkem Accent die Worte des Taglöhners Müller referirt hatte — **Es müſſte ja wohl ſchon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen — Unſer einer kann ſich nichts zu gute thun** — — hatte Adolf eine heftige Bewegung mit dem Kopf gemacht, und jetzt, nachdem er ſeine Freude über Theodors Handlung genugſam bezeigt hatte, ſprach er:

„Die Worte des Taglöhners — **unſer einer kann ſich nichts zu gute thun** — ſind mir durchs Herz gegangen, und der Menſch hat mir eine wichtige Lücke erblicken laſſen, welche bei allem meinen Gutmeinen dennoch in den öffentlichen wohlthätigen Anſtalten für meine Reſidenzſtädter noch befindlich iſt und die nun ausgefüllt werden ſoll. Wenn ich das alles zuſammen erwäge — erſtlich, daß, ſobald ſo ein armer Taglöhner nicht arbeiten kann, ſeine Kinder hungern müſſen, und daß hier acht Kinder gehungert haben, darum, weil ein einziger Mann, ihr Vater, nicht arbeiten konnte; ſodann, daß Müller vielleicht ſchon ſeit einigen Tagen hätte wieder arbeiten können, wenn er ſich einige Erquickung hätte verſchaffen mögen; und endlich, daß er wohl nach acht, vierzehn Tagen noch nicht wieder hätte auf Arbeit gehen können, wenn Sie und mein Sohn ihm nicht etwas zu Erquickungen gereicht hätten: ſo iſt es ja eine ganz falſche Wendung, welche die öffentliche Barmherzigkeit, es mag ſie der Staat und das Armenweſen oder es mögen ſie einzelne Mitbürger ausüben, nimmt, wenn man blos den Kindern ſolcher armen Leute während der Krankheit ihrer Väter Brod reicht, unbekümmert darum, dieſe mögen ſo lange krank ſein, als ſie wollen. Man ſoll jenen allerdings Brod reichen; aber wär' es denn nicht weit vernünftiger, daß man gleich in den erſten Tagen, wenn ſie es bekommen, ſeine Barmherzigkeit auch auf den kranken Vater richtete und hauptſächlich dahin ſähe, dieſen, ſo bald als möglich, wiederherzuſtellen und zur Arbeit wieder geſchickt zu machen? So, wie er wieder auf den Beinen iſt, hat man ja nicht nöthig, ſeinen

Kindern weiter Brod zu geben, ſondern er gibt es ihnen. Fürwahr ich begreiſe nicht, wie wir hier auf dieſen ſo in die Augen fallenden Gedanken nicht eher gekommen ſind. Ich ſetze z. E. den Fall — — Es wird ein ſolcher armer Vater vieler Kinder krank; er hat eine gute Natur, und es iſt kein Zweifel, daß ihn dieſe allein endlich wiederherſtellen werde. Das währt aber vier Wochen . . . In dieſen vier Wochen gibt man ſeinen Kindern Brod . . . Wäre man ihm ſelbſt zu Hülfe gekommen: ſo hätte ſeine Krankheit vielleicht nur acht Tage gewährt, und man hätte die übrigen drei Wochen Brod an die Kinder ſparen können. Nimmermehr konnte die Fürſorge für ſeine baldige Geneſung ſo viel koſten, als die drei Wochen Brod für ſeine Kinder koſten müſſen. Mithin handelte man durch jene ſogar barmherzigoekonomiſcher. Und wenn das auch nicht wäre; wenn ſeine baldigere Wiederherſtellung auch ebenſoviel Aufwand machte, als die drei Wochen länger Brod für ſeine Kinder: ſollen wir denn die Schmerzen, Leiden und ſchlafloſen Nächte und all das Jammergefühl von Mattigkeit und Entkräftung nicht mit in Beſchlag bringen, welche ſo ein armer Vater, der ſich mit nichts erquicken kann, um zwei, drei

Wochen länger empfindet? Verdienen dieſe nicht, daß man, wenn man ihn ſelbiger überheben kann, eben ſo viel Aufwand auf ſie mache? Muß denn ſchlechterdings jede öffentliche Barmherzigkeit durch Qualen bezahlt werden? Muß ſchlechterdings ein Vater das Brod, das man ſeinen Kindern reicht, erſt mit ſeinen Thränen begieſſen? Wahrlich, das iſt doch wohl die edelſte Barmherzigkeit, durch welche man bei einerlei Unkoſten nicht nur hilft, ſondern auch um acht bis vierzehn Tage Schmerzen verkürzt! Dazu kommt denn wohl noch, daß ſo ein armer Vater, wenn er ſich kaum wieder etwas fühlt, wieder zur Arbeit fortſchleicht! Da er ſich nun aber durch nichts hat ſtärken und erquicken können: ſo dauret die Arbeit etwa einige Tage, und er fällt wieder in ſeine Krankheit ein, und hat ſeine Schmerzen wieder, und ſeinen Kindern muß wieder Brod gereicht werden, wenn ſie nicht verhungern ſollen. Durch das Recidif wird er nun wohl tödtlich krank oder ſtirbt gar, und ſo hat der Staat ſeinen Kindern Jahre lang und wohl gar Reihen von Jahren hindurch Brod zu reichen. Das iſt denn nun alſo eine trefliche Oekonomie geweſen! Und die hat denn nun dem Staat ein herrliches Denkmal ſeiner Menſchen-

Liebe geſetzt! — Nein, man erhalte den Kindern die Eltern, man bemühe ſich beſonders die kranken Väter wieder herzuſtellen und zu ſtärken — — das iſt geſcheuter und redlicher zugleich gedacht. Nicht wahr, Rothe, ich habe recht? Und mich dünkt, Sie haben das alles in Müliers Hauſe eben ſo gefühlt, und legten vorhin auf ſeine Worte — unſer einer kann ſich nichts zu gute thun — nicht ganz unvorſätzlich den Accent?

Rothe. (beſcheiden.) Ich geſteh' Ihnen, edelſter Fürſt, daß Sie mir jetzt ganz aus der Seele geſprochen haben.

Adolf. Das hab' ich bemerkt. Und daß ich mir auch ganz aus der Seele ſprach, werden Sie eben ſowohl bemerkt haben. — Hier, in meiner Reſidenz, gibt es in der That mancherlei wohlthätige und menſchenfreundliche Anſtalten. Ich will mir damit keine Lobrede halten, wenn ich dis ſage; weil ich etwa der bin, der ſie erſt eingerichtet hat. Schlecht genug zwar, daß meine Vorfahren nicht ſchon dafür ſorgten, und daß Fürſt Karl mehr auf ſeine Muſikanten, und Fürſt George mehr auf ſeine Grenadier hielt, als auf ſeine Bürger, und daß Fürſt Hans weder an ſeine Muſikanten, noch an ſeine Grenadier, noch an ſeine Bürger dachte: ich habe gethan, was ſie hätten thun ſollen, und habe dis um ſo mehr thun müſſen, **weil ſie es nicht gethan hatten**; — kurz, ich habe nichts weiter gethan, als **was meine Schuldigkeit war.** Aber das ſeh' ich denn nun wohl, daß hier noch **etwas wichtiges** fehle. Ich habe Anſtalten getroffen, daß keine Bettelei ſein dürfe; ich habe Anſtalten getroffen, daß verlaſſene Waiſen erzogen werden; ich habe Anſtalten getroffen, daß arme Wittwe ihren Unterhalt bekommen, ich habe dafür geſorgt, daß leidende Fremdlinge, die man hier findet, einen Zufluchtsort haben; ich habe geſorgt, daß unglückliche abgelebte Alte in Frieden ſterben können; ich habe ein allgemeines Lazareth errichtet, wo verlaſſene Kranke Wartung und Pflege haben; aber — dafür hab' ich noch nicht geſorgt, daß **arme kranke Handwerksleute und Taglöhner, die in ihren Häuſern liegen und zwar Wartung genug, aber kein Quentchen Rhabarber und keinen Löffel Brühenſuppe haben, Rhabarber und Brühenſuppen erhalten können.** Von nun an aber ſollen ſie beides haben können. Das heiſſt nicht — **ſie ſollen ins Lazareth gebracht werden;** denn das wäre unnöthig. Die Wartung und Pflege, welche da der Staat für ſie bezahlen müſſte, leiſten ſen ihnen die Ihrigen unentgeldlich, und — gewiß beſſer. Söndern — es ſoll morgen bei Trommelſchlag bekannt gemacht und an allen öffentlichen Orten angeſchlagen werden, daß der, **wer Rhabarber und Bouillon braucht, und nicht bezahlen kann,** ſich bei meinen **Hofärzten und Geiſtlichen zu melden habe.** Der Ort, wo das Rhabarber und was dem anhängig, zu haben ſein wird, ſoll **meine Hofapotheke** ſein. Bouillon ſoll **meine** Küche liefern. Könnte dieſe es in der Länge der Zeit nicht beſtreiten, ſo ſollen die **zwölf Edelfrauen, welche im Stift St. Vincent wohnen, und ohnehin in der Welt Gottes nichts zu thun haben, die Suppen kochen.** Daß meine Geiſtlichen es gern ſehen werden, wenn ſie Bouillon aſſigniren können, glaub' ich ohne weiteres. Beſondere Gänge macht ihnen dis nicht, da ſie ohnehin zu den Kranken kommen müſſen, ſo bald ſie gerufen werden. Meine Hofärzte aber, die zu mir ſelten gerufen werden, können für die tauſend Thaler, welche ſie bekommen, auch ſchon etwas thun. Betrug, denk' ich, ſoll dabei nicht leicht vorfallen können; denn wenn meine Hofräthe und Geiſtliche, die in die Hütten der Elenden ſelbſt kommen, ſonſt ſehen wollen: ſo müſſen ſie bald ſehen können, wer Rhabarber und Bouillon bezahlen könne oder nicht. Und ſo ſoll es mich unendlich freuen, wenn der erſte Holzhacker, der ſonſt vier Wochen geſiecht hätte, nach acht Tagen ſchon wieder mit Holzaxt und Sagebock auf der Schulter vor meinem Schloſſe vorüber auf die Arbeit geht. Dis alles ſpreche ich nicht nur, lieber Rothe, ſondern — es ſoll auch geſchehen.

Rothe verbeugte ſich ſtumm.

Adolf. (eifrig.) Sie ſagen ja kein Wort darauf, Rothe? Sie denken doch wohl nicht, daß ichs wie Fürſt George mache, der ein Hoſpital für ſeine Invaliden zu bauen befahl, und nach zehn Jahren, da noch an keinen Stein dazu gedacht war, erſt wieder nachfragte, ob es gebaut wäre, als wobei es dann auch ſein Bewenden hatte?

Rothe. O mein Fürſt — ich ſchweige aus Ehrfurcht für Ihr Herz, das auch an den Leiden Ihrer geringſten Unterthanen ſo viel Antheil nimmt.

Adolf. Machen Sie mich nicht ſtolz, lieber Rothe. Das iſt meine Schuldigkeit. Dazu leb' ich; dazu bin ich Fürſt. Thun andere meines Standes nicht ſo, wie ich, ſo folgt daraus noch lange nicht, daß ich etwas vorzüglinüzliches thue. Ich mögte einſt gern ſo ruhig ſterben, wie ein Vater ſtirbt, der ſeinen Kindern das geweſen iſt, was er ihnen ſein ſollte.

Tags darauf ward wirklich die neue Verordnung bekannt gemacht, und, was noch mehr ſt, vom Tage der Bekanntmachung an ward ſie auch pünktlich befolgt. Ja, ſie ward nicht nur vier Wochen lang befolgt, ſondern immer; denn Adolf war ſehr dafür, daß das, was er einmal befohlen hatte, auch wirklich geſchähe. Sein Wahlſpruch war — wenig Befehle, aber alle recht weiſe und gut gegeben und unverbrüchlich befolgt. Wer in ſein Land kam, der durfte icht erſt an die öffentlichen Oerter gehen, wo ie Landesverordnungen angeſchlagen wurden, der Advokaten und Richter fragen, um zu erahren, was verordnet ſei; ſondern er durfte ur auf das ſehen, was im Lande wirklich eſchah.

Theodor war ſchon klug genug, um den Werth der Belohnung ſeiner guten Handlung urch das vermehrte Wochengeld zu fühlen, und machte gleich auf der Stelle wieder den edelſten Gebrauch davon. Er führte nun aus, was er uf dem letzten Spaziergange ſich vorgenommen und Rothen nicht hatte ſagen wollen. Rothe ertappte ihn zu verſchiedenen malen, wie er mit Schmidt auf dem Saal allein ſtand und flüſterte. Sobald der Prinz ihn erblickte, brach er das Geſpräch ab. Auch entdeckte Rothe einige Verlegenheit an ihm, deren Urſache er zu errathen glaubte, weil er den jetzigen Kaſſenbeſtand des Prinzen wuſſte.

Rothe. (der Schmidt auf die Seite ruft.) Was hat der Prinz vor? Was ziſcht ihr beide immer ſo zuſammen? Sag' er mirs.

Schmidt. (verlegen.) Herr Hofrath, ich darf es nicht ſagen. Der Prinz hat mirs ſcharf verboten.

Rothe. Das hat nichts auf ſich. Er darf vor mir kein Geheimniß haben, ſobald etwas den Prinz angeht. Wenn ich ihm befehle, etwas vor dem Prinz geheim zu halten: ſo muß er dis freilich thun; aber nicht umgekehrt.

Schmidt. (ſehr bewegt.) Aber Sie müſſen ſich auch nichts merken laſſen . . .

Rothe. Verſteht ſich!

Schmidt. (noch bewegter.) Der gute, liebe Prinz! — Er will Müllern, ſeiner Frau und allen ſeinen acht Kindern jedem ein paar neue Hemden ſchenken, und meine Frau hat müſſen den Ueberſchlag machen, wie viel Leinwand dazu gehöre. Da will nun die Kaſſe nicht zureichen. Es fehlt nicht nur am Macherlohn, ſondern es mangelt auch noch ein Gulden zu Leinwand. Gemacht ſagt er, woll' er ſie doch wohl kriegen; aber der Gulden geht ihm im Kopfe herum.

Rothe. Gott, welch ein wackrer junger Menſch! — Schmidt, da hat er den fehlenden Gulden. Sag' er, daß er ihn ſo lange auslegen wolle, bis der Prinz ihn wiedergeben könne. Wie die Hemden aber umſonſt gemacht werden ſollen, darüber verlangt mich nach Auskunft. Der Prinz muß doch irgend einen Plan dazu im Kopf haben. Sollt' er etwa auf ſeine Frau Rückſicht nehmen, ſo will ich das Macherlohn bezahlen.

Schmidt. Davon hat er nichts merken laſſen.

Niemand war froher als Theodor, da ihm Schmidt den fehlenden Gulden als Vorſchuß anbot. **Ich will dir zwei dafür wieder geben**, ſprach er. Die Leinwand ward nun gekauft Theodor verbot an Schmidt nochmals auf das eifrigſte, Rothen irgend ein Wort von allem zu ſagen, ſchlich ſich zu ſeiner Mutter und ließ die Leinwand nachbringen.

Theodor. (zu Ulriken.) Liebe Mama, ich habe eine Bitte zu Ihnen; aber Sie müſſen ja dem Hofrath nichts davon ſagen. Ich habe da für die armen Leute, wo wir letzthin geweſen ſind, Leinwand zu Hemden gekauft. Ach die Leute ſind doch gar zu arm! Vater, Mutter und acht Kinder — und hatten kein Brod — und die Hemden hingen im Hauſe ganz zerriſſen und zerlappt. Zu Brod habe ich ihnen gegeben. Da wäre nun auch Leinwand zu Hemden; aber ich habe kein Geld mehr zu Macherlohn. So wollte ich Sie bitten, daß Sie doch die Hemden zuſchnitten und ſie von den Jungfern nähen lieſſen . . .

Ulrike. (über Theodors Gutmüthigkeit äuſſerſt gerührt.) Lieber, guter Sohn — Herzens Theodor, wie haſt du denn die armen Leute kennen gelernt?

Theodor. Liebe, gute Mutter, der Hofrath hat mich zu ihnen geführt. Woher der ſie kenne, weiß ich nicht. Ach und wie ich da ſo froh war, daß ich nun Wochengeld bekomme, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Und nun hat mir der Vater noch zugelegt. Sonſt hätt' ich die Leinwand noch nicht kaufen können.

Hier fing Theodor an, eine Beſchreibung von dem Elende zu machen, worin er dieſe unglückliche Familie gefunden hatte, und mahlte den ganzen Vorgang ſo lebhaft und natürlich ab, daß Ulrike faſt dabei zu ſein glaubte.

Ulrike. (bis zu Thränen gerührt.) Mein lieber Sohn, fahre fort, ſo zu denken und zu handeln; ſo wirſt du die Freude meines Lebens und der Troſt meines Alters werden. Sei nur zufrieden. Ich will die Hemden zuſchneiden und die Jungfern ſollen ſie nähen.

Jubelnd ſchlüpfte nun Theodor aus den Armen ſeiner Mutter. Schmidt ward gerufen, um die Gröſſe aller der acht Kinder ungefähr anzugeben. Ulrike ſchnitt die Leinwand zu; und als ſie ihr Verlangen äuſſerte, daß ihre Jungfern die Hemden nähen mögten, wurden auch all' ihre Hofdamen empfindſam und erboten ſich zu helfen. Sämmtliche Hoffrauenzimmer, von der erſten Hofdame an bis zum letzten Garderobemädchen ſaſſen nun und nähten nach Herzensluſt. Rothe, als er den durchgeſetzten Plan des Prinzen erfuhr, die Hemden umſonſt genäht zu bekommen, lachte überlaut. Ulrikens herablaſſende Thätigkeit zwang ihm Ehrfurcht für ſie ab; wenn er ſich aber alle die Hoffrauenzimmer einmal auf ein paar Tage mit der Nähnadel beſchäftigt dachte: ſo hätte er Theodorn eben ſo lange dafür auf dem Arm tragen mögen. So, wie ein Hemde nach dem andern fertig war, kam Theodor herbeigeſchlichen, ſteckte es ſich unter den Rock und trug es in ſeinen Schrank, bis er alle zwanzig bei einander hatte. Eben, als er das lezte über die Seite brachte, öfnete jemand die Thür.

Rothe. (der voran hereinkommt.) Da haben Sie ihn, wie ich Ihnen vorher geſagt habe.

Eine Stimme hinter Rothen. (noch mitten in der Thür.) J ganz gehorſamer Diener, ganz gehorſamer Diener, **Monſieur Prinz**, wollt' ich ſagen — Ihro —

Rothe. (ſich ſchnell umwendend und leiſe.) Denk' er doch an das, was ich ihm drauſſen geſagt habe. Er ſpricht blos — Prinz — und damit iſts gut.

Theodor. (der erſt nicht weiß, wer ihn anredet, und hernach, als er die redende Figur erblickt, blutroth wird.) Ach nein — das iſt nichts. Nein, — nun iſts nichts. Nun hat er mich doch erkannt. Nun iſt die beſte Freude verdorben.

Taglöhner Müller. O ich erfuhr es an demſelben Tag noch, wer Sie geweſen wären. Ein Nachbar kam nach dem andern und ſagte mirs. Vorher hatte mich keiner wohnen gewuſſt, aber nun kamen ſie alle. Ich wäre auch gleich zu Ihnen gekommen; aber die Beine wollten

ten noch nicht recht wieder fort. Morgen will ich in die Kirche gehen; und übermorgen wieder an die Arbeit. Und ſo dacht' ich müßte mein erſter Gang heute noch zu dem lieben Prinz ſein, der ſo viel an uns gethan hat. Ich hätte bald alle meine acht Kinder auch mitgebracht; aber meine Frau war mir zuwider und ſagte, das ſchicke ſich nicht, und ich ſollte nur erſt zuſehen, daß ich allein aufs Schloß käme; unten ſtände eine Schildwache, und die lieſſe ſo einen armen Schlucker, wie ich wäre, nicht durch, und was ſie ſo weiter ſchnackte. Aber ich zog getroſt meinen braunen Pfingſtrock an und ging herauf. Wohin — he wohin — rief die Schildwache mir zu. Da bebten mir alle meine Knochen und ich dachte ſchon, meine Frau hätte recht. Indem kam Herr Schmidt und — ſo kam ich mit herauf.

Theodor. (ernſthaft.) O darum nicht! Das hätt' ich ſehen wollen, daß ihn die Schildwache nicht herauflaſſen wollen! Er denkt wohl, weil er ein armer Mann iſt? O er iſt mir ſo lieb, wie ein andrer Menſch. Aber das iſt mir nicht lieb, daß er nun weiß, wer wir geweſen ſind.

Müller. J du liebe Zeit! Die Freude können Sie einem armen Manne wohl gönnen, daß er nun weiß, wer ihm gutes gethan habe, und daß er alſo nun kommen und ſich recht herzlich bedanken könne?

Theodor. Er ſoll ſich aber nicht bedanken —

Müller. I nun, ſo will ichs auch nicht weiter thun. Sein Sie doch nur nicht böſe! So oft wir aber von dem Brode eſſen, das Sie uns gekauft haben, ſprechen wir auch von Ihnen, und ich wünſche, daß Ihnen jede ihrer Mahlzeiten, die Sie noch in hundert Jahren halten, ſo gut ſchmecken möge, wie uns das Brod ſchmeckt. Ich habe auch alle Tage eine ſchöne Suppe eſſen können, und, wenn noch ein paar Löſſel davon übrig waren, goß meine Frau wieder Waſſer zu, und ſchnitt Brod hinein, und dann aſſen all' unſre Kinder noch davon, und es ſchmeckte ihnen noch eben ſo gut, wie es mir geſchmeckt hatte. Ach das iſt wohl eine rechte Freude, wenn man ſo viel Kinder hat, und ſie können ſich alle ſatt eſſen, und wenn dann, ſo wie ſie ſatt ſind, eins nach dem andern einſchläft, und dann wieder eins nach dem andern aufwacht und ſie alle ſo munter ſind, wie die Aale, und herumſpringen, wie die kleinen Ziegen . . .

Hier kam Müller ſo in das Schwatzen hinein, daß der Prinz darüber allen ſeinen Unmuth vergaß. Rothe muſſte Müllern ein Zeichen geben, daß er nun wieder nach Hauſe gehen könnte; worauf der Prinz ihm nachrief — **ich beſuche ihn bald einmal wieder. . . .**

Müller. (im Weggehen.) Morgen iſt Sonntag. Da bin ich zu Hauſe. In der Woche gehts an Schwitzen auf der Arbeit.

Rothe. (als Müller weg war.) Das konnte ich mir doch wohl denken, daß wir Müllern nächſter Tage bei uns haben würden. Wir müſſen ihm das nicht übel nehmen, lieber Prinz. **Das iſt ein Zeichen ſeines guten Herzens.** Wie ich ihn ſah, da überzeugt' ich mich aufs neue davon, daß die Dankbarkeit zu den natürlichen Trieben des menſchlichen Herzens gehöre, die ſich nicht zurück halten laſſen, und daß man dieſe natürlichguten Triebe bei den Leuten in den unterſten Ständen zuerſt antreffe. Wenn ich ihn hätte zurückweiſen wollen, ſo würde er gedacht haben, daß wir ihn verachteten. Dadurch würden wir ihn unglücklicher gemacht haben, als wir ihn durch unſre Wohlthat letzthin glücklich machten. Er ſcheint überhaupt ein recht treuherziger, braver Menſch zu ſein, der es wohl verdient, daß man ihn unterſtütze.

Haben Sie wohl geſehen, wie er heute wirklich heiter und luſtig war? Das macht — er hat auf einige Wochen Brod im Hauſe und — iſt wieder geſund. Wenn ſo ein armer Mann dis **beides** hat: ſo **fühlt** er ſich glücklicher, als die reichſten und vornehmſten Leute es **ſein** können. Müller iſt recht das lebendige Bild **froher Genügſamkeit**. Wir brauchen dis nicht **mahlen** zu laſſen, wenn wir es ſehen wollen; wir dürfen nur Müllern anſehn.

Der Prinz ſchien nun über die geſchehene Entdeckung wieder beruhigt. Rothe hatte bemerkt, daß ſelbiger die Augen niedergeſchlagen, als er zu ihm geſagt, daß Müller **es verdiene, daß man ihn unterſtütze**; vermuthlich, um ſich der Hemden wegen nicht zu verrathen, weil Rothe ihm oft zu ſagen pflegte, **daß er den Leuten alles aus den Augen leſen könnte, was ſie vorhätten.** Tags darauf ſchlug der Prinz einen abermaligen Beſuch bei der Müllerſchen Familie vor. Rothe willigte darin und that, als wiſſe er von allem nicht. Müller ſaß vor der Thür, als ſeine Gäſte ankamen, kam ihnen entgegen und führte ſie mit den Worten in ſeine Hütte — nun ſeh' ich doch, daß Sie nicht böſe auf mich ſind, daß ich geſtern auf dem Schloß geweſen bin. Die Kinder thaten anfangs ſcheu gegen den Prinz; als Rothe ihnen aber zugeredet hatte, waren ſie bald alle wieder um ihn her, und ein allgemeines Frohlocken erfüllte die ganze Stube. Alsbald trat Schmidt in ſeinem groſſen Regenmantel herein.

Rothe. (ſich verſtellend.) Was will Er, Schmidt?

Schmidt. (mit affektirter Einfalt.) J da bring' ich was. (wirft den Mantel ab und ſetzt einen Hebekorb voll Hemden auf den Tiſch.)

Rothe. (Theodorn bedeutend anſehend.) Von wem iſt das?

Theodor. (händeklatſchend.) Ha ha ha ha! (an Rothen hinſpringend.) Lieber Hofrath, Sie werden doch darüber nicht böſe werden? (an den Tiſch zurückſpringend) Seht hier lieben armen Leute! Eure Hemden hingen letzt im Hauſe und waren ſo zerriſſen. Und mein Vater hat mir mein Wochengeld verdoppelt. Da dacht' ich gleich, daß ich jedem von euch Leinwand zu einem paar Hemden kaufen wollte. Und meine Mama hat die Leinwand zugeſchnitten, und alle Fräuleins und Jungfern haben nähen geholfen. Das hättet ihr einmal ſehen ſollen; ach, das ließ doch gar zu hübſch!

Nun fing der Prinz an auszupacken und theilte die Hemdem ſelbſt Reiheherum aus.

Auch jedes Kind empfing aus ſeinen Händen die ihm gehörigen. Müller und ſeine Frau erſtaunten und frohlockten. Noch mehr aber erſtaunte der Prinz, als er unter dem letzten Hemde im Hebekorb eine goldene Uhr fand, an der ein Zettel mit den Worten hing — — **Dieſe Uhr ſollſt du nicht zum Lohn, ſondern zum Andenken der erſten wohlthätigen Handlungen deines Lebens von deiner Mutter haben; Lohnen für ausgeübtes Gutes kann keine goldene Uhr, wohl aber das freudige Bewuſſtſein, ſie ausgeübt zu haben.**

Rothe ward wirklich durch dieſen letztern Vorgang ſelbſt überraſcht. Inzwiſchen ſammlete er ſich doch ſchnell und gab genau auf das Betragen des Prinzen dabei Acht. Theodor grif eher nach dem Zettel, als nach der Uhr; und als er jenen geleſen hatte, quoll ihm aus jedem Aug' eine Thräne hervor, die Rothe mit Entzücken abküſſte. Er beſah' zwar die Uhr, ſteckte ſie aber ohne ſie aufzumachen ein. Nun umringten ihn Müllers Kinder wieder; jedes ſeine Hemden auf dem Arm. Alle griffen ſie ihm nach den Händen; ſo daß ſeine Hände immer aus einer Hand in die andre gingen, bald vor ihn, bald hinter ihn gezogen wurden.

Müller. (der ganz treuherzig herzutritt und ihm auch die Hand reicht.) Wenn ich und meine Frau uns nicht bedanken dürfen; ſo dürfens die armen lieben Kinder doch wohl . . .

Hatten die Kinder ihr naives Dankweſen noch nicht genug getrieben, ſo trieben ſie es nun erſt recht. Wie, wenn Kinder in vornehmen Häuſern die ſchönſten Staatskleider empfangen haben, ſo freuten und ſegneten ſich dieſe hier. Theodor küſſte ſie der Reihe nach; wobei die Mutter immer einmal über das andre ausrief — ach, was für ein lieber junger gnädiger Herr! was für ein lieber junger gnädiger Herr! Rothe unterſagte ihr dis durch Winken und Kopfſchütteln; der Prinz war aber zu beſchäftigt mit den Kindern, als daß er auf die Mutter gehört hätte. Unter den ſeligſten Freudengenüſſen eines wohlthätigen Herzens trennte er ſich von dieſer armen Familie, und verſprach, nie ihrer zu vergeſſen.

Das war ein Feſt wieder — ſagte er vor Thür zu Rothen. Solche arme Kinder können ſich ſo freuen, wenn ſie ein Paar neue Hemden kriegen; und ich habe ſo viel neue Hemden und habe mich noch niemals darüber gefreut. Wenn ich nun alles andre auch ſo bedenke, was ich habe: ſo mag ich wohl ſchon recht viel glücklicher ſein, als viel tauſend andre Kinder.

Rothe. Gewis, Prinz. Und diß blos darum, weil Sie einen Vater haben, der Ihnen alles das ſchaffen kann, was Sie haben: denn Sie ſelbſt haben noch nichts erworben.

Theodor. (naif und edel.) Noch nicht ein Hemde, geſchweige zwei. Ich wüßte ja nicht, wodurch.

Rothe. (recht ſtark dazu dem Prinz in die Augen blickend.) Und wenn Sie ſtatt auf dem Schloſſe in Müllers Hauſe da gebohren wären; ſo hätten Sie heute ein Paar von den neuen Hemden geſchenkt bekommen, und wenn eins von Müllers Kindern ſtatt in jener Hütte auf dem Schlos gebohren wäre; ſo hätte dis Kind Ihnen heute die Hemden geſchenkt.

Theodor. (ſehr brav.) Ach ja wohl, lieber Hofrath. Das will ich auch, ſo lange ich lebe, bedenken. Und wenn ich nur erſt gros bin und recht viel habe: ſo will ich den Leuten ſo viel gutes thun, daß ſie mir's alle gönnen ſollen, daß ich auf dem Schloſſe gebohren bin.

Rothe bezeigte nun Theodorn ſeinen ganzen Beifall über die heutige ausgeübte ſchöne Handlung. Zu Hauſe erſt beſah der Prinz die goldene Uhr recht und freute ſich recht darüber.

Rothe. (als der Prinz ſeine Freude über die Uhr ſo ganz bezeigt.) Es iſt dis allerdings an ſich ein Stück von groſſem Werth, lieber Prinz; aber für Sie iſt es noch ein ſehr entbehrliches Ding. Haben wir nicht die groſſe Schlosuhr hier gerade über dem Kopf? Schlagen nicht dort auf den Kirchthürmen noch viel andre groſſe Stadtuhren? Hören Sie nicht jede Viertelſtunde Ihnen zehnmal durch dieſe verkündigt werden? Eigentlich ſind Taſchenuhren nur dem nothwendig, der keine öffentliche Uhr ſchlagen hört, und doch immer wiſſen muß, wie er in der Zeit lebe; oder dem, der ſo viel beſtimmte Geſchäfte hat, die alle nach einander pünktlich abgewartet werden müſſen, daß er ſtets auf die Minute wiſſen können muß, wie hoch es an der Zeit ſei. In keinem dieſer beiden Fälle aber ſind Sie, Prinz; und die wenigſten von denen, welche Taſchenuhren tragen, ſind in ſelbigen. Es iſt eine von den ärgſten Verſchwendungen unſers Zeitalters, daß jezt faſt jederman ſeine Uhr trägt. Sogar die Kinder in vornehmen Häuſern müſſen ſchon ihre Uhr führen. Wenn man nun dem kleinen Knaben die Uhrkette aus der Taſche hangen ſieht, ſo iſts, als ſpräche er — ich habe ſo mancherlei und ſo äuſſerſtwichtige Geſchäfte, die alle von mir auf die Minute betrieben werden müſſen. Klingt das nicht poſſirlich, da jederman weiß, daß der Knabe noch gar keine ſolche Geſchäfte habe? Es mag eine ungeheure Geldſumme ausmachen, wenn man nur alle die unnöthigen Uhren in Berechnung bringen wollte, welche hier in der Reſidenz getragen werden. Wenn all dies Geld in der Stadt lieber im Umlauf wäre, wie weit glücklicher würde die Bürgerſchaft ſein! Jede Uhr, die getragen wird, iſt ein todtes Kapital, oder ein Kapital, das keine Intereſſen gibt. Ja — noch mehr, ſie iſt ſogar als ein Kapital zu betrachten, das man andern ſchuldig iſt. Ehe man es vermuthet, iſt etwas an ihr zu beſſern, und die Koſten dafür muß man als die Intereſſen anſehen, die man jährlich davon abzutragen hat. Wenn man denn aber ja eine Uhr tragen will: ſo ſind die goldenen Gehäuſe um ſelbige ein noch weit leererer Aufwand. Nicht das Gold, worin die Uhr liegt, nicht der Brillantenſchmuck, womit ſie beſetzt iſt, geht und zeigt die Zeit an, ſondern das Werk, das inwendig iſt und in allen Taſchenuhren von Stahl iſt, macht die eigentliche Uhr aus. Dis erhält ſich aber in Gehäuſen von jedem andern Metall eben ſo gut, und man könnte alſo doch eine Uhr haben, und den Werth des Goldes und der Diamanten zu weit edlern Zwecken anwenden.

Theodor gerieth über dieſe Demonſtration in groſſe Verlegenheit. Rothe konnt' es ihm anſehen, wie der Werth der goldenen Uhr in ſeinen Augen jetzt plötzlich ſank, und es würde ihn nur wenig Worte gekoſtet haben, ſo hätte der Prinz die ganze Uhr verkauft und Suppen und Hemden dafür an arme Leute ausgetheilt.

Rothe. Ich ſage Ihnen dis aber nicht, mein Prinz, um Ihnen die Uhr zu verleiden. Ich will Ihnen dadurch nur den richtigern Geſichtspunkt öfnen, aus dem Sie ſie jederzeit betrachten ſollen. Sie ſollen ſich über die Uhr nicht blos als Uhr, und noch weniger als goldene Uhr freuen; ſondern Sie ſollen ſich über ſie freuen als über einen Beweis des auſſerordentlichſten Wohlgefallens, welches Ihre vortrefliche Mutter an einer guten Handlung gehabt hat, die Sie ſchon als ein noch ſo junger Menſch verrichtet haben... Ihre Mutter hätte Ihnen hundert andre Geſchenke machen können, die Ihnen ebendeswegen und ebenſo hätten lieb ſein müſſen, wenn ſie auch den Werth nicht gehabt hätten. Von dieſer Seite ſollen Sie die Uhr immer betrachten. Und darum erſt legen Sie einen recht groſſen Werth auf ſelbige, und geben Sie ſie nie weg, vertauſchen ſie auch nie gegen eine noch zehnmal ſchönere, ſondern tragen Sie ſie bei ſich, ſo lange Sie leben. Ketten Sie den Gedanken Ihrer in früher Jugend ſchon ausgeübten Menſchenliebe recht feſt an den Anblick derſelben; damit Sie, wenn Sie einſt erwachſen ſind, ſo oft Sie ſie in die Hände nehmen, ſich durch ſie angetrieben fühlen, noch edelmüthiger zu ſein, als Sie ſchon in Ihren erſten Jünglingsjahren waren. Wär' es möglich, daß Sie ſich alsdann einer Liebloſigkeit oder gar einer Härte gegen Menſchen ſchuldig machen konnten: ſo müſſe Sie das erſte darauf folgende Wiederaufziehen dieſer Uhr auch zur Sanftmuth und Milde zurückbringen.

Theodor. (wieder vergnügt.) Beſter Hofrath, nun ſoll mir die Uhr erſt recht lieb und werth ſein.

Rothe. Denken Sie, daß es Ihre Mutter mit Ihnen gemacht habe, wie es die Mütter alle mit ihren Kindern zu machen pflegen, wenn dieſe ihnen das erſte Stück Arbeit, zu der ſie erzogen werden ſollen, bringen. Ihre ganze Arbeit wird einſt in der Welt nichts, als weiſe Menſchenliebe ſein. So hat Ihre Mutter Sie alſo auch für Ihr erſtes Stück dieſer Art von Arbeit beſchenkt. In Zukunft werden Sie zwar keine goldene Uhren mehr für Ausübungen der Menſchenliebe bekommen; aber mehr als Gold und Brillanten — innigſte Zufriedenheit mit ſich ſelbſt — wird Ihnen Ihr eigenes Herz dafür reichen. Das Bewuſtſein, ſchön gehandelt zu haben, iſt die ſchönſte goldene Uhr — iſt das Ordensband, das um den Menſchen ſelbſt hängt, und der Stern, der an dem Menſchen ſelbſt blitzt; die übrigen Ordensbänder hängen nur um die Kleider, und die übrigen Sterne ſind nur in den Rock geſtickt.

Theodor. (eilfertig.) Ich will nun hingehen und mich bei der Mama für die Uhr bedanken. Ich will ſie aber auch bitten, mir, wenn ich nun einmal wieder eine gute Handlung ausübte, nichts wieder dafür zu ſchenken.

Adolf hatte einen der vergnügteſten Abende ſeines Lebens, als er die ganze Hemdengeſchichte erfuhr. „Für den Einfall, ſprach er unter andern lächelnd, die Hemden von meiner Gemahlin zuſchneiden und von den Jungfern nähen zu laſſen, hätte Theodor allein ſchon eine goldene Uhr verdient. Ich denke, daß er ihnen wohl öfter etwas zu ſchneiden und zu nähen bringen ſoll. Es freut mich um ſo viel mehr, weil er dadurch bewieſen hat, daß er von der hochgerühmten Etikette noch nichts wiſſe. Und dabei erhalten Sie ihn."

Der Prinz bekam nun von Zeit zu Zeit immer mehr Geld unter die Hände. Es wurden ihm manche kleine Revenüen angewieſen. Auch benutzte Ulrike jeden Freudentag ihres Hauſes, um ihm an ſelbigem nicht unbeträchtliche Summen zu menſchenfreundlichen Handlungen zu überreichen. Theodor hatte bald eine ganze Liſte von armen Familien, denen er im Stillen gutes that. Das Geld, welches er empfing, war von ſeinem Herzen mehrentheils ſchon lange vorher aſſignirt. Vor allen aber war und blieb die Müllerſche Familie diejenige, welcher er am meiſten gutes that. Brodmangel entſtand in ſelbiger nie wieder, und ihre Söhne nahm er alle in Beſchlag, um einen nach dem andern eine Profeſſion lernen zu laſſen, welche ſie wollten.

Geiſt und Herz des Prinzen hielten bei dem Ausbildungsgeſchäft, das Rothe ſo ganz einfach und kunſtlos an ihm betrieb, gleichſam einen Schritt. An ſich ſchon natürlich gut, ward er in derſelben Maſſe noch beſſer, in welcher er von

Zeit zu Zeit klüger ward. Jede neüerlangte Kenntnis, wenn ſie nur den geringſten Bezug auf menſchliches Thun und Laſſen hatte, offenbarte und ſpiegelte ſich auch alsbald in ſeinen Handlungen. Wer da wiſſen wollte, was der Prinz an jedem Tage Neues gelernt und begriffen habe: der durfte nur genau auf ihn merken, wie er ſich Tags darauf betrug. So gingen alle ſeine Kenntniſſe auf der Stelle in Kraft und Leben an ihm über. Naturkunde, Geographie und Hiſtorie wurden jezt die Gegenſtände, womit ihn Rothe hauptſächlich unterhielt. Der Prinz fand an ſelbigen überaus viel Vergnügen, und that darin, ohne daß es ihm ſauer ward, herrliche Fortſchritte. Rothe machte es damit jederzeit ebenſo, wie mit dem Leſenlehren. Unterwegs, wenn ſie ſpazieren gingen, erzählte er ihm bald etwas aus der einen, bald etwas aus der andern dieſer Wiſſenſchaften, und beobachtete dabei blos die Regel, daß er vom Leichten zum Schweren, vom Allgemeinen zum Beſondern, vom Nahen zum Entfernten fortging. Uebrigens band er ſich bei dem Vortrage der Sachen nicht ängſtlich an ſiſtematiſche Ordnung, daß er ſie etwa gerade ſo in der Reihe an ihn brächte, wie ſie in den Anleitungsbüchern, die er zum Grunde legte, auf einander folgten; ſondern, wie ſich die Gelegenheit darbot, reichte er ſie ihm, hatte aber immer eine vollkommene Ueberſicht alles deſſen ſowohl, was der Prinz nun ſchon wuſste, als auch deſſen, was er noch zu erlernen hatte. Dieſe erzählende Art, alles beizubringen, war für den Prinz ausnehmend unterhaltend, ermüdete ihn nie, und ſetzte ſeinen Lehrer in den Stand, ſich nicht nur ſehr deutlich gegen ihn zu machen, ſondern auch ſeinen Vortrag durch und durch mit geſundem Raiſonnement, ſeinen Reflexionen und herrlichen moraliſchen Folgerungen zu durchweben. Kamen ſie dann nach Hauſe, ſo ließ ihn Rothe das noch einmal im Buche leſen, was er ihm mündlich mitgetheilt hatte; daß es ſich ihm nun, da er ohnehin ein herrliches Gedächtnis hatte, um ſo unauslöſchlicher eindrückte. Hatten ſie unterwegs von irgend einem Thier, oder einer Pflanze geredet: ſo zeigte ſie ihm Rothe zu Hauſe hernach im Kupfer. War die Rede von einer Stadt, von einem Flus, von einer Inſel geweſen: ſo muſste ſie Theodor nun auf der Landkarte ſuchen. Unterwegs hatte Rothe dem Prinz erzählt; zu Hauſe muſste der Prinz Rothen wiedererzählen; und wo er ja ſtockte, da wuſste ihm Rothe bald durch Angabe irgend eines Umſtandes wiedereinzuhelfen. So bildete ſich der Prinz zu einem

nem Jüngling, der durch ſeine ſchönen Kenntniſſe ſchon die Freude aller derer erregte, welche mit ihm ſprachen. Franzöſiſch reden hatte er ſchon in ſeiner Kindheit bei Ulriken nebenzu gelernt. Rothe vervollkommnete ihn nun in dieſer Sprache, und führte ihn auch zum Engliſchen und Italiäniſchen an. Nie lehrte er ihn aber bloſſe trockene Sprachkenntniſſe, ſondern er verband jederzeit damit Sachkenntniſſe; ſo daß der Prinz jene gleichſam nur beiläufig bei dieſen empfing. Bald hatte er ein Deutſches, bald ein Franzöſiſches Leſebuch u. ſ. w. bei der Hand. Rothe ließ ihn die Sprachregeln weder vorher auswendig lernen, noch ließ er ihn ganz ohne Kenntnis derſelben; ſondern er zeigte ihm eine nach der andern bei der Lektüre ſelbſt, damit ſie ſich gleich im Beiſpiel deſto lebhafter ihm eindrücken mögten. Dieſe ganze Art, den Prinz zu unterrichten, beſonders die Methode, durch Erzählung ihm die nützlichſten Kenntniſſe beizubringen, war gewiß die allernatürlichſte, bequemſte und vollkommenſte; aber ſie erforderte auch einen Lehrer, der die Kenntniſſe alle ſelbſt im Kopf hat, und ſie nicht allemal erſt aus Büchern ſchöpfen muß. Sie würde bei Erziehung aller jungen Leute von Stande die brauchbarſte ſein; auch würde ſie längſt ſchon die allgemein=

mein-angewendete ſein, wenn jeder Hofmeiſter und Erzieher ſo viel gelernt hätte, wie Rothe, und wenn nicht jeder Ignorant, der weiter kein Fortkommen weiß, gleichſam wie aus Verzweiflung ſich zum Erzieher aufzuwerfen pflegte . . .

An dem Tage, an welchem der Prinz zwölf Jahre alt ward, hielt Adolf eine mehr als ſechsſtundenlange Unterredung mit Rothen. Es war befohlen, daß während derſelben niemand zum Fürſten eingelaſſen werden ſollte, und wenns auch der alte Zensdorf oder gar Prinzeſſin Anne wäre. Theodor feierte unterdeſſen ſeinen Geburtstag bei Ulriken. Alle, die davon hörten, daß der Fürſt heute wider alle Gewohnheit ſo ganz unzugänglich ſei, ahndeten, daß etwas ſehr wichtiges obwalten müſſe.

„Ich bemerke, ſprach Adolf an dieſem Tage auch zu Rothen, an Theodorn nun viel Verſtandesrege, und daß ſeine Empfindungen und Aeuſſerungen über wahrhaftigwürdige Gegenſtände auch der innern Würde derſelben angemeſſen ſind. Nun ſoll geſchehen, was der alte Zensdorf ſchon ſo lange gewünſcht hat. **Wir wollen Theodorn in die Arme der Religion führen.** Ich rede hier blos nach dem allgemeinen Sprachgebrauch; im Grunde haben wir ihn ſchon ſeit ſeinem ſechſten Jahre in der Religion unterrichtet. Er hat nehmlich ſeine Pflichten als Menſch kennen gelernt, und ſoll nun blos noch die ſtärkſten Motifen erhalten, ſie auszuüben. Sie ſollen es auch ſein, der ihn dieſe Religion lehrt. Ich kenne Ihre Grundſätze darüber, die die meinigen ſind, und will Ihnen noch ausführlich ſagen, wie ich verlange, daß Sie den Religionsunterricht einrichten ſollen. Siſteme, Kompendien, Glaubensbekenntniſſe — allerſeits über die Seite! Alles, was blos philoſophiſcher und theologiſcher Wuſt und Schlendrian iſt — weg damit! Theodor ſoll einer der aufgeklärteſten und helldenkendſten Köpfe ſeines Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts werden. Er ſoll nichts glauben, als was wahr iſt; und wenn er ſolchergeſtalt auch nur den zweiunddreiſſigſten Theil von dem glaubt, was gemeinhin geglaubt wird: ſo iſt ein **Loth reiner Wahrheit** mehr werth, als ein **Pfund Vorurtheile, Irthümer** und **Hipotheſen.** Was er denn aber glaubt, ſoll er recht glauben; ſo wird er daran, um gut und froh zu ſein, auf Lebenszeit genug haben. Da Sie ſich jedoch vielleicht bei Uebernehmung dieſes Geſchäfts vor den **Pfaffen** unter meinen Geiſtlichen fürchten mögten: ſo leiſt' ich Ihnen die Gewähr, daß nicht nur das ganze vereinigte Heer derſelben Ihnen kein Haar krümmen, ſondern daß auch Theodor nie in die Hände eines Geiſtlichen kommen ſoll. Ich ſehe nicht ein, warum es gerade ein Geiſtlicher ſein müſſte, der ihn geſunden Menſchenverſtand lehren ſoll."

„Ich bin ein warmer Verehrer der Religion, und ſo ſoll dis auch Theodor werden. **Ein Fürſt ohne Religion** — ich mag nicht ſagen, was ich dabei denke. Meine orthodoxeſten und zeterſchreiendſten Pfaffen können nicht ſo viel ſchlimmes darüber denken, als ich. Aber ich verſtehe unter Religion die **ſimple, heilige Naturreligion, die die erſte auf dem Erdboden war und auch die letzte bleiben wird, und der alle Weiſen der Welt in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsſtrichen zugethan waren.** Dieſe iſt die einzige Religion. Bei allen andern Religionen liegt ſie zum Grunde und iſt blos in der einen mit menſchlichen Zuſätzen mehr vermiſcht und durch äuſſerliche Gebräuche und Ceremonien mehr verhüllt und unkenntlich gemacht, als in der andern. Je deutlicher ſie aus irgend einem Religionsſiſtem hervorſchimmert, deſto mehr Beifall fand auch dies zu allen Zeiten; weil die Lehren der Naturturreligion jedem geſunden Menſchenverſtande ſich ſofort aufdringen. Ohne Zweifel muß man auch hierin die Urſache von der ſchnellen Ausbreitung des Chriſtenthums ſuchen. Man muß nehmlich dem Chriſtenthum den Vorzug zugeſtehn, daß die Naturreligion durch daſſelbe weit ſtärker hervorleuchte, als durch irgend ein andres jemals herrſchendgeweſenes Religionsſiſtem. Verſtehen Sie mich aber wohl; ich rede hier blos von dem urſprünglichen Chriſtenthum; denn wenn das Chriſtenthum, wie es jetzt gemeiniglich den groſſen Haufen gelehrt wird, erſt ausgebreitet werden ſollte: ſo dürfte es ſchwerlich ſein Glück auf dem Erdboden machen. So enthält es offenbar Sätze, gegen die ſich der menſchliche Verſtand ſträubt. Solche hat aber auch der weiſe und liebenswürdige Jeſus nie ſelbſt vorgetragen. Dieſer ſuchte die ſimplen Lehren der Naturreligion — die Lehren Abrahams, Noahs und Henochs — aus dem Wuſt und Schutt der Religion ſeiner Väter wieder heraus, und trug ſie begreiflich und einleuchtend in der wahren Volksſprache vor; wie konnt' es daher anders kommen, als daß ihm der geſunde Menſchenverſtand allenthalben die Hand reichte? Ich glaube kaum, daß irgend gendjemals und irgendwo ein wahrer Weiſer auf dem Erdboden geweſen ſei, der die eigentlichen Lehrſätze Jeſu nicht annahm, glaubte und ausübte, und in ihnen einzig und allein das Weſen aller Religion fand. Gewis war er ſelbſt hievon lebendig überzeugt und wollte dis auch damit ſagen, wenn er ſprach, daß viel kommen würden vom Morgen und vom Abend, von Mittag und von Mitternacht u. ſ. w. Kurz, die Weiſen hatten alle nur eine Religion — Dieſe war die Religion Abrahams und die Religion Noahs, und iſt das urſprüngliche Chriſtenthum — und ſchöpften ſie alle aus einem Buch, aus der groſſen, groſſen Bibel, die allenthalben, ſie mogten wohnen, wo ſie wollten, und mogten hinſehen, wohin ſie wollten, vor ihren Augen weitausgeſchlagen da lag. Ich glaube das Chriſtenthum nicht höher ehren zu können, als wenn ich die wahre Naturreligion in ihm erblicke und ſage, daß es dazu beſtimmt geweſen ſei, den Glauben der einzelnen Weiſen unter allen Völkern zu einem herrſchenden Religionsſiſtem für alle Völker zu machen."

„Weder mein Volk noch meine Prieſter kennen meinen eigentlichen Glauben. Sie ſehen mich in ihren Tempeln und ſehen mich ihre heiligen öffentlichen Ceremonien beobachten. Ich halte aus Gewiſſenstrieb alles das in Ehren, was dem groſſen Haufen noch Stütze ſeiner Rechtſchaffenheit iſt, und weiß mehr denn zu gut, daß ſich die Aufklärung des Volks nicht übereilen laſſe. Ich habe inzwiſchen dennoch für dieſe während meiner Regierung viel geleiſtet, und mehr, als ich ſelbſt zu leiſten hofte. Ich fand ein Land, daß durch und durch von einem Geiſt ſcheinheiliger Frömmelei durchweht war. Der alte Zensdorf iſt nur halb das Bild von dem, was alle Männer damals waren, und — die Weiber waren ſo ziemlich lauter Prinzeſſinnen Annen. Einige Geiſtliche hatten, wie gewöhnlich, den Ton dazu angegeben. Bald geſchah es, daß niemand weiter ein prieſterliches Amt bekam, als wer ein Kopfhänger war. Wer es da gewagt hätte, eine blos moraliſche Predigt zu halten, wäre abgeſetzt worden Alle Kanzeln ertönten von nichts als von dem natürlichen Verderben des Menſchen, von dem Unwerth menſchlicher Tugend, von Entſagung alles eignen Verdienſtes, von bloſſer Ergreifung des Verdienſtes Chriſti, von den wunderbaren Bekehrungen des Sünders durch den heiligen Geiſt u. ſ. w. Geſunde Vernunft und edle Selbſtthätigkeit wurden immer ſeltener, je länger das Unweſen ſo fortdauerte. Mein Vater — Gott verzeih' es ihm! — der vorher darüber immer geſpottet hatte, trat ganz zulezt ſelbſt dazu. Die Nachwelt aber wird den Gang, welchen ſeine Seele dabei genommen, einſt gewis laut gerade ſo beſchreiben, wie ich mir ihn jeʒt im ſtillen ſchon ſehr richtig denke. Dieſes andächtelnde Unweſen nun hat ſich jeʒt gröſtentheils hier verlohren; und ſo muß es meinem Theodor einſt gelingen, in der Aufklärung der Nation noch weit ſtärkere Fortſchritte zu thun. Ich hatte die gröſte Schwierigkeit dabei zu überwinden; denn man hat bei der Aufklärung keinen ärgern Widerſacher, als — die Frömmelei. Das ganze Weſen hat ſo eine heilige Mine, und die, welche es unterſtüʒen, vermummen ſich ſo unter dem **Rocklor der Ehre Gottes**, daß man gleich Gefahr läuft, für einen Religionsſpötter und Gottesverächter ausgeſchrieen zu werden, ſo bald man nur anfängt, es aufzuräumen.„

„Bei jeder Gelegenheit ſuchen Sie daher Theodorn Frömmelei und Pietiſterei recht in ihrer verächtlichen Blöſſe darzuſtellen. Ich hoffe zwar, daß der Religionsunterricht, welchen er empfangen ſoll, ihn allein ſchon vor ſelbiger werde verwahren können müſſen: aber es iſt Ihnen wie mir bekannt, daß dieſer fanatiſche Geiſt mitten in unſerm aufgeklärtſeinſollenden Jahrhundert hier und da wieder ſein Haupt empor hebe. Es wäre von der ganzen Menſchheit zu bejammern, wenn es ihm gelingen ſollte, das Licht wieder auszulöſchen, welches wahre Philoſophie, Studium des Menſchen, Exegeſe des neuen Teſtaments und — Preßfreiheit, verbunden mit unermüdetem Eifer nach Wahrheit und mit Duldergeiſt, der endlich über alle Verketzerungen ſiegte, ſeit dreiſſig Jahren angezündet haben und das eben jetzt erſt im ſchönſten Ausbruch iſt. Wer die Geſchichte ſtudirt hat, iſt für nichts Bürge. **Was die Weiſen ein Jahrhundert hindurch erbauten, hat der Fanatiſmus oft in einem Jahre wieder zerſtört.** Auſſer der **Peſt** kenn' ich nichts, das ſo **anſteckend** wäre, als er. Mir iſt dis auch äuſſerſt erklärbar. Was das **Volk** betrift, ſo iſt bekannt, daß ſolches einen auſſerordentlichen Hang zur Sinnlichkeit habe. Dieſem iſt der Fanatiſmus aber weit willkommner, als die reine Vernunft, die ihm nichts vorſchwärmt und die Fantaſie nicht mit Bildern amüſirt. Auch überhebt das frömmelnde Weſen der Mühe zu **denken**; und jeder weiß, wie viel Ungemächlichkeit der groſſe Haufe dabei finde, wenn er denken ſoll. Es bedarf warlich nur einiger beredten Schwärmer, ſo iſt das Volk bald hingeriſſen. Und was die Höfe anlangt — wiſſen Sie nicht, Freund, daß der Hof binnen acht Tagen wird, was der Fürſt iſt? Gelingt es dem Schwärmer nur, dieſen für ſich eingenommen zu machen, der Höflinge wegen darf er gar nicht bange ſein. Was ſollen alsdann die wenigen Weiſen und Denker thun? Im Flus ſind ſie nun einmal. So ſchwimmen ſie zwar eine Zeitlang gegen den Strom, ſehen aber bald ein, daß ſie dadurch den Strom nicht aufhalten mögen, und ſuchen irgendwo eine kleine Bai oder Bucht am Ufer, wo ſie fluthfrei ſind. Wie es aber zugehe, daß auch Fürſten zuweilen ſich zur Frömmelei, Andächtelei und Pietiſterei neigen und daß Schwärmer ſie an ſich ziehen, darüber will ich Ihnen jetzt meine Gedanken ſagen.“

„Von dem Fall will ich gar nicht einmal reden, daß ein Fürſt ſchon dazu erzogen werden könne. Wenn dis iſt, ſo iſt die Sache wenigſtens eben ſo natürlich, als es iſt, daß ein Fürſt ſchon zum Soldaten oder Jäger erzogen werden könne. Und wenn dann unter ſeinen künftigen Räthen noch ein Weiſer iſt: ſo muß dieſer es durchzuſetzen ſuchen, daß der Herr, ehe er die Regierung antritt, noch bei guter Zeit auf Reiſen gehe. Dis iſt das einzige Mittel vielleicht, ihn noch umzuſtimmen, und dadurch die geſunde Vernunft in ſeinem Lande zu retten. Ich denke mir aber auſſer dieſem Fall noch drei andere. Ein Fürſt iſt eben ſo ein Menſch, wie andre. Einzelne Meinungen und ganze Siſteme bahnen ſich eben die Wege zu ſeiner Seele, welche ſie ſich zu andern menſchlichen Seelen bahnen und gelangen auf eben denſelbigen in ſie. Der Weg, auf welchem Schwärmerei und Andächtelei in andere menſchliche Seelen gelangen, iſt **Mangel an Licht, Ungeübtheit im Denken und Unluſt zum Denken.** Ein unaufgeklärter Fürſt, ein Fürſt der nicht denkt, kann alſo eben ſo leicht von Schwärmern und Fanatikern hingeriſſen werden, wie jeder andere unaufgeklärte und nichtdenkende Menſch. Und kein Wunder, wenn ſich der Fanatiker an ihn macht. Dabei iſt ja weit mehr **Ehre** und **Geſchrei** für ihn, wenn ein Fürſt ſein **Proſelit** wird, als wenn es tauſend andre werden; und er weiß ja ohnehin auch, daß ſobald es dieſer nur iſt, tauſend andre es auch bald ſind. Den zweiten Fall, daß ein Fürſt Andächtler werden könne, denk' ich mir alsdann und zwar als ſehr natürlich, wenn er in jüngern Jahren den Freigeiſt **ohne Gründe** gemacht hat. Er ward alſo nicht dazu erzogen; man brachte ihm vielmehr die gewöhnlichen Religionsideen bei. Durch Umgang und Lektüre bewogen warf er hernach dieſe weg und ſammlete ganz entgegengeſetzte, die er **aber keineswegs zur Ueberzeugung,** ſondern nur zur **Lebhaftigkeit** brachte. So lange ſein männliches Feuer dauerte, erhielten ſich dieſe in ihrer Lebhaftigkeit fort. Nun, wird er älter. An die Stelle der abgehenden Lebhaftigkeit ſeiner freien Ideen ſollten nun die Gründe derſelben treten und den ganz alten gewöhnlichen Ideen die Spitze bieten. **Gründe aber hat er nicht.** So erwachen nun in ihm die erſten gewöhnlichen Religionsideen wieder. Da entſteht in ſeiner Seele Kampf und Streit; und das Final davon? **Niederlage der Vernunft!** Er wirft ſich vor, zu **wenig** geglaubt zu haben und — glaubt nun zu **viel**, um **wieder gut zu machen**, und kehrt nicht nur gänzlich zu den erſten Ideen zurück, ſondern übertreibt dieſe ſogar und — **wird Andächtler.** Lieber Rothe, dis iſt ſo ein Beitrag zur Erklärung der Bekehrungsgeſchichte manches verſtorbenen Fürſten, von deſſen Freigeiſterei erſt, und hernach von ſeiner Rechtgläubigkeit in der Geſchichte ſo viel Geſchrei war. Doch, hier dürfte auch wohl noch ein andrer Beitrag dazu ſein. Was kann für einen Menſchen, der ſich in der Jugend allen möglichen Ausſchweifungen überließ, in höhern Jahren willkommner ſein, als die Andächtelei? Iſt dieſe nicht das ſanfteſte **Ruhebette, worauf ſich die erſchöpfte Wolluſt noch ausſtrecken mag?** Alſo — dritter Fall! — —„

„Ich verabſcheue die Andächtelei und Frömmelei aus den Innerſten meiner Seele, weil ſie die höchſte **Immoralität** mit ſich führt. Bei derſelben kann man erſt die gröſſere Hälfte des Lebens in allen Laſtern zugebracht haben und ſich hernach mit ihr tröſten. Das iſt aber ſchändlich und kehrt die ganze Natur des Menſchen um. Nur der kann ſich tröſten, **der in der zweiten kleinern Hälfte des Lebens auf ausgeübte Tugend in der erſten gröſſern zurück ſehen mag**, und man muß dem Menſchen alle Hofnung benehmen, ohne **lebenslange** Rechtſchaffenheit im Alter und im Tode ruhig werden zu können. Das iſt **mein Grundſatz und nur nach dieſem kommt man in den Himmel.** Selbſt mit der Andächtelei verträgt ſich aber auch noch jedes Laſter. Bei dem de= und wehmüthigen Gefühl ſeines Verderbens ſchreibt man alle die heftigſten Ausbrüche ſeiner Leidenſchaften auf dies Verderben, und denkt nicht an ſeine wahre Beſſerung. Man macht die Auſſenſeite heilig und läſſt das Innere voll Greuel; gerade ſo, wie es die machten, welche die Schüſſeln ſo oft ſcheuerten und mit getünchten Gräbern verglichen wurden. Von Menſchenliebe, die allein ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt iſt, wiſſen die Frömmler auch nicht viel. Man lebt, wie man will, genieſſt jede Wolluſt, wie man will, und wirft ſich hernach dem lieben Heilande in die Arme und betet und ſingt dazu; ſo iſt alles wieder abgethan. Was mich aber am meiſten wider alle Andächtelei und Pietiſterei aufbringt, iſt dis: — daß ſie den Menſchen träge macht. Unter allen Seelenkräften ſpannt ſie nur die Einbildungskraft hinauf, die übrigen alle aber herunter. Da iſt lauter Gnade, lauter fremdes Verdienſt, lauter unmittelbare Einwürkung. Bei alle der Gnade nun läſſt der Menſch, ſeine eigene Natur unbenutzt; bei allem fremden Verdienſt bekümmert er ſich um kein Selbſtverdienſt und lebt unnütz für die Welt; bei alle der unmittelbaren Einwirkung denkt er nicht daran, auf ſich ſelbſt zu wirken und an ſich ſelbſt zu arbeiten. Der ganze Menſch, wie geſagt, erſchlaft — bis auf ſeine Fantaſie. Das iſt aber wider alle Beſtimmung der Menſchen. Dieſe iſt einzig und allein edle Selbſtthätigkeit. Dazu müſſen beſtändig alle ſeine Kräfte angeſtrengt werden; denn hierdurch allein bildet er ſich aus; hierdurch allein wird ſein Leben Segen. Immer muß man ihm zurufen — rühre dich, arbeite, leiſte — verlaß dich nicht auf fremdes Verdienſt, es geht dir ſonſt wie der Krähe mit fremden Federn — nur was Du ſäeſt, wirſt Du erndten — deine Werke, DEINE Werke folgen dir nach . . . „

„Darum wehren Sie, wehren Sie, daß Theodor als Fürſt jemals Andächtler werde! Von einem Fürſten wird verlangt, daß er unermüdet thätig ſei, ſich um alles im Lande bekümmre, allenthalben die Hand mit im Spiel habe, Kameral- und Finanzlektüre treibe, und die groſſe Wiſſenſchaft, ſein Volk glücklich zu machen, immer mehr von Grundaus ſtudiere; nicht aber — daß er in alle Betſtunden gehe, über Andachts- und Erbauungsbüchern und goldnen Herzenskäſtlein ſitze und dazu die Hände, welche das Ruder führen ſollen, in den Schos lege. Dis letztere iſt ein Leben, daß ſich keineswegs für regierende Herrn, ſondern für Madam Hanna gottſeligen Andenkens ſchickt. Wenn die Unterthanen eines ſolchen irregeführten Fürſten dächten, wie ich: ſo müßten ſie ſich aufmachen, und die Schurken und Mammelucken, welche ihren Herrn ſo einſchläfern und einſingen, zum Lande hinausjagen, — und wenn ſie auch die Tonſur trügen. Sie ſind die Böſewichter, welche ihnen den Vater rauben und ſein Herz von ihnen abwendig machen . . . “

„Meine eigentliche Religion iſt folgende — glaube ein oberſtes Weſen als Schöpfer und Regierer der Welt — verehre daſſelbe durch Weisheit und Tugend — lebe unſträflich und thue um dich her ſo viel Gutes, als du kannſt, auf daß du auch jenſeits des Grabes noch glücklich ſein mögeſt. . . . Dis ſoll denn nun auch einzig und allein Theodors Religion werden. Sagen Sie ihm vor der Hand nichts von Judenthum, Chriſtenthum, Türkenthum u. ſ. w. “

„Führen Sie ihn jetzt gleich zur Erkenntnis des ewiggroſſen Weſens, in welchem wir den unſichtbaren Schöpfer des Weltalls anbeten. Laſſen Sie ihn das Daſein deſſelben aus der Regelmäſſigkeit der Natur abſtrahiren, und wählen Sie zur erſten freiwilligen Erweckung der Idee von Gott in ihm einen Gegenſtand oder ein Ereignis der Natur wobei **viel Beobachtungen von Ordnung, die ins Unermesliche geht,** ſich zuſammendrängen. Beleben, erwärmen, durchdringen Sie ihn nach und nach ſo mit dem Gedanken an Gott, daß er Gott allenthalben ſehe und allenthalben höre. Fragt er, wer Gott ſei: ſo antworten Sie ihm — er iſt **das Weſen der Weſen, die Kraft der Kräfte, der Vater von allem, Alles in allem, das Leben, das Licht.** Bringen Sie ihm von dieſem Gott die erhabenſten und **tröſtlichſten** Begriffe zugleich bei. Erfüllen Sie gleich anfangs ſeine junge Seele mit der reinſten Hochachtung und mit der kindlichſten Liebe gegen ihn. Nichts furchtbares, nichts ſchreckenerregendes miſche ſich in ſeinen Glauben an Gott. Gott werde und bleibe in ſeinen Augen ein **weiſer und guter Vater, der ſeine Seligkeit und ſeine überſchwenglichen Freuden gern mit allen ſeinen Kindern theilt.** Lehren Sie ihn die anbetenswürdige **Weisheit** dieſes Urweſens recht kennen. Weiſen Sie ihn bei allen Einrichtungen im Groſſen und im Kleinen auf dem Erdboden nach ihr hin. Wandeln Sie zuweilen mit ihm in jenen unendlichen

lichen Räumen, in den Gefilden des Himmels, und weihen Sie ihn da, durch Betrachtung jener zahlloſen Sonnen und Welten, erſt recht in die Geheimniſſe der göttlichen Weisheit ein. Bei allem aber, was Gott ſchuf und ordnete, ſei immer ſein erſter und letzter Blick auf das **Wohlthätige** darinn gerichtet. Alle jene aus dem Judenthum herſtammende Begriffe von Beleidigung, Zorn und Rache Gottes, von Genugthuung und Verſöhnung, über die wir uns ſo oft geärgert haben, fallen natürlicherweiſe weg. Denn ſie ſetzen Gott nicht nur unter die **Gottheit**, ſondern ſogar unter die beſſere **Menſchheit** herab. Kein guter Menſch geht einmal ſo mit ſeinen Thieren und noch weniger mit andern **Menſchen** um, wie Gott nach ſelbigen mit uns handeln ſoll. Machen Sie es Theodorn zur Pflicht, in der Erkenntnis Gottes ſein ganzes Leben hindurch zu wachſen. Sagen Sie ihm, daß alle gute und edle Kenntniſſe des Menſchen ſich in dieſer koncentriren, und daß der Menſch recht eigentlich zu ihr geſchaffen ſei. Die **Verehrung** Gottes werde ſein ſeligſtes Geſchäft; aber eine Verehrung, wie jener Vortrefliche ſie empfahl — im Geiſte und in der **Wahrheit**. Laſſen Sie ihn recht das Sinnloſe in jener Verirrung des menſchlichen Verſtandes fühlen, den oberſten Geiſt durch leere Aeuſſerlichkeiten und bloſſe Ceremonieen verehren zu wollen. Seine ganze Seele, durch Gottes Weisheit und Güte entzückt, ſtrebe nach Aehnlichkeit mit Gott, und ahme ihm bei allen ihren Geſinnungen, Vorſätzen und Handlungen in ſeiner Weisheit und Güte nach. Dis ſei die Gottesverehrung, welche er lerne, der er lebenslang ergeben ſei und durch die er ſich auf jene Welt bereite. Lehren Sie ihn, daß nur ein einziger Weg für den Menſchen da ſei, **Gott wohlgefällig** zu werden; — nehmlich die Anwendung unſrer **Kräfte zum Guten** oder eine **treue Erfüllung aller unſrer Pflichten.** Richten ſie zwiſchen ihm und der Tugend einen felſenfeſten, ewigen Bund auf. Zeigen Sie ihm, wie jede Abweichung von derſelben den Menſchen unglücklich mache, und wie hernach nur eine ſchnelle Rückkehr zu ihr wieder im Stande ſei, ihn zu retten. Schlechterdings lerne er glauben, daß der **Menſch** ſein **eignes wahres Heil** ſich **ſelbſt ſchaffen,** aus ſich ſelbſt **nehmen** und ſich ſelbſt zu **danken** haben müſſe; damit er unaufhörlich an der Veredlung ſeines Herzens arbeite, ſich nicht auf fremdes Verdienſt verlaſſe, ſondern **eignes** Verdienſt erlange, und ſich nicht hinter einem andern Herrlichen verbergen müſſe, wenn Gottes Blick auf ihn fällt, ſondern ſelbſt ein herrlicher Menſch werde.„

„Bei Beobachtung ſolcher Rechtſchaffenheit auf allen Seiten führen Sie ihn alsdann durch den Glauben an die göttliche Fürſehung zur Ruhe. Dis werde ein rechter Hauptartikel in ſeiner Religion, daß das oberſte Weſen nicht etwa blos die Exiſtenz der Welt bewirkt und ſie hernach ſich ſelbſt überlaſſen habe; wie ein andrer Baumeiſter, der, wenn er das Gebäude aufgeführt hat, es ſtehen läſſt und davon geht; ſondern daß Gott auch ewig in die Welt fortwirke und unaufhörlich in ſie einflieſſe, daß ohne ihn, nicht das geringſte geſchehe und daß ſeine Direktion alles zu dem Ziele der höchſten Vollkommenheit leite, deren dieſe Welt fähig iſt. Dieſer Gedanke iſt mir zu allen Zeiten ganz unausſprechlich ſanft und beruhigend geweſen, und ich gäbe ihn für die ganze Welt nicht hin. Theodor lerne ihn eben ſo ſchätzen und ſegnen. Abſtrahiren Sie ihm denſelben zuförderſt aus der immerfortdauernden Ordnung der Natur. Die überaus meiſterhafte Oekonomie derſelben, die nicht nur einſt da war, ſondern auch ſo viel Jahrtauſende hindurch fortgeführt

führt worden iſt und doch nur auf ſo einfachen Grundſätzen beruhet, werde ihm Bürge für die Wahrheit deſſelben. Machen Sie ihn beſonders auf ſolche Ereigniſſe in der Natur aufmerkſam, **die offenbare Anomalien von der Regel ſind, und die doch am Ende ſogar die Regel befeſtigen** und die zerrüttete Ordnung wiederherſtellen. Verbinden Sie mit der Natur **die Geſchichte der Völker**, dieſe unzuverweiſende und unzuverkennende Zeugin der göttlichen Regierung, und laſſen Sie ihn auf jedem ihrer wichtigern Standörter einen Ruhepunkt ſuchen, wo er den Glauben von den **allwaltenden** Gott recht in Ueberzeugung und Empfindung verwandle. So erkenne und fühle mein Theodor auch **als Fürſt** einſt ſeine **Abhängigkeit von Gott**, und trage **als Regent eines Volks** ſein Schickſal in **die Hände des oberſten Regierers der Welt**. Das werden gewiſſenhafte, gerechte und leutſelige Fürſten, n denen ſolche Gefühle und Geſinnungen gleich von den Jünglingsjahren an leben und weben. Dieſe gehen denn auch mit ihren ins Groſſe einſchlagenden Unternehmungen bedächtlich und eiſe zu Werke, haben den Dünkel nicht, durch hre eingeſchränkte Macht Dinge, die nun einmal nicht geſchehen ſollen, dennoch durchſetzen zu wollen und machen nie im vergeblichen Kampf gegen die Schickung ihrer Unterthanen Gut und Blut zu Schlachtopfern. Zum Grauſen für die arme ſo ſchon genug geplagte Menſchheit fehlte es nie an ſolchen übermüthigen Herrſchern, die ſich einbildeten, daß ihnen nichts unmöglich ſei, daß ſie den Lauf der Dinge abändern könnten, und daß ſie nur ſprechen dürften, damit alles geſchehe, und nur gebieten, auf daß alles da ſtehe. Aber ihr Hochmuth ward von jeher gar jämmerlich zu Schanden und ſie machten ſich ſelbſt zum Spott der Völker. Theodor, ſo oft er etwas unternehmen will, ſoll zwei Fragen an ſich thun. Erſtlich — ob es überall gut und löblich und mit Gottes Abſichten und Beſtimmungen für die Menſchheit übereinſtimmend ſei. Und dann — ob auch jetzt Zeit dazu ſei, es glücklich auszuführen. Iſt das letztere nicht: ſo ſoll er davon ablaſſen und glauben, daß die Fürſehung einen andern Zeitpunkt dazu erkohren habe, in welchem es gewiß bewerkſtelligt werden wird. Immer ſoll er bedenken, daß er nur eins von den ſtärkern Werkzeugen ſei, durch welche der oberſte Regierer ſeine Abſichten ins Werk ſetzen will, und daß es, ſobald dieſer das Komm wieder Menſchenkind zu ihm ſpricht, um alle ſeine Hoheit, Macht und Gewalt gethan ſei.“

„Bei feierlichen Anläſſen ſoll er ſich nicht ſchämen, mitten unter ſeinem Volk zu knieen und gegen das oberſte Weſen ſeine innigſte Devotion durch eben die Zeichen an den Tag zu legen, durch welche die Natur ſie durchgängig ausdrückt. Wenn er einſt ebenſo wie ſeine Bürger, Bauern, Taglöhner und Hirten ſogar zu Staub vor Gott werden muß: ſo wird es nicht wider ſeine Hoheit ſein, ſich ſchon vorher ebenſo, wie ſeine Bürger, Bauren, Taglöhner und Hirten, vor Gott bis in den Staub zu demüthigen. Ich ſtelle nichts auf Aeuſſerlichkeiten; das hab' ich denn aber doch aus Erfahrung geſehen, daß das Beiſpiel eines ſich ſo öffentlich vor Gott demüthigenden Fürſten ganz unbeſchreibliche Eindrücke auf ſein Volk mache.“

„Ich erinnre mich eines ſolchen Vorfalls, als ich einmal von einer ſehr ſchweren Krankheit geneſen war, in der meine Aerzte mich ſchon völlig verlohren gegeben hatten. Ich hatte dermalen einen ſehr wackern Hofprediger, der ganz aus dem Innerſten ſeines Herzens in das Innerſte der Herzen ſprechen konnte. Dieſen erſucht' ich, daß er, wenn er mich zum erſtenmal wieder im Tempel erblickte, mir die Pflichten öffentlich vorhalten mögte, welche ein wiedergeneſener Fürſt Gott und ſeinem Volk ſchuldig iſt. Der Mann that dis auf eine überaus vortrefliche und männliche Weiſe. Durch eine ganz unerwartete Wendung, die er am Ende ſeiner Predigt nahm, forderte er erſt die ganze Gemeine zur frommen Freude darüber auf, daß ſie ihren Fürſten wieder in ihrer Verſammlung ſähen, der ihnen ſo viel Gutes erzeigt habe und nun noch mehr Gutes erzeigen würde und die Ehre davon Gott allein überlieſſe. Sodann führte er mich betend ein, und ließ da mich ſelbſt mir alle die Pflichten ſagen, die ich nun als ein wider alle Erwartung vom Siechbette wiederaufgeſtandener Fürſt auf mich hätte. Er ſprach mir ganz aus der Seele, und riß meine Empfindungen ſo hin, daß ich, ohne mich deſſen deutlich bewuſſt zu ſein, während des Gebets auf meine Kniee fiel und meine Arme gen Himmel ausſtreckte. Kaum hatt' ich dis gethan, ſo lag die ganze Gemeine ebenſo, wie ich. Wahrlich, einen feierlichern Anblick hatte ich nie gehabt. Die Stille, welche dabei im Tempel war, die hohe Andacht vor Gott, welche ſich auf allen Geſichtern zeichnete, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Heilige Schauer des Lebens und des

Todes ſchienen von mir auf meine Bürger hinzuſchweben, und von meinen Bürgern wieder auf mich zurückzuſchweben. Hernach betete der wackere Geiſtliche noch ein Gebet voll Geiſt und Salbung ſtatt des wäſſerichten Kirchengebets aus dem Herzen für mich und ſein Vaterland. Alle, wie wir da lagen, blieben wir liegen. Er betete lange; aber er hätte noch zehnmal länger beten mögen, ſo würde die ganze Gemeine des Betens nicht müde geworden ſein. Eine ſo edle, ſo anhaltende Erhebung aller Herzen zu Gott muſſte kaum in irgend einem Tempel ſchon ein Beiſpiel gehabt haben. So lange das Gebet währte, waren alle Blicke gen Himmel gerichtet, und ſo, wie das Gebet aufhörte, fielen alle Blicke auf mich und blieben an mir hangen. Seliger als Fürſt hab' ich mich nie gefühlt, denn in jenen Augenblicken. Da war mir, als göſſen Himmel und Erde Segen, Friede und Freude über mich aus. Ich war wie begeiſtert, und blieb noch eine Zeitlang in der Lage, als der Geiſtliche ſchon von der Kanzel ging; aber — wenn doch irgend ein Menſch aus der ganzen Gemeine ſich eher von der Erde erhoben hätte, als ich!

„Noch ein ähnlicher Vorfall fällt mir ein. Nach dem letzten Kriege, der ſo unſägliche

Dranaſale für dies Land mit ſich führte, verordnete ich ein auſſerordentliches Friedensdankfeſt. Ich lieſs, weil ich die Kraft gedankenreicher und melodiöſer Geſänge auf das menſchliche Herz kenne, ein vortrefliches und ſeelenerhebendes Lied auf den Gegenſtand des Tages verfertigen und viel tauſend Exemplare davon austheilen. Es ward zum Beſchluß des Gottesdienſtes ohne Trompeten und Pauken geſungen. Alle unſre Seelen waren durch den rührenden Vortrag des ebenerwähnten Geiſtlichen ſchon in die ſtärkſte Bewegung geſetzt. Nun kam der herrliche Geſang dazu. Beim zweiten Verſe ſchon konnt' ich mich der Thränen nicht mehr enthalten. Beim dritten ſanken meine Füſſe unter mir hin. — Sagen Sie nicht, lieber Rothe, daß ich auch Anlage zur Schwärmerei hätte." Nein! Aber hohes Gefühl für menſchliche Glückſeligkeit hab' ich; dankbares Gefühl für die Güte Gottes hab' ich. Dieſe beiden vereinigt ſchufen an jenem Tage die erhabenſte Andacht in mir, deren meine Seele nur fähig iſt. Meine Bürger ſahen mich kaum ſo, ſo ahmten ſie mir alle nach. Und nun konnte man recht hören, wie die Andacht von Augenblick zu Augenblick ſtieg. Langſamer, ausgedrückter, feierlicher, drang- und ſeelenvoller hab' ich in meinem ganzen Leben nicht ſingen hören."

„Genug, ich habe mich feſt davon überzeugt, daß unter allen guten Beiſpielen, die ein Fürſt geben kann, keins ſo ſtark auf ſein Volk wirkt, als — das Beiſpiel ſeiner Demüthigung vor Gott. Dis kommt davon her, daß man mit der Idee von uns ſo äuſſerſt überſpannte Begriffe verbindet. Betrachtete man den Fürſten mit blos natürlichen Augen; hielte man ihn nur für das, was er iſt, nehmlich — für den *erſten Bürger im Staat*, dem die übrigen alle die geſetzgebende und richtende Gewalt übertragen haben: was wär' es alsdann mehr, wenn man den *erſten Bürger* mit den *übrigen Bürgern* knieen ſähe? Aber — ſeitdem man uns GOETTER DER ERDE nannte, muſſte es allerdings den Leuten ſelt- und wunderſam vorkommen, wenn ſie einmal auch *einen Gott* AUF DEN KNIEEN fanden. Wir Götter werden hungrig, wenn der Mittag kommt, wie unſer niedrigſter Unterthan; werden müde gegen Abend, wie die Taglöhner; runzeln ein, wenn wir alt werden, wie die Bauern; müſſen unſer Schloß räumen, wenn uns der Tod ruft, wie der Bettler ſeine Hütte.

O welch eine Götterſchaft, deren Final die Verweſung iſt! Wer weiſe iſt, thut auf ſie Verzicht, ſobald ihm der erſte Zahn wehthut. Dennoch war ſie im Stande, manchem meinesgleichen das Gehirn zu umnebeln, und ihn, ſo oft er vor dem Spiegel ſtand, einen groſſen Strahlenſchweif um ſein Götterhaupt — den künftigen Todtenkopf — ſehen zu laſſen. Fürſt Hans, mein Grosgrosvater, muſſte einen dergleichen äuſſerſtgroſſen Strahlenſchweif — — ſo ungefähr, wie der Apoſtel Johannes im Evangelienbuche auf dem Holzſchnitt hat, von dem es hieß, dieſer Jünger ſtirbt nicht, — — um ſich her zu erblickrn pflegen; denn ſein Kammerdiener fiel darüber in Ungnade bei ihm, daß er mit ihm vom Tode geſprochen hatte, und er hielt es für reſpektwidrig, daß mit einem groſſen Herrn darüber geſprochen würde. Rothe, Rothe, was die Leute doch manchmal für Thoren werden können! — · —"

„Ueberhaupt machen Sie meinen Theodor zu einem recht eifrigen Verehrer des Gebets. Ohne beſtimmte Betſtunde und ohne bepolſtertes Betbänkchen, wie Prinzeſſin Anne hat und hält, lerne er fleiſſig in ſeinem Kämmerlein einſam und im verborgenen beten. Dis ſein Kämmerlein werde vorzüglich jene liebe Einſiedelei im Walde, in die der Vater auch ſieht. Ich kenne die Schwächen des menſchlichen Herzens und weiß kein beſſeres Korroborans für ſie, als — das Gebet. Fürſten ſind auch Menſchen und haben dieſelben Herzensſchwächen. Dennoch ſollen ſie aber an Herzensſtärke andre übertreffen. Wer ſollte alſo das Gebet inniger lieben, eifriger treiben, als ſie? Sehr oft hab' ich meine Betrachtungen darüber gehabt, daß, ſo unendlichverſchieden die Religionsbegriffe der Weltvölker waren, dennoch bei ihnen allen das Gebet von jeher in Anſehen ſtand. In den übrigen heiligen Feierlichkeiten und Solennitäten wichen ſie von einander ab; in dieſer aber kamen ſie alle überein. In der That ein evidenter Beweis, daß jeder geſunde Menſchenverſtand die Kraft des Gebets anerkenne! Wunderkräfte im eigentlichen Verſtande ſtatuire ich überhaupt nicht; am wenigſten beim Gebet, wo man die groſſen Wirkungen, welche es auf die Seele hat, auf das allernatürlichſte erklären kann. Aber viel, viel vermag das Gebet des Gerechten, wenn es ernſtlich iſt, auf den Gerechten ſelbſt. Iſt ein bloſſer Gedanke an den Weltſchöpfer ſchon im Stande, die

Seele, welche er ergreift, zu heiligen: wie vielmehr eine feierliche, fortgeſetzte Sammlung, Erhebung und Richtung der ganzen Seele auf ihn! Ich habe es während meiner Regierung beſonders alsdann gebraucht, ſo oft ich etwas für die Wohlfarth meines Volks unternehmen wollte, das ins Groſſe ging; und da kann ich denn das Zeugnis für ſelbiges ablegen, daß es unter allen Seelenkorroboratifen das probateſte ſei. Ich bekam dadurch jederzeit einen Grad von Attention und von Religionsſtärke, den ich vorher nicht gehabt hätte.“

„Ich eile zu dem Ende des Religionsunterrichts, den Theodor empfangen ſoll. Tragen Sie ihm nun auch bald die erhabene Lehre von der menſchlichen Seele und von ihrer Unſterblichkeit vor. Dis iſt diejenige, welche er auf das innigſte glauben ſoll; denn ſie allein macht den Menſchen erſt ganz gut und groos. In der Natur um uns her hab' ich keinen Beweis von der letztern gefunden. Weder die in jedem Lenz wiederauflebende Pflanzenwelt, noch der Schmetterling thun dem wahren Philoſophen in dieſer Hinſicht genug. Die Eiche, welche tauſend neue Lenze verlebt hat, verdorrt endlich doch, und der Schmetterling ſtirbt auch. Recht genau den letztern mit uns verglichen iſt der Raupenſtand nicht einmal ein Bild dieſes und der Schmetterlingsſtand jenes Lebens; ſondern jener iſt nur ein Bild unſrer Jugend in dieſem Leben, und dieſer nur ein Bild unſers männlichen Alters in dieſem Leben. Es wundert mich, wie irgend ein philoſophiſcher Kopf, der auch nur das A B C der Naturkunde wuſſte, dieſe wahre Parallele habe überſehen können. Wer aber von der Natur auch nicht einmal die Buttervögel kennt, der ſollte aus ihr auch nicht argumentiren wollen. Inzwiſchen kommt es mir auch faſt ungereimt vor, von der Natur um uns her zu verlangen, daß ſie einen Beweis für die Unſterblichkeit unſrer Geiſter reichen ſoll. Iſt dieſe denn nicht durch und durch Körperwelt? Alſo für den Untergang unſers Körpers mag ſie wohl Millionen Beweiſe haben; aber für die Fortdauer unſers Geiſtes kann ſie auch nicht einen einzigen haben. Wie kann man denn Dinge mit einander vergleichen und ihre Eigenſchaften aus einander beweiſen wollen, die einander ſo äuſſerſtunähnlich ſind, als — Geiſt und Körper? Eher wollte ich Ihnen den Rath geben, bei Beweiſung der Lehre von Unſterblichkeit der menſchlichen Seele für Theodorn zur Geſchichte Ihre Zuflucht zu nehmen, als zur

Natur. Ich meine nicht, daß Sie ihm von wiederauferſtandenen Menſchen vorerzählen ſollen; dis wäre mehr ein Beweis für die Sterblichkeit als für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Aber darin liegt doch wirklich etwas, daß die Weltgeſchichte uns ſagt, daß die Völker durchgehends, früher oder ſpäter, dunkler oder klärer auf den Glauben an einen künftigen Zuſtand des Menſchen nach dem Tode gekommen ſind. Was ſie ſich dabei gedacht, unter was für Bildern ſie ſich ihn vorgeſtellt haben, daran liegt nichts. Die Verſchiedenheiten hierin ſchuf blos ihr verſchiedener Grad von Verſtandeskultur, ihr Nationalkarakter, ihre Regierungsform, ihre Lebensart, ihr Klima. Aber — daß ſie doch alle etwas darüber gedacht, geglaubt und geahndet, daß jedes ſein eigenes Bild dazu hat — — hierin liegt, deucht mich, viel. Erwägt man nehmlich, daß viele von dieſen Völkern gar kein Kommerz mit einander getrieben, gar keinen Zuſammenhang unter ſich gehabt, ja ſogar einander nicht einmal gekannt haben: ſo haben ſie auch einander die Idee von Zukunft der Menſchheit nicht mittheilen können, ſondern jedes derſelben muß ſie ſelbſt gefunden haben. Eine ſolche Idee nun aber, auf die man unter allen

Himmelsſtrichen und in allen Zeitaltern aus ſich kommt, gehört in meinen Augen recht im eigentlichen Verſtande unter die von Gott geoffenbarten und unter die unzubezweifelndſten; denn jeder kommt darum auf ſie, weil ſie ihm ſo nahe liegt, und jedem liegt ſie blos darum ſo nahe, weil er ſie nicht verfehlen ſoll. Kurz, der Menſch muß ſich ſelbſt der einzige Beweis der Unſterblichkeit ſeines Geiſtes ſein, und daher muß es gekommen ſein, daß alle Weiſe, die den Menſchen beobachteten, an Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes glaubten. Und auf dieſem Wege führen Sie auch meinen Sohn zum Glauben an die Zukünfte jenſeits des Grabes. Lehren Sie ihn erſtlich den wahren Werth aller Dinge, die den Menſchen umgeben, kennen; lehren Sie ihn hernach den wahren Werth des Menſchen ſelbſt kennen. Zeigen Sie ihm, wie die ganze übrige Schöpfung auf der Erde ſich im Menſchen gleichſam koncentrire, und wie es offenbar ſei, daß alles andre um ihn her nur Mittel, er aber der Zweck von allem ſei. Beweiſen Sie ihm dis nicht nur daraus, daß er alles andre in Genuß für ſich verwandle, ſondern vorzüglich daraus, daß er alles andre beobachte, unterſuche und erkenne; daß er der einzige ſei, dem die Ordnung Ordnung und die Schönheit Schönheit iſt, und der ſich durch das Gefühl derſelben zur Empfindung Gottes erhebe. Laſſen Sie ihn alsdann ſehen, wie der Menſch, der Zweck aller Erdenſchöpfungen Gottes, ſo unausſprechliche Anlagen zur Vollkommenheit habe, die ewiger Ausbildung fähig ſind. Setzen Sie hinzu, daß die wahre Weisheit zwar Mittel aufgebe und ſie gegen andere vertauſche, daß ſie aber nie den Zweck fahren laſſe; daß es mithin wohl mit der Weisheit Gottes übereinkomme, den Menſchen aus Welt in Welt zu leiten, und ihn, wenn er eher ſchon durch Beobachtung der Erde ſeinen Geiſt zur Erkentnis der Schönheit und Ordnung eingeweiht hat, irgendwohin anders zu führen, wo er noch höhere Ordnung und Schönheit kennen lerne; aber daß es ganz und gar nicht mit der Weisheit Gottes zu vereinigen ſei, das Daſein eines Weſens, das noch ſo unendlich vervollkommnet werden kann, durch den Tod abzubrechen und ſolchergeſtalt ganz abſichtlos den Anfang ſeiner Ausbildung unternommen zu haben. Auf dieſem Wege wird Theodor am ſicherſten zum Glauben an ſeine Zukunft gelangen; und wenn ihn einmal dieſe Art der Demonſtration deſſelben recht durchdrungen hat: ſo wird ihm hernach jeder neue Wachsthum in Erkentnis des Wahren und in Ausübung des Guten ein neuer Beweis der Unſterblichkeit ſeines Geiſtes werden. Unmittelbar aber an den Glauben des künftigen Lebens ketten Sie für ihn den Gedanken, daß er dort nur in der Maſſe glücklich ſein werde, in welcher er hier weiſe und gut zu werden ſich beſtrebt hat. Hierdurch werde ihm jener Glaube erſt recht wohlthätig; hierdurch fühle er ſich am ſtärkſten angetrieben, einer der edelſten Fürſten zu werden. Lebenslang ſei ihm unter allen Vorſtellungen dieſe die deutlichſte und öfterſte — daß **gute** Fürſten in jener Welt noch geſchäzt ſein und an den Seligkeiten derſelben den den gröſten Antheil haben werden, daß aber **ſchlechte** Fürſten in ihr die Verachtung der ganzen Menſchheit tragen und elender einſt daran ſein werden, als es der Nachtwächter ſein wird, **der hier doch wenigſtens die Stunden richtig** abrief . . ."

„Dis, lieber Rothe, iſt das zwar kurze, aber doch vollſtändige Religionsſiſtem, welchem mein Theodor lebenslang zugethan ſein ſoll. Es iſt das Siſtem der Naturreligion. Dis lehren Sie ihn; hierin ſezen Sie ihn feſt; alles andre laſſen Sie weg. Denn — es macht nur intolerant. Wenn er daſſelbe recht inbrünſtig umarmt hat, dann — nur dann erſt erzählen Sie ihm, daß es von Zeit zu Zeit **Weiſe** gegeben habe, die die ſimpeln Lehren der Naturreligion auf mancherlei Art vorgetragen, und bald in dieſes bald in jenes Gewand eingehüllt haben; je nachdem ſie es dem Geiſte ihrer Nation und ihres Jahrhunderts angemeſſen zu ſein glaubten. Erzählen Sie ihm aber auch alsdann, daß ſich oft Schwärmer unter dieſe Weiſen gemiſcht, die an der kleinen Anzahl der Naturlehren nicht genug gehabt, ſondern ſelbige durch ihre fruchtbare Fantaſie zehnfach vermehrt haben. Ja, erzählen Sie ihm, daß ſogar **Betrüger** aufgeſtanden ſind, die ſich für auſſerordentlich-erleuchtet ausgegeben, die Leichtgläubigkeit des menſchlichen Geſchlechts gemisbraucht und ihre ſelbſterſonnenen Fabeln und Irthümer der Welt für ihnen von Gott geoffenbarte Wahrheit verkauft haben. Setzen Sie alsdann für ihn hinzu, daß es dem wahren Weiſen eigen ſei, kein Religionsſiſtem, und wenn es das allerkleinlichſte wäre, zu verſpotten, weil eine groſſe Anzahl Menſchen einmal gewohnt iſt, ihre Tugend und Ruhe darauf zu bauen; daß der Weiſe aber auch ſich im Beſitz des Vorrechts zu behaupten wiſſe, bei aller Achtung gegen den

den herrſchenden Glauben ſeines Volks ſich dennoch durch ſelbigen nicht binden zu laſſen, ſondern ſein eignes Religionsſiſtem für ſich zu haben, das er ſich ſelbſt erbaut hat und worüber er ſich ſelbſt auch nur Rechenſchaft gibt.“

„Wenn Sie ihm dann dis alles geſagt haben; ſo machen Sie ihm mit Jeſus bekannt. Beweiſen Sie ihm aus den eignen Reden deſſelben, daß ſein Religionsſiſtem kein andres, als das wahre Siſtem der Naturreligion geweſen ſei, und daß er das eigenthümliche Verdienſt um die Menſchheit gehabt habe, die ſimpeln Lehren derſelben wieder zu enthüllen und zuerſt in der wahren Volksſprache vorzutragen. Da es aber nicht fehlen kann, daß Theodor mit der Zeit durch Umgang, Kirchengehen und Lektüre ganz andre Begriffe vom Chriſtenthum erfahre, als dieſe ſind: ſo lehren Sie ihn gleich anfangs das urſprüngliche Chriſtenthum von dem ſpätern unterſcheiden. Dis iſt in der That das einzige Mittel, ſowohl auf der einen Seite die Ehre Jeſu zu retten, die ſonſt unrettbar iſt, als auch auf der andern ſich ſelbſt aus allem dem Glaubens- und Gewiſſenswirwar zu ziehen, in welchem man ſonſt entweder auf geſunde Vernunft Verzicht thun muß, oder in Gefahr gerathen würde, ein Spötter des Chriſtenthums zu werden. Führen Sie ihn zu dieſem Behuf zuweilen in die Kirchengeſchichte und laſſen ihn da recht Ort und Jahr finden, wenn und wo dieſe oder jene plane und ſimple Lehre des Chriſtenthums durch Diſputirgeiſt und Kontroversſucht ſo verwickelt und ſo mit Friſur und Falbuln eingefaſſt worden iſt, daß man ſie faſt nicht wiederkennt; — oder wo und wann dieſe oder jene Lehre, die das Chriſtenthum erſt gar nicht hatte, widerrechtlich in daſſelbe aufgenommen worden iſt; — oder wann und wo dieſer oder jene Nebenartikel der chriſtlichen Religion zu einem ihrer Hauptartikel erhoben worden iſt u. ſ. w. Lehren Sie Theodorn dabei auch ein- für allemal den wahren Unterſchied zwiſchen den ſogenannten Rechtgläubigen unter den Kirchenvätern und den ſogenannten Ketzern unter ſelbigen kennen; welcher nehmlich darin beſteht, daß jene allemal die dummſten und dieſe allemal die klügſten unter ihnen waren. Ueber den erhabenen und menſchenfreundlichen Karakter Jeſu, über ſein ſchönes Leben, über ſeine beiſpielloſe Leidens- und Todesgröſſe ſagen Sie ihm recht viel. Dis iſt es eigentlich, was den Weiſen an ihm intereſſiren ſoll. Ueber alles andre, welches gemeinhin an Jeſus angeſtaunt wird, während daß man eines überſieht, wiſſen Sie meinen Glauben, und dieſem zufolge reden Sie mit Theodorn; aber nur — wie gelegentlich, und ſo, daß es ſeine Aufmerkſamkeit nicht überſpanne.„

„Und nun, Rothe, mache ich es Ihnen zur heiligſten Pflicht und beſchwöre Sie bei dem allgegenwärtigen Gott, pflanzen Sie jene Lehren der Naturreligion meinem Sohne recht tief ein; bringen Sie ihn zum Glauben an dieſelbigen wie zum Glauben an ſein eignes Daſein; machen Sie ſie ſeinem Herzen theurer und werther, als die ganze Welt; verwandeln Sie, daß ich ſo ſage, das Gefühl derſelben in das Gefühl ſeiner ſelbſt, damit ſie ihm, wo er geht und ſteht, vor Augen ſchweben. O Rothe, Rothe, meine Stimme iſt nur eine Stimme, die Ihnen dis jetzt zuruft; aber ſie repräſentirt die Stimme vieler Tauſende. Mein ganzes Volk fordert Sie in dieſen Augenblicken durch mich auf, gewiſſenhaft und unermüdet bei dieſem wichtigſten Theil Ihres Erziehungsgeſchäfts zu Werke zu gehn. Bilden Sie dieſem Lande einen künftigen Fürſten, der an Gott, Tugend und Ewigkeit glaubt, und den dieſer Glaube, wie ſein eigenes Leben, durchdringt; ſo machen

Sie ſich um die ganze künftige Generation verdient, und ſo wird Theodor, wenn ich es nicht mehr ſein kann, nach mir ſein, was ich ihm von Gott erflehe, nehmlich — **Vater ſeines Volks.** Noch hoff' ich zu leben und hoffe die Erziehung Theodors vollendet zu ſehen. Werd' ich ihn dann weiſe und gut erblicken; werd' ich abgehend meinen Fürſtenſtuhl einem Menſchen an ihm einräumen, **der vor Gott wandelt,** der an den unſichtbaren Urſchöpfer recht inbrünſtig glaubt und ebendarum fromm iſt: — ſo ſoll mein letzter Blick noch auf Sie gerichtet ſein und meine Augen ſollen ſich an Ihnen brechen . . . „

Hier erfolgte eine herrliche Scene. Alles, was Adolf noch hatte ſagen wollen, quoll nur in Thränen aus ſeinen Augen hervor. Er hatte dieſe feſt und ſehnſuchtvoll auf Rothen geheftet und breitete die Arme nach ihm hin. Rothe war ebenfalls innigſt gerührt, vermogte nichts zu antworten und trat ihm blos mit gefalteten Händen näher. Adolf zog ihn vollends an ſich, umarmte ihn und ſtammelte dazu — — lieber Gehülfe an meinem gröſſeſten Geſchäft, thun Sie alſo!

Rothe präparirte ſich auf die Mittheilung der Religionsideen an Theodorn, wie ſich nur ein Profeſſor der ſpekulatifiſchen Philoſophie auf ſeine ſchwerſten Vorleſungen präpariren mag. Er fand nicht nur die Stille des Landlebens für dies Geſchäft an ſich günſtiger, ſondern es ſchien ihm auch ausgemacht, daß Naturreligion am beſeſten im Schoſſe der Natur gelehrt werde, weil für jede Lehre derſelben der Beweis daſelbſt gleich in der Nähe ſei. Er begab ſich deshalb mit dem Prinz auf einige Zeit nach einem der ſchönſten Landhäuſer ſeines Vaters. Dis war dasjenige, welches den groſſen vortreflichen Engliſchen Garten hatte und von dem Theodors Einſiedelei nicht weit entfernt war. Von ſeinem Altan herab hatte man eine der herrlichſten Aüen im ganzen Lande, und in ſeiner Nachbarſchaft ſtrömte ein ſtarker Flus. Theodor, an die Natur gewöhnt, befand ſich hier weit beſſer, als auf dem Reſidenzſchloſſe ſeines Vaters und würde hier nur allzugern ſeinen immerwährenden Aufenthalt gehabt haben. Er war zwar jetzt nicht zum erſtenmale hier; doch hatte er den ganzen Garten noch nie durchwandelt. So war er nun ſchon gleich des Morgens in ſelbigem, und hatte, ſo oft er zurückkam, Rothen von neuen Parthien zu erzählen, die er gefunden habe, und deren eine in ſeinen Augen immer ſchöner war, als die andre.

Rothe, der den Prinz unaufhörlich mit ſchönen Naturſcenen zu unterhalten pflegte, hatte doch einige derſelben, die den Geiſt des Menſchen mit den erhabenſten Empfindungen beleben, ſorgfältig geſpart und ihn noch nicht zu ſelbigen zugelaſſen; damit ſie einſt, wenn er ſich ihres erſten Anblicks für ihn zu der beſtimmten groſſen Abſicht bediente, deſto feierlichere Eindrücke auf ihn machen mögten. Eben wählte er noch hin und her unter dieſen, um eine zu greifen, bei der ſich die Gottheit gleich in einer recht erhabenen Gröſſe zeigte; als er von ungefähr in ſeinem Kalender blätterte, und in den nächſten Mitternachtſtunden **eine totale Mondfinſterniß** angezeigt fand. Hier entſchloß er ſich auf der Stelle, dieſe Erſcheinung zur Einweihung Theodors **in den Glauben an die Gottheit** zu benutzen. Die Natur ſchien dies edle Geſchäft recht ausdrücklich begünſtigen zu wollen; denn ſie bereitete einen der heiterſten Sommerabende, der die freieſte Beobachtung des Himmels noch mit den ſchönſten irrdiſchen Reizzen begleitete.

Rothe. (Abends um neun Uhr auf dem Altan.) Prinz, hätten Sie wohl Luſt, hier einmal eine Nacht mit mir zuzubringen, ohne zu ſchlafen?

Theodor. O ja, lieber Hofrath, ja. Dieſe — dieſe. Heute wollen wir aufbleiben und hier bleiben. Der Abend iſt ja ſo herrlich.

Rothe. Das iſt er auch; aber er wirds erſt noch recht werden. Wenn Sie mir verſprechen, daß Sie nicht ſchlafen wollen: ſo ſollen Sie auch heute etwas zu ſehen bekommen, daß Sie in Ihrem Leben noch nicht geſehen haben.

Theodor. Was denn? Was denn?

Rothe. Ja vorher ſag' ich es Ihnen nicht. Sie werdens wohl ſelbſt bemerken, wenn es angeht.

Theodor. (traurig.) Nun das ſoll mich doch wundern. Ach ſehen Sie einmal, ſehen Sie einmal da! Iſt's das etwa?

Eben ging der Vollmond prächtig auf. An einem ganz freien Theile des Randes des Horizonts ragte er hervor, ſchien zu hüpfen, und ſtand mit einemmale wie heraufgewalzt dreimal gröſſer dem Auge ſcheinend da. Eine heilige Stille herrſchte in der ganzen Natur dazu umher.

Theodor. (freudig.) Ach welch ein lieber, ſchöner Anblick! Aber ich habe ihn ja doch ſchon oft in meinem Leben geſehen.

Rothe. Das iſts auch nicht, was ich meine. In drei Stunden wollen wir ihn wieder anſehen. Sie ſollten wohl nicht glauben, Prinz, was dieſem ſo ſchönglänzenden Monde heute bevorſtehe?

Theodor. Das mögte ich doch wiſſen. Sie machen mich auch recht begierig darnach. Und das erſt nach drei Stunden?

Rothe. (der nach der Uhr ſieht.) Ja, nach drei Stunden und zwanzig Minuten.

Theodor. Und das wiſſen Sie ſo aufs Haar? (ſieht auch nach ſeiner Uhr.) Nun, die Zeit will ich mir doch recht merken. (nach einer langen Pauſe.) Aber, lieber Hofrath, wie iſt denn das ſo mit dem Mond? Ich habe Sie ſchon oft wollen fragen. Bald iſt er voll, bald halb, und doch immer derſelbe Mond; bald iſt er gar nicht da.

Hier freute ſich Rothe ſehr, daß Theodor ſelbſt die Einleitung zu der vorhabenden wichtigen Unterhaltung machte. Prinz, ſprach er, Sie haben ſo oft ſchon den geſtirnten Himmel angeſehen und ihn ſo unausſprechlich ſchön gefunden; aber von nun an ſollen Sie ihn noch weit ſchöner finden und ihn nun nie wieder anblicken, ohne der erhabenſten Empfindungen, deren ein Menſch nur fähig iſt, dabei theilhaftig zu werden. Gros iſt die Erde, die wir bewohnen; aber wenn wir auch noch hundertmal mehr von ihr, als wir von dieſem Altan ſehen, wirklich auf einmal überſchauen könnten, was wäre dis gegen einen einzigen Blick zum Himmel, mit dem wir ſo unzählich viel Sterne auf einmal umfaſſen? dort oben, dort oben iſt noch unendlich mehr zu ſehen, zu erforſchen, zu bewundern und anzuſtaunen, als hier unten.

Theodor horchte hier ſehr auf. Rothe fuhr fort und erzählte ihm auf eine für ihn faßliche Weiſe zuförderſt, was er ſich unter Himmel und Sternen zu denken habe. Alsdann ſprach er von der Grösse der leztern, von ihrer wahrſcheinlichen Beſtimmung und von ihrer unzählbaren Menge. Er ließ ihn vielfältige Verſuche mit den beſten Sehröhren machen, durch welche er noch mehr Sterne erblickte, als er ſo mit unbewafneten Augen ſah. Hieraus machte er ihm begreiflich, daß er, wenn er noch beſſere Tuben hätte, noch mehr höhere Sterne ſehen würde, und daß er, wenn er oben in dem lezten Stern, den er jezt ſähe, ſtände, wieder ſo einen geſtirnten Himmel über ſich haben würde, wie jezt.

Da ſtand Theodor wie auſſer ſich ſelbſt entrückt. Er ließ die Arme hangen, hatte den Mund offen, machte ſeine groſſen Augen noch einmal ſo gros und ſchien Mangel an Reſpiration zu haben. Endlich drängte er die Frage hervor — So gehts wohl noch immer weiter hinauf ſo fort?

Rothe. Immer weiter hinauf noch ſo fort.

Theodor. Und wohl gar ins Unendliche ſo fort?

Rothe. Ins Unendliche ſo fort.

Theodor. (ſtaunend.) Ah! — — Wie iſt mir doch zu Muthe! — Mir wird, als ſchwände ich ganz ein und würde wie das kleinſte Würmchen. (abgebrochen.) Wenn ich doch nur wüſſte — —

Rothe. (die Freude in den Augen.) Was möchten Sie denn gern wiſſen?

Theodor. (der wie aus Schaam einen Ausweg ſucht.) Aber die Sonne iſt doch wohl das gröſſeſte unter allen Geſtirnen, die wir ſehen?

Rothe. (den Kopf aus mehr denn einer Urſache ſchüttelnd.) Sie fragen mich das nicht, Prinz, was Sie mich erſt fragen wollten.

Theodor. (treuherzig.) Warten Sie doch nur! Ich will Sie es ſchon noch fragen. Ich weiß nur noch nicht recht, wie ich die Frage angebe. Jeƶt antworten Sie mir doch nur wegen der Sonne.

Rothe nahm jeƶt ſeinen verlohrnen Faden wieder auf und fing an, dem Prinz von unſerm Sonnenſiſtem ſeinen Verſtandeskräften angemeſſene Begriffe beizubringen. Theodor horchte hier noch mehr auf, als vorhin, erſchrack über die ihm beſchriebene Gröſſe der Sonne und ließ es ſich an den Augen abſehn, daß jeƶt neues Licht in ſeiner Seele aufgehe. Es ſchlug zehn, es ſchlug eilf Uhr; — der Prinz war noch immer gleich aufmerkſam. Tauſend Fragen, tauſend Antworten, tauſendfaches Erſtaunen. Begrif er etwas nicht gleich ganz: ſo muſſte es ihm Rothe nochmals, und ſo lange vordemonſtriren, bis er es verſtand. Nun erſt konnte ihm Rothe Sonnenauf- und untergang erklären; nun erſt erzählt' er ihm, woher Viertel- und Vollmond kämen. Der Prinz ward auſſerordentlich vergnügt und rief einmal über das andre aus — nun, ſo viel hab' ich doch in meinem Leben an einem Abend noch nicht gelernt, als heute!

Der Vollmond war nun herrlich heraufgeſtiegen. Es ſchlug halb zwölf Uhr. Der Prinz ſah ihn jeƶt unbeweglich an, ohne etwas zu ſprechen, und — fing an zu gähnen. Rothe ließ ihn ſich auf eine daſelbſt befindliche Ruhebank ſetzen, und machte ſich einen Bewerb herunter zu gehen. Als er nach einer halben Viertelſtunde zurückkam, lag Theodor auf der Ruhebank lang ausgeſtreckt und — ſchnarchte. Man konnte es an ſeiner Lage ſehen, daß er, das Geſicht noch nach dem Monde gerichtet, eingeſchlafen war; vermuthlich um ihn nicht zu verlieren, weil derſelbe ſeinen immer kleiner werdenden Augen auch immer kleiner geworden ſeyn mögte. Der Mond hatte dießmal aber wirklich Schlafkörner ausgeſtreut und ihn eingewiegt. Rothe lachte und ließ ihn ſchlafen. Es war ihm gerade recht, daß der Prinz jetzt ſchlief, und er freute ſich im voraus darauf, daß ſelbiger ſo lange ſchlafen mögte, bis der Mond total verfinſtert wäre. Die Verfinſterung hub an; — Theodor ſchlief fort. Die Verfinſterung ward total; — Theodor ſchlief noch.

Rothe. (der nun an ihn hingeht und ihn ſchüttelt.) Prinz, Prinz, Sie ſchlafen ja doch? Geſchwind wachen Sie auf!

Theodor. (der ſchnell aufſpringt.) Ich ſchlafe nicht. Ich hatte mich nur ſo etwas hingelegt. Und da ſchien mir der Mond ſo in die Augen. (ſich die Augen auswiſchend, als wenn die Urſache der Dunkelheit in dieſen noch läge.) Wo iſt der Mond? wo iſt aber der Mond?

Rothe. (hinweiſend.) Da iſt er.

Theodor. (erſchrocken.) Und das wäre der Mond? Ach, wie ſieht der aus? was iſt ihm angegangen? was iſt das?

Rothe. Er hat tiefe Trauer angelegt — der arme Mond, der vorhin ſo ſchön war. Und daran iſt unſre Erde ſchuld.

Der Prinz ſah ſich immer nach allenthalbenhin betreten um. Der ganze Anblick des Himmels hatte ſich, während daß er geſchlafen, verändert, und es war jetzt, als wenn nichts, als heilige Schauer vom Himmel herab auf die beobachtende Seele fielen. Dicke Finſterniß deckte die ganze Erde, ſchwebte in der Luft und ſchwärzte das Firmament. Der Anblick der Sterne aber war jetzt überaus ſchön. Wie ein groſſer ausgeſpannter ſchwarzer Teppich war der Himmel überall mit ſelbigen beſäet. Viel tauſend und aber tauſend, die vorher gar nicht zu ſehen geweſen waren, leuchteten jetzt, und die übrigen ſchon ſichtbar geweſenen funkelten wie in verdoppelter Gröſſe und mit verdoppeltem Glanz.

Theodor. Ach nun beſinn' ich mich, eben ſo, wie das jetzt ausſieht, hat mein Vater ein

Gemählde, das in ſeiner Bibliothek hängt; und ich habe immer nicht gewuſſt, was das bedeuten ſollte. (nach Unterbrechungen.) Es war mir erſt, als wenn ich darüber erſchräke, aber es iſt doch nun auch wirklich ein recht vortreflicher Anblick. — Wie ſo heilig ſtill alles um mich her iſt! Wie ſo niedrig und flach und wie doch auch ſo erhoben alles in mir iſt. — Und die Sterne, — wie viel, wie gros! — Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath, wie ſich das alles ſo verändert habe?

Rothe. Was die Sterne betrift, ſo ſtellen Sie ſich vor, als ſähen Sie Abends in ſehr weiter Entfernung eine Illumination, bei der ſehr viel kleine Lämpchen, viel groſſe Lichter und ein recht ſehr groſſes Licht brännten. So lange das letztere brennt, ſehen Sie die erſtern gar nicht; aber ſo wie jenes erliſcht, kommen dieſe alle zum Vorſchein, und die übrigen Lichter laſſen auch gröſſer, als vorher. Eben ſo iſts jetzt am Himmel, da der Mond kein Licht hat. Es wird aber nicht gar lange währen, ſo wird er allmählich wieder erleuchtet werden.

Theodor. (der den Mond anblickt.) Mich dünkt, der eine äuſſerſte Rand werde ſchon wieder weislicht. — O erzählen Sie doch weiter, wie das ſo zugehe.

Hierauf machte ihm Rothe die ganze Geſchichte der Mond- und Sonnenfinſterniſſe recht ſinnlich deutlich.

Theodor. (äuſſerſt froh.) Ach nun verſteh' ich doch alles — nun verſteh' ich doch alles. Aber eins noch — lieber Hofrath — —

Rothe. Und was denn noch?

Theodor. Sagen Sie mir nur — (ſieht nach ſeiner Uhr und freut ſich.) Ja, es hat doch wirklich zugetroffen — ſagen Sie mir nur, wie Sie dieſe Mondfinſterniß haben vorher wiſſen und ſo genau vorher wiſſen können?

Rothe. Prinz, das wird von unſern Aſtronomen ſchon lange vorher ausgerechnet, und ſo pünktlich ausgerechnet, daß es, wenn ſonſt die Uhren richtig gehen, auf die Minute trift.

Theodor. (ſehr im Affekt.) Das iſt ja etwas ganz erſtaunendes!

Rothe. Ja wohl iſts das. Und es zeugt auf der einen Seite von der erhabenen Gröſſe des menſchlichen Verſtandes, der nicht nur die Erde, ſondern auch den Himmel auszumeſſen gelernt hat; aber es zeugt auch auf der andern Seite von der unendlicherhabenern Gröſſe der Weisheit und Ordnung, welche in den Lauf der Geſtirne am Himmel herrſcht. Ach Prinz, hier erliegt der menſchliche Verſtand unter den unausſprechlichen Entdeckungen, welche er in jenen Höhen ohne alles Ende machen kann und wird . . . Und hier hören Sie mir nun einmal recht aufmerkſam zu.

Nun vollendete Rothe ſeinen vorhin abgebrochnen Vortrag über unſer Sonnenſiſtem, beſchrieb dem Prinz ſo deutlich, als möglich, die Umwälzungen der Planeten um die Sonne, machte ihn äuſſerſt aufmerkſam auf die bewundernswürdigſte Regelmäſſigkeit darin, und ſchloß damit, daß dis alles ſeit undenklichen Zeiten in unverrückter Ordnung ſo gedauert habe und noch undenkliche Zeiten hindurch in gleicher Ordnung ſo fortdauern werde.

Hier ward die Seele des edlen Jünglings auf das höchſte geſpannt. Der Strom ſeiner Empfindungen riß ihn fort. Er fiel ſeinem Lehrer in die Arme und ſtammlete recht vertrauensvoll. Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath — — ach ich weiß doch gar nicht, wie ich recht fragen ſoll — —

Rothe. (herzlich und den bevorſtehenden Augenblick mehr, als ſein ganzes Leben ſegnend.) Nur her mit der Frage, liebſter, beſter Prinz, ſie komme heraus, wie ſie wolle.

Theodor. (ſeinen Kopf an Rothens Bruſt gelehnt.) Sagen Sie mir doch — ja — woher das alles ſo iſt und wie das alles ſo beſteht und fortdauert . . . (drückt Rothen noch feſter an ſich.) Aber werden Sie ja nicht böſe auf mich, daß ich dieſe Frage thue. Ich habe ſie ſchon tauſendmal an mich gethan. Das mag aber wohl kein Menſch ſagen können, antwortete ich mir immer.

Rothe. (der mit beiden Armen den Prinz aufs innigſte umſchlieſſt.) Lieber, lieber Prinz, — von dieſem Augenblick an nun erſt recht glücklich und ſelig! Ja, ich will es Ihnen ſagen. In dieſer Lage, wie Sie an meinem Herzen liegen, will ich es Ihnen ſagen. Bleiben Sie ſo an mir liegen und fühlen Sie, wie Ihnen mein Herz dabei ſtärker, als je, entgegenklopft. — **Es iſt ein ewiggroſſes, unſichtbares Weſen, durch welches alles, was Sie da ſehen, entſtand und beſteht.** Mit einer Ehrfurcht und mit einer Frömmigkeit, der nichts gleicht, ſpreche ich zum erſtenmale den Namen deſſelben vor Ihnen aus — Allvater, Allmächtiger, Allweiſer, Allguter, Schöpfer aller Dinge, der immer da war und immer ſein wird — GOTT . . . In der Sonne iſt er: im Mond iſt er; in jedem der Millionen Sterne iſt er; hier auf der Erde iſt er. Und allenthalben, wo er iſt, da ſchaft er, da wirkt er, da ſegnet er. Er iſt nicht nur in jeder von ſeinen tauſendmaltauſend Welten; er iſt auch bei jedem der millionenmalmillionen Geſchöpfe in jeder derſelben. Auch bei uns iſt er hier in dieſer Mitternachtſtunde und der Gedanke an ihn ſenkt Licht und Freude in unſer Herz. Daß wir jetzt ſeinen Himmel betrachten können, daß wir uns dabei ſo glücklich fühlen, ja unſer Gedanke ſelbſt an ihn jetzt iſt ſeine Kraft. Daß wir uns bewegen, daß unſre Lungen ſich zuſammenziehen, und wieder ausdehnen, daß unſer Blut in den Adern umläuft, alles, alles wirkt er in uns.

Rothe konnte es recht fühlen, wie Theodors Buſen ſich jetzt weit ausdehnte und gegen den ſeinigen preſſte. Ach Gott — ach Gott — hörte er ihn ſeufzen und fuhr fort:

Auf der Erde iſt ſchon alles voll von Beweiſen für Gott, aber wer recht innig an Gott glauben lernen will, der muß zum geſtirnten Himmel aufblicken. Wenn ſchon ſo viel Verſtand dazu gehört, Sonn- und Mondfinſterniſſe auszurechnen und den Lauf der Planeten zu meſſen, welch ein unendlicher Verſtand muß das ſein, der den Planeten ihren Lauf anwies und die Regeln beſtimmte, nach welchen dieſe ungeheuren Körper in den bewundernswürdigſten

ſten Verhältniſſen gegen einander ſich um ihre Sonne wälzen und nie aus ihrem Gleiſe treten! Und ſo erſtaunend viel dis nun zwar ſchon an ſich iſt, ſo erſtaunend wenig iſt es doch gegen das Ganze, wovon wir noch zu reden haben. (Bei dieſen Worten wendete Rothe den Prinz von ſich wieder ab, und mit dem Geſicht gen Himmel.) Nun ſehen Sie einmal — dieſes unſer Planetenſiſtem iſt ja nicht der ganze Sternhimmel. Jeder von jenen zahlloſen Fixſternen, die Sie da noch erblicken, iſt wieder ſo eine Sonne, die wieder ihr eigenes Siſtem macht und ebenſo Planeten um ſich hat, die ſie erleuchtet, wie die unſrige. Und über dieſen Sonnen noch ſo viel Sonnen. Und über dieſen wieder noch ſo viel. Und alle dieſe Sonnenſiſteme ſo in der vollkommenſten Ordnung gegen einander abgemeſſen und nach uns ganz unerforſchlichen Regeln ebenſo mit einander zum groſſen Weltganzen und Weltall verbunden, wie in unſern einzelnen Sonnenſiſtem die Planeten gegen einander geſtellt und mit einander verbunden ſind . . . Ach Prinz, Prinz, was ſagen Sie? Nun, nun erſt machen Sie ſich einen recht würdigen Begrif von Gott . . . Nun öfne ſich ihm Ihr ganzes Herz!

Rothe hatte dis kaum geſagt, als er durch den unerwarteteſten Auftritt bis zum Hinſchmelzen gerührt ward. Prinz Theodor — als wenn er ſchon wer weiß wie oft gebetet hätte — fiel auf ſeine Knie und ſprach laut: O du groſſer, groſſer Gott — nun kenne ich dich und bin darüber ſo froh! Biſt du es, der uns alles giebt — ach biſt du es? O du lieber, lieber Gott, wie habe ich dich dafür ſo lieb! Ach du haſt ja ſo viel Verſtand — gib mir doch auch immer mehr Verſtand, daß ich ein recht guter Menſch werde!

Rothe hätte in Freudenthränen zerflieſſen mögen. So dunkel es war, ſo erblickte er doch die hohe Andacht des edlen gefühlvollen Jünglings. Es war, als ſpiegelten ſich die Sterne in ſeinen Augen; ſo glänzten dieſe. Die höchſte Simpathie zog ihn neben Theodorn nieder.

„O Vater, betete er dem Prinz nach, weiſer und guter Vater — du Vater aller deiner Sonnen am Himmel und aller deiner Würmer auf Erden — dir heiligte ſich jezt feierlich zum erſtenmale ein guter Jüngling, welchen dein Daſein ſchon oft wie eine geheime Ahndung umſchwebt haben mag. Gib ihm Weisheit, die du ſo gern gibſt, und laß ihn dieſe Mitternacht nie vergeſſen. **Mitten in der Finſterniß der Natur ging ihm das Licht des Glaubens an dich auf.** Gott, Gott, erfülle ihn recht mit dieſem Glauben und laß ihn dich allenthalben finden. Leite ihn zu immer rechtſchaffenern und edlern Geſinnungen und ſegne ihn mit recht hohen Kräften zur Ausübung des Guten!

Prinz, Prinz, ſprach er darauf fort, während daß er Theodorn knieend an ſein Herz drückte, das heiſſt beten. Sie haben gebetet ohne daß Sie Unterricht darüber empfangen haben. So natürlich iſt die Handlung des Gebets, daß man ſie nicht von andern erſt lernen darf. Ach thun Sie das oft, ſo werden Sie ein recht guter Menſch werden. Und nun haben Sie den Gott, den Sie erkannt haben, vor Augen. Wir wollen noch recht viel von ihm reden. Jetzt thun Sie ihm hier **das Gelübde der Tugend.** Ach, dieſe Augenblicke ſind zu feierlich, als daß wir ſie unbenutzt für Ihr Herz auf Ihre ganze Lebenszeit vorbeilaſſen ſollten! — Prinz, vor allen Sternen — vor allen Sonnen Gottes — reden Sie — reden Sie — —

Theodor. (der beide Arme gen Himmel ſtreckt.) **Gott, bei deinen Sternen — bei meinem Vater und bei meiner Mutter — ich will tugendhaft ſein.**

Dem holden Jüngling zitterten alle Glieder. Er war wie freudig und auch wie erſchrocken, und ſprang mit den Worten auf: lieber Hofrath, ich muß mich ſetzen. Mir iſt, als würd' ich hoch in die Höhe gezogen, und auch, als ſollt' ich da tief hinunter fallen. Rothe ſetzte ſich zu ihm. Unterdeſſen ſchien der Mond ſchon wieder zur Hälfte, ohne daß einer von beiden darauf Acht gab.

Rothe. (der Theodorn in die Augen ſieht.) Was machen Sie, mein Prinz?

Theodor. (freundlich.) Jetzt wird mir wieder anders. (Rothen küſſend.) Ach wie danke ich Ihnen ſo viel tauſendmal dafür, daß Sie mich in dieſer Nacht mit Gott bekannt gemacht haben! Nun iſt mir doch die ganze Welt noch einmal ſo lieb und ſo ſchön. Es war mir ſeither immer, als wenn mir noch etwas fehlte. Und es hat mir wirklich auch recht viel gefehlt. Nun, nun habe ich alles, und bin ſo ruhig und zufrieden, als ich in meinem Leben nicht geweſen bin.

Rothe. Guter Prinz! erhalten Sie nun doch den Gedanken an Ihren Schöpfer auch immer ſich gegenwärtig. Ketten Sie ihn an den Anblick jedes Schönen in der Natur; ketten Sie ihn recht unzertrennlich an den Anblick des geſtirnten Himmels, aus dem Sie ihn zuerſt geſchöpft haben, und feiern Sie bei jeder künftigen Finſterniß an Sonne und Mond das Feſt Ihrer erſten Gottesverehrung mit recht frommer Andacht.

Theodor. (nachdem er noch eine Weile ganz vor ſich hin geſeſſen hatte.) Ach ſehen Sie einmal da, wie hell und ſchön der Mond wieder geworden iſt.

Rothe. Ja auch. So hatte uns der Gedanke an des Mondſchöpfer des Mondes vergeſſen gemacht! — Laſſen Sie uns nun die Verfinſterung bis zu ihrem Ende noch betrachten.

Von den kleinſten Sternen verſchwand nun wieder einer nach dem andern. Die übrigen jederzeit ſichtbaren erſchienen wieder in ihrer blos gewöhnlichen Gröſſe. Der Mond trat ganz aus ſeinem Schatten hervor und prangte wieder in ſeinem völligen Glanze. Freude und Troſt ſchien mit ſeiner Lichtfülle für die ganze Natur wieder zurückzukehren. Im tiefen Morgen leuchtete ſchon ein ſchwacher Schein herauf.

Rothe. Sehen Sie da einen neuen bevorſtehenden ſchönen Aufzug vom groſſen Schauſpiel der Natur! Da ſind ſchon die allererſten Vorboten vom Anbruch des Tages. Doch von dieſem Akt wollen wir zu einer andern Zeit einmal Zuſchauer ſein, und jetzt die Ruhe ſuchen, welcher jedes lebende Geſchöpf zu ſeiner Erhaltung bedarf.

Freudig nahm Theodor von Vollmond und allen Sternen Abſchied und ſprach noch im Heruntergehen vom Altan — **das war eine Nacht!**

Am Morgen, als Rothe erwachte, ſah' er von weitem den Prinz, wie er im Bette aufgerichtet ſas, die Hände bald erhub, bald über einander legte und dabei ſtarr gen Himmel blickte. „**Er betet**„ dachte er bei ſich ſelbſt und ließ ihn ungeſtört. Als der Prinz aufſtand, gab er ſelbſt zu einer Unterhaltung über die **Schönheit des Morgengebets** Anlas.

Rothe. Zu allen Arbeiten und Anſtrengungen unſrer Gedanken ſind wir nie geſchickter, als — in den erſten Morgenſtunden. Unſre ganze innre Kraft, welche durch das Wohlbehagen des Körpers nach einem guten Schlaf ihre gehörige Spannung wieder erhalten hat, iſt alsdann noch beiſammen. Wir ſind durch neue Gegenſtände des Tags und der Welt noch nicht zerſtreut, und hangen an den erſten ſich uns darbietenden Ideen weit feſter, als hernach an allen übrigen, von denen ſchon immer eine die andre wieder verdrängt. Wie ſo ſchön muß uns das Gebet gelingen, wenn Gott unter allen Ideen des Tags die erſte iſt, welche ſich uns darbietet! Wir werden uns nicht nur auf der Stelle auf dieſe Idee heften, ſondern uns auch dadurch den Ton auf den ganzen Tag geben; denn es iſt aus Erfahrung bekannt, daß diejenige Idee, welche an einem Tage die erſte in uns ward und uns mit fortriß, hernach allen übrigen Ideen, die ſich den ganzen Tag über uns darbieten, ihren Anſtrich mittheile, auf ſie Einflüſſe habe und eine Art von Regiment über ſie ausübe. So theilt uns eine frohe Morgenſtunde auf den ganzen Tag eine frohe Stimmung, und eine traurige Morgenſtunde ebenſo auf den ganzen Tag eine traurige Stimmung mit. Ach, wie ſchön muß es alſo für uns ſein, wenn Gott die erſte Idee am Morgen wird, die uns feſt ergreift und innigſt beſchäftigt! Dadurch werden wir auf den ganzen Tag eine fromme und edle Stimmung erhalten. Wir werden nichts Böſes ausüben, an der blendenden und tönenden Eitelkeit kein Wohlgefallen finden, die ſtillern Freuden der Natur, der Freundſchaft und des Wohlthuns ſuchen, und allen unſern Pflichten ein Genüge thun: Und ſo alltäglich uns auch der Schlaf iſt, ſo iſt doch jedes Wiedererwachen von ſelbigem für uns ein ganz ſonderbares Gefühl.

fühl. Man darf nur auf ſich ſelbſt dabei Acht haben. Es iſt uns gerade ſo, als kämen wir in die Welt, in der wir doch ſchon lange waren, und in der wir Abends vorher uns auch ſchlafen legten, erſt an, würden mit allen Gegenſtänden, die uns umgeben, erſt bekannt, — nur daß dies Bekanntwerden mit ihnen gar äuſſerſt ſchnell hintereinander vor ſich geht — und träten erſt in das Daſein ein. Würden wir aber nicht, wenn wir gleich mit vernünftigen Bewuſtſein geboren worden wären, unſern Urheber bei unſerm Eintritt in die Welt recht feierlich dafür angebetet haben? Nun, ſo wollen wir dis wenigſtens jetzt, nachdem wir zum vernünftigen Bewuſtſein gelangt ſind, an jedem Morgen thun, als da uns etwas ähnliches von unſerm erſten Eintritt in die Welt wiederfährt.

Theodors erſtes Gefühl an jedem Morgen ward nun das Gebet, und er beſchloß, dieſer frommen Gewohnheit ſein ganzes Leben hindurch treu zu bleiben. Die nächſten darauf folgenden Tage über unterhielt ſich Rothe noch mit ihm über das Daſein und über die Bewundernswürdigkeit Gottes.

„Wir wollen, ſprach er einſt, nun vom Groſſen zum Kleinen heruntergehen und die Gottheit in der Einrichtung, die für jeden

Wurm auf Erden getroffen iſt, ebenſo unleugbar wiederfinden und ebenſo anbetenswürdig erblicken, als wir ſie in der unüberſehbaren Einrichtung des unermeßlichen Weltalls fanden und erblickten. Es iſt, als ob unſre ſchwache Vernunft, wenn ſie ſich in jenen grenzenloſen Räumen voll heiligen Erſtaunens verlohren hatte, ſich nach Betrachtungen dieſer Art ſehnte, um in dem höhren Grade von Begreiflichkeit derſelben ſich wieder zu ſammlen und auszuruhen.

Hier nun zog Rothe das Merkwürdigſte und Unterhaltendſte aus der Naturkunde des Erdbodens zuſammen und trug es Theodern vor. Er grif dabei zuförderſt nach dem, was nahe um ſie her war und wovon er ihn mit eignen Augen überzeugen konnte. Hernach verſetzte er ſich mit ihm in die Nachbarſchaften; dann in die Fremde; dann in die entfernteſten Gegenden der Erde und benutzte hierzu die beſten neueſten Reiſebeſchreibungen. Er durchwandelte mit ihm alle Reiche der Natur, machte ihn allenthalben auf Mannigfaltigkeit, Kettengefolge und Uebereinſtimmung von allen Seiten zu einem einzigen gemeinſchaftlichen Plan aufmerkſam „und hielt ſich beſonders mit ihm im Thierreiche auf. So Gottes Daſein, Weisheit und Güte dem gefühlvollen Jüngling anſchaulichſt gemacht, durchdrangen ſie ſeine ganze Seele und bildeten ihn von Augenblick zu Augenblick mehr zu einem ihrer würdigſten Gläubiger und Verehrer. Rothe erzählte ihm dabei, wie viel Zeit es gebraucht, ehe der menſchliche Verſtand alle dieſe Entdeckungen gemacht, und wie lange es gewährt, ehe die Menſchheit ſich von den gröbern Vorſtellungen über Gott zu den edlern aufgeſchwungen hätte. Er ſchilderte ihm den Zuſtand vieler Weltvölker, welche noch bis auf dieſen Tag jenen ergeben wären, und ließ ihn das höchſte Glück des menſchlichen Herzens und die höchſte Ehre des menſchlichen Verſtandes in dem Beſitz des letztern fühlen. Fürſt Adolf beſuchte ſie, während daß ſie auf dem Landhauſe waren, häufig, und es ſchien, als wenn er in ſeiner Reſidenz unterdeſſen gar kein Bleibens hätte.

Theodor. (als Adolf zum erſtenmal nach der Mondfinſterniß kam.) Ach lieber Vater, lieber, beſter Vater, was iſt unterdeſſen alles in mir vorgegangen, daß ich Sie nicht geſehen habe!

Adolf. Was denn, mein lieber Sohn? O erzähl mir doch!

Theodor. Ich habe den Ewigen anbeten gelernt — Ihren und meinen Gott. Ach, welche Freude, welch Entzücken, was für ganz unausſprechliche und noch nie gehabte Empfindungen habe ich da genoſſen! Das kann ich Ihnen doch gar nicht ſagen, wie mir da geweſen iſt. Bald, als wenn jetzt finſtre Nacht um mich würde und in mir ſelbſt eine Stimme ſpräche, — was willſt du, du Wurm in der Welt, du Stäubchen gegen das Ganze? ſinke, falle nieder, bleib liegen; — bald wieder, als umgäbe mich plötzlich ein Schein von viel tauſend Lichtern, und als ergriffe mich jemand bei der Hand und ſpräche freundlich zu mir — richte dich auf, ſchaue in die Höhe und ſei frohen Muths. — — Und von der Zeit nun an, daß ich Gott weiß, bin ich wie geſtärkter. Ich lerne nun noch lieber, als ſonſt, und wollte nun um alles in der Welt Willen noch weit weniger etwas Böſes thun oder ſchlecht ſein, als ſonſt. Und die ganze Welt iſt mir ſeitdem lieber, und alles, alles gefällt mir in ihr beſſer, weil ich nun weiß, daß der liebe Gott es ſei, der alles ſo ſchön gemacht hat. So weiß ich doch nun, wem ich für alles Gute zu danken habe, und dieſer Dank macht mir jede Freude noch weit ſchöner.

Adolf. (der ihn auf das zärtlichſte umarmt.) O mein Theodor! — Sieh, auf dieſe Tage hab' ich mich gefreuet ſeit Jahren ſchon. Nun ſind ſie da; wohl uns! Ich habe dich mit Vorſatz erſt ſo heranwachſen und Vernunftgebrauch erlangen laſſen, damit die erſten Eindrücke, welche Gott auf dein Herz machte, gleich recht edel und vollkommenwirkſam ſein ſollten. Welche herzliche Zufriedenheit empfinde ich darüber, daß ich mich weder in meinem Plan noch in dir getäuſcht habe! Nun wachſe, wie du an Gröſſe und Kraft wächſeſt, auch in der Erkenntnis deines Schöpfers fort. Laß dieſe Erkenntnis, je vollkommner ſie wird, auch deſto ſtärker auf alle deine Geſinnungen wirken und deſto ſichtbarer aus allem deinen Thun hervorleuchten. Ich, dein Vater, bin nicht immer bei dir, und werde einſt ganz von dir ſcheiden, wenn meine Stunde ſchlägt; er aber, der Allvater, iſt immer bei dir, und wird allenthalben noch bei dir ſein, wenn ich nicht mehr bin. Ehre ihn durch Weisheit und Tugend! Sei rechtſchaffen in allen künftigen Tagen deines Lebens; ſo wird dich Gott nicht nur, ſondern auch ſein Wohlgefallen an dir immerdar begleiten. Auch meines Lebens Troſt iſt Er, und ſoll es ſein, ſo lang' ich bin. Ich bin zwar der Fürſt dieſes Landes; aber vor Gott bin ich doch nur Staub, wie mein geringſter Unterthan. Ich freue mich, ſo oft ich ſehe, daß mein Volk mich ehrt und liebt; doch nur alsdann, wenn ich mich mit dieſem Bewußtſein vor Gott liebe- und ehrfurchtsvoll beuge, fühl' ich mich erſt recht glücklich. Bleib immer ſo geſinnt, wie ich, und wie du auch jetzt biſt!

Theodor. O lieber Vater, ſo lange ich lebe, ſoll Gott mein liebſter Gedanke ſein; und wenn dis iſt, wie könnte ich ein ſchlechter Menſch werden? Ich ſah vorher ſchon ein, daß ich rechtſchaffen ſein müßte; wie vielmehr will ichs nun ſein, da ich an Gott glaube!

Der Prinz erzählte ſeinem Vater noch viel von den ſchönen Erkenntniſſen, welche ihn Rothe in der unvergeslichſten aller Nächte und auch hernach noch beigebracht hatte. Adolf freute ſich nicht ſowohl über ſein Gedächtnis, als über die vortreflichen Empfindungen, welche das Erlernte in ihm gewirkt hatte, und die er beim Erzählen faſt ununterbrochen zu erkennen gab.

Adolf. (zu Rothen hernach allein.) Es iſt alſo erwieſen wahr, daß durch den zu frühen Unterricht über Gott, die erſte, ſtärkſte Kraft der Religion auf das menſchliche Herz verlohren geht. Da ſollten ſie doch nun einmal hier ſein, diejenigen Verfechter des alten Schlendrians, und alle ihre Zöglinge, die ſie auf die gewöhnliche Weiſe gebildet haben, gegen meinen Theodor.

vor aufſtellen, und forſchen, ob in irgend einem derſelben der Enthuſiaſmus für Gott walle, welcher in ihm lebt und webt. Gott ward jenen ſchon etwas Altes, ehe ſie einmal eines vernünftigen Begrifs fähig waren. Wie ſie nun gewöhnt wurden, gleich anfangs ohne Vernunft an Gott zu denken: ſo denken ſie auch hernach ſo fort. So durchdringt ihren Verſtand nie das wahre Licht von Gott, und mithin auch ihr Herz nie die wahre Wärme gegen Gott. — Ermüden Sie nicht, beſter Rothe, in der ſo herrlich gelingenden Ausbildung der Seele des künftigen Fürſten dieſes Landes; und da er ſich als ein ſo vernünftiger, guter Jüngling zeigt: ſo überlaſſ' ich es Ihnen nun auch, ihm, wie Sie es für gut finden, dieſe ſeine künftige Beſtimmung bekannt zu machen.

Rothe. Ich denke, daß die Stunde, in welcher ich den Religionsunterricht an ihm vollende, dazu die geſchickteſte ſein werde.

Nun folgte in der Religion Theodors die Lehre von der Providenz.

Rothe ſprach erſt viel mit dem Prinz über die Weiſe guter Hausväter, die ihre Oekonomie nicht nur nach den weiſeſten Regeln der Wirthſchaftsſchaftsführung einrichteten, ſondern auch hernach durch immerwährende Aufſicht den beſtmöglichſten Fortgang derſelben bewirkten. Auch ſprach er mit ihm von weiſen und guten Fürſten, die ihrem Staat nicht nur die vollkommenſte Verfaſſung zu geben ſuchten, ſondern die ſich auch der Regierung und zwar der Selbſtregierung deſſelben nicht begäben. Er bewies ihm, daß beide durch das letztere nicht nur unweit mehr noch thäten, als durch das erſtere, ſondern daß ihnen ſolches auch noch weit mehr zur Freude gereichen müſſte. Hierauf brachte er ihm die würdigſten Begriffe von der ſchon verſtrichenen Dauer der Welt bei, die denn freilich über die gewöhnlichen geringfügigen ſechstauſendjährigen himmelhoch erhaben waren. Er unterhielt ihn mit den gröſſern Revolutionen, welche die Erde erlitten hat, ſetzte hinzu, daß es vermuthlich mit allen den übrigen Himmelskörpern dieſelbe Bewandnis habe, und ließ ihn in dieſen Revolutionen ſelbſt das erhabenſte Mittel entdecken, wodurch jeder einzelne Weltkörper ſowohl als auch das Weltganze erhalten würden. Hier ſtaunte Theodor hoch und hehr. Mitten durch natürlichentſtehende Verwirrungen in der phiſiſchen Welt ſah er ebenſo natürlich die vollkommenſte Ordnung in ihr wiederhergeſtellt werden.

den. Scheinbare Ruinen wurden ihm die Grundlagen gröſſerer Anſtalten und Werke. Da bereitete ſich ſein eignes Herz zur Annahme des groſſen Gedankens, der in allen Religionen den ihm gebührenden Platz behauptet hat — daß, wenn man ſchon mit ſeinen Betrachtungen über die Entſtehung der Welt nicht zu Licht und Ruhe gelangen könne, ohne zu einem unendlichen Urweſen ſeine Zuflucht zu nehmen, deſſen Werk ſie ſei, man noch weit weniger über die Fortdauer der Welt mit ſeinen Gedanken fertig werden möge, ohne die immerwährende Direktion dieſes Weſens über ſie zu glauben.

Mit dieſem groſſen Grundſatz unterhielt Rothe ſeinen Zögling verſchiedene Tage hintereinander. Er vermied in ſeinen Betrachtungen das ſpekulatiſiſche, verwies ihn nur immer auf die ſonderbarſten Ereigniſſe in der Natur ſelbſt, und ſuchte ihm die ganze Lehre von der Providenz ſo praktiſch ſchätzbar zu machen, als möglich.

So oft ich darüber nachdenke, daß die Welt von dem, der ſie ſchuf, auch regiert werde, ſprach er an einem ſchwülen Nachmittage, da ſie unter einer Jeſminlaube ſaſſen, aus der man die Auſſicht über den Flus hin hatte — ſo oft fallen mir auch der gute Hausvater und der weiſe Fürſt ein. Jener ließ ſich nun um alles in der Welt willen nicht die Regierung ſeines Hausweſens nehmen, und dieſer nicht die Regierung ſeines Staats. Dieſe Regierung macht beiden erſt recht die gröſte Freude. Wenn ſie dann ſehen, wie ihr Werk ſo herrlich von ſtatten geht; wenn jede neue Erfahrung hievon ihnen die Richtigkeit ihrer Principen, welche ſie dabei zum Grunde legen, noch anſchaulicher macht; wenn ſie Zeugen davon ſind, wie ihre Anſtalten durch ihre innere Güte mit der Länge der Zeit noch immer vollkommner werden: o was für eine reine und überſchwengliche Glückſeligkeit müſſen ſie hieraus ſchöpfen! Und dieſe ſollten ſie nicht genieſſen wollen? Machte es ihrem Herzen Ehre, wenn ihr Hang, ihre Zuneigung gegen ihr Haus und gegen ihren Staat etwa nur **vorübergehend** geweſen wären, ſo daß ſie beide in der erſten Aufwallung derſelben geſtiftet hätten und mit einem Enthuſiasmus darüber hergerathen wären, der ſich nach der Zeit verlohren hätte? Müſſen ſie nicht ſtets ſich noch ſo zu bezeigen ſuchen, daß man es ihnen anſehe, daß ſie ihr Haus und ihren Staat noch jezt ſo einrichten würden, wie ſie ihn eingerichtet haben, wenn ſie ihn noch nicht ſo eingerichtet hätten? Und können ſie dis deutlicher beweiſen, als dadurch, daß ſie in die Forterhaltung derſelben, ſo, wie dieſe ſind, noch immer unaufhörlich einflieſſen? Nur hiedurch können ſie darthun, daß ſie von der Vortreflichkeit ihrer getroffnen Einrichtungen noch immer ſo überzeugt ſind, als ſie damals waren, da ſie ſie trafen. Je mehr ſie dis ſind, deſto mehr werden ſie auch die Dauer derſelben wünſchen. In der Maſſe nun, in welcher ihr Haus und ihr Staat weitläuftiger ſind, ſind auch Irrungen und Unordnungen in ſelbigen mit der Zeit unvermeidlich. Sie ſehen dieſe zwar vorher; aber um ſie ganz unmöglich zu machen, hätten ſie Haus und Staat ungeſtiftet laſſen müſſen. So ſorgten ſie zwar ſchon auch für die künftige Wiedergutmachung und Wiederherſtellung dieſer Unordnungen, konnten doch aber die Mittel dazu nicht eher in Thätigkeit ſetzen, bis die Unordnungen wirklich da waren. Mithin behielten ſie ſich die immerwährende Aufſicht darüber vor, und konnten ſich derſelben nicht begeben, ohne Haus und Staat aufs Spiel zu ſetzen. — Das groſſe Haus, das Gott baute, der groſſe Staat, den Gott einrichtete, iſt — die Welt. So wird ſich Gott noch weit weniger von ſeiner Welt trennen, als der Hausvater von ſeiner Wirthſchaft und der Fürſt von ſeinem Staat; er, der unendlichmehr Ordnung in ſeine Einrichtungen verwebte, als dieſe in die ihrigen, und der an der Ordnung noch unausſprechlichmehr Wohlgefallen und Freude hat, als ſie; er, der in dem groſſen unendlichen Weltall den Abdruck ſeiner eignen unendlichen Majeſtät findet und der in keinem Augenblick von uns als unthätig gedacht werden darf. Ja, was noch mehr iſt, **Gott wird nicht** nur, er kann auch nie ſich von ſeiner Welt trennen. Ich will Ihnen dis auf zweierlei Art begreiflich zu machen ſuchen. Nehmen Sie einen Baumeiſter, der ein groſſes Gebäude aufführt. Wenn dieſer das Gebäude ganz fertig hat, ſo läſſt er es ſtehen und — geht davon. Warum? weil es ganz fertig iſt, und er nichts, gar nichts mehr dabei zu thun hat. So iſts aber mit dem oberſten Baumeiſter nicht beſchaffen. Dieſer kann nie, daß ich ſo ſage, von ſeiner Welt gehn. Warum? weil er nie, nie mit ihr ganz fertig wird. Wer ſich vorſtellen wollte, daß die Welt, ſo wie ſie jetzt da iſt, das Werk einiger Augenblicke oder Tage bei Gott geweſen ſei: der würde für ſeinen Verſtand eben kein ſonderliches Zeugnis dadurch ablegen. Durch allmähliche

Ausbildung, Entwickelung und Vervollkommnung iſt ſie ſo weit gediehen, wie ſie jetzt iſt, und iſt noch lange — lange nicht ganz ausgebildet, entwickelt und vollkommen. Unter jenen Sternwelten am Himmel mag es noch unzählige geben, die in ihrer Ausbildung noch lange nicht ſo weit gekommen ſind, wie unſre Erde, und vielleicht nach Millionen Jahren erſt bewohnbar ſind. Selbſt unſre Erde iſt noch nicht völlig ausgebildet. So, wie ſie viel Jahrtauſende lang ſchon da war, ehe irgend eine ihrer Höhen aus dem ſie umgebenden Waſſer hervorragen konnte, die hernach zuerſt bewohnt ward: ſo kommen noch immer von Zeit zu Zeit mehr Länder auf ihr aus dem Waſſer zum Vorſchein, die nach Reihen von Jahrhunderten erſt wieder bewohnbar werden. Wie könnte man ſo eine Erde ſchon fertig und ſo eine Welt ſchon fertig nennen? Wie könnte ſich aber Gott von ihr trennen, ehe ſie fertig wäre? Und wäre auch Gott wirklich mit dem ganzen Weltall fertig — was ſollte er denn nun thun? Ruhen etwa? O welch ein niedriger Begrif von einem unendlichen Verſtande! Wie iſt es möglich, daß ein Augenblick gedacht werden möge, in welchem dieſer nicht thätig wäre? Wenn nun Gott aber nicht unthätig ſein kann, was ſoll er thun, wenn das ganze Weltall fertig iſt? **Noch ein Weltall ſchaffen?** Mehr als ein Weltall kanns nicht geben; ſo wenig als es mehr, als einen Gott gibt. Mithin muſſte er alſo, wenn das Weltall fertig wäre, nun durch Regierung deſſelben thätig ſein, und kann ſich alſo auf keine Weiſe von ſeiner Welt trennen. Aber, mein beſter Prinz, es iſt noch eine andre Vorſtellung hievon übrig. Gott kann ſich von der Welt nicht trennen, **weil er über alle unſre Vorſtellungen innigſt mit ihr verbunden iſt.** Hier iſt nicht nur eine Lücke in unſerer Sprache, daß es uns an **Worten** fehlt, ſondern auch eine Lücke in unſern Begriffen. — Lieber Prinz, die Natur des höchſten Weſens ſelbſt iſt uns unerforſchlich. Wir können das **Weltall** nicht einmal unter unſre Begriffe bringen; geſchweige denn den **Baumeiſter des Weltalls.** So, wie Gott allein nur den ganzen Umfang ſeiner Werke kennt, kennt er auch ſich ſelbſt allein nur vollkommen. Haben wir aber weder von dem Weltall, noch von Gott einen deutlichen Begrif: ſo werden wir noch weniger ergründen, wie Gott mit dem Weltall verbunden ſei. Ich ſuche, wie geſagt, in dem ganzen Reiche der Einbildungskraft nach einem Bilde dazu, und in dem geſammten Gebiet der menſchlichen Sprache nach Ausdrücken dazu, ich finde aber weder jenes, noch dieſe, weil es an einem deutlichen Begrif gebricht, den ſie einkleiden und darſtellen ſollen. Alles, worauf ich immer hiebei zurückkomme, und worauf ich mich ewig als auf dem Mittelpunkt dieſer Lehre drehe und wende, iſt dis, daß alles, alles, was da iſt, **ebenſo in jedem folgenden Augenblick durch Gott fortdaure, fortbeſtehe, oder noch ſei, wie es in dem erſten Augenblick ſeines Daſeins durch Gott ward.** Alle die Naturkräfte, welche wir unaufhörlich im Groſſen und im Kleinen, im Ganzen und in den Theilen, an und auſſer uns wirkſam ſehen, ſind nichts anders als — **irgend ein immerwährender Ausflus der Gottheit.** Seine Macht hat immer Vorrath und Ueberflus an ſelbigen; ſeine Güte gibt ſie gern her, und ſeine Weisheit beſtimmt ihr Maas und ihre Vertheilung. Hier, Prinz, müſſen wir nun aber auch unſern Stab hinſetzen und nicht weiter in unſern Erforſchungen gehen wollen; ſonſt gerathen wir in die Irrgärten der Vernunft, aus denen ſchwer herauszufinden iſt. — Die Abſicht, in welcher Gott Schöpfer ward und Fortſchöpfer oder Erhalter iſt, beſteht darin, daß die Welt die höchſte Glückſeligkeit habe, die für ſie möglich iſt. Jedes einzelne Geſchöpf nimmt daran ſo viel Antheil, als er daran nehmen kann, wenn die ganze Welt zuſammen ſo glückſelig ſein ſoll, als möglich iſt. Dis iſt ein ſehr wichtiger Satz; den müſſen wir als ausgemachte Wahrheit annehmen; denn den Beweis dafür kann nur Gott, der Allwiſſende, führen. Glauben wir an ſeine Weisheit und Güte, ſo müſſen wir auch dieſen Satz glauben. Ereignet ſich irgendwo etwas, das wir Unordnung in der Schöpfung nennen: ſo ſcheint uns dis nur Unordnung zu ſein. Es gehört gewis ebenſo zur Erhaltung des Ganzen als das, das wir Ordnung nennen, und iſt wirklich ebenſo Ordnung, als das. Haben wir nur eine kleine Geduld, ſo erſcheint es uns auch in der That bald ſo. Das, was wir für Zerſtörung hielten, ſtellt ſich uns alsdann als neue Anlage dar, die ſich zu unſrer Verwunderung wieder ausbildet. Wir bemerkten die neue Anlage nur nicht eher, als bis ſie ſchon ziemlich wieder vorgerückt war. Nichts in der ganzen Natur wird völlig vernichtet; alles wird nur oft aufgelöſet, um wieder unter einer andern Geſtalt zu erſcheinen. Die nachfolgende Erſcheinung deſſelben hat allemal ihren Grund in der vorhergehenden. So werden die Veränderungen der Welt ins Unendliche fortgehen;

und

und ſo wird es Gott auch immer ſein, der ſie bewirkt. — Durch dieſen Glauben, daß alles durch Gott beſtehe und daß Gott die Welt regiere, bleibt jedoch ſeinen vernünftigen Geſchöpfen ihre Freiheit unbenommen. Groſſen, grundſtürzenden Unternehmungen iſt ohnehin keins derſelben gewachſen. Alle vernünftige Geſchöpfe zuſammen ſind nicht im Stande, Veränderungen oder gar Zerrüttungen im Ganzen und im Weltall hervorzubringen. Allein freilich können ſie auf der Stelle, wo ſie in der Schöpfung ſtehen, Unordnungen anrichten, Thorheiten und Tollheiten unternehmen. Wie noch weit bewundernswürdiger muß uns aber hiedurch die göttliche Regierung werden, wenn ſie alles deſſen ungeachtet ihre Abſichten erreicht, dieſe Verkehrungen ihres Plans mitten in ihren Plan aufnimmt, und ſo erhabene und weiſe Masregeln trift, daß das, was eigentlich wider ſie gearbeitet heiſſen ſollte, als für ſie gearbeitet erſcheint, und das, was ihre Anſtalten hindern ſollte, dieſelben ſogar befördern helfen muß!

In dieſem Augenblick blitzte es. Rothe brach hier ab und freute ſich über den glücklichen Zufall, durch welchen die Natur vieleicht zu dem wichtigſten Theile des Textes, den er dem Prinz vorgeleſen, jetzt den Kommentar liefern würde.

Während daß ſie in der Laube geſeſſen, hatte ſich ſeitwärts in Südweſten ein ſtarkes Gewitter zuſammengezogen. Kaum beobachtete es Rothe einige Minuten lang, ſo ward er gewahr, daß es völlig heraufkommen würde. Nun ward ſeine Freude vollkommen. Noch war der Himmel über ihnen heiter; noch regte ſich keine Luft, noch drückte die Schwüle unausſprechlich. Grauſend aber ſchwebte weiter unten am Horizont der ſchwarze Schlauch, und eine Blitzſchlange nach der andern fiel aus ihm herab. Der Prinz wuſſte zwar von keiner Gewitterſcheue, war doch aber noch nie Zeuge von einem ganz herauf ziehenden Wetter geweſen. Rothe ſuchte deshalb ſchnell die noch übrigen Augenblicke zu nutzen, um ihn zu einem der feierlichſten, aber auch zugleich mit ſinnlichen Schreckungen begleitetesten Auftritte in der Natur vorzubereiten, und ihn ganz in die Stimmung zu verſetzen, in welcher er ihn dabei zu ſeiner vorwaltenden Befeſtigung im Glauben an Gottes weiſe Regierung zu haben wünſchte. Er erinnerte ihn ſogleich an alles das, was er ihm ſchon über die Entſtehung der Gewitter, über Blitz und Donner bei andern Gelegenheiten mitgetheilt hatte, und machte ihm dis jetzt um ſo anſchaulichdeutlicher, je mehr der Anblick des aufziehenden Wetters ihn erwarten ließ, daß es eins der allerſchwerſten ſein dürfte, welche ſeit vielen Jahren in dieſe Gegend getroffen. Sie ſtanden dazu am Ufer des Fluſſes, wo ſie den ganzen ſüdlichen und weſtlichen Himmel überſehen konnten.

Theodor. (der bald rechts, bald links ins Waſſer blickt.) Ach ſehen Sie doch, wie ſonderbar das alles läßt — —

Zur Rechten ſpiegelte ſich die noch in voller Majeſtät ſtrahlende Sonne in den Fluten, und die Bewegung der kleinen Wellen daſelbſt verurſachte einen Anblick, als wenn immer viel tauſend Millionen Feuerfunken aus dem Waſſer ſprüheten, die hernach weithin noch mit dem Strom fortzogen. Ein faſt verblendender Anblick fürs Auge! Zur Linken mahlten ſich die ſchweren ſchwarzen Wetterwolken im Flus, und verfinſterten ihn ebenſo, wie über ihm den Himmel. Der Kontraſt zwiſchen beiden Anblicken war hinreiſſend. Dort Flamme, hier Finſternis — dort ekſtatiſche Erhebung der Seele, hier Niederdrückung und Erfüllung derſelben mit Schwermuth und Graus.

Theodor. (der plötzlich gen Himmel blickt) Ach, wie das donnert! Hören Sie einmal — hören Sie einmal!

Rothe. (ſehr gelaſſen.) Ja, es iſt ein ſchweres Gewitter. Es kann auch nicht anders ſein, da wir ſeit vierzehn Tagen ſo ſtarke Hitze, und heute beſonders eine recht drückende und beklemmende Schwüle haben. Es kommt grade herauf, wie es ſcheint. Und ſollte ſich ein Sturm erheben, ſo wird es ſchnell da ſein. Der ganze Vorgang wird ſehr erſchütternd, aber doch majeſtätiſch ſchön werden.

Theodor. Das wird wohl wieder ſo werden, wie im vorigen Jahre, da wir zuſammen bei dem braven Raſch waren?

Rothe. Das wird nichts dagegen ſein. Es wird blitzen, als wenn ſich der ganze Himmel aufthäte, und wird Donnerſchläge geben, daß die Erde unter unſern Füſſen drehnt, und wird regnen, als wenn das Waſſer mit Zobern herab geſchüttet würde.

Theodor. (etwas verlegen.) Bleiben wir denn alsdann hier ſtehen?

Rothe. (lächelnd.) Das mögten uns Wind und Regen wohl verbieten, Prinz. Aber noch hats nicht Noth. Haben wir doch, wenn es uns überraſchte, zum nächſten Gartenhauſe da nicht weit. Daſelbſt wollen wir es ganz ruhig mitanſehen. — — Sehen Sie nur, wie die anhaltende groſſe Hitze das Erdreich überall ausgedörrt hat, ſo daß nichts mehr wachſen kann. Sehn Sie, wie die Pflanzen neben uns alle ſo welk ſind und kein Blatt mehr emporhalten können; wie die niedrigern Geſträuche die Zweige hangen laſſen, und wie die gröſſern Bäume ſogar leiden und einen Theil ihrer ſchönen Früchte ababwerfen. Sehen Sie jenſeits des Fluſſes die Wieſen, wie ſie verſengt ſind und wie die Rinder da lechzen und keuchen. Sehn Sie hier am Ufer das Heer von Fiſchen, wie ihnen das freie Waſſer ſogar zu matt wird und wie ſie Schutz unter dem Schatten der hohen Pappeln ſuchen. Um den gröſten Theil der Pflanzenwelt wäre es geſchehen, wenn die häufige Schwüle noch um einige Tage anhielte. Die Thiere würden zum Theil verſchmachten. Ja für uns Menſchen ſelbſt könnte Elend und Verderben entſtehen. Können wir auch wohl noch vollkommen athmen? Iſts nicht, als athmeten wir Feuer und Glut ein? Woher ſoll der ſo nöthige Regen kommen? Wodurch ſollen die dämpfenden Dünſte wegkommen? Was ſoll der Luft die nun unentbehrliche Kühlung verſchaffen? Die einzige Art, dis ſobald, als möglich, zu bewirken, iſt — ein Gewitter. Nun erwägen Sie einmal, wie der weiſe Regierer des Ganzen alles ſo wohlthätig einzurichten weiß, daß den Bedürfniſſen der Natur gerade zu rechter Zeit abgeholfen werde. Wir bedürfen eines Gewitters, deſſen Blitze die Schwefeldünſte ausleeren, deſſen Stürme die Luft abkühlen, und deſſen Regen die lechzende geborſtene Erde tränken. Wir bedürfen deſſelben in höchſter Maſſe; und — da iſt es . . . Müſſen wir ihn nicht in voraus ſchon dafür loben und preiſen?

Theodor. (wieder zutraulicher.) Ach ja, das wollen wir auch.

Rothe. Drücken Sie ſich einmal den geſammten Anblick der ſchmachtenden Natur ſo ganz ein, wie Sie ihn jetzt vor ſich haben. Merken Sie ſichs einmal, wie Ihnen ſelbſt jetzt ſo beklommen und ängſtlich iſt. Hernach, wenn das Wetter über iſt, wollen wir wieder hieher gehen, und dann ſollen Sie ſehen und fühlen, wie wohl Gott Allem und uns gethan habe. Freilich wird es gewaltig raſſeln und rollen, brauſen und ſauſen, platſchen und dröſchen; aber das muß ſo ſein. Der Donner iſt, wie Sie ſchon wiſſen, nichts weiter, als — der gehörte Blitz. Je näher uns alſo der Blitz iſt, deſto ſchmetternder Donner. Und iſt er uns ganz nahe, ſo ſehen und hören wir ihn zugleich. Wenn dann zwei Sinne auf einmal heftig betäubt werden: ſo iſts ſogar möglich, daß man aus dem Gleichgewicht des Körpers komme, ſinke und falle. Dis alles iſt natürlich ſo. Und Sturm ohne Brauſen läſſt ſich auch nicht denken. Und ſtarker Regen ohne Platſchern auch nicht. Mithin wiſſen wir ſchon, was wir vor uns haben. Und ſo können wir uns auch darauf geſchickt machen. Wir wiſſen aber auch, was es iſt. Es iſt lauter Güte Gottes, die da ſo raſſeln und rollen und brauſen wird. Es ſteht ein Kampf der Elemente bevor, der ſich in Triumf und [illegible] für die ganze Natur endigen wird. Der blos ſinnliche und unausgebildete Menſch lauft zu Winkel, bis das Gewitter vorüber iſt. Derjenige aber, welcher oft über die wahre Beſchaffenheit ſolcher Auftritte nachgedacht hat und ſich des Guten bewuſſt iſt, beraubt ſich des Vergnügens nicht, dem Schöpfer auch alsdann zuzuſehen, wenn er ſeine furchtbarfeierlichen Anſtalten, durch die er oft ſo viel von der Natur rettet und ſegnet, ausführt, und deshalb Himmel und Erde bewegt.

Theodor. (lebhaft.) O lieber Hofrath, ich will alles recht dreiſt mitanſehen und mitanhören.

Jetzt erhub ſich urſchnell ein Sturm. Wie, wenn zehn Wagen auf Steindämmen von weitem daherrollen, ſo hörte man ihn ſchon in der Ferne brauſen. Schon flogen die erſten Wetterwolken vorüber; ſchon verbarg ſich die Sonne. Die Hirten trieben ihre Heerden zuſammen; die Taubenvölker eilten freiwillig ihren Dörfern zu; alle Vögel ſuchten Schuz im Dickigt. Nun ergrif der Sturm auch die Gegend umher.

Rothe. Geſchwind, Prinz, ſehn Sie noch einmal hier ſich um.

Der Himmel überall bezogen — die Luft voll Staubwirbel — der Flus heftige Wellen ſchlagend — alle Bäume, als ſollten ſie niedergeriſſen werden — Bliz auf Bliz — Schlag auf Schlag — Plazregen und Orkan — die ganze Natur überall in der ſchrecklichſten Erſchütterung — — —. Schnell waren Rothe und der Prinz im Gartenhauſe, wo ſie gefahrrei den Bodenſaz der allgemeinen Gährung abwarten konnten.

Es ward eins der fürchterlichſten Gewitter, welche je auf dem flachen Lande gehört worden nd. Der Sturm dabei war einer der wütend- en, und der Regengus faſt undurchſichtlich. Bei ller Heftigkeit des Windes ſchienen die Wolken noch wie dicht über den Gipfeln der Bäume weg u ſchweben, und die daher entſtehende Dämme- ung war dem ſchon eingebrochenen Abend gleich.

Der Prinz blieb immer noch beherzt, und Rothe ſuchte ihn durch mannigfaltige Geſpräche zu zerſtreuen. Bald ließ er ihn auf die Schlängelungen des Blitzes genau Acht haben und dann bemerken, wie das Donnergeräuſch geradeſo ſich richte und ſchlängle. Bald machte er ihn auf die Wohlthätigkeit des ſchrecklichen Sturms aufmerkſam, der vielleicht einen zu befürchtenden Wolkenbruch verhindre und die gefährlichſten elektriſchen Wolken ſchnell vorübertreibe. Bald erzählte er ihm vom künſtlichen Nachmachen der Gewitter. Bald war die Rede von den Blitzableitern u. ſ. w.

Nun war das Gewitter völlig herauf und Blitze und Schläge folgten faſt ununterbrochen nahe auf einander. Theodorn fing das Herz an heftiger zu klopfen.

Rothe. (der ihn anſieht.) Sein Sie ruhig, Prinz! Jezt iſt zwar Gefahr, aber ſie wird nach einigen Minuten vorüber ſein. Der Blitz und wir ſind unter der Leitung eines Gottes.

Zu demſelben Augenblick fiel einer der entſezlichſten Blitze, der alles in Flammen zu ſetzen ſchien, und ein jämmerlichkrachender Donner begleitete ihn. Es war unmöglich, daß alle philoſophiſche Demonſtrationen über Natur

tur und Segen des Gewitters einen ſtehenden menſchlichen Körper dabei im Gleichgewicht erhalten konnten. Rothe und der Prinz prallten weit auseinander.

Rothe. (als er ſeine Beſinnungskraft wieder beiſammen hat, von einem Stuhle aufſtehend, auf den er ohne ſein Wiſſen geſunken war.) **Gott iſt die Liebe!**

Theodor. (gegen ihn über an einer Wand knieend und die Augen voll Thränen.) Gott — iſt — die Liebe!

Rothe richtete den Prinz auf, trat mit ihm an die Thür und rief aus: o ſehen Sie einmal dort — —

Der Blitzableiter, welcher am groſſen Landhauſe angebracht war, war noch überall wie glühend und leuchtete ſtark, und oben auf ihm zeigte ſich eine groſſe Feuerkugel. Nach einigen Sekunden war das ganze Schauſpiel erloſchen.

Rothe. Nun wird alle Gefahr vorüber ſein. Wahrſcheinlich hat der Ableiter jetzt auf inmal die ſtärkſte Macht des Gewitters ausgeeert. Daher der ganz entſetzliche Schlag und ie Drehnung, als wenn uns dieſes Gebäude ber den Kopf zuſammenfallen ſollte.

Die Bemerkung war richtig. Es erfolgte ine lange Blitzpauſe. Nachher blitzte es zwar noch, aber nur ſchwach, und die Donner hatten nichts grauenerregendes mehr. Der Orkan legte ſich. Der Regen ward ſanfter, und tief unten in Südweſten hellte es ſchon wieder etwas.

Rothe. Das iſt ein groſſes Glück, daß Ihr Vater jenen Ableiter hat anlegen laſſen. Gewis hat heute die ganze Gegend in vielen Meilen umher demſelben viel zu danken. Das Gewitter war äuſſerſt ſchwer und würde noch manches Dorf in Schrecken geſetzt haben. Nun ſind Menſchen, Vieh und Häuſer geſichert. Nun werden weder einzelne Familien noch ganze Gemeinen in Armuth gerathen. Sehen Sie, ſo hat der Urheber der Natur nicht nur ſogar in die fürchterlichſten Naturbegebenheiten, die nun einmal unvermeidlich waren, mehr Segen als Gefahr gelegt, ſondern er hat auch dem menſchlichen Verſtande das Vermögen verliehen, ſelbſt die Gefahren, welche damit natürlich verbunden ſein muſſten, zu mindern und abzuwenden. Gewitter ohne künſtliche Ableiter ſtiften für das Ganze dennoch unausſprechlichen Nutzen, wenn auch einzelne Theile dabei leiden; aber Gewitter bei und mit ſolchen Ableitern verſchonen auch der einzelnen Theile. Fänden ſie nun dieſe künſtlichen Ableiter nicht: ſo würden ſie Heerden, Scheuern, Häuſer und Kirchen zu Ableitern für ſich machen. Welch eine edle und erhabne Anwendung des menſchlichen Verſtandes iſt es doch, der armen leidenden Menſchheit ſo bei den ſchrecklichſten Naturereigniſſen zu Hülfe zu kommen, dieſe ganz und gar in Segen für ſie zu verwandeln und ſo die Weisheit und Güte Gottes bei ſelbigen völlig ins reine und lichte zu ſtellen!

Unter dieſen und ähnlichen Reflexionen, welche Rothe anbrachte, verzog ſich das Gewitter ganz. Blitze ſah man gar nicht mehr. Donner töſeten nur ganz ſchwach noch im Nordoſten. Der Regen hörte auf. Die Luft ward ſtill. Der Himmel heiterte ſich immer mehr und mehr, und im ſüdlichen Rande des Horizonts waren die Wetterwolken durch einen hellen weiſſen Saum von dem reinſten Blau, das auf ſie folgte, wie künſtlich abgetheilt.

Rothe. Prinz, nun wollen wir wieder ans Ufer treten. Es wird binnen einer Stunde noch ein neues ganz unausſprechliches Schauſpiel der Natur geben.

Kaum waren ſie wieder im Freien, als Theodor ſchon ausrief — — ach, wie wohl iſt mir nun hier! wie hat ſich die Luft ſo ſchön abgekühlt, und wie ſieht alles wieder ſo friſch aus!

Rothe. Sagt' ich's Ihnen nicht? (indem ſie auf ihren vorigen Stand am Ufer kamen.) Und nun, Prinz, erinnern Sie ſich einmal recht daran, wie Ihnen vor anderthalb Stunden hier noch ſo bange und ſo ängſtlich war, und rufen den ganzen Anblick der ſchmachtenden Natur, wie Sie ihn damals hier hatten, in Ihr Gedächtnis zurück. Fühlen Sie nicht, daß eine groſſe drückende Laſt von Ihnen genommen ſei? Können Sie nicht wieder vollkommen athmen! Stärkt die Luft, welche Sie jetzt einziehen, nicht in der Maſſe alle Ihre Kräfte wieder, in welcher die vorige ſelbige herabſpannte? Sind Sie nicht weit heitrer und froher? Ihr Blut, Ihr Nervenſiſtem, Ihre ganze Maſchine iſt wieder in Ordnung. Dis alles haben Sie einer Naturbegebenheit zu danken, die ſo viel ſinnliches Schrecken und Entſetzen zu erregen vermogte! Und nun ſchauen Sie um ſich her. Wie iſt alles ſo erquickt in der ganzen Pflanzenwelt! Da iſt kein hangendes Laub an groſſen und kleinen Gewächſen mehr, kein kraftlosſinkendes Zweig mehr an den Sträuchern. Mit ihren Blättern hatten ſie ſchon während des Regens viel ſtärkende Feuchtigkeit eingeſchlurft, und nun ſaugen und pumpen ſie auch mit ihren tauſendfältigen Wurzelfaſern den neuen Nahrungsſaft aus der getränkten Erde und treiben ihn biß in ihre äuſſerſten Gipfel. Ein friſcheres Grün kleidet ſie insgeſamt; und auch jede andre Farbe der Natur iſt lebhafter geworden. Betrachten Sie dort drüben die Wieſen, wie fruchtbar ſie wieder laſſen, und wie die Heerden ſo muthig und luſtig auf ihnen wieder umherſpringen. Weg ſind die Fiſche, welche wir vorhin in ſo groſſer Anzahl hier im Schatten der Pappeln erblickten; ſie ergötzen ſich wieder im freien Fluß. Hören Sie, hören Sie die unzähligen Vögel von allerlei Arten, von welchen vorhin kein einziger hier ſang. Riechen Sie den ſtarken balſamiſchen Duft, den alle Blumen im Garten um ſich verbreiten. Von jenen Wieſen herüber duften ſogar der Feldkümmel und Timian aromatiſch uns entgegen. Und — nun nach vier und zwanzig Stunden — dann ſollen Sie erſt einmal den neuen Wachsthum im ganzen Pflanzenreiche ſehen. Einige Tage — ſo werden alle die kleinen Zerſtörungen, welche der Sturm gemacht hat, wieder überwachſen und erſetzt ſein. Selbſt die Ausſicht, welche wir jetzt hier haben, iſt länger und deutlicher; denn keine Dünſte, kein Staub verdicken die Luft mehr. Und dort unten das ſanfte Himmelblau wieder — — wie weit reiner, ſapphirner iſt es jetzt, als wir es ſeit einigen Tagen ſahen! Ach wie ſo herrlich und ſchön ſteht es ſich jetzt hier auf Gottes Erde! Wie entzückt ſich der freiathmende Menſch wieder an der allenthalben mit neuem Leben erfüllten Natur! Und dis iſt dieſelbe Natur, der während des ſchrecklichen Wetters ein allgemeiner Untergang zu drohen ſchien . . . **So wird anſcheinendes Böſes unter den Händen der Gottheit in wahres Gutes verwandelt!** So müſſen ſogar die gröſſeſten Erſchütterungen, gewaltſamſten Verkehrungen und ſturzdrohendſten Unordnungen die eigentliche Wiederherſtellung der vollkommnen Ordnung und Harmonie in der Natur bewirken! Warlich Prinz, dieſen Gedanken fühlt man nach einem eben weggezogenen Gewitter in einer ganz auſſerordentlichen Deutlichkeit. Und ſo iſt es nun mit allen Erſchütterungen, Unordnungen und Kampfen der Natur; ſie endigen ſich insgeſamt in Sieg, Ordnung und Feſtigkeit für ſie. O Prinz, Prinz, dis ſtärkt recht inbrünſtig im Glauben an die göttliche Fürſehung und Regierung der Welt. Und die Natur ſoll uns eben aufmerkſam machen, zu unterſuchen, ob es nicht um Handlungen und Schickſale der Menſchen eben die Bewandnis habe, wie mit ihr. Doch hiervon hernach. Die Natur hat nun wieder eine groſſe Arbeit vollbracht und wir wollen ihrem Schöpfer dafür das Triumpflied ſingen. Aber nur in den wenigſten Fällen arbeitet ſie mit ſolchem Geräuſch. Am häufigſten wirkt ſie im Stillen und vollendet da oft noch weit gröſſere Werke, als dieſes. Solche bleiben eben dieſerhalb dem groſſen Haufen verborgen, der da nichts von Bedeutung ahndet, wo er kein Getöſe dazu hört. Nur der bemerkt und beobachtet ſelbige, welcher die Natur in ihren geheimſten Werkſtätten belauſcht, und beobachtet ſie um ſo beſſer, je weniger er durch ſinnliches Geräuſch dabei geſtört wird. Indeſſen wollen wir die Natur auch für ihre geräuſchvollen Arbeiten danken; weil ſonſt der gröſſte Theil der Menſchen gar nicht auf ſie achten oder wohl gar Gottesverleugnung ausüben würde. Ebendarum nun aber, weil der groſſe Hauſe ſo ſinnlich iſt, iſt er auch ſo abergläubiſch und fürchtet ſich vor dem geräuſchvollern Vorgängen in der Natur ſo ſehr. Die Weiſen fliehen jedoch auch dieſe alberne Denkart, weil ſie wiſſen, daß viel tauſend Vorgänge in der Natur, die ganz ſtill geſchehen, das Auge nicht blenden und das Ohr nicht täuben, oft gefahrvoller für uns ſind, als jene. Wenn die Luft z. E. voll faulender Dünſte iſt, welche die Menſchen,

ſchen, die in ihr leben, in ſich ziehen müſſen: ſo werden oft Tauſende von tödlichen Krankheiten ergriffen oder gar hingeriſſen, ohne daß es dazu blitzt und donnert.

Als Rothe noch ſo ſprach, ward der Verhang zu dem herrlichen Nachſpiel der Natur aufgezogen, das er dem Prinz geweiſſagt hatte. Die Sonne kam wieder hervor und ſchien gar majeſtätiſchſchön. Unzähliche Miriaden Regentropfen, die noch auf dem Graſe und auf den Blättern hingen, glänzten nun allenthalben dem Auge entgegen, und die ganze gefiederte Welt führte ein feierliches Tutti im groſſen Koncertſaal der Natur auf. Doch dis war noch das geringſte. Der höchſtmöglichſte Kontraſt bildete ſich nun am Himmel vor ihnen und am Himmel hinter ihnen.

Rothe. Blicken Sie einmal recht aufmerkſam in die Höhe hier vor uns . . .

Da war ein völligreiner, azurner, ſpiegelblauer Horizont, und an ihm die göttliche Sonne. Ein Anblick, der das volle Bild des Lebens, der Freude und der Seligkeit war.

Rothe. Nun wenden Sie ſich um und ſehen dorthin hoch . . .

Da war der Himmel nichts, als Nacht. Die Sonne ſchien nun ebenſo heftig wieder gegen das weggezogene Gewitter, als ſie vor einigen Stunden demſelben, da es aufzog, entgegengeſchienen hatte. Ganz dunkelſchwarz fiel es ins Auge — — ein öder düſtrer Anblick, das Bild des Jammers, der Zerſtörungen und des Todes.

Rothe. Und nun ſehen Sie hier recht die verſinnlichte Lehre von der göttlichen Weltregierung, und den in wirkliches Anſchauen verwandelten Satz, daß Verwirrung Ordnung erzeugen und Traurigkeit zur Freude führen müſſe. Dort noch Verwirrung — hier ſchon Ordnung: dort noch Traurigkeit — hier ſchon Freude. Vor kurzem war auch hier noch Verwirrung und Traurigkeit, und im kurzen wird auch dort Ordnung und Freude ſein. Tief drücke ſich Ihnen dieſer Anblick ein! Iſt irgend eine Anwendung unſrer Sinnlichkeit edel und ſchön: ſo iſt es dieſe, wenn wir uns die Wahrheiten unſers Glaubens durch ſie recht fühlbar machen.

Rothe richtete es ſo ein, daß der Prinz jetzt das Geſicht einige Zeit nach Weſten gewendet hielt; und als er nun bemerkte, daß Zeit dazu ſei, rief er aus — nun Prinz wollen wir auch einmal wieder nach Oſten hinblicken; und das recht unverwandt.

Theodor. (mit beiden Händen hinaufweiſend.) Ach — ach. —

Von Augenblick zu Augenblick bildete ſich nun ein überaus herrlicher Regenbogen in Oſten mehr aus, und nach einigen Minuten ſtand er in vollkommenſter Schöne da. Je dunkler die Wolken waren, deſto lebhafter drückten ſich alle ſeine himmliſchen Farben aus. Entzücken muſſte den warmen Naturfreund bei ſeinem Anblick ergreifen. Und auch das Herz, welches ſonſt fühllos gegen alle Freuden der Natur iſt, konnte nicht ungerührt dabei bleiben.

Rothe. Das iſt das Signal, das der Schöpfer den vielen Tauſenden giebt, welche in dieſen Gegenden zerſtreut umherwohnen, daß ſie einmal Alle zuſammen und zugleicher Zeit die Augen, die ſonſt nur erdwärts gerichtet ſind, zum Himmel erheben ſollen. Und gewiß erreicht er ſeine Abſicht gröſſtentheils; denn wer könnte ſo einer Aufforderung zum Blick gen Himmel widerſtehn? Gewiß ſchauen die mehrſten davon jetzt ebenſo empor, wie wir; und wenn ſie nur einigermaſſen gute Menſchen ſind: ſo wandelt ſie, wie uns, ein Gedanke an Gott an, der ſie ihm heiligt. So ſind denn dis Augenblicke, in welchen die Natur viel tauſend menſchliche

Herzen mit den erhabenſten Religionsgefühlen erwärmt, Augenblicke, in welchen ſtille Gottesverehrung die Beſchäftigung ganzer Nationen wird! — Welche Farben! Wo iſt ein Künſtler, der dergleichen bereiten mag? Welch Farbengemiſch! welche Schattirung! Wo iſt ein Mahler, der ſo ein begeiſterndes Kolorit erſchaffen kann? Welch ein Bogen! Sind doch wahre Poſſen gegen ihn alle Triumpfsbögen, und heller klarer Schnickſchnack alle Ehrenpforten, durch welche die Könige der Erde in ihre Reſidenz einziehen! Aber auch nur dir, du König der Könige, du Herr und Vater des ganzen Weltalls, nur dir kommt ſo ein Bogen zu, ſo gros und ſo pompös! Dir bauet ihn deine Natur! Sie baut ihn dir, weil du ihr Fruchtbarkeit wieder geſchenkt, den Kampf der Elemente für ſie in Sieg und Glorie verwandelt, und Friede und Freude ihr wieder bereitet haſt. Und — wir, deine Menſchen, ſollten unter dem Bogen wandeln können, ohne dir ein Denkmal in unſerm Herzen zu ſetzen, das dir noch weit wohlgefälliger iſt, als er? Für wen ſind denn die groſſen Segnungen geſchehen, deren Empfang dir jetzt die Natur ſo feierlich bezeugt? Wer nimmt mehr Antheil an ihnen, als wir? O ſo werde denn das innigſte Gefühl deiner uns jezt erzeugten Liebe, geſtärkter Glaube an deine Fürſehung und Regierung, und neubelebter, neuerwärmter Eifer im Guten dadurch das Denkmal, das wir dir jetzt ſetzen, der Ehrenbogen, den wir dir unter dem groſſen Jubelbogen der Natur erbauen!

Aus den Augen des Prinzen leuchteten die erhabenſten Religionsgefühle hervor, die jezt ſeiner ganzen Seele ſich bemächtigten. Mit Inbrunſt ſah er Rothen an, daß dieſer doch noch lange ſo fortſprechen mögte.

Rothe. Es iſt unmöglich, daß man, wenn man ein Freund der Natur iſt, nicht auch ein ſehr warmer Verehrer der Gottheit ſein ſollte. Welche Auftritte hat ſie! Wie mannigfaltig ſind dieſe, und wie leitet immer einer davon noch gerader, als der andre, zu ihrem Urheber hin! So Prinz, ſo entſtand auf dem ganzen Erdboden und unter allen Weltvölkern die Religion. Auch die roheſten Menſchen muſſten in den glänzendſten Auftritten der Natur die Idee ihres Schöpfers finden. Die Ausgebildetern fanden ſie hernach auch in den ſtillern Arbeiten derſelben. Und die reine, aufgeklärte Vernunſt findet Gott nun allenthalben.

Hierauf erklärte Rothe Theodorn die ganze gegenwärtige Lufterſcheinung ſehr deutlich. Darüber verſchwand allmälig der ſchöne Bogen wieder; und als das ganze Schauſpiel der Natur beendigt war, machte er mit ihm noch einen Spatziergang über die Felder, wo ſie dem weggezogenen Wetter noch lange nachſehen konnten.

Der Abend, welcher dieſen ſo merkwürdigen Tag ſchloß, war ein überaus milder Sommerabend. Rothe führte den wißbegierigen Prinz in eine herrlichduftende Laube von Geisblat und ſetzte ſeine Unterhaltungen mit ihm über die Lehre von der Providenz fort.

„Die Begebenheiten des Menſchengeſchlechts, die Schickſale der Völker ſind ein ganz beſondrer Gegenſtand der Regierung Gottes. Hier iſt es nun zwar, wo die Menſchen mit ihren Handlungen groſſe und wichtige Einflüſſe haben, — auf die Natur, auf die Welt im Groſſen und im Ganzen können ſie, wie geſagt, nichts ſchaffen; aber die göttliche Direktion befolgt auch hier dieſelben Grundſätze. Ihr Plan iſt die höchſtmöglichſte Glückſeligkeit der Menſchheit und die dagegen ſtreitendſten Handlungen der Menſchen und die widrigſten hieraus entſtehenden Vorfälle müſſen ſich in dieſen Plan einfugen und über kurz oder lang ſogar zur Beförderung deſſelben beitragen. Sein Sie hierbei einmal recht aufmerkſam, Prinz. Wollte Gott ſeinen Plan, die Menſchlichkeit möglichſtglücklich zu machen, den er als das weiſeſte und gütigſte Weſen treffen muſſte, wirklich auch ausführen: ſo muſſte er die Menſchen entweder auſſer allen Stand ſetzen, irgend etwas zu thun und zu unternehmen, das dieſem Plan entgegen wäre; oder er muſſte ſich vorbehalten, alle ihre noch ſo zweckwidrigen Thaten und Unternehmungen ſo zu leiten, daß ſie am Ende doch ſeinen Plan beförbern hülfen. Jenes konnte er nicht thun, weil die Menſchen freie und ſelbſtthätige Weſen ſein ſollten; folglich geſchah das letztre. Dieſes richtet er nun aber dergeſtalt ins Werk, daß Umſtände, die Menſchen nicht in ihrer Gewalt haben, oder die ſie wenigſtens nicht vorherſahen und auf die ſie alſo ihre Maßregeln nicht nehmen konnten, dazwiſchen treten, und ſolchen Handlungen, die für menſchliche Wohlfart im groſſen gefährlich und zerſtöreriſch werden würden, entweder Schranken ſetzen oder doch ganz entgegengeſetzte Folgen beigeſellen müſſen. So wird auf der einen Seite die menſchliche Freiheit nicht aufgehoben; ſo iſt aber auch von der andern dafür geſorgt, daß ihr abſcheulichſter

Misbrauch den Plan der ewigen Weisheit und Güte nicht zu Grunde richten könne. Hier z. E. wütet ein landverderblicher Krieg, und das Leben vieler Tausende ſteht abermals in Gefahr, nach einigen Tagen vielleicht ſchon verſchüttet zu werden; blos darum, weil zwei Herrſcher ſich mit einander nicht ausſöhnen wollen. Wider alle Erwartung aber iſt an dem Tage da Schlacht gehalten worden wäre, ſchon Waffenſtillſtand; weil der eine von den gekrönten Unverſöhnlichen unterdeſſen ſeine Krone und ſein Haupt — niederlegt und ſein Nachfolger in der Regierung menſchlicher denkt. Dort treibt ein Herrſcher ſeine Gewaltthätigkeiten in einen unterjochten Lande auf das äuſſerſte. Seine Abſicht dabei iſt, die Einwohner deſſelben ſo weit zu bringen, daß ſie ſchon vor ihm zittern und beben ſollen, wenn er in Zukunft nur einen Machtſpruch unter ſie ſendet. Aber eben durch ſeine aufs äuſſerſte getriebenen Mishandlungen wird endlich der männliche Muth dieſer Bürger wieder rege. Ein Geiſt der Freiheit fängt an, ſie zu beſeelen. Sie wiegeln ſich gegen ihn auf, werfen das Sklavenjoch ab und verſetzen ſich wieder in den Beſitz der erſten Gerechtſame der Menſchheit. Ebenſo gab es zu allen Zeiten Leute, welche ſich wohl dabei zu befinden glaubten, daß ſie allgemeine Unwiſſenheit und Dummheit unter ihren Mitbürgern erhielten und erzwängen. Je einfältiger dieſe waren, deſto mehr konnten ſie ſie betrügen, am Seile hinter ſich her ziehen, auskleiden und plündern, wie ſie wollten. So, wie ſie es aber bis auf den höchſten Punkt getrieben hatten und darüber unter ſich jauchzten und triumphirten, traten Männer von Kopf und Herz, die das Unweſen nun nicht länger mit anſehen konnten, auf, zogen ihren Mitbürgern die Binde vor den Augen weg und verſchaften ihnen wieder den Gebrauch ihrer eignen Vernunft. Daher pflegt man im Sprüchwort zu ſagen, daß eine Sache erſt recht recht ſchlimm werden müſſe, wenn ſie wieder recht gut werden ſolle. Gott, der die Sache der Menſchheit führt, weiß jedes Verderben, das ihr bereitet wird, zu ihrem Beſten zu lenken. Hier muß ein verheerender Krieg dazu dienen, daß die Ruhe vieler Nationen auf Jahrhunderte durch ihn geſichert werde und daß die Wiſſenſchaften Völker erleuchten, die vorher noch in Rohheit und Wildheit lebten. Dort wird ein arbeitſames, erfinderiſches Häuflein von Menſchen ſeines Glaubens wegen ſo lange gedrückt und verfolgt, bis es auswandern muß. Ein menſchenfreundlicher Fürſt nimmt es in ſeine

Staaten auf und macht dadurch in kurzem ſein ganzes Land voll der blühendſten Fabriken und Manufakturen, die allen ſeinen Armen Arbeit und Brod geben. — Prinz, um ſich recht hiervon zu überzeugen, wie die göttliche Regierung alles Böſe, das Menſchen anſpinnen und anrichten, für die arme leidende Menſchheit zum Guten lenke, muß man die Geſchichte zur Hand nehmen. Dieſe, dieſe beſtärkt uns durch alle unſre Jahrbücher im Glauben an eine höhere Providenz erſt recht.

Jetzt nun machte es Rothe ſich zur Pflicht, Theodorn einige Dutzend der allerfrapanteſten Beiſpiele dieſer Art aus der ältern und neuern Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu erzählen. So oft er alsdann auf den ganz unerwarteten Ausgang kam, den die wichtigſten Ereigniſſe der Welt gehabt, oder ſo oft er auf die Wendung hinwies, die ſie, wie von ungefähr, genommen hatten, rief er aus — **hier iſt Gott!** Der wackere Prinz hörte mit einer Aufmerkſamkeit und Freude zu, die beide ſeinem Herzen Ehre machten, und ſein Glaube an Gott, als den oberſten Regierer der Welt, ward dadurch ganz unerſchütterlich befeſtigt.

Rothe. Wie es nun um die Menſchheit im Ganzen ſteht: ſo iſt es auch ſogar um jeden

einzelnen Menſchen beſchaffen. Und hier, mein Prinz, folgt nun warlich das allerintereſſanteſte Stück des Glaubens an die göttliche Regierung für das menſchliche Herz. Auch **wir** ſind nicht ganz uns ſelbſt überlaſſen; auch **wir** ſind kein Ball, womit die Umſtände ſpielen können, wie ſie wollen; auch alle unſre Schickſale leitet Gott. Sein Plan an uns iſt auch kein andrer, als — **uns möglichſtglücklich zu machen**, und er führt auch dieſen Plan troz alles Widerſtandes aus. Ueber Unglück und Böſes, daß uns ohne unſre Schuld begegnet, dürfen wir am wenigſten beſorgt ſein. Ohne ſeinen Willen kann uns nichts, auch das geringſte nicht begegnen. Ein frommer und menſchenfreundlicher Weiſer, mit dem ich Sie bald näher bekannt machen werde, trug dieſen tröſtenden Gedanken einſt mit den Worten vor — **daß ohne Gottes Willen kein Haar von unſerm Haupte** falle. Eben dieſer Weiſe beſtand auch darauf — **daß jede Traurigkeit des Menſchen über lang oder kurz in Freude verwandelt werde.** Man kann ſich hiervon auch recht lebendig überzeugen, ſobald man nur recht aufmerkſam den Gang ſeines eignen Lebens beobachtet. Lieber Prinz, Sie ſind noch jung und haben ſeither hierauf nicht gemerkt;

aber von heute an machen Sie ein recht frommes Geſchäft daraus, auf alles, was Ihnen wie ohne Ihr Zuthun begegnet, recht genau Acht zu haben. Sie werden einen unverkennbaren Zuſammenhang unter allen Ihren Schickſalen antreffen. Sie werden aber auch ſehen, daß der Menſch viel zu wenig ſei, als daß er allein dabei handle. Sie werden finden, daß nicht das Zehnte von allem, das Sie unternehmen, ſo gehe, wie Sie wollten, und werden wieder nach einiger Zeit finden, daß es dennoch ſo, **wie es wider Ihren Willen** ging, gerade am beſten ging. Vieles, was Sie wünſchen, werden Sie nicht erhalten. Vieles, worauf Sie nicht dachten, wird Ihnen zu Theil werden. Vieles, daß Sie wohl gar verabſcheuten, werden Sie empfangen und — annehmen müſſen. Handeln Sie jederzeit nach Ihren beſten Einſichten und Ueberzeugungen! **Dis iſt der Antheil, den ein vernünftiges Geſchöpf, ſo verborgen ihm auch die Zukunft iſt, an der Bildung ſeines Zuſtandes und ſeiner Schickſale nehmen muß.** Sein Sie aber ganz unbeſorgt, wenn Sie alsdann irgend ein Misgeſchick trift. Ertragen Sie es als ein Weiſer und als ein Gläubiger an Gottes Fürſehung. Der Erfolg wird Sie jederzeit lehren, daß es Beförderung und Beitrag zu Ihrer wahren Glückſeligkeit geweſen ſei. Wenn wir uns noch ſo einen ſchönen und lieblichen Ort wählen, an den wir zu reiſen gedenken: ſo iſt es ja doch nicht möglich, daß wir auch **durchgehends einen ſchönen und lieblichen Weg dahin haben.** Wir müſſen uns vielmehr **unterwegs** oft bald tiefen Sand, bald ſteile Berge, bald enge Wege, bald ſumpfigte Gegenden gefallen laſſen. Sollten wir dieſe nicht paſſiren, ſo müßten wir die Hofnung aufgeben, an den geliebten Ort zu kommen. Denken Sie, daß es auch ſo mit uns um die Reiſe unſers Lebens ſtehe, und nur am Ende werden wir es vollkommen überſehen können, wie gut uns Gott geführt habe. Ja, ich muß Ihnen noch mehr ſagen. **Auch Unglück, daß wir uns ſelbſt zuziehen,** ſteht unter der weiſen und gnädigen Regierung Gottes. In dem Augenblick, da wir fehlen und irren, ſtreiten wir zwar gegen den Plan Gottes, uns glücklich zu machen. Aber ſelbſt unſre Verirrungen werden ſich an Gottes Plan anſchlieſſen müſſen, und Gott wird dennoch ſein Werk an uns herrlich hinausfühführen. Wäre dis nicht ſo, ſo ſtände es bei den gegenwärtigen Schwächen unſres Verſtandes und Herzens gar jämmerlich um uns. Alsdann mögten wir fragen und einen Preis auf die Beantwortung der Frage ſetzen — wo der Sterbliche anzutreffen wäre, der ſich Hofnung auf Glückſeligkeit machen dürfe? Ein Reiſender, der unterwegs irre geht und durch einen des Weges kundigen Menſchenfreund, der ihm begegnet, wieder zurechtgeführt wird, kommt zwar ſpäter — weil er auf Irregehen einige Zeit zugebracht hat — aber doch endlich auch an den Ort ſeiner Beſtimmung. So auch wir. Durch die Leiden, welche wir uns mit unſern Fehlern zuziehen, wird uns Gott zur deutlichern Erkenntnis unſrer Pflichten führen; wir werden durch ſie zum vollkommnern Gebrauch unſrer Vernunft gelangen und an unſrer Verbeſſerung arbeiten. Dieſer Gedanke gehört allerdings zu denjenigen, welche am heiligſten gehalten werden müſſen; aber man kann ihn auch unter die zählen, welche für den Gutdenkenden, **der einmal gefehlt hat**, die ſtärkſten Antriebe ſind, ſich darüber zufrieden zu ſtellen, weil er durch **Verbeſſerung ſeines Herzens auch zugleich Verbeſſerung ſeiner Schickſale bewirkt.** Was kann den Menſchen, der ſich nun einmal ſelbſt geſchadet hat und dieſen Schaden fühlt, mehr ermuntern, als die Vorſtellung — **wenn du dich durch** den erlittnen Schaden recht klug machen läſſeſt: ſo betrachte ihn als den Preis, für den du vielleicht zehnmal gröſſern Schaden, den du dir ſonſt wohl noch angerichtet hätteſt, von dir abwendeteſt! — — Und nun, mein Prinz, fühlen Sie einmal das Tröſtende, das mit Leben und Freude erfüllende, das gen Himmel ziehende in einem ſolchen Glauben an die göttliche Fürſehung recht innigſt . . . Er, der die Naturbegebenheiten des ganzen Erdbodens ordnet — er, der das ganze Sonnenſiſtem, wozu unſre Erde gehört, in unverrückter Ordnung erhält — er, der noch viel tauſendmaltauſend andre ſolcher Sonnenſiſteme hat und jedes derſelben mit Weisheit und Güte beherrſcht — er, der alle dieſe Sonnenſiſteme zuſammen zu einem einzigen Ganzen verband und dieſes unüberſehbare Weltall regiert — — dieſer Unendliche macht auf der Erde, die gegen das geſammte Weltall nur ein Punkt iſt, mich, einen einzelnen meines zahlloſen Geſchlechts, das gegen die Erde wieder nur ein Punkt iſt, und gegen das ich wieder nur ein Punkt bin, zum Gegenſtande ſeiner zärtlichen Fürſorge! — — Ach Prinz, auch ich erliege unter dieſer Vorſtellung. Gott verherrlicht ſich durch die Regierung meines Lebens wie durch die Regierung des Weltalls . . . Wie ſollte ich nun nicht recht herzlich auf ihn vertrauen? Wie könnte es mir nun in den widrigſten Schickſalen meines Lebens an Troſt gebrechen? Wie dürfte ich nun aber auch wohl leichtſinnig in Erfüllung meiner Pflichten und träge in Anwendung meiner Kräfte zum Guten ſein, da es hierauf ankommt, ob Gottes weiſe und gnädige Regierung mich früh oder ſpät erſt glücklich machen ſolle? Prinz — machen Sie es ſich nun zur Pflicht, Ihr ganzes Leben noch mit weit wichtigern Augen anzuſehen. Arbeiten Sie durch Weisheit und Tugend auf das möglichſte an Vollendung des Plans Gottes über daſſelbe — an Ihre Beglückung. Unternehmen Sie nie etwas, das von Belang iſt, bis Sie durch wiederholte Ueberlegungen gefunden haben, daß es gut und nützlich ſei. Sein Sie alsdann eifrig in Betreibung deſſelben und wenden Sie alle Ihre Kräfte dazu an Wenn Sie aber ſehen, daß Sie es nicht durchſetzen können: ſo laſſen Sie davon ab. Suchen Sie es nicht zu erzwingen und denken Sie lieber — es ſoll nicht ſein. Demüthigen Sie ſich, und wenn Sie auch noch ſo vornehm würden, unter Gott. Dis iſt die höchſte Würde des Menſchen. Laſſen Sie im Unglück nie den Muth ſinken. Wir ſind alle **wie bei Gott in der Schule.** Unglück iſt eins der wurkſamſten Mittel, wodurch Gott unſre Erziehung, Ausbildung, Entwickelung, Beſſerung und Vervollkommung ſchaft. Vermeiden Sie Fehltritte. Begehen Sie aber dergleichen: ſo verzagen Sie darum nicht. Auch hierin ſind wir wie die Kinder, die noch fallen und durch Fallen gehen lernen müſſen. Bei Rechtſchaffenheit auf allen Seiten übergeben Sie getroſt alle Ihre Schickſale dem groſſen Regierer der Welten, und trauen Sie ihm zu, daß er unſer kleines unbedeutendes Leben ebenſo weiſe ordnen und leiten werde, wie das groſſe grenzenloſe Weltall durch ihn geordnet ward und beſteht . . .

Rothe hatte unter dieſen Ermahnungen den ſtärkſten Accent auf die Worte gelegt — **demüthigen Sie ſich, wenn Sie auch noch ſo vornehm würden, unter Gott.** Theodorn drangen dieſe Worte an ſich ſchon durch Mark und Bein; um ſo viel mehr hatte er mit dem auf ſie gelegten ſtarken Accent ſeines Lehrers ſimpathiſirt. Wie Rothe alſo zu reden aufhörte, fiel er mit einer frommen und liebenswürdigen Naiſität ein — ich Wurm! ach ich Wurm, und nicht einmal ſo viel gegen Ihn — ich ſollte mich nicht demüthigen vor Ihm, dem die ganze Welt gehört? Wozu hätt' ich denn meinen Verſtand, wenn ich ſeine Gröſſe nicht erkennen wollte? und wie könnte ich dieſe erkennen, ohne meine Niedrigkeit zu empfinden? und wie könnte ich dieſe empfinden, ohne vor ihm niederzuſinken? (fällt nieder) Seine Sonnen knieeten gewis auch alle vor ihm nieder, wenn ſie könnten. Ich kann es, und darum will ichs thun. Und wenn ich auch nicht immer ſo knieen kann, ſo will ich doch immer und lebenslang ſo geſinnt ſein, wie ein Menſch geſinnt ſein muß, der vor Gott hinknieet. Ich will gut ſein — will gut ſein; will leiden können — leiden; und meines Lebens Troſt und beſte Zuverſicht ſoll Gott ſein.

Rothe. (innigſtgerührt und ihn nach ſich heraufziehend.) Halten Sie feſt und unverbrüchlich an dieſen Geſinnungen; ſo werden Sie Ruhe des Herzens, Beifall der Gottheit und viel irrdiſche Glückſeligkeit genieſſen.

Als Rothe dis geſagt hatte, ſchnitt er Theodors Nahmen und den heutigen Tag in die Rinde einer bei der Laube ſtehenden Birke ein.

Theodors Seele war nun einmal in der religiöſeſten Stimmung und faſt in beſtändigen Schwebungen himmelan. Auch folgten die Tage noch immer ſchön auf einander. Rothe ſäumte deshalb nicht, beide Vortheile zu benutzen, und den Prinz für die ſo einfache als herzerhebende Naturreligion noch immer wärmer zu machen.

Der Abendhimmel des Gewittertags weiſſagte einen folgenden herrlichen Morgen. Man legte ſich früher, als gewöhnlich, ſchlafen. Noch vor Anbruch des Tags weckte Rothe den Prinz und ſprach: Ich hab' Ihnen die Freude verſprochen, daß wir einmal Licht und Morgenroth, Tag und Sonnenaufgang werden ſehen ſollten; — haben Sie heute Luſt? — Die Natur ladet uns durch Klarheit und Reine ihres nächtlichen Späthimmels dazu ein . . . Schnell war der Prinz aus dem Bette, und ehe noch eine halbe Viertelſtunde verging, waren ſie ſchon auf dem Altan, wo ſie vor kurzem die Mondfinſternis beobachtet hatten. Noch war wirklich Nacht. Der Mond fehlte diesmal; die Sterne aber flimmerten allenthalben.

Rothe. Das Schauſpiel, welches uns jetzt bevorſteht, iſt gewis der allerentzückendſten und allerheiligſten eins, welche die Natur dem

Menſchen vorſtellt. Auſſer den Reiſenden aber ſind Hirten und Bauren vieleicht die einzigen, welche ihm oft beiwohnen. Die Städter nehmen nur wenig Antheil daran, und unter den ſogenannten vornehmen Leuten gibt es viele, die es in ihrem Leben nicht geſehen haben. Können Sie ſich ſo etwas vorſtellen, Prinz? Aber die Trägen können ihren Daunenbetten nicht entſagen und ſind durch Ueberfluß und Wohlleben ſo verweichlicht, daß ſie Kolik und Erbrechen befürchten, wenn ſie einmal nicht zehn Stunden ſchlieſen oder ſich vor dem ſpäten Morgen in die freie Luft wagten. So verſchnarchen ſie lieber die ſanfteſten Herrlichkeiten der Natur, und ſtehen dann da, wenn wir zu ihnen von den Schönheiten derſelben ſprechen, und machen ein ſo gleichgültiges Geſicht dazu, als wenn wir mit ihnen Portugieſiſch ſprächen. Ich hab' Ihnen mit Fleiß dies Schauſpiel der Natur ſeither noch vorenthalten, mein Prinz. Gewiß werden Sie aber, wenn Sie's heute geſehen haben, ſolches öfter zu ſehen wünſchen, und ich geb' Ihnen den Rath, dem Verlangen Ihrer Seele künftig recht oft darin zu folgen, weil Sie dadurch ganz auſſerordentlich in den ſanfteſten Geſinnungen und in der wahren Gottesverehrung werden geſtärkt werden. — — Holla! ſchau'n Sie auf — — —

Theodor. Ja ja, ich ſeh' es, ich ſeh' es.

Rothe. Was denn? Wo denn?

Theodor. (nach Oſten zeigend.) Da unten iſts, als wenn manchmal ein ganz ſchwacher Lichtſchein herausführe; aber er iſt gleich wieder weg. — Da wars wieder ſo. — Da wieder.

Rothe. Recht! Nach dieſem Orte hin wollen wir alſo unſre Blicke gerichtet halten. Das ſind die erſten Funken des Lichts, die aus der Finſternis ſprühen. Sie haben aber noch nicht Kraft genug, ſich lange als ſolche zu zeigen.

Theodor. (nach einer kleinen Weile.) Jetzt kommt der Schein ſchon ſchneller hinter einander wieder.

Rothe. Noch wenig Augenblicke; ſo werden ſeine Wiederholungen ſo ſchnell auf einander folgen, daß ſie in einander flieſſen und einen fortdauernden Schein hervorbringen. Die, welche weiter gegen Morgen wohnen, haben dieſen Schein ſchon. Und die, welche weiter gegen Abend wohnen, ſehn noch gar nichts.

Rothe erinnerte jetzt den Prinz wieder an das hauptſächlichſte von dem, was er ihm über Sonne und Erde geſagt hatte, und berechnete ihm, wie tief die Sonne noch unter unſerm Horizont ſtehe, he, wenn dieſer erſte Lichtſchein hervorbräche; wie tief, wenn der Tag anbreche, und wie tief, wenn die Morgenröthe komme.

Theodor. (freudig.) Ach nun hält ſich der Schein — nun bleibt er; ſehn Sie doch.

Rothe. Ja, aber ſehn Sie auch wohl ſeine zitternde Bewegung? Er kann noch nicht recht feſt ſtehen. Es gibt alſo immer noch kleine Lükken in ihm, kleine Zwiſchenräume ohne Licht.

Theodor. Aber nun, nun ſteht er feſt. O ſehn Sie einmal, das läſſt nun, wie ein feiner weiſſer Saum, der unten am Himmel angemacht wäre.

Rothe. Nun ſcheidet ſich das Licht von der Finſternis für uns. Nun bekommt das Licht über die Finſternis Uebergewalt und wird ſie zuſehends ausüben.

Von Augenblick zu Augenblick verbreitete und erhellte ſich der ſtehende Schein, und bald erfüllte er ſchon tiefunten den ganzen Oſt.

Rothe. Prinz, dis heiſſt nun — der Tag bricht an. Der Tag — das eigentliche Leben des Menſchen — die Zeit ſeiner edelſten Geſchäftigkeit — der grundvollſte Theil ſeines Daſeins. Wie würdig muß der ihn verleben, der ihn oft ſo werden ſieht! Iſt es nicht, als

tief

rief er uns zu — nun macht euch fertig, an euer Tagewerk zu gehen; nun ſchickt euch an, die Herrlichkeit des Schöpfers in ſeinen Werken zu bewundern; nun gehet aus, eure leidenden Brüder aufzuſuchen; wozu gäb' ich euch ſonſt mein Licht?

Der immer weiter herauf ſich ergieſſende Schein ward nun unten ſchon lichthell, floß hernach herauſwärts in hellblas und noch weiter herauf in lichtgrau über. Bald ward er, wo er lichthell geweſen war, gelblicht, dann hochgelb, dann röthelnd; und in derſelben Maſſe ſtiegen nun die übrigen Abwechslungen immer weiter herauf, ſo daß das Lichtgrau ſchon an den Zenith herfloß.

Rothe. Prinz, das iſt die Morgendämmerung. Sehn Sie, wie die Schatten mit dem Lichte kämpfen und ihm weichen müſſen. Sehn Sie, wie es in der Maſſe, als ſich das Licht uns nähert, über uns düſterer zu werden anfängt.

Theodor. Ach — da ſingt eine Lerche! Das iſt ja erſtaunendfrüh.

Rothe. Sie ſtand unter allen ihren Schweſtern zuerſt auf, und iſt das gegen ſelbige, was wir heute gegen viel andere auch frühaufſtehende Menſchen ſind, und iſt das gegen andre Vögel, was wir heute gegen die Hofkavaliere und Hofdamen ſind. Aber ſie wird nicht lange ohne Schweſtern ſein. — Hören Sie wohl? Dort ſingt ſchon noch eine — da wieder noch eine. Sie liegen alle im Getraide und lauſchen nur noch. So, wie die erſte den Ton angibt, wirbeln auch die übrigen in die Höhe. Dieſe Art Art Vögel iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, die allerfleiſſigſte im Singen. Immer die erſte und immer die letzte; und macht beſonders um dieſe Tagszeit ſo viel Eindruck auf Seelen, die noch unverdorben ſind. Die Alten pflegten zu ſagen, daß ſie dem Schöpfer ihr Morgenlied ſinge. Das war denn nun aber wohl nichts geſagt; denn dem Schöpfer ein Morgenlied zu ſingen, dazu gehört Verſtand, und den haben die Lerchen nicht. Den jungen Morgen begrüßt ſie. Das erſte Licht hatte ſie geweckt. Die Luft war weder ſtürmiſch, noch kalt: darum flog ſie in die Höhe. Droben fand ſie es ſo hold und ſo mild; da wird ihr denn nun ſo wohl und darum ſingt ſie ſo ſchön.

Rechts und Links ſchnurrten nun immer mehr Lerchen aus den Feldern auf, und ſo, wie ſie die Höhe des Altans erreichten, fingen ſie an zu ſingen. Einige fingen ihr Lied grade über Theodors Kopf an: dem Prinz machte dies viel

Vergnügen, und bald war die ganze Luſt voll Lerchengeſangs.

Nothe. Welche ſchmelzende Harmonie! Wie rührt ſie in dieſen Zwielichten des Morgens das Herz weit mehr, als in dem vollen Glanz des Mittags. Es iſt unmöglich, daß der vernünftigempfindende Menſch nicht noch mehr thun ſollte, als die Vögel des Himmels, welche ſich nach ihrer Art ſo herzlich jetzt freuen. — — — Allheiliger, der du noch reiner biſt, als das Licht, das jetzt von dir ausgeht, und noch wohlthätiger, als die Sonne, ohne die unſer Erdball eine für Menſchen unbewohnbare Wüſte ſein würde — empfange jetzt von uns, die du zu vernünftigen Weſen ſchufeſt, die wärmſten Gefühle deines Daſeins und deiner Liebe! O du Vater der Welten, wie ſegneſt du jetzt wieder alle deine Kinder auf Erden! Nun freuen ſie ſich bald alle wieder ihres Daſeins und laben ſich alle wieder an deinen Gütern, die du in ſo groſſem Ueberfluß, und wie jedes derſelben ihrer bedurfte, um ſie her ausſchütteteſt. Ach mache dieſen Tag zu einem recht ſeligen Tage für unſer Vaterland und für ſeinen guten Fürſten! Laß heute in dieſen Gefilden das menſchliche Elend noch geringer werden, als es geſtern war, und erwecke jeden, der hiezu beitragen kann, zu edler

Thätigkeit! Vergröſſere auch an dieſem Tage durch das Anſchauen deiner Werke die Summe deiner Erkenntniß in dieſem Lande, und den Eifer, dir ähnlich zu werden, in den Seelen ſeiner Bewohner. Mache auch uns heute zu weiſern und beſſern Menſchen. Laß uns unſre Kräfte heute recht wacker anwenden, und gib, daß, wenn der Abend mit ſeinen Schatten wieder herbeikommt und die Dämmerungen uns wieder ſo umgeben, wie jetzt, dir das ganze Werk unſers Tages recht wohlgefalle!

Unterdeſſen hatte ſich die Morgendämmerung bereits in Morgenröthe verwandelt und die Gegenſtände lieſſen ſich auf der Erde ſchon von einander unterſcheiden. Jetzt erſt bemerkte man, daß einzelne leichte Gewölke umherſchwebten, die ſich aus den aufſteigenden Dünſten, welche die geſtern äuſſerſtdurchnäſſete Erde von ſich gab, erzeugten. Rothe entdeckte ſie gern, weil ſie zur Verſchönerung des ganzen Schauſpiels viel beitragen mußten. Die untern derſelben wurden ſchon mit blaſſen Roſen beſtreut, die immer herrlicher aufblühten. Allmählig wurden auch die weiter heraufſchwebenden roſenbekränzt, und endlich war der ganze Morgenhimmel ein lachendes Roſengefilde. Viel andre himmliſche Farben miſchten ſich ſchon darun-

ter,

ter, und der ganze Anblick ward zuſehends prächtiger.

Rothe. O Prinz, Prinz, nun recht viel Empfänglichkeit dazu her, und alle dieſe Empfänglichkeit zuſammengedrängt! Die Freude kommt — die Freude! Sie kommt in einer ganz überſchwenglichen Fülle. Vom Himmel herab ſtrömt ſie in uns und der Gott der Freude gibt ſie uns. — — O du ſchöne, liebe, holde Morgenröthe, du Verkündigerin der nahen Sonne, wie ziehſt, wie feſſelſt du das Auge des Menſchen und ſein Herz an dich! So, als wenn Gott, der Schöpfer ſelbſt, daher kommen ſollte, machſt du am Himmel die Anſtalten dazu. O du vollkommenſtes Bild aller unſrer jetzigen Erkenntniſſe und des geſammten Zuſtandes unſrer Glückſeligkeit, wie ſimpathiſirt der Menſch mit dir! Du ſagſt ihm zwar recht deutlich, was er jetzt nur ſei; aber du lehrſt ihn auch hoffen, daß es bald beſſer um ihn ſtehen werde; denn — auf dich folgt Sonnenaufgang. — — Ja, ja, Prinz, und wenn wir noch ſo weiſe, noch ſo gut, noch ſo glücklich jetzt zu werden uns bemühen: ſo iſt es doch nur bloſſe Morgenröthe erſt von unſrer Weisheit, Güte und Glückſeligkeit. Nichts ausgebildetes, nichts vollendetes, nichts ganzes. Aber ſehn Sie, ſo wie es Gott in der Natur nicht bei der Morgenröthe läſſt: ſo wird er es auch an uns nicht dabei laſſen. Woher kommt denn dieſe Morgenröthe am Himmel? Daher, weil die Sonne nun nahe dahinter iſt. Hier auf uns her kann ie noch nicht ſcheinen; jene Gewölke aber ſcheint ie ſchon an, die ſo unweit höher ſchweben, als vir. Ständen wir ſo hoch, als dieſe: ſo ſähen oir die Sonne ſchon und ſie ſchiene uns ſchon n. Dennoch iſt die Morgenröthe auch für uns chon ein untrüglicher Beweis, daß die Sonne ald für uns aufgehen werde. **Ebenſo wird uch die Morgenröthe unſrer Erkenntnis, ugend und Glückſeligkeit einſt in Son- enaufgang für uns verwandelt werden; nd eben dieſe Morgenröthe unſres Zuſtan- es ſei uns auch ein untrüglicher Beweis om baldigen Sonnenaufgange für unſern uſtand; denn — ſollte uns Gott die onne blos von weitem ankündi- en, ohne ſie für uns aufgehen zu ſſen?**

Theodor. (dem man die geſpannteſte Atten- n anſieht.) Lieber Hofrath, ich verſteh' Sie ht.

Rothe. Mein Prinz, wenn dieſes **Leben** s ſein wird, dann geht für uns ein andres an. Dis meinte ich; und dieſe groſſe Wahrheit, auf der faſt alle menſchliche Tugend und aller menſchliche Troſt beruht, will ich Ihrem Herzen recht theuer und werth machen.

Theodor. (der mit weit aus einander gebreiteten Armen da ſteht.) Ach was ſagen Sie? was ſagen Sie?

Rothe. Dieſes künftige Leben wird in Anſehung unſrer Erkenntnis, Rechtſchaffenheit und Zufriedenheit gegen das gegenwärtige ebenſo vollkommener ſein, als der Tag bei Sonnenaufgang gegen den Tag bei der Morgenröthe jetzt vollkommener iſt. Jetzt merken Sie nur dieſen Gedanken; hernach wollen wir mehr darüber ſprechen. Ich wollte in dieſen Augenblicken nur durch die Natur in Ihnen bloſſe Ahndungen eines künftigen und vollkommenern Zuſtandes erwecken. Faſſen Sie das Bild dazu recht, in das ich ſie einkleidete; Sie haben es jetzt vor Augen. Es iſt die Morgenröthe. Ich ſage — aus der Nacht iſt jetzt Tag geworden. Aber es iſt noch nicht der volle Tag. Es iſt nur erſt der Tag im Morgenroth. Dis Morgenroth entſteht von der nahen Sonne, und wäre nimmermehr, wenn keine Sonne dahinter wäre. Aber eben darum, weil dis ſich nun ſo verhält, ſo wird und muß auch Sonnenaufgang und bald Sonnenaufgang erfolgen, weil die Morgenröthe wirklich da iſt. Nun, ſo ſtehen Sie nie wieder im Morgenroth, ohne zu denken — dieſe Morgenröthe iſt Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Tages. Auch in mir iſt Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit. Hier wird und kann nichts ganzes daraus werden. Gott aber handelt nach einerlei Geſetzen, kann ſich nie widerſprechen, und kann nichts, das er anlegte und anfing, unvollendet laſſen. So wird er auch irgendwo meine Anlagen und Anfänge zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit ausbilden und vollenden. Auch für mich wird vollkommener Tag werden. Auch für mich wird Morgenröthe ſich in Sonnenaufgang verwandeln. Und wie ich in der Morgenröthe der Natur einen untrüglichen Beweis des darauf folgenden Sonnenaufgangs finde: ſo finde ich auch in meinen jetzigen Anlagen zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit einen untrüglichen Beweis ihrer einſtigen Ausbildung, und in meinem jetzigen Leben den untrüglichen Beweis für das künftige.

Theodor. (ſehr begierig.) O allerbeſter Hofrath, ich bitte Sie, erklären Sie mir das doch recht; — wir ſterben ja alle.

Rothe. Hernach, Prinz. Jetzt laſſen Sie uns den herrlichen Ausgang des groſſen Schauſpiels der Natur nicht verſäumen und unſre Augen wieder himmelwärts richten. Blicke dieſer Art bereiten uns am ſchönſten zu Betrachtungen unſrer höhern Zukünfte vor.

Noch dauerte die Pracht der Morgenröthe fort, welche unterdeſſen ganz überſchwenglich-herrlich geworden war. Purpur ſtreifte ſchon die weiter nach Oſten hin ſchwebenden Wölkchen, und die ganz unterſten faſſte bereits ein Goldſaum auf der Sonnenſeite ein.

Rothe. O ſehen Sie einmal das unnachahmliche Purpur dort — da das herrliche Himmelblau — da das Schwefelgelb — dort das Wieſengrün — da das blendende Weis — dort das matte Aſchgrau — — wie das alles gegen einander abſticht, eins das andre hebt! — Gott, welch eine Farbengruppe, wozu keine menſchliche Hand die Farben rieb und die Striche zog! Und da das glänzende Gold, — wie es die Augen ſchier blendet, und alle Vergoldungen, die die gröſſten Künſtler in dieſer Art verfertigen, ſo weit hinter ſich zurückläſſt! — Nun wird es bald erſcheinen, das groſſe Geſtirn des Tags, die Lebengeberin, die Freudegeberin, die Geberin aller Blumen und Früchte, die unſre Gärten ſchmückt, wie ſie den Himmel jetzt ſchmückt, und die Trauben am Weinſtock mahlt, wie ſie die Gewölke mit Purpur jetzt übermahlt. Alle Schläuche der aufgezogenen Dünſte machen ihr ſchon Platz. Es wird einen reinen, herrlichen Sonnenaufgang geben. Sehen Sie dort den flammenden Feuerbogen ſchon. Unter ihm wird ſie herausragen. Sehen Sie da an der unterſten Wolke die vielen brennenden Lämpchen und Kerzchen. In ihnen ſpiegelt ſie ſchon die glorreichen Strahlen. Und wie nun alles auf der Erde ſchon wieder ſeine Farbe empfängt, wie es geſtern ſie hatte! Aus dem einförmigen Dunkel, worin die Nacht alles verhüllt hatte, und wo eins ausſah, wie das andre, und alles wie eins, iſt die ganze Erdenſchöpfung nun wieder hervorgetreten und lächelt uns in allen ihren mannigfaltigen Reitzen wieder an. O was du alles vermagſt, du benachbarteſte unter allen Sonnen Gottes! Heil und Glorie dir, du Segnerin der Erde; — doch nicht dir, ſondern dem, der der Erde ſo weiſe ihre Bahn um dich her zeichnete, daß du ſie grade ſo in dem einzigen wohlthätigſten Verhältnis, in der einzigen wohlthätigſten Maſſe erleuchten und erwärmen konnteſt! Steig herauf unter dem Jubel aller Geſchöpfe und verkündige uns ſeine Ehre — verkündige uns noch lauter ſeine Liebe!

Theodor. Ach — ach, da kommt ſie — da iſt ſie . . .

Rothe. Nein, Prinz, das iſt ſie noch nicht. Das iſt eine Art von **Vorſonne**. Wenn die Luft voll Dünſte iſt, wie heute: ſo pflegt ſich, wenn die Sonne mehr am Rande des Horizonts iſt, auf demſelben ſo ein ſchwaches Bild von ihr zu zeigen. Aber nun wird ſie auch gleich da ſein. Nun laſſen Sie uns recht feierlich ſie erwarten.

Alles ſchien jetzt zu ſchweigen und ſchweigend zu harren. Rothe ſchwieg — der Prinz ſchwieg — die Lerchen ſchwiegen. Ein ſanfter Wind erhub ſich, ſäuſelte ein wenig und begab ſich wieder zur Ruhe.

Da zitterte die Vorſonne — da ſchwankte ſie ſtärker — da ſchien ſie ſich erheben zu wollen und — verſchwand.

Da wars, als bildeten ſich dicht auf dem Rande des Horizonts in einem kleinen Halbzirkel einige Sterne — da wars, als würden der Sterne immer mehr — da wars, als flöſſen die Sterne in einander — — da kam ſie, die göttliche Sonne!

Theodor. (ganz auſſer ſich vor Freude.) Hofrath — Hofrath — da kommt ſie . . .

Rothe. Ja, das iſt ſie. — Nun, mein Lieber, Arm in Arm, (ſchlingt den Prinz um ſich.) und Blick in Blick, und Gedanke in Gedanke! Wenn irgend ein Anblick in der Natur iſt, der uns die Gottheit verſinnlichen kann, ſo iſt es — **die aufgehende Sonne.**

Theodor faſſte ſich an Rothen recht feſt an, legte ſeine Linke in die Rechte deſſelben und ſah ſtarr nach der Sonne.

Schon ward der feurige Halbzirkel gröſſer. Schon ſah man die kleinere Oberhälfte der glänzenden Kugel. Die noch übrigen Dünſte kamen dem Auge zu ſtatten. Auch machten ſie bis jetzt die Sonne noch ſtrahlenlos.

Rothe. Wie ſo mild ſie heute aufgeht! Sie läſſ't uns ihr Antlitz ſehen, ohne uns zu blenden. Recht das volle Bild ihres Urhebers, wie er ſich uns jetzt in ſeinen Werken zeigt!

Webend und wogend erhub ſich die Sonne immer höher und höher, bis ſie, wie durch Allmacht hervorgerückt, völlig auf dem Rande des Horizonts da ſtand. Ihre letzten Emporhebungen waren ſchnell, überraſchend, überwältigend. Noch hatte ſie keinen Strahl. Noch konnte man gerade in ſie hinſehen. Nun ſangen wieder alle Lerchen, und tauſend andre Vögel ſtimmten in ihr Lied ein. Rothens Angeſicht glänzte vom hohen Widerſchein — Theodors Angeſicht glänzte.

Rothe. (der Theodorn mit beiden Händen umfaſſt.) Lieber Prinz, jetzt ſind wir wie erleichtert — wie verklärt — —

Theodor. (der ihn hold anſieht und dann gen Himmel blickt.) Ach Gott, wie viel Freude giebſt du dem Menſchen! Wie ſieht ſich mein Auge an deiner Natur nicht ſatt! Wer bin ich? Wie iſt mir? Als wäre ich gar nicht hier unten — als wäre ich irgendwo dort oben — — ſo iſt mir!

Rothe. Denken Sie das jetzt nun recht noch einmal, was ich Ihnen vorhin über Morgenröthe und Sonnenaufgang und — über uns ſagte —

Nun hatte ſich die Sonne vom Rande des Horizonts losgewunden und ſchwebte frei. Die Dünſte verlohren ſich; ſie fing an zu ſtrahlen.

Rothe. Da ſehen Sie nun, Prinz, das ſchönſte vollkommenſte Sinnbild des groſſen Weltſchöpfers, das wir haben; das Sinnbild ſeiner Erhabenheit, Allgegenwart, Kraft und

Güte! Ich weiß nichts, und der Verſtand aller Menſchen findet nichts, womit Gott mehr zu vergleichen wäre, wenn er daher wandeln könnte, als — die Sonne, wie ſie jetzt da ſo iſt . . . darum haben viel tauſendmaltauſend Menſchen ſie für Gott ſelbſt gehalten und angebetet, und halten und beten ſie noch dafür an. Ein Verſtand, der ſich von der ſinnlichen Welt nicht erheben kann, ein Menſch, der einmal glaubt, daß er ſeinen Gott ſehen müſſe, weil er ſeine Freunde und Wohlthäter ſieht und ſie ſo gern ſieht, verdient die gröſſeſte Verzeihung wenn er glaubt, die Sonne ſei Gott ſelbſt. Er ſelbſt, der Weltenſchöpfer, wird dieſen Irrenden dafür lieben, daß ſelbiger wenigſtens ein ſo majeſtätiſches Bild für Ihn hielt. Wahr iſt es, daß auf unſrer Erde keine Frucht, keine Bluhme, kein Grashalm gedeihen, daß ſie völlig unwirthbar und unbewohnbar für uns ſein würde, wenn die Sonne ſie nicht mit ihren erwärmenden Strahlen träfe. Dis lehrte der Augenſchein auch den roheſten Wilden. Nun ſchloß er ſo — ohne Sonne nichts, mit Sonne alles — folglich habe ich alles der Sonne zu danken, folglich iſt die Sonne Gott. Daß es noch Millionen ſolcher Sonnen gebe, davon wuſſte er gar nichts. Wohl aber wuſſte er, daß, wenn ſein Freund ihm etwas gebe, dieſer der Geber ſelbſt ſei. Es fiel ihm dabei nicht ein, ſich zu erinnern, daß er von ſeinen Freunden auch oft etwas durch die dritte Hand bekomme. So vermiſchte er das Mittel mit der Urſache, und hielt das, wodurch dem Erdboden die Fruchtbarkeit gegeben wird, für den, der ſie ihm durch daſſelbe gibt. Wir finden, daß der menſchliche Verſtand, ſo lange er noch in ſeiner Kindheit iſt, durchgängig ſo handle, und immer, wenn er erklären ſoll, ſo erkläre. Wir aber, die wir durch die Aufklärungen der Vernunft richtiger ſchlieſſen und uns von dem höchſten Weſen edlere Begriffe zu machen gelernt haben, ſuchen die höhere wirkende Urſache der Dinge auf und ſetzen ſie unendlich weit über die bloſſen Mittelurſachen weg. Wir verehren einen unſichtbaren Schöpfer des Weltalls, deſſen Werk die Sonne ebenſo nur iſt, wie es die Erde iſt, und wie es die Menſchheit iſt, die die Erde bewohnt. Wir ſteigen von den Geſchöpfen zu ihrem Urheber auf und rufen der Sonne entgegen — der uns bildete, bildete auch dich. Du biſts nicht, die uns wärmt und erfreut; du biſts nur, durch die **Er** uns wärmt und erfreut; — — Indeſſen, Prinz, laſſen Sie uns mit jenen Sonnenverehrern doch einigermaſſen gemeinſchaftliche Sache machen und in ihrem Glauben nur um einen Schritt weiter zurückſtehen bleiben. Die Bewunderung der wohlthätigſten Einflüſſe der Sonne verleitete ſie auf die Idee, in ihr die Gottheit ſelbſt zu finden. Uns ſoll eben dieſe Bewundrung ergreifen und ſo lange wir das wohlthätige Sonnenlicht genieſſen, feſthalten; aber ſie ſoll uns nur dazu leiten, daß wir in der Sonne blos das ſchönſte Sinnbild der Gottheit erblicken. Und an dieſem Bilde bleiben Sie, mein beſter Prinz, ſo lange Sie leben, bei allen ihren Vorſtellungen, Gedanken und Betrachtungen über Gott unbeweglich hangen. Wie ſie da ſo mild und ſo ſanft herſtrahlt, die aufgegangene Sonne! Iſt ſie nicht lauter Güte, Segen, Wohlthun, Liebe? So, ſo iſt Gott, ihr Schöpfer, das oberſte Weſen, nichts als Güte, Segen, Liebe! Ganz das, unendlich mehr, als das, was der Vater für ſein Haus iſt — ganz das, unendlich mehr als das, was die Sonne für die Erde iſt, iſt Gott für uns. Wenn uns bei dem Gedanken an ſeine Gröſſe und Vollkommenheit ein Schauer überfällt: ſo ſollen wir ihn durch den Nebengedanken mildern, daß Gott ſeine geſammte Gröſſe und Vollkommenheit nur zu unſrer Beglückung und Beſeligung gebrauche.

So ſüß, ſo willkommen nun dieſe Vorſtellung dem menſchlichen Herzen iſt: ſo war ſie doch bei weitem nicht die erſte und urſprüngliche, welche ſich die Menſchen von Gott machten. Sobald man einen Gott glaubt und die ganze Welt für ſein Werk anſieht, iſt der erſte Eindruck, welchen der Anblick ſeiner Werke auf das Herz macht, ein **erſchütterndes Gefühl ſeiner Macht**; ein Gefühl, das durch Sturmwetter, Platzregen, Donner und Erdbeben noch unweit ſchreckender gemacht wird. Dieſe Allmacht Gottes fällt geradezu in die Augen; darum mußte ſie den erſten Eindruck machen. Bei dieſem bloſſen Gefühl der Allmacht Gottes blieben nun die Menſchen anfangs lange ſtehen. Bloſſes Gefühl einer unbegrenzten Macht kann aber nothwendig nichts andres, als — **Furcht** vor dem, der ſie beſitzt, erwecken. Daher unter allen alten Weltvölkern nichts, als furchtbare Vorſtellungen von Gott; nichts, als erſchütternde Benennungen, womit ſie ihn in ihren Sprachen bezeichneten; nichts, als **knechtiſche, ſklaviſche** Verehrung, die ſie ihm leiſteten. Das iſt nun aber ganz wider die Abſicht, derentwegen ſich Gott uns in ſeinen Werken offenbarte; ganz wider die Wirkungen, welche der Glaube an ihn auf uns hervorbringen ſoll. Dieſer Glaube ſoll uns gut machen, ohne unſern **Muth** niederzuſchlagen; er ſoll uns muthvoll machen, ohne uns den Gefahren des **Leichtſinns** auszuſetzen. Seitdem man aber anfing, mehr zu thun, als blos zu ſehen und zu hören; ſeitdem man die **Natur** ſtudirte, entdeckte man in ihr auſſer der Macht Gottes auch ſeine **Weisheit** und Güte. Die Gefühle derſelben tröſteten und labten das menſchliche Herz wieder in der Maſſe, in welcher das Gefühl der bloſſen Macht Gottes es erſchüttert und zaghaft gemacht hatte. Endlich ward man durch Beobachten und Nachdenken darüber einig, daß auch ſogar die fruchtbarſten Naturbegebenheiten für die Erhaltung des Ganzen ebenſo nothwendig, als ſegenvoll wären. Nun verſchwand die knechtiſche Furcht vor Gott, und machte der kindlichſten Zuverſicht auf ihn Platz. Die Benennungen Gottes, die Verehrungen Gottes — alles änderte ſich hiernach ab und kündigte die geſchehene groſſe Veränderung in den Begriffen von ihm an. Aus dem Donnergott ward nun ein **Vater der Menſchen**, und ſtatt leerer Gebräuche und heiliger Feierlichkeiten, womit man ihm ſonſt wie einem ſtrengen König den Hof gemacht hatte, ward ſtille, fromme Tugend ausgeübt, die den Menſchen Gotte ähnlich macht und daher auch nur allein ihm den Beifall deſſelben verſchaffen kann. Blos den Aufklärungen der Vernunft, die durch das Nachdenken der Weiſen und durch die herrlichen Fortſchritte, die man in der Naturkunde that, bewirkt wurden, haben wir dis zu danken. Glauben Sie jedoch nicht, Prinz, daß dieſes mildere, vernünftigere Religionsſiſtem, oder dieſe ſanftere, weiſere Denkart über Gott und Gottesverehrung wenigſtens nur unter unſern Zeitgenoſſen die herrſchenden ſein müſſen. Der groſſe Hauſe iſt auch jetzt noch nicht viel weiter, als er zu allen Zeiten war. Auſſerdem, daß ſeine Lehrer viel Schuld daran haben, die oft ſelbſt kein Licht in ſich tragen und daher auch kein Licht mittheilen können, liegt die Urſache davon immer noch da, wo ſie zu allen Zeiten lag. Die Menſchen ſehen und hören zwar faſt alle; aber die wenigſten lieben das Nachdenken über das, was ſie ſehen und hören. Gottes Macht fällt in die Sinne, und man ſieht ſie mit dem äuſſern Auge. Gottes **Weisheit** und Güte aber werden nur durch das innere Auge, durch den **Verſtand** entdeckt. Die wenigen, welche ihren Verſtand ausbilden, werden alſo auch nur von den Gefühlen ſeiner Weisheit und Güte ſanft erwärmt; die übrigen alle, die nur ſinnlich ſind, werden blos von den Gefühlen ſeiner Allmacht erſchüttert. Daher kleben denn nun natürlicher Weiſe auch die mehreſten Menſchen noch an jenen furchtbaren Vorſtellungen von Gott und geben dis auch bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Wenn Sie erſt mehr Anlas haben werden, die Menſchen zu beobachten, ſo werden Sie dis völlig wahr finden. Z. E. wenn etwas geſchieht, daß der groſſe Hauſe nicht gleich einſehen kann: ſo hält er es für ein Wunder, für eine übernatürliche Wirkung Gottes, der gleichſam plötzlich dazwiſchenfährt; da doch alles in der Welt ganz natürlich zugeht. Oder wenn irgendwo ein Unglück ſich ereignet, ſo ſchreit der groſſe Hauſe gleich, daß Gott geſtraft habe; u. ſ. w. Immer haben die einfältigen, unausgebildeten Menſchen den Kopf und den Mund voll von Zorn Gottes, von Rache Gottes und von Grimm Gottes; da er doch das ſanfteſte, wohlwollendſte Weſen und die Liebe ſelbſt iſt. Laſſen Sie ſich durch dis alles nie irre machen. Haben Sie Mitleid mit dem unaufgeklärten Hauſen, der elend genug daran iſt, weil er ſich durch ſolche irrige Vorſtellungen um den ſchönſten Theil ſeiner Ruhe und Lebensgenüſſe bringt. Erblicken Sie aber für Ihre Perſon Gott in allen Verhältniſſen und Lagen Ihres Lebens nie anders, als in **dem holden Vaterbilde.** Liebe war es, die Gott zum Schöpfer machte; Liebe iſt es, womit er die ganze Welt regiert; Liebe iſt es, womit er auch alle unſre Schickſale leitet. Zu ſo groſſer Glückſeligkeit, als wir fähig ſind, hat er uns beſtimmt. Er wird auch jeden Menſchen zu derſelben bringen, **der Menſch mag wollen oder nicht.** Aber freilich wird er jeden in der Maſſe eher zu ihr bringen, in der er glücklich ſein **will.** Mit welch einer unendlichen Menge ſeiner Wohlthaten überſchüttet er uns jetzt ſchon! Wie voll davon iſt die Natur für uns! Wie voll das geſellſchaftliche Leben! Unſre ganze Erhaltung iſt eine an einander hangende, ununterbrochene Ausübung ſeiner Liebe gegen uns. Und wir ſollten jemals über ihn zweifeln, jemals ſeinetwegen in Miſtrauen gerathen, jemals durch den Gedanken an ihn auch nur zur Traurigkeit gereizt werden? Mein Prinz, Gott hat uns Menſchen groſſe Kräfte und Vorzüge gegeben. Mit unſerm Verſtande können wir das, was nützlich und gut iſt, erkennen, und unſer Wille neigt ſich auf der Stelle zu dem recht deutlich erkannten Guten hin. Das ſind herrliche Anlagen zur Tugend und zur ſittlichen Vollkommenheit in uns, deſſen ungeachtet aber feh-

len

ſen und irren wir doch nur allzuoft. In unſrer Natur ſelbſt und in unſerm ganzen gegenwärtigen Zuſtande liegen die Urſachen mit hiervon. Wir ſind und bleiben nicht nur **eingeſchränkte Weſen**; wir ſind auch **Weſen, die ſich nur allmählich ausbilden.** Unſre körperliche Kraft und Stärke entwickelt ſich nach und nach, und unſre höhere Verſtandeskraft auch nur nach und nach. Jene aber bildet ſich weit eher aus, als dieſe. Das Gefühl unſrer ſelbſt geht in uns lange vorher vor den Gefühlen von Recht und Unrecht. Wir verabſcheuen den Schmerz und lieben das Wohlbefinden lange vorher, ehe wir wiſſen, was gut und böſe iſt. So ſind alle unſre Triebe ſchon lange in uns rege, wenn unſer Verſtand, der noch nicht entwickelt iſt, ſie noch nicht regieren kann. Wie kann es da anders geſchehen, als daß wir unſre Triebe oft dahin richten, wohin wir ſie nicht richten ſollten. Je öfter wir dis thun, deſto fertiger werden wir darin; und bald geht dieſe Fertigkeit in Gewohnheit über, die leicht ſo ſtark wird, daß die Vernunft hernach in aller ihrer Reife ſie nicht wieder auszurotten vermag. Dis iſt die natürliche, urſprüngliche Quelle unſrer meiſten Fehler, daß unſer **Wille** ſich weit eher regte, ehe unſer **Verſtand** ſich regte. Wir haben hernach, wenn wir zu Verſtande kommen, lebenslang daran zu thun, die böſen Fertigkeiten, welche wir im Anfang unſers Lebens und in der Zeit, da wir noch ohne Verſtand waren, ſchon erwarben, wieder zu entkräften und abzulegen. Sie waren die erſten, welche Beſitz von unſerm Herzen nahmen und ihm die erſte Richtung gaben, die hernach gleichſam in ſelbiges verwuchs. Auch giebt es ſo viel Scheingüter, welche uns durch ihr gefälliges Weſen ſelbſt alsdann oft noch täuſchen, wenn wir ſchon in vollem Gebrauch unſrer Vernunft ſind. Aus dem Antrieb, uns glücklich zu machen, greifen wir nach ihnen und — werden hernach gewahr, daß wir dennoch falſch gegriffen haben. Daher kommt es, daß auch die Weiſeſten fehlen. Sie werden durch ihre Sinnlichkeit fortgeriſſen, welche ihren Verſtandesvorſtellungen die Deutlichkeit und Kraft beſtimmt. Unſer Temperament ermangelt nicht, ſeinen Beitrag zu unſrer Unvollkommenheit zu leiſten und uns zu gewiſſen Arten von Fehlern noch geneigter zu machen, als zu andern. Die Macht der Beiſpiele vollendet endlich die ganze ſo erklärbare Geſchichte unſrer Mängel. Stellen Sie ſich vor, daß der, der uns ſchuf, unſern ganzen Zuſtand kenne. Stellen Sie ſich vor, daß er mit dieſem, weil ſolcher nun einmal nicht anders ſein kann, Mitleiden habe. Gott kann nicht **Vollkommenheit** im eigentlichen Verſtande von uns fordern, und fordert ſie auch nicht von uns, weil er ſonſt etwas fordern würde, das über unſre Kräfte ginge. Seine Forderungen, die er an uns macht, müſſen den Kräften gemäß ſein, die er uns gab, und müſſen mit der Einrichtung übereinkommen, welche er mit uns traf. **Aufrichtiges, immerwährendes, thätiges Streben nach Vollkommenheit, ſtetes Wachsthum im Guten** — dieſe ſind in unſrer Macht; dieſe fordert Gott von uns. Suchen Sie nun, mein Prinz, da Sie zu deutlichen Vorſtellungen gelangt ſind, ſo vorſichtig zu leben und zu handeln, als möglich. Wenn Sie denn aber Fehltritte begehen, ſo zittern Sie nicht vor Zorn und Rache Gottes. **Gott iſt ſolcher Leidenſchaften nicht fähig, die auch ſchon an uns Menſchen wahre Unvollkommenheiten ſind.** Er kann von uns gar nicht beleidigt werden. Beleidigung entſteht aus einem uns zugefügten Verluſt. Wie wären wir aber im Stande, Gott einen Verluſt zuzufügen? Denken Sie nur hierüber recht nach. Uns fügen wir Verluſt zu, wenn wir unrecht thun, uns beleidigen wir; uns machen wir unglücklich dadurch. Mit uns haben wir es alſo abzumachen; uns haben wir zu verſöhnen; bei uns haben wir um Vergebung zu bitten; uns haben wir Vergütung zu leiſten. Darum ſollen wir aber, ſobald wir unſre begangnen Fehltritte entdecken, auf Verbeſſerung derſelben bedacht ſein; damit wir die übeln Folgen, welche ſie für uns haben, entweder wieder aufheben oder doch verringern. Gott bleibt gegen uns auch alsdann **Vater**, wenn wir Unrecht thun. Jeder menſchliche Vater verlangt von ſeinem Kinde nichts, als Beſſerung. Und auch dieſe verlangt er nicht ſeinetwegen, ſondern des Kindes wegen, und aus Liebe zum Kinde, weil er es gern glücklich ſehen will. Um dieſe Beſſerung zu bewirken, verbindet ein weiſer und guter Vater mit den Fehlern ſeines Kindes oft oft unangenehme Empfindungen für daſſelbe; damit es ſich durch dieſe von der Wiederholung und Fortſetzung jener abhalten laſſe. Er ſtraft es, nicht um ſich am Strafen zu ergötzen, oder ſich in einer Art von Uebergröſſe und Uebergewicht über das Kind zu zeigen, ſondern — um es zu beſſern. So verbindet auch Gott mit unſerm falſchen, ſchlechten und böſen Handlungen unangenehme Folgen, und hat dabei blos die Abſicht, welche die Väter haben. Nur in dieſem milden Sinn darf man ſagen, daß Gott ſtrafe. Sind unſre Vergehungen gering und ſetzen wir ſie nicht fort: ſo verlieren ſich ihre traurigen Folgen wieder; ſind ſie aber von groſſer Erheblichkeit: ſo dauren ſie oft lange nach erfolgter Beſſerung fort, oder endigen ſich wohl gar nie wieder gänzlich. In jedem Fall ſollen wir in ſelbigen Gottes weiſe Vatergüte erkennen, die uns durch ſie vor gröſſerm Unglück oder gar vor gänzlichem Verderben ſichern und durch äuſſerliche Verluſte unſre innere Glückſeligkeit retten will. Preiſen ſollen wir Gott dafür, wenn wir für unſre Vergehungen leiden und die wohlthätigen Einflüſſe recht dankbar erkennen, welche dis auf unſer Herz hat. — Schon darum alſo, weil unſre Tugend ſo unvollkommen iſt, iſt auch unſer Glück ſo unvollkommen; aber es gibt auch auſſer den von uns ſelbſt verſchuldeten Leiden viel andere Leiden der Natur, des Schickſals und des geſelligen Lebens, denen wir unterworfen ſind. **Die Summe des menſchlichen Elends iſt unermeslich gros.** Jeder Stand hat auſſer dem allgemeinen ſein eignes Elend noch, und mancher Menſch muß mehr leiden als zehn andre. Prinz, Ihr Vater iſt ein Fürſt; aber er iſt auch ſchon zu verſchiednen malen recht tödtlich krank geweſen. Die Verleumdung hat vielleicht im ganzen Lande keinen Menſchen mehr zum Gegenſtande ſich gemacht als ihn. Und wenn er auch keine Sorgen der Nahrung und vollauf Kleider hat: ſo mags ihm doch oft Unruhe genug machen, wie er die Brod- und Kleiderloſen unter ſeinen armen Unterthanen alle ſättigen und bekleiden will. Seinen Wünſchen, ſeinen Hofnungen, ſeinen Entwürfen geht es nicht beſſer, als den Wünſchen, Hofnungen und Entwürfen andrer Menſchen, wovon immer eins ums andre fehlſchlägt. Ja, tauſendfache Sorgen, Beſchwerden und Laſten drücken ihn unaufhörlich, von denen andre Menſchen, die nicht regieren, nichts wiſſen. Aber auch bei unſern unverſchuldeten Leiden, welche uns unſer Beruf, unſer Stand, unſre Natur, unſer Schickſal und unſre Nebenmenſchen machen, bleibt Gott Vater gegen uns. Lange hat man den Werth ſolcher Leiden überſehen, ſie aus falſchen Geſichtspunkten betrachtet und Gottes weiſe Güte in ihnen verkannt. Endlich haben Beobachtungen und Erfahrungen über den Menſchen einſtimmig gelehrt, daß **ſie der wichtigſte und bewundernswürdigſte Theil der Zucht Gottes an uns ſind, durch welche er uns ausbildet, uns weiſe und gut und erſt zu wahren Menſchen macht.**

Weisheit, Thätigkeit und ein frommer edler Sinn machen unſre eigentliche menſchliche Würde aus. Dieſe an uns zu entwickeln und in immer höhern Graden zu erlangen, — dazu leben wir dis gegenwärtige Leben, und dis iſt unſre Beſtimmung für daſſelbe. In ununterbrochnen Genüſſen der Freude bekümmert ſich der Menſch wenig um Erweiterung ſeiner Kenntniſſe; alle ſeine Kräfte erſchlaffen in ſelbigen und ſeine geſammte Thätigkeit ſtockt.. Warum ſoll er ſich bemühen, wornach ſoll er ſtreben, wenn er alles ſchon hat und immer ſo hat? Nur abwechſelnde Entbehrungen ſeiner ſchätzbarſten Freuden und unerwarteteintretende Verluſte ſeiner theureſten Güter ſetzen ihn wieder in Rege und Bewegung, und geben allen ſeinen höhern Vermögen wieder Spannkraft. Sehen Sie nur die glücklichſten Menſchen an, ob ſie nicht mehrentheils auch die trägſten ſind. Zwar könnten wir alsdann, wenn wir auch für uns ſelbſt nicht thätig zu ſein nöthig hätten, es doch für andre werden; und ſo bedürft' es dann keiner Leiden für uns ſelbſt, um uns erſt in Thätigkeit zu verſetzen. Aber ſo müſſte doch Mitleid in uns ſein, und woher ſollen wir dis nehmen, wenn wir nicht auch ſelbſt zu leiden hätten? Wenn uns alſo ein Unglück begegnet: ſo müſſen wir es ſo betrachten, als ſollte das Feuer unſrer Betriebſamkeit, das eben im Begrif war, zu verlöſchen, dadurch von Neuem angefacht und wieder zu Glut und Flamme gebracht werden. Was für einen Werth erhalten hierdurch ſchon unſre Widerwärtigkeiten! Thätigkeit, Selbſtthätigkeit iſt ja der eigentliche Karakter vernünftiger Weſen. Mithin bildet Gott durch Leiden auf dieſer Seite ſchon unſre wahre Menſchheit erſt aus. Noch beträchtlicher iſt der Schatz von Weisheit, den wir durch Unglück erwerben. Uns ſelbſt lernen wir dadurch erſt recht kennen. Wir entdecken dadurch in uns Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die uns ſonſt auf immer verborgen geblieben wären. Dieſe fangen wir nun an zu gebrauchen und durch den Gebrauch auszubilden. Wir entdecken aber auch Unvollkommenheiten, Mängel und Lücken an uns, die ſonſt ewig unſern Blicken entwiſcht wären. Dieſe ſuchen wir alsdann zu ergänzen und auszufüllen. Mit unſrer Stärke und mit unſrer Schwäche werden wir im Leiden erſt ganz vertraut. Mithin lernen wir dadurch jene erſt recht nutzen und dieſer zu Hülfe kommen. Ebenſo lernen wir auch durch Unglück die Welt auſſer uns erſt recht kennen. Nur durch dieſes werden uns unſre Verhältniſſe zu den äuſſerlichen Gegenſtänden erſt vollkommen ſichtbar. Wir erfahren die Eigenſchaften der Dinge und ihre Beziehungen auf uns deutlicher. Aus dieſen Erfahrungen leiten wir hernach die herrlichſten Klugheitsregeln für unſer künftiges Betragen ab. Wir werden vorſichtiger, bedachtſamer, überlegender. Unſer Nachdenken empfängt eine hohe Uebung, durch die unſre Beurtheilungskraft richtiger wird. Wir lernen die Scheingüter von den rechten Gütern unterſcheiden. Die Vergänglichkeit und Ungewisheit aller äuſſerlichen Glückſeligkeit lehrt uns dauerhaftes Heil aufſuchen. Wir fangen an, die Quelle unſrer wahren Ruhe in uns ſelbſt zu finden, je öfter wir beim Suchen derſelben auſſer uns getäuſcht worden ſind. Wir laſſen nach, durch unnütze Vermehrung unſrer Bedürfniſſe die Selbſtſchöpfer unſrer Leiden zu werden, und wünſchen gemäſſigter, um nicht ſo oft unſre Wünſche getäuſcht zu ſehen. Wir legen unſre Plane ſorgfältiger an und bauen dennoch nicht auf ihre Zuverläſſigkeit, wenn ſie uns auch noch ſo vollkommen, noch ſo untrüglich ſchienen. Zuletzt gelangen wir zu der höchſten Weisheit des Lebens, zu einer lebendigen und uns immer gegenwärtigen Erkenntnis einer höhern Fürſehung und Regierung aller unſrer Schickſale, und zu dem allerklügſten Entſchlus, bei treuer Erfüllung unſrer Pflichten uns ganz dem Urheber unſers Daſeins zu überlaſſen. Hierin iſt warlich nichts ſo im Stande uns zu befeſtigen, und zu ſtärken, als die Erfahrungen, womit wir im Unglück geſegnet werden, daß Unterſtützung und Troſt theils von Seiten herkommen, wo wir ſie uns nie bereiteten und von woher wir ſie nicht erwarteten, theils grade alsdann uns zu Theil werden, wenn wir ihrer am höchſten bedürfen; daß die traurigſten Ausſichten oft durch einen plötzlich dazwiſchentretenden Umſtand ſich erheitern, und daß der Ausgang des bangſten Kummers oft eine weit ſeligere Zufriedenheit werde, als die war, in der wir uns vor demſelben befanden. Und dis gehört nun ſchon zu dem frommen und edlen Sinn, von welchem Gott wollte, daß wir ihn in dieſem Leben erlangen mögten. Recht lebendig und innig wollte er uns davon überzeugen, daß er der oberſte Regierer ſei; daß wir ganz von ihm abhingen; daß das geſammte Gefühl unſrer Kräfte und das daher entſtehende Selbſtvertrauen nicht die wahren Stützen unſrer Ruhe wären, und daß ſtille Ergebung an ihn bei Pflicht und Fleis die reinſte Verehrung ſei, die wir ihm leiſten könnten. Zwar hätten wir um uns her ſchon Beweiſe der göttlichen Regierung genug; aber nur gar zu leicht pflegen wir dieſe zu überſehen. Beweiſe davon aber an uns ſelbſt müſſen wir ſehen, und da iſt denn der Beweis durch Leiden derjenige, welcher uns gradezu ins Auge fällt. Die unangenehmen Empfindungen der Leiden wecken uns nehmlich, erregen unſre Aufmerkſamkeit und machen die mancherlei unerwartete Güte Gottes, welche uns in ſelbigen wiederfährt, deſto eindruckvoller auf uns. Ebenſo könnten wir auch allerdings im blühendſten Wohlſtande ſchon unſre Abhängigkeit von Gott erkennen, wenn der Menſch nicht die üble Gewohnheit hätte, ſein Glück ſich ſelbſt ganz allein zuzuſchreiben und Gottes nie eher zu vergeſſen, als wenn es ihm wohlgeht. Nur alsdann erſt, wenn ihm die allerſicherſte Hoffnung fehlſchlägt, und wenn ein für unzerſtörbar von ihm gehaltner Freudengenuß ihm geraubt wird, kommt er erſt wieder zum Andenken an ſeine Verbindlichkeit zurück, einem höhern Weſen zu huldigen. Da fühlt' er wieder ſein erſtes und höchſtes Bedürfnis; das Bedürfnis, einen unſichtbaren Führer ſeines Lebens zu glauben und ihm über alles zu vertrauen. Nichts beugt den thörichten Stolz mehr, als Unglück. Auch das wildeſte Gemüth wird durch langanhaltende Leiden endlich gebändigt. In ſolchen Fällen leuchtet die Zucht, welche Gott an dem menſchlichen Herzen durch Kummer und Noth betreibt, zu ſehr in die Augen, als daß man ſie verkennen könnte, und über lang oder kurz muß jeder Menſch Gotte die Ehre geben, ihm für ſein gröſtes Unglück noch dazu danken. Menſchenfeinde werden durch erlittene Verfolgungen ſanftmüthiger, Hartherzige durch körperlichen Schmerz weich für fremde Leiden. Wer nun vollends ſchon ein guter Menſch iſt, der wird durch ſein Elend noch beſſer. Sein Sinn wird immer mehr der Sinn eines Kindes, den Gott ſo ſehr an uns liebt. Er wird immer zufriedner, geduldiger, ſtandhafter, vertraulicher auf Gott. Dieſe Tugenden aber ſind es eben, welche dem menſchlichen Herzen erſt wahre Schönheit geben, und es iſt unmöglich, ſich dieſelben zu erwerben, als durch Leiden. O Prinz, diß alles merken Sie ſich recht, damit Sie Gotte nie in ſeinen weiſeſten und liebevollſten Führungen widerſtreben. Immer iſt und bleibt er gegen uns Vater. So oft Sie einſt eine Widerwärtigkeit trift, rufen Sie ſich ſelbſt zu — Jetzt will dir der Vater wieder eine Gelegenheit geben, Tugend zu zeigen, wenn du ſie haſt; jetzt will er dir die Gnade erweiſen, dich in ſelbiger noch mehr zu ſtärken und auszubilden; danke ihm, preiſe ihn, daß er ſo gütig gegen dich iſt; vereitle ſeine Abſichten nicht; erfülle ſie und werde als frommer Dulder einer von den Gegenſtänden ſeines höchſten Wohlgefallens auf Erden! — — Noch eine Betrachtung laſſen Sie mich hier beifügen, Prinz, die von ſehr wichtigem Belang iſt. Es gibt zuweilen Unglücksfälle, die eine groſſe Menge Menſchen auf einmal, ja wohl ganze Länder und Völker treffen. Man nennt ſie gemeinhin **Landplagen**; welches ſchon ein unſchicklicher Ausdruck iſt. Die grobe Unwiſſenheit nennt ſie noch unſchicklicher **göttliche Strafgerichte**. Am ſchicklichſten nennt man ſie **allgemeine Widerwärtigkeiten**. Es hat ſehr lange gewährt, ehe die Menſchen zu geſunden und richtigen Begriffen über dieſe gelangt ſind, und noch denkt der gröſſere Haufe darüber äuſſerſt falſch. Das **Vaterbild** verſchwindet dabei ganz aus ſeinen Augen, und Gott erſcheint ihm in ſelbigen nur als ein ergrimmter Rächer des Böſen, welches das Volk, das ſie treffen, ausgeübt habe. Gott iſt und bleibt aber auch bei ſolchen allgemeinen Unglücksfällen Vater. Man könnte mit der Sache gleich fertig ſein, wenn man ſagte, daß Elend, welches ganze Mengen und Völker trift, ebenſo für dieſe im Ganzen göttliche Zucht ſei, wie Leiden, die einzelnen Menſchen begegnen, es für dieſe ſind. Wir wollen aber tiefer in die Sache eingehen. Man muß bei allgemeinen Unglücksfällen wohl unterſcheiden zwiſchen denen, **welche unmittelbare Veranſtaltungen der Natur ſind**, und zwiſchen ſolchen, **die offenbar durch Menſchen**, und zwar oft durch **höchſtens zwei, drei Menſchen nur verurſacht werden**. Faſt durchgängig aber miſcht man beide Arten noch untereinander und nennt dabei nur immer geradezu Gott. Welch eine Ungerechtigkeit begeht man aber gegen Gott, wenn man alsdann, da es offenbar iſt, daß **Menſchen** ganze Völker unglücklich machen, ihn deshalb nicht mehr als den ſanften liebevollen Vater erkennen will! Iſt es nicht genug, daß ſeine weiſe Regierung dieſen unglückbereitenden Menſchen Grenzen ſetzt, die ſie wenigſtens nicht überſchreiten können? So iſt z. E. der Krieg eine von den allergefürchteteſten ſogenannten Landplagen. Er iſt auch in der That ein ſchreckliches Uebel. Aber hat die feindliche Natur auch wohl mit ihm zu ſchaffen? Iſt ſie die Urſache deſſelben? Iſt dis nicht vielmehr ein Fürſt, der einen andern Fürſten beneidet, der keine Ruhe halten kann und das Blut ſeiner Unterthanen nicht zu ſchätzen weiß!

weiß? Dieſer, dieſer hat aufgehört, Vater zu ſein, und verdient nicht mehr, Vater genannt zu werden; Gott aber nicht. — Nehmen Sie ferner z. E. **Theurung**. Wahrlich ein furchtbares Uebel, weil es oft Hungersnoth und Verderben nach ſich zieht. Aber wer iſt denn Schuld, wenn Theurung in einem Lande entſteht? Iſt es die Natur? Es könnte ſcheinen, als wäre ſie's, weil ſie etwa eine oder mehrere ſchlechte Erndten hinter einander gibt; aber ſie iſt's doch nicht. Hat ſich denn die Natur anheiſchig gemacht, jahrausjahrein überflüſſige Erndten in einem Lande zu geben? Oder hat ſie nur überhaupt verſprochen, ihre Kinder zu ernähren, und ihnen in jeder Reihe von Jahren im Durchſchnitt ſo viel Brod zu erzeugen, als ſie während derſelben nöthig haben? Es kommen überflüſſige Erndten; es kommen unzureichende Erndten. Wir müſſen gerecht gegen die Natur ſein und eins ins andre rechnen. Sammlet, ruft ſie uns zu, in reichen Jahren den Ueberfluß, welchen ich in euren Schoß ſchütte; leget dieſen in armen Jahren zu der unzureichenden Ausbeute eurer Aecker; ſo werdet ihr jahrausjahrein genug haben, ohne daß ich euch grade in jedem Jahre gleichviel reichen müſſe. Ein weiſer Fürſt, der dieſen Zuruf der Natur für beſonders an ſich gerichtet hält, und darnach ſeine Maßregeln nimmt, iſt allein im Stande, zu verhindern, daß es in ſeinem Lande jemals zu einer wirklichen Theurung kommen könne. Durch gute Magazine, durch Verſchlieſſung und Oeffnung, Füllung und Leerung derſelben zu rechter Zeit vermag er auch über den Brodpreis ſeines Volks zu herrſchen, wie er will. So etwas, wie die Theurung, das alſo ſogar ein einziger Menſch verhindern kann, ſo bald er will, darf am allerwenigſten ein Strafgericht Gottes genannt werden. Das wäre ja eine ſonderbare Sache, **wenn Gott ſich's einmal im Ernſt vorgenommen hätte, ein Volk zu ſtrafen, daß — der Fürſt dieſes Volk's es ihm verwehren könnte!** Gott ſpräche alſo denn wohl gleichſam zu dieſem Volke — **wartet, ich will euch hungern laſſen, daß ihr Ach und Weh ſchreien ſollt** — und der Fürſt antwortete dann gleichſam — **daraus ſoll nichts werden, geſtrenger Herrgott, denn ich habe dir einen Queerſtrich gemacht; — meine Magazine ſind voll . . .** Auf ſolche Widerſprüche und Lächerlichkeiten geräth man, wenn man ſich falſche Begriffe von allgemeinen Unglücksfällen macht. Und — wenn Theurung wirklich da iſt, wer leidet dann am meiſten durch ſie? Sind das nicht die Armen? Die Reichen fühlen ſie ja nicht einmal, und doch ſind es dieſe, welche durch ihre Schwelgereien und Ueppigkeiten das Strafgericht nur verdient hätten, wenn es eins ſein ſollte. Die Armen, welche mithin nur geſtraft würden, wären alſo grade der unſchuldigere Theil des Volks. Das wäre eine ſehr unvollkommene Gerechtigkeit Gottes, die Gerichte ausübte, wobei ſie ſchlechterdings den rechten **Mann** verfehlen müßte und wahre **Grauſamkeit** triebe! Nehmen Sie ferner z. E. nahrloſe Zeiten. Gewiß da, wo hierüber geſeufzt wird, iſt auch gros Elend. Aber iſt die **Natur** Schuld an ſelbigen? Fehlt es den Bürgern an den rohen **Naturprodukten**, um ſie verarbeiten zu können, oder fehlt es ihnen am Abſatz der verarbeiteten **Produkte der Natur**? Letztres iſt der Fall. Woher entſteht aber dieſer? Antwort — aus Mangel cirkulirenden Geldes. Und woher dieſer Mangel wieder? Antwort — daher, daß der Fürſt eines ſolchen nahrloſen Landes entweder ſeine Einkünfte alle einſchichtet, ſo, daß zuletzt faſt alles baare Geld in ſeiner Kaſſe iſt; oder daß er groſſe Summen auſſer Landes verſchickt; oder daß er ſein Geld zwar im Lande ausgibt, aber es nicht gemeinnützig ausgibt, ſondern höchſtens da-

mit

mit einige Lieblinge bereichert, die, wenn ſie geſättigt ſind, damit fortgehen. Ich frage Sie, Prinz, wer hat in einem ſolchen Lande aufgehört, **Vater** zu ſein — **Gott** oder der **Fürſt?** Ach in einem Lande, deſſen Fürſt ein weiſer Menſchenfreund iſt, wird es nur wenig allgemeines Elend geben können. Das übrigbleibende ſind alsdann jene unmittelbaren Veranſtaltungen der Natur, unter welche ſich die Menſchheit beugen muß. Aber auch in dieſen iſt und bleibt **Gott Vater.** Wir müſſen ſolche Unglücksfälle, die ganze Mengen Menſchen, ganze Völker und Länder betreffen, als **nothwendige Uebel** anſehen, die von der Einrichtung der Welt, ſo möglichſtvollkommen dieſe auch iſt, unzertrennlich ſind. **Sie ſind nicht die eigentlichen Abſichten Gottes; ſie miſchen ſich aber ganz natürlich ein, wenn Gott ſeine Abſichten erreichen will.** Wollte Gott ſie nicht zulaſſen, ſo müſte er auch ſeine Abſichten aufgeben. Die Peſt z. E. iſt gewis das Schrecklichſte, was die Menſchheit kennt. Aber ſie iſt nicht Abſicht Gottes, ſondern ſie äuſſert ſich nur zuweilen nebenzu, wenn Gott eine ſeiner erhabenſten Abſichten erreichen wollte. Dieſe war — daß die **Erde,** die ganze **Erde auf allen Seiten bewohnbar** ſein ſollte. Zu dieſer Abſicht muſte ſich die Erde nicht nur grade in der Laufbahn um die Sonne drehen, in welcher ſie ſich jetzt um ſie drehet; ſondern ſie muſſte auch grade die Geſtalt haben, welche ſie jetzt hat. Hieraus aber muſſte natürlich folgen, daß auf gewiſſe Erdſtriche die Sonnenſtrahlen ſenkrecht fielen. Hieraus muſſte wieder folgen, daß in dieſen Erdſtrichen die Hitze ausnehmendgros wäre. Hieraus muſſte wieder folgen, daß in dieſen äuſſerſtheiſſen Ländern zuweilen die Luft angeſteckt würde und Peſtilenz entſtände, welche ſich hernach durch menſchliche Unvorſichtigkeit bis in die entfernteſten Länder verbreiten kann. Ebenſo iſts mit dem Erdbeben beſchaffen, deſſen Natur ich Ihnen ſchon erklärt habe. Man muß einem ſolchen ſelbſt beigewohnt haben, wenn man ſeine ganze Schrecklichkeit fühlen will. Aber es iſt auch nicht Abſicht Gottes, ſondern es entſteht wiederum nur nebenzu aus der innern Einrichtung der Erde, die doch ſo überaus vollkommen iſt, und muß, ſo zerſtöreriſch es für die Erde zu ſein ſcheint, doch ſogar zur Erhaltung derſelben dienen. Daß übrigens weder Peſt noch Erdbeben ein Strafgericht Gottes genannt werden dürfe, ergibt ſich daraus, weil Kinder ſo gut, als Erwachſene, durch jene hingeraft und durch dieſes verſchüttet werden. Geſetzt nun auch, daß die Erwachſenen die Peſt und das Erdbeben verbrochen hätten; ſo wäre es ja doch etwas fürchterliches, wenn Gott ihrentwegen auch die armen unſchuldigen Kinder mitverderben wollte, welche noch nichts ſtrafbares begangen haben. **Bei einem bloſſen unvermeidlichen Unglück** mögen Kinder allemal mitleiden müſſen; aber **bei einem ausdrücklichen Strafgericht** kann Gott auch nicht **einen einzigen Unſchuldigen** mitſtrafen, wenn er nicht ein ungerechtes, grauſames Weſen werden will. Dis thut er aber auch nicht, weil es ſowohl wider ſeine Weisheit, als wider ſeine Güte, ſein würde. Alſo, Prinz, — in allen Lagen und Vorfallenheiten des Lebens ſei dis Ihr erſter und letzter Gedanke — **Gott iſt Vater!**

Prinz Theodor hatte Rothen während dieſer langen Unterhaltung mit keinem Auge verlaſſen. Zuweilen hatte er die Bruſt gehoben, wie ein Menſch, der Fragen thun oder Einwürfe machen will. Viel neues, und nichts als erwünſchtes hatte er vernommen. Seine ganze darüber erfreute Seele ſchwebte in ſeinen Augen und er rief aus: O mein lieber, beſter Hofrath, Sie haben mir ſchon ſo viel Beruhigung mitgetheilt, aber ſolche Beruhigung noch nie, als heute. Manchmal, ich geſteh' es, hätt' ich Sie gern unterbrochen.

chen. Es fielen mir allerlei Fragen ein. Ich habe ſie mir aber alle gemerkt und will ſie zu einer andern Zeit an Sie thun. Heute haben Sie ſich doch wohl müde genug an mir geredet.

Rothe. Noch kommt die Sonne nicht, Prinz, und wir haben nichts zu verſäumen. Die Fragen könnten Ihnen auch wieder entfallen. Wir wollen uns ſetzen.

Theodor brachte hierauf ſeine Fragen und Einwendungen nach der Reihe an; und ob ſie zwar nicht alle von Erheblichkeit waren: ſo gaben doch verſchiedene derſelben Rothen Gelegenheit, ſeine herrlichen Anlagen zum Scharfſinn und Tiefdenken noch mehr zu entdecken. Die Unterredung dauerte lange; und ſo kam der Mittag heran, ohne daß es Theodorn eingefallen wäre, frühſtücken zu wollen.

Rothe. Wir waren heute eher da, als die Sonne, und nun iſt ſie ſchon grade über uns. Kommen Sie — der Vater ruft uns zu Tiſche.

Nach Tiſche war Fürſt Adolf wieder da. Wo jetzt Rothe ging und ſtand, da ging und ſtand auch der Prinz. Sonſt wandelte er oft im Garten und am Flus allein umher; heute aber verließ er ſeinen Lehrer auf keinen Augenblick. Rothe merkte es ihm ſehr deutlich an, daß er etwas auf dem Herzen habe. Eben waren ſie bei dem Blitzableiter, als der Fürſt kam. Adolf vernahm mit Vergnügen die glücklichen Wirkungen, welche derſelbe gehabt hatte, und unterhielt ſich lange darüber mit Rothen. Als dis geſchehn war, nahm der Fürſt ſeinen Sohn am Arm und ging im Garten mit ihm auf und nieder. Theodor ſchien weit mehr zu ſprechen, als ſein Vater, und aus der Herzlichkeit, welche aus allen ſeinen Bewegungen dabei hervorblickte, konnte man ſchlieſſen, daß die Rede von den ſchönen und herzerhebenden Kenntniſſen ſei, die er geſtern und heute erlangt hatte. Rothe machte ſich unterdeſſen bei einem Blumentheater zu thun, bemerkte aber, daß der Fürſt einmal, als der Prinz recht in ihn hinein redete und ihn dazu mit beiden Händen umſchlug, plötzlich ſtill ſtand, ſich den Huth aus dem Geſichte ſchob und dann nach ihm hinblickte.

Adolf. (im Weggehen zu Rothen.) Ich will nur wieder Platz machen. Theodor hat heute noch ein gros Anliegen an Sie. Aber das iſt wahr, das Bild von der Morgenröthe und vom Sonnenaufgang haben Sie treflich gewählt; ich bin nicht darauf gefallen. Vollenden Sie, vollenden Sie, mein Theureſter, was Sie an der Seele meines Kindes ſchon ſo herrlich weit gebracht haben. Wie wird Ulrike ihn unter Freudenthränen an ſich ziehn, wenn er wieder zu ihr kommt.

Kaum war der Fürſt weg, ſo war Theodor wieder bei Rothen, und wich und wankte nicht von ihm.

Rothe. Prinz, der Nachmittag iſt ſo ſchön; wir wollen eine Waſſerfart halten.

Theodor. Ach nein, lieber Hofrath, ach nein.

Rothe. Warum denn nicht? Es machte Ihnen ja letzthin ſo viel Vergnügen, als wir da ſo gefahrlos in der Gondel umherſchwommen. Und heute iſt das Wetter ſo ſtill.

Theodor. (der Rothen einmal übers andre küſſt.) Heute nicht. Heute müſſen Sie mir von dem künftigen Leben noch recht viel ſagen, wie Sie mir verſprochen haben; ich laſſe Sie nicht los.

Rothe. Nun ja, ich verſpreche Ihnen dis auch. Und darum wollen wir den Flus hinunter fahren bis an die hohen Platanen. Da wollen wir ans Land ſteigen und uns einen Platz dazu ſuchen, der Ihnen nicht fremd ſein wird.

Nun war niemand zur Waſſerfart bereiter, als Theodor. Eilends holte er ſelbſt die Gärtnerburſche, welche ſchon einmal die Ruderer gemacht hatten, herbei, und man beſtieg die kleine Gondel. Die Fahrt ging mit dem Strom. Schnell und ſanft gleitete der geſchmückte Nachen mit den Wellen dahin. Auf beiden Seiten ſchienen die Ufer ebenſo neben ihnen wegzugleiten und die Ausſichten veränderten ſich unaufhörlich. Der ganze Vorgang war überaus geſchickt, die Seele des Prinzen zur bevorſtehenden Unterhaltung vorzubereiten, und es bedurfte nur eines elektriſchen Schlages noch, ſo muſſte ſie ganz in Stimmung dazu ſein.

Rothe. Wir machen alleweil in der That die beſte Einleitung zu unſerm vorhabenden Geſpräch. Dieſe unſre Waſſerfahrt jetzt iſt recht das Bild unſers gegenwärtigen Lebens. Die Fahrt ſelbſt iſt das Leben; der Strom, mit dem wir fortgleiten, iſt die Zeit, mit der wir dahin ſchlüpfen. Wir beide und unſre Begleiter ſind die Geſellſchaft, in der wir uns befinden. Die letztern ſtellen unſre Nebenmenſchen vor, welche uns das Fortkommen erleichtern, Dienſte leiſten und für unſre Bequemlichkeit und Vergnügung arbeiten. Die Ufer auf beiden Seiten, welche unſern Augen ſtets neue Anblicke darreichen, bilden die immerwährende Veränderung unſers gegenwärtigen Zuſtandes ab. Vor uns hin ſind noch Ausſichten zu einer langen Fahrt. So denken wir auch im Leben oft noch auf viele Jahre, aber ſchnell wird dann wohl die Ausſicht abgebrochen und — **wir müſſen aus- und ans Land ſteigen, wie jezt** . . . .

Rothe ließ links herüberrudern und man ſtieg unter den hohen Platanen an Land. Prinz Theodor ward hier auf das angenehmſte überraſcht. Rothe führte ihn auf einem ſchmalen Fußſteig durch halbnatürliche und halb erkünſtelte Waldungen eine Zeitlang fort. Je weiter man kam, deſto dicker ward auf beiden Seiten das Gehölz. Theodor wuſſte nicht, wo er wäre.

Theodor. (aus einem hohen Tannendickigt hervortretend, freudigerſchrocken.) Ach, wo ſind wir denn?

In dieſem Augenblick erkannte er ſeine holde Einſiedelei, welche dicht vor ihnen lag.

Theodor. Ha, biſt du es? — Nun, deſto ſchöner! Das hätt' ich nicht vermuthet. (ſieht ſich noch einmal nach den Tannen um.) Auf dieſem Wege war ich noch nicht hieher gegangen.

Rothe. Prinz, dorthin liegt die Reſidenz — da das Landhaus, woher wir jezt kommen. Ich wollte Ihnen die Freude, ſich hier wiederzufinden, recht unerwartet machen. Da, wo ich Sie mit den Beiſpielen der edelſten Tugengenden bekannt machte, will ich Ihnen auch den ſtärkſten unter allen Antrieben, denſelben ähnlich zu werden, reichen. — (als ſie in die Einſiedelei eingetreten waren.) Nun, mein lieber Prinz, das Schönſte und Beſte, wovon jemals ein Menſch mit dem andern ſprechen mag! Nun das, was der Tugend die höchſte Stärkung darreicht und im Unglück der gröſſeſte Troſt iſt; was überall erſt recht das Herz erweitert und uns erſt mit dem freudigſten Dank über unſer Daſein gegen den Urheber deſſelben erfüllt! Auf dis Leben folgt noch ein andres, ein vollkommneres. Denken Sie jetzt recht wieder an Morgenröthe und Sonnenaufgang zurück.

Theodor. (freudig und bedenklich.) Aber, lieber Hofrath, — wie ich ſchon geſagt habe, wir ſterben ja alle, und dann ſcharrt man uns in die Erde, und ſo ſind wir weg? So müßten wir ja das zweite Leben, wie die Regenwürmer in der Erde leben? Oder wir müßten wieder aufſtehen. Aber das thut ja keiner. Nicht wahr, alle die Leute, die jetzt leben und die wir ſehen, leben zum erſtenmal noch?

Rothe. Sicher, Prinz!

Theodor. Nun, ſo iſt alſo unter allen keiner, der das zweite Leben vor unſern Augen ſchon lebte. Und da unten in der Erde kann ja auch unmöglich jemand leben; denn die Leichen verweſen ja alle. Auch ſpricht man von den Leuten, wenn ſie ſchon wer weiß wie lange begraben ſind, immer noch als von Todten . . .

Rothe. So ſpricht man freilich, aber es wird ſich heute zeigen, daß dis nicht recht geſprochen ſei; oder man müſſte, wenn von einem Todten die Rede iſt, einen ganz andern Begrif damit verbinden, als wenn von todten Thieren geſprochen wird; und ſo wäre es beſſer, man machte auch lieber gleich ein andres Wort dazu. Ein todtes Thier — das heiſſt ein Thier, das aufgehört hat, zu leben; aber ein todter Menſch — das heiſſt ein Menſch, der aus dem erſten Leben ins zweite übergegangen iſt. Dis zweite Leben wird nicht in der Erde gelebt. Was da begraben liegt, braucht auch nicht wieder aufzuſtehn, um das zweite Leben erſt möglich zu machen. Es mag immerhin verweſen, denn es iſt nicht der Menſch.

Theodor. (ſehr verlegen.) Was wär' es denn? — Letzthin ſtarb der Hofmarſchall — einige Tage hernach begruben ſie ihn bei Fackeln; ich hab' ihn auch hernach nicht wieder geſehen: haben ſie denn da nicht den Hofmarſchall begraben?

Rothe. Den Hofmarſchall ſelbſt nicht, ſondern — des Hofmarſchalls Leiche.

Der Prinz ſtutzte hier Rothen an und konnte nicht begreifen, wie derſelbe zwiſchen den beiden Ausdrücken einen Unterſchied fände.

Rothe. Hören Sie mir einmal recht zu, Prinz; ſo werden Sie bald ſehen, daß man allerdings des Hofmarſchalls Leiche begraben habe, den Hofmarſchall ſelbſt aber nun und nimmermehr begraben könne. — Wenn wir ſprechen — mein Haus — ſind wir das Haus?

Theodor. (lächelnd.) Warum nicht gar! Wir gehen ja herein und heraus. Das Haus gehört uns nur zu.

Rothe. Gut! Merken Sie dis wohl. Wenn wir ferner ſprechen — mein Kleid — ſind wir das Kleid?

Theodor. (noch mehr lächelnd.) Ich dachte! (wie beſchämt.) Aber was fragen Sie mich denn auch? Mein Kleid hangt ja Abends im Schrank. Es gehört mir auch nur zu.

Rothe. Werden Sie nicht ungeduldig. Ich mußte dieſe Fragen erſt thun. Nun frag' ich aber weiter; wenn wir ſprechen — mein Fus — ſind wir der Fus?

Hier ward Theodor verlegen und blieb die Antwort ſchuldig.

Rothe. Oder gehört uns der Fus auch nur zu?

Theodor. (ſtotternd.) Ja — nein — ohne Fus — —

Rothe. Ohne Füſſe kann man freilich nicht gehen. Ich habe aber Soldaten gekannt, denen im Krieg beide Füſſe abgeſchoſſen wurden und die noch Jahre lang ſichtbarlich fortlebten. Menſchen ohne Füſſe waren ſie nun freilich. — Kurz, Sie ſehen, der Fus könne abgelegt werden, wie das Kleid. Wenn man ſpricht, mein rechter Fus — iſt denn das der rechte Fus, der dis ſpricht?

Theodor. (verwundernd.) Freilich wohl nicht!

Rothe. Alſo gehört er mir nur zu. Nun geh' ich aber noch weiter. Wenn ich ſage — mein Auge — bin ich das?

Theodor. Auf die Weiſe freilich auch nicht; aber —

Rothe. Ohne Auge kann man nicht ſehen, wollen Sie ſagen. Aber es hat Leute gegeben, denen die Augen ausgeſtochen wurden und doch noch lange vor anderer Augen lebten. Menſchen ohne Augen waren ſie freilich dadurch geworden. — Nun geh' ich aber noch weiter.

Wenn ich ſage — mein Herz — meine Lunge — mein Gehirn — — bin ich das?

Theodor. (zuverſichtlich.) Das muß ſein; denn ohne dis alles könnten Sie freilich ja nicht leben.

Rothe. Sagen Sie das noch einmal — wer könnte nicht leben?

Theodor. Sie.

Rothe. Nun, da unterſcheiden Sie ja ſelbſt zwiſchen Etwas, das Sie an mir Sie nennen, und zwiſchen meiner Lunge, meinem Herzen und Gehirn . . . Wer — was iſt denn das Sie . . Ich kann Ihnen alles vom Fus bis zum Kopf herrechnen, was ich habe, und das man zuſammen Körper nennt, und immer unterſcheiden Sie an mir von dieſem allen noch ein Sie, das nicht nur zum Fus und zum Kopf beſonders, ſondern auch zum ganzen Körper ſpricht — du biſt mein. Dis Sie iſt eigentlich der Menſch. Dis iſt das Ich, das jezt zu Ihnen ſpricht; alles andre iſt ſein, und gehört ihm nur zu, auch Zunge und Lippen, durch die ich jezt ſpreche. Dis Ich ſtirbt nicht und wird nicht begraben, wenn der ganze Körper begraben wird.

Theodor. Ich kann mich darin doch gar nicht finden.

Rothe. Geduld, Prinz! Ich wollte Ihnen nur auf die allerſimpelſte Weiſe zeigen, daß das, was begraben wird, der Leib des Menſchen, nicht der Menſch ſelbſt ſei. Ich ſpreche — mein Haus — mein Kleid; dis beides bin ich nicht. So ſpreche ich auch — mein Leib — und kann dis auch nicht ſein. An dieſen kann ich alles, bis auf den letzten Blutstropfen, bis auf die geringſte Nervenfaſer von einander unterſcheiden und mein nennen und als mein denken. Wer iſt denn nun der, dem dis alles zugehört? Iſts ein einzelner Theil des Körpers oder iſts der ganze Körper? Ein einzelner Theil kanns nicht ſein; weil jeder Theil des Körpers mein genannt wird. Der ganze Körper kanns auch nicht ſein; weil der ganze Körper aus lauter einzelnen Theilen beſteht, die alle mein genannt werden. Nun weſſen iſt er denn? Wem gehört alles an ihm zu? Mir! — Wem? — MIR! Nun, alſo iſt das Ich völlig von meinem Körper unterſchieden; ebenſo verſchieden, wie der Beſitzer vom Eigenthum. Ich gehe aus meinem Hauſe, und bleibe, was ich bin. Ich gehe aus dieſem meinen Kleide, und bleibe, was ich bin. Ich werde aus dieſem meinen Leibe gehen, und bleiben, was ich bin.

Theodor. Ich verſteh' das noch nicht recht. Sein Sie doch ja ſo gut und machen mir die Sache noch deutlicher.

Rothe. Der Hofmarſchall ward alſo nicht begraben, ſondern ſein Körper, der alsdann, da kein Odem mehr in ihm war, Leiche genannt ward. Prinz, nehmen Sie all' Ihr Nachdenken zuſammen. Wenn wir vor einem groſſen Spiegel ſtehen, in dem wir, wie wir zu ſagen pflegen, uns in Lebensgröſſe ſehen: ſo ſehn wir da blos unſre künftige Leiche — den äuſſerlichen Menſchen von uns. Dieſer äuſſerliche Menſch ſieht ſich da nicht ſelbſt, ſondern wird geſehen von dem innern Menſchen, der vermittelſt des Auges das Bild ſeiner äuſſerlichen Geſtalt, ſeines Körpers, da aufgreift, und — noch in ſich ſelbſt feſthält und ohne Auge fortſieht, wenn er auch nicht mehr in den Spiegel blickt. Dieſer innere Menſch iſt das Ich, der eigentliche Menſch, der durch den Körper, der ihn umgibt, von ſeinem Schöpfer mit der übrigen Körperwelt um ihn her blos in Verbindung geſezt ward; denn durch den Körper und durch die Sinne deſſelben gelangt er einzig und allein zur Empfindung der ihn umgebenden Körperwelt. Geben Sie recht genau auf ſich Acht, wenn Sie etwas ſehen, oder hören, oder fühlen. Die äuſſerlichen Gegenſtände machen alsdann einen unwiderſtehlichen Eindruck auf die Nerven, welche, wie ich Ihnen ſchon beſchrieben habe, durch den ganzen Körper vertheilt ſind, vom Gehirn ausgehen und bis in die Fingerſpitzen reichen. Dieſe Eindrücke pflanzen ſich mit einer unausſprechlichen Geſchwindigkeit, die noch über die Geſchwindigkeit des Blitzes geht, bis in das Gehirn fort, wo die Nerven ihren Urſprung haben. Bis hieher iſt alles körperliche Handlung. Aber nun das Bewuſſtwerden dieſer von auſſen empfangnen Eindrücke, die innere Empfindung, die Vorſtellung, die Idee davon — dis iſt nicht mehr körperliche, hier wirkt eine andre, höhere Kraft. Dieſe heiſſt Seele, Geiſt, und iſt der eigentliche Menſch, das Ich. Dieſe Seele empfängt durch die Nerven die Eindrücke von auſſenher, unterſcheidet ſich dadurch genau von der Welt auſſer ihr, gelangt dadurch zur Erkenntnis der äuſſerlichen Gegenſtände, lernt dieſe immer richtiger kennen, erneuert dieſe erlangten Kenntniſſe hernach in ſich ſelbſt, ohne äuſſerliche Eindrücke dazu weiter erſt empfangen zu müſſen, vergleicht dieſe Kenntniſſe mit einander, reihet ſie an einander und bringt es dadurch oft zu einer erſtaunenswürdigen Weisheit. Aus dieſen Erkenntniſſen entſtehen in der Seele Verlangen, Begierden. Aus dieſen Begierden Entſchlieſſungen. Aus dieſen Entſchlieſſungen wirkliche Selbſtthätigkeit. Sie wirkt nun auf die Gegenſtände auſſer ſich ſo wieder zurück, wie dieſe auf ſie gewirkt hatten. Die äuſſerlichen Eindrücke, welche ihr die Nerven zugeführt hatten, brachten ſie zur Empfindung der Welt auſſer ihr. Nun will ſie und ſogleich wird ſie durch eben dieſe Nerven wieder auf die Welt auſſer ihr thätig. In beiden Fällen, ſowohl beim **Empfinden**, als beim **Wirken**, läſſt ſich dreierlei genau von einander unterſcheiden. Erſtlich, das, was empfunden und worauf gewirkt wird, nehmlich **die Welt auſſer uns**; — ſodann das, wodurch empfunden und gewirkt wird, der **Körper**; — endlich das, was empfindet und wirkt, **die Seele**. So wenig die Welt, die wir empfinden und auf die wir wirken, wir ſelbſt iſt: ebenſo wenig iſt der Körper, durch den wir ſie empfinden und auf ſie wirken, wir ſelbſt. Sehen Sie, dis iſt ein ſehr faslicher Beweis vom Daſein der Seele. Verbinden Sie damit einen Blick auf das Vermögen des Menſchen, ſich an das, was er geſehn hat, genau wieder zu erinnern; ſo muß es Ihnen ſonnenklar werden, daß unſer Körper nicht wir ſei. Nach vielen Jahren noch können wir uns einen Gegenſtand, den wir heute ſorgfältig betrachten, wenn und wo wir wollen, deutlich wieder vorſtellen, ohne daß er dabei vor unſern Augen ſchweben, ja, ohne daß er einmal noch irgendwo exiſtiren dürfe. Wäre der Körper wir: ſo müſſte bei jeder neuen Vorſtellung, die wir uns von einem äuſſerlichen Gegenſtande machen, dieſer äuſſerliche Gegenſtand auch von neuem auf unſre Nerven wirken und dadurch die Vorſtellung hervorbringen. Dis iſt aber offenbar nicht wahr. Gelte, Sie können ſich den Hofmarſchall in dieſem Augenblick noch vorſtellen?

Theodor. (raſch.) O ſo leibhaftig, als wenn er hier ſtände!

Rothe. Und doch iſt er ſo gewiß nicht hier, wie wir jetzt hier ſind. Nun, alſo ſchwebt in Ihnen das Bild des Hofmarſchalls. Und ſo ſchweben in uns Millionenmalmillionen Bilder von äuſſerlichen Gegenſtänden, die wir einſt empfanden und nicht mehr empfinden. Wohlan, wo mögen dieſe Bilder eigentlich ſchweben? Im Körper — im Gehirn etwa? Diejenigen, welche dis zu behaupten verſuchten, waren nie im Stande, dis auch nur wahrſcheinlich zu

machen.

machen. Die uneingeſchränkte Freiheit, welche wir haben, dieſe Bilder hervorzuziehn und zuerneuern, wenn und wo wir wollen, ſtreitet auch offenbar wider alle Geſetze der Bewegung; als wovon ich Ihnen in der Folge noch vollkommnere Begriffe mittheilen werde. Es bleibt uns alſo nichts weiter übrig, als das Daſein einer urſprünglichen und vom Körper verſchiedenen Kraft in unſerm Körper uns zu denken, welche die Vorſtellungen von äuſſerlichen Gegenſtänden durch die Sinne zwar empfängt, aber ſie hernach ohne Hülfe der Sinne wieder erneuren kann. Dis mag nun entweder nur eine Kraft der Seele, oder die Seele ſelbſt ſein; — ſo iſt doch dadurch entſchieden, daß der Körper nicht wir ſei. Der Körper iſt weiter nichts, als — unſer Empfindungs- und Wirkungswerkzeug. Er iſt das, wodurch wir mit dieſer irrdiſchen Welt zuſammenhangen. Ohne ihn wäre dieſe Welt für uns ſo gut, als — nicht da. Er macht, daß ſie auf uns wirke, und daß wir auf ſie zurückwirken. Denken Sie ſich auf einen Augenblick die Welt auſſer uns und uns ſelbſt ohne Körper: ſo ſind beides zwei Dinge, zwiſchen denen gar keine Gemeinſchaft ſtatt hat und ſtatt haben kann. Nun denken Sie ſich aber unſern Körper dazu, ſo iſt zwiſchen der Welt und uns der unausſprechlichſte Zuſammenhang und Verkehr. Denken Sie ſich einen Blindgebohrnen — für ihn iſt die halbe Welt verlohren. Denken Sie ſich dieſen Blindgebohrnen auch **taubgebohren**, ſo iſt für ihn der vierte Theil der Welt nur da. Denken Sie ſich einen **Menſchen ohne alles Gefühl** — — für dieſen iſt nichts da. Wenn alſo unſer Körper einmal zerſtört wird und untergeht: ſo hört allerdings zwar unſer Zuſammenhang mit dieſer Welt dadurch auf, und auf ewig auf; aber das folgt nicht daraus, daß wir aufhören. Dieſe Welt kann blos alsdann auf uns nicht mehr wirken, und wir können auf ſie nicht mehr zurückwirken. Denken Sie ſich einen Menſchen in dunkler Nacht. Dieſer ſieht nichts von allem dem, was alsdann um ihn her vorgeht, und kann ſich alſo auch nichts davon vorſtellen. Aber — hört deswegen **ſeine Vorſtellungskraft ſelbſt** auf? Denken Sie ſich einen Menſchen, der von ſeinem Wirkungsplatze entfernt wird. Er wirkt nun in der That nicht. Aber — iſt dadurch **ſein Wirkungsvermögen** zerſtört? Nein, der Fall iſt nur dieſer — bei jenem kann ſich ſeine Vorſtellungskraft und bei dieſem ſein Wirkungsvermögen nicht äuſſern. — — Die Beſtimmung eines Geiſtes iſt die Erkenntnis des oberſten Geiſtes. In dieſer kann er zwar ewig wachſen und fortgehen, weil Gott unendlich iſt; aber er muß auch erſt in ihr anfangen. Er würde die mittlern, die höhern Erkenntniſſe Gottes einſt nicht begreifen können, wenn er nicht die erſten Vorerkenntniſſe zum Grunde gelegt hätte. Nun, mein Prinz, dieſe erſten Vorerkenntniſſe Gottes ſollen wir in dieſem Leben, in dieſer Welt lernen. Gottes Macht, Weisheit und Güte offenbaren ſich für einen Geiſt, der eben erſt entſtanden iſt, am angemeſſenſten, am begreiflichſten in der KOERPERWELT. In der Körperwelt ſollen wir daher anfangen uns zu bilden, weil dieſe die Anfänge von der Majeſtät Gottes in ſich enthält. Sollten wir aber hier die erſten Vorerkenntniſſe Gottes aus Gottes unterſten Werken ableiten lernen: ſo mußten wir ſo einen Körper haben, wie jezt, durch deſſen Sinne wir auch zu den Wahrnehmungen dieſer Werke Gottes gelangen könnten. Darum ſind wir alſo jezt mit dieſem Leibe angethan. Alle unſre gegenwärtigen Gotteserkenntniſſe haben wir ihm zu danken; und wenn er uns auch zu manchen Zeiten viel Leiden macht: ſo werden wir ihn doch in jeder Scene unſers künftigen Daſeins noch ſegnen. Ueberaus meiſterhaft iſt ſein Bau und ſeine Einrichtung, ob er gleich am Ende der Verweſung Raub wird; und noch iſt es keinem Weiſen gelungen, deutlich und einleuchtend zu ſagen, wie wir mit unſerm Körper, die Seele mit dem Leibe, der innere Menſch mit dem äuſſerlichen eigentlich verbunden ſind. Wohl uns, wenn wir unſern Aufenthalt in ihm recht benutzen, und durch ſinnliche Wahrnehmungen hier auf Erden den Grund zur Gotteserkenntnis legen und das A B C derſelben lernen! Haben wir dis einſt gethan, ſo iſt er uns weiter nichts nütze; ſo können wir ſeiner entbehren. Er falle — er verweſe; — unſre Verbindung mit dieſer Welt, in der wir durch ihn ſtanden, hört zwar alsdann auf, aber wir hören nicht auf, ſondern wachſen alsdann in unſern Gotteserkenntniſſen ohne ihn fort, empfangen höhern Unterricht in ſelbigen, als der ſinnliche war, der jedoch der erſte ſein muſſte, und ſehnen uns gewis nie wieder in den irrdiſchen Leib zurück.

Theodor. (ſehr heiter.) Aber Hofrath, was wird denn das für ein höhrer Unterricht ſein, wenn wir nicht mehr ſehen und hören können? Oder können wir das etwa dann noch?

Rothe, Gewis nicht; weil wir weder Augen noch Ohren in dem künftigen Zuſtande haben werden. Genug, daß uns die Vorſtellungskraft bleibt, welche durch Augen und Ohren hier ausgebildet ward. Prinz, von Zuſtänden, in denen wir noch nicht geweſen ſind, iſt es nicht möglich, uns deutliche Begriffe zu machen; beſonders, wenn dieſe Zuſtände ganz und gar von dem gegenwärtigen abweichen. Gewis iſt's, unſre Vorſtellungskraft ward durch die Sinne erſt ausgebildet; darum muß der Menſch ſo lange erſt ſehen und hören, oder darum vergingen ſo viel Jahre für uns, ehe unſre Vernunft einige Stärke erhielt. Gewis iſt's aber auch, daß, wenn die Vernunft durch die Sinne einmal in uns erſt recht ausgebildet iſt, ſie ſich hernach ohne Sinne mit ſich ſelbſt beſchäftigen und weiter forthelfen kann. So ſitzen in dieſem Leben ſchon viel Weiſe und meditiren über die Wahrheit, ohne auf die Welt auſſer ſich weiter zu ſehen und zu hören, und machen nun im Reiche der Wahrheit blos durch ſich ſelbſt die erſtaunenswürdigſten Entdeckungen. Sie ſollten einmal einen recht tiefdenkenden und angeſtrengten Mathematiker ſehen. — — Der lebt und webt in ſeinen Meditationen und iſt ſchon wie auſſer dieſer Welt und wie auſſer dem Leibe. Wer ſich auch erſt recht in die Wahrheit hineingedacht hat, der ſchätzt dieſes geiſtige Vergnügen faſt einzig und allein. Ich habe Leute dieſer Art jederzeit mit einem unnennbaren Entzücken betrachtet, weil ſie mir einen herrlichen Beweis davon gaben, daß der Menſch ſeine **wahre Seligkeit nicht in dieſer Welt**, mit der ihn der Körper verbindet, ſondern **in ſich ſelbſt** finde, und daß er daher durch die Trennung von derſelben einſt nicht unglücklich, ſondern gar noch glücklicher werden werde.

Theodor. O beſter Hofrath, hören Sie doch ja noch nicht auf. Ich bin immer noch ſo zweifelhaft, ob es dem Menſchen nicht am Ende doch auch ſo gehe, wie es allen übrigen Dingen auf Erden geht . . .

Rothe. Prinz, es wäre etwa der einzige Gedanke noch übrig, daß die Allmacht Gottes ſich es vorbehalten habe, und, wenn unſer Körper durch ſeine eigne Natur untergeht, mit ihm zugleich zu vernichten. In dieſem Fall könnte man ſagen, daß überhaupt auch das

Daſein und die Fortdauer eines Geiſtes von der Willkühr Gottes abhange, und daß auch jeder geſchafne Geiſt mit dem Maaß von Daſein zufrieden ſein müſſe, das ihm der oberſte Geiſt, ſein Schöpfer, beſtimmt habe. Allein wir dürfen in Gott nichts theilen; das heiſſt, wir dürfen keine ſeiner Eigenſchaften einzeln betrachten. Der Allmächtige iſt eben der, der auch der Allweiſe und der Allgütige iſt. Gottes Weisheit und Güte ſtellen uns Bürgſchaft dafür, daß ſeine Allmacht, ſtatt ein Weſen, das längerer Dauer fähig iſt, mit ſeinem Körper zugleich willkuhrlich zu zerſtören, es vielmehr mit ſelbiger begnadigen werde. Wir wollen dieſem Beweiſe bis zu ſeiner innerſten beruhigendſten Ueberzeugungskraft nachgehen. — Ich denke mir jetzt die Erde auf einige Augenblicke ohne Menſchen. Da enthält dieſelbe denn nun freilich eine überaus groſſe Mannigfaltigkeit von Geſchöpfen und Bewohnern. Ich frage — wozu dieſe? Man antwortet mir — Gott wollte, daß ſo viel Leben auf der Erde wäre, als möglich, und daß ſo viel Geſchöpfe, als möglich, die Daſeinsſeligkeit genieſſen ſollten. Ich finde in dieſer Antwort viel Vortrefliches. Ich finde, daß ſie dem höchſten Verſtande Gottes ſo wie ſeiner unendlichen Güte*, Ehre macht. Unüberſehbare Millionen von Weſen theilen alſo auf der Erde unter ſich Daſein, Leben, Freude — das iſt ſchön! das iſt ſchön. Aber nun — keins von allen dieſen Weſen kennt weder ſeine eignen Eigenſchaften, noch die Eigenſchaften des andern. Dennoch iſt unter ihnen allen das bewundernswürdigſte Verhältnis gegen einander. **Wer von ihnen bemerkt dis?** Und dennoch macht dieſes ihr Verhältnis gegen einander der Weisheit Gottes noch unendlich mehr Ehre, als ihr bloſſes Daſein. Sie machen alle ein Ganzes aus, worinn die höchſte Ordnung und Harmonie herrſcht. **Wer von ihnen erkennt dieſe?** Rund um alle dieſe Geſchöpfe her iſt ſo unendlich viel Schönheit verbreitet. **Wer von ihnen hat Gefühl für dieſe?** Die ganze Oekonomie der Natur iſt ſo unausſprechlichvollkommen eingerichtet. **Wer von ihnen beobachtet auch nur das geringſte davon?** Ueber ihnen, in den grenzenloſen Räumen der Himmel iſt noch tauſendmaltauſend mehr bewundernswürdige Oekonomie, Ordnung, Harmonie, Schönheit. **Wer von ihnen blickt auch nur hinauf?** — — Sehen Sie da, Prinz, nichts als unerklärbare Sonderbarkeiten und unauflösliche Räthſel, wenn wir uns auf einige Augenblicke die Erde ohne Menſchen denken. Wir ſehen zwar einen untern Zweck Gottes bei ihr, nehmlich — die möglichſtvervielfältigte Daſeins- und Lebensſumme; aber unſre Vernunft ſagt uns, daß dieſes nicht der Hauptzweck der Erdenſchöpfungen ſein könne, ſondern daß es noch einen höhern Zweck geben müſſe, dem jener nur untergeordnet ſei. Nun ſezen Sie in Gedanken Menſchen auf die Erde — ſo iſt auf der Stelle der höhere Zweck Gottes bei der ganzen Erdenſchöpfung da. Der Menſch iſt's, der alles erkennt; alles übrige, was da iſt, wird nur erkannt, und zwar nur von ihm. Er findet die Eigenſchaften der Dinge. Er erblickt ihre Verhältniſſe gegen einander. Er entdeckt die Ordnung darin. Er bewundert die Harmonie dabei. Er wird entzückt durch die Schönheit der Erde. Er blickt ſtaunend gen Himmel. Er ſteigt von den Geſchöpfen zum Schöpfer auf, erkennt ihn, ſeegnet ihn, betet ihn an. Nun iſt ein Hauptzweck Gottes bei der ganzen Erdenſchöpfung ſichtbar; nun iſt alles erklärt, beantwortet. In jeder Welt muß es eine Gattung von Geſchöpfen, die denken und betrachten können — Geiſter — geben, die unter ihren übrigen Bewohnern an der Spitze ſtehen. Dieſe ſind der Hauptzweck derſelben. Auf der Erdenwelt iſt dis der Menſch. Dieſer iſt alſo der Hauptzweck der Erdenwelt. Was meinen Sie aber wohl, kann die höchſte Weisheit jemals ihren Hauptzweck fahren laſſen? Kann Gott eine Gattung von Geiſtern zerſtören, vernichten, für die er erſt eine ganze Welt erbaute und ſo wundervoll einrichtete, daß ſie dadurch zur Erkenntnis ſeiner Majeſtät gelangen ſollten? Was wäre es alsdann, daß ſie ihn erkannt hätten? So, wie ſie dahin wären, wäre ihre erlangte Erkenntnis Gottes ein Nichts. Alſo um nichts willen hätte Gott eine Welt erbaut? Welch ein undenkbarer Widerſpruch in Gott! Welch eine abſcheuliche Blaſphemie der höchſten Weisheit! Nein, nur alsdann iſt die Weisheit Gottes gerechtfertigt, wenn Geiſter, die ihn erkannt haben, fortfahren ihn zu erkennen und in dieſer Erkenntnis immer wachſen. Dann iſt eine Abſicht da, warum ſie ihn erkannt haben; nehmlich die, um ihn noch immer mehr erkennen zu lernen. O Prinz, Prinz, ſo verbürgt uns ſchon die Weisheit Gottes unſre Fortdauer beim Verfall dieſes Leibes! Und nun denken Sie hinzu — — daß dieſe Geiſter wirklich der Abſicht Gottes entſprochen

chen haben; daß wir Menſchen es uns haben angelegen ſein laſſen, unſre Vorſtellungskraft auszubilden, die bewundernswürdige Oekonomie der Natur zu ſtudiren und ihren groſſen Urheber in ihr kennen zu lernen; daß wir im Nachdenken und in Selbſtthätigkeit unſre Glückſeligkeit gefunden haben — — wäre alle Grauſamkeit, die die ausgearteſten Menſchen jemals an andern ihresgleichen ausübten, nicht eine Kleinigkeit gegen die unbarmherzigſte Grauſamkeit, die Gott ausübte, wenn er uns nach dieſem allen beim Untergang unſers Körpers vernichtete? Das wär es dann alſo, wozu wir nachgedacht hätten, um ein Ungeheuer über uns kennen zu lernen, das ſeines gleichen nicht hätte? Das wärs, wozu wir gewirkt hätten, um am Ende die Folgen unſrer Wirkſamkeit unnatürlich abgeriſſen zu ſehen? Das wärs, wozu wir an Gottes Altären gekniect hätten, um zulezt zum Lohn unſrer treuen Anbetung als Opfer von ihm gewürgt zu werden? Das wärs, wozu wir Glückſeligkeit genoſſen hätten, um nach höhern Seligkeiten lüſtern zu werden, und endlich noch den letzten

Zähneknirſch gegen Gott zu thun — darüber gegen ihn zu thun, daß er uns arme, gutherzige, leichtgläubige Geſchöpfe ſo jämmerlich betrogen hätte? — — O Theodor, Theodor, ſo wahr der Allmächtige auch ein Allweiſer und Allguter iſt, ſo wahr muß auch für uns Menſchen noch ein Leben nach dem Tode ſein! — Der Menſch hat es auch um die Erde gar nicht ſo ſchlecht und arg gemacht, daß es ſeinen Schöpfer reuen könnte, ihn an die Spitze einer Welt geſtellt zu haben, und daß es heiſſen möge, er habe ſeine Daſeinsfortdauer an ihr verwirkt. Er iſt vielmehr der, welcher die Schöpfungen Gottes auf ihr fortſetzte und von Jahr zu Jahr noch mehr vervollkommnet. Ein ödes, unwirthbares Land, eine ungeheure groſſe Wüſtenei würde die Erde ſein, wenn in allen den verſtrichnen Jahrtauſenden ſeine Hände ſie nicht bearbeitet hätten. Alle Gärten, alle Wieſen, alle Felder hat er angelegt. Den gröſten Theil ihrer Schönheiten hat ſie ihm zu danken. Die Berge hat er zwar nicht zuſammengetragen, auf denen uns die Ausſichten der Natur ſo entzücken; aber mit Weinſtöcken hat er ſie doch bepflanzt und was würden wir denn von den Bergen herabſehen, wenn er in den Gründen nicht baute, ackerte, pflügte, ausrodete und austrocknete? Würden wir etwas mehr ſehen, als ein groſſes überall verwachſenes Gefilde, das unter Waſſer ſtände, und höchſtens, hie und da einige leere Sandſtriche, wo gar nichts wüchſe? — Setzen Sie den Fall, daß jetzt noch irgendwo die Menſchen aufhörten, einen Strich von Aeckern zu bebauen; ſo würden daſelbſt alsbald allerlei Arten von Gehölz aufſchlagen. In hundert Jahren — wie würde es da ausſehen? Wie in funfhundert? Wie in tauſend? Und nun denken Sie ſich den ganzen Erdboden ſo, daß in allen den vergangnen Jahrtauſenden keine menſchliche Hand ſich auf ihm geregt hätte. Alle die herrlichen Anblicke der mannigfaltigſten Abwechſelungen, welche jetzt ſeine Schönheit ausmachen, wären alſo gleich dahin; ſein ganzer Proſpekt wäre ein ödes abſchreckendes Einerlei. Doch das wäre das geringſte noch. Alle die edlern Pflanzenarten und Früchte, welche nur im Freien gedeihen, fänden alſo auch auf ihm keinen Platz. Die höhern Holzarten erſtickten, verdrängten ſie. Alle die Thierarten, welche von jenen ſich ernähren, wären folglich auch nicht da; ja, es wäre die Frage, ob auch für die mehreſten Thierarten nur Fortkommens auf dem Erdboden ſein dürfte. Die Regen fielen von Zeit zu Zeit in dieſe Dickungen; kein Sonnenſtrahl könnte den durchnäſſten Erdboden treffen; kein Wind könnte die Wohlthat der Austrocknung an ihm ausüben; die Dünſte müſſten ſich alſo ſchrecklich häufen, müſſten ſich erſt in kleine Teiche, dann in gröſſere Betten ſammlen. Endlich würde der ganze Erdboden ein undurchwadlicher Moraſt. Die Stürme ſtürzten von Zeit zu Zeit die ältern abgeſtorbenen Bäume um. Während, daß dieſe verrotteten, wüchſen wieder andre dazwiſchen auf, und ſo würde die ganze Oberfläche der Erde ein Hackgemack, wo endlich kein Thier mehr ſich durchwinden, trocknen Fus faſſen und Aeſung finden könnte. Nur auf den Gipfeln der Berge würden einige Thierarten leben können, und die ganze übrige Erde würde eine Kröten- und Waſſerſpinnenwelt ſein. Aber unter **den Händen des Menſchen** ward die Erde **ein Garten Gottes**. Er machte Platz auf ihr; er ſchuf freie Luft; er lud die Sonnenſtrahlen herab; er machte urbar; er pflanzte; er verwandelte den ſtinkenden Sumpfboden in einen trocknen, geſunden Aufenthalt, und ſegnete dadurch auch die geſammte übrige Thierwelt. Noch wird von Jahrhundert zu Jahrhundert die Erde durch ihn ſchöner, fruchtbarer, geſegneter, paradiſiſcher. O ſo hat er denn ſeine Daſeinsfortdauer an ihn nicht verwirkt! ſo hat er ſich des Vorzugs würdig gemacht, an die Spitze der Erdenſchöpfungen geſtellt worden zu ſein! So hat er gegen die erſte ihm anvertraute Welt dergeſtalt gehandelt, daß er aus ihrem Schoſſe nicht in den Schos des öden Nichts, ſondern in den Schos beſſerer Welten überzugehen verdient zu haben hoffen darf!

Theodor. (ſehr zutraulich) Ach wie hebt ſich bei dieſen Betrachtungen mein Herz im Buſen! Wie glaub' ich nun ſo feſt an ein künftiges Leben! Wie wird nun aber auch alles erſt recht hell um mich her! Wie halt' ich's nun erſt recht für mein allernöthigſtes Beſtreben, zu ſuchen, weiſe und gut zu werden!

Rothe. Mein Prinz, ich freue mich, daß Ihr eignes Herz mir zuvorkommt und ſogleich die richtige Anwendung von dieſer groſſen Lehre macht! Wenn wir auch weiter nichts, als dis jetzige Leben, zur Ausſicht in unſer Daſein hätten: ſo müſſten wir doch vor allen Dingen nach Weisheit und Tugend ſtreben, weil ein vernünftiges Geſchöpf nur in deutlichen Begriffen und in Thätigkeit, die dieſen Begriffen gemäs iſt, ſich glücklich fühlen kann. Die Empfindungen aller unſrer übrigen irrdiſchen Glückſeligkeiten, ſo angenehm ſie auch in den Augenblicken des Genuſſes für uns ſind, befriedigen uns doch nicht ganz und ſättigen uns noch weniger dauerhaft. An dem Licht unſrer Erkenntnis aber labt ſich der Geiſt unaufhörlich; und kommt das Bewuſtſein hinzu, **daß wir in dieſem Lichte wandeln,** oder daß wir ſo thun, wie wir erkennen, daß wir thun müſſen: ſo iſt unſre Freude vollkommen. Iſt unſer Verſtand aufgeklärt, iſt unſer Wille gut — o mein Prinz, dann gibt es keinen Verluſt, den wir nicht leicht verſchmerzen ſollten. Ein erſtaunender Beweis, daß der Geiſt ſeiner Selbſtwürde fühle, und daß er, ſo innig er auch durch den Körper mit dieſer Welt verbunden iſt, doch keine wahre Abhängigkeit von ihr anerkenne. **Er hat ſeine eigenthümlichen Güter, die ihm nicht geraubt werden können.** Aber wenn nun jenſeits dieſes Lebens noch ein andres für uns iſt, wenn der Geiſt den Untergang ſeines Körpers überdauert, — — o wie noch weit heiliger muß uns dann das Streben nach Weisheit und Tugend werden! Sind dis dann nicht die einzigen Güter des Geiſtes? Nimmt er nicht an allen übrigen Erdengütern **nur durch den Körper** Theil? Wie? wenn nun der Körper hingeſunken ſein wird, wenn er an den übrigen Gütern ohne ihn keinen Theil mehr nehmen kann, in was für einer fürchterlichen Lage würde er ſich alsdann **ohne Weisheit und Tugend** befinden! Woran ſollte er ſich halten? womit ſich beſchäftigen? wodurch ſich vergnügen? Ich kann mir keinen elendern Zuſtand denken, als der iſt, **in welchem ſich ein unaufgeklärtgebliebener oder gar böſegewordener Geiſt befinden muß, ſobald ſeine Verbindung mit der ſinnlichen Welt ein Ende nimmt.** So lange er noch in dieſer war, hatte er auf allen Seiten Zeitvertreib, Spielwerk, Zerſtreuung. Er fühlte in dieſer Lage weder ſeine Verſtandesſchwäche noch ſeine Herzensblöſſe. Statt nachzudenken, genoß er; und wenn ihn einmal ſein Gewiſſenstrieb anwandelte: ſo unterdrückte er ihn durch ſinnlichen Taumel. Nun aber empfängt er von auſſenher keine Glückſeligkeit mehr; ſondern ſeine ganze Glückſeligkeit ſoll **aus der innern Beſchauung ſeiner Vollkommenheit** beſtehen. Da hat er nun auf der einen Seite keine Erkenntniſſe, die ſich ihm jetzt darſtellen ſollen und auf denen er fortbauen könne; ja, er hat nicht einmal geübte Vorſtellungskraft und mithin auch nicht einmal Empfänglichkeit zur Erkenntniß. Die erſten Begriffe von Wahrheit, welche er von den ſinnlichen Gegenſtänden abziehen ſollen, hat er vernachläſſigt und kann ſie weiter nicht nachholen, weil er in die ſinnliche Welt nicht zurückkehren kann. Auf der andern Seite muß er nun ſeine ſchlechte moraliſche Beſchaffenheit betrachten, er mag wollen oder nicht, und muß ſich mit dem Andenken an ſeine ausgeübten ſchlechten Handlungen unaufhörlich quälen, weil es ihm nicht mehr frei ſteht, ſeine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Behelf zu nehmen, ſich nehmlich zu zerſtreuen, die Blicke von ſich ſelbſt wegzurichten und ſich von ſich ſelbſt zu entfernen. Nicht einmal Hang zum Guten empfindet er, weil ſein ganzer Sinn nun einmal eine veraltete und verwachſene Richtung zum Böſen angenommen hat. Sehen Sie, Prinz, dieſe unausſprechliche Armuth des Geiſtes und die ununterbrochne innre Empfindung dieſer Blöſſe und Dürftigkeit wird das Elend derer in jenem Leben ausmachen, welche das gegenwärtige ſchlecht angewendet haben. Ach welch eine feierliche Aufforderung für uns, von dem jetzigen Leben den edelſten Gebrauch zu machen! Wir legen in demſelben nicht nur den Grund zu unſerm künftigen Daſein ſelbſt, ſondern auch den Grund zur Beſchaffenheit unſres Zuſtandes in unſerm künftigen Daſein.

ſein. Ein künftiges Leben erwartet jeden; aber Glückſeligkeit in ſelbigem, ein künftiges höheres, beſſeres Leben erwartet nur den, der hier nach geiſtiger Vollkommenheit geſtrebt hat. Jeden Tag, welchen wir jetzt nicht hierzu anwenden, werden wir dort vermiſſen. Er wird Abgang an unſrer Glückſeligkeit ſein. Und das ganze jetzige Leben vollends hierzu nicht angewendet, würden wir nie wieder nachholen können. Wir würden wenigſtens um ein ganzes Leben an Glückſeligkeit zurückbleiben, und ewig würden wir die allen bemerkbare Schmach an uns tragen, daß wir hier umſonſt gelebt hätten. O mein Prinz, ich habe Sie oft aufgefordert, täglich weiſer und beſſer zu werden! aber nun — nun bei dem Glauben an ein künftiges Leben — ſein Sie recht äuſſerſteifrig, recht unermüdeteifrig darin! Bereichern Sie Ihren Verſtand immer mehr mit Kenntniſſen. Denken Sie nach; thun Sie in der Welt nichts lieber, als dis; und machen Sie dadurch Ihre Kenntniſſe und Einſichten noch immer richtiger und deutlicher. Schauen Sie um ſich her und lernen Sie von der phiſiſchen Welt, von der Natur, immer mehr wiſſen. Jede neue Kenntnis eines Geſchöpfs, jede neue Einſicht in ſeine Beſchaffenheit und Beſtimmung, und in ſeinen Zuſammenhang mit dem Ganzen, jeder neue Blick in die bewundernswürdige Einrichtung und Oekonomie der Natur iſt — eine **Vermehrung der Gotteſerkenntnis**, in welche ſich alle edle und nützliche menſchliche Kenntniſſe und Wiſſenſchaften endlich koncentriren. Und wenn auch viele dieſer Kenntniſſe in Ihren Augen nicht geradezu und unmittelbar zu Ihrer Weisheit und Vollkommenheit beizutragen ſcheinen: ſo tragen ſie doch mittelbar dazu bei, **indem Sie Ihren Verſtand im Nachdenken, und ſeine Vorſtellungs- und Beurtheilungskräfte üben.** Bleiben Sie nie bei der bloßergözlichen Seite dieſer ſinnlichen Welt ſtehen. Dis iſt keineswegs die Hauptſeite für uns. **Nachdenken** ſollen wir über die ſinnlichen Gegenſtände. Sinnlichreizende Eindrücke ſollten ſie darum nur auf uns machen, daß ſie uns an ſich zögen; weil ſie ſonſt vielleicht unſrer Aufmerkſamkeit entwiſchen könnten. Gleich müſſen wir aber fragen, warum ſollten ſie uns ſo an ſich ziehen? Alsdann öfnet ſich erſt das rechte Feld, das Feld der Vernunft für uns, wo unſer eigentlicher Platz iſt, wohin wir zu Hauſe gehören und wo wir des Wanderns nicht müde werden dürfen. Laſſen Sie uns nie die ſinnlichen Freuden anders be-

betrachten, als daß ſie nur die Anlockungen, Aufmunterungen und Stärkungen des noch ſchwachen Geiſtes zum Nachdenken über die Gegenſtände, welche ſelbige mit ſich führen, ſein ſollten. Wir wurden nicht in dieſe ſinnliche Welt geſetzt, um uns an ihr zu berauſchen und uns mitten unter den Körpern zu verlieren, ſondern — um durch Hülfe unſrer Sinne von ihr die erſten Begriffe über Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, oder — über Gott — abzuziehen. Genieſſen Sie alſo immerhin die angenehmen ſinnlichen Eindrücke der Körperwelt; aber unterlaſſen Sie nicht beim Genuſſe derſelben noch weit mehr Nahrung für Ihren denkenden Geiſt aus ihr zu ſchöpfen. Dieſe iſt der Kern, jene ſind nur die Schalen davon. Ziehen Sie dann Ihre Blicke von der Welt auſſer ſich oft auf ſich ſelbſt zurück. Denken Sie recht über alle Ihre Kräfte und Fähigkeiten und über die groſſe Beſtimmung derſelben nach. Dringen Sie immer tiefer in den Endzweck Ihres Daſeins ein, der nichts anders, als Ausbildung Ihres Verſtandes und Herzens oder lebendige Erkenntnis Gottes, das heiſſt Erkenntnis und Nachahmung Gottes iſt. Vergegenwärtigen Sie ſich dieſen Endzweck Ihres Daſeins ſo, daß er Ihnen immerdar vor Augen ſchwebe. Ich führe Sie nun zu der höhern Wiſſenſchaft des Menſchen. Folgen Sie mir dabei mit eben dem Fleis, mit welchem Sie mir ſeither bei Mittheilung aller Vorerkenntniſſe gefolgt ſind. **In die Gefilde der Wahrheit** leite ich Sie; damit Sie aus ſelbigen **den Weg in das Land der Tugend** finden mögen. Sie ſollen nichts für wahr **annehmen, als** was Sie dafür erkennen. **Aber die erkannte** Wahrheit darf nicht müſſig und todt ſein. Sie muß übergehen **in Geſinnung und Handlung. Die Weisheit** hat ihren **Grund** in **Kenntnis der Menſchen**, und hat zum **Endzweck** die **Vervollkommnung der Menſchen.** So müſſen Sie immer das erkannte Wahre darauf betrachten, **wie Sie es auch wollen und ausüben,** oder **wie es Ihnen wenigſtens ein Beweggrund mehr zum Wollen und Ausüben des Guten werde.** Je mehr Sie die Welt, den Urheber derſelben, ſich ſelbſt, Ihre Kräfte und Beſtimmung kennen: deſto deutlicher werden Ihnen alle Ihre Pflichten einleuchten, die **bloſſe Folgen unſrer Verhältniſſe** ſind; und deſto inniger werden Sie ſich angetrieben fühlen, ſelbigen ein immer vollkommneres Genüge zu leiſten. Leben und weben Sie immerdar in Ausübung ihrer Pflichten: ſo werden Sie nicht nur Ihre Beſtimmung für die Welt erfüllen und einer der nützlichſten Menſchen werden; ſondern Ihr ganzes Herz wird dadurch auch eine Richtung zum Guten erhalten, die bald Ihnen eigenthümlich und mit der Zeit unzerrüttbar werden wird. Sie werden eine Menge edler Handlungen vollbringen, die Ihnen nicht nur die reinſten Freuden gewähren, ſondern deren Andenken und Segen Sie auch noch in jene Welt begleiten. O Prinz — gutes thun und nicht müde werden — dis werde das Motto Ihres Lebens! Vielleicht, daß Sie das Schickſal in eine Lage verſetzt, in der Sie einſt recht viel Gutes thun können. Wohin Ihre Kräfte nur reichen, nützlich zu werden und menſchlichen Leiden abzuhelfen, dahin wirken ſie auch mit ſelbigen. Alles Gute, das Sie thun können, halten Sie auch für Pflicht, wirklich zu thun. Wenn Sie ſo denken und handeln werden, ſo dürfen Sie nicht weiter auf beſondre Verehrungsarten Gottes ſinnen. Dis iſt die reinſte Verehrung des ober-Weſens — nach Erkenntnis der Weisheit und Güte deſſelben allenthalben zu ſtreben, und an Weisheit und Güte allenthalben ihm ähnlich zu werden. Unausſprechlichviel Glückſeligkeit wird dadurch Ihr jetziges Leben ſchon für Sie haben, weil Sie nie ohne Wohlgefallen an ſich denken, ſich betrachten und ihre wahre Beſchaffenheit erblicken werden. Aber auch der Tod wird dieſe Glückſeligkeit Ihnen nicht rauben können. Ihr Geiſt geht alsdann aufgeklärt und edel in jene Welt über. Sie verliehren im Tode nur die Güter, welche Sie weiter nicht gebrauchen können. Sie thun Verzicht auf die geſammte ſinnliche Welt, in deren Verbindung Ihr Körper Sie ſetzte; aber — ohne arm dadurch zu werden. Das, wodurch Ihr Geiſt nur glücklich war, haben Sie in Sicherheit. Sie haben Ihre Vorſtellungskraft geübt, Fertigkeit der Vernunft erlangt und Erkenntnis erworben. Sie haben Ihren Willen feſt auf das Gute gerichtet, Fertigkeit im Guten ſich verſchaft und durch ausgeübte edle Handlungen auf Ihre Zukünfte Segen verbreitet. Der Endzweck Ihres erſten Daſeins ward von Ihnen erreicht; wie ſelig muß alsdann das zweite für Sie ſein! Wir werden Sie dort mit Ihrer geübten Vernunft ſo ſchnelle und groſſe Fortſchritte in den höhern Erkenntniſſen thun! Wie werden Sie da mit Ihrer erlangten Fertigkeit in guten Geſinnungen vor vielen andern raſcher zur Vollendung reifen! Und wie werden Sie dann an dem innern Anſchauen Ihrer immer wachſenden Vollkommenheit die höchſte Glückſeligkeit genieſſen, deren ein endliches Weſen nur fähig iſt! — Prinz, nicht wahr, bei einem ſolchen Glauben fühlt man erſt recht, wie es der Mühe werth ſei, weiſe und gut zu werden; wenn alle unſre Beſtrebungen darnach im Tode nicht vergebliche Arbeit werden, ſondern wenn es ſich alsdann erſt recht ausweiſet, wie nützlich ſie uns waren, wie ſie ihren Segen noch auf ein kommendes neues Daſein für uns verbreiten und **Vorarbeit** für unſre Glückſeligkeit in ſelbigem geweſen ſind?

Prinz Theodor ſank bei dieſen Worten an Rothen hin, und that weiter nichts, als daß er ihn immer feſter umfaſſte.

Rothe. Aber nun Prinz, von nun an ſind wir erſt recht Vertraute. So lange ich um Sie ſein werde, maſſe ich mir das Recht an, Sie, ſo oft es nöthig iſt, an jenes Leben recht ausdrücklich zu erinnern. Ich werde dis nicht immer mit vielen **Worten** thun; ſondern, **ſo oft ich mit der Hand gen Himmel weiſe**, wiſſen Sie nun, was ich damit ſagen will. Wenn Sie im Nachdenken ermüden, und — **ich zeige nach oben hin**, ſo ſammlen Sie aufs neue alle Ihre Aufmerkſamkeit. Und ſehe ich Sie, wie Sie eine offenbarunmoraliſche Handlung thun wollen: ſo würde ich beide Hände gen Himmel erheben, und dann — dann erſchüttre dieſer Anblick Ihr ganzes Herz!

Theodor. (ſehr eifrig.) O das ſollen Sie nicht nöthig haben! Ich will mich ſchon ſelbſt daran erinnern. (noch eifriger.) Ach ja, lieber Hofrath, ach ja, das thun Sie doch ja, wenn ich mich vergeſſen ſollte . . . Sie ſollen immer das Recht haben, mir alles zu ſagen, was ich mir nicht ſelbſt ſage, und ich will Ihnen allemal recht herzlich dafür danken, wenn Sie mich von etwas abhalten, das nicht recht wäre.

Rothe. Prinz, es iſt zweierlei — Gott beſtimmte nach dieſem Leben noch ein andres für uns — und — Gott gab uns hier ſchon die Wiſſenſchaft davon, daß er uns dazu beſtimmt habe. Unausſprechliche Wohlthat würde es ſchon für uns geweſen ſein, wenn er auch jenes nur gethan hätte; und das erſte nach Untergang dieſes Körpers uns zu Theil gewordne Bewuſtſein unſrer Fortdauer deſſen ungeachtet würde uns mit unnennbaren Wonnen überraſcht und uns mit einer Liebe, Dankbarkeit und Anbetung gegen den Schöpfer erfüllt haben, wie wir ſie noch nie empfunden hätten. Aber ich kann mich der Vorſtellung nicht erwehren, wie alsdann immer tauſend Seelen gegen eine Gotte darüber einen Vorwurf würden gemacht haben, daß er ihnen von ihrer Fortdauer im Tode auch gar keinen Wink, gar keine Ahndung gegeben. Ich denke ſie mir, wie ſie geſeufzt haben würden — — ja, hätten wir dis auch nur nur vermuthen können; wie würden wir unſer erſtes Daſein ganz anders angewendet und nach Weisheit und Tugend geſtrebt haben! . . Wie würden wir die ſinnliche Welt nicht blos als ein Spiel für unſre Sinne gehalten haben, wenn wir gewuſſt hätten, daß unſre Vernunft ſich an ihr zuförderſt üben ſollte, um zu höhern Erkenntniſſen geſchickt zu werden. . . . Wie würden wir mit weit mehr Vorſichtigkeit gehandelt haben, wenn uns geſagt worden wäre, daß unſre Handlungen ewige Folgen hätten! . . . Darum Prinz, beſtimmte Gott uns alle nicht nur zu höhern Zukünften, ſondern legte auch uns allen die Ahndungen davon äuſſerſt nahe. Es iſt kein Volk in der Welt geweſen, daß ſich auch nur aus der roheſten Barbarei hervorgearbeitet hatte, welches nicht die Hofnung auf ſie in ſeinen Glauben aufgenommen hätte. In der Hofnung ſelbſt kamen ſie alle überein, in den Vorſtellungen darüber aber wichen ſie von einander ab, weil ihre Verſtandesaufklärung, ihre Sitten, ihre Lieblingsfreuden, ihre bürgerliche Verfaſſung und ihr Klima, die alle auf die Religionsmeinungen der Menſchen unbeſchreibliche Einflüſſe haben, äuſſerſt verſchieden waren. Selbſt für wirklich weiſe und gute Menſchen war es nöthig, daß Gott, der ſie zu einem künftigen Leben beſtimmt hatte, ihnen auch die Barmherzigkeit erzeigte und ſie hier ſchon davon benachrichtigte. Sie ſchwebten ohnedis in ſo viel Zweifeln und Bekümmerniſſen, von denen ſie ſich auch durch die aufrichtigſte Anwendung ihres Verſtandes nicht befreien konnten. Sie ſahen im ganzen Menſchen nichts, als Widerſprüche, und in ſeinen Schickſalen viel Unauflöslichkeiten, und wurden dadurch um die ſchönſten Genüſſe des Lebens gebracht. Nun aber — die Hofnung eines zweiten Lebens im Auge — wird ihnen alles deutlicher, erklärbarer, holder; und wo ſie jetzt noch nicht Licht, noch nicht Harmonie genug erblicken können, da beruhigen ſie ſich mit der freudigen Erwartung einer beſſern Welt, welche dis Licht, dieſe Harmonie in ganzer Fülle ihnen vorhalten wird. Da ſtehen denn nun die Weiſen und Guten in langen Reihen, denken und forſchen, und theilen einander die erforſchte

Wahrheit mit; und wenn ſie dann über irgend einen Gegenſtand von ausgezeichneter Wichtigkeit für den Menſchen weder einig noch ruhig werden können: ſo tritt einer aus ihnen hervor und weiſet mit ſeiner Rechten nach oben hin — und — ſo wiegt ſie alsbald frommes, gläubiges Harren in Seelenſtille ein.

Hierauf breitete ſich Rothe noch weitläuftig über alle die bekannten Data aus, welche die Geſchichte davon hat, daß der Glaube an einen künftigen Zuſtand der Glaube der Menſchheit zu allen Zeiten geweſen ſei, ſobald nur einige Verſtandeskultur erſt unter ihnen Platz gegriffen hatte. Er machte ihm beſonders die wichtigern und merkwürdigern Vorſtellungen bekannt, welche ſich die Völker auf Anleitung ihrer Weiſen von der Beſchaffenheit der Zukunft gemacht, und ließ ihn den Grund davon allemal in ihren übrigen Meinungen und Verfaſſungen finden. Er wandelte mit ihm bald gegen Morgen, bald gegen Abend, ſtieg mit ihm bis in das entfernteſte Alterthum hinauf, begab ſich allmählich mit ihm wieder herunter, blieb mit ihm lange bei den Urſprüngen des Chriſtenthums ſtehen, führte ihn hernach abermals dahin zurück, brach da ab und ſprach — Nun iſt uns noch eine wichtige Unterhaltung über die Religion übrig. Es ſoll auf Sie ankommen, wenn wir ſie halten wollen. Alsdann mögen Sie ſelbſt auf dieſem gelegten Grunde unſrer ſchätzbarſten Erkenntniſſe fortbauen — fortbauen bis in Ewigkeit.

Der Prinz hätte gern auf der Stelle gleich dieſe letzte noch übrige Unterredung gepflogen; Rothe aber erwiederte ihm, daß er für heute Materie genug zu weiterm Nachdenken bekommen habe. Noch lieber, noch heiliger, ſetzte er hinzu, ſei Ihnen von nun an dieſe Ihre holde, fromme Einſiedelei, da Sie zum Glauben an die Ewigkeit in ihr eingeweiht worden ſind! Gehn Sie nach Jahren noch zuweilen recht ausdrücklich dazu in ſie ein, um ſich in dieſem erhabenſten Glauben zu ſtärken. Die Stille der Natur hier, das heilige Dunkel des Waldes umher ſind auſſerordentlich der Seele begünſtigend, wenn ſie über ihre groſſe Beſtimmung jenſeits dieſer Welt nachdenken will.

Der Prinz ſchrieb den heutigen Tag in der Einſiedelei an, und darunter die Worte: **Dis war der Tag, an welchem ich an mein künftiges Leben glauben lernte!** Man begab ſich wieder auf einem andern durch hundert Krümmungen führenden Fußſteig an den Fluß. Die Rückfahrt ging ſtroman, und alſo langſamer. Die Ufer auf beiden Seiten zogen ſich nur allmählig vorbei, und man hatte mehr Zeit, die abwechſelnden Gegenſtände auf ſelbigen zu beobachten.

Rothe. Indem wir jetzt ſo langſam fahren und alles um uns her genauer betrachten, ſind wir das Bild eines Weiſen, der bedachtſam lebt. Gewöhnliche, blosſinnliche Menſchen gleiten ſchnell mit dem Strom dahin, heften unterwegs auf nichts eine feſte Aufmerkſamkeit, und haben am Ende wenig mehr, als einen langen Traum, gehabt. Der **Weiſe** fährt gleichſam **ſtroman**. Er verſteht die Kunſt, die Augenblicke feſtzuhalten, die Stunden zu verlängern und aus einem Tage ein Jahr voll Daſeins zu machen; weil er an einem Tage oft mehr denkt und **wirkt**, als der blosſinnliche Menſch in einem ganzen Jahre. Je deutlicher wir uns unſers Daſeins in den auf einander folgenden Minuten bewuſſt werden: deſto länger dünkt uns auch das Leben. Nun gibt es aber kein deutlicheres Bewuſſtſein unſers Daſeins, als — einen recht hellgedachten **Gedanken**, und kein ſtärkeres Gefühl unſers Daſeins, als — **Anwendung** unſrer **Kräfte**, ausgeübte **Wirkſamkeit**, **Handlung**, **That**. **Denken** — **thun** — heiſſt **leben**. **Viel denken** — **viel thun** — heiſſt lange leben. So sei auch Ihr Leben, Prinz, immerdar ſo viel, als möglich, Leben nicht stromab, ſondern stromauf! Fixiren Sie recht Ihre Blicke auf die Gegenſtände auſſer Ihnen; beobachten Sie ſie genau; denken Sie darüber ſcharf nach; abſtrahiren Sie davon immer mehr Kenntniſſe; handeln Sie dieſen Kenntniſſen gemäs; handeln, wirken Sie, ſo viel Sie können: ſo leben Sie nicht nur in der That, ſondern leben auch für die Ewigkeit.

Als ſie ans Land ſtiegen, trennte ſich Theodor wider ſeine jetzige Gewohnheit von Rothen und ging den ganzen Abend allein im Garten umher. Rothe beobachtete ihn oft von weitem und erblickte ihn ganz in der Geſtalt eines Menſchen, der über alles das, was er ſeit einiger Zeit gelernt hat, ſehr eifrig nachdenkt.

In dieſer Stimmung blieb der Prinz bis an den folgenden Morgen. In dieſer Stimmung traf ihn Fürſt Adolf noch, der kurz vor Mittag ſchon wieder eintraf. Als Theodor, welcher eben auf einem freien Platz im Garten umherwandelte, der mit allen Bluhmen des Sommers geſchmückt war und auf dem einzelne Pomeranzenbäume ſtanden, ſeinen Vater mit Rothen auf ſich zu kommen ſah, verband ſich mit der Mine des ernſten **Nachdenkens**, die er noch hatte, die Mine der Heiterkeit, wodurch ſein ganzes Anſehen eine gewiſſe **Feierlichkeit** erhielt, die ihm eine Art **von noch nie gehabter Würde** gab. Dieſe dauerte ſowohl in den erſten Umarmungen, als auch in den Anfangsgeſprächen fort.

Adolf. (der dis bemerkt hat, auf der Seite zu Rothen.) Gewis weiß er nun, daß er einſt **Fürſt werde?**

Rothe. (in einer Art von Verlegenheit.) Nein; er weis blos erſt, daß er ein **Unſterblicher** ſei.

Adolf. (wie beſchämt.) Es iſt ja wahr; das hätte ich auch wiſſen können, wenn ich an ſeine geſtrige Unterredung mit mir gedacht hätte.

Hier erfolgte eine Pauſe zwiſchen Adolf und Rothe. Der eine ſchien über ſeine Frage, der andre über ſeine Antwort nachzudenken.

Adolf. (nach einer langen Weile Rothen ganz auf die Seite ziehend.) Meine Frage geſchah bei Gott nicht aus Eitelkeit. Ich bin nur ganz auſſerordentlich neugierig auf die Eindrücke, welche jene Nachricht zum erſtenmale auf ihn machen werde.

Rothe. (ſehr beſcheiden.) Edelſter Fürſt, ich habe Sie auch wahrlich nicht misverſtanden. Ich hoffe, daß meine Antwort, die natürlich ſo — —

Adolf. (der Rothen den Mund zuhält.) Schweigen Sie! Ich fühle alles. Sie haben durch Ihre Antwort unausſprechlichviel bei mir gewonnen.

Rothe. Ich hoffe wenigſtens, daß der Prinz ſeine wahre künftige Fürſtenwürde, die Gröſſe ſeiner künftigen Fürſtenpflichten, erſt dadurch recht zu ſchätzen wiſſen werde, daß er weiß, daß er unſterblich ſei, und daß er ſich über ſeine geführte Regierung noch in einer andern Welt werde Rede und Antwort geben müſſen . . .

Adolf. (feierlich.) Stark geſprochen, aber auch richtig und wahr! Dort hat unſer Fürſtenweſen ein Ende; aber — aber, wenn wir hier fürſtlichen Unfug getrieben haben: ſo werden wir dort tauſendmal wünſchen, daß wir lieber Unterthanen geweſen ſein mögten . . . . (lächelnd im Fortgehen.) Aber hüten Sie ſich ja, daß Sie nicht einmal meinem Fürſt Nachbar ſo antworten, wie mir, wenn wir bei ihm ſind. Dieſer hat es, wie ich höre, vor einigen Tagen noch weiter getrieben, als mein unvergeslicher Grosvater, der mit ſeinem Kammerdiener des Todes wegen ſo umſprung, und hat ſeinen Hofpredigern bei Kaſſation unterſagt, wenn er in der Kirche iſt, wieder von Tod und Sterben zu predigen.

Rothe zuckte die Achſeln. Während daß Fürſt Adolf mit Theodorn im Garten umherging, ſchlich er ſich an ſeinen Schreibeſchrank und ſetzte ein Gebet auf, welches hier und da für die Unterthanen ein ſehr nützliches Einſchiebſel in das allgemeine Kirchengebet, wenn für den regierenden Herrn gebetet wird, ſein würde. — —

„Lieber himmliſcher Vater, unſer theuerſter Landesvater iſt auch ein Menſch, wie wir, und könnte es daher manchmal vergeſſen; uns aber iſt ſehr daran gelegen, daß er es nie vergeſſe; darum erinnere du ihn ſelbſt durch deinen heiligen Geiſt oft an Tod und Sterben. Sag ihm oft ſelbſt, daß es ihm zuletzt um kein Haar beſſer gehe, als uns, ſeinen Unterthanen, und daß an ſeinem Schedel, den jetzt Inſignien zieren, einmal ebenſo Inſekten nagen werden, wie an dem unſrigen. Sag ihm aber auch, daß er, wenn er gleich alsdann nicht mehr Fürſt ſein wird, dennoch fortleben und den Lohn empfangen werde, deſſen ſeine Fürſtenthaten werth ſind. So wird er über uns gewis weiſe und gütig regieren, uns hören, wenn wir klagen, uns beiſtehen, wenn wir leiden, uns nicht mit unerſchwinglichen Abgaben drücken, und uns und unſre Söhne einſt nicht ohne Noth aufs Schlachtfeld führen, ſondern uns überall ſo behandeln, wie du, lieber himmliſcher Vater, willſt, daß er uns behandeln ſoll. Wir mögten gar zu gern, daß wir ihn nicht blos hier, und zwar aus Furcht nur, ehren müßten, weil er uns in die Vogtei bringen laſſen kann, ſondern, daß wir ihn auch dort noch einmal aus freiem Herzensantrieb ehren und lieben könnten, wo er uns nichts mehr zu befehlen haben wird. Darum erhöre uns um deiner Liebe willen."

Als Rothe hernach auch wieder in den Garten kam, verabſchiedete ſich der Fürſt und ging noch einmal in Theodors Zimmer, wo Rothe ſeinen Schreibeſchrank offen gelaſſen hatte.

Prinz Theodor nahm ſeinen wackern Lehrer bei der Hand, führte ihn auf einen ſchattenreichen Sitz in einem ſchönen Akazienrunde und ſprach zu ihm: „Ich habe den göttlichen Wahrheiten und Lehren, welche Sie mir ſeither mitgetheilt haben, ſeit geſtern recht nachgedacht, und ſie alle vor mir in ein ſchönes an einander hangendes Ganzes geſtellt. Dis ſoll nun immerdar vor meiner Seele ſchweben, mein Glaube bleiben, ſo lange ich lebe, und auch in allen meinen Handlungen ſichtbar ſein. Was haben Sie mir nun aber noch dazu zu ſagen, woran ich Sie erinnern ſollte? O ich bitte Sie, ſagen Sie mir dis gleich jetzt und vollenden Sie dadurch Ihren Religionsunterricht an meinem Herzen!“

Rothe. Ueber die Religion ſelbſt, mein Prinz, wären wir fertig; aber über die Religionsgeſchichte iſt uns noch eine wichtige Betrachtung übrig. Alles das, was ich Ihnen über die Religion geſagt habe, glaubt jetzt jeder wahre Weiſe; allein Sie müſſen ſich nicht vorſtellen, daß dieſes obgleich kurze, aber doch vollſtändige Siſtem zu allen Zeiten ſo, und gleich von Anfang ſo bei einander war. Hätte dis ſein ſollen: ſo hätte ſchlechterdings Gott ſelbſt daſſelbe dem menſchlichen Geſchlecht gleich ſo, wie es da iſt, in ſeinem ganzen Umfange mittheilen müſſen. Ich will nicht einmal unterſuchen, ob dis überall an ſich möglich geweſen ſein würde; ſondern ich bemerke nur dis, daß dieſe Art, die Menſchen zur Religion zu bringen, mit der Art, wie Gott auf allen übrigen Seiten das menſchliche Geſchlecht geführt hat, ſtreite. Nirgends iſt ein Beiſpiel davon da, daß Gott die Menſchen auf irgend einer Seite ihres Zuſtandes ſogleich und durch unmittelbare Dazwiſchenkunft jemals in Vollkommenheit verſetzt habe. Auf allen Seiten hat ſich das Menſchengeſchlecht vielmehr tief aus dem Staube zu der Höhe heraufarbeiten müſſen, auf der es jetzt ſteht. Alle unſre übrigen Wiſſenſchaften waren einmal weit unvollkommener, als jetzt. So war es auch einſt die Wiſſenſchaft der Religion. Alle unſre übrigen Wiſſenſchaften waren einmal gar nicht da. So war auch einmal die Religion noch gar nicht da. Sie iſt ebenſowohl ein Werk der menſchlichen Vernunft, wie es alle übrigen Wiſſenſchaften und Künſte ſind. Der Schöpfer gab den Menſchen die Anlagen zur Vernunft, breitete um ſie her die Natur, wie ein groſſes Buch, aus, und rief ihnen gleichſam zu — nun leſet darin! ſo werdet ihr ſelbſt nach und nach die Wahrheiten finden, welche eure ſchätzbarſte Erkenntnis ſind. — Die Menſchen haben ſie auch darin gefunden, und es iſt nur eine einzige Religion auf dem ganzen Erdboden, — die Naturreligion, welche aus den Betrachtungen der Welt auſſer uns und unſrer ſelbſt abſtrahirt ward. Wie jetzt keinem einzigen Menſchen Religionsbegriffe angebohren ſind, ſo waren ſie auch den erſten Menſchen weder angeſchaffen noch auf unmittelbare Weiſe geoffenbahret werden. Aber freilich muſſten die Menſchen in dem groſſen Buche lange leſen, ehe ſie zu recht reinen und aufgeklärten Religionsbegriffen gelangten. Eine dunkle Idee von Gott war die erſte, auf die ſie bald geriethen, und ſobald gerathen muſſten, als ſie die Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung allenthalben entdeckten. Der Begriff der Allmacht dieſes Gottes ward hernach der, den ſie zunächſt fanden. Daß Gott aber weiſe ſei, lernten ſie viel ſpäter erſt einſehen; und daß Gott in allen, allen ſeinen Einrichtungen Vater ſei, ſehr ſpät; u. ſ. w. In der Maſſe, in welcher ſie ihren Verſtand baueten und ausbildeten, klärte ſich auch ihre Religion auf. Die Wiſſenſchaft derſelben hielt mit den übrigen Wiſſenſchaften gleichen Schritt. Beſonders war es die Wiſſenſchaft der höhern Naturkunde, bei der man nicht blos die Oberfläche der Dinge beſchaut, ſondern in ihr Inneres eindringt, — und die Wiſſenſchaft des Menſchen ſelbſt, bei welchen man ſeine Kräfte unterſucht und aus dieſen ſeine wahre Beſtimmung erräth; durch die die Religion ihre wahre Aufklärung erſt erhielt. Die Ausbildung dieſer beiden Wiſſenſchaften war aber allein ſchon eine Arbeit für Jahrtauſende. Der Weg der Erfahfahrung und der Beobachtung war der einzige, auf welchem man zu ihr gelangen konnte. Aber wie viel tauſend und aber tauſend Erfahrungen und Beobachtungen wurden erfordert, ehe man aus ihnen Schlüſſe machen konnte! Wie oft ſchloß man dennoch falſch, und wie viel tauſend neue Beobachtungen und Erfahrungen wurden alsdann wieder erfordert, dieſe falſchen Schlüſſe zu berichtigen! Schreiben konnte man noch nicht; Bücherdrucken noch weit weniger. So ſtarben die Weiſen, welche beobachtet hatten, dahin, und mit ihnen wieder ihre Beobachtungen. Einige derſelben brachten ihre Erfahrungen durch mündliche Ueberlieferung vor ihrem Tode noch an Jüngere. So entſtanden Schulen der Weisheit, und dieſen hat die Religion beinahe alles zu danken. Aber welch eine Reihe von Jahrhunderten gehörte dazu, ehe dis alles ſo weit kam! Die reine, aufgeklärte Naturreligion, wie wir ſie jezt haben, iſt ein Werk, woran millionenfache menſchliche Vernunft hat arbeiten müſſen, ehe es vollendet ward. Es iſt aber auch gewis unter allen ihren Werken dasjenige, welches der Menſchheit die gröſte Ehre bringt. — Dieſe Naturreligion, mein Prinz, iſt nun zwar, wie ich geſagt habe, die einzige; aber ſie iſt auf dem Erdboden unter unzähligverſchiedenen

Geſtalten da. In jeder dieſer verſchiedenen Geſtalten gibt man ihr auch einen andern Nahmen. Darum werden Sie in Zukunft von ſehr vielen Religionen hören; aber das ſchadet nichts. In dieſen noch ſo verſchiedenen Religionen liegt ſie dennoch durchgängig zum Grunde. Ich denke Ihnen jezt über die Verſchiedenheit der Religion in den verſchiedenen Ländern und Zeitaltern der Erde recht viel begreifliches und lichtgebendes ſagen zu können. Jede Nation hat zu allen Zeiten ihre Religionsbegriffe ihren Weiſen zu danken gehabt. Dieſe ſelbſt aber waren nicht gleicherleuchtet. Der eine von ihnen hatte vollſtändigere, der andre unvollſtändigere Kenntniſſe der Naturreligion. Ein Saz derſelben alſo, der ihm fehlte, fehlte auch natürlicherweiſe der Religion, die er gründete. Der eine von ihnen hatte deutliche, der andre dunkle, der eine richtige, der andre falſche, der eine reine, der andre vermiſchte Begriffe von den Säzen der Naturreligion. Mithin wurden nach dieſer Maßgabe hernach auch dieſe Säze von ihnen in der Religion, die er lehrte, deutlich oder dunkel, richtig oder falſch, rein oder vermiſcht beſtimmt. Daher allein ſchon eine unausſprechliche Verſchiedenheit unter den Religionsſiſtemen der Völker, in denen allen zwar die Naturreligion zum Grunde liegt, die aber auch alle die Mahlzeichen ihrer Stifter an ſich tragen. Bei manchen Völkern ward es zum Landesgeſetz gemacht, nichts an der einmal feſtgeſetzten Religion abzuändern. Dieſe blieben denn da ſtehen, wo ihre Vorfahren und Vorvorfahren geſtanden hatten. Bei andern war es den folgenden Weiſen erlaubt, die Unrichtigkeiten, Dunkelheiten und Unvollkommenheiten in der Religion, welche ihre Vorgänger gelaſſen hatten, zu berichtigen, aufzuklären und zu ergänzen. Daher von Zeit zu Zeit die fortdauernden Veränderungen der Religion bei einer und derſelben Nation. Die Weiſen aber, welche die Religionen ſtifteten, waren nicht nur verſchieden, ſondern die Völker waren es auch, für die ſie ſie ſtifteten. Wollten jene Glück mit ihrer Religion machen: ſo muſſten ſie ſich nach dieſer ihrer Verſchiedenheit richten. Dis hatte einen ganz unausſprechlichen Einfluß nicht blos auf das, was ſie nur lehren durften, ſondern auch auf die Art, wie ſie es nun vortragen muſſten. Niemals fanden ſie ein Volk ſo aufgeklärt, daß ſie ihm die Wahrheit in ihrer eigenen natürlichen Geſtalt und nackend mittheilen konnten. Immer muſſten ſie ſie unter Bildern vortragen, und die Art der Einkleidung ſo wählen, ſen, daß ſie mit der geſamten übrigen Vorſtellungsart ihres Volks übereinſtimmte. Dieſe mannigfaltige Einkleidung einer und derſelben Wahrheiten und Lehren würde faſt einzig und allein ſchon die ſonderbare Erſcheinung von der ungeheuren Menge der Religionsſiſteme auf dem Erdboden erklären. Man glaubt, wenn man dieſe lieſet, hunderterlei Wahrheit zu leſen; gibt man ſich aber die Mühe, ſie zu entkleiden und alle die hundert Bilder wegzunehmen: ſo findet man doch nur eine und dieſelbe Wahrheit der Naturreligion, die durch das eine Bild bald mehr, durch das andre bald weniger hervorblickt. Immer muſſten die Weiſen dahin ſehen, daß der Gedankengang, welchen ſie bei dem Vortrage der Wahrheit wählten, derjenige wäre, an den ihr Volk ſich gewöhnt hatte. Man kann dis ſehr deutlich aus dem Vortrage der Lehre von Gott und von ſeiner Regierung in den Religionen der Völker ſchon erkennen. Die Perſon, welche der Fürſt eines Volks ſpielt, iſt in dem Glauben dieſes Volks auch allemal die Vorſtellung, welche ſich daſſelbe von Gott macht. Die Regierungsform in einem Lande iſt auch jederzeit das Bild dazu, wie man daſelbſt über die Regierung Gottes denkt. Sklaviſchgehaltene Unterthanen ſchweben auch in knechtiſcher Furcht vor Gott. Barbariſche Juſtizpflege in einem Lande iſt allemal mit den abſcheulichſten Vorſtellungen von göttlichen Strafgerichten verbunden. Wo aber ein milder Regent herrſcht, der von keinen Todesſtrafen, von keiner Tortur etwas wiſſen mag, der an Unwiſſenden, wenn ſie fehlen, keine Rache ausübt, der die Strafen menſchenfreundlich mildert, und ſie oft, ſobald die Beſſerung ohne ſie bewirkt werden kann, ganz erläſſt: da findet man auch bald die richtigere Vorſtellung von Gott, wie dieſer dem Fehlenden verzeihe, ohne erſt Blut zu ſehen oder für ſeine Gnade ſich erſt bezahlen zu laſſen, und wie er, wenn er ſtraft, blos ſtrafe, um zu beſſern. Die Lehre der Naturreligion, von der hier die Rede iſt, iſt immer nur eine, nehmlich die — **Gott regiert**. Wird nun aber gefragt — **wie regiert er** — ſo wird die Vorſtellung hierüber von der Art abgeleitet, wie jeder Fürſt von den verſchiedenen Nationen ſeine Nation regiert. Ebenſo kann man auch erkennen, was die Verſchiedenheit der Völker und ihrer Vorſtellungsarten auf ihre Religion für Einflüſſe habe, wenn man die mannigfaltigen Bilder betrachtet, unter welchen die Glückſeligkeit des künftigen Zuſtandes vorgetragen wird. Die Weiſen wollten lehren, daß jenſeits des Grabes noch ein weit vollkommenerer Zuſtand dem Menſchen bevorſtehe. Sobald ſie **wahre Weiſe** waren, muſſten ſie einſehen, daß für einen Geiſt, der ſeinen Körper verlohren hat, die höhere künftige Glückſeligkeit blos in richtigerer Erkenntnis und in unbehinderterer Selbſtthätigkeit zu ſetzen ſei. Hätten ſie dis ſo einfach und nackend gelehrt: ſo würde der gröſſere Haufe der Menſchen, dem es mehr um Genieſſen, als um Denken und Wirken zu thun iſt, wenig dadurch bewegt worden ſein. Mithin muſſten ſie die Wahrheit — es ſteht ein glückſeligerer Zuſtand nach dem Tode bevor — unter Bildern von ſolchen Dingen vorſtellen, in welchen ihre Völker einmal ihre Glückſeligkeit ſetzten. Was ihr Volk hier auf Erden ſchätzte und liebte, das lieſſen ſie ſelbiges in jener **Welt** doppelt und dreifach beſſer finden. Daher gibt es in vielen Religionen äuſſerſtſinnlichgrobe Vorſtellungen von der künftigen Glückſeligkeit, weil die Völker, denen ſie gereicht wurden, alle ihre Glückſeligkeit in den ſinnlichgröbſten Vergnügungen fanden. Da wird nach dem Glauben mancher Völker nicht nur im Himmel wacker getanzt und geſungen und muſicirt werden; ſondern es wird daſelbſt auch ſo tapfer geſchmauſet und gezecht werden, daß ſich die lieben Seligen einander unter den Tiſchen werden. Und da man dis ohne Körper nicht thun kann, der Körper aber, wie jeder weiß, vermodert und verweſet: ſo muſſte man auch den Körper wieder auferſtehen, wieder hergeſtellt werden laſſen. Dieſe Beiſpiele, mein Prinz, können Sie überzeugen, wie die Weiſen bei Lehrung der Naturreligion von jeher auf ihrer Huth ſein muſſten, um bei Vorſtellung der Wahrheit nicht der Vorſtellungsart überhaupt zu widerſprechen, welche einmal unter ihrem Volke herrſchend war. Sie muſſten ſich oft ſogar nach den herrſchenden Vorurtheilen ihres Volks bequemen, und dieſe in dem Volksglauben ſtehen laſſen. Oft muſſten ſie wohl gar ſich ſo ſtellen, als huldigten ſie gewiſſen abergläubiſchen Meinungen, denen ſie doch das Garaus zu machen recht eigentlich ausgingen. So hat es einen Weiſen gegeben, von dem ich Ihnen hernach mehr ſagen werde, der unter ſeinem Volke den Aberglauben an höhere böſe Geiſter, die man Teufel nannte, ganz unbändigherrſchend fand und ſichs recht eigentlich zur Sache gemacht hatte, denſelben auszurotten. Aber er durfte es noch nicht wagen, ſeinem Volke geradezu zu ſagen — es gibt keinen Teufel — wie wir jetzt frank und frei ſagen; ſondern er muſſte ſich damit begnügen, daß er lehrte und darthat, daß auch dieſe Teufel unter der Obergewalt Gottes ſtänden und ohne ſeinen Willen den Menſchen nicht ſchaden könnten. Und ſo hatte er zum menſchlichen Verſtande das Zutrauen, daß er jenen Satz nach und nach wohl ſelbſt finden werde, ſobald ihm dieſer nur erſt gereicht wäre. — Bis hieher hab' ich Ihnen von den Weiſen erzählt, die Religion ſtifteten und lehrten. Nun fehlte es aber auch nicht an Schwärmern, die ſich zu Religionsſtiftern und Religionslehrern aufwarfen. Dieſe hatten zwar einige Begriffe von Naturreligion aufgefangen; aber ſie verfolgten ſie nicht. Sie ſtudirten die Religion nicht in der Natur, ſondern in ihrer Fantaſie. Da kam denn oft ein Miſchmaſch von Sinn und Unſinn, von Vernunft und Unvernunft heraus, daß man kaum noch einige Spuren der Naturlehren darin entdecken konnte. Dieſe Thoren hielten ſich für beſonders erleuchtet und begeiſtert, bildeten ſich ein, daß ſie mit Gott und Geiſtern Umgang hätten und in Träumen und Geſichtern unmittelbare Belehrungen empfingen, und theilten dieſe Belehrungen, welche eigentlich nichts, als Spiele ihrer verrückten Einbildungskraft waren, den Völkern mit. Viele von ihnen mögen es wohl ſogar recht gut damit gemeint haben; aber ſie haben unſägliches Unheil dadurch geſtiftet. Da ein groſſer Theil der Menſchen lieber fantaſirt, als denkt, und an den bunten Spielen der Einbildungskraft mehr Unterhaltung, als an reiner Vernunft findet: ſo erhielten dieſe Schwärmer oft groſſen Zulauf und Beifall; und nur dem zunehmenden Anbau der Vernunft haben wir es zu danken, daß ſich in unſern Zeiten die Sache zur Ehre der Menſchheit merklich geändert hat. Indeſſen ſind von ihren Träumereien doch viele in die aufgeklärteſten Religionsſiſteme übergeſchlichen, und die Weiſen der Völker dürften noch viele Jahrhunderte hindurch damit zu ſchaffen haben, ehe ſie ſie alle auf die Seite räumen werden. Manche derſelben haben ein ſo heiliges und verjährtes Anſehn erhalten, daß es jezt kaum noch gewagt werden dürfte, ſie laut für Träumereien zu erklären. Die Weiſen machen deßhalb über dergleichen ganz den Weiſen, und — flüſtern ſichs einander nur ins Ohr, daß es Träumereien ſind; während daß das Volk noch ſteif und feſt an ihnen hangt und in ihnen ſeine Ruhe und ſeine Seligkeit findet. Dis betraf die Schwärmer. — Nun muß ich Sie noch eine recht verabſchenungswürdige Art von Religionsſtiftern, Religionslehrern, oder vielmehr Religionsverderbern kennen lehren, die man mit dem Nahmen wirklicher Täuſcher und Betrüger von Rechtswegen belegt. Dieſe fanden ihren Vortheil dabei, das Volk nie zu richtigen Einſichten über die Naturreligion kommen zu laſſen, ſondern in Dummheit und Aberglauben vorſätzlich zu erhalten. Da verfälſchten ſie denn die reinen Naturlehren, erſonnen ſelbſt neue, die ihnen Anſehen, Gewalt und Gelderwerb verſchaften, und ſchufen eine Menge von heiligen Aeuſſerlichkeiten, Gebräuchen und Gaukeleien, unter denen ſich der geſunde Menſchenverſtand der Völker ganz verlohr. Nun, da ſie die Völker erſt abergläubiſch und furchtſam gemacht und ſie ſchier der Vernunft beraubt hatten, konnten ſie mit ihnen machen, was ſie wollten, tiranniſirten über ihr Habe und Gut, über ihre Ruhe und Zufriedenheit, ja ſogar über ihr Leben, und lachten darüber, daß es ſo viel Thoren gebe, die ihnen alle aufs Wort glaubten. Manche derſelben gaben ſich ſogar auch für begeiſtert und von Gott geſandt aus, und täuſchten vermöge ihrer beſſern Kenntniſſe der Kräfte der Natur den groſſen Haufen mit erdichteten Wundern. In dieſer entſetzlichen Lage ſind noch viel Weltvölker. Ihre Fürſten wären allerdings die Einzigen, welche der ganzen Teufelei ein Ende machen könnten; aber entweder erzieht man dieſe ſelbſt nicht zu aufgeklärtern Einſichten, als ihre Völker haben, oder ſie würden ſich in Lebensgefahr wagen, wenn ſie die Volkstäuſchungen zerſtören wollten, oder ſie theilen ſich wohl gar mit ihren Prieſtern in den reinen Gewinn des öffentlich-unterſtützten Aberglaubens und Volksbetrugs. Im letztern Fall lieben ſie ihre Prieſter dafür und privilegiren ſie recht feierlich dazu, das Volk dumm und furchtſam zu machen, um deſto allunumſchränkter über ſie herrſchen zu können. Bei vielen Religionsſiſtemen iſt es nicht das **Intereſſe der Völker**, ſondern das **Intereſſe der Fürſten und Prieſter**, welches ſie ſchuf- und herrſchend erhält. Selbſt in mancher aufgeklärten Religion gibt es noch viel ſolchen **Prieſtertrug**. Man würde in ſelbiger auf der Stelle dis und jenes abändern, abſchaffen, anders lehren und thun, wenn man nicht ſähe, daß man dadurch offenbar ſeinen Pfaffenſtolz kränkte, oder Sporteln und Accidenzien einbüßte. — — Nehmen Sie nun das alles zuſammen, was ich ich Ihnen jetzt von den **Weiſen, Schwärmern** und **Betrügern** unter den Stiftern und Lehrern der Religionen erzählt habe; ſo werden Sie es höchſtbegreiflich finden, wie im Grunde nur eine einzige **Religion**, die **Naturreligion**, ſei, und wie dennoch ſo unzählichviel **Reli-**

gionsſiſteme auf dem Erdboden gefunden werden können. In dieſen allen liegt die Naturreligion zum Grunde; und je mehr ſelbige durch ein Religionsſiſtem hervorſchimmert: deſto ehr- und liebenswürdiger iſt daſſelbe. Dasjenige Religionsſiſtem, welches in dieſen Gegenden des Erdbodens herrſchend iſt, heiſſt das chriſtliche — das Chriſtenthum. Der Stifter und Lehrer deſſelben war Jeſus Chriſtus, ein ſehr merkwürdiger Menſch, der vor ſiebenzehn Jahrhunderten gelebt hat. Man hat noch verſchiedene Lebensbeſchreibungen von ihm, die uns auſſerordentlich auf ihn aufmerkſam machen, und worin groſſe Sammlungen von dem, was er geſprochen haben ſoll, enthalten ſind. Ich beſitze ſie, und es wird Ihnen nicht nur viel Freuden der Theilnehmung, ſondern auch viel Erhebung des Herzens gewähren, dieſelben zu leſen.

Theodor. (im vollen Affekt.) Ach dis Buch geben Sie mir doch ja! Dieſer Mann hat wohl recht viel Gutes geſtiftet?

Rothe. Auſſerordentlichviel! Er hat das entſchiedenſte Verdienſt um die Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts; aber es iſt ihm auch gegangen, wie es allen ſeinesgleichen geht. Er hat von den Feinden der Aufklärung unausſprechlich zu leiden gehabt, kurz gelebt und wenig eigentliche Erdenfreude genoſſen. Doch zu ſeinem Glück hatte er ſich gleich anfangs ſo geſetzt, daß er auf die irrdiſchen Freuden gutwillig Verzicht that. **In der beſſern Welt wird er dafür überſchwenglichviel Freude haben.** — Nach allem dem, was wir von ihm wiſſen, daß er geſagt haben ſoll, hat er den groſſen Vorzug vor allen andern Weiſen, die ſeine Vorgänger waren, daß er ſie an Gemeinnützigkeit übertraf, und daß er die Lehren der Natur, welche dieſe unter dunkeln Bildern dem Volke reichten, und nur ihren Vertrauten nach Art der Geheimniſſe entkleideten und entzifferten, frei und öffentlich allen ſeinen Zeitgenoſſen ohne Bild und Hülle vortrug. Er hatte ſie freilich auch von den Weiſen gelernt und hernach in der Natur ſelbſt weiter ſtudirt; aber er machte es nicht ſo damit, wie dieſe, daß er ſie an ſich hielt, ſondern er theilte ſie allen und jedem mit, und hierdurch empfing er mehr Werth und mehr Verdienſt um die Aufklärung als ſie ſich insgeſammt erworben hatten. Sein Religionsſiſtem war ebenſo auf **Naturreligion** erbauet, wie alle übrige; aber durch kein Religionsſiſtem, das jemals **herrſchend geworden iſt**, blickt die Naturreligion ſo hell und lauter hindurch, als durch das ſeinige; dis iſt der ſicherſte Beweis, daß er weder Schwärmer noch Betrüger war, und dis iſt auch zugleich der wahre Vorzug des Chriſtenthums vor allen andern Religionsſiſtemen des Erbodens. Ich werde die übrigen Tage, welche wir hier noch auf dem Landhauſe zubringen, dazu anwenden, dis Ihnen recht deutlich zu beweiſen. Sie müſſen das chriſtliche Religionsſiſtem näher kennen lernen, als alle die übrigen, weil es dasjenige iſt, wozu Sie ſich in Zukunft äuſſerlich bekennen ſollen; denn Landesverfaſſung und Landesreligion hangen zu genau an einander, als daß man der leztern ſeine Achtung verſagen dürfte. Ich geſteh' auch frei, daß ich, wenn ich unter allen herrſchenden Religionsſiſtemen mir eins ausſuchen ſollte, zu dem ich mich bekennte, auf den heutigen Tag noch nach dem chriſtlichen griffe; blos darum, weil in keinem andern ſo viel Naturreligion iſt, als in dieſem. Inzwiſchen bleiben Sie lebenslang im Herzen der reinen Naturreligion zugethan. Wer dis iſt, der iſt auch gewis nicht nur ein Chriſt, ſondern auch der erſten Chriſten einer. Dieſe Art, ſich wegen der Religion zu ſetzen, iſt keineswegs Heuchelei oder gar Betrug; ſie iſt vielmehr diejenige, welche alle wahre und gutgeſinnte Weiſe wählten, um die Pflicht ihrer eignen höchſtmöglichſten Aufklärung mit der Pflicht der Schonung des unter ihrem Volke herrſchenden Religionsſiſtems zu verbinden. Ich will Ihnen auch vorläufig noch verſchiednes hieher gehöriges ſagen, worauf wir in Zukunft oft zurückkommen werden. Erſtlich hat Jeſus Chriſtus, der Stifter des Chriſtenthums, nie geſagt, daß er eine wirklichneue Religion lehre, und nie befohlen, daß man ſeinem Religionsſiſtem einen beſondern und neuen Nahmen geben ſolle. Seine Religion war nur in ſo fern neu, als ſie gegen die, welche er unter ſeinem Volke fand, ganz auſſerordentlich abſtach. Im Grunde war ſie aber die allerälteſte, welche vor derjenigen, die ſein Volk hatte, wie ſelbſt die alten Urkunden deſſelben beſagen, lange ſchon geglaubt worden war. Er wußte mehr, denn zu gut, daß es nur eine Religion gebe; — die Naturreligion. Dieſe fand er in der Religion ſeines Volks äuſſerſt verunſtaltet; ſo warf er das weg, was ſie verunſtaltete, ſtellte ſie wieder her und kürzte das Religionsſiſtem ſeines Volks, das ungeheuergros angewachſen war, auf die wenigen einfältigen Lehren derſelben zurück; — dis war es, was er that ... Bei jeder Gelegenheit wies er auf die Natur, als auf die Quelle, hin, aus der er ſeine Lehren ſchöpft, erwies und bewies alles aus ihr, und verlangte ausdrücklich, daß die Menſchen nach Anleitung der Natur über das, was er ſagte, weiter nachdenken und der Natur nicht ſeinetwegen, ſondern ihm der Natur wegen glauben ſollten. Hieraus folgt, daß wir uns blos an die Naturreligion zu halten haben — daß dis eben die war, woran ſich Jeſus hielt und der er zugethan war — und daß der, wer ſich an ſie hält, eben das glaubt, was Jeſus geglaubt und gelehret hat. Zweitens befand ſich auch Jeſus nicht in der Lage, daß er die Naturreligion ganz ſo rein und einfach, wie er ſie ſelbſt gewis nur glaubte, lehren konnte. Die allgemeine Urſache hiervon war die, daß er das Volk lehrte. Das Volk, der gröſſere, ungebildetere Haufe oder Theil einer Nation, hat an der ſimpeln Naturreligion nie genug. Auch verſteht und verträgt er die Lehren derſelben ohne Bilder nicht. Auch muß man ſich, wenn man ſie ihm vorträgt, in ſeine Sprache ſtimmen. Daher wird es nie auf dem Erdboden ein Volksregionsſyſtem geben können, daß weder mehr noch weniger, als pure, ſimple, unvermiſchte Naturreligion wäre. Das Chriſtenthum, oder der Unterricht Jeſu über die Religion konnte dis alſo auch nicht ſein, weil es Volksreligion ſein ſollte. Hierdurch wird nun aber dem ausgebildetern Menſchen die Freiheit nicht benommen, die Zuſätze zur Naturreligion und die Vorſtellungen derſelben, deren er nicht bedarf, und die auch gar nicht ſeinetwegen, ſondern des Volks wegen gemacht ſind, aus dem in ſeinem Lande eingeführten Religionsſiſtem für ſich wegzulaſſen und daſſelbe für ſich auf die urſprüngliche reine Naturreligion zurückzubringen. Eine beſondre Urſache aber noch, warum Jeſus die Naturreligion nicht ganz ſo rein und ſimpel, wie er ſie gewis ſelbſt nur glaubte, lehren konnte, war dis, daß ſeine ganze Nation, nicht nur der gemeine Hauſe derſelben, ſondern die ganze Nation dazu äuſſerſt ungeſchickt war. Sie war ſeither einem Religionsſiſtem ergeben geweſen, welches unter allen Religionsſiſtemen der Erde ſich am allerweiteſten von der Naturreligion entfernt hatte. Die ausführlichern Beweiſe hiervon ſollen Sie hernach von mir hören. Ihre ganze Gottesverehrung z. E. beſtand in lauter äuſſerlichen, weſenloſen Handlungen, die ſie nach ſehr pünktlichen Vorſchriften verrichteten. Iſt dis nicht aber recht das Gegentheil von der Gottesverehrung, die uns die Naturreligion vorſchreibt? Nun entſteht die groſſe Frage, ob dieſe Nation den Sprung von dem allerunnatürlichſten Religionsſiſtem zur ganz reinen Naturreligion würde ertragen haben . . . Unmöglich, Prinz! Hätte Jeſus alſo dieſen wagen wollen, ſo würde er gar nichts an ihr ausgerichtet haben. Sie war gar nicht vorbereitet dazu. Die damaligen Juden waren im ganzen genommen dumm und ſklaviſch. Zu viel Licht hätte ſie geblendet; zu viel Freiheit im Denken auf einmal hätte ſie ausgelaſſen gemacht. Auch waren ſie an ihren alten Aberglauben, wobei ihre Prieſter, wie allenthalben, wacker ihre Rechnung fanden, zu ſehr gewöhnt, als daß ſie ihm einmal Dank dafür gewuſſt haben würden. Jeſus leiſtete alſo an dem, was er noch für ſie leiſtete, warlich noch unglaublichviel; es iſt aber kein Zweifel, daß er, wenn er in unſern Tagen und unter uns lebte, wo Philoſophie und Naturkunde die Köpfe aufgeklärt haben, noch weit mehr geleiſtet und die Naturreligion in noch weit höherer Reinigkeit gelehrt haben würde. Auch muß man von ſeinem geſammten Vortrage der Naturreligion die morgenländiſchen Abdrücke abrechnen, in denen er ebenfalls nicht gelehrt haben würde, wenn er in unſrer Erdgegend gelehrt hätte. Nun aber, wenn Jeſus beim Vortrage der Naturreligion nach ſeiner Nation ſich richten müſſen, was ſollte uns behindern, **das blos für ſeine Nation gehörige darinn als nicht für uns gehörig** zu betrachten, und von der eigentlichen Naturreligion darin abzuſondern, die morgenländiſchen bildlichen Vorſtellungen in abendländiſche deutliche zu verwandeln und überall die Naturreligion ſo zu glauben, **wie er ſie ſelbſt geglaubt hat?** Iſt dis nicht vielmehr Pflicht für uns? Müſſen wir nicht auf dem Wege der Aufklärung, den er einſchlug, ſo weit fortzugehen ſuchen, als möglich? Müſſen wir uns nicht freuen, wenn wir noch mehr Licht vertragen können, als ſeine Nation vertragen konnte? — Endlich, ſo iſt es auch für jeden, der ein Weiſer ſein will, darum nöthig, ſich zwar äuſſerlich zu dem in ſeinem Lande herrſchenden Chriſtenthum zu bekennen, im Herzen aber der reinen Naturreligion anzuhangen, **weil das Chriſtenthum jezt das gar nicht mehr iſt, was es war, da es Jeſus lehrte.** Sie werden erſchrecken, wenn ich Ihnen in Zukunft beweiſen werde, daß man jezt ganze Lehren für Chriſtenthum ausgibt, **an die Jeſus mit keinem Worte gedacht hat,** und daß man faſt alle ſeine Lehren, die er wirklich gelehrt hat, jezt ſo vorträgt, daß ſie ſeine

Lehren gar nicht mehr ſind. Mithin bleibt dem, der ſich nicht will vorſätzlich hinter das Licht führen laſſen, nichts weiter übrig, als ſich für ſein Theil einzig und allein an die reine Naturreligion zu halten, weil er dabei am ſicherſten geht, und übrigens gegen die in ſeinem Lande herrſchende Art von Chriſten- äuſſerlich Achtung zu bezeigen. — Mein Prinz, das Wort Chriſtenthum war urſprünglich ein Wort, das nur eine Bedeutung hatte; nehmlich das Religionsſiſtem Jeſu. Jetzt aber iſt's ein Wort, das überaus viel verſchiedne Religionsſiſteme andeutet, deren jedes für das wahre Religionsſiſtem Jeſu ausgegeben wird. Die Chriſten theilen ſich nicht nur in viel groſſe Partheien und Sekten, ſondern jede dieſer gröſſern Partheien theilt ſich wieder in noch viel mehr kleinere, und am Ende glauben vielleicht nicht zwei Lehrer des Chriſtenthums in allen Stücken einerlei. So ſteht die Sache des Chriſtenthums, und warlich auf keinem kläglichern Fuſſe könnte ſie ſtehen. Da ſtreiten ſie ſich denn nun über das Chriſtenthum und ſind in ihren Gedanken doch alle die rechten Chriſten. Jeſus hatte ihnen überhaupt alles Zanken verboten, und ſie zanken ſich ſogar *über ihn* . . . Man könnte mit den Streitſchriften über das Chriſtenthum dieſen Garten austäfeln, ſo gros er iſt. Der Kluge macht mit keiner der verſchiednen Partheien gemeinſchaftliche Sache, ſondern hält ſich an das, was Naturreligion im Chriſtenthum iſt. Ueber dieſes iſt nie Streit entſtanden. Es iſt gewis kein Religionsſiſtem in der Welt, das ſo ungeheuer viel Verfälſchungen erlitten hat, als — das chriſtliche. Das Unglück war dis — — ſein Stifter war kaum todt, ſo fing man an ſeine Weisheit daran zu zeigen. Man machte Jagd auf Spitzfindigkeiten, warf unnütze Fragen auf, die nicht zur Sache gehörten, und flickte ſeine eignen Meinungen, die man aus ſeinem vorigen Religionsſiſtem noch mitbrachte, hinein. Darüber ging der Lerm nun an. Einige ſeiner Freunde hatten den Juden, die Chriſten wurden, das Chriſtenthum durch Anwendung jüdiſcher Vorſtellungen begreiflich zu machen geſucht; dieſe Vorſtellungen erklärte man hernach buchſtäblich. Diejenigen, welche aus den philoſophiſchen Schulen der Heiden zum Chriſtenthum übergingen, ſuchten ihre gelehrte Schulſprache darauf anzuwenden. Man bemühte ſich aus dem Chriſtenthum ein künſtliches Lehrgebäude zu machen, und nun ward der Lerm vollkommen. Man ließ die Hauptſachen und ſtritt ſich über Nebendinge. Jeder wollte Recht haben. Man hielt groſſe Kirchenverſammlungen, um zu entſcheiden, was geglaubt werden ſollte. Die klugen chriſtlichen Lehrer wurden auf ſelbigen verketzert, und die dummen, welche jederzeit am beſten ſchreien können, trugen den Sieg davon. Mancher verſtand die Sprache nicht, in der das Grundbuch der Chriſten geſchrieben war, und konnte es nur in einer fehlerhaften Ueberſetzung leſen. Dieſe verleitete ihn, Lehren auszuhecken, welche nimmermehr zum Chriſtenthum gehört hatten. Da wurden denn Glaubensbekenntniſſe verfertigt, und wer ſie nicht annahm, ward verfolgt. Ganz abſcheulich haben die Chriſten ſelbſt gegen ſich untereinander gewüthet. Endlich kamen Stolz, Herſch- und Habſucht der Prieſter hinzu und machten aus dem ſchönen, unſchuldigen Chriſtenthum eine recht verabſcheuungswürdige Religion. Da traten einige Reſchtſchaffene auf und verſuchten, das Gold des Chriſtenthums wieder von ſeinen Schlacken zu reinigen und die urſprüngliche chriſtliche Lehre wiederherzuſtellen. Aber theils hielten ſie ſelbſt wieder von den Schlacken noch manches für Gold; theils konnten ſie ſich nicht darüber vereinigen, was eigentlich beibehalbehalten werden müſſe; und ſo entſtanden durch ſie ſelbſt, troz ihrer gutgemeinten Bemühungen, neue Trennungen unter den Chriſten, die noch bis auf dieſen Tag fortdauren. Das Volk ſelbſt, welches zu den verſchiedenen Partheien gehört, weiß eigentlich nichts von dem, worüber die Partheien ſtreitig ſind. **Die Fehde iſt blos Sache der Prieſter.** Die klugen und gutgeſinnten unter dieſen begeben ſich zwar des Streitens jezt ſelbſt beſcheidentlich; aber der dummen und blinden Eiferer iſt bei weitem unter ihnen noch die gröſſere Zahl. Dieſe ſind eine ganz famöſe Menſchenrace, und man hat ſich wohl vor ihnen in Acht zu nehmen. Im Grunde wiſſen ſie ſelbſt nicht, was ſie wollen; ſie ſchreien und toben aber, wenn man nicht ihrer Meinung iſt, als wenn die Stadt im Brand ſtände. Das luſtigſte iſt, ihre Siſteme zu leſen, welche ſie über das Chriſtenthum ſchreiben. Da iſt erſtlich ſo viel Gewäſche darin, das nicht den geringſten Nutzen hat; und wenn zweitens ihrer zehn von einer und eben derſelben Parthei Siſteme ſchreiben, ſo iſt keins davon mit dem andern völlig übereinſtimmend. Unwiſſenheit, Faulheit, Stolz und Schlendrian verblenden ſie, und ſie können nichts weniger leiden, als — die **Vernunft**, weil ihnen dieſe bei jeder Gelegenheit widerſpricht. Das beſte iſt, man läßt ſie reden, ſchreien und ſchreiben, was ſie wollen, und hält ſich im Stillen an die Naturreligion, bei der man keines Prieſters bedarf. Dieſe wird bleiben, ſo lange die Erde bleibt, und wird auch die einzige ſichre Grundfeſte ſein, auf der ſich das Chriſtenthum noch lange erhalten kann. Durch die immer mehr ſich verbreitende Ausbildung der Vernunft ſcheint man endlich dem Zeitpunkt nahe gekommen zu ſein, wo man die hunderttauſend Zuſätze der hunderttauſend ſpätern Lehrer des Chriſtenthums von der urſprünglichen Chriſtusreligion, die im Grunde nichts anders als — ſeinen Zeitalter und ſeiner Nation gemäs von Jeſu vorgetragne Naturreligion war, nach einander wieder abſondern und ſie wieder zu ihrer erſten Einfalt und Lauterkeit zurückbringen wird, in der ſie die Achtung und Liebe der Welt verdiente. Dieſer glückſelige Zeitpunkt, welchem der Haufe der blinden Eiferer noch immer weiter hinauszuſetzen ſucht, der aber dennoch endlich erſcheinen muß, wird dem Chriſtenthum die Würde wiedergeben, welche es ſeither in den Augen der Weiſen verlohren hatte. Jeſus hatte z. E. ausdrücklich die Meinung, welche unter ſeiner Nation herrſchend war, daß, wer von Gott geliebt ſein wollte, ein Jude ſein müſſte, beſtritten und gelehrt, daß jeder gute Menſch, der Gott nach der Natur erkenne und anbete, ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſei. Dieſe Lehre verwandelte man in ſpätern Zeiten in den Glauben, daß nur die Chriſten von Gott geliebt würden, und daß man in keiner andern Religion ſelig werden könne, als in der ihrigen. Jeſus hatte ferner z. E. die Meinung bekämpft, daß man, wenn man gefehlt habe, Gotte erſt Opfer bringen und Thiere erſt tödten müſſt, wie die ältern Juden thaten, um von ihm Vergebung zu erlangen, und hatte blos gelehrt, daß man ſich nur aufrichtig beſſern müſſe. Die ſpätern Lehrer der Chriſten kehrten dis um, machtens noch ärger, wie die Juden, die dem lieben Gott doch nur Thiere geſchlachtet hatten, und ſagten, daß Jeſus ſelbſt ſogar habe geſchlachtet werden müſſen, um Gott mit uns auszuſöhnen. Jeſus hatte ferner z. E. ausdrücklich gelehrt, daß die Kinder unſchuldig wären, und daß die Alten wieder ſo werden müſſten, wie dieſe, wenn ſie Gotte gefallen wollten. Ganz das Gegentheil hiervon lehrte man in ſpätern Zeiten und behauptete, daß die Kinder, ſo, wie ſie gebohren würden, ſchon Böſewichter wären. Wie war es anders möglich, als daß ſich gegen ſolche Sätze die geſunde menſchliche Vernunft und das gute menſchliche Herz empören muſſte? Jedoch war dis alles nicht im Stande, jemals in den Augen der Weiſen die Achtung zu vermindern, welche ſie Jeſu ſelbſt ſchuldig waren. Was kann ein Erleuchter der Menſchen dafür, wenn man nach Jahrhunderten ſeine Lehrſätze verunſtaltet, unrichtig erklärt und noch unrichtiger aus ihnen folgert? Immer unterſchied man daher zwiſchen dem urſprünglichen und zwiſchen dem ſpätern Chriſtenthum, und hatte für jenes in derſelben Maſſe Hochachtung, in welcher man dieſes gar nicht für Chriſtenthum erkannte. Und ſo werde, ſei und bleibe auch Ihnen, Prinz, dieſer Weiſe und Menſchenfreund, Jeſus, jederzeit ein Liebens- und Verehrungswürdiger! Sie ſollen alles leſen, was er geſagt, gethan und gelitten haben ſoll, und dann wird Ihnen Ihr eignes Herz das Zeugnis für ihn abdrängen, daß ſein Karakter der ausgebildetſte, ſein Leben das ſchönſte Ganze, ſein Schickſal ein redender Beweis des künftigen Lebens, und ſeine Lehre ſo reine Naturreligion geweſen ſei, wie ſie jemals dem groſſen Hauſen vorgetragen zu werden gewagt werden durfte. Ein Menſch, der nach den Grundſätzen und Beiſpielen dieſes Naturweiſen lebt, kann nicht anders als ein Liebling der Gottheit ſein, weil er ſich dadurch zur Vollkommenheit der Menſchheit aufſchwingt; und eine ganze, wie er, geſinnte und lebende Geſellſchaft von Menſchen müſſte ein Bild von der Geſellſchaft der Vollendeten in jenem Leben, und ihre Glückſeligkeit wahrer Vorgenus der künftigen Seligkeit derſelben ſein. Dieſe Seiten an Jeſu werden es ſein, auf die ich ſie immer aufmerkſam machen werde. Es gibt dann auch noch andre an ihm, mit welchen ſich der unnachdenkendere Hauſe jederzeit mehr beſchäftigt und faſt geblendet hat. Das, was von dieſen eigentlich zu halten ſei und was Jeſus ſelbſt davon gehalten habe, will ich Ihnen gelegentlich beim Leſen ſeines Lebens mittheilen. Es iſt unleugbar, daß er allerlei Eignes, Ausgezeichnetes und Auffallendſonderbares an ſich gehabt; es iſt aber auch wahrſcheinlich, daß manches Sonderbares an ihm von der Fantaſie ſeiner Freunde noch vergröſſert worden ſei, und daß die überſpannten Sagen davon hernach in ſeine Lebensbeſchreibung, als ganz ſo, übergegangen ſind. Der Nachdenkende in unſern Tagen verweilt bei dergleichen Sonderbarkeiten weniger, als bei den Schönheiten der Lehre und des Lebens Jeſu. Er weiß auch, daß jedem groſſen und nichtalltäglichen Manne etwas dem ähnliches nachgeſagt werde, und daß beſonders das höhere Alterthum ſeinen Weiſen dergleichen viel nachzuſagen pflege. Sein Herz bedarf deſſen nicht, um ſich erſt dadurch zur Achtung für Jeſum bewegen zu laſſen; ſondern er liebt, ehrt und ſegnet Jeſum ſchon darum zureichend, weil derſelbe die Naturreligion vollſtändiger, reiner und populärer vorgetragen hat, als ſie je ein Volkslehrer vortrug. — Noch muß ich Ihnen einen ganz entſchiedenen Vorzug Jeſu vor allen andern Religionsſtiftern vorläufig bekannt machen, nehmlich den — daß er gar keine äuſſerlichen Gebräuche oder Cerimonien, gar keinen äuſſerlichen Gottesdienſt verordnete. Hieraus kann man augenſcheinlich ſehen, daß er einzig und allein der Naturreligion zugethan war, die, von aufgeklärter Vernunft geleitet, hievon nie etwas weiß. Alle die jetzt im Chriſtenthum befindlichen Aeuſſerlichkeiten, deren manche chriſtliche Religionsparthei eine ganz ungeheure Zahl hat, ſind Erfindungen ſpäterer Zeiten, und zwar gröſtentheils Erfindungen des Aberglaubens, der groben Sinnlichkeit, der Dummheit und des Prieſterbetrugs. Auf das Gebet drang er allerdings bei jeder Gelegenheit;

heit; aber das iſt kein äuſſerlicher Gebrauch; das war in ſeinen Augen die höchſte Andacht, die Richtung der ganzen Seele auf Gott, wobei Händefalten, Kniebeugen, Himmelblicke und Sprechen ſelbſt nur zufällig und willkührlich ſind, und gar keine Aeuſſerlichkeit nothwendig iſt. Nur von zwei jetzt durchgängig unter den Chriſten üblichen Cerimonien kann man ſagen, daß Jeſus den Ton dazu angegeben habe; ob man gleich in ſpätern Zeiten auch hierüber die Vorſtellungen unendlich übertrieben hat. Er ließ nehmlich alle die taufen, welche ſich zu ſeiner Lehre bekannten; aber das war damals ſo üblich, daß die Leute, welche von einer Lehrart zur andern übergingen, durch die Taufe zum Uebergange eingeweiht wurden. Allein niemals hat er auch nur eine Silbe davon geſagt, daß dieſe Taufe geheime Kraft habe; auch kann man, aus dem wenigſtens nicht, was er ſelbſt darüber verordnet hat, nie beweiſen, daß immer fortgetauft werden ſoll, wenn auch der Grosgrosvater ſchon ein Chriſt geweſen wäre, oder daß man gar Kinder taufen ſoll; weil es natürlich iſt, daß eigentlich niemand ohne ſeinen Willen getauft werden ſollte und daß ein Kind vom Chriſtenthum noch gar nichts weiß, wenn man es ſchon darauf tauft. Und kurz vor

ſei-

ſeinem Tode, als er zum leztenmal mit ſeinen Vertrauten zu Abend aß, ſuchte er ihnen ſein Andenken noch recht unvergeslich zu machen. Dis konnte er nun nicht beſſer, als — wenn er es genau an eine ihrer Handlungen knüpfte, die ſie tagtäglich verrichten muſſten. Alſo verband er ſein Andenken mit Eſſen und Trinken, ſagte ihnen, daß er aus Menſchenliebe ſterbe, dabei zerbrochen werden und ſich verbluten werde, und bat ſie, nie wieder Brod zu brechen und blutfarbnen Wein, der bei ihm zu Lande der Tiſchwein war, zu trinken — oder mit andern Worten — keine Mahlzeit jemals zu halten, — ohne an ihn und an ſeine Liebe zu denken. Daraus hat man in ſpätern Zeiten eine ganz auſſerordentlichgeheimnisvolle Handlung gemacht, ſie von den Mahlzeiten weg und in die Kirchen geführt und manche bis zur Unvernunft getriebene Vorſtellung damit verknüpft; da es doch ſonnenklar iſt, daß er damit nichts weiter ſeinen Freunden habe ſagen wollen, als — eſſet und trinket nie, ohne an mich zu denken; und da es auch ebenſo hiſtoriſch erwieſen iſt, daß die erſten Chriſten nichts weiter dabei gedacht haben. Dieſe Handlung, Prinz, werden Sie auch zuweilen begehen müſſen, und vieleicht bald zum erſtenmal.

nial. Man kann dabei viel gute Gedanken haben, welche ich Ihnen zu ſeiner Zeit mittheilen will. — — Alles übrige, das Chriſtenthum noch betreffende, wollen wir nun in dieſen Tagen verſprochnermaſſen nachholen. Ich ſchlieſſe unſre heutige Unterhaltung mit der wichtigen Folgerung, daß, wenn es um die Religion und ihre Geſchichte ſo ſteht, wie ich Ihnen gezeigt habe, wir gegen alle die verſchiedenen mehr oder weniger herrſchenden Religionsſiſteme des Erdbodens tolerant ſein müſſen. Sie ſind im Grunde alle insgeſamt nichts, als die einzige allgemeine Naturreligion, welche in ihnen bald reiner, bald vermiſchter, bald mit mehr, bald mit weniger Zuſatz vorgetragen wird, und bald heller, bald dunkler durch ſie hervorſchimmert. Die Weiſen haben unter allen Nationen einerlei Glauben, und überlaſſen die Verſchiedenheiten der im Lande eingeführten Religionsſiſteme den Prieſtern, welche ſie fortpflanzen. Das Volk ſelbſt nimmt daran auch kaum einigen Antheil; es wäre denn, daß ſeine Prieſter es aufhetzten. Es begegne Ihnen alſo in Zukunft auf dem groſſen Erdboden ein Menſch, wer da wolle, und man nenne ihn nach einer Religionsparthei, nach welcher man wolle; — ſo betrachten Sie ihn als einen Verehrer deſſelben Gottes, und als einen Gleichunſterblichen, wie Sie. Er ſei in Ihren Augen Ihr Verwandter, Ihr Bruder, Gegenſtand Ihrer Liebe und Dienſtfertigkeit; — er gehe übrigens in einen Tempel, in welchen er wolle, und beobachte heilige Gebräuche, welche er wolle! Nie laſſen Sie ſich in Fehden über Glaubensunterſchiede ein; nie beunruhigen Sie einen Menſchen in ſeinem Gottesdienſt und in allem, was er dazu rechnet. Was jedem heilig iſt, das laſſen Sie ihm auch heilig und erwecken ihm nicht einmal Mistrauen darüber. Wir gehen alle aus einem Punkt aus, aus dem Glauben an ein höheres Weſen, und ſo verſchiedene Wege wir auch hernach nehmen, werden wir doch alle wieder an einem Ziel zuſammentreffen, nehmlich in gereinigter, erhöheter Erkenntnis deſſelben. Glückſelig ſind wir alsdann hier ſchon vor andern, wenn unſere Erkenntnis Gottes hier ſchon reiner und erhabener iſt, als die ihrige! Laſſen Sie uns dieſe unſere Glückſeligkeit im Stillen unter fortdauerndem Forſchen nach Wahrheit und unter Preis des Ewigen genieſſen, ohne andern Menſchen dadurch Schmerzen zu verurſachen!

Die Wisbegierde des Prinzen hatte heute überaus viel und überaus ſtarke Nahrung bekommen. Auch ſimpathiſirte ſein wohlwollendes Herz ganz mit Rothens leztern Zuſäzen über die Toleranz. Was Wunder alſo, daß er jezt an ſeinen Lehrer hinſank und ihm noch in jenem Leben den wärmſten Dank dafür verſprach?

„Mein beſter Hofrath, wie ſo glücklich mag ich nun vor tauſendtauſend Menſchen ſein, daß ich gleich zu Anfang ſolche reine, edle Begriffe von der Religion bekommen habe, die mein Verſtand ſo vollkommen billigt und in deren Glauben mein Herz ſich ſo wohl befindet! Der Naturreligion ſei ich nun geheiligt! Nichts ſoll mich von ihr trennen — nichts in ihr irre machen. Aber wie will ich nun auch in ihr fortgehen und in meiner Gotteserkenntniß zu wachſen ſuchen, bis das beſſere Leben für mich angeht! Wenn ich denn dort an Weisheit und Tugend noch weit vollkommener werde, als ich hier jemals werden kann: ſo will ich Sie noch ewig dafür lieben und ſegnen, daß Sie es waren, der mich zu beiden hier anleitete und den Grund dazu in mir legte. . . . So ſind Sie denn der Urheber meiner wahren Glückſeligkeit — — o mein beſter Freund! So ſind mein Vater, meine Mutter und Sie die drei Menſchen, welche mir mehr, als die ganze Welt, geworden ſind! . . .

Rothe. (ſehr gerührt.) O Prinz, Prinz — jetzt fühle ich erſt die groſſe Würde derjenigen Beſtimmung ganz, welche mir Ihr Vater durch Ihre Erziehung anwies! Ich hoffe viel, unausſprechlichviel von Ihnen. Der Ewige, den wir anbeten, wird mir den hohen Lohn gewähren, daß Sie meine Hofnungen noch übertreffen. Ich freue mich, wie ich mich über mein Daſein freue, daß ich Ihr Erzieher geworden bin. Sie müſſen auch einer der weiſeſten und edelſten Menſchen werden. An dem Tage, wenn wir dieſen ſen Landſitz wieder verlaſſen, will ich Ihnen ſagen, warum?

Rothe hielt ſich mit Theodorn noch zwei ganze Wochen daſelbſt auf, während daß Fürſt Adolf einen Tag um den andern ſie beſuchte und ſie jederzeit noch heiterer verließ. In dieſer Zeit füllte Rothe alle die Lücken aus, welche er vorhin noch in ſeinem Unterricht über das Chriſtenthum gelaſſen hatte. Er bewies ihm nun ausführlicher, daß das Chriſtenthum in ſeinem Innern weder mehr noch weniger, als die urſprüngliche Naturreligion ſei, machte ihn mit dem Stifter deſſelben genauer bekannt, verglich den eigenen Vortrag deſſelben mit dem Vortrage der jetzigen Zeiten, zeigte ihm in der Kirchengeſchichte den Urſprung und die Entſtehungsart der wichtigern

Abweichungen von dem euſſern, ſprach mit ihm über die Reformation des Chriſtenthums, die ehemals angefangen worden und hernach wieder liegen geblieben wäre, ſchilderte ihm die gegenwärtige Lage des Chriſtenthums im Deutſchen Reiche, lehrte ihn die verſchiedenen Lehrbegriffe der in demſelben öffentlich geduldeten und nicht geduldeten chriſtlichen Sekten kennen, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, künftighin jede derſelben reden, predigen, eifern und kontrovertiren zu hören, ohne daran Theil zu nehmen und ohne dadurch in ſeinem Glauben an die reine Naturreligion ſich irre machen zu laſſen. Theodorn giengen nun erſt recht die Augen auf. Die Eindrücke, welche dis alles auf ihn machte, beſtanden darin, daß er anfangs über die zahlloſen, mehrentheils unnützen und unbeträchtlichen Misverſtändniſſe der Chriſten und über die daher entſtandenen ins Groſſe gehenden Trennungen erſtaunte, hernach aber zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen alle und jede derſelben ſich hinneigte, bei welcher er nun auch auf ſein ganzes Leben ſtehen blieb.

Rothe. (am letzten Abend.) Morgen wollen wir zurück nach der Reſidenz.

Theodor. Sie wollten mir ja erſt noch ſagen, warum ich einer der weiſeſten und beſten Menſchen werden müßte.

Rothe. Das ſoll morgen auch noch geſchehen.

Theodorn war von dem Augenblick an die äuſſerſte Erwartung anzuſehen. Die ganze Nacht über ſchlief er wenig, und ſo oft Rothe wach war, hörte er ihn im Bette ſich von einer Seite auf die andre werfen. Mit Anbruch des Tags ſah er ihn recht inbrünſtig ſein Morgengebet verrichten. Als dis geſchehn war, kleidete ſich der Prinz ſchnell an und ſah zum Fenſter hinaus.

Theodor. Kommen Sie doch, Hofrath; die Sonne kommt ſonſt eher, als Sie.

Rothe. (der thut, als wenn er erſt erwachte, und ſchnell aufſteht.) Das ſoll ſie nicht, Prinz; hier bin ich.

Der Prinz drang in Rothen mehr, als jemals, die Morgenpromenade mit ihm im Garten zu machen.

Auf dem Altan konnte ſich der Prinz nicht länger halten. „Nun, lieber, beſter Hofrath, was wollten Sie mir ſagen? Alle Menſchen ſollen ja ſuchen weiſe und gut zu werden; warum ſoll ich beſonders einer der weiſeſten und beſten zu werden ſuchen? O ich bitte Sie, ſagen Sie mir es; ich habe die ganze Nacht darüber nicht ſchlafen können.

Rothe. (der nach der aufgehenden Sonne hinweiſt.) Da ſehen Sie das Bild, unter welchen die ganze Nation, die in dieſen Gefilden hier unten wohnt, Sie jezt betrachtet . . .

Theodor. (erſchrocken.) Mich?

Rothe. (mit Würde und Feierlichkeit.) Ja, Sie! — Ihren Vater betrachtet die Nation unter dem Bilde der Mittagsſonne, die ſchon mehr nach Weſten, als Oſten hin ſchwebt. Sie aber unter dem Bilde der aufgehenden Sonne.

Theodor. (noch erſtaunter.) Ach erklären Sie mir das!

Rothe. Prinz, ja; aber ſtimmen Sie dazu Ihre Seele in einen ſo frommen, heiligen Ernſt, als ſtellten wir jezt eine der feierlichſten Religionsbetrachtungen, eine Betrachtung über Gott und Ewigkeit an. (ſanft und würdig.) Mein mir ſo unausſprechlichlieber, ewigtheurer Prinz, Sie ſollten nach meinem Plane eigentlich alsdann erſt, wenn Sie funfzehn Jahr alt wären, die bevorſtehende und gröſſeſte Entdeckung Ihres Lebens machen; aber weil Sie ſchon ſo ein vernünftiger und guter Menſch ſind: ſo ſoll das der Lohn Ihres frühen und frommen Strebens nach Weisheit und Tugend ſein, daß Sie ſie jezt ſchon machen. Die Sonne iſt der Fürſt des Lichts, der König des Tages; — alles, alles iſt ſie den Gefilden der Natur, wenn ſie hoch am Mittagshimmel daher prangt, und Leben, Wärme, Fruchtbarkeit und Freude um ſich her verbreitet. Ebenſo hält ein Volk, wenn es einen weiſen und guten Fürſten hat, denſelben für die Sonne am Himmel ſeines Staats; weil ein weiſer und guter Regent ſeinem Volke auch alles iſt und Leben und Freude über ſelbiges verbreitet. **Jezt iſt in dieſem Lande Ihr Vater Fürſt; nach ſeinem Tode einſt werden Sie es ſein...** Das weiß dis Volk ſchon; darum ſagte ich, daß es Sie unter dem Bilde der aufgehenden Sonne betrachte, und darum ſagte ich noch vorher, daß Sie einer der weiſeſten und beſten Menſchen werden müßten.

Theodor. (über und über mit Feuer begoſſen.) Ich — Fürſt? Ich — nach meines Vaters Tode einmal Fürſt? Ich? — beſter Hofrath, warum denn ich?

Rothe. Darum — weil Ihr Vater Fürſt iſt . . .

Theodor. (mit niedergeſchlagenen Augen.) Ach, iſt denn das auch eine Urſache?

Rothe. (auf den dis erſtaunende Eindrücke macht.) O Prinz — (breitet die Arme um Theodorn.) o mein beſter Prinz — — —

Theodor. (der ſich noch gar nicht wieder beſinnen kann.) Sagen Sie mir nur, wie ich darum ſoll Fürſt werden, weil mein Vater Fürſt iſt . . . Folgt denn hieraus, daß ich mich auch dazu ſchicke? Des Präſidenten Fresdorf Sohn ward ja, wie ſein Vater ſtarb, auch nicht wieder Präſident? Ja, des Hofmahlers Schubert Sohn ward ja nicht einmal wieder Hofmahler? Erbt denn der Fürſtenſtand nur vor andern fort? Und wie kann er denn forterben? Sie haben mir ja geſagt, ein Fürſt müſſte einer der weiſeſten und beſten im Lande ſein . . . Können denn Weisheit und Tugend forterben? Man müſſte ja doch wenigſtens abwarten, ob ich auch ſo ein weiſer und guter Menſch würde, wie mein Vater iſt . . .

Rothe. Hier zu Lande iſt es nun einmal ſo. Weisheit und Tugend erben freilich nicht fort, aber der Fürſtenhut erbt fort.

Theodor. (theilnehmend.) Da mag ja wohl der Fürſtenhut manchmal an Köpfe kommen, die — — — — o ihr armen Völker!

Rothe. (die Achſeln zuckend.) Kann wohl ſein! — (küſſt Theodorn.) Wenn Sie wüſſten, Prinz, wie noch ſo unausſprechlichlieber ich Sie in dieſem Augenblick gewonnen habe!!!

Theodor. (der hierauf gar nicht hört.) Sagen Sie mir nur — alſo wäre ich ein *gebohrner Fürſt*?

Rothe. (geſetzt.) Nicht anders!

Theodor. (unwillig.) O fi! — Hofrath, was haben Sie mir von den angebohrnen Vorzügen geſagt! — O fi! — da habe ich alſo einſt ſchöne Ehre davon, daß ich Fürſt werde!

Rothe. (gutherzig.) Das laſſen Sie gut ſein, lieber Prinz; das iſt nun einmal ſo. Freilich wenn Sie einſt nichts weiter an ſich aufzuweiſen hätten, warum Sie Fürſt würden, als — Ihre Geburt: ſo hätten Sie keine Ehre davon; aber werden Sie nur einer der weiſeſten und beſten Menſchen; ſo werden Sie, wenn Sie einſt die Regierung antreten, als gebohrner Fürſt um ſo mehr Ehre davon haben, wenn Ihr Volk ſprechen wird — *wir hätten ihn nicht beſſer wählen können.* und

wenn wir auch im ganzen Lande das Ausſuchen gehabt hätten. Wie ſchön klingt das für einen Vater, wenn ſeine Kinder, die auch den Mann als Vater annehmen muſſten, welchen ihnen die Natur dazu gab, ihm das Zeugnis geben, daß ſie ſich unter allen Menſchen, wenn ſie noch die Wahl hätten, keinen andern zum Vater ausſuchen würden, als ihn!

Theodor. (in liebenswürdigſter Beſcheidenheit.) Ich bin ja noch ſo jung; machen Sie doch nicht ſolche Vergleiche mit mir . . .

Rothe. Ich rede davon, was Sie in vielen Jahren ſein werden. — — Und nun ſammlen Sie einmal wieder alle Ihre Aufmerkſamkeit; ich will Ihnen etwas von der Entſtehung der Fürſten überhaupt und von Entſtehung der gebohrnen Fürſten beſonders ſagen. — — Fürſten entſtanden, als die Menſchen in gröſſern Geſellſchaften bei einander zu leben anfingen. Vorher, als die Menſchen nur familienweiſe noch beiſammen wohnten, war der Vater in jeder Familie das natürliche Haupt. Dieſer befahl, ordnete, richtete ein, änderte ab, ſchlichtete Streit und ſetzte durch ſein Anſehen alles durch. Als nun aber mehrere Familien beiſammen zu leben anfingen, bedurften ſie auſſer jedem Familienhaupte auch noch ein allgemeines bürgerliches Haupt. Denn nun waren nicht nur in jeder Familie beſonders, ſondern auch für alle Familien zuſammen gewiſſe Einrichtungen zu treffen; und nun entſtanden nicht nur zwiſchen Glied und Glied einer und derſelben Familie Streitigkeiten, ſondern auch unter den verſchiedenen Familien. Wer ſollte dieſe gemeinſchaftlichen Einrichtungen machen? Wer dieſe gemeinſchaftlichen Streitigkeiten ſchlichten? Jedes einzelne Familienhaupt hatte dazu ſo viel Recht, als das andre. Eine Zeitlang mogten ſie ſich vieleicht noch durch gemeinſchaftlichgepflogene Berathſchlagungen vereinigen; in der Maſſe aber, wie ſich die bei einander wohnenden Familien vermehrten, ward dis unmöglich. Je mehr Häupter, deſto mehr Meinungen: je mehr Meinungen, deſto ſchwerer ein gemeinſamer Rathſchlus. In plötzlich eintretenden Nothfällen, wo gleich nach gewiſſen feſten Masregeln gemeinſchaftlich ohne Zeitverluſt gehandelt werden muſste, ward die Schwierigkeit deſto dringender. Ueberhaupt läſſt ſich in gröſſern Geſellſchaften keine Ordnung ohne Direktion denken. Da nun entſtanden die Fürſten. So, wie ſeither die Glieder einer Familie ſich nur unter ihrem gemeinſchaftlichen Haupt, dem

Vä-

Vater, vereinigt hatten, — ebenſo muſſten ſich nun die verſchiedenen Häupter der Familien unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt vereinigen. Dis ward der Fürſt. Was dieſer befahl, ward von den übrigen befolgt; dadurch entſtand Ordnung in den Staaten. Wie er den Streit entſchied, ſo war es allen recht; dadurch entſtand Ruhe. Nun ſind nur zwei Fälle denkbar: Entweder derjenige, welcher Oberhaupt, Vorſteher, Direktor oder Fürſt einer gröſſern Geſellſchaft ward, machte ſich ſelbſt dazu, oder er **ward von den übrigen Familienhäuptern dazu gemacht.** Ein dritter Fall würde freilich der ſein, anzunehmen, daß Gott die erſten Fürſten gemacht hätte; aber wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Gott thut nichts unmittelbar, und Erzählungen ſolcher Vorgänge gehören zu den frommen Erzählungen des Alterthums. Jezt iſt ein dritter Fall da, — daß nehmlich die Fürſten in vielen **Ländern gebohren werden**; wo aber dieſer Fall nicht iſt, da macht Gott auch heut zu Tage die Fürſten nicht, ſondern ſie machen ſich entweder ſelbſt dazu, oder werden dazu gemacht. Und ſo iſts zu allen Zeiten geweſen. Ich weiß es, daß man oft die Entſtehung des Fürſtenſtandes für eine unmittelbare göttliche Eingebung ausgebe; aber wahrlich, wenn die ſten ſonſt kein Anſehen hätten, als das, welches ſie hiedurch erſt erlangen ſollten: ſo müſſte ich ſie bedauren. Und wenn vollends heut zu Tage ein gebohrner Fürſt noch auf ſeine göttliche Einſetzung zum Fürſten provociren könnte: ſo würd' er wenigſtens wider allen Sprachgebrauch und höchſt uneigentlich reden. Das jüdiſche Volk hatte in ſeinen alten Urkunden eine Erzählung, daß ſelbiges, nachdem es lange unter der Regierung Gottes ſelbſt geſtanden, einen menſchlichen König verlangt habe, damit es ihn ſehen könnte, und daß Gott ſelbſt ihm den erſten gegeben habe. Dieſer ſoll nun zwar eines Kopfs länger geweſen ſein, als das ganze Volk, aber ſo lang er war, ſo ein ſchlechter Patron war er; und ſo ſollte man denken, der gute, weiſe Gott hätte einem ſo groſſen Volke wohl einen beſſern König gegeben. Ueberhaupt mögen ſich ja die Fürſten, wenn ſie die göttliche Einſetzung ihres Standes darthun wollen, wenigſtens auf dieſe Hiſtorie nicht berufen. Leſen Sie nur einmal, wie die ganze Königswahl den Juden wiederathen wird, und wie ſo recht handgreiflich da ſteht, daß ſie ſich durch einen König eine Ruthe bänden . . .

Hier zog Rothe das alte Teſtament aus der Taſche, und ließ den Prinz das achte Kapitel aus dem erſten Buche Samuels ſtückweiſe leſen. Vom eilften Vers an las er ihm ſelbſt laut vor, und als er an die Worte im ſiebenzehnten kam — ihr werdet eures Königs Knechte ſein — rief er aus: wie iſt es möglich, daß ein Fürſt dieſes Kapitel in der Bibel geleſen haben und von Saul her die göttliche Einſetzung ſeines Standes noch zu beweiſen Luſt haben könne?

Theodor. (ſeufzend.) Die armen Juden! So hatten ſie ſich ja erſt recht ins Elend geſtürzt, da ſie ſich retten wollten . . .

Rothe. Hören Sie nur! (Jetzt las er dem Prinz 1. Kön. 12, 14. ſehr vernehmlich vor.) Dennoch bin ich von ganzem Herzen der Meinung, daß dis nur von ſolchen ſchlechten Fürſten, wie Saul und Rehabeam waren, gelte. — Mithin müſſen wir zu den beiden Sätzen zurück — entweder die erſten Fürſten haben ſich ſelbſt dazu gemacht, oder ſie ſind von der Geſellſchaft, zu der ſie gehörten, dazu gemacht worden. Im erſtern Fall müßten ſie ſich durch ihre Stärke, Tapferkeit und Klugheit zu Oberhäuptern aufgeworfen haben; und ſo ſieht man dennoch, daß glänzende Eigenſchaften und Vorzüge dazu gehört hätten, wenn jemand hätte Fürſt werden wollen. Indeſſen iſt dieſer Fall nicht denkbar. Jetzt kann ein Fürſt wohl ein fremdes Land unterjochen, weil er groſſe ſtehende Armeen hat, die alle, wie mit einer Hand, für ihn ſtreiten, wenn er an ihrer Spitze ſteht; aber wie wollte damals ein einzelnes Familienhaupt ſich durch Gewalt zum Oberhaupt aller der übrigen machen können, da die übrigen Familien zuſammen weit ſtärker waren, als ſeine einzige? Wollte man ſagen, er hätte unter dieſen Anhang, und die mehrſten davon auf ſeiner Seite gehabt: ſo wäre dis ebenſoviel geſagt, als daß ihn dieſe wirklich zum Fürſten über ſich gemacht hätten, worauf die übrigen ſich hätten unterwerfen müſſen. Mithin bleibt immer nur der einzige Fall übrig, daß die erſten Fürſten gemacht worden ſind. Dis iſt auch der allernatürlichſte. Der ewigen Streitigkeiten müde, wurden die Familienhäuſer unter ſich einig, alle zuſammen den Antheil an oberſter Gewalt, den ſich ſeither jeder von ihnen angemaſſt hatte, einem Einzigen zu übertragen, deſſen Einrichtungen und Verordnungen in gewiſſen ihm geſetzten Grenzen die übrigen gutheiſſen und deſſen Aus- und Urtheilsſprüchen die übrigen ſich unterwerfen ſollten. **Die Obergewalt eines Fürſten iſt ihm alſo von ſeinem Volke ſelbſt übertragen worden, und iſt auf den heutigen Tag noch nichts an-**

ders, als eine Kompoſition, ein zuſammengeſeztes Ganzes aus den tauſend einzelnen Antheilen, welche die tauſend Familienhäuſer im Lande von gott- und rechtswegen daran haben und deren ſie ſich gutwillig und aus Liebe zu ihrer eignen Ruhe und Sicherheit begeben. Die öftere Beherzigung dieſer ſonnenklaren Wahrheit macht die Fürſten zu Edeln und zu Vätern; daß ſtolze, undankbare Wegſehen darüber aber macht ſie zu Tiramnen und Skorpionen — wie dort geſchrieben ſteht... Nun fragt ſichs — wenn die geſammten Familienhäupter unter ſich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, einen Vorſteher der ganzen Geſellſchaft, einen Fürſten wählten: welchen mögten ſie wohl dazu nehmen? Blindzu haben ſie gewiß nicht gegriffen; dis iſt wider die Natur der Sache. Nur auf den, der ſich unter ihnen durch Tapferkeit, Muth und Entſchloſſenheit auszeichnete, der die klügſten Rathſchlüſſe gab, der ſeinem eignen Hausweſen am beſten vorſtand, und der die edelſten Handlungen verrichtete, konnte die freie Wahl fallen. In der Maſſe, in welcher ſich die Menſchheit mehr veredelte, aufgeklärter und geſitteter ward, that man nach und nach auf das Erforderniß der körperlichen Stärke und Tapferkeit Verzicht.

Muth und Entſchloſſenheit waren bei der Weisheit anzutreffen; edle Handlungen waren Kinder der Güte. Alſo war der **Wahlſpruch bei Fürſtenwahlen** bald dieſer — **der Weiſeſte, der Beſte iſt Fürſt!** Vielleicht, daß anfangs die Regierung wechſelte, und in dem einen Jahre dieſer, im andern jener Weiſe und Gute Fürſt war. Vielleicht, daß ſie auch einem ohne Wechſel überlaſſen ward; aber gewis war in dieſem Fall die Bedingung dabei — **es wäre denn, daß er unweiſe und ſchlecht würde.** Hatten ſich die übrigen in ihm betrogen, oder betrog er ſie nun: ſo nahmen ſie ihm ebenſonatürlich ſein Fürſtenamt wieder ab, wie ſie es ihm gegeben hatten, und trugen es einem andern auf, der es mehr verdiente. So entſtanden die Fürſten, mein Prinz. **Die Nothwendigkeit erſchuf ſie, und Weisheit und Tugend machten den Kandidaten zur Fürſtenwürde.** Jedes Volk, indem es ſich einen Fürſten wählte, redete den künftigen Fürſten gleichſam alſo an: **Wir glauben nun einmal, daß wir ein gemeinſchaftliches Oberhaupt haben müſſen; und weil wir dich unter uns für den Weiſeſten und Beſten erkennen: ſo ſollſt du die Ehre haben, unſer Oberhaupt zu ſein; — doch nur ſolange,**

ge, als du dich bei uns in dem guten Kredit erhälſt, in dem du jezt ſtehſt . . . Was iſt natürlicher, als zu glauben, daß ſich die Völker die Freiheit vorbehielten, ihre Fürſten über wichtigere, das gemeine Weſen betreffende Handlungen derſelben zur Verantwortung zu ziehen? Was aber auch natürlicher, als zu glauben, daß ſie ſolchergeſtalt nicht nur trefliche Fürſten **wählten**, ſondern auch trefliche Fürſten **behielten**? Einzelne Bürgerſtimmen vermögten zwar nicht über dieſe zu entſcheiden; denn wo hätte je ein Fürſt gelebt, der es allen Unterthanen zu Danke machen können? Aber die Stimme der Nation entſchied; auf dieſe muſſten ſie hören; gegen dieſe muſſten ſie ſich rechtfertigen. So war die Fürſtenwürde eine Würde, welcher nicht nur jeder, der ſie empfing, werth ſein; ſondern die er auch, wenn er ſie ſchon lange bekleidete, täglich von neuem zu verdienen ſuchen muſſte. Da ſah man die Grenzen gezeichnet, welche die Vorrechte des Fürſten von den Gerechtſamen des Bürgers ſchieden; ſo, daß die einen ſo heilig und unverleßlich waren, als die andern, und daß weder jene noch dieſe überſchritten werden durften, ohne daß der Ueberſchreiter dadurch ſtraffällig würde; und da —

da, mein Prinz, blühete der Völker Heil, und der Menſchheit Sache ſtand auf einem ſchönen Fuß. Aber wie haben ſich in ſpätern Zeiten die Umſtände verändert! Wie ſind die Vorherſagungen des alten Politikers, welche ich Ihnen vorhin aus den jüdiſchen Urkunden vorlas, unter den Völkern ſo häufig bis auf den Buchſtaben in Erfüllung gegangen! Glauben Sie nicht, daß ich die **Edlen** in irgend einem Stande der Welt verkenne; am wenigſten überſeh' ich ſie in dem erſten Stande. Sucht ſie mein Herz aus innerm Antrieb irgendwo begierig auf; — ſchätzt, liebt, ſegnet es ſie, weidet und entzückt es ſich recht an ihnen: ſo geſchieht es beim Fürſtenſtande. Es gibt noch **Edle** genug unter den Fürſten, denen man es laut ſagen darf, daß ſie es den Völkern zu danken haben, daß ſie das ſind, was ſie ſind, und daß alle ihre glänzenden Vorzüge nichts, als gutwillige, treuherzige Schenkungen ſind, welche ihre Unterthanen an ſie vermachten; — Fürſten, die es fühlen, daß einige ihrer unerſättlichen Vorfahren das Gebiet dieſer Schenkungen durch eigenmächtige Anmaſſungen unſäglich erweitert haben, und die daher oft im Gebrauch der letztern nachlaſſen; — Fürſten, deren Regiment dem Weſen eines Hausvaters ähnlich ſieht; — Fürſten, die ihren Unterthanen über jedes ihrer wichtigern Regierungsgeſchäfte Rechenſchaft ſchuldig zu ſein glauben; — Fürſten, die ſich durch gegründete Vorſtellungen zurechtweiſen laſſen, und wenn ſie einmal geirrt haben, mehr Ehre darin ſuchen, ihren Irthum zu geſtehen, um ihn zu verbeſſern, als überwieſen davon dennoch in ihm zu beharren; — Fürſten, die jede Klage ihrer Unterthanen hören; — Fürſten, die ſogar gegen ſich ſelbſt **klagen laſſen und — was noch mehr iſt — ſich Unrecht ſprechen laſſen, wenn ſie Unrecht haben.** Solche Fürſten gibt es noch. Ich genieſſe die Freude, einige derſelben zu kennen, und ihr Nahme iſt mir heilig. Ihr eigner **Vater, Prinz,** iſt ein ſolcher. Er hat glänzende Beiſpiele hievon gegeben; Beiſpiele, für die ihn die ſpäteſte Nachwelt noch lieben wird, und durch die er ſich den Weg in den Tempel der ſchönen Unſterblichkeit gebahnt hat. Ich ſage — der ſchönen; denn es gibt auch einen Tempel der ſchändlichen Unſterblichkeit, der leider von Statüen und Büſten ſchon ganz angefüllt iſt, während daß in jenem noch immer viel leerer Platz blieb. Bis jetzt, mein Prinz, haben Sie Ihren Vater blos als **Vater** und als **Muſter der Väter** geſchätzt und geliebt; nun ſollen Sie ihn auch als **Fürſt** und als Muſter der Fürſten ſchätzen und lieben lernen. Er hat z. E. während ſeiner Regierung viel drückende Abgaben aufgehoben, von denen er gradezu bekannt machte, daß die Härte ſeiner Vorfahren ſie erſonnen habe, weil ihre Verſchwendungen ſie nothwendig gemacht hätten. Er hat mehr denn einmal den Zuſtand ſeiner Finanzen öffentlich drucken laſſen; damit jeder Unterthan ſähe, wie ſtark ſeine jährlichen Revenuen wären und wie er ſie anwende. Er hat bei ſeiner eignen Kammer gegen ſich klagen laſſen. Es ward den Bauern befohlen, daß ſie es thun muſſten; und damit dieſe nicht etwa dächten, daß ihnen nur Sand damit in die Augen geſtreut werde, durfte ſeine Kammer nicht entſcheiden, ſondern muſſte die Sachen nach auswärtigem Urtheil verſchicken. Ja, als er einmal in einem dieſer Fälle glaubte, daß eine gewiſſe Juriſtenfakultät dem Deſpotiſmus ein Kompliment gemacht und ihm blos darum das Recht zuerkannt habe, weil er Fürſt ſei, verwarf er ihr Urtheil und ließ von ſeinen eignen Geheimenräthen ſeinen Bauern Recht ſprechen. Das iſt etwas gewöhnliches, daß er nach reifen Ueberlegungen mit ſeinen Miniſtern gehabte Vorſätze ändert; und das iſt etwas Alltägliches, daß jeder Unterthan vor ihn ſelbſt kommen kann, wie und wenn er will. Sehen Sie, das iſt ein Fürſt, und ſo müſſen Fürſten ſein. O mögten ſie alle ſo ſein! Von den verſtorbenen Fürſten gibt die Geſchichte die beſte Auskunft, welche kein Blat vor den Mund zu nehmen pflegt; von den noch lebenden ſagt es der Anblick ihrer Länder und Völker, wer ſie ſind. Wenn Sie nun wacker Geſchichte ſtudiren werden: ſo werden Sie bald ſehen, wie es um die verſtorbenen Fürſten ſtehe. Wir werden aber auch reiſen; und dann — dann, Prinz, ſollen Sie mit eignen Augen ſehen, was es um die noch lebenden für eine Bewandnis habe. Das Gegenbild Ihres Vaters ſind ſolche Fürſten, die es ganz und gar zu vergeſſen ſcheinen, was ſie ſein ſollen und wer ſie dazu gemacht habe; und die es für ein Majeſtätsverbrechen halten würden, wenn man ihnen ſagte, daß ſie an ſich um nichts mehr ſind, als andre Menſchen, und daß ſie das mehr, was ſie nun ſind, ihren Unterthanen zu danken haben. Dieſe ſpotten über die Entſtehungsart ihrer Würde, wie ich ſie beſchrieben habe, als über eine Volkoſchimäre, und leiten ihren Urſprung lieber von Saul her; aber — daher kommts denn auch, daß ſie leibhaftige Saule ſind. Sagte ihnen ein Unterthan, daß ſie ſchuldig wären, ihrem Volke von der Verwaltung ihrer Regierungsgeſchäfte Rechenſchaft zu geben: ſo lieſſen ſie ihm wohl den Kopf vor die Füſſe legen. Statt Väter zu ſein, ſind ſie Tirannen, erſcheinen nicht unter dem Bilde der Sonne, ſondern unter dem Bilde des Skorpions, und ſtatt ihre Räthe zu hören, wenn dieſe Rath geben, befehlen ſie willkührlich und machen ihre Räthe nur zu den Vollſtreckern ihrer unabänderlichen Ordren und zu den erſten Vögten im Lande. Sie verſchwenden, der eine ſo, der andre anders, preſſen, um dis ausführen zu können, den Unterthanen durch neue Auflagen den Schweis aus der Haut, das Blut aus den Adern, das Mark aus den Gebeinen und die Lebensgeiſter aus den Nerven, und ſchreiben dabei getroſt über jedes deshalb ergehende Reſkript — **Von Gottes Gnaden wir** Hans, Kaſpar, Balthaſar; und ſollten vielmehr ſchreiben — **Zum Fluch der Welt** wir Balthaſar, Kaſpar, Hans ꝛc. — Ah! wie empört ſich die Menſchheit gegen ſie! Wahrlich, Prinz, es iſt ein entſetzlicher Gedanke, und ich kenne keinen ſo entſetzlichen weiter, als der iſt — Tauſende, oder gar Zehentauſende, oder gar HUNDERTTAUSENDE durch einen Einzigen leiden zu ſehen... Davon iſt hier die Rede nicht, daß der Bürger

z. E. das Holz, das Gott im benachbarten Walde für ihn wachſen läſſt, weil er ſonſt im Winter umkommen würde, ſeinem Fürſten erſt abkaufen muß; auch davon nicht, daß der Krautgärtner den Haſen, welcher ſich in ſeinem Kohl gros und fett friſſt, wenn er ihn hernach verzehren will, ſeinem Fürſten erſt bezahlen muß; auch davon nicht, daß der Bauer die Eicheln, welche auf ſeinen Acker gewachſen ſind, ſeinem Fürſten erſt abpachten muß! u. ſ. f. Das ſind alles Kleinigkeiten. — Aber das iſt ſchrecklich, und das denken Sie ſich einmal recht — wenn ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen ſchaltet und waltet wie er will, und ſein Volk wie einen Haufen Zug- und Laſtvieh betrachtet, die er umhertreiben und quälen kann, wie es ihm einfällt — wenn darüber das eine Geſchlecht hinſtirbt, das andre ſeines Daſeins bewuſſt wird — wenn jenes ſterbend noch und dieſes lebenslang über ihn ſchreiet, und wenn die Söhne wie die Väter, und die Enkel wie die Grosväter ſeufzen: wir könnten alle, alle glücklich ſein, wenn ein einziger Mann es wollte — der Mann, dem es Schuldigkeit war, uns glücklich zu machen . . . Bei dem allmächtigen Gott, da ſchaudert die Haut. Es iſt wahrlich nicht genug, daß man ſagt, ein ſolcher Fürſt werde dis einmal ſchwer zu verantworten haben. Das glaube ich ſelbſt; — aber was iſt den armen leidenden Unterthanen damit geholfen, jetzt damit geholfen? Jetzt ſollte man ihn darüber zur Verantwortung fordern, — hiermit wäre ſeinem Volke geholfen. Aber — da liegt der Fehler . . . Das Fürſtenweſen iſt ja doch auch ein Amt. Jeder, wer ein Amt hat, iſt dem gemeinen Weſen Rechenſchaft davon ſchuldig; denn das Wohl des Volks beruht auf redliche Abwartung ſeiner öffentlichen Aemter. Je wichtiger das Amt iſt, deſto gröſſern Schaden ſtiftet die ſchlechte Verwaltung deſſelben. Ein Fürſt iſt alſo vor allen andern dem gemeinen Weſen Rede und Antwort ſchuldig. So war es ſonſt. Hatte da ein Volk einen ſchlechten Fürſten — das heiſſt, hatte es ſich in der Wahl ſeines Fürſten geirrt, oder verſchlimmerte er ſich während ſeiner Regierung: ſo hieß es — wir wollen dich nicht mehr. Aber wo iſt jetzt in dieſem Welttheil ein Volk, das ſo ſprechen darf? Und was für grauſenerregendes Blutvergieſſen würde es koſten, wenn irgendwo ein Volk ſo ſpräche! Weg iſt alſo der Grundſatz — wer Fürſt bleiben will, muß ſuchen der Weiſeſte und Beſte zu bleiben. Ja, weg iſt auch ſogar der Grundſatz,

Satz — **wer Fürſt werden will**, muß ſuchen **vorher, ſich** als den Weiſeſten und Beſten **zu zeigen**. Die Fürſten werden jetzt gebohren. Ueber dieſen Punkt, Prinz, müſſen Sie Ihren Vater einmal ſprechen hören. Er iſt ja doch auch ſelbſt Fürſt; aber wahrlich man mögte vor ſeinem vortreflichen Herzen auf die Kniee fallen, wenn er hierüber zu reden anfängt. Sie ſelbſt haben mir vorhin ſchon hinlänglich zu erkennen gegeben, daß Sie die Wahrheit alles deſſen fühlen, was er darüber ſagt, ohne ihn noch darüber einmal reden gehört zu haben. Gewis hat es die Menſchheit gut damit gemeint, als die Fürſtenwürde erblich ward. Was hilft aber hiebei das Gutmeinen? Gutmeinen iſt nicht immer rechtmeinen, und noch weniger immer klugmeinen. Ja, gut hat es die Menſchheit allerdings gemeint mit der Nachwelt der **Fürſten**, aber nicht mit der Nachwelt der **Völker**. Nun ſind aber die Völker nicht der Fürſten wegen da, ſondern die Fürſten der Völker wegen. Mit dieſen alſo hätte es vorzüglich gut gemeint werden ſollen. Da ſitzt und ſeufzt nun ein Volk, wenn es auch einen guten Fürſten hat, furchtſamerwartend — — ach, wenn nur der Sohn auch ſo wird! Müſſte ſein Nachfolger nicht gerade ſein Sohn ſein, ſo könnten wir unbekümmerter leben . . . Und hat es gar einen ſchlechten Fürſten, was muß es nicht von ſeinem Sohne fürchten, der nun obendrein noch ſchlecht erzogen wird und das Beiſpiel ſeines Vaters täglich vor Augen hat! Daß die Fürſtenwürde erblich ward — — allenthalben iſt ſie es nicht, und die Völker, unter welchen ſie es nicht iſt, kann man unter diejenigen rechnen, denen die Augen früher aufgingen — erkläre ich mir ganz natürlich ſo. — — Während der Regierung ſchlechter Fürſten ward ſie es gewis nicht; dafür wollte ich mit Leib und Seele ſtehen. Unter einem ſehr weiſen und edlen Fürſten aber konnten beſonders zwei Vorſtellungsarten ſein Volk leicht dazu geneigt machen. „Welch ein wackrer, braver Mann iſt unſer Fürſt — dachte da etwa ein ſolches Volk. Daß er dis ward, dafür haben wir ihn belohnt, indem wir ihn zu unſerm Fürſten machten. Wie belohnen wir ihn aber dafür, daß er es blieb? Dadurch — daß er auch unſer Fürſt bleibt? Dis iſt zu wenig. Er thut uns gutes nach ſeinem Tode noch in den herrlichen Anſtalten, welche er getroffen hat; ſo müſſen wir ihm auch nach ſeinem Tode noch dafür lohnen. Wie

Kön

können wir dis aber? — Siehe, er hat einen Sohn. Was wir dieſem thun, wird er als ſich ſelbſt gethan betrachten. Wir wollen ihm alſo das Recht zugeſtehn, ſeinen Sohn für ſeinen Nachfolger zu erklären." Oder ein ſolches Volk dachte auch wohl ſo: „Unſer Fürſt iſt ſo ein lieber Fürſt. Sollte ſein Sohn nicht ſeine Geſinnungen haben? Das Fürſtenweſen verſteht keiner beſſer, als der Fürſt. Wer kann es andre beſſer lehren, als er? Wen wird er es lieber lehren, als ſeinen Sohn? Wie können wir ſicherer gehen, als wenn wir ihm ſagen, du ſollſt in deinem Sohn deinen Nachfolger erblicken? Wie wird er alsdann machen, daß ſein Sohn nach ſeinem Tode ſeinen Platz ganz ausfülle, und daß wir ihn, den Vater, kaum vermiſſen! Der Vater hat ſo nützliche Anſtalten für uns getroffen; von wem können wir wohl erwarten, daß er dieſe eifriger fortſetzen werde, als von ſeinem Sohn? Und wollte er dis auch nicht aus Liebe für uns thun, ſo wird er es doch aus Achtung für ſeinen Vater thun; — er wird ja den Vater nicht fallen laſſen . . ." Ein Paar Gedankengänge, die anfangs zwar richtig zu ſein ſchienen, durch die ſich aber die Völker hernach in der wirklichen Erfahrung oft gar jämmerlich getäuſcht gefunden haben! Der Dank, welchen auf der einen Seite die Völker ihren guten Fürſten dadurch brachten, daß ſie ſeine Würde auf ſeine Familie erben lieſſen, war offenbar zu gros und zu gewagt; und derjenige, welchem dieſer Dank zuerſt gebracht ward, hätte ihn gar nicht einmal annehmen, ſondern den Bringern zurufen ſollen: „Ihr meinet es gut; aber übertreibet es nicht damit! Alles hat ſein Maas; auch der Dank gegen Fürſten muß es haben. Ihr vergebet der Nachwelt ein Recht, worüber ihr gar nicht zu diſponiren habt. Wollt ihr meinen Sohn zu meinem Nachfolger haben: ſo wartet erſt, bis ich todt bin, und — unterſuchet alsdann, ob er der ſei, der er ſein ſoll. **Kein Vater kann ganz für ſeinen Sohn ſtehen**; — übereilet euch nicht. Wie könnte euch ſo ein **Wag** immer glücken? **Hernach aber wird ein Muß daraus werden**; und wie wollt ihr euch dann helfen?“ — — Das Zutrauen, welches die Völker auf der andern Seite zu den Söhnen ihrer Fürſten hatten, iſt ihnen auch oft jämmerlich fehlgeſchlagen; wenn ſie ſehen muſſten, daß die Söhne hernach grade das Gegentheil von dem thaten, was die Väter gethan hatten, und daß ſie wohl den Antritt ihrer Regierung recht bemerklich dadurch zu machen ſuchten, daß ſie die Werke, welche die Väter aufgeführt hatten, wieder zerſtörten ꝛc. So, wie die Sache nun liegt, müſſen die Völker die Fürſten nehmen, wie ſie ihnen gebohren werden. Das haben die Vorfahren angerichtet. Stirbt der männliche Stamm ihrer Fürſten aus: ſo müſſen ſie es ſich gefallen laſſen, daß ſie als Erbe an andre Fürſten kommen, die ſie gar nichts angehen, und die nicht einmal zu ihrer Nation gehören. Eine gröſſere Demüthigung, dünkt mich, konnte den Völkern nicht wiederfahren, als dieſe. Ja wohl gar zertheilt und zerſtückt wird alsdann ein Land, dem die Natur doch das unabzuleugnende Recht gegeben hatte, ſich ſeines eigenen Fürſten zu freuen. O wehe, wehe der Vorwelt, daß ſie ſo an den Urenkeln gehandelt hat! Und wenn jenes auch nicht der Fall würde, bedenken Sie nur dieſen einzigen Saz — Sonſt muſſte man ſchlechterdings der Weiſeſte und Beſte im Volke ſein, wenn man Fürſt deſſelben werden wollte — jezt aber kann man der Unwiſſendſte und Schlechteſte im ganzen Volk ſein, und wird doch Fürſt, ſobald der

Vater es nur iſt und man entweder er ſein einziger Sohn oder unter ſeinen Söhnen der erſte ward. — Nun denken Sie ſich den Fall hinzu — — er iſt ja doch möglich, ſehr leicht möglich — — daß einem Erbprinz von Kindesgebeinen an vorgeſchwazt werde, daß er auch ein regierender Herr werde — — denken Sie ſich, daß ihm darüber der Stolz in den Kopf, in den Bauch und allenthalben hin fahre — — denken Sie ſich, daß er nun nichts lernen zu dürfen glaube, weil er doch einmal Fürſt werden müſſe — — denken Sie ſich, daß er auf die Meinung gerathe, ſeinen Leidenſchaften deſto ungebundener den Zügel laſſen zu dürfen, weil er dis werde — — denken Sie ſich, daß er, wenn er zur Regierung kommt, ohne eigne Wiſſenſchaft ſei und alles ſeinen Räthen überlaſſen müſſe, die hernach thun können, wie Sie wollen — — denken Sie ſich, daß er alsdann, wenn er Regent iſt und von ſeinen Laſtern geredet wird, ſich mit ſeinen Hauptwachen, Vogteien und Zuchthäuſern tröſte, die für die Raiſonneurs in Bereitſchaft ſtehen — — — — Prinz, wie wird Ihnen dabei zu Muthe???

Theodor. (niedergeſchlagen.) O ich wollte, daß ich nimmermehr ein gebohrner Fürſt wäre . . .

Rothe. Nicht ſo, mein Prinz! Erwägen Sie einmal, wie viel Sie einſt dadurch werden Gutes ſtiften können, daß Sie dis ſind! Erwägen Sie, wie Sie ſelbſt durch Beglückung ſo vieler andern der glückſeligſte Menſch nun werden können! Preiſen Sie alſo die Gottheit für Ihre Beſtimmung, welche Ihnen Ihre Geburt ſchon gab.

Theodor. Aber ich hätte ja doch auch wohl einmal Fürſt werden können, wenn ich recht ſehr weiſe und recht ſehr gut geworden wäre? Und ſo wäre es ja doch ſchlechterdings beſſer geweſen.

Rothe. Prinz, dis iſt nun einmal hier zu Lande der Weg nicht mehr, auf dem man Fürſt werden kann. Hier muß man ſchon dazu gebohren ſein. Und da Sie dis ſind, ſo freuen Sie ſich deſſen. Thun Sie aber, als wären Sie nicht dazu gebohren. Stellen Sie ſich immer vor, als müſſten Sie ſich durch Erlangung recht hoher Weisheit und Tugend erſt noch den Weg zur Fürſtenwürde bahnen. So haben Sie nicht nur davon, daß Sie Ihre künftige Beſtimmung in der menſchlichen Geſellſchaft ſchon vorherwiſſen, den Vortheil, daß Sie ſich deſto würdiger auf ſelbige vorbereiten können; ſondern Ihr Vaterland wird Sie auch einſt ebenſogern zum Fürſten annehmen, als wenn es Sie aus allen ſeinen Bürgern ſelbſt dazu erwählt hätte. Dann werden Sie einſt als Fürſt den Vorzug vor vielen andern Ihresgleichen haben, daß Sie Fürſt aus beiden Urſachen ſind, und daß nicht nur Ihre Geburt Ihnen dazu die Gerechtſame, ſondern Ihr eigener innerer Werth Ihnen noch weit gültigere gab. O mein Prinz, welch eine Laufbahn, die Ihnen das Schickſal öfnet! Wahrlich, es iſt die erhabenſte Beſtimmung auf dem Erdboden, der Vorſteher eines ganzen Volks zu ſein! O daß Sie in dieſen Augenblicken von der Würde derſelben recht durchdrungen werden mögten! Nicht nur herzugehen vor Zwanzigtauſenden oder Hunderttauſenden, oder in der Mitte unter ihnen zu ſtehen — nicht nur Erſter von ihnen allen genannt, gerufen, gegrüſſt zu werden — — ſondern auch bei jeder Handlung des Lebens ſich zuzurufen: „ſieh, dieſe alle ſehen auf dich und machens, wie du,“ — bei jeder öffentlichen Noth ſie ſich gleichſam anreden zu hören: „konnteſt du ihr nicht vorbeugen? ſo tritt nun wenigſtens herzu und hilf ſie erträglich machen“ — bei jedem Urtheil, das geſprochen wird, in ſich ſelbſt denken: „wenn unrecht geurtheilt wird, ſo kommt die Schuld davon auf dich" — bei jeder Anſtalt, die für den Staat getroffen wird, die ſchicklichſten Mittel zu wählen — jedem Unſchuldigen Stütze zu ſein — jedes einzelne Verdienſt nach Würden zu ſchätzen — auf jedes ſchlechten Unterthanen Beſſerung bedacht zu ſein — zu ſtrafen, ohne grauſam zu werden — zu verzeihen, ohne die Rechte des Dritten zu verletzen — **wirklich und ganz** der Erſte im Lande und allen den zwanzigtauſend und hunderttauſend gerechter Regent, guter Vater zu ſein — — — o Prinz, Prinz, welch ein unausſprechlichvielumfaſſender Beruf! — **Wann kann** ein Fürſt glauben, demſelben völlig genug gethan zu haben! Aber — ihn auch nach allen ſeinen Kräften und auf das möglichſte erfüllen — — welch ein glorreiches Leben, welch ein menſchliches Daſein, das ſeinesgleichen weiter nicht hat! Prinz, hiezu ſind Sie berufen. Abſtrahiren Sie jetzt von Ihrer Jugend. Sie ſind noch nicht Fürſt; aber Sie werden es einſt werden. **O verdienen Sie es erſt zu werden!** Bei der Weisheit und bei dem Edelmuth Ihres Vaters — bei jeder ſchönen, göttlichen Handlung, die er ausübte — — **verdienen Sie es, ſeinen Hut einſt aufzuſetzen, wenn er ihn von ſich legt!** So werden Sie dieſem Lande werden, was die

Sonne der Erde iſt. Ich habe Ihnen geſagt, daß die Sonne für uns das ſchönſte Bild Gottes ſei — — halten Sie es nicht für Unterthanenſchmeichelei, wenn ein Fürſt auch mit der Sonne verglichen wird. Ein Fürſt ſoll Gottes Bild an ſich tragen, und ein guter Fürſt iſt nach der Sonne das ſchönſte Bild Gottes, oder das zweite Bild Gottes auf Erden . . .

Theodor. (in der liebenswürdigſten Seelenſtimmung.) Wie mir ſei, das kann ich gar nicht ſagen. Ich wag' es kaum, davon zu reden, daß ich einmal Fürſt werden ſoll . . . Ich bin ja noch ſo ein junger, ganz verdienſtloſer Menſch . . .

Rothe. (ihm die Hand reichend.) Von tauſend andern Menſchen weiß oft keiner ſeine Beſtimmung vorher. Sie aber wiſſen die Ihrige. Freilich haben Sie noch keine Verdienſte, und würden ſich ſelbſt beſchimpfen, wenn Sie ſich auf Ihre Beſtimmung etwas einbilden wollten. Des Sklaven Kind iſt ein gebohrner Sklav — des Fürſten einziger oder erſter Sohn ein gebohrner Fürſt . . . Dis iſt der wahre Geſichtspunkt, aus dem wir alles, was ſich von der Geburt herſchreibt, betrachten ſollen. Aber deſto beſſer, daß Sie, wenn Sie jetzt noch kein Verdienſt haben, doch ſchon Ihre groſſe Beſtimmung wiſſen; ſo werden Sie ſich nun recht viel Verdienſte zu erwerben ſuchen. Ein Verdienſt haben Sie aber doch ſchon, liebſter Prinz; das müſſen Sie auch nicht verkennen. Was man hat, das darf man ſich anmaſſen. Dis iſt Ihr gutes Herz — — —

Theodor. (eifrig.) Ja mein Herz — beſter Hofrath, was mein Herz betrift — — (ſchlägt ſich vors Herz) dis Herz iſt gut! Darin iſt Raum für zehnmal mehr Menſchen, als mein Vater im ganzen Lande hat. Wenns damit ausgerichtet wäre, ſo wollte ich heute ſchon Fürſt werden können. Ich wollte dem Nackenden meinen Rock geben und in bloſſen Armen gehen, und wollte nicht eher eſſen, bis die Hungrigen alle ſatt wären; — das können Sie mir glauben.

Rothe. (der ihm beide Hände reicht.) Und eben dis gute Herz iſt die Grundlage zu einem braven Fürſten. Nun müſſen Sie Ihren Verſtand recht aufklären, damit Ihr Herz an ihm einen weiſen und ſichern Führer habe. — Bei allem meinen ſeitherigen Unterricht nahm ich zwar Rückſicht auf Ihre künftige Beſtimmung; aber ich muſſte ihn doch immer als für einen Menſchen einrichten, der zwar Fürſt werden ſoll, aber noch nichts davon weiß. Von nun an kann ich grade zu Werke gehen und über alles, wovon wir reden, im unmittelbaren Bezug auf Ihre künftige Fürſtenwürde ſprechen. — — Jetzt, Prinz, ſtehen wir alſo am groſſen Scheidewege Ihrer Erziehung. Fahren Sie fort, ſo lehrbegierig und wacker als Jüngling zu ſein, wie Sie ſeither als Knabe waren; ſo werden Sie einſt als Mann die Hofnungen der Nation erfüllen.

Theodor. (recht zuverſichtlich auf ſich ſelbſt.) Sie ſollen es ſehen — ja, Sie ſollen es ſehen, daß ich nun um ſo mehr erſt recht weiſe und gut zu werden ſuchen will . . . (umarmt Rothen lange.)

Rothe. Unſre Geſchäfte ſind nun hier vollbracht. Wir wollen zurück zur Reſidenz. Gehen Sie noch einmal im Garten umher. Ich und Schmidt wollen unterdeſſen einpacken. Adieu, ihr ſchönen Gefilde hier umher — — Adieu, Ihr Höhen und Thäler, ihr Wälder und Wieſen! Segne Sie, o Morgenſonne — — ſegne ſie, o Vater der Sonne!

Rothe ſchwenkte ſeinen Hut dreimal, als ſie vom Altan gingen; Theodor aber drückte den ſeinigen tief in die Augen, um ſeine Thränen zu verbergen. Er durchging nochmals einen groſſen Theil des Gartens und verweilte dankbar an allen den Orten, wo Rothe mit ihm über die erhabenſten Gegenſtände der Religion ſich unterhalten hatte. Als Rothe ihn zur Abreiſe rief, ſprach er — dieſer Garten ſoll für mich der liebſte Garten im ganzen Lande und in der ganzen Welt bleiben, und da oben auf dem Altan wollen wir nach vielen Jahren noch allemal an dieſem Tage und zu eben dieſer Stunde wieder ſein.

Ende des erſten Theils.

Theodor's
Glücklicher Morgen

vom Verfaſſer

des —

Hallo's Glücklicher Abend.

Zweiter Theil.

Zweite mit Kupfern vermehrte Auflage.

Berlin,
bei Arnold Weber, 1789.

[Sintenis, Christian Friedrich]

Sächsische
Landesbibliothek
21. FEB 1958
Dresden

G

Adolf und Ulrike in ihrer Lieblingslaube.

Ulrike.

Mit einer ganz unausſprechlichen Sehnſucht erwarte ich ihn.

Adolf. Wenn Sie auch ſehen werden den ernſthaftholden Blick des Jünglings, und die feierlichgewordene Milde in allen ſeinen Geſichtszügen, und die natürlichfromme **Würde** in ſeinem ganzen Weſen — o meine Theureſte, wie werden Sie ſich nun noch weit mehr freuen, daß Sie ſeine Mutter ſind! Ganz erſtaunende Eindrücke — Eindrücke, wie ich ſie mir kaum denken konnte, hat die Religion auf ihn gemacht. O Gott, wie viel biſt du deinen vernünftigen Geſchöpfen! Wie rührt im Innerſten, wie durchdringt, wie heiligt durch und durch der Glaube an dich und an unſre ewige Beſtimmung ein noch natürlichgutes, unverdorbenes Herz! — Wie beneide ich meinen Theodor! Ach hätte ich doch auch ſo, wie er, ganz ſo, wie er, meinen erſten Unterricht in der Religion empfangen! —

Wir haben ja auch fromme, ſelige Gefühle unſers Daſeins und Gottes Daſeins, Beſte, Schätzbarſte; aber zu ſolcher Naiſetät, Simplicität und ſtillentzückender Erhabenheit können wir ſie nicht bringen, wie die iſt, auf der die ſeinigen ſtehen. Wie ich Ihnen ſagte, ich fühlte mich ſchwach gegen ihn, wenn er mich ſo ganz mit der Stärke ſeiner Empfindungen im Garten dort überſtrömte.

Ulrike. (an ihren Gemahl hinſinkend.) O wohl ihm und ewig wohl ihm deshalb! In Ihren Armen an ihn zu denken, wie er ſo einſt Gott nicht nur verehren ſondern Gott auch nachahmen wird, wie er zum Heil Ihrer Unterthanen, zur Freude ſeiner Eltern und zum Segen für ſich ſelbſt leben wird — — welche vollkommnere, reinere Glückſeligkeit könnte ich genieſſen! Ach wohl doch ihm, daß er einen Vater hatte, der ſich auf Erziehung ſo verſtand!

Adolf. (in der herzlichſten Umarmung.) Holde, Liebe, empfangen Sie einmal jetzt einen recht feierlichen Dank dafür von mir, daß Sie in meine Erziehung gleich von Anfang ſo viel Vertrauen ſetzten, und ſich von der gewöhnlichen Art, wie Mütter handeln, entfernten.

Ulrike. O mein Beſter, Sie ſind Fürſt; Sie muſſten es wiſſen, wie ein Fürſt, der wahrhaftig Fürſt ſein ſoll, erzogen werden müſſe. Theodor iſt zwar mein Sohn; aber ich habe ihn ja nicht für mein Haus, ſondern für dieſes Land zur Welt gebracht. Es iſt mit mir nicht ſo, wie mit andern Müttern. Aber dafür muß ich auch darauf rechnen, daß ich Mutter eines künftigen Regenten bin. Fahren Sie fort, Ihren Nachfolger nach Ihren vortreflichen Grundſätzen zu erziehen und ihn ganz ſo zu bilden, wie er einſt ſein muß, wenn es ihm nicht lebenslang zum Vorwurf gereichen ſoll, einen ſolchen Vorgänger gehabt zu haben. Ich will im Stillen darüber frohlocken und die Zukünfte ſeines Vaterlandes ſegnen.

Adolf. Nun dann! Jetzt ſteht er im dreizehnten Jahre — — wie werden Sie ſich an ihm entzücken, wenn Sie ihn im dreiundzwanzigſten ſehen werden! Ach Liebe, Herrliche, welche Himmelwonnengenüſſe ſtehen uns bevor, wenn wir über dieſe Zeit ſchon hinausdenken! Der Allbarmherzige erhalte uns nur bis dahin beiſammen und ſegne auch ihn mit Kraft und Dauer!

Ulrike. Ach, das wäre ſchrecklich, wenn wir früher uns trennen müßten! Ich weiß nicht, oft iſt mir ſo, als ahndete mich dis — — —

Adolf. (ſehr traurig.) O meine Theuerſte, machen Sie mein Herz nicht blutend. Das wird Gott nicht wollen. Er wird uns gemeinſchaftlich den Lohn der edlen Erziehung unſers Sohnes — **Theodors Anblick im männlichen Alter** — genieſſen laſſen.

Ulrike. (tröſtend.) Beunruhigen Sie ſich nicht; — Sie wiſſen, daß ich nur für Sie lebe. — O wie glücklich wird dis Land einſt noch ſein, wenn wir beide auch nicht mehr ſind!

Adolf. Ja, das war es, was ich auf der Stelle bei mir beſchlos und wozu ich mein eignes Herz zum Zeugen nahm, ſobald Sie mich mit Theodorn erfreuten, **ihn auf das zweckmäſſigſte und edelſte zu erziehen.** Jeder Vater hat die heilige Pflicht auf ſich, für die würdigſte Bildung ſeiner Söhne zu ſorgen; aber unter allen Vätern hat ſie keiner ſo unausſprechlich auf ſich, als — ein Fürſtvater. Andre Väter erziehen an ihren Söhnen dem Vaterlande nur künftige Bürger; und wenn dieſe alsdann ſich auch nicht grade für dieſen oder jenen Stand des bürgerlichen Lebens ſchicken: ſo ſchicken ſie ſich doch für irgend einen andern deſſelben; und da am Ende jeder Stand beſetzt ſein muß: ſo kann es den Vätern bei der mäſſigſten Erzieſung kaum fehlſchlagen, auf irgend eine Art dem Vaterlande an ihren Söhnen nützliche Bürger zu liefern. Sie können ſie beſtimmen zu einer Lebensart, zu welcher ſie wollen, und können die Beſtimmung wieder ändern, wie ſie wollen. Ja, mislingt die Erziehung überall, ſo laufen in jedem Stande, der in einem Staat aus mehrern Gliedern beſteht, einige Unvollkommene und Pfuſcher unbeſchadet das Ganze mit durch und machen keinen weiter unglücklich, als ſich ſelbſt. Ein Fürſtvater aber erziehet in ſeinem Sohne dem Vaterlande den künftigen Fürſten. Der Stand, in welchem dieſer einſt leben ſoll, iſt ihm nicht nur von Anfang an feſtbeſtimmt, ſo, daß hernach, wenn er ſich nicht für ſelbigen ſchicken ſollte, kein Heraustritt und Uebergang in einen andern mehr denkbar iſt; ſondern es gibt auch in jedem Staate nur einen Mann dieſes Standes. Iſt derſelbe alſo ein Unvollkommener: ſo ſind keine andre ſeinesgleichen da, unter welchen er mit durchliefe. Und obendrauf iſt er nun gerade der Mann, von welchem das Heil aller übrigen Stände abhangt. In jedem andern Stande kann man alſo die Pfuſcher überſehen und ertragen — nur nicht im Fürſtenſtande. Ein unausgebildeter Fürſt macht auſſer ſich ſelbſt noch Tauſende unglücklich und ſchadet dem Ganzen. Es iſt entſetzlich, zu denken, wie hernach zwei, drei Volksgenerationen auf das jämmerlichſte leiden; blos darum, weil die Erziehung eines Fürſten, der nun vierzig, funfzig Jahre wegregiert, ſo unvollkommen, ſo unvollendet gelaſſen ward. Wäre dis die Vergeltung dafür, daß die Völker es ihren Regenten verſtatteten, ihre Thronen und Stühle auf ihre Nachkommen erblich zu machen? O Gott, ſo hätte ja das ganze menſchliche Geſchlecht in ſeinem Schoſſe keine unerkenntlichere, undankbarere Mitglieder aufzuweiſen, als — ſeine Fürſten! Nein, meine Theuerſte, auf keines Menſchen Erziehung muß ſo viel Sorgfalt, Treue und Gewiſſenhaftigkeit verwendet werden, als auf die Erziehung eines zum Fürſten beſtimmten Fürſtenſohnes. Nur hiedurch können die Völker vor der ſchrecklichſten Reue darüber geſichert werden, daß ſie die Fürſtenwürde erblich werden lieſſen. Verfluchen, verwünſchen müſſten ſie ſonſt ihre Vorfahren deshalb! Und wenn es irgend einem Vater irgend eines Standes anzurathen iſt, ſelbſt Hand mit an die Bildung ſeines Sohnes zu legen und ihn unter ſeinen eigenen Augen erziehen zu laſſen: ſo iſt dis einem Fürſtvater zu rathen. Lehrer, Höflinge, Kammerdiener, Pagen, Lakeien und Schildwachen tragen ſonſt allerſeits das Ihrige dazu bei, um zu verhindern, daß aus der Erziehung des Erbprinzen etwas Ganzes werde; und ſtatt einer ſind immer zehn bei der Hand, die ihn verweichlichen, verziehen, verſchrauben, verſchieben und verderben. So, wie ich daher an dem für mich ſo ſeligen Tage der Geburt meines Theodor zur Stadt kam, und über den Markt ritt, und meine Bürger mich ſo freundlich grüßten, und ich meinen Hut dazu ſchwenkte, ſprach ich im Herzen zu ihnen — „Wartet nur, nach zwanzig Jahren, ſo Gott will und wir alle noch leben, ſollt ihr mich wohl noch freundlicher grüſſen. Jetzt ſeid ihr blos erſt von der Furcht befreiet, daß nach meinem Tode das Land zerſplittert würde; aber alsdann ſollt ihr erſt recht von ganzem Herzen darüber froh ſein, daß es zuſammen blieb. Jetzt freuet ihr euch nur darüber, daß euch heute euer künftiger Herr gebohren ward; aber dann ſollt ihr darüber jauchzen, daß euch heute euer künftiger **Vater** gebohren worden iſt. Da habt ihr mein Wort darauf — **er ſoll ein wackerer Fürſt werden**, und — **ich ſelbſt will ihn dazu machen.**„ Bei dieſen Vorſätzen ſchwur ich auf freiem Markt gen Himmel, und ſterbend will ich mich noch dafür ſegnen, daß ich den Schwur nicht brach. Wenn ich dann in meinen letzten Stunden ihn an mein

Bette rufen und zu ihm ſprechen werde — da haſt du nun das Reich, das dir bereitet ward von Anbegin, da haſt du die Fürſtenwürde, zu der dich deine Geburt ſchon beſtimmte — erfülle nun die Hofnungen deines Vaters und deines Volks — bleib Weiſer und Edler — ſei beides auf das gemeinnützigſte für alle deine Tauſende und für alle deine Einzelnen — in jener Welt noch will ich dich darüber zur Rede ſtellen, ob du es wareſt und bliebſt — — — und wenn ich dann in ſeinen Augen ſein ganzes Herz leſen werde und er für Wehmuth nur die Worte ſtammlen kann — Vater, auf freudige Rechenſchaft vor Gott und vor dir, ich bins, ich bleib's — — — o wie ſo unbekümmert über die Zukünfte meines Volks, wie ſo ſanft und ſo ſelig will ich dann in jene Welt hinüberſchlummern, alle meine Fürſtenpflichten erfüllt zu haben glauben, in dem leichten Händedruck, womit er meine Augen ſchlieſſen wird, ein Bild jener Herzlichkeit fühlen, womit er ſeine Hände nach ſeinen Unterthanen ausbreiten wird, und mich getroſt vor den Weltrichter ſtellen, der auch über mich das Urtheil ſpricht! — Ach Theodor, Theodor, wie viel biſt du deinem Vater! Nur du, nur du kannſt machen, daß er ruhig ſterben möge . . .

Ulrike. (in der höchſten Miſchung von Wehmuth und Freude.) Ach, da kommt er — —

Rothe war gleich bei der Ankunft auf ſein Zimmer gegangen. Theodorn aber trieb ſein Herz auf der Stelle zu ſeiner Mutter, die er ſo lange nicht geſehn hatte. Als er ſie unter ihren Kammerfrauen nicht fand, ſuchte er ſie bei ſeinem Vater; und als er beide nicht fand, ſondern erfuhr, daß ſie im Garten wären, begab er ſich auf das eiligſte dahin. Sobald er ſie erblickte, klopfte ihm das Herz gewaltiger im hohen Buſen. Es ward ihm, als könnte er nicht mehr ſo ſchnell gehen, und doch war ihm auch, als zöge ihn ſeine Mutter mit beiden Armen nach ſich hin. Milder Jünglingsernſt, erfüllte Sohnesſehnſucht und fromme, feierliche Heiterkeit drückten ſich auf ſeinen Geſicht aus. Er ſank, ohne zu reden, in Ulrikens Arme — —

Ulrike. (unter Freudenthränen.) Wieder da, mein Theodor? Sei willkommen an deiner Mutter Bruſt, wo du oft ſo ſüs geruhet haſt! — O Lieber, wie liebe ich dich!

Die unausſprechlichſten Empfindungen durchdrangen jetzt Mutter und Sohn. Eine lange Stille erfolgte. Adolf, der edle Zuſchauer dieſer ſchönen Scene der menſchlichen Natur, ſimpathiſirte warm. Er ſtand auf — ſchlos lange

Mutter und Sohn zugleich in ſeine Arme — ſetzte ſich wieder und ſchwieg, wie Sie.

Theodor. (weinerlich und lächelnd.) Ach meine Mutter — meine liebe Mutter — meine allerbeſte Mutter — —

Ulrike. Lieber, ſetze dich zwiſchen uns — ſei dem einen von uns ſo nahe, als dem andern! — Du haſt wohl viel Freude unterdes da auf dem Landhauſe gehabt? Die Tage waren recht dazu gemacht . . .

Theodor. (feurig.) Ach Mutter, welch ein Garten, welch ein herrlicher Garten! Ich meine den Garten an ſich nicht blos. Er iſt recht ſchön, ja wunderſchön iſt er, das iſt wahr; aber — für mich, für mich ward es erſt ein recht herrlicher Garten. Und da oben auf dem Altan — — ach mein ganzes Herz rückt und dehnt ſich und wird mir noch dreimal ſo gros und ſo weit, wenn ich mich auf ihn wieder zurückdenke. (legt ſeine beiden Hände wieder in Ulrikens Hand.) Nun, edelſte Mutter, weiß ich erſt etwas — nun **weiß ich, wer ich bin** . . . Ich bin ein zur Erkenntnis und Verehrung des unſichtbaren Gottes, ein zur Tugend und Rechtſchaffenheit beſtimmtes unſterbliches Weſen . . . (ſieht ſeinen Vater an und läſſt den Ton ſinken.) Ja, ich weiß noch mehr, was ich bin . . .

Ulrike. O mein Sohn, welche Tage haſt du gehabt! Wie wünſche ich dir ſo herzlich Glück dazu!

Theodor. Ja Mutter, das waren die ſeligſten Tage meines Lebens, und ſollen mir auch die ſeligſten, die unvergeslichſten bleiben, ſo lange ich lebe... Mit welchen Blicken ſehe ich nun die Erde an! Mit welchen Blicken blicke ich gen Himmel! Ach, ein einziger Augenblick iſt nun mehr werth, als mein ganzes voriges Leben... Mein Daſein, meine Kraft, meine Freude — alles, alles gibt er mir, der Allvater. Ich bin nur ein Punkt gegen ſeine Schöpfung auf Erden, und ſeine ganze Schöpfung auf Erden iſt wieder nur ein Punkt gegen ſeine geſammte Weltſchöpfungen. Und doch regiert und leitet er alle meine Schickſale ſo väterlich, wie er die Schickſale der ganzen Welt regiert. Bin ich rechtſchaffen: ſo liebet er mich. Fehle ich und beſſere ich mich: ſo liebet er mich wieder. Ewig will er mich lieben, wenn ich immer beſſer werde, und wenn dieſer mein Leib lange ſchon verſtäubet iſt, wird er mich doch noch ſegnen und immer glückſeliger machen... Welch ein Glaube! Den hat mich Rothe, der brave Rothe gelehrt. Immer, immer, wohin ich nur ſehe und höre, da iſt mir nun, als ſähe und hörte ich

Gott, und als riefe mir jemand zu — nun werde ja von Stunde zu Stunde noch immer weiſer und beſſer!

Ulrike. Mein beſter Theodor — davon ſollſt du mir hier in dieſer Laube noch recht viel erzählen. Denke, wie ich mich ſo herzlich darüber freue, daß dieſe heiligen Lehren ſo ſtarke, edle Eindrücke auf dein Gemüth gemacht haben. Aber laß dieſe Eindrücke ja keine blos vorübergehenden ſein, ſondern arbeite recht daran, daß ſie in dir bleibend werden; damit nichts in der Welt und keine Freude der Welt, ſie möge Namen haben, welchen ſie wolle, ſie in dir wieder verlöſche. Und dann, dann denke, wie ich mich erſt ganz herzlich und aus dem Innerſten meiner Seele darüber freuen werde.

Theodor. (mit edler Wärme.) O meine beſte Mutter, dafür ſorgen Sie nicht. Ihr Theodor weiß nun von keiner gröſſern Seligkeit, als die ihm ſein Glaube gibt. Wie meine Vernunft mir ſagt, ſo will nun auch mein Herz. Und dabei ſoll es bleiben. Ich will noch immer mehr in meinen erlangten Kenntniſſen wachſen, und ſo, wie ich darin zunehme, will ich auch an Herzensgüte und Rechtſchaffenheit des Lebens zunehmen. Alles, was ich lerne und thue, lerne und thue ich ja für eine Ewigkeit.

Ulrike. (liebreich.) O dann, dann — du Freude meines Lebens, werden Gott und Menſchen dich erſt recht lieben. Dann wirſt du ſein, was dein Vater iſt; — o ſieh ihn an, und umarme ihn und werde, wie er!

Theodor. (ſeinen Vater in die Arme ſinkend.) Ach herzensbeſter Vater — ach mein Vater — was hat mir Rothe noch geſagt!

Adolf. (der ſich verſtellen will und nicht kann.) Was denn, lieber Sohn?

Theodor. (mit zitternder Stimme.) Ach er hat mir geſagt — **ich würde einmal Fürſt, wenn Sie ſtürben** . . .

Adolf. (geſetzt.) Ja, das wirſt du. Ich hab' es ihm aufgetragen, daß er dir es nun ſagen möge. Seither haſt du es noch nicht wiſſen ſollen. Hat er dir denn noch mehr darüber geſagt, als dis blos?

Theodor. O liebſter Vater, er hat mir recht ſehr viel darüber geſagt, und ich werde es alles nimmermehr vergeſſen. Ich will es Ihnen recht ausführlich erzählen.

Adolf. Ich weiß es ſchon, was er dir ſagen müſſen. Aber was dachteſt du denn dabei, als er dir ſagte, daß du einmal Fürſt werden würdeſt?

Theodor. Ach beſter Vater, ich erſchrack — ich ſchämte mich und ſchäme mich noch, und weiß gar nicht, was ich dazu ſagen ſoll. So ein junger Menſch, wie ich, und — ſchon beſtimmt zum Fürſten — ohne einmal abzuwarten, ob ich weiſe oder nicht weiſe, gut oder ſchlecht werden mögte . . . Ich habe das Rothen erwiedert, aber er meinte, es wäre nun einmal ſo. Erſt ſagte er mir, ein Fürſt müſſe der Weiſeſte und Beſte im ganzen Lande ſein, und hernach ſagte er wieder, ich wäre ein gebohrner Fürſt. Das iſt ja der unerhörteſte Widerſpruch . . .

Ulrike. (ihn ſanft umfaſſend.) O du lieber, guter Sohn!

Adolf. Ich freue mich, Theodor, daß du ſo über die Sache gleich zuerſt denkſt. Ich weiß auch gewis, daß Rothe dir alles darüber geſagt haben werde, was darüber zu ſagen iſt; aber höre nun auch deinen Vater darüber an. Du mußt eins für allemal glauben, daß über dieſe Sache nie genug mit dir geſprochen werden könne; und wenn weder Rothe, noch ich, mit dir einſt weiter davon reden, mußt du doch immer noch mit dir ſelbſt davon reden. — Ja, Fürſt wirſt du einſt, wenn ich ſterbe; ein gebohrner Fürſt biſt du, blos darum, weil du

mein Sohn biſt. Erwäge einmal, iſt dis nicht erſtaunendviel, iſt es nicht faſt etwas unbegreifliches? Wenn einer von den Profeſſoren auf meiner Univerſität von mir verlangte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, **weil er ſein Sohn wäre**, für einen **gebohrnen** Profeſſor erklären ſollte — oder wenn mein Leibmedikus begehrte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, **weil ſein Vater Leibmedikus wäre**, für meinen künftigen **gebohrnen** Leibmedikus erkennen ſollte — — was würde ich dazu ſagen? Ja, würde ich nicht ſogar meinem Hofſchneider, wenn er darum, weil er Hofſchneider iſt, prätendirte, daß ſein ebengebohrnes Söhnlein ein **gebohrner** Hofſchneider ſein müſſe, antworten, daß er **warten ſolle, ob der Knabe auch eine tüchtige Naht nähen lernte?** In keinem andern Metier, in keiner andern Kunſt und Wiſſenſchaft in der Welt gilt das **Recht der Geburt.** Das Fürſtenmetier iſt aber das gröſſeſte; die **Kunſt, zu regieren,** die **Wiſſenſchaft, ein ganzes Volk glücklich zu machen,** iſt die höchſte: und — dennoch gilt das Recht der Geburt in dieſem und nur in dieſem allein . . . Was meinſt du hierzu?

Theodor. (treuherzig.) Beſter Vater, wie geſagt, ich begreife es nicht. **Mein Verſtand** ſteht ſtill, ſo oft ich nur daran denke.

Adolf. So gehts dir alſo grade, wie mir. Mein Verſtand ſteht auch ſtill, wenn ich hieran denke, und — **jedem rechtſchaffenen Fürſten** muß der **Verſtand ſtille ſtehn**, ſo oft er daran denkt. Sieh, da kannſt du ſehen, was für ein gut- und treuherziges Geſchlecht die Menſchen ſind! Denn entweder **haben ſie es ſelbſt aufgebracht**, daß die Fürſtenwürde vom Vater auf den Sohn forterbte, oder **ſie haben es ſich aufbringen laſſen**. Keins von beiden aber konnte geſchehn, wenn ſie es nicht wollten. Erwäge alſo zuförderſt, **daß du gar nichts dazu beigetragen habeſt, daß du jetzt Erbprinz biſt, und einſt regierender Fürſt wirſt.** Als meine Frau, deine Mutter, niederkam und ein Kind zur Welt brachte, muſſte es entweder ein Knäblein oder ein Mägdlein ſein; denn ein drittes gibts nicht. Es war aber ein Knäblein, und — **das warſt du.** Nun ward aber faſt in derſelben Stunde Schmidten auch ein Knäblein gebohren. Hätteſt du es auch wohl vorher beſtellen können, ob du in meinem Hauſe oder in Schmidts Hauſe gebohren werden wollteſt? Konnten wir beide, Schmidt und ich, wenn wir ſonſt einig darüber waren, dich und ſein Kind nicht noch umtauſchen, als du ſchon gebohren wareſt? Sieh, ſo wärſt du jetzt in Schmidts Hauſe, und wüſſteſt von nichts, und es träumte dich nicht, daß du Fürſt werden ſollteſt, und Schmidts Sohn wäre jetzt in meinem Hauſe, und es träumte ihn nicht nur, ſondern es wäre auch wahr, daß er einſt Fürſt würde . . .

Theodor. Ach ſo etwas ſagte mir ſchon der Hofrath damals, als wir beim Taglöhner Müller geweſen wären, und ich habe heute wohl tauſendmal daran zurückgedacht.

Adolf. Dis bewahre dich vor dem **Erbprinzenſtolz**, mein Sohn! **Du biſt zum Erbprinzwerden gekommen, du weiſſt nicht, wie.** In deinem ganzen Leben bilde dir nichts darauf ein. Es gibt keine armſeligere Ehre, als — die uns angebohren iſt. **Drükkende Schande wird ſie ſogar für uns, wenn wir ſie hernach nicht zu behaupten wiſſen. Das Behaupten** beſteht aber keineswegs darin, **daß wir blos die Vorrechte uns ſtrenge und pünktlich zueignen, welche ſie uns gibt,** ſondern darin, **daß wir ſie verdienen und ihrer werth ſind.** Das wirſt du freilich ſehen, daß die

Leute alle überaus höflich und freundlich gegen dich ſind; aber dabei muſſt du immer denken, daß ſie dich hiedurch noch nicht dafür **belohnen**, daß du ſchon gut biſt, ſondern erſt **aufmuntern**, daß du **gut werden mögeſt**. Nicht nur meine **Lakeien** ziehen den Hut zuerſt vor dir ab — und es gibt doch wahrlich unter ihnen manchen eisgrauen Alten, der mich noch weit kleiner gekannt hat, als du jezt biſt, und der meinem Hauſe viel wackere Dienſte geleiſtet hat; ſondern auch meine **Räthe** und **Miniſter** thun es. Denke einmal, wie dir dabei zu Muthe werden müſſe, wenn ſo ein Mann Achtung gegen dich bezeigt, dem du die gröſſeſte Achtung ſchuldig biſt, und der ſo viel Verdienſte beſizt, während daß du noch gar kein Verdienſt aufzuweiſen haſt. Das muß dir doch wohl gleich einfallen, daß dieſe Achtung nicht gegen dich und deine **Perſon** bloo geäuſſert werde. Wie könnte ein **Menſch von dreizehn Jahren** auch nur ſo einen Gedanken auf einen Augenblick hegen? Alſo — man achtet nicht eigentlich dich, ſondern den **Erbprinz** in dir. Dis biſt du aber, wie geſagt, ohne im geringſten daran Theil zu haben, daß du es biſt. Dis überlege ja, lieber Theodor, ſo oft dir von nun an von irgend einem Menſchen äuſſerliche Ehre widerfährt.

Seither haſt du die Erweiſungen derſelben von andern gewis ſo hingenommen, ohne etwas dabei zu denken, und bliebſt dabei natürlich, gutmüthig, beſcheiden und brav. Von nun an ſei ja auf deiner Huth, daß ſie eben keine andre Eindrücke auf dich machen. Die Leute werden dich darüber recht in Betrachtung nehmen. Sie haben ſeither alle gewuſſt, daß es dir noch unbekannt ſei, wer du eigentlich ſeiſt, und daß dir ohne meinen ausdrücklichen Befehl niemand es kund machen dürfe. Da haben ſie denn alſo deine Treuherzigkeit, Beſcheidenheit und Natürlichkeit für weiter nichts, als für die nothwendige Folge hievon, erklärt, und immer noch darauf gewartet, wie du dich gegen ſie machen werdeſt, wenn du erſt deine künftige Beſtimmung erfahren hätteſt. Nun wird es ihnen auch bekannt werden, daß du ſie erfahren habeſt, und nun werden ſie auch die zufälligſte, unabſichtlichſte Sprödigkeit, welche du etwa äuſſerteſt, dir für Stolz und Dünkel auslegen. Bleib alſo ja ferner nicht nur ebenſo natürlich und beſcheiden, wie ſonſt, damit es mich nicht reue, dir die Entdeckung deines Standes ſchon gemacht zu haben; ſondern nimm dir es ſogar vor, noch beſcheidener und gutmüthiger zu ſein, als zuvor. Auch gegen den geringſten Menſchen, und wenn es nur eine Schildwache wäre, ſei mild, gut und brav. Dann ſollſt du erſt einmal ſehen, was dis für Eindrücke auf die Leute machen werde. Seither ſchrieben ſie alle Milde und Güte an dir blos auf die Rechnung deiner Unwiſſenheit; alsdann aber werden ſie ſie deinem Verſtande und Herzen ganz zueignen. Lieber Sohn, dir ſelbſt traue ich es zwar nicht zu, daß du deßhalb, weil du dich nun als Erbprinz kenneſt, thöricht denken und handeln werdeſt; allein es gibt unter den Leuten immer einige Narren, Schmeichler und Schurken, die darauf ausgehen könnten, dich zu ſolcher Thorheit, welche recht im eigentlichen Verſtande die **Erbprinzenthorheit** heiſſt, verleiten zu wollen. Vor dieſen nimm ja deinen Verſtand und dein Herz in Acht. Mancher von ihnen könnte es wohl gut damit meinen und bückte ſich vor dir aus altem Herkommen ſchon bis auf die Erde, oder ſagte dir übertriebene Lobeserhebungen und prieſe wohl gar offenbare Fehler an dir blos darum, **weil es vieleicht anderwärts** ſo Sitte iſt. Da muſſt du zu klug ſein, als daß du ſo etwas annähmeſt. Andre aber hätten auch wohl blos gewinnſüchtige, offenbarſchlechte und niederträchtige Abſichten dabei, und hielten dis für den Weg, auf welchem ſie deine Gunſt ſich vor andern bereiten wollten.

Da muſſt du zu rechtſchaffen ſein, als daß du ſie im geringſten nur in dem Glauben ſtärken ſollteſt, daß ſie ihre ſchändliche Abſicht erreichen würden. Allen denen, welche ſich am tiefſten vor dir bücken, traue am wenigſten; ſie ſind entweder dumm oder ſchlecht **Ein wahrhaftig edler Menſch verrichtet ſeine äuſſerlichen Ehrenbezeigungen für andre dennoch mit eigenem Anſtand.** Er wird nicht ſelbſt niederträchtig, indem er andre achtet. Und wer dich **wahrhaftig lobt**, lobt dich gewis nie ins Geſicht; das merke dir und laß es jeden, der dir eine fade Schmeichelei ſagt, auf der Stelle fühlen, daß dich ſelbige verdrieſſe. Ich habe es zwar ſcharf verboten, daß dir niemand Benennungen geben ſolle, die dir nicht zukommen — **Prinz** ſoll man dich nennen, das heiſſt, **Sohn unſers Fürſten**; wenn es aber doch geſchähe und es nennte dich jemand z. E. **Ihro Durchlaucht**: ſo antworte ihm — **das bin ich noch nicht, das iſt mein Vater nur.** Oder ginge gar jemand ſo weit, daß er dich **gnädigſter Herr** nennte: ſo ſprich — **das werde ich nicht einmal, das iſt mein Vater nicht einmal, das iſt Gott nur.**

Theodor. Ei beſter Vater, ſo wird mich ja noch niemand nennen; das wäre ja lächerlich.

Adolf. Das wäre längſt ſchon geſchehen, mein Sohn, wenn ich nicht öffentlich zuvorgekommen wäre. Du kannſt nicht glauben, wie ſich auch die Deutſchen, dis ehemals ſo bidere Volk, von ihrer urſprünglichen Geradheit und Natürlichkeit im Ausdruck ſo weit entfernt haben. Nicht nur übertrieben überhaupt, ſondern auch recht unleidlichübertrieben ſind ihre Titulaturen. Es kleidet ſie nicht einmal, wenn ſie ſo ausgelaſſen höflich ſein wollen, und ſie kommen dabei gleich mit ſo ſchwerfälligen, holprigten und vierundzwanzigſilbigen Anreden angezogen, daß man ihnen ins Geſicht lachen mögte. — Lieber Sohn, es iſt in jedem Stande, in jeder Lage des Lebens ſchön, ſich über das Gewöhnliche zu erheben und auszuzeichnen; in deinem Stande aber, in deiner Lage iſt es vorzüglichſchön. Mehrentheils, wenn jemand weiß, daß er einmal viel werde und noch dazu werden müſſe, thut er, als wäre er es ſchon. — Dis iſt das gewöhnliche. Verbinde du die Kenntniß deſſen, was du einſt werden wirſt, mit dem Gefühl, daß du jezt noch nichts biſt; — dis wird dich auszeichnen.

Habe aber deſſen ungeachtet deine Beſtimmung unaufhörlich vor Augen! Ach mein lieber Theodor, dis iſt das hauptſächlichſte, was ich dir zu ſagen habe. Denke ja nicht ſo — ich bin nun einmal ein gebohrner Erbprinz und muß einſt Fürſt werden; dis Volk muß mich, wenn mein Vater die Augen ſchlieſſt, für ſeinen Regenten erkennen, ich mag ſein, wer ich will, und wie ich will, und darf nicht einmal reden. Sieh, dis iſt doch der allernichtswürdigſte Ton, auf den eine Erbprinzenſeele geſtimmt ſein kann! Dagegen empört ſich jedes von allen den tauſendmaltauſend menſchlichen Gefühlen, welche der Schöpfer in unſern Buſen goß. Bei Gott, ich fürchte nicht, daß du auf eine ſolche Denkart verfallen könnteſt; aber laß mich dir es einmal ſagen — — Theoder, wenn dis möglich wäre — Theodor, wenn es möglich wäre . . . - die bloſſe Möglichkeit macht mich zittern . . . wie würde ich das Vorrecht verwünſchen, welches ein Fürſt dieſes Landes hat, in ſeinem Sohne ſeinen Nachfolger zu erblicken, — ein Vorrecht, worüber ich mich ſo unſchuldigherzlich freuen zu dürfen glaubte, weil ich gewis wuſſte, daß ich meinem Sohne kein böſes Beiſpiel gäbe und recht wacker für ſeine Erziehung ſorgte! Wie wäre jede meiner Hofnungen vereitelt, jede meiner Freuden zerſtört und aller Troſt meines Lebens weg! (mit gefaltenen und erhobenen Händen) Theodor! könnteſt du in mein Herz ſehen — alles wühlt und bebt in mir! So wäreſt du, mit dem ich zum zweitenmal zu leben anfing, der, der mir den Dolch in die Bruſt ſtöſſe und deſſen bloſſer Anblick mich zu Boden würfe! Theodor — rede, antworte, ſprich nur ein Paar Worte, aber ſprich ſie aus der Fülle deiner Seelen — — Gott Zeuge — deine Mutter Zeugin — ich Zeuge — — —

Theodor. (der auf ſeine Kniee fällt und die Hände in ſeines Vaters Schoſſe ringt.) **Vater — Mutter — GOTT** — — an jedem Morgen ſoll es mein erſter, und an jedem Abend mein letzter Gedanke ſein, daß ich einmal Fürſt werde! Aber ich will nicht denken — du biſt **dazu gebohren** — ſondern — **du muſſt es zu verdienen ſuchen.** — Lieben Eltern, (breitet ſeine Arme nach Vater und Mutter aus.) halten Sie mich bei meinem Wort — (ſpringt auf und ſtreckt ſich gen Himmel aus.) Du aber — allheiliger Geiſt der Geiſter — liebe mich nicht, ſegne mich nicht, mache mir den bloſſen Gedanken an dich fürchterlich, wenn ich wortbrüchig werde!

Ulrike. (die aufſteht und ihn an ſich drückt.) Gottes Segen über dich, o Theodor, — und deiner Mutter Segen!

Adolf. Setzet euch wieder, ihr Lieben! — Theodor, denke an dieſe Küſſe, die dir deine Mutter ſegnend gab! (umarmt ihn auch weinend) Und an dieſe Vaterthränen, welche auf dein Antlitz floſſen . . . (nach einigen Minuten, die unter heftigſter Bewegung Theodors verſtrichen.) Sieh, wie brav, wie übertriebenbrav die Völker gehandelt haben, daß ſie ihre Fürſtenſöhne gleich bei der Geburt für ihre künftigen Fürſten erklärten! Wahrlich, hiedurch haben ſie der Menſchheit ganzes Wohl aufs Spiel geſetzt. All das Unheil, das ſie ſo häufig drückt, rührt von dieſem einzigen Schritt her, den ſie in der herzlichſten Gutmeinenheit thaten. **Ohne redliche Dankbarkeit ihrer Fürſten dafür, iſt nun die Menſchheit verlohren.**. Nur auf dem einzigen Wege iſt ſie zu retten, wenn der Fürſt denkt — **ich will nun meinen Sohn auch auf das edelſte erziehen** — und wenn der Prinz denkt — **ich will nun auch einer der edelſten Menſchen werden.** Theodor, laß uns beide ſo denken! Vorausgeſetzt, daß Väter und Söhne im Fürſtenſtande ſo denken, haben die Völker wohl daran gethan, ihn erblich zu machen. Dis

Zutrauen hatten ſie zu uns. Sie glaubten, ihre höchſte Dankbarkeit müſſe uns auch den höchſten Eifer einflößen, ſie noch immer mehr zu verdienen. Laß wenigſtens unſer Volk ſich nicht getäuſcht ſehen! Ich kann dir hiezu noch den allerſtärkſten Beweggrund aus der Geſchichte unſerer eigenen Familie nicht länger vorenthalten. Dis arbeitſame, treue und gutherzige Volk, das ich jetzt regiere und du einſt regieren wirſt, iſt faſt ſeit einem Jahrhundert von ſeinen Fürſten, die immer als Väter und Söhne einander ablöſeten, gar jämmerlich getäuſcht worden. **Es waren zwar unſre Väter, aber — wir haben wenig Ehre von ihnen.** Vom Urgroßvater an bis auf meinen Vater — keiner hat ſeine **Pflicht** gethan. Das kannſt du wohl glauben, daß ich zitternd ſo ſpreche, von meinem eigenen Vater ſo ſpreche; aber hier iſts um **Wahrheit** und **Volksglückſeligkeit** zu thun, und — **dieſe gehen noch über den Vater.** O weh, wenn ich daran denke! **Geaderlaſſt — geſchröpft — geblutigelt haben ſie dis arme unſchuldige Land!** Das war denn ein Jahrhundert hindurch der ſchöne Dank dafür, daß ſelbiges die Fürſtenwürde ihrer Familie zum Eigenthum auf Erben und Erbnehmern gegeben hatte! In Thränen ſchwimmend fand ich es — — in Thränen, die meine Väter wie Quellwaſſer aus ſeinen Eingeweiden herausgewäſſerkunſtet hatten. . . (Hier ſtand Ulrike auf und ging in einen bedeckten Gang.) Wahrlich ein hundertjähriger Krieg hätte das Land kaum elender machen können, als ſie es gemacht hatten! Sieh, ſo müſſen wir wieder gutmachen, was unſre Vorfahren verſchuldet haben. Ich habe angefangen und du mußt fortfahren. Vier Fürſten auf einander, *in denen ſich ihr Volk betrog* — ſo müſſen wenigſtens auch einmal wieder zwei auf einander folgen, *die daſſelbe nicht täuſchen*. . . Hat die Nation das Erbrecht ihrer Fürſtenwürde ſonſt verflucht, ſo ſegne ſie es in uns wieder! Sie thue, als hätte ſie bei mir den letzten Verſuch damit gemacht und es nun bei dir aufs neue beſtätigt. Der Tag deiner Geburt ſei dieſer Beſtätigungstag geweſen; — mache, daß ſie ihn bejauchze, ſo lange ein Mann von ihr lebt. Strebe nach recht erleuchteten Kenntniſſen und nach ganz ausgezeichnetvortreflichen Geſinnungen. *Fürſtenweisheit werde das Recht deiner Geburt zum Fürſtenſtuhl, und Fürſtentugend der Fürſtenhut, den du einſt trageſt!* Laß dir weder Stuhl noch Hut einſt geben, ſondern gib ſie dir ſelbſt. In dir habe die Anwartſchaft zum Regiment — aus dir beweiſe deine Anſprüche darauf — durch dich ſetze dich einſt in den Beſitz deſſelben. Thue immer, als würden am Tage meines Todes alle rüſtige und kräftige Männer in einer langen Reihe geſtellt, und als würde dann nur derjenige aus ihnen hervorgerufen, welcher an Kopf und Herz die übrigen alle überträfe. Erwäge, wie viel dazu gehöre, der zu ſein, der aus Tauſenden hervorgerufen werde, und erwirb dir das, was er haben muß, wenn die Stimme der rufenden Nation für ihn ertönen ſoll. Ich habe das Schickſal gehabt, daß ich mich ſelbſt zum Fürſten bilden muſſte. Die Vorſtellung von der Erhabenheit meiner Beſtimmung ergrif mich mächtiglich. Ich hörte — ich las — ich dachte — ich betete. Es iſt mir gelungen, ein Gegenſtand der Liebe meines Volks geworden zu ſein und unter ſeinen Segenswünſchen zu leben; es wird mir gelingen, unter den Segensthränen deſſelben zu ſterben. Sieh, welchen Vorzug haſt du vor mir! Du wirſt von Jugend auf zum Fürſten gebildet. Ich muſſte beides ſelbſt thun — den Grund dazu an mir legen und darauf bauen. An dir legt deine Erziehung dazu den Grund — was kannſt du werden, wenn du darauf baueſt! Was muſſt du werden, da du alle deine Bemühungen gleich auf das Fortbauen verwenden kannſt! Sieh, ſo kannſt du offenbar noch beſſer werden, als ich; und ſo muſſt du auch ſchlechterdings noch beſſer werden, als ich.

Theodor. (der vor ſeinen Vater hintritt und die Arme ſinken läſſt.) Ach machen Sie mich nicht ſo äuſſerſt verlegen — (wird hochroth.)

Adolf. Ja Theodor, warum ſollte ich dir das nicht ſagen? Bei groſſen und wichtigen Beſtimmungen des Lebens hangt die wackere Erfüllung derſelben mit einer edlen und zweckmäſſigen Erziehung zu ihnen ſehr genau zuſammen. Wohl dir, daß dir die leztere zu Theil wird! Alles, alles ſollſt du hören, was du als Fürſt einſt wiſſen muſſt; alles ſollſt du in Ausübung ſehen, was du als Fürſt einſt thun muſſt. Jeder Menſch hat ſeine Beſtimmung und kann nicht ruhig und glücklich ſein, wenn er ſie nicht redlich erfüllt. Deine Beſtimmung iſt eine der gröſſeſten und glänzendſten; aber der Unſeligſten einer würdeſt du werden, wenn du ſie nicht erfüllteſt. Je gröſſer der Beruf, deſto ſchwerer die Rechenſchaft davon. Es gibt Fürſten, welche hierüber ſpotten, aber — ſie brandmarken ſich ſelbſt durch dieſen Spott. Es iſt wahr; man fordert ſie über die Verwaltung ihres Amts **vor keinem Richterſtuhl der Welt** zur Verantwortung; dieſe Sitte iſt leider abgekommen; — aber muß es denn auch grade **die Welt** ſein, die uns nur zur Verantwortung fordert? O Theodor, du kennſt die Macht deines eignen Herzens noch nicht; — **das Herz des Menſchen** iſt ſich mehr, als die ganze **Welt.** Mir ſelbſt bin ich Rechenſchaft darüber ſchuldig, **was für ein Fürſt** ich bin. Ich lege ſie mir ſelbſt gern ab; aber ich würde ſie mir auch ablegen müſſen, ich mögte wollen oder nicht. **Vor meinem Unterthanen** könnte ich entweichen, mich verbergen und verſchlieſſen; aber wie entwiche ich, wie verbärge und verſchlöſſe ich mich **vor meinem eigenen Herzen?** Sieh, dieſes Herz fordert mich an jedem Abend vor ſeinen ſtrengen Richterſtuhl und ſtellt mich zur Rede darüber, wie ich den Tag über geweſen bin. Freudenloſer, dürſtiger, blößer, verachteter, als mein allerelendeſter Unterthan wäre ich, wenn es mich verdammte! Habe du auch Achtung gegen dein Herz, und ſei, um gut zu ſein, keines andern Richterſtuhls benöthigt, als des ſeinigen. Und wenn dich auch einſt dein Volk, ſobald du Fürſt biſt, nicht abſetzen kann, du mögeſt ein Fürſt ſein, was du für einer wolliſt; wenn aber dein Gewiſſen dich deiner Handlungen wegen des Fürſtenſtuhls für unwürdig erklärte: ſo würde dis ſchmach- und ſchandvoller für dich ſein, als wenn dich DIE GANZE NATION abſetzte . . . Und, Theodor. — jenſeits des Grabes — — ach Theodor, jenſeits des Grabes, wo jeder empfangen wird, was ſeine Thaten werth waren — welche Richterſtühle ſtehen uns da bevor! Eben darum, weil wir hier nicht gerichtet werden konnten, werden wir dort gerichtet werden müſſen. Andre Menſchen ſchadeten ſich etwa ſelbſt nur und ſtraften ſich alſo auch ſelbſt dadurch; oder ſie ſchadeten einigen andern und wurden von uns dafür geſtraft. So haben ſie gröſtentheils ſchon empfangen, was ihre Thaten werth waren. Wir aber, wenn wir ſchlecht ſind, ſchaden Tauſenden, und es iſt unter ihnen allen niemand, der uns dafür züchtigt; wie müſſten wir beben vor dem Uebergange in jener Welt, wo wir alles erſt noch zu empfangen hätten, was unſre Frevelthaten werth wären! — Theodor, wenn jemals dein eignes Herz nicht Kraft genug auf dich hat, vom Böſen dich abzuhalten: ſo denke an den Empfang deſſen, was deine Thaten werth ſind, da, wo wir ohne Hut erſcheinen ... Hier ſtehen wir auf der oberſten Stufe der Leiter der Geſellſchaft; dort aber werden wir, wenn wir gewiſſenlos regiert haben, nicht einmal auf der unterſten ſtehen, ſondern von der ganzen Leiter abgeſtoſſen werden, weil wir auch das bloſſe Daſein in der Geſellſchaft verwirkt haben ... Unter allen Unſeligen in jener Welt müſſen die ſchlechten Fürſten die unſeligſten ſein; — denn ſie thaten hier das meiſte Böſe, und — blieben noch dazu ungeſtraft. Für den Unterthan, der hier ſeinen Mitbürger mordet, gibt es noch häufig einen Rabenſtein — — und — kein Rabenſtein, KEIN RABENSTEIN für den, der hier Tauſenden, wenn er ſie auch nicht mordete, doch das Leben ſo verleidete, daß ſie es ſich lieber ſelbſt nehmen mögten? Glaube du, unendlich mehr Qual, als der Tod auf dem Rabenſtein, wird das Leben ſchon an ſich und das bloſſe Gefühl von ſeiner Fortexiſtenz dem Fürſten werden, der als Unmenſch in jene Welt hinüberlandet ...

Die Eindrücke, welche dieſe ſtarken Aeuſſerungen Adolfs auf Theodorn machten, waren mit nichten die gewöhnlichern. Man ſah ihm zwar allerdings empfundene Erſchütterungen an; aber mitten aus ſelbigen blickten **edles Selbſtgefühl und hoher Selbſttroſt** hervor, und ſeine ganze Mine ſprach gleichſam — **Vater, ſolcher Vorſtellungen bedarf ich nicht einmal.** „Meiner Unſterblichkeit gewis, hub er getroſt und freudig an, werde ich um ſo redlicher alle meine Pflichten erfüllen. In meinen Knabenjahren bereitete ich mir durch Rechtſchaffenheit **ein frohes Jünglingsalter,** — durch die Rechtſchaffenheit, welche ich nun als Jüngling ausüben will, werde ich mir **ein glückliches Mannsalter** verſchaffen — — und ſo, ebenſo bereite ich mir durch das ganze jetzige rechtſchaffenangewendete Leben **eine ſelige Ewigkeit.** Die Beſchaffenheit des künftigen Zuſtandes hat immer ihren Grund in dem vorhergegangenen. Aber, mein würdigſter Vater, und **wenn auch kein Leben nach dem Tode wäre — ja, wenn auch ſogar kein Gott wäre,** dennoch würde ich mich der Rechtſchaffenheit in jeder Lage meines Lebens auf das heiligſte befleiſſigen."

Adolf. (der ihn haſtig an ſich zieht und an ſeine Bruſt drückt.) Brav und herrlich! So, mein lieber Sohn, ſo bleib geſinnet. Nun hat dein Vater genug und — dankt dir ſeine Ruhe.

Jetzt kam Ulrike zurück und brachte Rothen mit. Sie war ihm unter einem Berceau begegnet und hatte ihm daſelbſt ihren mütterlichen Dank auf das edelmüthigſte bezeigt. Rothe muſſte von ihr eine goldene Doſe mit Adolfs Bildnis und mit zweihundert Louisd'orn annehmen. Die Geſellſchaft theilte ſich nun. Ulrike brachte mit Theodorn den übrigen Morgen im Garten zu, während daß ſich Fürſt Adolf mit Rothen auf ſeinem Zimmer lange unterredete.

Adolf hätte ſeit vierzehn Tagen einen beſondern Kabinetsprediger. Dis war in den Augen ſeines Hofes ſowohl, als auch ſeines geſamten Volks eine ganz unerwartete Erſcheinung. Es fehlte ihm weder an Predigern noch Hofpredigern; auch war er ſonſt kein Freund von Verbergungen vor ſeinen Unterthanen. Niemand konnte deshalb ergründen, was er dabei für Abſicht habe. Die ſeitherigen Hofprediger hingen darüber die Naſen, und beſonders hing der alte

Gene=

Generalſuperintendent, welcher den Karakter eines Oberhofpredigers hatte, ſeine Naſe am längſten. Bald nach Theodors Zurückkehr zur Reſidenz aber klärte ſich die Sache auf. Man ſah den Kabinetsprediger häufig in Geſellſchaft Rothens und des Erbprinzen, und plötzlich war die ganze Reſidenz davon voll, daß **Theodor öffentlich kommunicirt** habe. Fürſt Adolf führte nehmlich an einem Feſttage ſeinen Sohn ſelbſt in eine der Stadtkirchen, zu welcher ſich die ſtärkſte Gemeine hielt. Auf der Kanzel trat der neue Kabinetsprediger ganz unvermuthet auf und hielt eine ſehr vernünftige Rede über das Abendmahl. Als hernach die Abendmahlshandlung gehalten ward, miſchten ſich Fürſt und Erbprinz mitten unter das fromme Volk und umwandelten mit ſelbigem den Altar. Das Volk ſelbſt jauchzte darüber, daß es ſeinen künftigen Regenten am Altare geſehen und pries ſeinen Vater dafür noch dreimal ſeliger, als zuvor. Der Klerus aber fand ſich durch die ganze Art, wie die Sache eingeleitet worden, ſehr zurückgeſetzt und beleidigt. Kein Menſch wiſſe, hieß es, was für einen Glauben der Erbprinz eigentlich habe, ob er ein Idealiſt oder Materialiſt, ein Deiſt oder Atheiſt, ein Unitarier oder Trinitarier, ein Chriſt oder Nichtchriſt, ein Rechtgläubiger oder Ketzer ſei; niemand habe ihn präparirt, niemand examinirt; in der Beichte ſei er auch nicht geweſen; nun habe man ihn endlich zum erſtenmal im Tempel geſehen, und auch da hätte ein neumodiſcher Schwätzer die alten rechtſchaffenen Geiſtlichen, **die es mit dem Herrn Jeſus noch ehrlich meinten**, von der Kanzel verdrängen müſſen; Gott wiſſe, ob der Prinz je wieder in einen öffentlichen Tempel kommen werde, und überhaupt ſcheine es bei der ganzen Sache nur darauf angeſehen geweſen zu ſein, den Unterthanen blauen Dunſt damit zu machen. Adolf ließ hierauf auf mannigfaltige Weiſe bekannt machen, daß der Prinz vor ſeinen eigenen Eltern ſein Glaubensbekenntnis abgelegt habe, von dem Kabinetsprediger examinirt und für tüchtig befunden worden, und hernach bei dieſem auch zur Beichte geweſen ſei. Und als deſſen ungeachtet der Generalſuperintendent es noch für eine ſeiner letzten Gewiſſenspflichten am Rande ſeines Lebens hielt, den Fürſten ſelbſt über den ſo verſchrieenen Vorgang zur Rede zu ſtellen: ſo reichte ihm Adolf **ſtatt des vertragenen Erbprinzenbeichtgeldes eine Aſſignation an ſeine Kammer auf hundert Dukaten jährlicher Zulage**; worauf dieſer alte wackere Geiſtliche ſich nicht nur vollkommen beruhigte, ſondern auch einen Hirtenbrief an ſämtliche Pfarrer ſeiner Diöceſe ergehen ließ, worin er ſie von aller ihrer unzeitigen Furcht befreite und ihnen die Verſicherung gab, daß der Erbprinz ein Rechtgläubiger ſei. Uebrigens ward die Vorherſagung der erboſten Prieſter, daß Theodor nicht wieder in die Kirche kommen werde, von dem weiſen Adolf aus Liebe und Schonung für das Volk vereitelt. Er erklärte ſich über dieſen Gegenſtand an Rothen alſo:

„Seither ſollte Theodor noch in keine Kirche gehen, damit er nicht etwa irrige Religionsbegriffe zuerſt bekäme. Nun aber, da er die richtigen hat und ſich eigen gemacht hat, mag er in Kirchen gehen, in welche er will, mag jede Sekte beſuchen, die hier geduldet wird, und mag Juden, Heiden und Türken über die Religion reden hören. So leicht wird ſich nun an ſeine Seele nichts anhangen, was nicht an ihr hangen ſoll; und würde ja irgendwo ein Zweifel in ihm erregt: ſo wird er nicht ermangeln, ſolchen Ihnen mitzutheilen. Ich bin ſehr dafür, daß ein Fürſt den öffentlichen Gottesverehrungen ſeines Volks beiwohne. Er ſelbſt mag in ſeinem Herzen glauben, was er will; ſo handelt er doch weder weiſe noch gut, wenn er ſich von ſelbigen entfernet. Glaubt er an Gott:

wie

wie ſollte es ſeiner eignen Seele nicht wohlthun, denſelben in Geſellſchaft ſeiner Unterthanen anzubeten? Geſetzt auch, daß man ſich in dem Tempel, wo er iſt, andre Vorſtellungen von Gott mache, als er; es iſt ja doch derſelbe Gott, und er kann ihn mitten im Volk unter ſeinen eigenen Vorſtellungen anbeten. Glaubt er nicht an Gott: ſo muß ihm doch wahrlich daran gelegen ſein, daß ſeine Unterthanen an denſelben glauben. In der geſamten Weltgeſchichte iſt mir noch kein ganzes atheiſtiſches Volk bekannt, und ich mögte wenigſtens nicht der Fürſt davon ſein. Das iſt nun ſo erwieſen, als daß zwei mal drei ſechs iſt, daß meine Unterthanen, wenn ſie erſt Gottes entbehren könnten, meiner noch weit mehr entbehren zu können glauben dürften. Muß aber dem Fürſten ſehr daran gelegen ſein, daß ſeine Unterthanen Gottesverehrer ſind, wie kann er ſie beſſer dazu machen, als — durch ſein Beiſpiel? Wahrlich, wenn ich auch Atheiſt wäre, ich verſündigte mich doch an meinem Volke dadurch nicht, daß ich aus ſeinen Tempeln bliebe! Kannſt du, würde ich mir an jedem Sonntagsmorgen zurufen, auch ohne Gott weiſe, rechtſchaffen und froh ſein: ſo können es deine Tauſende doch vielleicht nicht — oder vielmehr von jedem Hundert neun und neunzig *gewis* nicht. Und du ſollteſt ihnen den Grund ihrer Weisheit untergraben, die Stütze ihrer Tugend entreiſſen und die Quelle ihrer Zufriedenheit verſchütten? Ach, daß dis die Fürſten bedächten, welche man *in zehn Jahren in keinem Tempel, aber wohl wöchentlich zwei- dreimal im Komödienhauſe und auf dem Redoutenſaal* ſieht! Hiezu kommt, daß in unſern Landes- und Staatsverfaſſungen der Unterricht, der in den Kirchen gegeben wird, doch in der That noch der *einzige* iſt, den *das Volk im eigentlichen Verſtande* empfängt. Iſt er gröſtentheils noch dürftig und mager: ſo iſt er doch noch der einzige — etwas iſt beſſer als nichts — und wer iſt Schuld daran, daß er nicht wenigſtens jährlich beſſer wird? Sagen Sie mir nur einen andern Ort, wo der groſſe Haufe feierlich an ſeine Pflichten erinnert und zur Erfüllung derſelben aufgemuntert werde. Was ſollte denn aus ihm werden, wenn er auch dieſen nicht mehr hätte? Was hilft es aber, daß er ihn hat und haben kann, wenn er ihn nicht achtet? Achten aber wird er ihn nie gewiſſer, als — wenn auch ſein Fürſt demſelben beiwohnt . . . Das hätten Sie wohl kaum geglaubt, lieber Rothe — ich bin ein recht eifriger Vertheidiger des geiſtlichen Standes. Verſtehen Sie mich wohl — der *Geiſtlichen* nicht, wie ſie ſo mehrentheils ſind nehmlich, ſondern *ihres Standes*. Ich glaube, daß man dieſes Standes in gewiſſen Staatsverfaſſungen entbehren könne, ſo wie auch des meinigen; aber in unſern Staatsverfaſſungen unmöglich. Es iſt nichts da, das ihn erſetzte. Vielmehr habe ich einen recht hohen Begrif von der Würde, Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit deſſelben unter uns. * Alles Gute, das an den Seelen des Volks bewirkt werden ſoll, müſſte durch meine Geiſtlichen bewirkt werden können; denn — ſie ſind die einzigen, welche an das Volk reden, zu ſelbigem reden können, was ſie wollen, und dabei durch Beihülſe der Religion ein ſo groſſes Präjudiz des Anſehens für ſich haben. Dis iſt mein Begrif über die Würde ihres Standes. Was ich daran gearbeitet habe, meine Geiſtlichen zu dieſer eigentlichen Würde ihres Standes zu erheben, iſt unausſprechlich. Sie ſind auch beſſer, wie vor dreiſſig Jahren, aber lange ſind ſie das noch nicht, was ſie ſein ſollten. Hie und da habe ich ſchon recht wackere Männer unter ihnen, und ich will auch nicht ſterben, ohne die Hälfte dergleichen wenigſtens unter ihnen zu haben. Theodor wird vielleicht lauter ſolche einſt haben. Der alte Generalſuperintendent iſt mir vorzüglich dabei noch immer im Wege. Ich habe ihn ſchon mit einem recht anſehnlichen Gehalt jubiliren wollen, aber der alte Hannas will nicht daran. Vielleicht jubilirt ihn Gott bald. Seinen klügern Nachfolger habe ich ſchon, und alsdann ſoll es haarſcharf über die weitere Reform meiner Geiſtlichen hergehen, und es ſoll mir kein Schuft mehr von Kandidaten, der ein Ignorant oder ein Polterer iſt, in eine Pfarre ziehen, oder ich will — —

Ein Kammerdiener. (der ins Zimmer tritt.) Durchlaucht, der alte Geheimerath Zensdorf wird Ihnen aufwarten. Er ſitzt drauſſen und kann keine Luft kriegen.

Adolf. (während daß Rothe davonſchleicht.) An dem hats noch gefehlt!

Adolf. (gleich wieder wehmüthig und an Zensdorf tretend.) Was machen Sie? Was iſt Ihnen?

Zensdorf. (keuchend.) Die Treppen, die Treppen! — aber nun geht es ſchon wieder. (geht mit dem Fürſten ins Zimmer und macht den Mund weit auf, während daß er ſich auf ſeinen Stock ſtützt.)

Adolf. Nicht ein Wort eher, bis Sie ſich geſetzt haben.

Zensdorf. (der Platz nimmt.) Wenn ich auch nicht die Durchlauchtige Prinzeſſin Anne heute beſucht hätte: ſo hätte ich doch herein gemuſſt. Ich hatte zu Hauſe weder Ruhe noch Raſt. —

Adolf. Das thut mir weh. Ich hätte Ihnen ja können meine Hofärzte ſchicken.

Zensdorf. (eifrig.) O dieſer bedarf ich nicht! Sie könnten mir auch alle nicht helfen; denn ich bin aus Alter ſchwach und es iſt mir nichts weiter übrig, als zu ſterben. So mögte ich denn noch gern erfahren, was der gnädige Erbprinz nun für einen Glauben hätte. Wie ich höre, hat er ſchon kommunicirt.

Adolf. Er hat denſelbigen Glauben, **welchen Jeſus gehabt hat.**

Zensdorf. (wie irre gemacht.) Wie? den Glauben, welchen **Jeſus gehabt hat?** Alſo nicht den Glauben an Jeſum?

Adolf. Wie Sie wollen; den Glauben an Jeſum oder den Glauben Jeſu . . .

Zensdorf. (mit belehrender Mine.) Ei vergeben Höchſtdieſelben gnädigſt, das kann ja unmöglich einerlei ſein. So hätte ja Jeſus an ſich ſelbſt geglaubt.

Adolf. Auch das! Jeſus muſſte doch wohl eher an ſich ſelbſt glauben, ehe er verlangen konnte, daß andre an ihn glauben ſollten.

Zenodorf. Das iſt mir altem Manne zu ſubtil.

Adolf. Gar nicht; es iſt vielmehr äuſſerſt in die Augen fallend. Ehe ich fordre, daß ein andrer das, was ich ihm ſage, für Wahrheit halten ſoll, muß ich ſelbſt überzeugt ſein, daß es Wahrheit ſei. Jeſus behauptete gegen andre, daß er die einzigwahre Religion lehre; ſo muſſte er ſie erſt in dem Innerſten ſeiner eignen Seele auch für einzigwahr halten. Es wäre ja ſchrecklich, zu denken, daß er eine andre Religion geglaubt und eine andre gelehrt habe.

Zenodorf. Ei erlauben Ihro Durchlaucht gnädigſt, von dieſer Art vom Glauben rede ich nicht.

Adolf. Das iſt aber der rechte Glaube an Jeſum — zu glauben, daß er die einzigwahre Religion gelehrt habe, die er ſelbſt für die einzigwahre hielt. Alsdann glaubt man an Jeſum und glaubt auch wie Jeſus.

Zenodorf. Ich meine den Glauben an Jeſum, daß er alles für uns gethan und gelitten habe und für uns geſtorben ſei.

Adolf. Auch den hat mein Sohn. Wer für die Wahrheit leidet, leidet auch für meinen Sohn, und wer für die Sache der Menſchheit ſtirbt, ſtirbt auch für meines Sohnes Sache.

Zensdorf. Nun aber, auf ſolche Weiſe kann ja Jeſus unmöglich an ſich ſelbſt geglaubt haben, und ſo iſt es alſo ſehr verſchieden — glauben, wie Jeſus, und glauben an Jeſum.

Adolf. Warum denn nicht? Wenn wir glauben ſollen, daß Jeſus für uns gearbeitet und gelitten habe: ſo muß er es doch auch wohl ſelbſt geglaubt haben, daß er für uns arbeite und leide?

Zensdorf. Das wohl; aber ich meine ſo — alsdann käme es heraus, daß Jeſus auch für ſich alles gethan und gelitten habe.

Adolf. Auch das. Allerdings verhält es ſich ſo.

Zensdorf. (im gröſten Eifer.) Um Gottes willen Ihro Durchlaucht, Jeſus war kein Sünder, ſondern der Heiland der Sünder.

Adolf. Nun, um ſo mehr hat er zuförderſt alles für ſich ſelbſt gethan und gelitten; oder deſto mehr Ehre und Segen muß er in dieſer und in jener Welt von ſeinem Thun und Leiden haben. Den gröſten Segen

gen von ſchönen Handlungen und groosmüthigen Leiden für andre hat allemal der Thäter und der Dulder ſelbſt. Das muß ja ſo ſein. Das bloſſe Bewuſſtſein, ich leide für ſie, gibt mir ja eine weit höhere Glückſeligkeit, als alle die, denen ich nütze und für die ich leide, durch mein Thun und Leiden erhalten können. Welche Glückſeligkeit iſt denn reiner — mir wird genüzt oder ich nüze — ich werde glücklich gemacht oder ich mache glücklich? Alſo, den erſten, höchſten Segen von allem ſeinen Thun und Leiden bekam Jeſus ſelbſt. Das ſteht auch in der Bibel und muſſte auch darin ſtehen. Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. — Nun hören Sie, was folgt — darum — alſo darum hat ihn auch Gott erhöhet u. ſ. w.

Jensdorf. (konfus.) Aber gebüſſt hat er doch nicht für ſich ſelbſt?

Adolf. Bewahre Gott — daran iſt gar nicht zu denken.

Jensdorf. Aber für andre hat er doch gebüſſt?

Adolf. Freilich hat er büſſen müſſen, was der Aberglaube, die Faulheit, der Hang zur groben Sinnlichkeit und die Bosheit verſchuldet hatten. Die Menſchen hätten ſchon viel weiter ſein können, wenn ſie und ihre Führer, die Prieſter, gewollt hätten. Aber ſo muß ein erleuchteter Weiſer ſich von ſeinen Zeitgenoſſen verkennen und verſchreien laſſen, ihre Blindheit büſſen und ein Opfer derſelben werden. Und ſo muß ein ausgezeichneter Rechtſchaffener ſich von Schlechtdenkenden verfolgen und unterdrücken laſſen, ihre Misgunſt, Rachſucht und Schadenfreude büſſen und für ſie bluten, wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Zensdorf. (in deſſen Siſtem dis alles nicht paſſt.) Meine Seelenkräfte ſind zwar zu ſchwach, dis alles umſtändlich zu beantworten; ich höre denn aber doch wohl, was ich höre. Das iſt das neumodiſche Chriſtenthum, wogegen Ihr treuer Seelſorger, der Generalſuperintendent, der auch ſo ein alter ehrlicher Mann iſt, wie ich, ſeit Jahren ſchon ſo eifert. Er ſeufzt, wie ich, über die Religion des künftigen Regenten.

Adolf. Seit wann haben Sie ihn zum leztenmale geſprochen?

Zensdorf. Es wird acht Tage ſein; da war er bei mir und übernachtete.

Adolf. Nun, wenn Sie ihn nun wieder ſprechen werden, wird er nicht mehr darüber ſeufzen.

Zenodorf. Wie ſo, Ihro Durchlaucht?

Adolf. Weil er vor kurzem bei mir geweſen iſt, und ich ihn vom Gegentheil vollkommen überzeugt habe. Ich kann mit Recht ſagen — er hat den Glauben in die Hand bekommen, daß der Prinz ein Rechtgläubiger ſei.

Zenodorf. Darüber erſtaune ich und würde es ſehr in Zweifel ziehen, wenn Ihro Durchlaucht es nicht verſicherten.

Adolf. Ja ja, wie ich ſage. Fragen Sie ihn nur bei erſter Gelegenheit ſelbſt und — berufen Sich dabei auf mich. — Ich muß geſtehen, der alte wackere Mann hat dadurch viel bei mir gewonnen, daß er in ſeinem hohen Alter doch noch ſo lenkſam iſt. Aber bei der wahren Gelehrſamkeit und bei dem ächten Eifer für die Ehre Gottes wird man dis mehrentheils finden, daß die Leute lenkſam ſind.

Zenodorf. (auf dem Fauteil hin und her rückend.) Hum, darüber kann ich gar nicht fertig werden. Vor acht Tagen ſagte er mir noch ganz unverholen und völlig überzeugt, der Prinz werde ein purer Naturaliſt — und nun glaubte er grade das Gegentheil?

Adolf. Nun, das geht ja doch ſehr natürlich zu. Damals hatte er meine Gründe noch nicht gefühlt.

Zensdorf. Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht, der Erbprinz wäre alſo würklich ein Chriſt?

Adolf. Ein rechter ächter Chriſt iſt er.

Zensdorf. Aber gnädigſter Herr, er hat ja doch kein Glaubensbekentnis öffentlich abgelegt, wie Höchſtdieſelben gethan haben?

Adolf. Das ſchadet nicht; das ſoll er in Zukunft erſt noch ablegen.

Zensdorf. Vergeben Ihro Durchlaucht, er hat ja aber nun ſchon kommunicirt. Diß hätte ja nachher geſchehen ſollen.

Adolf. Ich wüſſte nicht, warum; iſt er doch eher getauft worden, ehe er noch ein Wort von allem wuſſte, worauf er getauft werde. — Sehen Sie, lieber Geheimerrath, ich weiß zwar recht gut, daß man mich erſt ein ſehr feierliches Glaubensbekentnis ablegen laſſen, ehe ich kommunicirt habe; allein ich bin hierüber ganz andrer Meinung geworden, nachdem ich mich mit dem Lauf der Welt näher bekannt gemacht habe. Ich habe drei öffentlichen Glaubensbekentniſſen, die Erbprinzen ablegten, ſelbſt beigewohnt. Sie ſagten ſie ohne Anſtos her und deklamirten ſehr gut; und ganze Bürgerſchaften hätten in Freudenthränen dabei zerfließen mögen. Als dieſe Herren aber hernach Fürſten wurden, ſtand in ihrer Regierung kein Wort von dem ganzen abgelegten Glaubensbekentnis. Was war denn nun der ganze feierliche Aktus für ihre Völker geweſen? Dieſe hatten alſo das Glaubensbekentnis ihrer Fürſten einsmals gehört; es wäre ihnen aber mehr damit gedient, wenn ſie es nun ſähen. Meinen Gedanken nach kann ein Erdprinz ſein Glaubensbekentnis nicht eher auf eine für ſein Volk überzeugende Weiſe ablegen, als — bis er zur Regierung kommt. Da, da ſehen die Unterthanen ſeinen wahren und eigentlichen Glauben in ſeinen Werken. So mag denn alſo für meinen Theodor die öffentliche Ablegung ſeines Glaubensbekentniſſes auch ſo lange verſchoben bleiben, bis er nach meinem Tode das Regiment antritt. Dann ſoll er es aber nicht blos auf eine Stunde, ſondern lebenslang ablegen, und dann ſoll mein Volk einmal ſehen, nicht hören, ſondern ſehen, wie ſo herrlich er beſtehen werde.

Zensdorf. Das iſt ſehr ſchön; das gebe Gott! Es hätte ja aber beides geſchehen können; das Volk hätte ſein Glaubensbekentnis erſt hören und dann ſehen können.

Adolf. Ich ſehe nicht ein, wozu das genützt hätte. Dazu höchſtens — daß meine Unterthanen erfahren hätten, daß der Prinz gut auswendiglernen könne. Und das können ſie ja doch wohl ſo einem lebhaften jungen Menſchen zutrauen, daß er einen halben Bogen werde auswendiglernen können . . . Ueberhaupt bin ich gar nicht für das Reden, ſondern für das Thun. Vom Hören haben die Unterthanen nichts, und wenn ihr Fürſt ihnen noch ſo viel verſpricht und ſich dazu vermiſſt und verſchwört; vom Sehen aber haben ſie viel, wenn er weiſe und gütig, und täglich immer weiſer und gütiger regiert.

Zenodorf. Höchſtdero Unterthanen mögten nur gern auch jezt ſchon das Glaubensbekenntnis ihres künftigen Regenten wiſſen.

Adolf. Ei, ſie müſſen ſich auch gedulden können. Müſſen ſie ſich doch gedulden, zu wiſſen, wie er einſt regieren werde? Uebrigens haben ſie ihn an einem ihrer Altäre geſehen, und werden ihn künftig fleiſſig in allen ihren Tempeln ſehen.

Zenodorf. (ſehr holdſelig.) Alſo wird der Durchlauchtigſte Erbprinz doch in die Kirche gehen?

Adolf. Die Frage müſſte ich Ihnen bald übel nehmen, guter Greis. Was denken Sie? Glauben Sie etwa, daß ich dieſe Häuſer zu einer Art von Zwingern baue, in die man nur das Volk zuſammentreibt?

Zenodorf. Vergeben Höchſtdieſelben! Aber in alle Tempel ſoll der Erbprinz gehen?

Adolf. Ja, in alle. Es ſoll auch nicht eine einzige Parthei und Sekte, die ich dulde, ſein, mit welcher er nicht zuweilen Gott anbete.

Zenodorf. Aber gnädigſter Herr, da könnte er leicht Irrlehren aufnehmen . . .

Adolf. Darüber ſein Sie unbeſorgt. Es ſoll gewis nichts an ihm haften, was dem Glauben, den er nun hat, entgegen iſt. Aber — alles hören und geglaubt werden laſſen ſoll er können. Sogar in den Judentempel ſoll er jährlich einigemal gehen.

Zenodorf, (ſeinen Stock in die andre Hand nehmend.) Ach Ihro Durchlaucht, das wäre zu viel Ehre für dieſes ungläubige Volk, wenn der künftige chriſtliche Fürſt ihrem von Gott ſelbſt verworfenen Gottesdienſt beiwohnte.

Adolf. Sagen Sie mir doch — beten denn dieſe Ungläubigen nicht für ihn? Warum laſſen wir ſie denn öffentlich beten für ihn und für mich, wenn Gott ihr Gebet ein= für allemal verworfen hätte? Geben ſie denn nicht ihr Schutzgeld dafür, daß ſie öffentlich den Gott ihrer Väter, der auch unſer Gott iſt, verehren dürfen? Alſo dazu wären ſie gut genug? Nein, den Tempel, welchen ein Fürſt erlaubt, muß er ſich auch nicht ſchämen zu beſuchen.

Zensdorf. Ich bin auch immer dagegen geweſen, daß Juden hier ſich niederlieſſen.

Adolf. Ich nicht. Ich habe ſo gedacht — Gott gönnet ihnen die Sonne; ſo muſſt du ihnen die Erde gönnen. Raubthiere ſind ſie nun einmal nicht; daß etwa dieſer Schluß nicht anwendbar auf ſie wäre. — Lieber Alter, dadurch wird erſt wahre Treue und vereinigte Rechtſchaffenheit ſämtlicher Unterthanen, ſo verſchieden auch ihre Religionen ſind, gegen ihren Fürſten, und herzliche Liebe, Eintracht und Menſchenfreundlichkeit unter ihnen ſelbſt gegen einander bewirkt, wenn eine Glaubensparthei wie die andre den Fürſten in ihrem Tempel ſieht und zuweilen mit ihm betet. Unter allen Mitteln, auch den groſſen Haufen tolerant zu machen, ſticht dis beſonders hervor.

Zensdorf. Nun, ſo wird doch der gnädigſte Erbprinz gewis in der Kirche ſeiner Religion am öfterſten gehen.

Adolf. (ſich vergeſſend.) Ja, Lieber, in welche ſollte er da wohl am öfterſten gehen? Theodors Religion wird in allen hieſigen Tempeln gelehrt.

Zenodorf. (der zuſammenfährt.) Ich denke, der Erbprinz ſei ein Chriſt, und zwar von unſrer Parthei? Nun da! Ach Gott, ach Gott!

Adolf. (der ſich nun lieber nicht ſo vergeſſen hätte.) Guter Greis, eine Frage — Merken Sie mir denn gar nicht an, daß ich wünſchte, daß Sie über dieſe Art von Gegenſtänden nie wieder mit mir ſprächen?

Zenodorf. (aufſtehend.) Nun, es ſoll nun auch wahrlich das letzte mal geweſen ſein! — Ihr alter treuer Diener thut aber auch noch eine Frage — wer hat denn den Erbprinz in der Religion unterrichtet?

Adolf. Der Hofrath Rothe.

Zenodorf. (laut.) Der Hofrath Rothe? J das iſt ja kein Geiſtlicher?

Adolf. Das iſt auch nicht nöthig. Beſchämt er doch in Anſehung ſeiner Religionskentniſſe viele meiner Geiſtlichen.

Zenodorf. Der Hofrath Rothe?

Adolf. (ſehr vernehmlich.) Ja, der Hofrath Rothe!

Zensdorf. (nach der Thüre ſich wendend.) Nun, ſo ſage ich nichts. — Und bei wem hat denn der gnädigſte Erbprinz gebeichtet?

Adolf. (ohne völlige Attention.) Bei dem Hofrath Rothe.

Zensdorf. (überlaut.) Bei dem Hofrath Rothe — gebeichtet bei dem Hofrath Rothe? Hat denn der auch einen Beichtſtuhl? Barmherziger Gott, was höre ich alles!

Adolf. Ich verſprach mich und wollte ſagen — bei meinem Kabinetsprediger. Ich will es Ihnen aber grade heraus ſagen — Theodor hat gar nicht eigentlich gebeichtet, und ich bin überhaupt willens das ganze Beichtweſen abzuſchaffen.

Zensdorf. (wankend.) Das wollen Ihro Durchlaucht thun? Ach, ich alter Mann habe über ſechzig Jahre gebeichtet und ſoll nun nicht mehr beichten — —

Adolf. Ich will es Ihnen ja nicht wehren und will es keinem wehren. Aber ich denke, es ſollen ſo wunderviel nicht ſein, die darauf beſtehen.

Zensdorf. (die Hände gen Himmel.) Herr Jeſus, deine Beichte ſoll abgeſchaft werden; nun wirds an dein Abendmahl auch wohl kommen — nimm doch meinen Geiſt auf!

Adolf. (verdrüslich.) Was ſagen Sie damit? Schämen Sie ſich! Wo hat Jeſus die Beichte befohlen? Der Aberglaube hat ſie aufgebracht — die Gewinnſucht erhält ſie. Sie hat nur ein einziges Argument für ſich — das Beichtgeld . . .

Hier ſtolperte der alte Zensdorf fort. In der Thür beſann er ſich noch, drehte ſich um, machte eine ſtumme Verbeugung, ſtolperte weiter und ließ ſich gradeswegs zum Generalſuperintendenten fahren.

Adolf. (zu Rothen hernach.) Nun habe ich den Alten böſe gemacht und es iſt mir ſchon wieder leid. Unſre Sachen waren ſo gut eingelenkt und ich hatte mich gedrehet und gewunden, und wir wären gewis gut aus einander gekommen. Mit einemmale vergaß ich mich und machte durch ein Paar Worte alles wieder ſchlimm. Hernach ward er albern, und ich hitzig. Inzwiſchen wäre ich auch nicht im Stande, jemals weiter ſeine Salbaderei anzuhören. Und ſo iſt's von dieſer Seite ebenſo gut, wenn er nie wieder zu mir kommt. Da fällt mir aber ein, daß er ſagte, er käme von der Prinzeſſin Anne. Was mag er doch bei dieſer machen?

Rothe. Er ſoll ſeit einiger Zeit faſt täglich bei ihr ſein.

Adolf. Der alte Zensdorf?

Rothe. Ja, ich weiß es zuverläßig.

Adolf. Was macht er aber bei ihr?

Rothe. Die Prinzeſſin hat ihn zum Proſeliten angeworben.

Adolf. (ſchlägt die Hände zuſammen.) Nun, das iſt ja zum Lachen! Das iſt auch wahrhaftig das Beſte für ihn, daß er mit der alten Tante fleiſſig Betſtunde hält. Das kann man ihm laſſen. Hm! über das Aennchen!

Rothe. Die Proſelitenmacherei ſoll aber, wie ich höre, noch weiter gehen . . .

Adolf. (lächelnd.) Sie ſcherzen doch?

Rothe. Gewis nicht; es ſollen noch viel andre aus der Stadt zum geiſtlichen Klub bei der Prinzeſſin ſich halten.

Adolf. (ernſthaft.) Das wäre arg.

Rothe. Man hat mir ſogar ſagen wollen, daß verſchiedene Geiſtliche dabei geſehen worden.

Adolf. (heftig.) Nun, einen ärgern Streich könnte mir die alte Fee nicht ſpielen, als wenn ſie mir hier noch ſolchen Unfug anfinge!

Alles, was Rothe dem Fürſten referirt hatte, war mehr denn zu wahr. Die Prinzeſſin Anne, welche der weiſe und tolerante Adolf nicht nur in ihrem Betſtundenweſen, ſondern auch in ihrem ganzen übrigen Weſen ungeſtört, ja ſogar unbeobachtet gelaſſen hatte, kam, ſobald ſie durch ihre Kundſchafter von den Religionsgrundſätzen, welche der regierende Herr hege und der Erbprinz annehmen ſollte, vollſtändiger benachrichtigt worden war, auf einen ganz ſonderbaren Einfall. Sie fand nehmlich eine auſſerordentliche Schickung Gottes darin, daß ſie grade um dieſe Zeit im Lande ſein müſſe, und betrachtete ſich als das Rüſtzeug, welches Gott auserwählt habe, dem Naturaliſmus und der Freigeiſterei, welchen nun recht feierlich Thüre und Thor geöfnet werden ſollten, ſich mit aller Macht entgegen zu ſtellen. Ihre Lebensgeiſter wurden hiedurch noch einmal ſo in Rege geſetzt, daß ſie dieſen Einfall ihrem Kaplan mittheilte, der ihn auf der Stelle für eine göttliche Eingebung erklärte. „Man findet dis mehrentheils, ſetzte ſelbiger hinzu, daß Gott dergleichen Anſtalten trift, um die reine, ſeligmachende Lehre nicht verdrängen zu laſſen. Auf der einen Seite machen Menſchen Anſtalten hiezu, und auf der andern müſſen Menſchen Gegenanſtalten machen. So kam grade um die Zeit, als die gottloſen Socinianer, welche das vollgültige Verdienſt Chriſti leugnen, ſich auszubreiten anfingen, das

Herrhutiſche Völklein erſt recht empor, das einzig und allein in Jeſu Wunden und Seitenhöle ſeine Seligkeit ſucht. Dieſes iſt recht eigentlich dazu von Gott geſendet, um den verruchten Socinianern Einhalt zu thun, Grenzen zu zeichnen und an Gottes ſtatt zuzurufen — bis hieher ſollt ihr kommen, und nicht weiter. Da nun Höchſtdieſelben, als eine ſo religiöſe und fromme Dame, grade auch um dieſe Zeit hier im Lande ſind, zu welcher die Freigeiſterei recht unter öffentlichem Schutz allhier um ſich greifen ſoll: ſo iſt kein Zweifel, daß Gott Ihro Durchlaucht dazu auserkohren habe, dis nach allen Ihren Kräften zu verhindern. Und da vollends Höchſtdieſelben ſelbſt auf dieſen Gedanken gerathen ſind: ſo iſt mehr denn zu ausgemacht, daß irgend ein Engel, den Gott ausdrücklich an Sie abgeſchickt, Ihnen denſelben im Traum unter den Fus gegeben und offenbaret habe. Der regierende Fürſt eines Landes neigt ſich zum Unglauben, läſſt ſeinen Erbprinz dazu erziehen und bringt ihn dadurch zuverläſſig auch unter ſein Volk — — und — eine Prinzeſſin aus demſelben Fürſtlichen Hauſe empfängt von Gott den Beruf, ſich mit ihrer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Stillen dagegen zu ſetzen — — erwägen Ihro Durchlaucht einmal, welch ein heiliger Beruf diß ſei! Und niemand kann diß auch beſſer bewirken, als Sie. Höchſtdieſelben dürfen nur erlauben, daß jedermann in unſre geiſtlichen Stunden und Andachtübungen kommen möge, wer da wolle. So ſollen Sie einmal ſehen, was für ein Zulauf ſein werde. Ich ſelbſt habe ſchon von manchem Bürger gehört, daß er gern dabei wäre, und die Kutſcher haben mir das nehmliche geſagt. Auch gibt es hier einige unter den Geiſtlichen, die ſehr für die gottſeligen Zuſammenkünfte nach unſrer Art ſind. Lieſſen ſich's Ihro Durchlaucht vollends etwas koſten — (ringt die Hände.) Höchſtdieſelben haben ſich's ja wohl eher Gotte zu Ehren etwas koſten laſſen — ſo könnte es nicht fehlen, daß wir bald bei Hunderten beiſammen ſein wollten.“

Dieſem zufolge ging nun die gottſelige Werbung an. Ein öffentliches Schild auszuhangen wagte man nicht; der Kaplan aber nahm es auf ſich, die Sache mit Enthuſiasmus im Stillen zu betreiben. Er wendete ſich zuförderſt an die Nachbarn nebenan, gegenüber und hintenheraus, denen das alltägliche Singen zu Ohren kam, und lud ſie in die andächtigen Zuſammenkünfte ein. Hernach machte er ſich an die Handwerker, welche für die Prinzeſſin arbeiteteten, und an die Krämer, die ihr die Waaren lieferten. Unter alle dieſe Leute verſchenkte er eine groſſe Menge von ſchwärmeriſchen Büchern, welche dazu hinreichend waren, ihnen den Grad von Verſtandesverrückung zu geben, deſſen ſie bedurften. Bald ward es zum Geſetz gemacht, daß, wer für die Prinzeſſin arbeiten wollte, auch ihre Erbauungsſtunden beſuchen müſſe. Man bezahlte dafür dieſe Leute wacker; und diejenigen Kaufleute, welche zum geiſtlichen Klub kamen, empfingen ihre Rechnungen über Waarenlieferungen ohne allen Abzug bezahlt, ſie mogten Preiſe ſetzen, welche ſie wollten. Wo der Kaplan von einer armen Familie hörte, da beredete er die Prinzeſſin Anne, daß ſie die Kinder derſelben kleiden lieſſe; und die Bedingung dabei war allemal, daß die Eltern ihren Privatandachten beiwohnen muſſten. Ebenſo, wo jemand krank war, der nichts an ſich wenden konnte, ward ihm auf Koſten der Prinzeſſin Arzt, Chirurgus und Apotheker gehalten; wogegen er ſich nach erlangter Wiedergeneſung verbindlich machen muſſte, zum heiligen Konventikel zu kommen. Auch beträchtliche Almoſen an baarem Gelde und ſogar Vorſchüſſe wurden denjenigen gereicht, welche ſich zu Proſeliten angaben. Bei ſo anſehnſehnlichem Handgelde konnte es nicht fehlen, daß die Heiligenwerbung gut von ſtatten ging. Die kleine Auserwähltenzahl wuchs ſchnell zu einigen Kompagnien an, und es fehlte dem Kaplan nun blos noch an einigen Helfershelfern, um das Bataillon vollzählig zu machen. Auch dieſe fand er an einigen Geiſtlichen der Reſidenz, welche lange ſchon mit dem heiligen Unſinn, den ſie predigten, den Beifall ihrer vernünftigern Mitbürger verfehlt hatten. Dieſe ſchlugen ſich theils aus Schwärmerei, theils aus Beutelſchneiderei zu ihm, und löſeten ihn ſogar in ſeinen heiligen Amtsgeſchäften zuweilen ab. Jeder derſelben brachte einige Fleiſcher, Pfefferkuchenbecker, Schuſter und Schneider aus ſeiner Parthei mit zur Gemeine der Heiligen. Bald ward das Verſammlungszimmer zu klein, und Prinzeſſin Anne ließ es nun noch zweimal ſo viel erweitern. Da hielt dann nun bald ſie ſelbſt, bald ihr Kaplan, bald einer der Stadtgeiſtlichen den ſerafiſchen Vortrag. Zuweilen machte auch wohl ein Schuſter oder Becker den Seraf, ſobald er zu erkennen gab, daß er ſich inſpirirt fühle. Es war faſt unglaublich, wie dieſe Art von Schwärmerei und geiſtlicher Narrheit um ſich grif. Das Fleckfieber, wenn es in die Reſidenz gedrungen wäre, hätte in ſo kurzer Zeit nicht ärger überhand nehmen können. Binnen vier Wochen gab es keine Gaſſe und kein Gäßchen daſelbſt, wo nicht Frömmler wohnten. So, wie die Glocke der Erbauungsſtunden ſchlug, ſah man ſie bald einzeln, bald familienweiſe nach dem Palais der Prinzeſſin Anne ziehen; da dann alle häuslichen Arbeiten und alle bürgerlichen Berufsgeſchäfte derſelben liegen blieben. Die Geiſtlichen ſowohl, als die übrigen Honoratioren wurden oft von der gottſeligen Anne zur Tafel gezogen, wo es ihnen ſamt und ſonders noch beſſer zu behagen ſchien, als im Andachtſaal. Endlich hörte der alte Zensdorf hievon und hielt es auf der Stelle für einen Antrieb des heiligen Geiſtes, mit der alten Prinzeſſin gemeinſchaftliche Sache zu machen. Er erzählte ihr die ſchrecklichen Entdeckungen, welche er ſchon in vorigen Zeiten bei häufigen Unterredungen mit dem Fürſten über ſeine eigne und Theodors künftige Religion gemacht habe, weiſſagte dem ganzen Lande die fürchterlichſten Strafgerichte Gottes, welche nothwendiger Weiſe daſſelbe deshalb treffen müſſten, und ſetzte hinzu, daß alle chriſtliche Lots jetzt noch zur höchſten Zeit ſich vereinigen müſſten, durch ihr anhaltendes Gebet das neue Sodom zu erretten. Nun ſtieg der pietiſtiſche Enthuſiasums der Prinzeſſin auf das höchſte.

Sie beſchloß, das Bataillon des Frommen wenigſtens zu einem Regiment zu vermehren, ernannte ſich ſelbſt zum General darüber und den alten Zensdorf zum Oberſten, der es kommandiren ſollte. Die ganze ſchwärmende Geſellſchaft empfing von ihr den Nahmen der Fünfwundenleute. Die Mutterloge und Hauptverſammlung derſelben ſollte nach, wie vor, in dem Palais der Prinzeſſin ſelbſt bleiben, und hieß die Loge zu den heiligen fünf Wunden Jeſu. Auſſer derſelben ſollten auch noch zwölf Tochterlogen und Unterkonventikeln in den Häuſern der vornehmſten Mitglieder geſtiftet werden, von denen die eine zum Blute Jeſu, die andre zu den Nägelmahlen Jeſu, und noch eine andre zur Seitenhöhle Jeſu benannt ward, u. ſ. w. Der alte Zensdorf war in ſeiner Anwerbung unermüdetthätig und über ſeine eigne Erwartung glücklich. Er hatte noch immer viel Anhang unter den Räthen und Hofbedienten von ſeinem Alter und machte auch verſchiedene von dieſen zu Proſeliten. So ſtand die Sache der Heiligen; ſo war alles in der vollkommenſten Gährung, und ſo wimmelte die Reſidenz ſchon von Fünfwundenbrüdern und Fünfwundenſchweſtern, als Fürſt Adolf erſt davon Nachricht erhielt.

Schmidt fand nehmlich, als er von dem Landhauſe mit dem Erbprinz zurückkam, ſeine Frau ganz und gar verändert. Das ſonſt ſo heitre, redſelige Weib ging wie vor den Kopf geſchlagen, ſprach wenig, ſeufzte viel und ließ in ihrer Wirthſchaft alles buntüber gehen. Lief er gegen Mittag oder in den Nachmittagsſtunden im Vorbeigeſchicktwerden etwa an ſein Haus mit heran: ſo traf er ſie nicht. Kam er am ſpäten Abend zu ihr zurück: ſo ſaß ſie noch über den Büchern. Forderte er weiſſe Wäſche, ſo hatte ſie keine fertig; beklagte er ſich, daß die Stube ſo unreinlich ausſehe, ſo erwiederte ſie ihm, daß ſie dazu keine Zeit habe und daß den Reinen alles rein ſei. Schmidt war ein gutmüthiger Menſch. Er hielt ſeine Frau anfangs für krank; hernach glaubte er gar, daß ſie von Sinnen kommen könne und ward darüber ſehr traurig. Rothe, dem er ſeine Leiden klagte, gab ihm Urlaub auf einen ganzen Tag zu Hauſe zu bleiben. So, wie es des Morgens neun Uhr ward, nahm ſeine Frau einige Bücher unter den Arm und ging fort. Schmidt fragte ſie, wohin ſie gehe; ich gehe zu Gott, antwortete ſie ihm und ließ ſich nicht halten. Nun glaubte er gar, ſie wolle ſich erſäufen. Er ſchlich ihr von weitem nach und ſah ſie in das Palais der Prinzeſſin durch eine Hinterthüre eingehen. Kurz, ſeine Frau war während ſeiner Abweſenheit von der Stadt eine Fünfwundenſchweſter geworden, und einer ſeiner Nachbarn entdeckte ihm die ganze Geſchichte. Mittags kam ſie wieder nach Hauſe und querlte ihm ſtatt der ganzen Mahlzeit in aller Eil eine Suppe zuſammen, die er nicht eſſen konnte. Er ſtellte ſie liebreich darüber zur Rede; worauf ſie auffahrend erwiederte: Wenn du nicht ſo ein eitler Weltmenſch wäreſt, ſo würdeſt du dich ſättigen mit dem Brod des Lebens und deinen Durſt ſtillen an den heiligen fünf Wunden Jeſu . . . „Was willſt du denn von mir, gute Frau, verſetzte er ſanftmüthig; ich bin ja ein ehrlicher Mann und laſſe mir's für dich und deine Kinder ſauer werden, und du haſt gute Zeit bei mir, und die Herrſchaft iſt mit mir zufrieden. Findeſt du aber etwas Böſes an mir, ſo ſag mir's doch; damit ich es ablegen und mich beſſern könne.“ Da fiel ſie ihm weinend um den Hals und geſtand ihm, daß es ihr ein ganz unausſprechliches Leiden verurſache, wenn ſie bedenke, daß ſie erleuchtet und bekehrt ſei, im Stande der Gnaden ſtehe und eine Erbin des ewigen Lebens ſei; er aber in ſeinen Sünden ſo hingehe und einmal ewig verdammt und verlohren ſein werde. So ſag mir doch nur meine Sünden, erwiederte er ihr. „Ach, verſetzte ſie, da kannſt du recht ſehen, was für ein Unbekehrter du noch biſt, weil du nicht einmal weiſſt, wie gros deine Sünden ſind. Sieh, von dem Haupte an bis zu den Fußſohlen iſt nichts geſundes an dir; lauter Striemen und Eiterbeulen, die dir deine Sünden ſchlagen. Nur durch ſeine Wunden muſſt du heil werden. In ſeine Seitenhöhle muſſt du dich retten, wie das Täublein in die Felslöcher ſich rettet, wenn der Reiher nach ihm ſtöſſt. Durch ſein Blut muſſt du rein werden von allen deinen Sünden. Du muſſt von deiner Ichheit ganz zur Richtichheit gelangen, dir ganz ableben und abſterben, nur eine Raupe, eine Made, eine Milbe in deinen Augen ſein und nur Chriſtum liebhaben.“ Schmidt ließ ſie lange ſo fortſchwatzen und machte ſie recht treuherzig. Da kam denn alles zum Vorſchein, was er nur zu wiſſen verlangte. Sie erzählte ihm, daß ſie ſich ewig der Stunde freue, in welcher ſie durch ihren lieben Herrn Beichtvater unter die Zahl der Auserwählten und Kinder Gottes aufgenommen worden ſei; daß ihr, als ſie zum erſtenmal zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gekommen, nicht anders zu Muthe geworden ſei, als wenn ſie in das Paradies und in den dritten Himmel verſetzt würde; daß ſie aber ſeit einiger

Zeit wieder ſehr unruhig ſei, ſchwere Träume habe und zu nichts in ihrem Hauſe Luſt empfinde, und daß ihr lieber Herr Beichtvater, als ſie ihm dis anvertrauet, darauf erwiedert habe, daß dis daher komme, weil ihr Mann noch ſo in ſeinen Sünden fortlebe, und daß ſie nicht eher werde wieder ruhig werden, bis ſie auch ihn bekehrt habe. Hierauf drückte ſie ihren Mann an ihr Herz und flehte ihn bei ſeiner ewigen Seligkeit, daß er ſich doch auch bekehren, in die Geſellſchaft der Kinder Gottes treten und mit ihr zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen mögte. — Schmidt ließ ſich noch allerlei erzählen, was in den heiligen fünf Wunden vorgehe, verſprach ihr, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, bat ſie, ſich bis dahin zu beruhigen und erzählte gleich Tags darauf die ganze Geſchichte an Rothen; der anfangs ſeinem Fürſten nur einige Winke davon gab, bald hernach aber alles ausführlich berichtete.

Adolf war ein ſehr toleranter Fürſt. Seinetwegen konnte jeder glauben, was er wollte, ohne daß er deßhalb ein Arg auf ihn hätte. Gleich vom Antritt ſeiner Regierung an hatte er jeder Sekte, wenn ſie ihm ſonſt nur gute Bürger zuführte, freie Religionsübung in ſeinem Lande verſtattet. Der Segen, den er dadurch geſtiftet,

tet, war in die Augen fallend und gros. Profeſſioniſten und Künſtler, Fabrikanten und Manufakturiſten aller Art begaben ſich von Zeit zu Zeit in ſeinen Staat, brachten ihre Wiſſenſchaften und Reichthümer dahin mit, baueten ſich daſelbſt an und verſetzten das Land in einen immer blühendern Flor. Tauſendmal pflegte er deshalb zu ſagen, daß kein ſichereres Mittel ſei, einen verarmten Staat binnen zwanzig Jahren wieder zu Wohlſtande zu bringen, als — allgemeine Toleranz; weil der Menſch kein gröſſeres Gut kenne, als ſeinen Glauben, und keine gröſſere Glückſeligkeit, als öffentliche Ruhe und Sicherheit bei ſelbigem, und weil dieſe letztere noch in ſo wenig Ländern für alle und jede zu haben ſei. So tolerant aber der weiſe Adolf auf allen übrigen Seiten war: ſo intolerant war er gegen offenbare und ſinnloſe Schwärmerei. „Was ſoll ich mit unklugen Menſchen in meinem Lande, pflegte er zu ſagen, wenn er auf dieſes Kapitel kam. Sollen ſie mir etwa meine geſcheuten Unterthanen auch ungeſcheut machen? Schwärmer ſind träge und faul; wenn ſie nur beten und ſingen, denken ſie; dadurch geſchieht aber nichts; wer mein Bürger ſein will, muß arbeitſam und fleiſſig ſein.“ Er fuhr deshalb heftig auf, als er den pietiſtiſchen Unfug, welchen ſeine gottſelige Tante trieb, ſo in ſeinem ganzen Umfange vernahm.

„Das hätte ich ſollen ahnden, ſprach er, als ich die Andächtelei der alten Sibille erblickte. Ich dachte aber bei mir ſelbſt, laß ſie vor ſich gaukeln und haseliren, wie ſie will; verzehrt ſie doch Geld in deiner Reſidenz und befördert dadurch Nahrung und Gewerbe deiner Bürger. Und ſo hätte ſie meinetwegen ſechs Kaplane beſolden und täglich ſechsundzwanzig Bet- Erbauungs- und Andachtübungen halten mögen. Aber daß ihre Gaukeleien hier um ſich greifen ſollten, das hätte ich nicht gedacht. Ich habe ſo viel Jahre lang daran gearbeitet, daß ich dieſem verdammten Unweſen ein Ende machte, und — die ſoll mir es in ſechs oder acht Wochen wieder in vollen Schwung bringen? So wahr ich Fürſt bin — das Neſt ſoll zerſtört werden! Nahrung hat ſie ſollen unter meine Bürger verbreiten, aber nicht Narrheit. Die ſoll mir nicht einem Theile meiner Unterthanen die Köpfe verrücken, und wenn ſie darüber erzböſe würde und wieder zum Lande hinausginge. Welch eine wahre Seuche dis andächtelnde Weſen ſei, ſieht man nun abermals aus dem unbegreiflichen Zulauf, den dieſe alte Schwärmerin hat. Und wie daſſelbe eine Seele, die es ergreift, herabſpanne und zu allem Guten träge mache, beweiſet Schmidts Frau, die ſonſt ein ſo wackeres, arbeitſames und häusliches Weib geweſen iſt. Fürwahr, ich muß dafür ſorgen, daß meinen Bürgern die Weiber nicht verdorben werden. Auf dieſe hat das alberne Weſen noch mehr Einflüſſe, als auf die Männer, weil ihre Geſchäfte gröſtentheils nicht an die Stunde gebunden, ſondern ihrer Willkühr überlaſſen ſind. Statt, daß ſie das Haus reinigen und die Küche und Kinder beſorgen ſollen, laufen ſie dann in die Erweckungsſtunden; und ſtatt, daß ſie den Spinnrocken, oder den Strickſtrumpf in die Hand nehmen, oder waſchen und flicken ſollen, ſitzen ſie über den andächtigen Büchern. Dadurch wird aber wahrhaftig das Haus nicht rein, die ſchwarze Wäſche nicht weis und des Mannes Latz, den er auf der Arbeit zerriſſen hat, nicht wieder ganz. Ich glaube noch, daß das wohl ein recht überdachter und künſtlichangelegter Plan habe ſein ſollen, daß man ſich mit der Proſelitenwerbung an Schmidts Frau gemacht hat. Daß es durch ſie auf ihren Mann gemünzt ſei, iſt nun ſchon erwieſen. Aber ob man nicht dumm genug geweſen ſei, zu glauben, daß durch dieſen hernach wieder auf Theodorn etwas bewirkt wer=

den könnte — dafür wette ich nichts. (fängt an herzlich zu lachen.) Rothe, wenn das ſo wäre? Wahrlich, man kann ſich die Einfälle nicht albern genug denken, die in die Seele einer alten Betſchweſter kommen können. (wird wieder ernſthaft.) Schmidt ſoll nun morgenden Tages gleich mit zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen, damit ich alle und jede erfahre, welche da beiſammen ſind, und auch von allem, was ſie da eigentlich vornehmen, vollkommene Wiſſenſchaft erlange. Alsdann werde ich die derbeſten Maasregeln nehmen, daß die ganze Proſelitenmacherei ein Ende mit Schrecken nehme."

Ehren Schmidt nahm alſo Tags darauf ganz treuherzig ſein Weiblein, das man ſchon gefangen geführt hatte, bei der Hand und wanderte mit ihr zu den heiligen fünf Wunden. Die ſelbſt betrogene Frau empfand unterwegs wohl recht herzliche Freude darüber, daß nun wieder einmal ein ungläubiger Mann durch ſein gläubiges Weib ſelig werde. Nicht weniger freuten ſich alle verſammlete Fünfwundenleute darüber, als ſie ihn mit ſeiner Frau in den Erbauungsſaal angetreten kommen ſahen. Prinzeſſin Anne machte vor allen den längſten Hals, ziſchte dem alten Zensdorf etwas ins Ohr und hatte darauf die ſchweſterliche Herablaſſung, die

Frau Schmidt dafür zu embraſſiren und ihr zur Bekehrung ihres Mannes von Herzen Glück zu wünſchen. Schmidt war genau inſtruirt, ja alle mögliche Kontenance zu halten; damit die Abſicht ſeiner Gegenwart in dem Auserwähltenchor nicht zu früh errathen werde. Er war nicht im Stande, die Menge Menſchen zu überzählen, welche er vorfand. Das konnte er aber beim erſten Blick berechnen, daß wenigſtens dreiviertel derſelben **Weiber** wären. Adolf hätte dis gleich vorhergeſagt und auch wohl hinzugeſetzt, daß die ganze Auserwähltenſchaar **aus lauter Weibern** beſtehe. Der alte Geheimerath Zensdorf war als Heiligenobriſt allein dadurch ausgezeichnet, daß er dicht neben der Prinzeß Generalin ſas. Alle übrigen ſaſſen ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts durch einander her. Schmidt zählte ſechs Geiſtliche aus der Stadt, welche darunter waren. Alle erſchienen ſie in ihrem Ornat. Neben dem einen von ſelbigen ſas ein Schornſteinfeger, auch in ſeinem Ornat. Verſchiedene fürſtliche Räthe und Bediente waren gleichfalls da. Nicht wenig ſtutzte aber Schmidt, als er auf einer der Hinterbänken auch eine von Ulrikens Hofdamen erblickte, die über ſeinen Anblick noch mehr, als er über den ihrigen, zu ſtutzen ſchien.

Sie ſuchte ſich ſorgfältig vor ihm zu verbergen; er überzeugte ſich aber unſtreitig davon, daß ſie es ſei. Uebrigens befanden ſich Leute aus allen Ständen daſelbſt; ſogar waren einige Bauerweiber aus dem Dorfe da, wo der alte Zensdorf ſein Gut hatte. Luſtig war es, zu ſehen, wie auch verſchiedene Peruckenmacher, ihre Puderbeutel unter dem Arm, und einige Barbierer, den Scheerbeutel auf dem Schos, da ſaßen. Der alten Matronen waren weit mehr, als der jüngern; und von den ſämtlichen Fiſch- Kraut- und Butterweibern der Stadt fehlte auch nicht eine einzige. Kurz vorher, ehe die Erbauung anhub, wurden Schmidten die dabei gewöhnlichen Geſang- Gebet- und Andachtbücher überreicht und geſchenkt, und Prinzeſſin Anne ſchrieb in jedem derſelben ihren Nahmen auf das erſte Blat und Zensdorf den ſeinigen auf das hinterſte Blat. — —

Einige Lieder, die von Blut und Wunden, Seitenhöhle und Nägelmahlen wimmelten, in denen aber übrigens nicht der geringſte geſunde Menſchenverſtand war, machten den Anfang der gottſeligen Unterhaltung. Der alte Zensdorf machte dabei den Kantor, und zwiſchen jedem Liede ward knieend und ſtill gebetet. Die Prinzeſſin Anne gab zum Anheben und Aufhören mit Beten durch ihr eignes Niederfallen und Wiederaufſtehen das Signal. Sie ſelbſt las alsdann zuförderſt etwas aus Jakob Böhmen vor; worauf wieder geſungen ward. Hernach trat der alte Zensdorf hin und las an einem Pult eine eigene Ausarbeitung her; die dismal von der wunderbaren Direktion Gottes handelte, daß grade zu einem Zeitpunkt, wo der Same des Unglaubens recht unter öffentlicher Autorität ausgeſtreut werde, das Häuflein der Auserwählten ſo einträchtig bei einander ſein müſſe. Am Ende derſelben ermunterte er die Kinder Gottes, ihre Beilage ja zu bewahren **bis ans Ende**; und wenn ſie auch darüber ſollten leiden müſſen. Hierauf folgte abermals ein Singſang. Sodann knieete ein Stadtgeiſtlicher hin und betete ein Gebet aus dem Herzen, worin er Gott über die ſo unausſprechlichſchnelle Vermehrung ſeiner wahren Kirche in dieſem ihm geweihten Saale pries, ihm die nunmehrige Zahl der Glieder derſelben herrechnete und die kühne Bitte in voller Zuverſicht an ihn that, daß er das Herz des Erbprinzen ſo regieren mögte, daß derſelbe endlich dennoch, aller liſtigen Anläufe des Teufels an ihn ungeachtet, zu ihnen ſich geſellte. Nun war eine Stille, und man wartete, ob nicht dieſem oder jenem der Geiſt etwas eingeben werde, das er noch mittheilen müſſe. Darauf erhub ſich ein Schuſter unp redete eine halbe Viertelſtunde in den Tag hinein, ohne daß Schmidt eigentlich erfahren konnte, was er wollte. Nach dieſem fühlte ſich ein Fiſchweib und ſodann ein Butterweib begeiſtert und ſchüttete ſich aus. Jene raſete über die Wiedergeburt und dieſe über den bevorſtehenden jüngſten Tag. Zulezt ward nochmals geſungen und knieend gebetet. Als Prinzeſſin Anne ſich erhub, machte ſie noch bekannt, daß nach einigen Tagen die erſte Tochterloge zum Blute Jeſu in dem Hauſe der Frau Wulf, einer Krämerin, eröfnet und von ihr ſelbſt eingeweiht werden ſolle; da ſie denn hoffe, daß die übrigen eilf auch binnen vier Wochen zu Stande gebracht ſein ſollten. Beim Auseinandergehen brachte ein Kammerdiener Schmidten die Erlaubnis, der Prinzeſſin Anne ſogleich aufzuwarten.

Schmidt, der die Inſtruktion hatte, alles zu thun, that auch dis. Die Prinzeſſin empfing ihn mit einer ganz auſſerordentlichen Leutſeligkeit, beſchenkte ihn reichlich, beſeufzte den Unglauben des regierenden Herrn und machte es ihm ganz auſſerordentlich zur Pflicht, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſei, um den Erbprinz, wenn er mit ihm allein wäre, auf andre

Gedanken zu bringen. Schmidt gedachte ſich dadurch aus der Sache zu ziehen, daß er ihr erwiderte, wie es ein- für allemal bei ihm die Einrichtung ſei, daß er nicht eher reden dürfe, bis er gefragt werde, und auch nicht mehr, als worüber er befragt werde. „O, verſetzte ſie, das wirſt du ſchon zu machen wiſſen. Jenen Befehl haben dir Menſchen nur gegeben; dieſen gibt dir Gott durch mich. Du muſſt Gotte mehr gehorchen, als den Menſchen. Fürchte dich nicht vor Menſchen; Menſchen können dir nur den Leib tödten. Gott aber kann dir Leib und Seele verderben bis in die unterſte Hölle. Und das geſchieht dir nun auch, wenn du des Herrn Willen weiſſt und nicht thuſt. Dein Leib und Seele fahren in die unterſte Hölle, wenn du nicht den Prinz zu bekehren ſuchſt. Thuſt du dis aber, ſo wird dein Lohn gros ſein, und du wirſt ein Kind des Allerhöchſten ſein. Denke nicht, lieber Schmidt, daß du nur ein armer Lakei ſeiſt. Sieh, das Verachtete vor der Welt hat Gott erwählt. Seine Kraft wird in die Schwachen mächtig ſein. Gott macht es immer ſo, daß er die gröſten Handlungen durch geringe Leute bewirkt; damit man recht ſehen möge, daß er es ſei, der ſie bewirkt. Denke an die Apoſtel, welche ſo viel Fürſten und Könige belehrt haben;

waren ſie nicht Leute aus den niedrigſten Ständen? Alſo habe guten Muth! Es hat ſchon mancher Lakei mit groſſen Herren machen können, wie er gewollt hat, und — dabei war Gott immer mit im Spiel. Ich verſpreche dir nach meinem Tode auch ein anſehnliches Legat. Geh nun nach Hauſe und bete den ganzen Tag; denn mit Gebet muſſt du die groſſe Sache anfangen. Und dann komm morgen wieder und ſag mir, wie dir nach dem Beten ſei. Alsdann will ich dir mancherlei Einſchläge geben, wie du die Sache anzufangen habeſt. Ich will unterdeſſen auch beten ohne Unterlas, damit mir der Geiſt dazu Weisheit ſchenke."

Schmidt war froh, daß er von ihr kam. Es war ihm bei dem Gerede ſo angſt und ſo brühwarm geworden, daß ihm der Schweis vor der Stirn ſtand. Prinzeſſin Anne hatte dis bemerkt und daraus geſchloſſen, daß Gott ihr Gnade dazu gegeben, ſein Herz zu bewegen, weil der Geiſt bei ihm allbereits auf den Schweis getrieben. — Schmidt ging, ſtatt nach Hauſe, nach Hofe, meldete ſich und muſſte dem Fürſten in Rothens Gegenwart ſogleich alles ausführlich erzählen. Adolf erſtaunte, und erſtaunte immer mehr, je länger er zuhörte. Bei der Menge der Frömmlinge fing ſein Erſtaunen an; bei Nennung der vornehmern unter ſelbigen wuchs es; bei den Sticheleien auf ihn in Zensdorfs Abhandlung und bei dem Gebet des Geiſtlichen des Erbprinzen wegen wuchs es noch mehr; bei Erwähnung der Hofdame ward es übergros; und bei dem referirten unſinnigen Auftrage der alten Prinzeſſin an Schmidt ſprang es beinahe über. — —

Adolf. (zu Schmidt.) Nun, es iſt gut; ich danke euch für eure Treue gegen mich. (zu Rothen hernach, als Schmidt fort war, auf die Erde ſtampfend.) **Blutige Naſen** ſoll es eher nach einigen Tagen geben, als eine Loge zum Blute Jeſu! — — Rothe, was ſagen Sie nun? Kann man ſich auch wohl etwas ſo toll vorſtellen, wie es wirklich oft geſchieht? Wahrlich, es hat mich zum Theil geahndet, und ich habe es Ihnen vorhergeſagt; aber eine ſo entſetzliche Unbeſonnenheit und Dummdreiſtigkeit gegen einen meiner Lakeien hätte ich der alten Betſchweſter doch nicht zugetrauet. Und der alte Zensdorf — — — das iſt die Rache für die Unterredung! Was für ein alter, braver, wackerer Diener er mir war! Hilf Himmel, was für ein Satan iſt doch der blinde Religionseifer, wenn er den Leuten in die Köpfe fährt! Ich glaube, dieſer

Mann, der ſich ſonſt für meine Ehre aufgeopfert hätte, könnte ſich jetzt für die misverſtandene Ehre Gottes gegen mich vergehen . . . Und der betende Geiſtliche — — — im Ernſt, der Menſch muß verrückt ſein. Und das Hofdämchen — — — ha, wie ſoll das heute noch ſpringen! Sehen Sie nun wohl auch die Anlage durch, welche durch dieſes gemacht worden ſein mag? Rothe, mir fällt hier etwas ſchwer auf's Herz — Sie ſind mein beſter Freund, ich will es Ihnen vertrauen. Meine Gemahlin kommt mir ſeit kurzem ſtiller vor, als ſonſt. Ich habe kein Arg darauf gehabt, aber nun fällt mir's auf. Ich habe ſie ſeit einigen Tagen immer leſend gefunden und nicht darauf geachtet; nun iſt mir auch dis mit einem male verdächtig. Wenn das ſo der Plan wäre, durch Schmidt den Prinz, und durch die Hofdame ſeine Mutter mir zu verführen! Und wahr und wahrhaftig er iſt's! Je toller, kann man wohl hier ſagen, deſto wahrer. Leute von der Art glauben alles; Leute von der Art wagen alles. Eben darum, weil ſie alles glauben, iſt ihnen oder vielmehr in ihren Augen, auch alles möglich. Sie gehen einmal von der Ueberzeugung aus, daß ſie zur Ehre Gottes handeln, und ſo mag es Edelmuth oder Frevel ſein, was ſie vorhaben, ſo heften ſie ſich feſt daran. Unglücklicher Weiſe greifen ſie noch obendrein zum Gebet, bringen dadurch ihr Blut in heftigere Wallung, gehen nun blindzu auf Vollbringung aus und — vollbringen wirklich durch ihren Enthuſiasmus oft Dinge, von denen ſich ein ſtillgeſezter und ruhigdenkender Mann nichts hätte träumen laſſen. — — (wie vor ſich.) Ulrike, du biſt ein vortrefliches Weib, — ja bei Gott das biſt du! Aber du biſt auch weichmüthig, empfindſam, warm, wie die edlern Weiber alle ſind. Deine Religioſität kenne ich; allein deine **Einbildungskraft** kenne ich auch. Wenn es möglich wäre! Wenn es möglich wäre! (wieder an Rothen ſich wendend.) Hofrath, Bidermann — das wäre ein Druck an meinem Leben! Das hielte ich nicht aus. Verruchter, verdammter hätten die Andächtler, welche ich für ſo dumm hielt, ihre Sachen nicht anfangen können. (wieder vor ſich.) Doch, ich kenne ja auch die Macht, welche ich über ſie habe, und die mir ihr edles Herz ſelbſt ſo freiwillig zugeſtanden hat. Hat ſie mir nicht geſtern unter der Laube davon noch Beweiſe genug gegeben? Wenn alſo auch wirklich in ihrer Seele etwas wäre, das ſie vor mir verborgen hielte: ſo wird es mir doch nicht ſchwer fallen, ſie dahin zu bringen, daß ſie es mir entdecke; und wenn auch wirklich ſchon irgend eine von jenen ſchwärmeriſchen Ideen ihr wichtig geworden wäre: ſo wird es mir ebenſo wenig ſchwer werden, dieſelbe wieder zu entkräften und durch die reine Vernunſt in ihrer vollen Unrichtigkeit darzuſtellen. Aber welch ein Glück, daß ich noch ſo ganz zu Anfang gleich dazwiſchen kommen kann! — — Rothe, aber es iſt doch erſtaunendviel, daß ſolcher offenbarer Unſinn in ſo kurzer Zeit ſo um ſich greifen kann und in meinem Lande noch gleich ſo viel Liebhaber findet. Iſt das die Nation, zu deren Aufklärung ich zwanzig Jahre hindurch ſo viel that? Ich dachte, wie weit ich damit gekommen wäre; wie weit bin ich denn eigentlich nun? O wie mich das verdrieſſt und ſchmerzt! Wahrlich, es iſt Wahrheit — die Menſchen lieben die Finſternis mehr, als das Licht. Aber was iſt's. — meine Prieſter ſind Schuld daran. Sie ſollen eigentlich die Aufklärer ſein; aber ſie wiederſetzen ſich lieber jeder Aufklärung, die vorwaltet. Was mich das ärgert, Rothe, was mich das nun ärgert, daß ich vor zwanzig Jahren nicht gedacht habe, wie heute! Ich bin zu ſäuberlich mit den Knaben umgegangen. Es kommt aus dem zu leiſe gehen bei der Sache fürwahr nichts heraus. Aber nun ſoll mir auch Gott helfen, daß ſie anders werden, und ich will kurz Federleſen mit ihnen machen. Der alte Pabſt ſoll mir nicht länger dabei zuwider ſein, oder er iſt der erſte, der ſich empfiehlt. — Was zu thun mit der ganzen Pietiſterei? Ernſt muß gebraucht werden, das ſehe ich. Und was ich thun will, muß bald geſchehn. Ich will darüber kurz mit mir ſelbſt zu Werke gehn. Laſſen Sie mich allein.“

Adolf war kaum eine halbe Stunde allein geweſen, als ihm plötzlich der Tod des Generalſuperintendenten gemeldet ward. Zensdorf hatte eigentlich denſelben beſchleunigt. Dieſer hatte den alten Mann durch ſeine Erzählung von bevorſtehender Abſchaffung der Ohrenbeichte, die er ihm spornſtreichs gemacht, gleich beim Eintritt zu ihm ſo heftig alterirt, daß ſelbiger auf der Stelle den Schwindel bekommen hatte. Nachher hatte er ihn durch Mittheilung ſeines ganzen gehabten Geſprächs mit dem Fürſten wieder in eine ſeinen Jahren ganz ungewöhnliche Rage gebracht; daß alſo der alte Mann von einer äuſſerſten Erſchütterung zur andern, von einer gänzlichen Herabſpannung zu einer ihm unerträglichen Hinaufſpannung aller ſeiner Seelenkräfte, und zwar nicht ſchrittweiſe fortgeſchlichen, ſondern ſprungweiſe

weiſe übergeſchnellt worden war. In dieſer letztern Situation ward er von Zensdorf ſitzen gelaſſen, rief ſeinen Famulus, diktirte ihm eine Vertheidigung der Ohrenbeichte, ſtrengte ſich dabei viel Stunden hinter einander über ſeine Kräfte an, erſchöpfte ſich und — ſchlief ein, ohne wieder aufzuwachen. In der ganzen Stadt verbreitete ſich ſogleich mit der Nachricht von ſeinem Tode auch eine Erzählung dieſer Umſtände; die aber allerdings, wie alle Erzählungen, verſchieden cirkulirte; ſo, daß einige behaupteten, der Generalſuperintendent ſei an der Ohrenbeichte geſtorben, und andre wieder, er ſei am Beichtgelde geſtorben. Adolf, als er hörte, daß er todt ſei, ſprach: Es war ein alter Mann — Gott habe ihn ſelig!

Hatte der Fürſt in der halben Stunde vorher ſeinen Plan ſchon halb entworfen gehabt, ſo war er nun auf der Stelle ganz damit fertig. Der Kabinetsprediger ward ſogleich gerufen, und Adolf ernannte ihn zum neuen Generalſuperintendenten. Dieſer Mann gehörte zu den Edelſten ſeines Ordens und machte ſeinem Stande wahre Ehre. Er war nicht nur ein ſehr edeldenkender Mann, ein vortreflicher Moraliſt in Lehre und — Leben; ſondern er hatte auch die ausgebreiteteſte theologiſche Lektüre, und — was noch mehr war — hatte auf derſelben ſein eigenes freies Forſchen und Nachdenken erbauet. Dis war freilich nur das Einzige, was ihn von vielen andern übrigens auch recht gelehrten und braven Generalſuperintendenten unterſchied; aber es machte ihn dennoch zu einem ganz unendlich von ihnen verſchiedenen Mann. Er hatte alles geleſen, geprüft, benutzt; allein man konnte mit Recht von ihm ſagen, daß ſeine ganze eigentliche Religion ſein eigen, ſelbſtgedacht, ſelbſtgebaut, ſelbſtvollendet war. Unter allen Gedanken, welche dazu gehörten, war kein einziger, der etwa ſo blos unter den übrigen mitdurchliefe. Alle, ſo viel ihrer waren, hatte er ſie wenigſtens tauſendmal eingeſchmelzt und ſo lange davon geſchmelzt und geſchieden, bis das pure, lautere Gold davon übrig geblieben war. Einige noch ganz beſondre Eigenſchaften machten ihn zu einem der ausgezeichneteſten Geiſtlichen ſeines Zeitalters. Er verband nehmlich mit der Wahrheitsliebe die Beſcheidenheit, mit der Freiheit im Denken die Behutſamkeit im Reden, mit dem unauslöſchlichen Haß gegen Aberglauben und Vorurtheil die Schonung des Volks, und mit ächter Religioſität den Hof. Es gewährte ein ſehr reines menſchliches Vergnügen, wenn man ſich mit ihm über einen Gegenſtand des Glaubens und der Theologie unterredete. Jenen pflegte er den Kern der Theologie und dieſe die Schale des Glaubens zu nennen. So, wie er darüber zu reden anfing, war es nicht anders, als ginge für die, welche ihn hörten, ein Licht um ſie her auf; aber es war kein urplötzlich daherblitzender, blendender Lichtſtrom, ſondern ein ſanfter, angenehmer Lichtſtrahl, der funkenmäſſig aufſprühte und allgemach flammigter ward, dem Auge aber bis ans Ende erträglich blieb. Und ſo, wie er aufhörte zu reden, war es, als wenn alle ſeine Zuhörer ſagen wollten — nun iſt's Tag! Er war ein Ausländer, hatte mit Rothen zugleich ſtudirt und war von dieſem an Adolf empfohlen worden. Adolf wuſſte gleich nach der erſten Entrevüe, wen er an ihm habe, und deſignirte ihn auf der Stelle im Herzen zum Nachfolger des alten Generalſuperintendenten. Der Mann war jetzt ſo beſcheiden, daß er die Stelle nicht annehmen wollte; Adolf aber drang in ihn, daß er ſie annehmen muſſte und unterredete ſich mit ihm über die vorhabenden Reformen über vier Stunden. Keinen zu ihm ſich beſſer ſchickenden Sachverſtändigen hätte er dabei finden können, als ihn. Er goß keineswegs ſein Oel noch in Adolfs Feuer, ſondern wuſſte daſſelbe durch ſeine reine Vernunft und durch ſchnelle Ueberſicht der geſamten Folgen jedes wichtigen Schritts in mäſſiger Glut zu halten, und zu verhindern, daß es hohe verzehrende Flamme ſchlüge. In Anſehung des ſo um ſich greifenden Pietiſmus aber fand Adolfs ganzer ſtarker Plan ſeinen Beifall. **Thauwaſſer,** ſprach er, **das ſich allmählich auf dem Erdboden ſammelt, läſſt man ſich ſelbſt einziehen, oder leitet es ſacht ab; aber — einem wilden daherbrauſenden Strom muß man Damm und Wall und alle Art von Gewalt entgegenſtellen, ehe er das ganze Land erſäuft.**

Adolf. (zu Rothen, weit ruhiger, als vorher.) Nun habe ich den gefunden, den ich ſuchte. Nun ſoll's vorwärts gehen. — Rothe, es iſt ganz unendlichviel daran gelegen, wenn Aufklärung in einem Lande Platz finden und ſich verbreiten ſoll, daß der erſte Geiſtliche in ſelbigem ein ſelbſtdenkender Kopf ſei. So hat er nicht nur nichts dagegen, wenn der Fürſt auf nützliche Reformen fällt, ſondern er fühlt die Nothwendigkeit derſelben noch eher, als der Fürſt, und bringt dieſen auf ſie. Er, der die Sache freilich beſſer verſtehen muß, entwirft alsdann die Plane dazu, und ſo werden die Plane vollkommener, ausführbarer, zweckerreireichender. Die Geiſtlichkeit, deren Vorgeſetzter er einmal iſt, ſchmiegt ſich dann beſſer unter die klügern Neuerungen, und wird durch ſein Anſehn und durch ſein Beiſpiel doppelt aufgefordert, auch ihrerſeits zur Beförderung derſelben alles beizutragen; dahingegen ſie ſich Mann für Mann dagegenſtellen, und das Volk zuſammenpoltern, wenn ihr Ephorus ein Mann iſt, der mit ihnen zugleich für jedes alte kirchliche Herkommen eifert. Unter dieſem darf ſich nicht einmal ein ſubordinirter Geiſtlicher es merken laſſen, wenn er ja klüger dächte, als er. Gleich ſind ſonſt in der ephoriſchen Seele Neid, Eiferſucht und Verfolgungsgeiſt rege, die ſich unter dem Mantel des Eifers für die Reinigkeit der Lehre verbergen, wie der Scharfrichter, ehe er zu köpfen beginnt. Ein aufgeklärter erſter Geiſtlicher hingegen ſchämt ſich ſeiner unaufgeklärten Mitbrüder und Mitarbeiter am Wort, und benutzt jede Gelegenheit, ſein Licht auch ihnen mitzutheilen und dadurch noch allgemeinwohlthätiger zu machen. Wenn dann die Geiſtlichen eines Landes ſammt und ſonders, oder doch gröſtentheils auf der Kanzel etwas kluges reden: ſo hört das Volk etwas kluges und wird dadurch auch klüger. Sie bereiten alsdann das Volk unvermerkt zu nützlichen Reformen vor, und erleichtern dem Fürſten, der aufklären will, ſeine Arbeit unausſprechlich; da im Gegentheil ſie es dem Fürſten platterdings unmöglich machen, irgend eine derſelben wunſchmäſſig durchzuſetzen. Und dis beruht denn alles nur auf dem einzigen Umſtande, ob der erſte Geiſtliche ein Selbſtdenker oder Nachbeter, ein Mann mit oder ohne Kopf iſt. Sehen Sie ringsum uns alle Länder an; wie der Superintendent in ſelbigen: ſo das Siſtem, ſo die Religion, ſo die Liturgie, ſo die Schulen. Mit den alten Ephoren, Inſpektoren und Superintendenten iſt ſelten etwas anzufangen. Als ſie ſtudirten, da war noch keine Aufklärung in der Religion. Sie haben alſo all das alte Weſen ſo gelernt, wie es damals gelehrt ward, und haben's hernach eine lange Reihe von Jahren hindurch ebenſo wieder gelehrt, wie ſie es gelernt hatten. Nun glauben ſie es ihrer eignen Ehre ſchuldig zu ſein, dabei beharren und es im Anſehen der Wahrheit erhalten zu müſſen. Was in aller Welt wäre das für eine Demüthigung für eine Hochwürdige Magnificenz von ſechzig oder ſiebenzig Jahren, wenn ſie hintreten und eingeſtehen ſollte, daß das, was ſie ein Drittel- oder Halbjahrhundert hindurch mit ſo vieler Zuverſicht und mit ſo ſichtbarer Erbauung dem Volke vorgetragen, unbeſtimmt,

ſtimmt, unerwieſen, überall falſch und unnütz geweſen ſei? Iſt dis auch wohl eine Zumuthung, welche man ſo infalliblen Männern thun ſollte? Ein alter Hauptpaſtor und Superintendent, der nun bald ſeine Schuhe und Strümpfe auf ewig weglegen wird, ſoll von jungen Leuten noch etwas lernen, die noch in den Kinderſchuhen liefen, als er ſchon lange im Amte war; ſoll von ihnen ſich eines beſſern überzeugen laſſen und zu ihnen ſagen, ihr habt Recht, ihr verſteht euch beſſer auf die Religion, als ich? Scherz bei Seite, lieber Rothe; man weiß es ja, wie es durchgängig ſchwer hält, daß die Alten von ihren einmal angenommenen und ſo lange gehegten Meinungen, Moden, Denk- und Vorſtellungsarten abgehen ſollen; und am allerſchwerſten hält dis bei den mehrſten alten Theologen. Ihre alten Moden und Meinungen hangen einmal alle zu feſt zuſammen; wenn ein Artikel ihres Siſtems wankt, wanken immer fünf, ſechs andre mit. Mithin ſind ſie auch wider die allergeringſte Veränderung und Reform. Die vorbereitenden Ideen fehlen ihnen auch; ihre ganze Seele müſſte gleichſam einen neuen Gang einſchlagen und ganz von vornan wieder anfangen zu denken. Wie kann man dis von ihnen verlangen? oder vielmehr,

wie

wie kann man von Leuten verlangen, daß ſie auf ihre alte Tage noch anfangen ſollen, zu denken, die noch nie gedacht haben? Denn wahrhaftig, die Alten haben doch gröſtentheils nicht gedacht, ſondern nur nachgeſprochen. Das Denken war ja ſchier Sünde bei ihnen; das arme Dienſtmädchen, die Vernunft, durfte ja nicht ein Wörtchen dagegen mukſen, was die gnädige Frau, der Glaube, einmal befohlen haben ſollte. Die Alten dachten nach — das heiſſt, ſie dachten ebenſo wieder, und nach, was ihre Väter ihnen vorgedacht hatten; das wahre Nachdenken aber iſt dis, daß man unterſucht, ob die Väter recht gedacht hatten, wie ſie dachten. Ein gewiſſes heiliges Vorurtheil war allerdings ſchon allein im Stande, dis edlere Nachdenken zu verdrängen und zu unterdrücken. Ich glaube in der That, daß es menſchliche Seelen gibt, die jeden Zweifel, jede bloſſe weitere Nachfrage, ob das auch ſo wahr ſei, was man ſie von Kindheit an zu glauben gelehrt hat, für unerlaubt und ſündlich halten. Man hörte z. E. daß man ſich auf die Bibel beriefe — und ſo legte man ſich gleich die Hand auf den Mund. Niemand ſetzte dem Anſehen der Bibel ſelbſt die Schranken, welche ſelbiges doch einmal haben muß, weil alles ſeine

Schranken hat; ja man prüfte nicht einmal, ob man ſich auch mit Recht auf die Bibel beriefe und ob das darin wirklich befindlich ſei, was man in ihr zu finden glaube. Trägheit und Faulheit hinderten aber das edlere Nachdenken gewis noch weit mehr, als es durch jenes heilige Vorurtheil gehindert ward, hinter welchem man ſich oft nur verbarg. Und dis iſt noch der gewöhnliche Fall. Mit jenem Nachdenken oder **blos Ebenſodenken, wie andre gedacht haben**, iſt man gleich fertig und hat weiter keine Beſchwerde davon; das edlere Nachdenken aber, das **wahre** Nachdenken iſt eine ſaure Arbeit, erfordert viel Anſtrengung des Geiſtes, und läſſt wenig Zeit übrig zu Gaſtereien, Picknicks und Kränzchen. Das behagt denn nun den wenigſten Geiſtlichen, und noch weniger ihren Ephoren. Dieſe halten allzuoft ihre überſtandenen Schul- und Univerſitätsjahre nur für diejenigen, in welchen es ihnen Pflicht war, zu **ſtudiren**, und betrachten ihre Amtsjahre als die, in welchen ſie **blos genieſſen** und die Früchte ihrer erlangten **Studien** beſtens einſammlen und **gemächlichſt verzehren** ſollen. Thue ich ihnen unrecht, ſo will ich's ihnen öffentlich abbitten; aber betrachten Sie ſie nur einmal der Reihe nach . . . Aus Faulheit ſind ſie oft blos gegen alle Reformen in der Religion; ſie denken, ſie mögten ſich den Kopf dabei zerbrechen; ſie wollen nicht arbeiten, und doch ſind ſie allerdings die, welche dabei am meiſten arbeiten müßten; ſo laſſen ſie lieber alles ſein bei dem Alten. Dennoch begehen ſie den Widerſpruch und behaupten auf der andern Seite ihr Recht, allein uns reformiren zu dürfen. Wenn auch unter den ſubordinirten Geiſtlichen hier und da noch ein rühriger Mann iſt, der die Mängel der Kirche durchſieht und nur den gröbſten und auffallendſten **ganz ſo vor ſich und ohne alles Geräuſch** abhelfen will: ſo ſoll er für ſeinen beſſern Verſtand und Willen einen Wiſcher verdient haben; weil er in die Gerechtſame des Superintendenten und der Konſiſtorien einen reſpektwidrigen Eingrif gethan. Er ſoll warten, bis dieſe unter öffentlicher Autorität die Reformen ſelbſt treffen; und doch fällt es ihnen nie ein, Hand daran zu legen . . . Rothe, läßt ſich etwas ärgers von **ephoral- und konſiſtorialdeſpotismus** denken? Hierüber habe ich mich mit dem alten Pabſt, Gott habe ihn ſelig! mehr als zehnmal überworfen. Ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß auch nur die **Liturgie** würdiger, für unſer Zeitalter ſchicklicher, dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſener und deutſcher eingerichtet

richtet würde. Es ſollte immer geſchehn und geſchah nicht. Deſſen ungeachtet las er einigen jungen Geiſtlichen, die die Unſchicklichkeiten, Unchriſtlichkeiten und Undeutſchheiten in den gewöhnlichen Formularen der Agende fühlten und milderten, über jedes ausgelaſſene oder abgeänderte Wort im Konſiſtorium den Leviten, und der ewige Medinsterminus, aus dem er den Leviten las, war der, daß kein ſubordinirter Geiſtlicher dergleichen Auslaſſungen und Abänderungen eigenmächtig unternehmen dürfe. Nicht einmal die ganz erbärmlichen eingeführten Kollekten, deren Verfaſſer doch ſelbſt öffentlich bekennen, daß ſie nur für die einfältigen Pfarrer gemacht wären, durften gegen klügere vertauſcht werden. Das komme ihm nur zu, behauptete er, andre Kollekten zu machen, und — doch machte er keine andre. In dem Kirchengebet präſentirte er dem Weltſchöpfer, vor dem ich, meine Gemahlin und mein Sohn drei Johanniswürmer unter den übrigen nicht leuchtenden Würmern ſind, alles meines Gegenredens ungeachtet drei Durchlauchtigkeiten. Mancher kluge und fromme Geiſtliche, der ſich beſſer auf's Gebet verſtand, ließ dies fade Cerimoniel weg; aber die Wiſchereien und Konſiſtorialnaſen darüber hatten nicht eher ein Ende, bis ich mit eigner Hand das dreifache Durchlaucht ausſtrich. Ich bin ſehr für Subordination; ſie iſt die wahre Stütze der Ordnung in allen Ständen. Aber ſie kann nicht Statt finden, wenn die Vorgeſetzten nicht auch auf ihrer Seite ihre Inſpektion gehörig verrichten. Dieſer ihr erſter, weſentlicher Beſtandtheil iſt aber dis, daß man ſolche Verfügungen von Zeit zu Zeit treffe, daß die Subordinirten nicht gezwungen werden, gegen die Subordination zu handeln. Wo keine ſolche vollkommene Inſpektion iſt, da kann man auch keine vollkommene Subordination fordern. Allerdings ſollte kein untergeordneter Geiſtlicher eigenmächtig Abänderungen und Reformen treffen; ſondern das Konſiſtorium ſollte dis nur thun. Aber wenn nun das Konſiſtorium dieſes nicht thut und auch die allernothwendigſten Abänderungen nicht macht, wie ſoll ſich der aufgeklärtere, edlere ſubordinirte Griſtliche verhalten? Soll er bei allem ſeinen Gefühl, daß er Unſinn ſpricht, bei allen Erfahrungen, daß dadurch die Religion in den Augen vieler Menſchen nicht nur weniger ehrwürdig, ſondern ſogar lächerlich werde, dennoch aus Subordination blos fortfahren, den Unſinn zu ſprechen und die Religion dadurch noch immer kraftloſer, verſpotteter und lächerlicher zu machen? Die Aufklärung hat einmal um ſich gegriffen; es iſt unmöglich, daß der Geiſtliche verlangen könne, daß man während ſeiner Amtshandlungen auf dieſe Verzicht thun und ſich in die Unwiſſenheit und Barbarei des vergangenen Zeitalters, in welchem Agende und Formulare fabricirt wurden, zurückſtimmen ſoll. Mithin muß er entweder ſeine Amtshandlungen dem Geiſte unſerer aufgeklärten Zeiten gemäs einrichten, oder er muß ſich's gefallen laſſen, daß, wenn er tauft, trauet u. ſ. w., die Leute dabei ſtehen und Geſichter ſchneiden, die Naſen rümpfen, die Köpfe ſchütteln, die Achſeln zucken, ſpötteln, lächeln u. ſ. w. Da werden nun ſeine heilige Amtshandlungen wahrhaftige Gaukelei, und da ſtiftet die Religion einen ſaubern Segen. Muß ihn alſo ſein Gewiſſen nicht zwingen, Abänderungen zu machen, wo ſie ſchlechterdings nothwendig ſind und die Konſiſtorien ſie nicht machen? — Woher aber die Saumſeligkeit, die Ungeneigtheit der Konſiſtorien, Reformen zu bewirken? — Abgerechnet den Fall, daß Fürſt und Konſiſtorium nicht einerlei Religion ſind — liegt nicht die Schuld davon allein an den erſten Geiſtlichen, welche Mitglieder der Konſiſtorien ſind, und deren

ren Meinung die weltlichen Mitglieder derſelben in Religionsſachen nur beizupflichten pflegen? Sind jene nun unbiegſame Anhänger des alten, blos darum, weil es alt iſt, wie kann man von dieſen erwarten, daß ſie nicht um ſo mehr ihnen beiſtimmen werden, da ſie als Juriſten überhaupt ſchon gewohnt ſind, alte Vorſchriften, Verordnungen und Geſetze für unverletzlich zu halten und in ihrem Fache ſo ſelten Neuerungen und Verbeſſerungen eintreten ſehen! Durchgängig werden Sie finden, daß die mehrſten Juriſten an ſich ſchon in Religionsſachen auf der Seite **der alten Orthodoxen** ſind! Zu der Urſache davon, welche ich eben angegeben habe, kommt auch dis noch, daß die wenigſten von ihnen ſich den Kopf durch philoſophiſche Studien erhellen. Sie lernen und treiben ihren juriſtiſchen **Schlendrian** und halten dieſen für wundervollkommen und unverbeſſerlich; und ſo ſind ſie auch ſehr dafür, daß es in Religionsſachen bei dem **theologiſchen Schlendrian** bleibe. Wäre der erſte Geiſtliche ein aufgeklärter Mann: ſo könnte er ihnen die Köpfe zurechtſetzen; aber da liegt der Fehler — und darum iſt an keine wichtigere Schritte in Religionsverbeſſerungen in einem Lande ſo lange zu denken, als jenes nicht der Fall iſt. — Ich will ja ſehr gern zugeben,

ben, daß mancher alte Oberſtgeiſtliche ſich gegen alle Veränderungen aus einer wirklichen Art von Ueberzeugung auflehne, die er durch Routüne erlangt hat. Nachdem er nehmlich nun ein halbes Jahrhundert hindurch ſo gedacht, geglaubt und gelehrt hat, wie er denkt, glaubt und lehrt; ſo kommt es ihm völlig ſo vor, als wenn dis alles ſo wahr, und allein nur wahr und recht wäre, und er erblickt jeden auf dem Wege zum ewigen Verderben, der nun anders denken, glauben und lehren will, als er. Dieſer Glaube aus Routüne macht ihn alsdann zu einem Eiferer aus Gewiſſenhaftigkeit gegen alle Reformen. Er iſt im Stande, ſich deshalb Glück zu wünſchen, daß er auch die geringſte Reform verhindern kann, und betrachtet ſich mit einer recht lebendigen Ueberzeugung für die ſtärkſte Stütze, auf welcher die chriſtliche in ſeinem Lande ruhet. Aber was iſt alle Gewiſſenhaftigkeit nütze, wenn man bei ihr ein Thor iſt? Wird das Gute einmal verhindert, ſo mag es aus Stolz, oder aus Faulheit, oder aus Glaubensroutüne verhindert werden — genug es iſt verhindert, es iſt verlohren für ein ganzes Volk und für eine ganze Generation . . . Ich will nicht weiter unterſuchen, aus welcher von dieſen drei Urſachen vorzüglich mein alter Generalſuperintendent jeder kirchlichen Reform entgegen war. Es kann ſein, daß er auch gedacht hat, daß er die Hauptſtütze der Kirche in dieſem Lande ſei, und daß dieſe bei ſeinem Tode knacken werde; ich habe aber **keinen Knack** gehört. Niemand kann ihm herzlicher die ewige Ruhe gönnen, als ich."

Noch an demſelben Tage bekam die Hofdame, welche eine Fünfwundenſchweſter war, den Abſchied. Ihre Entlaſſung geſchah ohne alles Geräuſch, und folgte unmittelbar auf eine lange geheime Unterredung Adolfs mit Ulriken. Von dem Inhalt der letztern ward nichts weiter bekannt, als daß der Fürſt ſelbſt aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin einen Arm voll Bücher nach dem ſeinigen herübergetragen und ihr eine Reiſe ins Bad in Geſellſchaft Theodors und Rothens vorgeſchlagen habe, die ſie auch Tags drauf ſogleich antrat.

Kaum war Ulrike zum Thore hinaus, ſo nahmen Adolfs Proceduren gegen den peſtmäſſig um ſich greifenden Pietiſmus den Anfang. Der Frau Wulf ward zuförderſt bei tauſend Thaler Strafe unterſagt, die neue Loge zum Blute Jeſu in ihrem Hauſe errichten zu laſſen. Hierauf mußte der erſte Geheimerath zur Prinzeſſin Anne gehen und ihr bekannt machen, daß der regierende Landesherr zwar nie etwas dagegen habe, ob ſie in ihrem Palais mit ihren Leuten täglich drei oder dreiundzwanzig Betſtunden halte; daß er aber mit äuſſerſtem Unwillen vernommen, wie ſie einen groſſen Theil ſeiner Bürgerſchaft aus allen Ständen und ſogar viele von ſeiner Dienerſchaft dabei an ſich gezogen und daß dis **ſchlechterdings hiemit ein Ende haben ſolle;** daß er ihr alſo die Wahl laſſe, ob ſie ſelbſt ihr Haus allen denen, welche nicht in daſſelbe gehörten, während der Erbauungsſtunden verſchlieſſen wolle, oder ob er auf jede erforderliche Art die Leute davon abhalten laſſen müſſe. Prinzeſſin Anne, als ſie dieſe widrige Zeitung vernahm, ward von allen Furien der Bigotterie und der Schwärmerei ergriffen. Sie tobte heftig und ſagte unter andern, daß ſie ſo etwas in ihrem Leben nicht gehört habe, daß man die Leute in den Uebungen der Religion und der Gottſeligkeit ſtören wolle; daß der Fürſt froh ſein ſolle, daß ſich bei dem immer mehr Ueberhand nehmenden Unglauben noch ein ſo zahlreicher Haufe von ächten Chriſten auf dem alleinwahren Grunde erbaue, von welchem Jeſus Chriſtus der Eckſtein ſei, und daß ſie es ſich zum gröſten Gewiſſen machen müſſe, irgend einen Menſchen, er ſei wer er wolle, von ihren Verſammlungen abzuhalten. Sie lieſſe, ſetzte ſie hinzu, dem Fürſten ſagen, er ſolle bedenken, was er thue, und dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben; denn wer ihm widerſtrebte, würde über ſich ein ſchweres Urtheil empfangen. Der Geheimerath verſuchte alles mögliche, um ſie dahin zu bringen, ſich in Zeit und Umſtände zu ſchicken; ſie ward aber noch ungeſtümer und entließ ihn mit den Worten — **ſeither kamen die Frommen nur zur Hinterthür herein, nun ſollen alle Thüren und Thorwege für ſie offen ſein.** Es war, als lächelte Adolf, da er dieſe Antwort in Extenſo vernahm; man ſah es ihm aber an, daß ſein Lächeln Ausdruck des innigſten Unwillens ſei, den er darüber empfand. Der Geheimerath muſſte nochmals zu ihr gehen und ihr deklariren, daß er ſchlechterdings bei der Alternatiſe, die er ihr geſtellt, beharre, und daß ſie oder er der ganzen Hiſtorie ein Ende machen müſſe; weshalb er ſie bitten laſſe, für ihre Ehre zu ſorgen und das erſtere zu wählen. Kaum aber, daß ſie den Abgeſchickten wieder vor ſich ließ. Daraus wird nichts, erwiederte ſie; der Fürſt denkt wohl, er wolle wie Darius, das Beten verbieten, aber — **alle Daniele kehren ſich nicht daran;** ich laſſe ihm ſagen, er ſoll fleiſſig den zweiten Pſalm leſen und die erſten fünf Verſe auswendig lernen. Der Geheimerath unterſtand ſich kaum, dieſe Antwort zurückzubringen. Gut, erwiederte der Fürſt und ſchloß ſich mit dem geweſenen Kabinetsprediger in ſeinem Zimmer ein. Nach einigen Tagen hörte man folgendes gedrucktes Patent von allen Kanzeln verleſen werden und las es an allen öffentlichen Oertern der Reſidenz.

„Adolf, jeztregierender Fürſt dieſes Landes — allen ſeinen getreuen Unterthanen Liebe und Segen zuvor!

Daß ich es mit allen meinen Bürgern und Bauern gut meine, darüber kann ich mich vor Gott, vor meinem Volke ſelbſt und vor der ganzen Welt auf meine Handlungen berufen. Aus eben dieſem Grunde hatte ich es mir gleich vom Antritt meiner Regierung an zur Pflicht gemacht, allgemeine Toleranz in Religionsſachen auszuüben, und keinem, er ſei auch, wer er ſei, in Glauben und Glaubensübung hinderlich zu werden. Ein Grundſatz, den ich bis auf dieſen Tag befolgt habe und auch immer befolgen werde, weil ſeine Anwendung von den wohlthätigſten Folgen für mein Land geweſen iſt. Seit kurzem aber heben Pietiſmus, Frömmelei und Schwärmerei in meiner Reſidenz ihr Haupt wieder em-

por.

vor. Nun weiß ich aus den vorigen Zeiten, wie dieſe fanatiſchen Ströme die Nation mit Aberglauben, Dummheit und Trägheit einſt überſchwemmt haben, und bin daher feſt entſchloſſen, **wenn vernünftige Vorſtellungen nichts** helfen, mit voller landesherrlicher Gewalt mich ihnen entgegenzuſetzen. Das Unheil, welches ſie ſtiften, iſt zu groß, als daß ich dazu ſchweigen könnte. Ich will gute, arbeitſame Unterthanen haben, und ſo muß ich auch **aufgeklärte Unterthanen haben. Dumme, abergläubige, bigotte Menſchen ſind ſchlechte, unmoraliſche** Menſchen. — Ich gebe allen meinen Unterthanen zu bedenken, daß ſie **religiös** ſein ſollen; **daß aber das wahre Weſen der Religion nicht darin beſtehe, daß man blos ſinge und bete, den Kopf hangen laſſe und unter überſpannten Vorſtellungen des menſchlichen Elends alle menſchliche Heiterkeit verliehre und dadurch um nichts deſſer werde; ſondern darin — daß man aus Achtung für Gott alle ſeine Pflichten treu erfülle, dadurch täglich ein beſſerer Menſch werde und andern immer mehr Segen ſtifte; daß man thätig ſei zum Guten und darin nicht müde werde, Wittwen und Waiſen beſuche und ſich von der Welt unbe-**

befleckt behalte. Dies iſt das beſte Singen und Beten; wer ſo betet und ſingt, der ſingt und betet noch weit mehr, als die heiligen Fünfwundenleute, denn — er ſingt und betet ohne Unterlaß. Zum übrigen Singen und Beten hat jeder in ſeinem eignen Hauſe Platz genug, und zum öffentlichen Beten und Singen ſind die Kirchen da, in welchen man vernünftige Erbauung und Erbauung mit Ordnung findet, die aber durch ſolche Winkelzuſammenkünfte den Leuten nur verleidet werden. — Ich gebe ferner allen meinen Unterthanen zu überlegen, daß an dem ganzen Weſen, welches Pietiſmus, Frömmelei und Schwärmerei treiben, weder etwas wahres, noch etwas gutes, und alſo überall nichts geſundes ſei. Jeder vernünftige Menſch ſollte ſich doch ſchämen, ſich durch ſolchen geiſtlichen Unſinn den Kopf verrücken zu laſſen. Hat uns denn Gott darum unſern geſunden Menſchenverſtand gegeben, daß wir ihn unter den Tiſch werfen ſollen? Hat er uns dazu die Religion gegeben, daß ſie uns verwirrt machen ſoll? Nur deutliche Begriffe, richtige Beſtimmungen und praktiſche Anwendung der Glaubenswahrheiten ſind des Menſchen würdig. Aber was empfängt man an deren ſtatt in der Loge zu den heiligen fünf

Wunden Jeſu? Nichts als Blümeleien und Spielereien mit Gott und dem Heilande, nichts als einen Schwall von heiligen an ſich unbedeutenden Worten, die den Verſtand leer laſſen, die Fantaſie aber um ſo mehr mit ihren Bildern erhitzen. Die ganze chriſtliche Religion, wie ſie da geglaubt wird, iſt eine kindiſche Gaukelei. Statt in die Wunden und Seitenhöle Jeſu zu kriechen, wo gar kein Platz für ſo viel Leute iſt, — oder man müſſte ſich den Leib Jeſu ſo groß und breit vorſtellen, wie die Paulskirche in London, — gebe ich meinen Bürgern den Rath, lieber wohlbedächtig die Lebens- und Leidensgeſchichte Jeſu zu leſen, und ihm hernach in Thun und Leiden recht ähnlich zu werden — — *dis iſt das rechte Einkriechen in Wunden und Seitenhöle Jeſu*, das Einverleibtwerden in Jeſum, das Anziehen Jeſu, wie die Apoſtel weit ſchicklicher ſich ausdrücken, die ſich doch gewiß beſſer auf die Sache verſtanden, als alle die heiligen Fünfwundeler zuſammen. Ich habe alle die Bücher ſelbſt durchgeblättert, welcher ſich dieſe bei ihren Erbauungen bedienen; aber es iſt doch auch nicht ein vernünftiges Buch darunter, ſondern lauter gedruckte fanatiſche Nonſenſe. So wenig wahres an dem ganzen

Fünfwundenweſen, wie es da getrieben wird: ſo wenig gutes. Auch nicht der geringſte Schritt zur Verbeſſerung des Herzens wird dabei gethan. Die Fünfwundenleute fühlen ſich ſchlecht — um ſchlecht zu bleiben. Sie tröſten ſich mit fremder Tugend, ſtatt daß ſie ſelbſt tugendhaft werden ſollten. Wird aber auch in aller Welt nur eine einzige böſe Leidenſchaft dadurch in uns ausgerottet, wenn ein anderer alle ſeine Leidenſchaften beherrſcht? Dieſe Fünfwundelei iſt alſo ein wahres **Faulbette, worauf grade die gottloſeſten Menſchen am weichſten liegen.** Dabei kann man müſſiggehen, Leute betrügen, freſſen, ſaufen und — — und getröſtet ſich hernach des Tröpfleins kleine, das auch die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los, und ledig machen, Und dies iſt auch oft die ganze Sache bei der Frömmelei. Sie iſt bei vielen nur Heuchelei und Scheinheiligkeit. Entweder man hat locker gelebt und will nun allen Heiligen die Füſſe küſſen, wie dis der Fall auch wohl bei mancher gottſeligen alten Dame iſt; oder man lebt noch locker und will dis mit dem Mantel der Bigotterie bedecken. Und das allerböſeſte, was das ganze fanatiſche Weſen ſtiftet, iſt dis, daß die Leute dabei endlich gar ſtolz werden, ſich wirklich heilig und weit beſſer dünken, als andre, und im Himmel einmal obenan zu ſitzen hoffen; da ſie doch weit ſchlechter ſind, als andre, und einmal im Himmel an der Thüre ſtehen werden, weil ſie nur **fromm empfindelt und geandächtelt**, aber **nicht fromm gedacht und gethan haben.** — — Ich gebe endlich allen meinen Unterthanen zu beherzigen, daß es ihnen doch wohl daran gelegen ſein müſſe, in der Welt vorwärts kommen und im bürgerlichen und häuslichen Wohlſtande leben zu wollen. Daran iſt nun aber bei dem andächtelnden und pietiſtiſchen Unweſen gar nicht zu denken. Nicht nur wird der dritte Theil des Tags in den Erbauungsſtunden ſelbſt zugebracht, ſondern die Leute werden durch dieſe auch auf die übrigen zwei Drittheile träge, laß und faul gemacht. Alle Kräfte werden herabgeſpannt — alle Luſt zur Handthierung vergeht. Keiner meiner Bürger ſollte es auch ohne mein Widerrathen zugeben, daß ſeine Frau eine Fünfwundenſchweſter wäre, denn ſeine ganze Oekonomie geht von Stundan den Krebsgang. Eine Fünfwundenſchweſter zur Frau haben, oder eine Kaffeſchweſter zur Frau haben, iſt einerlei. Beide laufen tagtäglich aus dem Hauſe, bringen täglich viele Stunden von ihrer

Wirthſchaft entfernt zu, und thun auch nichts, wenn ſie zu Hauſe ſind. Was hilft es dem Manne, wenn er ſich's noch ſo ſauer werden läſſt, noch ſo viel arbeitet und erwirbt, wenn er eine Frau hat, die ſich um ſein Hausweſen wenig oder gar nichts bekümmert, das Erworbene nicht zu rathe hält und alles buntüber gehen läſſt? Wie kann dies aber anders ſein, wenn ſie vom Hauſe ſo viel abweſend iſt, oder, falls ſie auch zu Hauſe iſt, in Jakob Böhmen lieſet? Wer ſoll ihm unterdes die Küche beſorgen? Wer über Knechte, Mägde und Arbeitsleute, wenn dergleichen im Hauſe ſind, die Aufſicht führen? Wer ſeine und ſeiner Kinder Kleidung und Wäſche berathen? Wer über Reinlichkeit im ganzen Hauſe wachen? Wer die Kinderaufſicht und Kinderzucht betreiben? Wer, wenn weiblicher Verkehr und Handel, Kauf und Verkauf ſtatt findet, hiezu Hand anlegen? Wer die ganze innere Wirthſchaft machen? Ich fürchte mit Recht, daß mancher meiner Bürger die traurigen Folgen von der Fünfwundenſchaft ſeines Weibes ſchon allenthalben in ſeinem Hauſe erblicken werde; und wenn dis auch nicht wäre, ſo würde er ſie noch erblicken. Darum ſollen ſich alle und jede wohlmeinend von mir rathen laſſen, ihre Weiber aus Liebe zu ihren eignen Kindern und zur Wohlfart ihres eignen Hauſes von der Frömmlergeſellſchaft und Gauklerverſammlung abzuhalten. Wäre es nun gar, daß mancher Mann ſamt ſeiner Frau zugleich nach derſelben hinlieſe: ſo ſollen doch meine Bürger um Gottes willen überlegen, was daraus werden ſoll, wenn die Weiber das Erworbene nicht mehr zu Rathe halten und die Männer auch die Arbeit und den Erwerb verſäumen. Kann das Ende ſolcher Andächtelei und Schwärmerei etwas anders für die meiſten alsdann ſein, als der Bettelſtab? Müſſen nicht alle und jede, wer ſie auch ſind und wie viel ſie auch haben mögen, dadurch zurückkommen? Und wenn es ſchon für ein **Weib** Schande iſt, albern zu ſein: iſt es nicht dreifache Schande für einen **Mann**? Wer ein Mann iſt, ſollte ſich doch bluthroth ſchämen, ſich den Kopf voll Fratzen ſetzen zu laſſen und heilige Grimaſſen zu ſchneiden. **Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue niemand — bete und — arbeite** — — ſo denken Männer, und nur ſolche Männer erkenne ich für meine Bürger. Die haben Brod und Segen, Glauben und Verſtand, Mark im Gehirn und Mark in den Nerven und Knochen, und können Feuer löſchen, wenn's brennt, und Frau und Kinder aus den Flammen tragen, und Dämme bauen, wenn

Waſſersnoth entſteht, und den Teufel austreiben, wo er ſich ſehen läſſt. — — Ich habe noch das Vertrauen zu meinen Unterthanen, daß ſie dieſen meinen väterlichen Vorſtellungen Gehör geben und ſich nun ſelbſt zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes und aus Achtung für die wahre Religion von der Fünfwundenverſammlung zurückziehen werden. Allen und jeden aber, die ſich hiedurch nicht dazu bewegen laſſen wollen, verbiete ich als Fürſt hiemit fürs erſte nachdrücklichſt, ſelbige fernerhin zu beſuchen, und hoffe auch noch von dieſen, daß ſie es an dem bloſſen Verbot genug werden ſein laſſen; widrigenfalls ich mit gröſter Schärfe ſie zu behandeln und ihre Kopfkrankheit durch die ſtrengſten Mittel kuriren zu laſſen mich gezwungen ſehen würde. Die Prinzeſſin Anne Durchlaucht mag mit ihren Leuten ſo viel Andächtelei treiben, als ſie will — das ſteht ihr frei; aber meinen Leuten und meinen Bürgern ſoll ſie mir nicht die Köpfe verrücken. Gegeben ꝛc. ꝛc."

Die Publikation dieſes Patents machte viel Eindruck. Alle Diener des Fürſten, welche ſeither dem Annenklub beigewohnt hatten, zogen ſich von ihm zurück und die ganze Heiligengeſellſchaft ward um die Hälfte geſprengt. Prinzeſſin

Anne

weinte darüber bitterlich, und der alte Zendsdorf weinte in ihre Thränen mit. Das Regiment der Frommen ſah nun einem Feldregiment ähnlich, das aus der Bataille zurückkommt, bei der es in hitziger Aktion geweſen iſt. An öffentliche Rekrutirung war nun nicht zu denken. Man ward alſo darüber einig, ganz im Stillen zu werben und noch mehr Handgeld zu geben. Hiebei bewies ſich beſonders die vom Hofe entfernte Hofdame geſchäftig, die Anne auf der Stelle in ihre Dienſte aufgenommen hatte, weil ſie dieſelbe als eine Märtirerin betrachtete. Dieſe ging den ganzen Tag umher, durchſtrich beſonders die kleinen Winkelgaſſen und kroch in den elendeſten Hütten herum, wo ſie für Brod, Kleidungsſtücke, Betten, Hausgeräth und baare Münze viel Bekehrungen ſtiftete. Die Leute in den unterſten Ständen wuſſten, daß ihnen Adolf nichts nehmen könne; Anne aber gab ihnen; folglich fanden ſie kein Bedenken, das fürſtliche Verbot zu übertreten. Adolf erfuhr dies alles bei guter Zeit. Er freute ſich über die Eindrücke, welche ſein erſtes Patent gemacht hatte und ließ ſogleich ein zweites ganz kurzes darauf erfolgen, worin jedermann bei Karrenſtrafe unterſagt ward, der Fünfwundlergeſellſchaft im Palais der Prinzeſſin ferner beizuwohnen. Bei Erſcheinung deſſelben zitterte und bebte alles, und die Prinzeſſin Anne und ihr Kaplan entſchloſſen ſich zu einem dreitägigen Gebet; worauf ihnen der Geiſt eingab, daß ſie ſich in die Zeit zu ſchicken und die Heiligenzuſammenkünfte in der Nacht anzuſtellen hätten. Dies geſchah und gab noch zu mehrerm Unfug Anlas. Man hörte bald von Nachtſchwärmereien, Lüderlichkeiten und Diebereien. Adolf hatte hierauf nur noch gewartet. Er ſtellte nun Wachen an allen Eingängen des Palais der Prinzeſſin, welche den ſtrengſten Befehl hatten, jeden, der in daſſelbe eingehen wolle, ſcharf zu examiniren und keinen einzulaſſen, als wer in ſelbiges gehöre. Da war plötzlich der ganzen Fünfwundelei ein Ende gemacht. Die Prinzeſſin ward über das ihr wiederfahrne Maltraitement ſo aufgebracht, daß ſie auf der Stelle einpackte und die Reſidenz verließ. Sie zog — zu dem alten Zensdorf auf ſein Gut; und als Adolf dis vernahm, ſprach er herzlichlachend — das hat ſie gut gemacht; es iſt beſſer, daß ſie ſelbſt ging, als daß ich ſie gehen heiſſen muſſte; den alten Zensdorf ſollte ſie ſich nur noch antrauen laſſen.

Als Ulrike aus dem Bade zurückkam, hatte man des ganzen Heiligenfünfwundenweſens in der Reſidenz faſt ſchon vergeſſen. Man bemerkte an ihr, daß ſie Rothen jezt noch höher ſchäze, als zuvor; woraus viele ſchlieſſen wollten, daß ſelbiger auf Adolfs Befehl unterdeſſen viel mit ihr über die Sache geredet haben müſſe. Sie hatte wieder alle ihre vorige ſanfte Heiterkeit und lebte mit ihrem Gemahl in der glücklichſten Harmonie. Adolf pries ſein Schickſal und erſchrack oft noch im Stillen darüber, wenn er an all das Unheil dachte, welches die Fünfwundlergeſellſchaft für ihn hätte bewirken können. Ein Theil ſeiner Zeit ward nun dem Aufklärungsgeſchäft ſeines Volks gewidmet, das er mit gröſtem Eifer zu betreiben anfing. Täglich war der neue Generalſuperintendent bei ihm und arbeitete mit ihm ſtundenlang in dieſer groſſen Sache. Alles ward wohl und reiflich überlegt und durchdacht. Man ſah und hörte nichts davon in der erſten Zeit; aber dafür wurden die gröſſeſten Zubereitungen im Stillen zu den weſentlichſten Reformen gemacht. Die Geiſtlichen, welche die Grundſäze ihres neuen Ephorus kannten, verwunderten ſich darüber, daß alles ſo beim alten bleibe, und wurden dadurch in Unbeſorgtheit für die Zukünfte eingewiegt. Es ging ihnen aber, wie den Leuten auf dem Meere, die ſich der vorwaltenden Windſtille freuen, ohne den Sturm zu ahnden, der dadurch zubereitet wird. Adolf handelte wie **die Natur**, die erſt unbemerkt alle Vorkehrungen trift und im Verborgenen ſo lange ſchaft und veranſtaltet, bis die Stunde kommt, in welcher ihre Veranſtaltungen fertig und zum Ausbruch reif ſind; da denn die unbeobachtenden Menſchen, welche nur glauben, daß da gearbeitet werde, **wo Geräuſch** iſt, über den Anblick des Geſchehenen und Vollbrachten erſtaunen und einfältiglich ausrufen —— **wie hat das alles ſo plözlich vor ſich gehen können!** Dieſe denken nehmlich, daß das alles, was die Natur that, in dem Augenblick erſt angefangen, bereitet, fortgeſezt und vollendet worden ſei, in **welchem ſie es zu Geſicht bekamen.** — —

Rothe hatte gleich nach ſeiner Zurückkunft eine auſſerordentliche Ueberraſchung. Fürſt Adolf hielt alle leſenswürdige Zeitungen, Wochenſchriften und Journale mit, und die Niederlage derſelben war in einem beſondern Kabinet, wozu jeder von beiden den Schlüſſel hatte. Als Rothe zum erſtenmal wieder in ſelbiges eintrat, fand er auf dem gewöhnlichen Leſetiſch den neueſten Band von einem gewiſſen Journal einſam liegen, auf welches viel regierende Herren ſubſkribirt hatten. So, wie er es aufſchlug, erblickte er gleich vornan ſeine Volksſeufzer um das Andenken der Fürſten an ihren Tod, welche er vor einiger Zeit auf dem Landhauſe, wo er mit Theodorn war, niedergeſchrieben hätte, unter der Ueberſchrift — **heilſames Einſchiebſel in die allgemeinen Kirchengebete chriſtlicher Staaten.** Er erſchrack darüber heftig, ſuchte unter ſeinen Papieren ſein Manuſkript, woran er nicht wieder gedacht hatte, ſuchte es vergeblich, erinnerte ſich an die damaligen Umſtände, entdeckte den ganzen Zuſammenhang des Abdrucks und — empfand für ſeinen Fürſten noch mehr Hochachtung, als vorher.

Die Wanderungen nach Theodors Einſiedelei geſchahen nun wieder häufig. Die eine Seitenwand derſelben war angefüllt mit den Bildniſſen guter **Menſchen**; nun kam die Reihe an die Bildniſſe **guter Fürſten**, welche eins nach dem andern gegenüber aufgeſtellt wurden. Der Prinz kannte die allgemeinen Tugenden, welche jeder Menſch ausüben ſoll; jetzt ſollte er auch die Tugenden kennen lernen, die **Fürſten** beſonders auszuüben haben, und für ſie warm werden. Da fiel es nun Rothen gar nicht ein, die Bildniſſe der bloſſen Eroberer und Vergröſſerer ihres

Landes etwa vornan zu ſtellen; nach ſeinen Gedanken gehörten dieſe nicht nur nicht vornan, ſondern auch gar nicht hieher. „Der wahre Ruhm eines Fürſten, pflegte er zu ſagen, beſteht nicht darin, daß er nur immer mehr Land und Leute an ſich bringe, ſondern darin, daß er das Land und die Leute glücklich mache, welche ſein ſind. Es iſt eine ſchreckliche Zumuthung für ſein eigentliches Erbland, daß es ſich darum auf's Spiel ſetzen ſoll, damit in ſeinem Beſitzungsregiſter einſt eine Provinz, auf die er keine Gerechtſame hatte, mehr ſtehe, und eine noch ſchrecklichere Zumuthung für ſeine Unterthanen, daß ſich darum zwanzigtauſende und Dreiſſigtauſende von ihnen ſollen todtſchieſſen laſſen, damit er Herr über zwanzig- oder dreiſſigtauſend fremde Leute werde, die ihren Herrn auch ſchon haben." Und wenn Theodor der Sohn des gröſſeſten Monarchen der Welt geweſen wäre: ſo würde Rothe ihn vor dem Eroberungsgeiſt zu verwahren geſucht haben. Dieſer iſt es, der die Völker in Elend und Verderben ſtürzt. Sie haben nicht nur nichts davon, ob ihr Regent auſſer ihnen noch mehr Völkerſchaften ſich unterjoche; ſondern ſie ſind es auch, die dieſe erkaufen und bezahlen, **mit ihrem Gut und Blut** erkaufen und bezahlen müſſen. Verheerende Kriege, die der Fürſt vergiſſt, ſobald ſie geendigt ſind, der Unterthan aber lange Reihen von Jahren hindurch noch fühlt, Vernachläſſigung der innern Angelegenheiten des Landes, Zurückſetzung aller gemeinnützigen Anſtalten und Reformen, die einiges Geld koſten, militäriſche Juſtizpflege, unerträgliche Abgaben, um die groſſe Armeen zu unterhalten, und tauſend andre Uebel mehr ſind nur gar zu oft die traurigen Folgen der Eroberungsſucht der Groſſen. — Noch weniger ſtellte Rothe die Bildniſſe ſolcher Fürſten hin, die groſſe Jäger geweſen waren, oder ſich **durch Bau prächtiger Schauſpielhäuſer** berühmt gemacht hatten, oder im **Pferderennen** es allen zuvorgethan hatten, oder die **erſten Violiniſten** im Lande geweſen waren, oder **wunderſchön gemahlt und gedrechſelt** hatten. Alles dies ſind **Entbehrlichkeiten** an Fürſten. Ein Fürſt mag immerhin zuweilen auf die Jagd und ins Schauſpiel gehen, Muſik lieben, reuten, mahlen und drechſeln; aber — **ſteckenpferdiſch** muß ihm nichts von dieſen allen jemals werden. **Sein Steckenpferd muß das Wohl ſeines Volks** ſein, **worauf er unaufhörlich reutet.**

Theodor. (als er zum erſtenmale wieder in die Einſiedelei kommt und ein einſames Bildnis auf der andern Seitenwand erblickt.) Ach, das iſt ja mein Vater — —

Rothe. Ja wohl iſt er das. **Mit ihm** wollen wir den Anfang machen, das groſſe Kapitel von Fürſtentugend, Fürſtenſchönheit und Fürſtenvollkommenheit nun abzuhandeln. Dort gegenüber ſtehen die Edeln **unter den Menſchen**, und gehören in den erſten Theil Ihrer Erziehung. Hieher ſollen nun die Edeln **unter den Fürſten** kommen. Freuen Sie ſich, Ihren Vater auf dieſer Wand zuerſt zu finden. Es iſt **Adolf, der Menſchliche** . . . Man könnte ihn als das **Bild** aller Fürſtentugenden aufſtellen; doch hier ſoll er vorzüglich als **Bild der erſten unter ihnen** ſtillreitzend prangen.

Theodor. Er iſt vortreflich getroffen. (Freudenthränen in den Augen.) O du guter, liebevoller Vater!

Rothe. Er iſt getroffen, und die **Unterſchrift** iſt auch getroffen. **Menſchlichkeit** — ſteht unter ihm; wahrlich die fürſtliche **Menſchlichkeit** könnte nicht vollkommener ausgedrückt und gezeichnet werden, als — **durch ſein Bildnis**. Sehen Sie einmal, wie **der Fürſt** an ihm ſchlechterdings nicht zu verkennen iſt — die hohe Stirn — der edle Blick — das wahre Gefühl innerer und äuſſerer Würde im ganzen Geſicht — die feierliche Stellung der Augenbraunen — der karakteriſtiſche Majeſtätszug über ſelbigen — —; ſehen Sie aber auch, wie ſich der Fürſt an ihm im **Menſchen** wie zu verliehren ſcheint — das milde Feuer in den Augen — die ſtille Heiterkeit auf den Wangen — die ſchönen Sanftmuthzüge zu beiden Seiten nach der Oberlippe herunter — die Simpathie auf jeder Muſkel — —.

Hier ſchloß Rothe eine Erzählung von den ſchönſten neuſten Handlungen der Menſchlichkeit Adolfs an, wies bei jeder derſelben nach ihm hin, als ſollte ſie Theodor in dem Geſicht ſeines Vaters noch einmal wiederfinden, und fuhr hernach, als ſie ſich niedergeſetzt hatten, alſo fort:

„Das iſt die Tugend aller Tugenden an einem Fürſten — die Menſchlichkeit! Ein Fürſt muß nicht denken, daß er, indem er zur Regierung kommt, die Menſchheit ablege, und — ein höheres Weſen werde. Sobald er dies denkt, hält er auch die menſchlichen Gefühle für zu niedrig für ſich, und ſo iſt's um ſeine Unterthanen geſchehen. Auf der Stelle hören alsdann die Familienverhältniſſe zwiſchen

ſchen ihm und dieſen auf, welche die Grundlage der Glückſeligkeit der leztern ſind. Er macht nun nicht mehr den Bruder gegen ſie, der er nun ſein ſollte. Er ſchwebt vielmehr in ſeinen Gedanken wie in den Wolken über ihnen, und läſſt ihnen die Sonne aufgehen, wie er will, und läſſt regnen über ſie, wie er will. So verhält ſich's aber nicht mit ihm. Er wandelt mit ſeinen Füſſen noch ebenſo auf der Erde, wie ſie, und Gott iſt's, dem er Sonnenſchein und Regen ſo gut zu danken hat, als ſie. Sein Weſen und ſeine Natur werden durch ſeine Fürſtenwürde nicht verändert. **Er iſt und bleibt ein Menſch nach, wie vor.** Dies kann er gleich daran ſehen, **weil er noch, wie vorher, iſſt und trinkt, noch, wie vorher, müde wird und einſchläft, und noch, wie vorher, zuweilen den Schnupfen hat.** Götter und — Schnupfen paſſen nicht zuſammen. Das iſt alſo nicht wahr, daß ein Fürſt ein höheres Weſen werde; das iſt aber wahr, daß er an der Menſchen Spitze trete. Daraus folgt aber keineswegs, daß er die Menſchheit ablege, ſondern vielmehr, daß er ſie erſt recht anziehen müſſe; keineswegs, daß er aufhöre, Menſch zu ſein, ſondern daß er an Menſchſein die übrigen übertreffe. Er darf alſo nicht denken, daß es ſich nicht anders für ihn ſchicke, als Donnerworte zu reden; daß er, wenn er ſeinen Arm über ſein Volk ausbreitet, ihn nur in der Bewegung eines Drohenden ausſtrecken müſſe; daß jede ſeiner Anordnungen durch einen Machtſpruch geſchehen müſſe; daß er blos Gerechtigkeit und nicht auch Billigkeit auszuüben habe, und daß nur Strenge, Sauerausſehen, Steifſinn, Zufahren und Unerbittlichkeit ihn kleiden, Milde aber, Freundkeit, Herablaſſung, Sinnesänderung, ruhige Unterſuchung, Theilnehmung, weichherzige Zärtlichkeit und ſelbſtthätige Hülfsleiſtung unter ſeinem Stande ſind. Dieſe kleiden ihn vielmehr gar herrlich, und unter allen Menſchen ihn am herrlichſten. Ein Fürſt muß aber nicht nur ſich als Menſch fühlen, ſondern er muß auch ſeine Unterthanen für Menſchen halten. Auch in dem geringſten derſelben muß er einen Menſchen erblicken. Bei allem, was den Unterthan betrift, muß er immer zuerſt auf den Menſchen an ihm ſehen. Bittet der Unterthan etwas: ſo muß er gleich denken — es iſt ein Menſch; ein Menſch darf den andern anſprechen, darf jede Bitte an ihn thun. Bittet der Unterthan zu viel; kann er ihm die Bitte nicht gewähren: ſo muß er zu ſich ſelbſt ſprechen — es iſt ein Menſch; wenn man einem Menſchen eine Bitte verſagt, muß man es nicht mit ihm machen, wie mit der Dogge, die wir von uns ſtoſſen, wenn ſie uns anbellt. Hat der Unterthan Verdienſte, es ſein auch, welche ſie ſein: ſo muß des Fürſten erſter Gedanke ſein — es iſt ein Menſch; er hat Gerechtigkeitsgefühl, er hat Ehrgefühl; ich muß ſeinen Werth anerkennen, ich muß ihn ſchätzen, ich muß ihn belohnen. Begeht der Unterthan einen Fehltritt: ſo denke der Fürſt — es iſt ein Menſch; es gehört unter die allgemeinen Leiden der menſchlichen Natur, daß ſie fehle, es gehört aber auch unter ihre allgemeinen Hoffnungen und Vorzüge, daß ſie ſich beſſern könne; ich muß den Irrenden nicht in den Abgrund ſtürzen, nach dem er hinirrete, ich muß ihn auf den rechten Weg zurückbringen laſſen; es iſt der Mühe werth, die Rettung eines Menſchen zu ſuchen; es iſt nicht unwahrſcheinlich, noch weniger unmöglich, daß ſie bewirkt werden könne. Seufzt der Unterthan unter zu ſchweren öffentlichen Laſten: ſo ſage der Fürſt zu ſich ſelbſt — es iſt ein Menſch; man ſoll dem Laſtthier nicht mehr auflegen, als es tragen kann, wie viel weniger ihm! Es iſt nicht genug, daß ich etwa der nicht bin, der ihm die unerträgliche Laſt aufgelegt hat und daß meine Vorfahren dis thaten; ich kann ja der werden, der ſie ihm leichter macht, und ſo muß ich der auch werden. Sucht der Unterthan Schutz: ſo denke der Fürſt — es iſt ein Menſch; er gehört nicht unter die Geſchöpfe, auf welche man vor meinen Augen frank und frei Jagd machen darf; er flüchtet in meinen Schos — ein Menſch zum andern — der Unterthan zu ſeinem Fürſten — — er finde bei mir Sicherheit. Leidet der Unterthan Mangel und Hunger: ſo ſpreche der Fürſt — es iſt ein Menſch; er hat Gerechtſame auf das Brod der Erde, wie ich; kann er ſelbſt kein Brod erwerben, ſo reichet es ihm von meinem Ueberflus. Und würde der Unterthan Selbſtmörder: ſo rufe der Fürſt aus — es iſt ein Menſch; mishandelt ihn nicht. — — Dis, Prinz, iſt die Menſchlichkeit eines Fürſten, daß er an ſich ſelbſt nie mehr ſehe, als einen Menſchen, und an allen ſeinen Unterthanen nie weniger, als Menſchen. Das Gefühl ſeiner eigenen Menſchheit ſtimmen ſein Herz zum Wohlwollen, zur Milde, zur Sanftmuth, zur Theilnehmung; und die lebendige Ueberzeugung von der Menſchheit aller ſeiner Unterthanen, der zuverſichtlichſte Glaube, daß ſie alle mit ihm zu einer Natur, zu einer Art gehören, mache ſie insgeſamt zu Gegenſtänden ſeines Wohlwollens, ſeiner Milde, Sanftmuth und Theilnehmung. Ein Fürſt hat freilich manche Vorzüge, die andre Menſchen nie erlangen können; aber was ſind dies für Vorzüge? Sind es nicht **blos äuſſerliche**? Empfängt er durch ſie auch eine einzige **Seelenkraft** mehr, als ſeine Unterthanen haben? Und hat er ſie nicht ſeinen Unterthanen zu danken? Aber dies iſt's eben, was die Fürſten ſo oft vergeſſen. Daher, daher erblicken ſie nicht allein an ſich alsdann **Halbgötter**, ſondern an ihren Unterthanen auch nur **Halbmenſchen**. Aber der Fürſt iſt weder ein Halbgott, noch ſind ſeine Unterthanen Halbmenſchen. **Menſchen** ſind er und ſie; er ſoll ſeinen Vorzug vor ihnen darin ſetzen, daß er **der Weiſeſte und Beſte** unter ihnen ſei. Iſt er aber dies: ſo wird er gewis auch die höchſte **Menſchlichkeit** zeigen. Dies iſt's, was man ſo ſehr an dem Fürſten ſchätzt, was ihm alle Seelen gewinnt und im Tempel der Unſterblichkeit einen der erſten Plätze verſchaft. Den Gelehrten bewundert man an ihm; den Helden ſtaunt man an ihm an; aber den Menſchen *liebt* man an ihm. Findet man dieſen an ihm, ſo hat es weiter nichts auf ſich, wenn man jene an ihm vermiſſt. Iſt er aber Gelehrter und Held

blos,

bloß. ſo ſeufzt man, daß er nicht auch Menſch ſei. Iſt er Gelehrter, Held und Menſch zugleich: ſo iſt's und bleibt's doch immer ſein höchſter Ruhm, daß er Menſch iſt. Sehen Sie einmal, Prinz, wie leicht es den Fürſten werde, geehrt, geliebt und geſegnet zu werden! Nur Menſchen, Menſchen dürfen ſie ſein. Und hier erinnern Sie ſich nun an das wieder, was ich Ihnen einſt ſagte, daß die Anlagen hiezu oder die Anlagen zur Menſchlichkeit und Menſchenliebe von der Natur ſelbſt in jeder Menſchenſeele ſchon gemacht ſind. Wie unausſprechlich-leicht muß es Ihnen alſo werden, einſt der Gegenſtand der Liebe und Segnungen dieſer Nation zu werden! Bauen Sie nur auf dieſen natürlichen Anlagen Ihres Herzens fort, und laſſen ſich durch menſchenfeindliche Rathgeber und Einblaſer, die ihren Gewinn dabei ſuchen, die Menſchheit der Unterthanen in den Augen der Fürſten herabzuſetzen, darin einſt nicht aufhalten. Man ſollte kaum glauben, daß es ſo viel Aufſehens, Lobens und Preiſens machen könne, wenn ein Fürſt ſich als Menſch zeigt. Iſt denn dis nicht das Allernatürlichſte? Sollte es denn alſo nicht auch das Alltäglichſte ſein? Und wenn es dis iſt, wie kann es noch Aufſehen machen? Wenn man nun aber ſieht, daß es dies doch wirklich zuweilen ſo ganz auſſerordentlich mache; ja, wenn man ſogar ſieht, hört und erfährt, daß menſchliche Handlungen, die nur ganz mäſſig ſind, und die, wenn ſie Unterthanen ausüben, an ihnen kaum bemerkt werden, ſobald ſie mancher Fürſt begeht, aufs höchſte bewundert, in allen Geſelſchaften beſchwazt, von Dichtern beſungen, in Zeitungen ausgepoſaunt und von den Geſchichtſchreibern noch der Nachwelt als wunder was erzählt werden — — wie ſoll man dies erklären, und wie erklären Sie es, mein Prinz?

Theodor. (ſehr treuherzig.) Das kann man nicht anders erklären, als nachtheilig.

Rothe. Nachtheilig? — Für wen?

Theodor. Entweder für ſeine Unterthanen, oder für ihn. Für jene, wenn ſie ihn nicht genug beobachten und alſo bei ſeiner tauſendſten menſchlichen Handlung erſt aufmerken und thun, als wenn es ſeine erſte ſei. Für ihn aber, wenn etwa menſchliche Handlungen nicht oft an ihn kommen . . .

Rothe. Prinz, glauben Sie gewis, daß aller Unterthanen Augen unaufhörlich auf ihren Fürſten gerichtet ſind — —

Theodor. (hitzig und unwillig.) Wie? was jedes Menſchen Schuldigkeit zu thun iſt, das thäte mancher Fürſt nur ſelten? Was ſeinen Unterthanen alltäglich ſein ſoll, das wäre an ihm nur dann und wann etwas auſſerordentliches? Und doch ſoll er der Beſte unter ihnen ſein? O Rothe — ſo jung ich noch bin, ſo ſchäme ich mich doch in die Seele eines ſolchen regierenden Herren. Nein, wenn ich einmal Fürſt werde, ſo verſteht ſich ja das von ſelbſt, daß ich menſchlich handeln und immer ſo handeln muß, darum ſchon, weil ich ein Menſch bin. Und wenn mir einer einmal ein Gedicht darüber machte, daß ich menſchlich gehandelt hätte: ſo würde ich das für Spott über mich aufnehmen. Alltägliche Handlungen ſind ja wahrhaftig des Beſungenwerdens nicht werth. Der Dichter müſſte alſo meine menſchliche Handlung unter meine ungewöhnlichen zählen; und das wäre ja rechte Erzſchande für mich. Läſe ich vollends in den Zeitungen von einer meiner menſchlichen Handlungen: ſo würde ich das ebenſo betrachten, als wenn man der ganzen Welt hätte ſagen wollen, daß ſolche Handlungen ſelten an mich kämen, oder daß es gar meine allererſte ſei. Das kann ich doch gar nicht begreifen, wie ein Fürſt das leiden könne, daß ſeine menſchlichen Handlungen zu Hauſe beſungen werden dürfen, oder gar in öffentliche Zeitungen kommen.

Rothe. Von Ihrem Vater werden Sie auch dergleichen nicht leicht in den Zeitungen leſen; und dem erſten Dichter, der ihn im Lande dafür beſang, ward bei Ueberreichung des Lobgedichts zur Antwort, daß ihm diesmal verziehen ſein ſolle, weil er aus Unkunde der Denkungsart ſeines Herrn über dergleichen Dinge gefehlt habe; daß aber von nun an auf jeden Vers, den man auf den Fürſten mache, funfzig Thaler Strafe geſetzt ſein ſollten.

Theodor. (recht im Jubel.) Das war herrlich — das war herrlich! Die Dichter mögen die **Werke Gottes** beſingen, die **kein Menſch** nachthun kann — daran iſt etwas zu ſingen, und — dabei können ſie zeigen, ob ſie ſingen gelernt haben; — — aber anfangen einen groſſen, langen Geſang zu ſingen und dabei hoch ausholen, daß jeder denkt, es werde wer weiß wunder was an den Tag kommen, und — dann endlich ſagen, daß ein Fürſt menſchlich gehandelt habe, oder ſo, wie es jedes Menſchen Schuldigkeit zu handeln iſt — — lieber Rothe, dabei fällt mir

die

Fabel von Berg und Maus ein, die Sie mir erzählt haben.

Rothe. Bravo, bravo, mein Prinz! Bleiben Sie ja lebenslang ſo geſinnet. — Wenn ein Fürſt eine recht groſſe, ausbündigſchöne Handlung verrichtet: ſo habe ich nichts dagegen, daß ſie dann und wann in die öffentlichen Zeitungen und Journale komme. Das iſt ein gutes ſchlafvertreibendes Mittel für ſolche Fürſten, die an der Lethargie laboriren. Dieſe, wenn ſie dergleichen leſen, müſſen dabei denken, daß alle ihre Unterthanen ſie nun fragen, warum ſie nicht auch ſo thun. Wenn es aber gleich in drei, vier Zeitungen zu leſen iſt, daß hier oder da ein Fürſt einer armen Wittwe eine Penſion ausgeſezt habe: ſo kommt mir das eben ſo vor, als wenn man in die Zeitungen es ſetzen wollte, daß der Hofrath Rothe einige Hausarmen an ſich habe, denen er wöchentlich ein gewiſſes Almoſen reicht. Dies Almoſen iſt, nach meinem Vermögen gerechnet, offenbar noch mehr, als jene Penſion, die ein Fürſt gibt, nach ſeinem Vermögen gerechnet. Und wenn vollends in den Zeitungen ſteht, daß ein Fürſt einer dürftigen Familie ein- für allemal etwa gelegentlich vier oder fünf Louisd'ors geſchenkt habe, — wiſſen Sie, was mir dabei einfällt? Können Sie gut rathen, Prinz? Rathen Sie einmal —

Theodor. (promt.) Daß **Schmidt** mehr thue, wenn er einem Armen einen Kreuzer gibt, und daß dis alſo noch eher in die Zeitungen kommen ſollte — —

Rothe. (mit beiden Armen um Theodorn her.) Bei Gott im Himmel, Prinz — Sie haben mir den Einfall aus der Seele und die Worte aus dem Munde genommen. Wie würde die vernünftige Welt aber darüber lachen, wenn ſie in den Zeitungen von **Schmidts** weggeſchenktem Kreuzer läſe!!!

Dies für Prinzen und künftige Fürſten ſo lehrreiche Geſpräch ward hernach auf der Promenade noch weiter fortgeſetzt und Rothe war mit jeder Aeuſſerung Theodors dabei vollkommen zufrieden. Zu einer andern Zeit, als ſie zur Einſiedelei kamen, hing nicht weit von Adolf, dem Menſchlichen, **Karl**, der Bürgerfreund. Dies war ein noch lebender benachbarter Fürſt, gegen den die Liebe ſeiner Unterthanen bis zum Enthuſiasmus und ihre Ehrfurcht beinahe bis zur Anbetung ſtieg. Theodor kannte ihn ſchon von Perſon und horchte um ſo neugieriger auf all das Gute, welches Rothe jetzt von ihm zu erzählen wußte. Rothe hatte ihm Tags vorher eben von dem Bauernwerth nochmals viel geſagt und ihn beſonders darauf aufmerkſam gemacht, wie ein Fürſt den Plackereien der Amtleute Einhalt thun und Grenzen ſetzen müſſe; ſo fuhr er nun gleichſam in der geſtrigen Unterredung fort:

„Was von den Amtleuten auf dem Lande gilt, das gilt auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. In jedem Stande, der nur einiges Anſehen, nur einige Macht und Gewalt hat, wird, wie ich Ihnen geſagt habe, leicht nach Deſpotiſmus geſtrebt. Nicht ſelten geſchieht dies auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. Verſagte Juſtiz, Gefälligkeiten gegen Vettern und Muhmen auf Koſten derer, die nicht Vettern und Muhmen ſind, pflichtloſe Verwaltung öffentlicher Einkünfte, verweigerte Rechnungsablegung davon, willkührliche Auflagen und Gelderpreſſungen, partheiiſche und unproportionirte Hebung derſelben, vernachläſſigte Policei, Verweitläuftigung kurzabzumachender Sachen zu Gunſten der Sportelkaſſe, gänzliche Zurückſetzung der gemeinnützigſten Stadtangelegenheiten, ſobald ſie kein Geld einbringen und aus Amtspflicht blos betrieben werden müſſen, eigennützige Austheilung der Stipendien- Legaten- und Armengelder, muthwillige Beibehaltung und Vergröſſerung vorwaltender Verwirrungen, um während derſelben deſto beſſer im Trüben zu fiſchen, grobe Behandlung derer, die um Berichtigung derſelben patriotiſch ſollicitiren, und — hundert andre gros- und kleinſtädtiſche Tiranneien mehr ſind es alsdann, über die der Bürger ſeufzt. Da muß ein Fürſt ſich ganz als Fürſt fühlen und ſolchen kleinen Deſpoten den Daum auf's Auge halten. Er ſchütze immerhin ſeine Unterobrigkeiten bei ihren Gerechtſamen; aber er höre auch den Bürger, wenn er über ſie Klage führt. Er weiſe ihn nicht mit dem kahlen Befehl ab — **daß er ein Rebell ſei**, ſondern unterſuche ſeine Sache. Hat der Bürger Recht: ſo iſt der Fürſt dazu da, ihm als die letzte Landesinſtanz dazu zu verhelfen. Hat er Unrecht: ſo empfängt der Fürſt eine Gelegenheit mehr, das Anſehen ſeiner unrechtmäſſigbeſchuldigten Unterobrigkeit noch feſter zu ſtellen. Es muß ihm ja doch wahrhaftig ſelbſt darum zu thun ſein, zu wiſſen, ob dieſe Hirten ſind, die die Schafe nur ſcheren, oder auch weiden. Wahr iſt's, es gibt unter den Bürgern immer ſolche, die unruhige Köpfe ſind und am Ende wohl gar den Fürſten bei einer noch höhern Inſtanz verklagen, wenn ſie können, wie ſie ihre Unterrichter bei ihm verklagen; aber dieſe ſind leicht zu erkennen. Doch, wenn der Bürger klagt, der als ein guter und rechtſchaffener Mann bekannt iſt; wenn mehrere dergleichen klagen, oder wenn gar eine ganze Bürgerſchaft Beſchwerde führt: alsdann mache ſich der Fürſt im vollen Fürſteneifer auf, unterſuche genau, ſpreche ſtrenges Recht und beuge dem hochdaherfahrenden Unterobrigkeitsdeſpotiſmus das Haupt. Dies iſt ſeiner erhabenſten Beſtimmungen eine, in ſeinem **Lande** den **Plackereien aller Art, die noch dazu wie in ſeinem Nahmen und unter ſeinem öffentlichen Schutz ausgeübt werden,** ein **Ende** zu **machen.** Dazu iſt er recht eigentlich da, und nirgends kann er ſich mehr in wahrer Majeſtät zeigen, als hierbei, wenn er ſo thut. Seine erſte Pflicht gegen den Bürger iſt **es, des Bürgers Gerechtſame** gegen **Gewaltſamkeiten und Plackereien in Schutz zu nehmen.** Denn der Bürger hat in dieſem Fall weiter keinen, an den er ſich wenden möge, als ihn. Aber freilich, um dies zu thun und mit Nachdruck zu thun, muß der Fürſt mitten unter ſeinen **Bürgern wohnen** und **jedem ſeiner Bürger erreichbar** ſein. Hiebei erkennt man recht den Bürgerfreund an ihm. Der Fürſt ſchlage ſeine Wohnung nicht in einem abgelegenen Winkel ſeines Landes, nicht auf einem ſeiner einſamen Luſt- oder Jagdſchlöſſer, noch weniger gar auſſerhalb Landes auf; ſondern er reſidire in der gröſſeſten der Städte ſeines Landes. Er habe immerhin ſolche Schlöſſer und Einſamkeiten und verlebe daſelbſt einzelne Tage und Wochen; aber den gröſſeſten Theil ſeiner Zeit bringe er da zu, **wo die zahlreichſte Geſellſchaft ſeines Volks** beiſammen iſt. Dies bringt ſchon die Natur der Sache ſo mit ſich. Als Fürſt iſt er der Vorſteher und Direktor ſeines Volks und aller Angelegenheiten deſſelben; folglich iſt der natürlichſte Platz, wohin er gehört, der, **wo die ſtärkſte Volksmenge** bei einander wohnt. Da iſt er gleichſam recht im Schoſſe und in der **Mitte ſeines Volks**. Da fallen am häufigſten Sachen von Erheblichkeit vor; da durchkreutzen ſich die mehrſten Privatnutzen; da kollidiren am öſterſten Privatintereſſe der Bürger und allgemeines Staatsintereſſe; da iſt alſo ſeine Gegenwart am nöthigſten. Auch kann es die wichtigſte und anſehnlichſte Stadt ſeines Landes mit Recht verlangen, daß er durch ſeinen Aufenthalt daſelbſt **ihren Glanz gleichſam vollende**. Er hat von ihr am meiſten; ſo muß ſie auch wieder von ihm das meiſte haben. Er mache alſo den gröſten Theil ſeines Aufwandes in ihr, und befördere beſonders da Leben, Thätigkeit, Erwerb und Wohlſtand, wo der ſtärkſte Zuſammenflus von Menſchen im ganzen Lande iſt. Stolz auf ſeinen Beſitz wird die zahlreichſte unter allen ſeinen Bürgerſchaften unter ſeinen Augen noch wackerer arbeiten und immer blühender werden; dahingegen, wenn er ſich von ihr entfernte, ſie ſich als verwaiſet anſehen und allen Muth fallen laſſen würde. Er ſei nicht nur in ihrer Mitte; er ſei auch gern daſelbſt. Er wohne nicht nur unter ihnen; ſeine Wohnung ſtehe ihnen auch offen. Unverſchloſſen, unverborgen müſſe er wenigſtens an jedem Tage einige Stunden haben, in welchen jeder Bürger freien Zutritt zu ihm finden könne. Der Bürger kennt keinen gröſſern Lohn für ſeine Treue, als dieſen; ſo wie er keine empfindlichere Demüthigung und Strafe kennt, als wenn ihm ſelbiger verſagt iſt. Auch bringt dies wiederum die Natur der Sache ſo mit ſich. Kinder müſſen vor den Vater kommen können — ein Kind muß ſich äuſſerſt vergangen haben, wenn es der Vater nicht vor Augen leiden will. Prinz, es iſt nicht auszuſprechen, was für Nutzen und Segen das bringe, wenn jeder Bürger vor ſeinen Fürſten kommen kann, wie er will. Es iſt nicht anders, als wenn ein allgemeiner Geiſt der Rechtſchaffenheit, Ordnung, Betriebſamkeit und Fröhlichkeit über die ganze Bürgerſchaft, und ein allgemeiner Geiſt der Amtstreue, Gewiſſenhaftigkeit und Pünktlichkeit über die ganze Dienerſchaft ausgegoſſen würde. Der Fürſt zeige ſich ſeinen Bürgern nicht nur auf ſeinem Schloſſe, er zeige ſich ihnen auch auf freiem Markt. Es iſt ein ſonderbarer Gedanke, wenn ein Fürſt glaubt, daß er, um ganz in ſeinem Anſehen ſich zu erhalten, ſich ſelten machen müſſe. Dieſer Gedanke kann nur in die Seele eines ſolchen Fürſten kommen, der nicht **kindlichen Reſpekt** ſondern **ſklaviſche Furcht** von ſeinen Bürgern fordert. Verliehrt denn ein Vater dabei, wenn er viel unter ſeinen Kindern iſt? Gewinnen ſie ihn dadurch nicht erſt recht lieb? Sind wir denn zufrieden damit, **wenn die Sonne etwa monatlich nur einmal aus den Wolken hervorkommt und uns unmittelbar anſcheint?** Entheiliget ſie ſich dadurch, wenn ſie tagtäglich ſich uns in ihrem ſegnenden Glanze zeigt? Wie kann ein Fürſt, der **Sohn der Sonne**, glauben, daß er ſich dadurch entweihe und profanire, wenn er oft vor ſeinen Bürgern erſcheint? Nein, er wanke vielmehr häufig unter ihnen und mache dadurch ſeinen Anblick ihnen weniger furchtbar, mild und vertraulich. Er laſſe ſie viele von ſeinen Handlungen mitten in ihrer Vollbringung ſehen, damit ſie auf den Glauben kommen, daß er kein Geheimnis vor ihnen haben wolle, und damit ſie den edeln Gang ſeiner Seele und ſein ganzes Gedankenſiſtem recht kennen lernen. So leiſten ſie gewis jedem ſeiner Befehle williger Folge und billigen auf der Stelle jede ſeiner Veranſtaltungen mehr, wenn ſie auch den ganzen Plan derſelben nicht überſähen, **weil ſie wiſſen, wie er es meint**, und weil ſie ein= für allemal ein vollkommnes Zutrauen zu ihm haben. Er ſei, wenn er ſich ihnen zeigt, beſcheiden, leutſelig, herablaſſend; er gewinne zuweilen dem niedrigſten Bürger Rede an; er habe nicht immer gros Gefolge bei ſich, noch weniger eine Wache, als wenn er in einer feindlichen Stadt umherginge, — **ſo wird jeder Bürger, der ihm begegnet, ſeine Wache ſein.** Er beſuche den Künſtler, den Fabrikanten, den Meiſter unter den Meiſtern aller Art; dies wird eine Aufmunterung für ſie ſein, die ihresgleichen nicht hat. Er miſche ſich zuweilen recht in den Zirkel ſeiner Bürger; ſeine bloſſe Gegenwart wird ihnen ſtatt aller Sittengeſetze dienen. Er nehme zuweilen an ihren öffentlichen Vergnügungen Theil, der Bürger wird glauben, daß dieſe hiedurch

durch geadelt werden. Er trete zuweilen ganz unerwartet mitten in die Leichenbegleitung eines ſehr rechtſchaffenen Bürgers ein und halte dadurch bürgerlicher Tugend die unvergeslichſte Lobrede. Ueberall gebe er deutlich zu erkennen, daß ein braver Bürger ſein in ſeinen Augen mehr werth ſei, als — weiter nichts, denn ein gebohrner Edelmann und Baron zu ſein . . . Der Fürſt ſei nicht nur oft und gern unter ſeinen Bürgern, er befördere auch auf jede Weiſe ihren Wohlſtand. Dies iſt die rechte Gegenwart des Fürſten unter ſeinen Bürgern, wenn er ihnen bei jeder Gelegenheit Unterſtützer wird. O mein Prinz, der Werth **des Bürgers** iſt gros. Von dieſem Gedanken müſſen Sie ausgehen, wenn Sie einſt als Fürſt Bürgerfreund ſein und den Wohlſtand des Bürgers zu befördern ſich recht angetrieben fühlen wollen. Der Bürger iſt der Mann, welcher dem Bauer die rohen Produkte, die dieſer gewinnt und erzeugt, abkauft und ſie verarbeitet. Der Bürger iſt der Mann, bei dem der Bauer ſein Getraide, ſeine Butter und Käſe, ſein gros und klein Vieh, das er aufzieht, verſilbert. Was wäre der Bauer mit allem ſeinen Fleiß, wenn es keinen Markt für ihn in der Stadt gäbe? Wer kauft ihm aber da das meiſte ab? Wer macht die ſtärkſte Konſumtion? Iſt's nicht die Bürgerſchaft? Der Bauer ſchaft die erſten Bedürfniſſe des Lebens; der Bürger bereitet auch einen groſſen Theil derſelben und ſchaft noch überdies alle Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens. Wie nothwendig, wie unerkennbarnützlich, wie ſchätzenswerth alſo auch ſind unſre Handwerker! Betrachten Sie ſich vom Kopf bis zum Fuß; alles, was Sie an ſich tragen, hat der Bürger gemacht. Unſre Künſtler, ein groſſer Theil unſrer Gelehrten, alle treue und gute Bediente der Fürſten, viele ihrer höhern Diener ſogar ſind die Söhne der Bürger. Die erſten Tugenden des geſellſchaftlichen Lebens ſind in dem Bürgerſtande noch anzutreffen, wenn man ſie oft in den höhern Ständen vergebens ſucht. Er iſt arbeitſam, ohne roh zu ſein, und hat einige Aufklärung, ohne dabei unmoraliſch zu ſein. Er trägt nach dem Bauernſtande das meiſte zu den Einkünften der Fürſten bei, und alle Acciſen in den Städten bezahlt er. Er iſt der zahlreichſte Stand daſelbſt und konſumirt alſo auch das meiſte. Er iſt noch mehr für das Vaterländiſche und kauft von ſeinem Mitbürger; wenn die Vornehmern wohl Thoren genug ſind, alles Einheimiſche zu verſchmähen und ihr Geld für fremde Leckereien, Eitelkeiten und Moden auſſer Landes zu ſchicken. Ihm muß alſo der Fürſt auch ganz Beförderer, ganz Unterſtützer ſein. Dies geſchieht aber keineswegs blos dadurch, daß er, wenn Feuers- oder Waſſersnoth iſt, ſelbſt zugegen ſei und anordne; ſchön und herrlich iſt es, wenn er dies thut; aber es giebt der Nöthen und Leiden des Bürgers mehr, als die, welche die Elemente ihm anrichten. Auch geſchieht es nicht blos dadurch, daß er ſeinen Bürgern ein öffentliches Vogelſchieſſen erlaube: dies iſt ganz gut; das wahre, reelle Vergnügen des Bürgers aber iſt ſein häuslicher Wohlſtand. Dieſen, dieſen befördre der Fürſt; ſtatt ihn über die Verwahrloſung deſſelben nur durch fröhliche Kleinigkeiten, durch Aufzüge mit Klingklang und unmännliche Spielereien zu betäuben., Er ſorge dafür, daß es ſeinen Bürgern nicht an Arbeit und Erwerb fehle; er ſorge aber auch dafür, daß ſie von ihrer Arbeit gut und gemächlich leben können. Er befördere Handel und Verkehr aller Art, und erlaube und begünſtige Heraus- und Hereinhandel, wie er auch Nahmen habe, ſobald er durch die Hände ſeiner Bürger betrieben wird. Er ſelbſt bleibe Fürſt, und werde nie Kauf- und Handelsmann, Fabrikant und Manufakturiſt;

am allerwenigſten werde er Monopoliſt, oder wolle ausſchlieſſenden Handel und Alleinhandel mit dieſem oder jenen Waarenartikel treiben. Was würde er ſagen, wenn ſeine Bürger ihn um einen ſeiner Kammergefälle bringen wollten? Nun, eben dies ſagen ſie ihm, wenn er ihnen einen ihrer Nahrungszweige zerknickt. Dies ſind ihre Kammergefälle; — was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht, kann man da im allereigentlichſten Verſtande ſagen. Wenn das genug iſt, die Sache zu rechtfertigen, daß ein Fürſt blos den Ausſpruch thue — ich will, daß dies oder jenes im Lande blos auf meine Koſten erbauet werde, und daß niemand weiter ſich unterſtehe, es zu bauen — — ich will, daß hiemit oder damit blos auf meine Rechnung gehandelt werde und daß niemand ſich weiter unterſtehe, damit zu handeln: nun, ſo kann die Reihe damit auch endlich an Möhren und Kartuffeln kommen; der Fürſt kann auch allein Stärke und Grütze laſſen ausmachen; und — ſo müſſen ſeine Bürger insgeſamt den Renzel auf den Rücken nehmen und durchs Thor zum Lande hinauswandern; oder, wenn dies nicht iſt, ſo hat er an ihnen verarmte Taglöhner und Sklaven, die keine einzige ihrer Abgaben an ihn abtratragen können. Aber wer hat ihm denn die Gerechtſame gegeben, welche er hat? Sind es nicht die Unterthanen geweſen? Iſt es auch wohl vernünftig, zu glauben, daß ſie ihm mehrere gegeben haben werden, als ſie entbehren konnten? Und wie iſt es von ſeiner Seite gehandelt, wenn er die ihm von ſelbigen gutwillig eingeräumten Gerechtſame nun blos aus Uebergewalt und Deſpotiſmus erweitert? Nein, der Fürſt laſſe ſeine Bauern bauen, was ſie wollen, und laſſe ſeine Bürger handeln, womit ſie wollen; ſo ſind ſeine Bauern glücklich, ſeine Bürger noch glücklicher, und Er — der Glücklichſte unter ihnen allen. Gäbe der Fürſt aber blos auf der einen Seite ſeinen Bürgern die Freiheit, Handel, Gewerbe und Verkehr zu treiben, wie ſie wollten, und — belaſtete er ſie auf der andern Seite dafür wieder mit unerſchwinglichen Auflagen und Abgaben: ſo nähme er ihnen mit der einen Hand wieder, was er ihnen mit der andern reichte, und ſeine ganze Staatseinrichtung hätte keine Wirklichkeit von Bürgerwohlſahrt aufzuweiſen, ſondern wäre nur ein politiſches Schattenſpiel an der Wand, ein bloſſer Glückſeligkeitsguckkaſten, in welchen die Bürger hineinſähen um — wenn ſie hernach wieder heraus und in die wirkliche Welt blickten, die Köpfe zu schütteln. Der Fürſt erleichtere vielmehr dem Bürger ſeine Abgaben, ſo viel er kann. Je mehr Gewinn derſelbe von ſeinen Arbeiten und Geſchäften für ſich hat: deſto eifriger betreibt er ſie; und fühlt er ſich alsdann wohlhabend: ſo bezahlt er die mäſſigen Abgaben gern und auf den Tag. Er betrachtet ſie als das Schutzgeld, welches er dafür abreicht, daß er im Lande ſo viel Nahrung hat; als den Zehend von dem Segen, womit Gott ſeine Arbeit krönt. Der Fürſt thue Fabrikanten und Manufakturiſten unter ſeinen Bürgern Vorſchüſſe, ſobald er ſieht, daß ſie ſich auf die Sache verſtehen und daß ihre Plane nützlich für ſein Volk ſind. Er ſei verſichert, daß er ſeine Kapitalien nirgends ſicherer und landesväterlicher unterbringen könne, als ſo. Er helfe ganzen ſinkenden Nahrungsſtänden unter ſeinen Bürgern auf; er unterſtütze einzelne rechtſchaffene leidende Bürgerfamilien, und ſehe jeden Bürger als einen von denjenigen unter ſeinen Söhnen an, der beſonders an ihn gewieſen iſt; ſtatt daß der Bauer, ſobald er arbeitſam iſt, ſich nur an die Natur halten darf. — — So einen Fürſten, mein Prinz, tragen die Bürger auf den Händen fort, ſobald er ſagt, daß er auf ſeinen Füſſen nicht mehr von Stelle zu Stelle kommen könne, und — er darf ſich weder Portechaiſen- noch Sänftenträger halten. Alle ſeine Bürger tragen ihn.“

Theodor. (in hohem Enthuſiaſmus für Bürger und Bürgerwohl.) Selig iſt der, den, wenn er ſich auch nicht ſo tragen läſſt, doch tauſend Hände ſo zu tragen immer bereit ſind! — O Gott, wie glücklich kann ein Fürſt ſein!

Rothe. Ja Prinz, ganz unausſprechlich glücklich; — — nicht durch Geld und Gut, nicht durch Schlöſſer und Gärten, nicht durch Bälle, Maſkeraden, Koncerte, Schauſpiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke, nicht dadurch, daß eine ganze Hauptwache für ihn ins Gewehr tritt — — ſondern dadurch, daß jeder Bürger, der ihm begegnet, im Herzen zu ihm ſpreche — willkommen, VATER, dich ſegne Gott — — und daß jeder Bürger, der ihn von weitem erblickt, zu Frau und Kindern ſage — dort geht unſer VATER, ihn ſegne Gott!

Theodor. (ſchluchzend.) Ach, wie ruchlos wäre ich, wenn ich mich nicht bemühen wollte, daß man mich auch einſt nah und fern ſo grüſſte!

wirkliche Welt blickten, die Köpfe zu ſchütteln. Der Fürſt erleichtere vielmehr dem Bürger ſeine Abgaben, ſo viel er kann. Je mehr Gewinn derſelbe von ſeinen Arbeiten und Geſchäften für ſich hat: deſto eifriger betreibt er ſie; und fühlt er ſich alsdann wohlhabend: ſo bezahlt er die **mäſſigen** Abgaben gern und auf den Tag. Er betrachtet ſie als das **Schutzgeld**, welches er dafür abreicht, daß er im Lande ſo viel Nahrung hat; als den **Zehend von dem Segen, womit Gott ſeine Arbeit krönt.** Der Fürſt thue Fabrikanten und Manufakturiſten unter ſeinen Bürgern Vorſchüſſe, ſobald er ſieht, daß ſie ſich auf die Sache verſtehen und daß ihre Plane nützlich für ſein Volk ſind. Er ſei verſichert, daß er ſeine Kapitalien nirgends ſicherer und **landesväterlicher** unterbringen könne, als ſo. Er helfe ganzen ſinkenden Nahrungsſtänden unter ſeinen Bürgern auf; er unterſtütze einzelne rechtſchaffene leidende Bürgerfamilien, und ſehe jeden Bürger als einen von denjenigen unter ſeinen Söhnen an, **der beſonders an ihn gewieſen iſt**; ſtatt daß der Bauer, ſobald er arbeitſam iſt, ſich nur an die **Natur** halten darf. — — So einen Fürſten, mein Prinz, tragen die Bürger auf den Händen fort, ſobald er ſagt, daß er auf ſeinen Füſſen nicht mehr von Stelle zu Stelle kommen könne, und — er darf ſich weder Portechaiſen- noch Sänftenträger halten. Alle ſeine Bürger tragen ihn.“

Theodor. (im hohem Enthuſiaſmus für Bürger und Bürgerwohl.) Selig iſt der, den, wenn er ſich auch nicht ſo tragen läſſt, doch tauſend Hände ſo zu tragen immer bereit ſind! — O Gott, wie glücklich kann ein Fürſt ſein!

Rothe. Ja Prinz, ganz unausſprechlichglücklich; — — nicht durch Geld und Gut, nicht durch Schlöſſer und Gärten, nicht durch Bälle, Maſkeraden, Koncerte, Schauſpiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke, nicht dadurch, daß eine ganze Hauptwache für ihn ins Gewehr tritt — — ſondern dadurch, daß jeder Bürger, der ihm begegnet, im Herzen zu ihm ſpreche — willkommen, VATER, dich ſegne Gott — — und daß jeder Bürger, der ihn von weitem erblickt, zu Frau und Kindern ſage — dort geht unſer VATER, ihn ſegne Gott!

Theodor. (ſchluchzend.) Ach, wie ruchlos wäre ich, wenn ich mich nicht bemühen wollte, daß man mich auch einſt nah und fern ſo grüſſte!

Die Edlen der Fürſten mehrten ſich von Zeit zu Zeit in Theoders Einſiedelei. Bald hingen auch daſelbſt Wilhelm, der Selbſtſeher — Anton, der Landeskundige — Ferdinand, der Geſetzverbeſſerer — Guſtaf, der Volksaufklärer — Rudolf, der Tolerante — Ludwig, der Wiſſenſchaftbeförderer — Friedrich, der . . . Ueber jeden derſelben ward auf die gewöhnliche Weiſe ein lehrreiches Kapitel aus der Regentenmoral, aus dem Buche für Fürſten und Könige, abgehandelt. Als Theodor die erſten Blicke auf Friedrich, ohne ihn noch zu kennen, gethan, rief er aus — auf dieſem Geſicht iſt ein ganz eigener Zug — —

Rothe. Sie haben Recht, Prinz. Es iſt ſo ganz die Mine eines wackern und begüterten Mannes, der viel Arbeiter in ſeinem Hauſe hat, immer ab und zu bei ihnen geht, und ſie, ſo oft er kommt, fragt — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr ſeid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir?

Theodor. Wahrlich, Hofrath, leibhaftig ſo ſieht er aus. Aber thut er denn auch ſo?

Da ſchrieb Rothe die Worte unter das Bild — Friedrich, der **Dienerſchätzer**. Nun verſtand ihn Theodor erſt ganz und erkundigte ſich genau darnach, wie der edle Friedrich dieſen Beinahmen bekommen habe.

Rothe. (nach vielen andern erzählten Thatſachen.) Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er einem ſeiner erſten Räthe begegnete und mit ihm ſprach, nicht nur den Hut vor ihm zog, wenn er an ihn kam, ſondern auch auf freiem Markt den Hut ſo lange vor ihm auf der Seite in ſeiner Rechten hielt, als er mit ihm ſprach. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich an einem groſſen Kourtage, als alle ſeine höhern Diener um ihn her im Kreiſe ſtanden und er ſelbſt ſtand, einen achtzigjährigen verdienten Greiſe unter ſelbigen einen Stuhl reichte und nicht eher nachließ, bis ſelbiger ſich allein ſetzte. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er mit einem ſeiner Geheimenräthe, dem Ankleiden und Gehen beſchwerlicher ward, als ihm, auſſer den beſtimmten Konferenztagen nothwendig zu ſprechen hatte, zu ihm ging. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich die Rechtſchaffenſten unter ſeinen Dienern, wenn ſie krank waren, an ihren Betten beſucht, und, wenn ſie ſtarben, ihren Wittwen den erſten Troſt ſelbſt zugeſprochen habe. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich einſt bei einem ſehr wackern Miniſter, der in Todesgefahr war und ſchlechterdings keine Arzenei nehmen wollte, ſich drei Tage hinter einander allemal auf die vorgeſchriebenen Stunden einfand, die verordnete Medicin ihm ſelbſt als ſein Fürſt reichte und ihn dadurch rettete. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich keinen ſeiner Diener Noth leiden läſſt, ſondern jedem derſelben ſo viel gibt, daß er ſtandesmäſſig leben kann. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich oft die Gehalte ſeiner Diener vermehrt, in der Maſſe, wie ſich ihre Familien vermehren, ſobald ſie kein eigenes ſtarkes Vermögen haben. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß er viele ſeiner frühgeſtorbenen Diener, welche er in ihrem Leben noch nicht genug hatte belohnen können, in ihrem Tode noch belohnte und ſich ſelbſt ihrer Söhne und Töchter annahm . . .

Theodor. (freudig.) Ach das iſt ein braver Fürſt — das iſt ein braver Fürſt!

Rothe. Mein Prinz, *des Fürſten Arbeiter* ſind *ſeine Diener*. So thue er gegen ſie auch wie jener wackere und begüterte Privatmann, der bei ſeinen Arbeitern immer ab und zu geht, und frage auch ſie oft — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr ſeid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir? — — Die erſtere Frage iſt er dem Staat ſchuldig, deſſen Arbeiter ſeine Diener eigentlich ſind; die übrigen aber iſt er den Dienern ſelbſt ſchuldig. Mit Recht fordert ein Fürſt von ſeinen Dienern Arbeitseifer und Arbeitstreue. Das Wohl des Staats beruhet darauf, daß jeder Diener ſeinen Poſten ausfülle und alle mit ſelbigem verbundenen Geſchäfte gehörig und gewiſſenhaft betreibe. Jede Lücke, die der Diener in Verwaltung ſeines Dienſtes läſſt, iſt eine Lücke im Volksheil; jede Untreue, die er begeht, iſt Untreue gegen die Nation. Den trägen, den leichtſinnigen, den gewiſſenlosſcheinenden Diener fordre der Fürſt zur ſtrengſten Verantwortung; er ſuche ihn zu beſſern; er entlaſſe ihn, wenn er nicht zu beſſern iſt, aus dem Dienſt, damit ſich alle ſeine Mitdiener an ſeinem durch Faulheit und Treuloſigkeit verdienten Schickſale ſpiegeln. Unaufſicht des Fürſten über ſeine Diener, Ueberſehen und Stillſchweigen zu ihren offenbaren Vergehungen, Hinhangenlaſſen der Rechnungsabnahmen, wenn ſie dergleichen führen, Unausgemachtlaſſen des öffentlichen

Verdachts gegen ſie, würden den Ton zu allgemeiner Pflichtvergeſſenheit unter der ganzen Dienerſchaft angeben. Da ſtelle denn nun aber auch vor allen Dingen der Fürſt keinen Diener auf irgend einem Platz oder Poſten an, zu dem er ſich nicht ſchickt und dem er nicht gewachſen iſt. Sonſt fällt die Schuld der Nichtausfüllung des Poſtens, der Vernachläſſigung, Verwahrloſung und Wederganznochhalbbetreibung der mit ſelbigem verbundenen Pflichten und Geſchäfte nicht auf ſeinen Diener, ſondern — auf ihn. Und wie will er ihn alsdann mit Recht darüber zur Rede ſtellen können? Es iſt hier wahrlich nicht genug, daß man ſage — wer einen Dienſt annimmt, muß über die Verwaltung deſſelben auch allein zur Rede ſtehen — warum hat er ihn angenommen? — — Kann denn irgend ein Diener ohne Befehl ſeines Fürſten ſeinen Dienſt antreten? Der Fürſt aber muß ſeine Dienſte kennen; er muß wiſſen, was für einen Mann jeder derſelben erfordert und nun den rechten Mann zu jedem derſelben ausſuchen. Und wenn ſich zehn Subjekte zu einem Dienſt auch melden, und keiner von ihnen iſt geſchickt dazu: ſo muß der Fürſt keinen von ihnen dazu nehmen, ob ſie ſich auch gleich alle zehen dazu meldeten. Aber wie? wenn nun gar ein Fürſt nach ſeinen bloſſen Einfällen alle die Dienſte beſetzt? wenn er Diener wider ihre eigene Neigung und Ueberzeugung auf ihre Poſten hinſtellt? wenn er Diener aus einem Dienſt, zu dem ſie ſich ſchickten, in einen andern überführt, zu dem ſie ſich nicht ſchicken, blos darum, weil ihm dies ſo beliebt? wenn er Menſchen, die ihm Privatdienſte leiſteten, durch öffentliche einträgliche Staatsämter bezahlt, wozu ſie nicht die geringſte Eigenſchaft haben? wenn er denkt — ſobald ich will, es ſolle jemand dies oder das ſein, muß auch jeder alles ſein können?

Theodor. (hitzigunterbrechend.) Das kann ja nicht ſein; das wäre ja — — —

Rothe. (mit aufgehabenen Händen.) St! — — Prinz, es gibt ein altes Sprichwort; das heiſſt — wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand dazu. Ein altes, wahres Wort! Davon bin ich ſo gewiß, als von meinem Daſein, überzeugt, daß der liebe, weiſe Gott keinen ein Amt gebe, ohne ihm auch den Verſtand dazu zu geben; ja ich glaube noch mehr; ich glaube auch, daß er ihm den Verſtand dazu noch eher gebe, als das Amt. Dies Sprichwort mag auch mancher

Fürſt gehört haben, legt es aber nicht ſo aus, wie ich, und verläſſt ſich doch darauf. Entweder er denkt, daß, wenn er jemanden ein Amt gebe, Gott es ſelbigem durch ihn gebe, und ſo überläſſt er es nun dem lieben Gott, demſelben auch den Verſtand dazu zu geben; oder er glaubt, was Gott thun könne, könne er auch thun, und glaubt im ganzen Ernſt, Leuten nicht nur Aemter und Dienſte, ſondern auch Verſtand dazu reichen zu können.

Theodor. Ha — ha — ha — ha!

Rothe. Ja, anders kann ich mir es nicht erklären. Letzteres verdient wirklich ein ha — ha — ha — ha! und beim erſtern ſollte ein ſolcher Fürſt denken, daß Gott, wenn er ein Amt gibt, nicht das Amt zuerſt, ſondern den Verſtand dazu, gebe. Da würde es ihm denn bald begreiflich werden, daß in allen den Fällen, wo er, der Fürſt, Leuten ein Amt gibt, wozu ſie noch keinen Verſtand haben, er es ſei, der es ihnen gebe, und nicht der liebe Gott, und daß er ſich nun alſo in Anſehung des Verſtandgebens auch auf Gott nicht zu verlaſſen habe. — Jedoch, nun wieder zu unſerer Sache! — Sobald nun aber ein Fürſt, der ſeine Dienſte weiſe beſetzt, arbeitſame, eifrige und treue

Diener hat: ſo halte er ſie auch werth und ſchätze ſie nach Würden. Wer wäre er, wenn er ſie nicht hätte? Hülfen ihm alle ſeine noch ſo gutgemeinten Abſichten, ſeine Ueberlegungen, Entſchlieſſungen, Plane, Verordnungen und Einrichtungen etwas, wenn ſeine Diener ihm nicht dazu die Hand böten? Sind ſie es nicht, durch die er an hundert Orten zugleich arbeitet und wirkt? Müſſen ſie ihm nicht alle ihre Kräfte leihen und ſich für ihn aufopfern? Verdienen ſie ihm nicht den anſehnlichen Sold, welchen ihm der Staat reicht, und wovon er nur einen geringen Theil wieder an ſie zurückgibt? Iſt's nicht immer ſein Haus, dem ſie dienen, ſein Volk, für das ſie arbeiten? Erleichtern ſie ihm nicht durch ihre unermüdete Thätigkeit, durch ihre Treue und Gewiſſenhaftigkeit in Verwaltung ihrer öffentlichen Aemter und Geſchäfte die Verantwortung, welche er vor Gott und der Welt von ſeiner ganzen Regierung abzulegen hat? Wird nicht all das Gute, das ſie ſtiften, ihm zugeſchrieben? Hat er nicht den Ruhm und die Ehre davon? Wahrlich, ein **Undankbarer vom erſten Range** iſt er, wenn er dies alles nicht achtet, ſondern ſeine Diener wie Hausthiere betrachtet, die für das bloſſe Futter, das ſie bekommen, ſich ſtumpf arbeiten müſſen, denen man zuletzt, wenn ſie nicht mehr zur Arbeit taugen, um das unnütze Futter zu erſparen, den Gnadenſchlag gibt, und an deren Statt man nun blos wieder andere junge und ſtarke anſchirrt, um jene weiter nicht zu vermiſſen! Ein ſolcher Fürſt verdient nicht, daß er rechtſchaffene Diener habe; er wird ſie aber auch nicht leicht bekommen, und es geſchieht ihm gerade recht, wenn er auf allen Seiten hintergangen, gemisbraucht und betrogen wird. Nur iſt es zu bedauern, daß den gröſſeſten Schaden nicht ſowohl er, ſondern vielmehr ſein unglückliches Volk hat. — Nein, der Fürſt mache ſich dieſer Herrenſünden gegen ſeine wackern Diener nicht ſchuldig. Er gebe ihnen vor allen Dingen zureichende Gehalte. Er nehme dabei Rückſicht auf ihre Arbeiten, auf ihre Familien, auf ihren Stand und auf ihre übrigen Welt- und Hauslagen. Wer treu und froh arbeiten ſoll, muß von ſeiner Arbeit nicht nur leben, ſondern auch gemächlich leben können; — der Miſſethäter im Kerker lebt auch, und zwar bei Waſſer und Brod. Ein Fürſt, der von hieraus einen Schluß auf das Lebenkönnen ſeiner Diener macht, ſollte ſich wenigſtens nie an eine Tafel ſetzen, wo zehn und zwölf Gerichte aufgetragen werden. Es iſt ſehr an einem Fürſten zu loben, wenn er ein guter Wirth iſt; aber er fange die Oekonomie nicht bei Salarirung ſeiner Diener an, noch weniger oekonomiſire er an ihnen nur, um auf andern Seiten den unnützeſten, unverantwortlichſten Aufwand zu machen. Ihre Beſoldung muß in dem Verzeichnis ſeiner Ausgaben nicht der lezte Artikel ſein, ſondern der erſte — weil ſie ihm alle ſeine Landesrevenüen, die er jahraus jahrein zieht, jahraus jahrein verdienen müſſen. Durch anſtändige Beſoldung der nöthigen Dienerſchaft ſind noch nie die Finanzen eines Fürſten in Verfall gerathen; wohl aber hat das Darben derſelben ſchon oft genug Unheil für Fürſten und Völker geſtiftet. Es iſt der falſcheſte unter allen oekonomiſchen Grundſäzen, die in die Seele eines Fürſten kommen können, ſeine Diener ſchlecht zu ſezen. Wer ſchlecht ſizt, arbeitet auch ſchlecht. Wird er darüber zur Rede geſtellt: ſo antwortet er mit Recht — wie der Lohn, ſo die Arbeit. Hat der ſchlechtſalarirte Diener Gelegenheit, ſich an ſeinen Mitbürgern zu bereichern: ſo glaubt er, ſein karger Fürſt habe ihm hiezu eine ſtille Vollmacht gegeben. Er ſportulirt nun über die Gebühr, läſſt ſich beſtechen, ſchweigt, wo er reden ſoll, brandſchatzt und plündert im Stillen, weil in ſeinem und ſeiner Kinder Magen mehr Säure iſt, als ſein Salar abſorbirt. Hat er Gelegenheit, an fürſtliche Kaſſen zu kommen: ſo trägt er kein Bedenken, anfangs erſt nur ſo viel noch herauszunehmen, als ihm ſein Fürſt von Gott- und Rechtswegen geben ſollte; und hat er dies eine Zeitlang gethan, ſo nimmt er bald noch mehr heraus, als ihm gebührt. Was will ein Fürſt hernach zu allem dieſen ſagen, wenn ihm ſein eignes Herz den Vorwurf machen muß, daß er ſeine Diener zu ſolchem Unfug zwinge? Will er ſie nun gar noch dafür ſtrafen: ſo iſt's, als lieſſe er ſie darum nur ſündigen, um ſtrafen zu können, und die Welt ſtellt ihn in die Reihe der Unmenſchen. Nur alsdann, wenn er ſeine Diener gehörig ſoldet, kann er von ihnen die gewiſſenhafteſte Betreibung ihres Amts und Treue gegen ſich und ſein Volk fordern. Findet er ſie dann auf faulen Pferden: ſo ſtrafe er ſie, und die Welt wird ihm den Beinahmen des Gerechten geben. Dieſe menſchenfreundliche Fürſorge für die Saläre der Diener wird beſonders in unſern Zeiten immer nöthiger, mein Prinz, und dürfte vieleicht im kurzen einer der wichtigſten Gegenſtände für die Fürſten werden. Die mehrſten Beſoldungen rühren noch aus Zeiten her, in welchen die Preiſe aller Sachen kaum halb ſo hoch waren, als jetzt. Dieſe ſteigen und ſteigen immer mehr; jene bleiben, wie ſie ſind. Geht dies ſo fort, wie iſt es möglich, daß Menſchen ſich noch nach öffentlichen Aemtern und Dienſten ſehnen ſollen? Sehen ſie nicht im Voraus ſchon, daß ſie dabei darben müſſen? Wovon ſonſt eine ganze Familie leben konnte, lebt jetzt kaum Mann und Frau. Wovon ſollen die Kinder ernährt und erzogen werden? Wollen die Fürſten, daß ihre Diener die einzigen ſein ſollen, die Schulden machen müſſen? Oder wollen ſie, daß ſie ehelos bleiben ſollen? Leider geſchieht dies ſchon häufig! O wenn Sie einſt Fürſt werden, nehmen Sie hierauf von Zeit zu Zeit Rückſicht; laſſen Sie keinen Menſchen, der Ihnen dient, auch den geringſten nicht, unſchuldig ſein Leben unter Nahrungsſorgen verſeufzen. Die Fürſten ſchlagen auf ihr Holz auf — die Bauern auf ihre Produkte — die Handwerker auf ihre Arbeit — — worauf ſoll der arme Diener aufſchlagen? — Sein Fürſt übe Barmherzigkeit an ihm aus! — Ein ganz neues Beſoldungsreglement für alle Diener des Staats und des Volks iſt nun bald eins der erſten Bedürfniſſe für die Welt. Und wenn ich es machen ſollte, würde ich alle Sporteln und Accidenzien, ſie mögten Nahmen haben, wie ſie wollten, ausſtreichen. Und dennoch wollte ich Bürge dafür ſein, daß die noch einmal ſo ſtarke Beſoldung der **nützlichen** Diener dem Fürſten keinen gröſſern Aufwand machen ſollte. Sie dürften nur — die **unnützen** Diener abſchaffen und aus ihren Beſoldungen Zulagen für jene machen; Es gibt noch mancherlei unnütze Leute und Kreaturen an den Höfen, lieber Prinz, und — was das ärgſte iſt — — dieſe haben oft den gröſſeſten Gehalt . . . Doch hievon ein andermal . . . Der Fürſt gebe aber ſeinen Dienern nicht blos zureichend Brod, ſondern — er verbittere ihnen auch das Brod nicht, das er ihnen reicht. Er ſei liebreich gegen alle ſeine Unterthanen, am liebreichſten aber gegen ſeine Diener. Es iſt kein Brod ſo ſehr **Jammerbrod**, als das **Dienerbrod, wenn es immer zitternd gekäuet werden muß.** Ein Fürſt kann es leicht hierhin bringen; aber er hat weder Ehre, noch Freude, noch Segen davon. Jeder Diener ſei ſeines Brods gewiß, ſo lange er ſeinen Dienſt treu verwaltet. Seine Abſetzung hange nicht von der Willkühr des Fürſten, oder von der Kabale ſeiner Feinde, ſondern — von ihm ſelbſt, von ſeinem Herzen und Betragen ab. Dis, Prinz, gibt wackere Diener; und nur mit ſolchen kann den Fürſten und Völkern wahrhaftig gedient ſein. Oft ſteht ein Rechtſchaffener am Hofe einigen Schurken am Hofe im Wege; da ermangeln die Hofſchurken dann nicht, den Hofrechtſchaffenen anzufeinden, zu verläumden, zu verfolgen und zu verdrängen. Ein guter Fürſt aber ſieht bald die Kabale durch und thut ihnen den Willen nicht. Das beſte Mittel iſt — jeder Diener werde gehört. . . Muß der Unterthan mit ſeiner Verantwortung vor ſeinen Fürſten kommen können, wie vielmehr der Diener! Kein Fürſt ſoll gegen ſeinen Diener zufahren. Thut er dies: ſo handelt er nicht nur wider die erſten Rechte der Menſchlichkeit, welche bei allen Völkern auch den andern Theil zu hören gebieten; ſondern er bricht auch ſein Wort, das er jedem Diener, als er antrat, entweder ſchriftlich oder doch ſtillſchweigends gab, ihn jederzeit hören zu wollen. Was ſollen Bürger und Bauern von ihrem Fürſten ſich getröſten, wenn er ſeine Diener nicht einmal hört? Wenn der Ackermann zwei Knechte hat und den einen von ihnen blos darum gleich aus dem Dienſt jagt, weil ihn der andere angeklatſcht hat, was ſprechen ſeine Nachbarn dazu? Nun, wenn ein Fürſt ſeinen Rath ſchaſſirt, blos darum, weil ihn andere Räthe verklatſcht haben, was ſoll die ganze Nation davon ſprechen? Der Diener bebe nicht ſklaviſch vor ſeinem Herrn, ſondern liebe ihn mit zärtlicher Ehrfurcht. Er erſchrecke nicht, wenn er ihn gegangen kommen ſieht, ſondern er freue ſich, ihn wieder zu ſehen. Gutmüthig, beſcheiden, höflich behandle ihn der Fürſt; und je höher der Diener iſt, deſto beſcheidener und höflicher behandle er ihn. Schändet er ſie ſelbſt, wie kann er erwarten, daß ſein Volk ſie ehre? So ſinkt alsdann alle Subordination und Ordnung in den Ständen, und er, der den Tirannen gegen ſeine Diener macht, ſchaft dieſe wieder zu Untertirannen gegen ihre Untergebene um. Aus ſeinen Augen gemishandelt weggehend, rächen ſie ſich nun dafür durch Mishandlungen an andere, die wieder ſo gegen ſie ſchweigen müſſen, wie ſie gegen ihn. Zum Schimpfen und Schlagen eines Dieners würdige ſich nie der Fürſt herab; — o daß die Fürſten doch einmal glauben wollten, daß es, wenn ſie dies thun, nicht anders ausſehe, als — wenn ſie in dem Augenblick den Hut verlöhren!!! Der Fürſt widerſtehe dem Jachzorn überall, am meiſten aber gegen ſeine Diener.

Er kann es nie wieder gut machen, wenn er ſeine Diener öffentlich mishandelt. Es iſt ſchlechterdings beim Civil nicht, wie beim Militär, wo man den Soldaten erſt unehrlich machen und dann die Fahne wieder über ihn ſchwenken kann. — — Einen recht groſſen Beweis kann ein Fürſt auch dadurch davon geben, daß er ſeine Diener ſchätze, mein Prinz, wenn er nicht ohne ſie und immer allein handelt. Vorſchriften muß er ſich von ihnen nicht machen laſſen; aber — ſeine Räthe in wichtigen Dingen zu Rathe ziehen — — dies iſt fürſtlich. Der Titel ſelbſt, den ſie haben, bringt es ja ſchon ſo mit ſich; — wozu ſind ſie denn Räthe, wenn ſie nicht Rath geben dürfen? Dieſe Art von Dienern koſtet ja viel Geld; ſollen ſie blos Ja ſagen, oder die Befehle nur vollſtrecken — — ſolche Jaſager und Befehlsvollſtrecker könnte ein Fürſt um viel wohlfeileres haben. Die eigentlichwiſſenſchaftlichen Studien, die ausgebreitetern Landeskenntniſſe, die Geſchäftsroutüne, welche die Räthe haben, ſetzen den Fürſten auch oft erſt in den Stand, ſeinen Planen und vorhabenden Einrichtungen die wahre Vollkommenheit zu geben. Wie oft geht es ſonſt den Fürſten ſo, daß ſie gegebene Befehle zurücknehmen, getroffene Veranſtaltungen wieder abändern müſſen, blos darum, weil ſie ihre Räthe nicht vorher fragten, ob ſie praktikabel wären? Wahrlich, ein Fürſt beſchimpft ſich nicht dadurch, daß er über eine Sache mit Sachverſtändigen erſt ſpricht; ſondern dadurch, daß er in Ermangelung deſſen eine Sache verkehrt anfängt und hernach wieder aufgeben muß. Und wie lieb muß ihn nicht ſein Volk dafür haben, wenn es hört, daß ihm des Landes Wohl ſo wichtig iſt, daß er in Angelegenheiten deſſelben von Erheblichkeit nicht blos mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit ſeinen Räthen zu Rathe gehe, und auch als Fürſt die Volkswahrheit zugeſtehe, daß — zehen oder zwölf Augen mehr ſehen, als zwei — wenn auch gleich dieſe zwei Augen ein Paar Fürſtenaugen ſind! Mislingt hernach irgend eine Anſtalt: ſo iſt die Nation nicht nur dabei ruhiger, ſondern der Fürſt ſelbſt auch kann es ſein, weil er ſie mit den Erſten der Nation überdacht und überlegt hat. Sind aber die Rathgeber ſelbſt nicht unter ſich einig: ſo ſchlagt ſich der Fürſt zu der Parthei, die nicht ſowohl die mehrſten Stimmen, als vielmehr die mehrſten Gründe für ſich hat; denn oft haben drei Stimmen kaum einen Grund, dahingegen eine Stimme zuweilen alle

Gründe hat. Jeder Menſch hat ſein Fach, in welchem er am beſten bewandert iſt; es iſt rathſam, daß ein Fürſt bei jedem wichtigen Vorhaben auch mit denjenigen unter ſeinen Dienern darüber ſpreche, in deren Fach es vorzüglich einſchlägt; ſie mögen übrigens zu einer der obern, oder mittlern, oder untern Dienerklaſſen gehören. Jedem Diener müſſe es freiſtehen, entdeckte wahre Mängel an vorwaltenden Anſtalten mit Beſcheidenheit ſeinem Fürſten zu zeigen; und wenn er auch nichts weiter, als der letzte unter allen Vollziehern und Bewerkſtelligern derſelben wäre. Es kann ja ſein, daß dieſe Mängel von der Art ſind, daß ſie nicht eher bemerkt werden, als während der Vollziehung, oder daß ſie gar der letzte der Vollzieher erſt bemerken könne. Nun, ſo müſſe ihn, und wenn er der unterſten Diener einer wäre, ſein Fürſt noch dafür ſchätzen, daß er ihm noch zu rechter Zeit die Augen öffnet; er müſſe ihn als den Mann betrachten, der ſeine Ehre, da ſie ſchon auf's Spiel geſetzt war, noch rettet, und dafür öffentlich loben und lohnen. Dies, Prinz, erregt einen rechten Enthuſiasmus von Dienſteifer, wenn jeder Diener erfährt, daß ſeine Vorſtellungen Gehör finden und Eindruck machen, ſobald ſie die geſunde Vernunft für ſich haben; dieſe geſunde Vernunft möge übrigens aus dem Gehirn eines Präſidenten oder eines Subalternen kommen. Unter den Dieneen ſelbſt, ſo verſchieden ſie auch an Amt und Würden ſein mögen, wird hiedurch zugleich eine gegenſeitige **Werthſchätzung** bewirkt, die bei den höhern die Sucht über die niedern zu deſpotiſiren einſchränkt und in den Seelen der niedern ein edles Selbſtgefühl erweckt und die Flamme des Patriotiſmus unterhält. Ein Fürſt, der einen ſeiner niedrigern Diener dafür noch aushunzen könnte, daß er ihn **zurechtweiſen will**, und der in ſolchen Fällen nur immer die Sprache gegen ihn führte — **man ſolle nicht naſeweis ſein, ſondern blos thun, was geheiſſen würde**, wäre ſeiner nicht werth . . . So viel, als möglich, ſuche der Fürſt den wackern Diener, wenn er ihn einmal hat, davon abzuhalten, daß er aus dem Dienſt des Vaterlandes in auswärtige Dienſte gehe. Das Vaterland verliert zu viel an ihm; es wird zwar nie an Subjekten fehlen, die ſich zu ſeinem Dienſt wieder melden; ob ſie ſich aber dazu ſchicken, das iſt die Frage, und wie lange es währen wird, ehe ſie den Dienſt wieder ſo ausfüllen, wie er, dies iſt eine noch wichtigere Frage. Wollte der Diener, das Kind des Vaterlandes, aus Mangel in fremde Dienſte ſie gehen, die ihn ſorgenloſer nährten: ſo hat der Fürſt ja auf der Stelle das Mittel in der Hand, ihn zurückzubehalten. Er entſchädige ihn und ſetze ihn ſelbſt beſſer; ſo wird derſelbe das beſſere Brod lieber im Vaterlande eſſen, als auswärts. Sehnte ſich der Diener aus Ueberdrus ſeines für ſeine Kräfte zu engen Wirkungskreiſes im Vaterlande aus dem Schoſſe deſſelben weg; hat er wirklich höhere Wirkungskraft: ſo weiſe ihm der Fürſt einen weitern Wirkungskreis an; ſo wird derſelbe das gröſſere Gute, das er ſtiften kann, lieber für ſein Vaterland, als für ein fremdes Land, ſtiften. Wäre Eitelkeit die Triebfeder, welche den Diener in ein fremdes Land reitzte, wo ihm etwa glänzendere Konditionen angeboten würden: ſo errege der Fürſt in ſeiner Seele auf alle Weiſe den Patriotiſmus und mache ihm die Hofnung, mit der Zeit auch das zu Hauſe zu finden, was er in der Fremde ſucht. Dies alles halte der Fürſt nicht unter ſeiner Würde; er betrachte einen ſolchen Diener, der auswärts geſucht wird, nicht als einen Diener, der ihm den Stuhl vor ſein Körpsdelogis ſetzt, ſondern ſchätze ſich's zur Ehre, daß ſeine Leute auch auswärts geſchätzt und geſucht werden; dieſen Gedanken halte er feſt und behandle den auf der Flucht ſtehenden Diener darnach; ſo wird es ihm gelingen, jeden brauchbaren Mann im Dienſt dem Vaterlande zu erhalten . . . Alle Wittwen und Waiſen im Lande ſind an den Fürſten, als an ihre letzte Inſtanz, von Gott gewieſen; wie noch weit mehr arme **Dienerwittwen** und dürftige **Dienerwaiſen**! Mein liebſter Prinz, dies iſt ein recht wichtiges Kapitel für die Fürſten, welche den Ruf der Dankbarkeit, den Beinahmen der Dienerſchätzer erlangen wollen. Wenn der Kaufmann ſtirbt, kann die Frau den Handel fortſetzen; wenn der Handwerker ſtirbt, kann die Wittwe ſich Geſellen halten und die Profeſſion forttreiben; wenn der Bauer ſtirbt: ſo ſterben doch ſeine Aecker, Wieſen und Heerden nicht mit; aber — wenn der Diener ſtirbt: ſo ſtirbt für ſeine Familie alles zugleich mit. Wovon ſollen ſeine Wittwe und Waiſen nun leben? Seither lebten ſie vom Gehalt des Mannes und des Vaters — mit dem Tode deſſelben hört er auf — — was nun? Denken Sie ſich einen Reichen, der ein Kapital von zehntauſend Thalern hat, und einen Fürſtendiener, der einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern hat. Der eine hat, ſo lange beide leben, allerdings ſo viel Kapital, als der andre; aber bei ihrem Tode iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen beiden. Die Familie des erſtern verliert den Vater, aber — behält das Kapital. Die Familie des letztern verliert den Vater und das Kapital zugleich. **Ihr Kapital von zehntauſend Thalern war des Vaters Dienſt.** Es iſt bald geſagt, aber mehrentheils unmöglich auszuüben, daß die Diener bei Zeiten für ihre Familien ſorgen, ſparen, zurücklegen und ſammlen ſollen. Wo ſind denn **die Dienſte, bei welchen viel zurückgelegt und geſammlet werden kann?** Sollen denn auch die Fürſten- und Volksdiener, **die gemeinnützigſten unter allen Bürgern des Staats**, unter allen Bürgern diejenigen gerade und die einzigen ſein, **welche nur immer an Tod und Sterben denken und auf jeden Lebensgenus Verzicht thun müſſen?** Dies ſollen ſie thun und **— dennoch dabei unverdroſſen und bis an ihren Tod arbeiten?** Der Knecht auf dem Pachthofe hätte alſo ſeine Freudentage, **und — der Rath am Fürſtenhofe ſollte nichts, als ein ganzes Leben voll Plag haben?** Und wie? wenn nun der Diener gar in der Mitte ſeines Lebens ſtirbt — ſoll er da auch ſchon etwa ſo viel haben zurücklegen und ſammlen können, daß Frau und Kinder davon leben mögen? Wie? wenn er ſich im Dienſt des Fürſten gar ſo früh zu Tode gearbeitet hat —

ſoll er da ſterbend noch den Einfall verdammen, daß er in Fürſtendienſte trat, und wünſchen, daß er lieber ein Bierbrauer, Schuſter oder Schneider geworden wäre, damit er länger bei Frau und Kindern geblieben wäre, oder nun doch ſeine Wittwe das Handwerk und das Brauweſen fortſetzen könnte? Gott, wie lohnen die Fürſten mit Undank, wenn ſie des Dieners, ſobald er begraben iſt, vergeſſen; wenn ſie darum, **weil er nun nicht mehr arbeitet,** auch nicht weiter daran denken, daß er **gearbeitet habe,** und zwar ſo **redlich** und ſo **brav,** und wenn ſie ſeine Wittwe und Waiſen in Dürftigkeit und Elend hülflos jammern und ſchmachten laſſen! Nein, jeder wackere Diener, der nichts hat vor ſich bringen können, müſſe ſterbend noch den letzten Troſt darin finden, daß ſein Fürſt **nun an ſeine Stelle trete und der Vater ſeiner hinterlaſſenen armen Familie werde!** Der Fürſt beruhige ſich ja nicht mit dem bloſſen Gedanken — **ich habe ihn nicht todt geärgert** . . . Das wäre ja vollends ſchrecklich, wenn ein Fürſt ſeine Diener auch noch todt ärgerte . . . So müſſte man, wenn der Tod des Dieners in Kupfer geſtochen werden ſollte, den Diener mahlen, **wie er auf dem Boden liegt und in ſeinem Blute ſchwimmt, und wie ſein Fürſt neben ihm** ſteht, den blutigen Dolch noch in der Hand, und wie Wittwe und Waiſen des Dieners im Hintergrunde ſtehen und die Hände wider ihren Fürſten gen Himmel über den Kopf zuſammenſchlagen. Vieleicht, wenn es einen Fürſten gäbe, der ſo handeln könnte, daß ein ſolcher Kupferſtich, wenn er öffentlich zum Beſten der unglücklichen Familie ſeines Dieners verkauft würde, noch das einzige Mittel wäre, ihn menſchlicher zu machen. Wenn der Fürſt weiter nichts denken kann, als, daß er ſeinen Diener nicht todtgeärgert habe: ſo iſt dies noch keine Beruhigung für ihn. So hat er alſo weiter nichts gethan, als — nur kein Unrecht an ihm ausgeübt. Iſt das Beruhigung genug, nur kein Unrecht ausgeübt zu haben — oder kann man ſich alsdann nur erſt beruhigen, wenn man auch vortreflich handelt? Das iſt ſchon ein edler Fürſt, der ſeinen treuen graugewordenen Diener nicht mehr, wie den vollkräftigen Mann zur Arbeit anſtrengt oder auch nur auffordert, und der ihn auf ſeine alten Tage darum, weil er gar nichts mehr arbeiten kann, dennoch nicht Noth leiden läſſt; aber das iſt ein noch edlerer Fürſt, der auch den Wittwen ſeiner wackern Diener eine verhältnismäſſige Penſion ausſetzt, und für eine gute und ſtandesmäſſige Erziehung der dürftigen Waiſen derſelben väterlich Sorge trägt. Hungernde rechtſchaffene Dienerwittwen, herumirrende verlaſſene Dienerwaiſen ſind die gröſte Schande, welche ein Fürſt ſich ſelbſt anthun kann. Alle ſeine guten Unterthanen ſchütteln die Köpfe darüber, und alle durchreiſende gute Fremde weiſen mit Fingern erſt auf ſie und dann auf ihn. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß der Staat dergleichen Ausgaben nicht ertrage, gilt weder vor dem Richterſtuhl der Menſchlichkeit noch vor dem Richterſtuhl der wahren Oekonomie. Dieſe zeigt ihre Kunſt nicht an den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen, welche ſie vielmehr vollkommen befriedigt, ſondern an unnützen, überflüſſigen Verſchwendungen, die ſie allerſeits einſtellt. O mein Prinz, Beiſpiele von ſolcher Art, wenn ein Fürſt auch noch für die Familie eines wackern Dieners ſorgt, machen auf ſeine ganze noch lebende Dienerſchaft erſtaunende Eindrücke. Der Gedanke — dein Fürſt ſchätzt dich im Leben und im Tode und legt dieſe Schätzung durch Thatbeweiſe an den Tag — ſtimmt die Seele eines an ſich ſchon redlichen Dieners zu noch weit ſtärkerm Dienſteifer, zum höchſten Enthuſiasmus für den

Fürſten, zum unüberwindlichſten Patriotiſmus und zu Aufopferungen aller Art für allgemeines Wohl. Ein Diener iſt auch ein Menſch, und es muß dem Fürſten ſehr daran gelegen ſein, daß er dies ſei. Als Menſch ſind ihm die Familienbande ſüs und die Sorgen für ſeine Familie heilig. Manchen recht erhabenen, hochaufgeſpannten Dienſteifer unterdrücken dieſe. Wenn nun aber der Fürſt dazwiſchentritt und ſpricht — **Auch dieſe deine Sorgen ſollen meine Sorgen ſein** — — ſo geht der Diener für ſeinen Fürſten und für ſein Vaterland in Feuer und Waſſer — — —. Stirbt er den Märtirertod im Dienſt — — **dort lebt der Vater**, ſpricht er, **der für meine Kinder** ſorgt, und weiſet mit der Rechten aus Flammen und Fluten noch **nach dem Reſidenzſchlos** hin. — — — Prinz, die Fürſten beklagen ſich zuweilen, daß ſie ſo **wenig treue Diener finden** — — — **welche Klage! wer führt ſie? gegen wen wird ſie geführt? wer ſoll der Richter** ſein?

Theodor. (brav.) J, das wollte ich wohl ſein können. Ich würde ſo ausſprechen — **lernet treue Diener ſchätzen; ſo werdet ihr auch treue Diener haben** . . . Das kommt mir ebenſo vor, als wenn ein Amtmann ſeine Leute ſchlecht halten und ſich hernach darüber beſchweſchweren wollte, daß er keine gute Dienſtboten bekommen könne. (wie erſchrocken.) Ach das war wohl ein falſcher Vergleich; ich wollte ſagen, es wäre geradeſo, als wenn jemand ſeine Freunde nicht zu ſchätzen wüßte, und hernach über Mangel an wahren Freunden klagen wollte.

Bei dieſen Worten trat Fürſt Adolf ganz unerwartet zur Einſiedelei herein. Es war dies das erſtemal, daß er Rothen und den Prinz hier aufſuchte oder antraf. Er ſah ſehr heiter aus und ſprach: **Allerweil bin ich wieder Vater von ſieben Kindern mehr geworden.** Da iſt mir vor einigen Tagen einer meiner wackerſten Diener, der Amtsrath B. in D.. geſtorben und hat ein ganz Haus voll Kinder ohne Mutter und Vermögen hinterlaſſen. Ich komme eben von da zurück und habe all die ſieben Kinder ſchon voraus nach der Stadt fahren laſſen, wo ſie auf meine Koſten erzogen werden ſollen. Rothe, ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was das für ein trauriger Anblick war. Die Kinder ſahen alle aus, wie die Schatten, und, was mir das Herz faſt zerriß — ſo, wie ich in die Stube trat, fing ein Knabe von ihnen, dem ich Pathe bin, und der etwa ſechs Jahre alt iſt, ſobald er mich ſah, die übrigen an zu tröſten. „**Nun ſeid zufrieden**, rief er aus, da kommt mein

Herr Pathe, unſer Fürſt." . . . Gutes Kind, erwiederte ich — du haſt recht . . . (wiſcht ſich die Thränen ab.) Ich habe für ſie geſorgt, wie es meine Schuldigkeit war — ja, wie es meine Schuldigkeit war . . . Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich das Leben ihres braven Vaters wiedererkaufen könnte! . . Was der Mann mag gelitten haben, ehe er ſtarb, wenn er ſo ſeine ſieben unmündige Kinder um ſein Bette her in Thränen ſchwimmend ſah! . . . Hätte ihn doch Gott einen vertrauensvollen Gedanken auf mich eingeflößt! . . Hätte er ihn doch in die Zukunft des heutigen Tages ſehen laſſen! . . . Nur Ruhe, nur Ruhe im Tode hätte ich ihm gewünſcht . . .

Rothe. (zu Theodorn, während daß Adolf das Portrait Friedrichs, des Dienerſchätzers in's Auge faſſt und ſtumm betrachtet.) O Prinz, welch ein rührender Schlus unſerer heutigen Unterredung! Laſſen Sie ihn Ihr ganzes Herz in Bewegung ſetzen. — —

Adolf wendete ſich um, fragte nach der Materie, über die heute geſprochen worden ſei, und ging mit Theodorn auf eine Zeit buſchein. Rothe nahm Friedrich, den Dienerſchätzer, und ſtellte ihn dicht neben Adolf, den Menſchlichen, hin. Als er hernach den Fürſten wiederfand, hörte er ihn noch ganz vernehmlich die Worte zum Prinz ſprechen — ſie ſind weder fürſtliches Zugvieh, noch ſind ſie unſere Sklaven — brave, wackere Menſchen ſind ſie, ohne die wir uns todtarbeiten müſſten und doch — mit nichts zu Stande kämen. Unſere Augen ſind ſie, durch die wir ſehen — unſere Ohren, durch die wir hören — unſere Lippen, durch die wir reden — unſere Hände, durch die wir wirken — — himmelſchreiender Undank iſt's, wenn wir ſie nicht ſchätzen — — —

Prinz Theodor erſchien nun zuweilen an der fürſtlichen Tafel. Als er zum erſtenmal daſelbſt Platz nahm, geſchah es ohne alles Geräuſch, und niemand von den Anweſenden durfte thun, als wenn er ihn zum erſtenmale allda bemerkte. Der Prinz war beſcheiden und dreuſt, antwortete, fragte und unterhielt ſich viel mit einem bürgerlichen Rath, der freie Tafel am Hofe hatte und Rothen zuweilen beſuchte. Nie aber war er bei Tafel, als wenn der Fürſt wuſſte, daß lauter Leute an derſelben ſäſſen, die er ſprechen hören könnte. Rothe begleitete ihn alsdann jederzeit und fand ſeinen Platz neben ihm.

Fürſt Adolf gab zu erkennen, daß er nun einige Geſellſchafter für ſeinen Sohn wünſche, die von ſeinen Jahren und Jünglinge von Kopf und Herz wären. Kaum verbreitete ſich hievon das Gerücht, ſo ernannte jeder von den Vornehmern des Hofes und der Stadt ſeine Söhne auch ſchon im Herzen dazu, und es fehlte ihnen blos nur noch an dem kleinen unbedeutenden Umſtande, — daß Adolf die Ernennung genehmige. Man ſah dabei nur immer auf die Jahre der jungen Leute und vergaß der andern Eigenſchaft, welche von ihnen gefordert ward, daß ſie auch klug und gut ſein müſſten. Viele ſtanden in der Meinung, daß die Mängel hieran durch die äuſſerlichen Vorzüge der Väter erſetzt würden, und ein Jüngling von Kopf und Herz oder ein Jüngling von Stande waren in ihrer Sprache gleichbedeutende Redarten. In Adolfs Sprache aber waren dies ſehr verſchiedene Ausdrücke. Er kannte die noch immer herrſchenden Fehler in der Erziehung vieler ſogenannten jungen Herren von Stande, ſo wie er die gangbarſten Jugendſünden ſeines Zeitalters wuſſte, und empfand keine Neigung dazu, ſeinen wisbegierigen, wakkern und unſchuldigen Sohn durch vornehme Buben, die in Müſſiggang, Wildheit und erfrüheter Wollüſtigkeit ihre Ehre fanden, verpeſten zu laſſen. Er gab an einem dazu beſtimmten Morgen dem geſammten Adel ſeines Hofs, ſowohl als auch ſeiner Reſidenz die Erlaubnis, ihre Söhne ihm zu produciren, und muſterte ſie. Bei dieſer Gelegenheit ſetzte er die verſchiedenen Begriffe — **ein junger Herr von Stande** und **ein junger Herr von Kopf und Herz** — ſo deutlich aus einander, daß es viele unter den gegenwärtigen Vätern ſchon zu gereuen anfing, ihre Söhne heraufgeführt zu haben. „Es iſt ein recht Unglück, ſprach er unter andern, daß man in den ſogenannten vornehmen Häuſern den Knaben noch oft ſo frühzeitig ſagt, **wie vornehm** oder **wie reich ſie gebohren ſind**. Ein vernünftiger Mann weiß, **daß dies nicht die wahre Gröſſe des Menſchen** ſei; aber — Knaben können den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Gröſſe noch nicht faſſen. Wenn ihnen nun von ihren äuſſerlichen angeerbten Vorzügen ſchon vorgeſchwatzt wird: ſo gewinnen ſie natürlicher Weiſe gleich von Anfang an die falſche Gröſſe lieb, halten ſie für die wahre und ſuchen hernach lebenslang wohl ihre Ehre in ihr. Unter zehn Knaben, denen ſo vorgeſchwatzt wird, ſind gewiß allemal neun, auf die dies die verderblichſten Eindrücke macht. Ihrer künftigen Reichthümer eingedenk, glauben ſie nun nicht nöthig zu haben, etwas rechtſchaffenes zu lernen. Auf ihren vornehmen Stand trotzend, werden ſie leidenſchaftlich, ausgelaſſen, wild und zügellos. Ihr ganzes Verdienſt iſt höchſtens, daß ſie Franzöſiſch plappern können. Auf den guten Seiten ſtehen ſie alsdann den Leuten ihres Alters in den unterſten Ständen oft nach; auf den ſchlechten aber übertreffen ſie oft Erwachſene und Alte. Sie ſind z. E. dummdreiſter, als dieſe, ſprechen immer zuerſt, ſcherzen über eigene Thorheiten, loben ſich ſelbſt und haben ſchon mehr Erfahrung von den Mannigfaltigkeiten der Wolluſt. Das ſind mir ſchöne junge Herren von Stande. Mich täuſchen ſie aber nicht. Ich will es jedem Jüngling im Geſicht anſehen, ob er brav oder ein Bube iſt . . ,"

Adolf entließ die ganze Verſammlung, ohne ſich zu beſtimmen. Viele von den jungen Leuten hätte er gleich aus dem Saal treiben laſſen mögen; ſo übel empfohlen ſie ſich ihm beim erſten Anblick. Einige waren darunter geweſen, die ſeinen Beifall erhielten und deren Nahmen er ſich merkte. An einem andern Morgen ließ er ſich auch die Söhne ſeiner Räthe und Diener vorſtellen. Rothe fand ihn nachher zufriedener, als das erſtemal. Noch an einem andern Morgen wurden ihm viel Jünglinge aus guten Bürgerhäuſern vorgeführt, unter welchen ein groſſer Theil ſeinen völligen Beifall erhielt. Manche von ihnen hatten **ein doppeltes herrliches Atteſtat bei ſich; eins von ihren Lehrern und das andere in ihrem Geſicht.** Die Durchſicht der Lehreratteſtate leitete den Fürſten auf eine Idee, welche ſeiner zu treffenden Auswahl unter den künftigen Geſellſchaftern ſeines Sohnes die wahre Vollkommenheit gab. Er ließ nehmlich die aufgeklärteſten und beſten Lehrer an allen ſeinen Erziehungsanſtalten in der Reſidenz zuſammenkommen und befahl ihnen, auf ihr Gewiſſen ihm Jünglinge, die unter ihrer Aufſicht ſtanden, zu dieſem Behuf in Vorſchlag zu bringen. Die Bedingungen dabei waren, daß ſie jeden, den ſie vorſchlügen, genau **kenneten, und ihn als einen lehrbegierigen, fähigen, gutgeſitteten und noch unverdorbenen Jüngling kenneten.** Dieſe Männer führten durchgängig traurige Klagen darüber, daß die Erziehung in den Häuſern im Ganzen noch ſo wenig tauge, und daß die Eltern mit der Bildung, welche ſie ihren Söhnen gäben, den Unterricht und der Bildung, die dieſe von ihren Lehrern empfingen, noch ſo häufig gerade entgegenarbeiteten. Beſonders ſetzten ſie hinzu, müßten ſie es beklagen, daß dies in den vornehmern Häuſern am häufigſten geſchehe. Die Mücken, ſprach einer von ihnen mit gerechter Bitterkeit, welche ihnen zu Hauſe täglich um die Köpfe ſummen — ich meine die Geburts- Standes- und Vermögensmücken ſtechen ſie ſo gefährlich, daß ich, wenn ſie zu mir in die Lehrſtunden kommen, faſt weiter nichts zu thun habe, als die aufgeblaſenen Geſchwülſte an ihnen zu kuriren . . ." Das iſt arg, erwiederte Fürſt Adolf; jedoch, da ich nun überzeugt werde, daß es mit den ſogenannten jungen Herren von Stande häufig wirklich noch ſo ſtehe, wie ich gedacht habe: ſo erkläre ich hiemit nochmals, daß mir ſchlechterdings nichts daran gelegen ſei, ob die Geſellſchafter meines Sohnes ſogenannte junge Herren von Stande ſind, oder nicht. Den Mann von Stande machte in meinen Augen nie der Titel, oder das Wapen, oder der Geſchlechtsnahme, oder der Treſſenrock, oder die Geldbörſe, oder der Lakei hinter ihm, oder die Equipage — ſondern — *mehr, als alltägliche Kentnis, ein edler moraliſcher Karakter, und eigenes, ſelbſterworbenes, gemeinnütziges Verdienſt.* Noch weit weniger alſo macht in meinen Augen den jungen Herrn von Stande **der gnädige Herr Papa von, in, aus und zu**, die reiche Tante, die hohe Friſur und das Stuzerweſen — ſondern — **der fähige Kopf, die Wisbegierde, der Fleis, der edle Ehrgeiz, die Unſchuld des Herzens und ein geſittetes Betragen.** Bringen Sie mir Jünglinge mit dieſen Eigenſchaften, ſo mögen ſie zu Hauſe ſein, wo ſie wollen; für junge Herren von Stande denke ich ſie bald dadurch zu erklären, daß ich ſie unter allen ihres Alters zu Geſellſchaftern des Erbprinzen auswähle. Vielleicht, daß dies Eindrücke auf viele der ſogenannten Herren von Stande macht, und daß ſie, wenn ſie ſehen, daß von ihren Söhnen nicht viele zu dieſer Ehre gelangen, ſich angetrieben fühlen, auf edlere und würdigere Erziehung in ihren Häuſern zu denken; und — ſo habe ich alsdann ein Verdienſt um die Nation mehr erlangt."

Dieſer Inſtruktion zufolge fanden ſich in der ganzen groſſen Reſidenz neun Jünglinge von Theodors Jahren zuſammen, die von ihren Lehrern ſowohl, als von ſeinem Vater für würdig erklärt wurden, mit ihm Umgang zu haben. Unter ſelbigen waren ein Edelmann und zwei Rathsſöhne; die übrigen ſieben ſtammten alle aus guten Bürgerhäuſern her. Adolf ward in ſeinem Glauben an die Phiſiognomik nicht wenig beſtätigt, als er ſie alle neun mit Vergnügen wieder erkannte, wie ſie unter den ihm bereits vorgeſtellten Jünglingen geweſen wären und ſeine Aufmerkſamkeit beſonders an ſich gezogen hätten. Unter den Höflingen ſowohl, als unter den ſogenannten vornehmen Leuten in der ganzen Reſidenz entſtand darüber viel Unzufriedenheit und Gemurmel, daß der Fürſt Stand und Geburt ſo wenig ſchätze, und daß der Erbprinz von Jugend auf faſt mit nichts, als mit Pöbel, umgeben ſei. Adolf ließ ſich aber hierdurch nicht irre machen, ſondern erklärte bei jeder Gelegenheit laut, daß der vornehme Pöbel der eigentliche Pöbel ſei, und daß er ſein Haupt nicht niederlegen wolle, ohne in dieſem noch den ganz eingeſchrumpften und eingetrockneten Trieb nach Verdienſt wieder anzufeuchten und zum Sproſſen zu bringen. Theodor und ſeine Geſellſchafter trugen von nun an Uniform. Kein Jüngling in der ganzen Reſidenz durfte ſelbige ohne auſſerordentliche Erlaubnis zu tragen verſuchen. Dieſe Erlaubnis aber bekamen nur ſolche Jünglinge, welche von ihren Lehrern unzubezweifelnde Atteſtate von der Vortreflichkeit ihres Kopfs und Herzens aufzuweiſen hatten. Sobald ſie dieſe hatten, ward ihnen die Uniform verſtattet; und ſobald ſie die Uniform trugen, durften ſie den Erbprinz beſuchen. Es war kaum zu glauben, was für herrliche Einflüſſe dieſe anſcheinende Kleinigkeit auf die Väter und Söhne in allen Ständen, und beſonders in den höhern, hatte. Die ſtrengſten Geſetze, die reichſten Prämien und Stipendien hätten den Fleis, die Rechtſchaffenheit und Sittſamkeit unter den jungen Leuten nicht ſo allgemein befördern können. Zu dem edeln Ehrgeitz, der hiedurch angefacht ward, kam auch noch die ſichere Vermuthung, welche die Väter hegen muſſten, daß der Fürſt einſt die Jünglinge, welche Theodors Geſellſchafter geweſen wären, vor allen andern verſorgen würde. Und was muſſten dieſe nicht hoffen können, wenn der Prinz ſelbſt einſt zur Regierung käme? Mithin glaubte jeder Vater das Glück ſeines Sohnes feſtgegründet zu ſehen, ſobald er ihn in der Uniform erblickte. Wer eine recht ausgeſuchte, vortrefliche Geſellſchaft von jungen Leuten bei einander ſehen und einmal recht menſchlichfroh ſein wollte, muſſte zu Theodorn kommen, wenn er ſeine jungen Freunde bei ſich hatte. In ihrem Zirkel ward kein jugendlicher Frevel ausgeübt und kein jugendlicher Unſinn geſprochen.

Unſchuldige Heiterkeit, liebenswürdige Natürlichkeit, wetteiferndes Beſtreben, einander Kentniſſe mitzutheilen und an Kentniſſen Theil zu nehmen, und freiwilliger Anſtand waren der Geiſt, der ſie beſeelte. Adolf hatte es ein- für allemal erlaubt, daß ſie unter Rothens Aufſicht nach ſeinen Landhäuſern und Luſtſchlöſſern zuſammen wandern konnten, wie ſie wollten. Zuweilen begleiteten ſie denn wohl die angeſehenſten Lehrer der daſigen Erziehungsanſtalten, und ſo wurden die Wanderungen ſo lehrreich, als vergnügend für ſie. Auch erlaubte es Adolf, daß Theodor oft mit ſeinen Geſellſchaftern zuſammenſpeiſete. Da formirten ſie dann eine eigene Tafel, bei der der Prinz den Wirth machte und — ſein Vater ſogar zuweilen einer von den Gäſten war. So oft dies letztere geſchah, war Adolf nach Tiſche weit heiterer, als zuweilen, wenn er in Geſellſchaft der vornehmſten Freunden an ſeiner eigenen Tafel geſpeiſet und — Langeweile und Ueberdrus zum Deſert gehabt hatte.

Den erſten Schmaus gab der Prinz ſeinen Freunden am Geburtstage ſeiner Mutter, und bei dieſer Gelegenheit hatte einer von den Lehrern eines daſigen Erziehungsinſtituts den Einfall, daß der Prinz nebſt ſeiner Geſellſchaft eine Komödie auf dem fürſtlichen Theater aufführen mögte. Adolf und Ulrike ſollten ſeiner Meinung nach nicht nur diesmal dadurch auf eine angenehme Weiſe überraſcht werden, ſondern er wollte auch den Vorſchlag thun, daß hernach dergleichen öfter geſchähe, weil dies eine trefliche Uebung für junge Leute in Dreuſtigkeit, Anſtand und guter Deklamation ſowohl, als auch in Uebernehmung verſchiedener Rollen des Lebens ſei. Rothe widerſprach auf der Stelle dem Ueberraſchungsplan, der dabei zum Grunde lag, und hielt es überhaupt für rathſam, über die ganze Sache bei dem Fürſten erſt anzufragen, weil er einestheils wuſſte, daß Adolf kein groſſer Freund vom Schauſpiel ſei, und anderntheils nicht wuſſte, was derſelbe über die Geiſtes- und Herzensübungen durch daſſelbe für junge Leute ſowohl überall, als für einen Erbprinz beſonders denke. Denn das Geſpräch war zwiſchen dem Fürſten und ihm noch nie auf dieſen Gegenſtand gekommen. Als er nun den Fürſten darüber ſprach, verbot ſelbiger dieſe Geiſtes- und Herzensübung für ſeinen Prinz nicht nur für diesmal, ſondern auch auf immer, und ſetzte ſehr nachdrücklich hinzu:

„Was das für Schwindeleien ſind! Was werden die Leute doch noch alles angeben? — Aber der Mann wird mich für einen Pedanten halten, daß ich ſo etwas nicht leiden will — und ich halte ihn für einen Pedanten, daß er ſo etwas vorſchlägt. Doch, wir können ja einer den andern halten, wofür wir wollen, ohne daß jemand dabei leide. Kurz, ich will dergleichen nicht haben. — Rothe, das Theater iſt da, wie Sie wiſſen — warum ſollte ich es den jungen Leuten nicht aufſchlieſſen laſſen, wenn ich es für gut hielte? Junge Leute mögen immerhin Komödie ſpielen, ſobald ſie ſich dem Theater widmen und Schauſpieler von Profeſſion werden ſollen. Da bin ich ſelbſt der Meinung, daß ſie nicht früh genug zu agiren anfangen können, wenn ſie einmal gute Akteurs werden ſollen. Aber lieber, beſter Rothe, wozu denn theatraliſche Uebungen für Jünglinge, die einſt Amt und Beruf im Staat haben oder zu den Geſchäften des Lebens beſtimmt werden ſollen? Etwa zur Geiſtes- und Herzensübung für ſie — wie unſer Rektor ſpricht? Ob der gute Mann auch wohl ſelbſt über die Sache nachgedacht haben mag, oder ob er dies etwa auch nur ſo nachſpricht, wie ſo vieles in der Welt bles nachgeſprochen wird! Man ſpricht, und vieleicht ſpricht unſer Rektor auch ſo, junge Leute würden durch ſolche Uebungen dreuſt, bekämen einen guten Anſtand und lernten dadurch, ſich auf dem groſſen Welttheater einſt gut produciren, würden vollkommener im Deklamiren, und geſchickter, mancherlei Rollen des Lebens zu übernehmen . . . Was die Dreuſtigkeit betrift; ſo darf man nur junge Leute von Jugendauf nicht intimidiren, nicht einſperren oder gar grauſam behandeln, nicht ſchulfüchſiſch und pedantiſch ſie erziehen; ſo werden ſie gewis von ſelbſt dreuſt genug ſein. Es iſt ja recht ſonderbar, daß man erſt den Geiſt des Jünglings durch unnatürliche Zucht niederſchlägt und ihn hernach durch unnatürliche Mittel wieder emporheben will. Jene unnatürliche Sklavenzucht aus Häuſern und Schulen weg, antworte ich; ſo braucht ihr dieſer unnatürlichen Mittel nicht. Ueber den Punkt des Anſtandes bin ich mit unſerm Rektor noch weniger einig. Der Anſtand eines Jünglings muß der natürliche ſein; auf dem Theater aber lernt er dieſen nicht; denn er thut da, als wäre er, was er doch wirklich nicht iſt, und ſpielt im eigentlichen Verſtande die Rolle nur, die ihm da gegeben wird. Und Deklamirenlernen? — o man ſtelle nur fleiſſige laute Leſeübungen mit jungen Leuten an, die noch ſo ſehr in Häuſern und Schulen hintenangeſetzt werden; man lerne nur ſelbſt erſt richtig leſen, leſe ihnen alsdann richtig vor und laſſe ſie richtig nachleſen —— ſo bin ich feſt verſichert, daß ſie alle beſſer deklamiren lernen werden, als durch ſo ſeltene Theaterübungen; denn täglich werden ſie doch wohl nicht das Theater beſteigen ſollen? Das fehlte auch nur noch, daß dies in Vorſchlag gebracht würde; ſo würde ihnen vollends alle Zeit zerſplittert und alle Luſt zu ernſthaften Studien benommen werden. Hätte der ehrliche Rektor jemals ſolche Theaterübungen mit ſeinen Schülern wirklich angeſtellt: ſo würde er haben bemerken müſſen, was für ein groſſer Zeitverluſt ſie für junge Leute ſind. Statt ihre Stunden ihren Studien zu widmen, wenden ſie ſie auf das Memoriren ihrer Rollen an; ſtatt die nützlichen wiſſenſchaftlichen Bücher zu ergreifen, ſitzen ſie, ſobald ſie nach Hauſe kommen, und haben das Komödienbuch in der Hand und tragen es allenthalben mit ſich herum. Sind ſie in der Schule: ſo denken ſie an das Theater, ſtatt an die Lektionen zu denken; kommen ſie zuſammen: ſo iſt die Rede von nichts, als von der nächſten Komödie, ſtatt daß ſie ſich über ihre erlangten Kentniſſe beſprechen ſollten. Nur alle vierzehn Tage ſo eine theatraliſche Uebung für

Schüler — ſo leiſte ich die Gewähr dafür, daß ſie allerſeits nichts lernen. Wenn die eine Komödie aufgeführt iſt, wird die andre ſchon wieder eingelernt, und wenn ſie eingelernt iſt, wird ſie probirt, und wenn ſie probirt iſt, aufgeführt, und wenn ſie aufgeführt iſt, wieder eine andere eingelernt u. ſ. f. Nur gar zu bald wird das Komödienſpiel bei jungen Leuten zum Penchant. Da leſen ſie alsdann weiter nichts gern, als Komödien und — verliehren die Luſt zu den ernſthaftern Studien. Dieſe erfordern Nachdenken, Fleis, Anſtrengung, Sitzefleiſch, und kontraſtiren zu ſehr mit dem Theaterweſen. Sind hernach ihre Lehrer mit ihnen unzufrieden: ſo tröſten ſie ſich dafür mit dem Beifall des Parterre; und das Lob der Eltern und Freunde — du haſt **heute deine Rolle recht ſchön geſpielt** — ſetzt ſie über die Leere in ihren Köpfen und über den Tadel der Vernünftigen deshalb weg. Dieß iſt doch alles wahr, lieber Rothe, und kein Menſch, der den Verſuch damit gemacht hat, kann es ableugnen. Spricht man endlich, der Jüngling lerne auf dem Theater ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken: ſo mögte ich zuförderſt doch wohl fragen — wie viele von den Rollen, die der Jüngling **da auf dem Theater ſpielt, einmal wirklich in**

der Welt an ihn kommen werden? Wozu ſoll er aber Rollen, die einſt gar nicht an ihn kommen werden, gar nicht an ihn kommen können, ſpielen lernen? Sollte man die Zeit, welche hiezu ohne allen Nutzen verſplittert wird, und die doch ſo unwiederbringlichkoſtbar iſt, nicht lieber dazu anwenden, ihn zu den Rollen recht vollkommengeſchickt zu machen, die einſt die ſeinigen ſein werden? Welches iſt aber der rechte Weg hiezu — **der Weg vorübergehender Situationen und der Erregung des Affekts auf dem Theater**, oder **der Weg der ſtillen, ruhigen, überzeugenden Belehrung des Verſtandts durch einen deutlichen Unterricht**? Jeder Menſchenkenner, dem es wahrhaftig darum zu thun iſt, Menſchen gut zu machen, wird den letztern einſchlagen. Und dann Rothe — das gibt ja doch wohl jedermann zu, daß die Leute das, was ſie auf dem Theater vorſtellen, **nicht wirklich ſind**, ſondern nur recht ſehr zu ſein zu ſcheinen ſich bemühen. Da entſteht alſo die groſſe Frage, ob es mit der **wahren Pädagogik** übereinſtimme, daß man jungen Leuten ſelbſt Anleitung gebe, **ſich darin zu üben, zu ſcheinen zu ſein, was ſie doch nicht ſind.** Ich erinnere mich nicht, hierüber etwas befriedigendes geleſen zu haben. Ich denke, dieſe moraliſche Unvollkommenheit lerne ſich doch wohl in der Welt, und ſo habe man gar nicht nöthig, jungen Leuten darin ausdrücklichen Unterricht zu geben. Man nennt das Theater eine **Uebung des Herzens** für junge Leute. Es giebt aber verſchiedene Uebungen des Herzens. Die **Uebung in edlen Empfindungen** hat die **Natur** offenbar nicht nur weit vollkommener, ſondern auch weit reiner; in **ihren Schoos** führe man die Jugend. Diejenige Uebung des Herzens aber, **wodurch man ſich in den Ton jeder Leidenſchaft ſtimmen lernt**, iſt ſie auch wohl für unſere Jünglinge anzurathen? Vielleicht, daß man auch beweiſen könnte, daß junge Leute, ſtatt durch das Theater ſich in alle Rollen des Lebens ſchicken zu lernen, vielmehr dadurch ungeſchickt gemacht würden, ſich hernach in irgend eine **Rolle** in der Welt recht zu ſchicken. Heute haben ſie dieſe Rolle, ſtudiren ſie recht ein, denken ſich, um ihre Sache gut zu machen, auf dem Theater recht hinein; nach einiger Zeit haben ſie wieder eine andere Rolle; ein andermal wieder eine andere; und — **ſo bekommen ſie nie Feſtigkeit im Karakter.** Dieſe Unfeſtigkeit im Karakter iſt denn aber wahrlich das unleidlichſte Weſen im gemeinen Leben, und iſt vorzüglich unausſtehlich an Männern, die in öffentlichen Aemtern ſtehen. — Rothe, nachdem Sie nun meine Gedanken über das Komödienaufführen junger Leute näher kennen, werden Sie ſich's vorſtellen, wie mir bei dem Vorſchlag ward, daß der Erbprinz Komödien aufführen helfen ſollte. Fehlt's dieſem an Dreuſtigkeit? Fehlt's ihm an Anſtand? Deklamirt er nicht richtig? Dreuſter, als er iſt, ſoll er nicht werden; und daß ſein Anſtand immer ſo bleibe, wie er iſt, das gebe Gott — das iſt der Anſtand der Natur und der Unſchuld. Herzensübungen hat er genug ſchon in den ſchönen Gefilden ſeines künftigen Landes, in ſeiner Einſiedelei, in den Unterredungen mit ſeinen künftigen Unterthanen, in Ihrem Umgang, lieber Rothe, und in ſolchen Hütten, wie Taglöhner Müllers Hütte war und andere mehr. Das ſind die rechten Herzensübungen für einen Erbprinz; — dabei ſoll er ſich ſeine Fürſtenrolle, die er einſt zu ſpielen hat, ſehr brav einlernen — ſo brav, daß er, wenn er die Bühne beſteigt, keines Soufleur bedürfe... Das ſtände mir an, daß der Erbprinz mit dem Komödienbuch umherliefe oder in den Lauben ſäſſe, und da ſeine härteſte Noth memorirte. Wir wollen ihm nun wohl anders

Dinge zu lernen geben, die ſich zu ſeiner Rolle beſſer ſchicken. Er hat ſeine Rolle, die er einſt ſpielen ſoll, bereits — er weiß ſie ſchon — — ſo mag er ſich in dieſer zur Hauptprobe, die er vor mir ſelbſt zu ſeiner Zeit halten ſoll, einzig und allein nur vorbereiten. Ihm iſt die Uebung am wenigſten nöthig, ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken zu lernen. Seine Rolle, die ihm beſtimmt iſt, und die er ſchon weiß, kann ihm niemand nehmen; auch kann der Fall nicht eintreten, daß er ſie mit einer andern vertauſche; ſondern er behält ſie lebenslang, und — ſo, wie nach Endigung derſelben der Vorhang einſt für ihn niederfällt, bekommt ihn ſein Parterre nicht wieder zu ſehen. Wozu alſo die Mancherleirollenübung — wozu die ganze Theaterbeſchäftigung für ihn? Zum Vergnügen etwa? Es iſt genug, daß ein Vergnügen ſchon während des Genuſſes Zeit koſtet; wenn nun gar die Zubereitungen dazu noch zehnmal mehr Zeit koſten: ſo wird der Aufwand an Zeit, den es verurſacht, für junge Leute offenbar zu gros und — unverantwortlich. Das dünkt mich ein richtiges Princip in der ächten Pädagogik zu ſein, an jungen Leuten dem Hange zu ſolchen Vergnügungen zu widerſtehen, zu deren Vorbereitung ſie ſogar ſchon viel Zeit verwenden müſſen. Und überhaupt könnte es leicht geſchehen, daß Theodor durch ſolche frühe eigene Theaterübungen eine Leidenſchaft für's Theater bekäme, die ihn einſt als Regent nicht wieder verließe; wofür ihn Gott bewahre! Rothe, ich habe nichts dagegen, daß der Prinz in Zukunft guten Schauſpielen beiwohne und auch als Fürſt noch in ſie gehe; aber ſchlechterdings ſoll er kein paſſionirter Liebhaber davon werden. Ich kenne die traurigen und oft gar ſchrecklichen Folgen, welche dies nur gar zu leicht für die Länder hat; beſonders, wenn es nur mäſſige Länder ſind, von deren Einkünften dem Fürſten überall nicht viel zur Verſchwendung übrig bleibt. Da bauet der Fürſt dann wohl prächtige Schauſpielhäuſer, während daß andere öffentliche Gebäude Wüſteneien ähnlich da ſtehen, und die Schulen Lehrern und Schülern auf die Köpfe fallen mögten. Da werden Akteurs und Aktricen übermäſſig beſoldet, während daß die arbeitſamſten Diener des Staats kaum hinreichend Brod haben. Da werden Kaſtraten und Sängerinnen, Virtuoſen und Ballettänzer, Theaterdirektors und Plaiſirmeiſter von fernen Landen her verſchrieben, gegen glänzende Bedingungen engagirt und mit gröſſer

Db=

Diſtinktion behandelt; unterdes daß die würdigſten Leute in den Winkeln ſtehen müſſen, als wenn ſie das fünfte Rad am Wagen wären, und ihre Gage oft ſechs, acht, zwölf Monate lang bei der Kammer in Rückſtand bleibt. Da muß es an den ſüperbeſten Dekorationen nicht fehlen, das Geld dazu komme her; woher es wolle, und wenn es vom Hofjuden auch zu zehn Procent gegen Verpfändung einer zur Wiederbezahlung ausdrücklich neuaufgelegten Acciſe aufgenommen werden ſollte; zur **Landes- und Volksdekoration** aber iſt kein Geld da, und wenn irgend gros Unglück einem Theile der Unterthanen widerfährt, ſo heiſſt es, daß die fürſtliche Kaſſe dermalen keinen Beitrag zur Wiederaufhelfung derſelben geſtatte. Da gelingt es wohl einer fremden Theaterprinzeſſin, die Donna ihres Fürſten zu werden, ſeine rechtſchaffene Gemahlin ihm zu verleiden, Staatskabalen anzuſpinnen, Staatsintrigen zu ſpielen und jeden ihrer Plane, ſo landverderblich ſie auch ſein mögen, an ſeinem Herzen durchzuſetzen. Da liegen die Regierungsgeſchäfte, und die wichtigſten Landesangelegenheiten hangen hin, oder die Räthe und Diener können machen, was ſie wollen. Niemand hat Aufſicht über ſie; niemand ſtellt ſie zur Rede. Der an das Theater gefeſſelte

Fürſt bekümmert ſich nicht um die Dinge, welche in ſeiner wirklichen Welt geſchehen. Ob die Landesrollen gehörig beſetzt ſind, oder gut ausgeführt werden, davon iſt die Frage nicht; wenn nur die Rollen im Hamlet oder im König Lear richtig beſetzt ſind und ſüffiſant ausgeführt werden. Erwacht ja der Fürſt einmal und thut irgend wohin Nachfrage: ſo giebt man ihm ein ſchönes neues Originalluſtſpiel in die Hände, worüber er des weitern Nachfragens wieder vergiſſt. Kommen ihm die Klaggeſchreie und Jammerlieder des Volks einmal zu Ohren: ſo werden ſie durch eine Bravourarie, in der Mamſell M. oder Mamſell S. ſich ſelbſt übertrift, bald wieder weggeſungen. O wehe, o wehe dem armen Lande, welchem es ſo gehet! Nein — Theodor finde einſt ſein Theater unter ſeinem Volk. Da ſorge er, daß alle Rollen vollkommen beſezt ſein mögen — da ſpiele er ſelbſt die Hauptrolle und ſpiele ſie meiſterhaft, und — ſein Parterre, die ganze Nation, applaudire ihm. Da ſei er ſelbſt oft bei der Hauptprobe ſeiner Räthe in ſeinen Kollegien gegenwärtig und — ſtreiche jede anſtöſſige Stelle im Stück. Sein Volk, wenn es ihn öffentlich ſehen will, müſſe ihn nicht im

Schauſpielhauſe erſt ſuchen müſſen; es ſehe ihn auf ſeinen Märkten, in ſeinen Tempeln, und — allenthalben, wo Hülfe noth iſt. Statt auf Theaterdekorationen übermäſſigen Aufwand zu machen, dekorire er ſein Volk. Statt in den Ruf zu ſtehen, daß er die beſten Schauſpieler und Sänger habe, ſei er weit und breit darüber berühmt, daß er die weiſeſten Räthe habe und daß wahre gemeinnützige Verdienſte von keinem höher geſchätzt und belohnt werden, als von ihm. Statt, daß es heiſſe, wer ein vollkommenes Deutſches Theater ſehen will, der reiſe zu Fürſt Theodor, müſſe es heiſſen, wer einen gut eingerichteten Staat und ein recht wackeres und frohes Volk ſehen will, der reiſe in Theodors Land. . . . So ſoll es ſein — Rothe, ſo ſoll es ſein! Alles, alles, was Theodor einſt an Aufwand machen kann, das wende er für das Heil ſeines Landes auf. Nicht für das Theater ſind wir Fürſten da, ſondern — für unſer Volk.“

Rothens Geiſt neigte ſich vor dem Fürſten, als er ſo geſprochen hatte, noch tiefer, als ſein Körper, Ulrikens Geburtstag ward alſo ohne

Komödie begangen, und nie ward wieder an dergleichen Geiſtes- und Herzensübungen für den Erbprinz gedacht.

Fürſt Adolf wuſſte ſeinen Sohn, den künftigen Fürſten, mit edlern Arbeiten, als mit Auswendiglernen der Komödien, zu beſchäftigen. Theodors Kentniſſe vermehrten ſich herrlich mit den Jahren; mit ſeinen Kentniſſen vermehrten ſich ſein Fleis und ſein Eifer. Jeder Unterricht, der ſeither an ihm angefangen war, ward fortgeſetzt, und viel neuer kam noch hinzu. Einige der beſten Lehrer an den daſigen öffentlichen Erziehungsinſtituten nahmen nun an der Belehrung des Prinzen Theil. Rothe war klug und rechtſchaffen genug, um ſich für keinen Polihiſtor auszugeben, und Adolf dachte zu fürſtlichbrav, als daß er ihn mit Arbeit überlaſten ſollte. Sein Fürſt ließ ihm die Wahl, welchen Unterricht er ferner ſelbſt fortſetzen, welchen er gegen einen andern nun auch nöthigen vertauſchen und welchen er blos zu ſeiner Erleichterung ohne Tauſch gänzlich abgeben wollte. Da behielt Rothe den Unterricht in den fremden Sprachen, in der Fürſtenmoral und in der Geſchichte bei, und verband damit die Unterweiſung in den philoſophiſchen

Studien, inſofern ſie nun Vorbereitung des Prinzen zur Akademie werden ſollten. Die Naturgeſchichte gab er an einen ſehr würdigen Mann ab, der auch auswärts ſeiner ſeltenen Naturkentniſſe wegen bei allen Sachverſtändigen in groſſem Anſehen ſtand. In der Geographie war der Prinz bereits ſo weit vorgeſchritten, daß er keines Lehrers in ihr mehr bedurfte. Ein anderer Lehrer unterwies ihn in der Statiſtik und in den Anfangsgründen der Kameralwiſſenſchaften. Noch ein anderer gab ihm wöchentlich einige Stunden in den Alterthümern und in der Heraldik. An der leztern fand der Prinz auch nicht den geringſten Geſchmack. Weit lieber ſah er ſeinen Zeichenmeiſter kommen, als den Antiquitäten- und Wapenmann. Tanzen lernte er gern; reuten aber lernte er lieber, und das Klavier noch lieber. Dies Inſtrument war es, welches er allen andern vorzog und wozu er von Kindheit an groſſe Luſt bezeigt hatte. Sein Lehrer darin lobte ihn ſeiner muſikaliſchen Anlagen wegen ſehr und pflegte es oft zu bedauern, daß ſelbige, und vorzüglich ſein muſikaliſches Gehör, nicht an ein anderes geringeres Menſchenkind gekommen wären, welches davon einſt wirklich Metier und dadurch ſein Glück in der Welt machen würde. Ulriken war dies ſehr angenehm;

denn ſie war ſelbſt eine groſſe Freundin des Klaviers; und Adolf rechnete das Vergnügen am Klavier unter diejenigen, **welche keinen Fürſten verderben.**

„Das iſt mir lieber, ſprach er, als er von Theodors mit Fähigkeit begleitetem Hang zum Klavier hörte, als wenn ich hörte, daß er ein **wilder Reuter**, oder ein **ſtarker Jagdluſtiger** wäre. Das Klavier iſt und bleibt das ſchönſte Inſtrument und hat die vollkommenſte Harmonie. Das wäre mir freilich nicht gelegen, wenn er über die Muſik jetzt ſeine nothwendigern Kentniſſe und einſt als Fürſt ſeine Regierungsgeſchäfte vernachläſſigte — doch das wird er auch gewis nicht thun; aber das iſt mir gerade ſo recht, daß er in Stunden der Zerſtreuung und Erholung durch Vergnügen, die jeder Menſch haben muß, **wenn ihm die Natur durch rauhe Jahrszeit und Irrwetter den Zutritt** zu ſich verſagt, an deſſen Statt ſeinen Gang **zum Klavier** nehme. Eins der ſchönſten Vergnügen, welches man an die Stelle des Naturgenuſſes ſetzen mag, iſt gewis das Klavier. Nicht die Erheiterung blos als **Erheiterung** meine ich, welche die Seele an ſelbigem empfängt, ſondern — das **Milde** und **Sanfte**, welches dieſer Art von Seelenerheiterung eigen iſt. Man wird dadurch froh und — bleibt zugleich ein edler Menſch. Die herrliche Harmonie des Klaviers giebt dem ganzen Geiſt eine recht harmoniſche Stimmung, und kann nicht anders, als auch Harmonie des Lebens wirken. Ich mögte wohl ſchon einmal das verſchiedene Benehmen zweier Fürſten gegen einen bittenden Unterthan dicht neben einander ſehen, von welchen dem einen der Supplikant ſeine Supplik überreicht, wenn er von der Parforcejagd zurückkommt, und dem andern, wenn er vom Klavier aufſteht. Jenem gellen noch immer hus — hus und hau — hau in den Ohren; dieſer aber hört noch immer die ſchönen Akkorde, welche er grif, und — ſo greift er gewis nun noch den lezten allerſchönſten Akkord — oder — er gewährt dem Unterthan die Bitte . . . O ſolche Vergnügen, Rothe, liebe immerhin mein Sohn — der künftige Fürſt!“

Wenn der Prinz auf die Reutbahn ging, ging Rothe mit. Ebenſo begleitete er ihn auch, wenn derſelbe mit dem Bereuter ausritt. Er kannte einmal ſeine Lebhaftigkeit und wollte ihn alſo wenigſtens in der erſten Zeit nicht, wenn er zu

Pferde wäre, ſich ſelbſt oder dem Bereuter blos anvertrauen. Es ereignete ſich aber, daß Rothe auf einige Tage krank ward. Der Prinz, als er deshalb von der Reutbahn bleiben müſſen, bat ihn endlich ſehr, daß er ihn doch mögte allein dahin gehen laſſen. Nach vielen Bitten erlaubte er es ihm und — bereuete es bald. Kurz, es ward dem Fürſten hinterbracht, daß der Prinz mit dem Bereuter im Felde in die Wette geritten, daß das Pferd durchgegangen, daß er eine Meile von der Stadt geſtürzt und hernach ohne Pferd und ohne Hut zum Thore hineingekommen ſei. Den Bauern, welche das Pferd aufgefangen und zum Stall zurückgebracht hatten, war zwar von dem Bereuter Stillſchweigen befohlen worden; auch machte Theodor dieſen Vorgang zum erſten Geheimnis vor Rothen; allein Adolf erfuhr noch vor Abend alles und ſprach mit dem Prinz ſehr nachdrücklich darüber, der die Schuld auf's Pferd ſchob, nie wieder ſo ſcharf zu reuten verſprach und ſeinen Vater nur um alles bat, Rothen nichts davon wiſſen zu laſſen, damit er nicht noch kränker würde. Adolf ſchlug ihm dies ab, weil Rothe alles wiſſen müſſe, und brachte den ganzen Vorgang dieſem auf eine gute Art bei. Die Schuld aber davon ſchob er nicht, wie der Prinz, auf das Pferd, ſondern auf den Bereuter, der ihn weder ſo ein wildes Pferd hätte beſteigen laſſen, noch ſo ſcharf mit ihm reuten ſollen, ließ dieſen kommen und ſagte ihm in Theodors Beiſein folgendes Wort zu ſeiner Zeit:

„Ich habe Ihn für einen vernünftigen Mann gehalten, aber bald bringt er mich auf die Gedanken, daß ich mich in Ihm geirrt habe. Weiß Er, wer dieſer junge Menſch iſt, den ich zu ihm auf die Manege ſchicke? Nicht aus Stolz frage ich Ihn dies, ſondern um Ihn den Werth deſſelben mehr ſchätzen zu lehren und das Unbeſonnene Seiner begangenen Handlung fühlen zu laſſen. **Es iſt die einzige Hofnung meines Volks, Seiner Mitbürger und Seines Vaterlandes** . . . Es iſt nicht recht, wenn Er irgend eines Jünglings Leben, den Ihm ein Vater zuſchickt, ſo auf's Spiel ſetzt; aber was hat Er gedacht, das Leben eines **Erbprinzen** einem unvernünftigen Thiere ſo Preis zu geben? **Reuten** ſoll Er die jungen Leute lehren, aber nicht **jagen** und **halsbrechen**. Könnte Er, wenn das Unglück vollkommen geworden wäre, mit aller ſeiner Reue darüber und mit ſeinem Leben daſſelbe wieder erſetzen? Sehe Er doch einmal dieſen Jüngling an, wie geſund, munter, ganz und proportionirt er iſt. Iſt ſelbiger darum ſo ſorgfältig bewahrt worden, daß er, wenn ich auch nur das geringſte Unglück annehme, welches leicht hätte geſchehen können, unter ſeinen Händen zum Krüppel werde? Er hat vermuthlich gedacht, daß Er ſich da recht ſehen laſſen wolle, wenn der Prinz mit Ihm Wette reuten könne; ich wollte es Ihm aber wohl beſſer ſagen, was Er habe ſehen laſſen. Sage Er ſich's in dieſem Augenblick ſelbſt! Daß ein Fürſt gut und geſchickt zu Pferde ſitze, lobe ich; aber Kourier wird der Prinz nie reuten, und Wetterennen ſoll er auch nicht mitmachen. Dazu iſt ſein Leben zu ſchätzbar, und es iſt unverantwortlich, wenn dies je ein Fürſt thut. Das Pferd hat keinen Verſtand und kehrt ſich viel daran, wenn es gemisbraucht wird, ob ein Erbprinz auf dem Sattel ſitze oder nicht; Er, der Bereuter, muß Verſtand haben und bedenken, daß ein Erbprinz darauf ſitze. Er wird doch wohl ſeine Pferde kennen? Wenn das Pferd wild iſt, warum läſſt er es den Prinz beſteigen? Habt ihr es aber wild gemacht, deſto ſchlechter! Ich kann überhaupt die Mishandlungen der Thiere nicht leiden und ärgre mich, ſo oft ich den geringſten Menſchen unbändig reuten ſehe. Das gemishandelte Thier rächt ſich grauſam an ſeinem Quäler, ſobald es Herr über ihn werden kann. Auch von dieſer Seite verdrieſſt mich Seine Unbeſonneuheit. Er hat den Prinz zuerſt Thierquälerey gelehrt, von der er nie etwas gewuſſt hat und an der kein künftiger Fürſt Vergnügen finden muß. Und wie läſſt denn das, wenn der Erbprinz da ſo wild herumtobt? Erklärt nicht jedermann einen Menſchen, der wild reutet, für einen Unbeſonnenen, für einen Leichtſinnigen und für einen Wagehals? Das iſt alſo fein, wenn die Nation dieſe niedlichen Qualitäten an ſeinem künftigen Fürſten erblickt! Kann man auch von einem Menſchen, der ſein eigenes **Leben** ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzt, erwarten, daß er fremdes **Leben** hochſchätzen werde? Das iſt alſo ein ſchöner Troſt für ein Volk, wenn es in ſeinem künftigen Fürſten einen Wagehals erkennt. Und wie ich höre, ſeid ihr ſchon zum Thore hinausgeſprengt — — iſt das auch wohl für einen Erbprinz anſtändig? Schäme Er ſich, daß Er meinen Sohn vor meinen Bürgern ſo tief hat herunterſinken laſſen. Er hat verdient, daß ich ihn ſtrafe."

Da fiel Theodor ſeinem Vater um den Hals und that eine flehentliche Fürbitte. Adolf ließ ſich erweichen, verzieh dem Bereuter und entließ ihn unter der Bedrohung, daß er, ſo, wie dergleichen wieder geſchähe, auf der Stelle ſeinen Dienſt verliehren ſollte. Zu Theodorn aber ſprach er hernach noch: „Kränke mich nie wieder ſo, mein Sohn, und beſchimpfe dich nie wieder ſo vor deinen Mitbürgern. Was mögen die Leute gedacht haben, wenn ſie dich erſt ſo zum Thore hinausſprengen und dann ohne Pferd und Hut wiederhereinkommen geſehen haben! Und das alles wie unter meinen Augen und an dem Ort, wo ich zu derſelben Zeit gegenwärtig geweſen bin! Merke dir meine väterliche Warnung und — reute in deinem ganzen Leben vernünftig und vorſichtig. Ein Fürſt hat ſchlechterdings keine Ehre davon, daß es heiſſe — er iſt der erſte REUTER im Lande. Dies iſt eine Ehre, die er allenfalls ſeinem Bereuter überlaſſe. Die Nation verlangt an ihm keinen Bereuter zu haben, ſondern einen weiſen und guten Fürſten. Du haſt auch gar nicht nöthig, ein Pferd anzuſtrengen; denn du wirſt immer Pferde haben, die an ſich ſelbſt gut laufen. Alle wilde Reuter verunglücken endlich doch einmal, und das lezte Pferd, das ſie dann beſtiegen haben, nimmt an ihnen ſchreckliche Rache für die Grauſamkeiten, die ſie an allen übrigen Pferden vorher ausübten. Die Menſchen ſind unzählbar, welche durch Pferdemishandlungen ſchon um's Leben kamen; entweder auf der Stelle durch die abſcheulichſten Todesarten, oder doch durch Zerrüttung ihrer Geſundheit beim Sturz, die ſie hernach nie wiederherſtellen konnten. Auch mancher Fürſt, der ein wilder Reuter war, hat ſeine Unbeſonnenheit und Waghaftigkeit ſchon theuer bezahlen müſſen. Laß dich deine Lebhaftigkeit nicht verleiten, die Zahl derſelben zu vermehren. Denke, wie ſtark und geſund dich die Natur gebaut hat — wie du die einzige Freude deiner Mutter, der Segen deines Vaters und die ganze Hofnung der Nation biſt. Du kannſt lange leben, wenn du willſt, und kannſt ein glücklicher Greis werden, wenn du willſt. Theodor, Theodor, thue mir ſo etwas nie wieder!“

Theodor verſprach unter tauſend Thränen und — hielt Wort. Nie ſah man ihn von dem Tage an wieder wild reuten, und alle ſeine Mitbürger hatten ihn dafür lieb. — Unter allen neuen Wiſſenſchaften, welche der Prinz jetzt trieb, war keine, die ihn ganz ſo an ſich gezogen hätte, als das Naturrecht, welches ihn Rothe recht wie aus ſeinem eigenen Herzen lehrte. Fürſt Adolf bezeigte darüber ungemeine Freude und ſprach einmal gelegentlich zu Rothen: „Jede andere Nachricht von der Wiſſenſchaftsbegierde meines Sohnes könnte mir ſo viel väterliches Vergnügen nicht erwecken, als dieſe. Wie es um die Religion auf dem Erdboden ſteht: ſo ſteht es auch um das Recht daſelbſt. Tauſenderlei Religionen, und doch nur eine, — die Naturreligion; und tauſenderlei Rechte, und doch nur eins — das Recht der Natur. Sind alle Religionen nichts anders, als verſchiedene Modifikationen der einzigen urſprünglichen Naturreligion: ſo ſind auch alle Rechtsverfaſſungen nichts anders, als verſchiedene Modifikationen des einzigen urſprünglichen Naturrechts. Alle die Umſtände, welche dazu beitragen, die Naturreligion in einem Lande anders zu modificiren, als in dem andern, tragen auch dazu bei, und zwar noch weit mehr dazu bei, das Recht daſelbſt anders zu modificiren. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß das Recht noch ein weit traurigeres Schickſal gehabt habe, als die Religion. Die Natur hat ſich es müſſen gefallen laſſen, auf allen Seiten von den Menſchen verſchraubt zu werden; arg haben ſie es mit ihr gemacht in der Religion; aber — gar arg haben ſie es mit ihr gemacht im Recht. Unverantwortlichere Verſchraubungen, Verdrehungen, Verzerrungen, ja gar Verdrängungen laſſen ſich nicht denken, als hierin an ihr gewagt und durchgeſetzt worden ſind. In ganzen Geſetzbüchern der Nationen kann man oft kaum noch einige Zeilen des eigentlichen urſprünglichen Naturrechts zuſammenſtoppeln. Oft enthalten ſie in ganzen Kapiteln ſchnurgerade das Gegentheil davon. Aber ſo, wie dasjenige Religionsſyſtem das preiswürdigſte iſt, aus welchem die Naturreligion noch am reinſten und vollkommenſten hervorleuchtet: ſo iſt auch diejenige Geſetzgebung und Landesordnung die vortreflichſte, in welcher ſich das Naturrecht am reinſten und vollkommenſten abdrückt. Es gab allerdings Urſachen, die es unmöglich machten, die ſimple, pure Naturreligion zur Volksreligion zu machen; und ſo gab es auch Urſachen, die es verhinderten, das ſimple, pure Naturgeſetzbuch zum Volks- und Staatsgeſetzbuch zu machen. Aber die Täuſcher, die Betrüger, die Volks- und Menſchenfeinde haben im Recht noch ſchlimmer gehauſet, als in der Religion; und, was das ärgſte iſt, — die ſchlimmſten Naturreligionsverderber ſind auch die ſchlimmſten Naturrechtsverderber geweſen und — haben bei der letzten Verderbung ſo viel Schutz gefunden, als bei der erſten, und das *aus einerlei Urſachen*. — — Das hätte ich erwarten ſollen, daß Theodorn das Recht der Natur vorzüglich behagen würde. Ein, Menſch, der allenthalben in den Gang der Natur eingeleitet und in den Ton der Natur geſtimmt worden iſt, der in der Natur das reinſte Vergnügen und in der Natur die wahrſte Religion ſucht, ſucht auch gewis in der Natur das einzige menſchliche Recht. Wird es ihm nun vollends ungeſucht dargeboten: ſo kann es nicht anders ſein, als daß er gleich mit beiden Armen darnach greife. O wie ſchön iſt es, wenn die Erbprinzen wacker Naturrecht ſtudiren, und wenn ſie es vorher ſchon recht aus dem Fundament verſtehen, ehe ſie in der Regalienkunde unterrichtet werden! So lernen ſie die Gerechtſame ſchätzen und für unverletzlich halten. Wenn ſie dann zur Regalienkunde geführt werden: ſo bringen ſie ein erhöhetes natürliches Gefühl zu ihr mit, welches ſich bald grosmüthig gegen jede derſelben empört, die gewaltſame Beeinträchtigung und Beengung der heiligen Sache der Menſchheit, der Bauer- und Bürgerfreiheit iſt. Man wird ſie dann einſt, wenn ſie zur Regierung kommen, nie als Fürſten finden, die noch durch Vermehrung ihrer Regalien auf Volksdrückung ausgehen, ſondern als ſolche Fürſten, die dem armen Unterthan das ſo ſchon auf ihm liegende Joch zu erleichtern ſuchen und ſogar den drückendem Theil ihrer Regallen, ſo lange Obſervanz ſie auch für ſich haben mögen, unausgeübt laſſen; denn der groſſe Gedanke, der fürſtlichſte unter allen Fürſtengedanken, hat ſie einmal innigſt durchdrungen — daß die Rechte der Menſchheit nie verjähren können . . . Rothe, wenden Sie ja Ihren äuſſerſten Fleis an, Theodorn im Naturrecht auf das vollkommenſte zu unterrichten und ihn dadurch für die Sache der Menſchheit recht enthuſiaſtiſchwarm zu machen. Ei, wie wird er dann einſt ſtutzen, wenn er in die eingeführten Rechte blickt! Ich kann mir ihn ſchon vorſtellen, wie er alsdann über jede Seite derſelben den Kopf ſchütteln und ſich innigſt gegen viele unſerer Geſetze empören wird. Rothe, ich weiß das alles recht gut, was hiegegen eingewendet zu werden pflegt. Ich weiß recht gut, daß Umſtände die Sache ändern, daß nach manchen bürgerlichen Verhältniſſen manches natürliche Geſetz ſich modificiren müſſe u. ſ. w. Aber das weiß ich auch ebenſogut, daß viele unſerer Geſetze dem natürlichen Recht näher gebracht werden könnten, ohne daß bürgerliche Einrichtung und Staatenverfaſſung dabei litte. Und da ich hiebei ſchon manchen wichtigen Schritt in meinem Lande gethan habe: ſo muß es mich ja wohl unendlich freuen, einen Nachfolger in der Regierung hoffen zu können, der einſt da fortgeht, wo ich noch ſtehen bleiben muſſte, der immer mehr von dem alten kanoniſchen und gothiſchen Schutt in den Rechten auf die Seite räumt, ſein Landesgeſetz immer deutſcher, chriſtlicher und menſchlicher macht, und menſchliche Freiheit und menſchliche Wohlfahrt immer mehr erweitert. Wenn er dann auch manches altfränkiſche, den rauhen Geiſt ſeines Zeitalters noch athmende Geſetz einſtweilig im Geſetzbuch noch ſtehen laſſen muß: ſo iſt's ihm als Fürſten doch frei, in einzelnen vorkommenden Fällen davon zu diſpenſiren. Hangt er alsdann am Recht der Natur, wie wird ſein Herz ihn von dieſer Freiheit oft edlen Gebrauch machen laſſen! Wie wird er ſich nicht daran kehren, wenn die Herren mit den groſſen Perücken dazu ſauer ausſehen und ſich ungeberdig darüber ſtellen, daß er die Geſetze durchlöchert! Ein Fürſt durchlöchere immerhin die alten, unmenſchlichen, für ſein Zeitalter nicht mehr paſſenden Geſetze; **je mehr der Löcher werden, die er in ſie macht: deſto eher kommen ſie zur Ehre der Menſchlichkeit ganz über die Seite.** Sind auch die Landesgeſetze noch ſo weit entfernt vom natürlichen Recht und iſt die Seele des Landesfürſten nur recht voll vom natürlichem Recht: ſo iſt der Menſchheit in einem ſolchen Lande ſchon überſchwenglich geholfen. Heil meinem Theodor! Heil meinem Volke! **Das iſt der rechte Weg, für die Völker zu ſorgen, daß man ihre Fürſten für das Naturrecht inbrünſtig warm mache . . .**"

Mit eben dem Eifer, mit welchem Fürſt Adolf für den Lehrunterricht ſeines Sohnes ſorgte, ſorgte er nun auch für die **Lektüre** deſſelben. Theodor las gern und las wirklich. Rothe hatte ihn immer darin geübt, das, was er geleſen hatte, ihm wiedererzählen und zwar im Zuſammenhange wiedererzählen zu können. Geſchichte las er vorzüglich gern; und wenn er darin auf eine recht vortrefliche menſchliche Handlung ſtieß: ſo kam er oft wie auſſer Athem, das Buch in der Hand, bald zu Rothen, bald zu Adolf, bald zu Ulriken gelaufen und rief aus — **hören Sie** einmal — o da **hören Sie** einmal — — **wie göttlich doch Menſchen handeln können!** Gerieth er aber auf eine recht ſchrecklichunmenſchliche Handlung: ſo warf er wohl das Buch weg und ſprach unmuthsvoll vor ſich — **das hätten** ſie **lieber** nicht aufſchreiben ſollen — **o über den**

Löwen mit Menſchengeſicht — o über den Bär mit Menſchentatzen — o über den Wolf mit Menſchengebis! Die Erzählungen von Kriegen und Schlachten in der Geſchichte pflegte er zu überſchlagen und ſagte oft deshalb zu Rothen — das ſollte doch nicht ſein, daß Menſchen Menſchen todtſchöſſen, und daß ihre Fürſten dazu **gebt Feuer** riefen ... Reiſebeſchreibungen las der Prinz auch ſehr gern. Die Karaktere der Nationen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Fähigkeiten und Kulturgrade, und überhaupt die Verſchiedenheiten der Menſchheit unter verſchiedenen Umſtänden gewährten ihm ausnehmendviel Unterhaltung. Rothe traf ihn oft an, wie er manche ſolcher Reiſebeſchreibungen zum drittenmale las. Gedichte las er auch gern; aber ſie muſten vorzüglich ſein. Ueberhaupt hatte er ſeinen guten Geſchmack bis jetzt durch die Wahl ſeiner Lektüre ſehr bewieſen. Rothe hatte darüber ſtets die Oberaufſicht gehabt und bekam die Oberaufſicht dazu von Adolf jetzt auf's neue. Des Prinzen Lektüre ward nun beſonders mit philoſophiſchen Schriften vermehrt. Rothe gab ihm nach und nach die beſten unter den neuern Weltweiſen Deutſchlands und des Auslandes in die Hände.

Theodor gewann die Weiſen Brittanniens unausſprechlichlieb. Unter allen Arbeiten der Philoſophen gefielen ihm vorzüglich ihre Unterſuchungen, Beobachtungen und Reflexionen über den Menſchen. Der Menſch war es, den er am eifrigſten ſtudirte; den er am liebſten allenthalben ſuchte und am liebſten allenthalben fand. Eine herrliche Anlage zu einem künftigen guten Fürſten! Eine Anlage, worauf ſich der wahre Geiſt der Geſetzgebung gründet und auf der die Fürſten die Vollkommenheit aller ihrer Anſtalten für das gemeine Beſte erbauen müſſen! Der Hofbuchladen ward nun einer von denjenigen Oertern, wo man Theodorn in Geſellſchaft ſeines Führers am häufigſten antraf. In den Journalen fand Rothe die Anzeige jeder neuen nützlichen Schrift ſo früh, als möglich, und ſein eigener Geiſt war ſtark genug, bei eigener Prüfung jedes recenſirten Buchs zu beſtimmen, ob das darüber gefällte öffentliche Urtheil der Wahrheit gemäs ſei oder nicht. Beim Leſen ſelbſt war er dem Prinz immer zur Hand, erklärte ihm dunkle Stellen, machte ihn auf jeden neuen Aufſchlus, der irgendwo gereicht ward, aufmerkſam, und unterhielt ſich hernach über das geleſene oft ſtundenlang mit ihm. Eine ſo eingerichtete und fortgeſetzte Lektüre war für Theodorn von ganz ungemeinem Nutzen. Seine Kentniſſe erweiterten ſich nicht nur dadurch ſchneller und mehr, als wenn er dreimal ſo viel mündlichen Unterricht empfangen hätte, als er wirklich empfing; ſeine Ideen über alles wurden dadurch nicht nur immer beſtimmter, richtiger und deutlicher; ſein Gefühl des wahren Schönen entwickelte und vervollkommte ſich nicht nur dadurch in einem immer höhern Grade; ſondern er lernte ſich auch über alles, was er wuſſte, ſehr gut ausdrücken und bekam bald, ohne ängſtliche Anleitung, noch tauſend und aber tauſend Regeln dazu empfangen zu haben, einen ſehr ausgebildeten Stil. Rothe ließ es auch nicht an Uebungen deſſelben durch eigene kleine Ausarbeitungen und Aufſätze des Prinzen fehlen, wozu er allemal ſolche Materien wählte, über die derſelbe ſchon viel geleſen hatte. Alle dieſe litterariſchen Beſchäftigungen durften jedoch Theodorn nicht von fernern Naturgenüſſen abhalten, die einmal in ſeine Seelenfreuden eingewebt waren und unter dieſen lebenslang für ihn einen der erſten Plätze behaupten ſollten. So erwuchs der Prinz unter den Augen ſeines Vaters und ſeiner Nation vollkräftig, geſund, heiter, wiſſenſchaftlich und wacker, feſſelte alle Herzen ſeiner Mitbürger an ſich und ward ein Gegenſtand der

Bewunderung jedes edlen Fremden, der Adolfs Hof beſuchte.

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahr alt ward, war groſſe Kour angeſagt. Der geſammte Adel, alle Miniſter und Räthe und die geſammten Kollegien verſammleten ſich in dem gewöhnlichen Saal. Fürſt Adolf trat, als ſie bei einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, die von ihrem Sohn geführt ward. „Hier zeige ich Ihnen, ſprach der Fürſt, zum erſtenmale öffentlich die Freude meines Lebens, den Troſt meines Alters, den **Erbprinz Theodor**. Lieben Sie ihn; er iſt es werth. Und nun ſei dieſer ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, wie wir hier ſind, vergnügt bei einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrſche, ſei ein Bild der Zufriedenheit, welche einſt, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrſche. Aber — allen Ceremoniengalimathias auf die Seite!“

Alles war Auge, und alle Augen waren nur ein Auge, und dies Allauge war unverwandt auf Theodorn geheftet. Man unterhielt ſich in dieſem Saal einige Stunden lang, während

welcher der Prinz immer aus einer Hand in die andere ging. Jedermann bewunderte den ſchönen, faſtmännlichen, natürlichfreien und natürlichedlen Anſtand des Prinzen, dem ſeine blonden Haare natürlich um den Nacken floſſen und der jedem, den er anſah, mit ſeinen groſſen blauen Augen Friede und Freude zu verkündigen ſchien. Noch mehr bewunderte man aber ſeine Dreuſtigkeit, mit der er wie ſchon zum tauſendſtenmale unter der ganzen Hofſtadt und Dienerſchaft ſich hier betrug, die ſchöne Beſcheidenheit, welche mit ihr verbunden war, und die vorzüglichſten Geiſtesfähigkeiten, welche er bei jeder Unterredung blicken ließ. Adolf, der die mehrſte Zeit über an einem Fenſter ſtand und mit Rethen ſprach, ward nun in den Augen ſeines ganzen Hofs und aller ſeiner Diener erſt der verehrungswürdigſte unter allen Fürſten, welche jemals in dieſem Lande regiert hatten, und man wuſſte nicht, ob man an ihm den weiſen Regenten oder den erfahrnen Vater am höchſten ſchätzen ſollte.

Mittags ward an einer Tafel von hundert und funfzig Konverts geſpeiſet. Theodor ſas bei ſeiner Mutter. Er war nun ſo weit, daß er allenfalls alles hören konnte, und ſein Vater hatte ſo viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn nur ohne Furcht unter Tauſende hingeſtellt hätte; denn Rothe hatte auf Adolfs ausdrücklichen Befehl einige geheime Unterredungen in dieſen Tagen über die intereſſanteſten Materien für Jünglinge mit ihm halten müſſen. Es iſt beſſer, war des weiſen Adolfs Grundſatz, Gefahren, die einmal für junge Leute unvermeidlich ſind, ihnen vorher bekannt zu machen und ſie das rechte Benehmen dabei zu lehren, als — ſie auf's Gerathewohl durch Erfahrung damit bekannt werden zu laſſen und ſie ſich dann darin auf das ſchlechteſte benehmen zu ſehen. Adolf, der ſonſt kein Freund von Pracht und Fürſtenluxus war, bewirthete heute ſeine Gäſte auf das herrlichſte und war überaus geſprächig und heiter an der Tafel. Die älteſten Weine wurden aufgetragen, und der Fürſt ſelbſt brachte die einzige Geſundheit aus, welche reiheherum getrunken ward — der Erbprinz heute und nach zehn Jahren!!! Adolf dachte ſich viel bei dieſer Geſundheit, wovon ſein Hof heute noch nichts ahndete. Theodor ſas bei der Geſundheit am unbefangenſten, weil er weder wuſſte, was ſein Vater, noch was das Schickſal heute nach zehn Jahren mit ihm vorhaben werde. Er war ſehr mäſſig und doch naifheiter bei der Tafel, ſprach zwar viel mit, beſchäftigte ſich aber doch noch mehr mit ſtiller Recenſirung vieler von den Herren und Damen, welche von der Geſellſchaft waren. Zuweilen ſchien er bei ganzen Geſprächen wie abweſend, oder ſah während derſelben Rothen unverrückt an, der alles in ſeinen Augen las, was in ſeiner Seele vorging. Ein allgemeiner Freudengeiſt herrſchte unter den Gäſten und über einige derſelben goß ſich dieſer Geiſt zuletzt in ziemlich reicher Maſſe aus. Der Prinz konnte dieſe nicht genug betrachten; und, wenn ſie ſich dann mit einem ſcherzhaften Einfall an ihn wendeten, der ſich mehr dem Afterwiß als dem wahren Witz näherte: ſo lächelte er zwar anfangs, verzog aber bald den Mund wieder und ſchlüpfte mit ſeinen Blicken von ihnen weg und abermals nach Rothen hin.

Nach aufgehobener Tafel fand man in einem andern Saal Spieltiſche geſetzt. Theodor ging an ihnen allen herum, ſah bald hier, bald da zu und war eben im Begrif, ſeinen Vater, der auch nicht ſpielte, wieder aufzuſuchen, als ihm eine der erſten Damen eine Partie Whiſt antrug.

Theodor. (ohne ſich lange zu beſinnen.) Vergeben Sie — wenn ich Ihnen mit einer Partie

tie Diſkur dienen kann — von Herzen gern; ſpielen aber kann ich noch nicht.

Die Dame nahm ihre angebotene Whiſtpartie betreten zurück und ſprach mit ihm. Das Geſpräch ſchloß ſich aber bald; worauf ſie einen Kavalier engagirte, und der Fürſt auf der andern Seite in's Spielzimmer trat.

Die Whiſtdame. (am Whiſttiſch.) Es iſt doch erſtaunend, der Prinz kann noch nicht Whiſt ſpielen . . .

Adolf. (der eben vorbeigeht und dies hört.) Beruhigen Sie ſich nur, meine liebe Gräfin, es iſt noch nichts damit verſäumt.

Theodor hatte unterdeſſen Rothen wieder aufgefunden und war mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen.

Rothe. Nun, mein lieber Prinz, wir haben uns wohl beide recht viel einander zu erzählen? Sie haben mich ja bei der Tafel oft ſo angeſehen . . .

Theodor. (in beſcheidener Verlegenheit.) Hum — ich hatte nur manchmal ſo meine Gedanken.

Rothe. Worüber denn? Sagen Sie mir es doch.

Theodor. Erſtlich über den Hofmarſchall und noch über einen, der nicht weit von ihm ſaß, ſas, — ich kenne ihn wohl, aber ich kann mich auf ſeinen Nahmen nicht beſinnen; er hatte ſo einen dicken Bauch und ſo eine ſtarke Unterkehle — —

Rothe. Ich weiß nun ſchon — es iſt ein Edelmann vom Lande — ſie nennen ihn Pappguſtel.

Theodor. Nun ja — — hilf Himmel, was haben die beiden Leute in ſich geſchlagen! Ich dächte, wir hätten doch wohl zwölferlei Eſſen gehabt; aber ſie aſſen von dem letzten noch ſo viel, als von dem erſten, und ſprachen dabei kein Wort, und der Hofmarſchall rückte wohl viermal mit ſeinem Stuhl weiter rückwärts, weil ſein Bauch immer wieder an den Tiſch auſtieß. Da dachte ich bei mir, ob er auch wohl etwa zwölf Magen habe, oder ob ſein Magen zwölfmal ſo gros ſei, wie andre Magen, und wünſchte ſelbigen zu ſehen. Wenn er nur einen Magen hat: ſo muß derſelbe ſo gros ſein, wie der groſſe Braueimer, womit das Waſſer aus dem Brunn am Markt gezogen wird.

Rothe. Gewis und wahrhaftig, Prinz, hat er nur einen Magen; aber er hat ihn durch ſeine Freßſucht übernatürlich ausgedehnt und ſtopft ihn jedesmal ſo voll, daß ſolcher berſten mögte. Aber dadurch iſt er denn nun auch ein unbrauchbarer Mann, thut in der Welt weiter nichts, als daß er iſſt, und ſitzt nun ſchon zu Hauſe im Lehnſtuhl und kann ſich weder rühren noch regen. Der und ſeinesgleichen, die ſo eine ganze Speiſekammer zu ſich nehmen, ſind eine der verächtlichſten Menſchenarten.

Theodor. Pfui, ich wüſſte nicht, wie ich ſo unerſättlich ſein könnte. Hernach — haben Sie wohl den Kammerherrn und die beiden Kammerjunker, und die fremden Officiere, die immer ſo witzig gegen mich ſein wollten, und noch viel andere betrachtet? — — Was die Menſchen getrunken haben! Ach, das iſt ja ganz entſetzlich, wie ſie das nur noch ſo vertragen konnten. Aber ſie glühten auch recht, und ſahen ſo unbeſcheiden, ſo frech und ſo wild aus, daß ich ihnen die Augen nicht mehr gönnen mogte. O pfui, lieber Rothe, wie mögen dieſe Menſchen vollends wirthſchaften, wenn ſie ſo unter ſich blos zuſammen ſind. Das ſind ja recht häsliche Leute. Bei der Tafel heute mogten ſie ſich wohl vor meinen Eltern noch etwas ſcheuen.

Rothe. Gewis, Prinz; und Ihr Vater war heute ſehr lange zuſehend, ehe er Aufbruch machte. Das that er, weil dieſes Feſt Ihnen zu Ehren gegeben wird. — O ich habe den Kammerherrn und den Kammerjunker anderwärts wohl ſchon beſſer geſehen, wie ſie auf keinem Beine ſtehen konnten und nichts als Zügelloſigkeiten ſprachen. Aber ſie laſſen nun heute auch nicht eher nach, bis ſie eben ſo weit kommen. Sehen Sie wohl noch einen von ihnen hier? Nun ſind ſie alle hinunter zum Weinſchenken, und da geht's erſt recht buntüber. Aber das ſind erznichtswürdige Schurken, und wenn ſie gleich Kammerjunker und Kammerherren ſind. Durch die Uebung haben ſie freilich mehr vertragen gelernt, als wir; aber den Vorzug mögen ſie vor uns behalten. Saufen iſt ein ſchändliches Laſter, und doch ſuchen dieſe Leute recht eine Ehre darin. Da können Sie ſehen, Prinz, wie es noch um den Begrif von Ehre in den Köpfen vieler vornehmen Herren ſtehe. Dieſe Menſchen leben auch faſt wie in einem beſtändigen Taumel, und, um ſeinen Abſcheu gegen ihr Laſter vollkommen zu machen, muß man ſie des Morgens drauf ſehen, wenn ſie von dem verſchlafenen Rauſch erſt aufgeſtanden ſind. Ihr Vater ſchickte mich einmal ſo des Morgens zu dieſem Kammerherrn; — ich entſetzte mich vor ihm. Ein wilder Mann war gegen ihn noch ein ſchöner Mann — recht verworfen und verrucht — wie ein verſiegter Miſſethäter im unterirrdiſchen Kerker ſah er aus.

Theodor. Ha — ha — — Pfui über die Menſchen — und das wollen Kavaliere ſein? — Und dann, lieber Rothe, habe ich mich erſtaunend darüber verwundert, daß viele von den vornehmen Herren ſo wenig kluges zu reden wiſſen. Es waren ihrer da, o ja, es waren ihrer genug da, die ſehr gut ſprachen; aber dieſe ſprachen gerade am wenigſten. Allein die, welche nichts kluges ſprachen, ſprachen am meiſten. Gott, was für Nonſenſe zum Vorſchein kamen! Und wie ſich die Leute mit den albernſten Läppereien ſo unterhalten konnten! Meine Ohren thaten mir weh; ich dächte, Zunge und Kinnbacken hätten ihnen noch weit mehr weh thun müſſen.

Rothe. Ja, mein lieber Prinz, daran müſſen Sie ſich gewöhnen; da hilft nichts für bei Hofe. **Eine der erſten Pflichten des Hoflebens iſt** — *Zurückhaltung der Galle bei Anhörung des Tafelwitzes, des Tafelgalimathias und der Tafelnonſenſe.* In den Köpfen iſt bei den vornehmſten Leuten zuweilen die vornehmſte Leere. Sehr vornehm fühlen dieſe ſich aber doch einmal; folglich müſſen ſie auch ſehr viel reden. Uebel nehmen Sie ſich als vornehme Leute nichts, dreuſt ſind ſie als ſehr vornehme

Leute; mithin bonmotiſiren, antiphiloſophiren und radottiren ſie durch einander her.

Theodor. Das iſt ja aber unausſtehlich. Und dann hätte ich bald lachen müſſen, wie manchmal ein Unwiſſender über den andern kam. Da hatten ein Paar von den Kavalieren z. E. einen geographiſchen Diſpût über Rhodeisland, und jeder wollte den andern belehren, und wuſſte doch wahrhaftig keiner von beiden recht, wo er es eigentlich ſuchen ſollte. Der eine fand es unter den Antillen und der andere unter den Bermuden.

Rothe. Das gehört eben dazu, wenn man nichts weiß, daß man ſich die Mine gebe, als wenn man alles wiſſe, und daß man von allen Dingen mitrede.

Theodor. Und dann — machten auch manche von den Herren recht erzläppiſchen Spas mit den bei ihnen oder gegenüber ſitzenden Damen; — ja Rothe, das ſah doch manchmal gar zu albern aus.

Rothe. Prinz, das heiſſt Galanterie, und darin ſuchen viele ihre vorzüglichſte Eigenſchaft. Aber das iſt brav, daß Ihnen dies misfällt. Die wahre Galanterie iſt eine herrliche Tugend aus den Ritterzeiten, von der ich Ihnen nächſtens mehr ſagen will. Dieſe Aftergalanterie aber iſt unter der Würde eines Mannes. Es iſt die ſogenannte Haſenfüſſigkeit, welche auf Deutſchem Boden, wo die Rittertugenden gewachſen ſind, nicht zu Hauſe, ſondern von jenſeits des Rheins her gekommen iſt. Glauben Sie auch zuverläſſig — jedes kluge und edle Frauenzimmer iſt ihr feind und ſieht den Haſenfus mit verächtlichen Blicken an. Wenn wir Deutſche uns doch mit ſolchen Dingen nicht abgäben; ſie kleiden uns gar nicht einmal. Ein Franzöſiſcher Haſenfus ſieht doch wenigſtens lächerlich aus und verurſacht durch ſeinen Anblick eine ſanfte Erſchütterung des Zwergfells; aber ein Deutſcher Haſenfus ſieht ärgerlich aus und erregt Erſchütterung der Galle in den Magen.

Fürſt Adolf. (der dazu tritt) Ihr ſeid ja hier beide ſo eifrig an einander; was habt ihr denn vor?

Rothe. (lächelnd.) Eine Tafelrecenſion.

Theodor. Beſter Vater, wir ſprachen noch von allerlei, was heute bei der Tafel geſprochen ward.

Adolf. Ja, mein Sohn, du muſſt die Menſchen nehmen, wie ſie ſind. Du wirſt in deinem Leben oft noch weit mehr Nonſenſe an den Tafeln hören, als heute; darauf mache dich gefaſſt. Heute iſt ſo ein Freudenfeſt; da iſt dir zu Ehren manches geſchehen.

Theodor. Ich danke Ihnen auch ſo herzlich, daß Sie dieſen Tag zu einem ſolchen Freudentage gemacht haben. (fällt dem Vater um den Hals.)

Adolf. Du biſt nun herangewachſen, und ich muß dich nun in alle die Lagen ſelbſt führen, in welche du einſt kommſt. Zuweilen ſo ein Tag — den muß ein Fürſt leben können; aber freilich, ſollten alle Fürſtentage ſo ſein: ſo wäre das Hof- und Fürſtenleben eine wahre Marter. Dafür behüte dich Gott! Da geht's buntüber im Lande, wo es tagtäglich am Hofe ſo zugeht. Heute aber ſei vergnügt; heute ſollſt du noch tanzen.

Theodor. Ach beſter Vater, das muß ich Ihnen doch erzählen — — die Gräfin B. bot mir eine Partie Whiſt an, und ich offerirte ihr dagegen eine Partie Diſkur.

Adolf. Das haſt du gut gemacht. (lacht) Nun, und da?

Theodor. I nun, ſie muſſte die Parthie wohl annehmen. Wir ſpielten ein paarmal herum, und da waren wir fertig. Ich ſpielte zwar immer noch fleiſſig aus; aber ſie hatte am Ende nichts mehr zu bedienen.

Adolf. (heiter.) Mein Sohn, du haſt ja ſchon rechte Spielterminologie. — (ernſthaft.) Das glaube du nicht, lieber Theodor, daß ich dir das Kartenſpiel wehren will; du magſt es in Zukunft allewohl lernen. Man geräth zuweilen unter Leute, beſonders an den Höfen, mit denen weiter keine Unterhaltung Statt findet, als durch die Karten. Ich ſpiele auch; aber nicht eher, als — bis ich muß. Dieſer Fall tritt aber nie zu Hauſe, ſondern nur, wenn ich an fremden Höfen bin, für mich ein. Hier habe ich immer unter meinen täglichen Tiſchgäſten und bei kleinen vorfallenden Feten unter meinen Räthen einige Männer, mit denen ich mich menſchlicher unterhalten kann, als durch Kartenſpiel mit ihnen. Ich habe dich dies und jenes gewöhnliche und ſogenannte Vergnügen ſeither nur darum noch nicht genieſſen laſſen, damit du keine Neigung dazu bekommen ſollteſt. Die Wahl unſerer Vergnügungen während des ganzen Lebens hernach hangt ſehr von denjenigen ab, an welche wir in den erſten funfzehn Jahren gewöhnt wurden. Dieſe lieben wir hernach auf immer, und die Seele findet an andern nur höchſtens alsdann Geſchmack, wenn dieſe jenen ähnlich ſind. So wenig ein Menſch, wie du anjetzt noch biſt, der noch nicht Karte ſpielen kann, begreifen mag, wie Leute daran ſo viel Vergnügen finden können: ſo wahr iſt's doch, daß das Kartenſpiel nur gar zu leicht eine wirkliche Leidenſchaft werden könne. Das iſt denn nun aber eine recht niedrige Leidenſchaft — die Spielſucht. Ein Menſch, dem das Kartenſpiel ſo zum täglichen Bedürfnis wird, wie eſſen und trinken, kommt mir immer wie ein Menſch vor, der nie zu Verſtande gelangt, ſondern ein Kind bleibt. Der erſte Anblick einer Geſellſchaft, die an einem Tiſche ſitzt und ſich an buntgeſcheckten Blättchen beluſtigt, muß ſchlechterdings auf jeden vernünftigen Menſchen den Eindruck machen, daß er ihn für kindiſch erklärt. Wären ſie nun Kinder: ſo fände man zwiſchen ihrem Alter und zwiſchen ihrem Vergnügen Uebereinſtimmung und hätte nichts dagegen. Wenn man nun aber Erwachſene — Männer — Männer in öffentlichen Aemtern oft ſo antrift — — wie kann ſich das für ſie ſchicken? Der Unterſchied zwiſchen dem Vergnügen eines Mannes und dem Vergnügen eines Kindes muß der ſein, daß jenes irgend einen moraliſchen Nutzen für die Welt oder doch für ihn habe. Solche Vergnügungen alſo, die keins von beiden haben, müſſen an einen

nen Mann höchſtens nur ſelten kommen. Und zu dieſen gehört vorzüglich das Kartenſpiel, welches auch nicht den geringſten moraliſchen Nutzen, ſondern vielmehr leicht moraliſches Verderben ſtiftet; indem es die unedelſten Leidenſchaften, Müſſiggang, Gewinnſucht, Neid und Bitterkeit nährt. Du ſollſt einmal am allerwenigſten ſelbigem ergeben ſein; denn du wirſt Fürſt, und für keinen Menſchen ſchickt ſich's weniger, als für einen Fürſten, ein Erzkartenſpieler zu ſein. Denke nur gleich daran, was ich dir geſagt habe, daß die Erwachſenen, wenn ſie Karte ſpielen, wie Kinder ausſehen. Ein Fürſt alſo, der ein Kartenſpieler im eigentlichen Verſtande wäre, ſähe aus, wie das erſte groſſe Kind im Lande. So ſoll er aber nicht ausſehen; ſondern — wie der erſte Mann im Lande — er ſoll ja der Weiſeſte und Beſte ſein. Seine Vergnügungen müſſen noch weit mehr moraliſchen Nutzen für andere ſtiften, als die Vergnügen der übrigen Menſchen; denn — er hat den höchſten Beruf und die höchſte Kraft, gemeinnützig zu ſein. Haben Männer in öffentlichen Aemtern ſchon wenig Zeit zum Kartenſpiel; muß man die Stunden, welche ſie darauf verwenden, für ſolche erklären, die für das gemeine Weſen verlohren gehen, und die Stunden, welche ſie, ſtatt daß ſie in ſelbigen wirklich ihre Geſchäfte betreiben ſollten, am Spieltiſch zubringen, für ſolche, die ſie dem gemeinen Weſen gar rauben: wie noch weit weniger Zeit muß ein Mann zum Kartenſpiel haben, der das höchſte öffentliche Amt bekleidet — der Fürſt! Welch ein Raub gegen das gemeine Weſen muß ſeine tägliche Zeitzerſplitterung ſein, wenn er gar ſpielſüchtig iſt! Das muß denn einen ſehr trägen Gang der öffentlichen Geſchäfte geben, wenn er alle Nachmittage und alle Abende verſpielt. Das muß ihn des Morgens noch höchſt unaufgelegt zu ernſthaften Ueberlegungen machen, wenn er ſich bis in die Nacht hinein in den kleinlichſten Zerſtreuungen verlohren hat. Das muß dem Unterthan, der ihn ſprechen will, durch die Seele gehen, wenn ihm geſagt wird, daß er jetzt nicht Audienz haben könne, weil Ihro Durchlaucht am Lombertiſch ſäſſen. Das muß die ganze Nation gegen ihn empören, wenn er des Morgens hülfloſen Verunglückten die geſuchte Unterſtützung abſchlägt und des Abends dreimal ſo viel im Farao verliehrt. Um alles in der Welt, Theodor, werde kein Spieler! Ein Fürſt muß die menſchlichſten Vergnügungen wählen, um ſeine menſchlichen Gefühle noch immer mehr zu erhöhen

hen und zu verfeinern. Ein Fürſt muß ſeine Seelenkräfte nicht erſchlaffen und zerſtreuen, ſondern immer bei einander haben und aktif ſein. Ein Fürſt muß ſeine Zeit, die ſo koſtbar iſt, nicht zerſplittern, ſondern auf das edelſte anwenden. Ein Fürſt muß ſeine Landeseinkünfte nicht verſpielen, ſondern ſie gemeinnützig und wohlthätig dem Lande wieder zuflieſſen laſſen. Wenn nun gar ſeine Diener ihren Gehalt darum nicht richtig bekämen, weil er ſo ſtark ſpielte, oder wenn Bürger und Bauern am Ende gar ſeine Spielſchulden bezahlen müßten — wie erſchrecklich handelte er vollends! — — Theodor, wenn du die Summen bei einander ſehen ſolteſt, welche mancher Fürſt ſchon verſpielt hat, beſonders, wenn er unter falſche Spieler und Gauner gerieth: ſo würde dein Herz darüber erzittern. Wie mögen Kinder über ihren Vater ſeufzen, der einen Tag und alle Tage in's Wirthshaus läuft und den Verdienſt ſeiner Arbeit in Deutſch Solo verſpielt, während daß ſie zerriſſen und zerlappt gehen oder gar nicht in Brod ſich zu Hauſe ſatt eſſen können! Wie noch weit himmelanſteigender müſſen die Seufzer eines Volks ſein, deſſen Fürſt nicht nur an ſeinem Hofe und an andern Höfen, ſondern auch in den Luſtlagern und auf den Meſſen ſeine Dukaten zu Tauſenden auf den

Faraotiſch hinſchüttet, und ſie oft Menſchen zuwirft, die ihn erſt darum wiſſentlich betrügen und hernach noch wiſſentlicher darüber verſpotten, während daß im Lande alle gemeinnützige Anſtalten, die ſeine Kammer unterhalten muß, verfallen, die Verdienſte unbelohnt bleiben, Nahrung und Gewerbe faſt untergehen, Abgaben und Steuern durch unerbittliche Execution beigetrieben werden, die Lakeien zerlappt gehen, Dienerwittwen faſt umkommen und Dienerwaiſen wie die jungen Mäuſe, deren Alten in der Dratfalle hangen, umherpipen! — — Nun geh einmal wieder hinüber, lieber Theodor, und beobachte die ſpielenden Herren und Damen etwas genauer.

Im Spielzimmer war man unterdeſſen ſehr in Aktivität gerathen. Alle Tiſche waren beſetzt und ziemliche Summen waren ſchon verſpielt und gewonnen. Hazardſpiele litte der Fürſt einmal nicht, inzwiſchen machte die Höhe des Einſatzes, um den man ſpielte, die übrigen Spiele faſt durchgehends zu Hazardſpielen; und obgleich Adolf hierüber bei jeder Gelegenheit auch ſein Misfallen zu erkennen gab: ſo ſchien es doch, als wenn man dem heutigen Tage durch ein ungewöhnlichhohes Spiel noch einen feierlichen Glanz mehr zu geben gedacht hätte. Theo=

vor bekam dadurch wenigſtens Gelegenheit, die unmoraliſchen Seiten des Kartenſpiels gröſtentheils auf einmal zu überſehen. Hier fand er einen Tiſch, an welchem kein Wort weiter geſprochen ward, als was das Spiel erforderte, und wo keine Bewegung weiter gemacht ward, als nach Karten und Geld hin. Dort fand er einen andern, wo ein Paar über das vorige Spiel ſo heftig, wie über eine Landesangelegenheit diſputirten und in der Hitze einander Bitterkeiten ſagten. Da fand er noch einen andern Tiſch, wo Unzufriedenheit auf allen Seiten herrſchte. Dort noch einen andern, wo ſich jemand mit ſeinem blöden Geſicht entſchuldigte, wenn er auf Farbeverleugnen oder Falſchabſtechen ertappt ward. Da noch einen andern, wo allen Spielern der Mund offen ſtand, die Augen aus dem Kopf quollen, die Wangen ſich einzogen und die Hände zitterten. Dort noch einen andern, wo dem einen, der in Verluſt war, der Schweis vor der Stirn ſtand, und der andere, welcher ſeinen Aerger über ſeinen Verluſt verbergen wollte, ganz unnatürlich lächelte. Da noch einen andern Tiſch, wo der Gewinner links und rechts ſchadenfroh und unerſättlich um ſich her blickte, ſo oft die Verliehrer von neuem ihre Börſen zogen. Dort noch einen andern, wo der eine Verliehrer ſich bei dem Schickſal unaufhörlich beſchwerte, daß er heute auch nicht ein einziges Spiel machen könne, und der andere darüber ſich ärgerte, daß er nur lauter verführeriſche Karte bekomme. Nur drei Tiſche fand Theodor unter allen, an welchen mit wirklichem Vergnügen geſpielt zu werden ſchien; und als er die Urſache davon unterſuchte, bemerkte er, daß man daſelbſt nur um einen mäſſigen Einſatz ſpiele. Als er darauf zu ſeinem Vater zurückkam, ſprach er — Sie haben wohl recht; ich mag lieber gar nicht einmal Karte ſpielen lernen.

Abends war Ball, wobei der Prinz ſich beſſer befand; nicht ſowohl des Tanzes wegen blos, als vielmehr des Damenzirkels wegen, indem er ſich dabei wie in einer neuen Welt erblickte. Rothe hatte auf einen ſolchen Zeitpunkt recht gewartet, um ihn ganz kennen zu lernen, und belauſchte ihn jetzt von fern unaufhörlich. Theodor machte ſich aber ganz ſo, wie er ſich ihn vorgeſtellt hatte. Ohne ſchüchtern zu ſein, war er edelbeſcheiden, und ohne keck oder frech zu ſein, war er natürlichlebhaft. Er drängte ſich nicht an, kehrte ſich aber auch nicht an Stand und Würde, ſondern ſuchte ſich ſeine Damen, wie ſie ihm am beſten gefielen, und ſchien es kaum zu bemerken, daß alle weibliche Augen im Tanzſaal ſich auf ihn hefteten, ihn durchſpäheten und nicht ſelten in eine ſehr ſtrenge Muſterung nahmen. Den ſteifen Damen ging er ſamt und ſonders aus dem Wege; den kokettirenden ſtand er kaum eine Minute Rede. Er tanzte nichts, als Engliſch, und da ſah man, daß er blos mit zwei jungen Frauenzimmern tanzte, die er immer eine um die andere aufforderte. Es fiel dies um ſo mehr auf, weil die eine davon eine Braut und die andere nur eine Bürgerliche war; denn Adolf machte unter ſeinen Räthen ſchlechterdings keinen Unterſchied, ſie mogten von Adel oder nicht von Adel ſein, und wenn die Frauen und Töchter der erſtern bei ihm tanzten, tanzten auch die Frauen und Töchter der leztern bei ihm. Ulrike that nicht, als wenn ſie auf Theodorn Acht hätte; weil Adolf ſie gebeten, ihn in dem ungewohnten Zirkel ſich ganz nach ſeinem Willen und natürlich machen zu laſſen. Als der Prinz zwei Stunden lang ſeinen Wechſeltanz getrieben hatte, verſchwand er aus dem Tanzſaal. Seine beiden Damen wurden gleichfalls vermiſſt. Als Rothe ihm bald darauf nachging, fand er ihn in einem Nebenzimmer, wie er zwiſchen beiden ſas und ſich ſehr warm mit ihnen unterhielt. Sobald er Rothen erblickte, ſprach er — o hier iſt's doch gar zu hübſch — hier iſt's beſſer, wie drüben im Tanzſaal und heute an der Tafel! „Wollen Sie nicht mehr tanzen, Prinz?“ fragte Rothe. Ach, wir ſind ſo müde; erwiederte er, wir haben ja zwei ganze Stunden getanzt, und nun haben wir uns ſo viel zu erzählen, denn — wir haben uns ja noch nie geſprochen . . .

Adolf. (der ab und zugeht, als er den Prinz in dieſer Situation geſehen, zu Rothen.) Was meinen Sie? **Er hat keinen üblen Geſchmack.**

Die beiden Frauenzimmer waren von Theodors Alter, von ſehr gutem Wuchs und Anſehen, und von vortreflichem Karakter. Das Fräulein war mit einem der Hofkavaliere verlobt, der auch ein ſehr edler junger Mann war. Die Bürgerliche war die Tochter des Regierungsraths Herzog, den Fürſt Adolf ausnehmend ſchätzte. Beide hatten viel Ungezwungenes und Natürliches in ihrem ganzen Aufzug und Betragen, und Mamſell Herzog faſt noch mehr, als Fräulein Schönleben. Jedes Wort, das ſie mit dem Prinz und der Prinz mit ihnen wechſelte, athmete Simpathie unter ihnen, und kaum hatten ſie eine halbe Viertelſtunde ſich unterhalten, ſo waren ſie ſchon ſo vertraut, als wenn ſie ſich heute zum hundertſten male ſprächen. Theodor muſterte alle Freuden des Lebens mit ihnen, lobte den Engliſchen Tanz zwar, aber gab ſeinem Klavier den Vorzug, ſchalt auf's Kartenſpiel und pries die **Natur** vor allen vortreflich. „**Und die Freundſchaft?**" ſetzte die naife Herzog hinzu. Ja wohl, erwiederte Theodor, und drückte ihr ſanft die Hand. Jetzt fiel es ihm erſt ein, beide zu fragen, wer ſie wären. Die eine ſagte es ihm darauf ebenſo ehrlich, daß ſie eine Bürgerliche ſei, als ihm die andere es ſagte, daß ſie eine Braut ſei.

Theodor. (zur Herzog.) **Sind Sie auch** eine Braut?

M. Herzog. Ach nein!

Theodor. Nun, das iſt gut; ich dachte ſchon, es gäbe hier lauter Bräute. (zur Schönleben) Wer iſt denn Ihr Bräutigam?

F. Schönleben. Es iſt der Forſtmeiſter L. Er iſt drüben im Tanzſaal.

Schnell ſprang Theodor fort und holte den Herrn von L. herbei, deſſen Augen hiedurch wieder ihre natürliche Gröſſe bekamen. Nachdem das Geſpräch eine Zeitlang unter ihnen gemeinſchaftlich geweſen war, theilte es ſich. Lautersdorf ſprach mit der Schönleben und Theodor mit der Herzog. Nach einer kleinen

Weile legte Lautersdorf die Hand ſeiner Braut in die ſeinigen. Der Prinz ſah dies und nahm ſich auch eine von den Händen der Herzog. Bald darauf gab Lautersdorf der Schönleben einen Kus, und Theodor küſſte die Herzog gleichfalls. Nach dieſem erſten Kus ward ſein ganzes Geſicht wie mit Zuckerroſen beſtreut. Als Rothe dies ſah, machte er ſich auf dem Weg zum Fürſten und erzählte ihm, was vorgehe.

Rothe. Der Lautersdorf iſt an allem Schuld; — was der ihm da vormacht, macht er nach.

Adolf. (lächelnd.) Ruhig doch! Was haben Sie denn für Noth? — Glauben Sie denn, daß Theodor es erſt von andern werde lernen müſſen, ein edles Mädchen zu küſſen? Ich wette darauf, er gibt den übrigen allen keinen Kus, wie ſie da im Saal ſind, und wenn Lautersdorf ſeine Braut vor ſeinen Augen noch ſo viel küſſt. Das iſt ja denn doch wohl recht brav, daß er den Lautersdorf ſelbſt dahin geholt hat? Und hätte die andere auch geſagt, daß ſie eine Braut und daß der Bräutigam hier ſei: ſo iſt's gewiß, er hätte dieſen auch geholt. Sehen Sie doch die unſchuldige, unverſtellte Naturgüte hierin . . . Aber wahr iſt's, es iſt doch mit allem dem ſonderbar um die Verſchiedenheit der

Geſchlechter und um die Eindrücke des einen auf das andere.

Rothe. Ich wollte, daß die Herzog auch eine Braut geweſen wäre.

Adolf. Nun, nun, was nicht iſt, kann noch werden; ſein Sie unbeſorgt — — die findet gewiß ihren Mann. — Nach einer Weile können Sie ihm ſagen, daß ich nach ihm gefragt hätte. Und dann geben Sie auf ihn Acht, wie er handelt; ich wette — er kommt auf der Stelle.

Als Rothe ſeinen vorigen Beobachterplatz wieder einnahm, fand er die ſchöne Naturſcene noch vollkommener. Lautersdorf war mit ſeiner Braut in den Tanzſaal gegangen, und — Theodor hatte die Herzog mit ſeinem Arm umſchlungen. Vermuthlich hatte Lautersdorf kurz vorher, ehe er wegging, die Schönleben auch ſo umſchlungen gehalten. Das Geſpräch, welches ſie beide führten, war ohne alle Pauſe. Rothe war eben im Begrif, es zu unterbrechen, als Lautersdorf ſeine Braut zum Prinz zurückbrachte und die Herzog zu einer Polonoiſe aufforderte. Theodor ſprach mit der Schönleben ſo herzlich wieder, wie mit der Herzog. Nach einer Weile brachte Lautersdorf auch die Herzog wieder zurück, die ihren Platz wieder neben dem Prinz einnahm. Rothe hatte hierauf gewartet, um ſeine Probe ganz zu machen. Er ging bald darauf an Theodorn hin und ſagte ihm, daß ſein Vater nach ihm gefragt habe. Der Prinz ſtand ſogleich auf, eilte zu Adolf und ward von dieſem ganz auſſerordentlich überraſcht.

Fürſt Adolf ſchenkte ſeinem Sohne zum Beſchlus der Freuden dieſes Tages das Landhaus nebſt dem ſchönen Engliſchen Garten, wo er ſeinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächſt dabeigelegene Dorf. Auch ſetzte er ihm von nun an wöchentlich hundert Thaler aus, womit er machen könne, was er wolle. Theodor freuete ſich, wie er ſich noch nie gefreuet hatte, hing lange dafür am Halſe ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und — eilte eher zur Herzog, um ihr dies zu erzählen, als zu Rothen. Da er ſie nicht da wiederfand, wo er ſie verlaſſen hatte, ſuchte er ſie im ganzen Tanzſaal.

Rothe. (der ihm hier begegnet.) Suchen Sie mich, Prinz?

Theodor. Nein — ich ſuche die liebe Herzog — —

Rothe. Die iſt eben mit ihrem Vater ſchon nach Hauſe gefahren.

Theodor. (unwillig.) O das iſt ſchade — ich wollte ihr noch etwas ſagen. Nun habe ich ihr nicht einmal eine gute Nacht gewünſcht.

Darauf erzählte er Rothen das empfangene Geburtstagsgeſchenk, hatte weder Luſt, noch zu tanzen, noch länger bei der Geſellſchaft zu bleiben, ſondern verfügte ſich, nach Beurlaubung von ſeinen Eltern, die es ebenſo machten, auf ſein Zimmer und ging zu Bette; während daß der Ball noch faſt bis an den Morgen dauerte.

Theodor. (am folgenden Morgen zu Rothen.) Wir wollen doch nächſtens einmal den Regierungsrath Herzog beſuchen.

Rothe. (der groſſe Augen macht.) Wie kommen Sie denn hierauf, Prinz? Haben Sie denn Bekanntſchaft mit dieſem Manne?

Theodor. Nein, mit ihm nicht; aber doch mit ſeiner Tochter. Dieſer habe ich's verſprochen, daß ich ſie bald einmal beſuchen will. Sie hat ſo ein ſchönes Klavier und ſo einen ſchönen Garten, ſagt ſie, und ſo eine liebe Abendlaube darin, die ſie ſelbſt angelegt hat.

Rothe. Wenn Sie es ihr verſprochen haben, wollen wir einmal hingehen; aber dann gehen wir ja nicht zum Regierungsrath, ſondern zu ſeiner Tochter?

Theodor. Das iſt einerlei; ich kenne ihn zwar nicht, aber ich habe ihn doch ſchon lieb. Das muß gewis ein guter Mann ſein, der ſo eine gute Tochter hat. Heute — dächte ich, wenn Sie wollen ...

Rothe. Heute, mein Prinz, nehmen wir Poſſes vom Landhauſe und vom Garten, und ſprechen die Leute im Dorf, welches Ihnen Ihr Vater geſchenkt hat.

Theodor. Ach das iſt auch wohl wahr.

Schmidt. (der hereintritt.) Prinz, Sie ſollen gleich zum Fürſten kommen.

Adolf. (zu Theodorn.) Wie haſt du dir denn nun geſtern in allem dem Weſen gefallen?

Theodor. Recht ſehr gut, beſter Vater. Es ſah alles ſo geſchmückt und ſo feſtlich aus, wohin man nur blickte, und die Geſellſchaft war ſo vergnügt. Abends aber gefiel mir es am allerbeſten.

Adolf. Du haſt nun einmal meinen ganzen Hof und meine geſammte Dienerſchaft mit ihren Familien bei einander geſehen. Ich habe dich zwar mit vielen wackern Männern ſprechen geſehen; haſt du aber im eigentlichen Verſtande geſtern neue Bekanntſchaften gemacht?

Theodor. O ja — beſonders eine, die mir ganz unausſprechlichlieb iſt, mit der lieben Herzog. Es iſt das erſte Mädchen, mit der ich in meinem Leben ſo viel geſprochen habe; — ſagen Sie mir doch, mein Vater, gibt es denn ſolcher Mädchen viele?

Adolf. Ganz beſtimmt kann ich dir hierauf nicht antworten, Theodor. Die Herzog, nach ihrem Aeuſſerlichen zu urtheilen, ſcheint allerdings Vorzüge vor Tauſenden ihres Geſchlechts zu haben. Ihre Mutter iſt früh geſtorben; aber ihr Vater, der einer meiner wackerſten Räthe iſt, erziehet ſie, als ſein einziges Kind, auf das edelſte. Lieber Sohn, es kommt bei den Töchtern, wie bei den Söhnen, alles auf die Erziehung an. Das ſteife, gezwungene Weſen, und das eitle, kindiſche Weſen, welches du geſtern häufig im Tanzſaal an den Frauenzimmern bemerkt haben wirſt —

Theodor. (ſchnellunterbrechend.) Ach ja — das war mir recht zum Ekel — —

Adolf. iſt ebenſo Folge der empfangenen Erziehung, als das natürlichgute, unſchuldigfrohe und ſanftmittheilende Weſen, das die Herzog an ſich hat. Indeſſen glaube, du wirſt viel edle weibliche Seelen kennen lernen. Da, wo albern'e Mütter die weibliche Natur in den

Töchtern nicht verſtellt haben, oder wo unſer Geſchlecht ſie nicht verderbt hat, zeichnet ſich das weibliche Geſchlecht gewis vor dem unſrigen zu ſeinem Vortheil aus. Der Umgang mit ſolchen unverderbten Seelen wird dir künftighin ſanft und ſüs ſein, und dir eine Freudenquelle des Menſchenlebens mehr öfnen, aus der du bisher noch nicht geſchöpft haſt. Nur bleib gegen ſie jederzeit beſcheiden, gut und brav. Gott hat unausſprechliche Reitze für uns in den Umgang mit natürlichguten und ſanftempfindenden Weiberſeelen gelegt; aber nur dem tugendhaften und reinen Jüngling werden ſie zu Theil. Ungeſittete, zügelloſe und freche Jünglinge werden von allen wackern Mädchen geflohen. Nur ebenſo ungeſittete und freche Mädchen dulden dieſe, und dann wird ihr Umgang auf beiden Seiten für einander noch mehr, als Verderben und Peſtilenz.

Theodor. Ach das wüſſte ich doch nicht, wie es möglich wäre, daß man gegen ein ſo liebes Mädchen unbeſcheiden werden könnte.

Adolf. Ich traue dir es auch nicht zu; aber darum ſchätze auch nur jederzeit ſolche Mädchen, die ſo unbefangen, ſchuldlos, naif und ohne alle Prätenſion ſind, wie die Herzog. Ein Freund kann den andern verderben, aber Freund und

Freundin verderben einander noch weit leichter. Manches herzlichgute Mädchen ward durch einen wilden Jüngling, und mancher wackere Jüngling durch ein ſchlechtes Mädchen ſchlecht.

Theodor. Davon hat mir Rothe auch letzthin viel geſagt; aber ich kann es gar nicht begreifen, wie ein Geſchlecht darauf ausgehen könne, das andere ſchlecht zu machen. Wenn man die verſchiedenen Eigenſchaften und Vorzüge eines jeden von ihnen in Erwägung zieht: ſo leuchtet es ja recht in die Augen, daß **die Natur ſie durch beiderſeitigen Umgang und durch Mittheilung an einander vielmehr erſt recht vollkommengut habe machen wollen.**

Adolf. Ja, ſo ſollte es ſein; ſo iſt es auch **unter guten Leuten beiderlei Geſchlechts.** Aber o mein Theodor, du kennſt die Welt noch nicht. Es gibt auch freche und lüderliche Weibsſeelen in Menge; man findet ſie am häufigſten in der ſogenannten groſſen Welt, und an den Höfen ſpielen ſie oft die glänzendſten Rollen. Rothen habe ich es nun aufgetragen, dir von Zeit zu Zeit über dieſen Punkt mehr zu ſagen; denn dein Unterricht muß deinem Alter und deinen ſich ausbildenden Kräften immer angemeſſener werden. **Drücke dir das Bild der Herzog**

recht feſt ein —— mit allen ſolchen weiblichen Geſchöpfen, an denen du es wiederfindeſt, kannſt du ſicher Umgang haben und darfſt alsdann nur eine einfache Aufmerkſamkeit ausüben, nehmlich auf dich allein, daß du nicht unbeſcheiden werdeſt.

Theodor. Das verſpreche ich Ihnen auf das heiligſte, mein Vater. Das wüſſte ich gar nicht, wie es möglich wäre, wie ich gegen eine Freundin unbeſcheiden werden könnte; ich würde mir es ja nicht einmal verzeihen, wenn ich es gegen einen Freund würde.

Adolf. So biſt du brav — ſo bleib! — Den geſtrigen Tag, lieber Theodor, habe ich dir eigentlich darum gemacht, damit du das ganze Weſen des Hofleben kennen lernen ſollteſt. Nun weiſſt du, wie es ausſehe, wenn mehr, als nöthig iſt, gegeſſen und getrunken wird, wenn man an vielen Tiſchen ſpielt, wenn in langen, langen Reihen bis in die Nacht hinein getanzt wird, wenn ſich hundert und mehr Menſchen durch einander durchwirren und ſich erſtaunend viel höfliches, artiges und ſüſſes ſagen, wenn ſich die witzigen Herren an Einfällen, und die unnatürlichen Damen an Affektation einander zu übertreffen ſuchen, und wenn in einem und demſelben Saal viel Unterhaltung da zu ſein ſcheint,

und

und wenig wirklich da iſt. Ich hätte noch manchen ſogenannten Glanz dem ganzen Feſtin mehr geben können. So hätte ich z. E. den Ball in Maſke geben können; allein ich ſehe nicht ein, wozu das nöthig iſt, da ohnehin ſchon der gröſte Theil der Herren und Damen maſkirt erſcheint. Oder ich hätte auch können ein Feuerwerk abbrennen laſſen, wobei zehn- oder zwanzigtauſend Thaler in die Luft geflogen wären; dies Geld aber können wir edler anwenden, wenn es etwa einmal in einem harten Winter meinen armen Bürgern an Feurung gebricht. So ein Tag, wie der geſtrige war, dann und wann mag ein Fürſt wohl machen, und muß ihn zuweilen machen. Jeder Hausvater ſieht ja wohl zuweilen ſeine Leute im Hauſe und ſeine Arbeiter einmal alle beiſammen und richtet ihnen eine Mahlzeit und einen Tanz aus. Wenn wir Fürſten nun unſern Leuten ſo eine Mahlzeit und Tanzerei einmal ausrichten: ſo erwarten ſie hergebrachter maſſen, daß ſie es bei uns ſo finden werden, wie es geſtern bei mir war. Jeder Bürger bekommt ja auch zuweilen auswärtigen Beſuch und traktirt alsdann ſeine fremden Gäſte ſtattlich. Wenn wir Fürſten nun auch zuweilen Beſuch von andern unſersgleichen bekommen: ſo traktiren wir ſie auch nach der Art, wie es an den Höfen Sitte iſt, und thun dabei nicht mehr, als der Bürger thut, wenn er ſeine fremden Gäſte nach Bürgerart bewirthet. Aber — denke dir nun einmal ſo ein ganzes Leben, wo es einen Tag und alle Tage, oder doch einen Tag um den andern, oder auch nur allemal um den vierten Tag ſo herginge, wie geſtern — — —

Theodor. (die Hände erhebend.) Ach bewahre uns Gott — da käme man ja wohl kaum jemals recht zu ſich — — und was hätte man denn am Ende davon? Ich dächte wahrhaftig, daß man nichts in der Welt eher überdrüſſig werden müſſte, als ſo etwas. Es iſt ja doch offenbar alles zu viel; und zu viel verekelt man ſich ja am erſten. Und lieber Vater — wenn Sie es nicht übel nehmen, — ſo ſchön auch alles geſtern war, ſo habe ich doch das Schönſte vermiſſt — ich meine das Vertrauliche und Herzliche. Es waren gewis der Leute zu viel; vor allzugroſſer Menge konnten ſie nicht recht an einander kommen. Alles, was geſprochen ward, war ſo weit hergeholt und ſo entfernt von den Menſchen überhaupt und beſonders von denen ſelbſt, die es zu einander ſprachen. Es kam mir auch ſo vor, als meinten ſie es nicht ſo gegen einander, wie ſie thaten. Denn es war alles wie ein Ton; und auf einem Ton können doch unmöglich ſo viel Menſchen gegen ſo viel Menſchen geſtimmt ſein. Manche ſagten ſich auch ganz erſchreckliche Höflichkeiten und lobten an einander wie um die Wette wahrhaftige Läppereien, die des Redens gar nicht werth waren, und ſchwommen in ihrem Gnadenweſen und Unterthänigendienerweſen gegen einander faſt fort. Wenn ja einmal irgendwo ein Schimmer von Vertraulichkeit und Herzlichkeit hervorleuchtete: ſo war es nicht, wo ihrer zehen oder zwanzig, ſondern wo nur zwei oder höchſtens drei beiſammen ſtanden, die dann in ihrem kleinen Zirkel in einem Winkel friſche Luft zu ſuchen ſchienen; und da dachte ich allemal bei mir ſelbſt, daß dieſe zwei oder drei, um ſo herzlich zu ſein, eben nicht gerade in dem groſſen mit Menſchen angefüllten Saal hätten ſein müſſen, und — daß ſie wohl gar an jedem andern Ort noch herzlicher gegen einander geweſen ſein würden. Meine vergnügteſte Zeit wenigſtens war geſtern die, als ich da im Seitenzimmer nur ein Paar von der ganzen Geſellſchaft bei mir hatte. Ich glaube aber gewis, daß wir, wenn wir in einer Laube beiſammen geſeſſen hätten, noch vergnügter geweſen ſein würden.

Adolf. Mein Sohn, das iſt in groſſen Geſellſchaften, ſo lange man nicht durch Muſik, Spiel oder Tanz vereinigt wird, der gewöhnliche Fall, daß ſich jeder in dem groſſen unüberſehbaren Zirkel, wo man vor Menſchen nicht an Menſchen kommen kann, einen kleinen Zirkel um ſich her zeichnet, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern ſpricht; daß alſo in mancher einzigen Geſellſchaft oft funfzig und mehr Geſellſchaften eigentlich bei einander ſind. So werden groſſe Geſellſchaftsſäle ein wahres Bild der Welt und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. Leben wir nicht alle wie auf einem groſſen, groſſen Saal bei einander? Iſt das Leben auf ſelbigem nicht ein wahres Feſtin, das uns der oberſte Regent und Vater ausrichtet? Sucht nicht jeder auf dem Weltſaal in der unzählbaren Menſchenmenge ſich ſeine kleine Geſellſchaft zuſammen, die er ſeine Freunde nennt und mit denen er ſich am liebſten unterhält? Gehen die übrigen alle nicht ebenſo nur gleichſam zuweilen uns vorüber und bleiben gröſtentheils von uns ungeſprochen, wie da geſtern in meinem Schlosſaal? Wer ſich auf dies kleine Zirkelmachen in groſſen Zirkeln nicht verſteht: der findet in den allergröſſeſten Geſellſchaften — die allergröſſeſte Leere. Und ſind lauter wüſte Menſchen bei einander: ſo hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch ſo gros iſt und er ſich noch ſo gut auf's Zirkelmachen verſteht, allemal dies traurige Schickſal. Theodor, das iſt wahr, was ich dir jezt ſagte; aber das iſt auch wahr, daß ſich mit dem denkenden Kopf zuweilen ein Stolz vereinigt, ſo, daß uns die Menſchen nie gut genug ſind, und wenn ſie auch nach unſerer Zeichnung geſtochen würden; daß nicht ſowohl ihr Unwerth, als vielmehr unſere Laune uns von ihnen abhält, und daß wir darum unter Menſchen nur einſam ſind, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Dies muß nicht ſein; wir verſchlimmern dadurch unſer Herz, bringen eine ganze Welt gegen uns auf und verleiden uns ſelbſt alles geſellſchaftliche Leben. Man muß ſich bei Zeiten daran gewöhnen, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und lieber an ihrer Veredlung zu arbeiten, als ſich darum, weil ſie nicht ſo ſind, wie wir ſie haben wollen, von ihnen ganz zu entfernen, und ſie ſtehen zu laſſen, wodurch ſie ja immer alsdann ſo bleiben müſſen, wie ſie ſind, und uns nie etwas zu Danke thun oder zu

Danke reden lernen. Wem ſchadeten wir denn hierdurch am meiſten? Nicht wahr — uns ſelbſt? Theodor, dies habe ich nun ſchon gar oft in der Welt ſo gefunden, daß die weiſeſten Menſchen, die denkendſten Köpfe aus Unaufgelegtheit ſich herunter zu laſſen, alle Geſellſchaft fliehen. Handeln ſie dadurch auch wohl **pflichtlich**? Iſt es die Beſtimmung des **Lichts — für ſich zu brennen, oder zu leuchten?** Kann es alſo auch wohl mit der Beſtimmung **des Weiſen** und **des Denkers vereinigt werden, ſich von der Welt abzuſperren,** oder iſt ſelbiger nicht recht eigentlich **auch zum Leuchten** da, und in die **Welt hervorzugehen?** Sollte er ſich für die kleine Unbehaglichkeit, welche er darüber empfindet, daß die **Menſchen noch immer nicht auf dem guten Ton ſtehen,** nicht durch die groſſe Freude darüber, **daß er beitragen kann, ſie auf denſelben mehr zu ſtimmen,** auf das reichſte entſchädigt erblicken? **Gutes nicht thun, das man doch thun kann,** heiſſt — **Böſes thun.** Damit verknüpfte Ungemächlichkeit darf uns nicht davon abhalten; denn wo iſt irgend eine Arbeit ohne Ungemächlichkeit? Eine Arbeit des denkenden Kopfs iſt, andere denken zu lehren; ſeine Ungemächlichkeit dabei alſo iſt ihr Anblick, ſo lange ſie noch nicht denken können . . .

Theodor. Aber wenn der denkende Kopf nun keine Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen?

Adolf. Damit entſchuldigt er ſich freilich gern; aber — ſo wenig er lauter ſolche Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen: ſo wenig findet er auch lauter ſolche vor ſich, die nicht denken lernen wollen. Wer alle durch die Bank in die letztere Klaſſe bringt, begeht böſen Leumund gegen die Menſchheit. Wer ſich nur mittheilen will, findet immer wenigſtens einige, die ſich ihm öfnen. — Was du aber ſonſt noch über geſtern von dem nichtſomeinen, wie man geſprochen, von den weithergeholten Geſprächsingredienzien, von dem Vielreden über Kleinigkeiten und von unnatürlichen Lobeserhebungen und Höflichkeitsbezeigungen ſpracheſt, darin haſt du ganz recht. Doch wiſſe, lieber Theodor, dies iſt — Hofton. Ganz habe ich ihn nicht abſchaffen können. Wenn ich's auch an meinen Hofleuten hätte dahinbringen können: ſo hätten mir die kommenden Fremden doch von Zeit zu Zeit die Sache wieder verderbt. Aber abgeändert habe ich ihn um vieles. O, vor zehn Jahren noch hätteſt du einmal das Weſen ſo ſehen und hören ſollen — da würdeſt du es gar nicht zum Ausſtehen gefunden haben. Und wenn du in Zukunft auswärtige Höfe beſuchen wirſt: ſo wirſt du den Ton, welcher an meinem Hofe herrſcht, noch golden gegen den Ton an manchem andern Hofe finden. Wahr iſt's, dieſer ſogenannte Hofton iſt ein widernatürlicher Ton. Er iſt aus Misverſtehung der feinern Sitten entſtanden, welche von Rechtswegen an Fürſtenhöfen zu Hauſe ſein ſollen. Ich konnte es erwarten, daß an einem jungen Menſchen, wie dir, der gleichſam aus dem Schoſſe der Natur plötzlich auf den Schauplatz des Luxus verſetzt ward, äuſſerſtauffallend und widrig vorkommen muſſte. Man kann dieſen Hofton auf zweierlei Art auslegen. Die Leute, welche da einander Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Süſſigkeiten u. ſ. w. ſagen können, ohne daß ihr Herz den Ausdrücken gemäs empfindet, oder es ſo meint, oder gar einmal das geringſte davon weiß, thun dies entweder aus wirklicher Falſchheit, und recht mit dem Vorſatz, einander dadurch wechſelsweiſe zu hintergehen und zu betrügen; oder ſie thun es aus einer bloſſen Gewohnheit, und ohne daß ſie ſich dadurch einander ſchaden wollen.

len. Zur Ehre der Menſchheit muß man gleich zum voraus vermuthen, daß der letztere Fall der häufigere ſein werde; und dein Vater kann auch aus Erfahrung hinzuſetzen, daß dieſe Vermuthung richtig ſei. Wie es Menſchen giebt, welche ſtatt ſich mit Ja und Nein zu behelfen, allemal unnöthig ſchwören, und Menſchen, die ſtatt an Ach und O genug zu haben, allemal gleich fluchen: ebenſo kann es ja auch wohl Leute geben, die die Ausdrücke ihrer Verbindlichkeit gegen andere, ihres Danks, ihrer Wünſche, ihres Beifalls und ihrer Höflichkeit in eben der Maſſe zu übertreiben pflegen; die z. E. alles, was andere Menſchen blos gut und recht nennen, göttlich und bezaubernd nennen, oder für eine Priſe Schnupftoback ebenſo unendlichverbunden ſich erklären, als wenn ihnen ein Dienſt von gröſter Erheblichkeit geleiſtet worden wäre. Von dieſer Seite betrachtet, iſt alsdann der ſogenannte Hofton nur ein Afterton der feinern Sitten, und ich öfne dir dieſe feine Seite zuerſt, um dich einigermaſſen mit ihm auszuſöhnen. Wer auf dieſe Art in ſelbigem ſpricht und handelt: der thut es oft, ohne es einmal mehr zu wiſſen, oder hat wenigſtens gleich wieder vergeſſen, was er darin ſprach und that. Die Leute, welche ihn gegen einander führen, ſehen dann freilich ſo aus, als wenn ſie ſich einander zum beſten hätten und geckten; ſie denken ſich aber nichts dabei und fügen ſich übrigens dadurch kein Herzeleid zu. Kommt ein Dritter unter ſie, der ein gerader Mann iſt und alles gleich für baar Geld annimmt, was ſie ihm ſagen: ſo wird er freilich gewaltig getäuſcht; allein er muß doch auch bald hören können, daß die **Muſik**, welche ſie ihm aufführen, nicht im **Kirchenton**, ſondern im **Kammerton** ſtehe. Kluge Bürger, wenn ſie einen Menſchen in dieſem Ton bloſſer Uebertreibung ſprechen hören oder handeln ſehen, ſind bald darüber fertig und ſprechen — es iſt ein **Hofmann** . . . Wenn dieſes Urtheil aber heiſſen ſoll — es iſt ein **falſcher Mann**, alsdann empört ſich das ganze menſchliche Herz dagegen. In dieſem Fall iſt der Hofton der **unwürdigſte**, auf den ſich eine menſchliche Seele ſtimmen mag. Lieber Sohn, leider ſtehen Menſchen genug an den Höfen auf dieſem gottloſen Ton. Dieſe ſind denn im Stande, einander zu herzen und zu küſſen, wenn ſie auch den unauslöſchlichſten Groll gegen einander im Buſen tragen, und thun gerade alsdann am herzlichſten, wenn ſie recht auf Sturz, Tod und Verderben ausgehen. Sie ſind die Peſt der Höfe und auch die Peſt des bürgerlichen Lebens.

Denke dir einmal einen Mann im öffentlichen Amte, der auf dieſem Hofton ſtehet, was für Unheil er anrichten müſſe! Denke ihn dir mit Macht und Gewalt in den Händen, welch ein furchtbares Ungeheuer iſt er! Denke ihn dir bei ſeinen Zuſagen, bei ſeinen Repliken an den ſich an ihn wendenden Bürger, bei Pakten und Akkorden, welche er ſchlieſſt, bei Empfang des Zutrauens, das Bittende und Leidende auf ihn ſetzen, wenn ſie ſeiner Gleisnerei Glauben geben und ſich und alle ihre Plane ihm ganz entdecken, oder wenn er die Gabe hat, ſie auszufragen! Dieſen Hofton verabſcheue, ſo lange du lebeſt; jenem aber, der blos Gewohnheit und Afterton der feinern Kultur iſt, ſieh nach. Gewöhne dich nicht an ihn; bleib du ſelbſt auf deinem beſſern Ton, dem Ton der Natur, ſtehen; aber ſieh ihm nach. Er iſt nicht böſe gemeint; und wer einmal in ihm erzogen worden iſt, dem iſt er ebenſo natürlich geworden, wie dir der Ton der Natur, zu dem du erzogen wardſt. Glaube übrigens — ein Fürſt kann viel dabei thun, ihn immer näher an dieſen zurückzuſtimmen. So, wie ſein Hof merkt, daß er kein Freund davon ſei, ſtimmt er ſeinen Ton bald um eine Tertie herunter. Läſſt ſich der Fürſt es vollends angelegen ſein, bei der Tafel fleiſſig

den Ueberſetzer zu machen und die ſchwülſtigen, bombaſtiſchen, Franzöſiſchen Phraſen, die links und rechts um ihn her ertönen, in Deutſche und natürliche überzutragen: ſo iſt kein Zweifel, daß ſich Sprache und Benehmen ſeiner Hofleute der Sprache und dem Benehmen des feinern aber zugleich **freundſchaftlichen** Umganges immer mehr nähern müſſen. Ich habe dir auch hierin vorgearbeitet; — überhaupt, Theodor, lerne dein Glück ſchätzen, daß du auf allen Seiten ſo viel vorgearbeitet findeſt; du muſſt noch mehr leiſten, als ich, denn aus dieſer Urſache **kannſt** du einſt mehr leiſten, als ich; ich wollte bauen und — fand keine Materialien; da verging mir viel Zeit über das Baumaterialienanſchaffen; du findeſt
in volles Magazin davon und haſt einſt alſo
ichts zu thun, als — nur zu bauen und zu-
ammenzuſetzen; — wirſt du in der Stim-
nung unſers Hofes ſo fortgehen, wie ich anfing:
kann es dir gelingen, daß du einſt mit dei-
er ganzen Hofſtatt an deiner Tafel, **wie
in wohlhabender Privatmann
it ſeinen Freunden und Bekann-
en,** ſitzeſt ... Den Hofverſchwendungen
nd Hofſchwelgereien bleib geſchworner Feind,
lange du lebeſt. Solche Tage, wie der ge-

ſtrige, müſſen in dem Leben eines Fürſten nicht die gewöhnlichen, ſondern die auſſerordentlichen ſein. Es giebt einen Bürgerluxus, einen Kaufmannsluxus, einen Dienerluxus, gegen den ſich die Fürſten empören; aber es giebt auch einen **Fürſtenluxus**, gegen den ſich die Unterthanen noch weit mehr zu empören Urſache haben. Was dem einen Stande Luxus iſt, das iſt es freilich dem andern nicht; der Begrif des Luxus iſt ſehr relativiſch; ſo iſt der Luxus der niedrigern Stände oft kaum **mit Wohlſtand befriedigtes Bedürfnis des höhern.** Aber das iſt Luxus für jeden Stand, **wenn der Feſttage mehr werden, als Einkünfte und Geſchäfte erlauben.** Denn **Feſttag** iſt **Feſttag** und **koſtet nach Proportion** den Unterthan ſo viel, wie den Fürſten, und den Fürſten nicht weniger, als den Unterthan, — **weil jeder von ihnen den Feſttag nach ſeiner Art begeht.** Nicht meine ich hiemit, daß ein Fürſt karg ſein und unter ſeinem Stande leben, oder gar ſeine höchſte Glückſeligkeit nur im Beſitz groſſer geſammleter baarer Geldſummen ſuchen ſolle. Ein geiziger Regent iſt ſeinen Unterthanen noch mehr Geiſſel, als ein verſchwenderiſcher Regent; denn er liebt die unmäſſigen Auflagen nicht ebenſo, wie dieſer, ſondern dieſer bringt doch durch ſeine Verſchwendung wenigſtens einen Theil des Erpreſſten wieder an ſeine Unterthanen. Nein, der Fürſt mache ſtandesmäſſigen Aufwand; dadurch befördert er Nahrung, Gewerbe und Leben unter ſeinen Unterthanen; er überſchreite dabei aber nie die Grenzen, welche ihm ſeine rechtmäſſigen Revenüen ſetzen, und mache ſeinen Aufwand auch auf die gemeinnützigſte **Weiſe** und mit **Patriotiſmus**. Unter dieſen drei Bedingungen laſſe er es ſich und ſeinem **Hofe** wohlgehen; ſo geht's dadurch auch gewis ſeinem **Volke** wohl. **Unpatriotiſcher** Aufwand iſt der, wenn ihn die Sucht nach fremden Produkten, Waaren, Weinen, Koſtbarkeiten, Seltenheiten und Meiſterſtücken anwandelt; wodurch groſſe Summen aus dem Lande geſchickt werden und wobei der Unterthan nichts gewinnt. **Ungemeinnütziger** Aufwand iſt, wenn das aufgewendete Geld zwar im Lande bleibt, wenn es aber nur in die Hände einiger wenigen kommt; als wodurch das Land weiter nichts gewinnt, als daß nur zehen oder zwanzig reiche Partikuliers mehr in ſelbigem werden. Je weitläuftiger, je ausgebreiteter die Zirkulation des ausgegebenen Fürſtengeldes iſt: deſto edler iſt daſſelbe aufgewendet. Wenn die unterſten und volkreichſten Stände bei dem Aufwande des Fürſten am meiſten gewinnen: dann iſt ſein Aufwand wahrer Segen für die Nation. Hieher gehört z. E. der Aufwand durch Bauen, es mögen Brücken, oder Dämme, oder Wälle, oder Straſſen, oder Sümpfe, oder Haiden, oder Häuſer, oder Schlöſſer ſein, die er bauet: ſo werden dadurch ſeine Taglöhner und ein groſſer Theil ſeiner Handwerker beſchäftigt. Denke nicht, daß das Bauen dadurch löblich werde, weil dein Vater gern bauet; ſondern denke, daß dein Vater darum gern baue, weil es löblich iſt und eine der ausgebreitetſten Zirkulationen des Geldes befördert. Aber freilich iſt es die Hauptſache bei allem Aufwande des Fürſten, daß ſelbiger ſeine rechtmäſſigen Revenüen nicht überſteige. Wenn über dieſen oder jenen unnöthigern Aufwandartikel die nothwendigſten Ausgaben unzubeſtreitend werden; wenn das Land über den Aufwand verſchuldet; oder wenn gar Kopfſteuern und verdoppelte Acciſen zum Behuf deſſelben aufgelegt werden müſſen: wie kann ſich ein ſolcher Fürſt jemals ſeinem Volke zeigen, ohne — ſich die Augen zuzuhalten! Dies ſoll er aber nicht thun müſſen, wenn er öffentlich erſcheint, ſondern — er ſoll jedem Manne aus ſeiner Nation frei und frank unter die Augen treten können, weil er als Fürſt der Beſie ſein oder das beſte Gewiſſen haben ſoll. Aus dieſen dir geöfneten Geſichtspunkten beurtheile nun das, was ich dir vorhin ſagte, daß ein Tag, wie der geſtrige, in dem Leben eines Fürſten nicht zu den gewöhnlichen gehören müſſe. Hoffetenluxus iſt an jedem Hofe der Welt unpatriotiſcher, ungemeinnütziger und unproportionirter Aufwand. Das Ausland liefert am meiſten dazu und der Unterthan hat nur die Ehre, daß dies von ſeinem Schweiſſe bezahlt werde. Die unterſten, volkreichſten Stände werden dadurch nicht in Thätigkeit und Nahrung geſetzt. Und — man muß dabei auf neue Volksauflagen ſinnen, weil die alten nicht hinreichend ſind, ihn zu beſtreiten. Zuletzt denke dir denn zu dieſem allen noch die Einflüſſe hinzu, welche es auf den Karakter des Fürſten haben muß, wenn ſolche Tage, wie der geſtrige, ſeine gewöhnlichen werden . . . Du ſagteſt vorhin aus dir ſelbſt, daß man dabei gar nicht zu ſich kommen müſſe; und daran haſt du recht. So ein Leben iſt einem immerwährenden Taumel gleich. Nun denke dir aber einmal einen Fürſten, der ſelten oder gar nicht zu ſich ſelbſt käme oder immer im Taumel wäre! Gott, wie mag es da in ihm und um ihn her ausſehen! Mein Theodor, unter allen Menſchen muß niemand öfter zu ſich ſelbſt kommen, als — ein Fürſt. Er hat die höchſten Pflichten, den höchſten Beruf, die höchſte Verantwortung. Wer muß ſich öfter fragen, als er, ob er ſeine Pflichten thue, ſeinen Beruf erfülle und zur Rechenſchaft vor Gott und der Welt freudigbereit ſei? O Heil dem Lande, deſſen Fürſt an jedem Abend, ſtatt den Abendſegen zu leſen, eine Prüfung ſeiner ſelbſt anſtellt! Nie, lieber Sohn, ergib dich dem Fetenluxus der Höfe. Dadurch wird ein Fürſt pflichtvergeſſen und — arbeitſcheu. Ja, ſogar ſchwach zur Arbeit wird er; denn übermäſſiges Vergnügen entnervt. Sein Herz, das keine Freuden mehr kennt, als die ſchwelgeriſchen und rauſchenden, verſchlieſſt ſich der ſtillern, edlern Freuden der Fürſorge für ſein Volk, des Mitleids, der Barmherzigkeit und der Menſchlichkeit. Ganz unbekannt werdend mit den Leiden der Menſchheit, ſpielt er in derſelben Maſſe den Grauſamen gegen andere, in welcher er den Gütigen, den Milden und Allesverſtattenden gegen ſich ſelbſt macht. Theodor, genieß menſchliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Menſch; genieß fürſtliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Fürſt. Ein Fürſt, der ſich den Hofluxus

Luxus überläſſt, bauet nichts, als Gräber; — Gräber für jede ſeiner Tugenden — Gräber für jede Wohlfahrt ſeines Volks . . .

Theodors ganzer Geſchmack war an ſich ſchon nicht für die Menge ſolcher Tage, wie der geſtrige geweſen war. Die Verſicherungen, welche er jetzt ſeinem Vater gab, nie in ſelbigen ſeine Glückſeligkeit zu ſuchen, kamen ihm daher recht aus dem Herzen. „Sehen, hören, ſprach er, will ich, wenn ich einſt an fremde Höfe komme, alles, damit ich recht erfahre, wie es in der Welt zugeht; aber auf meine Geſinnungen, auf meinen Karakter und auf die Wahl meiner Freuden ſoll es nie den geringſten Einflus haben.“

Adolf. Ich habe auch wahrlich dies Zutrauen zu dir. Schön iſt's, wenn ein Deutſcher Fürſtenhof die Schule ächter Deutſcher Sitten und ächter Deutſcher Tugend für die Nation iſt! Schön iſt's, wenn ein Fürſt nicht nur durch Geſetze, ſondern auch durch Beiſpiele ſein Volk in jeder Rechtſchaffenheit des Lebens unterrichtet! Von keiner moraliſchen Vorſchrift, die er den Unterthanen giebt, halte er ſich für diſpenſirt, ſondern er ſei vielmehr allemal der Erſte, welcher ſie befolgt. Hierdurch wird er allen ſeinen

Moralgeſetzen weit mehr Unverletzlichkeit geben, als wenn er die härteſten Strafen auf ihre Uebertretung ſetzte. Unſer Fürſt thut's — dies iſt alsdann das Geſetz aller Geſetze, die Stimme der Nation; und ſo bedarf es keines Beweggrunds weiter, ebenſo zu thun. O wie glücklich iſt das Volk, das jede Tugend, die es ausüben ſoll, von ſeinem Fürſten lernt! — Aber o wehe, wehe dem Staat, wo der Unterthan, wenn er darüber zur Rede geſtellt wird, warum er nicht ſo thue, wie im Geſetz geſchrieben ſteht, erwiedern kann — thut doch der Fürſt nicht ſo! Wer ſoll ihn nun ſtrafen? Der Fürſt? Ein Schuldiger den andern? Und wenn dieſer es auch im Stande wäre, zu thun, wen ſtraft er? Straft er nicht ſich ſelbſt? — Nimmermehr glaube, mein Theodor, daß den Fürſten die Geſetze nicht binden und daß er über ſie erhaben ſei. Er giebt ja nicht die Geſetze, ſondern der Staat giebt ſie durch ihn. Wenn ſie aber der Staat giebt, ſo giebt er ſie dem Fürſten zuerſt; denn dieſer iſt der erſte Mann, der erſte Bürger im Staat. Das wäre ein weltuntergangbefördernder Gedanke, daß der Fürſt auf der einen Seite Gewalt hätte, Geſetze zu geben und die Uebertreter derſelben zu ſtrafen, und auf der andern das Privilegium, allein wider ſie zu handeln und ungeſtraft wider ſie zu handeln. So wäre ja die ganze Tugend nichts, als — Bürgerzwang; ſo gäbe es keinen weſentlichen Begrif derſelben, ſondern man müſſte, wenn der Ausſpruch über eine Handlung gethan werden ſollte, ob ſie recht oder unrecht ſei, allemal erſt fragen, ob ſie der Fürſt oder der Unterthan begangen hätte. Da ſtände die Moral auf ſchönen Füſſen! O Theodor, es fehlt nicht an Staaten, wo es ſo um die Moral ſteht; aber da ſteht es auch fürchterlich um menſchliche Glückſeligkeit. Da iſt der Unterthan weder ſeiner Habe, noch ſeiner Ehre, weder ſeiner Freiheit, noch ſeines Lebens, weder ſeines Kindes, noch ſeines Weibes ſicher; da ſind die Geſetze nur dem Mantel gleich, unter dem das Scharfrichterſchwerdt verborgen wird; da — —

Jetzt kam Ulrike herein und brachte ihrem Gemahl die Nachricht, daß der alte Zensdorf todt ſei. Adolf ward um ſo mehr hierdurch alterirt, weil er noch vor einigen Tagen erſt ein langes afterapoſtoliſches Sendſchreiben von ihm über alle die Neuerungen erhalten hatte, welche jetzt im Religionsfache zur Reife gediehen und wirklich durchgeſetzt worden waren. „Nun thut's mir doch faſt leid, ſprach er, daß ich nicht noch einmal mit ihm geredet. Er war immer einer meiner älteſten und wackerſten Diener, und hat meinem Hauſe groſſen Nutzen geſtiftet. Ich hätte es faſt denken ſollen, daß ſein Tod nahe ſei; denn ſeinem langen Schreiben an mich waren fürchterliche Weiſſagungen von nahebevorſtehenden Erdfällen und Erdbeben beigefügt. Solche Propheten pflegen ſich gröſtentheils vor dem Termin, wenn ihre Weiſſagungen geſchehen ſollen, aus dem Staube zu machen. Sie thun auch klug daran; denn auf jeden Fall retten ſie ſich dadurch, — entweder vor dem Unglück ſelbſt, wenn es erfolgt, daß ſie alsdann nicht mehr wegraffen kann, wenn ſie nicht mehr da ſind; oder, wenn das Unglück auſſenbleibt, vor der Verſpottung der Welt, die ſonſt von rechtswegen ihr Lohn wird.“

Theodor. Ich will nun mit Rothen nach meinem Dorfe gehen und alle die Leute da kennen lernen.

Adolf. Das thu, und zeige nun an dieſen Leuten der ganzen Nation, was ſie einſt von dir zu erwarten haben werde, wenn ſie ſo dein ſein wird, wie jene es jetzt ſind.

In Adolfs Lande hatte nun die Religion größtentheils diejenige Geſtalt gewonnen, welche er ihr längſt gewünſcht. Dem wackern neuen Generalſuperintendent hatte er es zu danken, daß ſeine Reformen insgeſammt nicht nur ohne Widerſetzlichkeit von Seiten des Volks, ſondern auch ſogar ohne alles Geräuſch bewirkt worden waren. Diejenigen Geiſtlichen, welche dem Pietiſmus anhingen, waren einſtweilig und bis zu anderweitigem Gebrauch auf Penſion geſetzt worden. Den Eid, welchen ſonſt die Religionslehrer bei dem Antritt ihres Amts auf gewiſſe alte Glaubensvorſchriften ablegen muſſten, hatte der weiſe Adolf aufgehoben und ſeinen Klerus allein an das neue Teſtament gewieſen, dem gemäs gelehrt werden ſollte. Kontroverspredigten und Predigten über ſpekulatiſiſche Materien waren gänzlich unterſagt worden, und man hörte jetzt in den Tempeln nichts, als chriſtliche Moral und Vorträge über ſolche Glaubenswahrheiten, die Einflus auf das Leben hatten und die Seelen zur Ausübung der Moral geneigt machten. Alle vorgefundene Kandidaten muſſten, ehe ſie befördert wurden, erſt noch zwei Kollegien bei dem Generalſuperintendent hören; eins über das reine, urſprüngliche Chriſtenthum, und das andere über den zweckmäſſigſten

ſten Vortrag deſſelben beim Volksunterricht. Bei dieſer Einrichtung ſollte es auch in Anſehung aller künftigen Kandidaten bleiben. Wer in Zukunft ein geiſtliches Amt im Lande bekleiden wollte, durfte weder auf einer auswärtigen Schule oder auf einer auswärtigen Akademie ſtudirt haben. Auf der Landesakademie befanden ſich die aufgeklärteſten Lehrer der Theologie, und in den Schulen des Landes waren die vernünftigſten Religionsbücher eingeführt; damit der Unterricht durchgehends gleichförmig wäre und der künftige Geiſtliche gleich von Jugend auf nichts, als geſunde Begriffe über die Religion einſammlete; ſtatt, daß er ſonſt, wenn er die Univerſität bezog, es daſelbſt ſeine erſte Arbeit ſein laſſen müſſte, das auf der Schule gelernte wieder zu verlernen. Die Liturgie war durchgehends verbeſſert und ſowohl dem Geiſt des Chriſtenthums, als dem Geiſt des Zeitalters angemeſſener eingerichtet worden. Jede kirchliche Handlung erſchien nun in der ihr gebührenden heiligen Simplicität, Würde und Feierlichkeit. Die alte Agende war ganz auf die Seite gelegt; viele Formulare waren der jedesmaligen Einrichtung der Geiſtlichen ſelbſt überlaſſen; ſtatt des Kirchengebets beteten die Prediger allemal ein Gebet aus dem Herzen, das an ihre gehaltene Predigt ſich beſſer anſchloß und auf Zeit und Umſtände jederzeit mehr paſſte. Die Beichte war in eine bloſſe Vorbereitung verwandelt worden und das Abendmahl ward ſeltener gehalten; damit die Verſammlungen der Chriſten am Altare jederzeit recht zahlreich wären und die ganze Handlung für ſie deſto feierlicher würde. Jede Abkündigung war von der Kanzel verbannt und man laß ſie dafür an den Kirchthüren oder an andern öffentlichen Orten, je nachdem ſie ſich hierhin oder dorthin beſſer ſchickten. Klingeleien hörte man in den Tempeln auch nicht mehr — vom Kommunionglöckchen an bis zum Glöckchen am Klingebeutel. Für keine Amtshandlung durften die Gemeinen ihre Seelſorger mehr beſonders bezahlen; wodurch ſowohl den Spöttereien der Unvernünftigen als auch dem Brod- und Accidenzienneide der Geiſtlichen ein Ende gemacht war. Ein neues Geſangbuch machte die öffentlichen Gottesverehrungen erbaulicher; ein neuer Katechiſmus unterrichtete Volk und Jugend auſſer den Tempeln. Oeffentliche Leichen und Begrabungen in den Kirchen waren gänzlich unterſagt; Leichenſteine durften nicht mehr geſetzt werden und alle äuſſerliche Trauer über die Todten war abgeſtellt. Wochenpredigten und Betſtunden hatte

Adolf eingezogen und an deren ſtatt katechetiſche Uebungen veranſtaltet. Die Zeit der Präparation der Erſtlinge oder Katechumenen war um noch einmal ſo viel verlängert worden. Die Engel waren, wie die Krucifixe, von den Taufſteinen, von den Altären und von den Orgeln genommen, und aller Mahler- und Bildhaueraberglaube und dito Unſinn war aus den Kirchen auf die Kirchböden gebracht. Das Unnatürliche und Mönchiſche in Tracht und Aufzug der Geiſtlichen im Tempel und bei andern Amtshandlungen war abgeſchaft und ihnen ausdrücklich angedeutet worden, im gemeinen Leben übrigens nicht beſonders affektiren und durch ihren Ornat ſich nicht etwa ehrwürdiger machen zu wollen, als andere Bürger.

Die Ruhe und Volkszufriedenheit, unter welcher alle dieſe Reformen in's Werk geſetzt worden waren, hatte den edlen Adolf in dem Glauben, den er immer gehegt, noch mehr beſtärkt, daß **der groſſe Haufe an ſich ſo abgeneigt gegen Religionsneuerungen nicht ſei, als man ihn ſchildere, ſondern, daß er da, wo er ſich ſo zeigt, durch ſeine Prieſter erſt dazu verleitet werde.** Freilich, wenn die Volkslehrer, deren Anſehen bei dem Volke noch immer gros genug iſt, auf ſogenannten heiligen

Stäten die vernunftmäſſigſten Reformen verſchreien, dagegen poltern und ihre Sache immer ſo drehen, daß ſie nicht wie ihre Sache, ſondern wie Sache der Ehre Gottes ausſieht: ſo ſind bald Hunderte und Tauſende von Bürgern aus den unaufgeklärtern Ständen auf ihrer Seite und ſetzen ſich gegen die vorwaltenden Reformen; aber nicht deswegen, weil ſie ihnen verdächtig ſind, ſondern weil ſie ihnen ihre Prieſter verdächtig machen, nicht, weil ſie es einſehen, daß ſelbige ſchädlich ſind, ſondern weil ſie hören, daß ſelbige ſchädlich ſein ſollen. Geiſtliche dieſer Art ſind Fürſten befugt, unter die Störer der öffentlichen Ruhe und unter wirkliche Volksaufwiegeler zu zählen und ſie als Männer zu behandeln, die unter der Würde ihres Standes thun; denn die Beſtimmung des geiſtlichen Standes iſt die Aufklärung des Volks; wie pflichtwidrig handelt alſo nicht ein Geiſtlicher, wenn er ſich ſogar Volksaufklärungen, die der Fürſt veranſtaltet, widerſetzt! Adolfen konnte dies nicht begegnen; denn die berüchtigten Schwärmer und Polterer hatte er vorher kanzellos gemacht, und die übrige Geiſtlichkeit hielt es für rathſamer, ihn bei ſeinem groſſen Geſchäft zu unterſtützen, als ihm dabei entgegen zu ſein.

Aber auch hierdurch ward er abermals von der Richtigkeit eines andern jederzeit gehegten Gedankens überzeugt, daß nehmlich faſt alles darauf ankomme, daß der erſte Geiſtliche im Lande ein aufgeklärter Kopf ſei. Sein neuer Generalſuperintendent hatte ſich bei dem ihm untergeordneten Klerus bald in Anſehen zu ſetzen gewuſſt. Er hatte ſeinen Mitbrüdern Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Religionseinſichten, ſeines edeln moraliſchen Karakters, ſeiner Thätigkeit für ſie, wenn er Gelegenheit hatte, ihnen nützlich zu werden, ſeiner Entſchloſſenheit und ſeines Muths gegeben. Er hatte häufige Zuſammenkünfte mit ihnen gehabt, die Aufklärung des Volks ſtets zum Gegenſtande ſeiner Unterredungen mit ihnen gemacht und eine Leſegeſellſchaft unter ihnen aufgerichtet, in welcher beſonders ſolche Schriften, in denen von gemachten Verbeſſerungen in Religion, Kirche und Liturgie Nachricht gegeben ward, oder Vorſchläge dazu gethan wurden, zirkulirten. Hierdurch gewöhnten ſie ſich nicht nur an dergleichen Ideen, ſondern einige von ihnen fingen auch an, ſelbſt darüber nachzudenken. Kamen ſie denn bei ihm zuſammen: ſo ſtachen dieſe in der Geſellſchaft hervor und reitzten dadurch wieder andere zu gleichem Nachdenken. Der wackere Superintentendent wuſſte nehmlich recht gut, daß es vielen Gliedern ſeines Standes noch immer nur an Lektüre fehle; woher es denn komme, daß ihnen jede erſcheinende Reform, wenn ſie auch noch von ſo geringer Erheblichkeit wäre, ſo ſehr Böhmiſchdorf ſei. Er hatte die Probe deshalb mit den daſigen Geiſtlichen ſelbſt gemacht. Unter den Landgeiſtlichen hatte er die mehrſten als Männer gefunden, die mit ihrer Lektüre gerade in dem Jahre Stillſtand gemacht, in welchem ſie ihre Pfarren bezogen und ſich mit der Oekonomie zu beſchäftigen angefangen hatten. Dieſe ſtanden mithin nothwendig noch auf allen Seiten in dem Ton, in welchem man damals in der Welt und in der Kirche geſtanden, hatten ihr Zeitalter laſſen vorwärts gehen und waren zurückgeblieben. Sie wuſſten im Ganzen zwar, daß viel Gährung in der Religion jetzt ſei, und daß mancherlei Neuerungen hier und da gemacht würden, begnügten ſich aber daran, in ſelbigen blos die Weiſſagungen vom Antichriſt und von den Spöttern, die in den letzten Tagen kommen würden, erfüllt zu ſehen und — deshalb, wie es denn Rechtens war, zu ſeufzen. Selbſt unter den Geiſtlichen in der Reſidenz traf er viele an, die auch die wichtigſten theologiſchen Schriften, welche in der neueſten

ſten Zeit ſo viel Licht über Bibel, Religion, Glaube und Dogmatik verbreitet hatten, nie mit Augen geſehen hatten, ſondern kaum den Nahmen nach kannten. Als die Leſegeſellſchaft eine Zeitlang gedauert hatte, fingen die Sachen an ſich auf einen beſſern Fuß zu ſtellen. Die Köpfe wurden lichter, die Herzen biegſamer, der Ton milder. Der weiſe Ephorus, von dem man gleich anfangs alle mögliche Neuerungen erwartet hatte, hielt noch immer an ſich. Endlich nach langem Leſen und Wiederleſen einerlei ſonnenklarer Wahrheiten fingen verſchiedene von den Geiſtlichen ſelbſt an, ſich nach dieſer und jener Reform zu ſehnen. Einige derſelben urgirten beſonders das Argument, daß, was an ſo vielen andern Orten ſchon glücklich abgeändert und verbeſſert ſei, doch hier auch wohl müſſe abgeändert werden können, wenn man nur wollte, und gaben ihrem Vorgeſetzten nicht undeutlich zu erkennen: daß ſie dieſe Abänderungen durch ihn gleich anfangs vermuthet hätten. Nun glaubte der Generalſuperintendent, daß der Zeitpunkt da ſei, in welchem vorgeſchritten werden könnte. Er ſtellte jetzt einige feierliche Zuſammenkünfte mit ihnen an, in welchen er faſt allein das Wort führte und ſehr männlich und bider Nothwendigkeit und Segen der Volksaufklärung, und über die Pflicht eines Geiſtlichen, dieſelbe ganz beſonders befördern zu helfen, ſprach. Bei dieſen Gelegenheiten muſſten ſie ihm ihre wichtigſten Erfahrungen mittheilen, für die er ihnen ſehr Dank wuſſte und die er auf das beſte benuzte. Er nannte ſie dabei immer Männer, die länger im Amte wären, als er: wodurch ſie ſich ſehr geſchmeichelt fühlten und ein immer uneingeſchränkteres Zutrauen in ihn ſetzen lernten. Sein ganzes Benehmen gegen ſie war zu gleicher Zeit überaus beſcheiden, freundſchaftlich und liebevoll; ohne daß er ſich dadurch die Achtung vergab, welche ſie ihm ſchuldig waren. Fürſt Adolf bekam von dieſem allen fleiſſig Nachricht und lernte dadurch ſeinen erſten Geiſtlichen noch immer mehr ſchätzen. Dafür ward geſorgt, daß bei jeder vorwaltenden Reform kein Geiſtlicher an ſeinen Einkünften verlöhre; weil dieſe Männer nichts verliehren konnten, wenn ſie mit ihren Familien leben ſollten, und weil der Generalſuperintendent überhaupt bei jeder Gelegenheit dem Fürſten das Princip vorhielt, daß niemand etwas, das er einmal gehabt, ſo lange er lebe, verliehren müſſe. Wo alſo den Gemeinen eine Erleichterung geſchah, darunter ſollten nicht die Geiſtlichen leiden, ſondern — der Fürſt. Adolf fand dies ſehr billig und bekannte geradezu, daß er auch derjenige Mann ſei, der am erſten leiden könne. Hierdurch allein ward mancher ſehr weſentlichen vorwaltenden Reform der Weg herrlich gebahnt; weil das Volk ſie der Erleichterung wegen gut fand, die ihnen durch ſelbige widerfuhr, und — die Geiſtlichen um ſo weniger etwas gegen ſie einzuwenden hatten, weil ſie nun nichts durch ſie verlohren und noch obendrein manche Arbeit fernerhin weniger haben ſollten, die, beim Lichte betrachtet, ſo nie einigen Nutzen gehabt hatte, ſondern nur des für ſie fallenden Accidenz wegen, das einmal ein Paroſalarii geweſen, noch immer gethan worden war. So, wie nun eine Reform nach der andern reif war und in's Werk geſetzt werden ſollte, that der weltkluge **Ephorus** immer, als wenn er ſie erſt mit dem **Klerus** überlegte. Alles war jederzeit ſchon abgemacht, beſchloſſen und dicht am Punkt der Ausführung; aber das geiſtliche Miniſterium hatte erſt die Ehre, es mit ſeinem Beifall zu krönen, welchen der Generalſuperintendent durch ſein Anſehen, ſeine Vorſtellungen und ſein weiſes Benehmen allemal bald zu bewirken wußte. Dies machte den herrlichen Eindruck auf die Geiſtlichen, daß ſie bei jeder Reform, die publicirt ward, äuſſerſtthätig waren,

ren, ſie zu befördern, beliebt zu machen und durchzuſetzen; weil ſie ſie als ihren Einfall und als ihre eigene Sache betrachteten. Kamen ſie in Geſellſchaften der Bürger: ſo prieſen ſie ihnen die neuen Einrichtungen, das neue Geſangbuch, den neuen Katechiſmus u. ſ. w. aus allen Prädikamenten an. Betraten ſie die Kanzel, um auf Befehl dieſe oder jene zu einer Reform vorbereitende Predigt zu halten: ſo predigten ſie recht aus der Fülle ihrer Seelen für dieſelbe. Hatte eins ihrer Pfarrkinder einen Gewiſſensſkrupel über die eine oder die andere Neuerung: ſo zogen ſie ihm denſelben ſo leicht aus dem Herzen, wie den Splitter aus der Hand. War ja hier oder da noch ein Geiſtlicher, nach deſſen Geſchmack die Reformen nicht waren: ſo ſchmiegte er ſich unter die Mehrheit der Stimmen, weil er nun wohl ſah, daß ſein Widerſpruch nichts fruchte, und machte, wenn er an das Schickſal der pietiſtiſchen und polternden Amtsbrüder dachte, den Fuchs beim Löwengaſtmahl. Das Volk, da es ſah, daß ſeine Prieſter nichts gegen die Neuerungen hatten, hatte noch weniger etwas dagegen, und, ſobald es hörte, daß ſeine Prieſter ſie empfohlen, liebte es ſie ſogar. Manche ſchwere Accidenzienlaſt war ihm ohnedies von den Schultern genommen. Frei

brach-

brachte man ſeine Kinder zur Taufe, frei begrub man ſeine Todten, frei führte man die Braut zur Trau, frei ging man zum Abendmahl. So war gar nicht daran zu denken, daß ein Volksaufſtand über die Neuerungen ſich ereignen ſollte. Vielmehr war er nie zuverläſſiger nun zu erwarten, als wenn es jemals wieder zum Alten kommen und — dabei Taufen, Trauungen und Begräbniſſe nach, wie vor, wieder bezahlt werden ſollten.

Adolf. (als der Prinz mit Rothen nach ſeinem Dorfe wanderte und der Generalſuperintendent ihn beſuchte.) Doktor — Doktor — Sie ſind mir ein ganzer Mann. Sie haben die Sache beim rechten Ende angegriffen; ohne Sie hätte ich nichts geſchaft. Aber freilich muſſten Sie Ihren Stand und ſeine Leute noch beſſer kennen, als ich. So viel und alles ſo glücklich durchgeſetzt, und das in ſo kurzer Zeit! Wer hätte das gedacht? Auch nicht ein neu Taufformular — auch nicht den Teufel ganz heraus, geſchweige denn den Pharao heraus — ja nicht einmal eine neue Kollekte am Leſepult konnte ich kriegen, ſo lange der Graubart lebte! Und nun? (umarmt den würdigen Geiſtlichen.) O Sie Rechtſchaffener! So viel kommt darauf an, daß ein Fürſt einen vernünftigen, aufgeklärten und wackern Superintendenten habe — und der ganzen Welt will ich es ſagen, daß Sie dies ſind . . . Wenn ich das ſo noch bedenke — jenen Alten rührte der Schlag, als er hörte, daß die Ohrenbeichte abkommen ſollte — hilf doch Himmel, hilf Gott des Himmels und der Erden, was es für Leute, ja was es für Superintendenten giebt! Was denken Sie denn ſelbſt nun zu allem dem, was Sie bewirkt haben — ſagen Sie mir's doch.

Generalſup. Durchlaucht, ich freue mich, das Werkzeug geweſen zu ſein, durch welches Sie unter Leitung der göttlichen Fürſehung ſo viel Gutes ſtifteten.

Adolf. O Sie Beſcheidener! (fällt ihm lange in die Arme.)

Generalſup. (nach einigen Pauſen.) Ja es iſt ſchrecklich, wie es noch in ſo vielen Ländern in der Religion ausſieht. Ein Geiſtlicher, der die Würde ſeiner Beſtimmung wahrhaftig fühlt, muß keine höhere Seligkeit kennen, als die — aufklären zu helfen.

Adolf. Aber was ſagen Sie nun zu Ihrem Stande? — Hier hat er nun ſich gefügt, weil es von allen Seiten darnach angefangen ward; aber iſt er nicht anderwärts noch häufig faſt jeder ſo nützlichen Religions= Glaubens= und Kirchenreform entgegen?

Generalſup. (die Achſeln zuckend.) Freilich wohl! Wie könnte ich anders reden? Aber — (edelfreimüthig) erlauben Sie, mein Fürſt, der Ihrige — — —

Adolf. (hitzig.) Schweigen Sie! Schweigen Sie! — Doch — reden Sie fort.

Generalſ. Nein, ich meint nur, wenn doch ein Fürſt will, und es ſonſt darnach angefangen wird: ſo ſieht man ja nun wohl, daß die Sache gehen müſſe. Aber freilich — wenn ſich ein Fürſt vor ſeinen Pfaffen fürchtet, oder, wenn er ſich von ihnen einſchwatzen läſſt, daß ſein Fürſtenheil darauf beruhe, daß das Volk dumm bleibe: ſo iſt nichts zu hoffen. Das letztere iſt aber logiſchfalſch, pſichologiſchfalſch, moraliſchfalſch, hiſtoriſchfalſch und — falſch von allen Seiten und durch und durch. Je aufgeklärtere Unterthanen, deſto beſſere Unterthanen. Ein kluger Schneider iſt beſſer, als zehn dumme Schneider; ein kluger Bierbrauer beſſer, als zehn dumme Bierbrauer; ein kluger Soldat beſſer, als zehn dumme Soldaten; ein kluger Landmann beſſer, als ein ganzes dummes Dorf ꝛc. Aufgeklärte Unterthanen ſind wahre Fürſtenverehrer;

aber freilich — ſolche Pfaffenanbeter ſind ſie nicht, wie die unaufgeklärten Leute. Doch, dies ſollen ſie auch nicht ſein. Aber hier iſt eben der wichtige Punkt, woran ſich das ganze Aufklärungsweſen in vielen Ländern ſtößt . . .

Dieſe Unterredung ward noch lange fortgeſetzt, und der Generalſuperintendent blieb den ganzen Tag bei ſeinem Fürſten. An dieſem Tage wurden noch verſchiedene Verordnungen, den geiſtlichen Stand betreffend, entworfen; z. E. daß ſchlechterdings von nun an nicht mehr jeder, wer da wollte, Theologie ſtudiren dürfe, ſondern nur diejenigen, welche dazu geſchickt befunden würden; daß aus den unterſten Ständen durchaus niemand ein Geiſtlicher werden ſollte; daß die Kandidaten weit ſchärfer, als ſonſt, und öfter, als einmal, examinirt werden ſollten; daß alle drei Jahre ſämtliche Prediger ſich bei ihrem Ephorus zu einem Kolloquium wieder einſtellen ſollten, damit man ſähe, ob ſie fortſtudirten; daß alle Prediger reiheherum vor dem Fürſten predigen ſollten, u. ſ. w.

Während dieſer Berathſchlagungen hatte Adolf in ſeinem Zimmer einen ſehr angenehmen Auftritt. Einige Deputirte aus dem Dorfe des Prinzen kamen, um ihren neuen Herrn zu gratuliren; den ſie aber nicht mehr antrafen. Als

Adolf hievon hörte, gefiel ihm dieſer Bauereinfall ſo herzlich, daß er ſie ſogleich vor ſich ließ. Die Leute hatten nichts auswendig gelernt, ſondern ſchütteten ihre Freude über den Vorgang mit ihnen ganz aus ihrem eigenen Herzen und ſo natürlichbrav aus, daß der Fürſt den Werth ſehr lebhaft fühlte, welchen ſie auf ſeinen Sohn ſetzten. Sie erzählten, daß die ganze Gemeine hereingewollt hätte, und daß man endlich, da man nicht hätte darüber übereinkommen können, wer die Ehre haben ſollte, abgedeputirt zu werden, das Loos geworfen habe; da das Glück denn ſie getroffen hätte, die Abgedeputirten zu ſein. Sie hätten auch ein klein Präſent für ihn, ſetzten ſie hinzu, das ſie aber nicht hätten mitbringen können; er ſollte es aber bekommen, wenn er ſie zum erſtenmale beſuchte.

Adolf. Nun ſo eilet, daß ihr nach Hauſe kommt; er wird vermuthlich ſchon bei euch ſein.

Der eine Bauer. J dat wäre! Hum!

Der andere Bauer. (zu dieſem.) Sieh mal, Gevatter Barms, da ſchwatzen die andern alſo doch eher mit em, wie wir Abgedeputirte! Hum!

Adolf. Ja, ſo geht's manchmal den Deputirten. Nun — ſäumt nur nicht weiter!

Der erſte Bauer. (wieder zum andern.) Nu, ſo komm mans. Dat Loſen war mich glick nich recht. Ik ſette och in köne Lodderie.

Als der Fürſt noch über die Abgedeputirten herzlich lachte, kam einer von den Bauern noch einmal ſchnell zurück und bat ihn aus eigenem Einfall, daß er doch erlauben mögte, daß das Dorf nach des Erbprinzen Nahmen genennet würde. „Ha, ha, verſetzte der Fürſt, eure Geſandſchaft ſoll doch nicht umſonſt geweſen ſein" — nahm einen groſſen Regalbogen und ſchrieb mit Kanzeleiſchrift die Worte darauf: „Das Dorf Reinsdorf ſoll von nun an Theodorsdorf heiſſen — Adolf." Nachher fiel es erſt den Fürſten noch auf, daß Bauer Raſch nicht das Geſandtenrecht ſich angemaſſet habe.

Theodor ritte mit Rothen, als ſie nach Reinsdorf kamen, geradeswegs in Raſchens Hof ein. Er freute ſich ungemein, den Bauer nun in ſeinem Dorfe zu haben, deſſen Bild in ſeiner Einſiedelei hing, und an dem er den Bauernwerth zuerſt ſchätzen gelernt hatte. Seiner Meinung nach wuſſte noch keiner im ganzen Dorf etwas von dem, was vorgehe; und ſo ſollte Raſch der erſte ſein, der es erführe und zwar von ihm ſelbſt erführe.

Als

er aber in's Haus trat, ſtand — ein groſſer zugemachter Sarg da. Der Prinz erſchrack heftig und konnte noch nicht einmal fragen, wer der Todte ſei, der da liege, als die ganze Familie des Rechtſchaffenen ihn ſchon weinend umgab und der älteſte Sohn ausrief — — ach, da liegt er, den Sie ſuchen; wir wollen ihn eben begraben. Theodor ließ den Sarg öfnen, und in dem Augenblick ſtrömten ihm die Thränen von beiden Wangen. Raſch lag da mit ſeiner ganzen Mine fröhlicher Betriebſamkeit, die er im Leben gehabt hatte, und war das vollkommene Bild eines Mannes, der nach vollbrachter Arbeit überaus ſanft ruhet. Er drückte ihm die Hände, klopfte ihm die Backen, ſetzte ſich neben ihm und ſah ihn lange ſtumm an. Die ganze Familie ſtand ebenſo ſtumm umher; auch kamen Bauern auf Bauern herbei und blieben ebenſo ſtumm. Einer nach dem andern, wie er hereintrat und den Prinz ſo ſah, blieb unbewegt ſtehen. Eine tiefe, melankoliſche Stille herrſchte im Bauerhauſe. Rothe ſtand in einiger Entfernung und entzückte ſich am Anblick ſeines ſo menſchlichen Zöglings.

Theodor. (endlich.) Ach, hätteſt du das doch noch erlebt, guter Alter!

Der ältere Naſch. Ja wohl, ja wohl; das hätte ihm eine rechte Freude ſein ſollen. — Er ſprach ſo immer ſo viel von Ihnen.

Theodor. (der nur auf das letztere gehört hat.) Sprach er nicht etwa auch im Tode noch von mir?

Naſch. Dazu hatte er gar keine Zeit.

Theodor. Wie ſo? Wie ſtarb er denn?

Hier ward nun dem Prinz die Todesart des wackern alten Landmannes erzählt, die den Neid der Städter, der Höflinge und der Fürſten verdient, und die gleichſam der letzte und herrlichſte Lohn noch geweſen war, womit Gott und die Natur menſchliche Arbeitſamkeit und menſchliche Treue in Abwartung der Berufsgeſchäfte des Lebens an ihm gekrönt hatten. Naſch hatte ſich bis an ſein Ende geſund und heiter befunden, hatte alle ſeine Sinne und ſeinen Verſtand bis auf den letzten Augenblick behalten und — war mitten in ſeinen Geſchäften geſtorben. Sein Sohn ſollte nach der Stadt fahren und lud verſchiedenes Getraide auf den Wagen, während daß er die Pferde aus dem Stall zog und anſchirrte. Wie er damit fertig war, ſprach er — das iſt ja ſchnurrig, der ganze Hof geht mit mir herum, und die Pferde tanzen, und alles tanzt — ſetzte ſich auf eine Raſenbank am Hauſe, ſtarun=

ſtammlete freundlich — ich ſterbe, und — ſtarb. Nicht die geringſte Todesangſt hatte er empfunden; nicht ein Muſkel im Geſicht hatte ſich dabei verzogen; und die freundliche Mine hatte er ſo in's Sarg mitgenommen, wie er ſie bei den Worten — ich ſterbe — gemacht.

Der junge Raſch. (als er dies erzählt, recht ergeben und ruhig.) Ein hohes Alter hat er erreicht; viel Gutes hat ihm Gott gethan; da er einmal nun hat ſterben müſſen: ſo iſt Gott nicht genug dafür zu danken, daß er ihn ſo ſanft aufgelöſet hat. Wie ſein Leben war, ſo war ſein Tod — ſtill und heiter.

Die Wittwe. Ach ja, wir ſind auch alle mit Gott zufrieden. Wir weinen nur darum noch, weil wir ihn ſo lieb hatten.

Theodor. (im Aufſtehen.) Rothe, wie wird Ihnen bei dieſem allen?

Rothe. O herrlich, mein beſter Prinz, wird mir dabei zu Muthe. So lohnen Unſchuld der Sitten, Arbeitſamkeit und Treue im Leben und im Tode, und ſo tröſten ſie ſogar unſere Hinterlaſſenen!

Theodor. (zu Raſchens Familie.) O ihr guten Seelen — bleibet ſo geſinnet; ſeid immer, wie euer Vater war, und vergeſſet ihn nie!

Die ganze Familie. Ach vergeſſen — ja vergeſſen — o wie könnten wir dich vergeſſen? (fallen alle über den Todten her.)

Theodor. (hin und her wankend.) Leute, nun bitte ich euch, höret auf . . .

Rothe. (der hinzuſpringt.) Prinz, was iſt Ihnen?

Theodor. Es iſt ſchon wieder über; mir ward ſo weh um's Herz. (legt noch einmal beide Hände dem Todten auf die Stirn.) Ich gehe mit zu deinem Grabe.

Der Prinz ging in den Hof, um friſche Luft zu ſchöpfen. Rothe folgte ihm. Nach und nach kamen auch die Bauern in den Hof Einer derſelben faßte ſich endlich das Herz und ging an ihn hin und ſprach: Sei Er doch nur gut, lieber junger Herre; 's gibt ja noch mehr ſolche prawe Leute in unſerm Dorf.

Theodor. (zu ſich kommend.) Iſt das wahr, Freund?

Bauer. (ſehr zuverſichtlich.) Jo Herre — da is mein Gevatter Schmid, un Gevatter Schröter, un Gevatter Rieſeler — die geben den ollen ſeligen Raſch niſcht nach. Un ik (ſchlägt ſich vor die Bruſt) ik arböte och troß drei Mann.

Theodor. Das iſt brav. Glaubet ihr denn wohl, daß mir viel daran gelegen ſei, daß es hier mehr ſolche wackere Leute gebe, wie Raſch war?

Bauer. (ſeinen Gedanken nach recht witzig.) Hm! Stelle ſich doch nur nich, als wenn's nich ſo wäre, was die Stadtleute ſagen.

Jetzt verſammlete ſich die ganze Dorfgemeine zur Beerdigung im Hofe, und als man ſah, daß der Prinz ſich ſo leutſelig mit dem einen Bauer unterhielt, kamen die übrigen alle um ihn her und machten ihre Scharrfüſſe vor ihm. Da erfuhr er dann nicht nur, daß es ihnen ſchon bekannt ſei, daß ſein Vater ihn zu ihrem Herrn gemächt, ſondern daß ſie auch ein Paar Deputirte an ihn nach der Reſidenz geſchickt hätten. Für den letztern Einfall gewann er ſie alle gleich ſehr lieb und unterhielt ſich mit ihnen, bis man Anſtalt machte, den ehrlichen Raſch zur Ruhe zu bringen. Sie erzählten ihm, daß ſie alle, wie ſie hier wären, zu ihm herein gewollt hätten; daß man endlich einig geworden wäre, nur ein Paar an ihn abzuſchicken; daß man darum geloſet hätte und daß die beiden, welche das Loos getroffen, von den übrigen allen beneidet worden wären. „Und nun, ſetzte einer lachend hinzu, ſind ſie doch in den April gegangen,

gen, und wir haben Ihn eher zu ſprechen bekommen, als jene.“

Theodor. (ernſthaft.) In den April ſind ſie gewis nicht gegangen; denn wenn ſie auch mich nicht geſprochen haben: ſo haben ſie doch zuverläſſig meinen Vater geſprochen.

Eben, als die Leiche aus dem Hauſe in den Hof gebracht ward, kamen die beiden Deputirten zurück und drängten ſich an den Prinz vor. Der eine von ihnen hielt, ſobald er eintrat, den groſſen Realbogen hoch in der Hand und gab ihn Theodorn.

Theodor. (als er geleſen, heiter.) Sagt' ich's euch nicht, daß ſie meinen Vater geſprochen haben würden? Da, höret einmal — (lieſet ihnen des Fürſten Worte vor.) Hebet dieſen Bogen zum ewigen Andenken eurer Geſandſchaft auf.

Die ganze Gemeine frohlockte über die Ehre, welche ihrem Dorf wiederführe. Mitten unter den Jubelnden ſtand — **die Leiche.**

Theodor. (als er bemerkt, daß einige anweſende alte Mütterchen einen Anſtos daran finden, daß neben einer Leiche ſo gejubelt werde.) Das ſchadet nichts, Leute, daß ihr iezt hier ſo froh ſeid. **Naſch ſteht recht dabei ſo unter uns, wie er ſtehen würde, wenn er noch**

lebte und dieſer Bogen auf ſeinen Hof gebracht würde. Gewis jubelte er alsdann, wie ihr.

Als der Leichenzug fortging, trat Theodor mitten in's Gefolge und zwar zwiſchen die beiden Deputirten ein. Die Bauern wuſſten alle nicht, wie ihnen zu Muthe ward. So etwas hatten ſie in ihrem Leben nicht gehört, daß ein Erbprinz bei einem Bauer zur Leiche gehe. Die Stille, durch welche ſich dieſer Stand bei ſeinen Gräbern vor andern auszuzeichnen pflegt, empfing dadurch noch einen hohen Grad von Feierlichkeit und Andacht mehr. Raſch ward auf dem Kirchhofe noch einmal aufgedeckt. Theodor nahm einen Levkoienſtraus von ſeinem Hut und gab ihn ſelbigen in die Hände. „Du warſt ein wackerer Mann, ſprach er dazu, und bandſt mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir. Dich ſegne Gott in jener Welt noch mehr, wie er dich hier geſegnet hat.“ Das könnt ihr glauben, fuhr er darauf gegen die Gemeine fort, — wäre er nicht ſo ein wackerer Mann geweſen: ſo wäre ich nicht hinter ſeine Leiche her gegangen. Nicht darum, weil er etwa alsdann nur ein ſchlechter Bauer geweſen wäre, ſondern darum, weil ich bei keinem Schurken, und wenn er noch ſo vornehm wäre, zur Leiche gehe. Ich habe es nicht gewuſſt, daß er todt ſei, und noch weniger, daß er heute begraben werde; aber nun freut's mich recht, daß ich heute hieher gekommen bin. Mein Vater hat ihn mahlen laſſen und ich wohne ſeiner Beerdigung bei; ſo haben wir beide euch gezeigt, daß wir ihn ſchätzten. Ahmet ihm alle nach und — ſenket ihn nun ein!

Sobald Grab und Hügel fertig waren, ließ der Prinz Männer und Weiber, jung und alt, wie ſie da waren, in einen Kreis um ſich her treten und redete ſie alſo an: „Ich ritte heute in der Abſicht hieher, um euch alle ſo zuſammenkommen zu laſſen, wie ihr hier ſtehet. Das könnt ihr mir alſo wohl glauben, daß es mich rühre, daß Raſch es eigentlich iſt, der euch hier ſo zu meiner Anrede an euch verſammlet hat, und daß ich euch bei einem Grabe ſo beiſammen finde. [illegible] ſchickte es ſich wohl beſſer, daß ich euch zuſammenkommen lieſſe, als hier, wo ihr endlich einmal alle beiſammenkommt? Ich bin noch ein junger Menſch; aber zuletzt geht's mir doch ſo, wie es Raſchen hier gegangen iſt. Ach wohl mir, wenn ich dann auch ſo von meiner Arbeit ruhe, wie er! Leute, wenn wir erſt ſo liegen, wie Raſch, dann iſt's einerlei, ob wir Fürſtenleute oder Bauersleute geweſen ſind.

Die Hauptſache iſt alsdann, daß wir gute Leute geweſen ſind. Nur gute Menſchen ſind in jener Welt glücklich. Darum laſſt uns alle dies ſein! Mein Beruf iſt freilich einmal gröſſer, als der eurige; aber darüber beneidet mich ja nicht; ich habe auch dadurch weit gröſſere Verantwortung auf mich, als ihr. So könnt ihr alle einmal weit eher ruhig ſterben, als ich. Indeſſen habe ich von dem wackern Raſch arbeiten gelernt, und will, wenn ich einmal Fürſt werde, ſein Bild in mein Zimmer ſtellen; damit ich, ſo oft ich ihm vorübergehe, mich frage, ob ich auch in meiner Art ſo brav bin, wie er. Mein Vater hat mich zu eurem Herrn gemacht, damit ich an euch vor ſeinen Augen in meinen jungen Jahren ſchon die Probe davon geben ſollte, wie ich es einmal mit dem ganzen Lande machen werde, wenn ich Fürſt darin bin. Mithin könnt ihr wohl in voraus hoffen, daß ihr es bei mir gut haben werdet. Was in meinen Kräften iſt und womit ich euch helfen kann, damit will ich euch helfen. Aber wenn ihr mir das auch nicht verdanktet — das wäre ſchrecklich. Ihr ſollt es mir aber blos dadurch verdanken, daß ihr recht fromme, arbeitſame, mäſſige und wirthſchaftliche Landleute ſeid. O ſo bitte ich euch herzlich auf eurem Kirchhofe und bei Raſchens Grabe, ſeid dies auch und werdet's immer mehr! Und wenn ich dann einmal lange ſchon Fürſt bin, ſollt ihr mir doch das liebſte Dorf im ganzen Lande bleiben."

Naive Rührung, wackere Gutherzigkeit und verwunderungsvolle Liebe gegen einen noch ſo jungen und ſo altklug und brav redenden Prinz drückten ſich auf allen Geſichtern aus. Es erfolgte eine Stille; worauf einer von den beiden Deputirten mit bäuerlicher Beſcheidenheit Theodorn zu wiſſen that, daß die ganze Gemeine ſich vereinigt hätte, ihn zu beſchenken.

Theodor. (betreten.) Beſchenken? — Beſchenket mich mit eurer Liebe. Alles andere gibt mir mein Vater mehr, als ich brauche.

Deputirter. Hum! Das kann ihm der Vater doch nich geben, denn es gehört unſere.

Theodor. (neugierig.) Nun, was wäre denn das, was ihr mir ſchenken wolltet?

Der Aelteſte aus dem Dorf. Herr Prinz, es iſt eine Wieſe, die wir in's gemein haben; ſie liegt dicht an ſeinem Garten da, den ihm der Vater auch geſchenkt hat. Wenn er die dazunimmt, ſo wird der Garten oben ſo breit, wie unten. Gar zu gern möchten wir Ihm die Wieſe doch zum Andenken geben.

Theodor, (gerührt.) Wa — ich nehme ſie an. Sie ſei mein, weil ihr mir ſo gern ein Andenken geben wollet; obgleich der Garten ſchon gros genug iſt. Ich ſehe, daß ihr es ſo gut damit meinet. Ich danke euch dafür und freue mich, daß ihr ſie mir an Raſchens Grabe geſchenkt habt.

Die Bauern waren insgeſamt innigſt vergnügt darüber, daß der Prinz ihr Präſent angenommen habe und wuſſten ſich nicht wenig damit. Theodor ging ſelbigen Tags noch Haus bei Haus im Dorfe herum und erwarb ſich dadurch die Liebe dieſer unverdorbenen Landleute noch mehr. Hernach ritte er nach ſeinem Landhauſe, wo er mit Rothen bis gegen Abend blieb. Er nahm den Weg dahin über die ihm geſchenkte Wieſe, wo er ſogleich den Platz bezeichnete, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freigebigkeit dieſer Bauern für Enkel und Urenkel aufgeſtellt werden ſollte.

Die erſten vierzehn Tage über lebte und webte Theodor faſt blos in der Idee ſeines Dorfs und der Beglückung ſeiner Bauern daſelbſt. Jeden Nachmittag brachte er in Theodorsdorf zu und lernte nicht nur die ſämtlichen Einwohner bis auf das kleinſte Kind, ſondern auch die ganze Beſchaffenheit der Umſtände eines jeden kennen. Zu Hauſe ward oekonomiſche Lektüre jetzt eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen; und wenn er dann über die wichtigſten Gegenſtände der ländlichen Haushaltung mit ſeinen Bauern ſprach: ſo quollen ihnen vor allem Erſtaunen über die Wirthſchaftskenntniſſe eines jungen Menſchen, der bei Hofe doch nichts davon hörte und ſähe, die Augen oft aus dem Kopf. Täglich nahm er ein Paar ſeiner Einſaſſen in's Examen, erkundigte ſich nach dem Werth ihrer Güter und nach allem Zubehör derſelben, ging in ihrem ganzen Hauſe und Hofe umher, ließ ſich ihre Vorräthe und alle ihr Vieh zeigen, beſah ihre Aecker und ihre Wieſen, und erforſchte ihren ganzen Vermögenszuſtand. Gleich bei dem erſten legte er ein Zeugnis davon ab, daß er es ſehr gut mit ihnen meine, wenn er ſie ſo nach allem befragte. Dieſem war eben ein unentbehrliches Pferd gefallen, und der Mann war nicht im Stande, ſich gleich wieder ein anderes an deſſen Stelle zu kaufen. Theodor ſchenkte ihm ſo viel Geld, als dazu nöthig war. Das Gerücht davon bewegte bald alle übrigen Bauern zur treuherzigſten Entdeckung ihrer geſamten Lagen. Fand er irgendwo die Umſtände ſchlecht: ſo forſchte er genau nach den Urſachen davon. Entſprangen dieſe aus zu ſchweren Gaben, die auf den Gütern hafteten, ſo mäſſigte er ſelbige. Rührten ſie von unverſchuldeten Unglücksfällen her: ſo tröſtete und ſegnete er die Dulder. Lagen ſie aber in Trägheit, übler Haushaltung und offenbarer Lüderlichkeit; ſo ermahnte er dringend zur Rechtſchaffenheit und traf Anſtalten, den ſchlechten Wirth oder die böſe Wirthin zu beſſern. Rothe, wenn er dabei war und den Prinz ſo die Sprache eines geſetzten und bejahrten Mannes führen hörte, konnte zuweilen ſelbſt ſeine Verwunderung darüber nicht bergen. Er trat alsdann wohl dazu und führte den Schlechtwirthſchaftenden zu Gemüthe, daß ſie ſich doch ſchämen ſollten, daß ein ſo junger Prinz ihnen dergleichen Vorhalt thun müſſe, da ſie lange genug auf den Höfen ſchon geſeſſen hätten, um ſich dies alles ſelbſt zu ſagen und wenigſtens durch Schaden klug zu werden. Hierdurch bekamen Theodors Vorſtellungen noch mehr Eindrang. Fürſt Adolf ſtrich auf Fürbitte ſeines Sohnes alle alten Reſte dieſer Leute; und als der Prinz ihnen dies Evangelium predigte, ſchloß er mit dem Verſprechen, daß er nicht eher ruhen wollte, bis ſie insgeſamt ſchuldenfrei wären, und mit der Drohung, daß er, falls alsdann wieder jemand durch ſich ſelbſt in ſchlechte Umſtände geriethe, ſelbigen für einen Menſchen anſehen und auch ſo behandeln werde, der nicht zu beſſern ſei. Zugleich that er ihnen den Vorſchlag, daß ſie auf jede mögliche Verbeſſerung ihrer Güter ſinnen mögten; da er dann nicht ermangeln wollte, ihnen, ſo viel als in ſeinen Kräften wäre, dabei beförderlich zu ſein.

Adolf. (zu Rothen, als er dies alles vernahm.) Er macht ſich brav und ganz ſo, wie ich es wünſchte. Gott gebe ihm ſeinen Segen dazu! Jeder einzelne Kopf ſeines Dorfs, deſſen Herr er jezt iſt, ſtellt ein ganzes Tauſend Köpfe vor, deren Herr er einſt werden wird. So zeigt er nun im Kleinen, was er einmal im Groſſen leiſten wird. So fängt er an einzelnen Menſchen an zu lernen, wie man es machen müſſe, wenn man ganze Mengen Menſchen beglücken will. Dies war meine Abſicht, als ich ihm das Dorf ſchenkte. Es iſt ſehr heilſam, daß **die Praxis frühzeitig mit der Theorie verbunden werde.** So wird der Unterricht weit anſchaulicher und reitzbarer, und manches Princip, wovon viel Aufhebens gemacht wird, wird bei Zeiten auf die Seite geworfen, weil es ohne Nutzen iſt. Was man auch einſt im Groſſen gut und vollkommen liefern will, muß man im Kleinen erſt verſuchen. Sind dieſe Sätze irgendwo Wahrheit, ſo ſind ſie es in der Fürſtenwiſſenſchaft, in der Wiſſenſchaft, die Völker zu beglücken. Da iſt es wahrlich nöthig, daß ein Prinz bald anfange, für andere zu ſorgen, wenn er in dieſer Fürſorge einſt ſeinen wichtigſten Beruf finden ſoll. Da muß er frühzeitig Geſchmack an der Freude, Glückliche zu machen, finden; wenn er einſt dieſe Freude allein allen andern Freuden der Welt vorziehen ſoll. Kommt er ohne dergleichen Vorbereitung urplötzlich zur Regierung: ſo iſt ihm hernach alles ungewohnte Arbeit und fremdes Vergnügen, wofür ſein Herz weder Wärme noch Empfänglichkeit hat.

Sobald der erſte Tag wieder kam, an welchem Theodor nicht nach ſeinem Dorfe ritt, forderte er Rothen auf, mit ihm den Regierungsrath Herzog zu beſuchen. Rothe, der ſich in ſeiner Erwartung, daß der Prinz nun nicht wieder daran denken werde, getäuſcht ſah, wollte ihm dennoch nicht entgegen ſein. Als ſie alſo Nachmittags zum Regierungsrath kamen, fanden ſie ſeine Tochter nicht zu Hauſe. Theodors erſte Frage war nach ihr. Der Vater entſchuldigte ſich darüber, daß ſie ausgegangen ſei. Theodor fragte, wohin, und machte ſchon Anſtalt, ſie herbeizuholen. Mamſell Herzog erſchien alſo nach einer halben Viertelſtunde, und ſo wie ſie der Prinz ſah, eilte er ihr entgegen. Mit einer Herzlichkeit, die man für die Folge eines vieljährigen Umgangs mit ihr gehalten haben würde, empfing er ſie. „Ich dachte, verſetzte ſie, Sie hätten es vergeſſen, daß Sie mir verſprochen, mich zu beſuchen.“ O nein, erwiederte er, ich wäre gewis gleich Tags darauf gekommen; aber mein Vater hatte mir ein Dorf geſchenkt, und da habe ich ſo viel zu thun gehabt. Die erſte Unterhaltung zwiſchen beiden erfolgte nun am Klavier und währte faſt zwei Stunden. Die Herzog ſpielte vortreflich und ſang auch überaus gut dazu. Theodor ſtand da, wie nach Eliſium gezaubert und zerſchmolz in den himmliſchen Harmonieen. Er hatte nun noch einige Vollkommenheiten mehr an ihr entdeckt und fand ihren Werth unſchäzbar. Sie erſuchte ihn, ſie am Klavier abzulöſen und begleitete ſein Spiel mit ihrem Geſang. Einige der ſanfteſten Arien, die ſie vorzüglichgut ſang, wählte ſie dazu aus, und ihr ganzer Geiſt ſchien in den Prinz einzudringen. Man ſah und hörte es jedem Druck und jeder Bebung, die er auf dem ſilbertönenden Inſtrument machte, an, daß er mit hoher Empfindung ſpielte. Der Regierungsrath und Rothe ſtanden unterdeſſen an einem Fenſter und waren in ein ernſthaftes Geſpräch tief verwickelt. Theodor ſank zuletzt an das edle Mädchen hin und umſchloß ſie mit ſeinen Armen. Bald darauf fragte er nach der ſchönen Abendlaube, und ſo ging der Weg nach dem Garten. Ihre beiden Beobachter, die von ihnen wie vergeſſen waren, folgten ihnen und trafen ſie ſchon in vollem, herzlichſten Geſpräch unter den mit vielfältigen Grün und blühenden Staudengewächſen bezogenen Bögen an. Hier währte die Unterhaltung noch länger, als am Klavier, und ward von Viertelſtunde zu Viertelſtunde vertrauter. Theodor erzählte ihr alles, was er in dieſen Tagen auf ſeinem Dorf betrieben; von der Beerdigung Raſchens an bis auf die Unterſuchung des letzten Bauerhofs. Die Herzog blickte ihm dabei unſchuldvoll unverwendet in die Augen, und reichte ihm die Hand, ſo oft er auf eine ausgeübte oder noch vorhabende gute Handlung kam. Der Abend ward immer ſchöner, und ſo lenkte ſich das Geſpräch von den Freuden der Wohlthätigkeit zu den Freuden der Natur. Von dieſen ging man zu den Reitzen über, welche das Gefühl des Schönen und Edlen überhaupt und blieb bei den noch weit höhern Reitzen ſtehen, die daſſelbe durch Simpathie zwiſchen Seele und Seele empfängt. Hier ergrif beide ein ſanfter Enthuſiasmus und machte ſie der ganzen Welt vergeſſen. Sie lehnten ſich an einander, umſchloſſen ſich, ſahen ſich ſchweigend an und klopften, Buſen an Buſen, einander ihre Empfindungen entgegen. Rothen fing das Herz an noch heftiger zu klopfen. Er eilte an ſie hin und forderte den Prinz zum Abſchiednehmen auf, weil der Fürſt nach ihnen geſchickt hatte. Theodor ſah nach ſeiner Uhr, wunderte ſich, daß es ſchon ſo hoch ſei, gab der Herzog den Abſchiedskus und verſprach, ſie nächſtens wieder zu beſuchen.

Rothe, der ſeiner Meinung nach ſchon zweckmäſſige Vorkehrungen getroffen zu haben glaubte, hielt es nicht für rathſam, vor der Hand über den ganzen Vorgang mit dem Prinz weiter zu ſprechen. Als Theodor nach einigen Tagen auf einen abermaligen Beſuch der Herzog drang, bekam er die Nachricht, daß ſie auf eine Zeitlang zu einer auswärtigen Verwandtin gereiſet ſei. Er erſchrack darüber heftig und verlangte durchaus zu wiſſen, wie der Ort heiſſe. Rothe nannte ihm eine Stadt, die dreiſſig Meilen entfernt war. Da ward er wie untröſtlich und nennte es eine Grauſamkeit, daß er ſo um ſeine erſte Freundin kommen müſſe, die er in der Welt kennen gelernt habe. Rothe tröſtete ihn damit, daß ſie nach einiger Zeit wiederkomme und daß ſie längſt ſchon einmal dieſe Reiſe, welche ihr in Zukunft ſehr vortheilhaft ſein könne, habe thun ſollen. Er beobachtete darauf den Prinz ſorgfältig, und, als er ihn ſtiller, als ſonſt, fand, fing er ſehr ernſtlich an, auf ſeine Zerſtreuung zu denken. Die Erfahrung, welche er davon gemacht, daß ſelbiger ſich auf ſeinem Dorfe vierzehn Tage lang unter Menſchen gleichſam verliehren können, leitete ihn auf die Idee, dieſes Mittel an ihm abermals, und zwar auf längere Zeit, zu verſuchen. Er äuſſerte gegen den Fürſten den ſchon längſt gehegten Wunſch des Prinzen, dieſen und jenen entfernten Ort im Lande, wo er noch nicht geweſen, zu beſuchen, und Adolf erwiederte:

„Mein Plan war eigentlich, daß dies im Herbſt geſchehen ſollte; aber Sie haben auch Recht — es iſt beſſer, daß er es noch in der geſchmückten Jahrszeit thue. Ich will, daß Theodor nicht nur einzelne fernere Gegenden, ſondern das ganze Land durchreiſe. So, wie er einſt von Akademieen kommt, ſollen Sie ſich mit ihm in das Ausland auf den Weg begeben. Alsdann iſt keine Zeit dazu, daß er ſein Vaterland ganz ſehe. Ich halte es aber für äuſſerſtunverantwortlich, daß ein junger Fürſt jenes eher thue, als dieſes; und ich denke, daß ich hierin auffallendrichtig urtheile. Erſtlich muß er ſich doch gleich betrachten wie jeder andere Sohn vom Hauſe. Welcher Sohn geht auch wohl aus ſeines Vaters Hauſe in die Fremde, ohne ſich in jenem recht umgeſehen zu haben? Wo kann aber auch wohl ein Land in der Welt ſein, das Theodors erſten Blicke ſo ganz und allumfaſſend auf ſich ziehen müſſe, als ſein Vaterland? Wie? er ſollte reiſen wollen, um ſchöne Gegenden zu ſehen, und hätte diejenigen noch nicht einmal insgeſamt beſchaut, die ſein eigenes Land ihm darbietet? Er ſollte Menſchen in der Fremde kennen lernen wollen, und kennete ſeine eigenen künftigen Unterthanen noch nicht? Er ſollte wiſſen wollen, was auswärts Sitte und Landesart wäre, und wüſſte noch nicht einmal, was zu Hauſe überall Art und Sitte iſt? Wie verkehrt wäre dies angefangen! Ginge nicht der gröſte Nutzen ſeiner Reiſen hernach dadurch verlohren? Dieſer beſteht ja darin, daß er das Auswärtige gegen das Einheimiſche halte, und das Beſſere, was er in der Fremde erfährt, hernach auf ſein Land anwendbar zu machen ſuche. Wie kann er aber jenen Vergleich anſtellen, wenn es ihm am Masſtabe dazu fehlt? Und wie viel wirklichbeſſeres muß ihm auswärts entwiſchen, wenn er glaubt, daß dies zu Hauſe ebenſo ſei, und wenn ihn der Kontraſt zwiſchen beiden auf jenes nicht aufmerkſam macht! Ich will, daß er einſt auf ſeinen Reiſen nicht blos die Höfe ſehe, ſondern ſeine meiſte Zeit bei den Miniſtern, Staatsmännern, Kameraliſten und gemeinnützigen Gelehrten aller Art zubringe. Da muß er wahrlich mehr, als blos ſuperficielle Kenntniſſe ſeines Landes haben, wenn er in ihrem Examen eine gute Cenſur erhalten und überhaupt von ihren Umgang Nutzen ziehen will. Was hülfe es ihm, wenn er noch ſo viel ſich mit ihnen über Verbeſſerungen unterhielte, die Anſtalten und Dinge beträfen, welche hier zu Lande weder da ſind, noch bewirkt werden können? Käme er dann wieder nach Hauſe und lernte ſein Land kennen: ſo ſähe er erſt ein, worauf er während ſeiner Reiſe hätte Acht haben ſollen und würfe den gröſten Theil ſeiner auswärts erlangten Kenntniſſe als unnütz wieder auf die Seite. Selbſt auf Akademieen ſchon wird es von groſſem Nutzen für ihn ſein, wenn er die Landesgegenſtände weiß und ſtets vor Augen hat, über die er am meiſten und nie genug nachdenken, hören und fragen kann. Auch iſt mir daran gelegen, daß die ganze Nation ihren Erbprinz kennen lerne. Er ſoll einſt der Gegenſtand ihrer Liebe und Achtung ſein; — o wie ſchön iſt es, wenn ſie ihn frühzeitig lieben und ſchätzen lernt! Noch gelang es ihm, jedem ſeiner Mitbürger zu gefallen, der ihn erblickte; ſo zeige er ſich auch den übrigen und werde ihr Wohlgefallen! Mein Volk ſoll einſt nicht fremd gegen ihn thun, ſondern das höchſte Zutrauen zu ihm haben; ſo gewöhne er ſie jetzt ſchon durch ſeine Beſcheidenheit, Leutſeligkeit und Freundlichkeit hierzu. Dieſe trage er mit ſich hin durch das ganze Land bis an jede Grenze. Er komme eher zu ihnen, als ſie zu ihm, lade ſie dadurch auf die Zukunft zu ſich freundſchaftlich ein und reiche ihnen ſchon im voraus den Muth, deſſen der Unterthan gegen ſeinen Fürſten noch ſo ſehr bedarf. Darum reiſen Sie mit ihm je eher je lieber, wohin und wie Sie wollen, und lehren ihn Land und Leute kennen; doch ſo, daß meine Unterthanen nicht die geringſte Beſchwerde davon haben."

Der ſonſt ſo lebhafte und gern um ſich ſchauende Prinz konnte ſich erſt nicht zu dieſer Reiſe im Lande umher beſtimmen. Rothe muſſte es alſo durch den Fürſten ſelbſt durchſetzen; der ihn denn auch durch einzige Aeuſſerung, daß der Vorſchlag ſein Wille ſei, dazu vermogte. Es ward beſchloſſen, die Reiſe zu Pferde zu machen; weil man dadurch ungebundener an Landſtraſſen nach jeder auſſichtreichen Höhe hinbeugen, Waldungen und Ufer beſſer benutzen und überhaupt das Ganze rundumher mit ſeinen Blicken vollkommener umfaſſen könnte. Das Gefolge beſtand aus Schmidt und einem Reutknecht, die gleichfalls zu Pferde waren und die Mantelſäcke mit ſich führten. Auf fürſtlichen Landhäuſern ward übernachtet, und wo dergleichen nicht waren, auf den Amt- und Pachthöfen; zuweilen auch in den Städten; zuweilen auch in reinlichen Bauerhäuſern. Allenthalben, wohin man kam, ward für baares Geld gelebt. Rothe führte den Prinz gleich zuförderſt queer durch das Land bis an die äuſſerſte Grenze; wo er ihn nicht nur durch unbekannte Gefilde, ſondern auch durch ganz neue Arten von Gegenſtänden zur Theilnehmung an der Welt auſſer ſich, zur Geiſtesrege und Heiterkeit allmählich wieder zurückzuſtimmen ſuchte. Hier befanden ſich an den Ufern eines groſſen ſchifbaren Fluſſes ſehr anſehnliche Waarenniederlagen, wo beſtändig von den vorüberfahrenden Schiffen aus- und eingeladen ward und eine groſſe Volksmenge aus vielerlei Nationen bei einander war. Von dergleichen Anblicken hatte Theodor noch keinen anſchaulichen Begrif; alles, was er davon wuſſte, wuſſte er nur durch Rothens Erzählung und aus Büchern. Wie in eine neue Welt ver-

Jetzt befand er ſich deshalb hier. Die auſſerordentliche Thätigkeit an dieſen Ufern, welche das höchſte Bild menſchlichen Fleiſſes und menſchlicher Betriebſamkeit reichte, vielerlei Arten von Arbeit und Anſtrengung menſchlicher Kräfte, wovon er noch nie Zeuge geweſen war, das groſſe Gewimmel der Menſchen durch einander, das Abſegeln der Fahrzeuge, das Ankommen anderer derſelben, die immer neuen Geſichter, die er ſah, die verſchiedenen Sprachen, die er hörte, und in denen er ſich zum Theil mit den Fremden unterhalten konnte, ſpannten ſeine Aufmerkſamkeit, zogen ihn von den vorigen Gegenſtänden ab und unterhielten ihn über alle Erwartung noch, welche Rothe ſelbſt hiervon gehabt hatte. Als man hier einige Tage verweilt hatte, ging der Ritt weiter nach dem vorzüglichſten Bergwerk im Lande. Hier kam der Prinz in eine Welt, die noch neuer für ihn war, als die vorige. Rothe ſtieg mit ihm in die Hölen der Erde und ſetzte ſeinen Geiſt in Erſtaunen. Hatte er bisher die Natur nur auf der Oberfläche der Erde gros und herrlich gefunden: ſo fand er ſie nun noch gröſſer und ſchauerlicherhabener in den Eingeweiden derſelben. Hier in ihren verborgenſten und geheimſten Werkſtäten ſtieg ſein Begrif von der Majeſtät ihres Urhebers bis zum

Grade des Unausſprechlichen hinauf. Aber auch der Menſch ward ihm hier noch ehrwürdiger, als jemals. Er wuſſte nicht, ob er an ſelbigem den Erfindungsgeiſt, oder die Unverdroſſenheit, oder den männlichen Muth am meiſten bewundern ſollte. Aus den Tiefen des Bergs ſtieg man alsdann zu ſeinem erhabenſten Gipfel empor. Hier ward Theodor, der enthuſiaſtiſche Freund der Natur, durch eine Ausſicht überraſcht, wie er ſie in ſeinem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte. Er ſtand da, wie mit Paradiesgefühlen überſtrömt, breitete beide Arme weit aus, als wenn er die ganze Büe an ſein Herz drücken wollte, und ſprach — bei allem, was iſt, das iſt das ſchönſte, was ich ſah! O Gott, o Gott, wie ſchön iſt deine Welt! **Wäre doch die liebe Herzog hier** — wie ſollte ſie ſo ſelig mit mir ſein! — — Rothen ſelbſt überraſchte und füllte der trefliche Proſpekt dermaſſen, daß er von dem, was der Prinz jezt ſprach, nichts vernahm. Auf jeder Seite hatte man eine Ueberſicht von mehr, als zwölf Meilen, welche alle Mannigfaltigkeiten dem Auge darbot, womit die Natur und der menſchliche Fleis die Erde nur ſchmücken können. Groſſe und kleine Flüſſe, Städte und Dörfer, Waldungen und Plainen, Höhen und Thäler, Aecker und Wieſen,

ſen, maleriſch in einander gemiſcht — ein weites, unüberſehbares Erdengefilde, immer ſchöner und wunderſchöner, je länger man es betrachtete — — und dabei wie über alles eitle Geräuſch und über alle Leiden der Welt erhöhet — freiathmend und ganz unbeklommen, ganz ſich ausdehnend und wie im Himmel ſich verliehrend — welch ein Anblick, welch ein Stand! „Wahrlich, ſprach Rothe vor ſich, wir kriechen zu viel da unten im Thale herum — es iſt nicht recht, daß wir das thun! Hieher, hieher, auf die Berge und auf ihre Gipfel! Da vergiſſt man des Böſen in der Welt; da hebt ſich die Bruſt noch inniger nach Gott.“ Unterdeſſen hatte der Prinz ſeine letzten Worte wiederholt.

Rothe. (der ihn reden hört und dadurch aus ſeinen Begeiſterungen zurückkommt.) Was ſprachen Sie, Prinz?

Theodor. (ſeufzend.) Ich ſprach — ach, wäre doch die liebe Herzog hier, wie ſelig ſollte ſie mit mir ſein!

Rothe. (erſchrocken wie ein Arzt, der durch ein vermeintes Heilmittel ſeinem Patienten ein Recidif verurſacht hat.) Daran denken Sie doch jetzt nicht, mein Prinz — —

Theodor. (im Affekt.) O ja, lieber Hofrath, hier denkt ſich's eben am ſüſſeſten und herzerhebendſten an eine ſchöne Freundin. Ich habe in meinem Leben noch nicht ſo lebhaft und entzükkend an die Herzog gedacht, als hier.

Rothe. (noch verlegener.) Sie werden ſie ja wiederſehen.

Theodor. (Thränen in den Augen.) O ja, das hoffe ich auch; und dann wollen wir einmal beide hieher auf dieſen Berg.

Rothe. (den Prinz wendend.) Iſt die Ausſicht hier ſchöner, oder dort, Prinz?

Theodor. (ſich wieder umwendend.) Hier!

Rothe. (wieder heiterer.) Das iſt wacker, Prinz, dort ſehen Sie auch nur fremdes Land — hier aber liegt Ihr Vaterland, das Land, deſſen Fürſt Sie einſt werden. Nirgendshin müſſen Sie lieber ſehen, als in dies Land.

Theodor. Gewis, mein Beſter, ſprach ich aus dieſem Grundſatz; aber mir fiel auch zugleich ein, daß über dieſe Gegend hin die Stadt liege, in der jetzt die liebe Herzog iſt. Dort, dort, noch weit hinter jenem hohen Thurm und hinter den kleinen Spitzen da wohnt ſie.

Rothe. (noch verlegener und nicht gleich wiſſend, was er nun zwiſchenwenden ſolle.) Iſt's nicht wahr, Prinz, wenn ſo Natur und

Menſchen mit vereinigten Kräften arbeiten, wie in dieſen Fluren: ſo ſchaffen ſie Paradieſe?

Theodor. O lieber Rothe, ich lerne die Menſchen immer mehr ſchätzen — dort am Flus, wo ſie ſo arbeiteten — da unten in der Erde, wo ſie auch ſo arbeiteten — und hier in dieſer ganzen Ausſicht, wo alles vom menſchlichen Fleis zeuget. Aber freilich hat hier, wie allenthalben, die Natur ihnen auch recht vorgearbeitet.

Rothe. Sehen Sie nur, wie beide hier, wohin man nur blickt, gleichthätig ſind; — hier ein Berg und Weinſtöcke drauf; dort ein Flus und Schiffe darauf; da ein Wald und ein zur Wieſe umgeſchaffener Sumpf dabei; da eine ſchöne Plaine und Thurmſpitzen darauf — — —

Theodor. Ja, und — aus jedem Walde kommt die Herzog heraus, und — neben jedem Thurm ſteht die Herzog — — —

Rothe eilte jetzt, daß er mit Theodorn vom Berg herabkäme. Er wünſchte tauſendmal, daß er nicht mit ihm hinaufgeſtiegen ſein mögte. Jetzt hatte er ſich völlig davon überzeugt, daß ſchöne Ausſichten und das Bild der Herzog ein Paar feſtverknüpfte Ideen in der Seele deſſelben wären. Er führte den Prinz ſchnell an Oerter, wo nichts als menſchlicher Fleis und menſchliche Geſchicklichkeit zu ſehen war. Eine

Glashütte und ein Kupferhammer, welche ſich in der Nähe befanden, waren das erſte, was ſie ſogleich beſuchten. Der Eigenthümer des letztern, als er erfuhr, daß der Erbprinz bei ihm ſei, hatte das erſte Anliegen auf ſeiner Reiſe an ihn und bat ihn um eine Fürſprache bei ſeinem Vater. Theodor erkundigte ſich nach allen Umſtänden des Geſuchs genau, ſchrieb ſie auf und — kam bei dieſer Gelegenheit auf den Einfall, ein Reiſejournal zu halten; worüber Rothe ſehr zufrieden ward, weil er es als einen Beweis anſah, daß der Prinz wieder durch andere Gegenſtände beſchäftigt werde, welche das Bild der Herzog aus ihm verdrängten. Theodor ward mit jedem Tage wieder um ſich her ſehender, aufmerkſamer, wisbegieriger, beobachtender und thätiger. Man ritte keinem Städtchen, keinem Flecken und nicht leicht einem Dorf vorüber, ohne darin einzukehren und ſich umzuſehen. Wo etwas ſehenswerthes war, das ward in Augenſchein genommen. Kein fürſtlicher Diener an den Orten, wohin man kam, kein Beamter oder Pachter verſäumte die Gelegenheit, dem künftigen Fürſten ſich darzuſtellen. Oft ließ der Prinz die Gemeinen zuſammenrufen, um ſich ihnen zu zeigen; oft kamen ſie von ſelbſt und drängten ſich an ihn herbei. Immer war ſeine erſte Frage, wie es ihnen gehe; da er dann aus den Antworten ſeinen Vater erſt recht ſchätzen lernte, für den Preis und Segen allenthalben ertönten. War er in einer Stadt: ſo erkundigte er ſich nach dem Gewerbe der Bürger und nach den Hauptzweigen ihres Nahrungsſtandes. War er auf einem Dorfe: ſo befragte er ſich nach den Produkten, welche man daſelbſt am meiſten baue, nach Baumzucht, Viehzucht und Bienenzucht. Es war unausſprechlich, wie er allenthalben die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen ſich erwarb. Jedes Städtchen, jedes Dorf wollte ihm eine Ehre anthun; aber er nahm auch nicht das geringſte davon an. „Wenn ihr etwas zu bitten habt, ſprach er an jedem Ort: ſo ſaget mir es nur; ich erzähle alles meinem Vater wieder.“ Da fehlte es denn auch nicht an Suppliken, welche Bürger und Bauern ihm nachbrachten, und er nahm ſie alle freudig zu ſich. Einſt, als er dieſe Troſtesworte auf einem Dorfe ſprach, trat eine eisgraue blinde Frau an ihn hin und wollte ihn doch wenigſtens anfühlen, weil ſie ihn nicht anſehen konnte.

Frau. (indem ſie ſeine Hände anfaſſt.) Ach wat dat für ſchmucke Patſchgen ſind!

Theodor. (lächelnd.) Ja freilich ſind ſie noch weich, Mutter; aber das macht, daß ſie noch nicht viel gearbeitet haben; ſie werden ſchon noch härter werden.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre, — Fürſtenhände mütten wöch blieben . . . Au weh, au weh, wenn Fürſtenhände hart werden!

Theodor. (ernſthaft.) Das iſt auch wahr; — Mutter, wie alt ſeid ihr denn?

Frau. (mit gefalteten Händen und weinend.) Ach — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. (ihr die Schultern klopfend.) Nun, das iſt viel! So ſegne euch Gott!

Frau. (überlaut weinend.) Ach, dat kann der liebe Gott mich jo nich mehr.

Theodor. (religiös.) O ja, das kann er wohl noch, wenn er euch ein ſanftes Ende beſchert, und euch bis dahin euren Verſtand erhält und Brod gibt.

Frau. (herzlich.) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bitte. Aber an Ihn, lieber Herre, hädde ich och noch ene Bidde. Wird hä denn och ſo en guder Fürſt werden, wie ſin Papa?

Theodor. (gerührt.) Jo, jo, Mutter, ik werde ebenſo —

Frau. (recht ſeelenfroh.) J hă kann ſo och plattdütſch? Ach ſo muſſt wohl wahr ſin, wat hă dă verſpricht. Gebe noch mal ſin ſchmuckes Patſchen druf! — Ach vor diſem war hier ſchlimme Zeit!

Theodor reichte ihr beide Hände und konnte ſich der Thränen nicht enthalten.

Frau. Na, hört ihr's wohl, junge Lüte? Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin. Un denke hă recht oft dran, lieber Herre, wat hă der ollen hundertjährigen Fru verſprach.

Der Prinz ſchrieb dieſes ſeltſame Geſpräch wörtlich in ſein Tagebuch auf und konnte nicht aufhören, mit Rothen ſich über die alte blinde ehrliche Frau zu unterhalten. Rothe ergrif dieſe Gelegenheit und ſprach zu ihm: „Lernen Sie daraus immer mehr einſehen, wie viel die Nation von Ihnen erwartet. Die einzige Hofnung, der einzige Troſt derſelben ſind Sie. Die Worte des alten Mütterchens — vor dieſem war hier ſchlimme Zeit — drangen mir durch Mark und Bein. Prinz, das ging auf ihren Grosvater und Grosgrosvater, die die Alte noch gekannt und deren harte Hände ſie einſt gefühlt hatte. Das waren wahrlich nicht Blumen, ſondern Neſſeln, die auf ihre Gruft geſtreuet wurden! Das war wahrlich nicht Weihrauchduft, den ſie ihnen räucherte, ſondern Duft eines kältenden Herbſtnebels, der die Weide vergiftet! Was hilft es ihnen nun, daß ſie dort in kupfernen Särgen im ehrwürdigen Erbbegräbnis liegen? Die Alte hat ihnen die Inſchrift darauf gefertigt — ſie machten vor dieſem hier die ſchlechte Zeit. So dachte ihnen in's Geſicht und ſo ſprach hinter ihrem Rücken bei ihrem Leben ihr ganzes Volk; ſo ruft ihnen dieſe Frau noch laut nach; und ſo wird ihnen einſt jeder Unterthan in jener Welt noch entgegenrufen. O wie weit edler und ſanfter wird einſt Ihr Vater ruhen, wenn die Innſchrift ſeines Sarges ſein wird — Adolf, der Gutezeitmacher im Lande, und wenn dieſe Inſchrift tief in die Herzen aller ſeiner Unterthanen, ihrer Kinder und Enkel noch eingedrückt ſein wird! Dies, mein Prinz, iſt der erhabenſte Nachruhm für einen Fürſten, der Gutezeitmacher für ſein Volk geweſen zu ſein; ein Nachruhm, der nach vielen Jahrhunderten ihm noch ſanft und lieblich tönt, wenn die Menſchenquäler, die Böſezeitmacher, unter den Fürſten von einer gutherzigen Nachwelt ſchon vergeſſen ſind und das Andenken der Helden und Eroberer nichts, als kaltblütiges Geräuſch mehr erweckt! O ſchlieſſen Sie ſich ja an Ihren Vater an; er ſchafte gute Zeit im Lande, ſchaffen einſt noch beſſere. Hören Sie in der treuherzigen Rede der alten Mutter die Stimme der ganzen Nation! Glauben Sie, daß jeder Ihrer Mitbürger, der patriotiſch denkt, Sie ebenſo ermuntert und ermahnet, wie dieſe, ſo oft er Sie jetzt anblickt. Es muß Ihnen doch eine unausſprechliche Freude gewähren, wenn Sie ſehen, wie Sie jetzt allenthalben, wohin wir nur kommen, ſchon ſo willkommen ſind; wie ſich die Menſchen an Sie drängen, mit ihren Blicken Sie durchſpähen und über jede liebevolle Aeuſſerung, welche Sie gegen ſie thun, ſo äuſſerſt vergnügt und getröſtet ſcheinen. Das macht — Ihr ganzer Anblick, wenn man Sie jetzt ſiehet, flößt herzliches Zutrauen ein. Ach reichen Sie ja lebenslang dieſen holden, vertrauenerweckenden Anblick! Nur Vorſchmack, kleiner anfänglicher Vorſchmack von der gänzlichen innigſten Anhänglichkeit und Ergebenheit Ihres Volks gegen Sie dereinſt werden alsdann die Beweiſe von Liebe, Werthſchätzung und Verehrung geweſen ſein, welche Sie jetzt auf dieſer Reiſe allenthalben einerndten! Prinz, das Schickſal hat Sie gewiß zu einem der glücklichſten Fürſten beſtimmt; o werden Sie es! Aber ihre Mitwirkſamkeit iſt dabei eingewebt — ach wirken Sie aus allen Kräften dazu mit!"

Der edle Prinz hing ſchon feſt an Rothen, ehe dieſer noch aufhörte zu reden. „Die Gottheit, ſprach er, ſtärke mich! Ich will einſt, wenn ich ſterbe, in kein Erbbegräbnis; mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens gröſte Freude ſoll es ſein, immer unter ihnen zu wanken; ſo will ich auch unter ihnen noch ruhen. Auch mag ich weder kupfernen Sarg, noch goldene Inſchrift daran. Meine Inſkription werde die, daß die ſpäteſte **Nachwelt mich noch nenne Theodor, den Beſſerezeitenmacher!** Die Gottheit ſtärke mich!“

Die vaterländiſche Reiſe währte volle ſechs Wochen. Der Prinz ſammlete auf ſelbiger ſchon die vortreflichſten Vorkenntniſſe ſeines Volks und des Zuſtandes ihrer Glückſeligkeit. Auch entdeckte er ſchon manche noch zu bewirkende Verbeſſerung im Lande, merkte dieſe genau in ſeinem Tagebuch an und ſammlete überhaupt viel Punkte, über die er ſich von Sachkundigen überall und beſonders einſt auf ſeinen auswärtigen Reiſen unterrichten zu laſſen beſchloß. Mit den Segenswünſchen der ganzen Nation überſchüttet, kam er in die Reſidenz zurück. Er behändigte ſeinem Vater das geführte Reiſejournal, in welchem dieſer eine unerwartete angenehme Lektüre für ſich fand. Der denkende und thätige Geiſt des Prinzen und ſein vortreflicher Karakter blickten aus jeder Seite deſſelben hervor, und Adolf freute ſich ſehr, daß ſein Einfall, Theodern jezt ſchon eine Reiſe im ganzen Lande umher machen zu laſſen, ſo glückliche Wirkungen gehabt hatte. Die Suppliken, welche ihm der Prinz überreichte, wurden von ihm überaus gern angenommen und ſorgfältig in Erwägung gezogen. So viel in ſeinen Kräften war und ſo viel es die Umſtände verſtatteten, ward den Bittenden ihr Anſuchen wo nicht ganz, doch zum Theil gewilliget; und in den hernach deshalb ausgefertigten Reſkripten befand ſich durchgängig die Klauſel mit groſſen Buchſtaben — **auf Fürſprache meines Sohnes Theodor.** Dies machte auf die ganze Nation die ſtärkſten Eindrücke. Man erblickte in dem jungen Erbprinz nun ſchon ganz den künftigen **Vater, der auch in ſeiner Jugend ſchon ſegne**, und wünſchte durchgehends, daß er jährlich ſo eine Reiſe im Lande umher machen mögte. Theodor ſezte nun ſeine Studien mit verdoppeltem Fleis wieder fort und keine Idee ſchien ihn weiter dabei zu zerſtreuen. Er war wieder munter und heiter und ſchien die Herzog vergeſſen zu haben. Wenigſtens ſprach er nicht mehr von ihr. Um ſo betretener ward Rothe, als er mit ihm zum erſtenmale wieder zur Einſiedelei kam, wohin der Prinz zuweilen ganz allein hingegangen war, und daſelbſt gerade gegen den Eingang über an der Wand, wo noch nichts weiter hing, die Silhouette der Herzog fand.

Rothe. (beſtürzt.) Was iſt das? Wie kommt dieſe Silhouette hieher?

Theodor. (ganz freimüthig.) Ich habe ſie ſelbſt da aufgeſtellt.

Rothe. Wie ſind Sie zu der Silhouette gekommen?

Theodor. Die Herzog hat ſie mir gegeben, als wir da in ihrer Laube ſaßen. Und da ich ſie jetzt ſelbſt nicht ſehen kann: ſo iſt mir es doch lieb, daß ich wenigſtens ihre Silhouette habe. (geht an dieſe hin.) Nicht wahr, ſie iſt recht getroffen? Sehen Sie einmal, wie viel Gutes, Sanftes, Schönes, Liebes, Herrliches ſie im ganzen Profil hat . . .

Rothe. Das iſt gar nicht zu leugnen. (ſieht ſehr übelgelaunt aus.)

Theodor. O das war auch recht kalt, lieber Hofrath. — Und das iſt alles? O ich dachte, Sie ſollten mich noch mehr Gutes und Herrliches darin ſehen machen, als ich ſchon darin finde. (ſieht Rothen lange an.) Sie ſind doch wohl nicht böſe darüber, daß die Silhouette hier hangt?

Rothe. (der ſich zu verſtellen ſucht.) Keinesweges.

Theodor. Ach wie abgebrochen, wie kalt war das wieder! — Können Sie denn gar nicht Theil nehmen, wenn ich mich freue?

Rothe. (der den Prinz küſſt.) Ja doch, beſter Prinz!

Theodor. O wie ich mich immer ſo freue, ſo oft ich hier ein neues Portrait finde, das Sie haben aufſtellen laſſen! Und Sie können ſich nicht freuen, da Sie die erſte Silhouette finden, welche ich hier aufgeſtellt habe? Sehen Sie — auf jener Seite ſchweben die edlen Menſchen — auf dieſer die edlen Fürſten — und hier, hier in der Mitte ſollen die edlen Mädchen ſchweben. Ich werde ſchon noch mehrere kennen lernen, ſorgen Sie nichts; und ſo, wie ich eine nach der andern kennen lerne, ſoll eine Silhouette nach der andern hier zu hangen kommen. Mein Vater hat ja auch nichts dagegen, daß ich mit guten, edlen Frauenzimmern umgehe; er ſagt vielmehr, daß dies ſehr nützlich für mich werden könne, wenn ich nur rechtſchaffen und brav dabei bleibe. Und dafür ſorgen Sie doch ja nicht — ich bitte Sie. Sobald ich das Fräulein wieder ſpreche — ſie wird nun wohl ſchon Hochzeit gehabt haben — ſoll ſie mir auch ihre Silhouette geben.

Rothe hatte jetzt den Prinz genau beobachtet. Er fand ihn ruhiger bei ſeinem Geſpräch über die ſchöne Herzog und fing an, ſich ſelbſt zu überreden, daß ſeine Beſorgniſſe wohl zu übertrieben geweſen ſein mögten. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, daß die Herzog da, wo ſie ſich aufgehalten, geheurathet hätte.

Theodor. (als er dies auch hört, ſchnell zu Rothen kommend.) Ach, wiſſen Sie etwas Neues — die liebe Herzog ſoll geheurathet haben.

Rothe. (als wenn er von nichts wiſſe.) Das iſt wohl möglich —

Theodor. (wie ängſtlich.) Wenn ſie nur einen braven Mann bekommen hät!

Rothe. Daran zweifeln Sie nicht; ihre Familie würde die Heurath ſonſt wohl nicht zugegeben haben.

Theodor. (wie beruhigt.) J nun, ſo habe ich doch ihre Silhouette, wenn ich ſie nicht habe.

Rothe ward ſeelenfroh und hatte noch ſelbigen Tages eine lange geheime Unterredung mit dem Regierungsrath Herzog.

Bald nachher ging die Jagd im Lande auf. Dem Prinz geſchah oft von den Chefs der Jägerei der Antrag, ob er dies Vergnügen nicht auch genieſſen wollte. Er bezeigte dazu zwar keinen ſonderlichen Hang, ſchien aber auch nicht abgeneigt, dann und wann die kleinen Feld- und Buſchſtreifereien mitzumachen. Rothe hatte darüber eine Unterredung mit dem Fürſten, der unter andern ſich alſo erklärte:

„Dawider habe ich gar nichts, daß Theodor Wildpret erlegen lerne. Wir glauben ja wenigſtens nun einmal, daß es für uns da ſei; und wenn wir auch den Beweis dafür nur aus unſern Zähnen hernehmen ſollten. Wenn aber der Prinz Rebhüner, Haſen- und Rehbraten iſſet, ſo ſehe ich nicht ein, warum er nicht Hühner, Haſen und Rehböcke auch ſchieſſen ſollte. Schande kann es ihm auch nicht ſein; denn da die Jagd einmal zu den Gerechtſamen der Fürſten gehört: ſo finden wir auch, daß ſie von jeher ſelbige unter ihre Herbſtvergnügungen gerechnet haben. Ich bin in jüngern Jahren, da ich noch gut marſchiren konnte, wenn die Jagd offen war, auch mit zu Felde gezogen. Ein Fürſt iſt ſo gut Menſch, wie andere, und bedarf auch zuweilen einer Zerſtreuung und Erholung. Dieſe findet er hier beſſer, als am Spieltiſch. Die ſtarke Bewegung, welche mit der Jagd verbunden iſt, die freie, offene Natur, in der ſie gehalten wird, die Kenntniſſe der Felder, Waldungen und auch wohl der Unterthanen, welche er unterwegs einſammelt, machen dies Vergnügen zu einem anmuthigen und auch nicht ganz unnützen Vergnügen für ihn. Im Ernſt, Rothe, ich glaube, die Jagd gehöre unter die männlichern Vergnügungen. Sie ſtärkt die körperlichen Kräfte und übt den Muth. Das Todtmachen als **Todtmachen** meine ich freilich nicht; aber das Thier, das gegeſſen werden ſoll, muß doch erſt ſterben, ehe es gegeſſen werden kann. Es erlegen im Lauf oder im Flug erweckt ein gewiſſes lebhaftes Gefühl vom menſchlichen Uebergewicht über die übrige thieriſche Schöpfung. Iſt es vollends ein Raubthier: ſo werden durch die Jagd auf daſſelbe andere nützlichere Thierarten geſichert und dem Menſchen aufgeſpart. Theodor iſt nun auch alt und gros genug, daß er mit Gewehr umgehen könne, ohne ſich Schaden zu thun. Alſo gehen Sie immerhin zuweilen mit ihm auf die Jagd. Nur gewöhnen Sie ihn recht daran, vorſichtig zu ſein. Erinnern Sie ihn oft an den unglücklichen Ritt; bei ſeiner Lebhaftigkeit hat er zwiefache Urſache, ſolche Erinnerungen zu bekommen. Er kann gottlob gut ſehen; alſo machen Sie es ihm zur

Pflicht, von ſeinen Augen auch Gebrauch zu machen, und niemals auf einen Gegenſtand zu halten, der der Entfernung, oder der Dämmerung oder dazwiſchenbefindlicher Hinderniſſe wegen nicht genau von ihm erkannt werden kann. Ein Fürſt hat ſich ebenſo ein ewiges Gewiſſen daraus zu machen, als ein Förſter, wenn der getroffene Gegenſtand fällt, und er hernach, ſtatt ein erlegtes **Wild** aufzuheben, einen erlegten **Menſchen** findet, oder wenn er auch nur denſelben verſtümmelt, verkrüppelt oder elend gemacht hat. Auch iſt's beſſer, daß ihm mancher Haſe entwiſche — **es gibt ja mehr Haſen** — als, daß er ſchußgierig, wild und blind um ſich her feuere und ſeine Geſellſchafter oder Vorübergehende verletze. Machen Sie ihm dieſe Vorſichtigkeit beſonders auf dem **Anſtande** und beim **Treiben** wichtig, wobei ſchon ſo unzählichviel Unglück geſchehen iſt. Auch ſich ſelbſt iſt er ſie dabei ſchuldig. Die Nation muß zittern, wenn ſie hört, daß ihrem Fürſten oder Erbprinz darum, weil er beim Treiben auſſer der Ordnung umherlief, die **Schrotkörner** um den **Kopf** geflogen ſind; oder daß ihm darum, weil er vom Anſtande ging, eine **Kugel** durch den Hut gefahren ſei. Und dann — Rothe, ſorgen Sie hauptſächlich, daß das Jagdvergnügen ihm nicht Leidenſchaft werde. So ſehr ich's ihm gönnen will, daß er zuweilen ſich mit der Jagd zerſtreue und ergötze: ſo würde ich's ihm doch nimmermehr verzeihen, wenn er paſſionirter Jäger würde. Ich weiß, wie weit dies gehen könne und was es für Folgen habe. Dazu hat nun aber erſtlich ein Fürſt gar nicht die Zeit. Solche Männer, die die Jagd wie Beruf betreiben, heiſſen Jäger und Förſter. Dieſe hat der Fürſt und die Nation gibt ihm Geld dazu, ſie ſich zu halten; keineswegs aber will ſie in ihm den erſten Jäger oder Schützen im Lande erblicken; ebenſowenig als den erſten Reuter. Jene haben weiter nichts zu thun; er aber hat die gröſſeſten und wichtigſten Geſchäfte im ganzen Staat. Dieſe ſind ſein Beruf; wie kann er ihn erfüllen, wenn er die Jagd wie ſeinen Beruf betreibt? Wenn er denn zu ganzen Monaten ſich auf der Hirſchjagd oder auf der Reiherbeitze befindet, auf ſeinen Jagdſchlöſſern übernachtet und am Tage in den Wäldern umherirrt: iſt er unterdeſſen nicht wie für ſein Volk verlohren? Oder wenn ihn die Jagd gar faſt immer beſchäftigt und ſeinem Volke unzugänglich und gleichſam unſichtbar macht: iſt es alsdann nicht ebenſo, als lebte er ganz auſſer ſeinem Lande? Wer leitet unterdeſſen den Gang der öffentlichen

Geſchäfte? Wer ſpricht das letzte Recht? Wer hört die Klagen der Unterthanen? Derjenige wenigſtens nicht, **dem es eigentlicher Beruf, dem es Endzweck ſeiner Würde und ſeines Daſeins iſt, es zu thun!** Geht denn das aber ſo an, daß man ſeinen Beruf an andere abtreten könne, wenn ein Dritter dabei in Gefahr geräth, und wenn dies gegen das Paktum iſt, welches man ſtillſchweigends mit ihm eingegangen iſt? Oder iſt es etwa ſo weit gekommen, daß nur die Nation, wenn ſie in ſolchen Fällen **den dritten Mann** vorſtellt, nicht reden darf? Nun, ſo wird ſie doch ſeufzen dürfen! O Rothe, Rothe, daß doch die **Volksſeufzer allen meinesgleichen** erſt recht heilig und ſchauernd würden! So würden die Gerechtſame der Menſchheit nirgends mehr ſo verkannt und ſo mit Füſſen getreten werden; und ſo würden die erſten unter allen Kontrakten und Verträgen — **die Kontrakte zwiſchen Fürſten und Völkern** — auch allenthalben die unverletzlichſten ſein. — Wir ſind auch beide darüber einig, Rothe, daß das, was ein Menſch wie ſeinen Beruf treibt, auf ſeinen Karakter Einflüſſe habe und ihn bilden helfe. Man ſieht es ja an ganzen Nationen. Wie auffallend unterſcheidet ſich ein Volk, das von der Jagd lebt, von einem andern, das vom Handel oder Ackerbau lebt? Und ebenſo iſt es mit einzelnen Menſchen. Dadurch will ich keineswegs irgend einen Stand oder Beruf des Lebens herabſetzen; — wir bedürfen ihrer aller; aber das iſt denn doch ausgemacht, daß z. E. der Jäger ſich nicht in's Komtoir, und der Soldat ſich nicht an den Pflug ſchicke. Jeder Beruf macht ſeinen eigenen Karakter. Eine ganze Menge von Umſtänden und Handlungen die mit jenem verbunden ſind, geringſcheinende Kleinigkeiten dabei, die aber oft wiederholt werden, bilden dieſen allmählich. Nun iſt aber der Karakter eines Regenten von dem Karakter eines Jägers unausſprechlich unterſchieden. Dieſer iſt offenbar ein heftiger Karakter; jener ein ſanfter. Ich begreife nicht, wie beide wohl zu vereinigen ſein mögten. Manche Qualität, die an dem Jäger Erfordernis iſt, iſt an dem Fürſten — Fehler. Im Karakter des Fürſten liegen Stätigkeit, Geiſtesanſtrengung, Ueberlegungsſtille, ſorgfältiges Prüfen und Wiederprüfen gefaſter Anſchläge, ehe man zu ihrer Ausführung ſchreitet, öffentliche Langſamkeit bei wichtigen Veranſtaltungen und ein hoher Grad von Uebung im anhaltenden Nachdenken über Gegenſtände, die blos Gegenſtände der reinen Vernunft oder des fühlenden Herzens ſind.

Wie iſt es möglich, daß man ſich dieſe Eigenſchaften auf der Jagd erwerben könne, bei der man ſchlechterdings manches ſanftere Gefühl verleugnen muß, die eigentlich Zerſtreuung und Entfernung von Meditation ſein ſoll, und bei der nicht das Nachdenken, ſondern Zufall größtentheils das Glück, und Unſtätigkeit, Raſchheit, Kühnheit und die Fertigkeit, vom ſchnellen Entſchlus urplötzlich zur ſchnellſten That überzuſpringen, den Mann macht? Auch ſind die Gegenſtände des Jägers und des Fürſten zu ſehr verſchieden. Jene ſind Wildpret, dieſe Menſchen. Auf der Jagd beſchäftigt man ſich mit Verderbung und Tödtung; auf dem Fürſtenſtuhle aber mit Erhaltung, Beglückung und Segnung. Ja, meinen Gedanken nach iſt es nicht einmal rathſam, daß ein Fürſt gegen irgend eine Art von Leben, es ſei, welche es wolle, allzugleichgültig werde, oder irgend eine Art von Blut, was für eine es auch ſei, mit Wohlgefallen vergoſſen werden ſehe; denn — **Leben und Blut ſind allenthalben zu ſehr in ſeiner Gewalt, als daß nicht jede wirkliche Unempfindlichkeit gegen ſelbige an ihm ſchauererregend werden ſollte.** Doch dies alles, lieber Rothe, iſt nur dagegen geſagt, daß ein Fürſt **paſſionirter Jäger** werde. Manches Vergnügen kann ein Fürſt täglich genieſſen, ohne daß ſein Karakter dadurch in Gefahr gerathe; andere aber darf er nur zuweilen genieſſen, wenn dies nicht geſchehen ſoll, und — unter dieſe gehört das Jagen. — — Wenn die Jagdluſt bei einem Fürſten zur Leidenſchaft wird: ſo verurſacht ſie auch oft ebenſo groſſen und ebenſo unnützen Aufwand, als irgend eine andere ſeiner Leidenſchaften. Ich habe Regenten gekannt, die auf **Rüſtkammern und Hundeſtälle** ſoviel aufgehen lieſſen, wie andere auf ihre **Keller, Reutbahnen und Harems**. Ich habe **Jagdfeten** beigewohnt, die mehr koſteten, als die glänzendſten **Hoffeten**. Dann und wann eine Feſtlichkeit im Walde — dagegen habe ich ſo wenig etwas, als gegen eine Feſtlichkeit im Schlosſaal dann und wann. **Leidenſchaft aber begnügt ſich nicht an dann und wann.** Sie begehet oft **wiederholte Genüſſe**, und — ſo wirkt ſie **Verſchwendung**. Da iſt's dann aber einerlei, ob ein Fürſt ſo oder ſo verſchwende. Ein Fürſt ſoll gar nicht verſchwenden. Hat denn z. E. ein Volk davon Troſt, daß ſein Fürſt auf der einen Seite keine unnütze Menſchen hält, wenn er dafür auf der andern deſtomehr noch unnützere Hunde hält? Hat es davon Troſt, daß man bei Hofe ſehr oekonomiſch dinire und ſoupire, wenn dafür im Waldlager hernach ſchwelgeriſcher Aufwand iſt? Das Volk iſt's, welches über lang oder kurz die Verſchwendung ſeines Fürſten bezahlen muß; mithin hat es Urſache zu ſeufzen, es erblicke ihn in dieſer Verſchwendergeſtalt, oder in jener. Ob es die Laſten, welche es hernach zu tragen hat, der Goldmacher wegen, oder der Taſchenſpieler wegen, oder der Kaſtraten wegen, oder der Maitreſſen wegen, oder der Waldhörner wegen zu tragen habe, gilt ihm gleich; genug — es ſind Laſten und Laſten, die es nicht tragen ſollte. — — Und dann noch zuletzt einen überaus wichtigen Gedanken über dieſen Gegenſtand. Man hat bemerkt, daß in der Maſſe, in welcher Hirſche und Schweine in den Augen eines Fürſten am Werth ſteigen, die Bauern am Werth fallen. Es geht dies ſehr natürlich zu. Hirſche und Schweine ſtehen in den Waldungen, und die Bauern grenzen mit ihren Aeckern und Wieſen an die Waldungen. Folglich iſt die Kolliſion zwiſchen beiden unaufhörlich. Gegen beide zugleich kann ein Fürſt ſchlechterdigs nicht billig und gütig ſein. Schont er die Bauern, wie es ſein müſſte: ſo kann er Hirſche und Schweine nicht ſchonen. Dieſe ſchont er aber, ſobald er jagdleidenſchaftlich iſt. Wenn er nicht immer ganze Heerden derſelben bei einander hätte, wie könnte er denn, ſo wie es ihm heute einfällt, morgen eine recht illüſtre Jagd anſtellen? Nun iſt aber jede Schonung, die er ſeinen Hirſchen und Schweinen angedeihen läſſt, ein Druck, den er gegen ſeine Bauern ausübt. Wo die Hirſche das Getraide abfreſſen, kann der Bauer hernach keine Erndte halten, und wo die Schweine die Saat umwühlen, auch nicht. Was würde der Fürſt dazu ſagen, wenn der Bauer ſein eigenes Vieh, ſeine Pferde, Ochſen, Schafe und Schweine auf die Aecker triebe und ſie das Getraide auf dem Stücke abfreſſen lieſſe, wie ſie wollten? Würde er nicht ſchon blos darum dieſer Raſerei Einhalt thun, weil er ſonſt befürchten müſſte, daß ihm der Bauer hernach weder Pächte, noch Gaben werde abtragen können? Und ſeine Schweine, ſein Vieh ſoll dem armen Bauer die Erndte verderben dürfen, und der Bauer ſoll hernach doch Pächte und Gaben entrichten müſſen? Die Pferde vom benachbarten Dorfe darf der Bauer pfänden, wenn er ſie auf ſeinen Haferbreiten findet; aber die Hirſche ſoll er da äſen laſſen, wie ſie wollen? Der Hirt wird geſtraft, wenn er in der Nacht ein Kleefeld abhütet, und der

Förſter ſoll Recht daran thun, wenn er die Bauern darüber mishandelt, daß ſie dem ohne Hirten herumirrenden und verwüſtenden Wildpret ſich mit allem ihren menſchlichen Uebergewicht entgegenſetzen? O das iſt oft eine Plage, welche der arme Landmann unter ſeine härteſten zählt, wenn das Wild ſich übermäſſig vermehrt und bei ſeinem Herrn mehr Huld und Schutz findet, als er. Bedient er ſich ſeiner menſchlichen Gerechtſame und ſtreckt den privilegirten Getraideverwüſter, wenn er aus dem Dickigt hervorbricht, zu Boden: ſo kommt er auf den Bau, und wenn er auch nicht auf eine Keule deſſelben weiter Anſpruch machen will. Alſo muß er vor ſeinen Augen ſeine Erndte ihm geraubt werden ſehen; denn was hilft ihm all ſein Wehren und Kehren? Erſtlich, welche Verſäumnis für ihn und welche harte Zumuthung, daß er Tag und Nacht auf ſeinen Feldern liegen, und vor Thieren, die blos einer Leidenſchaft ſeines Fürſten wegen in ſo zahlreicher Menge da ſind, die Früchte ſeines ſauern Schweiſſes und die Segen des Himmels bewachen ſoll? Die Räuber werden aber auch bald des Anblicks der Menſchen, die ihnen weiter nichts thun dürfen, als daß ſie ſie in die Flucht jagen, gewohnt, werden dreuſt, brechen, ſo wie ſie an dem einen Ort vertrieben ſind, am andern wieder ein, und täuſchen und ermüden endlich die Wachſamkeit ganzer Gemeinen. Nein, Rothe, überhäuftes Wild und Bauern können nicht bei einander beſtehen. Sobald aber Menſchen und Thiere in Kolliſion kommen, müſſen dieſe den Kürzern ziehen. Dies iſt das Privilegium, welches Gott den Menſchen gegeben hat — wie kann ein Fürſt glauben, daß er ein entgegengeſetztes zu Gunſten der Thiere ausfertigen dürfe? Wenigſtens kann dies nie ſo rechtskräftig werden, als jenes.“

Hier kam der Prinz ſelbſt von ohngefähr zur Unterredung. Adolf wiederholte auf der Stelle das wichtigſte von dem, was er gegen Rothen geſprochen und fuhr fort:

„David ſang einmal auf der Githith — Alles haſt du unter ſeine Füſſe gethan: Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere. Das hat mir vor den Ohren geklungen von dem erſten Tage meiner Regierung an, und es war mir immer dabei zu Muthe, als wenn meine Bauern es wären, die ſo ſängen, und als wenn ich die Githith dazu ſpielte. Der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer deutet dieſe Worte auf den Meſſias. Mein Deutungsargument ſind die vorhergehenden Worte des David — Was iſt der Menſch, daß du ſein ſo gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſein ſo annimmſt? Der Bauer, ſchlieſſe ich nun, iſt ebenſo Menſch und ebenſo Menſchenkind, wie die Fürſten; folglich hat **Gott die wilden Thiere** auch unter **ſeine** Füſſe, und nicht ihn unter **ihre** Füſſe gethan. . . Geht man auf den Urſprung der Jagd zurück: ſo war er offenbar der, daß ſich die Menſchen vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen ſuchten. Nun kam es darauf an, ob ſie dies könnten. Sie konnten es aber wirklich; nicht durch ihre Ueberlegenheit an körperlichen Kräften, nicht durch die ſtarke Fauſt oder durch ſchnelle Füſſe, ſondern durch ihre Vernunft. Sie erſonnen die Schleuder, den Bogen, die Kugelbüchſe, und — nun war auch das Gewild unter ihre Füſſe gethan. Gott und die Natur haben alſo allen Menſchen, auch den Bauern, durch die Vernunft die Gerechtſame gegeben, ſich vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen. Dieſe ſind unverletzlich. Ein Fürſt kann ſie ſeinen Unterthanen ſo wenig nehmen, als er ihnen die Vernunft nehmen kann. In einzelnen Fällen urgiren die Fürſten ja auch ſelbſt noch dies Argument. Wenn z. E. ein Wolf ſich in unſern Gegenden blicken läßt: ſo werden alle

Bauern gegen ihn aufgeboten . . . Soll denn aber der Bauer nur das Recht haben, ſich gegen diejenigen wilden Thiere zu wehren, vor welchen ſeine Rinder und ſeine Schafe in Unſicherheit ſind? Sind ihm ſeine Erndten nicht ebenſo wichtig, als ſeine Heerden? Iſt es genug, daß der Wolf nur ſeine Rinder nicht zerreiſſen ſoll, oder muß er nicht auch ſeine unzerriſſenen Kinder in Brod ſattmachen und kummerlos erziehen können? Der Bauer muß alſo das Thier, welches ihm ſein Getraide wegfriſſt oder verdirbt, ebenſo behandeln dürfen, wie ein anderes, das ihm ſeine Schafe und Rinder friſſt. Sobald Wild, das ihm auf irgend eine Art ſchädlich iſt, überhand nimmt, müſſen die Jäger unermüdet zu Buſch und zu Felde ziehen; und können dieſe es nicht zwingen: ſo tritt jeder Bauer von Natur- und Rechtswegen in ſeine uralten Menſchengerechtſame ein und — macht den Jäger. Iſt's nicht genug, daß er es blos erlegen und nicht auch genieſſen dürfe? Behalten wir Fürſten nicht noch immer den wichtigſten Theil des Davidiſchen Menſchentextes für uns? Muß ſich der Bauer nicht blos an der buchſtäblichen Erklärung deſſelben begnügen? Ja, ſo iſt's, Rothe; wenn er auch die wilden Thiere unter ſeine Füſſe thun darf: ſo darf er ja weder ihre Haut in ſeinen Beutel, noch ihr Fleiſch in ſeinen Magen thun. Nun wahrhaftig, beſſer könnte denn doch jener Text für uns nicht erklärt werden! Der Meſſias ſchieſſt weder Wildpret, noch macht er ſich ihr Fleiſch oder Fell zu nutze; ſo mögen die Bauern allewohl ſchieſſen — iſt doch Fell und Fleiſch unſer! So ſind alſo die Meſſiasvorrechte unter uns Fürſten und Bauern ſehr zu unſern Gunſten vertheilt... Das ſage ich dir, Theodor, viel glückliche Hirſche und Eber wirſt du einſt, wenn du zur Regierung gelangſt, im Lande nicht finden; aber — deſto mehr glückliche Bauern. Dieſer kannſt du nie genug haben; jener aber bedarfſt du nicht mehr, als zum Jagdvergnügen und zur Konſumtion. Und ſo viel ſind in meinen Wäldern noch da; mehr aber auch gewiß nicht. Ich habe dieſe unnützen Getraidediebe, Feld- und Wieſenverheerer tapfer laſſen in die Flucht treiben. Das war ein Klagen und ein Seufzen, wie ich das Regiment bekam, das ſeines gleichen nicht hatte. Die Förſter beſtanden darauf, daß ſich die Bauern ungerechter Weiſe ſo beſchwerten und daß nur wenig Wild im Lande ſei. Da machte ich mich ſelbſt auf den Weg, die Sache zu unterſuchen, und fand, daß die Bauern Recht hatten. Zu dreiſſig, zu ſechzig ſah ich die Hirſche des Abends aus den Waldungen hervortreten und da erndten, wo der fleiſſige Landmann geſäet hatte. Da gab ich allgemeine Erlaubnis, daß jeder Bauer Wildpret, das er auf ſeinem Felde anträfe und das ihm Schaden thäte, ſchieſſen dürfte und einliefern ſollte. Von der Zeit an hörte dieſe Art von Bauernklagen auf. Vorher war das **Wild** geſchont worden; nun ſahen ſich die **Bauern** geſchont; das war menſchlicher. Ich legte darauf den groſſen Thiergarten an; dabei haben ſie mir geholfen und helfen noch, ſo oft ich ſie und ſo viel ich ihrer verlange; denn ſie betrachten ihn als **recht ausdrücklich zu ihrem Beſten angelegt.** In ſelbigem iſt immer Wild genug; alles übrige iſt vogelfrei. Hierbei ſoll es nun auch nach meinem Tode bleiben; das befehle ich dir recht ausdrücklich, Theodor."

Der natürlichgute Prinz konnte kaum begreiffen, wie ſein Vater es für nöthig gefunden, über einen Gegenſtand, der ſich gleichſam ſelbſt beſtimme und entſcheide, mit ihm ſich ſo weitläuftig zu unterhalten. Er erwiederte auf der Stelle: „O beſter Vater, **Menſchenintereſſe** und **Hieſch-** und Schweineintereſſe — was für ein unausſprechlicher Abſtand zwiſchen beiden! Wenn beide zuſammentreffen, es mag ſein, wo es will: ſo müſſen die Thiere den Menſchen nachſtehen. Ich kenne zwar das Vergnügen der Jagd noch nicht, um über den Werth deſſelben zu urtheilen; aber das ſtelle ich mir doch gleich im voraus vor, daß das Herumirren in Feld und Wald dabei das Beſte ſei. Das Todtmachen der Thiere kann ja eben an ſich keine ſo angenehme Sache ſein. Es iſt zwar wahr, der Haſe muß erſt geſchoſſen werden, ehe ich ihn eſſen kann; aber ich eſſe ja auch Kalbesbraten und Gänſebraten; muß ich denn deswegen auch Kälber und Gänſe ſchlachten lernen?"

Von nun an ging Theodor zuweilen mit auf die Jagd, und Rothe begleitete ihn. Anfangs fehlte er alles, wornach er ſchoß, und lachte herzlich darüber. Habe ich doch darauf gehalten, ſprach er denn wohl; ſo muß ich mir vorſtellen, als hätte ich's getroffen und als läge es da. Der erſte Treffer, welcher ihm gelang, traf einen Haſen. Der Prinz ſchoß ihn blos lahm. Als er dies bemerkte und hernach ſah, wie ſelbiger noch eine Zeitlang bei den Hunden auf die Hetze und dann auf die Folter gerieth, ehe einer von ihnen ihn brachte, warf er die Flinte weg und wollte nicht wieder ſchieſſen. Einer von den Jägern erblickte einen andern Haſen im Lager, gab ihm ſchnell ſein Gewehr und machte ihm wieder Muth. Der Prinz feuerte und erlegte das Thier auf der Stelle. Nach und nach lernte er ſchieſſen und — ſah es lieber, wenn er traf, als wenn er nicht traf; aber ein ſehr groſſes Vergnügen ward ihm die Jagd nie, ſondern er fand ſeiner Meinung nach ſein Vorausurtheil durch die Erfahrung beſtätigt, daß das Umherirren in Feld und Wald und der Genus mancher ſchönen Ausſicht und manches ſchönen Schattenſitzes das Angenehmſte dabei ſei. Fürſt Adolf war überaus hiemit zufrieden und weiſſagte ſeinen Bauern nun noch um ſo gewiſſer glückliche Zukünfte. „Ich habe es Ihnen vorhergeſagt, ſprach er zu Rothen, daß der Prinz nicht ſehr für die Jagd ſein werde. Es freut mich, wenn ſolche meiner Ahndungen eintreffen. Sein Gefühl iſt ſchon zu ausgebildet und zu verfeinert. Hätten wir ihn aber vor ſechs Jahren laſſen mit zu Buſche ziehen: ſo könnte es vieleicht anders abgelaufen ſein. Darum gibt es gewiſſe Vergnügungen, welche ein Prinz nicht eher genieſſen muß, bis ſein moraliſches Gefühl und ſein Geſchmack gebildet und feſt ſind.“

Es ereignete ſich, daß in einem der nächſten Fürſtenthümer eine Parforcejagd gehalten ward.

Adolf und Theodor wurden dazu eingeladen. Rothe glaubte nichts weniger, als daß der Fürſt die Einladung annehmen werde. „Ja, verſetzte dieſer aber, wir wollen hin; alle drei wollen wir hin. Theodor ſoll alles ſehen. Zuvor aber will ich mit ihm davon in ihrer Gegenwart ſprechen und ihn ſo ſtimmen, daß der Anblick der Parforcejagd ſelbſt hernach meinem Geſpräch den ſtärkſten Nachdruck geben ſolle.“

Adolf. (zu Theodorn.) Mein Sohn, Herr Nachbar Erich hat uns zur Parforcejagd auf übermorgen eingeladen. Da ſollſt du ſehen, wie einige Hirſche, die man ſchon weiß, wo ſie ſtehen, und die man mit dem erſten Büchſenſchuß erlegen könnte, erſt halbe Tage lang durch Felder, Büſche, Sümpfe und Flüſſe herumgejagt, gotteserbärmlich gequält und bei lebendigem Leibe gekocht werden, um während ihrer Quaal eine Augenweide für Menſchen, für Fürſten und Unterthanen, und nach ihrer Quaal ein öffentlicher Schmaus für Hunde zu ſein.

Theodor. (unwillig.) O allerliebſter Vater, das mag ich nicht ſehen. Ich habe ohne, daß ich's verſtand, einmal einen Haſen ſo auf eine halbe Viertelſtunde Quaal gemacht — es geht mir noch durch die Seele, wenn ich daran denke, wie das ausſah. Und das ſollte ich an einem noch gröſſern Thiere einen halben Tag lang ſehen? o pfui — nein, ich kann's, ich mag's nicht ſehen.

Adolf. Ja mein Sohn, du muſſt es ſehen, um dir einen deutlichen Begrif davon machen zu lernen. Gewis wirſt du kein Vergnügen daran finden, das trau ich dir zu: aber der Anblick ſelbſt wird noch weit ſtärkere Eindrücke auf dich machen, als alles, was ich dir jetzt darüber und dawider ſagen will. Und hierum iſt es mir eben zu thun. (hier beſchrieb der Fürſt Theodorn die ganze **Parforceſeligkeit** von Anfang bis zu Ende und fuhr alsdann fort.) Nun frage dich einmal, wie es möglich iſt, daß ein Fürſt hieran Vergnügen finden könne; ein Menſch, der viel tauſend andere Menſchen an Herzensgüte, an liebevollen und wohlthätigen Geſinnungen, an Barmherzigkeit und Grosmuth übertreffen ſoll... **Theodor, ſieh, wir Menſchen tödten die Thiere;** wir erwürgen, erſchlagen, erſtechen, erſchieſſen ſie. Unſer ganzes Argument, daß wir dazu anführen können, iſt — **das Recht des Stärkern.** Aus dieſem Grunde halten wir uns für berechtigt, ſie auf die Seite zu räumen, um uns entweder vor ihnen, wenn ſie uns ſchädlich ſind, in Sicherheit zu ſetzen, oder um uns mit ihrem Fleiſch zu ſättigen und mit ihrem Fell zu kleiden! Müſſen wir nicht hieran genug haben? Müſſen wir nicht damit zufrieden ſein, daß ſie nicht uns erwürgen, erſchlagen, erſtechen und erſchieſſen, ſondern wir ſie? — Sie ſcheinen alſo da zu ſein, um im Nothfall für uns zu ſterben; aber wie in aller Welt wollen wir den Beweis darüber führen, daß es uns auch erlaubt ſei, ſie vorher noch zu quälen, ehe ſie für uns ſterben, und ſie ſolchergeſtalt zehnfach oder gar hundertfach zu tödten? Das erſte, was der Habicht thut, iſt, daß er die Taube, welcher er bedarf, erdrückt, ſobald er ſie in ſeiner Gewalt hat. Das erſte, was der Wolf thut, iſt, daß er das Lamm, welches ſeinen Hunger ſtillen ſoll, erwürgt. So handeln unvernünftige Thiere, wenn ſie jagen, und — Menſchen können ein Thier, das für ſie ſterben ſoll, erſt Stunden und Tage lang quälen, ehe ſie ihm den Gnadenſtich oder Gnadenſchlag geben? Menſchen können dies zum Zeitvertreib thun? Darum etwa, weil ſie nicht ſo, wie den Wolf, der Heishunger plagt, um ihren Raub gleich zu verzehren? Oder darum, weil ſie auf ihrer Jagd ſicherer ſind, als er? Oder darum, weil ihnen Gott Vernunft gegeben hat, durch

durch die ſie nun den geringſten Thieren tauſenderlei Quaalen erſinnen können? Oder gar darum, weil ihnen der **Anblick** des ängſtlichen Beſtrebens eines Thieres nach Rettung, ſeine künſtliche Flucht, ſein allmähliches Ermatten und all ſein übriger Jammer ein ſinnlichſchönes Vergnügen gewährt? O das iſt unter der **Menſchheit**, ja ſogar unter der **Wolfheit und Habichtheit — ſich an Quaal, und wenn es auch nur ein Thier betrift, ergötzen zu können!** Mein Theodor, erbebe in deinem ganzen Leben vor jedem Menſchen, den du ſo thun ſiehſt. Solch einen Menſchen mögte ich nicht einmal zum **Nachbar** haben, geſchweige zum **Freund**. Sein Karakter muß ſchlechterdings rauh, hart und wild ſein; was hätte ich alſo alles von ihm zu fürchten, wenn ich ihm zunächſt wohnte oder gar in ſeinen Armen läge? Wäre er vollends mein **Vorgeſetzter** — o hilf Himmel! Dann könnte ich mich auch nicht gegen ihn wehren, wie das Thier, das er zu ſeinem Vergnügen quält; dann müſſte ich auch ſo mit der Flucht mich vor ihm zu retten ſuchen, wie dies; dann ſetzte er mir auch ſo ſchadenfroh nach, wie dieſem. Der Uebergang von **Thierquälerei** zu **Menſchenquälerei** iſt natürlich. Jede Leidenſchaft ſucht immer weiter vorzuſchreiten. Am allerleichteſten aber iſt dieſer ſchreckliche Uebergang bei Vorgeſetzten, bei Leuten von Anſehen und Macht. Dieſe finden, wenn ſie erſt auf Menſchenquälerei ausgehen, ihre Gegenſtände gleich vor ſich an ihren armen Untergebenen. Nun denke dir einen Fürſten, einen Menſchen, der ein ganzes Volk als ſeine Untergebenen betrachtet, wie furchtbar muß er ſein, wenn er als Thierquäler ſeinen Unterthanen bekannt iſt! Sieh, Theodor, darum rüſten ſich gleich alle meine Haare auf dem Kopf und ſtehen zu Berg, ſobald ich von einem Fürſten höre, daß er ein Freund der Parforcejagd iſt. Dieſe iſt ja nicht einmal ein menſchliches Vergnügen; ſo darf ſie noch weit weniger ein fürſtliches ſein. Freilich iſt's nur ein Hirſch, der gequält wird, und zwiſchen einem Fürſten und einem Hirſch iſt ein groſſer Abſtand; aber — wohlgemerkt, der Hirſch iſt ſich eben das in ſeiner Haut, was ſich Sr. Durchlaucht in der ihrigen ſind. Ein einziger Blick, den ein Fürſt auf der Parforcejagd gen Himmel thäte, müſſte ihn den Abſcheu fühlen laſſen, welchen Gott, der Herr Herr Zebaoth, an ſeiner unnatürlichen Beluſtigung hätte. Wehe dem Lande, deſſen Regent ein paſſionirter Jäger iſt; aber dreimal- und tauſendmal mehwehe dem Lande, deſſen Fürſt gar ein paſſionirter Parforcejäger iſt! Die erſten Eigenſchaften eines Fürſten, Milde, Sanftmuth, Erbarmen ſucht es gewis an ihm vergeblich. Aufbräuſen, Jachzorn, Nachſetzen, Blutgier verweben ſich zu feſt in ſeinen Karakter, als daß er hernach bei dem Gegenſtande derſelben allemal erſt fragen ſollte, ob es ein Hirſch oder — ein Menſch ſei. Iſt die Jagd vollends fehlgeſchlagen: ſo nahe ſich ihm ſelbigen Tages ja kein Unterthan mit unangenehmen Vortrag. Der Fürſt hat das Geweih noch vor Augen, das ihm entwiſcht iſt, und ſetzt es in Gedanken dem Unterthan auf den Kopf ... Wie es den Supplikanten bei ſolchen Fürſten gehe, ſtelle ich mir ſo vor. Wer um Brod bittet, bekommt einen Stein, und wer um einen Fiſch bittet, eine Schlange. Wenn es ſo den Supplikanten gehet, wie mag es vollends den Delinquenten gehen? So ein Fürſt unterſchreibt ein Todesurtheil mit kaltem Blut. (ſich an Rothen wendend.) Rothe, ich habe eine eigene Bemerkung gemacht — die Fürſten, welche paſſionirte Parforcejäger ſind, laſſen auch von unten auf rädern und mit Zangen zwicken. Das hat ſo eine Aehnlichkeit mit der Hetze eines Thiers, ehe es erlegt wird. Hätten ſie menſchliches Gefühl: ſo könnten ſie dies unmöglich thun; allein jenes haben ſie eben auf der Parforcejagd verlohren. (zu Theodorn wieder.) Ich ſtelle mir immer die Bauern eines ſolchen Fürſten vor, wie ſie, wenn ſie ihn von fern Parforcejagen hören, zu einander unter Händeringen ſprechen — **das walte Gott! ach das walte Gott! das wird uns wieder gut gehen** ... Theodor, bei deiner und bei meiner Todesſtunde, wenn du jemals im Stande wäreſt — — —

Theodor. (der ihn im gröſten Affekt unterbricht.) Allerliebſter, allerbeſter Vater, ich bitte Sie — mein ganzes Herz empört ſich dagegen. Sie machen mich ja recht niedergeſchlagen, wenn Sie denken, daß ich nicht einmal ſo gut, als ein **Habicht** und als ein **Wolf** handeln könnte.

Adolf. Und dann — du ſollſt nur einmal das unſinnige Reuten ſehen, das auf ſo einer Jagd getrieben wird. Das läſſt nicht anders, als wenn ſie alle mit Gewalt die Hälſe brechen wollten. Es kommt dies auch wohl davon her. Und da iſt's denn ſchön, wenn ein Fürſt ſeine eigenen Leute ſo aufopfert, oder auch nur Gelegenheit dazu gibt, daß Zuſchauer verunglücken. Sieht man ihn denn vollends ſelbſt ſo auf Leben und Tod jagen: ſo iſt's nicht anders, als wenn ſein Leben auch in unſern Augen den Werth verlöhre, welchen es in den ſeinigen verlohren zu haben ſcheint. O über die Fürſten, wie ſie ſich entehren und herabſetzen, wenn ſie gar Parforcejäger von Profeſſion werden! Das iſt eine ſchreckliche Vereinigung von Beſtimmungen, der erſte **Menſch** und der erſte **Parforcejäger** im **Lande zugleich** zu ſein. — Wenn wir nun übermorgen zum Nachbar Erich kommen, ſollſt du einmal alle die unnöthigen Leute bei einander ſehen, welche er der Parforcejagd wegen halten muß. Wenn er das Geld, welches dieſe koſten, nähme und damit ſeine nützlichen und unentbehrlichen Diener beſſer ſetzte, als ſie jetzt des unnützen Aufwands wegen ſtehen: ſo handelte er klüger und beſſer. Jene Leute haben einen recht eigenen Ton und eine gar ſonderbare Terminologie. Was **Hundeſubordination** heiſſt, wirſt du da recht kennen lernen. Der Anblick dieſer unnöthigen **Hundeheerden** wird dich noch mehr frapiren. Du kannſt glauben, daß in ihnen ein gros Kapital ſtecke. Und das ſchändlichſte iſt — ſie **werden bewirthet, wie Menſchen.** Schäme dich in Nachbar Erichs Seele, wenn du erſt auf der Jagd einige **Hunderte wohlgemäſteter Hunde** und hernach in ſeiner Reſidenz ebenſoviel Bettler ſehen wirſt, die den Fremden faſt das Kleid vom Leibe ziehen.

Theodor. (recht aufgebracht.) Beſter Vater, laſſen Sie mich zu Hauſe.

Adolf. Nein, mein Sohn, wir reiſen hin. Es ſteht bei dir, wie lange du da bleiben willſt. Aber gieb du einſt als Fürſt das Brod, die Brühen und all das Eingeweide und Fleiſch, welches Nachbar Erich ſeinen Hunden gibt, deinen Armen!!!

Der Fürſt ward darauf von einer heftigen Kolik überfallen; weshalb er von der Parforcejagd zurückbleiben muſste. Theodor glaubte, daß dieſer unangenehme Vorfall auch ihn aus der Sache ziehen werde; er muſste aber auf ſeines Vaters Befehl mit Rothen die Reiſe dennoch machen. Herr Nachbar Erich empfing ihn ſehr ritterlichwacker und verſprach ihm heute ein Vergnügen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht gehabt haben würde. „Ihre Pferde, ſetzte er hinzu, taugen dazu nicht, denn es wird haarſcharf geritten," und ließ ſeine Parforcepferde vorführen. Rothe erwiederte, daß ſein Herr ausdrücklich befohlen, daß der Prinz die

Jagd nicht zu Pferde, ſondern zu Wagen mitmachen ſolle. Hierüber entſtand ein langer Wortwechſel und Erich wiederholte wohl zehnmal, daß die Hauptſache dies ſei, daß man dem Hirſch ſtets folgen müſſe; daß man dies zu Wagen nicht könne; daß ſeine Reutpferde über Hekken, Zäune und Graben wegſetzten; daß ſie ſchwimmen könnten u. ſ. w. Als aber Rothe ſchlechterdings ſich erklärte, daß er von der Ordre nicht abgehen dürfe, ließ Fürſt Erich unmuthvoll eine Jagdchaiſe vorfahren, in welche er ſich mit ihnen einſetzte. Theodor erſchrack über die Menge Hunde, welche er vorfand. Erich unterhielt ihn lange mit ihren Nahmen, Geburtsörtern und Heldenthaten und wies ihm beſonders einige, die er, wie er ſich ausdrückte, über alles hochſchätze. „Sie ſind alle abgemahlt, ſetzte er hinzu, und Sie ſollen ſie heute, wenn wir auf's Jagdſchlos kommen, in meinem Speiſeſaal finden. Da will ich Ihnen auch noch einige unſchätzbare Thiere zeigen, die in ihrem Beruf ſtarben; worunter vorzüglich **Löwenmuth** und **Nimmerraſt** waren, denen ich öffentliche **Monumente** auf der Stelle, wo ſie ihren Geiſt aufgaben, ſetzen laſſen und an die ich nicht ohne **Wehmuth** denken kann." Theodor horchte bei den Worten abgemahlt —

öffentliche Monumente — und nicht ohne Wehmuth denken ſehr auf, blickte Fürſt Erich an und bemerkte, daß ihm die Thränen übers Geſicht floſſen. Er lenkte das Geſpräch auf zwei vortrefliche verſtorbene Räthe Erichs, den geheimen Rath Buſch und den Präſident Auer, die er einſt an ſeines Vaters Tafel kennen gelernt hatte. Erich ſprach ganz gleichgültig über ſie, nannte ihm ihre Nachfolger und — fand den Tranſitus von den Herren von Buſch und von Auer auf Löwenmuth und Nimmerraſt in dem Mediusterminus treue Diener ſehr natürlich wieder. Theodor erſchrack über den Ton, auf welchem Fürſt Erichs Seele ſtand; noch mehr aber erſchrack er über den Ton, in welchem die Damen dieſes Landes ſtehen mußten, deren eine unzählige Menge der Parforcejagd beiwohnten und unter welchen ſogar die Hofdamen, die Prinzeſſinnen und die Fürſtin ſelbſt befindlich waren. Sobald der Hirſch angenommen war, nahm das allgewaltige Reuten ſeinen Anfang. Theodor erinnerte ſich ſchaudernd an ſeinen ehemaligen Sturz und eiferte dawider gegen Erich, der herzlich dazu lachte und ſagte, daß es ſchon noch beſſer werden werde. Bald ſtürzte hier, bald da einer von den Zuſchauern; worüber der Prinz allemal zuſammenfuhr; doch gingen die Stürze noch glücklich ab. Bald waren ſie auf Plainen, bald im Walde. So oft der Wagen einen Umweg nehmen muſste, brummte der alte Herr Erich nicht wenig. Sein ganzes Geſicht ward nur eine Jammerfalte, wenn ſich die Mette aus ſeinen Augen und Ohren verlohr. So, wie er ſie aber von fern wieder hörte, glühete er vor Freude und rief aus — ah, welch ein Ohrenſchmaus, welch eine himmliſche Muſik! Und ſo oft er den Hirſch auf der ängſtlichſten Flucht wieder erblickte, ſchriee er und ſchlug ſich vor die Bruſt dazu — o welch ein fürſtliches Vergnügen! Theodorn ward dabei bald gelb, bald blau vor den Augen, und er wünſchte ſich tauſendmal in ſeinen ſchönen Garten zurück, um friedlich daſelbſt zu wandern und ſich fürſtlicher und menſchlicher zu vergnügen. Plötzlich rief der Fürſt darauf im Walde — halt! Theodor war voll Erwartung, was hier werden ſollte. „Sehen Sie nichts, Prinz? ſprach er. Ach, da ruht mein braver Löwenmuth!“ Darauf ſtieg er aus und ging an eine Steinſäule hin, auf welcher Löwenmuth in Stein ausgehauen lag. Theodor muſste ihn begleiten, und ſah ihn, wie er Löwenmuth gar herzlich klopfte und wie ihm dabei die Thränen über das Geſicht rollten. „So oft ich hieher komme, ſprach er weiter, wird mir ganz warm um's Herz — das weiß Gott. Tauſend Thaler gäbe ich darum, wenn ich ihn wieder hätte. Ja, das war ein Thier! Aber, wie man ſagt, — das Unglück kommt immer zum erſten an das Beſte." Theodor wuſſte kaum, wie er ſich benehmen ſollte. Endlich drang er die Worte hervor — es iſt ja doch nur ein Hund . . . Der alte Erich machte ihm hierauf ein finſteres Geſicht und die Fahrt ging weiter vorwärts. Als man einige Stunden ſo umhergetobt hatte, ſtürzte ein Piqueur und brach den Arm. „Schurke — ſchriee Erich, als er dies ſah, nimm dich ein andermal in Acht." Bald darauf kam ein Page herbeigeſprengt und verkündigte, daß ein anderer Piqueur den Hals gebrochen hätte. „Schurken, Schurken, verſetzte Erich, rechte Schurken — nun, nun, er iſt ſelig geſtorben, denn er iſt in ſeinem Beruf geſtorben. Bringt ihn nach Hauſe und begräbt ihn." Nach vier Stunden ward die Halte gemacht. Man ſah den gejagten Hirſch in einer mäſſigen Entfernung, wie er da ſtand und das Erbarmen der ganzen Natur erweckte. Theodor ſprach — nun könnte man ihn ja recht gut ſchieſſen . . . „Geſchoſſen wird er gar nicht, erwiederte Erich, und überhaupt iſt's noch zu früh. Er muß ſich jetzt nur etwas erholen.

len. Dann geht die Jagd von neuem an, bis er ganz ermattet zu Boden ſtürzt.“ Theodor zitterte. Zu ſeinem Glück wendete ſich der Hirſch nun nach einem Dickigt. Erich, für Begierde zu folgen brennend, ſtieg aus dem Wagen und ſetzte ſich zu Pferde. Der Prinz ſah ſeinen Reutknecht mit den Pferden kommen und beſtand darauf, daß er nach Hauſe wollte. Rothe ſuchte ihn dadurch zurückzuhalten, daß er ihm vorſtellte, daß Fürſt Erich dies ſehr übel nehmen werde und daß er doch dies einzigemal nur aushalten mögte. Wenn Sie nicht mitreuten, ſo reute ich allein, erwiederte der Prinz unmuthsvoll, ſtieg aus dem Wagen, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt queerfeldein. Rothe eilte ihm nach, und man kam erſt nach einem dreiſtündigen Ritt auf die Grenze. Hier ward auf einem Vorwerk ſehr frugal zu Mittag gegeſſen; wobei der Prinz wie in ſich gekehrt zu ſein ſchien und ſein Stillſchweigen nur ſelten durch die Klage unterbrach, daß ihm das Getobe und Gelärme noch immer vor Ohren, und die Hunde, die Piqueurs, der Hirſch und Fürſt Erich noch immer vor Augen wären. Hernach ging der Ritt über Theodorsdorf nach dem Landhauſe.

Theodor. (in den labirinthiſchen Krümmungen eines Cedernwäldchens mit Rothen wandernd.)

dernd.) O wie iſt mir's hier in meinem Garten ſo tauſendmal beſſer, als dort auf der Hirſchhetze! Sagen Sie mir nur, Hofrath, giebt's viel ſolcher Fürſten, wie Fürſt Erich?

Rothe. Nein, Prinz.

Theodor. Nun, ſonſt wäre es auch fürchterlich. Das iſt ja kein Fürſt — ein Thierquäler iſt es. Mein Vater hat wohl recht, wenn er von den häslichen Einflüſſen ſo viel ſpricht, welche die Parforcejagd auf den Karakter eines Fürſten hat. Haben Sie wohl gehört, wie dem alten Erich ſeine Hunde das Liebſte waren; wie er von ſeinen rechtſchaffenſten Räthen ſo gleichgültig ſprach, und wie er noch darauf ſchimpfte, daß ein Piqueur den Hals geſtürzt habe? — Aber wie iſt es möglich, daß ein Fürſt an einem ſo unmenſchlichen, unnatürlichen Schauſpiel ſo viel Vergnügen finden könne?

Rothe. Beſter Prinz, den Fürſten zu R.. iſt es ſeit Jahrhunderten wie angebohren und angeerbt, daß ſie ſich nirgends glückſeliger fühlen, als auf der Parforcejagd. Es iſt dies aber auch gar kein Wunder. Junggewohnt — altgethan. Erich z. E. iſt als ein Prinz von ſechs Jahren ſchon wacker mit zur Parforcejagd gefahren und dadurch gegen alle ſanftere und edlere Freuden fühllos geworden. So ward er erzogen; ſo ward ſein Vater erzogen; ſo erzieht er ſeine Kinder wieder. Daher findet man in der Geſchichte ſeines Landes wenigſtens zehen Fürſten auf einander, von denen weiter nichts zu ſagen geweſen iſt, als daß ſie in Kriegszeiten unnöthiger Weiſe mit zu Felde gezogen und in Friedenszeiten Hirſche und Bauern tapfer gequält haben. Das iſt nun einmal da ſo eingeriſſen, daß ſchwerlich bei Menſchengedenken an eine Veränderung des fürſtlichen Geſchmacks zu denken ſein mögte.

Theodor. Die arme Nation!

Rothe. Ja wohl, die arme Nation! Erſtlich iſt es ſchrecklich, was für ein Ton am ganzen Hofe, in der Reſidenz und überhaupt faſt im geſamten Lande herrſcht. Wildheit, Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unbändigkeit ſind daſelbſt nicht nur Volkskarakter, ſondern man ſucht auch recht ſeine Ehre darin. Nun können Sie leicht erachten, wie es in einer ſolchen Nation um die Tugend ſtehe. Der gemeine Mann flucht, ſchwört, ſäuft, rauft ſich und lebt thieriſch; der Vornehmere ſpielt, ſaufet, ſcherzet grob, reutet mit auf Parforcejagd und ſpottet über Anſtand, Sitte, Seelenſtille, Naturfreuden und Theilnehmung. Ferner ſieht es um öffentliche Anſtalten daſelbſt ſehr kläglich aus. Stutereien findet man zwar daſelbſt in Menge, und Hengſte faſt aus allen Weltgegenden, deren mancher an tauſend Thaler koſtet; Fabriken und Manufakturen aber ſucht man vergeblich. Die Hundezucht iſt da vielleicht weiter getrieben, als irgendwo; aber auf die Erziehung der Menſchen zu nützlichen Bürgern wird gar nicht gedacht. Ein Piqueur ſteht ſich beſſer, wie ein Rath. Die alten unbrauchbaren Hunde werden in einem beſondern groſſen Hauſe todtgefüttert: die alten armen Taglöhner aber und Hirten verhungern, ſobald ſie nicht mehr betteln können, in ihren Hütten. Die Juſtiz wird, wie die Parforcejagd, betrieben. Wer nicht gleich das Verbrechen bekennen will, kommt auf die Tortur, und wer heute geſtohlen hat, hängt übermorgen ſchon am Galgen. Bei Proceſſen wird ohne Unterſuchung durchgefahren. Bürger und Bauern laſſen es daher auch nicht leicht zu ſelbigen kommen, ſondern üben das Fauſtrecht. Fürſt Erich geht ihnen mit gutem Beiſpiel darin vor, und es vergeht kein Tag, an dem er nicht mit eigner hoher Hand blaue Rücken macht.

Theodor. O hören Sie auf — ich mag von dem Hirſchquäler gar nichts weiter hören. (Jetzt traten ſie wieder in's Freie hervor.) Ach —

da geht ja mein Vater . . . Wie ſo hold, wie ſo himmliſchmild und gut ſieht der gegen Erich aus!

Mit dieſen Worten eilte der Prinz auf ſeinen Vater zu, der ſich jetzt nach überſtandenen Schmerzen in der Sonnenwärme des ſchönen Herbſttags erquickte und ſehr in Verwunderung gerieth, als er ihn hier erblickte. Theodor klagte ſeinem Vater aus der Fülle ſeines Herzens und mit aufgehabenen Händen alle die Noth, welche er heute ausgeſtanden, und betheuerte, daß es ihm, Fürſt Erich möge noch ſo böſe darüber werden, nicht möglich geweſen ſei, der unmenſchlichen Beluſtigung weiter beizuwohnen. „Was iſt das für ein Fürſt, ſetzte er hinzu, und wie können ſich Fürſten an ſolchen Unbarmherzigkeiten ergötzen! Nie, beſter Vater, mag ich dergleichen unwürdigen Schauſpielen wieder beiwohnen. Gewiß handeln die Wilden in Kanada, die Eſkimos und die Kamtſchadalen nicht ſo, wie die feinen Europäer und Deutſchen da in R..“

Fürſt Adolf freuete ſich unausſprechlich, daß er ſeinen Endzweck ſo ganz erreicht hatte und ſprach hernach zu Rothen: „Das hat Theodor brav gemacht! Nun — das iſt doch ganz mein Sohn. Der alte Erich, denke ich, ſoll uns nun wohl nicht wieder zur Parforcejagd einladen.“

Theodor konnte des fürſtlichen Hirſchquälers gar nicht wieder vergeſſen und ſprach mit ſeinem Vater auf dem ganzen Rückweg nach Hauſe noch von ihm. Einige Tage darauf kam Erichs Leibpage an und erkundigte ſich nach dem Befinden des Prinzen, deſſen unerwartete Entfernung man ihm durch plötzlich demſelben zugeſtoſſene Krankheit zu erklären geſucht hatte. Bald darauf erſchien Fürſt Erich ſelbſt und legte an Adolfs Hofe einen Gegenbeſuch ab. Ulrike, welche ihn darauf kannte, wie er ſich zu produciren pflege, machte, ſobald er ankam, die Kranke; während daß Adolf ſeinen Gaſt auf alle Weiſe zu vergnügen ſuchte, der aber den hieſigen Hof ſowohl, als alle Anſtalten, die er hörte und ſah, gar nicht nach ſeinem Geſchmack fand. Der Hauptfehler, welchen er durchgängig in Adolfs Einrichtungen entdeckte, war der — daß man in dieſem Lande zu viel auf die Menſchen halte und anwende. Den Hundeſtall, das wichtigſte Inſtitut eines Staats, traf er ganz im Verfall an und fällte das Urtheil darüber, daß ihn jeder Edelmann beſſer habe. Die Pferdeſtälle, als die zweite weſentliche Anſtalt eines Fürſten, fand er zwar mehr in Ordnung, aber doch nicht fürſtlich genug. Auf der Stuterei ſtand ihm kein einziger Hengſt an; und als ihm

Adolf zu erkennen gab, daß er ſeine Wechſel nöthiger anzuwenden habe, als ſie jährlich nach England zu ſchicken, erkundigte er ſich nach dem Gehalt ſeiner Geheimenräthe und verſetzte: „Geben Ihro Liebden dieſen von nun an ſtatt tauſend Dukaten tauſend Thaler jährlich, und laſſen ſich für den Ueberſchus jahraus jahrein einige kapitale Beſcheeler von den Britten zukommen. So mache ich's.“ Der Thiergarten war der einzige Ort, wo Erich ſich wohlbefand; als er aber den Endzweck deſſelben vernahm, misbilligte er es ſehr, daß Adolf gegen ſeine Bauern ſo nachſichtig ſei. „Das ſtände mir an, ſprach er, daß ich mir durch die Bauern Geſetze vorſchreiben lieſſe, wie ich es mit meinem Wild halten ſollte. Das gehört nun zu den natürlichen Auflagen des Bauern, daß er ſeines Fürſten Hirſche mitfüttern muß. Wäre dies nicht: ſo müſſte er vielleicht mehr reines Getraide an Pächten jährlich erſchütten; damit muß er ſich tröſten. Iſt ja in meinem Lande zuweilen der Fall, daß das Wild ſehr viel verwüſtet hat: ſo taxiren meine Förſter den Schaden, die gehörig deshalb von mir inſtruirt ſind. Die Kleinigkeit, welche meine Kammer den Bauern alsdann ja vergüten müſſte, zieht ſie ihnen von den alten Pachtreſten ab, ohne die bei mir kein Landmann iſt. Ob ich dieſe auf ſolche Art ſtreiche, oder ob ich ſie ihnen am Ende doch erlaſſen müſſte, weil ſie ſie nicht erſchütten können, macht weiter keinen Unterſchied für mich. Der Bauer glaubt dann aber doch, daß er Erſatz bekommen habe.“ Fürſt Adolf fand dieſe Fürſten- und Kammerpolitik äuſſerſt elend und erſchrack über den Zuſtand, in welchem Erichs Bauern ſein müſſten. Er demonſtrirte ſeinem Gaſt, daß die alten Pachtreſte des Landmanns bei ihm unſtreitig die Folgen von den Feldverheerungen wären, welche das Wild daſelbſt jahraus jahrein anrichte, und wiederlegte ſeinen ſeltſamen Gedanken von der natürlichen Schuldigkeit der Bauern, des Fürſten Hirſche zu füttern, mit den vorhinangeführten Worten des David, die er ihm ſehr deutlich interpretirte, Fürſt Erich hörte dieſe Worte jetzt in ſeinem Leben zum erſtenmal und fuhr verdrüslich darüber auf: „Was? das hätte David geſagt, und das hätte er auch ſo gemeint? David, der doch ſelbſt ein Fürſt war? Der hätte nicht beſſer auf ſeine Wildbahn gehalten? Ihro Liebden können gewis glauben, daß er unter dem Menſchen und Menſchenkinde, dem Gott auch das Wild unter ſeine Füſſe gethan haben ſoll, keine andere Chriſtenſeele verſtanden habe, als — ſich ſelbſt.“ Adolf mußte hier herzlich über die Kombination der beiden Ideen — David und Chriſtenſeele lachen und gab ſeinen Gaſt im Thiergarten, wo er ſich ſo wohl befand, ein reichliches Mittagsmahl. Erich zeigte ſich bei ſelbigem noch von einer andern nicht minder rühmlichen Seite, oder mit andern Worten, er fuhr hernach wackerberauſcht nach ſeiner Heimat zurück.

Adolf. (als der unangenehme Gaſt abgereiſet war, zu Theodorn.) Das that er ſonſt nicht, mein Sohn, was du zuletzt an ihm geſehen haſt; das muß er ſich ſeit kurzem erſt angewöhnt haben. Ach Theodor, iſt irgend eine Tugend, die ein Fürſt vor allen Menſchen auszuüben hat, ſo iſt's — die **Nüchternheit.** Trinke du immer Wein, ſo lange du lebeſt; du biſt dabei erzogen, und in der Maſſe und auf die Art, wie du ihn jetzt genieſſeſt, da du nichts als Waſſer auſſer ihm trinkſt, iſt er gewis ein heilſames Getränk für dich. Trinke den edelſten, den beſten, den älteſten, welchen unſere eigenen Berge in dieſem Jahrhundert uns geliefert haben; du haſt ihn und kannſt ihn immer haben. Aber lieber Sohn —

Theodor. (traurig.) O mein edelſter Vater, hiervon ſagen Sie mir doch weiter nichts —

ich ſage mir das übrige gewis alles ſelbſt. Es iſt gar nicht möglich, daß —

Adolf. Theodor ja, für jetzt glaube ich's dir, daß es nicht möglich ſei; aber ſieh, du ſollſt nun bald von mir gehen; zuerſt auf einige Akademien und hernach auf Reiſen an auswärtige Höfe. Glaube mir, ich kenne die Welt und weiß, wie oft ſchon die wackerſten Jünglinge, wenn ſie aus der Einſamkeit ihres elterlichen Hauſes mitten in ſie hervorgingen, durch böſe Beiſpiele in ihr verderbt worden ſind. Höre du alſo immer deinen Vater über alles zu dir ſprechen und drücke jedes ſeiner Worte tief in dein Herz ein. Kein Menſch, er ſei auch, wer er ſei, ſoll Vergnügen daran finden oder ſich gar daran gewöhnen, ſich in ſtarken und hitzigen Getränken zu berauſchen; weil während des Rauſches die Herrſchaft über uns ſelbſt verlohren geht und die Vernunft taumelt; und weil Gewohnheit ſich zu berauſchen nach und nach ſogar die Vernunft ganz verrückt und alle Seelenkräfte des Menſchen abſtumpft. Die wahre, eigentliche Menſchheit geht alſo durch dieſes Laſter verlohren. Und ſo iſt es ja doch ſchrecklich, wenn irgend ein Menſch etwas, das ihm die Natur zu ſeiner Stärkung und Erquickung gab, recht zu ſeiner Entkräftung und Zerſtörung anwendet. Am wenigſten aber ſoll ein Fürſt ein Trinker ſein. Theodor, ich könnte dir abſcheuliche Beiſpiele hiervon aus der Geſchichte naher und ferner Länder erzählen. Es hat Regenten gegeben, die niemals recht nüchtern wurden, — höre einmal, wie das klingt — **Regenten, die niemals recht nüchtern wurden.** Regenten, die man wohl vorſätzlich in einem immerwährenden Taumel erhielt, damit ſie ſich um nichts bekümmerten, zu allem Ja ſagten und alles unterſchrieben; Regenten, die ihren **Nahmen unter Todesurtheile kritzelten und dabei in dem Wahn ſtanden, daß es Begnadigungsdekrete wären** .... Wie kann ein Volk gegen ſeinen Fürſten wieder Ehrfurcht hegen, wenn es ihn jemals trunken geſehen hat? Freilich, die äuſſerlichen Zeichen des Reſpekts darf es ihm nicht verſagen; aber iſt es denn an dieſen genug? Muß er es dem Unterthan nicht gleich anſehen können, wie es mit ſeinem Reſpekt gegen ihn gemeint ſei, und müſſen ſich ſeine Wangen nicht röthen, wenn er in den Augen des Bürgers, der von weitem ſchon ſein Haupt vor ihm entblöſſte und ſtillſtand, je näher er ihm kommt, deſto deutlicher die Frage lieſet — biſt du heute auch nüchtern? Und wenn der Unterthan auch nie ein Zeuge von den Berauſchungen ſeines

Fürſten würde, ſondern wenn man ſich im Lande es nur leiſe in's Ohr flüſterte, daß der Fürſt ſelbige im Stillen triebe: wie müſſte ihm zu Muthe werden, ſo oft ihm, wenn er ſeinen Herrn und Vater ſprechen will, zur Antwort würde, daß **dieſer jetzt nicht zugänglich ſei?** Würde er nicht die nächſte Urſache zu der jedesmaligen Unzugänglichkeit deſſelben in einem **vorhergegangenen Rauſche** ſuchen? Und müſſte ihn nun nicht die Vorſtellung faſt zu Boden werfen, daß **nicht Geſchäftsdrang,** ſondern **Wein** es ſei, der den **Vater** auſſer Stand ſetze, das **Kind** zu hören? Dies iſt eine wichtige Urſache, lieber Theodor, warum ein Fürſt kein Trinker ſein ſoll, weil er ſich dadurch von ſeinen Unterthanen entfernt. Nun nimm an, daß nur zwei Fälle möglich ſind — daß er ſich entweder mit Staats- Regiments- und Volksſachen befaſſe, oder nicht. Man weiß in der That nicht, welches von beiden man wünſchen ſolle. Befaſſt er ſich nicht damit: ſo richtet er zwar keine Unordnung an, oder mit andern Worten, **er thut kein Böſes, weil er gar nichts thut** — ſo ungefähr, wie die Todten —; aber wozu iſt er denn nun weiter da, **wenn er nicht regieren, ſondern trinken will?** So können ſeine Räthe, Beamten und Diener nicht nur thun, wie ſie wollen, ſondern — ſie haben auch gar keine Verantwortung darüber zu befürchten. Dies iſt, dünkt mich, der ſchrecklichſte Fall für ein Land. Nirgends ſind treuloſe Miniſter, Räthe und Diener ſicherer, als unter einem dem Trunk ergebenen Fürſten. Wenn ein Fürſt Jahre lang reiſet und aus ſeinem Lande abweſend iſt: ſo müſſen ſeine Diener doch immer daran denken, daß er einmal wieder zurückkomme und Rechenſchaft von ihnen darüber fordere, wie ſie in ſeiner Abweſenheit gehandelt, rechtgeſprochen und gewirthſchaftet haben. Ebenſo auch, wenn ein Fürſt blos einem gewiſſen Vergnügen ſich einmal ſo ganz und gar ergibt, daß er von nichts weiter wiſſen will; nach erfolgter Sättigung fragt er vielleicht wieder nach allem. Oder auch ebenſo, wenn er einen Anfall von Spleen hat und ſich einſchließt; ſo, wie es um ſeine Pfortader wieder beſſer ſteht, öfnet er ſein Zimmer und läſſt die Unterthanen wieder herein. Aber — unter einem Fürſten, der ſich einmal an Völlerei gewöhnt, haben ſeine treuloſen Räthe und Diener nie dergleichen zu befürchten. Dieſer iſt wie auf Lebenszeit eingeſchloſſen, wie auf Lebenszeit verreiſet. Er iſt verreiſet von ſich ſelbſt und hat nicht mehr Seele genug, ſie zur Rede zu ſtellen oder ihre Intrigen durchzuſehen. Iſt nur Harmonie unter

ter ihnen ſelbſt und ſorgen ſie dafür, daß ſeine Keller immer voll ſind: ſo können ſie über die Kammerrevenüen diſponiren, die Dienſter vergeben, diſpenſiren und inhibiren, ſportuliren und tiranniſiren, wie ſie wollen. So lange er lebt, ſind ſie allerſeits in Salvo. Die Völlerei iſt ein Laſter, von dem ich noch kein Beiſpiel weiß, daß es ſich jemand, der es ſich wirklich angewöhnt hatte, wirklich wieder abgewöhnt habe. Die Folge davon würde der Tod ſein. Ein wirklicher Erztrinker kommt endlich gar ſo weit, daß er erſt trinken muß, ehe er denken kann, und alsdann trinkt er wieder ſo lange, bis ihm das Denken abermals vergeht. Und geſetzt auch, ein ſolcher Fürſt Trinker würde wider alles Verhoffen einmal ganz nüchtern und fragte nach dieſer oder jener Landesangelegenheit: ſo dürfen ſeine Räthe nur ſich recht geſchäftig bezeigen, alle dazu gehörigen Akten erſt zuſammenzuſuchen. Unterdeſſen wird ihm tapfer zugetrunken und — ſo hat er Nachfrage, Akten und Unterſuchung wieder vergeſſen. So geht's her, wenn ein Fürſt, der ein Zecher iſt, ſich mit der Regierung nicht befaſſt. Befaſſt er ſich aber damit: ſo geht's oft noch weit ärger her. Eine allgemeine Verwirrung in Staats- und Landesangelenhei-en iſt das erſte, was daraus erfolgt. Ordre und Kontreordre binnen vierundzwanzig Stunden in einer und derſelben Sache wird eine der gewöhnlichſten Erſcheinungen. Entweder er giebt im trunkenen Muth einen Befehl, den er Morgens darauf nicht mehr weiß, oder der Befehl, welchen er des Morgens gab, wird ihm am Abend wieder leid. Schlechtgeſinnte Räthe nehmen alsdann die Vorwürfe, welche er ihnen macht, als wenn ſie gefehlt hätten, mit abgehärteten Gefühlen hin und benutzen dafür die Stunden ſeines Rauſches, um alles das durchzuſetzen, was ſie wünſchen. Iſt es einmal durchgeſetzt: ſo muß er es dabei bewenden laſſen. Fallen unterweilen, wie unvermeidlich iſt, Lächerlichkeiten vor: ſo lachen ſie darüber hinter ſeinem Rücken mit, prieſen ihn aber über ſeine Weisheit, die ſich nicht ſchämt, ihre eigenen Befehle zurückzunehmen oder ihnen entgegenzuhandeln, in's Geſicht, und haben dabei gute Zeit. Der bidere Miniſter, der wackere Rath, der gewiſſenhafte Diener aber ſind elend dran. Kaum, daß ſie es wagen dürfen, eine mündliche Reſolution oder Ordre von ihm anzunehmen; weil er oft nicht weiß, was er ſpricht, und ſich alſo auch hernach nicht wieder daran erinnert, daß er es geſprochen habe: ſo leugnet er es ihnen ab, ohne ein böſes Herz dabei zu haben, und beſchuldiget ſie, daß ſie eigenmächtig gehandelt haben. Wollen ſie ſich darüber rechtfertigen, ſo müſſen ſie ihn an ſeinen Rauſch erinnern. Ja, gibt er ihnen auch ſchriftliche Ordre, ſo müſſen ſie, wenn ſie ihn nicht in den Augen der Nation zu tief fallen laſſen wollen, ſelbige wenigſtens einige Tage erſt liegen laſſen; weil ſie den Fall täglich erleben, daß ſie bald darauf wieder ſchriftliche Kontreordre erhalten. Geſchieht dies nun etwa einmal nicht: ſo bekommen ſie von ihm Vorwürfe darüber, daß ſie ſaumſelig in Publikation und Vollſtreckung ſeiner höchſten Willensmeinung ſind. Er glaubte, daß alles ſchon vollbracht ſei, und — ſie haben noch nicht angefangen. Von ſelbſt werden ſie auſſer den **Morgenſtunden** ſich ihm zwar nicht nahen; wie aber, wenn er ſie Nachmittags oder Abends rufen läſſt und ihnen mit ſtammlender Zunge **Unſinn befiehlt**? Wenn die Sache Aufſchub leidet; ſo werden ſie freilich ſchweigen und ihre nothwendigen Gegenvorſtellungen zum künftigen Morgen verſparen. Wenn dies nun aber nicht iſt, was wird der Erfolg ihrer Remonſtrationen ſein? Dies, daß er noch urplötzlicher auf ſeinen Kopf beſteht! Wie kann er bei der aufbrauſenden Wallung, in der ſein Blut iſt, auch nur Seelenruhe genug haben, ſie anzuhören? Wie kann er noch weniger bei den Verdünſtungen und Umnebelungen ſeines Gehirns Urtheilskraft genug beſitzen, Gründe gegen Gründe abzuwiegen? Er mishandelt ſeine wackern Diener für ihre Gegenvorſtellungen wohl noch obendrein und verſcheucht dadurch einen nach dem andern von ihnen; während daß Schurken ſich nach ihren Plätzen drängen, die ihn hernach ohne alles Ehrgefühl zu Volksgeſpötte machen, und während daß die wenigen Rechtſchaffenen, welche ihm dienen müſſen, zaghaft, verdroſſen und müde werden, und endlich alles buntüber gehen laſſen. Da ſind lauter Uebereilungen der Sachen, lauter Ueberlegungen nach vollbrachter That erſt, lauter buntgeſcheckte Vereinbarungen hernach zwiſchen offenbaren Fehlern und ſcheinbaren Verbeſſerungen. An genaue Unterſuchung, an männliche Verabredung, an wirkliche Planentwerfung, an Rückſichten dabei auf Zeit, Ort und Umſtände iſt nicht zu denken. Leidet dabei blos die Nation, ſo wird weiter nicht darauf geachtet. Werden aber benachbarte und auswärtige Höfe dadurch beleidigt: ſo iſt der Fürſt gnädig genug, die Schuld davon auf ſeine Miniſter zu ſchieben und zu verſprechen, ſie namentlich dafür zur gebührenden Strafe zu ziehen. Oft iſt auch die natürliche Folge davon, wenn ein

Fürſt Trinker ſelbſtregieren und bei allem mitwirken will, daß — gar nichts geſchieht. Seine Räthe ſollen hier nichts thun; er ſelbſt iſt nicht im Stande, etwas zu thun. So erfolgt völliger Stillſtand in den Geſchäften und jede noch ſo wichtige Landesangelegenheit hanget hin. Die Kollegia bringen alle Sachen bis zum Bericht, der auch in beſter Form an ihn eingeſendet wird, aber nie wieder an ſie zurückkommt. Sehen ſie ſich gezwungen, irgend etwas wenigſtens dem Scheine nach abzumachen und zu Ende zu bringen: ſo müſſen ſie es doch mit dem Anhang thun — **es wäre denn, daß unſer gnädigſter Landesherr es anders beſchlöſſe.** Wehe da dem Leidenden, der um die Unterſtützungen des Staats flehet! Wehe dem Uebervortheilten, der Gerechtigkeit vom Staate fordert! Wehe dem Angeſchuldigten, der in gerichtliche Unterſuchung geräth! Wehe dem Falſchkondemnirten, der um nochmalige Reviſion ſeines Proceſſes bittet! Alle ſterben ſie darüber hin, ehe ihnen die Gnade oder auch nur das Recht zu Theile wird, die ſie ſuchen. Hat ein ſolcher Fürſt noch obendrauf ein lebhaftes Temperament, ſo iſt er in den Stunden ſeines Rauſches den Unterthanen ſo furchtbar, wie ein jachzorniger Fürſt. Er verſtattet ebenſowenig rechtliches Gehör, wie dieſer, leidet ebenſo keinen Widerſpruch und fährt allenthalben ebenſo zu und durch, wie dieſer. Morgens drauf, wenn der Rauſch vorüber iſt, geht's ihm zwar ebenſo, wie dieſem, wenn der Zorn vorüber iſt; — das Gethane iſt ihm leid. Aber was hilft dies dem Unterthan? Das Gethane iſt — geſchehen, und wer dabei litte, hat gelitten. Kann dieſem noch Erſatz dafür geſchehen: ſo iſt dies zwar etwas, aber bei weitem nicht genug. Es iſt Grauſamkeit, einen Unſchuldigen auch nur auf vierundzwanzig Stunden in eine ſchreckliche Unruhe zu verſetzen. Kann ihm aber auch nicht einmal mehr Erſatz geleiſtet werden, was denn? Sind Böſewichter die Nächſten um einen ſolchen Fürſten: ſo legen ſie es recht abſichtlich darauf an, ſeine Rauſchſtunden gegen jeden zu benutzen, der ihnen im Wege iſt, und bewirken wohl in ſelbigen Kaſſationen, Remotionen, Landesverweiſungen und Todesurtheile. Alles, wovon ſie wünſchen, daß es übel aufgenommen, abgeſchlagen werden oder einen ſchlechten Ausgang gewinnen möge, tragen ſie ihm gerade in ſolchen Zeitpunkten und von der unangenehmſten Seite vor und ſind im voraus verſichert, daß ſie ihre Abſicht erreichen. So läſſt er ſich von ihnen zum oberſten Werkzeug ihrer Bosheiten und Tücke machen, — er, der dazu da iſt, jede Bosheit und jede Tücke, über welcher ein Menſchenfeind in ſeinem Lande brütet, noch vor dem Auskommen zu zerſtören; und ſo ſchaffen ſie ihm, wie ſie wollen, bald zum Tirannen gegen andere, bald zum beiſpielloſeſten Wohlthäter gegen ſich um. Haben ſie nur erſt ſein **Wort** dazu — die Vorkehrungen ſind eventualiter ſchon alle getroffen — **wie er alſo nur ſpricht, geſchieht es.** In einem ſolchen Lande ſind die gröſſeſten Unmenſchlichkeiten nicht ſelten und den Unterthanen iſt nichts freigelaſſen, als gen Himmel zu ſchreien. O guter Theodor, dein Herz blute, ſo oft du von ſo einem Landes- und Volkszuſtande höreſt! Liebe die Nüchternheit; ſie iſt die Stütze aller Menſchen- und Fürſtentugenden; dahingegen Völlerei die Quelle der gröbeſten Menſchen- und Fürſtenlaſter iſt. Ein Fürſt ſoll ein ſehr wachſamer Menſch ſein. Nichts, was im Lande von Wichtigkeit iſt, ſoll ſeinen Blicken entwiſchen; und wenn dieſe auch nicht immer von ſelbſt darauf fallen: ſo ſollen ſie doch ſtets geſchickt ſein, ſich darauf richten zu laſſen. Nur der **Nüchterne** aber iſt wachſam; nur er ſchauet immer umher und ſieht alles, was er ſieht, richtig. Ein Fürſt ſoll ferner ein ſehr thätiger Mann ſein. Er ſoll nicht arbeiten, wenn er Zeit und Kraft dazu hat, ſondern er ſoll Zeit und Kraft haben, ſobald zu arbeiten iſt. Unverdroſſen, unermüdet ſoll er ſein und ſeine gröſſeſte Freude an glücklich vollbrachten Werken finden. Nur der Nüchterne aber iſt thätig; nur ſeine Kräfte ertragen den Grad von Spannung und Anſtrengung, welcher zu eifriger Geſchäftigkeit erfordert wird. Das Leben des Trinkers iſt ein ſteter Taumel. Schlaff und ſchwach fliehet er die ernſthaftern Geſchäfte, oder vollendet ſie nur dürftig und mangelhaft. Ein Fürſt ſoll endlich auch ein ſcharfdenkender Mann ſein. Er ſoll gern und lange überlegen, Zuſammenhang und Folgen genau überſehen, Gründe gegen Gründe ſorgfältig abwägen, ſich durch Schein und Dunſt nicht blenden, durch Intrige und Kabale nicht hinreiſſen laſſen und überall eine ſehr richtige Urtheilskraft beſitzen. Nur der Nüchterne aber beſitzt ſolche ſtarke und fertige Denkkräfte. Nur ſein Geiſt iſt frei genug, ſich ganz auf einen Gegenſtand zu heften, feſt und lange an ihm zu hangen, ihn von allen Seiten zu betrachten und durch und durch auszuſpähen. Nur ſein Geiſt ſchlieſſt richtig und iſt im Stande, ganze Reihen von Schlüſſen an einander zu ketten, die Lücken in ſelbigen zu ergänzen und in den anhaltendſten Meditationen nicht zu ermüden. Willſt du alſo einſt Fürſt ſein, Theodor, ſo ſchwöre der Nüchternheit ewige Treue; Völlerei und Unmäſſigkeit im Genuß hitziger und berauſchender Getränke würdigen den Menſchen zum Thier herab. **Ein Trunkener auf dem Thron oder Fürſtenſtuhl** — hilf Gott, welch ein empörender Anblick! Leidet's der Fürſt auch wohl an ſeinem Diener, daß dieſer ein Trunkenbold ſei? Warum leidet er es aber nicht an ihm? Iſt's nicht darum, weil dieſer ſein Amt nicht gehörig verwalten kann? Und die Nation ſoll es leiden, daß der, welcher in ihr das Amt aller Aemter, das höchſte, wichtigſte, heiligſte Amt im ganzen Staat bekleidet, ein ſolcher ſei? Wie? iſt nicht im Geſetzbuch das Laſter der Völlerei dem Unterthan verboten? Und der Fürſt ſoll es im Angeſicht ſeines ganzen Volks allein ausüben dürfen? Durch's Geſetz ſoll er ein Laſter verbieten, das die Grundlage aller Immoralität iſt, und durch Beiſpiel ſoll er es lehren? O Theodor, bei der Ehre der Menſchheit und bei der Würde deiner Beſtimmung, verachte Höfe, an welchen gezecht wird — —"

Hier kam Ulrike dazu, und als ſie hörte, wovon die Rede ſei, ſchlang ſie ihre mütterlichen Arme um den Prinz und ſprach — O ſo thut mein Theodor gewis nie. Ach gewis nie — wiederholte der Prinz und ſchien ſich vor ſeiner

Mutter zu ſchämen, daß ſein Vater über ein ſo häßliches Laſter mit ihm ſo viel geſprochen habe. Als der Fürſt darauf abwärts ging, ſagte Theodor leiſe zu Ulriken — daran war der ſäuiſche Erich Schuld . . .

Theodor, auf der Abneige ſeines ſiebenzehnten Jahres ſtehend, machte ſich auf Befehl ſeines Vaters fertig, die Akademie zu beziehen. Nur der Gedanke, daß er jetzt einem Manne gleich ſei, der ſich auf den Weg begebe, groſſe Schätze in Empfang zu nehmen und ſie hernach in ſein Vaterland mit zurückzubringen, ſöhnte ſowohl Ulriken als auch die Nation mit ſeiner bevorſtehenden Entfernung von ihnen aus. Es war unausſprechlich, wie das ganze Volk ihn ſchätzte und ſeinetwegen beſorgt war, und wie es keinen heiligern und liebenswürdigern Gegenſtand kannte, als — ſeinen Erbprinz. Ihn nie aus den Händen, noch weniger aus den Augen zu laſſen, würde die allgemeine Stimme des Landes geweſen ſein; wenn nicht das Meiſterſtück von Prinzenerziehung, welches Fürſt Adolf ſchon an ihm der Welt geliefert hatte, eine vollkommene Ergebung an ſeine noch übrigen Plane zur Ausbildung ſeines Sohnes in den Gemüthern bewirkt hätte. Theodor wankte jetzt vorſätzlich noch mehr, als je, unter der gröſſeſten Volksmenge umher und alles drängte ſich an ihn, um ſich über ihn zu freuen. Seine Figur war ſchon vollkommen und von einer recht edlen Gröſſe, und ſein Anblick ſo männlich, wie er oft im fünfundzwanzigſten Jahre kaum zu ſein pflegt. Kraft und Stärke kündigten ſich in allen ſeinen Muskeln an; Feuer und Liebe leuchteten aus jedem ſeiner Blicke, und noch ganz reine, ganz unverdorbene und ungemisbrauchte Natur gab ihm in allen ſeinen Weſen die Elaſticität, an deren Mangel man die Jünglinge dieſes Jahrhunderts erkennt. Seine liebenswürdige Simplicität hielt jedes Auge feſt, das ſich einmal auf ihn gerichtet hatte. Ohne alle Pracht im Aufzug kleidete er ſich nur ſo, daß der ſchöne Umris und der ſimmetriſche Bau ſeines Körpers vollkommen ſichtbar blieben. Sein Anſtand war der Anſtand eines freien Mannes; ſeine Mine die Mine eines theilnehmenden Freundes. Sein innerer und äuſſerer Menſch waren immer in Harmonie. Wie ſein Herz empfand, ſo zog und faltete ſich ſein Geſicht, und wie er dachte, ſo ſprach er. Nichts drückte er aus, was nicht in ihm war, und alles drückte er ſo aus, wie es in ihm war. Er hatte nur einen Masſtab, wornach er ſich be-

bewegte, ſprach, handelte und ſich betrug, und mas darnach, ohne einmal zu bemerken, daß er meſſe; — nehmlich den Masſtab der jedesmaligen Natur der Sachen. Hierdurch ſprach er allemal mit dem richtigen Accent und legte ihn dahin, wo er liegen muſſte; hierdurch wurden ſeine Geſten ſeinem Affekte ganz entſprechend, und wer ihn nicht reden hören konnte, der ſah ihn reden. Er ging leicht und heiter, wie er war, ohne Seitenſprünge und Kontrepas zu machen, und trug ſich gerade und hoch, ohne ſich zu brüſten. Jedem ſah er dreuſt in die Augen und grif ihm bald nach der Hand, wenn dieſer ihn ebenſo dreuſt anſehen konnte. Im Beſchreiben, im Erzählen, im Loben, in Höflichkeits- und Freundſchaftsbezeigungen outrirte er durchaus nicht, und ſobald er den geringſten Franzöſiſchen Galimathias hörte oder ſah, wendete er ſich von dem Manne weg, der ihn mit ſelbigem beköſten wolle. Lernte man ihn näher kennen: ſo war es ſeine Wärme für die Sache der Menſchheit, welche ihn unſchätzbar machte. Er vergaß ſogleich alles andere, ſobald die Rede von menſchlichen Gerechtſamen und von menſchlichen Leiden war. Die Worte — Ungerechtigkeit, Unterdrückung — klangen in ſeinen Ohren wie Straſſenraub, Mordbrennerei und Meuchelmord. Jedes Streben unterjochter Menſchen nach Freiheit und Lebensgenus, wovon er hörte oder las, hob ſeinen Buſen, erhöhete die Flamme ſeiner Augen und begoß ſein Geſicht mit Morgenroth, wie beim Aufgang der Sonne. Auch im Huron und Irokeſen erblickte er noch ſeinen Bruder Menſch; im Verbrecher ſogar entdeckte er noch die Züge des fehlenden Menſchen. Den guten Menſchen ſchätzte und liebte er auf gleiche Weiſe, er mogte ihn finden im Purpurmantel oder im Bauerkittel. Sobald er ſah, daß jemand ſeinen Beruf wahrhaftig erfülle, neigte ſich ſein Herz an ihn hin. Er ehrte nicht den Stand im Menſchen, ſondern den Menſchen im Stande. Aeuſſerlicher Glanz machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn, und angebornen Vorzügen räumte er weiter kein Recht ein, als das Recht, beſſer bei ihnen eſſen und trinken zu können, welches er nun einmal unter die verjährten zählen wußte. Sehr oft trug es ſich zu, daß er zwar geſchwätzige übrigens aber leere und werthloſe Höflinge, wenn er während der Unterhaltung mit ihnen nützliche Bürger erblickte, ſtehen ließ und an dieſe hinging. Mit jedem ſprach er; gegen jeden war er beſcheiden, höflich und liebevoll. Daß jemand, der mit ihm rede, hinter ihm ginge, konnte er nicht leiden, und einem jungen Rath, dem er eines Tags begegnete, wie dieser einen eisgrauen alten Bauer mit bloſſem Kopf durch eine ganze Straſſe hinter ſich her ſchwindeln und ſeufzen ließ, gab er auf der Stelle darüber einen öffentlichen Verweis, deñ er mit den Worten ſchloß — Vater, ſezt euren Hut auf, ihr ſeid kein Sklave! Kam er an den Markttagen auf den Markt, ſo lieſſen die Bauern wohl Wagen und Pferde ſtehen und ſtellten ſich in Reihen, oder ſchloſſen einen Kreis um ihn, bis er ſich wieder entfernte. Viele von ihnen kannte er. Dieſe redete er alsdann an und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen. Wohlthaten, die dieſen Leuten erzeigt worden wären, würden ihnen ſo lieb nicht geweſen ſein, als dies, und ſie ſprachen oft auf der ganzen Heimreiſe noch davon. Die Amtleute, Pachter und Gerichtshalter wurden dadurch genöthigt, ſich in einen ganz andern Ton zu ſtimmen, wenn ſie nicht bei jeder Barſchheit und Härte, die ſie gegen die Bauern ſprachen, den Vorwurf von dieſen hören wollten — ſo grof will hä ſin, un der gnädigſte Erſprinz iſt's nich enmahl? Theodors Gutthätigkeit, Grosmuth und Barmherzigkeit waren im ganzen Lande bekannt. Taglöhner Müller war der erſte geweſen, gegen den er ſie ausgeübt, und ſo oft er ihn ſah, fiel es ihm ein, daß er an dieſem die

Freuden der Menſchenliebe kennen gelernt. Jetzt aber muſſte er oft erſt nach ſeiner Schreibtafel ſehen, wenn er aller Gegenſtände ſeines Wohlwollens und ſeiner Erbarmungen eingedenk werden wollte. Der Fall war gar nicht ſelten, daß die ihm angewieſenen Einkünfte zu ſelbigen nicht hinreichten. Adolf aſſignirte ihm dann auſſerordentliche Summen bei ſeiner Kammer; weil es im Grunde einerlei war, ob er ſie in ſeinem oder in des Erbprinzen Nahmen unter die Nation ausſpende. Wo auf der Stelle geholfen werden muſſte, da half Theodor, ohne weitere Nachfrage über Verdienſt und Nichtverdienſt zu halten; wo aber von Fortſetzung und von langer Fortſetzung ſeiner Wohlthaten die Rede war, da hielt er dieſe Nachfrage ſehr ſorgfältig und ſetzte fort oder brach ab, nachdem er die Umſtände fand. Seinen Bauern in Theodorsdorf hielt er das Wort, welches er einſt Rothen darauf gegeben, daß er, wenn er nur könnte, den arbeitſamen und ermüdeten Landleuten manchen fröhlichen und feſtlichen Tag machen wollte. In jedem Monat hatten ſie jetzt wenigſtens einen dergleichen, der ſie weder in ihren Geſchäften ſtörte, noch wild machte, noch etwas koſtete. Je heiterer und zufriedener ſie alsdann waren, deſto mehr freuete er ſich darüber; wer von ihnen ſich aber ſchlecht betrug, durfte wenigſtens das nächſtemal am Jubelgelag nicht wieder Antheil nehmen. Zuweilen verbreitete er auch ſeine Wohlmeinenheit und Gutthätigkeit über das ganze Land. Freilich konnte er noch nichts Weſentliches damit leiſten; aber man ſah doch in den Werken der Gegenwart die Anlagen ſeines Herzens für die Zukunft. So ſchenkte er oft neue Sämereien, neue Werkzeuge, die der Landmann braucht, und neue Zucht von Thieren, deren ſie nicht entbehren konnten, an alle Gemeinen, um Verſuche damit anzuſtellen. Das letzte, welches er von der Art im ebeneingetretenen Frühjahre that, war, daß er jedem Bauer durch das ganze Land einen ſchönen Fruchtbaum ſchenkte, den ſie vor ihren Häuſern pflanzen muſten. Seines Vaters Baumſchulen hatten dergleichen in gröſſeſter Menge, und die wackern Landleute verſtanden ihn, was er mit dieſem Einfall meine. Nach Jahren wollte er einſt bald hier bald da unter dem Schatten dieſer Bäume ſitzen, ihre Bitten hören und ſo wohlthätig für ſie ſein, wie jene Schattengeber in der Mittagshitze für ihn. Den Vorſtehern der Gemeine befahl er ausdrücklich, dieſe Bäume recht in Acht zu nehmen, weil ſie ſein Bild jetzt ſowohl wären, als es auch in Zukunft ſein ſollten. Sie und ich, ſetzte er hinzu, werden euch einſt zu gleicher Zeit Schatten und Früchte reichlich geben. Man ſchrieb in den Gemeinebüchern den Tag dieſer unvergeslichen Pflanzung als einen ſehr feierlichen Tag auf, und viel Bauern würden eher ihren ganzen Obſtgarten verlohren haben, als dieſe einzelnen Bäume. Mit dieſem herzlichen Wohlwollen gegen Menſchen verband Theodor eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Einer der erſten Menſchen im Lande war er auch gewis einer der reinſten und wärmſten Gottesverehrer daſelbſt. Sein Verſtand war mit den erhabenſten Begriffen von der Gröſſe und Majeſtät des Weltſchöpfers angefüllt, und ſein Herz war unaufhörlich von lebendigem Gefühl der Allgegenwart deſſelben durchdrungen. Mit Demuth betete er ihn öft im öffentlichen Tempel an, mit Inbrunſt noch öfter im Tempel ſeiner Einſamkeit. Doch fand er die Religion ſelbſt nicht im bloſſen Beten, ſondern betrachtete dieſes, wie alle andere religiöſen Feierlichkeiten, nur als ein Mittel, Religion in ihm zu wirken. Die Religion ſelbſt ſetzte er in der Nachahmung Gottes und übte ſich in dieſer unermüdet. Sein Geiſt war reich an den edelſten und nützlichſten Kentniſſen aller Art. Zum Fürſten beſtimmt, ſtudirte er ſo brav, als wenn er einſt im Gelehrtenſtande ſein Brod erwerden müßte. Adolf ſelbſt hatte ihn oft geprüft und war auch oft zugegen geweſen, wenn ſeine Lehrer ſich mit ihm unterhielten. Nun in den letzten Zeiten ſeines Aufenthalts in der Reſidenz ſtellte er eine recht-feierliche Prüfung deſſelben an. Er ließ von ſeiner eigenen Univerſität die geſchickteſten Profeſſoren an ſeinen Hof kommen und ſtellte ihnen ſeinen Sohn ſelbſt zum Examen. Alle ſeine Miniſter und Räthe waren dabei gegenwärtig. Der Prinz bekam hierbei die allerherrlichſte Gelegenheit, ſich erſt eine recht allgemeine Hochachtung zu erwerben. Er beſtand in einer dreiſtündigen Prüfung ungemein vortreflich und empfing darauf, wie jeder andere angehende Student, die Inſkription aus den Händen des gegenwärtigen Prorektors. Adolfs Plan war dieſer, daß Theodor zuförderſt zwei Jahre auf ſeiner eigenen Akademie zubringen ſollte. Dieſe befand ſich zwar nicht im Lande ſelbſt, aber doch in einer entfernten Grafſchaft, die ihm ebenfalls gehörte. Hernach ſollte der Prinz noch zwei Jahre auf eine der berühmteſten auswärtigen Univerſitäten gehen. Alsdann ſollte er reiſen; und zwar erſt zwei Jahre lang an die Deutſchen Höfe und dann noch zwei Jahre in's Ausland. Die letzten Tage wurden von ihm mit ſeinen Eltern auf ſeinem Landhauſe zugebracht; welches er nebſt Garten und Dorf während ſeiner Abweſenheit an Ulriken übergab. Man bemerkte, daß der Fürſt in dieſer Zeit oft ſtundenlange ſehr ernſthafte Unterredungen mit Rothen pflog. In einer derſelben ſprach er zu dieſem:

„So weit wären wir nun mit ihm, Rothe; aber — das gefährlichſte kommt erſt noch. Und das ſchlimmſte iſt, ich kann nicht einmal dabei mitwirken. Seither arbeiteten wir zuſammen; nun müſſen Sie allein arbeiten. Nun muß ich mich ganz auf Sie verlaſſen; nun haben Sie alle Verantwortung darüber auf ſich, daß das ſo weit gebrachte Werk an ihm glücklich vollendet werde. Rothe, Sie wiſſen es ſo gut, als ich, wie ſo oft ſchon die Welt das Grab für die Tugend unſerer wackerſten und edelſten Jünglinge ward. Mit den herrlichſten Grundſätzen, mit Eifer und Wärme für Unſchuld und Rechtſchaffenheit zogen dieſe wohl aus der Heimat in die Fremde, und kamen hernach mit dem verderbteſten Herzen, mit Spott über ihre eigene gefallene Tugend und ohne alle Grundſätze wieder in's Vaterland zurück. So groß mein Zutrauen iſt, das ich zu Theodorn habe: ſo zittere ich dennoch oft, wenn ich hieran denke. Sie ſind in Zukunft der einzige Bekannte um ihn; der ganze übrige Zirkel, in den er tritt, ſind ihm fremde Leute, die er nicht gleich zu beurtheilen weiß und die er erſt ausſtudiren muß. Er iſt geſellig und hält ſich gern an Menſchen. Mit offenbarſchlechten Menſchen wird er zwar gewis nie Gemeinſchaft machen; aber wie, wenn ihn Böſewichter unter der Maske der Tugend täuſchten und an ſich zögen? Ach Rothe, da ſein Sie ihm ja immer zur Seite und ſehen Sie für ihn, wenn er ſich blenden lieſſe. Sie wiſſen beſonders, wie er ſich auf der Stelle gern anſchlieſſen mag, wenn er Simpathie findet. Dieſer einzige Umſtand kann ihm allein ſchon äuſſerſtgefährlich werden. Ein unedler Freund oder eine laſterhafte Freundin, die den Gang ſeiner Seele entdeckten, ſich mit ſeinen Lieblingsideen, die er ſo bald an den Tag zu geben pflegt, familiariſirten und ſich auch für dieſe gleichenthuſiaſtiſchwarm ſtellten, würden hinreichend ſein, ihn völlig unglücklich zu machen. Leiten Sie ihn unaufhörlich bei der Wahl ſeiner Geſellſchafter und ziehen Sie ihn von jedem zurück, der Ihnen im geringſten verdächtig wird. Ihm ſind alle Häuſer offen, wohin er kommt; führen Sie ihn gleich in die edelſten und beſten ein, damit er, wenn ihn nach Menſchen verlangt, nicht auf's Gerathewohl zugreife. Sprechen Sie über alle und jede Gegenſtände nun mit ihm gerade heraus, ohne ſie zu mildern und dadurch den Eindruck zu ſchwächen, welchen ſie auf ihn machen ſollen; die Zeit dazu iſt da. Er muß nun alles wiſſen, alles verſtehen; damit nicht unglückliche Unwiſſenheit den Fall ſeiner Tugend bereite. Rothe, gut, wie die Natur, ſchuldlos, wie der junge Tag, geht er aus meinen Armen; bei allen Stimmen Ihres Gewiſſens, bei jedem Glückſeligkeitsgenuß, den dieſe und jene Welt für Sie haben ſoll — bringen Sie mir ihn einſt ſo gut und ſo ſchuldlos wieder zurück. Sie können dies leiſten; ſo müſſen Sie es auch leiſten. Denken Sie einmal, wie viel ich Ihnen anvertraue! Meinen größten Schatz, mein edelſtes Kleinod, den ganzen Troſt meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für ſein Leben, wie für ſeine Tugend, und für ſeine Tugend, wie für ſein Leben. Eins iſt ſo heilig, als das andere. Beide ſind die einzige Grundlage glückſeliger Zukünfte für ein ganzes Volk. Unausſprechlichviel können Sie verlohren gehen laſſen, aber auch unausſprechlichviel können Sie erhalten und retten. Segen und Fluch können Sie für dies Land ſtiften, wie es kein Menſch weiter ſtiften kann. Winden Sie ſich den ſchönſten der Kränze, den Patriotenkranz; verdienen Sie Fürſten- und Volksdank in höchſter Maſſe,

und

liefern Sie nun noch das Meiſterſtück aller Ihrer Arbeiten an meinem Sohne durch Bewahrung ſeiner Unſchuld und Rechtſchaffenheit in der Fremde. Sie dienen einem Fürſten, aber Sie ſollen auch einſt für Ihre Dienſte fürſtlich belohnt werden.“

Bei dieſen Worten legte Rothe ſeine rechte Hand ſchnell auf ſein Herz, als wenn er ſagen wollte — da ſoll mein **Lohn** ſein ... Fürſt Adolf verſtand ihn kaum, ſo zog er ihn auch ſchon an ſich und drückte ihn weinend lange an ſeine Bruſt. Am allerletzten Tage führte der Vater den Sohn noch einmal ſelbſt in ſeine Einſiedelei und redete ihn daſelbſt unter vier Augen alſo an:

„Hier war es, Theodor, wo du den Unterricht über alle Pflichten und Tugenden des Menſchen empfingſt; hier höre nun auch das letzte noch davon, was dein Vater ſelbſt dir zu ſagen hat. Zwar hat Rothe auf meinen Befehl ſchon mannigfaltig über den Gegenſtand, den ich meine, ſeit einiger Zeit mit dir ſprechen müſſen; aber ich kann nicht umhin, auch als Vater darüber mit dir zu reden. Ich weiß wohl, daß Väter ſonſt gegen ihre Söhne aus einer falſchverſtandenen Beſcheidenheit davon ſchweigen; doch dies iſt wider meine Grundſätze. —

Des Lebens ſüſſeſte und ſanfteſte Glückſeligkeit iſt — die Liebe. Auch für dich wird ſie einſt, nach deinem Temperament zu urtheilen, unnennbare Wonnen haben. Wiſſe aber, daß dieſe ſanfte Freudengeberin oft Tod- und Verderbenſtifterin werde, wenn ſie in das Laſter ausartet, das man die umherſchweifende, unerſättliche Wolluſt nennet. Wollteſt du dich auch nur als Menſch betrachten: ſo müßteſt du dir ſchon das heilige Gelübde thun, dieſe zu fliehen, ſo lange du lebeſt. Kein Laſter zerſtört ſo den ganzen Menſchen, als dies. Die Wolluſt entnervt und verzehrt alle ſeine körperlichen Kräfte; ſie bereitet ihm ein frühes und ein ſchändliches Grab, vergiftet ihn durch und durch, und ziehet ihm ganz abſcheuliche Krankheiten zu. Sie macht aber auch den Menſchen weichlich und zu groſſen Geſchäften des Lebens unaufgelegt; ſie ſchwächt alle Fähigkeiten ſeines Geiſtes und beraubet ihn oft gar der Vernunft; ſie verwüſtet alle Güte, allen Adel ſeines Herzens, benimmt ihm den Geſchmack an den edlern Freuden des Lebens, macht ihn hinterliſtig, untreu, rachſüchtig, grauſam, irreligiös und gottlos. Je früher er ſich ihr ergibt, in deſto furchtbarern Graden richtet ſie alle dieſe Verwüſtungen an ihm an. Wenn ein junger Menſch, wie du, ſolche Läderlichkeiten treibt,

ſo

ſo wächſt er nicht nur nicht vollkommen aus, ſondern er zerſtört auch den ſchönen Umriß ſeiner Geſtalt und alles Ebenmas ſeines Körpers; er untergräbt auf Lebenszeit ſeine Geſundheit, bereitet ſich ein äuſſerſtmühſeliges Alter, gelangt nie zu einer recht vollkommenen Vernunft, bringt ſich um alle Gegenwart des Geiſtes, um alles edlere Feuer bei ſeinem Thun und um richtige Urtheilskraft, und macht ſich unfähig, einſt eine glückliche und zufriedene Ehe zu führen. Ach, mein Theodor, ich muß dir es ſagen, daß dieſe orfrüheten Wollüſte recht eigentlich zu den Sünden dieſes Jahrhunderts gehören. Daher ſo viel jezt umherwankende verbuttete Menſchengeſtalten, an denen weder Proportion noch Simmetrie iſt; daher ſo viel Schwächlinge, ſo viel Greiſe von dreiſſig und vierzig Jahren, ſo viel junge Sterbende; daher ſo viel Dummköpfe und Nichtsnüzer, ſo viel Freudeunempfängliche, Hipochondriſten und Selbſtmörder; daher ſo viel Eheloſe und noch mehr unglückliche Verheurathete; daher ſo viel elende Kinder, die nur in die Welt kommen, um die Mahlzeichen ihrer Väter an der Stirn zu tragen und ein Grab in ihr zu finden. Ach ſollte ich dir alles erzählen, was ich von dieſer Art menſchlicher Ausſchweifungen unſers Zeitalters ſagen könnte: ſo würde dein unſchuldiges Herz erbeben. Wohl dir, daß du noch nichts davon weiſſeſt! Aber du magſt nun in Zukunft auch noch ſo viel davon hören und ſehen: ſo laß dich durch ſchlechte Menſchen nicht dazu verführen. Sieh recht oft an deine liebe, holde Geſtalt, deinen vollkommenen Bau, deine blühende Geſundheit und deine männliche Kraftfülle, und ſuche dir aus Liebe für dich ſelbſt und aus Achtung für Gott und die Tugend dies alles immer zu bewahren. Daß dein Vater kein Wollüſtling war, daß du bis jetzt vor aller Wolluſt bewahrt wurdeſt — daher, Theodor, daher dieſe Vorzüge, welche dich vor Tauſenden deines Geſchlechts und deines Alters ſo auszeichnen. Bleib rein und keuſch in der Fremde und auf deinen Reiſen, wo es ſo unzähligviel Gelegenheiten zu Ausſchweifungen gibt. Kommſt du dann in's Vaterland zurück, ſo wähle dir die edelſte unter allen Töchtern der Menſchen und ſei verſichert, ſie reicht dir ihre Hand und du findeſt in ihren Armen eine Seligkeit, wie ſie dir die ganze Welt nicht geben mag. Kein Menſch ſoll dir dabei Vorſchriften machen; verlaß dich auf mich. Du ſelbſt ſollſt dir dein Weib wählen. O wie wirſt du dann dich dafür ſegnen, daß du ein tugendhafter Jüngling bliebſt! — — Erwägeſt du aber vollends, daß du nicht nur Menſch biſt, ſondern auch Fürſt werden ſolleſt: o Theodor, um wie viel mehr muſſt du aller Wolluſt dein Herz verſchlieſſen! Denke doch, ein Fürſt ſoll ja ein ſehr weiſer, guter und thätiger Menſch ſein. Wie kann er dies ſein, wenn er ein Wollüſtling iſt? Die Wolluſt macht ja dumm, träge und ſchlecht. Ich ſagte dir vorhin, daß die frühern Wollüſte ein Laſter unſerer Zeiten wären. Glaube ja nicht, daß ich damit die heutigen Hirten, Bauern und Taglöhner meinte. Es iſt eine Schande für die vornehmern Stände, daß ſie es eigentlich ſind, die jener Vorwurf am meiſten trift. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß ſchon ein Schüler aus dem Bürgerſtande den andern gewiſſe Lüderlichkeiten lehret, die der Menſch allein begehen kann. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß der Edelknabe, wenn er ſchon ein Mädchen verführt, wohl den Beifall ſeines gnädigen Vaters dafür empfängt. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß man, wenn ein Prinz von deinen Jahren ſchon in allen Wollüſten geübt erſcheint, blos die kleine Anmerkung, ohne weiter darauf zu achten, dabei mache, daß er ein junger Herr von vielem Feuer ſei ... So weit ſind wir geſunken — ſo ſind die Begriffe von Galanterie und ritterlicher Tugend entartet! Sonſt war es Rittertugend, daß der Jüngling nahe am Mannesalter das verführte Mädchen in Schutz nahm und rettete; jetzt iſt's oft Rittertugend, daß der Jüngling noch nahe am Knabenalter das ruhig dahinhüpfende Mädchen erhaſche und ihre Unſchuld verderbe. Freudig, als hätten ſie edle Thaten verrichtet, erzählt einer dem andern die ihm gelungenen Verführungen, ſpottet über Unbeflecktheit und Tugend, und iſt ſtolz auf die Zahl ſeiner ſchändlichen Siege. Das iſt ſchrecklich, mein lieber Theodor, **wenn man im Laſter ſogar ſeine Ehre ſucht.** Du glaubſt jetzt vielleicht nicht, daß dies **von einem vernünftigen Weſen** geſchehen könne; aber von nun an wirſt du häufige Erfahrungen hievon machen. Man hat ſich daran gewöhnt, den noch unbärtigen Jüngling jetzt ſchon verblühet, kalkfarben und entnervt zu ſehen. Man rechnet die frühere Wolluſt zur freiern Lebensart, zum feinern Ton und zur groſſen Welt. Man nennet es Modekrankheit, wenn ein junger Menſch zwiſchen funfzehn und zwanzig Jahren ſchon unter die Hände des Feldſcheers geräth. Schaudere, ſchaudere du lieber junger Unverderbter, ſo oft du hievon höreſt, und denke, daß unter allen Jünglingen ein Prinz zur Regierung beſtimmt, wie du, mit ſeinem Herzen gegen die herrſchenden Wollüſte den unverbrüchlichſten Bund aufrichten müſſe. Schäme dich in der Seele eines jeden Niederträchtigen, der in Zukunft frech genug iſt, dir den verfluchten Gedanken vorzuſpiegeln, daß es einem jungen Herrn vom Stande weder zum Verbrechen, noch zum Schimpf angerechnet werde, wenn er nie ohne Liebesintrigen iſt, und daß Prinzen es frei haben, umherzubuhlen. Das giebt Fürſten von der erbärmlichſten Klaſſe, wenn ſie als Prinzen dieſen verführeriſchen Eingebungen Folge leiſten. Mit einem Kopf, der alle Geiſtesſtärke verlohren hat, mit einem Herzen, in welchem jedes edlere Gefühl erloſchen iſt, erſchöpft auf allen Seiten, unfähig zu herrſchen, beſteigen ſie dann ihren Stuhl, täuſchen die Völker und ſind kaum im Stande ihr Geſchlecht fortzupflanzen oder zwingen in ihrem ſchwächlichen Sohne der Nation einen noch elendern Stuhlſolger auf. O wie ſchändlich werden dadurch die Völker für ihre Gutherzigkeit belohnt, mit welcher ſie zugaben, daß ihnen die Fürſten gebohren werden durften! Nicht ſo du, mein Einziger! Du biſt der erſte unter den Jünglingen im Lande; bleib auch der unbefleckteſte unter ihnen. Halte alle deine Leibes- und Seelenkräfte beiſammen und wende ſie blos dazu an, dich erſt recht vollkommen auszubilden. Wenn Gott dann einſt mich von hinnen ruft und du trittſt die Regierung an, wie wirſt du der Segen und die Freude deines Volks ſein! Du wirſt nicht nur ſelbſt regieren, ſondern auch lange regieren. Dein Mannesalter wird das genusvolleſte, das heiterſte und thätigſte ſein, und deine in den Jünglingsjahren aufgeſparten Kräfte werden dir auch das Greiſenalter noch froh und glücklich machen. Dann erzieheſt du deinen Sohn wieder, wie ich dich erzog, und er regiert dann auch einſt ſelbſt und lange, wie du. Sieh, wie das Heil eines kleinen Jahrhunderts für eine ganze Nation darauf beruhet, daß du ein edler Jüngling bleibeſt; — ich bitte dich bei allen Säuglingen und Embrionen dieſes Landes, die dich einſt, wenn ich nicht mehr bin, Fürſt und Vater rufen werden, ſchreib dieſen Gedanken ſo tief in dein Herz ein, daß ihn die vereinigte Verführung aller Buhler und Buhlerinnen nie darin wieder auslöſchen können . . . Theodor, es gibt abſcheuliche Kreaturen unter dem weiblichen Geſchlecht, die ganz den Karakter deſſelben, die Sanftheit, Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit verleugnen. Sie ſind die Peſt der Jünglinge. An ihrem Aufzuge ſchon, noch mehr an ihren Blicken und Minen kannſt du ſie erkennen. Verabſcheue ſie allenthalben als den Auswurf der Welt ... Und nun höre noch das allerletzte über dieſen für Fürſten ſo äuſſerſtwichtigen Gegenſtand. Sei nicht nur Feind der Wolluſt als Erbprinz, bleib es auch zeitlebens als Fürſt. Gar zu gern mögte ich dir die Folgen davon für ein Land, deſſen Fürſt ein Wollüſtling iſt, recht lebhaft ſchildern, weil ſie ſo in's Schrecklichgroſſe gehen, und weil die Geſchichten der Völker — allen Huld- und Schutzgöttern ſei's geklagt — hie und da ſo voll davon ſind. Ein Fürſt Wollüſtling hat weder Kraft, noch Luſt, noch Zeit, ſelbſt zu regieren. Nichts kontraſtirt ſo unerhört, als — die gänzliche **Verweichlichung durch wollüſtige Ueppigkeiten** und die **unermüdete Thätigkeit**, welche **ſchlechterdings ein Regent** beſitzen ſoll. Es iſt unmöglich, daß beides in einem Menſchen beiſammen ſein könne; ebenſo unmöglich, als daß ein und derſelbe Menſch zugleich weiſe und dumm, gut und ſchlecht, Gottesverehrer und Gottesleugner zugleich ſein könne. Nun frage dich aber einmal, wozu iſt ein ſolcher Fürſt da, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt es nicht eine Sünde vom erſten Range, alle fürſtliche **Vor**rechte zu genieſſen und — *ſeine fürſtliche Schuldigkeit nicht zu thun*? Iſt dies damit gerechtfertigt, wenn es heiſſt, daß die Räthe und Diener alles beſorgen? Nun, wenn es hieran genug iſt, ſo braucht die Nation ja keinen Fürſten, ſondern nur Räthe und Diener; wozu denn alſo er weiter? Soll er etwa nur da ſtehen, wie ein Heiligenbild, wie ein Schutzpatron von Leinwand oder Stein, vor dem zuweilen das Volk auf die Kniee fällt, ohne daß er eine Bewegung dazu macht? Wahrlich, ein koſtbares Heiligenbild, ein theurer Schutzpatron, dem man eben nicht nöthig hätte, ein ſo groſſes ſchönes Schlos zur Reſidenz einzuräumen und ihn täglich mit dem Fett des Landes zu bewirthen, ſondern der ebenſogut in jeder Hütte ſtehen und da ſo lange mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen könnte, bis ihn die Luſt nach Fleiſch und Wein anwandelte und ihn antriebe, ſich es auch in der Welt ſauer werden zu laſſen und ſich von ſeiner Hände Arbeit zu nähren. Theodor, es iſt eine unmenſchliche Zumuthung, daß eine ganze Nation ſich vom Morgen bis zum Abend tagtäglich in allen Geſchäften und Mühſeligkeiten des Lebens herumtummeln müſſe; während daß der Mann, den ſie mit allen Gütern und Freudengenüſſen in Ueberflus ſegnet, da hochoben auf dem Schloſſe ſitzt und — nichts thut. Wie muß jedem Bauer hinter dem Pfluge, jedem

Schmiede bei der Eſſe, jedem Weber auf dem Stuhle, jedem Kaufmanne im Komtoir, jedem Diener bei ſeinen Geſchäften zu Muthe werden, wenn er, ſo oft er an ſeinen Fürſten denkt, weiter nichts denken kann, als — jezt liegt er auf dem Sofa und ruhet von ſeinen Wollüſten — oder jezt guckt er zum Fenſter heraus und ſieht, wie wir arbeiten? Wenn ihm auch keiner von ihnen allen einen lauten Vorwurf macht, kann er noch Anſprüche auf einiges Ehrgefühl haben, ohne ſich dieſe Vorwürfe ſelbſt zu machen? Und wie geht es denn nun im Lande zu, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt das etwa auch eine Unterthanenpflicht, hiermit zufrieden zu ſein? Oder wenn Bürger und Bauern darüber klagen, daß es nicht ſo zugehe, wie es zugehen ſolle, wer hört ihre Klagen, wer hilft ſelbigen ab? Er, der Fürſt etwa? O Theodor, ein Fürſt Wollüſtling hat auch ferner keine Liebe zu Land und Leuten. Die Buhlerinnen haben ſein Herz ſeinem Volke entwendet. In ihren Armen durch Uebergenuß der gröbſten ſinnlichen Freuden abgeſtumpft, hat er keine Empfänglichkeit mehr für irgend eine der geiſtigen Freuden, am allerwenigſten für die Freuden der Menſchenbeglückung und des Patriotiſmus. Das edle, ſanfte und reine Feuer, welches nur in ſchöne

Thaten ausbricht, iſt in ſeinem Buſen zu einer wilden und brauſenden Flamme ausgeartet, welche nichts, als thieriſche Abkühlungen, ihn begehren macht. In derſelben Maſſe, in welcher er gegen die Buhlerei zärtlich und ſchmelzend iſt, iſt er gegen ſeine Unterthanen grauſam. Reine, heilige Liebe nur macht ſanft und ſtärkt uns im allgemeinen Wohlwollen gegen die Menſchheit; nimmerſatte, umherſchweifende Wolluſt aber härtet ab und erſtickt endlich jedes menſchliche Gefühl. Die Geſchichte iſt voll von dergleichen Beiſpielen, daß Wolluſt und Unmenſchlichkeit, thieriſche Geilheit und thieriſcher Blutdurſt größtentheils bei einander waren; und ſo oft ſie uns einen Erzwollüſtling auf dem Throne ſehen läſſt, zeiget ſie uns auch in ihm den Tirannen. Man weiß es, daß es keine ärgere Tirannen gebe, als Sklaven, wenn ſie Herrſcher werden. Iſt nun ein Fürſt **Sklave der Wolluſt**: ſo wird er **Tirann** ſeines **Volks**, um ſich für die Ketten ſchadlos zu halten, an die ihn die Buhlerinnen ſchmieden. Gelingt es einer derſelben, ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen: ſo muß er thun, wie ſie will. Alsdann aber nimmt die Volks- und Vaterlandsſache oft einen fürchterlichen Gang. Es iſt nun nicht mehr die Weisheit und **Gnade des Fürſten**, ſondern die Gunſt ſeiner

Maitreſſe, von der das Wohl und Weh des Landes abhangt. Sie verleidet ihm, wenn ſie es für rathſam für ſich hält, Land und Leute, flößt ihm einen Eckel für alles ein, was ſich von der Nation herſchreibt, entfernt jeden Rechtſchaffenen von ihm, avancirt ihre Kreaturen zu Räthen und Miniſtern, und hat auf die wichtigſten Staatsangelegenheiten den wichtigſten Einfluß. Iſt ſie ſtolz, ſo wird jeder ihr Opfer, der ſich nicht tief genug vor ihr beugt. Iſt ſie grauſam, ſo iſt keiner ſeines Lebens und ſeiner Freiheit ſicher, der ihr auch nur durch einen Blick ſeine Verachtung äuſſert oder jemals einer ihrer Abſichten entgegen war. Iſt ſie habſüchtig, ſo bereichert ſie ſich auf Unkoſten des Landes, nimmt Banknoten, Güter und Schlöſſer von ihm in Empfang, hilft Recht und Gerechtigkeit mit den Miniſtern um baares Geld, und die öffentlichen Aemter, geiſtliche und weltliche Dienſte an die Meiſtbietenden verkaufen, und die zuſammengeſetzte Freigebigkeit des Fürſten und des Volks vermag ſie nicht zu ſättigen. Iſt ſie ſchwelgeriſch, ſo kann der Aufwand nie prächtig genug ſein, den ihr erhabener Sklave für ſie macht; die fürſtliche Kaſſe wird erſchöpft, die gewöhnlichen Kammereinkünfte reichen nicht mehr zu; man macht eine neue Auflage über die andere auf die arbeitſamſten, genügſamſten Volksſtände; die Unterthanen werden geplündert, das Land verſchuldet, und — dies alles eines Weibes wegen, in deſſen Buſen jedes edlere Gefühl ihres Geſchlechts erloſchen iſt. Die rechtmäſſige Gemahlin hat unterdeſſen die Wahl, ob ſie Selbſtverleugnung in dem unerträglichſten Grade ausüben und die erſte Hofdame ihrer Nebenbuhlerin machen, oder ob ſie in irgend einem entfernten alten verfallenen Burgſchloſſe verſtoſſen und vergeſſen leben und in die Seufzer ihres Vols ſeufzen will. Ihrer Würde zu ſehr bewuſſt, wählt ſie das leztere, härmt ſich zu Grabe oder wird mit einer guten Doſis Opium aus der Welt geſchaft. Oft iſt ſo ein Fürſt noch obendrein unbeſtändig in den Gegenſtänden ſeiner Wolluſt; denn wenn er die Gemahlin gegen Maitreſſe vertauſchen konnte: ſo wird er noch leichter Maitreſſe gegen Maitreſſe vertauſchen. Alsdann iſt das Elend ſeines Landes unüberſehbar. Jede dieſer feilen Kreaturen ſieht es vorher, daß ihre Herrſchaft über ihn öchſtens einige Jahre dauern werde und ſucht ieſe Zeit recht zu benutzen. Jede derſelben beeichert ſich in der Geſchwindigkeit, ſo gut ſie ann, um hernach, wenn ſie bei Nacht und Neel das Land räumen muß, in einer entfernten Provinz die Herrlichkeit ihres Lebens fortſetzen und des erhabenen Verſchwenders ſpotten zu können. Mit dem Hervortritt und mit der Wiederverſchwindung jeder derſelben leiden der Hof, die Dienerſchaft, die Regierungsart und oft der ganze Volkszuſtand die gröſſeſten Erſchütterungen. Eine neue Maitreſſe — neue Kabalen, neue Geheimeräthe, neuer Ton bei Hofe, neue Lieblingsvergnügungen des Fürſten, neue Plane und Anſtalten im Lande; denn wie ſollte ſie von der Bahn, die ihre Vorgängerin gemacht hat, auch nur eine Fusſtapfe übrig laſſen, ohne ſie auszulöſchen? Wie ſollte ſie nicht jede der gehabten Einwirkungen derſelben zu zerſtören und ihr ganzes Andenken für den Fürſten zu vernichten ſuchen? Iſt es auch möglich, daß es bei ſolchen immerwiederholten Gährungen im Lande jemals zu einem feſten Bodenſatz kommen und daß unter dieſen unaufhörlichen Veränderungen das Wohl der Nation zu einiger Vollkommenheit gedeihen möge? Iſt es nicht ſchon traurig, wenn der Diener des Staats nicht durch treue Verwaltung ſeines Amts, ſondern durch die Gnade der Buhlerin ſich der Gunſt ſeines Fürſten zu verſichern ſuchen muß? Iſt's nicht aber noch dreimal trauriger, wenn er mit jedem Morgen erſt nach der Hoffahne ſehen muß, ob der Wind noch ebendaher komme, woher er geſtern kam, und wenn er ſo auf der Stelle mit jeder Veränderung des Gegenſtandes der Wollüſte ſeines Fürſten in Unſicherheit ſeines Dienſtes ſchwebt? Kann man von einem Diener auch wohl erwarten, daß er treu und redlich dienen werde, wenn er nicht ſicher dient? Wer leidet aber unter der Unredlichkeit und Pflichtvergeſſenheit der Diener am meiſten — iſt's nicht das Volk? Und was für eine ſchwankende, elende Lage entſteht dadurch für ein Land, wenn jetzt dieſe oder jene Veranſtaltungen darin angefangen, eine Zeit lang mit gröſtem Eifer betrieben, dann wieder abgebrochen, zerſtört, neue angefangen, dieſe wieder eine Weile gleicheifrig fortgeſetzt, wieder aufgegeben, dann abermals neue getroffen werden u. ſ. w.? Sind die Familien auch zu zählen, die von Zeit zu Zeit dadurch unglücklich gemacht, aufgeopfert oder aus em Lande getrieben werden? Müſſen nicht Sitten, Lebensart und Karakter des Volks alles igenthümliche und nationale verliehren und ein Miſchmaſch von den entgegengeſetzteſten Ingreienzien werden? Ein Land, das einen unſtäen, veränderlichen Wollüſtling auch nur ehn Jahre zum Fürſten hat, iſt eben ſo übel aran, als wenn es in den zehn Jahren fünf, chs Fürſten hinter einander gehabt hätte, die alle Verſchwender und zwar Verſchwender von ganz verſchiedener Art geweſen wären. Jetzt beherrſcht ihn z. E. eine Maitreſſe, die eine Freundin von der Jagd iſt. Sogleich wird das Jagdweſen auf einen recht glänzenden Fuß geſtellt; Hunde, Pferde, Jäger, Gewehre werden in gröſter Uebermaſſe angeſchaft und auf die öffentlichen Hetzen wird ein heilloſer Aufwand gemacht. Bald darauf beſiegt ſein Herz eine andere feile Donna, die ſchöne groſſe Soldaten gern zu Hunderten bei einander ſieht. Alsbald werden Leibkompagnien von lauter zwölfzölligten Männern und Jünglingen errichtet, die man im Lande mit Gewalt zuſammengreift, auſſerhalb Landes für ſchweres Geld anwirbt, prächtig montirt und reichlich in Gage ſetzt. So, wie ſie fällt, ſind ein Paar Kompagnieen Bettler und Diebe mehr im Lande. Ihre Nachfolgerin, welche ſie verdrängt, hört gern Koncerte. Stehendes Fuſſes wird eine pompöſe Kapelle formirt; Kaſtraten und Virtuoſen werden verſchrieben, Komponiſten werden berufen, Inſtrumente herbeigeſchaft und einige Regierungsjahre vergeiget und verflötet. Die Blondine war muſikaliſch — die folgende Brunette aber hangt mit Enthuſiasmus an Schauſpiel und Maſkerade. Nun werden prächtige Schauſpielhäuſer erbauet,

Komödianten engagirt, Redouten gegeben u. ſ. w.
Und — an allem dieſen unnützen, vor Gott und
Menſchen unverantwortlichen Aufwande iſt
Schuld — **die Wolluſt des Fürſten** . . Und
— allen dieſen unnützen, vor Gott und Men-
hen unverantwortlichen Aufwand bezahlt —
in armes; arbeitſames, geplagtes Volk . . .
rſchrick und erbebe, mein ſchuldloſer, guther-
ger Theoder vor einem Laſter, das jeden ver-
bt, den es ergreift, und das um ſo ſchreckli-
res Verderben ſtiftet, je wichtiger der Menſch
den es ergreift. Ergibt ſich ihm der **Haus-**
er, der Bürger: ſo macht er ſeine Familie
urch elend. Des Fürſten Familie iſt ſein
k. Ergibt ſich ihm ein Fürſt: ſo macht er,
Landesvater, ſein ganzes Volk elend. Auf
s für einem abſcheulichen Ton muß ſein Hof
en, wenn er mit ſolchen Beiſpielen an den
atagen an der Spitze deſſelben erſcheint!
muß der wollüſtige Ton ſeines Hofes bald
Geſellſchafts- und Hauston in den vorneh-
n Familien der Reſidenz werden! Wie müſ-
Leichtſinn und Ueppigkeit, Verführung der
huld und Zerreiſſung der ehelichen Bande
n Augen der ganzen Nation bald zuläſſige
nterieen, nichtsbedeutende Kleinigkeiten
gar Modeton werden! Welche abſcheuliche

Ein-

Einflüſſe muß dies auf die Edukation haben! Was für eine verworfene Generation muß es werden, die unter einem ſolchen Fürſten und unter ſolchen Beiſpielen auf allen Seiten erwächſt! Ein Fürſt Wollüſtling und ein **privilegirter Räuber der weiblichen Tugend** ſind in einem Lande gleich fürchterlich. Vor ihm iſt der Mann ſeines Weibes nicht ſicher, und die Mutter nicht ihrer Tochter. So, wie ſein buhlender Blick ſich auf die eine oder die andere richtet, und ſein laſterhaftes Herz in wilde Flamme für ſie geräth, ſchleppt er ſie auf ſein Schloß; wer will ihm widerſtehen? Und findet er Widerſtand: ſo verwandelt ſich ſeine Wolluſt in Rachgier; die Rachgier des Fürſten aber ſtiftet Verderben und Tod. Wehe dem Redlichen, der ihm in den Weg tritt und ihm die Schwärze ſeines Herzens vorhalten will! Er wird ihn haſſen, verfolgen, in Banden werfen, und zum Schafot führen laſſen. **Wahre Religion** kann ſchlechterdings nicht mit ſeiner moraliſchen Verderbtheit beſtehen. Entweder völlige Irreligion wird ihn beherrſchen, oder er wird dem ſinnloſeſten Aberglauben ergeben ſein. Dieſer iſt nach ſeinem Geſchmack; denn er kann ihn mit ſeinen Wollüſten verbinden. Sein Herz kann dabei bleiben, wie es iſt, und er braucht nur die heiligen Aeuſſerlichkeiten mitzumachen;

dieſe machen alle ſeine Ausſchweifungen wieder gut. Erſt ein Tete a tete der ſchönen Buhlerin Marie, und dann ein Tete a tete der Mutter Gottes Marie — **beide ſind ein Paar Marien** — und ſo iſt alles wieder abgemacht. Das wirſt du oft finden, daß die wollüſtigſten Fürſten die bigotteſten ſind. Schon unter den Privatperſonen iſt es ſo Mode, daß man ſeine Ausſchweifungen mit dem Mantel des äuſſerlichen Gottesdienſtes bedeckt; wie vielmehr unter den Fürſten! Dieſe müſſen es um ſo mehr thun, **weil alsdann die Kleriſei zu ihren Wollüſten am erſten ſchweigt.** Statt, daß ein Nathan nach dem andern zu ihnen gehen, und, wie es Schuldigkeit iſt, den Bußprediger bei ihnen machen ſollte, heiſſt es — unſer **Fürſt hat zwar auch menſchliche Schwachheiten aber — er hat doch Religion** … Und wenn auch hie und da ein Fürſt Wollüſtling irreligiös oder gar Atheiſt wäre, zulezt, wenn die Laufbahn der Leidenſchaft geſchloſſen iſt, werden ſie alle bigott. Das iſt die allernatürlichſte Wendung, welche ein wollüſtiges Herz nur nehmen kann. Die Stürme der Leidenſchaft betäubten ſie bisher, daß ſie keinen Zuruf des Gewiſſens vernehmen konnten. Nun iſt Stille — nun hören ſie den innern Richter. Was zu

thun?

thun? Nun Andachtsbücher, nun Betbänkchen, nun Krucifixe her! An Geiſtlichen fehlt es nicht, welche nun dasjenige auf die Wirkung der Gnade an ihnen rechnen, was im Grunde blos Folge der erſchöpften Natur iſt; die in dem allereinfachſten Gange des menſchlichen Herzens eine ſehr wundervolle Bekehrungsgeſchichte erblicken und — die Ehre davon nun ihren geiſtlichen Zuſprüchen und Predigten zuſchreiben. Ob denn dieſe Leute nie klug werden und bemerken, daß dies jederzeit das Final der Wolluſt iſt? Ob ſie nicht einſehen, daß die ganze Bekehrung ihres gnädigſten Herrn einem Feuerzeuge ähnlich ſehe, worin zwar Stahl und Stein noch befindlich ſind, der Zunder aber fehlt? Kurz — dies iſt der ganze Lebenslauf ſo eines Fürſten — **in der Jugend ein Wollüſtling, im Alter ein Andächtler.** Ein brillanter Lebenslauf! Das heiſſt mit andern Worten — **in der Jugend ein Sünder, im Alter ein Thor** ... Wahr iſt es leider, daß ſolche Fürſten durch die Ungebundenheit am Geſetze, welche ſie ſich träumen, und durch eine eingebildete Freiheit, thun zu können, was ſie wollen, worin ſie niemand ſtöret, zu ſo einem ausſchweifenden Leben verleitet werden! Wahr iſt es leider ebenfalls, daß die Nationen oft gutmüthig dazu ſchweigen! Aber

Theodor — frage dein eigenes Herz, ob es nicht unter alle Würde eines Fürſten ſei, ein offenbares Laſter, ein ganzes zügelloſes Leben öffentlich und im Angeſicht ſeines ganzen Volks zu führen und auszuüben. Iſt es denn genug, daß es dem Fürſten, als oberſten Richter, blos an einem Richterſtuhl im Lande fehlt, vor welchen er gefordert werden könne? Iſt es genug, daß es niemand wagt, über ſeine Ausſchweifungen ihn laut zu admoniren? Sieht er denn das ermahnende Achſelzucken der Weiſen ſeines Volks, ſieht er das verdammende Kopfſchütteln der Patrioten nicht? O Theodor, mein Einziger, lebe ſo, daß einſt keiner deiner Weiſen über dich die Achſeln zucke und keiner deiner Patrioten über dich den Kopf ſchüttele! Fliehe die Wolluſt als Prinz, fliehe ſie als Fürſt; und ergib dich nie einem Laſter, das die Geſetze ſtrafen, das du am Unterthan ſtrafen mußt, und das, wenn weder die Geſetze, noch du, es ſtrafen können, im Fall daß es im Verborgenen geſchieht, die Natur ſogar beſtraft. Sieh, wie ich dich liebe! Wie würde ich dich aber ſterbend noch ſo lieben können, wenn ich in dieſer Welt noch hörte, daß du ein Wollüſtling geworden wäreſt! Und wie würde ich dich liebend einſt wiederſehen können, wenn du in jener Welt als ein geweſener üppiger Fürſt, als ein ehemaliger Unzuchtſklave auf dem Regentenſtuhl mir begegneteſt! Ach dich treffe nie der Fluch der Welt und dein eigener Fluch — dich treffe nie der Fluch der Zeit und der Fluch der Ewigkeit! Komm, lege deine Bruſt an die meinige und gib mir den herzlichſten der Sohnesküſſe darauf, den du mir jemals gabſt, daß du — — —

Hier entzog die Wehmuth dem edlen Vater die Stimme. Theodor, mit thränenvollen Augen und mit heftigpochendem Herzen wand ſich ſo um ihn her, daß Bruſt gegen Bruſt lag. Sein Herz ſchlug immer ſtärker. Endlich ſtammlete er — **So rein, wie dieſe Schläge, ſei auch der letzte Schlag!**

Nun, hub der Fürſt an, ſo ſei der Gott deiner Väter mit dir und ſegne dich! Gehe nun — ſammle Schätze der höhern Weisheit — denke immer an uns und bleib rein und gut!

Nahe am Ausgange des Gartens wartete Ulrike. Als ſie den Vater und den Sohn Hand in Hand auf ſich zu kommen ſah, ging ſie ihnen entgegen, küſſte Theodorn minutenlang, gab ihm ihr Bild in einer Doſe, wofür ſie die Liſte ſeiner Armen von ihm zurückempfing, und ſprach — **Lebewohl und werde ein edler Mann!**

Vor dem Garten hielt der Wagen des Fürſten. Adolf ſprach in dem letzten Augenblick noch zu Rothen — Rechtſchaffener, vertritt ganz meine Stelle, ſetzte ſich mit Ulriken ein und ließ ſchnell zufahren. Rothe führte Theodorn, der in der zärtlichſten Gemüthsbewegung war, ſogleich in einen labirinthiſchen Gang des Gartens zurück und unterhielt ihn da mit den Freuden des Wiederſehens ſeiner Eltern.

Die ſämtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch deſſelben Tages, um auf ihren Herrn die letzten Blicke zu heften. Es war, als wollten ſie ſich alle ſein Bild noch einmal Zug für Zug ſo eindrücken, daß ſie, wenn ſie ihn einſt wiederſähen, auf die Linie beſtimmen könnten, ob und wie er ſich verändert hätte; ſo ſtarrten ſie ihn an. Theodor, der dies bemerkte und ihre Augen voll Thränen dabei erblickte, war männlicher, als ſie alle, tröſtete ſie über ſeine Entfernung und entließ ſie mit den Worten: „ich komme wieder und bleibe dann bei euch. Ein Fürſt kann nie klug und gut genug werden; darum laſſet mich immer wandern. Es iſt beſorgt, daß es euch während meiner Abweſenheit wohlgehe; und wenn ich wiederkomme, ſoll es euch noch beſſer gehen. Ich wünſche, daß ich euch alle wiederfinde. Sehet mich nur recht an; zählet alle die Geſichtszüge an mir, die die Güte meines Herzens gegen euch und gegen alle Menſchen ausdrücken; es ſoll unterdeſſen keiner an mir verwachſen oder verlohren gehen." Rothe hatte bemerkt, daß der Prinz noch einmal, wie es ſchon ſpät am Abend war, ſchnell nach der Einſiedelei gegangen war, als wenn er daſelbſt etwas vergeſſen hätte. Der Prinz feierte zum letztenmale den Sonnenaufgang auf dem Altan und begab ſich darauf mit Rothen auf die Reiſe. Das ganze Gefolge beſtand in Schmidt und einem Jäger, den Fürſt Adolf als einen ſehr geſetzten und ihm ergebenen Manne noch beſonders zu ſeiner und Rothens Bedienung in der Fremde beſtimmt hatte.

Theodor war in dem Ländchen ſeines Vaters, wo die Akademie war, noch nie geweſen. Die Erwartungen von ihm konnten daher nirgends größer und ſehnlicher ſein, als hier. Kaum hieß es, daß der Prinz angekommen ſei: ſo drängte ſich alles, ihn zu ſehen. Wo er in der erſten Zeit ging und ſtand, da umringten ihn Menſchen aus allen Ständen. Seine Beſcheidenheit, Offenherzigkeit, Natürlichkeit und herablaſſende Güte gewannen ihm hier ebenſo bald alle Herzen, wie im Vaterlande, und er ward im kurzen der allgemeine Gegenſtand der Achtung und Liebe. Beſonders merkten Bürger und Bauern bald, wen ſie an ihm hätten. Theodor fand ſich leichter in die Entfernung von ſeinen Eltern, als man gedacht. Rothe, an dem er ſo von Jugend auf mit ganzer Seele zu hangen gelernt hatte, und an den er ſich nun noch feſter anſchloß, war der Mann, deſſen Anblick und Umgang ihn erheiterte. Mit ſeiner Mutter unterhielt er eine vertraute Korreſpondenz, die für ihn ſehr nützlich war. Dieſe vortrefliche Frau benutzte ihre Briefe dazu, ihm alle die ſanften und rührenden Lehren nun mitzutheilen, welche ſie aus mütterlicher Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit ihm mündlich nicht geben mögen. Als er das erſte Schreiben von ihr empfing, ſchien er in eine ſehr ſtarke Rührung zu gerathen und ſtellte gleich darauf ihre Silhouette vor ſeinem gewöhnlichen Sitz auf. Neben derſelben hing Tages darauf — die Silhouette der Herzog. Rothe, als er dieſe erblickte, ward frapirt, und hatte nun die Erklärung von des Prinzen ſchnellem Gange am letzten Abend zur Einſiedelei. Theodor, als er ſeinen Freund in einer Art von Verlegenheit darüber ſah, verſetzte: „ich habe die Herzog aus zwei Urſachen mitgenommen;

einmal, damit ihr Anblick ihr Andenken noch öfter in mir erneuere und ich ſo eine Stütze für meine Unſchuld und Tugend mehr haben möge; und dann, damit ich, ſo oft ich aus weiblicher Geſellſchaft nach Hauſe komme, die Frauenzimmer, welche ich geſprochen, mit ihr meſſen und den Grad ihres Werths daraus beſtimmen könne, in wie fern ſie ihr ähnlich ſind, oder nicht.

Den ſtärkſten Umgang hatte der Prinz mit den Profeſſoren der Akademie, unter welchen ſehr vortrefliche Männer waren. Es ſchloß ſich bald ein kleiner Zirkel derſelben, in welchem er wöchentlich einigemal viel Unterricht und Freude genoß. Ebenſo war er auch oft in den beſten Häuſern des Orts, und ſtimmte bei der Auswahl derſelben gern und zuverſichtlich in die Meinung ſeines wackern Erziehers ein. Unter den öffentlichen Zuſammenkünften war ihm das Koncert die liebſte, welches daſelbſt ſeit einigen Jahren ſchon errichtet war und ſich vortreflich beſetzt befand. Die Natur war in dieſer Gegend nicht minder ſchön, als in ſeinem Vaterlande, und gewährte daher nach, wie vor, ſeinem Geiſte viel Erhebung. Ein fürſtliches Schlos gab es nicht in der akademiſchen Stadt, ſondern er wohnte in einem Privathauſe; in einer kleinen Entfernung aber war ein ſchönes Landhaus ſeines

nes Vaters, wo er häufig die ländlichen Freuden genoß. Fürſt Adolf hatte Rothen ein- für allemal eine immergeltende Anweiſung auf ſeine dortigen Revenüen gegeben, worauf er davon ſo viel ziehen konnte, als er wollte. Theodor aber, gewohnt, wenig Aufwand zu machen, blieb auch hier ſeinen Grundſätzen getreu. Er hielt einige Reutpferde, hatte oft Privatkoncert bei ſich, ſpielte gar nicht, kleidete ſich ferner ſimpel und gab ſein meiſtes Geld an Wohlthaten aus. Der Ton, auf welchem damals die daſigen Studenten ſtanden, als er auf die Akademie kam, war eben nicht der edelſte, und misfiel ihm, ohne daß Rothe erſt nöthig hatte, ihm Widerwillen dagegen einzuflöſſen. Die Profeſſoren ſelbſt beklagten ſich darüber häufig gegen ihn, ſetzten aber hinzu, daß ſie mit allen ihren Bemühungen die Sache ſeither nicht hätten abändern können, weil der gröſſeſte Theil der Studenten Fremde wären, welche nach geſchehenen Einſchränkungen, die das Anſehen eines Zwangs hätten, die Akademie verlaſſen und die Hörſäle in Leere verſetzen würden. „Ihr Beiſpiel, mein Prinz, ſprach ein ſehr wackerer Mann unter ſelbigen, wird mehr leiſten können, als wir Profeſſoren alle zuſammen mit unſern Bitten, Ermahnungen und Verboten.“ Dieſer praktiſche Weiſe hatte Wahrheit

heit geſprochen. Theodor war noch kein ganzes Jahr daſelbſt, als ſich der Ton der jungen Leute ſchon ſehr umgeſtimmt hatte. Das Schwelgen ließ nach; die Raufereien hatten ein Ende; die Sitten wurden feiner; man ſtudirte wackerer. Die reichern Fremden, welche ſeither in ihrer Kleidung die albernſten unmännlichen Moden befolgt hatten, kehrten zur Simplicität und Natürlichkeit in ihrem ganzen Aufzuge zurück. Theodorn machte dies viel Freude; und er ging nun mit den geſittetſten unter ihnen um; wodurch die übrigen noch mehr gereitzt wurden, auch nachzuahmen, um dadurch der Ehre ſeines Umgangs werth zu werden. Die Studien, welche der Prinz auf dieſer erſten Akademie, die er beſuchte, betrieb, waren von ſeinem Vater ſelbſt beſtimmt worden, und beſtanden in Philoſophie, die er beſonders mit Eifer ſtudieren ſollte, in phyſikaliſchen, ſtatiſtiſchen und kameral-Kenntniſſen, und in den ſchönen Wiſſenſchaften, wozu noch die Sprachübungen kamen. An eigentliche Jurisprudenz ward noch nicht gedacht. Rothe empfand über den unermüdeten Fleiß des Prinzen überaus viel Zufriedenheit, und hatte auch nie Urſache auf den übrigen Seiten ſeines Geſchmacks, ſeines Betragens und ſeines Lebens wegen unwillig zu werden; weil der Prinz ſich weder eine

Ausſchweifung noch auch nur jugendlichen Leichtſinn erlaubte. Der Karakter deſſelben ward nun vielmehr mit jedem Tage völligmännlicher und geſetzter.

Nachdem Theodor die zwei beſtimmten Jahre auf dieſer Akademie zum Nutzen und Segen für ſeinen Geiſt und ohne Schaden für ſein Herz zugebracht hatte, machte er ſich zu ſeiner Abreiſe, von jedermann geſchätzt und geliebt und unter den vortreflichſten Zeugniſſen aller ſeiner gehörten Lehrer fertig. Die ganze Akademie beſchloß, ihn feierlich bis auf die Grenze zu begleiten; er verſchwand aber in einer Nacht, ehe noch die Anſtalten dazu alle verabredet waren, und bezog, ohne erſt wieder nach Hauſe zu reiſen, nun die zweite Univerſität, welche unter den ausländiſchen entferntern eine der berühmteſten und blühendſten war. Hier machte er zwar durch ſeine bloſſe Ankunft das Aufſehen nicht, welches er dort gemacht hatte; weil hier beſtändig Prinzen ſtudirten, die einmal regierende Herren werden ſollten; aber er zeichnete ſich hernach durch ſeine Sitten, durch ſeinen Wandel und durch ſein ganzes Weſen ſehr aus und zog nun ebenſo allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, wie dort. Ruhe würde ihm hier weit nothwendiger geweſen ſein, wenn ſeine Tugend nicht eine auf ſo feſten

Grundſätzen ruhende und ſo lange ſchon geübte Tugend geweſen wäre. Die Stadt ſelbſt war an Gelegenheiten, auszuſchweifen, für junge Leute weit reicher, als die vorige, und der Ton, in welchem die vornehmere Welt in ihr ſtand, war ein ſehr eitler, luxuriöſer Ton. Das ganze Weſen, wie man mit einander umging, ſich vergnügte, ſich kleidete und ſeine Zeit eintheilte, war recht das Antiweſen Theodors. Die Leute ſeines Standes, welche hier ſtudirten, figurirten allenthalben als Fürſtenſöhne und machten an Equipagen, Bedienten, Garderoben und Feten einen ſehr pompöſen Aufwand. Prinz Theodor ſtach dagegen wie ein bloſſer Edelmann ab und bekam es bei jeder Gelegenheit von ihnen zu hören, daß er ſeinem Stande nicht gemäs lebe. Er ermangelte nicht, ſeine beſſern Begriffe über das eigentliche ſtandesmäſſige Leben ihnen mitzutheilen; ſie hatten aber keine Empfänglichkeit für dieſe, ſondern beſchuldigten ihn, daß er ſich auf Bonton nicht verſtehe. Einige derſelben waren den ausſchweifendſten Wollüſten mit Zügelloſigkeit ergeben und ſchienen blos auf der Akademie zu ſein, um ſich zu ihrer künftigen Würde ganz zu entnerven. In Damengeſellſchaften machten ſie den Franzöſiſchen Geck und im Umgange ihres eigenen Geſchlechts wuſſten ſie ſich mit nichts zu unterhalten, als mit den Erzählungen ihrer neueſten Eroberungen und Verführungen, und mit neuerfundenen erkünſtelten Wollüſten. Ihre Hofmeiſter und Geſellſchaftskavaliere lebten und ſprachen in demſelben Ton. Theodor muſſte zuweilen mit ihnen beiſammen ſein; Rothe begleitete ihn aber jederzeit. Dieſer unterlieſs nicht, die feine Stimme der Moral unter ihnen zu erheben; worauf jedoch meiſtentheils ein lautes Gelächter erfolgte. „Merken Sie nun bald, ſprach er, nach der Zurückkunft aus einer ſolchen Geſellſchaft einsmals zu Theodorn, wie es hie und da in der groſſen Welt hergehe? Doch dies iſt nur erſt ein geringes Etwas von dem abſcheulichen Ganzen, welches Sie bald auf unſern Reiſen nun näher werden kennen lernen. Prinz, erhalten Sie ja Ihren Abſcheu gegen dergleichen Unſittlichkeiten und Zügelloſigkeiten immerdar in gleicher Lebhaftigkeit, und ſorgen Sie, daſs nicht etwa die Gewohnheit, dieſe zu ſehen und zu hören, ihn entkräfte." O unbeſorgt, lieber Rothe, erwiederte der Prinz! Es iſt unmöglich, daſs dieſe Art von Menſchen und von Meinesgleichen andere, als abſchreckende Eindrücke, auf mich machen könne. Meine ganze Seele empört ſich gegen ſie. Wenn ich nicht zuweilen unter ſie ſein müſſte, ich wollte ſie fliehen, wie man die Vetten ſiehet, auf welchen die Infektion ſich wälzt. Das werden herrliche Fürſten werden! Wahrlich, wenn ihre Völker an die Zurückkunft derſelben in's Vaterland und an den künftigen Antritt ihrer Regierung denken: ſo muß ihnen werden, als wenn im Frühjahr heiſſe Tage und kalte Nächte, die mit einander ſchnell abwechſeln, bald graſſirende böſe Hälſe, Bräune und Faulfieber ankündigen. O wie ſegne ich die edlere Erziehung, welche mir mein Vater gab! Wie ſchätze ich mich nun erſt recht darüber glücklich, daß Gott und die Tugend mir ſo heilig und ehrwürdig wurden! Für die reinern Freuden des Lebens haben dieſe Baſtarte des Fürſtenſtandes gar keinen Sinn mehr; und wenn ich zuweilen mit ihnen davon ſprechen will: ſo bedauren ſie den gemeinen Ton, welcher an meines Vaters Hofe herrſchen müſſe. Meinetwegen mögen ſie den ihrigen vornehmer finden; ich finde ihn niederträchtig, verworfen, verrucht." Bei dieſen Geſinnungen beharrte Theodor unverbrüchlich und benutzte ſein Leben auch auf dieſer Akademie auf das zweckmäſſigſte. Er muſſte zwar allerdings hier einigen gröſſern Aufwand machen; aber er machte ihn auf die edelſte Weiſe. Er ſetzte ſeine vorigen Studien fort und hörte hier ſtatt der Philoſophie nun die eigentliche Jurisprudenz, über deren Kontraſt mit jener er gegen Rothen oft bittere Klagen führte. In dem letzten halben Jahre bereitete er ſich recht ausdrücklich zu ſeinen Reiſen, damit er ſie mit wahrem Nutzen für ſich thun mögte. Sein Vater hatte die Höfe und Länder der Reihe nach beſtimmt, welche er beſuchen ſollte. Nun las er nicht nur noch weit emſiger die Beſchreibungen dieſer Länder und Völker, um die Geſichtspunkte recht zu faſſen, aus welchen er beſtändig auf ſeinen Wanderungen um ſich her zu ſchauen hätte, ſondern er ließ ſich auch darüber noch auſſerordentlichen Unterricht von einigen Profeſſoren geben, die die ausgebreiteſten Staats- und Völkerkenntniſſe beſaſſen. Einer derſelben, welcher vor kurzem erſt faſt dieſelben Reiſen mit einem Deutſchen Prinz gemacht hatte, ward ihm beſonders nützlich. Dieſer lieferte ihm ſchon ſehr trefliche Schilderungen und Vorkenntniſſe der Höfe, welche er beſuchen wollte, machte ihn mit dem Karakter ihrer Nationen bekannt und wuſſte ihm faſt allenthalben die merkwürdigſten Menſchen zu nennen, deren Umgang ihm lehrreich und angenehm werden könnte. Fürſt Adolf berief ihn hierauf im ſtrengſten Inkognito an einem gewiſſen Ort auſſerhalb Landes, wo er nebſt Ulriken eintreffen und ſich einige Tage lang mit ihm unterreden wollte. Theodor nahm auch von der zweiten Akademie ſeine Unſchuld und Tugend unbefleckt mit zurück, verließ ſie unter dem Beifall aller Edlen, die ihn kennen gelernt hatten, und eilte, ſeine Eltern wieder zu umarmen.

Ulrike war unterdeſſen ſehr ſchwächlich geworden und beſtand jetzt recht ausdrücklich darauf, ihren Sohn zu ſehen. Der Wiederanblick deſſelben erfüllte ſie mit einer ſo enthuſiaſtiſchen Freudenwärme, daß ſie ſich wieder ſtark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Theodor war einer der ſchönſten jungen Männer ſeiner Zeit geworden und ſein rein- und gutgebliebenes Herz ſpiegelte ſich noch unbefangener und ſelbſtvertraulicher, als ſonſt, in ſeinen offenen und bidern Blicken. Die Entrevüe zwiſchen ihm und ſeinen Eltern geſchah auf einem Bergſchloſſe, das mitten in einem Walde lag und ſehr romantiſche Ausſichten hatte. Man brachte die drei Tage, welche man beiſammen verlebte, faſt gröſtentheils im Freien zu, und Ulrike, als wenn eine geheime Ahndung ſie dazu antriebe, entließ den Prinz kaum aus ihren Händen. Ihr Gemahl ließ ihn ihr oft ganz über und unterhielt ſich alsdann jederzeit ſehr emſig mit Rothen.

Ulrike. (am Abend vor der letzten Trennung.) Biſt du wahrlich noch rein und gut, mein Theodor? Blicke mich ſtark und feſt bei der Antwort an!

Theodor. (Augenſtern auf Augenſtern, und aus der Fülle ſeines Herzens.) O edelſte Mutter, ſo rechtſchaffen ich mich aus Ihren Armen einſt wand, ruhe ich auch jetzt noch wieder in ſelbigen. Ja, ich bin noch ſtärker, noch unerſchütterlicher in allen den Grundſätzen geworden, worauf die Unſchuld ſich feſthält. Meine Tugend iſt nun mehr werth, als vorhin; denn ſie hat mit Gefahren gekämpft und hat geſiegt.

Ulrike. Ach ja, es muß wahr ſein; deine Augen ſagen es mir. Ihr Feuer, womit du mich anblickſt, iſt das hohe Bewuſſtſein des Guten, das in deinem Buſen wohnet. — Meine Augen wirſt du matt finden. Alle meine Liebe zu deinem Vater und zu dir, und alle meine Rechtſchaffenheit, der ich mich befleiſſige, haben die eilende Verzehrung meiner Lebenskraft nicht aufhalten mögen. Ich hatte noch einen Wunſch nur und — er iſt nun erfüllt.

Theodor. (in gröſſeſter Wehmuth.) Ewiggeliebte Mutter — beklemmen Sie mir das Herz zum Abſchied nicht ſo ... Was iſt Ihnen — o ſagen Sie!

Ulrike. (ſehr gefaſſt.) Nichts, guter Theodor; laß uns nun hiervon abbrechen. Ich habe meine Beſtimmung erfüllt — ich habe meine Wünſche erhalten. Du wirſt doch nun zum zweitenmale einſt ebenſo rechtſchaffen wiederkommen, als zum erſtenmale — nicht wahr?

Theodor. (ſeine Hände in die ihrigen legend.) Ach gewis, gewis — aber

Ulrike. Nun, ſieheſt du — was will ich weiter? Dich auch Fürſt werden ſehen? Da müßte ich ja deinen Vater ſterben ſehen — und — das wolle Gott nicht!

Theodor. (betäubt.) Ach Mutter, beſte Mutter, wir ſehen uns doch wieder?

Ulrike. So Gott will! — Wo aber nicht, ſo komm, wenn du rein und gut in dein Vaterland zurückkehrſt, an mein Grab und weihe mir da Thränen der Liebe. Du ſollſt, um mich alsdann zu finden, nicht in ein tiefes Gewölbe ſteigen müſſen.

Theodor umſchloß ſie feſt und ſtumm. Lange nachher ſprach er — ſo reiſe ich lieber nicht. Ja, erwiederte ſie, du mußt reiſen. Die Pflicht gegen dein Vaterland iſt gröſſer, als die Pflicht gegen deine Mutter. Reiſe und bilde dich dadurch ganz zum weiſen und guten Fürſten deines Volks einſt aus.

Hier kam Adolf dazu, und als er den Gegenſtand vernahm, wendete er ſich um und verbarg ſeine Thränen. Ulrike bemerkte Rothen im Weinberg und eilte drangvoll zu ihm hin. Sie empfahl ihm ihren Sohn an den fremden Höfen nochmals ſo rührend, als ſpräche ſie ſchon aus jener Welt herüber, und gab ihm ein ſehr fürſtliches Angedenken auf die Reiſe. Adolf ſprach unterdeſſen zu Theodorn:

„Deine Mutter iſt kränklich — mir blutet das Herz, indem ich dies ſage. Rede mit ihr jedoch nicht wieder davon; gieb ihr aber, wenn du dich von ihr verabſchiedeſt, einen herzlichern Kuß, als je. Du ſollſt durch mich von Zeit zu Zeit Nachricht von ihr haben; ſie ſelbſt aber ſoll nicht mehr an dich ſchreiben. Ihre Briefe an dich ſtrengen ſie zu ſehr an. — Mein Theodor, dein Reiſewagen mit allem Zubehör für dich wird eben ankommen; die Wechſel hat Rothe; die Route kenneſt du ſchon. Doch dies iſt alles gerade das geringſte bei der Sache; laß uns von dem Wichtigern dabei ſprechen. Du biſt ein Deutſcher Prinz, und darum ſollſt du zuförderſt die vornehmſten Deutſchen Höfe beſuchen. Mancher Deutſche Prinz reiſet nach Paris und London, ohne in Wien und Berlin geweſen zu ſein; das iſt aber wider die Natur der Sache. Wer Geographie lernt, muß bei ſeinem Vaterlande anfangen, und wer reiſet, bereiſet auch erſt ſein gröſſeres Vaterland. Du ſollſt Deutſche Sitten, Deutſchen Ton aufzuweiſen haben; ſo will ich auch, daß du dich darin erſt recht feſtſetzeſt. Auch verdienen es Deutſchlands Groſſe, Weiſe und Künſtler, daß du ſie zuförderſt aufſucheſt. Gottlob, wir ſind nun ſo weit gekommen, daß der Ruf derſelben und die Neugierde Ausländer herbeilockt, ſie zu ſehen. So wäreſt du ein undankbarer Sohn deines Deutſchen Vaterlandes, wenn du ſie vorübergingeſt, und das Schöne, Edle, Groſſe und Gute, das du in der Nähe und an deinen Mitbürgern ſehen kannſt, nicht zuerſt ſehen wollteſt. Ueberhaupt ſollſt du darum nicht in's Ausland und über den Rhein reiſen, um da erſt menſchliche Weisheit, Wiſſenſchaftlichkeit, Tugend, Würde und Gröſſe kennen zu lernen. Das war ein albernes Vorurtheil vergangener Zeiten und würdigte den edlen Deutſchen Nationalſtolz auf das ſchändlichſte herab. Dank unſerm Zeitalter — der Deutſche fühlt ſich wieder mehr in ſeinem Werth, und wird ſeinen Nachbarn wieder ehrwürdiger. Er ſtimmt ſich in ſeinen eigentlichen Ton wieder zurück und tritt die Nachahmungsſucht des Fremden, das oft weit ſchlechter iſt, als er es ſelbſt hat, mit Füſſen. Laß Deutſchlands Fürſten noch zwanzig, dreiſſig Jahre ſo fortfahren, ihre eigene Nation und den Geiſt derſelben zu ſchätzen, wie ſie jetzt thun; ſo werden Deutſchlands Bürger wieder ganz Deutſch. ihre Tugend, ihre Sitten, ihr Trachten und ihr Geſchmack werden wieder Deutſch ſein. Es war Kleinmüthigkeit, Nervenſchwäche, unnatürliche Selbſtverleugnung, daß wir uns ſonſt ſo wegwarfen und uns ſelbſt gutwillig den Ausländern nachſetzten. Sie ſahen's und — lachten darüber. Wir verriethen uns ihnen durch ſichtbaren Drang nach ihnen, durch Affektation ihres Karakters und ihrer Sitten, durch Ueberſetzung ihrer Schriften in unſere Sprache und ihre Moden unter unſerm Himmelsſtrich da wir uns ſelbſt nicht achteten. Jetzt ändert ſich die Sache, und vielleicht ſind wir nach Vergang eines kleinen Halbjahrhunderts ganz gerächt. Es iſt nicht Stolz, Wahrheit iſt's, daß der Deutſche auf keiner wahren Seite der Menſchheit bei irgend einer Nation zur Lehen gehen dürfe. Wir haben in jeder gemeinnützigen Wiſſenſchaft jetzt Meiſter vom erſten Range; unſere Weltweiſen figuriren in der Geſchichte Europens, wie unſere Helden; Erfindungskraft iſt eine Gabe des Geiſtes, die häufig auf Deutſchem Boden keimt; Kraft und Fleis ſind dem Deutſchen eigen; was Vaterlandsliebe vermöge, hat er gezeigt; ſeine Treue, ſeine Redlichkeit ſind weltbekannt; ſein Anſtand und ſeine Sitten zeugen von Männlichkeit. Nur die leidige Nachahmungsſucht der Ausländer, welche durch häufiges Reiſen zu ihnen mit Hintenanſetzung des eigenen Vaterlandes bewirkt ward, hatte uns verunſtaltet, herabgeſpannt und verächtlich gemacht. In der Maſſe, in welcher wir dieſe verbannt haben, ſind wir auch wieder zu Ehren und Kräften gelangt und unſerm urſprünglichen Nationalkarakter wieder näher gekommen. Reiſe du alſo, wenn du Deutſchland durchwandert biſt, in's Ausland, um jenes noch mehr ſchätzen zu lernen. Nimm ſchlechterdings nichts von Franzöſiſcher Denkart und Sitte an; es kleidet uns Deutſche nicht. Gib dich auch nicht einmal unterwegs zu einer verſtellten Affektation deſſelben her. Bleib Deutſch, ſo lange du lebeſt; halte einſt einen ganz Deutſchen Hof und ehre und liebe vor allen das Deutſche, es betreffe was es wolle. — Das Reiſen iſt einem künftigen Fürſten unentbehrlich; es bildet ſeinen Geiſt erſt recht vollkommen aus, ſchärft ſeine Blicke auf die erſten Gegenſtände der Menſchheit, lehrt ihn richtige Parallelen ziehen und unterrichtet ihn am bündigſten in der groſſen Wiſſenſchaft, ſein Volk wahrhaftigglücklich zu machen. Den wahren Geiſt der Weisheit

heit und Wohlthätigkeit der Geſetze lernt er da weit richtiger kennen, als aus Büchern, weil er gleich den Erfolg der Geſetze in den Ländern ſelbſt erblickt. Die eigentlichen Mittel, ein Volk zu kultiviren, entdeckt er auf ſeinen Reiſen auch gewiſſer, weil er aus dem Grade der Kultur, den er irgendwo antrift, auf den Werth der Anſtalten zurückſchlieſſen kann, welche dazu getroffen wurden. Ob dieſes oder jenes Projekt, das in ſeinem eigenen Lande auch angewendet werden könnte, etwas tauge, kann er unterwegs, ohne den geringſten Aufwand auf den Verſuch deſſelben zu machen, aus den gelungenen oder misgelungenen Proben deſſelben ſehen. Er kann auf ſeinen Reiſen die Weiſen ſprechen, welche er zu Hauſe höchſtens nur leſen kann, oder die nie Schriftſteller wurden. Iſt er ein Freund der Künſte — wie muß das Reiſen ſeine Kenntniſſe erweitern und ſeinen Geſchmack ausbilden! Aber — wenn das Reiſen dieſen Nutzen haben ſoll, muß man auch wirklich reiſen; das heiſſt, man muß nicht blos durch die Länder hinfahren, hie und da ein Nachtquartier nehmen oder Raſttag halten, dies und jenes obenhin begaffen, und übrigens nur eſſen und trinken, tanzen und ſpielen, und dann wieder nach Hauſe kommen, ſo klug ſein, wie vorher, an die Reiſe manchmal, wie an eine Reiſe im Traum, zurückdenken, über Tafel ſagen können, ich habe Kaiſer Joſeph, König Friedrich, König Ludewig und König George geſehen, und — übrigens vom Vaterlande aus nun noch die Spielſchulden in Paris bezahlen — — Sondern — und nun höre recht zu, mein Theodor. Das Erſte iſt — wer mit Nutzen reiſen will, muß vorher ſchon, ehe er reiſet, in Gedanken oft da ſein, wohin er reiſen will. Er muß einen Plan haben, warum er reiſen will. Er muß gewiſſe Geſichtspunkte faſſen, unter die er alle die Oerter und Länder ſtellt, die er beſuchen will. Er muß die Nahmen und Entfernungen dieſer Oerter und Länder nicht nur kennen, ſondern er muß auch ſchon wiſſen, was er da hauptſächlich ſehen, hören, fragen, beobachten will. Daran lag's oft einzig und allein ſchon, daß mancher Deutſche Prinz auch von ſeinen Reiſen, ohne irgend einen weſentlichen Vortheil davon gehabt zu haben, wieder nach Hauſe kam, daß er ſich vor der Reiſe zur Reiſe nicht gehörig zubereitet hatte. Dies, mein Sohn, iſt nun zwar an dir geſchehen, theils durch dich ſelbſt, theils durch viel andere; allein daran iſt es nun bei weitem noch nicht genug für dich, um dir und deinem Vaterlande deine Reiſen nützlich zu machen. Du mußt nun auch den

Plan, warum, und die Geſichtspunkte, aus welchen du reiſen ſollſt, unterwegs ſtets vor Augen haben. Du muſſt mit Nachdenken, mit beſtändigem Umdichherſchaun und mit männlichem Beobachtungsgeiſt reiſen. Du weiſſt, was du allenthalben zu ſuchen haſt; ſo ſuche es auch wirklich und vergiß nicht unter Zerſtreuungen und Vergnügungen immer das Wichtigſte. Ich will nicht, daß du unterwegs blos ſtudiren und an keinen geſellſchaftlichen Freuden Theil nehmen ſolleſt; aber das will ich, daß du immer den Gedanken vor Augen habeſt, daß du nicht eine Reiſe zu deiner Geſundheit blos, ſondern — eine Reiſe zur Aufklärung deines Verſtandes und zum Segen deines Volks macheſt. Mancher Deutſche Prinz, wenn er eine halbe oder ganze Tonne verreiſet hatte, wuſſte am Ende zu Hauſe weiter nichts zu referiren, als — daß er ſich wohl divertirt habe. Das hätte er aber zu Hauſe für ein Zehntheil dieſer Summe ebenſo thun mögen. Du ſollſt den Aufwand, welcher deine Reiſe macht, als das Kapital anſehen, welches unter allen am wohlthätigſten angelegt ward und wovon dein Volk einſt Zeit deines Lebens die reichlichſten Intereſſen ziehen muß. Vergnüge dich alſo immerhin auf deinen Reiſen; habe nicht blos genug an den ſchönen

Ausſichten der Natur, die ſich dir doch in Menge darbieten und für deinen Hang und Geiſt ein unausſprechliches Labſal ſein werden; genieß auch die Geſellſchaften an den Höfen und unter dem Volke; aber — den größten Aufwand, den du machſt, mache auf Menſchen- und Völkerkenntniß, auf Fürſtenweisheit und Geſchmacksvervollkommnung. Studire, wohin du kommſt, den Karakter des Fürſten und der Nation; ſtudire die Geſellſchaften und die Individuen, welche ſich dir darbieten, oder dich aufnehmen; ſtudire Landesverfaſſung, Volkskultur, Geiſt der Geſetze, Nationalinduſtrie, Produkte, Sitten, Gebräuche, Glauben, Vorurtheile und Ton. Haſt du bei Hofe gegeſſen und getrunken: ſo wende dich an die Miniſter. Unterhalte dich mit ihnen über die wichtigſten Gegenſtände des Landes; laß ſie deiner Aufmerkſamkeit während deines Aufenthalts bei ihnen die rechte Richtung geben; mache ihnen über dieſe und jene Verfaſſung, über dieſes und jenes Geſetz beſcheidene Einwürfe und Zweifel, und horch darauf, wie ſie ſie heben. Gehe zu den Weiſen und Gelehrten, zu den Künſtlern und Meiſtern. Sieh und beobachte jede gemeinnützige Anſtalt. Bemerke jedes Gute und Schlechte im Lande. Hörſt du, daß irgendwo ein Volk in ſeinem Glückſeligkeitszuſtande gegen ſonſt ſinke oder ſteige: ſo erforſche genau den Zuſammenhang davon. Das Volk ſelbſt weiß mehrentheils die Urſachen davon ſehr genau anzugeben und — giebt ſie oft allein nur treu und ehrlich an. Erfrage, ob Zufriedenheit oder Unzufriedenheit im Lande über den Fürſten und ſeine Regierung obwalte, und ergründe die Quellen der einen und der andern. Merke aber den Grad von Toleranz und Intoleranz, von Freiheit und Sklaverei, den du allenthalben antriffſt, und auf das Verhältnis, in welchem derſelbe durchgängiggleich mit dem Karakter der Nationen, mit ihren Glückſeligkeitslagen und Lebensgenüſſen ſteht. Du haſt geſehen, wie nützlich und angenehm es für dich war, daß du auf der kleinen Reiſe durch dein Vaterland dir ein Tagebuch hielteſt. Nun um ſo mehr halte ein ſolches in beſter Vollſtändigkeit auf der bevorſtehenden groſſen Reiſe in fremde Länder, in die du hernach nie wieder kommen wirſt. Es kann das Buch der Weisheit für dich werden, wenn du es darnach anfängſt; es kann die Stelle künftiger Reiſen für dich vertreten, und dir nach vielen Jahren einſt noch die lebhafteſten Zurückerinnerungen gewähren. So, wie du zurückkommſt, ſoll es auch meine erſte Lektüre ſein; und dann will mich um ſo mehr daran ergötzen, je mehr ſeine Bemerkungen und richtige Reflexionen ich darin antreffe. Benutze ja dieſe Reiſe recht, lieber Theodor; denn — es iſt deine lezte. Die übrige Zeit meines Lebens will ich nehmlich nach deiner Zurückkunft dazu anwenden, dich mit dem Regierungsweſen ſelbſt recht vertraut und in allen dahin einſchlagenden Geſchäften geübt zu machen. Als Erbprinz wirſt du alſo hernach nicht mehr reiſen können, und — als Fürſt einſt ſollſt und darfſt du nicht weit und lange umherreiſen. Das merke dir ja recht. Kleine Reiſen an benachbarte Höfe, in Bäder u. ſ. w. mag ein regierender Herr allewohl zuweilen thun; aber — halbe und ganze Jahre lang auſſer Landes zu ſein, das können die Fürſten, wenn ſie nicht die wichtigſten Urſachen dazu zwingen, bei Gott und Menſchen nicht verantworten. Der Unterthan muß ſeinen Fürſten ſprechen können, und zwar — ohne in ein fremdes Land erſt nach ihm zu reiſen. Ob dies immer ſo iſt, davon rede ich nicht; genug, es ſollte immer ſo ſein, und ich würde jammernd einmal dir im Tode das Regiment übergeben, wenn ich fürchten müſſte, daß du ein Fürſt Umherfahrer würdeſt . . . . Manche unſerer Prinzen reiſen und haben am Ende in Frankreich weiter nichts gelernt, als einen Damenfecher mit Anmuth von der Erde aufheben, und in England Gott verdamm mich fluchen. Aber — wenn ſie nun vollends gleichſam nur reiſen, um — ihre Tugend und Ehrbarkeit, ihre Geſeztheit, ihre Geſundheit, ihre Religion zu verreiſen, ſo iſt's nicht nur um jeden Souveraind'or ſchade, den die Reiſe koſtet, ſondern — es wäre nun auch zum Wohl ihrer Völker zu wünſchen, daß der künftige Herr Souverain ſelbſt eben da Ende genommen haben mögte, wo ſeine Tugend, Geſeztheit, Religion und — Souveraind'ors ihr Ende nahmen. Laß du dir von keinem Hofe der Welt weder deinen Kopf noch dein Herz verſchieben. In Anſehung deines Glaubens bleib, wie du gelehret worden biſt; du haſt den einzig wahren. Es iſt jezt eine gar ſeltſame und wunderliche Sache um die Religion in den Ländern. Sonſt, wenn ein junger Menſch reiſete, gab man ihm nur Warnungen vor Freigeiſterei, Unglauben und Atheismus mit auf den Weg. Alleweil aber muß man ihn auch warnen vor Schwärmerei und Tändelei in der Religion, die faſt allenthalben unter mannigfaltigen Geſtalten wieder erſcheint. Erſt leugnete man die natürliche Kraft des Chriſtenthums auf das menſchliche Herz; jezt ertheilt man ihm ſchier

Wunderkräfte auf den menſchlichen Körper, und ſchwatzt auch wohl in Anſehung der Natur ſelbſt von nichts, als von verborgenen Kräften. Du wirſt auf deinen Reiſen vielerlei öffentliche und geheime Geſellſchaften und Verbrüderungen kennen lernen, in welchen dies die Puppe iſt, womit man ſpielt. Laß dich von keiner einzigen derſelben täuſchen. Nur was gemeinnützig iſt, iſt wahres Gutes; ſobald aber etwas gemeinnützig iſt, muß es nicht geheim gehalten werden. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß hinter den geheimnisvollen Minen aller dieſer Arten von Leuten nichts ſtecke. **Was der Menſch zu ſeiner wahren Glückſeligkeit zu wiſſen nöthig hat, muß er ohne Initiation in irgend einen beſondern Klub, blos durch ſeine Vernunft, erfahren können;** denn woher haben es denn alle jene Erleuchteten? Haben ſie es nicht auch durch die Vernunft? Oder haben ſie oder ihre Vorgänger es etwa durch Inſpiration erhalten? Lieber Theodor, es war immer ſo; vom Aberglauben ſprang man zum Unglauben, und vom Unglauben wieder zum Aberglauben über. Dieſe Volte hat das menſchliche Geſchlecht ſchon hundertmal gethan und wird ſie noch hundertmal thun. Sei lebenslang ein **Weiſer und — wandle du zwiſchen bei-**

den in der Mitte. Du haſt ein lebhaftes, heiteres Temperament; bewahre dir dieſe deine Heiterkeit, verliehre aber auf deinen Reiſen auch das männliche, geſetzte Weſen nicht, welches du an dir ſo ſchön ausgebildet haſt und das dich jedem weiſern Fremden, der dich kennen lernt, auf der Stelle empfehlen wird. Nur allzuviel junge Deutſche Männer kannte ich ſchon, welche fratzigt aus Frankreich zurückkamen, wohin ſie mit geradem Deutſchen Sinn ausgereiſet waren. Die Galliſche Haſenfüßlerei ſteckt ſo leicht an, wie der Galliſche Auſſatz. Ein Deutſcher wird aber nie ganz Franzoſe, ſondern nur — franzöſirender Deutſcher. Zum ganzen Franzoſen hat er nun einmal zu viel Natürlichgerades und Eigenthümlichbideres. So wird ſein Karakter ein unangenehmer Miſchmaſch, und ſeine Sitte ein buntſcheckigtes Gewand, das ihn lächerlich kleidet. Am wenigſten ſoll ein Deutſcher Prinz in Paris ſich dergeſtalt metamorphoſiren. Kommt er dann nach Hauſe, ſo ekelt ihn vor allem, was Deutſch iſt, und er begeht Ungerechtigkeiten gegen Deutſche Männer, Deutſche Sitten, Deutſche Sprache, Deutſche Freuden. Sein Hof muß franzöſiren, wie er; ſeine Bürger äffen dem Hofe nach, und ſo karrikaturirt ſich endlich der Karakter ſeiner ganzen Nation.

Bleib natürlich, wie du biſt, mein Theodor, und fürchte nicht, daß du deshalb irgendwo unwillkommen ſein oder gar verſpottet werden mögteſt. Die Natürlichkeit hat dieſelben Prärogatifen, welche die Rechtſchaffenheit hat, nemlich — unzubeſtreitende Anſprüche auf allgemeinen Beifall. Den Tugendhaften muß ſogar der Böſewicht ſchätzen; und wenn er ihn auch nicht öffentlich ehren will, ſo darf er ihn doch auch nicht öffentlich zu ſchmähen wagen; im Herzen aber denkt er gewis — dieſer iſt beſſer, als ich. Eben ſo geht's und glückt's dem Natürlichen. Die modiſchen Gecken fühlen ſich in ſeiner Gegenwart albern; und wenn ſie es auch nicht laut bekennen, ſo ſprechen ſie doch in ſich ſelbſt — dieſer iſt klüger, als wir. Hierauf rechne mit aller Zuverläſſigkeit; das Gepräge der Natur in Sitten, Tracht und Geſchmack iſt Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wer es zu ſpotten wagt, läuft auf der Stelle Gefahr, ſelbſt verſpottet zu werden. Dies muß des Deutſchen edler Ehrgeiz ſein — **als Mann nicht Affe der Männerchen jenſeits des Rheins zu werden.** Es iſt unter der Würde eines vernünftigen Weſens, **aus der Hand der Mode es erſt empfangen zu wollen, was die Natur uns ſchon edler gab.** Wem Blut und

Kraft noch die Wangen mit Roſen bemahlen, wie dir, der darf ſich nicht ſchminken. Wer ſo ſchönes Haar hat, wie du, braucht von Pomade und Puder nicht erſt den Haarreiz zu borgen. Wer ſo gewachſen iſt, wie du, hat nicht nöthig, die Taillen zu verſchreiben. Wer ſelbſt Anſtand hat, wozu ſoll er ſich zieren? Wer mit Gleichgewicht geht, warum ſoll er erſt die Schritte abwägen lernen? Wer ſich jederzeit treffend auszudrücken weiß, weßhalb ſoll er erſt Phraſen ſtudiren? Auffallen wirſt du hier und da; doch, das ſchadet nichts — fällſt du doch nicht zu deiner Schande auf. Man wird es vielleicht für eine Art von Erſcheinung halten, wenn man dich erblickt und dazu hört, daß du ein Erbprinz ſein ſollſt; aber auch das mag ſein. Etwas gewöhnliches biſt du freilich nicht — das geſtehe ich ſelbſt; allein es iſt nicht übel, daß die Welt auch einmal wieder einen recht natürlichen Fürſtenſohn ſehe. Mögte es dergleichen nur bald recht viel geben! So würde Geſchmack am Natürlichen auch bald wieder Volksgeſchmack werden. **Und eher werden die Völker nicht wieder glücklich, bis ſie ſich wieder der Natur nähern. Und eher werden ſie ſich der Natur nicht wieder nähern, bis ihre Fürſten ſich derſelben nä-**

hern. . . . Was ich dir von Erhaltung deiner Geſundheit an Leib und Seele, von Bewahrung deiner körperlichen Kräfte und der Unſchuld deines Herzens ſagte, als du auf die Akademie giengſt, das wiederhole dir ſelbſt, und drücke es dir nun noch weit tiefer und feſter ein, da du auf Reiſen gehſt. Laß dir keine Leidenſchaft einflößen, die den Fürſten entehrt; auch die leidige Spielſucht nicht einmal. Halte dich immer an Rothen; er kennt die Welt und die Höfe. Wenn die Weiſen ſprechen: ſo horch auf; ſchnattern aber die Thoren: ſo höre nicht einmal hin. Halt' auf deine Grundſätze und laß Beiſpiele nichts auf dich wirken. Steht dir es irgendwo nicht an: ſo kürze deinen Aufenthalt daſelbſt ab; gefällt es dir da beſonders; ſo verlängere ihn. Denke immer an den Tag deiner Zurückkunft in's Vaterland, und ſetze dich ſo, daß du jedem Bürger und Bauern, der dich ſonſt ſah, ebenſo würdig wieder unter die Augen treten könneſt. Blicke immer nach dem Stuhle hin, den ich dir einſt einräumen werde, und mache, daß alle Patrioten nach Jahren die Stunde noch ſegnen, in welcher du auf ihm Platz genommen haben wirſt. So, mein Theodor, wirſt du mit wahrem Nutzen reiſen und dich unterwegs noch mehr zum künftigen Fürſten

ans.

ausbilden. So wird man dich als Fremdling ſchätzen, wohin du kommſt, und ſo wird dich dein Vaterland einſt als ſeinen zweiten Bürger friedevoll wieder in ſeinen Schoos aufnehmen. So will ich meine Arme dir entgegenſtrecken, wenn du zurückkommſt, die letzte Hand an das groſſe Geſchäft, dich zum würdigen Regenten zu bilden, freudig legen und dann ſorgenlos die Stunde erwarten, in welcher Gott mich rufen wird. Und nun noch ein Wort zuletzt — — benutze die Gelegenheit deiner Reiſe, die Fürſtentöchter kennen zu lernen, und wähle dir dann unter ihnen die Natürlichſte, die Sanfteſte, die Edelſte!"

Prinz Theodor antwortete hierauf ſeinem Vater ſo brav und männlich, daß dieſer unter Freudenthränen und Himmelsblick ausrief — O Gott, wie ſegneteſt du mich durch dieſen wackern Sohn! Rothe empfing in der letzten Stunde das Diplom als Geheimerrath aus des Fürſten eigenen Händen. Am frühen Morgen ward zu gleicher Zeit aus einander gefahren. Theodor fuhr gen Süden, ſeine Eltern gegen Norden. Der Abſchied Ulrikens von ihm war der bewegteſte, den je eine Mutter von ihrem Sohne nahm. Sie legte ſich allen Zwang auf, es ihn nicht zu deutlich merken zu laſſen, daß ſie für dieſe Welt auf immer von ihm Abſchied nehme; die Wehmuth ihres Herzens aber zitterte auf allen Seiten durch. Er muſſte zuerſt in ſeinen Wagen ſteigen und dahinfahren. Da ſtand ſie lange mit ausgebreiteten Armen und heftete einen unbeweglichen Blick auf ihn, den er zum Wagen ſich herauslegend dankbar aufnahm. „Ach, ſprach er zu Rothen, als ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog, **das war wohl ihr letzter Blick auf mich! Er war ſchon ſo weit her gerichtet; ſo, wie die Blicke aus jener Welt.**

Erbprinz Theodor reiſete unter dem Namen eines Barons von M . . Sein Reiſejournal hub ſich mit den Worten an: **Meiner Mutter langer, zurückſehender Blick nach mir** — Auſſer den Höfen von Berlin, Braunſchweig, Dresden, Karlsruhe, Kaſſel, München, Stuttgard, Wien, Zweibrücken, beſuchte er auch noch andere und ward allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Sein Vater figurirte unter den Fürſten Deutſchlands. Der Name des Vaters empfahl gleich den Sohn; der Sohn aber empfahl ſich auch bald ſelbſt. Seine liebenswürdige Natürlichkeit in Sitten, Tracht, Anſtand und Umgang erregte allerwärts Aufmerkſamkeit, und die Zeitungsſchreiber, deren Blicken ſeine Reiſe nicht entwiſchen konnte, kündigten ihn durchgehends unter dem Namen des **ungekünſtelten Prinzen von** — an. Theodor reiſete ganz nach den Rathgebungen und Lehren ſeines Vaters, im Geiſt des Geſetzten, des Edlen, des auf Beiſpiel nicht Achtenden, des ſorgfältigen Beobachters, des unermüdeten Forſchers und des aufgeklärten Weiſen. An manchem Hofe kontraſtirte er äuſſerſt mit dem ganzen ihn umgebenden Zirkel und erinnerte ſich denn jederzeit an die Vorleſung, welche ihm ſein Vater einſt über den Hofton gehalten hatte. Hier und da ward ihm ſein Aufenthalt unerträglich läſtig; weshalb er ſelbigen wider ſeinen Vorſatz verkürzte. Am beſten gefiel er ſich in Berlin, wo er auch am längſten harrete. Sein Vater hatte ihm von dieſer erſten der Städte Deutſchlands von jeher ein edles Präjudiz beigebracht und noch bey der letzten Entrevüe mit ihm hinzugeſetzt: „Von B. aus ging den Deutſchen das Licht auf und verbreitete ſeinen Schimmer nah und fern umher. In B. findeſt du einen Theil unſerer Weiſeſten bei einander und wirſt dich in ihrer Mitte überaus glücklich fühlen. B. allein iſt deiner Reiſe ſchon werth, und wenn dein Geiſt auch anderwärts ſonſt unterwegs häufig leer ausgehen ſollte.“ Theodor verlebte die wenigſten Tage an den Höfen und brachte die meiſten in den Stuben der Weiſen, unter den Künſtlern und Werken der Künſtler, in den Fabriken und Manufakturen und mitten unter dem Volke zu; da fand er ganz die Nahrung für ſeinen Geiſt, welche er geſucht hatte und lernte täglich mehr ſeine Deutſche Reiſe ſegnen. Sein Reiſejournal ward bald eins der intereſſanteſten, welches je ein junger Herr von Stande und nicht vom Stande geführt hatte. Auch einen groſſen Theil der Deutſchen Fürſtentöchter lernte er kennen. Er fand viele derſelben ſchön und treflich, und würde ſie noch ſchöner und treflicher gefunden haben, wenn er weniger Mode und Kunſt, und mehr Natur an ihnen angetroffen hätte. Einige ihrer Bilder drückten ſich ihm tief ein, und er behauptete gegen Rothen, daß beſonders eine derſelben viel Aehnlichkeit mit der Herzog habe.

Zufrieden mit ſeiner Reiſe durch Deutſchland begab er ſich, als die dazu beſtimmte Zeit verfloſſen war, nach Frankreich. Hier war ihm die Luft das Angenehmſte. Dem weltgerühmten Paris gefiel er eben ſo wenig, als es ihm gefiel. Kaum war er da, ſo ward er der allgemeine

meine Gegenſtand des Geſprächs. Jeder war begierig, ihn zu ſehen, als wenn ein noch nie erblicktes Meteor ſich zeigte. Man ſah ihn und bonmotiſirte. Obgleich verſchiedene andere Fürſten und Fürſtenſöhne Deutſchlands damals auch in Paris ſich befanden: ſo gab man ihm doch Auszeichnungsweiſe den Beinahmen des Deutſchen Prinzen, und unter dieſer Benennung kannte ihn bald ganz Paris. Er fand in dem Karakter und in den Sitten dieſer Nation ſo viel unausſprechlichwidriges für ſich, daß es ihm unmöglich ward, lange unter ihr zu verweilen. Das Jahr, welches er in Frankreich hatte zubringen ſollen, reducirte ſich auf zwei Monathe, nach deren Vergang er engbrüſtig nach England überging. Als er zu Calais am Bord ging, ſprach er zu Rothen — eine Dame von Paris und die Herzog, hilf Gott, hilf Gott, welch ein Kontraſt! Gott ehre uns Deutſche!" In England athmete er am erſten Tage gleich lebendiger. Der Geiſt der Freiheit, welchen er hier antraf, das Männliche im Karakter der Nation, die durchgängige Näherung an die Natur vom Hofe an bis auf die Gärten feſſelte ihn bald an dieſes Land der Menſchheit. Täglich war er in den Geſellſchaften der aufgeklärteſten Köpfe, beſuchte ihre Landſitze und ward immer mehr von den Reitzen Englands, bezaubert, je länger er da war. Die Damen dieſes Reichs gefielen ihm beſſer, als die jenſeits des Kanals. In Paris war er allenthalben aufgefallen; in London lebte er ganz unbefangen. Er blieb hier ein ganzes Jahr; und als ihm ſein Vater gute Nachrichten von Ulrikens Befinden ſchrieb, beſchloß er, die in Frankreich erübrigte Reiſezeit in der Schweitz zuzubringen. Er verließ England mit dem dankbarſten Gefühl für alle die Freuden ſeines Geiſtes und Herzens, welche er daſelbſt genoſſen hatte und jauchzte den Alpen entgegen. In der Schweitz dehnte ſich ſeine Bruſt mehr aus, als irgendwo. Recht ausdrücklich war er in ſie gereiſet, um die ſchöne Natur zu genieſſen, und ſo widmete er auch dieſen den gröſten Theil ſeiner Stunden daſelbſt. Der Reichthum der Thäler, die ſeligen Ausſichten von den Höhen entzückten ihn täglich. Eben war er im Begrif, noch eine kleine Exkurſion in Italien zu machen, als die traurige Nachricht von Ulrikens Tode ankam und ſein Vater ihn ſchnell zurückrief. Der ſchreckliche Brief kam an Rothen, und Fürſt Adolf hatte in ſelbigem die Leiden ſeines Herzens ausgeſchüttet und ausdrücklich hinzugeſetzt, daß ihn nur der Anblick ſeines guten Sohnes zu beruhigen im Stande ſein werde. So behutſam und allmählich Rothe die unglückliche Neuigkeit Theodorn auch zu hinterbringen wuſſte: ſo ſank dieſer doch beim Empfang derſelben zu Boden. Sagte ich's nicht, rief er, als er wieder zu ſich kam, aus, daß es ihr letzter Blick geweſen ſein würde, den ſie nach der Trennung in St. . . ſo lange auf mich heftete? und ſchloß ſich einen ganzen Tag einſam ein. Rothe, der mit dem Gange ſeines Herzens bekannt war und wuſſte, daß die erſten Eindrücke allemal ſehr heftig auf ihn wirkten und daß während derſelben mit ihm nichts zu ſchaffen ſei, überließ ihn der erſten Gewalt der Empfindungen der Natur, und hielt ſich blos auf den erſten Wink bereit, den er ihm geben würde, ſein Geſellſchafter wieder zu ſein. Des folgenden Tages rief der Prinz ſeinen Lehrer und Freund zu ſich. Geſtern, hub er an, habe ich meinen Schmerz vor Gott ausgeſchüttet; heute will ich ihn in Ihren Schoos ausſchütten. Und nun folgte zwiſchen beiden eine Unterredung von einigen Stunden über Ulrikens Tod; wobei Rothe noch tiefere Blicke in die Seele ſeines Zöglinges that, als je. Dieſer weiſe Biedermann hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Prinz nicht mehr blos geliebt, ſondern wahrhaftig auch verehrt. So viel Unſträflichkeit, ſo viel Feſtigkeit des Herzens gegen alle Verführungen der groſſen Welt bei einem ſo lebhaften Temperament hatte er noch bei keinem jungen Manne angetroffen, als bei dieſem. Die Ausdrücke der kindlichen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, welche er nun jetzt an ihm ſah und hörte, und die Verſicherungen, welche dieſe ſtets begleiteten, ſich ſeiner vortreflichen Mutter einſt als Fürſt erſt recht würdig zu machen, drangen ihm ſo durch's Herz, daß er den Fuß vor ihm zog und dazu ausrief — **ſo ein auſſerordentlich guter junger Mann iſt mir noch nie vorgekommen, wie Sie — Durchlaucht!** Prinz Theodor fuhr hier zuſammen und verlohr darüber ganz ſeinen vorigen Ideengang. Was ſagen Sie? ſprach er heftig; Rothe, was ſagen Sie? Wie nennen Sie mich? Wiſſen Sie, daß dies mein Vater verboten hat? Und Sie ſollten mich ſo nennen? „Ich ſprach's, erwiederte Rothe, warlich aus der Fülle meines Herzens, ohne es ſprechen zu wollen. Es ſei! Wer eher, als ich, konnte das Recht haben, Sie ſo zu nennen? In weſſen Munde muſſte es unverdächtiger klingen?“ **Nie wieder** — verſetzte der Prinz. Und nun laſſen Sie uns eilen, eilen, daß ich in die Arme meines traurigen Vaters komme.

Die Rückreiſe ward äuſſerſt ſchnell vollbracht Auf der Grenze wartete ſchon ein Kavalier, der Theodorn nach ſeinem Landhauſe und Garten bei Theodorsdorf beſchied, wo der Fürſt ſich ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin aufhalte. Hier ward der Prinz durch einen Auftritt, den er nimmer erwartet hätte, ob ihn gleich Ulrike durch ihre letzten Reden dunkel dazu vorbereiten wollen, in eine ſolche Gemüthsbewegung geſetzt, dergleichen er in ſeinem Leben nicht gehabt hatte. Nach langem Suchen im ganzen Garten fand er endlich ſeinen Vater in einem kleinen Silberpappelhain, wo er an einem Grabhügel mit gefaltenen Händen ſtand, unter welchem Ulrikens Gebeine ruheten. Ulrike hatte kurz vor ihrem Tode zu ihrem Gemahl geſprochen: „Mein Theodor wird gewis zeitlebens an den ſchönſten Tagen des Jahres am liebſten in ſeinem Garten ſein. So will ich da auch begraben ſein; damit ich ihm in den Stunden, welche zu ſeinem Andenken an mich die ſanfteſten ſind, immer in der Nähe bin.“ Auch hatte ſie den kleinen Pappelhain ſelbſt zu ihrer Ruheſtäte beſtimmt. Als ihr Adolf die traurige Verſicherung gegeben, daß ihr Wille geſchehen ſolle, hatte ſie noch hinzugeſetzt: „Nun, mein Wertheſter, ſo ſagen Sie ihm, daß ich in ſeinen Armen zwar nicht hätte ſterben können;

daß ich aber von ihm damals ſchon Abſchied genommen, als ich ihm ſo lange nachgeſehen, und daß ich ſterbend noch an ihn gedacht hätte. Sagen Sie ihm, daß er, wenn er an ſtillen Frühlings- und Sommerabenden bei meinem Grabe weilet und die Pappeln um ihn her ſanft flüſtern, meinen Geiſt ihm zurufen höre — **werde, ſei und bleibe, wie dein Vater war!**" Adolf ſtand in Gedanken vertieft am Grabe ſeiner Gattin, als ſein Sohn herzutrat, und bemerkte ſein Kommen nicht. Theodor hielt ſich lange beſcheidenſtill und ſimpathiſirendunbewegt. Endlich ſprach er leiſeſeufzend — ach, mein Vater! Fürſt Adolf blickte rechts, blickte links, blickte vorwärts, blickte rückwärts, und — da fiel ihm Theodor in die Arme.

Adolf. (in einer Miſchung von Traurigkeit und Freude, von Sehnſucht und Genuß.) Biſt du da — ach biſt du da! Nun, ſo ſei willkommen wieder im Vaterlande — willkommen am Grabe deiner Mutter! Mich findeſt du noch; aber ſie iſt nicht mehr. Hier ruhet ſie — hier wollte ſie ruhen.

Theodor. Ach mein Vater! (blickt, an ihm ruhend, ſeitwärts zum Grabe.) Ach, Mutter — (blickt gen Himmel.) Mutter, liebe Mutter, liebe ſelige Vollendete, liebe herrliche

Verklärte — ach Gott — — (küſſt den Vater.) Ach Vater — — —

Adolf. (ſchluchzend.) Ach Theodor — Theodor — —

Theodor. (ſich von ſeinem Vater loswindend und an das Grab knieend.) Ermattete, ausgeſchöpfte, modernde Gebeine der edelſten unter allen Müttern, ruhet ſanft, und zerſtäubet endlich hier unter meinem frommen Sehnen nach ihr! (blickt um ſich.) Ach welch ein heiliger, empfindungsvoller Platz biſt du nun für mich, flüſternder Pappelhain! Du ſchönſte Gegend meines Gartens! Du Tempel der ſüſſeſten Schwermuth, der ſanftbebendſten Schauer! Nimm du mich andächtig auf, ſo oft ich in dich eintrete! Laß mich jederzeit in dir recht würdig feiern Trennung, Andenken und Wiederſehen der mich liebenden Frommen! (beide Arme gen Himmel) Du aber, verherrlichter Geiſt meiner Mutter, ach durch langes Leiden hinaufgeſchwungener milder weiblicher Geiſt, ſchwebe oft um mich, wenn du kannſt, leite mich, wirke auf mich, heilige mich! Genieß der beſſern Welt unbetrübteres Heil — und Gott, Gott, gib, du Allbarmherziger gib's, daß ich es einſt mit ihr theile!

Adolf. (der ſeinen Sohn auf eine Ruhebank führt und ſich mit ihm ſetzt.) Ach hätte ſie dich doch noch einmal geſehen!

Theodor. (jammernd.) Sie wünſchte es wohl recht?

Adolf. Das kannſt du denken. All ihr Sehnen und Streben war nach dir; und dennoch ſuchte ſie es mir zu verbergen. Sie machte mich durch ihre anſcheinende Geneſung ſicher; ſonſt hätte ich dich aus England ſchon zurückberufen. Hernach ward ſie in wenig Tagen ſo todtkrank; da war's zu ſpät. Sie ſtarb ſehr ergeben und ſanft. Eine Stunde vor ihrem Tode noch gab ſie mir dieſen Kus an dich. (umarmt Theodorn.) O mein Sohn, tröſte deinen Vater!

Theodor. (ſich vor die Bruſt ſchlagend.) Hier iſt ſelbſt alles wund, alles zerſchlagen. Ach Vater!!! (ſich ermannend.) Doch einen Troſt weiß ich für Sie — das edelſte Leben, das ich unter Ihren Augen führen will — die würdigſte Zubereitung zu meiner künftigen Beſtimmung an Ihrer Hand — das heiligſte Zuſichern, einſt, wenn Gott Sie ruft, in Ihre Fusſtapfen zu treten . . .

Adolf. (herzlich.) Das iſt auch mein einziger Troſt, den die Welt noch für mich hat; — reich mir ihn! — Sie ſchlummere hier in Frieden, die holde Begleiterin meines Lebens! Bald werde ich wieder mit ihr ſein. Du wirſt mich hier oft ein- und ausgehen ſehen; thue aber, als ſäheſt du mich nicht. Begrabe einſt meine Gebeine neben ihr und laß dir dann die Gräber deiner Eltern heilig ſein!

Theodor wand ſich ſtumm um ſeinen Vater her und benetzte ihn mit ſeinen Thränen. Jetzt trat Rothe in den Pappelhain und ſtarrte die Scene an, welche er hier vorfand. Fürſt Adolf bemerkte ihn zuerſt, ging auf ihn zu, umarmte ihn, führte ihn dicht an Ulrikens Grabhügel, reichte ihm die Hand über denſelben hin, und ſprach: Hier, Edler, empfangen Sie den Dank für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo könnte ich Ihnen ſelbigen vollkommener reichen, als am Grabe ſeiner Mutter? Dieſe ſegnet Sie jetzt aus beſſern Welten ſchon. Ich lebe noch und küſſe Sie als ein dankbarer Fürſt. Mein ganzes Volk wird Sie ehren und lieben, ſo lange ein Bürger und Bauer davon lebt. Theodor, ſchätze dieſen Mann vor allen Männern hoch und laß ihn lebenslang den Nächſten um dich ſein. Und Gott — o du, du, vor dem wir alle

Staub ſind, lohne du ihn einſt ganz; er hat mehr verdient, als dieſe Erde ihm geben kann. Nun laſſet uns zur Nation zurückkehren und für ſie leben!

Fürſt Adolf ſammlete ſich wieder in dem Umgange ſeines Sohnes. Das Reiſejournal deſſelben machte ihm viel Vergnügen; noch mehr aber ergötzte ihn der Sohn ſelbſt, der auf ſeinen Reiſen nicht nur nichts von allem dem, was den Werth des Menſchen ausmacht, verlohren, ſondern auch für ſeinen Geiſt noch die ſchätzbarſten Gewinne gemacht hatte. Männliche Schönheit, ſtrebende Kraftfülle, durchſchauender Blick, natürlichfreier Anſtand, herzliches Menſchenlieben, reine, ſpiegelhelle Vernunft — dieſe Züge zuſammen waren das reitzende Bild Theodors. Seine Ankunft hatte über die Nation, die über Ulrikens Tod noch jammerte, ebenſo neues Leben wieder verbreitet, wie über ihren Fürſten. Mit Entzücken ſah ihn jeder Bürger und Bauer wieder; mit Entzücken ſprach man lange in allen Geſellſchaften nur von ihm. Der weiſe Adolf empfing nun die allgemeinſten Segnungen für die ungewöhnliche und ſo vortreflich gelungene Bildung ſeines einzigen Prinzen, und Rothen ward gern der Vorzug vor allen andern Räthen und Miniſtern zugeſtanden, den er aber ſelbſt noch nicht annahm. Dieſer Edle legte nun zwar ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, blieb aber der Vertrauteſte des Prinzen, ohne vor der Hand eine andere öffentliche Bedienung anzunehmen. Der Erbprinz bekam nun ſeinen eigenen kleinen Hof, wozu er ſich alle ſeine Leute ſelbſt wählte. Die Lakeien nahm er alle aus Theodorsdorf, wo ihm die Bauern bei ſeinem erſten Beſuch mit ländlichem Jubel empfingen. Alle traten ſie nach der Reihe an ihn hin und durchſchaueten ihn mit ihren Blicken. Bin ich's noch? — fragte er ſie, als ſie damit fertig waren. Jo, jo, ſchrieen ſie alle, he iſt's noch, un he is noch wit ſchmukker geworden . . .

Das erſte, was der Prinz nach ſeiner Zurückkunft auf Anrathen ſeines Vaters thun muſſte, war eine abermalige noch längere Reiſe durch das ganze Land. Als er dieſe vollbracht, ließ ihn ſein Vater alle ſeine Kollegia und Gerichtshöfe fleiſſig beſuchen und machte ihn zu ſeinem Amanuenſis im Kabinet. Bei allen Deliberationen mit den Räthen war er gegenwärtig und ward um ſeine Meinung befragt. Hier zeigte er nicht nur ſeinem Vater, ſondern auch allen Miniſtern, welch einen Reichthum von edlen

Kennt-

Kenntniſſen und Geſinnungen er eingeſammlet hatte, und erwarb ſich die Veneration des Hofes und des Volks. Zwei Jahre lang muſſte er ſich ſo zubereiten, um nun der Präſident im geheimen Konſeil zu werden, wo ihn ſein Vater ſelbſt in dieſer Geſtalt einführte und ihm den Titel Durchlaucht beilegte. Von nun an nahm er Antheil an den Regierungsgeſchäften und war täglich bei ſeinem Vater im Zimmer, der ihn über jeden wichtigen Gegenſtand des Landes auf das vollkommenſte unterrichtete. Mit Freuden ſah Adolf, wie ſein Sohn ihn übertreffe, wie er äuſſerſtthätig, ſorgfältigprüfend, klugnachgebend und von der ganzen Nation mit dem uneingeſchränkteſten Zutrauen beehrt war. „Wie wohl iſt mir, ſprach er darüber einsmals zu Rothen; wie wohl iſt meinem Volke! Nun kann ich alle Tage ſterben, wenn Gott will, und kann mit dem Gedanken ſterben, daß mein Tod erſetzt ſei!“ Rothe bekam jetzt ein ſchönes Rittergut, welches eben dem Fürſten zufiel, und das nächſte an Theodorsdorf war.

Während der Abweſenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog geſtorben. Theodor hatte gleich bei ſeiner Ankunft nach der ſchönen Tochter deſſelben gefragt und die Antwort erhalten, daß ſie ſeit der Zeit nicht wieder hier geweſen

ſen ſei. Eines Tags, als er nach vielſtündigem Arbeiten im geheimen Konſeil ſich in ſeinem Garten wieder erholen wollte und in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe ſeiner Mutter eine weibliche Geſtalt, deren Anblick ihm wie eine Erſcheinung vorkam. So lange es auch her war, daß er die Herzog nicht geſehen: ſo war ihm das Bild derſelben doch noch ſehr lebhaft vor Augen, und er ſchwur auf der Stelle in ſeinem Herzen, daß unter allen weiblichen Figuren, die er kennen gelernt, keine derſelben ſo frapant ähnlich geweſen, als die hier ſtehende. Indem er noch nicht einig darüber mit ſich ſelbſt war, ob er eine wirkliche Menſchengeſtalt ſehe oder nur zu ſehen glaube, kam ſie ſchon auf ihn zu und ſprach im unbefangenſten Ton: „Ihro Durchlaucht verwundern ſich gewis, mich hier ſo unvermuthet zu finden. Ich bin jetzt in meinem Vaterlande, um es noch einmal zu ſehen und dann auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen. Mein Herz trieb mich vor allen Dingen zu dieſem Grabe.“ Prinz Theodor ward wie verſteinert. Sie ſprach immer mehr und mit immer zutraulicherer Freimüthigkeit. Endlich ſchlug er die Arme weit aus einander und rief aus: Wahrlich Sie ſind's! Ja wohl bin ich's — die Herzog bin ich — erwiederte ſie naif. Wahrlich

lich, Sie ſind's, rief der Prinz noch dreimal, umarmte ſie und zog ſie mit ſich auf die Ruhebank beim Grabe nieder. Nach wenig Augenblicken ward die Unterhaltung ebenſo vertraut wieder, wie die letztere geweſen war, welche ſie vor vielen Jahren in ihrer ſchönen Laube gehalten hatten. Theodor drückte ihr die Hände, küſſte ſie und fragte ſie, wie ſie mit ihrem Manne lebe und wie viel Kinder ſie habe. Eine liebenswürdige Hochröthe färbte jetzt ihr Geſicht. „Ich bin ja nicht verheurathet“ ſprach ſie lächelnd. Hier ſtutzte Theodor und erzählte, warum er dieſe Fragen an ſie gethan. „Ich habe ſollen heurathen, aber ich habe nicht gewollt“ erwiederte ſie. Jeder mäſſige Menſchenbeobachter würde in dem Geſicht des Prinzen eine Zufriedenheit mit der gemachten Entdeckung jetzt bemerkt haben. Die Fortſetzung der Unterredung ward nun noch vertrauter, als je. Die Herzog erzählte ihm, daß ſie nur vierzehn Tage ſich noch im Vaterlande aufhalten würde. „Nein, nein, Sie dürfen nicht wieder weg“ gab er zur Antwort. „Das muß ich, erwiederte ſie, und zwar auf immer. Hernach ſehen wir uns nie wieder.“ Bei Gott im Himmel, rief er aus, Sie dürfen nicht wieder weg. Der Prinz brachte noch einige Stunden im Pappelhain mit ihr zu und ihre

Simpathie mit ihm über die Heiligkeit dieſes Orts feſſelte ſeine Seele ſtärker, als jemals, an die ihrige. Hernach zeigte er ihr ſeinen ganzen Garten, führte ſie auf ſeinen Altan und brachte ſie ſelbſt in ſeinem Wagen wieder nach Hauſe.

Rothe erfuhr noch an demſelben Abend von ihm ſelbſt, was vorgegangen war, und es ward ihm, als blitzte es dicht in der Nähe. Er wollte es dem Fürſten entdecken; der Fürſt hatte es aber auch ſchon ſelbſt von ſeinem Prinz gehört. Es entſtand darüber ein wichtiges Geſpräch zwiſchen Adolf und Rothe, welches jener mit den Worten ſchloß — Sie befürchten deshalb Kummer für mich? Ich nicht. — —

Schon ſeit einiger Zeit hatte Adolf Theodorn angelegen, ſich eine Gattin zu wählen. Laß mich noch ſehen, hatte er oft zu ihm geſagt, deine Nachkommenſchaft und ſichere das Heil unſers Volks noch auf ſpätere Zukünfte. Er hatte mit ihm über die edelſten der Fürſtentöchter, welche derſelbe auf ſeinen Reiſen kennen gelernt, geſprochen und ihm immer die Wahl gelaſſen; Theodor aber konnte ſich nicht beſtimmen. Verſchiedene Miniſter, welche in Verbindungen mit entfernten Höfen, die er nicht beſucht, entweder geſtanden hatten oder noch ſtanden, ermangelten nicht, ihm Portraits von Prinzeſſinnen Durchlaucht und Prinzeſſinnen Hoheit in die Hände zu bringen. Theodor erwiederte: „ich weiß wohl, daß unter Leuten meines Standes manche Heurath, oder wenn man lieber will, Vermählung, ſo **auf's Portrait**, oder **auf blind Glück** geſchloſſen und vollzogen werde; aber daher kommen denn auch die traurigen Ehen ſo mancher Groſſen. Da lobe ich mir denn lieber den Bauer, der ſein Mädchen im Dorfe, wo er wohnt, oder auf der Nachbarſchaft ſich ſelbſt ausſucht, in der Arbeit kennen lernt und auf dem Tanze belauſcht, ob ſie es treu mit ihm meine.“

Fürſt Adolf, als er dieſe Aeuſſerung ſeines Sohnes über **Vermählungen auf Portraits** hörte, ſprach zu Rothen: „ich kann ihm nicht ablegen; er hat wahrlich recht. Wer wählt ſich auch wohl einen **Freund**, ohne ihn erſt näher kennen gelernt zu haben? Welche Verirrung der Vernunft, ſich ein **Weib** zu wählen, ohne es einmal geſehen zu haben! Iſt es doch faſt, als wäre bei ſolchen Vermählungen nur das Animaliſche der **Liebe**, oder um die Sache etwas feiner zu geben, die **Setzung** einiger **Prinzen** in die **Welt** die Abſicht. Aber auch wahrlich in dieſer Hinſicht ſchon ſollte man bebachtſamer zu Werke gehen. Es ſind ganz andere Menſchen, die durch inbrünſtige Zuneigung der Eltern gegen einander in die Welt geſezt werden, als — die, welche man nur hinſezt, um Leute zu haben, die einmal das Händwerkszeug, die Bibliothek, die Häuſer, die Rittergüter und die Provinzen, wenn wir dieſelben nicht mehr brauchen können, von uns erben. Einer Nation muß unendlichviel daran gelegen ſein, daß ihr Erbprinz in einem Augenblick der allerhöchſten wahrhaftigſten Liebe und Gegenliebe, Zärtlichkeit und Gegenzärtlichkeit gezeugt werde. Und dann — ſoll denn ein Fürſt auf die ſchönſten Freuden des Lebens Verzicht thun? Was iſt wohl der Seligkeit ähnlich, in den Armen eines Weibes zu ſchweben, das ganz für uns lebt und eine Welt nicht gegen uns vertauſchte? Oder ſoll er dieſe Freuden etwa gar nicht kennen und ſchätzen? Ach daher, daher eben das Elend ſo mancher Länder, daß ihr Fürſt für die Freuden reiner, heiliger, inbrünſtiger Liebe keinen Sinn hat! Wie weit ſeliger gegen ſo einen Fürſten iſt jeder ſeiner Diener, der nach vollendeten Amtsgeſchäften an der Seite ſeiner ihn ſehnſuchtvollerwartenden Gattin ſeine Nachmittage und

Abends traut verlebt! Wie ſeliger, als er, iſt jeder Taglöhner in ſeinem Lande, dem ſein wakkeres Weib in Zwielichten, wenn er von der Arbeit kommt, ſchon auf den halben Weg entgegeneilt, um ihm das ſchwere Handwerkszeug tragen zu helfen, und ihm dann koſend bei Milch und Brod die kleine Hausgeſchichte des ihr ohne ihn ſo lang gewordenen Tages erzählt! Wahrlich, Rothe, ein ſolcher Fürſt iſt elend daran. An ihm blinkt und blitzt zwar alles; um ihn her ſchmückt und kränzt ſich alles; aber — die Wonne höchſter menſchlicher Vertraulichkeit iſt für ihn verlohren. **Er läſſet von weitem als ein Allſeliger; und, wenn man ihn in der Nähe betrachtet: ſo hat ſein niedrigſter Bürger oft mehr wahren Lebensgenus, als er.** Jener hat an ſeiner Gattin eine Vertraute, eine Theilnehmerin, eine Tröſterin, eine Verſüſſerin aller Schmerzen und Leiden, er aber — **nur ein Weib.** O des traurigen Tauſches, wenn man **über die Herrlichkeit des Fürſtſeins nun gar die eigentliche Seligkeit des Menſchſeins** einbüſſen ſoll! Müſſte ich wählen zwiſches beiden, ich griffe nach der letztern. In Ulrikens Armen aber gelang es mir, beide zu genieſſen. Das machte — ich erkohr ſie mir ſelbſt und wir verbanden uns aus gegenſeitiger Zuneigung.

Theodor hat es geſehen, wie glücklich wir waren; er ahmt mir nach. Er hat dazu ſo viel Recht, als ich, und mein ganzes Herz wünſcht ihm Glück dazu. Bei ſeiner Denkart, bei ſeinem Geſchmack wird es unmöglich ſein, eine Gattin zu nehmen, die nicht auf das vollkommenſte mit ihm ſimpathiſirt. Er folge dieſem Plane ſeines Herzens, und am allerwenigſten ſtöre ihn darin ſein Vater! Erſt arbeite er täglich für ſein Volk und genieſſe dadurch die Fürſtenherrlichkeit; dann ruhe er in den Umarmungen der innigſten Liebe und ſchmecke dadurch die Menſchenſeligkeit.“

Prinz Theodor war von dem Tage an, da er die Herzog wiedergefunden, an jedem Nachmittage und Abend in ihrer Geſellſchaft. Er führte ſie auf die Promenade und fuhr mit ihr auf ſein Landhaus und nach Theodersdorf. Naturgenus, vertrautes Herzensgeſpräch und Ausübungen der Wohlthätigkeit an ihrem Arm beſchäftigten ſie in dieſen Stunden und machten ſie der ganzen Welt vergeſſen. Die Herzog gab zu den vierzehn Tagen, welche ſie nur im Vaterlande hinbringen wollte, noch vierzehn zu, und der Prinz beharrete dabei, daß er ſie nicht wieder weglaſſe. In der ganzen Reſidenz machte dies gros Aufſehen. Der geſammte Hof empörte ſich dagegen und verdammte die Herzog darüber, daß ſie ſich in den Umgang des Erbprinzen einlaſſe und ihn ſo nach ſich ziehe. Unter den Miniſtern ward ein lautes Gemurmel von **Liebe unter dem Stande.** Rothe ſprach ſehr offenherzig darüber mit Theodorn und bat ihn, dieſen vertraulichen Umgang abzubrechen, der die rechtſchaffene Perſon, mit der er obwalte, auf keine Weiſe anders, als unglücklich machen müßte. „Das wüßte ich nicht, warum, erwiederte der Prinz lebhaft und entſchloſſen. Unſer Umgang iſt der reinſte, der edelſte, und ich will nie von einem andern Mädchen wiſſen, als von ihr. **Eine Fürſtentochter iſt ſie nicht,** das weiß ich; aber — **in ihrem Buſen ſchlägt ein kaiſerliches Herz . . .**“ Rothe ſtellte ihm auf das nachdrücklichſte vor, daß er um alles in der Welt willen keine ernſthaften Plane über dieſe Liebe entwerfen mögte, weil die Unmöglichkeit, ſie auszuführen, ihn um alle Ruhe ſeines Lebens bringen würde. Was geſchehen ſoll, iſt beſchloſſen, antwortete er und eilte zur Herzog, um mit ihr nach ſeinem Garten zu fahren. Rothe ging zum Fürſten und man bemerkte, daß eine dreiſtundenlange lebhafte Debatte zwiſchen ihnen über den ganzen Vorgang geführt ward.

Die Herzog. (als ſie an Ulrikens Grabe ſtanden.) Durchlaucht, laſſen Sie mich nun heute hier von Ihnen Abſchied nehmen. Wir müſſen uns trennen. Ich muß fort.

Theodor. Fort? Sie fort? Nun und nimmermehr wieder fort! Uns ſoll nichts trennen.

Die Herzog. Ja, ich muß; meine Zeit iſt um und man — — (ſchweigt und ſeufzt tief.)

Theodor. (hitzig.) Was iſt? Was iſt? Was wollten Sie noch ſagen? Sprechen Sie, bei der Ruhe meines Herzens, ſprechen Sie!

Die Herzog. (ſehr edelfrei den Prinz anblickend.) Man macht mir unſern Umgang zum Verbrechen . . .

Theodor. (äuſſerſt aufgebracht.) Wer? Wer macht ihn zum Verbrechen für Sie?

Hier erzählte die Herzog, daß einer von den Miniſtern zu ihr gekommen ſei und ihr im Namen der Nation heftige Warnungen und Drohungen gemacht habe. Theodor bebte, ſtampfte, reichte ihr die Hand, und rief aus — Sie ſind mein! Hier am Grabe meiner Mutter verbinden wir uns ganz und auf ewig.

Die Herzog. (erſchrocken.) Um Gottes Willen, Ihro Durchlaucht, das iſt unmöglich — unmöglich — überlegen Sie! Laſſen Sie mich; ich bin die unglücklichſte Perſon. Adieu! Adieu!

Theodor. (im heftigſten Tranſport.) Ja Adieu, Adieu; das wollen wir uns im Tode erſt ſagen. Karoline — Sie kommen nicht wieder aus meinen Händen.

Mit dieſen Worten führte der Prinz Karolinen auf den Altan, bat ſie, ihm von da nach- und wieder entgegenzuſehen, und ritt ſchnell nach der Reſidenz. Karoline auf dem Altan breitete ihre Arme ſo lange nach ihm aus, als ſie bemerken konnte, daß er ſich nach ihr umſehe.

Fürſt Adolf. (als er den Erbprinz ganz erhitzt zu ſich hereintreten ſiehet.) Gott, wie ſiehſt du aus, Theodor, was iſt dir begegnet?

Theodor. (kurzathmend.) Ich bin ſcharf geritten, mein Vater.

Adolf. Das thue doch nicht — ich bitte dich ja ſo oft darum.

Theodor. (zutraulich.) Diesmal muſſte ich, mein zärtlichſter Vater!

Adolf. (dem nun das Herz ſchon alles ſagt.) Warum das?

Theodor. (der ſich ſeinem Vater in die Arme wirft.) Ach zu Ihren Füſſen würde ich mich jetzt ſo hinwerfen, wie ich in Ihre Arme falle, mein verehrungswürdigſter Vater, wenn Sie mich nicht ſo kindlich vertraut gegen ſich erzogen hätten, daß ich dies zu thun mich ſchämte. Edelſter, liebenswürdigſter aller Väter, ich bat in meinem Leben ſo wenig von Ihnen, weil Sie mir nichts zu bitten übrig lieſſen, und meinen Wünſchen jederzeit zuvorkamen — — — aber nun, nun eine Bitte aller Bitten; die erſte, die letzte, die einzige Bitte — meine Ruhe, mein Leben, meine Thätigkeit, meine Herzensgüte, alles, alles beruhet darauf — — ich bin Schöpfer der Stunde und des Glücks, wenn Sie ſie erfüllen, und bin die glück- und freudenloſeſte Kreatur, wenn Sie ſie nicht erfüllen — — o Gott, Gott, gib mir doch Gedanken, gib mir doch Worte, meinen Vater zu bewegen. . .

Adolf. (der ihn bei der Hand ergreift.) Sag' nur, was willſt du — — iſt es mir möglich, ich thue es; bitte, was du willſt.

Theodor. (die Hände kreuzweis ſich auf die Bruſt legend.) Daß die Herzog mein Weib werde! Ich kenne ſie; ich liebe ſie; ich —

Adolf. (unbetreten, aber ſehr geſetzt.) Ich weiß alles und du haſt mir nichts mehr zu entdecken. Ich weiß, daß ſie hier iſt; ich weiß, daß du ein wackerer junger Mann biſt; — aber — —

Theodor. (haſtig.) Ach ein ſchreckliches Aber — (fängt an zu zittern.)

Adolf. Theodor, beſinne dich — —

Theodor. Vater — ſo viel Jahre lang beſann ich mich ſchon und das Reſultat war — ſie oder keine!

Adolf. Du weiſt, wie ich dich liebe. Brich ab! Laß ſie! Es iſt — wider den Lauf der Welt. (vor ſich.) O Gott, wäre ſie doch eine Fürſtentochter!

Theodor. (der dies hört.) Vater, weiſer Vater — der Glaube wird aufhören, die Liebe bleibt. . . Ob ſie eine Fürſtentochter ſei oder nicht, das iſt Glaube, das iſt — Wahn. Ich liebe ſie — ich liebe nur ſie — ich liebe nie wieder — —

Adolf. Theodor, ich bin darüber weg; aber — die Nation — —

Theodor. Vater, mit der Nation mache ich es ab. Ich bin verlohren, wenn — —

Adolf. Laß mich — geh — beſinne dich. —

Theodor. Nein, Vater, da iſt kein Beſinnen weiter. Ich gab ihr ſchon die Hand — gab ſie ihr an meiner Mutter Grabe — —

Adolf. Geh — laß mich — — du betäubſt mich — —

Theodor. (dringend.) Vater — Ihr Jawort — Ihr Jawort heute — Ihr Jawort jetzt — — —

Adolf. Heute nicht — — — geh oder ich gehe — — —

Adolf ging aus ſeinem eigenen Zimmer weg. Theodor gerieth auſſer ſich und jagte nach ſeinem Landhauſe zurück. Adolf ſah ihm nach und ſtreckte die Hände hinter ihm her. Karoline ſah ihm entgegen und breitete die Arme voran ihm aus. Er fiel an ſie und weinte. O ich Unglückliche, rief ſie aus, und lag ohnmächtig da.

Der Prinz war noch keine Stunde von seinem Vater weg, als Rothe zu diesem beschieden ward. Ein langes, heftiges Gespräch erfolgte abermals zwischen beiden. Rothe war aus Liebe wider Theodorn, und der Fürst aus Liebe für ihn. „Sein Sie ganz ein Weiser, war die Finalsentenz des Fürsten; reuten Sie schnell zu ihm und bringen ihm meine Einwilligung. Sie sind sein erster Freund und sollen es bleiben; Ihnen gebührt diese Ehre. Sagen Sie ihm, daß er in seinem Garten mit der Herzog bleiben solle, bis ich selbst komme. O mein Fürst, was ich dagegen hatte, konnte ich nur Ihrentwegen dagegen haben, erwiederte Rothe und jagte nach Theodors Hause zu. Er traf die Liebenden bei Ulrikens Grabe in Gedanken vertieft. Der Prinz sah ihn nicht, als er kam, und hörte ihn nicht, als er ihn anredete. Rothe trat endlich dicht an ihn und sprach: Gewährt, gewährt der Wunsch Ihrer Seelen — — beruhigen Sie sich! Theodor sprang auf und fragte — kommen Sie von selbst oder schickt Sie mein Vater? — Ihr Vater schickt mich, erwiderte Rothe, und legte Karolinens Hand in die seinige.

Da erfolgte eine feierliche Scene der Natur. Worte sprechen sie nicht — Farben mahlen sie nicht. Arm an Arm, Bruſt an Bruſt, Auge an Auge, Sehnen an Sehnen, Drang an Drang — Karoline und Theodor wie in einander geſchmolzen — — beide verklärt, begeiſtert, entrückt, — — zwei wie einer — volles Schweigen dazu — — auch nicht einmal Pappelgeflüſter. . . . Rothe konnte erſt nicht ganz Theil nehmen; endlich konnte er es. Nun ergoſſen ſich die Empfindungen in Worte. Man brachte den Abend und einen Theil der ſchönen Nacht im Garten zu. Die Luft war ſanft, der Himmel ſternhell. Die Herzog rief einmal über das andere aus — es iſt wohl nur ein Traum, es iſt wohl nur ein Traum! Alsdann überzeugte ſie Theodor von der Wirklichkeit und — ſchloß ſie in ſeine Arme. Einen ſeltſamern, wichtigern, reitzendern Tag hatte der Prinz noch nicht verlebt. Die Geſpräche hatten viel Unzuſammenhang. Bald war die Rede von dem erſten Beiſammenſein im Zimmer neben dem Tanzſaal; bald ſprach man vom unverhoften Sichwiederfinden an Ulrikens Grabe; bald öfnete man die Ausſichten in die paradiſiſchen Zukünfte. Zuweilen kam Rothe dazu und ſprach mit; bald paſſend, bald nichtpaſſend. An Schlaf ward nicht gedacht.

Fürſt Adolf ließ früh am folgenden Morgen ſeine ganze Dienerſchaft aus den erſtern Klaſſen auſſerordentlich nach Hofe berufen und redete ſie alſo an: „Ich mache hiermit Ihnen und der ganzen Nation bekannt, daß mein Sohn ſich vermählen wird. Gewis war dies lange ſchon nicht nur mein Wunſch, ſondern auch Ihr Wunſch und der Wunſch meines Volks. Habe ich durch mein Daſein und durch mein Regiment dieſes Land geſegnet — iſt der Erbprinz brav erzogen und iſt es ausgemacht, daß er in meine Fußſtapfen treten werde — — erwärmt uns die heilige Flamme des Patriotiſmus — — wie wäre es möglich, daß einer unter uns ſein könnte, der nun nicht auch den Nachkommen des Prinzen bald entſtehen und gebildet werden zu ſehen ſich ſehnte, wie er in ihm den meinigen ſah? Stimmen Sie insgeſamt alſo in mein heiliges Verlangen ein, das Heil dieſes Landes nicht blos auf zwanzig, dreiſſig Jahre, ſondern auf ſechzig, ſiebenzig geſichert zu ſehen! Stimmen Sie ein in meine Freude darüber, daß die Erfüllung dieſes Verlangens ſich nun nähere! Ich habe gethan, wie jeder kluge und gute Vater thun ſoll; ich habe ihm die freie Wahl unter allen Töchtern der Menſchen gelaſſen, die ſeine Hand nicht ausſchlagen würden. Sie vermählen ſich nicht in ihm — ich vermähle mich nicht in ihm — — er vermählt ſich. Er iſt's, der mit ſeiner Gattin leben und ſterben muß; ſo muſſte die Beſtimmung des Gegenſtandes dazu auch lediglich von ſeiner Neigung abhangen. Zu meiner Verwunderung iſt der Erbprinz vorbeigegangen allen Fürſtentöchtern Deutſchlands und hat ein bürgerliches Frauenzimmer gewählt, welches die Tochter meines ehemaligen wackern Regierungsrathes Herzog iſt... (Hier entſtand unter den anweſenden Räthen viel Bewegung und Gemurmel. Adolf fuhr mit Nachdruck in der Stimme fort.) Ich kenne die Macht des Vorurtheils. — (noch nachdrücklicher) ich lerne täglich mehr aus Erfahrung, daß oft auch **Männer** ſich durch ſie hinreiſſen laſſen; Männer, die übrigens das wohlmeinendſte Herz und die ſchätzbarſten Talente und Einſichten dabei beſitzen. Den wahren, vollkommenen Weiſen aber muß man daran erkennen, daß er die Binde des Vorurtheils, es mag religiöſes oder politiſches ſein, von ſich werfe, und jeden Gegenſtand mit eignen, freien Augen betrachte. Es iſt nicht der erſte Fall in der Geſchichte dieſes Landes, daß ein Fürſt, wie man es zu nennen pflegt, unter ſeinem Stande heurathe. Zu Ende des vorigen Jahrhunhunderts war hier der nämliche Fall, und — merken Sie auf — man hat ſeit der Zeit keinen ſo treflichen Fürſten, als dieſer war, der es that, auf dem Stuhle wieder geſehen, wo ich ſitze. Unter ſeiner Regierung war dies Land höchſtglücklich, und ſeine Gemahlin, die die Tochter eines Kaufmanns war, erwarb ſich die Hochachtung der ganzen Nation in einem ausgezeichneten Grade. Und wenn die Heurath meines würdigen Sohnes auch wirklich die erſte in ihrer Art wäre: ſo folgte daraus doch weiter nichts, als was ſich in allen Angelegenheiten des menſchlichen Lebens zu ereignen pflegt, daß nehmlich — auch zuweilen etwas ungewöhnliches geſchehe. Das Ungewöhnliche iſt aber keinesweges immer das Schlechte, ſondern vielmehr oft das Beſſere. . . . Ein Fürſt hat bei ſeiner Heurath freilich mehr zu bedenken, als andere; aber der erſte Blick, den er dabei thut, muß ihm doch wohl auch erlaubt ſein, auf ſich ſelbſt zu richten. Es wäre ſchrecklich, wenn ein Fürſt nur Gerechtſame auf Ehe, und nicht auch Gerechtſame auf Glückſeligkeit in der Ehe hätte. So wäre er ja armſeliger auf den Seiten wahrer menſchlicher Zufriedenheit, als der Hirt und der Tagelöhner. Nun wiſſen wir aber alle, daß Glückſeligkeit des ehlichen Lebens blos auf gegenſeitige vollkommene Zuneigung und auf Simpathie beruhe. So iſt es ja denn nun doch wohl höchſtwahrſcheinlich, daß dieſe zwiſchen meinem Sohne und ſeiner Geliebten obwalten müſſen; denn was in aller Welt könnte ihn ſonſt dazu bewegen, ſo ungewöhnlich zu handeln und ein Frauenzimmer unter ſeinem Stande zu heurathen, wenn es nicht aus reinſter, höchſter Neigung und Simpathie geſchähe? Für ſich hat er alſo gewis geſorgt, daß er bei dieſer Wahl nichts verliehre. Und für die Nation? — O Meſſieurs, ich fordere Sie alle, die Sie dieſe Tochter eines meiner wackerſten Diener kennen, auf, zu geſtehen, daß ihr, um ſich zu einer Fürſtin nach Weltherkommen zu qualiſiciren, nichts weiter fehle, als — daß ſie eine gebohrne Prinzeſſin ſei. Dieſer Umſtand iſt aber in meinen Augen ſo unbedeutend, daß ich glaube, man müſſe ihn nur durch ein Bonmot auf die Seite räumen. So ſelten ich ſonſt zu dieſer Art von Demonſtrationen meine Zuflucht nehme: ſo bin ich doch feſt feſt der Meinung, daß ſie hier einzig und allein angewendet werden müſſe. Der Vater dieſer Edlen hieß Herzog; — Karoline iſt alſo eine gebohrne Herzogin... (Hier bückten ſich verſchiedene der anweſenweſenden Räthe, um die Eindrücke vor dem Fürſten zu verbergen, welche ſeine ungewöhnliche Laune auf ſie machte; andere wurden roth.) Ja, ja, Meſſieurs, wer noch an Vorurtheilen der Geburt kränkelt, dem muß man dieſe Kurart appliciren. Dieſe unbedeutende Kleinigkeit alſo abgerechnet, **ſtreitet das bürgerliche Mädchen, die Karoline Herzog, von rechtswegen mit allen Deutſchen Prinzeſſinnen um den Preis, die Fürſtin dieſes Landes zu werden.** Sie iſt geſund wie der volle Tag, ſchön, wie die blühende hundertblättrige Roſe, gutherzig und empfindungsvoll, wie ihr Geſchlecht ſein muß, engelrein, wie nur eine Prinzeſſin ſein kann, natürlicher, als die Prinzeſſinnen alle ſind, und — hat viel Verſtand. Ihr Geiſt und ihr Herz machen ſie würdig, Fürſtin zu werden. Ich declarire ſie alſo hierzu feierlich und öffentlich; und da übermorgen es wieder jährig iſt, daß mein Sohn ſie kennen lernte: ſo ſoll auch an demſelben Tage und in demſelben Zimmer, wo dies geſchah, die Trauung vor ſich gehen. Wir wollen alsdann alle froh beiſammen ſein, und Gott mache dieſen Tag zu einem der ſegenvollſten Tage für mein Land und Volk! Und nun — Meſſieurs, nehmen Sie noch einen Gedanken von mir mit nach

Hauſe, der jedem, dem die Sache der Geſellſchaft am Herzen liegt, wichtig ſein muß. Mir, einem Fürſten, fiel er ſchon auf; wie vielmehr muß er Ihnen und dem ganzen Volke auffallen! Ich rechne dieſen Vorgang recht geradezu unter diejenigen, durch welche die Fürſehung die Ehre der Menſchheit in Schutz nimmt und der Tugend in allen Ständen die künftige Aufmunterung giebt. Sie wiſſen, die Sitte iſt abgekommen, daß DER Weiſeſte und Beſte in einer Nation, wenn er nicht Fürſt geboren iſt, Fürſt werden könne. Wie muß es Sie und alle meine Unterthanen freuen, daß nun wenigſtens DIE Weiſeſte und Beſte in der Nation, wenn ſie auch nicht Fürſtin geboren iſt, dennoch Anwartſchaft darauf haben dürfe, Fürſtin zu werden! Sehen Sie da eine Entſchädigung für die verlohrne natürliche Volksgerechtſame! Der Edelſte und Ausbündigſte unter Ihren Söhnen kann nun einmal nicht mehr Fürſt werden; ſo werde wenigſtens die Edelſte und Ausbündigſte Ihrer Töchter noch Fürſtin! — — O Triumph der Menſchheit und der Tugend! Tag göttlicher Direktion, an welchem eine Ehe geſchloſſen wird, wozu der Fürſt den Mann und die Nation die Frau aus ihren Mitteln herbeiführen — ſei uns allen der merkwürdigſte in der Jahrhundertsgeſchichte dieſes Landes!!!

Alles war ſtill und ſchien beruhigt, als der Fürſt ſo geſprochen hatte; Niemand wagte es, etwas dagegen einzuwenden. Adolf eilte nun, ſeinem Sohne ſelbſt die väterliche Zuſtimmung zu bringen und ſeine ſchöne Schwiegertochter zu umarmen. Er kam ihr mit einem ſo holden, freundſchaftlichen Herzen und Geſicht entgegen, daß ihre natürliche Freimüthigkeit dadurch noch geſtärkt werden muſſte. Dennoch ſank ſie, als er ſie umarmte und ſeine liebe Tochter nannte, vor ihm nieder. Fürſt Adolf ergrif ſie ſchnell und ſetzte ſie neben ſich auf's Sofa. Theodor kniete vor beiden nieder und umfaſſte mit der einen Hand den Vater, mit der andern die Braut. Nun quollen aus allen Augen die Freudenthränen hervor. Adolf fing an, ſehr theilnehmend und bider zugleich über den Vorgang zu ſprechen und kündigte das Feſt der Vereinigung auf übermorgen an. Karoline rief einmal über das andere aus — o Gott, o Gott, wo bin ich? was widerfährt mir? Ich bin ja — ſetzte ſie endlich im naifſten Ton und dem Fürſten die Hand reichend hinzu — ich bin ja nur ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Ihrer Diener … Adolf fühlte ſich heftig gerührt und verſetzte: die Natur weiß von keinen beſondern Anlagen zu Fürſten und Fürſtinnen. Sie ſchuf uns alle gleich. Die weſentlichen Vorzüge der Menſchheit gab ſie uns insgeſamt. Selig iſt der, der ſie ausbildet! Ich freue mich, Ihnen als einer der Ausgebildetſten Ihres Geſchlechts auch die zufälligen Vorzüge ertheilen zu können. Dieſe ſollten von rechtswegen immer nur ein Lohn der Ausbildung jener ſein. Diesmal trift ſich's ſo. Freuen ſie ſich mit mir darüber, gute Tochter! Es iſt mehr Ehre für ein Deutſches Mädchen, ſich durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens an die Seite eines Prinzen zu ſchwingen, als — durch unverdientes Recht der Geburt blos ſchon dazu die Anwartſchaft aus Herkommen zu haben." Von nun an ging die kleine Geſellſchaft in die Stimmung der ſanfteſten Freude über. Theodors Seele war dabei die hochgeſpannteſte. Seiner Seligkeit war nun gar keine Ueberſicht für ihn ſowol in der Breite als in der Länge. Der Fürſt blieb auf dem Landhauſe und ordnete von da aus alles zur Feier des glücklichen Tages an. „Sie kleiben ſich, ſprach er zu Karolinen, ganz nach Ihrem Geſchmack und ſimpel, wie immer. Sie erweiſen mir einen Gefallen, wenn ſie an dem Tage keinen andern Schmuck tragen, als Ihren eigenen. Hernach ſtehen Ihnen alle Perlen und Diamanten meiner Gemahlin frei.“

Am Vermählungstage fuhr der Fürſt mit ſeinen Kindern zugleich nach der Reſidenz. Der ganze Hof war verſammlet und erwartete die ſelt- und wunderſame Braut. Prinz Theodor, die Wonne des Paradieſes in jedem ſeiner Blicke, führte ſie in die groſſe, prächtige Verſammlung ein. Der Fürſt ging ihnen voran. Der Trauakt geſchah in demſelben Zimmer, wo der Prinz ſeine Braut zuerſt kennen gelernt hatte. Der aufgeklärte Generalſuperintendent verrichtete ihn und hielt dabei eine kurze, herrliche Rede **von dem Siege weiſer und edler Prinzen über die erſten Vorurtheile der Höfe**; wobei tiefe Stille und allgemeine Andacht herrſchten. Nach der Trauung umarmte der Prinz ſeine Gemahlin; worauf er ſie ſeinem Vater zuführte, der ſie mit öffentlicher Werthſchäzung an ſein Herz drückte und beide ſegnete. Adolf gab ein Zeichen, daß der ganze Hof Acht geben ſollte und rief mit Würde und Zärtlichkeit aus: **Von nun an ſehen Sie in dieſem geweſenen bürger-**

bürgermädchen Ihre künftige Fürſtin; ſie führt, wie mein Sohn, den Titel Durchlaucht ... Die Vornehmſten des Hofes beiderlei Geſchlechts ſtatteten der metamorphoſirten Prinzeſſin nach der Reihe den Glückwunſch ab. Vielen mogte ſelbiger gar herzlichſchwer und citronenſauer werden; inzwiſchen verſtellte ſich jeder, ſo gut er konnte. Karoline erwiederte wenig und einnehmend. Sie war unter allen Damen des Hofes die ſimpelgekleideteſte und ungeputzteſte. Ihr ſchönes Haar floß ihr natürlich um den Nacken und die Stelle des Brautkranzes vertrat ein Blumenband, welches ſie mit ihrem Gemahl im Garten verfertigt hatte. Fürſt Adolf hatte manch Knöſpchen dazu herbeigetragen. Der Tag ward ſehr feſtlich vollbracht. Man ſah den Fürſten heiterer, als man ihn in ſeinem ganzen Leben geſehen hatte. Ueber der Tafel ſprach der Fürſt: „Heute iſt's wieder jährig, daß ich für meinen Sohn das erſte Feſt gab. Da war's, wo ich zu meiner Gemahlin, die ſo herzlichzufrieden war, ſagte — heute nach zehn Jahren werden wir noch frohere Eltern ſein. Es iſt für mich ſo ziemlich zugetroffen — — (wird innigſttraurig) ach wäre ſie noch da!“ Nachher unterhielt ſich der Fürſt viel mit ſeinen Kindern an einem Eckfenſter, und legte

Karolinens Hand oft auf Theodors Herz, und Theodors Hand auf Karolinens Herz. Abends, da groſſer Tanz war, ſaſſen die beiden Liebenden ſtundenlang auf derſelben Stelle, wo ſie ſich einſt zuerſt kennen gelernt hatten. Der Fürſt führte Rothen alsdann auch oft auf die Stelle wieder, wo ſie ſelbige damals belauſcht hatten und ſcherzte mit ihm über ſeine zu der Zeit bezeigte Aengſtlichkeit. Rothe war der letzte, mit dem der Prinz gegen Mitternacht ſprach, und Theodor wünſchte ihm die gute Nacht mit dem Zuſatz zurück — Sein Sie Freund meiner Karoline, wie Sie der meinige ſind!

Prinzeſſin Anne, die noch immer auf der ſublunariſchen Welt umherwankte, umherſang und umherknirrte, gerieth über die Nachricht, welche ihr der Fürſt ſelbſt von einer in ihren Augen ſo unwürdigen Vermählungsgeſchichte in ihrer Familie gab, in eine ſo gewaltſame Erſchütterung, daß ſie darüber auch den Verſtand verlohr, welchen ſie noch hatte. In dieſem Zuſtande blieb ſie bis an ihr höchſtſeliges Ende; da ſie unterdeſſen ſich zwei Jahre lang noch damit amüſirte, Pfeifenſtiele auf groben Zwirnsfäden an einander zu reihen, womit ſie ſich hernach wie mit Ordensbändern ſchmückte; ſo, daß man ſie oft vor Pfeifenſtielen nicht ſehen konnte. In dieſem Schmuck legte ſie ſich zu Bette; da ihr dann, wenn ſie eingeſchlafen war, die Bedienten ihn abnahmen; worauf ſie am folgenden Morgen neue Pfeifenſtiele aufreihete. Auch hatte ſie zuweilen ein ganz beſonderes Wohlgefallen daran, Papierblätter in hunderttauſend Stückchen zu ſchneiden; als wozu ſie noch bei Lebzeiten nach und nach alle ihre Andachts- und Erbauungsbücher konſumirte. Im böſen Muth hatte ſie bald nach Zensdorfs Tode ſowohl den Fürſten, als den Prinz, enterbt, ihren Kaplan zum Univerſalerben eingeſetzt und ihm ein Schock Legaten auszuzahlen verordnet. Fürſt Adolf warf nach ihrem Tode das Teſtament über den Haufen, gab allen ihren Bedienten ſo viel, daß ſie reichlich leben konnten, wies den Kaplan zum Lande hinaus und wendete ihren ganzen übrigen Nachlas zu Verbeſſerungen ſeines Landes an. Es ward eine eigene Kommiſſion hierzu niedergeſetzt, welche hernach die Berechnung davon der ganzen Nation mittheilte; damit jedermann ſehen mögte, daß auch nicht ein Kreuzer des ganzen Vermögens der albernen Prinzeſſin Anne in fürſtlichen Händen geblieben ſei.

Prinz Theodor genoß nun in Karolinens Armen die höchſte menſchliche Glückſeligkeit, und Fürſt Adolf nahm väterlich hieran den freudigſten Theil. Oft waren die Liebenden in der romantiſchen Einſiedelei, wo Karolinens Silhouette, die allenthalben mit umhergereiſet war, wieder auf ihrem alten Platz hing. Noch öfter waren ſie im ſchönen Engliſchen Garten und auf dem auſſichtvollen Altan. Adolfs ſeligſte Augenblicke waren die, wenn er neben ihnen im Pappelhain ſas und auf Ulrikens Grab hinblickte. Karoline erfreute in den erſten drei Jahren das Land mit zwei kraftvollen Prinzen, ſtimmte den Damenton am Hofe und in der Reſidenz zur Natur zurück und erhielt durch ihre fortdaurende Beſcheidenheit, durch Entſagung aller Arroganz, durch Grosmuth und Wohlthätigkeit bald die Liebe der ganzen Nation. Jährlich ward der Tag auf dem Landhauſe ſehr feierlich begangen, an welchem Theodor nach empfangenen Religionsunterricht von da mit Rothen zur Reſidenz zurückgekehrt war.

Adolf ward kränklich, und in der Maſſe, in welcher er ſchwächer ward, ließ er ſeinen Sohn immer mehr die Regierungsgeſchäfte für ſich betreiben. Theodor ward dadurch in eine Lage verſetzt, welche nun ganz dicht an das Wirklichfürſtſein grenzte. Er machte den weiſeſten, edelſten und kindlichſten Gebrauch davon. So fing er z. E. manche wohlthätige Veränderungen und gemeinnützige neue Anſtalten mit Erlaubnis ſeines Vaters bei deſſen Leben noch und jetzt ſchon an; damit derſelbe die Ehre davon mit ihm noch theilen mögte und damit die Nation durch den Tod ſeines Vaters einſt eben nicht viel neues erführe.

Adolf nahete ſich ſeinem Tode und fühlte dies. Seine Kinder und Räthe waren bei ihm. Er rief ſeinen Sohn an ſein Bette und redete ihn zum letztenmale alſo an: „Theodor, du wurdeſt gut und glücklich — das habe ich geſehen, und das war unter allen den zahlloſen Freuden auf Erden, die mir Gott verlieh, meine ſüſſeſte. Nun werde ich's nicht mehr ſehen; denn die Stunde kommt, daß ich den Wechſel der Welten antrete. Laß, ach laß mich ſterbend noch für dich beten! — Theodor, ich gehe mit dem Gedanken von hinnen, daß du auch gut und glücklich ſein werdeſt, wenn ich nicht mehr bei dir bin. Aus jener Welt herüber ſoll dies mein Geiſt noch wünſchen, noch hoffen, noch glauben. Setze dich nun auf meinen Stuhl und ſei der Fürſt dieſes Volks. Eindrücke, die dein Herz etwa thöricht erhüben, kann dies doch wohl nicht auf dich machen; denn du wareſt ja in den letzten Jahren ſchon faſt ganz Fürſt, und nur der Nahme fehlte dir noch. Ach und wäre dies möglich, ſo ſieh doch mich, ſieh doch mich nun an, wie ich hier liege. So lange, ſo lange war ich ein Fürſt der Erde und — was bin ich nun? Ein Schwacher, ein Verzehrter, ein Jämmerlichkranker, ein Zuckender nach Würmerart, der nun nichts mehr hat, nichts mehr geben kann, nichts mehr nehmen kann, als — **Mitleid von Menſchen und Gnade von Gott.** O wie elend, wie bis zur Verzweiflung elend wäre ich nun, wenn ich meine Beſtimmung vernachläſſigt und ein leichtſinniger oder böſer Fürſt geweſen wäre! Aber wohl mir, dies war ich nicht! Ach nie, nie hat mich dies Bewuſſtſein ſo getröſtet und erquickt, als jetzt. Sieh meine Seelenruhe, meine freudige Trennung von aller Herrlichkeit dieſer Welt, meine Heiterkeit und Ergebung, mit der ich meinem Tode entgegenſehe! Laß ſie dich reitzen, fortzufahren auf der edlen Bahn, die du betreten haſt. Heilige dich nun, ſobald ich todt bin, deinem Schöpfer durch ein recht frommes Gebet noch mehr. Geh in deine Einſiedelei und ſchwöre da Gotte und dir, recht feierlich, dein Volk immer glücklicher zu machen. Du wareſt es ſchon gewohnt, Landesangelegenheiten von Wichtigkeit allein abzumachen und mir dann Bericht davon zu thun. So denke immer, als wäre ich noch da und als müſſteſt du mir von allem, was du thuſt, noch immer Bericht geben. Schätze, ſegne, liebe dein Volk! Widme ihm alle deine Kräfte; entferne dich nicht von ihm; finde in dem Anblick ſeines immer wachſenden Wohlſtandes dein gröſſeſtes Vergnügen. Uebe dich an Karolinens Seite im Wohlthun und halte ſie ewig werth. Erziehe deine Söhne, wie ich dich erzog. Ehre Rothen lebenslang und lohne ihn — lohne ihn nun ganz, wie er es verdient. (zieht Rothen an ſich und giebt ihm den Abſchiedskus.) Und Sie, Redlicher und Weiſer, bleiben Sie ſein Freund. Sein Sie ihm mit Ihrem Rathe, mit Ihren Vorſtellungen und Ermahnungen ſtets zur Seite. Dort, wo gute Fürſten glücklich ſind, werden Sie auch einſt mitten unter ihnen glücklich ſein. Mit Dank gegen Sie gehe ich noch von hinnen; mit Dank will ich Ihnen dort wieder begegnen. — Seid glücklich, meine Kinder; ſeid von Gott geſegnet! Begrabet mich bei Ulriken im Pappelhain eures Gartens und ſeid dann oft bei unſern Grüften einträchtig und hold, liebend euch und liebend uns! — Karoline, Liebe, (reicht ihr noch einmal die Hand, die ſie mit ihren Thränen benetzt und küßt) ich that nichts mehr für Sie, als was Sie verdienten. Erheitern Sie das geſchäftvolle Leben meines Sohnes, bis Gott euch trennet . . . (bekommt heftige Zuckungen.) Theodor, mein Ende kommt — gib mir die Hand. Bei Sterben und Fortleben — bei Getrenntwerden und Wiederſehen — — bei dieſem Röcheln — ach höre, wie es kocht — — bei dieſen letzten, allerletzten Minuten deines Vaters — — ſei und bleib ein edler Fürſt. **Dort am Richterſtuhle erwarte ich dich . . . Wir ſind nur Staub — — Gott iſt — —** (zuckt wieder heftig.) **Gott iſt — —** (zuckt noch heftiger.) **Gott iſt meine Zuverſicht . . .**

Da ſtreckte ſich der wackere Fürſt lang aus und verſchied. Sein letzter Blick blieb auf Rothen, wie er's verſprochen, gerichtet. Theodor drückte ſeinen Vater die Augen zu und begrub ihn, wie er es befohlen, ohne allen Fürſtenpomp zu Theodors Haus im Pappelhain. Da waren der junge Fürſt und ſeine Gemahlin nun oft und innig. Karoline pflanzte im Frühjahr die Blumen auf den beiden heiligen Grabhügeln und ihre Kinder pflückten ſie im Sommer. Fürſt

Theodor ſprach zu Rothen, ſobald er ſeinem Vater die Augen zugedrückt hatte — Sie ſind **mein erſter Miniſter.** Uebrigens litte der Hof mit ſeines Vaters Tode weiter keine Erſchütterungen, als daß einige wohlhabende Müſſiggänger auf der Stelle die Erlaubnis erhielten, ſich nun ſelbſt zu beköſtigen. Die nützlichere Dienerſchaft blieb, wie ſie war.

Fürſt Theodor regieret noch mit Segen und Ruhm. Er hat alle die Freuden, welche die Erde ihren guten Fürſten nur reichen kann. Iſt er unter ſeinem Volke: ſo genieſſt er die Wonnen des **Fürſten**; iſt er mit Weib und Kind und Freund auf ſeinem Landhauſe: ſo genieſſt er das Glück des **Privatmannes**; iſt er in ſeiner Einſiedelei: ſo genieſſt er die Seligkeiten der **Chriſten**. Sein Land iſt ein Land des Lichts, der Freiheit, des Lebens, des Ueberfluſſes. Nicht nur Grafen und Edelleute, ſondern auch Bürger und Bauern freuen ſich darin ihres Daſeins. Die Edelſten Deutſchlands reiſen gern dahin. Viele der Weiſeſten Deutſchlands wohnen allda. Der Anblick dieſes Landes iſt ein redender Beweis für die Wahrheit, **daß das Wohl der Menſchheit** darauf beruhe, **daß man ihre Fürſten gut er-**

ziehe. Jeder Fremde, der dahin kommt, mag einen Unterthan, welchen er will, fragen, wie geht's euch — ſo erhält er zur Antwort — o uns geht's wohl gut — wir haben einen wackern Fürſten — — was dann für Noth? — Wenn's die Fürſten nur gut mit den Menſchen meinen; Gott meint's wohl gut. — Aber Adolf war wacker und Theodor iſt noch wakkerer!

Ende des zweiten Theils.

IX. Kupfer

zu

Flemmings Geſchichte.

Ein
Denkmahl des Glaubens
an
Gott und Unſterblichkeit.

Drey Theile.

'24, 609

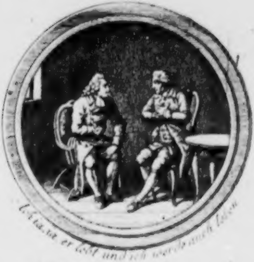
Leipzig, 1792.
Bey Siegfried Lebrecht Cruſius.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Flemmings Geſchichte,

Ein
Denkmahl des Glaubens
an
Gott und Unſterblichkeit.

Erſter Theil.


Ja, ja er lebt und ich werd auch leben

Leipzig, 1789.
Bei Siegfried Lebrecht Cruſius.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Flemmings Geſchichte,

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Richard Flemming war Rath am Hofe zu . . . und hatte mit ſeiner Frau, welche er blos aus Neigung und ohne alles Vermögen geheurathet, zwei Kinder, Ewald und Leopoldinen, gezeugt, die er auf das edelſte erzog. Seine Kenntniſſe und ſein Karakter hatten ihm den Weg zu ſeinem Poſten gebahnt, und ſein patriotiſcher Dienſteifer hatte ihn auf ſelbigem erhalten. Er ſas im Finanzkollegium des Landes, und war mit einer mäſſigen Beſoldung zufrieden. Sein Hof war einer der älteſten deutſchen Höfe, und hatte ſich ganz ſo, wie er ietzt war, vor vielen Jahrhunderten formirt. Die Zahl der Landeskollegien war noch dieſelbe; die Zahl der Mitglieder in iedem dieſelbe; der Gehalt jedes einzelnen Rathes derſelbe. Es ſchien auch, daß, wenn gleich die ganze übrige alte Hofform iemals abgeändert werden ſollte, doch der alte Beſoldungsſtand der Dienerſchaft, als Ueberbleibſel davon, zum ewigen Andenken derſelben aufbewahret werden würde. Dennoch hatte es Flemming in einer Reihe von fünf und zwanzig Dienſtjahren durch eigene Genügſamkeit und durch wackere Haushaltung ſeiner Frau ſo weit gebracht, daß er ein Kapital von viertauſend Thalern beſas, das er vom erſten Groſchen an bis zum letzten ſelbſt und rechtmäßig erworben hatte. Für die Hälfte deſſelben kaufte er nun ein Haus und ſagte, als er Frau und Kinder in ſelbiges einführte: „Es hat lange gewährt, ihr Lieben, ehe wir zu einem eigenen Dache kommen konnten; aber dafür iſt nun auch ieder Ziegel darauf **wahrhaftig unſer.** Leopoldine, nach deiner Eltern Tode ſei es dein Eigenthum! „ Die andern zweitauſend beſtimmte er für Ewald, und ſprach dazu: „dafür reiſe du nun bald nach Frankreich und ſtudire, wie du immer gewünſcht haſt, die Vieharzneikunde. „ Flemming hatte nehmlich während ſeines langen Dienſtes mehr, als tauſendmal, die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß es an dieſer Kentnis noch faſt ganz im Lande fehle, und pflegte deshalb oft zu ſagen: „Es iſt unverzeihlicher Undank, daß die Menſchen nicht redlicher für ihre Thiere ſorgen, die ihnen doch ſo viel Dienſte leiſten.’ Schon aus Eigennutz ſollten ſie es thun; denn auf dem langen Beſitz ihrer Thiere beruhet ia oft ihr ganzer Wohlſtand. „

Richard war ein Mann von ſtarken innern Kräften. Er hatte das Talent, das Wahre vom Falſchen, das Recht vom Unrecht ſchnell zu unterſcheiden und iede noch ſo verkleidete Betrügerei und überſtenliſſe Schlechtigkeit bis aufs tiefſte zu durchſchauen. Sein Wille ſchlos ſich gern an ſeine Vernunft an. Was er für gut, recht und nützlich erkannte, dahin neigte er ſich auch ſofort; das wünſchte er bewirkt zu ſehen; dafür beeiferte er ſich, es bewirken zu helfen. Alles Schlechte und Schadenſtiftende hingegen verabſcheuete er auf der Stelle innigſt und ſuchte es mit allen ſeinen Kräften zu hintertreiben. Er hatte von Jugend auf keine Luſt gehabt, Prediger, oder Advokat, oder Arzt zu werden, ſondern ſich den Kameralwiſſenſchaften gewidmet. Vieles Leſen, emſiges Studiren, mannigfaltiges Reiſen und eine vieljährige Dienſterfahrung hatten ihn darinn vervollkomnet. Man konnte ihn geradezu für einen der erſten **Plusmacher** im ganzen deutſchen Reiche halten; nur unterſchied er ſich dadurch von dem gewöhnlichen Tros ſeiner Kollegen, daß er — **das Plus des Fürſten nicht durch Minus der Unterthanen zu bewirken ſuchte.** Nach ſeiner Meinung war ieder Menſch von Natur dazu beſtimmt, ein Plusmacher zu ſein. Wie aber das Plusmachen des Bürgers nicht darinn beſtehe, daß er ſeines Nächſten Haus oder ſonſt etwas, das deſſen iſt, begehre, ſondern darinn, daß er ſein eigenes Haus und Alles, was ſein iſt, wohl bewahre,

wahre, unnützen Aufwand vermeide, ſtatt koſtbare Gerechtigkeit immer zu fordern zuweilen lieber an wohlfeilerer Billigkeit genung habe, ſeine Kräfte immer mehr in Bewegung ſetze und übrigens iede Gelegenheit, die ihm Zeit, Ort, Lage und Umſtände zu ſeiner äußerlichen Verbeſſerung ohne ſeiner Mitbürger Schaden darbieten, wachſam benutze: ſo glaubte er auch, daß das wahre Plusmachen der Fürſten dis ſei, daß ſie, um ihre Gefälle iederzeit richtig zu erheben, Bürger und Bauern in immer blühendern Wohlſtand verſetzen, die übertriebene Hofpracht einſchränken, unnütze Diener, die von ihrem eigenen Vermögen leben können, nicht weiter beſolden, durch weiſe Toleranz wohlhabende Familien, Fabrikanten und Künſtler von allen Seiten her ins Land ziehen, Handel und Gewerbe aller Art befördern, und durch Aufſuchung noch verborgener Naturprodukte des Vaterlandes den unterſten Ständen neue Arbeits- und Nahrungsquellen öfnen. Nach dieſen Grundſätzen machte Flemming den Finanzrath ſeines Fürſten, und der Erfolg bewies, daß ſie die richtigern wären. Die Kammer war voll; der Fürſt lebte im Ueberflus und der Unterthan hatte keinen Mangel.

Es konnte nicht fehlen, daß Flemming bei einer ſolchen Denkart über das eigentliche und wahre Plusmachen der Fürſten mit den **gewöhnlichen** Plusmachern, deren es in ſeinem Lande, wie allenthalben, die Menge gab, oft zuſammengerathen muſte. Er hatte aber auſſer den ſchon genannten Talenten auch noch das Talent der Geradheit und der Unerſchrockenheit. Sein Herz ſchlos ſich nicht nur an ſeinen Kopf an und folgte für ſich ſelbſt den Urtheilen ſeiner Vernunft treu, ſondern ſein Mund pflegte dieſe auch allenthalben, wo es ihm nöthig zu ſeyn ſchien, unverholen mitzutheilen. Es mochte eine Sache betreffen, welche es wollte, ſo nennte er ſie, ſobald er ſich darauf verſtand und ſie in ſein Fach einſchlug, bei ihrem rechten Nahmen und bewies das Urtheil, welches er dadurch über ſie fällte, allemahl ſtreng. Hierdurch allein gelang es ihm ſchon oft, die unpatriotiſchſten Proiekte wie Spreu zu zerſtreuen. Fing er dann erſt an, zu demonſtriren, ſo hatte der Gegentheil auch gewis auf der Stelle verlohrnes Spiel. Sein ewiger Mediusterminus dabei war — **das allgemeine Beſte.** Den Schaden, welchen dieſes durch irgend ein in Frage kommendes Proiekt leide, wuſte er allemahl ſo deutlich aus einander zu ſetzen und ſo zu verſinnlichen,

lichen, daß man ſelbigen mit Händen greifen konnt und daß ein hoher Grad von Unverſchämtheit daz gehörte, ihm weiter zu widerſprechen. War e mit der Demonſtration fertig, ſo hatte er imme Beiſpiele aus andern Ländern und Zeiten in Bereitſchaft, welche ſie als Thatbeweiſe vollends auſſe allen Zweifel ſetzten und iedem noch übrigen Widerſprecher den Mund ſchloſſen.

Dabei war er auch noch in ſeinen Grundſätze feſt und unbeweglich. Ruhe und Unruhe, Hofnung und Furcht vermochten nicht die geringſte Abänderung darinn zu machen. Fühlte er ſich in ſeinem Innern einmahl von Etwas überzeugt, ſ ſcheuete er auch Hader und Verdrus darüber nicht und ging nicht davon ab, wenn es ihn auch de Kopf gekoſtet hätte. Ein fürchterlicher Mann fü alle kleine und groſſe Schurken, die ihm in de Weg rannten !!!

Sein alter Fürſt, der nur einen einzigen Prinz die ganze Hofnung des Landes, hatte, ſchätzte ih in ſpätern Zeiten ſehr. Anfangs zwar hatte die Kabale alle mögliche Mittel angewendet, ihn vom Hof zu entfernen; und ſo bekam er mehrentheils Aufträge die ihn zu Reiſen ins Ausland beſtimmten und nu

ſchwe

ſchwer zum Wohlgefallen des Fürſten auszurichten waren. Es mislang ihm aber keiner derſelben, und ſo war der Erfolg davon immer der, daß er bei ſeinen Zurückkünften noch mehr Anſehen gewann, als er vorher gehabt hatte. Zugleich mußten ihm auch ſeine Reiſen wider den Willen derer, welche ſie ihm aufbürdeten, dazu dienen, daß er von Zeit zu Zeit ſeine Kentniſſe noch mehr erweiterte, und den Vorrath von Beiſpielen, mit welchen er zu ſeinen Demonſtrationen das Amen oder das i. q. e. d. zu ſagen pflegte, noch mehr vergröſſerte. Es ereignete ſich endlich, daß ein ſchwerer Krieg die Finanzen des alten Herrn, der ſichs ein- für allemahl vorgenommen hatte, die ganze Kontribution für ſein Land zu tragen, in einen ſehr verwirrten Zuſtand verſetzte. Durch Flemmings weiſes Rathgeben wurden ſie ohne einige Volksbedrückung in kurzer Zeit wieder auf den beſten Fus geſtellt; und von da an genos er das völlige Zutrauen ſeines Fürſten. Er hatte freien Zutritt zu ihm, und der Fürſt that nichts, was von einiger Erheblichkeit für das allgemeine Beſte war, ohne ihn erſt darüber zu ſprechen. Man kann nicht ſagen, daß der Fürſt ihm blindlings folgte. Der alte Herr hatte dazu zu lange regiert, und hatte den Rath Richard gleichſam erſt erzogen, als daß er vergeſſen ſollte, daß er Fürſt und älter ſei. Aber ein ſehr aufmerkſamer Zuhörer war er von ihm, ſo oft und ſo lange dieſer es wollte, und ließ ſich durch ſeine vernünftigen und patriotiſchen Demonſtrationen umſtimmen. Mehr verlangte Flemming auch nicht; und, wie er auf Miniſter und Räthe zu ſchelten pflegte, welche durch argliſtige Ausſpürung und Benutzung der Leidenſchaften ihrer Fürſten ſie zu Kindern machten, die ſich von ihnen am Gängelbande mit Augenbinde führen lieſſen; ſo würde auch ſein edler Stolz ſich dadurch gekränkt gefühlt haben, wenn ſein Fürſt ſich ſelbſt zum Kinde gegen ihn gemacht hätte. Genung, daß dieſer nichts ohne ihn that, und daß, wenn ſelbigem Jemand ein neues Plus in Vorſchlag brachte, ſeine erſte Antwort allemahl war: „Ich will es erſt mit meinem Rath Flemming überlegen.„ Dem alten Herrn fiel es übrigens eben ſo wenig ein, dem Rath Flemming einen höhern Titel oder eine ſtärkere Beſoldung zu geben, als es dieſem einfiel, den einen oder die andere bei ihm zu ſuchen. Der hohe Grad von Zutrauen, welches ihm der Fürſt ſchenkte, verbunden mit der lebendigſten Ueberzeugung, daß er dadurch ſeinem Vaterlande unausſprechlichen Segen ſtifte, war Flemmings ſchönſter Dienerlohn. Er nahm ſich daher auch vor, die Zeiten möchten einſt im Lande werden, wie ſie wollten, ſich nie von der Stelle, welche er bekleidete, wegzuſehnen, ſondern auf ihr für ſein Vaterland zu leben und zu ſterben.*

Gerieth nun Flemming über irgend ſo ein Plusproiekt, welches der Fürſt ihm kommunicirte, und fand er den geringſten Volksdruck darinn, ſo ward gewis aus dem ganzen Handel nichts. Er ſetzte ſeinem Herrn dann das Bedrückende in ſelbigem bider und genau aus einander und ſchlos mit dieſen oder ähnlichen Vorſtellungen: „Es iſt gar keine Urſache dazu da, warum Ihro Durchlaucht durch neue Belaſtung Ihrer Unterthanen auf Vermehrung Ihrer Einkünfte denken ſollten. Reichen die ſeitherigen nicht zu? Haben Sie die geringſten Schulden? Werden nicht alle Ihre Diener vom erſten Miniſter an bis zum Taglöhner, der bei Ihren Bauen handlanget, auf den Tag bezahlt? Leben Sie ſelbſt nicht wirklich als Fürſt? Iſt Ihre Kammer nicht alles deſſen ungeachtet immer voll? Wozu wollten Sie mehr? Um zu ſammlen etwa und dann ein reicher Fürſt zu heiſſen? Der Unterthanen Wohlſtand iſt der Fürſten ſchönſter Reichthum. . . Jetzt betet gewis ieder gutgeſinnete Unterthan am Morgen und am Abend für Sie mit heiſſer Inbrunſt, nennet Ihren Nahmen mit kindlicher Ehrfurcht und ſiehet, ſo oft er Sie ſiehet, in Ihnen mit voller Ueberzeugung das Bild der ſegnenden Gottheit. Ueben Sie aber ohne Noth Volksdruck aus, ſo ſeufzt das Volk über ſie zu Gott, ſtatt zu Gott für Sie zu beten, haſſt Sie im Herzen und wendet ſein Angeſicht von Ihnen mit Zähneknirſchen weg. Sollten Sie dieſe Leiden für Ihr Herz um den elenden Preis tragen wollen, daß Sie — nach Ihrem Tode einige Millionen mehr hinterlieſſen? Genieſſen Sie; laſſen Sie aber auch genieſſen! Dis iſt Ihr groſſer Fürſtenberuf. Sie haben Ueberflus und wollten nicht zufrieden ſein? Und Ihr armer Unterthan iſt ſchon zufrieden, wenn er nur keinen Mangel hat? „ Nach dergleichen Vorſtellungen pflegte der alte Herr ſeinem Rath Richard wohl die Schultern zu klopfen und ihm das eingereichte Plusproiekt mit den Worten zu übergeben — **So mache nur Fidibus daraus!**

Waren vollends dergleichen eingereichte Proiekte von der Art, daß ſie bei allem Volksdruck, welchen ſie enthielten, ſtatt das fürſtliche Intereſſe zu befördern, nur das Privatintereſſe des Einreichers befördern ſollten: ſo bewirkte er ſogar Beſtrafung des letztern. Ja, wenn ſie auch nur von der Beſchaffenheit waren, daß auf ihren Erfinder dadurch, daß er ſich zugleich zum Bewerkſtelliger vorgeſchlagen, ein gutes Accidens abtröpfeln ſollte: ſo war dis die erſte Seite derſelben, auf welche er den Fürſten mit dem Zuſatz blicken lies — da haben wir wieder den **lautern** Dienereifer!

Im Finanzkollegium, wo er nach dem Präſidenten der erſte votirende Rath war, bot er alle Kräfte ſeines Kopfs und Herzens auf, um Alles, was nur den geringſten Anſtrich von öffentlicher ſowohl, als heimlicher **Volksplackerei** hatte, zu verhindern. Dieſe war das groſſe Kapitel, welches er bei ieder Gelegenheit abhandelte und worüber er oft heftig deklamirte.

Unter die Rubrik — **heimliche Plackereien** — rechnete Flemming vorzüglich das übermäſſige Sportuliren in den Kollegien, welches von Zeit zu Zeit immer mehr einris. Es exiſtirte zwar daſigen Landes eine feſtgeſetzte Sporteltaxe, die auf alle vorkommende Fälle ſehr beſtimmt war. Sie war aber weit über hundert Jahre alt. Man hielt alſo durchgängig in den Kollegien dafür, daß man, weil die

Preiſe aller Dinge, womit die Unterthanen Verkehr trieben, ſeit der Zeit ſehr geſtiegen wären, auch mit gutem Gewiſſen die alte Sporteltaxe überſchreiten dürfe. Noch ein anderes nicht minder triftiges Argument fand man dazu in der Beſchaffenheit der fixen Gehalte, welche ungeachtet des immer geringern Werths, den das Geld durch geſteigerten Preis aller Bedürfniſſe empfange, dieſelben blieben. „Jeder, ſprach man, wer zu verkaufen hat, ſchlägt das Mehr, deſſen er jetzt bedarf, auf ſeine Waare. Der Bauer erholt ſich mit ſeinen Naturprodukten am Bürger; der Bürger mit Fertigung ſeiner Arbeiten am Bauer. Schuſter, Schneider, Leinweber, ſogar der Taglöhner und Holzhacker wiſſen ſich zu helfen. Die einzigen, welche dabei leiden, ſind wir, die wir in fixen Beſoldungen ſtehen. Wir müſſen alles, was Andere für uns verarbeiten, nach dem jetzigen Preiſe bezahlen, und werden für unſere Arbeiten noch, wie im vorigen Jahrhundert, bezahlt. Es muß uns nach der Billigkeitsregel erlaubt ſein, auch auf unſere Arbeit, die unſere Waare iſt, welche wir abſetzen, nach Proportion zu ſchlagen. Auf die Arbeit, welche wir für den Fürſten thun, dürfen wir dis nicht; ſo müſſen wir es auf die Arbeiten thun, welche wir für's Publikum verrichten, und Bürger und

Bauern können ſich nicht darüber beklagen, wenn ſie uns für Termine, Zeugenverhöre, Eide, Kontrakte, Diſpenſationen, u. ſ. w. mehr geben müſſen, als ſonſt, da wir ihnen für Butter, Käſe und Wolle, für Schuhe, Strümpfe und Mützen mehr geben müſſen, als ſonſt. Dis war, wie geſagt, die Sprache aller Kollegien, und Flemming hatte darüber tauſendfältigen Streit. Ihm hatte es das Land zu danken, daß das Finanzkollegium wenigſtens noch dasienige war, in welchem man mit dem Unterthan am billigſten verfuhr; in allen übrigen ward es oft bis zur Grauſamkeit getrieben. So lange man noch in den Grenzen der Mäſſigkeit blieb, beſonders, wenn es Fälle betraf, wovon die Expedition das meiſte bekam, verhielt er ſich ruhig; ging es aber bis zum Duplum gegen ſonſt, und war es gar eine Sache, wobei die Räthe den gröſſeſten Antheil an den Sporteln hatten: ſo ſetzte er ſich mit allen ſeinen Kräften dagegen. So ereignete es ſich einſt, daß ein Pachter an einem Tage, da er der Seſſion nicht beiwohnen können, für ſeinen neuen Pachtkontrakt dreimahl ſo viel erlegen müſſen, als er bei der erſten Pacht vor dreiſſig Jahren gegeben hatte. Der Pachter kam zu ihm und klagte ihm ſeine Noth. Durch eine heftige Debatte brachte er es hernach ſo weit, daß ſelbigem die Hälfte von den erlegten G bühren zurückgegeben ward. Bei dieſer Gelegenheit ſprach er: „Wir müſſen doch warlich wenigſten unterſcheiden unter Arbeit und **Arbeit**. Wenn wir des neuen Kontrakts wegen groſſe Stöſſe Akten durchzuleſen und dabei ganze Nächte zu durchwachen hätten, oder wenn wir ſchwere und lange anhaltende Leibesarbeiten dabei zu verrichten hätten: ſo wäre es noch etwas anderes; aber ſo, was thun wir? Wir laſſen vom Kammerſchreiber den alten Kontrak wieder abſchreiben und — ſchreiben blos unſern Nahmen darunter! Iſt für dieſe Arbeit nicht das alte Accidens ſchon ein ganz übermäſſiger Lohn? E iſt ſchändlich, für ſeine bloſſe Nahmensunterſchrif auch nur einen Kreuzer mehr zu nehmen, als wa von jeher feſtgeſetzt und üblich war. Ich bin unte Ihnen, meine Herren, der ärmſte; aber ich ſchäm mich vielleicht am meiſten des ganzen Sportelplacks der jetzt hier ausgeübt wird. Ich denke dabei ſo Wenn ich wirklich mit meiner Familie nicht auskommen könnte, ſo müßte ich nicht die Unterthane zwacken, ſondern mich an meinen Herrn wenden daß er mir meinen Gehalt erhöhete. Es iſt ſo ſch ſchlimm genung, daß der Unterthan durch all da Sportelweſen noch auſſer den Fürſtengefällen au

no

noch Gefälle an die Diener zu entrichten hat. Dazu bezahlt er ſeinen Herrn ſo reichlich, daß dieſer davon wieder ſeine Diener bezahle; denn der Unterthan hats im Grunde blos mit ſeinem Herrn zu thun. Dieſer müßte eigentlich Alles ſelbſt thun, wofür er ihn bezahlt; macht ſelbiger ſichs nun aber bequem und hält ſich zu allem Leute, die es an ſeiner Statt thun müſſen: ſo können die Unterthanen nicht dadurch leiden. Wer ſein Amt bequem verwalten will, der mus ſeine Bequemlichkeit bezahlen; nicht aber der, der es ihm aufträgt. Die Unterthanen haben dem Fürſten das Fürſtenamt aufgetragen; ſo ſehe er nun zu, daß er ſeine bequeme Führung deſſelben aus ſeinen Mitteln bezahle. Will aber der Fürſt unſere Gehalte nicht erhöhen, ſo ſehe ich auch nicht ein, wie er es zu thun ſchuldig ſei. Wir haben ja unſere Aemter nicht vor hundert Jahren bekommen. In dieſem Fall könnten wir uns beſchweren und ſagen, daß wir damahls wohl mit unſern Beſoldungen hätten auskommen können und daß wir ſie darum angenommen hätten, aber jetzt nicht mehr, und daß wir ſie nun nicht annehmen würden. Nein, die Preiſe aller Dinge hatten ſich ſchon ungleich mehr erhöhet, als wir unſere Aemter antraten, und man ſagte uns vorher, was

dieſe trügen. Warum nahmen wir ſie an? E
zwang uns ia niemand dazu. So müſſen wir nu
auch mit der Ausbeute, welche ſie uns rechtmäſſi
geben, zufrieden ſein. Wir müſſen, wenn wi
kein Eigenthum haben, unſere Oekonomie darna
einrichten und uns nach der Decke ſtrecken; od
wenn uns unſer Amt unſerer luxuriöſen Meinun
nach nicht genung thut, ſo müſſen wir durch ande
Arbeiten außer demſelben nebenzu verdienen. W
machts der Maurer oder Zimmermann, wenn
an ſeinem Taglohn nicht genung zu haben glaub
Er arbeitet zum Feierabend noch, den freilich
vornehmen Herren lieber verſpielen. Am aller
nigſten aber mus der Unterthan der Mann ſe
der uns, wenn wir nicht genung zu haben meine
das übrige von ſeinem ſauren Schweiſſe zollen ſ
Ich bin, wie geſagt, der Aermſte unter Ihn
Sie alle haben beträchtliches eigenes Vermög
Woher haben Sie denn das? Haben Sie es erw
ben? Nein, Sie haben es alle von Eltern ere
die es im Vaterlande erworben haben. Sie wer
dis alſo doch nicht umſonſt haben wollen? Nu
thun Sie, als hätten Sie nichts geerbt, und
gäbe Ihnen ietzt das Vaterland dis alles erſt
Erhöhung Ihrer Beſoldungen. So werden

ſich wahrlich ſchämen, Bürger- und Bauernplacker zu werden. Ihnen iſt pränumerirt worden. Nehmen Sie hierauf billige Rückſicht und bringen dis bei Berechnung deſſen, was Sie itzt zu verdienen glauben, fein mit in Beſchlag. Die Intereſſen von Ihren Kapitalien zahlt Ihnen auch der Staat, für den Sie arbeiten und in welchem Ihre Vorfaren die Kapitalien geſammlet haben.„ Dergleichen Raiſonnement war freilich für Flemmings Kollegen fades Geſchwätz; aber er kehrte ſich an ihr Urtheil darüber nicht, ſondern wiederholte es bei ieder Gelegenheit und zwang ſie wenigſtens dadurch in die Grenzen der Menſchlichkeit zurück; unbekümmert darüber, ob ſie ihn deshalb anfeindeten, oder nicht.

Kam vollends das Kapitel von öffentlicher Volksplackerei zum Spruch und walteten Plane vor, die allgemeine Bedrückung zum Zweck hatten, ſo wütete Flemming patriotiſch darunter. „Einmahl wieder ein Einfall, ſprach er dann wohl, wodurch dem Bürger das Bette unter dem Leibe weggenommen und der Bauer in einen Züchtling verwandelt werden ſoll, den man, wie den Hofhund, bei Waſſer und Brod erhält! Schmeckt Ihnen denn, meine liebe Herren Kollegen, der Johannisberger nicht? Behagen Ihnen Ihre Rehrücken nicht Nun, ſo gönnen Sie auch dem Unterthan ſein Kanne Bier. Gönnen Sie ihm, daß er ei Schwein, oder einen Hammel einſchlachten und di Woche hindurch auch ein paarmahl Fleiſch eſſe möge.»

Seine Hauptgrundſätze, welche er am öfterſte und lauteſten gegen iede Art von Volksplackerei fü Fürſten urgirte, waren folgende. — »Jede Menſch hat **natürliche Empfänglichkeit** für Le bensgenüſſe; folglich hat er auch ein **natürliche** **Recht** dazu. Je mehr ein Menſch arbeitet, deſt **gröſſer** werden ſeine Gerechtſame darauf. Fürſte ſollen **mehr** haben, als ihre Unterthanen; aber ſi müſſen nicht ſollen **alles** haben. Der Untertha iſt ſchon belaſtet genug. Das Regiſter der deſpo tiſchen Regalien iſt ſchon anſehnlich gros genung Die Fürſten haben alle mehr, als ſie, wenn ſie gu wirthſchaften — und das mus der Fürſt ſo gut al der Schäfer; ia, er mus es noch beſſer, denn de Schäfer ſoll es von ihm lernen — und wenn ſi keine Steckenpferde haben, die ſie mit Dukaten füttern, brauchen. Kein guter Fürſt wird dis in Abrede ſein; ſondern er wird, wenn iemals die Güte der menſchlichen Natur von unſinnigen Prieſtern bezweifelt würde, ſeine Beſoldung als den überzeugendſten Beweis von ihr hinſtellen, und wird nie auf den undankbaren Einfall kommen, noch mehr, als er ſchon hat, von ſeinen Unterthanen zu begehren. Er thut auch, wenn er dis thäte, weder gut, noch weiſe daran. Sieht der Bürger, daß er durch ſeine Arbeit nur darum wohlhabender werde, daß man ihm, ſobald man dis bemerkt, noch mehr Auflagen mache: ſo wäre er ein Thor, wenn er wohlhabend zu werden ſuchte. Lieber verdient er nicht mehr, als was er nothdürftig braucht. Dis, weis er, müſſe man ihm laſſen, und was er dann nicht hat, kann ihm nicht genommen werden. Je menſchlicher der Unterthan ſich behandelt ſiehet, deſto treuer iſt er auch. Je unſchuldigfroher er ſein darf, deſto mehr Reiz hat er, tugendhaft zu werden. Druck und Plack hingegen erſticken in ihm allen Keim zum Guten, machen ihn verzweifelnd und wild, benehmen ihm iedes Gefühl für die Religion und bewirken Kindermord und Selbſtmord unter tauſenderlei Geſtalten. Es iſt nicht Gott geweſen, der die erſten Fürſten einſetzte; die Noth hat ſie eingeſetzt. Es iſt nicht Gott geweſen, der ihnen die Regalien ausgemacht — die erſten Fürſten mochten auſſer Weisheit und Tapferkeit, die ſie freilich in höchſter Maſſe haben mochten, deren wohl wenig haben — die Unterthanen ſelbſt haben ihnen ſelbige theils geſchenkt, theils durch Gewalt hernach gezwungen zugeſtehen müſſen. Es iſt nicht Gott, der neue Auflagen macht; die Fürſten ſelbſt machen ſie, und oft Sie nicht einmahl, ſondern ihre Miniſter. Alles, was der Unterthan an den Fürſten gibt, gibt er darum, daß er ſein Eigenthum ſicher beſitzen und ſein tägliches Brod in Ruhe verzehren könne; als welches allerdings in einer Geſellſchaft, wo einer des andern Berauber nach Gefallen werden dürfte, nicht möglich wäre. Daraus folgt aber auch, daß die Abgaben nicht ſo gros und ſo viel werden müſſen, daß der Unterthan dadurch um ſein Eigenthum komme und am Ende gar kein tägliche Brod mehr habe. Sonſt fiele der ganze Zweck de Fürſtenſtandes weg; der Unterthan fände ſich durch die Definition eines Fürſten jämmerlich getäuſch und wäre nun unter Fürſten übler daran, als ohn Fürſten, weil er ſich im letztern Fall, wenn ih ein Anderer ſein Brod nehmen wollte, doch wehre könnte, da es dann immer noch darauf ankäme wer der Stärkere wäre, u. ſ. w. » —. Dis waren wie geſagt, die Principen, aus welchen Flemmin bei jeder Gelegenheit gegen öffentlichen Unterthanenplack raiſonnirte.

Dabei lies er aber auch den Fürſten Gerechtigkeit wiederfaren und behauptete laut, daß die Schuld der Volksplackerei nicht immer auf ihnen, ſondern am öfterſten auf ihren Miniſtern und Räthen ruhe. „Der eine, ſagte er, will ſich durch Plusmachen einſchmeicheln, einen höhern Titel oder eine gute Zulage verdienen, oder ſich wenigſtens das Anſehen geben, als wenn er an Finanzwiſſenſchaft und an Eifer für das Intereſſe ſeines Herrn alle ſeine Vorfaren im Amte weit hinter ſich zurücklaſſe. Der andere iſt ſelbſt ein Geizhals und ſucht alſo auch den Fürſten dazu zu machen, dem er mit übelangewendeter Beredſamkeit vorzuſpiegeln weis, daß das neuerfundene Kammerplus für das Volk nichts weniger, als drückend, ſei. Noch ein anderer iſt ein wirklicher Menſchenfeind, der ſeinen Mitbürgern weder Wohlſtand, noch Freuden gönnet, der dem Herrn unaufhörlich beweiſet, daß das Volk kurz gehalten werden müſſe, wenn es in den Schranken der Unterwürfigkeit bleiben ſolle, und der die Menſchen in den unterſten Ständen blos für Halbmenſchen anſiehet, welche die Natur nur zu Pack- und Laſt-

trägern

erägern geſchaffen. Oder wenn die Räthe der Fürſten auch Volksplackereien nicht ſelbſt in Vorſchlag bringen: ſo vergeſſen ſie doch oft ihre Schuldigkeit, ſich den Plusmachern und Proiectirern, die ſich wie Heuſchrecken an den Höfen verſammlen; mi männlicher Kraft zu widerſetzen. Es fehlt ihnen an Patriotiſmus, für die Nation zu reden. Si betrachten ſich nur immer als Räthe des Fürſten, da ſie doch auch **Räthe für's Volk** ſein ſollten. Wer ſpricht für dieſes, wenn ſie nicht ſprechen wollen? Wer nimmt dem Fürſten die Binde von den Augen, wenn ſie ſie nicht wegſchieben wollen? Dis iſt eine ihrer erſten Pflichten, daß ſie in der Seele ihres Herrn das **Menſchengefühl**, wenn es durch unpatriotiſche Plusmacher, die Bürger- und Bauernfeinde ſind, geſchwächt ward, von neuem wieder ſtärken, ihm Genügſamkeit **als eine Tugend auch für Fürſten** predigen, ein treues Gemählde von der kümmerlichen Lebensart in den Hütten, von der die Groſſen keinen Begrif haben, weil ſie ſich nicht ſo weit herablaſſen, zuweilen in ſie einzugehen, vor ſeine Augen hinſtellen und ihn ſo endlich taub gegen alle Land und Leute bedrückende Vorſchläge und Plane machen, wenn dieſe übrigens auch noch ſo ergiebig für ſeine Kaſſe wären. »

Dieſe patriotiſche Denkart Flemmings war nicht nur am ganzen Hofe, ſondern auch überall im Lande bekannt. Seiner Freunde waren daher mehr, als Haare auf ſeinem Haupte; ſeiner Feinde aber waren auch nicht wenig. Alles, was Volk heiſſt, war für ihn und ſah ihn als den Mann an, welchem es die ganze ſich immer gleichbleibende Milde ſeines Fürſten während ſeiner langen Regirung zu danken habe. Pachter und Amtleute aber allzumahl, denen er nicht die geringſte Mishandlung der Unterthanen durch die Finger ſah, alle dieienigen Diener, welchen die Sporteln zur Beſoldung mit angeſchlagen waren, viele von den übrigen Räthen und — das ganze Finanzkollegium waren gegen ihn. Beſonders aber hatte er an dem Finanzrath von Ingenſtröm, welcher dicht unter ihm ſas, einen Todfeind, der durch ieden patriotiſchen Sieg, den er über ihn davon trug, nur noch erbitterter gegen ihn ward. Dieſer Mann konnte nie ohne Grimm daran denken, daß Flemming, der nur ein bürgerlicher Rath ſei, über ihm den Siz habe. Er hatte zu verſchiedenen mahlen durch ſeine groſſen Familienverbindungen es bei dem Fürſten dahin zu bringen geſucht, daß er als Kavalier den Rang über Flemming erhielte; aber vergeblich. Der Fürſt hatte zuletzt brav und bider geantwortet: „Jngenſtröm ſoll nach, wie vor, unter Flemming ſitzen, denn er iſt unter ihm. Weder ſeine Kentniſſe, noch ſeine Verdienſte ſind Flemmings Kentniſſen und Verdienſten gleich. Dieſe aber ſind es nur, welche in meinen Augen **adeln**. Es wäre mir eine Kleinigkeit, den F. ſogenanntermaſſen nobilitiren zu laſſen; aber ich würde ihm dadurch eine Kränkung verurſachen, die ich mir nie verzeihen könnte. Er iſt ſchon ein Herr von und ein Mann von; zwar nicht Herr **von Flemming**, aber doch Mann von Werth. Es wäre ein Unglück für ihn und für mich, wenn er, ſtatt das erſte nicht, das letzte aber zu ſein, das erſte zwar, aber das letzte nicht wäre. Solcher Leute habe ich leider genung; aber Flemminge habe ich nur **einen**, der zwar nur ein ſimpler Herr Flemming, aber dabei ein Mann von hochadelichſtem Kaliber iſt. Das kann man dem Herrn von Jngenſtröm in meinem Nahmen ſagen.« Als Jngenſtröm dieſe Reſolution erfur, knirſchte er aus ſtolzer Wuth, und ſuchte ſich mit Hofnungen auf die künftige Regierung hinzuhalten.

◆

Jngenſtröm war in allen ſeinen Principen gerade das Gegentheil von Flemming. Eigennützig, ohne Sinn für das allgemeine Beſte, welches er für die albernſte unter allen altväterſchen Schimären hielt, ſtolz und dabei rachſüchtig, erklärte er oft die ganze Nation für **verzogene Kinder von Flemming**, denen eine veränderte Zucht einmahl um ſo übler bekommen werde, und nannte die Bauern, wenn ſie Vortritt hatten und dabei etwa in einem guten Tuchrock mit **ſilbernen Knöpfen** erſchienen, dergleichen die daſigen wohlhabenden guten Landwirthe an Ehrentagen und wenn ſie zum Abendmahle gingen, zu tragen pflegten, ſpottweiſe oft nicht anders, als — **Herren von.** Flemming hatte dis verſchiedentlich mit angehört, ohne etwas weiter dabei zu thun, als mit dem Fus zu ſcharren. Als iener dis aber einſt gegen ein Paar ehrwürdige Greiſe that, welche für die wackerſten unter allen Hauswirthen im Lande galten, ris ihm alle Geduld und ſein Herz drängte ihn ſo, daß er kaum die Bauern erſt abtreten laſſen konnte, ohne mit ihm anzubinden. Der letzte hatte alſo die Thüre noch in der Hand, als er den Präſidenten aufforderte, ſolch ungeziemendes Betragen dem Rath von Ingenſtröm zu verweiſen. Dieſer, ein alter phlegmatiſcher Mann, der den Frieden liebte, lächelte und ſchwieg. »Nun, verſetzte Flemming, wenn

Sie nicht wollen, Herr Präſident, ſo will ich
thun; denn ich folge auf Sie. Ich frage Sie alſ
Herr von Ingenſtröm, hat Sie der Fürſt daz
hieher geſetzt, daß Sie ſeine ehrlichen Bauern necke
ſollen? Und was meinen Sie, daß der Fürſt thu
würde, wenn einer von dieſen rechtſchaffenen Alte
hinginge, und ſich bei ihm darüber beſchwerte
Erinnern Sie ſich doch an das, was der Fürſt no
ganz neuerlich Ihnen über das Herrvonweſen ſage
laſſen... Wie unſchicklich iſt es, an einem Or
ſeinen Witz ſpielen zu laſſen, wo richterlicher Ern
alle unſere Handlungen und Reden begleiten ſol
Wie unverantwortlich da, wo wir den Leute
Gerechtigkeit ſchaffen ſollen, wenn ſie beleidigt ſin
ſelbſt ihnen Beleidigungen zuzufügen! Wie vera
ſcheuungswürdig, mit ſolchen Beleidigungen ſich a
Leute aus den unterſten Ständen zu machen, welch
das Herz zu antworten nicht haben! Und noch daz
gerade an ein Paar ſo edle Greiſe, die ein ganze
langes Leben klug und unermüdet durcharbeitet h
ben, die Muſter ihres Standes, und des Segen
Gottes, den [illegible] dafür genieſſen, ſo würdig ſind
O wäre mancher in ſeinem vornehmern Stand
das, was dieſe in dem ihrigen ſind, wie glückli
wäre das Vaterland! Schämen Sie ſich, mei

Her

Herr von Ingenſtröm, und laſſen Sie mich dergleichen nun und nie wieder hören; oder Sie riſkiren, daß ich den Bauern auf der Stelle Satisfaktion gebe und Ihnen die Wahrheit in Gegenwart derſelben ſo ſage, wie Sie ſie nur hören müſſen.„ Ingenſtröm, ſtatt ſeinen Bauernſpott zurückzunehmen, ſetzte ihn vielmehr fort und behauptete, daß er Recht dazu habe. „Iſt es nicht wahr, hub er an, daß man ſie eher für Edelleute, als für Bauern halten und denken ſollte, ſie wären **etwas Rechts**? Wie ſie ſo breitplatzig da ſtehen und mit ihren groſſen Silberknöpfen auf holländiſchem Tuche ſtrotzen! Alles in ſeiner Art! dem Bauer gehört ein grober innländiſcher Rock und Knöpfe darauf von demſelben Tuche, und damit — holla!„ Flemming erwiederte mit vieler Deklamation: „Sie fallen immer tiefer, mein Herr von Ingenſtröm, iemehr Sie ſich über Ihren Gegenſtand ausbreiten. **Etwas Rechts** waren dieſe Leute auch. Es ſind zwei vollkommene Muſter von guten Landwirthen. Derienige, welcher ſie, ohne ſie auch weiter zu kennen, für etwas Rechts hielte, irrete alſo gar nicht. Sie aber irren **über die Maſſe** und gar ſehr, wenn Sie die beiden Ausdrücke — einen Bauer eher **für einen Edelmann**, als für einen Bauer, und — den

Bauer für etwas Rechts halten, — für glei
bedeutend erklären. Sagen Sie mir doch nur,
Sie denken, daß ein Edelmann, blos als Ed
mann, etwas Rechts ſei? Er kann etwas Rec
ſein, wenn er ein rechter, d. h. ein wackerer Ed
mann iſt; ſonſt ſehe ich doch wahrhaftig gar ni
was an ihm ſei. Ich will Ihnen mit einer
ſtanz aufwarten, welche Ihrem Adelſtolze ungem
ſchmeichelhaft ſein wird. **Alle Menſchen ſind**
borne Menſchen, wie Sie ein geborner E
mann ſind. Sind denn aber die Menſchen
als Menſchen etwas Rechts? Kennen Sie
manches Thier, das mehr etwas Rechts iſt,
mancher Menſch? Ihr ſchöner Hühnerhund z. E.
ich habe ſelbſt in Ihrer Gegenwart ihn oft be
dert — geben Sie ihm nicht das Prä vor v
dummen Menſchen? Nun ſehen Sie, ſo ſind
die Edelleute blos als Edelleute nichts Rechts,
es gibt manchen Bauer, der mehr etwas Rech
als mancher Edelmann, wie es manchen Hü
hund gibt, der mehr etwas Rechts iſt, als ma
Menſch. Edelmann — Bauer — das ſind
jekte; etwas Rechts ſein iſt ein Prädikat: wie
nen Sie Subiekt und Prädikat, oder Edel
ſein und etwas Rechts ſein für Sinonimen erkl

Nein, das Prädikat, etwas Rechts ſein, kann dem Edelmann und kann dem Bauer zukommen, einem, wie dem andern; es kommt aber ienem ſo wenig, als dieſem von Geburtswegen zu, ſondern beide müſſen ſich es erſt erwerben. Wenn der Bauer ſo iſt, wie ein Bauer ſein mus, ſo iſt er etwas Rechts, und wenn der Edelmann ſo iſt, wie ein Edelmann ſein mus — aber auch nicht eine Sekunde eher — ſo iſt er auch etwas Rechts; iener etwas Rechts von Bauer, und dieſer etwas Rechts von Edelmann. Etwas Rechts ſein iſt ein Prädikat, das ſogar Ihrem Hühnerhunde zukommt; dieſer iſt in ſeiner Art vollkommen, und ſo iſt er etwas Rechts von Hühnerhund. Sie ſehen alſo ſchon hierdurch ein, daß Sie ſich elend verantwortet haben. Ich für meine Perſon, wenn ich ein Edelmann wäre, würde mich zwar beſtreben, etwas Rechts von Edelmann zu ſein; ich würde mich aber, wenn ich von einem Bürgerlichen oder Bauerlichen ſpräche, nie des Ausdrucks bedienen — er thut, als wenn er ein Edelmann wäre, oder, man ſollte ihn für einen Edelmann halten — weil ich glauben würde, daß mich ieder vernünftige Menſch auslachte. Und dann — weshalb meinten Sie, daß man die Bauern eher für Edelleute, als für Bauern

hätte halten ſollen? Wenn ich nicht irre, ſo ſagten
Sie — weil ſie ſo breitplatzig da ſtanden!
Hilf Himmel, welch eine Definition vom Edel
mann! Ein Edelmann iſt alſo Ihrer Angabe nach
ein Etwas, das in der Welt breitplatzig da
ſteht. Für dieſe Definition dürften Ihnen Ihr
Herren Lehens- und Nahmensvettern nicht nur
ſondern auch die ganze Erdennobleſſe wenig Dan
wiſſen. Allerſeits würden dieſe ſich mit Recht übe
Sie beſchweren, daß Sie ſie mit der Wucherbluhm
und mit dem Froſch, wenn er ſich aufbläſet, i
einerlei Klaſſe geſetzt. Ich will übrigens nicht un
terſuchen, ob Sie aus Erfarung ſprechen und o
Ihre Definition vom Edelmann nicht im Ernſt a
manchen Edelmann äuſerſt paſſend ſei — ich kenn
aber auch viel würdige Edelleute, denen Sie äuſe
damit nahe getreten ſind — ſondern ich kann mi
nur nicht enthalten, Ihnen eine Anekdote, die re
von Ihrem eigenen Anekdotenſchlage iſt und hieh
allergenaueſt paſſet, mitzutheilen. Ich kam ei
auf meinen Reiſen in ein Weinhaus mitten auf
Landſtraſſe. Da fand ich einen Klub von vier P
ſonen. Drei davon waren ziemlich laut, weil
viel zu ſich genommen hatten, ſchlugen mit
Weingläſern auf den Tiſch, fluchten und wetter

und kehrten die Stube faſt um. Der vierte ſas ganz ſtill in einem Winkel und — trank ein Glas Waſſer. Als iene fortritten, ſprach dieſer in voller Bosheit zu mir — NB. es war das erſte Wort, das ich von ihm hörte — Thaten die Kerle doch nicht anders, als wenn ſie Edelleute wären! Nein, mein Herr, antwortete ich, dafür hätte ich ſie nimmermehr gehalten; wer waren ſie denn aber? „Gemeine Leute — Amtleute.“ „So! ſprach ich, und wer ſind Sie? „Ich bin der Herr von W.. der eine Stunde von hier ſeine Güter hat. Ich drehete mich weg und lies den Ehrenmann ſtehen. Mit dieſem Herrn von W.. ſcheint der Herr von Ingenſtröm in der Definition vom Edelmann ſehr zu ſimpathiſiren. — Was nun aber die beiden ehrlichen Bauern anbetrift, daß ſie, wie Sie meinen, ſo breitplatzig da ſtanden, ſo iſt ſolchen dis wohl zu verzeihen. Tanzen haben ſie in der Jugend nicht gelernt; gearbeitet haben ſie ihr ganzes Leben hindurch; alt und ſteif ſind ſie, daß ſie, wenn ſie nun noch feſt ſtehen wollen, ſich ausdehnen müſſen, und, wenn ſie ſich in ihrem Feſt- und Ehrenrock gefallen, ſo iſt ihnen das nicht zu verdenken. Ehrlich bezahlt iſt er, mit ihren Händen haben ſie ihn erworben, und die ganze Woche über gehen ſie ſo im Kittel. Es gereicht dem Fürſten zur Ehre, wenn der Bauer mit dem Rock, mit welchem er zum Abendmahle geht, auch in ſeine Gerichtsſtube tritt. Wer den Bauer kennet, der weis, daß dis viel ſagen will. So einen Rock ſchaft er ſich einmahl und hat daran Lebenslang genung; die Mode mag ſich ändern, wie ſie will. Ob übrigens der Bauer ſeinen ſogenannten Staat in einer Uhr ſetzt, wie in W., oder in ganzen Dutzenden zinnerner Krüge, wie in L.., oder ob er ſein bisgen Silber in alten Laubthalern liegen hat, oder ob er es auf dem Rocke trägt, kann uns gleichviel gelten. Spielt er fleiſſig Karte oder iſt er ſonſt ein lüderlicher Wirth, ſo hat er wahrhaftig keine ſilberne Knöpfe. Es kommt mir alſo eben ſo vor, als wenn man den beiden guten Wirthen, welche vorhin mit ihren ſilbernen Knöpfen vor uns ſtanden, es übel auslegte, daß ſie ſie noch nicht verſpielt oder ſonſt durchgebracht hätten. Oder ſollen ſie ihnen etwa lieber in Fürſtennahmen abgeſchnitten und in die Münze gebracht werden? So lange Flemming auf dieſem Stuhle ſitzt, nicht!»

Ingenſtröm gähnte zu verſchidenen mahlen, während daß ſo geredet ward. Inzwiſchen machte es doch den Eindruck auf ihn, daß er ſich hernach in Flemmings Gegenwart des Bauernſpotts enthielt. Wohnte dieſer aber einmahl einer Seſſion nicht bei, ſo trieb er ihn deſto ausgelaſſener. Und ſo traf ſichs endlich, daß er damit an den rechten Mann, an einen klugen und zugleich herzhaften Bauer kam, der den Spas mit dem Herrn von übel verſtand, ihm einige derbe Antworten gab, und, als er nicht nachlies, ihn zu nobilitiren, gerades Wegs zum Fürſten ging, ſich darüber beſchwerte und auf das Zeugnis des ganzen Kollegiums provocirte. Der alte Herr nahm den Bauernſpott, welcher auf einem ſeiner Gerichtsſtühle und alſo recht in ſeinem Nahmen getrieben ward, höchſt ungnädig auf, lies den Präſident kommen und befragte ihn um die Wahrheit deſſelben. Der Präſident muſte ſelbigen atteſtiren und bekam einen Verweis darüber, daß er dergleichen geſtatte. „Meine Bauern ſind mir zu lieb, ſprach der Fürſt, als daß ich recht eigentlich einen Rath darauf hielte, daß er ſie fopte. Sie tragen ihre Abgaben ehrlich ab, wirthſchaften gut, widerſetzen ſich nicht, wie anderwärts, wenn ſie hier oder da vom alten Schlendrian abgehen ſollen, und haben noch neuerlich, als mein Schlos in C.. brannte, einen Beweis davon gegeben, daß ſie Leib und Leben für mich zu wagen bereit ſind. Wenn ich die Bauern nicht hätte, ſo hätte ich nichts. Sie ſind die Stütze meiner Finanzen und ich will, daß man ihren Stand, der der unentbehrlichſte und noch unverdorbenſte iſt, in Ehren halte. Ingenſtröm ſoll an einem beſonders dazu beſtimmten Tage dem alten Fröhlich öffentlich Abbitte thun, und hernach ſogleich aus meinen Dienſten ſein.» Flemming erfur dis kaum, als er für ſeinen Kollegen intercedirte. Er bat dem Fürſten, daß er es an einem bloſſen verweisvollen Verbot auf die Zukunft genung ſein laſſen wolle, und bediente ſich dazu beſonders des Arguments, daß Ingenſtröm ſonſt glauben werde, er ſei an dieſem allen Schuld. »Iſt auch wahr, erwiederte der Fürſt und gab dem Ingenſtröm, nachdem er ihm ſeine Stelle im Finanzkollegium genommen, eine andere Bedienung in einer Landſtadt, wobei derſelbe zwar degradirt ward, an Einkünfte aber eher gewann, als verlohr. Ingenſtröm faſſte einen unbeweglichen Verdacht, daß kein anderer Menſch, als Flemming, hiervon die Triebfeder ſei, und ſchwur ihm zu ſeiner Zeit dafür fürchterliche Rache. Flemming erfur dis zwar, blieb aber, ſeiner Unſchuld und ſeiner Fürbitte, die er ſogar für den Undankbaren gethan, bewuſt, dabei ganz gelaſſen; ſo, wie er ſich auch dadurch nicht beunruhigen lies, als man ihm erzählte, daß der Erbprinz zuweilen den geweſenen Finanzrath Ingenſtröm beſuche.

Inzwiſchen machten es ſich Flemmings Freunde zur Pflicht, in ihn zu dringen, daß er es nicht mehr bei ieder Gelegenheit mit allen ſeinen Kollegen für andere ſo aufnehmen möchte. „Du haſt ia Frau und Kinder, ſprachen ſie, und kein eigenes Vermögen. Wenn du über lang oder kurz unglücklich würdeſt, — und du weiſſeſt ia, wie Fürſten ſind — ſo würde ſich von Hunderttauſenden, denen du iezt das Wort ſprichſt, keiner finden, der dich ſchadlos hielte. Wozu wollteſt du dich denn ſo ganz und gar für das allgemeine Beſte aufopfern? Das allgemeine Beſte klingt recht ſchön; wenn man ſich aber nur auch dabei ſeinen Mann denken könnte, an den man ſich hernach als Märtirer dafür zu halten wüßte!!! Das Volk läſſet erſt für ſich thun und leiden, und trägt ſeinen Beſchützer, ſo lange er ſich ſelbſt helfen kann, auf den Händen; wenn er aber darüber verdirbt und die Zeit kommt, daß es ihm helfen ſoll, ſo verläſſet es ihn und drehet ihm den Rücken zu. Es iſt keine undankbarere Race, als die Menſchen in den unterſten Ständen; ſie ſchreien heute dem Patrioten, der ſich für ſie ganz aufopfert, Hoſiannah, und morgen — Kreuzige ihn!

„Umſonſt, erwiederte der Rechtſchaffene, bemühet ihr euch, mich in meinen Grundſätzen wankend zu machen. Ich bin Rath; aber wahrhaftig nicht blos für die Kammer, ſondern noch mehr für die Nation, welche in ſie zahlt. Wer in Volksplackerei einwilligt, der wird der erſte Verbrecher gegen das Vaterland. Sollte ich mich durch kleinliche Furcht bewegen laſſen, dis zu werden? Ich kann reden und ſo mus ich reden. Gibt es Menſchen, welche mir deshalb feind werden können, ſo iſt dis Schande nicht für mich, ſondern für ſie. Auf Volksdank habe ich nie gerechnet; mithin macht die Furcht von Volksundank, den ich zu ſeiner Zeit erfaren könnte, keine Senſation auf mich. Es iſt wahr, ich habe kein Vermögen; aber ich habe doch mein Haus und mein Brod. Mehr mag ich nicht, und beides ſollen mir, ſo Gott will, meine Feinde nicht nehmen. Jenes habe ich bezahlt, und dieſes iſt mir durch Gunſt und Beifall meines Fürſten gewiß. Gott wird mir beide erhalten, und ich wäre kein Chriſt, wenn ich nicht bei Rechtſchaffenheit des Herzens ſo denken wollte. Wäre es möglich, daß irgend eine Kabale mir die Ungnade meines Herrn bewirken könnte, ſo wäre dis längſt geſchehen. Und ſo ſoll nun auch, ſo lange mein Mund ſich öfnen und meine Hand ſich regen kann, ſo oft es Noth thut und in der Maſſe, wie es Noth thut, iener reden und dieſe ſchreiben für das Beſte meiner Mitbürger.»

Seine Freunde gaben ihm zu überlegen, daß, wenn ihm auch die Gnade des ietzigen Fürſten noch ſo gewis ſei, er doch auf jeden Fall denſelben überleben und vielleicht lange überleben werde; da man dann nicht wiſſen könne, wie der Nachfolger in der Regirung denken werde. „O, antwortete der Edle, wenn ein Diener ſich in Ausübung ſeiner Pflichten durch dieſen Gedanken ſtören laſſen wollte, was dann für ihn zu thun? Steht es um die Fürſten um ein Haar anders, als um andere Menſchen? Sind nicht iunge Fürſten ſo gut ſterblich, wie alte? Nun, ſo **müſt's aus Furcht vor dem Nachfolger**, der noch dazu nächſtens wieder einen Nachfolger haben kann, nie einen rechtſchaffenen Diener geben. Erwäget einmahl, was ihr ſprechet! Nach ſolchen Grundſätzen müſten alle Miniſter und Räthe der Fürſten an allen Orten und zu ewigen Zeiten nichts, als feige Memmen, Schurken und Schelme ſein. Und — was unſern Erbprinz betrift, der denkt gewis eben ſo, wie ſein Vater, und wird einſt Freiheit und Glückſeligkeit ſeines Volks eher noch erweitern, als beſchränken. »

Auf das erſtere erwiederten Flemmings Freunde, daß doch immer und ewig ein groſſer Unterſchied in Anſehung der Wahrſcheinlichkeit eines baldigen Todes zwiſchen einem alten und ſchwachen und zwiſchen einem iungen und geſunden Fürſten ſei und daß ein Patriot, der einem alten Herrn diene, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, Selbſtliebe und Familienliebe recht gut dadurch mit der Vaterlandsliebe vereinigen könne, daß er in den letztern Regirungsiahren deſſelben etwas gelindere Saiten aufziehe, und erſt ein wenig abwarte, auf was für einen Ton der zuverläſſig baldige Nachfolger die Landesangelegenheiten ſtimmen möchte. Auf das leztere führten ſie ihm zu Gemüthe, daß der Schlus von der Denkart eines Erbprinzen, der tauſend Urſachen haben könne, ſeine wahren Geſinnungen vor ſeinem Vater zu verbergen, auf ſeine Denkart einſt als Fürſt, wenn er ſich vor keinem Menſchen mehr zu verbergen

Urſache zu haben glaubte, unter die gewöhnlichſten Trugſchlüſſe auf dem Erdboden gehöre, und daß man ſchlechterdings über einen Fürſten nicht eher richtig urtheilen könne, als — **bis er wirklich zur** Regirung käme.

„Und wäre dis auch einſt, ſchlos Flemming, daß der Prinz mich getäuſcht hätte, ſo würde ich mein Siſtem deshalb doch nicht ändern. Ich würde nach, wie vor, mich ieder Volksbedrückung männlich widerſetzen. Ich würde alsdann wenigſtens thun, was ich kann, und mich vor nichts dabei fürchten. Vor **einem** ehrlichen Manne, wenn er Herz im Leibe und die Sprache in ſeiner Gewalt hat, laufen **zehen** ehrloſe Schurken. Das habe ich wohl eher erlebt. Und — **auch Fürſten dürfen nur thun, was Gott will.** Ich habe für das allgemeine Beſte **gearbeitet**; ich würde auch dafür **leiden** können. Das Bewuſtſein meiner Rechtſchaffenheit würde mich dabei tröſten; und, ehe ich mir dieſes nehmen lieſſe, lieſſe ich mir lieber Brod, Ehre, Freiheit, Leben und Alles nehmen. Ich würde denken, daß Gott mich durch ſolche unſchuldige Leiden der Menſchenliebe und des Patriotiſmus erſt zu einem recht vollkommen guten Manne

machen und meine Tugend erſt recht bewähren wo
Ich würde ohne Amt und Brod auf die Vorſehu
vertrauen, daß ſie mich, wenn ich beides als
ehrlicher Mann verlohren, dennoch nicht ohne V
ſtand laſſen werde. Ich würde im Kerker auf
gel zwar nicht, aber doch auf Menſchen harr
die Gott herbei führte, daß ſie meine Rettung
wirken müſſen. Ich würde, wenn ich mei
Kopf dem Henker darbieten müßte, noch vor d
Schwertſchlag einen recht glaubensvollen Blick
Himmel thun und mich der Ewigkeit freuen, in
ich als Märtirer für die Gerechtſame der Menſch
überginge. So denkt Flemming, und bei di
Denkart bleibt er felſenfeſt ſtehen, es komme,
es wolle.»

Dieſe ächte Religioſität, ohne welche es w
einen wahren, noch weniger einen ſtandhaften
trioten geben kann, war ein Hauptzug in Fl
mings Karakter. Flemming war ein **wirkli**
Chriſt; aber weder ſein Vater, noch ſeine Leh
noch ſeine Erziehung überall hatten ihn dazu
macht. Er war von Kindheit an blos zum gew
lichen Kirchen- und Sektenglauben angeführt
den, hatte das Katechiſmusſiſtem auswendig gel

und die Religion in bloſſen Cerimonien geſucht. So geblieben, würde er nur ein gewöhnlicher Finanzrath geworden ſein, und ſeine Seele würde ſich nie zu dem hohen Grad von Arbeits- und Leidenskraft für Andere erhoben haben, auf welchem ſie nun ſtand. Es traf ſich aber, daß die Beleuchtung des alten wortvollen und kraftleeren Kirchenſiſtems ſeiner Zeit, welche einige Philoſophen wagten, gerade in ſein männliches Alter fiel. Er las die Schriften derſelben und — die Augen wurden ihm geöfnet. Er fand ſein ganzes bisheriges Glaubensſiſtem zwar ſehr künſtlich zuſammenhangend, aber auf durchaus falſchen Principen ruhend, und ſo legte er es ſamt dieſen völlig auf die Seite. Hieran glaubte er nun aber auch nicht genung gethan zu haben. Oft nimmt zwar der Seelenzuſtand ſolcher Menſchen, welchen Zweifel gegen ihr bisheriges Glaubensſiſtem überwiegend werden, die traurige Wendung, daß ſie nun an allem zweifeln. Ueberzeugt, daß ſie Irthum ſo lange für Wahrheit gehalten haben, fangen ſie an zu denken, daß es gar keine Wahrheit gebe; oder ſie ſind zu träge, nachdem ſie das alte Siſtem eingeriſſen haben, ein neues zu bauen, und — ſo ſtehen ſie dann ohne alle Religion da. Ein fürchterlicher Zuſtand, worinn das Herz um

alle Kraft zum Guten und um allen Grund z
Ruhe kommt! Das heiſſt, den Weg nur halb v
lenden; und ſo wäre es beſſer, ihn gar nicht anz
treten, als auf der Mitte ohne Dach und Fach l
gen zu bleiben. Flemming aber **betrat** den W
nicht nur, ſondern er **vollendete** ihn auch. Nac
dem er alles, was er ſeither geglaubt hatte, ein
weilig für nie geglaubt anſah und weglegte, unte
ſuchte er, was ihm ſein eigenes Herz etwa zu gla
ben zur Pflicht mache, oder ob es Sätze gebe, d
er glauben müſſe, wenn er ein recht guter und rec
froher Menſch werden wolle. Er fand dergleiche
wirklich. Freilich verhielt ſich die Anzahl derſelbe
gegen die vorhergeglaubten nur wie Eins gegen Hu
dert; aber genung, er fand doch deren **einig**
Dieſe nannte er ſchlechterdings nothwendige, unen
behrliche Sätze; und eben darinn, daß ſie dis wä
ren, lag ſeiner Meinung nach auch der erſte Be
weis dafür, daß ſie **Wahrheiten** ſein müſten. E
ſchlos dabei ungefähr ſo — Ich kann als Menſc
ohne Speiſe und Trank nicht animaliſch fort
leben; ergo mus es Speiſe und Trank geben. E
ſah, daß dieſer Schlus richtig ſei, oder daß e
Speiſe und Trank gebe. So ſchlos er weiter ſo —
Ich kann als Menſch **ohne Gottesidee und ohn**

Ide

Idee der Unſterblichkeit nicht geiſtig froh ſein; ergo mus es auch Gott und Unſterblichkeit für mich geben. Und ſo zweifelte er an der Richtigkeit dieſes Schluſſes ſo wenig, als an der Richtigkeit des erſtern. Dieſe Beweisart für die eigentlichen Glaubensſätze übte er von allen Seiten her und machte ſie recht ſtringirend für ſich. Hierauf fragte er die Welt um ſich her und ſeine eigene Natur um die Wahrheit der für unentbehrlich befundenen Sätze und freuete ſich, daß ſeine Vernunft ihm keineswegs Zweifel an ſelbigen erregte, ſondern ihn vielmehr im Glauben an ſie noch beſtärkte. Nun ſtand er feſt in ihnen und ſchritte zur Unterſuchung des Chriſtenthums fort. Er las aber blos die Urkunden deſſelben und nicht ſpätere Auslegungen davon. Eben ſo las er auch keine Vertheidigungsſchriften des Chriſtenthums, ſondern forderte, das es ſich durch ſeinen Inhalt ſelbſt gegen ihn vertheidigen ſolle. Da fand er dann zu ſeiner überſchwenglichſten Freude, das Jeſus wirklich nichts, als iene Sätze, die ſein eigenes Herz ſchon für unentbehrlich erklärt, und gegen die die reineſte Vernunft nicht Zweifel, ſondern Beſtärkungen hervorbringe, gelehret habe. Er las fort und fand, daß der groſſe Lehrer dieſer unentbehrlichen und vernunftmäſſigen

Sätze ſo ſchön gelitten habe und noch ſchöner geſtorben ſei, und daß derſelbe offenbar bekenne, daß er die Schönheit ſeiner Leiden und ſeines Todes einzig und allein dem Glauben an dieſe gelehrten Sätze ſelbſt zu danken habe. Nun hatte er auch für ſie den höchſten unter allen Beweiſen, — den Erfahrungsbeweis. Er glaubte ſie auf die Kraft der Leiden und des Todes Jeſu noch weit mehr, als vorher, und ſegnete die Evangeliſten beſonders für die ausführlichen Nachrichten von dieſen. Sein vorheriges Chriſtenthum blieb ihm ſo verächtlich, wie es ihm ſchon durch die erwähnten philoſophiſchen Schriften geworden war; aber das Chriſtenthum ſelbſt ward ihm ehrwürdig. Er hörte nicht nur auf, ein Afterchriſt zu ſein, ſondern er ward auch ein wahrer Chriſt. So gehörte er unter die Wenigen und unter die Weiſern, welche ihre Unterſuchungen nicht blos bis zum Unglauben an den Irrthum erſtrecken und ſie dann unſelig abbrechen, ſondern die ſie bis zum Glauben an die eigentliche und ewige Wahrheit fortſetzen und dann im Beſitz derſelben wirken und ruhen, genieſſen und leiden. In ſeinen Augen gab es nun keine gröſſere Ehre, als — ein wahrer Chriſt zu ſein. Von dem Stifter des Chriſtenthums ſprach er mit Enthuſiasmus, ohne im mindeſten an alles Wunderbare, das von ſeinen Thaten und Schickſalen erzählt wird, zu glauben. Dis betrachtete er gänzlich als **gutgemeinte Jüngerſage**, die in den erſtern Zeiten von groſſem Nutzen und vielleicht unentbehrlich geweſen ſein könne, als worüber man nach Jahrtauſenden nicht einmahl mehr richtig urtheilen möge, die aber heut zu Tage dem Chriſtenthum offenbar mehr ſchädlich, als nützlich ſei. Aber das Beiſpiel des leidenden und ſterbenden Jeſus erklärte er für das leſens- und liebenswürdigſte, was in allen Büchern der wahren Menſchheit geſchrieben ſtehe. Jeſus müſſe, pflegte er zu ſagen, bey dem ganzen Gange ſeiner Seele hier ſchon viel Glückſeligkeit genoſſen haben, und in jener Welt einſt der Allerſeligſte ſein, und wer hier und dort auch wolle wahrhaftigglücklich werden, der müſſe auch für **das allgemeine Beſte** ſo thun und ſo leiden können, wie Er.

So kurz und aus ſo wenig Sätzen beſtehend nun auch Flemmings Religion war, ſo war dafür ſeine Erkenntnis dieſer Sätze die **allerlebendigſte**. In ſeiner Einſamkeit, im Umgange mit ſeiner Familie und mit ſeinen Bekannten, in ſeiner Kindererziehung und in Betreibung aller ſeiner öffentlichen Geſchäfte ſchwebten

ten ſie ihm unaufhörlich vor, wirkten mit voller Kr auf ihn, und gaben ſeiner Seele jederzeit die edel Richtung. Das heilige **Zwei** von Ideen, G und **Unſterblichkeit** hatte ſich mit dem ganzen üb gen Vorrath von groſſen Ideen in ſeine Seele ſo i nig verwebt, daß er ſie niemals ausdrücklich erſt h beizurufen Urſache hatte, ſondern daß ſie allema mit irgend einer von dieſen zu rechter Zeit vor ih da ſtanden. Daher dann ſein immerwährendes B ſtreben, Andern nützlich zu ſein; daher ſein unau haltſamer Trieb, ſich iedem Unrecht zu widerſetze daher ſein Drang, beſonders alle vorwaltenden St rungen der Volksglückſeligkeit zu vereiteln; daher ſe Muth, Allen Alles zu ſagen, wie ſie es hören muſte und dem Fürſten ſo wenig die Wahrheit zu verſchwe gen, als andern Menſchen; daher ſeine Entſchloſſe heit, wenn es ſein müſte, für Treue gegen ſei Grundſätze auch die gröſſeſten Leiden dulden zu kö nen. Wie er es ſich nun einſt zur Pflicht gemac hatte, die Religion zu unterſuchen: ſo machte er ſich von der Zeit an, da ſein Glaube feſtgeſtellt wa zur noch weit gröſſern Pflicht, ſich in keine weite Unterſuchungen über ſie einzulaſſen. Hatte er dem Unterſuchungszeitraum ſeines Lebens iede ne Schrift über ſie faſt verſchlungen: ſo mochte nu

üb

über ſie geſchrieben werden, was da wollte; er las es nicht mehr. Jeder vernünftige Mann, meinte er, müſſe endlich einmahl mit ſich ſelbſt fertig ſein, um hernach mehr fur Andern leben zu können. So lange man zweifle, ſei man nicht thätig genung, und Thätigkeit sei doch unſere eigentliche Beſtimmung; und wenn man ſein ganzes Leben blos auf Unterſuchung der Wahrheit verwende, ſo entſtehe die Frage, wozu man ſie eigentlich unterſuche und wann man ſie anwenden wolle, als welches doch der einzige Zweck aller ihrer Unterſuchung ſei. Er übte alſo blos in der ganzen Folge ſeines Lebens ſeine feſtgeſetzten Glaubensſätze aus, und ſo war Routine darinn das Mittel, welches ihm ſelbige mehr, als alle Spekulationen und Demonſtrationen, noch immer feſter ſtellte. Aller Cerimonie ward und blieb er geſchworner Feind; das Gebet aber liebte er unausſprechlich, und in ſeinem Hauſe war es Sitte, daß eine vereinigte Morgenandacht täglich allen Geſchäften und Freudengenüſſen voranging. Daher kam es, daß die Urtheile über ſeine Religion ſehr verſchiden ausfielen. Die Hofleute, welche von ſeinen täglichen Hausandachten hörten, hielten ihn für einen Pietiſten; die Prieſter, die ihn bei den Cerimonien nicht ſahen, für einen Atheiſten.

Flemming ſelbſt aber wuſte recht gut, wer er war, und befand ſich ſehr wohl dabei, daß er das war, was er war.

Seine Religion war auch die Religion ſeines Hauſes geworden. Sophie, die Rechtſchaffene, welche ihrem Manne ſo viel zu danken zu haben glaubte, weil er ſie als ein ganz armes Mädgen geheurathet, wetteiferte mit ihm an frommen und edlen Geſinnungen. Seine beiden Lieblingsartikel — Gott und Unſterblichkeit — wurden frühzeitig die Materien, welche oft ihr einſameres und vertrauteſtes Geſpräch ausmachten. Aus der Welt nicht viel machend und durch reine, innige Liebe ſich ſelbſt genung, hatten ſie, ehe ſie zu einem eigenen Hauſe gelangten, einen Garten vor dem Thore gemiethet, wo ſie, wenn Flemming nicht Geſchäfte wegen ausheimiſch ſein muſte, die ſchönen Abende des Jahres verlebten. Hier war es, wo ſich ihre Unterredungen am ſchnelleſten auf die beiden groſſen praktiſchen Glaubensſätze lenkten. Der Anblick der Schönheiten der Natur führte ſie beide in demſelben Moment oft auf Gott, ſo, daß ſie zugleich von dem höchſten Weſen zu reden anfingen. Hatten ſie dann ſich lange an der Weisheit und Güte deſſelben in allen ſeinen irrdiſchen Einrichtungen

gen und beſonders in der Beſtimmung des Menſchen zur Glückſeligkeit **hiernieden** erquickt: ſo nahm Flemming Sophien bei der Hand und führte ſie an das Ende des Gartens, von wo man eine weit ausgedehnte Ausſicht in die reizendſte Landſchaft hatte. Hier pflegten ſich ihre Seelen allemahl zugleich zur Idee der Unſterblichkeit zu erheben, welche ſie einmahl feſt an die ſchöne Büe geknüpft hatten. Stumm ſtanden ſie dann eine Zeitlang da und dachten an die noch weit gröſſere Beſtimmung des Menſchen zur Glückſeligkeit **droben**. Händedrücke ſagten einander nur, was ſie dachten; bis Flemming, wenn er nun den höchſten Grad von ſtiller Heiterkeit in Sophiens Augen erblickte, das feierliche, heilige Schweigen etwa auf folgende Art unterbrach: „Dort werden wir auch wieder beiſammen ſein. Für Seelen, die ſich ſo innig lieben, wäre ein bloſſes Leben, wie dieſes, zu kurz. Nein, iezt ſollten wir nur lernen, einander **viel** ſein, um einſt einander **Alles** zu ſein. Und dort wirds **beſſer** ſein. Da wird mehr Wahrheit und mehr Wahrheitgefühl, mehr Tugend und mehr Tugendlohn ſein. Drum las den andern nicht troſtlos ſein, wenn Gott etwa den einen von uns früh hinüberriefe. Sieh, eben ſo ein unüberſehbares Gefilde von Daſein und Beiſammenſein haben wir noch vor uns! Las mich aber auch das Amt, das mir Gott hier zum Kreiſe meiner Thätigkeit und zur Uebung der Kräfte meines Herzens angewieſen hat, recht treu ausrichten, und ſtöre mich nie darinne, wenn du hörſt, daß ich für die Wahrheit laut und kühn geſprochen und mich der leidenden Unſchuld und der nidrigern geplagten Menſchheit dreuſt und ſtark angenommen habe; damit ich eben ſo freudig und getroſt, wie ich in dieſe Landſchaft hinausblicke, auch in ieder meiner Lebensſtunden in die Ewigkeit hinüberſehen könne!» Sophie umarmte ihn dann nachdenklich, und Flemming ſprach mehrentheils beim Nachhauſegehen — wieder ein menſchlichverlebter Abend!

So tiefe Eindrücke ſolche Unterhaltungen auf Sophien machten, ſo gaben ſie ihr doch nicht das ganze Maas von Stärkung, welches ſie ihr geben ſollten. Flemming fand die Urſache davon keinesweges in ihrem Geſchlecht, ſondern in ihrem Temperament. Sophie, das treueſte, herzlichſte, bravſte und häuslichſte Weib, war von Natur mehr zur Traurigkeit, als zur Freude, geſtimmt. Furcht würkte lebhafter auf ſie, als Hofnung. Die Seite der erſtern zeigte ſich ihr bei ieder Ereignis eher, als die Seite der letztern. Kam nun die Rede auf die wackerſten Handlungen ihres Mannes, ſo ſas ſie oft, während daß ſich ſeine ganze Seele über die Gemeinnützigkeit derſelben freuete, in ſtilles Nachdenken über die Gefaren vertieft, welchen er ſich entweder dabei auf der Stelle ausſetzte, oder die ſie in Zukunft für ihn herbeiführen konnten. Herzliche Liebe, mit Achtung gegen ihren Mann verknüpft, lies ſie nun zwar darüber nicht zu Worten kommen; aber Flemming, der in ihren Augen, wie in Akten, leſen konnte, wuſte allemahl, was in ihr vorging. Er muſte mit ihrer Beſcheidenheit zufrieden ſein; es ging ihm aber doch durch die Seele, daß er ſie nicht zu ſeiner Glaubensſtärke erheben konnte. Er lies zwar nicht nach, von dieſer Seite auf ſie zu wirken, ſprach aber einſt gerade heraus zu einem ſeiner Freunde: „Ich bringe ſie nicht dahin, wohin ich dachte. Könnte ich dis, ſo wäre mein Glück vollkommen. Aber es iſt umſonſt. Sie kann zu der Höhe nicht folgen, auf welcher meine Seele ſteht. Man hat ihre natürlichen Anlagen zur Schwermuth nicht früh genung bekämpft. Als ſie in meine Hände kam, war der Hang dazu ſchon zu ſtark und feſt. So gehts mit Leuten von ſolchem Temperament,

wenn der Glaube an Gott und Unſterblichkeit
den erſtern fünf und zwanzig Jahren nicht deutli
und lebhafte Ideen in ihnen werden. Sobald
Vernunft ſich entwickelt hat, ſollte man es hie
bei jedem Menſchen bringen; damit er ſich ni
gewöhne, an bloſſen dunkeln Gefühlen derſel
genung zu haben, und ſo lebenslang tauſend Zw
feln, Schwankungen und Kleinmüthigkeiten a
geſetzt bleibe, ſondern daß er mit vollem Bewußtſ
in Gott und in ſeiner Beſtimmung zur Ewigk
lebe und ſchwebe und im Glauben an beide a
thue, genieſſe und leide. Meine beiden Kin
ſollen in ſolcher Seelenſtärke gewis weiter komm
als Sophie! „

Flemming war ein braver Vater und h
Wort. „Mit euerm faden ſaft- und kraftlee
Katechiſmus, ſprach er zu einem daſigen Schull
rer, der ſich zum Unterricht ſeiner Kinder anb
ſollt ihr mir meinen Ewald und meiner Leopold
nicht die Köpfe verrücken und die Herzen verſchr
ben und ſie von Kindesgebeinen gleich an für wa
Religionsgefühle ſtumpf und zu groſſer That- u
Leidenskraft unfähig machen; „ und ward ſe
Religionslehrer ſeiner Kinder. Er führete ſie,
bald Leopoldine, die jüngere, zehen Jahre

w

war, auf demſelben Wege zum innigſten Glauben an Gott und Unſterblichkeit, auf welchem er erſt als Mann zu ſelbigen gelangt war, und bauete auf dieſem einzig und allein den übrigen moraliſchen Unterricht. Sie erwuchſen unter den lebendigſten Gefühlen der Gottheit und der Ewigkeit und nahmen ſie ganz in ihr eigenes Weſen auf. Da hatte Flemming eine unausſprechliche Freude an ihnen und verlebte nun ſeine Abende eben ſo mit Ihnen und Sophien zugleich im Garten, wie er ſie vorher mit dieſer einſam daſelbſt verlebt hatte. Keiner derſelben verging, an welchem er ſie nicht um einige Schritte weiter nach ſich auf die Höhe von Glaubenskraft gezogen hätte, auf der er ſo unbeweglich ſtand. Beſonders zeigte die ſchöne Leopoldine hohe Folge- und Schwungſtärke. Sie hatte das Feuer ihres Vaters und dabei eine lebhafte Fantaſie. Groſſer Empfindungen fähig, war ſie, wenn ihr Vater ſie durch herzerhebende Betrachtungen über Glaubens- That- und Leidenskräfte nach ſich zu ziehen verſuchte, ſchnell dicht neben ihm und ſchwang ſich oft noch über ihn hinauf. In einem ſolcher Augenblicke reichte ihr einſt Flemming, hochbelohnt ſich fühlend und mit Heiterkeit eines Seligen aus jener Welt, die Hand und ſprach: „du meine

Tochter — du ganz meine Tochter — wie glüc
lich machſt du mich! Sieh, gute, treue und a
das Schickſal ſo argwöhniſche Sophie, ich wei
dich an deine Tochter, wenn ich nicht mehr bin
Und Leopoldine, du Herzhafte, wanke, wenn L
den kommen, nicht von deiner Mutter! du haſt
viel Kraft, daß du deinen Vater ſtärken könnte
Wer weis, wozu ſie Gott dir gab! Ich glau
ſelbſt, daß dir vielleicht groſſe Schickſale bevorſ
hen; denn hohe Kräfte müſſen zu hoher Wirkſa
keit beſtimmt ſein. Sorge nur, daß du nicht du
eigene Schuld dir Schickſale bereiteſt, mit welch
zu kämpfen hernach doch wohl alle deine Kräfte ni
ſtark genung wären. Höre, was ich ſage, Lie
Gott gab dir die Gabe, zu gefallen — — d
Herz dürfte ſich zwar nicht ſo leicht verirren,
andere Mädgenherzen, aber ich fürchte, wenn
ſich einmahl verirrte, daß es ſich auch viel we
und viel ſchrecklicher verirren könnte, als Mil
nen Mädgenherzen. Der Gegenſtand, dem
erſt gelingt, dich feſt zu ergreifen, reiſſt dich a
gewöhnlich mit ſich fort. Sorge, Unſchätzb
ſorge von dieſer Seite mit aller deiner Wachſam
für dich! Gram und Kummer würden meine
gen trüben und meine Stirn falten, und tödten

Schr

Schmerz mein Herz zerreiſſen... Ach Leopoldine, blicke mich einmahl recht mit deinen groſſen himmelblauen Augen an!„ Sanfterröthend, treuherzig, innig und mit hohem Selbſtvertrauen ſchlug ſie ihre Augen zum Vater auf und ſchwur in ihrem Herzen den heiligen Schwur, den ſie nie brechen wollte und den der Vater zwar nicht hörte, aber doch ſah. „O mein edler Vater, ſprach ſie mit weiblicher Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, an Gott und Unſterblichkeit denken bewahret davor.„ Nun, fuhr Flemming fort, ſo geh deiner Zukunft muthig entgegen. Stunden voll groſſen Kampfs ahnde ich für dich. Kämpfe, wenn ſie kommen, mit ganzer angeſtrengter Seelenkraft, und ſiege!„

Ewald hingegen hatte mehr reine Vernunft, als Leopoldine, und dabei war ihm eine ſtarke Doſis von dem Temperament ſeiner Mutter von der Natur zu Theile geworden. Durch diejenige Religion, zu welcher ihn Flemming erzog, wurden die Einflüſſe ſeines Temperaments auf ihn zwar geſchwächt; allein er konnte doch, wenn ihn ſelbige erhub, nie die Höhe ſeines Vaters erreichen, geſchweige dann, daß er der Schweſter ſich hätte nachſchwingen mögen. Doch blieb er hernach auf dem Grade von Höhe, den er erreichte, deſto feſter ſtehen und gab an eigentlicher Rechtſchaffenheit des Herzens Leopoldinen nichts nach. Flemming liebte ihn auch ſehr; ob er gleich freilich in ſolchen Augenblicken, wo dieſe ſich noch über den Vater wegſchwang, ſich zur Tochter ganz und gar hingezogen fühlte. Er nahm frühzeitig drauf Bedacht, ſeinen Sohn vor Lagen zu ſichern, zu welchen ſchlechterdings viel Spann- und Schwungkraft des Herzens erfordert wird, und Ewald ſelbſt bot ſeinem Vater die Hand dabei. Er wählte eine Wiſſenſchaft, deren Ausübung ihm einſt nicht nur genügliches Brod geben, ſondern ihn auch zu einem der nützlichſten Bürger im Staat machen könnte; die ihm aber auch zugleich den groſſen Vorzug gewähren würde, unabhängig von den Launen der Fürſten und von den Tücken ihrer Räthe mit Baſſageſinnung, ſich nur mit Menſchen zu verbinden, mit denen er ſich verbinden wolle.

Nach Ingenſtröms Austritt aus dem Finanzkollegium gab es einige ruhigere Tage für den religiöſen Patrioten, und alles ging gut und glücklich, bis bald darauf, und früher, als er ſelbſt geglaubt hatte, der Fall eintrat, an welchen ſeine Freunde nie ohne groſſe Bekümmernis ſeinetwegen gedacht hatten.

haßten. Der alte Fürſt, der ſeit ſeiner Fürbitte für ſeinen Feind Ingenſtröm mit einer Art von Enthuſiasmus an ihm gehangen hatte, ſtarb plötzlich, und Flemming war der Erſte, der es erfuhr. Er war eben bei ihm, und zwar ganz allein, als den Fürſten der Schlag rührte. Der letzte Vorgang zwiſchen beiden war in der That ſonderbar. „Ich habe dich rufen laſſen, daß du mir in einer Sache Rath gebeſt, welche nicht ſo wohl in dein Fach bei mir, als vielmehr in dein eigenes Fach ſchlägt.“ Flemming dachte jetzt nicht an ſeine Fürbitte für Ingenſtröm und horchte ſehr betreten auf. „Stell dir einmahl vor, mich hat mein eigener Sohn beleidigt, ſchrecklich beleidigt. Er hat mich öffentlich einen alten Knicker und einen Rabenvater genannt, der ihm ſein Weib aufgezwungen. Dis — ſind — ſeine — ei — gnen Wor — wor — te — — —“ Flemming erſchrack, als er den alten Herren ſo ſtammlen hörte. Der Fürſt zuckte heftig mit dem linken Arm und rutſchte mit dem linken Fus. Flemming erkannte, was geſchah. „Vergebung ihm, rief er, Vergebung dem Nachfolger“ und fing den fallenden Fürſten auf. Der Fürſt ſtarb in ſeinen Armen mit den gebrochenen Worten — Dank — Dank!

Dis geſchah am Morgen. Vor Abend noch verbreitete ſich ſchon das Gerücht, daß Ingenſtröm ſeinen vorigen Poſten im Finanzkollegium wieder erhalten habe. „Mag ſein, verſetzte Flemming: hat er ihn doch ſchon einmahl gehabt, und ich ward mit ihm fertig. Meinetwegen mag ihn der neue Fürſt auch über mich ſetzen. Stuhl iſt Stuhl. Ich rede für das allgemeine Beſte — ich mag ſitzen ohne ihn oder mit ihm, über ihm oder unter ihm. Flemming ſitzt allenthalben über Ingenſtröm.“ Tags drauf war Ewalds Abreiſe nach Frankreich beſtimmt und ward nun des fürſtlichen Todesfalls wegen nicht aufgeſchoben. Einige Freunde Flemmings erſchienen mit umwölkter Stirn, erinnerten ihn an das, was ſie ihm prophezeit, und drangen noch mehr, als jemals, in ihn, von nun an wenigſtens mehr ſeinen patriotiſchen Eifer zurückzuhalten, für ſich und ſeine Familie zu ſorgen und erſt abzuwarten, woher der Wind im Staate komme. „Ihr denkt wohl, fuhr er auf, daß ihr mir etwas intereſſantes erzählet, wenn ihr von Ingenſtröms Wiedereinſetzung redet? Ich wollte euch wohl eine für das Land weit intereſſantere Neuigkeit erzählen, die aber erſt nur noch vor der Thüre ſchwebt. Glaube nicht, daß ich mich meine; es gilt eine höhere Perſon. Gott gebe, daß ich irre! Aber der alte Herr ſprach ſchon halb ſterbend einige Worte, welche mir nun Zittern und Entſetzen verurſachen. Doch — laſſet das heute! Ihr ſprachet vorhin vom Winde im Staat — haltet ihr denn euren Freund Flemming für eine Fahne auf dem Dache? Nun, wes das Herz voll iſt, das habe ich immer gehört, des geht der Mund über. So ſeid ihr auch wohl ſolche Dachfahnen in der Freundſchaft, wie ihr denket, daß ich dergleichen im Vaterlandsdienſt ſei, und wenn heute oder morgen der Hofwind nicht gnädig mich anwehet, ſo, . . . » Mit dieſen Worten drehete Flemming ſeinen Freunden den Rücken zu und ging mit Ewald in den Garten hinter ſeinem Hauſe, um vor ſeiner Abreiſe noch recht viel mit ihm als Vater zu ſprechen. Flemmings Freunde machten ſich unterdeſſen an Sophien und forderten ſie auf, einmahl als Frau und Mutter in ihren Mann einzugehen, da er andere nicht hören wolle. »Ich wage es kaum » ſeufzte ſie. Doch ſchlich ſie, als dieſe weg waren, ihrem Manne nach. Ihr folgte bald Leopoldine, die Starke.

Man ſetzte ſich gemeinſchaftlich auf eine Raſenbank unter einem weitſchattenden Baum. Flemming ſetzte ſich an die Ecke, wo er die übrigen überſehen konnte.

Sophie, mit einer Stimme, die innigſte Bedrängtheit ankündigt. Du biſt nun ſo, lieber Vater, daß du dir in Amtsſachen von mir nichts ſagen läſſeſt. Du haſt mich auch einmahl ſo gewöhnt, daß ich dahinein nicht rede, und ich bin es ja auch wohl zufrieden. Aber —

Flemming, ſanftmüthig. Nun, was denn einmahl wieder?

Sophie, herzhafter. Aber wenn es doch deine, meine und unſerer lieben Kinder ganze zeitliche Glückſeligkeit betrift, ſo wirſt du mich doch als ein ſo braver Mann und Vater hören...

Flemming, ſich beſinnend. Ach, gewis haben ſich Lamprecht und Meiners an dich gewendet, als ich ihnen den Rucken zukehrte? So ſag nur an!

Sophie, recht brav. Dein Gönner, dein Fürſt iſt todt. Einen neuen Fürſten haſt du wieder, aber ob du einen neuen Gönner an ihm haben werdeſt, ſteht noch zu erwarten Dein alter Feind aber kommt wieder ans Bret und wird nun dein

Feind ſein, mehr, als ſie. So bitte ich dich deinet- und meinetwegen, unſerer Kinder wegen, um Gottes willen bitte ich dich, gib hier und da mehr nach und opfere uns nicht alle, wie wir hier ſitzen, auf.

Flemming, ſehr ruhig. I liebe Mutter, was ſorgſt du denn? So weit iſts ia noch gar nicht. Was habe ich denn ſchon aufgeopfert? doch warlich nichts weiter, als einige Bequemlichkeiten und einige ruhige Stunden, welche ich dadurch, daß ich mich gegen Unrecht und Gewaltthätigkeit ſetzte, ſtatt in Frieden zu verleben, in Hader und Streit verlebte! das habe ich gethan, und ſag, haſt du davon Unruhe gehabt? Haben unſere Kinder das geringſte dabei gelitten? Was kanns nun mehr ſein, wenn Ingenſtröm wieder ins Kollegium kommt, als dis? Was wirſt du alſo, was werden deine Kinder weiter davon zu befürchten haben? Und ich ſollte Hader und Streit ſcheuen, wenn er zum Wohl des Landes gereicht? Denk' einmahl!

Sophie, bedenklich. Ach, dabei wirds nicht bleiben. Man wird dich anſchwärzen; man wird dich aufbringen, daß du dich vergehſt; man wird dir Graben graben und du wirſt hinein fallen. Du wirſt um Amt und Brod kommen — du wirſt deine

Geſundheit, deine Ehre verlieren — deine Kinder werden noch um ihren Vater kommen — — (weint heftig)

Ewald, vor ſich. O Gott, mit welchem Herzen werde ich morgen reiſen!

Leopoldine, wie hoch geſtärkt. Nicht doch, liebe Mutter, machen Sie doch den guten Vater nicht ſo bange. Er handelt ja, wie ein rechtſchaffener Mann handeln mus, und handelt ſo unter Gottes Augen!!!

Flemming, der aufſteht und vor ſeine Familie hintritt. Mutter, du würdeſt mich mit deinen Ahndungen zerreiſſen, wenn ich nicht der Mann wäre, der ich bin, und wenn ich nicht wüſte, wer du wäreſt. Da fällſt du nun gleich wieder über die allerfürchterlichſte Seite her, welche mein ſo offenbar gemeinnütziger Menſchen- und Mitbürgereifer dir nur bieten kann, und liegſt feſt und ſtarr auf ihr und denkſt weiter nichts, als ſie. Warum wählſt du denn nicht eine andere Seite meiner Sache? Warum nicht die — daß mein Dienſt- und Landeseifer ſchon ſo vielen Unglücklichen nützlich war und es immer mehr wird? Warum nich die — daß ich dabei vor tauſend andern Menſche

an

auf Gottes Segen, Rath, Troſt und Beiſtand hoffen könne? Warum nicht die — daß es meinen Feinden, ſo ſehr ſie auch darauf ſtudirten, dennoch nie gelang, mich zu ſtürzen? Nimm doch beſonders dieſe letztere Seite der Sache! Sie iſt die erfreulichſte und dabei eine wahre Seite derſelben. Die, welche du ergreifſt, wäre ja nur eine mögliche. Aber ſieh, ſo biſt du! Immer das ſchlimmſte denkeſt du zuerſt, wenn von unſern Schickſalen die Rede iſt. So warſt du und ſo bleibſt du trotz aller Erfarungen von liebevoller und zärtlicher Providenz Gottes für uns, welche du doch, ſo lange du meine Frau biſt, gemacht haſt. Sollte denn Gott mit ſeiner über uns ſo ſichtbar waltenden Liebe nicht endlich etwas über dein Temperament vermögen? Denke doch an die vielen Kabalen, welche in vorigen Zeiten gegen mich angeſponnen wurden — an die Plane zu meiner Entfernung vom Hofe, die zehenmahl angelegt wurden und zehenmahl ihren Urhebern verunglückten — an die Reiſen in den ſchwereſten Aufträgen, zu welchen man mich zwang; während derer hier ſchon ausgebreitet ward, daß ich nach meiner Zurückkunft in Ungnade fallen würde, und nach welchen ich allemahl feſter ſtand, als vorher. Hat denn Gott durch dis alles wohl zu mir ge-

geſprochen — las ab von deinem Vaterl
eiſer — oder — zeige nun noch mehr?
wäre ja doch ein undankbarer, abſcheulicher M
wenn ich nicht die leztere Stimme dadurch g
haben wollte!

Sophie, hochauf ſeufzend. Ja, wen
alte Herr noch lebte, der dein Schuz war
müſte ich dir in allem Rechte geben. Aber
iſt dahin, und ſein Nachfolger kann unmöglich
Patron ſein oder kann es wenigſtens unm
lange ſein, da er Ingenſtröm's Freund iſt un
ches gleich am Todestage ſeines Vaters durc
dereinſetzung deſſelben ſo deutlich zu erkenne
So bitte ich dich nur — ändere wenigſten
nun an deine Geſinnungen und gib mehr nach
wir dich behalten und bei Ehre und Brod blei

Flemming, etwas ſtärker. Ich frag
Mutter, — du haſt nun ſo lange den Gang
chen ich in meinem Amte gehe, mit angeſeh
hältſt du mich für einen Diener, der ſo iſt,
ſein mus, d. h. für einen ſolchen, der ſeine
ten nicht nur gegen den Fürſten, ſondern
gegen das Land erfüllt? Mein Herz gibt m
Zeugnis, daß ich es ſei. Und ich ſollte

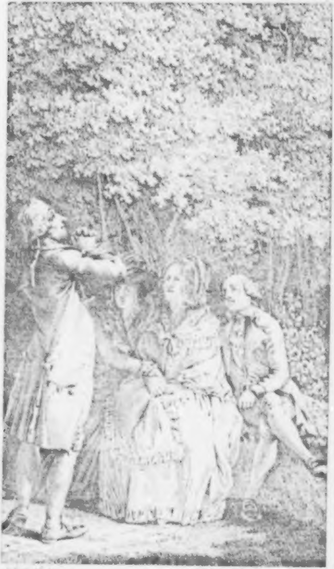
M

Möglichkeit einer Veränderung der hieſigen Hoflage und durch Befürchtungen der Zukunft mich antreiben laſſen, nun weniger rechtſchaffener Mann und Diener zu ſein? Und du wäreſt meine Frau und wäreſt eine brave Frau, und könnteſt mir gar den Rath hierzu geben? Intereſſire ich mich denn ſo für etwas anderes, als für Recht und Billigkeit, für die Sache der Unſchuld und für das allgemeine Beſte? Und mus ich dis nicht thun? Wäre ich nicht ein Böſewicht, wenn ich zu Ungerechtigkeiten ſchwiege, die doch, ſobald ich nur reden und etwas Zank und Verdrus nicht ſcheuen will, unausgeübt bleiben, und wenn ich Unterdrückungen nicht hintertriebe, welche ich, ſobald ich nur alle meine Kräfte anſpannen will, wirklich hintertreiben kann?

Sophie, gelaſſen und furchtſam. Ach nein, du biſt der rechtſchaffenſte Mann von der Welt und ſollſt es auch bleiben. Aber du könnteſt ia doch beides recht gut vereinigen — Vaterlandsliebe und Liebe zu den Deinigen, wenn du nur mehr Mäſſigung beobachteteſt. Wer wird dir's gut thun, wenn du ein Opfer für andere wirſt? Wer wird ſich unſer annehmen, wenn — —

Flemming, männlich. Still Mutter, d
kommſt ſchon wieder an die allerfürchterlichſte Sei
der Sache, die doch nur **möglich** iſt. Was ne
neſt du Mäſſigung? Soll das auf meinen Ei
für das allgemeine Beſte ſelbſt oder nur auf die A
gehen, wie ich den Eifer betreibe? (Sophie nic
Nun, ſo ſage ich dir — jene Mäſſigung w
durchaus nicht Statt haben; **eher ſterben**, e
zu **Volksplack und Menſchendruck** auch n
Ja ſagen! Was aber die Art betrift, mit der
meinen Eifer wirken laſſe, ſo ſei verſichert,
werde dabei allerdings auf die Umſtände ſehen, d
ich werde nie ohne Noth rauh und barſch ſein,
bald ich auch, ohne dis zu ſein, durchdringen ka
Ich werde aber nicht halb, ſondern **ganz** in
Umſtände ſehen. Wenn ich eine offenbar gott
Sache nicht anders hintertreiben kann, als du
rauh- und barſchſein: ſo werde ich mich in der A
meinen Eifer wirken zu laſſen, ſo wenig mäſſi
als im Eifer ſelbſt; denn Unterdrückung mus
nicht zulaſſen, ſo lange ich ſie noch **auf irg**
eine Art verhindern kann. Ich werde wi
können, wenn ich das Böſe nicht anders,
durch Wüten verhindern kann. Und dann m
kommen, wie es will! Ich liebe euch herzlich;

du
ite
en=
ſer
Art
tt)
ird
als
aur
ich
ich
d. h.
ſo=
ann.
die
loſe
urch
Art,
gen,
ich
end
iten
als
nags
ich
habe



[illegible] [illegible]

[illegible]

habe, auſſer euch aber noch eine weit gröſſere Familie, für deren Wohl zu ſorgen Gott mir zur Pflicht macht. Das ſind die Tauſende von Bürgern und Bauern dieſes Landes. Sobald Fälle kämen, daß dieſe litten, wenn ich nicht vergäſſe, daß ich Mann und Vater bin: ſo mus ich auch dis vergeſſen können. Euer ſind nur drei Menſchen; dieſer ſind viel tauſend. So mus ich denken, wenn ich Ehrfurcht vor Gott habe und wenn ich der Ewigkeit froh entgegenſehen will. Genung, es kann mir nichts geſchehen, als was Gott will. Er wird nicht leicht über uns etwas verhängen, das wir nicht tragen könnten. Und — lieſſe er auch meiner Rechtſchaffenheit wegen das traurigſte Schickſal über uns zu: ſo hat er noch eine Ewigkeit voll Vergeltung für uns alle. (in frommen Enthuſiasmus und mit gehobenen Händen) **An Gott und Unſterblichkeit glauben, dis iſt die Quelle aller Freuden und die Quelle alles Troſtes!!!** Und nun kein Wort weiter davon heute! — Laſſt uns den letzten Abend mit Ewald noch verſchwatzen!»

Sophie ſchlug die Augen nider. Leopoldine aber ſprang auf, umarmte ihren Vater und rief mit glänzendleuchtenden Augen ihm zu — »O Sie lieber, ſeelengroſſer Vater „ —— Tags drauf reiſete Ewald auf ſechs Jahre nach Frankreich. Seines Vaters lezte Worte zu ihm waren: „Lerne etwas rechts und komm ſo unverdorben an Leib und Seele wieder, wie du von mir gehſt. Bete für uns und ſorge übrigens nicht; Gott wird dich uns alle vergnügt und bei — ſam — men wiederfinden laſſen. „ Ewald ſtarrte ſeinen Vater an, als er ihn das Wort **beiſammen** ſo gebrochen ſprechen hörte, und Sophie ward dadurch ſo erſchüttert, daß ſie eine Art von Ohnmacht überfiel.

Hof und Land ſchwebten in allgemeiner Erwartung der groſſen Veränderungen, welche ſofort nach dem Tode des alten Herrn erfolgen würden. Der neue Fürſt aber approbirte alle ſeitherige Landeseinrichtungen, beſtätigte alle Räthe aus der vorigen Regirung und lies den ganzen Gang der öffentlichen Angelegenheiten, wie er war. Er trat mit voller Thätigkeit hervor, beſuchte oft ſelbſt die Kollegien, ſchien von keinem Liebling etwas zu wiſſen und bewies viel Menſchenfreundlichkeit und Milde. Das einzige Neue, welches geſchah, war, daß Ingenſtröm wirklich ſeinen Stuhl im Finanzkollegium wieder einnahm, den er hatte verlaſſen müſſen.

Nach Verlauf von ſechs Wochen, während welcher ſich die Bewunderung des neuen Regenten auf allen Seiten noch nicht ganz abgekühlt hatte, flüſterte man einander ins Ohr, daß der Fürſt, der eine der geiſtvolleſten und liebenswürdigſten Prinzeſſinnen zur Gemahlin hatte, das Fräulein von B. zur Maitreſſe genommen. Aus dem Ohrgeflüſter ward lautes Gerücht; und das Gerücht beſtätigte ſich völlig. Die edelmüthige Fürſtin verſuchte Alles, um das Herz ihres Gemahls wieder zu gewinnen; er beharrete aber dabei, daß ſein Vater ſie ihm aufgezwungen und daß er Bande wieder trennen könne, die er wirklich nie geknüpft habe. Als die Fürſtin ſah, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos waren und daß er ſogar öffentlich Verachtung gegen ſie blicken laſſe, ertrug ſie ihr Schickſal ſtandhaft, begab ſich mit ſeiner Bewilligung auf ein Landſchlos und brachte daſelbſt ihre Tage in philoſophiſcher Einſamkeit zu.

Da kamen Flemmings Freunde, denen er am Todestage des alten Fürſten den Rücken zugewendet, und wollten ſich freuen mit ihm darob, daß ihre Befürchtungen für die Nation und für ihn vergeblich geweſen, daß der Regent Nachfolger alles in dem alten ordnungvollen und patriotiſchen Gange laſſe, und — daß dismahl der Schlus von dem Erbprinzen auf den regirenden Herrn richtig geweſen. Und — da war Flemming der Erſte, welcher die Achſeln zuckte.

„Das weis doch Gott,“ wie ihr Leute ſeid, ſprach er. Beinahe möchte ich zu euch ſagen — Ihr ſeid Thoren und trägen Herzens, und verſtehet nichts von allem, was geſchrieben ſteht. Wenn's einſchlägt, ohne zu zünden, dann ſchreiet ihr Feuer und läutet wohl die Sturmglocke; wenn's aber wirklich ſchon unterm Dache brennt, doch ſo, daß die Flamme noch nicht hoch hervor ſchlägt, ſo denkt ihr weder an Sturmglocke, noch an Feuer, ſondern leget euch ruhig zu Bette. Sehet, das kommt vom Mangel an Gottes- und Menſchenkentnis. Ihr hattet gros Weſen, als es hies, Ingenſtröm käme wieder auf ſeinen alten Poſten. Darüber lachte ich. Wiſſet ihr aber noch, daß ich euch ſagte, wie ich euch eine wohl noch wichtigere Neuigkeit erzählen könnte, die aber erſt vor der Thüre noch ſchwebe? Wiſſet ihr noch, daß ich ſagte, es beträfe eine weit höhere Perſon, als mich? Wiſſet ihr noch, daß ich euch das Vertrauen von einigen

der

bey leztern Worte machte, welche der alte ſterbende Herr noch geſprochen? Da habt ihr's nun. Jezt ſeid ihr froh und ich — zittere. Jngenſtröm hin und Jngenſtröm her! Solche Leute habe ich öfter in meinem Leben unter Händen gehabt und ſie; wie die Weindroſſeln, abgefedert. Aber — das Maitreſſenweſen, wenn ſich Fürſten ihm überlaſſen, kenne ich aus der Geſchichte vieler Länder. Dis iſt die eigentliche Klippe, an der die Räthe voll Patriotiſmus ſcheitern. Dieſer einzige Umſtand macht ganze Völker unglücklich. Ich bin viel gereiſet zu Waſſer und zu Lande. Meine Feinde zwangen mich dazu; jezt danke ich's ihnen. Ich kam an einen Hof, wo der Baugeiſt herrſchte. Da fehlte es am Hofe zwar an Geld, aber unter den Bürgern war doch Geld. Ich kam an einen andern, wo der Theatergeiſt herrſchte. Da ging das Geld auch aus den Händen der Bürger ſogar ſchon groſſentheils durch fremde Sänger auſſer Landes; doch ward an den Dekorationen noch etwas verdient. Ich kam noch an einen andern Hof, wo der Spielgeiſt regirte. Da fanden ſich von Zeit zu Zeit auswärtige Betrüger ein, welche das Geld in kleinen Summen ſtohlen und nach Hauſe ſchickten. Ich kam noch an einen andern Hof, wo weder gebaut noch geſpielt ward mit Kaſtraten und Würfeln. Da reſidirte der Maitreſſengeiſt, und ein einziges fremdes Weib ſchickte das Volksgeld, das aus den Abgaben erpreſſt ward, in Tonnen fort und ſaugte das ganze Land aus. Gott gebe, daß ich lüge! Aber gebt Acht, es hätte uns allen nichts ſchlimmeres begegnen können, als das, was jetzt geſchieht. Ich kenne die Fürſten und die Menſchen. Bei dem Fräulein von B. wirds nicht bleiben. Aus Veränderungstrieb, den wir nun geſehen haben, wird Veränderungsſucht werden, die wir bald ſehen werden. Jede neue Veränderung wird neues Geld koſten. Jede neue Veränderung wird neue Kabalen machen. Die Einkünfte werden nicht zureichen und das arme Land wird unter Aufwand und Kabale ſeufzen. Freilich — alsdann iſts um Flemming geſchehen. Er kann und wird Volksplünderung nicht zugeben; wenigſtens wird er ſie aus allen ſeinen Kräften erſchweren. Aber dann wird ihn nicht Ingenſtröm, nicht der Fürſt, ſondern — ein ſogenanntes ſchwaches Werkzeug, es heiſſe nun ſchwaches Werkzeug von W. oder von C. oder von D. zu Schanden machen. Denket an mich, was ich euch heute ſage — von nun an geht alle hieſige Glückſeligkeit zu Ende. »

Nie hatte ein Prophet richtiger geweiſſagt, als Flemming. Fräulein von B. ward im kurzen zu einer Gräfin von B. erhoben, und trat bald darauf ihre Stelle an eine geborne Gräfin von B. ab; welche hernach einer Franzöſin zu weichen genöthigt ward, die zuletzt einer Italiänerin Platz machen muſte, der es in ſo hohem Grade gelang, das Herz des Fürſten ſich zu vergewiſſern, daß ſie ihn aus ihrem Liebhaber erſt zu ihrem Anbeter und dann zu ihrem Sklaven umſchuf. Dis alles geſchah binnen drei Jahren, die einer Meeresſtille für die Nation glichen; auf welche ein allezerſtörender Sturm erfolgte.

Die anfängliche groſſe Thätigkeit des Fürſten lies, ehe ſein erſtes Regirungsiahr noch verflos, ſchon ſehr nach und hatte mit dem zweiten völlig ein Ende. Seine der Weichlichkeit ſich immer mehr ergebende Seele fand an allen Regirungsgeſchäften einen Ekel. Er richtete ein neues oberſtes Kollegium, die geheime Regirung genannt, auf, beſetzte es mit den Präſidenten aus den übrigen Kollegien, übertrug demſelben ſeine geſammte Landesvaterſchaft und lebte auf einem ſeiner Jagdſchlöſſer unbekümmert um Land und Volk. Solchergeſtalt

geſtalt ging in den Kollegien alles in ſeinem alten Gleiſe fort. Auch hörete man weder von neuen Geſetzen, noch von neuen Auflagen; und ſo lies die Nation ihren Fürſten auch leben, wo er wollte, und thun daſelbſt, was er wollte. Flemming hatte zwar manchen kollegialiſchen Zwiſt wieder mit Ingenſtröm; da ſich der Fürſt aber auf keine Weiſe einmiſchte, ſo behielt er nach, wie vor, über ihn die Oberhand und lies durchaus auch nicht die geringſte Volksbedrückung zu. Er wuſte aber von allem, was vorging, ſah alſo vorher, was kommen muſte und bereitete ſich dazu.

Der Aufwand des Fürſten bei dem Maitreſſenweſen überſtieg bei weitem ſeine Einkünfte. Das erſte, was für iede derſelben geſchah, war, daß ſie, wenn ſie noch keine Gräfin war, zur Gräfin gemacht ward. Sodann ward ihr ein ſchönes Ritterguth gekauft. Hernach ward ihr eine Summe, ſo gros ſie ſolche verlangte, zur Erbauung eines prächtigen Schloſſes darauf geſchenkt. Endlich, wenn ſie ihren Abſchied erhielt, ward ihr auf Lebenszeit eine anſehnliche Apanage ausgeſetzt. Die letzte, welche im Beſitz ihres fürſtlichen Liebhabers blieb, war zum gröſten Unglück für das Land eine Freunein von Glanz und Pracht, und hatte ſich's dennoch vorgeſetzt, als eine reiche Kapitaliſtin nach Mailand einſt zurückzukehren. Sie empfing daher nicht nur dreifachgröſſere Jahresgelder, als ihre Vorgängerinnen, ſondern ſie verſtand ſich auch darauf, auſſerdem oft noch ſtarke Dongratuits zu erheben. Auch war ſie ehrgeizig genung, zu thun, was keine ihrer Vorgängerinnen that, und ſich in die Regirungsgeſchäfte zu miſchen. Die geheime Regirung blieb zwar als das oberſte Landeskollegium, wie ſie es geweſen war; ſie muſte aber über Alles, was von Wichtigkeit war, an die höchſte Behörde berichten, da dann die Gräſin von M. referirte und reſolvirte, ſo, daß ſich der Fürſt nun wenigſtens wieder in der Unterſchrift ſeines Nahmens übte.

Fürſt Karl hatte von Natur ein wohlwollendes und menſchenfreundliches Herz. Als ihm daher ſein geheimer Kämmerirer die erſte Anzeige davon that, daß die landesherrlichen Einkünfte nicht mehr zur Beſtreitung des herrſchaftlichen Aufwandes zureichten, fiel es ihm nicht ein, das Deficit durch neue Volksauflagen herbeizuſchaffen. Sein Vater hatte ihm ungeachtet ſeines milden Regiments einen anſehnlichen Schatz hinterlaſſen, und ſo gab er im Stillen Befehl, denſelben anzugreifen. Flemming erfur dis unter der Hand, und ſchüttelte Kopf und Herz darüber. Da das Finanzkollegium ſeit dem Tode des alten Herrn auf keine Weiſe mit dem Treſor zu thun hatte: ſo durfte er ſich auch nicht in die Sache miſchen. Zu ſeinen Freunden aber ſprach er: „Sehet ihr nun noch nicht, wie ſich tiefunten am Staatshorizont das Gewitter ſchon zuſammenzieht, das ich aus der Schwüle, die wir ſeither hatten, längſt ſchon ahndete, und das mit allgemeinen Verheerungen gerade über unſere Häupter wegtoben wird? Schau't, das iſt der Anfang! Erſt gehts über den Fürſtenſchatz her: dann werden die Unterthanenbeutel an die Reihe kommen. Es iſt nicht recht, daß Fürſt Karl das Geld verſchwendet, welches Fürſt Rudolf geſammlet hat. Es war ein ſchöner Hauſe Gelds. „Wenn einmahl ungeheures Unglück mein Land trift, pflegte der alte Herr immer zu ſagen: ſo kann ich auf der Stelle zugreifen und helfen. Von meinen Unterthanen habe ichs geſammlet; meinen Unterthanen ſoll es auch wieder zu gute kommen.„ Schlaf ſanft, lieber alter Herr! Für deines Sohns Maitreſſen haſt du's geſammlet! Der Schatz gehört alſo gar nicht dem Fürſtenhauſe; er gehört dem Volke.

Unſer Fürſt weis dis. Ich fürchte, ich fürchte, daß er nach dieſem erſten gethanen Schritt weiter gehen und daß die Leidenſchaft, welcher er ſich ſo ſehr ergibt, endlich wohl all ſein natürliches Wohlwollen gegen ſein Volk erſticken dürfte.»

Drei Jahre von fürſtlicher Verſchwendung zehrten den Schatz rein auf, und der geheime Kämmerirer zeigte abermals an, daß nun auch die ſeitherige Quelle, das Deficit in der Bilance zwiſchen Ausgabe und Einnahme zu erſetzen, erſchöpft ſei und daß das Deficit ſchon noch einmahl ſo gros ſei, als bei der erſtern Anzeige. Darauf bekam er Ordre, im Stillen Geld zu negociren. Das Negoce wollte keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Ingenſtröm hörte dis und war ſchlau genung, den Augenblick zu benutzen. Er bot dem Fürſten ſeine Dienſte deshalb an und ward mit der Gräfin von M. über ſeine Belohnung dafür in geheim einig. Sogleich ward er auf eine Zeitlang unſichtbar, und das Gerücht verbreitete ſich, daß er mit gewiſſen Aufträgen an einen auswärtigen Hof abgeſchickt ſei. Er verpfändete aber die Einkünfte einer entlegenen Grafſchaft, welche dem Fürſten noch gehörte und worinn er ſeine eigene Kammer hatte, die nicht unter dem Finanzkollegium im Lande ſtand, auf zehen Jahre in Holland, kam mit einer halben Million in Wechſeln zurück und — ward zum Erſtaunen der ganzen Nation Präſident des Finanzkollegiums und dadurch auch Mitglied der geheimen Regirung. Von der Zeit an bekam er mehr Einflus auf den Fürſten und ward der vertrauteſte Freund der Gräfin von M. . Dennoch fürchtete er den biedern Flemming, welcher ihn mit gröſſeſter Gleichgültigkeit den Präſidentenſtuhl einnehmen ſah. Rache flüſterte ihm alſo zu, daß jezt der Zeitpunkt ſei, denſelben aus dem Wege zu räumen. Er ſchilderte ihn dem Fürſten mit gehäſſigen Farben und ſuchte dieſem beſonders einzureden, daß Flemming ein heftiger, plumper und ſtolzer Mann ſei, der bei jeder Gelegenheit nur immer ſeine Meinung durchzuſetzen ſuche und verlange, daß das ganze Kollegium ſich von ihm überſchreien laſſe; und daß er wider alle Dienerpflicht das Intereſſe ſeines Herrn jederzeit gegen das Intereſſe der Unterthanen aufgebe. Die Gräfin von M. ſollte übrigens es zu bewirken ſuchen, daß Flemming abgeſetzt würde. Der Fürſt erwiederte aber in Ingenſtröms Beiſein: „Mein Vater hat mir immer geſagt, daß der Schatz, welchen er mir hinterlaſſe, gröſtentheils durch Flemming geſammlet ſei „ — und ſo ging der Sturm dismahl glücklich vorüber. Ingenſtröm fühlte die Parallele, welche der Fürſt durch dieſe Aeuſſerung, ohne es eigentlich zu wollen, und blos aus einer Art von gutmüthiger Dankbarkeit zwiſchen ihm und Flemming zog, und die ſehr zu ſeiner Demüthigung ausfiel, indem dieſer Schätze ſammlen geholfen, er aber Grafſchaften verpfändet; als welches zwiſchen zwei Finanzräthen den auffallendſten unter allen Kontraſten formirt. Er verbarg aber ſchlau ſeinen Verdrus über den fehlgeſchlagenen Racheverſuch, fuhr fort, bei jeder Gelegenheit den patriotiſchen Flemming anzuſchwärzen, und beſchlos, einen günſtigern Zeitpunkt, ſeinem Kollegen das Garaus zu machen, abzuwarten, welcher ſich, wie er hofte, allem Anſehen nach bald ereignen müſſe. Flemming glaubte dis auch, und — rüſtete ſich dazu.

Lange ſchon hatte dem Edlen über alles, was geſchah, das Herz gebrannt; es hatte ihm aber ganz an Gelegenheit gefehlt, ſeinen patriotiſchen Eifer in der Hauptſache wirken zu laſſen. Der Fürſt forderte ihn nicht zu ſich. Daß ein Diener aber ſich ungerufen an den Herrn dränge, war unter der gegenwärtigen Regierung nicht mehr Sitte. Gewiſſensrath des Fürſten war er auch nicht. An das Finanzkollegium war noch nicht das geringſte Volkbeſchwerende gelangt, weshalb ſein Patriotiſmus in einen Bericht etwa hätte überſtrömen können. Die herrſchaftliche Oekonomie ſtand mit dieſem Kollegium in keiner Verbindung; die verpfändete Grafſchaft noch weniger. Mithin war ihm bis iezt nichts weiter übrig geweſen, als bei allem, was vorging, nur mit patriotiſchen Seufzern den traurigen Zuſchauer zu machen. So lange die negociirte halbe Million vorhalten würde, hatte er nichts zu befürchten. Das ſah er aber mit Zuverläſſigkeit voraus, daß, wenn dieſe nun verſchwendet ſein würde, und wenn vollends die Jahresrevenüen der verpfändeten Grafſchaft nicht mehr an den Hof eingingen, die herrſchaftliche Kaſſe bei fortdaurendem unproportionirten Aufwand in den deſolirteſten Zuſtand gerathen und daß man, um ihr aufzuhelfen, ſeine Zuflucht zu von Zeit zu Zeit immer härter werdenden Volksplackereien nehmen werde. Ingenſtröms Erhebung zum Präſidenten ſchien ihm die Einleitung zu dieſem abſcheulichen Buche zu ſein, zu welchem ſein Herz aber auch ſchon die Vorrede in Bereitſchaft hielt. Aus dieſer Hinſicht ſchmerzte ihn das Avancement ſeines Feindes; ſein Muth aber ward dadurch keineswegs niedergeſchlagen, ſondern vielmehr noch höher geſtärkt. Das muſte er freilich ahnden, daß ſeine Meinung von nun an jederzeit Gefahr laufe, im Kollegium überſtimmt zu werden; er bauete dabei noch immer auf die Güte ſeiner Sache und auf die Kraft, welche er hatte, ſelbige ſo anſchaulich deutlich zu machen, daß nur Männer, die öffentliche Schurken zu werden Luſt hatten, ſie verkennen konnten.

In ſolchen Fällen nun, wo Ingenſtröm zwar anfangs die Pluralität für ſich hatte, Flemming aber ſie ſich durch Peroriren, Demonſtriren und Diſputiren zuletzt erzwang, pflegte der verlaſſene Präſident nach einiger Zeit zu dem letzten wirkſamſten Behelf ſeine Zuflucht zu nehmen, daß er die Sachen zu trainiren ſuchte und daß alsdann noch während ihrer Verhandlung ein Reſkript aus der geheimen Regierung einlief, welches den Inhalt ſeiner Meinung, ohne ſie übrigens die ſeinige zu nennen, ausdrücklich befohl. Brachte es Flemming dann zu einer kollegialiſchen Gegenvorſtellung, ſo erfolgte bald ein zweites Reſkript, daß es deſſen ungeachtet bei dem erſten ſein Verbleiben haben ſolle. Dreimahl lies ſich Flemming dis gefallen, ohne weiter etwas zu thun, als kopfſchüttelnd zu ſagen — „Freilich, wenn der Herr von Ingenſtröm an den Herrn von Ingenſtröm die Vorſtellung macht, ſo mus der Herr von Ingenſtröm auch Recht behalten. — Zum vierten mahle aber fuhr er auf und ſprach in ſtarkem Affekt: Herr Präſident, das heiſſe ich — geſpielt mit uns. Hier im Finanzkollegium unterſchreiben Sie die Gegenvorſtellungen, und in der geheimen Regierung bewirken Sie die Verwerfung derſelben. Ich habe Sie letzthin ſchon darauf angeſehen, wie Sie ſich bei der Unterſchrift des Lachens kaum enthalten konnten. Doch dis mag nur die kleinere Beleidigung bei der Sache ſein. Wie mögen wir es uns aber weiter gefallen laſſen können, daß iederzeit die triftigſten und ſonnenklarſten Gegenargumente, welche wir vorbringen, durch ein bloſſes kahles **deſſen ungeachtet** ihre Wahrheit und Kraft verliehren ſollen? Ich verſtehe dieſes dictatoriſche Wahlſprüchlein gar nicht. Soll es heiſſen — **eure Argumente ſind falſch oder nicht ſtringirend genung** — ſo weis ia die ganze logiſche Welt, daß man dadurch, wenn man etwas leugnet, ſelbiges noch nicht widerlegt habe. Sind wir nicht ſo gut ein fürſtliches Kollegium, wie die geheime Regierung, welche an uns reſkribirt? Und, wenn dieſe auch über uns iſt, ſo ſind doch Männer Männern ſo viel Achtung ſchuldig, daß ſie, wenn ſie ihre Argumente nicht gelten laſſen wollen, ſolche durch Gegenargumente widerlegen müſſen. Mir iſt kein fürſtlicher Befehl bekannt, daß dis löbliche Herkommen in der ganzen Männerwelt zwiſchen Ihnen und uns nicht Statt finden ſolle. Der Fürſt wird auch ſo einen Befehl nicht geben; denn er wird in Ewigkeit nicht wollen, daß ſeine Finanzräthe Knaben werden ſollen, die man, wenn ſie lange genung geredet haben, mit einem du biſt ein Narr abfertigt … Oder ſoll das modegewordene deſſen ungeachtet etwa ſo viel bedeuten — ihr werdet nicht gefragt: und wenn ihr auch noch ſo viel Grund und Recht habet, ſo ſollet ihr doch nicht raiſonniren, ſondern blos thun, was euch befohlen wird! dis ſcheint im Ernſt der Sinn davon zu ſein. Das wäre aber eine ganz abſcheuliche Lage für uns! ſo hörten wir auf, Räthe zu ſein und würden Unterofficianten. Dis dürfte aber hoffentlich keiner von uns allen werden wollen, wenn er noch einiges Ehrgefühl hat. Der Fürſt hat uns zu Räthen gemacht und in unſern Beſtallungen uns ausdrücklich dazu verbunden, daß wir ihm mit unſern beſten Kenntniſſen zur Hand gehen ſollen, da er dann jederzeit unſern Rathſchlägen und Vorſtellungen ein gnädiges Gehör verſprochen. Hieran dürfen wir uns ſo lange halten, bis dieſer Periode aus unſern Beſtallungen geſtrichen und dafür hineingeſchrieben wird — **ihr ſollet nicht mehr mitreden, ſondern bloſſe Officianten ſein.** Es iſt alſo unſere Schuldigkeit, daß wir, wenn wir zu reden haben, reden; und ſo iſt es auch Schuldigkeit der geheimen Regierung, weil wir letzt an ſie und nicht an den Fürſten berichten müſſen, daß ſie uns an Fürſtenſtatt höre. Die Herren, welche in ſelbiger ſitzen, ſind **Diener**, wie wir, und können unſere Beſtallungen nicht entkräften. Es iſt ja auch begreiflich, daß jedes Kollegium mit ſeinen Vorſtellungen **gehöret** werden müſſe. Jedes Kollegium hat ſein angewieſenes Fach und ſitzt alſo den dahin einſchlagenden Angelegenheiten, Geſchäften und Vorgängen **zunächſt.** Nur derjenige aber, welcher einer Sache zunächſt iſt, kann darüber am richtigſten urtheilen, und ſeine Meinung mus gehört werden, wenn nicht ganz zweckwidrige Reſolutionen und Verordnungen gefaßt werden ſollen. Und, wenn **ich** Untergebene habe und es fällt in dem ihnen angewieſenen Fache etwas vor, ſo greiſe **ich** ja wahrhaftig nicht durch, ſondern höre ſie und ſchätze ihren Rath; denn ſie haben den Vorfall mehr in der Nähe, als ich, haben mehr Routine in dergleichen und — verſtehen ſich alſo natürlicher Weiſe beſſer darauf, als ich. Die Art, wie man mit uns verfährt, iſt alſo nicht nur wider das uns gegebene fürſtliche Wort, und wider alle unſere Ehre und Pflicht, ſondern auch ſogar wider das Intereſſe des Fürſten und des Landes. Folglich dürfen wir nicht länger dazu ſchweigen; ſondern müſſen bis alles der geheimen Regierung zuförderſt vorſtellen, damit uns nicht weiter ſo mitgeſpielt werde. „

Ingenſtröm lächelte und ſprach — Machen Sie, was Sie wollen, meine Herren. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich nicht allein die geheime Regierung ausmache. (weiſet aufs Reſkript) Da ſtehen ſechs Nahmen, und meiner iſt der unterſte. „

Flemming entwarf auf der Stelle das Koncept zur Vorſtellung an die geheime Regierung und ſignirte es. „Wer Gefühl von Ehre hat, ſagte er darauf, ſignirt es mit. „ Ein Finanzrath nach dem andern ſignirte. Als die Reihe an Ingenſtröm kam, verweigerte er ſeine Unterſchrift. „Nun wohlan, verſetzte Flemming, ſo gehe die Vorſtellung auch einmahl deſſen ungeachtet ab. „ Nach einigen Tagen bekamen die unterſchriebenen Finanzräthe alle nahmentlich von der geheimen Regierung einen ſtarken Verweis über die ganze Vorſtellung, und dem Finanzrath Flemming beſonders ward bei fürſtlicher Ungnade angedeutet, von ſeiner **Motionmacherei** im Kollegium in Zukunft gänzlich abzulaſſen. „Ich laſſe meinen Kopf dafür, ſprach Flemming, als er dis geleſen, wenn der Fürſt von dem allen eine Silbe weis„ und ging ſofort nach Hauſe. Da ſchrieb er auf der Stelle an den Fürſten und beklagte ſich ſowohl über das ganze ſeitherige Benehmen der geheimen Regierung gegen das Finanzkollegium, als auch über das vorzüglich, was ihm beſonders itzt geſchehen ſei, auf das ehrerbiethigſte und männlichſte. Er fand durch den erſten Kammerdiener Gelegenheit, ſein Schreiben unmittelbar in die Hände des Fürſten zu bringen. Der Fürſt, welcher itzt mit dem ganzen Gange aller Landesangelegenheiten unbekannter war, als irgend ſeiner Räthe, misbilligte das Procedere gegen Flemming und konferirte darüber mit der Gräfin von M. die über Flemmings Kühnheit erſchrack. Ingenſtröm ward gerufen. Der Fürſt bezeigte ihm ſeinen Unwillen darüber, daß man die Kollegia nicht höre, und that die ganz natürliche Frage — **wozu habe ich Sie denn ſonſt?** Ingenſtröm ſchilderte den Inhalt des ganzen Flemmingſchen Schreibens für theils übertrieben, theils für ganz ungegründet und erdichtet. Er fügte hinzu, daß Flemmings Stolz, Haberechterei und Herrſchſucht immer unerträglicher würden, daß er alle ſeine Kollegen für Nullen anſehe und auch ſogar der geheimen Regierung befehlen wolle: daß er die verkehrteſten Grundſätze hege, welche wohl auf einen Freiſtaat, aber nicht auf eine ſouveräne Regierung paſſten und daß man, wenn immer auf ihn gehört werden ſolle, mit keiner guten Sache zu Stande kommen würde, weil er recht vorſätzlich allemahl das Gegentheil, blos um zu widerſprechen, behaupte. Er ſchlos damit, daß ſich die geheime Regierung in einer traurigen Lage befinden würde, wenn von nun an, wie es dann, wenn der gegenwärtige Vorgang auskäme, nicht fehlen werde, jeder, dem ſie es nicht zu Danke machte, die Freiheit zu haben glaubte, ſich unmittelbar an den Fürſten wenden zu dürfen; da ſie dann die Zeit, welche ſie auf das fürſtliche Intereſſe und auf des Landes Wohlfart wenden ſollte, unaufhörlich dazu brauchen würde, ſich nur immer gegen die gehäſſigſten Inſinuationen zu verantworten. Die Gräfin von M. ſtimmte bei und trug die noch fehlenden ſchwärzeſten Züge auf das Gemählde auf, welches Jugenſtröm von Flemming entworfen. Sie nannte ihn einen religiöſen und moraliſchen Heuchler, der unter dem Pietiſtenmantel ein völliger Naturaliſt ſei und mit Patriotiſmus ſeine Habſucht bedecke, die daraus klar genug einleuchte, daß er, da doch weder er noch ſeine Frau das geringſte Vermögen gehabt und die Mäſſigkeit ſeiner Station bekannt ſei, ſo viel zuſammengeſchunden, daß er ein Haus für dreitauſend Thaler kaufen können.

Der gute Fürſt wankte hin und her, lies ſich aber diſmal doch nicht zum gänzlichen Fallen bringen. Die geheime Regierung bekam Befehl, den Flemming zur Ruhe zu verweiſen, ihn zur Zeit der fürſtlichen Gnade zu verſichern; ihm aber auch anzudeuten, daß er ſie auf die Folge nicht verwirken möchte. Die Audienz aber, um welche Flemming in ſeinem Schreiben bei dem Fürſten ſelbſt nur auf eine halbe Stunde gebeten, ward ihm, weil der Fürſt ſich iezt ſchlechterdings mit Geſchäften nicht perſönlich behelligen könne, abgeſchlagen, und er ward in allem, was er iemals an- und vorzubringen habe, es ſei mündlich oder ſchriftlich, an die geheime Regierung gewieſen. Die Gräfin traf übrigens alle Anſtalten, daß der Fürſt nie wieder etwas von Dienern, Land und Leuten erfaren könnte, als was die geheime Regierung, ſie ſelbſt und Ingenſtröm ihm berichteten. Perſönlicher Zutritt zum Herrn ward nicht mehr verſtattet, als nur denen, welche ausdrücklich gerufen wurden. Wollte ja einmahl der Fürſt eine Perſon ſprechen, welche man für verdächtig hielt, ſo ward ihm dieſe krank oder abweſend gemeldet. Schriftliche Einreichungen wurden vor der Thüre des fürſtlichen Zimmers den Leuten abgenommen, von der Gräfin geleſen und — dem Vulkan geweihet.

Als die fürſtliche Antwort dem Rechtſchaffenen auf ſein Schreiben publicirt ward, erklärte Jugenſtröm die Worte — **man ſolle ihn zur Ruhe verweiſen** — dergeſtalt, daß man ihm ſein ganzes unruhiges und leidenſchaftliches Weſen, ſeine Diſputir- und Herrſchſucht im Finanzkollegium und ſeine Widerſetzlichkeit gegen die geheime Regierung nachdrücklichſt verweiſen ſolle und hub ſchon den nachdrücklichen Verweis an, als Flemming ihm ins Wort fiel: „Mein Herr Präſident von Jngenſtröm, Sie überſchreiten die Grenzen des höchſten Befehls. Hiervon ſteht kein Wort darinn. Jemanden zur Ruhe verweiſen heiſſt — ihm in Anſehung ſeiner Vorſtellung oder ſeines Petitums, **weil man nicht gern ins Detail derſelben ſich mit ihm einlaſſen will**, dahin bringen, daß er ſelbſt vom Petitum ablaſſe oder thue, als wäre es nun genug daran, daß er die Vorſtellung

ſtellung nur eingereicht. Ich verbitte mir alſo ihren eigenmächtigen Verweis, der nicht im Befehl enthalten iſt. Wie lieſſen ſich auch ein nachdrücklicher Verweis und eine helle, klare Verſicherung fürſtlicher Gnade noch zur Zeit, zuſammenreimen? Was aber die noch zukünftige Verwirkung der letzten betrift, ſo iſt es ein Axiom, **daß ein Diener durch Treue und Redlichkeit, durch Eifer für die Ehre ſeines Herrn und durch Liebe zum Vaterlande** dieſelbe **von Rechtswegen** nie verwirken könne. Ich kann alſo durch die Andeutung, die fürſtliche Gnade in Zukunft nicht zu verwirken, unmöglich den ſtillen Befehl erhalten, aufzuhören, ein treuer, redlicher, eifriger und patriotiſcher Diener zu ſeyn. Die ganze fürſtliche Reſolution, wie ich ſie nun gehört, zeigt überhaupt von einer Fürſtenſeele, welche meine Rechtſchaffenheit und Unſchuld gefühlt, die in dieſem Gefühl durch einen dritten wieder geſtört worden, die ſich aber doch nicht dahin verleiten laſſen, es ganz zu unterdrücken. Sagen Sie, Herr Präſident von Ingenſtröm, ob ich nicht ſpreche, als wenn ich dabei geweſen wäre, da die Reſolution gegeben ward! Das einzige, was mich alſo ſchmerzt, iſt das, daß ich keine Hofnung haben ſolle, meinen Fürſten zu ſprechen. Und doch hat er mir in meiner

ner Beſtallung iederzeit Gehör verſprochen, und — ſein Herr Vater hörete mich ſo gern! Es iſt recht gut, daß ich an Sie, meine Herren, gewieſen werde. Wenn Sie nun aber mich nicht hören, was dann? O, Gott, ich Armer!!! Doch mein Glaube an die Providenz iſt noch nicht ſo klein, daß ich iene Hofnung auf immer aufgeben ſollte. Kommt Zeit — kommt Rath. »Der nachdrückliche Verweis an Flemming war hiermit abgebrochen und Ingenſtröm berichtete hernach dem Fürſten, daß F. auch in der geheimen Regierung das Raiſonniren nicht laſſen können und allerhand Noten zum Text der fürſtlichen Reſolution gemacht. 's iſt ein fataler Mann, ſprach der Fürſt, und doch — hat mir mein Vater ſo viel Gutes immer von ihm erzählt.»

Sobald dieſer Vorgang kund ward, machten Flemmings Freunde den letzten Verſuch, ihn dahin zu bewegen, ſich nun in die Zeit zu ſchicken, und lieber alles gehen zu laſſen, wie es gehen wolle, weil er doch nichts mehr werde redreſſiren können. Einige thaten ihm ſogar den Vorſchlag, unter dem Vorwande einer Kränklichkeit lieber um eine Penſion anzuſuchen und ſie in Ruhe zu verzehren; als wozu ihm Ingenſtröm gewis von ganzem Herzen behülflich ſein würde. Flemming aber entrüſtete ſich über dieſen Vorſchlag

und ſprach: „Das wäre mir ſchön! So weit
Gott Lob noch nicht. Sehet abermals — ſolche Le
ſeid ihr. Jetzt hat's einmahl wieder eingeſchlag
ohne zu zünden, und gleich ſchreiet ihr wieder Fe
Was iſt dann geſchehen? Man hat mich
Ruhe verwieſen. Das verſtand Jngenſtröm ſo,
ſollte er mit den unruhigen Kopf zurechte ſtellen,
ihr verſtehet's wieder ſo, daß ich mich auf Pen
ſetzen laſſen ſolle. Jch will euch ſagen, wie i
verſtehe. Der Fürſt hat ſich bei Leſung meiner
ſtellung gefühlt und ſelbſt nicht gewuſt, was
mir antworten ſolle. Wenn man nun nicht w
was man antworten ſolle, und doch mehr iſt, als
den man antworten ſoll: ſo weiſet man dieſen
Ruhe, d. h. man ſagt zu ihm — ich wollte ſi
du hätteſt nicht geredet. Das glaube ich nun ſ
Daraus folget aber gar nicht, daß derjenige, we
ſo zur Ruhe verwieſen wird, auch in Zukunft
weiter rede. Bei erſter Gelegenheit, wo wieder
ſprochen werden mus, ſpricht Flemming wiede
ſtark und noch ſtärker als er geſprochen hat. S
nicht: das kann morgen geſchehen. Seid auch
ſichert, daß ihm kein Haar darüber gekrümmt w
Jch habe einen guten Horcher und weis, was
Fürſt geſagt hat. Die jetzigen Vorgänge kümm

mich alle nicht; wenn aber die halbe Million aus Holland verdiſtillirt ſein wird, dann, dann ... Da ſollet ihr einmahl ſehen, wie die Gräfin mit Ingelſtröm einen Weg immer ſchändlicher, als den andern, einſchlagen wird, durch Erpreſſungen vom Lande, weil dis das letzte Mittel dazu iſt, Geld herbeizuſchaffen. Da wird geredet werden müſſen. Dis ſteht vielleicht näher bevor, als ihr alle denket. Und da ſollte ich mich dadurch aus der Sache ziehen, daß ich Penſion ſuchte? So ſchlieſſt ein Schurke von Diener ſeine Dienſtlaufbahn, aber Flemming nicht. In ſolcher Kriſe, wie nun bevorſteht, mus der Patriot eben erſt zeigen, daß er wahrer Patriot ſei. Zieht er ſich als Mammelucke durch Dienſtaustritt aus der Sache, ſo haben die Schurken gewonnen Spiel und es geht alles buntüber. Nein, er mus im Dienſte des Vaterlandes um ſo mehr ausharren und ſich lieber manche Demüthigung gefallen laſſen. Er mus den Schurken immer im Wege bleiben, damit ſie nicht Alles thun können, was ſie wollen; und ſchieben ſie ihn heute einmahl auf die Seite, ſo mus er ihnen morgen aufs neue in den Weg treten. So macht er ihnen Alles ſchwer und Vieles unmöglich. Alſo Flemming bleibt ſo lange im Dienſt, bis er mit Gewalt aus ihm getrieben wird, und verabſcheuet jede Penſion, die er etwa als Lohn dafür nehmen ſollte, daß er Mammelucke ward, Untreue gegen das Vaterland beging und dem Schurkenheere Platz machte. Da habt ihr meine Meinung — Ich will, wenn ich auch nicht mehr ſo viel, als ſonſt, dem Vaterlande ſollte nützen können, doch immer wenigſtens noch das für ſelbiges thun, was ich thun kann. Und jagt man mich endlich aus dem Dienſt, ſo ſoll es mit ſo einem Geräuſch geſchehen, als wenn ſich Himmel und Erde bewegten. »

Zu Sophien ſprach er: »Nun mache dich auf Alles gefaſſt. Man will deinem Manne den Mund verbinden; aber er läſſet ihn ſich nicht zubinden. Es ſtehen gewis nächſtens abſcheuliche Dinge für das arme Land bevor; ich wittere ſie ſchon. Es iſt ein Gefahre von der Gräfin zu Ingenſtröm und von Ingenſtröm zur Gräfin, wie noch nie geweſen iſt. Was gilts, die halbe Million neigt ſich zu ihrem Ende? Genung, es ſei, was es wolle, es iſt etwas von Wichtigkeit in Braten und man kann nur noch nicht über die Sauce einig werden, mit der es aufgetragen werden ſoll. Sie mögen kommen. Ich erwarte ſie mit einem Patriotiſmus, wie ich ihn noch nie empfand. Vielleicht verderbe ich ihnen die

Plane; vielleicht zerſtöre ich das ganze Neſt. Kann ichs, ſo thue ichs, und wenn ich darunter erliegen ſoll. Von nun an machen wir den Akkord — du redeſt mir in nichts und fragſt mich auch um nichts, wenn du etwas hörſt oder mich übelgelaunt ſieheſt. Ich mus mich nun ſchlechterdings als einen Mann betrachten, der weder Frau noch Kinder hat, ſondern in der Welt allein da ſteht und blos für das groſſe Ganze da ſteht. Es iſt niemand hier, der ſich ſonſt vor den Ris ſtelle. Ich habe Kräfte dazu und ſo iſts Gottes Wille und meine Beſtimmung, daß ich dis thue. Weiſſeſt du, wie der ſprach, der uns allen ſo lieb iſt? **Auf daß ich thue, wie mir der Vater geboten hat!** So las mich nun auch denken und ſtöre nie wieder den ganzen ähnlichen Gang meiner Seele. Gott ſorgt und ſchützt — Gott hat mehr, denn eine Welt für uns... Ich will, wenn's ſein mus, wirken, als wenn's blitzte, und reden dazu, als wenn's donnerte. Gott wird mir helfen.»

Das Gewitter, welches Flemming ſich längſt ſchon hatte zuſammenziehen geſehen, fing nun in der Ferne an zu donnern, und der Wind ſchien heftig dahinter zu ſein. Die negociirte halbe Million war dahin und Jugenſtröm hatte viel geheime Konferenzen mit der Gräfin von M. Plötzlich trat eine geheimſte Kommiſſion hervor, deren einziger Gegenſtand ſein ſollte, den Etat der Landeseinkünfte den gegenwärtigen herrſchaftlichen Bedürfniſſen gemäs zu reguliren. Ingenſtröm ward Präſident derſelben; Flemming aber bekam keinen Sitz darinn. Sie reſkribirte ad Mandatum Sereniſſimi ſpecialiſſimum, und von ihr ſollte ſchlechterdings keine Appellation an den Fürſten Statt finden. Ihre erſte Operation war, ſogleich hunderttauſend Thaler herbeizuſchaffen; weshalb ein auſſerordentlicher Holzſchlag im Lande von ihr beſchloſſen ward. Es erging ein Reſkript an das Finanzkollegium, eine benannte groſſe Strecke Eichenwaldes, deren ſchöner und fetter Boden klüger und beſſer benutzt werden könne, als zu Holzung, woran ohnehin im Lande Ueberflus ſei, auf dem Stamm an den Meiſtbietenden gegen Zahlung auf der Stelle zu verkaufen.

Flemming, als er von der auſſerordentlichen und mit voller Macht nidergeſetzten Kommiſſion hörete, erſchrack in ſeinem Dienſtleben zum erſtenmahle und heftig. Da er ſich davon ausgeſchloſſen ſah, ſo war ihm dadurch der leichtere Weg, manches dem Vaterlande drohende Uebel abzuwehren, verſchloſſen, und er konnte, wenn die verwaltenden Sachen von der Kommiſſion blos als Vorſchläge erſt in Ueberlegung genommen würden, nicht mitreden. Mithin blieb ihm nur der ſchwerere Weg übrig; daß er, wenn die Sachen ſchon als beſchloſſen von der Kommiſſion an das Finanzkollegium zur Exekution kämen, in dieſem blos auf Gegenvorſtellung an iene votirte. Er hielt dieſe Einrichtung der verwaltenden Angelegenheiten für die verſchlagenſte, welche Ingenſtröm nur habe erſinnen können. Dis machte die Wirkung auf ihn, daß er zwar in Dingen, welche offenbarer Volksdruck wären und ins Groſſe gingen, ſchlechterdings nie ſchweigen, ſondern ſich mit Leib und Seele dagegen ſetzen wolle, und wenn es ihn auch alles koſte; daß er aber auch ſolcher Plusmachereien wegen, die der Nation nicht unmittelbar ſchadeten, oder die für ſie erträglich wären, nicht zur Unzeit groſſes Geräuſch zu machen beſchlos. „Dis iſt Alles, ſagte er zu den Seinen, was ich thun kann und was ich nun auch ſogar in meiner Lage, wenn ich als ein guter und kluger Mann zugleich handeln und wahrer Patriot ſein will, thun mus. Mehr aber erwartet nie von mir. In Sachen von Wichtigkeit bleibts dabei, daß ich blitzmäſſig wirke und

donnerartig rede. Gott wird mir helfen. „ S
phie ward wie eine Leiche und verſtummte. Leopo
dine aber verſetzte ruhig und brav: „Nun, lie
Mutter, mehr kann ia auch warlich der Vater nic
thun, wenn er nicht blos im Kleinen, ſondern au
im Groſſen rechtſchaffen, nicht nur ein wacke
Hausvater, ſondern auch ein wackerer Staatsdien
ſein will. Thun Sie ia ſo, wie Sie ſagten, beſ
Vater! Und dann mag's kommen, wie es wi
mit uns. Es iſt beſſer, Mangel und Elend d
den, wenn uns dabei ein redliches Herz im Bu
ſchlägt, als bei Uebertretung ſeiner wichtigſ
Pflichten ein glänzendes Wohlleben führen; u
Gott wird uns gewis auch nicht zu viel aufleg
(Mit einer Seele, die ſich ſchnell hebt und imm
höher hebt) Treten Sie ein, edler Vater, tre
Sie nun ein in die groſſe Bahn der Leidenden fü
Vaterland! Führen Sie die Sache Gottes
hohem Muth eines Weiſen und empfangen da
Ehre und Ruhm wo nicht hier, doch dort!
Lohn iſt zu klein und zu nichtig, den dieſe Welt
hohe Tugenden hat, und der vollkommene Ma
thut willig auf ſie Verzicht. Auf, Vater,
kämpfe den groſſen Kampf! Kämpfe und ſieg,
nicht mit äuſerlicher Durchdringekraft, doch

Kr

Kraft deines Herzens, die dich über alle Leiden dieſer Welt erhebt. Am Ende wartet die Krone auf dich. Ach, könnte deine Leopoldine nur alles, was du zu leiden haben wirſt, mit dir leiden! „ (fällt um den Vater her) Flemming: O du herrliches Mädgen!

Als das benannte erſte Kommiſſionsreſkript ins Kollegium kam, machte alſo Flemming blos mündlich die Anmerkungen dazu, daß der Ueberflus an Holz im Lande eben ſo gros nicht ſei, ſondern daß die Wälder bei forſtmäſſiger Benutzung ſeither kaum ſo viel gegeben hätten, daß der Einwohner ſeine Feuerung, wie es nicht anders, als recht und billig ſei, um einen leidlichen Preis haben können; und daß, wenn man blos aus dem Mediusterminus des ſchönen Bodens agiren wolle, auf gleiche Art der gröſſeſte Theil aller noch übrigen Waldungen niedergeworfen werden könnte. Holz aber müſſe man auch haben, und man ſei aus Dankbarkeit gegen die Vorfaren, welche Holz hinterlaſſen hätten, ſchuldig, auch dafür zu ſorgen, daß es den Nachkommen nicht daran gebreche. Er hoffe alſo, ſetzte er hinzu, daß die Herren von der geheimſten Kommiſſion dis nicht nur ſelbſt beherzigen, ſondern auch höchſten Orts zur Beherzigung empfehlen würden; damit gegenwärtige Finanzoperation die erſte und letzte ſe ihrer Art bliebe und es nicht lieſſe, als wenn die letztlebende Generation für die künftige in den Waldungen keine Bahn machen und ihr die Alternatiſe hinterlaſſen wollte, entweder zu erfrieren oder auszuwandern. Zuletzt warf er noch die Frage auf, ob auch **auswärtige** Kaufluſtige zum Gebot hinzugelaſſen werden ſollten. „Allerdings„ erwiederte Jugenſtröm; und ſo entſtand zwiſchen beiden die erſte heftige Debatte über die gegenwärtigen Angelegenheiten, in welcher aber Flemmings Patriotiſmus durch folgende Harangue die Oberhand behielt.

„Ich habe ſchon bemerkt, daß nie ein ſolcher auſſerordentlicher Holzſchlag wieder Statt finden dürfe, wenn wir uns nicht ſchwer an den Nachkommen verſündigen wollen. Wie edel und brav haben die frühere und die ſpätere Nachwelt dadurch für uns geſorgt, daß iene uns die ſchönen Holzvorräthe erzog und dieſe ſie uns ſterbend noch hinterlies! Sonſt wär die Reihe mit der Alternatiſe ſchon an uns, ob wir erfrieren oder auswandern wollten. Heilig ſei uns alſo ihr Beiſpiel! Die Rechte der Waiſen ſind ſchon unverletzlich; aber die Rechte der noch ungebornen Nachwelt ſind es noch weit mehr.

Wi

Nie mache ein Menſch auf Gröſſe des Herzens Anſpruch, der auch nur durch ſeine Handlungen dieſes Gedankens ſpotten wollte! Alſo — als ein Semel pro Semper in dringendem fürſtlichen Nothſtande, aber auch nur als ein ſolches, paſſire der vorwaltende Holzſchlag in Rechnung — in iener Rechnung, welche die Nachwelt von unſerer Landesverweſung einſt fordert! Nur — daß kein Ausländer darauf mitbiete oder ihn gar an ſich bringe. — Holz ſchuf eigentlich die Natur zu eben ſo freier Benutzung für die Menſchen, wie Waſſer, Luft und Sonnenſchein. Ein Ueberreſt dieſer natürlichen Einrichtung ſind noch die Gemeinehölzer, dergleichen es auch in unſerm Lande bis auf dieſe Stunde gibt. Es iſt alſo ſchon genung, daß der **gröſſeſte** Theil der Waldungen ein **Regale** geworden ſind und daß nun der gröſſeſte Theil der Einwohner dieſes Landes ſeinem Fürſten das Holz erſt **abkaufen** mus. So erforderts hier aber das Recht der Natur, daß wir kein Holz **auſſerhalb Landes** verkaufen. Holz gehört ſchlechterdings den Einwohnern desienigen Landes, worinn es wächſt, ſo lange man nicht beweiſen kann, daß ſie mehr haben, als ſie brauchen können; als welches bei uns offenbar nicht der Fall iſt. Müſſen ſie nun gleich ihr Recht darauf iezt mit baarem

Gelde für ieden Scheid auslöſen, ſo kann es ihnen wenigſtens doch ewig nicht genommen werden, ohne die erſten Geſetze der Natur mit Füſſen zu treten. Durch den gegenwärtigen auſſerordentlichen Holzſchlag wird auch ohnehin in der Folge einiger Mangel an Holz verſpüret werden, weil nun auf immer dieienige Quantität abgeht, welche ſeither auf ienem Waldſtrich iährlich zuwuchs. So mus dis wenigſtens noch ſo lange, als möglich, dadurch verhindert werden, daß die ganze Maſſe, welche nun einmahl iezt nidergeworfen werden ſoll, im Lande brauchbar und brennbar bleibe. Das iſt gewis, daß Auswärtige, bei denen das Holz theurer iſt, oder die an Flüſſen liegen, daß ſie es mit vielen Gewinn weit verſchiffen können, ein ſtärkeres Gebot darauf thun würden, als unſere Mitbürger; aber was gehet es dieſe an, daß das Holz anderwärts theurer iſt? Wie kommt die Nation dazu, daß ſie ihr natürliches Recht auf ihr Holz fahren laſſen ſoll, weil Fremde davon Gewinn haben können? Etwa darum, weil der Fürſt zugleich dadurch Gewinn hat, wenn Fremde es ihm beſſer bezahlen, als ſeine Unterthanen? Wie? hat er dadurch nicht ſchon Gewinn genung, daß das Holz überall ſein iſt und daß die Unterthanen ihm es abkaufen müſſen?

Sollen ſie es nun gar auch endlich um einen übermäſſigtheuren Preis bezahlen? Dis müſten ſie aber, wenn ſie auswärtigen Mitbietenden die Wage halten ſollten. Ja, ich ſehe auch ſchon im Geiſte vorher, daß dis die Loſung ſein würde, den Holzpreis vielleicht überall bei uns ſehr zu erhöhen. Wie wäre es aber möglich, daß es auch nur eine Seele unter uns geben könnte, welche ſich nicht hiergegen vollends mit allen ihren Gefühlen empörte! Wir, meine Herren, haben gut Reden; wir bekommen allerſeits unſer Holzdeputat und fühlen es alſo nicht, das Holz möge ſo theuer werden, als es wolle. Ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß in der Folge einmahl, wenn das Holz Alterumtantum gelten ſollte, ein Fürſt auf den Einfall kommen könnte, uns ſo viel an unſern baaren Fixen abzuziehen, als die Erhöhung des Holzpreiſes gegen iene Zeiten beträgt, in welchen uns die Deputate ausgeworfen wurden. Ich ſehe auch nicht ein, was er hieran Unrecht thäte. Was ſind wir denn beſſer, als unſere Mitbürger? Warum wollen wir unſer Holz wohlſeiler brennen dürfen, als ſie das ihrige? Etwa darum, weil wir die ſind, die es ihnen theurer machen? So gehörte uns von Rechtswegen die Strafe dafür, daß wir es am allertheuer-

ſten

ſten bezahlen müſten. Ich ſage Ihnen alſo, daß ich, wenn es dazu kommt, daß das Holz theurer wird, derienige ſein werde, der es ſeiner Patriotenpflicht ſchuldig zu ſein glaube, dem Fürſten die Idee zu ſuppeditiren, uns ſo viel an unſern baaren Gehalten abzukürzen, als der erhöhete Preis unſerer Holzdeputate ausmacht; damit wir auch fühlen, wie es dem Unterthan thue, wenn ihm eins der erſten Bedürfniſſe des Lebens über die Gebühr ertheuert wird. Dennoch würden wir immer noch einige von denen bleiben, die es am erſten aushalten könnten; ich bitte Sie aber — ſehen Sie um ſich! Kann der geringſte Unterthan ohne Holz leben? Brauchts der Arme nicht, wie der Reiche, der Taglöhner wie der Präſident in der allergeheimſten Kommiſſion? O haben Sie ein menſchliches Herz gegen die untern Volksſtände! Wohin ſoll der Bürger, wohin ſoll die Menge von unſern Arbeitern, die bei einer groſſen Anzahl von Kindern iezt ſchon kaum ihr Auskommen haben, wenn ihnen ein ganz und gar unentbehrlicher Artickel des menſchlichen Lebens ſo erſchwert wird? Warlich, wenn wir hernach in ſtrengen Wintern die Armen nicht umkommen laſſen wollen: ſo müſſen wir das **theuergemachte Holz umſonſt** unter ſie austheilen, oder — wir geben ihnen ſtillſchweigends das Privilegium, den Sommer hindurch Holzdiebe zu werden. Im leztern Fall müſten wenigſtens die Verbotstafeln, welche an den Waldungen auf den Landſtraſſen ſtehen, weggenommen werden; damit nicht die lahmen und gebrechlichen Armen, für welche dieſe Tafeln eigentlich der Popans ſind und die den Holzdiebſtahl nicht zu betreiben wagen, aus Unwiſſenheit des gegebenen ſtillen Privilegiums dazu die einzigen werden, welche man zum Tode aus Erfrierung verdammt. Der erſte Schritt zu allen dieſen Unglückſeligkeiten geſchieht offenbar dadurch, wenn Auswärtige die groſſe Quantität Holz, welche jezt gefällt werden ſoll, an ſich kaufen und in die Fremde führen. Darum mus ich jeden von uns, der hierzu ſtimmt, für einen Mann erklären, der ſich an Leib und Seele ganzer Tauſende ſeiner Mitbürger verſündigt.»

Dieſe Deduktion Flemmings grif, wie geſagt, durch. Jugenſtröm verzog dabei oft das Geſicht. Gegen das Ende derſelben nagte er ſtark mit den Zähnen an den Nägeln ſeiner rechten Hand, und als Flemming zu reden aufhörte, hub er an: »Wohlan, da in dem Reſkript nicht ausdrücklich

ſteht,

ſtehe, daß **auswärtige** Kaufluſtige zugelaſſen werden ſollen, ſo können wir beim Finanzkollegium davon abſtehen. Ich will nichts dagegen haben. » Das Holz ward alſo an eine Geſellſchaft inländiſcher reicher Partikuliers verſilbert. Hierdurch geſchah es aber, daß die Quelle, welche **hunderttauſend** Thaler geben ſollte, nur **achtzigtauſend** gab.

Zum Glück war eben das Beſoldungsquartal der Dienerſchaft vor der Thüre. Es ward plötzlich ein groſſes Avancement derſelben vom unterſten Sekretär an bis zum erſten Miniſter bekannt gemacht. Jeder Sekretär ward **Rath**; ieder ſchon geweſene Rath, der aber nur ein Ens ſimplex, oder **bloſſer** Rath war, ward ein Ens kompoſitum und bekam noch ein Vorwort, das aus **Hof- Finanz- Regierungs- Konſiſtorial-** u.ſ.w. beſtand; und, wer auch dis ſchon geweſen war, der ward ein Ens dupliciter kompoſitum, welches durch das Vorvorwort — **geheimer** — bewirkt ward. Den übrigen, welche dis bereits führten, ward noch das Wörtlein **Ober** vorgefügt. Der letzte Periode in den deshalb ergehenden Reſkripten erklärte den erſten darinn, der ſich mit den Worten anfing — Nachdem wir **aus Gnaden** beſchloſſen — auf das allgemeingemeinfaslichſte. Er beſtimmte nehmlich die Avancementgebühren, welche ieder für den Fiskus ſofort zu erlegen habe. Und da hierdurch die fehlende Summe der zwanzigtauſend Thaler noch um etwas mehr, als rund, herauskam, ſo wurden die Glieder der geheimſten Kommiſſion aus beſondern Gnaden von der Avancementtaxe eximirt.

Flemming, der geheimer Finanzrath werden ſollte, deprecirte dieſe Gnade, als er hörte, daß ſie für ſeine Familie kein geringer Verluſt werden würde, unterthänig. „Wenn eine ganze Dienerſchaft avancirt wird, ſprach er, ſo darf ſich kein einziger davon ſein Avancement zur Ehre rechnen; es müßte denn ſein, daß wir alle zu Felde gezogen wären und da etwa eine Batterie mit gleicher Bravour eingenommen hätten; wovon ich für mein Theil nichts weis. Ich bin auch ſo lange Finanzrath geweſen und mag nun nicht mehr werden. Als ich ienes ward, erfuhr ich die Geheimniſſe des Hofs, ohne geheimer Finanzrath zu heiſſen. Das lies ich gelten. Und — nun ſollte ich geheimer Finanzrath heiſſen und nichts von den Geheimniſſen des Hofes wiſſen? Der Widerſpruch wäre zu arg. Ich danke unterthänig.“ Seinem Beiſpiele folgte die Hälfte der Dienerſchaft.

So ward durchgegriffen, iedem geſagt, daß er, wenn er ſich nicht die höchſte Ungnade zuziehen wolle, ſein müſſe, wozu der Fürſt ihn mache, und — allen, die nicht gutwillig gleich erlegten, ihr Avancementquantum bei eben eintretender Beſoldungszahlung durch den beſonders dazu bevollmächtigten Rentmeiſter an ihrem Gehalt abgezogen. Die Reihe kam auch an Flemming, und er ſollte eine Quitung über die gezahlten Avancementgelder ſtatt baaren Geldes annehmen. „Ich mag die Quitung nicht, ſprach er; da iſt deſſen ungeachtet die meinige, als wenn ich meine Beſoldung richtig empfangen hätte. Ich mag auch das Patent nicht, welches bei der Quitung liegt. Ich habe nie einen Titel bezahlt und werde auch keinen bezahlen. Mein beſter Titel iſt — **Flemming**, nehmlich der Flemming, der ich bin. Indeſſen, ich will thun als wenn ich einmahl dem Fürſten ein Quartal lang umſonſt dienen müßte. Er hat freilich mir und meiner Familie nun lange genung Brod gegeben. Doch kann ich ſagen, daß ich es auch immer ehrlich verdient und daß ich für iedes Quartal Sold auch ein Quartal Arbeit geliefert habe. Noch iſt mir kein Quartal mit Sold und ohne Arbeit erinnerlich, daß ich dafür nun dis Quartal mit Arbeit und ohne Sold rechnen müßte. Jedoch, es ſei. Es kommt mir nur aber gerade ſo vor, als wenn ich zu meinem Bedienten, der auch ſo lange mein Brod gegeſſen hat, ſpräche — Höre, du kannſt mir nun ſchon einmahl ein Quartal über umſonſt dienen; du ſollſt dafür auch Kammerdiener heiſſen. Herr, würde er mir erwiedern, ſo macht auch, daß ich das Quartal über keine Kleider bei euch zerreiſſe, und ſtellt an meinen Magen die Ordre aus, daß er während der Zeit keine Anforderung an mich mache. Euren Kammerdiener kann ich nicht eſſen und trinken. »

Während, daß die geheimſte Kommiſſion noch beſchäftigt war, die neuen Quellen zur Vermehrung der herrſchaftlichen Einkünfte, oder wie es hies, zur Beſtreitung der gegenwärtigen herrſchaftlichen Bedürfniſſe aufzuſuchen, überbrachte Ingenſtröm ſchon wieder eine dringende Specialordre an ſie, höchſtens binnen vier Wochen die Summe von hunderttauſend Thalern noch einmahl als ein zweites Semel pro Semper bis zur geſchehenen Regulirung der fürſtlichen Finanzen herbeizuſchaffen. Die Geſelſchaft der berüchtigten Plusmacher ſelbſt fuhr dabei zuſammen. Ingenſtröm aber, als ein wahres Plusmachergenie machte ihr dadurch wieder Muth, daß er ihr zu erkennen gab, wie er einen gar annehmlichen Anſch dazu ſchon in petto habe. „Es iſt bekannt, hub an, daß der Fürſt noch eine anſehnliche Sum von ſeinem Herrn Vater her und aus den Zeiten letzten Krieges an dem Lande zu fordern habe. L uns dieſe Summe terminaliter beitreiben und ei weilig durch ein Aſſigno auf ſie vom Banquier das Tönnchen aufnehmen. Wir könnens ihm w erſten Termin gleich wiederbezahlen. „ Der V ſchlag gefiel und verwandelte ſich ſchnell in ein ſkript an das Finanzkollegium deshalb. In ſelbi ward unter andern geſagt, daß der vorige Fürſt ganze Kontributionsſumme dermahlen dem La nur vorgeſchoſſen; daß mithin der jetzige Fürſ als eine auf dem Lande noch haftende Schuld ſeinem Herrn Vater geerbt; daß das Land ſich von jenem Kriege völlig wieder erholt und ſich Stande befinde, den gethanen fürſtlichen Vorſ zu erſtatten; und daß es fürſtliche Gnade gen ſei, ein ſo ſtarkes Kapital auf ſo lange Zeit Lande ohne Intereſſen überlaſſen zu haben.

Flemming, der dismahl ſeiner Sache unt lich gewis war, freuete ſich, ſobald das Reſk einging, in voraus darauf, daß ſelbiges von

unpa

unpatriotiſchen Kommiſſion ohne Sang und Klang werde zurückgenommen werden müſſen. „Jene Summe, ſprach er, hat der vorige Fürſt nicht vorſchusweiſe, ſondern geſchenkweiſe für das Land bezahlt. Der itzige Fürſt hat ſie alſo nicht als eine auſſenſtehende Schuld geerbt, und was er nicht geerbt hat, kann er nicht einfordern. „ Ingenſtröm erwiederte, daß dis nicht wahr ſein könne, weil es der Nation nie bekannt gemacht worden und weil eine ſolche Summe zwar als Vorſchus, aber nicht als Geſchenk denkbar ſei, indem ſie als ſolches die fürſtlichen Kräfte überſtiege. Daß dis leztere ein unrichtiger Gedanke ſei, verſezte Flemming, habe die Erfarung gelehrt, und eine beiſpielvolle Oekonomie habe den alten Herrn in den Stand geſezt, eine ſolche Grosmuth als wahrer Vater des Vaterlandes ausüben zu können. Daß aber über die Schenkung nie eine öffentliche Bekantmachung geſchehen, ſei nicht fürſtlicher Vorbehalt der Wiederforderungsrechte, ſondern Beſcheidenheit eines erhabenen Wohlthäters geweſen, der auch nicht einmahl öffentlichen Dank verlange. „Das kann nicht ſein, rief Ingenſtröm aus, denn mir iſt erzählt worden, daß der Oberhofprediger einen Verweis dafür bekommen, daß er in der Friedenspredigt dem Fürſten im

Nahmen der Nation für die ausgeübte Grosm
gedankt.„ „Den Verweis habe ich mit angeh
antwortete Flemming, und kann alſo am beſten ſag
wie er geklungen habe. Er beweiſet eben recht,
ich ſage. Der Fürſt verwies dem Oberhofpred
nicht, daß er zu verſtehen gegeben, er glaube,
das Geld dem Lande geſchenkt worden ſei, ſond
daß er ihn ins Angeſicht dafür geprieſen habe. N
tönen mit Anmuth ſeine letzten Worte dabei mi
den Ohren — Meine Handlung verliehrt dadu
daß Sie mir ins Angeſicht dafür gedankt haben
So wenig aber iemals vom alten Herrn ſelbſt
kannt gemacht worden, daß er die für das Land
zahlte Summe dem Lande ſchenke: ſo wenig ha
auch iemals öffentlich bekannt gemacht, daß er
einſt vom Lande zurückfordern wolle. Dis hätt
aber doch geſchehen müſſen, wenn ſolches ſein
ſatz geweſen wäre. Ja, noch mehr; die g
Summe hätte ia gleich repartirt werden müſſen,
mit ieder Unterthan gewuſt, wie viel auf ſei
Hauſe oder Grundſtück hafte. Aber ſo weis
Nation nicht einmahl im Ganzen recht, wie vi
eigentlich der Fürſt ſich koſten laſſen. Denken
einmahl, wie lange es her ſei. Wie viel H
und Grundſtücke haben ſchon andere Beſitzer! W

es dieſen nicht beim Kauf oder bei der Uebernahme geſagt worden ſein, wie viel ſie an vorgeſchoſſener Kontribution aus dem Kriege her mitübernähmen? So hätten diſe Leute ia nun eine Schuld zu bezahlen, von der man ihnen nichts geſagt, und hätten alle ihre Beſitzungen viel theurer bezahlt, als ſie werth wären. Hieſſe das nicht — einen Gerichtsbetrug an ihnen ſogar begangen haben? Und zu einer ſolchen öffentlichen und ganz beiſpielloſen Ungerechtigkeit wollten Sie die Hände bieten? »

Ingenſtröm beharrete dabei, daß der alte Fürſt das Geld dem Lande nur vorgeſchoſſen und ſich das Recht, es zu bequemer Zeit wieder zu fordern vorbehalten habe. Es ſei ſonderbar, ſetzte er hinzu, daß man verlange, daß ein ſolcher Vorbehalt ausdrücklich habe bekannt gemacht werden ſollen; dergleichen verſtehe ſich von ſelbſt. »Und — ſchlos er — daß es ſo lange her iſt, ſchadet nicht. Die Rechte der Fürſten veriähren nicht. Wenn der Fürſt vorher ſeine Urſachen gehabt hat, ſein Recht bei ſeinem Leben nicht auszuüben, ſo hindert dis den Fürſt Nachfolger, der das Recht erbt, nicht, ſelbiges zu exekutiren, ſobald iene Urſachen wegfallen. Die Urſache, warum der verſtorbene Herr das Land ſchonte, war —

damals war es vom Kriege her noch arm; ietzt iſt es reich und braucht alſo nicht weiter geſchonet zu werden. »

Flemming widerlegte erſt die Meinung vom groſſen Reichthum des Landes und bewies, daß das Volk itzt gerade nur genung habe und allerdings in dieſer Hinſicht ein glückliches Volk genannt zu werden verdiene, daß aber nach Gottes Willen dis auch ſo ſein ſolle und daß die Länder darum Fürſten hätten, daß ſie glückliche Länder werden wollten. **Um unglücklich zu ſein, bedürfen ſie keiner Fürſten** und könnten dis ohne ſie wohl werden. (indem er ſchnell aufſteht und in ein Kabinet geht) »Jetzt fällt mir etwas ein. » Ingenſtröm, der ſeine Abſicht errieth, lächelte hinter ihn her.

Flemming, indem er ein Pack Schriften auf den Tiſch legt. Da ſind die Akten, alle Verhandlungen über das Kontributionsweſen und die geſchehene Zahlung betreffend. Leſen Sie nur, was am Ende ſteht; ſo ſind wir gleich aus der Sache.

Ingenſtröm, der zugreift. Weiſen Sie doch her. (nachdem er das letzte Blat aufgeſchlagen hat) Ich ſehe da nichts, als die gezogene Summe. (gibt die Akten dem nächſtſitzenden Rath) Sehen Sie mehr, als ich?

Flemming. Geben Sie einmahl her. (heftig erſchrocken) Was iſt das? Wer hat das weggeſchnitten?

Ingenſtröm, ganz unbefangen. Was denn — was denn weggeſchnitten? Wo denn?

Flemming, aufgebracht. Hier — hier! Da ſtanden die Zeilen von der eigenen Hand des groſſen Wohlthäters, in welchen er unter ſeiner Nahmens-Unterſchrift auf ewige Zeiten beſcheinigte, daß er die ganze daſtehende Summe dem Lande geſchenkt habe.

Ingenſtröm, verdrüslichſcheinend. Ei, Sie könnten uns viel vorſchwatzen. Genung, ſie ſtehen itzt nicht da.

Flemming, ſehr heftig. Ein Böſewicht, ein Volksfeind, ein Vaterlandsverräther hat ſie weggeſchnitten. Ich kanns beſchwören, daß ſie da geſtanden haben.

Ingenſtröm, gleichgültiger. Was hilft das alles? — noch einmahl — ſie ſtehen ietzt nicht da. Weggeſchnitten iſt etwas; das ſieht man. Aber entrüſten Sie ſich darüber nicht und vergehen Sie ſich nicht mit Worten. Kann ſie denn der verſtorbene Fürſt nicht ſelbſt wieder weggeſchnitten haben? Ich weis, daß er ſich die Akten oft holen laſſen.

Flemming, zuverſichtlich. Nein, ich habe ſie nach ſeinem Tode noch darinn geſehen. Auch das kann ich beſchwören. Die Sache mus auf das ſtrengſte unterſucht werden; oder ich mache öffentlichen Gebrauch davon.

Ingenſtröm, den Kopf ſchüttelnd. Ich möchte nur wiſſen, wozu? Haben die Zeilen da geſtanden, ſo hat ſie kein anderer Menſch weggeſchnitten, als der Fürſt. Wer ſonſt ſollte ſich ſo etwas unterſtehen? Aber — wenn ſie auch wahrhaftig noch da ſtänden, wie könnten ſie den ietzigen Herrn binden? Hatte er ſie denn geſchrieben? Hatte er ſie mitunterſchrieben?

Flemming, der die Hände übern Kopf zuſammenſchlägt. Um Gottes willen, was für fürchterliche Grundſätze höre ich aus dem Munde eines Kavaliers, eines Miniſters, eines geheimſten Rathgebers ſeines Regenten! Wie? Sie wollen den Fürſten predigen, daß Sie an die heiligen Zuſagen ihrer Vorgänger in der Regierung nicht gebunden ſind? Sie wollen den Grundſatz in die fürſtliche Moral einführen, daß ein Nachfolger dem Volke das wieder nehmen könne, was ihm der Vorfar gegeben hat? Wohin denken Sie? Stirbt das, was wir Fürſt nennen, wirklich iemals, oder ſterben nur die, welche von Zeit zu Zeit ſeine Perſon vorſtellen? da ſei Gott den Völkern gnädig; wenn das erſtere iſt! So gelten keine Statuten, keine Verträge, keine Landesverfaſſungen, und ſo ſind die Völker ein Fangeball in den Händen der Fürſten. Aber nein, das leztere iſt. Mithin darf ein Fürſt ſo wenig das den Unterthanen wieder nehmen, was ihnen ſein Vorfar gab, als er Ehrenthalber ihnen wiedernehmen darf, was er ſelbſt ihnen gegeben hat.

Jngenſtröm, ſich zurückziehend. Dehnen Sie den Sinn meiner Worte nicht zu weit aus und — vergeſſen Sie überhaupt nicht, daß ich Präſident bin. Ich gebe Ihnen zwar noch gar nicht zu, was Sie ietzt vortrugen, indem ich feſt überzeugt bin, daß ieder Fürſt für ſeine Perſon, wenn er zur Regierung kommt, mit der ganzen vorgefundenen Landesverfaſſung machen könne, was er wolle, und das ſchon darum, weil ſich Zeiten und Umſtände ändern; ſondern die Rede ſoll ietzt nur hievon ſein: Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Schenkung und Schenkung. Wenn die Summe, welche ein Fürſt ſeinen Unterthanen ſchenkt, ſo ungeheuer gros iſt — wenn er ſie ihnen offenbar anfangs nur vorſchos — wenn er hernach aus Alterſchwäche drei Zeilen unter ſie hinſchreibt, aus denen die Schenkung bewieſen werden ſoll — wenn dieſe Schenkung nie öffentlich bekannt gemacht und anerkannt ward — und — wenn ſie für den Nachfolger ſo drückend iſt, daß dieſer faſt auf Lebenszeit dadurch genöthigt wird, in der Maſſe unter ſeinem Stande zu leben, wie ſeine Unterthanen dadurch über ihrem Stande leben können: ſo mus ſie nach allen Regeln der geſunden Vernunft null und nichtig ſein. Wäre nun vollends wahr, was Sie zu behaupten ſcheinen, daß ein Fürſt nicht thun könne, was er wolle: ſo hätten Sie ja ſelbſt damit bewieſen, daß der alte Herr eine ſo enorme Schenkung zu offenbarem Schaden ſeines Nachfolgers an das Land nie habe thun können, und daß ſolche alſo, als eine illegale Handlung, vom Nachfolger wie ungeſchehen zu betrachten ſein müſſe.

Flemming, etwas höhniſch. O mein Herr Präſident, löſen Sie mir nicht zu früh die Zunge. Wenn die Rede davon iſt, ob ein Fürſt thun könne, was er wolle, ſo kann dis dreierlei Fragen in ſich enthalten. Einmahl, ob er dem Volke — dann, ob er ſich — endlich, ob er ſeinen Nachfolgern etwas vergeben könne. Gilts die erſte dieſer Fragen: ſo antworte ich — durchaus nicht. Gilts die zweite — alles, was er will. Die dritte laſſe ich unentſchieden, weil ſie auf den Fall, über den wir ſtreiten, gar nicht paſſet. Vielmehr gehört dieſer offenbar zur zweiten Frage. Wie können Sie denn ſagen, daß der ietzige Fürſt dadurch, wenn der vorige den gethanen Vorſchus für das Land dem Lande geſchenkt, in die Nothwendigkeit geſetzt ſei, unter ſeinem Stande zu leben? Hat denn Fürſt Rudolph Schulden hinterlaſſen, welche Fürſt Karl nun bezahlen müſte? Wahrhaftig, ſo klingt es! Es klingt, als hätte Fürſt Rudolph ſo erſtaunende Schulden hinterlaſſen, daß Fürſt Karl lebenslang mit Bezahlung derſelben nicht fertig würde, und als rührten dieſe unermeslichen Schulden blos daher her, daß der Unſterbliche ſo grosmüthig gehandelt und eine für die wohlhabendſten ſeiner Unterthanen unerſchwingliche Kontribution aus eigenen Mitteln gezahlet. Aber hören Sie doch nur, die Sache verhält ſich ia ganz anders. Eben darum, weil dem edlen Fürſten ſein Herz ſagte, daß er in Vergleich mit andern Fürſten von ſeiner Klaſſe weit mehr Jahreseinkünfte habe, als ſie: ſo dachte er, es müſſe auch einmahl in dieſem Lande ein Fürſt kommen, der die Gutherzigkeit der Vorfaren dieſes Volks durch ſeine Gutherzigkeit an ihren Nachkommen belohne und vergelte. Statt ſeinen Ueberflus zu verſchwenden — und das hätt er ja thun können; geſchiehts denn nicht? — nahm er ihn und bezahlte damit die Kontribution für ſein Volk. O wie ſo wohl wird ihm iezt darüber zu Muthe ſein, daß er ſo gethan hat! Er ward mit der Bezahlung bei ſeinem Leben fertig; wer iſt der, der mit frecher Stirn ſeinen Schatten darüber zur Rede ſtellen wollte, warum er das Geld nicht lieber afterfürſtlich verſchwelgt, als es wahrhaftig fürſtlich ſeinen Unterthanen zu Gute kommen laſſen? Oder hätte er es etwa für ſeinen Nachfolger ſammlen ſollen? So frage ich — warum dis? Hat denn dieſer nicht zugleich durch ſeinen Tod die jährlichen Revenüen, welche er gehabt hat? Es iſt ſchon ſonderbar, wenn ein Privatmann nicht ausdrücklich für ſeine Kinder, wenn ſie keine Krüppel ſind, ſammlen ſoll. Haben ſie denn nicht auch Hände zur Arbeit ſo gut, wie er? Doch, da Arbeit und Brod der Privatleute zuweilen ſehr ungewis ſind, ſo lieſſe ſich das noch hören. Aber — das kann ich mit aller meiner Vernunft nicht begreifen, wie ein Fürſt für ſeinen Erbprinz ſammlen ſolle, wie dieſer auch über und über Krüppel wäre. Und — dennoch hat der wakkere Rudolph auch noch geſammlet. Er fand, als er antrat, Schulden, und hinterlies, als er abtrat, einen ſchönen Schatz. O ſtören Sie den Frieden nicht, den ſo ein Vortreflicher verdientermaſſen genieſſt! Doch — zu weit iſt ſein ſeliger Geiſt ſchon über alle Ihre Urtheile erhaben. Nicht aber, als hätte er die Thorheit nicht gefühlt, welche ein Fürſt begeht, wenn er für ſeinen Erbprinz ſammlet; nein, er ſagte ia ausdrücklich, er ſammle den Schatz auf Nothfälle für ſein Volk. Alſo im Leben und im Tode ſollte der Ueberflus, den er gehabt, auf ſein Land zurückflieſſen, von dem er ihn gehabt. Aber — wo iſt dieſer von Fürſt Rudolph durch fürſtliche Mäſſigkeit und weiſe Fürſtenökonomie geſammlete Schatz? O mein Herr von Ingenſtröm, ich ſage es Ihnen noch einmahl — löſen Sie mir nicht zu früh die Zunge! Genung, alles das, was ich gegen den Plan der Kontributionszurückforderung vorgebracht, iſt ſonnenklar richtig und wahr, und ſie können es nicht widerlegen. Setzen Sie ihn deſſen ungeachtet durch: ſo mache ich das, was ich von der Sache weis — von ienen fürſtlichen drei Zeilen an bis auf das unerhörtfreche Herausſchneiden derſelben — nicht nur im ganzen Lande bekannt; ſondern ich laſſe es auch in drei der berühmteſten auswärtigen Zeitungen einrücken, damit die ganze deutſche Welt erfare, wie es hier zugeht, und ſchreibe geradezu mit hin, daß hier ein Miniſter lebe, der die Sätze trockenhin behauptet, daß ein Fürſt Zuſagen, die ſein Vorfar ſeinem Volke gegeben, brechen, und Schenkungen, die dieſer den Unterth ten vor vielen Jahren aus ſeinem Vermögen gemacht, nach Gefallen wieder kaſſiren könne.

Ingenſtröm, ſich erboſend. Das dürfen Sie nicht!

Flemming, verachtend. Ich will den ſehen, der mir es wehren will. Sie werdens doch nicht etwa thun zu können glauben? Von Dingen, di öffentlich geſchehen, darf man auch öffentlich ſagen, daß ſie geſchehen ſind. Und dem Him mel ſey Dank für dieſe Publicität unſeres Zeitalters. Sie hat ſchon manchen Menſchen- und Volksfeind gezüchtigt und zurückgeſchreckt. Der Fürſt lieſe Zeitungen; ich weis es. Und könnte man ihm auch die Stücke, welche er nicht leſen ſollte, vorenthal ten: ſo wird ihm ia von ſo viel tauſend Menſchen einmahl einer doch irgendwo zurufen können — Herr, deine Diener nehmen uns in deinem Nah men wieder, was uns dein Vater gab, und man hat deines Vaters Schenkungsbrief darüber aus dem Buche geſchnitten … Was meinen Sie, das de

Fürſt ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein glauben werde, welche durch Ihren ganzen Plan ſo unverantwortlich aufs Spiel geſetzt wird?

Ingenſtröm, nachdem er geklingelt, zum hereintretenden Kammerboten. Iſt der Amtmann mit den Bauern von Wilsdorf da?

Kammerbote. Ja, Ihro Excellenz.

Ingenſtröm. Sie ſollen hereinkommen.

Während, daß der Amtmann mit den Bauern von Wilsdorf den Termin hätte, ſah Ingenſtröm nach ſeiner Uhr, that, als wenn er erſchräke, und ging aus der Seſſion zur Gräfin von M. mit der er eine zweiſtundenlange Konferenz über den Vorgang hatte. „Es iſt ein gottloſer Kerl, ſprach ſie, in heftigſtem Zorn, dem nun ſo ſchnell, als möglich, der Hals gebrochen werden mus.“ Tags darauf war das obige Reſkript aus dem Finanzkollegium weg.

Ingenſtröm zuckte in der geheimſten Kommiſſion die Schultern und trug zur ſchleinigen Herbeiſchaffung der hunderttauſend Thaler ein anderes durchſetzbareres Proiekt vor. Dis beſtand darinn, daß, da die Landſtände um nichts beſſer wären, als die fürſtlichen Diener, welche ſich durch das geſchehene

Avancement, einen Beitrag an den Fürſten ein-
allemal zu geben, hätten gefallen laſſen müſſen,
die nöthige Summe auf iene verhältnismäſſig rep-
ten und ſolche als ein Dongratuit von ihnen erh
wolle. Dergleichen, hies es, ſei ohnehin in vi
Ländern bei Regierungsantritten Brauch, und
bei habe man auch keinen Vorwurf von Volks
zu befürchten, weil die niedern Stände dazu n
beitrügen. Allenfals ſolle dem Lande dafür
Schutz und Schirm bei ſeinen alten Gerechtſa
verheiſſen und ihm auf die Zukunft auſſerordent
fürſtliche Huld und Gnade zugeſagt werden.
Vorſchlag ward gutgeheiſſen und ſchnell ausgef
Da die Sache gar nicht einmahl ans Finanzk
gium kam, ſo erfur Flemming auch nichts eher
von, als bis ſie ſchon vollbracht ward. Die L
ſtände bezeigten ſich noch über Erwartung gef
und das geforderte Dongratuit war vor der geſ
Zeit eingereicht und — verthan.

Flemming nahm hernach Gelegenheit im
nanzkollegium folgendes darüber zu ſagen. „E
hen ia ſeltſame Sachen iezt vor, meine Her
Der reichſte Mann im Lande ſoll und mus beſch
werden. Den Reichſten nenne ich nehmlich,

auch der eigentliche Sinn des Worts iſt, nicht den, der von ſeinen Einkünften wenn das Jahr verüber iſt, noch wirklich am meiſten aufzuweiſen hat, ſondern den, der das Jahr hindurch am meiſten für ſich einzunehmen hat und alſo der Reichſte ſein kann, wenn er will. Warlich, die Bereitwilligkeit der Nation gereicht ihr zur Ehre, zeigt, welche Grauſamkeit es ſein würde, ſie iemals zu bedrücken, und hat mich bis zu Thränen gerührt. Ich möchte aber wiſſen, ob man, wenn man einmahl geglaubt, daß die Summe von hundert tauſend Thalern abermals herbeigeſchaft werden müſſe, keinen anſtändigern Weg, ſie herbeizuſchaffen, habe ausfindig machen können, als den betretenen. So hätte ich doch warlich lieber den Fürſten dahin diſponirt, eins ſeiner eigenen Güter aus der Hand zu verkaufen, als daß ich als Miniſter, blos auf ſeine Billigung, wenn er es einſt erführe, rechnend, eine fürſtliche Bettelei veranſtaltet hätte. Es iſt ia doch nicht genung, daß Miniſter nur erfinderiſch und thätig genung ſind, Geld anzuſchaffen; ſie müſſen ſich auch fragen, wie es um die Ehre ihres Herrn dabei ſtehe. Wie kommt denn das heraus, wenn ich Jemanden, dem ich im Weigerungsfall allerlei Gewalt anthun kann, ein Dongratuit abfordere und dazu beſtimme, wie gros

es ſein ſolle? Klingt es nicht faſt eben ſo, als wen
ich zu ihm ſpräche — Höre, gib mir ſo und ſo vi
gutwillig, oder ich nehme dir's? Und wenn dann di
ſer mit gröſſeſter Bereitwilligkeit es mir bringt, b
ich auch wohl gewis, ob dieſe ganze Bereitwilligke
nicht etwa nur ſo viel heiſſen ſolle — Da haſt du
nimm's und habe nun nur daran genung; ſo kl
bin ich ſelbſt wohl, daß ich, wenn ich einmahl ſeh
wie es gemeint iſt, lieber das Geforderte bringe, a
mir im Weigerungsfall hernach noch dreimahl me
nehmen laſſe? In England kennet man eine Art v
Bereitwilligkeit, die ganz ſonderbar iſt. Wehrl
Reiſende geben nehmlich ihre Uhren und Börſen h
aus, wenn ſie ihnen die Raubreuter **mit gezogen**
Piſtol und **unter groſſen Komplimenten**
fordern. »

Bey dieſen Worten richtete ſich der Präſid
Ingenſtröm, welcher ſeither gethan, als wenn e
vorliegenden Akten läſe, hoch auf und ſprach — „
denken Sie, was Sie reden! » Flemming aber f
fort: „Jedermann verſteht mich, daß ich es hie
gar nicht mit dem Fürſten, ſondern mit denen
thun habe, die dergleichen Dinge angeben.
ſchmerzt mich, daß der Fürſt ſeinen Nahmen d
reichen mus. Doch, dis alles bei Seite geſetzt,

hoffe ich nun um ſo zuverläſſiger, daß man die Nation auf die Zukunft mit anderweitigen Beſchwerungen um ſo mehr verſchonen werde, da ſie ſich ſolchergeſtalt durch ein Dongratuit gleichſam davon losgekauft hat. Es hieſſe, alle Ehre ſeines Herrn aufs Spiel ſetzen, wenn dergleichen nun doch hinfort ſich ereignen ſollten.

Abends ſchrieb Ingenſtröm folgendes Billet an Flemming: „Ihr ſogenannter patriotiſcher Eifer ris Sie heute dergeſtalt mit ſich fort, daß Sie, wenn die Sache höchſten Orts zur Sprache käme, ſchwerlich zu retten ſein dürften. Ich will dismahl den Vorgang unterdrücken; ich warne Sie aber auf die Zukunft wohlmeinend und bitte Sie aus alter kollegialiſcher Freundſchaft — Machen Sie ſich und Ihre Familie nicht unglücklich! Wenn Sie ſich iemals wieder ſo übereilten, ſo wüſte doch das Kollegium in der That nicht, wie es ſich aus unterthäniger Ehrfurcht gegen ſeinen Herrn anders benehmen ſollte, als daß es ſofort davon Bericht erſtatten müßte; wohin Sie es doch um ſo weniger kommen laſſen wollen, da der Fürſt, im Vertrauen geſagt, ſo ſchon keine gute Opinion von Ihnen hat.„ Flemming erwiederte dem Präſi-

dent von Jngenſtröm ganz kurz, daß er den In
halt ſeines Billets in heutiger Seſſion ſchon in vo
aus hinlänglich beantwortet zu haben glaube un
daß er ſich nicht davon überreden könne, daß de
Fürſt eine üble Opinion von ihm habe, da ihn ſe
biger erſt vor kurzem zum geheimen Finanzrath g
macht; daß er ſich aber vor keinem Bericht, d
ihm zu gefallen heute noch ſeintwegen erſtattet we
den möge, fürchte, immaſſen er doch voraus ſeh
daß er, wenn er Alles das, was er auf dem He
zen habe, letzt nicht in Form einer Rechtfertigun
ſagen könne, es bald in Form einer pflichtmäſſig
Vorſtellung ſagen müſſen werde.

Die geheimſte Kommiſſion kam mit ne
Etablirung des fürſtlichen Etat zu Stande und tr
nach und nach mit ihren Einrichtungen hervor. A
kamen ſie zur Exekution an die Finanzkammer, u
alle waren ſie, die eine mehr, die andere wenig
für die Nation bedrückend. Es hub alſo an
verwünſchenswertheſte Periode von Volksplacke
deren Opfer der patriotiſche Flemming ward. N
ehe ein Jahr verging, fühlte ſich eine Nation,
ſich ſonſt ſo ſelig geprieſen hatte, als eine der
glückſeligſten auf dem Erdboden und ſeufzte un

faſt unerträglichen Einſchränkungen und unter faſt unerſchwinglichen Auflagen. Eine Landes- und Volksmetamorphoſe, die an Umfang und Urplötzlichkeit zugleich in der Geſchichte neuerer und menſchlicherer Zeiten kaum ihres gleichen hatte! — Gott! **was Fürſten können!** — Ein **es werde**, das eine in Luxus und Habſucht unerſättliche Maitreſſe durch ſie, wie durch ein Sprachrohr, ſpricht, und wozu ein Aſmodi von Finanzminiſter die Hände bietet — ſo iſt ihr Land, das einem Garten Gottes glich, in öde Wüſtenei verwandelt...

Sämtlichen Reſkripten, welche die neuen Belaſtungen des Volks an das Finanzkollegium übergaben, ging ein allgemeines Vorbereitungsreſkript voran, in welchem weitläuftig dargethan ward, daß der Fürſt Fug und Recht habe, in **gegenwärtigen Zeiten** dergleichen Vergröſſerungen ſeiner landesherrlichen Einkünfte zu machen. „Seit Jahrhunderten, hies es darinn, beſtehe die alte Verfaſſung. Damals hätten die Fürſten noch wie bloſſe Ritter leben können und alſo ungleich weniger von ihren Unterthanen bedurft. Unterdeſſen ſei aber die Lebensart in allen Ständen weit aufwandvoller geworden. Die Völker könnten

alſo nicht verlangen, daß ihre Fürſten die einzigen
Männer im Lande ſein ſollten, welche ſich nach
Proportion kümmerlich behelfen müſten, weil ſonſt
zwiſchen ihnen und bloſſen Edelleuten kein Unterſchied mehr ſei. Es verſtehe ſich vielmehr vo
ſelbſt, daß auch die Fürſten ihrem Jahrhundert
gemäs fürſtlich müſten leben können; denn ſi
wären die erſten Männer im Lande und verdienten
der drückenden Regirungsſorgen wegen, und wei
ſie ihr ganzes Leben für ihr Volk verleben müſten
den erſten und gröſſeſten Antheil an allen Lebens
und Freudengenüſſen. Es entehre alſo wahrhafti
ein Volk, wenn ſolches nicht alles gern dazu be
trüge, daß ſein Fürſt ſeinem Stande und ſeinem
Zeitalter gemäs, wie jeder Unterthan, zu lebe
habe; denn ein Fürſt habe keine andere Erwer
quelle dazu, als die Beiträge ſeines Volks. A
wenigſten werde dis Volk begehren wollen, da
ſein Fürſt unter allen Fürſten gerade der Einzige ſ
der nicht fürſtlich zu leben habe. Schon die Eh
einer Nation beruhe darauf, daß ihr Fürſt unt
den übrigen eine glänzende Rolle ſpiele. Die
Nation habe aber auch ihren vorzüglichen Wo
ſtand beſonders der Grosmuth ihrer Fürſten zu da
ken. Sie müſſe beſonders nicht vergeſſen, wie

Ih

ihren Jahrbüchern noch neuerlich ein Regent erſcheine, der ſich in einem verheerenden Kriege einzig und allein für ſie hingeſtellt, ihr einen unerhörten Beiſtand geleiſtet, zur Abwendung einer allgemeinen Plünderung ſelbſt für das ganze geforderte ungeheure Kontributionsquantum kavirt, ſolches aus ſeinen eigenen Mitteln bezahlt und hernach nie die Wiedererſtattung deſſelben von ihr gefordert. Hiefür allein ſchon ſei ſie verpflichtet, nun in ihrem blühenden Zuſtande auch ihren Fürſten wieder beizuſtehen, ſobald derſelbe ihr zu erkennen gebe, daß er durch gegenwärtige Unzulänglichkeit ſeiner Einkünfte in einer Art von Verlegenheit ſei, welche blos die veränderte Lebensart ſeines Zeitalters bewirke; beſonders, wenn er als Nachfolger desjenigen, der ihr ſo unerhört beigeſtanden, von neuem auch für ſeine Perſon auf Zurückforderung des von ienem, ihm zum offenbaren Nachtheil, geleiſteten Beiſtandes grosmüthig Verzicht thue, da ihm doch das Recht derſelben eine ganze Welt nicht ſtreitig machen könne. «

Dabei ward im Reſkript ſehr ausführlich auseinander geſetzt, was die Menſchheit alles ihren Fürſten zu danken habe, und — wie ein ſouveräner Fürſt, dergleichen der Fürſt dieſes Landes ſei,

eigentlich mit ſeinem Lande thun könne, was
wolle, ohne ſich einmahl, wie ietzt aus beſondere
Herablaſſung der Fall ſei, gegen ſein Kollegiun
erſt darüber zu verantworten. „Uebrigens, war
geſagt, wären alle die neuzuregulirenden höher
Beiträge des Volks zum ſtandesmäſſigen Gehal
des Fürſten für daſſelbe nichts weniger, als drü
kend. Es ſei nehmlich bekannt, daß in iene
Zeiten, aus welchen die Regulirung der ſeitherige
Volksbeiträge herrühre, die Preiſe aller Natu
und Kunſtprodukte kaum den dritten Theil ſo ho
geweſen wären, als ietzt. Jeder Unterthan nehm
ietzt wirklich dreimahl ſo viel ein, als ſeine Vo
faren aus ienen Zeiten. Man ſolle nur alle Wa
ren betrachten, welche der Bürger verfertige un
verkaufe; man ſolle alle Artickel erwägen, die d
Landmann zu Markte bringe, es heiſſe Getraid
oder Vieh, Wolle, oder Butter und Käſe;
werde man ſich hiervon überzeugen können. A
den alten Kaufkontrakten ergebe ſich, daß auch d
Grundſtücke verhältnismäſſig im Preiſe geſtiege
wären; mithin ſei wirklich ieder Haus- Acker- u
Wieſenbeſitzer ietzt viel reicher, als die ehemalig
Beſitzer derſelben aus der Vorzeit. Alle Han
werker, die auf Taglohn arbeiten, bekämen w

me

mehr, als ſonſt; ſogar die eigentlichen Taglöhner ſelbſt hätten ihr Lohn höher aufgeſetzt. Was nun dem Unterthan recht ſei, das ſei auch dem Fürſten billig. Folglich müſſe der Fürſt nun nicht nur auch den Preis ſeiner Waaren, die er zu verkaufen habe, den übrigen proportionirt erhöhen können; ſondern der geſunde Menſchenverſtand ſehe auch gleich ein, daß, wenn die ſeitherigen nidrigern Abgaben in ienen Zeiten, wo der Unterthan nicht halb ſo viel Geld erwarb und einnahm, keine Grauſamkeit geweſen wären, als worüber man damals keine Klage gehört, es nun auch keine Grauſamkeit ſein könne, wenn der Unterthan, da er mehr, als noch einmahl ſo viel, einnehme, auch noch einmahl ſo viel abgebe. Die Abgaben wären überhaupt als die Zinſen zu betrachten, welche der Unterthan von ſeinem Kapital dafür an den Landesherrn reiche, daß dieſer ihm ſein Kapital ſchütze. Je gröſſer alſo ſein Kapital wäre; deſto mehr müſte er auch dem Fürſten an Zinſen zahlen. Dis alles, ſchlos das Reſkript, ſei ſo klar und deutlich, daß kein Menſch etwas dagegen einzuwenden haben könne. „ — Alle folgende Reſkripte bezogen ſich hernach auf dieſes allgemeine Einleitungsreſkript und huben iederzeit mit den Eingangsworten an: In Folge des an

Euch ſub dato... erlaſſenen gnädigſten Reſkript
befehlen und verordnen wir ferner — ferner —
ferner.

Als das Einleitungsreſkript im Finanzkollegium
vorgelegt ward, war dem edlen Flemming, al
hörte er von dem ſeither in der Ferne nur noch don
nernden Gewitter den erſten nahen Schlag, de
baldige nachfolgende zündende Blitze ankündigte. E
war eben viel in der Seſſion zu thun, und ſo trug
er darauf an, daß nächſtens eine auſſerordentlich
Zuſammenkunft angeſtellt werde, um über de
Inhalt des Reſkripts nach Diener- und Patrio
tenpflicht zu deliberiren. Ingenſtröm hatte zwa
nichts dagegen und ſagte, daß dis ſeintwegen i
den nächſten Tagen geſchehen möge, ſetzte aber viel
bedeutend hinzu, daß alles Deliberiren darüber ver
geblich ſei, weil alles Vorwaltende höchſten Ort
ſchon approbirt ſei und auch kein Jota im ganze
Plan geändert werden würde; indem der Fürſt
mehr brauche und alſo auch mehr haben müſſe.
„Das wird ſich erſt zeigen, erwiederte Flemming.
Was mir im Reſkript gefällt, iſt dis, daß man
endlich eingeſehen, daß man mit Ehren das vor
geſchoſſene und hernach geſchenkte Kontributions
quantum nicht wiederfordern könne und daß nun
wenig

wenigſtens davon nie wieder die Rede ſein werde. Aber was hilft es — mit der einen Hand geben und mit der andern doppelt und dreifach, ia vieleicht zehenfach wieder nehmen? Man hat eben übel präludiren gehört und es ſcheint, als ſollte der folgende Choral, den das arme Volk zu ſingen habe, **Straf uns nicht in deinem Zorn** ſein. Wie? **noch einmahl ſo viel, als ſeither,** ſoll die Nation abgeben? Und das ſoll dann auf ewige Zeiten ſo fortgehen? Ich bitte Sie, das wäre ia noch weit ärger und fürchterlicher, als wenn ſie das ihr geſchenkte Kontributionsquantum ein- für allemahl wieder ausbringen und zurückgeben müſte! So müſte ſie ia wahrhaftig beinahe **jährlich** dem Fürſten ſo viel **Zins** gleichſam geben, als überhaupt das ganze **Kapital** betrüge. Das wäre ia mehr, als — . Nein, nein, dazu darf und mus es nicht kommen. Für heute nur kurz und gut, unſer Fürſt iſt einer der reichſten in ſeiner Art und — hat genung. Er iſt auch einer der gütigſten, der ſein Volk nicht elender machen wird, als es, wenn es in ienem Kriege wirklich zur abgewendeten Plünderung gekommen wäre, hätte werden können. Und wenn dis damals geſchehen wäre, ſo hätte es doch wenigſtens der **Feind** gethan. Wir müſſen

reden; Fürſt Rudolf wird uns hören. Mit
mehr brauchen, als ſonſt, ſind ſolche
beſchwerungen weder abgethan noch gerechtſ
Ich habe kein Rittergut. Geſetzt aber, ich
eins, und ich wollte zu den Einſaſſen in m
Dorfe ſprechen — höret, ich brauche
als ſonſt — ſind ſie deshalb ſchuldig, mir
zu geben? Würden ſie mir nicht antworte
Herr, du haſt ſonſt leben können, und deine
ſaſſen auch, und ihr habt alle recht ſtandes
gelebt; die Schuld mus an deiner Oekonom
gen — richte du dich ein! ? »

Tags vor der angeſetzten auſſerorden
Zuſammenkunft ward Flemming bettlägerich.
Arzt verbot ihm das Ausgehen und k
ihm eine ſchwere Krankheit an. Flemming
darauf, daß er der Seſſion beiwohnen müſſ
das Wohl der ganzen Nation darauf beru
weil man ſonſt durchgängig ſeine Krankh
Schulkrankheit erklären würde. »Und,
hinzu, lieber ſterben, als mir nachſagen
daß ich erſt gros Maul gehabt und hernach,
zum Biegen oder Brechen gekommen, den
gemacht hätte!» Sophie bat ihn inſtänd

Hauſe zu bleiben. Er blieb unbeweglich bei ihren Bitten. Der Arzt aber flüſterte ihr ins Ohr, daß die Natur ihm das Ausgehen doch wohl verbieten werde. In der Nacht nahm die Krankheit dergeſtalt zu, daß Flemming ſich auſſer Stande fühlte, auſſer dem Bette zu dauren. Er ſchrieb alſo ſein Votum, welchem er ein mediciniſches Atteſtat beilegte, auf ſeinem Krankenlager nider, ſchickte es an das Kollegium und forderte dieſes bei Patrioten- und Dienerpflicht auf, demſelben beizutreten, weil er ſonſt gegen alles proteſtire, was ſie während ſeiner Krankheit und ohne ihn zum Druck des Landes veranſtalten würden.

„Seine Kräfte, ſchrieb er, lieſſen ihm nicht zu, ſo weitläuftig, als nöthig wäre, zu ſein; er gebe ihnen aber zu überlegen, daß ſie **Räthe** und nicht bloſſe **Maſchinen** wären, die wirken müſten, wie ſie geſtellt und aufgezogen würden; daß ſie mithin im gegenwärtigen Zeitpunkt, der der höchſte und lezte dazu wäre, das Ungewitter, welches dem Vaterlande ſchon im Zenith ſchwebe, durch beſcheidene und männliche Vorſtellung bei dem Fürſten ſelbſt abzuleiten ſuchen müſten, und daß der Richter aller Menſchen, der Fürſt der Fürſten ſie darüber zur Verantwortung ziehen werde, ob ſie dieſe ihre erſte Patriotenſchuldigkeit gethan, oder nicht. Sie ſollten beſonders dem Fürſten zu Gemüthe führen, daß das Land durch das neuerliche Dongratuit ſich gleichſam bei ihm von allen neuen Belaſtungen losgekauft und daß er bei dieſer Gelegenheit dem Volke Schutz und Schirm bei ſeinen alten Gerechtſamen freiwillig zugeſagt habe. Wenn Fürſten ihr Wort nicht halten wollen, rief er dabei aus, wer ſoll es dann?" Das Argument für Erhöhung der fürſtlichen Einkünfte, welches von erhöheter Lebensart in allen Ständen hergenommen war, entkräftete er dadurch, daß er bewies, daß es auf den Fürſten gerade einzig und allein nicht anwendbar ſei; indem die Einkünfte des Landes an ſich ſchon ſo beträchtlich wären, daß noch der letztverſtorbene Herr bei einer ſeinem Stande und dem gegenwärtigen Zeitalter völlig angemeſſenen Lebensart nicht nur ſeinen Unterthanen, ſtatt von ihnen mehr zu begehren, eine anſehnliche Unterſtützung aus ſeinen Mitteln habe thun, nicht nur alle vorgefundene Schulden aus der vorigen Regierung habe bezahlen, ſondern auch bei ſeinem Tode noch einen ſchönen Schatz habe hinterlaſſen können. Der alte Herr habe es auch eingeſehen, daß keine

Nation ihren Fürſten ſo gut beſolde, als die hieſige, und darum habe er auf die Plusmacher und Proiectirer, an denen es in dieſem Lande damals ſo wenig, als iezt, gefehlt, nie gehört; als welches ihm zum ewigen Ruhm gereiche. „Unſere Beſoldungen, die wir als Räthe genieſſen, ſezte er da hinzu, rühren auch aus ienen alten Zeiten her, wo die Lebensart weit ſimpler und Alles wohlfeiler war. Wir könnten ienes Argument eher urgiren, als der Fürſt. Würde der Fürſt aber deshalb unſere Beſoldungen erhöhen?„ Das Argument, daß der Unterthan iezt mehr habe, als ſonſt, und alſo auch mehr abgeben müſſe, beſchuldiget er einer Petitioprincipii. „Es iſt nicht wahr, ſchrieb er, daß der Unterthan iezt mehr habe, als ſonſt; es läſſet nur ſo. Sind denn nicht die Preiſe aller Dinge verhältnismäſſig geſtiegen? Wenn nun der eine Unterthan zwar das, was er hat, theurer verkauft, aber auch zugleich alles übrige, was er nicht hat und doch braucht, dem andern wieder theurer abkaufen mus, was hilft ihm dann der höhere Preis ſeiner Waare? Es iſt ia ganz gut, daß man ſagt — dem Riemer, dem Sattler, dem Schmied mus der Landmann iezt alles dreifach gegen ſonſt bezahlen. Ich erwiedere — und der

Schmied, der Sattler und der Riemer müſſen jetz
Brod und Zubrod dem Landmanne dreifach gege
ſonſt bezahlen. Hat nun der eine oder der ander
Theil auch den geringſten Nutzen von dem dreifach
erhöheten Preiſe ſeiner Waare? Kommt es nich
gerade ſo heraus, als wenn Leute, die umſonſ
ſpielen, ſich nach einiger Zeit ſtatt der Pfenninge
deren ſie ſich ſonſt zu Marken bedienten, d
Dreier dazu zu bedienen anfangen? Wenn d
Spiel aus iſt, ſo hat der Gewinner von den Ma
ken nichts, es mögen Pfenninge oder Dreier g
weſen ſein; genung, ſie werden zuſammengeworf
und — er hat umſonſt geſpielt. Man brauc
gar nicht rechnen gelernt zu haben; man d
nur — zweimahl drei iſt ſechs — zählen könne
ſo mus man dis begreifen. Wenn alles verhä
nismäſſig im Preiſe ſteigt, ſo kann der Wohlſta
eines Volks im geringſten nichts dadurch gewinne
wenn auch die Preiſe ſich hundertfach erhöhete
Was der Unterthan alsdann mit der einen Ha
mehr nimmt, mus er mit der andern mehr gebe
und ſo hat er zuletzt bei dem Mehr nicht mehr,
bei dem Weniger. Da er nun natürlicher We
ſeine Abgaben von dem ihm am Ende übrigbleib
den reinen Gewinn nur zahlt und dieſer auf ſol

We

Weiſe nicht ſteigt: ſo dürfen auch ſeine Abgaben nicht ſteigen, oder, — man greift ihm wirklich nach ſeinem eigenen, nothdürftigen Lebensunterhalt. » Die Folgerung, daß, wenn der Unterthan den Preis ſeiner Waaren zu erhöhen Recht habe, es auch dem Fürſten billig ſei, das, was er zu verkaufen habe, theurer zu verkaufen, erklärte Flemming geradezu für falſch. Er raiſonnirte dabei aus folgenden Gründen. Erſtlich, ſchrieb er, was der Unterthan verkauft, das erzeugt er auch ſelbſt, oder zubereitet es doch ſelbſt; aber — was der Fürſt verkauft, das wächſet ihm zu, ohne daß er das geringſte dabei thut. Eigentlich wächſet es dem Volke zu. Iſt es nicht genung, daß der Fürſt es ſein nennen dürfe? Man nehme nur Holz und Salz. Läſſet ihm die Natur die Wälder um einen theurern Preis wachſen, als ſonſt? Fordert ſie ihm für Füllung der Salzgruben mehr ab, als ſonſt? Und ſind nicht Holz und Salz zwei Artickel, die alle ſeine Unterthanen von ihm kaufen müſſen? Geſetzt, das Arbeitslohn der Holzfäller und Salzgräber ſei iezt viel theurer, als ſonſt, ſo weis ia doch iedermann, daß in dieſer Hinſicht Holz und Salz ſchon, wie es auch billig war, proportionirt erhöhet worden ſind. Das alſo, was

Menſchenhände bei beiden Artikeln thun und dem Fürſten jetzt mehr, als ſonſt, koſtet, wird ihm von den Unterthanen wirklich ſchon wiederbezahlt; wie kann er das, was die Natur blos dabei thut, und jetzt ſo unentgeldlich, wie ſonſt, thut, ſeinem Volke zu höherem Preis anſchlagen dürfen? Ich breite mich darum ſo über die beiden Artickel — Holz und Salz — aus, weil ich aus guten Gründen fürchte, daß der Plusmachergeiſt ihnen zuförderſt drohe. Wie ungerecht es ſey, den Preis des Holzes zu erhöhen, habe ich bei anderer Gelegenheit bereits erwieſen; den Preis des Salzes zu erhöhen, iſt aber noch weit abſcheulicher. Holz, könnte man ſagen, gehört dem Armen nur im Winter; wozu im Sommer Holz, wenn die Sonne ihn hinreichend vor dem Tode des Erfrierens ſichert? Zum Kaffekochen etwa? Er kann Waſſer trinken. Zum Breikochen? Er kann Salz und Brod eſſen. Gut; es ſei alſo, daß ſein ganzer Vorzug, wenn er nicht ſtiehlt, vor dem Diebe, der aufs Zuchthaus kommt und auch Salz und Brod erhält, der ſei, daß er Salz und Brod als ein freier Mann eſſen könne. Iſt etwas werth, ich geſtehe es. Aber wie? Salz und Brod ſoll er eſſen? Winter und — Sommer über ſoll er es eſſen? Mit Frau und Kindern ſoll er es eſſen? Und — doch wollte man den Preis des Salzes erhöhen? Was hieſſe dis anders, wenn man erſtlich den Armen blos auf Salz, als auf ſeine einzige Zuthat zum Brod, verweiſen und es ihm hernach ſo vertheuern wollte, daß er es nicht bezahlen könnte, als — er ſolle ſich blos an Brod genügen laſſen und es alſo noch ſchlechter haben, als der Baugefangene, der doch wenigſtens noch Salz dazu erhält? — — Sodann demonſtrirte Flemming die Unſtatthaftigkeit der Folgerung, daß, wenn der Unterthan ſeine Waare im Preiſe aufſetze, es der Fürſt in Anſehung der ſeinigen auch thun möge, noch auf folgende Weiſe. „Der Unterthan mus bei uns dem Fürſten abkaufen; kauft aber auch wohl der Fürſt dem Unterthan ab? Alles Getraide z. E. das am Hofe konſumirt wird, ſogar der Hafer für den Stall, wird vom Bauer unentgeldlich erſchüttet. Fleiſchzehend und Zehend von vielen andern Konſumtionsartickeln hat der Fürſt auch. Es blieben alſo zum Kauf des Fürſten höchſtens die Waaren übrig, welche der eigentliche Bürger verfertigt. Kauft denn aber dieſe der Hof iezt? Läſſet man, ſeitdem Ausländerinnen hier den Ton angeben, nicht faſt iede Kleinigkeit, wenn ſie auch gleich hier eben ſo gut und wohl gar beſſer verfertigt wird, mit ſchweren Koſten aus de Fremde kommen und ſpiegelt dem Herrn vor, daſ ſeine Bürger nur lauter elende Wichte und Pfuſche ſind, die nicht das geringſte verſtehen? Wie kan man alſo ſagen, weil der Unterthan ſeine Waare aufſchlägt, ſo mag der Fürſt die ſeinigen auch au ſchlagen? Erſt müſte doch wenigſtens ein billigere Verhältnis zwiſchen Abkauf und Gegenabkauf au beiden Seiten ſein; oder der Unterthan hat im Ver kehr mit dem Fürſten es ſchlimmer, als im Ver kehr mit dem Mitbürger, an dem er ſich wieder z erholen weis....» Das Argument endlich, da ſogar die Grundſtücke im Preiſe ſehr geſtiegen w ren und daß mithin ieder Ackerbeſitzer das gröſſer Kapital, welches nun in ſeinem Acker ſtecke, der Fürſten auch höher verzinſen müſſe, entkräftete e dadurch, daß er ſich darauf berief, daß die mehre ſten Abgaben der Bauern in Naturalien beſtände wovon der Hof iahrausiahrein den gröſſeſten The zu verkaufen pflege, weil er ihn nicht konſumire könne. „Wenn nun, ſchrieb er da, das Getrai auch dreimahl theurer iſt, als vor Zeiten, und d Bauer alſo auch wirklich dreimahl mehr einnimm als ſonſt: ſo gibt er ia doch auch, indem er d

dreima

dreimahl theurere Pachtgetraide erſchüttet, an den Fürſten wirklich dreimahl mehr ab, als ſonſt. Oder hat man etwa gehört, daß das Pächtequantum ſeit geſtiegenen Preiſen verhältnismäſſig verringert worden? Iſt dis aber nicht, ſo hat der Fürſt ſchon, was man ihm erſt noch verſchaffen will....„ Flemming beſchlos ſein Votum damit, daß er nicht wiſſe, ob er von ſeiner Krankheit geneſen werde, oder nicht. Wäre aber auch das leztere, ſo fordere er ſeine Kollegen bei ſeinem Tode auf, auch ohne ihn bei dem Fürſten Alles zu thun, wozu ſie Vaterlands- und Mitbürgerliebe verpflichteten. „Der Fürſt wird. Sie hören, dis waren ſeine lez„ten Worte; er iſt ein braver Fürſt....„

Ingenſtröm, als ihm Flemmings Votum überreicht ward, lächelte und legte es, ohne es weiter zu kommuniciren, auf die Seite. Die auſſerordentliche Sitzung des Finanzkollegiums fand nun gar nicht Statt, und Ingenſtröm ſagte darüber in der erſten folgenden Seſſion zu ſeinen übrigen Kollegen: „Da der einzige Widerſprecher, Flemming, krank geworden: ſo war unſere beſondere Zuſammenkunft nicht weiter nöthig. Wir ſind ia längſt über alles einig und müſſen es auch ſein, wenn wir

die Pflichten der Subordination erfüllen
All ſein Schwadroniren hätte doch nichts g
Es war nur, daß man ihm zum Schein d
len thäte. Wenn ihn Gott nur wegnähme
recht krank iſt er wirklich, und wirds erſt n
den. Die Aerzte verſichern dis und es iſt
keine Schulkrankheit bei ihm. Aber wie g
das Beſte wär's, er ſtürbe ietzt, ſo ſtürb
ſeine Familie noch zu rechter Zeit. Ich gla
ſeine Frau eine Penſion erhielte.“ =

Flemming fiel in ein äuſerſtheftiges
Fieber und raſete einige Wochen lang. D
fingen an, ihm das Leben abzuſprechen, u
Feinde, zu triumfiren. Man benutzte z
Zeitpunkt ſeiner Abweſenheit; man benu
aber doch nicht allgewaltig genung, weil
nen Tod mit Zuverläſſigkeit erwartete.
vier Wochen ſchlug das Staatsgewitter,
Flemming bei Leſung des allgemeinen-Ein
reſkripts den erſten nahen Donner gehört,
zwanzigmahl ein und zündete iederzeit. D
des Holzes und des Salzes wurden um
mahl ſo viel erhöhet; ein noch einmahl
Stempelgeld ward eingeführt und Handel

werbe mit ſchwerem Impoſt belegt. Auch wurden den Pachtern unerhörte Freiheiten zum Nachtheil der Bauern verſtattet, wofür ſie das Duplum der Pachtgelder zu erlegen hatten. Die Regalien wurden vermehrt, und Monopolien aller Art an die Meiſtgebenden überlaſſen. Man zählte drei und zwanzig Reſkripte, welche alle ſchnell hinter einander inſinuirt wurden und allerſeits zum Nachtheil des Landes gereichten. Eine Anzahl, welche vielleicht, ſo lange es Fürſten in dieſem Lande gegeben hatte, von ihnen allen zuſammen von der Art nicht ergangen war!

Die Nation ſeufzte erſt im Stillen, murmelte hernach Klagen, klagte endlich laut. Der ſtärkſte Donnerſchlag ſtand ihr aber noch bevor. Durchgängig herrſchte die Meinung, daß, wenn nur Flemming auf den Füſſen wäre, die Sachen wenigſtens nicht zu ſo einem hohen Grad von Härte geſtiegen ſein würden, und man erklärte ſeine Krankheit für das gröſte Misgeſchick, das ſich für das Land habe ereignen können. Vorſtellungen und Bittſchriften wurden von allen Seiten her eingereicht. Man wendete ſich zuförderſt damit an das Finanzkollegium, welches das empörende Geſchäft hatte, alle die unpatriotiſchen Plane zu exekutiren.

Ingen-

Ingenſtróm, der Präſident darinn, wies die S
plikanten an die geheime Regirung, wovon er au
ein Mitglied war. Dieſe wies ſie an die geheimſ
Kommiſſion, welche unmittelbar unter dem Fü
ſten ſtehe und wovon Ingenſtróm auch Präſide
war. So ging iedermann von Ingenſtróm imm
durch Ingenſtróm zu Ingenſtróm. Er war d
Triebfeder von allem, ohne ſeinen Nahmen da
Preis zu geben, und wenn die drei Gänge gemac
waren, ſo bekam ieder die Reſolution, daß es ein
weilig und bis auf weitere Verordnung bei allen g
troffenen Einrichtungen ſein Verbleiben haben müſ

Die Unzufridenheit darüber ward allgemei
Beſonders bewegte ſich der Bauernſtand, der ſi
den Plackereien der Pachter mit einem mahle
Preis gegeben ſah. Vier und zwanzig Deputi
von ſelbigem erſchienen in ihren guten Tuchröck
mit ſilbernen Knöpfen vor dem Finanzkollegium u
forderten daſſelbe zur Fürſprache für ſich und für
vielen Tauſende ihrer Brüder bei dem Fürſten a
Ingenſtróm, der Volksfeind, der zu allen Zeit
beſonders Feind des Bauernſtandes geweſen w
behandelte ſie hart, wies ihnen die Thüre und ſe
hinzu — „Sie hätten am wenigſten Ehre,

rede

reden; ſie wären ſeither keine Bauern, ſondern Edelleute geweſen, und es ſei ihnen ſehr heilſam, daß ihnen der Uebermuth, den ſie trieben, ein wenig benommen werde. Ob ſie ſilberne Knöpfe hätten, oder nicht: dem Bauer gehöre der Kittel.„ Einer von den Deputirten hatte das Herz, an Ingenſtröm zu erwiedern: „Kittel tragen wir auch, wenn wir droſchen oder Miſt aufladen. Wenn wir aber hieher kommen, ſo kommen wir in unſern Röcken, in welchen wir zu Gottes Tiſche gehen; weil uns unſeres gnädigſten Herrn Gerichtsſtube nach dem Altar der heiligſte Ort iſt. Wir hoffen nicht, daß Sie der Fürſt hieher geſetzt habe, daß Sie uns mit unſern Röcken zum Beſten haben oder ſie uns gar ausziehen ſollen; ſie ſind ſauer verdient und ehrlich bezahlt.„

Ingenſtröm, mit Sarkaſmus einfallend. Ihr Grobian! Könnet ihr doch raiſonniren, als wenn ihr ein Buch wäret! Das habet ihr wohl bei eurem groſſen Patron Flemming auswendig gelernt? Mit dem Patron wirds bald aus ſein. Den trift iezt Gottes gerechte Strafe dafür, daß er ſeine Dienerpflicht nicht rechtſchaffener erfüllte und nicht handelte als Fürſtenrath, ſondern als wenn er euer Rath wäre und ihr ihn beſoldetet. Der wird gegen

Eier und Butter, Gänſe und Schweine, die Ihr ihm brachtet, nun nicht wieder treulos und großmaulicht euch hier das Wort reden.

Bauer, zu den übrigen drei und zwanzig Deputirten, aufgebracht. Was? So einem ehrlichen Herrn, wie der war, ſollten wir ſo etwas hinter dem Rücken nachſagen laſſen? Hört, Brüder aus allen Ecken und Orten im Lande her, ihr ſeid auch ehrliche Männer; ich frage euch alſo hier auf euer Gewiſſen, hat der brave Herr iemals etwas von euch gefordert, oder hat er iemals auch nur etwas von euch angenommen? Sagts hier frei und öffentlich heraus.

Alle drei und zwanzig. Mein Tage nicht!

Bauer. Nun, und von mir auch nicht. Und ſo iſts doch abſcheulich, daß ein Herr Rath dem andern ſo etwas nachſagt und ihn ſo beſchimpft, und das noch dazu in Gegenwart gemeiner Bauersleute. Seinen Sold aber mag er eigentlich wohl von uns bekommen haben, ſo wie Sie auch; (weiſet mit dem Finger auf Ingenſtröm) denn von wem hat denn unſer Fürſt ſeine meiſte Einnahme, wovon er Sie bezahlt, als von uns Bauern? Der liebe Gott wird den guten Herrn Flemming ſchon wieder aus ſeiner Krankheit herausbringen. So einen nützlichen und ietzt beſonders ſo nöthigen Mann wird er uns ſo früh nicht nehmen. Wenn ein ieder ſo mit Ehren krank iſt, wie der, ſo kann er ruhig krank ſein; er mag ſich wohl den Leib oft genung haben voll ärgern müſſen. Freilich hat er ſich unſer immer recht angenommen; aber dafür wird ihn auch unſer Herrgott einmahl lohnen. Ueber uns arme Bauersleute will ſo immer ein Jeder her.

Ingenſtröm, der im Ueberrock ſitzt und erſt auf ſeine Knöpfe, und dann auf die Knöpfe der Bauern weiſet. Ihr möget ia arme Leute ſein! Sehet einmahl!

Bauer. O Ihr Gnaden, über unſere ſilberne Knöpfe dürfen Sie ſich nicht mukiren. Die haben wir uns nicht machen laſſen, ſondern haben ſie von unſern Grosgroseltern geerbt. Unſere Väter hinterlieſſen ſie uns, und wir denken ſie unſern Kindern wieder zu hinterlaſſen. (Ingenſtröm ſchüttelt den Kopf) Wir hätten ſie freilich auch können veriuchheien; aber dann hätte der Fürſt liderliche Wirthe an uns, womit ihm doch wohl nicht gedient ſein möchte. Es wäre ſchon gut, (mit ſtarken Accent) wenn ieder das, was er von ſeinem Vater erbt, ſo zu Rathe hielte, wie wir unſere ſilbernen Knöpfe!!! Und daß wir heute hieher kommen und um Fürſprache bitten, kann doch wohl keine Sünde ſein? Wenn wir uns hier ſtrafen laſſen müſſen, ſo oft wir Unrecht thun: ſo müſſen wir auch hier Schutz und Beiſtand finden, wenn uns Unrecht geſchieht. Oder ſitzen Sie etwa nur hier, um uns zu ſtrafen? Wenns ſo gemeint iſt, wollen wir die Thüre wohl allein finden und von Ihren Stühlen zu Gottes Throne unſere Zuflucht nehmen, wo uns die Thüre gewis nicht gewieſen werden wird.

Ingenſtröm klingelte, und der Sprecher des Bauernſtandes trug die Bauernkrone davon, daß er acht Tage bei Waſſer und Brod einſitzen muſte. Als er des Arreſts wieder entlaſſen ward, hatte er kein baar Geld bei ſich, die Sitzegebühren zu bezahlen. Der Vogt realiſirte alſo das Kopfſchütteln des Präſidenten von Ingenſtröm und ſchnitt ihm ein Paar ſilberne Knöpfe ab. Während, daß dis alles geſchah, war der Fürſt auf Ingenſtröms Anrathen mit der Gräfin von M. im ſtrengſten Inkognito auf einer Reiſe begriffen.

Flemming hatte wider alle Erwartung das Gluck, ſeine Krankheit zu überſtehen und das Gerücht von ſeiner Geneſung verbreitete ſich bald zu allgemeiner Freude durch das ganze Land. Ingenſtröm, als er die Gewisheit davon erfur, fluchte der ſtarken Leibeskonſtitution des Patrioten und eilte, der Nation noch den letzten tödtlichſten Streich zu verſetzen, ehe der Bidermann wieder ins Kollegium käme. Dieſer beſtand in einer ſchweren Acciſe auf Brod und Bier, die nicht nur in den Städten, ſondern auch auf dem Lande Statt finden ſollte. Flemming erfur nach und nach alles, was während ſeiner Krankheit vorgegangen war, und der wackerſte unter allen ſeinen Freunden, Prediger Ehrhard, der zwei Stunden von ihm im benachbarten Herzogthum wohnte, machte ſichs beſonders zur Pflicht, ihm ſolches auf ſo eine Art beizubringen, daß es ihm kein Recidif bereiten möge. Dieſer ſchätzte zwar Flemmings Patriotismus ſehr hoch, urgirte aber ſeit langer Zeit ſchon immer das Argument dagegen, daß ſolcher daſigen Landes nicht angebracht ſei und ſchlechterdings nun nichts mehr helfen könne. Darüber gab es zwiſchen beiden häufig freundſchaftliche Debatten, an deren Schlus ieder bei ſeinem Sinn ſtehen blieb. Ehrhard behauptete, daß ſich auch der rechtſchaffenſte Mann nicht mehr aufopfern müſſe, ſobald die höchſte Gewisheit da ſei, daß er damit nichts weiter, als nur Unglück für ſich und die Seinigen ſtifte: und Flemming behauptete, daß ſich über den Erfolg patriotiſcher Hingabe ſo wenig, als über die Zukunft überhaupt, etwas mit voller Gewißheit beſtimmen laſſe. Der Bidermann ward durch jede neue Erzählung, welche ihm ſein Freund von den bereits eingerichteten Volksbedrückungen lieferte, wie ſtärker, und ſehnte ſich um ſo mehr nach ſeinem erſten Wiederausgang. Eberhard verſchwieg ihm aber wohlbedächtig die noch vorwaltende Acciseinrichtung und ſteckte ſich hinter den Arzt, daß dieſer ihm nicht eher die Erlaubnis, auszugehen, geben möchte, bis man höre, daß dieſelbe zu Stande gebracht ſei. Flemming erfur ſie dennoch zu rechter Zeit noch, und zwar auf eine ſonderbare Weiſe.

Unaufhörlich meldeten ſich Leute aus der Stadt und vom Lande, die den wiedergeneſenden Patrioten ſehen und ihm ihre Glückwünſche abſtatten wollten. Man wies ſie allerſeits unter der Entſchuldigung ab, daß der Arzt dem Patienten verboten habe, viel zu reden und ſeinen Kopf anzuſtrengen. Die Bauern ſtanden oft zu Hunderten vor ſeinem Hauſe und riefen — „Vater Flemming, las dich doch nur einmahl am Fenſter blicken, daß wir ſehen, es ſei wahr, du geneſeſt! „ Wenn Flemming alsdann auch nur hervorwankte und da ſtand, ohne das Fenſter zu öfnen: ſo entſtand ein allgemeines Jauchzen. Als er ſpäterhin das Fenſter öfnen konnte, fingen ſie an, ihm von der Gaſſe herauf ihre Noth zu klagen. „Ach, warum haſt du müſſen krank werden, ſchrie der eine. Wir ſind unterdeſſen ganz unglücklich geworden. „ „Mache, daß du wieder ausgeheſt, ſchrie ein Anderer, man zieht uns ſonſt noch das Fell über die Ohren. „ Ich weis ſchon alles, antwortete dann Flemming, was euch geſchehen iſt, Kinder. Es iſt Gotte zu klagen. Aber es iſt einmahl geſchehen und ich werde euch, was dis betrift, nicht helfen können. Am letzten Tage, den er noch in der Stube zubrachte, trat der Bauer, welchem die beiden ſilbernen Knöpfe abgeſchnitten worden waren, in ſeinem Staatsrock hervor, wies ihm die beiden leeren Plätze und ſprach: „Siehſt du, Vater, die beiden hat mir der Vogt ſchon abgeſchnitten und die übrigen werden nun wohl ebenſo herunterkommen. Eile, daß du ins Kollegen kommſt, oder es iſt um uns geſchehen. Man will uns nun ganz ſchinden. „ Wie ſo? fragte Flemming. J, antwortete der Bauer, eben iſts auf dem Markt geſchwazt worden, daß auch eine ſchwere Ackziſe auf Brod und Bier im ganzen Lande gelegt werden ſolle... Flemming entſetzte ſich. Kinder, rief er aus, gehet ruhig zu Hauſe, bei dieſem Kopf, der kaum wieder in die Höhe gekommen iſt, ſchwöre ich euch, daraus ſoll nichts werden. Sagts auf dem Markt, ſagts unterwegs und zu Hauſe, ſagts allen und jeden, daß Flemming bei ſeinem Kopf geſchworen habe, es ſolle keine neue Acciſe auf Brod und Bier kommen.

Flemming raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, kehrte ſich an Frau, Freunde und Arzt nicht und kam gerade an dem Tage zum erſtenmahle wieder in das Finanzkollegium, an welchem das Reſkript, die erhöhete Brod- und Bieracciſe betreffend, inſinuirt ward.

Sein unerwarteter Eintritt erſchütterte alle ſeine Kollegen. Ingenſtröm dankte ihm für die unverhofte Freude, welche er ihm mache, wünſchte der Nation in langen Tiraden zu ſeiner Wiedergeneſung Glück und — legte ihm das eben eingegangene Reſkript vor. Flemming las und ſprach darauf: „Ich habe es ſchon gehört. Die Bauern haben mir es von der Straſſe zum Fenſter herauf erzählt und ich habe mich darum, ſo ſchwach ich noch bin, heute hier eingefunden. Es iſt erſchrecklich, was

Sie alles während meiner Krankheit gethan haben, meine Herren! Gott ſei Richter zwiſchen Ihnen und der Nation! Antworten Sie mir nur auf die Frage — Haben ſie wirklich keine, auch gar keine Vorſtellung an den Fürſten gethan? Nein, erwiederte Ingenſtröm, weil ich am beſten weis, daß ſie ſchlechterdings nicht angenommen würde. „Wie wollen Sie das ſo mit Gewißheit behaupten können, verſetzte Flemming, da Sie keinen Verſuch damit gemacht haben? Sie werden vielleicht denken, der Fürſt müſſe es für beleidigend aufnehmen, wenn Sie erſt als Präſident der geheimſten Kommiſſion einen Plan entwürfen und hernach als Präſident des Finanzkollegiums eine Vorſtellung dagegen machten? Nun dann, da ſehen Sie zu! Warum machen Sie ſolche Plane dort, gegen die Sie hier, wenn Sie als ehrliebender Patriot hier ſitzen wollen, Vorſtellungen thun müſſen? Mich aber intereſſirt dieſe Ihre Lage nicht und ſoll mich wenigſtens nicht abhalten, für mein Theil meine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Sagen Sie mir, wo iſt mein Votum, das ich auf meinem Krankenbette ſchrieb? Was haben Sie damit gemacht? Haben Sie es alle geleſen?

Ingenſtröm, betreten. Ich habe es g
niemand aber weiter. Ich habe es hernach k

Flemming, hitzig. Was haben Sie g
Sie haben es nur allein geleſen und die
Herren nicht? Habe ich denn für Sie allein
Sie haben es kaſſirt? Dürfen Sie ein f
pflichtmäſſig abgeſtattetes Votum kaſſiren? I
wenn Sie ein ſchriftliches Votum von mir k
nicht eben ſo viel, als wenn Sie mir hier
Seſſion das Reden verbieten wollten?

Ingenſtröm, mit affektirter Herzlichkeit
kennen Sie doch meine Freundſchaft für Si
ich habe ſolches zu Ihrem Beſten gethan.

Flemming, aufhorchend. Wie ſo
meinen Sie das?

Ingenſtröm, ſich theilnehmend ſtellend
erſchrack, als ich ihr Votum las. Beſond
terte ich bei der Stelle, wo ſie ſchrieben
Ausländerinnen ietzt hier den Ton ang
Bedenken Sie einmahl ums Himmels will
was für Perſonen Sie da anſtachen! Ic
nicht begreifen, wie Sie ſo etwas in Ih
hätten flieſſen laſſen können. Hernach r

mir's freilich zu erklären, und zwar auf die natürlichſte Weiſe. Wie es aber immer zu gehen pflegt, daß man über die allernatürlichſte Erklärung am meiſten wegſieht, ſo war's auch mir dismal gegangen. Wer fällt auch wohl gleich auf ſo etwas? (Flemmings Erwartung ward immer höher auf das, was endlich noch herauskommen werde, geſpannt) Ich erfur nehmlich von Ihrem Arzt, daß Sie von einer heftigen Raſerei überfallen worden wären. Da nun ſo ein Gemüthszuſtand nicht ganz urplötzlich, ſondern allmählich, eintritt, und da Ihr abgeſtattetes Votum kurz vor der Zeit herging, in welcher Sie von vier ſtarken Männern kaum haben gehalten werden können: ſo erklärte ich hernach allerdings die Stimmung, in welcher Sie damals geweſen waren, ſchon für Prodrom davon. Muſte ich da nicht aus Billigkeit und Menſchlichkeit Ihr Votum den übrigen Herren lieber vorenthalten, als mittheilen? Muſte ich es nicht lieber kaſſiren, als aufbewahren? Wenn ich dis nicht gethan, ſo würden Sie nun mit vollem Recht, falls es wider ſie genutzt worden wäre, mir den Vorwurf machen können, daß ich nicht menſchlich an Ihnen gehandelt und auf Ihren notoriſchen Seelenzuſtand keine kollegialiſche Rückſicht genommen hätte. So aber verdiene ich keine Vorwürfe, und es iſt Un-

dank, daß ſie mir dergleichen machen. Genung,
iſt nun alles blos in meiner Seele vergraben,
Sie da im erſten Paroxiſmus geſchrieben haben,
damit ſollten Sie zufrieden ſein.

Flemming, brav und höhniſch. Iſt mir
gerade ſo, als ſähe ich einen Menſchenfreund
ter Ihnen ſtehen, der Ihnen iezt ſeinen Mantel
legte. Wie allerliebſt Sie ſich herauszureden
ſen! Iſt ſehr empfindſam, in der That; ich m
Ihnen faſt für Ihre grosmüthige Theilnah
danken. Oder wollen Sie etwa mir durch Er
rung an meine überſtandenen Leiden den Mut
derſchlagen, weil dieſe von einer Art waren,
dem Menſchen den Werth eines vernünftigen
ſens benimmt? O mein Herr von Ingenſtröm
dieſen Leiden ſind Sie ſo wenig ſicher, als ich. W
ſollte ich mich einer gehabten Raſerei mehr ſch
müſſen, als einer gehabten Kolik? Krankh
Krankheit; wenn man ſie ſich nur nicht durch
ſchweifungen zugezogen hat. Ich kenne einen
nehmen Herrn, der nicht lange erſt von einem
ſen Uebel geheilt ward, das er ſich von einer
ſen Reiſe mitbrachte; dieſer mag ſich ſeiner Kra
ſchämen. Gott Lob, ich habe meine Vernunf

der, und ich hatte ſie auch damals noch vollkommen, als ich das Votum niderſchrieb.

Ingenſtröm, warnend. Bſt! Herr geheimer Finanzrath, beſinnen Sie ſich! Berauben Sie ſich des einzigen Mittels nicht, ſich noch auf eine gute Art aus einer ſo ſchlimmen Affaire zu ziehen.

Flemming, bös. Ach Herr Präſident, behalten Sie ſolche Mittel für ſich, um ſich aus Affairen zu ziehen; (greift in die Taſche) Hier iſt die Kopie meines Votums, welche ich ausdrücklich machen laſſen. Ich verlange, daß das ganze Kollegium es leſe, und daß mein Votum zu ewigen Zeiten hier auf dem Tiſche liegen bleibe.

Ingenſtröm, die Achſeln zuckend. Nun, ſo haben Sie Ihren Willen, und ſo kann ich Ihnen nicht helfen. Sehen Sie zu, was daraus erfolgen kann.

Flemming, lächelnd. Es hat nichts zu bedeuten. (lieſet das Votum ſelbſt ab) Nachdem auf dieſe meine bidere und patriotiſche Erklärung nicht geachtet worden iſt, ſo deklarire ich hiermit, daß ich nun zwar alles dasienige, was bereits zur unverantwortlichſten Volksbedrückung ins Werk geſetzt worden iſt, vor der Hand nicht rückgängig machen könne, daß ich mich aber gegen die noch einzurichtende neue Brod-

und Bieraccise mit Leib und Seele ſetze. Das iſt eine fürchterliche Laſt für die unterſten, zahlreichſten und dürftigſten Stände. Merken Sie; ie mehr eine Auflage dieſe drückt, deſto unverantwortlicher iſt ſie. Hieher gehören alle Auflagen, welche **auf die erſten Bedürfniſſe des Lebens** gelegt werden. Holz und Salz ſind ſchon im Preiſe erhöhet; nun ſollte auch die Reihe noch an Bier und Brod kommen? Wie? ſoll der ehrliche Taglöhner, der ſeine Familie wacker ernährt und ſeine Abgaben richtig bezahlt, nun etwa blos Waſſer trinken? Woher nimmt er Kräfte zu ſeiner Arbeit? Waſſer giebt ihm ſolche nicht. Und was iſt, wenn er bei Waſſer und Brod arbeiten ſoll, zwiſchen ihm und einen Züchtling für Unterſchied? Warlich, ſo hat es gar dieſer noch beſſer; denn er iſſet ſein Brod, ohne daß er es erſt ſchwer veraccisen mus. Oder ſoll der Arbeiter ſich auch etwa das Brod abgewöhnen und mit ſeinen Kindern Baumrinde eſſen? Ich fordere Sie alſo bei Ehre und Pflicht auf, mit mir eine triftige Vorſtellung gegen dieſe ſchlechterdings unerträgliche Volksbeſchwerde zu machen, welche vielen Tauſenden nach dem Leben greiſt und ſie nicht anders als verzweiſelnd machen mus. Der Fürſt hat genung, und nun nach allen den ſchon gemachten neuen Auflagen viel —

viel mehr, als er braucht; aber — eine fremde Hand füllet ſich unrechtmäſſiger Weiſe damit. Man ſpiegelt dem Herrn vor, daß ſeine Unterthanen bis an die Stirn im Gelde ſitzen. Er mus beſſer informirt werden; ſo wird er mild und gnädig ſelbſt von der unerhörten Acciſe abſtehen. Genung, ich mache die Vorſtellung, und, wem unter uns das Herz am rechten Orte ſitzt, der unterſchreibt ſie.

Ingenſtröm erwiederte, daß dis keiner von ihnen allen thun werde, weil ihnen nicht nur das Herz, ſondern auch der Kopf am rechten Ort ſitze. Er begreife nicht, wie man gegen eine Anſtalt ſein könne, die nicht nur geradezu das herrſchaftliche Intereſſe befördere, ſondern die auch nebenbei dem ſchändlichen Freſſen und Saufen unter dem Volke Einhalt thue. Ueberdis wären ſie Diener, und Dienern ſtehe es nicht zu, ungefragt zu antworten; ſie hätten ihre Schuldigkeit gethan, und ihr Gewiſſen ſei frei, wenn ſie die herrſchaftlichen Befehle pünktlich erfüllten. „Unſere Reichen mögen wohl freſſen und ſaufen, fiel ihm Flemming hitzig ein; aber nicht unſere Armen. Daß man doch immer den niedrigſten Ständen nicht nur alle grobe Arbeit, ſondern auch alle grobe Sünden aufbürden will! Gehen Sie doch nur erſt in die Hütten derſelben, und ſehen zu, wie da gelebt werde. Nein, das **zureichende**, nicht aber das **überflüſſige** Brod den Tag über, und die **einzige** Flaſche Bier, bei der der Vater, wenn er von der Arbeit kommt, ſich Abends mit Frau und Kindern erquickt, wird den Leuten durch die ungeheure Acciſe geraubt, und das iſt vor Gott nicht zu verantworten. Diener ſind wir freilich; aber zwiſchen Diener und **Diener** iſt ein Unterſchied. Wir ſind nicht **Lakeien**, ſondern **Räthe.** Und, wenn mein Lakei ſogar zu mir ſagte — Herr, dis oder ienes geht nicht an — ſo müſte ich ihn hören. Wir ſind aber als Räthe **dazu** Räthe, daß wir, wenn die Saiten überſpannt werden, zum Herrn ſagen — Monſeigneur, ſie reiſſen! Der Fürſt kann dis nicht ſo wiſſen, wie wir. Dazu hat er uns eben, daß wir ihm dis ſagen. Wäre dis nicht, ſo brauchte der Fürſt uns gar nicht. Verkennen Sie Ihre Würde nicht, meine Herren! Alles fordert uns zur Rechenſchaft darüber auf, wie wir handeln werden. Die Nation thut dis iezt ſchon; der Fürſt ſelbſt würde es einſt thun, wenn allgemeines Elend entſtände, denn er hat ein gutes Herz, und — Gott thuts gewis zu ſeiner Zeit. Laſſen Sie uns dieſem allen zuvorkommen und lieber vor unſerm eigenen Herzen Rechenſchaft ablegen!

Fragen Sie nur iedes patriotiſche Gefühl deſſelben, ob wir nicht die höchſte Zeit haben, mit unſerer Vorſtellung hervorzutreten.» Ingenſtröm beharrte dabei, daß dergleichen nicht Statt finden könne, und ſetzte hinzu, daß es in Kollegien überhaupt nach Mehrheit der Stimmen gehe. »Ohnedis, ſprach er noch in einem ganz ſkuriliſchen Ton, kommt mir es vor, als ſtritten wir uns um des Kaiſers Bart. Und wenn Sie nun die allertriftigſte Vorſtellung Ihren Gedanken nach machten und all Ihr Patriotengefühl ſo in ſie hineingöſſen, daß ſie ſo fett würde, wie die fetteſte Kraftſuppe: ſo iſt doch der nicht da, der die Suppe eſſen ſoll. Der Fürſt iſt verreiſet und hat die ſtrengſte Order hinterlaſſen, daß er bei ſeiner Zurückkunft das ganze neue Arrangement ſeiner Finanzen völlig zu Stande gebracht antreffen wolle. **Niemand weis, wo er iſt.**»

» »So? wiſſen Sie im Ernſt nicht, wo er zu finden ſei? Ich weis es.» » Mit dieſen Worten ſtand Flemming auf und verlies voll edlen Patriotengrimms die Seſſion.

Tags drauf verbreitete ſich das Gerücht, daß Flemming ein Recidiv bekommen habe und von neuem hart darnieder liege. Er ſelbſt hatte das Gerücht

veranſtaltet. Einige Tage nachher aber verbreit
ſich ein anderes, das wahrer war; nemlich, daß
in der Nacht nach der merkwürdigen Seſſion bis a
die erſte Station geritten ſei und von da weiter E
trapoſt genommen habe. Ingenſtröm zweifelte n
keinesweges, daß ſelbiger den Aufenthalt des Fürſt
auf irgend eine Art ausgekundſchaftet habe und ih
nachgereiſet ſei. Sogleich fertigte er einen Kouri
mit der Nachricht davon an die Gräfin, welche m
dem Fürſten im Bade war, ab, und inſtruirte ſi
alles anzuwenden, daß Flemming, der nichts unve
ſucht und ungewagt laſſen würde, um dazu zu gela
gen, nicht Audienz erhielte. Unterdeſſen ward a
das eiligſte an Regulirung der erhöheten Acciſe a
Brod und Bier gearbeitet. Das Volk machte, a
es bis erſur, ſehr ernſthafte Bewegungen und ſchi
nur noch das Aeuſerſte, nehmlich Flemmings Z
rückkunft und Reiſewirkung, abwarten zu wollen.

Flemming, der den erſten Kammerdiener de
Fürſten auf ſeiner Seite hatte und ein- für allema
entſchloſſen war, Ehre, Brod und Alles daran z
wagen, reiſete auf eigene Koſten Tag und Nach
um durch den Kourierquerſtrich, den er von Inge
ſtröm wohl erwarten konnte, in voraus einen Extra

poſtſtric

poſtſtrich für Länge zu machen; welches ihm auch, obwohl äuſerſt kaum, gelang. Die heftige anhaltende Bewegung machte nehmlich in der Mitte ſeiner Reiſe auf ſeinen von der ſchweren Krankheit noch nicht völlig wiederhergeſtellten Körper eine ſo üble Wirkung, daß er vier und zwanzig Stunden liegen bleiben muſte. Er ermannete ſich aber wieder und ward zu ſeiner eigenen Verwunderung durch die fortgeſetzte Reiſe gänzlich reſtituirt. Er kam glücklich im Bade zu P. an, vergewiſſerte ſich daſelbſt von der Anweſenheit des vorgeblichen Herrn von R., als unter welchem Nahmen der Fürſt da ſein ſolte, hielt ſich verborgen und lies den Kammerdiener zu ſich kommen. Dieſer, auch ein Bidermann, erſtaunte über den ſo unerwarteten Anblick ſeines Landsmannes hier; und zwar um ſo viel mehr, weil der Fürſt ſelbſt zufolge erhaltener Nachrichten aus dem Lande ihn für todt geſagt. Flemming hielt dieſen Umſtand auf der Stelle für die glücklichſte Einleitung zu ſeiner Sache, legte dem Kammerdiener die Pflicht des heiligſten Stillſchweigens auf und beſprach ſich mit ihm über die Masregeln, welche er zu nehmen habe, um den Fürſten ſo ſchnell, als möglich, ohne daß die Gräfin von M. dabei ſei oder auch nur davon wiſſe, zu ſprechen. Durch dieſen erfuhr er, daß der Fürſt eigentlich nicht bade, ſondern nur die Gräfin, und daß er, wenn die Gräfin im Bade ſei, auf der Violine zu ſpielen pflege. Dis ſchien alſo der bequemſte Zeitpunkt zur Audienz für Flemming zu ſein und ward auch dazu beſtimmt; die Audienz möge übrigens ablaufen, wie ſie wolle. Der Kammerdiener, welcher ſo gut, als Flemming, auf Amt und Brod reſignirte, um den Vortritt deſſelben durchzuſetzen, ward auch noch inſtruirt, falls in der Nacht Kourier oder Eſtafette ankäme, ſogleich Aviſo davon zu geben.

Die Nacht verging ruhig; Flemming aber konnte kein Auge ſchlieſſen. Er hörte wenigſtens zehen Eſtafetten kommen, und ſo oft geblaſen ward, ſtand er auf und haranguirte laut an den Fürſten. Am Morgen, als er ſich eben zur Audienz im Zimmer des Fürſten ankleidete, erhielt er ein Bille vom Kammerdiener, der ihn benachrichtigte, daſ die Gräfin in der Nacht krank geworden ſei und heut nicht bade, weshalb der Fürſt noch immer nicht vo ihrem Bette komme; es ſei aber Hofnung da, daſ er eine Morgenpromenade in der langen Platanenallee machen werde. Flemming wuſte ſich vor Unruhe nicht mehr zu laſſen. Jede Minute Aufſchu ſchien ihm nun immer gefährlicher zu werden. E

verfüg

verfügte ſich nach der Platanenallee. Als er eine Stunde lang daſelbſt auf und nider gegangen war, trat der Fürſt ein. Er war ohne alle Begleitung, ſchien auch keine Geſellſchaft ſuchen zu wollen, hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und war von finſterm Anſehen. Flemming näherte ſich ihm devot. Der Fürſt, als er ihn erblickte, ſchob den Hut weit in die Höhe, verſchlang ihn faſt mit ſeinen Augen, ſchlug die Hände zuſammen und rief aus — Um's Himmels willen, F., ſind Sie 's oder erſcheinen Sie mir aus iener Welt?

Flemming. Ich bin es wirklich.

Fürſt. Ich denke, Sie ſind todt?

Flemming. Ich bin dem Tode nahe geweſen; Gott hat mich aber dismahl noch gerettet, und ich mus iezt eine Reiſe machen.

Fürſt. Das iſt recht, daß Sie ſich zerſtreuen. Werden Sie ſich lange hier aufhalten?

Flemming. Es wäre dann, daß Ihro Durchlaucht das Gegentheil befohlen; ſonſt bin ich heute noch willens, weiter zu reiſen.

Fürſt. Wohin denken Sie weiter?

Flemming. Zurück nach Hauſe.

Fürſt. So ſagen Sie nicht, daß Sie mich hier getroffen haben, und nennet mich auch hier nicht anders, als — Herr von R. A propos, wie ſah's in meinem Lande aus, als Sie abreiſeten?

Flemming. Fürchterlich!

Fürſt. Wie ſo?

Unterdeſſen ward die Promenade voller, und Flemming bat den Fürſten, ihm die einzige Gnade zu erzeigen, und das Weitere von ihm in einer Laube neben der Platanenallee anzuhören. Der Gang dahin ward von beiden Theilen ſtumm vollbracht.

Fürſt. Setzen Sie ſich zu mir. Nun — warum fürchterlich?

Flemming. Alle Freude iſt in Traurigkeit verwandelt. Aller Muth der Nation iſt dahin. Das ganze Land ſeufzt, klagt und jammert.

Fürſt. Worüber? Ueber was? Ueber wen?

Flemming. Ueber die unausſprechlichen Bedrückungen, welche der Nation von allen Seiten her in Ihrem Nahmen und vieleicht ohne Ihr Wiſſen geſchehen.

Fürſt. Ach, nun verſtehe ichs. Sie werden die Operationen meinen, welche die geheimſte Kommiſſion zur Verbeſſerung meiner Finanzen macht. Dieſe ſind nicht nur ſchlechterdings nothwendig, ſondern ſie ſind auch längſt in andern Ländern geweſen und ſind dem Lande gar nicht drückend. Aber wie es mit allen neuen Einrichtungen anfangs iſt. Wenn ſich meine Unterthanen erſt eine Zeitlang daran gewöhnt haben, ſo wird ſichs wohl geben. Ich bin darum weggereiſet, um keinen Anlauf zu haben.

Flemming, der ſich vor der fürſtlichen Offenherzigkeit tief verbeugt. Es kann ſich unmöglich geben. Ich fürchte vielmehr Alles.

Nachdem Flemming hier das ganze Regiſter der bereits wirklicheingerichteten Bedrückungen aufgeführt und iede Bedrückung beſonders nach ihrer Schwere geſchildert hatte, ſchlos er mit den Worten: Das iſt zu viel ſchon. Zu viel für den Bürger. Zu viel für den Bauer.

Fürſt, hitzig. Für den Bauer nun vollends nicht. Jugenſtröm hat mir geſagt, daß ſie alle lange Reihen von groſſen ſilbernen Knöpfen auf den Röcken trügen. Iſt das nicht Luxus, wie ihn der

Bauer nur treiben mag? Zeugt das nicht von ſchwelgeriſchmachenden Ueberflus und von ganz unproportionirten Abgaben des Bauernſtandes gegen ſeinen Erwerb?

Flemming. Es iſt dis der beſtändige Gegenſtand der Reden des Präſidenten von J., ich weis es. Aber gnädigſter Fürſt, nur das Einzige! Sind Ihnen nicht ſolche Bauern lieber, die die ſilbernen Rockknöpfe, welche ſie von ihren Grosgrosvätern vieleicht geerbt, noch aufzuweiſen haben, als ſolche, die ſie ſchon in der Schenke vertrunken und verſpielt hätten? Die armen Leute haben ſie ſich wirklich nicht machen laſſen. Auch werden ſie ſich ſolche nun nach gerade wohl abſchneiden müſſen. Dem einen ſind ſchon mit Gewalt ein Paar abgeſchnitten worden. (Hier erzählte Flemming den Vorgang mit dem Vogt, worüber der Fürſt einige Hochröthe auf beiden Wangen bekam, und fuhr fort) Alſo die ſilbernen Knöpfe werden nun nicht lange mehr vorhalten und werden auch nicht weit reichen. Aber was dann? Was beſonders dann, wenn nun gar noch die allerdrückendſte unter allen Auflagen dazu kommt?

Fürſt. Welche?

Flemming. Ich meine die unerſchwingliche neue Acciſe auf Brod und Bier.

Fürſt. Es iſt wahr; ich beſinne mich; dieſe gehört auch unter die Vorſchläge, welche Ingenſtröm mir that. Iſt dieſe noch nicht eingeführt? Das währet auch lange. Nun, dieſe, dächte ich, wollte im Grunde nicht viel ſagen. Dieſe theilt ſich ia in das ganze Volk ein; ſo haben ſie nicht blos Einige, oder etwa nur einzelne Stände zu tragen, ſondern ieder Unterthan gibt etwas dazu. Solche Auflagen, meint Ingenſtröm, wären die allerbilligſten.

Flemming. Nein, gnädigſter Herr, das ſind gerade die allerdrückendſten; denn ſie betreffen die erſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens. Wenn auf ausländiſche Waaren, nach welchen der unnatürliche und unpatriotiſche Reiche Sucht hat, wenn auf Leckereien und alle Gegenſtände des Luxus eine noch ſo ſtarke Acciſe gelegt wird: ſo drückt dieſe doch nur den, der von ihr gedrückt ſein will. Es iſt keine Nothwendigkeit, kann man da allerdings zu iedem ſagen, der ſich darüber beſchwert, daß du dergleichen Dinge kaufeſt; kaufe ſie nicht, ſo bezahlſt du den Impoſt nicht. Auf die erſten Bedürfniſſe des Lebens aber Verzicht zu thun ſteht nicht in dem Willen des

Menſchen. Werden dieſe alſo mit ſchwerer Acciſe belegt, ſo iſt kein Menſch im Stande, ſich ihr zu entziehen. Ohne **Brod** kann man hier zu Lande nicht leben, und bei Brod und **Waſſer** läſſet ſichs nicht lange ſchwer arbeiten. Folglich ruhet eine ſo ſchwere Auflage auf Brod und Bier recht ihrer Natur nach ausdrücklich mit auf den unterſten und arbeitendſten Ständen. Dieſe müſſen aber ſo viel, als möglich, mit Auflagen verſchont werden; denn ſie haben nicht, wovon ſie ſie bezahlen ſollen. Sie ſind wahrhaftig zu arm dazu und arbeiten blos aus der Hand in den Mund. Wenn nun die Auflage gar von der Art iſt, daß ſie die unterſten, arbeitendſten und armſeligſten Stände ganz vorzüglich und noch weit mehr, als die übrigen, drückt: ſo iſt ſie vollends ganz himmelſchreiend. Und von dieſer Art iſt die vorwaltende ſchwere Acciſe auf Brod und Bier. Nicht nur vermiſſt man dabei die Proportion, ohne welche iede Auflage zu hart wird; denn der armſeligſte Menſch mus ia ſolchergeſtalt, wenn er einen Scheffel Roggen mahlen oder eine Kanne Bier trinken will, ſo viel an den Staat dafür abtragen, als der reichſte Kapitaliſt im Lande. Und welch ein fürchterliches Verhältnis iſt das! Sondern ich frage auch — Wer trinkt das meiſte Bier? Wer iſſt das meiſte Brod? Sind es nicht gerade die unterſten und dürftigſten Stände? Ich ſage es noch einmahl, bei Waſſer kann der Menſch nicht ſchwer, noch weniger lange ſchwer arbeiten. Woher ſoll er die Kräfte dazu nehmen? Soll er ſich an warme Getränke von inländiſchen Kräutern oder Wurzeln etwa halten? Dieſe erſchlaffen ihn. Soll er ſich an Branntewein halten? Gottlob, daß der Branntweinsgeiſt bisher noch nicht unter die Nation ausging! Das iſt ein ſittenverderbender und grobe Ausbrüche aller Leidenſchaften befördernder Geiſt. Wehe dem Stande, wo er einkehrt! Auch gibt ja der Branntewein keine wahre Stärkung. Der Arme hat alſo wirklich nichts, das er dem Bier, um Kräfte zur Arbeit zu bekommen, ſubſtituiren möge. Der Reiche weis ſich wohl zu helfen. Dieſer trinkt überall wenig Bier. Und geſetzt, der Arme gewöhnte ſich der Theurung wegen das Bier wirklich ab, an wen ſollen die Brauer ihr Bier verkaufen? Würde nicht ſolchergeſtalt ſofort einer der beträchtlichſten Nahrungsſtände darnider liegen? Was hilft es auch im Grunde den Finanzen, daß die Acciſe auf einen Konſumtionsartickel vierfach erhöhet werde, wenn hernach nur ein Viertel davon gegen ſonſt konſumirt wird? Warlich nichts weiter, als daß der Arme, der ſo ſchon wenig

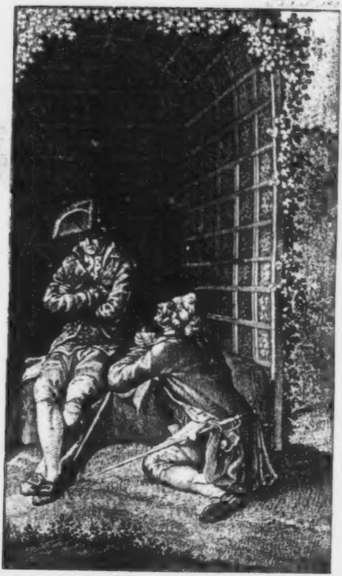
Lebensgenuß hat, nur noch ein elenderes Leben führe! Nimmt man ihm nun vollends das Brod, ſo ſchaudert mir die Haut. Ach, Fürſt und Herr, hören Sie mir mit fürſtlichem Erbarmen über die vielen Tauſende Ihrer armen und redlichen Arbeiter zu! Die höhern Stände eſſen das wenigſte Brod. Die mittlern haben auch noch allerlei Zubrod und eſſen ſich etwa halb in Brod ſatt. Die unterſten aber haben ja wenig mehr, als Brod, und müſſen ſich faſt einzig und allein daran ſatt eſſen. Sie brauchen alſo darum ſchon das meiſte Brod, und ſo greift eine ſchwere Acciſe darauf ſchon dieſerhalb das Leben vieler Tauſende an. Nun kommt noch dazu, daß die Leute in den unterſten Ständen wirklich mehr eſſen, als in andern; denn der ſtärkere Abgang ihrer Kräfte durch ihre ſchwerern und faſt immerwährenden Arbeiten erzeugt in ihnen öfter den Hunger. Was ſollen die armen Menſchen anfangen, wenn gerade die einzige Speiſe, mit der ſie vorlieb nehmen müſſen, mit ſo ſchwerer Auflage belegt iſt! Erwägen Sie endlich — o um Gottes willen, der Allen ihr tägliches Brod gibt und gelaſſen wiſſen will, hören Sie mich — erwägen Sie, ſage ich, daß die Familien in den unterſten Ständen gerade immer die zahlreichſten ſind. Wie will ein Vater Handwerker, oder gar ein Vater Taglöhner mit ſeiner bloſſen Händearbeit in Zukunft ſechs, acht Kindern ſo theures Brod verdienen können? Er kann es iezt oft kaum. Soll er die Tage verfluchen, an welchen Gott ſie ihm ſchenkte? Soll er allerlei verdammte Mittel anwenden, ſein Weib unfruchtbar zu machen, oder ihre Konception zu verhindern, oder ihr die Frucht abzutreiben? Noch iſt er weder boshaft, noch klug genung hierzu. Er wird es alſo nicht. Was ſoll er aber denn thun? Soll er ſeine Kinder verhungern laſſen? Soll er kaltblütig ihr Gewinſel nach Brod hören? Oder ſoll er ſie zur Bettelei gewöhnen, oder gar auf Raub ausſchicken?

Der Fürſt reckte ſich bei dieſen Fragen zu verſchiedenen mahlen ſchnell in die Höhe. Flemming fuhr fort: Ich bin von der Menſchlichkeit und Gnade Ihro Durchlaucht lebendig überzeugt, daß Sie nun und in Ewigkeit nicht Ihre Einwilligung zu ſo einer erſchrecklichen und alles befürchten laſſenden Volksbedrückung gegeben haben würden, wenn Ihnen iemand die Sache ſo geſchildert hätte, wie ſie wirklich iſt. Eine ſolche Acciſe auf Bier und Brod iſt unter allen Auflagen dieienige, welche den unterſten Ständen das Garaus macht und deren Erfinder es recht darauf angelegt zu haben ſcheine, mitten unter allen Vorräthen, die Gott gab, eine Hungersnoth im Lande zu bewirken. Ich weis auch nichts, das die Armen zugleich unmoraliſcher und ſie folglich an Leib und Seele mehr verderben könne, als dieſe. Defraudationen würden kein Ende haben. Und iſt es wohl mit der allgemeinen Pflicht der Fürſorge für die Herzensgüte unſerer Mitmenſchen, die Gott den Fürſten und ihren Räthen tauſendfach auflegte, zu vereinigen, daß man den Armen recht ausdrücklich hierzu verleite? Doch dis wird noch das geringſte ſein. Ich ſehe ſchon im Geiſte den nidrigern Theil der Nation in eine Diebesbande verwandelt. Unaufhörlich wird man von Einbrüchen, Felddiebſtählen, Gewaltthätigkeiten und Straſſenraub hören, deren Thäter frei bekennen werden, daß ſie ſie hätten aus Noth begehen müſſen. Ich weis nicht, was die Kriminalrichter den Leuten darauf werden antworten ſollen. Warlich, gnädigſter Herr, Sie können alsdann mit gutem Gewiſſen keinen Dieb mehr ſtrafen laſſen; denn ſein Diebſtahl war eine Art von Nothwehr gegen den nagenden Hunger. Eine ſolche Acciſe kann nicht beſtehen; oder der Staat gibt den Armen unter ſeinen Bürgern ſtillſchweigends die allgemeine Erlaubnis, zu ſtehlen.

Auch wird es eine Menge von einer ganz neuen Art von Volksplackern, ich meine die Aufpaſſer, erfordern, wenn die Sache im geringſten ſcharf betrieben werden ſoll. Dieſe werden, wenn ſie nicht unnütz beſoldet werden ſollen, die Freiheit bekommen müſſen, Gewalt brauchen zu dürfen. Man wird ſich ihnen widerſetzen. Es wird zu blutigen Auftritten, zu Mord und Todſchlag kommen; denn was thut der Menſch nicht, um nicht zu verhungern? Warlich, in ſolchen Lagen tritt der Menſch aus dem Stande der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur zurück, und nimmt ſich die Freiheit, ganz, wie in ſelbigem, zu handeln. Ich fürchte ſogar, daß es zu einem förmlichen Aufſtande kommen könnte; denn viel Tauſende verzweiflungsvoll machen, iſt von entſetzlicher Gefährlichkeit. Denken Sie ſich, wenn Sie alsdann, um den Aufruhr zu ſtillen, das Militär herbeirufen und unter ihr eigenes vor Hunger wütendes Volk — — — O ich wage es nicht auszuſprechen!!! Ja, noch mehr, ich glaube nicht einmahl, daß der Soldat in dieſem Fall gegen den Bürger das Gewehr ergriffe. Er litte ia ſo ſehr durch die erhöhete Acciſe auf Brod und Bier, wie dieſer. Gemeinſchaftliche Sache könnte er alſo vielmehr mit ihm machen; und wie es alsdann vollends herzugehen pflege, davon haben wir Beiſpiele gehabt. Alsdann hat alle Eigenthumsſicherheit ein Ende, und die Paläſte derer, welche das Volk in Verdacht hat, daß ſie die Urheber der Bedrückungen wären, werden zuerſt ein Raub der allgemeinen Plünderung. Bei Gottes Barmherzigkeit — Fürſt und Vater — Sie haben nur unter zweierlei zu wählen. Entweder Sie nehmen Ihre Einwilligung zu der ſchweren Acciſe zurück, und das Volk bleibt doch warlich alsdann noch gedrückt und belaſtet genung; oder Sie laſſen die Tugend und wohl gar das Leben vieler Tauſende **Ihrer Kinder** aufs Spiel ſetzen — Ihrer Kinder, die ſonſt ſo arbeitſame, rechtſchaffene, treue und mit wenig zufriedene Kinder waren und die ſo innig für ihren Vater beteten . . .

Bei dieſen Worten warf ſich Flemming dem Fürſten zu Füſſen und ſetzte mit gefalteten Händen, mit beweglicher Stimme und dem Fürſten ſtarr in die Augen ſehend hinzu: „Nicht wahr, Vater, **Vater**, **VATER**, Ihr Herz wählt das Erſtere? Millionen Thränen Ihrer Unterthanen, die ſonſt flieſſen müſſen, machen mich ſtark, ſo zu fragen, und Gottes Beifall wird Sie dafür krönen.“

Der



Nicht wahr, Vater, Vater, Vater, Ihr Herz wählt das erstere?

Meil del. [illegible] sc.

Der Fürſt befahl ihm, aufzuſtehen und ſprach: „Das habe ich nicht ſo gewuſt. Wenn's ſo iſt, mache ich mir keinen Schimpf daraus, meine Einwilligung zur Acciſe zurückzunehmen. Ruchlos will ich meine Unterthanen nicht machen; noch weniger will ich ihnen das Leben nehmen. Nein! bei meinem Herzen, das will ich nicht! Aber — ſo müſte ja gleich geſchrieben werden und — mein Sekretär iſt heute krank ... Reiſen Sie! Auf Ehre — die Kontreordre ſoll nachkommen. „

Flemming, der es nicht für rathſam hielt, den Fürſten erſt noch einmahl mit der Gräfin von M. über dieſen Gegenſtand ſprechen zu laſſen, und der ſich deshalb ſchon auf alle Fälle vorbereitet hatte, zog ſein Schreibzeug aus der Taſche, kniete vor der Bank nieder, machte ſich zum Schreiben fertig und ſprach: „Haben Ihro Durchlaucht nur die Gnade, mir zu diktiren! Ich pflege das alles auf der Reiſe bei mir zu tragen. „ — — **Ich kontremandire hiermit die neue Acciſe auf Brod und Bier in meinem Lande, und ſoll ſolche nun ſchlechterdings nicht Statt haben.** — — Flemming ſchrieb's und reichte es dem Fürſten, welcher eigenhändig ſeinen Nahmen unterſchrieb. „Nun, ſo ſei das Leben eines Fürſten, dem Leben und Tugend ſeiner Unterthanen heilig ſind, ein beſonderer Gegenſtand der göttlichen Fürſorge, und das letzte Gebet iedes ſterbenden Armen ſei noch ein Gebet für ihn. Mit dieſen Worten beurlaubte ſich Flemming vom Fürſten. Der Fürſt ging nach Hauſe, und Flemming, der die Extrapoſt ſchon in Bereitſchaft hielt, fuhr in gröſter Eil davon. Er war kaum eine Stunde weit gefahren, als er einen Kourier in vollem Galop angeſprengt kommen ſah. Es war der Finanzſekretär Rohr. Flemming ſchwengte den Hut; worauf ihn dieſer erkannte und langſam neben dem Wagen wegritt. „Es iſt alles bereits expedirt, Herr Rohr, rief F. Wenn Sie ſonſt wollen, können Sie immer in Gottes Nahmen wieder nach Hauſe reuten.„

Flemmings Rückreiſe geſchah mit der höchſtmöglichſten Eilfertigkeit; damit der Sekretär Rohr, er bringe nun mit zurück, was er wolle, ihm nicht zuvorkommen möge. Der Fürſt, welcher durch ſeine bidere Rede in eine patriotiſche Wärme verſetzt worden war, die ihm in vorigen Zeiten zwar wirklich natürlich geweſen, die aber die Gräfin von M. vorzüglich ſeither in ihm zu erſticken gewuſt, ging ſofort, als er von der Promenade zurückkam, in ſein Zimmer und diktirte dem Kammerdiener einen Brief an Ingenſtröm, worinn er ſeine an Flemming bereits gegebene Kontreordre nachdrücklich wiederholte und ihm zugleich in geheim die Gründe angab, aus welchen die neue Acciſe auf Brod und Bier nun und zu ewigen Zeiten nicht Statt finden ſollte. Die Eſtafette damit ward ſogleich abgefertigt — die Gräfin erfur durch einen ihrer Bedienten Flemmings Dageweſen ſein und gehabte Unterredung mit dem Fürſten — Sekretär Rohr kam angeritten. Dis alles geſchah faſt in einer und derſelben Minute. Der Fürſt machte wider alle ſeine Gewohnheit einen Morgenritt, ohne die Gräfin vorher zu ſprechen. Rohr gab ſeine Brieſſchaften unterdeſſen an die Gräfin ab; welche ihn heftig darüber zur Rede ſtellte, daß er nicht eher angekommen ſei, als Flemming. Rohr legitimirte ſich durch ein Atteſtat über Tag und Stunde, wann er aus der Reſidenz abgeritten ſei, und bezeigte ſeine Verwunderung darüber, daß Flemming nicht noch weit eher angekommen, da er faſt drei Tage vor ihm voraus gehabt. Er erhielt Befehl, ſich ſo lange aufzuhalten, bis die Gräfin den Fürſten geſprochen.

Der Fürſt kam vom Spatzirritt zurück, und die Gräfin lies ihm anzeigen, daß ſie ſich iezt noch weit übler befinde, als da er ſie verlaſſen. Er eilte an ihr Bette. Sie las in ſeinem Geſicht, was in ſeinem Herzen vorgegangen war, und verſuchte, ihm bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß er ſo lange von ihr abweſend geweſen. Er erwiederte, daß es ihm nicht möglich geweſen, im Zimmer zu bleiben, ſondern daß er ſich eine Zerſtreuung machen müſſen. Da brach er ab und lenkte das Geſpräch auf ihre Krankheit. Sie fing oft an, vom Lande zu ſprechen, nannte auch die Nahmen — Ingenſtröm — Flemming — ; er lies ſich aber ſchlechterdings auf nichts ein. So ging es drei Tage, nach welchen die Gräfin wieder geſund und der Fürſt wieder freimüthiger ward. „Ich weis, daß Flemming, der todt geſagt ward, hier geweſen iſt und Sie geſprochen hat, hub ſie endlich in einer vertrauten Minute an; ſagen Sie mir, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſo unruhig, und alle Ihre Genügſamkeit an Ihnen und an mir iſt dahin.„ Darauf erzählte ihr der Fürſt die ganze Unterredung mit Flemming, die an ihn gegebene Kontreordre und die hernach abgefertigte Depeſche an Ingenſtröm.

Gräfin, in einen Lehnſtuhl zurückfallend. Ich bin des Todes! Warum haben Sie nicht erſt mit mir geſprochen, ehe Sie reſolvirten?

Fürſt. Weil keine Zeit zu verſäumen war, indem ein Bürger- und Bauernaufruhr zu befürchten iſt und ich Sie während Ihrer Kränklichkeit nicht beunruhigen wollte.

Gräfin, wieder aufſpringend. Ich bin des Todes! Ich bin des Todes! Wie haben Sie Ihre fürſtliche Hoheit ſo fallen laſſen können, daß Sie einen gegebenen Befehl zurücknahmen?

Fürſt. Ich habe ia keinen Befehl zur neuen Acciſe gegeben. Ingenſtröm hat mir wohl einmahl davon geſagt; aber er hat mir die Sache falſch vorgeſtellt.

Gräfin. Sie haben aber ein- für allemahl die geheimſte Kommiſſion dahin autoriſirt, alles einzurichten, wie es nöthig iſt, und ſo paſſirt jeder Befehl, den ſie gibt, für einen Befehl, den ſie Selbſt gäben. Sie haben alſo allerdings einen Ihrer Befehle wie vor den Augen der ganzen Nation zurückgenommen.

Fürſt. Wenn das auch! Es ſchadet nichts. Ich hatte die Wahl zwiſchen zwei Uebeln, und ſo wählte ich lieber das kleinere. Die bewuſte Acciſe iſt eine offenbare und unverantwortliche Grauſamkeit. So will ich lieber, daß man ſage, ich habe geirrt, als, ich beharrete im erkannten Irthum vorſätzlich.

Gräfin. Mit nichten, mein Geliebter! Kein Fürſt mus ſich Dementi geben. **Durchgeſetzt** — mus es heiſſen; es koſtet den Hals nicht. Der ganze vorgeſpiegelte zu beſorgende Aufruhr iſt eine patriotiſche Hiperbel, aus dergleichen Flemming über und über zuſammengeſetzt iſt. Ich habe vielmehr Nachrichten, daß Flemming es iſt, der den Pöbel aufzuwiegeln ſucht. Hätte der Pöbel keine Stütze an ihm, ſo lieſſe er ſich die Auflage gefallen, und kein Menſch ſpräche ein Wort; weil es billig iſt, daß der Unterthan dafür, daß er ſein Brod in Ruhe eſſen und ſein Bier unter den Schirm des Fürſten trinken kan, auch an den Fürſten abreiche, was dieſer verlangt. Aber Flemming gibt den Leuten alle Einſchläge und hetzt ſie auf, ſo, daß ſich nun Alles widerſetzt, es mag befohlen werden, was da will. Wenn das noch eine Weile ſo fortgeht, ſo ſind nicht Sie Fürſt, ſondern Flemming ſpielt den Fürſten. (Hier horchte der Fürſt hoch auf) Sie müſſen ein Exempel an ihm ſtatuiren, daß er die Unterthanen gegen ihren Herrn aufſätzig mache. Sie müſſen die Kontreordre, welche er in der Taſche hat, für erſchlichen erklären, ſie wiederrufen, ihn als einen treuloſen Diener, der ſich unternommen, Sie zu betrügen, arretiren laſſen und die erhöhete Acciſe von neuem und noch weit ſchärfer befehlen.

Fürſt, mit einer für die Gräfin ganz ungewohnten Entſchloſſenheit. Das werde ich Alles — nicht. Bei meiner Kontreordre bleibts dismahl. Sie haben ia eben geſagt, daß ſich kein Fürſt Dementi geben müſſe. So wär's alſo wohl doppelter Schimpf für mich, wenn ich mich zum zweitenmahle Dementi gäbe? Und, was Flemming betrift, ſo kann ich das nicht glauben, was Sie mir von ihm ſagen. Mein Vater hielt bis an ſein Ende viel auf ihn. Mir ſchien er immer nur nicht Welt genung zu haben. Er verſteht aber ſein Handwerk. Daß er gegen mich Parthei mache, davon habe ich noch keine Beweiſe. Der Mann, beſinne ich mich eben, iſt vielmehr auf ſeine eigene Koſten hieher gereiſet und ich habe ſie ihm noch nicht einmahl vergütet. Doch, er ſagte ia, er reiſe zu ſeiner Geſundheit, und traf mich da von ohngefär in der Platanenallee.

Gräfin. Er iſt mit Ihrem Kammerdiener einig. Der hat ihm alles verrathen; darauf will ich ſterben. Er iſt Ihnen recht ausdrücklich nachgereiſet und hat Schreibzeug und Alles recht abſichtlich bei ſich gehabt, und die Koſten wird ihm der Pöbel wohl doppelt und dreifach erſetzen müſſen. Daß Flemming doch etwas umſonſt thäte! Sie kennen ihn, wie es ſcheint, noch nicht. Sie glauben das vielleicht von ihm nicht, daß er das Volk aufwiegele. Wollen Sie es aber leſen?

Hier zeigte die Gräfin einen Bogen hervor, auf welchem Ingenſtröm den Karakter Flemmings beſonders ſehr ſchwarz geſchildert und ihm aus verſchiedenen Vorgängen auf den Kopf Schuld gegeben hatte, daß er ein Aufhetzer des Volks und beſonders der Bauern ſei. Vor ſeiner Thüre, ſchrieb er, hätten ſie während ſeiner Geneſung haufenweiſe geſtanden, und Flemming habe ſie darinn beſtärkt, wenn ſie überlaut zu ſeinem Fenſter hinauf ſich auf das reſpektloſeſte über die Herrſchaft und über die Kollegien ausgelaſſen. Der Fürſt las. Er ſchöpfte nun zwar auf die Zukunft ungegründeten Verdacht auf Flemming, blieb aber dabei, daß es ſchlechterdings bei der gegebenen Kontreordre ſein

Bewenden haben ſolle. Es entſtand eine lange und heftige Debatte zwiſchen dem Fürſten und der Gräfin. Der Fürſt war unbeweglich und ſprach: „Noch tönen mir Flemmings letzte Worte in den Ohren — Nun, ſo ſei Ihr Leben ein beſonderer Gegenſtand der göttlichen Obhut und das letzte Gebet jedes ſterbenden Armen ſei noch ein Gebet für Sie! “

Gräfin. Ha — ha — ha — ha! Da haben Sie den religiöſen Heuchler, wie ich Ihnen ihn geſchildert. Iſts nun nicht wahr, was ich von ihm ſage? Unter dem Mantel der Religion hat er Sie recht ſchön zu betrügen gewuſt und es wie die Weſpe gemacht, welche noch zuletzt, wenn ſie geſtochen hat, den Stachel zurückläſſet. Um ſo mehr eilen Sie das Alles zu thun, was ich Ihnen rathe. Ich dächte, nun ſähen Sie doch wohl den ganzen Mammelucken durch? — Und — **Kein Diener mus eher antworten, bis er gefragt wird, und eher kommen, als er gerufen wird.** Sonſt wäre des Ueberlaufens und des Raiſonnirens kein Ende.

Fürſt. Wenn aber irgendwo Feuer ausbräche: ſo wird er doch wohl ungerufen kommen und ungefragt, ob Feuer etwa ſei, Feuer melden dürfen?

Gräfin. Der Fall iſt ia aber iezt nicht.

Fürſt, heftig. Es iſt mehr, als der,

Gräfin, nachgebend. Bedenken Sie die Folgen, welche das alles haben wird...

Flemming hatte die Idee von Volksdruck, welche in der neuen Acciſe zum Grunde lag, zu deutlich auseinander geſezt und ihr in der Seele des Fürſten einen zu hohen Grad von Lebhaftigkeit gegeben. Allgewältig von ihr aufs neue ergriffen, rief der Fürſt mit ungewöhnlicher Strenge aus: „Nun kein Wort weiter darüber! Es bleibt bei dem, was ich geſchrieben. Dismahl will **ich** Fürſt ſein; in zehen andern Fällen ſollen **Sie** entſcheiden.„ Die Gräfin, welche nicht wiſſen konnte, wie weit Flemming in der geheimen Unterredung mit dem Fürſten gegangen ſein könne, und der plözlich der Gedanke einfiel, ob er wohl gar wider ſie ſelbſt etwas gewagt, als wozu ſie ihm nun Dreuſtigkeit genung zutrauete, ſchwieg, verbarg ihren Unmuth und ſchwur dem Flemming bei erſter Gelegenheit eine fürchterliche Rache. Zwar verlies ſie ſich auf Ingenſtröm, daß deſſen erfinderiſches Genie ſtatt des verunglückten Acciſeproiekts zehen andere Plusmacherproiekte in Bereitſchaft haben werde; wäre es aber.

aber nur nicht **Flemming** geweſen, der auf den Fürſten ſo ſtarke Senſation gemacht. Dis war gerade der einzige Mann, von dem ſie nach dem, was ſie von ihm gehört, Alles fürchtete. Sie ſchrieb alſo an Ingenſtröm zurück, daß ſie ſich gegen alle ſonſt gemachte Erfarung dismahl auſſer Stande befinde, die durch Flemming verdorbene Acciſeſache wieder herzuſtellen; daß ſie eilen werde, ins Land zurückzukommen, da dann das ganze Regirungsweſen noch eine andere Geſtalt gewinnen müſſe; und daß er unterdeſſen auf Mittel ſinnen ſolle, die Einkünfte der Herrſchaft anderweit zu vermehren und beſonders den Raiſonneur auf die Seite zu ſchaffen. Ueber den letztern Umſtand breitete ſie ſich ſehr aus und ſchrieb unter andern: „Ich habe Ihnen zu ſpät geglaubt; nun aber glaube ich noch mehr, als Sie vieleicht. F. iſt uns in aller Hinſicht ein gefährlicher Mann, und könnte es erſt recht in der Folge werden. Ich begreife es nicht, wie er durch eine einzige Unterredung den Fürſten aus der für uns ſo günſtigen Ruhe erweckt habe. **Geſpannt** hat er ihn, und ich kann Ihnen die Feſtigkeit gar nicht beſchreiben, mit welcher mir der Fürſt bei dieſer Gelegenheit den **erſten** Widerſtand gethan hat. F. mus viel Redekraft und beſonders das Talent haben, Ideen ſehr deutlich und lebh zu machen. Der müſte oft mit dem Fürſten rede Darum eilen Sie unſer ſelbſt wegen, ſeinen St zuzubereiten: bewirken, denk ich, will ich ihn wo Etwas Feuer hat Ihre Karakteriſirung deſſelb beim Fürſten ſchon gefangen; nur zu einer Unt redung darf es nie wieder zwiſchen beiden komm Ich dächte, Sie erregten bei erſter Gelegenh ſeine patriotiſche Hitze und lieſſen Sie recht w kommen; ich wollte wetten, daß es Ihnen geling müſte, ihn bis zum Maieſtätsverbrechen zu ver ten. Das müſte aber öffentlich in der gan Seſſion geſchehen; und dann — ihm den un higen Kopf auf ewig zur Ruhe gebracht!„

Flemming hatte Pferde über Pferde geno men, und ſo kam er nicht nur, da Sekretär R ſo lange in P. liegen bleiben müſſen, der Zurückku des von Jugenſtröm an die Gräfin abgeſchickt Kouriers, ſondern auch der vom Fürſten an Juge ſtröm abgelaſſenen Eſtafette zuvor; Er hatte ka von Sophien und Leopoldinen, während daß er rückkehrend an ſein Herz gedrückt, gehört, daß d bewuſte Acciſe in der Reſidenz ſchon unter viele Lermen und Toben von allen Seiten her eingehob

werd

werde, als er dem Finanzkollegium eine auſſerordentliche Zuſammenkunft auf der Stelle anſagen lies. Niemand erſchien, auch kein Sekretär. Sogar das Zimmer, worinn das Kollegium ſeine Sitzungen hielt, fand er verſchloſſen. Er lies alſo ſolches ſofort durch den Kaſtellan öfnen und einen Sekretär herbeirufen, der den Befehl, die Aufhebung der neuen Acciſe betreffend, inſinuiren, ihn in die Regiſtrande auf ein beſonderes Blat eintragen und Bericht darüber an die geheimde Kommiſſion expediren muſte, welcher unter ſeiner alleinigen Unterſchrift ſogleich abging.

In der Nacht kam die Eſtafette von Ingenſtröm. Dieſer tobte und raſete, als er die Depeſchen geleſen, und beſchlos die Rückkunft des Kouriers noch abzuwarten; weil er ſich's gar nicht erklären konnte, daß die Gräfin den Fürſten nicht erſt darüber geſprochen haben ſollte, und auf der andern Seite es ſich auch gar nicht als möglich zu denken vermochte, daß ſie, wenn ſie ihn geſprochen, nicht gleich alles wieder kontrekarriert haben werde. Der ganze Vorgang war ihm ein Räthſel; welches die Rückkunft des Sekretärs Rohr aber bald löſete. Bis auf den Augenblick, da dieſer eintraf, hofte er noch immer auf eine zweite Kontreordre; da er aber den Brief der Gräfin las, fuhr er heftig zuſammen. Nach reifer Ueberlegung der Lage der Sache fand er, daß nichts für ihn zu thun ſei, als — **dismahl** Parition zu leiſten, und tröſtete ſich damit, daß Flemmings Kopf ſchon wackele. Es erging alſo von der geheimſten Kommiſſion ſofort ein Reſkript an das Finanzkollegium, daß der Fürſt aus höchſteigener Bewegung und aus beſondern Gnaden die neue aufgelegte Brod- und Bieraccise wiederaufgehoben habe. Flemming belas es in der nächſten Seſſion und lächelte. Als er aber in der Regiſtrande das Blat ausgeſchnitten fand, worauf der durch ihn eingegangene Befehl eingetragen war, und als auf ſeine Nachfrage der Befehl ſelbſt nicht mehr im Finanzkollegium zu haben war, entſtand zwiſchen ihm und Ingenſtröm eine heftige Debatte. Ingenſtröm behauptete, daß Flemmings ganzer Modus procedendi bei der Sache illegal ſei; daß ſelbiger den fürſtlichen Befehl, er möge übrigens in ſeine Hände gekommen ſein, wie er wolle, als **worüber ſich zu ſeiner Zeit erſt noch werde reden laſſen** — unmittelbar bei der geheimſten Kommiſſion hätte einreichen ſollen, welche ſich nun alſo vermöge ihrer Gerechtſame denſelben vindicire;

und daß die Aufhebung der Acciſe eigentlich auf ein fürſtliches Handſchreiben geſchehe, welches deshalb an die Kommiſſion ergangen. „Ach es iſt auch wahr, ſprach Flemming; wenn das Gute für die Nation nur geſchieht, ſo mags übrigens bewirkt haben, wer wollte, und wer konnte. Mir iſts gleich. Aber von dieſem Augenblick an mus iene neue Acciſe, welche ein Volksfeind aufs Tapet brachte, aufhören! „

Dis geſchah, weil es geſchehen muſte. Ingenſtröm behandelte von dem Tage an Flemming mit verſtellter höchſter Freundſchaftlichkeit, gab bald darauf ein groſſes Souper und lud ihn auch dazu ein; er entſchuldigte ſich aber mit heftigem Ohrenzwang. Die Aufhebung der drückenden Brod- und Bieracciſe machte eine ſtarke Senſation auf das ganze Volk, und man beſchlos, dieſelbe nach der glücklichen Zurückkunft des Fürſten allgemein zu feiern. Ihr Zuſammenhang ward ſo ſchnell bekannt, wie ſie ſelbſt. Alles pries und ſegnete den patriotiſchen Flemming. Man brachte ihm ein Geſchenk zur Erſtattung ſeiner Reiſekoſten, welches dieſe zehnfach überſtieg. Der Edle gabs zurück. Man wollte die goldene Innſchrift über ſeine Hausthüre in Marmor äzen — „Hier wohnt Flemming, der Patriot, der ſein Haus ſelbſt kaufte — „: er ſprach, Kinder, thuts nicht! Man brachte ihm am hellen Tage ein Volksfreudengeſchrei; ‚er ſchlich durch eine Hinterthüre aus ſeinem Hauſe. Man illuminirte Abends zu ſeinen Ehren; der Rechtſchaffene ſah nicht hin.

Flemming zu Leopoldinen. Was meinſt du zu dem **Geſchrei** heute am Tage und zu dem **Geleuchte** heute auf den Abend?

Leopoldine. Ich freue mich; aber nicht ſowohl über das Schreien und Illuminiren, als vielmehr über die Sache, worüber ſo geſchrien und illuminirt wird.

Flemming. Du denkſt ziemlich richtig, trifſt aber doch nicht ganz, was ich meine. Sieh, das ganze Weſen wird nicht nur meine Neider und Verfolger noch mehr gegen mich erbittern — Doch auch das kümmert mich nicht; — ſondern es iſt auch an ſich nichts, als **Polter- und Blendwerk** — Sache für **Auge** und **Ohr**, aber nicht für **das Herz eines Mannes, der die Menſchen kennet** — helle, klare **Grimaſſe**. Diejenigen, welche meinen Werth wahrhaftig fühlen, ſchreien gewis kein Vivat und zünden auch keine Lichter an; dafür werden ſie ihn aber auch immer fühlen. Vielleicht ſind dieſer doch nicht wenig. Die Schreier und Leuchter aber würden übermorgen vielleicht den Mund nicht für mich aufthun und keine Lampe für mich anſtecken, wenn ich unterdeſſen in Ungnade fiele. Und dieſer ſind bei weitem der gröſſeſte Theil. So ſind die Menſchen. Auf die wenigſten unter ihnen kann man ſich ſicher verlaſſen. Wer als öffentlicher Mann bei ſeinem Patriotiſmus, der bis an Aufopferung reicht, auf dauernde Dankbarkeit des Volks rechnet und ſich hierdurch, Patriot zu ſein und zu bleiben, antreiben läſſet: Der macht die Rechnung ohne Wirth. Doch, dis ſchadet nichts. Lohnen mus ſich ein Patriot ſelbſt können; ſchützen wird ihn Gott. Ich ſage dir es nur darum, damit du es, wie ich, macheſt und ietzt mehr, als ie, alle Kräfte deines Herzens auf die Zukunft ſammleſt. Ich glaube nehmlich zwar nicht, daß man nur geradezu für die durchgeſetzte gute Volksſache Ehre, Amt und Brod nehmen werde; es wird aber nicht lange währen, ſo wird man mit einem ähnlichen und vielleicht noch abſcheulichern Plan zu neuer Volksbedrückung hervortreten. Alsdann wird man ſich von Seiten der antipatriotiſchen Kabale beſſer vorſehen. Man wird nur es unmöglich machen, vor den Fürſten zu kommen; man wird ihn gegen mich einnehmen; ich werde reden nach, wie vor, und werde Alles daran ſetzen, um zu verhindern, was ich kann und ſo lange als ich es kann, und — ich werde das Opfer fürs Vaterland werden. Der Fürſt iſt gut; aber — ia wenn ich immer bei ihm wäre! Wenn ich vor ihn könnte, ſo oft ich wollte! Aber ſo, wenn nun Jugenſtröm erſt wieder um ihn ſein wird, ſo werden die entgegengeſetzten Eindrücke, welche dieſer auf ihn macht, ſo heftig auf ihn wirken, als die meinigen. Und dann denke, daß Jugenſtröms Eindrücke die ſpätern ſind, daß dieſer ſie immer wieder erneuern und anfriſchen könne, ich ſie aber vielleicht nie wieder auszulöſchen Gelegenheit haben möchte. Was kann da anderes entſtehen, als was ich ahnde? Mein feſter Vorſatz bleibt inzwiſchen, meinen Weg der Rechtſchaffenheit, den ich ſeither, von Gott geſchützt und bewahrt, ging, im Vertrauen auf Gottes fernern Schutz und Beiſtand männlich fortzugehen. Und wenn ich erſt die gröſſeſte Fürſtenungnade und hernach auch ſogar den gröſſeſten Volksundank dafür erführe, daß ich für die Sache des Volks redete und eiſerte: ſo will ich mich mit dem Gedanken tröſten, daß ich meine Beſtimmung redlich erfüllt habe. Ob meine Rechtſchaffenheit von Menſchen ſo erkannt werde, wie ſie es werden ſollte, oder nicht, das gehört nicht zur Sache. Ich arbeite für Menſchenwohl darum, weil es Menſchenwohl iſt. Nur du — bereite dich; ich bin bereitet. Mit deiner Mutter mag und kann ich über Zukunft nicht reden; ſie iſt nicht ſtark genung dazu und ich bin immer froh, wenn ich über Gegenwart mit ihr fertig bin. Du biſt ſtärker, als ſie; ſo leiſte auch mehr, als ſie! Genung, ich gehe, wenns ſein mus, für Menſchheit und Vaterland aufs Schafot. Der Allmächtige wird mit mir ſein.

Bald darauf kam der Fürſt mit der Gräfin zurück. Der Kammerdiener war noch im Bade ſeines Dienſtes entlaſſen worden und ſchrieb an Flemming, daß dieſer ſeintwegen unbeſorgt ſein möge; inmaſſen er zwar in gröſſeſter Ungnade und ohne allen Abſchied dimittiert worden ſei, dafür aber anderweit ſein gutes Emploi geſunden habe und ſich nie wieder in ein Land zurückſehne, wo ehrliche Leute verhaßt wären; daß er ihm zu der erlangten Bürgerkrone Glück wünſche, ihm aber auch zugleich wohlmeinend rathe, in einer ſolchen Staatsverfaſſung äuſerſt auf ſeiner Hut zu ſein, weil er gewis wiſſe, daß die Gräfin von M. ihm den Tod geſchworen und den Fürſten bereits ſo weit umgeſtimmt hatte, daß ſelbiger jetzt ungnädig auf ihn ſei. Flemming hatte genung hieran. Es erfolgte eine kleine Staatspauſe; während welcher nichts Neues vorfiel, als daß Flemming acht und vierzig Stunden Hausarreſt bekam. Ingenſtröm war faſt unaufhörlich bei Hofe. Flemming wagte es, nach ausgehaltenem Arreſt, ſich an den Fürſten zu drängen, und bekam dafür dreimahl acht und vierzig Stunden Hausarreſt, mit der Andeutung, daß er, wenn er noch einmahl ungerufen käme, kaſſiert ſein ſolle. Die letzte Arreſtorder ward ihm vom Fürſten ſelbſt wirklich unterſchrieben zugeſchickt. Der Edle ſeufzte über ſie und beſchlos, ſeinen Feinden, da die Sache nun ſo ſtehe, wenigſtens die Schadenfreude nicht zu machen, ihn kaſſirt zu ſehen, ohne erſt noch irgend eine letzte wohlthätige Erſchütterung hervorgebracht zu haben. In dieſen Tagen lies er ſchlechterdings keinen ſeiner Freunde vor ſich. Leopoldine nur kam dann und wann, aber nicht anders, als gerufen, zu ihm. Er genos wenig und ſchlief wenig. Man ſah ihn oft Stundenlang unruhig auf ſeinem Zimmer auf und nieder gehen, oft eben ſo lange knieend beten. Es war nicht anders, als wenn er ſich zum härteſten aller Kämpfe bereite.

Endlich erfolgte auf die Staatspauſe das tobende Tutti. Binnen drei Tagen ergingen drei Reſkripte an das Finanzkollegium. Zwei waren vom Fürſten ſelbſt unterſchrieben. In dem einen davon ſagte er ſeinen Kollegien gleichſam das Lebewohl, indem er ihnen bekannt machte, daß von nun an auf ſo lange, bis er den Befehl wieder zurück nähme, die Unterſchrift der Gräfin von M. in allem ſtatt der ſeinigen gelten ſolle. In dem andern ward die Erhebung des Herrn von Ingenſtröm zum erſten Miniſter und die Aufhebung der geheimen Regierung oder des ſeitherigen erſten Landeskollegiums notificirt. Alle Berichte aus den Kollegien ſollten nun wieder zwar geradezu an den Fürſten gerichtet, bei dem Premierminiſter von J. aber abgegeben werden. Zugleich ward darinn eingeſchärft, daß ſich in Zukunft kein einzelner votirender Rath mehr unterſtehen ſolle, Gegenvorſtellungen zu machen, ſondern daß dis nur ganzen vereinigten Kollegien verſtattet werde. Das dritte Reſkript war von der geheimſten Kommiſſion und befahl die Einrichtung einer jährlichen Kopfſteuer durchs ganze Land.

Der Fürſt war ſeit ſeiner Zurückkunft aus dem Bade einer der unglücklichſten Herren geworden.

Man glaubte gar, daß ihm der Leibarzt Battelli, welchen die Gräfin aus Mailand kommen laſſen, etwas betäubendes gegeben. Er ſchlief auſſerordentlich viel und fühlte plötzliche Herabſpannung, ſobald er nur einigermaſſen ſeinen Geiſt anſtrengen wollte. Battelli rieth ihm deshalb heftige Leibesbewegung und auf eine Zeitlang ein gänzlich unthätiges Privatleben. Letzteres erhub die Gräfin zur Vicefürſtin und Ingenſtröm zum Premierminiſter; erſteres machte den Fürſten zu einem Jagdliebhaber. Er fragte nun ſelten nach Landesangelegenheiten. Die Antwort, welche er dann empfing, war das Uniſono von allen Seiten, daß Alles nach Wunſch gehe, obgleich der unruhige Kopf, Flemming, unermüdet beſchäftigt ſei, die gemeinnützigſten Einrichtungen zu erſchweren und den Unterthanen widrige Begriffe von der ietzigen Regierungsverfaſſung beizubringen. Dieſe Sprache führte die Gräfin; Ingenſtröm führte ſie; Battelli, die Jagdkavaliere, der Leibkammerdiener, die Leibpagen, die Leiblakeien führten ſie. Er ſelbſt, der Fürſt, ward zu dem Glauben gewöhnt, daß, weil ihm iezt iede Gemüthsbewegung, auch ſogar das **Mitleid**, ſchädlich ſei, er alle Unterhaltung nicht nur mit Dienern, ſondern auch ſogar mit Unterthanen vermeiden müſſe.

Ingenſtröm hatte gleich den Tag nach der Zurückkunft des Fürſten auf das menſchenfreundlichſte zu benutzen gewußt. Dieſer war es, an welchem die dankbare Nation das vaterländiſche Feſt der Rückkehr ihres Herrn und die wiederaufgehobene neue Bier- und Brodacciſe feierte. Es ging allenthalben ſehr luſtig her; doch beging man keine Ausſchweifungen. Der Fürſt hörte den allgemeinen Jubel und fragte, was derſelbe zu bedeuten habe. „So hat's ſeither immer gegangen, erwiederte Ingenſtröm. Das Volk weis ſich für Uebermuth und Wohlleben nicht mehr zu laſſen. Es hat zu gute Zeit, und daraus kann bei dem gemeinen Mann nichts anders, als ſolche Immoralität erfolgen. Zur neuen Bier- und Brodacciſe ſollte es zu arm ſein; aber zu ſolchem aufwandvollen Sauſen und Brauſen hat es Geld. Was es ſeinem Fürſten geben ſollte, das verjuchheit es lieber. Und ſo will es eben Flemming haben. Das nennt er Volksglückſeligkeit. Ihro Durchlaucht können daraus ſehen, wie ſchändlich er Sie hintergangen habe. Das Herz im Leibe hat mir Ihrentwegen geblutet, als er auf ſo eine ſtrafbare Weiſe wider allen Reſpekt, den er ſeinem Landesherrn ſchuldig war, Ihre Kontreordre, die bewußte Acciſe betreffend, erſchlich. Doch, dis iſt

nun geſchehen. Aber das Volk mus anderw
dergehalten werden; ſonſt wird es ganz wild.
zu viel, welches es offenbar hat und nur zu S
gerei und Ueppigkeit misbraucht, mus ihm g
men werden, um das offenbar immer noch z
nig, welches ſein Fürſt hat, zu ergänzen.
ſchieht dis nicht, ſo iſt es nicht möglich, da
Herrſchaft länger beſtehen könne. Und dem
ming müſſen Ihro Durchlaucht das Handwe
gen; ſonſt erleben wir noch eine Rebellion, a
niemand Schuld iſt, als er.“ Dergleichen
nuationen machte Ingenſtröm dem Fürſten ta
und ſo brachte er es dahin, daß der Fürſt endl
ihm ſagte: „So machen Sie, was Sie w
Ich werde nie eine Gegenvorſtellung wieder a
men und auf keinen weiter hören, als auf
Laſſen Sie in geheim dem Flemming den Ab
ausfertigen und tragen ihn bei ſich.“ Dieſer
ſchied war das lezte, was der Fürſt dermahlen
unterſchrieb. Ingenſtröms Freude hierüber
gros; die Gräfin aber, welche es nicht verſchm
konnte, daß Flemming geſagt, daß ſich iezt
fremde Hand mit den Landeseinkünften fülle,
der Meinung mit ihm, daß ſelbiger ſo mit e
bloſſen gebläueten Auge nicht davon kommen m

Flemming hatte eben eine Kommiſſion auf dem Lande gehabt, und traf, als er zur erſten Seſſion wieder kam, alle die drei wichtigen Reſkripte zuſammen an. Er gerieth in eine fürchterliche Bewegung darüber und nahm es auf der Stelle mit Ingenſtröm deshalb auf.

Flemming. Nun dann, ſo haben Sie es ja wohl längſt gern haben wollen. Vermuthlich Alles Ihr groſſes eigenes Machwerk! Wir ſind nun völlig das, wozu Sie uns lange ſchon haben machen wollen: nehmlich bloſſe Exekutoren Ihrer landverderblichen Plane, bloſſe Maſchinen, die der Herr Premierminiſter von Ingenſtröm ſtellt, wie er will. Vortreflich! Ganz vortreflich! O ſtände Karl, der Freund ſeines Volks wieder von den Todten auf, was würde er mit Ihnen thun! Glauben Sie aber, Sie werden der höhern Juſtiz dafür nicht entgehen.

Ingenſtröm. Laſſen Sie mich aus der Sache! Der Fürſt kann thun, wie er will, und ich mus thun, wie er will. Die beiden erſten Reſkripte hat der Fürſt ſelbſt unterſchrieben. Blos das leztere habe ich nur nebſt den übrigen Herren von der geheimſten Kommiſſion ausgefertigt: das iſt Alles. Mit dem Fürſten haben Sie es alſo zu thun, wenn Sie ſich

über den Inhalt der beiden erſten Reſkripte auſ
ten! Was er will, mus Ihnen wie mir, recht
mithin brauche ich gar nicht einmahl ſein Verth
ger zu werden. Und wie können Sie ſagen,
wir nun hier aufhörten, Räthe zu ſein? Iſt es
nicht ausdrucklich ferner vorbehalten, wenn wi
für das fürſtliche Intereſſe für nöthig erachten,
ſtellungen zu thun? Aber freilich, kollegial-ſch
ſen ſie ſein. Und das iſt auch recht. Dad
wird der Kaprice einzelner Individuen Grenz
ſetzt, und der Fürſt vor der Gefahr bewahrt, ei
tig zu handeln.

Flemming. Schön! Nun wohlan, ſo
unſere Schuldigkeit, die uns gegebene fürſtliche
laubnis heute noch zu gebrauchen und der das
ſo unausſprechlichbedrückender Kopfſteuer wegen
miſſe und bidere kollegialiſche Vorſtellung zu t

Ingenſtröm. Dazu gebe ich mich nicht

Flemming. Sehen Sie! O ſo haben
es ja allerliebſt einzurichten gewuſt, daß Si
kollegialiſchen Gegenvorſtellungen uns reſe
haben; weil Sie gewis wuſten, daß es, ſo lange
Präſident bei uns ſein würden, zu keiner kolleg
ſchen Vorſtellung kommen werde.

In

Ingenſtröm. Ich bitte Sie zum letztenmahle — Laſſen Sie **mich** aus dem Spiel.

Flemming, aufgebracht. Herr, das iſt **kein Spiel.** Volksdrückung, noch fürchterlichere Volksdrückung, als die aufgehobene ſchwere Bier- und Brodacciſe war, iſt es! Wenn der Fürſt auf geſchehene rührende Vorſtellung dieſe misbilligte, ſo wird er noch eher iene misbilligen, ſobald ihm gehörige Vorſtellung darüber gemacht wird. Schlimm genung, daß mir dieſe für meine einzige Perſon nun unmöglich gemacht wird! Ich wollte ſie ſonſt gewis mit glücklichem Erfolg einreichen. Der herzensgute Fürſt! Man hat ihm offenbar die Sache wieder falſch vorgeſpiegelt ... Erwägen Sie doch nur, wie ein Handwerker oder Taglöhner, wenn er acht, zehen Kinder hat, alle die Gulden erſchwingen möge, welche er nun für ſich, ſeine Frau und ſeine Kinder von ihrem achten Jahre an geben ſoll.

Ingenſtröm. Das iſt ia unſere Sache nicht. Da laſſen Sie doch — —

Flemming, hitzig einfallend. Allerdings iſt es **unſere** Sache. Dafür ſitzen wir hier, uns der armen Unterthanen anzunehmen. Wir müſſen dem

Fürſten ſagen, daß das Volk in den unterſten Ständen ſchlechterdings dieſe Auflage nicht erſchwingen könne.

Ingenſtröm. Das iſt mir unbegreiflich. Erſtlich, haben Sie nicht neuerlich noch Beweiſe davon gehabt, daß das Volk übermäſſig wohlhabend ſein müſſe? Wer ſo ſauſen und brauſen kann, der mus wahrhaftig nicht dürftig ſein. Wozu aber dis unmoraliſche Leben des gemeinen Mannes? Es gereicht zu ſeinem Frieden, daß ihm die Flügel mehr beſchnitten werden. Schwelgerei macht ruchlos. Und die läſſet der Pöbel nicht, wenn er nicht ſo zuſammengehalten wird, daß er nicht mehr habe, als er nothdürftig braucht. Hat er mehr, als dis, ſo ſchlägt er allenthalben über die Schnur.

Flemming. Wie können Sie ein Feſt, wodurch eine gutmüthige und dankbare Nation die Zurückkunft und die Gnade ſeines Fürſten feiert, Schwelgerei nennen? Ich habe es ihr warlich verdacht, daß ſie es that, und gleich geglaubt, daß ihr dis zu einem Schwert gegen ſie ſelbſt gemacht werden werde. Und kommt denn das etwa ſo oft? Wollen wir denn nicht dem armen gemeinen Manne, der ſo nicht viel Lebensgenus hat, auch einmahl einen Tag der allgemeinen Freude gönnen? Hat denn Gott die Freude nur für uns geſchaffen?

Ingenſtröm. Der Pöbel mus davon nichts wiſſen. Was er nicht weis, macht ihn nicht heis. Und dann — ſobald ein Kind ſieben Jahre alt iſt, kann es ſchon arbeiten und verdienen: und dann verhältnismäſſig immer mehr. Die Eltern ſollen ihre Kinder hinfort beſſer zur Arbeit anhalten. Wie können Sie eine Anſtalt misbilligen, die dis nebenbei verabzweckt? Wie wohl rathen ſich Eltern, wenn ſie ihre Kinder von Jugend auf wacker arbeiten laſſen! Jung gewohnt alsdann, alt gethan! Da ſie nun nicht ſelbſt hierauf denken, ſo iſts billig, daß man ſie auf den Gedanken bringe. Daß geſchieht aber nicht gewiſſer, als durch ſo eine Kopfſteuer.

Flemming. Sie verſündigen ſich warlich an der Nation. Entweder Sie kennen ſie nicht, und — ſo lernen Sie ſie kennen; oder Sie wollen ſie nicht kennen. Ich kenne kaum ein arbeitſameres Volk, als das hieſige. Gehen Sie doch nur umher und ſehen die Betriebſamkeit in den unterſten Ständen von den Eltern an bis auf die Kinder. Die Sache beweiſt ſich ia auch von ſelbſt. Wie können Sie denn glauben, daß ein Handwerksmann oder Taglöhner, der eine ſtarke Familie hat, dieſe würde ernähren können, wenn ſeine heranwachſenden Kinder nicht mitarbeiteten? Was dieſe aber verdienen, das gehört den Eltern als Zuſchus zu den Erhaltungs- und Erziehungskoſten, welche ſie verurſachen. Nimmt man ihnen nun dis guldenweiſe weg, wie wollen ſie die Kinder ernähren können?

Ingenſtröm. So mögen ſie ſie von nun an für den Werth eines Guldens mehr arbeiten laſſen. Das Geſchmeis wird nicht davon ſterben. Unkraut vergeht nicht.

Flemming. Herr, Sie haben abſcheuliche Grundſätze. Warlich, nur eine Seele, von dieſen voll, war im Stande, ſo eine grauſenerregende Volksplackerei zu erſinnen und ſich dadurch des Hochverraths am ganzen Vaterlande ſchuldig zu machen.

Ingenſtröm. Herr, **ich** habe die Kopfſteuer nicht befohlen: **der Fürſt** hat ſie befohlen. Meine Herren, faſſen Sie wohl, was er geſprochen hat; Sie werden alle zeugen müſſen.

Flemming. Ja, Sie ſind *es* und kein anderer Menſch, deſſen Gehirn dieſe Volkstirannei ausbrütete. Sie brauchen keine Zeugen aufzurufen;

ich will es ihnen ſchriftlich geben, wenn Sie es verlangen. Sie ſind der Menſch, über den nun längſt ſchon die ganze Nation Ach und Weh ſchreit. Ich **weis Alles**. Doch, dis wäre nur äuſerſtwenig geſagt; denn alle Menſchen hier zu Lande wiſſen, was ich weis. Aber ich will Ihnen auch Alles ſagen, was ich weis; und dis iſt der groſſe Unterſchied zwiſchen mir und den übrigen Tauſenden. Sie ſtachen von jeher mit der Gräfin von M. durch, und der gute Fürſt wuſte von allem, was geſchah, nicht viel mehr, als der liebe Mond, der ſolches hernach, wenn es geſchehen iſt, **beleuchtet**. Die Finanzen mögen allerdings ſchlecht ſtehen. Seitdem wir die Ehre haben, uns Ihrer Präſidentſchaft zu erfreuen, erfaren wir freilich nichts Beſtimmtes davon und ſind nur **die Zahlauſſe des Volks an unſern gnädigſten Herrn.** Ich glaube es Ihnen aber auf Ihr Wort, ohne daß Sie ſchwören, und auch ſogar ohne Ihr Wort, blos den Aſpekten nach, daß ſie ſchlecht ſtehen. Ich glaube, daß der Fürſt zuweilen weniger in ſeiner Börſe habe, als ich; ich kann aber darauf nichts weiter antworten, als — wie man's treibt, ſo gehts. Doch davon ein andermahl. Jezt ſage ich Ihnen nur gerade vor den Kopf, daß Sie ſeither der Mann waren, der die ganze geheimſte Kommiſſion im Leibe hatte, nach deſſen Pfeife die übrigen Herren von derſelben tanzen muſten, der die Plane zur Verbeſſerung der herrſchaftlichen Finanzen entwarf, ſie von den übrigen unterſchreiben lies, ſodann an uns hier ausfertigte und ſie vor- und nachher der Gräfin kommunicirte, damit dieſe in guter Stunde den Fürſten davon orientirte und ihm vorſpiegelte, wie ſolche für ihn äuſerſt ſchwerfällig und für die Nation äuſerſt leichtfällig wären. Nun, bei der allerneueſten Einleitung der Regierungsangelegenheiten wird Ihnen alles noch unendlich leichter werden. Sie können, wie es ſcheint, nun im ganzen Ernſt thun, was Sie wollen. Dabei trinken Sie Ihre Bouteille Kapwein auf Pereat Volk, und verlaſſen ſich, wenn ein Kollege etwa raiſonniren ſollte, auf Arreſt- und Kaſſationsbefehle, die die Gräfin nun freilich nach Belieben geben kann, und, wenn das Volk etwa toben ſollte, auf's Militär. Dis hat Kanonen. Dieſe pflanzt man dann auf, ſagt dem Fürſten, ſeine Unterthanen wären Kanaillen und rebellirten, und ſchieſſt einige Hunderte todt und zu Krüppeln, worauf die übrigen Tauſende, wenn ſie ganz und lebendig bleiben wollen, zum Kreutze kriechen, ſich von Ihnen ſchaben und ſchinden und das Fell über die

Ohren ziehen laſſen. So iſts, und ſagen Sie nur ſelbſt, ob ich Ihnen nicht wie aus der Seele ſpreche. Geben Sie aber Acht, es geht nicht klug und kann nicht klug gehen. Ich kenne die Nation ganz. Sie duldet lange, aber — endlich bricht ſie los und bricht fürchterlich los. Verlaſſen Sie ſich auch nicht zu ſehr auf die Kanonen; es könnte am Ende an Leuten fehlen, die ſie losfeuerten. Die Soldaten ſind gröſtentheils Brüder der Bauern, gegen die ſie aufmarſchiren ſollten, und dürftens am Ende wohl eher mit den Brüdern, als mit ihren Plackern halten. Dann könnts gar ſein, daß man die Kanonen umwendete und auf dis und jenes Haus richtete. Hören Sie mich wenigſtens hierinn und ſuchen allgemeines Elend zu verhüten. Mein Schickſal iſt mir gleich. Abdanken werde ich nie; ich denke, es ſei beſſer, hier und da noch immer etwas für das Vaterland, als gar nichts mehr, thun. Werde ich aber abgedankt, ſo ermächtige ich mich der Gerechtſame der Publicität, welche zu groſſem Troſt aller Unterdrückten der Welt iezt heilig ſind, und laſſe Alles, wie ichs hier ſage, und noch weit ausführlicher, drucken. Dann ſtehe am Pranger der Menſchheit, wen's trift! Indeſſen iſts doch wahr, daß ſolche abſcheuliche Auftritte ſich in der chriſtlichen Welt ereignen dürfen und daß einſtweilig eine ganze Nation unter ſolchen verwünſchenswürdigen Volksauskleidungen und Volksplünderungen leiden mus.

Ingenſtröm. Herr geheimer Finanzrath, ſind Sie in dieſen Augenblicken völlig bei ſich? Ich erinnere mich eben, daß Sie während ihrer Krankheit heftige Paroxiſmen von Geiſtesabweſenheit gehabt haben. Vielleicht, —

Flemming. Vollkommen, Ihro Excellenz; ſo vollkommen, daß ich ſo einem Manne, wie Sie ſind, alles ſo ſagen kann, wie es ihm nur von Gottes- und Vaterlands wegen gehört. Ich wünſchte nur, daß ihre moraliſchen Gefühle und Gewiſſenskräfte ſo geſund ſein möchten, wie es allewelle meine Ideen und Reflexionen ſind.

Ingenſtröm. Sie ſind alſo völlig bei ſich. Gut, ſo mus ich dieſen ganzen Vorgang dem Fürſten melden und es ihm überlaſſen, auf welche Weiſe er die harten Beleidigungen, die Sie iezt gegen mich mitten in ſeiner Burg und dicht bei ſeinem Stuhle ausgeſtoſſen, ahnden werde. Hätten Sie aber nur den einzigen Gedanken, der dort im Evangelium ſteht — der Herr bedarf ihrer — der Fürſt brauchts — mit kaltem Blute erwogen, ſo würden Sie auch nicht einmahl ein Wort über die Kopfſteuer verlohren haben.

Flemming. Herrlich applicirt! Die Nation iſt alſo vermuthlich der Eſel und ihre Kinder vom ſiebenten Jahre an, die auch ſchon Kopfſteuer zahlen ſollen, das Füllen. Ja, ja, Herr Präſident, ſo haben Sie ſie auch wirklich ſchon lange behandelt. Packeſel gabs ſchon bei uns; nun ſoll es auch noch Packfüllen geben. Mir fällt aber auch etwas aus dem Evangelium ein. Hephata — das heiſſt — thue dich auf! Nun wohlan denn, Hephata! Das Band meiner Zunge ſei los! Vermuthlich haben Sie Ihrer Meinung nach noch nicht genung heute von mir gehört, um die vorhabende Proceſſion mit mir recht feierlich und zu einem Leichenzuge zu machen. Alſo Hephata! — Sie ſagen, der Fürſt brauchts . . . Iſt das ein Argument, woraus man die Rechtmäſſigkeit einer neuen Kopfſteuer beweiſen kann? So könnten Sie auch wohl gar einmahl ſagen, der Fürſt brauche die Köpfe der Leute ſelbſt, — und Sie lieſſen getroſt die ganze Nation köpfen. Ich zittere vor ſo einer in der Chriſtenheit ganz unanſtändigen Sprache, die dem erzveziriſchen Deſpotiſmus Thüre und Thor öfnet. Und — der Fürſt brauchts? ſagen Sie mir doch nur — wozu? Kann er etwa von ſeinen Einkünſten nicht ſtandes- und zeitmäſſig leben? Wo iſt ein Fürſt von ſeiner Klaſſe, der ſo ſtarke Revenüen hätte, als er? Er kann wahrhaftig fürſtlichen Aufwand machen, und ſeine Unterthanen werden ſich dabei wohlbefinden. Mehr iſt aber auch ein Volk nicht ſchuldig zu tragen, als dies. Hat ſich unſere Nation nicht ſchon neuerlich auſſerordentliche Auflagen, Bedrückungen und Einſchränkungen genung gefallen laſſen? Und dieſe ſollen gar kein Ende haben? Wie ſoll das Volk dazu kommen, nun durch ganz unerſchwingliche und gleichſam bis in die Ewigkeit hin fortdauernde Zwangbeiträge erſt die unerſättliche Prachtliebe, und dann den noch unerſättlichern Geiz einer fremden Gräfin zu befriedigen, die nicht die geringſten gerechten Anſprüche auf das Land hat und die enormen Summen in ihr Vaterland remittirt, um mit der Zeit daſelbſt den letzten Akt zu ſpielen? Der Fürſt iſt wahrhaftig von Natur, Temperament und Principen kein Unterdrücker ſeines Volks; aber er iſt zu gutwillig und gäbe wohl das Herz weg. Dieſe ſeine ſchwache Seite benutzt die Gräfin auf das unverantwortlichſte. Sie bekommt un endlich mehr, als ihr gehört. Keine rechtmäſſige Gemahlin empfängt das. Der Fürſt mags ſo gut damit meinen, wie er will; genung, er thut nicht recht daran. Es iſt ia doch fürchterlich, daß ſo einer einzigen Perſon wegen blos darum, weil ſie das Herz eines Landesherrn in Händen hat und daſſelbe himmelſchreiend misbraucht, ſo viel Tauſende von Zeitgenoſſen und Nachkommen in Elend und Verderben geſtürzt werden ſollen. Die Gräfin weg und vergeſſen, ſo iſt unſer Fürſt der Vater wieder, der er ſonſt war, und hat mehr, als genung, und ſeine Kinder habens wieder gut, und unſer Land iſt wieder eins der glückſeligſten auf dem Erdboden. Der Saz — ein Fürſt kann thun, wie er will, und ſeine Unterthanen können ihn darüber nicht zur Rechenſchaft fordern — iſt wenigſtens in der erſtern Hälfte grundfalſch. Schon blos des Beiſpiels wegen, das er gibt, kann er nicht handeln, wie er will. Er ſteht zu hoch; er wird vom ganzen Volk geſehen und regt in vielen Tauſenden auf einmahl den Trieb der Nachahmung. Ich mag mich nicht deutlicher über das, was ich hier meine, ausdrücken. Ich hoffe aber, daß man mich verſtehen werde. Auch mus die Allgewalt des Fürſten von ſeinen Miniſtern nicht dazu angewendet werden, daß ſie den Unterthanen das Leben verleide und daß ſie aus Verzweiflung, weil ihnen der letzte Biſſen Brods nicht mehr ſicher iſt, Selbſtmörder werden, oder ans Auswandern denken, oder rebelliren. Zum erſtern ſind nur Wenige immer geneigt; wozu es alſo unter den beiden letztern Fällen kommen werde, wird die Zeit lehren. Eins von beiden aber mus geſchehen; oder die menſchliche Natur müſte bei uns aufhören, menſchliche Natur zu ſein. Dis alles mus dem Fürſten geſagt, im Nahmen des Volks nun geſagt werden; damit er es nicht in Strömen von Bürgerblut, die er etwa vergieſſen laſſen müſte, zu leſen bekomme. Geſagt mus es ihm werden, daß die Bedrückung, welche die Gräfin dem Lande anthue, nun ins Unmenſchliche gehe und daß entſetzliches Unglück vorſchwebe. Geſagt mus es ihm werden, daß ſie ungeheure Summen nach Mailand remittire und ſo den Blutigel ſeines armen Volks mache. Geſagt mus es ihm werden, daß ihr die Regierung des Landes nicht gehöre. Wäre es noch die Fürſtin dieſes Landes, deren Wohlfart lebenslang an die Wohlfart dieſes Volks gebunden iſt, welche an Fürſten Statt regirte! Aber ſo — eine Fremde, die gehen kann, wenn ſie will, und die auch gewis gehen wird, ſobald ſie genung an ſich geriſſen hat — o ihr heiligen Gebeine Fürſt Karls beweget euch und kommet zurück — — oder du Geiſt Karls, umſchwebe wenigſtens deinen Sohn Rudolph, daß er den Vater ſeines Volks wieder mache — —

Bei dieſen Worten ſtand Ingenſtröm auf und ging aus dem Kollegium. Flemming fuhr in ſeinen patriotiſchen Ausgieſſungen fort und warf ſeinen übrigen Kollegen ihre Irreligioſität und Fühlloſigkeit, mit der ſie ſich dazu hergäben, einem erklärten Volksfeinde und Vaterlandsfeinde bei ſeinen abſcheulichen Handlungen blos darum, weil er der Günſtling der Gräfin ſei, die Hände zu bieten und an ſeinen Sünden Theil zu nehmen, auf das nachdrücklichſte vor und ſchlos mit den Worten — „Und wenn wir alle darüber aus dem Kollegium gewieſen werden ſollten, wir müſſen reden.“ Ein alter Graukopf von geheimen Finanzrath verſetzte — Ja doch, ja; wenn wir nur keine Frau und Kinder hätten! „Und wenn wir zehen Weiber und hundert Kinder hätten, erwiederte Flemming, ſo müſſen wir keine ſtumme Hunde ſein. Ueber uns lebt Gott. Der ſieht alle unſere Handlungen und wird uns dabei ſchützen, wenn ſie rechtſchaffen ſind. Sein Gericht wird aber über uns ergehen, wenn wir den Mantel nach dem Winde hangen laſſen.“

Jetzt trat der Fiſkal herein und kündigte dem ganz athemloſen Flemming im Nahmen der Gräfin an, ſofort das Kollegium und das Schlos zu verlaſſen und ſich nach Hauſe zu begeben, wo er bis auf weiteres Arreſt haben ſollte. Flemming ward äuſerſt aufgebracht und gab dem Fiſkal den Auftrag, der Gräfin zurück zu vermelden, daß nur der Fürſt ihm im Schloſſe und ihr im Lande die Thüre weiſen könne. Bald darauf kam der Maior von B. und händigte ihm ſeinen Abſchied mit den Worten ein: Sie ſind mein Arreſtant. Flemming wollte durchaus nicht mitgehen. „Der Abſchied iſt vom Fürſten, ſprach er, das ſehe ich wohl; iedoch ohne Datum. Vermuthlich hat man ihn lange ſchon proviſoriſch ausgefertigt. Von wem aber iſt die Order zum Arreſt? „ — Von der Gräfin. — „Nun, ſo gehe ich durchaus nicht mit. „ Der Maior von B. gab ein Zeichen, und ſechs Grenadiere mit aufgepflanztem Baionet traten herein und ſchlepten Flemming mit Gewalt fort, und — in die Wache. „Gott ſei mit Ihnen, ſprach er in der Thüre, meine Herren! Wider Gewalt kann ich nicht. Uns erwartet alle unſer Richter. Freimüthig werde ich in iedem Gericht der Welt ſtehen können, und Gerechtigkeit wird mir im oberſten gewähret werden. „ Als dis geſchehen war, kam Ingenſtröm zurück, und — die Kopfſteuer ward ſogleich regulirt.

Der Fürſt war eben auf der Jagd, als dis vorging, und wuſte von allem nichts. Flemming ſchickte, ſobald er in der Wache war, nach Sophien und Leopoldinen, welche auch zu ihm eingelaſſen wurden. Sophie fiel unter tauſend Thränen und mit zitternden Händen über ihn her. „Ich kenne dich, ſprach er zu ihr, daß du eine furchtſame Seele biſt; darum habe ich dir ſelbſt Muth einſprechen wollen. Mir iſt nicht bange; ſo ſei du auch getroſt. Ungehört kann ich nicht verdammt werden. Wir leben ja nicht in der Türkei. Ich habe geredet und werde reden. Es kann mir nichts geſchehen, als was Gott will und was zu euerm und zu meinem Wohl gereicht. Leopoldine, muntere du die Tage über, in welchen ich nicht bei euch bin, deine Mutter recht auf. Gott wird uns alles überſtehen laſſen. Vielleicht gereicht mein Leiden zum allgemeinen Beſten. Und dann ſolls mir der glücklichſte Vorgang meines Lebens ſein. „ Sophie ſchüttelte den Kopf und erzählte ſchluchzend einen Traum, den ſie in voriger Nacht gehabt, wie erſt ein Graben zwiſchen ihnen geweſen, durch den ſie baden müſſen, um zu ihm zu kommen, und wie ſie ihn hernach ganz aus dem Geſicht verlohren. Leopoldine aber fragte ihren Vater ganz herzhaft, ob er keinen Advokaten verlange. »Ich brauche keinen, erwiederte er; ich will mein eigener Advokat ſein.« Leopoldine entfernte ſich dennoch und kam nach einer Stunde mit gekränktem Selbſtgefühl zurück. Der Vater fragte ſie um die Urſache ihrer ſonderbaren Stimmung. Sie erzählte ihm, daß von allen Advokaten, die ſie geſprochen, ihm keiner dienen wolle. »Das hätte ich dir vorherſagen wollen, ſprach er; ich brauche aber auch keinen. Ihr werdet noch mehr erfaren. Auch keiner unſerer Freunde hier wird für mich zu Hauſe ſein. Doch auch das ſchadet nicht. **Mein Herz iſt mein Freund und mein Mund mein Advokat.**« Unterdeſſen hatte ſich das Gerücht von Flemmings Arretirung ſchon durch die ganze Stadt verbreitet und machte allgemeine Senſation. Viel Hunderte von Menſchen verſammleten ſich bei der Wache.

Die beiden Leibärzte traten ein. Flemming fragte ſie, was ſie wollten. Battelli antwortete, ſie würden von der Gräfin geſchickt, ſeinen Geſundheitszuſtand zu unterſuchen; man halte ihn für krank.

Flemming. Aha — ich habe wohl zu ſtark geredet, als daß man es für gut befindet, meine Sache zu unterſuchen? Man denkt wohl, es ſei beſſer, ſie niderzuſchlagen, als gewiſſe Materien, die ich abgehandelt, in Umlauf zu bringen und ſie zu Gegenſtänden allgemeinerer und genauerer Beleuchtung zu machen? Und ſo möchte man mich vieleicht lieber für närriſch erklären — nicht wahr? Nicht übel ausgedacht! Nein, nein, ſagen Sie der Gräfin nur wieder, ich wäre bei vollem Verſtande und wünſchte, daß alle Menſchen ſo bei ſelbigem wären. Sagen Sie ihr, daß ich mich nicht erinnern könnte, in meinem Leben klüger geſprochen zu haben, als heute in den Morgenſtunden.

Battelli bat ihn, daß er ihm den Zuſtand, in welchem er ſei, nicht etwa aus falſcher Scham verheelen möchte, inmaſſen ſein ganzes Schickſal von dieſem officiellen Bericht abhange. „Ich kenne, ſetzte er hinzu,“ aus der Praxis in meinem Vaterlande ein gewiſſes Delirium, welches nie anders einzutreten pflegt, als wenn gewiſſe Lieblingsideen mit groſſer Heſtigkeit rege werden. Dabei kann der Patient doch über alle andere Gegenſtände deutlich und richtig denken. Nur, ſobald iene Materien ſcharf ins Auge gefaſſt werden, verwirren ſich die Denkkräfte. Ein ſolcher Zuſtand iſt auch dem Weiſeſten keine Schande, und man kann ſagen, daß jeder Enthuſiasmus der nidrigſte Grad deſſelben ſei.» Uebrigens, ſchlos Battelli, ſei es ia bekannt, daß ſeine leztere Krankheit mit weit fürchterlichern Zufällen der Art begleitet geweſen ſei. Flemming nahm dieſe Demonſtration ſehr übel auf und machte den Schlus aus ihr, daß er nun vielmehr Urſache habe, ſich nach des Doktors Befinden auf dieſer Seite zu erkundigen.

Battelli, auf italiäniſch. Ich rathe Ihnen, mein Herr, wohlmeinend, wenigſtens den Schein eines ſolchen Zuſtandes anzunehmen. Es dürfte dis das einzige Mittel ſein, Ihnen den Kopf zu retten.

Flemming, ſehr aufbrauſend, und auf ehrlich-deutſch. So einen Antrag thut kein Mann von Ehre dem andern, und Battelli hört auf, ein ſolcher zu ſein, wenn er noch das geringſte Wort darüber verliehrt.

Die Aerzte entfernten ſich. Nachmittags erſchien der Fiſkal und legte ihm auf, ſogleich eine ſchriftliche Erklärung darüber in ſeine Hände zu ſtellen, daß er zu Zeiten närriſch ſei und daß er ſeinen

Paroxiſmus am ganzen heutigen Morgen gehabt; widrigenfals er in Inquiſition gerathen würde, die ihn vielleicht den Kopf koſte. Flemming rief ſtampfend aus: „Darüber möchte man wütend werden! Ich will nicht aus der Sache. Gehört will ich über ſie weiter ſein. Heiſſt dis in Inquiſition kommen — meintwegen, ſo heiſſe es ſo! Was liegt am Wort?„ Darauf lies er ſich Tinte und Feder geben, ſchrieb und übergab dem Fiſkal folgende Erklärung: „So wenig ein Menſch, von dem bekannt iſt, daß er auf einige Zeit verreiſet war, dadurch in den Verdacht kommt, daß er nun, wenn er doch wirklich wieder zu Hauſe iſt, noch verreiſet ſei: ſo wenig kann ich, der ich vor einiger Zeit in einer hitzigen Krankheit einen anhaltenden Anfall von Raſerei hatte, dadurch in den Verdacht genommen werden, daß ich, da ich nun längſt völlig wieder geſund bin, noch raſe. Ich habe meine Vernunft Gottlob ſo bei einander, wie ſie nur Sr. Excellenz, der Herr Premierminiſter von Ingenſtröm beiſammen haben kann. Ich erkläre es alſo für die ſchimpflichſte Zumuthung, welche mir gemacht werden konnte, daß ich ſie verleugnen und mich närriſch ſtellen ſolle. Ich habe vielmehr Alles, was ich heute im Kollegium geſprochen, mit vollem

Bedacht geſprochen; denn ich habe es lange ſchon auf meinem Herzen gehabt. Ich weis auch noch Alles, was ich geſprochen, nehme kein Wort davon zurück und beharre bis in den Tod dabei. Gerechtigkeit mus mir werden; darum habe ich nicht zu bitten. Alles, was ich zu bitten habe, iſt dis, daß man mich den Meinigen wiedergebe, weil meine Frau bei der Sache wirklich mehr leidet, als ich, und nur mein Anblick ſie einigermaſſen aufheitern kann, und daß der Fürſt ſelbſt eine Kommiſſion von unpartheiiſchen Auswärtigen zur Unterſuchung und Urtheilung über mich niderſetze, weil ich keinem von allen hieſigen Richtern ſo viel Biderſinn und Muth zugleich zutrauen darf, daß die gegenwärtige mächtige Kabale nicht auf ihn für meine gerechte und patriotiſche Sache den nachtheiligſten Einflus haben ſollte. Ich ſtelle iede Kaution, die man verlangt, daß ich mich nicht ohne Erlaubnis aus der Stadt entfernen, ſondern mich iederzeit, es ſei vor der Kommiſſion, oder vor dem Scharfrichter, ſiſtiren wolle, wo und wann man will. Auf dieſe Erklärung lebe und ſterbe ich. » Ingenſtröm war eben bei der Gräfin, als der Fiſkal dieſe Deklaration überreichte. »So iſts gut, hub er lächelnd an; ſo hat er ſich nun ſelbſt die letzte Ausflucht benommen, welche vielleicht den Fürſten zur Gnade gegen ihn hätte bewegen können. Flemming, nun iſts um dich geſchehen. »

Gegen Abend ward der Zuſammenlauf des Volks ſo gros, daß man Aufſtand befürchten muſte. Der Fürſt war noch nicht von der Jagd zurück, und bis dahin verhielt ſich die Menge ruhig. Endlich kam er ſeiner Gewohnheit nach zu einem Nebenthore herein, und kaum ward dis bekannt, ſo eilten Volksdeputirte in die Burg, um für Flemmings Freiheit zu bitten. Unterdeſſen hatte Ingenſtröm in Vereinigung mit der Gräfin ſchon die erſten Augenblicke genutzt und in gedrängter Kürze Flemmings Verbrechen dem Fürſten referirt. Die Gräfin beſtand auf eklatante Satisfaktion, die ihr der Fürſt ſelbſt verſchaffen müſſe, und Ingenſtröm beſchlos die ganze Relation mit den Worten: »Da ſehen Ihro Durchlaucht nun, daß Flemming ein wahrer Aufwiegeler und Empörer ſei. Tauſende ſtehen ſchon vor der Wache, und ſo eben kommen einige Bürger herauf und verlangen mit Ungeſtüm, daß er auf freien Fus geſtellt werde. Und dann haben wir, da er nun abgeſetzt iſt und nichts weiter zu verliehren hat, von ſeinem Rebellionsgeiſt Alles zu fürchten. » Der Fürſt gerieth in Jachzorn und rief aus: „Laſſen Sie den Fl.. ſogleich kreutzweiſe ſchlieſſen und das Volk durch iedes Ihnen gutdünkende Mittel aus einander treiben! Die Deputirten ſollen ſich über Hals und Kopf von meinem Schloſſe packen und der aufrühreriſchen Menge ſagen, daß man Feuer unter ſie geben würde, wenn ſie nicht ſogleich nach Hauſe gingen.„

Als das Volk dieſe Antwort zurückerfur, ſäumte es nicht, ſich ſelbſt die an den Fürſten gethane Bitte zu gewähren. Es beſtürmte die Wache. Die Soldaten wurden kommandirt, und wollten nicht zum Gewehr greifen. Der Maior von B., welcher Flemming arretirt, erſtach deshalb einen Gemeinen auf der Stelle. Darauf machten ſich zehen Grenadiere über ihn her, rächten den Tod ihres Kameraden und hieben den Maior zuſammen.

Das Volk drang in die Wache ein. Flemming ward in Freiheit geſetzt. „Nicht ſo! Nicht ſo! rief er überlaut. Das iſt nicht recht. Laſſet mich hier. Ihr machet übel ärger.„ Als das Volk ſahe, daß er nicht Luſt bezeigte, aus der Wache zu gehen, gings ihm beinahe noch ſchlimmer, als am Morgen, da er nicht hatte aus dem Kollegium in die Wache gehen wollen. Ein halb Dutzend handfeſter

feſter Bürger huben ihn auf und trugen ihn mit Gewalt heraus. „Merken Sie das, ſchrie Flemming mitten im Tumult einem iungen Lieutenant zu, der ſich aus Angſt auf den Ofen in Sicherheit gebracht hatte — wie mit Gewalt herein, ſo mit Gewalt heraus.„ Vor der Wache traten noch mehr Bürger hinzu, und ſo trug man ihn in einer gleich ſonderbaren und gleich ehrenvollen Proceſſion nach ſeinem Hauſe, wo ſchon ein Wagen in Bereitſchaft gehalten ward, in den man ihn mehr warf, als ſetzte. Die Reiſe ging mit ihm zum Thore hinaus über die nächſte Grenze, ohne daß all ſein Bitten und Flehen etwas half. Sobald er fremdes Territorium erreicht hatte, ward er gefragt, wo er nun ausgeſetzt ſein wolle. „So fahret mich nur, ſprach er, zum Paſtor Ehrhard nach Fremdlingshauſen.„ Sophie war während des Tumults in Ohnmacht gefallen; worauf man ſie in das Haus einer ihr nächſtwohnenden Bekantinnen brachte, wo Leopoldine bei ihr blieb, die da glaubte, daß ihr Vater in guten Händen ſei.

Es ging ſchon auf die Nacht und Prediger Ehrhard hatte dismal über die Ankunft ſeines Freundes, als er ihren Zuſammenhang erfuhr, mehr Schrecken, als Freude. Mehr, als tauſend Menſchen, kamen bald faſt athemlos nachgelaufen und begehrten den Volksbeſchützer Flemming zu ſehen. Er zeigte ſich ihnen und ſprach: „Kinder, wenn ihr mich wahrhaftig lieb habet, ſo gehet gleich alle ruhig nach Hauſe und ſagt Allen, daß ich bald wieder würde bei ihnen ſein, und daß ſie, wenn ſie mich auch lieb hätten, ſich ruhig verhalten ſollten. Wenn ihr das nicht thut, ſo wollet ihr mein und meiner Familie Unglück und machet die Sache erſt recht ſchlimm.„ Die Leute lieſſen ſich zureden und zogen ab.

Flemming, vor ſich. Was mache ich? Hier kann ich nicht bleiben.

Ehrhard, hinzutretend. Hier freilich nicht; denn von hier lieferte man ſie aus. Aber für dieſe Nacht hats guten Frieden. Schlafen Sie alſo aus und fahren morgen nach N. Da ſind Sie vor Auslieferung ſicher.

Flemming. Ei, ich meine nicht, ob ich hier ſicher oder nicht ſicher ſei; ſondern ich will wieder nach Hauſe, und das gleich.

Ehrhard. Ums Himmels willen, Freund, wie kommen Sie auf dieſen Einfall? Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie über die Grenze ſind. In ſo einer Staatsverfaſſung, wie die Ihrige iſt, ſind Sie in Ihrer Lage warlich Ihres Lebens nicht ſicher. Jetzt ſind Sie frei; hätte man ſie aber erſt wieder, ſo ſchlüge man Ihnen wohl ohne allen weitern Proces den Kopf ab und brauchte dazu keinen andern Vorwand, als — den Aufruhr zu ſtillen, deſſen Urheber Sie wären.

Flemming. Nein, nein, ich mus wieder nach Hauſe. Die Handlung meiner Befreiung, welche das Volk unternommen hat, iſt nicht recht. Was ſollte aus ſo einem Staat werden! Heute hätte man nun gerade einmahl einen Unſchuldigen mit Gewalt befreiet, und morgen befreiete man ebenſo zehen Miſſethäter. Erwägen Sie nur! Ich mus als Patriot nicht nur für das Volk reden, ſondern es auch durch mein Beiſpiel an ſeine Pflichten erinnern. Der Fürſt hat meinen Arreſt genehmigt, und ſo kann er mich auch nur daraus entlaſſen. Gehorſam gegen den Fürſten mus ſein; oder alle bürgerliche Ordnung, Sicherheit, Ruhe und Wohlfart hat ein Ende. Ich zittere vor einer Staatsverfaſſung, in der der Fürſt arretiren läſſet und das Volk aus dem Arreſt befreiet. Ich mus beweiſen, daß meine ungeſetzmäſſige Befreiung nicht nur mein

Plan nicht geweſen ſei, ſondern daß ich ſie auch nun nachher nicht billige. Dis kann ich nicht unwiderleglicher thun, als daß ich mich der Wache wieder übergebe, aus der man mich geriſſen hat. Und — verantworten mus ich mich auch. Es iſt nicht genung, daß ich erſt ſo kühn geredet hätte und dann das Weite ſuchte. Das wäre gerade ſo viel, als wenn ich ſelbſt zugeſtände, daß ich ungerechte Sache hätte. Wer redet, mus ſeine Reden auch verantworten; beſonders, wenn ſie ſolche Gegenſtände betreffen, wie die meinigen. Das bin ich warlich der Ehre des Fürſten ſchuldig. Entweder keins von beiden, oder beides; oder das dritte — ich wäre ein Schurke. Das will ich aber nicht ſein. Laſſen Sie mir alſo Ihren Wagen vorfaren!

Ehrhard. Das geſchieht nicht. Wenn Sie in einem Lande lebten, wo Ordnung wäre, ſo müßten Sie freilich ſo thun; aber ich bitte Sie, wohin denken Sie mit dem Ihrigen? Wie oft habe ich Ihnen das bidere Reden widerrathen; denn Sie richteten ja doch nichts damit aus. Und wenn zehen Flemminge ſo reden, und noch zehenmahl ſtärker reden, ſo hilft dis alles bei Ihnen doch nichts. Es iſt ſchön, ſich für das Vaterland zum Sprecher hinſtellen und Leiden dafür tragen, wenn dieſe Leiden dem Vaterlande erſprieslich ſind. Nie aber hat auch der wackerſte Patriot die Pflicht auf ſich, ein unnützes Opfer werden zu ſollen. Wie oft habe ich dieſe Gedanken an Ihren Geiſt gebracht! Da Sie nun aber einmahl Ihren Freund nicht gehört, ſondern ſo ſtark geredet und doch nur in den Wind geredet haben: ſo ſein Sie froh und preiſen Sie Ihr Schickſal, daß Sie in Freiheit geſetzt und auſſer der Gewalt Ihrer Feinde ſind. Vieleicht iſt dem Lande mehr damit gedient, daß Sie auſſer derſelben bleiben, als daß Sie ſich wieder in ſie würſen. So lernt man auf das Wort der Nation merken und tritt ſie in Zukanft wenigſtens leiſer mit Füſſen. Stellen Sie ſich aber freiwillig wieder, ſo werden Sie nicht nur ein Opfer der Kabale in vollem Triumf, ſondern man wagt auch hernach gegen die Nation Alles. Es iſt auch ſehr zu befürchten, daß dieſe von Ihrem Enthuſiasmus für Sie ablaſſen möchte, ſobald ſie ſähe, daß Sie ſelbigen nicht dankbarer aufnehmen und ſeine Wirkungen ſelbſt vereiteln. Und — was Ihre Verantwortung betrift, ſo brauchen Sie ja nicht im Auslande ſelbige ſchuldig zu bleiben. Glauben Sie aber — man führt ſeine Verantwortung weit beſſer und glücklicher in der

Freiheit und im Auslande, als — zu Hauſe im Arreſt. . .   W.

Flemming. Das ſagen Sie nicht ſo mit Gewisheit, daß meine patriotiſchen Leiden dem Vaterlande unnütz wären. Wollten wir uns überhaupt an dergleichen Befürchtungen halten, ſo erſchlaften alle unſere Thätigkeiten für öffentliches Gutes und wir wagten gar nichts. Ueber die Zukunft und über die Folgen unſerer Handlungen läſſet ſich nun aber einmahl ſchlechterdings nichts mit Zuverläſſigkeit beſtimmen. Erinnern Sie ſich, daß ich dieſen Gedanken jetzt nicht etwa erſt aus der Luft greife, ſondern daß ich ihn auch ſonſt ſchon Ihrem Geiſte nahe gebracht habe. Unſere Pflicht iſt, rechtſchaffen zu handeln. Die Folgen davon ſtehen bei Gott. Sehen dieſe durch Umſtände für die Welt verlohren, ſo gehen doch unſere guten Handlungen nicht für uns verlohren. Ums Himmels willen laſſen Sie uns in der Moral nicht den Satz zur Baſis machen — du brauchſt keine gute Handlung eher zu thun, bis du mit Gewisheit ſieheſt, daß ſo und ſo viel Gutes daraus erfolgen werde. Sobald unſer Herz zu der Handlung nicht geneigt wäre, würde es tauſend Zweifel an der Gewisheit der guten Folgen finden; und ſo wäre unſere Tugend überall aufs Schlüpfrigſie geſtellt. Meine Leiden ſind aber auch wirklich iezt ſchon für das Vaterland nicht unnüz. Habe ich nicht ſchon Gutes genung, kleines und groſſes Gutes, für daſſelbe geſtiftet? Nun, davon iſt mein gegenwärtiges Schickſal unmittelbare Folge. Und ſo werde ich auch fernerhin für das Vaterland nicht unnüz leiden. Ich weis, ich komme zur Sprache, und dann erwarte ich wenigſtens **ein** Gutes davon, das aber auch von unſchäzbarem Werth ſein wird. Stifte ich dis, ſo koſte es mein Leben; ich habe es alsdann theuer verkauft, und ſterbe, wie iener Herrliche, deſſen Religion die meinige iſt. O wohl mir alsdann! Warlich, er ſoll das — Vater, in deine Hände mein Geiſt — nicht herzlicher geſprochen haben, als ich...

Ehrhard. Lieber, Sie kommen nicht zur Sprache. Man läſſet Sie nicht dazu kommen. Man ſchlieſſt Ihnen lieber vorher den Mund auf ewig. Was hat dann davon Ihr Vaterland? Was Sophie? Was Leopoldine? Was Ewald, der noch dazu in der Ferne lebt und von allem dem nichts ahndet?

Flemming. Ewald? der wird nun ſo lange nicht mehr bleiben.

Ehrhard. Alſo — kommen ſoll er, um in die Thränen ſeiner Mutter und Schweſter zu weinen?

Flemming. Wenn es Gottes Wille iſt, ſo mus er auch dis können. Noch denke ichs aber nicht. Genung, ich habe noch obendrein ſchriftliche Deklaration von mir gegeben, daß ich ohne Erlaubnis nicht aus der Stadt weichen will. Daß man mich mit Gewalt herausgeſaren, habe ich nicht verwehren können; aber ſo mus ich doch freiwillig in ſie zurück. Ich wäre kein rechtſchaffener Mann, wenn ich nicht ſo thäte: Mein Wort iſt mir immer heilig; aber noch heiliger, wenn ichs an einen Fürſten gab. Und — welch Schickſal könnten meine Frau und Tochter haben! Die Unſchuldigen, welche nicht einmahl wiſſen mögen, wo ich iezt bin!

Die Thüre ging auf. Ehrhard rief aus: „Da kommen Sie. Was fehlt uns nun? Meine Lieben, Gott führt ſie gerade in der rechten Viertelſtunde hieher. Reden Sie mit mir Ihrem Manne und Vater zu, daß er ſein Vorhaben aufgebe. Er will wieder nach der Wache... „

Sophie war eben ihrem Manne um den Hals gefallen und hatte geſchrien: „Habe ich dich wieder? Ach, Gott ſei tauſendmahl gelobet! „ als ſie bei den lezten Worten des Geiſtlichen rücküber ſank.

Flemming. O wäret ihr doch nicht gekommen! (zu Ehrhard) Freund, Sie machen mir viel Seelenleiden! ·

Kaum hatte ſich Sophie erholt, ſo hub der Kampf zwiſchen den edelſten Gefühlen und Leidenſchaften, welche ſie in menſchliche Seelen kamen, an. Die Partheien ſchienen ſich ſehr ungleich zu ſein. Auf der einen Seite ſtanden Sophie und Leopoldine, Ehrhard und Julie, ſeine brave Gattin: auf der andern ſtand Flemming allein. Dort kämpften Gattenliebe, Vaterliebe, Freundesliebe — hier Ehrgefühl, Dienertreue, Vaterlandsliebe. Der Streit war aber keineswegs ſo ungleich, als er ſchien. Flemming ſtritt mit Waffen der ſtärkern und männlichern Gefähle gegen die Waffen bloſſer Sanftheit und Zärtlichkeit, und man ſah bald ſeine Ueberlegenheit. Er wiederholte ſehr ſtark, was er an Ehrhard ſchon geſagt, und — ſiegte. Alles Bitten und Flehen war umſonſt. Er war und blieb unbeweglich, ahndete voll hoher Seelengröſſe groſſe Wirkungen ſeiner freiwilligen Zuruckkehr und ſprach mit ſtrahlender Heiterkeit: „Seid getroſt; es wird Alles vorübergehen. Erſt Sturm — dann Stille, und wir leben und ſterben beiſammen.„ Prediger Ehrhard

hard muſte vorfaren laſſen, und die ganze Geſellſchaft, Julien ausgenommen, ſetzte ſich ein.

Flemming, beim Abſchiednehmen zu Julien. Wir werden noch manchen Tag zuſammen verleben.

Sophie. Wer weis auch! Und Gott weis, wie ?

Noch in der Nacht kamen ſie in der Reſidenz an. Vor Flemmings Thüre ſtand ſchon Wache.

Sophie, die ſie zuerſt erblickt und mit lautem Geſchrei ihrem Manne in die Arme fällt. Siehſt du? Siehſt du? Ach, wären wir in Fremblingshauſen geblieben!

Flemming. Nun, wenn's weiter nichts iſt, das gehört dazu. Ich habe mehr Wache in meinem Leben geſehen. Seid ganz ruhig, Kinder; und, Herr Paſtor, bleiben Sie die Nacht bei meiner Frau. Morgen früh beſucht mich zuſammen auf der Hauptwache.

Mit dieſen Worten umarmte er ſie nach der Reihe und ging, ohne in ſeinem Hauſe erſt abzutreten, nach ſeinem Arreſt. Sophie ſchluchzte ahndungsvoll: Wer weis, wenn ich ihn wiederſehe! Sie hatte dismahl recht. Flemming hörete auf den

Straſſen und in den Wein- Branntewein- und Bierhäuſern viel Lerm. Auch begegneten ihm ſtarke Patrouillen. Als er auf der Hauptwache ankam, meldete er ſich bei dem wachthabenden Officier mit den Worten: „Hier haben Sie Ihren entführten Arreſtanten wieder. Melden Sie es ſogleich bei der Behörde. „

Ingenſtröm hatte die Nacht des Tumults wegen ſchlaflos hinbringen müſſen und war wie verſteinert, als der Officier ſelbſt ihm Flemmings freiwillige Zurückkehr meldete. Statt aber, daß dieſer Zug einer groſſen Seele auf ihn den rechten Eindruck machen ſollte, rief er aus: „Ich glaube doch wahrhaftig nun im Ernſt, daß der Kerl närriſch ſei. „ Er gab ſogleich in Folge der fürſtlichen zornigen Aeuſerung und nach Maasgabe der gegenwärtigen Unruhen fernere ſtrengere Befehle. Flemming ward in aller Stille aus der Hauptwache in ein Gefängnis gebracht und daſelbſt — kreuzweis geſchloſſen. Als ihm die Feſſeln angelegt wurden, ſprach er ganz getroſt: „Ei, ei, das iſt auch bald zu viel, einen entführten Gefangenen, der freiwillig wiederkommt und noch nicht verhört iſt, zu ſchlieſſen. Gott, du wirſt mir die Schlöſſer wieder abnehmen. „

Der Tumult in der Reſidenz ward immer gröſſer. Der Fürſt ſchlief. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß die zehen Grenadiere, welche den Maior zuſammengehauen hatten, am Morgen arquebuſirt werden ſollten. Die Sache hatte ihre Richtigkeit. Es war in der Nacht noch Kriegsgericht über ſie gehalten und die ſchleunigſte Exekution beſchloſſen worden. Die Grenadiere waren nicht aus der Wache gewichen, ſondern hatten ſich ſelbſt daſelbſt arretirt. Das Volk war feſten Vorſatzes, den tragiſchen Auftritt zu verhindern. Der Vorſatz ward bekannt. Es muſte ſofort noch ein Bataillon einrücken, und die Kanonen wurden aufgepflanzt. Statt daß dis aber das Volk ſchrecken ſollte, brachte es ſolches vielmehr noch auf. Ganze Dorfſchaften drangen bereits zu den Thoren herein, um ſich mit der Bürgerſchaft zu verbinden. Wein und Branntewein verwandelten ſchon den edlen männlichen Patriotismus in wilde viehiſche Wut. Auf allen Straſſen ward geſchrien — „Pardon den zehen Grenadieren, oder es entſteht ein allgemeines Blutbad.„ Man blieb beim Exekutionsproiekt und der Tag brach ſchon an.

*

In dieſer fürchterlichen Lage der Dinge wagte es der alte wackere Kommandeur der Garden, zur

Gräfin zu gehen und ihr das gräsliche Unglück, das ſich ereignen könnte, lebhaft zu ſchildern. „Ich bin nun lange genung in hieſigem Dienſt und kenne die Nation ganz. Sie läſſet das Leben für ihre Fürſten und kann lange und viel dulden. Kommt es aber aufs äuſerſte, ſo iſt auch der Wut nichts zu vergleichen, in die ſie alsdann geräth. Ich fürchte, daß der geſchehene Abendauftritt nur das Vorſpiel zu der entſetzenerregenden Tragödie, die am Morgen bevorſteht, geweſen ſein dürfe. Das Volk iſt in einer Bewegung, die Alles erwarten läſſet, und die beſchloſſene Exekution der zehen Grenadiere halte ich für platterdings unausführbar.

Gräfin, höhniſch. Warum? Sind Sie Kommandeur der Garden und führen dieſe Sprache? Wozu iſt das Militär da?

Obriſt. Für das Militär ſtehe ich im geringſten nicht. Der gemeine Mann iſt ſchon auf der Seite des Volks. Ich weis was für ein Gemurmel war, als die ſchwere Brod- und Bieracciſe errichtet ward. Nimmermehr hätte dieſe auch nur des bloſſen Militärs wegen beſtehen können. Die Gemüther der Soldaten ſind aber doch noch nicht wieder in Ruhe. Der gemeine Mann kann bei den gegenwärtigen durch alle die neuern Auflagen und Einſchränkungen ſo geſteigerten Preiſen der Dinge mit ſeiner Löhnung nicht mehr ausreichen, und das Deſertiren iſt daher ſeit einiger Zeit ſo ſtark, wie es nie geweſen iſt. Sollte nun das Volk tumultuiren, ſo ſehe ich vollends des Unglücks kein Ende. Soldaten und Bürger werden auf der Stelle einig ſein. Wenn aber das Volk auch nicht tumultuirte, ſo glaube ich doch nicht, daß es zur Exekution kommen könne, oder — die Officiere müſten ſie ſelbſt verrichten; denn ich zweifle, daß ſich ſo viel Gemeine zuſammenfinden, welche auf ihre zehen Kameraden die Kugeln verſchieſſen.

Gräfin, erbittert. Wiſſen Sie ſich da als Kommandeur nicht zu helfen? Dem erſten Schurken, der nicht feuern will, die Kugel gleich ſelbſt vor den Kopf!

Obriſt, ganz gelaſſen. Auch die will erſt abgeſchoſſen ſein, ehe ſie an den Kopf fliegt...

Gräfin, äuſerſt aufgebracht. So ſchieſſe ſie der erſte, beſte Officier ab — Sie ſelbſt — Herr, Ihnen gehört das!

Obriſt, die Achſeln zuckend. Ich danke dafür, und ich glaube auch nicht, daß ſich ein einziger

Officier dazu hergeben werde. Erwägen Sie doch, daß die zehen Grenadiere ſich freiwillig in Arreſt gegeben haben! Wie ſicher müſſen dieſe Leute ihrer Sache zu ſein glauben! Was mus da alles ſchon verabredet ſein! Zu zehen und zwanzig ſtehen die Soldaten beiſammen; was ſie mit einander reden, weis ich nicht. Gutes iſts gewis nicht. Die Patrouillen ſind die ganze Nacht gegangen; ich habe aber nicht geſehen, daß ſie **einen** Tumultuanten ergriffen oder eingebracht hätten. Es iſt Ordre gegeben, keinen Bauer in die Stadt herein zu laſſen; aber zu ganzen Dorfſchaften ſind ſie herein gekommen, und man bleibt dabei, daß ſie ſich mit Gewalt hereingedrängt. Gäbe ein einziger Officier auf einen Gemeinen, der nicht ſchieſſen wollte, Feuer: ſo ginge es gewis dem ganzen Korps der Officiere, wie es geſtern dem Maior von B. erging. Dieſer hätte auch mögen den Grenadier unerſtochen laſſen; denn ſo ſtrenge ich auch aus Amtspflicht auf Subordination halte: ſo weis ich doch Kommando von Barbarei zu unterſcheiden; und der Ausgang hat gelehrt, was dieſe ausrichte. Erfährt vollends unterdeſſen das Volk, daß der geheime Finanzrath Flemming von neuem in Arreſt und kreutzweis geſchloſſen ſei: ſo iſt nichts ſo fürchterlich zu denken, das nicht zu erwarten ſtehe. Exekution wird alsdann gewis; aber nicht die, welche wir vorhaben, ſondern eine unendlich ſchrecklichere. Kurz, ich halte Ihr eigenes Leben für in der gröſſeſten Gefar und gebe den Rath, der Nation lieber dasienige in Gnaden zuzugeſtehen, was man ihr hernach, um dem Blutbade und der Verheerung ein Ende zu machen, mit äuſerſter Beſchimpfung für den Hof doch würde zugeſtehen müſſen.

Ingenſtröm ward zur Gräfin gerufen. Es entſtand ein heftiger Wortwechſel zwiſchen ihm und dem ehrwürdigen ſilberhaarnen Obriſten. Ingenſtröm wollte durchaus nicht nachgeben, ſondern beſtand auf Exekution.

Obriſt, männlich. Nun, ſo ſorgen Sie vor allen Dingen für Ihr eigenes Leben? Ihr Haus wird das erſte ſein, das an die Reihe kommt. Ich aber habe nicht Luſt, meine Hände mit dem Blute meiner Mitbürger zu beſudeln.

Als er dis geſagt, forderte er ſeinen Abſchied und ſetzte hinzu, daß ſeinem Beiſpiele vermuthlich das ganze Officierkorps folgen werde. In dem Augenblick kam die Nachricht, das Feuer wäre.

Obriſt. Sehen Sie? Das iſt angelegt. Das gehört dazu. So wird angefangen, wenn Alles buntüber gehen ſoll. Ich bitte nochmals um meinen Abſchied, um ſogleich auf mein Gut gehen zu können. Gott bewahre mich davor, daß ich mein im Dienſt der Nation mit Unſchuld und Ehre weisgewordenes Haar noch auf ihre Koſten roth färben ſollte!

Jugenſtröm würde durch die Nachricht, daß ſich viel Soldaten und Bürger einander ſchon die Hälſe gebrochen, nicht ſo in Schrecken geſetzt worden ſein, als durch den Feuerlärm. „Wo iſt Feuer, rief er dem Melder noch nach, wo brennts? Doch nicht in meinem Hauſe?

Obriſt. Davor können Sie ſicher ſein. Es verbrenneten ja alle ihre Mobilien und Koſtbarkeiten. Was das Volk Luſt zu plündern hat, das wird es wahrhaftig nicht anzünden. Niedergeriſſen könnte es aber vielleicht eher werden, wenn es erſt rein ausgeplündert iſt. Ich bin bei ſo einem Spektakel in meiner Jugend einmahl geweſen und weis, wie es dabei hergeht. Iſt ein ſtarkes Volk wirklich erſt in Wut, ſo vermehrt aller Widerſtand dagegen nur noch ſeine Wut. Es geht wie mit einem ausgetretenen reiſſenden Flus, dem man in der Noth erſt ſchwache Dämme entgegenſetzt. Er bricht durch und ſtrömt deſto allgewaltſamer daher. Auch fürchte ich, daß das wütende Volk hernach gar gewiſſe Perſonen, welche es Flemmings und der Auflagen wegen beſonders in Verdacht hat, lebendig ins Feuer werfen könnte . . .

Gräfin, die nun noch ängſtlicher wird, als Ingenſtröm. Was verlangt denn das Volk? Was iſt denn das, wovon Sie meinen, daß man es ihm lieber gleich in **Gnaden** zugeſtehen ſolle?

Obriſt. Pardon für die zehen Grenadiere, welche den Tod ihres Kameraden gerächt und den Maier von B. zuſammengehauen haben — —

Gräfin zu Ingenſtröm. Nun, ſo machen Sie den Pardon nur gleich bekannt.

Ingenſtröm. Sogleich!

Obriſt. Und dann — entweder Flemming frei und wieder in Dienſt, oder die Kopfſteuer weg.

Gräfin. Nein, eher alles in der Welt, als Flemming wieder auf freien Fus und noch weniger in Dienſt. An dem mus ein Exempel ſtatuirt werden, und — wenn das ganze Land darüber unterginge. Alſo — Herr von Ingenſtröm, ziehen Sie die Kopfſteuer wieder ein und machen auch dis ſogleich bekannt. Sie können ja dem Kinde einen andern Nahmen geben und den erwarteten Ertrag davon auf andere Weiſe herbeiſchaffen.

Ingenſtröm, der ſich vor den Kopf ſchlägt. Hier will nur gar nichts mehr heraus. Ich ſinne und ſinne. Aber was kanns freilich helfen! Wir müſſen aus der Noth eine Tugend machen. Sogleich alles, wie Sie befehlen.

Gräfin. Aber das ſage ich Ihnen — halten Sie mir den Flemming feſt.

Noch vor Sonnenaufgang ward in der ganzen Reſidenz bei Trommelſchlag bekannt gemacht, daß die zehen Grenadiere Pardon erhalten und daß der Fürſt aus beſondern Gnaden die Kopfſteuer wieder aufgehoben habe; und daß alles Geſetzwidrige, was am vergangenen Abend und in der Nacht vorgegangen, vergeſſen und vergeben ſein ſolle, wenn das Volk aus einander gehen und ſich ruhig nach Hauſe verfügen werde. Auf allen Gaſſen erſcholl hierauf ein tauſendſtimmiges — **es lebe der Fürſt und Vater Flemming!** Das Feuer ward gelöſcht und ſo die völlige Ruhe wiederhergeſtellt.

Flemming hörte in ſeinem Gefängnis das unendliche Geſchrei, welches er ſogleich für Freudengeſchrei hielt. Er fragte die Wache, was das bedeute, und erfur, daß die Kopfſteuer wieder aufgehoben ſei. Schade, ſprach er, daß ich meine Hände und Füſſe nicht frei habe, um iene zu erheben und dieſe zu beugen — „Doch, Gott, meine Augen habe ich ia frei und mein Herz liegt ia nicht in Ketten; ſo erhebe ich iene und beuge dieſes vor dir, und preiſe dich mit innigſter Theilnehmung für die Barmherzigkeit, welche du meinem bedrängten Vaterlande erzeigt haſt. Ach nun wohl mir! Nun will ich gern meine Feſſeln tragen, durch welche ſo viel Tauſende einen Theil ihrer Freiheit wieder erhielten. Nun werde mein Schickſal, wie es wolle! Wenn du nicht willſt, kann mir ia doch kein Haar gekrümmt werden. Es geſchehe mir aber Alles; ſtärke du mich nur recht zum frommen Leiden und Dulden, und bewahre meiner Sophie ihre Vernunft, und ſende den Geiſt der Ruhe und des Friedens wieder unter die Nation aus! Ich bin ia ſo unausſprechlich glücklich dadurch, daß du mich würdigeſt, zum Segen meines Vaterlandes zu leiden . . . „ Als er ſo gebetet hatte, ſetzte der Grenadier ſein Gewehr hin und erbot ſich, ihm auf der Stelle zu ſeiner Freiheit zu verhelfen. „Nein, braver Burſche, erwiederte Flemming; da thäteſt du wider deine Pflicht. Bewahren ſollſt du mich, aber nicht befreien. Wenn ich das gewollt hätte, wäre ich ja nicht freiwillig wiedergekommen. Las du nur ſein; die Ketten werden mir ſchon wieder abgenommen werden.„ Kaum hatte er dis geſagt, ſo öfnete ſich die Gefängnisthüre, und er ward noch eher, als das Volk es recht erfur, daß er wieder in Arreſt ſei, unter ſtarker Bedeckung geſchloſſen nach einem alten feſten Schloſſe eine Stunde weit von der Reſidenz gebracht.

Als Sophie und Leopoldine ihm am Morgen den traurigen Beſuch auf der Hauptwache machen wollten, kündigte ihnen ein Adjutant Hausarreſt an. Sophie erfur das Schickſal ihres Mannes und war darüber untröſtbar. „Hab' ichs nicht geſagt, ſprach ſie zum Prediger Ehrhard, wer weis, wann ich ihn wieder ſehe!„ Ehrhard ſelbſt befand ſich nicht in der Gemüthsverfaſſung, ihr Troſt zuzuſprechen; er beſchlos alſo lieber für ſie zu **wirken**. Seine Vorherſagung war freilich eingetroffen; er fühlte aber doch die Seelengröſſe ſeines Freundes, der mit ſeinen Leiden einem ganzen Lande ſo gern nüzte. Er bat um Audienz bei der Gräfin und erhielt ſie. Mit männlicher Würde flehete er zuförderſt um Flemmings Freiheit. Dieſe ward ihm rund abgeſchlagen. Sein Vergehen iſt zu gros, verſetzte die Gräfin, mein Herr Geiſtlicher. Er hat den Fürſten beleidigt, und Sie müſſen ja ſelbſt den Unterthanen Reſpekt für die geheiligte Perſon ihrer Fürſten predigen. Die Geſetze ſollen über ihn ein unpartheiſches Urtheil ſprechen. Weggebracht von hier hat er aber darum werden müſſen, damit das Volk keinen neuen Aufſtand machen und ſeine Sache mit Ruhe und Muſſe unterſucht werden möge. Darauf bat Ehrhard, daß doch die Frau ſeines Freundes den Aufenthalt ihres Mannes erfaren und daß es ihr erlaubt ſein dürfe, ihn zu beſuchen; denn ſie ſei ja ganz unſchuldig, wenn er ſich auch vergangen haben ſollte, und die Trennung von ihm könne ihr ihre Vernunft koſten. Die Gräfin trug dem Prediger auf, an Sophien zu ſagen, daß die Sache ihres Mannes überhaupt auf ſie und ihre Kinder weiter keinen Einflus haben ſolle; daß man zu ſeiner Zeit ihr verſtatten werde, ihren Mann zu ſprechen; daß dis aber vor der Hand ſchlechterdings nicht geſchehen könne. Doch, ſetzte ſie hinzu, ſolle es ihr erlaubt ſein, ſich aufs Land zu begeben, wenn ſie verſprechen wolle, nicht nach ihrem Manne zu forſchen und ruhig abzuwarten, bis man ſie zu ihm rufen laſſen werde. Ehrhard brachte dieſe Antwort an Sophien zurück und drang in ſie, ſich einſtweilig, bis ihres Mannes Schickſal entſchieden ſein werde, mit Leopoldinen zu ihm zu begeben. Sie wollte ſich erſt nicht dazu bereden laſſen; als ihr aber Ehrhard vorſtellte, daß ihr Aufenthalt und Hausarreſt in der Reſidenz gar kein Zeugnis von Liebe für ihren Mann ſein könne, inmaſſen ſich dieſer nicht mehr daſelbſt befinde, und daß ſie in Fremdlingshauſen ſelbigem vielleicht näher ſei, als in der Reſidenz, willigte ſie endlich ein. Sie verlies alſo ihr Haus verſiegelt und bewacht, ſah es vor der Thür noch einmahl recht gerührt an, als wenn ſie ſagen wollte — das war wohl mein letzter Tritt hieher — und verweinte die Tage voll ſchrecklicher Ungewißheit in Fremdlingshauſen, wo der rechtſchaffene Ehrhard ſie zu tröſten ſich umſonſt bemühete.

Der Fürſt erfur erſt am ſpäten Morgen ſowohl den ganzen Ausgang, welchen man dem Aufruhe nothgedrungen geben müſſen, als auch Flemmings freiwillige Rückkehr in ſeinen Arreſt, und was man weiter mit ſelbigem auf ſeinen Befehl gethan. Als er hörte, daß Flemming aus ſich ſelbſt wieder Arreſtant geworden ſei, erſchütterte ihn dis dergeſtalt, daß er auf der Stelle befohl, ihm die Feſſeln abzunehmen und ihn im Gefängnis ſtandesmäſſig zu halten. „Das iſt mir ein Räthſel, ſprach er, wie ein Diener, der ſich ſo vergangen hat, die ihm angebotne Flucht verachtet und von freien Stücken wieder in die Wache geht.“ Er machts, wie die zehen Grenadiere, erwiederte die Gräfin, welche ſich auch gleich als Arreſtanten angaben, und der kaum getilgte Aufſtand iſt ihm auch nicht gros genung geweſen; er möchte ihn gern noch lebhafter und allgemeiner machen. Dafür iſt iedoch nun geſorgt, und ſeine Hofnung wird ihm fehlſchlagen.

Flemming, als ihm die Feſſeln abgenommen wurden, rief aus: „Sieh, ſo erleichtert Gott doch wenigſtens dem Unſchuldigen ſchon ſeine Leiden, ſo lange dieſer noch nicht ganz von ihnen befreiet werden kann. Die Stunde wird auch kommen, in welcher das letztere mit geſchieht.“ Nun ward eine Kommiſſion niedergeſetzt, welche aus vier Räthen beſtand, die Flemmings Sache unterſuchen und alsdann bis auf höchſte Beſtätigung das Urtheil über ihn ſprechen ſollten. Das Kommiſſoriale ward, wie iezt alles, von der Gräfin unterſchrieben. In-

genſtäm

genſtröm hatte zum Schein ſeiner Unpartheilichkeit nicht nur die Theilnahme an der Kommiſſion verbeten, ſondern auch alles fernere Zuthunhaben mit der Sache abgelehnt. Er brachte aber lauter ſolche Subjekte zur Kommiſſion im Vorſchlag, die ſich im Verborgenen jeden Schritt, den ſie bei der Sache thun ſollten, von ihm vorzeichnen lieſſen, und arbeitete auch das Endurtheil aus, das ſie zuletzt zu fällen hätten. Der ganze Proceß ward kurz eingeleitet und Flemming ſelbſt machte ihn noch kürzer.

Das erſte, was geſchah, war, daß ſämtliche Mitglieder des Finanzkollegiums über die Reden, welche Flemming in der letzten Seſſion über den Fürſten und über fürſtliche Handlungen geführt, abgehört wurden. Alles, was Flemming über die Gräfin von M. und über Ingenſtröm geſprochen, ward wohlbedächtig aus der Frage gelaſſen. Ingenſtröm ſelbſt ſtellte ſich vor der Kommiſſion und ließ ſich vernehmen. Er und alle ſeine Kollegen deponirten alſo einſtimmig, daß Flemming auf das reſpektloſeſte die letztern eingegangenen fürſtlichen Reſkripte perſiflirt; daß er geſagt, die Finanzen des Fürſten ſtänden ſchlecht, der Fürſt möge wohl manchmahl weniger in ſeiner Börſe haben, als er, aber wie man's treibe, ſo gehe es; daß er gedrohet, zur Beſchimpfung des Fürſten alles drucken zu laſſen; daß er von Volksauskleidungen und Volksplünderungen geſprochen, von denen es abſcheulich ſei, daß ſie in der chriſtlichen Welt geſchehen könnten; daß er ferner von ſchwachen Seiten des Fürſten geredet und geradezu geſagt, der Fürſt thue nicht recht; daß er behauptet, der Fürſt könne nicht thun, wie er wolle; daß er indigitirt, der Fürſt brauche ſeine Allgewalt, um den Unterthanen das Leben zu verleiden und ihnen den letzten Biſſen Brods unſicher zu machen, und daß er endlich ganz deutlich zu verſtehen gegeben, daß das Volk rebelliren werde und rebelliren müſſe, wenn es noch aus Menſchen beſtände. Dis alles ward, wie geſagt, einhellig vom ganzen Kollegium deponirt und — beſchworen.

Hierauf begab ſich die Kommiſſion nach dem Orte hin, wo Flemming ſaß und wollte ihn über dieſe Ausſagen vernehmen. Flemming, als er vortrat und der Verleſung des Kommiſſariats beigewohnt hatte, proteſtirte gegen die einheimiſche Kommiſſion, verlangte eine auswärtige und wollte ſich ſchlechterdings nicht vernehmen laſſen. „Sie ſind, ſprach er, alle, wie Sie hier ſitzen, des Herrn von Ingen-

Ingenſtröm Buſenfreunde und meine geſchworne Feinde. Von Ihnen gerichtet werden und — ohne alle Kommiſſion gleich verdammt werden iſt eins. Ich ſtehe Ihnen nicht die geringſte Rede. Wunderts mich doch, daß Ingenſtröm nicht ſelbſt unter Ihnen ſei.» Die Kommiſſion reiſete alſo unverrichteter Sachen ab, kam aber folgenden Tags mit einem zweiten Kommiſſariale zurück, welches ſie bevollmächtigte, ihn durch phiſiſche Zwangmittel zur Vernehmung zu bringen. »O, hub Flemming, als ihm dis vorgeleſen ward, an, ſo bin ich alſo in Bosnien oder Servien und ſtehe iezt vor Baſſen und mus mir iede Tirannei a la Muſelmann gefallen laſſen. Wohlan dann!»

Das Ganze der wider ihn gethanen und beeidigten Ausſagen ward ihm zuförderſt vorgeleſen. Er bemerkte auf der Stelle, daß darinn das wichtigſte fehle, nehmlich dasienige, welches die Gräfin und Ingenſtröm beträfe. Man antwortete ihm, daß dis nicht zur Sache gehöre; indem beide genannte hohe Perſonen ſolche Kalumnien nicht zu rügen gedächten. Er verbat ſich dieſe Schonung und begehrte, daß daſſelbe nun noch aus ſeinem eigenen Munde als Selbſtgeſtändnis und als Supplement der Sachen niedergeſchrieben werde, weil es ihm beſonders hierum zu thun geweſen. Dahin erſtrecke ſich, war die endliche Antwort, das Kommiſſariale nicht; er ſolle von nun an blos auf die Punkte nach einander antworten, wie ſie in der Ausſage folgten und ihm nochmals einzeln würden vorgeleſen werden. Flemming antwortete alſo zwei Stunden hinter einander männlich und beſtimmt, nahm kein Wort von allem, was er geſagt, zurück, diſtinguirte, wenn von fürſtlichen Handlungen die Rede war, unaufhörlich zwiſchen mittelbaren und unmittelbaren, wovon er nur immer die erſtern gemeint, ſchaltete häufig die Nahmen — Gräfin von M. und Ingenſtröm ein, und erklärte alles das, was er von Rebellion geſagt, als bloſſe Vorherſagung aus Volkskenntnis, die nun auch die traurigſte Erfahrung beſtätigt habe. Nach geſchloſſenem Verhör brach die Kommiſſion auf. Flemming bat noch um Erlaubnis zu reden.

Erſter Rath. Wir haben blos Ordre, Sie über gewiſſe nun abgeſchloſſene Punkte zu verhören, aber nicht, uns von Ihnen Alles, was Sie wollen, vorſchwatzen zu laſſen. Unſer Geſchäft iſt alſo für heute geendigt.

Flemming. So iſt es Menſchenhas, wenn Sie mich nicht hören wollen, weil Sie durch Darſtellung der Sachen in ihrem wahren Lichte viel dazu beitragen können, mein unverdientes Schickſal zu erleichtern.

Erſter Rath. Nein, nicht Menſchenhaß, ſondern Menſchenliebe iſts, wenn wir Sie nicht weiter zu Worten kommen laſſen wollen; damit aus dem Schwerte nicht Rad werde . . .

Flemming. Meintwegen Schwert oder Rad! Habe ich doch Gutes genung für das Vaterland geſtiftet, um das Schwert zu verdienen. Ich möchte aber gern des Rades auch noch dadurch würdig werden, daß die pretiöſe Italiänerin über Hals und Kopf zum Lande hinaus müſte. Sagen Sie ihr, ſie ſolle wenigſtens die Menſchlichkeit für mich haben und meiner Frau und Tochter Zutritt zu mir verſtatten. Dieſen einzigen Troſt kann ſie mir rauben; alle übrigen aber nicht. Und Sie meine Herren, wenn's mir wirklich an den Hals kommen ſollte, ſo rufen Sie ſich fein die Worte zu — wenn das geſchieht am grünen Holz, was ſoll am dürren werden!

Eigentlich war dem braven Flemming von der Gräfin ſchon der Kopf abgeſprochen, ehe einmahl die Kommiſſion nidergeſetzt ward. Alles, was iezt geſchah, geſchah nur pro Forma des Fürſten und des

Volks wegen. Doch reuete es hernach die Gräfin, daß ſie nicht in der Nacht, da alles buntüber ging, ihm gleich den Kopf vor die Füße legen laſſen. Dem Fürſten, meinte ſie, hätte man die ſchnelle und ohne alles Abhören des Delinquenten veranſtaltete Exekution als einen Nothſtreich vorſpiegeln können, den man, um der Rebellion ein Ende zu machen, an ihm, als an dem Rädelsführer derſelben, ausführen müſſen; und das Volk würde durch die ausgetrommelte Erlaſſung der Kopfſteuer in eine Art von Betäubung gerathen ſein, daß man Flemming darüber vergeſſen. Es war möglich, daß ſie hieran nicht irrete; denn man hörete es ſchon Tags nach dem Aufſtande mit unerwarteter Ruhe an, daß Flemming ſelbſt in ſeinem Arreſt zurückgekehrt und irgendwohin in engere Verwahrung gebracht ſei. „Wenn er es nicht beſſer haben will, hies es, ſo ſteht ihm nicht zu helfen.„ Von da an ward ſorgfältig ausgebreitet, daß die Nation die Erlaſſung der Kopfſteuer blos der Fürbitte der Gräfin in der tumultuariſchen Nacht bei dem Fürſten zu danken habe. Auch benutzte die Gräfin die Gelegenheit ihres eben einfallenden Geburtstages und lies hundert arme Kinder von Kopf bis zu Fus neu kleiden. Als dieſe in der Uniform ihrer Wohlthäterin in Proceſſion zur

Kirche geführet wurden, hörte man das Volksgeſchrei — Es lebe der Fürſt; es lebe die Gräfin von M.! Abends ward an verſchiedenen Orten Branntewein und Bier ausgetheilt; wodurch das Freudengeſchrei bis ſpät in die Nacht hindauerte. Flemming erfur dis alles in ſeinem Arreſt durch den Officier, der die Aufſicht über ihn hatte, und ſagte bei Gelegenheit des verwandelten Geſchreis —. Es lebe der Fürſt; es lebe Vater Flemming — in — Es lebe der Fürſt; es lebe die Gräfin von M.! „So geht es allen Patrioten! Die Hitze des Volks für ſeine Märtirer, die ich auch ſelbſt nicht billige, iſt keine Sommerhitze, ſondern nur eine Lenzſchwüle, welche das erſte Gewitter abkühlt. Ich bin feſt überzeugt, daß mich nun keiner aus der Wache holte. Ich habe mir das alles vorhergedacht und es kommt mir gar nicht unerwartet. Das Volk iſt ſich allenthalben gleich. Wenn ihm öffentliche Erleichterung geſchiehet, ſo vergiſſet es den, der ſie ihm mit Gefar ſeines Lebens bewirkte, über die, welche ſie ihm hernach nothgedrungen angedeihen laſſen müſſen. Dis ſind hernach die Wohlthäter, die preiswürdigen Menſchenfreunde und die Edlen, welche der Patriot verleumdet und verſchrien hat. Es ſei darum! Das Zeugnis meines Herzens, und der Beifall Gottes, der den wahren Bewirker des öffentlichen Guten kennet, ſind mir mehr werth, als ein hunderttauſendſtimmiges Vivatgeſchrei. Auch wird es gewis hier und da nicht an Klugen und Wackern fehlen, welche tiefer auf den Grund ſehen, mein Verdienſt um die Nation ſchätzen und mich, den unterdrückten Märtirer, dafür bedauren. Hiermit mus Flemming jetzt zufrieden ſein und iſt es auch. Es kommt aber eine Zeit, wo ihm mehr Gerechtigkeit widerfaren wird.»

Binnen acht Tagen war das Gerede im ganzen Lande allgemein, daß Flemming die heilige Perſon des Fürſten ſelbſt angetaſtet und ihn ſogar geſchimpft habe; weshalb er allerdings eine ſchwere Strafe verdiene. Genung, die Kopfſteuer war aufgehoben und ſo ſchmiegte ſich die Nation willig unter die übrigen vorher ihr aufgelegten mannigfaltigen ſchweren Koſten. Jagenſtröm ermangelte auch nicht, die Geiſtlichen, welche ohnehin gegen Flemming aufgebracht waren, mit in ſeine Sache zu ziehen, und ſo ertönten alle Kanzeln von den gerechten Strafgerichten Gottes, welche endlich auf einen bekannten öffentlichen Verächter der heiligen Cerimonie, nachdem das Maas ſeiner Sünden voll geworden, zur allgemeinen Warnung ausgebrochen wären.

Die Relation von dieſem allen war für die Gräfin und für Ingenſtröm die willkommenſte. Alle Furcht, daß Flemmings Schickſal auch nur den geringſten neuen Aufruhr wieder erregen werde, hatte ein Ende. Es wurden zwar verſchiedene Fürſchreiben für ihn eingereicht. Beſonders zeichnete ſich der Bauernſtand dabei aus. Die Antwort aber darauf war, daß der Fürſt Beleidigungen, die ſeiner eigenen geheiligten Perſon widerfahren, nicht verzeihen könne, ſondern daß ſie nach den Geſetzen geahndet werden müßten und daß in dieſem Punkt die Stimme jedes wahren Patrioten und rechtſchaffenen Unterthans die Stimme der Geſetze ſein müſſe. Alles kam alſo nun nur noch darauf an, daß der Fürſt in den dem Flemming geſchwornen Tod willige; woran die Gräfin ſelbſt in gewiſſen Augenblicken, wenn ſie an den Befehl zur Wiederabnahme der Feſſeln dachte, zweifelte. Ingenſtröm aber ſprach ihr Muth ein und verſicherte, alles durchzuſetzen.

Das bei Flemmings Verhör gehaltene Protokoll ward alſo zuförderſt abgeändert. Alles, was darinn die Gräfin und Ingenſtröm betraf, ward ausgelaſſen; was hingegen den Fürſten anging, ward noch weit kühner ausgedrückt. Hierauf kam die

Kommiſſion zum Urtheilsſpruch zuſammen und erkannte ihm das Schwert zu. Im Urtheil ſelbſt ward er des Verbrechens der beleidigten Maieſtät und des Aufruhrſtiftens für ſchuldig erklärt. Dis geſchah an einem Morgen. Ingenſtröm begab ſich noch vor der Tafel zum Fürſten. Die Gräfin folgte ihm. Ingenſtröm las dem Fürſten erſt die beſchwornen Ausſagen mit vieler Deklamation vor. Der Fürſt gerieth in Harniſch und rief aus — „Er hat verdient, daß ich ihn des Landes verweiſe.“ Alsdann las Ingenſtröm das verfälſchte Protokoll des gehaltenen Verhörs und das gefällte Urtheil ſchnell hinter einander. Der Fürſt zitterte vor Zorn, trat eine Zeitlang ans Fenſter und fragte endlich mit umgewendeten Kopf — Kann ich ihm nicht verzeihen? Er hat dem Hauſe ſo lange gedient.... Ich dächte, Beleidigungen, die mir geſchehen, könnte ich auch vergeben.“ Ingenſtröm demonſtrirte, daß dieſer Schlus allerdings auf alle Privatperſonen ohne Unterſcheid paſſe, nur — auf Fürſten nicht. „Die Perſon des Fürſten, ſagte er unter andern, gehört dem Staate und der allgemeinen Wohlfart, und die Maieſtät derſelben iſt das einzige, worüber ein Fürſt nicht diſponiren kann. Ihre Unverletzlichkeit iſt das erſte Geſetz des Staats. Von allen andern

Geſetzen kann ein Fürſt diſpenſiren; dis Geſetz aber, die Baſis aller übrigen, iſt über ihm. » Der Fürſt ſchien unentſchloſſen, ſchob die Unterſchrift des Todesurtheils auf und ſprach — Wir wollen erſt zur Tafel gehen,

Ingenſtröm kannte ſeinen Herrn. Er wuſte, daß ſein Zorn noch eher untergehe, als die Sonne, und daß alles, was bei ihm wider Menſchen durchgeſetzt werden ſollte, in ſeiner erſten Hitze durchgeſetzt werden müſſe. Bei der Tafel ward von der Gräſin ein Luſtiagen in einer zwei Stunden von der Reſidenz entfernten Gegend und ein achttägiger Aufenthalt auf dem daſigen Jagdſchloſſe vorgeſchlagen. Die Speiſegeſellſchaft beſtand dismahl blos aus den drei genannten Perſonen. In ſolchen Fällen hatte man in den letzten Zeiten, als der Fürſt noch ſelbſt unterſchrieb, ihm oft Reſkripte und Endurtheile zur Unterſchrift nach der Tafel vorgelegt. Ingenſtröm brachte alſo eine Feder voll Tinte und legte ihm Flemmings Todesurtheil zur Unterſchrift vor. Der Fürſt beſah es und ſchob es der Gräſin mit den Worten zu: ich habe ia geſagt, daß ich nichts mehr unterſchreiben will. Die Gräſin bat ihn, dismahl eine Ausnahme zu machen, weil ſie auch nicht einmahl ſcheinen wolle, auf Flemmings Schickſal den geeinzigſten Einflus gehabt zu haben, indem er ſie ebenfals auf das abſcheulichſte beleidigt habe. Hier muſte ſie erzählen und erzählte, was der Fürſt wiſſen ſollte. Der Fürſt zog das Todesurtheil an ſich und — unterſchriebs im höchſten Zorn. „Laſſt einen Prieſter zu ihm gehen, welchen er verlangt, ſezte er darunter, damit er ſich noch bekehre von ſeinen Sünden, und dann ſchlagt ihm den Kopf im Gefängnis herunter. Alles binnen drei Tagen und ohne Aufſehen.

Sobald Tags drauf der Fürſt mit der Gräfin nach dem Jagdſchloſſe abgereiſet war, machte ſich die Kommiſſion auf und publicirte dem Gefangenen ſein Todesurtheil. Zugleich machte ſie ihm bekannt, daß daſſelbe binnen drei Tagen im Gefängnis an ihm vollzogen werden ſolle. Auch fügte ſie bei, daß die Gräfin von M. ſeiner Frau eine Penſion von dreihundert Gulden auf ihre Lebenszeit ausgeſezt habe; welches ſie ihm auf ihren ausdrücklichen Befehl bekannt machen ſollten. Endlich benachrichtigte ſie ihn noch, daß der Fürſt ſelbſt die Gnade gehabt, ihm zu ſeiner Bekehrung noch einen Geiſtlichen zuzugeſtehen, welchen er verlange.

Flemming hörte das Todesurtheil mit männlicher Unerſchrockenheit an, ſchüttelte bei der Penſion

fü

für ſeine Frau den Kopf, horchte, wie er die Unterſchrift des Fürſten ſelbſt hörte, hoch auf, lies ſich ſelbige zeigen und ſprach: »Ja, es iſt wahrhaftig ſeine Hand. Hum, das iſt viel!»

Als er ſich wieder geſammlet, hub er alſo an: »Nun darf ich alſo reden, wie ich höre. Wohlan dann, ſo laſſen Sie mich auch ausreden und fallen mir nicht ein! Bei dem Kopf, den Sie mir abgeſprochen haben und den mir der Scharfrichter, vermuthlich Wild, übermorgen abſchlagen ſoll — ich beſchwöre Sie, mich nicht zu unterbrechen... Ich ſoll alſo ſterben, und zwar ziemlich raſch. In der That, wenn ich noch nicht bekehret wäre, ſo würden die achtundvierzig Stunden wohl ein wenig zu kurz ſein, um mich nun erſt zu bekehren. Gott gibt ia auch Miniſtern und Maitreſſen ſogar, wenn ſie die Ewigkeit an einem ganzen Lande verwirkt haben, noch längere Zeit dazu. Indeſſen es ſei! Der Fürſt hat meinen Tod unterſchrieben. Wie er das hat thun können! Ob ich ihm nicht in dem Augenblick eingefallen ſein mag, wie ich da in P. unter der Laube vor ſeinen Füſſen lag und für mein Vaterland zu ihm flehete! O Fürſten, Fürſten, wie thut ihr zuweilen! Glaubet ihr lebendig an

Gott und Unſterblichkeit, wie könnet ihr Menſchen zum Schwerte verdammen, wenn ſie euch an eure groſſen Pflichten muthvoll erinnern, es gut und brav dadurch mit euch meinen und euch vor dem jämmerlichſten Kontraſt bewahren wollen, den ſonſt euer ganz freudenloſes künftiges Leben gegen euer gegenwärtiges freudenvolles Leben machen würde! Doch wider Gewalt kann ich nichts. Mein Fürſt wird gemisbraucht. Ich habe nichts, als Frau und Kinder, mein Herz und Gott. Die erſtern ſind mir jetzt mehr zur Qual, als zur Stärkung. Mein Herz iſt mir aber viel; doch freilich nur zum Troſt, weil ich weis, daß ich als ein Mann ſterbe, der für ſein Vaterland geredet und zwar nicht ohne allen Nutzen geredet hat. Gott aber iſt mir Schutz. Der iſt mächtiger, als Sie, als Ingenſtröm und als die Gräfin. Er kann meinen Tod noch hindern; ich verlange aber kein Wunder von ihm. Nein, ich bin bereit, zu ſterben durch Henkers Hand, wenns ſein Wille iſt. Es iſt beſſer, ich ſterbe ſo, nachdem ich die drückende Kopfſteuer verhindert habe, als wenn ich zu dieſer geſchwiegen und mich innerlich als ein Zaghafter krank geärgert hätte und hernach an der ſchwarzen Sucht geſtorben wäre. Und daß es mit der Köpfung ſo raſch gehet, iſt recht gut. Jetzt bin ich völlig bei mir. In der Länge könnte ich kränklich werden und dann könnte mich mein guter Muth verlaſſen. Noch iſt der arme Geiſt in dieſem Leibe und noch hangt ſeine Stimmung und die Ausübung ſeiner Kraft, gewiſſe nöthige Ideen ſtark und lebhaft herbeizurufen, ſehr von der Geſundheit des Leibes ab. Langes Gefangenſitzen benimmt ihm ſeine Schwingkraft, mit der er ſich in der Freiheit über Tod und Grab erhebt. Sagen Sie alſo dem Fürſten, wenn er von ſeinem Lyſtlagen zurückkommt und ich ſchon ohne Kopf liegen werde, daß ich ihm für die Beſchleunigung meiner Hinrichtung gedankt hätte. Er hätte dadurch bewirkt, daß ich meinen Kopf recht herzhaft hingehalten hätte. Doch hätte ich mich der Frage nicht erwehren können, ob er etwa ſelbſt geglaubt, daß er ſich nach drei Tagen vielleicht eines Andern beſinnen könnte, daß er darum ſo mit mir aus der Erdenwelt geeilt. Sagen Sie ihm, daß ich ihn, als einen irregeführten Fürſten, bedauerte, daß ich ihm aber doch ſterbend noch viel Segen von Gott, und beſonders den groſſen Segen erbäte, daß er in ſich gehen und wieder ganz der Vater ſeines Volks werden möchte. Dis an ſich zu bewirken, ſollte er nur recht oft und lebhaft die beiden Ideen in ſich hervorrufen — **Gott und Unſterblichkeit.** Dieſe wären es, welche mir Kraft gäben, die an mir ausgeübte Grauſamkeit zu tragen. — Ich glaube an ein künftiges Leben; ſo ſterbe ich mit gröſter Freudigkeit. Je ungerechter, ie gewaltſamer ich in ſelbiges übergeſchleudert werde, deſto gröſſer wird mein Lohn daſelbſt ſein. Es iſt auch recht gut, daß meine Hinrichtung nicht öffentlich geſchieht; denn obgleich das Volk an Undankbarkeit gegen ſeine Märtirer manchem Fürſten an Undankbarkeit gegen ſeine Diener nichts nachgibt: ſo könnts doch ſein, daß mein Mord, wenn er zu ſolenn geſchähe, ſo eine ſtarke Senſation machte, daß er von neuem den Geiſt der Rebellion erregte. Damit iſt mir aber nicht nur nicht gedient; ſondern ich verabſcheue die Rebellion auch ſchon darum, weil ſie immer Bürgerblut koſtet. Gott erleichterte lieber den Einwohnern dieſes Landes die Laſten, welche ſie itzt ſchon zu tragen haben, und regire das Herz ihres Fürſten, daß er ihnen einer unerſättlichen Itallänerin wegen nicht noch mehr auflegen laſſe. Aber — ein Mann, dem der Kopf gehört, über den es eigentlich hergeht, darf dis ſagen — das iſt ungerecht und ſchändlich, daß ich nicht habe erlangen können, von **auswärtigen** Richtern gerichtet zu werden. Dis hat Ingenſtröm verhindert. Wüßte der Fürſt, daß ich dis verlangt, ſo würde er, der mir aus ſich die Ketten abnahm, mir ſolches gewis nicht verſagt haben. Auswärtige hätten mir den Kopf nicht abgeſprochen. Dis wuſte man, und ſo verſagte man mir ſie. Ingenſtröm iſt nun mein Mörder; und nicht Wild, nein, Sie ſind meine Scharfrichter. Sie laufen alle meinem Todfeinde am Seil; Sie ſelbſt ſind meine geſchwornen Feinde; wie kann ich von Ihnen Gerechtigkeit erwarten? Es iſt nicht möglich, daß das bei meinem Verhör gehaltene Protokoll dem Fürſten zu Geſichte gekommen; er hätte mein Todesurtheil nicht unterzeichnet. Hätte ich eine Kommiſſion von Auswärtigen gehabt, ſo hätte ich ſolches mit Gewisheit hoffen dürfen. Von Ihnen aber erwarte ich Alles. Ich erwarte ſogar, daß das geführte Protokoll verfälſcht, oder gar untergeſchlagen worden. Es war nicht möglich, daß Sie mit gutem Gewiſſen auf meinen Tod ſtimmen konnten. Womit habe ich das Schwert verdient? Dadurch, daß ich die Wahrheit geſagt, ſie für ſo viel Tauſende geſagt? Will das Gott nicht haben? Wozu war ich Rath? War ichs, um Henker für das Volk, oder um Rathgeber für den Fürſten zu ſein? Ich habe wohlbedächtig zwiſchen dem Fürſten und zwiſchen denen, die ihn misbrauchen, unterſchieden. Man ſagt, es ſei zuweilen das Schickſal der Fürſten, daß ſie gemisbraucht würden. Ich weis es nicht. Das weis ich aber gewis — ein Fürſt ſoll ſich nicht misbrauchen laſſen. Wie? ſoll darüber nicht geredet werden, wenn ein Fürſt gemisbraucht wird und ſich misbrauchen läſſet? Auf weſſen Koſten geſchiehets? Iſt es nicht das arme Land, das darunter leidet? Wie glücklich war ſonſt dis Volk! Wie wohlhabend waren ſeine Fürſten! Nun iſt das Volk geplagt und der Fürſt in Schulden. Nun ſeufzen viel Tauſende von ietztlebenden; nun werden noch viel mehr Tauſende von Nachkommen ſeufzen. Iſt das recht? Wo ſteht das geſchrieben, daß ein Volk ſich Haut und Haare nehmen laſſen ſolle? Und — was glauben Sie, wie lange dis vorhalten könne? Sagen Sie nicht, es ſei an mehreren Orten ſo. Deſto ſchlimmer, antworte ich, wenn's ſo wäre! Aber — aber — leſen Sie nur die Geſchichte des Deſpotiſmus. Und ſo wird es allenthalben über kurz oder lang kommen, wo der Deſpotiſmus übertrieben wird. An dem ganzen Elende, das dis Volk drückt, iſt ein einziges fremdes, verſchwendungs- und habſüchtiges Weib Schuld. Iſt es recht, daß der Fürſt ſie wie ſeinen Augapfel ſchätzt? Iſts recht, daß ſie mit der Nation ſchaltet, wie ſie will? Warum ſagen die, welche um den Herrn ſind, dis ihm nicht? Etwa, weil ſie Gefar dabei laufen würden? O wer nicht Gefar laufen will, mus nicht Miniſter werden; iſt er es aber, iſt er Rathgeber eines Fürſten im Angeſicht des ganzen Volks: ſo mus er, wenn ſein Herr ſchwer irret, auch ſein Leben wagen, um ihn vom Irthum zurückzubringen. Um **Gnade** bitte ich nicht; **Gerechtigkeit** habe ich gefordert. Verſagt ſie mir die **Welt**, ſo wird ſie Gott mir geben. **Dort** wird er ſie mir geben. Ach meine Herren, wie wird es da ſo anders ſein, als hier! Dort werden uns über den groſſen Punkt der **Volksglückſeligkeit** die Augen aufgehen und wir werden ſie alle **als die heiligſte Sache Gottes** betrachten, die ieder hier ſchon mit Zurückſetzung aller Rück- und Nebenſichten aus allen ſeinen Kräften hätte betreiben ſollen. Alle werden wir überzeugt ſein, daß wir die Menſchheit gegen ihre Unterdrücker und Placker hier hätten in Schutz nehmen und den Verluſt dieſer ganzen eitlen Welt dabei für Nichts achten ſollen. Wie werden **Sie** ſich da ſchämen, dis nicht gethan zu haben, und wie werde **ich** mich erſt da recht darüber freuen, daß ichs that und dafür ſtarb! Wie werden Sie, meine ietzigen Richter und Todesurtheilsſprecher, alsdann als Sünder an der Menſchheit angeklagt werden, wenn ich, Ihr Verurtheilter und Verdammter, den tröſtendſten Freiſpruch von Gott und von Allen erhalte, deren Herz hier hoch für Gottes Sache ſchlug! —— —— Die Penſion, welche das mailändiſche Weib meiner rechtſchaffenen Frau anbietet, verfluche ich. Ich will meine Sophie an mein Herz drücken und ſprechen —— „Nimm von der Landesverrätherin nichts. Das wäre verdammtes Kopfgeld, das du bekämeſt, Geld für **meinen** Kopf, für den Kopf, der alle ſeine Mitbürger vom Kopfgelde befreiete. Gott wird für dich ſorgen. Verzage nicht.„ Sagen Sie der Gräfin, ich lieſſe ihr ſagen, ich hätte noch nicht geſehen, daß, wenn auch der Gerechte verlaſſen wäre, ſein Same noch obendrauf nach Brod gehen müſſe... Aber zweierlei verlange ich vor meinem Tode noch mit Recht, und weder Sie, noch Ingenſtröm können es mir abſchlagen, ohne noch mehr, als Barbaren, gegen mich zu werden. Daß ich meine Frau und Tochter noch einmahl ſpreche, das iſt das Eine. Es wäre wider die Natur, wenn man einem Sterbenden das letzte Lebewohl an zwei weibliche Seelen verſagte, denen er in der Welt Alles war, und die an ſeinen Leiden ſo viel Theil genommen haben. Warlich, das hieſſe, auch **dieſe** köpfen wollen. Das Andere iſt, daß man einen **fremden** Scharfrichter nehme, und nicht den Wild. Wild hat mir viel zu danken. Wenn er nun gleich auch den Streich, den er mir verſetzen ſoll, eigentlich aus Amtspflicht mir verſetzte, ſo empört ſich doch all mein moraliſches Gefühl dagegen, daß ein Menſch ſeinen Wohlthäter köpfen ſolle. Und wenn auch dis nicht in Betracht käme, ſo liegt mir doch mein ſelbſt wegen daran, daß mich ein Anderer köpfe. Wild iſt zwar ein Scharfrichter; aber in ſeinen Buſen ſchlägt kein gewöhnliches Scharfrichterherz. Er iſt **dankbar**. Sein Gefühl würde ſich in dem Augenblick, da er mich richten ſollte, gegen ſeine Handlung ſträuben. Dadurch könnte er die Balance verliehren und mich jämmerlich quälen. Das iſt aber im Urtheil mir nicht zuerkannt. Meinen Feinden kann auch damit nicht gedient ſein; genug, daß ich ihnen aus dem Wege geräumt werde. Alſo — auf den beiden Forderungen beſtehe ich. Meine Frau und Tochter will ich — einen fremden Scharfrichter will ich. Nur Menſchen können ſie mir abſchlagen, die auch den Nahmen Menſch im geringſten nicht mehr verdienen wollen. »

Hier hielt Flemming inne und erwartete Antwort von ſeinen Richtern. Dieſe waren durch ſeine Rede wenig bewegt worden und hatten gleich vorher unter ſich die Abrede genommen, ihn zum letztenmahle reden zu laſſen, was er wolle. Sie erwiederten ihm alſo ganz kurz, daß ihm der erſtere Punkt bereits akkordirt ſei und daß der letztere ihm ohne Zweifel auch akkordirt werden werde.

Erſter Rath. Was für einen Geiſtlichen wollet Ihr haben, Flemming, um euch noch von euren Sünden zu bekehren?

Flemming, äuſerſtgleichgültig. O mein Herr, Sie beſchimpfen nicht mich, ſondern ſich, wenn Sie mich par Ihr anreden. Unterſcheiden Sie einen grauſambehandelten und unſchuldigverdammten von einem Diebe und Mörder. Es gehört nur das unterſte menſchliche Gefühl dazu, dieſen Unterſchied nicht aus den Augen zu ſetzen. Doch es ſei! Wer wollte mir's wehren, zu Ihnen auch Ihr zu ſagen? Aber bei ſolchen Läppereien wollen wir uns am Ende nicht aufhalten. — Was den Geiſtlichen betrift, ſo bedarf ich keines ſolchen zu

meiner Bekehrung. Unter Bekehrung verſtehen Sie ia doch wohl, daß ich das Gegentheil von dem werden ſollte, was ich iezt bin? Jezt bin ich ein Rechtſchaffener; zum Schurken wird mich doch wohl kein Geiſtlicher etwa machen ſollen? **Des Troſtes wegen** bedarf ich auch keines ſolchen. **Ich** habe, Gott ſei Dank, immer ſo gelebt, daß ich ſterbend keines Zuſpruchs nöthig habe. Mein Herz gibt ihn mir ſchöner, als der würdigſte Religionslehrer ihn mir reichen könnte. Auch habe ich immer ſo ein Chriſtenthum gehabt, das mich ſelbſt zum Prieſter vor Gott dem Vater gemacht hat. Aber mit einem wahren **Freunde** noch dis und das meiner Familie wegen abzureden, dis liegt mir allerdings am Herzen. Und da ich ſo einen **einzigen** Freund gerade an dem **Prediger** Ehrhard in Fremdlingshauſen zu haben glaube, ſo will ich, daß **dieſer** mich beſuche. Er ſoll mich aber nicht beſuchen als Geiſtlicher, ſondern als Freund, dem ich noch verſchidene Aufträge als ein aus der Welt ſtürzender Mann und Vater zu thun habe.

Erſter Rath. Das geht nicht an. Der Prediger Ehrhard iſt nicht aus dem Lande. Das würde den ganzen hieſigen Klerus verdrieſſen.

Flemming. Verdrieſſen hin, verdrieſſen her. Ihr Klerus mag erſt aufgeklärter werden, ehe ihn etwas verdrieſſt. Ich habe aber ſchon geſagt, daß ich den Ehrhard nicht als Geiſtlichen, ſondern als Freund zu ſprechen verlange. Er braucht auch gar nicht in ſeinem Ornat zu kommen. Gott ehre mich den Prediger Ehrhard im Ueberrock, als den Oberhofprediger im Chorrock. Und das wäre ia unerhört, wenn ich meinen Willen nicht haben ſollte. Ein ſterbender Mann und Vater mus ia wohl ſeine letzte Pflicht erfüllen dürfen, ſeiner verlaſſenen Familie einen Kurator zu wählen, und mit dieſem hat er ia doch manches wohl noch zu ſprechen? Ueberdis berechtigt mich auch die fürſtliche Nachſchrift unter dem Urtheil dazu. Es ſoll mich ein Geiſtlicher beſuchen, welchen ich verlange. Und wenn ich alſo den Pater H. aus D. haben wollte, ſo müſten Sie mir ihn zukommen laſſen, ſobald er nur zu geſetzter Zeit eintreffen könnte; oder Sie machen den fürſtlichen Befehl härter gegen mich, als er iſt, und dis zu thun darf ſich kein Diener unterſtehen.

Die Kommiſſion erwägte dieſen Umſtand und gab nach. Der unterſte Rath aber ziſchte dem erſten ins Ohr: Wenn das nur nicht üble Folgen hat!

Flemming. Nun, ſo verlange ich den Prediger Ehrhard heute noch; morgen früh aber meine Frau und Tochter. Die übrige Zeit, bis der Scharfrichter kommt, will ich dann dazu anwenden, durch anhaltendes Gebet meine Seele in iene ſtille und ſelige Stimmung zu verſetzen, in welcher ich meinen Nacken dem Schwert darzubieten wünſche. — Und nun wüßte ich weiter nichts. Ihre Kommiſſion iſt vollbracht, und das Uebrige wird der Scharfrichter thun. Fühlen Sie bald das Abſcheuliche Ihrer That, wozu Sie ſich brauchen lieſſen. Flüchtend aus einer Welt, wo man die Geſetze noch misbrauchen darf, um unter ihrer Firma Greuel an Menſchen auszuüben, ſoll mein Geiſt noch mein Vaterland ſegnen und meinen armen Mitbürgern einen Fürſten erbitten, der ſich die Binde von den Augen reiſſe, und deſſen Herz zu ſeinem Volke und zu ſeinen Pflichten zurückkehre. Ich tauſche nicht mit ihm. Dort, dort, wo ein gerecht Gericht ergehen wird, dort wird Flemming heiter und unerſchrocken da ſtehen, während daß ſein Fürſt vor ihm fliehen wird!!! Und Sie — leben Sie wohl und beſſern Sie ſich! Uebermorgen bin ich da, wohin kein mörderiſcher Arm mehr reicht.

Prediger Ehrhard ward zu Flemming, u
Scharfrichter Wild zu Ingenſtröm gerufen.

Ingenſtröm. Wild, es gibt wieder Geld f
euch zu verdienen. Es walten verſchidene Exe
tionen vor, und ich hoffe, daß Ihr eure Sa
gut machen werdet. Unter andern ſollet ihr üb
morgen in geheim mit dem Amtsrath L nach
fahren und da einen Kopf herunterholen. Ich v
biete euch aber auf eure Pflicht, ein Wort v
und nachher davon zu reden.

Wild, dem das Herz gewaltig klopft. W
iſt der arme Sünder, den ich da köpfen ſoll?

Ingenſtröm. Ihr werdets wohl ſehen.

Wild. Doch nicht Herr Flemming? D
köpfe ich nicht.

Ingenſtröm. Ihr werdet nicht gefragt,
ihr wollet; ihr müſſet.

Wild. Den kann ich nicht köpfen.

Ingenſtröm, der ſich vergiſſet. Warum nich

Wild. Weil es mein gröſſeſter Wohlthäter i

Ingenſtröm. Das mag ſein. Wenn d
auch ſo wäre, das gehörte hieher nicht. Genun

i

ihr thätet euer Amt. Sobald euch befohlen wird, mags ſein, wer will.

Wild. Dem fiele ich eher vor die Füſſe, als daß ich mein Schwert an ſeinen Hals fallen lieſſe. Für den lieſſe ich eher mein Leben, als daß ich ihm das ſeinige nähme.

Ingenſtröm. Ihr ſeid ein Narr und hättet euch eher zu einem alten Weibe, als zum Scharfrichter, geſchickt.

Wild. O ho ho ho Ihro Excellenz, nur ſachte! Das habe ich noch nicht bewieſen und werde es auch nicht beweiſen. Ich habe hier ſchon viel Exekutionen gehabt, und werde nun bei den ſtarken neugemachten Auflagen wohl noch mehr kriegen; aber es iſt mir noch keine verunglückt. Die Köpfe flogen wie die Mohnköpfe, wenn die Pagen die Degen daran probiren. Ich habe unter der vorigen Regierung hier an dem Erzſpitzbuben Moritz, an den ſich keiner wagen wollte, mein Meiſterſtück gemacht. Er drohete mir, daß ich in meinen Hals hauen ſollte, wenn ich in den ſeinigen zu hauen gedächte, aber ich lies mich nicht irren. Ich hieb drauf zu, und der Kopf lag herunter, wie eine Pfundbirn. Ich bin hernach weit und breit verſchrieben worden, habe in St.

den Kaſpar, und in Sch. den Rickert, deren Augen wie die Teufel nach mir funkelten, um eine Spanne kürzer gemacht, und wenn ich überhaupt wieder ſo einen Moritzkopf oder — ſonſt einmahl ſo einen gewiſſen Kopf hätte, wie ich wollte, ſo wäre ich gleich bei der Hand. Aber eben darum, weil ich ſo viel Köpfe ſchon unter Händen gehabt habe, weis auch keiner die Köpfe beſſer zu unterſcheiden, als ich. Meinen Wohlthäter Flemming köpfte ich nicht, und wenns mich wer weis was koſten ſollte. **Du ſollſt Gotte mehr gehorchen, als den Menſchen . . .** Können Sie mir beweiſen, daß dieſer Spruch nicht auch die Scharfrichter angehe? Ich glaube vielmehr, er gehe die Scharfrichter zunächſt an; denn wenn kein Scharfrichter ſich dazu hergibt, einem Unſchuldigen den Kopf vor die Füße zu legen: ſo müſſen die Herren Kommiſſarien, welche ihm den Kopf abſprechen, ſelbſt Scharfrichter werden, und dann — ſitzt ihm der Kopf gewis ſicher und feſt. Das will aber Gott eben, daß nur Verbrechern die Köpfe wackeln, ehrlichen Leuten ſie aber feſtſitzen ſollen.

Ingenſtröm. Der Wille ſoll euch wohl gemacht werden. Ueberhaupt ſeid ihr ein alberner Kerl und wir beachten euch nicht, wenn wir nicht

wollen.

wollten. Wir konnten zehen andere verſchreiben. Ihr ſollet aber.

Wild. Das müſte ein Hundsfutt von Scharfrichter ſein, der erſt hörte, wer Herr Flemming wäre und ihm dann den Kopf abſchlagen könnte. Er würde ja auch, wenn er hieher verſchrieben würde, das Handwerk beſuchen, und dann bin ich Herrn Flemming Bürge dafür, daß er ſeinen Kopf behalten ſoll.

Ingenſtröm. Raiſonnire nicht. Genung, du ſollſt, du muſt; oder ich laſſe dich zum Lande hinausjagen.

Wild. Gehorſamer Diener, das können Sie nicht. Die Scharfrichterei iſt mein und meiner Familie auf ewig. Sie müſſen aber wiſſen, daß es nicht gleich damit abgethan ſei, daß man einem rechtſchaffenen Manne den Kopf abſpricht. Man mus auch erſt einen Scharfrichter haben, der ihn abſchlägt ...

Prediger Ehrhard, der ſchon alle mögliche Mittel, ſeinen Freund zu ſprechen, jedoch ohne Sophien etwas davon zu ſagen, verſucht hatte, der dis aber auf keine Weiſe hatte bewirken können, erhielt kaum Nachricht von der ihm dazu gewordenen Erlaubniß, als er ſich auf das eiligſte zu ihm begab. Flemming lag eben in ein ſehr inniges Gebet vertieft, da ſich die Thüre öfnete und der theilnehmende Geiſtliche hereintrat. „Um Wunder, lieber Vater im Himmel, bitte ich dich nicht, mir mein Leben zu erhalten. Um Engel bitte ich dich nicht, daß du einen davon ſendeſt, der mich aus meinem Gefängnis befreie. Aber wenn es ſonſt auf natürliche Weiſe und durch Dazwiſchenkunſt eines Menſchen, der den Engel vorſtellte und das Wunder thäte, möglich wäre, daß der Kelch vor mir vorüberginge … Doch nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe! . . Erhalte nur meine Seele recht bei der Ruhe, in der ſie iezt ſchwebt! Las durch keine Todesfurcht mich zur Reue darüber bewegt werden, daß ich meinem Vaterlande geholfen und mich aufgeopfert habe! Gib mir Kraft, von den Meinigen Abſchied zu nehmen — Kraft, einer ganzen Welt Abſchied zu ſagen und mein Haupt ohne Zittern dem Schwerte hinzuhalten! Es iſt ia doch ein künftiges Leben! Ach ia, ach ia, es iſt ia doch ein künftiges Leben.“

Den Prediger Ehrhard zog, als er Flemming ſo beten hörte, ſein Herz dicht hinter ihm mit darnieder. Flemming ſtand auf, erſchrack, als er ſei-

nem

nen Freund kniend neben ſich erblickte, und hub ihn freudiggeſtärkt mit den Worten auf: „Willkommen lieber E., Sie ſollen ewig Dank dafür haben, daß Sie da ſind. Es iſt gut, daß Sie mich beten gehört haben. So darf ich Ihnen mein Schickſal nun erſt nicht noch ſagen; ich habe es Ihnen vorgebetet. Nur das einzige noch — Uebermorgen iſt der Tag, da dieſer Kopf aufhört, das ausübende Werkzeug meiner Denkkraft zu ſein. Dann geht die Reiſe ins Geiſterreich. Wie's doch da ſein wird! Ach ich glaube recht innig an die Gewisheit menſchlicher Zukunft — Gotte ſei Lob und Dank dafür! Stellen Sie ſich vor, mir ward bange, als ich mein Todesurtheil gehört hatte, daß ich wohl an ihr zweifeln konnte. Aber Gotte ſei Lob und Dank dafür, ich habe noch nie mich ſo innig von ihr überzeugt gefühlt, als itzt. Lieber Ehrhard, das iſt in ſo einer Lage viel werth ....“

Ehrhard lag feſt und ſchluchzend an ſeinem Halſe und konnte kein Wort hervorbringen.

Flemming, der ihn gerade aufrecht vor ſich hin hält. Alſo nur das einzige noch, das Sie mir verſprechen ſollen — wir ſprechen uns heute zum letztenmahle, und dann wollen wir das wichtigſte noch, was wir ſe zuſammen ſprachen, reden — — „machen Sie mir keinen Vorwurf über mein Schickſal „ — — meine Feinde haben's ſo weit gebracht — ich habe aber groſſes Gutes geſtiftet und ſterbe getroſt. Gott mus es für mein Vaterland, für meine Familie und für mich ſelbſt beſſer finden, daß ich den Kopf verliehre, als daß ich ihn behalte; ſonſt behielte ich ihn gewis.

Ehrhard, der ihm die Backen ſtreicht. Auch nicht ein Wort von Vorwurf, edle, patrietiſche Seele! Aber iſt denn keine Rettung? Thut niemand Fürſprache, oder hilft keine Fürſprache?

Flemming. Wer ſollte ſie thun und was ſollte ſie helfen! Ich bin ein Opfer der Kabale. Ich bin in meinen Arreſt zurückgekehrt, um durch mein Verhör noch allgemeines Gutes zu wirken; aber Gewalt geht vor Recht. Man hat mir auswärtige Richter verſagt, und ſo muſte's um mich geſchehen ſein. Dem Fürſten rechne ichs nicht zu; er weis gewis kein Wort davon, daß ich ſie verlangt. Was alſo weiter zu thun, als — ſterben, ſterben! Doch — Laſſen Sie es immer ſo ſein. Ich habe noch eine Bitte an Sie.

Ehrhard. Ach Gott!

Flemming. Meine Frau und Kinder — ach, du gerechter Gott! Iſt meine Frau im Stande, zu mir zu kommen?

Ehrhard. Ja, ich habe ſie bei mir.

Flemming, der ihn an ſein Herz drückt. O Rechtſchaffener, Freude im Himmel dir dafür!

Es erfolgte eine lange Pauſe, während welcher beide Freunde einander ſtarr in die Augen ſahen.

Flemming. Meinem Ewald ſchreiben Sie mein Schickſal, meine Standhaftigkeit und die Verſicherung, daß aus iener Welt her mein Gebet ihn ſegnen ſolle.

Ehrhard. Ich habe auf meinen letzten Brief, worinn ich ihm die neuere Lage Ihres Staats ſchrieb, keine Antwort. Ich weis nicht, wie es zugehe.

Flemming. Nun, er wird ſchon antworten. — Schreiben Sie ihm, daß er ſeine Studien wacker abſolviren und dann — nicht ins Vaterland — mein Nahme würde ihm da ſchaden — ſondern in ein benachbartes Land gehen und da ſeine Mutter zu ſich nehmen ſolle. Gott wird ihn ſegnen, und ſeine Wiſſenſchaft iſt von der Nöthigkeit und Seltenheit zugleich, daß ſie ihm reichlich Brod geben wird. Er wird auch, ich weis es, über meinen Märtirertod ſich faſſen. Ich habe ihm meinen ganzen Glauben gegeben, und bei dem verliehrt man ſich nie ganz. Und — Leopoldine wird ſich noch eher faſſen. Sie hat nicht nur auch meine Grundſätze, ſondern iſt auch ein tapferes Mädchen. Aber Sophie — die habe ich ſo nehmen müſſen, wie ſie gebildet war. Mein langer Umgang mit ihr hat dis und jenes zwar an ihr bewürkt; aber umſchaffen konnte ich ſie nicht. Sie wird entſetzlich leiden; ſie wird wohl gar das zweite Opfer, das ich dem Vaterlande bringe. Ich habe aber als Bürger der Stadt Gottes das Wohl meiner Familie dem allgemeinen Beſten nachſetzen müſſen. Ich wollte, daß ich ſie nicht noch einmahl ſehen dürfte. Ich wäre aber ein Unmenſch, wenn ich aus Zärtlichkeit gegen mich hart gegen ſie wäre und die Zerreiſſungen ſcheute, welche ſie meinem Herzen zufügen wird. Morgen nehme ich hier von ihr Abſchied Ich will mich recht dazu bereiten und alle meine Kräfte ſammlen, um der entſetzlichſten unter allen Unterredungen mit ihr nicht zu unterliegen. Wenn dis Herz nicht mehr für ſie ſchlägt und ſorgt, Freund — Edler — einſt mit mir Seliger — ſo ſorgen Sie für ſie. Die Hand darauf!

Ehrhard reichte ihm die Hand mit ſtummer Bravheit.

Flemming. Sie wird untröſtbar ſein. Behalten Sie ſie einſtweilen bei ſich. Sagen Sie ihr, was ihr Herz vermag, und überlaſſen Sie dann Gotte und der Zeit, daß ſie das groſſe Unrecht, das ihr geſchiehe, verſchmerze. Wenn ſie ihr Haus verkauft und Ewald ſie einſt zu ſich nimmt, ſo wird ſie keine Noth leiden. Ich kann ihr weiter nicht helfen. Nur ſoll ſie keine Penſion annehmen, wenn die Landplünderin ſie ihr anbieten ſollte.

Ehrhard. Ich habe nur ein Kind. Unſer ſind drei, und wir haben mehr, als wir brauchen. Es iſt alſo Platz und Brod für Ihre Frau und Tochter bei mir, ſo lange es ihnen gefallen wird.

Flemming, der ihn umarmt. Gott wird Alles machen. (leiſe) Halten Sie auf einige Augenblicke die Thüre zu, daß Niemand hereinkomme.

Flemming kleidete ſich hierauf ſchnell aus, band ein zuſammengerolltes Papier von ſeiner Bruſt los und reicht's Ehrhard mit den Worten: „Geſchwind ſtecken ſie ein! Ich glaubte gleich, daß ich im Kollegium nichts ausrichten würde, verfaßte daher den Aufſatz und wollte ihn, es koſte mich, was es wolle,

dem Fürſten ſelbſt überreichen. Als ich mich bei J
nen entſchlos, in die Wache zurückzukehren, ahnd
ich Gewaltthätigkeit, ging, wenn Sie ſich beſinne
in ihre Nebenſtube und band ihn mir auf die Bru
Die Taſchen ſind mir hier durchſucht worden; mi
aber auch nackend auszuziehen fiel Niemanden ei
Der Aufſaz kann groſſes Gutes für das Land wi
ken; er mus es wirken, wenn er dem Herrn w
geradezu in die Hände kommt. Sie ſind ein Au
länder, der dabei nichts verliehren kann. Sie hab
Menſchenliebe genung, einige vergebliche Wege nic
zu ſcheuen. Wagen Sie es, wenn ich todt bi
und laſſen Sie nicht nach, bis Sie ihn in eigen
Perſon dem Fürſten überreicht haben. Mein Mu
hat groſſes Gutes gewirkt; meine **Feder** wird al
alsdann noch gröſſeres wirken. »

Dieſer Aufſaz enthielt eine genaue Berechnu
aller der ungeheuren Summen, welche die Gräf
während ihrer Liebſchaft ohne des Fürſten Wiſ
nach Mailand geſchickt hatte; ferner ein Detail d
abſcheulichen Misbräuche, welche die Gräfin u
Ingenſtröm von dem Vertrauen, das der Fürſt
ſie geſezt, machten; und endlich eine bidere und g
drängte Buspredigt an den Fürſten über den ih

merklich

wirklichen Zuſtand ſeiner Finanzen, über den noch jammervollern Zuſtand ſeines Landes, über die wahren Quellen von beiden und über ſein geſamtes unvaterlandsväterliches Thun und Laſſen, nebſt einigen angehengten Prophezeiungen, deren Zuverläſſigkeit aus dem Staatsbarometer der neuern Geſchichte benachbarter Länder erhärtet war. Ehrhard verſprach ſeinem Freunde bei der Gewisheit des künftigen Lebens, nicht eher zu ruhen, bis er dieſen Aufſatz dem Fürſten ſelbſt in die Hände gegeben hätte.

Flemming. Nun ſo ſterbe ich noch weit freudiger, weil ich gewis weis, daß es binnen Jahr und Tag, doch, was ſage ich — binnen vier Wochen, wenn's Glück gut geht, in dieſem Lande Veränderungen von gröſſeſter und wohlthätigſter Wichtigkeit geben werde. Flemming wird ſie zwar nicht mehr ſehen; doch, was ſchadet dis? Wenn ſie nur geſchehen! Es iſt ſchön, auch nach dem Tode noch durch Patriotiſmus zu ſegnen …. Und nun wollen wir uns ſetzen und das groſſe, feierliche, allerletzte Geſpräch für dieſe Welt halten — — —

„Lieber Ehrhard, ich ſagte Ihnen vorhin, daß das in meiner Lage ſo viel werth ſei, mit voller Zuverſicht noch auf Zukunft ienſeits zu hoffen. Glauben Sie mir, davon haben Sie noch keinen vollen Begriff. Sie ſind ein wackerer Geiſtlicher; Ihr ganzes Leben war Umgang mit der Religion; Sie reden oft auf der Kanzel mit unnachahmlicher Wärme von ihr. Die Beweiſe für ſelbige mögen Sie wohl beſſer auseinander ſetzen können, als ich; aber von der Kraft der Religion haben Sie nur noch eine unvollkommene Idee. So, wie ich, mus man ſituirt ſein, um dieſe ganz zu empfinden und recht zu wiſſen, welch ein Geſchenk des Himmels ſie für uns ſei. Wenn ich ſo manchmahl hier in Gedanken über mein Schickſal vertieft ſitze; wenn ich eine Zeitlang gar nichts weiter gedacht, als daß ich ein ganz unſchuldiger Mann ſei, daß es doch abſcheulich ſei, daß ich darum, weil ich dis bin, ſterben müſſe, und daß nichts gewiſſer ſei, als dis; wenn ich alsdann auf die Schrecklichkeit meiner Todesart komme, feſt an ihr ſtehen bleibe und ſich alles dagegen in mir empört und ſträubt — — und es glückt mir, durch einen Blick zum Himmel, oder durch ein ſonſt ich weis ſelbſt nicht was, vielleicht durch die Geſetze der Ideenaſſociation auch nur, auf Gott zu kommen: ſo iſts nicht anders, als trenneten ſich plötzlich die ſchwärzeſten Gewitterwolken und als führe die Sonne mit einem recht blendenden Strahl hervor, und Licht und Ruhe ſtrahlt zugleich in mein finſteres, beklommenes Herz. Faſſe ich dann den Vorſatz, mich dieſer Idee Gottes ganz zu überlaſſen; überlaſſe ich mich ihr wirklich: ſo iſts, als riefe mir eine Stimme von Himmel zu:

„ „ wß. unter den Augen des Allſehenden, des Allmächtigen, des Allweiſen und Alliebenden, biſt du hier in deinem Gefängnis. Es durfte geſchehen, daß man dich hieher brachte, und doch kann ohne ihn nichts geſchehen. Er lies es alſo zu; und ſo mus es auch deinem Vaterlande, Dir ſelbſt und den Deinigen gut ſein, daß es geſchah. Sprich nicht — ich hätte ia den Segen, welchen ich meinem Vaterlande geſtiftet, doch ſtiften und dabei auf freiem Fus bleiben können ... Sieh dich um; war beides zugleich bei dem gewöhnlichen Gange der Welt auch möglich? Verlangeſt du Wunder? Nun ebenſo wirſt du auch, wenn der Henker kommt, unter Gottes Augen ihm den Hals hinreichen. Kümmre dich nicht; wenn Gott nicht will, wirds nicht geſchehen. Und wenn du ſchon den Hals hinrecken müſteſt, und Gott will nicht, daß er dir abgeſtrichen werde, ſo wirds doch nicht geſchehen. Denke dir aber, als geſchähe es — Nun ſo ruft dich der, der dich ſchuf. Er ruft dich zwar mit einem ungewöhnlicheren Laut; es iſt ia aber doch die Stimme deſſen, der allein dich rufen kann, und — die Stimme der Liebe. Groſſer Segen mus auch ſelbſt dein Tod unter Henkershand deinen Mitbürgern, dir und deiner Familie werden; ſonſt lieſſe ihn Gott nicht zu. Vielleicht iſt er ſchlechterdings nothwendig, um deinem Vaterlande noch weit mehr Befreiung zu verſchaffen. Wollteſt du dann nicht gern für ſo viel Tauſende geſtorben ſein? Dis muſt du aber glauben, wenn du es auch nicht einſieheſt, und dieſer Glaube, daß dein Tod von gröſter Gemeinnützigkeit ſei, mus dich ſtark machen, dem Vortreflichen gern ähnlich zu werden, der auch deine Religion und dein Schickſal hatte, und der darum ſo äuſerſtſchön ſtarb, weil er mit unwandelbarer Zuverſicht auf groſſen Segen ſeines Todes bauete. Quäle dich nicht mit dem Andenken an die Deinigen. Sprich nicht — dieſe werden doch aber durch meinen Tod ganz unglücklich. . . . Du wareſt ein Mann im Amte; Du wareſt Rathgeber eines Fürſten und ein Diener des Vaterlandes. Du hatteſt alſo zwei Familien zu beſorgen — eine kleine und eine groſſe. Dieſe waren deine Mitbürger. Im groſſen Kolliſionsfall, worinn du dich befandeſt, muſteſt du die Pflichten für deine Hausgenoſſenſchaft den Pflichten gegen das Vaterland nachſetzen. Und was ſprichſt du? Deine Frau und Kinder würden durch deinen Tod unglücklich? Weiſſeſt du das? Haſt du ſie denn ſeither glücklich gemacht, oder **Gott durch dich**? Wie kannſt du alſo ſagen, daß ſie dadurch, wenn ſie dich verliehren, unglücklich werden? Verliehren Sie denn **Gott mit dir zugleich**? Nein, du wareſt ſeither nur das Mittel, wodurch ſie Gott beglückte; er höret alſo nicht auf, ſie zu beglücken, ſondern er bedient ſich hinfort nur eines **andern** Mittels dazu. Seelenleiden werden ſie freilich vollauf empfinden; aber Gott, der ſie ihnen zuſchikt, wird ihnen auch Seelentroſt darinn verſchaffen. Ihre anfängliche groſſe Traurigkeit wird auch ſogar nützlich für ſie ſein; ſie wird ſie in den gottergebenen Geſinnungen ſtärken, welche du ihnen einflöſſteſt. Dein Leben fing an, ſie zu bilden; dein Tod wird ſie vollkommen machen. Zagſt du aber etwa **dein ſelbſt** wegen — und deine ſeitherigen Handlungen wären wirklich Folgen von feſtgeglaubten Grundſätzen, und nicht bloſſe Verſtellung geweſen? O F. unmöglich kannſt du auch dein ſelbſt wegen bekümmert ſein, wenn du ein Weiſer biſt. Sieh an dis Leben — was iſt es? Ein

Gewirre von Unbeſtand und Täuſchung, in welchem dich blos der Gedanke aufrecht hielt, daß du endlich doch aus ſelbigem heraus kämeſt. Sieh es beſonders darauf an, wie es ſo voll Zwang und Drang für die Guten unter den Menſchen iſt — kann es dich viel Ueberwindung koſten, es gern und willig abzugeben? Empfängt es nicht dadurch erſt einigen Werth, daß du es theuer und um keinen geringern Preis, als für das Wohl eines ganzen Volks, hingibſt? Sieh, über lang oder kurz hätte dich eine Krankheit auch aufgezehrt, und dann wäre dein Tod gerade das unnützeſte deiner Leiden geweſen, die du ausgeſtanden hätteſt. Jetzt wird er das Gröſſeſte, was du litteſt und thatſt, und du nützeſt vielen Tauſenden durch ihn. **Es iſt hohe Todesverſüſſung, zu wiſſen, man trage durch Sterben ſo viel zur allgemeinen Vollkommenheit bei...** Fürchte nur nicht den Schmerz bei deiner Todesart und rechne ihn nicht zu hoch an. Zuckungen wird er dir freilich verurſachen; aber bei weitem nicht ſo eine lange Reihe davon, als die eine zögernde Krankheit bewirkte. Schnell und vorübergehend iſt er; auch wird er von dir nicht deutlich empfunden werden, weil durch ihn zugleich alle deine Empfindung ſtirbt. Denke ihn dir nur nicht vorher, ſondern recke, als wollteſt du weit in die Ferne ſehen, den Hals hoch auf. Das Schwert ziſcht, und ſo — verflattert die Gefühl und Daſein... Doch Daſein nur hierniden... Der Allweiſe, der Allliebende, der Allmächtige, unter deſſen Augen du ſtirbſt, hat ienſeits des Todes noch eine ganze Welt voll Lohns für dich. „Der Gerechte — könnte er dich ohne Erſatz laſſen? Nein, dein Geiſt, den er unſterblich ſchuf, enteilet dem Henker, der deinen Leib nur zerfleiſcht, und wird von ſeligern Höhen angezogen werden, in welchen die Gottheit ihre Märtirer krönt. Dahin blicke, **dahin** blicke, und dann lächle iezt ſchon triumfirend über den Vergang der Erdenwelt um dich her, wie der Ackermann lächelt, wenn der Tag nun kommt, wo er ſeine reife, goldene Saat anmäh't. » » »

Wenn mir dis alles der groſſe Gottesgedanke zuruft, wenn ich dis alles ſo denke, ach dann, dann, lieber Ehrhard, wird mir ſo wohl und ſo ſehnend ums Herz, daß ich gar kein Bleibens hier unten mehr habe. » „Fort, fort mit dir, höre ich dann etwas in mir ſprechen; die Erde war ſo kein Land für dich. Droben wirſt du eher an deinem rechten Orte ſein. Schade um ieden Tag, für den die noch der Uebergang verſpätet wird. — — Und dann ſchwebt mir der künftige Zuſtand ſo reizend und ſo ſelig vor, daß ich mich ganz unendlich belohnt durch ihn zu finden hoffe. Es iſt nicht übertreibende Fantaſie, die ihn mir mahlet; es iſt helle, reine Vernunft, die ihn aus den Anlagen zuſammenſetzt, welche die Natur hier ſchon dazu machte, und welche ich ſelbſt dazu machte. Ach gewis, gewis, lieber E. werden alle meine höhern Kräfte, die hier ſchon einen ziemlichen Grad von Bildung und Rege erhielten, ſich dort noch weit vollkommener entwickeln, und gewis wird manche Kraft, die wirklich ſchon in mir war, die aber die gegenwärtige Welt im Schlummer erhielt, und die ich als ein mir unbekanntes Eigenthum mit mir umhertrug, dort erwachen und mir noch unempfundene Glückſeligkeit gewähren. Gewis, gewis wird mein Glaube an Gott weit inniger, mein Gefühl von Gott weit lebhafter, mein Drang nach ihm weit ununterbrochener und ſtärker, mein Leben weit mehr Leben in ihm ſein. Gewis werde ich tiefer in meine eigene Beſtimmnng, tiefer in den Plan und Gang meines Schickſals, tiefer in den Zuſammenhang der Welten und in den ewigen mir noch unbegreiflichen Einflus der Gottheit in ſie eindringen.

gen. Zweifelsfreier, lichter wird mir die Wahrheit, liebenswürdiger, leichter die Tugend ſein. Ich werde weit ſtärkern Trieb für ſie fühlen und gegen ihre heiligen Regeln nicht mehr ſo oft verſtoſſen. Der Kreis meiner Wirkſamkeit wird ausgebreiteter ſein. Ich werde zur allgemeinen Vollkommenheit mehr beitragen können, werde dis unbehinderter — ach unbehinderter — thun, als hier, und eben dadurch mich ſo ſelig fühlen. Ich werde dann erſt die langen Reihen meiner rechtſchaffenen Handlungen erblicken, werde ſanft erſtaunen, wenn ich gewahr werde, daß ſie unüberſehbar ſind, werde ſie genieſſen und mein wohlverbrachtes irdiſches Leben dabei erſt recht ſegnen, wie der Mann, wenn es ihm wohlgeht, ſeine edelangewendete Jugend ſegnet, und ieder dieſer Genüſſe wird mich noch thätiger im Guten machen. Meine unſchuldigen, ſtandhafterduldeten Leiden werden mir aus meinem ganzen Erdenleben das Liebſte ſein, woran ich zurückdenke. Sie werden ſich mir mit voller lebendiger Ueberzeugung als dasienige darſtellen, wodurch ich Würdigkeit empfing, reine Empfindungen von überirdiſcher Wonne zu haben. Mein Tod für die Menſchheit wird mir als das Mittel erſcheinen, welches mir den Zugang zu ſchönern Schöpfungen und den Eintritt in die Verſamlung des engern Ausſchuſſes der Allervortreflichſten unſeres Geſchlechts aus allen Jahrhunderten und aus allen Himmelsſtrichen öfnet. Je mehr ich hier die allgemeinen Gerechtſame der Menſchheit vertrat und dafür ausſtand, deſto mehr werde ich dort an den beſondern Vorrechten, welche die von Gott Geliebteſten haben werden, und deren Beſchaffenheit wir jezt nur ahnden und errathen mögen, Theil nehmen. Welche Seligkeit, die ausgezeichneteſten und unverkennbarſten Beweiſe des göttlichen Beifalls alsdann an ſich zu tragen! Welche Seligkeit, in der Stadt Gottes — (denn die Gottheit wird dort ſo wenig unmittelbar ſegnen, als hier) — der Segen und der Freuden Austheiler an Tauſende vielleicht zu ſein! Dort, wo der Unterſchied der Stände ſich in den Unterſchied der Tugenden und Verdienſte verwandeln wird, dort, wo es keine gebornen Erſten und Lezten geben wird, dort wird Flemming für den gelten, der er war. Wie er ſich dann darüber freuen wird, daß alles Irdiſche, was ſo kleinlich und eitel war, ihm auch während ſeiner Dauer und während der Zeit, da es noch galt und da noch ſo viel daraus gemacht ward, ſchon wirklich ſo kleinlich und eitel lies, und daß er zu den Wenigen gehörte, die der Erde ſchon, als ihr Fus noch auf ihr wandelte, auf den Grund ſahen und darnach ihren Plan anlegten! Wie er darüber ſo mit ſich ſelbſt zufriden ſein wird, daß ihm weder Drohungen, noch wirkliche Verluſte, ſelbſt der Verluſte höchſter nicht, von ſeinen Pflichten abwendig machen und auch nur um einen Zoll breit aus dem Gleiſe, das ihm ſein Gewiſſen vorgezeichnet hatte, zu ſchreiten bewegen konnten! Er, der die Sache der Menſchheit hier ſo betrieb, wird dort, wo ſie vollendet wird, immer als ein ſolcher erkannt ſein, der ſie hier ſchon der Vollendung näher zu bringen ſuchte. Der Dank der Tauſende, für die er litte und ſtarb, und die es dort noch herzlicher fühlen werden, daß er für ſie litte und ſtarb, wird ihm nicht gleichgültig, ſondern vielmehr die ſchönſte Ausbeute ſein, die er von der Erde und aus dem Leben auf ihr mit wegnahm. Sein Beiſpiel wird auch auſſer ſeinem Lande Senſation gemacht und in vielen Dienerſeelen den Geiſt des Patriotismus geweckt haben. Vieleicht, daß hier und da eine davon ihm nachgeahmt und auch, wie er, die Volksplackerei wenigſtens in ihren geileſten Auswüchſen beſchnitten, erſt Segen für eben ſo viel Tauſende geſtiftet und dann eben ſo viel dafür gelitten. Wie wird er, wenn er dis ſo vollſtändig dort erfährt, ſich ſelbſt erſt recht

ſchäzen.

ſchätzen, ſeiner Thaten und Leiden Würde erſt ga
empfinden und ſeine Märtirerſtunden als die ſchö
ſten betrachten, die ihm ſein Schickſal ſchlagen lie
Dann nähern ſich ihm drangvoll die gröſſeſten un
allen Seelen, welche auf Erden von heiligem E
thuſiasmus für die Sache der armen, geplagt
Menſchheit glüheten, und nennen ihn Freund u
Bruder. Dann harre ich auf Sie, mein Lieb
auf Sophien und auf meine Kinder, auf Leopol
nen, die Wackere, welche ſo viel Geiſt und Kr
in ihrem ganzen Weſen mir äuſerte, und auf Ewal
dem ich hieniden kein Lebewohl ſagen ſollte, u
winke Sie zuſammen in die ſeligern Gefilde hinüb
wo es uns nicht mehr nahe gehen darf, daß unſ
Liebſten und Vertrauteſten ſo rechtſchaffen ſind, w
ſie nur dafür noch leiden müſſen, und wo übe
keine Trennung mehr, am allerwenigſten aber ei
gewaltſame, der Tugend wegen, mehr St
haben wird, ſondern wo ſich diejenigen am gew
ſeſten haben werden, die die Redlichſten und an R
lichkeit die Gleichgeſinneteſten ſind. O Ehrha
lieber Ehrhard, welche Vorſtellungen! Wie führ
ſie meinen Geiſt ſchon auf Augenblicke in jene Pa
diſe, wo er bald auf immer wirklich ſein wird! Ach —
wären ſie falſch und ein leerer, eitler Traum, wo

unweit eitler, als bis verflatterte Daſein — in welchen Labirinten müſte Ihr Freund umherſchwindeln! Woran hielte, womit tröſtete er ſich? Aber nicht wahr — ſo wahr wir itzt ſind, ſo wahr müſſen wir einſt fortſein, und ſo wahr ein höchſtes Weſen iſt, ſo wahr mus ienſeits Unſterblichkeit für uns ſein? . . .

Ehrhard war bis zu Thränen gerührt. Flemming hatte ihn durch den Strom ſeiner Rede ganz mit ſich fortgeriſſen, doch hatte er noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, daß er den Wink bemerkte, welchen ihm ſein Freund gab, ihn noch recht aus der Fülle ſeiner Seelen, in dieſem groſſen, allernothwendigſten und einzig beruhigenden Glauben zu ſtärken. Er ſammlete ſich und gos ſich alſo gegen Flemming aus:

„O Lieber, was ſchlechterdings nothwendig iſt, gedacht zu werden, das mus auch ſchlechterdings als wahr gedacht werden können. Noch hat dieſes Argument für unſere Unſterblichkeit kein unbarmherziger Sophiſt widerlegt. Wollte er den Maior beſtreiten, ſo zwingt ihn die Analogie der Natur auf allen Seiten, ihn zuzugeben. An dem Minor aber kann er ſich nie vergreifen, ohne ſich ſelbſt zu

ſtrafen. Warlich, es iſt keine Ruhe, kein T
für uns, wenn wir nicht Unſterblichkeit als wahr de
ken dürfen; Unſterblichkeit denken mus alſo Wah
heit denken ſein. — Laſſen Sie uns ſchnell hi
die groſſe Gottesidee dazu ſetzen! Ueberſchauen S
mit einem rechten Allblick all das zahlloſe Gute, d
doch wirklich dem Menſchen hier bereitet iſt. „
nun alles dis Gute, kein Gutes für ihn, wen
er nicht Unſterblichkeit, als für ſich beſtimmt, de
ken dürfte, und — wäre ihm dieſe Unſterblichk
in der That nicht beſtimmt — — — fürwah
ſo wäre die gröſſeſte Dankbarkeit und die reineſte Ve
ehrung, welche Gott von dem Menſchen forder
könnte, die, **daß der Menſch das Daſein Go
tes lieber leugnete!** Auf der einen Seite de
Menſchen alles geben, was ihn äuſerſt glücklich m
chen würde, ſobald er unſterblich wäre, und a
der andern ihm die Unſterblichkeit verſagen — —
Auf der einen Seite dem Menſchen alle möglich
Leiden auflegen, die der Menſch auch ruhig träg
ſobald er den Troſt der Unſterblichkeit hat, unt
denen er aber jämmerlich erliegen mus, wenn
ihn nicht hat, und fordern, er ſolle ſie ruhig trage
und — auf der andern ihm dieſen Troſt vorentha
ten — dis Beides kann zugleich von Gott nic

gedac

gedacht werden. Dis widerſpräche den groſſen Eigenſchaften des Geiſtſchöpfers, deren keine wir doch bezweifeln können, weil er ſie durch die Einrichtung des ganzen Univerſums zu deutlich geoffenbart hat. Nein, nein, mein gläubiger Freund, wir glauben keinen Irthum, wenn wir Unſterblichkeit für uns glauben. — Sehen Sie ferner den Zuſtand des Menſchen erſt im Kleinen, und dann im Groſſen an. Seine ganze Beſchaffenheit in der erſten Welt verbürgt uns die zweite. Wir ahnden nicht nur, wir erblicken ein Ziel, das uns geſteckt ward, das aber weder der einzelne Menſch, noch die Menſchheit im Ganzen hier erreicht. **Menſchliche Vollkommenheit**, dis groſſe Ziel, iſt offenbar kein Traum; denn wir nähern uns ihm ia wirklich mit iedem Tage mehr. Welcher von uns erreicht es aber? Ich kenne keinen, der es erreicht hat. Sagen Sie, kann aber das Ziel unerreicht bleiben? So wäre der Menſch ia unter allen Erdengeſchöpfen gerade das unvollendeteſte! Wie könnte das Loos, allein unvollendet bleiben zu ſollen, eben ihn treffen, da er doch offenbar an der Spitze aller Erdengeſchöpfe ſteht! Wie es dem Kinde geht, das alle Anlagen zu ſeinen Kräften hat und dieſe Kräfte noch nicht brauchen kann, weil ſie noch nicht gehörig entwickelt, noch nicht ſtark genung ſind, ſo geht es uns bey höhern Verſtande auf dieſe ganze Lebenszeit. Nicht zum tauſendſten Grad vielleicht entwickeln ſich hier unſere erhabenern Kräfte ſo, wie ſie ſich ihren Anlagen nach doch entwickeln können. Unſer Körper wächſt auf und wird vollkommen; gewis darum, weil er mit hier ſeine Endſchaft erreicht. Warum bildet ſich aber unſer Geiſt nicht eben ſo vollkommen hier aus? Können wir eine andere natürliche Antwort geben, als die — eben darum, weil er mit hier ſeine Endſchaft **nicht** erreicht? Warlich, unſer Geiſtesleben bleibt hier blos bei Geiſteskindheit ſtehen. Wunderbar! Der Körper Kind, wie wir ihn doch erſt ſehen, am Ende ein männlicher Körper; nun, ſo mus auch der Geiſt Kind am Ende ein männlicher Geiſt werden. Der Menſch in ſeinen geſammten groſſen Geiſtesanlagen, die er hat, und nach dem Gebrauch betrachtet, den er hier davon macht, wäre ſonſt einem Hirtenhauſe gleich, zu welchem der Bauherr einen Schlos- oder Thurmgrund gelegt hätte. Ach, wohl uns, daß wir Anlagen zur Ewigkeit haben — ſie ſind uns Bürge dafür, daß der, der uns ſchuf, uns zur Ewigkeit ſchuf!‹ . . Noch in ein helleres und überzeugenderes Licht ſtellen ſich dieſe Gedanken, wenn wir ſie auf die Sache der Menſchheit im Ganzen, wie ſie ietzt noch liegt, anwenden. . . Gewis iſt dieſe Sache im recht eigentlichen Verſtande, Gottes Sache. Seine Providenz thut in der That Alles, um ihr Vollkommenheit zu geben. Dieſen Gedanken denke ich mir immer im Allgemeinen dabei, ſo oft ich meinen Bauern die Worte vorleſen mus — „welcher auch ſeines eignen Sohnes nicht verſchonet, ſondern ihn für uns alle dahingegeben hat.“ Gewis thut Gott ſo viel zur allgemeinen Beſeligung der Menſchheit, als unſer einer nur thun würde, wenn er ſein leibliches Kind für etwas hingäbe. Aber wie unendlich weit iſt dieſe groſſe und Gotte ſo theure Sache von ihrem Ziele noch entfernt! Sind auch die allerunterſten Grundſätze, ohne welche es unmöglich iſt, daß ſie ſich iemals denſelben nähern können, ſchon im Glauben, ich will nicht einmahl ſagen, in Praxis, aufgenommen? Die Grundſätze — daß jeder Menſch ein Menſch ſei, daß jeder Gerechtſame auf Freiheit, geſunde Vernunft und Glückſeligkeit habe, daß Glaube nicht durch Vorſchriften und Zwangsmittel, ſondern durch Gründe und Ueberzeugung gewirkt werden müſſe, daß die erſte Pflicht des Staats ſei, das Volk aufzuklären und zu veredlen, u. ſ. w. Ich frage nicht, ſind

dergleichen Grundſätze ſchon allgemein auf dem Erd
boden für wahr erkannt und in Ausübung? Sonder
ich frage, wo iſt das Land, auch nur ein einzige
Land anzutreffen, in welchem ſie alle herrſchend un
die Baſis des Staats wären? Es iſt wahr, zuwe
len nähert man ſich hier und da denſelbigen meh
als ſonſt; aber das iſt auch Alles, und man nähe
ſich ihnen in dem einen Halbiahrhundert, um ſi
im andern noch mehr, als vorher, wieder von ihne
zu entfernen. Die Sache der Menſchheit dreh
ſich in einem ſteten Zirkel umher. Tauſendma
war ſie ſchon ſo weit, als ſie ietzt iſt, und tauſen
mahl ging ſie ſchon wieder den Krebsgang. Sie
und bleibt im Ganzen immer auf dem Fleck, wo
von ieher war. Einzelne Menſchen verdarben
ſonſt, verderben ſie noch und werden ſie für und ſ
in dieſer Welt verderben für Hunderttauſende u
für Millionen. Wer die Geſchichte kennet, der g
nun ganz die Hofnung auf, daß es hienieden r
ihr zum Zweck kommen werde. Gott hat ab
wie geſagt, zu groſſe Anſtalten für ſie gemacht,
daß er ſie aufgeben und in einer ſo ungeheuren E
fernung von ihrer Vollkommenheit immer und e
laſſen ſollte. Denken Sie ſich den Zuſtand
Menſchheit überall in den uns bekannten Länd

des Erdbodens. Denken Sie den verhältnismäſſig noch weit elendern Zuſtand derſelben in den unkultivirten Ländern. Es wäre ia fürchterlich, wenn dieſer die Beſtimmung des bei weitem gröſſeſten Theils der Menſchheit ſein ſollte. Nein, edler F. dieſe Welt mus nur die Pflanzſchule ſein, in der die Menſchheit erzogen und aus der ſie nach und nach in eine andere verſetzt wird, wo ſie zum Ziel allgemeiner menſchlicher Glückſeligkeit gelangt und wo Freiheit, Daſeinsgenus, Wahrheitbeſiz, Tugend und Tugendlohn allen zu Theile werden. Darum ſagte ich Ihnen, der Zuſtand der Menſchheit im Kleinen und im Groſſen in dieſem Leben verbürge uns ein künftiges noch. — — Erwägen Sie endlich noch die Schickſale der Menſchen ſamt allen ihren ſichtbarſten Widerſprüchen. Schickſal ſollte doch von Rechtswegen nichts anders bedeuten, als — Proportion und Harmonie zwiſchen menſchlichen Handlungen und ihren Folgen. Das mag ſein, daß ieder Menſch ſein Schickſal gut oder ſchlecht machen könne; ia, das mus ſo ſein, denn dazu beſizt er Vernunft und iſt ein moraliſches Weſen, das freie Hand hat. Aber wie iſt das, daß ſo unzählichviel Menſchen ein anderes Schickſal haben, als ſie ſich bereiteten, oder daß hier irgend iemand gut und ein Anderer ſchlecht handelt und — ein völliger Folgentauſch unter ihnen vorgehe? Trauter F. es iſt unmöglich, daß es bei einer ſolchen Verwirrung in Gottes moraliſcher Welt ſein Bewenden haben könne. Gott müſte von Rechtswegen hier ieden Menſchen wenigſtens ſo lange exiſtiren laſſen, bis ihm die eigentlichen und natürlichen Folgen ſeiner Handlungen vollkommen träfen und bis ſein Schickſal ganz ſo würde, wie er es ſich bereitet hat. Dis geſchieht aber offenbar nicht. Sehen Sie, dis kann nun wohl mit Gottes Weisheit und Güte zuſammenbeſtehen, ia dis kann Gottes Weisheit und Güte oft wohl gar erfordern, daß Umſtände eintreten, welche die Folgen menſchlicher Handlungen auf eine Zeitlang hemmen; aber das kann ſich ſchlechterdings nicht mit Gottes Weisheit und Güte vereinigen, daß Umſtände, die zwiſchenkommen, dieſe Folgen auf ewig vernichten. Das Schickſal ieden Menſchen mus endlich ſo werden, wie er es ſich bereitete. Hierdurch allein wird die Menſchenwelt zum vollkommenen Glauben an Gott, zur vollkommenen Erkenntnis Gottes und zur vollkommenen Verehrung Gottes durch ein tugendhaftes Leben geführt; und — ſie hierzu zu führen war ia der Hauptzweck der ganzen Erdenſchöpfung. Alſo ieder Tugendhafte mus ſich einſt noch durch ſeine Tugend ſelig und ieder Laſterhafte durch ſein Laſter noch elend fühlen. Heuchler, Täuſcher, Betrüger, denen es gelang, als ſolche noch unerkannt zu ſterben, müſſen als ſolche noch aufgedeckt, verachtet und verabſcheuet werden. Menſchenfeinde, Unterdrücker, Volksplacker, denen es bis ans Ende wohlging, müſſen alle die Leiden noch ſelbſt empfinden, welche ſie andern ſo fühllos machten. Jenen Millionen, die auf Schlachtfeldern geopfert wurden, mus Erſatz geſchehen; ienen Tauſenden, an welchen mitten unter dem Schirm des Friedens und der Geſetze Juſtizmord verübet ward, mus Gerechtigkeit widerfahren; und dir, o braver Flemming, (bei dieſen Worten fiel Ehrhard mit Enthuſiasmus über ſeinen Freund her), mus für deine groſſe Tugend ein höherer Lohn zu Theile werden, als dieſe Welt dir reichen konnte. Dir mus dein Märtirerthum, weil es hier nicht geſchehen kann, irgendwoanders vergolten werden; oder Gott bliebe dein Schuldner. Freue dich, Frommer! Für ſeine Sache ſtirbſt du; — Du wirſt leben. Denke, wenn der bloſſe Erkenner der Gottheit, der hier recht nach ihr ſtrebte, im Tode nicht vernichtet zu werden fürchten darf — denn wozu hätte er ſonſt erkennt und geglaubt, daß ein Gott ſei? — Denke, wenn der Vertrauensvolle auf Gott, der ſterbend noch betet, ſterbend nicht ins Nichts ſinken darf — denn wär's nicht ſonſt, als träte Gott den Beter mit Füſſen? — Wie vielmehr wirſt du, der Leidende für Gott, du, deſſen Herz von Menſchenliebe ſo durchglühet war, daß du, wenn du deinen Mitbürgern nur Rettung ſchaffen konnteſt, deinen Hals gern dem Henker Preis gabſt, Unſterblichkeit erlangen! So freue dich, freue dich, Gerechter, daß du für Gottes Sache ſtirbſt; Gott wird dir nichts ſchuldig bleiben! Freue dich, daß du unter Henkers Hand für ihn ſtirbſt; feierlicher, als ſo, kann keine ſchöne Seele in die Welt der Vergeltung übergehen! So ging auch der über, der mit dir einerlei Grundſätze, einerlei Volksliebe und einerlei Schickſal hatte. Denke, ach denke es recht, wie er über Märtirerthum und Märtirertod ſich und ſeines Gleichen recht ausdrücklich mit den Gerechtſamen, welche in ſelbigem auf Unſterblichkeit liegen, tröſtete, wenn er ſprach — Ich lebe und ihr ſollet auch leben!!!

Flemming, hochaufgeſtimmt. Ach ja, ja, er lebt und ich werde auch leben, und wir werden einander nicht fern ſein. Er wird ſich meines Todes freuen, wie ich mich des ſeinigen freute. Ich verlange darnach, bald bei allen vorangegangenen Edlen zu ſein; am meiſten aber verlange ich darnach, bald bei ihm zu ſein. Wir haben viel ähnliches gehabt. Auch hatte er einen Freund, dem er im Tode noch ſeine Mutter empfehlen konnte — lieber Ehrhard, hörſt du wohl? Ach, ſei ja brav nach meinem Tode, wie Johannes; ſo will ich im Tode auch ſo brav zu ſein ſuchen, wie Jeſus. Er wird aber doch ein Gröſſerer bleiben, als ich; das fühle ich ſchon. Nicht, daß ich nicht ebenſo ſtandhaft ſterben ſollte, als er — ſondern ich wills dir mit ſeinen Worten nur rein heraus ſagen — — — **Das Vater in deine Hände** werde ich ihm wohl ebenſo brav nachſprechen können, aber das **Vater vergib** — nicht... Und nun las dich zum letztenmahl umarmen! Geh und ſchicke mir morgen meine Frau und meine Tochter, und ſag Sophien, daß ſie mir das Herz nicht zu tief verwunde, wenn ſie kommt; ich mus ia bei Muth bleiben und habe ſo Groſſes vor mir. Stifte du noch viel Guts auf Erden, und ſo oft du an heiliger Stäte deine Zuhörer in Geduld und Beharrlichkeit in groſſen Leiden ſtärkſt, ſo oft ſieh mich im Geiſte ſo, wie ich hier von dir Abſchied nahm. Eine kurze Zeit — ſo ſind wir wieder beiſammen — — komm, Lieber, bald mir ſelig nach!

Ehrhard hatte ſich mehr Stärke auf dieſe Augenblicke zugetrauet, als er nun wirklich beſas. Er umſchlang ſeinen Freund, der ihn mit himmliſcher Klarheit anblickte, dreimahl mit ſeinen Armen, und drückte ihn dreimahl feſt an ſeine Bruſt, und konnte nichts, als dreimahl die Worte ſtammeln — Gott ſtärke dich!!!

Ehrhard hatte von dem Augenblick an, da er Flemming verlaſſen, keine Ruhe. Er machte groſſe Plane für ihn und ſchöpfte groſſe Hofnungen für ihn, und wenn er die Plane und die Hofnungen beim Lichte beſah, ſo ſchienen ihm iene unausführbar und dieſe verſchwunden. Er holte einen Arzt und eilte zu Sophien. Er zitterte, ihr die ſchreckliche Nachricht zu hinterbringen, fand aber bei ſeiner Ankunft, daß man ihm dieſes traurigen Geſchäfts ſchon überhoben hatte. Jugenſtröm ſelbſt hatte in einem Paroxiſmus von Schadenfreude über das durchgeſetzte Todesurtheil ihres Mannes ihr ſelbſt Aviſo davon gegeben und ihr zugleich bekannt gemacht, daß ſie, ungeachtet es ihn unendliche Mühe gekoſtet, es dahin zu bringen, die Erlaubnis erhalten habe, ihren Mann noch einmahl zu ſprechen. Die erſten Eindrücke, welche dieſer Brief auf Sophien gemacht, waren ſo heftig geweſen, daß ſie ſie gar nicht emfunden. Eine lange Ohnmacht hatte ſie gegen ſelbige in Schutz genommen. Als ſie hernach zu ſich gekommen, hatte ſie ganze Ströme von Thränen vergoſſen und dazu nur ſtill geſchluchzt. Hierauf war ſie ruhig geworden, und hatte von weiter nichts, als von der unausſprechlichen Freude, geſprochen, welche ſie ſich darauf mache, ihren Mann noch einmahl zu ſehen. In dieſer Lage traf ſie Ehrhard und überließ ſie ganz dem Arzt; der zu ihrem gegenwärtigen Zuſtande eine ſehr bedenkliche Mine machte. »Ich habe nothwendige Geſchäfte, ſprach er zu dieſem in Gegenwart ſeiner Frau, welche mich auf einige Tage von hier entfernen. Reiſen Sie morgen mit Madam F. nach ..., und kommen hernach mit ihr wieder hieher, und bleiben ſo lange hier, bis ich zurückkehre, und ſorgen mit allen Ihren Kenntniſſen für den körperlichen Zuſtand der armen übermorgenden Wittwe. » Ehrhard ſchwang ſich auf ſein Pferd und ſagte auch ſeiner Frau nicht einmahl, wohin und auf wie lange und in was für Geſchäften er reiſe.

Der fürchterliche Tag, an welchem ſich der Gatte von der Gattin, der Vater von der Tochter trennen, und drei Seelen, die ſo innig an einander gehangen hatten, ſich ohne Geheiß der Natur das

Lebewohl ſagen ſollten, erſchien. Sophie ſprach noch immer von der unausſprechlichen Freude „ihren Mann noch einmahl zu ſehen; bis der Wagen vor die alte feſte Burg ankam. Da erfolgte plötzlich die Umſtimmung an ihr, welche der Arzt geweiſſagt. Sie zitterte an allen Gliedern, als ſie in die Burg eintrat. Der Arzt führte ſie und Sophien an das Gefängniszimmer, wohin ihnen eine Wache den Weg zeigte, und ging alsdann zurück, um der tragiſchen Scene wenigſtens die Trautheit nicht zu benehmen.

Flemming ſtand eben am Fenſter, hielt die Hände hohl gegen einander gelegt vor ſich hin und labete ſich unter Betergedanken an der weitgedehnten paradiſiſchen Ausſicht, welche man daſelbſt hatte. So ein feſter Mann er ſonſt war, ſo wacker er ſich auch durch Gebet zum letzten Empfang der Seinen vorbereitet hatte: ſo ſank ihm doch das Herz, als er Sophien an Leopoldinens Arm hereinſchwanken und auch gleich wie knielos in ſich ſelbſt zuſammenſinken ſah. Die herzhafte Leopoldine hatte ſo viel Kraft, einen Lehnſtuhl zu erreichen und ſie auf ſelbigem niderzulaſſen. Flemming trat ietzt herzu und breitete ſeine Arme um ſie beide. Tiefe Stille, wie um ſein Grab ſchon her, herrſchte. Sophie ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin. Flemmings Augen wanderten von der Mutter zur Tochter, und von der Tochter wieder zur Mutter. Leopoldine hatte ihren Vater mit einem feſten Blick gefaſſt, lies ihn nicht los damit und ſchien ihn immer zu fragen — „kannſt du auch recht brav ſterben, Vater? „ Endlich that Sophie einen hohen Seufzer, ſchlug die Augen in die Höhe, weinte ihren Mann an, zog ſeinen Hals nach ſich, machte dieſen blos und ſtreichelte ihn mit mitleidvollſter Zärtlichkeit. Dis machte einen ſchrecklichen Eindruck auf Flemming. Seine Fantaſie ergrif ihn wider ſeinen Willen, und zog eine Linie von dem, was ietzt ſeinem Halſe geſchah, bis auf das hin, was ihm morgen geſchehen ſollte. Es ward ihm, als empfinge er den tödtenden Hieb. Er zog ſich ſchnell zurück und ſetzte ſich neben Sophien. „Nicht ſo, nicht ſo „ ſtammlete er. Bald darauf reichte er der Mutter die rechte, und der Tochter die linke Hand und ſprach: „Herzlichgeliebte, ihr müſſet nicht durch überwältigende Sinnlichkeiten meinem Geiſte den Muth benehmen, deſſen er ſo ſehr benöthigt iſt und für den ich Gott ſo preiſe. „

Sophie, unter einem Strom von Thränen Ach Vater, warum thateſt du denn auch ſo!

Weiſſeſt du noch, wie oft ich auf meinen Knieen vor dir lag und dich um Gottes- und unſerer Kinder willen bat — — —

Flemming, der ſie unterbricht. Mutter, das iſt die letzte Bitte, welche ich an dich habe, und die verſag mir nicht — ſchweig hiervon! Glaube, daß es dieſem Herzen viel Kampf gekoſtet habe, dich und deine Kinder einem ganzen Volke hintenanzuſetzen. Es hätte dieſer Kampf vielleicht nicht einmahl koſten ſollen; aber Gottlob, er iſt vollbracht. Die gröſſere Pflicht hat geſiegt. So erneuere den Kampf und ſeine Qualen nicht. Ich bin ein Menſch und könnte zuletzt noch erliegen.

Leopoldine, unaufgefordert. Nein, guter Vater, groſſer Mann, das wollen wir nicht.

Sophie. Ach Gott! Ach Gott! Möchte mir's doch gehen, wie es wollte! Aber — mein Mann — mein Mann ſoll ſterben — ſterben — Trennung — — Henkerstod — — — Ach Gott! Ach Gott!

Flemming, ſich ermannend. Ihr guten, theuern Seelen! Ihr habt einen Rechtſchaffenen zum Mann und Vater gehabt; ſein Schickſal bürgt dafür. Der Gedanke hebe euch und mache euch fähig, weiter nachzudenken! — Eurer waren nur drei; unſerer Mitbürger waren viel Tauſende und aber Tauſende. Wolltet ihr, daß ich lieber ein Abſcheulicher geworden wäre und tauſend-tauſendfaches Menſchenwohl einem blos dreifachen aufgeopfert hätte? Wenn der heilige Jeſus ſeine Mutter ſogar ſeiner Nation nachſetzen zu müſſen glaubte, wie vielmehr muſte ich Frau und Kinder meinem Vaterlande nachſetzen! Erwäget dis! Nein, nein, ich habe gethan, wie ich thun muſte, wenn ich die Würde eines Chriſten behaupten, d. h. ein wahrhaftiger Rechtſchaffener ſein wollte. Ich habe Haus und Weib und Kind verlaſſen und bin ihm nachgefolget und habe für das allgemeine gewirkt, wie er, und leide nun dafür, wie er, und — ſo bin ich ſeiner werth. Sehet ihr denn nicht, wie Gott meine gemeinnützige Wirkſamkeit geſegnet hat? Wartet, wartet, ſie wird gewis noch höher geſegnet werden. Vieleicht, daß mein Tod das einzige Mittel war, einen irregeführten Fürſten zu wecken! Wie glücklich mus ich für mein Theil mich ſchätzen, daß mir auf meiner Erdenbahn das groſſe Loos zufiel, Retter vom Verderben für eine ſo groſſe Menge Volks werden zu ſollen, und nun mit der himmliſchen Ueberzeugung abzutreten, bis wahrhaftig geworden zu ſein! Meintwegen ſeid doch auf der Stelle getröſtet! Kann ich denn ſeliger ſterben, als in meinem Beruf? Sterbe ich nicht wirklich darinn? Iſt der Schmerz eines Augenblicks, den mir das Schwert machen wird und den ich nicht einmahl deutlich empfinden werde, auch wohl mit den Martern zu vergleichen, die eine lange Krankheit bei vollem Bewuſtſein ſchaft? Denket, ich ſtürbe am Schlage; mehr kann es doch gewis nicht ſein! Denket, welche Seligkeit mir ſo ein Märtirertod bereiten müſſe, und dann vergieſſet meintwegen keine Thräne mehr! Ich habe meinen Beruf erfüllt — Gott will nun, daß ich abgehen ſolle — und — ich werde dort dafür unausſprechlichglücklich ſein. Und könntet ihr im geringſten fürchten, daß ihr, die Frau und die Tochter eines ſolchen Mannes, von Gott verlaſſen ſein werdet? Ach, wohin dächtet ihr! Wäre dis der Glaube an Providenz, den ich euch lehrte? Ihr ſagtet immer, ihr hättet ihn. Noch habt ihr ihn nicht beweiſen können. Und nun, da die Zeit kommt, daß ihr ihn beweiſen ſollet, widerſtrebet ihr. O ſo hättet ihr nie dieſen Glauben gehabt...

Leopoldine. Ach ia, ia, lieber Vater, wir wollen ihn recht beweiſen und Gott, Gott ſoll es ſehen, wie wir auf ihn vertrauen.

Flemming. Du meine Tochter — ia, du biſt meine Tochter! Bleibe feſt und ſtarr auf dieſem Sinn und tröſte damit deine Mutter, daß ſie nicht an Gott verzweifle. Gott, Gott wird euer Schutz und euer Beiſtand ſein, wenn ich nicht mehr bin. Er wird groſſe Beweiſe ſeiner Providenz an euch ablegen. Er wird Menſchen erwecken, daß ſie euch die Hände bieten. Der erſte davon iſt mein lieber alter Freund Ehrhard. Er hats mir bei iener Welt verſprochen, euch nicht zu verlaſſen. Und — kommt erſt Ewald zurück — — Leopoldine, gib ihm einſt dieſen feierlichen Kus von mir — — ach, kommt erſt Ewald zurück, nun ſo — — —

In dieſem Augenblick ging die Thüre auf und — **Ewald trat herein.** —

Prediger Ehrhard hatte ihm, weil er für Flemmings Rechtſchaffenheit von ieher einen tragiſchen Ausgang geahndet, vor einiger Zeit den traurigen Zuſtand des Landes und die dabei immer mislicher werdende Lage ſeines Vaters geſchrieben, und ihm zugleich den Rath gegeben, ie eher ie lieber, zu ſelbigem zurückzukehren. Ewald hatte darauf die Zeit, welche er noch in Frankreich zubringen wollen, aus Beſorgnis für ſeine Mutter aufgegeben, hatte ſeine Rückreiſe ſchnell gemacht, war äuſerſterſchrecken, als er ſein väterliches Haus elternleer und bewacht gefunden, war der Mutter auf den Fus gefolgt, hatte erſt das bevorſtehende entſetzliche Schickſal ſeines Vaters von der Paſtorin in Fremdlingshauſen vernommen und war unter Preis der göttlichen Providenz dafür, daß er nicht um einen Tag ſpäter gekommen, nach dem Gefängnisort ſeines Vaters geeilt. Es war Sache eines Augenblicks, daß ihn Flemming ins Zimmer hereintreten und auch zu ſeinen Füſſen liegen ſah.

„Vater, mein Vater, — iſt es möglich? Zum letzten mahle ſähe ich ſie hier? Kommen hätte ich nur ſollen, um zu hören, daß man Sie zum Tode verurtheilt?“

Mit den erſtern Worten ſenkte er ſich an die Vaterbruſt, an der er ſo oft gelegen, wenn ihm aus dem für ihn heiligſten menſchlichen Munde die Lehren der Weisheit und Tugend zugefloſſen waren. Mit den letztern richtete er ſich in die Höhe und ſchlang beide Hände um ſeines Vaters Hals her.

Flemming, ſehr gerührt, aber doch männlich. Ja, ſo iſts, mein Sohn. So will es Gott, und darum mus es uns auch recht ſein. Wir beide ſind Männer. Dis ſind nur Weiber, und doch — Leopoldine ſo brav und ſo muthvoll! Ewald, du muſt ſie noch übertreffen. Ach Gott ſei tauſendmahl gelobet, daß ich dich noch ſehe, ehe denn ich ſterbe, und daß ich dir den Abſchiedskus ſelbſt geben kann, den ich Leopoldinen ſchon auftrug, daß ſie ihn dir einſt reichen ſollte. — Aber ſag mir, lieber Sohn, wie kommſt du heute hieher? Welcher Engel führte dich noch ſo zu rechter Zeit und wider alle Erwartung in dieſen Aufenthalt, wo dein unſchuldiger Vater ſich zum bevorſtehenden Wechſel der Welten bereitet?

Ewald. Prediger Ehrhard iſt dieſer Engel. Er ſchrieb mir, daß ich nach Hauſe kommen möchte. Ich hatte von dem Augenblick an keine Ruhe mehr im Auslande; und wo ich ging und ſtand, da ſah ich Ihr Bild, das mich an ſich winkte.

Flemming. Guter Ehrhard — alſo du führteſt mir meinen Sohn zu — du ſtillteſt meinen letzten Wunſch, ohne es ſelbſt deutlich zu wiſſen! Dis war das Pfand, welches du mir auf deine übrigen Zuſagen gabſt. Mutter, Tochter, Sohn — ich weiſe euch zuförderſt an ihn. Verkaufet euer Haus und ziehet fürs erſte zu ihm; er nimmt euch willig auf. Und dann Ewald — du haſt gewis das Deinige gelernt und Gott wird dich ſegnen —

dann ſorge du, wenn du erſt Brod haſt, weiter für Mutter und Schweſter! — Verſprich mir's!

Ewald, der beide Hände in ſeines Vaters Rechte ſchlägt. Ja, Vater, meinen erſten und meinen letzten Biſſen eigenen Brods will ich mit ihnen theilen.

Flemming. Nun, das war es eben, was ich ſo gern aus deinem eigenen Munde noch zu hören mich ſehnte. Ich zweifelte zwar nicht daran; aber es iſt dem Sterbenden doch ſo ſüs, auch über die letzte Angelegenheit menſchlicher Zärtlichkeit durch heilige Zuſagen in Ruhe geſtärkt zu werden. Und nun, meine Lieben —

Jetzt fiel Leopoldine erſt über ihren Bruder her und erſtickte ihn faſt. Sophie ſank nach und lies zuerſt wieder los. Hernach lies ihn auch Leopoldine ſtumm wieder fahren und ſchien über den bald auf immer abgehenden Vater den unverhoft zurückgekommenen Bruder zu vergeſſen.

Flemming. Nun alſo, meine Lieben, ſammlet euch und macht mir den Abſchied von euch aus Barmherzigkeit und Dankbarkeit zugleich ſo leicht, als ihr könnet. — — Ich gehe auf Gottes Geheis nun von euch; denn alle meine Feinde hätten keine Macht über mich, wäre ſie ihnen nicht von oben gegeben. Ich habe im Leben groſſes allgemeines

Gutes geſtiftet; ſo leide ich gern dafür. Ich werde durch meinen Tod gewis noch gröſſeres Gutes ſtiften. Der Gedanke hält mich hoch aufrecht. Wie viele Männer und Väter ſterben ihren Familien weit früher, als ich! Mutter, deine Kinder ſind erzogen — Ewald hat das ſeinige gelernt — kannſt du mehr von Gott verlangen? Hattet ihr mich nicht alle in meiner letzten ſchweren Krankheit ſchon aufgegeben? Wäret ihr dann ruhiger, wenn ich damals raſend geſtorben wäre? So aber gab mir Gott zu der Zeit mein Leben und meine Vernunft wieder. Ich habe meine wiedererhaltene Vernunft zum Wohl des Vaterlandes angewendet und empfange nun den Lohn dafür, daß ich auch bei voller Vernunft ſterben werde. Ich empfehle euch ſterbend dem Weſen aller Weſen, unſerm lieben himmliſchen Vater. Ich war ia nur ſein Werkzeug; er bedarf meiner nicht mehr, um für euch zu ſorgen. Hoffet, vertrauet feſt auf ihn! Er wird euch Mittel genung, an die ihr ietzt noch nicht denket, zeigen, euer Auskommen zu haben, und euch von dieſer Seite auch über meinen Verluſt zu tröſten. Den Hinterlaſſenen eines Rechtſchaffenen dem's ſo geht, wie mir, kann es nicht anders, als wohl, gehen. Preiſe dich glücklich, mein Ewald, daß du einen andern Stand erwählt haſt, als den deines Vaters! Du haſt eine

Wiſſenſchaft erlernt, die dir ohne öffentliches Amt dein reichliches Brod mit der Zeit gewähren wird. Du haſt einen Vater gehabt, der als Patriot lebte und ſtarb; ſo haſt du keinen Beruf dazu. Ich habe auf hundert Jahre für unſere Familie Leiden des Patriotismus genung getragen. Du haſt vielmehr den Beruf auszuwandern, und ein anderes Land zu ſuchen, wo dir mein Nahme nicht ſchadet. Da wirke, von Menſchen independent! Dein Metier iſt von der Art, daß du unausſprechlichen Nutzen ſtiften kannſt, ohne irgend ein Amt weiter im Staate zu bekleiden. Wohl dir! Beharret nur alle bei der Rechtſchaffenheit, in der ich euch lebenslang vorging. Laſſet von Gott nicht und bleibet warme Verehrer der allervernünftigſten Chriſtusreligion. Ich kann euch nicht ſagen, was für ein Kleinod ſie ſei; wie ſie den Unſchuldigen tröſte und den Märtirer im Tode noch aufrecht erhalte. Lebet einträchtig, ſtill und häuslich, und laſſet der Welt alle ihre Eitelkeiten unbeneidet. Sie ſind nicht werth, daß euch die Entbehrung derſelben den geringſten Kummer mache. Denket oft, aber ohne alles geheime Murren über Gott und mein Schickſal, an mich. Wir ſind nur auf eine Zeitlang getrennt. Ich gehe blos um etwas voran. Dort, im Lande der Warheit und Tugend, erwarte ich euch. Die kleine Zwiſchenzeit wird euch unter den Händen ſchwinden, und nach ihrem Verlauf werden wir uns noch weit inniger, als hier, da wieder mit einander vereinigen, wo alle unſere Feinde uns nie wieder werden trennen können. Freudig will ich nun meinen Tod umarmen. Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn! (Er knieet nider, und Leopoldine mit ihm) Vater, in deine Hände mein Geiſt! Du haſt mich ſo oft erlöſet, Herr, du getreuer Gott, ſo hilf mir nun auch aus aller meiner Noth! Du läſſeſt mich ſterben den Tod ienes Gerechten, — Herr, ſo ſei mein Ende auch wie ſein Ende! (er ſteht wieder auf und zieht Leopoldinen mit in die Höhe) So ſegne euch Gott, meine Lieben! Gehet nun hin und betet für mich heute und morgen noch bis um die Mittagsſtunde! Dann haben die Leiden eures Vaters alle ein Ende, und dann höret auf zu beten für ihn. Mutter, faſſe dich — (er drückt Sophien feſt an ſein Herz) — Mutter, faſſe dich — bete und leb wohl! Du haſt redlich an meinen Leiden Theil genommen — warte, ich will dafür auch einſt meine Seligkeit mit dir theilen. — (er küſſt Ewald und Leopoldinen) — Mit dieſem Kus gebe ich euch mein Herz — bleibet gut, ſorgt für eure Mutter und kommet mir alle ſelig nach. Leopoldine — ſtarke, männliche Weiberſeele, nicht umſonſt gab dir Gott ſo viel Kraft, nicht von ungefähr wardſt du ein Glied dieſer Familie — — ſieh, nun klärt ſich alles auf — — ach ſtütze, ſtütze das ſchwache ſinkende Mutterherz — dein Lohn wird dafür gros und dein Theil einſt ſein, wo dein Vater iſt...

Weder Sophie, noch Ewald, konnten ein Wort hervorbringen. Erſtere war völlig betäubt, konnte aber doch gehen. Nur Leopoldine ſchien ſehr gefaſſt und hatte das Anſehen, als wollte ſie ihren Vater noch etwas fragen.

Flemming, der dis bemerkt. Tochter, haſt du mir noch etwas zu ſagen?

Leopoldine, freudigdreuſt, aber doch Thränen in den Augen. Ach ia, mein lieber Vater; aber — allein.

Flemming. Nun, ſo hilf erſt deine Mutter fortbringen, und dann komm wieder.

Drei durch Schmerz verzogene Figuren, mit unkentlichen Geſichtern, blas, wie Leichen, wankten iezt aus dem Zimmer hinaus. Blos Leopoldine durch hochgeweckten Blick zeichnete ſich aus. Flemming, als wäre er nicht mehr auf der Unterwelt, ſchien ſich nicht mehr um ſie zu bekümmern. „Was mag das männliche Mädgen noch wollen„ ſprach er laut im Affekt, nach dem Fenſter, wo die ſchöne Ausſicht war, hingehend. In dem Augenblick eilte er zurück nach der Thüre, bei deren Oeſnung er gewahr ward, daß man Sophien mehr forttrage, als fortführe, und rief — „Ewald, noch ein Wort für dieſe Welt!„ Ewald kehrte zurück.

Flemming. Höre, ich befehle dir als Vater, dafür mir zu ſtehen, daß deine Mutter von dem fremden Weibe, welche dis armſelige Land tiranniſirt und an meinem Tode Schuld iſt, keine Penſion annehme, wenn ſie ihr ſie anbietet . . .

Ewald, plötzlich zu ſich kommend und edel ergrimmt. O Vater, wie würde ich das geſchehen laſſen! Das wäre ia Blutgeld!

Flemming. Ewald, verſprich mir das heilig!

Ewald, der ſich die Kleider aufreiſſt. Bei dieſem Herzen — (gen Himmel zeigend) bei dort und bei dem, der dort richtet — — (den Vater umarmend) bei dieſem aller — allerletzten Kus — — —

Flemming. So geh' und halt Wort!!!

Bald darauf kam Leopoldine zu ihrem Vater zurück. Eine ganz ſonderbare Miſchung von Freude und Schmerz, von Nidergeſchlagenheit und Würde machte ihr Geſicht ſo anziehend, daß Flemming, wie geſpannt, vor ihr ſtand.

Flemming. Du biſt ein **ſeltenes** Mädgen. Es konnte einer **zehen** Töchter haben und hätte doch ſo eine Tochter **nicht** darunter; und **ich** habe nur **dich** und — habe **doch** DICH!!! Es war mir gleich ſo, als müſte **ich** dich unter allen zulezt und noch allein ſprechen; es entfiel mir aber in der ſtarken Gemüthsbewegung. Habe Dank, daß du **mich** daran erinnerteſt! Dein Herz kann nicht anders, als das meinige unausſprechlich ſtärken. Sag an, was wollteſt du noch von mir? Komm recht dicht an mich her!

Leopoldine, die dicht vor ihren Vater hintritt. Lieber Vater, werden Sie denn **öffentlich** hingerichtet werden?

Flemming. So viel ich weis, nicht, ſondern in dieſem Zimmer. Hier, vieleicht hier, wo wir zu dieſem Augenblick ſtehen. Es müſte denn ſein, daß meine Feinde ihrer **Sache** bei der Nation, die mich nun vieleicht ſchon vergeſſen hat, ſo gewis zu ſein glaubten, daß ſie ſich die Freude auf freiem Markt machten und aus Ingenſtröms Hauſe zuſehen wollten. Doch, warum fragſt du das?

Leopoldine. Ich wollte alsdann bei Ihnen ſtehen und Sie bis auf den letzten Augenblick nicht verlaſſen, und den lieben Vaterkopf, den **ich** ſo gern ſtreichelte, dem Henker aus der Hand nehmen und noch dankbar blutend an mein Herz drücken.

Flemming, im höchſten Erſtaunen. Und das könnteſt du? Leopoldine, ſag um Gottes willen, das wollteſt du können?

Leopoldine. Wenn's Gottes Wille iſt, daß Sie ſterben ſollen, wie ſollte ich nicht dabei ſein und von meinem Vater, der mich Alles lehrte, auch noch **ſterben** lernen wollen? Sie hatten mich auch immer ſo lieb; vielleicht wär's Ihnen ein Troſt, den letzten Blick noch auf mich zu richten. Vielleicht gäbe mir Gott in dem Augenblick einige Worte, welche Ihnen Labſal wären. Ach, ich wollte wohl mehr thun können, wenn ich dürfte. Sterben mit Ihnen wollte ich können, wenn ich nur dürfte.

Flemming. Engelsſeele — zu gut für dieſe Welt — — wie ſelig wird in dieſen Augenblicken dein Vater! Nein, das ſollſt du nicht; **ſterben** ſollſt du nicht mit mir; **leben** ſollſt du, leben lange noch nach mir, leben für deine ſchwache, troſtloſe Mutter...

Leopoldine. Lieber, guter Vater, wiſſen Sie wohl noch, was Sie mich gelehrt haben?

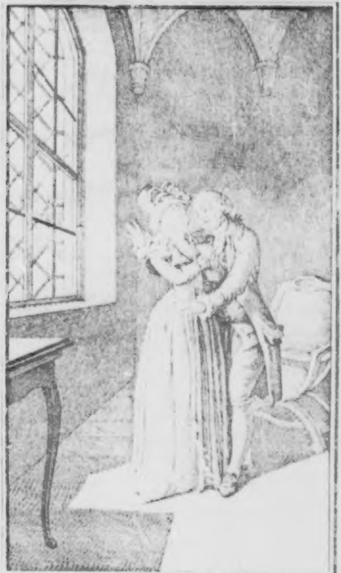
Flemming. O ja, meine Herzenstochter! Ich lehrte dich brav ſein und dabei Gotte vertrauen, vertrauen noch im gröſſeſten Leiden, vertrauen im bitterſten Tode noch.

Leopoldine. Nun, ſo werden Sie doch nicht unwillig auf mich, wenn ich Ihnen das Alles zurückgebe?

Flemming, betreten. Wie? Du wollteſt nicht dabei beharren?

Leopoldine. Ach ja, ewig, ewig! Ich meine das anders. (den Vater mit unnenbarer Güte anblickend) Mein Herzensvater, kannſt du denn nun auch wohl recht brav ſterben?

Flemming, an ſie hinfallend. Ach liebe, der baldigſten Verklärung werthe Seele, ſo meinſt du's? Ja, ja, das kann dein Vater, das kann ich. — Engel von Tochter, dich ſchickt wohl Gott noch einmahl recht zu mir. O du meine Freude und mein Troſt, immer hielt ich viel auf dich und wäre manchmahl gleich gern mit dir von der Erde in die Oberwelt gewandert, wenn's hätte ſein können. Was hätten wir auch verlohren an iener! Deinen lieben, reinen Himmelsſinn wünſchte ich oft früh geborgen, daß ihn Thorheit, Eitelkeit und böſes Beiſpiel hienieden nicht noch verſtimmen möchten. Aber nun, nun, Leopoldine, fühle ich deinen Werth erſt recht. O Gott, wie fehlt es dir doch nicht an Stärkungen, wenn du ſie dem Müden reichen willſt! Welche Stärkungen mögen einem ſterbenden Vater ſtärkender ſein, als die, die ſein Kind ihm gibt! Ja, Tochter, wenn's



Sprich zu, Liebe, ſprich zu!

nun ſein könnte, du ſollteſt bei mir ſtehen, wenn ich meinen Hals hinreichte. Du ſollteſt den abgeſchnittenen Vaterkopf —— ach Gott, wie wird mir!

Leopoldine. Ach ia, ſein Sie ia recht getroſt und herzhaft, wenn Sie ſich ſetzen, und ſtrecken den Hals hoch aus und zittern nicht, daß der Scharfrichter nicht falſch haue. Sie ſind ia ſo ein wackerer Vater und Patriot geweſen, und haben alle Ihre Pflichten ſo ſchön erfüllt, und haben ſo viel Gutes für Ihr Vaterland geſtiftet, und ſterben für Gottes Sache ...

Flemming, mit Freudenthränen ſeine Tochter anſchauend. Sprich fort!

Leopoldine. Und ſterben den groſſen, ſchönen Tod, den der liebe, groſſe Jeſus ſtarb, der Vortrefliche, an den Sie mich ſo hingezwungen haben, und deſſen Todesgeſchichte Sie mir ſo oft mit unausſprechlicher Theilnehmung und Bewunderung vorlaſen, und der uns allen von Gott gemacht iſt zum Bilde, daß wir ihm ähnlich werden ſollen, und der letzt ſchon für ſeine ſo edelmüthig ausgeſtandenen gemeinnützigen Leiden ſo ſelig iſt ...

Flemming, ſeinen Kopf auf ihre Schulter und ſeine Hände um ſie her legend. Sprich zu, Liebe, ſprich zu!

Leopoldine. Und Ihr Tod iſt nur Schmerz eines Augenblicks, zu deſſen deutlichen Bewuſtſein Sie gar nicht gelangen werden; und auf ihn dann eine Seligkeit — —

Flemming, ſie mit höchſtem Enthuſiasmus an ſich drückend. Ach, ſag mir das nur recht. Ich weis Alles, weis Alles; aber — ſag du mir's auch, ſag mir's recht.

Leopoldine. Eine Seligkeit, die tauſend ſolcher Tode verdiente, als der iſt, den Sie ſterben! Eine Seligkeit, im Allgemeinen uns nur denkbar, aber alle unſere Begriffe überſteigend — ewiggroſſes Bewuſtſein, mit Gott am Wohl der Menſchheit gearbeitet zu haben — ewigſeliger Beifall Gottes dafür — ewigreine Verehrung von allen Edlen — ewighoher Wachsthum im Guten — ewiginniger Genus von viel tauſendmahltauſend beſeligenden Folgen ieder ausgeübten guten That und iedes ſchönüberſtandenen Leidens — und ewigauſſerordentlicher Weltrichterlohn für den erduldeten Märtirertod. Dann wird deine Leopoldine, ach Vater, deine Tochter wird dir dann entgegeneilen und rufen — Das iſts, lieber Vater, daß du ſo ein großer Mann warſt! Das iſts, daß du ſo herrlich ſtarbſt!

Flemming, der ſich von ihr loswindet, hinkniet und betet. Schöpfer, wie danke ich dir, daß du mich Vater ſo einer Tochter werden lieſſeſt! Sie hat meiner Seele den letzten höchſten Schwung gegeben. Mein Kind hat mich ſterben gelehrt … Nun, ſo ſchwinde auch Welt und Alles um mich her! Ich komme, Vater, ich komme von Herzen gern zu dir. Nimm mich auf — Allgnädiger — nimm mich auf! (nach Leopoldinen, die nach ihm niedergeknieet war, beide Arme ausſtreckend) Leopoldine, könnte ich dich mitnehmen! Wer weis ſo, was auf dich hier noch wartet!

Leopoldine, die an ihn hinſinkt. Ach ja, ja, nehmen Sie mich doch mit.

Flemming. Nein, bleib; bleib bei deiner Mutter, ſie bedarf noch eines Beiſtandes, ich dann nicht mehr. Und nun — ſteh auf und geh, geh hin in Frieden. Geh und las mich hier knieen, und knieend dir nachſehen. Dein Vater ſtirbt ſo, wie ein Vater einer ſolcher Tochter ſterben mus.

Leopoldine, ganz zerknirſcht und zerſchlagen. Ja, ja, ich will gehen. Noch kann ich aber nicht. — (ſtreckt die Arme gen Himmel aus) Gib du, ach gib du mir Kraft zum Gehen, erbarmender Allmächtiger! Von ihm, von dem beſten Vater ſoll ich gehen? O Gang, entſetzlicher, als in den fürchterlichſten Tod! Mein Gott! Mein Gott! Doch, du ſtärkſt mich! Ich fühle es, du ſtärkſt mich! O du, der du mich ſtärkſt zum Gehen, ſtärke ihn zum Bleiben ... Zum Bleiben hier in dieſem einſamen Aufenthalt, wo ihn das Schwert erwartet! Ach erbarme dich über den, der mir das Leben gab, der in meine Geburtsſtunde ſo innig für mich betete, der meine Seele zum Glauben an dich brachte und mich nie eine böſe That ſehen lies! O mein Erbarmer, erbarme dich über ihn! Flöſſe ihm nichts, als groſſe, hohe Gedanken ein, ſo lange er hier noch wandelt und knieet! Regire des Henkers Hand morgen, daß er das Schwert auf das glücklichſte zücke, und öfne in dem Augenblick den Himmel über deinem und meinem lieben Sterbenden, daß ſein Geiſt ſcheidend und im Aufſchwung zu dir ſchon der Seligkeiten Vorempfindung habe! Allbarmherzigſtes Weſen, erhöre mich — bei ſeinem groſſen Vorgänger im Leiden, der ſich viel länger im Tode quälen muſte, als er, erhöre mich!!!

Flemming. Beterin, habe Dank! Und nun eile, daß du zur Mutter kommeſt. Morgen — morgen will ich recht für dich beten können.

Die edle Tochter lag lange um den Hals ihres Vaters her, wand ſich endlich ſtill los und ſchlich ſanft fort. „Droben — droben „ ſprach ſie in der Thüre noch.

Flemming. Ja droben — droben! Der Herr ſei mit dir! Der Herr ſei mit euch allen! (als ſie fort war) Gott, wie ſüs iſt es dem Gewaltſamſterbenden, auf der Erde, von der er durch einen Schwertſchlag weggeriſſen wird, ſo einen Menſchen zurückzulaſſen, den er ſein Kind nennen darf und der, ſo lange er lebt, die Unſchuld ſeines Vaters verbürgen wird! Segne Sie recht, du oberſter Vater, unter deſſen Aufſicht und allwaltender Fürſorge ich ſie hier hinter mir laſſe! Bewahre ihre Seele immer ſo unſchuldvoll und engelrein, als ſie noch iſt, und las es nie einem Verführer gelingen, auf ſie Eindruck zu machen! Bei dem Feuer, womit ſie Gegenſtände, die ſie rühren, aufnimmt, bei der Feſtigkeit, mit welcher ſie hernach an ihnen zu hangen pflegt, würde es nicht fehlen, daß ihre Tugend und Zufriedenheit ſein Opfer würden. Ach mein Vater, las mich dis nicht ſterbend fürchten! Führe, o du Regirer aller menſchlichen Angelegenheiten, ihr einſt einen Edlen zu, deſſen Tugend die ihrige noch ſtärke und deſſen Liebe der Lohn für ihre Tugend werde!

Eben rief die Wache herein, der Herr von Ingenſtröm komme.

Flemming, der aufſteht und vor ſich. Was will er doch! Ich habe nichts mehr mit ihm zu thun und bin kaum ſo glücklich geweſen, mich des Gedankens an ihn zu entſchlagen.

Der junge Ingenſtröm. Mich treibt mein eigenes Herz hieher. Edler Mann, verzeihen Sie mir!

Flemming, der ihn betroffen anſieht. Alſo Sie ſinds? Nun — und was mehr?

Ingenſtröm. Ich bin Ihnen bis iezt nur von Anſehen bekannt und bin dazu der Sohn Ihres Todfeindes. Ich mus alſo fürchten, daß Sie mir die Geſinnungen meines Vaters zutrauen und daß Ihr Abſcheu, der ihn mit Recht trift, auch auf mich ſich herunter verbreite. Ich kann aber weder das eine, noch das andere, ertragen. Mein Herz empört ſich dagegen, daß einer der würdigſten Männer aus der Welt gehend mich verkenne; oder wenn ich Ihnen auch ganz gleichgültig wäre: ſo hätte ich doch nicht ruhig werden können, ohne es Ihnen wenigſtens geſagt zu haben, daß ich — nicht ſo denke, wie mein grauſamer Vater.

Flemming, gerührt. Junger Mann, ſetzen Sie ſich mit mir!

Ingenſtröm, beide Hände ihm reichend. Ach, glauben Sie mir doch ia! Wenn es Ihnen auch noch ſo unglaublich ſchiene, glauben Sie mir doch ia!

Flemming, zwiſchen Bedenklichkeit und Zutrauen ſchwebend. Freilich iſt es der gewöhnliche und natürliche Gang in Familien, daß Kinder in Hauptſachen wie ihre Eltern denken. Wie kann es auch faſt anders ſein? Der Glaube an Vater- und Mutterwort iſt ja das Weſen der Erziehung. Doch gibt es auch einzelne Ausnahmen. Gehören ſie unter dieſe, ſo wünſche ich Ihrem eigenen Herzen Glück dazu.

Ingenſtröm. Sie machen mir ſelbſt die Erklärung des Phänomens, welches Sie an mir erblikken, leicht. Alſo nicht blos Glaube an Vater- ſondern auch an Mutterwort . . . Mein Vater hat wenig Antheil an meiner Erziehung genommen. In meiner Mutter Schoſſe, an ihrer Hand hernach, unter ihren Augen zuletzt bin ich aufgewachſen. Und ſo habe ich nicht, wie mein Vater, ſondern wie meine Mutter denken gelernt. Dieſe iſt aber eine der wackerſten Frauen und verabſcheuet ihres Mannes Handlungen, beſonders die neuern unter denſelben, welche den Volksdruck und Ihre Unterdrückung betreffen. Leider aber hört er gar nicht mehr nach ihr und lebt unter demſelben Dache von ihr getrennt. Sie iſt über die abſcheuliche Verſündigung, welcher er ſich gegen Sie ſchuldig macht, untröſtbar, und ich ſoll Ihnen dis ausdrücklich ſagen.

Flemming, erſtaunt. Sohn meines Feindes, ich danke Ihnen für dieſe Nachrichten. Es war der Mühe werth, daß ich ſie noch in dieſer Welt erfur.

Jugenſtröm. So erzogen verehrte ich von ieher Ihre groſſe patriotiſche Seele und freuete mich, ſo oft mir vor einiger Zeit geſchrieben ward, daß Sie wieder einen Sieg über den Unpatriotiſmus meines Vaters davon getragen hätten. Mein Herz ſchlägt hoch für mein Vaterland und für meine Mitbürger. Freilich ahndete ich von dem rachſüchtigen Karakter meines Vaters nichts Gutes für Sie; aber ſo einen entſetzlichen Grad von Rache gegen Sie hätte ich mir doch von ihm nicht vorgeſtellt.

Flemming, ruhig. Laſſen Sie es ſein! Ich ſterbe, wenn ich ſterbe, unter dem Schutz einer höhern Hand, die mir den Lohn meiner Treue im Amte lieber in einer beſſern Welt, als dieſe iſt, reichen will.

Jugenſtröm, gen Himmel ſich ausdehnend. O Gott, welche groſſe Geſinnungen! Gib ſie mir doch auch! (an F. ſich wieder neigend) Als ich nun geſtern von meinen Reiſen zurückkam und von der Mutter das Gräsliche hörte, was ſchon geſchehen ſei und noch vorwalte, entſetzte ich mich über die Seele meines Vaters. O wär' er mein Vater nicht! Wäre er doch — — —

Flemming, unentſchloſſen. Still! Nicht ſo! Er iſt und bleibt doch Ihr Vater. Zwar — —

Doch nein, lieber nicht ſo! lieber ſtill! Das kann Gotte nicht gefallen.

Ingenſtröm, ganz zerriſſen. Es iſt doch wahr, wäre er nicht mehr, ſo geſchähe einem ganzen Volke und Ihnen nicht ſo. — Ich faſſte alſo den Muth, gleich bei meiner erſten Unterredung mit ihm das entſetzliche in ſeinen ietzigen Handlungen ihm zu zeigen, ihn auf andere Gedanken zu leiten und wenigſtens — Ihr Leben zu retten zu ſuchen. Aber o Gott — wie erſchrack ich da erſt, als er ſich mir nun in ſeiner ganzen ietzigen unmoraliſchen Geſtalt aufdeckte! Hilf Himmel, hilf göttliche Barmherzigkeit, wie tief iſt mein Vater während meiner Abweſenheit geſunken! Da iſt auch kein Funke von Tugend und Religion, der noch in ihm glimmte. Es iſt entſetzlich, was für Sentiments er gegen mich geäuſert, und was für Rathſchläge er mir gegeben hat, um ſchnell hier in die Höhe zu ſteigen. »Ich bin nun faſt erſchöpft, ſprach er unter andern, du aber biſt ein iunger raſcher Kerl noch; wenn du mir folgen willſt, ſo — — — » nein, ich vermag es nicht auszuſprechen; es iſt zu ſchaudernd von einem Vater gegen ſeinen Sohn geſprochen . . . Kurz, ich ſollte noch geſtrigen Tags mit aller Gewalt von ihm der Gräfin präſentirt werden; aber in meinem Leben ſoll ſie mein Angeſicht nicht ſchauen und auch meinen Vater mag ich nicht eher wieder ſehen, bis Gott durch Tod oder Krankheit ihn auf andere Gedanken bringt. (ſchaudert heftig) O meine ganze Seele bebt noch von geſtern her. Ich habe meiner Mutter gerathen, von ihm zu gehen, und ſie wird es auch thun. Sie hat ein groſſes eigenes Kapital in ihrer Diſpoſition, wovon ſie ſtandesmäſſig leben kann, ohne ſich von innerm Gram über die Geheimniſſe ſeiner Ausſchweifungen, wovon ſie durch ein gewiſſes aus Unvorſichtigkeit von ihm verlohrnes Billet leider auſſer allen Zweifel geſetzt iſt, verzehren zu laſſen. (zieht ein Billet von der Gräfin hervor, und läſſet es Flemming leſen.)

Flemming, ganz gelaſſen, als er es geleſen. Es iſt mir nichts Neues. (zerreiſſt es ſchnell in tauſend Stücke)

Ingenſtröm, auſſer ſich. Was thun Sie? Was haben Sie gethan? Um Gottes willen — den höchſten Beweis meiner Mutter gegen meinen Vater —

Flemming, vom Fenſter zurückkommend, wohinaus er alle die tauſend Papierſtückgen durch den Wind zerſtreuet hatte. Keine Rache! Beſonders keine Sohnsrache gegen den Vater! Merken Sie ſich das, iunger Mann, von einem dem Tode nahen Beleidigten. Es war gar nicht gut, daß Sie das Billet in Händen behielten. Oft verleitet der bloſſe Beſitz des Rachewerkzeugs zur Rache ſelbſt. Wenn Sie es nicht brauchen wollten, wozu war es Ihnen länger nöthig? Brauchen durften Sie es aber nicht. Sie ſind ſo ein guter junger Mann. Ich habe dafür geſorgt, daß Sie nicht ſchlecht würden. Laſſen Sie — Gott, der Alles zu rechter Zeit ans Licht bringt und richtet, wird auch Ihres Vaters Richter ſein, wenn ſeine Stunde kommt. Sie müſſen nicht wollen Richter über den Vater ſein. Das wäre wider alles kindliche Gefühl. Und dis erſticken Sie ja nie! Es iſt eins der ſtärkſten. Mit ihm zugleich gehen tauſend ſchwächere edle Gefühle verlohren, ohne die wir ſchlechterdings nicht tugendhaft ſein können. Wenn Ihre Mutter von Ihrem Vater geht und ohne ihn leben kann, was wollen Sie mehr? Das übrige laſſen Sie Gott thun und greifen ja weder ein noch vor! Sie wären ſonſt weit unglücklicher, als ich allerweil. Ich habe gegen mein Vaterland gehandelt, **wie gegen mein Vaterland**, es mag's mir danken, oder nicht; ſo müſſen Sie auch handeln gegen Ihren Vater **als gegen Ihren Vater**, er mag's werth ſein, oder nicht. Nur auf ſolchen Gründen mus unſere Moral ruhen, und nur bei einer auf ſolchen Gründen ruhenden Moral können wir heiter leben und ſterben. Ich verſichere Sie, dächte ich nicht ſo, ſo wäre ich nicht hier. Aber eben darum, weil ich ſo denke, iſt mir's auch ſo leicht, hier zu ſein.

Ingenſtröm, ganz zu ſich zurückgekehrt. **Ach mein Vater!** ja, das ſollen Sie ſein — **mein Vater**, ich danke Ihnen für dieſen Unterricht. Er iſt warlich **aus dem Allerheiligſten der Tugend** geſchöpft und ich drang noch nie ſo tief in daſſelbe ein. Wollen Sie nicht den Vaternahmen für mich führen? Wann gab mein eigentlicher Vater mir eine Lehre, dieſen ähnlich! Das Leben gab er mir und hernach Geld vollauf, und — das war Alles. O welche Erziehung! Wäre ich Ihr Sohn geweſen, dann — dann — — — doch, ich bin es nun. Segnen Sie mich doch wenigſtens zuletzt noch wie Ihren Sohn! Nennen Sie mich doch nur einmahl ſo!

Flemming, der den jungen Mann ganz erſtaunt und wie unter Ahndungen anblickt. Nun dann, Sohn **meines** Mörders und **mein** Sohn!

Ingenſtröm, hinſinkend an ihn. Ja, ja, beides — **beides**!!! Ach, ich will, ich will — — ich ſchäme es mich vorher zu ſagen; aber, lieber Vater, wie gern ſagte ich Ihnen noch mehr! — — Ich will thun, als wäre Ihre Frau meine Mutter und Ihre Tochter meine Schweſter — meines Vaters Sünden will ich gut machen, ſo viel ich kann — ich will Ihre Familie unterſtützen — ich will — will — — —

Flemming, in einer Art von prophetiſchem Schauer. **Mich doch nicht etwa ganz unglücklich machen?** — — (beſinnt ſich) Was man ſprechen kann! Lieber junger Mann, nehmen Sie einem am Grabe ſo nahen Manne nichts übel. Es iſt auch gar keine Bekanntſchaft unter unſern Familien. — — Doch weg damit! Ich mag nichts mehr wiſſen von dieſer Welt und von Zukunft dieſer Welt. Ich gehe hinweg. Uebrigens haben Sie mir durch Ihr Beimirſein viel Troſt verſchaft. Den Dank dafür nehmen Sie von mir — Segen dafür von Gott! (umarmt ihn) Adieu! Meine Zeit iſt mir nun zu theuer — — Mit Gott, mit Gott will ich mich nun unterhalten, bis der Scharfrichter kommt. Adieu! Adieu! Das hätte ich nicht gedacht, daß mir Gott auch noch Troſt durch Sie zuführen würde. Adieu! Adieu! Adieu!

Jugenſtröm. Nur noch ein Wort, o ehrwürdiger Märtirer für Wahrheit und Vaterland — wenn es möglich iſt, **Vergebung meinem Vater — ach, Vergebung meinem Vater!**

Flemming, der ihm die Schultern klopft. So klingts beſſer aus dem Munde eines Sohnes! (umarmt ihn herzlich) Leben Sie wohl!

Ingenſtröm. Der Allmächtige verleihe Ihnen Muth und Kraft zu ſterben!

Flemming. Er wirds gewis thun. (als Ingenſtröm weg war, vor ſich) Du ſcheinſt ein guter junger Mann zu ſein. War doch wieder ein Troſt mehr für Flemming, daß ſeines boshafteſten Feindes Sohn ſeine Unſchuld fühlt. So mags wohl viel geben, die an dieſelbe glauben, ohne es mir zu ſagen. (wieder hinknieend auf den vorigen Ort) Dank dir, Vater, auch für **den** Troſt, welchen du mir durch meines Mörders Sohn zuſendeteſt! **Leopoldine** und er — das waren ein Paar gute Tröſter. Jene — die Tochter des Unſchuldigleidenden, dieſer — der Sohn ſeines Unterdrückers; wie kommen die beiden Kinder zuſammen! Wie vereinigen ſie ſich ſo ſeltſam zu einerlei wohlthätigem Geſchäft für mich! O du, der du mehr thun kannſt, als ich bitte und verſtehe — du haſt mich in ſo manchem ſchweren Kampf meines Herzens mit ſich ſelbſt geſtärkt, daß ich ihn glücklich überwand — im Kampf mit der Liebe zu meinem Leben und im Kampf mit der Zärtlichkeit für die Meinigen — — durch dich Vater, durch dich bin ich ia nun völlig reſignirt; — ach, ſtärke mich doch auch noch in dem allerſchwerſten, allerhärteſten Kampf, in **Ueberwindung des Grolls gegen meine Mörder!** Der Menſch ſtiftet doch warlich auch Gutes für ſich ſelbſt, wenn er andere zu Ausübung ihrer Pflichten ermahnet. In dem Augenblick, als ich den iungen Jugenſtröm vorhin ermahnte, nicht Rache an ſeinem Vater zu nehmen, bekam ich ſelbſt auch den erſten ſtärkſten Antrieb, demſelben zu verzeihen. Und als der wackere iunge Mann bezeugte, daß ich ihn erſchüttert, und als er mir die Ermahnung zurück gab — Vergebung auch meinem Vater — fuhr ein Dolchſtich durch mein Herz. Sollte er beſſer ſein, als ich? Sollte ſein Wort — ach, du ſprachſt gewis durch ihn — nicht auf mich wirken, wie mein Wort auf ihn wirkte? Ja, Vater, ia ich will — gib, gib, du Regierer des menſchlichen Sinnes, daß ichs auch könne. Nicht einmahl leugnen möchte ich dir's, wenn du es auch nicht wüßteſt — aber, Seelenkündiger, du weiſſeſt es ia ſchon, du **Blicker** in die geheimſten, verborgenſten Falten und Tiefen meines Herzens, du weiſſeſt es mehr, als ich — — es wird mir ſchwer, ſchwer, meinen Mördern zu vergeben . . . Ich ende den Kampf auch nicht glücklich, wenn du mir nicht dabei hilfſt . . . O Allbarmherziger, hilf, hilf! . . Sieh, welch eine Vorſtellung durchſtrömt mich itzt — — — Es kommt gewis eine Stunde, in welcher du, o ſtarker Gott, meine Mörder zur Reue über ihre That bringſt. Wenn ſie dann meinen Schatten um Vergebung anflehen — wenn ich dann dis hören könnte, würde ich, müſte ich ihnen nicht vergeben? So will ich thun, als wäre dieſe Stunde ſchon da und als hörte ich ſchon meine Mörder um Vergebung mich bitten. So will ich ihnen zuvorkommen und ihnen die Vergebung zurücklaſſen, daß ſie ſie auf der Erde ſchon finden, wenn ſie ſie auf ihr noch ſuchen. Und dann, dann gehe ich ja ganz rein von hier ab und nehme auch nicht eine ſchlechte Geſinnung in die Oberwelt mit. Vater, ich fühle es, wie der Gedanke mich heiligt und ſtärkt. Ja, ja, mein Herz neigt ſich zur Verſöhnlichkeit; noch kämpft es zwar, aber es iſt ſchon nahe am Sieg... Nur noch eine eben ſo ſtarke, durchdringende Vorſtellung — ſo iſt der Sieg errungen, der ſchönſte, herrlichſte unter allen meinen Siegen über mich ſelbſt! Da iſt ſie. Vater, du reichſt ſie mir. O mache ſie auch recht allmächtigſtark für mich! Thue ich ſo, vergebe ich meinen Mördern, ſo bin ich dem ganz ähnlich, der im Thun und im Leiden das groſſe Muſter war, nach welchem ich mich bildete. Dann bin ich ganz ſeiner werth; dann darf ich ihm nun bald auch recht nahe ſein und mit ihm, ja recht eigentlich mit ihm ſelig ſein. Dort werden meine Mörder gewis erkennen, daß ſie grauſam gegen mich gehandelt; dort wird es ihnen gewis leid ſein, ſo an mir gehandelt zu haben; dort werden ſie Angſt und Noth gewis davon genung empfinden, daß ſie ſo gethan, und blos das Bewuſtſein meiner Vergebung wird ihnen ihre Angſt erleichtern. O ſo nehmet ſie hier ſchon hin — die Vergebung von mir — da habt ihr ſie! Vater, bringe ſie bald zur Erkentnis ihres Unrechts, daß du auch bald ihnen verzeihen könneſt! — — Wie wohl iſt mir nun! Warlich, ich habe mich ſelbſt geſegnet, indem ich meinen Feinden nicht mehr fluche! Halleluiah! Vollbracht iſt der Kämpfe Kampf! Heilig, heilig, heilig iſt Gott! Ich danke dir, Vater, ich danke dir — ohne dich hätte ichs nicht vermocht. Nun iſt alles abgemacht — nun iſt nichts weiter übrig, als — den Hals recht heldenmüthig hinzuhalten... Auch hierzu wirſt du geben mir Müden Kraft, mir Unvermögenden Stärke!!! Jehova, ich harre auf dich...

Während daß Flemming ſo betete, machte Leopoldine den Rückweg nach Hauſe zu Fus. Sie traf ihre Mutter noch betäubter an, als ſie in den Wagen geſtiegen war. Dieſer Zuſtand dauerte fort. Der Arzt fand nicht rathſam, ihn zu ſtören, und wünſchte zu Sophiens eigenem Beſten, daß er ſo lange anhalten möge, bis die Nachricht komme, daß Flemming ausgelitten habe. Prediger Ehrhard war weder zu hören, noch zu ſehen. Ewald hatte in Fremdlingshauſen keine Ruhe, ſondern floh nach der Reſidenz. Er ſuchte die alten Freunde ſeines Hauſes auf und fand ſie zu ſeinem Erſtaunen allerſeits umgeſtimmt. Durchgängig beurtheilten ſie ſeinen Vater übel und nannten ihn einen unweiſen Starrkopf, der mit ſeinem Patriotiſmus die Wände habe durchrennen wollen und darüber gar den Hals gebrochen habe. Man habe ihn genung gewarnt, hies es allenthalben, wohin Ewald kam, er habe aber nicht hören wollen und ſich in der Hitze endlich gegen den Fürſten ſelbſt ſo vergangen, daß er einen weit ſchwerern Tod verdient hätte. Ewald forſchte nach der Denkart, in welcher das Volk über ſeinen Vater ſtehe, und erfur, daß der Has, welchen die Nation ſonſt gegen die Gräfin von M. und gegen Ingenſtröm gehegt, ſich ſeit kurzem in Enthuſiasmus für beide verwandelt habe und daß überall die gröſſeſte Gleichgültigkeit gegen ſeines Vaters Schickſal herrſche. Jeder ſagte ihm, ſein Vater wäre unrettbar, und ieder rieth ihm, nicht den geringſten Schritt für ſelbigen etwa zu wagen, weil er ſonſt vielleicht die ganze Familie auch noch unglücklich machen könnte. O, erwiederte Ewald, wer uns den Vater nimmt, der nimmt uns Alles;

ich ſehe nicht ein, was uns weiter noch geſchehen könnte — und eilte nach dem Jagdſchloſſe, wo der Fürſt ſich jetzt aufhielt. Sein Plan, vor denſelben zu kommen, war gut angelegt. Ewald ward aber zu früh entdeckt und erkannt. Ein Paar Jäger kamen ſofort in ſein Quartier und machten ihm den Befehl bekannt, welchen ſie hatten, ihn ſogleich über die Grenze zu bringen. „Was habe ich begangen? fragte er. Bin ich ein Verbrecher, daß man mich Landes verweiſet? „ Die Frage war vergeblich und man brachte ihn mit Gewalt fort. Unterwegs erzählte einer von den Jägern, daß ſich auch der Pfaffe von Fremdlingshauſen den ganzen Tag über in der Gegend ſehen laſſen und den Fürſten aufzulauern ſcheine, daß ihm aber die Gräfin dreimahl ſchon, ſich zu entfernen, befehlen laſſen, und daß er zum drittenmahle bedrohet worden, falls er ſich wieder blicken laſſe, eben dahin gebracht zu werden, wo Flemming ſitze. Ewald wagte es, noch einmahl zurückzukommen, drängte ſich zu und rief — „Man laſſe mich vor den Fürſten, oder tödte mich an der Seite meines Vaters! „ Der Fürſt hörte das Geſchrei in einiger Entfernung und fragte, was das ſei. Man antwortete ihm, es ſei ein wahnſinniger Menſch aus der benachbarten Gegend. „Bringet ihn fort! „ Ewald ward arretirt.

Unterdeſſen hatte die Gräfin das Geſpräch mit dem Fürſten oft auf Flemming geleitet und ihn durch Hinterbringung wahrer und unwahrer Urtheile, welche ſelbiger über ihn gefällt, noch heftiger erbittert. Am Abend vor der feſtgeſetzten ſtillen Hinrichtung, als die fürſtliche Erbitterung aufs höchſte getrieben war, fragte der Fürſt — „Hat der treuloſe Diener ſein Urtheil ſchon ausgeſtanden? „ — Nein. — „Nun, ſo ſoll er auf freiem Markt dekollirt werden. Er hat ſich öffentlich vergangen und ſoll auch öffentlich geſtraft werden. Ich mus ein Exempel ſtatuiren. Papier her! „

Eine höchſteigenhändige Ordre, ſo kurz, als ſtark — „Flemming ſoll morgen auf öffentlichem Markt dekollirt werden „ — kam noch in der Nacht an Ingenſtröm. Neben dieſer Ordre lag noch eine andere von der Gräfin, um dieſelbe Zeit, wenn die Hinrichtung vor ſich gehe, das am äuſerſten Ende der Reſidenz befindliche Magazin zu öfnen und jeder Familie, die komme, einen Scheffel Roggen zu reichen; welches früh morgens, um das Volk abzuleiten, bei Trommelſchlag bekannt gemacht werden ſolle. Ingenſtröm traf ſchadenfroh ſogleich alle Anſtalten dazu und inſtruirte den Unterrichter, welcher die Exekution dirigiren ſollte, über Alles. Das Schafot ward in der Nacht errichtet, und die

Rede verbreitete ſich, daß ein gewiſſer Mörder, dem ſchon lange das Leben abgeſprochen war und der mehr halbvergeſſen, als auf Gnade noch ſas, Tags drauf dekollirt werden ſolle. Eben dis ward auch dem Scharfrichter Wild vorgeſpiegelt, der darüber kein Arges hatte, weil er von öffentlicher Exekution hörte. Am Morgen, als Wild ſich auf empfangenen Befehl vor dem Unterrichter mit ſeinem Schwert ſtellte, ward er ſofort ſamt ſeinem Schwert bis auf weiteres in Verhaft gebracht. Zugleich kam noch ein anderer fremder Scharfrichter in der Stille an, der unter dem Vorwande, wenn Wild etwa nicht könne, ſein Amt zu verrichten, verſchrieben war. Um neun Uhr zog eine Kompagnie Grenadiere auf den Markt und ſchlos, wie gewöhnlich, einen Kreis ums Schafot. Um dieſelbe Zeit ward das Magazin geöfnet, und einige tauſend Mann mit Weibern und Kindern fanden ſich ein. Die Magazinaufſeher hatten von Ingenſtröm geheime Ordre, die Vertheilung des Roggens bis um eilf Uhr hinzuhalten; da dann Flemming ſamt ſeinem Kopf auf die Seite gebracht ſein ſollte. In der Stadt herrſchte über dieſe Roggenvertheilung ſo ein allgemeiner Jubel, daß man zehen Flemminge, und jeden Flemming zehenmahl hätte köpfen können, ohne das geringſte befürchten zu dürfen.

Flemming hatte eine der ruhigſten Nächte ſeines Lebens gehabt und fand ſich am Morgen durch den gehabten erquickenden Schlaf äuſerſtheiter. Es traf ſich, daß dieſer Tag gerade ſein Geburtstag war. Er trat ans Fenſter. Die Sonne ging eben auf und der Himmel war in Oſten ganz unbewölkt. Er breitete ſeine Arme nach ihr hin.

„Willkommen, liebe, holde Aufgehende, zum letzten mahle! Du höreſt nun bald auf, für mich zu ſein, und dein Schöpfer wird mir — Sonne. Funfzig Jahre ſinds bald, daß ich am heutigen Tage immer deiner wartete und dir entgegen betete. Oft täuſchteſt du mich, oder Wolken vielmehr raubten mir die Freude, dich aufgehen zu ſehen. Heute ſehe ich dich glorievoll, und mit Empfindungen, wie ich nie dabei hatte. Ach, wie ſchön iſt die Erde, welche mein Geiſt nun verläſſet, durch dich! Ein lieber Garten Gottes — werth, daß ich ſo lange in ihm umher ging! Ein heiliger Tempel, in dem ich alle meinen frommen Gefühle, allen meinen Glauben an Gott, alle meine hohe Beterandacht und allen meinen Muth im Leiden ſammlete! Wären die Menſchen auf der Erde nur beſſer! Sie würden es ſein, wenn ſie öfter nach dir aufblickten und nicht im Sonnenſchein, wie die Thiere, nur immer unter ſich hinſähen. Doch vielleicht wandelt nach Jahrhunderten eine aufgeklärtere und edlere Nachwelt in deinen Strahlen. Freudegeberin, gib dieſer alsdann recht allbeſeligende Freuden und las ſie an der Erde, dem erſten Lande Gottes für die Menſchheit beſtimmt, ein Vorbild vom zweiten finden, in das mein Geiſt nun ſelig übergeht!!! — Sonnenvater! Schöpfer von Millionen ſolcher Sonnen, wie dieſe — nicht nur an meinem Geburtstage nicht wieder, ſondern auch nie, nie ſehe ich dieſe Sonne wieder aufgehen. Es ſei! Ich danke dir, daß ich ſo ſtark bin! Wie du doch durch alles, ohne Wunder und durch ganz alltägliche Dinge den ſtärken kannſt, welchen du ſtärken willſt! Wann ſchlief ich ſo feſt! Wann erquickte mich der nächtliche Schlaf ſo, wie heute! All mein Nachdenken und Philoſophiren hätte mich nicht ſo ſtark machen mögen, wie er. So gibſt du auch auf phiſiſche Weiſe Kraft dem Müden, Stärke dem Unvermögenden, und dem, der nur auf dich recht harret, immer neue Kraft. Vater, an dieſem Tage gabſt du mir einſt das irrdiſche Leben, und nimmſt mir es auch wieder. Der Vater und die Mutter, welche mich einſt heute, als ihnen der Menſch zur Welt geboren war, ſo inbrünſtig küſſten, ahndeten wohl nicht, was mir an dieſem Tage einſt geſchehen ſollte. Gut aber doch, alles gut —

weil du ſo willſt! So werde der Tag meiner erſten Geburt auch der Tag meiner zweiten! Gewaltſam einer, wie der andere! Doch nur dem Anſchein nach ſchmerzenvoll einer, wie der andere! Damals kam ich und fühlte die Schmerzen des Kommens nicht; heute gehe ich und werde den Schmerz des Gehens nicht empfinden. Sei und bleibe nur mein Gott und mein Vater, mein Troſt und mein Alles, und las mich in dieſer Stimmung ſterben! Ach käme doch bald der, der mich tödten ſoll!»

Die Thüre ging auf. Flemming ſah ſich um. Zwei aufwartende Invaliden traten herein. Der eine brachte ihm das gewöhnliche Frühſtück; der Andere Konfekt und Wein.

Flemming zum letztern. Was ſoll das?

Invalide, dem die Thränen herabrollen. Es iſt der Labetrunk. In St. bekam ich ihn auch, als ich arquebuſirt werden ſollte und hernach Pardon erhielt.

Flemming. Gute alte Männer, nehmet das Alles, wie ihr es da bringet, wieder mit euch und verzehrts auf euer eignes Wohlergehen. Meine Geſundheit brauchet ihr nicht dabei zu trinken. Seid nur ſo gut und bringet mir ein Glas friſch Waſſer.

Beide Invaliden, die alles wieder mitnehmen und fortgehen. Wie der Herr will. Wir ſagen ihm auch groſſen Dank. Unſer Herrgott gebe ihm einen glücklichen Hieb!

Flemming trank ſein Glas Waſſer, kleidete ſich an und machte ſich fertig. Um zehen Uhr war anfangs ſeine Todesſtunde angeſetzt. Es ſchlug drei Viertel — er zog ſeine Seele von der ganzen Welt zurück, knieete zum letztenmahle in der Mitte des Zimmers nider und betete:

„Nun, Vater, nun nahet meiner irdiſchen Augenblicke letzter und gröſſeſter! Nun ſei recht mit mir und rüſte mich mit göttlicher Kraft! hier, hier auf dieſer Stäte, wo ich vor dir liege, will ich bitten, daß man mir den Kopf abſchlage. Hier, wo ich zum letztenmahle mein Herz vor dir ausſchütte, will ich hernach auch mein Blut verſchütten... Aller Weſen Herr und Väter, ich ruhe im Schoſſe deiner heiligen Providenz. Gros biſt du und wunderbar in allen deinen Wegen, auf welchen du die Menſchen führeſt. Welch eine Beſtimmung, die du zur meinigen machteſt! Aber wie ſo gleich gros und herrlich als ſchwer und ſchaudervoll! Weg nun, weg Alles Irdiſche und ieder Gedanke davon aus meinem Sinn! Dahin, dahinauf, wo ich bald ſein — ach bald ſein werde, ſchwebe mein Geiſt im Glauben ſchon. Es vergehe Erde, es vergehe Himmel für mich — — du bleibſt, heiliger und gerechter Richter, du bleibſt und ſo bleibe auch ich und lebe, webe und bin in dir fort. Ich fürchte mich nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Auf dich, Unſterblicher und Unſterblichkeit gebender vertraue ich aber ehrfurchtvoll. Nun gehe ich ein, nun gehe ich ein in die Wohnungen der Unſterblichkeit; wie ſchön wirds da für mich ſein! O du Land des Lebens, du Land der Gerechtigkeit und der Vergeltung — öfne dich doch recht jezt meiner frommen Fantaſie und gewähre mir durch einen Blick in dich die höchſte lezte Schwungkraft! Es wird lichte, es wird wonnevoll um mich her — Ach Gott! ach mein Erbarmer! — wie iſt mir ſo wohl und ſo leicht, ſo frei und ſo ſelig! Wie? ſeid ihr es etwa, ihr Schatten meiner Eltern, ihr Schatten meiner Freunde, die mir vorangiengen, ſeid ihr es, die ich wie ſanfte Gewölke mich umſchweben zu ſehen glaube? Die Schatten mehren ſich . . . Ach, ihr ſeid wohl die Edelſten der Menſchheit, die für das Wohl ihrer Brüder ſo hoch litten und ſo ſchön ſtarben? Ihr wartet wohl, daß der euch Aehnliche doch bald zu euch hinauf kommen möge? Ja, ja, ich komme, ich komme — komme gleich und ſo gern, wie nur einer von euch vorangegangen ſein mag . . . Welch ein lichter, glänzender Schatten mitten unter allen!!! Ach Jeſus — Jeſus — herrlicher und

Groſſer — biſt du es? Gibſt du deinem Treuen, der alles verlies und dir auf der groſſen gemeinnützigen Leidensbahn nachfolgete, wohl nun den letzten liebevollen Wink, nun noch, ach nun nur noch auszuharren und treu zu ſein **bis an das Ende**? ... Ja, ich will es, gröſſeſter unter allen Gottes- und Menſchenfreunden — ich will es ... Dein Beiſpiel, ſo gros und ſo ſchön, ſoll, bis der Streich mir geſchiehet, vor meinen Augen ſein — So, wie ich mich auf den Opferſtuhl ſetze, ſollſt du an deinem Kreuze vor mir ſchweben — hoch vor mir ſchweben, daß ich den Hals recht recke — Und ſo, wie das Schwert gezíſcht hat, werde ich bei dir ſein ... mein groſſer Vorgänger — bei dir ſein und himmliſchſelig mit dir ſein ... Ach, wo bin ich? — wie iſt mir? — Iſt dis etwa nur liebe, ſelige Fantaſie? — — Sei, was es ſei! Es iſt ia doch ſo ſtärkend, und ſo begeiſternd. Nimm, was dir Gott gibt! Wer kennet die verborgenen Kräfte der Seele, für iene Welt erſt zur Entwickelung reif, die aber vieleicht in der Todesſtunde ſchon die erſte Rege bekommen? Nimm alſo, was dir Gott giebt — auch dieſe Stärkungen gab er dir, frag nicht, wie er ſie dir gab; bald, bald wirſt du dir richtiger darauf antworten können ... Nun, Vater, bin ich ganz dein — nun, Vater, bin ich ganz ſtark, auch zum Sterben ſtark. Erhöre noch meinen letzten Seufzer und gib mir auch Muſkelſtärke, daß ich den Hals recht ausgereckt und feſt hinhalte — und führe die Hand mit dem Schwerte, daß ſie nicht zittere! Froh und muthig geht dein Märtirer ab — nimm ihn auf Geiſtſchöpfer — nimm ihn auf! Lebewohl, Vaterland — lebewohl Erdenwelt — — Seligkeit, ach Seligkeit euch noch, wenn ich lange nicht mehr bin!!!»

Flemming ſtand mit einem Heldenmuth auf, wie er ihn noch nie empfunden. Er ging ans Fenſter, wo er bis zum letzten Augenblick ſtehen blieb und ſich durch die lange, weite Ausſicht in den Ideen der Unſterblichkeit ſtärkte, welche er im Gebet geſammlet hatte.

Schlag zehen Uhr hörte er iemand kommen. Er wendete ſich ſtandhaft um und glaubte den Scharfrichter zu hören. Es kam aber ein Officier, der ihm befohl, mit zu gehen. »Wohin? — fragte er dreuſt. Der Officier befohl ihm nochmals, mitzugehen. Flemming folgte. Unten hielt ein Wagen.

Flemming, als er mit dem Officier ſich einſetzt. Nochmals frage ich — wohin fahren wir?

Officier. Auf den Marktplatz in . . .

Flemming. Und was da?

Der Officier ſchwieg und ſchwieg bis zur Ankunft in der Reſidenz. In den kleinen Straſſen, durch welche ſie fuhren, begegneten ihnen viel Männer und Weiber mit Schubkarren.

Flemming. Was bedeutet das?

Officier. Die gnädigſte Gräfin läſſet eben viel tauſend Scheffel Roggen an die Armen austheilen.

Flemming, voll Verwunderung. Die gnädigſte Gräfin? Unter dem Roggen mus viel Staub ſein.

Officier. Wie ſo?

Flemming. Man pflegt bei ſolchen Gelegenheiten gern dem Volke Staub in die Augen zu ſtreuen . . .

Am Eingang in dem Marktplatz muſte Flemming ausſteigen. Zwei Grenadiere mit aufgepflanzten Baionetten nahmen ihn in Empfang und überlieferten ihn dem Unterrichter.

Unterrichter, während daß Flemming das Schafott erblickt. Auf Befehl unſeres gnädigſten Fürſten und Herrn ſoll die Vollſtreckung des über Sie gefällten Urtheils hier auf freiem Markt geſchehen.

Flemming. Recht wohl. Der Fürſt hat zu befehlen, und ich — gehorche. (ſieht nach Ingenſtröms Hauſe hin, wo alle Fenſter zugezogen waren) Vieleicht wollen meine Feinde noch gern ſehen, ob ich auch ebenſo leiden könne, wie ich reden konnte. (in etwas ſtärkerm Ton zum Unterrichter) Aber das hätte mir doch wohl können vorhergeſagt werden. So hätte ich den Troſt gehabt, meine wackere Tochter noch ſterbend anblicken zu können. Es ſind ia mehr Leute hier, wie ich ſehe; man würde ihr doch auch den Zutritt nicht verſagt haben.

Unten am Schafot fand Flemming zwei von den Geiſtlichen in der Reſidenz, welche die orthodoxeſten von allen daſigen Orthodoxen waren und am meiſten gegen ihn Anathema gerufen hatten. Dieſe gewannen ihm erſtlich mit einigen Verſen aus ihrem Geſangbuche Rede an, ſchilderten ihm dann die Hölle, in die die Freigeiſter, welche auch allemahl, wie er, Fürſtenſchänder und Maieſtätsverbrecher wären, gelangten, drangen in ihn, ſich noch zuletzt zu bekehren und boten ihm auf dieſen Fall das Abendmahl an. Es ſtand ein kleiner Tiſch unweit davon, und der Küſter, der auch da war, fing, als er dis hörte, an, ſeine Geräthſchaften hinzuſtellen.

Flemming. Laſſe er nur unhingeſtellt, mein lieber Herr Küſter! Ich bin in meinem Leben gern zum Abendmahle gegangen; aber ſo ein Narr wäre ich auf keinen Fall, daß ichs auf freiem Markt nähme. Auch habe ichs ietzt gar nicht nöthig. **Wer ſo thut und leidet, wie der, von dem im Abendmahle die Rede iſt, gethan und gelitten hat, der iſt ſein ächter Kommunikant!!!** Und Sie, meine Herren Geiſtliche, hören Sie nie auf, die Sünder zur Buſſe zu rufen; die Gerechten aber laſſen Sie in Frieden. Sie handeln unverantwortlich, daß Sie meine Seele zerſtreuen, die auf einer ſo herrlichen, ruhigen Stimmung ſtand. O es hätte mir doch kein gröſſeres Unglück noch zulezt begegnen können, als daß man mich nicht im Gefängnis hinrichtete…

Die Geiſtlichen drangen ferner in ihn; er hörte aber nicht mehr auf Sie, ſondern ſtieg getroſt aufs Schafot. Sie folgten ihm, er wies ſie herunter. „Das iſt ia grauſam, rief er aus, auch im Tode noch beunruhigt werden zu ſollen! (zu den Leuten, welche umherſtanden) Sehet euch vor vor den falſchen Propheten, welche in Chorröcken zu euch kommen … Weg mit den Herren! Brave Grenadiere, laſſet lieber das Mädchen durch, welches da kommt…“

Die Grenadiere machten Platz und — Leopoldine ſtieg mit Muth eines Engels Gottes zu ihm herauf.

Flemming. Bravo, Tochter! Nun iſt mir's lieb, daß ich hier ſterben ſoll. Komm und thu die lezte ſchwerſte Kindespflicht! Man hatte mich ganz auſſer Faſſung gebracht. Nun ſei Gott geprieſen — dein bloſſer Anblick bringt mich ſchon wieder in ſie zurück.

Leopoldine, die ihn erſt mit ihren Umarmungen faſt erdrückt, hernach neben ihm hinkniet, die Hände um ihn herbreitet und mit ausdruckvolleſter Seelengröſſe nach ihm aufblickt. Sei getreu bis an das Ende — ach Vater, ſei getreu bis an das Ende, daß dir nichts deine Krone nehme! — — Kämpfe, du groſſer Kämpfer, doch nur noch den letzten Kampf; ſei männlich und ſei ſtark! — Schon biſt du am hohen Ziel — ach Vater, Vater, weich und wanke nicht! — Gott — Gott — Ewigkeit — Ewigkeit — — o Vater, Gott und Unſterblichkeit!!!

Flemming, der ihr die Backen klopft. Ja, du haſt Recht, liebe theure Seele — Gott und Unſterblichkeit — — Nun iſts gut — nun ſteh auf — nun — nun — — (nach einer Weile) Wo iſt der, der mich köpfen ſoll? Ich habe erſt mit ihm zu reden.

Wild, der unter der Bedrohung, daß, wenn er ſein Amt zu thun ſich weigerte, ſchon ein anderer Scharfrichter da ſei, der erſt Flemming und dann ihn auf der Stelle köpfen ſollte, hergeführt worden war, trat hervor.

Flemming. Guter Mann, kehre dich an nichts. (küſſt ihn herzlich) Mit dieſem Kus bekomme Herz und zittere nur nicht. Du thuſt mir ſonſt mehr weh, als du ſollſt. Du biſt auſſer Faſſung, wie ich ſehe. Erhole dich und höre, was ich dir ſage. Ich habe dagegen proteſtirt, von deiner Hand zu ſterben, weil ich dir zu viel Gefühl für mich zutrauete. Man hat mich aber, wie ich nun ſehe, auch in dieſer allerkleinſten Bitte nicht erhört. So ſei Mann, wie ich! Du kannſt nichts dafür. Du muſt der Obrigkeit gehorchen; die dich beordern, haben allein die Schuld. Du biſt mein Freund — es iſt beſſer, ich ſterbe unter Freundes Hand, als unter der Hand eines Wüſtlings, oder eines Böſewichts. Droben, droben wird uns die Handlung, welche du itzt thun ſollſt, auf das ſonderbarſte ewig an einander binden. Ich habe dich herzlich lieb, und — nun habe Gleichgewicht!

Hierauf knieete Flemming nider und betete mit lauter Stimme gegen Ingenſtröms Haus, wo ietzt plötzlich ein halbaufgezogener Vorhang wieder niederfiel: Vater! Vater! Vater! Nun komme dein Kind zu dir — nimm es in Gnaden auf! Bekehre meine Feinde — lohne meine Freunde — ſegne mein Vaterland — erſchüttere das Herz meines Fürſten!!!

Als er ſo gebetet, ſtand er freudig auf, umarmte Leopoldinen, ſetzte ſich auf den Todesſtuhl und ſprach: Nun Tochter, komm heran und bleibe bei mir, bis der Kopf herunter iſt, und gib ihm dann den letzten Kus. — — (zu Wild) Sag mir's, braver Mann, wie ich den Kopf halten mus, um dir die Arbeit und mir das Leiden zu erleichtern. (hält den Kopf hoch) Iſts ſo recht?

Wild, mit der Stimme eines Selbſtleidenden. Iſt zu hoch — —

Iſts denn ſo recht?

Wild. Iſt zu tief — —

Flemming. Aber doch ſo — ſo?

Wild, ſchluchzend. Ja, ſo — ſo — ſo iſts recht.

Jetzt wollte man Flemming die Augen verbinden; er verbat es aber, weil es für ihn gar nicht nöthig ſei. Er gab dem Scharfrichter Uhr und Börſe, der ſie auf der Stelle an Leopoldinen zurückgab.

Flemming. Nun, guter Wild, alter Bekannter, noch die letzte Bitte! **Nicht eher zugehauen, bis ich ſage — Nun!** Dann aber raſch und in Gottes Nahmen! — — — (reckt ſich zu verſchiedenen mahlen, bald ſo, bald anders, bis er in die rechte Haltung kommt) — — — **Nun!!!**

Ende des erſten Theils.

Flemmings Geſchichte,

Ein
Denkmahl des Glaubens
an
Gott und Unſterblichkeit.

Zweiter Theil.

124. 619

Leipzig, 1792.
Bei Siegfried Lebrecht Cruſius.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Flemmings Geſchichte,

Zweiter Theil.

A 2

Da lag — das Schwert.

Wild. Du ſollſt Gott mehr gehorchen, als den Menſchen — ich haue nicht ... Wer kann in ſeinen Wohlthäter hauen? Ich haue nicht, und wenn's unſer Herrgott ſelbſt beföhle .... Aber der ſagt — „Wild, wenn du's thuſt, ſiehſt du, dort, dort, wo's keine Wilds mehr gibt, da, da„ — — — Lieber ich ſterben — — — (reißt Flemming mit Ungeſtüm vom Sterbeſtuhl und ſetzt ſich dafür hin) Und nun, Kollege, wer's iſt, komm 'ran und mache deine Sache vernünftig!

Flemming, ohne deutliches Bewußtſein, und auf den Stuhl wieder hin wollend. So wär's für mich zwar gut, aber für's Ganze nicht!!! Steh' auf — las mich ſitzen; — (zerret an Wild) köpfe mich — — —

Wild, in edler Deſperation. Ich — bei Himmel und Hölle, bei Gabriel und Beelzebub nicht. Entweder ich bin zu viel oder zu wenig Chriſt dazu — ich weis es ſelbſt nicht. Genung, ich thue es nicht. Nein, es ſoll ein Anderer da ſein, der uns beide köpft.

Unterrichter, im Ton des Machtſpruchs. Erſt aber Flemming, und dann Euch.

Wild, der Flemming an ſich reißt und ihn auf ſeinen Schos nimmt. Nun, ſo komme her, wer köpfen kann und will, und köpfe uns beide!

Leopoldine, die vor beide hinknieet. Gott — Gott — hier willſt du etwas Groſſes thun … Gewis ſind das die Wunder, welche der Menſch von deiner Providenz erwarten ſoll …

Unterrichter, zum fremden Scharfrichter. Nun, auf dann und verrichtet euer Amt!

Fremder Scharfrichter. Herr, zwei kann ich nicht auf einmahl köpfen, und — kurz und gut, ich mag hier gar nicht köpfen; damit iſts aus. Da ſtehen Grenadiere genung; laſſen Sie ſchieſſen.

Wild, als er ſich nach dem fremden Scharfrichter umgeſehen. Ha — biſt du's? Da haſt du meine Hand, Gevatter — du biſt ein braver Mann. Sagt' ichs doch zu dem, der dort drüben wohnt, — es iſt nicht genung, einem rechtſchaffenen Manne den Kopf abzuſprechen; man mus auch erſt einen haben, der ihn abſchlägt …

Plötzlich hörte man blaſen und Reuter geſprengt kommen. Pardon — Pardon — ſchriee ein herbeiiagender Leibiäger, ſtürzte dicht am Schafot und — rang mit dem Tode.

Es entſtand eine allgemeine Verwirrung, Flemming, Wild und Leopoldine ſprangen auf. Keiner von ihnen wuſte, wie ihm geſchah. Leopoldine ris endlich ihren Vater an ſich und ſchriee überlaut — „Siehſt du, Vater, du biſt wieder unſer — du biſt wieder unſer — das hat Gott gethan . . . „

Der fremde Scharfrichter eilte dem Leibiäger zu Hülfe, der aber nur noch einige Worte von Wichtigkeit zu ihm ſtammlete und darauf ſeinen Geiſt aufgab. Der Unterrichter ſah ein zuſammengerolltes Papier in der Hand des Leibiägers, nahm es, las es vor ſich, eilte aufs Schafot, reichte dem biedern Flemming die Hand und ſprach — „der Fürſt hat Ihnen das Leben geſchenkt. So ſchreibt er eigenhändig — — Wenn F. in dieſem Augenblick den Kopf noch hat, ſo ſoll er ihn behalten. „

Flemming, nur mit einem Zwölftheil von Seele. Ich — danke — ich — danke — —

Leopoldine, die den Vater faſt erdrückt. Ach nun völlig wieder mein — wieder mein auf lange noch — — O Vater, Vater, du liebſter mir unter den Menſchen! (mit gen Himmel ausgebreiteten Armen) Allheiliger — Allgnädiger — wie unbegreiflich ſind deine Wege! habe Dank, habe Preis von mir von Ewigkeit zu Ewigkeit! (zu allen Umſtehenden) Lieben Leute, vertrauet doch alle recht herzlich auf Gott und liebet euren Fürſten!

Flemming, wie aus iener Welt zurückkehrend. Wie iſt mir! Ach! — — (faßt ſich nach dem Kopf) Warlich, ich habe ihn noch; aber — er iſt weg . . . (blickt noch einmahl auf das da liegende Schwert)

Wild, der ihn herzlich umarmt. Nein, nein, er iſt nicht weg — das geht ſo geſchwind nicht. Ich bin zwar nur ein Scharfrichter — — — aber — (reißt ſich die Weſte auf) hier ſchlägt ein wackeres Herz — wollte Gott, daß der dort drüben und alle Miniſter ſo eins hätten!!! — (während das Flemming wieder von ſich kommt) Da iſt der Kus wieder, den ich vorhin bekam. Gottlob, daß ich ihn hier noch wieder anbringen kann!

Unterdeſſen war Ingenſtröms Sekretär ſchon dreimahl herüber und hinüber gelaufen. Ingenſtröm

ſtröm war ganz auſſer ſich. Der Unterrichter beharrete dabei, daß nun keine Exekution Statt finde, weil eigenhändige Begnadigung des Fürſten da ſei. Das Militär zog ab. Flemming ſchien nicht zu ſehen und zu hören. Von allen Seiten hörte man rufen — Es lebe die gnädigſte Gräfin! — denn der Volksenthuſiaſmus für dieſe gieng ſeit dem eröfneten Magazin ſo weit, daß man ohne weitern Beweis glaubte, daß iede Gnade, welche der Fürſt erzeige, nur einzig und allein ihr zuzuſchreiben ſein müſſe. „Eile zu deiner Mutter„ ſtotterte der ganz betäubte iezt aber einen hellen Augenblick habende Flemming an Leopoldinen, die nicht weichen und wanken wollte. „Gehorchen Sie Ihrem Vater, verſetzte ein Officier; ihm wird bald wohl ſein, Ihrer Mutter aber iſt gewis ſehr übel.„ Flemming ward nach ſeinem vorigen Verhaft zurückgefaren. Leopoldine zitterte zum Thore hinaus. Auf dem halben Wege entſanken ihr die Kniee und ſie mußte liegen bleiben.

Unterrichter, der zu Jngenſtröm gerufen wird. Hier iſt der eigenhändige Pardon des Fürſten.

Jngenſtröm, nachdem er geleſen, im Zimmer auf und nider gehend und hunderttauſend Schnipgen ſchlagend. Das begreiſe ich nicht — nein — das begreiſe ich nicht . . . Es iſt warlich des Fürſten Hand . . . Nein, das begreiſe ich nicht. Alles andere begreiſe ich; aber das nicht.

Unterrichter. Und wenn auch kein Pardon gekommen wäre, ſo wäre heute doch nichts aus der Exekution geworden. Weder Wild, noch der Fremde wollten ſie verrichten. Ich wuſte ſo ſchon nicht mehr Rath, was zu thun wäre, und war im Begrif, herüber zu kommen und von Ihro Excellenz Befehl zu holen.

Ingenſtröm. Der infame Kerl, der Wild, iſt an allem Schuld. In der Ordre ſteht — Wenn F. den Kopf noch hat, ſoll er ihn behalten. Alſo nur auf dieſen Fall war der Pardon eingeſchränkt. Die Ordre war gar nicht allgemein. Es hieß nicht, F. ſoll den Kopf überall behalten, ſondern nur — auf den Fall, wenn er ihn noch hat.

Unterrichter, der zu des Herrn von Ingenſtröm Abſonderlichkeit ein Paar groſſe Augen macht. Erlauben Ihro Excellenz — auf den entgegengeſetzten Fall konnte der Pardon auch wohl nicht ausgedehnt werden . . .

Ingenſtröm, der etwas zurückkommt, und aufgebracht. Herr, das weis ich doch wohl. Kommen Sie mir ſo impertinent nicht. Ich meine nur ſoviel — Wenn Wild ſeiner Schuldigkeit gemäs zu rechter Zeit zuhieb, ſo hatte Flemming den Kopf ſchon nicht mehr, als der Leibjäger mit dem Pardon ankam, und ſo — — —

Unterrichter, ſich tief verbeugend. Ja, das iſt wahr.

Ingenſtröm. Die Beſtie, der Wild, ſoll ſogleich arretirt und ihm dafür, daß er ſein Amt nicht thun wollen, auf der Stelle der Prozes gemacht werden.

Unterrichter, die Achſeln zuckend. Ich weis nicht, ob dabei viel herauskommen werde. Wenn der Fürſt, wie ich doch glauben mus, durch den Pardon zu erkennen gegeben, daß er wünſche, daß, wenn ſelbiger ankäme, Flemming den Kopf noch haben möchte, ſo dürfte derjenige, durch deſſen Schuld er damals den Kopf wirklich noch hatte, wohl — —

Ingenſtröm, ſchnaubend. Herr, will Er etwa auch keine Parition mehr leiſten? Ich glaube gar, der Geiſt der Widerſetzlichkeit fahre heute in euch alle . . . Den Augenblick ſoll Wild arretirt ſein.

Unterrichter, der abgeht. Wie Sie befehlen.

Ein fürſtlicher Lakei, der halb athemlos hereintritt. Ihro Excellenz möchten ſogleich aufs Schlos zum Fürſten kommen.

Ingenſtröm, erſchrocken. Was? Aufs Schlos zum Fürſten? Iſt denn der Fürſt hier?

Lakei. Er iſt in dieſem Augenblick gekommen. Sie ſollen eilen — eilen — eilen

Ingenſtröm. Iſt denn die Gräfin auch da?

Lakei, ängſtlich. Nein.

Ingenſtröm, vor ſich. Was iſt das! — der Fürſt hier — der Fürſt ohne Gräfin hier — — was ſoll das bedeuten!!! (zum Lakei) Ich würde gleich unterthänigſt aufwarten.

Lakei, im Weggehen. Aber Ihro Excellenz ſollen ja eilen — eilen — eilen — —

Der natürliche Zuſammenhang von dieſen unnatürlich ſcheinenden Vorgängen war folgender. Prediger Ehrhard hatte, auf den Befehl der Gräfin, ſich aus der Gegend, wo der Fürſt jagte, bei Arreſtſtrafe zu entfernen, nicht geachtet, ſondern war im Vertrauen auf die Güte ſeiner Sache und auf göttlichen Beiſtand dabei da geblieben. Er bezahlte die Nachrichten, wo in jeder Stunde der Fürſt ſei, theuer. Dennoch war es ihm unmöglich gemacht worden, an dem Tage, an welchem Flemming ſeiner Familie das Lebewohl geſagt hatte, den Fürſten anzutreten. Tags darauf ſollte ſein lieber Freund den Kopf verliehren. So gab er nun ſelbſt ſchon alle Hofnung für ihn auf und zitterte für ihn. Sein Glaube an Gott und Providenz war zwar ſo gros, wie Flemmings Glaube; aber er fand nun die Rettung ſeines Freundes ohne Wunder faſt unmöglich, und die Erwartung dieſer war ein- für allemahl von ſeinem Glauben ausgeſchloſſen. Es traf ſich aber ſo, daß der Fürſt den ganzen Tag über mit ſeinem geſammten Gefolge nach einem Hirſch gejagt, ohne ſeiner habhaft werden zu können, und daß der daſige Förſter noch ſpät am Abend dem Fürſten anzeigte, daß er den Stand deſſelben gefunden, und daß Durchlaucht, wenn ſie ſich einmahl aus einem langen Morgenſchlaf wecken möchten, ihn ohne weitere Begleitung mit eigener Hand erlegen könnten. Dieſes gefiel dem Fürſten. Ohne der Gräfin von M., noch dem Oberiägermeiſter, noch ſonſt einem von der Jagdſuite ein Wort zu ſagen, lies er ſich von ſeinem Leibiäger ein Pferd ſatteln, nahm blos dieſen mit ſich und ritte in aller Frühe nach dem Ort, den der Förſter ihm angegeben und wo dieſer ihm erwartete. Ehrhard erfur dis und bezahlte die Nachricht mit fünf Luidorn. Er war noch eher in der angezeigten Gegend, als der Fürſt. Das Herz pochte ihm heftig auf ſeinem Roſſe. Stunden vergingen, ehe er vom Fürſten etwas ſehen oder hören konnte. Er ſah nach ſeiner Uhr und ſeufzte bei ſich ſelbſt — »Flemming, nun iſts wohl gar bald zu ſpät für dich!« Endlich fiel ein Schus. Der Fürſt hatte geſchoſſen und gefehlt. Ehrhard ritte dem Schus nach und ſah in einiger Ferne den Förſter rechts, und den Leibiäger links um ein Bruch iagen, wohin der Hirſch ſich geflüchtet hatte. Er gab ſeinem Roſſe menſchenfreundlich die Sporen. Es entſtand ein Geſchrei. Ehrhard ſetzte nach und — fand den Fürſten, der vom Pferde abgeſtiegen war, bis an den Hals im Sumpf ſteckend. Jetzt war es neun Uhr. Er band ſein Pferd auch an, eilte hinzu, ris einige Bretter von einer alten Brücke, die nicht weit davon war, ab, warf ſie über den Moraſt, trat auf ſie, half dem Fürſten heraus, führte ihn aufs Trockene und — fiel ihm zu Füſſen.

Fürſt, in äuſerſter Beſtürzung. Wer ſind Sie, und — was machen Sie? (will Ehrhard in die Höhe ziehen, hat aber die Kraft dazu nicht) Sie haben mir das Leben gerettet und fallen mir zu Füſſen?

Ehrhard. Nicht wahr, Ihro Durchlaucht, ich habe Ihnen das Leben gerettet?

Fürſt. Ja, ja, das haben Sie. Stehen Sie doch nur auf!

Ehrhard. Nicht wahr, und Ihnen iſt ſo wohl, daß ich Ihnen das Leben gerettet habe?

Fürſt. Ach, Gott ſei gelobet! Stehen Sie doch aber nur auf und fordern von mir, was Sie wollen.

Ehrhard. Nicht wahr, und wenn ich Sie nicht eher hätte retten wollen, bis Sie mir eine Bitte, welche es auch geweſen, zugeſtanden, Sie hätten Alles zugeſtanden?

Fürſt, der ihm die Backen klopft. Nicht nur da, ſondern auch iezt noch. Sie ſind zu diſkret.

Sie ſollen nun nicht bitten — nein, fordern . . . ! Aber, ſtehen Sie auf!

Ehrhard, mit ausgeſtreckten Armen. Sie ſind Fürſt; Sie ſind aber auch Menſch. Sie müſſen Gutes mit Gutem vergelten, wie ich. Der Gott, der mich hieher führte, fordert Sie einſt zur Rechenſchaft darüber. Ich habe Ihnen das Leben gerettet; ich bitte Sie, auch ein fremdes Leben zu retten.

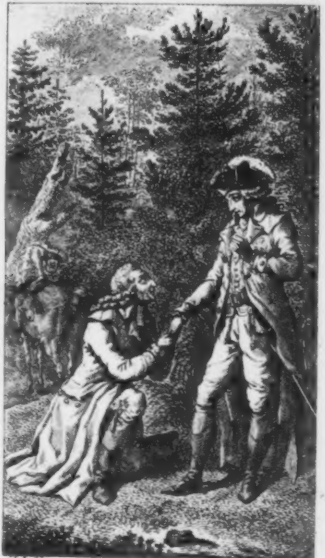
Fürſt, äuſſerſt gerührt. Wo iſt eins zu retten? Gleich will ichs retten.

Ehrhard. Ja, es iſt in dieſem Augenblick eins zu retten da. (dem Fürſten die Hand reichend) Aber erſt — Fürſtenhand drauf! (der Fürſt ſchlägt ein und Ehrhard hält ihn feſt) Meinem Freunde Flemming Pardon — noch lebt er gewis — noch können Sie ihn vielleicht retten, wenn Sie eilen.

Fürſt, die Hand wegziehend und zurücktretend. Flemming? (noch weiter zurücktretend) Flemming ? ? ?

Ehrhard, der aufſpringt. Ja, Flemming!!! Ich habe Fürſtenhand drauf. Denken Sie, er hat Ihnen das Leben gerettet. Denn ich wäre nicht

Th. II. S. 10.



[illegible] del. [illegible] sc. 179[illegible]

Unserm Freunde Flemming, Pardon!

nicht hier, wenn ich nicht für ihn zu bitten mich hieher aufgemacht hätte. Und wie — wenn ich Sie nicht eher aus dem Sumpf hervorgezogen hätte, bis Sie ihn zu retten geſchworen ? ? ? ? ? ? Verweiſen Sie ihn Landes. Mein Haus iſt gros genung für ihn. Fürſt, ſein Sie Menſch! — ich bitte Sie bei Ihrer eigenen Ruhe. Fürſt ſind Sie nicht ewig; aber Menſch werden Sie ewig ſein.

Fürſt. Nun, — ja; das Leben ſei Flemming geſchenkt! Aber — es iſt wohl zu ſpät.

Ehrhard. Wenn Gott nicht will, das es zu ſpät ſein ſolle, wirds nicht zu ſpät ſein. Aber freilich — geſchwind, geſchwind. (zieht ſein Schreibzeug aus der Taſche und giebt dem Fürſten Papier, Feder und Tinte)

Fürſt. Ja, ich habe doch aber keinen Tiſch — —

Ehrhard, der ſich niderwirft und auf den Händen kriecht. Hier iſt auch ein Schreibtiſch — ſchreiben Sie auf meinem Rücken — —

Fürſt, ganz auſſer ſich. Was denn aber? Was denn?

Ehrhard. Daß Flemming den Kopf behalte, wenn er ihn noch hat — — —

Der Fürſt ſchrieb und Ehrhard fühlte, wie auf ſeinem Rücken die Fürſtenhand zitterte.

„Da iſts „

Ehrhard ſprang auf und küßte das Papier. Nie hatte eine menſchliche Zeile ſo viel Gewalt über ſein Herz gehabt, als dieſe. Er fühlte ſich nochmals wie nidergeriſſen zu den Füſſen des Fürſten, der ihn aber ſo weit nicht wieder kommen lies, und ſprach — „Erlauben Jhro Durchlaucht, daß ich ſelbſt mit dem Pardon nach der Reſidenz iagen dürfe und daß ich zu einer andern Zeit die mich ietzt ganz überwältigenden Gefühle meines Herzens vor Jhnen ausſchütte. Der Gott, der auch die Herzen der Fürſten wie Waſſerbäche leitet — der Gott, der mich heute hieher führte, um doppelten Segen zu ſtiften, laſſe Sie von dieſen Augenblicken einſt noch Troſt in Jhren letzten haben! „

Fürſt. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen.

Unterdeſſen hatte ſich Ehrhards Pferd losgeriſſen und war davon gelaufen. Ehrhard half erſt dem Fürſten wieder zu Pferde und — fand hernach das ſeinige nicht. Sein Entſetzen darüber war fürchterlichgros. Zum Glück kam der Leibiäger herzugeſprengt und wollte dem Fürſten den Hirſch wieder nachweiſen. Dieſer erſchrack über den Anblick ſeines Herrn. Ehrhard flehete den Fürſten an, ſelbigen ſogleich mit dem Pardon nach der Reſidenz zu ſchicken. Dis geſchah. „Reute, was du kannſt, ſprach der Fürſt, daß du noch zu rechter Zeit ankommeſt. Jage mitten auf den Markt und ſchreie den Pardon gleich von weitem zu.“ Der Leibiäger jagte fort; der Fürſt ritte geradeswegs ihm nach, und Ehrhard lies ſein Pferd Pferd ſein und ging mit ſtarken Schritten nach Fremdlingshauſe zurück, um daſelbſt den Erfolg ſeiner Unternehmung abzuwarten. Der Fürſt hatte in der Angſt vergeſſen, weiter zu fragen, wer ſein Retter wäre, und Ehrhard hatte vor Freuden vergeſſen, dem Fürſten Flemmings ſtarken Aufſatz zu überreichen.

Leopoldine ſas ſchon über eine halbe Stunde lang auf einem Steine an der Landſtraſſe ohne ihrer Füſſe wieder mächtig werden zu können; als von einem ſeitwärts liegenden Dorfe ein Wagen in einiger Entfernung geradeswegs nach Fremdlingshauſen fuhr. Sie ſchriee und winkte den Leuten, welche darauf ſaſſen. Der Wagen hielt. Einige Bauerknechte eilten zu ihr her. Sie bat ſelbige, ihr in ihrem Zuſtande behülflich zu ſein und ſie mit nach Fremdlingshauſen zu nehmen. Die braven Knechte faßten ſie unter den Armen, führten ſie zum Wagen, ſetzten ſie auf und brachten ſie bis vor die Pfarre, wo ſie ſich wieder ſo ſtark fühlte, ſelbſt abſteigen zu können. Ihr Geſicht hatte die Phiſiognomie einer Evangeliſtin. Jeder fand es gleich dafür: ſie ſtand aber keinem im Hauſe Rede, ſondern drängte ſich in das Zimmer, wo ihre Mutter in höchſter Betäubung auf einem Sofa lag. Alles folgte ihr dahin auf den Fus nach.

Leopoldine, indem ſie ſich über ihre Mutter hinwirft. Mutter — Mutter — liebe Mutter — liebe Mutter — hören Sie nicht?

Sophie, die zum erſtenmahle die Augen wieder aufſchlägt und dann abermals ſchließt, unter einem hohen Seufzer. Hum . . .

Leopoldine, indem ſie vor die Mutter hinkniet. Der liebe Vater hat Pardon erhalten — (lauter) Pardon hat er erhalten — (wieder leiſer) und wird nun nicht geköpft.

Sophie, die ſich ſo ſtark aufrichtete, als hätte ihr nichts gefehlt, und beide Arme nach der Tochter hinſtreckt. Was ſagſt du? Pardon? Iſt das wahr?

Leopoldine, der Mutter die Backen ſtreichend. Ja, es iſt warlich wahr. Ich habe alles mit angehört, mit angeſehen. Erholen Sie ſich doch nur.

Sophie blickte gen Himmel. Ströme von Thränen rollten über ihr Geſicht. „Ach Gott — du treuer Gott — du ewige Liebe „ — ſeufzte ſie und fiel am Herzen ihrer Tochter in Ohnmacht.

Alle Anweſende waren wie verſteinert. Nur Leopoldine, die alles wuſte, hatte Kraft, thätig zu ſein und legte ihre Mutter, als ſie ihren Zuſtand bemerkte, ſanft wieder aufs Sofa hin. Darauf ſtand ſie auf und erzählte in einer Art von Begeiſterung den Umſtehenden den ganzen gehabten glücklichſten und unglücklichſten Vorgang ihres Lebens. Alle nahmen den innigſten Antheil an ihrer Freude und drückten dis auf die verſchiedenſte Weiſe aus. Der eine fiel über ſie her und preßte ſie an ſein Herz. Der andere ging im Zimmer auf und nieder und ſeufzte freudig leiſe — Gott — Gott. Noch ein anderer fiel auf der Seite nider und betete laut — — Dank dir, du Schöpfer, du Regirer, du Richter! — — Der Arzt war eben im Begrif, mehr zu thun, als dieſe alle, da ein Geſchrei entſtand, Ehrhards Pferd ſei in den Hof gerannt gekommen ohne Reuter. Alles lief ans Fenſter, während daß Sophie noch immer in Ohnmacht da lag. Das Pferd ſtand wirklich im Hofe und ſchüttelte ſich heftig. Julie, als ſie dis ſah, ſank zu Boden.

Arzt, der ſie mit Leopoldinen aufs Sofa, Sophien antipodiſch bringt. Gott bewahre jeden Chriſtenmedikus vor ſolchen Auftritten! Ich wollte, daß ich nicht hier wäre.

Leopoldine. Und Gott bewahre mich vor ſo einem Doktor! Sie haben auch gar kein Herz im Leibe. Es kommt ja wohl eher ein Pferd ohne ſeinen Reuter gelaufen. Das Pferd kann dem Herrn Prediger wohl davon gelaufen ſein.

Arzt. Es kann ihn aber auch wohl geſchleift haben, oder er kann den Hals gebrochen haben — — —

Leopoldine, ſchnell fortfahrend. Oder Sie können den Hals auch noch brechen, oder Millionen

Menſchen können ihn brechen, oder der Himmel fällt ein und ſo ſind wir alle todt. Über ſo einen Doktor! Muß man denn immer das ärgſte denken?

Prediger Ehrhard, der zur Kammerthür hereinkommt. Gott grüß euch alle! Guten Tag! Guten Tag! Was iſt denn hier? was iſt denn hier?

Leopoldine, zum Arzt. Nun — da ſehen Sie! da iſt der Herr Paſtor ja. Und er ſoll gleich geſtürzt und geſchleift ſein ... Top, Herr Prediger, nicht wahr, das Pferd iſt Ihnen nur davon gelaufen?

Ehrhard. Nicht einmahl davon gelaufen. Ich hatt's angebunden, aber nicht feſt genung, und gehe davon, und es wird los und hat keinen Reuter. So hats ſo klug, wie ein Pferd nur thun kann, gethan und iſt nach Hauſe gelaufen. (ſieht nach dem Sofa) Aber — was iſt das?

Leopoldine, herzhaft und traut. Lieber Herr Prediger, Ihre gute Frau erſchrack, als Ihr Pferd ohne Sie in den Hof kam. Nun Sie da ſind, wird ſie ſich erholen, wenn ſie erwacht. Meine Mutter aber iſt weiter weg. Doch ſie wird ſich auch erholen, wenn ſie erwacht; denn — (fällt dem Prediger um den Hals) **mein Vater hat Pardon** ...

Ehrhard, Leopoldinen feſt vor ſich hin haltend. Ihr Vater Pardon? Wirklich Pardon? He, ſagen Sie — Pardon?

Leopoldine. Ja, ja, er lebt; er lebt und wird nun nicht geköpft. Ich bin auf dem Schafot bei ihm geweſen und habe alles geſehen und gehöret. Der Leibiäger brach den Hals — Wild wollte nicht hauen — Mein Vater ward wieder weggebracht.

Ehrhard, in Betäubung. Sie ſind bei ſich — bleiben Sie hier — — ich komme bald wieder.

Leopoldine. Gehen Sie nur — gehen Sie nur; ich beſorge Alles.

Ehrhard, der nicht weiter kann, als bis in die Kammer, und da auf die Knice fällt. Gott — Gott — noch bin ich wie im Traum und weis nicht nur nicht alles, ſondern auch nichts deutliches. Gewis aber, gewis haſt du meine Handlung am Morgen geſegnet! Ich werde alles erfaren und dir dann noch weit herzlicher danken. Aber genung, genung, mein Freund Flemming lebt noch und wird nun nicht geköpft ... Ach, wie viel iſt das!

Freilich iſts das, was ich bat, aber nicht das, was ich verſtand, wie du es möglich machen würdeſt. Nun iſts aber wirklich. O du allgerechteſter und allheiligſter Regirer aller menſchlichen Angelegenheiten — nimm meinen einſamen Dank ietzt dafür an! Bald will ich ihn dir mit Flemming, bald mit ſeiner ganzen Familie bringen. Du haſt ihm vom Tode geholfen — Herr, hilf ihm auch von Ketten und von Gefängnis! Ich träume noch — ich ſtaune. Habe ich etwas dabei gethan — Vater — ſo ſei du geprieſen! Du thatſts — nicht ich.

Ehrhard, der wieder herein kommt und thut, als wüſte er von nichts. Ich habe nur nach etwas ſehen müſſen. (geht zu ſeiner Frau und rüttelt ſie ſanft) Mutter, ich bin ja hier — —

Julie, die erwacht. Ach ja, da biſt du.

Ehrhard. Sei doch ruhig! das Pferd war nur blos entlaufen.

Julie. Nun, ſo iſts gut. (will über Sophien herfallen)

Arzt. Nein, laſſen Sie ſie. So wie die Ohnmacht über iſt, wird alles gut ſeyn. Leopoldine iſt mehr, als ich. Ich bin ſelbſt ganz weg.

Leopoldine, ernſthaft. Ja, Sie ſind mir der rechte Doktor. Es iſt nun alles gut. Sie ſollen helfen; es thäte aber Noth, daß ich Ihnen hülfe.

Arzt. Kind, danken Sie Gott für Ihre Stärke. Unter Tauſenden iſt nur Einer ſo ſtark, wie Sie.

Leopoldine. Das thue ich auch. Ich war aber ſtark, ehe ich noch wuſte, wie Alles ablaufen würde. So müſſen Sie wenigſtens nun auch, wenn Sie von mir hören, wie es abgelaufen iſt, ſtark ſein können.

Arzt. Seltenes Mädgen!

Ehrhard, Leopoldine und Julie traten iezt zuſammen, und Leopoldine muſte alles nochmals erzählen, wie ſie es geſehen und gehört. Ehrhard ward, ie mehr er hörte, deſto betretener. Er erfur auch von Ewald, niemand aber konnte ihm Auskunft geben, wo derſelbe iezt wäre. Er iſt gewis in ähnlichen Angelegenheiten noch unterwegs, dachte er bei ſich ſelbſt, und gab nicht die geringſte Auskunft über ſeine eigene Abweſenheit, noch über das, was zwiſchen ihm und dem Fürſten vorgefallen war. Es gab eine heilige, fromme Stunde.

Leopoldine erzählte immer von der Gefaſtheit ihres Vaters und von Wild, und Ehrhard lenkte das Geſpräch unaufhörlich auf Gott und göttliche Providenz. Endlich richtete ſich Sophie auf —

Arzt zu Leopoldinen. Nun kommen Sie her und thun, was ich nicht thun kann. Sie werden Ihrer Mutter die völlige Geneſung bewirken.

Leopoldine, an Sophien hintretend. Vater lebt noch und ſtirbt nun nicht durch Henkers Hand. Geh zur Mutter, ſprach er, und ſag ihr dis.

Sophie, wie halb im Schlaf. Ich hab's geträumt vorhin und träums wohl noch.

Leopoldine, herzlich. Nein, nein, es iſt Wahrheit — nicht Traum — Wahrheit.

Sophie. Ach ſo ſetz' dich her zu mir und erzähle Alles.

Leopoldine ſetzte ſich zur Mutter und alle ſetzten ſich mit zu ihr. Mit iedem Augenblick ward Sophie ſtärker. Sie weinte zwar Millionen Thränen, aber mit Vergus iedes Tauſends ward ſie ſtärker. Leopoldine erzählte ſehr lebhaft und darſtellend. Sophie hielt nur immer die Hände derſelben in den ihrigen feſt und ſah ihr ſtarr in die Augen. Ehrhard horchte noch mehr zu, als ſie. „**Du biſt ein Engel von Himmel**„ ſchrie ſie auf und ſank abermals in Ohnmacht.

Der Arzt beharrete dabei, daß er gar nichts mehr verordnen könne, und daß die Natur und die Tochter nun alles Übrige thun würden, ſobald man der Erſchöpften nur einige Zeit lieſſe. Dis geſchah. Gegen Abend ward Sophie ruhiger und hörete alles mit ſtiller, dankbarer Freude an. Ihr Mann war ihr nun gewis lebendig; nur beſorgte ſie, daß er in ewiger Gefangenſchaft und Trennung von ihr in einen dunkeln Kerker geworfen werden möchte. „Das glaube ich nicht, ſprach Ehrhard ſtammlend; ich denke vielmehr, daß wir hier bald beiſammen ſein wollen.„ Der Arzt beurlaubte ſich als ein völlig unnützer Mann, und Ehrhard ſchickte einen reutenden Boten nach der Reſidenz an einen ſeiner Freunde, um weitere Nachrichten Flemmings wegen zu erhalten. — Ingenſtröm kam ganz beſtürzt zum Fürſten.

Fürſt. Sein Sie nicht ſo auseinander — **Ich habe Flemming das Leben geſchenkt** . . .

Ingenſtröm. Ich erſtaune nur darüber, Ihro Durchlaucht hier zu finden.

Fürſt in Unruhe. Ja, ich bin noch ganz nüchtern und habe den Hirſch Hirſch ſein laſſen, und kein Menſch weis, daß ich hier bin — —

Gräfin von M., die herein ſpringt und auf den Fürſten zuläuft. Ums Himmels willen — wie finde ich Sie hier?

Fürſt, erſchrocken. Ja, und um's Himmels willen, wie kommen Sie hieher?

Gräfin Gott — ich war heute beim Aufſtehen faſt des Todes, als ich hörte, daß Sie, mein erhabener Geliebter, ſo früh und ohne alle Begleitung auf die Jagd geritten wären. Aber nun wuſte ich vollends nicht, was zu thun oder zu laſſen, als der Förſter anzeigte, daß er Sie nicht wieder ausfindig machen können, und als einige Bauern darauf erzählt hatten, das ſie erſt den Leibjäger St. in vollen Galop nach der Reſidenz iagen und Sie ſelbſt ſodann ſcharf hinterher reuten geſehen. Was iſt Ihnen denn? Es iſt Ihnen doch kein Unglück geſchehen?

Fürſt. Unglück und Glück — beides. Vor einer Stunde hätten Sie mich ſehen ſollen. Jetzt bin ich umgekleidet.

Gräfin, zärtlichheftig. Was denn? Was iſt denn? Was iſt denn geſchehen? O Gott — ich ſinke ins Nichts — ſagen Sie doch — —

Fürſt. Das Allerneueſte iſt — Flemming hat ſeinen Kopf noch und behält ihn nun auch . . . Ich habe ihm das Leben geſchenkt.

Gräfin, halbraſend. Flemming den Kopf noch? Wie? Flemming den Kopf noch? Sie haben Flemming das Leben geſchenkt? dem Maieſtätsverbrecher? dem Rebellionsſtifter? dem Abſchaum von Diener und Menſch? (ſieht Ingenſtröm mit herausgequollenen Augen an) Das wäre wirklich geſchehen und Flemming lebte noch?

Ingenſtröm zog die Achſeln erſt ſchnell bis an die Ohren, lies ſie alsdann allgemach wieder ſinken, ſah zur Erde und blieb die Antwort ſchuldig.

Gräfin, die mit in die Seite geſetzten Armen wild auf und nider geht. Nun, ſo verliehre ich alle meine Beſinnungskraft — ſo ſeh und höre ich nicht mehr — ſo höre ich auf zu exiſtiren. (an Ingenſtröm laufend) Laſſen Sie ſchnell das Magazin verſchlieſſen, daß wir wenigſtens den Roggen behalten . . .

Ingenſtröm. Das iſt nun zu ſpät. Was vertheilt werden ſollte, iſt vertheilt.

Gräfin. Verdammt! Alſo umſonſt und um nichts ſoviel Roggen ſo weggeworfen? Verdammt — Verdammt!

Fürſt. Nun — das begreife ich nicht. Die Armen unter meinen Bürgern können ia wohl einmahl einen Scheffel Roggen von mir erhalten? Sie erzählten mir ia geſtern Abends noch ſo heiter und zufriden mit ſich ſelbſt, daß Sie dieſe Anſtalt getroffen hätten, und ich ſagte Ihnen ia auch, daß es mir lieb wäre . . .

Gräfin, an den Fürſten zurücklaufend, Alſo — Er ſoll nun wirklich leben bleiben?

Fürſt. Ja, er iſt ſchon zurück in ſeinen Arreſt. Ich hatte erſt ſeinen Tod unterſchrieben; hernach habe ich ſein Leben wieder unterſchrieben. Beides — eins, wie das andere — ſteht mir, als Fürſt, zu, thun zu können. Es hat auch, wie ich gehört, nichts gefehlt, als — blos der Hieb noch. Die Todesangſt hat er ausgeſtanden. Und die Sache war doch nur, daß er das Leben hier in meinem Lande verbrochen hatte; hat er es denn darum in der ganzen Welt verbrochen? Es iſt genung, wenn er hier auf die Seite kommt und aus dem Lande verwieſen wird; mus ich ihn denn gerade von der Erde verweiſen?

Ingenſtröm, mit zurückgepreßtem Hohn. Erlauben Ihro Durchlaucht — die Todesangſt, welche er ausgeſtanden, möchte wohl nicht viel auf ſich gehabt haben. Wollte doch der Scharfrichter Wild nicht einmahl zuhauen . . .

Fürſt, in gröſter Verwunderung. Wie? Was iſt das?

Ingenſtröm. Dieſer Menſch hatte die Verwegenheit, das Schwert wegzuwerfen, Flemming vom Stuhle zu ziehen, ſich dafür hinauf zu ſetzen, und, als ein fremder Scharfrichter die Exekution verrichten ſollte, Flemming auf ſeinen Schos zu nehmen und zu ſchreien — Wer Luſt zu köpfen hat, der köpfe uns beide!

Gräfin, der dis alles noch unerhörte Dinge ſind, aufbrauſend. Nein, das geht zu weit; dis geht entſetzlich weit. Sehen Sie, gnädigſter Herr, das kommt davon, **wenn keine Strenge gebraucht wird.**

Fürſt. Ich verſtehe es noch gar nicht. Ingenſtröm, ſagen Sie mir, wie iſt das zugegangen?

Ingenſtröm. Der Wild blieb dabei, Flemming ſei ſein größeſter Wohlthäter, und in ſeinen Wohlthäter könne er nicht hauen, und ſprach im Wegwerfen des Schwerts — du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen ...

Die Gräfin hatte iezt ihre Stellung ſchnell hinter dem Fürſten genommen und hub beide Arme nach Ingenſtröm in die Höhe, als wollte ſie ſagen — Plagt Sie Adramelech, daß Sie ſo etwas referiren?

Ingenſtröm, der ſo ausſieht, als wollte er ſich ſelbſt einen Naſenſtüber geben. Es war dis aber alles zwiſchen Wild und Flemming vermuthlich ſo abgekartet, und ich habe erſterem den Spruch ſchon angeſtrichen. Er iſt bereits arretirt und es wird ihm vom Amte ein kurzer Proces gemacht werden.

Fürſt, innigſtbewegt. Das iſt auch wahr — **Gott iſt mehr, als ich.** Das iſt ein **braver** Scharfrichter. Nein, ihm ſoll nichts gethan werden. Er ſoll auf der Stelle wieder frei ſein. **Gefühle der Dankbarkeit** mus kein Fürſt in irgend einer menſchlichen Seele erſticken — auch in einer **Scharfrichter**ſeele nicht.

Gräfin. Ums Himmels willen, gnädigſter Herr, der Widerſpenſtige hat die ſchwereſte Strafe verdient. So dürfen ja in Zukunft **Diebe** und **Mörder** nur mit dem Scharfrichter einig ſein; ſo — —

Fürſt. Das wäre etwas anderes. Das wollen wir erſt erwarten. Dismahl ſoll aber dem Wild ſchlechterdings nichts geſchehen, ſo **wahr ich** Fürſt bin, und er ſoll ſogleich aus dem Arreſt. Dabei bleibts.

Gräfin, noch immer auſſer Faſſung, zu Ingenſtröm. Auf ſolche Art — wenn der Wild ſeine Schuldigkeit gleich gethan — wäre wohl der Pardon zu ſpät gekommen?

Ingenſtröm. Allerdings. Wenigſtens um zehen Minuten zu ſpät.

Gräfin. Nun, ſo — —!

Fürſt, während daß die Gräfin die Arme übern Kopf zuſammenſchlägt. Da ſehen Sie, daß es nicht habe ſein ſollen. (religiös) Warlich, es iſt eine **höhere** Hand dabei geſchäftig geweſen. Da ich nun einmahl dem Flemming das Leben zu ſchenken verſprochen, und da auf ſolche Weiſe mein Pardonbefehl zu ſpät gekommen wäre, wenn Wild zugehauen

gehauen hätte: ſo mus ich ia, wenn's mir um meine **Dankbarkeit** ein Ernſt iſt, froh darüber ſein, daß er **nicht** zugehauen. Und **dafür** ſollte ich ihn nun **ſtrafen** laſſen? Wie würde ich mich in dieſem Augenblick vor Jammer nicht laſſen können, wenn nicht Alles ſo gekommen wäre!

Gräfin, nun erſt von neuem neugierig. Sagen Sie doch nur, was Sie mit der **Dankbarkeit** meinen . .

Fürſt. **Flemming** hat ia **mir** heute das Leben gerettet . . .

Gräfin, mit einer Mine, als wäre ſie ins Feenland verſetzt. Wie? **Flemming** — **Ihnen**? **Ihnen** — **heute**?

Fürſt. Ja, ia, Flemming mir und Flemming heute mir.

Hierauf erzählte der Fürſt, wie er in Lebensgefar geweſen, wie er gerettet worden, wie ſein Retter **Flemmings** Lebensrettung knieend dafür begehret, und alle geführten Reden deſſelben. „Müſte ich nicht ein Unmenſch geweſen ſein, ſchlos er, wenn ich nicht auch hätte thun wollen, was **mir** in dem Augenblick geſchehen war? Und war es nicht eben ſo, als wenn **Flemming** ſelbſt vor mir auf den Knieen läge und auch um ſein Leben bäte? »

Gräfin, beſtürzt. Wer war denn der, der Sie rettete?

Fürſt, mit hochaufgezogenen Augenbraunen. Fragen Sie das **aus Mitfreude**? Sie ſehen aber nicht ſo aus. Warlich, ich hätte mehr Theilnehmung von Ihnen erwartet . . .

Gräfin, wie vom Blitz gerührt. Ach, verzeihen Sie, Geliebteſter — ich bin vor Freude ganz betäubt — — dem Höchſten ſei doch ewig Dank für Ihre Erhaltung und Rettung! Aber eben darum — wer war denn das Werkzeug, deſſen ſich Gott dazu bediente?

Fürſt. Ich kann Ihnen nicht anders ſagen, als — **Flemming**. Seinen Fürbitter habe ich nicht gekannt und auch in der Beſtürzung nicht einmahl gefragt, wer er ſei. Ein braver Mann muſte es ſein, denn ich habe den Pardon ſogar auf ſeinem Rucken geſchrieben. Ich glaube aber, daß mein Leibiager St. ihn gekannt haben werde. Der kam dazu und den wollen wir fragen.

Ingenſtröm. Der Unglückliche hat dicht am Schafot den Hals gebrochen.

Fürſt, der mit der Gräfin zugleich heftig erſchrickt. Hilf Gott, ſo hat doch ein **menſchliches** Leben bei dem ganzen Vorgange umkommen müſſen! Daran bin ich Schuld; ich befohl dem Jäger, zu retten, was er könne. Der Arme! Ich will ſeine Frau und Kinder verſorgen, und ſie ſollen weiter nichts, als ihn, verlohren haben. Hören Sie, Ingenſtröm?

Gräfin, als ſie ſich erholt, zu Ingenſtröm. Ich habe Muthmaſſung, wer der Retter des Fürſtenlebens geweſen, und ich wette darauf, ich betrüge mich nicht.

Fürſt. O wenn Sie mir das ſagen könnten! Ich möchte ihn gar zu gern noch einmahl ſprechen.

Gräfin, die ſo tritt, daß ihr der Fürſt nicht ins Geſicht ſehen kann, und an Ingenſtröm durch Bewegung ihrer Hände Beſtürzung ankündigend. Ach nein, ich irre doch. Ich dachte, es ſei der Amtmann von L. geweſen; aber der ſoll ia krank ſein.

Fürſt. Der war's nicht; den kenne ich. Nein, es ſchien ein **Prediger** zu ſein. Er ſoll ſich wohl melden; denn er hat mich um Erlaubnis, mich beſuchen zu dürfen.

Gräfin, die Ingenſtröm erſt mit der Mine — getroffen, getroffen — zunickt, heftige Angſt bezeigt und dann hervortritt. Der Flemming hat noch nachher, als ihm ſein Urtheil bekannt gemacht worden, vor der Kommiſſion die majeſtätsläſterlichſten Reden geführt und dadurch das Leben, wenn er es noch nicht verwirkt hätte, dreimahl verwirkt. Sprechen Sie doch, Ingenſtröm!

Fürſt, der einfällt Das iſt Verzweiflung geweſen. Was ein Menſch in dieſer ſpricht, ſpricht er wie im Traum, und das kann ihm nicht zugerechnet werden. Er mag geredet haben, was er will; kurz, das Leben behält er nun. Habe ich doch geſagt — das Land ſoll er räumen — und das iſt Strafe genug für ihn.

Hierauf recitirte Ingenſtröm einige ſtarke Stellen aus Flemmings letzten Reden, die er noch obendrein ſehr outrirte.

Fürſt. Ja, das iſt viel, es iſt wahr. Es bleibt aber beim Pardon.

Ingenſtröm fuhr fort und deklamirte noch ſtärkere Stellen aus Flemmings Rede.

Fürſt, der jetzt wieder aufgebrachter auf Flemming wird. Nun, aus dem Lande ſoll er. Er kann morgenden Tages geradezu verwieſen und durch ein Kommando über die Grenze gebracht werden. Die Kommiſſion kann morgen noch hinaus und ihm dis ankündigen.

Gräfin. Gnädigſter Herr, es mus in der That erſt eine neue Unterſuchung über ſeine **nach** dem Urtheil geführten Reden angeſtellt werden; er iſt aufs neue dadurch ſtraffällig worden.

Fürſt. Nein, das ſoll nicht.

Ingenſtröm. Durchlaucht halten zu Gnaden — ich dächte doch . . .

Fürſt, feſt. Und **ich** dächte nicht. „Nein, durchaus nicht. Mein Pardon iſt nach **allen** ſeinen Reden erfolgt; alſo — **inkluſive dieſer** . . . Ein Anderes wäre es, wenn er ſich nun von neuem verginge. Man mus ihm aber auch keine Gelegenheit dazu geben.

Gräfin. So hat er wenigſtens auſſer der Landesverweiſung auch Konfiſkation ſeines Vermögens verdient . . .

Fürſt. Ich dächte gar. Dadurch ſtrafte **ich** ja Frau und Kinder. Was hätten denn **dieſe** gethan?

Ingenſtröm. Unterthänigſtunmasgeblich — den Geſetzen gemäs und üblich iſt es in ſolchen Fällen.

Fürſt, nachdenkend. So? Hum!

Gräfin. Er ſoll noch weit abſcheulichere Reden geführt haben. Sprechen Sie doch rein heraus, Herr von Ingenſtröm. (winkt dieſem heftig zu)

Ingenſtröm bot nun auſſer ſeinem Gedächtnis auch noch ſeine Einbildungskraft auf, und erſann, was er nicht zu erzählen wuſte. Was Bosheit und Tücke nur eingeben können, das brachte er hervor und ſchlos damit, daß Flemming auf dem Schafot noch öffentlich wider den Fürſten gebetet.

Fürſt, ſehr aufgebracht. Nun, ſo ſoll ſein Haus mit allem ſeinen Vermögen auch konfiſcirt ſein.

Gräfin. Er hat es ſo zuſammengeſtohlen.

Fürſt. Weiter aber auch nichts. Hierbei bleibts nun und dieſe Sentenz diktire ich hiermit als Fürſt und will ſie unterſchreiben.

Die Gräfin und Ingenſtröm verſuchten nochmals Alles, um eine neue Unterſuchung über Flemming zu bewirken. Der Fürſt lies ſich aber ſchlechterdings nicht bewegen, ſondern befohl ernſtlich, daß morgen Abends wenigſtens alles abgethan und Flemming über die Grenze ſein ſollte. — „Ich fuhle, ſprach er, daß ich mich heute doch mehr erkältet, als ich gedacht; ich will mich auf ein Paar Stunden ins Bette verfügen.„

Gräfin, in ihrem Zimmer zu Ingenſtröm. Das iſt kein anderer Menſch geweſen, als der meſchante Pfaffe von Fremdlingshauſen. Der hat die ganze Zeit über da umher gewankt. Ich habe es ihm verbieten laſſen, ich habe ihn mit Arretirung bedrohen laſſen; aber er mus ſich an nichts gekehrt haben. Freilich — wenn er den Fürſten gerettet … Doch, der Leibiäger iſt ia auch dazu gekommen … Ich begreife nur gar nicht, wie der Fürſt auf den Einfall gekommen, wider alle ſeine Gewohnheit ſo früh und ſo allein auf die Jagd zu reuten. Man hat geſtern lange vergeblich nach einem Hirſch geiagt; das weis ich wohl. So mus er erfaren haben, wo ſelbiger ſeinen Stand wieder genommen, und mus etwa einen Spas mit der Jägerei vorgehabt haben, daß er ihn ohne ſie erlegen wollen. Sonſt wüſte ich nicht … Doch, die Hauptſache iſt nun, und dis erfordert warlich alle unſere Aufmerkſamkeit, daß der Pfaffe nie wieder vor den Herrn kommen könne. Sie wiſſen, daß der Fürſt nicht abgeneigt ſei, ſich nochmals mit ihm zu unterhalten. Es ſoll aber ein äuſerſt dreuſter Menſch ſein, und — was könnte nicht vieleicht Flemming nun noch alles durch ihn verſuchen!!! Es wird das Beſte ſein, daß ich den Fürſten — meiner Geſundheit wegen etwa — ſchnell zu einer Reiſe diſponire.

Ingenſtröm war über die ganze Geſchichte dieſes Tages in äuſerſter Verlegenheit. Des Fürſten Wille muſte geſchehen. Flemmings Todesſtrafe ward alſo in ewige Landesverweiſung mit Konfiſkation ſeines Vermögens verwandelt, und der Fürſt unterſchrieb das gemilderte Urtheil ſelbſt. Prediger Ehrhard erfur dis alles durch einen Freund in der Reſidenz an den er deshalb geſchickt. Er erfur ſogar die Stunde, wann das neue Urtheil an Flemming publicirt werden würde, und traf alle Anſtalten, alsdann mit der ganzen Flemmingſchen Familie in ſeinem Gefängnis einzutreffen. Ingenſtröm konſtituirte die Kommiſſarien ſehr ernſthaft darüber, daß ſie Ehrhard, als einen **fremden** Geiſtlichen, zu Flemming in ſeinem Arreſt gehen laſſen. Der Erſte derſelben entſchuldigte ſich mit der **allgemei-**

nen Reſolution des Fürſten, daß man einen Geiſtlichen, welchen er verlange, zu ihm laſſen ſolle. Der unterſte Kommiſſarius aber erinnerte dieſen an ſeine Worte, die er ihm auf der Stelle zugeflüſtert — wenn das nur nicht üble Folgen habe ...

So moraliſchunempfindlich war weder die Bürgerſchaft in der Reſidenz beſonders, noch die Nation überhaupt, daß die nunmehro beſtätigte Nachricht von Flemmings Pardon ihr nicht höchſt willkommen ſein ſollte. Man hatte nun nicht nur zum Deieuner, Diner und Souper wieder etwas neues zu reden, und zwar etwas Empfindſames; ſondern, da dem Flemming der Kopf nun einmahl noch ſas und wieder feſt ſas, und Niemand etwas dazu gethan, daß er ſo ſas: ſo that auch ieder, als wenn er Alles dazu gethan hätte, daß ſolcher noch ſo ſitze. Sogar von Flemmings Freunden bekamen einige wieder Wärme für ihn; obgleich die Frauen derſelben theils einwendeten, daß er doch ſchon unter Scharfrichters-Händen geweſen ſei, theils ſich daran ſtieſſen, daß er verwieſen werden ſollte.

Flemming ſeinerſeits, als er zu Leopoldinen geſtammlet — Eile zu deiner Mutter — fuhr in einem der ſonderbarſten Seelenzuſtände, welchen er hernach ſelbſt beſchreiben wird, in ſeinen Arreſt zurück. Kurz, es war ihm, als würde die Erde heftig erſchüttert und als thäte ſich immer ein Grab neben dem andern auf. **An deutlichen Ideen** gebrach es ihm völlig.

Invalide, der ihm die Thüre des Arreſtzimmers aufmachen ſoll. Ei, ſieh da — ſich doch da, Herr F.. Willkommen ins Grüne! Es iſt dem Herrn halter wohl ſo gegangen, wie unſer einem, da ich in N. Pardon erhielt?

Flemming. Wie? — Was? — Kann ſein!

Invalide. Gott ſei meiner armen Seele gnädig! Jeſus — Marie — das geht halter ſo. Manchmahl wirds den groſſen Herren wieder leid, wenn ſie ſo einen armen Schlucker, wie wir ſind, köpfen laſſen wollten. 's iſt auch hol's der Geier, kein Spas, einem Menſchen den Kopf nehmen. Jeder hat nur **einen Kopf**; wird ihm der genommen, was ſoll er dann für einen tragen? die Köpfe wachſen nicht wieder, wie die Nägel. Halter gebe mir der Herr einen Branntewein.

Flemming. Jetzt habe ich nichts. Du ſollſt aber haben. Greis, wie alt biſt du?

Invalide. Übermorgen werde ich neunundachtzig, und übermorgen übers Jahr — neunzig.

Flemming. Du biſt ein alter Sünder.

Invalide. Will man's doch ſo haben.

Flemming. Thu' mir die Liebe und geh. Ich habe klügeres zu thun, als deinen Unſinn anzuhören.

Invalide. Der Herr thut ſehr dumm. Ich zog gelindere Saiten auf, als mir zu N. die Kugel geſchenkt ward. Ich vertheilte all das Geld, das mir die Leute da gaben, unter meine Kameraden, und die machten ſich dafür mit mir einen derben guten Tag.

Flemming. Pfui, du biſt häslich, Alter. Geh deine Wege! (in ſein Arreſtzimmer tretend) Gott, was gibts für Menſchen! das hat ſo in den Tag hinein gelebt und ſtirbt ſo in die Nacht hinaus. — — Du mir ſo wichtiger Ort — da bin ich wieder in dir! das hätt' ich nicht gedacht, als ich aus dir ging ... (ſteht, wie erſtarrt, und ſchlägt die Arme in einander) ... Ja, da bin ich wieder. Nun ſollt' ich ſchon längſt nicht mehr ſein — längſt nicht mehr ſein — — oh, wie wird mir! Leopoldine — Ehrhard — Menſchen — — iſt keiner von euch hier? (wirft den Hut weg und knieet nieder) Vater — Vater — Herr — **Herr** — — Zehentauſende fallen in einer Stunde auf Schlachtfeldern ſo unſchuldig, wie ich, und du läſſeſt ſie fallen — und Hunderttauſende, noch unſchuldiger, als ich, verſchlingt im Erdbeben die Erde im Hui, und du läſſeſt ſie verſchlungen werden — und du biſt und bleibſt doch dabei die ewige Liebe ... Ach, wer bin ich!!! (fällt auf die Stirn längelang) Ich bin Nichts — **Du** biſt **Alles** ... (liegt lange ſo, richtet ſich endlich wieder auf) O du aller Weſen Herr und Vater, auch mein allgebietender Herr und mein allerbarmender Vater — im Staube und in der Aſche liegt und knieet vor dir hier der Armen Aermſter, der Schwachen Schwächſter ... Gott! **Gott! Gott!!!** ... Ich kann nichts — ich weis nichts — ich denke nichts ... (fällt wieder auf die Stirn, liegt noch länger, richtet ſich endlich wieder auf) Ach ja, das weis ich, das denk' ich doch — **das Leben iſt mir geſchenkt, iſt wieder mein ... Du** — Du haſt mir's geſchenkt — **Menſchen nicht** ... Ich weis zwar noch nicht wie es zugeht — ich werd's aber erfaren; doch nur du, du haſt mir's geſchenkt. Was könnte denn ſo ein ſelbſtſterblicher Menſch, wie Karl!!! Der kann mir das Leben weder nehmen, noch geben — — — nur du kannſts. Aber durch ihn hätteſt du mir es nehmen können; durch ihn haſt du mir es geſchenkt. Nun, auch ihn ſegne ich dafür, daß er that, als ſchenkte er es mir; aber — dein Nahme, Jehova, DEIN Nahme ſei von mir gelobet!!! Ach, wunder und hehe wirrte und wogte es mir aufm Schafot durch den Kopf. Ich weis wenig von der Zeit, die ich da verlebte. Ich weis nichts rechts davon, wie ich mich ſetzte; ich weis nichts rechts davon, wie ich weggekommen bin ... Was iſt der Menſch, der gefaßteſte Menſch!!! Vater, ich habe nicht aufgehört, zu ſein; aber — es iſt doch gleichſam eine Lucke in meinem Daſein ... Ich wäre gegangen aus Welt in Welt, ohne deſſen bewußt zu ſein; ich wäre dort angekommen, ohne zu wiſſen, wie ich hier weggegangen ... So mag's wohl allen Sterbenden gehen ... Den Transitus ſoll keiner fühlen, weil er ihn nicht fühlen kann ... (fällt abermals auf die Stirn, liegt aber nicht ſo lange) Ach, es iſt doch ſchön, zu leben ... Nun, Vater, kann ich dir erſt ganz dafür danken. Ich war weg; ich war zu betäubt ... Ja, mein allgütigſter, mein allſeligſter Vater, ich danke dir aus dem Innerſten und Unergründlichſten meiner Seele dafür, daß ich noch lebe. Ach meine Sophie — meine Leopoldine — mein Ewald — — ich ſehe euch nun bald alle wieder ... Ich bin und bleibe nun mit euch noch beiſammen ... Beiſammen? — Wer weis! Vielleicht werde ich in einen Kerker geworfen und bin elender daran, als wenn ich geköpft wäre ... Es ſei; So lebe ich doch **mit euch auf einem Stern!!!** Auch dis iſt viel werth ... Aber warum dis mir ſo viel werth? Lieber Gott und Vater, verzeihe mir, — ia, es iſt mir doch ſo viel werth ... Ich bin ia Menſch — du verzeiheſt mir ... Aber in einem Kerker leben? Nein, nein, das wird nicht geſchehen. Doch auch wie du willſt! du biſt ia allenthalben bei mir; allenthalben kann ich mich deiner freuen — allenthalben kann ich zu dir beten ... Ach Vater, wie erkenne ich deine Hand bei allem, was mir iezt geſchieht! An mir verherrlichſt du dich doch recht! Mein Leben iſt doch wohl recht **ein Monument deiner Providenz und der Kräfte des Glaubens an ſie!** Wie ſelig iſt ein Menſch, der bei Rechtſchaffenheit des Herzens dir vertrauet! Immer walteteſt du über mich; immer ſah ich und muſte es ſehen, daß du mit mir wäreſt. Aber ſo, ſo, Vater, walteteſt du noch nie über mich, wie heute! Nun, ſo ſtärke mich dieſer allerneueſte, allergröſſeſte Beweis deiner Fürſorge für mich zu der allerergebenſten Ertragung aller Leiden, die mir noch bevorſtehen! Ach, gewis ſtehen mir noch viel bevor ... Doch, du wirſt mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann, und wirſt ſie mir helfen tragen, ſo lange ſie währen ... So thatſt du ia bis auf dieſen Augenblick! Wäre ich nicht ein Undankbarer, wenn mir dieſe Bürgſchaft nicht genung thäte, welche du mir durch die Erfahrungen der Vergangenheit auf die Zukunft für deine Güte ſtelleſt? Ja, Vater, ich bin nun ganz dein. Stets hing meine Seele an dir; aber nun bin ich erſt ganz dein. Thue, wie du willſt — dein Kind fällt nur in deine Vaterarme ... Schenkt mir Fürſt Karl — Gott, du kannſt ſein Herz bewegen, wenn du willſt — ſchenkt er mir auſſer meinem Leben auch meine Freiheit: ſo will ich von der ganzen Welt nichts weiter. Ich mag keine Ehre, keine Beſoldung mehr von ihr; auch kein Vaterland mehr, wenn's ſein mus. In ein fremdes Land will ich gehen und da im Schooſſe der Meinen leben. Von unſerer Hände Arbeit wollen wir uns ernähren und mit dem kümmerlichſten Unterhalt zufriden ſein. Vater, du wirſt für eine Familie **arbeitſamer Menſchen** Brod haben; du haſt's ia für alle deine **Thiere** . . . Meine Kinder werden meine Stützen ſein; ach Gott, erhalte ſie mir! Ich will ſie im Glauben an dich lebenslang ſtärken. Ich will alle, mit denen ich Umgang haben werde, zu dieſem Glauben ermuntern. Das ſoll, ſo lange Athem in mir iſt, meine heiligſte Beſchäftigung ſein; dazu will ich mich recht beſtimmt und berufen auf alle meine noch übrigen Tage fühlen, daß ich — **frommes Vertrauen auf dich** unter den Menſchen ausbreite und allgemeiner machen helfe. Durch Reden und durch Thun, durch Thun und durch Leiden will ich dis — — ia Vater, das will ich — — Segne, ſegne du mich nur recht dabei!!!

Flemming, der nachher, als der Leibiäger **St.** Pardon, Pardon, in den Markt hinein geſchrieen, wenig mehr beobachtet hatte, blieb den ganzen Tag über noch ohne vollkommenen Ausſchlus der fürſtlichen Gnade Er forderte ſpät am Abend zu eſſen und erfur von dem, der es ihm reichte, daß es der Leibiäger **St.** geweſen, der den Pardon gebracht, daß der Fürſt ihm eilig nachgekommen ſei, und daß der arme St. am Schafot den Hals gebrochen habe. Dem braven Flemming, der dieſen Unglücklichen gut gekannt und der wuſte, daß er ſechs Kinder habe, gingen, als er dis hörte, die Augen über. Er war auf der Stelle ſatt und ſprach: „Wäre ich ein Heide, ſo würde ich glauben, daß dieſer Tag einmahl zu einem Unglückstage beſtimmt geweſen, und daß irgend eine erzürnte Gottheit an ſelbigem ſchlechterdings ein Menſchenopfer verlangt habe ... Armer St., über die Lebenspoſt, welche du mir brachteſt, mußteſt du dein Leben verliehren! Warum muſte denn das ſo ſein? Du hatteſt ja noch viel mehr Kinder, als ich ... Zwar es iſt auch ein edler Tod, den du geſtorben biſt, und er wird dir hoch vergolten werden. Verſtände ich mich recht auf die Menſchenſache, ſo ſollte ich mich ſchon an deine Stelle wünſchen. Aber deine ſechs Kinder — — die — die — — —„

Speiſeaufträger. O für dieſe iſt ſchon geſorgt. Der Fürſt ſelbſt hat ſie auf der Stelle ſamt der Mutter zu ſich kommen laſſen und hat ſie nicht nur alle fürſtlich beſchenkt, ſondern auch der leztern auf Lebenszeit den Gehalt ihres Mannes zugeſichert.

Und die Knaben will der Fürſt auf ſeine Koſten lernen laſſen, was ſie wollen.

Flemming, ganz Ohr und freudig zum Himmel blickend. Fürſt Karl iſt warlich Menſch ... Sagt' ichs doch immer, wenn er blos aus ſich handelt, handelt er gewis gütig und gnädig; aber — die verdammten Rathgeber und Ohrenbläſer, welche eine förmliche Wagenburg um ihn her ſchlagen — — — Gott, welch ein Vorzug, den Fürſten haben, daß ſie Unglückliche ſo leicht beruhigen können! Schäzten ſie doch alle dieſe Prärogatiſe vor uns übrigen recht! Dieſe allein iſt unter allen, die ſie haben, **beneidenswerth** ... Nun wohl mir wieder, daß ich dis weis. **Dort will ich dem braven Büchſenſpänner dafür danken, daß er Hier für mich den Hals brach** ...

Am folgenden Morgen machte ſich Flemming früh auf, den Sonnenaufgang auf derſelben Stäte wieder zu feiern, wo er ihn geſtern **als zum leztenmahl** gefeiert hatte. Seine ganze Seele ward Andacht, als er ſie über den Horizont hervorſchweben ſah, und es war ihm, als beginge er jezt den groſſen allerheiligſten Auferſtehungsmorgen.

„Ach, vor vier und zwanzig Stunden, als ich hier ſtand, wie war mir da, und — wie iſt mir nun!.. Da bewegte ſich über mir der Himmel; da wankte unter mir die Erde; — — und nun — **Himmel und Erde wieder feſt für mich!...** O du heraufſchwebende Erderleuchterin, geſtern, geſtern glaubte ich zum letztenmahle dich zu bewillkommen, und muſte es glauben; aber dein Schöpfer hat mir den Anblick deines Aufgangs **geſtundet.** In deine erſten Morgenſtrahlen fallen dafür meine Dank- und Freudenthränen. Der dir deine Bahn ſo weiſe zeichnete und dich in ihr mit ſo allmächtiger Liebe aus Jahrtauſend in Jahrtauſend fortleitet, hat mit gleicher Weisheit auch meinem kleinen kurzen Leben den Gang vorgezeichnet und mit allgnädiger Allkraft ihn ſo beſchützt, daß Todesurtheil und ſchon gezücktes Schwert ihn wider ſeinen Willen nicht abkürzen konnten... **Sonne, mein Schickſal verherrlicht ihn, wie ihn dein Aufgang nur verherrlichen mag!...** Es gehe mir, wie es wolle — ach, daß mir nur das Glück zu Theile werde, dich täglich aufgehen ſehen zu können! O könnte ich dis in Zukunft in voller Freiheit! Freiheit, nur Freiheit erflehe ich mir noch von deinem und meinem Erhalter, daß deine Strahlen im Schoſſe der Meinen auf mich fallen möchten. Wäre dis aber auch nicht; ſollte meine Beſtimmung lebenslange Gefangenſchaft ſein: ſo erweiche doch Gott das Herz meines Fürſten, daß er mich ſo gefangen ſehe, daß ich dich an iedem Morgen betend für eine ganze halbe Erde in Empfang nehmen könne! Recht zur Pflicht will ich es mir dann machen, ſo lange ich noch auf der Erde bin, keinen Morgen, an dem ich dich kommen ſehen kann, zu verſäumen. Die beiden Ideen — dein Wiederaufgang — und — mein mir wiedergeſchenktes Leben — — ſollen feſtverbundene Ideen ſein. Die erſtere ſoll immer die leztere mächtig mit ſich daherführen; und mein innigſtes Dankgefühl für die unerwartete empfangene Erhaltung ſoll bei iedem deiner Aufgänge nach Jahren noch für den Sonnen- und Menſchenvater ſtrömen. Ach, er iſt gros, über alles gros, und eine Ewigkeit aller ſeiner vernünftigen Geſchöpfe reicht nicht hin, ihn nach Würden zu preiſen. Scheine, o du ſein erhabenſtes Bild, ſcheine Sonne, mir Andacht und Eifer für ihn, ſcheine mir immer felſenfeſteres Vertrauen auf ihn zu! Mein Leben werde immer mehr das rechtſchaffenſte Leben, das ie in deinem Lichte gefürt ward, und mein Muth, unſchuldig zu leiden, immer mehr dem Muthe deſſen ähnlich, der ſo gern dir entgegenbetete, wenn du kameſt, und dir nachbetete, wenn du gingſt . . . Dis ſei das Gelübde, das ich heute in deinem mir unvergeslichſten Aufgange mit dem treueſten Herzen thue! — — Gott, Gott, du Sonne der Gerechtigkeit, ſtärke, vollbereite, kräftige und gründe mich recht darinn! „

Groſſe Erwartung des Ausgangs ſeines Schickſals ſpannte nun Flemmings Aufmerkſamkeit; doch blieb er dabei an die heilige Providenz ergeben, wie immer. Gegen Mittag kam die ſeinetwegen nidergeſetzte Kommiſſion an und entbot ihn in daſſelbe Zimmer vor ſich, wo ſie ihm das Todesurtheil kurz vorher publicirt hatte. Da ward ihm die zweite mildere Sentenz, welche der Fürſt ſelbſt über ihn gefällt, und die ewige Landesverweiſung mit Konfiſkation ſeines Vermögens enthielt, bekannt gemacht. Flemming las und fand die Worte — auf Fürbitte eines noch unbekannten, der dem Fürſten heute das Leben gerettet — von der Hand des Fürſten ſelbſt noch darüber geſchrieben. Der Beſitz ſeiner Freiheit und ſeiner Familie hatte für ihn mehr Werth, als der

Beſitz ſeines Hauſes nebſt Zubehör. Die Wiedererlangung der beiden erſtern, woran er faſt gezweifelt, hub ihn daher ſo ſehr, daß der Verluſt des letztern faſt gar keine Eindrücke auf ihn machte. Er küßte das Urtheil und gab es ehrfurchtvoll der Kommiſſion zurück. Der vorſitzende Rath kündigte ihm darauf an, daß er der Sentenz zufolge noch heute Abends durch ein Kommando über die Grenze gebracht werden ſolle, und fügte auf Ingenſtröms Anſtiften, der nichts für leichter hielt, als Flemming dahin zu bringen, daß er ſich durch Reden von neuem verginge und zu neuer Inquiſition reif machte, folgendes hinzu:

„Nie gab es wohl ein Beiſpiel ſolcher fürſtlichen Grosmuth, als heute! Nie ward einem Menſchen ſo viel verziehen, als ihm, dem Flemming! Wenn derſelbe erwägt, daß er ſo viel Jahre hindurch Achtung und Gnade von dieſem fürſtlichen Hauſe genoſſen und ſolchem ſein ganzes Glück zu danken gehabt — wenn er dann hinzudenkt, wie er durch fortgeſetzten theils mittelbaren, theils unmittelbaren Ungehorſam gegen einen der langmüthigſten Fürſten der undankbarſte Menſch geworden, wie er erſt die heilige Perſon des erſten Miniſters, und dann die heiligſte Perſon des Fürſten ſelbſt mit den anzüglichſten Reden angegriffen, ſich der Meuterei, der Verrätherei und des Majeſtätsverbrechens im höchſten Grade ſchuldig gemacht: ſo wird er ſich überzeugen, daß er verdient gehabt, auf einer Kuhhaut durch die Stadt geſchleift, mit glühenden Zangen gezwickt und dann lebendig geviertheilt zu werden ... Und nun — behält er gar den Kopf, und — erhält ſeine Freiheit wieder ... O welch eine Gnade! O welch eine Gnade!.. So thue er wenigſtens das letzte noch, was ein Miſſethäter ſolcher Art zu thun verpflichtet iſt! Er deklarire noch in ſeinem Gefängnis vor einer ganzen Welt, daß er ſchändlich gehandelt; ſchändlich am erſten Miniſter, ſchändlich an der Gräfin aus M. und am allerſchändlichſten an ſeinem Fürſten ſelbſt; damit es öffentlich gedruckt werden möge. Dis ſein pflichtmäſſiges Bekentnis wird der einzige Dank ſein, den er für ſo unverdiente Begnadigung zu leiſten vermag. Es wird die abſcheulichen Eindrücke, welche ſein verworfenes Beiſpiel auf die ganze Nation gemacht, wenigſtens einigermaſſen entkräften und allen Gutdenkenden die erſte Hofnung erwecken, daß er kein beharrlicher, ſondern der Beſſerung vielleicht noch fähiger Sünder ſei. Dann gehe er in die Einſamkeit und warte die göttlichen Strafgerichte geduldig ab, welche ihn treffen müſſen. Er erkenne das ihm geſchenkte Leben als den letzten Zeitraum, den ihm Gott noch zur Buſſe läſſet, und wende denſelben zur Rettung ſeiner Seele an, die ſonſt auf ewig verlohren geht! Er fühle täglich mehr das Schändliche ſeiner Thaten und trage die peinlichſten Gewiſſensbiſſe darüber als das erſte göttliche Gericht, das über ihn ergeht, mit jener zerknirſchten und zerſchlagenen Demüthigung, welche dem groben Sünder gebührt! »

Dem braven Flemming hatte während dieſer inſolenten Finaladminition das Herz zu verſchiedenen mahlen heftig geklopft. Klug genung aber, um durchzuſehen, daß man ihm durch ſelbige eine neue Falle lege, und daß jedes Opfer, welches er nun in ſeiner Lage noch dem Geiſte des Patriotiſmus bringen wolle, ein völlig unnützes Opfer ſei, unterdrückte er das zu heftige Gefühl davon, lies den Rath ungeſtört ausreden, ſammlete ſich und hub hernach alſo an:

»Meinen Schöpfer, der allein unumſchränkter Herr über Leben und Tod iſt, habe ich bereits im Verborgenen geprieſen; ſo empfange nun auch

Fürſt Karl meinen herzlichſten Dank. Zwar hat er nur thun müſſen, was die göttliche Providenz wollte; aber ich danke ihm doch dafür, daß er alſo gethan. Alſo Dank, ewig Dank ihm für die mir geſchehene Begnadigung! In eben der Maſſe, in welcher ich mein Leben für Nichts achtete, wenn ich es für mein Vaterland hingäbe, fühlte ich von jeher auch den Werth deſſelben für mich und die Meinigen. Ich bin ein unvollkommener Menſch, wie wir alle. So kann ich die Jahre, welche mir Gott nun noch ſchenkt, dazu anwenden, daß ich vollkommener, beſſer und im Thun und im Leiden noch geübter werde. Und dis will ich auch redlich ins Werk ſetzen. Seither habe ich wirklich blos hohen, geſpannten Muth in urplötzlichen, rauſchenden und ſchnellvorübergehenden Gefaren gezeigt; es fehlt mir alſo noch eine groſſe, weit wichtigere und ſchwerere Tugend, nehmlich — die ſtille Ausharrung in nun feſt beſtimmten, vielleicht lange währenden und geräuſchloſen Leiden, in den Leiden der Verbannung und der damit verknüpften Armuth. Dieſe Tugend will ich nun auch noch lernen und ausüben, und Gott wird ſie mir gewis durch mannigfaltige Unterſtützungen erleichtern. Auch kann ich nun noch den Meinigen mit Rath und That beiſtehen, und wenigſtens meiner Sophie, die ſchwächlicher iſt, als ich, in Krankheiten mit eigener Hand Verpflegung leiſten, und ihr einſt, da ſie vermuthlich, weil wir nun beide eines natürlichen Todes ſterben, eher aus der Welt gehen wird, als ich, die Augen zudrücken. So freue ich mich über das mir geſchenkte Leben, wie ſich ein Todtkranker, den alle Aerzte ſchon aufgegeben hatten, über ſeine unverhofte Geneſung freuet. Ja, des Lebens hoher Werth ſchwebt mir in dieſen Augenblicken ſo deutlich vor Augen, daß ich alle Leiden, die mir in Zukunft noch bevorſtehen, für Nichts achte. Zwar ſoll ich nun auch ſogar aufhören, nicht nur Diener, ſondern auch Unterthan meines Fürſten zu ſein; dennoch werde ich nie aufhören, für ihn und für mein Vaterland zu beten. Es ſchmerzt tief, aus einem Lande gewieſen zu werden, dem man ſein ganzes Leben gewidmet hatte; aber der Fürſt kann mich heraus weiſen, und ſo ſubmittire ich mich ſeinem Befehl. Bin ich doch frei von ihm erklärt! das war meiner Wünſche letzter nun an ihn. Er iſt mir gnädig zuvorgekommen, und ſo will ich nie aufhören, auch hiefür ihm zu danken. Es wird irgendwo ein Winkel der Welt ſein, der mich Vertriebenen freundlich aufnimmt und der durch Verſammlung der Meinen um mich her mein neues kleines Vaterland wird, aus welchem her ich bei iedem Sonnenaufgange mein verlaſſenes gröſſeres ſegne. Uber dieſen Wiederbeſitz meiner Familie und über dieſes Wiederlebendürfen mit ihr will ich auch den Verluſt meines ehrlichbezahlten Hauſes mit allen Zubehör gern verſchmerzen. Es iſt kein ungerechtes Gut darinn; kein ungerechter Ziegel iſt auf ſeinem Dache. Um ſo zufridener mit mir kann ich ihm den Rücken zuwenden. Ich habe es ſauer in meinem langen Dienſt erworben und viele Jahre über dazu geſpart. Will mir Fürſt Karl das wiedernehmen, was ich im Dienſt ſeines Vaters erhielt: ſo mus ich mir auch dis gefallen laſſen; er iſt — Fürſt . . . Ich bin alſo wenigſtens froh, daß ich nicht mein ganzes Kapital an ein Haus gelegt, ſondern für die Hälfte deſſelben meinen Sohn etwas Rechtſchaffenes habe lernen laſſen. So iſt doch mein halber ehrlicherworbener und treuzurathegehaltener Verdienſt geborgen! Meine arme Tochter, welche eigentlich das Haus einſt haben ſollte, iſt geſtraft; nicht ich. Gewis hat der Fürſt dieſe Konfiſkation nicht aus ſich beſchloſſen; dazu iſt er zu weich und zu mild. Er kann mir mein Haus auch zu allen Zeiten wieder erſehen. Wer weis, was einſt geſchieht! Ich verzweifle noch nicht daran. Hatte er nicht das Leben mir auch abgeſprochen? Muſten Sie mir nicht bis hier publiciren? Weil ſolches aber Gottes Wille nicht war, ſo behalte ich es nun doch. O wie vielmehr kann mir der Fürſt das mir abgeſprochene Haus wieder zuſprechen! Und wenn dis auch Gottes Wille iſt, ſo wird's geſchehen. Habe ich doch in meinen jüngern Jahren lange genung ohne eigenes Haus gelebt! Junggewohnt — alt gethan. Ich muß thun, als wäre in einer groſſen Feuersbrunſt mein Haus mit abgebrannt und als könnte ichs nun nicht wieder aufbauen. Wenn ich nun die Wahl hätte, zu beſtimmen, ob ich, da ich einmahl um mein Haus kommen ſoll, es lieber mit gehen, zwanzig Nachbarhäuſern im Schutt liegen, oder es ſamt ihnen allen noch unverſehrt da ſtehen, aber mitten unter ihnen es konfiscirt da ſtehen ſehen wollte: wer wäre ich, wenn ich nicht das letztere wählte? Leben iſt mehr, als Haus. Hätte ich den Kopf verlohren: ſo hätte ich ja das Haus auch verlohren. Ich tauſche gern das letztere gegen den erſtern, wenn vom Behalten die Rede iſt, und — die Meinigen werden den Tauſch noch lieber eingehen, als ich. O Gott, wie würde meine

Leopoldine, der eigentlich das Haus gehören ſollte, wenn ſie zwiſchen meinem Hauſe und zwiſchen meinem Leben wählen müßte, mit beiden Armen nach dem letztern greifen! Gebe alſo Gott, daß jeder jetzige und künftige fürſtliche Diener, wenn ihm ſein Haus abbrennen ſollte, ſo ohne innern Vorwurf es brennen ſehen möge, wie ich das Meinige mit dem Rücken anſehen kann! Ich bin nun freilich arm; wenn Armſein ſo viel heißt, als — ohne fixen Gehalt und ohne eigenes Vermögen ſein. Allein, wie kann der arm ſein, der zwei erzogene Kinder und zwei geſunde Hände hat, die noch arbeiten können und wollen, der ſein Herz dabei zum Freunde und Gott zu ſeiner Hoffnung hat? Nein, nein, ich ſubmittire mich ruhig dem ganzen Urtheil, und gehe ganz ſo, wie der Fürſt will, über ſeine Grenzen. Bin ich doch für einen freien Mann von ihm erklärt! Freiheit iſt mehr, als Gehalt, mehr als Haus und Hof; aber — nicht mehr, als Ehre … Wenn ich alſo nach Ihrem Einfall meine Freiheit durch das Bekenntnis erkaufen ſollte, daß ich ein treuloſer Diener geweſen und noch ein ſchlechter Mann ſei: ſo gehe ich lieber auf ewig in meinen Arreſt zurück. Ja, ich biete meinen Kopf ſelbſt von neuem dem Henker dar, ehe ich mich zu ſo etwas verſtehe. Es iſt wahr, was Sie ſagen, daß ich viel Jahre hindurch die Achrtung und Gnade dieſes fürſtlichen Hauſes genoſſen; aber es iſt auch wahr, **daß ich beide verdient habe.** Es iſt wahr, daß ich dieſem Fürſtenhauſe mein ganzes Glück zu danken gehabt; aber es iſt nicht minder wahr, **daß auch dieſes Fürſtenhaus, beſonders unter der vorigen Regirung, mir viel — viel zu danken gehabt.** Mein Ungehorſam, den Sie mir vorwerfen, iſt nur ein **ſogenannter Ungehorſam geweſen**; er war vielmehr der reſpektvolleſte Gehorſam und die **beiſpielvolleſte Dienertreue.** Ich habe weder Meuterei, noch Verrätherei, noch ſonſt ein Maieſtätsverbrechen begangen; mein ganzes Verbrechen iſt daß ich — **Patriot** und zu ehrlich war. Die Perſon des Fürſten war und iſt mir noch in derſelben Maſſe heilig, in welcher mir die Perſonen des Miniſters und der Gräfin von M. unheilig ſind und ewig unheilig bleiben werden. **Wer auf die mir von Ihnen wider allen fürſtlichen Befehl grosmüthig angebotene Kuhhaut gehörte** — das mag ein Anderer ausmachen, als ich. Nimmermehr bekommen Sie alſo das von mir begehrte ſchändliche Bekentnis. Doch, der Fürſt will ein ſolches auch nicht; meine Feinde wollen es nur, die mich, da ſie mir das Leben laſſen müſſen, doch nun wenigſtens gern vor einer ganzen Welt in den Staub treten möchten. Aber — (ſchlägt ſich vor die Stirn) **bei dieſem Kopf, der ſchon gewackelt hat** — die Freude ſollen ſie nicht haben. Ich weis, der Fürſt werde nach mir fragen, ob ich über die Grenze ſei. Ich weis, daß, wenn dis auch nicht wäre und man mich wirklich wider ſeinen Willen ſo lange in Arreſt behalten wollte, bis ich das falſche und ſchändliche Bekentnis ausſtellete, Gott, dem kein Ding unmöglich iſt, den Unbekannten, der mir den Pardon ausgewirkt, noch einmahl zu meinem Fürſten führen und mir durch ihn dann auch meine Freiheit bewirken laſſen könne. Aber dann, dann, ſage ich Ihnen, **hüten Sie ſich vor Flemming, wenn er hernach über die Grenze iſt** . . . (Bei dieſen Worten machten die Kommiſſarien lange Hälſe und der Erſte davon ſprach zum Sekertär — Schreiben Sie das nider!) . . . Ja, ſchreiben Sie es dreimahl nider, nur — **recht!** Ich habe nehmlich nicht geſagt, **der Fürſt** ſolle ſich hüten, ſondern — **Sie**, die Sie mir meine Freiheit noch um einen Preis verkaufen wollen, den er nicht beſtimmt hat . . . Ich denke aber, es ſolle nichts zu ſagen haben, ſondern ich werde in der künftigen Nacht wohl ganz ruhig in Fremdlingshauſen ſchlafen. Flemming läſſet ſich ſo leicht nicht in Furcht ſetzen. Nehmen Sie alſo immer meinen Abſchied von Ihnen jetzt an, und leben Sie in Zukunft ſo wohl, wie es Männern bei ſolchen Geſinnungen, wie Sie haben, möglich iſt ... Und — ſo geht dann nun aus dieſem Lande ein Mann, der ſein ganzes Leben für daſſelbe verlebt und viel dafür gelitten hat! Ein redlicher Bürger, ein alter Diener geht und nimmt aus ſelbigem Nichts, als — das Bewuſtſein ſeiner Unſchuld mit. Gott wird **in freier Fremde** mit ihm ſein, wie er es hier **im vaterländiſchen Gefängnis** war. Wenn F. auf die Grenze kommt, wird er nicht den Staub abſchütteln, ſondern ſtillſtehen, ſich noch einmahl vaterländiſcheinwärts umwenden und die Gefilde ſegnen, in denen er ſo gern bis an den letzten Moment ſeines Lebens gelebt und gewirkt, und dann ſo gern ſein Grab gefunden hätte. Da ſoll kein Gutes, keine Glückſeligkeit denkbar ſein, welche er nicht ſelbigen von Gott erflehet. Vielleicht kommt doch einſt noch ein Zeitpunkt, in welchem dis ſein Flehen wider alle Erwartung in Erfüllung geht. Vaterland, ich weihe dir meine Thränen; meine Kräfte willſt du nicht mehr. Gearbeitet, gelitten habe ich für dich; ſo las mich nun wenigſtens für dich noch beten und weinen ... Dein Kind, dein Bürger, dein Diener geht; aber — ſeines Nahmens wird doch in dir ſo bald nicht vergeſſen werden ... »

Flemming trat, ohne auf weiter etwas zu hören, mit den letzten Worten ab und kehrete in ſein Gefängniszimmer zurück; wo ſich nun eine der ſeligſten Scenen ſeines Lebens für ihn öfnete. Er fand nehmlich, als er kam, ſeine ganze Familie nebſt dem braven Ehrhard ſchon daſelbſt bei einander. Alles fiel über ihn her und begos ihn mit Strömen von Freudenthränen. Sophie hing feſt an ſeinem Halſe; Leopoldine umfaſte ihn von der rechten, Ewald, der noch geſtern ſpät aus ſeinem Arreſt entlaſſen worden und ſogleich nach Fremdlingshauſen gewandert war, von der linken Seite. Ehrhard reichte aus einiger Entfernung hoch über ſie alle weg und klopfte ihm die Backen.

Flemming, nach langer, ſchauerlicher Stille, und alle reiheherum holdlächelnd anblickend. Da habt ihr mich wieder — alle wieder — — euren Mann, euren Vater, euren Freund — — —

Bei den letztern Worten fiel Alles von neuem und noch inbrünſtiger über ihn her. Die ſtummen Thränen verwandelten ſich in laute. Selbſt Ehrhard ſchluchzte heftig.

Flemming, der Ehrhard unter's Kinn faßt und ihn recht hoch nach ſich her hält. Sagt' ichs nicht, ſagt' ichs nicht, daß eine innere Stimme zu mir ſpräche — „Wenn du ſchon den Hals hinhalten müßteſt und Gott wollte nicht, daß er dir abgeſtrichen würde: ſo wird's doch nicht geſchehen?" . . . Aber, aber, herzlichſter Freund, es iſt bei gewaltſamen Todesarten um die Todesangſt doch eine andere Sache, als wir beide gedacht . . . Bei Gott, das iſt wahr!

Noch war keiner im Stande, ein Wort zu antworten. Alle waren ſie noch zu verſunken im Tranſitus von der Traurigkeit zur Freude.

Flemming, mit höchſter Herzlichkeit. Nun, wie geſagt, da habt ihr mich wieder, und da bin ich wieder der Eurige; denn — ich bin frei. Ach, höret einmahl — ich bin wieder der Eurige . . . Gott, welch einen Himmel voll Seligkeit hat der Gedanke für mich! Sophie nun wieder mein —

Leopoldine wieder mein — Ewald wieder mein — mein einziger beſter Freund wieder mein … leben ſoll ich, — leben im Schoſſe der Meinen … Das iſt mehr, Vater, das iſt mehr, als ich hofte … O du ganze liebe kleine Welt um mich her, was kann, was mus ich eher bei meinem Wiedereintritt in dich thun, als mitten in dir niederfallen und beten! …

Der Edle ſuchte dieſelbe Stäte, wo er einſt betend von den Seinigen Abſchied nahm. Alle knieeten ſie in einem Halbzirkel um ihn her. Leopoldine nahm ihren Platz ſo, daß ſie dem Vater recht gerade gegenüber lag. Sophie wand ſich vor Freude zitternd um ihn her, wollte ihm erſt noch recht viel ſagen, konnte aber nur die Worte herausbringen — „Ach, Gott ſei doch ewig Dank und Preis! Meine letzte Angſt war noch, daß du dein Leben wohl in dem einſamſten Kerker würdeſt zubringen müſſen.„

Flemming, der ſie endlich von ſich weghält. Liebe — erſt bete mit mir! — — Allerbarmer! So beten deine Heiligen, deine Vollendeten, deine Verklärten wohl, die ſich auf Erden innigſt liebten und getrennt wurden, wenn ſie dort einander wieder nachkommen, dort einander wiedergeſchenkt werden! Ja, ia, dieſe Augenblicke ſind vollkommener Vorgenuß unſerer ſeligen Ewigkeit! . . . O Vater, daß mir Karl, der Menſch, das Leben wieder zugeſtehen muſte, war viel; aber weit, weit mehr war es, daß er mir die **Freiheit** wieder zugeſtand! Wenn er mich lebenslang in einen Kerker geworfen hätte, wie würde ieder Gedanke an die Meinen, die unaufhörlich über mein Schickſal ſeufzten, mir peinlicher geweſen ſein, als der Schwertſchlag, dem ich entging! Sieh, Herr, dis arme unſchuldige Weib — wie würde ihr Jammerbild wachend und träumend mich umſchwebt und meine leidende Seele mit immerwährender Todesqual erfüllt haben! Sieh dieſe zwei rechtſchaffene Kinder — wie würde ich untröſtbar darüber geweſen ſein, nichts von ihnen zu hören und zu ſehen, nicht zu wiſſen, wie es ihnen gehe, und keinen Beweis ihrer Liebe empfangen zu können! Sieh dieſen Freund — er iſt ia mein einziger noch auf Erden — — wie würde mein Herz darüber geblutet haben, die himmliſchen Tröſtungen ſeines Umgangs entbehren zu müſſen! Aber nun — ach Vater, Vater, wie geht doch nichts in der Welt über die Freuden der Wiedervereinigung mit denen, die wir über die ganze übrige Menſchheit lieben! Schöpfer, was ſind das für unſichtbare und doch unausſprechliche Bande, mit welchen du Gattenſeelen, Eltern- und Kinderſeelen und Freundesſeelen an einander ketteſt! Wer erklärt dis groſſe Geheimnis deiner Schöpfung? Ach, und doch haſt du dadurch die menſchlichen Herzen ſo himmelhoher und himmelreiner Seligkeiten theilhaftig gemacht — — Nun, nun werde ich Sophiens Thränen trocknen. Ach, ſie mag unausſprechlich über mich gelitten haben. Ich kann ihr nun dieſe Leiden vergelten, und mein ganzes Leben ſoll Dankbarkeit für ihre Liebe und Treue gegen mich ſein. Nun, nun werde ich das Schickſal meiner guten Kinder ſehen und die Früchte der Erziehung genieſſen, welche ich ihnen gab. Nun, nun wird mein Ehrhard, der ſo brav an uns handelt, ganz meiner Freunde erſter, mein einziger Freund ſein. Nun habe ich ſie alle wieder — nun haben ſie alle mich wieder. Ach Gott — Gott — nun wollen wir über uns zuſammen die ganze Welt vergeſſen, alles mit einander theilen, ſei Freude oder Leid, einander tief in die Seele ſchauen und ganz für einander leben und für einander leiden. Da habt ihr meine Verſicherung, ihr Lieben, (er breitet ſeine Arme nach allen aus) ich will von der Welt überall nichts mehr, und die Welt kümmert mich weiter nicht. Sie will mich nicht mehr; ſo nehmet ihr mich auf und ſeid mir nach Gott Alles! Allgegenwärtiger, du höreſt das Gelübde, das ich ihnen thue — ſtehe mir bei, daß ich es auch recht innig erfülle! Sie haben ja alle meinetwegen ſo ſehr gelitten. So treu, ſo rein mein Herz dabei war, ſo gut und ſchuldlos die Quelle ihrer Leiden, meine Vaterlandsliebe, war: ſo haben ſie ja doch durch mich gelitten, und mein Herz mus es ihnen wenigſtens durch Drang nach ihnen zu erſetzen ſuchen. O ſo las doch auch meine ganze Seele an ihnen hangen — las mich ganz in ihnen leben und weben...

Hier brach Flemming ab und blickte lange mit gefalteten Händen die Seinigen an, während daß ihm die Augen voll Thränen ſtanden. Leopoldine, durch ihr ſtarkes Herz unterſtützt, glaubte einen Wink dadurch von ihm zu erhalten, als ſollte ſie nun fortbeten, und that dis.

„Ja, du Gott der Liebe, las auch uns alle an ihm, den du uns wiedergabſt, von ganzer Seele hangen und ganz in ihm leben und weben! Er, er hat am meiſten gelitten, und unausſprechlich ſich mehr, als wir. Unſere Treue, unſere Zärtlichkeit gegen ihn mus ihn nun für alle ſeine überſtandene Leiden tröſten. Er war ja ein dir ſo ergebener Leidender und unterwarf ſich ganz deinem heiligem Rathſchlus. Er hat uns leiden, er hat uns ſterben gelehrt. Wie er ſo ruhig ſich auf den Todesſtuhl ſetzte! Wie er ſein Haupt ſo ſtandhaft und ſo feſtgereckt dem Schwerte darbot! Als er glaubte, daß es nicht anders ſei, als daß er ſterben müſſe, hatte er nichts dagegen, kämpfte und ſiegte aus Gehorſam gegen dich über die Liebe zu uns. Und nun, da er weis, daß er bei uns bleiben ſolle, nun, da er in uns ſeine ganze Welt wiederfinden darf, ohne gröſſere Pflichten zu verletzen, iſt alle ſeine Liebe gegen uns in ihm wieder da und noch herzlicher, als zuvor. Ach, wie verdient er, daß wir mit ihm wetteifern, ob er uns mehr lieben könne, oder wir ihn! Der gute, der groſſe Menſch, mein Vater — — oberſter, himmliſcher Vater, du haſt ihn uns wiedergeſchenkt. Noch iſt meine Seele voll freudigen Erſtaunens darüber. Dis war deiner Gnaden gröſſeſte, die du uns erzeigen konnteſt. Unſer lieber Lehrer der Tugend durch Wort und That, unſer treuer Fürſorger für uns ſeit ſo langen Jahren, unſer wackerer Erzieher, Rathgeber und erſter Freund iſt wieder unſer, und wir können ihm nun in Zukunft das noch verdanken, was er alles an uns that. Dafür ſoll mein Herz, ſo lange es ſchlägt, dir auf das unverbrüchlichſte geheiligt ſein. Erhalte ihn nun noch lange in unſerm Schoſſe, daß er unter unſern liebkoſenden Händen aller ſeiner überſtandenen Leiden und einer ganzen Welt vergeſſe. Las ihn im hohen Alter noch von uns gewartet und gepflegt werden, und wenn du ihn dann einſt in einer ſeligen Stunde durch den ſanften Tod der Natur von uns forderſt: ſo ſoll dieſe Tochterhand es ſein, unter deren dankbarem Druck ſich ſeine lieben Augen ſchlieſſen. Dann bete und weine ihm unſer Herz in kindlicher Liebe noch nach, und weihe ihm frommes Angedenken ſeiner Treue gegen uns. Aber nach langen, nach langen Jahren, du Regierer aller unſerer Schickſale, geſchehe dis doch erſt! O erhöre, erhöre, barmherzigſter Gott, dis Gebet, das ſein Kind für ihn thut!„

Jetzt fühlte ſich Flemming wieder ſtark genung und hub ſein Gebet wieder an. — — „So lange ich lebe, Vater und Herr der Welt, wollen wir täglich ſo vor dir in vereinigter Andacht liegen, dir für deine unausſprechliche Gnade gegen mich danken, uns in Liebe gegen einander befeſtigen und uns zur Arbeit und zu Leiden ſtärken. Dir empfehle ich unſer aller Zukunft und Schickſal. Wir wollen mit wenig zufrieden ſein; du oberſter Erhalter wirſt es uns an dem, was zu unſerer Nothdurft gehört, nicht fehlen laſſen. Hier ſind Kräfte; wir alle haben Kräfte — bei dir iſt Segen, mehr Segen, als Kraft bei uns. Wie könnte es uns fehlen? Selig, wer bei redlicher Anwendung ſeiner Kräfte dir vertrauet! Las uns nur alle recht gottſelig ſein! Las es mich mehr noch ſein, als Frau und Kinder! Ich bin Vater und Haupt dieſer Familie, ich mus Beiſpiel geben in allem, was recht und gut iſt. Ich mus vorarbeiten und vorleiden. Ich will es auch gern. Bin ich doch wieder da — wieder da mitten unter ihnen! Und wenn es uns allen dabei auch noch ſo kümmerlich geht! Der Menſch braucht ja ſo viel nicht, lieber Vater, wenn er nur ſeine Begierden im Zaum zu halten weis. Die meiſten Bedürfniſſe macht ihm ſeine eigene Ueppigkeit. Die, welche ſeine Natur ihm macht, befridigeſt du gewis, und befridigeſt ſie ihm durch die Kräfte ſeiner Natur, welche ſie ihm macht. Ich gehe in einen ganz andern Kreis meiner Wirkſamkeit ein, als der iſt, in dem ich ſeither war. Las mich alles können — Vater, las mich alles thun können! Ich gehe aber auch gewis in einen andern Kreis von Leiden ein, als ich ſeither trug, Las mich alles tragen, o mein Erbarmer, las mich alles tragen können! Und habe ich ausgewirkt und ausgetragen — ſchlägt dann meiner Stunden letzte — — o wie wohl ſoll mir alsdann in ihr noch ſein! So ſterbe ich dann doch nicht im Kerker, nicht einſam und verlaſſen von den Meinigen. So wird doch noch einer von ihnen da ſein, in deſſen Armen ich verſcheide. O Vater, meiner Bitten letzte — *Sophien nimm erſt, und dann mich — — Leopoldine werde die letzte!* Mich ſpäter, als Sophien, daß ich ihr, die ohne mich verzweifelt, die Augen zudrücke — — und mich eher, als Leopoldinen; dieſe iſt ſtark genung, dem Vater die Augen zuzudrücken ... Gott, Gott, Gott, dir heiligt ſich dieſe ganze knieende Familie — ſei ihr Schutz, ihr Troſt, ihr Alles in Allem! Aber wo? wo? — Wo iſt der Winkel der Welt, wo du dich unſer annimmeſt? — doch, ich harre auf dich; noch ward keiner zu Schanden, der dein harrete ...: »

Prediger Ehrhard ward mit dieſem Worten wie begeiſtert. Kaum hatte Flemming aufgehört, zu beten, ſo ſchlos er ſein eigenes folgendes Gebet mit vieler Simplicität und Seelenwärme an!

»Auch dieſer Fromme, der dein ſo unbeweglich harrete, ſoll nicht zu Schanden werden. Du wardſt ſein Retter — Erbarmer! Du! Durch Wunder nicht, durch bloſſes natürliches Gefühl, durch Gegenliebe und Dankbarkeit fiel das ſchon gezückte Schwert aus des Nachrichters Hand. So ſchufſt du in den höchſten gefährlichſten Augenblicken Zeit zu ſeiner Begnadigung. Und nicht durch einen Engel, ſondern durch einen Menſchen, ſchufſt du ihm dieſe Begnadigung ſelbſt. Fürſt Karl muſte ſelbſt in Lebensgefar kommen, muſte ſelbſt den hohen Werth der Lebensrettung fühlen lernen, damit eigenes Leiden ihn für fremdes mitleidend machte und ſein Herz ſich zum Erbarmen gegen ſeinen treuen verurtheilten Diener lenkte. O Gott, wie leiteſt du der Menſchen Schickſal ſo heilig und ſo weiſe! Wie muß uns dis alles in kindlicher und unwandelbarer Zuverſicht auf deine Gnade ſtärken! Wo könnte ein Spötter leben, dem, wenn er Flemmings ganze Geſchichte hörte oder läſe, Glaube an höhern höhere Providenz überhaupt noch ferner Gelächter erweckte! Wo könnte aber auch ein Zweifler leben, der nicht ſo fort, wenn er hörte, wie Flemming geſtern gerettet ward, ein Gläubiger auch an deine ſpeciellere Providenz würde! Nun, Vater, der du ſo viel an ihm thatſt, du wirſt auch das Übrige an ihm thun. Mein lieber Freund hat durch dich das Leben wieder; mein lieber Freund hat durch dich die Freiheit wieder. Und er ſollte für ſeinen und der Seinigen Unterhalt nun ängſtlich bekümmert ſein müſſen? Du ſollteſt ihm die kleinen Güter verſagen — du, der du ihm die Gröſſern gabſt? So wahr das Leben mehr iſt, als die Speiſe, und der Leib mehr, als die Kleidung — Vater, du wirſt ihm auch Nahrung und Kleider geben; und damit läſſet dein Treuer ſich genügen. Ja, gütigſter Menſchenerhalter, du haſt dies ſchon für ihn beſorgt. Richte ſein Herz, das ſich von des Todes ſchweren Aengſten kaum erholt hat, nun auf, daß er ruhig ſeiner Zukunft entgegenſehe. Wo könnte ein Rechtſchaffener ſein, der ihm, ſobald er ſich ihm anvertraute, nicht Beiſtand leiſten ſollte? Wer wäre der, dem er ſich anvertrauete, wenn ſelbiger ſein Schickſal nicht dafür ſegnete, daß du ihn zum Werkzeug deiner Güte für den Gerechten auserkohren hätteſt? Es iſt ja ſo ſchön, der Menſch zu ſein, durch den du andere ſegneſt. Es iſt ja ſo himmliſchſüs, beſonders derjenige zu ſein, der eine ganze leidende Familie tröſten kann. Es iſt ja der erhabenſte Beruf, Menſchen zu drei und zu vier im Glauben und im Vertrauen auf dich durch Unterſtützungen zu ſtärken, und zu machen, daß du immer mehr durch ſie geprieſen werdeſt. Mache mich zu dem Glücklichen, in deſſen Arme ſich dieſe knieende Familie werfe — ach Vater, mache mich doch dazu! Schenke mir ihr ganzes Vertrauen, ihre ganze Zufridenheit mit mir! Und nun — erheitere uns alle und gies deinen freudigen Geiſt über uns aus, nachdem der Geiſt der Betrübnis und des Jammers lange genung über uns geſchwebet hat. Wir haben ja alle den Mann, den Vater, den Freund wieder; ſo wollen wir uns freuen und fröhlich ſein in dir, o Gott. Gelobet ſeiſt du von uns allen, du ſtarker Gott — du Allweiſer und du Allguter! Du ſchlägſt und verbindeſt wieder; du demüthigeſt und richteſt wieder auf; und in Allem, Allem, was du thuſt, biſt du die unermesliche Liebe. Ach, heilige uns dir ganz ſamt Seel und Leib, und ſei und bleibe lebenslang mit uns allen — Amen! —

Ehrhard und Flemming ſtanden zuerſt auf und umarmten ſich. Ihrem Beiſpiele folgten die übrigen, und die herzlichſten Ergieſſungen durch gemeinſchaftliches Gebet noch geſtärkterer Liebe dauerten lange. Endlich ſtreckte Ehrhard ſeine rechte Hand der ganzen leidenden Familie hin und ſprach mit biderm Accent — „Ewige Liebe — ewige Freundſchaft!“ Alle ſchlugen ein und riefen dazu aus — „Ja, ewige Freundſchaft — ewige Liebe!“

Flemming. Wir wollen uns nun ſetzen; denn ich habe euch, meine Lieben, noch viel zu ſagen, wovon ich wünſche, daß ihr es tragen möget. — — Laſſet mich anfangen zu erzählen von der Todesangſt, die ich empfunden habe. Lieber Ehrhard, ich ſagte Ihnen ſchon vorhin, daß es bei gewaltſamer Todesart doch ein ganz anderes Ding am Ende ſei, als wir beide gedacht. Erwägen Sie, ich war ſo reſignirt, ſo ſtark, wie ein Menſch, der gewaltſam ſterben ſoll, nur ſein kann. Mein Glaube an die Ewigkeit, mein Glaube, daß ich durch den Hieb des Schwerts gleich in ſie einginge, war ſo feſt, ſo lebendig, wie er in einer menſchlichen Seele nur ſein mag. Ich hatte das deutlichſte Bewußtſein davon, daß das ganze Leiden, welches vorherginge, nur Sache einiger Momente ſei. Dis iſt alles wahr, vor Gott, dem Allwiſſenden, wahr ... Und doch — laſſen Sie ſich ſagen, daß die menſchliche Natur und ihr erſter Trieb, der Lebenstrieb, die ich ſo lange und ſo männlich niederzuhalten gewußt, zuletzt urplötzlich und höchſtallgewaltſam ihre Gerechtſame an mich wieder ergriffen und behaupteten. Schon, als ich mich auf den Todesſtuhl ſetzte, ward mir, als wenn alles um mich her zu wanken begönne. Es entſtand ein Sauſen und Brauſen im Innerſten meiner Seele, daß alle meine tröſtenden Ideen nicht recht durchgehört werden konnten, und daß blos die Idee **Hinrichtung** mit überwältigender Lautheit durchſchriee. Doch ermannete ich mich wieder mit einer Art von ſelbſtſtändiger Gewaltſamkeit, ſo, wie ich aber geſagt hatte — Nun! — da zitterten alle meine Empfindungen, und keine einzige ſtand feſt. Das deutliche Bewußtſein war weg. Habe ich da etwas geſprochen, oder nicht — ich kanns nicht ſagen. Wiſſen möcht' ichs aber, ob ich geſprochen und was ich geſprochen. (ſieht Leopoldinen ſcharf an)

Hier erzählte ihm Leopoldine ausführlich, wie er ſich mit Wild, der erſt ſein Schwert weggeworfen und ihn dann vom Stuhle gezogen, um den Stuhl geſtritten und was er alles dazu geſagt. Beſonders deklamirte ſie die Worte ſtark und ſchön — „*So wär's für mich wohl gut, aber für's Ganze nicht.*“

Flemming. Das Schwert habe ich fallen und liegen geſehen. Von dem ganzen Stuhlſtreit weis ich nichts. Aber das ſind doch brave Worte, die ich da geſprochen haben ſoll. Ich dächte, dieſe müſten jedem, der ſie gehört hätte und noch hörte, auf das vollkommenſte ſagen, wes *Geiſtes Kind* ich ſei . . . Wenn ein Menſch ohne deutliches Bewuſtſein ſpricht, ſo trägt er das, was er da ſpricht, wie Jeſus ſagt, geradesweges *aus dem Schatze ſeines Herzens*, d. h. *aus dem Vorrath ſeiner geſammleten und fixen Ideen* hervor. Eine Seele nun, die in ſolchen Augenblicken ſo etwas aus ihrem Gedankenſchatze hervorträgt, oder ſpricht, wie ich da geſprochen haben ſoll, mus alſo wohl eine Seele ſein, die *Ordnung im Staate* von jeher für die Baſis aller ihrer übrigen Principien anerkannte, und der kein Vorwurf von Meuterei und Aufſtandsſuchte gemacht werden darf. (küßt Leopoldinen) Ich danke dir herzlich, daß du mir das erzählt haſt. Es wird mich beruhigen, ſo lange ich daran denke . . . Es wäre doch warlich kein Wunder, wenn ich, der ich ein ſo lebhaftes Gefühl von dem Unrecht, das mir geſchähe, mit auf's Schafot nahm, ganz andere Dinge geredet hätte . . . Aber auch dafür, daß ich dis nicht gethan, danke ich dem, deſſen Geiſt es iſt, der, wenn wir Gutes ſprechen, durch unſern Geiſt ſpricht . . . Alſo noch einmahl, ich weis von da an, als ich Nun gnade, einige Minuten lang nichts deutlich. Das Geſchrei — Pardon — Pardon brachte mich zwar ungefähr zum zwölften Theil zu mir ſelbſt zurück; aber es iſt mir noch erinnerlich, wie ichs gleichſam als im Traume gehört. Bald hernach dehnten ſich alle meine Muſkeln — meine Eingeweide dreheten ſich mit empfindlichem Schmerz — ein heftiger Froſt überfiel mich — der Hals that mir weh, als wäre hinein gehauen, und es war mir, als hätte ich den Kopf wirklich nicht. Das weis ich, daß ich ſprach — ich — danke — ich — danke; aber auch dabei war mir, als ſpräch's ein Anderer, und als ſpräch' ers in weiter Ferne.

Das Drehnen im Gehirn und in der ganzen Maſchine dauerte lange. Auf das Drehnen folgte ein allgemeines Klopfen, als wenn hunderttauſend Pulſe in mir ſchlügen; und auf das Klopfen eine Zerſchlagenheit, unter der ich hätte zu Boden ſinken mögen, und von der ich mich lange nicht erhalen konnte. Ich weis nicht recht, wie ich wieder hieher gekommen bin. Es war mir, als führe ich durch die Luft himmelan. Schatten der Liebſten unter meinen Verſtorbenen ſchwebten, wohin ich ſah, vor mir, und ſchienen mich in Empfang nehmen zu wollen. Ich weis noch, wie ich zu verſchiedenen mahlen meine Arme nach ihnen zum Wagen heraus breitete. Beſonders wichen und wankten das Bild meines Vaters und das Bild Fürſt Rudolfs nicht; und meine Fantaſie mus aufs höchſte geſpannt geweſen ſein, denn ich wollte beide Bilder noch mahlen können, wie ſie mich umſchwebten .... Ich konnte mich immer, als ich an dieſen Ort wieder eintrat, noch nicht davon überzeugen, daß ich wirklich auf der Erde noch exiſtirte, und nur einer von den alten Invaliden hier brachte mich durch ſeinen gutgemeinten Unſinn, den er ſprach, zu mehrerem Bewuſtſein zurück. Ich fing an zu beten, und da ward mir beſſer ...

Kurz, ich habe alles ſo empfunden, als wäre ich wirklich geſtorben. So glaubet mir, daß es nichts Kleines ſei, gewaltſam ſterben zu ſollen; es iſt das Gröſſeſte, was ein Menſch zu leiden haben kann. Wenn bei voller Lebenskraft und Geſundheitfülle dennoch die Bande auflösbar werden und zu wanken beginnen ſollen, welche das Unſterbliche in uns mit der Maſchine verbinden — das iſt ein ganz undenkbarer Zuſtand, und mir fehlen warlich die Worte, ihn euch in ſeiner ganzen wahren Gröſſe zu ſchildern. Auf Gründe gegen Tod und Todesangſt, die man ſonſt ſo herzerhebend denkt, iſt, wenn es wirklich dazu kommt, gar kein Verlas zu nehmen; denn man kann ſie nicht im Zuſammenhange denken. Länger hielt die Kraft der letzten Worte des Ewiggeliebten vor — „Vater, in deine Hände mein Geiſt!„ — — Aber ich ſage euch, daß ich auch dieſe Worte zuletzt nicht mehr faſſen konnte, und daß alle ihre Kraft für mich verlohren ging . . . Ich erzähle euch dis alles nicht darum, um euch vor eurem künftigen Tode bange zu machen. Wir ſterben nun alle mit Gottes Hülfe eines natürlichen Todes, und da wird's wohl anders ſein. Ich erzähle es euch nur darum, um euch durch das, was ich allein ausgeſtanden habe, geneigt zu machen, das, was nun noch von mir mit euch zugleich ausgeſtanden werden mus, gern und ruhig mit mir auszuſtehen und mir darüber auch im Herzen keinen Vorwurf zu machen … Haben wir uns doch wieder!

Leopoldine, heftig dazwiſchenſprechend. Lieber Vater, was könnte es denn ſein, das wir noch zuſammen auszuſtehen hätten? Doch nichts von der Art, was wir ausgeſtanden haben? War das nicht das Schlimmſte, daß wir Sie nicht haben ſollten? Nun ſagen Sie ia ſelbſt, daß wir ſie wieder haben. Wir werden Sie doch nicht etwa von neuem verliehren ſollen? das wird doch Gott nicht wollen! Alles andere mus ia auszuſtehen ſein, weil wir es mit Ihnen ausſtehen …

Flemming. Nein, nein, liebe Tochter, verliehren werdet ihr mich ohne Krankheit nicht wieder, und Gott Lob ich bin ia recht geſund noch. Euer bin ich nun wahrſcheinlich noch auf eine Reihe von Jahren. Und das iſts eben, was euch mit mir auch ſo ausſöhnen ſoll — meine Todesangſt, die ich erduldet — und — daß ihr mich wieder habet … Ihr hattet mich ia immer ſo lieb, und ich war ia doch verlohren ſchon für euch. Wie hättet ihr denn das wohl gedacht und denken können, daß ihr mich wieder empfinget? Nun aber habt ihr den ſo hochgeſchätzten und ſo völlig verlohren gegebenen wieder; ſo müßtet ihr auch über ihn alles verliehren und eine ganze Welt vergeſſen können.

Leopoldine. Beſter Vater, wozu denn dis Alles? Wie kommen Sie denn darauf? Ich habe es Ihnen ia ſo ehrlich und ſo herzlich geſagt, daß ich mit Ihnen wollte ſterben können. Das iſt ia das Höchſte. Dis iſt aber nicht, wie Sie ſagen; ſondern ich und wir alle ſollen mit Ihnen leben. So werde ich ia dis können, es ſei in welcher Lage es wolle. O Vater, du verkenneſt deine Tochter. (iſt ganz auſſer ſich)

Flemming. Nun, ſei gut! Ja, du kannſt Alles — du Arme!

Leopoldine, hocherröthend. Was denn? Was denn? — Warum denn arm? Warum ich allein die Arme? Vater, warum? — (ergreift ihn heftig) Sieh, ich frage dich bei deinem Vaterherzen, warum arm — warum ich arm?

Flemming, wehmüthig. Setz dich und höre! Höret alle! — Alſo, es iſt doch ſo ſchön, ſo himmliſchſchön, daß wir nun wieder beiſammen ſind, und daß uns alle unſere Feinde nicht mehr trennen können. Wie am Eingange des Himmels iſt mir jetzt, wo ich, geküßt und lange vorausgeſchlendert, euch nach Jahren wieder in Empfang genommen haben würde ... Wie in der Mitte, wie im Allerheiligſten des Himmels, wo wir Ewigkeiten einſt verleben werden, wirds in der Folge ſein, wenn ich noch Jahre lang mit euch lebe ... Die ſich ſo liebenden können ſich nun nicht blos noch fortlieben, ſondern könnens auch einander zu erkennen geben, daß ſie ſich lieben. Das iſt viel werth. Die ſo gern mit einander ſtillvereinigt ſaßen und traut ſich unterhielten, können nun ferner ſo ſtillvereinigt beiſammen ſitzen und traut ſich unterhalten. Die ſo zärtlich für einander ſorgten, können nun ferner ſo zärtlich für einander ſorgen. O meine herzinnigſtgeliebteſte, wie viel Huld und Gnade gewähret uns Gott! Leſen einer in des Andern Augen können wir nun wieder, was der Andere wünſcht — theilen können wir Alles wieder mit einander — erbauen uns gemeinſchaftlich und ſtärken in den reinſten gottgefälligſten

Geſinnungen, und uns recht zur Ewigkeit noch vorbereiten. (ſtreckt die Hand weit aus) Schlagt alle ein — nicht wahr, Ihr Theure, das iſt viel werth ? ? ?

Leopoldine, während daß alle Hände ſich in Flemmings Hand drücken. Ja, Vater, das iſt des Lebens werth — das iſt aller möglichen Leiden dieſes Lebens werth.

Flemming, der ſich zurückzieht und hochaufſeufzt. Aber — liebe theure Seelen, zweierlei iſt damit verbunden und zweierlei mus ich euch ſagen. Ich verliehre Vaterland und — Alles. So wollte es Gott. Was kann ich, was könnet ihr alle dagegen? Es mus uns gut ſein; ſonſt geſchähe es nicht. Ich werde Landes verwieſen, und das heute noch, und unſer Haus nebſt allem Zubehör iſt konfiſcirt . . .

Bei dieſen Worten fiel Sophie gerade ſeitwärts auf ihren Mann hin, ſchriee laut auf — daß Gott erbarm, ach, daß Gott erbarm — und lag ohne Bewuſtſein.

Flemming, der Sophien feſthält und Leopoldinen ſtarr anblickt. Du Arme! — Sagt' ichs nicht, du Arme?! Du verliehrſt am meiſten. Das Haus ſollte nach unſerm Tode dein ſein.

Leopoldine, die auf den Vater zuſpringt. O wenn's weiter nichts iſt — Haus hin — Haus her! Habe ich doch den Vater wieder! (läuft an den Tiſch, holt ein Glas Waſſer, tränkt die Mutter und bringt ſie dadurch wieder zu ſich) herzensbeſte Mutter, hören Sie doch — begreifen Sie ſich doch. Wir haben ja das Beſte in der Welt wieder. Schade doch nun in die ganze Welt!

Sophie, die ſich ſeufzend wieder in die Höhe richtet und vor ſich hin ſiehet. Ach du lieber Gott!

Flemming, herzlich und wehmüthig zugleich. Mutter, höre mir einmahl recht zu. Glaubſt du denn nicht, daß michs ſchmerzt, daß ich aus meinem Vaterlande gehen müſſe — aus einem Lande, für das ich blos gelebt und wofür ich ſo viel gelitten habe — aus dem Lande, wo ich gewis noch wahre Freunde habe, die ich nicht einmahl kenne? Mein Herz wird bluten, wenn ich über die Grenze trete ... Glaube es doch!

Sophie, jämmerlich. Lieber Vater — aber die Schande, verwieſen zu werden ... Ach Gott!

Leopoldine. Herzensmutter, zerreiſſen Sie doch dem armen Vater das Herz nicht! Hat er denn die Landesverweiſung verdient? Er hätte ja verdient, daß ihn der Fürſt aufs Schlos nähme und ihm da das beſte Zimmer eingäbe … Wer als ein Rechtſchaffener Landes verwieſen wird, dem gereicht die Verweiſung nicht zur Schande, ſondern zur Ehre vor Gott und Menſchen. Vater — ich gehe mit aus dem Lande — ich führe Sie, wenn Sie verwieſen werden. Ich war bei Ihnen auf dem Schafot — ich weiche auch von Ihnen nicht, und wenn zehen Grenadiere oder zwanzig Büttel kommen. Gott wird uns ein anderes Land zum Vaterlande anweiſen. — Länder gibts genung, aber — Menſchen nur einen, der Vater iſt …

Flemming. Mutter, wenn wir nun alle hätten im Vaterlande bleiben können, aber unter der Bedingung, daß ich hier in dieſen Mauren oder gar in einem unterirrdiſchen Kerker auf Lebenszeit gefangen geſeſſen hätte — hätteſt du denn das lieber gewollt?

Sophie, die ihren Mann umarmt. Ach, nein doch, nein. Das freilich nicht. Aber —

unſre

unſer ſauererſpartes Haus — das iſt ia erſchrecklich, das iſt über alles grauſam ... So ſind wir ia blutarm, ach Gott, blutarm ...

Flemming. Das ſind wir freilich. Und grauſam iſts auch; das geſtehe ich. Aber was kann ich dagegen thun? Ich frage dich, Mutter, wenn du die Wahl gehabt hätteſt, ob ich auf dem Schafot ſterben und du ſo das Haus behalten — oder ob ich Pardon empfangen, und du mich wiederbekommen und das Haus verliehren ſollteſt — — hätte dein braves Herz nicht das leztere gewählt?

Sophie, die wieder an ihn hinfällt. Ach, ia doch — ia!

Flemming. Nun, ſo beruhige dich doch. Dein Wille iſt ia geſchehen. Unſere Feinde hätten dir gern das Haus gelaſſen und dir für meinen Kopf noch eine Penſion dazu gegeben, und thäten das alles gewis gern noch, wenn's nur angehen könnte. So aber haſt du ia mich wieder ...

Sophie. Nun, ia doch, ia. Aber — (fällt über Leopoldinen her) ach Gott, du Arme! du biſt nun recht arm. (ſieht Ewald an) du haſts gut. Du haſt das deine weg. (fällt noch mehr über Leopoldinen her) Aber du — du biſt ein armes, Blut- und Jammerarmes Mädgen

Leopoldine, edelempfindlich. Mutter, ſie meinen das nicht ſo und werden ſich beſinnen; aber das mus ja doch dem armen Vater durch die Seele gehen. (reicht dem Vater die Hand) Betrüben Sie ſich nicht! (ſetzt ſich in des Vaters Schos) Hier iſt mein Vaterland... (greiſt dem Vater ans Herz) Hier iſt das, was mir lieber iſt, als ein Haus, das dis edle Herz erſparte. Vater, betrüben Sie ſich ja nicht — die Mutter meints ſo böſe nicht...

Flemming, herzlich. Nein, nein, das thut ſie auch nicht. (drückt Leopoldinen an ſich) Du Gute! Du Kind von Himmel mir geſchenkt! (nach Sophien den linken Arm ſtreckend, während daß ſich Ewald ſchnell erhebt) Aber — es iſt doch hart, Mutter, wie du thuſt... (die Augen gehen ihm über)

Sophie, die ſich beſinnt und ſich neben Leopoldinen in ſeinen Schos ſetzt. Habe Geduld mit mir, lieber Mann! Ich that nicht recht — ich fühl es. Verzeih mir! deine Sophie iſt ſchwach...

Ewald, der von der Seite herzutritt. Vater, ich ward Ihnen auch vom Himmel geſchenkt. Sie ſollen ſehen, daß dis ſei. Ich habe mein Geld nicht ganz verthan: ich habe als ein braver Sohn gewirtſchaftet. Ich hatte Gelegenheit mir manches zu verdienen und habe meine Wohnung frei gehabt. Tauſend Thaler bringe ich wieder mit, damit können wir ſchon etwas machen. Und — gelernt habe ich das meinige auch. Wir wollen in ein anderes Land gehen, und ehe die tauſend Thaler verzehrt ſind, will ich gewis mit Gottes Hülfe ſo viel verdienen, daß wir alle leben können. Wir bleiben zuſammen; und nun, liebe Eltern, ſein Sie recht zufriden!

Sophie, die ſich nach Ewald wendet und ihn an ſich ziehe. Tauſend Thaler noch? Ach du lieber Sohn!

Ewald. Ja, die habe ich, und habe ſie nur für meine Eltern. Ach, wie freue ich mich nun erſt recht, daß ich ſie noch habe! Die, welchen ſie gehörten, welche ſie ſo redlich erſparten und mir ſie gaben, ſollen ſie nun wieder haben. (greift in die Taſche) Baar habe ich ſie nicht wollen mitnehmen, weil ſie mir unterwegs hätten geraubt werden können. – Hier ſind ſie aber in einem Wechſel an den Kaufmann N. in P., an den ſie vor meiner Abreiſe aus Paris noch remittirt ſind.

Flemming, der Ewald mit einer gewiſſen Regung die Hand drückt. Du biſt auch ein gut Kind. Wenn's aber auch nicht ſo wäre, ſo wäreſt du's doch, wenn du das Deinige nur brav gelernt haſt. . . . . Aber Mutter, denk einmahl!

Ehrhard, der von der rechten Seite herzutritt. Auf wen iſt der Wechſel?

Ewald. Auf den Kaufmann N. in P.

Ehrhard, der die Achſeln zuckt, die Augenbraunen aufzieht und die rechte Hand hebt. Sie würden wohl thun, junger Mann, wenn Sie ſich gleich morgenden Tags zu ihm auf den Weg machen.

Ewald, beſtürzt. Wie ſo? Er wankt doch etwa nicht? Er war ja, als ich Deutſchland verlies, ſo ein ſolider Mann ...

Ehrhard. Das war er allerdings, und jedermann erſtaunt jetzt, wie Sie. Ich habe unterwegs nicht viel tröſtliches gehört. Doch, wir laſſen das einſtweilig jetzt — — —

Sophie, zitternd. Daß Gott erbarm — wo kommt denn alles Unglück her? — Alſo, das war wieder nur ein Troſt von einem Augenblick! (weint heftig und blickt gen Himmel) Du lieber Gott, wodurch haben wir uns denn ſo ſchwer verſündigt, daß uns immer ein Unglück über das andere treffen mus!

Ehrhard. Ach nein, gute Frau, dieſe Wendung mus die Sache nicht bei Ihnen nehmen, Unglück trift nicht immer nur die, welche ſich ſchwer verſündigt haben. Gott läſſet 's auch oft aus Weisheit und Güte über die beſten Menſchen kommen.

Sophie. Aber Ewald — warum haſt du denn das auch gethan?

Ewald, traurig. Gott, ich glaubte ja, das wäre die gröſte menſchliche Vorſicht, welche ich bei einer ſo weiten Reiſe brauchen könnte ...

Flemming, ruhig. Das iſt auch wahr. Es war ſehr vernünftig, daß er ſo that. Und — laſſet mir meinen Ewald in Frieden. (zieht ihn an ſich und klopft ihm die Schultern) Du haſt's vorhin gehört, was ich ſagte, ehe ich dis erfur; —

wenn es auch nicht wäre, wenn du auch nichts erſpart hätteſt, ſo wäreſt du doch mein lieber Sohn, wenn du blos für das, was ich dir mitgab, das deinige gelernt hätteſt. Alſo — ſei gutes Muths!

Leopoldine. Gewis, lieber Bruder, las dir's darum nicht leid ſein, daß du ſo geſpart haſt. Haſt du 's doch aus Liebe für deine Eltern gethan! Und geſetzt, du bekämſt vom Kaufmann R. in P. auch nur den **zehenten** Theil wieder, ſo kann Gott dieſen auch ſo ſegnen, daß er wenigſtens die Grundlage zum künftigen Unterhalt unſerer Eltern werde.

Ehrhard. O deſſentwegen hat's ſo nichts zu ſagen. Ich hätte auch heute hiervon gar nicht angefangen, wenn es das Geſpräch nicht ſo mit ſich brachte, und wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es unter ſolchen Umſtänden beſſer ſei, lieber gleich von Anfang an auf eine Hofnung, die nun einmahl ungewis iſt, nicht zu ſehr zu bauen. Und nun — hören Sie mir alle recht zu. Ich habe einen ganz kurzen Plan für Sie gemacht, der gut ausſchlagen mus, wenn ſie ſich nur alle mir ganz anvertrauen wollen. Wir bleiben hier, wie wir ſind, beiſammen und warten die Verweiſung ab. Dis iſt das erſte. Dieſe geſchehe nun, wie ſie wolle, — daran ſiegt nichts — ſo laſſen wir uns alle zuſammen verweiſen, und zwar geradeswegs noch Fremdlingshauſen zu. So, wie wir nun jetzt hier ſind, bleiben wir auch dort lebenslang beiſammen. Und zwar vor der Hand in meinem Hauſe. Dis war das zweite. Hernach wollen wir wohl ſehen, wie wir es weiter machen. Dis iſt das dritte. Mein Haus iſt gros genung für zwei Familien; zu eſſen und zu trinken habe ich Gott Lob für uns alle genung. Und nun, — die letzte Bitte, nehmen Sie vor der Hand dis alle an und ſein Sie zufriden. Mit meiner Frau habe ich dis alles ſchon abgeredet, ehe hieher gefahren ward, und ſie iſt darum zu Hauſe geblieben, um alles zur Aufnahme ſo lieber Freunde in Bereitſchaft zu ſetzen.

Flemming, ganz als gefühlvoller Bidermann. Gehet alle auf die Seite und machet dem Edlen Platz, welchen Gott zum Engel für uns beſtimmte. (Ehrhard tritt herzu; Flemming ſteht auf) Einziger — von nun an auf immer Du — nicht wahr — Du?...

Ehrhard, der einſchlägt. Ja, auf immer und ewig — Du!

Leopoldine, ganz vor ſich. Das heiſſe ich, ſchön ſich butzen. O butzten ſich doch alle Menſchen ſo!

Flemming. Lieber, Beſter, — das iſt zu viel, was du thun willſt. Wie kämen die Deinigen dazu, daß Fremde ... Nein; aber das will ch annehmen — Quartier bei dir und Unterhalt von deiner Hand auf vier Wochen ... Alsdann oll ſich's wohl ändern. Mein Plan iſt der, daß wir uns alle, wie wir hier ſind, von unſerer Hände Arbeit nähren wollen. Ich habe noch Kraft genung und ſcheue auch keine Arbeit, wenn ch auch — den Spaden oder das Beil ergreifen ollte ...

Ehrhard. Nein, das ſollſt du nicht. Du ollſt nicht von deiner Hände Arbeit unter deinem Stande leben — du nie. Las dir ſagen — für meine Frau und für mein einziges Kind iſt geſorgt. nd wenn ich morgen ſtürbe — ſie können ehrlich ben. Meine Pfarre iſt, wie du weiſſeſt, die ſte in der ganzen Flur. Ich habe ſie lange, Gott at mich geſegnet, und wir haben mit Gottes Se- n gut gewirtſchaftet. Sobald ich damit fertig ar, daß meine Frau und Tochter nach meinem

Tode ſtandesmäſſig leben könnten, machte ich mir es zur Pflicht, **im Stillen** Gutes zu thun. Ich glaubte dis ſchuldig zu ſein, weil Gott mir **nur ein Kind** gab und mich doch immer ſo ſegnete, als wenn ich **zehen Kinder** hätte. Ich wählte aus Hang zu öffentlichen guten Anſtalten die Art des Wohlthuns, daß ich bald dieſes, bald jenes auswärtige gemeinnützige und hülfsbedürftige Inſtitut mit anſehnlichen Beiträgen ohne meinen Nahmen unterſtützte. Das habe ich nun ſechs Jahre hindurch gethan, und wenn du es ſehen willſt, werde ich dir es durch die Poſtſcheine darüber beweiſen. **Nun** wollen wir eine Aenderung treffen, und ich will ſo lange, als es nöthig iſt und ich lebe, für die ſeither gethanen Beiträge an Fremde dich und deine Familie ernähren. Ihr ſeid mir **näher**, als **Ausländer.** Nicht wahr — dieſer Tauſch kann nicht anders, als Gotte gefällig ſein So nimm ihn an und ſieh ein, daß du mir nicht die geringſte Beſchwerde dadurch machſt.

Leopoldine, die den würdigen Prediger umarmt. Ach Sie Helfer in der Noth — Sie Nachahmer Gottes — — wie gieſſen Sie Balſam in die Wunden der Zerſchlagenen! dafür, dafür lohne Sie ietzt ſchon Ihr eigenes Herz! Fühlen Sie ſich in dieſen Augenblicken als den Glückſeligſten, den die Erde trägt! Ich will bei Ihnen alles thun, was ich thun kann, und Ihrer Frau Tag und Nacht zur Hand gehen . . . (fällt über den Vater her) Lieber Vater — Gott ſorgt für uns — nehmen Sie des Herrn Predigers Vorſchlag an; — — vielleicht iſts nicht auf lange . . .

Flemming, der ſich von Leopoldinen losmacht, an Ehrhard hinſinkt und lange an ihm liegt. Nun wohlan, ſo ſei's — wir gehen alle zu dir mit und ſehen dein Haus als die Freiſtatt an, wohin vier Unſchuldigverfolgte flüchten. **Du biſt des Herrn Engel, der uns aus dem Lande unſerer Väter führt.** Wir folgen dir. Welch ein Haus wird nun dein Haus! Eine kleine öffentliche Verſorgungsanſtalt wird es — wie kann es anders, als iedem Rechtſchaffenen heilig ſein! **Vier Väter für dich** nimmſt du darinn auf — wie kann es anders, als von Gott geſegnet ſein! — kommet nun alle her und nennet ihn **erſten Freund, zweiten Vater** — — —

Leopoldine war die erſte, welche dis that. Dann kam Ewald — dann Sophie. Alle vier ſchloſſen ſie einen Kreis des liebevolleſten, zärtlichſten Danks um ihn her, und Ehrhard ſprach aus ihrer Mitte — „Und nun ſein Sie alle recht ruhig und getroſt — Kinder! Ich thue nichts, als was ich thun mus, weil ich's thun kann. Das übrige wird der machen, welcher auch nur dis durch mich thut. So mus es ſein. Wenn dem Rechtſchaffenen das eine Haus verſchloſſen wird, mus ſich ihm das andere wieder öfnen. (reicht Sophien die Hand) Ihr Schickſal iſt noch nicht vollendet. Vieleicht bauet Ihnen Gott noch einmahl ein eigenes Haus . . .

Sophie, die ihre Thränen zu verbergen ſucht. Ach — nun und nimmermehr wieder.

Ehrhard, tröſtend. Verzweifeln Sie nicht daran! Ich habe wohl eher etwas geſagt, das eingetroffen iſt.

Flemming, nachdem ſich die Geſellſchaft wieder geſetzt und ein Geiſt der Ruhe ſich über ſie auszubreiten anfängt. In meinem Leben drängen ſich doch die Beweiſe der göttlichen Providenz recht. Bei mir kann's warlich heiſſen — ein Tag ſagt's dem andern . . . Täglich verherrlicht ſich Gott an mir. Der Allwiſſende, der Allerforſchende, der

Verbannung aus meinem Hauſe und aus meinem Vaterlande in mein irdiſches Verhängnis aufnahm, ſorgte auch dafür, daß es mir in derſelben einſt nicht an Troſt gebräche. Er gab mir einen **Freund**, wie ihn die Erde nur ſelten hat. Dieſen gab er mir nicht letzt erſt, ſondern vor langen Jahren ſchon. **In früher Jugend** ſchon muſte ich ihn finden und ſeinen Werth ſchätzen lernen; ohne iedoch zu wiſſen, **wie ſo ſehr viel** ich einſt an ihm haben würde. Sein Umgang, der mir ſo angenehm und lehrreich war, ſchien es allein zu ſein, der mich an ihn band. Zuweilen aber ſah ich ihn doch wie unter dunkeln Ahndungen an, als wenn ich gefragt hätte — warum habe ich ihn denn ſo **unausſprechlich lieb** — — und als wenn mir eine innere Stimme geantwortet hätte — weil er dir einſt ſo **unausſprechlichviel ſein ſoll** . . .

Ehrhard, der ietzt aufſpringt und Flemming den Mund zuhält. Ah — ſo nicht — Lieber! — du beſchämſt mich: . . .

Flemming, der ſich ſeitwärts neigt. Iſt doch wahr . . . Ich ſahe dich zwar immer gern bei mir; viel lieber aber noch war ich von ieher bei dir, und weis gar nicht, was ich oft in deinem

Hauſe empfand, wenn ich hinein trat. War's alſo dis, daß es mein letzter Zufluchtort ſein ſollte, wenn mich mein Vaterland verſtöſſe? . . Heilige Providenz, wie ſorgeſt du für deine Leidenden ſo in voraus!!!

Ehrhard, der bei dieſer Wendung, welche Flemming nimmt, ſich wieder niderſetzt. So ſprich fort, Theurer; ſo klingts beſſer.

Flemming. Sehet da, meine Lieben, wie theuer und werth der Menſch in Gottes Augen ſein müſſe! Sein Leben, das Ganze ſeiner Schickſale iſt kein Reſultat blos von hunderttauſend Ohngefähken, die ſich rechts und links um ihn her ereignen, ſondern es iſt nach einen groſſen und heiligen Plan entworfen. Es läſſet uns nur ſo, als hingen wir von zufälligen Umſtänden ab. Dieſe Umſtände machen eine lange unüberſehbare Kette aus, deren erſter Ring in der Hand ewiger Weisheit und Güte ſchwebt. Verdirbt ſich der Menſch nur ſein Schickſal nicht ſelbſt; was andere ihm daran verderben, macht Gott gewis wieder gut. Mitten unter menſchlichen Teufeln, die über ihn herfallen, ragt ein holder menſchlicher Engel hervor, der ihrer Bosheit wenigſtens die Uebergewalt benimmt. Er tritt nicht eher hervor, als nöthig; aber alsdann iſt er auch da ohne Verzug. Oft, wenn neun und neunzig Umſtände ſich vereinigen, dem Verfolgten das Garaus zu machen, ſpringt mitten aus ihnen ſelbſt der hundertſte hervor, der als einziger alle ihre vereinigten Wirkungen hemmt. Das letzte Mittel, welches man ihn zu verderben anwendete, bekommt eine unerwartete Wendung und wird dadurch das erſte Mittel zu ſeiner Rettung. Durch tauſend Ab- und Um- und Kreutz- und Querwege gelangt der Menſch endlich doch auf den Punkt, wo Gott ihm das Ziel ſetzte. So iſts; und wenn, wir dieſe Einflüſſe des höchſten Weſens auf unſern äuſerlichen Zuſtand auch nicht erklären können, ſo ſind ſie doch unleugbar da, und die Erfarung belehret ieden davon, der nur auf ſie Acht hat. Es iſt kein Leben ſo klein, ſo gering, ſo im Winkel der Welt verlebt, welches nicht ſeine Momente hätte, in welchen ſich die ſpeciellere Providenz Gottes über daſſelbe verherrlicht. Die Beobachtung derſelben iſt ein ſeliges Geſchäft und erfüllet das Herz mit göttlichem Troſt. Wie iſt es doch dabei auch ſo ganz unmöglich, an höhern Zukünften zu zweifeln? Warlich, mit einem Weſen, das ſo in ganz beſonderer Obhut ſeines Schöpfers lebt, mus ſein Schöpfer mehr vorhaben, als es nur für dieſes kurze vergängliche Leben zu erhalten. Es mus zu gröſſern Zwecken und Beſtimmungen da ſein. Der Aufwand von Fürſorge, den er für daſſelbe hier machte, wäre ſonſt zu unproportionirtgros. Und mit welcher Seelenruhe kann nun dieſes zu Ewigkeiten beſtimmte Geſchöpf den Ueberreſt ſeiner irdiſchen Wallfart zurücklegen und ſeiner Ewigkeit ſelbſt entgegenſehen! So ganz unter der Leitung ſeines Schöpfers bebt es vor keinen Gefaren, die ihm drohen, und verzweifelt unter keiner Laſt, wenn dieſe es auch zu Boden drückte. So hier ſchon von Gott beſchickt und beſorgt, erwartet es noch weit mehr von ihm in höhern Welten. O ihr Lieben, ſo laſſet uns alle recht ruhen und raſten unter dem Schirm und Schatten des Allmächtigen! Alle wollen wir uns bei Redlichkeit und Treue in unſern Pflichten ganz hingeben an dieſen groſſen Fürſorger und Regirer unſerer irdiſchen Schickſale. Noch mehr, als ſonſt, wollen wir nur in ihm leben, weben und ſein. Unſere irdiſche Laufbahn wird ſich trotz aller Hinderniſſe und Unglücksfälle doch an dem Ziele endigen, das uns ſeine Liebe ſetzte. Und dort, dort werden wir von ſeinen heiligen Führungen noch mehr erfaren und in die Art und Weiſe ſeiner Einflüſſe auf uns noch tiefere und deutlichere Blicke thun. Da wird uns das unverſtändliche verſtändlich, das unerklärbare erklärbarer ſein. Unſer erſtes Leben wird uns dann im ſchönſten Zuſammenhange erſcheinen; wir werden alle Theile des groſſen Plans Gottes über daſſelbe überſehen und es als die ſchönſte Einleitung finden, welche Gott dadurch für uns zu einer ſeligen Ewigkeit machte. Die lebendigſte Ueberzeugung hiervon wird ſo tiefe Eindrücke auf uns machen, daß wir uns dann Ewigkeiten lang ſeinen Führungen noch weit zuverläſſiger und vertraulicher überlaſſen und **wie heranwachſende und klügergewordene Kinder** ganz ohne Unzufridenheit und ohne alle Widerrede an **ſeiner Vaterhand** fortwandeln werden. Heil **uns alsdann** erſt recht! Heil aber auch jezt ſchon **uns, die wir auf ſeine Güte hoffen!** — Sophie, meine Sophie, ſtärke dich — Gott thut ja ſo viel an uns . . .

Wild, der ganz unerwartet den Kopf zur Thür hineinſteckt und ſo ſtehen bleibt. Darf unſer einer auch wohl ein bisgen hereinkommen?

Flemming, Leopoldine und Ehrhard zugleich. Immer näher, immer näher, Herr Wild!

Leopoldine, die auf ihn zu läuft und ihm unter Freudenthränen die Hand reicht. Ach lieber Herr Wild, viel tauſendtauſendmahltauſendfachen Dank nochmals dafür, daß Sie nicht zuhieben!

Wild, der Leopoldinens Hand recht ſchüttelt. Ja, hat ſich wohl! davor hatte es Friede, meine liebe Mamſel!

Leopoldine, die Wild ſogleich an Sophien hin führt, während daß Flemming aufſteht, und ihm von der Seite ſtill die Backen klopft. Hier — Mutter — das iſt der redliche Mann, dem wir den Vater zu danken haben —

Wild, einen Seitenblick auf Ehrhard werfend. Ja, ich dachte, was mich biſſe — — —

Sophie, die an Wild beide Hände reicht. Gott vergelte Ihnen, was Sie an uns gethan! Wir können's nun leider nicht mehr.

Wild. Iſt ſchon geſchehen, liebe Madam! Dedit — Accepi — heißts hier. (drehet ſich von Sophien ſchnell weg, und ſo, daß er die eine Hand an Flemming, die andere an Ehrhard reicht) Guten Tag, guten Tag, meine liebe Herren! Iſt doch ein ganz anderes Ding heute hier, als geſtern dort auf dem Markt. (zu Flemming, indem er Ehrhards Hand wacker ſchüttelt) Sie wiſſen's doch? Sie wiſſen doch alles? (ohne abzuwarten, was Flemming antworten wird, und Ehrhards Hand noch herzlicher ſchüttelnd) guten Tag, guten Tag, Herr Paſtor! Sie nehmen's doch nicht übel, wenn ich heute einmahl ſage — guten Tag, Herr Kollege! — Iſt nicht böſe gemeint — fürwahr nicht.

Flemming, Wilds Hand ſchon fahren laſſend. Wie? was iſt das?

Wild, über und über in Freude. I, das iſt ja eben der Mann, dem Sie ihre Erhaltung zu danken haben — **mir nicht** ... denn, wenn kein Pardon kam, — am Ende hätt's doch wohl einen feilen Schurken gegeben, der Sie an meiner Statt um eine Spanne kürzer gemacht hätte. .. Der Herr Paſtor hier hat Ihnen den Pardon ausgewirkt ...

Flemming, der gerade auf Ehrhard hinfällt. Iſt das wahr — lieber Freund Ehrhard — iſts möglich — und du ſagſt mir nichts? Ward mir darum ſo ſonderbar vorhin zu Muthe, als ich ſagte, daß ich ſo **unausſprechlich**viel an dir hätte? War mir darum ſo, als wenn iemand zu mir ſpräche —

du weiſſeſt noch nicht, wie viel du wirklich an ihm haſt?

Ehrhard, der ſich von Flemming zurückzieht. Ich verſtehe nicht — was ſagſt du? (wie beſchämt) Das kann ich nicht annehmen.

Wild, treuherzig. Heraus nur mit der Sprache, Herr Paſtor! Hier hilft kein Leugnen. Es iſt doch wahr, und ich weis Alles.

Ehrhard, betreten. Wer hat Ihnen das geſagt? Ich kann es ſchlechterdings nicht annehmen.

Wild, ſeiner Sache gewis. Wer mir das geſagt hat? — mein Kollege aus L ... Und dieſem hat's wieder der Leibiäger St. geſagt. Ja, der hat's ihm noch ſterbend geſagt, und ſeine letzten Worte ſind geweſen — „der — Paſtor — Ehrhard aus — Fremdling — hauſen — hat — den Par — don — aus — ge — wirkt.“

Flemming, der Ehrhard mit beiden Händen vor ſich hin hält und ihm ſtarr in die Augen ſieht. Freund, es iſt wahr — du ſagſt es mir, ohne es mir zu ſagen ...

Ehrhard, der ſeine Arme um Flemming her ſchlägt. Nun ia — es iſt wahr.

Flemming, der ſeine Arme ebenfals um ihn her ſchlägt, als wenn er ihn erdrücken wollte. O du mein Retter — mein Befreier — mein unausſprechlicher Freund — — **du Menſch an Gottes Statt für uns** — — —.

Hier hatten auf beiden Theilen die Worte ein Ende. Lange ſtanden Ehrhard und Flemming ſo und hatten einer ſeinen Kopf auf des andern Schulter gelegt. Endlich lieſſen ſie ſich los, blickten einander, der eine mit Freudenthränen, der andere mit Dankthränen, ſtarr an, fielen wieder über einander her, lieſſen ſich wieder los, blickten ſich wieder ſo ſtarr und ſtumm und die Augen voll Thränen an. Sophie und ihre Kinder ſtanden unbewegt da und ſchienen den groſſen Anblick zu feiern, der darinn liegt, wenn man — Männer weinen und zwar ſolche Thränen weinen ſiehet. Endlich traten ſie alle um Ehrhard her und heiligten ihm jene ſtillen Zähren, welche edle Seelen vergieſſen, wenn ſie ein allebendiges Gefühl empfangener höchſter Wohlthat im Vergeſſen einer ganzen Welt einwiegt. Noch ward nicht geſprochen.

Wild, der mit beiden Händen ſich männlich die Augen auswiſcht, ein Paar Schritte auf die Seite geht, dann ſtill ſteht und ſo auf den heiligen Zirkel der überſchwenglichgerührten zurückſteht. Das ſoll mir einmahl einer anſehen, ohne **mitzuweinen!** Und wenn er ein Herz von Kieſelſtein hätte, ſo müſt's ihm pappeweich werden . . . (ſchlägt ſich mit der Hand vor die Bruſt, daß das ganze Zimmer davon ſchallt) Warlich, es gibt doch noch gute Menſchen! — Hilf Gott, wenn ich **den** geköpft hätte, müſte ich nicht gleich des Todes ſeyn?

Ehrhard. Darum ſind Sie eben auch Einer von den guten Menſchen, die's noch gibt. Kommen Sie herein in dieſen kleinen Zirkel.

Wild. Es ſieht ſich von weitem auch recht gut zu.

Leopoldine, die endlich für alle das Wort nimmt, mit gefalteten Händen. Herr Prediger — lieber Herr Prediger — was ſind Sie uns alles! Welche Wunder der Barmherzigkeit thut Gott durch Sie an uns! Noch iſt mir vieles unerklärt; aber das ſehe ich doch gleich ein, daß Sie ſolchergeſtalt **Anfänger** und **Vollender** der Erhaltung meines Vaters ſind... **Aufnehmen** wollen Sie nun einen **Geretteten** ſamt ſeiner Familie, und — **gerettet haben** Sie auch den, den Sie **aufnehmen** wollen... Ach, Herr Wild hat wohl Recht, daß mein Vater doch würde ums Leben gebracht worden ſein, wenn Sie nicht Pardon geſchaft! Ihm ſei Dank, daß er nicht zuhieb, und Ihnen, daß gar kein Menſch hernach zuhieb! Sie lieber Retter meines Vaters, meines höchſten Guts, daß ich zwiſchen Himmel und Erde habe — Sie gütiger Aufnehmer ſeiner und unſer aller — — und das alles ſind Sie ſo gern, ſo ſichtbargern!... O ehrwürdiger Sterblicher — (Klopft ſich im gröſten Affekt dreimahl die Bruſt) ſo lange dis Herz ſchlägt, ſoll es für Sie, wie für meine Eltern, ſchlagen... Nehmen Sie mit dieſem Dank vorlieb — ich habe keinen andern... Nie müſſe Ihnen eine Ihrer künftigen edlen Thaten mislingen! Sein Sie für die Erde mit dieſem Segen zufrieden; — einen andern kann ich Ihnen nicht wünſchen, denn Sie haben die übrigen alle... Im Vaterlande der Unſterblichkeit aber einſt — da, da werde Ihnen der Grad von Seligkeit zu Theile, welchen Gott für die Erſten unter ſeinen Menſchen beſtimmt hat!... Ich, ich wollte für Sie ſterben können... (Zieht den Vater an Ehrhard hin, zwingt beide zum Kus für einander, umarmt ihre Köpfe und küſſet dieſe beide auf einmahl) O ihr Vaterköpfe — einer ſo brav und einer ſo lieb mir, als der andere!

Ehrhard, der ſich von Flemming loswindet und Leopoldinen allein läſſet. Nun, ſo ſein Sie auch gern meine Tochter — Sie gleichſtarke und gleichempfindſame Seele!

Leopoldine, die ihre Hände in die ſeinigen ſchmiegt. Ach mein Gott — wie ſo gern!

Ewald. Ich war auch da, wo der Fürſt lagte. (ſchlägt die Augen nieder) Mir hat's aber nicht wollen glücken.

Ehrhard, liebreich. So waren Sie doch da und zeigten ſich dadurch als ein braver Sohn. (Sophie ſchien an Ehrhard fallen zu wollen — Flemming ſah ganz vor ſich nider) Lieben Leutgen, ich denke — wir ſetzen uns. Wir ſind in der That alle zu gerührt. Ich will ia alles erzählen, wie es war.

Flemming, ſich ermannend. Wild, komm' er her!

Wild, ſchnell hinzutretend. Hier iſt Wild — was ſoll er? Ich bitte Sie, denken Sie iezt an weiter nichts, als daran, wie Sie mir unter dem hochſeligen Herrn zur Scharfrichterei halfen; — und daran, wie Sie mir hernach das Kapital von tauſend Thalern, welches noch darauf als Schuld haftete, da ich's unerwartet bezahlen ſollte und nicht konnte, auf ein Jahr lang ohne Intereſſen vorſchoſſen, —— und daran, wie Sie nach der Zeit noch immer, ſo oft ich wollte, und ehe Sie Ihr Haus kauften, mir auf drei, vier Monate zu fünf- ſechshundert Thalern liehen, und zwar — blos auf mein ehrliches Scharfrichtergeſicht ... Hieran denken Sie iezt und an weiter nichts.

Flemming, der Ehrhards-Hand und Wilds Hand auf einander und dann ſeine beiden Hände darüber legt. So ſeid ihr's **beide** dann! Seltſam gnung hat euch die Providenz zu **einer** Handlung vereinigt. Aber **ihr beide** ſeid's, denen ich nächſt Gott meine Erhaltung zu danken habe.

Wild, der ſchnell ſeine Hand wegzieht. Ei was? Wenn **ich's** nicht war, ſo hätt's den Tag darauf wohl zehen andere gegeben, die Sie vom Leben zu Tode brachten. Hätte der Herr Paſtor nicht den Pardon geſchaft, ſo war's ſo viel, wie Nichts.

Ehrhard, der Wilds Hand wieder haſcht. Aber — was hätte der geſchafte Pardon geholfen, wenn Sie einmal zugehauen hätten ...

Flemming, dazwiſchentretend. Kinder — Männer — ſtreitet euch meintwegen nicht; ihr habt beide Recht. Nur, wenn ihr euch beide vereinigtet, konnte ich erhalten werden. Ihr mußtet zuſammen handeln — ihr habts gethan — und doch hat jeder nur für ſich gehandelt. So ſollte es ſein. So braucht Gott oft zwei Menſchen zur glücklichen Vollbringung einer guten Handlung. Der eine thut getroſt die Hälfte davon, ohne auf der Stelle den andern zu kennen, der die andere Hälfte thut. Am Ende lernen ſich beide kennen und haben ſich lieb dafür, daß einer dem andern geholfen hat.

Ehrhard, der an Wild beide Hände reicht. Iſt gut, daß's ſo kam, — nicht wahr?

Wild, der Ehrhard heftig ſchüttelt. Ja wohl iſt's gut. Aber — kurios iſts auch. Daß ein Geiſtlicher und ein Scharfrichter bei Exekutionen, die wirklich vor ſich gehen, zugleich thätig ſind, geſchieht leider noch viel tauſendmahl; aber — daß ein Geiſtlicher und ein Scharfrichter eine Exekution, die vor ſich gehen ſoll, verhindern, das geſchah geſtern wohl zum erſtenmahle. — Aber erzählen Sie uns doch nur, lieber Herr Paſtor, wie Sie

Ihre Dinge angefangen haben. Wie ich's gemacht, das weis ich wohl; — ich warf mein Schwert weg.

Die Geſellſchaft der Sechs ſetzte ſich. Flemming kam gerade zwiſchen Ehrhard und Wild zu ſitzen. Jeder war Ohr, und Ehrhard erzählte den ganzen Verlauf der Sache von dem Augenblick ſeiner Hinkunft in die Jagdgegend an bis auf den Augenblick, in welchem er ſich von dem Fürſten getrennet hatte. Zehenmahl rief Flemming dabei aus — Gott! wie ſonderbar müſſen oft deine Wege ſein, wenn du Unglückliche retten willſt! Als Ehrhard beſchrieb, wie er vor dem Fürſten auf Händen und Füſſen als Tiſch geſtanden, ſprach der Gerettete — das iſt ja noch mehr, als was ich that, da ich die Kontreordre der erhöheten Acciſe auf Brod und Bier bewirkte!

Ehrhard, das mag dir alſo auch dafür wohl geſchehen ſein. — In allen meinen Ribben fühlte ich's, wie die fürſtliche Hand beim Schreiben zitterte.

Flemming. Das war Kampf zwiſchen den Gefühlen des Fürſtſeins und des Menſchſeins. Schon der bloſſe Kampf macht ſeinem Herzen Ehre, der Sieg aber noch mehr; denn der Menſch ſiegte hier über den Fürſten. Denke dir doch nur Zurücknahme eines eigenen Befehls, und zwar eines ſolchen Befehls. Wie ſchwer gehen Fürſten hieran, und wie beſtärken ſie Schmeichler und deſpotiſirende Räthe darinn! Und dann — Karls Furcht vieleicht vor der Gräfin, und wohl gar vor Ingenſtröm auch … Wenn ich mir dis alles zuſammen denke: ſo mus ich ſein Herz noch höher ſchätzen, als ich es immer ſchätzte. Das war mein ewiges Urtheil über ihn — **wenn Karl blos aus ſich handelt, ſo handelt er gut.**

Ehrhard, nachdem er hierauf blos geantwortet — „Das laſſen wir einſtweilen an ſeinen Ort geſtellt ſein „ — beſchlos ſeine Erzählung: worauf ſich alles an ihn drängte, und Leopoldine mit dem Gefühl und Ausdruck jener Ehrfurcht, welche man nur gegen die erhabenſten Verdienſte beweiſet, ihm zurief: „Sie Groſſer! Sie Guter! Nur Seelen, wie die Ihrige, werden von Gott der Ausübung ſolcher Handlungen gewürdigt!

Ehrhard. Meine Liebe, Sie ſehen ja, daß mein ganzes Verdienſt um die geglückte Handlung nur darinn beſtehe, daß ich — den Gang nach ihr gethan. Das übrige iſt ja warlich alles blos

Gottes Sache. Die Reiſe des Fürſten auf die Jagd überhaupt, — ſein Einfall, am **heiligen** Morgen allein zu jagen — ſein Unglück im Bruch, und alles übrige.

Flemming. Darum laſſet uns nun, **da wir Alles wiſſen**, mit noch heiligern Blicken und mit noch frömmern Gefühlen das groſſe Werk betrachten, welches die ſpeciellere Providenz an uns vollbracht hat! — Wenn, wie ich mir gewis vorſtelle, die Gräfin das Luſtiagen ſelbſt vorgeſchlagen hatte: ſo that ſie es recht in der Abſicht, um den Fürſten bis nach meinem erfolgten Tode mit Zerſtreuungen ſo hinzuhalten, daß er nicht etwa **aus ſich ſelbſt** anderes Sinnes wieder würde und mich begnadigte. Sie that es, um ihn aus der Reſidenz zu entfernen, damit nicht etwa ein Rechtſchaffener ihn anträte und für mich Begnadigung auswirkte. Dieſen Umſtand, der ihren Gedanken nach meine Rettung völlig unmöglich machen ſollte, verwandelte Gott in die Grundlage zu meiner wirklichen Rettung. Gerade das, was mir das Garaus machen ſollte, muſte mein Erlöſungsmittel werden. Merket auf! Das iſt eine der beſonderſten Erweiſungen **genaueſter** Providenz, wenn Verfolger wider ihren Willen durch ihre ausgeſonnenſte und ihrer Meinung nach untrüglichſte Argliſt ihren Verfolgten ſogar Schutz und Rettung zubereiten müſſen. In der Reſidenz wäre es vielleicht ganz unmöglich geweſen, daß iemand für mich den Fürſten hätte antreten können. Wie leicht hätte man ihn da in dem engen Raume ſeines Schloſſes ſo umgeben und umwachen konnen, daß kein Menſch, der nicht geſollt, vor ihn gedurft! Aber in einer Gegend von etlichen Meilen im Umfange war dis nicht ſo möglich. Da, da konnte vielleicht mein Freund Ehrhard ihn erhaſchen; aber da auch einzig und allein nur. (hebt die Hände gen Himmel) O du Allweiſer, wie vereitelſt du die Plane der Menſchenfeinde durch ſie ſelbſt! — Daß nun der Hirſch den ganzen erſten Tag über nicht erlegt werden konnte, da doch die ganze Jagdſuite beiſammen war, was meinet ihr dazu? Bei den Anſtalten, welche die Gräfin getroffen, konnte mein Ehrhard den Fürſten an dieſem Tage nicht erreichen. Wäre nun da der Hirſch erlegt worden, ſo hätte der Fürſt ſeinen drauf folgenden Morgenſchlaf wohl weit ausgedehnt, und hätte vielleicht ſeine Augen nicht eher wieder geöfnet, bis ich die meinigen ſchon auf ewig geſchloſſen. So war noch Möglichkeit meiner Rettung auf einen halben Morgen wenigſtens ſchon bewirkt.

wirkt. Allein auch bei dieſer Möglichkeit wäre es vielleicht geblieben. Man würde Tages drauf den Hirſch etwa wieder aufgeſucht haben und die ganze Geſellſchaft wäre wieder ſo bei einander geweſen. Da, da aber muſte der ſeltſame Umſtand, welcher nun meine Rettung beförderte, eintreten, daß der Förſter den Stand des Hirſches fand und auf den Einfall kam, einen unſerm Fürſten vielleicht noch nicht vorgekommenen Förſterſpas zu machen und Karln zur Abbrechung ſeines Schlafs und zur Jagd mit ihm allein einzuladen. Hierauf muſte der Fürſt den Förſterſpas ſchön finden und ſich ganz in geheim in aller Frühe auf die Jagd begeben. Mein Ehrhard muſte dies erfaren; (blickt hoch auf) Ach Vater, wenn dis nicht geſchah, ſo war doch alles umſonſt! — Darauf muſte der Fürſt einen Fehlſchus thun. Durch den Schus ſelbſt fand Ehrhard die eigentliche Gegend, wo der Fürſt war, und durch den Fehlſchus bereiteten ſich alle folgende ſo günſtige Umſtände. Erwäget nur, ihr Lieben — Damit ein Fürſt ein menſchliches Leben retten möge, mus er das Leben eines Thieres fehlen!!! Der gefehlte Hirſch muſte nun in ein Bruch flüchten, wohin der Fürſt mit dem Pferde nicht folgen konnte. Da muſte der Fürſt ganz allein ſein und auf den

Gedanken gerathen, abzuſteigen und dem Hirſch nachzugehen, während daß ſeine zwei Begleiter um den Bruch herjagten. Da muſte er — o nun, nun ſchritte die Rettung deines Leidenden, o Vater, mit ſchnellen Schritten vor — in einen Sumpf gerathen; er muſte ſchreien . . . Hätte er nicht geſchrieen, wie hätte Ehrhard ihn gefunden und den Augenblick ſeines Alleinſeins benutzen können? Geſchrieen aber würde er nicht haben, wäre er nicht in den Sumpf gerathen. Da muſte ihn Ehrhard in gröſter Noth finden und durch eigene Rettung zu meiner Rettung weich machen. Da muſte eine alte Brücke in der Nähe ſein, aus welcher ſich Ehrhard die Möglichkeit zubereitete, an den leidenden Fürſten zu kommen, ihn erreichen und herausziehen zu können. Da muſte nun Ehrhard männliche Kraft genung in ſich fühlen, den Augenblick zu nutzen und wacker auf meiner Begnadigung zu beharren. (Vater, daß er ſo ſprechen konnte, wie er ſprach, das machteſt du, und, wie dort aus dem Munde des Edlen geſchrieben ſteht, es ward ihm zu der Stunde alles gegeben, was er reden ſollte. Er war es nicht, der da redete, dein Geiſt war es, der durch ihn redete. Und eben dieſer Geiſt war es, du warſt es, der das Herz meines Fürſten ſeinen Raden öfnete und es ſo leitete, daß er thun muſte, wie mein Fürſprecher ſprach.) Alsdann muſte ſich alles ſo treffen, daß der Fürſt ſogar gleich die Begnadigung ſchreiben konnte, damit meine Verfolger ſie ihm nicht wieder leid machten, oder gar mein Kopf ſchon abgehauen wäre, ehe der Pardon geſchrieben würde. Dann muſte, als Ehrhards Pferd davon gegangen war, um nicht noch die letzte Zeit zu verliehren, der arme Leibiäger kommen und den Pardonbrief in höchſter Geſchwindigkeit noch ans Schafot bringen können ... Der gute, brave St. — wäre er nur nicht umgekommen! Doch, ihn ſelbſt kannſt du überſchwenglich dafür ſchadlos halten, Vater, und wirſt es gewis jetzt ſchon thun. Ihm mag hochwohl jetzt dafür ſein, daß er ſein Leben für das meinige hingab. Und ſeine Familie hat es vielleicht in Zukunft weit beſſer durch ſeinen Tod, als bei ſeinem Leben. So viel konnte er an ſeinen Kindern nicht thun, als nun an ihnen geſchehen wird ... Und, weil dann doch alles, alles umſonſt geweſen wäre, wenn Wild zu rechter Zeit zugehauen hätte: ſo muſte auch dis nicht geſchehen. Hiermit vollendete die Providenz ihr angefangenes Werk. In Wilds Seele muſten ſich die Gefühle der Gegenliebe und Dankbarkeit noch einmahl regen, und ein

Spruch aus der kleinen Bibel, welche er ſich geſammelt, muſte ihm einfallen, der dieſe Gefühle allgewaltig widerſtrebend gegen ſeine Berufshandlung machte, die das Garaus mir geweſen ſein würde... Saget, meine Lieben, welch eine Menge von Umſtänden, einer immer ſonderbarer als der andere, gehörte dazu und muſte ſich vereinigen, wenn ich gerettet werden ſollte! Keiner von ihnen durfte fehlen, ſonſt waren die übrigen alle umſonſt und — es war um mich geſchehen. Wer machte es, daß ſo viel ſonderbare Umſtände ſich wirklich und recht in den einzig dazu nützlichen Momenten vereinigten? Iſt es möglich, daß auch der wildeſte Menſch dieſe Erzählung mit einiger Aufmerkſamkeit hören könne, ohne auf die Vermuthung zu kommen, daß ein höheres Weſen hierbei gewaltet haben müſſe? Wie vielmehr müſſen wir Gläubige an Gott und Providenz das innigſte und herzlichſte Bekenntnis hiervon ablegen! Meine Lieben, ſo hat die Providenz, iene ſchönen Gedenkſprüche, die ſie einſt von ſich durch ihren gröſſeſten Gläubigen an ſie der ganzen Menſchenwelt ſagen lies, durch dieſe meine Lebenserrettung in ein wirkliches Faktum verwandelt. Ich meine iene Gedenkſprüche — »ohne meines Vaters Willen fälle kein Sperling vom Dache „ — und — „eure Haare ſind alle auf eurem Haupt gezählet." Ja, ja, zu dieſem ſchönen Text war mein geſtriger Lebenstag ein ſchöner Kommentar!!! Er hat **groſſe Dinge** an mir gethan, des Nahme heilig iſt. Sehet, das ſind eben die **Wunder**, welche Gott thut, und die wir, wenn er als Vater ſie gut findet, von ihm erwarten dürfen — die **Wunder ohne Wunder**, die Wunder durch zweckmäſſigſte Vereinigung vieler unerwarteten, von uns unvorhergeſehenen günſtigen Umſtände. Nun ſind uns alle die Umſtände, welche mich gerettet, erklärbar; nun verſtehen wir das ganze groſſe an uns geſchehene Wunder. Nun mus auch unſer Entſchlus, uns bei ſtiller Frömmigkeit und Thätigkeit Gott ganz zu überlaſſen, noch weit ſtärker, feuriger, feſter und unerſchütterlicher ſein, als er vorhin ſchon war, und Wir müſſen eine Familie ausmachen, die in Zuverſicht auf Gott Millionen andere übertrift. Und das wollen wir — das wollen wir auch recht thun. (knieet unter Freudenthränen nider; die ganze Geſellſchaft, auch Wild, knieen mit nider) In deine Hände falle ich nun auf ewig ganz mit Frau und Kinder hin, du allmächtiger Retter aus aller Noth! Ach Gott, Gott, ſchön iſts ſchon für den Leidenden, zu wiſſen, daß du hilfſt, und zu denken, daß du geholfen habeſt; aber ſchöner iſts noch für ihn, auch hernach den ganzen Weg zu überſchauen, den deine Hülfe für ihn nahm! Nun, ſo ſei auch manches noch ſo dunkel in der Geſchichte meines kleinen Lebens — — iſt doch hier, hier in der groſſen Kriſe meines Schickſals volles Sonnenlicht! Ach, wie wirſt du noch über uns wachen und walten, der du ſo groſſe Dinge an uns thatſt! Nimm nun unſrer ganzen Seelen hin! Nun zweifle und zage hinfort keiner von uns allen mehr an deiner allergenaueſten Fürſehung über uns! Es komme, was kommen darf — es gehe, wie es gehen ſoll — — hier ſind entſchloſſene Gläubige, die nicht wanken wieder von unbegränzter Zuverſicht auf dich, und wenn auch die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer ſänken. Leben wir, ſo leben wir dem Herrn — ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn...

Bei den letztern Worten machte Flemming eine Bewegung mit beiden Armen in die Höhe, als wollte er Gott vom Himmel herab an ſein Herz drücken. Drauf ſtand er auf und umarmte auf das herzlichſte erſt Wild und dann Ehrhard. „So ſolget ihr, ſprach er dazu, in der Reihe meiner Retter auf einander. Erndtet nun hier und dort den hohen Lohn der Lebensretter ein!»

Flemming, als ſich alle nidergeſetzt. Freund Ehrhard, ich kann dir einen Gedanken nicht verheelen, der mitten in der Freude über meine Rettung mich doch nicht ganz verläſſet. Er war, wie Leopoldine erzählt hat, der erſte, welcher mich ergrif, als Wild das Schwert wegwarf, und er hat mich auch iezt wieder zu verſchidenen mahlen während meiner Rede und zulezt ſogar noch im Gebet ergriffen. – Du muſt mich als Religionslehrer am beſten darüber belehren können und — Herr Wild mus ihn mir auch nicht übel nehmen.

Wild, der erſt aufſpringt und ſich dann wieder ſetzt. Ich übel nehmen? Ich meinem Wohl- häter etwas übel nehmen? Es ſei, was es ſei; nur heraus damit!

Ehrhard. Sag nur an, lieber F.. Ich nerke ſchon — —

Flemming. So unſchuldig ich auch mein Le- en verlohren haben würde — ſo froh ich auch dar- ber bin, daß ich es nun noch habe — aber war die Handlung auch wohl recht, welche Wild dadurch that, daß er nicht zuhieb?..

Wild, der noch heftiger aufſpringt und ſtehen bleibt. Nun, das müßte ich doch warlich bald übel nehmen. So etwas hätte ich in meinem Leben nicht erwartet. Es iſt ia ihr Kopf, der dadurch ſitzen blieb... Ich denke nicht, daß ich etwas Groſſes gethan habe; aber ich will doch auch nichts Unrechts gethan haben.

Flemming, gerührt. Nein, böſe ſoll er nicht dadurch werden, guter Wild. Ich danke ihm auch herzlich, daß er mir meinem Kopf gelaſſen. Die Sache iſt nur dieſe — Er iſt einmahl Scharfrichter; wenn ihm alſo befohlen wird, einen Kopf herunter zu nehmen, ſo — —

Wild, der hitzig dazwiſchenfährt. Bin ich denn nur Scharfrichter? Oder bin ich nicht auch Menſch und Chriſt? Ich weis gar nicht — —

Flemming. Nicht ſo, Wild! Aber denke er nur einmahl, wenn das ſo anginge, daß ieder Scharfrichter ſein Schwert wegwerfen könnte, wie er wollte — was würde aus dem Staat? Wenn dann nun Straſſenräuber und Mörder gerichtet werden

den ſollten und die Obrigkeit hätte alles abgeurtheilt und es käme erſt noch auf den Scharfrichter an, ob der köpfen wollte — —

Wild. Ei, dieſen hole ich die Köpfe herunter, wie den Tauben. Das hat nichts zu bedeuten. Das bleibt beim Alten.

Flemming. Ich weis nur nicht, ob er, ehe er köpft, erſt unterſuchen darf, wen er köpfe. Sein Amt iſt, zu köpfen, ſobald befohlen wird. Köpft er einen Unſchuldigen: ſo haben die es zu verantworten, welche das Todesurthel ausfertigen. Freilich wäre mir fürchterliches Unrecht geſchehen, wenn ich meinen Kopf verlohren hätte; aber — ich hätte, wenn er das Amt, welches er einmahl hat, an mir ausgeübt, als ein Opfer, das der Subordination und der höchſten Gewalt, ohne deren unverletztes Anſehen kein Staat erhalten werden kann, folglich für's Ganze, gebracht würde, betrachtet werden müſſen. Dis iſts, was ich meine.

Wild, der ſich alle Kleider aufreißt. Potztauſend, machen Sie mich nicht konfus. Ich hatte es ja ſchon vorher geſagt, daß ich Sie nicht köpfen würde, weil ich Sie nicht köpfen könnte. Die Worte — du ſollſt Gott mehr gehorchen, als den

Menſchen — d. h. du ſollſt eher alles daran ſetzen, lieber ſelbſt ſterben, ehe du einen Unſchuldigen, der dein gröſter Wohlthäter war, tödteſt, und wenn's dir auch eine ganze Welt befóhle — — dieſe Worte, ſage ich, fielen mir ia auf dem Schafot nicht zum erſten mahle ein, ſondern ich ſagte ſie dem Miniſter ſchon in ſeinem Hauſe und erklärte ſie ihm auch ſo. Folglich hatte man mich dafür ſtrafen mögen, und das wollte ich mir ia auch gefallen laſſen. Wenn ich als Scharfrichter dadurch, daß ich Ihnen den Kopf nicht nehmen wollte, meinen eigenen verbrochen hatte — i nun, ſo hätte man dieſen herunterſchlagen mögen. Ich war ia bereit dazu. Konnte ich denn in einem ſo ſonderbaren Streite meiner Pflichten braver und gewiſſenhafter handeln? Ich würde ia auch nimmermehr auf dem Schafot zu ſehen geweſen ſein, wenn man mich nicht halb mit Liſt, halb mit Gewalt hinauf gebracht hätte. Machte man mir denn nicht weis, daß ich den Mörder Andres, der lange genung ſizt, köpfen ſollte? So einen Kerl köpfe ich alle Tage. Und da ich von öffentlicher Exekution hörte, ſo glaubte ich dis auch. Ich wäre ia lieber davon gelaufen und hätte meine Scharfrichterei im Stich gelaſſen, wenn man mir geſagt, daß Sie es wären, den ich abſolut köpfen ſollte. Aber ſo lief ſichs dann ſchön davon. Wie ich mich auf Befehl mit meinem Schwert ſtellte, brachte man mich in Verhaft, und dann mit Wache aufs Schafot. Das hat aber ſo ſein ſollen; denn wäre ich davon gelaufen: ſo hätte man einen andern Scharfrichter vielleicht aufgetrieben, der Ihnen ohne Umſtände den Kopf vor die Füſſe gelegt hätte. Und das ſollte nun einmahl nach Gottes Willen nicht ſein. Gott weis es, wie mir zu Muthe ward, als ich Sie auf dem Schafot erblickte. Kann ich denn für mein Gefühl? Kämpfte ich nicht genung damit? Sahen Sie nicht, was es für Eindrücke auf mich machte, als Sie zu mir ſprachen — **Du muſt der Obrigkeit gehorchen?** Wollte ichs nicht thun? Sagte ich Ihnen nicht ſchon, wie Sie den Kopf halten ſollten? Konnte ich aber dafür, daß mir Gott die Worte noch einmahl zurief — **du ſollſt mir mehr gehorchen, als den Menſchen** — und daß dieſe Worte die Eindrücke überwältigten, welche die Ihrigen auf mich gemacht hatten? Unterwarf ich mich denn nicht, wenn ich ja Strafe dafür verdiente, daß **Gottes Wort ſo auf mich wirkte**, auf der Stelle der allergröſſeſten Strafe, welche man mir iemals hätte anthun können und worauf doch gewis kein gerechter Richter angetragen haben würde? Setzte ich mich nicht ſelbſt für Sie hin?

Flemming. Ja, Er nahm mich aber doch auf den Schos .... Wie konnten zwei auf einmahl geköpft werden?

Wild, ganz wild. Das that ich ia da erſt, als es hies, daß Sie dennoch zuerſt geköpft werden ſollten? Hören Sie doch nur recht — ich wollte ia nicht meinen Tod, ſondern den Ihrigen verhindern... Hätte man mich erſt, und dann Sie geköpft, ſo hätte es ſein mögen. So hätte ich Sie doch nicht ſterben ſehen dürfen und ſo wären wir in iener Welt gleich wieder beiſammen geweſen. Und kurz und gut, unſer braver Fürſt hat mir, wenn ich auch Unrecht gethan hätte, pardonirt. Man hatte mich ia eingeſetzt; aber man hat mich auf ſeinen Befehl wieder loslaſſen müſſen. Und wie hätte er es auch anders, als gern, ſehen mögen, daß ich Ihnen den Kopf nicht genommen, da es einmahl ſein Wunſch hernach war, daß Sie ihn behalten ſollten? Zweifeln Sie etwa noch hieran? (greift in die Taſche) Sehen Sie, das fand ich, als ich aus meinem Arreſt nach Hauſe kam. Es ſind vier Luldore. Zwei bekomme ich ſonſt nur, wenn ich einen Kopf heruntergeholt habe . . . Wenn ich aber wieder nach der Stadt komme, ſollen ſie alle vier die armen Waiſen des verunglückten Leibjägers haben. '

Flemming, ganz erſtaunt. Gott, welch ein braver Fürſt und welch ein braver Scharfrichter!

Wild. Und nun ſagen Sie nicht mehr, daß ich unrecht gethan; der Fürſt ſagt, ich hätte recht gethan.

Flemming, der Wild liebreich an ſich zieht. Nun, ſo iſt ja alles gut. (ſieht Ehrhard an) Aber unſer Lehrer da ſpricht doch auch nicht ein Wort dazu.

Ehrhard, lächelnd. Unſere Tochter Leopoldine ſoll einmahl den Auftrag haben, für mich zu antworten.

Leopoldine, ſanfterröthend und ſchnell. O darauf iſt leicht zu antworten. Gott ſei ewig Lob und Dank, daß Herr Wild nicht zuhieb! Ich hätt's ebenſo gemacht, wenn ich Herr Wild geweſen wäre. Jeder Menſch hat auſſer ſeinem äuſerlichen Beruf auch noch einen innern, nehmlich den, nicht nur nie Böſes mit Vorſatz ſelbſt zu thun, ſondern auch nicht einmahl mit Bewußtſein davon das Werkzeug zu werden, durch welches Andere Böſes thun. Dieſer Gewiſſensberuf, welchen Gott uns allen gab, geht über den Weltberuf, und ſobald beide in Streit gerathen, mus letzterer nachſtehen. Wäre es, daß wir darüber geſtraft würden oder ſonſt in Unglück geriethen: ſo müſſen wir die Ertragung ſolcher Leiden unter die Pflichten rechnen, welche wir der Tugend ſchuldig ſind. Genung, kein Menſch mus wider ſeine Ueberzeugung handeln, noch weniger aber groſſes und abſcheuliches Böſes befördern helfen, ſobald ihm ſein Herz ſagt, daß etwas ſolches ſei. Lieber ſterben, als dis thun! Nach dieſem Grundſatz hat Herr Wild gehandelt, und ſo hat er recht gehandelt, wenn auch der Unſchuldige, den er retten half, nicht mein Vater geweſen wäre. Daß er nun aber gerade meinen Vater gerettet hat, dafür ſegne ihn und ſeine Kinder der allerhöchſte und himmliſche Vater! (eilet auf Wild zu und reicht ihm mit innigſter Dankbarkeit beide Hände.)

Ehrhard, nachdem ihn Flemming ſcharf angeſehen. Das war der rechte Punkt getroffen, und ich

be nichts hinzuzuſetzen, als — Kein Fürſt
Welt hat das Recht, irgend einen Men-
— auch den Scharfrichter nicht — zu zwin-
daß er mit voller Ueberzeugung Böſes thue.
nun Jemand dadurch, daß er dis zu thun
gert, ſeine Berufserfüllung zu verweigern
t: ſo kann ihm doch weiter nichts deshalb,
chſtens ſein Beruf, genommen werden
würde alſo z. E. zu Wild nur haben ſagen
: weil du den Scharfrichter nicht machen
ſollt du auch nicht mehr Scharfrichter ſeyn.
wüſte ich doch in der That nichts, was ihm
eſchehen können. Da nun der Fürſt hinten-
uch dis ihm zu ſagen verboten hat: ſo hat der
Proces ein Ende, und Wild hat als ein
Scharfrichter gehandelt. Sobald es Mode
wird, daß alle Menſchen, vom Scharf-
an bis auf den oberſten Richter in Betref-
hres Berufs ſo gewiſſenhaft zu Werke gehen,
s um ein gut Theil beſſer mit der Welt be-
in, als iezt. Bis dahin verleihe Gott dieſe
enhaftigkeit wenigſtens allen Scharfrich-
! (ſchlägt zwanzig Schnippgen hinter einan-
hrt Flemming ſchnell ans Fenſter und flüſtert
s Ohr) Ein fataler Streich! Ich habe

vergeſſen, Ihren Aufſatz dem Fürſten zu geben — — —

Flemming, ganz gelaſſen. Schadet nichts. Es hat nicht ſein ſollen; ſonſt hätten Sie es nicht vergeſſen. Wer weis, wozu auch dis gut iſt.

Ehrhard. Ei, ſchadet wohl. Hm! Warlich, vor Freude habe ichs vergeſſen. Nun — es iſt geſchehen. Ich behalte aber den Aufſatz an mich. Der Fürſt hat mir freigelaſſen, ihm die Aufwartung wieder zu machen. (der iunge Jngenſtröm tritt herein)

Flemming zu Ehrhard. Das iſt der Sohn meines Todfeindes; er denkt aber anders, als ſein Vater.

Jngenſtröm, an Flemming hineilend. Ach ehrwürdiger Geretteter, es war mir unmöglich, nicht im Vaterlande noch mein ganzes Herz voll frohlockender Theilnehmung vor Ihnen auszuſchütten — — —

Wild, im Hintergrunde, ziemlich laut. Ja, du magſt mir der rechte Theilnehmer ſein — ſo ein Patron, wie dein ſauberer Herr Papa — —

Klemmitz, während daß ſich Ingenſtröm mit thränenvollen Augen um ihn her ſchmiegt. Seid Sie geſammlet, junger Mann! Es iſt ja alles nun gut, und alles beſſer gegangen, als wir dachten. (gen Himmel zeigend) Von oben ward keine Macht dazu gegeben, und ſo ward aus der Stunde der Finſternis nichts.

Ingenſtröm. Ach ſelig, ſelig ſind wir doch alle, daß es ſo kam! (richtet ſich wieder in die Höhe) Hier, wo ich ehegeſtern in unendlicher Traurigkeit hätte verſinken mögen, fühle ich mich heute ſo unausſprechlich glücklich — — O Gott, Gott, wie wohl iſt mir, daß du die höchſte Bosheit im Plan meines Vaters vereitelt haſt! (Wild ſchüttelt unaufhörlich den Kopf, kann das alles gar nicht begreifen und tritt ganz übertäubt etwas näher) Ewig, o edler Leidender, ſollen die Eindrücke unauslöſchlich ſein, welche Sie mit Ihren Lehren ehegeſtern hier auf mich machten. Nur die einzige Bitte — Setzen Sie nun die Geſinnungen gegen mich fort, mit welchen Sie aus der Welt gehen zu wollen ſchienen. Ich habe Ihnen mein ganzes Herz entdeckt. So, wie es ehegeſtern war, iſt es heute noch, und ſo ſoll es ewig ſein und bleiben.

Wild, der es endlich wagt, ganz hervorzutreten, aber immer noch den Ausdruck des Unglaubens im Geſicht. Iſt denn das alles ſo Ernſt?

Flemming. Ja, mein lieber Wild, das glaube ich ganz gewis. Hier iſt einmohl eine groſſe Ausnahme vom alten Sprichwort. Dieſer Apfel iſt weit vom Stamme gefallen. Dieſer Sohn denkt beſſer, als ſein Vater.

Wild. Nun, ſo hätte ich eher geglaubt, daß der jüngſte Tag heute käme, als dis. Wenn's aber ſo iſt — Herr von Ingenſtröm iunior — Da haben Sie meine Hand, und — vergeben Sie mir! .. Ja, Sie haben einen erzgottloſen Vater, das iſt wahr; aber er wird auch noch ſeinen Lohn kriegen, das weis ich. Es iſt noch nicht Abend.

Ingenſtröm, wehmüthig. Ach Gott!

Flemming, der Wild ein Zeichen giebt, zu ſchweigen. Ich habe Sie Ihres Herzens wegen gewis lieb, iunger Mann; und wenn Ihnen dis Troſt iſt, ſo brechen Sie nun auch von dem allen ab. Gott hat mich gerettet. Die beiden Menſchen, deren er ſich dazu bediente, ſind hier bei uns.

Ingenſtröm, der ſich erſt nach Wild, und dann nach Ehrhard umſiehet. Ich weis alles, und es iſt ſchon in der ganzen Reſidenz bekannt. Der Vorgang macht unausſprechliche Eindrücke auf alle unſere guten Mitbürger. (zu Ehrhard) Auch den Groll, welchen mein Vater nun gegen Sie hegt, wird ſein Sohn, wenn Sie daran genung haben wollen, durch die innigſte Hochachtung gegen Sie lebenslang gutzumachen ſuchen.

Ehrhard. Ich — bin ganz auſſer der Gewalt Ihres Vaters. Wenn dis aber auch nicht wäre, ſo würde eine ſo bidere Erklärung ſeines braven Sohnes mich für alles entſchädigen. Ich habe durch das, was ich gethan, nichts mehr gethan, als was ich meinem unſchuldigen Freunde ſchuldig war. Der glückliche Ausgang davon war ganz Gottes Sache.

Ingenſtröm. Dieſe Erklärung macht Ihrem Herzen Ehre. Ich erwartete ſie aber auch vermöge Ihrer bekannten Denkart ganz ſo. Meine Mutter iſt heute in aller Frühe nach Poppelwalde gezogen, um ihr übriges Leben bei ihrer würdigen Schweſter zuzubringen. Ich werde ihr auf einige Zeit dahin folgen. Alsdann ſind wir nahe Nachbarn,

barn, und ſo bitte ich Sie um Erlaubnis, in Zukunft zuweilen eine Stunde in Ihrem Hauſe verleben zu dürfen.

Ehrhard. Kommen Sie nur! Sie werden uns alle da immer ſo beiſammen wieder finden, wie Sie uns hier ſehen. Dieſe liebe Familie begibt ſich vertraulich zu mir.

Ingenſtröm, indem er Ehrhard die Hand reicht. O wie ſchön! (zur ganzen Flemmingſchen Familie) Würdigen Sie mich allerſeits Ihrer Freundſchaft. Ich hoffe, daß meine Geſinnungen endlich doch die üblen Eindrücke auslöſchen werden, welche freilich anfangs mein Nahme auf eine Zeitlang auf Sie machen wird. (zu Sophien) Meine Mutter iſt eine ſehr wackere Frau und empfiehlt ſich Ihnen. (zu Ewald und Leopoldinen) Ihr Vater hat mir ehegeſtern die Erlaubnis gegeben, daß ich ihn auch Vater nennen dürfe. Misgönnen Sie mir das nicht. Ich war zwar das einzige Kind meiner Eltern und lernte daher keine Geſchwiſterliebe; aber mein Herz fühlt ſie deſſen ungeachtet doch in dieſen Augenblicken ganz.

Leopoldine, naif. Und wir werden Ihnen, wenn Sie ein edler junger Mann ſind, gewis auch nichts ſchuldig bleiben.

Ingenſtröm zu Flemming. Nun würde ich s wagen, Ihnen mein Mitleid über die andern eit über Sie geſprochene Sentenz zu bezeigen. —

Flemming. Nichts davon! Gott hat ja für's rſte ſchon anderweit für Dach und Brod geſorgt. Er wird weiter ſorgen,

Ingenſtröm, dem man es anſieht, daß er gern auch noch etwas tröſtendes ſagen möchte, wenn hn nicht edle Beſcheidenheit davon abhielte. Ja — das wird er gewis.

Flemming. Habe ich doch meine Familie wieder! Der Kreis derſelben iſt das kleine Vaterland, das mir bleibt; ſo mus ich mich ſchon aus dem groſſen verweiſen laſſen. Hart! Hart! Doch Gott, und ein gutes Gewiſſen begleiten mich.

Ingenſtröm, auf den dis ſo heftige Eindrücke macht, daß er erſt über Flemming herfällt und dann ſich ſchnell losreißt und forteilt. Und ich — will mich ſelbſt aus einem Lande verweiſen, wo es ſo hergeht.

Flemming, nachrufend. Beſuchen Sie uns bald in Fremdlingshauſen.

Chr-

Ehrhard, als Ingenſtröm fort war. Das ſcheint ein feiner junger Mann zu ſein.

Flemming. Ja, er iſt gut.

Leopoldine. Er trägt ein deutſches Herz im Geſicht, und aus ſeinen groſſen blauen Augen ſtrahlt hohe Empfindung hervor.

Wild. Wie geſagt, eher des Himmels Einfall hätte ich erwartet, als dis. (zu Flemming) Nun, mein werther Wohlthäter, leben Sie allezeit wohl. Wir werden uns ſchon einmahl wieder ſehen. Meine Kinder und Kindeskinder ſollen Ihnen in der Erde noch für alles das Gute danken, das Sie an mir gethan. (ſtreicht Flemming die Backen, und die Augen gehen ihm dazu über) Ach Gott, wie froh bin ich, daß ich den lieben Kopf nicht heruntergeholt habe!

Flemming, während daß Wilds Hände aus einer Familienhand in die andere gehen, und um die Wette herzlich gedrückt werden. Ich werde das dankbare Herz, welches in Ihm für mich ſchlägt, nie vergeſſen, und meine Kinder und Kindeskinder werden auch ihn dafür ſegnen.

Wild, der das nicht hören will. Adieu, Adieu; geſund ſehen wir uns wieder.

Die übrigen alle zuſammen. Adieu, Adieu, Adieu!

Leopoldine allein. Nochmals unſern ewigen Dank und Gottes beſten Segen!

Wild, der noch einmahl umkehrt und Ehrhard die Hand reicht. Und wir beide wollen uns ewig über das Stückgen freuen, das wir zuſammen gemacht; nicht wahr?

Ehrhard, der ihn recht ſchüttelt. Ja, ja, das wollen wir.

Flemming, als Wild ſich entfernt. Es iſt viel, in ſo einem Stande ſo ein Herz zu behaupten. Wild iſt eine lebendige Schutzſchrift für die menſchliche Natur. — Wir wollen nun etwas Speiſe zu uns nehmen, meine Lieben.

Ehrhard hatte dafür geſorgt, daß die Gäſte, welche er mitgebracht, auch zu leben hätten. Heiterkeit war freilich nicht der Ton, welcher unter dieſer Tiſchgeſellſchaft herrſchte. Doch ward genoſſen. Nur Sophie war und blieb trauriger, als die übrigen, und genos wenig. Ehrhard hatte eine Flaſche Tockaier mitgebracht und ſprach beim Aufmachen: „dich ſchuf Gott nicht blos für reichgeborne Grafen und für vornehme Müſſiggänger, ſondern zuförderſt **für ſeine Leidenden. Den Müden ſoll Kraft, den Unvermögenden Stärke gegeben werden**; — du gibſt Kraft und Stärke; — hier ſind Müde und Unvermögende — — " Damit ſchenkte er Reiheherum ein; Sophie aber wollte nicht trinken. „Trink, Mutter, ſprach Flemming; du biſt unter uns die Müdeſte und Unvermögendſte. Trink und komm der Schwäche deiner Konſtitution mit der einfachſten und ſtärkendſten Arzney zu Hülfe, die die Natur in ihrer eigenen Officin diſtillirte; damit deine Seele unter den Herabſpannungen ihres Körpers nicht endlich gar noch um alle ihre Wirkſamkeit komme. Du haſt heute noch einen ſauern Gang. " Sophie trank auf Zureden und weinte dazu.

Es war ſchon weit am Tage und das Kommando ward bereits erwartet, welches die leidende Familie über die Grenze bringen ſollte. „ **Auf langes fröhliches Beiſammenſein zu Fremdlingshauſen** " rief Ehrhard aus, indem er eben ſtark gegangenkommen hörete, und die Gläſer klirreten noch, als ein Rath und der Sekretär der Kommiſſion eintraten. Die Geſellſchaft erhub ſich ehrerbietig.

Rath. Ei, ei, hier gehts ja recht luſtig her …

Ehrhard, geſetzt. Das eben nicht. Aber wir trinken eine Flaſche Wein auf die Reiſe, und zwar guten Wein, ſo gut, wie ihn der Herr von Ingenſtröm nur haben kann.

Rath, der abbricht und ſich an Flemming beſonders wendet. Das Kommando iſt da, welches Sie über die Grenze bringen ſoll. Der Fürſt hat aber befohlen, daß Sie zuvor einen ſchriftlichen Revers darüber ausſtellen, daß Sie nie über Ihre Schickſale, über den hieſigen Hof und über die hieſige Landesverfaſſung ſchreiben wollen.

Flemming, unerſchrocken. Zeigen Sie mir die Ordre.

Rath. Ich habe ſie nur mündlich.

Flemming. So glaube ich Ihnen nicht und thue auch ſchlechterdings nicht, was Sie wollen.

Rath. So können Sie hier noch Jahre lang ſizen; denn der Fürſt, der dieſe eigene Order auch nur wiederaufheben kann, iſt verreiſet auf lange und hat die Landesadminiſtration an Sr. Excellenz übergeben.

Ehrhard, ſehr erſtaunt. Freund Flemming, thu's. Was verliehrſt du dabei? Es gibt ia andere Leute, die deine Schickſale ſo gut kennen, wie du; ſo wird's dir an einem Biographen nicht fehlen, wenn du ihn verlangſt.

Flemming, determinirt. Nein, ich thu's durchaus nicht. Ich ſtelle ſo wenig dieſen Revers aus, als ich heute früh mich zu ienem ſchändlichen Bekenntnis hergab. Der Fürſt wills auch nicht. Es iſt auch nicht wahr, daß er ſchon verreiſet ſei. Er reiſet morgen erſt und — will durchaus von der Kommiſſion erſt den Bericht ſehen, daß ich über die Grenze gebracht ſei.

Rath. Wie? wer hat Ihnen das geſagt?

Flemming. Genung, daß ichs weis.

Leopoldine, während daß ihr Vater den Prediger Ehrhard auf die Seite nimmt und ihm ein Billet zeigt. Iſt denn der Vater als ſo ein Paſquillant bekannt? Wenn er Wahrheit ſchriebe, wer könnte ihm das wehren? Er darf doch auch wohl im Auslande erzählen und davon reden, wie es ihm im Vaterlande gegangen iſt? Oder darf er etwa auch das nicht?

Rath. Jungfer, Sie hat hier nichts mitzureden. Man kennet ſie ſchon.

Flemming, der zurückkommt. Meine Tochter, laſs es bei der einen Grobheit bewenden, du möchteſt mehrere bekommen. — Es bleibt dabei, ich ſtelle keinen Revers aus.

Rath, ergrimmt fortgehend. Nun, ſo ſitzen Sie meinetwegen ewig hier! Aber die Ihrigen dürfen nie wieder hieher zu Ihnen kommen.

Flemming. Hat nichts zu ſagen — empfehle mich, Herr Rath.

Rath, ſich noch einmahl umwendend. Eine Stunde höchſtens halte ich mich hier noch auf. Entſchlieſſen Sie ſich unterdeſſen nicht, ſo geht das Kommando wieder ab.

Flemming. Gut; darauf will ichs ankommen laſſen.

Sophie, als der Rath weg iſt. Um Gottes willen, Männchen, ſchreib doch nur! denke einmahl, wenn du hier ſitzen bleibeſt und wir nicht zu dir kommen dürfen ...

Leopoldine, während daß Flemming ſeiner Frau obiges Billet auch zeigt. Mutter, ich bitte Sie, muthen Sie ſolche Schande dem Vater nicht zu. Wie? Die Krone ſollten ſeine Feinde noch ihrer

Schadenfreude auſſetzen, daß er nicht einmahl reden dürfte?

Sophie, als ſie das Billet geleſen. Ich ſehe nun wohl ... Aber, wenn's nur auch ſo alles wahr iſt ...

Flemming. Ja, auf den Mann kann ich mich verlaſſen.

Unterdeſſen kam in jeder halben Viertelſtunde des Raths Bedienter und fragte Flemming, ob er ſich noch nicht entſchloſſen habe.

Bedienter. Nun komme ich zum letztenmahle. Ob Sie wollen, oder nicht?

Flemming, ganz gleichgültig. Nein!

Sophie, als man einen Wagen wegfahren hört, mit bebender Stimme. Ach, da fährt der Rath hin, da fährt der Rath hin — nun iſts um uns geſchehen.

Flemming. Ei ſo las ihn fahren!

Ein Feldwebel, der hereintritt. Ich habe Befehl, Sie nun über die Grenze zu bringen.

Flemming zu Sophien. Hab' ichs nicht geſagt? Ihr Weiber ſolltet uns doch warlich bald die

Köpfe verſchrauben. — An dem ganzen Vorgange war ich vermuthlich ſelbſt Schuld; und zwar einiger Worte wegen, die ich heute vor der Kommiſſion fallen lies.

Jetzt fiel Sophie über ihren Mann her und bat ihm den Unglauben ab, und das ſchnelle Verſchwinden ihrer gehabten Furcht machte den Eindruck auf ſie, daß ſie nun das mit Freuden zu thun ſchien, wovor ſie vorher bebte. Sie ergrif ihn bei der Hand und rief — Komm, Männchen, komm!

Flemming, gen Himmel blickend. Das war alſo doch wieder zu etwas gut! (Indem er die übrige Geſellſchaft anblickt und ſelbſt aufſteht) Nun, ſo ſtehet auf und laſſet uns von hinnen gehen! (läſſet alle voran gehen und wendet ſich als Letzter in der Thüre des Zimmers noch einmahl um) Eingeweihet biſt du genung. Man kann nun alle Tage in dir Kirche halten. Gott gebe aber, daß in den erſten hundert Jahren kein Unſchuldigleidender wieder ſo einſam in dir beten möge, wie ich!

Eine tiefe Stille herrſchte. Die ganze Geſellſchaft ging einzeln aus der alten Burg und das Kommando folgte ihr. Sobald man ins freie Feld kam, nahm Leopoldine ihren Vater und Ehrhard

Sophien am Arm. Die Grenadiere umſchloſſen die Auswandernden. In Sophiens Seele kehrte allmählig der hohe Kummer zurück, welcher der ſonderbaren Freude über den erſten Anblick des Feldwebels auf eine Zeitlang Platz gemacht hatte. Laute Seufzer wanden ſich wieder aus ihrer von neuem beklommenen Bruſt empor. Sie ſchauderte, zwiſchen Soldaten zu gehen. Die ſchon tief ſtehende Sonne blitzte blendend auf die Flinten. So oft ſie dis ſah, fuhr ſie vollends zuſammen und wagte zuletzt nicht mehr, die Augen aufzuſchlagen. Ehrhard, als er dis bemerkte, fing an ſie mit der Freude zu unterhalten, mit der ſeine Frau ſie, als ihre liebe Geſellſchafterin, erwarte, und mit den Bildern der ungeſtörten Ruhe, in welcher ſie zu Fremdlingshauſen die künftigen Zeiten beſſammen verleben wollten. Sophie ſchien nur wenig davon zu hören, dachte ihrem Schickſal ſchwermüthig nach und rief einmahl über das andere aus — „das iſt doch hart, daß unſere Feinde ſo über uns triumfiren müſſen!„ Ehrhard drückte ihren Arm feſt an ſich und erwiederte: Seine Wege ſind nur nicht immer unſere Wege, am Ende aber ſind ſie doch eitel Güte und Wahrheit. . .

Feldwebel, als er hört, was Sophie ausruft, und von nun an dicht neben Flemming gehend. Ja, es iſt auch wahr: es iſt erſchrecklich, wie's hier zugeht. Bürger- und Bauernſchützer werden abgeſetzt und Menſchenquäler kommen immer mehr in Gnade — Ehrliche Eingeborne jagt man zum Lande hinaus und fremde Blutigel werden im Lande gehegt. Und von Tage zu Tage wirds toller. Man denkt, es ſoll beſſer werden, und es wird immer ſchlimmer. Nun wirds vollends erſt recht drunter und drüber gehen, wenn der Herr weg iſt und der gottloſe Miniſter thun kann, wie er will.

Ehrhard. Iſt das gewis, daß der Herr aus dem Lande geht?

Feldwebel. Mehr, denn zu gewis. Morgen früh gehts fort, und wer weis, wann wir ihn wieder zu ſehen kriegen.

Ehrhard. Weis man nicht warum der Herr ſo ſchnell verreiſet?

Feldwebel. Man ſagt, es geſchehe der Gräfin wegen. Die ſoll einen Anſatz von Gicht haben. Wie kanns denn auch anders ſein. Ich wollte, daß ſie ſie ſchon ſo hätte, daß ihr die Knie vor den Mund wüchſen.

Flemming. Pfui Feldwebel!

Ehrhard. Ich wollte wetten, daß ichs beſſer wüßte, warum die Gräfin den Herrn ſo ſchnell zu einer Reiſe bewegt.

Feldwebel, während daß Ehrhard noch ſo ſpricht. 's iſt wahr; ſo eine tauſendſ— — — Wirthſchaft, wie auch hier iſt, gibts wohl in der ganzen Welt nicht. Den Unterthanen wird das Fell über die Ohren gezogen, blos, damit ſo eine fremde Feddel recht viel zuſammenſcharren und fortſchicken kann. Dächten die Bauern nur ſo, wie ich; das Ding ſollte bald anders werden.

Flemming, ruhiggeſetzt. Nun, und wie denkt er denn?

Feldwebel. Dis denk' ich — die Bauern ſollten ſich mit Senſen und Miſtgabeln zuſammenrottiren, einen Aufſtand erregen, die Landesblutigel plündern und morden. Da würd's bald anders werden. Und wir Soldaten wären gleich dabei und hülfen den Bauern; nicht wahr, Kameraden?

Alle Grenadiere zuſammen. Ja, wir wären dabei. Es ſind ja alles unſere Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern, denen das Fell abgezogen wird.

Flemming, ſehr ernſthaft. Leute, um Gotteswillen bedenkt, was ihr ſprecht. Ja, anders würde es werden, darinn habt ihr Recht; aber auch beſſer? das iſt die groſſe Frage. So mus kein Unterthan, am wenigſten müſſen Soldaten ſo ſprechen, deren Stand es eigentlich zu ſeiner Beſtimmung hat, die allgemeine Ruhe im Lande erhalten zu helfen. Euch überwältigt freilich das Gefühl des Elends eurer Mitbürger, und darum ſind euch dieſe Aeuſerungen zu verzeihen; aber ich bitte euch, beſinnet euch. Ich habe vielleicht mehr gegen Volksdruck und Bauernplack geredet und gekämpft, als ie wieder geſchehen wird; aber — vor Rebellion ſchaudert meine ganze Seele zurück. Unterthanen müſſen nie durch Selbſthülfe und durch den Weg der Gewalt ſich Recht zu ſchaffen ſuchen. Merkt dis; auf dieſem Grundſatze beruhet das Wohl aller bürgerlichen Geſelſchaft. Was ſoll aus der Welt werden, wenn der nicht mehr gilt? Vorſtellungen, wiederholte Vorſtellungen müſſen Unterthanen an ihren Fürſten thun; und wenn dieſe nicht fruchten, ſo müſſen ſie leiden. Ich kann euch weiter nichts ſagen.

Feldwebel. So? das wäre ſchön. Wo ſtände denn das geſchrieben?

Flemming. O geſchrieben ſtehts allenthalben, wenn ihr es nur leſen wollet. In eurer geſunden Vernunft ſtehts ſchon geſchrieben; in der Erfarung aller Zeiten auch; und in eurer Religion ſtehts gar hochobenan geſchrieben.

Feldwebel. Was? Wie könnte das Gottes Wille ſein, daß das geſchehe, daß Unterthanen ſo erſchrecklich gedrückt werden und leiden müſſen?

Flemming. Lieber Mann, wenns nun aber doch geſchieht, ſo mus er doch wohl glauben, daß es der liebe Gott hindern könnte. Wenn er es nun aber nicht hindert, ſondern zuläſſet: ſo wird er doch wohl denken, daß der liebe Gott groſſe Abſichten hierzu haben müſſe.

Feldwebel, der aufs Seitengewehr ſchlägt. Die möchte ich wiſſen.

Flemming. Nun kommen wir auf den Punkt. Was hat denn Gott für Abſichten dabei, wenn zuweilen rechtſchaffene und arbeitſame Familien in der Welt nicht vorwärts kommen können, wenn es ihnen äuſerſt armſelig geht und ſich obendrauf noch alles andere mögliche Unglück für ſie häuft? Nicht wahr, dieſe Familien ſollen noch rechtſchaffener, noch arbeitſamer werden, und ſollen noch mehr

Tugenden ausüben, als ſie ſo ſchon ausübten? Was iſt denn nun ein Volk gegen die ganze Menſchheit? Iſts nicht eben das, was eine Familie gegen ein Volk iſt? Wenn alſo ein Volk ſehr gedrückt wird und leidet, will Gott dadurch nicht auch unter ſelbigem dem Geiſt der Thätigkeit, Tugend, Genügſamkeit, Geduld, Hofnung und Leidensſtärke allgemeiner machen und höher aufſtimmen? Denke er doch, Gott iſt der allgemeine Vater und weis am beſten, welche von ſeinen Kindern einer ſchärfern Zucht bedürfen, um hier zu ewiger Glückſeligkeit erzogen zu werden. Es kommt ia gar nicht auf den Zuſtand, worinn wir leben, ſelbſt an, daß wir glücklich werden, ſondern darauf, daß wir ieden Zuſtand, in dem wir ſind, recht treu als ein Mittel gebrauchen, um dadurch beſſer, das heißt eben, glücklicher zu werden. Nur Leiden ſchaffen groſſe Tugenden bei einzelnen Menſchen, und ſo ſollen auch Landleiden und Landplagen groſſe Tugenden bei ganzen Völkern ſchaffen.

Feldwebel. Herr, ich begreiſe nicht, wie Sie ſo reden und der groſſen Herren ihre Parthie nehmen können, da es Ihnen ſelbſt ſo abſcheulich geht.

Flemming. Um ſo mehr höre er mich. Ich bin alſo ganz unpartheiiſch bei der Sache, und der

Staat bezahlt mich warlich nicht dafür, daß ich ſo denke und rede. Auch ich tröſte mich damit, womit ſich dis Volk tröſten ſoll. Es iſt Gottes Wille, daß ich ſo leide; ſonſt geſchähe es nicht. Weil es nun aber Gottes Wille iſt, ſo mus mir's auch nützlich ſein. Auch ich ſoll nebſt den Meinigen noch viel beſſer werden, als wir ſind. Meine Leiden ſollen das Mittel dazu ſein. So brauche ich ſie auch ſo und danke Gott dafür. Man kann durch Glück zwar auch wohl gut werden, aber in ſo hohem Grade nie, als durch Unglück. Und das iſt ja doch die Hauptſache, daß wir recht gut werden. Alles andere iſt nur überhingehender Zuſtand; dis iſt bleibender. Und wenn ich ein Sklave wäre, ſo würde ich ſo denken. Nicht der äuſerliche Zuſtand ſelbſt macht uns glücklich, ſondern die Anwendung deſſelben zu unſerm Beſſerwerden.

Feldwebel. Herr Paſtor, iſt denn das ſo wahr?

Ehrhard. Vollkommen, mein Freund, und ich habe den Herrn darum nicht unterbrechen wollen, weil er ſo vernünftig ſprach.

Feldwebel. Ei, ſo ſchade in die ganze Welt, wenn die groſſen Herren, mir nichts, dir nichts, den Unterthanen das Fell über die Ohren ziehen ſollen. So wär's beſſer, es gäbe gar keine.

Flemming. Feldwebel, Feldwebel, was ſpricht er! War er ſchon ie in einem Lande, wo es keine Obrigkeit gab? Dahin müſte er wenigſtens einmahl auf vier Wochen kommen; ſo würde er anders Sinnes werden. Die Leiden, welche die Obrigkeit zuweilen den Menſchen macht, ſind nichts gegen die Leiden, welche die Menſchen ohne Obrigkeit unaufhörlich haben. Sage er es, ſo oft er Gelegenheit dazu hat, allen ſeinen Kameraden und Mitbürgern, daß es nicht nur unchriſtlich ſei, gegen ſeine Obrigkeit ſich der Selbſthülfe zu bedienen, ſondern auch — unklug. Obrigkeit mus ſein. Müſſen ſich nun rebelliſche Unterthanen ihrer Obrigkeit wieder unterwerfen, ſo haben ſie es hernach noch weit ſchlimmer, und zwar unter dem Scheine des Rechts. Gelingt ihnen das Gegentheil, ſo reiben ſie ſich unter einander erſt ſelbſt auf, und der Ueberreſt mus hernach doch wieder eine Obrigkeit ſuchen, unter der er hundert Jahre zu klauben hat, ehe er wieder dahin kommt, wo er vor der Rebellion war. — Feldwebel, wenn ihm ſeine Grenadiere hier aufſätzig würden, was thäte er?

Feldwebel. Ei, ich mache es nicht darnach, daß ſie dis thun ſollten.

Flemming. Sieht er wohl, ſo ſpricht auch jede Obrigkeit. Und da iſts immer ſchwer, zu unterſuchen, ob ſie Recht oder Unrecht habe. Wie aber, wenn ihm nun einmahl ſeine Leute aufſätzig würden?

Feldwebel. So ſage ichs meinem Hauptmann, und ſo werden ſie arretirt und bekommen ihre Strafe.

Flemming. Wie aber, wenn ihre Kameraden ſie nicht arretiren wollten und die ganze Kompagnie ihnen beiſtände?

Feldwebel. So wird die ganze Kompagnie arretirt und geſtraft.

Flemming. Wenn nun die übrigen Kompagnieen dieſe nicht arretiren wollten, ſondern ſich gar zu ihr ſchlügen?

Feldwebel. So wird das ganze Regiment von andern Regimentern arretirt und geſtraft.

Flemming. Wenn nun alle Regimenter zuſammen mit dieſem gemeinſchaftliche Sache machen?

Feldwebel. Dann — dann —

Flemming. Ja dann — dann... Nicht wahr, dann, dann hauen ſie euch Feldwebel alle und eure Hauptleute dazu in die Pfanne, laufen wild und ohne Mannszucht im Lande umher und plündern Dörfer und Städte? Sieht er wohl, daß das Rebelliren nicht ſo angehe, weder im Soldaten- noch im Bauernſtande. Es iſt kein anderer Rath, als — Unterthanen, wenn keine Vorſtellungen helfen, leiden und überlaſſen das Gericht über ihre Obrigkeiten dem oberſten Richter, der zu ſeiner Zeit allen Grauſamkeiten, wo ſie ſind, doch ein Ende macht. Es iſt wider die Beſtimmung der menſchlichen Natur und wider die Art und Weiſe, wie Gott das menſchliche Geſchlecht zur Vollkommenheit führt, daß Unterthanen ſich ihrer Gerechtſame mit Gewalt und durch Selbſthülfe ermächtigen. Euer Fürſt iſt gut; — denkt nur an die Wittwe und an die Waiſen des Leibjägers St. Die Zeit wird kommen, wo die Gräfin und der Miniſter ihre Rolle ausgeſpielt haben werden. Bis dahin wartet in Geduld und greifet Gott durch Rebellion nicht vor.

Prediger Ehrhard wendete ſich ietzt um und ſprach einige franzöſiſche Perioden zu Flemming, welche dieſer unbeantwortet lies.

Flemming, nach einiger Zeit. Sehe ich recht oder nicht? Mir kommts vor, als wankten dort hinter dem Büſchgen an der Grenze viel Menſchen.

Feldwebel, lächelnd. Ich ſehe nichts.

Ehrhard, bald darauf. Allerdings, und zwar ſinds eine ziemliche Menge.

Flemming, der etwas ahndet. Wir wollen vom Wege ablenken.

Feldwebel. Dazu habe ich keine Ordre. Ich habe Ordre, Sie auf der Landſtraſſe bis dorthin zu bringen, wo die Grenzpfähle ſtehen.

Es währete nicht lange, ſo zogen ſich über hundert Bauern, mit ihren Miſtgabeln bewafnet, hinter dem Büſchgen hervor und faſſten unweit der Grenzpfähle Poſto.

Flemming, beſtürzt. Hier iſts das beſte — ich gehe voraus.

Feldwebel zu Ehrhard. Ich wills Ihnen nur ſagen, Herr Paſtor, was die Bauern da wollen. Sie wollen uns den Herrn Flemming an der Grenze abnehmen und ihn geradezu nach der Reſidenz zurückführen.

Ehrhard. Das iſt nun eben nichts kluges. Doch, mein Freund wird ſich ſchon aus dem Handel zu ziehen wiſſen.

Von dem Augenblick an ward kein Wort weiter geſprochen, bis man nahe an die Bauern kam. Dieſe zogen alle ſchon in einiger Entfernung die

Hüte vor Flemming ab und ſtellten ihre Miſtgabeln Gewehr zum Fus.

Flemming, der ſie freundlich grüßt. Ihr wollet gewis hier noch einmahl mir Lebewohl ſagen, liben Leute? Nun, das freuet mich doch.

Ein neunzigjähriger Greis, der hervortritt und der einzige iſt, der keine Miſtgabel hat. Nein, guter Herr, das wollen wir nicht. Danken wollen wir Ihnen zwar erſtlich noch dafür, daß Sie ſich der armen Bauersleute hier im Lande immer ſo herzlich annahmen und dafür ſo viel gelitten haben; aber dann wollen wir Sie hier auch in Empfang nehmen und ſo, wie Sie hier alle ſind, wieder nach der Reſidenz zurückbringen. Darum ſtehen wir hier, und, wenn ſich die Soldaten rühren, ſo werden ſie alle nidergeſtochen.

Feldwebel. Das ſollet ihr nicht nöthig haben, Brüder. Unſere Ordre iſt nun aus. Macht ihr, was ihr wollet. Gott behüte euch insgeſamt.

Flemming, während daß das Kommando ſchon abgeht. Daß ihr mir nochmals danket, lieben Leute, höre ich gern; und es hätte mir kein gröſſerer Troſt wiederfahren können, als daß eurer ſo viel aus dem Stande, den ich immer ſo ſehr geſchätzt, mir hier noch Zeugniſſe ihrer Liebe geben. So darf ich doch darauf rechnen, daß meiner in dieſem Lande ſo bald nicht vergeſſen werden werde.

Greis. So ſollte Gott uns vergeſſen, wenn wir Sie vergeſſen könnten! Es iſt alles ſo geſchwind gegangen. Auch hat man uns falſche Poſt gebracht. Nun aber, da wir hörten, daß Sie verwieſen werden ſollten, haben wir uns aufgemacht und wollen das abſolut nicht leiden.

Flemming, liebreich. Ihr ſeid doch gewis keine Heuchler, ſondern meinet es auch ſo, wie ihr ſprechet, und habet mich wirklich lieb — nicht wahr?

Alle Bauern zuſammen. Unſer Leben, Vater Flemming, unſer Leben wollten wir für Sie laſſen!

Flemming, ernſthaft. Nun, und doch wolltet ihr mich noch unglücklicher machen, als ich ſo ſchon bin?

Der neunzigjährige Greis. Dem ſei Gott gnädig, der Ihnen ein Haar krümmen wollte! Wir alle wagen Gut und Blut daran.

Flemming, noch ernſthafter. So! Alſo nicht nur mich, ſondern auch euch und alle eure Weiber und Kinder wolltet ihr unglücklich machen? Wiſſet ihr, wie es Unterthanen geht, wenn ſie ſich wider ihre Obrigkeit ſetzen? Und ſolch Schickſal wolltet ihr euch allen bereiten, ohne daß es mir im geringſten etwas hülfe?

Greis, der mit der Kricke aufſtampft. Bei meinem alten Schimmelkopf — es ſoll Ihnen wohl helfen.

Flemming, der ihm herzlich die Hand reicht. Rechtſchaffener Alter, überlege, was du ſprichſt. Nicht nur ich würde vielleicht auf lebenslang feſtgeſetzt, weil man mich als den Urheber, oder doch als die Urſache eurer Unthat betrachten würde; ſondern auch ihr alle, wie ihr hier ſeid, würdet auf eine Zeitlang krumm geſchloſſen; und, wenn ihr euch noch lange zur Wehr ſetzen wolltet, ſo hättet ihr Leib und Leben verlohren.

Greis, mit faſt jugendlicher Kraft. Dafür hat's gute Ruhe. So, wie uns das geringſte geſchieht, ſind Tauſende von unſern Leuten da, die uns beiſtehen, und die Soldaten ſind auch auf unſerer Seite. Herr, dann ſolls drunter und drüber gehen.

Flemming, ſchaudernd. Solch Unglück wolltet ihr über euer ganzes Vaterland bringen? Und du wollteſt dicht am Grabe noch die abſcheuliche

That bewirken helfen? Sieh an deine ſinkenden Kniee — du biſt nahe daran, daß Gott dich ruft. Verſündige dich nicht zuletzt noch ſo und tritt nicht als Miſſethäter vor Gottes Gericht. Biſt du ein Chriſt, ſo las von dem ruchloſen Vorſatz ab. Wo lehrt dich deine Religion, daß es erlaubt ſei, Aufruhr zu machen? Hat dein Heiland ſich ie der Obrigkeit widerſetzt? Hat er ſich nicht willig ſogar dem Todesurtheil, das ſie über ihn fällte, unterworfen? — Ich beſchwöre dich bei deinem Erlöſer, bei Gottes Richterſtühlen beſchwöre ich dich und bei deiner Todesſtunde, die dich bald, in die dich in dieſem Augenblick vor ſie führen kann, gib dein Vorhaben auf und las uns ziehen.

Greis, der Flemming in den Weg tritt, aber heftigerſchüttert. Nein, nein — ſo noch nicht — und wenn — — (fängt an ſehr zu zittern)

Flemming. Sieh einmahl, wie du zitterſt, und willſt noch Verderben ſtiften helfen. (Der Alte zittert noch heftiger und fängt an zu wanken) Was geht dir an? Was iſt dir? (indem er umſinkt) Kinder, greift zu — helft!

Die Nächſtſtehenden griffen zu und der Greis lag wie todt in ihren Armen. Auf alle hundert

Bauern machte dis einen äuſerſterſchütternden Eindruck. Wie wenn ihn vor ihren Augen ein Blitzſtrahl getroffen hätte, ſo ſtanden ſie. Flemming las in ihren Geſichtern ihre Gedanken über den Vorgang, und las in allen Geſichtern dieſelben Gedanken. Unterdeſſen kam von iener Seite her eine Kutſche gefahren. Prediger Ehrhard, der ſich ſeither mit Flemmings Familie noch immer abſeits gehalten hatte, trat iezt herzu und flüſterte dieſem etwas ins Ohr.

Flemming. Sehet, Leute, das hat nun der Alte davon!!!

Hatte der Vorgang ſelbſt die Bauern ſchon heftig bewegt, ſo bewegten ſie dieſe Worte noch mehr. Keiner von ihnen erwiederte etwas.

Flemming. Wenn ich iezt die Religion misbrauchen wollte: ſo könnte ich euch ſagen — Spiegelt euch daran, wie dieſen Gott geſtraft hat: Ihr ſehet auch alle ſo aus, als wenn ihr euch dis ſelbſt ſagtet. Höret mir aber lieber einmahl noch recht vernünftig zu. Das habet ihr doch alle geſehen, daß der Alte umſank, als ich von Gottes Gericht mit ihm ſprach. Wenn ihn nun auch Gott nicht ſelbſt durch ein Strafwunder ſinken machte: ſo muſte er doch fühlen, daß er ſich vor Gott nicht ſicher wiſſe. Ich hatte nehmlich in ihm die Ueberzeugung von der Ruchloſigkeit ſeiner Aeuſerungen geweckt; als ich nun hinzuſetzte, daß er bei ſeinen hohen Jahren in dieſem Augenblick vor Gottes Gericht könne treten muſſen, da ſank er um. Sehet ihn alſo in dieſem ſeinen ietzigen Zuſtande als einen recht ſinnlichen Beweis davon an, daß ihr alle Unrecht thun wollet. Ihr fühlet dis auch wirklich alle ietzt; denn warum ſehet ihr von dem Augenblick an ſo verändert aus? Ihr glaubet alle, der liebe Gott habe ihn geſtraft. Wenn dis nun wäre, müſte denn Gott immer erſt gleichſam mit Blitz und Donner dazwiſchen kommen, ehe ihr höret? Könnet ihr nicht auf ernſthafte Vorſtellungen, die euch gemacht werden, eben ſo hören? Nehmet an eurer Betroffenheit über den Zufall, welcher dieſem Greiſe begegnet, ein Exempel, wie euch ſein würde, wenn die erſte Kanone auf euch abgefeuert würde und eurer zehen ſo da lägen, wie er ietzt da liegt... Thut, als wäre er euer Anführer geweſen und an eurer Spitze durch die erſte Kugel niedergeſtreckt worden. Das iſt auch Gottes Gerichte, wenn auf aufrühreriſche Unterthanen von der Obrigkeit eine Kanone abgefeuert wird; denn Gott will, daß Obrigkeit ſei und daß Unterthanen nie gegen ſie rebelliren ſollen. Dieſer Alte wird ſich wieder erholen; ihr aber, wenn ihr euer Vorhaben ausführtet, würdet alle ſo zu liegen kommen, wie er, ohne iemals wieder aufzuſtehen. Wäre es nicht raſend, hiernach zu ringen? ſaget einmahl. So nehmet ihn und bringet ihn an meiner Statt nach Hauſe. Mir fehlt nichts. Ich bin geſund, und hier iſt ein Freund, der mich aufnimmt. Zu Hauſe betet lieber für mich und für euch und für das Vaterland. Dis wird helfen euch und mir, und dabei bleiben wir alle lebendig, geſund und — ohne Ketten.

„Iſt auch noch wahr„ ſprachen die Söhne und Enkel des Alten, die unter dem Haufen waren, und nahmen ihn auf die Schultern, um ihn fortzutragen. Es entſtanden Partheien unter den Bauern. Einige wollten gehen, andere bleiben. Ehrhard, ſobald er dis merkte, benützte die Dämmerung und lies Flemmings Frau und Kinder ſich in den Wagen ſetzen. Der Alte ward wirklich fortgetragen. Die Bauern gingen Dutzendweiſe nach ihren Dörfern zurück. Etwa dreiſſig blieben noch da und machten Mine, ihr Vorhaben dennoch auszuführen, konnten aber über die Art und Weiſe der Ausführung nicht gleich einig werden. Ehrhard hielt die Sache fur auf den entſcheidendſten Augenblick gekommen, nahm Flemming ſchnell beim Arm und fuhrte ihn zum Wagen. Beim Eintritt in ſelbigen ergrif den Bidermann urplötzlich all ſein patriotiſches Gefuhl, und er wollte ſein Vaterland noch einmahl feierlich ſegnen. Ehrhard, als er dis merkte, ſchob ihn mit Gewalt hinein, ſprang nach und ſchriee — Kutſcher, fahr zu! Lebewohl, rief Flemming zum Wagen heraus, mein Vaterland, und warf dieſem den letzten Kus zu. Als die noch ſtehengebliebenen Bauern dis hörten, wurden ſie alle ſogleich wieder eines Sinnes und ſetzten den Flüchtlingen nach, um ſie wieder einzuholen. Da ſie es aber endlich unmöglich fanden, lieſſen ſie davon ab, blieben wie verſteinert ſtehen, horchten dem eilenden Wagen nach und ſtanden, als ſie nichts von ihm mehr hören und ſehen konnten, noch ſo.

Flemming hatte die Augen voll Thränen. Gerühreter war er nie geweſen, als iezt. Alles ſchien mit ihm zu ſimpathiſiren. Eine todte Stille herrſchte. Ehrhard glaubte es ſeinem Freunde ſchuldig zu ſein, die erſten Gefühle eines Rechtſchaffenen

ſchaffenen über erlittene Landesverweiſung mitzufeiern. Sophie ſchlief für Ermattung an Leopoldinens Seite ein.

Flemming, nach langer Pauſe hochaufſeufzend. 's iſt doch eine eigene Empfindung, unſchuldig und mit Gewalt über die Grenze gebracht und aus dem Vaterlande verwieſen worden zu ſein.

Leopoldine, leiſe, um ihre Mutter nicht aufzuwecken. Es iſt doch beſſer, als ſich aus dem Andenken der Edlen unter ſeinen Mitbürgern verwieſen zu fühlen.

Ehrhard, der Leopoldinen die Hand reicht und darauf das Wort nimmt. Nun ſind wir über die Grenze, lieber F., und nun können wir von deinem geweſenen Fürſten reden, wie man von iedem verſtorbenen Fürſten reden darf. Es iſt freilich wohl wahr, daß Gott am Ende auch das gröſſeſte Elend der Völker zu ihrem Beſten wendet; aber es iſt doch fürchterlich, wie es in dem Lande da ausſieht. Wenn ich mir den Zuſtand deſſelben in vorigen Zeiten denke und es ietzt betrachte: ſo blutet mir das Herz, ob ich gleich weiter keine Intereſſe dabei habe, als das Koſmopolitenintereſſe. Und an dem allen iſt — ein einziger Menſch Schuld.

Flemming, der ſofort ganz wieder ſich ſammlet. Ja wohl Ingenſtröm — der, der, — der das Zutrauen ſeines Fürſten ſo abſcheulich misbraucht.

Ehrhard. Sprich nicht Ingenſtröm, ſondern ſprich — Fürſt Karl.

Flemming, bider. Nein, das gebe ich nicht zu. Der Fürſt iſt gut; der Liebling aber, der nun einmahl ſein Herz in der Gewalt hat, iſt der Landverderber. Einen ſchwachen Fürſten mag man ihn nennen, aber keinen böſen.

Ehrhard. Dem Lande gilts gleichviel, ob es durch das ſchwache, oder durch das böſe Herz ſeines Fürſten unglücklich werde. Genung, es wird unglücklich, und zwar durch ſein Herz, d. h. durch ihn. So ſehr man auf der einen Seite allen Volksaufruhr von ganzer Seele verabſcheuen mus: ſo mus man doch auch auf der andern Fürſten, die ihr Volk unglücklich machen, nicht gleich mit der Schwäche ihres Herzens zu entſchuldigen bereit ſein. Die Frage bleibt immer — warum ſchaft ſich ein ſolcher Fürſt kein ſtärkeres Herz an?

Flemming. Mein edler Freund, thut dir als Philoſoph nicht gleich die allernatürlichſte Antwort darauf Genüge — weil er ſich keins anſchaffen kann?

Ehrhard. Lieber, was ſprichſt du! Hier heißts — was der Menſch will, das kann er.

Flemming. Gut; was aber der Menſch wollen ſoll, das mus er doch erſt wollen können; oder mit andern Worten, es iſt nicht möglich, daß ſich Jemand ein ſtärkeres Herz anſchaffen wolle, ehe er nicht weis, glaubt und fühlt, daß er ein ſchwaches habe. Von ſich ſelbſt aber kommt kein Menſch auf dieſen Gedanken; nur andere müſſen ihn darauf bringen. Nun ſag mir, wer ſagts einem ſchwachen Fürſten, daß er ſchwach ſei? Ach, da ſind unſersgleichen viel beſſer daran. Uns ſagen's unſere Freunde, unſere Feinde, und, wenn's Noth thut, die ganze Welt. Fürwahr, ſchwache Fürſten ſind mehr zu bedauern, als zu —

Ehrhard. Höre, Freund, wenn ich dich nicht kennete, ſo würde ich dir ſagen, du ſeiſt ein Sophiſt. So aber mus ich geſtehen, du zwingſt mir die äuſerſte Hochachtung für dein Herz ab. Dich hat warlich kein ſchwacher Fürſt gedungen, ihm das Wort zu reden. Antworte mir nur einmahl — haſt du nie eine Schwäche deines Herzens entdeckt, ohne daß ſie dir ein Anderer erſt gewieſen?

Flemming. O ia: aber daß ich dies thun konnte, kam doch wieder nur davon her, daß mir ſchon vorher andere Menſchen ähnliche Schwächen meines Herzens gewieſen hatten, oder kurz davon, daß man von ieher mit mir deutſch geſprochen hatte. Wer ſpricht denn aber wohl mit Fürſten deutſch? Zuckt man, wenn ſie ſogar nur noch Prinzen ſind und nicht recht handeln, nicht höchſtens etwa blos die Achſeln darüber? Und wenn ſie nun regiern, was geſchieht alsdann? dann hört nicht nur das Achſelzucken auf, ſondern man lobpreiſet ſie ſogar wohl falſcher Handlungen wegen. Es iſt alſo faſt nicht möglich, daß ein ſchwacher Fürſt auf den Gedanken kommen könne, daß er ſchwach ſei, und wir dürfen von uns in der That nicht auf die Fürſten ſchlieſſen.

Ehrhard. Aber guter Mann, ſetze einmahl den Fall, daß auch dir Niemand iemals eine Schwäche deines Herzens gezeigt hätte, würdeſt du darum, wenn du geſtern verkehrt gehandelt hätteſt und heute die üblen Folgen davon ſäheſt, heute nicht wiſſen, daß du geſtern verkehrt gehandelt?

Flemming. Allerdings, ſobald ich die üblen Folgen davon ſähe und ſie wirklich als Folgen meiner geſtrigen Handlung ſähe. Das paßt aber wieder nicht auf Fürſten. Einem Fürſten weis der Liebling, ſobald er ihn misbraucht, auch die Folgen ſeiner verkehrteſten Handlungen zu verbergen. Der Fürſt erfährt davon gar nichts. Oder wenn es nicht möglich iſt, ſie ihm ganz zu verbergen, ſo erzähle ſie ihm der Liebling ſo, daß ſie denen, welche den Auftrag zur Ausführung der verkehrten Handlung bekamen, zur Laſt fallen. Der Fürſt glaubt alsdann nicht, daß er dieſen einen verkehrten Auftrag gegeben, ſondern daß ſie einem ſeiner weiſeſten Aufträge verkehrt ausgerichtet. Der Liebling trägt wohl gar, um ihn ganz gegen ſich ſelbſt zu verblenden, zum Schein auf Beſtrafung derſelben an und hält ſie in geheim auf der Stelle oder bei nächſter Gelegenheit dafür ſchadlos. So ſpielen gottloſe Lieblinge mit ſchwachen Fürſten, und ſo ſind ſie einzig und allein an Allem Schuld, was dieſe Böſes thun. Nie erfährt ein ſchwacher Fürſt von ihnen die Wahrheit; unaufhörlich wird er von ihnen geſchmeichelt.

Ehrhard. Warum hat er denn ſolche gottloſe Lieblinge?

Flemming. Du thuſt, wenn ich nicht irre, zwei Fragen auf einmahl. Erſtlich — warum hat er überhaupt Lieblinge? Sag mir aber einmahl, hat nicht ieder Menſch ſeine Lieblinge, ſeinen Mann oder ſeine Leute, mit denen er am liebſten umgeht und die mehr über ihn vermögen, als alle andere? Iſt und bleibt denn aber nicht ein Furſt auch ein Menſch? So verdenks ihm alſo nicht, wenn er auch Lieblinge hat. Verdenks Fürſten um ſo weniger, als ſie an ihren Geſchwiſtern von Jugend auf weniger haben, als wir, und als ſie als Prinzen weit ſeltener einen Freund finden, wie wir in unſern Jünglingsiahren. Du weiſſeſt ia, daß in den Familien der Groſſen Brüder und Schweſtern ſich das gar nicht ſind, was ſie ſich in unſern Familien ſind. Du weiſſeſt auch, wie da des Vaters wegen ſich mehrentheils keiner mit dem Sohne genau verbinde. Mithin wird der Trieb nach Freundſchaft, der doch in Furſten, weil ſie ein menſchliches Herz haben, urſprünglich da iſt, in ihnen gewaltſam nidergedrückt, erwacht aber urplötzlich und erhebt ſich hernach deſto ſtärker, wenn der gewaltſame Niderdruck aufhört und ſie zur Regierung kommen. Was Wunder, daß ſie alsdann, wenn ſie an dieſen oder ienen gerathen, mit voller

Seele an ihn gerathen und ſich ihm ganz ergeben! Es iſt alsdann mit der erſten Freundſchaft, wie mit der erſten Liebe, die auch die ſtärkſte iſt.

Ehrhard. Höre mir doch einer meinen Freund Flemming an, wie er alles zum Beſten kehrt.

Flemming. Ein Fürſt, der keinen Liebling hat, trauet nun zwar keinem zu viel zu, und dis hat allerdings unter Umſtänden oft ſeinen Nutzen; allein man ſagt, daß einen ſolchen auf der andern Seite gröſtentheils ein allgemeines Mistrauen gegen alle Menſchen zu beſeelen pflege. Ob hierbei viel gewonnen ſei, weis ich auch nicht. Wenn nun vollends die Liebſchaft eines Fürſten nicht etwa auf einen bloſſen Junker, der ihm Spas macht, oder gar auf einen Kammerdiener, der ſich durch ſeine Dummdreuſtigkeit dazu qualificirt, ſondern auf einen Geſchäftsmann fällt, der ihm täglich Verträge zu machen hat und deſſen Rath er täglich braucht, wie dis der Fall mit Karl und Jugenſtröm iſt: ſo diſtinguirt er ſich ſogar noch vor manchem andern. Wir ſelbſt binden uns ia leicht an Menſchen, mit denen wir viel zu thun haben, und beſonders alsdann, wenn ſie uns die Arbeit mit ihnen erleichtern. Das iſt auch recht und eine Art von Dankbarkeit Ich weis in der That nicht, ob etwas billiger ſei, als daß ein Fürſt alle ſeine Räthe zu ſeinen Freunden, und ſeinen erſten Miniſter zu ſeinem Vertrauten, d. h. Liebling mache. Und glaube mir, wenn alsdann der Liebling ein edler Mann iſt, ſo ſtehts um das Wohl des Landes treflich.

Ehrhard. Ich habe doch einen groſſen Fürſten gekannt, der viel Miniſter, aber keinen Liebling unter ihnen hatte. Er hielt ſie alle blos durch Furcht an ſich.

Flemming. Ich habe ihn auch gekannt; aber man ſagt, daß vielleicht nie ein Fürſt öfter von Miniſtern hintergangen worden ſei, als er. Es kommt, wie geſagt, alles darauf an, daß der Liebling ein rechtſchaffener Mann ſei. Dann iſt er gleichſam der Mittler zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen. Er kann jenen zu ieder nützlichen Einrichtung, auf die er aus ſich ſelbſt nicht fällt, bewegen. Er kann bei der ganzen übrigen Dienerſchaft durch ſeine Aufſicht über ſie die höchſte Treue in allen ihren Amtsgeſchäften bewirken. Er kann zum Vortrag rechtmäſſiger Unterthanenbitten die glücklichſten Augenblicke wählen und ihnen allemahl gewiſſe Erhörung verſchaffen. Er kann dem Fürſten alle ſeine

Kenntniſſe leihen, und aller Ruhm und Nachruhm, welchen dieſer erndtet, wird durch ihn geſäet. Iſt er aber ein gottloſer Mann, wie Ingenſtröm, und fällt dann ſeines Herrn Wahl auf ihn: ſo wird er auch die Geiſſel ſeines Landes und iſt an aller Schmach und Nachſchmach, die ſeinen Fürſten drücken wird, Schuld.

Ehrhard. Nun — und alſo — —

Flemming. Da komme ich eben auf die zweite Frage, welche in deiner obigen Frage lag — warum ein Fürſt gottloſe Lieblinge habe. Leg einmahl die Hand aufs Herz, braver Ehrhard, und ſag mir, haſt du dich nie in deiner Freundeswahl getäuſcht?

Ehrhard, der ihm die Hand dankbar reicht. Nein!

Flemming, ihn verſtehend und gerührt. Ich fühle, was du mir damit ſagſt ... du ſollſt mir aber die Frage überhaupt beantworten. Denke doch an den, der mehr war, als ich und du! Grif er nicht, als er zwölf Freunde wählte, ſeinen Verräther darunter?

Ehrhard. Ja Flemming, zwölf — das ſind uch viel!

Flemming. Der Unterſchied iſt nur der, daß er zwölf, ſo zu ſagen, auf einmahl nahm. Hinter einander, wenn du die mannigfaltigen Aufenthalte, Lagen und Verrichtungen, in und an welchen du dich befunden haſt, zuſammenrechneſt, haſt du gewis auch zwölf gehabt. War nicht einer darunter auch eine Art von Judas am Ende für dich?

Ehrhard. Du wirſt aber auch nicht leſen, daß er dieſen zu ſeinem Liebling machte. Wer der war, weiſſeſt du, und er ſchäzte warlich auch unter den zwölf leben nach ſeinem wahren Werth und trauete dem Judas auch nicht einmahl auf den Kus.

Flemming. Was ich dir hierauf antworten konnte, das weiſſeſt du ſchon, und zwar beſſer, als ich; nehmlich — daß Er tiefer ſehen konnte, als ich und als du und als Fürſt Karl. Alſo dis bei Seite. Geſezt nun auch, du hätteſt in der Wahl deiner Vertrauten nie geirret; ſo müſſen wir doch zugeben, daß dis Fürſten nicht ſo leicht ſei, als uns. Wir können Menſchen weit eher prüfen, als Fürſten dis können. Unſersgleichen und wir nähern uns einander mehr; es iſt kein ſo ungleiches Verhältnis zwiſchen ihnen und uns. Man verräth ſich gegen einander leichter; man erkennt einander eher.

ther. Fürſten aber ſehen ihre Diener nur ſehr ſchwer in ihrer wahren Geſtalt, und, ſind dieſe verſchlagen, nie. Die allerverſchlagenſten betrügen ſie gerade am erſten; denn ſie wiſſen ſich am geſchickteſten vor ihnen zu verbergen und alle ihre Schwachheiten zu benutzen. So iſt es ſehr erklärbar, wie ihre Wahl oft auf die ſchlechteſten Menſchen falle, ſobald dieſe nur Verſtand und Gewandheit haben; und eben ſo begreiflich, wie ſolche ſich in ihrer Gunſt behaupten, ſobald ſie nur erſt die ſchwachen Seiten ihres Herzens kennen. Am Ende ſetzen ſie ſich ſo feſt, daß es unmöglich wird, ſie auszuheben; weil ihr Herr auf ihr Anrathen keinen mehr ſpricht, als wen ſie wollen, daß er ſprechen ſolle. Sieh, lieber Ehrhard, dis iſt ganz der Fall mit Ingenſtröm. Lieblinge möchten immer ſein; aber ſobald ein Diener ſiehet, er werde der Liebling, ſo ſollte er auch ſeinen groſſen Beruf recht fühlen und ſeinen Platz recht ausfüllen. Dann wäre alles gut.

Jetzt hielt der Wagen vor Ehrhards Thüre. Man war nach Fremdlingshauſen gekommen, ohne zu wiſſen, wie. Sophie erwachte.

Julie — die Trefliche, welche in Gefühlen der Menſchenliebe und Freundſchaft ganz mit ihrem

Manne ſimpathiſirte und auf die Ehrhard ſtolz ſein konnte — empfing ihre Gäſte mit herzlichſter Freude. Sophie hatte keinen Sinn dafür, ſondern fiel blos in ihre Arme, ſeufzte — Hier ſind wir Bettelleute — und weinte. Ehrhard nahm ſie beim Arm und führte ſie oben hinauf, wo ihr und ihrer Familie Aufenthalt, ſeinen Gedanken nach auf immer, ſein ſollte. Die übrigen folgten.

Ehrhard, als er ſie alle in ſeinem beſten Zimmer bei einander ſieht. Willkommen, meine Lieben, willkommen! Hier wollen wir zuſammen ſein und bleiben. Hier, dem Tode entronnen, hier, vor Verfolgung ſicher, ſollen Sie bei mir wieder aufleben und ſich erholen, nach und nach zufridner werden und endlich einer ganzen undankbaren Welt vergeſſen. Glücklich, recht herzlich glücklich wollen wir hier zuſammen den Reſt unſerer Tage verleben. Nur gutes Muths, gutes Muths!

Sophie, an Julien hinſinkend. Ich bitte um ein Bette. Ach zu Bette — zu Bette!

Flemming, zu Ehrhard. Las heute alles. Du kennſt ſie noch nicht genung. Ich dachts aber gleich. Sie iſt zu erſchöpft. Vieleicht, daß ſie der Schlaf ſtärkt.

Die Geſellſchaft trennete ſich. Sophie ward zu Bette gebracht. Ehrhard und Flemming brachten den erſten Abend allein zu.

Ehrhard. Wir laſſen alles andere heute noch auf die Seite geſtellt und thun, als ſäſſen wir wieder in der Kutſche.

Flemming. Wie du willſt, Bidermann.

Ehrhard. Lieber, du muſt dir ia nicht einbilden, als hätteſt du mich vorhin durch deine Demonſtrationen wirklich überführt und zum Schweigen gebracht. Der Wagen hielt — das war Alles. — Nimm mir's nicht übel, du vertheidigeſt meiner Meinung nach die Fürſten ſo, daß dir es dieienigen unter ihnen, welche ihre Fürſtenwürde wahrhaftig fühlen, wenig Dank wiſſen dürften, wenn ſie es mit angehört hätten. Du ſtellſt ſie ia faſt als Menſchen auf, die nicht mehr ſehen können.

Flemming. Nein, das thue ich nicht. Ich ſtelle ſie nur als Menſchen auf denen dis und ienes zu ſehen ſchwerer, als uns, ia oft unmöglich wird. Und dis iſt gar nichts beſonderes. Es iſt keine Lage des Lebens zu denken, für die es nicht irgend ein dis und ienes gebe, das in ihr ſchwerer, als in allen andern, ia unmöglich zu ſehen wäre. Und ein ſolches dis und ienes iſt für Fürſten in ihrer Lage, zu ſehen, daß ihr Liebling ein Schurke ſei.

Ehrhard. Sie ſehen ihn ia aber tagtäglich. Und wenn es ihm auch glückt, neun und neunzig mahl ſie zu betrügen, ſo werden ſie ihn doch das hundertſte mahl durchſehen?

Flemming. Und ich dächte, wenn er ſie erſt neun und neunzig mahl betrogen hätte, ſo müſte es ihm zum hundertſten mahle noch neun und neunzig mahl leichter werden, ſie zu betrügen, als zum erſten mahle.

Ehrhard. Mit dir iſt über dis Kapitel übel diſputiren, wie ich merke. Der Egoiſmus, aus welchem der Liebling unaufhörlich rathet und protestirt, kann ſich ia unmöglich ſtets dergeſtalt verbergen, daß er nicht zuweilen oder doch endlich einmahl dem Fürſten ins Auge fiele.

Flemming. Ich ſehe gar nicht ein, warum nicht. Der Liebling kommt iederzeit wohl vorbereitet zu ſeinem Herrn. Die Vorträge, welche er zu machen hat, hat er vorher durchdacht. Seinen Herrn kennt er und ſo hat er zu Hauſe ſchon auf die Antworten gegen die Einwürfe, die ihm dieſer allenfals machen möchte, ſtudirt.

Ehrhard. Wenn ſichs nun aber umkehrt und der Fürſt macht ihm den Vortrag und überraſcht ihn aus ſich mit einer Sache: ſo kann er doch nicht darauf ſtudirt haben.

Flemming. Das geſchieht erſtlich nicht, und, wenns geſchähe, ſo bittet ſich der Liebling Zeit aus und ſtudirt nun darüber. Und wie ſollte ihm der Fürſt dis abſchlagen? Erſcheint er da nicht recht ausdrücklichgut und als ein Mann, der ſehr bedachtſam zu Werke geht, um ſeinem Herrn keinen übeln Rath zu geben? Aber, wie geſagt, das geſchieht auch gar nicht. Der Fürſt ſieht und hört nun einmahl nur durch ihn, und ſo kann er nichts mit ihm abhandeln, als was dieſer vorträgt.

Ehrhard. So hat ja doch der Fürſt Leute genung um ſich, die ihn bedienen. Es wird ihm doch wohl zuweilen einfallen, mit dieſen zu reden und ſich hiernach oder darnach zu erkundigen. Erzählen dieſe es nun anders, als es der Liebling erzählt: ſo mus er ja doch wenigſtens Verdacht auf dieſen faſſen.

Flemming. Dis iſt auch wirklich die Klippe, an der das Schiflein der Lieblinge zuweilen noch ſcheitert. Ein patriotiſcher Kammerdiener, ja ein bloſſer ehrlicher Kaminheitzer hat oft dem geiſtloſen Favoriten den Hals gebrochen, wenn alle Kollegien des Landes nichts gegen ihn ausrichten konnten. Aber merke dir's wohl — alsdann gehörte dieſer Liebling noch nicht unter die verſchlagenern. Dieſe wiſſen mehr als zu gut, daß die gröſſeſten Begebenheiten aus den geringfügigſten Kleinigkeiten ſich entſpinnen und daß ſie ſich vor den unterſten Dienern mehr zu hüten haben, als vor ihres gleichen. Darum beſetzen ſie ſehr ſorgfältig die Stellen derſelben mit Subjekten, die ſie am Seile führen, die ihre Kreaturen und ihnen mit Leib und Seele ergeben ſind. Durch dieſe läſſet ſich ſogar alsdann noch etwas machen und ſie werden inſtruirt, was ſie dem Herrn, wenn er ſie fragt, antworten, oder was ſie ihm, wenn er bei guter Laune iſt, erzählen ſollen. Stimmt dann alles, was ſie referiren, mit der Relation des Lieblings fein überein: ſo erſtaunt der Fürſt über die Dexterität deſſelben und faſſt den Vorſatz, ſich nie an ihm wieder ſo ſchwer zu verſündigen, daß er das geringſte Mistrauen gegen ihn hege. Ich verſichere dich, durch dieſe äuſerſtgeringſcheinende Mittel hat ſich der ſchamloſe Ingenſtröm ſeinen ſchwachen Fürſten endlich ganz untergeben zu machen gewuſt. Kein Soldat durfte zuletzt mehr in der Nähe des Fürſten auf dem Poſten ſtehen, der nicht, als ſeine Kreatur, dazu auserwählt war.

Ehrhard. Das ganze Publikum kann der Liebling doch nicht beſtechen. Er erweckt ja häufige Klagen; ſo wird doch einer oder der andere ſein, der Herz faſſt, ſeinen Herrn perſönlich aufzuſuchen und ſeine Klage vor ihn zu bringen.

Flemming. Hum! wenn weiter nichts iſt! Das wird verboten; und damit hat die Freude der Unterthanen, ihren Herrn ſelbſt ſprechen zu wollen, ein Ende. Man benutzt dazu die erſte beſte Gelegenheit, daß ein Unterthan wirklich einmahl ohne Noth und ohne Recht ſich beklagt, wie dann doch in der That zuweilen geſchieht; und ſo heiſſts — Sehen Sie, gnädigſter Herr, ſo machen ſie's alle. Und iſts nicht öffentlich verboten, den Fürſten anzutreten: ſo mus doch ieder, der dis thun will, erſt durchs Vorzimmer. Da ſtehen die, welche die politiſche Wagenburg um den Herrn her ausmachen und — weiſen ihm unter irgend einem Vorwande den Weg wieder nach Hauſe.

Ehrhard. So wird doch irgend einer oder der Andere einmahl eine ſchriftliche Supplik in die Hände ſeines Fürſten bringen können, die ihm die Augen öfnet.

Flemming. Das iſt entweder auch verboten, weil der Gerechtigkeitliebende Herr ſichs doch einmahl zur Pflicht gemacht hat, alles erſt mit ſeinen geheimen Miniſtern zu überlegen, weshalb man ſich lieber gleich an dieſe zu wenden habe; oder die ſchriftlichen Suppliken müſſen auch erſt durchs Vorzimmer, wie die perſönlichen Antreter. Und ſo gehts ihnen nicht viel beſſer, als dieſen. Sie kommen alle in die Hände des Lieblings, und die, deren Inhalt dieſem nicht behagt, werden von ihm dem Vulkan geopfert.

Ehrhard. So wird doch irgend einmahl Jemand dem Herrn auf freier Straſſe ſeine Supplik einhändigen können.

Flemming. Dafür iſt dann geſorgt, daß der Herr nie allein umherwanke. Iſts nun überall verboten, ſich an ihn ſelbſt zu wenden: ſo ſchlägt einer von den Begleitern dem Supplikūberbringer ins Genick. Ich ſtehe dir dafür, daß ein ſolcher nie wieder auf den Einfall gerathe, eine Supplik überreichen zu wollen. Iſts nicht verboten, ſo wird ihm ſeine Ungezogenheit, den Herrn auf freier Straſſe anzufallen, mit der Bedeutung verwieſen, daß er wiſſe, wo er die Supplik abgeben könne.

Kommt er dann morgen damit nach Hofe, ſo gehts ihm im Vorzimmer, wie ſchon geſagt.

Ehrhard. Nun, ſo wird doch einmahl ein Menſch auf den Einfall kommen, ſeinen Fürſten zum Fenſter heraus, wenn er vorbeigeht, oder über die Riegelwand weg anzuſchreien. So mus der Fürſt doch hören und man kann ihm doch die Worte der Unterthanen nicht, wie ihre Suppliken, vor den Ohren weg auffangen.

Flemming. Wer das thut, der wird für närriſch erklärt, und dann mag er ſich noch glück- ich ſchätzen. Meints der Liebling aber ſchlimm mit hm, ſo erklärt er ihn gegen ſeinen Herrn für einen Rebellen. Und dis iſt iezt ein gar herrlicher okus kommunis, auf welchem ſich die Baſſa's ohne oſchweif, die Böſewichter unter den Favori- n chriſtlicher Fürſten, herumtummeln können. obald ein Unterthan gegen den unerträglichſten ruck und Plack, ich will nicht ſagen, ſich oppo- rt, ſondern nur die ſubmiſſeſte Vorſtellung acht, ſo heiſſts da — er iſt ein unruhiger opf, er hat das Freiheitsfieber, er bläſet e Poſaune zum Aufruhr. Kurz, iſt der Fürſt wach, und iſt der Favorit eben ſo klug, als böſe, ſo iſt nichts zu machen. Bei ſeinem beſten Herzen wird vom Liebling im Lande tiranniſirt, und dieſer überredet ihm, daß ſeine Regierung die mildeſte und ſegenvolleſte ſei, und das geht ſo lange fort, bis — das Schickſal mit Gewalt einen Strich dadurch macht.

Ehrhard. Ich ſchwöre dirs an dieſem erſten Abend, den du bei mir zubringſt, wir beide wollen nicht ſterben, die Sachen ändern ſich dann erſt in deinem Lande. Ich weis, ich komme noch einmahl an den rechten Mann, und dann ſtöſſt dein Aufſatz dem Faſſe plötzlich den Boden aus. Kurz, ich bleibe dabei, angenommen auch, daß dein geweſener Fürſt ſchwach ſei, ſo iſts doch himmelſchreiend, wie es bei euch zugehe.

Flemming. Halte ihn nur nicht für ſchlecht. Er weis nicht, wie es in ſeinem Lande hergehe. Könnte er leſen, was ich ſchrieb, ſo erführe ers, und dann ſtehe ich dafür, es würde wenigſtens auf eine Zeitlang anders.

Ehrhard. Nun — las gut ſein. Gedulde dich.

Flemming, gähnend. Ja, morgen iſt er fort.

Ehrhard. So mus er doch einmahl wiederkommen.

Flemming, überlaut gähnend. Wer weis, wann! Und unterdeſſen ſpielt Ingenſtröm im Lande den Beelzebub ganz.

Ehrhard, ihn umarmend. Du biſt müde. Schlaf du wohl und las dir vom Gabriel auf die Zukunft träumen.

Ehrhard, als er zu Julien kommt. Die armen Leute! Ich darfs nicht verſuchen, mich in ihre Lage zu denken, ſo blutet mir das Herz ſchon. Aber las uns unter einander den heiligſten Bund machen, alles zu thun, um ihnen ihr Schickſal in unſerem Hauſe zu verſüſſen.

Julie. Das wollen wir auch. Wir können es ja, und es ſind unſere älteſten beſten Freunde. Denke aber an mich, Sophie macht uns zu ſchaffen.

Ehrhard. Wie ſo?

Julie. Sie kommt über ihr Schickſal nicht weg. Ich habe ihr ſo viel zugeredet, aber es iſt alles umſonſt.

Ehrhard. Das wird ſich ſchon geben, mein Kind. Freilich nicht auf einmahl, aber doch nach und nach.

Julie. Und ich glaube nicht, daß ſichs geben werde. Denke du an mich.

Am erſten Morgen gleich ward zuſammen gefrühſtückt. Ehrhard fand ſeine Gäſte geſund bei einander und Sophie ſchien ſich durch den Schlaf geſtärkt zu haben. Er ſuchte den Geiſt der Heiterkeit über ſie zu verbreiten und redete ſie nach verzehrtem Morgenbrod alſo an:

„Geſtern waren wir alle müde. Heute ſind wir ſtärker. Alſo willkommen nun, meine Lieben, willkommen allerſeits beim Paſtor Ehrhard zu Fremdlingshauſen! Hier, wenn es Gottes Wille iſt, leben und ſterben wir zuſammen. Dieſer ganze obere Theil meines Hauſes iſt und bleibt Ihnen eingeräumt. Er ward ſo nie von mir bewohnt und ich habe mit meiner Familie unten Platz genung. Wir frühſtücken in Zukunft zuſammen und eſſen zu Mittag und zu Abend zuſammen. Zu leben iſt genung da und Mutter Julie trägt auf und damit iſts gut. Die Vergangenheit vergeſſen wir nun; in die Zukunft ſehen wir nicht hinein; Ehrhard wird hundert Jahre alt und dann ſterben wir alle auf einen Tag. Alſo fehlt uns weiter nichts, als daß wir nur recht vergnügt beiſammen ſind. — Flemming, o du mein alter Freund, las dir wohl bei mir ſein! Du haſt unausſprechlich gelitten; aber vergis, wenn du kannſt, hier deine Leiden — vergis dein Vaterland! Du haſt das Deine gethan, über deine Kräfte gethan; nun las Gott walten. “

Flemming, als er ihn unter Dankthränen umarmt. Das habe ich gewis und das iſt und bleibt mein Troſt. Und könnte ich gleich iezt alles Geſchehene ungeſchehen machen und mich ganz in Integrum reſtituiren, aber unter der Bedingung, alsdann alles gehen zu laſſen, wie es ginge, und den Leiden meines Vaterlandes in phlegmatiſcher Untheilnehmung zuzuſehen — ich möchte es nicht. Es iſt beſſer ſo. Lieber alles geredet, geſchrieben und gethan haben, was ein Mann, wie ich, reden, ſchreiben und thun muſte, und dann mein Schickſal davon tragen, als — nicht hingeſehen, oder doch dazu geſchwiegen, oder wenigſtens die Hände dabei in den Schos gelegt haben und dafür hernach in höchſtem äuſerlichen Wohlſtande leben. Alſo — ich möchte in dieſem Augenblick ſein, wo ich wollte, mein Leben mit allen ſeinen Thaten wäre mir nicht leid. Da ich nun aber vollends bei dir, du Edler, bin, der du an des Schickſals Stelle trittſt und alles mit mir theilſt: wie ſollte es mir ſchwer werden können, zufrieden zu ſein! Gern, gern vergeſſe ich bei dir aller meiner im Vaterlande erduldeten Leiden; aber — das Vaterland ſelbſt kann ich ewig nicht vergeſſen. Sein weiteres Schickſal wird mich intereſſiren, ſo oft ich davon höre. Mein liebſter Gang wird auf deinen Kirchthurm ſein, von welchem ich hinein ſehen kann. Von jedem meiner Gebeter ſoll es den ſchönſten Theil erhalten und noch den letzten Schlag ſoll mein Herz für ſolches thun. Wer von allen, die hier ſind, meine Seele in dieſem ihren frommen Gange ſtören könnte, der hätte mich nicht lieb.

Ehrhard, der ihm die Hand drückt. Du braver Mann! — (ſich an Sophien wendend) Und Sie, würdige Frau, finden Sie in unſerem Eifer, Ihnen Ihr Schickſal zu erleichtern, wenigſtens einigen Troſt. Wir begehren nicht, daß ſie thun ſollen, als wäre Ihnen nichts geſchehen; nicht einmahl, daß Sie ſo ſtandhaft darüber denken ſollen, als Ihr Mann; aber verfolgen Sie wenigſtens Ihren Kummer nicht, ſondern verfolgen Sie lieber jede Verſüſſung deſſelben, welche Ihnen Gott reicht. Das iſt in unſerer Gewalt, wenn ſich zwei Ideen uns darbieten, die wir verfolgen können, diejenige von ihnen zu beſtimmen, welche wir verfolgen wollen.

Betrift vollends die eine davon die Vergangenheit und die andere die Gegenwart: ſo iſt die Idee der Gegenwart an ſich ſchon die anziehendere, und ſo haben wir weiter nichts zu thun, als ihr nur nicht entgegen zu arbeiten, und ſie bekommt gewis die Uebergewalt. Geſchieht aber das Gegentheil, ſo liegts blos an unſerem Willen, daß uns die Idee der Vergangenheit mit ſich fortreiſſen ſolle. Das Unglück, welches Sie betroffen, iſt vergangen; der Troſt, den Ihnen Gott ietzt dafür reicht, iſt gegenwärtig. Ueberlaſſen Sie ſich dem Gedanken an dieſen; der Gedanke an ienes iſt völlig ohne Nutzen, denn er ändert doch nichts von allem, was einmahl geſchehen iſt, ab. Wenn Sie alſo ietzt Freundſchaft bei uns genieſſen, ſo müſſen Sie nicht an Ihr Schickſal denken, welches die Urſache iſt, daß Sie ſie genieſſen müſſen; dis iſt nun einmahl da und vollbracht, und mus nun auch ab- und durchgedacht, ein- und ausbeſeufzt ſein; ſondern denken Sie iedesmahl an den Genus unſerer Freundſchaft als an einen ſolchen blos und als an den Genus eines Guten, das Gott Ihnen durch uns ſchenkt. Wir wollen gewis dafür ſorgen, daß Sie mit iedem Tage an neue Genüſſe unſerer Freundſchaft denken können. Glauben Sie nur, wenn

Sie ſo thun, wird Ihr Herz wieder Empfänglichkeit zur Freude bekommen; ſie werden dadurch Ihren guten Muth, und durch dieſen ihre Geſundheit und durch Ihre Geſundheit wieder Ihren guten Muth ſtärken, und es wird alles beſſer gehen, als Sie denken. Sie ſind dis Sich ſelbſt, Ihrem rechtſchaffenen Manne, der nun auch keinen ſtillen Vorwurf von Ihnen mehr fürchten mus, und Ihren Kindern, denen zu ihrer Ruhe nur noch blos die Ruhe ihrer Mutter fehlt, ſchuldig.

Flemming. Hörſt du wohl, Mutter? Ach höre ia recht zu.

Sophie. Ja, ia, ich höre alles.

Ehrhard, der hier abbrechen wollte, nun aber einen Wink, fortzufaren, von ſeinem Freunde erhalten zu haben glaubt. Und wie könnten Sie auch, wenn Sie alles recht erwägen, wärs auch nur durch bezeigte Unzufriedenheit, Ihren redlichen Gatten weiter bekümmern wollen? Was fordern Sie von ihm, was können Sie von ihm mit Recht fordern, daß er Ihnen als Mann verſchaffen ſolle und müſſe? Ehre? Einen ſolchen Mann, wie dieſer iſt, zu haben, einen Mann, der ſo thun, ſo leiden konnte, das iſt für eine Frau die gröſſeſte Ehre. Brod?

Dis verſchaft er Ihnen noch wirklich und ſoll es Ihnen ſo reichlich verſchaffen, wie Sie es ie bei ihm gehabt. Die Art und Weiſe, wie ein Mann ſeiner Frau Brod verſchaffe, kann ihm die Frau nicht vorſchreiben; genung, wenn er es ihr verſchaft. Sonſt verſchafte er es Ihnen durch ſeinen Dienſt, den ihm ſeine Kentniſſe erworben hatten; nun verſchaft er es Ihnen durch einen Freund, den ihm ſein Herz erwarb. Was liegt an dieſem Unterſchiede? Die eine Erwerbsart iſt ſo rechtſchaffen wie die andere, und das eine Brod warlich ſo ehrlich, als das andere? Haus und Hof etwa? Iſt es dis, was Sie von Ihrem Manne fordern? Noch iſt das Ihrige ia nicht verkauft. Und, wenn das auch wäre, ſind Sie denn iezt ganz ohne Haus und Hof? Mein Haus iſt ſo gros, wie Ihr Haus, mein Hof noch gröſſer, wie der Ihrige. Nutzen Sie beide, wie Sie die Ihrigen genutzt haben, ſo ſind beide die Ihrigen; denn was macht eine Sache wohl mehr zu meinem Eigenthum, als wenn ich ſie nutzen kann, wie ich will? Und denken Sie an mich, ich müſte die Menſchen nicht kennen, wenn ich dis nicht glauben wollte, — wird Ihr verlaſſenes Haus iemals verkauft — doch ich glaube auch das noch nicht — aber wirds verkauft, ſo erhalten Sie aus bekannten oder unbekannten Händen den Werth deſſelben, ehe Sie Sichs verſehen. Ruhe etwa? Verlangen Sie dieſe von Ihrem Manne? Warlich äuſerliche Ruhe haben Sie jetzt mehr, da er aus dem Lande iſt, als Sie hatten, da er noch im ganzen Dienſt war. Denken Sie Sich doch nur in die vorigen Zeiten zurück. Lebten Sie nicht in beſtändigen Sorgen ſeintwegen? Aengſtigten Sie Sich nicht, ſo oft er ins Kollegium ging? Zitterten Sie nicht, wenn er Ihnen bei der Rückkunft von dem, was da vorgefallen war, erzählt hatte, ſo oft die Thüre hernach aufgieng, und dachten, nun werde ihm der Abſchied zugeſchickt, oder nun werde er aus Ihren Armen geriſſen und fortgebracht? Hier holt ihn keiner von Ihnen weg: hier haben Sie nichts mehr zu befürchten. Alles, was Ihnen Angſt und Schrecken machen konnte, iſt nun hinter Ihnen. Ach, das iſt doch ſchön, endlich ſo weit ſein, daß man alle Angſt, alles Schrecken hinter ſich habe! Alſo — äuſerliche Ruhe haben Sie jetzt warlich mehr, als Sie ſeit Jahren gehabt haben mögen. Aber freilich — innere Ruhe kann kein Menſch dem andern, auch kein Mann ſeiner Frau geben. Wer dieſe von einem Andern fordert, der fordert etwas, das der

Andere nicht leiſten kann; Innere Ruhe kann nur jeder ſich ſelbſt geben. Die Mittel hierzu ſind dankbares Nachdenken über die Wohlthaten Gottes, welche wir in dem Augenblick genieſſen, und kindliches Vertrauen auf die Providenz für die Zukunft. Ein gutgeſinnetes Gemüth findet durch dieſe Mittel ſeine wahre Ruhe bald. Wenden Sie dieſe Mittel an, meine liebe Unruhige, und beendigen Sie dadurch die Seufzer, welche Sie einem der rechtſchaffenſten Männer, den ie die Erde trug, zum Misfallen des Allwiſſenden noch auspreſſen. (er ergreift ihre Hand)

Sophie, die ſehr gerührt iſt. Ach ia doch, ia, ich wills ia thun. Gott wird mir ia helfen. Ich will bald recht ruhig werden. (fleht auf und fallt Ihrem Manne um den Hals) Lieber, herzensbeſter Mann, ich verſpreche dirs, von nun an ſollſt du keinen Vorwurf weiter hören und — (ſeufzt tief) ich will dir auch im Herzen keinen mehr machen. Vergis und vergib mir alles, und ſeufze nicht mehr über mich. Ich will mich völlig beruhigen.

Leopoldine, die ſich bei dieſem Auftritt der Thränen nicht enthalten kann, auf der Seite. Der liebe arme unſchuldige Vater!

Flemming zu Sophien. Aber halt auch Wort, Mutter. Du ſtürmeſt ia ſonſt recht mit Gewalt in dein und mein Leben hinein, und es könnte nicht lange werden, ſo vergingen wir beide wie der Tag. Du durch deinen eigenen Gram, und ich, wenn ich ihn ſähe; denn alles, auch die härteſten Schläge des Schickſals über uns, habe ich ertragen können, aber das ertrüge ich nicht, wenn ich ſähe, wie dich der Gram über mich verzehrte. Sind wir denn nicht den teufliſchen Krallen unſerer Feinde wie durch ein Wunder entriſſen worden? Würde es ihnen nicht recht ſein, wenn ſie ſähen, wie du nun mich, den ſie nicht haben ums Leben bringen können, unter die Erde brächteſt, ia wenn ſie ſähen, daß durch dich noch mehr geſchähe, als ſie haben thun wollen und daß du uns beide, erſt dich und dann mich, unter die Erde brächteſt? Bedenke doch, wie Gott ſo gnädig für uns ſorgt, und wie gut wir es hier zuſammen haben können. Alle unſere Noth hat ia doch warlich nun ein Ende — wenn du willſt. Willſt du aber nicht, ſo geht ſie freilich erſt recht an. Wäre das aber recht? Wollen wir nun, da unſere Feinde uns nicht mehr ſchaden können, unſere eigenen Feinde ſein? Wollen wir die Rechtſchaffenen dadurch auch unglücklich machen, die uns ſo liebreich aufnahmen? Gewis, dieſe verdienen einen beſſern Dank. Und unſere armen Gemüther haben es nach ſo langen Leiden doch wohl auch verdient, nun Ruhe zu genieſſen, die Gott ihnen gönnt.

Sophie, die ihm beide Hände reicht. Du ſollſt es ſehen — ich will ruhig ſein.

Flemming, unter Ausdruck des Unglaubens im Geſicht. Nun, thu es ia!

Ehrhard, zu Leopoldinen und Albert. Und Sie, meine Lieben, thun Sie nun ganz ſo, als wenn Sie zwei Väter und zwei Mütter hätten. In dieſen Worten liegt alles für Sie, und dieſe Worte ſpricht mein Herz.

Julie, die hinzutritt und erſt Sophien und dann Leopoldinen umarmt. Und das meinige auch. Ich habe nichts, als den Wunſch hinzuzuſetzen, daß es Ihnen allen bei uns nur gefallen möge.

Albert. Ich für mein Theil würde mich ſchämen müſſen, Ihre Güte zu misbrauchen, wenn ich mich lange hier aufhalten wollte. Sobald ich die Sache mit dem Kaufmann N. zu P. abgemacht habe, werde ich eine Reiſe thun, die, wie ich hoffe, mich meinem Zweck, durch das, was ich gelernt, nun mein Brod zu verdienen, näher bringen wird. Alsdann wünſche ich, daß Schweſter Leopoldine zu mir ziehe und meine Wirthſchaft führe,

Leopoldine. So lieb ich dich habe, Bruder, das thue ich nicht. Ich weiche und wanke nicht vom Vater.

Ehrhard, der Albert die Schultern klopft. Nur ruhig; es wird ſich alles finden. So weit ſind wir noch nicht. Das erſtere, iunger Freund, thun Sie ie eher, ie lieber, und wenns heute noch wäre. Was aber das letztere betrift, ſo zweifle ich keinesweges, daß Sie ſelbſt in dieſer Gegend bald Gelegenheit finden werden, Ihr Brod reichlich zu machen. Es fehlt uns hier weit und breit an ſo einem Manne, wie Sie ſind, und ich habs tauſendmahl geſagt, wenn ſich nur einer hier beſetzen wollte, er müſte beſſer leben können, als ein Rittergutsbeſitzer. Dis Metier kenne ich; es bringt Geld. Wie geſagt — das wollen wir wohl machen.

Leopoldine. Ich bin von Jugend auf von meiner Mutter zu allen weiblichen Arbeiten erzogen worden und könnte in ieder groſſen Stadt auch mit meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen. Es iſt mir aber unmöglich, mich von meinen Eltern zu trennen. Da Sie, liebe zweite Eltern, nun dieſen

en meinen erſten Eltern den Aufenthalt bei ſich
rlauben, ſo — — —

Ehrhard, der ihr lächelnd den Mund zuhält. Warte, du kleine Redſelige, haſt du's nicht ſchon erſprochen, bei uns zu bleiben?

Leopoldine, die ihm die Hand küßt. O mit em unausſprechlichſten Vergnügen! Wenn ich hnen Ihre herzliche Liebe nur recht zu verdanken wüßte! Ich kann alles im Hauſe, in Küche und Keller mit angreifen und will von ganzem Herzen hrer lieben Frau zur Hand gehen.

Flemming. Das iſt auch mein Wille, liebe ochter. Selbſt dir, Mutter, wirds gut ſein, enn du Theil an den häuslichen Geſchäften nimmſt. u haſt noch Zerſtreuung dadurch. Und ich, lie r Herr Paſtor, könnte ja auch wohl dir zuweilen der Kirche aushelfen. Ableſen, wenn du nicht edigſt, kann ich troz deinem Küſter.

Ehrhard, lachend. Das machſt du gut, Herr heimer Finanzrath. Meine Bauern ſollten dir hl recht aufhorchen. Wer weis ſo, ob ſie nicht r zu dir kommen, als du zu ihnen. Sie hatten r einigen Jahren eine gewiſſe Wieſenſtreitigkeit t euern Leuten drüben, und da rühmen ſie dich noch immer, wie du der einzige im Kollegium geweſen, der ihnen Gerechtigkeit widerfaren laſſen. Ingenſtröm hatte ſie gewaltig angefaren.

Flemming. Ja, das war ſo ſeine Sache.

Ehrhard. Nein, was uns beide betrift, wir wollen uns die Zeit wohl vertreiben. Du biſt ein Gartenfreund und ich auch. Eine ſchöne Gegend iſt ebenfals hier. Eine ziemliche Bibliothek habe ich auch. Und ausſchwatzen möchten wir uns ſo wohl nie. Was aber unſere Frauenzimmer betrift, ſo mögen ſie unſertwegen die Hausgeſchäfte unter ſich theilen, wie ſie wollen. Meine Wirthſchaft iſt gros und am Geſinde fehlts zwar nicht, die die Arbeiten verrichten; die Aufſicht über die Arbeiten iſt aber, wie du weiſſeſt, oft mehr werth, als die Arbeit ſelbſt. Doch, das las die Weiber unter ſich ausmachen. Sie werden ſich wohl darum vertragen.

Julie, aufgeräumt. Wenn ihr Männer euch doch nicht um unſere Affairen bekümmern wolltet. Das haben wir ſchon alles gemacht. Ich bitte Leopoldinen vorzüglich, daß ſie meine Tochter in feinern weiblichen Arbeiten unterrichte, zu deren Erlernung auf dem Lande keine Gelegenheit iſt.

Und von uns haben wir unſer einziges Kind nie gern auf lange laſſen wollen.

Leopoldine, die Roſalien küßt. Mit tauſend Freuden, liebe Freundin. Alles, was ich kann, und Sie noch nicht können, ſollen Sie von mir lernen.

Roſalie, naif. O darauf habe ich mich ſchon recht gefreuet. Und von nun an betrachte ich Sie, — oder lieber dich, nicht wahr? — als meine liebe Schweſter. Ich war ſo in der Welt ſo allein, hatte weder Bruder, noch Schweſter, und weinte oft darüber, daß mir eine Quelle der ſanfteſten Freuden vom Schickſal nicht geöfnet worden. Nun bin ich ganz glücklich.

Ehrhard, als Leopoldine und Roſalie, die beiden neuen Schweſtern, an einander hinfallen. Vergeſſet eures Bruders nicht.

Albert, Roſalien die Hand reichend. Für mich auch Schweſter?

Roſalie, treuherzig. Ja wohl! Was ſonſt? (ſchüttelt ihm recht die Hand dazu)

Ehrhard. Nun, ſo wäre ja unter uns wohl alles aufs Reine. Nun ſind wir in Ordnung. Wie es alſo heute am erſten Tage gehalten wird, ſo wirds noch gehalten am letzten. Gott verleihe nun Geſundheit und guten Muth; das übrige iſt da.

Umarmungen nach der Reihe beſchloſſen den feierlichen Societätsakt. Albert reiſete ſofort zum Kaufmann R. zu P. In den erſten drei Tagen ward Ehrhards Haus von benachbarten Freunden und Bekannten, die alle den braven Martirer zu beſuchen kamen, nicht leer. Der junge Ingenſtröm hielt Wort und war einer der erſten. Er bat auf der Stelle um den Gegenbeſuch zu Pappelwalde; man beſchlos aber denſelben noch auf eine kurze Zeit, bis die Seelen der Leidenden ſich mehr erholt hätten, zu verſchieben. Flemming erfur bei dieſer Gelegenheit, daß ſein Fürſt mit der Gräfin wirklich abgereiſet ſei und daß die Rede gehe, daß er ſo bald nicht wieder kommen werde. Sein Herz empörte ſich heftig gegen dieſe Nachricht; Ehrhard aber ſuchte ihn durch das Argument, daß unverhoft nicht nur oft komme, ſondern auch wiederkomme, zu beruhigen.

Unter die merkwürdigern Beſuche, welche Flemming erhielt, gehörte auch der Beſuch der ganzen Bauerngemeine zu Fremdlingshauſen. Nach geendigtem öffentlichen Gottesdienſte verſammlete ſich dieſe auf dem Kirchhofe und ſchikte ein Paar Deputirte mit der Anfrage in die Pfarre, ob der liebe Herr Flemming es nicht übel nehmen würde, wenn das ganze Dorf ſich ihm präſentirte. Der Bidermann lies ſie freundlich zu ſich laden. Man zog alſo mit vieler Ordnung und Stille bei ihm ein und der Aelteſte aus der Gemeine redete ihn im Nahmen aller alſo an:

„Gott grüſſe Sie, armer gnädiger Herre! Wir ſind zwar nur einfältige Bauersleute und können nicht ſo viel Redens machen, wie die Stadtleute; aber ſo viel ſehen wir doch ein, daß Ihnen gros Unrecht geſchehen ſei. Unſer lieber Herr Paſtor da hat uns zwar gelehrt, daß am Ende alles, was paſſirt, gut ſei; aber wir möchten ihn doch wohl fragen, wie der liebe Gott dismahl ſolche grauſame Gottloſigkeit habe zulaſſen können. (legt den rechten Zeigefinger an die Naſe und ſieht den Prediger Ehrhard bedeutend an. Ehrhard giebt ihm ein Zeichen, weiter zu reden). Wir bedauern Sie alſo herzlich und alle ehrliche Leute weit und breit bedauern Sie. Das mus Ihnen doch bei aller Ihrer Noth eine rechte Freude ſein. Unſer Herr Paſtor ſagt, das wäre ein groſſer Troſt im Unglück, wenn einen alle gute Menſchen bedauerten. (ſieht den Prediger wieder lange an, und dieſer winkt ihm wieder, fortzureden). Aber es iſt auch nicht genung, daß man einen ſo guten Herrn, wie Sie ſind, blos bedaure; man mus ihm auch helfen. Das ſagt unſer Herr Paſtor uns auch oft. (es geſchieht nochmals von beiden Theilen das vorige). Alſo — was ich eigentlich ſagen wollte — lieber armer gnädiger Herre, Sie haben uns einmahl einen groſſen Gefallen gethan und uns zu unſerem Recht verholfen, das uns die andern alle abdiſputiren wollten, und das wir auch gewis verlohren hätten, wenn Sie nicht geweſen wären. Das können wir nun ewig nicht vergeſſen und dafür haben wir uns entſchloſſen, iezt dankbar zu werden. Wir hatten nehmlich kaum gehört, daß unſer lieber Herr Paſtor Sie mit den Ihrigen zu ſich genommen hätte und daß Sie nun hier bei uns leben und ſterben wollten, als wir alle auf einmahl bei uns dachten — Genommen haben ſie dem armen gnädigen Herrn Alles; er mus alſo blos von unſerem Herrn Paſtor leben, und dem wirds wohl zu ſchwer, das ganz allein zu tragen … » (ſchweigt und ſieht Ehrhard an).

Ehrhard, nachdem er Flemming einen Wink gegeben, ſich noch ruhig zu verhalten. Nun, und was wolltet ihr denn da wohl thun, guten Leutgen?

Bauer, gutherzigliſtig dazu ausſehend. J.
Sie ſo wollten, wie wir wollten, ſo wäre nun
alles ſo gut, wie abgemacht.

Ehrhard. Nun, wie wollet ihr denn?

Bauer. Sie müſſens uns aber auch nicht für-
nehmen. Wir wollen Ihnen jährlich ein
Säcke Brodkorn, ein Paar Steine Flachs,
Kabel Rüſtern aus dem Gemeinholz und ein
chwein zu Hülfe geben. Das macht auf ei-
den von uns ſo ein Weniges, daß es keiner
und wenn wir die Rüſtern anfahren, wollen
s übrige allemahl zugleich mitbringen.

Ehrhard, der dem Bauer die Schultern klopft.
raven Leute, wie freue ich mich euer Seel-
zu ſein, da ich ſehe, daß meine Predigten und
Beiſpiel ſo herzlich auf euch wirken!

Bauer, Thränen in den Augen. Ja, das
Sie glauben, lieber Herr Paſtor, daß wir
ſo gut ſind, daß wir unſer Leben für Sie
wollten. Und wir haben uns wohl recht ge-
als wir hörten, daß Sie ſo eine ſchöne Hand-
äten und den armen gnädigen Herrn als Ih-
en Freund zu ſich genommen hätten. Das
wird

wird Ihnen gewis viel Gotteslohn bringen. Der arme liebe Herre! Bei uns wäre es ihm doch gewis ſo nicht gegangen. Ach wie gut iſts doch, daß wir eine beſſere Landesherrſchaft haben!

Ehrhard. Ja wohl; und darum höret ia nicht auf für ſie zu beten, damit ihr ſie noch recht lange behaltet. — Was nun aber eure ſo herzlichgutgemeinte Beihülfe anbetrift, die ihr ietzt hier angeboten habet: ſo danke ich euch zwar ebenſo herzlich dafür, mus euch aber bitten, mir es nicht übel auszulegen, wenn ich ſie nicht annehmen kann.

Bauer, ſich nach einem andern Alten umſehend und nidergeſchlagen. Siehſt du, Gevatter Andres? Das haſt du wohl geſagt! — Lieber Herr Paſtor, warum wollen Sie uns denn ſo verachten?

Ehrhard, traut. Dazu kennet ihr mich zu lange und zu gut, als daß ihr es für Verachtung von meiner Seite anſehen ſolltet. Wenn ich eure angebotene Beihülfe nicht annehme, ſo geſchieht es blos darum, weil ihr ſie wirklich mir ſchon leiſtet. Ihr gebet mir ia ſo reichlich Brod unter euch, daß vollkommen zwei Familien davon leben mögen. Doppelte Beihülfe kann ich doch wohl nicht von euch annehmen. Sehet, wie ich das

letzt

ſpreche, ſo meine ichs auch wirklich. Ihr
, daß ich an iedem Neuiahrstage, wenn ich
neues Glück und Segen gewünſcht, mich für
ichliche Auskommen, das mir eure Vorfaren
worfen, bei euch zu bedanken pflege. Wenn
s alſo am nächſten Neuiahr wieder thue und
Flemming iſt in der Kirche, ſo denket, daß er
it mir zugleich dafür bei euch bedanke.

lemming. Edler Freund, nun las mich re-
— Ihr lieben Landleute, unter denen ich
ling und Gaſt bin, ich kann euch nicht ſagen,
r mich der Beweis, welchen ihr iezt von eu-
therzigkeit überhaupt und von eurer Liebe zu
ſonders gebet, rühre. Ich danke euch für
efühl meiner Unſchuld. (blikt gen Himmel)
hl leide ich höchſtunſchuldig. Doch würde
t nicht über mich ſo verhängt haben, wenn es
ir und den meinigen gut und ſelig wäre.
– ich bin damit zufrieden, und ſo ſeid ihr es
Eben ſo danke ich euch für eure ſo herzlich
Bereitwilligkeit, mich in meinen Leiden zu
tzen. Wäre ich blos auf gut Glück und
älliges Mitleid hieher gezogen, ſo ſeid ver-
daß ich wenigſtens anfangs, bis Gott an-

derweil ſorgte, alles annehmen würde, was ihr mir zu Hülfe gäbet. So aber bin ich hieher zu meinem Freunde gezogen, der das Brod, welches er unter euch hat, mit mir theilen will. Er ſagt, es ſei völlig hinreichend für unſere beiden Familien, und ſo theile ichs dankbar mit ihm ſo lange, als Gott will. Laſſet ihn alſo allein thun. Wenn er ſo rechtſchaffen denkt, daß er euch für ſeine Einkünfte, ob er ſie gleich redlich unter euch verdient, iährlich öffentlich dankt: wie vielmehr werde ich mit ihm zugleich euch danken, da ich nun davon mitlebe, ohne dafür mitzuarbeiten! Habet Dank, daß ihr mich ſo gern hier unter euch ſehet. Ich will euch nicht Urſache geben, zu wünſchen, daß ich euch wieder verlaſſen möchte. Vielmehr will ich mich mit meinen Kindern beſtreben, euch nützlich zu werden. Was ihr von ienem Vorfall erwähnet, da ihr eine Wieſenſtreitigkeit mit euren Nachbarn, die meine Mitbürger waren, hattet, ſo habe ich damals gar nichts weiter, als meine Schuldigkeit, gethan. Es iſt mir lieb, daß ihr es nicht vergeſſen habet; aber denket, ſo oft ihr daran denket, blos daran, als an etwas, das nichts, als allgemeine Gerechtigkeitspflege, war. Wenn ich alſo Dank von euch haben will, ſo mus ich ihn erſt noch verdienen,

nern. Und dis werde ich vielleicht können. Ich
nn euch wohl manchen guten Anſchlag geben,
re Aecker und Felder noch beſſer zu benutzen, als
her. Die Anſtalten, welche ich in meinem ehe-
hligen Vaterlande von der Art getroffen, wiſſet
zum Theil, und dieſe können euch Bürge dafür
. Auch kann ich euch ſonſt vielleicht manchen
en Rath, eure Gerichtshändel betreffend, geben.
ollet ihr mich hören, ſo könnet ihr alles das Geld
Zukunft erſparen, das ihr an Kanzleiſporteln
Advokatengebühren ſeither ausgegeben habet;
n ich will euch immer aufs Haar vorherſagen,
Recht bekomme und wie die Streitigkeiten end-
abgeurthelt werden werden. Wenn ihr das nun
ner glaubet und darnach gleich eure Händel
chtet und abmachet, ſo habet ihr das umſonſt,
ihr ſonſt theuer bezahlen müſtet, und genieſſet
obendrauf den unſchätzbaren Vortheil, daß ſich
h das Proceſſiren eure Gemüther gegen einan-
nie erbittern. Auch meine beiden Kinder kön-
euch vielleicht in der Folge nützlich werden,
in Sohn hat gelernt, euren ſchätzbarſten Thie-
zu helfen. Ihr wiſſet beſſer, als ich euch ſagen
, was dis auf ſich habe und wie ſehr es noch
ieſen Gegenden daran fehle. Meine Tochter

kann eure Kinder im Stricken und Nähen unterrichten, wenn ihr wollet. Wenn ich dann zuweilen euch ſelbſt helfe; wenn meine Tochter zugleich euren Kindern und mein Sohn wohl gar euren Thieren helfen: dann hoffe ich es dahin zu bringen, daß ihr den Tag noch ſegnen werdet, an welchem ihr die arme verwieſene Flemmingſche Familie in euer Dorf aufnahmet.

Bauer, dem die Thränen immer die Backen herab rollen. Ach, das wollen wir alles mit dem gröſſeſten Dank annehmen. (geht näher an Flemming hin und reicht ihm die Hand) Wir haben Brüder und Schweſtern, Vettern und Muhmen drüben und die habens uns immer nicht genung rühmen können, wie Sie für den armen Bauersmann geſorgt und immer ſeine Parthie genommen. Dafür ſegne Sie doch unſer Herr Gott! Es gibt leider nicht viel vornehme Leute, die es mit den Bauern gut meinen. Immer will man uns nur an unſer Habe und Gut, an unſere Freiheit und an unſere Söhne. (wiſcht ſich die Thränen aus beiden Augen) Nu, es wird ſchon noch immer beſſer werden in der Welt. (greift in die Taſche) Lieber armer gnädiger Herre, ich wills Ihnen nur geſtehen, wir dachten gleich, daß es der Herr Paſtor nicht annehmen würde, wenn wir ihm jährlich eine Beihülfe geben wollten. Darum haben wir uns auf den Fall vorbereitet und etwas Geld zuſammen ausgebracht. Sie werden uns doch nicht auch den Korb geben, und wenn der Herr Paſtor keine Beihülfe annehmen will, ſo werden Sie doch wohl ein kleines Präſentgen von uns annehmen... (überreicht Flemming zitternd ein Röllchen, worinn zwanzig Luidore ſind)

Ehrhard, bider. Freund Flemming, das nimm!

Flemming. Ach — nein, Lieber.

Bauer, betreten. O reden Sie Ihm doch recht zu, lieber Herr Paſtor.

Ehrhard. Nimm du das nur, Beſter! Das iſt ein Andenken, das meiner Gemeine Ehre und dir keine Schande macht. Ich kenne meine Leute. Sie ſetzen ſich dadurch in keine Verlegenheit, und ſchon die Sehnſucht, daß du es annehmen möchteſt, mit der ſie es dir geben, verdient, daß du ſie nicht kränkeſt.

Ehrhard ſetzte noch auf franzöſiſch hinzu, daß unter ſeinen Bauern eine ganz eigene Art von Ehrgeiz herrſche, welchen er nicht von Flemming gekränkt zu ſehen wünſche, weil dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten für die Zukunft entſtehen möchten, und ſchlos damit, daß ſich vieleicht noch einmahl in der Welt Zeit und Umſtände ändern könnten, da es dann ſein Freund mit dem einſtweilig angenommenen Geſchenk immer noch wieder halten könne, wie er wolle.

Bauer, als er das Franzöſiſche hört. Horch' mahl, Gevatter Andres, dat is Latün. Gib acht, nu thuts der gnädige Herre. Soll ich? Was mönſt du? Jo, ich thu's. (lächelt in den Bart, drehet ſich auf die Seite und prakticirt Flemming das Röllchen in die Taſche.)

Flemming, der dis alles wohl bemerkt. Nun, ſo will ichs einſtweilig annehmen, weil ihr darauf beſtehet. Ich danke euch, rechtſchaffene Leute, dafür und will es ſuchen wieder gleich zu machen.

Bauer, der vor Freuden wie der iüngſte Mann auf einem Beine tanzt. Das iſt ſchon alles gleich gemacht. So wars recht, ſo wars recht. Bedankt euch doch, Nachbarn!

Ganze Gemeine. Wir wollen uns auch alle bei dem gnädigen Herrn ſchönſtens bedankt haben, daß er uns einfältige Bauersleute nicht verſchmähet hat.

Flemming. Gott ſegne euch alle dafür! Holet euch guten Rath bei mir, ſo oft ihr wollet, und Sonntags, wenn ihr Luſt habet, will ich einmahl alle eure Felder beſehen.

Aeuſerſtzufrieden nahmen die Bauern, als ſie alle landmänniſchbieder dem armen gnädigen Herrn die Hand gedrückt hatten, ihren Abtritt und Ehrhard ſprach zu Flemming: „Meine Bauern ſind alle ſehr wohlhabend und daher auch wohlthätig. Du kannſt ihnen das vieleicht zehnmahl vergüten. Und überhaupt vermuthe ich, daß dieſer Fall öfter kommen werde, daß du beſchenkt werdeſt. Jeder weis, daß dir alles genommen worden. Wenn dir hat genommen werden dürfen, warum ſoll dir nicht auch wiedergegeben werden dürfen? Mus es gerade dieſelbe Hand ſein, welche beides thut?„

Flemming. Guter Mann, ich habe dis Geld blos darum angenommen, weil du darauf beſtandeſt und weil es deine Leute waren. Der Gedanke, dir den geringſten Unwillen auch nicht zuzuziehen, beſtimmte mich. In ähnlichen Fällen kann nun dieſer Gedanke nicht Platz greifen; darum bringe alsdann auch nicht wieder in mich. Ich weis nicht, es ſträubt ſich alles in mir dagegen und einen ähnlichen Vorgang hielt' ich nicht wieder aus.

Sophie, die mit ihrer Tochter dazu kommt. Das war ja wohl gar das ganze Dorf, das dich beſuchte, Vater?

Flemming. Ja; es hat mich auſſerordentlich gerührt. Und denke einmahl, Mutter, (will ihr das Röllchen geben) da haben ſie mich auch ſogar noch beſchenkt.

Sophie, ſchlägt die Hände übern Kopf zuſammen. Daß Gott erbarm! Nun müſſen wir gar milde Gaben annehmen!

Flemming, der allen Muth verliehrt. Leopoldine, da haſt du's. (gibt der Tochter das Röllchen, tritt ans Fenſter und legt in Gedanken vertieft die Hände über einander.)

Ehrhard, als ſich Sophie in einen Winkel ſetzt. Nicht ſo, gute Frau! Hierbei iſt gar keine Schande. Man hat Ihnen genommen; ſo darf Ihnen auch gegeben werden. Laſſen Sie es wenigſtens meintwegen gut ſein. Meine Leute ſuchen nun einmahl etwas darinn. Hätte Ihr Mann ihnen nicht gewillfart, ſo hätte es Verdrus auf mein ganzes Leben vielleicht geſetzt. Ich habe ihm genung müſſen zureden, und nur mir zu Gefalle hat er es angenommen. Es iſt nun in den rechten Händen. Die Gemeine wird überhaupt Leopoldinen wohl in Thätigkeit ſetzen, und dann iſt das Geld ſogar ehrlich von dieſer verdient.

Jetzt fuhren zwei Kaleſchen vor die Pfarre, auf welchen lauter wohlgekleidete Bauern ſaſſen. Flemming, der am Fenſter ſtand, erkannte ſie bald und rief ſchnell aus: „Da kommen zwei ganze Wagen voll Landleute aus . . „ Sophie war die erſte, welche ſich wegbegab. Flemming blieb allein im Zimmer. Ehrhard wies die Bauern herauf und ſagte ihnen, daß ſie mit ſeinem Freunde zwar reden könnten, was ſie wollten und ſo lange ſie wollten, daß ſie aber, wenn ſie ihm irgend etwas zugedacht hätten, ihm ſolches nicht aufdringen möchten, weil er äuſerſt traurig dadurch zu werden pflege. Wenn ihr dergleichen vorhabet, ſetzte er hinzu, ſo überleget das lieber hernach auf der Rückreiſe mit mir.

Zwölf Bauern waren es, die jetzt dem Märtirer fürs Vaterland den ehrenvollen Beſuch machten.

Sie gehörten zu verſchidenen Gemeinen und waren die vernünftigſten aus dem ganzen Lande. Flemming, der ſie von dieſer Seite ſehr gut kannte, ahndete bei ihrem Anblick gleich etwas klügeres, das ſie vorhätten, als dasienige geweſen war, welches die hundert an der Grenze vorgehabt hatten.

Alle Bauern zuſammen, nach tiefer Verneigung. Gott grüſſe Sie, lieber Herr und Vater! Wir haben es nicht über unſer Herz bringen können, länger von Ihnen zu bleiben. Wir muſten ſehen, was Sie machen. Du lieber Gott, wie geht es Ihnen denn?

Flemming. Seid mir ſchöne willkommen, kluge und gute Leute; ich danke euch in voraus herzlich für euern lieben Beſuch. Mir geht es vollkommenwohl anietzt. Alle meine Leiden ſind überſtanden und ich ruhe hier bei meinem Freunde aus, und mir mangelt nichts, gar nichts, als — mein Vaterland. Dis habe ich nun einmahl räumen müſſen, und ſo mus ich auch den Gedanken, verwieſen daraus zu ſein, endlich ertragen lernen. Glaubet aber nicht, daß ich es vergeſſen habe. Ich bete noch und werde ewig beten für ſelbiges und für euch.

Ein Bauer im Nahmen der übrigen. Und wir haben Sie gewis auch nicht vergeſſen und werden ſie nicht vergeſſen, und beten auch für Sie und werden ewig für Sie beten. (geht an Flemming hinan und drückt deſſen Hand mit beiden Händen. Seinem Beiſpiele folgen alle übrige.)

Derſelbe Bauer. Wenn ichs recht ſagen ſoll, ſo ſind unſere Leute mit allem dem, was Ihnen geſchehen iſt, überrumpelt worden. Hätten ſie es zu rechter Zeit erfaren, ſo wäre aus allem nichts geworden; das können Sie gewis glauben. Die meiſten Bauern bei uns haltens noch mit Ihnen und hätten Gut und Blut daran geſetzt.

Flemming. Ich habe Beweis davon, guter Mann; aber ſagt mir, iſts ſo nicht beſſer? Die Haut grauſet mir, wenn ich an die entſetzlichen Folgen denke, welche dis gehabt haben würde. Seid verſichert, das iſt Gottes Vorſehung geweſen, die dis verhindert hat. Es hat alles müſſen ſo eilends betrieben werden, damit nicht einzelnes Unglück in allgemeines verwandelt würde. So leidet eine einzige Menſchenfamilie für viele tauſend; ſtatt daß ſonſt viel tauſend Familien für eine würden haben leiden müſſen. Ich bitte euch, erkennet dis und preiſet Gott dafür.

Ein anderer Bauer. Das iſt freilich wohl wahr. Wir ſehen 'es auch ein und ſagens unſeren Leuten oft; aber ſie wollen ſich noch gar nicht beruhigen laſſen. Sie haben Einigen den Tod geſchworen, und der liebe Gott verhüte es, daß nicht etwa noch eine neue Auflage kommt; ſonſt gehts fürwahr los.

Flemming. Ich glaube nicht, daß ihr bis vor der Hand zu fürchten habet. Aber — auf ieden Fall bitte ich euch zuſammen — ihr ſeid ia die vernünftigſten — wendet alles an, Aufſtand zu verhüten. Auch das gröſſeſte Elend machen ſich Unterthanen dadurch noch gröſſer. Und — was mich betrift, ſo würde ich untröſtbar ſein, wenn auch nur eine einzige Familie aus unüberlegtem Gutmeinen meintwegen unglücklich werden, ſollte. Laſſet ia alle eurer Obrigkeit ihren Gang.

Wieder ein anderer Bauer. Das iſt wohl alles recht gut. Gott will freilich, daß Unterthanen ſich nicht gegen ihre Obrigkeit auflehnen ſollen; wenn ſie aber doch ſo abſcheuliches Unrecht an einem ſo unſchuldigen Manne, wie Sie ſind, begeht, ſollten ſich da Unterthanen nicht aufmachen dürfen, mit Gewalt es zu verhindern? Ich wollte bis um alles in der Welt willen keinem von unſeren Leuten ſagen; aber habe ich wohl Unrecht, ſprechen Sie einmahl!

Flemming. Ja, Freund, ihr habt doch Unrecht. Die Obrigkeit iſt die Richterin über ihre Unterthanen; wie können alſo Unterthanen die Richter über ihre Obrigkeit ſein? das iſt ein Widerſpruch. Und ginge das erſt in einem Falle an, ſo würde es in mehrern und zuletzt in allen Fällen angehen. Wo wäre alsdann eine bürgerliche Geſelſchaft, die nicht mit iedem Tage Gefar liefe, Mördergrube zu werden? Das Wohl des menſchlichen Geſchlechts verträgt ſich durchaus nicht damit, daß Unterthanen ihre Obrigkeit richten. Gott allein mus dis thun, und er thuts auch gewis zu rechter Zeit. Nimmt man vollends dazu, daß ſich die Obrigkeit wehren werde und daß ſie mehr Kräfte zur Gegenwehr habe, als die Unterthanen: ſo handeln Unterthanen ſogar ohne Kopf, ſo oft ſie dergleichen unternehmen.

Der erſte Bauer wieder. Das ſage ich auch immer. Lieber Vater Flemming, wir wollens Ihnen nur geſtehen, von dem Tage an, da Sie fortgebracht worden ſind, iſt eine allgemeine Unruhe unter unſere Leute gekommen. Mehr, als einmahl, haben wohl ihrer tauſend zuſammen fortgewollt, um Sie mit Gewalt wieder in die Reſidenz zu bringen. Und heute nun wollten ſie ſich gar nicht mehr abhalten laſſen, weil ſie geſtern bei der Leiche von einem Bürger aus der Reſidenz, der auch mit zu Grabe ging, eine gewiſſe Nachricht gehört hatten.

Flemming. Was denn für eine?

Bauer. Ja, Sie müſſen ſich aber auch nicht erſchrecken — —

Flemming. Die Nachricht mus alſo doch wohl mich betreffen. Wie ſollts denn da aber wohl noch eine geben können, über die ich erſchräke? Sagt ihr mir nur alles.

Bauer, äuſerſtgerührt. Daß Ihr Haus angeſchlagen wäre.

Flemming, doch etwas frappirt. Wirklich? Von wem?

Bauer. Das Armenweſen hats gethan. Dieſem iſt Haus und alles, was darinn iſt, vom Fürſten geſchenkt worden. In einigen Tagen ſoll Auktion mit Ihren Sachen gehalten werden.

Flemming. Nun, das iſt ia kein übler Einfall. Ihr ſehet doch wohl ein, daß man ſich geſchämt habe. Mir iſts indeſſen lieb. So genieſſens doch die Armen.

Bauer. Da nun das unſere Leute für gewis erfuren, wurden ſie faſt wütend. Mit gröſter Gewalt wollten ſie her und ſie lieſſen ſich endlich nur dadurch noch abhalten, daß wir uns ins Mittel ſchlugen, wie wir hier ſind, erſt in voraus zu Ihnen zu reiſen und mit Ihnen über die Sache zu ſprechen. Wir finden aber gewis die Gemeinen alle beiſammen, wenn wir wieder nach Hauſe kehren, und da wirds auf die Antwort ankommen, die wir mitbringen. Glauben Sie uns, es iſt wahr und wahrhaftig Ernſt.

Flemming. Ei, ſo danke ich euch viel tauſendmahl, daß ihr den vernünftigen Entſchlus gefaſſet habt, euch zu mir auf den Weg zu machen. Das hätte ich ahnden ſollen, wie ich euch kommen ſah. Ich freuete mich gleich, daß ich vernünftige Leute kommen ſah.

Bauer. Ja, ich beſtand darauf, und zwar darum, daß ich ſagte, man müſſe erſt wiſſen, ob Ihnen auch damit gedinet ſei, wenn man Sie mit Gewalt wieder ins Land brächte. Sonſt wärs ſtatt Dankbarkeit Grauſamkeit, die man gegen Sie ausübte.

Flemming. O ihr lieber geſcheuter und guter Mann, wie danke ich euch ganz vorzüglich für den geraden und klugen Einfall! Sagt mir nur, was ich im Lande ſolle oder was ich befürchten müßte, daß mir da hernach geſchähe? Soll ich mich etwa auf Lebenslang einkerkern laſſen? Ich danke meinem Schickſal, daß ich dem Kerker entflohen bin. Sagt mir auch, wie es allen denen gehen würde, die meine gewaltſame Zurückbringung bewirkten?

Bauer. Das habe ich ihnen alles ſchon geſagt.

Flemming. Wie können eure Leute aber noch einmahl auf einen ſo unſinnigen Gedanken kommen, da ich ihn allen den hundert, welche deshalb an der Grenze ſtanden, ſchon ausgeredet habe?

Bauer. Der Anſchlag des Hauſes hat ſie von neuem wild gemacht.

Flemming. A propos, was macht der alte Schröter, der an der Grenze umfiel? Er iſt ja aus eurer Gemeine.

Bauer. Den haben wir eben geſtern begraben. Der Schlag hat ihn gerührt.

Flemming, erſchrocken. Nun, ſo bitt' ich euch Was ſagte denn da die Gemeine? Machte das keinen Eindruck auf ſie?

Bauer. Sie ſagten noch geſtern beim Grabe — das wäre ein alter Mann, und der wäre noch geſtorben, wenn er auch nicht mitgegangen wäre.

Flemming. Nun, ſo höret einmahl. Die Sache wird mir nun zu ernſthaft. Ich habe genung gelitten und bin nicht willens, das geringſte mehr von der Art zu leiden, beſonders, wenn ich ſehe, daß es ganz unvernünftig von mir gehandelt wäre, wenn ich mich zu neuen Leiden im Vaterlande, die offenbar ohne allen Nutzen wären, hergäbe, und daß ich mir durch dieſe neuern Leiden die Verachtung aller Rechtſchaffenen in der Maſſe zuzöge, n welcher ich ihre Achtung für meine vorigen Leiden genieſſe. Kehret alſo mit meinem herzlichſten Dank für eure Bemühung zu mir nach euren Dörfern zurück und ſuchet bei euren Leuten alles anzuwenden, daß ſie von ihrem Vorhaben ablaſſen. Machet ihnen begreiflich, daß Sie mich und ſich dadurch in das gröſſeſte Unglück ſtürzen würden. Und, wenn Sie dann noch nicht hören wollen, ſo ſaget ihnen in meinem Nahmen, daß ich es ihnen unmöglich machen würde, ihr Vorhaben auszuführen. Her fliegen können ſie doch nicht. So mus man ſie eine gute Stunde ſchon vorher im Felde angezogen kommen ſehen. Unterdeſſen habe ich dann Zeit, mit den Meinigen von hier zu flüchten. Alsdann mus ich freilich an einen Ort mich begeben, wo ich keinen ſolchen Freund habe, wie hier. Und da fraget ſie, ob das auch recht wäre, daß ſie mir meinen einzigen letzten Zufluchtsort rauben wollten. Fraget ſie, ob ich das an ihnen verdient hätte, und ob ſie nicht ſolchergeſtalt noch grauſamer an mir handelten, als meine ärgſten Verfolger, die mir doch noch das Gnadenbrod bei meinem Freunde Ehrhard hätten laſſen müſſen.

Bauer, unter Thränen. Nun, das wollen wir alles unſern Leuten ſagen. Wenn ſie ſich aber nur dadurch bedeuten laſſen! Sie denken nun einmahl, wenn ſie Sie nur erſt wieder im Lande haben, ſo werde Alles auf Ihrer Seite ſein und dann werde ein allgemeiner Lerm die Sachen wohl ins alte Gleis bringen.

Flemming. Und dieſen allgemeinen Lerm ſollen ſie nie machen: wenigſtens meintwegen nicht!

Bauer, zutraulich. Lieber Vater Flemming, wiſſen Sie denn ſonſt kein Mittel zu erſinnen, wodurch

durch Sie wieder zu uns kämen? Und, wenns wer weis wie viel Geld koſtete, das ſollte gleich beiſammen ſein. Vielleicht, wenn Sie ſo ein Mittel wüſten und ergriffen, daß ſich unſere Leute alsdann beruhigten!

Flemming. Vor der Hand iſt warlich keins zu erſinnen. Ihr müſſet auf Gott vertrauen, daß der euch einſt helfe. Mich laſſet nun ganz aus der Sache. Ich habe beſchloſſen, nun für meine Familie zu leben, und habe es ihr heilig angelobet. Was könnte ich euch auch helfen? Eure ganze Verfaſſung müſte ſich ändern, wenn euch Flemming ſollte helfen können. Und, ſobald ſich dieſe ändert, iſt euch geholfen ohne ihn.

Bauer, noch zutraulicher. O Vater, zu uns kämen Sie ia doch wieder, wenn Sie mit Ehre und Sicherheit es könnten. Ja, ia, Sie haben Ihr Vaterland viel zu lieb. Sehen Sie wohl — ich ſehe es ia in dieſem Augenblick, daß ich Recht habe.

Flemming, dem die Augen übergegangen waren. Guter Mann, zerreis mir das Herz nicht von neuem; die Wunden fangen kaum an, zu heilen.

Bauer,

Bauer, andringlich. Lieber Vater, Sie ſind ia ſonſt wohl eher gereiſet ... Wenn wir auch wollten, wir kämen doch nicht vor, und unſereiner verſteht das Ding nicht, einen groſſen Herrn herum zu kriegen. Wenn Sie Sich aber auf den Weg machten! Und wenns tauſend Thaler koſtete, ſie ſollen gleich da ſein.

Flemming. Wohin denn reiſen? Leute, es iſt ia nicht genung, von Fremdlingshauſen aus in die weite Welt hinein zu fahren. Wiſſet ihr denn, wo der Fürſt ſei?

Bauer, mit groſſer Klugheitsmine. I, das würde ſich ſchon finden. Er iſt auf M. gefaren. Einige aus meinem Dorfe ſind dem Wagen begegnet. Wenn ſie auch darauf zu führen und dann ihm immer nach. An iedem Orte würden Sie ia hören, wohin er weiter gegangen ſei, und ſo müſten Sie ihn doch endlich da finden, wo er bliebe.

Ein anderer Bauer. Höre, Gevatter. Ein fürſtlicher Wagen ſoll auch auf R. gefaren ſein.

Flemming. Nun erwäget einmahl! Das ſollte ein artig Nachreiſen werden. Der eine Wagen iſt alſo gen Abend und der andere gen Morgen gefaren.

In welchem hat nun der Fürſt geſeſſen? Glaubet ihr denn nicht, daß das mit gutem Bedacht ſo geſchehen ſei? Ingenſtröm iſt ein Fuchs und ein gebrannt Kind zugleich. Er hat vermuthlich gedacht, Flemming mache ſich wieder auf die Beine, und ſo müſſe er ihn in Verwirrung ſetzen.

Bauer, noch nicht alle Hofnung aufgebend. Dahinter müſte doch zu kommen ſein.

Flemming. Und wäre dis auch, ſo ſage ich euch — ich reiſete doch nicht nach. Der Fürſt iſt nun nicht nur einmahl völlig gegen mich eingenommen, ſondern es wird auch ſchon iemand mit ihm gereiſet ſein, der von Ingenſtröm auf den Fall geheime Befehle hat, wenn ich mich blicken lieſſe. Ich habe im Ernſt nicht Luſt, unverrichteter Sache mich etwa kreutzweis geſchloſſen in einen der unterirdiſchen Kerker meines Vaterlandes aus weiter Ferne her, oder gar auf ein fremdes Zuchthaus ſchleppen zu laſſen. Und dis würde gewis das Ende vom Liede ſein. — Kehret ihr nur in Gottes Nahmen nach Hauſe und beſtellet das alles an die Eurigen. Sie werden doch endlich ſich zurechtweiſen laſſen.

Bauer, ganz verzagt. Nu, wir wollen alles thun; geben Sie aber Acht, es iſt umſonſt.

Flemming. Das verhüte Gott!

Sämtliche zwölf Bauern nahmen hierauf ſo herzlich Abſchied, daß Flemming nicht wuſte, ob er es für einen Abſchied auf ewig, oder nur bis morgen halten ſollte. Er begleitete ſie an ihre Kaleſchen und machte, als ſie abgefahren waren, ſeiner Gewohnheit nach eine Promenade ums Dorf und hernach auf den Kirchthurm. Als er von dieſem nach ſeinem Vaterlande hinſah, erblickte er in einiger Entfernung die beiden Kaleſchen haltend und die Bauern, wie ſie abgeſtiegen waren und einen Kreis geſchloſſen hatten, aus welchem endlich eine ihm bekanntſcheinende Figur hervortrat, die während, daß die Bauern ſich wieder aufſetzten und fortfuhren, nach dem Dorfe herging. Endlich überzeugte er ſich, daß dieſe Figur ſein Freund Ehrhard ſei. Die Sache kam ihm ſonderbar vor. Doch beſchlos er, ſich nichts davon merken zu laſſen.

Ehrhard, am Abend, als die ganze häusliche Geſelſchaft bei einander war und über die Vorgänge des Tags geſprochen ward. Lieber Freund Flemming, ich dächte doch, du wäreſt auf deiner Hut. Ich will dirs nur geſtehen, ich weis alles, was du mit deinen Bauern geſprochen haſt. Sie habens mir wiedererzählte und ich habe hernach auch lang und breit noch mit ihnen darüber geredet. Ich kam von meiner ſchönen Waizenbreite, als ſie eben nach Hauſe fuhren, und da ſie mich ſahen, ſtiegen ſie ab. Dieſe zwölf waren ſehr vernünftige Leute; wenn das aber wahr iſt, was ſie mir von ihren Gemeinen erzählten, ſo könnteſt du wider deinen Willen wieder in deinem Lande ſein müſſen, ehe du dich deſſen verſäheſt.

Sophie. Um Gotteswillen, ſo hat die Noth noch kein Ende?

Flemming. Nicht doch, Mutter! Las uns die Sache überlegen. Dismahl koſtets wahrhaftig den Hals nicht.

Ehrhard. Bewahre! Es iſt nur, daß du nicht da biſt, wenn ſie kommen. Wenn ich mir den Auftritt an der Grenze da denke, den ich mit meinen Augen geſehen habe, und wenn ich das dazu nehme, was mir die Zwölf heute da erzählten: ſo erwarte ich nichts gewiſſer, als bald einen weit zahlreichern Beſuch; es wäre dann, daß ein gewiſſer Vorſchlag, den ich noch aus mir gethan, die Sache abänderte.

Flemming. Was war das für einer?

Ehrhard. Davon zur andern Zeit. Jetzt nur müſſen wir auf den Fall Vorkehrung treffen, wenn ſie wirklich kämen und dich holen wollten. Und da iſt mein Rath, du für deine Perſon blos flüchteſt hernach gleich irgendwohin auf die Nachbarſchaft, und wenns nach Pappelwalde wäre.

Flemming. Die Sache iſt nur, daß ſie mich nicht überfallen. Sonſt habe ich den Bauern heute ſchon daſſelbe geſagt.

Ehrhard. Ich weis alles. Und darum will ich meine Gemeine bitten, daß ſie von morgen an eine Feldwache ausſtelle, die uns, falls ſie ſie kommen ſähe, gleich davon Nachricht gibt.

Flemming. Wenn ſie nur nicht bei Nachtzeit kommen!

Ehrhard, bedenklich. Werden doch nicht.

Sophie, ſeufzend. Ach Gott, wenn ich doch lieber gleich todt wäre!

Leopoldine. Aber liebe Mutter, verſündigen Sie ſich doch nicht ſo! Das hat ia gar nichts zu ſagen.

Flemming. Bſt! Nicht ſo, Tochter! Und nicht ſo, Mutter! Nun iſt ſchon hinreichend Vorkehr getroffen und nun erwarten wirs. Unſere Furcht wird aber wohl unnöthig ſein.

Ehrhard ſchüttelte vor ſich den Kopf und lenkte zu andern Geſprächen über. Tags drauf ereignete ſich iedoch etwas noch weit unerwarteteres, worüber er und ſein Gaſt die Köpfe zuſammen noch mehr ſchüttelten. Die erſte ausgeſtellte Bauerfeldpoſt war eben abgelöſet worden, als ein Bote von der Regirung, unter welcher Ehrhard ſtand, ankam und ihm ein Schreiben überbrachte, welches des Inhalts war, daß auf ergangenes Anſuchen von . . ihm hiermit auferlegt werde, den geweſenen geheimen Finanzrath Flemming von ſich zu entfernen.

Flemming, als ihm ſein Freund das Schreiben zeigt. Das iſt ia erſchrecklich. Aber warlich — ich habs gedacht. Zehenmahl ſchon habe ich dies ſagen wollen.

Ehrhard. Nun höre einmahl. Erſtlich iſt im Schreiben nur von dir die Rede. Und dann ſteht auch nicht darinn, daß es gerade heute oder morgen ſein müſſe. Wir halten uns an den Buchſtaben, was dieſer nicht ſagt, leſen wir nicht. Und dann — geh du geradeswegs an meinen Fürſten. Das iſt ein braver Mann, ich verſichere dirs. Sobald du ihn wirſt geſprochen haben, wird ſich die

Sache ändern und du kommſt gewis refta zu mir zurück. Was hat mein Herr machen ſollen, wenn ſo ein Anſchreiben aus deinem Lande an ihn gekommen iſt? Wer weis, was für ſchöne Sächelchen darinn geſtanden haben! Aber es iſt mir, als wenn der ganze Ton des an mich ergangenen Befehls zu verſtehen gäbe, daß du dich wohl ſelbſt weiter an meinen Herrn wenden würdeſt und ſollteſt. Es würde doch ſonſt auch deiner Familie gedacht ſein; auch würde eine Zeit beſtimmt ſein, in welcher du dieſe Gegend verlaſſen ſollteſt. Die Sache iſt, wie mich dünkt, nur dieſe, wie du den fatalen Entrekoup deiner Frau auf eine gute Art hinterbringeſt. Und darauf ſtudire heute und morgen recht. Uebermorgen iſt noch Zeit genug zur Befolgung des Befehls, und dann machs ſo, wie ich ſage. Reiſegeld will ich dir geben, ſo viel du willſt.

Flemming war wie vor den Kopf geſchlagen. Alles, was er vorher gelitten, hatte ihn nicht ſo in Verlegenheit geſetzt. Es traf ſich gerade, daß ſein Freund Ehrhard den ganzen Tag über von einer Amtsverrichtung zur andern gerufen ward. Seine Frau klagte ſich und legte ſich zu Bette. Dis bekümmerte ihn noch mehr, und ſo nahm er ſeine Zuflucht

flucht zu Leopoldinen, mit der er die Sache überlegte. Noch um Mitternacht, als ſchon alles ſchlief und er blos mit ſeiner Tochter noch wach war, ward Ehrhard zu einem Krankenbeſuch auf dem unweit davon gelegenen Filial herausgeklopft. Wars phiſiſche Unbehaglichkeit aus Ermattung, oder war es ſonſt etwas, Leopoldine fing, ſobald der Prediger fortgefahren war, gegen ihren Vater über Herzensangſt, dergleichen ſie noch nie empfunden, zu klagen an. Flemming ſtutzte. Der Gedanke, daß auch Leopoldine klage, erſchütterte ihn heftig. Man hörte wieder Thürklopfen. Leopoldine lief zu ſehen, wer klopfe. Sie blieb lange aus. Dem Vater ward angſt. Er ging ihr nach.

Leopoldine, die ihm in der Stubenthür in die Arme fällt. Ach Vater, Vater, da ſind viel Menſchen vor dem Hauſe, und viel auf dem Hofe. Das ſind unſere Bauern; die wollen Sie mit Gewalt holen.

Flemming, erſchrocken. Gott in Himmel! Solls doch ſein? Zur ungelegenern Zeit hätt's nicht kommen können. (geſammlet) Biſt du Leopoldine? Kannſt du's ietzt ſein?

Leopoldine, bei dieſen Worten wie neugeborn. Ja, Vater! (fällt ihm um den Hals) Bei dieſem Kopf, den ich iezt umhalſe — ich bin ganz deine Tochter wieder und alle meine Herzensangſt iſt weg.

Flemming, zitternd. Nun, ſo höre. Kehre dich an mein Zittern nicht; das iſt nur der Körper — meine Seele ſteht feſt. — Halt vorn und hinten das Haus zu — ſchleich dich hinunter — wecke die Viehmagd und bring mir ihre Kleider.

Das Klopfen ward ſtärker. Alles im Hauſe ward wach, bis auf Sophien, die zu gutem Glück tief und feſt ſchlief. Man drohete Haus- und Hofthüre einzuſchlagen, wenn nicht aufgemacht würde. Jeder im Hauſe kroch zu Winkel. Nur Flemming und Leopoldine blieben auf dem Platze. Flemming war mit ſeiner Verkleidung fertig.

Flemming, Leopoldinen umarmend. Nun leb wohl und ſorge für nichts, als für deine Mutter. Ich bin gewis bald wieder bei euch. Ich will nun in die Küche gehen und mir da mit den Futtereimern zu thun machen. Und ſo, wie das geſchieht, mache du beide Thüren auf und las herein, wer will. Ich will dann mit den Eimern auf den Hof gehen, als wenn ich beim Vieh zu thun hätte. Gott wird helfen, und ich komme gewis durch alle die Bauern unerkannt durch und dann weis ich den Weg durch den Garten.

Leopoldine, die ihren Vater faſt erdrückt. Gut, Vater, gut. Alles, wie Sie ſagen. Gott ſtehe Ihnen bei! Du haſt ia ſo manches ausgeſtanden.

Flemming, aus der Küche noch einmahl herausſpringend, da Leopoldine ſchon aufmachen will. Höre, höre, noch ein Wort. Ganz ſtill — ſtill! Wo haſt du die hundert Thaler von der hieſigen Gemeine? Um Gottes willen gib ſie mir. Sonſt wüßte ich nicht, wo aus und ein.

Leopoldine, die fortlauft und ſchnell wieder kommt. Da, Vater, da.

Flemming. Nun ſag der Mutter, was ich hätte anfangen wollen, wenn ich dieſe nicht angenommen hätte, da Ehrhard nicht zu Hauſe iſt. (umarmt ſie ſchnell noch einmahl) Da haſt du noch einen Kus und nun — mache beide Thüren auf.

Leopoldine befolgte den Befehl ihres Vaters. Eine Parthie Bauern drang von beiden Seiten herein und die übrigen hielten ringsum das Haus beſetzt. Zehen auf einmahl riefen Leopoldinen zu: Frölen, wo iſt Ihr Vater? Unterdeſſen nahm Flemming ſeine Eimer und ging unerkannt mitten durch die Bauern hindurch in den Stall, aus welchem man in den Garten kommen konnte. Leopoldine ward dis gewahr, zitterte ſeintwegen und antwortete: der iſt nun ſchon fort.

Ein Bauer, der nahe an Leopoldinen tritt. Wir ſind alle nüchtern und wiſſen, was wir thun. Wir wollen uns hier nicht vergehen, ſondern meinens gut; Sie darf alſo nicht ſo angſt ſein, liebes Frölen. Wo iſt Ihr Vater? Wir wollen ihn ſprechen und bitten, daß er ſich zureden laſſe und mit uns komme. Wir können dabei, wie es ihm geht, nicht länger ruhig ſein, und wenn wir alle darüber aus dem Lande müſten; genug, wenn er nur wieder darinn iſt. Sie ſollen zuſammen nicht laufen dürfen; vor dem Dorfe halten ſchon Wagen und Pferde. Wo iſt alſo Ihr Vater?

Leopoldine. Mein Vater? (ſtotternd) Wie ich ſage, der iſt fort. Er will euer Unglück nicht. Eure Leute haben ihn geſtern ſo bange gemacht, daß er ſich hier nicht mehr ſicher glaubte. Da hat — ihn — Herr Paſtor Ehrhard — ſelbſt fortgebracht.

Hätte Leopoldine gewuſt, was ſie nicht wuſte: ſie würde bei dieſen Worten nicht ſo geſtottert haben. So aber glaubte ſie eine Lüge zu ſagen. Der Bauer Sprecher lies ſich damit nicht abweiſen, ſondern inhärirte ſeiner Bitte, Flemming zu ſehen.

Leopoldine. Ich kann euch nichts anderes ſagen, als — weder mein Vater, noch der Herr Paſtor iſt hier. Meintwegen durchſuchet das ganze Haus. Ihr werdet aber keinen von beiden finden, ſondern nur meiner armen Mutter, die ſich ſo ſchon klagt, vollends den Tod einſchenken. Wollet ihr euch gedulden? Der Herr Paſtor mus bald wiederkommen, und dann werdet ihr ſehen, daß er allein wiederkomme.

Die Bauern hatten nicht Luſt, ſo ganz unverrichteter Sache wieder abzuziehen, ſondern machten unter vielen Bitten, daß es ia nicht übel genommen werden möchte, weil ſie es ſo gut damit meinten, Anſtalt, das ganze Haus zu durchſuchen, und alles Proteſtiren Leopoldinens dagegen war umſonſt.

Unterdeſſen hatte Flemming ſchon ſeine Tour durch den Garten und ums Dorf herum vollendet und war im Fahrwege, der nach Pappelwalde führt, glücklich angekommen. Da fiel ihm wie von Himmel herab der Gedanke zu, daß er, wenn er den Weg nach Ehrhards Filiale wählte, ſeinen Freund, der kaum auf der Rückreiſe ſein möchte, unmöglich verfehlen könnte. Gedacht — gethan. Es war eine helle Mondnacht und er muſte nun die Straſſe durchkreutzen, welche nach ſeinem Vaterlande führte. Als er nahe an dieſe kam, ſah er in einiger Entfernung da, wo ſich die Wege durchſchnitten, Wagen und Pferde halten. Er ahndete nichts, ſondern ging darauf zu. Ganz vernehmlich hörete er alsbald die Worte ſprechen: Wenn unſer lieber Herr Flemming nur nicht ſchon fort gemuſt hat und wir mit dem leeren Wagen wieder nach Hauſe fahren müſſen! Da ſchlug ihm das Herz gewaltig und die Hacken wurden ihm lang. Guten Tag! rief ihm der Bauer von den Pferden zu, als er ihm erblickte. Schönen Dank, antwortete er mit verſtellter Stimme und ſchlich in der ſonderbarſten Gemüthsverfaſſung ſeines Lebens vorüber. Das iſt dann doch ganzer Ernſt geweſen, dachte er bei ſich ſelbſt und pries ſein Schickſal dafür, daß er ſo glücklich entkommen. Als er nahe an Ehrhards Filial kam, fuhr die Kutſche deſſelben eben raſch zum Dorfe heraus.

Flemming, als die Kutſche an ihn kam, überlaut. Halt — halt!

Ehrhard, als die Kutſche hält, zum Fenſter heraus. Was iſt das?

Kutſcher auf dem Bock. J da iſt ein Weibsbild, das ſchreiet uns an.

Flemming, der unterdeſſen ſchon am Kutſchſchlage ſteht. Lieber Ehrhard, ich bitte dich, ſteig einmahl gleich heraus.

Ehrhard, der aus der Kutſche ſpringt. Um Gottes willen — biſt du das? Wie kommſt du hieher und in was für einem Aufzuge? Was iſt geſchehen? Sag, was iſt?

Flemming erzählte ihm in gedrängter Kürze den Vorgang im Hauſe, ſeine Flucht und was ihm noch zuletzt am Scheidewege auf derſelben begegnet war. Ehrhard erſchrack. An Flemmings Rückkehr mit ihm war nicht zu denken. Sein erſter Plan war, ihn ſelbſt auf einige Meilen weiter zu bringen; die Nothwendigkeit ſeiner eigenen baldigſten Gegenwart in ſeinem Hauſe aber widerrieth ihm dieſes. Er beſann ſich einige Minuten und ſprach darauf: „Ich mus nach Hauſe; da iſt kein anderer Rath. Wer weis wie weit's die Menſchen treiben könnten;

In ſolchen Fällen geſchieht oft ein Trunk über den Durſt. Setz du dich in meinen Wagen und fahre ſo weit damit, als du willſt. Ich will auf dem Fußſteige nach Hauſe gehen. (zieht den Ueberrock ab) Wenn du deine Unterkleidung an haſt — da iſt mein Oberrock. Und da mein Hut. Aber — das iſt fatal — Geld habe ich nicht bei mir. »

Flemming. Ich habe mir in aller Eil noch die hundert Thaler von Leopoldinen geben laſſen.

Ehrhard. Siehſt du? ſo wars doch gut, daß ich dich beredete, ſie anzunehmen. Und nun bitte ich dich, reiſe geradeswegs zu meinem Fürſten und ſchreib mir mit erſter Poſt.

Flemming legte ſeine Weibskleidung ab, zog den Ueberrock an, umarmte ſeinen treuen Freund, ſtieg in die Kutſche und fuhr nach S.. Ehrhard eilte nach Fremdlingshauſen.

Sophie, die, als die Bauern nach vergeblicher Durchſuchung des ganzen Pfarrhauſes auch an ihr Bette endlich kommen, die Vorhänge zurücklegen und hinein leuchten, vom Schein des Lichts erwacht. Herr Jeſu — was iſt? Was wollt ihr?

Bauern, beſcheiden zurücktretend. Nichts, gar nichts. (einer zum andern) Das weis ja

ihr

der T. Bei der gnädigen Frau iſt er auch nicht. So iſt er fürwahre auch ſchon fort.

Sophie, die die Bauern iezt erkennet, aber noch heftig erſchrocken und ſchlafirre iſt. Ach Möbes und Torges, thut mir doch nichts; ich habe ia euch nichts gethan.

Bauern. I gnädige Frau, ſein Sie doch nicht ſo artig. Wer wollte Ihnen denn was thun! Eher wollten wir ia uns wohl den Hals abſchneiden. Nehmen Sie es nur nicht vor übel, daß wir ſo grob ſind und hieher kommen. Wir wolltens gar nicht glauben, daß er wirklich ſchon fort ſei.

Sophie. Wer iſt denn fort? Wer denn?

Bauern. I Vater Flemming ſoll fort ſein. Wir haben ihn im ganzen Hauſe geſucht wie eine Nadel und können ihn nicht finden. Da dachten wir gewis, er wäre hier; beſonders, weil man uns gar nicht herein laſſen wollte.

Sophie. Mein Mann wäre fort? Mein Mann? Wohin denn?

Bauern. Das wiſſen wir nicht. Ihre Tochter aber ſagts, und der Herr Paſtor brächte ihn fort.

Sophie. Ach daß ſich Gott im Himmelsthrone erbarme!

Leopoldine, die ſich herzu drängt. So ſchämt euch doch nur wenigſtens, Leute, und laſſet meine arme Mutter in Frieden. Ihr ſehet ia, daß er nicht hier ſei, und wenn ihrs ſo machen wollt, kommt er nimmermehr wieder her. Mutter, beruhigen Sie Sich; es hat ia nichts zu ſagen; wir reiſen vielleicht alle dem Vater morgen nach. Leute — und euch ſage ich, gehet mir gleich heraus, das iſt erzunſchicklich, wiſſt ihrs?

Bauern. Werden Sie doch nur nicht böſe, Frölen. Wir wollen gleich heraus gehen. Wir meinens ia aber ſo gut und wollten unſern lieben alten Herrn holen und ihn noch zu rechter Zeit wieder in ſein Haus bringen, ehe es verkauft iſt.

Sophie. Was ſagt ihr? Verkauft?

Bauern. Ja, angeſchlagen iſts von der Armenkommiſſion ſchon.

Sophie, aufſchreiend. Ach, daß Gott walte, daß Gott walte!

Leopoldine, heftig. Ei, ſo halt't eure Mäuler und packt euch heraus...

Bauern. Und in der andern Woche ſollen auch Ihre Betten und Hausgeräthe veranktionirt werden.

Sophie, noch ſtärker aufſchreiend. Ach. Herr Jeſus Chriſtus Chriſtus, hilf!

Leopoldine, die den nächſten Bauer ergreift. Marſch den Augenblick, alle mit einander!

Bauern. Und hier ſollen Sie auch nicht mehr gelitten werden. Der Befehl von . . iſt ſchon angekommen. Das hörten wir eben gegen Abend und darum machten wir uns heute noch auf den Weg.

Sophie, ſich mit dem Geſicht nach der Wand hin legend und ſchwach. Ach! — Ach! — Ach!

Ehrhard, der in die Kammer tritt. Das will ich mir aber doch verbitten, Nachbarn, daß ihr ſogar meine Kranken beunruhiget. Ihr mögets ſo gut meinen, wie ihr wollt; ihr treibet die Unbeſcheidenheit zu weit. (die Bauern wollen ſich entſchuldigen) Nicht ein Wort mehr hier. Erſt heraus. Drauſſen wollen wir reden. (zu Sophien, mit der ſich Leopoldine ſchon beſchäftigt) Erholen Sie Sich, beſte Frau, Ihr Mann iſt wohl aufgehoben.

Leopoldine, als die Bauern folgſam herausgehen. Die Mutter iſt ganz weg.

Ehrhard zu den Bauern im Saal. Solche Streiche fanget ihr an. Nun könnt ihr der armen

Frau, die ſo ſchon ſo ſchwach iſt, noch den letzten Schlag verſetzt haben und euren Wohlthäter, der ſo viel für euch gethan und gelitten hat, auch noch gar um ſeine Gattin bringen.

Bauern. Du lieber Gott, das iſt ja gar unſer Wille nicht geweſen. Wir fanden den lieben Herrn Flemming im ganzen Hauſe nicht und ſo dachten wir ganz gewis, daß er mit der gnädigen Frau in einem Bette ſchlafen würde.

Ehrhard. So! Und was hättet ihr denn alsdann thun wollen? Wohl gar ihn aus dem Bette reiſſen?

Bauern, die ſich vor die Bruſt ſchlagen. Da bewahr uns Gott vor! Solche Leute ſind wir nicht. Wir ſind alle nüchtern und wiſſen wohl, was wir thun.

Ehrhard. Nun, das iſt doch noch etwas. Es iſt mir lieb zu hören.

Bauern. Nein, wir hätten ihm ſo lange gebeten, bis er mit uns gekommen wäre und ſich mit Frau und Kindern auf unſern Wagen geſetzt hätte, der drauſſen vor dem Dorfe hält.

Ehrhard. Darauf kann ich euch mein Wort geben, daß er es nicht gethan haben würde! Ihr habet aber in meinem Hauſe nichts mit Gewalt zu ſuchen.

Bauern. Lieber Herr Paſtor, nichts mit Gewalt. Da fragen Sie alle Ihre Leute. Alles nur Bittweiſe. Vor der Thüre haben wir wohl gelermt; aber dis geſchah nur, weil wir herein wollten. So bald wir aber herein waren, haben wir alles blos mit guten Worten viſitirt.

Ehrhard zu Julien, die dazu kommt. Iſt das wahr?

Julie. Ja, das wohl; aber den Tod haben ſie uns allen doch faſt eingeſchenkt.

Ehrhard. Nun, ſo kommt herunter in die Hausflur zu den übrigen. (tritt in der Hausflur auf einen Schemel) Thut einmahl alle, als wenn ich hier unter euch auf der Kanzel ſtände. (es erfolgt eine Seeſtille) Höret Leute; der Tag bricht ſchon an und im Dorfe iſt ſchon alles in Aufruhr. Noch habe ich durch mein Anſehen es dahin gebracht, daß meine Gemeine mir nicht zu Hülfe eilt. Aber — ein Paar von ihr ſind ſchon auf dem Thurm und faſſen an den Glockenſtrang. So, wie ich hinaus ſchreie, wird geſtürmt. Dann kommen vieleicht alle benachbarte Dörfer dazu, und was dann geſche-

hen

hen kann, dafür ſtehe ich nicht. Auch ſizt unten am Hecken ſchon einer zu Pferde, der auf den erſten Wink nach . . jagt, um bei dem Bataillon, das dort liegt, Hülfe zu ſuchen. Solche ungebetene Gäſte, wie ihr ſeid, will ich mir wohl wiſſen vom Halſe zu ſchaffen. Wollet ihr aber in Frieden abziehen, ſo iſt das alles nicht nöthig. Genung, ich ſchwöre euch bei dem Gott der Wahrheit, mein Freund Flemming iſt nicht hier, ſondern ſizt iezt in meinem Wagen auf der Reiſe nach S. Und wäre er zehenmahl hier; in Stücke müſtet ihr ihn reiſſen, wenn ihr ihn mit euch fortnehmen wolltet. Er iſt zu klug und zu rechtſchaffen, in einen ſo ganz und gar unausführbaren und allgemeines Unglück anrichtenden Anſchlag zu willigen, wie der eurige iſt. Ihr glaubet Eifer und Dank an ihm zu erweiſen und erweiſet ihm und ſeiner Familie die abſcheulichſte Grauſamkeit: denn gebet Acht, ihr bringet die armen Leute auch noch um die letzte Zuflucht zu mir, die ſie noch in der Welt hatten. Brauchet ihr gelehrte und hochſtudirte Menſchen zu ſein, um dis einzuſehen? Euer geſunder Menſchenverſtand mus euch ſagen, daß die Sache Aufſehen erregen wird. Wie es euch, wenn es deshalb in eurem Lande zum Klappen kommen wird, gehen werde, das mag ich nicht mit euch theilen. Verſündiget euch aber an der braven Flemmingſchen Familie nicht. Sogleich gehet alſo ruhig nach Hauſe und aus einander und kommet nie in ſolcher Abſicht wieder. Wollet ihr aber wirklich gegen euren für euch leidenden Wohlthäter dankbar ſein: ſo thut zu ſeiner Zeit das, was ich euch ehegeſtern habe ſagen laſſen. Alles andere macht ihn und euch unglücklich. Dieſes aber nützt ihm. (blickt gen Himmel und faltet die Hände) Oberſter Vater, regiere doch dieſe gutmeinenden Leute, daß ſie es nicht nur gut, ſondern auch klug meinen! Lenke ihre Herzen, daß ſie ruhig nach Hauſe zurückgehen, damit kein Unglück entſtehe, und bringe meinen Freund Flemming, den ſie von mir vertrieben haben, glücklich an Ort und Stelle. Amen.

Ehrhards Gebet machte auf ſämtliche Bauern ſtarke Eindrücke und ſein Amen, das er mit durchdringender Stimme ſprach, hallte lange in ihren Ohren wieder. Sie ſtanden da, zaudetten und wuſten nicht, was ſie thun ſollten.

Ehrhard. Alſo — ihr zaudert? Nun wohlan, meine Predigt habt ihr gehört und ich ſteige von meiner Kanzel. So, wie ich aber herunter bin, ſchreie ich erſt zur Hofthüre hinaus und ſo wird geſtürmt, und dann zur Hausthüre hinaus, und ſo jagt der am Hecken dort zum Bataillon fort. (mit bebender Stimme) Sogleich entſchlieſſet euch, oder — (hebt den einen Fus zum Herabſteigen)

Bauer, der ihm zunächſt ſteht und ihm die Hand gibt. Adieu, Herr Paſtor! Wir wollen folgen und alles ſo machen, wie Sie uns haben ſagen laſſen.

Dem Beiſpiele dieſes Einen folgten die übrigen alle, ſagten auch Adieu, Herr Paſtor, lieſſen ihre Hände auch durch ſeine Hand gehen und riefen wie abgeredet auf einmahl alle zuſammen aus: Nehmen Sie uns auch nichts vor übel heute; es war gutgemeint.

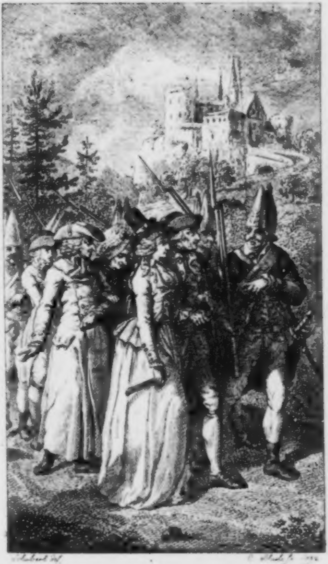
Ehrhard, der ihnen vom Schemel zuſieht, wie ſie abmarſchiren. Daß ihr mir aber auch nie auf ſolche Art wiederkommet!

Bauern. Ne, Ne, Herr Paſtor, unſer Lebe nicht wieder.

Ehrhard. Und auch keiner von euren Leuten zu Hauſe. (laut) Geht und ſetzt ihnen die Köpfe zurecht.

Bauern.

Th. II. S. 250



Schubert del.   C. Schule sc. 1786

Seine Wege ſind nur nicht immer unſere Wege, am Ende aber ſind ſie doch eitel Güte und Wahrheit.

Bauern. Jo, Jo, Herr Paſtor. Danken auch für gute Aufnahme.

Das ſind mir loſe Schelme, ſprach Ehrhard, ging auf den Thurm und ſah ihnen nach. Mismüthig zogen ſie ihre Straſſe fort und, als ſie an den Wagen kamen, ſetzten ſich die Alten unter ihnen auf. Unterdeſſen kam Albert, der die helle Mondnacht benutzt hatte, von ſeiner Reiſe nach P. zurück.

Sophie, die ſich hatte aufs Sofa bringen laſſen und ietzt mit dem Kopf bald in Alberts, bald in Leopoldinens Arme fällt, als Ehrhard hereintritt. O hören Sie die Poſt, die Albert bringt. Schlag auf Schlag! (gen Himmel) Hats bald ein Ende? Gott, warum mus ich denn noch leben, um nur alles Böſe erſt noch zu erleben, und dann erſt ſterben!

Ehrhard, vorbereitet. Willkommen, iunger Freund! Was iſt?

Albert. Ach, was Sie wohl geahndet. Was kann alles helfen — ich hab's der Mutter gleich geſagt. Am Ende erführe ſie's ia doch. — Ich bin um meine ganze tauſend Thaler und bekomme auch nicht einen Gulden davon wieder.

Ehrhard, doch alterirt. Iſts möglich? Nein, ſo arg hätte ich mir es doch nicht vorgeſtellt. Wie geht das zu, daß Sie ganz durchfallen?

Albert. Meine tauſend Thaler ſind be
den Herrn R. eingegangen und ſtehen noch
gemacht da; aber — ſie ſind ins Buch einge
und paſſiren alſo mit unter dem eigenen Ve
des Herrn R. Kurz, ſie ſind zur Konkur
geſchlagen. Nun iſt meine Forderung eine
ſelſchuld, und da iſt der Schuldenſtand des
R. von der Beſchaffenheit, daß keine einzige
ſelſchuld Bezahlung erhält. Madam R. ha
ihrem Eingebrachten gegriffen und das Uebrig
nicht einmahl hin, die hipothekariſchen Sc
zu bezahlen. Da ſind Durchſtechereien
Familie und in den Gerichten ſelbſt vorgeg
die unglaublich ſind. Eide ſind geſchworen w
vor denen man ſchaudern mus, wenn man
die Stelle derer denkt, die ſie abgelegt
Madam R. hat den Handel ihres Manne
Schein übernommen und er lebt nun von
Gnade, wie es heiſſt. Mich dünkt aber, d
beide recht wohl dabei befinden mögen. Ku
iſt alles auf einen recht brillanten Betrug an

Ehrhard. Das iſt ja ein ausgeführter
Höllenplan. Ja, ſage ich doch, in derg
Vergängen haben wir hier zu Lande noch eine

mangelhafte Juſtiz. Noch zur Zeit ordentlich privilegirte Räubereien im Staat könnte man ſolche Proceduren eines Bürgers gegen ſeine Mitbürger nennen.

Albert. Alles möchte ſein; aber denken Sie ſich einmahl, wie mir zu Muthe werden muſte, als mir R. ſelbſt die Säcke zeigte, worinn mein Geld wirklich noch ſo, wie es eine Stunde vorher, ehe er ſich für inſolvent zu Rathhauſe angab, angekommen war, unangerührt da ſtand. Er ſagte ſelbſt, es ſei mein Geld; er und ſein Buchhalter ſind bereit, es zu beſchwören; die Obrigkeit weis es. Sollte ein vernünftiger Menſch glauben, daß ich, um zu dem Meinigen zu gelangen, etwas mehr zu thun hätte, als nach den Säcken zu greifen, ſie unter den Arm zu nehmen und damit fortgehen? Und doch — alles nun verlohren, unrettbar verlohren!

Ehrhard. Wie? R. zeigte Ihnen wirklich das Geld?

Albert. Ja. Er wollte dis zu ſeiner Legitimation thun. Ich habe ihn aber in Verdacht, daß er mir den Spas machen wollte, mich mein ganzes Vermögen wenigſtens noch einmahl ſehen zu laſſen.

Ehrhard. Das iſt ja ein abominabler Menſ
Sagen Sie nur, wie er ſich darüber entſchuldig
daß die tauſend Thaler noch ins Buch geſchrieb
worden, da ſie doch eine Stunde vor der gerich
lichen Angabe ſeiner Inſolvenz erſt ankamen?
wird doch wohl eine Stunde vorher ſchon gew
haben, was er in der folgenden zu thun willens ſ

Albert. Er ſchob alle Schuld davon auf ſein
Buchhalter und ſagte, daß ſein Kopf die Tage u
ſo konfus geweſen, daß er mit dieſem gar ni
ausführlich reden können, ſondern ihm alle ſei
Geſchäfte überlaſſen müſſen. O ich bin nicht
Einzige, dem es ſo geht. Drei Tage vorher ſi
noch zehentauſend Thaler auf ähnliche Weiſe an i
gekommen, und wenn alles zuſammengerechnet wi
ſo machts wohl zwanzig aus, die er auf die letzt
Stunden ſo zu baarer Auszahlung baar erhalten h
Und das alles erſt ſein zu Buche gebracht, an ſ
gehalten, und dann nach Rathhauſe gegangen u
ſich inſolvent erklärt. Sonſt hätte ſein Herr Schw
ger, der angeblich über zwanzigtauſend bei ihm
Handel ſtecken hat, leer ausgehen müſſen.

Ehrhard. Ei, ſo iſt Ehren R. ein offenba
Spitzbube.

Alb

Albert. Dafür erklärt ihn auch das ganze dortige Publikum. Man ſagt ihm auf den Kopf nach, daß er abſichtlich einen ſolchen Zeitpunkt zur Erklärung ſeiner Inſolvenz abgewartet, wo er viel fremdes baares Geld zu weiterer Beſorgung in Händen haben würde. Wäre ihm nur nicht um den Poſten von zehentauſend bange geweſen, daß der Eigenthümer mit iedem Tage kommen könnte, — er hätte noch einige Tage Anſtand genommen; denn er hat gewuſt, daß noch ein Poſten von fünftauſend an ihn kommen würde. So aber iſt dieſer glücklich gerettet worden.

Ehrhard. Haben Sie keinen Rechtsgelehrten über den Vorgang konſulirt?

Albert. Zehen für einen. Sie ſagen aber alle, es ſei nichts, auf der Welt nichts zu machen. Die kaufmänniſchen Rechte brächten das ſo mit ſich, und ieder Thaler, den ich noch daran wenden wollte, wäre ſo gut, als noch hinterdrein zum Fenſter hinaus geworfen.

Ehrhard. Verdammte Zucht — warlich! das nenne ich mir Juſtitz! Ich begreife auch nicht, wie es möglich ſei, daß darinn keine Aenderung geſchehe. Gelder, die ihren genannten Eigenthümer haben und die nur Tranſito durch die Hände des Kaufmanns zu weiterer Beſorgung ſind, darum, weil ſie als Eingang im Buche ſtehen, in die Konkursmaſſe zu werfen! Und das geht! Das iſt Rechtens! Separirt ſolche Gelder nicht ihre eigene Natur ſchon von dem übrigen Vermögen des Kaufmanns? Muſten ſie nicht, wenn ſie nun auch einmahl in Eingang ſtehen, erſt wieder in Ausgang geſchrieben werden, ehe die Maſſe des Eigenthums des Kaufmanns ſelbſt ausgeworfen werden konnte? Doch, lieber junger Freund, ſo ſollte es ſein; aber ſo iſts nun einmahl nicht hier zu Lande. Ich bedaure Sie. Was aber zu thun, als — verſchmerzen und vergeſſen! Vertrauen Sie aufs Schickſal! Dieſes iſt ein beſſerer Debitor, als R. zu P. Was es uns auf der einen Seite heute nimmt, das gibts uns auf andern morgen gern wieder.

Albert. Ich für mein Theil kann mich auch wohl darüber beruhigen. Ich habe es gut damit gemeint, daß ich die tauſend Thaler erſpart, und glaubte es wenigſtens auch klug damit zu meinen, wenn ich ſie nicht in klingender Münze, ſondern in Papier auf der langen Reiſe mit mir umher trüge. R. zu P. war mir unter allen, die ich kannte, der nächſte, und ich kannte ihm nicht anders, als einen ſichern und ſtarken Mann. Wenn uns nun auch alle menſchliche Klugheit, ſo, wie wir ſie wenigſtens zur ſelbigen Zeit haben können, vor einem Verluſt nicht ſichert: ſo mus man ſich freilich in ſein Schickſal ergeben. — Der Mutter wegen aber ſchmerzt es mich nur ſo. Wenn ſich dieſe nur darüber zufrieden gäbe!

Ehrhard, Leopoldinen auf die Seite nehmend. Antworten Sie mir geſchwind auf zweierlei. Wiſſen Sie für Ihre Perſon Alles, was Ihres Vaters wegen obwaltet — auch das, was an mich ſeintwegen ergangen iſt?

Leopoldine. Ja, der Vater hats mir geſagt. Wuſtens doch ſogar die Bauern aus unſerem Lande ſchon.

Ehrhard. Das wäre! Doch wie ſollte Ingenſtröm nicht aus Schadenfreude es auspoſaunen! Aber nun — wie viel weis Ihre Mutter von allen den famöſen Nachrichten bereits?

Leopoldine. Sie weis alles, was wir wiſſen. Eben die Bauern habens ihr an ihrem Bette erzählt. Ich verbots ihnen; aber ſie hörten nicht eher auf, bis ſie alles haarklein erzählt hatten — von dem

Hausverkauf an bis auf den Befehl, daß wir auch von hier wieder weg müſten. Es geſchah kurz vorher, ehe Sie in die Schlafkammer traten.

Ehrhard, dem ein groſſer Stein vom Herzen fällt. Gott ſei Lob und Dank, daß die Bauern das gethan haben, und wie froh bin ich nun, daß ich nicht um eine Viertelſtunde eher gekommen bin. Liebes Kind, wiſſen muſte ſie es doch einmahl alles, und ſo hat ſie nun das Schlimmſte überſtanden. Nun kann doch weiter nichts geſchehen, das ſie erſchreckte, und ſo können wir mit vereinigten Kräften aufrichtiger und glücklicher an ihrer Beruhigung arbeiten, da wir keine neue traurige Nachricht mehr für ſie in Petto haben.

Leopoldine, muthlos. Ich weis nicht, ob es uns, und wenn wir auch alle zuſammentreten, mit ihrer Beruhigung gelingen werde.

Ehrhard. Ich hoffe doch — mit der Hülfe Gottes. (als ſie wieder zu Sophien kommen) Liebe, beſte Frau — hören Sie einmahl — —

Albert, in deſſen Arm ſie liegt. Sie iſt ganz weg.

Ehrhard. Hören Sie wohl, herzensbeſte Freundin? Sie wiſſen ja nun alles Böſe, das

Ihnen geſchehen iſt und geſchehen konnte. Nun kann ja nichts mehr geſchehen, das Sie in Schrecken ſetzte . . .

Sophie, die die Augen aufſchlägt. Es iſt nun auch gerade genug. Es braucht nichts weiter, um mich zum Grabe reif zu machen. Ich bins.

Ehrhard. Nein, liebe Traurige. Die Wunden des Schickſals ſind Ihnen nun alle geſchlagen; nun kommen die Tage, in welchen Gott ſie Ihnen heilen wird.

Sophie. Ich thue Verzicht auf die Heilungstage. Es hat alles ſo ſein ſollen. Gut! Ich verlange nach nichts mehr, als nach dem Tode. Im Grabe nur will ich Ruhe finden. Und das werde ich bald. Ich fühls — ich werde krank, ſehr krank werden.

Ehrhard. Das wolle Gott nicht! Wärs aber, ſo werden Sie auch wieder geneſen. Wir wollen vorkehren. Der Arzt ſoll noch heute kommen. Und nächſtens wird Ihr lieber Mann ſchreiben, und dann leſen wir gewis die erſte gute Botſchaft wieder.

Sophie. Meintwegen laſſen Sie keinen Arzt kommen. Ich nehme doch nichts ein.

Ehrhard. O das werden Sie ſchon. Sie ſind ia eine Chriſtin und eine zu brave Frau, als daß Sie das Herz Ihres guten Mannes noch mit neuen Kummer erfüllen ſollten.

Sophie. Nehmen Sie es nicht übel; ich kann nicht ausdauern. Leopoldine, bring mich zu Bette. (als ſie im Bette iſt) Wenn ich nun dis Bette wieder verlaſſe, ſo werdet ihr mich wohl heraustragen. Ach Gott, wenns doch nur erſt ſo weit wäre!

Sophie ward wirklich krank und mit iedem Tage kränker. Der Arzt kam und erklärte ihren Zuſtand für gefährlich. Sie blieb dabei, daß ſie keine Medicin gebrauchen wolle, und als ſie der Arzt durch Beſchreibung der Gefar, worinn ſie ſich befinde, dazu zu bewegen ſuchte, hörete ſie ihm unter ſichtbaren Zeichen ihrer Freudigkeit darüber zu. Dieſer Anblick drang allen Umſtehenden durch Mark und Bein.

Arzt, als er zum dritten mahle vergeblich bei ihr geweſen, zu Ehrhard. Nun wirds Zeit. Können — wollen Sie ihr zureden, daß ſie einnehme, ſo thun Sie's. Ich aber komme nicht eher wieder, bis ich die gewiſſe Nachricht von Ihnen erhalte, daß ſie ſich dazu entſchloſſen habe. Was kann mein bloſſes Herauskommen helfen? Ich ſchwäche obendrauf meinen guten Kredit dadurch; denn wenns ſchief abläuft, ſo wird es kein Menſch glauben wollen, daß ich hier heraus blos ſpatziren geritten ſei. Jeder wird vielmehr denken, ich habe hier kurirt und kurirt, und alles Kuriren habe nichts helfen wollen. Sie iſt zu retten, wenn ſie gebrauchen will. Es iſt Gichtmaterie, die in ihr herum zieht. Wirft ſich dieſe auf die äuſerlichen Theile, ſo iſts gut; wirft ſie ſich aber auf einen der innern: ſo kanns ſchwer hergehen und ich ſtehe für nichts. In jenem Falle würde ſie der heftige Schmerz wohl bald anderes Sinnes machen.

Ehrhard, an Sophiens Bette. Alles, was ich Ihnen nun jetzt über Ihren Zuſtand geſagt, iſt treulich aus des Arztes Munde genommen. Ich kann und darf alſo bei Ihrer Beharrlichkeit im Nichtsbrauchenwollen kein gleichgültiger Zuſchauer mehr ſein. Pflicht für Sie ſelbſt und für Ihren Mann fordern mich auf, ernſthafter mit ihnen zu handeln. Sie müſſen ſich entſchlieſſen, Arznei zu nehmen, gute Frau, ich kann Ihnen nicht anders helfen.

Sophie. Mein Leben wird bald aus ſein. So bitte ich Sie nur um die einzige Liebe und Freundſchaft noch — quälen Sie mich nicht mit Einnehmen. Ich nehme nun einmahl nichts ein. Es hilft mir nichts und ich will nicht geholfen ſein...

Ehrhard. Das erſtere iſt offenbar falſch. Allerdings iſt Ihnen noch zu helfen. Der Arzt ſagt beſonders, es ſcheine, als wolle ſich die Gichtmaterie nach den äuſeren Theilen auswerfen, und wenn da der Natur durch Mittel zu Hülfe geeilt würde, ſo würde ſie ſich ganz dahin werfen, und dann hätt's gar keine Gefar weiter.

Sophie. Mit Ihrer Gichtmaterie! Ich weis beſſer, was mir fehlt. Und wenn ich auch über und über Gichtmaterie wäre und dieſe würde völlig nach den äuſerlichen Theilen herausgeleitet: ſo könnte mir doch kein Menſch helfen. Meine Krankheit ſteckt tiefer. (weint gen Himmel) Ach Gott!

Ehrhard. Ich verſtehe Sie, beſte Frau, und mein ganzes Herz blutet in Ihre Thränen. Aber ich bitte Sie — was haben Sie uns verſprochen!

Sophie. Nun, ich halte ia auch mein Wort und mache keinen Menſchen Vorwürfe. Aber laſſen Sie mich nur ſo ganz ſtill. Es iſt recht gut ſo und ich bin ia ſehr zufriden mit allem.

Ehrhard. Nein, das ſind Sie nicht. Glauben Sie aber, unſere Gemüthsruhe hangt auch ſehr von unſerem phiſiſchen und körperlichen Zuſtande ab. Eine ſchon kranke Seele mus in einem kranken Leibe noch kränker werden. Stellen Sie Ihre körperliche Geſundheit wieder her; ſo wird ſich auch Ihre Gemüthsunruhe um viel Grade verringern. Du liebſter Gott — es geht Ihnen ia doch in meinem Hauſe gar nichts von allem dem ab, was Sie ſonſt hatten.

Sophie, ihm die Hand reichend. Ach nein doch, nein. Sterbend dankt Ihnen Ihre Freundin noch dafür und den Lohn nehmen Sie von Gott. Aber — (wimmernd) ich ertrage die Schande nicht.

Ehrhard. Beſte! kein guter Menſch hält Sie für beſchimpft. Sie bilden ſich die Schande nur ein.

Sophie. Ach, ſprechen Sie nicht wider Ihr eigenes Gefühl — ich bitte Sie. Iſt das keine Schande, wie Zigeuner zum Lande hinausgebracht zu werden?

Ehrhard. Ich habs Ihnen ſchon hundertmahl geſagt — wie manche vortrefliche Familie muſte ihr Vaterland räumen, wenn irregeführte Fürſten darauf beſtanden, und ein anderes Land nahm ſie mit Freuden in ſeinen Schos auf! Wie manche vertriebene Familie wanderte aber auch nach Jahren, wenn ſich Zeit und Umſtände änderten, feierlich eingeladen, in ihr Vaterland zurück! Laſſen Sie doch Gott machen!

Sophie, mit dem Kopfe nickend. Ja, ia. Genung, Sie ſehen, mir kann im eigentlichen Verſtande kein Menſch helfen. Und wenn mir auch von meiner körperlichen Krankheit geholfen werden könnte, auf dieſe Art mag ich gar nicht geholfen ſein. Es iſt ia dis eben mein Wunſch — ich will aus der Welt.

Ehrhard, ernſthaft. Dis ſagten Sie vorhin ſchon, und das war das leztere, worauf ich nun noch zu antworten habe. Sie ſprechen dis in einem Zuſtande dunkler Ideen, beſte Frau. Sonſt würden Sie nicht ſo ſprechen; denn ſo ſpricht ſchon keine Chriſtin, noch viel weniger eine chriſtliche Gattin, die ihren Mann wahrhaftig liebt, und beides ſind Sie doch gewis.

Sophie, ſeufzend. Ich habe genug gelitten und bin lebensſatt.

Ehrhard. Nie ſollen wir dis als Chriſten ſein: denn Chriſten glauben an höhere Providenz. So lange alſo der Allweiſe will, daß wir noch leben ſollen, mus er auch hierbei noch heilige Abſichten haben, und ſo müſſen wir uns ihm unterwerfen, dieſe ſeine Abſichten erforſchen und — erfüllen. *Nicht eher müſſen wir gehen wollen, bis er uns ruft.*

Sophie. Mich ruft er eben durch meine gegenwärtige Krankheit, und ſo folge ich gern ſeiner Stimme, die mein letzter Wunſch war.

Ehrhard. Das können Sie noch nicht ſagen, daß Sie Gott *ſchon* rufe. Nicht durch iede Krankheit, *als Krankheit* betrachtet, ruft er uns, ſondern nur durch *unheilbare* Krankheit. Sonſt bezeigt er oft durch eine Krankheit, die unſere ganze Maſchine wieder reinigt, wohl gar ſeinen Willen, daß wir noch *bleiben* ſollen. Wie kann ein Kranker, der keine Arzneimittel gebrauchen will und dadurch ſelbſt ſeine Krankheit erſt tödtlich macht, ſagen, daß Gott ihn durch ſie rufe? Weis er denn, wie's gekommen wäre, wenn er die gehörigen Gegenmittel angewendet hätte? Nur der, welcher gewiſſenhaft alle Vorſchriften der Heilkunde ſo, wie ſie da iſt, befolgt, kann erſt, wenn er dis vergeblich gethan

hat, auch mit gutem Gewiſſen ſagen, daß G
ihn rufe, und dis eben darum und nur daru
weil alle angewendete Rettungsmittel fehlgeſchlag
ſind. Warlich, ſo müſſen Sie ſchon darum M
tel brauchen, um dahinter zu kommen, ‚obs a
wahr ſei, daß Sie Gott iezt ſchon durch dieſe Kra
heit rufe. Welche entſetzliche Gewiſſensqualen
reiteten Sie ſich ſonſt für Ihre Todesſtunde u
für iene ganze Welt!

Sophie, zutraulich und ſelbſtvertraulich. Li
ſter Freund, das eigene Gefühl des Kranken e
ſcheidet. Ich fühl' es, daß ich ſterbe und daß G
mich rufe.

Ehrhard. Das leztere kann kein Menſch ſ
ken, und das erſtere Gefühl iſt ſehr täuſche
Unſere körperlichen Gefühle richten ſich nach d
iedesmahligen gegenwärtigen Zuſtande unſeres K
pers. Nehmen Sie ein; ſo wird Ihnen be
werden, und dann werden Sie ſich auch be
fühlen, das heiſſt, Sie werden fühlen, daß
nicht ſterben. Bedenken Sie doch, was für
groſſe Wohlthat-Gottes unſer irdiſches Leben
Immer noch edlern Sinnes können wir mit ie
Tage werden. Wollen Sie dis nicht auch?
ſind ia ſo eine rechtſchaffene Seele.

Sop

Sophie. Ach Herzensfreund — beſſer ſollte ich werden? Gewis ſchlechter. Und davor fürchte ich mich eben auch. Es iſt ein Glück für mich, wenn ich bald gehe; ich verliehre ſonſt das bisgen Herzensgüte und Vertrauen auf Gott noch ganz, das ich noch habe, und bringe gar nichts davon in die Ewigkeit hinüber. Durch die vielen Kämpfe iſt meine Kraft zu kämpfen ſo erſchöpft worden, daß ich nun bei neuen Kämpfen würde unterliegen müſſen. Ich bin zu ſchwach. All mein Muth iſt dahin. Ich würde, wenn ich länger leben ſollte, nur leben, um mich um alle meine Herzensgüte gebracht zu ſehen und — um zu verzweifeln. Ach davor bewahre mich doch mein Gott und nehme mich eben darum ia recht bald von der Welt! (weint bitterlich) Wenn Sie mich denn ſo ſehen müſten, wie ich an allem, was der Menſch glauben mus, zweifelte, wie ich alles verleugnete und in einen ganz irren Seelenzuſtand geriethe! Wenn ich Ihnen allen dadurch unausſprechlichen Jammer machte! Ja, wenn Sie mich dann gar wohl hüten müſten! Ach Gott — ach Gott! (fällt Ehrhard in die Arme) Ich bitte Sie, vor der bloſſen Vorſtellung hiervon zittere ich und beb' ich ſchon. Fort, fort lieber mit mir ie eher, ie lieber.

Ehrhard, der ſie hält. Liebe, mein Gott, wie vergeht ſich Ihre Fantaſie ietzt an Ihnen!

Sophie. Ja, ia, fort, fort mit ihr, ehe das arme von Sinnen gebrachte Weib noch Freundesplage und Kinderſpott wird!

Ehrhard, liebreich. Ihr ſanfteres Temperament, beſte Freundin, ſollte Sie ſchon den Ungrund aller ſolcher Befürchtungen ſehen laſſen. Machen Sie Sich doch nicht dergleichen Vorſtellungen. Ihre Krankheit iſt in der That ietzt blos Schuld an ſelbigen. Das alles iſt Ihnen ia gar nicht natürlich. Auch ſind wir Menſchen nicht allein; Gott iſt in uns. Er kann den noch ſo geringen Ueberreſt unſerer Kräfte ſo ſtärken, daß ſolcher doch zum härteſten Kampfe wieder zureicht. Und wenn Sie nur Glauben haben wollten! Die Tage des Kampfs und des Jammers ſind überſtanden; Sieg und Troſt erwarten Sie. So lange hätten Sie gern gelebt, bis alle Noth von Ihnen durchlebt und durchduldet geweſen wäre, und nun, da die Ruhe angeht, ſollte ſie ekeln zu leben?

Sophie. Ruhe? Ruhe für mich? — Im Grabe iſt für mich Ruhe.

Ehrhard. Im Grabe ſelbſt iſt eigentlich weder Ruhe noch Kampf für uns. Wir ſind nicht darinn, und ſo kanns auch keinen Zuſtand daſelbſt für uns geben. Unſere abgelegte gröbere Hülle liegt blos da, und die hat da warlich keine Ruhe. Alles bekämpft ſie vielmehr und arbeitet auf ihren gänzlichen Untergang da erſt recht los; nur, daß wir nichts mehr davon empfinden, weil wir nicht mehr mit ihr verbunden ſind. Sonſt möchten wir wohl gar dieſen Zuſtand verfluchen. Ruhe im Grabe iſt alſo in der That einer von ienen ſüsmelancholiſchen Ausdrücken, die völlig ohne Sinn ſind; ein Gedanke ohne Gedanken. Ich weis wohl, woher das Bild genommen ſei. Man hat es vom Liegen im Bette nach vollendeten ſchweren Arbeiten eines ganzen Tages hergenommen; aber das paſſt nicht. Im Bette liegen wir ſelbſt und ruhen wirklich ſelbſt und ſind uns dieſer Ruhe bewuſt. Wie läſſet ſich dis aufs Grab anwenden? Sie wollen alſo nur ſagen, Liebe, daß nicht in dieſer, ſondern erſt in iener Welt Ruhe für Sie ſei. Glauben Sie aber ia nicht, daß dort Ruhe für Sie ſein werde, wenn Sie nicht hier ſchon an Ihrer Ruhe gearbeitet haben. Alle Befreiung von den äuſerlichen Leiden, über die Sie iezt ſeufzen, würde Ihnen einſt nichts helfen, wenn Sie Sich nicht das Zeugnis geben könnten, daß Sie ſelbige, da Sie ihnen noch ausgeſetzt waren, ſtandhaft und gottergeben getragen, daß Sie gern ſo lange hier gelebt, als Gott wollte, daß Sie leben ſollten, und daß Sie alle Ihre irdiſchen Schickſale zur fortdauernden und ſteigenden Veredlung Ihres Herzens angewendet hätten. Ich kann Ihnen dieſen Gedanken nicht dringend genung vorhalten. Ihr Herz iſt in groſſem Irthum begriffen, liebe Freundin; ich bitte Sie bei der Ruhe jener Welt, kehren Sie von ſelbigem zurück. Sie verſtoſſen ja wider Ihre erſten und heiligſten Pflichten. Sie verkennen den Werth des Lebens, leugnen ſtillſchweigends die höhere Weisheit, welche über Sie waltet und mit deren Willen alles ſo für Sie gekommen iſt, wie es gekommen iſt, und verſchlieſſen Sich vorſätzlich gegen die Tröſtungen, an welchen es Ihnen Gott in allem Ihren Unglück nicht mangeln läſſet. Solch einen Deſpotiſmus müſſen wir doch den Dingen dieſer Welt nicht über uns einräumen, daß ſie uns um das Schönſte und Beſte, das wir haben und das von ihnen gar nicht abhangt, ich meine — um Religion und Tugend bringen könnten; beſonders, wenn das Schickſal anderweit dafür Sorge trägt, daß die Verwirrungen, welche ſie für uns anrichten, uns nicht zu empfindlich fallen. Alſo — brave Frau, bei Religion und Tugend beſchwöre ich Sie, laſſen Sie Sich helfen und befolgen Sie die Vorſchriften des Arztes.

Sophie, im Kampf mit ſich ſelbſt. Gott ſchicke es mit mir, wie es ſein heiliger Wille iſt!

Ehrhard. Sein heiliger Wille iſt, daß der Patient Arzneimittel gebrauchen ſolle. Sein heiliger Wille iſt, daß jeder Menſch ſo lange zu leben ſuchen ſolle, als er leben kann. Sein heiliger Wille iſt, daß wir durch Leiden nicht ſchlechter, ſondern beſſer werden ſollen. Sein heiliger Wille iſt, daß eine Frau auch bei ihrem Manne ſo lange bleiben ſolle, als möglich. Antworten Sie mir auf die einzige Frage — wie wollen Sie Ihre ganze Denkungs- und Handlungsart mit der Treue und Liebe für Ihren rechtſchaffenen Mann vereinigen können?

Sophie, unbefangen. O ich bin gewis eine der treueſten Weiber zu allen Zeiten geweſen. Fragen Sie meinen Mann. Ich habe, wenn er litte, gewis allemahl mehr gelitten, als er ſelbſt. Unſäglichviel habe ich für ihn gelitten; mehr vielleicht, als ie ein Weib für ihren Mann.

Ehrhard. Das glaub' ich Ihnen. Sie müſſen aber auch nun von Ihrer Treue nicht ablaſſen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo Sie dadurch mehr ſein Herz zerreiſſen würden, als ie. Erwägen Sie einmahl, ob er den Gedanken lange werde ertragen können, daß er es ſei, der Ihnen das Leben verleidet. Erwägen Sie, in was für einen fürchterlichen Seelenzuſtand Sie ihn verſetzen würden, wenn er bei ſeiner Rückkunft Sie todt, oder doch ſchon unrettbar anträfe, und ſich den Vorwurf machen müſte, daß er an Ihrem Tode Schuld ſei. Der Rechtſchaffene! Blutet Ihr Herz nicht für ihn, wenn Sie Sich ihn in dieſer entſetzlichen Lage denken?

Sophie. Das ſoll er nicht; und, wenn ich ihn nicht wieder ſehe, ſo ſagen Sie es ihn, daß er ſich über meinen Tod beruhigen ſoll, daß ich ihm auch ſterbend keinen Vorwurf gemacht und daß ich ihn treu geliebt hätte bis ans Ende..

Ehrhard. Wie ſoll er dis glauben können, wenn er hört, daß Sie Sich durchaus nicht haben helfen laſſen wollen? Iſt dis nicht der offenbarſte Beweis, daß Sie gern von ihm gewollt? Liebt die Frau aber ihren Mann treu, die gern von ihm will?

Sophie: Eben darum, weil ich ihn ſo herzlich liebe, iſts beſſer, daß ich von ihm komme. Es iſt beſſer für ihn, ich ſterbe, als daß er ſich Jahre lang über meinen — Gott weis, was für einen — Anblick quälen müſte. Er hat an ſeiner Noth genung: die meinige ſoll ſie ihm nicht noch vermehren. Ich kann ihm weder Hülfe, noch Troſt reichen; ich beunruhige ihn nur und alle meine Freunde. Mit mir iſts aus. Ich wäre doch nur eine Laſt der Welt, und am Ende würde ieder meiner Meinung werden und wünſchen, daß ich lieber an meiner Krankheit geſtorben wäre. Und wenn er alſo gleich hier ſtände und mir den Arzneilöffel ſelbſt reichte und mich unter tauſend Thränen bäte, daß ich doch einnehmen möchte: ſo würde ich ihm treuherzig antworten — beſinne dich; haſt du wahrhaftig dich lieb und mich lieb und unſere Freunde lieb, ſo trag den Löffel wieder weg und rede mir nicht weiter zu. Ich weis auch gewis, daß er redlich genung ſein werde, mir die Ruhe zu gönnen, wenn ſie Gott mir ſchenkt.

Dieſe letzten Aeuſerungen erſchöpften Sophien ſehr. Leopoldine, die ſeither in beſcheidener Entfernung ſich gehalten hatte, kam ihr zu Hülfe und ſprach: „Liebſtes, treuſtes Mutterherz, wollen Sie denn dem armen leidenden Vater noch mehr nehmen, als ihm ſchon genommen iſt? Er hat ja nichts mehr, als — Sie und uns. Wollen Sie ihm auch noch das Letzte nehmen? Um des armen lieben Vaters willen, laſſen Sie ſich doch helfen!“

Sophie gab ein Zeichen mit der Hand, daß ſie nichts mehr höre. Ehrhard verlies ſie alſo unverrichteter Sache und dachte jetzt an Juliens Worte — denke an mich, Sophie macht uns zu ſchaffen.

Die Krankheit nahm überhand. Doch ſchien ſich die Gichtmaterie nun wirklich auf die äuſerlichen Theile werfen zu wollen. Der Arzt wünſchte, daß nur erſt recht heftige Schmerzen kommen möchten; da er denn ſeine Hofnung darauf ſetzte, daß Sophie ſelbſt nach Hülfe verlangen würde. Ehrhard korreſpondirte mit ihm über die Art und Weiſe, wie man Patienten, die keine Medikamente nehmen wollten, dergleichen beibrächte, ohne daß ſie es wüſten. Man nahm ſeine Zuflucht zu Sophiens Getränk und miſchte unter, ſo viel, als ſich thun lies. Sophie merkte dis und wollte zuletzt nicht mehr trinken. Kinder und Freunde ſtanden da und ängſtigten ſich, und all ihr Zureden half nichts. Ehrhards Beredſamkeit war erſchöpft und er hatte weiter keinen Wunſch, als daß nur Flemming erſt wieder da ſein möchte. Darüber vergas er von dem Schickſale Nachrichten einzuziehen, welches die Bauern für ihre Wallfart nach Fremdlingshauſen nach ihrer Rückkunft in die Heimat betroffen haben möge; bis ihn der iunge Ingenſtröm, der auch krank geweſen war, wieder beſuchte.

Ehrhard. A propos, wie iſts den Bauern nachher ergangen?

Ingenſtröm. Mein Vater thut, als ignorirte er den ganzen Vorgang.

Ehrhard. Darüber erſtaune ich. Ich hätte den Anführern den Staubbeſen und den übrigen die Karre weiſſagen wollen.

Ingenſtröm. Es würde ihnen auch wohl ſo gegangen ſein; aber man traut ſich nicht an ſie.

Ehrhard. Wie es ſcheint, haben Sie davon nähere Nachrichten.

Ingenſtröm. Ja. Es iſt die ganze folgende Nacht drauf Konferenz geweſen, wo es ſtarke Debatten gegeben. Mein Vater hat ſchlechterdings den Bauern zu Kopfe gewollt. Die übrigen Räthe aber haben ihm vorgeſtellt, daß eine allgemeine Rebellion alsdann unvermeidlich ſein werde. Wenn er dieſe verantworten wollte, haben ſie hinzugeſetzt, ſo könnten ſie freilich nichts weiter einwenden, weil er der Landesadminiſtrator ſei; ſie würden aber auf den Fall auf ihre perſönliche Sicherheit bedacht ſein und austreten, jedoch vorher eine feierliche Deklaration niderlegen, daß ſie an allem, was vorgegangen und darauf erfolgt ſei, keinen Theil hätten. Hierauf hat er die Chefs des geſammten Militär kommen laſſen und ihnen ſeinen Plan vorgelegt. Dieſe haben ſämtlich erklärt, daß man ſich, um öffentliche Unruhe zu dämpfen, auf nichts weniger, als auf ihre Soldaten, verlaſſen könne und haben auf den Fall, wenn dennoch von ſelbigen Gebrauch gemacht werden ſollte, ſogleich ihre Stellen reſignirt. Da iſt mein Vater ſeiner Gewohnheit nach aufgefaren, hat mit Arreſt und noch mit mehr gedrohet; der alte Obriſt von Y. aber hat ihm, nachdem er bei Kavalierparole erſt verſprechen müſſen, über die Entdeckung, die er ihm machen wolle, keinen weitern Unterſuch anzufangen, in Gegenwart aller deklarirt, daß ihm, wenn er ſich im geringſten an den gewallfarteten Bauern vergriffe, der Tod geſchworen ſei. Sofort hat ſich mein Vater mit dem vorgehabten Plan retirirt und man hat den Entſchlus gefaſſt, die ganze Wallfart zu ignoriren.

Ehrhard. Das klügſte war dis auch wohl allen den Umſtänden nach.

Ingenſtröm. Ja, ich habe aber meine eigenen Gedanken. Ich kenne' meinen Vater. Zum wirklichen Ignoriren ſolcher Dinge, die ihn einmahl ſehr erbittern, iſt ſeine Seele nicht gemacht. Kann er nicht an den einen Theil, wie er will, ſo kommt er gern an den andern doch.

Ehrhard. Wie meinen Sie das? Meinen Sie an meinen Freund Flemming? (holt das an ihn ergangene Reſkript) da leſen Sie einmahl; aber es bleibt unter uns.

Ingenſtröm, als er geleſen. Sehen Sie? Wenn das geſchah am grünen Holz — ehe die Bauern die famöſe Wallfart anſtellten — was will am dürren, was will nun nicht werden!

Ehrhard. Es wird ſich wohl ändern, denk' ich. Flemming mus nun meinem Herrn ſchon geſprochen haben. Ich warte mit Schmerzen auf einen Brief, oder auf ihn ſelbſt.

Ingenſtröm. Wenn Ihr Freund nur nicht zu ſpät vorkommt, oder wenn er nur gar vorkommt!

Ich habe neuerlich Briefe von . . Man ſchreibt mir, Ihr Herr ſei letzt ſehr hipochondriſch und nicht gut zu ſprechen.

Ehrhard. Hum! Das wäre traurig fürs ganze Land. Er iſts als Prinz ſchon einmahl in hohem Grade geweſen. .

Ingenſtröm. Und ins geheime Konſeil iſt letzt ganz neuerlich der Rath von C. gekommen. Mit dieſem iſt mein Vater ſehr intim.

Ehrhard, betreten. Das ſind ia ſchlimme Aſpekten.

Kaum hatte Ehrhard dieſe Worte geſprochen, als ihm abermals ein Reſkript eingehändigt ward, des Inhalts, daß er ſofort die ganze Flemmingſche Familie bei Strafe der Kaſſation binnen vier und zwanzig Stunden aus ſeinem Hauſe zu entfernen und ihr anzudeuten habe, daß ſie binnen zweimahl vier und zwanzig Stunden das Land räumen ſolle.

Ehrhard, äuſerſtbeſtürzt Da haben wirs. Sie haben leider richtig propheceit. (während, daß Ingenſtröm lieſet, auf und nidergehend) Hilf Gott, was da zu thun! Das iſt ia doch warlich fürchterlichgrauſam und beinahe ſollte ich ſagen, Sophie hätte Recht. . . Wohin nun mit den armen Leuten? Wohin mit der kranken Frau?

Ingenſtröm, der zugleich geleſen und gehört. Wohin? — Zu mir fürs erſte. Es iſt alſo gut, daß es ein drittes Land noch auf der Erde gibt und daß Pappelwalde gerade im dritten Lande liegt. Von mir ſoll ſie keiner wegtreiben, dafür ſtehe ich Ihnen. Ich reiſe auf der Stelle zu meinem Grafen, und das alles ſoll ſich mein tiranniſcher Vater wohl nicht verſehen haben. Der Sohn ſoll hier einmahl eine Sünde gutmachen, die ſein Vater begeht und der ſein, der die Familie aufnimmt, die er verſtöſſt und gern aus der ganzen Welt verſtoſſen möchte.

Ehrhard, der ihn umarmt. Ach Sie edler Edelmann! Kommen Sie doch heute wie ein Engel von Himmel in mein Haus!

Ingenſtröm. Ich ſage Ihnen nun, daß ich dis alles ſo gewis erwartet, wie es nun geſchehen iſt, und daß ich heute recht ausdrücklich darum herüber geritten bin, um Ihnen eintretenden Falls dieſen Vorſchlag zu thun. Bin ich in meinem Leben über Krankſein verdrüslich geweſen, ſo war es dismahl. Vor einigen Tagen ſonſt wäre ich ſchon gekommen.

Ehrhard. Aber — hören Sie — Was wird Ihre Mutter dazu ſagen?

Ingenſtröm. Dieſe iſt, wie meine Tante, völlig damit zufrieden und freuet ſich, der Flemmingſchen Familie dadurch einen überzeugenden Beweis geben zu können, daß ſie nicht denke, wie ihr Mann, wohl aber wie ihr Sohn.

Ehrhard. Gott, was wird die Welt zu ſo einer großmüthigen Handlung ſagen! Was wird Ihr Vater dazu ſagen!

Ingenſtröm. Dieſer mag ſich ſchämen; vielleicht machts einigen Eindruck auf ihn. Er ſoll jetzt kränkeln. Und jene? Ihres Beifalls wegen thue ichs wahrlich nicht und meine Mutter auch nicht.

Ehrhard, der ſich noch immer nicht ganz faſſen kann. Nein, zu toll iſt doch noch mehr, als toll — — —.

Ingenſtröm. Mich wunderts gar nicht. Es iſt vielmehr, wie mich dünkt, ſo ganz der natürliche Gang der Sache, die nun einmahl ſo iſt, wie ſie iſt, und wie ich zum erſtenmahle den Herrn Flemming hier beſuchte, dachte ich noch auf der Stelle da — da ſtand Flemming und da ich — und ſah ihn recht dazu an, wie oft wirſt du ihn doch noch hier beſuchen?

Ehrhard. Ja, Ernſt iſts, ganzer Ernſt — das ſehe ich. Fort müſſen ſie. Und das morgen bei guter Zeit. Aber wie kriegen wir die kranke Frau fort? Und was für einen Auftritt wird das zwiſchen ihr und mir geben, wenn ichs ihr deklariren mus!

Ingenſtröm, eilig. Da ſehen Sie zu. Ich will Kourier reuten zu meinem Grafen und da meinem Herrn Papa das Prävenire ſpielen. Dagegen, daß die Reiſe von hier fortgeht, bin ich wieder da, und wenn ich die ganze Nacht reuten ſoll; aber bei der Deklaration an Madam Flemming mag ich nicht zugegen ſein. Sie können das beſſer; ſie haben ein gutes Donum proponendi.

Ehrhard. Ja, ſchön, bei ſolchen Vorgängen zumahl, das weis Gott. (reibt ſich die Stirn) Wahrhaftig, allmählich wird mir der Kopf auch kraus.

Ingenſtröm, ihn umarmend. Herr Nachbar, wir wollen uns nichts leid ſein laſſen von allem, was wir gethan haben und noch thun müſſen.

Ehrhard rief ſeinem Nachbar noch ein freudiges Bravo nach; während daß Sophie über heftige

Schmerzen ſchriee. Ehrhard hörte dis kaum, ſo dachte er bei ſich ſelbſt — das iſt ein ſchöner Introitus zu deiner zu haltenden Predigt. Zehenmahl wünſchte er nun, daß er ſie bei dem, was die Bauern ihr im Allgemeinen von der bevorſtehenden Verbannung aus Fremdlingshauſen geſagt, gelaſſen und dieſelbe nicht, wie es doch anfangs der Wahrheit gemäs war, als blos auf ihren Mann Bezug habend erklärt haben möchte. So hätte er nun wenigſtens vorgethane Arbeit gefunden. Leopoldine ward zuerſt von ihm mit der abſcheulichen Nachricht bekannt gemacht. Sie erſchrak, als ſie aber hörete, daß die Translokation nach Poppelwalde geſchehen ſolle, ſchien ſie ſich ſchnell wieder zu ſammlen. Ehrhards durchdringendem Beobachtungsgeiſte entging dis nicht.

„Ach Linderung, Linderung, ſchriee Sophie; die Schmerzen halte ich nicht aus. „ Der Arzt ward geholt. „Sehen Sie, ſprach er zu Ehrhard, die Natur kann beſſer zureden, als wir alle beide. Wie ich ſagte — hoher phiſiſcher Schmerz überwältigt auch den hartnäckigſten Eigenſinn. „ Ehrhard zuckte die Achſeln, antwortete blos ein Wer weis, wie lange es währt, und lies ihn erſt den

Zuſtand der Patientin unterſuchen. Sophie fing nun an, unter die unerträglichen Kranken zu gehören. Sie wollte, daß ihr geholfen und auch nicht geholfen würde. – Auf dem Verlangen, zu ſterben, beharrete ſie; von dem entſetzlichen Gliederreiſſen aber wollte ſie befreiet ſein. So ſuchte ſie eine Kurart auszuſinnen, die dieſes bewirkte, ohne ienem entgegen zu ſein. Als der Arzt ihr daher ſagte, daß ſie ſich ſowohl äuſerlicher, als innerlicher Hülfsmittel zu bedienen habe, ſo entſchlos ſie ſich zum Gebrauch der erſtern, fügte aber hinzu, daß ſie ſich zu den letztern nie entſchlieſſen würde. Darüber entſtand zwiſchen beiden ein langer Diſpüt, welchen der Arzt mit folgender Erklärung beendigte. „So behalten Sie Ihre Gliederſchmerzen. Ohne Mitwirkung innerer Medikamente kann ich Ihnen nicht davon helfen. Sie werden aber fürchterlich leiden müſſen, das ſage ich Ihnen zum voraus. Ueberhaupt iſt nun Ihre Krankheit von der Art, daß Sie auf keinen Fall daran ſterben. Ob ſie aber länger oder kürzer, mehr oder weniger ſchmerzhaft werden ſolle, das iſt ganz in Ihrer Gewalt. Und nun halten Sie es, wie Sie wollen. „ Sophie verlangte hierauf die Applikation der äuſerlichen Mittel nochmals; der Arzt aber that ihr durchaus den Willen nicht, ſondern entfernte ſich zum Schein von ihr.

Ehrhard, als er dem Arzte den ganzen neuerlichen Vorgang erzählt. Sagen Sie mir auf Ihr Gewiſſen, iſt es ohne Gefar der Patientin möglich, daß ſie morgen in dieſem ihren Zuſtande nach Pappelwalde gebracht werden könne? Sonſt bitte ich Sie um ein Atteſtat darüber und ſchicke damit einen reutenden Boten nach .... Wirklicher Mord und Todſchlag kann mir doch von meinen Obern nicht zur Pflicht gemacht werden, und darauf lieſſe ichs ankommen.

Arzt, nach langem Beſinnen. Angehen mus es können, wenn es einmahl ſein ſoll. Sie mus in Betten eingepackt und auf einer Sänfte hinüber getragen werden. Die Witterung iſt warm und ſtill. (beſinnet ſich nochmals) Ja, es kann geſchehen; aber ich will ſelbſt dabei ſein. Ich ſtehe für alle Gefar.

Ehrhard. Nun, dann mags geſchehen. Sonſt aber gäbe ich mich nicht dazu her, und wenns mir zehenmahl befohlen würde.

Arzt. Man hätte freilich Vorwand genug; allein, wie geſagt, ich ſehe keine Gefar dabei, wenn alle Vorſicht gebraucht wird. Und — es iſt auch beſſer, Sie kommen aus der Sache. Der Miniſter, wie Sie wohl denken können, iſt äuſerſt erbittert auf Sie. Hat er ſo viel ſchon bei Ihrer Regirung durchgeſetzt, wer wüſte, was er noch mehr durchſetzte?

Ehrhard. Wie wir es nur aber ihr hinterbringen werden!!! Fürwahr, es überläuft mich ein Schauer, als wenn ich einen armen Sünder zum Tode bereiten ſollte. Ich glaube, ſie kommt von Sinnen, wenn ſie es hört.

Arzt. Laſſen Sie mir es einmahl über. Ich will ſehen, ob ich ihr etwas weis machen könne. (wird ſchnell zu Sophien gerufen)

Sophie, in dem heftigſten Schmerzanfall. Alſo — ich ſtürbe wirklich nicht an dieſer Krankheit?

Arzt. Auf keinen Fall, Madam. Bei meiner Ehre — Sie ſterben nicht. Krumm und lahm aber werden Sie werden, wenn Sie ſich nicht bald helfen laſſen. Und in dieſem Zuſtande können Sie hernach bei periodiſchen fürchterlichem Schmerz achtzig, neunzig Jahre alt werden; denn alle Ma-

terie

teria peckans wirft ſich hernach nach auſſen und ſo werden Ihre Lebenstheile höchſtmöglichſt konſervirt.

Sophie. Ach davor ſollte einen doch Gott bewahren! Nun — ſo will ich lieber alles thun, was Sie wollen. Machen Sie nur — ich ſtehe es nicht mehr aus.

Arzt. Iſts auch gewis wahr?

Sophie. Ja doch, ja, machen Sie doch nur. Haben Sie nicht gleich etwas?

Arzt. Sogleich. Zuvor aber müſſen Sie mir noch etwas verſprechen?

Sophie. Nun was denn, was denn? Ach Gott, helfen Sie doch nur.

Arzt. Ich habe eben mit dem Herrn Prediger davon geſprochen. Ich wollte, daß ich Sie zu Pappelwalde in der Kur hätte. Da iſt ein vortreflicher Brunn, der in ſolchen Krankheiten auſſerordentliche Dienſte thut. Er mus in Zukunft mit einigen Zuſätzen Ihr Getränk ſein, und ſein Waſſer iſt unweit heilſamer, wenn es allemahl auf der Stelle aus ihm geſchöpft werden kann. Ich verſichere Sie, wenn Sie Sich wollen dorthin bringen laſſen, ſo ſollen Sie in kurzem groſſe Linderung haben.

Sophie. Wo ſollte ich denn da Quartier haben?

Arzt. Bei der Frau von Ingenſtröm. Es iſt ſchon alles abgeredet, wenn Sie nur wollen. Und Ihre Kinder können Sie da ſo gut warten und pflegen, wie hier.

Sophie. Wie ſollte ich denn in meinen jetzigen Umſtänden hinüber kommen?

Arzt. Das iſt meine Sorge. Entſchlieſſen Sie Sich nur dazu.

Sophie, heftigaufſchreiend. Ja, ja, alles, was Sie wollen. Wenn ich nicht ſterben kann, ſo helfen Sie mir nur von meinen Schmerzen.

Der Arzt blieb da und hub ſeine Kur an. Sophie that alles, was ſie ſollte, und Ehrhard ſank freudigdankbar in die Arme des Arztes, als er dis ſah und zugleich erfur, wie er durch ihn der Ueberbringung der neueſten Hiobspoſt an ſie glücklich überhoben ſei.

Seine Freude war aber von kurzer Dauer. Leopoldine, die lebhafte, hatte bei ihrer Mutter die Nachtwache. Gegen Morgen gerieth ſie in Schlummer und fing an laut zu denken. Sophie erwachte und wollte ſie nicht ſtören.

Leopoldine, nachdem ſie vom Vater und von ſeinen Feinden das Hundertſte durchs Tauſendſte geſprochen. Wir armen Leute! Nun vertreiben ſi uns auch ſogar aus dieſem Lande. Und wer wiſs, wie lange, ſo müſſen wir auch von Pappelwalde wieder weg. Du lieber Gott, wo werden wi doch noch endlich unſer Bleibens finden! Aber — ein ſchöner junger Mann iſt Karl — das iſt wahr — — —

Sophie, laut aufſchreiend. Was iſt? was ſagſt du, Leopoldine?

Leopoldine, die zu ſich kommt und erſchrickt. Ach ich dachte — ich dachte an — ich weis ſelbſt nicht, was ich dachte; ich habe geträumt, liebe Mutter.

Sophie. Im Schlaf haſt du geſprochen und die Wahrheit geſagt. (wird untröſtbar) So gehſt du mit deiner Mutter um, und ſo mus ichs erfaren? Du Rabentochter — auch du biſt nicht mehr redlich — warte!

Leopoldine, die ſich blos ihrer letztern Worte noch bewuſt iſt. Was denn, liebe Mutter? Ich habe ia nur vom Vetter Karl zu L. geträumt. Der war bei uns und beſuchte uns und da ſah ich ihn ſo an und dachte, daß er doch ein hübſcher junger Mann wäre.

Sophie. Ei, das mein' ich nicht. Du haſt mir das abſcheuliche Geheimnis entdeckt, daß wir von hier nun auch verwieſen ſind.

Leopoldine, heftig erſchrocken. Nein doch, nein, das habe ich ja nicht geſagt.

Sophie, hitzig. Ja, du haſts geſprochen. Du haſts müſſen ſprechen. Das hat Gott ſo gewollt. Nun weis ichs doch. So geht ihr alle mit mir um? Iſt das der Brunn, deſſentwegen ich nach Pappelwalde gebracht werden ſoll? Auf den Gottsacker will ich, auf den Gottsacker.

Leopoldine wollte ihren begangenen Schlafredefehler wieder gut machen; aber ihre Mutter verſagte ihr durchaus allen Glauben. Sie ſeufzte, weinte, ſchriee. Ehrhard und der Arzt kamen herbei.

Arzt. Gott! ſind Ihre Schmerzen wieder ſo gros? Arme Frau!

Sophie. Ja, Sie ſind mir ein hübſcher Mann. Lügen können Sie auch, wie gedruckt.

Ehrhard. Mein Gott, was iſt denn?

Leopoldine, die ihre Hände ringt. Ich weis nicht — ich ſoll etwas im Schlaf geredet haben und — nun will ſichs die Mutter nicht laſſen wieder ausreden.

Sophie, weinend zu Ehrhard. Nun wei
ichs doch. Nun iſts alſo doch wahr, was Si
nicht Wort haben wollten. Mein Mann nich
nur — ich auch bin mit den Kindern von hie
verwieſen, und darum wollen Sie mich nac
Pappelwalde bringen. (weint heftig)

Arzt, als er Ehrhard in einer freundſchaftliche
Verlegenheit erblickt. Nun, hören Sie einmahl
wenn Sie es alſo einmahl wiſſen, ſo iſts gu
Warum ſind Sie ſo, daß man mit der Wahrhei
gegen Sie hinter dem Berge halten mus? (z
Leopoldinen) Mamſell, das iſt dafür, daß Si
mir einmahl hier ſagten, Sie ſind mir der recht
Doktor. Nun könnte ichs erwiedern und ſage
Sie ſind mir die rechte Nachtwärterin . . .

Ehrhard, als er ſich geſammlet. Es kan
beides beiſammen beſtehen, daß Ihr Mann nu
von hier gewieſen ſei, und daß auch Sie von hi
gewieſen ſind, liebe Frau. Damals, als ich da
letztere nicht Wort haben wollte, war es wirkli
noch nicht wahr. Nun aber iſts wahr, da ei
zweiter Befehl an mich gekommen iſt.

Arzt, vor ſich. Alſo der Theologe redet ſi
heraus und der Mediciner bleibt ſitzen. Nun di

ſ

ſer kann auch wohl eher einmahl bei der Wahrheit vorbei ſpatziren.

Sophie, in äuſerſter Bewegung. Nun will ich Euch flehentlich bitten — Fallet alle nider auf eure Knie und betet für mich — ich kann nicht mehr beten — betet, daß mich Gott von der Welt nehme und höret nicht eher auf zu beten, bis er mich weggenommen. — Herr Doktor! nicht wahr, meine Schmerzen können ſo gros werden, daß ich blos aus Schmerz ſterben kann? Ach ſo betet alle, daß ſie den höchſten Grad erreichen, ſo bald, als möglich, erreichen; damit ich nur fortkomme. (als der Arzt den Kopf geſchüttelt) Nun, ſo bitte ich Sie bei der Barmherzigkeit Gottes, geben Sie mir etwas, das meinem abſcheulichen Leben ein Ende mache! (als der Arzt ihr theilnehmend die Backen ſtreicht) Auch das wollen Sie nicht? Fragen Sie all Ihr menſchliches Gefühl, ob es nicht Pflicht für Sie ſei, ſolches zu thun. Könnte ich nur, ich verſchriebe mir es ſelbſt. Sollte Gott Misfallen an dem letzten und einzigübrigen Gebrauch Ihrer Wiſſenſchaft zu meinem Beſten haben können? Sollte er es misbilligen, daß die Flucht einer armen bedrängten Seele beſchleuniget werde, ehe ſie noch um Alle ihre Tugend kommt? Das iſt unmöglich. Ich leide ia wirklich von nun an nur, um zu leiden; ich leide, um völlig zu verzweiflen und ganz und von Grund aus ſchlecht zu werden. Herr Doktor, erbarmen Sie Sich meiner armen Seele und — (beiſſt heftig ins Deckbette. Der Arzt macht dem Prediger Platz und gibt ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er nun herzutreten ſolle)

Ehrhard, andächtig. Dennoch bleibe ich ſtets an dir; denn du hälteſt mich mit deiner rechten Hand und bringſt mich endlich wieder zu Ehren an. — Las dir an ſeiner Gnade genügen; ſeine Kraft wird in dir Schwachen mächtig ſein.

Sophie. Ach um Gottes willen nicht mehr Kraft! Auch mit der weg, welche ich noch habe! Fort, fort mit mir aus der Welt! Könnte ich doch nur zu meinem Herzen ſprechen — ſchlag nicht mehr! Barmherziger Gott, ſprich du's doch! Tödte, ewige Liebe, tödte mich!

Ehrhard. Meine Herzensfreundin, ſprechen Sie iezt nichts! Denken Sie, wenn es möglich iſt, nichts! Kommen Sie nur erſt einigermaſſen wieder zu ſich. Alle unſere Seelen ſind ia ganz Mitleid für Sie.

Sophie. O laſſen Sie mich reden! Sind das die überſtandenen Tage des Jammers? Iſt das der Sieg und der Troſt, die auf ſie nun folgen ſollten? Iſt das die Ruhe, die, wie Sie ſagten, nun angehen werde? Ach, was ſind Sie doch auch für ein leidiger Tröſter! Können Sie es noch leugnen, daß mein Elend grenzenlos, unerträglich ſei? Können Sie noch leugnen daß ich den Beruf zu ſterben, gleich zu ſterben bekomme?

Ehrhard. Gute, beſte Frau! Könnten Sie nur einen Augenblik gelaſſen mich anhören! — Das ietzige neue Misgeſchick, das Sie trift, iſt ia doch warlich nicht von der Art, daß Sie darüber ſo ganz untröſtbar ſein müſten. Sie werden aus einem Freundeshauſe in das andere getragen, haben dort Ihre Kinder bei ſich, wie hier, und haben alles da ſo, wie hier. Ihr Mann kommt entweder wieder hieher und darf wieder hieher kommen, oder nicht. Im letzten Fall wäre er ia doch gewis auch vor der Hand wenigſtens nach Pappelwalde gegangen und ſo würden Sie ihm doch auch gewis in kurzem dahin gefolgt ſein. Im erſtern folgen Sie ihm von Pappelwalde wieder hieher nach und ſind dann wieder bei uns nach, wie vor. Ich hoffe nicht nur dieſes gewis, ſondern ich glaube auch, daß es bald geſchehen werde. Was verliehren Sie denn alſo dabei, wenn Sie heute in unſerer Begleitung von Fremdlingshauſen nach Pappelwalde getragen werden? Ich ſehe ia doch in der That Nichts. Ich bitte Sie herzlich, erwägen Sie dieſes.

Sophie. Ich mag nicht nach Pappelwalde. Auf den Gottsacker will ich. Und kann ich nicht ſterben, darf ich nicht ſterben, nun — ſo begrabet mich meintwegen lebendig.

Ehrhard. Nicht ſo, liebe! (zum Arzt, auf lateiniſch) Obs ich lieber wage und Sie hier behalte?

Arzt, ebenfals auf lat. Es iſt auf keinen Fall zu rathen. Es kommt ein drittes Reſkript, und dann geht der Lerm von neuem an. Jetzt ſind wir bald mit ihr durch.

Ehrhard. Bei Ihrem Entſchlus, nach Pappelwalde ſich bringen zu laſſen, gute Frau, müſſen Sie auf ieden Fall beharren. Da wir auf eine ſo gute Art, wie unſere gemeinſchaftlichen Feinde ſich gewis nicht träumen laſſen, ihrer Verfolgung dadurch entgehen: ſo iſts nicht rathſam, einen dritten Befehl abzuwarten. Noch iſt keine Beſchimpfung bei der Sache; hernach könnte man auch dieſe vielleicht zufügen. Frau von Ingenſtröm freuet ſich ia recht auf Ihre Hinkunft.

Sophie. Und dann nach acht Tagen auch wieder von da weg? Nicht wahr? Und wohin dann? Dann werden mich die Bauern wohl endlich wie eine kranke Bettlerin von Dorf zu Dorf durch ganz Deutſchland ſchleppen ſollen. Nicht wahr?

Ehrhard. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß dis nicht geſchehen werde. Zu Pappelwalde bleiben Sie nun ſo lange, bis Sie wieder zu mir herüber kommen können.

Sophie. Das denken Sie wirklich? Nein, mein guter Freund, das wollen Sie nur mich iezt denken laſſen. Wie? unſere Feinde, die mich von hier vertreiben, ſollten mich auch nicht von dort vertreiben? Bin ich denn da viel weiter von ihnen entfernt?

Ehrhard. Der Unterſchied iſt aber der, bei meiner Herrſchaft haben unſere Feinde uns das Prävenire geſpielt; ſonſt wäre das alles gewis nicht geſchehen, was geſchehen iſt. Bei der dortigen Herrſchaft haben wir ihnen ſolches geſpielt. Und nun geſchieht gewis nichts ähnliches, und wenn ſie es auch zehenmahl verſuchen. Der iunge Herr von

Ingenſtörm iſt ſchon zu ſeinem Grafen deshalb und wird bald wieder bei uns ſein. Dann werden Sie es hören.

Sophie, zum Arzt. Und das ſage ich Ihnen, von nun an brauche ich nicht das geringſte mehr, es komme, wie es wolle.

Arzt, im hinausgehen, auf lateiniſch. Es wird ſich ſchon geben.

Sophie ſchlummerte aus Ermattung ein. Die Anſtalten zu ihrer Tranſportirung wurden gemacht. Sie hielt in der That zu Fremdlingshauſen Wort und bedienete ſich aller noch ſo heftigen Schmerzen ungeachtet keines Medikaments. Der Arzt blieb dabei, daß die Schmerzen iezt wieder nicht heftig genung ſein müſten, weil ſie ſonſt wohl nach Hülfe verlangen würde. Gegen Mittag kam der iunge Ingenſtröm zurück. Die Geſelſchaft war eben in der Krankenkammer.

Ehrhard, der in ſeinem Geſicht gleich die gute Botſchaft, welche er bringt, lieſet, und deshalb ihn nicht erſt auf die Seite führt. Ha! willkommen von der Reiſe! Alles gut? doch!

Ingenſtröm. Gut nicht nur, beſſer noch, als wir alle gedacht. (zu Sophien) Der Graf läſſet Ihnen ſagen, Sie ſollen Sich beruhigen; es werde alles beſſer gehen, als Sie dächten. Sie hätten mit Ihrer ganzen Familie ſeinen Schutz auf immer und Niemand ſolle Sie aus Pappelwalde vertreiben. Ja noch mehr; (an Ehrhard ſich wendend) heute noch geht eine Eſtafette nach . . und der Graf wird ſich ſehr nachdrücklich bei Ihrem Herrn für die Flemmingſche Familie verwenden und die Cabalenſtreiche gegen ſelbige von Anfang bis zu Ende aufdecken. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß hierdurch die Sachen in das vorige Gleis zurückgebracht werden dürften. (zu Sophien) Nun, würdige Frau, ſein Sie wieder gutes Muths und kommen einſtweilig gern zu meiner Mutter, die mit Ungeduld auf Sie wartet. O wüßten Sie, wie dieſe Rechtſchaffene ſich darauf freue, Ihnen die Thränen zu trocknen, welche ihr Mann Ihnen auspreſſt — wüßten Sie, wie ſie Gott beſonders dafür danke, daß ſie den letzten tödtlichen Streich, welchen Ihnen mein Vater ietzt noch verſetzen wollen, vereitlen könne — — Sie würden in dem Gedanken, daß Sie nach Pappelwalde gebracht würden, keine Vermehrung Ihrer Leiden, ſondern vielmehr Troſt gefunden haben.

Ebrhard. Nun hören Sie einmahl das alles, liebſte Freundin! Iſts nicht überall ſo, wie ich geſagt?

Leopoldine. Redlichſte der Mütter! Sie haben ja das Böſe, das Ihnen Ihre Feinde gethan, mit ſo gutem Herzen aufgenommen; Sie werden doch das Gute, welches uns unſere Freunde erzeigen, mit noch beſſerem Herzen aufnehmen . . .

Sophie. Ja, iſt denn auch alles ſo wahr? Ich weis nicht, ich traue keinem Menſchen mehr recht. Meinen eigenen Ohren traue ich nicht, ob ſie richtig hören.

Ingenſtröm, mit Anſtand und Würde. Ich würde es nicht über mich vermögen können, einer ſolchen Leidenden und die ich wie meine Mutter verehre, auch nur die geringſte Unwahrheit zu ihrem Troſte zu ſagen. Gewis wird noch mehr wahr, als ich geſagt habe.

Ehrhard. Gute Frau! wie? wenn Sie nach einiger Zeit für das, was Ihnen nun noch zuletzt geſchah und worüber Sie ſo ganz troſtlos waren, die Vorſehung ſogar loben und preiſen müſten? Wenn es möglich wäre, daß dis ſo hätte kommen müſſen, um Ihrem Schickſale eine ganz andere

Wendung zu geben, und daß ſich nun mit dieſem Ringe eine neue Kette von völlig verſchidenen Ereigniſſen für Sie anhübe!

Sophie. O ich bitte Sie, guter Mann, brechen Sie ab! Meine Seele hat keinen Sinn mehr für dergleichen und kann Ihnen dabei nicht folgen. Auf eine bleibende Stäte, die mir Freunde ſo lange nur noch verſchaffen, bis ſie die Natur mir gibt, ſchränken ſich alle meine Wünſche ein. Es mag ein erſchreckliches Schickſal ſein, Landſtreicher werden zu müſſen, bis der Tod feſtes Quartier beſorgt.

Jugenſtröm, dem tiefes Religionsgefühl, das ihn iezt ergreift, noch feierlichern Anſtand gibt. Die Zukunft überlaſſen wir der Providenz. Dieſe verherrlicht ſich an iedem ihrer wahren Gläubigen. So viel iſt gewis, alles mus in ihrer Hand zum Mittel werden, wenn einmahl ihre Stunde zu helfen da iſt, und mehrentheils verwandelt ſie alsdann das lezte Unglück ſelbſt in das erſte Hülfsmittel; damit wir ihre Hand dabei nicht verkennen mögen. (zu Leopoldinen, die ihn mit unverwandtem Blick anſah) Und Sie, meine Liebe, folgen doch auch Ihrer Mutter gern zu uns?

Leopoldine, ſich ſammlend. Ich ſchätze mich glücklich, meine Mutter zu ſo edelgeſinneten Menſchen begleiten zu dürfen.

Ingenſtröm, ihr die Hand drückend. Beſchämen Sie mich nicht. Unſere Gegend wird Ihnen, hoff' ich, gefallen. Waren Sie nie daſelbſt?

Leopoldine. Nein; aber ich habe ſie immer als ſehr ſchön beſchreiben hören.

Ingenſtröm. Gewis iſt ſie das. Herrliche Ausſichten haben wir da, nette Gebüſche, auch romantiſche Sitze an Waſſerfällen, und Lauben aller Art im Garten die Menge.

Roſalie rief itzt zur Mahlzeit. Sophie ſelbſt genos etwas und ſchien beruhigter. Bald nach dem Mittagseſſen ging der Transport vor ſich. Sophie ward in Betten eingepackt und vier ſtarke Männer trugen ſie auf der Sänfte. Unter vielen Thränen nahm ſie von Julien Abſchied, die ſie mit ihrer baldigen Rückkehr zu tröſten ſuchte. Ingenſtröm ritte vorauf. Ehrhard, Albert und der Arzt fuhren hinterher Leopoldine aber war durchaus nicht zu bewegen, daß ſie ſich mit in den Wagen ſetzte, ſondern hielt es für ihre Pflicht, neben ihrer Mutter herzugehen, damit ſie ſtets ein wachſames

Auge auf ſie haben, ſie, ſo oft es nöthig, von neuem zu decken und überhaupt ihr immer hülfreiche Hand leiſten könnte. Sophie aber bedurfte im geringſten nichts. Die milde Bewegung der Sänfte wiegte ſie in der erſten Viertelſtunde noch in einen holden Schlummer ein, in welchem ſie bis zuletzt verblieb. Der ganze Zug hatte viel feierlichtrauriges und das allgemeine Gefühl der Aehnlichkeit deſſelben mit einem Leichenzuge verſchlos ſämtlichen Begleitern den Mund. Nur dem Prediger Ehrhard entſchlüpften die einzigen Worte — „Aeuſerſt wisbegierig bin ich doch darauf, was die Providenz nun auf dieſen Velquaſileichenzug erfolgen laſſen werde. Den wirklichen doch wohl nicht? „

Frau von Ingenſtröm empfing ihre Gäſte mit aller Zärtlichkeit einer alten Freundin und machte Sophien, ſobald ſelbige zu Bette gebracht war, den Beſuch.

Sophie, konſternirt und wehmüthig. Ach Gott, ich mus mich recht ſchämen...

Fr. v. Ingenſtröm, ſehr liebreich. Sprechen Sie doch ia nicht ſo Wenn ſich von uns beiden eine vor der andern zu ſchämen hätte, ſo müſte ich es wohl ſein. Der Mann, deſſen Nahmen ich zu führen das Schickſal habe, iſt an allem Ihren Un glück Schuld. Und, wenn ich auch keinen The daran habe, wenn ich auch nicht in der geringſte Verbindung mehr mit ihm ſtehe: ſo kann ich Si würdige Leidende, doch nicht anſehen, ohne Nah mens ſeiner zu erröthen. Es iſt zu entſetzlich, wi weit er ſeine verfolgeriſche Wut gegen Sie trieb Nun ſoll er ſie aber auch nicht weiter treiben. Mi unausſprechender Empfindung nehme ich Sie bi auf günſtigere Zeiten hier auf, und meine vo Schlage gerührte Schweſter, welche oben wohn und mir das ganze übrige Gebäude eingeräumt hat iſt auch völlig damit zufriden. Mein geweſene Mann wird ſich in den Gefühlen ſeiner geträumte Allmacht nicht wenig geſtört finden, wenn er nur am Ende hört, daß er durch alle ſeine Verfolgun gen nichts weiter ausgerichtet habe, als daß er Si aus ſeinen Augen nur in meine Arme trieb. Ich kenne ihn und der Gedanke wird ihm alle ſeine Schadenfreude verbittern, daß ſeine Frau eine Fa milie vor ihm in Schutz nehmen könne, die er durch aller Herren Länder verfolgen zu dürfen glaubte.

Sophie, ſeufzend. Das iſts eben, gnädige Frau, was mich auch hier noch beunruhiget. Er wird doch nicht eher nachlaſſen, bis er —

Fr. v. Ingenſtröm. So nennen Sie mich nie wieder. Nur Ihre Freundin, aber nicht Ihre gnädige Frau will ich ſein. Alſo — Freundin, dazu iſt ihm die Hofnung ſchon gänzlich und recht feierlich abgeſchnitten Eben iſt eine Eſtafette an meine Schweſter gekommen, welche nicht nur die Erlaubnis, die Flemmingſche Familie hier aufzunehmen, ſondern auch ſogar landesherrliche Protektion für Sie auf immer mitgebracht hat. Der Wüterich ſoll alſo beide Nachrichten zugleich erhalten, daß Sie hier ſind und daß er Sie hier laſſen müſſe.

Sophie, dankbar aufblickend. Ach Gott —, ſo wäre das doch einmahl wieder nach ſo viel Jammervollen Nachrichten eine gute!

Fr. v. Ingenſtröm. Das iſt ſie gewis in Ihrer gegenwärtigen Lage und ich habe meinen Sohn unausſprechlich lieb dafür, daß er ſie ausgewirkt hat. Unſer Graf ſoll ein vortreflicher Mann ſein und zu allen den Vorgängen in der Nachbarſchaft ſehr den Kopf ſchütteln. Die Dinge ſollen ihm mehr zu intereſſiren anfangen, und wer weis, was da heraus ſpringt? Vieleicht, daß Ihre Feinde es noch tauſendmahl bereuen, daß ſie Sie nicht ruhig zu Fremdlingshauſen gelaſſen haben. — Laſſen Sie ſich es nur bei mir gefallen und laſſen Sie mir die Gerechtigkeit widerfaren, zu glauben, daß ich es beſſer mit Ihnen meine, als mein Mann. Wie mein Sohn denkt, ſo denke ich, und wie ich denke, ſo denkt mein Sohn.

Sophie. Ich würde äuſerſt undankbar ſein, wenn ich mich nicht hiervon überzeugen wollte.

Fr. v. Ingenſtröm. Ich preiſe Gott für die Gnade, welche er mir erzeigt, einen Theil der Sünden, welche mein ruchloſer Mann an Ihnen begangen, wieder gut machen zu können. Sollte er iemals zur Erkenntnis ſeines Unrechts gelangen — und wer kann wiſſen, ob dis nicht doch noch einmahl geſchehe? — ſo wird er ſeiner eigenen gemishandelten Frau den einzigen Troſt, welchen er alsdann noch haben kann, ſchuldig zu ſein geſtehen müſſen. Ich habe ſehr reichlich zu leben, und, ſtirbt meine Schweſter, ſo hat mein Sohn Hofnung zum Gute. Nichts ſoll Ihnen hier abgehen. Beruhigen Sie ſich nur und ſorgen Sie auf allen Seiten für die baldige Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit.

Sophie. Ich bin nun einmahl in der Lage, in welche ich nie zu kommen glaubte, in der Lage, von Wohlthaten leben zu müſſen. Freilich wäre es nicht nöthig geweſen, wenn mein Mann gewollt hätte ...

Fr. von Ingenſtröm. Darum will ich Sie herzlich bitten, kranke Freundin, machen Sie Ihrem Manne auch hinter ſeinem Rücken nie einen Vorwurf wieder. Er hat als ein rechtſchaffener Mann gehandelt.

Sophie, die ſich an ihr gegebenes Wort ietzt erinnert. Nein, nie wieder. Da ich alſo in der Lage einmahl bin, von Wohlthaten leben zu müſſen, wie ſollte ich nicht froh ſein, ſelbige aus ſo edlen Händen anzunehmen!

Fr. v. Ingenſtröm. Sprechen Sie nicht von Wohlthaten. Ich thue als Frau des Tirannen Ingenſtröm blos meine Pflicht.

Sophie. An meine Beruhigung aber iſt ſo wenig, als an meine Wiederherſtellung, zu denken. Wie könnte ein Leben voll Schimpfs und Schande ſich mit Ruhe vereinigen laſſen?

Fr. v. Ingenſtröm. Iſt meine Lage von dieſer Seite auch wohl beſſer, als die Ihrige, liebſte Freundin? Ich denke aber ſo — aller Schimpf und alle Schande, daß ich von meinem Manne und aus dem Lande habe gehen müſſen, wie Sie, fällt auf meinen Mann zurück. Doch wir laſſen alle dergleichen Gegenſtände unſerer Unterredung auf die Seite geſtellt, bis Ihr Mann zurückkommt. Wer wüßte ſonſt, über wie manches wir ganz unnöthiger Weiſe geſprochen hätten. Jetzt ſorgen Sie für Ihre Geneſung, damit Ihr Anblick ihm, wenn er wiederkommt, nicht neuen unausſprechlichen Kummer mache.

Sophie. Meine wirkliche Geneſung iſt unmöglich. Die ſogenannte Geneſung wünſche ich mir daher nicht einmahl. Mein Wunſch iſt, ie eher ie lieber eine Welt zu verlaſſen, die nichts als Noth und Elend für mich hat.

Frau von Ingenſtröm merkte jetzt, was für eine Kranke ſie an Sophien ins Haus bekommen habe; als Ehrhard hereintrat und ſie deshalb nichts weiter erwiedern konnte, als — „das will ich doch nicht hoffen. » Der gutmüthige Prediger beurlaubte ſich von der Patientin und verſprach, ſie täglich wider zu beſuchen. Im Weggehen unterhielt er ſich in Geſellſchaft des Arztes ausführlich mit der Frau von Ingenſtörm über Sophiens Krankheit und Denkungsart. Man traf gemeinſchaftliche

Maas-

Maßregeln deshalb; von welchen die erſte dieſe war, daß die Kranke nie ganz allein ſein ſolle.

Sophie ward nach dem Vorſchlage des Arzts den erſten Tag über ganz ruhig gelaſſen. In der Nacht verſchlimmerten ſich ihre Umſtände. Fürchterliche Schmerzen traten wieder ein und wurden am folgenden Tage unerträglicher, als ſie in der ganzen Krankheit geweſen waren. So geſchah, was der Arzt Tags vorher bei ſeiner Abreiſe geweiſſagt hatte Er ward ſchleunig geholt und Sophie brauchte wieder innerlich und äuſerlich alles, was er ihr verordnete. Dis währete iedoch nur wieder ſo lange, bis der heftigere Schmerz nachlies. So, wie dieſer nachlies, lies auch ihr Eifer im Gebrauch der Hülfsmittel nach; und ſo, wie er ſich wieder in hohem Grade einſtellete, nahm ſie wieder ihre Zuflucht zu ſelbigen. In den ſtillern Intervallen half kein Zureden. Beſonders enthielt ſie ſich der innerlichen Medikamente ſo lange, als möglich, weil ſie einmahl bei ihrem Plane beharrete, an ihrer Krankheit zu ſterben und nur vorher nicht ſo unertraglich zu leiden. Bei dieſer unaufhörlich unterbrochenen Kur konnte es nicht anders kommen, als daß die Geneſung, wenn ſie auch endlich erfolgte, ſich doch in die Länge ziehen muſte. „Und dis iſt noch das kleinere Uebel, ſprach der Arzt einſt zu Leopoldinen. Ich fürchte am Ende noch ein Gröſſeres, wenn die Gichtmaterie nicht völlig zum äuſerlichen Ausbruch kommt. Gott gebe, daß ich lüge! „

Die kleine häusliche Geſelſchaft theilte redlich die Beſchwerden unter ſich, welche ihr die unzuberuhigende Kranke machte. Des Nachts wechſelten Albert und Leopoldine bei ihr ab; am Tage wechſelten auch Ingenſtröm und ſeine Mutter mit ihnen. Traf ſichs, daß Leopoldine frei hatte, wenn auch Ingenſtröm frei hatte, ſo führte ſie dieſer in der Gegend umher und zeigte ihr an iedem Tage neue ſchöne Ausſichten und romantiſche Parthieen im Walde, neue ſchattigte Gänge und zu hohen Empfindungen ſtimmende Sitze an Felſenabhängen und Waſſerfällen. Auf iedem dieſer Spatziergänge mit ihm fand ſie die Richtigkeit ihres Urtheils, das ſie einſt auf ſein bloſſes Geſicht über ihn gefällt hatte, beſtärkt. Anſtändiger Biderſinn war der Stempel, welchen alle ſeine Aeuſerungen trugen, und hohes Gefühl für das wahre Schöne, Groſſe und Erhabene drückte ſich im ganzen Gange ſeiner Unterhaltungen mit ihr aus. Es mochte etwas Vortrefliches in der Natur oder in menſchlichen Handlungen ſein, das Gegenſtand für beide ward, ſo würdigte er es auf der Stelle gehörig, urtheilte darüber mit richtigem Geſchmack und ſimpathiſirte mit Leopoldinen oft bis zum Entzücken für ſie. Beſonders bezeigte er ſich von dem groſſen Werth ihres Vaters lebendig durchdrungen und konnte ſo mit Enthuſiasmus von ihm Stundenlang reden, daß ſie oft den ſtillen Wunſch that, daß er ihr Bruder ſein möchte. Am Waſſerfall geſtand ſie ihm dis einſt mit vieler Freimüthigkeit. Er legte ihre Hand auf ſein Herz und erwiederte: „Bin ichs denn noch nicht? Ihr Vater hat mir ja am traurigſten der Tage erlaubt, daß auch ich ihn Vater nennen dürfe.„ Gern würde Leopoldine Tage lang mit ihm die Environs von Pappelwalde durchſtrichen haben, wenn ſie nicht das Gefühl ihrer Pflicht immer zu ihrer Mutter zurückgerufen hätte. Willig und gern führte er ſie alsdann wieder an das Bette derſelben; wie er ſie mit inniger Freudigkeit vorher von da weg geführt hatte. Auch dis gab ihm in ihren Augen noch mehr Werth, und ſie würde keine glücklichern Tage gehabt haben, als die gegenwärtigen, wäre ihre Mutter geſund und ihr Vater ſchon wieder zurück geweſen.

Flemming aber lies von ſich weder etwas ſehen, noch hören. Des Fragens Sophiens nach ihm ward daher viel und immer mehr, und Ehrhard fing an mit tauſend Angſt an ihr Bette zu kommen. Er konnte ſeine eigene Verlegenheit darüber, daß ſein Freund auch nicht einmahl ſchreibe, der übrigen Familie nicht bergen, und fürchtete in der That allmählich, daß ihm ein Unfall von Belang begegnet ſein müſſe; beſonders, da Flemming ſeine Frau ſchon nicht ganz geſund mehr verlaſſen, und da der junge Ingenſtröm ihm geſtand, daß er ſelbigem Sophiens fernere Krankheit ſowohl, als ihre und ihrer Kinder glückliche Ankunft zu Pappelwalde nebſt allem, was dem anhängig, nachgeſchrieben habe. Man kam dahin überein, daß Ehrhard an einen ſeiner Freunde am Hofe ſchriebe und dieſem die nöthigen Aufträge Flemmings wegen im Stillen machte.

Gleich nachher, als dis geſchehen und Ehrhard eben wieder zu Pappelwalde war, kam ein Sekretär des Grafen von . . zu Ingenſtröm, und die Relation, welche ſelbiger auf geheimen Befehl ihm machen muſte, hub ſich alſo an. Aus Flemmings Vaterlande war wirklich Requiſitien an den Grafen ergangen, ſeine Familie dem Beiſpiele des Fürſten Nachbars gemäs aus ſeinem Territorium zu weiſen.

Der alte Ingenſtröm ſelbſt hatte zwar an ſeiner Statt den nächſtfolgenden Rath die Requiſition unterſchreiben laſſen; es befand ſich aber in ſelbiger die Stelle, daß der abweſende Fürſt die Aufnahme der Flemmingſchen, die Ruhe in ſeinem Lande ſtörenden Familie zu Pappelwalde um ſo mehr reſſentiren müſſe, da ſelbige von der Frau ſeines eigenen erſten Miniſters daſelbſt bewerkſtelligt worden ſei. Uebrigens war Flemming ſelbſt mit den ſchwärzeſten Farben und als ein im Vaterlande zum Rade nicht nur ſchon reifgewordener, ſondern auch in iedem Lande der Welt, wohin er kommen würde, gewis auch dazu noch reifwerdender Mann geſchildert, und dem Grafen geradezu geſagt, daß er ihn ſchon ſein ſelbſt wegen, und wenn ihm ſelbiger ſeine Bauern nicht auch bald verführen ſollte, in ſeinem Bezirk nicht dulden müſſe. „Es iſt ein wahres Glück, ſetzte der Sekretär aus ſich hinzu, daß Sie, Herr von Ingenſtröm, Ihrem Herrn Vater bei meinem Grafen das Prävenire geſpielt. Ich verſichere Sie, das Requiſitionsſchreiben war ſtark und triftig, und iſt das vorhergegangene an den Hof zu . . auch von der Art geweſen, ſo wunderts mich gar nicht, daß ſo gemeſſene Befehle der Entfernung des Herrn Flemmings wegen ergangen ſind. „

Ingenſtröm, voll Erwartung. Nun — und was hat Ihr Herr darauf gethan, oder was wird er thun?

Sekretär. O das können Sie ſich wohl denken. Mein Graf iſt ein Bidermann und ein feſter Mann zugleich. Was er verſpricht, das hält er. Er hat dem Miniſterium zu . . geantwortet, daß er nie von ſeinem Vorſatze abgehen werde, einen in den Augen der ganzen Welt ſo unſchuldigen und rechtſchaffenen Mann nebſt Frau und Kindern in ſeinem Lande zu ſchützen. Darauf iſt aber ein zweites Requiſitionsſchreiben eingegangen, welches noch ſtärker und dringender, ja am Ende faſt in einem drohenden Tone abgefaſſt war. Hierauf habe ich blos in des Grafen Nahmen antworten müſſen. Ich muſte ſchreiben, daß er ſich alle weitere Korreſpondenz mit Nichtſeinesgleichen verbitte, daß er den drohenden Ton hiermit verweiſe, daß er nur dem regirenden Herrn ſelbſt, wenn dieſer an ihn ſchreiben wolle, weiter zur Rede ſtehe und daß er ihm alsdann ſeine Gründe ſagen werde, warum er nun und nimmermehr der Flemmingſchen Familie den ihr feſtverſprochenen landesherrlichen Schutz und Schirm wieder entziehen werde. Ich muſte hinzuſetzen, man möchte ihm nur in Zukunft nicht wirkliche Verbrecher, Straſſenräuber und Kindermörderinnen, die man mit Staubbeſen und Landesverweiſung abſtrafe, in ſeine Grafſchaft ſchicken. Wenn man hierüber erſt kein Requiſitionsſchreiben erlaſſe, daß er ſo gut ſein und dieſe aufnehmen möchte: ſo verbitte er ſich auch ſolche Requiſitionen, daß er einen verwieſenen Redlichen, den er einmahl mit ſeiner Familie aufgenommen, wieder fortjagen ſolle. Dabei iſts nun geblieben und es iſt von der Gegenſeite nichts weiteres erfolgt. Genug, der Graf läſſet Ihnen ſagen, daß, ſo lange er lebe, der Flemmingſchen Familie, zu der er übrigens das beſte Zutrauen habe, kein Haar gekrümmt werden ſolle.

Ehrhard. Gott ſei gelobet! Das war doch einmahl wieder ein Höllenplan vereitelt.

Sekretär zu Ingenſtröm. Ja, ich verſichere Sie aber, die Sache hätte einen andern Gang genommen, hätten Sie ihn nicht koupirt.

Leopoldine, Ingenſtröm traut die Hand reichend. O Sie edler junger Mann — mein ganzes Herz iſt Hochachtung und Dankbarkeit zugleich für Sie.

Ingenſtröm. Machen Sie mir kein Kompliment darüber. Ich freue mich ſelbſt des ausgeführten Korps, und dis iſt Lohn genug dafür, daß ich gegen meine beiden Väter die Pflichten eines rechtſchaffenen Sohnes erfüllt habe.

Sekretär, mit ganz verändertem Geſicht. Bis hieher wäre nun alles gut; aber das Böſe habe ich noch zu erzählen. (zu Ehrhard) Mein Graf hat ſich auch an Ihren Herrn für die Flemmingſche Familie verwendet, um ihr, wo möglich, die Rückkehr zu Ihnen, da ſolche von beiden Theilen gewünſcht wird, auszuwirken. Ihr Miniſterium hat endlich darauf im Nahmen Ihres Herrn, der ſich mit Unpäslichkeit entſchuldigen laſſen, geantwortet, daß man ſich auſſer Stande befinde, ſeiner Interceſſion zu fügen und einen ſo verdächtigen und gebrandmarkten Mann und Volksaufwiegler, wie der aus . . verwieſene Flemming ſei, je wieder im Lande zu dulden, und daß man es meinem Grafen anheimſtelle, deſſentwegen ſelbſt auf ſeiner Hut zu ſein.

Ehrhard. Das iſt ja erſchrecklich!

Sekretär. Ruhig — ruhig, Herr Paſtor! Es kommt noch beſſer. Darauf muſte ich Kourier nach . . reuten und bekam von meinem Grafen die Ordre, ſein zweites eigenhändiges Schreiben Ihrem

Herrn ſelbſt zu überreichen. Das war aber umſonſt. Ich konnte ſchlechterdings nicht vor ihn kommen und ſo muſte ich meinen Brief wieder mit zurück nehmen. Ich kenne aber den Rath von E., welcher neuerlich ins dortige geheime Konſeil gekommen iſt. Zu dieſem gieng ich. Ich fand ihn äuſerſt gegen Herrn Flemming aufgebracht, und er deklarirte mir geradezu, daß, ſo lange er im Konſeil ſei, die Flemmingſche Familie nie wieder einen Fus ins Land ſetzen ſollte. „Er ſelbſt, Flemming, fuhr er heraus, ſoll die Frechheit gehabt haben, hier geweſen zu ſein; aber es iſt ſein Glück, daß er wieder fort iſt.„ Ich fragte — warum? „Iſt das nicht die höchſte Inſultation, erwiederte er, wenn ein Menſch, der ſich auf der Grenze erſt aufhielt und aus dem Lande gewieſen wird, zur Reſidenz ſelbſt ſich wagt und ſogar den Herrn, der ihn weggewieſen, zur Rede darüber ſtellen will? Der Prediger Ehrhard, ſchlos er, mag froh ſein, wenn er ſo weg kommt. Der Hehler iſt ſo arg, wie der Stehler. Solche Geiſtliche will mein Herr auch, die mit einem aus der Nachbarſchaft verwieſenen Rebellionsſtifter gemeinſchaftliche Sache machen und ihm im Pfarrhauſe Quartier geben. Wir wiſſen alles; auch, daß ſchon die ganze Gemeine zu

Fremdlingshauſen bei dem Aufwiegler geweſen iſt und ſich vermuthlich bei ihm guten Rath erholt hat . . . Es wird ihr noch theuer zu ſtehen kommen.

Ehrhard. Nun, das fehlte noch, daß es auch gar über meine armen Bauern herginge! Meintwegen bin ich auſſer Sorgen. Ich will mich ſchon verantworten, wenn man mir kommt.

Sekretär. Ich weis nicht, Herr Paſtor, ob Ihnen ſo, wie die Sachen an Ihrem Hofe dermahlen ſtehen, Ihre Verantwortung viel helfen würde. Vielleicht gibt aber mein Graf der Flemmingſchen Angelegenheit noch eine beſſere Wendung. Jetzt ſein Sie ia vorſichtig. Der Rath von E. iſt alles in allem, wie ich gehört, und dieſer ſcheint Ihnen ſo gram zu ſein, wie er nur dem Herrn Flemming ſein kann.

Ingenſtröm zu Ehrhard. Hab' ichs Ihnen nicht letzthin ſchon geſagt? Dieſer iſt intim mit meinem Vater und alles, was ietzt vorgeht, iſt bloſſe Handlung meines Vaters durch ihn.

Albert. Das wäre ia etwas ganz entſetzliches, wenn auch Sie, Herr Prediger, durch uns leiden ſollten.

Leopoldine. Bruder, ſo ſei doch nicht gleich ſo! Das geht auch ſo gleich, daß Familien unglücklich gemacht werden können. Erſt mus von oben herab dazu die Macht gegeben werden. Und Gott wird dis gewis nicht zulaſſen.

Ingenſtröm, ſimpathiſirend. Iſt auch noch wahr — Schweſter! (während daß Albert Leopoldinen ſcharf anſiehet) Das geht nicht gleich ſo.

Sekretär. Nun, ich hoffe auch noch, daß es nichts werde damit zu ſagen haben. Aber ein Wink von der Art iſt nicht zu verachten.

Ehrhard. Ich erkenne ihn mit Dank.

Sekretär. Mein Graf hat einen Plan, von dem er ſich, wie er ſagt, viel verſpricht. Noch habe ich ſelbigen nicht erfaren können. Er hat mir aber befohlen, Ihnen getreulich alles, was bis iezt geſchehen, zu referiren und Ihnen, Herr Prediger, Nahmens ſeiner zu ſagen, daß Sie Sich doch, da Sie in der Reſidenz gewis intime Freunde haben würden, unter der Hand nach Herrn Flemming erkundigen möchten. Bis dahin, daß Sie dis gethan und Sie Antwort erhalten, wolle er mit Ausführung ſeines Plans anſtehen.

Ehrhard. Das iſt bereits von mir geſchehen; weil ich gar nicht begreifen kann, daß er mir auch nicht einmahl ſchreibe.

Sekretär, bedenklich. Wenn er nur ſchreiben kann!!!

Hier erfolgte eine allgemeine Stille. Ein ieder dachte nach ſeinem Temperament und nach ſeiner Welterfarung über die letzten Worte des Sekretärs nach. Ueber alle hatte ſich der Geiſt der Furcht ausgegoſſen. Der eine fürchtete mehr, der andere weniger. Leopoldine ſah Ingenſtröm bedenklich an, als wenn ſie ſagen wollte — wäre doch der Mann, der uns ſo quält, dein Vater nicht! Er verſtand ſie und ſeufzte — Ja, mein Vater iſt zu allem fähig. Zu dieſer traurigen Stimmung ſahen ſich beide Familien verurtheilt, bis Ehrhard wenigſtens Antwort von ſeinem Freunde bekäme.

Dieſe kam endlich, und Ehrhard eilte mit ihr, da der Tag kaum grauete, nach Pappelwalde. Als er die Geſellſchaft der Leidenden und Mitleidenden verſammlet hatte, ſprach er: „Hier iſt die erwartete Replik; ich habe ſie nicht eher mögen erbrechen. Wer Herz hat, der thue es und leſe uns ſie vor.

Leopoldine, die zugreift, erbricht und laut lieſet. »Ich bedaure es, liebſter Freund, daß ich Ihnen keine Nachricht von dem Aufenthalt und von den Schickſalen des berüchtigten Herrn Flemming geben könne. Hier iſt er nicht. Man ſagt aber, er ſolle hier geweſen ſein; iedoch unter einem falſchen Nahmen. Alles, was ich erfaren können, iſt, daß ſeintwegen dreimahl aus . . bei unſerm Hofe requirirt worden. Auf das lezte mahl iſt eine Nachfrage in allen Gaſthöfen nach ihm geweſen. Es hat ſich aber keiner des Nahmens vorgefunden. Auch ſind verſchidene Fremde damals zu dem Rath von E. geholt worden; die aber alle von ihm wieder zurückgekommen, bis auf einen, in dem er einen alten Bekannten wieder gefunden und der hernach bei ihm ſelbſt übernachtet hat. (Leopoldine wiederholte dieſen Perioden noch einmahl und ſtockte zuweilen dabei) Ich zweifle alſo keineswegs, daß Sie ſchon bei Empfang dieſes nähere Nachrichten vom Herrn F. haben werden, als ich Ihnen geben kann. Wenn er ſich hier nicht lange aufgehalten, ſo hat er wohl daran gethan; denn der Fürſt läſſet jezt durchaus Niemand vor ſich. Das geheime Konſeil macht alles ab, und daher iſts auch zuverläſſig, daß er von allen hieher gekommenen Requiſitionen ſtionen und darauf an Sie erlaſſenen Reſkripten nichts weis. Ihrer Selbſt wegen aber, lieber Freund, iſt mir banger. Machen Sie Sich gefaſt; Sie werden einen groſſen Kampf haben. Bei der unangenehmen Gelegenheit Ihrer Erſcheinung hier hoffe ich Sie zu ſprechen. »

Leopoldine, zu Ehrhard. Wie? iſt das wahr?

Ehrhard. Ja, ich bin mit der nehmlichen Poſt ſchon citirt.

Ingenſtröm. Gott, über meinen in der Rache unerſättlichen Vater! Blut möchte ich weinen über alle die Vorgänge.

Leopoldine. Sie können ia nichts dafür, Rechtſchaffener.

Ehrhard. Ich will mich wohl durchbeiſſen. Aber — Flemming, mein Flemming, dieſer geht mir allmählich im Kopfe herum. Laſſen Sie uns den Brief noch einmahl leſen. (alle treten um Leopoldinen, die ihn noch in der Hand hält, her und ſehen hinein)

Ingenſtröm, laut leſend. »Hier ſoll er geweſen ſein; iedoch unter einem falſchen Nahmen. » Alſo hat er meinen Brief nicht erhalten. Nun möchte ich wiſſen, warum ſelbiger nicht zurückgekommen und wo er geblieben wäre.

Ehrhard. Wer weis, in welche Hände dieſer gekommen iſt. Ich fürchte, ich fürchte — — —

Albert, auch laut leſend. „Daß ſeintwegen dreimahl aus .. bei unſerem Hofe requirirt worden.“ Was mag die dritte Requiſition zu bedeuten gehabt haben?

Ehrhard. Nun — die erſte geſchah, als man überhaupt erfaren, daß Ihr Vater ſeine Zuflucht zu mir genommen; die zweite, als die Bauern den nächtlichen Beſuch gemacht; ſo wird vermuthlich die dritte geſchehen ſein, als man ausgekundſchaftet, daß er ſeinen Weg nach der Reſidenz genommen. Wer weis, um was alles man da requirirt habe. (lieſet auch laut) „Auf das lezte mahl iſt eine Nachfrage in allen Gaſthöfen nach ihm geweſen.“ Da haben wirs. Sage ich doch! (lieſet weiter) „— alle wieder von ihm zurückgekommen, bis auf Einen, in dem er einen alten Bekannten wieder gefunden“ Hum! Hum! alten Bekannten!! „und der hernach bei ihm übernachtet hat.“ Ja, ja, wer weis wo der alte Bekannte übernachtet haben möge und wohl gar noch übernachte. (lieſet fort) „— bei Empfang dieſes nähere Nachrichten — haben werden „ Ja, ſchöne! Wo iſt er denn? Und warum ſchreibt er nicht? Weil er vielleicht nicht ſchreiben kann, ſprach letzthin der Sekretär, und dieſer wußte wohl überall ſchon mehr.

Leopoldine, lieſet auch laut. „Zuverläſſig, daß der Fürſt von allen — nichts weis. „ Nun, Herr Paſtor, ſo möchte doch auch geſchehen ſein, was da wollte; ſobald es ohne des Fürſten Willen und Wiſſen geſchehen iſt und nun nur ein Menſch an den Fürſten kommen kann, ſo — —

Ehrhard. Das iſts ia eben, Kind. Wer ſoll denn an ihn kommen können? Sie hören ia, daß das ietzt Niemand könne. Das weis doch auch Gott, was ietzt die — — —

Ingenſtröm. Hier iſt kein anderer Rath, als ich mache mich nun gleich auf und zu meinem Grafen. So ſpreche ich ihn wohl heute noch.

Leopoldine, die ihm dicht unters Geſicht tritt. Ach das thun Sie doch ia!

Ingenſtröm, der ihr unwillkührlich einen Kus gibt. Auf der Stelle.

Leopoldine ward fackelroth und vergas ihm das Lebewohl nachzurufen. Ehrhard blieb da bis zu Ingenſtröms Zurückkunft und redete mit den Frauenzimmern die Wendung ab, welche er bei Sophien der Sache geben wolle. Er ging darauf mit ſelbigen zu ihr und erwartete ihre gewöhnliche Frage, ob ihr Mann noch nicht geſchrieben und ob er nicht bald wiederkomme. Sophie that aber dismahl dieſe Frage nicht. Ehrhard fing alſo ſelbſt davon an.

Ehrhard. Nun haben wir Nachrichten. Ihres Mannes Geſchäfte laſſen es noch nicht zu, daß er ſchon wiederkomme. Es geht aber alles gut und er wird wieder da ſein, ſobald als möglich.

Sophie. So? Ich weis es beſſer. Machen Sie mir nur nicht wieder etwas weis. Ich habe ihn geſehen. Er iſt mir gegen Morgen erſchienen. Er ſitzt gefangen und kommt nimmermehr wieder. Es iſt nun ſchon alles gut.

Mit dieſen Worten wendete ſich Sophie nach der Wand um und ieder mochte ihr zureden und vorreden, wie er wollte; ſie lies ſich weiter weder aus, noch ein. Es ward feſtgeſetzt, daß Leopoldine, die Schlafrederin, vor der Hand nicht weiter bei ihr Nachtwache halten, ſondern daß Roſalie unter dem Vorwande, daß der Arzt bis auf ei Zeitlang angerathen, ihre Stelle vertreten sol „Ich wüßte wohl, was ich wünſchte, ſprach Eh hard. Daß der Graf ſich ſelbſt auf den Weg zu Fürſten nach . . machte und mich dann mitnähm weil ich ſo einmahl citirt bin. Iſt ein Unglü geſchehen, ſo iſt er der einzige Mann, der es wi der gut zu machen vermag. Er käme an gewis vor. „

Leopoldine, als die kleine Geſellſchaft Nachmi tags, da Sophie ſchlief, bei einander war. He von Ingenſtröm mag ietzt wohl ſchon mehr wiſſe als wir.

Ehrhard. Es iſt möglich. Ich ſage Ihne wenn ich alle Umſtände zuſammennehme, ſo kan ich nicht anders denken, als — es iſt neues U glück vorgegangen.

Fr. v. Ingenſtröm. Ich kann mich auch g nicht mehr beruhigen. Ich wollte, daß der gu Mann gar nicht hingereiſet wäre.

Ehrhard. Leider bin ich es, der ihm de Rath dazu gegeben. Es war ia doch aber da einzige Mittel dazu, wenn ich ie wieder die Ho nung faſſen ſollte, daß mein liebſter Freund sei übrigen Lebenstage bei mir zubringen werde.

Leopoldin

Leopoldine. Laſſen Sie es ſich noch nicht leid ſein. Ich geſtehe es, ich fürchte ſelbſt, daß meinem Vater etwas Schlimmes von Belang begegnet ſein müſſe. Ich weis doch aber nicht, wie mich, ſo oft ich hieran denke, die Nachricht tröſte, daß der Fürſt zu . . von allem, was geſchehen, nichts wiſſe.

Roſalie. Es iſt nur gut, daß Mad. Flemming ſich ſo ruhig verhält.

Ehrhard. Liebe Tochter, ſie ſcheint uns blos ruhig. Sie iſt in ſich ſelbſt gekehrt und in ihrer Seele mags tumultuariſch genung ausſehen. Ich mag mich itzt gar nicht ins Weitläuftige mit ihr einlaſſen.

F. v. Ingenſtröm. Ich glaube dis auch. Aber was halten Sie übrigens von ihrer Krankheit?

Ehrhard. Ihr Körper iſt auf dem Wege der Beſſerung. Dis ſagt auch der Arzt. Dieſer bewundert die Kräfte ihrer Maſchine und meint, wenn ſie auch gar nichts mehr brauche, ſo habe es weiter nichts mehr zu ſagen. Aber für ihren Geiſt iſt ihm bange. Und ich geſteh's — mir auch.

Albert. Ich halte es gar nicht mehr hier aus. Müſſiggang — Angſt dazu von allen Seiten — —

Ehrhard. Jetzt müſſen Sie doch noch aushalten, iunger Mann. Wenn Sie auch nun von Ihrer Mutter abkommen könnten, woran ich iedoch zweifle, ſo iſt doch nichts eher für Sie zu machen, bis ſich das Schickſal Ihres Vaters aufgeklärt habe.

Herr von Ingenſtröm trat herein und aller Augen hefteten ſich, forſchend in ſeinem Geſichte, auf ihn. Er ſah aus, wie ein Bote, der Gutes und Böſes zugleich zu verkündigen kommt, und der unterwegs äuſerſt geeilt hat, an Ort und Stelle zu gelangen.

Leopoldine, ſchnell auf ihn zugehend und ihn bei der Hand nehmend. Ach, Braver, wie haben Sie Sich erhitzt! (indem er haſtig erwiedert — Schadet nichts) Nun — was bringen Sie uns für Nachricht?

Ingenſtröm. Böſe und guts. Die gute will ich Ihnen zuerſt ſagen. Der Graf hat ſich entſchloſſen, übermorgen ſelbſt zum Fürſten nach . . zu reiſen. Und da ich ihm erzählte, daß Sie, Herr Prediger, citirt wären: ſo ſoll ich Ihnen ſagen, daß Sie mit ihm fahren könnten.

Ehrhard, die Hände zuſammenſchlagend. Hab ichs nicht geſagt?

Leopoldine, Ingenſtröms andere Hand auch nehmend. Ach nun iſts gut, nun iſts gut. Und wenns noch nicht gut iſt, ſo mus es doch gut werden. (hebt ihre und Ingenſtröms Hände zugleich gen Himmel) Sei geprieſen, du der du uns nie ganz verläſſeſt! (läſſet ihn los und tritt etwas zurück, um recht aufmerkſam zuzuhören) Nun ſagen Sie getroſt alles übrige, und wenns noch ſo böſe wäre.

Ingenſtröm. Der Graf war ſchon zur Reiſe entſchloſſen, als ich kam; denn er hatte eben einen Brief von . . erhalten, der uns alles aufſchlieſſt. „Es iſt doch zuweilen gut, ſprach er, als er mir ihn reichte, daß man für Geld noch Alles haben kann. Der Sekretär des Raths von E. iſt beſtochen worden und hat das ganze abſcheuliche Geheimnis verrathen.„ Und nun — ſind Sie im Stande alles zu hören, was im Brief ſtand? Ich habe Ihnen deshalb die verhabende Reiſe des Grafen, die gewis vom beſten Erfolg ſein mus, zuerſt mitgetheilt.

Leopoldine. Sagen Sie nur alles, alles. Wir können Alles hören.

Ingenſtröm. Alſo lauten die Worte: Herr Flemming iſt glücklich unter dem Nahmen eines reiſenden Kaufmanns M. aus N. zu . . angekommen und hat ſich in den erſten Tagen gehörig equipirt.

Ehrhard. Ganz natürlich — das konnte man ſich wohl denken.

Ingenſtröm. Hernach hat er ſich alle mögliche Mühe gegeben, den Fürſten zu ſprechen; aber vergeblich. Man hatte iedoch nichts weniger geahndet, als daß er in der Reſidenz wäre; bis das dritte Requiſitionsſchreiben angekommen, welches mit einem Privatſchreiben von meinem Vater an den Rath von E. begleitet geweſen.

Albert. Warlich, ſo habe ich mir's gedacht.

Ehrhard. Und ich auch.

Ingenſtröm. Darauf hat der Rath von E, alle Gaſthöfe viſitiren laſſen; es hat ſich aber kein Fremder des Nahmens Flemming vorgefunden. So iſt er zu ſeinem Freunde, dem Hofpoſtmeiſter, gegangen und hat Auskunft über angekommene Paſſagiere und über etwanige Korreſpondenz geſucht. Dieſer hat ihm erzählt, daß er ſo eben einen Brief remittirt, der an Herrn Flemming geweſen und der in der Hofnung, daß ein ſolcher noch ankommen könne, eine Zeitlang liegen gelaſſen worden. Ein reutender Poſtofficiant hat ſogleich den erſt abgegangenen Briefbeutel zurückholen müſſen, und ſo hat der Rath von E., der unterdeſſen auf der Poſt gewartet, meinen Brief an Herrn Fl. de fakto ſich zugeeignet.

Ehrhard. Bei Gott! wie ich gedacht.

Ingenſtröm. Als er daraus erſehen, daß Herr Flemming ſchlechterdings, aber vermuthlich unter verkaptem Nahmen, ſich dort aufhalten müſſe, hat er nochmals die Gaſthöfe viſitiren und alle Fremden aufſchreiben laſſen. Alsdann hat er einen verdächtigen Fremden nach dem andern zu ſich holen laſſen. Wie die Reihe an Herrn Flemming gekommen, iſt dieſer auch getroſt zu ihm gegangen, hat aber einen Sekretär daſelbſt angetroffen, der ihm einen Eid vorgeleſen, den er ſchwören ſollen, daß er wirklich der Kaufmann M. aus N. ſei.

Leopoldine. Was das für Deſpotiſmus iſt!

Ingenſtröm. Als Herr Flemming ſich geweigert und gegen die Mishandlung, welche ihm als einen reiſenden ehrlichen Manne dadurch widerfare, proteſtirt, hat E. ihm geantwortet, daß auf höchſten Befehl alle ſich iezt da aufhaltende Fremde ſich dis gefallen laſſen müſten. Und ſo hat er lieber ſeinen eigentlichen Nahmen ausgeſagt. Darauf ſind ſeine Sachen gleich unter dem Vorwande aus dem Gaſthofe geholt worden, daß er bei dem Rath von E. übernachten werde.

Ehrhard. Ja, ja, der alte Bekannte — wie ich gedacht.

Leopoldine. Ach, mir ſchlug das Herz auch gleich, als ich dis las.

Ingenſtröm. Sogleich iſt Herr Flemming nach der Feſtung K. gebracht worden. Da hat man ihn in den engſten Arreſt geſetzt, hat ihm den Gebrauch von Feder und Tinte verſagt, und der Kommendant mus für ihn haften.

Ehrhard. Nun, ſo wahr ich lebe, alles, alles, wie ich mir's gedacht!

Frau von Ingenſtröm. Gott! über meinen Böſewicht von Mann! das iſt ja ganz entſetzlich, faſt unglaublich entſetzlich. Ihr lieben armen Kinder! Wie verſündigt ſich mein Mann an euch ohne Ende!

Albert. Ach für uns ſorgen Sie nicht. Aber unſer armer Vater — der — (weint heftig)

Leopoldine. Weine doch nicht ſo, lieber Bruder! Ueber ſich ſelbſt ſoll unſer braver Vater ſich wohl tröſten; aber freilich — wenn er an uns denkt, wenn er an die Mutter denkt, die er ſchon kränklich verlies — da — da... (die Augen gehen ihr auch über) Was das für eine Angſt für ihn ſein mag, daß er nicht einmahl ſchreiben darf! Wenn's ihm doch ein Engel gleich iezt ſagte, daß wir doch alles nun wiſſen! das ſollte ihm ein rechter Troſt ſein. (ermannet ſich) Aber das iſt doch wahr, lieber Herr von Ingenſtröm, daß der dortige Fürſt von allem nichts weis?

Ingenſtröm. Ja, das iſt völlig ausgemacht, und damit läſſet Sie auch der Graf tröſten. Er verſpricht Ihnen gewiſſe Hülfe und Sie ſollen ſich ganz auf ihn verlaſſen. Er mus den Fürſten ſprechen, ſagt er, und fährt nicht anders wieder von dannen, als — daß ſich Herr Flemming zu ihm in die Kutſche ſetze.

Leopoldine, die freudig in die Hände ſchlägt. Ach der edle Graf! das iſt ſchön, das iſt ſchön! (während, daß Albert noch heftig weint) So beruhige dich doch nun auch, Bruder! Wenn ſich ein groſſer Herr beim andern für uns intereſſirt, dann hats gute Wege.

Ingenſtröm zu Ehrhard. Alsdann hoft der Graf auch, daß ſich die Sache mit Ihnen wieder zuziehen werde.

Ehrhard. Ach ich bin auſſer Angſt. Ich will den ſehen, der mir etwas thun ſoll. Dem Rath von E. will ich den Kopf wohl zurecht ſetzen.

Leopoldine, munter. Nun, ſo wäre ia alles gut, und ſo käm's nur noch auf einige Tage an, daß wir Geduld hätten. Wenn ſie doch der arme Vater haben mus, der von allem dieſen Tröſtenden noch nichts weis — wie vielmehr wir! Ach Herr von Ingenſtröm, wie ſoll ich Ihnen das alles iemals genug verdanken, was Sie an meinem armen Vater thun!

Ingenſtröm, der ihr beſcheiden ſeine Hand reicht. **Liebe!** (nach einer langen Pauſe, während welcher ſie ſich beide durch und durch blickten) das einzige Schlimme iſt nur dis bei der Sache — Ihr Vater ſoll krank geworden ſein . . .

Albert. Um Gottes willen — ſo mus ich mit.

Ingenſtröm. Ja, der Meinung bin ich auch.

Ehrhard. Allerdings iſt dis nun äuſerſtnothwendig. Wer kann alle Fälle vorherſehen? Es könnte wohl iemand bei ihm bleiben müſſen.

Leopoldine. Ach das thu ia, lieber Bruder.

Ingenſtröm. Ich will gern unterdeſſen ganz Ihre Stelle hier vertreten.

In einem ſeltſamern Gemiſch von Gemüthsſtimmung hatten ſich alle drei Familien noch nicht befunden, als iezt. Die hohe Freude über die Hofnung, den braven Flemming von der Feſtung zu befreien, ward durch den Nebengedanken an ſeine Krankheit unaufhörlich wieder herunter geſpannt. Man rüſtete ſich zur Reiſe. Ehrhard beſorgte ſein Amt zu Fremdlingshauſen, kam wieder und holte Albert ab. Leopoldine hatte beiden unendlichviel an ihren Vater zu beſtellen, und Ehrhards lezte Worte, als ſie zum Grafen abfuhren, waren: Nun, ſo gebe Gott, daß wir ihn wieder mitbringen!

*

Sophie fragte nicht nur ſeit der Zeit nicht wieder nach ihrem Manne, ſondern auch nach Ehrhard und Albert nicht. Es ſchien ihr alles gleich zu ſein, es umgebe ſie, wer da wolle. Sie äuſerte gar keinen Wunſch, gar kein Verlangen. Auch zu eſſen und zu trinken würde ſie nicht begehrt haben, wenn man es ihr nicht gereicht hätte. Was man ihr aber gab, das nahm ſie; auch Arznei ſogar, ohne daß ſie zu wiſſen ſchien, was ſie nehme. Dabei ſprach ſie nicht eher, bis ſie gefragt ward; auch blieb ſie oft die Antwort ſchuldig. Sie ſchlief iezt mehr, als iemals, und wenn ſie wachte, ſchien ſie ſich blos mit ihrer Fantaſie zu beſchäftigen. Alle Schmerzen hatten ſie verlaſſen. Ihre Augen aber bekamen einen ſchwermüthigen, düſtern Blick. Der Arzt gab ihr Stärkungen, um ſie bald aus dem Bette zu bringen, ſchüttelte aber übrigens zu der ganzen Wendung, welche ihr Zuſtand zu nehmen ſchien, den Kopf.

Die Tage waren jetzt ſchön und die längſten im Jahre. Leopoldine durfte einmahl, um nicht im Schlafe zu ſchwatzen, was ſie nicht ſchwatzen ſollte, bei ihrer Mutter keine Nachtwache mehr thun. So genos ſie die herrlichen Sommerabende mit Karl von Ingenſtröm im Garten am Hauſe. Hier gab es treſliche Lauben, recht dazu gemacht, die aufkeimende Freundſchaft gleichedler Seelen zum Sproſſen zu bringen. Hier war es, wo Karl und Leopoldine tiefere Blicke in einander thaten, einander ganz durchſchaueten, und, ohne davon zu reden und ſichs einander zu verkündigen, ſich unzertrennlich verbanden. Himmelreine Tugend leitete alle ihre Geſpräche, und im höchſten Schwunge ihrer Ideen pflegte ſie allemahl der Gedanke an den leidenden Vater zu ergreifen.

„Geht es Ihnen auch ſo, wie mir? ſprach Leopoldine einſt bei einer ſolchen Gelegenheit. Ich

weis

BIBL. UNIVERS. LIPS.

weis nicht, wenn ich an einen leidenden Vortreflichen, wie z. E. an meinen Vater, denke, ſo iſts, als würde mir wohl dabei; und doch leidet er ja ſo . . . .

Karl v. Ingenſtröm. Mir iſt gerade auch ſo. Eine Art von höherer und reinerer Wolluſt durchſtrömt dabei ſanft meine ganze Bruſt. Das macht, hier iſt gemiſchte Empfindung — Schmerz über die Leiden und Freude über die Seelengröſſe des Dulders — und ſolche Empfindungen ſind unſerem Herzen die angemeſſenſten. Iſts nicht mit allem Mitleid ſo?

Leopoldine, hochaufgeſtimmt. Aber mein Vater iſt doch ein vortreflicher Mann — nicht wahr?

Karl. Ach, Liebe, gewis einer der erſten Menſchen! O daß mein Vater nur die allgemeinſten von ſeinen Grundſätzen, nur das erſte Kapitel von ſeinem Siſtem zu handeln, nur eine Unze von ſeinem Blute hätte!

Leopoldine. Laſſen Sie dis! Ich glaube — bewundern dürfen wir unſere Väter, wenn ſie ſehr gut ſind; aber verwerfen nicht, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht wären.

Karl. So meint' ichs auch nicht. Wie könnt' ich aber iemals ohne den innigſten Gram daran denken, daß mein Vater ſo iſt, wie er iſt! Wie ſollte es nicht mein erſter und mein lezter Wunſch ſein, daß er beſſer wäre!

Leopoldine. Das wohl. Vieleicht gibts aber doch noch einmahl eine Stunde, die ein natürliches Gnadenwunder an ihm verrichtet. Ich weis nicht, ich verzweifle an keinem Menſchen, ſo lange ich höre, daß er noch lebe.

Karl. Ach könnte dis geſchehen! Käme auch nur ſo eine Zeit für ihn, wo er den Frevel verwünſchte, den er an einer der edelſten Menſchenfamilien ſo fortgeſezt verübte!

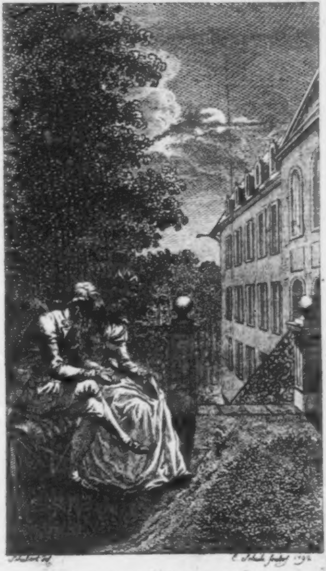
Leopoldine. Vieleicht. Jezt ſollte er Sie wohl recht verfluchen, wenn er Sie hier ſo traut mit mir ſizen ſähe?

Karl. Ach, ich bitte Sie, empören Sie mein Herz durch dieſe Vorſtellung nicht. Glauben Sie, er weis gewis alles — und wenn er von unſern eigenen Leuten einen zum Spion erkaufen müſte — und vermaledeiet uns beide bis in den Abgrund der — — —

Leopoldine, die ihm den Mund zuhält. Wie ſanft lächelt uns der Abendhimmel an! Wie reizend

umduften

Th. II. z. S. 327.



Schubert del.

C. Schule sculps. 1792.

Ju.? Karl war? Ju. Karl war, Schlechtweg!
Ju. Mein Karl!!!

umduften uns die Bluhmen! Wie liebreich koſet der Weſt zur Laube herein! Die ganze Schöpfung will uns wohl, mein Lieber, und ſegnet uns.

Karl, der ſeine Hände in die ihrigen legt. Iſt auch wahr. Sie und unſere Freundſchaft ſei es, die uns alles erſetze, was uns auf iener Seite mangelt. Fällt Ihnen denn nicht mehr, wenn Sie mich anſehen, der Gedanke ein, daß ich der Sohn desienigen ſei, der Ihre und Ihrer Familie ganze äuſerliche Glückſeligkeit zerſtört habe?

Leopoldine, aus dem Innerſten der Seele und mit einer Herzlichkeit, die Ingenſtröm hinreiſſt. Nein — (legt ſich die Hand aufs Herz) bei dem letzten Schlage, der hier geſchehen wird — nein.

Karl. Aber, wenn Jemand mich bei meinem Nahmen nennet, dann — nicht wahr? Da iſts wohl nicht anders möglich.

Leopoldine, treuherzig. Anfangs — ia, da geſchah es, ich will es Ihnen geſtehen. Jetzt aber, ſo oft ich Sie Ingenſtröm nennen höre, überſehe ich es gleich in Karl.

Karl, der ihr an die Bruſt ſinkt. In Karl nur? In Karl nur ſchlechtweg?

Leopoldine, leiſe und ſeufzend. In Mein Karl!!!

Karl ſchlug ſeine Arme um Leopoldinen, und ſo lagen ſie einige Minuten an einander ſtill und ſtumm.

Karl, ſich erhebend und Leopoldinen feſt in die Augen ſehend. Ach wie glücklich bin ich! Sind Sie es auch? (ſie beantwortet die Frage mit einem Kuß) Und ſo will ich ewig glücklich ſein. Und Sie auch?

Leopoldine, ihm die rechte Hand reichend. Ewig — ia, bei meinem Vater! — ewig. (fährt zuſammen, ermannt ſich wieder, zeigt hoch nach dem Wohnhauſe hin) Da, da, — was iſt das? Wärs möglich? Wäre das ſein Geiſt?

Karl ſah jezt auch dahin, wohin Leopoldine mit der Hand wies, und ward am Erkerfenſter, welches gerade auf die Laube führte, eine lange weiſſe Figur gewahr, die aber ſo eben wieder verſchwand. Er wuſte, daß um dieſe Tagszeit keiner von allen im Hauſe auf den Erker zu gehen pflege. Auch wohnte im ganzen obern Theile des Hauſes Niemand als ſeine Tante und das Frauenzimmer, welches ſie zur Bedienung hatte. Jene war ſeit langer Zeit ſchon nicht mehr aus ihrem Zimmer gekommen, weil ſie der Schlag ſehr gelähmt hatte, und dieſe durfte des Abends nicht von ihr weichen und wanken. So wuſte er ſelbſt nicht, was er von der Erſcheinung denken ſollte.

Karl, ſich die Augen auswiſchend. Es iſt ja nichts mehr da. Ich habe wohl nicht recht geſehen. Was meinten Sie? Meinten Sie das da oben?

Leopoldine. Allerdings; da oben am Erkerfenſter — —

Karl. Ja, da war's, wo ich auch etwas zu ſehen glaubte. Es war aber gleich weg.

Leopoldine. Eine lange weiſſe Geſtalt — —

Karl. Ja, ſo kam mir's auch vor. — (blickt nach Südoſten) Liebe, es war der Vorſchein, den der bald aufgehende Vollmond aufs höchſte Fenſter zuerſt warf.

Leopoldine. Kann ſein. Es ſah aber vollkommen aus, wie eine menſchliche Figur. Ich weis auch nicht, wie ich darüber ſo zuſammenfahren konnte; ich bin doch ſonſt ſo ſchreckhaſt nicht. Beſonders würde ich vor meinem Vater nicht erſchrecken, und wenn er wirklich längſt todt wäre und mir erſchiene. Das wäre vielmehr alsdann mein gröſter Wunſch. Wenn ich dann ſo, wie ſichs vorhin traf, daß der Lichtſchein gerade, als ich an ihn dachte, im Fenſter ſich ſpiegelte, durch Gedanken an ihn ſeinen Schatten herbeirufen und durch lebhaftere Gedanken ihn noch immer näher herbeirufen könnte: o wie wollte ich mit angeſtrengteſter Herzenskraft an ihn denken, damit er recht dicht vor mir vorüberginge! Lieber, wenn man doch dis könnte! Das wäre eine herrliche Sache; und ſo ertrüge man die Trennung von ſeinen abgeſchidenen Freunden leichter.

Karl. Es gibt Menſchen, die dis können. Es betrift aber nur ſolche abweſende Perſonen alsdann, die ein ſehr hohes Intereſſe für uns hatten. Dieſe mus man oft mit ſeinen Blicken faſt verſchlungen und ihr Bild ſich ſo ausführlich und richtig eingedrückt haben, daß man es faſt aus freier Hand aufs Papier hinzeichnen könnte. Wenn man dann eine ſtarke Vorſtellungskraft hat, ſeinem Gedanken an ſie die höchſte Lebhaftigkeit zu geben weis und mit abgewendeter Seele von allen, allen übrigen Gegenſtänden dieſem Gedanken anhaltend und beharrlich nachdenkt: ſo erblickt man ſie. Es iſt dis freilich bloſſes Werk unſerer Fantaſie; es iſt doch aber äuſerſt angenehm. Die Empfindungen dabei ſind in ihrer Art einzig und ich weis ſie mit keinem mir bekannten andern zu vergleichen. Am Tage hälts ſchwerer, als am Abend, und in einſamen Nächten gelingts am beſten. Mit einem meiner todten Freunde, den ich über Alles, über mich ſelbſt liebte, iſt mir es oft gelungen. Ihnen, Liebe, mus es noch leichter werden. Es iſt Ihnen nicht nur alles das, was dazu erfordert wird, eigen, ſondern Ihr Geſchlecht, ſagt man, komme, ſobald dis iſt, dabei noch ganz beſonders zu Statten.

Leopoldine. Ich gedachte doch aber meines Vaters wirklich mit höchſter Lebhaftigkeit; denn ich ſchwur ia bei ihm. So könnts doch möglich ſein, daß dis ſo ein Vorgang in meiner Seele geweſen wäre.

Karl. Wohl nicht. Ich ſah ia doch wirklich auch etwas, und vermuthlich daſſelbe.

Leopoldine. Sie können ia aber auch in demſelben Moment, durch mich veranlaſſet, an meinen Vater ſehr lebhaft gedacht haben. Sie können z. E., als ich bei ihm ſchwur, zu ſich ſelbſt geſagt haben — „wenn er dich iezt ſo mit ſeiner Tochter ſähe — den Kontraſt zwiſchen Sohn und Vater — — “

Karl. Ich erinnere mich nicht dergleichen gedacht zu haben. Es iſt wirklich blos das geweſen, was ich Ihnen ſagte. Sehen Sie, nun werden die Fenſter alle weislicht und hell. Der Mond mus bald da ſein.

Leopoldine. Mein Zuſammenfahren darüber, als ich Ihn zu ſehen glaubte, wird mir noch einmahl merkwürdig. Ich ſchwur bei ihm. Ehrlich meinte ichs doch warlich mit dem, was ich ſagte und ſo konnte es keine Gewiſſensrege darüber etwa ſein, daß ich eine Unwahrheit mit ihm betheure. Es kann doch aber wohl nichts unrechtes ſein, was ich mit ihm beſchwur? Und wir könnten doch wohl auch eben ſo traut hier beiſammen ſitzen, wenn er auch wirklich dort im Erker ſtände, und er könnte dis alles doch wohl ſehen?

Karl. O Liebe, wie kommen Sie auf ſolche Fragen und Zweifel? Haben wir uns nicht hier den reineſten und herzlichſten Empfindungen überlaſſen? Konnte er nicht alles hören, was wir ſprachen — dachten?

Leopoldine. Nun — ich dächte doch auch.

Karl, der aufſteht und nach Südoſten wieder ſiehet. Ach welche ſtille Pracht! Kommen Sie einmahl her — da iſt er in ſeiner vollen Sommerſchönheit.

Leopoldine, die ſich an Karln anſchlos. Wunderſchön!

Karl, nach einem langen Intervall. Es iſt wahr, du lieber Erdtrabante, daß unſere empfindelnden Brüder und Schweſtern viel Unfug und Unſinn ſchon mit dir getrieben haben. Deswegen ſchämen wir uns aber nicht in dich aufzublicken. Du biſt und bleibſt doch unausſprechlichſchön und dein Anblick überſtrömt mit hohen und ſanften Gefühlen zugleich. Zu einer ganz andern Welt machſt du alles um uns her, als am Tage. Und warlich deine Welt, wie du ſie uns mahlſt, hat auch ihre eigenthümlichen Reitze, die der Welt am Tage nichts nachgeben.

Leopoldine. Beſonders, mein Lieber, iſt dis etwas Eigenes, das die Welt im Mondſchein hat, daß ſie uns nicht ſo ganz von uns ſelbſt ab und ſo allgewaltig an ſich ziehe. Wir wiſſen recht gut, daß wir in ihr ſind, wir bleiben aber dabei mehr unſer. Wir ſehen alles um uns her, aber wir ſehens nicht ſo deutlich, daß wir uns darinn verliehren. Mitten im Bewuſtſein der Dinge auſſer uns prädominirt das Bewuſtſein unſerer ſelbſt. Und dis iſt doch ein recht origineller Zuſtand für uns.

Karl. Und wenn man ſich einmahl auf einen einzelnen Gegenſtand auſſer ſich heftet, ſo kann man dis in weit höherem Grade. (ſieht Leopoldinen feſt an)

Leopoldine, als ſie dis eine Zeitlang erwiedert. Da erſezt dann innere Kraft, eigener Wille das fehlende ſtärkere Licht, und weil dieſe Ehre den übrigen gleichzeitigen unwillkührlichen ſinnlichen Empfindungen nicht geſchieht, ſo gehen dieſe ganz für uns verlohren und wir leben und weben blos im ſelbſtgewählten Gegenſtande.

Karl, ſie umarmend. Trefflich aufgelöſet! — (wendet ſich ſeitwärts mit ihr und zeigt nach zwei ſanftleuchtenden Sternen hin, die am nördlichen Himmel dicht neben einander ſtehen)

Leopoldine, die ihn ganz verſteht. O mein Geliebter!

Karl. O meine ewiggeliebte Leopoldine!

Leopoldine, nach langer, frommer, zärtlicher Stille. Sagen Sie nur, wie das möglich iſt — Ihr Vater meines Vaters Todfeind, und ich Ihre Herzensfreundin! Wie kommen Kinder ſo nahe an einander, deren Väter ſo von einander entfernt ſind?

Karl. Mein Beſuch bei Ihrem Vater im Gefängnis vor und nach der entſetzlichen Scene iſt wohl die Grundlage Ihrer guten Denkungsart für mich und Ihrer Abſtraktion dabei von meinem

Vater. Mein Herz aber hat von jeher meines Vaters Handlungen verabſcheuet und ſich für Ihre ganze Familie hoch intereſſirt. — Doch laſſen Sie uns lieber ſagen — Es hat ſo ſein ſollen . . .

Roſalie, die an Sophiens Bette durch die Hausjungfer abgelöſet worden, kam jetzt, durch die Anmuth des Abends in den Garten gelockt, dazu und das Geſpräch wendete ſich auf andere Gegenſtände. Sie pflegte dis wohl öfter zu thun; Leopoldine aber, ſo lieb ſie ſie hatte, konnte es nicht über ſich erhalten, daß ſie um dieſe Zeit ſie gern kommen ſahe. — Tags darauf ward Ingenſtröm zu ſeiner Tante gerufen.

Tante, auf einem Lehnſtuhl ſitzend, neben welchem ihre beiden Kricken ſtehen, und einen Strickſtrumpf in der Hand habend. Guten Morgen! Vetter, was iſt das? (ſieht dazu auf den Strumpf und ſtrickt fort)

Ingenſtröm, der nicht weis, was ſie will, und verlegen. Gnädige Tante, ein Strickſtrumpf.

Tante, den Strumpf mit Unwillen von ſich werfend. Ei was, das will ich nicht wiſſen. Ich frage nicht, was iſt das? ſondern ich frage, was iſt das?

Ingenſtröm, der an nichts weniger, als an das, denkt, woran ſeine Tante denkt. Ma chere Tante, ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht.

Tante. Du verſtändeſt mich nicht? Sieh mich einmahl an! (als Karl ſie recht unbefangen anſehen, vor ſich) Er kann ſo ehrlich ausſehen, als hätte er kein Waſſer betrübt. (laut) Was haſt du mit Leopoldinen vor?

Ingenſtröm, dem jetzt wird, als ſähe er die Erkererſcheinung noch einmahl; doch aber noch zweifelnd) Ich — ich mit Leopoldinen? (freimüthig edel) Nichts, als honettes und erlaubtes. Wir beſehen fleiſſig die Gegend hier herum; Sie iſt eine Freundin der Natur —

Tante, einfallend. Ja und — deine Freundin. Ihr beſehet nicht blos die Gegend — macht mir nichts weis. Ich habe es nicht glauben wollen, aber nun hab' ichs mit meinen Augen geſehen. Ob ich gleich ſeit etlichen Jahren nicht auf dem Erker geweſen bin und es mir gleich herzlich beſchwerlich ward, ſo lies ich mich doch geſtern Abends hinauf und herunter hucken. Ich fühle es noch in allen meinen Gliedern und habe die Nacht kein Auge zuthun können. (dem geneigten Leſer bleibt hier von

Rechtswegen sein Urtheil freigelaſſen) Das war ein Weſen und ein Herzlichthun, wie es vor vierzig Jahren in derſelben Laube zwiſchen mir und meinem ſeligen Manne nur ſein konnte. Ich habe alles geſehen — leg dich nur nicht aufs Leugnen. Und ihr habt mich auch geſehen — geſteh's nur. Leopoldine fuhr ja vor Schrecken beinahe in dich hinein.

Ingenſtröm, ſchon wieder ganz ruhig. Waren Sie das, gnädige Tante? Leopoldine dachte, es wäre der Schatten ihres Vaters, der uns erſchiene.

Tante, mokant. Ei ſeht mir doch! Ihr ſeid ja wohl recht empfindſam beide?

Ingenſtröm. Leopoldine iſt ein vortrefliches Mädgen —

Tante. Das weis ich und dagegen habe ich auch nichts. Aber Vetter, ich ſage dir, fang mir keine Streiche an.

Ingenſtröm, ſich gekränkt fühlend. Ei Tante, wie meinen Sie das?

Tante. Nun, nun, ich will doch wohl hoffen, daß die Tante auch ein Wort mitzuſprechen habe.

Ingenſtröm. O ja; ich darf aber auch von Ihnen erwarten, daß Sie ſich näher erklären werden.

Tante. Und ich will hoffen, daß der Herr Neveu ſo diſkret ſein und ſeine Tante einer nähern Erklärung über dis Obiet überheben werde. Leopoldine iſt zwar nur zweimahl erſt bei mir eben geweſen; aber ſeid verſichert, ich kenne euch beide durch und durch. Ihr ſeid mir beide ein Paar geſpannte Köpfe und da —

Ingenſtröm. Soll ich denn mit dem vortreflichen Madgen nicht umgehen?

Tante. Wie du von einem Extrem zum andern herüber ſpringſt, Vetter! Siehſt du, ſo machens die geſpannten Köpfe. Entweder fortiſſime oder Pauſe. Nein, piano, piano, mein Neffe! So geht alles klug und ſo iſt alles erlaubt.

Ingenſtröm. Wir leben wie Bruder und Schweſter zuſammen, und das bin ich ihr wahrhaftig ſchuldig.

Tante. Wie es mit ſolcher Freundſchaft hernach gehe, das weis ich ſchon; ſie wird Liebe, ehe man ſichs verſieht. (indem Karl ſeufzt und dabei ausſieht, als wenn er ſagen wollte, das braucht's nicht erſt zu werden) Siehſt du, es entgeht mir nichts an dir. Auch den Seufzer letzt hab' ich gehört. Ich ſage dir — las dich warnen!

Ingenſtröm, unzufriden. Ich weis doch aber gar nicht, wovor — Tante.

Tante. Du haſt bei dem vertrauten Umgang auch geheime Abſichten. Kein Menſch geht mit dem andern ſo weit ohne Abſichten. Deine Abſichten ſind nun entweder rein, oder unrein.

Ingenſtröm, noch empfindlicher. Gnädige Tante, ich bitte mir es von Ihnen zur Gnade aus — abſtrahiren Sie.

Tante. Ei was, ich mus dir Alles ſagen und werde es auch deiner Mutter ſagen, damit du dich darnach richten könneſt. Unreine Abſichten traue ich dir nicht zu; denn wenn auch gleich Leopoldine nur ein bürgerliches Mädgen iſt, ſo iſt ſie doch ein zu braves Mädgen, und du handelteſt abſcheulich, und das Unglück wäre nicht zu überſehen, wenn — —

Ingenſtröm, aufgebracht. Nun ertrage ichs nicht länger, Tante; ich — —

Tante, die Kricke rechter Hand aufhebend und damit zeigend. Hier bleib, ſag' ich dir — hier, und höre mich aus. Alſo du haſt reine Abſichten; und da ſag' ich dir nun, die gib auf. Du ſollſt und darfſt kein bürgerliches Mädgen heurathen.

Ich habe alle Achtung für Leopoldinen; aber genug, ſie iſt nicht von Adel, und ſo kann nie etwas daraus werden. **Fünfhundert Jahre hinauf** iſt das adeliche Blut in unſerer Familie rein und unbefleckt geblieben. Noch ſind wir Weiſſe, **reine** Weiſſe bis auf den heutigen Tag; du muſt kein Mulattenblut unter uns bringen wollen. Oder — ſiehſt du (hebt beide Kricken auf) mein Fluch ruhe auf dir! (während, daß ſich Karl wie verſalzſäult fühlt) Nun, und dazu ſagſt du keine Silbe?

Ingenſtröm. Ma chere Tante, ich bin wie verſteinert.

Tante. Werde nur wieder Fleiſch. Ich mus dir noch ſagen, was ich unter meinem Fluch verſtehe. Thäteſt du den ſchimpflichen Schritt noch bei meinem Leben, ſo bekommt auf der Stelle mein anderer Vetter dis Gut und mein geſammtes Vermögen. Wollteſt du meinen Tod abwarten: ſo mache ich auf dieſen Fall dieſelbe Diſpoſition. Und nun haſt du Thun und Laſſen. So gern ich meine Einwilligung zur Aufnahme der armen verfolgten Flemmingſchen Familie gegeben habe: ſo hätte ichs doch nimmermehr gethan, wenn ich hätte vorherſehen können, daß ſolche Dinge daraus entſtehen würden.

Ingenſtröm, ſehr betroffen durch die Deklaration und deshalb gelindere Saiten aufziehend. Liebe, gnädige Tante, mus man denn gleich mit Heurathsgedanken umgehen, wenn man einen Andern vorzüglich ſchätzt? Ich würde dieſen Menſchen, von dem iezt die Rede iſt, ebenſo ſchätzen, wenn er nicht Leopoldine, ſondern Leopold hieſſe.

Tante, ſchnell. Wie? Was? Was war das? Leopolden wie Leopoldinen ſchätzen? Ja, das kann ich mir vorſtellen; das habe ich geſtern geſehen. Du nenneſt das ſchätzen. So ſchätze doch Albert ſo! So ſetze dich doch mit dieſem Abends ſo in die Laube, und ſehet euch ſo an beide, und drückt einander ſo die Händgen, und ſinket ſo an einander hin und herzet und küſſet euch ſo.

Ingenſtröm. O ich habe Albert auch recht lieb; aber freilich ſo lieb nicht, wie ſeine Schweſter. Aber was kann ich dafür? Albert iſt nun einmahl ſo viel nicht — an ſich ſelbſt ſchon nicht, aber für mich noch weniger — als Leopoldine. Ihr eigener Vater denkt ſo über beide. Und geſetzt, das Geſchlecht trüge wirklich in Anſehung meiner etwas hierzu bei, was iſt denn das unrechts, gnädige Tante? Hat das menſchliche Herz einmahl ſo eine abſonderliche Seite, von welcher ihm noch auf alle die übrigen obendrein ganz auszeichnend beigekommen werden kann: ſo iſt ia wohl dadurch für ſeine hohe Empfindung und edle Geſinnung noch beſſer geſorgt?

Tante. Ei du ſtimmſt ia eine recht aeſthetiſche Sprache an. — Mich deucht aber, bei dir iſt die abſonderliche Seite in recht hohem Grade abſonderlich gerathen.

Ingenſtröm. Ich begreiſe nur gar nicht, warum man hierbei immer gleich auf das äuſerſte denke. Iſt es denn nicht anders möglich, wenn zwei Perſonen verſchidenen Geſchlechts herzlich mit einander umgehen, als daß ſie — —. Pfui, gnädige Tante, ich ſchäme mich ordentlich der weiteren Vertheidigung. Ich bleibe dabei — An ſich ſchon ſchöne Sentiments werden im Munde eines reizenden Mädgens noch ſchöner, und wenn man ſchon einen ſtarken guten Vorſatz hatte und guckt hernach in ſo ein Paar ſimpathiſirende Augen, wie Leopoldine hat, ſo wird er noch dreimahl ſtärker. Das iſt alles, was ich ſagen kann. Weiter weis ich nichts und weiter will ich von der lieben Seele nichts.

Tante. Du biſt ſchon völlig Schwärmer. Laß dich warnen; noch iſt hohe Zeit. Vertraue mir; ich kenne die Menſchen. Es bedarf nur eines gefährlichen Augenblicks in der Einſamkeit für ſolche geſpannte Köpfe und Herzen; ſo verkörperlicht ſich dieſe ihre platoniſche Liebe und die Schäferſtunde ſchlägt für ſie an einem Tage, wo ſie ſie nicht erwarteten. Laſſet ab von der Einſamkeit, beſonders von der nächtlichen. Nehmet Roſalien zu eurem Begleiter. Und überhaupt kann Leopoldine hübſch bei ihrer kranken Mutter bleiben; das ſchickt ſich beſſer für ſie. Und wenn die Mutter auch in der Geneſung iſt, ſo kann ſie ihr doch die Zeit vertreiben helfen.

Ingenſtröm. Das thut ſie auch als eine brave Tochter. Immer kann ſie doch aber nicht im Hauſe ſtecken. Und die Nachtwachen bei der Mutter hat ihr der Arzt ausdrücklich verboten.

Tante. So? Warum denn das? Hat ſich der Herr Neveu etwa hinter ihn geſteckt, damit deſto beſſer konverſirt werden könne?

Ingenſtröm. O nein, gnädige Tante, das verbitte ich mir. Der Arzt ſagt, es ſei ihrer Geſundheit ſchädlich.

Tante. Quackel — quackel. Sie wird ſich da die Beine nicht ſo lahm ſitzen, wie meine ſind. Nun genung. Du weiſſt nun, wie ich denke, und das nimm dir zu Herzen. Und wenn du Himmel und Erde zu bewegen wüßteſt, ſo bleibe ich bei meinem Plan. Deines Vaters Einwilligung würdeſt du doch wohl auch ſo niemals hoffen, und gäbe dir iemals deine Mutter die ihrige, ſo weis ich auch, was ich zu thun habe. Ich werde mit ihr ſprechen. Bring mich übrigens nicht auf; ſonſt iſt die Flemmingſche Familie am längſten hier geweſen.

Karl hatte hiermit ſeine Abfertigung und ging ziemlich gedankenvoll von ſeiner Tante weg. Ganz in der Maſſe hatte er ſelbſt noch nicht über die Sache nachgedacht und die beigefügte ſehr runde Drohung der Tante ging ihm im Kopfe herum. Kaum aber hatte er die erſte traute Unterhaltung wieder mit Leopoldinen gepflogen, ſo waren iene Eindrücke alle verloſchen. Er wog ietzt zum erſtenmahle in ſeinem Leben Leopoldinen gegen Pappelwalde und entſchied darüber, daß eine Leopoldine zehen Pappelwalden aufwiege. Leopoldine erfur von ihn weder die enträthſelte Erkererſcheinung, noch ſonſt etwas. Bei ſeiner Mutter beſchlos er der Tante das Prävenire zu ſpielen. Am Tage ward nun zwar Roſalie oft auf die Promenade zur Begleitung mitgenommen; die Abende aber wurden nach, wie vor, am liebſten unter vier Augen im Garten verlebt; iedoch hütete ſich Karl vor der Laube dem Erker gegenüber.

So ſtieg ſchnell und allgewaltig die Liebe zwiſchen zwei gleichreinen und gleichempfindungsvollen Seelen zu einem Grade, der nur Wenigen begreiflich und noch Wenigern erreichbar zu ſein pflegt. Gerade die traurigſte und furchtvolleſte Periode in der Geſchichte der Flemmingſchen Familie ward die Epoche ihrer höchſten Ausbildung, und die melancholiſche Stimmung, in welcher ſich iezt Karl und Leopoldine des noch unentſchidenen Schickſals ihres Vaters wegen befanden, beſchleunigte recht ausdrücklich den Wachsthum derſelben. Nie ſanken ſie zärtlicher und inniger an einander hin, als wenn ſie gemeinſchaftlich einen Blick in die dunkle Zukunft gethan; und wenn dann auch die herzhafte Leopoldine ſogar zu ſeufzen anfing, ſo entbrannte Karl recht vor Eifer, ſie in ſeinen Armen und an ſeiner Bruſt zu beruhigen. Jeder lebhafte Gedanke an den leidenden Vater führte zuletzt zu noch immer herzlichern Ergieſſungen gegen einander, und ſo, wie Leopoldine fragte — Ob er auch wohl noch lebt — wo mag er iezt ſein — was mag er machen —

wann werden wir doch Nachricht von ihm erhalten — was werden unſere Reiſenden ausrichten — ſtarb allemahl das letzte Wort davon in Karls Munde.

Die Reiſenden trennten ſich der unterwegs getroffenen Abrede gemäs dicht vor der Reſidenz. Der Graf ging zum Fürſten von .. und Ehrhard und Albert begaben ſich nach der Veſtung K., an deren Kommandanten ihnen der Graf auf den Fall der Noth einen Brief mitgab. Der Kommandant, welcher das gute Verhältnis, worinn ſein Herr von jeher mit dem Grafen geſtanden, kannte, war ein menſchenfreundlicher, dabei aber etwas furchtſamer Mann. Man hatte ihm die ſtärkſte Reſponſabilität für Flemming aufgelegt und er muſte ihn wider ſeinen Willen ſo hart behandeln, als er ihn behandelte. Niemand durfte zu dem Arreſtanten eingelaſſen werden, und der Gefreite, welcher bei ihm die Aufwartung hatte, war auf das ſtrengſte angewieſen, über nichts, als über ſeine nothwendigen Bedürfniſſe, mit ihm zu reden. Flemming war kaum drei Tage auf der Veſtung geweſen, als er krank gemeldet worden. Der gutdenkende Kommandant hatte ihm nicht nur ſofort den verpflichteten Arzt verſtattet, ſondern ihn auch ſeit der Zeit täglich ſelbſt beſucht. Der offene und bidere Karakter ſeines leidenden Gefangenen hatte ihn bald ganz für ſelbigen eingenommen. Dieſer hatte ihm ſeine Geſchichte ehrlich erzählt und ihn dadurch bis zu Thränen gerührt; dennoch war es ihm unmöglich geweſen, zu erlauben, daß Fl. ſeiner Familie die geringſte Nachricht von ſich gäbe. Flemming war unterdeſſen äuſerſtkrank geworden und hatte ihn an eben dem Tage flehentlich gebeten, zu bewirken, daß er, ehe er ſtürbe, wenigſtens ſeinen Sohn noch einmahl ſprechen dürfe, als Ehrhard und Albert ſich als ein Paar Fremde bei ihm melden lieſſen.

Kommandant. Wer ſind Sie, meine Herren?

Ehrhard, der, ſobald er dieſen würdigen Officier geſehen, als ein guter Phiſiognom gleich volles Zutrauen zu ihm ſchöpft. Ich glaube einen Mann vor mir zu haben, gegen den es weiter keiner Umſchweife bedarf. Alſo — ich bin ein Prediger aus . . und dieſer iunge Mann iſt der Sohn des unglücklichen Patrioten F., welchen Sie letzt unter Ihrer Verwahrung haben und deſſen alter Freund ich bin.

Kommandant, betroffen, aber freudig. Ach ſind Sie der würdige Geiſtliche, von welchem mir der arme Mann ſo viel Gutes erzählt hat? O wie freue ich mich Ihre perſönliche Bekantſchaft zu machen! Mitleid und thätiger Beiſtand gegen ſchuldlosleidende ſind warlich die ſchönſte Verwendung unſeres Lebens. (zu Albert) Ach Ihr guter Vater iſt recht herzlich krank. (beſinnt ſich) Doch, es ſoll es ja Niemand wiſſen, wer der Staatsgefangene ſei. Ich ſelbſt habe das Geheimnis erſt von ihm erfaren. Ich hoffe, Sie werden mich nicht misbrauchen. Ich kam eben von ihm und hatte den Kopf noch voll von ihm und Sie überraſchen mich ſo.

Ehrhard. Edeldenkender Mann, Sie können ganz auf unſere Verſchwiegenheit rechnen.

Kommandant. Nun, das iſt ein Ehrenwort. (läſſet ſich von beiden die Hand darauf geben) Aber ſagen Sie ums Himmels willen, wie haben Sie erfaren, daß Herr F. hier ſei, und wer hat dis verrathen? Ich bekomme gewis die gröſſeſte Verantwortung von Ihrem Hierſein.

Ehrhard. Sie haben nichts zu beſorgen, und wir wollen Ihnen hernach alles erzählen. Jetzt erlauben Sie nur, daß dieſer iunge Mann ſeine flehentliche Bitte, die ihm Natur und Pflicht in den Mund legen, anbringen dürfe.

Kommandant. Nur nicht etwa — —

Albert. Auf das herzlichergebenſte bitte ich um die Erlaubnis, meinen kranken Vater ſprechen zu dürfen.

Kommandant. Ich dachts. — Aber daraus kann nichts werden.

Albert. Bei allem, was heilig Ihnen und mir iſt — bei der Barmherzigkeit des Weltrichters bitte ich Sie, erlauben Sie mir's.

Kommandant. Ich kann nicht, ich darf nicht. Sie verlangen etwas von mir, das wider meine Pflicht iſt.

Ehrhard. Grosmüthiger Menſchenfreund, ſollte die Erfüllung eines der natürlichſten, gerechteſten Wünſche, die ein kindliches Herz hegen kann, wirklich wider Ihre Pflicht ſein?

Kommandant. Beſter Mann! Glauben Sie denn nicht, daß ich das fühle und daß mir zu Muthe werde, als würde ein Dolch durch meine Bruſt geſtoſſen, indem ich es abſchlagen mus? Ich will Ihnen noch mehr ſagen — das letzte Wort, welches Herr F. ſprach, als ich eben von ihm ging, war das Verlangen nach ſeinem Sohne. Ich kann ja aber nicht, ich darf nicht, wenigſtens aus mir nicht. So müſte ich es erſt melden. Und nun erwägen Sie, was daraus entſtehen könnte. Die

Fraze — woher wiſſen es die Angekommenen? –
würde das geringſte ſein; es könnte Ihnen beiden
gehen, wie dem Herrn F. und Sie könnten an
hier bleiben müſſen . . .

Ehrhard. Mein Gott, wir leben ja aber de
nicht in Beſſarabien — —

Kommandant. Alles wahr; aber ich ka
Ihnen das nicht ſo ſagen, wie es ſeit kurzem h
mit uns ſtehe. Je mehr ich zu mir ſelbſt komm
deſto epineuſer wird mir der ganze Vorgang m
Ihnen. Ich will Sie angelegentlich bitten, e
fernen Sie ſich in aller Eil wieder. Ich weis w
lich ſonſt nicht, wie ich mich benehmen müſte.

Ehrhard. Aus dieſem Sohne und aus ſein
Vater ſpricht die Stimme der Natur. Herr G
neral, das iſt eine heilige Stimme, die Sie hör
Und Sie hören ſie doppelt. Es iſt unmögli
bei Gott, es iſt unmöglich, daß Sie — —

Kommandant, auf und nieder gehend. D
iſt ein folternder Zuſtand, zwiſchen Pflicht u
Menſchenliebe ſo ins Gedränge zu kommen. (na
einer Weile) Ich kann mir nicht helfen —
bin Soldat — meine Pflicht geht vor. Me
Herren, wollen Sie arretirt ſein? Sonſt retiri

S

Sie Sich! Ich glaube, ich hätte es ſchon thun müſſen.

Jetzt gab Ehrhard Alberten einen Wink und dieſer zog den Brief des Grafen aus der Taſche und überreichte ihn. Der Kommandant las ihn dreimahl ſehr aufmerkſam durch und trat darauf eine Zeitlang ans Fenſter.

Kommandant, ſich wieder umwendend. Herr F. bekommt eine gute Fürſprache, wie ich ſehe. Gott ſegne ſie doch! So habe ich alle Hofnung, daß es für ihn gut ausgehen werde. Wenn er es aber nur erlebt! (ängſtlich) Wir müſſen aber doch noch anſtehen, bis wir nähere Nachricht haben, wie die Entrevüe der beiden Herren abgelaufen.

Ehrhard. Gütiger Menſchenfreund, dieſe kann wohl nicht anders, als gut, ablaufen. Wir haben dis aber darum nicht abwarten wollen, ſondern ſind vor der Reſidenz gleich von dem Grafen abgegangen, um, wenn es möglich wäre, daß Herr F. ſtürbe, noch zu rechter Zeit hier einzutreffen. Erwägen Sie, wenn unterdeſſen der Tod des Rechtſchaffenen erfolgte, wie es Sie ſchmerzen würde, daß Sie ſeinem Sohne, der doch ſchon hier war, nicht erlaubt, ſeinen Vater noch einmahl zu ſprechen.

Kommandant. Der Graf gibt mir ſein Ehrenwort, daß ich keine Verantwortung davon haben ſollte, und bittet mich ſelbſt, Sie ſofort einzulaſſen. Das iſt dann nun aber freilich ſo ein Ding.

Ehrhard und Albert zugleich. O ſo bitten wir nochmals auf das flehentlichſte darum.

Kommandant. So ſei es! Bekomme ich eins dafür auf den Kopf, ſo bekomme ichs.

Unausſprechlich war die Freude, welche ietzt in Ehrhards und Alberts Seele aufſtieg. Der Kommandant ſchuf erſt Einſamkeit umher und führte alsdann ſelbſt beide zu ſeinem Gefangenen und ſchlos ſie einſtweilig bei ihm ein.

Flemming lag mit dem Geſichte nach der Thüre hin. Der Anblick ſeiner verfallenen Geſtalt erſchreckte Sohn und Freund. Doch breitete ſich, als ſie ihm näher kamen, ein himmliſcher Freudenſtrahl über ſein Antlitz aus. Er litte ietzt zugleich ſehr an ſeinen Augen und betete eben, als ſie an ſein Bette kamen. Albert glaubte ſeinen Namen noch zu hören und rief aus — „Vater, hier bin ich ia„

Flemming, als er ſie erkennet, die Hände erſt gen Himmel erhebend und dann ihnen reichend. Iſt es möglich? Wo kommet ihr her? (lächelnd) Ach welche ſchnelle Erhörung! Eben betete ich um dich noch, mein lieber Sohn. (zu Ehrhard) Und du biſt auch da? Gottlob! (zu Albert) Was macht deine Mutter?

Albert, der über ſeinen Vater herfällt. Die Mutter kehret wieder zu, aber — mein liebſter Vater, was machen Sie?

Flemming. Gut, alles gut; aber küſſe mich nicht wieder, ich habe einen gefährlichen Schweis. Nun ich das nur höre und dich ſehe, werde ich ruhiger. Nun komme es, wie es will. (zu Ehrhard) Ja, ia, ſiehſt du, ſo gehts. Das hätten wir wohl nicht gedacht.

Ehrhard. Sei gutes Muts, Dulder! Wir bringen gute Nachricht. Du wirſt bald erlöſet werden.

Flemming, freudig. Das denke ich auch.

Ehrhard, wehmüthig. Ach nein, ſo meine ichs nicht, wie du es meinſt. Du wirſt bald aus deiner Gefangenſchaft errettet ſein.

Flemming, ſehr gefaſſt. Es iſt zu ſpät. Die Freiheit würde mir nun ein Gut werden, das ich nicht mehr brauchen könnte. In meinem ietzigen Zuſtande wäre doch an keinen Tranſport zu euch zu denken; ſein Vorübergang aber wird mein Tod ſein. Folglich kann mir die Freiheit zu nichts mehr helfen. Eins von meinen Kindern aber habe ich mir her gewünſcht, um in ſeinen Armen zu ſterben, und da dachte ich: die Tochter mag die kranke Mutter pflegen, der Sohn den ſterbenden Vater. Nun biſt du gekommen, Albert, und ſo ſchränken ſich alle meine Wünſche für dieſe Welt auf den einzigen ein, daß es dir erlaubt werde, bei mir zu beharren und mir die Augen zuzudrücken. Hätte Wild damals zugehauen, ſo hätte deine Schweſter es gethan; nun thu du's; du biſt auch ſo das ältere unter meinen Kindern.

Albert, äuſerſtgerührt. Mein beſter Vater, das fürchte ich noch nicht; das wäre ia wohl zu unauflösliches Geſchick. Gott kann Sie ia wieder ſtärken und vielleicht trägt ſelbſt die Veränderung Ihrer Lage, die wir gewis erwarten, viel dazu bei. Wie heiſſt denn Ihre Krankheit?

Flemming. Ja, wenn wir das wüſten, mein Sohn! der Arzt weis ſie ſelbſt nicht zu nennen. (hebt das Bette am Fusende auf) Sieh einmahl, wie ich da geſchwollen bin. Noth und Gram mögen freilich zu meiner Krankheit wohl den Grund gelegt haben; aber nun bin ich zu ſehr von Kräften. Nenne du meinen Tod, wenn er hier erfolgt, nicht ein zu unauflösliches Geſchick. Die Auflöſung wird ſchon kommen; aber dort erſt. Was berechtigt uns ſie gerade hier zu verlangen? Gott will dis einmahl nicht, und ſo mags auch gut ſein. Wie es ſcheint, ſoll ich auch noch blind werden.

Ehrhard, während daß ihm Albert in die Augen ſiehet. Das wird ja Gott nicht wollen. Du armer lieber Freund, was begegnet dir denn auch alles!

Flemming. Guter Mann, wie es Menſchen gibt, die faſt ohne Leiden ſind, ſo gibt es auch Menſchen, an die faſt alle Leiden kommen. Ich bin von Gott unter die letztern berufen. Jeder mus den Beruf, welchen er empfängt, annehmen. Nun, meine Ewigkeit wird deſto beſſer ſein. Ich mus denken — mein Gutes habe ich noch vor mir. Aengſtiget ihr euch nur meinetwegen nicht. Ob ich gleich noch nicht weis, wie ihr mich hier gefunden habet: ſo iſts mir doch der letzte Troſt, daß ihr hier ſeid.

Albert. Der letzte wird es nicht ſein, lieber Vater. Sie müſſen ſtärkende Mittel erhalten.

Flemming. Ich habe an dir genung, mein Sohn. Andere möcht's für mich wohl nicht geben. — Ja, das könnt ihr glauben, es war ein erſchrecklicher Zuſtand. Ihr wiſſet, wie ich mich in der Welt vor weiter nichts fürchtete, als wenn ich mein Leben von euch allen getrennt im Gefängnis zubringen ſollte und wie ich mich deshalb ſo gern mit euch Landes verweiſen lies. Aber der Zuſtand hier ging noch über alles, was ich iemals von der Art gefürchtet hatte. Denket einmahl — nicht an euch ſchreiben dürfen und von euch keine Nachricht erhalten können! Wenn ich ſo darüber nachdachte, daß ihr nicht erfaren ſolltet, wo ich geblieben wäre und wo ich einmahl Ende genommen — wenn ich fragte, was mag dein armes leidendes Weib iezt machen, und ich wuſte mir keine Antwort darauf zu geben und konnte auch auf keine hoffen — — glaubet mir, da wards mir doch bald zu viel, was mir geſchah. Wenigſtens war es das härteſte, was mir ie widerfur. Lieber Albert, ſag mir doch recht ausführlich, was deine Mutter mache. Sie leidet wohl meintwegen ganz unausſprechlich?

Albert erzählte hierauf ſeinem Vater alles, was ſich ſeit ſeiner Abreiſe von Fremdlingshauſen zugetragen hatte. Flemming legte ſeine Hände zuſammen und erhub ſie zum Himmel, als er hörete, daß ſeine Familie iezt zu Pappelwalde ſei. „Das iſt ia etwas ganz ſonderbares, hub er an. Auf dieſe Art hat mein grauſamer Verfolger in den Leiden, welche er ſeiner Frau gemacht und durch die er ſie von ſich getrieben, mir eine Quelle des Beiſtandes in den Leiden, welche er mir verurſachet, bereiten müſſen! Und ſein Sohn!!! O Gott, welch eine Erſcheinung in der Eltern- und Kinderwelt! Der hält einmahl Wort. Ich weis noch, was er mir damals auf den Fall meiner Hinrichtung verſprach. Was er alſo dann gethan haben würde, das thut er ietzt. O dafür, du wackrer iunger Mann, du mitleidiger Sohn des grauſamſten Vaters, erfülle dir doch Gott einſt den heiſſeſten deiner Wünſche! Ich will dir dis Glück noch ſterbend von ihm erflehen. Sag mir nur, Freund Ehrhard, wie kommt ihr hieher?„

Ehrhard erzählte den ganzen Zuſammenhang davon bis auf den letzten Punkt, daß der Graf von . . Flemmings wegen vielleicht in dieſen Augenblicken mit dem Fürſten zu . . ſchon ſpreche. Da horchte Flemming hoch auf und man ſah es ihm deutlich an, wie Lebensluſt und hoffender Muth wieder in ſeine Seele zurückkehrten. „Ja, da habt ihr Recht, ſprach er; wenns ſo iſt, kann ſichs bald ändern. Der Graf ſoll wohl vor den Fürſten kommen; als Prinz ſchon war dieſer ſehr mit ihm verbunden. Von meinen ehemahligen Reiſen ging auch eine einſt an den hieſigen Hof, und da traf ich den Grafen hier und bin Augenzeuge von ihrer Freundſchaft geweſen. Aber — was kanns nun helfen! Ich mus ia doch ſterben. Inzwiſchen — ſo darf Albert doch vieleicht nun bis an meinen Tod bei mir bleiben. Wenn auch nur dis herausſpringt, ſo bin ich für alle meine Erdenwünſche abgefunden. »

Albert lies nicht ab, ſeinem Vater die Gewisheit ſeines nahen Todes auszureden und raiſonnirte eben ſehr gründlich über ſeine eigentliche Krankheit, von der er zu behaupten anfing, daß der Arzt ſie nicht zu verſtehen ſcheine; als der Kommandant die Thüre aufſchlos, hereintrat und ſprach: „Da bekomme ich eben einen Brief von dem Rath von E. mit der Ordre, Sie in aller Eil und in aller Stille über die Grenze bringen zu laſſen. »

Albert, erſchrocken. Mich und den Herrn Prediger?

Kommandant. Nein — Ihren Vater.

Flemming. Was ſoll das bedeuten? des Verweiſens ſcheint ia gar kein Ende zu werden.

Kommandant. Ja ich weis ſelbſt nicht, was ich von der Sache denken ſolle.

Ehrhard. Das will ich Ihnen ſagen, Herr General. Der Fürſt weis kein Wort davon, daß Herr F. hier auf der Feſtung ſei. Er weis von allem, von dem ganzen Requiſitionsweſen, nichts. Das iſt ausgemacht und zuverläſſig wahr. Es iſt alles blos Sache eines gewiſſen Miniſters in Herrn Flemmings Vaterlande und Ihres Raths von E. Nun wird dieſer bange geworden ſein, als er die Ankunft des Grafen gehört. Er kanns wohl errathen, warum ſelbiger komme. Abkomplimentiren wird ſich der Graf nicht laſſen. Hat E. nun alles ohne des Fürſten Wiſſen gethan, ſo wird er meinen armen Freund wenigſtens noch zu rechter Zeit wieder in Freiheit ſetzen wollen, damit er ſagen könne, F. ſei längſt wieder los und man habe ihn nur auf eine Nacht etwa hieher in Verwahrung gebracht.

Kommandant. Herr Prediger, Sie können Recht haben. Aber was nun zu thun?

Albert. Jetzt kann mein Vater auf keinen Fall fortgebracht werden, oder wir hatten morgen an ihm unterwegs eine Leiche. Gerade heraus geſagt, das wäre eben ſo viel, als wenn der Rath von E. ihn todt ſchlüge.

Ehrhard. Nein, das iſt wohl unmöglich.

Flemming. Es iſt nicht nur unmöglich, ſondern ich würde auch auf keinen Fall, und wenn ich völlig geſund wäre, auf eine ſolche Weiſe aus meinem Arreſt gehen. Erzeigen Sie mir die Gnade, Herr General, und ſchreiben Sie dem Rath E. zurück, daß er mich wenigſtens ruhig ſterben laſſen und, da er mir das erſte Quartier hier angewieſen, mir auch das letzte hier nicht verſagen möchte. Wenn kein Platz auf dem Kirchhofe für mich wäre, hätte ich geſagt, ſo läge ſichs hauſſen an der Mauer auch gut.

Der Arzt ward herbeigerufen und ſtellte der Wahrheit gemäs ein Atteſtat aus, daß der in Frage gekommene Staatsgefangene N. N. auf keinen Fall vor der Hand ohne offenbare Lebensgefar anderswohin zu tranſportiren ſei. Albert lies ſich mit ihm in die erſte Unterredung über den Zuſtand ſeines Vaters ein und glaubte nun völlig durchzuſehen, daß er ihn ganz falſch behandle. Unterdeſſen erſtattete der Kommandant an den Rath von E. ſeinen Bericht, der aber — ſchon zu ſpät kam.

Sobald nehmlich E. erfaren hatte, daß der Graf von . . angekommen ſei, hatte er es für unmöglich gehalten, auch dieſem den Zutritt zu ſeinem Herrn zu wehren. Sein Ahndungsvermögen regte ſich ſofort allgewaltig und er ward ſein ſelbſt wegen über alle Maſſe bange. Er kannte die Gerechtigkeitliebe des Fürſten und die Vermögenheit des Grafen auf ihn. So wuſte er in der Geſchwindigkeit keine andere Masregeln zu treffen, als daß er dem Kommandanten die erwähnte Ordre durch eine Eſtafette zuſchickte, und handelte dabei ganz ſo nach dem Ideengange, wie Ehrhard ihn auf der Stelle gefunden hatte. Die Providenz wollte aber dismahl eine Schurkerei, gegen den wackern Flemming begangen, weder unentdeckt, noch unbeſtraft laſſen.

Bald darauf, als der Graf in der Reſidenz ankam, hatte er Entrevüe mit dem Fürſten. Der Fürſt hielt ſich in gegenwärtiger Periode ſeiner Hipochondrie in ſeinem Lieblingsgarten auf und Niemand durfte daſelbſt zu ihm eingelaſſen werden, ſobald er ihn nicht ſelbſt verlangte. Die allgemeine Antwort, welche Einheimiſche ſowohl, als Fremde, die vorgelaſſen ſein wollten, erhielten, war — der Fürſt ſei krank und ſpreche iezt keinen. Als der Graf alſo ſich meldete, erhielt er von dem die Aufwartung habenden Leibpagen dieſelbe Antwort. Er lies ſich aber damit nicht abfertigen, ſondern beſtand darauf, daß er wenigſtens gemeldet ſein wolle. Der Leibpage, welcher ſchon ſchnelle geheime Inſtruktion von dem Rath C. auf den Fall erhalten hatte, beharrete auf ſeiner Weigerung. Der Graf zog ſein Kouteau de chaſſe und ſezte es ihm auf die Bruſt.

Hierauf entſchloſs ſich der Page zur Anmeldung und der Graf folgte ihm ſogleich in einiger Entfernung in den Garten.

Der Fürſt ſas eben in einem der heftigſten Anfälle von Spleen an einer Kaskade und ſah unverrückt in das fallende Waſſer. Er bemerkte den Leibpagen nicht eher, bis dieſer ihn anredete; wie dis aber geſchah, fielen ſeine Blicke auf ihn und auf den Grafen zugleich. Heftiger Unwille über den Pagen drückte ſich in ſeinem ganzen Geſicht alsbald aus; er ſtand auf und empfing den Grafen ziemlich kalt. Dieſer entſchuldigte ſich für den Eindrang bei ihm damit, daß er geglaubt habe, daß ſo ein alter Freund, wie er ſei, unter die Ausnahmen von der Regel gehören werde, und das um ſo mehr, da er über einen Vorgang in ſeinem Lande, der die Menſchheit intereſſire und von dem er gewis noch nichts wiſſe, mit ihm zu ſprechen habe. Der hipochondriſche Fürſt empfing hierdurch den erſten elektriſchen Schlag, der ihn ſehr günſtig erſchütterte, und bat ſofort um Mittheilung des Vorgangs. D[illegible] Graf erzählte ihm in gedrungener Kürze zuförderſ das Nöthigſte und die Elektriſirung ward eine ha[illegible] Viertelſtunde lang fortgeſetzt. Es zeigte ſich nun würklich, daß der Fürſt von allem nicht eine Silb wuſte. Er ward durch die Relation heftig erſchüt

ter

tert und ſeine ganze Hipochondrie verlies ihn. Der Leibpage muſte auf der Stelle den Rath von E. herbeirufen. Dieſer kam mit klopfendem Herzen; doch tröſtete er ſich damit, daß Flemming der ertheilten ſchnellen Ordre gemäs nun wirklich ſchon nicht mehr auf der Feſtung ſei; denn daß der menſchenfreundliche Kommandant ſich an die ſchwere Krankheit deſſelben kehren würde, fiel ihm entweder nicht ein, oder er hatte ſich nicht die Mühe genommen, ſich von der Gröſſe der Krankheit ſelbſt unterrichten zu laſſen. Genung, Flemming war ſeinen Gedanken nach ſchon auf dem Wege nach der Grenze. Der Graf, als er den Rath von E. kommen ſah, ging auf die Seite in eine Laube, wo er die obwaltende Unterredung des Fürſten mit ihm ſehr gut vernehmen konnte.

Fürſt, aufgebracht. Herr, was ſind das für Dinge und was für Unmenſchlichkeiten nehmen Sie vor?

Rath von E., in tiefſter Submiſſion. Ihro Durchlaucht halten mir zu Gnaden, ich bin mir dergleichen nicht bewuſt. Ich hoffe im Stande zu ſein, mich über alles, was ich gethan, vor Höchſtdenenſelben vollkommen zu rechtfertigen, sobald ich ſo glücklich ſein werde, näher zu erfaren, was eigentlich mein Fürſt meine.

Fürſt, noch aufgebrachter. Ich meine die famöſe Geſchichte mit dem Rath Flemming aus . ., der auf K. hingeſetzt iſt und da vielleicht ſchon mit dem Tode ringt.

E., der ſich möglichſt zu faſſen ſucht. Verzeihen Ihro Durchlaucht, was ich dieſem gethan, habe ich ihm thun müſſen. Man hat Höchſtdieſelben aber falſch berichtet. Er iſt gar nicht mehr da und ich hatte ihn nur einſtweilig nach K. in Sicherheit bringen laſſen, weil von . . aus deshalb requirirt ward.

Fürſt, gemäſſigter. Alſo — er iſt nicht mehr da?

E. ſeiner Sache gewis ſich glaubend. Nein.

Fürſt, noch gemäſſigter. Und mir hat man geſagt, er wäre nicht nur noch da, ſondern läge auch in den letzten Zügen.

E. Ob er während ſeines Dortſeins krank geweſen ſei, iſt mir nicht bekannt worden. Es könnte ſein; aber Ihro Durchl. können Sich gewis davon verſichern, er iſt nicht mehr da.

Fürſt, bedenklich. Hum! Nun, ſo wäre das gut. — Aber erzählen Sie mir doch den Zuſammenhang der Sache und warum der F. hingeſetzt worden.

E. der alle ſeine Suade aufbietet und mit Menſchenhas würzt. Der F., wenn ich ihn bei ſeinem rechten Nahmen nennen ſoll, iſt einer von ienen Afterphilantropen, Aufklärern und Volksſchulmeiſtern

ſtern, deren Sekte ſich itzt zur Gefar der Fürſten und zum Verderben der Nationen mehr, als iemals, auszubreiten beginnt. Nachdem er ſein Unweſen in.. lange genung getrieben und einen Aufruhr erregt, den die Wachſamkeit der daſigen Policei noch in der Geburt erſtickt, iſt er daſelbſt erſt zum Schwert verurtheilt, hernach aber durch beſondere Begnadigung mit ſeiner Familie Landes verwieſen worden. Darauf hat ihn einer von Ihro Durchl. Landpredigern aufgenommen. Da es weit von hier und hart an der Grenze iſt: ſo hat man darüber nicht ſogleich Erfahrung gehabt, bis der Hof zu.. Requiſition anhero gethan. Es iſt leicht zu erachten, daß ſelbiger nicht gleichgültig dabei ſein konnte, daß ein ſolcher Landſtreicher ſo nahe auf der Grenze gehegt werde, wo es ihm an fortdauernder Konnexion mit ſeinen einmahl verführten Mitbürgern nicht fehlen konnte. Ihro Durchlaucht befohlen mir dermahlen, Höchſtdieſelben während Ihres Uebelbefindens mit Juſtitzſachen nicht zu behelligen. Man that alſo, was Rechtens war und was ein Hof von dem andern fordern darf, und erlies einen Befehl an den Prediger, den F. von ſich zu entfernen. Es hat aber derſelbe ſeinen Aufenthalt daſelbſt unterdeſſen auch noch anderweit verwirkt. Er hat wirklich die Bauern ſeines Vaterlandes zu Hunderten herübergelockt, die ihn mit Gewalt und unter Mitwirkung eines allgemeinen Aufſtandes wieder zurückbringen ſollten. Darüber wären beinahe blutige Auftritte zwiſchen Höchſtdero Unterthanen und unſern Nachbarn erfolgt. Ja, der F. hat auch nicht ermangelt, ſeine aufrühreriſchen Grundſätze ſchon am Orte ſeines Aufenthalts zu predigen und die ganze daſige Gemeine zur Empörung anzureitzen. Als deshalb neue Requiſition von .. aus geſchah, hat man nicht umhin gekonnt, ihn und ſeine Familie gänzlich aus dem Lande zu weiſen. Da deshalb ſchon gemeſſener Befehl ergangen war, geſchah noch eine dritte Requiſition von .. aus, in welcher, daß der F. ſich ſogar nun in hieſiger Reſidenz aufhalte, gemeldet und dringend angeſucht ward, denſelben auf den Betretungsfall zu arretiren und in Sicherheit zu bringen. Man hat ihn hier aufgeſucht, gefunden und auf einige Zeit nach K. gebracht. Da aber von .. aus nichts weiter erfolgte, ſo hat man ihn unter der Auflage, das Land nicht wieder zu betreten, wieder auf freien Fus geſtellt und über die Grenze gebracht. Ich glaube alſo — Alles, was geſchehen iſt, ſei eine Obrigkeit der andern zu thun ſchuldig geweſen.

Fürſt. Wenn ſich die Sache ſo verhält, freilich, dann — — Man hat ſie mir aber ganz anders erzählt. (ſieht ſich nach der Laube um, in der der Graf ſteht) Alſo iſts gewis wahr, der F. iſt nicht mehr zu K.?

E. Darauf können Sich Jhro Durchlaucht feſt verlaſſen.

Graf, der nun herzueilt. Aber — Sie Rath von E., wie können Sie Jhren Fürſten mit einer ſo menſchenfeindlichen Relation und mit einer ſo unverſchämten Lüge hintergehen, daß der arme F. nicht mehr zu K. ſei? Jhre Relation wollen wir hernach beleuchten; iezt provocire ich nur auf die Wahrheit meiner Ausſage, daß F. in dieſen Augenblicken noch zu K. im engſten Arreſt und tödlich krank ſei. Jhr Fürſt wird ſich alsbald hiervon überzeugen können; denn er darf nur irgend einen glaubwürdigen Menſchen nach K. ſchicken, der ſich darnach erkundige.

E. noch immer ohne Furcht. O ia, Herr Graf, es iſt nichts leichter, als dieſes. Jch hoffe aber, daß Sr. Durchlaucht mir aufs Wort glauben werden. (während daß der Fürſt auf die Seite geht) Jch mus aufrichtig geſtehen, Herr Graf, daß ich, da ich die harten Aeuſerungen, welche Hochdieſelben, und noch dazu in Gegenwart meines Fürſten, über mich gethan, nicht verdiene, nicht wiſſe, wie ich mich dabei benehmen ſolle.

Graf. Gedulden Sie ſich nur, E.; Sie werden bald aus Ihrer Verlegenheit ſein. Ich hoffe dazu beizutragen, daß Sie die leidende Tugend reſpektiren lernen ſollen. (geht weg und läſſet ihn ſtehen)

E. keck. Nein, das iſt mir doch unerklärbar, ganz unerklärbar.

Graf, ſchnell zurückkommend. Unerklärbar? — Monſieur, mein Rath ſollten Sie ſein; ich wollts Ihnen anſtreichen, wenn Sie mich ſo hinters Licht führten. (heftig) Sie und Ingenſtröm — ihr ſeid beide ein Paar ... der eine macht dort, was er will, und der andere hier. (indem E ſtolz zurücktritt) Ja, das ſeid Ihr beide Hier denke ich heute eine glückliche Alteration im ſaubern Miniſterialſiſtem zu bewirken. Ihr Herr ſoll Alles wiſſen, was ich weis. Die Deſpoten ſind ſchon arg aber die Deſpötgen ſind noch ärger. (geht weg und kommt nicht eher wieder, bis der Fürſt zurückkommt)

Fürſt. Ich habe mich eben beſonnen. Den F. kenne ich von Perſon. Er ward einmahl hieher geſchickt, als ich noch Prinz war, und mein Vater rühmte ihn als einen einſichtvollen und bidern Mann.

Graf. Das iſt er gewis auch beides. Unter der vorigen Regirung galt er auch viel und er hat dem Lande, wie dem Hauſe, weſentliche Dienſte geleiſtet. Als aber der jetzige Fürſt ſeine weltbekannten Demarchen anfing und der Plusmacher Ingenſtröm Alles in Allem ward, bekam er Kabale gegen ſich und ward ein Opfer derſelben. Im ganzen Lande aber wird ſein Nahme noch mit Achtung und Dankbarkeit genannt.

Fürſt. Verdammte Länderpeſt — die Kabale!

Graf. Und alles, was noch gegen den unglücklichen Patrioten geſchiehet, iſt nichts, als fortdauernde Kabale. Derſelbe Ingenſtröm, welcher ihn aus dem Lande gebracht, ſucht ihn nun auch noch aus aller Herren Ländern zu vertreiben. Auch an mich ward geſchrieben; ich habe ſeine Familie aber feierlich in Schutz genommen und reklamire ihn nun eben als das Haupt derſelben. Er iſt in keiner andern Abſicht hieher gereiſet, als Ihnen, mein Fürſt, ſeine Unſchuld zu beweiſen und Sie um Gerechtigkeit anzuflehen. Das kann ia unmöglich ein Verbrechen ſein. Wer läſſet deshalb Jemanden auch wohl auf die Feſtung ſetzen?

E. den der Fürſt durch einen drohenden Blick zur Rechtfertigung aufforderte. Ich kann mit aller Submiſſion nichts darauf für mich erwiedern, als daß deshalb von dem Hofe zu . . requirirt worden.

Graf. Sprechen Sie richtig, Rath E. Nicht vom Hofe zu . . ., ſondern von dem Bonvivant und

Unterthanenquäler Ingenſtröm, mit dem Sie gut Freund ſind und unter einer Decke ſtecken.

E. Davon weis ich nichts. Es iſt im Nahmen des Fürſten anhero geſchrieben worden.

Graf Was Ingenſtröm aber in ſeinem eigenen Nahmen an Sie geſchrieben, davon werden Sie wohl nichts ſagen.

E Halten Sie mir zu Gnaden, Herr Graf; ich kann auch davon nichts ſagen, denn ich weis von nichts.

Fürſt, der den Rath von E. noch drohender anblickt. Ich denke aber, der F. habe noch nachher, wie er ſchon aus ſeinem Lande verwieſen war, ſeine Bauern an ſich gezogen und aufzuhetzen geſucht?

Graf. Im Gegentheil — er hat die Flucht genommen, als ſie ihm nachgekommen und mit Gewalt wiederholen wollen. In Kleidung einer Magd iſt er entſprungen, um kein Ruheſtörer zu werden.

Fürſt. Das klingt ia wieder ganz anders, E., als man mir eben berichtet hat.

E. Gnädigſter Herr, hieher iſt ſo, wie ich unterthänigſt berichtet, von . . aus referirt worden.

Graf. Wiſſen Sie es nicht beſſer? Antworten Sie!

E. dreuſt. Nein.

Fürſt. Auch denke ich, der F. habe in meinem eigenen Lande wieder Unruhe anfangen wollen?

Graf. Auch dis nicht. Die Gemeine zu Fremdlingshauſen, als ſie gehört, daß er da ſei, hat ihn blos beſucht und ihm ihr Mitleid bezeigt; und das darum, weil er ihr einſt im Dienſt ſo wacker Juſtiz geleiſtet.

Fürſt, aufgebracht. Aber E., das klingt ia alles ganz anders. (bewegt die Füſſe heftig)

E. Ihro Durchlaucht geruhen mir zu glauben — hieher iſt alles ſo, wie ich Höchſtdenenſelben in Unterthänigkeit berichtet, gemeldet worden.

Fürſt. Ei, ſo hätte man erſt unterſuchen ſollen, obs auch wahr ſei.

E. Man hat der Regirung zu .. Glauben beigemeſſen. Und überhaupt wäre es ia doch wohl nichts Unmögliches, daß dem Herrn Grafen falſche Relationen von allen den Vorgängen gemacht worden.

Graf, mit blitzenden Augen. Mir? Rath E. bringen ſie ſich nicht noch tiefer hinein. Ich wohne dort nicht nur in der Nähe, daß ich alles richtiger beurtheilen kann; ſondern ich weis auch, daß Sie alles ſehr richtig wiſſen. Sie haben ſich ausdrücklich dazu hergegeben, in Ingenſtröms Hand das Werkzeug der Vernichtung des armen F. hier zu werden.

E. Herr Graf, Sie thun mir Unrecht — ich bitte unterthänig — —

Flemmings Geſchichte,

Ein
Denkmahl des Glaubens
an
Gott und Unſterblichkeit.

Dritter Theil.

124 609

Leipzig, 1792.
Bei Siegfried Lebrecht Cruſius.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Flemmings Geſchichte,

Dritter Theil.

Der Rath von E. war wie vom Blitz getroffen. Er konnte weder reden, noch aufſtehen. Der Kommandant richtete ihn in die Höhe, führte ihn nach ſeinem Wagen und brachte ihn nach K. Der Fürſt lies auf der Stelle ſein Büreau durchſuchen, und als er ſich aus den vorgefundenen Briefen des Miniſters von Ingenſtröm überzeugt hatte, daß alles ganz ſich ſo verhalte, wie der Graf ihm erzählte, kaſſirte er ihn auf immer. Die heftige Gemüthsbewegung, in welche der ganze Vorgang den Fürſten geſetzt hatte, brachte die glückliche Wirkung hervor, daß er von ſeinem Spleen völlig befreiet ward. Er ward ſchnell wieder ganz der gute und thätige Prinz, der er ſonſt geweſen war, und der Graf gefiel ſich ſo wohl bei ihm, daß er auf ſein Bitten eine geraume Zeit hindurch bei ihm beharrete.

Ehrhard hatte kaum erfaren, daß der Kommandant plötzlich zum Fürſten beſchieden worden, als er ſogleich für ſeinen Freund die zuverſichtlichſte Hofnung ſchöpfte. Flemming ſelbſt horchte darüber hoch auf, und man verſchob alle zu treffende Verabredung bis auf die Zurückkunft deſſelben.

Kommandant, als er den unterwegs krank gewordenen Rath E. zu Bette bringen laſſen, zu Flemming eilend und ihm die Hand reichend. Der Graf hat ſeine Sache treflich gemacht. Sie ſind frei. Iſt es möglich, daß dieſe Nachricht zu Ihrer Wiederherſtellung etwas beitragen kann, ſo iſt dieſe Minute eine der ſeligſten meines Lebens.

Flemming, dem eine Thräne aus den Augen des Generals auf die Hand fällt und der dis fühlt. Herr General, ſo ſchwach ich bin, ſo hat mein Herz doch noch Kraft genung, den vollen Werth Ihrer gegenwärtigen Seelenſtimmung zu empfinden. Glauben Sie mir's, ich bin ganz durchdrungen davon. — Ich preiſe meinen Schöpfer für die Nachricht, welche Sie ſelbſt mir ſo theilnehmend bringen, und wenn ich die mir wieder gewordene Freiheit auch nicht mehr brauchen kann, ſo hat ſie doch gewis die gute Folge fur mich, daß mein Sohn nun bei mir bleiben darf — nicht wahr? (drückt dem General die Hand)

Kommandant. Das verſteht ſich. Mit dem gröſſeſten Vergnügen ſteht ihm hier iede Bequemlichkeit bereit, die ich ſelbſt habe. Sein Sie verſichert, daß mir ſelbſt Alles hieran liege.

Flemming. Nun, ſo komm her, mein Sohn! (als Albert herbeigetreten) Ach Albert, — ſo biſt du's dann, der mir die letzte Pflege reichen und der mir die Augen zudrücken wird. Sieh, das wars, was ich mir von Gott erflehete, und nun habe ich Alles. Aber du wirſts doch wohl gern thun? du bleibſt doch wohl gern bei mir? Lange wirds nicht währen, denn ich bin zu ſchwach.

Albert, innigſtgerührt. Ach wie ſo gern, Vater, wie ſo von ganzer Seele gern bleibe ich bei Ihnen, und wie froh bin ich, daß ichs nun darf! Aber — das fürchte ich noch nicht, daß ich Ihnen hier werde die Augen zudrücken müſſen. Wir müſſen nur die Kur ändern.

Kommandant. Mein Fürſt wird heute noch ſeinen Leibarzt heraus ſchicken.

Albert. Deſto ſchöner. So wird ſichs zeigen, welcher Meinung er beitrete. Ich halte meinen Vater für hämorrhoidaliſch.

Ehrhard. Das glaube ich faſt auch. Und iſt dis, du lieber alter Freund, ſo kann ein einziger glücklicher Durchbruch deiner Natur dir Leben und Geſundheit wieder ſchenken. (während daß Flemming den Kopf ſchüttelt) Verzage noch nich frommer Dulder! Ich habe eher ſolche Kranke au ſolche Art wie durch ein Wunder geneſen ſehen. Aber — nicht wahr, Herr General, unſer Fürſ iſt doch ein braver Mann?

Kommandant, deſſen ganzes Geſicht applaudirt. Mit ſeinem Willen geſchieht gewis keinem Menſchen Unrecht. Dismahl wars nun einmahl geſchehen: aber er hat dann doch hintennach eine Juſtitz geleiſtet, die mich, ſo ein alter Soldat ich bin, doch faſt auſſer Faſſung ſetzte. Ich habe an Herrn Flemmings Stelle den Rath von E. mit anhero gebracht.

Ehrhard, der die Hände zuſammen ſchlägt. Was ſagen Sie? den Rath E?

Kommandant. Ja, den Rath E. Nicht wahr, Herr Prediger, das iſt einmahl ein ſtarkes Stück von fürſtlicher Juſtitz?

Ehrhard. Ich ſtaune. — Freund Flemming, haſt du's gehört? dein Verfolger, der Rath E., iſt hier Arreſtant

Kommandant. Und ſoll Ihr Quartier beziehen, wenn Sie es verlaſſen.

Flemming. Ich höre alles. Was kann mir aber mit Anderer Unglück gedient ſein?

Kommandant. Das iſt wohl wahr; ich geſtehe auch ſelbſt, daß es eine äuſerſtauffallende Juſtizübung ſei, es kann aber warlich nicht ſchaden. Wird der Fürſt nun vollends erſt noch alles Uebrige erfaren, was der E. während ſeiner Geiſtesverdroſſenheit ſich erlaubt hat, ſo will ich nicht hinſehen. Nun ſoll wohl ieder, den er gedrückt, ſeine Klage an den Herrn bringen; vorher war es platte Unmöglichkeit. Es iſt auch recht, daß einmahl ein Exempel am Miniſterialdeſpotiſmus ſtatuirt werde. Ich kenne keinen infamern Menſchen, als einen Rath, der das volle Zutrauen ſeines abweſenden oder kranken Herrn misbraucht und unter dem Wir von Gottes Gnaden deſſelben die ſchändlichſten Unterdrückungen ausübt.

Ehrhard. Ich kann mit meinem Erſtaunen darüber nicht fertig werden. Der Graf mus unſern Herrn gewaltig in Wärme geſetzt haben.

Kommandant. Gewis. Und nun wünſchte ich nur, daß er etwas bei ihm verweilte. Ich glaube, Er ſei ſein beſter Arzt.

Ehrhard. Nun ſoll meine Citation wohl einſchlafen.

Kommandant. Natürlich. Und was das ſtärkſte iſt, wäre der Rath von E. nicht aus gehabter ſchrecklichheftiger Alteration unterwegs krank geworden, daß ich ihn gleich zu Bette bringen laſſen muſte: ſo hätte ich ihn hier einführen müſſen. (zu Flemming) Ich habe die Ordre erhalten, daß er Ihnen während Ihrer Krankheit aufwarten ſolle.

Flemming, in einer Art von Misvergnügen. Nun das will ich unterthänig verbitten.

Kommandant. Ich zweifle, ob ich darinn werde nachlaſſen können, wenn er ſich wieder beſſer befindet. Der Fürſt war äuſerſt aufgebracht.

Flemming Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich mir es zur Gnade ausbäte, daß ſolches nicht geſchähe. Sagen Sie ihm, daß das für mich eine gröſſere Strafe ſein würde, als für den Rath E., und daß ich an meinem Sohne lieber meinen Verpfleger haben wollte. Einer meiner ärgſten Verfolger ſollte mir immer vor den Augen herumwanken — ſollte mein Verpfleger ſein? Ich bitte Sie!

Der Kommandant erzählte noch den ganzen Vorgang im Garten zu .. umſtändlich und der Leibarzt kam an. Dieſer informirte ſich zuförderſt von allem und hernach ward zwiſchen ihm, dem Veſtungsarzt und Albert an Flemmings Bette mediciniſche Konſultation gehalten. Der Leibarzt trat zu Alberts Meinung über ſeines Vaters Krankheit über und verwarf die ſeitherige Kur. Es entſtand eine heftige Debatte zwiſchen den beiden Aerzten. Der Veſtungsarzt war ein beiahrter Mann, der blos durch eine langiährige Praxis einen kleinen Vorrath von mediciniſchen Kentniſſen geſammlet hatte und ſolche aus Ermangelung aller Theorie oft nur aufs Gerathewohl anzuwenden pflegte. Das Glück hatte ihm aber zuweilen wohl gewollt, und hierdurch ſowohl, als durch ſein Alter, war ein unleidlicher Stolz in ihm erzeugt worden. So oft er mit den Leibarzt zuſammen kurirt, hatte es Streit unter ihnen geſetzt; wovon die Folge iederzeit geweſen, daß einer dem andern Platz gemacht. Der Leibarzt war viel iünger, aber ein treflicher Phiſiologe, und hatte dismahl nicht Luſt, ihm Platz zu machen. Der Streit zwiſchen beiden ward alſo heftiger, als ie. Der Veſtungsarzt behauptete, er habe recht kurirt und ſo müſſe fortgefaren werden. Der Leibarzt demonſtrirte, daß die Kur falſch geweſen und daß, wenn ſie fortgeſetzt würde, der Patient zuverläſſig ſeinen Geiſt daran aufgeben müſſe. Jen ſprach Flemming das Leben ab; dieſer ſprach ih das Leben zu.

Flemming, als ſie im hitzigſten Streit ware lächelnd. Nicht ſo hitzig, meine Herren, nich ſo hitzig! Es betrift die Haut des dritten. Au einen Mann, der nicht ſo reſignirt wäre, wie ich müſte es eine ganz eigene Senſation machen, wenn er ſo pro und kontra über ſein Leben diſputiren hörte Ich aber finde den Diſpüt drolligt und bitte nur daß ſich die Herren meinetwegen nicht ſo ereifern wollen.

Veſtungsarzt, ſehr mürriſch. 's iſt wahr — allemahl nimmts der Herr Leibarzt mit mir, als ſo einem alten Praktiker, auf, und er ſoll doch erſt noch erfaren, was ich ſchon erfaren habe.

Leibarzt. Und ich habe Ihnen ſchon ſo oft geſagt, daß das Alter hierbei gar nichts zu ſchaffen habe. Ich wüſte nicht, wie mir zu Muthe ſein würde, wenn ich ein Greis wäre und gegen einen jüngern Mann immer auf meine höhern Jahre als auf meinen letzten Behelf, provociren müſſe. Hier kommt es gar nicht darauf an, welche Meinung die Meinung des ältern unter uns, ſondern welche die erwieſenere ſei. Sie behaupten nur die Ihrige und berufen ſich dabei blos auf Ihre lange Praxis; ich aber habe Ihnen die Richtigkeit der meinigen und die Falſchheit der Ihrigen demonſtrirt. Alle Simtomen, die wir hier haben, reden für meine Meinung und ſprechen wider die Ihrige.

Veſtungsarzt. Der Maior von R. und der Paſtor L. und der Kaufmann N. hatten dieſelbe Krankheit, die dieſer Herr hier hat, und die habe ich alle auch ſo kurirt.

Leibarzt. Haben Sie ſie nach derſelben Methode behandelt und wirklich kurirt, ſo haben iene offenbar eine andere Krankheit gehabt; haben ſelbige aber dieſelbe Krankheit gehabt, ſo haben Sie ſie ebenſo falſch behandelt, wie Sie Herrn F. behandeln, und weder der Maior, noch der Paſtor, noch der Kaufmann ſind Ihnen für die geleiſteten Arztbemühungen Dank ſchuldig.

Veſtungsarzt. Das ſagen Sie nicht. Dieſe Männer ſind nun zwar alle ſchon bei Gott, aber ſie verdankens mir gewis in iener Ewigkeit noch.

Leibarzt, lächelnd. Nun dahin wollen wir Herrn Flemming eben noch nicht abſchicken. Er braucht ia nicht gerade dorthin ſchon zu Gott zu kommen; er kann auch fürs erſte hier noch e Zeitlang bei Gott bleiben.

Flemming. Ich bin mit allem zufriden. N fällt mir ein, daß es eine quälende Lage für ein Lebensluſtigern Kranken, als ich bin, ſein mü wenn der eine Arzt ſeine Krankheit ſo und der and anders nennet und wenn der eine auf dieſer, d andere auf iener Kurart beſteht. Wie mag es um den Glauben des Patienten ausſehen, v dem ich mir bei der Kur ſo viel faſt, als von d Medikamenten ſelbſt, verſpreche?

Leibarzt. Sie haben Recht. Der Glau an Arzt und Arzneimittel befördern den glückliche Gebrauch derſelben ungemein, und man wird d durch kein Fantaſt, wenn man dis einräumt. J mehr, als einer Familie, weis ich Beiſpiele, da zwei Aerzte wirklich daſſelbe verſchrieben, weil beid es für das Dienſamſte erkannten. Zum erſter hatte man kein Vertrauen gehabt und ſo blieb di Krankheit, wie ſie war Als der letztere, den ma mit groſſer Sehnſucht aus der Ferne kommen laſſen dieſelbe Medicin unter einem andern Nahmen reichte, that ſie die geſegneteſte Wirkung.

Veſtungsarzt. Das iſt ia, was ich ſage. Nun atqui — zu ſo einem alten Praktikus, wi ich bin, kann, darf, ſoll und mus man mehr Glauben haben — Ergo — —

Leibarzt. Ihr Schlus quadrirt nicht, Herr Doktor. Wir ſind ia nicht in dem Fall, daß wir beide einerlei verſchreiben wollen.

Albert. Wie erklären Sie den Glaubenseinflus bei dem Patienten, Herr Leibarzt?

Leibarzt. Ganz natürlich. Der Patient nimmt erſtlich die Medikamente pünktlich ordentlicher ein, wenn er Zutrauen zu ihnen hat, und befolgt überall die Vorſchriften desienigen Arztes genauer, an den er glaubt. Und dis allein wäre ſchon genug, die Erſcheinung, deren ich vorhin erwähnt, zu erklären. Aber der Glaube an Arzt und Arznei theilt dem Patienten auch eine heiterere und ruhigerere Gemüthsſtimmung mit, und dieſe mus dem Gebrauch der Medikamente äuſerſt zu ſtatten kommen. Daß endlich die Einbildungskraft ebenſo ihre guten, wie ihre böſen Dienſte, und vorzüglich bei geſchwächten Körperkräften und in zerrütteten Geſundheitszuſtänden, leiſte, iſt uns allen bekannt.

Flemming, der ſeiner Schwachheit ungeachtet ſehr aufmerkſam zugehört. Iſt gewis wahr. Ich komme aber auf meine vorige Frage zurück, wie es alſo um den Glauben des Patienten da ſtehen möge, wenn er ſo über ſich ſtreiten hört.

Leibarzt. Da wiſſen wir ihm zu helfen. Wir gehen auf die Seite und laſſen ihn nichts davon hören. Hier habe ich eine Ausnahme machen zu dürfen gemeint, weil ich einen ſehr geſetzten und reſignirten Patienten vor mir ſah. Und eben darum, weil ich auf den Glauben des Kranken ſo viel ſetze, habe ich auch gehoft, daß der Ihrige durch Anhörung unſerer ausführlichen Berathſchlagung ſeine rechte Richtung erhalten werde. Ein Mann, wie Sie, weis Demonſtration von bloſſer Behauptung und richtige Demonſtration von unrichtiger bald zu unterſcheiden. Und das iſt der wahre geſundmachende Glaube, der aus Einſicht richtiger Demonſtration des eigentlichen Zuſtandes des Patienten und der eigentlichen Heilungsart deſſelben erwächſt.

Flemming, dem man den aufkeimenden Glauben an den Leibarzt anzuſehen anfängt. Vortreflich! — Aber wie, wenn nun die beiden ſtreitenden Aerzte ſich nicht vereinigen können und beide doch gemeinſchaftlich fortkuriren? Da kurirt wohl ein ieder auf ſeinem eigenen Wege, und heute ſtirbt wohl der eine dem andern, und morgen der andere dem einen durch die Finger?

Leibarzt. So pflegts wenigſtens oft herzugehen.

Flemming. Daß Gott erbarme! Der arme dritte Mann, über den es da hergeht!

Leibarzt. Er mus ſich damit tröſten, daß er methodice ſterbe. Ob er damit zufriden ſei, weis ich nicht; der Apotheker iſt es gewis. (ſatiriſchlächelnd) Kluge und rechtſchaffene Aerzte aber, wenn ſie ſich durchaus nicht vereinigen können, pflegen es alsdann ſo zu halten, daß einer dem andern Platz macht.

Veſtungsarzt, aufgebracht. Dismahl mache ich nicht Platz. Hier bin ich ex Officium.

Leibarzt, männlich. Und ich, wenn ich auch wollte, darf nicht Platz machen. Ich ſoll und mus hier ſein auf ein Mandatum Principis ſpecialiſſimum.

Veſtungsarzt, beſtürzt. So? Sind Sie auf höchſten Befehl hier?

Leibarzt. Ich dächte, Sie hätten ſich dis wohl gleich denken können, als Sie mich hier antrafen.

Veſtungsarzt, der aufſteht. Nun ſo will ich Platz machen.

Leibarzt, als er fort war. Ueber den alten Praktiker! Nun — Glück auf den Weg! — (zu Flemming) Geliebter Kranker, ſein Sie nicht ohne alle Hofnung! Faſſen Sie Muth! Haben Sie Glauben zu mir! Es ſoll alles geſchehen, was möglich iſt. Ich ſage Ihnen die Wahrheit, wenn ich ſage, daß ich nicht ohne Hofnung bin und daß ich Glauben zu Ihnen habe. Trauen Sie meinen Worten; wenn ich ſo etwas nicht mit Ueberzeugung ſagen kann, ſo pflege ich ſonſt lieber gar nichts zu ſagen. Es iſt meine Mode nicht, daß ich Kranken leere Hofnung wider mein beſſeres Wiſſen mache. Am wenigſten würde ich ſie einem Kranken machen, der ſo reſignirt iſt, wie Sie. Aber ich ſehe noch nicht, daß Sie ſchlechterdings ſterben müſſen: vielmehr —

Flemming, dem die Freude aus den Augen blickt. Guter Mann, ich will es Ihnen nicht leugnen, daß ich dis gern höre. Sie ſprechen, wie mein Sohn da ſprach. Ich geſtehe es — da ichs nun vom zweiten Manne höre, und noch dazu von einem ſolchen zweiten Manne, ſo machts tiefere Eindrücke auf mich. Aber —

Leibarzt. Kein Aber! Wenigſtens ietzt noch nicht. Sie ſind falſch behandelt; dis iſt alles, und es iſt Zeit, daß der Irthum ein Ende bekommen. Ihrer Augen wegen ſein Sie unbekümmert; und wenn ſogar der Fall noch einträte, daß Sie blind würden — —

Flemming, traurig. Ach, das wolle doch Gott nicht!

Leibarzt. Ich ſage nur, wenn es geſchähe, auch dann ſollten Sie darüber unbekümmert ſein. Es wäre nichts, als nur ein höherer Grad des Uebels, das Sie ſchon haben. Glückt es uns, das Uebel ſelbſt zu heben, ſo heben wir ſeinen höhern Grad wieder zuerſt. Die Schwäche, welche Sie fühlen, hat Ihnen mein Herr Kollege gemacht; und die Geſchwulſt haben Sie ihm auch zu danken. Die alte Kur iſt alſo auf der Stelle abgebrochen: heute ſoll Pauſe ſein und morgen fangen wir eine neue an. Nun Glück zu! (reicht Flemming die Hand)

Flemming, zu Thränen gerührt und in die Höhe blickend. Gott! wenn es möglich wäre, daß ich meine Sophie und meine Leopoldine noch einmahl wieder an mein Herz drückte! Ach Vater, Vater, dann, dann — —

Leibarzt. St! Nicht ſo! Nichts vor der Zeit gedacht! Nichts gewis gefürchtet; nichts gewis gehoft! Sie müſſen ſich ietzt gar keiner heftigen Gemüthsbewegung überlaſſen. Ganz ſtill und ruhig — ganz ſo heiter und ergeben in alles, wie vorhin — das iſt ietzt für Sie der beſte Zuſtand.

Flemming. Nun ia, ia.

Der Leibarzt, welcher ſich freute, an Albert einen guten Adiunkt zu haben, verordnete nun die ganze neue Behandlungsart des Patienten von morgen an, verſprach täglich heraus zu kommen und empfohl Flemming nochmals den Glauben eifrigſt.

Flemming, der bald hernach betend eingeſchlafen war, als er in der Nacht erwachte. Albert, ſtecke doch Licht an!

Albert. Lieber Vater, es brennen ia ſcho zwei Lichter.

Flemming. Ach Gott, ſo bin ich nun ga ſtockblind.

Albert konnte für Alteration nicht antworten ſondern drückte ſeinem Vater blos die Hände.

Flemming, wehmüthig. Du Unerforſchliche in deinen Wegen; auch dis ſollte mir noch widerfaren? Auch nicht Licht einmahl genung ſoll d Welt für mich bis an mein Ende haben? O d

Allbarm

Allbarmherziger, nun mache doch Schlus! Nun löſe mich bald auf! Leben und nicht ſehen — Vater, das war von ieher das ſchrecklichſte, das ich mir dachte. Auch ſolches iſt mir geſchehen. Woher kommt alles das Unglück? Wie macht meine eigene Natur mit meinen Feinden ſo gleichſam gemeinſchaftliche Sache! Jener Verfolger bis aufs Blut hätte mir gern die Augen ausſtechen laſſen. Nun hat er es nicht nöthig. Ach Vater, verzeih! dein Wille mus es freilich ſein; ſonſt wäre es nicht geſchehen. Aber nun bin ich zu elend, zu zerſchlagen und zermalmt. Nun erbarme dich meiner und ſchenke mir mein Sterbeſtündelein. Las mich iezt wieder einſchlafen und dann nie wieder erwachen! — Albert, leb wohl, ich will ſehen, ob ich ſterben kann. (legt ſich nach der Wand hin)

Albert, nach langer Zeit. Vater — beſter Vater!

Flemming, der unterdeſſen viel gedacht. Was denn, mein lieber Sohn?

Albert. Ich bin zu beklommen, Vater, um viel zu ſagen. Aber — o nach Gott mein Alles, ſammlen Sie doch nur einmahl noch all Ihr Vertrauen auf Gott. Sie haben ia ſoviel ſtandhaft

gelitten;

gelitten; wollten Sie ſich denn nun noch laſſen Ihre Krone nehmen?

Flemming, der ſich umwendet und nach Albert faßt. Kommt doch wohl gar Leopoldinens Geiſt auf dich! — Guter Sohn, dein Vater iſt auch ein Menſch. Sei aber brav und verſtehe ihn nicht falſch. Ich demüthige mich unter Gott. Er wolle mir aber nun auch gnädig ſein und mich von hinnen nehmen. Sei ganz Sohn und hilf mir dis von ihm erbitten. Sieh einmahl, meine letzte einzige Freude war, daß du kamſt, und nun — kann ich dich nicht einmahl ſehen. Mus mir der Gedanke, den ihr mir am Tage ſo ſüs machtet, daß es möglich ſei, daß ich geneſen könnte, nun nicht ein wahrer Gallengedanke ſein? Um Gottes willen nun nicht geneſen! Wie? nun noch wieder leben, lange etwa leben und — blind ſein? Ach Albert, Albert, das wünſche deinem Vater nicht. Nun wünſche ihm lieber den Tod ie eher ie lieber und gönne es ihm, wenn ſelbiger recht bald kommt. Du drückſt nun Augen zu, die ſchon ſo gut wie zugedruckt ſind.

Albert. Mein guter Vater, erinnern Si ſich doch deſſen, was der brave Leibarzt ſprach

Er hats Ihnen ja gleichſam vorhergeſagt und zugleich zu erkennen gegeben, daß die Wiederherſtellung Ihrer Augen mit Ihrer Wiedergeneſung verbunden ſein und ebenſo derſelben vorhergehen werde, wie der Verluſt Ihrer Augen auf Ihre Krankheit folgte. Wenn Sie es nur glauben wollten — dieſer Zufall iſt in Ihren Umſtänden nichts unerhörtes.

Flemming. Ach Albert, Albert, ihr habt gut reden, werdets aber wohl erfaren. Las mich nur ſchlafen! (legt ſich wieder um)

Die Natur des armen Leidenden ſchien ſelbſt ihn zu ſeiner neuen Kur einweihen zu wollen. Er genos einen langen erquickenden Schlaf; nach deſſen Beendigung ihn Albert der Vorſchrift gemäs zu behandeln anfieng. Nachmittags kam der Leibarzt und brachte ihm auſſer dem gnädigſten Grus vom Fürſten die Nachricht, daß die ganze Kur auf fürſtliche Rechnung gehe und daß er eine gewiſſe Summe Geldes erhalten, um ſeine Verpflegung auf das zweck- und ſtandesmäſſigſte beſorgen zu können. Der blinde Flemming dankte unter Thränen und klagte dem Leibarzt das ihm in der Nacht zugeſtoſſene Unglück. „Ich bin nun auf der unterſten

Stufe des menſchlichen Elends, ſchlos er, und kenne weiter keinen Troſt, als die Hofnung, bald zu ſterben. Ich laſſe zwar alles mit mir thun, um auch meine letzten Pflichten zu erfüllen: können Sie mich aber in dieſer Hofnung ſtärken: ſo will ichs als die letzte Barmherzigkeit anſehen, die mir Gott erzeigt. “

Leibarzt, männlichliebreich. Nun, nun! Warum denn ſterben wollen wieder mit einem mahle? Geſtern ſchienen Sie es ia gern zu hören, daß es noch nicht unmöglich ſei, daß Sie wieder geneſen könnten. Deswegen etwa, daß Sie Ihre Augen ganz verlohren haben? Ich habe Sie ia geſtern hierauf vorbereitet.

Flemming. Erwägen Sie doch — wie ſollte ich länger zu leben verlangen, da ich nun blind leben mus!

Leibarzt. Das Blindſein hat nichts zu bedeuten; ich habe Ihnen ia dis auch ſchon geſtern geſagt. So, wie Sie wieder geneſen, bekommen Sie Ihre Augen wieder Wenn nur das erſtere geſchieht; für das letztere ſtehe ich alsdann mit Leib und Seele.

Flemming. Ich weis nicht — ich zweifle.

Leibarzt. Ja, wenn Sie keinen Glauben haben wollen, dann iſts ſchlimm. Das kann ich Ihnen nicht zuverläſſig verſprechen, daß Sie wieder geneſen; ich hoffe es iedoch. Das aber verſpreche ich Ihnen als ein ehrlicher Mann, wenn Sie geneſen, blind ſollen Sie nicht bleiben. Da Sie alſo ein auf ieden Fall ſo reſignirter Mann ſind, ſo drücken Sie ſich doch nur wenigſtens die Alternative recht ein — entweder blind bleiben und ſterben, oder geneſen und wieder ſehend werden. Darunter laſſen Sie nun die Vorſehung wählen. Eines von beiden wählt ſie gewis. Sind Sie denn nicht damit zufriden, ſie wähle davon, was ſie wolle?

Flemming. Ja, ach ia doch. Nur das dritte — geneſen und blind bleiben, nicht!

Leibarzt. Nein doch! Haben Sie doch wenigſtens dieſen Glauben. Und wenn ich Ihnen nun wiederhole, daß es mir wahrſcheinlicher ſei, daß Sie wieder geneſen, ſo haben Sie doch auch Glauben zur ganzen Kur. Sind Sie denn in Ihrem Glauben ſo veränderlich? das iſt ia nicht hübſch, man ſoll im Glauben beharren, wenn man geſund werden will. Ich an Ihrer Stelle wäre ganz ruhig,

überlieſſe

überlieſſe mich Gott und meinem Arzt, dächte, ei
von beiden kommt nur, entweder du ſtirbſt o
bleibſt leben, — iſt das erſtere, ſo brauchſt
keine Augen mehr, iſt das letztere, ſo kriegſt du
wieder, überredete mich vom letztern und dächte
jeder Arznei, die ich einnähme, dieſe ſoll hel
und bei jeder ſpaniſchen Fliege, die mir gelegt wü
dieſe mus helfen. So machte ichs, das weis
und ſo ginge es gut.

Indem der Leibarzt dieſe letzten Worte geſp
chen trat er vom Kopfende des Krankenbettes
Fusende.

Flemming, ſeine Hand dahin reichend,
ſelbiger erſt geſtanden und geſprochen hatte. M
ſo will ichs auch machen und geduldig alles er
ten, wie es kommt.

Leibarzt, dem Flemmings Fehlgrif durch
Seele geht und der ſchnell wieder auf den vori
Ort tritt und die Handreichung erwiedert. Ar
Mann! — Sein Sie ruhig; Gott wird Ih
Ihr Geſicht wieder ſchenken.

Flemming, als er entdeckt, was er geſ
So gehts dem Blinden. Er mus die Menſ
ſuchen, und wenn ſie dicht vor ihm ſtehen. .

Leibarzt. Lieber Mann, es geht ia Leidenden aller Art ſo. Greift nicht ieder derſelben unter ſeinen nächſten Freunden und Blutsverwandten zuweilen fehl?

Flemming. Ach ia wohl. — Freund Ehrhard, biſt du hier? Komm einmahl her. (als Ehrhard herzutrat und ſprach, hier bin ich) Nach dir greif ich doch nicht fehl.

Dieſer Vorgang drang allen noch tiefer durch die Seele, als Flemmings vorhergethaner Fehlgrif. Man feierte die ſchöne Freundſchaftsſcene mit einer langen gedankenvollen Stille.

Leibarzt, endlich. Der rechtſchaffene Mann! Nun — Gott wird helfen, ich weis es.

Ehrhard. Beruhige du dich nur recht, du mein einziger Freund! Es wird gewis alles gut gehen. Du biſt in guten Händen. Gott und dein Arzt. . .

Flemming. Ia, ich habs verſprochen und halte nun auch Wort. Aber du wirſt nun nach Hauſe müſſen, liebſter Freund, nicht wahr? Las dich nicht von deinem Amte abhalten. Kannſt du doch nun meiner Frau wenigſten ſagen, daß ich wieder von Staats wegen frei und nur noch im Arreſt der Natur ſei.

Ehrhard. Mein Amt iſt beſorgt und ich reiſe auf keinen Fall eher ab, bis ich die endliche Wendung mit Gewisheit weis, die dein Zuſtand nimmt. Nicht einmahl ſchreiben mag ich nach Hauſe; denn was ſollte ich ſchreiben? Auch zu meinem Fürſten möchte ich nicht gern eher.

Flemming. Du Guter! Wenn du auch noch bei mir bleiben kannſt und willſt, ſo iſt mir dis auch ein groſſer Troſt.

Die applicirten Veſikatorien thaten bei Flemming trefliche Wirkung. In Zeit von acht Tagen bekam er den Gebrauch ſeiner Augen wieder.

Flemming, als er an einem Morgen erwacht und wieder Lichtſchimmer und darinn ſich bewegende Geſtalten erblickt. Ei Vater, ſo wärs doch wahr, doch wahr, daß ich wieder ſehend werden ſoll? Ach nun zerſchmilzt mein ganzes Herz in Freude und Dank vor dir. Du ewige Quelle des Lichts haſt auch wieder Licht für mich. O Gott, Gott! Wohl mir, wohl mir! — Willkommen, lieber Lichtſchimmer, zum erſten mahle wieder! Warum ſollteſt du nun nicht ebenſo gut in Graden auch wieder für mich ſteigen können, wie du überhaupt für mich wieder gekommen biſt? (während daß Albert mitten in der Stube unbeweglich ſtehen blieb und andächtigfroh auf ſeinen Vater horchte) Albert, da ſtehſt du — ich ſehe dich ja. Du biſts, nicht wahr? So komm doch her und höre doch, ich fange ja wieder an zu ſehen.

Albert, der ihm um den Hals fällt. Ach Vater — Gottlob, Gottlob!

Flemming, äuſerſtvergnügt. Ja wohl, lieber Sohn, Gottlob, Gottlob! Iſt mir doch wahrhaftig ſo zu Muthe, als wäre die ganze Welt mir geſchenkt. Was Gott durch ein bisgen Licht an uns ausrichten kann, wenn er es uns gibt und nimmt! Warlich ſeligmachen und verdammen kann er uns ſchon blos durch Licht und Finſternis. Nun verſtehe ich erſt recht, was das Wort heiſſe — hinausgeworfen werden in die äuſerſte Finſternis . . . Ich dachte manchmahl in meiner Blindheit — „Wie ginge dir in ſehenden Tagen bei Nacht, wenn du erwachteſt? Fühlteſt du dich denn da darum unglücklich, weil du nichts ſaheſt? So thu doch itzt ſo, als wenn Nacht wäre.„ Aber lieber Albert, ich konnts dahin nicht bringen und der Gedanke kam mir immer in die Queere — als du noch ſehen konnteſt, da wuſteſt du doch, wenn du gleich in der Nacht auch nichts ſaheſt, daß du, ſo bald der Tag anbräche, die ganze Welt wieder ſehen würdeſt; aber iezt — —? doch nun, Gott ſei Dank, wird dieſer Gedanke auch bald wieder zu den Gedanken gehören, die dein armer Vater denken darf. Wie geſagt, mir iſt, als wäre mir die ganze Welt geſchenkt. Und ſie iſts auch warlich. Für den Blinden iſt die Welt ſo gut, wie gar nicht, da. Albert — und nun wird mein Glaube gröſſer, als der eurige vielleicht iſt. Was ihr nur hoffet, das erwarte ich ſchon. Kurz, ich glaube nun, daß ich an dieſer Krankheit nicht ſterbe.

Ehrhard kam iezt auch zur Stube herein.

Flemming, als dieſer in einiger Entfernung ſtehen blieb, auf ſeine Stelle hinzeigend. Und da ſteht Freund Ehrhard — nicht wahr?

Ehrhard, ganz auſſer ſich und herzuſpringend. Ich bitte dich, ich bitte dich — haſt du mich blos am Gehör, oder kannſt du wieder ſehen?

Flemming, luſtig. Examinire mich doch einmahl!

Ehrhard trat aus ſeinen Pantoffeln und ſchlich ganz ans Kopfende. Flemming faſſte über ſich und berührte ihn.

Ehrhard, der herumſpringt und über ihn herfällt. Ach warlich, du ſieheſt mich wieder. So ſei doch Gott tauſend tauſendmahl geprieſen!

Flemming. Nicht tauſendtauſend, ſondern millionentauſendmahl! Lieber Ehrhard, das iſt eine Freude, höre, das iſt eine Freude, wieder ſehen lernen; das kann ich dir gar nicht beſchreiben. Freilich kann ich dich noch nicht ſo ſehen, wie du mich ſieheſt; aber —

Ehrhard, begierig. Wie ſieheſt du mich denn?

Flemming. So, als wenn ich deinen Schatten ſähe. Aber das ſchadet nichts. Ich werde dich nun ſchon wieder ordentlich ſehen lernen, dein deutſches Geſicht, den treuen Blick, die gaſtfreie Mine — — —

Ehrhard, ihm den Mund zuküſſend. O du — du — du! (zu Albert) Nun glaube ich alles.

Flemming, wie kraftvoll. Ja ich auch. Wer weis, ob ich nicht noch einmahl in deinem Teiche im Garten wieder mit dir ketzere! Ich weis nicht, wie es zugehe, an den Teich habe ich in meiner Krankheit wohl hundertmahl gedacht Sobald ich immer nach Fremdlingshauſen dachte, war ich an dem Teiche, und konnte nicht von ihm wegkommen.

Ehrhard. Du Guter! Ach, wenn ich dis Glück hätte, daß du an meinem Teiche erſt wieder ſäſſeſt, o Flemming, dann, dann — — —. Und wenn du auf der andern Seite wäreſt und könnteſt nicht zu mir herüber, bis an den Hals wollte ich hinein waten und dich durch den ganzen Teich tragen. Doch — wir wollen Gott laſſen walten.

Flemming. Ja, das wollen wir. Ich bin nun recht froh, daß ich den Zufall an den Augen erlitten habe. Die Beſſerung, welche ich nun ſpüre, gibt mir meinen ganzen alten Muth wieder. Glaub mirs', er war faſt weg.

Die Freude des Tags ward, als der Leibarzt ankam, vollkommen. „Nun, ſprach dieſer, die Augen kämen alſo wieder; wenn wir nur erſt weiter wären!„ Er fand, daß die Geſchwulſt an den Füſſen ſich verliehre; dagegen aber klagte Flemming über ſtärker werdende Spannungen im Unterleibe.

Leibarzt, als er dis hörte, zu Albert. Den rechten Fleck hätten wir alſo wohl getroffen. Wenn nur, wenn nur . . . Sonſt wirds langweilig hergehen.

Ehrhard ſchob noch immer ſein Schreiben nach Hauſe ſowohl, als ſeine vorhabende Reiſe zu ſeinem

Fürſten, von einem Tage zum andern auf. Flemmings Augen würden zwar immer beſſer, auch nahm ſeine Geſchwulſt immer mehr und mehr ab; der Leibarzt aber wollte noch nicht mit Entſcheidung ſprechen. Er fand den Kranken an einem Tage beſſer, am andern ſchlechter. Es vergingen vierzehn Tage. Ehrhard fing an unruhig zu werden; Flemmings Glaube aber ward immer ſtärker. Des Leibarzts ewige Fragen waren nun nach ſeinen Empfindungen im Unterleibe. Wenn doch nur, wenn doch nur ... ſprach er einmahl über das andere. Am letzten der vierzehn Tage ſetzte er, als er ſich mit Ehrhard und Albert unterredete, hinzu: »meine Kunſt iſt nun erſchöpft. Ich hoffe aber immer noch, Herr F. werde ſein eigener beſter Arzt werden, und was wir alle nicht zwingen können, ſoll ſein Glaube noch zwingen. So oft ich wiederkomme, denke ich immer zu erfahren, daß es geſchehen ſein ſolle. Alles iſt gethan; nun mus die Natur arbeiten; ſonſt — Doch — vieleicht!«

Die Weiſſagung traf ein. Tags drauf, als er wiederkam, fand er den Patienten von ſtarken erlittenen hämorrhoidaliſchen Erſchütterungen ganz erſchöpft. Flemming lag da, als hätte er das Eigenthum über alle ſeine Glieder verlohren.

Leibarzt, als er hört, was geſchehen. Endlich! Ich gratulire, ich gratulire. Nun ſind wir über den Berg. Nun ſage ich Ihnen mit vollkommener Gewisheit, daß Sie wieder geneſen.

Albert. Sehen Sie, Vater, hab' ichs nicht geſagt? (küſſt ihn) O mein lieber, beſter Vater, wie freuet ſich meine ganze Seele!

Ehrhard, nachdem er ihn auch geküſſt hat. Nun, ſo ſei willkommen wieder im Lande des Lebens — du alter in Leiden und Jammer geübter Freund! Nun wir ſo weit endlich ſind, ſoll die Reiſe mit uns ſchon weiter gehen. Gott, wie froh bin ich, daß ich noch hier bin!

Flemming. Ich bin aber ganz erſtaunend ſchwach und kann wenig mehr, als reden.

Leibarzt. Ei das glaub' ich. Das iſt keine Kunſt. Es ſchadet aber nicht; ſtark ſollen Sie wohl wieder werden. Das iſt mein geringſter Kummer. Nun ſein Sie nur ganz ruhig und vermeiden iede heftige Bewegung. Stille, fromme Freude ſei die Stimmung, in der Sie iezt ununterbrochen Ihre Exiſtenz fortſetzen. Sie können nun bei Beobachtung einer für Ihren Körperzuſtand eingerichteten Lebensweiſe ein ſteinalter Mann werden.

Ehrhard. Höre einmahl, was da geſagt wird! Das ſoll nun noch ein Leben mit uns beiden erſt werden, wie es noch nie geweſen iſt.

Flemming, der ſeine Arme gen Himmel erhebt, ſie aber für Mattigkeit wieder niederſinken laſſen mus. Ach du in deinen Wegen erſt ſo unerforſchlicher und hernach doch ſo unermeßlich gnädiger, welche Barmherzigkeit thuſt du an mir! Durchdrungen, Vater, überwältigt, hingeriſſen fühlt ſich mein Herz davon. (legt die rechte Hand aufs Herz) Nimm es ſelbſt zum Danke hin! Ich kann ſein Gefühl nicht recht ausdrücken; aber ieder Schlag, den es thut, Vater, ieder Schlag für dich! Ach mit welcher Freude höre ich das Evangelium des Lebens wieder und war doch vorhin auf meinen Tod ſo reſignirt! Es iſt doch viel, daß du dem Menſchen immer gibſt, was er braucht; Reſignation, wenn reſignirt ſein ſoll, und Lebensfreude und Lebensluſt wieder, wenn wieder gelebt werden kann. Wer nur auf dich redlich vertraut, dem fehlts nie am wahren Guten, d. h. an der Seelenſtimmung, die ihm in ſeiner iedesmahligen Lage die heilſamſte iſt. Nun — thue ferner! Ach, wenn ich nur erſt wieder aufſtehen, wenn ich dann von hier wegreiſen, wenn ich dann meine Sophie und meine Leopoldine wiederſehen werde! O ihr lieben Tage, an welchen ich die lieben Meinigen alle wieder um mich haben werde! O du über alles lieber Vater, der du ſie mir ſchenken willſt — —

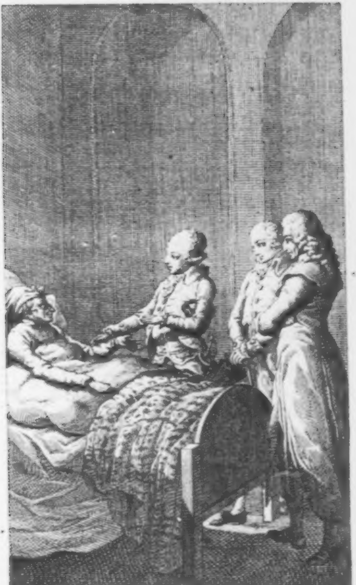
Leibarzt. Nun iſts gut, braver Mann! Nichts weiter ietzt davon! Sie thun ſich Schaden.

Flemming, der eine Bewegung macht, ihm die Hand zu reichen. Ach, wie bin ich Ihnen auch ſo viel Dank ſchuldig!

Leibarzt, ihm ſelbſt die Hand auf die ſeinige legend. Ich habe das wenigſte dabei gethan; Ihre eigene Natur that das meiſte. Und dieſer ſind Sie durch Ihren Glauben, durch Ihren freudigen Muth zu Hülfe gekommen. Sein Sie verſichert, ein Anderer, der um ſein Leben ängſtlich bekümmert geweſen, wäre auch bei ſtärkern Naturkräften noch nicht ſo weit, wie Sie Ja, könnte ich allen meinen Kranken eine ſolche Doſis von Erwartung des Beſſern und von Gleichmuth über die Möglichkeit des Schlimmern verſchreiben, dann, dann wäre gut Arzt ſein und kuriren. Es iſt unausſprechlich, wie viel die Seele auf den Körper, beſonders auf den kranken Körper, vermöge. Ich

habe

Th. III. S. 37



Schubert del.

C. Kohl sculp. 1790

Sie hatten Recht würdiger Mann
Die Religion ist ganz das einzigwahre Recept dazu.

habe Beiſpiele in meiner Praxis gehabt, daß Patienten uber alle anſcheinende Möglichkeit länger lebten; aber es war, als wenn ihr Geiſt aus innerer eigenthumlicher Kraft den Fall der ſinkenden Maſchine aufhielte. Sagen Sie mir doch, wie ſind Sie für Ihr Theil zu dieſer Gemüthsſtimmung, welcher Sie warlich dismahl ſo offenbar viel zu danken haben, gekommen? Können Sie mir das Recept dazu nicht geben?

Flemming. Durch eine lange Reihe von Leiden, von deren iedem ich mir die doppelte Erfarung abſtrahirte, daß dem Menſchen nichts ohne höhere Providenz geſchehe und daß alles, was ihm mit derſelben geſchieht, am Ende zu ſeinem Beſten gereiche.

Leibarzt. Sie haben Recht, wackerer Mann. Die Religion iſt gewis das einzigwahre Recept dazu.

Flemming. Du haſts doch wirklich zuerſt getroffen, Albert, was mir ſei, und ich wollte es mir nicht von dir einreden laſſen.

Albert. Vater, ich freue mich wohl recht darob.

Leibarzt. Freuen Sie ſich Ihres Sohnes, wie Ihres Lebens, glücklicher Vater. Er hat wacker ſtudirt und wird Ihnen noch viel Ehre machen.

Flemming. Ei und eine Tochter habe ich auch noch; ich wünſchte, daß Sie die ſähen. — Albert, ich habe wohl ſchon zehenmahl dich fragen wollen, wie iſt es zugegangen, daß deine Schweſter ſich abhalten laſſen, mit hieher zu reiſen?

Albert. Es muſte doch einer von uns wenigſtens wohl bei der Mutter bleiben, lieber Vater, und dann — ſo nahm uns ia auch der Graf in ſeinem Wagen mit.

Flemming. Ach es iſt auch wahr. Ich dachte ſchon, Sie hätte unter der Zeit etwas lieberes bekommen, als mich. (zu Ehrhard) Aber nun, liebſter Freund, wärs doch wohl Zeit, daß ſie und ihre Mutter Nachricht von mir erhielten. Sie mögen wohl meintwegen in fürchterlicher Angſt ſein. Denke einmahl, ſo lange ſchon ſeid ihr weg und hat keiner von euch unterdeſſen etwas von ſich ſehen oder hören laſſen.

Leibarzt. Allerdings können und müſſen nun die Ihrigen von der guten Wendung Ihrer Krankheit benachrichtigt werden; denn Sie ſelbſt, wenn Sie etwa Ihr eigener Bote werden wollten, möchten in den erſtern vier Wochen wohl nicht von hier abreiſen dürfen. Mein Plan iſt, Sie ſollen als ein völliggeſunder Mann nur in den Schos Ihrer Familie zurückkehren.

Ehrhard. Freund, las mir dis ganz über. Ich will nun ſogleich zu meinem Fürſten. Nun, da du geneſeſt, wird mir dis doppelt und äuſerſt wichtig. Sehe ich hernach, daß deine Geneſung, wie ich hoffe, vorwärts gehe, ſo iſt dir alsdann auch wohl Albert allein hier genung.

Ehrhard ging zu ſeinem Fürſten, blieb drei Tage, während welcher er immer beſſere Nachrichten von ſeinem kranken Freunde erhielt, abweſend und kam in Triumf und Jubel zurück.

Flemming. Nun, du ſiehſt ja ſo vergnügt aus, wie ein Bräutigam.

Ehrhard. Ja, ja, das — habe ich auch Urſache. Man wollte mir von allen Seiten her die Braut nehmen; nun aber iſt ſie wieder mein und ich habe ſie ſo gewis, wie ich ſie nie noch hatte. (fällt über Flemming her) Treuer, älteſter, beſter, dreimahl mir gegebener und dreimahl mir wieder genommener Freund — nun biſt du wieder mein, ganz mein. Nicht nur finde ich dich merklichbeſſer, als ich dich verlies; ſondern — (zieht ein Papier aus der Taſche) hier lis auch einmahl.

Flemming, feierlichlangſam und laut leſend. Da alles dasjenige, was gegen den unglücklichen F. hieſigen Orts verfügt worden, ohne meinen Befehl geſchehen, ſo wird ſolches hierdurch durchaus von mir kaſſirt. Mein Prediger E. aber wird hiermit feierlich von mir belobt, daß er den F. mit ſeiner Familie bei ſich aufgenommen, und bleibt ihm freigelaſſen, denſelben nach wie vor, nebſt den Seinigen bei ſich wohnen zu laſſen. Mein Land ſteht ieder vertriebenen rechtſchaffenen Familie zur freien Zuflucht offen. — Dieſen meinen mit eigener Hand geſchriebenen Befehl kann mein braver Geiſtlicher iedem zeigen, dem daran gelegen, ihn zu wiſſen. Ich wollte, daß ich lauter ſolche Pfarrer hätte.

Ludwig. (lieſet das Ganze noch einmahl vor ſich) Gottlob! Nun, ſo wäre ia mit einem mahle wieder alles gut! Aber willſt du mich denn auch gern wieder annehmen?

Ehrhard, der nochmals über ihn her fällt. Ach du Lieber! Könnt' ich dich nur gleich mitnehmen!

Flemming. Das geht nun wohl nicht. (ſieht vor ſich hin)

Ehrhard. Du biſt ja ſo bedenklich, Freund. Es iſt ja gar nicht, als wenn das Geleſene den Eindruck auf dich machte, den ich mir vorſtellte.

Flemming. Las mir nůr einige Zeit. — Was meinſt du denn zu dem Introitus des Befehls?

Ehrhard, der etwas ahndet. Darüber müſſen wir flüchtig weg leſen ... Der Fürſt konnte als Fürſt nicht anders introiren.

Flemming Ei ſo! Iſt das nicht ſchrecklich, daß ſo etwas, wie mir geſchehen iſt, nun ohne fürſtlichen Befehl geſchehen ſein ſoll? Und was iſt das für eine fürſtliche Ausrede! Wer als Fürſt ſeinem Miniſter alles übergibt und ſchlechterdings von nichts wiſſen will, der mus auch alles, was dieſer unterdeſſen thut, für als von ihm ſelbſt befohlen oder doch zugelaſſen anerkennen. Warum kannſt du denn nun deinen Fürſten ſo entſchuldigen und warſt ſo dagegen, als ich dem meinigen das Wort redete?

Ehrhard, betreten. Mein Fürſt macht doch alles wieder gut, was während ſeiner Krankheit Böſes geſchah, und — machts bald wieder gut. Aber der Deinige — — —

Flemming, den rechten Zeigefinger hoch empor hebend. Höre, höre, du haſt mich einmahl der Sophiſterei bei einer ſolchen Gelegenheit beſchuldigt . . Wenn nur zu deinem Fürſten der Graf von . . nicht kam! Siehſt du, wir ſind alle arme Sünder: uns plagt alle der Patriotiſmus . . .

Ehrhard. Nun, vielleicht macht der deinige auch noch einmahl alles wieder gut. Vergleiche mir ihn aber ja nicht mit dem meinigen . . .

Flemming, lächelnd. Sei nur ruhig! Es war ſo böſe nicht gemeint. Du thuſt recht daran, daß du deinen Fürſten vertheidigſt. Er iſt ein braver Fürſt, und krank kann ein Fürſt ſo gut werden, wie ein Amtmann. Wenn der Verwalter, auf den ſich der Amtmann während ſeiner Krankheit verlaſſen mus, Ungerechtigkeiten unterdeſſen ausübt, ſo thut der Amtmann, der wieder geſund wird, alles, wenn er dieſe hernach wieder ins Gleiche bringt.

Ehrhard. Mein Fürſt iſt völlig wiederhergeſtellt und das ganze Land iubilirt darüber. Mehr, als zehen Bauergemeinen haben geſtern das Tedeum darüber geſungen, daß er wieder ſelbſt regirt und daß der Rath E. hier auf der Feſtung ſitzt.

Flemming. Nun, ſo wäre mein erlittenes groſſes Unglück wiederum ein Leiden zum Beſten des Ganzen. Freund Ehrhard, der Gedanke ſpannt mich ſchnell wieder ganz hoch auf.

Ehrhard. Glaub mir's, mit dieſem Gedanken habe ich mich die ganze Herreiſe über beſchäftigt. In der Reſidenz ſprach man ebenſo allenthalben, wohin ich kam. Und du ſollteſt nun nur die Kollegen des Raths von E einmahl ſprechen hören. Nun iſt es alles abſcheulich, was er dir gethan. Nun iſt es unerhört, daß er auch mich in die Sache verwickeln und unglücklich machen wollen. Vorher aber haben ſie alles gebilligt und unterſchrieben, was er ihnen vorgelegt.

Flemming, voll Verachtung. 's ſind herzloſe Schurken, dergleichen 's allenthalben gibt.

Ehrhard. Jeder ſucht ſich nun von ihnen zu entſchuldigen. Und, als ſie vollends hörten, daß ich bei dem Fürſten zur Mittagstafel gehe, da hätteſt du einmahl das Drängen nach mir ſehen ſollen. Vom letzten bis zum erſten haben ſie mir ordentlich im Gaſthofe die Kour gemacht, und bei jedem ſollte ich bald ſoupiren, bald dejeuniren.

Flemming. Solche Kerle machen's nicht an
ders. Darum mus man ſie auch nicht über di
Achſeln anſehen. 's ſind lumpichte Wichte un
nicht werth, daß man von ihnen rede Ich kenn
das Schranzen- und Wanzenvolk. Weg damit! —
Ich will nun gern auch dieſe Leiden wieder getrage
haben, weil ich dadurch ſo groſſen Nutzen für
Allgemeine geſtiftet. Mein Leben hat doch eigen
Scenen, lieber Ehrhard. Es iſt, als hätte ic
einen recht feierlichen Beruf, die Märtirerſchaft fü
die Totum's zu tragen.. Da ich nun für mein Va
terland nicht mehr leiden kann, ſo habe ich für ei
fremdes Land leiden und ſolches dadurch ſegne
müſſen. Hum! Hum! Muſte ich darum hieh
reiſen, um durch mein Unglück hier einen für ſei
Land gleichſam erſtorbenen Fürſten wieder in Lebe
und Thätigkeit zu verſetzen und eine ganze kon
ſiderable Nation von dem Joche des Miniſteria
deſpotiſmus zu befreien? Höre, Ehrhard, Flem
ming iſt mit einem mahle wieder ganz in ſeine
Eſſe. Mir iſt nun gar nicht, als wenn i
gelitten hätte. Es iſt doch unausſprechliche Seli
keit, für andere, beſonders für allgemeine
Wohl, zu leiden. (gen Himmel) Vater, i
habs recht gern gethan. Ich freue mich darübe

ich ſchätze mich glücklich deshalb, ich danke dir dafür. Segne nun recht meine Geneſung! Vor der Zeit noch ſoll mich der Gedanke ſtark machen, daß ich darum ſo ſchwach werden muſte, daß ein ganzes Volk wieder froh würde. Es war zwar nur ein fremdes Volk; aber ich darf doch nun unter ihm wohnen und habe mit Ehren mein Bürgerrecht unter ihm erlangt. Heil mir! Ach wie machſt du alles ſo wohl! Nun bring mich bald wieder zu den Meinigen und las mich unter ihnen raſten, bis mein Abend kommt. — (nach einiger Erholung zu Albert) Du bleibſt bei mir und Ehrhard reiſet nun.

Albert. Ich weiche nicht von Ihnen, beſter Vater.

Flemming zu Ehrhard. Was haſt du denn ſonſt noch mit dem Furſten geſprochen?

Ehrhard. Recht viel; das kannſt du dir denken. Ach apropos, du ſollſt, ſo bald du geſund biſt, zu ihm kommen.

Flemming. Das würde ich ſo nicht ermangelt haben. — Haſt du denn mit ihm von meinen Angelegenheiten im Vaterlande und von meinem Fürſten geſprochen?

Ehrhard. Recht viel, recht viel. Davo wollen wir aber zu Fremdlingshauſen reden.

Flemming. Du haſt ihm wohl gar meine Auſſatz gezeigt?

Ehrhard, überraſcht. Ich habe ihn nic bei mir.

Flemming, freundſchaftlichdrohend. Hör höre, du haſt ihn gewieſen, ſo gewis ich hier i Bette liege. — Doch, packe nun ein und ei daß du zu meiner Frau und Tochter kommeſt. Sa ihnen, mir würde mit ieder Stunde beſſer, und — ich käme bald nach. Nimm ſie nun wieder zu d herüber und ſetze wacker Karpen in deinen Tei damit wir hernach ketzern können. Ich weis nich an den Teich denke ich immer, und ſo, wie i wenn du weg biſt, an euch nach Fremdlingshau denken werde, werde ich an den Teich denke An Ingenſtröm iunior ſollſt du einige Zeil mitnehmen.

Unterdeſſen hatte Ingenſtröm ſenior von E hards Fürſten ein ſehr ſtarkes Schreiben erhalt und in einer kouranten Zeitung hatte die Nachri geſtanden, daß der Rath von E. zu .. ſchleuni auf die Veſtung K. gebracht worden ſei.

Karl v. J., als er Leopoldinen den Zeitungsartikel vorgeleſen, Abends unter einer der Lauben im Garten. Das iſt Operation des Grafen; darauf laſſe ich mein Leben.

Leopoldine, geſpannt. Gewis, das iſts. Und iſt dis, ſo iſt auch gewis noch mehr ſchon geſchehen, und mein Vater iſt frei.

Karl. Daran zweifle ich nun gar nicht, wenn die Zeitungsnachricht wahr iſt; denn eins ſcheint aus dem andern nothwendig zu folgen. Wenn nur nicht —

Leopoldine, ſchnell. Mein Vater etwa todt iſt? (zuverſichtlich) Ach nein, das wird ia nicht ſein, das kann ia nicht ſein. (bekümmert) Das wäre etwas entſetzliches, Lieber; der bloſſe Gedanke an ſeinen Tod könnte mir Todesangſt machen. (legt ſich in Karls Arme) Ach Freund meiner Seele, wenn das wäre! (ſich ſelbſt wieder tröſtend) Doch nein, das kann nicht ſein! So weit ſollte die Providenz ihr Werk gebracht haben und es nun durch einen Schlag zerſtören?

Karl. Wenn doch nur eine Seele uns ſchriebe! Ich weis nicht, was der Prediger

Ehrhard mache. Dieſer hätte doch wer ſchreiben können. Auch der Graf hat in Briefen, die er nach Hauſe geſchrieben, Ihres Vaters, noch ſeiner Angelegenheiten g Ich weis gar nicht, was ich denken ſoll. eins von beiden iſt gewis; entweder es ſteh gut, oder recht ſchlimm. Dem Augenb Aufklärung ſind wir zuverläſſig nahe. Laſ uns auf beide Nachrichten gefaſſt ſein! Au Entſcheidendes müſſen unſere Reiſende g haben; ſonſt hätten ſie wohl geſchrieben. E den mus dis nun ſein. Briefe von ihnen e wir aber nun gewis nicht.

Leopoldine. Sie meinen alſo wohl, d diger Ehrhard oder Albert könnte einmahl, es uns verſähen, vor uns ſtehen und ſchrecklichſte aller Nachrichten bringen?

Karl. Nun, ſowohl einer allein, a allein — ich geſtehe es Ihnen aufrichtig Anblick, wie der andere, könnte, glaub' ic lähmen.

Leopoldine. Kann es denn aber nic möglich ſein, daß ſie einmahl alle drei ſtehen, ehe wir es uns verſehen? Sie kön ja nun wohl mit der gröſſeſten aller Freuden recht überraſchen wollen.

Karl. Das halte ich für unmöglich. Ihr Vater iſt gewis ſehr krank geweſen, und wenn man auch an einer ſchweren Krankheit nicht ſtirbt, ſo erholt man ſich doch nicht ſo leicht von ihr, daß man gleich ſo eine Reiſe unternehmen könne.

Leopoldine. Nun, ſo wäre ja doch der eigentlichſchreckliche Anblick, den wir haben könnten, und der, wenn Ehrhard und Albert einmahl ohne den dritten Mann vor uns ſtänden. Wenn doch aber Herr Prediger Ehrhard z. E. allein käme, ſo würde ich nicht erſchrecken.

Karl. Ich weis doch nicht — — —

Leopoldine und Karl zugleich. Da kommt er.

Karl wollte aufſtehen und konnte nicht. Leopoldine aber ſtand auf und ging dem Prediger herzhaft entgegen.

Ehrhard, als er näher kommt. Friede — Friede ſei mit uns!

Sobald Karl dieſe Worte hörte, konnte er auch aufſtehen und eilte auf Ehrhard zu.

Leopoldine. Nicht wahr, es iſt alles gut?

Ehrhard, indem er Karln umarmt. Alles, alles.

Leopoldine, äuſerſtfreudig. Sagt' ichs doch! Ach, ſein Sie willkommen allein! Es iſt beſſer, als käme Albert auch mit. Was macht mein Vater?

Ehrhard. Er iſt frei, geht in ſeiner Geneſung glücklich fort und wird bald zu Fremdlingshauſen, wohin wir ihm vorangehen, bei uns eintreffen. Ich komme unmittelbar von ihm her und habe laſſen fahren, was die Pferde laufen wollten, um heute noch hier zu ſein.

Leopoldine, die über Ehrhard her fällt. O Sie Bote des Friedens! Sie Engel Gottes, kommen Sie, kommen Sie in die Laube und erzählen uns alles.

Ehrhard, nachdem er Sophiens wegen ſich erkundigt, erzählte in beider Mitte eine ganze Stunde lang. Karl hielt die eine ſeiner Hände feſt, Leopoldine die andere. Beide ſahen ihm unverrückt dazu ins Geſicht. „Weil nun, ſchlos er, die Krankheit meines Freundes immer noch von ungewiſſem Ausgange blieb, ſo wuſte ich nicht, was ich ſchreiben ſollte; und da der gute Ausgang entſchieden war, wollte ich nicht ſchreiben, ſondern die Freude haben, die frohe Nachricht ſelbſt zu überbringen. „

Leopoldine. Alles, wie ich mir's gedacht. Sobald Sie nur allein kämen, dachte ich, ſo wärs gewis ein Zeichen, daß mein Vater noch lebe und daß Albert bei ihm geblieben ſei.

Ehrhard. Ja, Sie konnten doch aber nicht wiſſen, ob er frei ſei — —

Karl zeigte iezt dem Prediger das Zeitungsblat; während, daß Leopoldine aufſtand, unter ein Berceau ging, niederfiel und betete: „Heilige Providenz, du haſt dein groſſes angefangenes Werk für unſere Familie herrlich hinausgeführt und uns den Vater wiedergegeben. O du oberſter Vater der Menſchen, wir erkennen deine Hand in allem, was für uns geſchehen iſt. Du haſt alles gethan — du! So lange meine Seele denken kann, denke ſie die Wohlthat, welche du uns iezt erzeigt haſt, als die gröſſeſte! Ach du, der du uns den Vater wiedergabſt, gib uns auch ganz die Mutter wieder und beruhige ihr Gemüth bald durch den Anblick unſeres völliggeſunden Vaters! Laß uns dann lange noch recht zufrieden beiſammen leben und erhalte Karls und meine Liebe heilig und rein. „

Als Leopoldine zurückkam, las Karl ein kleines Billet.

Ehrhard. Auch Ihnen habe ich noch etwas Ihres Vaters wegen zu geben. (ſteht auf und umarmt ſie dreimahl) Das wars, das hat er mir an Sie mitgegeben.

Karl, der, während daß Ehrhard Leopoldinen küßt, das Billet küßt. Hören Sie einmahl, was Ihr Vater mir geſchrieben hat —

Leopoldine, die ſchnell ins Billet ſiehet und überall Freude wird. Ach ia, warlich, das iſt ſeine Hand. Nun, ſo kann er doch ſchon wieder ſchreiben.

Karl, lautleſend. Ihnen gehören mit Recht die erſten Zeilen, welche ich wieder ſchreiben kann. Gott hat mich wieder frei gemacht und macht mich jetzt auch wieder geſund. Ich glaubte nicht Sie wieder zu ſehen; nun aber werde ichs. Haben Sie Dank für die geleiſtete edelmüthige Aufnahme meiner Familie. O daß es Gott gefiele, daß ich auch einmahl zu Ihrer Glückſeligkeit etwas beitragen könnte! Ich komme ſo bald, als möglich. Leben Sie wohl bis auf Wiederſehen, braver Sohn! Dis haben Sie ſein wollen und ſollen es auch ewig ſein und bleiben. »

Unwillkührlich lagen iezt Karl und Leopoldine an einander. Ehrhard muſte einige Minuten lang den Zuſchauer ihrer zärtlichſten Hinſchmelzungen machen und ſah dadurch gleich in einer der erſten Stunden nach ſeiner Zurückkunft der innigſten Verbindung, welche während ſeiner Abweſenheit zwiſchen dieſen Seelen Plaz gegriffen hatte, auf den Grund. Die gemachte Entdeckung war ihm nichts weniger, als lieb. Es war ihm, als ſähe er tief unten am kaum heitergewordenen Horizont der Flemmingſchen Familie ſchon wieder ſchwarze Wolken aufſteigen, die bald ein neues Gewitter über ihren Zeitrh herauffühͤren könnten. Er ſchwieg ahndungsvoll, und als Karl und Leopoldine wieder zu ſich kamen und bedachten, was ſie ihn ſehen laſſen, ſchwiegen ſie auch und — wurden roth, einer, wie der andere.

Ehrhard. Ihre Mutter iſt alſo wieder auſſer dem Bette?

Leopoldine, noch zerſtreut. Ja, ſie liegt und ſizt; ich wollte ſagen, bald liegt ſie, bald ſizt ſie. Der Arzt beſteht darauf, daß ſie an die freie Luft gehen ſolle; aber ſie will durchaus nicht.

Ehrhard. Wir wollen ſie nun nächſtens an ſelbige bringen.

Leopoldine. Ach das iſt ja recht gut.

Karl. Ich glaube ſelbſt, Herr Prediger, daß es gut ſein werde, wenn ſie nur erſt wieder bei Ihnen iſt. Sie diſponiren ſie gewis eher zum Ausgehen, als wir alle.

Ehrhard, dem Karls Ruhe über den Rückzug der Flemmingſchen Familie zu ihm mit den vorhergegangenen Bemerkungen unvereinbar ſcheint. Meinen Sie?

Leopoldine. Sie ſpricht manchen Tag nicht zehen Worte. Immer vor ſich ſitzt ſie. Wenn ſie doch nur einmahl ſeit Ihrer Reiſe nach Ihnen oder nach dem Vater gefragt hätte! Ihr Appetit iſt ſtark; Schlaf aber hat ſie wenig und unruhig.

Ehrhard. Das iſt ein ſchlimmer Zuſtand. Meine einzige Hofnung iſt auf die Zurückkunſt Ihres Vaters geſetzt. Sagen Sie ihr nichts von mir und von meinen mitgebrachten Nachrichten. Vielleicht, wenn ich ſie mit mir ſelbſt und mit dieſen zugleich überraſche, bewirke ich ſchon hierdurch eine wohlthätige Gemüthserſchütterung auf ſie. Morgen bin ich wieder hier, und dann — bringen wir ſie an die Luft.

Leopoldine, als Ehrhard fort war. So ruhig und zufriden ging ich hier noch nicht zu Bette, wie heute.

Karl. Unſer lieber braver Vater! Haben Sie wohl geleſen, daß ich ſein Sohn ſein und bleiben ſoll?

Leopoldine. Ach ia! (ſeufzt) Nun werden wir nicht wieder unter ienen Lauben ſo traut beiſammen ſitzen.

Karl, der ſich zuſammennimmt. Warum nicht? Sie werden uns doch mit Ihren Eltern von F. aus zuweilen beſuchen?

Leopoldine, beklommen. Ja?!?! Es war doch ſo romantiſchſchön zu Pappelwalde und ſas ſich ſo herzlich unter der groſſen Akazienlaube, und unter dem Zuckerahorndickigt und unter dem Geisblatdache.

Karl. Wir wollen da ſchon wieder beiſammen ſitzen. Und ich komme täglich zu Ihnen nach Fremdlingshauſen.

Leopoldine, mit hochemporwallenden Buſen. Auch gewis? (hält ihm die rechte Hand hin)

Karl, der einſchlägt. Bei unſerm Vater — gewis! Heilig und unvergeslich ſei uns dieſer Garten!

ten! In ihm knüpften unſere Seelen das Band, das ſie in allen Welten feſſeln ſoll. Geſegnet ſei das entſetzliche Misgeſchick, das Sie nach Pappelwalde führte! (drückt ſie an ſein Herz) Leopoldine, meine Leopoldine, ich bin ewig dein.

Leopoldine, während daß er ihr alle Worte, die ſie erwiedert, wegküßt. und ich bin auch auf ewig — — — — — — dein.

Karl, als ſie ſchon zu Bette iſt, unter der Laube, wo ſie die Tante am Erkerfenſter belauſcht hatte, allein. Hier war es, wo unſere Herzen zum erſtenmahle ſich recht in einander ſchlangen, hier. Gucke du zehenmahl da oben, alte Tante; du ſollſt mir Leopoldinen nicht nehmen. Backe und braue du meintwegen zu Pappelwalde und las Vettern und Muhmen hier einmahl backen und brauen; mir gilts gleich Ich bin hier nicht angewachſen. Hetzeſt du mir aber auch die Mutter auf, ſo hüte dich, hochwohlgeborne Xantippe. Wie du hier ſaſſeſt und koſeteſt mit dem gnädigen Herrn Onkel, da gefiel dir es bas. Nun aber, wenn der Herr Neffe — — — Doch was wars? Du warſt auch eine Netzmelone; aber Leopoldine iſt ja nur eine Gurke. Meintwegen ſeid alle ſo hochadelich und gnädig, ſo lang und ſo breit ihr ſeid; (ſchlägt ſich vor den Kopf) ich habe das meinige gelernt und finde allenthalben mein Brod: (ſchlägt ſich aufs Herz) und du gehörſt Leopoldinen und dich ſollen ihr alle Baſſas nicht nehmen, und wenn ſie zehen Rosſchweife hätten.

Karl hatte Leopoldinen alles ſorgfältig verheelt, was vorgegangen war und was er ſonſt entdeckt hatte: Ob er der Tante gleich bei ſeiner Mutter das Prävenire zu ſpielen geſucht, ſo hatte doch iene mit ihrem nachher über den Neffen gehaltenem Geſpräch ſtarke Eindrücke auf ſie gemacht. Karl aber hatte ihr ganzes Herz und dabei war ſie eine äuſerſt gutmüthige und brave Frau. So hatte ſie ſelbſt nicht gleich gewuſt, auf was für ein Benehmen ſie ſich bei der Sache fixiren ſollte. Karl aber, der von ihrer mit der Tante gehabten Unterredung wuſte, hatte ſie genau beobachtet, und ſo waren ihm die bedeutenden Rück- und Seitenblicke, welche ſie ſeit der Zeit auf Leopoldinen geworfen, nicht entwiſcht. Auch glaubte er bemerkt zu haben, daß ſeine Mutter ſeit einigen Tagen den Wunſch öfter, als vorher, äuſere, daß doch der Graf Flemmings Angelegenheit bald wieder in die beſte Lage bringen möchte.

Daher ſeine Zufridenheit über Leopoldinens ſchneller, als erwartet, vorwaltende Abreiſe, die ſich weder dieſe ſelbſt, noch Ehrhard, erklären konnte. E glaubte, daß ſich für die groſſe Sache ſeines Herzens in der gegenwärtigen Situation derſelben kei günſtigeres Geſchick habe ereignen können, und er mangelte nicht, die durch Ehrhard erhaltenen gute Nachrichten auf der Stelle ſeiner Mutter mitzutheilen, deren zweideutiges Vergnügen darüber ihm nicht entging.

Ehrhard, Tags drauf, nach vorhergegangene Unterredung mit der Frau von Ingenſtröm, zu Sophien. Nun, liebe Freundin, ich freue mic herzlich, Sie wieder auſſer dem Bette zu finden Wir haben uns lange nicht geſehen, nicht wahr Aber dafür bringe ich Ihnen nun auch eine Nachricht, die Sie völlig wieder herſtellen wird.

Sophie, die ihn erſt von oben bis unten anſiehet und dann ſeufzend die Hand ihm reicht. Ac Sie ſind Herr Paſtor Ehrhard. 's iſt auch wahr, wir haben uns recht lange nicht geſehen.

Ehrhard. Was lange wird, wird gut. Ic bin bei Ihrem Manne geweſen und komme geſter unmittelbar von ihm zurück. Er iſt allerding

wiede

wieder in Arreſt geweſen, iſt aber nun wieder frei. Er iſt auch ſehr krank geweſen, aber nun wieder in voller Beſſerung. Albert iſt bei ihm geblieben und, ſobald er die Reiſe antreten darf, kommen ſie beide nach. Und zwar nach — nach Fremdlingshauſen. Das alte Quartier wird wieder bezogen und es iſt alles, alles gut.

Sophie, die den Kopf ſchüttelt. Ach — es iſt ja doch alles nicht wahr.

Ehrhard. Alles buchſtäblichwahr, wie ichs da geſagt. (reicht ihr den fürſtlichen Befehl) Leſen Sie!

Sophie, als ſie nach langer Weigerung geleſen. Ich kenne die Hand Ihres Fürſten nicht.

Ehrhard. Nun wohlan, den Zweifel wollen wir heute heben. Heute noch wollen wir zuſammen nach Fremdlingshauſen zurück.

Sophie. Wenn ich im Wagen ſitze, dann will ichs glauben.

Ehrhard. Auch gut: das ſollen Sie bald. (zu Leopoldinen) Können wir um eins abfahren?

Leopoldine. O ja.

Ehrhard zum Kutſcher, den er herzugeruf
Um eins ſei mit der Kutſche hier, unſere alten G
fahren wieder mit uns nach Hauſe.

Sophie, die jezt lebhafter wird. Ja a
ob mein Mann nachkomme, das iſt eine an
Frage. Wer weis, wie elend und ohne H
er liege!

Karl v. J., dem Ehrhard einen Wink gege
Da leſen Sie, was er mir ſelbſt geſchrieben.

Sophie, freudig Ach ia, das iſt ſeine Ha
(weint aufs Billet) Du Guter, kannſt du alſo d
ſchreiben! (nachdem ſie geleſen) Nun, ſo ſei G
geprieſen! Wenn er nur aber nicht von neuem
der kranker wird?

Ehrhard. Das haben wir nicht zu fürch
Die Natur hat ſeine Krankheit völlig geho
(erzählt ihr die Geſchichte) Und nun ſammle
nur erſt noch Kräfte zur Reiſe. Er wird da
ehe wirs denken. Er hat mir aber aufgetra
Sie flehentlich zu bitten, daß Sie ſich nun
beruhigen möchten.

Sophie, die wie von neuen belebt wird,
ſteht und Ehrhard umarmt. Ach ia. G
Mann, vergeben Sie mir! (zur ganzen G

ſch

ſchaft) Kinder, vergeben Sie mir alle und haben Sie Geduld mit meiner Schwäche.

Kaum hatte Sophie dieſe Worte geſprochen, ſo ward ſie von allen der Reihe nach umarmt. Leopoldine blickte gen Himmel, war im Geiſt wieder unter dem Berceau und fühlte ſich für das Gebet, das ſie daſelbſt gethan, erhört. Es war ein ſeligkeitreichender Auftritt, an welchem ieder gleichherzlichen Antheil nahm. Selbſt Frau von Ingenſtröm hatte die Empfindungen für die geſammte Flemmingſche Familie, die ſie bei ihrer Aufnahme für ſie gehabt, in aller Fülle wieder. Karl aber war unter allen in ſeinen Gedanken der Glücklichſte.

Schlag eins ging die Reiſe fort, wobei Karl zu Pferde den Begleiter machte. Die Tante hatte unter dem Vorwande, daß ſie ſich ſehr übel befinde, die Abſchiedsviſite der Flemmingſchen Damen verbeten. Sophie dachte dabei kein Arges; Leopoldine aber fing ietzt zum erſtenmahle an, etwas zu ahnden.

Fr. v. Ingenſtröm, als ſie Sophiens freudige Dankſagung empfangen ſoll. Nicht ein Wort weiter! Alles was ich gethan, iſt meine Schuldigkeit geweſen. Glauben Sie, auch die Krankheit, welche mein erſchrecklicher Mann Ihrem braven Manne noch zuletzt verurſachet, hat mich aufs neue über alles gerührt. Gott helfe nun, daß alles weiter gut gehe: und es wirds gewis. Wir wollen uns in Zukunft fleiſſig beſuchen. Ich bin und bleibe Ihre Freundin. (reicht Sophien die Hand) Ich habe Sie ſo lieb, wie meine Schweſter. (reicht Leopoldinen die andere Hand) Und Sie wie meine Tochter.

Sophie, als ſie den Kirchthurm von Fremdlingshauſen nahe vor ſich liegen ſiehet, und Ehrhard die Backen ſtreichend. Nun glaube ichs wirklich.

Ehrhard. Sie liebe Zweiflerin bis ans Ende!

Sophie, die ihn küſſt. Ach, diesmahl vergeben Sie mir's ja! Mein Kopf iſt von allen den melancholiſchen Gedanken, die mich ſo lange gequält haben, doch gar zu ſchwach. Ich habe gar kein recht deutliches Bewuſtſein von meinem Leben in der letzten Zeit.

Ehrhard, einen langen Hals machend. Was wird denn da?

Am Hecken vor dem Dorfe ſtand die ganze Gemeine in ihren Sonntagsröcken und nahmen die Wiederankommenden feierlich in Empfang.

Bauernſprecher, der, als Ehrhard halten läſſet, an die Kutſche tritt und hinein ſiehet. Sein Sie uns ſchöne willkommen wieder, Allerſeits. — Aber wo iſt denn der arme gnädige Herre?

Ehrhard. Der kommt nach, ſo bald er reiſen darf. Jetzt iſt er noch krank.

Bauer. Ja, die Frau Paſtorin hat uns zwar wohl alles ſchon erzählt; aber iſts denn auch wahr, daß er nachkomme?

Sophie. Ganz gewis, lieben Leute, ganz gewis!

Bauer. Nun, ſo ſei der liebe Gott dafür gelobet! Das iſt doch recht brav, daß Sie ſich ſeiner ſo angenommen haben, Herr Paſtor. Aber die Zeit ward uns ſchon recht lang und die Gemeine wollte ſchon ein Paar Deputirte nach . . ſchicken, welche ſich nach Ihnen erkundigen ſollten. Wir dachten gar — —

Ehrhard. Ich habe für meinen Freund wenig weiter gethan, als daß ich ihm in ſeiner Krankheit Beiſtand geleiſtet.

Bauer, der ihm die Hand bider ſchüttelt. Ach wenn Sie nur erſt zwiſchen ſo was kommen, dann gehts gewis gut. Sie waren kaum weg; da wurde die Gemeine auch citirt. Hernach aber wurden wir wieder abgecitirt. Da dachten wir gleich, daß wir Ihnen dis auch zu verdanken hätten.

Ehrhard, der aufhorcht. Nun, das iſt ja mein erſtes, das ich höre. Um ſo beſſer! Unſer lieber Patron, der es mit uns allen ſo ſauber vorhatte, ſitzt ietzt zu K.

Bauer, der in die Hände ſchlägt. Was Sie ſagen! Da mag ſichs wohl eben nicht weich ſitzen. Nun, ſo wäre ja wohl alles wieder gut?

Sophie. Alles, alles!

Bauer, der zurücktritt. Nun, ſo fahren Sie im rechten ſchönen guten Gottesnahmen bei uns ein und leben Sie hier recht lange und recht geſund und vergnügt.

Leopoldine. Das gebe der liebe Gott!

Julie empfing ihre Gäſte zum zweiten mahle mit noch offenern Armen, als zum erſten mahle. Sie erſtaunte über die ganz verwandelte Sophie. „Sagte ichs nicht, ſprach ſie zu ihr, als Sie von hier weggetragen wurden, daß Sie bald zurückkehren würden?“

Sophie, ſo vergnügt, als wenn ſie in ihr eignes angeſchlagenes Haus zu .. wieder eingezogen wäre. Ja, wenn man alles vorher wüßte, ſo konnte man ſich manchen Kummer erſparen.

Ehrhard, der dis hört, auf der Seite. Und wenn ichs auch nicht ſähe, ſo hörte ichs doch gleich, daß iezt ein Weib ſpräche. Ich preiſe Gott für nichts mehr, als dafür, daß ich nicht alles vorher weis.

Sophiens gute Stimmung hielt länger an, als Ehrhard gedacht. Nach ſeiner Meinung würde ſie etwa nach zwei, oder höchſtens dreimahl vier und zwanzig Stunden wenigſtens auf die ältern Grillen, z. E. Feindetriumpf, Landesverweiſung, Hausverluſt und dergl. wieder verfallen ſein; aber er fand ſich angenehm getäuſcht. Sie war über ihre Gewohnheit in vorigen Zeiten redſelig, nahm an allem Theil und genos täglich ohne alles Zureden die freie Luft, bald im Hausgarten, bald auf gemeinſchaftlichen Spatzirgängen. Ihre Geſundheit ſchien ſich mit ihrer Heiterkeit zugleich zu retabliren und ſie konnte es ſogar leiden, wenn der Arzt mit ihr über ihr in der vergangenen Krankheit zuweilen bezeigtes Benehmen badinirte.

Karl machte täglich ſeinen Ritt herüber, das Wetter mochte ſein, wie es wollte, und wußte immer Vorwänder zu finden, unter welchen er mit Leopoldinen Stundenlang allein war. Bald wollte er in ihrer Geſellſchaft eine ſchöne Ausſicht aufnehmen, bald einen neuen Tubus mit ihr probiren; bald hatte er ihr etwas vorzuleſen, worüber er ihr Urtheil unter vier Augen hören wollte, bald auch wohl ſonſt etwas zu erzählen, das niemand wiſſen dürfe, als ſie. Ehrhard gerieth darüber in Verlegenheit. Die Sache an ſich in ihrem Ausgange ſchien ihm unüberſehbar; was Flemming, wenn er käme, dazu ſagen würde, wußte er auch nicht, und Sophie überdis erregte in ihm die übrigen Bedenklichkeiten, welche er noch nicht hatte.

Ehrhard, der es darauf angelegt hatte, beid auf der Raſenbank unter den Haſeln am Ende ſeines Gartens zu beſchleichen. So ſtill — ſo mäusgenſtill?

Karl, der Leopoldinen, die in ſeinen Armen liegt, ſchnell losläſſet. Dachte ich doch, es wäre Ihr Geiſt, der hier erſchiene.

Ehrhard, der ſich zwiſchen ſie eindrängt. Ich bin es wirklich.

Leopoldine, die ihre natürlichen Haarlocken in Ordnung zu legen ſucht. Wir haben Sie gar nicht kommen hören.

Ehrhard, mit voller Väterlichkeit. Sie Lieben, ich komme nicht ohne Abſicht hieher. Verzeihen Sie mirs. Wir wollen einmahl etwas recht Vernünftiges ſprechen. (klopft Leopoldinen die Hand) Ich darf doch ſagen, was ich will?

Leopoldine, freimüthig. Sie ſind ia mein zweiter Vater.

Karl. Und ſo ſind Sie mein dritter Vater; denn Herr Flemming iſt wieder mein zweiter.

Ehrhard. Herr von Ingenſtröm, Sie erſparen mir das Exordium. Alſo zur Traktation! Mein Thema iſt — Karl und Leopoldine. Meine Lieben, ich ſehe mehr denn allzuwohl, daß ſich während meiner Abweſenheit viel zugetragen habe. In den Händen der Freundſchaft verlies ich Sie und in den Armen der Liebe finde ich Sie wieder. Und Sie geſtehen mir dis auch ein — nicht wahr?

Karl, in Verlegenheit. Edler Mann, auf das geſchwiſterlichinnigſte ſtehen wir zuſammen. Es iſt unmöglich, daß ein Bruder ſeine Schweſter, daß ein Menſch den andern höher ſchätzen kann, als ich dieſe herzliche Seele ſchätze! Es iſt unter uns die unausſprechlichſte Simpathie; es iſt mehr, als dis noch — Gott weis es, wie ichs nennen ſoll — kurz, ich habe für mich allein keine eigene Exiſtenz mehr; ich kann, wenn ich ferner exiſtiren ſoll, nur neben dieſer Seele, mit dieſer Seele und in dieſer Seele exiſtiren.

Leopoldine, herzhafter, als Karl. Zweiter Vater! Sie haben das Recht, alles zu wiſſen, was mich betrift. Ja, ſo iſts, wie dieſer iunge Mann iezt ſprach. Wir ſind uns einander unentbehrlich geworden und Karl iſt meine ganze Welt. Ewige Liebe iſt unter uns geſchworen und kein Schickſal ſoll uns trennen, es heiſſe dann — Tod.

Ehrhard, den bei aller Wiſſenſchaft, die er ſchon von der Sache hatte, dieſe Determination dennoch heftig frappirt. Meine Beſten, Ihre Geſinnung für einander hat ebenſo meine ganze Hochachtung, wie Sie ſie ſelbſt haben: aber haben Sie auch wohl überlegt, was Sie thun? Ich bitte Sie, hier glaube ich einen ſchönen Plan zwar zu ſehen, der aber — —

Karl, geſezt. Ich fürchte nichts.

Ehrhard. Ich glaube Lagen kommen zu ſehen, die — —

Leopoldine, noch geſetzter. Würdiger Mann, ſtürzen Sie uns doch nicht in ſolche Angſt!

Ehrhard. Ich? Nein, ich will Sie in keine Angſt ſtürzen — könnte ich Sie glücklich machen, ſogleich — ſondern ich mus Ihnen die Angſt weiſſagen, in welche Sie ſich ſelbſt ſtürzen werden. Sie haben alſo einen Plan — nicht wahr?

Leopoldine. Einen Plan haben wir eigentlich gar nicht. Karl will in ieder Welt und ewig mein ſein, und ich ewig und in ieder Welt ſein; das iſt zwar unter uns ausgemacht, das iſt aber auch wahrhaftig alles.

Ehrhard. Das iſt Plans genung. Oder wollen Sie es etwa ewig bei dem Meinſein bewenden laſſen, wie es iezt iſt, und verlangen Sie weiter nichts?

Karl, während daß ihn Leopoldine ſchnell anſiehet. Nein, Leopoldine mus ganz mein werden.

Ehrhard. Nun und alſo! Liebe Seelen, hangen Sie denn wirklich von ſich ſelbſt ab, daß Sie dieſe Hofnung faſſen können? Sehen Sie nicht vielmehr die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die man Ihnen von Seiten der Familie machen wird?

Und welche Lagen für Sie, dieſe hernach nicht heben zu können!

Leopoldine. O — ſo, wie mein Vater kommt, will ichs ihm ſelbſt ſagen, und da iſt mir gar nicht bange dafür, daß er — — Er hält ſelbſt viel auf meinen Karl.

Karl. Hat er mir nicht geſchrieben, daß ich ſein Sohn — weil ich es ſein wolle — ſein und bleiben möge?

Ehrhard. Ich darf Ihnen wohl nicht erſt ſagen, Herr von J., daß mein Freund das bei dieſen Worten nicht gedacht habe, was Sie dabei denken. Inzwiſchen wollen wir ihn einmahl ganz aus dem Spiele laſſen; wie können Sie aber von Seiten Ihrer Familie an Möglichkeit der Ausführung Ihres Plans denken?

Karl. Wie ſo?

Ehrhard. Weder Ihr Vater, noch Ihre Tante, geben Ihnen iemals ihre Einwilligung dazu. Ihre Mutter kenne ich nicht genung über den Punkt, den ich meine. Wie aber Ihre Tante, die doch, wenn Sie ſich über Ihres Vaters Widerſpruch auch wegſetzen wollten, bei der Sache von Ihnen ſehr in Berechnung zu bringen iſt, über die ſogenannten

Meſalliancen denke, das kann ich Ihnen ſagen und Sie ſelbſt wiſſen es ia ſo gut ſchon, wie ich.

Leopoldine, edelſtolz. Mein Gott, alſo das Wörtlein von ſollte es machen, das mir fehlet? Ich bedarf ſeiner nicht und bedaure ieden, der durch ſelbiges erſt Werth zu erhalten glaubt.

Ehrhard. Alles wahr. Wirklichaufgeklärte Menſchen ſind darüber weg. (zu Karln) Ihre Tante aber klebt nun einmahl daran und hat mir bei der Abreiſe geradezu geſagt, daß Sie nun und nimmermehr ihr Gut bekommen ſollten, wenn ſie eine Bürgerliche heuratheten.

Karl, indem ſich Leopoldine plötzlich entfärbt. Sie kann mit ihrem Gute machen, was ſie will. Pappelwalde hin, Pappelwalde her! (umarmt Leopoldinen) Hier iſt mein Pappelwalde und das ſollen mir alle Urgrosgrostanten der Welt nicht nehmen.

Ehrhard. Das iſt alles recht gut; allein, wenn Ihnen nun auf der andern Seite Ihr Vater ſein Vermögen auch entzieht? Stehen Sie alsdann für Ihre Mutter? Ich nicht. Die Tante hat einen ſehr überdachten Gegenplan zum Ihri-

gen; das kann und darf ich Ihnen nicht berge
Geſetzt nun, dis ſchlüge alles Ihnen fehl — –

Karl. So mag es fehlſchlagen. Ich b
ſchon darauf gefaſſt.

Ehrhard Können Sie alsdann auch we
als ein kluger Mann von meinem Freunde, der ſi
ganz auf Ihr Vermögen verlaſſen müſte, die Ha
ſeiner Tochter fordern?

Leopoldine zu Karln. Das ſind ia traurig
Ausſichten, Lieber. Iſt denn dis alles wirkli
ſo? Ihre Mutter that ia beim Abſchiede noch ſ
gut gegen mich und nannte mich ihre Tochter, un
von Ihrer Tante haben Sie mir ia auch noc
nichts geſagt.

Karl, determinirt. Ruhig, mein Alles
Ich mache mir aus der ganzen Welt nichts. Ic
habe das meinige gelernt und ſo darf ich ſagen —
Sie ſind mein.

Ehrhard. Eben darum, Herr von J., geb
ich Ihnen freundſchaftlich den Rath, ſuchen Si
erſt ein gutes Emploi an irgend einem Hofe —
es kann Ihnen nicht fehlſchlagen — und bis dahi
ſuſpendiren Sie die ernſthaftere Wendung der Sache

Si

Sie ſind es warlich Ihrer Liebe ſelbſt ſchuldig, und mein Freund hat zu viel ſchon gelitten, als daß er durch ſeine Tochter neue Leiden erhalten ſollte. Warlich, dieſe würden ihm das Herz zerfleiſchen; ich kenne ihn ganz.

Karl. Ich ſuſpendiren? Suſpendiren meine Liebe, den heiſſeſten aller meiner Wünſche? Nein, (ſchlägt ſich heftig vor die Stirn) bei dieſem Kopf, daraus wird nichts, es gehe, wie es wolle.

Ehrhard, im Weggehen. Denken Sie beide bei ruhigerem Blute über dis alles nach. Ich kann nicht anders, als ich mus Ihnen das ernſthafteſte Nachdenken darüber auf das allerangelegentlichſte anempfehlen.

Leopoldine ward äuſerſttraurig, als Ehrhard weggegangen war, und der Anblick ihrer Traurigkeit war der letzte elektriſche Schlag, deſſen Karls Herz noch bedurfte.

Karl, zu ihren Füſſen. Leopoldine, zerreiſſen Sie mich nicht! Ich bin, ich bleibe ewig dein, unter allen Umſtänden dein. (ergreift ihre Hand) Nicht wahr, Engel von Mädgen, du kannſt alles mit mir — alles?

Leopoldine, die ſich um ihn ſchmiegt. Was denn, Lieber, was ſoll ich denn können?

Karl, heftig. Alles, was nöthig ſein wird; alles, was unſere Liebe verlangt und die Umſtände mit ſich bringen. Sag — verſprich — ſchwöre — du kannſt alles mit mir — alles — —

Leopoldine, ſeufzend. Nun ja, alles! Aber — mein Vater . . .

Karl ſtand in ſtarker Bewegung auf, ging im Wege hin und her, kam wieder, warf ſich Leopoldinen in die Arme und rief nochmals aus. „Alſo alles kannſt du mit mir — alles — (reicht ihr nochmals die Hand) Schlag ein, vor dem Gott der Liebe, ſchlag ein. Leopoldine ſchlug ein.

Karl. Nun iſts gut. Dis war der heilige Moment, der unſern Wünſchen den Ausſchlag gab. Beſchworen, verſiegelt iſt der Bund, und das in deiner heiligen Allgegenwart, du Vater aller Bunde der Liebe! Nun Trotz der ganzen Welt! Leopoldine iſt mein.

Von dem Tage an kam Karl nicht mehr täglich nach Fremdlingshauſen, und wenn er kam, brachte er nicht mehr das offene heitere Geſicht mit, wie ſonſt. Man ſah ihn alsdann bald mit Leopoldinen in ernſthaftern Geſprächen begriffen; woraus ſich der Schlus ergab, daß beide nun wirklich Plane machten. An iedem Nachmittage, der ihn zu Fremdlingshauſen nicht aufzuweiſen hatte, machte Leopoldine eine einſame Promenade queerfeldein und kam oft nach zwei, drei Stunden erſt wieder. Ehrhard konnte von ſeinem Kirchthurm recht gut ſehen, wohin ſie ihr Weg iedesmahl führte, und der Rittersmann entging ſeinen Blicken nicht, wenn er von Pappelwalde herüber in das Hölzgen, das ſie ſuchte, den fliegenden Galop vollbrachte. Dieſe Wendung, welche ſeine gehabte Unterredung der Sache gegeben, war ihm die unangenehmſte von der Welt. Sophie war die Frau nicht, die er mit Bedenklichkeiten zu unterhalten wagen durfte; ſo zählte er die Tage mit freundſchaftlicher Aengſtlichkeit, an deren letztem Leopoldinens Vater ſeiner Meinung nach eintreffen müſte.

Flemming aber blieb länger aus, als er gedacht. Statt ſeiner kam ein Brief von Albert, worinn dieſer meldete, daß ſeines Vaters völlige Geneſung zwar auſſer allem Zweifel ſei, aber langſamer erfolge, als man geglaubt, und daß der Leibarzt deshalb in ſeine Abreiſe noch nicht willigen wolle. Ehrhard ward über dieſe Nachricht ſo verlegen, daß er ſie weiter nicht mittheilte. Er hatte aber bald Urſache, dis ſein Verſehen zu bereuen.

Sophie, die ſich durch die gewiſſe Hofnung, ihren Mann höchſtens binnen ſechs Wochen wieder zu ſehen, einwiegen laſſen, fing, als dieſe um waren und ihre Hofnung noch immer unerfüllt blieb, an, wieder unruhig zu werden. Ehrhard muſte ihr nun Alberts Brief zeigen. So, wie ſie dieſen in die Hand nahm, fuhr der Geiſt des Mistrauens in ſie, und als ſie vollends ſah, daß der Brief ſchon über vierzehn Tage alt war, lies ſie es ſich nicht mehr ausreden, daß alles eine angelegte Karte ſei und daß es mit ihrem Manne gar nicht ſo gut ſtehe, wie man ihr vorgeſpiegelt. Es traf ſich, daß bald darauf Albert abermals ſchrieb und fortdauernde Verzögerung der Ankunft ſeines Vaters meldete. Ehrhard wollte dismahl nicht von neuem fehlen, ſondern wies ihr den zweiten Brief auf der Stelle. Da gerieth ſie in eine Art von urplötzlicher Verzweiflung und ſchriee — „mein Mann iſt todt, mein Mann iſt todt; ſonſt ſchriebe er doch wohl ſelbſt.„

„Das ſoll er, erwiederte Ehrhard, verlaſſen Sie ſich auf mich; „ aber dis half nichts. Mit unglaublichſchnellen Schritten kehrte Sophie zu ihrer vorigen Melancholie zurück und alle Ermunterungen, Tröſtungen und Zerſtreuungen waren vergeblich. Der herbeigeholte Arzt erſchrack über das plötzliche Recidif und erklärte, als er den Zuſammenhang deſſelben erfur, geradezu, daß er dismahl gar nicht helfen könne und daß er glaube, daß nicht einmahl ein Brief von Flemmings eigener Hand geſchrieben, ſondern nur Flemming ſelbſt, durch ſeine Ankunft den völligen Wahnſinn der Unglücklichen verhindern könne. Er beſtand darauf, daß Sophie täglich, und wenn es möglich wäre, unaufhörlich, im Freien ſein und — daß man ſie nie allein laſſen ſollte.

Ehrhard ſah ſich in einer traurigen Lage bei den fortdauernden Auſſenbleiben ſeines Freundes. Leopoldine und Sophie, eine, wie die andere, bekümmerten ſein Gemüth. Das Unglück, daß ſeine Frau krank ward und daß Roſalie ſie warten und pflegen muſte, kam dazu. Leopoldine dachte zwar brav genung, daß ſie ihre einſamen Promenaden ſofort einſtellte; aber ſie ſchien ihm, Karl mochte

da oder nicht da ſein, bei ihrer gegenw
Seelenſtimmung gar nicht die Eigenſchaften z
vollkommenen Wärterin ihrer Mutter zu
Und dennoch muſte er ihr ſie oft ganz übe
wenn ihn entweder ſeine Amtsgeſchäfte abrieſe
doch die Vorbereitung zu ſelbigen auf eine Z
entfernte. Alsdann ward er nicht eher
ruhig, bis er wieder ſelbſt zugegen war.

So traf ſichs, daß er einſt auf ſeine
ſtudirte, und daß ihm dabei gar ſonderbar zu
ward. So oft dis iezt geſchah, war ſein
Gedanke an Sophien. Er ſtand alſo ſchn
und trat ans Fenſter, aus welchem er a
Kirchhof ſehen konnte. Da ſah er Sophie
ſie die Kirche aufſchlos und allein hinein gin
glaubte, daß ſie in ihrer melancholiſchen Sti
etwa auf den Gedanken gerathen ſein kön
ſchweres Herz durch ein Gebet am Altare zu
tern; dennoch fühlte er innern Drang ihr
eilen. Kaum aber war er auf dem Kirchh
ſah von ungefähr nach dem Thurm, auf de
aus der Kirche kommen konnte, als ſie den
Laden öfnete und mitten in die Oefnung
„Was machen Sie da?„ ſchriee er und
ſprang ſie wieder zurück in den Thurm.

E

Ehrhard, der wie ein Pfeil in die Kirche, die Sophie zum Glück aufgelaſſen hatte, und aus der Kirche auf den Thurm ſchieſſt. Liebe, beſte Frau, ſagen Sie mir, wozu traten Sie da in die Oefnung? Das iſt ia ein überaus gefährlicher Stand für Sie.

Sophie, mit zitternder Stimme. Ich — ich — dachte, da könnte man — am weitſten ſehen, und ich — ich — wollte doch gern ſehen, ob — ob mein Mann nicht käme.

Ehrhard. Das wiſſen Sie ia, daß dieſer heute nicht komme; aber ein Brief von ihm wird bald kommen.

Sophie, wie ohne alles Beſinnen. Nun ia — ſo wollte ich ſehen — ob — ob der Brief bald käme.

Ehrhard, der ſich rekolligirt. Nun, da wir einmahl hier oben ſind, ſo ſehen Sie ſich doch auch recht um. Iſt das nicht eine vortrefliche Ausſicht hier?

Sophie. Ach nein, wir wollen lieber wieder herunter gehen.

Ehrhard, als er ſie herunter gebracht und den Kirchenſchlüſſel verſteckt, zu Leopoldinen. Aber ich bitte Sie, warum laſſen Sie Ihre Mutter allein auf den Thurm gehen?

Leopoldine, erſchrocken. Um Gottes willen
das hat ſie nicht geſagt. Sie ward mit ei
mahle ganz äuſerſt vergnügt und ſprach, ſie n
nur ein biegen auf den Kirchhof gehen und g
wiederkommen. Ich begreiſe nicht, wie ſie in
Paar Minuten gleich den Kirchenſchlüſſel geholt
auf den Thurm geſtiegen ſein könne.

Ehrhard. Da oben in der höchſten Oefn
ſtand ſie. Ich will nicht ſagen, daß ſie abſich
hinein getreten; aber wenn nun einmahl ein me
choliſcher Menſch da ſo ſteht; ich bitte Sie,
kann ihm da für ein Gedanke ergreifen! Mir zi
noch alle Knochen. Und — von nun an m
ichs Ihnen zur heiligſten Pflicht, laſſen Sie
ihre Mutter keinen Augenblick mehr aus den Au

Leopoldine. Da ſei nun Gott für, wenn
iſt! Wo ſie geht und ſteht, will ich ſie umſchwe

Julie ward zu ihres Mannes dreifacher Kr
wieder geſund und ſo vermehrte ſich die wachehab
Geſelſchaft um Sophien her. Auch kam auf
hards ausdrückliches Begehren ein Brief von F
mings eigener Hand an, worinn dieſer ſeine
derkunft nach vierzehn Tagen mit Zuverläſſi
verſprach. Sophie, als ſie dieſen Brief ge

ſchien etwas ruhiger; Tags drauf aber weinte ſie den ganzen Morgen über und Niemand konnte ihr die Urſache davon abfragen. Bei Tiſche ſchlug Ehrhard einen Spatziergang nach einer eine halbe Stunde davon gelegenen Mühle vor und ſie acceptirte ihn. Julie ging mit ihrer Tochter voran, um dort einige Anſtalten zu treffen. Karl und Leopoldine folgten nach einer Stunde, an die ſich hernach Ehrhard mit Sophien anſchlieſſen wollte. Sophie, als ihr Ehrhard den Arm reichte, bat ihn, vor der Thüre nur ein wenig zu warten. Sie ging in den Hof und er trat beſcheiden zurück. Sie blieb ihm aber zu lange und ſo ging er ihr nach. Im Hofe ſtand der Kutſcher und benachrichtigte ihn, daß Sophie in den Garten gegangen ſei. Mit pochendem Herzen eilte er ihr nach, und ſo, wie er in den Garten einſprang, ſprang Sophie vor ſeinen Augen — in den Karpenteich.

Der Teich war über hundert Schritte von dem Eingange des Gartens entfernt. Als ihn Ehrhard erreichte, ſah er Sophien, wie ſie in der Mitte deſſelben noch etwas arbeitete und dann ſtill ward. Der Teich war tief. Er ſprang ihr, wie er ging und ſtand, nach und nur ſeine anſehnliche Länge

machte, daß er nicht, ſtatt ſie retten zu wolle
mit ihr zugleich verunglückte. Dennoch ging ih
das Waſſer beinahe bis an den Hals. Er fand ſ
wie ſie an einem unter dem Waſſer ſtehenden alt
Stamme mit ihren Kleidern hangen geblieben w
machte ſie, mit Lebensgefar ſich bückend, los, h
ſie todt in die Höhe und trug ſie mühſamwate
vor ſich her. Als er noch ſo watete, fielen ihm
Worte ein, welche er zu Flemming geſprochen —
„und wenn du auf der andern Seite wäreſt u
könnteſt nicht zu mir herüber, bis an den Ha
wollte ich hinein waten und dich durch den ganz
Teich tragen. „ Da redete er in gedankenvoll
Erſtaunen ſeinen Freund an und ſprach — den
du darum immer, wenn du nach Fremdling
hauſen denkſt, an den Teich hier?

Ehrhard hätte nicht noch zehen Schritte län
waten müſſen, ſo wäre er ſamt der Laſt, die
ſchlepte, im Waſſer nidergeſunken. So aber bra
er ſie noch glücklich heraus, muſte ſie aber gle
niderlegen und fiel neben ihr hin. Er ward,
erſtarrt und konnte nichts, als Sophien anſeh
die wie eine Leiche da lag. Zum Glück kam
Kutſcher, um Klee zu ſchneiden, in den Gart
Ehrhard rief und winkte ihn zugleich.

Kutſch

Kutſcher, der herzu ſpringt und die Hände übern Kopf zuſammenſchlägt. Hilf Gott, was ſehe ich!

Ehrhard. St! Hier iſt ein Unglück geſchehen, wie du ſieheſt. Gib mir aber auf der Stelle die Hand drauf, es nie einer menſchlichen Seele zu offenbaren.

Kutſcher, der ſchnell die Hand gibt. Bei Kutſche und Pferden — ich wills nie thun; aber — wie woll'n wir das vertuſchen? Sie iſt ja todt.

Ehrhard, der ſeine Glieder wieder in die Gewalt bekommt. Ich denke nicht. Du weiſſt nun einmahl, was geſchehen iſt, und ihre Tochter mus es wiſſen. Wir beide können an der Frau doch nicht alles thun, was gethan werden mus, wenn ſie — — (ſteht auf) Jetzt faſſe mit an.

Beide trugen hierauf Sophien in das Luſthaus, wo Ehrhard im Sommer zuweilen zu ſchlafen pflegte und legten ſie hoch auf ein Kanape.

Ehrhard, zum Kutſcher. Nun lauf, was du kannſt und ruf ihre Tochter um. Sag ihr aber nichts, was geſchehen iſt und ſprich zu Herrn von Ingenſtröm, er ſolle nicht mit zurückkommen, ſon-

dern nach der Mühle allein voraus gehen,
wir übrigen bald nachkommen würden. Un
lage, was du kannſt, nach . . und hole d
Sag ihm aber weiter nichts.

Ehrhard wuſte mit Verunglückten a
umzugehen. Ihm hatte es ſeine Gemeine
verdanken, daß ieder Hausvater in ihr we
das erſte und hauptſächlichſte wuſte, was
trunkenen, Erfrornen, Erſtickten u. ſ. w
nehmen sei. In der Schule ward nicht
über auf ſeine Veranſtaltung Unterricht
ſondern er ſelbſt predigte auch zuweilen darüb
ſetzte er ſich auch hier, ſobald der Kutſcher ſ
über die gewöhnliche letzt aber gefährliche
keit weg und entkleidete Sophien. Was ſ
von ihr abziehen lies, das ſchnitte er ab.
trocknete er ſie, ſo gut er konnte, trug ſie
Sommerbette und deckte ſie mit ſeiner W
Er hatte eben das Bette in die Mitte de
gens gerückt, als Leopoldine ganz athemlo
geſtürzt kam.

Ehrhard. Faſſen Sie ſich! Was ich
tet habe, iſt leider geſchehen —

Leopoldine, die, als ſie ihre Mutter
Bette bis an den Hals zugedeckt und Ehrha

von Waſſer triefend erblickt, ſogleich das Geſchehene ſich ſelbſt erzählt. Ach daß Gott — — was hat meine Mutter gethan! Iſt ſie todt? (fällt über ſie her)

Ehrhard. Ich fürchte nicht; oder der Schlag müſte ſie gerührt haben. Sonſt wollen wir ſie wohl wieder zurechtbringen. Gott ſei Lob und Dank, daß ich nicht länger ſäumte! So ſah ich noch mit meinen Augen, was ſie that, und konnte gleich nachſpringen, ohne ſie lange im Garten zu ſuchen. Aber eilen müſſen wir nun und unſer Werk angreifen. Gott wird uns dabei ſegnen. Begreifen Sie ſich nur erſt. — — —

Leopoldine, die ihm um den Hals fällt. Ich thue es — ja; ich bin gefaſſt. Ach Sie Vaterretter, wenn Sie mir auch die Mutter retteten! Sagen Sie nur alles, was ich thun ſoll; ich verſtehe es nicht.

Sophie ward hierauf gewärmt, gerieben, gebürſtet. Ehrhard blies ihr durch einen Blaſenbalg Luft in die Lungen. Leopoldine beſtrich ſie mit Branntewein. Ehrhard kitzelte ſie in der Naſe mit einer Feder; Leopoldine ſtichelte ſie an den Fußſohlen mit Nadeln. — Sophie hohlte wieder Athem.

Viktoria! rief Ehrhard und die angefangene Kur ward mit verdoppeltem Eifer fortgeſetzt. Sophie kam zum Erbrechen, trat dadurch ins volle Leben zurück und — ſchlief ein. „Wir laſſen ſie ſchlafen „ ſprach Ehrhard, ging fort, kleidete ſich um und kam wieder. Sophie ſchlief noch.

Leopoldine, die unterdeſſen am Bette gekniet hatte, aufſpringt und nun erſt recht mit vollem Dank über den Prediger herfällt. Ach ſie menſchliches Schutzengel meiner beiden Eltern — mit unnennbarer Inbrunſt weihe ich Ihnen dafür einſt noch den letzten Augenblick meines Lebens. Ach Gott, ach Gott — waren Sie nicht, ſo war meine Mutter verlohren.

Ehrhard. Das war ſie allerdings. Aber dafür ſtellt Gott Menſchen neben Menſchen hin. Engel kommen nicht und retten. Warlich, groſſes Werk der Providenz, daß ich gerade noch in den Garten kam, da ſie eben hineinſprang und daß mein erſter Blick auch nach dem Teiche hin war! Denken Sie einmahl, wenn ich da erſt den ganzen Garten, um ſie zu finden, durchſucht hätte, ehe mir es eingefallen wäre, an den Teich zu gehen und ſie in dieſem zu ſuchen! Und dadurch, daß ich ſo ſchnell an den Teich kam, geſchah es auch, daß ich ſie im Waſſer noch arbeiten ſah und ſolchergeſtalt gleich die rechte Stelle wuſte, nach der ich waten ſollte . . . Warlich, und wenn ich auch endlich ohnedis darauf gefallen wäre, ob es möglich ſei, daß ſie ſo etwas gethan — wir hätten mit dem langen Netz erſt den ganzen Teich durchziehen müſſen. Darüber wäre ſie dreimahl umgekommen. Aber ein Glück, daß ich ſo lang bin. Einen Kopf kleiner hätte ich nicht ſein dürfen; ich hätts müſſen laſſen. Es iſt doch wirklich gut, wenn man groß iſt. Man wird dadurch geſchickter zu Lebensrettungen. (ſieht ſehr vergnügt aus)

Leopoldine, die ihm beide Hände reicht. Sie Vater! Sie Vater!! Sagen Sie nur, wie Ihnen zu Muthe ſei.

Ehrhard. Wie meinen Sie das? Meinen Sie, wie ich mich befinde? Recht wohl. Ich denke nicht, daß mir es etwas ſchaden ſolle. Ich habe eine gute Konſtitution und habe dergleichen ſchon öfter mitgemacht. Bei Menſchenrettungen ſchaden die Erkältungen weniger, als auf der Parforceiagd und nach den Walzern.

Leopoldine, ihm die Backen ſtreichend. Ehrwürdiger Menſchenfreund, ich meinte, wie Ihrem Herzen ietzt zu Muthe ſei?

Ehrhard. O vortreflich. Ueber die Freude, meine Liebe, ein menſchliches Leben gerettet z haben, geht in der Welt nichts. Wenn ich alle zuſammenrechne, ſo hat mich Gott nun ſchon zum ſechſten mahle ſo glücklich gemacht. So vie Glück begegnet wenig Menſchen. Wenn ich abe auch bei ſo einer Gelegenheit einmahl umkomme ſollte, ſo würde ich nichts dagegen haben, ſonder glauben, daß ich recht in meinem Berufe ſtürbe.

Leopoldine, unter Thränen freudiger Bewunderung. Ach unausſprechlichguter Mann — — —

Ehrhard. Nein, ſo nennen Sie mich nicht. Ich bin nur, was ieder Menſch ſein ſollte und auch ſein würde, wenn das Gewisheitsgefühl von de Unſterblichkeit in allen menſchlichen Buſen lebendig genug wäre. — Aber, iunge Freundin, hie bei dem Anblick Ihrer geretteten Mutter beſchwör ich Sie auch ietzt, laſſen Sie Elternliebe ſich be Ihren Planen mit Karl von Ingenſtröm leiten und öfnen Sie nicht etwa neue Scenen, die am Ende Vater und Mutter das Leben koſten. Die letzter haben Sie ietzt dem Grabe helfen entreiſſen; nun bringen Sie nicht etwa beide unter die Erde.

Leopoldine, heftigerſchüttert. Ach nein doch — um Gottes willen — nein!

Ehrhard. Ich mus Ihnen das ſagen. Doch ein andermahl mehr hievon. — Jetzt wollen wir Ihrer Mutter wegen Abrede treffen, bei der es hernach unter uns bleibt. Gerettet haben wir ſie; ſie wird aber krank werden. Das iſt mehrentheils der Fall. Der Arzt wird deshalb bald da ſein, daß wir die nöthigen Vorkehrungen treffen. Wenn aber alles vorüber ſein wird, ſo hoffe ich, daß der fürchterliche Vorgang das Gemüth Ihrer Mutter ſo erſchüttert haben werde, daß ſie wie umgeſchaffen ſein und nie wieder an ähnliche Handlungen denken werde. Oft iſt dis in ſolchen Seelenlagen der Fall. Kommt Ihr Vater alsdann beſonders erſt wieder zurück, ſo wird auch dis ſehr wohlthätig auf ſie wirken. Die Hauptſache iſt nun nur, daß Ihre Mutter die Beruhigung mit Ueberzeugung hernach haben könne, daß die Welt von dem, was ſie gethan, nie etwas erfare. Das Gegentheil würde ſie ohne Ende quälen und iſt mehrentheils die gewöhnliche Urſache, daß arme Schwermüthige die

ihnen verunglückte That bei aller Wachſamkeit a
ſie hernach gewis wiederholen. Es iſt in unſe
Gewalt, Ihrer Mutter dieſen Troſt zu bereite
und ſo ſei dis unſere Vollendung ihrer Lebensrettun
unſer Verſuch, ſie auf die Zukunft aus allen T
chen der Welt zu retten. Von meinen Leuten w
Niemand das Geſchehene, als der Kutſcher. Die
darf nicht reden. Auſſer ihm weis es keine menſ
liche Seele, als wir, und wir wollen nicht rede
Weder meine Frau mus es von mir, noch I
Vater von Ihnen iemals erfaren. Das woll
wir der Armen, wenn ſie erwacht, heilig angelob
und halten, damit ſie uns ihr ganzes Zutrau
ſchenke. Alſo — (reicht ihr die Hand) ſchlag
Sie darauf ein — ewig iſt und bleibt dis e
Geheimnis unter uns beiden —

Leopoldine, einſchlagend. Ewig!

Ehrhard, der ſie feſt hält. Und auch Ka
darfs nie erfaren —

Leopoldine. Auch Karl nicht!

Ehrhard, ſie mit durchdringendem Blick da
anſehend. Und ſo oft wir beide nun eine re
groſſe Bitte an einander haben und iſt das grö

Gewic

Gewicht geben wollen, ſetzen wir blos hinzu — ich bitte dich bei dem, was wir beide nur allein wiſſen. — — Der Arzt ſoll nur ſo viel erfaren, als er erfaren mus; auf ſein Stillſchweigen kann ich mich verlaſſen. Beſorgen Sie die Reinigung der Kleider Ihrer Mutter und bringen Sie ihr Nachtzeug her. Wir wollen alsdann abwarten, wie ſie ſich beim Erwachen befinden werde. Vieleicht kann ſie ſelbſt vor ins Haus gehen. Wir haben noch Zeit und unſere Leutgen kommen noch nicht von der Mühle zurück.

Nach einer Stunde that Sophie einige tiefe Seufzer und ſchlug die Augen auf. Ehrhard ſas rechts am Bette, Leopoldine links. Ihre Augen wanderten von einem zum andern und blieben endlich an Ehrhard hangend. Sie reichte ihm die Hand und weinte.

Ehrhard, nachdem er und Leopoldine ſie wechſelsweiſe geküſſt. Weinen Sie nicht, arme Frau! Sie ſind gerettet und Niemand weis von allem, was am Teiche vorgegangen, als wir.

Sophie, die erſt ſehr aufhorcht, dann den Kopf ſchüttelt und die Arme gen Himmel ausſtreckt, Ach Gott — Gott — —

Ehrhard. Glauben Sie uns; nur wir beid
wiſſens und ſo ſoll es unter uns drei ein ewige
Geheimnis bleiben. Da haben Sie unſere Han
darauf! (Sophie küſſt Ehrhards Hand)

Leopoldine, als die Mutter ihre Hand au
küſſen will, über ſie her ſich legend. Nein doc
Mütterchen, nein doch — —

Sophie, wehmüthig. Las michs doch — —
(während daß Leopoldine ihre Hände auf d
Rücken hält) Iſt das gewis, daß Ihr beide n
davon wiſſet? Ach was könnten ſonſt die Leute rede

Ehrhard, nach wiederholten Verſicherunge
Sagen Sie uns nun, wie Ihnen ſei.

Sophie. Mir iſt ganz leidlich. Ein ſtar
Schaudern überfällt mich nur zuweilen.

Ehrhard Nun, dafür wird der Arzt ſc
Rath wiſſen. Er wird kommen.

Sophie, ängſtlich. Dann erfährts ia
ſer doch?

Ehrhard. Laſſen Sie mich nur machen.
ſoll nicht mehr wiſſen, als nöthig iſt. Jetzt
die Frage — wären Sie wohl im Stande, w
wir Sie führen, vor zu gehen? Ich wünſchte,

er und die Meinigen, wenn ſie kommen, Sie in Ihrem Bette anträfen.

Sophie. Ach ia, das ſollt' ich wohl glauben.

Ehrhard, zu Leopoldinen. Nun, ſo thun Sie das Ihrige; ich will unterdeſſen Anſtalt machen.

Leopoldine reinigte vollends ihre Mutter und zog ihr die Nachtkleider an. Ehrhard ſchickte alle ſeine Leute aus dem Hauſe. Beide führten darauf Sophien wohlbedeckt vor und brachten ſie in ihr Bette.

Ehrhard, als dis geſchehen. Nun, ſo wärs vollbracht. (gibt Leopoldinen ein Zeichen, worauf ſich dieſe entfernt) Sagen Sie mir nun um alles, liebe Frau, wie iſt das zugegangen, daß Sie — —

Sophie, die ſich ſeit vorhin noch mehr beſonnen hatte. Ich weis nicht, wie ich darauf fiel, Vergismeinnicht zu ſuchen. Da wollte ich mir geſchwind noch ein Sträusgen holen, um es mit nach der Mühle zu nehmen. Und ſo mus ich beim Pflücken ſchwindlich geworden und ins Waſſer gefallen ſein.

Ehrhard, ſtutzig. Ei, ei! — (vertraut) Liebe Frau, nicht ſo mit mir! Für den Arzt iſt das

ſo eine Erzählung der Sache, wenn es nöthig w
für mich aber nicht. Ich habe alles geſehen.
habe geſehen, wie Sie — —

Sophie, die ihm den Mund zuhält. A
bitte ich Sie um Gottes willen — —

Ehrhard. Verlaſſen Sie ſich auf mich!
ehrlich gehen Sie mit mir zu Werke; ich
ſonſt — —

Sophie. Ja, ja, ich will es auch.
ich erſchrecke ietzt ſelbſt vor mir und würde e
gewis nicht thun.

Ehrhard, den dieſe Aeuſerung erquickt.
ſo ſagen Sie mir's doch auch, wie Sie
kamen und wie es zuging.

Sophie. Ich hatte in der Nacht den
lichen Traum wieder, den ich hatte, ehe S
reiſeten. Mein Mann erſchien mir wiede
er im Kerker ſas. Und ſo, wie es nun
eintraf, ſo trifts gewis ietzt auch wieder ein.
armer Mann ſitzt von neuem feſt und darum
er eben nicht. Dieſer Gedanke, der mich a
noch nicht ohne alle Unruhe läſſet, beun
mich ſeit heute morgen viel tauſendmahl ſchre

Wo ich ging und ſtand, da quälte er mich und immer wars, als riefe mir iemand zu — „nun eile und mache, daß du aus der Welt kommeſt. „ Als ich da hörte, daß es nach der Mühle gehen ſollte, fiel mir gleich das viele Waſſer daſelbſt ein und ſo war auch gleich der Gedanke wieder in mir — da, da gehts am beſten an. Auf dem Hofe aber, als wir fortgehen wollten, wars, als entſtände vor mir ein groſſer Teich und ſofort weis ich nicht mehr, was ich weiter gemacht. Das einzige, was mir noch ganz dunkel erinnerlich geblieben, iſt, daß mir war, als reichte mir mein Mann die Hand aus dem Teiche und zöge mich hinein. Nun iſt doch aber da im Hofe kein Teich: folglich begreife ich wohl, was ich weiter gethan haben müſſe. So aber, wie ichs hier erzähle, iſt mir geweſen und ich weis von weiter gar nichts.

Ehrhard, erſtaunt. Iſt es möglich? — Wäre dis wirklich alles ſo, wie Sie es erzählen und wiſſen Sie nichts davon, daß Sie in den Garten gegangen?

Sophie, höchſtaufrichtig und die Hand aufs Herz legend. Bei Gott — ſo iſts!

Ehrhard. Es iſt doch erſtaunend, wie Verwirrung der Gedanken einen ſolchen Grad von

Unbewuſtſeln anrichten könne. Ich glaube Ihnen aber. — Und ſo wiſſen Sie auch nic von Angſt oder Schmerz, die Sie hernach Waſſer gehabt?

Sophie. Nichts, gar nichts. Zwar b ich nachher den Gedanken einmahl recht deut gedacht — „ach wie kalt!„ — doch weis nicht, ob ich ihn nicht ſchon dort im Luſthauſe e erſt wieder gedacht; es kann aber doch ſein, ich ihn in dem Augenblick gedacht, als das Wa über mich zuſammengeſchlagen.

Ehrhard. Das glaub' ich ſelbſt. Aber was ſagen Sie denn nun dazu, daß Sie bei allen hier wieder lebendig und vernünftig in Ih Bette liegen?

Sophie. Ach ich weis ſelbſt nicht, was ſagen ſoll. Ich glaube, daß ich morgen mich allen Menſchen ſchämen und keinem ins Ge ſehen können werde.

Ehrhard. Das haben Sie nicht nöthig: be was Menſchen betriſt, ſo haben Sie es nur mir und Ihrer Tochter zu thun, und wir vergeſſe

Sophie. Aber Gott? Ach an Gott b ich mich wohl recht ſchwer verſündigt? Wenn d es mir nur vergibt!

Ehrhard. Liebe, beten Sie heute, wenn Sie allein ſind, ſo inbrünſtig, wie Sie noch nie gebetet haben. Wenn Ihnen die vollbrachte Handlung auch in ihren letzten Augenblicken nicht zu Schulden kommt, ſo hätten Sie doch vorher den traurigen und finſtern Gedanken nicht ſo nachhangen ſollen. Wie haben wir Sie alle immer ſo flehentlich gebeten!

Sophie. Ach ja, das iſt alles wahr, und ich habe mich nun wohl ſo an Gott verſündigt, daß mir es gar nicht vergeben werden kann ...

Ehrhard. Sagen Sie mir nur, ſehen Sie es denn gern, daß Sie gerettet ſind?

Sophie, die Hände aufhebend. Ach Gott, wie froh bin ich darüber!

Ehrhard. Wollen Sie jemals wieder auf ſolche Gedanken kommen?

Sophie, die Hände ringend. Nun und nimmer mehr wieder. Ich ſage Ihnen, ich bin ein ganz anderer Menſch geworden — —

Ehrhard, vor ſich. Eine entſetzliche Kur! Aber vielleicht die einzigmögliche. Gott, wenn ſie wirklich anſchlüge! — — (zu Sophien) Hören

Sie — Gott hat nicht gewollt, daß Sie umkommen ſollten —

Sophie, eilig. O ſagen Sie mir doch, wie ich gerettet worden bin. Ich weis nicht, ich bin noch immer, wie im Traume. (als Ehrhard ihr alles erzählt) Ach ja, ſo mus es wohl geweſen ſein, wenn Sie und Leopoldine nur davon wiſſen. (zieht ihn nach ſich) Ach was ſind Sie für ein Mann! Dank, Dank, ewig Dank — —

Ehrhard. Ja wohl, ewig Dank — aber nicht mir, ſondern Gott. Und dieſen ſtatten Sie ja ab, aber nicht blos mit Worten, ſondern auch in der That. Gott hat alſo, wie geſagt, nicht gewollt, daß Sie umkommen ſollen. Eine unendliche Langmuth iſt Ihnen widerfaren. Nun lohnen Sie den, der ſie Ihnen ſchenkte, recht dafür und tragen alle Ihre Leiden mit Geduld und kommen nie auf ſo einen ſchwarzen Entſchlus wieder.

Sophie, mit einer Art von Heftigkeit. So lange meine Augen aufſtehen, nicht wieder!

Ehrhard. So wird Ihnen auch verziehen ſein, was Sie thaten.

Sophie. Ach, wenn das nur iſt!

Ehrhard. Die Vergebung werden Sie ſich ſelbſt verſchaffen, und zwar dadurch, daß Sie von nun an Ihren finſtern Gedanken nie wieder nachhangen.

Sophie. Wenn nur mein Mann erſt hier wäre!

Ehrhard. Er wird kommen. Es iſt Ihnen ja alles ehrlich und treu geſagt, warum er noch nicht hier ſei.

Sophie. Ja, aber mein gehabter Traum. Wiſſen Sie wohl noch, wie jener Traum auch eintraf?

Ehrhard. Wenn unter viel Träumen gar keiner einträfe, das wäre ein Wunder; aber das iſt keins, daß zuweilen und unter tauſend auch einmahl einer eintrift. Sonſt könnte ich auch ſagen, Ihr Mann hätte Ahndung davon gehabt; denn er ſprach mehr als Einmahl — ſo oft er hieher denke, denke er an den Teich. (Sophie wird ſehr aufmerkſam) Es wäre aber auch ein Wunder, wenn unter tauſend Ahndungen nicht einmahl eine zuträfe. Sie dachten geſtern durch Veranlaſſung ſeines Briefs am Tage immer daran, daß er wieder feſtſitze, und ſo träumten Sie es in der Nacht; und er ſcherzte immer hier gern im Teich, und ſo denkt er, wenn er hieher denkt, auch an den Teich. — Und ich will Ihnen noch eins ſagen. Währet Ihnen die Zeit zu lange und kann es zu Ihrer Beruhigung beitragen, ſo reiſen Sie Ihrem Manne entgegen, ſobald Ihre eigene Geſundheit es verſtattet; oder reiſen Sie gar zu ihm hin, wenn er etwa noch länger verweilen müſte. Auch dieſer Troſt ſoll Ihnen zu Theile werden, und ſo können Sie alsdann Ihre Tochter mitnehmen und Herr von Ingenſtröm wird gern unterwegs die Schutzengelrolle übernehmen.

Sophie, äuſerſt heiter. Ach wenn das ſein könnte!

Ehrhard. Warum nicht? Ich wollte, daß ich eher daran gedacht hätte. Man fiel aber warlich nicht darauf, weil man den Geneſenen von Zeit zu Zeit erwartete.

Sophie. Gott, wie wohl wird mir! Mir thut doch kein Finger weh.

Ehrhard. Nun — das müſſen wir wohl erſt einige Tage noch mit anſehen. Sollten Sie ganz ohne Fieber wegkommen, ſo wäre das ein halbes Wunder. Es hat aber nichts auf ſich, wenn dis auch kommt, und der Arzt wird da ſchon ſorgen.

Sophie. Und dabei bin ich auch ein ganz anderer Menſch in meinem Gemüth. Ich kann an alles denken, alles ſehen, ohne daß mir etwas Böſes dabei einfiele. Da liegt z. E. ein Meſſer. Wenn ich ſonſt ein Meſſer ſah, wars immer, als ſollte ich mir damit den Hals abſchneiden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was für ein Grauſen mich immer überfiel, wenns zu Tiſche ging und ich da auf einmahl ſo viel Meſſer liegen ſah. An alles, womit man ſich Schaden thun kann, knüpfte ſich, ſobald ichs ſah, der Gedanke, mir den Schaden damit zu thun. Ging ich an Waſſer vorbei und das Waſſer war rechts, ſo muſte ich mich links neigen, weil mir immer war, als zöge es mich nach ſich: und ſtand ich am offenen Fenſter, ſo muſte ich mich rücküber halten, weil es war, als müſte ich ſchlechterdings hinausſtürzen.

Ehrhard. Gott ſoll mich bewahren! Vergeſſen Sie das alles und denken auch nicht einmahl mehr lebhaft daran.

Der Arzt kam. Leopoldine rief ihren Vater heraus und nahm unterdeſſen ſeine Stelle am Bette der Mutter ein.

Ehrhard zum Arzt. Hier hätte heute gros Unglück geſchehen können. Madam F. begeht beim Vergißmeinnichtpflücken die kleine Unvorſichtigkeit, daß ſie ſich zu tief bückt, und fällt in den Teich. Zu meinem Glück war ich dabei gegenwärtig und konnte ſie gleich wieder herausziehen. Ins Leben habe ich ſie glücklich zurückgebracht; nun will ich ſie Ihnen übergeben.

Arzt, der Ehrhard die Hand drückt. Gut, lieber Mann: ich brauche weiter nichts zu wiſſen. Sie hat ſich doch ſonſt durch den Fall nicht verletzt?

Ehrhard. Nein, und dabei iſt ſie nun ſehr bekümmert, daß Niemand ihre begangene Unvorſichtigkeit erfahre; weshalb ich Sie bitte, zu thun, als wüßten Sie von nichts. Ich habe Ihnen das Geſchehene aber doch ſagen müſſen, damit Sie Ihre Maßregeln darnach nehmen können.

Arzt. Gut, alles gut. Wie befindet ſie ſich übrigens?

Ehrhard. Aeuſerſtwohl — ſpricht ſie, und hat Luſt, ihrem Manne bald entgegen zu reiſen.

Arzt. Das wird ſich wohl verbieten. Sie kommt auf keinen Fall ohne alle Krankheit weg. Jetzt iſt die Natur bei ihr noch in der Zubereitung; morgen wollen wir ſehen, was ſie fabricirt habe.

Ehrhard. Und ebenſo preiſet ſie auch ihren neuen heitern Muth und ſpricht, daß ſie auch nicht der geringſte melancholiſche Gedanke weiter anfechte.

Arzt. Das iſt möglich, und dieſe glückliche Verwandlung kann auch fortdauernder Zuſtand werden.

Ehrhard. Freund, lieſſe ſich dis wirklich erwarten? Ich habe auch ſchon daran gedacht.

Arzt. Ja. Die unbeſchreibliche Erſchütterung an Leib und Seele zugleich, welche Madam F. gehabt, kann dis bewirken. Mir iſt in meiner Praxis dieſer Fall mit melancholiſchen Perſonen ſchon öfter begegnet. Es iſt, als wenn dadurch mit einem mahle die Vernunft wieder völlig in die Ausübung aller ihrer Rechte einträte. Bei geretteten Selbſtmördern vorzüglich mag wohl noch das erlittene Schmerzengefühl dazu kommen und den Zuſtand klarer Ideen wieder herſtellen helfen. Findet man doch diejenigen, welche nicht gerettet wurden, mehrentheils in ſolchen Lagen noch, woraus ſich ſchlieſſen laſſet, daß ſie nach vorſätzlich vollbrachter That ſich dennoch wieder helfen wollten.

Ehrhard Das iſt wahr und das habe ich ſelbſt mehr, als einmahl gefunden.

Arzt Und ſo könnte ich Ihnen drei, vier nennen, die Jahre lang mit dem Vorſatz des Selbſtmordes umgingen und nicht davon abzubringen waren. Endlich vollbrachten ſie ihn; aber unvollkommen. Man rettete ſie, und von dem Augenblick an wurden ſie wieder vernünftig und es fiel ihnen hernach nicht wieder ein, etwas ähnliches zu thun. Freilich iſt dis nicht immer der Fall, aber zuweilen doch. Der eine von denen, welche ich meine, ſchos ſich ſo, daß die Kugel von der Stirn abprallte; der andere ſchnitte ſich in den Hals; aber jener wird ſich nie wieder ſchieſſen und dieſer ſich nie wieder ſchneiden. Kurz — fehlgeſchlagener Selbſtmord iſt wirklich das letzte Mittel, den Melancholiſchen zu kuriren. Merken Sie wohl, was ich ſage. Ich ſchlage es nicht als Mittel vor, ſondern ich ſage nur, wenn es einmahl da iſt, ſo hilfts oft einzig und allein noch. Der Gerettete weis nun, wie es thut, und verſuchts nicht wieder.

Ehrhard. Eine fürchterliche Kur!

Arzt. Allerdings; Sie wiſſen aber als Theologe beſſer, wie ich, daß in Gottes Hand alles zum Mittel werden müſſe, Gutes zu bewirken. Was beſonders das Fallen ins Waſſer betrift, ſo würde ich, wenn ich allemahl wüſte, wie der Fall und das Retten hernach ablieſe und ob kein Schlagfluß dazu käme, ohne Bedenken ieden Melancholikus, an dem iede andere Curart fehlſchlüge, mit guter Manier ans Waſſer führen und ihn, ehe er ſichs verſähe, hinein ſtürzen. Ich wette darauf, wenn er noch wieder geſcheut werden kann, ſo wird er's hierdurch.

Ehrhard. Gott, wenn bei der Frau meines Freundes dieſe Wirkung in der That erfolgte, was ſollte man dazu ſagen!

Arzt, der eine Priſe nimmt. Wollen ſehen.

Ehrhard führte den Arzt zu Sophien. Er that, ohne ſich etwas merken zu laſſen, die nöthigen Fragen an ſie und beſorgte ſie. Sophiens Frage aller Fragen an ihn war, ob ſie bald die Reiſe zu ihrem Manne antreten könne. Er verwies ſie der Antwort wegen auf einige Tage zur Geduld. Unterdeſſen hatte Ehrhard nach der Mühle geſchickt und die Geſellſchaft unter dem Vorwande, daß Sophien eine Unpäßlichkeit zugeſtoſſen, zurückrufen laſſen, Julie, als ſie den ganzen vorgefundenen Anblick in Betracht gezogen, enthielt ſich zwar, weil ihr Mann jeder Erklärung deſſelben auswich, aller Nachfrage, ſagte aber ſich den gröſſeſten Theil von dem, was vorgegangen ſein möge, ſelbſt.

Sophie bekam bald darauf ein ſtarkes Fieber und der Arzt bezeigte ſich, als er erſt ſah, was es wirklich ſei, ſehr damit zufriden. Er meinte, daß er ihrer vorhergegangenen gichtiſchen Anfälle wegen für ſie äuſerſtbeſorgt geweſen, daß er nun aber gewis hoffe, daß das Fieber ihrer Konſtitution die ganze ehemahlige gute Beſchaffenheit wiederverſchaffen werde. Ihre Reiſe zu ihrem Manne muſte nun unterbleiben und ſie ward darüber allerdings unzufriden. Leopoldine wartete ſie treulich, und wenn Karl ankam, vertrat Roſalie ihre Stelle. Je weniger die Stunden jezt an der Zahl waren, welche die beiden Liebenden für ſich hatten, deſto ganzer und herzlicher wurden ſie von ihnen genoſſen. Julie, die ſeither um ihre Liebſchaft nicht ganz unbekümmert geweſen, fing gewiſſer gemachten Entdeckungen wegen an, ſich ſolche noch weit mehr zu

Herzen

Herzens zu nehmen. „Der Vater nicht hier, ſprach ſie zu ihrem Manne, die Mutter krank, und die beiden lebhaften iungen Leute ſo und ſo — — was will daraus werden? Das hätte ich doch von Leopoldinen nicht gedacht.„ Ehrhard fuhr zuſammen, gieng in den Garten und lies Leopoldinen nachkommen.

Ehrhard, als ſich beide unter die Laube am Teiche geſetzt. Liebe iunge lebhafte Seele — meines einzigen Freundes einzige Tochter — ſagen Sie mir einmahl recht aufrichtig, wie ſtehet es ietzt zu Pappelwalde?

Leopoldine. Frau von Ingenſtröm iſt kränklich; ſonſt hätte ſie uns auch ſchon hier beſucht.

Ehrhard. So heiſſts; ia. Wie ſteht ſich aber Karl mit ihr?

Leopoldine. Ich weis nicht anders, als wie immer, d. h. recht gut.

Ehrhard. Gewis? Iſt gar nichts vorgefallen?

Leopoldine. Nein. Oder meinen Sie, ob etwas neues vorgefallen ſei? Eine Kouſine von Karln iſt gekommen, die, wie es heiſſt, da bleiben wird.

Ehrhard, aufhorchend. Im Ernſt? Hum!

Leopoldine. Frau von J iſt ſchwächlich, und ſo will ſie vermuthlich ein junges Frauenzimmer aus der Familie bei ſich haben.

Ehrhard. Und ich glaube, daß dis der erſte Theil vom ſehr überdachten Plane ihrer Schweſter ſei. Es wird ein Verſuch ſein ſollen, ob Karl nicht — —

Leopoldine, feurig. Zur Untreue gegen mich zu verleiten ſei? (ſehr zuverſichtlich) O das fällt mir nicht einmahl ein zu denken und darüber wäre ich doch nicht im Stande mit ihm auch nur ſcherzweiſe zu reden.

Ehrhard. Nur Geduld! Der Verſuch iſt das A der Tante; ſchlägt er fehl, ſo wird das B nicht lange zögern.

Leopoldine. Das hat mir Karl erzählt, daß die Tante ihm an dem Tage, an welchem ſeine Kouſine angekommen, nochmals die Ihnen ſchon bekannten Drohungen wiederholt, wenn er je eine Bürgerliche heurathen würde. Mich aber hat ſie nicht dabei genannt.

Ehrhard. Sehen Sie? — Hat denn aber Karl ſeine Mutter ſelbſt über ſeinen Plan noch nicht näher ſondirt?

Leopoldine. Er kann ja gar nicht dazu kommen. Sie deklinirt beſtändig das Geſpräch, wenn er es auf mich lenken will.

Ehrhard. Nun ſo bitte ich Sie! Ahnden Sie denn nicht ſelbſt ſchon alles, wie es kommen werde? Unmöglich wird man es Ihnen machen — —

Leopoldine, Feuer und Flamme. Unmöglich? Das wollen wir doch ſehen. Wenn ich nur meinen Vater erſt geſprochen habe.

Ehrhard. Und was meinen Sie, daß dieſer ſagen werde?

Leopoldine. O er hat meinen Karl ſo lieb, wie mich, und er wird gewis nichts dagegen haben, ſeine Tochter in den Armen eines der edelſten jungen Männer zu ſehen.

Ehrhard. Junges herzliches Geſchöpf — ich zittere vor dem Augenblick, in welchem Sie ihm die Entdeckung machen werden.

Leopoldine, die ſich nicht erſchrecken läſſet. Iſt es möglich? Sie wollen mir auch meinen letzten Troſt, den Segen meines Vaters auf unſere Liebe, ungewis machen?

Ehrhard. Denken Sie doch — wenn er alle die Umſtände hört . . . Und zuverläſſig kommen dieſe alle ſo, wie ich fürchte. Er arm — Karl ebenſo arm — was können Sie anders erwarten, als daß er väterlich Ihnen abrathen werde? Und wenn er Sie dann gegen dieſen Rath denkend, beharrlichdenkend findet — o mein Gott, was wird das für Leiden für ihn geben!

Leopoldine, ſich in vollem Beſitz einer guten Sache fühlend. Ich denke ihm kein Leiden zu machen. Dafür behüte mich Gott! Freude — Wonne — Seligkeit ſoll ihm meine Liebe gewähren. Glücklich ſoll er ſeine Tochter ſehen, und ſo weiß ich, daß er hierdurch ſelbſt glücklich werde. O kennen Sie denn meinen Vater nicht? Ich denke, Sie kennen ihn ganz?

Ehrhard. Eben darum, weil ich ihn ganz kenne — — — Liebe Liebende, wenn es auch der tugendhafteſte, reizendſte Plan iſt, den wir entwarfen, ſobald wir doch einſehen, daß er unausführbar gemacht werde — was iſt da unſere Pflicht? Sagen Sie mir, was iſt beſonders alsdann Pflicht für eine Tochter, deren Vater ſchon ſo viel gelitten hat?

Leopoldine. Ich ſehe aber doch gar keine Unausführbarkeit. Sobald mein Vater einwilligt,

mag

was Karls Familie alles thun, mag Himmel und Hölle bewegen; wir bedürfen ihrer nicht Wir bedürfen nichts, als uns ſelbſt, um eins der glücklichſten Menſchenpaare auf Gottes Erdboden zu ſein.

Ehrhard, der ihr die Hand drückt. Leopoldine, was ſagen Sie!

Leopoldine O ich weis es wohl — ich arm, meinen Sie, Karl ebenſo arm; aber das ſchadet nichts. (edelſtolz) Ich bin allerdings arm; Karl aber iſt nicht arm. Er trägt ſeinen Reichthum mit ſich umher; er hat das ſeinige bürgerlichbrav gelernt und findet allenthalben Brod.

Ehrhard. So laſſen Sie es ihn doch wenigſtens erſt gefunden haben.

Leopoldine. Das hat nichts zu ſagen. Eine gewiſſe nahe Anwartſchaft iſt in ſeiner Lage ſchon ſo gut, wie ein Dienſt ſelbſt. Er hat mir ſeine Kaſſe gewieſen, die bis dahin reicht.

Ehrhard. Nicht immer iſt das ſo der Fall. Aber — wenns diesmahl auch ſo wäre, finden Sie den Gedanken nicht unangenehm, ſich in eine Familie, die Sie einmahl für ihr Glied nicht annehmen will, gleichſam hineinzudrängen? Ihr Gefühl iſt ja ſonſt ſo fein, Liebe; ich dächte, dieſe einzige Vorſtellung — —

Leopoldine. Wir wollen mit dieſer ganzen Familie auch nichts zu thun haben. Wir wollen uns ſelbſt eine Familie bauen.

Ehrhard. Leopoldine, Leopoldine! Wie können Sie ſo etwas mit ſolcher Gleichgültigkeit ſprechen? Iſt Karl nicht ebenſo das ganze Herz ſeiner Mutter, wie Sie es Ihrem Vater ſind? — Und wenn Ihnen das ſo leicht und ſo recht ſcheint, daß Karl ſeine Mutter vergeſſen ſoll: ſo können Sie auch wohl Ihres Vaters vergeſſen?

Leopoldine. Das werd' ich ewig nicht. Karl ſagt auch, für ſeine Mutter ſei er Bürge, und geſetzt, daß anfangs einige Trennung zwiſchen ihr und ihm entſtehe, ſo würde ſich das mit der Zeit ſchon wieder geben, wenn wir uns erſt hätten und wenn ſie ſich erſt daran gewöhnt hätte, mich als ihre Tochter zu denken.

Ehrhard. Alſo — er wollte wirklich ſeine Verbindung mit Ihnen auch bei deklarirtem Widerſpruch ſeiner Mutter vollziehen?

Leopoldine. Nicht anders. Dazu iſt er wie ein Mann entſchloſſen und es geſchieht, ſobald ich nur meines Vaters Einwilligung habe.

Ehrhard. Dieſe bekommen Sie unter den Umſtänden gewis nicht und es trauet Sie auch Niemand.

Leopoldine. Wie? Und Sie ſelbſt wollten uns nicht trauen, wenn mein Vater dazu willigte?

Ehrhard. Nein, auch dann nicht.

Leopoldine. So reiſen wir zum Feldprediger M. nach P.

Ehrhard. Sie bauen Luftſchlöſſer, Liebe; und geſetzt, daß alles ſo ginge, wie Sie dächten, was meinen Sie, wie es nach einiger Zeit Ihnen gehen könne, wenn Karl erfahren müßte, daß ſeine Mutter ſich nicht mit ihm ausſöhnen wolle?

Leopoldine. Wie ſo?

Ehrhard. Das will ich Ihnen ſagen. In Karls Buſen würde das natürliche Gefühl ſich wieder regen und die neuere Liebe zu Ihnen würde der ältern Liebe zu ſeiner Mutter wieder Raum machen. Er würde Sie als die Perſon anſehen müſſen, die ihm das Herz der Mutter geraubt, und wenn er dann bei abgekühlter Leidenſchaft darüber zugleich nachzudenken anfinge, daß er ſich durch die Verbindung mit Ihnen auch auf allen Seiten um ſein anſehnliches Vermögen gebracht, was für eine tragiſche Kataſtrophe könnte der ſchöne Roman Ihres Lebens haben!

Leopoldine, mit einer Art von Ungeſtüm, Nein, das ertrage ich nicht. Meinen Karl wollen Sie mir verdächtig machen — meinen Karl? (enthuſiaſtiſch) Ach Karl, Karl, wie wirſt du verkannt! das haſt du mir wohl geſagt, daß man am Erde noch gar an deiner Treue zweiflen ſollte! — Ich bin Karln Alles; ich bin ihm die ganze Welt, für mich kann er leiden und ſterben, und — ich wills für ihn können.

Ehrhard, dem ganz heis vor der Stirn dabei wird Nicht ſo heftig, Kleine! — Sagen Sie mir doch, was iſt denn das für eine Anwartſchaft die Karl hat?

Leopoldine. Das kann ich Ihnen ſagen; be ſeinem Grafen.

Ehrhard. Beim Grafen? Ich bitte Sie dieſer hat ja ſchon mehr Leute, als er bezahlen kann

Leopoldine. Nun genung, wie ich Ihnen ſage

Ehrhard. Wie können Sie einen ſolche Gehalt für ihn vom Grafen erwarten, daß Si ſtandesmäſſig davon allein leben mögen?

Leopoldine. Wir wiſſen uns einzurichten. Karl ſagt, wenn er nur mich habe, eine Stube, ein Kleid, ein Gericht ſei ihm genung.

Ehrhard. So machen Sie es doch wenigſtens zum erſten Punkt in Ihrem Plan, daß Karl erſt wirklich Emploi erhalte.

Leopoldine. Wir kennen keinen andern erſten Punkt, als meines Vaters Einwilligung. Da fängt unſer Plan an und da iſt er auch auf der Stelle ausgeführt.

Ehrhard. Und bis dahin bitte ich Sie, verſeltenern ſie nun die einſamen Augenblicke mit Karl und mäſſigen Sie Sich beide im trauten Genus derſelben . . .

Leopoldine, ganz unbefangen. Mein lieber zweiter Vater — rein, wie der Himmel jetzt über uns, iſt Karls und meine Liebe. Innig iſt ſie, das geſteh' ich; mit jedem Tage wird ſie inniger; aber — nie werden wir uns ſo vergeſſen, daß wir die Grenze überſchreiten, die — — —

Ehrhard, ganz im väterlichen Ton. Wo iſt dieſe Grenze? Antworten Sie mir hierauf (indem Leopoldine die Augen niederſchlägt) Bin ich Ihr zweiter Vater, ſo darf ich dieſe Frage thun, ohne dadurch die Grenze zu überſchreiten, welche mir die Achtung gegen Sie und Ihr Geſchlecht ſetzt. Sehen Sie mich alſo immer dazu an und ſprechen Sie!

Leopoldine, die ihn mit einem Ausdruck voll Treuherzigkeit und Schamhaftigkeit zugleich anblickt. O edler Mann! (ſchlägt die Augen wieder nider) das ſchmerzt.

Ehrhard. Ich mus nach derjenigen Grenze fragen, welche in Ihren Augen Grenze iſt; denn — ſehen Sie mich an! — die eigentliche Grenze haben Sie ſchon überſchritten, und dis iſts, was mich zu dieſer ganzen Unterredung zwang.

Leopoldine, die aufſpringt. Wie? das hätten wir gethan? (ſchlägt ſich vor's Herz) Nein, das iſt nicht geſchehen So etwas erlaubt ſich mein Karl nicht. (fängt heftig an zu weinen) Ach Karl, mein armer Karl, was muſt du dir alles laſſen nachreden! Mögliche Untreue nicht nur auf die Zukunft, ſondern auch jetzt ſchon wirkliche Bosheit — —

Ehrhard, der ſie an ſich zieht. Nun, ſetzen Sie ſich nur wieder und ſein Sie nicht ſo eine

Ungeſtüme. (legt die Hand auf ihr Knie) Wenn Karl, indem Sie ſo ſaſſen, vor Sie hinknieete, nenneten Sie das Grenze gehalten oder Grenze überſchritten?

Leopoldine, ungewis. Ich dächte — gehalten. Es könnte ja ſein, daß er mir, wenn ich eben ſäſſe, beſſer in die Augen ſehen könnte, und — das thut er ſo gern.

Ehrhard, der ihr das Knie ſanft drückt. Aber — wenn er Sie hier küſſte, wie nennten Sie das?

Leopoldine, heftig. Ueberſchritten — überſchritten! (ſehr dreuſt) das hat er aber nicht gethan.

Ehrhard. Nicht? (indem Leopoldine dreimahl Nein ſagt) Ja, ja, ja. Ich hab' es ſo gut, als mit meinen Augen geſehen.

Leopoldine, wie verworren. Das iſt unmöglich, weil ich nichts davon weis. Wenns geſchehen wäre, ſo würd' ichs doch wohl wiſſen.

Ehrhard, liebreich. Deſto ſchlimmer, meine Liebe, wenn Sie es nicht wiſſen. Ich glaube es Ihnen auch auf Ihr Wort, daß Sie es nicht

wiſſen. Aber nun ſehen Sie doch wohl,
Sie ſchon in Ihren vertrauten Einſamkeiten
mente haben, wo Sie nicht mehr deutli
Bewuſtſein von dem haben, was Karl
Wenn es Karln nun auch ſo geht, wie ich ge
glaube; wenn er nun in denſelben Momenten
nicht deutlich ſich bewuſt iſt, was er thue: be
es da mehr als eines ganz unbedeutenden Zuſ
daß — — —

Leopoldine, erſchrocken. Wie? das ſ
mein Karl wirklich gethan haben? Vor mir kni
er geſtern dort, das iſt wahr. Er ſprach auch d
aber was, das weis ich nicht. Ich erinnere
nur, daß ich ihn ſchnell in die Höhe zog. Warum
das weis ich auch nicht. Sollts da geſchehen ſ
(ſich ſammlend) Wie geſagt, ich weis es ni
wärs aber, ſo, dächte ich, ſpräche der Umſ
ſehr für uns, daß ich ihn ſchnell in die Höhe
und er ſich ſchnell in die Höhe ziehen lies.

Ehrhard. Sie geſtehen ja ſelbſt, daß
nicht wiſſen, warum Sie ihn ſo ſchnell in die H
gezogen. Kurz, Sie haben offenbar beide in ei
Zuſtande konfuſer Ideen geſchwebt. Da Sie
vor dieſem nun nicht mehr ſicher ſind, ſo bitt

Sie um alles, vermeiden Sie beide die Einſamkeit und zwar lange Einſamkeit. Dieſer Zuſtand iſt es, der Liebenden von ſolcher Lebhaftigkeit, wie Karl und Sie ſind, ſchon oft das Grab Ihrer Ruhe auf immer ward.

Leopoldine, beſchämt und anmüthig. Wir wollen uns gewis nicht wieder ſo vergeſſen.

Ehrhard. Und Sie vergeſſen ſich gewis wieder ſo und — noch mehr, wenn Sie die Gelegenheit dazu nicht vermeiden. Ich traue Ihnen nun gar nicht mehr, Leopoldine, und Karln dazu nicht. Sie ſind ein Paar junge Leute, deren Herz mit dem Kopfe davon läuft. Sie dürfen nicht mehr ſo viel allein beiſammen ſein. Ueberdenken Sie, was daraus erfolgen könnte; denken Sie dann an Ihre rechtſchaffenen Eltern, deren Reichthum, Freude und Troſt Sie ſind; denken Sie an alles, was Ihr Vater in der Welt ſchon ausgeſtanden, und — (weiſet in den Teich vor ihnen) an das, was wir beide nur allein wiſſen . . .

Leopoldine, die ihm um den Hals fällt. Zerreiſſen Sie mir das Herz nicht! Bei meinem Vater — Ihre Furcht ſoll vergeblich ſein.

Ehrhard, der nach der aufgehenden Garte
thüre hinſieht. Da kommt er. Dismahl wi
ich ihm Platz machen.

Ganz in Gedanken vertieft kam Karl de
groſſen Hauptweg herunter und bemerkte Ehrha
nicht. der ſich um den Teich ſchlich Leopoldi
ging ihm entgegen und leitete ihn durch die Laub
welche die Ueberſchrift — — Ueberſchritten —
führte, nach einer andern. Karl machte Min
in der erſtern zu bleiben. „Lieber, verſetzte ſi
hier gibts ſo leicht konfuſe Ideen.“ „So? erwi
derte er; dann laſſen Sie uns ja anderswohi
gehen, an dergleichen fehlts mir heute ohnehi
nicht.“ Beide waren zu zerſtreut, als daß ein
die Zerſtreuung des andern ſogleich bemerken ſollt
Es blieb daher lange bei ſtummen Händedrücke
oder doch bei Alltagsfragen hinüber und herübe
Jeder war noch von dem Geſpräch, welches
kurz vorher mit einem Dritten gehabt hatte, vo
wollte ſeinem Herzen durch Ausſchüttung Luft mach
und konnte nicht. Dis gab einige Misverſtänd
die jedoch bald der Tranſitus zur allerverſtändlichſte
Unterredung wurden.

Leopoldine. Lieber Karl, laſſen Sie uns
recht auf unſerer Hut ſein. Wir ſind beide lebha

Kar

Karl. Und wenn es zehen Aufpaſſer auf mich gäbe! Mag ſein! Ich kehre mich daran nicht.

Leopoldine. Hörſt du wohl, mein Karl, thue das ja nicht wieder.

Karl. Bei Gott — ich laſſe mich nicht dazu bereden.

Leopoldine. Herr Prediger Ebrhard hat Recht; du könnteſt mich unüberſehbar unglücklich machen.

Karl, heftig. Eher ſterben, als dich verlaſſen. Das hab' ich ihr zuletzt noch erwiedert. Und dabei iſts geblieben und bleibts.

Leopoldine, die durch das ihr wie aus einem Traume. geweckt wird. Was iſt denn, Karl? Sagen Sie mir doch, wem haben Sie das erwiedert?

Karl. Hab' ich denn das nicht dazu geſagt? — Meiner Mutter ...

Leopoldine. Alſo haben Sie mit ihrer Mutter nun über uns geſprochen?

Karl. Mehr, als ausführlich. So ausführlich, wie ſie ſichs wohl nicht vorgeſtellt haben mochte.

Leopoldine, in banger Erwartung. O ſo erzählen Sie doch alles.

Karl. Alles. — Ich hatte es nicht für nöthig gefunden, ihr, wenn ich wegreute, allemahl zu ſagen, wohin ich reute. Sie hat auch ſonſt nie darnach gefragt. Nun aber iſts ihr durch die Tante, welche wirkliche Auſpaſſer auf mich halten mus, referirt worden, daß ich iederzeit hierher reute, und auch, daß wir einander ins Tannenwäldgen beſtellen. Doch das iſt das geringſte und kam nur bei der Gelegenheit mit heraus, die unſere vorwaltende Reiſe gab.

Leopoldine, ängſtlich. Reiſe? Was denn für eine Reiſe? (fällt ihm um den Hals) Karl, du wirſt doch nicht von mir reiſen?

Karl, zu ihren Füſſen. Nein, Leopoldine, bei Tod und Grab, nein!

Leopoldine, ihn ſchnell aufziehend. Nun, ſo iſts ſchon gut. Bleib nur ganz ſtill bei mir ſitzen und erzähl mir weiter.

Karl. Sie dauert mich im Grunde. Es iſt ein liebes feines Geſchöpf; aber ich dachte, du thuſt am beſten und ſchenkſt ihr gleich den reinen Wein

ein, ſo iſt Sie wohl klug und delikat genung, ſich ſelbſt aus der Affaire zu ziehen. Und ſiehe, es traf richtig zu.

Leopoldine. Sprich doch alles ganz, lieber Karl; du ſprichſt ja alles nur ſo halb. Ich verſtehe dich gar nicht.

Karl. Ich bin noch ſo voll, und darum kommt das letzte zuerſt. Las mich nur einige Augenblicke.

Leopoldine, ſich um ihn her legend. I du Lieber!

Karl, als er ſich geſammlet. Die Kouſinengeſchichte ſah ich durch, ſobald das Mädgen ins Haus trat und ich hörte, daß ſie bei uns bleiben werde. Harre, dacht' ich, was gilts, das iſt eine Tantenanlage. Und ich habe mich nicht betrogen.

Leopoldine, traurig. Die ſoll dich mir wohl gar nehmen?

Karl, lächelnd. Hats geſollt, ja; aber — wart' ein bisgen! Doch mus ich ihr nachſagen, daß ſie ſich recht gut dabei benommen.

Leopoldine. So ſag mir doch nur alles recht von Anfang an.

Karl. Die Tante dachte — Karl iſt eine Weindroſſel; er fliegt mir da immer in den Weinberg nach Fremdlingshauſen; wenn ich zu Pappelwalde mit einer recht ſchönen reifen Traube nach ihm aufſtellte, ſo finge er ſich wohl in der Dohne. Die Schlinge war aber von Pferdeshaaren etwas zu ſtark gerathen, als daß ſie Karl nicht gleich ſehen ſollte. Wenn ich dann ſeit der Zeit, daß die Kouſine da war, zu Ihnen herüber reuten wollte, ſo hies es immer — ich ſollte doch zu Hauſe bleiben, der Kouſine würde die Zeit ſo lang. Ich erwiederte, man habe ſie ia nicht zu meiner, ſondern zu meiner Mutter Geſellſchaft kommen laſſen. Darauf wurden täglich kleine Parthieen veranſtaltet; wenn aber die Reiſe fortgehen ſollte, war Karl ſchon über alle Berge. Ich ſah, daß ein Gewitter bevorſtehe, und dachte, es iſt am beſten, du machſt, daß es herauf komme; ſo donnert ſichs ab und dann iſts vorbei. Ich nahm Emilien an einem Abend in den Garten unter dieſelbe Laube, wo wir das Band unſerer Liebe auf ewig feſt geknüpft. Da redete ich mit ihr frei von dem Plane, welchen man über ſie und mich gemacht und deklarirte ihr mit allem Anſtande, den ich ihr ſchuldig war, daß mein Herz nicht mehr mein Eigenthum ſei. „Hier, ſetzte ich hinzu, hier auf dieſer Stäte nahm es die Edle völlig in Beſitz, für die es nun auch noch den letzten Schlag einſt thun ſoll. „ Emilie antwortete ſehr brav und verſprach, mich thätlich davon zu überzeugen, daß ſie es ſo gemeint, wie ſie geſprochen. Dis geſchah ehegeſtern. Geſtern früh beſtand ſie auf ihre Rückreiſe zu ihrer Mutter, und, als ich geſtern Abends von hier wieder nach Hauſe kam, war ſie ſchon fort, ſo, daß ich ſie ſeit meiner Deklaration gar nicht wieder geſehen.

Leopoldine, freudig. Alſo iſt ſie wieder fort?

Karl. Ja. (Leopoldine ſeufzte kaum hörbar ein Gottlob) O ſei du ohne Sorgen. Dein Karl iſt brav. Du wirſt dis gleich noch mehr ſehen. — Meine Mutter muſte mit der Tante Emiliens Abreiſe wegen einen heftigen Ueberlauf gehabt haben. Vermuthlich mag Emilie einer, wie der andern, das Geheimnis meiner ihr gethanen Deklaration entdeckt haben, und ich verdenke es ihr auch gar nicht. Sie muſte doch ſagen, wie ſie ſo plötzlich auf den Gedanken komme, Pappelwalde wieder zu verlaſſen; im Grunde that ſie mir auch einen wahren Gefallen und machte dadurch meine Sache, die doch endlich einmahl zum Spruch kommen mus, vor dem Richterſtuhle meiner Familie anhängig. Hören Sie nun, was geſchah. Die eigentliche Abſicht meiner Mutter ſehe ich wohl dabei durch; es kann aber doch auch ſein, daß der Ungeſtüm meiner Tante ihr das Leben zu Pappelwalde vor der Hand verleidet habe. Genung, heute in aller Frühe lies ſie mich zu ſich rufen und notificirte mir eine in aller Geſchwindigkeit vorhabende Reiſe nach der Schweiz, auf der ich ſie begleiten ſollte. Sie wendete ihre Geſundheit vor, welche ſeit einiger Zeit wanke und die ſie durch die reinere Luft in jenen Gebirgen am ſicherſten wieder herzuſtellen gedenke. An meiner Bereitwilligkeit, ihr die Geſellſchaft zu machen, zu zweiflen, fugte ſie hinzu, falle ihr nicht ein, weil ſie immer eine ſo gute Mutter gegen mich und ich ein ſo guter Sohn gegen ſie geweſen wäre. „In dieſer Woche noch, ſchlos ſie, wollen wir fort; richte dich darnach ein.„

Leopoldine, erſchrocken. Will ſie denn noch fort?

Karl. Dem Anſcheine nach — ia. Aber hören Sie nur — — —

Leopoldine, heftigbeſtürzt. Ach daß Gott — mein Karl, gib Acht, ich komme um dich.

Karl, der beide Hände in die ihrigen legt. Nein, nun und nimmermehr. Auf keinen Fall reiſe ich mit.

Leopoldine, wie hin und her ſchwebend. Es iſt ja doch aber deine Mutter. Mus dieſe nicht deiner Leopoldine vorgehen? Ach Gott — ich weis auch nicht, wie es mit uns iſt! Unſere Liebe iſt doch ſo rein und ſo wahr, und dennoch iſts, als wollten ſich immer mehr Umſtände gegen ſie vereinigen. Am Ende, gib Acht, wird ſie wohl gar noch mit Gewalt zerſtört.

Karl, der ſich mit Heftigkeit vor ſie hin wirft. Welche Gewalt? Keine Gewalt der Welt ſoll über deines Karls Gewalt gehen. (umfaſſt ſchnell ihre Fuſſe) So, ſo will ich dich feſt halten, wenn man mich von dir reiſſen will. (es nieſſt jemand ſtark hinter der Laube)

Leopoldine, die ihn ſchnell aufzieht. Was war das?

Karl, indem Horcher Ehrhard ſich hurtig auf und davon macht. Nichts. Es war in des Nachbars Garten. Nun höre weiter. Ich glaube gewis, daß es meiner Mutter mit der Reiſe ſelbſt

Ernſt ſei; daß ſie aber zuverläſſig nicht reiſe oh
mich, glaube ich ebenſo gewis. Ihre Abſicht i
dich mir aus den Gedanken zu bringen. Wenn
alſo ſieht, daß ich beim Nichtmitreiſen beharre,
reiſet ſie gewis auch nicht, wenigſtens nach d
Schweitz nicht Daß ich aber nicht mitreiſen würd
habe ich ihr bereits geſagt. Sie ſetzt alſo den A
ſchein der Reiſe vermuthlich nur noch fort, um d
letzten Verſuch zu machen.

Leopoldine. Wenn ſie nun aber ſchlechterdin
darauf beſteht, daß du mitreiſen ſolleſt? — U
wie, wenn es nur auf eine Zeitlang wäre und w
könnten ſie dadurch für uns gewinnen? — (ſch
tert ſich heftig) Ach nein, um Gottes willen, lie
Karl, reiſe doch ia nicht von mir.

Karl. Bei Sonne, Mond und Sternen
ich reiſe nicht mit. Auch nicht eine Trennu
Auf die eine würde bald die andere folgen. Ne
was durchgeſetzt werden ſoll, lieber gleich dur
geſetzt. Auch nicht drei Tage mehr in der W
ohne dich. Das habe ich ihr auch nun geſagt —

Leopoldine, äuſerſtgeſpannt. Wie? das h
du ihr wirklich geſagt? Nun — was antwort
ſie da?

Karl, ſehr freimüthig. Ich muſte ihr ia doch eine Urſache angeben, warum ich nicht mitreiſen wollte. Wichtig muſte dieſe auch ſein. Und warum ſollte ich erſt eine erdenken? Ich ſagte alſo geradezu, daß ich darum nicht mitreiſen würde, weil ich nicht mitreiſen könnte — und das deintwegen. Da kams unter uns zur Sprache. Nicht drei Tage, ſprach ich einmahl über das andere, nicht drei Tage mehr in der Welt ohne Leopoldinen leben und ſein, wenn ich noch ſein und leben ſoll! Und da erfur ich dann alles; was ich aber doch einmahl erfaren muſte.

Leopoldine, faſt zitternd. O ſprich, ſprich, wie lautet's? Sag, ſag mir ia alles. Dürfen wir hoffen?

Karl. Hoffen? (drückt ſich den Hut tief ins Geſicht) Ha! wer will uns die Hofnung nehmen? Das kann nur der, der uns ſelbſt einander nehmen kann. Davon kann die Rede gar nicht ſein. Willſt du nicht hoffen? (Leopoldine ſinkt an ihn hin) Nun, und ich will's auch. Und weiter brauchts nichts für uns zum hoffen dürfen.

Leopoldine, zärtlichangſt. Lieber, ich meine, ob wir die Einwilligung deiner Mutter zu unſerer völligen Verbindung hoffen dürfen?

Karl, feſt und bitter. Nein — im Guten nicht.

Leopoldine, fürchterlichbetroffen. Daß Gott! — Ich Unglückliche!

Karl, wie elektriſirt. Unglücklich? Du unglücklich? Warum? Kann dich Karl nun mit einem mahle nicht mehr glücklich machen?

Leopoldine, ſchluchzend. Du darfſt ia nicht.

Karl, brauſend. Ich — ich dürfte nicht? Wer will mir's wehren? Kann ich dich nicht mit Einwilligung meiner Mutter glücklich machen, ſo mache ich dich ohne ſie glücklich. Las deinem Vater kommen! Dann — dann —

Leopoldine. Wenn nun dieſer auch nich einwilligen wollte — —

Karl. Dein Vater? Dein Vater auch nich einwilligen? Nennet er mich nicht gern ſeinen Sohn

Leopoldine. Sagte nicht deine Mutter bei de Wegreiſe auch, ſie hätte mich ſo lieb, wie ihr Tochter? Wenn deine ganze Familie dagegen iſ was ſoll mein Vater ſagen!

Karl, auffahrend. Und wär auch dis, ha du nicht verſprochen, alles mit mir zu können — alles?

Leopoldin

Leopoldine, die tief aufſeufzt. Mich überfällt eine fürchterliche Angſt. Gib Acht, uns ſtehen ſchreckliche Schickſale bevor.

Karl, lächelnd. Nichts, gar nichts weiter, als höchſtens — ein kühner Schritt. Mus dieſer gethan werden, ſo wird er gethan und — damit iſts gut.

Leopoldine. A — ch! Iſts doch als läge die ganze Welt auf mir! — Wenn deine Mutter einwilligte, dann wäre an meinem Vater kein Zweifel; aber ſo — — Sag mir doch nur, was hat denn deine Mutter eigentlich gegen mich?

Karl. Gegen dich hat ſie nichts, ſondern gegen meine Verbindung mit dir. Dich lobt ſie ſehr. Sie ſagt, du wäreſt ein trefliches Mädgen; du verdienteſt das gröſſeſte Glück und den würdigſten Mann. Sie liebt dich ſogar; warlich, du kannſts glauben, ſie liebt dich herzlich. Wie brav ſie gegen deine Eltern denke, brauche ich dir nicht zu ſagen. Mit wahrer Ehrfurcht nennt ſie allemahl deinen Vater. Kurz, alles iſt ſo lange gut und treflich, bis es auf den Punkt kommt, daß ich dich heurathen will. Da haſt du zwar Alles, alles, wodurch du mich als Gattin glücklich machen

könnteſt; aber — eins fehlt dir. Dis fehlen
Eins iſt aber die Hauptſache bei der Sache, u
weil alſo die Hauptſache fehlt, ſo kann auch a
der Sache nichts werden.

Leopoldine, im Misverſtande. Nichts werde

Karl. Nehmlich — in den Augen mein
Mutter.

Leopoldine. Ich begreife es nicht. Sie
doch nicht nur eine ſo ſehr gute, ſondern auch
kluge Frau. Auch läſſets ſich mit ihrem übri
Benehmen gegen mich und meine Eltern gar n
vereinigen.

Karl. So weit ich meine Mutter kenne,
ſie keinen eigentlichen ſogenannten Adelſtolz. S
ſie dir ia nicht etwa ſo vor, wie die Tante; n
da thäteſt du ihr warlich Unrecht. Es iſt nur
gewiſſes falſches Adelgefühl, das ſich in ihr r
Sie ſelbſt hat nicht ſowohl das bewuſte Vorurt
ſondern ſie iſt nur zu ſchwach, ſich über das V
urtheil der Welt hinwegzuſetzen. Sie gl
nicht, daß dein Eingang in ihre Familie u
Familiengeblüt verunreinigen werde, ſondern
bleibt nur dabei ſtehen, daß die Welt dis gl
und daß man deshalb in die Welt ſich ſchicken m

Von hieraus erkläre dir auch den anſcheinenden Widerſpruch zwiſchen ihrem übrigen Benehmen gegen dich und ihrer Deklaration in unſerer Sache. Dich ſo lieb, wie ihre Tochter, zu haben, dis liegt völlig in ihrem Karakter; aber dich öffentlich zu ihrer Tochter zu kreiren, dis ſtreitet gegen ihr Vorurtheil, ſich in die Welt ſchicken zu müſſen. Ich habe ihr alles darüber vorgeſtellt; aber vergeblich. Ich habe ſie kniend gebeten, ihrer mütterlichen Liebe dis Opfer der Einbildung zu bringen; allein ſie bleibt ſtehen, wo ſie ſteht. Alles andere, ſagte ſie, möchte ich von ihr bitten, nur dis nicht. Auch fügte ſie alsdann noch einige Drohungen hinzu, die du errathen wirſt.

Leopoldine. Welche?

Karl. Ach, Liebe, las! Es iſt ia warlich nicht werth, daß du darnach fragſt. Solche Dinge irren mich vollends nicht. Meintwegen möchte alle der Plunder von liegender und fahrender Habe, der auf mich wartet, kommen, an wen er wollte; wenn ſie mir nur zwei Buchſtaben ſchenkte — Ja!

Leopoldine. Was meinſt du — wenn wir ſie beide flehentlich darum bäten? Es iſt unſere

Mutter; wenn es etwas hülfe, ich wollte mich ihr gern zu Füſſen werfen.

Karl, keck. O Leopoldine, das hieſſe dich wegwerfen. Ich erkenne hierinn dein unſchätzbares Gemüth; aber eben darum, Mädgen von wahrem Adel, ſollſt du dis nicht thun. Iſt denn das ſonſt Sitte oder gar Erfordernis, daß eine künftige Schwiegertochter vor ihre Schwiegermutter erſt hinknieen müſſe? Warum ſollte denn bei Dir der Anfang damit gemacht werden? Wohl, weil du nicht hochwohlgeboren biſt? (fällt ihr um den Hals) O du liebe hochwohlgebildete und hochwohlgeſinnete, du ſollſt nicht erſt unterthänig bitten müſſen, gnädige Frau von Ingenſtröm zu werden; Karl von Ingenſtröm wird dich dazu machen und wird ſeinem Schickſale allerunterthänigſt für die Gnade danken, die es ihm dadurch erzeigte, daß Leopoldine, die einzige Leopoldine auf Gottes ganzem Erdboden, die Hand und in der Hand das Herz ihm gab. — Du kannſt auch glauben, zehen Fusfälle von dir würden nichts helfen. Doch — weg damit! Der bloſſe Gedanke daran empört mich.

Leopoldine, niedergeſchlagen. So ſehe ich nicht ab, was aus uns werden will.

Karl. Was dort geſchrieben ſteht — Gott ſchuf ſie ein Männlein und ein Fräulein. Ich halte viel auf das erſte Buch Moſe, und ſo ſolls auch dabei bleiben. Las dir noch einmahl kurz meine Gedanken ſagen. Meine Mutter denkt, wenn ſie auf ihrem Vorſatze, die weite Reiſe zu thun, nur feſt beharre, ſo werde ich gewis noch mitreiſen, ich aber denke, wenn ich bei meinem Vorſatze, nicht mitzureiſen, beharre, ſo wird ſie gewis die Reiſe noch aufgeben. Der Erfolg wird zeigen, daß ich richtig gedacht. Was nun unſere Verbindung betrift, ſo kann ſie ihr Vorurtheil doch nur abhalten, mir ihre Einwilligung dazu zu geben, daß ich dich heurathe; nicht aber davon, daß ſie dich hernach für ihre Tochter erkenne, wenn ich dich geheurathet habe. Bei der Welt iſt ſie ja dann dadurch gerechtfertigt, daß ſie ihre Einwilligung nicht dazu gegeben. Ihr Herz wird ſich gewis bald wieder zu uns finden. Vieleicht meint ſie es ſelbſt ſo. Ich wenigſtens, als ich von ihren Küſſen mich wieder erhub, machte ihr bei meiner Abſchiedsverbeugung ſo eine Mine, als wenn ich ſie ſo verſtanden hätte.

Leopoldine. Wie nahm ſie das auf?

Karl. Sie beſchenkte mich mit hundert Luidoren und ſprach dazu: Dafür equipire dich, wie du willſt.

Leopoldine. Zur Reiſe nehmlich — —

Karl. Ja, ſo habe ichs nicht verſtanden. Ich nahm meine hundert Luidore und nun habe ich eine Kaſſe von zwölfhundert Thalern. Unſer Pachter, der alte brave Bidermann, der ſich auf Konſtellationen gut verſteht und etwas wittern mus, hat mir überdis aus freiem Herzen das Anerbieten gethan, mir, und wenns auf zehen Jahre ſein müſte, ſo viel vorzuſchieſſen, als ich haben wollte. Alſo las uns einer dem andern den Muth nicht niderſchlagen, ſondern aufrichten. Unſere Sache mus zulezt gut gehen; es iſt ia eine ſo brave Sache. Wenns *anfangs* auch noch ſo bunt und kraus durch einander ginge — mags doch! Käme nur dein Vater erſt!

Leopoldine. Ach ia wohl, ia wohl! Aber, aber — — —

Ehrhard, der zum Garten herein ſchreiet. He he he he — geſchwinde, geſchwinde kommen Sie vor!

Leopoldine, hoch in die Höhe fahrend. Hilf Gott — was geht der Mutter wieder an! (ſpringt Karln voran und läuft in den Hof) Was iſt? Was iſt?

Eine Magd im Hofe. Ich weis von nichts.

Karl, der nachgeſprungen kommt. Hören Sie denn das Poſthorn nicht?

So, wie beide zur Hofthüre herein traten, hielt die Extrapoſt ſchon vor der Hausthüre. Alles eilte zum Empfang der Ankommenden. Albert ſprang aus dem Wagen und half ſeinem Vater heraus.

Flemming, als Ehrhard ſofort über ihn herfällt. Nun, da, da — da haſt du mich — drücke mich recht feſt an dich — — (als Leopoldine ihre Arme auch um ihn herbreitet) Und da — da haſt du mich auch — drücke auch recht — (küſſt ſie mit unausſprechlichväterlicher Zärtlichkeit) Biſt doch noch Leopoldine? (als die übrigen insgeſamt hinzutreten) Und da haben Sie mich alle — alle! (reicht Karln, als dieſer ſich beſcheiden etwas zurück halten will, die Hand) Bravo, bravo, mein wackerer Sohn! (macht einen langen Hals) Wo iſt aber Sophie, meine Sophie?

Sophie, die ihren guten Tag hatte, den Kopf zur Stubenthüre heraus, mit heiſerer Stimme, Hier. Weiter darf ich noch nicht.

Flemming, der ſich vor's Herz ſchlägt. Gottlob, daß ich ſie nur ſehe! (läſſet die übrigen alle und eilt auf ſie zu) Da haſt mir rechte Angſt gemacht.

Sophie, in ſeinen Armen. Und du mir auch. (ſehen ſich beide feſt an)

Flemming. Mutter, Mutter, du haſt recht gerunzelt. Ich finde dich um zehen Jahre älter. Du muſt viel gelitten haben.

Sophie, weinend und froh zugleich. Ja wohl, ja wohl. Dir ſieht man es aber auch an, daß du ſehr gelitten haben müſſeſt.

Flemming, in ihre Thränen weinend. Sophie, liebe Sophie, ja! Mags doch! Wir haben einer für den andern gelitten. Und ſo will es Gott; ſo ſoll es unter jungen Liebenden nicht nur, ſondern unter altwerdenden Gatten auch ſein.

Als Flemming dis ſprach, begegneten ſich Karls und Leopoldinens Blicke auf einander. Ehrhard, wie eingeladen zum lauten Augengeſpräch, ſchos ſeinen Beobachterblick auch unter ſie beide. Es war ihm, als hörete er Leopoldinen ſehr vernehmlich ſprechen — „Nun kommt vieleicht die Reihe an uns, daß wir für einander leiden müſſen „ — und Karin entſchloſſen antworten — „Hörſt du nicht, was dein Vater ſagt — Mags doch! So will es Gott; ſo ſoll es ſein! „ — und Leopoldinen wieder fragen — „Wirſt du es auch können? Ich kanns „ — und Karin wieder antworten — „Ich will es können für drei Mann. „ Keiner von beiden aber bemerkte, daß der Horcher Ehrhard auch iezt ſie wieder behorche.

Flemming, zu Sophien. Aber nun iſt dir doch beſſer? Mir iſts.

Sophie. Ich habe nur noch ein kleines Fieber, und das ſoll ia zu meiner völligen Wiederherſtellung auf lange Jahre noch gereichen, wie der Arzt ſagt.

Flemming, hocherfreut. Das gebe doch Gott! Liebe Sophie, nun iſt alles — alles gut. Nun wollen wir an das Ueberſtandene nicht weiter denken. Wir wollen wie noch einmahl von neuem zu leben anfangen und nun auf immer eine recht unausſprechlichglückliche Familie bei einander ſein.

Sophie, ihm die Hand gebend. Ja, das wollen wir. Ich fühle mich ſo glücklich, wie ich in meinem Leben nicht geweſen bin, und da haſt du meine Hand — ich mache dir nie den geringſten Kummer wieder.

Flemming. Top, Sophie! Und ich dir auch nicht. Und wenn wir einander keinen machen, wer ſollte uns dann ihn machen?

Sophie, in aller Unſchuld. Ja wohl. Leopoldine müſts thun oder Albert; ſonſt wüſte ichs nicht.

Flemming, vertrauensvoll. Davor wird uns Gott bewahren.

Hier entſtand ein abermahliges ſtarkes Augengeſpräch, und zwar zwiſchen Karln, Leopoldinen und — Ehrhard zugleich. Dieſes veranlaſſte, daß Albert ſeiner Schweſter auf eine dem Vater ganz ungewohnte Art mit den herzlichſten Ausſchüttungen zuvor kam und eher an ſeinem Halſe hing, als ſie. Flemming ſah ſich nach ihr um. Leopoldine erſchrack über ihren gemachten Verlegenheitsfehler und eilte ebenfals an ihren Vater hin, war aber doch ſamt Karln noch ſo zerſtreut, daß ſie dieſen in Gedanken mit zu ihm fünrte und daß dieſer ſich auch mit zu ihm führen lies. Ehrhard, als er dis ſah, gerieth in Angſt und glaubte gar, daß ſein Freund mit der Entdeckung, die er ihm eigentlich erſt morgen machen wollte, heute ſchon und in den erſten Minuten gleich übergoſſen werden könnte.

Flemming, der aber nichts ahndet, beſchämt, zu Karln. Ei, Sie treiben Ihre Sohnspflichten auch zu weit, gütiger junger Mann. (zu Leopoldinen) Sonſt kamſt du ja immer in ſolchen Fällen mit deiner Lebhaftigkeit deinem Bruder zuvor. Dir iſt doch nichts?

Leopoldine, roth, wie Blut. Nein, mein beſter Vater. (breitet ſchluchzend ihre Arme um ihn her)

Flemming. Tochter, dir iſt etwas. Sag's!

Ehrhard, der ſeine Todesangſt nicht mehr ertragen kann und hinzutritt. Ihr fehlt nichts, Herzensfreund; das kannſt du glauben. Ihr habt ſie mit euren Reden beide nur ſo gerührt.

Flemming, der ſie an ſich drückt. Nun, ſo ſei zufriden; wir wollen ſo etwas auch nicht wieder ſagen. Ihr ſeid beide — wollt ich ſagen, alle drei unſere gute liebe Kinder.

Auf Leopoldinen machten alle dieſe vorgefallenen Equivoken einen ſo heftigen Eindruck, daß ſie ſchwindlich ward und ſich ſetzen muſte.

Flemming. Was iſt denn das? Leopoldine, du biſt mir ia gar Leopoldine nicht mehr. Nun — erhole dich nur.

Karl entſchlos ſich ſchnell, ſich aus der Affaire zu ziehen, und machte Mine, aufzubrechen.

Flemming. Herr von Ingenſtröm, was wollen Sie machen? Sie müſſen noch bei uns bleiben.

Karl. Ich weis nicht — es wäre wohl zu unbeſcheiden von mir gehandelt. Sie haben vermuthlich viel mit einander zu reden — —

Flemming, der ihm den Hut wieder nimmt. Ja freilich habe ich viel, recht viel zu erzählen. Aber eben darum ſollen Sie hier bleiben. Ich denke, Sie ſind mein Sohn auch? Wollen Sie denn etwa nicht hören, was Vater Flemming erzählt?

Karl. Wenn ich darf, ehrwürdiger Vater — o mit tauſend Freuden.

Flemming, äuſerſtvergnügt. Ja, recht gut gehts uns von nun an, und ich kann Gott nicht genug dafür danken, daß ich auf die Veſtung geſetzt worden bin. Da habe ich dann wieder einen Beweis von dem, was nicht nur dort im Buche, ſondern auch in meinem Leben ſchon ſo oft geſchrieben

ben ſteht — ſie gedachten es böſe mit mir zu machen, aber Gott wuſte es gut zu machen. Das erſte Buch Moſe iſt doch ein braves Buch, nicht wahr Herr von Ingenſtröm?

Karl, der an Männlein und Fräulein ſich zurückerinnert, ſehr frappirt. Ja wohl.

Flemming, der ſich ſeine Beſtürzung ſo erklärt, als ſchämte er ſich ſeines Vaters wegen. So meinte ichs nicht, wie Sie es meinen. Vergeben Sie mir. (zu Ehrhard) Und du haſt mich doch gewis gern wieder bei dir?

Ehrhard, mit ausgebreitetem Armen. O du Lieber! — Mache dich nur erſt bequem und dann erzähle uns Alles. Wir brennen vor Begierde, den weitern Gang deiner Angelegenheiten zu erfaren. (Flemming entfernt ſich)

Karl und Leopoldine konnten kaum ſo viel Einſamkeit für ſich erhaſchen, daß ſie auch nur eine ganz unvollkommene Abrede über die nun weiter zu treffenden Maßregeln nehmen mochten.

Leopoldine, wie auf der Flucht. Was thun wir nun?

Karl. Ich werde morgen gleich mit Ihrem Vater zu ſprechen ſuchen.

Leopoldine. Und das ja ſo früh, als möglich; daß Sie der Erſte werden, der über uns zu ihm ſpricht.

Karl. Gut; ſo will ich ihm unter dem Vorwande, daß ich wiſſen müſſen, wie er die erſte Nacht hier wieder geſchlafen, einen Morgenbeſuch machen. Und bis dahin ſuchen Sie abzuhalten — —

Leopoldine, als ihr Vater ſchon wieder zurückkommt. Wir ſind dicht an der Kriſe unſerer Liebe.

Karl, im Wegtreten von ihr noch. Getroſt! Es biege oder breche — ich bin dabei!

Flemming, als ſich die ganze Geſellſchaft um ihn her geſetzt. Ich komme heute eigentlich von Ihrem Grafen her, (ſieht Karln an) den ich auf ſeinem Schloſſe abgeſetzt.

Karl, freudig. So? Alſo iſt dieſer auch wieder da?

Ehrhard. Das iſt brav. So hat er doch wirklich Wort gehalten. Er verſprachs, nicht eher von dannen zu reiſen, bis er dich mitnehmen könnte.

Flemming. Ja, er wird nun aber ſchon wieder weg ſein; denn er wollte ſich nur einige Stunden im Ländlein aufhalten.

Karl, erſchrocken. Wohin — wohin nun wieder?

Flemming, Ehrhard anſehend. Zurück zu deinem Fürſten. Es hies, er wolle von da eine weite Reiſe machen.

Ehrhard, indem Karl und Leopoldine einander entgegenſeufzten. Ueber das Reiſen!

Flemming, der nicht weis, wie viel er ſpreche. Wer weis, was ſie vorhaben! — Der Graf mag wohl den Lamenten ſeiner Dienerſchaft dismahl eigentlich aus dem Wege reiſen wollen.

Ehrhard, während daß Karl ſehr aufhorcht. Wie ſo?

Flemming. Dein Fürſt, der ihn ſehr liebt, hat ihm ein ſtarkes Kapital vorgeſchoſſen, um ſein Debitweſen zu arrangiren. Ich habe wohl immer gehört, daß er ſich mit dem Bau ſeines prächtigen Schloſſes — es iſt wahr, man ſollte glauben, ein König wohne da — ſehr verſteckt habe; allein das hätte ich nicht gedacht, daß es ſo weit gehe. Es iſt hart an der Sequeſtration geweſen und nur dein Fürſt hat ihn gerettet. Es war ein gar artiger Goldſack, der aus dem Wagen ins Schlos getragen ward. Dennoch mus er damit nicht ausreichen:

denn er gibt allen ſeinen entbehrlichen Dienern den Abſchied heute, und die übrigen werden auf einige Jahre auf halben Gehalt geſetzt.

Leopoldine und Karl, die einander gegenüber ſaſſen, ſchlugen beſtürzt die Augen nider und entfärbten ſich.

Ehrhard, nach einigen Seitenblicken auf ſie. Man hat immer davon geredet, daß es noch einmahl ſo kommen werde. Er iſt zum Grafen zu gutwillig. Eine Krone ſollte an ihn gekommen ſein; dann —

Flemming. Was gehen uns auch ſeine zerrüttete Finanzen an! Genung, er iſt übrigens ein treflicher Mann und ich habe ihm ia warlich Alles zu verdanken. Wo wäre Flemming iezt, wenn er nicht war? — Er iſt es auch, der deinem Fürſten hernach eine auſſerordentlichgute Meinung von mir beigebracht. Höre, Freund Ehrhard, du haſt einen herrlichen Fürſten.

Ehrhard, wie im Jubel des Patriotiſmus. Nicht wahr?

Flemming. Das waren ſeine letzten Worte, wobei er mir liebreich die Backen klopfte — „Nun kehren Sie ruhig und vergnügt zu meinem würdigen

Geiſtlichen, Ihrem Freunde, zurück und ſagen ihm von mir recht viel Schönes! » »Ich hielte gewis mein Wort, ſagen Sie ihm » rief er mir noch nach. Sag doch, was hat er dir denn verſprochen?

Ehrhard. Kommſt du jetzt gerade von ihm her?

Flemming. Nein. Ich muſte noch einmahl nach K. zurück, wo der alte wackere Kommandant meintwegen eine Fete gab.

Ehrhard. Das war einer der würdigſten Officiere, die ich in meinem Leben kennen gelernt. Er war wohl recht gerührt bei deinem Abſchiede?

Flemming. Das kann ich dir gar nicht beſchreiben. Dieſe Abſchieds-Stunde und dann jene, in welcher mir die Thränen aus ſeinen Augen auf die Hände fielen, als er mir meine Freiheit notificirte, gehören unter diejenigen, an welche ich Lebenslang unter recht heiligen Empfindungen zurückdenken werde. Er hat mich die ganze Zeit meines Dortſeins über auſſerordentlichgütig behandelt. Auf dich hält er auch recht viel. — Ich hätte aber doch auch ohne die Fete noch einmahl zu ihm hinausgemuſt; des Raths von E. wegen.

Ehrhard, neugierig. Und — wie iſts mit dieſem geworden?

Flemming. Er hatte ſich bis zu meiner Abreiſe krank gemacht; und das auf meinen eigenen Rath; denn ſo gut dein Fürſt gegen mich war, ſo ſtrenge war er gegen ihn. Ich habe wirklich dem Leibarzt ſelbſt gute Worte gegeben, daß er ein falſches Atteſtat für ihn ausſtellte. Nun war der Befehl, daß er, ſobald ich abgereiſet wäre, mein Zimmer beziehen ſollte. Das geſchah auch wirklich, als ich zum Fürſten abging. Da berichtete ich dieſem nun gleich in der erſten Viertelſtunde, daß ſein Befehl befolgt ſei und bat für den E. um Gnade.

Ehrhard, geſpannt. Nun — und — — ?

Flemming. Höre, Freund Ehrhard, ſo habe ich in meinem Leben um nichts bitten müſſen, wie da. Dreimahl verbot mir der Fürſt zu reden, wenn ich nur ſeinen Nahmen nannte. Er wollte durchaus von ihm nichts wieder ſehen und hören, und ich konnte es recht bemerken, wie ihm die Glut gegen den Schurken dabei ins Geſicht ſtieg. Unerbittlich war und blieb er, bis ich ihm devoteſt erklärte, daß ſeine Gnade gegen mich ſo lange eine unvollkommene Gnade ſein und daß ich nicht eher mich wieder ganz ruhig und glücklich fühlen würde, bis er die einzige Bitte, die ich in der Welt noch zu ihm hätte, mir gewährte, und bis mein Gefangenſetzer ſeine Freiheit durch mich bekäme. Da rief er ungeſtüm aus — „Werth iſts der Schuft nicht; aber Ihrer Antitheſe wegen, die Sie iezt ſprachen und die Ihnen Ehre macht, ſolls geſchehen.» Drei Zeilen, mit Bleiſtift geſchrieben, bekam ich ſtatt Befehls mit. „Die geben Sie dem Schurken ſelbſt, ſprach er dazu; er ſoll ſie zu unſerm Andenken aufbewahren.»

Ehrhard. O Freund F., ſag uns, wie lauteten dieſe Zeilen?

Flemming. Das hab' ich vergeſſen — —

Leopoldine vergas iezt auch plötzlich alles, ſprang auf und fiel über ihren Vater her.

Flemming, als ſie ihn beinahe erdrückt. Hm! hm! was wird denn? Mit einem mahle wieder? War das ſo etwas für dich? s' iſt wahr, alles ſoll man auch behalten haben. Man mus nicht alles behalten!

Ehrhard. So ſag uns wenigſtens, was auf die drei Bleiſtiftzeilen erfolgte.

Flemming. Dis habe ich behalten. Der von E. bekam ſeine Freiheit wieder und ward durch die Nachricht davon, wie durch ein Wunder, ſchnell wieder geſund.

Ehrhard. Was ſagte er, als du ihm die Bleiſtiftzeilen gabſt?

Flemming. Die Rache ſchien mir zu klein, daß ich ſie ihm gäbe. Er hatte an den Zeilen ſelbſt genung. (Leopoldine machte lezt wieder eine Bewegung mit beiden Armen nach ihrem Vater hin) Ich gab ſie an meinen alten braven General ab. Dieſer gab mir dafür einen Kus zurück, als er ſie geleſen, und der Kus war mir lieber, als der Anblick des zinnoberroth- oder kalkweiswerdenden Geſichts des elenden E. Von ſeinem Vermögen hat er nichts verlohren; das Land aber hat er auf ewig räumen müſſen, und er war von K. noch eher weg, als ich. Ich glaube noch, daß er dem Frieden nicht recht getrauet.

Ehrhard. Ich kenne ihn. Glaube du ſicherlich, dieſe Beſchimpfung iſt ihm ſchmerzhafter, als wenn er ſein ganzes Vermögen verlohren hätte. Ein enormer Ehrgeitz, zügelloſe Herrſchbegierde und unbändige Rachſucht machen die Hauptzüge ſeines Karakters aus.

Flemming. So werden ſie nun für ihn die Hölle in ſeinem eigenen Buſen ſein. — Mir iſts genung, daß er für dein Vaterland nun auf immer unſchädlich worden iſt. Die Leiden, welche mir durch ihn widerfaren ſind, hat dein Fürſt ſo fürſtlich bonificirt, als in ſeinen Kräften war. Ich habe eine drei Stunden lange Audienz bei ihm gehabt. „Ungeſchehen, ſprach der edle Ludwig zu mir, kann ich freilich das Geſchehene nicht machen; wenn Sie es aber haben wollen, ſo will ich ſelbſt den Vorgang mit allen ſeinen Umſtänden der Wahrheit gemäs publiciren und Ihnen dadurch vor einer ganzen Welt Satisfaktion geben.“ Ich ſchüttelte mein Haupt und verbeugte mich tief. „Warum ſchütteln Sie? hub er an; Sie trauen mir das wohl nicht zu? O mein lieber F., ich bin ſo gut ein Menſch, wie Sie, und fehle auch. Der einzige Unterſchied zwiſchen uns beiden iſt der, daß ich, wenn ich fehle, gröſſer fehle, als Sie. Nimmermehr aber kann hieraus folgen, daß ich denen, welche durch meine Fehler leiden, nicht Satisfaktion zu geben ſchuldig wäre. Das Gegentheil vielmehr folgt daraus; eben darum, weil meine Fehler gröſſer ſind, d. h. weil ihre Folgen vermöge meines ſtärkern Nachdrucks für die, welche durch ſie leiden, drückender ſind, ſo bin ich auch weit mehr, als andere Menſchen, Satisfaktion zu geben ſchuldig. »

Ehrhard, ſehr zufriden. Das kannſt du glauben, Freund, daß er das recht aus dem Herzen geſprochen. Ich kenne ihn.

Flemming. O daran zweifelte ich gleich in dem Augenblick nicht, als er es ſprach. Du hätteſt ihn nur dabei ſehen ſollen. Wie die deutſche Redlichkeit ſelbſt ſah er dazu aus. Und hätte ichs ihm nicht angeſehen, daß es ſein Ernſt wäre, ſo müſten mich ſeine übrigen Aeuſerungen davon überzeugt haben. »Was könnts denn auch helfen, fuhr er z. E. fort, wenn ichs nicht der ganzen Welt geſtehen wollte, daß Ihnen durch mich gros Unrecht geſchehen ſei? Wirds deſſen ungeachtet nicht doch die ganze Welt ſagen? Ich bin lebendig davon verſichert, daß in meinem Lande kein vernünftiger Menſch, der von Ihnen gehört hat, exiſtire, welcher dis nicht denke und zu ſeinen Freunden ſpreche. Soll ich etwa thun, als wüſte ich dis nicht? das wäre ein elender Behelf für mich. Oder ſoll ich mich damit tröſten, daß mir es doch keiner ins Geſicht ſage? das wäre ein noch elenderer Troſt für mich." Und ſo redete er lange fort. Aber wie geſagt, anſehen konnte man es ihm, daß ihm iene Worte vom Herzen gingen. Zulezt muſte ich meine Augen niderſchlagen, um die Thräne nicht zu bemerken zu ſcheinen, welche ihm in iedem Augwinkel ſtand.

Ehrhard. Der fürſtliche Mann! Höre, F., ſo vergib ihm auch recht in deinem Herzen. Er iſts werth, und wenn du noch dreimahl mehr durch ihn gelitten hätteſt.

Flemming. O mein E. — wenn du erſt noch vollends alles wiſſen wirſt! — — Eins fällt mir nur gleich noch ein, was er ſprach. Das war doch gar zu ſchön. (beſinnet ſich etwas) Ja, ſo wars — „Auf die Weiſe, wie Ihnen durch mich Unrecht geſchehen iſt, ſoll gewis keinem Menſchen wieder Unrecht durch mich geſchehen. Ich war hipochondriſch. Nun aber will ich mir die Hipochondrie unter meinen Unterthanen vertreiben. Ich will mich raſtlos um ſie bekümmern, daß allen ohne Unterſchied Recht, und iedem, der es verdient, Gnade widerfahre. Das iſt das beſte Recept gegen den Fürſtenſpleen."

Ehrhard, der in die Hände klatſcht. Schön, ſchön! Gott ſegne den beſten Fürſten dabei!

Flemming. Und nun ſchauet alle her! (zieht eine goldene Tabatiere aus der Taſche und hält ſie geöfnet hin)

Ehrhard. Ah, da iſt er vortreflich getroffen. (Alle treten herzu; auch Sophie)

Sophie, als ſie tiefer in die Tabatiere geſehen. Und was liegt denn da drinnen?

Flemming. Zweihundert Dukaten. (jetzt klatſchte Sophie in die Hände)

Ehrhard. Und was iſt das für ein Papier, das drauf liegt?

Flemming. Ein eigenhändiges Aſſigno an die Rentkammer auf eine jährliche Penſion von ſechzig Luidoren.

Da klatſchte die ganze Geſellſchaft in die Hände bis auf Leopoldinen, die ihrem Vater um den Hals fiel und — weinte.

Flemming, während daß Ehrhard das Aſſigno lieſet. Weinſt du vor Freude, Tochter, oder was iſt das ſonſt?

Leopoldine, noch heftiger weinend und den Vater mit einem Blick anſehend, in welchem er eine groſſe und flehentliche Bitte lieſet. Ja doch, ja, geliebteſter Vater, ja.

Flemming, warm. Sprich, Leopoldine, ſprich. Du haſt eine Bitte an mich.

Leopoldine. Nein doch, nein!

Flemming. Ich begreife nicht, was dem Mädgen ſei.

Ehrhard, ſchnell dazwiſchen tretend. In dem Aſſigno iſt ja ein beſonderer Anhang — ſo lange, bis ihm ſein eigener Fürſt eine Penſion geben wird — hum — hum!

Flemming. Das heiſſt, in gnädiger Fürſtenſprache geſagt, ſo viel, als — lebenslang.

Ehrhard. Ich weis doch nicht. Nun zwar, ja, es wird auch wohl ſo viel heiſſen müſſen. — Haſt du denn ſonſt über dich auch mit meinem Herrn geſprochen?

Flemming. Ich habe ihm meinen ganzen Lebenslauf erzählen müſſen.

Ehrhard. Was ſagte er da?

Flemming. Mehr, als zehenmahl, hat er die Hände übern Kopf zuſammengeſchlagen. Ueber die Wirthſchaft in meinem Vaterlande, als ich ſie ihm erzählte, entſetzte er ſich und ſagte, es wäre nicht länger bei Gott zu verantworten, daß ihr blos ſo zugeſehen würde. Wie er das meinte, weis ich nicht. Ganz zuletzt befohl er mir, wenn ich nun nach Hauſe käme und mich ausgeruhet hätte, daß ich mich an meine Lebensgeſchichte machen und ſie mit Bedacht, aber ohne alle Zurückhaltung zum öffentlichen Druck ausarbeiten, mit dem Druck ſelbſt aber ſo lange anſtehen ſollte, bis ich die Ordre dazu von ihm erhielte.

Ehrhard. Nun, mein über alles geliebter Freund, ſo las uns auch von Stund an das Leben recht unausſprechlich genieſſen! So feſt ſtand unſere Ruhe ſeit Jahren nicht. Alle unſere Feinde haben aufhören müſſen, ſie zu untergraben und zu beſtürmen — laſſt uns alle bis auf ewig vergeſſen! — nun müſſe aber — auch keiner von uns ſelbſt ſie iemals ſtören. Gemeinſchaftlich wollen wir ſie genieſſen; gemeinſchaftlich wollen wir ſie auch zu erhalten ſuchen. Kein Opfer ſoll uns zu koſtbar ſein, das wir ihr iemals bringen müſten. Und — hätte iemand von uns einen ihm noch ſo lieben Wunſch, und die Erfüllung deſſelben ſtörte unſere gemeinſchaftliche Zufriedenheit, ſo thut er ſofort auf die Erfüllung Verzicht. Das iſt nun heilige, feierliche Abrede ein- für allemahl und für immer und ewig; nicht wahr, Vater Flemming? (reicht ihm die Hand)

Flemming. Ja, ſo ſoll es ſein. (ſchlägt in Ehrhards Hand) Schlagt alle ein!

Sophie that in ihrer Art ordentlich einen Sprung von Stuhle auf, um die erſte zu ſein. Leopoldine ward durch ein ſehr natürliches Verſehen die letzte. Statt an Ehrhard ihre Hand zu geben, gab ſie ſie auf der Seite an Karln. Dieſer that aber ſchnell, als hätte er ſie ergriffen und führte ſie an das in ächter Deutſchheit da ſtehende Familienhäuflein hin.

Flemming, der die Augen ſchon gen Himmel gerichtet und nichts davon bemerkt hatte. Und nun deine Hand auf alle dieſe Hände, du Leiter und Führer der menſchlichen Schickſale, du Beſtätiger und Verſiegler guter menſchlichen Vorſätze! Ruhe haſt du uns geſchenkt; ſchenk' uns nun auch noch Jahre, Leben und Geſundheit, um ſie zu genieſſen! Dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit! (fängt herzlich an zu ſingen und alle ſingen mit) Nach der Trennung Schmerzenſtunde ſeh't die Freunde in der Runde neuvereint beiſammenſtehn, u. ſ. w.

Ein heiliger freudiger Geiſt ergos ſich auf die Sänger ringsherum. Flemming erzählte noch viel vom Fürſt Ludwig, vom Kommandanten und von Alberts Treue und rief ſpät am Abend dem abreutenden Karl noch nach — Kommen Sie ja bald wieder zu uns!

Ehrhard, der am folgenden Morgen, ſobald er ſeinen Freund gehen hörte, ſich zu ihm zu begeben nicht geſäumt hatte, nach abermahligen gemeinſchaftlichen Hinausblicken in die beſſere Zukunft. Eins, nur eins las mich dir entdecken, Treueſter; es macht mir viel Sorge und ich habe deshalb ſo zu dir geeilt.

Flemming, ſehr wisbegierig. Nun was denn? Sag an. Es betrift wohl Sophien? (als Ehrhard Nein geſagt) Alſo — Leopoldinen! (Ehrhard nickt) Ich weis nicht, wie mir dieſe vorkomme. Sie ſoll hernach auch gleich allein zu mir kommen. Es finden ſich doch nicht etwa die Leiden ihrer Mutter auch bei ihr ein?

Ehrhard. Ach nein. Sie — liebt.

Flemming, väterlich. Nun — dazu ſchuf Gott das Weib. Iſts dis, das du mir entdecken wollteſt? (Ehrhard nickt wieder) Ich traue es meiner Tochter zu, daß ſie mit ihrer Liebe keinen Gegenſtand umfaſſen werde, der ihrer unwürdig iſt.

Oder iſt dis? (ängſtlich) Du ſagteſt, es mache dir Sorge.

Ehrhard. Das nicht — unwürdig nicht — aber — — —

Flemming. Nun, wen liebt ſie? Wen hat ſie unterdeſſen ſo genau kennen gelernt? (als wenn er aus einem dunkeln Traum erwachte, und haſtig) Es iſt doch Karl von Ingenſtröm nicht?

Ehrhard. Ja, ſo iſts.

Flemming, zuſammenfahrend. Hilf Gott, das hätte ich geſtern merken ſollen; aber daraus kann ja wohl nichts werden?

Ehrhard. Darum eben. (während daß Flemming in tiefen Gedanken ſitzt) Der unglückliche Aufenthalt zu Pappelwalde hat dazu den Grund gelegt und unſere Abweſenheit hat die Sache leider bis auf den höchſten Punkt gebracht.

Flemming, wie vom Blitz gerührt. Wie? was ſagteſt du? Höchſter Punkt? bis auf den höchſten Punkt? (breitet die Arme nach Ehrhard hin) Um Gottes willen — erkläre dich deutlicher, daß ich nicht denke — — —

Ehrhard, der ietzt ſeine geſprochene Equivoke fühlt. Ich meine, ſie haben ſich ſo feſt unterdeſſen verbunden, daß ich ſie für unzertrennlich halte. Als ich zurückkam, war alles leider ſchon geſchehen.

Flemming, wider ſeinen Karakter ſtürmiſch. Was denn ſchon geſchehen? Ich bitte dich, laß ſie wecken, wenn ſie noch ſchläft; ſie ſoll den Augenblick herkommen.

Ehrhard. Nicht doch, guter Mann. Ich meine nur — ſie laſſen nun und nimmer von einander ab und haben ſich ewige Treue verſprochen.

Flemming. Nun, wenn es nur weiter nichts iſt. (reſpirirt freier) Ich dachte gar — — —. Alſo, weiter iſts doch gewis nichts?

Ehrhard. Nein, Beſter.

Flemming. Haben Sie dir es denn ſelbſt geſagt?

Ehrhard. Mehr denn zu poſitif.

Flemming. Haſt du ihnen denn nicht alles darüber vorgeſtellt?

Ehrhard. Alles, alles; aber es hilft nichts.

Flemming. Sie iſt eine gute Tochter. Wenn ihr Vater ſpricht, ſo wird ſie hören.

Ehrhard. Ich zweifle.

Flemming. Das hat ſie von jeher gethan. Ein Wort, das ich ſpreche — —

Ehrhard. Mag immer ſein, daß dieſer Fall die einzige Exception von ihrer Regel ſei — ich glaube das ſelbſt — aber Exception iſt er gewiß. Und wenn du in ihren Augen allen Menſchen vorgehſt, Karln ſtehſt du nach.

Flemming. Das ſollte möglich ſein?

Ehrhard. Lieber, iſt denn das nicht der natürliche Gang des weiblichen Herzens? Kann es anders ſein? Schuf Gott nicht dazu das Weib?

Flemming, nach einigem Beſinnen. Du biſt auch faſt hart gegen mich. — Laß uns über die Sache nachdenken. Wer weiß? — Es iſt ja doch ganz ſonderbar, der Sohn meines Todfeindes hat meine Tochter lieb, wie ſein Leben ... Ich hätte nichts dagegen. Karl iſt ein herrlicher junger Mann, und ich glaube es, wenn ich ſie mir beide denke, daß ſie ſich recht für einander ſchicken; aber ſeine Familie gibts ja doch wohl in Ewigkeit nicht zu, und ſo — — —

Ehrhard. Das iſts ja eben. Dem Vater hat er noch nichts davon gemeldet, und darf ihm auch nichts melden, und — —

Flemming. Natürlicher Weiſe würde dieſer nie ſeine Einwilligung dazu geben; aber was ſagen ſeine Mutter und Tante dazu?

Ehrhard. Beide ſind dagegen, äuſerſt dagegen. Völlige Enterbung von allen Seiten ſteht ihm bevor. Und wenn er auch bis auf ihren Tod warten wollte, ſo verliehrt er doch Pappelwalde und alles auf den Fall, daß er ſich iemals mit deiner Tochter verbinden will.

Flemming. Und das alles iſt ſchon rund?

Ehrhard. Kugelrund. Ich glaube, daß Teſtament und alles ſchon richtig ſei.

Flemming. So kann er ia nicht nur keine Frau ernähren, ſondern er darf bei Widerſpruch von Seiten ſeiner beiden Eltern, ſo lange ſie leben, auch nicht einmahl an meine Tochter denken, und — wie werde ich ſamt Leopoldinen dadurch beſchimpft!

Ehrhard. Alles das habe ich beiden vorgeſtellt; aber es hilft nichts. Statt, ihnen ihren Plan dadurch auszureden, werden ſie nur noch mehr darinn beſtärkt.

Flemming, die rechte Hand bedeutend aufhebend. Las du mich nur erſt mit ihnen ſprechen.

Ehrhard. Es hilft warlich nichts. Es iſt ein Romanenheroiſmus in beiden, den ich dir gar nicht beſchreiben kann. Was du thun müſſeſt, weis ich wahrhaftig ſelbſt nicht; mir ſtehen die Haare zu Berge. Etwas ſtarkes aber wird es ſein müſſen; denn — ich mus dir alles ſagen — — —

Flemming. Nun, und was denn noch?

Ehrhard. Sie ſind im Stande und gehen beide fort in alle Welt. Karl kann Leopoldinen holen und Leopoldine kann mitgehen.

Flemming, mit einer Art von Zuverſicht. Es iſt nicht wahr, das kann Leopoldine nicht. Ihren Vater kann ſie nicht verlaſſen.

Ehrhard, noch zuverſichtlicher. Ja, iezt kann ſie's. Sie ſtehen beide auf ihrem Vorſatze mauerfeſt und ſetzen ihn mit Gewalt durch, wenn es nicht im Guten geſchehen kann.

Flemming, erſchrocken. Du erſchütterſt mich fürchterlich. (vor ſich) Mein Gott, da ich nun dachte in Frieden zu leben, ſo ginge erſt meine gröſſeſte Noth an?

Ehrhard. Das iſts eben, was mich ſchrecklich quält. Das habe ich beiden auch ſehr beweglich vorgehalten.

Flemming. Was ſagen Sie dazu?

Ehrhard. Sie laſſen ſichs gar nicht einreden, daß du ihnen die Einwilligung verſagen werdeſt. Leopoldine bleibt dabei, daß du ſie gern glücklich ſehen würdeſt, und Karl beharret darauf, daß du ihn ſelbſt ſchon deinen Sohn nenneſt.

Flemming. Ei, wer hat das ſo verſtanden?

Ehrhard. Das habe ich ihm genug geſagt. (ſieht von ungefähr nach dem Fenſter hin) Hilf Himmel, da führt Chriſtian ſein Pferd umher. Er mus ſchon wieder hier ſein. Was gilts, er wird dir ietzt gleich den Antrag machen wollen?

Flemming. Ich bitte dich, ſo gehe hinunter und halt' ihn unter irgend einem Vorwande noch zurück, daß ich mich nur erſt recht beſinne. (indem Ehrhard fortgehen will) Aber ſag nur, Freund, ſag, was ſoll werden und welche Masregeln ergreife ich? (es klopft iemand an der Stubenthüre)

Ehrhard. Wahrhaftig — da kommt er ſchon.

Die Thüre ging auf. Karl und — Leopoldine traten herein. Leopoldine fiel ihren Vater zu Füſſen; Karl fiel ihm um den Hals. Beide weinten. Vater Flemming fing an mitzuweinen. Ehrhard,

hard, als er dis alles ſah, ſchüttelte ſein Haupt und ging zum Tempel hinaus.

Leopoldine, als dis lange ſo gewähret, ihren Vater mit hinſchmelzenden Blicken anſehend. Vater — lieber Vater!

Karl. Auch mein Vater — ach auch mein lieber Vater!

Flemming, wie zerweicht. Was iſt denn das? Was wollt Ihr denn, meine Kinder?

Leopoldine und Karl zu gleicher Zeit. Ach nichts, nichts, als dieſes! Nur dieſes, nur dieſes!

Flemming, ſich ermannend. Ich weis ſchon alles. Steh nur auf, meine Tochter — — —

Leopoldine. Nein, Vater, ſo bleibe ich hier liegen, bis dein Vateria von deinen Lippen auf mich fällt.

Karl, Flemming erſt küſſend und dann Leopoldinen die Hand gebend. Ach ehrwürdiger Vater, ſchlagen Sie durch!

Flemming, wieder ganz ſtark. Es geht ja nicht, und ſo hilft das alles nichts. Liebe Tochter, ſteh auf — ich kann dich ſo nicht länger ſehen.

Leopoldine, ſeufzend. Warum ginge es denn nicht?

Flemming, Leopoldinen aufhebend. Thun Sie mir beide die Liebe und ſetzen ſich und hören mich ruhig an. (als ſie ſich geſetzt) Guter junger Mann, Sie hätten ſo etwas nicht anfangen ſollen. Von allen Seiten ſahen Sie die Unmöglichkeit vorher; von allen Seiten. Alle Ihre Verwandte ſind dagegen, und wenn dis iſt, wie kann ich dafür ſein? Und du, meine liebe Tochter, hätteſt das auch vorherſehen können; ſo ſtände dir nun nicht der ſchwere Kampf bevor. Ich habe dir's geſagt am Tage, da du — weiſt du noch? — von mir den bittern Abſchied nahmſt; erinnere dich nur daran. Nun könne auch kämpfen! Deine Leidenſchaft iſt ſtark; du haſt aber auch ſtarke Vernunft. Biete dieſe auf; höre ſie — höre deinen Vater — — du muſt beide hören — ich kann dir nicht helfen. Weil alles dagegen iſt, ſo mus ich auch dagegen ſein.

Leopoldine, mit geſenktem Blick. Um Gottes willen — was höre ich? So ſpricht mein Vater? Mein Vater, dem ich immer Alles war? der ſchlägt mir etwas ab, das mein Alles iſt?

Flemming, ſehr geſetzt. Ja, dein Vater. Dieſer ſpricht ſo und dieſer ſchlägt dir's ab.

Leopoldine, heftig und die Arme gen Himmel ſtreckend. O ſo erbarme Du dich unſer und nimm mich und meinen Karl dorthin auf, wo die Liebe nicht mehr vergeblich nach Verbindung ſeufzen darf!

Flemming. Nicht ſo, Leopoldine!

Leopoldine, mit aller Kraft ihres Herzens. Vater, bei dem Tage, an welchem ich dort auf dem Mordgerüſte bei dir ſtand — — —

Flemming, zärtlich. Ja, bei dieſem Tage eben, mein Kind, tödte du mich nun nicht durch den herzzernagendſten Kummer, der mich ie treffen konnte.

Karl. Mann von dem biderſten Karakter, wenn auch meine ganze Familie nicht will — wenn Sie nur wollen — ſo — —

Flemming, ſehr brav. Raſcher iunger Freund — Flemming verehrt die Geſetze und mus ſie verehren, wenn ſie ihm ſelbſt auch keinen Schutz gaben.

Karl, entſchloſſen. Das ſind unmenſchliche Geſetze, die der tugendhaften Liebe entgegen ſind. Dieſe trete ich mit Füſſen.

Flemming, der ſich entſetzt. So empfiehlt ſich mir ein Karl von Ingenſtröm zum Schwiegerſohn? Alſo könnten Sie auch wohl das unmenſchliche Geſetz mit Füſſen treten, das Ihnen meine Einwilligung nothwendig macht?

Karl, ſehr frappirt. So meinte ich es nicht. Ich wollte nur ſagen — ich verlange von meiner Familie nichts. Glaubt ſie, daß ſie mich mit Recht ſtrafen könne, ſo mag ſie mich ſtrafen. Ich unterwerfe mich der Strafe und — ſündige.

Flemming, den Kopf ſchüttelnd. Abermals zu heftig wenigſtens ausgedrückt.

Karl. Ich will ſagen — wenn Leopoldine unter keiner andern Bedingung mein werden ſoll, als daß ich mein ganzes zu hoffendes Vermögen verliehre, ſo ſei es verlohren — Leopoldine nur mein!

Flemming, ernſthaft. Das iſt bald geſagt. Beſinnen Sie ſich, was Sie ſprechen. Ich habe nichts.

Karl. Ganz arm bin ich nicht, und ich habe das meinige gelernt und finde mein Brod.

Flemming. Auch bald geſagt. Genung, ich darf und kann Ihnen meine Tochter nicht geben, wenn Ihre beiden Eltern dagegen ſind. Fordern Sie nicht von Flemming, daß er ſeine Karriere etwa mit einer geſetzwidrigen Handlung beſchlieſſen ſoll. Warten Sie Zeit und Umſtände ab. Und ändern ſich dieſe nicht, ſo ändern Sie Ihr Vorhaben. So will es die reine Vernunft.

Karl, in einer Art von Verzweiflung. So ändere ich mein Vorhaben nicht, und wenns mir den Kopf koſten ſollte.

Flemming, mit ſtarker Stimme. Fürchterlicher junger Mann, machen Sie mir das Mädgen nicht unglücklich!

Karl, der Leopoldinen umarmt. Dich unglücklich machen — dich? Nein, glücklich ſollſt du durch mich werden. (auſſer ſich) Und ſoll Unglück kommen, ſo komm's für uns beide! Die Hand her, Leopoldine, daß es dein Vater ſehe!

Flemming, nach wirklich erfolgtem Handſchlage. Das hätte ich in euch beiden nicht geſucht. (zitternd) Grauſamer, wie haben Sie mir das Herz meines Kindes geraubt! Leopoldine, wer biſt du geworden! Ich bebe für Entſetzen. (ſteht auf) Doch ich weis ein Mittel. (greift nach Leopoldinen und will ſie fortführen) Komm!

Leopoldine, dem Vater in die Arme fallend. Ach um Gottes willen nicht fortgehen, Vater! Hierbleiben — hierbleiben! Ich kann von meinem Karl nicht laſſen. Karl iſt ia ſo gut. Wir können, wir dürfen nicht auseinander.

Karl, auch um Flemming herfallend. Wir können, wir dürfen nicht.

Flemming, beide von ſich haltend und väterlichſtrenge. Wie wäre das? Ich bin doch wohl nicht ſchon ganz unglücklich gemacht?

Karl, zurücktretend und ſich die Hand heftig auf die Bruſt legend. Hier ſchlägt kein Schurkenherz — beſorgter Vater! Lieber aufhören zu ſein, als — — — Noch verflucht mich keiner meiner Nebenmenſchen; Sie ſollen warlich nicht der Erſte werden, der dis thun müſſe.

Flemming, freier Athem ſchöpfend und ihn ſtarr anblickend. Iſt das ein Wort? (reicht ihm die Hand) Auf Kavalierparole?

Karl, der bider einſchlägt. Auf mehr, als hierauf — auf Parole meines moraliſchen Gefühls. — Nein, lebhaft zwar, aber doch brav — iſts nicht wahr, Leopoldine?

Flemming, als Leopoldine gewis geſagt und ihr ganzes Geſicht, das er ſehr gut verſtand, dieſem Worte die Kraft des heiligſten Schwurs gegeben. Nun, ſo empfängt dein Vater jezt den wichtigſten Theil ſeiner Ruhe wieder. Las ihm ſeine Ruhe ganz — ich bitte dich. (zu Karl) Und Sie — erinnern Sie Sich an das, was Sie in jenem Gefängnis zu mir ſprachen — »meines Vaters Sünden will ich gut machen.„ Verſündigen Sie ſich ja nie noch mehr an mir, als Ihr Vater! Vergeſſen Sie die Frage nicht, die ich da — ich weis nicht, in was für einem Zuſammenhange — an Sie that, »mich doch nicht etwa ganz unglücklich machen?„ Wie ein ferner Donner rolle dieſe Frage in Ihren Ohren, wenn — —

Karl, innigſtbewegt ihn umarmend. Glauben Sie nicht, daß ich ſchlecht handeln werde.

Flemming. Ich hielt Sie von jeher für einen edlen jungen Mann und halte Sie noch dafür. Ich kenne aber die Allmacht der Liebe. Sie ſind noch im Feuer Ihrer Jugend. Ich weis, wie leicht bei Leuten von Ihrem Alter und Temperament das Wort eintreffe — geſagt, gethan. Nun denken

ken Sie an alles das zurück, was Sie vorhin wirklich ſagten . . . Sollte mir da nicht bange werden?

Karl, der ihm die Hand küſſen will. Vergeben Sie mir!

Flemming, Hand und ſich zurückziehend. Ja — und heute über ein Jahr ſprächen Sie wohl wieder ſo — vergeben Sie mir — wenn Sie im Stande geweſen wären — — — Nicht wahr?

Leopoldine, kindlichſanft. Ach nein, Herzensväterchen; er iſt nur ſo hitzig, aber er meints gewis recht gut mit mir und thut mir nichts. (klopft Karln die Backen) Nicht wahr, du thuſt mir nichts? (Karl legt ſein Geſicht in ihre Hand)

Flemming, auf den das du ſtarke Senſation macht. Hum! So ſtehts? — Muſteſt du nicht erſt deines Vaters Einwilligung auch dazu haben, daß du zu deinem Freunde du ſprächſt?

Leopoldine. Lieber Vater, ſpricht man doch auch zum lieben Gott Du . . .

Karl, im bittendſten Ton. Vergeben Sie uns auch dis.

Flemming. Auf das vergeben habe ich Ihnen ſchon vorhin geantwortet; aber Sie haben ſich nicht weiter darauf eingelaſſen. Alſo — kurz von der Sache zu reden — könnte es Ihnen wohl einfallen, mir dis Mädgen mit Gewalt wegnehmen zu wollen?

Karl, erſchrocken. O ehrwürdiger Vater — — —

Flemming, zu Leopoldinen. Und wäreſt du denn wohl im Stande, dich mit Gewalt deinem Vater nehmen zu laſſen?

Leopoldine, wie im Taumel. Ach Vater — — —

Flemming, ganz als Vater. Ja, ich mus nun alles glauben. Ich glaube, er könnte dich holen und du gingeſt mit. Schrecklich, erſchrecklich! Leopoldine, wie biſt du in ſo kurzer Zeit ſo ganz verwandelt! So ſeid ihr Töchter! Ach wie hab' ich deinem Bruder Unrecht gethan, daß ich immer aus dir mehr machte, als aus ihm! Siehſt du, ſo werde ich dafür geſtraft. — Und redet mir nicht; ihr habt ſchon Abrede auf den äuſerſten Fall getroffen.

Karl und Leopoldine zugleich. Nein doch, Vater, nein — um Gotteswillen, nein.

Flemming, der ſie durch und durch ſiehet. Doch! Ja, es iſt wahr, und ich weis ſchon alles.

Aber — (ſteht auf und faſſt ſich an den Kopf) bei dieſem Kopf, der — einen Strich mit Blut mache ich euch durch die Rechnung . . . (zu Ingenſtröm) Herr, denken Sie ia nicht, wie die Junker oft denken. Sie betrügen ſich. Dis Mädgen iſt mein, und ohne meinen Willen ſolls nicht das Ihrige werden, und wenn Sie — — —

Karl, wie um Flemmings Finger zu wickeln. Das ſolls auch nicht.

Flemming. Wiſſen Sie was? Machen Sie eine Reiſe. Hier iſt kein anderer Rath. — Ein anderes Städtgen, ein anderes Mädgen. Für Sie iſt dann geſorgt, und für mein Kind will ich ſorgen.

Karl, weinend. Nein, mein Vater! Weder für Ihre Tochter, noch für mich wäre dadurch geſorgt. Machen Sie ſich nicht härter, als Sie ſind. Ihr Plan iſt der Plan meiner Mutter. Die Reiſe iſt ſchon angeſetzt, aber —

Flemming. Nun, ſo bitte ich Sie bei meiner künftigen Aſche — noch regt ſie ſich, aber wer weis, wie lange — reiſen Sie, reiſen Sie — — Ihre Mutter hat Recht.

Karl, in einer Art von Wahnſinn. Der Teufel reiſet, aber ich nicht . . .

Flemming, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Sind Sie raſend, oder was iſt?

Leopoldine, die ihrem Vater um den Hals fällt. Ach — um Gottes Gottes willen — — —

Karl, der Flemming zu Füſſen fällt. Vergebung — Vergebung! Treten Sie mich mit Füſſen, oder ſagen Sie Ja Hier bleibe ich liegen und will ſterben. Geben Sie mir Ihre Tochter, oder nehmen Sie mir mein Leben.

Flemming, nachdem Leopoldine ihm lange den Hals, und Karl ihm die Füſſe feſt gehalten. Kinder, kommt zu euch, oder ich habe den Tod auf der Stelle davon. Ich bin ia eurer Liebe nicht entgegen; aber was kann ich dabei machen? Ihr ſehet, es iſt unmöglich, und ſo — (wieder geſammlet und mit ſtarker Stimme) und ſo braucht Vernunft.

Karl, im Aufſtehen. Ich will noch einmahl mit meiner Mutter ſprechen. Und das gleich. Darf ich ſagen, daß Sie mit unſerer Verbindung zufrieden ſind?

Flemming, herzlich. Ja. Es verſteht ſich aber — —

Karl hörete gar nicht aus, ſondern verſchwand gleichſam und verſprach blos, bald wieder da zu ſein.

Leopoldine, die enthuſiaſtiſch in die Arme ihres Vaters ſinkt. Ach Vater, zärtlichſter Vater, wie haben Sie mir heute zum zweiten mahle gleichſam das Leben gegeben! Gott lohne, Gott ſtärke Sie doch recht dafür! (hält mit beiden Händen ſeinen Kopf und küſſt ihn dreimahl) Ach was biſt du doch für ein unausſprechlichguter Vater!

Flemming. Ja Leopoldine, was kann das alles ietzt helfen! Begreif dich, ich bitte dich. Meine Einwilligung habt ihr nur auf den Fall, wenn Karls Mutter wenigſtens die ihrige gibt. Und dieſe bekommet ihr zuverläſſig nicht. Und ſo wird nichts aus der Sache und kann nichts aus ihr werden, ſo wahr wir beide ietzt davon ſprechen.

Leopoldine, von neuem äuſerſt nidergeſchlagen. Vieleicht gelingt es meinem Karl doch heute; beſonders, wenn er die Nachricht von Ihnen bringt.

Flemming, ſein Haupt ſtark ſchüttelnd. Es gelingt ihm gewis nicht.

Leopoldine, ſchmeichelhaft. Lieber Vater, wenn Sie deshalb mit Karls Mutter ſprächen . . .

Flemming. Sei ohne Sorgen. Wenn ſie nun hört, daß ich da bin, ſo wirds zur Sprache unter uns kommen, ohne daß ich den erſten Ton dazu angebe. Las uns nur eine vier und zwanzig Stunden älter ſein. — Beſinne dich, ſammle dich und ſei ganz Leopoldine! Was doch einmahl nicht ſein kann — Kind — ich bitte dich — —

Leopoldine, treuherzig. Vater, beſter Vater, eben darum! Was einmahl nicht ſein kann — — ich kann nicht von Karln laſſen — —

Flemming, traurig. So machſt du unglücklich dich und mich; unglücklich über alle Beſchreibung. — Beim Leben ſeiner Eltern dürfet ihr erſtlich gar nicht daran denken, daß eure Verbindung im geringſten möglich ſei, und denke, wie lange das noch dauren kann — —

Leopoldine. Wenn Sie doch aber einwilligen, ſo — —

Flemming. Das thue ich ſo auf keinen Fall. Das geht nicht und das verſtehſt du nicht. Elternrecht mus kein Vater ſelbſt mit Füſſen treten wollen. Was würden alle gute Menſchen dazu ſagen! Und denke einmahl die Beſchimpfung recht durch, welche dir und mir durch den Vorgang geſchiehet. Du ſollteſt dich doch warlich für zu gut halten, als daß du — —

Leopoldine. O mein Vater, dafür hält mich mein Karl ſchadlos, der mich gewis zu ſchätzen weis.

Flemming. Alſo — bei ſeiner Eltern Leben iſt offenbar an gar nichts zu denken; und hernach findet er ſich von allen Seiten enterbt. Was meinſt denn dazu? Ueberlegſt denn gar nicht, daß es eine wahre iugendliche Unbeſonnenheit ſei, wenn Karl hierüber ietzt gleichgültig hinſieht?

Leopoldine, edelſtolz. Vater, ich bin Karln mehr werth, als drei ſolcher Güter und als dreimahl ſo viel Geld, wie ſeine ganze Familie hat.

Flemming. Ja, heute. Wer ſteht dir aber dafür auf immer?

Leopoldine. Ach darüber reden Sie einmahl recht mit ihm ſelbſt. Da werden Sie hören, daß — —

Flemming. Er ſelbſt kann nicht dafür ſtehen. Kein Menſch hat die Fortdauer der Stärke der Liebe in ſeiner Gewalt. Das ſind überſpannte, romanhafte Ideen. So etwas iſt zu viel und darum hälts nicht lange vor. Ach und dann — Leopoldine, unüberſehbar wäre dein Unglück, wenn nach Jahren Rittergutsreue und Tonnenreue deinen Mann ergriffe. Und noch obendrein — wovon leben in der Enterbung?

Leopoldine. Wir brauchen nicht viel und Karl entrirt Dienſte.

Flemming. Das ſind alles Luftſchlöſſer, und in ein Luftſchlos laſſe ich meine Tochter nicht ziehen. Willſt du nicht denken, ſo mus ich für dich denken, und da verlange ich dann von dir pünkliche Folge.

Leopoldine, mit gefalteten Händen. Vater, ich kann nicht.

Flemming. Du muſt können.

Leopoldine, wehmüthig beharrlich. Vater, ich kann nicht — bei dem Allwiſſenden, der in das Innerſte meines Herzens ſiehet, ich kann nicht. Sterben kann ich, aber nicht leben ohne Karln. Sie haben mir das Leben gegeben; glauben Sie, daß Sie das Recht haben, mir es wieder nehmen zu können, ſo nehmen Sie mir's. Hier bin ich, (fällt vor ihm nider) Aber Karln habe ich mir gegeben und Karln laſſe ich mir von Ihnen nicht nehmen.

Flemming. Nicht?

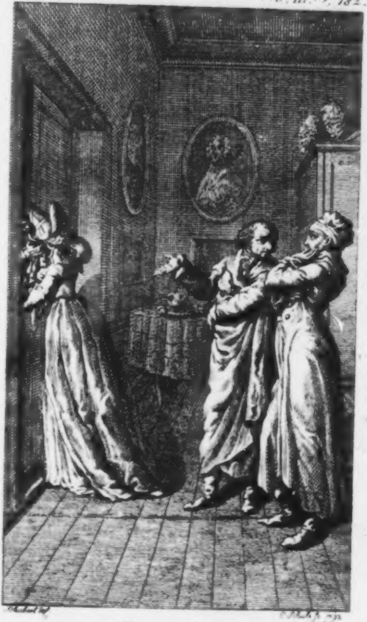
Leopoldine, ſtandhaft. Nein — bei Tod und Grab — nein! (Flemming geht von ihr und ſie folgt ihm) Vater, ſei Vater gegen dein Kind — du ſtöſſeſt ihm den Dolch in die Bruſt — —

Flemming ſich umwendend und ſie mit Thränen im Auge anblickend. Du unglückliche Seele! (ringt die Hände) Das ahndete ich wohl an ienem ſchrecklichen Tage, daß dir groſſe Leiden bevorſtehen würden. Aber ſage mir, warum haſt du dich dieſer unglücklichen Liebe überlaſſen, daß ſie ſo unüberwindliche Leidenſchaft ward?

Leopoldine, mit liebenswürdigſter Ehrlichkeit. Vater, ich kann nichts dafür. Es hat ſo ſein ſollen. Ohne daß ich wuſte, was ſich in mir entſpinne, entſpann ſich die Liebe in mir. Karl war ſo gut. Ich ſah, daß er mich ſchäzte und ſchäzte ihn wieder. Er ward mein Freund, und ich ſeine Freundin. Er geſtand mir, daß ich ihm die ganze Welt ſei; ich geſtand ihm daſſelbe. Nun kann er nicht leben ohne mich, und ich kann nicht leben ohne ihn. Er ſchwur mir ewige Treue; ich ſchwur ſie ihm wieder. Unter einer der Lauben zu Pappelwalde geſchah es. Aus reinem Herzen kam auf beiden Seiten der Schwur. Unter Blicken zum Himmel thaten wir ihn und waren uns dabei des Beifals Gottes bewuſt. Mir war ſo wohl, ach ſo wohl nach dem Schwur. — — (bricht etwas ab und bekommt vom Vater ein Zeichen, fortzufaren) Wie hätte ich auf die Furcht kommen ſollen, daß unſerer Liebe ſolche Hinderniſſe im Wege ſein würden? Karls Mutter nannte mich oft ihre Tochter; beim Abſchiede noch; Sie nannten Karln Ihren Sohn. Wars da nicht, als hätten wir von beiden Theilen die Einwilligung ſchon in voraus dazu? Wie konnten wir an ihr zweifeln! (der Vater ſieht ſie ſtarr an) Karl hatte auch das ganze Herz ſeiner Mutter; ich das Ihrige. Wie war es möglich, zu ahnden, daß wir mit der innigſten Bitte unſeres Lebens bei Ihnen beiden eine Fehlbitte thun würden? (der Vater ſieht ſie noch ſtarrer an) Ja, hätte mir anfangs gleich Jemand dis vorhergeſagt! Nun aber — iſts zu ſpät. Nun ſind mein Leben und mein Karl zu unauflöslich in einander verflochten, zu weſentlich geeinigt und in Eins zuſammengefloſſen, als daß — — (mit einer dumpfigten Stimme) Karls Verluſt iſt nun auch mein Tod; und ſo iſts mit meinem Karl auch. (ihr Ton wird ganz hohl) Iſts recht, daß ein bloſſes Vorurtheil, eins der unſinnigſten Vorurtheile, die heilige, himmelreine Liebe zweier Seelen, die Gott für einander ſchuf und organiſirte, ſtören, zwei unſchuldige Menſchen zum Entſetzen elend machen, ia, ihr Leben ſogar zum Opfer verlangen und — erhalten ſoll? (mit widernatürlicher und grauſenerregender Artikulation und dem Vater die Hand aufs Herz drückend) Iſts recht, daß du, weiſer und guter Mann, der du allein dis alles verhindern kannſt, ſobald du willſt, dieſem Vorurtheile nachgibſt und ihm ſelbſt das barbariſche Opfer bringen willſt? (Flemming zittert am ganzen Körper. Leopoldine ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen und preſt die halberſtickten Worte heulend heraus.) Vater, Vater — denke dran — es kommt ein Tag, da dichs zu ſpät gereuen wird ... (Ehrhard tritt herein)

Flemming, Leopoldinen küſſend. Geh zu deiner Mutter, bis ich dich wieder rufe. (zu Ehrhard, als ſie mit vor die Augen gehaltenem Tuche folgſam und ſtumm fortgeht) Die Arme!

Th. III. S. 182.



Die Arme!

Ehrhard, der hierzu groſſe Augen macht und auf Flemmings Geſichte alles lieſet, was in ſeinem Herzen vorgeht. Nun, was haſt du ausgerichtet?

Flemming, unter Thränen. Nichts. (ſchlägt die Augen nider)

Ehrhard. Ich habs gedacht. Karl ſizt zu tief und feſt in ihrem Herzen.

Flemming. So tief und feſt, daß ich warlich nur die Wahl darunter habe, ob ich allein Ja ſagen oder um mein Kind kommen will. Den lezten Gedanken ertrage ich nicht lange, das geſtehe ich dir frei. Verliehre ich mein Kind, ſo verliehrſt du mich . . . Es iſt ja doch auch ganz erſchrecklich, daß ein Weib, oder ein Paar Weiber, die einen hochadelichen Sparren zu viel haben, ſo viel Unfug anrichten ſollen.

Ehrhard, nach einigem Beſinnen. Wie wärs, wenn wir Leopoldinen auf einige Zeit wegbrächten? Entfernung und Zeit bewirkten vielleicht, was wir — —

Flemming, entſchloſſen. Nein, Freund; das thue ich nicht. Meine Tochter kenne ich ganz. Gewis ſähe ich ſie beim Abſchiede zum leztenmahle. — Nein, ſo weit treibe ichs nicht;

es gehe, wie es wolle. (nachdem er ſich lange vor der Stirn gerieben) Höre, ich will dir etwas ſagen. Ich habe da die Penſion jetzt erhalten; wer weis, warum das Gott ſo geſchickt habe? Es iſt doch etwas, womit ich ſie unterſtützen kann. Am Ende ſage ich Ja, und wenn alle Nein ſagen. Doch, Karl mag erſt wiederkommen; er ſpricht mit ſeiner Mutter nochmals über die Sache. Wir wollen abwarten, was er ausrichtet.

Ehrhard, die Hand aus der Taſche ziehend. Hier iſt ein Brief von ihr.

Flemming. Warlich, das habe ich gedacht. Den hat ſie gleich geſchrieben, als ſie von meiner Ankunft gehört. Alſo vorher, ehe Karl — — — (lieſet lange und wirft endlich den Brief auf den Tiſch) Sollte man es glauben? So viel Oehl im Herzen und ſo viel Waſſer im Gehirn? Bei Gott, ſo gut, ſo albern!

Ehrhard. Mit deiner Erlaubnis. (als er den Brief auch geleſen) Alſo — da iſt an nichts zu denken.

Flemming. Es müſte dann ſein, daß Karl noch durch ſein perſönliches Bitten — —

Ehrhard. Das ſteht ia ſchon beantwortet da; lis doch. »Und wenn mein Sohn mir tauſendmahl zu Füſſen fällt, ſo kann ichs doch in Ewigkeit nicht zugeben« das iſt ia wohl deutſch genung geſagt.

Flemming. Und ich weis nicht, mir kommt vor, als ſei auch Jngenſtröm ſenior nun mit in die Sache verwickelt.

Ehrhard. Allerdings. Und las dir ſagen, was der Bote erzählt hat. Er iſt in vergangener Nacht ganz inkognito zu Pappelwalde geweſen. Man mus ihn aber erwartet haben; denn die Tante iſt wider ihre Gewohnheit ſpät aufgeblieben.

Flemming. Nun, das überſteigt faſt allen Glauben. Das heiſſe ich einmahl wieder, Herodes und Pilata — — — Nein, das iſt entſetzlich. Warlich, ſo kann Vorurtheil noch mehr, als Wunder, thun!

Ehrhard. Denkſt du denn nicht, daß dieſer Böſewicht alles haarklein wiſſe, ſowohl was dich und den Gang deiner Sachen, als was Karln und deine Tochter betrift? So hat er gewis über dich und ſeinen Sohn nie mehr mit den Zähnen geknirſcht, als ietzt. Hat er nun den geringſten

Wink davon empfangen, daß ſeine Frau, wenn auch aus einem andern Grunde, dismahl wohl wider dich und deine Familie mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen würde; welch ein gefundenes Eſſen mus ihm dis geweſen ſein! Wird er da nicht einmahl gern den Stolz gegen ſeine Frau der Rache gegen dich aufgeopfert und iener den Beſuch gemacht haben? Und den Wink davon hat ihm ſeiner Frauen Schweſter gegeben. So verſchworen es die beiden Weiber auch hatten, ſein Angeſicht wieder zu ſchauen, ſo hat doch iezt der Gedanke, daß ſeine Mitwirkung die Ausführung ihres Plans, Karls Liebe zu zerſtören, ungemein befördern müſſe, den Sieg über ſie davon getragen. Sie konnten ihn dismahl brauchen, wenn ſie ihn in ihr Intereſſe zögen. Alſo — mich wundert der Vorgang gar nicht. Die Weiber riefen ihn ihrentwegen, und er kam ſeintwegen. Sie benutzten ſeine Rache, um ihr Proiekt durchzuſetzen, und er benutzte ihr Proiekt, um ſeine Rache zu ſättigen. Daß ſie es auf beiden Seiten wieder im geringſten gut gegen einander meinen, glaube darum ia nicht.

Flemming, der dieſe Demonſtration ſehr evident findet. Teufelsvolk, möcht' ich ſagen, alle, wie ſie ſind.

Ehrhard. Die Schweſter der Frau von Ingenſtröm hat lange auf der hohen Kabalenſchule am Hofe zu . . ſtudirt und könnte den Doktorhut verlangen. Sie glaubt nun einmahl, daß das rein- und hoch- und altadeliche Geblüt derer von J. und von O. durch Mixtur des deinigen verpeſtet werde. Und was die Frau von Ingenſtröm ſelbſt betrift, ſo iſt ſie zwar eine Frau von dem würdigſten Karakter und will nicht geradezu Wort haben, daß ſie über dieſen Punkt ebenſo platt und hart denke, wie ihre Schweſter, ſondern urgirt blos das herrſchende Präjudiz der Welt, dem man ſchlechterdings, weil man einmahl in der Welt lebe, nachgeben müſſe; aber ich weis doch nicht, ob ihr auf dieſen Punkt ganz zu trauen ſei. Doch kann ich ihr auch Unrecht thun. Das iſt wahr, ſie iſt mit deiner Frau nicht anders umgegangen, als wenns ihre Schweſter, und mit deiner Tochter, als wenns ihre Tochter wäre; wenn es aber bis dahin kommt, daß dieſe wirklich ihre Tochter werden ſoll, ſo hat die Herrlichkeit ein Ende. Unſtreitig iſt ihre Schweſter am mehreſten daran Schuld; ſo viel habe ich aus den Unterredungen mit beiden deutlich abſtrahirt. — So gütlich und höflich ſie dir übrigens ſchreibt, ſo — —

Flemming. Ach ich habe alles gefühlt, glaube mirs. Beſonders nimmt ſich der Periode gut aus, in welchem ſie an meine bewährte Weisheit und Weltkentnis appellirt und deshalb des feſten Vertrauens lebt, daß ich ſelbſt gegen die Sache unſerer Kinder ſein würde.

Ehrhard. Und der — daß es auch nichts helfen würde, wenn du dich auf der Stelle mit deiner Familie adeln lieſſeſt, weil es dann doch kein alter Adel wäre ...

Flemming. Ja! Ob die Frau wirklich ganz zum Waſſerkopf geworden ſein mag, daß ſie glaubt, ich könnte auf meine alte Tage noch ein Geck werden? Aber — was das für Dinge ſind und auf was alles für mögliche Möglichkeiten ſie raffiniren müſſen! (ſchlägt ſich vor den Kopf) Was ſie dir zutrauen! Sie denken, du ſeiſt auch ein Waſſerkopf geworden.

Ehrhard. Du kannſt daraus ſehen, wie weit es gehen müſſe. Es iſt dir in der That doch recht platt geſagt, du ſolleſt dich nie auf die Ehre ſpitzen, ein Glied der hochadelichen Familie zu werden.

Flemming. Toll iſts, es iſt wahr. Solche Schande kann einem ein Mädgen machen, wenn es die Liebe dahinreiſſt.

Ehrhard. Und wer weis, wie weit nun nach gehabter Konferenz mit deinem Erzfeinde die Plans gehen können! Ich wills erleben, daß ſich der Böſewicht als Vater wohl gar an meinen Fürſten wendet, und wenn dann ein groſſer Herr einer und derſelben Familie wegen immer von neuem ſich verwickelt ſieht, ſo weis man auch wohl, wie's zuweilen gehe.

Flemming. O höre — du bringſt mich auf einen Gedanken, den ich vorher, als ich über die Möglichkeit, mein Kind zu retten, nachdachte, nicht gehabt habe. Ich glaube vielmehr, daß dein Fürſt ſich bewegen lieſſe, an Karls Eltern Statt Ja zu ſagen.

Ehrhard. Ich zweifle ſehr. Er hält ſtark auf die Gerechtſame der Eltern.

Flemming. Ei, das iſt auch recht. Es iſt aber ein Unterſchied zwiſchen Gerechtſamen und gemisbrauchten Gerechtſamen der Eltern.

Ehrhard. Wie geſagt, ich zweifle. Und dann — das ſieheſt du doch aus dem Briefe deutlich, daß Karl, wenn er ie in ſeinem Leben auf deiner Tochter beſteht, ein armer Edelmann ſei. Es iſt ia ſchon alles völlig aufs Reine gebracht.

Flemming. Ich ſage dir aufrichtig, der Gedanke, daß ich um mein Kind kommen ſollte, macht mir dis ganz gleichgültig. Nein, nein, wenn alle Stricke reiſſen, ienen Gedanken bin ich im Stande zu verfolgen. Aber es verſteht ſich, es bliebe ganz unter uns vor der Hand und beide iunge Leute müſten davon nichts wiſſen. — Denke einmahl, wenn ich doch mein Kind retten könnte . . .

Ehrhard. O wäre doch die Reiſe nie nach Pappelwalde gegangen!

Flemming. Ich glaube nicht, daß hierdurch die Sache hintertrieben worden wäre.

Ehrhard. Aber da hatte Karl ſchon Anlagen, die ich nicht durchſah.

Flemming. Dieſes nicht allein; ſondern ich glaube auch, daß er ſie ſchon an ienem Tage hatte, da ich ihn von ſo edler Seite kennen lernte. Ich verſtehe es nun wirklich erſt ganz, was er da ſprach. Um ſo mehr Verlas iſt auf ſeine Liebe zu nehmen. Nun, Gott wird Alles machen. Ich weis nicht, ich habe Augenblicke, in welchen mir die Sache unmöglich, und Augenblicke, wo ſie mir gar nicht ſchwer ſcheint.

Ehrhard. Das merke ich. Wider alle deine Gewohnheit biſt du dismahl nicht der feſte Mann, der du — — — Nimm mirs aber nicht übel.

Flemming. Ja, was machts? die zärtlichſte unter allen Saiten meines Herzens wird berührt — die Leopoldinenſaite. Gott, der den ganzen Steg meines Herzens bezog, ſchuf dieſe Saite zur weichſten; ich kann nicht dafür. Leopoldinen verliehren ſollen — ſiehſt du, wenn ich das nur denke — drei Gräber öfnen ſich mir gleich für eins . . . Aber — was antworte ich der gnädigen Frau auf den Brief?

Ehrhard. Ich an deiner Stelle antwortete vor der Hand darauf — gar nichts.

Leopoldine, die ſchnell hereintritt. Vater, Sie möchten doch einmahl gleich zur Mutter kommen.

Ehrhard, zu Leopoldinen, als Flemming fortgegangen war. Wenn Sie Ihre Mutter mit in die Sache gezogen haben, ſo haben Sie das nicht gut gemacht.

Sophie, zu ihrem Manne, der ganz allein bei ihr iſt. Was höre ich? Ich träumte in voriger Nacht, der junge Herr von Ingenſtröm habe um

Leopoldinen angehalten. Iſt doch ſonderbar. Das erzähle ich nun letzt der Tochter und da geſteht ſie mir alles, was vorgeht. Warum mus ich denn davon nichts wiſſen? Ich bin ia doch auch Mutter und habe als Mutter das nächſte Recht dazu.

Flemming. Liebe Sophie, ich bin ia ſelbſt eben an dieſem Morgen erſt mit der ganzen fatalen Geſchichte begoſſen worden, und daß du in vergangener Nacht ſchon davon geträumet, iſt ia wohl Beweis genug, daß du durch deine Beobachtungen über den Umgang der beiden Leute eher zur Kentnis davon gekommen ſeiſt, als ich. Es iſt ein Unglück, daß du ſo krank geweſen biſt; ſonſt würde ich von dir erwartet haben, daß du durch mütterliche Vorſtellungen Leopoldinen noch bei guter Zeit zurechtgewieſen hätteſt.

Sophie. Wie ſo? Ja, darum wollte ich dich eben ſprechen. Ich höre, daß du dagegen biſt. Warum thuſt du das? Ich bin gar nicht dagegen. Karl iſt ia einer der rechtſchaffenſten iungen Männer auf Gottes Erdboden. Das ſieht man ſchon daraus, daß er ſich über die ganze Welt wegſetzt und ſich durch die Liebe unſerer Tochter ſo über alles reich fühlt.

Flemming. Hat dir Leopoldine alles geſagt — alles? Auch Widerſpruch ſeiner ganzen Familie? Auch Enterbung von allen Seiten?

Sophie. Ja. Karl iſt aber mündig. Iſt das nicht alle Ehre, die Eltern von einem mündigen Sohne, der das ſeinige gelernt hat, fordern können, daß er, wenn er ſich ein tugendhaftes und rechtſchaffenes Mädgen zur Gattin gewählt, ihnen ſolches beſcheiden eröfne und ſie um ihre Einwilligung dazu bitte, flehentlich bitte? Können ſie mehr von ihm verlangen? Iſt er etwa noch unter ihrer elterlichen Herrſchaft, wie ein kleiner Knabe? Und wenn ſie dann, ohne mit Recht an ſeinem Mädgen etwas ausſetzen zu können, ihm entgegen ſind und entgegen bleiben: hat er ſich daran zu kehren? Das wüßte ich doch warlich nicht. Sag, könnten wir es denn unſerem Albert wehren unter ſolchen Umſtänden? Heurathet er oder du, wenn er heurathet? Ich weis, du würdeſt es ihm nicht wehren; aber du könnteſt es auch nicht. Ja, wenn er verlangte, daß wir ihn mit ſeiner Frau ernähren ſollten? Das verlangt aber Karl von ſeinen Eltern nicht. So kann ja doch warlich all ihr Widerſpruch nicht mehr ſein, als Nichts. Enterben können ſie ihn. Es iſt unmenſchlich, wenn ſie es thun. Und können Sie es denn ganz? Ich habe immer gedacht — nein. Aber ſo las ſie auch dis thun. Mehr können ſie doch warlich nicht thun. Sie können Karln doch nicht bei Waſſer und Brod hinſezen, bis er Leopoldinen verſchwört, und Leopoldinen können ſie uns doch auch wohl nicht etwa ſtehlen laſſen und in ein Kloſter ſperren?

Flemming. Das können ſie freilich beides nicht. Frau, du ſprichſt ia wie ein Buch.

Sophie. Nun, wenn ſie das nicht können, ſo iſts ſchon gut. So ſchreib du doch an ſie und frag ſie, ob ſie wollen oder nicht. Wenn ſie wollen, ſo iſts gut; wo nicht, ſo las Karln herüber kommen und gib du deine Einwilligung; ſo kann ſie Herr Paſtor Ehrhard gleich kopuliren. Es paſſt ſich ia alles recht ſo, daß wir keinen fremden Geiſtlichen erſt anzuſprechen haben. Beiſtände brauchen wir auch nicht. Hernach ſo hat dir ia der liebe Gott eine Penſion beſchert, die wir doch nicht verzehren. Auch hat Karl eine hübſche Kaſſe, und wenn du Ehrhards Fürſten ein gutes Wort gibſt, ſo nimmt er ihn wohl in ſeine Dienſte.

Flemming. Liebe Frau, ich will über das alles erſt noch nachdenken, was du ſprachſt. Manches davon habe ich ſchon ſelbſt gedacht. Nur ſetze dir ia nicht in den Kopf, als wäre die Sache ſo leicht möglich, wie du es dir denkſt. Wenn hernach nichts daraus würde, ſo könnte es dich heftig erſchüttern, und dann hätten wir des Unglücks vielleicht kein Ende. So, wie die Umſtände alle ietzt ſind, gehts wahrhaftig nicht. — Denke doch nur das einzige: So kopulirte ſie Ehrhard nicht einmahl.

Sophie. Was ſagſt du? Daran ſollte es endlich gar noch fehlen? Unſer Freund Ehrhard ſollte ſie nicht wollen trauen?

Flemming. Ei, ich wollts ihm ſehr verdenken, wenn ers thäte. Nicht einmahl zumuthen möchte ich ihm das. Das will mehr ſagen, als du denkſt. (Ehrhard und Leopoldine kommen herbei)

Sophie. Herr Paſtor, mein Mann ſagt, Sie würden den Herrn von Jngenſtröm und unſere Tochter nicht trauen, wenn wir Sie darum bäten.

Ehrhard, geſetzt. Nein, das thue ich ſo, wie die Sache liegt, auf keinen Fall.

Leopoldine, ſanft. Wenn wirklich mein Vater einwilligte und wir alle Verantwortung auf uns nähmen, Karl Ihnen einen Revers darüber auſſtellete und alles ſo weit wäre, daß es uns nur an der Kopulation fehlte — dann wollten Sie wirklich uns dieſe verſagen?

Ehrhard, gleich ernſthaft. Ja, das müßte ich.

Sophie. Sagen Sie mir nur — warum?

Ehrhard. Ich habe eine Kirchenordnung vor mir, auf deren Uebertretung Kaſſation ſteht. Darunter gehört Konſens der Eltern, Schein der Ledigkeit von Seiten des Bräutigams, Aufgebot u. ſ. w. Denken Sie doch nur, den Schein müßte Karl aus der Reſidenz bringen, wo er geboren iſt. Da müßte er auch aufgeboten werden. Wird das alles ſein Vater nicht ſo, wie er nur davon hört, hintertreiben? — Ja, wenn ich landesherrliche Diſpenſation aufzuweiſen hätte! Dieſe geht alsdann noch über die Kirchenordnung.

Leopoldine. Kann die mein Karl nicht auch bei ſeinem Grafen ſuchen?

Ehrhard. O ja; dieſe gilt aber nur bis an die drei groſſen Pfeiler, welche hinter dem Tannenwäldgen die Grenze bezeichnen. Ich darf auf ſelbige nicht kopuliren.

Flemming. Es iſt ohnehin unnütz, dieſen Einfall weiter zu verfolgen; denn der Graf iſt wieder verreiſet und wer weis, wann er zurückkomme.

Leopoldine, hold und herzlich. Lieber Vater, ſo wenden Sie ſich doch an den hieſigen Fürſten. Wenn er ſo ein gnädiger Herr iſt, wie Sie alle ſagen, ſo koſtet es Sie wohl nur ein Wort, und er ſchlägts Ihnen gewis nicht ab. Er wird ſich vielmehr freuen, für alle die Ihnen gemachten Leiden noch eine Gnade mehr erzeigen zu können.

Ehrhard. Mein Fürſt iſt kein Freund vom öftern Diſpenſiren. Er iſt geneigter, das Geſetz ſelbſt abzuändern, wenns Noth thut, und pflegt zu ſagen, *iede Diſpenſation vom Geſetz ſei ein Loch, das ein Fürſt mit eigener Hand in ſein Geſetz bohre.* Sein Simbolum iſt daher — *lieber eine kleine Landesordnung, die ganz iſt, als eine groſſe, die Loch bei Loch hat.* Man hat auch kein Beiſpiel, daß er iemals für Geld diſpenſirt habe. Wenn's geſchieht, ſo darf auch die Kanzlei nicht einmahl Ausfertigungsgebühren nehmen; damit aller Verdacht wegfalle, als — — — Aber wie geſagt, er geht ſchwer daran und betrachtet Perſonen, die hierdurch verliehren, als einzelne Märtirer, die fürs Ganze leiden müſſen; ſobald nehmlich das Geſetz, das dabei in Frage kommt, der nothwendigen allgemeinen Ordnung wegen ſelbſt unabänderlich iſt.

Flemming. Das ſind Grundſätze, für die jeder Unterthan Reſpekt haben mus. Meine Lieben — beſonders Leopoldine, höre, was ich ſage — Die ganze Sache iſt noch zu unreif, noch zu wenig durchdacht. Vor allen Dingen, dringe mir nicht mehr in meinen Freund Ehrhard ein. Und ſodann — es wird von der ganzen Affaire nun nicht eher wieder geſprochen, bis — ich wieder davon anfange.

Dieſe Worte wurden mit einem ſo ſtarken Vateraccent begleitet, daß ſie die verlangte Wirkung thaten. Die allgemeinen Unterhandlungen darüber waren ſofort abgebrochen; man bemerkte aber, daß Sophie und Leopoldine von nun an weit ſeltener von einander kamen und weit vertrauter gegen einander waren, als vorher. Es vergingen einige Tage, daß Karl von ſich nichts ſehen und hören lies; wodurch eine ſichtbare Unruhe in allen Gemüthern entſtand. Leopoldine ward äuſerſt nidergeſchlagen und ihr Vater that ſich alle mögliche Gewalt an, um zu ſcheinen, als bemerke er dis nicht. Im Herzen aber war ihm gar nicht wohl zu Muthe, ſondern er litte dabei faſt noch mehr, als ſie. Leopoldine war und blieb die einzige noch übrige Freude ſeines Lebens. Ihr Unglück ſah er für ſein Unglück an; ihren Tod für ſeinen Tod.

Endlich kam ein Brief von Karln an ſeine Geliebte an. Ehrhard fing ihn auf und brachte ihn dem Vater.

Flemming. Nicht alſo, beſter Freund. Ich erbreche den Brief nicht. Er iſt nicht an mich. Las ihn den Boten in aller Stille ihr ſelbſt in die Hände ſpielen. So wird dis zugleich die ſicherſte Probe ſein, ob ſie noch die gute Tochter ſei, für die ich ſie noch immer halte.

Zitternd empfing Leopoldine den Brief aus der Hand des Boten und ging damit in den Garten. In einer der vertraulichen Lauben las ſie ihn unter vielen Thränen. Karl ſchrieb ihr, daß er auf die völlig fruchtlos abgelaufene Unterredung mit ſeiner Mutter plötzlich ſehr krank geworden ſei und einige Tage ohne alles Bewuſtſein zugebracht habe. Seine Mutter ſei hierdurch bewogen worden, ihren ganzen Reiſeplan aufzugeben, und zeige ſich ſehr bekümmert um ihn. Sein erſter Gedanke, als er wieder zur Vernunft zurückgekehrt, ſei Leopoldine geweſen. Heute erſt könne er wieder ſchreiben und ſo bitte er ſie der fürchterlichen Unruhe wegen, die er ihr ohne ſeine Schuld gemacht, um Vergebung. Sein Herz ſtehe unerſchütterlichfeſt auf ſeinem Vorſatze und nichts in der Welt ſolle im Stande ſein, ihn von ihr zu trennen. Nach einigen Tagen gedenke er wieder reuten zu können, und alsdann müſſe er ſie zum erſten mahle wieder ganz allein ſprechen. Bis dahin bitte er ſie ruhig und gutes Muths zu ſein. Er ſchlos damit, daß ihm ſeine Mutter die ganz unbegreifliche Nachricht gegeben — ſein Vater verlange ihn zu ſprechen; er wiſſe aber noch nicht, ob er ſich dazu entſchlieſſen werde. Ein Poſtſkript wiederholte das ausdrückliche Verlangen, ſie zum erſten mahle nur unter vier Augen zu ſprechen, und bat um Antwort auf der Stelle. — Ruhiger auf der einen Seite, unruhiger auf der andern durch den Brief geworden, eilte die brave Tochter zu ihrem braven Vater.

Leopoldine. Ich will kein Geheimnis mehr für Sie haben, Vater. Sie haben zwar verboten, von Karln zu reden, bis Sie davon wieder anfingen; aber — hier iſt ein Brief von ihm.

Flemming, als er geleſen und Leopoldinen geküſſt. Nun, du haſt mich überzeugt, daß du noch eine gute Tochter ſeiſt. Ich danke dir. Bleib dabei, nie, nie ein Geheimnis für mich zu haben. Du brauchſt ietzt bei iedem Tritt und Schritt einen Rathgeber; denn du biſt für deine eigne Sache zu warm. Es kann aber niemand beſſer dein Rathgeber ſein, als dein Vater. Dieſer iſt zwar nicht zu warm für die Sache, wie du; aber er iſt doch warm genung für ſie, als für die Sache ſeiner Tochter. Alſo — verſprich mir recht herzlich und ganz ſo, wie meine ehemahlige Leopoldine, daß du nicht das geringſte, auch nicht das erſte Alleinſein mit Karln, unternehmen wolleſt ohne mein Wiſſen.

Leopoldine, beide Hände in ſeine Rechte legend. Vater, gewis — gewis nicht!

Flemming. Nun, ſo ſei ruhig. Wer weis, wie alles noch kommt! Antworte ihm ſofort und ſiegele von mir einen Kus mit ein. Mache weder daraus, daß ich ſeinen Brief geleſen, noch aus deinem mir gethanen Verſprechen ein Geheimnis — —

Leopoldine, die ängſtlich einfällt. Lieber Vater, ſoll ich ihn denn nicht allein ſprechen?

Flemming. Ja doch, ia; nur — ich mus es vorher wiſſen. (Leopoldine umarmt ihren Vater) Schreib ihm auch, mein Rath wäre doch, daß er, wenn ihm ſein Vater nochmals zu ſprechen verlangen ſollte, zu ihm reiſete; und wenn es ſeine erſte Ausflucht wieder ſein ſollte. Er mus ia endlich doch darthun können, daß er ſeinen Vater gehörig, und zwar perſönlich, um ſeine Einwilligung erſucht habe.

Leopoldine antwortete aus der Fülle ihrer Seele, lies ihren Vater die Antwort leſen, empfing dafür neue Verſicherungen ſeiner zärtlichſten Liebe für ſie und — ward ruhiger.

Es vergingen abermals einige Tage, ohne daß Karl ſich ſehen oder hören lies. Endlich kam auch abermals ein Brief, aber nicht an Leopoldinen, ſondern an ihren Vater, und nicht von Karln, ſondern von Ehrhards Fürſten. Flemming erhielt ihn über Tiſche, und es war, als wenn er den Inhalt davon ahndete. Er lies Eſſen und Trinken ſtehen, als er ihn geleſen, und gab ſeinem Freunde Ehrhard einen Wink, ihm auf ſeine Stube zu folgen.

Flemming. Lis einmahl, Beſter, wie weit das wieder gehe.

Ehrhard, als er kaum einige Zeilen davon geleſen, einen von allen vier Wänden wiederhallenden Schnips ſchlagend. Hab ich's nicht geſagt? (als er fertig mit leſen) Hab' ichs nicht alles ſo vorhergeſagt? — Ich weis das ſchon, wie es gehe, wenn ein groſſer Herr einer Perſon wegen oft kompromittirt wird. Und beſonders hat mein Fürſt das trefliche Gute in ſeinem Karakter, daß er am ungernſten den Schein der Ungerechtigkeit gegen ſolche Leute haben mag, an welchen er ſchon Gerechtigkeit für Andere ausgeübt hat. Glaube mir, aus denſelben Grundſätzen, aus welchen er in deiner Sache für dich war, iſt er in deiner Tochter Sache für den alten Böſewicht.

Der vom Fürſten eigenhändig unterſchriebene Brief benachrichtigte Flemming, daß Ingenſtröm Senior ſich an die höchſte Landesbehörde gewendet und aus verſchidenen Gründen gegen die Diſpenſation in der Winkelheurathsſache ſeines Sohnes, wenn ſolche, wie er vermuthen müſſe, geſucht werden ſollte, Vorſtellung gethan; daß der Fürſt nicht nur die Gründe triſtig gefunden, ſondern auch überhaupt wünſche, mit dem Miniſter von J. nicht weiter verwickelt zu werden; daß er überall nicht gern, und am wenigſten in ſolchen Sachen, Diſpenſationsgeſuche annehme und daß er deshalb zur Dexterität eines ſo rechtlichdenkenden Mannes, wie F. ſei, das Zutrauen habe, daß ihn ſelbiger mit dergleichen nicht behelligen, ſondern als Vater lieber ſeine Tochter abhalten werde, weil ſolche Meſalliancen doch auch ſelten zu glücken pflegten, — es wäre dann, daß F. etwas von äuſerſter Wichtigkeit dagegen vorzutragen hätte.

Flemming, nachdem er eine Zeitlang tief in Gedanken auf und nieder gegangen. Du arme Leopoldine, ſo iſts alſo ganz für dich aus! — 's iſt doch auch kaum zu glauben, auf was alles der alte — raffinire.

Ehrhard. Mir iſt das gar nichts beſonders. Die Diſpenſation meines Fürſten war ia wirklich das einzige Mittel, die Sache mit Gewalt und rechtlich zugleich durchzuſetzen. So muſte der Vater ia wohl natürlich darauf kommen, daß er das Prävenire zu ſpielen ſuchte.

Flemming. Nun will ich dir alles vorher ſagen, wie es kommt. Erſt begraben wir Leopoldinen, und dann begräbſt du mich. Las die Särge nur immer machen. Lange werden ſie beide nicht leer ſitzen. Und — Sophie wird wahnwitzig, und in dieſem Zuſtande wird ſie mich und ihre Tochter überleben und lange Alberts Qual bleiben.

Ehrhard, ermahnend. Wie biſt du denn, Vater F.? Ich weis nicht, in allen andern Gefaren und Unglücksfällen biſt du gleich gefaſſt und triffſt den rechten Punkt; nur in dieſer Angelegenheit biſt du dir ganz ungleich.

Flemming. Ja, was iſts? Es betrift mein zweites Herz — Leopoldinen.

Ehrhard. Verſtehſt du auch den Nachſatz im Fürſtenbrief — es wäre dann —? Ich glaube ihn zu verſtehen.

Flemming. Ach, den verſtehe ich wohl; aber — —

Ehrhard. Ich ſehe dir's an; du verſtehſt ihn nicht. Gewis ſoll er den Sinn haben — es wäre dann, daß Leopoldine ſchon in der Lage wäre, Mutter zu werden . . .

Flemming, auffahrend. Warum nicht gar? Fürſt Ludwig wird doch nicht — —

Ehrhard. Las das immer ſo hingehen. Ein Fürſt darf ſo ſprechen. Solche Fälle kommen ihm wohl öfter vor. Genung, du ſieheſt daraus ſein Gat-

Gutmeinen für dich. Er gibt alſo doch wenigſtens zu erkennen, daß er auf den Fall, daß du und deine Tochter unglücklich würden, anders über die Sache denken dürfte. Wenn nun alſo auch gerade diejenige Art von Unglück nicht vorwaltet, welche er ſich denkt: ſo kannſt du doch wohl glauben, daß er ſich eines andern beſinnen könnte, wenn er gar hörte, daß dein und deiner Tochter Leben darauf beruheten . . .

Flemming, der neue Hofnung ſchöpft. Was meinſt du denn alſo, guter, treuer Rathgeber? Sprich doch.

Ehrhard. Ich an deiner Stelle — da die Sache einmahl Sache meines Fürſten geworden iſt — trüge nun warlich kein Bedenken, auf der Stelle ausführlich an ihn zurück zu ſchreiben und ihn auf das dringendſte um ſeine Diſpenſation anzuſuchen; und ich ſchickte das Schreiben mit einem reutenden Boten ab, um nicht die geringſte Zeit zu verſäumen.

Flemming, ihn dreimahl umarmend. Das ſoll heute noch geſchehen. Und ſo bleibt der Vorgang bis zu weiterer Auskunft Geheimnis unter uns beiden.

Der von neuem hoffende Vater nahm alle ſeine väterliche Beredſamkeit zuſammen, um von dem edlen Fürſten das höchſte Glück ſeines Lebens zu erhalten und die feierlichſte Diſpenſation für ſeine Tochter auszuwirken. „Das iſt wahr, ſprach Ehrhard, als er den Aufſatz beleſen, ſchreiben kannſt du.„ In der Nacht noch ging der reutende Bote mit dem Memorial ab und bekam den Befehl mit auf den Weg, bis auf erhaltene Reſolution in der Reſidenz zu warten. Flemming und Ehrhard betrieben dis alles in geheim; während daß Sophie und Leopoldine gar nicht von einander kamen.

An demſelben Tage noch wollte die ganze Gemeine zu Fremdlingshauſen dem alten Märtirer die Glückwünſchungscour zu ſeiner Zurückkunft machen; er lies ſie aber auf den folgenden Morgen zu ſich laden.

Flemming, nach Empfang der herzlichſten deutſchlandmänniſchen Ausſchüttungen. Nun will ich euch auch etwas recht rares zeigen, das ich mitgebracht. (holt die Doſe und hält ihnen das Portrait des Fürſten hin)

Alle Bauren zuſammen, nachdem einer der jüngſten unter ihnen, der unter dem Militär ehemals geſtanden, ausgerufen hätte — das iſt unſer Fürſte! Ach, das iſt ia ein rechter ſchmucker Herre!

Der älteſte Greis unter ihnen, ſich herzu drängend. O laſſen Sie mich ihn doch einmahl recht in der Nähe ſehen. Meine Augen ſind ſchon ſehr ſchwach.

Flemming. Da — Vater! (gibt ihm die Doſe)

Greis, der niderkniet, das Portrait küſſet und für Freuden bitterlich weint. Ach du lieber Gott — ſo kriege ich ihn doch noch zu ſehen, ehe dann ich ſterbe!

Flemming, den Alten wieder aufrichtend und voll Verwunderung. Vater, haſt du denn deinen Fürſten noch gar nicht geſehen?

Greis, ſich die Thränen aus den Augen wiſchend und die Doſe noch immer dicht vor die Augen haltend. Nein!!! Du lieber Gott, wie ſoll ihn Unſereiner denn wohl zu ſehen kriegen? Zu uns kömmet er ia nicht. Und für Unſereinen bleibt das Reiſen wohl. Ja, wenn das ſo wäre, daß er alle zehen Jahre auch nur einmahl das ganze Land bereiſete, ſo hätte ich ihn ſchon oft geſehen; aber ſo — —

Flemming, deſſen Blicke bei dieſen altklugen Worten Ehrhards Blicken begegneten. Nun, wer weis, ob er nicht noch einmahl her kommt, ehe du ſtirbſt, Vater!

Greis. Ja, wenn Sie wahr ſprächen, lieber gnädiger Herr! (wird ſehr luſtig) Ach, wenn das wäre! (ſieht die Gemeine reiheherum an) Was meinet ihr denn wohl, Gevattersleute allzumahl, was wir für Freuden alsdann thäten? Da ſollten alle unſere Mädgens ſich recht putzen und groſſe rothe Bänder ſich um den Bauch binden und einen Quaſt daran machen von ſechs und zwanzig Ellen, und ſo ſollten ſie ihn einholen; und unſere junge Burſche ſollten Muſik durchs ganze Dorf machen, daß er ſein eigenes Wort nicht hören könnte, und ich (fängt an zu tanzen) wollte dazu von einem Hecken zum andern auf und nider auf meinem alten rechten Beine humpeln. (verliehrt die Krücke, fällt und wird wieder aufgefangen) Sachte, ſachte; es will doch nicht mehr gehen. Und — bei mir ſollte er eſſen, bis er nicht mehr könnte; fette Hühner mit Klösgen und einen Schweinebraten ſpannehoch fett. (wiſcht ſich den gereitzten Appetit vom Munde weg) Aber — 's wird wohl niſcht werden . .

Flemming, auf franzöſiſch zu Ehrhard. Gott! wie glücklich können Fürſten ſein!!!

Greis, als er fremde Wörter hört, zu dem Nächſtſtehenden. Du — das geht wohl über mich her? Ich habe wohl dumm Zeug geredet?

Nächſtſtehender. Ja, warum ſchwatzeſt du auch ſolch Zeug!

Flemming. Nein, mein Vater, ſei unbeſorgt, du haſt das altklugſte Zeug von der Welt geſprochen. Freilich — es gibt wohl Leute, die, wenn ſie dich ſo reden hörten, ſagen würden, du ſprächeſt dumm Zeug; das verſichere ich dir, ſolcher Leute gibts recht viel; aber — wir beide gehören nicht darunter.

Greis. Nu, wenn das nur iſt, daß Sie zwei beide mir's nicht vor übel genommen haben! Aus den Uebrigen mache ich mir niſcht.

Flemming, herzlichlachend. Daran thuſt du wohl, Vater; bleib dabei.

Ein Paar Sprecher aus der Gemeine. Sie werden uns auch das nicht vor übel nehmen, lieber gnädiger Herre, daß wir nicht von dem groſſen Herzeleid zu reden anfangen, das Sie aufs neue ausgeſtanden haben. Weil doch nun alles, alles gut iſt, ſo denken wir, es ſei beſſer, daß wir die alten Wunden nicht wieder aufreiſſen.

Flemming. Ihr habt vollkommen Recht, brave Leute. Was vorbei iſt, mus auch vergeſſen ſein. Ich hoffe nun unter euch recht ruhig und vergnügt zu leben. Gebet mir nur bald Gelegenheit, euch zu dienen.

Greis. Dazu kann eheſter Tage Rath werden, gnädiger Herre. Es iſt da ein Grabenſtreit unter uns und wir können erſt nicht eins werden. Ich habe aber immer geſagt, wartet nur, bis der gnädige Herre wieder kommt; der wird uns ſchon aus einander bringen. Wenn Sie ſich alſo erſt ausgeruhet haben — in ein Tager acht etwa — wenn Sie dann einmahl Luſt hätten, mit uns zu gehen, ſo wollten wir wohl darum bitten.

Flemming. Hum, Vater, ich habe ſchon ausgeruhet. Das wollen wir ietzt gleich abthun.

Die ganze Gemeine führete Flemming an den Streitgraben hin und, nachdem er beide Partheien ſprechen laſſen, entſchied er, und ſeinem Beſcheid unterwarfen ſich alle ſo willig, als wenn er der Amtsrath zu Fremdlingshauſen wäre.

Ehrhard, als Flemming zurückkommt. Es ſind zwei Deputirte vom Bauerſtande aus deinem Vaterlande da und verlangen dich zu ſprechen.

Flemming. Das trift ſich ja gerade wieder ſo, wie ehmals, daß, wenn der eine Beſuch fort iſt, der andere komme. Weiſt du nicht, was Sie wollen mögen?

Ehrhard. Etwas ſehr gutes. Ich hoffe zu deiner Rechtſchaffenheit, daß du die Treue und Dankbarkeit dieſer Leute nicht verkennen werdeſt. Sie kommen ja in der That recht zu gelegener Zeit, und ſo, wie ſie es eingerichtet haben, kannſt du auch gar nichts dagegen haben.

Flemming. Was iſt denn? Was gibts denn?

Ehrhard, der ihm ſeine Stube öfnet. Hier ſind ſie ſchon. Höre ſie nur ſelbſt.

Der Deputirte Müller. Sobald es bei uns geſtern bekannt ward, daß Sie, lieber unvergeßlicher Vater und Beſchützer des Bauernſtandes, geſund und glücklich wieder angekommen wären, bekam ich den Auftrag, Ihnen dieſes (legt einen Beutel mit Geld auf den Tiſch) zu überbringen. Es hat ſchon ſeit einigen Wochen parat gelegen.

Flemming, in groſſem Erſtaunen. Was iſt denn das?

Dep. Müller. Es iſt die Summe, für welche Ihr Haus weggegangen iſt.

Der Deputirte, Kramer. Und ich (legt noch einen Geldbeutel auf den Tiſch) ſoll dieſes in Ihre Hände liefern.

Flemming, in noch gröſſerem Erſtaunen. Und — was iſt das?

Dep. Kramer. Es iſt die Summe von dem, was die Verauktionirung Ihrer ſämtlichen Sachen im Hauſe eingebracht hat.

Flemming. Leute, wie komt denn Ihr zu dieſem Gelde? das Armenhaus hats es ja haben ſollen.

Deputirte. Ja, dieſes hat es auch erhalten. Wir haben uns aber darnach erkundiget, wie viel es zuſammen austrage, und ſo haben unſere Leute dieſe Summe freiwillig ausgebracht; damit wir doch einigermaſſen Ihnen den Verluſt erſetzten, welchen Sie ſo unſchuldig erlitten haben. Unſere Leute laſſen herzlich bitten, daß Sie das kleine Geſchenk doch ja annehmen möchten.

Flemming, der kaum reden kann. Kinder, ihr ſetzet mich in Erſtaunen und Beſtürzung. Wie könnte ich das von euch annehmen und wie kämet ihr zu ſo einer enormen Ausgabe für mich.

Deputirte. Das haben wir gar nicht gefühlt. An hundert Gemeinen haben dazu beigetragen, und nun berechnen Sie ſelbſt, was es den Mann gekoſtet haben möge. Es iſt ja ſo eine Kleinigkeit, daß ſie nicht einmahl des Redens werth iſt. Unſere Leute gäben ſich nun und nimmermehr zufrieden, wenn wir unverrichteter Sache zurück kämen. Wir thun dis auch nicht und nehmen die Beutel nicht anders wieder mit, als — leer.

Flemming, ſehr unruhig. Eure Gutherzigkeit rührt mich bis zu Thränen; aber ich kann unmöglich Gebrauch von ihr machen. Es iſt auch ſchon anderwärts für mich geſorgt.

Deputirte. Deſto beſſer. Aber genung — verſchmähen Sie uns nicht. Woher ſchreiben ſich denn alle Ihre Leiden wohl anders, als daher, daß Sie ſich für uns Bauern immer ſo nachdrücklich verwendeten? Haben Sie nicht Haus und Hof darüber verlohren, daß Sie uns mehr, als einmahl, Haus und Hof retteten? Und wir ſollten

Ihnen nun mit allen unſern Häuſern nicht Ihr einziges erſetzen dürfen? (Flemming ſieht die Bauern gros an und ſchüttelt unaufhörlich den Kopf) Herr Paſtor, legen Sie doch ein gut Wort für uns ein.

Ehrhard. Lieber Freund, ich bin es geweſen, der deine Leute desmahlen, als ſie ſich gar nicht beſänftigen laſſen wollten, dadurch zu beruhigen ſuchte, daß ich ihnen dieſen Vorſchlag thun lies. Nun muſt du mich auch nicht ſtecken laſſen. (holt Körbe) Seid nur zufriden, Kinder. (ſchüttet die Beutel in die Körbe aus) Da habt ihr ſie wieder.

Deputirte. Haben Sie ſchönen groſſen Dank, Herr Paſtor, daß Sie uns aus der Noth geholfen. Wir wiſſens wohl noch recht gut, daß ſich Herr Flemming niemals etwas von uns ſchenken laſſen wollte; aber ietzt iſts doch eine andere Sache. Und — lieber Vater F., das Haus ſollte ia ſo einmahl nach Ihrem Tode Ihrer Tochter gehören; ſo geben Sie das Geld an dieſe, wenn Sie es nicht haben wollen.

Flemming, ſchnell entſchloſſen. Nun ia, auf dieſe Art will ich es annehmen. So danke ich euch im Nahmen meiner Tochter. Sagt zu Hauſe allen euren Leuten — wenn ich es ihnen nicht vergelten könnte, ſo möchte es ihnen Gott vergelten; das erſte aber würde mir lieber ſein.

Die beiden Deputirte zogen mit einer Freudigkeit ab, als wenn ſie nach einem gethanen Fusfall vor ihrem Fürſten den Erlas einer drückenden Auflage für das ganze Land erhalten hätten.

Ehrhard, nachher. Das war ia wie von Gott ins Haus geſchickt. Denke doch einmahl — unter den ietzigen Umſtänden — konnte es wohl gelegener kommen?

Flemming. Daran dachte ich in den Augenblicken nicht. Und — ich kann dir gar nicht ſagen, wie mir bei der Sache zu Muthe ſei. Es war mir doch ganz anders zu Sinne, da dein Fürſt mich beſchenkte, als iezt, da — —

Ehrhard. Lieber, ſo muſt du es nicht nehmen! Auf mich, wenn ich an deiner Stelle wäre, würde es gerade den entgegengeſezten Eindruck hervorbringen. Ich würde mich noch weit mehr freuen können, wenn tauſend Bauern mich beſchenkten, als wenn mich ein Fürſt beſchenkte. Mein Fürſt fühlte doch nur, daß dir durch ihn Unrecht geſchehen ſei und daß er dis wieder gut zu machen habe; iene Menge Menſchen aber bezeugt dir iezt ihr lebendiges Gefühl von deinen unvergeslichen Verdienſten um dein Vaterland. Mus dich dieſer Gedanke nicht hoch empor heben? Daß man von einem Fürſten beſchenkt werde, geſchieht wohl häufiger; daß aber der unterſte Volksſtand ſich vereinige und ein Geſchenk aufbringe, dis iſt eine Seltenheit, und die will etwas ſagen. Kurz — wen tauſend Bauern beſchenken, der mus ein ausgemachtwürdiger Mann ſein. Hier gilt das Sprichwort — des Volks Stimme Gottes Stimme.

Flemming, ihm die Hand drückend. Du tröſteſt mich zu gut, Beſter.

Ehrhard. Es iſt ia doch auch wahr. Und — biſt du denn nicht wirklich im Grunde deiner Bauern wegen um dein Eigenthum gekommen? Thun ſie etwas mehr, als ihre Schuldigkeit, damit, daß ſie es dir nun erſetzen? Iſts nicht wirklich eigentlich Leopoldine, die durch die Konfiskation gelitten hatte? Haſt du das nicht ſelbſt geſagt? So wärs ia doch nicht recht geweſen, wenn du hätteſt verhindern wollen, daß ſie auf dieſe Weiſe wieder zu dem ihrigen käme. Von dieſer Seite betrachtete ich die

Sache gleich an dem Tage, da ich mit den zurückreiſenden Bauern auf dem Felde dort davon ſprach.

Flemming. Ich habe dich damals wohl geſehen. Ich war auf dem Thurme.

Ehrhard. Deſto beſſer. So kenneſt du nun die Sache von Anfang bis zu Ende. Sie wollten dich nun einmahl ſchlechterdings beſchenken, und da ich dich auf dieſer Seite recht gut kenne, ſo war dis doch wohl die ehrenvollſte Weiſe, auf die es geſchehen mochte.

Flemming. Nun gut! Ich danke dir. Was meinſt du, ſagen wir es gleich meiner Frau und Tochter?

Ehrhard. Dagegen habe ich nichts.

Jeder nahm darauf einen Korb und ſo zogen ſie in Sophiens Stube ein. Leopoldine bekam den ſchwerern; Sophie den leichtern.

Beide zuſammen, voll freudigen Erſtaunens. Was iſt denn das?

Ehrhard, zu Leopoldinen. Das iſt Ihr geweſenes Haus. (zu Sophien) Und das ſind Ihre geweſenen Habſeligkeiten darinn.

Sophie, als Ehrhard den ganzen Zuſammenhang davon kurz erzählt. Da — Leopoldine, haſt du meins auch. Ich brauche nichts. (die Arme gen Himmel breitend) Ach du lieber Gott, nun iſt Leopoldine doch kein blutarmes Mädgen mehr.

Die Vorſtellung, daß durch den Empfang dieſer Baarſchaft Leopoldinens gröſſere Angelegenheit gewinnen könne, verdrängte aus Sophiens Herzen den ſonſt ihr ſo gewöhnlichen Gedanken, als wenn jedes Geſchenk, das ihr von Leuten, die weniger wären, als ſie, gebracht werde, eine neue Demüthigung für ſie wäre. Mit einem hohen Grade von wonnichter Inbrunſt drückte ſie Leopoldinen, die ebenfals noch ganz entzückt war, an ihr Herz und rief aus: „Nun mache und zähle! „ In dem einen Korbe befanden ſich netto zweitauſend Thaler; in dem andern nahe an achthundert. Flemming, der unterdeſſen einmahl weggegangen war, zog ſeine Börſe und machte von den fürſtlichen Dukaten das dritte Tauſend voll. „Nun iſts eine runde Summe von drei ſprach er. Die hebe dir auf, Leopoldine; es ſoll dein Mahlſchatz ſein. „

Leopoldine, mit kindlicher Grazie. Ach, Vater, beſter Vater — Sie gäben mir wohl Ihr Herz, wenn Sie könnten . . .

Flemming. Das brauchſt du nicht erſt zu kriegen; das haſt du ſchon. Oder meinſt du das

Stück Fleiſch in mir, das ſo heiſſt? Könnte ich dich dadurch vollkommen glücklich machen — ich glaube, ich lieſſe es mir ausſchneiden.

Leopoldine, als ſie lange ſchluchzend an ihm gehangen. O welch ein Ereignis für mich! Vater — nun wird wohl noch alles gut?

Flemming, auf Ehrhard hinzeigend. Erſt ſieh dieſen wackern Mann recht an! Er iſts, der ohne mein Wiſſen die ganze Sache mit den Bauern ſo eingeleitet hat. Er ſorgt doch mehr für dich, als du denkſt, wenn du gleich im Herzen izt etwas gegen ihn haſt.

Ehrhard, während daß Leopoldine ihm beſchämt die Hand küſſt, auf ihren Vater hinweiſend. Nein, den Mann da ſehen Sie an! Der iſts, deſſen Verdienſten um ſein Vaterland Sie den ſchönen Schatz zu danken haben.

Leopoldine, jedem von beiden eine Hand reichend. Ach, einer ſo gros und ſo gut, wie der andere! (küſſt ſie einigemahl wechſelsweiſe)

Flemming, nachdem er Ehrhard lange angeſehen. Nun ſoll auch das andere Geheimnis heraus. (Ehrhard macht eine Bewegung mit der

-Hand, als ſpräche er — meintwegen!) Da lis, Tochter. (gibt ihr den fürſtlichen Brief)

Leopoldine, als ſie kaum die Hälfte geleſen. Ach — daß Gott! (zittert ſtark, lieſet aus und — kann die Hand wieder feſt halten) Nun, das lezte iſt doch gut.

Sophie. Laſſt mich doch auch leſen. (als ſie fertig damit) 's iſt doch ein rechter Böſewicht; aller Bosheit iſt er voll. Der Schlus des Briefs tröſtet mich aber. Vater, nun wirſt du deine Dinge ſchon machen. Sei du nur nun ganz ruhig, Leopoldine.

Leopoldine. Das iſt ia doch wohl ſo etwas von äuſerſter Wichtigkeit, wie der Fürſt meint, daß mein Leben darauf beruhe und Karls Leben, daß wir verbunden werden. Wenn Sie nun das dem Fürſten bald ſchrieben — lieber Vater, ſo dächte ich — — —

Flemming, Leopoldinen die Backen ſtreichend. Es iſt ſchon geſchehen, liebe Tochter. In der Nacht noch iſt ein reutender Bote fortgegangen. Wir werden nun ſehen, was er für Beſcheid bringe.

Leopoldine, um den Vater her ſtürzend. Ach lieber beſter Herzens- Kronen- Goldvater! Nun, nun gehe alles gewis gut.

Flemming, auf Ehrhard weiſend. Der Mann da hat mir ſelbſt den Anſchlag dazu gegeben. — Verkenne ihn ja nie wieder. (es erfolgt derſelbe Auftritt zwiſchen Leopoldinen und Ehrhard, wie vorhin) Las dir nun einmahl ſagen, Leopoldine, — und du, Mutter, horch auch recht zu. Ob ich nun zwar ſelbſt glaube, daß die Sache gut gehen werde — und dann wäre es immer wieder etwas ganz eigenes, daß unſer alter Verfolger ſelbſt den Weg dazu bahnen müſſen; denn ich hätte mir's kaum unterſtanden, über die Sache zuerſt an den Fürſten zu gehen — ſo läſſet ſich doch mit Gewißheit nichts voraus ſagen. Es kann ſein, die fürſtliche Diſpenſation erfolge auf der Stelle; es kann aber auch ſein, es komme abſchlägliche Reſolution auf immer; denn es iſt gar nicht aufs Reine, was der Fürſt unter dem etwas von äuſerſter Wichtigkeit verſtanden haben möge. Ja, es kann ſein, es komme noch ſonſt etwas dazwiſchen. In einer Welt, wo die Umſtände ſo veränderlich ſind, darf man warlich eine Sache, die ganz und gar auf Umſtänden beruhet, nicht eher für richtig halten, bis ſie wirklich richtig iſt. Alſo bitte ich euch beide — hoffet zwar, aber — hoffet ja nicht zuverläſſig . . . Manchmahl iſt mir wieder, als würde nichts daraus. Es mus ſich aber bald entſcheiden.

Leopoldine und ihre Mutter gelobten ruhige Erwartung an. Nie war unter beiden Familien weniger geſprochen worden, als in den nun folgenden Tagen. Alle Herzen klopften heftig. Ein kleines Intermezzo machte ein abermahliger Brief von Karln, der ein Recidif gehabt hatte, nach einigen Tagen nun aber gewis zu kommen verſprach und die erſte Unterredung nur unter vier Augen nochmals urgirte. Als die erſten Eindrücke, welche dieſer Brief gemacht hatte, vorüber waren, ging das allgemeine Herzklopfen wieder an. Jeder rechnete nach ſeinem eigenen Kalender den Tag aus, an welchem der reutende Bote wiederkommen könnte, und alle betrogen ſie ſich mit der Rechnung; denn der Reuter kam noch um einen ganzen Tag früher zurück, als ihn einer von allen erwartet hatte.

So, wie der Bote das mitgebrachte Schreiben aus dem Felleiſen zog, ſchoſſen aus allen Augen Flammenſtrahlen auf ihn, und ſo, wie es Flemming erbrach und vor ſich las, waren alle Blicke auf dieſen geheftet, alle Hände geſenkt und alle Lippen feierlich verſchloſſen.

Flemming, nachdem er das Schreiben geleſen und eingeſteckt. Ich kann euch für heute nichts weiter ſagen, als — der Fürſt iſt verreiſet. Niemand weis, wohin, und auf wie lange. Mein Schreiben bleibt alſo vor der Hand ohne Reſolution in ſeinem Kabinet liegend. (ſucht ſich auf alle mögliche Weiſe zu verſtellen und geht nach ſeiner Stube. Ehrhard folgt ihm dahin)

Leopoldine, über ihre Mutter ſich legend. Ach Mutter, es iſt nicht richtig. Mich überfällt eine Todesangſt — —

Sophie, jammernd. Liebe Tochter, mich auch — —

Flemming, der ſo in Gedanken vertieft war, daß er Ehrhard gar nicht nachkommen gehört, als er wieder zu ſich kommt und ihn bei ſich erblickt. Ach lieber Freund — ich bin ganz zerſtört. Leopoldine iſt verlohren. — Es iſt der geheime Sekretär X., der mir geantwortet hat.

Ehrhard. Nun, das iſt ein braver Mann. Auf den kannſt du dich verlaſſen.

Flemming. Er meldet mir zuförderſt, daß der Fürſt mit Karls Grafen plötzlich verreiſet ſei. Nachſchicken könnte er mein Memorial nicht; denn

denn der Fürſt habe aus der Reiſe ſo ein Geheimniß gemacht, daß auch er nicht einmahl wiſſe, wo ſelbiger ſei, und alles, was eingehe, müſſe auf Befehl ſo lange liegen bleiben, bis der Herr zurückkomme. — Das möchte nun alles ſein; denn er mus doch einmahl wiederkommen, und aus dem ſo überſtrengen Inkognito wäre auch wohl zu ſchlieſſen, daß ſeine Abweſenheit nicht von langer dauer ſein könne. Aber — aber — las dir ſagen, was er darauf hinzuſetzt . . . Er wolle und müſſe alſo auch mein Memorial ſo lange hinlegen; es wäre dann, daß ich es ſelbſt zurückforderte. Und ſtelle dir vor — dieſen Rath gibt er mir.

Ehrhard, erſchrocken. Warum das?

Flemming, den Brief ihm gebend und die Stelle bezeichnend, wo es angeht. Ach — da lis es ſelbſt. Lis es nur laut; ich will die Hiebspoſt auch noch einmahl hören.

Ehrhard. „Und dieſen Rath gebe ich Ihnen, mein lieber Herr F., aus dem redlichſten Herzen. Mein Fürſt iſt ſehr ungehalten über die Sache, und der Nachſatz in ſeinem Schreiben, der Ihnen ſo viel Muth eingeflößt hat, rühret mehr von mir, als von ihm, her. So, wie der Brief des Miniſters von J. ankam, ward er unwillig und ſagte: „Das iſt doch auch nicht halb recht von dem F., daß er mich da in einen neuen und ſo faſcheuſen Handel mit dem J. verwickelt. Ich habe es doch ſo gut mit ihm vor und das ſollte er nicht thun.“ Ich ſuchte ihn zu beſänftigen, aber er fuhr fort — „Hierinn hat der Miniſter J. doch Recht, er mag übrigens ſo ein ſchlechter Mann ſein, wie er will, und da kann mich nichts mehr ärgern, als wenn ein ſchlechter Mann glaubt, daß ihm durch mich Unrecht geſchehen werde. Der F. ſollte ſeine väterliche Autorität gegen ſeine Tochter beſſer gebrauchen, und ſie macht ihm überhaupt dadurch keine Ehre, daß ſie es mit dem Sohne ſeines Erzfeindes hält.“ Ich halte es daher meines Erachtens für unmöglich, daß Ihr Memorial, ſo ſchön es übrigens gearbeitet iſt, etwas ausrichten werde. Mein Fürſt diſpenſirt überall nicht gern. Doch bin ich bereit es zu überreichen, wenn Sie es nicht zurück nehmen; als welches ich nochmals anrathe. (Ehrhard ſchüttelt ſein Haupt und ſchweigt)

Flemming. Nun — du ſagſt ia gar nichts.

Ehrhard. Ja, was ſoll ich ſagen! Es iſt ſchlimmer, als ich mir's vorgeſtellt. Aber manches trift doch aufs Haar, wie ich geſagt habe. Es iſt böſe — böſe.

Flemming. Ob ich mein Memorial zurücknehme?

Ehrhard. Nein, das thäte ich doch nicht. Las es ihn wenigſtens bei ſeiner Zurückkunft leſen. Wenn es auch zu weiter nichts dient, ſo dients doch dazu, daß du und deine Tochter hernach der Sache wegen vor ihm in einem beſſern Lichte erſcheinen.

Flemming. Aber — was nun zu thun?

Ehrhard. Ja, das mag Gott wiſſen. Werden kann aus der Sache nie etwas, das ſiehſt du als ein kluger Mann wohl ein. Und — erfaren mus dis doch nun deine Tochter auch einmahl.

Flemming, zagend. Ach mein armes Kind! Nun habe ich ſie gehabt.

Ehrhard. Es geht vielleicht beſſer, als du denkſt. Wenn ſie hört, daß auch das letzte Mittel, worauf ſie noch ihre Hofnung bauete, fehlſchlägt: ſo ſiegt ihre Vernunft wohl über ihren Affekt.

Flemming. Oder umgekehrt — ihr Affekt ſiegt völlig über ihre Vernunft, wenn ſie ſiehet, daß alles fehlſchlage. O lieſſe ſich doch nun eine Diſpenſation mit den dreitauſend Thalern erkaufen! Was hilft nun all das Geld? Ich glaube kaum, daß ich im Stande ſein werde, ihr die ſchreckliche Eröfnung zu machen.

Ehrhard, die Achſeln zuckend. Ja mein Herzensbeſter, das mußt du können. Wer ſollte es ſonſt?

Flemming. So habe ich denſelben Auftritt, wie letzthin, und noch entſetzlicher; und ſie ſingt daſſelbe Lied und ſtimmt mir wohl den letzten Vers ſo fürchterlich an, daß — — Ich halte es nicht aus, Mann, und ſie noch weniger.

Ehrhard. Nimm dir Zeit dazu. Es braucht ja eben nicht heute und morgen zu ſein. Ueberlege erſt alles recht und dann ſprich mit ihr, als ſprächeſt du aus jener Welt her. Gott wird dich ſtärken und du wirſt ihr Herz bewegen.

Flemming. Ja, bewegen wohl; aber — bewegen zu einem andern Sinn? das laſſe ich mir gar nicht mehr einfallen. Die arme Seele! Sie wollte ja gern; aber ſie kann nicht.

Ehrhard. Mit dieſem Glauben muſt du die Sache nicht anfangen. Freilich dann iſt Alles verlohren. Wenn du erſt ſo denkſt, dann kannſt du auch nicht gehörig mit ihr ſprechen.

Flemming. Nun, ich wollte nur, daß du ſie gehört hätteſt, als ich letzthin mit ihr darüber ſprach. Und wenn du dann ihr Vater wäreſt, ſo würde dir's gehen, wie mir. Sieh ſie doch nur an. Blickt nicht ihr höchſter unſchuldiger Wunſch aus ihren Augen gleich hervor? Iſt er ihr nicht an der Stirn geſchrieben? Spricht er nicht aus ihrem ganzen Weſen? Und wenn ſie ihn dann vollends auszuſchütten anfängt — ſiehſt du, Himmel und Erde möchten ſich bewegen und ich möchte gleich in jenen hinauf- und in dieſe hinunter fahren.

Ehrhard. O ich kenne ſie darauf. Und glaube mir nur, daß es mir gar nicht ſo ums Herz ſei, wie ich mich ſtelle. Ich wüſte nicht, was ich darum gäbe, wenn — — — du muſt dich aber nun einmahl zuſammennehmen und muſt denken, daß auf dieſer deiner väterlichen Unterredung die Rettung deiner Tochter beruhe.

Flemming, im Tone der Verzweiflung. Sie iſt ſchon ſo gut, wie verlohren.

Ehrhard. Lieber, ſo denke doch ia nicht.

Flemming. Nun, du willſts nicht glauben. Du wirſts ia noch ſehen.

Ehrhard. Du groſſer Gott — du groſſer Gott!

Flemming. Du wirſt doch nicht böſe? Eine Bitte — las mich ein wenig allein!

Ehrhard verlies ihn, machte ſich aber drauſſen etwas zu ſchaffen, weil ihm ſelbſt des Vaters wegen allmählich bange ward. Er hörte Flemming ſprechen und immer lauter ſprechen. Er ſchlich an die Thüre und horchte, und ſiehe, Flemming betete mit inbrünſtigſter Andacht O, dachte er bei ſich ſelbſt, biſt du ſo weit, ſo kommſt du weiter, und ging auch auf ſeine Stube in die Einſamkeit.

Es gab zwei klägliche iämmerliche Tage in Ehrhards Hauſe. Ein allgemeines Mistrauen herrſchte und ieder ſchien den andern nicht ohne Wehmut anſehen zu können. Am Abend des zweiten konnte es Flemming nicht mehr aushalten. Er ging auf ſeine Stube, verſchlos ſich eine halbe Stunde, weihete ſich durch langes feierliches Gebet zum groſſen tragiſchen Vateraktus ein und lies darauf Leopoldinen zu ſich kommen.

Flemming, als ſie mit einem Geſicht voll Ahndung groſſer bevorſtehender Seelenleiden hereintritt, weinerlichheiter. Setz dich, meine liebe Leopoldine, mein ganzes Leben, zu mir her aufs Sofa. Wir müſſen alles unter einander theilen. Du mußt alles hören und ich mus alles ſagen können. (Leopoldine faltet ihre Hände und ſeufzt tief) Erhole dich nur erſt.

Leopoldine, ruhigſcheinend. Lieber Vater —, ich will alles, alles hören können. (drückt ſich ſelbſt recht herzlich die Hände)

Flemming, der ſie küſſt. Ach Tochter, du biſt in einer braven Seelenſtimmung. Bleib darinn. Das iſt Barmherzigkeit, die Gott an uns thut. — Das weiſſeſt du ſchon, daß Ehrhards Fürſt verreiſet ſei und daß mein Memorial alſo bis zu ſeiner Zurückkunft liege. Aber — es iſt mir gerathen worden, ſolches wieder zurück zu nehmen.

Leopoldine, niedergeſchlagen und ſtill. Warum denn — mein Vater?

Flemming. Weil es vergeblich iſt. Der Fürſt hat ſich ſchon ſo über die Sache erklärt, daß an nichts zu denken iſt.

Leopoldine, noch ſtiller. Alſo — das iſt! (blickt zum Himmel) Nun! — (nach einer Weile) Wollen Sie mich denn den Brief nicht leſen laſſen, welchen Sie erhielten?

Flemming. Gern nicht, meine liebe Tochter.

Leopoldine. Wenn ich Sie aber doch bei meinem Leben darum bitte — —

Flemming. Gut! Wenn du Muth genug haſt — da iſt er.

Leopoldine, als ſie beim Leſen den Brief zweimahl aus der Hand fallen laſſen und ihn dem Vater zurückgegeben. Mein Urtheil iſt alſo geſprochen. Ich ſoll — — (nachdenklich) ich ſoll — — (noch nachdenklicher) ich ſoll — — (fällt dem Vater zu Füſſen, blickt gen Himmel, legt ihren Kopf auf des Vaters Knie, ſteht auf und geht nach der Thüre hin)

Flemming, äuſerſtbetreten. Du ſollſt noch bei mir bleiben.

Leopoldine, zurückkehrend. Auch dis. Sie ſollen Ihre väterliche Autorität nicht ſtrenger gegen mich zu gebrauchen nöthig haben.

Flemming. Las das gut ſein. Ich habe eine zu brave Tochter, als daß ich mein väterliches

Anſehen gegen dich ſtärker in Bewegung ſetzen dürfte. Du thuſt gewis blos aus Liebe zu mir Alles. Der Herr kennt dich ſo nicht.

Leopoldine, lebhafter. Ach kennete er mich doch! Er iſt zu hart gegen mich. Er verdammt mich, ohne mich gehört zu haben. Er iſt ja ſonſt ſo ein gnädiger, Recht und Gerechtigkeit liebender Herr: warum nur gegen mich ſo ungerecht? Oder hat reine heilige Liebe allein auf Gottes Erdboden noch keine Rechte? — Mein Karl, mein Karl, ſage ich, hatte unter ſeinen hundert Planen auch einmahl den, daß wir uns beide aufmachen und uns zu Ludwigs Füſſen in ſeinen Schutz werfen wollten. O hätten wir es gethan und wären dem grauſamen Vater zuvorgekommen!

Flemming. Du gute Seele! der Fürſt würde euch väterlich ermahnet haben, bei ſo bewandten Umſtänden von einander abzulaſſen.

Leopoldine. So würde ich ihm bewieſen haben, daß es nicht blos Rechte der Geburt gebe, ſondern auch Rechte des Herzens. — Vater, lieber Vater, Herzentauſch iſt nicht ſo leicht, wie Ländertauſch ... Es iſt bald zu zwei Menſchen geſagt — laſſt von einander ab. So wenig aber ein unauflöslichfeſtverſchlungener Knote dadurch aus einander geht, daß man ihm befiehlt, aus einander zu gehen: ſo wenig — — — Mit Gewalt kann man ihn zerhauen — das iſt wahr; dann ſind aber auch ſeine zwei Hälften nicht weiter zu gebrauchen. Und ſo ſcheints nun auch mit uns werden zu ſollen.

Flemming. Du liebes Kind, beſinne dich, was du ſprichſt. Weiſſt du, daß du mich zugleich mit dir zu Boden ſtürzeſt, wenn du fällſt?

Leopoldine. Lieber Vater, Sie müſſen ſich darüber faſſen. Es iſt nun einmahl ſo; Sie müſſen mich verliehren können . . .

Flemming, der ſie in ſeine Arme ſchlieſſt. Nein, Leopoldine, das kann ich nicht. Ich überlebe deinen Verluſt nicht lange.

Leopoldine, an ſeinem Herzen liegend und nach ihm aufblickend. Denke einmahl recht, Vater, was du ſprichſt. Du ſagſt, du könnteſt nicht von mir ablaſſen, und ich ſoll können von Karln ablaſſen . . . Ich ſoll etwas ſchwereres thun können, als du, und du biſt doch ein Mann . . .

Flemming, ſich gefangen fühlend. Ach du Engel von Kind! — Ich kann dir ia nicht helfen, das ſiehſt du. Fühle doch, wie mein Herz für Kummer und Jammer pocht. Sag mir — was willſt du denn nun thun?

Leopoldine, ſehr entſchloſſen. Nichts, als was ich nun thun mus — mein Schickſal abwarten.

Flemming, ſie feſt vor ſich hin haltend. Du thuſt nichts ohne mich — nicht wahr?

Leopoldine, unbeweglich ihn anſehend. Nein, Vater. Ich werde aber wohl gar nichts zu thun nöthig haben. Es wird ſich alles ſelbſt thun.

Flemming. Wir wollen auch immer recht beiſammen ſein und wollen recht viel mit einander ſprechen, und dein Vater wird alle deine Leiden mit dir theilen. (die Augen gehen ihm über) Sei nur geduldig und bleib in der Stimmung, worinn du iezt biſt.

Leopoldine, ihm die Thränen abküſſend. Gewis, mein liebſter Vater.

Flemming, ſie noch feſter vor ſich hin haltend. Und eins verſprich mir noch bei deiner Liebe für mich, bei meinem Tode und bei unſerem Wiederbeiſammenſein dort.

Leopoldine. Was denn?

Flemming, ſeine rechte Hand reichend. Daß du Karln zum erſtenmahle wieder nicht ohne mein Wiſſen ſprechen wolleſt . . .

Leopoldine, ihre Hand einſchlagend. Nein, das will ich nicht.

Flemming, ſie loslaſſend. Nun, ſo iſts gut. So geh zu deiner Mutter und bring ihr alles ſo gut bei, wie du kannſt. — (Er küſſt ſie. Sie küſſt ihn herzlich wieder. Er ſieht unbeweglich nach der Thüre hin, durch welche ſie ſchon hinaus gegangen iſt.) Was iſt das? das begreife ich nicht.

Ehrhard, der ihn nach einer langen Weile noch in derſelben Stellung antrift. Wie ſieheſt du aus — Mann?

Flemming. Nein, das iſt mir unerklärbar, unbegreiflich. Laß dir ſagen! Ich habe ihr alles entdeckt; ſie hat ſogar den Brief des A. geleſen. Aber — da entſtand gar der Sturm nicht in ihr, den ich fürchtete. Daß der Brief fürchterliche Senſation auf ſie machte, das ſahe ich wohl; aber ſie blieb ganz gegen ihr Temperament und gegen alle Gewohnheit in einer gewiſſen äuſerlichen Ruhe, die über allen meinem Verſtand geht.

Ehrhard, gleichfalls in groſſer Verwunderung. Hum! — Nun, lies ſie denn gar nichts aus, wodurch du in ihr Innerſtes ſehen konnteſt?

Flemming, ſich beſinnend. In Betref Fürſts Ludwig ſprach ſie — Herzentauſch ſei ſo leicht nicht, wie Ländertauſch. — —

Ehrhard. Ein ſtarkes zuſammengepreſſtes Wort — aber bei Gott! — ein wahres Wort!

Flemming. Auch ſprach ſie — es ſei zu zwei Menſchen bald geſagt — Laſſt von einander ab. Und als ich ihr zu Gemüthe führte, daß ſie ſich auch meintwegen zu erhalten ſuchen müſſe, weil ich, von ihr getrennt, nicht lange leben könnte, erwiederte ſie, — Alſo, du kannſt nicht von mir ablaſſen, und ich ſoll können von Karln ablaſſen... Höre, Ehrhard, da wars, als ſchnürte ſie mir die Luftröhre zu.

Ehrhard. Es iſt genug an dieſem. Ich brauche nichts weiter zu wiſſen. — Nur ſage mir, was denkſt du von ihr? Du wirſt doch auf irgend einen Mediusterminus fallen, aus dem du dir ihr ungewöhnliches Benehmen zu erklären ſuchſt.

Flemming. Nein! Ich ſage dir, ich bin wie verdutzt.

Ehrhard, den Kopf oft ſchüttelnd. Ich glaube — dahinter ſtecke ein Plan — ein ſehr durchdachter, abgeredeter Plan.

Flemming. Nein, Freund; ich kenne ſie zu gut — ſo ſah ſie mir nicht aus. Sie hat gewis keinen Plan. Sie hat mir theuer verſprochen, nichts ohne mich zu thun, ia, ſogar Karln nicht ohne mein Wiſſen zum erſtenmahle zu ſprechen.

Ehrhard. Nun, das wäre etwas. Wenn ſie aber nur Wort hält.

Flemming. Das thut ſie gewis.

Ehrhard. Nun, ich wills wünſchen. — Ich will dir ſagen, was ich bereits aus freundſchaftlicher Beſorgnis gethan habe. Ich habe die Veranſtaltung getroffen, daß ich von iedem Tritt und Schritt, den Karl thut, poſitife Nachricht erhalte. Noch iſt er nicht wieder ausgegangen; er wirds aber nächſtens. Wir werden ihn alſo wohl bald hier haben. Und — ſollte er irgendwo anders die erſte Zuſammenkunft mit ihr verlangen, ſo wirſt du da als Vater wohl zu handeln wiſſen.

Flemming. O das hat nichts auf ſich. Wer mein Kind ſprechen will, mus hieher kommen. Ich danke dir aber für die getroffene Prekaution.

Ehrhard. Beſſer iſt beſſer. Man könnte nicht wiſſen, wie weit die Dinge gehen möchten. — Ich will dir auch noch etwas ſagen, was ich vorhabe. Wir werden ſehen, wie ſich Karl benimmt, wenn er kommt. Benimmt er ſich ſo, wie es bei ſeiner heftigen Liebe zu erwarten ſteht, ſo werde ich ihm auf die Seite führen und erſt ſehr umſtändlich mit ihm darüber reden, daß er nun von Leopoldinen ablaſſen müſſe; und operirt meine Demonſtration gar nichts auf ihn, ſo — verbitte ich mir ſeine weiteren Beſuche. Nimmt er's übel, ſo nimmt er's übel. Ich kann mir nicht helfen. Du gehſt ihm vor und ich bin dieſes dir und deiner Ruhe ſchuldig. Meinſt du nicht auch ſo?

Flemming. Mache, wie du willſt. Ich bedarf warlich nun ſelbſt eines Rathgebers; denn die Sache nimmt mir allmählich ganz den Kopf ein.

Ehrhard. Gern will ich der Rathgeber ſein. Folge aber auch nur. (Flemming fällt ihm um den Hals und ſeufzt)

War Leopoldinens Stimmung bis ießt ſchon halb unbegreiflich geweſen, ſo ward ſie es beiden Männern ganz, als ſie zu Sophien zurückkamen. Dieſe befand ſich noch im heftigſten Ausguß der bitterſten Klagen über das grauſame Schickſal ihrer Tochter, und Leopoldine — tröſtete ſie mit einer Standhaftigkeit, die über alles ging. Ehrhard ward ganz zu Ohr. Aus den Tröſtungen, welche er vernahm, ſchien gar kein anderer feſtgefaſter Plan hervorzublicken, als der — ſich auf Gott zu verlaſſen und alles gehen zu laſſen, wie es gehen werde. Hatte die wahre herzſtärkende Chriſtenthumsreligion ie aus einem menſchlichen Munde erquickend geſprochen, ſo war es hier aus dem Munde dieſes ſchuldloſen und engelreinen Mädgens. Flemming hatte oft über Gott und Unſterblichkeit rührend geredet; aber mit einem ſolchen Grade von Rührung nie. Die Tochter kam weit über den Vater, und auch das, was ſie einſt ihm zu ſeiner Tröſtung darüber geſagt, war nur ein Bruchſtück gegen die herrliche Ausführung, die ſie ießt ihrer Mutter lieferte. Ehrhard dachte bei ſich ſelbſt — »o könnteſt du doch auf der Kanzel ſo reden, wie dis Mädgen hier redet!« Und, ſo weit ein Menſch den andern zu durchdringen vermag, was, konnte er keinen Zweifel daran haben, daß Leopoldine ganz aus ihrem Herzen ſpreche. Die Erſcheinung ward ihm nun ebenſo unbegreiflich, wie ſie für Flemming war.

Ehrhard, zu Julien auf der Seite. Hat denn das ſchon ſo gewähret, ehe wir kamen?

Julie. Ja. Ich horchte erſt an der Thüre eine Zeitlang, ehe ich herein ging. Ich habe alle Worte, die ſie geſprochen, von Anfang an gehört und bin darüber wie verſteinert. In aller Kürze und ſehr gefaſſt erzählte ſie der Mutter den Inhalt des Briefs. Da gingen gleich die Klagen der Mutter an, und — ſogleich ging auch das Tröſten der Tochter an.

Ehrhard. Das iſt mir ja warlich beinahe ein Wundermädgen. — Ließ ſie denn nichts, gar nichts davon fallen, was ſie nun etwa vorhabe?

Julie. Nichts weiter, als das Einzige; — wie ihre Mutter ſie fragte, was willſt du denn nun thun? da erwiederte ſie ſehr geſetzt: ich, Mutter, ich werde gar nichts thun; mein Karl wird ſchon thun.

Ehrhard. So! hum, hum, hum! (läſſet Julien ſtehen, gibt Flemming einen Wink und geht voran in den Garten)

Flemming, wie begeiſtert. Nun ſprich, was ſagſt du zu dem allen?

Ehrhard, nachdem er referirt, was ihm Julie erzählt. Freund F., in dieſen Paar Worten kann viel liegen.

Flemming, ruhiger, als Ehrhard ſich vorgeſtellt. Es kann aber auch gar nichts darinn liegen. Es iſt ia möglich, daß ſie dis nur auch zum Troſt der Mutter ſagen wollen. Und ſag mir — kann ſie auch wohl anders ſprechen? Was ſoll ſie denn thun wollen? Soll etwas gethan werden, ſo mus allerdings Karl es ſein, der es thut.

Ehrhard. Ich weis nicht — ich komme dadurch auf meinen vorigen Gedanken von einem durchdachten und abgeredeten Plane zurück. Und doch ſtimmt damit gar nicht ihr übriges ſo braves und Ergebung bezeugendes Reden. (reibt ſich mit der Hand erſt hinter den Ohren und dann vor der Stirn) Warlich, die macht uns noch alle konfus.

Leopoldinens unbegreifliche Stimmung dauerte fort. Ehrhard blieb zur Erklärung derſelben, da es doch einmahl eine Erklärung davon geben muſte, endlich bei dem Satze ſtehen, daß irgend ein unbegrenztes Vertrauen auf Karln, es möchte ſich nun auf die alte allgemeine Verbindung und Verabredung, oder auf eine neue beſondere gründen, der Stimmhammer dazu ſein müſſe. Daß eine von der letztern Art Statt gehabt habe, ward ihm nach allem vergeblichen Forſchen darnach unwahrſcheinlich; er glaubte alſo, daß es in dem Karakter eines Mädgens von lebhaftem Temperamente, das mit ganzem Herzen liebe und mit ganzem Herzen wieder geliebt zu werden verſichert ſei, liegen könne, daß es ſich unerſchütterlichfeſt an die Idee halte, ſein Liebhaber könne, werde und müſſe das groſſe Vereinigungswerk durchſetzen. Wie lange die Kraft dieſer Idee vorhalten werde, vermochte er freilich nicht zu berechnen, und ſeine ganze Neugier war vorzüglich auf den Tag geſpannt, an welchem Karl den erſten Beſuch wieder machen werde. Dieſer Tag ſchien ihm unter zehentauſend andern der wichtigſte in der Sache zu ſein. Schon glaubte er, es ſtände ſelbiger morgen bevor, als er Abends von ſeinem Kundſchafter zu Pappelwalde die Nachricht erhielt, daß Karl Tags drauf zum erſten mahle wieder ausreuten wolle, und es ward zwiſchen ihm und Flemming die Abrede genommen, daß ſie ſich morgen gar nicht von Hauſe entfernen und Leopoldinen nicht aus den Augen laſſen wollten.

Folgenden Tags aber bekam Ehrhard die unerwartete Nachricht, daß Karl nach der Reſidenz zu ſeinem Vater geritten ſei, der ihn nochmals zu ſprechen verlangt, und daß dieſer am Podagra gefährlich darnider liege. Flemming war der Meinung, daß man beides Leopoldinen ſagen müſſe; Ehrhard aber war dagegen.

Flemming. Wenn ſie aber doch kein Geheimnis für mich hat, iſts Recht, daß ich eins für ſie habe?

Ehrhard. Wir geben dadurch ihrer Hofnung neue Stärkungen, und dis iſt durchaus nicht rathſam. Der landkundige Venus- und Bachusbruder hat ſchon öfter ſo darnider gelegen und iſt immer wieder geneſen. Leopoldine aber würde gleich denken, er ſterbe und nun ſei alles richtig.

Flemming. So ſei es! Ich habe einmahl verſprochen, dir zu folgen; aber ich ſage dir, mein Herz iſt ganz dagegen, ich kann ſelbſt nicht ſagen, warum? — Das wäre doch ſonderbar, wenn der Mann gerade ietzt ſtürbe, oder wenn die Krankheit

heit wenigſtens dazu beitragen müſſe, daß Karl ſeinem Vater eine weiche Seite abgewönne. Wer weis, wie alles noch kommen mus?

Ehrhard. Sieh einmahl, ſolche Eindrücke macht die Nachricht ſchon auf den Vater, welche würde ſie nun vollends auf die Tochter machen! Hab' ich nun wohl Unrecht? Fürwahr, ich hätte noch beſſer gethan, ich hätte es auch dir nicht einmahl geſagt. — Doch, heute ſind wir nun vor Karln ſicher, und er kommt auf ieden Fall erſt morgen. Es iſt aber heute ſo ein ſchöner Tag, las ihn uns benutzen. Morgen müſſen wir einſitzen. Wir wollen nach der Mühle.

Flemming, der nicht recht Luſt dazu hat. Ich weis nicht, mir iſt heute gar nicht ſo Mühlengehig — —.

Ehrhard. Ei, werde du mir lieber hipochondriſch. (Ehrhard gedachte hier durch unwillkührliche Ideenaſſociation an ienen Mühlengang zurück, der auch einſt ſehr verunglückte, und ſchwieg einige Minuten).

Flemming. Nun, du beſinnſt dich auch eines andern — gelt?

Ehrhard. Nein, es fiel mir nur noch etwas ein. Wir wollen gehen.

Flemming. Aber unter der Bedingung, daß Leopoldine mitgehe. Ich weis nicht, es iſt mir, als könnte ich ſie heute nicht verlaſſen.

Ehrhard, lächelnd. Mir zu gefallen; wenn ſie will? — So hat ſie auch einige Zerſtreuung.

Leopoldine hatte nichts dagegen, ſondern ging willig mit. Als ſie aber etwa tauſend Schritte gegangen waren, kam eine Magd nachgelaufen, welche meldete — Madam Flemming weine ſo ſehr und es helfe gar kein Zureden bei ihr. Die Spatzirengänger kehrten alſo zurück und es zeigte ſich, daß Sophie urplötzlich den Verdacht geſchöpft, als wollten Ehrhard und ihr Mann ihre Tochter wegbringen.

Ehrhard. Von dem Ungrunde dieſes Verdachts wollen wir Sie bald überzeugen, liebe Frau. Leopoldine mag hier bleiben. (ſieht Flemming an) Nicht wahr?

Leopoldine, die ihren Sonnenſchirm wieder wegſtellt. Ja, liebe Mutter, ich bleibe recht gern bei Ihnen. Warum haben Sie denn das nicht gleich geſagt?

Flemming, zu Ehrhard, als Sophie allerlei durch einander ſprach. Las uns auch hier bleiben. Wir können ja ein andermahl nach der Mühle gehen.

Ehrhard. Komm du nur. So eine Motion iſt dir recht heilſam.

Beide Freunde wanderten alſo allein nach der Mühle und Ehrhard wendete alle ſeine Suade an, Flemming, der lieber denken als ſprechen mochte, zu unterhalten und zu erheitern. Flemming angelte gern. Es ward alſo auf der Mühle Anſtalt dazu gemacht.

Flemming, im Hingehen nach dem Mühlenteiche. So oft ich iezt einen Teich ſehe, fällt mir ein, daß ich zu K. ſo oft an deinen Teich dachte. Es iſt mir noch unerklärbar, wie das zuging.

Ehrhard, ſeinen Freund recht darauf anſehend. Das iſt auch noch wahr.

Flemming, als er binnen einer halben Stunde einen ganzen Eimer voll kleine Bärſche gefangen. Heute iſt gut Angeln ...

Ehrhard. Darvon wollen wir uns auch hernach ein Gericht kochen laſſen.

Flemming. Weils ſo gut geht; meintwegen! (als er einen dreipfündigen Karpfen herauszieht, ſehr vergnügt) Ach ſieh einmahl, Ehrhard! das war ein Fang. (ſpielt ſo mit der Angel, an der der Karpfe hängt, eine Zeitlang) Weiſſt du, wie mir das vorkomme? Gerade ſo, als wenn ich Karl wäre, und Leopoldine der Karpfe. Der hat mir das Mädgen auch ſo weggeangelt ...

Ehrhard, der ſich über den guten Humor ſeines Freundes herzlich freuet. Es geht ihm aber auch, wie dir. Er mus auch mit dem Müller erſt einig um den Karpfen werden, wenn er ihn mitnehmen will ...

Unterdeſſen, daß Vater Flemming da ſtand und angelte, trug ſich folgendes zu Hauſe zu. Leopoldine, welche ihre Mutter dazu beredet, daß ſie, da ſie das Fieber nun völlig verlaſſen, die heutige ſchöne freie Luft etwas genieſſen möchte, gieng mit ihr im Garten auf und nieder. Albert war auf einen Tag verreiſet. Julie und ihre Tochter hatten den ganzen Nachmittag über auf dem Boden zu thun. Beim dritten Heruntergehen im langen Wege ward Leopoldine gewahr, daß Jemand zu Pferde an der Riegelwand drauſſen halte und — ſie winke.

Leopoldine. Ach Mutter — da hält Einer und winkt. Das iſt wie mein Karl. Soll ich hingehen?

Sophie, freudigalterirt. Du würdeſt doch wohl hingehen? Geh geſchwind, ehe iemand dazu kommt. (ſetzt ſich unterdeſſen in eine Laube, aus der ſie nicht hin ſehen kann)

Leopoldine, (nach fünf Minuten zurückkommend, während daß der Reuter noch an der Wand hält, und hohe Freude im ganzen Geſicht) Karl ſelbſt iſts nicht, liebe Mutter, ſondern es iſt ſein Herzensfreund, Herr von Donhorſt. Karl iſt dort im Tannenwäldchen und beſteht darauf, mich allein zu ſprechen; er habe etwas recht neues mir von ſeinem Vater zu ſagen. Ich ſoll gleich dahin kommen, und Herr von Donhorſt will Antwort haben, ob ich komme.

Sophie, äuſerſtvergnügt. Siehſt du wohl — wenn du nun mit nach der Mühle gegangen wäreſt? dann wartete dein Karl umſonſt auf dich. Habe ich nicht immer Recht? Es ahndet mich doch allemahl ſo etwas.

Leopoldine, bedenklich. Ja, liebe Mutter, was ſage ich den Herrn von Donhorſt zur Antwort? gehe ich hin, oder nicht?

Sophie, Verwunderung über die Frage bezeugend. Wie du biſt! Freilich gehſt du hin. Willſt du denn deinen Karl nicht ſprechen? das iſt ja recht, als wenn der liebe Gott mit im Spiel wäre. Denke einmahl, wie das alles heute habe ſo kommen müſſen . . .

Leopoldine, noch bedenklicher. Ja aber — der Vater — — —

Sophie, eifrig. Nun was denn der Vater?

Leopoldine, ſehr ängſtlich. Der Vater weis ja nicht davon, daß ich hingehe und mit ihm ſpreche.

Sophie, noch eifriger. Nun, da wird etwas werden. Weis ichs doch? Wir wollen es ihm hernach wohl ſagen.

Leopoldine, die lieber bleiben als gehen will. Ich habe es aber doch dem guten Vater ſo feſt, ſo feſt verſprochen, daß ich ohne ſein Wiſſen Karln nicht zum erſten mahle wieder unter vier Augen ſprechen wolle . . .

Sophie, witzig. Aber doch nicht unter ſechs Augen; — rechne Herrn von Donhorſt ſeine zwei dazu. Sag du nur, du wolleſt gleich kommen. Ich mache das mit deinem Vater ab und er ſoll dir nichts darüber ſagen — verlas dich auf mich. Umſtände verändern die Sache. Und was wirds anders ſein, das dir Karl neues von ſeinem Vater erzählen will, als daß dieſer nun ſeine Einwilligung gegeben? Wenn das dein Vater hernach hört, wird er ſich nicht freuen?

Leopoldine, argwöhniſch. Ach Mutter, wenn das wäre, ſo käme Karl, vor Freude auſſer ſich, wohl hieher und — — —

Sophie. Er kann aber ſeine Urſachen dazu haben. Wer weis das? Sag du's nur gleich zu und dann mache — — du kommſt dreimahl eher zurück, als der Vater wieder kommt. Iſt er doch nicht zu Hauſe — wie kannſt du es ihm denn erſt vorher ſagen? Und — wie geſagt, ich nehme alles auf mich — mache doch nur, ich weis nicht, wozu du die Zeit vertrödelſt.

Leopoldine brachte darauf an den Ritter die Antwort zurück, daß ſie kommen wolle. In geſtrecktem Galop eilte ſelbiger ſogleich dem Tannenwäldgen wieder zu. Leopoldine umarmte ihre Mutter noch einmahl recht herzlich und konnte ſich erſt gar nicht von ihrem Halſe wieder loswinden.

Sophie, unwillig. Ei, ſo thu das ein andermahl. Jetzt eile zu Karln und — bleib nicht zu lange.

Leopoldine wanderte durch die Hinterthüre des Gartens gedankenvoll und den Vater immer vor Augen querfeldein dem Tannenwäldgen zu. Ein Schäfer weidete in der Gegend und grüſſte ſie freundlich. Sie war aber ſo vertieft in ſich ſelbſt, daß ſie ihm nicht dankte.

Dis alles geſchah gegen zwei Uhr. Um vier Uhr war Leopoldine noch nicht wieder da. Sophie ward unruhig, trat in die Hinterthüre, und hielt ihre Blicke auf das Tannenwäldgen geheftet; im Tannenwäldgen aber rührte und regte ſich nichts. Die Dorfuhr lies fünf Schläge hören. Es kam keine Leopoldine wieder.

Jetzt ward Sophie fürchterlichunruhig und ging in ihre Stube vor. Ehrhard lies eben ſagen, daß er mit Flemming ein Gericht ſelbſtgefangener Bärſche auf der Mühle verzehren und deshalb erſt ſpät am Abend zurückkommen werde. Julie und Roſalie hatten ihre Bodengeſchäfte vollbracht. Leopoldine ward von ihnen bald vermiſſt. Sophie gab vor, daß ſelbige vor zwei Stunden nach ihrem Vater nachgegangen ſei. „So kannſt du auch nachgehen, ſprach „Julie zu Roſalien, und dort Bärſche miteſſen.“ Roſalie ging nach der Mühle und fand Niemand, Flemming und Ehrhard waren in einem Kahne den kleinen Flus hinaufgefaren, der die Mühle trieb, und hatten die Zeit ihrer Rückkehr an die Müllerin beſtimmt. Roſalie glaubte, Leopoldine ſei mit ihnen gefaren und fragte weiter nicht nach ihr, ſondern ſezte ſich hinter ein Gebüſch am Flus, um den Rückkehrenden einen kleinen Poſſen dafür zu ſpielen, daß ſie ſie nicht gleich angetroffen. Die Bärſche wurden gekocht.

Roſalie, als ſie die Kahnenden zurückkommen ſah, bemerkte bald, daß nur die beiden Väter auf dem Kahn wären, und die Luſt zu dem kleinen vorhabenden Poſſenſpiel verging ihr. Sie zeigte ſich ſofort, und Ehrhard und Flemming, als ſie ſie erblickten, eilten heran.

Flemming. Iſt das nicht Roſalie?

Ehrhard. Ja; unſere beiden Töchter werden ſich durch die Bärſche haben locken laſſen. Ich lies es nach Hauſe ſagen, daß wir hier zu Abend eſſen wollten.

Flemming. Das haben ſie gut gemacht. Ich ſehe doch aber Leopoldinen nicht.

Ehrhard. Sie wird ſich vielleicht den Spas machen und die Bärſche kochen.

Flemming, als ſie nahe heran ſind. Iſt meine Tochter nicht mit Ihnen, Roſalie?

Roſalie. Ja, wo haben Sie ſie denn? Sie iſt ja mit Ihnen geweſen. (heiter) Sie wird mich von weitem hier geſehen haben und ausgeſtiegen ſein. (ſieht ſich allenthalben um, ob ſie nicht am Ufer herſchleiche)

Flemming, im Ausſteigen. Nein, Scherz bei Seite; wir haben ſie warlich nicht mit Augen geſehen.

Roſalie, erſtaunt. Mein Gott, Madam F. ſagt ja, daß ſie ſchon vor zwei Stunden Ihnen nachgegangen ſei. Und darum komm ich nun auch nach.

Flemming, zu Ehrhard, beſtürzt. Was iſt das?

Ehrhard, gelaſſen. Sie iſt vielleicht in unſerer Abweſenheit hieher gekommen, und weil ſie uns nicht getroffen, zurückgegangen.

Roſalie. So müſte ſie mir doch begegnet ſein.

Ehrhard. Oder ſie iſt unterdeſſen in den Mühlengarten gegangen.

Flemming, zu Roſalien. Haben Sie ſie denn von Hauſe nicht weggehen geſehen?

Roſalie. Ich habe die ganze Zeit über mit der Mutter auf dem Boden zu thun gehabt.

Leopoldine ward hierauf allenthalben geſucht und nirgends gefunden. Kein Menſch wollte ſie auch geſehen haben, und ſo war es ausgemacht, daß ſie gar nicht hiergeweſen ſei. Die Müllerin trug die Bärſche auf. Flemming aber lies Bärſche Bärſche ſein und eilte nach Hauſe. Ehrhard und ſeine Tochter eilten ihm nach.

Flemming, zu Sophien, als er ſich wild in der ganzen Stube umgeſehen. Wo iſt aber Leopoldine?

Sophie, mit bebender Stimme. Bringſt du ſie denn nicht wieder mit? Sie wollte dir ja nachgehen.

Flemming, mit aufgehabenen Händen. Wie lange iſt das, daß ſie ging?

Sophie. Das iſt nun ſchon über vier Stunden.

Flemming, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend, indem Ehrhard auch hereintritt. Ach daß Gott erbarm — mein Kind!

Ehrhard, liebreich. Lieber, ſei nicht gleich ſo ängſtlich. Sie wird ſich ja finden. — Liebe Frau, erzählen Sie uns doch, wie es zuging, daß ſie noch auf den Einfall kam, uns nachzufolgen; ſie hatte es ja ganz aufgegeben.

Flemming, nachdem Sophie eine ziemlich konfuſe Erzählung geliefert und dabei oft heftig gezittert. Höre, Frau, das iſt alles nicht wahr. Ich ſehe und höre es dir an. Hier iſt etwas vorgegangen. Ich bitte dich um Gottes willen, geſteh's, ehe die Zeit noch mehr vergeht.

Sophie fiel in Ohnmacht, während welcher Flemming und Ehrhard im ganzen Hauſe Unterſuchung anſtellten, ob Karl unterdeſſen hier geweſen, oder ob ſonſt ein Fremder ſich ſehen laſſen. Niemand aber wuſte von dergleichen etwas. Die Viehmagd allein erzählte, daß Sophie mit Leopoldinen in den Garten gegangen und nach einer langen Zeit allein wieder zurückgekommen ſei.

Flemming zu Ehrhard. Es iſt richtig: ich bin um mein Kind. Siehſt du, wären wir heute nicht nach der Mühle gegangen! Ich ſagte es wohl, daß mir ſo wäre, als könnte ich ſie heute nicht verlaſſen . . .

Ehrhard, ſehr betroffen. Nicht doch, Lieber! mache mich nicht angſt, Karl iſt ja wahr und wahrhaftig heute bei ſeinem Vater.

Flemming. Wer weis, obs wahr iſt! (zu Sophien, die ſich erholt hat, zurückkehrend) Nun ſag alles, wie es iſt. Ich weis ſchon mehr, als du glaubſt.

Sophie bekannte hierauf den ganzen Vorgang mit aller Aufrichtigkeit, aber doch ziemlich verworren, fiel ihrem Manne um den Hals und zerflos in Thränen.

Flemming, ſich von ihr reiſſend. O ihr Weiber — ihr Weiber! (niderſtürzend) o Gott, o Gott — meine Tochter — mein Kind!!! Wo iſt ſie? wo iſt ſie? (ſpringt wieder auf) Nun Ehrhard, ſchaffe Rath; du haſt mich zum Gange nach der Mühle verleitet. Iſt der Müller nun wohl gefragt worden, ob er den geangelten Karpfen auch ablaſſen wolle?

„Wir müſſen nach“ rief Ehrhard aus und lies die Pferde ſatteln. Beide Väter jagten zuerſt ins Tannenwäldgen. Beim Durchſuchen entſtand ein Geräuſch. Eine Ricke mit ihren Kälbern ſprang neben ihnen weg. „Noch haſt du deine beiden Kinder, rief Flemming ihr nach: las dir keins davon nehmen.“ Von Leopoldinen war nichts zu ſehen. Einige Fusſtapfen fand der Vater, die er für die ihrigen erkannte. Er verfolgte ſie. Sie verlohren ſich und fanden ſich wieder und führten mit mehrern männlichen Fusſtapfen endlich nach der andern Seite des Wäldgens bis an die äuſerſtſtehenden Tannen, wo ganz neuerlich ein Wagen gehalten zu haben ſchien, an dem viel umher gegangen war und deſſen Gleis ſich im Fahrwege nach Pappelwalde endigte. Die Reuter ſchwangen ſich wieder auf ihre Roſſe und iagten nach Pappelwalde. Es ward ſchon Abend.

Frau von Ingenſtröm war zum Beſuch bei einer Freundin in der Nachbarſchaft; ihre Schweſter ſchlief bereits und Karl war, wie die Bedienten im Hauſe einſtimmig verſicherten, Vormittags ſchon zu ſeinem Vater geritten, von wannen man ihn morgen früh zurück erwartete. Flemming wuſte nicht mehr, was er denken ſollte Karl war im Tannenwäldgen geweſen und hatte ihm ſeine Tochter entführt, und Karl ſollte zu derſelben Zeit auch bei ſeinem Vater geweſen ſein und noch ſein. Das letztere muſte falſch ſein. Käme er aber wirklich morgen zurück nach Pappelwalde: ſo zweifelte Flemming keinen Augenblick, daß er ſeine Tochter vor der Hand nur irgendwohin als einen Raub in Sicherheit gebracht habe. Er lies alſo ein Billet an ihn zurück, worinn er ihn bei der Parole, die er, ihm einſt auf ſein moraliſches Gefühl gegeben hatte, hoch und theuer beſchwur, morgen ſo ſchnell, als möglich, nach Fremdlingshauſen zu kommen.

Als Ehrhard und Flemming zurücktraten, kam ihnen Albert, der über den Verluſt ſeiner Schweſter ganz auſſer ſich war, ſchon entgegengeſprengt. Man beſah noch einmahl gemeinſchaftlich den Platz an den äuſerſten Tannen, wo der Wagen gehalten hatte.

Albert. Vater, hier iſt Gewalt gebraucht worden. Sehen Sie einmahl die vielen Menſchentritte vor- und rückwärts. Das mus ein Gezerre geweſen ſein! Die eingedrückten ſpitzen Hacken da ſind alle von Leopoldinen, das übrige ſind Tritte von Mannsperſonen, und das ſind mehr, als einer, geweſen. Und was liegt denn da? (zieht eine roſeau Bandſchleife hervor, die ganz in den Sand getreten war).

Flemming, begierig. Gib her! Ach bei Gott, dieſe iſt meiner Tochter! du arme Seele — ſo iſt mit dir umgegangen worden? So haſt du dich geſträubt, deinen Vater zu verlaſſen? Ach habe Dank dafür, daß du dis Zeichen deines Kampfs zurückließeſt! Das ſoll, wenn ich nun bald ſterbe, noch vor mir liegen — — —

Albert ſchwang ſich auf ſein Pferd und jagte fort, ohne zu ſagen, wohin. „Las ihn nur, ſprach Ehrhard zu F. er iſt vielleicht auf guten Wegen.

Bei der Zurückkunſt nach Fremdlingshauſen ward Sophie in einem kläglichen Zuſtande angetroffen. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und ſprach, ſo oft ſie zu ſich kam, nichts, als Irrereden. „Es wird wohl alles ſo kommen, hub Flemming an, wie ichs vorher geſagt habe. O hätte ich mich doch über alles weggeſetzt und meine Einwilligung gegeben!“ Ehrhard lies noch ſpät die Gemeine zuſammenkommen und forſchte, ob nicht iemand von ihr Nachmittags in der Gegend des Tannenwäldgens geweſen ſei und irgend etwas geſehen habe, das den dunkeln Vorgang aufkläre; die Leute hatten aber alle auf dem Felde, welches auf der andern Seite des Dorfs lag, gearbeitet und wuſten alſo nichts zu erzählen. Sie waren insgeſamt äuſerſt gerührt, und zwölf von ihnen entſchloſſen ſich gleich freiwillig, die ganze Nacht hindurch umher zu reuten und Nachrichten einzuziehen.

Flemming. Kinder, das hilft alles nichts. Ich bin um meine Tochter und kriege ſie nicht wieder.

Ehrhard. Thut ihr's nur, Leute.

Flemming hatte die fürchterlichſte Nacht ſeines Lebens und blieb mit Ehrhard auf.

Ehrhard, ihm die Backen klopfend. Vielleicht iſt die künftige Nacht beſſer. . . (Flemming ſchüttelt den Kopf und weint) Wo nicht, ſo bin ich an allem dem Unglück Schuld.

Flemming, die Bandſchleife betrachtend. Das iſt doch etwas! Ueberleben werde ich ihren Verluſt nicht lange; aber ſterben kann ich doch nun ohne Grimm gegen ſie. Sie hat ſich wider ihren Willen von mir getrennt. Das ſoll mein letzter Gedanke ſein. Und ſie wird mich gewis auch nicht lange überleben. So ſind wir doch bald wieder beiſammen. Aber — der junge Unmenſch! Hat er nicht noch grauſamer an mir gethan, als der alte ſeines Nahmens?

Ehrhard. Der iſt zu ſeinem Vater gereiſet; das laſſe ich mir nicht ausreden.

Flemming. Aber, Mann, ich bitte dich, wie kannſt du das noch glauben? Wie könnte er ſie denn in den Tannenwald rufen laſſen, wenn er bei ſeinem Vater wäre?

Ehrhard. Heute will ich mich darüber nicht auslaſſen. Morgen wird ſichs zeigen, wenn er herüber kommt. Wie? wenn er dann noch mehr auſſer ſich wäre, als du?

Flemming. So verſtellt er ſich und macht dadurch das Maas ſeiner Sünden voll. Und dann hat er ſie irgendwohin verſteckt und will ſie wohl auf die Art von mir erzwingen.

Ehrhard. Und das ſollten wir beide ihm nicht gleich anſehen? — So, wie er nur erſt hier iſt, dann will ich dir mit Gewisheit ſagen, wie alles ſtehe. — Und, wenn ich nichts erfare, ſo erfare ich doch zuverläſſig, ob er geſtern um die Zeit bei ſeinem Vater geweſen ſei.

Flemming, der die Bandſchleife nochmals betrachtet und küſſt. Ach du liebes Denkmahl kindlicher Treue! — Sag nur, lieber E. erkennſt du es denn nicht auch dafür?

Ehrhard, der ſich lezt dem Gange ſeiner Ideen überlies und mit der Antwort zauderte. Ja.

Flemming, beſorgt. Du denkſt doch wohl nicht etwa gar, das ſei nun der ausgeführte Plan, den du immer argwohnteſt, und meine Frau ſtecke mit darunter und wiſſe um alles?

Ehrhard. Das kann ich nun darum nicht denken, weil Karl gewis noch in dieſen Augenblicken bei ſeinem Vater iſt.

Flemming. Sieh doch Sophien nur an! Könnte ihr ſo ſein, wie ihr iſt, wenn ſie im geringſten dabei mitgewirkt hätte?

Ehrhard. Freilich wohl. Darinn haſt du recht.

Flemming. Wenn ſie ihr aber blos zum Hingehen in den Tannenwald zugeredet hat und dis nun wider alle ihre Erwartung ſo unglücklich abgelaufen iſt: dann paſſt ihr gegenwärtiger Zuſtand dazu. — Die gute Seele, erwäge einmahl, die unvorſichtige Mutter hat ihr zugeredet. Sie vor ſich wäre ohne mein Wiſſen nicht hingegangen. So mus ſie doch wohl von nichts vorher gewuſt haben.

Ehrhard. Wie geſagt, auf dieſes alles denke ich ietzt nicht einmahl. Ich bleibe heute bei meinem Satze ſtehen — Karl iſt bei ſeinem Vater.

Flemming. Nun aber — mein Gott! — wie wollteſt du denn ſeine Entführung meiner Tochter erklären, die doch geſchehen iſt?

Ehrhard. Morgen erſt kann ich dir dis ſagen.

Flemming. Und erinnere dich doch daran, wie ſie ſo bereitwillig mit uns nach der Mühle ging. Hätte ſie von etwas gewuſt, ſo wäre ſie wohl gleich zurückgeblieben. Bei ihrer Mutter zur Geſelſchaft zu bleiben war ihr doch Vorwands genug.

Ehrhard. Noch mehr. Die Mutter geſtand ja, daß ſie uns in Verdacht gehabt, als wollten wir ihr die Tochter entführen.

Flemming, der geſchwind nach dem Schranke geht. Und ſieh einmahl hier — da liegen die dreitauſend Thaler, wie ſie ſie hingelegt hat. Die hätte ſie doch wohl mitgenommen, wenn ſie ſich hätte entführen laſſen wollen. (legt die Bandſchleife neben den Goldbeutel) Da liegen die Beweiſe beiſammen, daß du eine brave Tochter warſt und bliebeſt.

Am frühen Morgen kamen die Bauern, welche in der ganzen Gegend herum geſtreift hatten, einer nach dem andern zurück und wuſten — nicht mehr, als ſie vorher gewuſt hatten. Flemming dankte ihnen, und als einer von ihnen ſprach: „Sollte denn unſer Schäfer nichts geſehen haben? dieſer hat geſtern den ganzen Nachmittag in der Gegend gehütet — “ verſetzte Ehrhard „das iſt auch noch wahr “ und lies ihn kommen.

Der Schäfer ſagte aus, daß erſtlich ein vornehmer Herr ſehr ſcharf von dem Tannenwäldgen nach Fremdlingshauſen und von da wieder dorthin zurückgeritten ſei. Nach einiger Zeit ſei dann die

Mamſel F. gekommen und auch in den Wald gegangen. Sie wäre ſo in Gedanken geweſen, daß ſie ihm nicht gedankt, als er ſie gegrüſſt, und da habe er erſt gedacht, es fehle ihr etwas; weil ſie aber doch ſo raſch zugeſchritten, müſſe dis wohl nicht geweſen ſein. Aus dem Buſch zurückgehen habe er ſie nicht geſehen. Er habe hernach weiter abwärts vom Wäldgen gehütet. Deſſen entſinne er ſich zwar, daß er nach einiger Zeit ein Geſchrei gehört und daß ſein Hund zugleich ſehr getobt habe. Er habe eben damals am Graben geſeſſen und geſtrickt; als er aber ſofort aufgeſtanden, habe er weiter nichts gehört. Eine Kutſche mit vier Pferden ſei hernach jenſeits des Wäldgens ſchnell bei Pappelwalde vorbei gefaren.

Flemming. Ach die arme Schreiende iſt meine Leopoldine geweſen! Siehſt du, lieber E., auch ihr Geſchrei ſchreiet laut für ihre Unſchuld. Mir iſts, als hörte ichs — — —

Ehrhard, der ſich über den Hals wegſtreicht. Meinen Kopf gebe ich zum Unterpfande — ich treffe den rechten Fleck.

Flemming. Nun glaube ich dich faſt zu verſtehen. Du glaubſt wohl gar, Karls Vater — —

Ehrhard. Heute ſage ich kein Wort weiter. Kommt morgen aber Karl an, ſo iſts richtig.

Flemming. Lieber, aber denke doch — Donhorſt — — — dieſer hielts ja nicht mit dem Vater, ſondern mit dem Sohn — — — Ja, wenn das nicht wäre!

Ehrhard ſchüttelte ſein Haupt und ſah dazu ſo aus, als wenn er nicht ſo wohl nichts weiter antworten könnte, ſondern nichts weiter antworten wollte.

Es fuhr eine Kutſche vor dem Pfarrhauſe vor und — eine Dame ſprang heraus.

Ehrhard, der ans Fenſter eilt. Das iſt Equipage von Pappelwalde.

Frau v. Ingenſtörm, in gröſſeſter Beſtürzung hereintretend. Um Gottes willen — wo haben Sie meinen Sohn?

Flemming. Ja, gnädige Frau, ſagen Sie mir lieber — wo haben Sie meine Tochter?

Fr. v. J., ihm die Hand aufs Herz legend. Mann, nein, ſagen Sie mir auf Ehre, iſt er nicht hier?

Flemming, ſich zurückziehend Ach, Frau von J., verſchonen Sie mich mit ſo einer Frage.

Ich weis von Ihrem Sohne nichts und habe ihn nicht geſehen. Wollte Gott, ich hätte ihn nie mit Augen geſehen! So hätte ich mein Kind noch . . . !

Fr. v. J. Wie? Iſt das Wahrheit, daß Ihre Tochter auch nicht da iſt?

Flemming, erbittert. Ja, Ihro Gnaden, das iſt auch wahr.

F. v. J. O ſo iſt alles wahr! — Da ſchickt mir eben mein Mann einen Brief, worinn er klagt, daß er geſtern den ganzen Tag vergeblich auf den Sohn gewartet habe, der doch gewis zu kommen verſprochen, und ihn flehentlich bittet, daß er doch gleich noch auf der Stelle kommen möchte, weil ſeine Umſtände immer ſchlechter würden.

Ehrhard, in vollem Erſtaunen. Iſt das Ernſt, gnädige Frau?

Fr. v. J. Da leſen Sie — (gibt den Brief und beide Männer leſen ihn)

Ehrhard, zu Flemming. Nun habe ich Unrecht und du haſt Recht. Und Herrn von Donhorſt bin ich Abbitte und Ehrenerklärung ſchuldig.

Frau

Fr. v. J. Wie ſo? was hat Donhorſt damit zu thun? (als Ehrhard erzählt, daß dieſer es geweſen, der Leopoldinen in den Tannenwald gerufen) Das iſt nicht wahr; das kann gar nicht ſein. Donhorſt hat ehegeſtern Abends ſchon bei meinem Sohne Abſchied genommen. Er iſt ehegeſtern noch auf einige Zeit verreiſet.

Flemming. Nun, ſo ſoll mir am Ende mein Kind wohl gar noch weggehext ſein. Alſo — Herr von Donhorſt ſoll ehegeſtern verreiſet und geſtern auch an unſerer Gartenwand geweſen ſein.

Ehrhard. Mir fällt ein, daß deine Frau nicht ſagt, daß ſie ſelbſt ihn geſehen oder erkannt habe. Von weitem ſoll er wirklich viel Aehnlichkeit mit dem jungen Herrn von Ingenſtröm haben. So ſagt man mir: ich kenne ihn nicht.

Flemming. Ei, das machſt du gut. So wäre alſo meine Tochter die Lügnerin. Dieſe hätte alſo der Mutter weis gemacht, es ſei nicht Herr von [illegible], ſondern Herr von D., der an der W[illegible] [illegible]? Nein, das laſſe ich auf mein Kind nicht kommen. Oder ſoll die Hexerei etwa gar ſo weit gehen, daß ſie geglaubt, mit D. zu ſprechen, als ſie mit J. ſprach? (Ehrhard fühlt ſich beſchämt und ſchweigt)

Frau

Fr. v. J., heftig. Erſchrecklich! Erſchrecklich! So ſind ſie warlich zuſammen fort! So bin ich durch Ihre Tochter um meinen Sohn gekommen!

Flemming, ebenſo heftig. Nein, ich — durch Ihren Sohn um meine Tochter.

Fr. v. J., geſtrenge gnädig. O mein lieber Herr Rath F., das bitte ich mir aus — —

Flemming, geſtrenge ungnädig. O meine liebe Frau v. Ingenſtröm, ich bitte mir es noch weit mehr aus — — Wie meinen Sie denn das? Meinen Sie Anfang, oder Ende der Sache? Das Ende hat Ihr Sohn gemacht, wie Sie ſehen. Er hat meine Tochter in meiner Abweſenheit unter die Tannen gerufen, und nicht ſie ihn. Es iſt ein Unglück, daß ich nicht zu Hauſe geweſen bin. Mit Gewalt hat er ſie dort weggeſchlept. Schreien hat ſie unſer Schäfer gehört. Und wir haben den Tummelplatz beſehen, wo ſie ſich ihm ergeben müſſen — — (Flemming bricht ab und mus ſich ſetzen)

Fr. v. J., zu Ehrhard. Was iſt das alles? — erzählen Sie mir! (Ehrhard erzählt und ſie fährt dabei oft zuſammen)

Flemming, der einen Schubkaſten aus den Schrank holt. Da iſt das Kampfzeichen. (hebt die Bandſchleiſe hoch) Dieſe iſt ihr abgeriſſen worden und war ganz in der Erde hinein getreten. (zeigt den Goldbeutel) Und den hätte ſie wohl mitgenommen, wenn ſie von der Entführung gewuſt hätte. Es war ihr Mahlſchatz. (Fr. von J. begeht die Schwachheit, den Beutel zu wuchten) O es ſind keine Batzen; — Luidore ſinds — Luidore . . . Aber es iſt mir lieb, daß ſie doch ſogar in den Armen Ihres Sohnes geſchrien hat. Dadurch hat ſie noch zuletzt bewieſen, daß ſie eine gerathene Tochter war. Ihr Sohn aber iſt ein ungerathener Sohn. (Frau von J. ſetzt ſich in Poſitur) Ja, ja, das iſt er; und wenn er auch noch zwanzig Ahnen mehr hätte. Alſo — das Ende der Sache hat doch wohl Ihr Sohn gemacht? Und — den Anfang? O gnädige Frau — auf meinen Knieen, ſobald ich wieder knieen konnte, habe ich Gott gedankt, daß meine Familie zu Pappelwalde Herberge fand; aber — hätte ich das gewuſt, o ſo — — — Ihr Sohn hat den Antrag gemacht, daß die Meinigen zu Ihnen flüchten ſollten; aber nicht meine Tochter . . . Wie es dann zu Pappelwalde weiter gegangen ſei, weis ich freilich nicht, ich weis aber, — und das werden Sie hoffentlich zugeſtehen — daß mein Geſchlecht in dergleichen Dingen das hervorbrechendere ſei, und nicht das Ihrige. Und — ſei auch, wie ihm ſei, ich bin nicht da geweſen; meine Frau war krank; ſo ſind Sie einzig und allein daran Schuld, daß die beiden jungen Leute ſo vertraut geworden ſind. Sie hätten es verhindern ſollen. Ich danke es Ihnen wenig, daß Sie es nicht gethan. Mir aber machen Sie keinen Vorwurf; ich habe Ihnen zehentauſend Vorwürfe mit Recht zu machen.

F. v. Z., etwas herabgeſpannt. Gott — hätte ich das gewußt! — dann, dann —

Flemming. Ja, dann, dann — — — Nun, zuletzt, da es zu ſpät iſt, ſind Sie dagegen, daß ein Paar Menſchen, unter welchen ſo ein Vertrauen einmahl da iſt, wirklich verbunden werden; früher und zu rechter Zeit hätten Sie es verhindern ſollen, daß ſo ein Vertrauen unter ihnen entſtände . . . Was iſt denn nun? Nun ſind wir beide um unſere Kinder. Sie um Ihren einzigen Sohn — Ich um meine einzige

Tochter . . . Und — durch wen? Durch Sie — Madam!

F. v. J., noch herabgeſpannter. Durch mich? Mein Gott — wie können Sie ſo etwas ſagen?

Flemming, ſtark. Nicht? — Warum waren Sie denn gegen die eheliche Verbindung? Wiſſen Sie den artigen Brief noch, den Sie mir deshalb ſchrieben? Mich ärgerts noch und ewig wirds mich ärgern, daß ich mich daran kehrte. Gab ich mein Jawort, ſo wars gut, und wir hätten nun unſere Kinder noch, und Sie — hätten ſich endlich wohl beſonnen . . . Ewig wird mir es unbegreiflich bleiben, wie eine Frau von ſolcher aufgeklärten und braven Denkart, wie Sie, an einem der dürftigſten Vorurtheile hangen und darüber den Werth meiner Tochter verkennen konnte — — —

Fr. v. J., ſich vor die Bruſt ſchlagend. Bei Gott — den habe ich nicht verkannt! Ihre Tochter iſt ein liebes, vortrefliches Geſchöpf; aber — —

Flemming. Ja, das iſt ſie, und dis iſt mein Troſt, daß ſie es iſt. Zweifelten Sie denn etwa daran, daß beide einander glücklich machen würden?

Frau

Fr. v. J. Nein, nein; Sie wiſſen ja aber doch, wie man noch hier zu Lande — —

Flemming. Der adelichen Alltagsdame verzeihe ich gern dieſe Sprache; Ihnen aber, F. von J., iſt ſie gar nicht natürlich. Wenn noch der umgekehrte Fall wäre, daß Sie eine Tochter hätten, und mein Sohn verlangte dieſe zur Frau, ſo wollte ich gern nichts ſagen; ſo aber geht ja gar nichts — auch nicht einmahl ein Wörtlein — verlohren. Sehen Sie es für eine wirkliche Erhebung an, die meiner Tochter durch Verbindung mit Ihrem Sohne wiederfaren wäre, ſo iſt ja in der That mein Geſchlecht dazu beſtimmt, das Ihrige zu erheben. Wenn die Tochter eines Geheimenraths einen Hofrath heurathet, ſo wird ſie freilich nur Frau Hofräthin; wenn ſich aber der Geheimerath eine Hofrathstochter nimmt, ſo wird ja doch dieſe dadurch auf der Stelle Frau Geheimeräthin und gilt auch von Stund' an bei der ganzen Welt dafür. — — Und geſetzt, dies wäre auch alles nicht ſo, überſahen Sie denn nicht das ganze Heer von ſchrecklichen Folgen, welche Ihre verſagte mütterliche Einwilligung haben muſte, und konnten dieſe nicht im Stande ſein, Sie auf andere Gedanken zu bringen?

Fr. v. J. Das hab' ich mir nicht vorgeſtellt. Ich glaubte vielmehr, mein Sohn würde, wenn er meine ernſtliche Beharrlichkeit ſähe, davon ablaſſen.

Flemming, voll Verwunderung. Das haben Sie wirklich glauben können? Und Sie kannten Ihren Sohn?

Fr. v. J. Ja, ich kannte ihn; aber nicht blos von der Seite ſeiner Lebhaftigkeit, ſondern auch von Seiten ſeiner Ergebenheit für mich. Nie hatte er mir entgegen gehandelt; und wenn es ſein liebſter Wunſch war, und er bemerkte meine Abneigung, ſo opferte er ihn willig auf.

Flemming. Und Sie kannten auch das menſchliche Herz und wuſten, daß ein wirklicher Mann, ein Mann, der lebhaft liebte, Vater und — Mutter verlaſſe und an ſeinen Weibe hange?

Fr. v. J. Gott! ich hätte mir am Ende ſo wohl laſſen zureden; aber — meine Schweſter — — — Und zuletzt kam ia ſein Vater auch mit ins Spiel. Von dieſem rührt mein Brief an Sie her. Ich muſte ihn nur abſchreiben,

Flemming. Wer auch dieſen mit hinein gezogen, der mags bei Gott verantworten. Unter den Umſtänden aber, in welchen Sie mit Ihrem Manne lebten, hatte ſein Widerſpruch nichts zu bedeuten. Wenn Sie nur eingewilligt hätten! Und Ihre Frau Schweſter hatte vollends nichts bei der Sache zu reden.

F. v. J. Sie hat es ſchon völlig ſo arrangirt, daß mein Sohn ihr ſchönes Gut nicht bekommt, wenn er ie Ihre Tochter heurathet.

Flemming. Das glaub' ich gern; allein beruhet denn darauf ſeine Glückſeligkeit, daß er Pappelwalde erbe? Haben Sie nicht ſelbſt ſo ſtarkes Vermögen, daß ſie alle Tage ein ebenſo ſchönes Gut kaufen können? Muſte Ihr Sohn gerade einmahl zwei Güter haben — eins in Natura und eins in Kaſſa? — Nun iſt ia Pappelwalde doch auch fort, und — Ihr Sohn dazu . . . Nun haben Sie Geld und kein Kind. Und ich — — o Gott! o Gott! was fange ich an? Mit meiner Tochter iſt mir mein Leben geraubt. Sagen Sie mir nur, wie Ihnen zu Muthe ſei? Sie ſollen ia, wie ich höre, Ihren Karl ſo lieb gehabt haben, wie ich nur meine

Leopoldine haben mag. Werden Sie denn ſeinen Verluſt ertragen können? Oder — können wir bürgerliche Eltern uns nur über den Verluſt unſerer geliebteſten Kinder zu Tode grämen?

Fr. v. J. völlig erweicht. Ich ertrage es nicht, wenn mein Karl nicht wiederkommt.

Flemming. Nun ſehen Sie einmahl, wie Sie gehandelt haben. Sich und mich haben Sie elend gemacht. Können Sie das bei Ihrem Gewiſſen je wieder gut machen?

Fr. v. J. mit gefalteten Händen. O Gott, ſagen Sie mir nur, was wir anfangen, daß wir unſere Kinder wieder bekommen. Ich will mich ja gern nun über alles wegſetzen und meine Einwilligung geben.

Flemming. Ja — nun iſt Zeit.

Fr. v. J. Mein gottloſer Mann! Meine unerträglichſtolze Schweſter! dieſe, dieſe iſt an allem Schuld. Nun bleibe ich nicht bei ihr, und wenn — — Iſt denn gar kein Mittel zu erſinnen, lieber alter Freund, daß wir die Kinder ausforſchen und zur Rückkehr bewegen?

Flemming. Wenn keiner von beiden ſchreibt, wie wollen wir erfahren, wo ſie ſind?

Ehrhard. Wenn es Ihr Ernſt iſt, gnädige Frau, ſo lieſſe ich an Ihrer Stelle ein Avertiſſement in alle deutſche Zeitungen einrücken, ohne einen Nahmen zu nennen. Ich wollte mich und meinen Sohn ſchon ſo ſchildern, daß er in der Schilderung uns beide bald erkennete. Ich würde meinen Sohn zur Rückkehr auffordern und ihm unter dieſer Bedingung öffentlich meine Einwilligung verſprechen. Er möchte ſein, wo er wollte, ſo würde er doch wohl Zeitungen leſen. Und das lieſſe ich gleich dreimahl hinter einander thun.

Fr. v. J. zu Flemming. Ich gebe Ihnen meine Hand darauf, würdiger Herr Vater, daß dis auf der Stelle geſchehen ſolle. Von Pappelwalde aus noch ſoll es geſchehen, und ſo, wie ichs gethan, verlaſſe ich meine Schweſter. Laſſen Sie uns nun den Erfolg davon abwarten! Und — iſt es möglich, ſo vergeben Sie mir bis dahin. (ſie umarmt Flemming ſchweſterlich) Ich komme bald wieder.

Flemming, zu Thränen gerührt. O edle Frau, warum gaben Sie doch Ihrem Herzen nicht eher Gehör!

Fr. v. J. aus dem Wagen noch. Ach — was macht Ihre Frau?

Flemming. Die Arme! Ich fürchte für ihre Vernunſt . . .

Ehrhard, als er mit F. wieder allein. Guter Vater Flemming, gib Acht, das geht.

Flemming. Ich zweifle. Wer weis, in welches Land der Welt er ſie fortſchleppte, um zu verſuchen, ob ſie meiner vergeſſen könne?

Ehrhard, tröſtend. Denke nicht gleich wieder das ſchlimmſte. — Frau von Ingenſtröm bleibt doch eine brave Frau.

Flemming. Wäre ſie nur eher zu ſich ſelbſt gekommen! Jetzt iſts zu ſpät. — Aber der erſchreckliche Menſch, der Karl! Nun, mus ich geſtehen, empört ſich mein ganzes Herz gegen ihn. Barbaren ſind doch die Ingenſtröme! Was der Vater nicht durchſetzen konnte, das bewirkt der Sohn und tödtet mich, und meints dabei noch grauſamer, als jener, und ſpannt mich vorher erſt noch auf die Folter. Das nenne ich mir eine Hinrichtung — wie ich ſterben muß . . . . Teufel könnten keine fürchterlichere Todesart für mich erſinnen. . . Ich ſagt's dem jungen Böſewicht wohl, ohne damals zu wiſſen, was ich ſage, als er dort im Gefängnis mir den unerwarteten Beſuch machte . . . Kommt mir da und raubt mir das Mädgen mit Gewalt ... Sie iſt ſo unſchuldig dabei, wie die Sonne am Himmel .... Es iſt Donhorſt geweſen, und kein anderer Menſch, der ſie unter den Tannen gerufen hat ... Ich ſagt' es gleich, daß dieſer es mit dem Sohne hielte, und nicht mit dem Vater ... Es wäre ia eine närriſche Lüge, die ſie gemacht hätte .... Wozu denn? ... Ob ſie ſagte, Donhorſt rufe ſie zu Karln; oder Karl zu Karln ... die Sache war, zu wem ſie gerufen werde; und dis bekannte ſie frei ... Zwei aber konnten hernach an Ort und Stelle beſſer Gewalt brauchen, als einer ... Und das iſt abgeredet, daß der Donhorſt erſt hat thun müſſen, als wenn er Abſchied nähme von Karln; damit ich ihn einmahl nicht zur Rede darüber ſtellen ſolle ... Ja, ia, verreiſet iſt er freilich; aber — wohin und mit wem? ... Ach meine Leopoldine, meine Leopoldine, wie mögen die beiden mit dir umgegangen ſein! Was magſt du gelitten haben! Wie magſt du noch leiden! Wie mag deine Seele nach der meinigen her begehren! O Gott, o Gott! — Höre, Ehrhard, die ganze Welt tanzt mit mir rings um und ich ſtehe auf Kopf.

Ehrhard wußte nicht, was er antworten ſolle. Ein neuer Akt ging an, Albert trat herein.

Albert. Vater, Karl iſt warlich geſtern zu ſeinem Vater geritten.

Flemming, indem Ehrhard einen langen Hals macht. Mein Sohn, das kann nicht ſein. Sein Vater beſchwert ſich ja darüber, daß er nicht gekommen, und beſteht noch darauf, daß er kommen ſolle.

Albert. Vater, das iſt unmöglich. Ich bin zu .. geweſen. Da hat mir der Thorſchreiber im Pappelwalder Thore verſichert, daß er ihn herein reuten geſehen.

Flemming, indem Ehrhard den Hals noch länger macht. Und wenn das auch wäre, ſo iſt er gleich wieder zurückgeritten. Er hat Donhorſt abgerufen. Wir haben ja ſeines Vaters Brief geleſen.

Albert. Vater, er iſt nicht wieder zurückgeritten, ſondern hernach mit Donhorſt in einer Kutſche mit vier Pferden zum Thore auf der andern Seite hinausgefahren.

Flemming. Nun, da haſt du's. So ſind ſie um die Stadt herum und hieher in den Tannenwald gefahren, und da haben ſie beide die verruchte That vollbracht. (zu Ehrhard) Iſt's nicht alles ſo, wie ich ſagte? alſo der Schuft, der Denhorſt, iſt geſtern wirklich noch in der Reſidenz geweſen?

Albert. Ja, das iſt zuverläſſig.

Flemming, zu Ehrhard. Nun, ſo habe mehr meine Leopoldine in Verdacht, daß ſie eine Lügnerin ſei. — Ach du arme, arme Seele! (Ehrhard ſah in Gedanken ſtill vor ſich hin) Nun ſprichſt du gar nicht mehr?

Ehrhard, nach abermals langen Schweigen. Laß uns deine Frau beſuchen.

Sophie hatte unterdeſſen völlig ihren Verſtand verlohren. Sie ſprach zwar viel, aber alles ohne Zuſammenhang. Der Arzt, welcher aus eigenem Antrieb herzugeeilt war, zuckte die Achſeln.

Flemming. Was wird aus dieſem Zuſtande werden?

Arzt, mit herzlicher Theilnehmung. Nichts Gutes.

Flemming, beſtürzt. Wie ſo? verliehre ich ſie auch?

Arzt. Das iſt equivok. Meinen Sie, ob ſie ſterben werde? Nein, ſterben nicht; aber — — —

Flemming, jammernd. In dieſem Zuſtande wohl gar fortleben? (der Arzt zuckt abermals die Achſeln, ohne zu antworten) Barmherzigger Vater im Himmel, woher kommt denn auf einmahl alle das Unglück wieder! (zu Ehrhard) Die andere Weiſſagung wird wohl auch zutreffen.

Flemmings Leiden erſtiegen einen unausſprechlichen Grad. Sophie ging in ihrem vernunftloſen Zuſtande fort. Es kam kein Karl wieder nach Pappelwalde oder nach Fremdlingshauſen. Er und Leopoldine waren verſchwunden und lieſſen nichts von ſich ſehen und hören. Albert ſah ſich als den Familienreſt an, lebte ganz für ſeinen Vater und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu tröſten. „Sei nur getroſt; pflegte ihm dann Flemming zu antworten, du wirſt mich bald begraben. Verlas alsdann deine Mutter nicht.“

Frau v. Ingenſtröm hatte ihre gefühlloſe Schweſter unter tauſend Vorwürfen wirklich verlaſſen und ſich zu einer andern Freundin in der Nähe begeben, bei welcher ſie bald darauf von einer ſchweren Krankheit befallen ward. Ihr verſprochenes Avertiſſement erſchien aber in den Zeitungen und Flemming las es mit innigſter Rührung. Es hatte zwar den Erfolg nicht, welchen Frau v. Ingenſtröm ſich davon verſprochen; es blieb doch aber auch nicht ohne allen Erfolg, wie Flemming gedacht hatte.

Frau von Ingenſtröm kommunicirte nach einiger Zeit einen Brief, den ſie von einen Kaufmann zu Hamburg, mit dem ſie in Verbindung ſtand, erhalten. Dieſer ſchrieb ihr, daß ihr Sohn mit ſeiner Frau bei ihm geweſen und Wechſel auf London gekauft habe. Beim Weggehen habe ſich ihm ſelbiger zu erkennen gegeben, ſeinen Reiſeplan, über England nach Virginien zu gehen, erzählt und ihn gebeten, gelegentlich ſeiner Frau Mutter zu ſchreiben, daß er bei dem ihr bekannten Vorſaz verblieben und daß ſie von London aus den erſten Brief von ihm und von — den zweiten erhalten würde. Auch lies ihr Sohn ſie erſuchen, ſeinem Vater zu ſagen, daß die göttlichen Gerichte, welche er an ihm und an der armen Flemmingſchen Familie, wie an hundert andern, verdient habe, nicht auſſenbleiben würden. Die junge Dame, ſezte der Kaufmann hinzu, ſei über alle Maſſe heiter und luſtig geweſen. „So ſind wir nun alſo wirklich um unſere Kinder, ſchrieb Frau v. J. dazu; können Sie, ſo vergeben Sie mir! Mein ſtörriger Sohn reiſet in einen andern Erdtheil; ich aber werde bald in eine andre Welt abgehen. Vergeben Sie mir wenigſtens alsdann, wenn Sie die Nachricht hören werden, daß ich die Reiſe wirklich angetreten!“

Flemming, nachdem er den Brief geleſen. Nun, das wird ja ein Reiſen werden! Alles reiſet! — Flemming auch. Könnte ich doch nur Sophien auch gleich mitnehmen! Aber Leopoldine, Leopoldine, ſo luſtig konnteſt du ſeyn?

Ehrhard, als er auch geleſen, tiefſinnend. Iſt dir ein Kaufmann Z. zu H. bekannt? — mir nicht.

Flemming. O ja! im Finanzkollegium haben wir viel mit ihm abgemacht. Die Unterſchrift iſt von ſeiner Hand, wie gewöhnlich. — Du groſſer Gott, was ſind doch Kinder! Iſt es möglich? So brav, ſo brav in den Augenblicken des Raubes noch, und nun in des Räubers Armen den Vater ſo bald, ſo bald vergeſſend! Ehrhard — das geht noch über den Schmerz des Verluſts ſelbſt.

Ehrhard, indem eine Jagdchaiſe vorfährt. Wer kommt doch da wieder? Heute iſt mir jeder Beſuch unwillkommen.

Donhorſt, brauſend hereintretend. Meine Herren, ich bitte meine Ankunft nicht übel zu nehmen. Mein Ehrgefühl treibt mich zu Ihnen heraus. Ich ſoll ein Jungfernräuber geweſen ſein;

aber ich verſichere Sie, das Jüngferchen hat ſich doch wohl, ohne daß Helfershelfer dabei nöthig geweſen, mitnehmen laſſen. (übergibt ein Papier) Hier iſt ein Zeugnis vom Notarius darüber, daß ich an dem Tage, da der Vorgang geſchehen, zehen Meilen von hier geweſen bin. Und nun verlange ich Satisfaktion für die mir angethane Injurie oder — —

Ehrhard, während daß Flemming nicht weis, was er denken, geſchweige erwiedern ſolle. Nun, nun, Herr von D. ich habe zwar heute in meinem Leben zum erſten mahle die Ehre, Sie zu ſehen; aber ſo einen Beſuch dürfte ich mir doch verbitten. Vergeſſen Sie ſich nicht. Aus den Zeiten des Fauſtrechts ſind wir Gott ſei Dank heraus, und wenn Sie ſich von uns für beleidigt halten, ſo ſuchen Sie Satisfaktion auf dem Wege Rechtens. Da müſſen wir Ihnen ſtehen; hier aber in meinem Hauſe nicht; oder ſtimmen Sie wenigſtens einen andern Ton an. Es wird ſich alles finden. Wir haben nachgeſprochen, was uns vorgeſprochen ward, und konnten an der Glaubwürdigkeit der Perſon, die es uns erzählte, nicht zweifeln. Wäre es aber dennoch falſch, nun, ſo — — —

Flemming, der jetzt das Wort nehmen kann. Mein Herr von D., meine eigene Frau ſagt, ſie habe Sie drauſſen an der Riegelwand zu Pferde halten geſehen — —

Donhorſt, polternd. Wo iſt ſie — wo iſt Ihre Frau? Den Augenblick laſſen Sie ſie herkommen. Ins Geſicht will ich ihr ſagen, daß ſie — —

Flemming. Ja, wenn ich das könnte — wie wohl wäre mir! Aber ſie iſt leider vom Verſtande.

Donhorſt, ſpöttiſch. So! Und einer unreimſchen Perſon wird Glaube beigemeſſen? Glaube gegen einen Kavalier? Glaube über eine ſo niderträchtige Sache?

Flemming. Dermahlen war ſie noch ſehr gut bei Verſtande. — Und wenn ſie Sie auch nicht ſelbſt geſprochen hat, ja, wenn ſie Sie in der Entfernung auch nicht einmahl recht erkannt hätte: ſo iſt ja doch meine Tochter erſt noch einmahl zu ihr zurückgekommen, hat das Geſpräch mit Ihnen erzählt, von der Mutter die Antwort ſich geholt und dann Ihnen gebracht.

Vonhorſt, in einer Art von Wut. Herr, das iſt alles nicht wahr, bei allen Teufeln, nicht wahr.

Ehrhard. Laſſen Sie dieſe Art von Leutgen hier weg. Es kommt ia doch keiner davon, und wenn Sie ſie noch ſo citiren.

Vonhorſt, mit einem verächtlichen Seitenblick auf Ehrhard. Das iſt mir ia bald, wie zu Herrnhut; dahin will auch kein Teufel mehr kommen. — Mein Herr F., hätten Sie mich aus der Sache gelaſſen, ſo würde ich Sie bedauren können. Sie ſind ein unglücklicher Vater. Sie haben die Wahl zu glauben, entweder daß Ihre Frau mit der Tochter über alles einverſtanden geweſen, oder daß die Tochter Vater und Mutter betrogen habe. Eins von beiden mus ſein.

Flemming, determinirt. Keines von beiden, mein Herr. Es mag zugegangen ſein, wie es will; aber genung, ich ſage es noch einmahl — von dem beiden iſt keins wahr. Ich habe eine zu brave Tochter — — —

Vonhorſt. Ha, ha, ha! Das iſts eben mit den treuherzigen Vätern; die haben lauter brave Töchter. Mit Seele und Seligkeit bin ich Bürge dafür, daß Ihre Tochter ſo gutwillig, wie ein Lamm, mit in alle Welt gegangen iſt. Ich will ſie davon überzeugen.

Flemming, auffahrend. Herr, nein; ich will Sie überzeugen, daß dis nicht ſei. Ueber die Beweiſe aus ihrem braven Karakter würden Sie doch nur lachen, und über ihr ausdrückliches mir gethanes heiliges liebes kindliches Verſprechen, ihren Räuber ohne mein Wiſſen nicht einmahl unter vier Augen wieder zu ſprechen, noch mehr — — —

Donhorſt, ſehr ſelbſtzufrieden. Allerdings müßte ich hierüber lachen. Hat ſie denn das liebe, heilige, kindliche Verſprechen nicht gebrochen? Nun und alſo!

Flemming. Daran iſt die Mutter Schuld. Dieſe hat noch alles geſtanden, wie ſie ihr zugeredet, als ſie durchaus nicht gewollt. Ihre zwei Augen dazu, hat die Mutter unter andern zu ihr geſagt, ſo wärens ia ſechs Augen — — —

Donhorſt, von neuem wie wütend. Was? Weſſen zwei Augen dazu?

Flemming, ganz ſich gleich bleibend. Mein Herr, die Ihrigen; — die beiden da, die nicht im Stande ſind, ſich feſt auf mir zu ſtiren — — —

Donhorſt. Herr, das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Ich werfe Ihnen einen Proces an den Hals, der — — — Und Sie, Herr Prediger, ſollen mir bezeugen, was er da geſprochen.

Flemming, als Ehrhard geſagt — recht gern. Ich ſpreche es nach, wie es meine Frau mir erzählt hat. — Doch zur Sache zurück. Wenn meine arme Tochter gutwillig mit ihrem Räuber in alle Welt gegangen wäre, ſo hätte ſie wohl ihr baares Vermögen mitgenommen; aber (weiſet auf den Schrank hin) da liegts, wie es gelegen hat.

Donhorſt. Das wäre auch noch beſſer, wenn ſie gar wie eine Spitzbübin hätte fortgehen wollen. Hat ſie Ihnen denn ſo nicht genug mitgenommen?

Flemming. Jetzt ſprachen Sie einmahl ein wahres Wort. Leider iſt mir durch ſie mehr genommen worden, als mir eine ganze Welt erſetzen kann. — Und wir haben das Raubfeld dort unter den letzten Tannen beſehen. Da iſt ein Fußgewühl durch einander, als hätte man ſie bei den Haren in den Wagen geriſſen.

Donhorſt. Das hab' ich nicht beſehen und kann alſo davon nicht urtheilen. Ich will doch aber hernach Wunders halber hin. (Flemming holt die Bandſchleife).

Flemming. Und da ſehen Sie einmahl! So iſts hergegangen, daß man ihr dieſe vom Leibe geriſſen hat. Ganz in die Erde hinein war ſie getreten.

Donhorſt, deſſen Geſicht verſchiedene Farben hinter einander bekommt. Nun das mus ich geſtehen — das nenne ich mir einen Beweis für Zucht und Ehrbarkeit eines mit auf- und davongegangenen Mädgens — eine verlohrne Bandſchleife! Hab' ich all mein Tage ſo etwas gehört! (lacht überlaut)

Flemming, Verabſcheuung athmend. Lachen Sie darüber, wie Sie wollen! Es gereicht Ihnen zu einer elenden Ehre, eines unglücklichen Vaters noch zu ſpotten, der ſich durch den Verluſt ſeines Kindes noch tiefer in den Staub getreten fühlt, als dieſe Schleife war. Mir ſoll die Zeichen ihres Kampfs im Tode noch ein redender Beweis für die Unſchuld meiner Tochter ſein; ein Beweis, daß ſie ſich da an der Tannenwaldſpitze in den Händen nichtswürdiger Böſewichter befunden …

Donhorſt, keck. Herr, ſchonen Sie meines Freundes — oder — — —

Ehrhard. Herr von D. ſchonen Sie hier meines Freundes — oder — — —

Donhorſt, gelaſſener. Ei, es iſt wahr — wenn ich nicht alles beſſer wüßte — — Nun laſſen Sie mich reden. Ich will Sie vom Gegentheil überzeugen. — — Der Plan, daß beide haben fortgehen wollen, iſt unter ihnen längſt abgeredet geweſen, und wäre die Krankheit meines Freundes nicht dazwiſchen gekommen, ſo wäre er eher ausgeführt worden. Und — hat Ihre Tochter nicht eine Unwahrheit geſchrieben, ſo hat auch Ihre Frau vollkommen davon gewußt.

Flemming, hoch aufmerkſam. Was? Geſchrieben? Geſchrieben an wen?

Donhorſt, ſehr treuherzig. An Karl von Ingenſtröm. Ich habe den Brief mit meinen Augen geſehen und ganz geleſen.

Flemming, ſich beſinnend. Doch, ja, daß ſie an ihn geſchrieben, das weis ich. Sie hats ſogar auf mein Geheis gethan, und ich habe ihren Brief geleſen; denn ſie wollte kein Geheimnis mehr für mich haben.

Donborſt. Ja, ja, den Brief habe ich auch geleſen. Es ſtand von den vier Augen darinn. Aber nachher, nachher hat ſie wieder geſchrieben, und da — —

Flemming, den Kopf ſchüttelnd. Das kann nicht ſein; das kann nicht ſein.

Donborſt. Nun, was doch wirklich iſt, das kann auch ſein. Wie geſagt, ich habe den Brief geleſen, und ich will Ihnen ſagen, was darinn ſtand. Sie ſchrieb — ſie halte das Leben ohne Ihn nun nicht länger ſo aus; an ihre Verbindung in Ruhe und Ordnung wäre nun nicht mehr zu denken, weil ſein Vater ſich gar auch an Herrn Ehrhards Fürſten gewendet und förmliche Inhibition ausgewirkt habe; bei Liebe und Treue beſchwöre ſie ihn nun alſo, ſein ihr gegebnes Wort zu erfüllen und ſie mit Gewalt abzuholen. Die Nachtzeit würde dazu die beſte ſein, und ihre Mutter, welcher ſie in der letztern Zeit alles anvertrauen können, ſei völlig damit zufrieden. Sie bäte ihn aber, nicht zu ſeinem Vater erſt zu reiſen; denn es ahnde ſie, daß ſie ihn hernach nicht wieder zu ſehen bekommen werde . . .

Flemming und Ehrhard ſahen einander wie verſteinert an. Donhorſt fuhr fort: So iſts, und nun werden Sie mir hoffentlich glauben, daß Ihre Tochter ſo geduldig, wie ein Lamm mit in alle Welt gegangen ſei. — Ja, ich will Ihnen noch mehr ſagen. Mein Freund ſchien, als ich ihn das letzte mahl ſprach, nicht mehr mit dem vorigen Enthuſiasmus für die Entführung eingenommen zu ſein. Der Gedanke, daß der Verluſt Ihrer Tochter Sie tödten könne, ging ihm ſehr im Kopfe herum. Er ſagte, Sie wären ein ſo braver Mann und hätten durch ſeinen gottloſen Vater ſchon ſo viel gelitten, daß er es kaum über ſein Herz bringen könne; und doch ſtürme das Mädgen ſo in ihn hinein. Ich ſelbſt rieth ihm freundſchaftlich davon ab; mehr konnte ich doch wohl nicht thun. Ich bin darüber verreiſet und was hernach weiter vorgefallen, davon kann ich nicht urtheilen. Das Einzige fällt mir noch ein, daß er mir, da ich mich ſchon von ihm verabſchiedet hatte, noch einmahl um den Hals fiel und ſagte — Gib mir noch einen recht herzlichen Kus — wenn es etwa der letzte wäre . . .

Flemming und Ehrhard ſtanden noch in ihrer Petrifikation da. Donhorſt ſchlos alſo: So ſehr ich Sie nun alſo auch als einen unglücklichen Vater bedaure, ſo kann ich doch nicht gleichgültig dabei ſein, daß ich durch Sie allenthalben ins Gerede gekommen bin, als ſei ich der Helfershelfer bei einer Handlung meines Freundes geweſen, welche ich von ganzem Herzen deteſtire. Meine Ehre iſt mir zu lieb. Ich will weder in meinem Zirkel, noch vor der Welt als ein Menſch erſcheinen, der auf den Jungfernraub mit ausgegangen ſei. Ich habe zu meiner Rechtfertigung mehr gethan, als ich ſchuldig war, und mir das Notariatszeugnis geben laſſen. (ſteckt es wieder zu ſich) Wollen Sie mir nun Satisfaktion gutwillig geben und öffentlich bekannt machen, daß Sie mir Unrecht gethan, oder nicht?

Weder Flemming, noch Ehrhard, konnten ein Wort hervorbringen.

Donhorſt, entſchloſſen fortgehend. Nun wohlan, ſo reiche ich meine Injurienklage gegen Sie ein.

Flemming, als Donhorſt lange fort war. Das gibt nun alſo von neuem Spektakel. — — Aber Freund Ehrhard, was meinſt du zu allen den Dingen?

Ehrhard, ſich die Stirn reibend. Ich ſage dir aufrichtig — die heutigen Nachrichten insgeſamt machen mich ganz konfus. Ich denke hin und her, wäge die Gründe für und wider deine Tochter und kann mich über nichts beſtimmen. Fange ich bei dem Brief des Kaufmanns an, ſo ſagſt du ja, daß du ihn kenneſt und daß es ſeine Hand ſei . . .

Flemming, den Brief noch einmahl genau anſehend. Ja, die Unterſchrift iſt wirklich ſein.

Ehrhard. Und dann — wenn ich auch das bedenke, was von dem alten Ingenſtröm darinn ſteht . . .

Flemming Du dachteſt wohl gar, der Brief ſei aus ſeiner Fabrik?

Ehrhard. Mein erſter Gedanke wars; aber wie geſagt, es läſſet ſich nun nicht denken, daß — — — Aber Donhorſt, Donhorſt: der verſchraubt mir mit ſeinen Erzählungen den Kopf noch ganz und gar . . . Ich will dich nicht betrüben, aber denke einmahl zurück an das, was ich dir in Betref deiner von deiner Tochter ſagte.

Flemming. Ach ich weis es noch wohl; du ſprachſt — ietzt kann ſie dich verlaſſen. Ich denke auch an das Wort, welches ſie ſprach — Es kommt ein Tag, wo dichs zu ſpät gereuen wird — Vater, Vater, denke dran! Aber — ihr braves Gemüth überhaupt gegen mich und ihre ſpätern allerbraveſten Aeuſerungen — — —

Ehrhard. Aber — die dir ſelbſt auffallende unerklärbare Ruhe, mit der ſie es von dir anhörte, was der Sekretär A. geſchrieben — — —

Flemming. Ja aber — wie ehrlich ſie doch dazu ausſah — — —

Ehrhard. Und wie ſie ihre Mutter hernach tröſtete und wie man es ihr anſah, daß ihr das alles ſo von Herzen gehe!

Flemming, wie geſtärkt. Es iſt auch noch wahr. Das müſte ja ein Abſchaum von Seele ſein, die mit den heiligſten Religionswahrheiten ſo ein Geſpötte treiben könnte. Nein, bei Gott, ſo eine Teufelin war meine Leopoldine nicht!

Ehrhard. Aber die Antwort, welche meine Frau auf die Frage ihrer Mutter, was ſie nun thun wolle, vorher gehört — Jch werde gar nichts thun: mein Karl wird ſchon thun — — — Lieber Bruder Flemming, dieſe Worte werden mir doch jetzt von neuem ganz erſtaunend wichtig. Wie? wenn ſie gleich darauf den Brief, welchen Donhorſt noch geleſen haben will, geſchrieben hätte, und wenn jene Worte darauf Bezug hätten?

Flemming. Die erwähnten Worte waren gewis die unſchuldigſten von der Welt und ſie dachte ſich nichts deutliches dabei. Von dem Brief aber glaube ich kein Wort. . . .

Ehrhard. Aber Lieber — was hätte denn Donhorſt davon, daß er einen ganzen Brief erlöge?

Flemming. Das kann man nicht wiſſen. Und wenn er auch dadurch nur die gröſſeſte Schuld von Karln abwälzen will . . .

Ehrhard. Aber erwäge einmahl — er erzählt, daß ſie Karln abgerathen, zu ſeinem Vater zu reiſen, weil es ſie ahnde, daß ſie ihn hernach nicht wieder zu ſehen bekommen möchte.

Flemming. Hum! So etwas kann er ſich leicht aus dem Finger ſaugen. Und — höre einmahl: es kann auch wirklich ſein, daß wir dem Donhorſt Unrecht thun.

Ehrhard. Ei, ſo wäre ja deine Tochter die Lügnerin̄ . . .

Flemming. Das folgt nicht.

Ehrhard. Nicht? Hat ſie denn nicht deiner Frau erzählt, daß er an der Riegelwand halte, daß ſie zu ihm hin und her gegangen ſei, und alles, was er geſprochen?

Flemming. Von wem wiſſen wir das aber? Wiſſen wir es nicht von meiner Frau? Wie, wenn es alles ein bloſſes Geſpinſt ihrer Fantaſie wäre? Kann ſie der Zuſtand, in welchem ſie iezt iſt, vorher nicht bereits angewandelt haben? Erinnere dich doch daran, daß ſie ſchon, ehe wir nach der Mühle gingen, allerlei durch einander ſprach.

Ehrhard. Alſo haſt du's doch bemerkt? Ich wollte es mit Fleis nicht bemerken.

Flemming. Wer weis alſo, ob an ihrer ganzen Erzählung ein wahres Wort ſei. Und hätte der Schäfer nicht den Reuter hin und her bemerkt, ſo glaubte ich auch dieſen Umſtand nicht. So aber glaube ich nun mit Gewisheit, daß es Karl ſelbſt geweſen, der ſie gerufen. Er kann ia wohl überall erſt herumgeritten ſein, um das Lauer abzuſehen, wie er ſie erwiſche. Es iſt auch möglich, daß das die einzig klare Idee bei der ganzen Sache im Gehirn meiner Frau war, daß ſie Karln ſelbſt für Donhorſt angeſehen — — —

Ehrhard. Eine frappante Aehnlichkeit iſt unter beiden; das iſt wahr.

Flemming. Kurz, ich glaube nun feſt, Karl ſelbſt habe Leopoldinen unter die Tannen gelockt;

und da hat er dann den Wagen ſchon parat gehabt, und, als ſie ſich zwar zur Entrevüe, aber nicht zur Flucht mit ihm geneigt finden laſſen, Gewalt gebraucht. Helfershelfer hat er ia wohl dazu gefunden, ohne daß es gerade Donhorſt ſein müſſen. Vermuthlich hat er einen neuen Bedienten mitgenommen, der bei dieſer Ritterthat ſeines Herrn die erſte Probe der Treue abgelegt hat.

Ehrhard. Mir iſt und bleibt der Vorgang auf ieden Fall dunkel. Drei, vier Erklärungsarten von ihm durchkreuzen einander in meinem Kopf; ich geſtehe aber, daß iede davon ihre mir ganz unauflöslichen Schwierigkeiten habe. Vielleicht macht die Zukunft uns beide darüber klüger.

Flemming, ganz als biderer Vater. Greif nach einer Erklärungsart, nach welcher du willſt, nur nicht nach der, bei welcher meine Tochter die Hauptrolle einer fürchterlichen Trennungsgeſchichte ſpielt. Du raubſt mir ſonſt den einzigen letzten Troſt, der mir noch Kraft geben kann, dem mir nahen Tode freudig entgegen zu gehen. Denke einmahl — Leopoldine iſt fort; alſo ſterben mus ich. Wenn ſie mir nun einſt dorthin als eine ſchuldige Seele nachfolgte, ſo wäre mir ia auch iene Welt verleidet,

leidet, und ſo wäre Leben und Tod — eins, wie das andere — ſchrecklich für mich. Was ſollte aus mir werden! Bedenk dis recht und erkläre mir meine Tochter vor dem Richterſtuhle deines Herzens für unſchuldig . . .

Ehrhard verſprach dis ſeinem Freunde und enthielt ſich wenigſtens von Stund' an jeder Aeuſerung, die den Anſchein, als bräche er ſein Verſprechen, geben könnte. Kummer und Gram wohnten nun in allen Stuben und Kammern ſeines Hauſes, und ſelbſt ſein redliches Geſinde nahm daran Antheil. Unausſprechliche Reue darüber, daß er im beſten Gutmeinen doch die Kauſa, ſine qua non, von allem dem Elende geweſen, bekämpfte ſein freundſchaftliches Herz und er mochte nicht nahe an das Fenſter treten, welches die Ausſicht nach der Mühle hin hatte, wohin nun zwei Gänge ſo verunglückt waren. Roſalie und Albert verbanden ſich heilig, ihre beiden Väter aufzurichten und legten hierdurch den Grund zu einer noch heiligern Verbindung unter einander, welche Julie zwar mit Vergnügen bemerkte, die auf die Väter aber nicht den freudigen Eindruck machte, den ſie in milderer Seelenſtimmung auf ſie gemacht haben muſte. Sophie blieb, wie ſie war und ſchien keinen von allen mehr zu kennen. Zuweilen tobte ſie; die mehreſte Zeit hindurch aber ſchlich ſie in ſtiller Manie umher. In den Stunden ihrer Heftigkeit muſte ſie eingeſperrt werden; wodurch ſie dann jederzeit bald wieder ruhig ward. Flemming wollte ſeine Geſchichte noch ſchreiben und damit die letzte Arbeit ſeines Lebens thun; er war aber nur im Stande, ſie zu ſkizziren. Die Vorrede zu ihr arbeitete er ganz aus, und die Dedikation an Fürſt Ludwig auch. Dieſe enthielt einige ehrfurchtsvolle Seufzer darüber, daß es ſeinem Erzverfolger gelungen ſei, das Diſpenſationsgeſuch zu koupiren.

Nicht lange nachher, als er die Dedikation geſchrieben, kam eine Stafette vom Fürſt Ludwig an, und als Flemming das mitgebrachte Schreiben halb geleſen und hingelegt, ſchrie er überlaut — — ja, nun iſts Zeit!!! Fürſt Ludwig war von ſeiner Reiſe zurückgekommen, hatte ſogleich das Memorial des unglücklichen Re[illegible]affenen mit fürſtlicher Rührung geleſen und ſchickte auf der Stelle die geſuchte Diſpenſation in den gnädigſten Ausdrücken. „So ungern ich diſpenſire, ſchrieb er unter andern, ſo habe ich doch, nachdem ich Ihre Vorſtellung beleſen, dieſen Fall unter die wenigen gezählt, in welchen ich diſpenſiren mus. “

Auf Ehrhard machte das unerwartete Schreiben ſeines Fürſten nicht weniger tiefe Senſation; doch war er im Stande es ganz zu leſen.

Ehrhard, als Flemming faſt in Thränen ſchwimmt. Du liebſter Gott! es iſt wohl, als wäre in allen deinen Angelegenheiten ein guter Geiſt geſchäftig; aber es iſt, als wäre er mit ſeiner Geſchäftigkeit nur immer zu ſpät ... Aber was mag der Fürſt mit den Schlusworten ſagen wollen?

Flemming, zerſchlagen. Ach ich mag ſie nicht einmahl leſen. Hätte er das Reiſen gelaſſen, ſo wäre nun alles gut.

Ehrhard, in Geſtalt des Jeſaias. Sollteſt du dis Wort nicht noch einmahl zurücknehmen? — Wer weis! wer weis!

Arzt, der hereinſpringt. Ich komme zwar ungerufen; aber ich dachte, vieleicht bringſt du die erſte Poſt .. Wiſſen Sie es ſchon? ſagen Sie, wiſſen Sie ſchon — —

Ehrhard. O ia, aber leider zu ſpät! Da liegts — — leſen Sie es ſelbſt.

Arzt, als er geleſen. Das iſt auch gut; aber das meine ich nicht, ſondern — was bei uns in der Reſidenz ſeit zwölf Stunden paſſirt iſt — — — Wiſſen Sie das ſchon? Wiſſen Sie, mit wem ich heute geſprochen?

Ehrhard. Wie könnten wir das wiſſen? Nein, von dem allen iſt uns noch nichts bekannt.

Arzt. Nun, ſo freue ich mich doch, daß ich mich gleich zu Ihnen aufgemacht. Ich beſuchte nur erſt meine gefährlichſten Patienten und dann gings marſch. Alſo nun hören Sie — — — (Ehrhard wird ganz, und Flemming halb aufmerkſam) Geſtern Abends ſpät iſt unſer Fürſt ganz unvermuthet angekommen, und zwar — ohne Gräfin. Es heiſſt, ſie wäre über alle Berge. Und — heute früh mit Tagesanbruch bekam der Miniſter Ingenſtröm Wache ... Ein Kommando von zwölf Grenadiern ſteht vor ſeinem Hauſe, und im Zimmer bei ihm ſtehen zwei Lieutenants mit bloſſem Degen, die für ſeine Perſon wachen müſſen. Alles iſt bei ihm verſiegelt; niemand darf zu ihm. Er hat den Fürſten zu ſprechen verlangt; aber es iſt ihm durch einen Adjutanten die wörtliche Antwort geworden — der Fürſt wolle: die Kanaille nicht wieder ſprechen; er werde aber bald mit ihr ſprechen laſſen . . . (jetzt wird Flemming auch ganz aufmerkſam).

Ehrhard, im höchſten Erſtaunen. Wie? Sagen Sie, iſt das alles ſo wahr?

Arzt. Bis aufs Jota wahr. Und — höret Sie weiter. Als der Exminiſter die ungnädigſte Antwort erhielt, — er hatte ſchon ſeit einiger Zeit wieder Anfälle vom Podagra — empfand er eine ſo terrible Alteration, daß ihm das Podagra in den Leib treten zu wollen ſchien. Als der Fürſt hiervon Nachricht empfing, muſten die Leibärzte von ſeinem Zuſtande Bericht abſtatten. Dieſe beſchrieben ihn gefährlich. Der Fürſt aber, mistrauiſch auf ihre Relation und die Krankheit für eine miniſterialiſche Schulkrankheit haltend, lies mir, (reibt ſich für Freuden die Hände) denken Sie — mir — ich weis ſelbſt nicht, wie ich zu der Ehre gekommen, den Befehl zukommen, die Krankheit zu unterſuchen und ihm ſelbſt mündlichen Bericht darüber zu erſtatten. Er iſt in der That gefährlichkrank, und nun hörte ich noch, ehe ich ſatteln lies, daß wirklich ſchon eine Kommiſſion über den Podagriſten zuſammenberufen ſei, die heute noch wirkſam zu werden anfangen ſoll. — In der ganzen Reſidenz herrſcht eine tiefe Stille und kein Menſch weis den Zuſammenhang von dieſem allen anzugeben. Man rathet hin, man rathet her: niemand aber iſt im Stande, zu ſagen, was vorgegangen ſein müſſe; denn der Fürſt mus alles, alles von ſich geiagt haben. Er iſt ganz mutterſeelen allein gekommen.

Ehrhard ſah Flemming an, ohne ein Wort zu ſprechen; Flemming ſah Ehrhard an. Ehrhard ging auf Flemming zu, drückte ihn an ſein Herz und ſprach: Nun, braver Mann, nun!!!

Flemming, der dieſe Worte nicht verſtand und auch nicht erwog, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend. Nein, ſagen Sie mir, lieber Doktor, haben Sie wirklich meinen Fürſten geſprochen? (im hohen Patriotentransport) Wie ſiehet er aus? Was macht er?

Arzt. Dem Anſchein nach iſt er vollkommen geſund — —

Flemming, mit aufgehabenen Händen. Ach Dank dir, du Herr aller Herren, dafür!

Arzt. Nur äuſerſtunruhig war er. Doch, das kann man ſich wohl vorſtellen. Gott, wenn alles wirklich ſo iſt, wie wir es in der Reſidenz uns denken — was für ſelige Zeiten können nun endlich einmahl wieder für unſer armes Land kommen! Und das wie durch ein Wunder von Himmel! — (Flemming drückt ihm unter Freudenthränen die Hand) Braver Mann, ich erlebe es nun, daß auch Sie wieder zu uns zurück kommen.

Flemming, lächelnd. Daran iſt nichts gelegen. Flemming hat genung, wenn er nur vom Kirchthurm zu Fremdlingshauſen in ſein Vaterland als in ein wieder glückſeliges Land hineinſehen kann . . . (ſein Antlitz wird wie eines Engels Antlitz)

Arzt. Und nun laſſen Sie ſich das letzte noch von mir ſagen; ich mus auf der Stelle wieder fort. Als ich nach abgeſtattetem Bericht den Fürſten verlaſſen wollte, fragte er noch — Was macht mein alter ehrlicher Flemming? Lebt er noch?

Flemming, als wenn er zwanzigtauſend Pfund Sterlinge gewonnen hätte. Iſt das möglich? (blickt unverwandt gen Himmel) Fürſt Karl dächte noch an mich? — Doch ietzt, wenn das ſo iſt, ſoll er wohl wieder an mich denken.

Arzt. Ich beantwortete die Frage devot, aber bändig, und ſetzte hinzu, daß ich Ihr Arzt ſei und Sie zuweilen ſpreche. O, rief er noch zuletzt, wenn Sie ihn wieder ſprechen, grüſſen Sie ihn doch von mir!

Flemming fiel nider und betete im höchſten Affekt. Der Arzt flüſterte Ehrhard noch einige Worte ins Ohr und verſchwand. Ehrhard, als wenn er ihn begleiten wollte, entfernte ſich auch auf einige Minuten und ſprach mit ſeiner Frau, worauf eine groſſe Thätigkeit im Hauſe entſtand.

Flemming, als Ehrhard bei der Zurückkunft von ihm mit Enthuſiasmus umarmt ward. Nun ſag, was ſind das alles für Dinge, die heute kommen, und was ſoll man davon denken! Böſes und Gutes, in die Hölle ſchleuderndes und in den Himmel verſetzendes durch einander und in einer Art von Wirwar, daß ich mich recht beſinnen mus, obs auch wahr ſei, ob ich wache und ob ich noch in einer wirklichen Welt lebe.

Ehrhard, ihm beide Hände reichend. Komm und ſetze dich! Meine Sache, wie du weiſſeſt, iſt nie gern, vorher zu reden: weil man nicht weis, ob etwas erfolgen und wie es erfolgen könne. Nun aber will ich mit der Sprache gegen dich heraus. Weiſſeſt du noch, wie du mich, als du zurückkamſt, fragteſt, was denn das für ein Wort ſei, das der Fürſt mir gegeben und halten wolle, und wovon er dir beim Abſchiede den Auftrag gemacht, mir nochmals zu ſagen, daß er es gewis halten werde?

Flemming. Ja, darauf beſinne ich mich ganz.

Ehrhard. Siehſt du, dis iſt das Wort. — Mein Fürſt hat den deinigen zuverläſſig geſprochen. Das war ſein Plan. Er verbot mir aber dir etwas zu ſagen. Dieſe Abſicht hat ſeine letztere Reiſe gehabt; und nun nimm das Wort, das du vorhin ſprachſt — hätte er doch das Reiſen gelaſſen! — wenigſtens zur Hälfte zurück. Ich wuſte ſeine nahebevorſtehende Reiſe; darum trieb ich dich ſo an, mit Abſendung deines Memorials zu eilen. Das einzige Unglück war, daß es um ein Paar Tage doch zu ſpät ankam.

Flemming, durch die letzten Worte wieder wie auf die Seite geriſſen. Ach wären wir nun nicht nach der Mühle gegangen!

Ehrhard, kläglich. Du Lieber, wirf mich nicht zu Boden! Du ſiehſt ia, daß ich es immer ſo gut mit dir meine. Das eine Gutmeinen gelingt, das andere ſchlägt fehl. — Weiſſeſt du aber wohl noch, wie ich dir einſt ſagte — ich ſchwöre dir bei dieſem erſten Abend, wir wollen nicht ſterben, es werde dann anders in deinem Vaterlande — ?

Flemming. Ach ia, das weis ich alles noch.

Ehrhard. Nun ſiehſt du — dermahlen hatte ich immer noch die Hofnung, deinen Aufſatz deinem Fürſten ſelbſt in die Hände zu geben; aber es fand ſich ein geſchickterer Mann dazu, als ich. Ich habe ihn meinem Fürſten gegeben, und dieſer hat ihn nun unſtreitig an die Behörde überreicht.

Flemming, ſich mit voller Gewalt vor die Bruſt ſchlagend. Was? — Was? — Sprich — — — Siehſt du, ich ſah dir's damals zu K. wohl an.

Ehrhard. Ja, Beſter, ich hab's gethan, und daß meine Abſicht erreicht worden, ſcheint mir ganz zuverläſſig zu ſein; denn — mache dich nur gefaſſt — du bekommſt Beſuch — — (ſpringt ſchnell ans Fenſter) da kommt er ſchon — — —

Flemming, freudigbeſtürzt. Wer — wer kommt?

Ehrhard, ihn umarmend. Dein Fürſt.

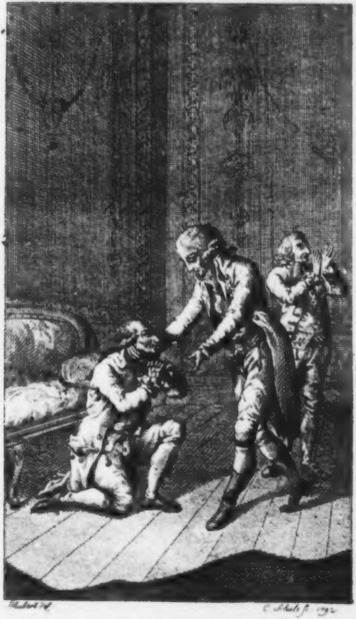
Flemming ſank unwillkührlich zuſammen, und mußte das nahe Sofa ſuchen. „Ermanne dich!“ rief ihm Ehrhard zu, eilte fort und hörte ihn im Forteilen noch ſeufzen — Ach Leopoldine — ach Sophie — wäret ihr nun noch mein!

Der Fürſt kam zu Pferde und hatte blos einen Jäger bei ſich.

Fürſt Karl, als er abgeſtiegen und der Prediger E. ihn empfängt, froherſchrocken. Mein Gott! wen ſehe ich ? ? ? Ach Sie mein lieber Retter! ! ! (umarmt ihn zärtlich) Finde ich Sie hier? Konnte oder wollte es mir doch kein Menſch ſagen, wer Sie geweſen wären! O wohl mir, daß ich Sie wiederſehe! (Ehrhard verbeugte ſich tief) Iſt mein alter F. zu Hauſe? (als Ehrhard Ja geſagt) Iſt er geſund? (auf nochmahliges Ja Ehrhards, zum Jäger) Nun, ſo thu, wie ich dir befohlen. (der Jäger iagte mit beiden Pferden fort, Ehrhard führte den Fürſten in ſein Haus)

Fürſt Karl, als er zu Flemming, der ietzt wieder aufſtehen konnte, hereintritt, mit ausgebreiteten Armen. Mein lieber braver F. — ich komme begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Iſt es

Th. III. S. 30.



Schubert del. C. Schule sc. 1792

Fürst Carl. – Ist es möglich – können – Sie – Ihrem Fürsten verzeihen?
Flemming. O! mein Fürst – Sie –!

möglich — ſehen Sie mich recht dazu an. — können Sie Ihrem Fürſten verzeihen?

Flemming, mit dem rechten Fus niederknieend, die Hände inbrünſtig faltend und mit Augen voll Thränen nach ihm aufblickend. O mein Fürſt — Ja.

Fürſt, der ihn aufhebt und dem die Thränen über die Wangen rollen; während daß Prediger Ehrhard, der in einiger Entfernung ſteht, ſich ſeitwärts drehet und beide Arme gen Himmel erhebt. Nun, ſo haben Sie Dank! Sie zittern. Kommen Sie; wir wollen uns ſetzen. (als ſich beide geſetzt, und ſeine Hände in Flemmings Hände legend) Ach ich habe Ihnen unendlichviel Unrecht gethan. Gott weis es, wie michs ſchmerze. Ich war ein betrogner Fürſt. Ich habe mich ſchwer verſündigt an Ihnen und an meinem ganzen Lande — — — (Ehrhard will ſich fortbegeben) Bleiben Sie hier! Sie können alles hören; Sie haben das gröſſeſte Recht dazu. — — Nun erkenne ich alles. Vorher trug ich eine Augenbinde. Mein guter Vetter Ludwig aber hat ſie mir abgezogen. Ein Glück, daß er meinen Aufenthalt ausgekundſchaftet hatte; denn ein argliſtiges

Weib, das mich in ſeinen Banden hielt, hatte mich zu den Vorſatz gebracht, mein Land nie wieder mit Augen zu ſehen. Aber er kam und brachte den Grafen von .. mit. Sie ſprachen viel mit mir; ich wollte ihnen nicht glauben; ſo feſt hatte mich die Mailänderin verſtrickt. Endlich gab der brave Ludwig mir Ihren Aufſatz ... Da wars, als fiele ein dicker Schleier von meinen Augen. Ich entſetzte mich und lies die Gräfin arretiren. In Gegenwart beider Freunde ward ſie ſogleich verhört und wollte durchaus von allem nichts geſtehen. Mit namenloſer Wut nahm ſie noch einmahl alle die Gewalt, die ſie bis auf den Tag über mich gehabt hatte, zuſammen und wagte das letzte. Nach den härteſten Drohungen aber, die ihr geſchahen und die ich augenblicklich ausführen laſſen wollte, that ſie mir einen Fusfall und geſtand alles. Mehr noch geſtand ſie, als ich ſchon wuſte; auch von allen ihren Einverſtändniſſen mit Ingenſtröm das ſchändlichſte, worauf ich nie Verdacht gehabt hätte. Mein erſter Vorſatz war, ſie in Ketten mit in mein Land zurück zu bringen und ein eigenes Gefängniß zu bauen, worinn ſie und Ingenſtröm auf Lebenszeit ſo ſitzen ſollten, daß ſie ſich ſtets ſähen; aber der edle Ludwig ſprach für ſie.

Ich ſtos ſie von mir, als ſie vor mir lag und verlies ſie mit den Worten: „So geh, du Verworfenſte deines Geſchlechts wieder dahin, woher du kamſt, und meines durch dich ausgeſogenen Volkes Fluch begleite dich!“ Darauf lies ich ſie und alle Leute, die wir mitgenommen — denn ſie waren alle eins mit ihr zu P. bis auf heute feſtſetzen; damit auch nicht die geringſte Nachricht von allem durch ſie eher in mein Land käme, als ich. Nun werden ſie wohl ſchon zuſammen in alle Welt gegangen ſein. Dem ruchloſen Ingenſtröm aber, den die Natur mit mir zugleich auch ſchon feſtgeſetzt hat, ſoll förmlich der Proces gemacht werden. Und ich, Ich will nun wieder ganz der Vater meines guten Volks werden, das ein Paar Böſewichter in meinen Augen ſo ſchwarz gemacht hatten. Iſts ſo recht, braver F.?

Flemming, ganz wieder ſtark und in höchſter patriotiſcher Wärme. O über alles geliebter Fürſt, Gott hat mein letztes Gebet erhört, das ich auf dem Schafot noch that. Nun will ich auf der Stelle freudig ſterben.

Fürſt, die Augen niderſchlagend. Nein, das ſollen Sie noch nicht. Noch leben, noch recht lange ſehen ſollen Sie und ſehen, wie ſich ein irregeführter und wieder auf den rechten Weg gebrachter Fürſt bemühe, alle ſeine begangene Sünden wieder gut zu machen. — (zu Ehrhard) Nicht wahr, Herr Prediger, ſo, und nicht anders, vergibt Gott auch Fürſten und es gibt für mich keine andere Heilsordnung, als für meine Unterthanen??? (Ehrhard neigte ſich devot) Segnen Sie, mein braver K., die Stunde, in welcher Sie den Aufſatz ſchrieben. Er war eine wahre Bußpredigt für mich und hat mich bekehrt.

Flemming, reſpektvoll. Betrachten Sie, gütigſter Fürſt, die Sprache im ſelbigem als die Sprache eines Patrioten, der dicht an der Schwelle der Ewigkeit ſtand. Gott ſegne Sie bei allen den erhabenſchönen Geſinnungen, wovon nun Ihr landesväterliches Herz voll iſt!

Fürſt, im traurigen Ton. Ach es iſt ein ſchlimm Ding um meines gleichen. Wenn wir übel regiren und haushalten: ſo liegt das zehntemahl kaum die Schuld unmittelbar an uns; mehrentheils aber an unſern Miniſtern. Sie, die böſen Rathgeber, ſind alsdann Schuld. (Flemming ſieht

Ehrhard an, als wollte er ihn an dasienige erinnern, was er ihm nach ſeiner Verweiſung unterwegs über dieſen Artickel geſagt) Freilich ſollten wir ſie als böſe Rathgeber erkennen; aber — — — (Ehrhard blickt Flemming wieder an, als wollte er ihn an dasienige erinnern, was er ihm damals geantwortet) Segnen Sie, guter F., nun auch die letzten Leiden noch, die Ihnen mein Miniſter, der Erzböſewicht, verurſacht hat. Sie haben dieſe in höchſteigentlichſten Verſtande — auch für das Vaterland erduldet. Hätte er den letzten wütenden Schritt gegen Sie nicht gethan, ſo wäre alles im alten Gleiſe fortgegangen und er wäre mir unentdeckt geblieben. Nun aber liegt er in der Grube, die er für Sie grub. Nimmermehr wärs ihm wohl eingefallen, zu denken, daß er, als er die Feder nahm, Ihren Arreſt auf K. zu bewirken, ſie eigentlich ergreiſe, ſeinen eigenen Arreſt zu bewirken. Ach ein glänzendes Beiſpiel davon, wie die höhere Providenz durch einen und denſelben Umſtand oft leidenden Individuen und einem ganzen leidenden Volke zugleich helfe! Ein glänzendes Beiſpiel auch davon, daß das Schickſal auch noch in dieſem Leben zuweilen ſchon Juſtitz ienes Lebens ausübe und daß alsdann wohl der zu ſtrafende

Böſewicht ſelbſt das Strafwerkzeug wider ſich werden müſſe!

Flemming, der nebſt Ehrhard ſehr andächtig zugehört. O wie klingt dis alles aus dem Munde eines Fürſten doch noch weit ſtärker und rührender, als aus anderer Menſchen Munde! Gott, Gott ſegne Sie doch recht — religiöſer Herr!

Fürſt. Ja, wiſſen Sie auch dis noch — Sie haben zwei Völkern ihren Fürſten wiedergegeben. Auch mein Vetter Ludwig war — — —

Flemming, mit gröſſeſter Devotion einfallend. Ich weis alles, gnädigſter Herr.

Fürſt. Nun ſo freuen Sie ſich ihrer letztern Leiden auch zwiefach!

Flemming. Es iſt der ganz eigene Beruf meines Lebens, mit meinen individuellen Leiden fürs Allgemeine und Ganze Segen zu ſtiften. Wohl mir! Es iſt mir nicht leid, dieſen Beruf übernommen zu haben. Ewig will ich mich dafür ſegnen.

Fürſt, höchſtgutmüthig. Ja, aber nur alsdann verherrlicht ſich die höhere Providenz erſt ganz, wenn auch ihren Märtirern, die dieſen Beruf bekamen, auch den Theilen, die fürs Ganze litten, Erſatz geſchiehet. Immer geſchieht dis zwar hier nicht, und kann nicht geſchehen; dismahl aber kann es, und darum ſoll es geſchehen. Wenigſtens will ich dazu beitragen, was in meinen Kräften iſt. Das unbedeutendſte hiervon, das ich Ihnen zu ſagen habe, iſt, daß Ihr konfiſcirtes Vermögen wieder Ihnen zugehöre — —

Flemming, ſeufzend. Ach dieſes habe ich ſchon wohl wieder, wenn ich nur — —

Fürſt, als Flemming auf ſein Verlangen ſich näher darüber erklärt. Nun, das iſt wahr, ſo habe ich doch brave Bauern! Aber warum ſeufzen Sie denn dazu?

Flemming. Ach ich habe dafür verlohren, was mir unendlichmehr werth war — meine Frau und meine Tochter!!! Und nie bekomme ich dieſe wieder.

Fürſt, der über alles, was ihm Flemming über dieſen doppelten Verluſt in gedrängter Kürze ſagen muſte, heftig erſchrickt. Hilf Himmel, wie iſt es möglich, daß ſo viel Unglück auf Erden an einen Mann kommen mag! Und immer eins auf das andere, und eins aus dem andern! (ſieht ihn lange theilnehmend an und reicht ihm ſchnell die Hand) Vielleicht erſetze ich Ihnen auch dieſen Verluſt.

Flemming, wehmüthiglächelnd. O wie wollten Sie dis können — mein Fürſt!

Fürſt, ſehr wacker. Durch Federſpulen — lieber F. Die iungen Leute mögen in ein Land der Welt gegangen ſein, in welches ſie wollen, meine Citation ſoll ſie erreichen, und dieſe ſoll ſo abgefaſſet ſein, daß ſie gewis auf der Stelle gern zurückkommen, ſobald ſie ſie geleſen.

Flemming, dankbar. Ach, Sie ſind ein grosmüthiger Fürſt; aber — —

Fürſt. Nun, warten Sie den Erfolg davon ab. — Iſt es möglich, daß ich Ihnen die Tochter wieder ſchaffe, ſo glaube ich, daß ich Ihnen auch dadurch die Frau wiedergebe. Unterdeſſen ſollen alle meine Aerzte heraus und Konſilium medikum über ſie halten. Vielleicht ſind ihr fremde Bäder gut; ich bezahle alles.

Flemming, ſehr bewegt. Ich fühle mich zu ſchwach, meine Empfindungen über den Antheil, welchen — — —

Fürſt, ſchnell. Mein Gott, das iſt doch wohl alles meine gröſſeſte Schuldigkeit. — — Aber nun zur Hauptſache, derentwegen ich eigentlich ſelbſt komme. Mein Wagen mus bald heran ſein. In dieſen ſetzen wir uns beide und fahren nach meiner Reſidenz. In den Tagen meiner Verirrungen lies ich Sie aus meinem Lande bringen; nun, da ich zu meinem Volke und zu mir ſelbſt zurückgekehrt bin, will ich ſelbſt Sie in mein Land wieder einführen. Alle meine Bürger und Bauern ſollens ſehen, und die ganze Welt ſoll es hören. So habe ich mir's wenigſtens ausgedacht, daß ich Ihnen auch das Unrecht, das ich Ihnen durch die Verweiſung angethan, erſetzen konnte und müſte. Sie ſind damit zufriden und fahren mit mir — nicht wahr?

Flemming, eine ganz unbeſchreibliche Miſchung von edlem Selbſtgefühl und von Verehrung ſeines Fürſten im Geſicht. Ja, Fürſt und Herr, das nehme ich an. So kann ich, wenn ich noch lebe, warlich hernach zuweilen mit Ehren wieder in Ihr Land kommen und meine Freunde beſuchen.

Fürſt, ſeine beiden Hände ergreifend. Nein, nicht alſo — ſondern nun erfolgt noch meine groſſe Bitte an Sie. (ſieht ihn ſeſt an und hält ihn noch feſter) Und dieſe gewährt mir der alte Diener meines Hauſes bei der Redlichkeit ſeines Herzens. — Sagen Sie Ja!

Flemming, der alles ahndet. Sie befehlen nur, gnädigſter Herr! Ich werde jedem Befehle noch zuvorzukommen ſuchen, ſobald es in meiner Gewalt noch iſt, ihn zu befolgen — — —

Fürſt, ganz im Tone eines bittenden Freundes. Meine Bitte iſt dieſe — daß Sie Ihre alte Funktion bei mir wieder antreten — —

Flemming, nidergeſchlagen. Das iſt etwas, das nicht mehr in meiner Gewalt ſteht. Erſtlich bin ich zu ſchwach dazu —

Fürſt, anhaltend im bittenden Tone. Nur auf ſo lange, bis Sie meine Finanzen wieder in Ordnung gebracht. Hernach will ich Ihnen die Wahl unter den mir zugefallenen Gütern laſſen, auf welchem Sie, als auf Ihren Eigenthum und Nachlas, den Reſt Ihrer Tage in Ruhe zubringen und mir nur zuweilen nöthigen Rath geben ſollen.

Flemming, gerührt. Ihre Grosmuth iſt ohne Grenzen, verehrungswürdigſter Herr — Ich habe mich aber fürs zweite ein- für allemahl nun meiner unglücklichen Familie gewidmet. Im Gebet vor Gott habe ich mich anheiſchig gemacht, nur für ſie meine übrigen Tage zu verleben. Es werden dieſer auch nicht viel mehr ſein; denn den Verluſt meiner Frau und Tochter überlebe ich nicht lange.

Fürſt, unnachlaſſend. Vor der Hand, mein geliebter F., können Sie ja doch nun einmahl für Ihre Familie nicht leben; denn Sie haben ſie ja jetzt nicht. Gelingt mir's, wie ich hoffe, Ihnen dieſe wieder zu verſchaffen: ſo ſoll Sie hernach nichts von ihr trennen und Sie ſollen ihr Ihr Verſprechen treu erfüllen. Suchen Sie doch ſolchergeſtalt die Pflicht für Ihre Familie mit der Pflicht für Ihr Vaterland zu verbinden. Nur noch ein für das Allgemeine thätiges Jahr — o ich bitte Sie als Ihr Landesfürſt — ſchlagen Sie es mir nicht ab. Und wollen Sie es nicht meintwegen thun, ſo thun Sie es der Hunderttauſende wegen, von deren Liebe und Ergebenheit für Sie Sie ſo ſehr überzeugt ſind. Wer kann mir beſſer ſagen, wie ich meine ſo derangirten Finanzen wieder in Ordnung bringe, ohne mein Volk zu drücken, als Sie? Erwägen Sie das einzige! Bei meinem beſten Vorſatze, meine Unterthanen nie wieder zu drücken, könnte doch neuer trauriger Druck entſtehen, wenn ich in die Hände eines andern Rathgebers geriethe, der entweder nicht Landeskentnis oder nicht Patriotiſmus genug, oder gar beides zugleich nicht hätte … Laſſen Sie Sich durch dieſe Reflexion erweichen! (ſieht ſich nach Ehrhard um, als wenn er ihn auffordern wollte; im Bitten gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen).

Ehrhard, ſubmis. Freund, gehorche deinem Fürſten. Gott befiehlt dir durch ihn. Du haſt für dein Vaterland gelebt und gelitten; nun lebe und freue dich für ſelbiges.

Flemming, der aufſteht und ſich tief vor ſeinem Fürſten verbeugt. So ſei es! Und Gott verleihe mir noch ein Jahr, meine neue groſſe zeitliche Beſtimmung zu erfüllen, und führe mich hernach zu meiner ewigen ein!

Fürſt, der ihn umarmt. Nun ſo wohl mir und meinem Lande! Mir — nun werde ich auch meine ins Gröſſere gehenden Fürſtenſünden erſetzen. Meinem Lande — nun ſoll unter unſern Händen eine neue Schöpfung darinn vollbracht werden.

Man hörte Pferde und Wagen raſſeln und rollen. Die erſte fürſtliche Staatskaroſſe, mit ſechs Pferden beſpannt, fuhr vor. Sämtliche Leibhuſaren in ihrer Staatsuniform begleiteten ſie.

Der Zug hatte auf dem letzten Grenzdorfe Halte machen müſſen, bis der Jäger die Ordre zum Aufbruch gebracht. Dem tiefgerührten, mit Preis und Ehren gekrönten Rechtſchaffenen, liefen die Thränen übers Geſicht herab. Es war, als gäbe ihm ſein Patriotiſmus neue Spannkraft. Doch rief er plötzlich aus — „aber meine Frau, Gott! meine Frau!“

Fürſt, tröſtend. Dieſe laſſen Sie einſtweilig hier. Sie iſt ja hier in guten Händen. Hernach holen Sie ſie nach, wenn Sie wollen. Alles, was in der Welt zu ihrer Wiederherſtellung möglich iſt, ſoll in der Reſidenz für ſie geſchehen.

Ehrhard. Thue alles, wie dein Herr dir ſagt. Ich ſorge bis auf weiteres für deine Frau, wie du nur für Sie ſorgen kannſt. (drückt Flemming an ſein Herz) Ich verliehre dich ungern; aber geh — du gehörſt nicht mir, ſondern dem Vaterlande. Nur ſo lange warſt du mein, als dich dein Vaterland nicht wollte. Nun gebe ich dich zurück.

Fürſt, zu Ehrhard. Daß Sie ihn dem Vaterlande ſo lange aufhuben, danke ich Ihnen; aber das iſt doch das Geringſte von dem, was Sie gethan. Sie haben uns beiden das Leben gerettet. Gewähren Sie mir eine Bitte — vertauſchen Sie Ihr Vaterland; kommen Sie zu mir und werden mein Oberhofprediger. Ich hatte ſeither dieſe Stelle noch nicht; es fand ſich aber auch noch nie ein ſolches Subjekt dazu . . .

Ehrhard, im Ton eines braven Landpfarrers. Sie ſind zu gnädig, Monſeigneur. Hätte ich auch in der That die Eigenſchaften dazu ſo, wie ich ſie nicht habe, ſo habe ich doch nun das einfache, ſtille Landleben zu lieb gewonnen, als daß ich mich je davon trennen könnte. Meine Gemeine, in der ich viel Gutes ſtiften kann, lieſſe mich auch nie von ſich.

Fürſt. Ja iſt denn Ihre Pfarre auch von der Beſchaffenheit, daß die Gemeine auf ſo etwas beſtehen kann?

Ehrhard. Ich habe weit mehr, als ich brauche. Und was noch mehr iſt, ich beſitze das Herz des ganzen Kirchſpiels. Es iſt, als wäre es nur eine einzige Familie, und Ich der Vater. Mein Rath gilt bei ihnen; meine Ermahnung dringt durch und mein Troſt kommt ihnen wie vom Himmel.

Fürſt. So ſind Sie ein glücklicher Geiſtlicher; ſo bleiben Sie hier. So glücklich könnte ich Sie doch an meinem Hofe nicht machen. Aber — was für einen Beweis meiner Dankbarkeit ſoll ich Ihnen denn ſonſt geben? Wie kann ich Ihnen die zwiefache gute That, welche Sie an uns gethan, vergelten? Thun Sie mir doch ſelbſt einen Vorſchlag — — —

Ehrhard, ſich tief verbeugend. Ich habe Alles und bedarf nichts, als — Ihres gnädigen Angedenkens. Eigentlich gehört uns auch von einer guten That, die wir vollbracht haben, nichts weiter, als der Entſchlus zu ihr und der Eifer, dieſen auszuführen; das Gelingen, welches doch die Hauptſache iſt und uns die gröſſeſte Freude macht, hing von Umſtänden ab, die auſſer unſerer Gewalt ſind, und iſt alſo an ſich ſchon Vergeltung für uns. Mithin bin auch ich für meine beiden guten Thaten ſchon vollkommen belohnt; denn — beide ſind mir vollkommen gelungen.

Fürſt, ſehr ſchmeichelhaft. Ihnen mag dis genung ſein; mir darf es aber nicht ſein. Ich werde alſo zu Hauſe darauf ſtudiren müſſen, wie ich — — — Und mein braver Flemming mag mir dabei helfen.

Flemming war während dieſer Unterredung des Fürſten mit dem Prediger abweſend und kam mit thränenvollen Augen zurück. Er hatte Sophien noch einmahl beſucht.

Fürſt Laſſen Sie uns nun eilen, daß wir nach der Reſidenz kommen! Es iſt heute noch viel zu thun Abſchied können Sie ein andermahl von einander nehmen; morgen, übermorgen, wanns iſt. (zu Ehrhard) Beſuchen Sie mich auch bald.

Der Fürſt führte Flemming an den Staatswagen. Kaum lieſſen ſich beide in der Thüre blicken, als ein feierliches Vivat für beide ertönte. Die ganze in einiger Entfernung verſammlete Fremdlingshauſer Gemeine rief es und ſchwenkte die Hüte dazu. Der Fürſt dankte ihnen dreimahl mit der Hand, und Flemming warf ihnen drei Küſſe zu.

»Nun habe ich Sie wieder« ſprach der Fürſt, als die Pferde anzogen, und umarmte den Patrioten. Flemming ſchien ganz in ſich zurückgezogen, bis man an des Vaterlands Grenze kam. Da wars, als ergriffe ihn ein ganz neuer Geiſt. Hätte er auch die Grenzpfähle nicht bemerkt, ſo würde der Kranz von Bauern, womit der äuſerſte

Saum des Vaterlandes eingefaßt war, ihn daran erinnert haben, daß er jetzt in dasſelbe einziehe.

Fürſt. Sehen Sie einmahl! Freuet Sie das nicht? ? ?

Flemming, mit gen Himmel ausgereckten Armen. Vater, mein erſter Gedanke im Vaterlande wieder biſt du — mein zweiter das wiederaufblühende Wohl deſſelben — — Ach las mich, las mich alles dazu beitragen, was in meinen Kräften iſt. Las mich, las mich alles andere vergeſſen — auch Leopoldinen!

Fürſt. Sehen Sie wenigſtens einſtweilig dieſe gutmüthige Nation für Ihre groſſe Familie an, bis ſich Ihre kleine wieder zuſammen finde.

Von jedem Dorfe her kamen die Bauern gezogen und beſetzten die Landſtraſſe. Der Fürſt lies langſamer fahren und Flemming muſte ſich unaufhörlich dem braven Volke zeigen. Des herzlichſten Vivatgeſchreies war kein Ende. Wie ein zehenfaches Echo hallte es von den entferntern Dörfern wieder, aus welchen die Gemeinen auch herauszogen, die, ſobald ſie es von weitem hörten, mit einſtimmten. Die allermehreſten von allen dieſen herzuſtrömenden Leuten folgten dem Zuge, und ſo ging es fort bis zur Reſidenz. Daſelbſt hatten ſich viele Tauſende vor dem Thore verſammlet und alle Straſſen waren dicht mit Menſchen beſetzt. Die Vermuthung, daß es auf Flemming gemeinet ſei, als nach Arretirung des Miniſters der Staatswagen abgegangen, war nicht nur allgemein geweſen, ſondern das weit vom Felde herein tönende Freudengeſchrei hatte ſolche auch bald auſſer Zweifel geſetzt.

Flemming lebte und webte wieder ganz in ſeinem alten Patriotiſmus. Frau und Kinder waren ihm wie aus der Seele geſchwunden. Nicht einmahl an ſein Haus ſahe er, als man vorüber fuhr. Der Zug ging aufs Schlos. Eine unzählbare Menſchenmenge folgte dahin und — ward auf ausdrücklichen Befehl auf den groſſen Platz vor ſelbigem eingelaſſen.

Fürſt zu Flemming. Gehen Sie und zeigen Sie Sich der Nation auf dem Balkon.

Flemming trat heraus. Eine ehrfurchtvolle Stille herrſchte. Der Fürſt ſchickte einige ſeiner Bediente hinunter, welche den Ton zum Vivat Flemming angeben muſten. Sogleich erſcholl ein allerallgemeinſtes, allerlebhafteſtes Freuden- und Vivatgeſchrei. Flemming ſtand mit unbedecktem

Haupte, ward wie begeiſtert, ſchwenkte ſeinen Hut und rief — „Mitbürger, ich lebe und ſterbe wieder für euch.“ Das Vivatgeſchrei erſcholl von neuem, und ſo, wie Flemming ſich vom Balkon beaab, begab ſich auch das ganze Volk entzückt nach Hauſe, um zu einer allgemeinen Illumination in der nächſten Nacht Anſtalt zu machen.

Der Fürſt war kaum eine Stunde wieder da, als der ganze Schöppenſtuhl von . . ., welchen er auf der Stelle herbeirufen laſſen, ſchon ſeine Ankunft melden lies. Die Fakultiſten wurden ſofort als auſſerordentliche Kommiſſion zur Unterſuchung und zum Rechtſpruch über den Exminiſter von Ingenſtröm nidergeſetzt und bekamen die gehörige Inſtruktion, von welcher der Flemmingſche Aufſatz und das bei dem Verhör der Gräfin gehaltene Protokoll die Baſis wurden. Flemming, der eben noch mit ſeinem Herrn konferirte, wohnte dieſem Aktus zwar bei, verbat ſichs aber, vor geſprochenem Endurtheil im geringſten an der ganzen Sache weiter Theil zu nehmen. Er bekam die Ordre, ſich ſogleich ſelbſt im Finanzkollegium von neuem zu introduciren und den erſten Platz darinn einzunehmen. „Orientiren Sie Sich, ſprach der Fürſt zu ihm, unterdeſſen vor dem ganzen wahren gegenwärtigen Zuſtande meiner Oekonomie. Sobald die Unterſuchung gegen J. geendigt und das gefällte Urtheil vollzogen iſt, will ich Ihre Plane anhören. Fahren Sie nun nach Ihrem ehemahligen Hauſe und bedienen Sich jederzeit meiner Equipage. Daß Sie ſtets mit mir eſſen, verſteht ſich. «

Flemming's konfiſcirtes Haus war zwar verkauft, aber noch nicht bezogen worden. Der Käufer hatte es am Morgen noch gegen eine fürſtliche Aſſignation an den erſten Einheber der baaren Gefälle zurückgeben müſſen und ſein Kaufpretium wieder erhalten, und der Fürſt hatte es ſogleich vom Schloſſe aus meubliren laſſen. Man war eben hiermit fertig, als Flemming den Befehl erhielt, es wieder in Beſitz zu nehmen. Ehe er dis aber that, fuhr er bei der Familie des Leibjägers St., der für ihn ſterben müſſen, vor. Hier kam er gerade zu rechter Zeit. Frau und Kinder weinten ihm entgegen und erſtere klagte ihm, daß der grauſame Miniſter bald darauf, als der Fürſt aus dem Lande geweſen, ihr alles wieder genommen, was ihr ausgeſetzt geweſen, worauf ſie aus der Allmoſenkaſſe eine Wenigkeit wöchentlich erhalten, wovon ſie kaum das bloſſe Brod für ihre vielen Kinder anſchaffen können. Flemming, durch die Unmenſchlichkeit, an dieſen Verlaſſenen begangen, erſchüttert, gab alles, was er an Geld gerade bei ſich hatte, an ſie hin, verſprach ferner väterlich für ſie zu ſorgen und tröſtete ſie. Er nahm das kleinſte Kind auf ſeinen Arm, hakte ſeine Uhr an ſelbigem feſt und ſprach — „o könnte ich dir doch deinen Vater wiedergeben!“ Ja wohl, ſeufzte die Mutter, ſein Herz ſchlug noch ſtärker für uns, als die Uhr . . .

Vor ſeinem Hauſe fand Flemming abermals eine groſſe Menge Menſchen verſammlet, die unterdeſſen noch vom Lande herein gekommen waren und ihn nur zu ſehen wünſchten. Im Hauſe ſelbſt befand ſich — Wild.

Wild, der auf ihn zuläuft. Zu dienen, zu dienen! Willkommen, willkommen wieder im Lande! Sagte ichs nicht — geſund ſehen wir uns wieder?

Flemming. Ja wohl, lieber Wild, und das ſo ganz unerwartet —

Wild. Ja, und ſo ehrenvoll. Du lieber Gott, wie das alles ſo kurios kommen mus! Das heiſſt doch wohl recht — Blätgen, wende dich.

Sagt' ichs nicht, es ſei noch nicht Abend und er werde ſeinen Lohn ſchon noch kriegen? Nun werde ich ihn wohl unter meine Kur bekommen und da weiſe ich das Schwert warlich nicht weg. Ich ſagts ihm dermahlen ſchon, als er mich da koram hatte — wenn ich ſo einen Moritzkopf, oder einen gewiſſen andern Kopf noch einmahl unter die Hände bekommen könnte, dann, ja dann — — — Unter dem gewiſſen andern Kopf meinte ich ſeinen, verſtehen Sie mich wohl?

Flemming. Ach ja, das verſtehe ich wohl.

Wild. Und wenn ich dann nur den gewiſſen zweiten andern Kopf auch noch dazu ſo hätte, wie ich ihn haben wollte. Ich weis auch nicht, warum ihn unſer Herr nicht mitgebracht habe. Verſtehen Sie mich wohl?

Flemming. Alles, alles, lieber Wild. Wir wollen aber nicht hoffen, daß es ſo weit kommen werde.

Wild, betreten. Nun, und ich denke, den einen habe ich ſchon gewis. Sie werden doch nicht etwa ein gut Wort für ihn einlegen wollen? Ja freilich, dann — — Aber das wäre doch auch zu viel. Wiſſen Sie wohl noch, wie er immer herüber und wieder herüber ſchickte und die Zeit gar nicht erwarten konnte, und wie er da hinter dem halbaufgezogenem Vorhange ſtand und alles recht einnehmen wollte? Warte, du ſollſt toll werden. So iſts einmahl recht in der Welt; ſo wird einmahl Gerechtigkeit gepflogen. Zweimahl habe ich Sie nun in meinem Leben ſehr bewegt angefaren kommen ſehen; dermahlen ans Schafot, und heute aufs Schlos. Aber heute war mir doch ganz anders bei dem Fuhrwerke zu Muthe.

Flemming, recht herzlich. Mir auch, guter Mann; das kann ich Ihm ſagen.

Wild, der ihm den Kopf klopft. Nun, aus dem ſoll nun wohl noch recht viel Gutes für unſer armes Land kommen.

Flemming. Mit Gottes Hülfe — ja! Freue Er ſich nun erſt recht darüber, daß er ihn ſitzen lies.

Wild. Das thue ich auch noch, und alle Menſchen thun es. Seit einigen Stunden werde ich auch ordentlich von Jedermann ſo geehrt, als wenn ich Köpfe aufſetzen könnte. Und das hat keine andere Urſache, als dieſe.

Flemming. Das iſt mir alles recht ſehr lieb. Und meine Mitbürger ſollen Ihn erſt recht in der Folge dafür ehren.

Wild. Und doch wollten Sie mich dermahlen ſo bange machen . . . Nun fragen Sie erſt vollends einmahl unſern Fürſten, ob ich recht oder unrecht daran gethan. Nun ſoll er wohl noch anders darüber urtheilen — Der gottloſe J! Er wollte mich zuletzt auch noch recht drücken.

Flemming. Wie ſo?

Wild. Mit Henkersgewalt wollte er mich noch von meiner Scharfrichterei vertreiben; denn er konnte mir's gar nicht vergeſſen und hats wohl hundertmahl geſagt, daß ich ihm ſein ganzes Koncept verdorben.

Flemming. Das hat nun alles ein Ende und wir müſſen es vergeſſen. Ein Gemüth, wie das ſeinige, das des Guten nicht vergas, das ich ihm gethan, mus auch des Böſen vergeſſen, das ihm ein Anderer gethan.

Wild. Das will ich wohl; aber der allgemeinen Landesnoth wegen, die er angerichtet, möchte ich ihm doch gern an den Hals und werde ihm auch wohl mit Gottes Hülfe noch daran kommen. — Und a propos, wie iſt es nun mit dem Apfel, der ſo weit vom Stamme gefallen ſein ſollte? Sagte ichs nicht, Art laſſe nicht von Art?

Flemming, der ſich endlich beſinnet. Davon ſtill anietzt!

Wild. Nun, Sie ſind mir aber doch noch gut?

Flemming. Recht herzlich. Und ich ſtehe nun iederzeit wieder zu Dienſte, wie ſonſt.

Der gekrönte Märtirer eilte, ſobald der ſchwatzhafte Scharfrichter ſich entfernt hatte, in ſein ehemahliges Betkämmerlein, fiel mit inbrünſtigſter Andacht auf ſeine Kniee und betete: »Ehre, Preis und Anbetung dir von Ewigkeit zu Ewigkeit — du meines Daſeins Urheber und meines ſonderbarſten Schickſals allheiligſter Regirer! Auf dein Geheis iſt der arme Vertriebene aus der Fremde zurückgekehrt und hat wiedergefunden ſein Vaterland, ſein Haus und das Herz ſeines Fürſten. Ach wie iſt mir! Was iſt mir alles wiederfaren, ſeitdem ich hier zum letzten mahle zu dir betete — Vater! Eine ſo lange Reihe von böſen und guten Schickſalen in einer Handvoll Tage, wie ſie oft ein halbes Jahrhundert nicht zuſammen hat — — wenn ich auf ſie zurückſehe, wie kämpft mein Geiſt mit ſich ſelbſt darüber, ob es alles wirkliches Faktum oder Dichtung ſeiner Fantaſie nur ſei! Aber es iſt alles, alles wahr, und ich liege hier vor dir als ein unzuverkennendes Denkmahl deiner Providenz. Wie hätte ich dieſe Umwandlung meines Schickſals erwartet! Aber du kannſt alles, und wenn du einzelnen Leidenden und ganzen leidenden Völkern geholfen wiſſen willſt, ſo wird ihnen geholfen. Ein Fürſt ſpricht mit dem andern — und ſo geſchehen Dinge, wie Zeichen und Wunder. Zwar ſeufze ich dennoch unter ſchwerem Familienjammer; aber vielleicht muſte dis ſein, damit ich mich nicht überheben möchte. Und — Vater, ſchufeſt du darum wohl die Trennung der Meinen von mir, weil ich im tiefen Gefühl des mir geſchehenen Unrechts ihnen einſt das Gelübde that, mich nie wieder von ihnen zu trennen? Wollteſt du mich dadurch belehren, wem ich eigentlich angehöre und daß die gröſſere Familie meiner Mitbürger gröſſere Anſprüche an mich habe, als das eine Weib und die eine Tochter? Ach ſo verzeih mir! Jetzt fühle ich, daß ich Unrecht gethan. Sophien will ich zu mir nehmen und ſie ſoll vor meinen Augen gewartet und gepflegt werden. Vielleicht gibt es doch noch Mittel für ſie. Und Leopoldine — o ſie ſei auch jetzt in einem Lande, in welchem ſie wolle, erbarme dich ihrer! Es iſt nicht wahr, daß ſie heiter ſei; es iſt unmöglich, daß der Gedanke, mich haben verlaſſen zu müſſen und mich dadurch in ſchrecklichen Gram geſtürzt zu haben, ſie noch lange auf der Unterwelt erhalten könne. Sie wird mir bald, bald vorangehen nach oben zu. Dis ſtärke, dis tröſte mich; damit ich die Zeit, welche für mein Vaterland noch nöthig iſt, männlich und thätig verlebe. Hernach, hernach bringe mich ihr bald nach und las mich ihr dann das Gute erzählen, das ich am Grabe ſchon für meine Mitbürger noch ſtiftete. Das wird ſie freuen, das wird ſie entzücken, und ihr Vater wird ihr dann noch werther ſein, als er ihr iezt ſchon iſt. O wüſte ſie diesſeits ſchon, was von neuem geſchehen iſt! Sagte es ihr in dieſen Augenblicken eine geheime Ahndung ihrer Seele doch! Wie würde ſie das ſtark machen, auch ihre Trennung von mir zu ertragen! Las mich, Vater, nie von dem Gedanken an ſie in meinen Geſchäften unterbrochen, ſondern vielmehr befördert werden, wenn ich nun für des Vaterlands Wohl im Ganzen arbeite. Ich will recht thätig, recht unaufhaltſam thätig ſein; ſegne du mich dabei mit iugendlicher Kraft. Erhalte meinen Fürſten bei den beſſern Geſinnungen, zu denen er durch deine Schickungen zurückgekehret iſt. Las ihn wieder ganz den Vater ſeines Volks werden, der er einſt bei dem Antritt ſeiner Regierung war. Las mich allemahl bei ihm geneigtes Gehör finden, wenn ich über menſchenfreundliche Plane und Veranſtaltungen ihm den Vortrag mache. Gib mir alsdann Stärke, recht eindringend zu ihm zu reden und belohne mich dafür mit ſeinem ganzen Zutrauen. Gott, dein Märtirer iſt erhört und gekrönt. Habe ich dem Vaterlande unter Druck und Verfolgung gedient, mit ganzer Seele gedient; wie ſollte ich es nicht nun, da ich es ohne alle Gefar thun kann? Nimm mich hin, Vaterland, nimm mich hin mit Leib und Seele. Ich bin nun wieder in deinem Schoſſe und ſo geſchehe meine lezte Handrege noch für dich, und das lezte Aufthun meines Mundes noch für dich, und der lezte Schlag meines Herzens noch für dich!“

Flemming beſah nun ſein ganzes Haus und erſtaunte über die fürſtliche Freigebigkeit, mit der er es meublirt fand. Er introducirte ſich Tags drauf blos in das Finanzkollegium und eilte ſofort, Sophien zu ſich zu holen. Albert, der als Vieharzt in der Gegend umher ſein Weſen zu treiben anfing, kam eben von einer Reiſe zurück, und als er hörte, was unterdeſſen vorgegangen, fiel er ſeinem Vater um den Hals und ſprach — „Ach Vater, nun hätte ich auch eine Bitte an Sie.“

Flemming. Welche? Sag an, mein lieber Sohn.

Albert. Daß Roſalie meine Gattin werden dürfe . . .

Flemming. Will ſie es denn werden?

Albert. Von ganzem Herzen wird ſie mein.

Flemming. Wollen ihre Eltern ſie es werden laſſen?

Albert. Mit Freuden haben ſie mir das Wort gegeben.

Flemming. Nun, ſo habe das meinige auch. Gott ſegne euch beide! Du liebteſt ruhiger; darum liebteſt du glücklicher . . . (tritt ans Fenſter und weint nach der Mühle hin) Fort iſt fort . . .

Albert, der Roſalien herbeigeholt hat und dem ihre Eltern folgen. Hier, mein beſter Vater, kommt ſie und bittet, Sie auch Vater nennen zu dürfen. (Flemming umarmt Roſalien, Ehrhard Albert)

Flemming, zu Roſaliens Eltern. Alſo — wir ſehen es Alle gern, daß unſere Kinder einen von uns, wie den andern, nennen? (herzliche Freundſchaftsergießungen erfolgten von beiden Theilen) Nun, ſo will ich in dir meine neue Tochter, die alte lieben, die für mich nicht mehr iſt. Mache Albert recht glücklich; er iſt ein guter Sohn und wird auch gewis ein guter Mann werden. So lebhaft nicht, wie ſeine Schweſter war — wollte Gott, ſie wäre es nicht geweſen — aber gewis ſo brav, wie ſie. — Du lieber Freund Ehrhard, wir werden uns ia immer noch mehr in der Welt. In den Tagen, da ich von dir gehe, wird ein neues heiliges Band unter uns geknüpft. Wie mus dieſe Vorſtellung auf dein und mein Herz wirken! Ach du nahmſt mich mit meiner Familie auf, als uns das Vaterland verſties. Bei dir fanden wir den Zufluchtsort, den auch unſere Feinde uns nicht gönnten, aber doch endlich gönnen muſten. Du theilteſt mit mir alles, alles — Haus und Hof, Geld und Gut, Hand und Herz. Theile du nun in Zukunft iede Freude mit mir, die ich auf der Erde noch habe, theile einſt meine Seligkeit mit mir.

Ehrhard, freundſchaftlichbeſchämt. Du machſt mich verlegen, Lieber. Brich davon ab, Wir ſind zu alte und warme Freunde, als daß wir uns mit weitläuftigen Dankſagungen gegen einander abgeben ſollten.

Flemming. Es iſt aber doch wahr. Was wäre aus uns geworden, wenn du nicht warſt? Wohin hätten wir unſern Wanderſtab ſetzen ſollen? Denke einmahl, wie du dich mit uns verweiſen lieſſeſt. Und warſt du nicht bereit, uns lebenslang bei dir zu behalten?

Ehrhard. Ja, das thäte ich gern noch. Da es aber ſo gekommen iſt, ſo geh von mir. Ich will dich gern fahren laſſen; denn du wirſt nun vielen Tauſenden mehr werden, als ich dir war. Geh und wirke viel groſſes und allgemeines Gutes. Baue dir neue Ehrenſäulen in den Herzen deines Volks; baue dir neuen Nachruhm in ſpäter väterländiſcher Chronik und — eine noch reſpektablere Stufe im Himmel. Da du nun aber mich verläſſeſt, ſo las mir deinen Sohn. Wenigſtens las ihn einige Zeit hier bei mir wohnen. Wir haben uns ſo an unſer Kind gewöhnt, und ich will ihn ſtatt deiner gern umarmen.

Flemming. Alles, wie du willſt. Sophien aber nehme ich mit. Will es Gott, daß ihr geholfen werden ſoll, ſo kann es in der Stadt am erſten geſchehen. Der Fürſt ſieht es auch gern, und wer weis, was es für Eindrücke auf ſie macht, wenn ſie wieder in ihr Haus eintritt. Wenigſtens ſoll ſie, ſo lange ich lebe, mich täglich ſehen, und ich ſie.

Sophie lies ſich ſtill und ohne Bewuſtſein von ihrem Manne in den Wagen führen. Es machte einen traurigen Eindruck auf Flemming, als ſie auch nicht das geringſte Zeichen von ſich gab, als wüſte ſie, daß hier Abſchied genommen würde, und als fühlte ſie Dank für die Ehrhardſche Familie. Die letzte Abrede, welche unter beiden Freunden getroffen ward, war noch weit öfterer wechſelſeitiger Beſuch auf die Zukunft, als in den vorigen Zeiten. Und nun ſchieden ſie auseinander und Ehrhards Thränen über Leopoldinens Schickſal, woran er ſich ſchuldig fühlte, floſſen Flemming nach.

Sophie, als ſie in ihr Haus eintritt. Wo bin ich denn? das iſt ia mein Haus. Und wer biſt du denn? du biſt ia mein Mann. Was iſt denn mit mir?

Flemming, ſo freudig beſtürzt, daß er ſich gar nicht zu faſſen weis. Herzensbeſte Mutter — habe ich dich wieder? o Gott, wenn das wäre! Ja freilich ſind wir in unſerem Hauſe wieder, und ich bin dein für Freude über dich ganz auſſer ſich geſetzter Mann. Ich hatte dich ia verlohren, und nun — —

Sophie, indem ein Wort das andere sagt. Denke nur nicht, daß ich mit Vorſatz in den Teich ſprang; ich war blos ſo in Gedanken über dich, daß du gewis nie wieder kämeſt. Leopoldine! Leopoldine!! (heftig zuſammenfahrend) Ach das Gott im Himmel erbarm, meine Tochter, meine Tochter — — da ſpringt ſie auch in den Teich — — —

Flemming ſtutzte, ward aber lezt an weiterem Nachdenken darüber behindert; denn Sophie hatte nur ein kleines lucides Intervall gehabt und trat ſchnell in ihren vorigen Zuſtand zurück. Als ſie in ihre ehemalige Wohnſtube einging, ereignete ſich von neuem etwas ähnliches; doch bei weitem nicht in dem hohen Grade. Sie wollte vor ihren Schrank gehen, fand aber da, wo ſelbiger ſonſt geſtanden, einen groſſen Spiegel, erblickte ſich unerwartet darinn und ſprach ein bloſſes Ham! Damit war der neue gute Moment vorüber und es kam kein ähnlicher wieder. Ihr Mann jammerte über ſeine vergeblichgeſchöpften Hofnungen, lies aber doch ein Paar Aerzte kommen und erzählte ihnen die ſonderbaren Vorgänge. Dieſe erſtaunten, fingen ſie an, noch für kurabel zu halten, und ſtimmten darüber überein, daß, wenn es möglich wäre, daß Leopoldine jemals

mals wieder von ihr erblickt werden könnte, ihre Wiederherſtellung dadurch wahrſcheinlich ſei.

Das Ingenſtrömſche Verhör nahm ſeinen Anfang, muſte aber bald unterbrochen werden, weil ſein körperlicher Zuſtand ſo äuſerſt ſchwach ward, daß die Fakultiſten es unter der Menſchlichkeit hielten, es unter dieſen Umſtänden fortzuſetzen. Flemming brauchte dieſe Zwiſchenzeit, um ſeine erſte neue gemeinnützige Operation für ſein Vaterland, die aber keineswegs in das Fach der Finanzoperationen ſchlug, zu bewirken. Auf eine lange und bidere Konferenz, die er mit dem Fürſten gehalten, fuhr dieſer zum Thore hinaus und brachte Tags drauf ſeine Gemahlin wieder zur Reſidenz, welche während der Dauer ſeiner Demarchen in völliger Abgezogenheit von allem Umgange in einem Winkel des Landes gelebt und ſich daſelbſt mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte. Ihre Zurückkunft verurſachte einen allgemeinen Jubel und ieder wahre Patriot ſah dadurch die ſeligern Ausſichten in die Zukunft befeſtigt.

Die Geſundheitsumſtände des Exminiſters beſſerten ſich über alles Erwarten. Das Verhör über ihn ward alſo fortgeſetzt und beendigt. Die Fakultiſten ſprachen ihm einmüthig den Kopf ab und der Fürſt beſtätigte ihr Urthel.

Die Nachricht hiervon flog wie ein Pfeil durchs ganze Land und machte allenthalben die tiefſten Eindrücke. Man lobpries und ſegnete den Gerechtigkeitliebenden Fürſten, der ohne alles Anſehen der Perſon handle; man wünſchte Flemming zu der eklatanten Satisfaktion, welche er empfangen, in hundert Briefen Glück; man überreichte dem Fürſten eine Bittſchrift, die mehr als tauſend Bauern unterſchrieben hatten, daß Jngenſtröm auf demſelben Platze ſeinen Kopf verliehren möchte, wo ihn Flemming hätte verliehren ſollen. Flemming aber dachte anders über die Sache und machte ſich an einem Morgen in aller Frühe zu ſeinem Fürſten auf.

Fürſt. Was bringen Sie mir ſo früh ſchon, F.?

Flemming. Eine unterthänigſte Bitte, gnädigſter Herr.

Fürſt. Jſt ſie erhörbar? Kann ich erhören?

Flemming. Ja, das iſt ſie, und nur Sie können ſie erhören.

Fürſt. O wenn nur das iſt — ſo ſagen Sie an; Jhnen bin ich ia alles ſchuldig.

Flemming. Jch habe nicht eher an dem Proces meines Feindes Antheil nehmen wollen, bis er entſchieden wäre. Nun iſt er entſchieden. Aber ich bitte Sie flehentlich — — —

Fürſt, heftig. Ich glaube gar, Sie wollen für den Böſewicht intercediren? Es bleibt dabei, der Kopf ſoll ihm heruntergeſchlagen werden, und das von Wild, und zwar auf derſelben Stäte, wo — (hält ein und ſcheint beſchämt durch ſich ſelbſt)

Flemming. Gnädigſter Herr, die Natur ſelbſt dürfte ihn doch wohl bald auf die Seite bringen — —

Fürſt. Um ſo mehr ſoll mit der Exekution geeilt werden; damit das erſchütternde Strafexempel nicht verlohren gehe.

Flemming, bittend. Ich glaube, daß er dreimahl das Leben verwirkt habe; aber es iſt dem Lande doch nicht mit ſeiner Hinrichtung gedient. Und es wird Ihnen die liebevolleſte Bewunderung Ihres ganzen Volks bewirken, wenn Sie die erſte Zeit Ihrer wiederangetretenen Selbſtregierung mit einer der Huld- und Gnadevolleſten Thaten zeichnen.

Fürſt. Mit einer der Recht- und Gerechtigkeitvolleſten will ich ſie zeichnen. Nicht nur mein Volk, ſondern die Völker — hören Sie, was ich ſage — die Völker ſollen einmahl die tröſtende

Erfahrung wieder machen, daß auch Böſewichter auf der erſten Landesſtelle, wenn ſie gleich Jahre und Reihen von Jahren hindurch frei und frank Fürſtenbetrug, Unterthanenplack, Unſchuldsdruck und alle mögliche Bosheit ausgeübt, endlich doch noch hier ſchon den Lohn ihrer Miſſethaten davon tragen. Eine ſolche Erfahrung ſtärkt die Menſchheit im Vertrauen nicht nur auf die Providenz Gottes, ſondern auch auf die Providenz der Fürſten ...

Flemming, noch bittender. O herrlich und ſchön geſagt, gnädigſter Fürſt! aber dieſer Endzweck iſt ſchon gröſtentheils durch das gefällte Urtheil über den Elenden erreicht und kann durch öffentliche Bekentmachung deſſelben völlig erreicht werden. Sie haben ſich dadurch dem Volke als ein gerechter Fürſt gezeigt; zeigen Sie Sich nun auch als ein gnädiger Fürſt! Schenken Sie ihm das verbrochene Leben wie mit eigener Hand wieder; ſo, daß er es unſchädlich für alle Menſchen verlebe und vom Eingeſtändnis ſeiner Verbrechen noch zur Reue über ſie kommen möge.

Fürſt. Der Auswurf der Miniſterwelt! Welch eine lange Reihe von Verbrechen hat er begangen!

Flemming. Ja, aber — es ſind zu viel gegen Sie ſelbſt begangene darunter ... Sollten die erſten Menſchen — Fürſten — die einzigen ſein, denen die erſte Tugend — Verzeihung gegen ihre Beleidiger — auszuüben nicht frei ſtände? Ach, ie höher der Standort iſt, auf welchem dieſe ausgeübt wird, deſto himmliſchſchöner glänzt ſie, deſto unüberſehbarweiter leuchtet und wirkt ſie durch die Beiſpielskraft.

Fürſt, nach einer Pauſe, während welcher ſein Herz mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien. Aber wie können Sie für einen Nichtswürdigen ſo bitten, der wie ein Teufel gegen Sie gewütet hat?

Flemming, Hofnung ſchöpfend und flehentlich bittend. Eben darum, huldreichſter Landesvater; — Eben darum! Ach — Erhörung meiner Fürbitte für meinem raſendſten Verfolger!!! (will einen Fusfall thun; der Fürſt aber hält ihn mit aller Kraft ſeiner Armes davon ab) das ſoll der ſüſſeſte Lohn von Ihrer Hand für alle meine überſtandenen Leiden ſein. O beſordern Sie dieſen ſchönſten, dieſen Chriſtentriumf meines Herzens über ſeinen Feind ... Er war einſt dawider, als Sie mir das Leben ſchenkten.

Fürſt, die Hand Flemming ſchnell gebend. Ja, äuſerſt guter Mann, ja! Aus dieſem Geſichtspunkt die Sache betrachtet — geſchehe es! Vollkommen ſoll nun Ihr Triumpf über ihn werden — vollkommen. Sie ſollen es ſein, der ihm das Todesurtheil publicirt. Sie ſollen ihm alsdann ſagen, daß ich ſein Leben in Ihre Hände gegeben. Und dann ſchenken Sie es ihm und ſagen ihm dazu, daß Sie es ihm ſchenken; damit er wiſſe, daß er nur Ihnen ſolches zu danken habe, und ſich lebenslang als den beſchämteſten Niderträchtigen fühle.

Flemming, erſchrocken darüber, daß ihn ſein Fürſt ſo misverſtanden. Ach nein, gnädigſter Herr, nein! Bei meinem Herzen — bei Ihrer Gnade für mich — ſo ia nicht! Dieſen Triumf über ihn meinte ich nicht. Wie wäre ich deſſen fähig! Und wie würde ſolcher in den Augen der Welt und des Elenden ſelbſt das Anſehen eines Triumfs der allerhöchſten Schadenfreude gewinnen! Nein — Triumf meines Herzens über ihn wünſche ich; nur das Bewuſtſein im Stillen wünſche ich zu genieſſen, daß ich ſein höchſtes Böſes gegen mich mit dem höchſten Guten gegen ihn vergolten.

Fürſt. So wollen Sie alſo auch gar nicht einmahl dabei ſein, wenn ihm Tod und Leben publicirt werden?

Flemming, muthig. Nein — gnädigſter Fürſt! Es iſt mir unmöglich.

Fürſt. Nun, ſo ſollen Sie Ihre gute That auch ſogar nach Ihrem Geſchmack ausgeübt haben. Dieſer Morgen ſetzt Ihnen in meinem Herzen das unzerſtörbarſte Denkmahl. Gehen Sie nun mit hohem Selbſtgefühl an Ihre Geſchäfte und laſſen in dieſer Sache mich thun. Bald wollen wir unſere Konferenzen über meine und meines Landes Angelegenheiten anfangen. — Gott, was hat ſich mein Volk von einem Finanzminiſter von ſolchen Geſinnungen zu verſprechen! Dieſen Karakter gebe ich Ihnen von nun an; einen unweit höhern gab Ihnen ſchon Ihr eigenes Herz.

An demſelben Tage noch muſte die nidergeſetzte Kommiſſion dem Exminiſter Tod und Leben publiciren. Als er das Todesurtheil hörte, ſank er in eine ſtarke Ohnmacht. Einer der Fakultiſten, als er ihn ſo wie entſeelt vor ſich liegen ſah, konnte ſich nicht enthalten, auszurufen — „Iſts doch warlich, als vollzöge ſein eigenes Gewiſſen die Sentenz an ihm!“ Nach einer halben Stunde vernahm er die ihm geſchehene Begnadigung und ſchien ſehr gerührt zu ſein; bis er den Nachſatz hörte, daß er ſein Leben aus Flemmings Hand, der für ihn gebeten, nehme, und daß dieſer es ihm eigentlich ſchenke. Da knirſchte er zum Entſetzen der Anweſenden gräslich mit den Zähnen und Geifer des Ingrimms quoll ihm zu beiden Seiten des Mundes heraus. Der Sentenz gemäs ward er ſofort lebenslang auf die alte Burg gebracht, wohin er Flemming einſt ſetzen laſſen. Als er dieſe erblickte, ward er ſehr unruhig, und immer unruhiger, je näher er derſelben kam.

Tags drauf beſuchte Ehrhard Flemming und überbrachte ihm einen Brief von der Frau von Ingenſtröm, worinn ihn dieſe flehentlich bat, der ganzen Welt den gröſſeſten aller Beweiſe von der Erhabenheit ſeines Herzens zu geben und den uneingeſchränkten Einflus, welchen er neuerlich auf ſeinen Herrn wiedererhalten, zur Rettung des Lebens ihres Mannes anzuwenden.

Flemming, als er den Brief geleſen, mit groſſer Freudigkeit Ach wie ſchön, daß dieſer Brief nicht geſtern ſchon an mich kam! Es iſt doch beſſer, wenn man ſo etwas lieber blos aus ſich ſelbſt gethan hat.

Ehrhard, nachdem er den Brief auch geleſen und von Flemming gehört, was er gethan. Du braver Mann! (umarmt ihn lange und innig) Du allerbravſter Mann! Iſts doch — (hebt ihn vor ſich hin) iſts doch warlich, als umgäbe deinen Kopf ein Strahlenkreis, wie man ihn den Heiligen vom erſten Range gibt! Du, du trägſt nun ſchon ſo eine Krone der Herrlichkeit, wie dort die Vollendeten tragen. Ich bitte dich, ich bitte dich, was für eine That haſt du gethan!

Flemming, bider. Lieber, beſter Freund, was iſt denn das nun mehr? Hätteſt du an meiner Statt nicht ebenſo gethan? (Ehrhard lächelnd) Nun ſo biſt du ja mein Bruder, mein Bruder im allerheiligſten Verſtande.

Ehrhard, nach einer Weile. Und — hier iſt noch ein Brief. Lies einmahl.

Flemming, mitten im Leſen. Was? Was iſt das? Der Kaufmann zu H. will ſich zu dem Brief nicht bekennen? Er leugnet, daß er davon wiſſe?

Ehrhard. Ja, ſiehſt du? Es war, als ſagte mir's mein Herz. Ich konnt's nicht unterlaſſen, an ihn zu ſchreiben und nähere Auskunft von ihm, beſonders über die angeblichbezeigte Luſtigkeit deiner Tochter, zu verlangen. Nun gehen mir gewiſſe alte Gedanken wieder recht im Kopfe herum.

Flemming. Ach habe Dank, ewiggeliebter Freund! Du bringſt mir ſüßen Troſt. Sagt' ichs nicht, Leopoldine kann, kann über ihre Entführung von mir nicht luſtig ſeyn? Gott ſei Lob und Dank — nun weis ich's doch gewis, daß es nicht wahr ſei. Nun, nun, ach wie ſchön, wie ſchön! Aber — ſprich, was iſt das, was ſoll das ſein? (Flemming ward zum Fürſten gerufen) Bleib hier, Lieber, bis ich wiederkomme.

Fürſt, im edlen Zorn. Nun erwägen Sie, ob der Böſewicht es wohl verdiene, daß Sie ihn vom Schwert gerettet. Als ihm vorgeleſen werden, daß er Ihnen den Pardon zu danken habe, hat er wie ein Ungeheuer für Ingrimm geknirſcht, und Drachengeifer iſt ihm zum Munde herausgefloſſen . . .

Flemming, ganz ruhig. Schadet nichts — gnädigſter Herr. Deshalb reuet mich meine Fürbitte für ihn nicht. Es reue auch Sie der Erhörung derſelben nicht. Vielleicht kommt doch noch eine Stunde, in der ſein Herz zum mildern Gefühl des ihm widerfarnen Guten geſtimmt ſein wird.

Fürſt. Auf der Stelle hätte ich die Begnadigung zurücknehmen mögen; ſo erſchütterte mich der Bericht davon. Der Entſezliche!

Flemming. Wie geſagt, vieleicht macht mein Verhalten gegen ihn einſt noch beſſere Eindrücke auf ihn. Die erſtern konnten bei ſeiner angewöhnten Denkart faſt keine anderen ſein.

Fürſt. Ich wills wünſchen, zweifle aber ſehr daran. — Bei dieſer Gelegenheit habe ich dann auch zu meiner gröſten Bekümmernis erfaren, daß die alte Burg voll von Gefangenen ſein ſolle. Der Tirann kann während meiner Abweſenheit manchen Unſchuldigen da haben feſtſezen laſſen, der über mich ſeufzt. Ich will, daß eine Reviſion angeſtellt werde; und da ich auf der Stelle keinen andern dazu weis, ſo müſſen Sie ſich dieſem Geſchäft unterziehen. Begeben Sie ſich alſo ſofort hinaus und ſtatten mir hernach Bericht ab. Unterdeſſen ſoll die verſprochene Citation ſeines Sohnes und Ihrer Tochter entworfen werden.

Flemming. O gnädigſter Herr, diſpenſiren Sie mich huldreichſt hiervon!

Fürſt, lebhaft. Warum? des Böſewichts ſelbſt wegen etwa? Dieſen brauchen Sie nicht zu ſehen. Seintwegen bedarfs keiner Reviſion. Gehen Sie ſeinem Zimmer vorüber.

Flemming. Dis würde nicht ſo allgemein bekannt werden, als daß ich überhaupt da geweſen wäre. Und ſo konnte es Menſchen geben, die mir nachſagten, daß ich dort geweſen, um meine Schadenfreude aufs äuſerſte zu ſättigen.

Fürſt, determinirt. Sie ſollen. Es wird Sie nicht gereuen. Wie, wenn Sie da manchen Unſchuldigen aus ſeinem Arreſt befreien könnten, das wollten Sie nicht thun? Sie wollten nicht dankbar dadurch gegen das Schickſal für Ihre Rettung aus ſo manchem unſchuldigen Arreſt werden?

Flemming muſte gehorchen und fuhr ſofort nach der alten Burg ab. Ehrhard, weil ſichs gerade ſo traf, daß er noch da war, begleitete ihn. Der Invalidenhauptmann, welcher das Kommando daſelbſt hatte, gerieth über ſeine Ankunft in die äuſerſte Beſtürzung und wollte ihn ſofort zum Exminiſter führen. „Dis iſt der Einzige Ihrer Gefangenen, erwiederte Flemming, den ich nicht ſehen mag; die übrigen will ich aber alle ſehen.

Wo iſt die Liſte?“ Aus der Liſte ergab ſich, daß auf der ganzen groſſen alten Burg auſſer Flemmings ehemahligen Gefängniszimmer nur noch zwei Zimmernumern unbeſetzt waren. Der alte Hauptmann muſte mitgehen. Die Reviſion dauerte bis ſpät in den Abend hinein und hatte den guten Erfolg, daß Tags drauf zehen Unſchuldige wieder auf freien Fus geſtellt wurden.

Flemming, nach vollbrachtem Geſchäft, zu Ehrhard. Der Fürſt hatte doch Recht. Nun reuets mich nicht, daß ich heraus gereiſet bin.

Ehrhard. Schön! Schön! der Auftrag kam an den rechten Mann.

Flemming. Ich mus doch aber mein altes Quartier auch beſuchen — —

Ehrhard. Ach das iſt auch noch wahr.

Hauptmann. Es iſt ſchon zu dunkel dazu — — —

Flemming. Hat nichts zu ſagen. Brauchen Sie doch nicht mitzugehen. Nur Licht her und den Schlüſſel!

In dem Augenblick, als Flemming ſein altes Quartier aufſchlos, geſchah auf der andern Seite der Burg ein Schus. Darüber erſchrack er und — das Licht ging aus.

Flemming. Was war das?

Ehrhard. Ein Piſtolenſchus. Er geſchah dort, von woher wir kamen.

Es war ſchon völlig Abend. Auch waren ſeit der Zeit, daß Flemming hier geſeſſen, mit den Fenſtern Veränderung vorgegangen, daß es im Zimmer noch dunkler war, als auf der Gallerie. Ehrhard kannte die fromme Sitte ſeines Freundes und ſtörete ihn darinn nicht.

Flemming, vom Gebet aufſtehend, um ſich her faſſend und aufklopfend. Hier ſteht das Bette noch ſo, wie ich es gelaſſen habe. Freund E., als ich da noch lag, war ſchlimme Zeit.

Ehrhard. Ja wohl! Schade, daß es ſo finſter iſt. Wenn man nicht dazu ſehen kann, hats doch mit unſerer innern Empfindungskraft ſo gar nicht die rechte Art.

Flemming. Ich weis auch nicht, was mit den Fenſtern vorgegangen ſein müſſe.

Ehrhard. Las uns nur wieder gehen. Dismahl ſchlug die empfindſame Scene, die ich mir hier gedacht hatte, fehl. Es iſt ſo eine dumpfige Luft hier.

Flemming, als Ehrhard ſchon hinaus iſt und er ihm folgt, ſchnell wieder ſtillſtehend. Was war das? Hörteſt du's nicht?

Ehrhard. Es war auf jener Seite. Ich weis nicht, da iſt ſo viel Laufens.

Flemming. Nein, das Geräuſch war hier im Zimmer. Horch, da war's wieder. Hörſt du's noch nicht?

Ehrhard. Ja, nun hör' ich auch. Wart' — ich will das Licht wieder anzünden laſſen. (läuft ſchnell fort und Flemming tappt im Finſtern in die Gegend des Bettes hin, wo das Geräuſch geweſen zu ſein ſchien)

Ehrhard, der ohne Licht zurückgeſprungen kommt. Ums Himmels willen — da hat ſich vorhin der alte Hauptmann erſchoſſen — — —

Flemming, vom Bette wegtappend. Was wäre? Was? Warum? Iſt er todt?

Ehrhard. Todt auf dem Fleck.

Flemming. Gott bewahr! — Was wir vorhin hier hörten, waren zwar Ratten, die aus dem Bette ſprangen; aber im Bette liegt wahrlich ein

Menſch. Warum hat man mir dieſen verheelt? Ich mag ſchütteln an ihm, wie ich will; er erwacht nicht. (will fort zum Hauptmann)

Ehrhard. Warte nur noch einen Augenblick. Ich lief nur voraus. Da kommt ſchon Licht. Wir müſſen doch ſehen, wer — —

Flemming und Ehrhard, als ſie den tiefen Schlafenden betrachten, zugleich. Herr Jeſu — das iſt Karl!

Ein fürchterliches Schrecken überfiel beide Männer. Sie ſtanden lange wie in Eiſen verwandelt. Endlich rüttelten ſie ſtark und immer ſtärker den armen Schläfer; aber er wollte nicht erwachen. Flemming eilte an die Fenſter und wollte Luftzug machen. Die Laden waren vernagelt. So ſties er durch die kleinen Oefnungen in ſelbigen die Scheiben ein und ſchriee — Hauet die Laden auf!

Ehrhard. Siehſt du — ich habe mich trotz aller Widerſprüche nie des Gedankens ganz erwehren mögen, daß ſo etwas vorgegangen ſein könne. Und nun ſterbe ich drauf — Leopoldine ſitzt auch irgendwo ſo, wo ſie weder Sonne noch Mond beſcheint. Nun mache, daß der alte Böſewicht noch beichte, ehe er uns etwa auch ſo aus der Welt geht, wie der alte Hauptmann ... Weißt du nun, ohne lange zu fragen, warum ſich dieſer erſchoſſen? Karl hat Opium bekommen, darauf wette ich.

Flemming. Ach Ehrhard, ich kann mich gar nicht recht beſinnen. (ſieht Karl weinend an) Du armer rechtſchaffener junger Mann, wie habe ich dir Unrecht gethan! Vorhin, als ich hier knieete, dachte ich deiner im Gebet mit Schaudern. Wenn ich da gewuſt hätte, daß ich ſo dicht neben dir knieete! Ach, wie froh bin ich nun, daß ich hieher gereiſet bin! — Leopoldine mag nun ſein, wo ſie will, ſo wird ſie Gott gewis ſtärken. Aber — was mag ſie leiden ohne Vater und ohne ihren Karl! Wollte mich darum der alte Schelm nicht hieher gehen laſſen? ... Meintwegen hätte er ſich nicht dürfen erſchieſſen ... Aber was iſt hier zu thun, Ehrhard? Was zuerſt?

Ehrhard. Erſt Arzt und Wundarzt her. Und dann dem alten Teufel die Künſte abgefragt.

Flemming. Bleib du hier. Geh wenigſtens ab und zu. Ich will einen Bericht an den Fürſten abſchicken. (ſtreicht Karl das Geſicht) O daß du wachteſt, lieber Schläfer, wenn ich wieder komme!

Zum Glück war ſchon des alten Hauptmanns wegen nach Arzt und Chirurgus geſchickt. Flemming zitterte beim ſcheußlichen Anblick des Selbſtmörders. Er ſchrieb neben ſeinem Leichnam an den Fürſten und bat um Verhaltungsbefehle. Darauf examinirte er vorläufig die ganze kleine Beſatzung über Karls Arreſt in der Burg. Niemand aber wußte im geringſten darüber Auskunft zu geben, als derſelbe alte Invalide, welcher ihm einſt zu ſeiner geſunden Zurückkunft vom Schafot ſo traut gratulirt und der auch allein über Karln die Aufſicht gehabt hatte. Dieſer ſagte aus, daß er weiter nichts wiſſe, als daß der Schlafende ſo und ſo lange hier ſei, daß ihn ein Fremder hergebracht, und daß er von dem alten Hauptmann in Eid und Pflicht darüber genommen worden, bei ſeinen Leben das tiefſte Stillſchweigen über die Sache zu beobachten.

Ehrhard. Beſchreib uns doch einmahl den Fremden, wie er ungefähr ausſah.

Invalide, auf Karln hinzeigend. Wie der Herr da leibt und lebt, halter.

Ehrhard, zu Flemming. Siehſt du — ſiehſt du? Donhorſt und kein anderer Menſch. Es iſt, bei Gott, alles ſo, wie ich mir's denke.

Flemming. Nun, das ſoll ſchon alles heraus ... Geh nur zu Karln wieder ... Es ſoll ſchon alles heraus ...

Invalide, ſich vor die Bruſt ſchlagend. Nun, ich werde mich doch nicht etwa auch todtſchieſſen müſſen, halter? Ich kann doch nichts dafür. Unſer einer mus doch halter thun, wie ihm befohlen wird.

Flemming. Nein, nein, dir ſoll nichts geſchehen, Alter. Sei du nur ruhig.

Invalide, ſeinen Knebelbart ſtreichend. Der arme junge Herr — er hat mich halter geſchmerzt genung. Er hat geweint, wie ein Kind. Wer er ſei, ſagte er zwar nicht: aber er mus halter eine Braut haben; denn er hat viel gefantaſirt, und da rief er immer zehenmahl für einmahl — Poldgen! Poldgen!

Flemming, ſich ſtark ſchüttelnd. O Gott! O Gott! der Arme! der Brave!

Arzt und Wundarzt kamen. Der alte Kaptain war todt und blieb todt. Er hatte ſein Handwerk gut verſtanden, die Piſtole zwiſchen die Zähne geſteckt und ſich ein Paar Kugeln durch den linken Schedel gejagt. Karl aber war ſchlafend und blieb ſchlafend. Ehrhards Vermuthung ward für richtig erklärt.

Arzt, nach gehöriger Unterſuchung des tiefen Schläfers. Wer hat dieſen Herrn gewartet?

Invalide, der hervortritt. Niemand, als ich.

Arzt. Was hat er heute gegeſſen und getrunken? Erzähle alles genau.

Invalide. Da brauchts kein gros Erzählen halter. Eſſen wollte er heute gar nicht. Kaffe aber verlangte er und den brachte ich ihm auch.

Arzt. Wer hat den gekocht? Wie viel hat er getrunken?

Invalide. Sonſt koche ich ihn immer. Ein Loth halter und davon zwei Taſſen. Heute aber hat ihn unſer Herr Hauptmann gekocht. Er beſtand halter drauf, daß er ihn ſelbſt kochen wollte.

Arzt. So! (ſieht Flemming und Ehrhard bedeutend an) Und das waren auch zwei Taſſen?

Invalide. Ja, er hat aber nur eine getrunken halter. Die andere wollte er nicht.

Arzt. Und die habt Ihr wohl zu euch genommen, Alter?

Invalide. Ja, ich dachte, was mich biſſe. Es iſt ja doch nichts weiter, als ſchwarzes Waſſer, und Waſſer laſſe ich mir halter nicht einmahl gern in die Schuhe laufen. Gott ehre mich ein Glas Krampampuli!

Arzt. Was habt Ihr mit der zweiten Taſſe gemacht?

Invalide. Meine Alte ſchluckt halter das ſchwarze Zeug gern und hat ſchon manche Tracht Prügel dafür von mir bekommen. Ich trug ſie ihr alſo hin, weil ſie kein Geld koſtete, und ſprach — Sauf, daß du die Motten kriegſt.

Arzt. Wo iſt dieſe? Was macht ſie?

Invalide, überlaut lachend. Was will denn der Herr halter mit ſo einer alten Frau halter? die liegt unten in ihrer Kammer und ſchläſt auch wie ein Ratz.

Arzt. Nun iſts ſchon gut. (zum Wundarzt) Beſorgen Sie gleich Weineſſig für beide. (zu Ehrhard und Flemming) Nun iſts auſſer allen Zweifel, daß er Opium bekommen. Ein Glück, daß er die zweite Taſſe nicht genommen; ſonſt möchte er wohl nicht wieder erwachen. So aber, da er doch nur die halbe ihm beſtimmte Portion behalten, habe ich alle Hofnung — — — es müßte denn ſein, daß die Portion ungeheuerſtark geweſen.

Flemming, den Arzt umarmend. Ich bitte Sie, thun Sie Ihr Aeuſerſtes, den braven unglücklichen Schläfer zu erwecken. (wird vorgerufen)

Ein Hofrath, ein Sekretär und zwei Korporale von der Garde waren angekommen. Der Hofrath beſprach ſich mit Flemming über die ſtrenge Order, welche er hatte, den Exminiſter zum Geſtändnis über alles zu bringen und nicht eher aus der Burg zu gehen, bis ſelbiger geſagt, wo Leopoldine ſei.

Flemming. Noch ſchläft ſein Sohn und kann uns nichts zur Aufklärung ſagen. Der alte Hauptmann, das unglückliche Werkzeug, deſſen ſich der Grauſame bedient, iſt dahin. Ich bin aber in meinem Innerſten überzeugt, mein unmenſchlicher Feind wiſſe auch, wo meine Tochter ſei; und ſo iſts freilich der einzige Wunſch, den ich in der Welt noch habe, daß er ſich nicht auch etwan noch gewaltſam fortbegebe, ohne es zu ſagen.

Hofrath. Dazu iſt er zu viel Poltron. Sein Sie ohne Sorgen!

Flemming. Oder daß er nicht überhaupt darüber hinſterbe. Ich halte es für unmöglich, daß er noch lange lebe.

Hofrath. Ich denke, er ſoll wohl beichten. Und wenn ich's ihm nicht abfragen kann, ſo hat der Fürſt befohlen, daß es ihm die beiden Korporale drauſſen abfragen ſollen.

Flemming, erſchrocken. Ach nein — um Gotteswillen — nein!

Hofrath. Ja ich bitte Sie . . . Ich will nicht hoffen, daß er es ſo weit kommen laſſen werde. Thut er's aber, was ſoll ich machen? Ich darf nicht wieder zum Thore hinein, wenn ich nicht ſagen kann, wo ihre Tochter ſei.

Flemming. Ich verehre die Thätigkeit meines Herrn für mich und mein Kind; aber — ſo etwas ja nicht, um alles in der Welt nicht! Das wäre eine fürchterliche Juſtizpflege, und was würden alle Rechtſchaffene dazu ſagen? Drohen mögen Sie ihm, womit Sie wollen; aber — —

Hofrath. Nun, kommen Sie nur. Der Befehl iſt, daß Sie dismahl ſchlechterdings gegenwärtig ſein ſollen.

Flemming. Das will ich auch, wenn es um Ihre Order ſo ſteht. Nur erwägen Sie, daß der Fürſt ſolche in der erſten Hitze gegeben; daß ich es ſei, zu deſſen Beſten er ſie gegeben, daß ich alſo auch ein Wort mit ſprechen dürfe und daß ich für Sie verantwortlich ſein wolle. Der Proceß muß ums Himmels willen nicht zu tumultuariſch werden; ſonſt haben wir alle keine Ehre davon.

Als die Kommiſſion nebſt Flemming zum Exminiſter kam, lag er im Bette und ſchlief.

Hofrath, als er ihn ſtark gerüttelt und überall betaſtet. Der iſt — todt.

Flemming ſchriee überlaut — o Gott! o Gott! meine Tochter! meine Tochter! — und der Arzt ward herbei gerufen.

Arzt, im Eintreten. Drüben wirds bald werden; aber was gibts denn hier? (nach geſchehener Unterſuchung des Exminiſters) Dieſer iſt richtig eingeſchlafen. Er wird wohl ſeine beiden Taſſen getrunken haben.

Flemming, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend. Hilf ewiger Gott — was iſt das alles und wie hangt das alles zuſammen?

Arzt. Ganz natürlich. Sein Stolz hat ſich dann doch wohl zu fürchterlich gedemüthigt gefühlt, und ſo — —

Hofrath. Ich dachte doch, er würde zu viel Poltron dazu ſein.

Arzt. Ja, zum ſich todt ſchieſſen wohl, aber zum ſich todt ſchlafen nicht. Was gehört denn dazu für Kourage, ein Paar Taſſen Kaffe zu trinken und darnach einzuſchlummern? Er hat ſeine

Portion ſchon geſtern genommen. Es iſt doch aber ein ſchrecklicher Menſch. Da er nun fürchten müſſen, daß ſein Sohn entdeckt und befreiet werden werde, ſo hat er auch dis noch verhindern wollen. Sich voran und ihn nach. Entſetzlich! Mit dem alten Hauptmann war er ſehr vertraut, und ſo hat er dieſem die zweite Portion Opium gegeben, und dieſer hat den Kaffe auch präparirt. Er würde den Sohn haben begraben laſſen, ohne daß ein Menſch davon etwas erfaren. Das heiſſe ich teufliſch angelegt. Nun aber, da die Herren mit Gewalt zum iungen Ingenſtröm eingedrungen ſind, hat er geglaubt, ſich bei guter Zeit auch aus dem Staube machen zu müſſen. So hangt gewis alles zuſammen. Der alte Hauptmann hatte denſelben Glauben, welchen dieſer Volksquäler und Fürſtentäuſcher hatte.

Flemming, noch immer auſſer Faſſung. Ha! was für ſchreckliche allerletzte Thaten noch in der Hand iſt dieſer Elende nach iener Welt hinüber gegangen!

Hofrath. Ueber ein Leben nach dieſem Leben noch lachte er. Ein ſolcher Glaube, meinte er, ſchicke ſich nur für Unterthanen, aber nicht für

Fürſten und Miniſter. Gelehrt und gepredigt müſſe er fleiſſig werden, weil er beim Bürger und Bauer gute Dienſte thue; als die ſich für Erdendruck und Erdenplack mit Lohn im Himmel tröſten müſten. Sein Glaube war — grobſinnliche Freuden in Uebermaſſe genieſſen, alle andere Menſchen für ſich aufopfern, Unterthanen wie Hunde behandeln, und wenn es dann einmahl nicht mehr ginge, Opium nehmen und in ewige Vernichtung hierüber ſchlummern. Wäre er in ſeinem Hauſe nicht ſo ſcharf bewacht worden, er hätte dis dort ſchon gethan.

Flemming. Und ich hofte, daß ihn ein baldiges letztes Krankenlager, auf welchem er unter heftigen podagriſchen Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben würde, noch zur Reue über ſein langes boshaftes Leben und zur Verſöhnung mit mir bringen ſollte.

Hofrath. Es gibt Böſewichter, die keiner Beſſerung fähig ſind. Ein ſolcher war dieſer Unmenſch. Und — Beſſerung durch Podagra' iſt wie Geſtändnis durch Tortur. Beide ſind dem, der ſie that, wieder leid, ſobald die Schmerzen vorüber ſind.

Flemming. Aber — das entſetzliche Geheimnis, wo meine Tochter ſei, hat er nun mit ſich genommen — o Gott, Gott! Ich glaubte ſchon ſo nahe wieder an ihr zu ſein und bin nun auf immer weit von ihr entfernt.

Hofrath. Das hat er freilich, und dis iſts, was mich am meiſten ſchmerzt.

Ehrhard, der ab- und zugegangen war und jetzt wieder hereintritt. Lieber Freund, las gut ſein Wenn die Vorſehung will, daß du deine Tochter wiederfinden ſollſt, ſo wird dis auch das letzte Hindernis, das ihr der Böſewicht durch ſeine letzte verruchte That in den Weg legen wollen, nicht unmöglich machen können. Vieleicht kann uns ſein Sohn Aufſchlüſſe geben. Die Hand hat er mir ſchon einmahl gereicht, ſich aber wieder eingewiegt. Komm herüber.

Flemming. Iſts wahr? Nun Gott Lob! (eilt zu Karln)

Der Chirurgus muſte noch allerlei Verſuche mit dem Exminiſter machen, die aber alle fruchtlos abliefen. Der Arzt ging zum edlern Kranken mit.

Karl, als er gegen den Morgen die Augen aufſchlägt, Flemming erblickt und ihm die Hand reicht. Ach Gott — ach Gott — (indem er von Flemming herzlich gedrückt wird, ſich aufrichtend)

-tend) das wäre kein Traum? (alle Anweſende nach einander anſehend) Was iſt mit mir? Was wird hier? Was für ein Wunder iſt geſchehen? (beide Arme nach Flemming ſtreckend) Ach mein Vater, mein beſſerer Vater, was macht meine liebe Leopoldine? Lies ſie der Gram noch leben? (ſieht ſich allenthalben um) Iſt ſie nicht hier?

Flemming, der über ihn her fällt. Ja — Hier . . . Ach Gott, die iſt für uns verlohren. Mein Sohn, mein braver Sohn!

Karl, deſſen Geſicht ſich ſchrecklich verzieht. Wie? Leopoldine todt? Todt?

Flemming, beklommen. Todt, daß ichs weis, nicht; aber — genommen mir — fortgeſchleppt mit Gewalt an demſelben Tage, an welchem Sie hieher gebracht worden ſind — — —

Karl, unter heftigen Verzuckungen. O wäre ich nicht wieder erwacht! — — (will die Hände ringen, die aber immer unwillkürlich wieder aus einander zücken) Ah du entſetzlicher Menſch von Vater — du Betrüger vom erſten Range — hätteſt doch wohl genung daran haben können, daß du mich blos unſichtbar machteſt. Mußteſt du auch ſie auf die Seite ſchaffen? Ha! ſo ſicher, ſo ſicher wollteſt du gehen? Nicht blos aus einander reiſſen, ſondern auch den einen Theil dorthin, den andern dahin ſchleudern, damit, wenn ia einmahl der eine wieder an des Tages Licht käme, dann doch der andere wieder fehlte? Du Unmenſch — du erſter unter allen Unmenſchen, was hatte dir die unſchuldige Seele gethan!

Flemming, ehrwürdig. Still, beſſerer Sohn, ſchon ſteht er ienſeits vor ſeinem groſſen Richter und — — —

Karl, bebend. Mein Vater? mein Vater? — Er iſt todt. (ſchüttelt ſich heftig) Ha, ſo iſt er alſo todt? Reuete ihn ſeine lezte That noch? (nach tiefem Seufzen) Ach ia, ia, ihn reuete die That und da, da entdeckte er eben ſelbſt meinen Aufenthalt hier . . . (gen Himmel) O Weltrichter, ſo kam alſo doch noch zulezt ein Augenblick, wo er — — — (Flemming ſchüttelt ſtark den Kopf) Nicht? (iammernd) Doch nicht? Nun wie ſonſt? Was iſt denn vorgegangen?

Hofrath, der eintritt. Meine Herren, wir verliehren die Zeit. — Herr von J., Sie ſollen alles erfaren. Jezt ſammlen Sie nur einmahl alle Ihre Beſinnungskraft recht und erzählen uns, wie Sie hieher gekommen ſind. Wir erwarten den letzten Aufſchlus von Ihnen und müſſen eilen, damit uns der Vogel, den ich auf dem Korn habe, nicht davon fliege.

Karl, ſich aufrecht ſetzend. Ich weis wenig; doch iſts abſcheulich genug, was ich weis. — Meine Leopoldine hatte mir geſchrieben, daß ich, wenn ich wieder geſund wäre, zuerſt zu meinem Vater reiſen möchte — — —

Flemming. Sagen Sie — hat ſie Ihnen hernach nochmals geſchrieben?

Karl. Nein!

Flemming. Nicht, daß Sie kommen und ſie entführen möchten, und daß die Nacht dazu am beſten wäre?

Karl. Bewahre Gott! Vielmehr hatte ſie mir ja gemeldet, daß ſie es Ihnen feſt zugeſagt, mich zum erſten mahle nicht allein zu ſprechen.

Flemming zu Ehrhard. Hörſt du's? Sieh, ſo iſts doch wahr geweſen, was ich ſagte.

Ehrhard, im höchſten Erſtaunen. Es iſt alles ganz erſchrecklich.

Hofrath. Meine Herren, unterbrechen Sie ihn nicht mehr. Wir kommen um die Zeit. Fahren Sie fort, Herr von Ingenſtröm.

Karl. Auch hatte mein ſchrecklicher Vater mich nochmals zu ſich berufen. So ritte ich alſo zu ihm. Gott weis am beſten, wie mir unterwegs zu Muthe war. Ich fand ihn im Bette. Aber wie erſtaunte ich, als er mir die Hand reichte und hinzuſetzte — „Mein Sohn, Gott hat mich durch meine Krankheit auf andere Gedanken gebracht. Ich glaube nahe an ſeinem Richterſtuhle zu ſein. Da haſt du meine väterliche Einwilligung zu deiner Heurath. Bitte Flemming, daß er mir verzeihe.“

Ehrhard, mit aufgehabenen Händen. Das iſt ia entſetzlich!

Flemming. Ach ſo einen Augenblick hätte ich mir eben gewünſcht, wo er ſo etwas von Herzen geſprochen hätte.

Hofrath. St! Nun — und weiter.

Karl. Mein Erſtaunen ging über alles. In dem Moment hing mein ganzes Herz wieder an ihm. Ich fiel ihm um den Hals, dankte ihm mit nie für ihn empfundener Herzlichkeit und bat ihn, dieſe

Nachricht ſogleich nach Fremdlingshauſen bringen zu dürfen. Da kam Donhorſt, der zweite Iſcharioth — der — der —

Hofrath. Nur weiter, nur weiter. Das wollen wir eben hören.

Karl. Ich erſtaunte, meinen Freund bei meinem Vater zu erblicken. Mein Vater bemerkte dis und ſprach — „Dieſem haſt du's eben zu danken. Er bat für dich. Umarme ihn dafür. Er wagte viel, da er wuſte, daß ich auch ſein Feind ſei.“ Ich drückte Donhorſt mit einem Enthuſiasmus an mich, daß mir, indem ichs that, ward, als fühlte ich einen Dolchſtich in der Bruſt. „Höre, fuhr mein Vater fort, bring du heute in Gottes Nahmen die frohe Nachricht deiner Braut. Thu mir aber den Gefallen — du biſt einmahl ſo nahe — und melde es erſt deinem Pathen, dem alten Hauptmann. Er wird uns das ſehr hoch aufnehmen. Könnet ihr doch beide hinausfahren und dann bald zurückkehren. So kommſt du heute noch zeitig genung zu deiner Braut.“ So ſehr mein Herz nach Leopoldinen ſchlug, ſo hätte mein Vater doch wer weis, was, von mir fordern mögen; ich hätt's gethan. Es ward alſo angeſpannt und wir fuhren ab. Innigſt umarmte mich mein Vater noch und ſprach — „Du braver Sohn!“ (ſchaudert und ſetzt eine Zeitlang ab) Unterwegs ſprach Donhorſt, die Natter, viel mit mir von Vater Flemming und von ſeinen Reiſen hieher und zerflos faſt in Theilnehmung. Meines Vaters Jäger war unter dem Vorwande, uns anzumelden, voraus geſchickt worden. Der alte Hauptmann empfieng mich mit groſſer Pathenfreude und konnte mit ſeiner Gratulation erſt nicht fertig werden. Wir machten Anſtalt, ihn wieder zu verlaſſen. „Ei, ſagte er da, und Sie wollten Herrn Flemmings altes Quartier nicht noch einmahl beſuchen? Das wäre nicht halb recht, und was würde er ſagen, wenn er hörte, daß Sie hier geweſen und es nicht gethan?“ Iſt auch wahr, verſetzte ich, und ſo ging er mit mir und Donhorſt hieher. Er ſchlos auf und ich ging zuerſt herein. So, wie ich aber herein war, warf er die Thüre hinter mir zu und ſchlos mich ein. Mir ward in dem Augenblick, als würde ich mit ſiedendem Oehl begoſſen. „Was ſoll das? rief ich, iſt das Spas?“ Adieu, adieu, ſchriee Donhorſt; gehab dich wohl hier; wir ſehen uns nicht wieder. Und dazu ſchlug er ein lautes Teufelsgelächter auf.

Flemming und Ehrhard zugleich. Entſetzlich! Entſetzlich! (Ehrhard allein) Wie ſich der Satan noch hintennach bei uns verſtellen konnte! Und du meineſt, lieber F., daß er es doch eher mit dem Sohne, als mit dem Vater, gehalten haben würde. Aber ein inneres dunkles Vorgefühl ſagte mir doch bei Gott von Anfang an gleich alles, wie es nun wirklich gekommen iſt; nur, daß immer ſo viel anſcheinende Widerſprüche wieder dazwiſchen traten. Und ſo hat auch dieſer Drache zuverläſſig deine Tochter hernach in demſelben Wagen fortgeſchleppt. Erinnerſt du dich wohl der Kutſche mit vier Pferden, welche der Hirt geſehen?

Flemming. Ja — ach ja! — O Gott, wie hätte ich das gedacht, als ich dieſes Zimmerverlies, daß unſer braver Karl, der mich hier beſuchte, der Erſte ſein würde, der es nach mir wieder bewohnte, und daß ich ihn hier beſuchen würde!

Hofrath. Nun eilen Sie, eilen Sie, Herr von J., wenn Sie noch etwas zu ſagen haben.

Karl. Ich tobte und lermte fürchterlich. Da kam der ruchloſe Pathe und kündigte mir durch das Loch da in der Thüre, wodurch mir hernach Eſſen und Trinken hereingeſchoben ward, an, daß er Befehl habe, mich kreuzweis ſchlieſſen zu laſſen, wenn ich mich noch unnütz machen wollte. Ich wollte wiſſen, warum ich hier eingeſperrt worden und auf wie lange; aber er ſtand mir keine Rede. Meine tobende Seele ſank in die ſchwermüthigſte Stille herab.

Flemming, Karln umarmend. Rechtſchaffener, himmeltreuer Sohn — ich beſchwöre Sie bei der Stunde, in welcher Sie Leopoldinen zulezt ſprachen, und bei der Stunde meines Todes, vergeben Sie mir den abſcheulichen Verdacht, worinn Sie unſchuldiger Weiſe mein Herz gehabt hat. Ich habe Ihnen Unrecht, fürchterliches Unrecht gethan — Unrecht, wie ichs noch keinem Menſchen that.

Karl, ſehr brav. O mein würdigſter Vater, wie könnte ich deshalb auch nur eine böſe Empfindung gegen Sie hegen! War es denn anders möglich? Muſte nicht aller Verdacht auf mich fallen?

Flemming. Sohn, ich bin für meine Leiden ums Vaterland belohnt; möchte Gott Sie auch ſo für Ihre Leiden um Leopoldinen lohnen!

Karl, aufhorchend. Sie belohnt? Und wie?

Während daß Flemming an Karln das weitere nebſt der Todesart ſeines Vaters erzählte und ſelbiger erſt gar nicht zum Glauben daran gelangen konnte, verſiegelte der Hofrath das Bürrau des alten Hauptmanns und verhörte nochmals den Invaliden, welcher Karln gewartet.

Hofrath, zurückkommend und eilig. Nun iſts richtig. Der Invalide hat gehört, daß Donhorſt zum Hauptmann noch geſprochen: „Nun wäre ich alſo halb fertig.“ Verſtehen Sie allerſeits das wohl? (zu Flemming) Er und kein anderer Menſch hat alſo auch Ihre Tochter weggeangelt — —

Flemming zu Ehrhard. Als wir dort angelten ... Weiſſt du noch, was ich ſprach, da ich den Karpfen fing? Nur, daß ich dabei an den Böſewicht Donhorſt nicht dachte.

Hofrath. Ich will ſogleich zum Fürſten. Nun beruhet alles auf dem Fange dieſes Vogels. Faſſen Sie alle Muth.

Karl, als der Hofrath weggegangen. Der entſetzliche Donhorſt! Meinem Vater, als ich hier wieder zu mir kam, fand ich den grauſamen Betrug, welchen er mir geſpielt, ähnlich; meinem ſchändlichen Pathen die Theilnahme daran auch; aber — Donhorſt, Donhorſt, — daß dieſer ſich zu einer ſo ſcheuslichen Treuloſigkeit und Freundesverrätherei erkaufen laſſen können — denn irgend ein groſſer Preis mus es doch ſein, für den er die ſchwarze That gethan — dis zerris mir das Herz faſt. Gott, wie lieb hatte ich dieſen Menſchen gehabt! Welch inniges, herzliches Vertrauen war unter uns! Wie wuſte er von allen meinen Geheimniſſen, Planen, Wünſchen, Schritten und Tritten! Ein fürchterlicher Widerwille gegen die Menſchheit ergrif mich. Mein Vater und mein erſter Freund die gemeinſchaftlichen Zerſtörer meiner Ruhe, meine gemeinſchaftlichen Verfolger, Mörder, Teufel — ach das ſind entſetzliche Gedanken! In dieſen Gedanken wühlte ich mich umher. Die Vorſtellung, daß meine himmliſche Leopoldine und ihre wackere Familie mich verabſcheuen würden, verabſcheuen müſten, peinigte mich noch obendrein. Ich ward krank und da kam der alte Invalide zu mir herein und verpflegte mich. Hätte ich nicht ſo eine ſtarke Natur: ſo würde ich untergelegen haben; ſo aber wards durch ſchreckliche Angſtſchweiſſe abgethan.

Arzt. Nun ſei es genug für heute. Ihre Geneſung nehme ich auf mich: aber Sie müſſen ſogleich mit uns nach der Reſidenz.

Karl. Ach ja, ja! Fort aus dieſem Kerker! Wenn ich geführt werde, kann ich auch in den Wagen. Aber — meinen grauſamen Vater mus ich noch einmahl ſehen.

Arzt. Iſt das nöthig? Ich dächte nicht. Und — Sie müſſen ſich fühlen, ob Sie Kraft dazu haben.

Karl. Ja, es iſt nöthig und ich habe Kraft dazu.

Halb in Flemmings, halb in Ehrhards Armen ſtand Karl da und ſtarrte ſeinen Vater an. Man ſah eine Art von Wiedergeburt der erſten, heiligſten Naturgefühle in ihm vorgehen. Sein Buſen ſchwoll mit Seufzern auf, ſein Geſicht fiel noch tiefer ein, und häufige Thränen entſtrömten ihm. „Alſo, ſties er mit dumpfiger Stimme heraus, voran wollteſt du, und ich ſollte nach! Ich verzeihe dir alles. O möchte dir auch Gott verzeihen!“

Ehrhard. So iſts brav, edler junger Mann.

Flemming. Könnte er dis doch hören! Das wärs, das ich mir knieend noch möchte von Gott erflehen können, daß er es auf der Unterwelt noch vernähme, daß wir alle ihm verziehen; daß er dabei uns mit ſeinem Herzen entgegen käme, die Verzeihung ergriffe und ſich ganz mit uns ausſöhnte. Aber — er ging noch mit Frevel gegen ſich ſelbſt von uns und hatte nicht genug hieran, ſondern wollte auch ſeinen Sohn noch mit ſich reiſſen, damit er vor dein Gericht, Vater, den fürchterlichſten Zeugen gegen ſich ſogleich mitbrächte. O ewige, barmherzige Liebe, bring ihn doch noch zur Reue über alles, auch über das lezte, das er that!

Ehrhard. Vieleicht, daß er es iezt ſchon bereuet! Der Tranſitus zur Oberwelt, an die er nicht glaubte und die er doch nun wirklich fand, wird ihm die Augen über alles andere geöfnet haben. Gewis mus dis einzig und allein ſchon auf Seelen, wie er war, halbe Wunder wirken können.

Karl, ſchluchzend. Ach ia, wenn ich dich ie wiederfinde, werde ich dir's anſehen, daß dir alles leid ſei. (wirft, als ihn Flemming und Ehrhard wegführen, noch einen feſten Blick auf ſeinen Vater zurück)

Flemming, in ſich gekehrt. Schreckliche Vorgänge! Alles hat ſich ſollen mit Tod enden; aber daß der Unſchuldige ſtürbe, hat doch nicht ſein dürfen . . .

Karl, als ſie auch den Leichnam des alten Hauptmanns beſehen Du warſt ein böſer Pathe. Doch — ich verzeihe auch dir. Du magſt wohl haben thun müſſen, was mein Vater wollte, und haſt dich ſelbſt geſtraft genung.

Die beiden auf der Liſte für leer ausgegebenen Gefängnißzimmer wurden geſchwind noch unterſucht und wirklich leer befunden.

Flemming, als Karl in den Wagen gebracht war. Den Einen nähmen wir nun wieder mit nach Hauſe; ach daß wir auch noch einmahl die Andere wiederholten!

Ehrhard. Ich zweifle keinen Augenblick daran, ſobald man Donhorſts habhaft wird Aber — er wird gewis ſo lange nicht gewartet haben . . . Doch, will es Gott, ſo gelangen wir auch wohl ohne ihn wieder zu Leopoldinen.

Karl. Ach Leopoldine, meine Leopoldine — wo biſt du?

Mit dieſen Worten legte ſich der ermattete junge Mann am Wagenküſſen zur Ruhe. Der Arzt verordnete, ihn nicht zu ſtören. Flemming nahm ihn in ſein Haus, um ihn zu verpflegen. Der Fürſt eilte alsbald herbei und bezeigte wahrhaftig-fürſtliche Theilnehmung an allem.

Karl, im Verſuch, einen Fusfall zu thun. O gnädigſter Fürſt und Herr, iſt es möglich — iſt es möglich — Vergebung meinem Vater und Gnade mir! Ich denke nicht, wie er.

Fürſt, der ihn in der Höhe erhält und ſich mit ihm ſetzt. Sein Sie für ſich ganz ruhig. Flemming, der Bidermann, hat die üblen Eindrücke, welche Ihr Nahme in Betref Ihrer auf mich machte, ſchon völlig ausgelöſcht. Sie ſind von nun an in meinem Dienſt.

Karl, ihm die Hand küſſend. So will ich gut machen, was mein Vater Böſes that — ſo viel ich kann. Aber meinem Vater, meinem Vater auch — — —

Fürſt. Für Ihren Vater habe ich kein anderes Zeichen, daß ihm Gnade von mir wiederfaren ſei, mehr in meiner Gewalt, als — ein ehrliches Begräbnis. Und — das ſoll er haben.

Karl, tiefdurchdrungen. O nun wohl, ewig-wohl mir! Das wars, was ich noch erſeufzte; das wars. Nun iſts gut.

Fürſt. Es iſt ſchon alles beſtellt. Man ſoll ihn und den alten Hauptmann, beide neben einander, in aller Stille beerdigen. Ihre Seelen waren ſtrafbar; Fleiſch und Knochen ſtrafe ich nicht. — Aber (wendet ſich nach Flemming) das iſt ſchlimm, der Donhorſt iſt uns aus dem Garn gegangen.

Ehrhard, zu Flemming. Sieh — ich dachte.

Fürſt. Aber nicht ietzt erſt; Er iſt vor geraumer Zeit ſchon nach . . gereiſet und hat da einen Injurienproces gegen Sie beide anhängig gemacht. Nach Empfang eines Briefs von hieraus aber hat er den Proces wieder liegen laſſen und iſt in alle Welt gegangen. Vermuthlich hat ihm einer ſeiner Freunde alles Neue, das hier vorgeht, nachgeſchrieben.

Flemming, muthlos. Das iſt ia ſehr traurig. Hm! Hm! Immer wieder weit davon, wenn wir nahe daran zu ſein glauben. (ringt die Hände) O Gott — Gott —

Fürſt. Sollte ſich unter den hinterlaſſenen Papieren des alten Hauptmanns nichts finden, das Nachweiſung gäbe? Er mus doch damals eine ſchriftliche Ordre erhalten haben, als — —

Ehrhard. Ich zweifle. Das ſoll er wohl noch, ehe er nach der Piſtole grif, auf die Seite gebracht haben.

Der Fürſt begab ſich ſchnell weg. Flemming führte Karln zu Sophien, um zu ſehen, ob ein Anblick Eindrücke auf ſie machen würde. Karl ward zu Thränen gerührt, als er ſie in einem ſo traurigen Zuſtande fand. Er ſtellte ſich vor ſie hin. Sie ſchien zu reflektiren, und reichte ihm die Hand. Ihre Blicke ſchoſſen auf allen Seiten wild umher, als ſuchte ſie nun auch Leopoldinen bei ſich, und da ſie ſolche nicht fand, ris ſie ihm ſchnell wieder die Hand weg, ſprang auf und ſchriee — „du, du haſt ſie in den Teich geſtoſſen“ und ſogleich war ihre Seele wieder ganz dunkel und blieb dunkel „Was ſie nur immer mit dem Teiche vorhaben mag, ſprach Flemming im Weggehen von ihr; weiſſt du's nicht, Freund Ehrhard?“ Ehrhard ſchwieg und dachte über die ſeltſamen Seelenwirkungen und Ideenverbindungen der Wahnſinnigen nach. — Vor Abend noch wiederholte der Fürſt ſeinen Beſuch.

Fürſt. Im Büreau hat ſich durchaus nichts gefunden; auch in den Kleidern nichts. Es iſt alles durchſucht worden. Aber — (zeigt Ueberreſte von verbranntem Papier) dis hat im Kamin gelegen, und zwar unter einem Haufen friſchen Papierzunders. (Ehrhard ſprach zu Flemming — ſagte ichs nicht?)

Auf dem einen Papierreſt las man — Flemmings Tochter nach — auf dem andern — Donhorſt heute noch — —

Fürſt. So wenig dieſes nun auch iſt, ſo iſts doch etwas. Es reicht zu uns zu überzeugen, daß Donhorſt der Böſewicht ſei, der auch das wackere Mädgen fortgeſchleppt.

Karl, den Papierreſt, worauf — Flemmings Tochter nach —, zu leſen war, ſtarr anſehend. Ach hätte doch Gott gewollt, daß die Flamme nur noch das einzige folgende Wort verſchont hätte!

Fürſt. Das iſt nun einmahl nicht geſchehen. Vieleicht hats darum nicht geſchehen ſollen, damit der Böſewicht noch ſelbſt ſeine Schandthat eingeſtehen müſſte und ſeine Strafe dafür empfinge. Es ſollen Steckbriefe in aller Herrn Länder nach ihm fort. Adieu! ich werde nicht eher ein ruhiger Fürſt, bis — — —

Ehrhard eilte zu ſeiner Frau zurück. Karl blieb bei Flemming und genas im kurzen völlig. Steckbriefe nach Donhorſt gingen in alle Welt und waren in allen Zeitungen zu leſen. Albert ſank Karln an die Bruſt und nahm, als er alles gehört, auf einige Zeit Abſchied. „Ich mache eine Reiſe für meine Schweſter“ ſprach er. So ſei Gott dein Begleiter! rief ihm der Vater nach. Flemming konferirte täglich mit ſeinem Fürſten und legte ihm die gemeinnützigſten Plane vor, die auf ſein eigenes Begehren den Landeskollegien zu gutachtlichem Bericht kommunicirt wurden. Bei der erſten Konferenz gleich ſprach der Fürſt zu ihm: „Ihr Sohn iſt ja verreiſet. Er hat bei mir Abſchied genommen. Es iſt ein guter junger Mann. Wenn er zurückkommt, will er ſich auch in meinem Lande etabliren.“ Flemming ſtutzte, da aber der Fürſt nicht weiter entrirte, empfohl er blos ſeinen Sohn der Gnade ſeines Herrn.

Karl war in Begrif zu ſeiner Mutter zu reiſen, als er einen Boten von ihr erhielt, der ihn zur Eile mit ſeinem Beſuch aufforderte. Er fand ſie in äuſſerſter Schwachheit und im äuſſerſten Verlangen nach ihm zugleich. Die heftigen Gemüthserſchütterungen über das abſcheuliche Ende ihres Mannes hatten ihr noch die letzten Kräfte genommen. Sie breitete gegen ihren eintretenden Sohn die Arme aus und ſprach — „Komm, Karl, komm und vergib mir!“

Karl, an ihr Bette hinſinkend, ihre Hand ergreifend und ſeinen Kopf darauf legend. Ach meine liebe Mutter — meine liebe Mutter!

Frau von J., die ihm mit der andern Hand die Backen ſtreicht. Das wäre ich wirklich in deinen Augen wieder?

Karl, im höchſten kindlichen Gefühl. Ach ja, meine liebe, meine beſte Mutter.

Frau von J. Guter Sohn, nicht der nahe Tod iſts, der mich erſt anderes Sinnes macht; ich wars vorher ſchon.

Karl. Ach Mutter, Mutter, ich weis alles.

Fr. von J. Ich habe in den letzten Zeiten nicht als Mutter an dir gehandelt; aber vorher doch. Du wareſt ja immer mein ganzes Herz. Nenne mich alſo nicht eine böſe Mutter; nur eine ſchwache ward ich zuletzt.

Karl. Bei dem oberſten Vater, gute, herzensgute Mutter — ich habe Sie lieb, wie meine Seele lieb.

Fr. v. J. Ach du braver Sohn! Scheuſt du dich vor mir? — Gib mir einen Kus.

Karl, über ſie herfallend. Ach Mutter, Mutter, könnte ich Ihnen doch noch Kräfte und Leben von Gott erbitten!

Fr. v. J. Nein, mein guter Karl, das kannſt du nicht. Ich ſterbe, und bald. Iſt doch mein letzter Wunſch erhört, daß ich dich noch einmahl ſah und daß ichs aus deinem Herzen hörte, daß du mir nicht fluchen wolleſt, wenn ich nicht mehr bin! Las mich ja mit dem Troſte aus der Welt gehen, daß ich an allen den letzten Bosheiten, welche dein Vater gegen dich ausgeübt hat, keinen Theil habe.

Karl, herzlichſt. Ja, Mutter, ja, das glaub' ich gewis.

Fr. v. J. Geſprochen habe ich ihn — den Brief hab' ich an Flemming geſchrieben, den er entwarf; an beidem aber war meine Schweſter Schuld. O könnte ich alles wieder gut machen! Alles kann ich freilich nicht. Leopoldinen kann ich dir nicht wieder geben: mein Vermögen aber haſt du ſchon wieder. Entdeckſt du ſie einſt wieder, ſchlieſſeſt du ſie in deine Arme, wird ſie dein: ſo bitte ſie, daß ſie auch mir vergebe. Bitte auch ihren Vater nochmals hierum. - Ich habe ihm ia doch vorher Beweiſe davon gegeben, daß ichs gut mit ihm meinte. Kann Gebet dortoben auf hierherunter wirken, ſo erbete ich ſie dir gewis von Gott. Lebe alsdann lange mit ihr glücklich, und kommet ihr mir einſt nach, ſo traget mir dort noch Vergebung entgegen.

Karl bat ſeine Mutter, ſich zu beruhigen, und blieb bei ihr bis an ihr Ende. Sie verſchied in ſeinen Armen und ihr letzter Blick bat noch einmahl Vergebung von ihm. Er begrub ſie mit zerriſſenem Herzen und brachte hernach den gröſſeſten Theil ſeiner Zeit in Ehrhards Garten zu. In den Lauben und auf den Raſenbänken, wo er einſt an der Seite ſeiner Leopoldine ſo ſelig ſich gefühlt, ſah er ietzt wieder einſam umher und fantaſirte ſich in die vergangene Zeit zurück. Da gelang es ihm zuweilen, daß er ſie ſo lebhaft denken konnte, als ſtände ſie vor ihm, oder als ginge ſie ihm vorüber. So oft er einen ſolchen überirdiſchen Augenblick hatte, fühlte er ſich himmliſch geſtärkt. Auch beſuchte er das traute Tannenwäldgen, wo Ehrhard ihm die Stäte gezeigt hatte, auf welcher die Bandſchleife gebunden ward. Hier ſtand er dann jederzeit lange und ſah in tiefen Gedanken den Weg hin, den man mit ihr gefahren war, und der leere Weg war ihm das Bild ſeiner Zukunft ohne ſie.

Albert lies nichts von ſich hören. Die Steckbriefe blieben ohne Erfolg. Flemming verlohr den Muth. Karl verlohr ihn. Der Fürſt verlohr ihn.

Ehrhard, an einem Abend ſpät in Flemmings Zimmer, wo auch Karl noch war, herein ſtürzend. Herr von J., eben iſt Ihre Tante geſtorben — — —

Karl, ganz gleichgültig. So? — Glückliche Reiſe!

Flemming Iſts doch, als würden ſie alle wie vom Winde weggewehet!

Ehrhard. Sie hat vier und zwanzig Stunden fürchterlich gelitten und konnte erſt nicht ſterben. Plötzlich ward ich geholt und wuſte gar nicht, was ich da ſollte. Als ich kam, ſchiens ihr wieder leid zu ſein, daß ich geholt worden. Ihr Kampf aber trat von neuem an. So etwas entſetzliches iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen; ich habe doch viel Sterbende geſehen. Die Augen herausgequollen wie Hühnereier — das Geſicht aufgetrieben wie eine Dresdner Hauſmetze und ſchwarz, wie eine reife Maulbeerkirſche — die Stirn über und über voll Schweistropfen, ſo gros, wie eine Zuckererbſe — die Zunge lang heraushangend, wie beim parforcirten Hirſch — fürchterlich — ſchaudererregend — ſcheuslich ... Ich ſah's eine Weile an, trat bald vor- bald wieder rückwärts, entfernte endlich alle Umſtehende und rief ihr zu: „Sie haben gewis noch etwas auf dem Herzen?“ Sie nickte, keuchte, quälte ſich gräslich, gab mir die Hand. „Ich bitte Sie, rief ich ihr abermals zu, ſagen Sie es! Vielleicht endet alsdann Ihr Kampf. Es kommt ja doch ans Licht, was im Finſtern verborgen iſt . . . (Flemming horcht ſehr auf) Sie bekam wieder eine jämmerliche Erſtickung, zappelte geradeſo wie der Delinquent am Galgen, blöckte die Worte geſtoſſen heraus — „Leo — poldine — iſt im — Kloſter zu — B..“ ris mir gleich die Hand weg, als wär's ihr wieder leid, verkehrte die Augen, ſchriee Ha! und verſchied.

Karl, die Arme vorwärts hinwerfend und rückwärts aufs Sofa fallend. Iſts möglich? Ach — ach — —

Flemming, Ehrhard in Umarmungen faſt erdrückend. Das iſt? Das ſagte ſie? Das haſt du gehört? Wirklich — wirklich?

Ehrhard Ja, ja, ſo, ſo ſprach ſie und ſtarb. Und wenns gleich noch ſo ſpät war, ich muſte heute noch her.

Flemming, niderknieend Unerforſchlicher — Gerechter — Gütiger — wenn das ſo wäre! — Ach Gott, ach Gott, wenn das ſo wäre! — So hätte darum, darum der Verfolger zuletzt noch ſo gemeinſchaftliche Sache mit ſeiner Frauen Schweſter machen müſſen, damit dieſe alles von ihm erfuhre und — verriethe? Wenn das ſo wäre! — So hätte Todeskampf in deiner Hand das Mittel werden müſſen, ein ſonſt unergründliches Geheimnis an den Tag zu bringen? — Wenn das ſo wäre! Ach Vater, Vater, (ſpringt auf) ja Vater, Vater, las es doch ſo ſein! (umarmt Karln, der zugleich lacht und weint) O mein Sohn, mein braver Sohn, wenn auch Ihnen für überſtandene Leiden hier ſchon noch Herrlichkeit würde, wie mir! (In Entzückung) Gott, Gott, wenn ich meine Tochter wieder bekäme! — Wenn ſie nur noch lebt! — Wenn man uns nur nicht hinführt auf den Kirchhof des Kloſters — an die Stäte, wo — — doch nein, nein! Und du haſt doch auch wohl recht gehört, Freund, daß es dis Kloſter war?

Ehrhard. Sie ſetzte dreimahl an, ehe ſie es herausſtoſſen konnte.

Flemming. Und es war doch auch wohl nicht bloſſes Irrereden einer Sterbenden?

Ehrhard. Da ſie nicht eher ſterben konnte, bis ſie es geſagt, und da ſie hernach wirklich gleich darauf ſtarb, ſo läſſet ſich das wohl nicht denken.

Flemming. Nun, Gott, Gott, wärs möglich? wärs möglich? (die Wanduhr ſchlägt eilf und ſpielt hernach die Melodie — Befiehl du deine Wege) Ja wohl, ja wohl! — Wohl dir, Leopoldine — Wohl dir, du Kind der Treue, du haſt und trägſt davon mit Ruhm und Dankgeſchreie den Sieg und Ehrenkron. Gott gibt dir nun die Palmen in deine rechte Hand und du ſingſt Freudenpſalmen dem, der dein Leid gewandt. — — Es iſt zwar ſchon ſehr ſpäte, aber — ich wag's.

Flemming eilte nach Hofe. Der Fürſt war noch auf, kannte ihn am Tritt im Vorzimmer und öfnete ihm ſelbſt voll Verwunderung die Thüre.

Flemming, ganz auſſer Athem. Gnädigſte Vergebung — ſo ſpät noch — Kloſter zu B. — meine Tochter —

Fürſt. Reſpiriren Sie! Ich glaube, ſchon alles zu verſtehen. Ich gratulire, gratulire von ganzer Seele. Iſt ſie da, ſo wollen wir ſie wohl holen.

Flemming hatte nun wieder Athem und erzählte alles ausführlich.

Fürſt. Nun, ſo preiſe ich mit Ihnen Gott. Der Augenblick, in welchem die Nachricht kommen wird, daß Sie ſie bringen, wird meine Ruhe ganz machen. — Aber was iſt das mit dem Ehrhard? Dieſem iſt ja doch faſt alles allein in der Welt vorbehalten. Und wenn er auch die Erlöſung nicht immer ſelbſt bereitet, ſo mus er doch wenigſtens das Evangelium davon zuerſt verkündigen. Das nenne ich mir einen Diener des Evangeliums . . .

Ein geheimer Sekretär ward ſofort herbeigerufen und die Arbeit im Kabinet währete die Nacht hindurch. Als ſich Flemming hierüber bei dem

Fürſten zu entſchuldigen verſuchte, antwortete dieſer: »Ich habe Ihnen in meinem Leben viel ſchlafloſe Nächte gemacht; ſo können Sie auch mir ſchon einmahl eine machen.« Nach vollendeter Expedition entlies ihn der Fürſt mit den Worten: »Nun forciren Sie die Reiſe und Gott laſſe Sie Ihr Kind wieder glücklich umarmen!«

Mit Tagsanbruch traten Flemming, Karl und Ehrhard die Reiſe an. Sie hatten funfzehn Meilen bis zum Kloſter B., muſten aber erſt nach S., um die daſige Regirung zum rechtlichen Beiſtande aufzufordern. Das Kloſter blieb ihnen linker Hand liegen und ſie hatten den Anblick deſſelben ſechs Stunden lang. »Da liegts, da liegts« rief Karl, als er es entdeckte, und ſeine thränenvollen Augen blieben unverwandt auf ſelbiges gerichtet. »Alſo da, da wäreſt du, arme Geraubte, ſeufzte Flemming vor ſich, da? Das hätte ich nicht gedacht, als ich vor Jahren eine Dienſtreiſe hier vorbei machte. Da gefiel mir die Lage vom Kloſter ſo ſchön und ich konnte mich nicht ſatt daran ſehen.«

Die Regirung zu S. hatte das fürſtliche Requiſition-ſchreiben kaum geleſen, als ſie ſofort mit allen Solennitäten und Formalitäten demſelben deferirte. Ein ſtarkes Dragonerkommando mußte das Kloſter ringsum beſetzen und eine obrigkeitliche Kommiſſion begleitete die angekommenen Fremden dahin. Dieſe hatte eine ganz uneingeſchränkte Vollmacht bei ſich, alles zu veranſtalten, was der rechtliche Beiſtand nöthig machen würde und ſich, wenn's ſein müßte, von allem Kloſter- und Nonnenkoſtume, zu diſpenſiren.

Die Nonnen im Kloſter zu B. bekamen, als die Nachricht von den Dragonern durch die heiligen Mauern erſcholl, fieberhafte Anfälle, und die Aebtiſſin, als ſie das Anbringen der weltlichen Kommiſſion vernahm, Konvulſionen. Dieſe ſchrieen über Bedrückung, Eingriffe und Entheiligung, und ſuchte ſich gegen alle weitern Vorſchritte proteſtando zu verwahren. Man zeigte ihr das auswärtige Requiſitionsſchreiben, die darauf gefaſſte Reſolution und das ergangene Kommiſſoriale, und — ſie fiel in Ohnmacht. Die Kommiſſion drohete ihr hernach, als ſie durchaus nicht Rede ſtehen wollte, mit Viſitation des ganzen Kloſters durch die Dragoner. Unter zwanzig Kreuzſchlägen ſagte ſie darauf aus, daß ein fremder Herr aus . . vor einiger Zeit dem Heilande eine Braut anhero zugeführt, die zum Mahlſchatz tauſend Thaler mitgebracht;

daß ſolche aber vor acht Tagen an einem Entzündungsfieber geſtorben ſei, wie das neue Grab im Kirchhof bezeuge.

Flemming rang ſeine Hände. Karl ſchriee überlaut. Ehrhard — ſprach mit den kommittirten Regirungsräthen heimlich. Hierauf blieb einer derſelben bei der Aebtiſſin und der andere ging mit der übrigen Geſellſchaft in den Kirchhof und lies ſich das Grab zeigen. Karl kniete an ſelbigem nider, legte ſeine Stirn auf den Hügel und umfaſſte ihn mit beiden Armen.

»Dragoner her!« rief der Regirungsrath. Karl machte den Dragonern Plaz. Der Sarg ſtand, ſobald der Hügel abgeworfen war, mit dem Erdboden wagerecht und hatte ſtatt Deckels ein bloſſes ſtarkes Bret.

Karl, als das Bret abgenommen wird, freudig in die Hände ſchlagend. Ach Gottlob — das iſt ſie nicht!

Flemming, unter frohen Seufzern. Nein, das iſt meine Tochter nicht.

Ehrhard. Nein, das iſt ſie nicht (die Hände faltend.) Aber ſieh einmahl auch dieſe liebe, holde Figur! Wer weis, wie auch ſie hieher gekommen ſein und was der Geiſt, der ſie einſt belebte, hier gelitten haben möge!

Regirungsrath. Die mörderiſchen Wohnſtäten des Fanatiſmus! So müſſen in ihnen die ſchönſten Bluhmen hinwelken und früh abfallen. — Dragoner, machet das Grab wieder, wie es war.

Man ging zur Aebtiſſin zurück. Der Regirungsrath weiſſagte ihr die härteſte Ahndung ihres geſpielten Betrugs, gab ihr, bis Leopoldine gefunden ſein würde, Stubenarreſt und befahl, daß die Dragoner das ganze Kloſter, ohne auch nur eines Winkels zu ſchonen, viſitiren ſollten. Als die Aebtiſſin ſah, daß wirklich Ernſt und Gewalt gebraucht werden ſolle, geſtand ſie, daß Leopoldine noch lebe, und erbot ſich, ſie holen zu laſſen. »Nein, erwiederte der erſte Kommiſſarius, nun ſollen Sie durchaus Ihren Willen nicht haben; ſondern ich will ſie ſelbſt holen.« Die Aebtiſſin muſte nachgeben und ihn zu ihr führen laſſen. Die Proceſſion war dieſelbe, wie vorher auf den Kirchhof.

Flemming, als die Führerin Licht anzündet. Wozu dis?

Führerin. Wir brauchen's.

Der Weg ging zum Entſetzen aller unter die Erde.

Flemming. Ach du arme — arme Seele, was magſt du hier gelitten haben!

Führerin, an eine eiſerne Thüre ſchlagend. Hier iſt ſie —

Karl, während daß die Führerin die Schlöſſer öfnet. Wir kommen — wir kommen — —

Leopoldine, kaum hörbar. Ich — ſtehe — ſchon — bereit.

Die eiſerne Thüre ſprang auf. Die roſtigen Heſpen knarrten fürchterlich. Man trat in ein enges gemauertes Behältnis, in welches durch ein Kellerloch aus einem ſtetsverſchloſſenen Hofe ein ſchwacher Lichtſchimmer fiel. Karl drängte ſich zuerſt vor, und erblickte, als die Führerin mit der Laterne ihm folgte, eine weibliche Figur, mit entblößtem Rücken ſtehend und mit ihren Armen einen Pfeiler umfaßt haltend.

Karl in höchſten Entſetzen zurücktretend. Bei Gottes Barmherzigkeit — was iſt das?

Flemming, indem Leopoldine ihr Geſicht nach ihnen wendet. Ach mein Erlöſer — was iſt das? — Biſt du's denn? Ja, du biſts! Wie ſieheſt du aus? Wie ſtehſt du da?

Leopoldine, den Pfeiler loslaſſend und an ihren Vater fallend. A—ch! — A—ch!

Karl, Tochter und Vater zugleich umfallend. Liebe, himmliſche Leopoldine — hab' ich dich wieder? — Mein Leben — mein Alles — hab' ich dich wieder? O Gott, was machſt du? was iſt dir?

Leopoldine, den einen Arm um ihn legen wollend, der aber ſchlaf wieder abſinkt. A—ch! — A—ch!

Ehrhard. Um Gottes willen — laſſet ſie uns doch nur erſt aus dieſer Mördergrube wieder ans Tageslicht bringen! — Ach, wie ſiehet ſie aus!

Kommiſſarius. Unſchuldiges Geſchöpf — Sie ſind erlöſet. Kommen Sie aus dieſem Abgrunde der Hölle! (reicht ihr die Hand)

Flemming. Sie iſt ohnmächtig. Aber — ſehet einmahl ihren Rücken!

Der Kommiſſarius warf ihr ſeinen weiſſen Mantel um und Flemming und Karl trugen ſie wieder in die Oberwelt hinauf. Entſetzen hielt noch alle ſo feſt, daß nur der Kommiſſarius die Worte herausſtoſſen konnte: „Verfluchtes Behältnis der Tiefe —

Tiefe — Teufel haben dich gebauet und ein heiliger Engel hat in dir gewohnt.“

Leopoldine ward ins Speiſezimmer gebracht, wo man ſie ſich erholen lies; während daß der Regirungsrath nochmals zur Aebtiſſin ging, ſie über ihr barbariſches Verfaren mit der Unſchuldigen heftig konſtituirte und ihr die härteſte Ahndung drohete.

Aebtiſſin. Das iſt Kloſterzucht.

Regirungsrath, ungeſtüm ſie verlaſſend. Nein — Schinderzucht iſts, und die ſoll euch Menſchenquälern übel bekommen.

Die Dragoner zogen ab. Die Kommiſſarien machten ſich auch auf den Rückweg, und als Flemming ſich noch ganz auſſer Stande befand, ihnen ſeinen Dank abzuſtatten, erwiederten ſie: „Das war die ſchrecklichſte und ſchönſte Kommiſſion unſeres Lebens zugleich. Wohl uns, daß wir einem ſo braven Vater eine ſo unſchuldige Tochter wieder verſchaffen konnten!“

Leopoldine, als ſie wieder zu ſich kam, trauete ihren eigenen Vorſtellungen erſt nicht. Sie zog bald den Vater, bald Karln, bald Ebhard an ſich.

Worte gab es anfangs nicht; nur durch Thränen ward geſprochen, die immer einer dem andern abtrocknete; ſo daß eine allgemeine Stille und eine allgemeine Rege zugleich herrſchte.

Karl, zum erſten mahle mit vollem Bewußtſein ſie wieder küſſend. Ach meine Leopoldine!

Leopoldine, ihn mit aller ihrer Kraft an ſich drückend. Ach mein Karl!

Flemming, beide umfaſſend. Ihr lieben, lieben Kinder!

Ehrhard, um alle drei ſich breitend. Ach gute, gute Seelen! — So wäre dann nun vollendet des Schickſals groſſes Werk! Ach welche Verwirrungen — welch ein Ende derſelben!

Leopoldine, die ietzt erſt völlig deutliche Ideen bekommt. Vater, Vater, du biſts ja wahrlich! — — Karl, Karl, und du biſts auch. Was für ein Wunder iſt geſchehen? Wie geht meine Erlöſung zu? Wie kamet ihr alle da unten zu mir? Wie habt ihr mich ausgekundſchaftet?

Flemming. Alles, alles ſollſt du hören. Wir fahren nach Hauſe. Sag nur, biſt du im Stande, gleich mitzureiſen?

Leopoldine. Ach ia, ach ia! Weg von hier! Weg aus dieſen Mauren! Ach — hier wars ſchlimm! hier wars ſchlimm! (weint bitterlich)

Flemming. Ach — was magſt du gelitten haben! Zum Erbarmen ſiehſt du aus.

Leopoldine, die Arme gen Himmel ſtreckend. Fürchterlich — fürchterlich! Ich bin geprüft — ich bin geprüft . . .

Flemming. Du Geprüfte — du Treuerfundene! — Sag nur, warum ſtandſt du ſo mit bloſſem Rücken da, als wir kamen?

Leopoldine. Mein Geiſſelungstag war. Und ſo dachte ich, die Geiſſlerinnen kämen. Da machte ich mich immer gleich ſelbſt blos, wenn ich ſie kommen hörte und ſtellte mich gleich ſo hin, wie ich muſte; denn es war ia doch einmahl nicht anders.

Flemming, als er ihren Rücken beſehen. Ach Gott erbarme ſich! (zieht ſie mit ſich nider, und Karl und Ehrhard fallen freiwillig mit hin) Ja, du haſts ſchon gethan — du haſt dich ſchon erbarmt — erbarmt über ſie und über uns — Vater, Vater!! In tiefſter Demuth liegen wir hier vor dir und ſind noch alle in betäubendem

Erſtaunen über die Wunder, welche deine Gnade an uns thut. So gabſt du dieſe Liebenden einander wieder — ſo! So vereinigſt du uns alle wieder — ſo! Ach, ach — wer ſind wir? Wir Armen — womit verdienten wir es, daß deine allerſpeciellſte Providenz ſich ſo unglaublich an uns verherrlichte? Durch unſer Vertrauen etwa? Nein, Vater; gröſſer, viel gröſſer, als dieſes, ward deine Barmherzigkeit gegen uns. Du haſt uns beſchämt. Wir geſtehen es dir. Ach vergib uns dieſe Sünde! Nimm uns, unſrer Reue, unſeren Dank in Gnaden an! Im Dienſte des Vaterlands verſtreiche nun jeder meiner Tage, und in meiner Kinder Schoſſe jeder meiner Abende — auch mein letzter einſt noch! Nun, nun glaube ich alles; nun glaube ich auch, daß Sophie noch — — — Ach Vater, ſtärke ſie recht unausſprechlich durch den Wiederanblick ihrer Tochter, und las es dann dieſen beiden liebenden Seelen nach ſo fürchterlichen Trennungsſchmerzen in den ſüſſen Umarmungen der innigſten, zärtlichſten und unzerſtörbarſten Liebe lange, recht lange wohlgehen! — —

Leopoldine, ſtärker, als alle gedacht. Ach, las es wohl, ewigwohl gehen meinen lieben Eltern, die über meinen Verluſt untröſtbar geweſen ſein mögen! — Du allmächtiger Gott, wie erretteſt du mich ſo wunderbar aus dem unterirdiſchen Kerker, wo ich dich oft ſo inbrünſtig um mein Ende anflehete! Ach welche Qualen gab es da für mich! Sie ſind überſtanden, Vater, überſtanden — wohl mir, wohl mir! Stärke mich nun, daß ich bald mit mehreren Kräften dir danken, mit höherer Anſtrengung zu dir beten könne! Noch bin ich zu ſchwach — zu ſchwach. Dein Geiſt vertrete jetzt ganz den meinigen! Da haſt du mein Herz ſelbſt; da haſt du's, Vater — ich erliege . . .

Leopoldine ſank um. Der Vater hielt ſie und trug ſie auf eine Bank . . . Was macht meine arme Mutter? ward hernach ihre erſte Frage. „Krank — krank" erwiederte der Vater und wies dabei nach dem Kopf. „Ach Gott, das habe ich gedacht," verſetzte ſie; aber was beteteſt du vom Vaterlande, Vater?

Flemming. Ich bin wieder ſein Bürger und wir fahren in unſer altes Haus. Unterwegs ſollſt du alles hören.

Leopoldine. Siehſt du — ſiehſt du, Vater? Ach Gott, Gott! — Nun, nun mache, Vater, daß wir aus dieſer Hölle kommen In den Himmel, in den Himmel wollen wir zurück.

Ohne ſich nach einer menſchlichen Seele im Kloſter weiter umzuſehen, ward abgereiſet und ohne unterwegs ſich nach dem Kloſter ſelbſt wieder umzuſehen, ward fortgefaren. Auf der erſten Station ward Leopoldinens Rücken verbunden und der Wundarzt erſchrack zwar über den Anblick, ſagte aber, daß es weiter nichts auf ſich habe und verſorgte ſie mit heilenden Salben. In Karls Armen lag die ganze Reiſe hindurch die liebe Geprüfte und Treuerfundene und ſchüttete die noch immer aufquillenden Seufzer an ſeinem Herzen aus. Man ſah ihr das Bewuſtſein an, die Freiheit, ſo liegen zu dürfen, theuer erkauft zu haben. Die Abrede war getreffen, daß ſie die Geſchichte ihrer Entführung nicht eher erzählen ſolle, bis ſie ſich ſtark genug dazu fühle. Unterdeſſen lieferte ihr der Vater nach und nach die Nachrichten von Sophiens Zuſtande, von ſeiner Wiedererhebung, von Wiederfinden Karls und von Tode ſeiner Eltern und ſeiner Tante. Entſetzen und Frohlocken, waren die beiden Gemüthszuſtände, welche hierbei unaufhörlich in ihr abwechſelten. Als ſie nun alles vernommen und ihre bevorſtehende Seligkeit in ihrem ganzen Umfange vor ſich ſah, hub ſie an: „Nun bin ich ſtark genug; nun will ich erzählen.“

Leopoldine erzählte vom Gange mit ihrer Mutter in den Garten an bis zum Gange ohne ihre Mutter ins Tannenwäldgen alles faſt buchſtäblich ſo, wie es Sophie vor ihrem Wahnſinne noch erzählt hatte.

Flemming. So iſt dann doch alles ſo, wie ſie ſagte! (reicht der Tochter die Hand) Dank dir, daß du nicht gehen wollteſt!

Leopoldine. Vater, ich würde ja nicht hingegangen ſein, wenn die Mutter mir nicht ſo zugeredet! Ich hatt's Ihnen ja ſo feſt verſprochen, Karin nicht unter vier Augen zu ſprechen. Und wie mir mein Herz unterwegs geſchlagen und immer ſtärker geſchlagen, je näher ich dem Wäldgen kam, das weis nur der, der alle Schläge des menſchlichen Herzens zählt . . .

Flemming, ſie an ſich ziehend. Du Gute! Vergib — vergib deinem Vater! (ſieht Ehrhard von der Seite an)

Ehrhard. Vergeben Sie auch mir!

Leopoldine, die Arme um ihre Köpfe breitend. Ach ihr edlen Beide! Sie meine lieben Väter! War es anders möglich, als daß Sie unter allen den Umſtänden glauben muſten, daß Karl mich entführt und daß ich mich gern von ihm entführen laſſen? (blickt zum Himmel) Aber wohl dem, der auf dich vertraut! Du bringſt nicht nur Schuld, ſondern auch Unſchuld endlich doch ans Licht, und wenn ſie noch ſo im Finſtern verborgen war. Daß dis auch mir geſchehen werde, geſchehen müſſe, glaubte ich gewis; aber nach meinem Tode erſt, dacht' ich, nach langen Jahren erſt . . . . — Als ich nun ins Tannenwäldgen kam, da fand ich meinen Karl nicht — — —

Karl. Da war dein armer Karl ſchon an Ort und Stelle gebracht.

Leopoldine. Ich weis es.

Karl. Du wüſteſt das? Wie?

Leopoldine. Höre mir zu. — Donhorſt, der Böſewicht, kam mir mit verſtellter Herzlichkeit entgegen und ſagte, er müſſe mir nur geſtehen, daß Karl nach . . . . geflüchtet ſei und daß er den Auftrag von ihm erhalten, mich ihm nach zu bringen.

gen. Da entſetzte ich mich fürchterlich, ſchlug es ihm rund ab und wollte nach Fremdlingshauſen zurückfliehen. Er hielt mich. Ich ſah einen Wagen mit vier Pferden. Ich ſuchte mich von ihm loszureiſſen. Er zerrete mich nach dem Wagen zu. Ich wehrete mich tapfer und ſchriee um Hülfe. Da pfif er und zwei Kerle ſprangen herzu, bemächtigten ſich meiner und packten mich in den Wagen. Ich wehrete mich ſo gegen dieſe, daß ſie mir faſt die Kleider abriſſen.

Flemming, die Bandſchleife hervorzeigend. Kennſt du dieſe?

Leopoldine. Ach die iſt mein!

Karl. Nein, mein!

Flemming. Nicht alſo; mein iſt ſie. An den äuſerſten Tannen fanden wir ſie und ſie ward mir gleich ein Zeugnis deiner Unſchuld. Wäre ich geſtorben, ohne dich wieder gefunden zu haben, ſo hätte ſie vor mir auf dem Bette liegen ſollen, daß mein letzter Blick ſich noch auf ſie geheftet hätte.

Leopoldine. Ach mein liebſter Vater! — Der Böſewicht ſprang zu mir in den Wagen und ich verlohr mein Bewuſtſein. Als ich wieder zu mir kam, erhub ich ein lautes Geſchrei. Er redete mir erſt ſanft, dann hart und immer härter zu. Ich ſchrie noch lauter. Kein Menſch wollte uns begegnen Als er ſah, daß alle ſeine Bitten und Drohungen nichts halfen, zog er eine Piſtole aus der Wagentaſche und ſetzte ſie mir auf die Bruſt. „So iſts gemeint? ſchrie ich; hat das mein Karl dir auch befohlen — Grauſamer, der du mich meinen Eltern raubſt? Schies zu, Teufel, ſchies zu, und damit du den rechten Fleck treffeſt, ſieh hier, hier ſchlägts Herz — hierher halt — “ Wir kamen in einen Wald. Er lies ſtillhalten und die beiden Kerle muſten mir erſt Hände und Füſſe feſſeln und dann die Augen und den Mund verbinden. Da muſte ich mich meinem Schickſale überlaſſen. Dreimahl ward ich aus dem Wagen heraus und wieder hinein geſchleppt; vermuthlich wurden da die Pferde gewechſelt. Kurz vorher, ehe wir ins Kloſter kamen, band mich Opnhorſt los und machte mir mein Schickſal bekannt Ich erſtarrte. Kein Glied konnte ich bewegen; weder Hand, noch Fus, noch Zunge; nicht einmahl die Augen. Nur denken konnte ich. Plötzlich aber ſah er mich mit lüderlichen Blicken an, rief aus — „Sie ſind doch warlich recht ſchön “ erzählte mir Karls

Schickſal und — verſprach mir meine Befreiung, wenn ich die Seinige werden wollte.

Karl. Schurke — Teufel! Aller Schurken Schurke — Teufel aller Teufel!

Leopoldine. Da empfing ich ſchnell den Gebrauch aller meiner Sinne und Glieder wieder und ſplee ihm die Antwort ins Geſicht — „Eher in die Hölle, als in deinen Arm! Bring mich, wohin du willſt — der Geiſt meines Karls wird mich da umſchweben. “ — Nun, hub er an und ſetzte mir die geballte Fauſt vor die Stirn, ſo vermodere lebendig! — „Es wird geſchehen, antwortet' ich, nicht was du willſt, ſondern was Gott will. “ Die Augen wurden mir wieder verbunden; ich ward von neuem gefeſſelt. Der Wagen hielt bald darauf; ich ward herausgeſchleppt. Wo Donhorſt geblieben, weis ich nicht. Als ich wieder überall losgebunden war, ſtand die Aebtiſſin des Kloſters vor mir und publicirte mir mein Urtheil. „Katholiſch werden und lebenslang Nonne ſein. “ Sie machte mir kein Geheimnis daraus, daß mich Karls Vater dorthin bringen laſſen, weil ich ſeinen Sohn verführt, und daß mein Karl zur Strafe auch feſtgeſetzt ſei. Ich ſchlug ihr die Annahme der katholiſchen Religion rund ab; worauf ſie fortging und ſagte — „Meine Tochter, wenn du nicht im Guten willſt, ſoll dir der Wille wohl gemacht werden.“ Da ward ich in das unterirdiſche Loch gebracht, mit elender Koſt genährt und wöchentlich zweimahl gegeiſſelt. Nach ieder Geiſſelung fragten mich die vermummten Henkerinnen, ob ich nun zur wahren Kirche übergehen wolle, oder ob ſie wiederkommen ſollten. Ich wählte immer das letztere und ſtellte mich hernach, wenn ich ſie kommen hörte, lieber gleich gutwillig an den Jammerpfeiler hin.

Karl, lange an ihr liegend. Himmliſche Seele, wie haſt du meintwegen gelitten!

Leopoldine. Wuſte ich denn nicht, daß auch du meintwegen litteſt? Bei iedem Geiſſelhiebe war deine Liebe mein Troſt. Wo mag er doch ſitzen oder liegen — fragte ich oft, und dann war's, als ſähe ich dich, wie du mir den Arm reichteſt und ſprächſt: „komm, komm! Sie wollen uns auf lange trennen, die Böſewichter, und überlegen nicht, daß ſie uns ſo gewis aufs baldigſte wieder zuſammenbringen; denn lange können wir doch unſern Zuſtand nicht überleben.“ — — Ach

Karl, mein lieber Karl, da, da gabs lange Tage — da gabs noch längere Nächte . . .

Flemming, indem Leopoldine an Karln hinſinkt. Nun — ſammlet euch, Kinder! Alles Ungemach hinter uns; — vor uns das Vaterland.

Man war jetzt wirklich auf der Grenze. Leopoldine warf, als ſie es gewahr ward, Himmel und Erde Küſſe zu und benedeiete alles um ſich her. „Ach, rief ſie aus, wie thut freie Luft allenthalben ſo wohl; wie thut ſie im Vaterlande am beſten! Geſegnet, geſegnet ſeid ihr doch, ihr lieben Fluren! Nie glaubte ich, daß mein Auge euch wieder ſehen, noch weniger, daß mein Fus euch ie wieder betreten würde.“

Flemming, ſeine Stirn auf die ihrige legend. Biſt Flemmings Tochter.

Von der letzten Station aus war ſchon ein Kourier an den Fürſten voraus geſchickt. Flemming lies um die Reſidenz herum und zu einem andern Thore herein fahren und führete Leopoldinen durchs Hintergebäude in ſein Haus. „Ach du liebe Wohnung,“ rief ſie aus, und küſſte für

Freuden die Thüre. Da kam ihnen Albert entgegen und fiel ſeiner Schweſter um den Hals.

Flemming. Biſt du auch wieder da? Gottlob!

Leopoldine. Ach mein lieber Bruder! — Durch ein Wunder ſehen wir uns wieder. — Auch du reiſeteſt für mich! Du lieber, lieber Bruder!

Albert. Ja. Aber mir ſoll nun einmahl ſo etwas nicht gelingen. Ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Schweſter retten ſollen — keinen, keinen . . . Aber den Donhorſt, den Donhorſt — den habe ich erwiſcht.

Flemming, ſeitwärts zu Ehrhard. Ich wollte, das wäre nun nicht. Was kann es weiter helfen?

Albert. Dreimahl hatte ich ihn auf der Spur, und dreimahl entging er mir wieder. Endlich im Hafen zu F. — da hielt ich ihn feſt. Ich zeigte den Steckbrief auf und er ward arretirt. Ich überreichte das fürſtliche Schreiben an alle Obrigkeiten, welches ich mitnahm und worinn um ſeine Anherolieferung erſucht ward, ich möchte ihn finden, wo ich wollte. Man zeigte ſich ſehr bereitwillig. Ich bin ſeit geſtern ſcharf vorausgeritten; aber morgen mus er heran ſein.

Leopoldine. Habe Dank, Dank, Bruder! Du meinſt es ſo gut.

Flemming. Das thut er gewis. (umarmt einen, wie den andern) Ach meine lieben Kinder! — Kommet nun; wir wollen zur Mutter.

Sophie war die Zeit über ſehr unruhig, oft tobend geweſen; auch war ſie es jetzt noch. Sie ging unaufhörlich auf und nider, rang die Hände, ſprach in ſich und merkte gar nicht auf die eingetretenen Perſonen. Endlich trat ihr Leopoldine, die ſich über ihren Anblick erſt gar nicht faſſen können, in den Weg. Sophie ſah ſie an, ging um ſie her und ſetzte ihren vorigen Marſch fort. Leopoldine trat ihr nochmals in den Weg und fügte mit gemäſſigter Stimme hinzu — „Mutter, ich bins — Leopoldine . . . Kennen Sie mich nicht?“ Sie ſah die Tochter abermals an, ging dreimahl um ſie her und ſchüttelte den Kopf.

Leopoldine, die ihre beiden Hände ergreift und küſſt. Ja, ja, Mutter, Ihre Tochter iſt wieder da. Sehen Sie doch — hier bin ich ja.

Sophie, hohl. Du wärſts?

Leopoldine. Ja wohl. Und da iſt mein Karl.

Sophie ſah alle reiheherum an, zog eine Stecknadel aus ihrem Halstuche und ſtach damit Leopoldinen in die Hand, daß Blut kam.

Leopoldine. Das thut ja weh, Mütterchen.

Sophie, mit aufgeſpannten Augenliedern. Warlich — ſie iſts. (wirft ſich aufs Bette und hält die Hände vors Geſicht. Der Arzt kommt dazu. Man erzählt ihm das Vorgefallene)

Arzt. Stehen Sie doch auf, Madam! (zieht ſie auf) Sehen Sie hier Ihre liebe Tochter. Sie iſt glücklich wiedergefunden und es iſt nun alles, alles gut.

Sophie, Leopoldinen um den Hals fallend. Ach meine liebe Tochter? ! (Leopoldine weinte; Karl weinte; Albert weinte; Ehrhard und Flemming gingen der eine an dis, der andere an jenes Fenſter und erhuben Hände und Blicke und Seelen zum Himmel. Sophie verlohr ihr Bewuſtſein wieder.)

Arzt. Wir wollen jetzt nicht weiter in ſie ſtürmen. Sein Sie aber allerſeits zufriden. Hier wird völlige Kur; geſetzt auch, daß einige Seelenſchwäche auf dann und wann übrig bliebe.

Flemming. Ach wenn Gott das wollte! Wir wollten ſie gern pflegen und warten, wie ein Kind, wenn ſie nur Stunden hätte, wo ſie uns alle kennete und an aller uns nun bevorſtehenden Glückſeligkeit Theil nähme.

Ein Bedienter meldete, daß der Fürſt komme, und die Geſellſchaft begab ſich im Flemmings Zimmer.

Fürſt, ſehr freudig eintretend. Ich habe nicht ermangeln wollen, einem der bravſten Väter zum Wiederbeſitz einer der bravſten Töchter perſönlich Glück zu wünſchen. Gott ſei gelobt! Nun bin ich ganz ruhig. (umarmt Flemming) Nun leben Sie noch recht lange zum Troſt und zur Freude Ihrer kleinen und groſſen Familie, und ſehen ſich an der Glückſeligkeit beider, die Sie ſchon geſtiftet haben und noch ſtiften werden, ſatt. Eilen Sie aber auch, die Verbindung Ihrer Kinder zu vollziehen. (ſich umwendend) *Nicht wahr — meine Lieben?* (Leopoldinen ſich nährend) Sie *Edle* — vergeſſen Sie, wenn Sie können, die fürchterlichen Leiden, welche Ihnen und den Ihrigen Ihr Fürſt gemacht hat. Nichts, als — *vor ſich ſelbſt ſich darüber ſchämen* kann er; *erſetzen* kann er ſie Ihnen nicht.

Flemming, ſehr hoch aufrecht ſtehend. Großmüthiger Fürſt!!!

Leopoldine. Wohl uns, daß unſer Fürſt endlich unſere Unſchuld erkannte! — Mein Vater iſt ein ehrlicher Mann — Ehrlicher haben Sie gewis in Ihrem ganzen Lande keinen ... Wenn Sie das wüſten, gnädigſter Herr, wenn Sie das wüſten — wie er noch immer ſo eifrig für Sie betete — — —

Fürſt. Ich glaube es von ganzem Herzen. — Fahren Sie fort, dis zu thun, beiſpielloſer Diener! Ich bedarf Ihres Gebets noch. Und dann will ich auch immer mehr der Fürſt zu werden ſuchen, den Sie in meiner Perſon gewis allemahl von Gott erflehen. — Donhorſt iſt alſo attrapirt? Das iſt ſchön. Sobald er kommt, ſoll er erſt Alles erzählen und hernach exemplariſch geſtraft werden. Das ſage ich Ihnen aber, für dieſen nehme ich keine Fürbitte an. — Nun genieſſen Sie einander erſt einige Zeitlang ungeſtört.

Julie und Roſalie eilten von Fremdlingshauſen auch herbei und zollten ihre Freudenthränen. Leopoldine umarmte ihre künftige Schweſter mit zärtlichſter Innigkeit und bat ihren Vater, die Feier des zweifachen Feſtes der Liebe auf einen Tag anzuſetzen; welches er auch ſogleich aufs höchſte genehmigte. Die ganze Geſellſchaft ging wieder zu Sophien,

phien, die zu ihrem unausſprechlichſten Vergnügen abermals einige helle Minuten hatte, in welchen ſie ängſtlich vernünftige Aeuſerungen that, nach denen ſie aber bald lachte, bald weinte. Leopoldine entſchlos ſich mit Karin, ſie ſtets zu umgeben, damit die Ueberzeugung, daß alles Wahrheit ſei, in ihrer Seele recht vollkommen, lebendig und wirkſam werden möchte; als welches die Aerzte für die einzigwahre Kur derſelben erklärt hatten.

Der Arreſtant Donhorſt ward eingebracht. Vor dem Verhör verlangte er Karin noch einmahl zu ſprechen. Karl ſelbſt war geneigt dazu; doch beſchlos er ſich der Mehrheit der Stimmen zu unterwerfen. Es ward alſo freundſchaftliche Berathſchlagung darüber gehalten, in welcher mit drei Stimmen gegen eine beſtimmt ward, daß Karl Donhorſt nicht ſprechen ſolle. Die fehlende Stimme war Leopoldinens. Ehrhard beſonders that dar, daß nicht nur Donhorſts That ſelbſt abſcheulich ſei, ſondern daß auch die Fortſetzung derſelben in den Verſtellungen, Betrügereien und Schelmſtreichen, welche er mit ſo übermüthiger Unverſchämtheit zu treiben gewuſt, von einem Karakter zeige, dem alles gleich ſei und deſſen Deklarationen von Reue und Leid gar keinen Werth hätten, weil er ſie nur als die letzten Mittel zu ſeiner Rettung gebrauche: „Laſſen Sie ihn erſt der Gerechtigkeit über, und bitten hernach, wenn dieſe die Sentenz gefällt hat, für ihn. Wie die Beſtie faſt ſo ein Geſicht haben könne, als unſer braver Karl, kann ich nicht begreifen . . . Es iſt doch mit der Phiſiognomik nicht ganz ſo, wie — —

Leopoldine, hitzig. Lieber Herr Prediger, ſie ſehen ſich auch nur ähnlich, wenn ſie die Augen zu machen. So, wie mein Karl aufblickt — ha, den bidern, braven, deutſchen, ſeelenvollen, himmelblauen und himmelreinen Blick — — ſehen Sie doch einmahl hinein — (hält Karln vor ihn hin) hat den Donhorſt?

Ehrhard, während daß Karl ihn feſt anſiehet. Nein — Nein.

Flemming. Das ſagt' ich ihm ja, wie er da kam und uns konſtituirte. Der Abſchaum! Konnte er da wohl die Augenſterne feſt halten?

Karl. So danke ich Gott für meine Augen.

Ehrhard. Herr von Ingenſtröm — es ſind nicht Ihre Augen, die Sie von Donhorſt unterſcheiden; Ihre Seele iſts, die durch die Augen blickt. Die Augen machen nicht die Seele; die Seele macht die Augen.

Im Verhör, wozu Flemming und Ehrhard den Fragenſtof auf Fürſtenbefehl entwerfen muſten, zeigte ſich Donhorſt ganz ſo, wie ihn Ehrhard geſchildert. In der Hofnung, ſich dadurch den Weg zu ſeiner Freiheit wieder zu öfnen, erbot er ſich auf der Stelle zu dem aufrichtigſten Bekentnis aller ſeiner Bosheiten, erkannte dieſe ſelbſt für ſolche und ſagte aus, daß er einige Tage vorher ſehr unglücklich im Spiel geweſen und ſich vor Schulden gar nicht mehr zu retten gewuſt; daß Karls Vater dieſes in Erfarung gebracht und ihn zu ſich kommen laſſen, da dieſer ihm dann den Antrag gemacht, ihn mit einer Summe, die er ihm nicht wiedergeben ſolle und womit er ſich helfen könne, zu unterſtützen, wenn er den doppelten Koup ausführen wollte, und daß er in der ſchrecklichen Lage, worinn er geweſen, den Antrag acceptirt. Er ſagte ferner aus, daß Karls Vater den Brief, welchen ſeine Frau vorgeblich von dem Kaufmann erhalten, ſelbſt fabricirt, die bekannte Unterſchrift des Mannes nachgemacht, ihm hernach einsmahls das Koncept davon vorgeleſen und bei der Stelle, worinn der Gerichte Gottes, die ihn noch treffen würden, Erwähnung geſchehen, herzlich gelacht habe; daß er den Notarius, welcher ihm das Atteſtat geben müſſen, vorher betrunken gemacht und daß er ſich Tage lang dazu vorbereiten müſſen, um bei der Zuredeſtellung der Herren Flemming und Ehrhard zu Fremdlingshauſen Kontenance zu halten. Die Bosheiten, ſetzte er hinzu, welche er da von neuem begangen und geſprochen, wären nichts als Folgen der erſtern geweſen, und er hätte ſie Ehrenthalber begehen und ſprechen müſſen; die Feſtigkeit aber, womit ihm Flemming Rede geſtanden, habe ihn heftig erſchüttert, und beſonders hätte ihn die Produktion der Bandſchleife ſchier um alle ſeine Faſſung gebracht.

Das abgehaltene Verhör ward Flemming und Konſorten kommunicirt. Grauſen überfiel die wackern Leſer. Sie fanden, daß ſie faſt alles ſo geahndet, wie es nun wirklich war, und Ehrhard machte ſehr feine Bemerkungen dabei, die in das Fach der Kentnis des menſchlichen Herzens ſchlugen. Da Flemming keine neuern Fragſtücke hinzuzuſetzen nöthig fand, ſo ward das Verhör für geſchloſſen angeſehen, und Donhorſt zu lebenslänglichem Veſtungsbau verurtheilt.

Sophie, die Irredenkende, fand ſich durch den ſteten Anblick Leopoldinens und Karls täglich mehr und mehr wieder und die Intervallen, in welchen ſie zu obſkuren Ideen zurückſank, wurden immer kleiner und ſeltener. Sie lies ſich erzählen, was vorgegangen war, und da ſie alles vernommen, fiel ſie ihrer Tochter um den Hals und weinte ſehr. „Ach wie bin ich doch einzig und allein an allem Schuld! Ich wars, die dir zuredete, das dem Vater gegebene Wort zu brechen. Du hätteſt es nicht gethan ohne mich. Hätte mich doch Gott auch nur allein dafür geſtraft! Aber ſo haſt du unſchuldige Seele auch ſo fürchterlich dafür büſſen müſſen, und dein lieber Karl auch. Könnet ihr mir beide das wohl je vergeben?“

Leopoldine und Karl verſicherten ihr einmüthig, daß ſie ſie zärtlichſt liebten und baten ſie kindlich, ſich nun über alles zu beruhigen, da ſie es doch nicht böſe damit gemeint und Gott am Ende auch alles ſo auf das vollkommenſte wieder zum Guten gelenkt hätte. „Nun, verſetzte ſie, ſo ſollet ihr auch bei mir nicht mehr wie Gefangene ſein. Genieſſet euch! Zuförderſt aber wollen wir einmahl nach Fremdlingshauſen.“

Flemming, hocherfreut über die immer vollkommener werdende Wiederherſtellung Sophiens machte die Reiſe von ganzer Seele gern mit. Man wählte dazu einen heitern ſtillen Tag. Ehrhard bekam eine Amtsverrichtung, die ihn auf einige

Stunden von Hauſe entfernte. Julie beſchäftigte ſich in der Küche. Die übrige Geſellſchaft ging zu Garten. Paarweiſe trennten ſie ſich da. Der ruhigere Albert und die ruhigere Roſalie banden Bluhmenſträuſſer, pflückten und pflanzten Bluhmen. Leopoldine ging mit Karln in die Laube, welche die Ueberſchrift hatte — überſchritten, überſchritten! Sophie führte ihren Mann — an den Teich.

Sophie, in verlängter Trautheit. Du muſt alles wiſſen. Ich habe noch ein Geheimnis auf meinem Herzen. In dieſen Teich ſprang ich einſt — — —

Flemming, zitternd. Du? Um Gottes willen — du?

Sophie. Ich — ich. Verlohren war ich, wenn Ehrhard nicht war. Er rettete mich — er. Auſſer ihm weis Niemand davon, als unſere Tochter. Nun biſt du der dritte Mann. Wiſſen muſteſt du es noch; aber gib mir die Hand drauf — nie ſprichſt du wieder mit mir davon, und nie mit jenen beiden. Gott hat mir's vergeben; vergebet ihr mir's auch.

Flemming. Ach Sophie, Sophie, wie weit hat dich in der Welt ſchon deine melancholiſche

Seelenſtimmung gebracht! — Muſte ich darum, als ich zu K. ſas, ſo oft ich hieher dachte, an den Teich immer denken? Und — wer iſt uns Ehrhard? Ein unbeſchreiblicher, unbegreiflicher Freund für uns; ein wahrer Retter und Schutzengel unſer aller! — Aber nun, nun wird dein Geiſt doch wohl in Friede und Freude — — —

Sophie, die ihm wie am Verlobungstage den Mund zuküſſt. Lieber Vater, nun iſts ja keine Kunſt . . . Wenn ich nun nicht wollte meine Seelenkrankheit bekämpfen! Wenn ich nun nicht wollte durch frohe Theilnahme euch allen eure Freuden verſüſſen! Aber — nur Gottes allmächtige Barmherzigkeit iſts, die mich dieſen ſo äuſerſtbeglückten Zeitpunkt erleben, mit Bewuſtſein wieder erleben läſſet. Erſchrecklichkeiten ſind uns doch begegnet — —

Flemming, ſeufzend. Ja, das iſt wahr.

Sophie. Nun, ſo verzeihe mir jeder! Verzeihe du mir! Verzeihe Gott mir! — Unſere Kinder, unſere Kinder ſollen nun die ganze Freude unſers Lebens ſein.

Flemming. Und — das Vaterland . . .

Sophie. Willſt du denn wirklich wieder im Dienſt bleiben? Ich dächte —

Flemming. Ja — bis an den letzten Augenblick meines Lebens!

Albert und Roſalie brachten jetzt Bluhmenſträuſſer; während daß Leopoldine und Karl noch in unnenbaren Gefühlen an einander hinſchmolzen.

Leopoldine, nach langem ſtummen Liegen an Karls Bruſt. Welche Seligkeit gibt die getrenntgeweſene und wiedervereinigte Liebe!

Karl. Die durch anſcheinende Unmöglichkeiten geführete, in Kerkern und unter Geiſſelhieben bewährt erfundene Liebe!

Leopoldine. Gedenke, mein Treuer, an den Tag zurück, wo wir hier ſo ſaſſen und an der Zukunft Vorhange zerreten — — —

Karl. Wie da kämpften und ſich wechſelsweiſe beſiegten Hofnung und Furcht! O welch ein Tummelplatz beiden waren da unſere Herzen!

Leopoldine. Gedenke des Tages, an welchem ſich der Zukunft Vorhang halb, erſt für dich und dann für mich aufzog — — — als ich dort hinaus ging und nicht wieder zurück kam — —

Karl, ſie innigſt vor ſich hin haltend. Und des Tags, wo ihn Gott für uns beide ganz aufzog. O Glorie und Herrlichkeit nun über meine Seele, Leopoldine, meine Leopoldine, da ich dich habe, da ich dich ganz habe, da ich dich auf ewig habe! Ach ihr Götter der Erde mit allen euren einfachen und dreifachen und zehenfachen Kronen, waget es nicht, zu meſſen euer Glück mit Karls Glück, den die Liebe krönt! (ſpringt auf) Nur Einen, nur Einen gibts, von dem ich glauben will, daß er noch glücklicher ſei, als Karl — (fällt nider) das magſt du ſein, Du, aus deſſen Händen ich die Krone der Liebe nahm, Leopoldinen wieder nahm — — das laſſe ich mir gefallen — — kein Anderer aber iſt glücklicher, kann, ſoll und darf glücklicher ſein — — — Gott, mein Alles, (Leopoldine ſinkt auch nider) höre, höre, was ich iezt von dir flehe! Sieh, Vater, du erhielteſt uns treu unter Aengſten und Qualen, die die Liebe uns machte; erhalte ia auch unſere Seelen himmliſchtreu für einander in den Tagen der gewährten, erfüllten, gekrönten Hofnungen und Wünſche!!! Einige, einige uns recht und mache ſo nur ein Weſen aus unſern zwei Weſen, daß keiner ohne den Andern leben, keiner ohne den Andern ſterben könne! Herr, die ſich liebten, als ſie ſich nicht haben konnten, las ſie ſich um ſo inniger lieben, ie mehr ſie ſich nun haben, um ſo unveränderlicher lieben, ie länger ſie ſich nun haben werden! (zieht knieend die knieende

Leopoldine an ſich) Und du meine Erde, meine Sonne und mein Weltall — nimm hin mich und gib dich mir — oder nein, das iſt ia ſchon, das war ia ſchon — behalte mich ewig für dich und las dich ewig mir — — —

Leopoldine, die ihre hochaufwallende engelreine Bruſt entblöſſt und Karls Mund darauf drückt. Da — da — Karl! Da küſſe! nun darfſt du dis in dieſer Laube — weiſſeſt du noch? weiſſeſt du noch??? — Nun dein — dein — alles dein — in allen den tauſend Welten dein, in welche und durch welche und über welche Jehova ſeine Menſchen noch leiten wird! Küſſe, küſſe recht — da küſſte Niemand, da ſoll niemand küſſen, als Du . . .

Karl, im dritten Himmel. So — So! Ach ſo — ſo!

Leopoldine, die ihn weghält, die Bruſt deckt und aufſpringt. Sie kommen, ſie kommen — Karl, hörſt du nicht? Die lieben Störer kommen — —

Karl beſann ſich, ſprang auf. Flemming, Ehrhard, Albert, Sophie, Julie, Roſalie traten herzu. Leopoldine und Karl gingen ihnen entgegen. Es formte ſich wie von ungefähr ein kleiner Kreis.

Flemming, der auch wie von ungefähr mitten im Kreiſe ſtand. Merkwürdiger Garten!

Alle, wie abgeredet; auch Sophie. Ja wohl!

Flemming. Nun — Gott ſegne uns alle — ſegne uns mit ſeinem beſten Segen! Wie Wanderer am Ziele einer langen gefahrenvollen Reiſe — wie Verklärte jenſeits des Grabes beim frohen Wiederfinden ſtehen wir hier . . . Nun, unſere lieben Kinder, begehet das ſelige Feſt eurer feierlichen Vereinigung! Biſt du's zufriden, Ehrhard?

Ehrhard. Ich? O — — (fällt über Flemming her, und alle fallen der Reihe nach über einander her)

Sobald es das kirchliche Herkommen verſtattete, ward doppeltes Hochzeitfeſt in Flemmings Hauſe. Sophie war ſo vollkommen hergeſtellt, daß ſie mit bei Tiſche ſein konte. Der Fürſt ſchickte die edelſten Weine und als die Geſellſchaft in heiterſter Laune war, kam er ſelbſt dazu. Flemming lies die Bandſchleiſe an der Tafel herumgehen.

Fürſt, als die Bandſchleiſe vor Leopoldinen liegt. Dieſe bitte ich mir aus. Hat doch der Vater die wieder, welche ſie einſt verlohr.

Leopoldine, die erſt ihren Vater anſiehet und dann, als dieſer Ja genickt, aufſteht und ſie dem

Fürſten bringt. Gnädigſter Herr — da haben Sie ſie!

Fürſt, der aufſteht und ihr bider die Hand reicht. Ich danke — ich danke. Bitten Sie aber gleich dafür etwas zurück — gleich, gleich — aber etwas rechts mus es ſein — keine Kleinigkeit — gleich, gleich — —

Leopoldine, die ihn mit beiden Händen feſthält und ihn überwinderiſch anblickt, Donhorſts Freiheit — —

Fürſt, erſchrocken. Was? Was? (wieder geſammlet) Ja — es ſei!

Ein Sekretär ward gerufen und Donhorſt ward noch an demſelben Tage frei und — ging in alle Welt.

Fürſt, nach aufgehobener Tafel. Nun will ich auch gleich noch alle meine übrigen Pflichten erfüllen. (zu Flemming) Sie erhalten hiermit zum immerwährenden Eigenthum das unlängſt mir zugefallene Gut L..; es heiſſt aber von nun an Flemmingshauſen. (zu Karln) Und Sie ſind einſt der Nachfolger Ihres Schwiegervaters und ſitzen nun neben ihm im Finanzkollegium. Was Sie noch nicht wiſſen, wird er Sie ſchon lehren. (zu Albert)... Sie errichten eine Vieharzneiſchule in meinem Lande und ziehen dafür einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern. (zu Ehrhard) Und Sie — der Sie gar nichts von mir annehmen wollen, empfangen Sie hiermit, Sich und mich.

Der Fürſt reichte ihm eine groſſe goldene Medaille, auf welcher Ehrhard ſtand, wie er ihn aus dem Sumpfe rettete.

Eine heilige Stille herrſchte, während daß der Fürſt ſeine Gnadenerweiſungen austheilte. Auf ſie folgten die heiligſten, naifſten Dankerweiſungen von allen Seiten.

Fürſt, zu Flemming. Wenn Sie nun ein Jahr lang mir noch gedient, meine Finanzen und das Land in Ordnung gebracht haben, ſo ziehen Sie nach Flemmingshauſen und verleben da den Reſt Ihrer ſchönen Tage für Ihre Familie und für ſich.

Flemming. Nein, gnädigſter Herr! Ich ſterbe im Dienſt für Sie und für mein Vaterland.

Fürſt, ihn mit Enthuſiasmus umarmend. Das war ein Wort! — Nun, um ſo beſſer! (ergreift einen Pokal) Es lebe Flemming, der Patriot ohne ſeines gleichen!

Flemming, einen andern Pokal ergreifend. Es lebe Fürſt Karl, der neue Vaterlandsvater!

An demſelben Tage empfing Leopoldine die tauſend Thaler zurück, welche ſie als des Heilandes Braut zum Mahlſchatz ins Kloſter gebracht und erhielt zugleich die Nachricht, daß die Aebtiſſin zu einer anſehnlichen Geldbuſſe verurtheilt worden. An demſelben Tage reſtituirte Flemming auch die hundert Thaler, welche ihm einſt die Gemeine zu Fremdlingshauſen geſchenkt, zehenfach; indem er tauſend Thaler zu einem Fond zur Verbeſſerung ihres Schulmeiſterdienſtes niederlegte. An demſelben Tage bekam auch das Armenweſen im Lande das Hauspretium, welches die vaterländiſchen Bauern an Flemming vergütet hatten. Dis alles geſchah, ſobald ſich der Fürſt unter den feierlichſten Segenswünſchen entfernt hatte.

Ehrhard, während daß Flemming mit Leopoldinen ganz als Vater noch allein ſpricht, zu Sophien. Und — was ſagen Sie denn nun? Glauben Sie nun vollkommen an Providenz? Glauben Sie nun, daß ich gut wahrſagen könne?

Sophie. Ach, ich fühle alles, ich fühle alles, was Sie mir ſagen wollen... Ich weis wohl noch, wie Sie ſprachen — Gott baue uns wohl ein Haus wieder, und wir kämen wohl wieder ins Vaterland zurück u. ſ. w. Sie haben Recht, in allem Recht gehabt. Noch viel, viel mehr iſt eingetroffen, als Sie uns prophezeihet haben Nun, Gott wird mir alles vergeben. Ich will auch recht meinen Beruf von Stund' an darinn ſehen, Unglückliche, die, wie ich, durchs Schickſal gedemüthigt und dadurch in ihrem Vertrauen auf Gott wankend gemacht werden, in dieſem ihren Vertrauen wieder zu befeſtigen. Aber — das geſtehen Sie mir doch auch wohl zu, daß nicht allen Leidenden ſolcher Erſatz geſchehe, wie uns? Ich habe manchemahl in dieſen Tagen ſchon gedacht, daß unſere Familie im wirklichen menſchlichen Leben wohl gar die einzige ſein möchte, für die Traurigkeit überall ſo in Freude verwandelt werde, und daß, wenn es ja mehrere gibt, dieſe nur in Büchern zu finden ſind, deren Verfaſſer an Schickſals Statt auf dem Papier erſetzen können, wie ſie wollen . . .

Ehrhard, indem Flemming dazu kommt. Das ſagen Sie auch nicht, liebe Frau. Wenn die ſonderbaren Familiengeſchichten nur ſorgfältiger aufbewahrt und tradirt würden, ſo würde der Mangel an ſelbigen uns nicht ſo gros ſcheinen. Und warlich auf dieſem Wege allein könnte vollkommener Glaube an Gott unter den Menſchen allgemeiner gemacht werden. Aber freilich, nicht immer erſetzt das Schickſal ſo. Darum ſagte ich auch immer nur — vielleicht! vielleicht! Und wenn daher auch Ihnen nicht ſolcher Erſatz geſchehen wäre: ſo hätten Sie doch noch ſterbend auf Gott vertrauen müſſen; denn — Gott erſetzt oft erſt ienſeits und wir müſſen nicht blos an Gott, ſondern an Gott und Unſterblichkeit zugleich glauben . . .

Flemming. Lehrer der Religion, du haſt Recht. Um ſo mehr mus es uns ganz an Gott hin feſſeln, daß uns ſchon diſſeits Erſatz geſchah. Kommt alſo alle herzu! Ehe wir uns nun heute alle Paarweiſe trennen, wollen wir uns dem noch recht feierlich heiligen, der ſolche Wunder ſeiner Providenz an uns that. (kniet nider und alle knieen mit) Nun, Vater, nun haſt du dein groſſes, groſſes Werk an uns vollbracht! Nun ſteht das herrliche Denkmahl des Glaubens an dich und an Unſterblichkeit, das du dir ſelbſt geſetzt haſt, fertig da! Groſſes, allweiſes, unerforſchliches Weſen — wir ſind alle viel zu ohnmächtig, die Allmacht deiner Liebe, an uns erwieſen, nach Würden zu preiſen. Sei gnädig noch in dieſen Augenblicken gegen uns und verzeihe uns die Schwachheit unſeres Danks! Unſer itziges, unſer künftiges Leben ſei dein, ganz dein! Unſer Herz ſchlage in allen Welten am ſtärkſten nur für dich! Die Geſchichte meiner Familie werde das Buch, worinn noch unſere ſpäteſten Kindeskinder begierig leſen — das Buch, woraus Tauſende unſerer Mitmenſchen hohen Glauben an deine heilige Vorſehung lernen! — Ach Vater, es iſt unausſprechlich, wie viel du an uns gethan haſt. Je mehr ich es alles überdenke, deſto mehr erliegt mein Geiſt in ſtummen Erſtaunen darunter... Segne nun mein Vaterland und meinen Fürſten! Segne dieſe unſere Kinder und las ſie zwei rechtſchaffene und glückliche Menſchenpaare auf deiner Erde mehr werden! Feſſele ihre Herzen immer inniger an einander! Las ſie lange, lange beiſammen leben, und mache uns — wenn es dir gefällig iſt — auch noch eine Zeitlang zu Zeugen davon! Wäre dis aber nicht in Anſehung meiner dein Wille, ſo bitte ich dich doch flehentlichſt, du Vater meines Lebens, nur noch um ein kraftvolles Jahr, damit ich meiner gröſſern Familie, meiner ganzen Mitbürgerſchaft, noch ſo nützlich werden möge, als ichs zu werden wünſche. Dann, Vater, dann will ich gern und freudig ſterben . . . (ſteht auf; die übrigen Eltern ſtehen auch auf; die vier Kinder aber knieen fort) Nun, ſo ſegne euch unſer aller lieber oberſter himmliſcher Vater! (breitet ſeine Arme über die Kinder aus) Er ſegne euch diſſeits und jenſeits eures Grabes!

Ehrhard, auch mit ausgebreiteten Armen. Es ſegne euch Gott, unſer Gott, und gebe euch ſeinen Frieden!

Die Kinder erhuben ſich unter Freudenthränen und umarmten ihre Eltern nach der Reihe mit unausſprechlicher Liebe. Flemming entwarf in der Nacht noch den Plan zur künftigen Einrichtung ſeiner Familie, der Tags drauf ausgeführt ward.

Leopoldine und Karl blieben bei ihrem Vater in der Reſidenz wohnend. Albert und Roſalie zogen auf das ſchöne Landgut, welches eine Stunde davon entfernt war und an der Straſſe nach Fremdlingshauſen lag. Sophie zog mit ihnen aufs Gut. Flemming brachte oft die Nacht und den arbeitfreien Sonntag immer auch daſelbſt zu. Ehrhard und Julie fanden ſich alsdann oft daſelbſt gleichfals ein. Albert legte die Vieharzneiſchule an, welche für das ganze Land und die umliegenden Gegenden eins der wohlthätigſten Inſtitute ward. Karl ward von

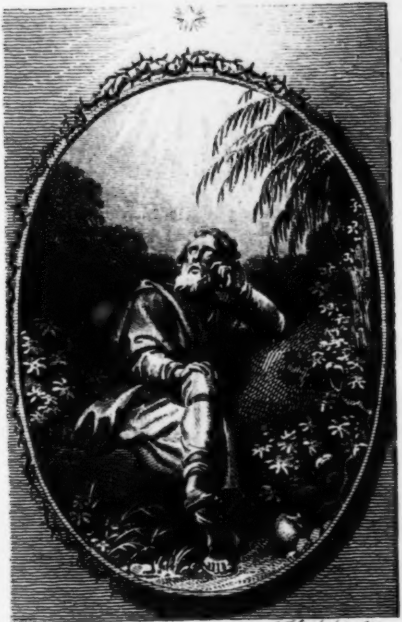
Flemming zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorbereitet, und Flemming ward ſeiner gröſſern Familie ein ebenſo ſegensvoller Vater, wie er es ſeiner kleinern geworden war. Er genos dafür in höchſter Maſſe die reineſten und erhabenſten menſchlichen Glückſeligkeiten. Binnen Jahr und Tag ſah er ſein Vaterland durch ſeiner Hände Arbeit aus einer Wildnis in ein Paradis umgeſchaffen. Seine Kinder ſegneten ihn — alle ſeine Mitbürger verehrten ihn wie ihren Vater — Fürſt Karl drückte ihn wie ſeinen Bruder an ſein Herz. Aus verſchiedenen andern Ländern erſchollen von Zeit zu Zeit Gerüchte von innerlichen Unruhen, Aufrühren und Volksempörungen; in dieſem Lande aber wohnten Ruhe und Friede, Ehrfurcht gegen den Fürſten und Gehorſam gegen die Geſetze. Ein glänzender Beweis davon — wie viel auf einen guten Miniſter ankomme! ! !

Fürſt, als auch einmahl ſo eine Nachricht von auswärtigem Volksaufſtande ankam. Was meinen Sie, F., könnte dergleichen in meinem Lande auch iezt vorfallen?

Flemming, determinirt und bider. Nein, Fürſt und Vater, nein! Und wäre es möglich, daß einer von Ihren Dienern Ihnen dergleichen vorſpiegelte: ſo erklären Sie ihn für einen Verleumder Ihrer braven Unterthanen, für einen Verräther des Vaterlandes. Nur in Ländern, wo man die unveriährbaren Rechte der Menſchheit mit Füſſen tritt, wo abſcheulicher Volksdruck ausgeübt wird und wo man die untern Stände wie Zug- und Laſtthiere behandelt, kann dergleichen vorfallen. — Ein Fürſt, der nicht mit eiſernem Zepter regirt, hat — bei Gott im Himmel! — nichts zu fürchten . . .

Ende

des dritten und letzten Theils.



J.H. Ramberg del. Hanover C. Felsing sc. 1810.

„So ists, denn so muß es sein.“

Stunden
des
einſamen Nachdenkens
im
Schoſſe der ſchönen Natur.

Vom
Herausgeber des Elpizon.

Erſter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher.
1810.

[Sintenis Christian Friedrich]

Sächsische
Landesbibliothek
- 3. NOV.
Dresden

G

Inhalt.

1. Beſtimmung der Menſchheit. . . Seite 3
2. Loos der Menſchheit bisher. . . — 13
3. Loos der Menſchheit in Zukunft. . . — 23
4. Reſultat der drei vorigen Stunden. . — 32
5. Uebergang zum einzelnen Menſchen. . — 40
6. Zuſätze zur fünften Stunde. . . . — 51
7. Das wahre Wohl- und Hochleben. . — 62
8. Enthuſiasmus für Nützlichwerden und Segenſtiften. . . . . . — 75
9. Aufſchwung zur Gottheit. . . . — 89
10. Todtenerſcheinungen. . . . . — 105
11. Plötzliches Hinſcheiden. . . . — 116
12. Weiſe Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft. . . . . . — 129
13. Betrieb moraliſcher Selbſtausbildung. . — 142
14. Empfehlungswürdige Wachſamkeit. . — 152
15. Muſterung der Beweiſe für die Wahrheit eines Religionsſiſtems. . . . — 163
16. Nachtrag zur funfzehnten Stunde. . — 174

17. Wahre bürgerliche Gleichheit. . . Seite 184
18. Im Nahmen der proteſtantiſchen Zeitgenoſſenſchaft! . . . . . — 198
19. Der gute Fürſt. . . . . . — 211
20. Der gute Bürger. . . . . — 229
21. Edelfreiwilliges Märtirerthum. . . — 243
22. D. Martin Luthers Wahlſpruch. . — 254
23. Hofnung und Furcht in ihren heilſamen und ſchädlichen Wirkungen. . . — 264
24. Kirchenſtolz in ſeiner Blöſſe. . . — 276
25. Freundſchaft in ihren höheren Segnungen. — 287
26. Zufridenheit mit ſeiner Weltlage. . — 299
27. Einkehr bei ſich ſelbſt. . . . — 311
28. Sinn für das Heil der Nachwelt. . — 322
29. Achtung für den gemeinen Mann. . — 334
30. Allgemeine Aufklärung? . . . — 344

Stunden
des
einſamen Nachdenkens
im
Schoſſe der ſchönen Natur.

Erſte. Stunde.

Die Beſtimmung der Menſchheit.

Wo iſt noch eine Weſenart auf der Erde, die der Menſchheit an innerer Erhabenheit gleich wäre? Nicht zur Sinnenwelt blos, ſondern auch zur überſinnlichen Welt, gehörig, hat ſie die herrlichſten geiſtigen und ſittlichen Anlagen, welche einer unendlichen Ausbildung fähig ſind, und die ihr daher eine glorievolle Beſtimmung verkündigen. Mit Vernunft begabt, vermag ſie ſich zur Wahrheit zu erheben — mit Freiheit des Willens begabt, zur Tugend.

Sie, nur ſie kann wirklich denken, wirklich urtheilen, wirklich ſchlieſſen. Eigentliches Erkentnisvermögen ward nur ihr zu Theile. Durch Nachdenken über das, was ſie umgibt — durch Beobachten und Beurtheilen deſſen, was ſie ſieht und erfärt — welcher Einſichten iſt ſie fähig? Durch Schlieſſen aus den angeſtellten Beobachtungen und Beurtheilungen des Geſehenen und Erfarnen auf das hin, was über ihren Geſichts- und Erfarungskreis hinaus liegt — ach, welcher Einſichten iſt ſie fähig!

So iſts auch nicht etwa eine gewiſſe Organiſation blos, oder ein gewiſſer Inſtinkt blos, wovon ſie bei ihrem Thun und Laſſen abhinge. Sie hat die hohe Prärogatiſe, nur von ſich ſelbſt dabei abhangen zu können, ſich ſelbſt beſtimmen und entſchlieſſen zu können, und eine innere Stimme rathet ihr, ſich zum Guten, zum Schönen, zum Erhabenen, zum Göttlichen zu beſtimmen und zu entſchlieſſen.

Dis ſind die Anlagen zu geiſtiger und ſittlicher Herrlichkeit, welche die Menſchheit aufzuweiſen hat, und die ſie — wohlgemerkt! — ſich nicht ſelbſt gab, ſondern die ihr gegeben wurden.

Wo iſt aber auch auf der andern Seite, wenn man ſie, als zur Sinnenwelt gehörig, betrachtet, noch eine andere Weſenart auf der Erde, die ſo groſſe Anſprüche auf äuſerliche Wohlfart, auf Glückſeligkeit, zu machen hätte, als ſie? Jede empfindende Weſenart auſſer ihr iſt, als ſolche, zwar auch zu Anſprüchen der Art berechtigt; aber eben darum, weil die Menſchheit ihrer höheren Natur nach das einmal iſt, was ſie iſt, oder mit andern Worten, weil ſie ihren ſinnlichen Zuſtand nicht blos thieriſch, ſondern auch vernünftig, empfindet, darf ſie auch feierlich ſich darauf berufen, daß ihr damit das höchſte Recht zugeſtanden worden ſey, zu begehren, daß ihr ſinnlicher Zuſtand kein Weheſtand, ſondern ein Wohlſtand, ſei. Sie wäre ſonſt übler daran, als alle ihre übrigen empfindenden irdiſchen Mitweſen. Bewuſſtſein davon haben, daß man unglücklich ſei — berechnen ſogar können, wie weit und wie ſehr man unglücklich ſei — dis macht doch wohl doppelt und dreifach unglücklich?

Man kann aber auch in der That nicht in Abrede ſein, daß für keine andere irdiſche Weſenart ſo viel und ſo groſſe Naturanſtalten zur Glückſeligkeit vorhanden ſind, als für die Menſchheit, die die gröſſeſten Anſprüche auf ſie zu machen hatte. In den Zuſtand des Frohſinns ſie zu verſetzen, dazu iſt Alles, ſo weit es möglich war, auf der Erde angelegt. Es gibt Erdgegenden, die faſt immer Wonnegegenden ſind — wohl denen, die daſelbſt leben! Es gibt aber auch keine Erdgegend, die nicht iährlich auf eine Zeitlang wenigſtens wonnegegendartig wäre — wehe auch denen nicht, die allda hauſen! Unkentnis des Mehreren und Gewöhnung von Kindheit auf an das Wenigere ſollten ſie mit ihrem äuſerlichen Zuſtande zufriden machen. In der That fleheten auch ſchon Viele von ihnen, die mit Gewalt in ein beſſeres Klima verſetzt wurden, um die Barmherzigkeit, nach ihrem dürſtigen Mutterlande zurückkehren zu mögen. Freilich könnte man hier ausrufen — wie gut, wie genügſam iſt doch der Menſch! — genug aber, die Menſchheit iſt überall, wo ſie zu exiſtiren vermag, von Natur Herrin über alles Uebrige, was ſie umgibt, und was zu ihren Seiten miteriſtirt. Die Erndte des Schönen iſt ihr ausſchlüsliches Eigenthum — keine andere irrdiſche Weſenart hat Sinn dafür, als ſie — und welch eine überſchwenglich reichliche Erndte iſt dieſe Erndte! Alle übrigen Erndten ſind wenigſtens unter ihrer Machtgewalt, und ſie gibt, auſſerordentliche Fälle abgerechnet, davon nur ab, was ſie will.

O was für Anſtalten ſind auch zur Befridigung ihrer ſo gegründeten und rechtmäſſigen Anſprüche auf Glückſeligkeit vorhanden! Sie ſelbſt traf auch dieſe nicht, ſondern ſie wurden für ſie getroffen. — —

Welch eine wundergroſſe und wunderliebliche Beſtimmung alſo, die die Menſchheit offenbar erhielt!

Hat ſie nun ſelbſt es etwa daran fehlen laſſen, dieſe ihre Beſtimmung zu erreichen? Hat ſie ſich etwa keine Mühe gegeben, ihre natürlichen Anlagen zu geiſtiger und ſittlicher Herrlichkeit auszubilden, ihre gegründeten Anſprüche auf Glückſeligkeit geltend zu machen, und die zur Befridigung derſelben ohne ihr Zuthun getroffenen Anſtalten zu benutzen? . . .

Arge Verſündigung an ihr wär's, wenn man nicht eingeſtehen wollte, daß ſie ſogar die gröſſeſten Anſtrengungen gemacht habe, iene Anlagen zu höherer Herrlichkeit auszubilden; ihre Geſchichte, ſo weit wir ſie kennen, iſt zu voll von Beweiſen dafür. Wie viel Weiſe widmeten erſt ihr Leben blos den Unterſuchungen der Wahrheit, und wurden hernach Lehrer derſelben für Zeitgenoſſen und Nachkommen — geſetzt auch, daß ſie Opfer dafür werden müſten! Wie viel Edle zeigten ſich in hoher Selbſtſtändigkeit, heiligten ſich der himmliſchen Tugend, und nahmen's kühn mit den herrſchenden Thorheiten und Laſtern des Zeitalters auf, ohne darauf zu achten, ob ſie nicht ſelbſt darüber zu Grunde gingen! Die herrlichſten Entdekkungen ſind gemacht worden; die herrlichſten Thaten ſind verrichtet worden. Ja, die Menſchheit hat dafür zu ſorgen gewuſt, daß, ſo wie erſt durch mündliche Tradition, hernach durch die Schreibekunſt, und endlich gar durch die Buchdruckerkunſt, das Andenken der letzteren ſo wenig erlöſche, als das Licht, welches die erſteren angezündet hatten. Schulen der Weisheit und der Sittlichkeit wurden zugleich errichtet, und man wetteiferte in Errichtung derſelben.

Traun! die Menſchheit an ſich hat es an nichts mangeln laſſen, die Anlagen zu geiſtiger und ſittlicher Herrlichkeit, welche ſie erhielt, auszubilden; ſie hat vielmehr zu ihrer Ausbildung die gröſſeſten Anſtrengungen gemacht. — —

Ebenſo hat ſie auch nicht ermangelt, ihre rechtmäſſigen Anſprüche auf Glückſeligkeit geltend zu machen, und die Anſtalten, welche zur Befridigung derſelben getroffen wurden, zu benutzen; vielmehr hat ſie ebenfals aus ſich noch alle mögliche Anſtalten getroffen, den Segen der letzteren für ſich zu erhöhen. Sie hat das bürgerliche Leben unter ſich errichtet; ſie hat ſich in beſtimmte Geſellſchaften näher vereinigt, hat ſich Fürſten und Geſetze gegeben, hat Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Verkehr von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Erdtheil zu Erdtheil, erfunden und etablirt. Kurz, ſie hat Alles gethan, um in die Fusſtapfen der Natur zu treten, und um wirklich ſo glücklich zu werden, als dieſe ſie machen wollte, und als ſie zu werden mit Recht begehrte. Wer ihr das Gegentheil hiervon nachſagen könnte, der verſündigte ſich ebenfals an ihr arg; ihre Geſchichte, ſo weit wir ſie kennen, iſt auch voll von Beweiſen ihrer gemachten Anſtrengungen dazu, daß es ihr ſo gehen möchte, wie es ihr gehen ſollte. —

Nach einer Reihe von Jahrtauſenden ihrer Exiſtenz alſo — auf welch einer Herrlichkeits- und Glückſeligkeitsſtufe müſte ſie ſich iezt ſchon befinden! Was müſte ſie iezt ſchon ſein?! Wie müſte es ihr iezt ſchon gehen?! Was müſte ſie ſein vermöge ihrer groſſen Weſensanlagen, und vermöge ihrer gemachten Anſtrengungen, dieſelben auszubilden?! Wie müſte es ihr gehen vermöge der ſchönen Anſtalten der Natur für ſie, ihre rechtmäſſigen Anſprüche auf Glückſeligkeit zu befridigen, und vermöge ihrer eigenen Anſtalten, den Segen der Naturanſtalten für ſich noch zu erhöhen?!

Was iſt ſie aber im Ganzen in dieſem Augenblick? Wie gehts ihr im Ganzen in dieſem Augenblick? — Was iſt ſie in Theilen auch ſogar da, wo ſie Schulen der Weisheit und der Sittlichkeit aufzuweiſen hat? Wie gehts ihr in Theilen auch ſogar da, wo ſie in bürgerlichen Verfaſſungen lebt? Iſt da das Reich Gottes in ihr anzutreffen? Herrſchen da in ihr Licht und Recht, Moralität und Humanität? Beglückt ſie da das bürgerliche Leben ſo, wie es ſie beglücken ſollte?

Falle immerhin vor den Anblicken, welche ſie reicht, der Vorhang nider! — mit zum Himmelaufgerecktem Haupte rufe ich aus — „mit dieſen Anblicken kanns für ſie nicht abgethan ſein.“

Nein! die Menſchheit mus noch werden, was ſie werden ſoll. Die Anlagen dazu, welche durch ihre Weſenseinrichtung gemacht, ohne ſie gemacht wurden, können nicht vergeblich gemacht worden ſein; ſie deuten zu offenbar auf eine weit erhabenere Beſtimmung hin, als die iſt, welche ſie bis iezt erreicht hat. Die

Anſtrengungen, welche ſie ſelbſt ſich's hat koſten laſſen, dieſe Anlagen auszubilden, können auch nicht umſonſt geſchehen ſein; ſie waren zu wacker, zu zahllos, als daß ſo etwas Gräsliches zu befürchten ſein könnte.

Nein! es mus der Menſchheit auch noch ſo gehen, wie es ihr gehen ſoll. Es mus dahin kommen, daß ihre gegründeten Anſprüche auf Glückſeligkeit befridigt werden, und daß die Anſtalten, welche erſt ohne ſie, und dann durch ſie, dazu gemacht worden ſind, nicht als ein bloſſes Schattenſpiel an der Wand erſcheinen. Ihr äuſerliches Wohlſein mus ihr noch, wie ihre höhere Herrlichkeit, gelingen . . .

Unſichtbares und unbegreifliches Urweſen! ſie rechnet dabei auf dich. Von dir mus ſie ſich herſchreiben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt verleugnen will. Sie erkennt alſo in dir den, der ihr die Anlagen zu geiſtiger und ſittlicher Herrlichkeit gab, die ihr gegeben wurden; ſie erkennt in dir den, der ſie zu den groſſen Anſprüchen auf Glückſeligkeit berechtigte, und der die Anſtalten zur Befridigung derſelben traf, welche ohne ſie getroffen wurden. Ihre geſamte wundergroſſe und wunderliebliche Beſtimmung erklärt ſie für dein Werk.

So rechnet ſie auch mit Recht darauf, daß du dieſes dein Werk nicht unvollendet laſſen, ſondern herrlich ausführen werdeſt. Aber — du ſetzeſt ſie doch durch die Art und Weiſe, auf welche du bisher die Ausführung betrieben haſt, in die gröſſeſte Verlegenheit bei ihrer Rechnung auf dich. Warum thuſt du ſo??? Immerhin mögen's auch nur Würmer gegen dich ſein, im Staube vor dir kriechende Würmer, die dieſe Frage an dich thun; lieſſeſt du ſie doch mit Vernunft im Staube vor dir kriechen — ſo haſt du alſo ſelbſt ihre Frage geheiligt.

Zweite Stunde.

Das Loos der Menſchheit bisher.

Man freuet ſich — man möchte aber auch weinen, wenn man die Weiſſagungen der Alten und der Neueren lieſet, daß die Menſchheit auf der Erde einſt noch, und wohl gar bald, das werden werde, was ſie werden ſoll — eine weiſe und edle Weſenart, als zur überſinnlichen Welt gehörig — und daß es ihr auf der Erde einſt noch, und wohl gar bald, ſo gehen werde, wie es ihr gehen ſoll — nehmlich als einer Weſenart, die zur Sinnenwelt, wie zur überſinnlichen Welt, gehörig, vorzüglich auf Glückſeligkeit Anſpruch zu machen hat.

Freude erweckt's, dergleichen Weiſſagungen zu hören; denn man ſieht daraus, daß es zu allen Zeiten Wackere gab, die es für unvereinbar mit dem Glauben an Gott hielten, daß nicht endlich aus der Menſchheit etwas Recht's, ſowohl auf Seiten ihrer höheren Ausbildung, als auf Seiten ihres äuſerlichen Zuſtandes, werden ſollte. — Weinen möchte man aber auch dabei; weil alle dieſe Weiſſagungen bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben ſind.

Iſt etwa die Menſchheit noch nicht alt genug dazu, daß ihre gehörige Ausbildung ſchon hätte Platz finden, und ihr gehöriges Schickſal ſchon hätte eintreten können?

Geſetzt, auch nur Calviſius hätte mit der Taxe, welche er von ihrem Alter angibt, Recht; ſechs Jahrtauſende ſind doch ein vielbeſagender Zeitraum. Es mag aber wohl ſechzig Jahrtauſende her ſein, daß die Menſchheit exiſtirt; wie vollends da?

Antwortet man hierauf, das Gotteswerk für die Menſchheit, das Werk ihrer Allausbildung und Allbeglückung ſei ein zu groſſes Werk, das nicht nur blos allmählich ausgeführt werden könne, ſondern zu deſſen Ausführung vielleicht hundert Jahrtauſende gehörten, ſo müſte doch wenigſtens Beſtand bei der allmählichen Ausführung ſein. Wo Aufklärung und Sittlichkeit, wo Freiheit und Glückſeligkeit einmal wären, da müſten ſie auch bleiben; während daß ſie dann auch da, wo ſie noch nicht wären, nach und nach erſchienen. Wie könnte man ſonſt auf Ausführung des Gotteswerks rechnen?

Iſts denn aber ſo? — Gerade das Gegentheil davon findet Statt. Wo einſt die Wiſſenſchaften blühten, da iſt iezt wieder Barbarei; wo einſt die Freiheit wohnte, da hauſet iezt wieder Sklaverei. Wo Licht war, da iſt Finſternis; wo Heil war, da iſt Jammer.

Wenn ich die ganze Weltgeſchichte durchleſe, was habe ich am Ende gefunden? Dis, daß es das Loos der Menſchheit von Anbeginn geweſen ſei, ſich ungeachtet aller ihrer Anſtrengungen, ihre erhabene und liebliche Beſtimmung zu erreichen, in einer Art von Kreisgang, in einem Irrgarten gleichſam, dabei zu befinden. Nicht nur, daß ſie im Ganzen noch nie ward, was ſie werden ſoll, und daß es ihr im Ganzen noch nie ſo ging, wie es ihr gehen ſoll, ſondern — wo ſie auch theilweiſe zu werden begann, was ſie werden ſoll, und wo es ihr theilweiſe ſo zu gehen anfing, wie es ihr gehen ſoll, da hatten auch Beginnen und Anfang bald wieder ein Ende. Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit haben blos Wanderungen über den Erdboden gemacht, und ſich nirgends ächthäuslich nidergelaſſen. Es iſt wahr, daß die Menſchheit hier und da ſchöne Perioden gehabt hat; aber — wie lange dauerten ſie? Das Herz hebt ſich hoch im Buſen, wenn man die Beſchreibung derſelben lieſet; es ſinkt aber auch wieder tief, wenn man erfärt, daß ſie ein bloſſer Uebergang waren. Kaum ſcheint ſich ein Paradis für die Menſchheit geöfnet zu haben, ſo iſt der alte Irrgarten für ſie wieder da; — dis beſagt ihre ganze Geſchichte.

Was durfte ſie ſich nicht beſonders vom Chriſtenthum verſprechen?! Ward ihr dieſes nicht als eine Erlöſung von allem Uebel, als eine Erlöſung von Irthümern und Laſtern, und von dem geſamten Elend, das im Gefolge derſelben iſt, angekündigt? Ja, was noch Mehr iſt, eignete es ſich nicht auch wirklich dazu? Iſt es nicht eine Religion, die den geſunden Menſchenverſtand und das ſittliche Menſchengefühl überall zu ihren Bundesgenoſſen macht, und daher auch ihren Anhängern mit Recht nicht nur Seligkeit, ſondern auch Glückſeligkeit, verheiſſen darf? Aber — die Ausbreitung des Chriſtenthums ſelbſt, die erſt ſo raſchen Schritts ging, gerieth bald wieder ins Stokken. Sogar da, wo es entſtand, iſt es nicht mehr. Und — hat es auch da, wo es noch iſt, die

Menſchheit ſo aufgeklärt, ſo veredelt, ſo beglückt, wie es ſie aufklären, veredeln und beglücken ſollte und könnte?

Ich höre ſeinen Stifter die Ausſage thun, daß ſein Vater nur geiſtige Verehrer haben wolle; ſind dis die Chriſten geworden? Neigten ſie ſich nicht bald zur blos ſinnlichen Gottesverehrung der Juden — nur auf andere Weiſe — wieder hin? Trieben ſie ſie nicht ſo arg, daß ſogar zwiſchen ihnen und den Heiden weiter kein Unterſchied übrig blieb, als daß ſie das dem alleinwahren Gott thaten, was dieſe ihren Götzen thun? Mag der Proteſtantismus es immerhin gut gemeint haben; er hat auf dieſer Seite wenig ausgerichtet. Die Cerimonienſucht bekam doch kein Ende, und die geiſtige Gottesverehrung muſte immer der ſinnlichen, dem ſogenannten Kultus, das Feld räumen.

So höre ich auch, daß der Stifter des Chriſtenthums auf innere Reinigkeit, auf Reinheit des Herzens, drang; ward dieſe wirklich Gemeinſache der Chriſten? Ich will nicht ſagen, daß ſie es wie die alten Juden machten, welche nur fleiſſig ihre Hände wuſchen, oder wie die Heiden, die, wenn ſie ihren Götzen verehren wollen, ſich allerlei Luſtrationen unterwerfen; wahr aber iſts doch, daß die Chriſten im Ganzen nur auf Gerechtigkeit hielten, die *vor Menſchen* gilt, nicht aber auf Gerechtigkeit, welche *vor Gott* gilt. Die Tugend ward von ihnen immer wie ein Handwerk betrieben; man lebte nur legal, ſo, daß man vor Ahndung der bürgerlichen Geſetze frei ſein möge, und that damit den Aufruf *zur Unſträflichkeit* ab. Das Sittengeſetz, welches ins Herz geſchrieben, und durch den Stifter des Chriſtenthums aufs nachdrücklichſte wiederholt ward, mochte fordern, was es wollte; man begnügte ſich an bloſſer Erfüllung der Landesgeſetze da, wo man lebte.

Der Stifter des Chriſtenthums gab das Gebot *der Liebe* als ſein Hauptgebot. König wollte er werden in der moraliſchen Welt; ſo machte er zu ſeinem Reichsgrundgeſetze das — „*Liebet euch, wie ich euch geliebt habe!*" Auf das vollkommenſte grif er hiermit die groſſe Sache der Menſchheit an; ward aber der Geiſt der Liebe unter den Chriſten herrſchend? — Wie hat ihre Religion ſelbſt ihnen von ieher zur Quelle der bitterſten Fehden dienen müſſen! Iſt nicht die chriſtliche Kirchengeſchichte ein wahres Pasquill auf das Chriſtenthum ſelbſt? Sehr früh verlohr man die Hauptſache der ſchönſten aller Religionen — Heiligkeit und Humanität — inneres Arbeiten für ſeine eigene höhere Ausbildung, und äuſerliche ſegnende Wirkſamkeit für Andere — aus den Augen, hielt ſich blos an Nebendinge, an Spekulation über unfruchtbare Dogmen, und an Vermehrung der Cerimonien, weckte dadurch den Parthei- und Sektengeiſt, und verfolgte einander bis aufs Blut. — Wie hat auch der chriſtliche Klerus gar bald ſeine einfache Beſtimmung vergeſſen, Vorbild und Muſter in Erfüllung des Gebots der Liebe für das Volk zu ſein! Er, der gar nicht herrſchen ſollte, ergab ſich früh der ärgſten Herrſchſucht, und tiranniſirte über Gewiſſen und Vermögen in der Kirche. Er erſchlich Vermächtniſſe, ſchuf ſich fette Pfründen, und bereicherte Tempel, Kapellen und Klöſter durch weltkluge Benutzung des Aberglaubens, den er wohlbedächtig nährte, und zwar durch Misbrauch der Schlüſſel des Himmelreichs. — Wie hat auch die Verſchidenheit der Stände, welche doch für das bürgerliche Leben ſo heilſam und nothwendig iſt, und die damit verbundene ungleiche Austheilung der irrdiſchen Güter, die doch der moraliſchen Ausbildung Aller ſo zuträglich ſein könnte, unter den

Chriſten nicht weniger ihren Zweck verfehlt, als unter den Nichtchriſten! Das Gebot der Liebe ſollte alle dieſe Verſchidenheiten und Ungleichheiten ausgleichen; aber man vergas es von ieher. Die höheren Stände drückten die nidrigen, ſtatt ſich durch Schutz um ſie verdient zu machen, und die nidrigen Stände empörten ſich gegen die höheren, ſobald der Druck zu unerträglich ward. Die Reichen ergaben ſich der Habſucht, ſtatt Wohlthäter der Armen zu ſein, und die Armen lohnten ſie mit Neid und Fluch dafür. Egoismus — dieſes Ungeheuer in der moraliſchen Welt — ward allgemein, und blieb allgemein — unter tauſenderlei Geſtalten.

Mit dem Gruſſe — „Friede ſei mit euch!“ — trat der Stifter des Chriſtenthums ſo gern ein; ward Friede unter den Chriſten? Der Fehden nicht noch einmal zu gedenken, welche ihre Religion ſelbſt ſo unſchuldigerweiſe unter ihnen angerichtet hat — wie haben Kriege, die die Staaten unter einander führten, von ieher die chriſtliche Welt zerſtört, und eine dauerhafte Beglückung des Menſchengeſchlechts unmöglich gemacht!

„Wen der Sohn frei macht, der iſt ganz frei" — auch ſo rief der Stifter des Chriſtenthums aus; wie ward es mit dieſer Freiheit der Kinder Gottes auf Erden? Es blieb im Ganzen blos bei der geſchehenen Ankündigung und Verheiſſung. Freiheit iſt freilich nicht gänzliche Ungebundenheit. Jeder Menſch iſt als Menſch ſittlich frei; dennoch iſt er gebunden an das Sittengeſetz, und ſeine Vernunft gibt ihm den weiſen Rath, ſich demſelben freiwillig zu unterwerfen, weil er ſonſt nicht verdiente, ein Menſch zu ſein. So iſt auch ieder Menſch als Staatsbürger bürgerlich frei; dennoch iſt er auch gebunden an die Staatsgeſetze, und er mus ſich ſelbſt den weltklugen Rath geben, ſich ihnen unterzuordnen, weil er ſonſt nicht verdiente, Bürger des Staats zu ſein, in dem er lebt. Sobald er nun aber auch ſo thut, mus er ſicher ſein mit Allem, was er iſt, und hat; weil ſonſt aller Zweck des bürgerlichen Lebens wegfiele. Kein Machtſpruch des Staatsoberhaupts, oder der Gewalthaber deſſelben, mus ihn weiter beengen und bedrängen dürfen; genug, er leiſtet, was die Landesgeſetze gebieten, und ſo mus er auch unter ihrem Schirme vor jedem Angriffe auf ſeine übrige

Freiheit geſchützt ſein. O welch ein weites Feld öfnete ſich hier zu Beſchwerden und Klagen über Freiheitsdruck, wenn man die Geſchichte der widergeſetzlichen Machtſprüche und der deſpotiſchen Eingriffe in bürgerliche Freiheit durchginge und darlegte! Freiheit war auch unter den Chriſten von ieher ſelten mehr, als ein leeres Schattenbild, das ſich ihnen vorhielt. — —

So hat auch ſogar das Chriſtenthum, welches doch eine Erlöſung von allem Uebel für die Menſchheit werden, ſie aufklören, veredeln und beglücken ſollte, das nicht geleiſtet, was es verſprach, und — ſo ſteht das groſſe Gotteswerk für ſie bis auf den heutigen Tag als ein vereiteltes Werk da.

Sind nun etwa iezt Ausſichten dazu, daß es ausgeführt werden werde? Ach, wer würde ſie herzlicher genieſſen, als ich, wenn ſie ſich mir öfnen wollten?!

Dritte Stunde.

Das Loos der Menſchheit in Zukunft.

„„Vater der Menſchheit und Regirer der Zeiten für ſie, du lieſſeſt mein Jünglingsalter und mein männliches Alter in eine Periode fallen und in ihr mich verleben, die wenigſtens in meinem Vaterlande, in Deutſchland, für dein Menſchengeſchlecht ſehr günſtig und vielverſprechend war; aber — überhin iſt dieſe Periode. Nun, ſo habe ich zwar vorempfunden, was nach deinem Willen aus der Menſchheit werden ſollte, und wie's ihr nach deinem Willen gehen ſollte; allein — damit iſt's auch wieder abgethan. Fern ſei immerhin von mir der Wunſch, dieſe anmuthigen Vorempfindungen, bei denen es, wie gewöhnlich, blos geblieben iſt, lieber nicht gehabt, und die ſchöne Periode nicht mitverlebt zu haben; gehen mus es mir ia aber doch wohl, wie dem Reichen, der, wenn er arm wird, ſeine

Armut weit inniger empfindet, als der Arme, der immer arm war, beſonders — wenn er keine Hoffnung hat, reich wieder zu werden. So etwas ſchmerzt, Vater, es ſchmerzt tief. Freilich bin ich nur Menſch, und du biſt Gott, und kannſt von mir fordern, daß ich dir dieſen Schmerz am Altare deines Weltregiments zum Opfer bringe; aber eben darum auch, weil du Gott biſt, und ich doch wenigſtens Menſch bin, wirſt du mir auch gewis verſtatten, daß ich, ehe ich dir ihn opfere, mich noch einmal ihm überlaſſe.“ — —

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin iſt, wo man die Religion mit der Vernunft in die genaueſte Verbindung brachte, überall Licht ſchuf, von keinem Offenbarungsglauben, von keinem Kirchenthum, mehr etwas wiſſen wollte, die Miſtik in den Bann that, und die geiſtige Gottesverehrung über den blos äuſerlichen Kultus erhub!“

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin iſt, wo man auf ächte Moralität, und auf ernſte, männliche Erfüllung des Sittengeſetzes drang, bloſſen frömmelnden Gefühlen Hohn ſprach, und die, welche ſich um für ſo gröſſere Heilige hielten, ie mehr ſie darin ſchwärmten, laut und öffentlich zu Jakob Böhmen verwies!“

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin iſt, wo der Geiſt der Liebe ſchön zu walten anfing auf den Thronen, in den Kirchen und in den höheren Mittelſtänden — wo das Staatsrecht behaupten durfte, die Völker wären nicht der Fürſten wegen da, ſondern die Fürſten der Völker wegen, und die erhabenſten unter den chriſtlichen Fürſten einſtimmten, feierlich anerkennend die Würde der Nationen — wo man bei aller Verſchidenheit der Kirchen und Sekten gegenſeitige Toleranz ausübte, weil eine ſolche Verſchidenheit dem Karakter der menſchlichen Vernunſt angemeſſen, unvermeidlich, bei Toleranz unſchädlich, ia, ſogar überall zur Vervollkommung religiöſer Anſichten heilſam iſt, und daher an keine Univerſalkirche weiter dachte — wo die höheren Mittelſtände es für billig und recht hielten, human gegen die unteren Stände zu werden, immaſſen ſie in iedem Menſchen einen Menſchen, ein Weſen, das vernünftig, ſittlich und unſterblich, wie ſie, ſei, erblicken, und ihn alſo auch ſo behandeln zu müſſen glaubten!“

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin iſt, wo es nicht nur Freiheit im Denken — welche Machtgewalt könnte dieſe beengen? — ſondern auch Freiheit im Reden und Schreiben, gab, wo Jeder ſeine Gedanken, ſeine Meinungen, es mochte religiöſe, oder politiſche Gegenſtände betreffen, unbefangen Andern mittheilen konnte, ſobald er nur dabei in den Grenzen der beſcheidenen Wahrheitsliebe blieb!“

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin iſt, wo es äuſerlichen Wohlſtand gab, wo Jeder ſeines Eigenthums, wie ſeines Lebens, ſicher war, wo Nahrung und Gewerbe blühten, und wo unſchuldige Genüſſe aller Art geſchöpft werden konnten von dem, der ſie verdiente!“ —

Nun zu meinem heutigen Zweck! Die Weltgeſchichte hat mich, wie geſagt, belehrt, daß es das Loos der Menſchheit von Anbeginn geweſen, ſei, ſich ungeachtet aller ihrer Anſtrengungen, ihre erhabene und liebliche Beſtimmung zu erreichen, in einer Art von Kreisgang, in einem Irrgarten gleichſam, dabei zu befinden. Wenn ich alſo frage — wie wird ihr Loos in Zukunft ſein? — ſo antworte ich darauf — wie's bis ietzt geweſen iſt. Wodurch vor meinem Erſcheinen und während meines Seins das groſſe Gotteswerk für ſie vereitelt ward, dadurch wird es auch nach meinem Verſchwinden vereitelt werden.

Was hat es bis ietzt hauptſächlich vereitelt? — Krieg! — Krieg aber wird von Zeit zu Zeit ferner ſein, wie er bis ietzt von Zeit zu Zeit geweſen iſt. Ich denke mich zwar wohl gern in Zeiten hin, wo man darüber errötheu und davör erbeben möchte, daß Menſchen, die von der Natur nur beſtimmt waren, mit wilden, reiſſenden Thieren zu kriegen, unter ſich ſelbſt kriegten, und wo man es gar nicht werde begreifen können, wie Leute, die einander nicht einmal kannten, viel weniger einander etwas zu Leide gethan hatten, Feuer auf einander geben, ſobald gerufen ward — gebt Feuer! — ich ſehe es aber auch im Geiſte vorher, daß dieſe gedachten Zeiten nichts, als ein goldener Traum, ſind.

Wie? Krieg wär's nicht, was das groſſe Gotteswerk für die Menſchheit von ieher hauptſächlich vereitelt hat? — Weiſe, gut und froh zu werden, iſt die erhabene und liebliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts; wo aber Krieg iſt, da iſts um ſie geſchehen. Die ächten Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaften, welche zu geiſtiger

Herrlichkeit führen, kommen durch Krieg in Verfall; die Sittlichkeit ſinkt durch ihn in die tiefſte Tiefe. Die unzählichen äuſerlichen Uebel aber, welche der Krieg ſtiftet, beſchreibe an meiner Statt der, der ſie empfand! Ich kann nichts weiter, als mit blutendem Herzen an das unermesliche Elend denken, welches die neueſten Kriege ſchufen — ich, der ich in einem der glücklichſten Winkel Deutſchlands lebe, wo man äuſſer dem allgemeinen Stokken des Handels, und auſſer der allgemeinen Theurung wenig von ihnen fühlte. Heil mir! rufe ich zwar dankbar gegen Gott aus; ich ſetze aber auch hinzu — „Vater! erbarme dich derer, die weit unglücklicher wurden, als ich, und die doch nicht ſchlechter waren, als ich!“

Krieg alſo iſts, was von ieher das groſſe Gotteswerk für die Menſchheit vereitelt hat; er wirds aber auch, wie geſagt, ferner vereiteln. Was ihn von ieher bewirkt hat, wird ihn ebenfals ferner bewirken. Die Menſchheit gedachte nehmlich es gut mit ſich zu machen, wenn ſie den rohen Stand der Natur verlieſſe, und ſich verbürgerte. In der That wird auch der Menſch als Menſch nur im bürgerlichen Leben ausgebildet, und kann auch darin nur ſo glücklich werden, wie er werden ſoll. Die Menſchheit fand aber da ihr Heil nicht, wo ſie es ſuchte, wo ſie es mit Recht ſuchte, und wo ſie es auch von Rechtswegen hätte finden ſollen. Die Natur blieb ihr wohl treu; aber das bürgerliche Leben, auf das ſie ihre ganze Hofnung geſetzt hatte, verlies ſie. Ja, die Natur blieb ihr treu; denn, wenn ſie ihr auch zuweilen eine kärglichere Erndte reichte, ſo reichte ſie ihr auch oft eine deſto reichlichere Erndte. Haben doch die Menſchen Vernunft, welche ihnen ſagt, daß ſie auf Vorräthe halten müſſen; da dann, wenn der Ueberflus gehörig geſammelt wird, bei entſtehenden Miserndten gar kein Mangel entſtehen könnte. Das bürgerliche Leben aber, wie geſagt, ward der Menſchheit ungetreu. Es ſöllte die Baſis der Ruhe für ſie werden, bei der allein ſie in ieder Hinſicht gedeihen kann, und ward nebenzu die Quelle immerwährender Unruhen, und zwar der ſchrecklichſten Unruhen, für ſie. Nun waren gröſſere Maſſen von Streitkräften beiſammen; ſobald dieſe ſich gegen einander zu reiben anfingen, welche Explosionen muſten erfolgen! Solche Exploſionen ſind nun nicht nur von ieher erfolgt, ſondern werden auch immer erfolgen.

Krieg wird alſo von Zeit zu Zeit immer ſein, und das groſſe Gotteswerk für die Menſchheit auf Erden vereiteln, wie er daſſelbe bisher vereitelt hat.

Man ruft mir vielleicht zu — „wie aber, wenn Gott für die Ausführung ſeines Werks mit ſeiner Allmacht dazwiſchen träte?“ Ich beſcheide mich gern, daß ich von Gottes Allmacht nichts verſtehe, und, wie ich ihr nichts geben kann, ſo will ich ihr auch nichts nehmen; die Frage mus mir aber doch wohl erlaubt ſein — warum, wenn ſo ein Dazwiſchentritt derſelben zu erwarten ſtände, ſolcher nicht längſt ſchon erfolgt ſei. Wie könnte ſich Gott ſonſt gegen alle die Generationen, welche nun dahin ſind, ohne daß er ſein Werk vollendet hat, und die wohl ſogar auf das heilloſeſte gelitten haben, über die Verſpätung der Vollendung ſeines Werks rechtfertigen? Vor vielen Jahrtauſenden hätte er ia auf ſolche Weiſe ſchon ſeine Allmacht in Bewegung ſetzen können, und ſo hätten Miriaden von Weſen, denen er ſein Bild anſchuf, nicht darüber geſeufzt, daß ſie ſein Bild vergeblich trügen. Es wird alſo unſtreitig Alles für die Menſchheit auf der Erde ſeinen Gang ſo fortgehen, wie es ihn immer ging, und — dabei wird für ſie immer herausſpringen, was für ſie bis iezt dabei herausgeſprungen iſt, nehmlich bis — daß das groſſe Gotteswerk für ſie vereitelt bleibt.

Vierte Stunde.

Reſultat der drei vorigen Stunden.

Ich habe mich davon überzeugt, daß die Menſchheit eine wundererhabene und wunderliebliche Beſtimmung habe, die ſie nicht ſelbſt ſich gab, ſondern die ihr gegeben ward, und lebe und ſterbe des Glaubens, daß das allervollkommenſte Urweſen, welches ſie ihr gab, ſie ihr nicht umſonſt gegeben haben werde, und nicht umſonſt gegeben haben könne. Die Menſchheit mus alſo ihre Beſtimmung erreichen.

Ich habe mich aber auch davon überzeugt, daß die Menſchheit bis ietzt ihre wundererhabene und wunderliebliche Beſtimmung nicht erreicht habe, und auch in Zukunft nicht auf der Erde erreichen werde. — Was folgt alſo hieraus???

Allerweiſeſter, Allerheiligſter, Allerſeligſter! du ſelbſt legſt mir durch dein Thun und Laſſen für dein armes Menſchengeſchlecht, zu dem ich gehöre, dieſe Frage in den Mund; du diktirſt mir aber auch die Antwort darauf. Hier iſt ſie. — —

„Eben darum, weil das groſſe Gotteswerk für die Menſchheit vollendet werden muß, und doch auf der Erde nicht vollendet werden kann, wird es mit ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihrer erſten Exiſtenz auf der Erde, nicht abgethan ſein. Eine Fortexiſtenz im Tode, eine Verpflanzung durch den Tod von der Erde auf einen beſſeren Stern, iſt ihr zugedacht.“

Ergriffe ich dieſen Glauben nicht, ſo wär's unmöglich, daß ich mich mit den Widerſprüchen zwiſchen *Beſtimmung* und *Loos* der Menſchheit ausſöhnen könnte; ia, mein Glaube an Gott ſelbſt müſte wanken. Iſt Gott — regirt er — ſo mus der Gottes- und Menſchenfreund ein *Dort* erwarten. Für das *Hier* verzweifelt er mit Recht daran, daß die Menſchheit ihre Beſtimmung erreichen werde; wär's alſo mit *Hier* abgethan, ſo müſte er denken, nicht Gott, ſondern Satan, ſei Obervorſteher der Menſchheit, der ſein Vergnügen daran hätte, ſie erſt zum Paradiſe zu beſtimmen, und dann mit einem bloſſen Irrgarten abzufertigen, in dem er ſie immer und ewig herumtriebe. Gott iſt aber ſo gewis, als ich bin; durch Vernunft und Gewiſſen kündigt er ſich mir an, und ich würde aufhören, ein denkendes und ſittliches Weſen zu ſein, wenn ich den Ankündigungen nicht trauete. Iſt nun Gott, ſo regirt er auch; weil er ſonſt nicht Gott wäre. Regirt er, ſo mus das ſonderbare Loos, welches die Menſchheit trift, daß ſie ihre Beſtimmung auf der Erde nicht erreicht, ſein Wille ſein. Iſts doch aber auch ſein Wille, daß ſie ihre Beſtimmung erreichen ſolle; ſo mus ſie ſelbige anderswo erreichen.

Sobald ich dieſen Glauben ergreife, ſöhne ich mich völlig mit den Widerſprüchen zwiſchen Beſtimmung und Loos der Menſchheit aus. Ich begreife alsdann, warum die Menſchheit ihr Heil im bürgerlichen Leben, worin ſie es mit Recht ſuchte, nicht fand. Ich begreife ſogar alsdann, warum das Chriſtenthum die Erlöſung von allem Uebel für ſie, welche es doch ſchaffen zu ſollen ſchien, nicht wirklich ſchaffte. Hier ſollte nur Erziehung des Menſchengeſchlechts Statt finden — ſein männliches Alter, und ſein wahres Heil aber erſt auf einem beſſeten Stern. Das mannichfaltige Gute, welches ihm iedoch das bürgerliche Leben auch verſchafte, und die mannichfaltigen Segnungen, welche es doch auch vom Chriſtenthum erhielt, ſollten ihm wenigſtens ein Vorſchmack davon ſein, was es einſt gewis werden, und wie's ihm gewis einſt gehen würde.

Hierbei beharre ich feſt, und rufe aus — „ſo iſts; denn ſo mus es ſein.“ Alle Generationen, welche waren, und noch kommen werden, erſchienen und erſcheinen hier nur, um Anwartſchaft auf höheres Sein zu erhalten. Ihr Tod verſetzt ſie blos. Da, wohin er ſie verſetzt, verſammeln ſie ſich nach einander. Da werden ſie, was ſie werden ſollen; da gehts ihnen, wie's ihnen gehen ſoll.

Nun denke ich ruhiger an die langen Reihen von Generationen, welche hier und da auf dem Erdboden dahinſanken, ohne irgend einen beträchtlichen Schritt zur Erreichung der groſſen und ſchönen Beſtimmung ihres Geſchlechts zu thun. Nun denke ich auch ſogar ruhiger an die einzelnen Generationen, welche ſelbſt da, wo die Menſchheit ſtarke Vorſchritte zur Erreichung ihrer Beſtimmung ſchon gemacht hatte, wieder den Krebsgang gehen muſten. Ja, gelaſſener bin ich dabei, wenn ich leſe und höre, daß einzelne Kriege Hunderttauſende und Zehenmalhunderttauſende meiner Brüder früher darniderſtreckten, und noch darniderſtrecken, als ſie die Natur darnidergeſtreckt haben würde — ohne iedoch im Geringſten damit denen das Wort zu reden, welche ihr Darniderſtrecken veranlaſſten. „Geſtorben, denke ich, mus einmal werden, es ſei früher, oder ſpäter, und der Tod vernichtet nicht, ſondern verpflanzt nur, und zwar ins Beſſere.“ Doch möchte ich nicht an der Stelle derer ſein, die die gewaltthätige frühere Verpflanzung veranlaſſen; ich möcht's nicht ſein, wenn ſie auch nur einen einzelnen Menſchen beträfe — geſchweige dann, wenn ſie Tauſende, Zehentauſende, Hunderttauſende, Tauſendmaltauſende, betrift, d. h. ich möchte kein Kriegsurheber ſein. Wie's nur dergleichen geben kann?! Iſt denn Menſchenblut Waſſer, das man verſchütten kann, wie man will oder mag? Miſcht ſich unter das Machtgefühl gar kein Humanitäts- und Gewiſſensgefühl?

Abgeſehen nun hiervon! — — Wenn die Verpflanzung der Menſchheit durch den Tod anderswohin mich über ihr Loos, das ſie bis iezt auf der Erde gehabt hat, und ferner haben wird, ruhiger macht — welch eine begeiſternde Idee wird dieſe Verpflanzungsidee für mich, wenn ich mir da, wohin die Verpflanzung geſchieht, das ganze Menſchengeſchlecht beiſammen denke, und es nicht mehr in einem immerwährenden Kreisgange, ſondern in immerwährenden Fortſchritten zur Vollkommenheit, in Anſehung ſeiner höheren Ausbildung und ſeines äuſerlichen Heils, erblicke! Ich ſtelle mir dann vor, wie das bürgerliche Leben, welches auf der Erde nicht einmal überall Statt fand, und auch da, wo es war, den Hofnungen, welche man ſich von ihm gemacht hatte, nicht entſprach, ſich in ein blos geſellſchaftliches Leben verwandeln werde, worin Jeder König ſelbſt ſein wird. Ich ſtelle mir auch dann vor, wie das Chriſtenthum, welches auch auf dem Erdboden nicht überallhin ſich verbreitete, und auch da, wo es war, das nicht leiſtete, was es zu leiſten verſprach; ſich in eine blos allgemeine Religion verwandeln werde, bei der Jeder Prieſter ſelbſt ſein wird. Kein Rückgang weiter alsdann für die, welche vorwärts gingen — Vorwärtsgang auch für die, welche noch nie vorwärts gingen; Wahrheit, Tugend, Glückſeligkeit allgemeiner, und immer allgemeiner.

Dis iſt das Bild des Himmels, oder des Paradiſes für die Menſchheit. Ich will es mir oft vorhalten. Ich will, um es mir recht lebhaft vorzuſtellen, oft bei ſolchen Zeitpunkten in der Geſchichte verweilen, wo es hier und da auf der Erde um die Menſchheit ſchön ſtand. Dis gibt mitten im Irrgarten einzelne Paradisvorgenüſſe für die Menſchheit. So, kann man denken, ſo wird's einſt für die ganze Menſchheit ſtehen, und immer **noch beſſer** ſtehen.

Erhebet euch, meine Blicke, über die Erdenwelt in höhere Regionen des Univerſums! Hierniden ward nicht vollendet — hierniden wird nicht vollendet werden, was für die Weſenart, deren Mitglied zu ſein ich das Glück habe, und die die Krone der groſſen Schaar irrdiſcher Weſenarten iſt, beſchloſſen ward. Erhebe dich, Seele ſelbſt, über dich zu dem, der dieſen Beſchlus faſſte! Hoffe und harre auf ihn! Er iſt der Wahrhaftige. So gewis es iſt, daß es eine Sonne gibt, weil es Sonnenſtrahlen gibt, ſo gewis iſts auch, daß Gott ſei, weil du biſt — biſt du nicht Strahl von ihm, der moraliſchen Sonne? Er iſts alſo, der ienen Beſchlus faſſte; ſo gewis er dis nun iſt, ſo gewis wird er ihn auch ausführen. Er iſt der Wahrhaftige, wie am Weſen, ſo an Beſchlüſſen, und hat für die Menſchheit mehr als einen Stern.

Fünfte Stunde.

Uebergang von den Betrachtungen über Beſtimmung und Loos der Menſchheit zur Anſicht der Lage des einzelnen Menſchen.

Wird es um den Theil beſſer ſtehen, als es um das Ganze ſteht — um den einzelnen Menſchen beſſer, als um die Menſchheit? Zum Paradiſe beſtimmt, wie ſein Geſchlecht, befindet er ſich auch in einer Art von Irrgarten, wie dieſes, kann aber doch auch Paradisvorgenüſſe ſchöpfen, wie dieſes. Ja, ia, es gibt Perioden im einzelnen Menſchenleben, wie in der Geſchichte der Menſchengeſamtheit, während welcher es völlig den Anſchein hat, als erreichte man ſeine Beſtimmung, und wo der einzelne Menſch glaubt, mit nächſtem zu werden, was er werden ſoll, und mit nächſtem es ſo zu haben, wie er es haben ſoll. Ich will mir dieſe Perioden iezt vorhalten. Ich kann dis um ſo berufener thun, als ich dergleichen nicht etwa blos an Andern, ſondern auch an und mit mir ſelbſt, erlebt habe.

Hier die Frage — wie kann der einzelne Menſch ſeinen Irrgarten zum Vorparadiſe für ſich machen?

Erſte Antwort darauf — „durch Streben nach Wahrheit, da ihm dann mancher Blick in ſie gelingt.“

Zweite Antwort — „durch Streben nach Tugend, da ihm dann mancher Kampf für ſie gelingt.“

Dritte Antwort — „durch Streben nach Schaffen, da ihm dann manche edle That gelingt.“

Vierte Antwort — „durch Streben nach Wohlſein, da ihm dann mancher menſchliche Genuſs gelingt.“

Nun will ich dis Alles recht durchdenken — meinen eigenen und an mir ſelbſt gemachten Erfarungen gemäs durchdenken.

Durch ſeine höheren Geiſteskräfte iſt ieder Menſch als Menſch zur Wahrheit beſtimmt — daran iſt kein Zweifel; es liegt ihm aber auch ob, nach ihr zu ſtreben. Mit der Wahrheit iſts nicht, wie mit dem Tagslichte, das Jeder ſehen mus, der es ſehen kann; ſie iſt ein Licht, das nur der ſieht, der es ſehen will. Sobald man nun aber auch recht ernſtlich nach ihr ſtrebt, gelingt auch mancher Blick in ſie. Ha! welche ſelige Stunden der herzlichſten Ueberzeugung, des innigſten Glaubens, der lebendigſten Hofnung gibt es für den Wahrheitsforſcher! Wo iſt ein Menſch, der ſeine Denkkräfte auf die erſten Gegenſtände alles Nachdenkens richtete, und der dergleichen Stunden nicht verlebte? Und — wie befand er ſich in ihnen? Befand er ſich nicht wie im Paradiſe?

So iſt auch ieder Menſch als Menſch durch ſeine ſittlichen Weſensanlagen zur Tugend beſtimmt — daran iſt gleichfals kein Zweifel; wenn er aber nicht auch nach ihr ſtrebt, wie kann er ſie erreichen? Misbraucht er ſeine Willensfreiheit, ſeine Prärogatiſe, ſich ſelbſt beſtimmen zu können, ſo ſinkt er nach und nach zum Böſewicht herab; nur durch ihren rechten Gebrauch, durch Befolgung der Regel — „handle nicht, wie deine Leidenſchaften rathen, ſondern, wie die Vernunft dir gebietet!“ — nähert er ſich der Tugend, zu der er beſtimmt iſt. Hierbei hat er, das Vernunftweſen, freilich harte Kämpfe mit ſeiner

Sinnlichkeit zu beſtehen; aber wenn er auch nur ernſtlich will den Sieger machen, ſo gelingt ihm mancher Kampf gar herrlich. Und — wie wohl iſt ihm dann! Wie wohl iſt ihm, wenn er die Wolluſt, die Habſucht, den Stolz, den Neid, die Rache überwältigte! Wie hochwohl ihm, wenn er im unverdienten Unglück als Mann beſtand, und für das allgemeine Beſte Opfer brachte! Da, da fühlt er ſich recht zum Paradiſe beſtimmt; denn er iſt ſchon darin. Er iſts noch mehr, als der Wahrheitsforſcher es iſt, wenn ihm ein Blick in die Wahrheit gelingt.

Schaffen, wirken um ſich her auf eine ſegnende Weiſe ſoll ebenfals ieder Menſch als Menſch; wie hätte ſeine Fortexiſtenz gedeihen können, wenn Andere nicht für ihn ſegnend geſchaft und gewirkt hätten? Was ihm geſchah, iſt er gehalten zu erwiedern. Er lebe alſo in einer kleinen, oder groſſen Geſelſchaft — er mus zu ihrem Beſten thäthig werden, und es wird äuſerſtſelten der Fall eintreten, daß er dis nicht werden könne, wenn er nur wahrhaftig will. Sobald es ſo um ſeinen Willen ſteht, wird ihm gewis auch manche edle That gelingen; und — wie wird ihm, ſo oft ihm eine ſolche gelingt? Er fühlt ſich als Dankbarer zufriden, und als Wohlthäter überzufriden. Je gröſſer das Gute iſt, welches er ſtiftete, deſto inbrünſtiger ſich ſelbſt ſegnend blickt er auf den geſtifteten Segen hin.

Das Streben nach eigenem Wohlſein endlich braucht man keinem Menſchen erſt zu empfehlen; es iſt an ſich ſchon zu feſt und zu tief in die thieriſche Maſchine eingewebt, welche den Menſchengeiſt umhüllt. Mögen immerhin Viele ſogar darin ausſchweifen; Recht aber, Wohlſein zu verlangen, hat ieder einzelne Menſch, wie es das Menſchengeſchlecht hat. Daß er ſich dabei als ein ſittliches Weſen in den Schranken der Sittlichkeit, der Ehrbarkeit und der Rechtſchaffenheit halten müſſe, iſt ausgemacht; eben ſo ausgemacht aber auch iſts, daß ihm, wenn er in dieſen Schranken ſich gehörig um Wohlſein bemüht, auch mancher ſchöne menſchliche Genuß gelinge. Man nehme nur den himmliſchen Genuß der Freuden herzlicher Freundſchaft — wem iſt er ſicherer, als dem Rechtſchaffenen? Es gelingen ihm aber auch noch andere Genüſſe; die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft, das Schickſal bereiten ihm dergleichen. Und — wo iſt er alsdann, wenn er ſie ſchöpft? In dem Paradiſe iſt er, zu welchem er ſich beſtimmt fühlt, und auch wirklich beſtimmt ward.

Wahr iſt dis Alles; aber wahr iſt auch Folgendes — —

Kaum hat der gebildetere einzelne Menſch ſeinen individuellen Irrgarten zum Vorparadiſe für ſich gemacht, ſo wird das Vorparadis wohl wieder zum Irrgarten für ihn.

Der helle Blick, welchen er in die Wahrheit that, verdunkelt ſich oft wieder für ihn. Die herzlichſte Ueberzeugung, der innigſte Glaube, die lebendigſte Hofnung, in welchen er ſich ſo ſelig fühlte, verlaſſen ihn dann wieder, und Zweifel treten von neuem an ihre Stelle. Bald kommt er aus ſich auf neue Einwürfe gegen das Geglaubte und Gehoffte; bald bringen ihn Andere auf dergleichen. Oft iſt keins von beiden der Fall, ſondern die Stunden ſind ſich blos für ſeinen Geiſt nicht gleich; wie könnten ſie dis auch ſein, da der Geiſt vom Körper und vom äuſerlichen Zuſtande überhaupt wider ſeinen Willen leider ſo ſehr abhangt? Sobald es ihm alſo an dem gehörigen Scharf- und Tiefſinn gebricht, die Gründe, welche überzeugend für ihn waren, nach Würden zu denken und zu ſchätzen — ſobald es ihm an der gehörigen Lebhaftigkeit gebricht, dieſe Gründe ſchnell zuſammenzureihen, und an der Kraft, ihre Kraft ſo auf ſich gehörig wirken zu laſſen, mus es ia auch für ihn um die gehabte Ueberzeugung gethan ſein.

Ebenſo verliehrt er auch oft ſeine erkämpfte Tugend wieder, ehe er ſich's verſieht. In den alten, oft gehabten Verſuchungen zum Böſen beſtände er ia wohl als ein geübter Kämpfer; es kommen aber neue, noch nie gehabte dazu, und ſeine Unbekäntſchaft mit ihnen macht, daß er ſich nicht einmal darauf verſteht, ſich gegen ſie zur Wehr zu ſtellen. Wie kann's ihm da anders gehen, als daß er im Kampfe mit ihnen unterliege? Sogar aber auch die alten, oft gehabten Verſuchungen kommen für ihn zuweilen ſo unerwartet, daß ſie ſeiner Sittlichkeit ſo ſchädlich werden, als irgend eine neue ihr nur werden könnte. Mag er ſich immerhin darauf ſehr wohl verſtehen, ſich gegen ſie zur Wehr zu ſtellen; der Ueberfall, welchen ſie machen, ſetzt ihn auſſer Stand, auf der Stelle die Wehrmasregeln gegen ſie zu treffen. Er unterliegt alſo auch im Kampfe mit ihnen als der wohlgeübteſte Kämpfer. Iſt vollends die Rede von den höchſten moraliſchen Angelegenheiten, z.

B. davon, daß er im unverdienten Unglück als Mann beſtehen, und für das allgemeine Beſte Opfer bringen können ſolle — wie oft wird's ihm platterdings unmöglich, in dieſer moraliſchen Hoheit zu erſcheinen! Er braucht blos kränklich zu ſein, ſo beſteht er in ſeinem unverdienten Unglück nicht als Mann — der Körper verläſſt ihn dabei. Er braucht nur Familie zu haben, ſo verlangt dieſe von ihm, für ſie zuförderſt zu leben, und verbietet ihm iedes Opfer, das er nicht anders für das allgemeine Beſte bringen könnte, als dadurch, daß er ſie aufopferte.

Auch ebenſo kommt er oft um die edelſte That wieder, wenn ſie ihm auch noch ſo treflich gelang. Will man ſagen, dis ſei unmöglich — ausgeübte That bleibe ausgeübte That — wie irrte man ſich! Arbeitete denn der edle Thäter nicht auf ſegnenden Erfolg hin? Kommt er alſo nicht um die edle That, wenn er um ihren Erfolg kommt? Mag er immerhin denken können — haſt du ſie doch geleiſtet; mus es ihn nicht härmen, dazu denken zu müſſen, daß er kein beſtehendes Gutes durch ſie geſtiftet habe? Und — ſo iſts mit vielen menſchlichen Unternehmungen, Gutes zu bewirken. Schon die Zeit blos, welche Alles zerſtört, zerſtört auch das bezweckte und bewirkte Gute derſelben, und eilt damit oft ſo, daß ſie die Zerſtörung noch in Gegenwart des Bezweckers und Bewirkers vollbringt, oder doch zu bewirken droht. Hieran aber iſts nicht genug; ſondern das bewirkte Gute, von welcher Art es auch ſei, findet immer auf der Stelle ſeine Feinde, die es nicht aufkommen und gedeihen laſſen zu müſſen glauben. Dieſen gelingt wohl die Niderreiſſung, wie dem Bewirker die Aufbauung, der von der Niderreiſſung noch Augenzeuge werden ſoll. Ja, es werfen wohl gar dieienigen ſelbſt das geſtiftete Gute bald wieder von ſich, und treten es mit Füſſen, für die es geſtiftet ward — welch ein greulicher Anblick für den Stifter!

Endlich auch noch ebenſo mus der gebildetere Menſch den ſchönſten Genus, welchen er ſchöpfte, am Ende oft wieder theuer bezahlen. Nicht einmal alſo zu gedenken, daß viele Genüſſe ſogar ſchon vorher ſchwer erkauft werden müſſen — auch nicht zu gedenken, daß ſie der hohen Vorſtellung, die man ſich von ihnen machte, wenn ſie wirklich eintreten, ſelten entſprechen; ihre Bezahlung nachher iſt oft unerläslich, und pflegt alsdann um ſo theurer zu ſein, ie ſchöner der Genus war. Wie himmliſch iſt, wie ſchon geſagt, der Genus der Freuden herzlicher Freundſchaft! Steht aber nicht ieder Freundſchaft ihre Auflöſung bevor? Je herzlicher ſie dann war, deſto herzzerreiſſender wird die Trennung, und der Hinterlaſſene mus wohl gar wenige gehabte Jahre des Genuſſes mit vielen Jahren des Scheidungskummers bezahlen. Mit andern Genüſſen iſts auch ſo. Das Schickſal gibt und nimmt oft wieder; der frohe Genieſſer des bürgerlichen Lebens erblickt ſich leicht bald als einen Gegenſtand des Neides, der Nachſtellung und der Verfolgung, und hat dann am Ende von ſeinem glücklichen Zuſtande mehr Verluſt, als Gewinn, ſo, daß er wohl ſelbſt aus Klugheit auf ihn Verzicht thun mus. — —

Was iſt denn das, daß dem gebildeteren Menſchen nicht nur nicht alle Blicke in die Wahrheit — nicht nur nicht alle Kämpfe für die Tugend — nicht nur nicht alle edle Thaten — nicht nur nicht alle erwünſchte Genüſſe gelingen, ſondern daß er auch oft nach dem gelungenſten Blick in die Wahrheit — nach dem gelungenſten Kampfe für die Tugend — nach der gelungenſten Hochthat — nach dem gelungenſten Lebensgenuſſe **wieder da iſt, wo er vorher war?**

Dis iſts. Seine körperliche Stellung iſt aufrecht — aufrecht ſoll auch ſeine geiſtige Stellung ſein. Aufwärts ſoll er **denken**, wie er aufwärts **blickt**. **Irrgarten für ihn hierniden — Paradis für ihn in höheren Regionen.**

Sechſte Stunde.

Zuſätze zur fünften.

Die Anſicht, welche ich von der Lage des einzelnen Menſchen erhielt, ſoll mir keineswegs das Streben nach Wahrheit, Tugend, Gemeinnützigkeit und Glückſeligkeit verleiden. Lieſſe ich dis geſchehen, ſo dürfte ſich wohl der Irrgarten, in welchem ich ietzt umherwandle, nie in Paradis für mich verwandeln. — Wie könnte ich Hofnungen darauf faſſen, Anſprüche darauf machen, in höheren Regionen ganz und auf immer im Beſitze der Wahrheit zu ſein, wenn ich hier nicht mich ſchon um ſie beeiferte, geſetzt auch, daß die Blicke, welche ich durch Nachdenken in ſie that, ſich wieder verdunkelten? — Wie könnte ich Hofnungen darauf faſſen, Anſprüche darauf machen, in höheren Regionen die Tugend, zu der ich berufen bin, zu erreichen, wenn ich hier nicht Alles thäte, mich ihr zu näheren, geſetzt auch, daß die Vorſchritte, welche ich gethan hätte, ſich wieder in Rückſchritte verwandelten? — Wie könnte ich Hofnungen darauf faſſen, Anſprüche darauf machen, in höheren Regionen beſtehende Segenſtiftungen zu ſchaffen, wenn ich hier nicht Segen zu ſtiften ſuchte, geſetzt auch, daß ich ihn ſelbſt noch überlebte? — Wie könnte ich Hofnungen darauf faſſen, Anſprüche darauf machen, in höheren Regionen höhere Daſeinsgenüſſe zu ſchöpfen, wenn ich hier nicht um hohe Genüſſe mich redlich bemühete, geſetzt auch, daß ſie mir nachher theuer zu ſtehen kämen? Ich wäre des erhabeneren zukünftigen Zuſtandes nicht nur nicht würdig — ich wäre ſeiner auch nicht einmal empfänglich. „Nur der Geübte kann Anſprüche auf ihn machen, Hofnungen auf ihn faſſen“ — ſo lautet das Hauptgrundgeſetz in der moraliſchen Weſenwelt. Man mus ſich üben im Nachdenken, um die Wahrheit einſt ganz faſſen zu können; man mus ſich üben im Kampfe mit der groben Sinnlichkeit, um für die vollkommene Tugend einſt geſchickt zu ſein; man mus ſich üben im ſegnenden Wirken, um einſt in höheren Wirkungskreiſen noch ſegnenderem Wirken mit Anſtand vorſtehen zu können; man mus ſich üben in menſchlichen Genüſſen, um einſt an den allermenſchlichſten Genüſſen Geſchmack zu finden, und für ſie offen zu ſein.

Möchten alſo immerhin alle Blicke, die ich in die Wahrheit that, ſich wieder verdunkeln; ich hätte mich doch durch ieden derſelben im Nachdenken glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine errungenen Siege über die Sinnlichkeit am Ende vergeblich geweſen ſein; ich hätte mich doch durch ſie in der Sittlichkeit glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine geſtifteten Segnungen wieder vergehen, ia, vor meinen Augen noch vergehen; ich hätte mich doch durch iede derſelben im Segenſtiften glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine menſchlichen Genüſſe nachher von mir theuer bezahlt werden müſſen; ich hätte mich doch durch ſie im menſchlichen Genieſſen glücklich geübt. Ich müſte denken, es wäre einmal ſo, und es ſolle ſo ſein. Rechnen müſte ich auf den zuverläſſigen beſſeren und ſtätigeren Ertrag dieſer Uebungen in der zweiten Welt. Wenn mir gar kein Blick in die Wahrheit gelänge, ia, dann müſte ich das Nachdenken aufgeben; wenn mir gar kein Kampf mit der Sinnlichkeit gelänge, ſo müſte ich aufhören, es mit ihr aufzunehmen; wenn mir gar keine Segensthat gelänge, ſo müſte ich in den Schos der Unthätigkeit mich begeben; wenn mir gar kein edler Genuß gelänge, ſo hätte ich Beruf und Recht zu völliger Indolenz für dergleichen Genüſſe.

So iſts ia aber, wie geſagt, nicht. Mir gelingen einzelne Blicke in die Wahrheit, einzelne Kämpfe mit der Sinnlichkeit, einzelne Segnungen für andere, einzelne Genüſſe für mich ſelbſt. Und — was noch Mehr iſt, auch nicht ieder Blick, den ich durch Nachdenken in die Wahrheit that, verdunkelt ſich mir wieder; nicht ieder Sieg, den ich über die Leidenſchaften erkämpfte, war vergeblich von mir erkämpft; nicht ieder Segen, den ich für die Geſellſchaft ſtiftete, verliehrt ſich noch vor meinen Augen wieder; nicht ieden menſchlichen Genus, den ich ſelbſt ſchöpfte, mus ich nachher wieder theuer bezahlen. In mir ſind noch gewiſſe glücklich vollbrachte Verſtandesaufhellungen, die herrlich fortdauern; in mir ſind noch gewiſſe glücklich vollbrachte Willensveredlungen, die gleichfalls herrlich fortdauern. So ſind auch auſſer mir noch gewiſſe glücklich von mir vollbrachte Segenſtiftungen, die weder die Zeit, noch ein Widerſacher, zerſtört hat, und die mich überleben, wohl lange überleben. Endlich — ſo ſchöpfe ich auch gewiſſe menſchliche Lebensgenüſſe noch immer fort, wie ich ſie ſeither ſchöpfte; der Genus der ſchönen Natur gehört vorzüglich unter ſie, und nur Blindheit der Augen meines Körpers, wenn ich zu ihr beſtimmt wäre, könnte mich um ſie bringen.

Wie? und ich ſollte nicht ſtreben nach Wahrheit, Tugend, Gemeinnützigkeit und Glückſeligkeit? — Von ganzem Herzen will ich darnach ſtreben. Auch das misgelungenſte Streben darnach wäre doch Vorübung zur künftigen höheren Welt geweſen — wenn auch gleich eine verunglückte Vorübung. Jedes gelungene Streben darnach aber iſt ia eine glückliche Vorübung, und die Fortdauer des ſchönen Erfolgs deſſelben vollends — das Feſtſtehen in dieſer und iener Ueberzeugung, das Beharren in dieſer und iener guten Geſinnung, der bleibende Anblick dieſes und ienes geſtifteten Segens, der ausdauernde Genus dieſer und iener wahrhaftig menſchlichen Freude — iſt ia in der That mitten in dieſem irdiſchen Irrgarten des himmliſchen Paradieſes allerhöchſter Vorgenus.

Ich weis nun, wie ich mich zu ſetzen habe; ſo will ich mich ſetzen... Ich will immer thun, als müſten mir alle Blicke in die Wahrheit gelingen, und wacker nachdenken. Ich will immer thun, als müſten mir alle Kämpfe mit der Sinnlichkeit gelingen, und tapfer kämpfen. Ich will immer thun, als müſten mir alle Segenſtiftungen gelingen, und unabläſſig auf Segenſtiften ausgehen. Ich will immer thun, als müſten mir alle edle Lebensgenüſſe gelingen, und emſig nach ihnen trachten. — Gelingt mir dann das Nachdenken über dieſe und iene Art von Wahrheiten nicht, ſo gelingt mir dafür das Nachdenken über eine andere vielleicht deſto beſſer; — iede individuelle Menſchenvernunft hat auch ihr angewieſenes beſonderes Meditationsfeld, auf welchem es ihr am beſten glückt. — Gelingt mir das Streiten gegen dieſe und iene Art von Begierden nicht, ſo gelingt mir dafür das Streiten gegen eine andere vielleicht deſto beſſer; — iedes individuelle Menſchenherz hat auch ſein beſonderes Streitgefild, auf welchem ihm die Begierdenbeſiegung von Natur aus kaum fehlſchlagen kann. — Gelingt mir dieſe und iene Art von Segenſtiftungen nicht, ſo gelingt mir dafür eine andere vielleicht deſto beſſer; — iede individuelle Menſchenkraftmaſſe hat auch ihren beſondern Wirkſamkeitskreis, in welchem ſie am glücklichſten wirkt. — Gelingt mir dieſe und iene ſchöne Art von Lebensgenüſſen nicht, ſo gelingt mir dafür eine andere vielleicht deſto beſſer; — ieder individuelle Menſchenluſtſinn hat auch ſein beſonderes Luſtrevier, worin ihm am leichteſten Genüge geſchieht. — — So will ich alſo mich zu tröſten ſuchen, ſo oft mir verſuchte Blicke in die Wahrheit, verſuchte Kämpfe für die Tugend, verſuchte Arbeiten zum Beſten Anderer, und verſuchte Bemühungen für meine eigene Glückſeligkeit fehlſchlagen.

Sobald mir aber irgend ein Blick in die Wahrheit gelingt, und ich Ueberzeugung von dem Gedachten, das ich durch Nachdenken fand, wirklich habe, will ich mich auch auf der Stelle an dieſer Ueberzeugung recht ergötzen. „Nimm die Ergötzung mit, will ich zu mir ſprechen; ſie iſt im Irrgarten Vorgenus des Paradiſes, und — wer weis, wie lange ſie währt?" — So will ich auch, wenn mir ein Kampf für die Tugend gelingt, und mein Gewiſſen mir ſagt, ich könne mit mir ſelbſt zufriden ſein, dieſer Selbſtzufridenheit mich recht überlaſſen. „Nimm die einſtweilige Selbſtzufridenheit mit, will ich mir zurufen; ſie iſt im Irrgarten Vorgenus des Paradiſes, und —

wer weis, wie lange ſie währt?“ — Ebenſo will ich auch, wenn mir eine Segenſtiftung gelingt, und ich herzliche Freude daran habe, in der Freude darüber ganz leben und weben. „Nimm dieſe wahre Menſchenfreude mit, will ich denken; ſie iſt im Irrgarten Vorgenus des Paradiſes, und — wer weis, wie lange ſie währt?“ — Auch will ich noch ebenſo, wenn mir ein erſtrebtes äußerliches Wohlſein zu Theile wird und gelingt, es recht innig in Empfang nehmen. „Nimm dieſes Wohlſein mit, ſoll mein Wahlſpruch ſein; nimm es mit als Menſch, als vernünftiges und ſittliches Weſen, mit; es iſt auch im Irrgarten Vorgenus des Paradiſes, und — wer weis, wie lange es währt?“

Träfen dann dieſe traurigen Ahnungen ein, ſo will ich nicht zu Boden ſinken; ich hatte mich ia darauf vorbereitet. Vielmehr will ich denken, wie die Alten dachten — „wie, wenns iezt gut geht, es nicht immer ſo ſein wird, ſo wird's auch, wenns iezt böſe geht, nicht immer ſo ſein.“

Verdunkelt ſich alſo ein heller Blick, den ich in die Wahrheit that, mir wieder, ſo will ich darauf rechnen, daß er ſich mir wieder erhellen werde. Die Stunden ſind ſich nicht gleich für den nachdenkenden Geiſt; dis iſt freilich anfangs ſchlimm, am Ende aber auch wohl wieder gut. Ueberzeugungen, die man hatte, und wieder aufgab, weil man nicht Kraft genug hatte, ſie ſich angereihet an alle ihre Gründe zu vergegenwärtigen, kehren zurück, ſobald dieſe Kraft zurückkehrt. Warum ſollte man nicht auf Zurückkehr einer Kraft hoffen dürfen, die man ſchon hatte, und die nur durch dieſes oder ienes, das ſich gegen ſie legte, abgedrängt ward?

Scheint ein Sieg, den ich über die Begierden erkämpfte, vergeblich erkämpft, ſo will ich darauf bauen, daß ich ihn bald erneuern werde. Nicht immer kommen neue Verſuchungen zum Böſen; nicht immer kommen alte Verſuchungen dazu unerwartet. Gekämpft mus werden; wenn nur dann und wann geſiegt, und immer von neuem geſiegt wird — dis iſt mein menſchliches Loos. Ich beuge mich unter dieſes Loos, und harre dabei auf den Allheiligen, der es mir zuwarf; er wird mit mir nicht ins Gericht gehen. Wie könnte ich ſonſt vor ihm beſtehen? Fragen darf ich doch aber wohl auch, wie er ſonſt vor mir beſtehen wollte???

Wie aber, wenn von mir geſtifteter Segen vor meinen Augen wieder vergeht? — Nun, vielleicht kehrt auch er wieder zurück. Fälle dieſer Art gibts ia auch genug. Wie oft ſchafte der Tod eines Widerſachers des Guten den ſchönen Folgen einer gemeinnützigen Anſtrengung von neuem Platz! Wie oft kehrten die, für welche man bider wirkte, und die erſt dankbar dafür waren, und dann undankbar dafür wurden, zur Vernunſt zurück, und ſchätzten das für ſie veranſtaltete Gute, nachdem ſie es eine Zeitlang von ſich geworfen hatten, deſto inbrünſtiger! — Wäre dis aber auch nicht der Fall, und kehrte der von mir geſtiftete und vor meinen Augen wieder vergangene Segen nicht zurück, ſo will ich mich an andere Segenſtiftungen machen, die mir vielleicht nicht nur auch anfangs gelingen, ſondern auch beharrlich gelingen werden. Es iſt ia ietzt doch nur für mich um Uebung im Segenſtiften zu thun.

Ebenſo will ich's dann auch damit halten, wenn ein ſchöner Lebensgenus, den ich ſchöpfte, für mich wieder ein Ende hat, und ich ihn wohl gar nachher theuer bezahlen mus. Vielleicht, will ich denken, kehrt auch er zurück. Wäre aber ſeine

Zurückkehr nicht möglich, ſo will ich mir andere eben ſo ſchöne Lebensgenüſſe zu bereiten ſuchen; irgend einer von ihnen wird gewis bis an meinen Tod ausdauren. Am Ende war's ja doch auch nur **jezt** für mich um Uebung in ſchönen Genüſſen zu thun.

Siebente Stunde.

Das wahre Wohl- und Hochleben.

Welch ein Herumtreiben nach Reichthum, Anſehen, Gewalt und Weltgeſellſchaftsgenus iſt unter den Menſchen um mich her! Ich ſeh's aus meiner Akazienlaube mit an, und kann mich des Lächelns darüber nicht enthalten. Nicht, als wenn ich Reichthum, Anſehen, Gewalt und Weltgeſellſchaftsgenus nicht ſchätzte; — gewis, ich ſchätze ſie — ſondern, weil ich ſie blos nach Gebür ſchätze. Es lieſſe ſich noch hören, wenn die Menſchen ſich nach ihnen ſo herumtreiben, um deſto mehr Gutes durch ſie ſtiften zu können; ſie thun es aber doch nur, um ſelbſt glücklich zu ſein, und — wie bethören ſie ſich damit! Zum wahren Glück iſts gar nicht erforderlich, ein Tonnenmann zu ſein, überhoch hervorzuragen, ſo viel Macht zu haben, daß man Alles um ſich her verwandeln könne, und ſo geſetzt zu ſein, daß man, ſo oft man will, in den gröſſeſten Zirkeln ſich befinden möge. Die Tonnen belaſten den, der ſie hat, mit Erhaltungsſorgen, und es iſt nicht anders, als wenn er ſie ſelbſt tragen und ſchleppen müſte. Der überhohe Stand ſetzt den, der in ihm lebt, wie die Bewohner der Berggipfel, der Wut der Stürme aus, wären's auch nur Stürme der Eiferſucht, des Neides und der daher entſtehenden Kabale. Die groſſe Macht bringt gleichfalls den, der ſie in Händen hat, immer in die Verlegenheit, ſie faſt ganz zu bloſſen Wehrmitteln gegen andere groſſe Machthaber zu gebrauchen. Wer nun aber vollends ſein Heil auf Weltgeſelſchaftsgenus ſo bauen könnte, daß er ſich, wenn er ihn nicht ſo oft und ſo hoch hätte, wie er wollte, ſich unglücklich fühlte, der wäre ſeiner Thorheit wegen blos zu bedauern. Ich lobe mir den *goldenen Mittelſtand*. Da hat man keine Tonnen, aber doch ſein Auskommen; da lebt man nicht auf dem Berggipfel, und auch nicht im Bergthale, und hat alſo weder von den Stürmen von oben, noch von den Strömen von unten, zu fürchten; da beſitzt man Kraft genug, um als ein gemeinnütziger Mann zu wirken, und kann ſie ganz und gar blos zum gemeinnützigen Wirken anwenden; da lebt man in kleinen

Geſelſchaftszirkeln weit herzlicher, als die Weltgierigen in ihren groſſen, aus denen ſie unbefridigt, wo nicht gar verwüſtet, nach Hauſe kehren. Reichthum, den man in ſich ſelbſt hat, iſt und bleibt am Ende der einzigwahre Reichthum — Anſehen, das man bei ſich ſelbſt hat, das einzigwahre Anſehen — Gewalt, die man über ſich ſelbſt hat, die einzigwahre Gewalt — Geſelſchaft, die man ſich ſelbſt zu leiſten verſteht, die einzigwahre Geſelſchaft, und, wenn man ſie ſich im frohen Kleinkreiſe einiger Lieben und Trauten leiſten kann, die einzigwahre Weltgeſelſchaft. Durch tauſend Erfarungen, welche ich machte, bin ich auf dieſe Grundſätze gekommen, und Niemand ſoll mich von ihnen wieder abbringen.

Der Menſch, ſobald er Gefühl für ſeine innere Würde erhält, mus vorzüglich auf ſeine Vernünftigkeit und auf ſeine Sittlichkeit halten; beide machen ſein eigentliches Weſen aus. Das Aeuſerliche, welches dis ſein eigentliches Weſen blos umgibt, ſteht zu tief unter demſelben, als daß er das Beſorgtſein dafür zu ſeiner Hauptangelegenheit machen, und das Wohlbehagen daran, wenn es ihm gelingt, als ſein wahres Wohl- und Hochleben betrachten könnte. Er mus alſo hauptſächlich nach Wahrheit und Tugend ſtreben. Herr zu werden von den ſchönſten Erkentniſſen — Herr zu werden über alle grobſinnliche Begierden — — dis mus er zu ſeiner Hauptangelegenheit machen. Er hat aber auch viel Kräfte, um ſich her zu wirken, und in der Auſſenwelt Veränderungen zu ſchaffen. Als ein vernünftiges Weſen kann er nicht glauben, daß er dieſe Kräfte umſonſt beſitze, oder, daß er ſie blos habe, um ſie zu haben, ohne ſich mit ihnen in Thätigkeit zu ſetzen; als ein ſittliches Weſen darf er aber auch nicht dem Glauben ſich ergeben, daß er ſie habe, um ſich in böſe Thätigkeit mit ihnen zu verſetzen, und verwüſtende Veränderungen in der Auſſenwelt durch ſie anzurichten. Wenn auch kein Gott wäre, der ihn über die Art des Gebrauchs derſelben zur Verantwortung zöge, ſo wäre er doch ſich ſelbſt darüber verantwortlich; dis iſt und bleibt er als ſittliches Weſen, und er kann dieſe ſeine höhere Natur in ſich nicht verwüſten, geſetzt auch, daß er Alles um ſich her verwüſtete. Wenn er nun ſo, wie geſagt, nach Wahrheit und Tugend ſtrebt, und dabei mit ſeinen Kräften nicht verwüſtend, ſondern ſegnend, verfährt, ſo wird's ihm auch an wahren menſchlichen Lebensgenüſſen nicht fehlen. Die Natur — er habe nur Sinn für ſie! — wird ihn mit ihren Schönheiten bezaubern; die Freundſchaft — er ſei nur für ſie geſtimmt! — wird ihn entſchädigen für die Kargheit, welche das Schickſal etwa gegen ihn ausübte; aber auch das Schickſal ſelbſt wird ihn nicht ganz verlaſſen — er ſei nur zufriden mit dem, was es ihm reicht, und befleiſſige ſich der Genügſamkeit, welche einem vernünftigen und ſittlichen Weſen die leichteſte Tugend ſein ſollte!

Während dieſer Erwägungen habe ich gefunden, was eigentliches und wahres Wohl- und Hochleben ſei.

Wahres Wohl- und Hochleben iſt, einen Reichthum von richtigen Erkentniſſen zu beſitzen, erhaben zu ſein über Unwiſſenheit, Irthümer und Vorurtheile, und ſtets noch zu wachſen in ſeinen Erkentniſſen, ſtets erhabener zu werden über Unwiſſenheit, Irthümer und Vorurtheile ... Preiſet euch immerhin ſelig, ihr Geld- und Gutreiche! ihr ſeid's ia doch nicht, wenn ihr arm am Geiſt ſeid, und der Weiſe tauſchte dann in Ewigkeit nicht mit euch. Ach, was iſt das für eine Freude, einzuſehen, was einzuſehen iſt, erklären zu können, was zu erklären iſt, mit Ueberzeugung zu glauben, was Tauſende nur als Köler glauben, und ſich vor nichts zu fürchten, wovor man ſich nicht zu fürchten hat!

Wahres Wohl= und Hochleben iſt, Macht und Gewalt über ſeine Sinnlichkeit zu haben, den groben Begierden Troz zu bieten, und noch immer glücklicher dieſes Trozbieten zu betreiben, noch immer unabhängiger von der Sinnlichkeit zu werden ... Brüſtet euch noch ſo ſehr, ihr Weltmächtige und Weltgewaltige, mit euren Mächten und Gewalten; der Edle, der Herr über ſich ſelbſt iſt, beneidet euch eurer äuſerlichen Herrſchaft wegen nicht, und, findet er euch vollends als Sklaven eurer eigenen Leidenſchaften, ſo ekelt ihn vor dem Anſehen, das ihr euch gegen Andere gebet. Was geht über das Gleichgewicht der Neigungen und über den Frieden im Buſen? Was geht über das Bewuſtſein des Guten, über das Fortſchreiten zu ſittlicher Vollkommenheit, und über das deshalb immer gröſſer werdende Wohlgefallen an ſich ſelbſt?

Wahres Wohl= und Hochleben iſt, mitten unter dem Segen, welchen man nach Masgabe ſeiner Kräfte um ſich her geſtiftet hat, zu leben, und dafür geliebt zu werden von denen, für die man ihn ſtiftete, nicht nur, ſondern auch von allen Braven, die davon hören — ſo ſegnend fortzuarbeiten, und ſo auch mit Zuverläſſigkeit darauf rechnen zu können, noch immer mehr der Gegenſtand allgemeiner Liebe zu werden ... Raget noch ſo hoch hervor, ihr bloſſe Zeitvertreibſchaffer und Beluſtiger auf den Augenblick, mit euren Künſten und Kraftanſtrengungen in den Augen der Menſchen, die eures Gelichters ſind; der wahrhaft nützliche Mann, der gemeinnützige Mann, ragt doch weit über euch empor in den Augen Aller, die wahres Verdienſt zu ſchätzen wiſſen, und — in ſeinen eigenen Augen. Gutes, wahres, groſſes, dauerndes Gutes zu ſehen, und dabei denken zu können — dis habe ich geſtiftet — — Glückliche zu ſehen, Individuen, Familien und Reihen von Familien, und dabei zu ſich ſagen zu können — durch dich ſind ſie glücklich — — dis iſt das Nonplusultra des menſchlichen Wohl- und Hochlebens.

Kommt man dann mit ſo einem aufgeklärten Verſtande, mit ſo einem veredelten Herzen und mit ſo einem hohen Bewuſtſein, viel Segen geſtiftet zu haben, zur wundervollen, ſchönen und ſegnenden Natur — o wie befindet man ſich da ſo ganz am rechten Orte! wie ſimpathiſirt man auf der Stelle hoch mit ihr! Sie, ſie bietet dem Denker, dem Forſcher, unzählichen Stof zum Erkennen an, den er durch Nachdenken zu verarbeiten hat. Ihre unendliche Extenſion und Gröſſe — ihre alle Menſchenvernunſt überſteigende Struktur und Einrichtung — ihr allerweiſeſter Haushalt — ihr ewiges Schaffen, Zerſtören und Wiederſchaffen aus den Trümmern der Zerſtörung — — Alles, Alles zieht den Weiſen, ſobald er ſich in ihren Schos begibt, an ſich, feſſelt ihn, und verklärt ihn zur Geiſterwonne. Bald wagt er ſich kühnen Flugs in die höheren Regionen, in die unermeslichen Räume des Univerſums; bald ſinkt er, nach feſtem Boden ſich wieder ſehnend, auf ſeinen Planeten, auf einen Berg deſſelben, oder auch wohl nur in eine ſeiner Gartenlauben, zurück. Nie aber wagt er einen iener Flüge, ohne ſich mit neuen Erkentniſſen wieder niderzulaſſen, und nie verläſſt er, wenn ihm der Schlaf winkt, ſeine Gartenlaube, ohne durch Weisheit geſättigter ſich auf ſeine Ruheſtäte — das Vorbild des Grabes — zu begeben ... Sie, die Natur, hat aber auch himmliſche Reitze. Wer mit einem veredelten Herzen zu ihr kommt, den veredelt ſie noch mehr. Wo findet der moraliſchgute Menſch auch wohl nur mehr Stille um ſich her, um die Stille in ſich ſelbſt vollkommener zu genieſſen, als in ihrem Schoſſe an freundlichen Morgen und Abenden? Die groſſe Weltgeſelſchaft, oder auch ſogar das gewöhnliche bürgerliche Leben, ſetzen ihn doch warlich nicht ſo dazu in den Stand; dieſe ſind's vielmehr, welche durch das Toben und Lermen um ihn her es ihm oft unmöglich machen, ſich ſelbſt und den Frieden, der in ihm hauſet, gehörig in Genus zu nehmen. Jeder ſolcher Selbſtgenüſſe aber, welche ihm die Natur verſchaft, mus ihn auch in ſeiner Selbſtveredlung weiter bringen; er befindet ſich ia ſo ſelig bei ihm — ſollte er ſich nicht hierdurch angefeuert fühlen, dahin fortzuarbeiten, daß er dergleichen noch immer gröſſere ſchöpfen möge? . . . Nun kommt der Sinn für das Schöne dazu, den die Natur ſo hoch befridigt. Wer Sinn für das Moraliſchſchöne hat, der hat auch Sinn für das Phiſiſchſchöne; denn er ſieht in dieſem nur den ſichtbaren Abglanz von ienem. Nie gab es daher einen Edlen, der ſich nicht — ſobald er geſunde Augen hatte — gar köſtlich geweidet hätte an den Reitzen der Natur; vielmehr waren Alle, welche enthuſiaſtiſch der ſittlichen Herrſichkeit ergeben waren, auch enthuſiaſtiſche Liebhaber der ſchönen Natur. Und — ſo etwas ſtärkt auf das höchſte im Sinn für das Sittlichſchöne; ſo etwas veredelt den Edlen zuverläſſig. „Sollteſt du nachſtehen wollen der vernunftloſen Natur — du vernunfthabendes Weſen? Sollteſt du höheren Geiſtern und dem allerhöchſten Geiſte einen ſchlechteren Anblick gewähren wollen, als der iſt, den iene vernunftloſe Natur dir, einem bloſſen Untergeiſte, gewährt?" — ſo etwas denkt der ſittlichgute Menſch gewis auf der Stelle, ſobald er einen ſchönen Naturanblick hat, und — ſo iſts auch bei ihm abgemacht, daß er noch ſittlichbeſſer zu werden ſtreben müſſe ... Alsdann nun noch der ſegnende Karakter, welchen die Natur im Ganzen trägt und aufweiſet — wie mus der, der das Bewuſtſein hat, auch viel Segen geſtiftet zu haben, in ihrem Schoſſe ſich wohler und hochwohler befinden, als irgend anderswo?! Wie mus er aber auch daſelbſt ſich elektriſirt fühlen, ihrem Beiſpiele ferner zu folgen, und Segen zu ſtiften, wo er weis und kann, unbekümmert darüber, ob ſelbiger auch wirklich gedeihe, wie die Natur deßhalb unbekümmert iſt — welche iedoch bei aller ihrer Unbekümmernis deshalb bis auf den heutigen Tag mit allen ihren Anſtalten beſtand! Dieſe Simpathie, in welche ſich der Segenſtifter, ſobald er zur Natur kommt, mit ihr verſetzt fühlt, iſt unſtreitig die höchſte Veredlung, welche ſie ihm, dem ſchon Edlen, darreicht.

Nun nimm noch dazu, Menſchenkenner! daß ſich zum Edlen, der ſich einſam zur ſchönen Natur geſellte, noch ein anderer Edler, der ſchönen Natur und ſein Freund, geſelle — was meinſt du, woran es Beiden noch zum wahren Wohl- und Hochleben fehle? Sie ſitzen ia Arm in Arm ſchon wie Götter, und dis noch dazu wie in ihrem eigenen Tempel. Kaum ſind ſie beiſammen, und haben ſich zum Beiſammenſein Glück gewünſcht, und ſich herzlich eingeſegnet; ſo unterhalten ſie ſich über die Glorie der Natur, theilen einander ihre Erkentniſſe und ihre Gefühle mit, und ſtärken ſich gegenſeitig in Nachahmung der Natur durch Nuzzen- und Segenſtiften. Sie ſimpathiſiren mit ihr und unter ſich, und, wie dieſe zwiefache Simpathie ſie noch mehr veredelt, ſo verbindet ſie auch iede Erfarung, welche ſie ſo eben von ihr machen, noch weit inniger, ſo, daß ihre Freundſchaft, und alſo auch die Seligkeit, welche ſie aus ihr für ſich ſchöpfen, nirgends ſolche Zuwächſe erhält, als da, im Schoſſe der ſchönen Natur. Auch ward der Eine von ihnen, als er erſt einſam daſelbſt ſas, ſchon zuweilen von Gefühlen für das Urweſen, das über die wundervolle, ſchöne und ſegnende Natur gebietet, unwillkürlich und ohne all ſein Zuthun überraſcht; nun gehts Beiden ſo, und ſie theilen einander auch dieſe ſie überraſchenden Gefühle mit — wie kann es da anders kommen, als daß ſie, die erſt einzeln von ihnen blos überraſcht wurden, durch ihre gegenſeitige Mittheilung an einander von ihnen überwältigt werden? — —

Dis iſt das wahre Wohl- und Hochleben für Menſchen; wer es hat, der iſt ein Seliger ſchon auf der Unterwelt. Die Weisheit erſetzt ihm den Reichthum, wenn er ihm fehlt — die Tugend die Gewalt über Andere, wenn ſie ihm abgeht — das Segenſtiften im Stillen das äuſerliche Anſehen, wenn es ihm gebricht — die Natur den Luxus, den er nicht treiben kann — die Freundſchaft das Weltgetümmel, in dem er gar nicht einmal ſein möchte. Sein gemeinnützigthätiges Leben iſt aber auch nicht ohne Ausbeute im Aeuſerlichen für ihn, ſondern láſſt ſo viel auf ihn zurückflieſſen, daß er ſeine Körper- und Sinnenbedürfniſſe menſchlich befridigen könne, und — Mehr verlangt er nicht. Er mahlzeitet ſo froh, als frugal, kleidet ſich anſtándig, wohnt reinlich und gemáchlich, und genießt nach Zeit und Umſtánden mit ſeinen Lieben und Trauten dieſes und ienes unſchuldige Familien- und Kleinzirkelvergnügen — daran hat er genug. Dabei dehnt ſich ſeine Erdenexiſtenz ſo weit und ſo lange aus, als durch ſeine körperliche Konſtitution die Anlage dazu gemacht ward, und er verliehrt keine Stunde, die ihm von der Natur noch zugedacht war, durch eigene Schuld. War er Greis zu werden beſtimmt, ſo wird er's nicht nur, ſondern wird's auch auf die glücklichſte Weiſe. Er denkt, ſieht, hört, ſpricht, genieſſt, liebt, ſegnet bis an ſeinen Tod. Nahet ſich dieſer ihm ernſtlich und dicht, ſo, daß er ſich ihm preisgeben mus, ſo blickt er erſt nach oben hin, und dann um ſich her. Beim erſteren Blick betet er im Herzen — „Du ruffſt, Menſchenvater, mich, und ich komme ſeelenvergnügt;“ beim letzteren lallt er — „Der Allvater wird auch euch, meine Lieben, rufen; kommet mir ſeelenvergnügt nach!“

Achte Stunde.

Enthuſiasmus für Nützlichwerden und Segenſtiften.

Sah ich nicht ſchon enthuſiaſtiſche Freunde der Natur, die, wenn ſie auf einem mit langer, Hunger und Durſt hervorbringender Mühe erſtiegenem hohen Berge eine wunderſchöne Ausſicht vor ſich hatten, Eſſen und Trinken darüber vergaſſen, und für Freuden ſatt waren?

Sah ich nicht ſchon enthuſiaſtiſche Philoſophen, die, wenn ſie nach dem anhaltendſten Spekuliren über die Wahrheit, welche ſie ſuchten, ſo weit gekommen waren, daß ſie ſie gefunden zu haben glaubten, auch Eſſen und Trinken darüber vergaſſen, und auch für Freuden ſatt waren?

Sah ich nicht ſchon enthuſiaſtiſche Sehnſuchtsvolle, die, wenn ihnen, nachdem ſie faſt in Verzweiflung deshalb geweſen waren, dennoch ihr höchſter Wunſch endlich durch einen eintretenden glücklichen Umſtand auf das ſchönſte gelang, Eſſen und Trinken gleichfals darüber vergaſſen, und gleichfals für Freuden ſatt waren?

Sah ich nicht ſchon enthuſiaſtiſche Herzensfreunde, die, wenn ſie nach einer Trennung, die ſie für eine Trennung auf immer hatten halten müſſen, auf das unerwarteteſte einander wieder umarmen konnten, ebenſo Eſſen und Trinken darüber vergaſſen, und ebenſo für Freuden ſatt waren?

Wie? und es ſollte nicht dem Manne ſo gehen, der enthuſiaſtiſch das Nützlichwerden und Segenſtiften liebt, wenn ihm eine herrliche Gelegenheit dazu ſich darbietet? Traun! aus Enthuſiasmus für das Gute mus man am erſten Eſſen und Trinken vergeſſen können, und für Freuden ſatt ſein. Und — dieſer Enthuſiasmus ſoll mich vorzüglich ergreifen.

Bei ihm, nur bei ihm, erfülle ich meine eigentliche höchſte Beſtimmung. — Warum lebe ich in menſchlicher Geſelſchaft? Warum iſt gegenſeitiges Abhangen von einander zwiſchen mir und Andern Meinesgleichen? Warum gibts ſo mannigfaltige Bande unter uns? Warum ſind ihre und meine Unternehmungen und Wünſche von der Art, daß iene nicht gelingen, dieſe nicht erfüllt werden kön=

nen, wenn wir nicht gemeinſchaftlich dazu beitragen? Warum iſts mir natürlich, mit Frohen und mit Traurigen zu ſimpathiſiren? Warum iſt mein Herz ſo eingerichtet, daß es im Wohlwollen und im Wohlthun ſich am ſeligſten befindet? — Wozu habe ich auf der andern Seite ſo einen Reichthum von groſſen und mannigfaltigen Kräften, den ich durchaus nicht für mich allein verbrauchen kann? Unverbraucht ſoll ich ihn doch wohl nicht laſſen? Zum Schädlichwerden und Fluchſtiften ſoll ich ihn doch wohl noch weniger verbrauchen? — So ſehe ich offenbar ein, daß meine eigentliche und höchſte Beſtimmung ſei, nützlich zu werden, und Segen zu ſtiften. Je eifriger ich es alſo mir angelegen ſein laſſe, dieſes zu thun, deſto mehr erfülle ich iene. Das bloſſe Bewuſtſein aber davon, daß ich meine Beſtimmung immer beſſer erfülle, mus mir, als einem vernünftigen und ſittlichen Weſen, ſchon über Alles gehen — geſetzt auch, daß ſie ſich nur ſelbſt mir gegeben hätte. Doch — dis zu meinen, wäre Unvernunft; ich meine alſo lieber, daß ſie mir von einem Dritten gegeben worden ſei. Wie wird dieſer, wenn ich ſie mit Eifer erfülle, ſein Wohlgefallen an mir auch ſo haben, wie ich alsdann Selbſtwohlgefallen an mir haben kann! Und — wer iſt nun dieſer Dritte? Es iſt der Herr des Weltalls ... Ich liege auf den Knieen meines Geiſtes vor ihm; doch — o wie tröſtet mich das Bewuſtſein ſeines Beifalls ſo, daß ich mich aufrichte, und ſtehend wieder, und aufdenkend und aufblickend zu ihm, jede Gnade, jede Segnung, die zu meinem wahren Heile gereicht, von ihm mit voller Zuverſicht erwarte ... Auf, und ſei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! denn — dabei erfüllſt du deine eigentliche und höchſte Beſtimmung.

Bei ihm, bei jenem Enthuſiasmus für das Gute lebe ich auch nur wahrhaftig, und kann mich nur meines Lebens rühmen. — Was iſt das für ein Leben, das man verſchläft und verträumt, wo man die Hände müſſig in den Schos legt, ganz paſſif ſich verhält, von der Welt nichts nimmt, und der Welt nichts gibt? Menſchenleben iſts nicht — Pflanzenleben kaum. — Was iſt das für ein Leben, das man zwar verwacht, wo man die Hände zwar immer regt, und ſich höchſt aktif verhält, aber die Hände nur immer nach Genüſſen ausſtreckt, von der Welt unaufhörlich nimmt, und der Welt nichts wieder gibt? Menſchenleben iſts auch nicht — Thierleben kaum. — Das iſt Menſchenleben, wenn man ſo viel, als möglich, nur wirkend genieſſt, und genieſſend auch ſogar zu wirken ſtrebt. Wirken, wirken, und zwar wohlthätig wirken — Veränderungen in der Welt um ſich her ſchaffen, und zwar ſegensvolle Veränderungen — — dis iſt ein Leben, wie es ſich für ſolche Weſen, wie wir ſind, nur ſchickt. Dadurch gelangt man zum untrüglichſten Selbſtgefühl, zur allervollkommenſten Ueberzeugung von ſeiner wirklichen Exiſtenz, und zwar unter Achtung für ſich ſelbſt zugleich; dadurch empfinden auch Andere unſer Daſein auf das zuverläſſigſte, und zwar froh und ſich deshalb Glück wünſchend zugleich; dadurch kommt man zu iener Aehnlichkeit mit dem oberſten Geiſte, zu der man, als zur Geiſterwelt gehörig, berufen iſt, ia, zur Aehnlichkeit mit Gott, der dadurch der Allſeligſte iſt, daß er Seligkeit durch die ganze Welt verbreitet . . . Auf, und ſei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! denn — dabei lebſt du, Menſch, nur wirklich.

Bei ihm, bei ienem Enthuſiasmus für das Gute wird Jeder hochalt, wenn er auch kein ſogenanntes hohes Alter erreicht. — Leben heiſſt, wie geſagt, wirken, und zwar nützlich wirken, ſobald von Menſchen die Rede iſt. Die wahre Länge des Lebens iſt alſo nicht nach der Menge der Jahre, ſondern nach der Menge der ausgeübten ſchönen und groſſen Handlungen zu berechnen. Wer mithin in einem kürzeren Daſein ſo viel Nutzen, als Andere in einem unweit längeren, ſtiftete, der ward ſo alt, wie ſie, und wer in einem kürzeren Daſein noch unweit mehr Nutzen ſtiftete, als Andere in einem unweit längeren, der ward älter, als ſie. Ich ſetze hinzu — wem nun auch dazu ein ſogenanntes hohes Alter zu Theile wird, der erreicht, wenn er ſein ganzes langes Daſein auf Nutzenſtiften verwendet, das angegebene Alter des Methuſalah... Nidrig und unter aller meiner Menſchenwürde würde es von mir gedacht ſein, wenn ich ſagen wollte, daß man auf dieſelbe Weiſe auch, ſtatt die wahre Länge des Lebens nach der Menge ausgeübter Segenſtiftungen für die Welt zu berechnen, ſie nach der Menge der für ſich ſelbſt geſchöpften Genüſſe berechnen könnte. Wie lautete alsdann das vorige Raiſonnement? So würde es lauten — „Wer in einem kürzeren Daſein ſo viel ſinnliche Genüſſe ſchöpfte, als Andere in einem unweit längeren, der ward ſo alt, wie ſie, und, wer in einem kürzeren Daſein noch unweit mehr ſinnliche Genüſſe ſchöpfte, als Andere in einem unweit längeren, der ward älter, als ſie. Ja, wem nun noch dazu ein ſogenanntes hohes Alter zu Theile wird, der erreicht, wenn er ſein ganzes langes Daſein auf Genusſchöpfen verwendet, das Alter des Methuſalah.“ Wie ich aber aus Achtung für mich ſelbſt dem erſteren Raiſonnement, in welchem von ſchönen Handlungen für die Welt die Rede war, von ganzem Herzen beipflichtete, ſo verwerfe ich auch ebenfals aus Achtung für mich ſelbſt das letztere, welches von angenehmen Genüſſen für mich blos handelt, von ganzem Herzen. Extenſif kann ich mein Daſein gar nicht verlängern, ſondern nur intenſif, und dis kann ich nur durch edle Handlungen; weil im nützlichen Wirken das wahre Leben für mich beſteht . . . Auf, und ſei Feüer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! denn — dabei erreichſt du auf ieden Fall ein hohes Alter, und, wenn die Natür dir wohl will, ein allerhöchſtes Alter.

Bei ihm, bei ienem Enthuſiasmus für das Gute kann man ſterbend das geführte Erdendaſein, welches man abgeben mus, mit Seelenruhe revidiren. — Eine Reviſion, und zwar eine ſehr ernſtliche und feierliche Reviſion deſſelben findet alsdann gewis Statt, wenn nicht die Abgabe ganz unerwartet und urplötzlich erfolgt. Bei dieſer Reviſion führt aber nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Sittlichkeit, den Vorſitz. Vielmehr ſchweigt und verſtummt die erſtere in ienen Stunden ganz, wo der gänzliche Vergang der bisherigen Sinnenwelt ſich entſchieden ankündigt, und die Sittlichkeit ſpricht alsdann einzig und allein, und zwar ſo laut, wie ſie noch nie hatte ſprechen können, weil ſie durch die ſie überſchreiende Sinnlichkeit bis dahin immer daran behindert worden war. Was werde ich alſo alsdann, wenn die Stunde der Abgabe meines Erdendaſeins bald ſchlagen will, zum eigentlichen Gegenſtande der Reviſion deſſelben machen? Die geſchöpften ſinnlichen Genüſſe etwa? O — dieſe werden mir äuſerſt unbedeutend vorkommen, und würden ſogar von mir verwünſcht und verflucht werden, wenn ich ſie auf Koſten meiner Tugend und nützlichen Weltbetriebſamkeit geſchöpft hätte. Nein, ich werde vorzüglich revidiren, wie nützlich und wie Segen ſtiftend ich während meines geführten Erdendaſeins geweſen ſei. Wenn dann ganze Reihen von geleiſteten Segenſtiftungen meiner Erinnerungskraft vorübergehen — wenn ganze Reihen von Bildern meiner Brüder, für die ich die Segenſtiftungen betrieb, und die entweder ſchon nicht mehr leben, oder doch entfernt von mir noch leben, meinem Geiſte erſcheinen — — (doch, Mancher von ihnen wird ſich auch noch ſichtbar mir an meinem Sterbebette darſtellen) — — o welche Erquikkung werde ich als Sterbender durch die mich dankbar beſuchenden Perſonen, und durch die meine Fantaſie beſuchenden Bilder erhalten! . . . Auf, und ſei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! denn — dabei kann man die Reviſion, welche man über ſein geführtes Erdendaſein ſterbend hält, nur mit Seelenruhe halten.

Bei ihm, bei ienem Enthuſiasmus für das Gute lebt man auf der Erde im Tode noch fort. — Iſt das nicht ſchön, auf der Erde wenigſtens gleichſam noch immer fortzuexiſtiren, wenn man auch auf ihr nicht wirklich mehr exiſtirt? Wer Sinn hat für ſeine Exiſtenz, der denkt harmoniſch mit mir. Freilich kann auch dis gemisdeutet werden, und der ärgſte Böſewicht kann ausrufen — „ſo lebe ich auch im Tode auf der Erde noch fort.“ Wie lebt er aber alsdann fort? Als geweſener Böſesſtifter, als Fluch der Welt, als

Ermunterer böſer Nachkommen, ſeinem bekannten Beiſpiele zu folgen; welch ein gräßliches Fortleben, deſſen Erwägung vielmehr der wichtigſte Beweggrund für ihn werden ſollte, aufzuhören, Böſewicht zu ſein! Nur das Fortleben als geweſener Segenſtifter kann dem vernünftigen Menſchen reitzend ſein, und iſt allein das wahre Fortleben, wie Segenſtiften allein das wahre Leben war. Da lebt man ſchön fort in den heilſamen Folgen ſeiner ausgeübten Wirkſamkeit, und, wenn dieſe wieder Urſachen von neuen heilſamen Folgen werden, und dieſe wieder, und ſo fort bis ins Unüberſehbare hin, ſo iſts eben ſo, als brächte man dieſe alle noch ſelbſt hervor, weil ſie nicht ſein könnten, wenn man nicht höchſt an ihrer Spitze gewirkt hätte. Es iſt ja hiermit ganz ſo, wie mit den auf einander folgenden Generationen, deren allerſeitiger Vater der Stammvater iſt. Welch ein Gedanke aber, noch heilſam auf der Erde zu wirken, wenn man nicht einmal mehr auf ihr exiſtirt, und ſo wohl gar lange und überlange noch zu wirken! — Da lebt man aber auch noch ſchön fort in dem Andenken derer, für die man heilſam wirkte, und Segen ſtiftete — es mögen nun diejenigen ſelbſt ſein, für die man ihn zuförderſt ſtiftete, oder ihre

Nachwelt, auf welche er forterbte. Man kann ſich darauf verlaſſen, daß auch der Nahme des Stifters mit auf ſie forterbe. Dis geht ebenfals oft ins Unglaublichlange; denn die Nahmen derer, welche ſich als Wohlthäter der Menſchheit verdient machten, werden in der Geſchichte immer wieder aufgefriſcht, ſtatt daß man die Nahmen der Unholde aus ihr lieber wegtilgen zu können wünſchte. Welch ein Gedanke, noch mit Freuden genannt und geliebt zu werden, wenn man längſt ſchon nicht mehr geſehen wird — nach Jahrhunderten, wohl gar nach Jahrtauſenden, noch ſo genannt und noch geliebt zu werden! — Da lebt man endlich auch noch ſchön fort in der Nachahmung derer, welche von den herrlichen Beiſpielen, die man ihnen hinterlies, wenn ſie ſie auch nicht ſelbſt erblickten, doch hören, oder leſen. Dieſe Art von Fortleben auf der Erde — welche unſtreitig die allerwichtigſte iſt — reicht auch oft bis ins Unermesliche hin; denn es gibt immer für das Gute ſchon geſtimmte Seelen, welche durch Anſchaun und durch Erwägung erhaltener erhabener noch ſo entfernter Beiſpiele zu gleichem Enthuſiasmus für das Gute aufgeſtimmt werden. Wie heilſam wirken iezt noch die glänzenden Muſter aus der graueſten Vorwelt — ſogar aus der fabulöſen Vorwelt! Welch eine Idee nun aber auch, noch Vorbild im Guten für Andere zu ſein, wenn das Erdenbild, das man trug, längſt verſtäubt iſt! Kommt da das Gute, welches die Nachahmer, wären's auch die ſpäteſten Nachahmer noch, ſtiften, nicht mit auf die Rechnung deſſen, der ihnen dergleichen vorſtiftete? ... Auf, und ſei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! denn — dabei lebſt du auf der Erde auch im Tode noch fort, ſchön fort.

Bei ihm, bei ienem Enthuſiasmus für das Gute kann man, abgehend von hinnen, mit Gewisheit darauf rechnen, daß man in höheren Welten auch zu höherem gottähnlichen Wirken angeſtellt werden werde. — Unſtreitig iſt der Menſch noch zu erhabenerem Wirken beſtimmt, als ſein gegenwärtiges irdiſches iſt. Es ſchlummern ſo viel erhabene Kräfte in ihm, die hier nur dann und wann zu einigem Erwachen kommen, und dann wieder einſchlummern; wie dieſe nicht ſchaffen können, was ſie doch ſchaffen ſollten, ſo entwickeln ſie ſich auch gar nicht einmal gehörig. Sollten ſie einſt ſich nicht gehörig entwickeln? Sollten ſie einſt nicht gehörig um ſich her ſchaffen?

Auch der ewige Progres, zu welchem die menſchliche Natur auf andern Seiten ſich qualificirt, ſtärkt in dem Glauben, daß dem Menſchen in Betref ſeiner nüzlichen Thätigkeit nicht weniger ein ewiger Progres zugedacht ſei. Worin ſeine höhere heilſame Wirkſamkeit, ſein höheres Segenſtiften beſtehen werde? welch eine Frage! Noch hätte er ia für eine Antwort darauf gar keine Faſſungskraft; verklärt mus er erſt werden, um ſich auf die Geſchäfte der Verklärten verſtehen zu lernen. Wer kann errathen, was für ein göttliches Wirken ihm von dem, der ſich ihm anſchuf, weiterhin und immer weiterhin in ſeinen künftigen Exiſtenzen aufbehalten ſei? Beſſer handle ich doch auf ieden Fall, wenn ich zwei andere für mich weit wichtigere Fragen in meiner Natureinſamkeit aufwerfe. Erſte Frage — „wodurch werde ich höherer Segenſtiftungen, als meine gegenwärtigen ſind, würdig?“ Hierauf kann doch wohl nur die Antwort ſein — „dadurch, daß du iezt ſchon die Segen wirklich ſtifteſt, welche du iezt ſtiften kannſt.“ — Zweite Frage — „wodurch werde ich ſogar auch nur zu ienen höheren Segenſtiftungen geſchickt und fähig?“ Auch hierauf kann nur die Antwort ſein — „dadurch, daß du dich hier ſchon im nideren Segenſtiften übſt.“ ... Nun, dann auf, und dreimal auf, und ſei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenſtiften! Denn — ſo, nur ſo, darfſt du mit Gewisheit darauf rechnen, daß du in höheren Welten auch zu höherem gottähnlichen Wirken angeſtellt werden werdeſt. — —

Ja, ſo, wie ich iezt mir zurief, will ich's auch halten. Dis iſt mein wahrer Ernſt, und ſo hab' ich auch gar nicht nöthig, für Gelegenheiten erſt noch lange zu ſorgen, in welchen ich nützlich werden und Segen ſtiften könnte — ſie ſind um mich her ſchon immer da, wenn ich ſie nur ſehen will. Ich will ſie ſehen, und ſie, ſobald ich ſie geſehen habe, nach Masgabe meiner Kräfte benutzen. Waltete dann etwa ein Weltvergnügensgenus vor, den ich darüber einbüſſen müſte — um ihn ſei's auf der Stelle geſchehen! was kümmert er mich weiter? Ja, wäre ich eben im Begrif, meine ganz gewöhnliche Mahlzeit zu halten, und ich könnte ſchönen Segen ſtiften, ſo will ich mich nicht an den Tiſch ſetzen, ſondern für Freuden ſatt ſein. So machte es ein gewiſſer Herrlicher, der mir deshalb auch ſehr ſchätzbar iſt, einſt bei Jakobsbrunn.

Neunte Stunde.

Der Aufſchwung zur Gottheit.

Welch ein ſternvoller Himmel über mir in dieſer paradiſiſchen Sommernacht! Nicht, als bedürfte ich ſeiner, um zu dir mich zu erheben — du Vater des Univerſums! — nein, wie mein Herz ſelbſt und allein dich mir ſchon verkündigt, ſo erhebt es ſich auch blos aus ſich ſelbſt und ohne alle äuſerliche Veranlaſſung oft zu dir — dennoch aber gibt mir ſein Anblick erſt die höchſte Schwingkraft dazu . . .

Sollte es etwa überhaupt zu ſinnlich geſprochen ſein, wenn ich vom Erheben und Aufſchwingen zu dir ſpräche, weil du kein beſonderes Gezelt hätteſt, ſondern allenthalben, alſo auch auf der Erde und bei mir ſchon wäreſt, ſo ſei es — du vergibſt es gewis, und verkennſt mich dabei nicht, wie ich es meine. Ich fühle mich nehmlich gegen dich als Wurm, der im Staube kriecht; ſo glaube ich ieden Gedanken, welchen ich auf dich richte, nicht ſchuldig demüthiger benennen zu können, als wenn ich ihn eine Erhebung zu dir, eine Erhebung im Geiſte zu dir, nenne. Der Himmel — das Univerſum — bleibt ia dann aber alſo doch auch im allerwahreſten Verſtande dein Gezelt, oder das Da, wo du allenthalben biſt, wirkend biſt. So liegt mir auch nichts daran, daß ich nur die eine Hälfte des Himmels über mir erblicke, während daß die andere unter mir iſt — ich habe an der einen Hälfte genug. Ihr Anblick gibt mir in dieſen Augenblicken die höchſte Schwingkraft bei meinen Erhebungen zu dir. — —

Sterne, die ich ietzt ſehe, kann ich euch zählen? Je mehr ich mich zum Sehen anſtrenge, deſto mehrere erblicke ich von euch. Durch Hülfe eines künſtlichen Sehinſtruments würde ich euch noch ſehr vervielfältigt finden. Aber auch über denen von euch, die das allerkünſtlichſte Sehinſtrument mir zeigen könnte, ſind neue Reihen, Mengen und Piramiden eures gleichen, und über dieſen wieder andere, über denen wieder andere ſind, u. ſ. f. ins Unendliche! Was ſollte denn da ſein, wo das Univerſum ein Ende hätte?

Sterne, die ich ſehe und nicht ſehe, unzählbare, ins Unendliche hin euch verliehrende Sterne, was ſeid ihr? Welten ſeid ihr — Welten nicht nur, wie die Erde, von deren Oberfläche aus ich zu euch aufblicke, ſondern Welten von weit erhabenerer Art und von weit ausgedehnterem Umfange, als ſie. Sonnen ſeid ihr; Welten ſeid ihr, die keines fremden Lichts bedürfen, ſondern ſich ſelbſt erleuchten — Welten, die millionenmal gröſſer ſind, als die Erde, und die wegen der unermeslichen Entfernung, in der ſie mir vorſchweben, mir nur ſo gros, wie die Sterne, welche die Fürſten auf ihren Röcken tragen, oder gar nur als leuchtende Funken, erſcheinen. Was für ein unbegreiflicher Raum mus es ſein, in welchem ihr in ſo unzuberechnenden Entfernungen von mir und von euch unter einander neben, über und unter euch zuſammen ſchwebet! Aber — ihr ſchwebet darin über alles Menſchengedenken, und die regelmäſſige Ordnung, in welcher ihr ſo ſchwebtet und fortſchwebet, die euch als Univerſum verbindet, und in der ihr auch nur einzeln beſtehen könnet, iſt das groſſe Geheimnis, deſſen Auflöſung von ieher verlangt und nicht geſchaft ward, und auf immer verlangt und nicht geſchaft werden wird ... O wie vermöchte ich unter dieſer Vorſtellung zu euch aufzublicken, ohne von dem Glauben an ein unendlich vollkommenſtes Weſen, das der Ordner und Regirer eurer Stellungen, des Weltalls Herr und Vater, iſt, ergriffen, durchdrungen und himmelan gezogen zu werden?

Ja, Anbetungswürdigſter, in dieſen Augenblicken beweiſeſt du dich mir ſo, wie du dich auf der Unterwelt mir nur beweiſen kannſt; in dieſen Augenblicken gehſt du gleichſam in deiner Herrlichkeit vor mir vorüber. Ganz und gar meiner Vernunft unwürdig würde ich ſein, wenn mir iezt nicht ſo zu Muthe wäre ... Zweifler! macht's doch nur ſo, wie ich, und ſchauet in hellen ſternvollen Nächten zum Himmel, und denket dabei, daß dieſer Sternhimmel vor langen Reihen von Jahrtauſenden ſchon war, und in den Tiefen der vergehenden und Alles verſchlingenden Zeit nicht nur nichts verlohr, ſondern ſogar an Fülle noch gewann; ſollte es alsdann möglich ſein, daß ihr im Zweifeln beharren könntet? ... Ihr aber, Spötter, ſeid des Anblicks des nächtlichen Sternhimmels, und der Ahnungen der Gottheit, welche er eingibt, kaum würdig. So vergrabet euch immerhin in euren Betten, oder verſchwelget, vertaumelt und verbringet die ſchönſten Nächte auf euren ſogenannten Freudenſälen; ich ſegne mich dafür, daß ich frühzeitig menſchlicheren Sinnes ward, als ihr, und daß ich mich in dieſem edleren Sinne durch Genus des Sternhimmels, ſo oft ich ihn haben kann, gern zu ſtärken ſuche. — —

Aber ach — undurchdringliche Dunkelheiten fallen mitten aus dem ſo prächtig erleuchteten Himmel ietzt auf mich hernider, und Beben erregende Schauer ſetzen ietzt auf mich an, wenn ich die Frage, deren ich mich doch nicht enthalten kann, wage — „Gott, an den ich glaube, weil ich an dich glauben mus, wer biſt du? was biſt du?“ ...

Freilich, hier fühle ich mich ganz verlaſſen — verlaſſen nicht nur von allen Belehrungen derer, welche iemals über dich nachdachten, ſondern auch verlaſſen von meiner eigenen Vernunft, die mich doch erſt beim Anblick zum Sternhimmel zum Glauben an dich hinzwang ...

Doch, was mus ich, wenn ich mich nur einigermaſſen von den Beben erregenden Schauern erholt habe, mir zurufen? — „Kannſt du denn angeben, wer und was Du ſeiſt? Glaubſt du deſſen ungeachtet nicht an dich? Nun, ſo bleib auch bei dem Glauben an Gott, wenn du auch nicht angeben kannſt, wer und was Gott ſei!“ —

Ich finde es wahr, daß ich nicht ſagen könne, wer und was ich ſelbſt ſei — ich, das Geſchaffene — und daß mir deſſen ungeachtet mein wirkliches Daſein doch ausgemacht gewis bleibe; ſo mus ich es auch für ſehr vernünftig, für einzig-vernunftmäſſig, finden, im Glauben an dich, Allſchaffer, deſſen Daſein ſich mir ſo zuverläſſig, wie mein eigenes, darthut, zu beharren, wenn ich auch nicht ſagen kann, wer und was Du ſeiſt; Unbegreiflich iſt und bleibt mir mein eigenes Weſen; was Wunder, wenn mir dein Weſen unbegreiflich iſt und bleibt?! Ich bin doch eine verkörperte Vernunft, ein verkörperter Wille, eine verkörperte Kraft, und bin mir dennoch ein Geheimnis; wie ein noch weit unergründlicheres Geheimnis muſt du, einzig und allein reiner und allerreineſter Geiſt, mir nicht nur ietzt ſein, ſondern auch ewig bleiben! Mein Glaube an dich und mein frommes demüthiges Gefühl für dich ſollen dabei nichts verliehren; vielmehr — werde ich ſchon mit Achtung für mich ſelbſt dadurch erfüllt, daß ich mir unerforſchlich bin — wie mus der

Gedanke an deine allerhöchſte Unerforſchlichkeit mich zur allertiefſten Anbetung gegen dich ſtimmen!

Genug, du Seele der Welt, du oberſter Weltgeiſt, du biſt, und walteſt über das ganze Univerſum, wie der Menſchengeiſt über ſeinen ganzen Körper waltet. Alle iene zahlloſen Sterne ſind auch gewis Schauplätze deiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte, wie es die in Betracht gegen ſie ſo kleine Erde iſt, deren Bewohner ich einſtweilig ward. Wie? blos auf dieſer, die doch nur ein Planet iſt, ſollteſt du dich verherrlichen, und auf ienen unermeslichgroſſen Sonnenſternen nicht? Ach, noch erhabenere Schauplätze deiner Alles überſteigenden Macht, Weisheit und Güte müſſen ſie ſein, und auf ihnen verherrlicheſt du dich gewis noch göttlicher, als auf der Erde, und es ſind gewis da auch denkende, ia, noch denkendere Weſen, die dich in deinen Verherrlichungen, welche ſie umgeben, mit Inbrunſt anbeten. Unſtreitig haben ſie auch insgeſamt ihre Planeten, wie die Sonne, welche der Erde die nächſte iſt, und ſie bewohnbar macht, und vielleicht ſind alle dieſe Sonnen dazu beſtimmt, die geſchaffenen Geiſter, welche auf den zu ihnen gehörenden Planeten erzogen werden, und ſich ausbilden, nach und nach zu ihrer Vollendung in ſich aufzunehmen. Ach, Vater der Geiſter, wenn ich ſo denke, welch einen hochheiligen Anblick gewährt mir dann erſt der Sternhimmel da! Nun wird mir das Univerſum ein grenzenloſer Tempel, und ieder Stern eine fromme Halle deſſelben, in welcher dich eine beſondere Art von Vernunftweſen als den Allſchöpfer und Allregirer, als die Urquelle alles Lebens, aller Kraft, alles Heils, und als den Herrn der Herrlichkeit, verehrt. Könnte ich unter dieſer Vorſtellung nach den geſtirnten Höhen aufblicken, ohne in die Allverehrung deiner Maieſtät, die dort getrieben wird, auf das andächtigſte einzuſtimmen?

O du Weſen der Weſen — Weſen, das allein durch ſich beſteht, und durch das alle übrige Weſen nur beſtehen — Alles in Allem — Gott! wie haſt du dich durch das Univerſum ſo maieſtätiſch geoffenbart! wie offenbarſt du dich durch daſſelbe noch immer maieſtätiſcher! In deiner undenkbaren Macht verliehre ich mich, und würde mich ewig in ihr verliehren, wenn ich mich in deiner unendlichen Liebe nicht wieder fände. Du ſiehſt es gern, wenn ich zu den Füſſen deiner Allkraft wie ein Todter niderſinke; im Hui aber breiteſt du die Arme deines Allwohlwollens nach mir aus, umſchlieſſeſt mich damit, und weckeſt mich wieder von den Todten auf — — verzeihe mir allgnädig dieſe Bilderſprache, deren ich mich gegen dich und von dir bediene! — ich bedarf ihrer ia ſchlechterdings — wenigſtens ietzt noch. Vielleicht ſteht mir ein Zeitpunkt bevor — ich hoffe auf ihn — wo ich ihrer nicht mehr bedürfen werde. So wenig ich weis, was ich ſei, und was du ſeiſt, ſo wenig weis ich auch, was du noch aus mir machen werdeſt; ich erwarte von dir, der Unausſprechlichviel für mich gethan hat, für mich noch Unausſprechlichmehr. Dieſe Erwartung heilige ich dir; denn du verlangſt ſie von mir, und ich bin ſie dir auch unbedingt ſchuldig. Ich ſehe das, was ich ietzt bin, nur durch dich bin, als ein Pfand darauf an, was ich weiterhin ſein, nur durch dich ſein werde und ſein kann. Aber doch — auch ietzt ſchon iſt die Bilderſprache, deren ich mich gegen dich und von dir bediene, voll hohen Sinnes für mich, und mein Herz verſteht ſie ganz. Der du Alles in Allem für das Univerſum biſt, du biſt auch mein Alles in Allem. Ja, dafür erkenne ich dich an vor allen deinen unzählbar über mir ſchwebenden und ietzt mir leuchtenden Sternen. Alle die Tauſendmaltauſende von Gedanken, welche ich denken kann, thun mir nicht genug; nur der Gedanke an dich, allervollkommenſtes Weſen, leiſtet mir Genüge, ach — Uebergenüge. Er iſts auch allein, der mir die Kraft zum Thun, wie ich ſoll, und den Muth zum Leiden, wie ich ſoll, deren ich iezt in meiner ſchwächlichen und bedrückten Lage auf das höchſte bedarf, und ſo lange bedürfen werde, als ich in ihr fortdaure, und Selbſtbewuſtſein habe, wahrhaftig reicht; denn du biſt als das allervollkommenſte Weſen auch der Einrichter und Regirer des Univerſums.

.. Allweiſer Einrichter des greuzenloſen Weltalls, du haſt der geſamten Natur Geſetze gegeben, durch deren Befolgung ſie von Jahrtauſend zu Jahrtauſend zur Bewunderung aller Menſchengenerationen beſteht, die Zeuginnen davon wurden. Alle iene Sonnen des Himmels behaupten in dem unendlichen Raume die ihnen von dir vorgeſchriebenen Stellungen, und ihre Planeten umwandeln ſie in den ihnen von dir vorgezeichneten Bahnen, und auf der Erde, mit der ich am meiſten bekannt bin, geſchieht alles Entſtehen, Vergehen und Wiedererſcheinen nach gewiſſen Regeln, welche du feſtſetzteſt. Du Geſetzgeber in der Sinnenwelt biſt aber auch der Geſetzgeber in der moraliſchen Welt, zu der ich von meiner höheren Weſensſeite her gehöre. Das feierliche Sittengeſetz, durch deſſen Befolgung die ſittliche Welt auch nur wohl beſteht, iſt für alle deine Vernunftweſen da, und du gabſt es ihnen. Auch ich bekam es; auch du warſt's, der es mir gab und eingab, und der es gleichſam mit unauslöſchlicher Schrift in mein Innerſtes ſchrieb. An frommen Vorſatzen, es zu befolgen, fehlt es mir auch gewis nicht; an Kraft aber, dieſen Vorſätzen treu zu bleiben, wenn die ſinnlichen Begierden ſich gegen ſie aufmachen, fehlt es mir allerdings. Da mag ich dann alle Gedanken, deren ich fähig bin, aufbieten, wie ich will, um mir die fehlende Kraft zum Guten zu verſchaffen — ſie leiſten am Ende doch das nicht, was ich mir von ihnen verſprach; nur der Gedanke an dich ſtärkt mich im Thun, wie ich ſoll, wenn ich ihn recht inbrünſtig denke, wahrhaftig. Indem ich da dich, den Geſetzgeber für die ganze Natur, auch als Geſetzgeber für meine höhere Menſchennatur erblicke und betrachte, müſſen ja die Begierden meiner nideren Natur, die ſinnlichen Begierden, mit ihren groben Forderungen zurücktreten. Zu welcher Aehnlichkeit ſänke ich hinab, wenn ich ihnen Gehör gäbe? Zur Aehnlichkeit mit bloſſen Thieren! Zu welcher Aehnlichkeit aber erhebe ich mich, wenn das Sittengeſetz — das Geſetz der Heiligkeit und Liebe — mir theuer und werth bleibt? Zur Aehnlichkeit mit dir, o du, der du es mir gabſt; denn es iſt dein eigenes Geſetz, das Geſetz, das du dir ſelbſt gibſt, und ſelbſt befolgſt — du Allheiliger! du Allliebender! Und — was für Lohn können mir die ſinnlichen Begierden reichen, wenn ich ſie über mich gebieten laſſe? Nur ſolchen Lohn, der ſo nichtswürdig iſt, wie ſie ſelbſt ſind! Welchen Lohn reicht mir aber die Befolgung deines mir gegebenen Sittengeſetzes? Den allerweſentlichſten — dein Wohlgefallen an mir, das an ſich ſchon mir das höchſte Gut ſein mus, das ſich aber auch durch die unſchätzbarſten Segnungen, welche in ſeinem Gefolge ſind, mir als ſolches beweiſen wird. Verſtummen müſſen alſo die ſinnlichen Begierden, wenn ich an dich recht inbrünſtig denke, und, ſobald ſie nur erſt zum Schweigen gebracht ſind, hebt ſich die Kraft zum Guten, welche ich, als ein ſittliches Weſen, doch offenbar auch beſitze, ſchon blos durch ſich ſelbſt... Könnte ſie aber nicht etwa in ſich ſelbſt wieder niederſinken durch Furcht vor dir, Geſetzgeber, deshalb, daß ich dein Geſetz nicht vollkommen halten kann? Keineswegs! Du forderſt gewis nicht Mehr von mir, als ich leiſten kann; du nimmſt auch gewis Rückſicht auf Umſtände, unter denen ich auch das nicht leiſte, was ich ſonſt wohl leiſten könnte; du haſt tauſend Mittel, durch welche du mein ſinkendes Vermögen zum Guten aufrichten kannſt und wirſt; du wirſt mich ſchon noch in einen höheren Zuſtand verſetzen, in welchem ich dir und mir ſelbſt zum Wohlgefallen vollkommener ſo thun und laſſen werde, wie ich thun und laſſen ſoll. Hier, hier habe ich die wahren Quellen der Kraft zum Guten gefunden; wo entſpringen ſie aber ſämtlich? In dem Gedanken an dich — Gott! Gott! Darum nenne ich dich aus der Fülle meines Herzens mein Alles in Allem.

Allgnädiger Regirer des grenzenloſen Weltalls; du haſt bis iezt über die geſamte Natur mit unendlicher Liebe gewaltet. Deine Allſeligkeit auf das Höchſte mitzutheilen, iſt offenbar der Zweck derſelben, und du beharreſt bei ihm. Nicht genug, daß noch keiner von den Sternen, welche die Alten ſahen, einging; es kamen auch in neueren Zeiten noch mehrere an — wenn's auch nur Nebenplaneten der Erde waren. So bildete ſich unter deiner Aufſicht auch ſogar das Univerſum noch immer mehr aus, und ward immer vollkommener; ſo vermehrten ſich nach deinem Willen die Schauplätze deiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte noch . . . Sollten nicht auch ungeachtet der allerweiſeſten Geſetze, auf welchen ſich die beſtehende Ordnung des Weltalls urſprünglich gründet, dennoch einzelne Abweichungen von ſelbiger, Irrungen, von Zeit zu Zeit unvermeidlich geweſen ſein? Wer nur einen gehörigen Begrif von einem groſſen Ganzen hat, das ſehr mannigfaltig iſt, der glaubt dis ſchon; wie vielmehr wird's der glauben, der ſich in das Ganze aller Ganzen mit ſeiner Menſchenvernunft hindenkt! Wer half den vorkommenden Irrungen im Univerſum ab? Du, du warſt's, der das Univerſum einrichtete, und du halfſt ihnen ſo ab, daß die allerbewundernswürdigſte Ordnung noch immer am ganzen Himmel Statt findet? . . . Mit dem Planeten, welchen ich bewohne, bin ich am meiſten bekannt; wie ſind die Revolutionen, welche die Erde von Zeit zu Zeit erlitte, von dir geleitet worden? Ebenſo, wie die Staatenumwälzungen, welche auf ihr vorfielen; ſo nehmlich, daß nicht nur die Erde ſelbſt immer fortbeſtand, ſondern daß auch die Menſchheit auf ihr noch fortdauert ... Was bin ich nun gegen das ganze Menſchengeſchlecht? Was iſt das Menſchengeſchlecht gegen die Erde? Was die Erde gegen das Univerſum? Wie? und ich ſollte dir nicht zutrauen, daß du mein individuelles Schickſal ſo gnädig regiren werdeſt, wie du das Schickſal meines ganzen Geſchlechts, das Schickſal der Erde ſelbſt und das Schickſal des Univerſums regirſt? Du biſt mein Vater, wie des Univerſums Vater. Alſo dir, Allvater, überlaſſe ich die Beilegung aller Irrungen in den Ereigniſſen meines Lebens, und, wie mir der Gedanke an dich, als Welteinrichter, die höchſte Kraft zum Thun und zum Laſſen gibt, wie ich thun und laſſen ſoll: ſo gibt mir auch der Gedanke an dich, als Weltregirer, den höchſten Muth, zu leiden, und über mich ergehen zu laſſen, was über mich ergehen und was ich leiden ſoll. Darum nenne ich dich, der du das Alles in Allem für das ganze Weltall biſt, aus der Fülle meines Herzens nochmals auch mein Alles in Allem. Trau=

lich und ſelig ſchwinge ich mich in meinen Einſamkeiten zu dir auf — am traulichſten und ſeligſten beim Anblick des Sternhimmels zu dir auf. Gelobet ſeiſt du, daß du mir dieſen Aufſchwung zu dir auch heute verſtatteteſt!

Zehnte Stunde.

Todtenerſcheinungen.

Wie gern unterhalte ich mich mit euch, meine Lieben, die ihr vor Jahren und vor Reihen von Jahren mir voran ſtarbet! Ich habe euch ſo viel zu danken; durch euch und mit euch ward ich, was ich bin, und genos in eurem Schoſſe und an eurer Seite die Freuden meiner Ausbildung und noch tauſend andere menſchliche Freuden. Erſcheinet mir, ach, erſcheinet mir in den mich zu eurem Erſcheinen recht geſchickt machenden Dämmerungen dieſes Sommerabends! Erſcheinet mir in Lichtgeſtalten, und erſetzet mir dadurch die heutige Dunkelheit des Himmels!

Wie? was begehre ich? Könnte ich ſo etwas begehren, ſo hätte ich keine richtigen Vorſtellungen von Fortdauer des Menſchen im Tode. Wer ſtirbt, der hört dadurch auf, zur Unterwelt zu gehören, und gelangt in irgend eine der Regionen der Oberwelt. Dort wird er, wenn wir einander lieb und werth waren, mir wieder erſcheinen — es ſei in Lichtgeſtalt, oder in einer andern Geſtalt — ich mus ihm aber dahin erſt nachgefolgt ſein. Zurückkehren zu mir auf Grund und Boden der Erde kann er nicht; er kann dis ſo wenig, als ſolche Geiſter, oder Vernunftweſen, mich beſuchen können, die auf andern Sternen zu Hauſe ſind. Wie dieſe kein Erdengewand iemals hatten, ſo hat er das ſeinige ſterbend auf immer abgelegt. Nur das Erdengewand aber macht es möglich, auf der Erde zu erſcheinen — welch einen groſſen, wahren Gedanken denke ich in dieſem Augenblick! So ſei es, daß Rückkehren der Verſtorbenen geglaubt, wohl gar für ausgemachtwahr angenommen worden ſind — ich beharre dabei, daß ſie nichts, als Spukereien, waren.

Indem ich dieſes Urtheil fälle, beuge ich dem Verdachte hinreichend vor, als wenn ich alle diejenigen, welche von ihnen geſchehenen Todtenerſcheinungen ſprachen, des Betrugs bezüchtigen wollte, welchen ſie Andern geſpielt; aber — des Selbſtbetrugs bezüchtige ich ſie, wenn ſie keine Betrüger waren, mit Recht. Sie glaubten ihre abgeſchiedenen Freunde und Lieben geſehen zu haben — ſahen ſie ſie aber wirklich? Was vermag eine lebhafte Fantaſie nicht zu bewirken — beſonders wenn ſich ſehnſuchtsvolle Liebe zu ihr geſellt?! Es gibt Seelenzuſtände, in welchen der Menſch Alles erblickt, was zu derſelben Zeit ein ſehr wichtiges Intereſſe für ihn hat. Wer war nicht ſchon dabei, wenn Gemüthskranke aus Furcht und Angſt auf die Perſonen, vor denen ſie ſich fürchteten und ängſtigten, hinzeigten, und ausriefen — da ſtehen ſie ia — und ſich's nicht ausreden lieſſen, daß ſie nicht da ſtänden, wenn auch alle Anweſende auf das höchſte verſicherten, daß ſelbige ſchlechterdings nicht da wären? Was der eine Affekt bewirkt, bewirkt auch der andere. Das heftige Verlangen nach geliebten Perſonen, die dahin ſind, vermag Daſſelbe, was Furcht und Angſt vor ſolchen Perſonen, die ſich haſſenswerth machten, und noch da ſind, vermag. In beiden Zuſtänden iſt man im Zuſtande der Träumenden, mit welchen die Fantaſie eine Art von Allweſen treibt. Im erſteren derſelben mus dis um ſo mehr der Fall ſein können, wenn die Liebenden allein ſind, und ſich ihrem Verlangen zur Nachtzeit überlaſſen. Einſamkeit und Dunkelheit laſſen die Fantaſie noch kräftiger und unbeſchränkter wirken. In dem geſpannteſten Andenken an den Gegenſtand ihrer Liebe vergegenwärtigen ſie ſich dann denſelben, und ſo iſt er für ſie da — iedoch nicht auſſer ihnen, ſondern in ihnen. Iſt denn aber nicht das, was auſſer uns da iſt, nur wirklich da?

Dennoch — ſollte ich nicht die Kraft meiner Fantaſie zu dergleichen Todtenerſcheinungen zu benutzen ſuchen? Ja, das will ich — auch die Fantaſie habe ich ſo wenig umſonſt, als die Vernunft; aber — eben an der Hand der Vernunft auch nur will ich ſie benutzen. Wollte man mir hier einwenden, daß auf ſolche Weiſe es um alle Wirkſamkeit der Fantaſie geſchehen ſein werde, ſo gebe ich dis nicht zu, ſondern räume blos ein, daß es alsdann nur um ihre bethörende Wirkſamkeit geſchehen ſei. Ich benutze ſie demnach zu dem erwähnten Behufe ſo, wie ich ſie bei andern Gelegenheiten auch benutze; z. B. bei Rückerinnerungen an genoſſene Freuden, oder bei den Ausſichten auf die Erfolge meiner guten Handlungen, oder bei den Erwartungen meiner Beſtimmung und der Beſtimmung des ganzen Menſchengeſchlechts. Ich will alſo in einſamen Naturabendſtunden an die Beſten, mit welchen ich einſt auf das vertrauteſte lebte, und die mir noch ſo unendlich lieb und werth ſind, *denken*, auf das innigſte denken, will ſie mir in ihren mir unvergeßlichen Geſtalten vorſtellen, und auf dieſe Vorſtellung mich fixiren — ſo wird mir werden, als ſähe ich ſie. Dis iſt *die einzigmögliche Todtenerſcheinung*; ſie will ich aber auch recht genieſſen — zu meiner Erheiterung und zu meiner Veredlung genieſſen. Auch heute, ietzt in dieſen Augenblicken, will ich ſie genieſſen; der Abend ſo ſchauerlich, ſo lichtlos — die Schauer weihen mich vor zum guten Empfange der Schatten meiner Lieben — die Lichtloſigkeit bereitet mich zum Erblicken ihrer Schatten im Lichte.

Ach, ſo gehet vor mir vorüber — gehet nicht blos vorüber, weilet auch vor mir — heilige hochgedachte Bilder meiner mir Allerliebſten und Allerwertheſten! Ich bin hier, und widme mich eurem Erſcheinen, das ich ſelbſt ſchaffe, mit Hülfe meiner Fantaſie mir ſchaffe. Auf wen, ihr holden Abgeſchiedenen, ſahe ich lieber, öfter, angeſtrengter, als auf euch, da ihr noch da waret? So ſind eure Geſtalten mir auf das tiefſte eingedrückt, bis auf den letzten Zug mir auf ewig eingedrückt.

Recht inbrünſtig dieſe mir denken, heiſſt — euch als Geiſter citiren, und ſo, wie ihr ſo citirt werdet, ſeid ihr da — wenn auch nicht auſſer und bei mir, doch in mir. Wohlan, ſo komm du — und dann du — und dann du — und dann du — —

Nun ſah und ſehe ich euch — nehmlich ſo, wie ich euch nur ſehen kann. Ich danke euch für die erneuerten Gefühle aus vergangenen ſeligen Zeiten; ich verſichere euch, ihre Erneuerung iſt mir noch köſtlicher, als ſie ſelbſt mir einſt waren. So ein Umgang mit euch, als Todten, geht weit über den Umgang, welchen ich bei eurem Leben mit euch hatte . . .

Wie oft ſprachen wir über unſere Fortdauer im Tode, und ſtärkten einander im Glauben an ſie! Jetzt, da ihr mir wieder erſcheinet, iſt mir, als müſte ich noch unaufhaltſamer dieſem Glauben in die Arme ſinken. Ich vergeſſe keinesweges, daß euer Wiedererſcheinen blos idealiſch ſei; aber — ich kann doch nicht umhin, mir zu geſtehen, daß alle die Gründe, welche mich, wie einſt euch, zu zuverſichtlichen Hofnungen über das Grab hinaus beſtimmen, iezt ihre höchſte Beſtimmkraft erlängt haben. Schon dis erhebt meinen gegenwärtigen Umgang mit euch über den vorigen...

Ehemals, als ihr in den groben Hüllen von Erde mich umgabet, waret ihr noch Sterbliche, wie ich zur Zeit noch bin; wie oft ſah ich euch da von Gefaren des Todes umringt! wie oft hörte ich euch da ſeufzen über körperliche Leiden und über vielerlei andere Beſchwerden des Lebens! Dis waren immer Herzzerreiſſende Auftritte für mich; denn, ſo innig ich auch an euren traurigen Zuſtänden Theil nahm, ſo konnte ich euch doch nicht ſo helfen, wie ich wollte. Jezt erſcheinet ihr mir als Verklärte, die meiner Hülfe nicht mehr bedürfen; iezt denke ich an euch als an Erlöſete, die den Tod überſtanden, und alle Erdennoth hinter ſich haben; — o wie erhebt ſich auch hierdurch mein iezziger Umgang im Geiſte mit euch! Wenn ich euch mir nun ſo vorſtelle, wie ihr über die geſchehene Ablegung eurer irdiſchen Hülle ſo hochzufriden ſeid, wie ihr den Tod dafür ſegnet, daß er euch von der Erde höherhin verpflanzte, und wie ihr die wacker überſtandenen Leiden dafür benedeiet, daß ſie euch zum würdigen Empfange der Herrlichkeit dort ſo geſchickt machten — wie weit wohler ums Herz wird mir dadurch iezt! Gern,

gern thue ich nun auf euer wirkliches Sein bei mir und mit mir Verzicht, und begnüge mich an dem blos idealiſchen, weil es für euch ſo unendlich beſſer iſt. Ich ſelbſt aber habe dabei auch den groſſen Gewinn für mein Gemüth, daß ich meine Theilnehmung an euern Zuſtänden nicht mehr an euren Nöthen, ſondern blos an euren Wonnen, übe. Wer kann wahrhaftig lieben, ohne die letztere Uebung der erſteren vorzuziehen? Wer kann wahrhaftig lieben, ohne ſich ſelbſt beglückter zu fühlen, wenn er den Gegenſtand ſeiner Liebe auſſer aller Noth ſich denkt — geſetzt auch, daß er dadurch phiſiſch von ihm getrennt wäre? . . .

Aber — o liebe Verklärte! — euer Wiedererſcheinen zwingt mir auch noch eine weit gröſſere Art von Achtung für euch ab, als die war, welche ich für euch hegte, da ihr mich noch in der Hülle von Erde umgabet. Wenn ihr auch meine Lehrer, meine Führer zur Wahrheit waret, wie oft geſtandet ihr mir, daß ihr euch ſelbſt vor Irthümern und Trugſchlüſſen nicht zureichend ſchützen könntet! Wenn ihr mir auch durch euer Beiſpiel auf dem Wege der Heiligung wacker vorleuchtetet, wie oft beklagtet ihr es ſelbſt, daß die gröbere Sinnlichkeit und der Glückſeligkeitstrieb beim Vorleuchten euch lähme! Wenn ihr auch noch ſo vielwirkſam um euch her euch zeigtet, wie oft wünſchtet ihr euch in eine Welt hin, in welcher ihr die Hinderniſſe nicht mehr dabei anträfet, die ihr auf der Erdenwelt bei Ausführung iedes guten Vorſatzes fändet! Jetzt ſteht es in allen dieſen Hinſichten *gar anders* — *weit beſſer* — um euch. Euer Erkentnisvermögen iſt erhöhet — euer Erkentniskreis erweitert; ihr könnet Mehr erkennen, und das Erkannte richtiger und deutlicher erkennen, ſeid vor Trugſchlüſſen ſicherer, und folgert aus erwieſenen Sätzen folgerechter. Euer freier Wille iſt wirklich frei, und kann ſich der Natur, Würde und Beſtimmung eines ſittlichen Weſens gemäs, mit ſeiner eigenthümlichen Kraft auf das Gute richten; keine grobſinnlichen Begierden, deren Quelle im irdiſchen Körper entſprang, welchen ihr abgeſtreift habt, ſtören ihn dabei weiter — kein Trieb nach Glück der Erde, die ihr verlaſſen habt, beengt und bedrängt ihn dabei weiter. Eure Wirkſamkeit im vollkommeneren Körper iſt ausgedehnter, angenehmer und der bezweckten Erfolge gewiſſer; die Welt, in der ihr hauſet, gibt euch nicht nur gröſſere und feinere Geſchäfte an die Hand, ſondern harmonirt auch mehr mit eurem

Eifer für Segenſtiften, und iſt euch in dem Maſſe beim ſchönen Wirken behülflich, in welchem euch die ſublunariſche Welt dabei ſo oft hinderlich war. Ach, wie weit voraus möget ihr alſo nicht nur mir, ſondern auch euch ſelbſt — wie ihr hieniden waret, da ihr von mir wegſchwandet — ietzt ſein im Erkennen, im Wollen und im Wirken! Wie weiſe, wie heilig, wie ſchäpferiſch möget ihr ſein! Ich kann mir euren Zuſtand in Anſehung des Verſtandes, des Herzens und der Thätigkeit gar nicht erhaben genug über den meinigen denken. So nehmet nicht nur hin von mir noch höhere Achtung, als ich für euch hegte, da ihr mich noch ſichtbar umwandeltet; empfanget auch wahre Ehrfurcht von mir! Wie ich gegen Gott Nichts bin, ſo bin ich auch gegen euch nur Wenig. Welch ein Umgang alſo ietzt mit euch, Verklärte, gegen den phiſiſchen Umgang mit euch, den wir einſt pflegten!

Und nun — liebe Verklärte! — was rufet ihr mir bei eurem Wiedererſcheinen noch zu? Dis, dis iſt die Hauptſache, welche mir meinen Umgang mit euch im Tode noch weit köſtlicher macht, als den Umgang im Leben mit euch. „„Strebe nach Weisheit, ſo viel du kannſt — du wirſt da-

urch zur wahren Weisheit gelangen, wie wir;
rebe nach Tugend, ſo viel du kannſt — du wirſt
adurch zur wahren Tugend gelangen, wie wir;
rebe nach Segenſtiften, ſo viel du kannſt — du
irſt dadurch zum wahren Segenſtiften gelangen,
ie wir.““ Ich gebe euch im Geiſte die Hand
arauf, daß ich euren Zurufen die mir möglichſte
olge leiſten wolle. Ja, ich gebe euch das Recht,
ich bei der Hand, die ich euch gebe, feſtzuhalten.
erſtattet mir nur euer Wiedererſcheinen, ſo oft
es ſo, wie heute, in nächtlicher Natureinſam-
it mir von euch erbitte! Auf meine Fantaſie kön-
t ihr euch dabei feſt verlaſſen. — Gehabet euch
ohl, Verklärte, Vollendete, wie bis auf wirk-
ches Wiederſehen, wenn ich meine Erdenhülle,
ie ihr, abgelegt habe, ſo auch bis zum nächſten
ealiſchen Wiederſehen, wenn ich euch als
eiſter wieder citire!

Eilfte Stunde.

Plötzliches Hinſcheiden.

Starben nicht Viele, die ich gekannt hatte, wirklich plötzlich, ia, urplötzlich? Entſtarb mir nicht mancher wahre Freund ſo? Entſtarb mir nicht mein allererſter Freund ſo? . . Ja, du mein verklärter Vater, du entſtarbſt mir ſo — du, der du das Bild der allervollkommenſten Geſundheit, Munterkeit und Kraftfülle warſt. Kein Kanonenſchus tödtete dich — kein Dolchſtich eines Meuchelmörders, kein Sturz vom Pferde, oder ſonſt etwas von Auſſen, entris dich mir; in meinen Armen, an meiner Bruſt tödtete dich ein Blutſchlag. — —

Wo nur erſt Vorgänger ſind, da gibts gewis auch Nachgänger. Wie unter dir, o Mond, der du ietzt zwar Vollmond biſt, aber dich hinter ſchwarzen Wolken verbirgſt, nichts Neues, nichts, was nicht ſchon geſchehen wäre, mehr geſchieht; ſo geſchieht auch das Alte, Alles, was ſchon unter dir geſchehen iſt, von Zeit zu Zeit immer unter dir wieder. Was Vielen ſchon geſchah, wird auch vielen Andern geſchehen. Was meinen Freunden geſchah, kann auch mir geſchehen. Was meinem Vater geſchah, geſchieht vielleicht mir am erſten. Nun dann — wie der Herr über Leben und Tod will!!!

Im Alterthum hielt man einen plötzlichen Tod für eine beſondere Strafe Gottes; ſelbſt in den heiligeren Urkunden der Geſchichte grauer Vorwelt finden ſich davon Beweiſe genug. Wiſſen möchte ich nur, wie man dieſe Meinung mit dem plötzlichen Tode unſchuldiger Kinder, dergleichen ſich doch gewis auch von ieher, wie iezt, ereignete, zu vereinbaren gewuſt hätte. Entging aber den Alten dieſer Seitenblick bei der Sache, der doch wohl ſehr zur Sache gehört — welcher Inhumanität gegen viele plötzlichſterbende Erwachſene machten ſie ſich ſchuldig! Doch, ſie gingen ia noch weiter, und erklärten auch Gebrechlichkeit, ia, ſogar Armut, für Strafe Gottes, mithin auch ieden Gebrechlichen und Armen für einen böſen, wie ieden plötzlich Geſtorbenen für einen geweſenen erzböſen Menſchen. Woher dies alles? Wie ſie keine andere Güter, als äuſerliche, oder Glücksgüter, kannten, dabei aber doch an einen gerechten, d. h. belohnenden und beſtrafenden, Gott glaubten, folglich alſo auch dieienigen, welche an dieſen Gütern Mangel litten, für Strafbare und Geſtrafte erklärten: ſo waren ſie auch unbekannt mit dem Glauben an menſchliche Fortdauer im Tode, und erklärten alſo auch die, welche urplötzlich aller ſolchen beſeſſenen Güter, ia, des Lebens ſelbſt, beraubt würden, für die Allerſtrafbarſten und Allergeſtrafteſten. Wie inkonſequent aber auch ſogar dachten ſie bei dieſen ihren Meinungen! Wenn es kein Leben nach dem Tode gäbe, und doch einen gerechten Gott geben ſollte, ſo ſtrafte ia dieſer Gott die Böſen durch ihren plötzlichen Tod nicht; er belohnte ſie vielmehr. Was können ſich Menſchen, die im Ueberfluſſe gelebt und geſchwelgt haben, mehr wünſchen, als daß ſie, wenn das Loos der Vernichtung an ſie kommt, urplötzlich ſterben? So entgehen ſie auch noch ſogar iedem Vorwurfe, welchen ihnen ihr Gewiſſen, ihr ſittliches Gefühl, noch auf dem Krankenbette machen könnte; und — ſo, ſo wollen ſie es ia eben haben, . . : Wenn kein Leben nach dem Tode wäre, und es doch einen gerechten

Gott geben ſollte, ſo müſte man ia vielmehr glauben, daß dieſer Gott nur gute Menſchen plötzlich ſterben laſſen werde, und daß die, welche ſo ſterben, die Allerbelohnenswürdigſten waren, und die Allerbelohnteſten wären. Man müſte bei ihrem Tode Gott gleichſam ſprechen hören — „zum letzten Segen für eure Tugend ſollet ihr auch ſterbend nicht lange leiden, ſondern ſo ſchnell, als möglich, ſterben.“ — —

Vollmond, noch immer biſt du hinter den ſchwarzen Gewölken; ich will mir die Sache, welche mir ſo ſehr am Herzen liegt, recht klar — ohne deine Beihülfe klar — vorſtellen. In meinen Zeiten, in welchen man an Fortdauer des Menſchen im Tode glaubt, iſt dennoch viel für und wider das plötzliche Sterben geſchrieben worden, und es hat ſeine Liebhaber und ſeine Haſſer, gefunden. Ich, der ich von ganzer Seele an meine Fortdauer glaube, ſoll ich einen plötzlichen Tod mir wünſchen, oder nicht wünſchen? Hier folgt meine bidere Erklärung über dieſen mir ſo äuſerſtwichtigen Gegenſtand. — —

Wenn ich ſchlechterdings zu wählen hätte zwiſchen einem ſehr langſamen und zwiſchen einem ſehr ſchnellen Tode, ſo müſte ich den letztern wählen. — Dächte ich noch nicht ſo, ſo möchte ich doch nur oft hingehen an die Sterbebetten ſehr langſam Sterbender, z. B. an die Sterbebetten der Waſſerſüchtigen, der Schwindſüchtigen, der von der reiſſenden Gicht Geplagten, oder der an Herzenspolipen ſich Zerängſtigenden; gewis würde ich dann bald ſo denken lernen. Welche unzuberechnende Leiden verurſacht dergleichen langwieriges Sterben dem Armen, der zu ihm von der Natur beſtimmt iſt; ſollte ich mir ſolche wünſchen? Wozu denn? Etwa — um nur noch länger zu leben? Was iſt das für ein Leben, wenn man Jahre hindurch ſo allmählich und überallmählich verſiecht, ſich verzehrt, ausgemergelt wird, und dabei immer mit Schmerzen, oft mit den unleidlichſten Schmerzen, zu kämpfen hat? Oder um etwa in den Tugenden der Leidenden mich noch recht zu üben, den Meinigen ſchöne Beiſpiele zu geben, und ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, ihren Mitleidstrieb an mir recht zu vervollkommnen? Ach, wer weis, ob mein Herz nicht durch die Länge der Zeit den Leiden vielmehr ganz unterläge, und ob es nicht auch die guten Geſinnungen gar noch verlöhre, welche es ſchon hatte? Wer weis, ob ich nicht den Meinigen häsliche Beiſpiele gäbe? Und geſetzt, daß dieſe in ihrem Mitleid auch nicht gegen mich erkalteten, würde ich nicht durch meinen langen Jammer ihnen lange das Herz zerreiſſen? Wenn ich dann um meinen Tod oft ſchmachtend betete, und ſie neben meinem Bette mitſchmachtend um ihn beteten, und ich und ſie immer vergeblich um ihn beteten — wie würde ihnen und mir dann ſein?! Da, da iſts doch wohl beſſer, lieber gleich und plötzlich zu ſterben, als unter ſolchen Scenen zehnmal zu leiden und Andere leiden zu laſſen ... Freilich würden die Meinigen ſich auf den Fall meines plötzlichen Todes heftig entſetzen; wenn ſie ſich aber nur von ihrem erſten Entſetzen einigermaſſen wieder geſammelt hätten, ſo müſten ſie ſich in die Lage denken, daß ſie mich wohl den langwierigſten Tod hätten ſterben ſehen können, und ſich durch den Gedanken beruhigen, daß es alſo doch viel beſſer für mich und für ſie geweſen wäre, daß ich nur wenig, oder gar nicht, ſterbend gelitten, und ihnen durch mein Sterben keinen Gram von Jahren gemacht hätte. Daß ich ohne beträchtliche Leiden davon gekommen wäre, würden ſie mir doch wohl gönnen, und, wenn ſie den langen Gram gegen das kurze Entſetzen in Anſchlag brächten, ſo würde auch der Gewinn, welchen ſie durch meinen plötzlichen Tod gemacht, ihnen bald in die Augen leuchten. — —

Wenn ich aber wählen dürfte zwiſchen einem kurzen, ſanften Sterbelager und zwiſchen einem plötzlichen Tode, ſo müſte ich das erſtere wählen — ſobald mir meine Vernunft dabei bis an mein Ende geſichert wäre. Nicht etwa, um mich in den wenigen Tagen zu meinem Tode erſt noch vorbereiten zu können, weil ich dis zu thun vorher vergeſſen hätte; ach nein, dazu iſt dann nicht mehr Zeit, und mein Herz ſagt mir auch, daß ich deshalb eines gewiſſen kurzen Krankſeins vor meinem Tode nicht bedürfe. Ich habe ganz andere Urſachen, derentwegen ich mich zu jener Wahl meiner Todesweiſe beſtimmen würde, wenn ſie mir überlaſſen wäre. Ein herzliches Lebewohl möchte ich doch gern den Meinigen ſagen, ehe ich von ihnen ſcheide; dis kann ich in geſunden Tagen nicht. — was würden ſie da, wenn ich's ihnen ſagte, von mir denken? und — wenn ich's auch thun wollte, an welchem Tage ſollte ich's thun? an jedem etwa? ſo würde das Lebewohlſagen zum Poſſenſpiele. Alſo — ſchon der Punkt des Lebewohlſagens an die Meinigen iſt mir wichtig. Einſegnen, ja, recht feierlich einſegnen möchte ich ſie gern ſterbend; ſegnen möchte ich noch gern kurz vor meinem Tode Freunde und Feinde, die ganze Menſchheit — ſegnen noch dann die Erde, auf der ich ſo viel Gutes genos, wenn ich im Begrif wäre, ſie zu verlaſſen ... Hätte ich denn aber auch nicht etwa den Meinigen in meinen letzten Stunden Mancherlei von Bedeutung noch zu ſagen? Ach, wie viel fällt in Familien von Zeit zu Zeit vor, worüber man ſich zu äuſern hat! ſollte ich mich über die letzteren Vorfälle nicht auch noch äuſern wollen? Wie viel fällt in Familien vor, worüber man ſich nur als Sterbender am beſten und geſegneteſten äuſern kann! Tauſend Worte — es mag Worte der Ermahnung, oder Worte der Warnung, oder Worte der Tröſtung, betreffen — die man als Geſunder zu den Seinigen ſpricht, leiſten das nicht auf ihr Herz, was zehen Worte der Art leiſten, welche man als Todtkranker zu ihnen ſpricht. Der Gedanke — „nun ſprich noch Alles, was du zu ſprechen haſt!“ — gibt auf der einen Seite auſſerordentliche Kraft zum Sprechen; der Gedanke — „dieſer liebe Sprecher geht nun von uns!“ — gibt auf der andern Seite auſſerordentliche Kraft zum Zuhören und zum tiefen Beherzigen des Gehörten ... Auch möchte ich gern meinen Tod mit Bewuſſtſein erwarten, und ihn recht Gottergeben in Empfang nehmen. Beobachten möchte ich mich unter ſeinen Annäherungen; bemerken möchte ich die Verwandlungen, welche er an mir treibt. Nicht nur gern gebetet in geſunden Lebenstagen möchte ich haben, ſondern auch in iene Welt hinüber möchte ich mich noch beten ... Darum, darum wünſche ich, daß einſt mein Weggang von hinnen nicht plötzlich, ſondern durch ein kurzes ſanftes Krankenlager, geſchehen möge.

Freilich habe ich nur das Wünſchen frei; obs erfüllt werden werde, iſt die Frage. Alſo — noch einmal, wie Gott will! Ich mus mein Ende nehmen, wie es kommt. ... Vollmond, jetzt trittſt du aus den Gewölken hervor, und leuchteſt mir in deiner ſtillen Maieſtät; einſam bin ich zwar hier, aber es iſt mir, als ſtänden Tauſende um mich her, und — ſo rufe ich ihnen zu — —

„Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo ſuche ſich Jeder von uns immer in einer frommen und ſittlichguten Gemüthsſtimmung zu erhalten! Nur in einer ſolchen Stimmung geht man ſelig in iene Welt hinüber; erhält man ſich alſo immer in ihr, ſo geht man auch dorthin in ihr über, wenn man auch noch ſo urplötzlich vom Tode übereilt werden ſollte.“

2 „Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo habe Keiner einen Feind durch eigene Schuld! Jeder vergebe auch gern, ſobald er vergeben kann! Einem Feinde dort wieder begegnen, den man ſich ſelbſt zum Feinde machte — einem Feinde dort wieder begegnen, dem man hier ſchon hätte vergeben ſollen — welch ein die Seligkeit ſtörendes Begegnen würde das ſein!“

3 „Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo ſammle ſich Jeder, der viel in Zerſtreuungen der Welt zu leben hat, oft aus ſelbigen, lebe alsdann einſam und ſich ſelbſt, und revidire ſein Leben! Wer mitten im Leben ſein Leben fleiſſig revidirt, der bedarf am Ende des Lebens der letzten Reviſion nicht, und verliehrt nichts dabei, wenn er an ſie kommt.“

4 „Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo ordne Jeder ſeine wichtigſten Angelegenheiten bei guter Zeit ſchon auf ſeinen Tod hinaus! Daß dis nicht immer geſchah, ſetzte gar zu oft ſchon bei plötzlichen Todesfällen nicht nur die Familien, ſondern auch die bürgerliche Geſelſchaft, in die gröſſeſte Verlegenheit. Wer alſo z. B. Geſchäfte von

groſſem gemeinnützigen Belange betreibt, die durch ſeinen Abgang ſtocken müſten, an deren Fortſetzung aber doch der Welt viel liegt, der geſelle ſich bei Zeiten einen Gehülfen zu, der nach ihm ſie betreiben, und die Welt durch ſie ſegnen möge, wie er! Wer beträchtliches Vermögen beſitzt, der diſponire darüber, ſobald er über das Mittelalter hinaus iſt! Er baue dadurch unnöthigen Hadern über ſeinen Nachlas, den er vielleicht plötzlich verlaſſen könnte, menſchenfreundlich vor — geſetzt auch, daß er der geſundeſte Menſch noch wäre! Man ſtirbt nicht davon, wenn man ſein Teſtament macht; man ſtirbt ſo wenig hiervon, als man davon ſtirbt, wenn man an ſeinen Tod denkt und von ihm ſpricht. Es hat Leute gegeben, die ihr Teſtament fünfmal, und zwar alle ſechs Jahre, veränderten, alſo nach dem gemachten erſten Teſtament noch dreiſſig Jahre fortlebten — — ebenſo, wie es Leute gegeben hat, die bei ieder Gelegenheit von ihrem baldigen Tode ſprachen, von iedem ihrer Freunde überlebt zu werden glaubten, und doch alle ihre Freunde überlebten."

„Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo
5. verſchiebe Niemand das Gute, welches er ſtiften
kann und will, auch nur von heute bis auf mor-

ſen! Es zeugt nicht nur überhaupt von keinem wahren Eifer für Gutesſtiften, wenn man auch nur den geringſten unnöthigen Aufſchub damit macht; ſondern die Ungewisheit, ob man morgen noch lebe, verwichtigt die Sache noch weit mehr. Wie? wenn man nun morgen nicht mehr lebte? Würde man ſich's in iener Welt verzeihen können, daß man durch einen Aufſchub von vier und zwanzig Stunden auch nur, ſich um die Freude gebracht hätte, ſein beſchloſſenes Gutes wirklich geſtiftet zu haben?"

„Darum, weil man plötzlich ſterben kann, ſo mache Jeder Böſes, das er heute ausgeübt hat, auch heute noch wieder gut! Es iſt nicht nur an ſich ſchon unrecht, mit Wiedergutmachen des Böſen auch nur im Geringſten zu ſäumen; ſondern die Ungewisheit des morgenden Tages widerräth iedes Säumen damit noch unweit ernſtlicher. Wie würde man in iener Welt über ſich ſelbſt ſeufzen müſſen, wenn man begangenes Böſes ganz als Böſes auf der Erde blos durch ſolch Säumen hinter ſich zurückgelaſſen hätte?"

Alles, was von dieſen Zurufungen an die Tauſende, welche ich, Vollmond, in deinem Lichte um mich her im Geiſte erblickte, auf mich ſelbſt paſſt, ſoll auch mir ſelbſt hochheilig ſein, und ich will es treu befolgen. Dann kann ich aber auch den urplötzlichſten Tod für mich ruhig erwarten. Ich weis, daß der Herr durch ihn mich nicht wegraffen, ſondern ſelig zu ſich aufnehmen werde.

Zwölfte Stunde.

Weiſe Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft.

Ein melancholiſcher Morgen! und ich ſimpathiſire mit ihm — warum, weis ich ſelbſt nicht. Ich habe doch in dieſen Augenblicken nicht die geringſte Veranlaſſung dazu. Was mag's denn alſo ſein, was mich dazu verleitet? Iſts vielleicht blos mein Hang zur Natur überhaupt, vermöge deſſen ſie mich gleich ſtimmen kann, wie ſie will? Oder iſts etwa eine geheime Ahnung von Widerwärtigkeiten, die mir an dieſem Tage bevorſtehen? Mit dergleichen Ahnungen hatte ich nie etwas zu ſchaffen; wohl aber glaube ich, daß ieder Menſch zu ieder Zeit und Stunde in ſeiner Zukunft Widerwärtigkeiten für ſich voraus zu ſehen habe, und daß man ſich's daher ſehr angelegen ſein laſſen müſſe, weiſe Vorkehr auf ſie zu treffen.

Da alle Widerwärtigkeiten im Verluſte irgend eines von den Gütern beſtehen, welche das äuſerliche Wohl ausmachen, ſo mus dieſe Vorkehr damit anfangen, daß man ſich fleiſſig über die Verliehrbarkeit ſolcher Güter ſamt und ſonders mit ſich ſelbſt unterhalte. Sie werden dadurch keineswegs an ſich noch verliehrbarer, vielmehr ſichert man ſie ſich damit oft noch auf das Möglichſte — weil man dann auf ihre beſte Erhaltung, ſo viel man dieſe in ſeiner Gewalt hat, gewis mehr Bedacht nehmen wird. Den groſſen Vortheil aber hat man auf ieden Fall davon, daß ihr Verluſt, wenn er wirklich eintreten ſollte, nicht ganz unerwartet kommt. Dis benimmt ihm das Betäubende, das Schmetternde, das zu Boden Stürzende; man faſſt ſich über ihn eher, und erträgt ihn leichter. Wie viel iſt hierdurch ſchon gewonnen! — — Der Geſunde ſpreche alſo oft zu ſich — „Heute befindeſt du dich noch körperlichwohl, aber wer weis, wie lange? Vielleicht iſt irgend ein Krankheitsſtof in deinem Blute, in deinem Nervenſiſtem, in deinen Eingeweiden, ſchon nahe an ſeiner Entwickelung, ohne daß du das geringſte Gefühl davon haſt.“ — Der Begüterte ſpreche oft zu ſich — „Heute lebſt du noch in einer Art von Ueberflus, aber wer weis, wie lange? Vielleicht bereitet ſich das Misgeſchick, welches dich um den gröſſeſten Theil deines Vermögens bringen wird, in irgend einem verborgenen Lebenswinkel ſchon zu, und du ſiehſt dich nächſtens in eine Art von Dürſtigkeit verſetzt.“ — Der Sichere ſpreche oft zu ſich — „Heute genieſſeſt du noch Ruhe von allen Seiten, aber wer weis, wie lange? Vielleicht ſchmiedet ein Mitbürger, dem du es am wenigſten zutrauen würdeſt, im Stillen ſchon Plane gegen dich, deren baldige Ausführung dich Verfolgungen aller Art preisgeben, wohl gar dich unſtät und flüchtig machen wird.“ — Der Geehrte ſpreche oft zu ſich — „Heute haſt du noch den Beifall und das Lob der Welt, wer weis aber, wie lange? Vielleicht arbeitet der Neid ſchon heimlich gegen dich, und die Verleumdung raunt ſchon hinter deinem Rücken, oder der Geſchmack der Welt ſelbſt iſt ſchon in Begrif, ſich zu verändern, und du biſt in Kurzem ein Gegenſtand des allgemeinen Tadels und der öffentlichen Geringſchätzung.“ — Der, welcher von Freunden umgeben iſt, ſpreche oft zu ſich — „Heute labeſt du dich noch im Schoſſe der Freundſchaft, wer weis aber, wie lange? Vielleicht täuſchen dich die, mit denen du ſonſt ſo traut umgingſt, ietzt ſchon nur noch durch verſtellte Herzlichkeit, und brechen mit dir und verlaſſen dich in den nächſten Tagen." — Der, welcher häusliche Freuden ſchöpft, ſpreche oft zu ſich — „Heute iſt dir dein Haus noch die ganze Welt, wer weis aber, wie lange? Vielleicht ſchleicht der Böſewicht ſchon herbei, der dein Familienglück zerſtören wird, oder vielleicht drohet den Gegenſtänden deiner höchſten und dich ſo beſeligenden Liebe ſchon ganz unbemerkt der Tod, und du findeſt alsdann, wenn du in deinem Hauſe nichts mehr haſt, in der ganzen Welt nichts." — — Wenn alle dieſe hier aufgezählten Glücklichen oft ſo zu ſich ſelbſt geſprochen haben, und die beſchriebenen Verluſte treffen ſie über lang oder kurz — wohl ihnen alsdann, daß ſie iene Selbſtgeſpräche fleiſſig vorher führten! ſie werden ſich dann weniger unglücklich fühlen, als ſie ſich ſonſt gefühlt haben würden.

Eine äuſerſt nothwendige Vorkehr gegen die Widerwärtigkeiten der Zukunft beſteht darin, daß man immer ſo lebe, daß weder die Welt, noch das eigene Herz ſelbſt, ſagen könne, man erhalte durch ſie weiter nichts, als ſein Recht. Hierzu gehört allerdings zuförderſt, daß man nicht ſolche thörichte und unſittliche Handlungen begehen müſſe, die mit den kommenden Widerwärtigkeiten in einer wirklichen Kauſalverbindung ſtehen, ſo, daß es heiſſe, dieſe würden nicht erfolgt ſein, wenn iene nicht geſchehen wären. Wie könnte da zum Leidenden ſein eigenes Herz anders ſprechen, als — dir geſchieht Recht —? Wie könnte die Welt, die ihn beobachtet, anders ſprechen, als — ihm geſchieht Recht —? Allein — es iſt doch nicht damit genug. Die Kauſalverbindung zwiſchen Handlungen und Schickſalen mag immerhin fehlen; es gibt auch eine idealiſche Verbindung zwiſchen beiden, die, wenn ſie auch nicht — wie ich iedoch gewis glaube — in das Gebiet der Juſtiz des allerhöchſten Weltrichters gehörte, doch in das Gebiet der Juſtiz des moraliſchen Gefühls gehört. Man mus immer ſo handeln, daß man, wenn Widerwärtigkeiten kommen, geſetzt auch, daß ſie wie durch einen bloſſen Zauberſchlag kämen, rein von dem Vorwurfe ſei, ſie durch dieſe oder iene Handlung verdient zu haben. Sonſt ſpricht das eigene Herz auch — dir geſchieht Recht — und die beobachtende Welt ſpricht auch — ihm geſchieht Recht. Wenn man ſich denn aber ſo geſetzt hat, daß, es komme ſo ſchlimm, wie es wolle, weder das eigene Herz, noch die Welt, auf irgend eine Weiſe vom Rechtgeſchehenſein ſprechen kann —

ach, welches Heil im Unheil! welche Seligkeit in Unglückseligkeit! Nicht nur hat man alsdann den höchsten Troſt, welchen ein moraliſches Weſen haben kann — den Troſt, deꝑ man aus ſich ſelbſt ſchöpft; ſondern man darf auch mit Zuverläſſigkeit auf das Mitleid aller guten Menſchen rechnen, vor deren Augen man leidet, und geſetzt, daß man auch keinen weiteren Nutzen davon haben könnte, ſo iſts dem Wackern doch ſüs, und eine Art von Beiſtandsempfang gleichſam, von andern Wackern innig bedauert zu werden.

Daher iſts dann aber auch Pflicht, als ſelbſt guter Menſch gute Leidende zu beſuchen, man mag ihnen helfen können, oder nicht; ſie erhalten ebenfals dadurch eine Art von Beiſtand. Doch — wenn auch dis nicht wäre, ſo gehört es ſehr zu den Vorkehren, welche man auf ſeine eigenen künftigen Leiden zu treffen hat, daß man ſo thue. Man ſei immerhin gern bei Glücklichen; man ſei aber — wenn nicht noch lieber — doch auch gern bei Unglücklichen, beſonders bei ſolchen Unglücklichen, welchen durch ihr Unglück **Unrecht** geſchieht. Der geringſte Vortheil, den man davon hat, iſt freilich nur der, daß man ſich bei ihrem Anblick die Verliehrbarkeit aller äuſerlichen Güter, welche man ſonſt wohl nur oberflächlich ſich denkt, veranſchaulicht — ein Vortheil, den man vom Beſuche aller Leidenden ohne Unterſchied, auch der ſchlechteſten, haben kann; der höhere Vortheil aber beſteht darin, daß man, wenn man es auch ſelbſt ſchon wüſte, doch immer vollkommener lerne, was in groſſen Widerwärtigkeiten wahrhaftig tröſtet. Die guten Leidenden geben dis bald zu erkennen, und ſo ſteht man gewis nicht an, ſich noch weit heiliger, als ie, dazu zu entſchlieſſen, ihre bewährten Tröſtungen ſich zu bereiten. „Ich that nichts — ſo ſpricht ihr Anblick, wodurch ich mir das Elend, unter dem ich iezt ſeufze, wirklich verurſacht hätte — darum leide ich gelaſſen; Zuſchauer bei meinem Elende, ich verſinnliche dir dieſe meine Elendsfreude.“ Ihr Anblick ſpricht aber auch noch weiter — „ich that nie etwas, wodurch ich meines iezigen Elends werth geworden wäre — darum leide ich ſo ganz gelaſſen; Zuſchauer bei meinem Elende, ich verſinnliche dir dieſe meine höchſte Elendsfreude.“ — Wer alſo gute Vorkehr auf die Widerwärtigkeiten, welche ihm bevorſtehen, treffen will, der ſei gern bei ſolchen Menſchen, die als Rechtſchaffene von Widerwärtigkeiten heimgeſucht werden! Da, da iſt die wahre Schule für ihn.

Nur aus den verliehrbaren Gütern entſtehen die Widerwärtigkeiten des Lebens; gibts denn aber auch nicht unverliehrbare Güter? Ha! wenn's ſolche nicht gäbe, wie müſte man ſein eigenes Daſein bedauern! Doch — welcher wirkliche Menſch kennt ſie nicht, und legt ihnen nicht — blos als ſolchen — ſchon einen höheren Werth bei? Ihr höherer Werth offenbart ſich aber dann erſt ganz, wenn die verliehrbaren Güter wirklich verlohren gehen; wohl dem, der alsdann ſich in ihrem Beſitze befindet! Eine der weiſeſten Vorkehren alſo auf Widerwärtigkeiten der Zukunft beſteht darin, daß man ſich dieſer Güter vergewiſſere, ſich ihrer in noch immer höherem Maſſe vergewiſſere. Güter des Geiſtes und des Herzens, ihr ſeid's, deren ich ietzt gegen mich ſelbſt ſo eine ehrenvolle Erwähnung thue. Aufklärung und Veredlung, in deren Gefolge ſich wahres und unzerſtörbares Heil befindet, ſind die Geſchäfte, welche man für ſich vorzüglichſt zu betreiben hat. Wenn dann alles Aeuſerliche wankt und fällt, ſo fällt nicht nur nicht, es wankt auch nicht einmal das Innere — das Licht im Verſtande, das Leben im Gemüth. Himmel und Erde könnten vergehen — Kopf und Herz vergehen *blos deshalb* nicht mit. Man ſorge alſo in guten Tagen recht emſig für vernünftige Einſichten — man ſorge in guten Tagen recht emſig für edle Geſinnungen; wenn dann Unfälle kommen, die Geſundheit, Habe und Gut, Weltlob, Freundſchaft und häusliches Glück, kurz, Alles in Allem, verwüſten, das wahre Heil bleibt unverwüſtet. Man entſchädigt ſich für die erlittenen Einbuſſen bald durch den Gedanken — „*du biſt ia doch weiſe und gut.*“ Der einzige Fall, in welchem man durch *dieſen* Gedanken keine Entſchädigung zu haben ſcheinen möchte, wäre der, wenn man in ſo einen zerrütteten Geſundheitszuſtand geriethe, daß man ihn nicht mehr denken könnte; alsdann aber bedürfte es auch gar keiner Entſchädigung für iene Einbuſſen weiter. Wer den Entſchädigungsgedanken nicht mehr denken kann, der denkt auch die Verluſtgedanken nicht mehr, und dann hat er an Allem, was er verlohren hat, im Grunde Nichts verlohren.

Dieſen ſämtlichen Voranſtalten auf zukünftige Widerwärtigkeiten ſetzt man dadurch die Krone der Weisheit auf, wenn man die Unterweiſungen ſich recht zueignet, welche die Religion für leidende Rechtſchaffene zu ihrer Stärkung hat, und die theils die höhere Tendenz ihrer Leiden, theils die göttliche Aufſicht über ſelbige, theils die endliche herrliche Verwandlung derſelben, betreffen. Wer für ſich ſelbſt vernünftig ſorgen will, der ſchiebt dieſes Geſchäft nicht auf, ſondern betreibt es auf das eifrigſte ſchon in den glücklichſten Tagen ſeines Lebens. Wenn dann Widerwärtigkeiten eintreten, ſo ſteht das Herz ſchon feſt in der Ueberzeugung von den ſtärkenden Grundſätzen, und öffnet ſich ſofort ihren Einflüſſen, und wird durch ſie wahrhaftig geſtärkt. — — Von höherer Tendenz der Leiden iſt zuförderſt die Rede. Die niedere Tendenz derſelben lehrt das bloſſe ſinnliche Gefühl — d. h. ſie verkümmern den äuſerlichen Zuſtand; ia, dahin zwecken ſie ſonnenklar ab, aber — nur zuförderſt. Ihre anderweitige Abzweckung geht auf die Vervollkommung des inneren Zuſtandes, auf Ausbildung des Intellektuellen und Moraliſchen am Menſchen. Dieſe lehrt nicht das ſinnliche Gefühl, ſondern die Vernunft, und zwar vollkommen erſt am Arme der Religion, welche ihre Schüler mit der menſchlichen Beſtimmung zur Gottähnlichkeit und zum ewigen Fortſchreiten in ſelbiger bekannt macht. Wo kann dieſe Gottähnlichkeit anders Statt finden, als auf der intellektuellen und moraliſchen Seite des Menſchen? wodurch kann aber der Menſch auf dieſen Seiten gegenwärtig mehr ausgebildet werden, als durch Widerwärtigkeiten? Wenn dann der leidende Rechtſchaffene, der ſeine Leiden nicht für Strafe anzuſehen hat, mit der höheren Tendenz derſelben ſchon recht vertraut iſt, ſo faſſt er ſie auch gleich ins Auge, beruhigt ſich durch ſie, ſucht ſie zu erreichen, und erträgt ſein Unglück in dem Maſſe zufridener, in welchem er das Bewuſtſein genieſſt, daß ihn daſſelbe wirklich immer weiſer und beſſer mache. — — Von göttlicher Aufſicht über die Leiden iſt ferner die Rede. Wie herzlich wird dieſe von der Religion gelehrt! Sei nur der leidende Rechtſchaffene in dieſe Belehrungen recht eingeweiht; wie ſelig wird er ſich dann durch ſie fühlen! Schon die Vorſtellung, daß ſeine Widerwärtigkeiten von keinem blinden Zufalle, ſondern von höchſtobenherab, verfügt wurden, und daß er ſie von der Hand des allweiſen und allguten Allvaters nehme, wird ihm ſehr tröſtlich ſein. Noch tröſtlicher wird ihm der Gedanke ſein, daß er, ſo lange er leiden mus, unter den Augen dieſes Allvaters und blos nach ſeinem Willen fortleide, alſo nicht ſchwerer und nicht länger leiden werde, als zu ſeinem Beſten dient. Am allertröſtlichſten wird ihm die Hofnung ſein, daß es ihm, ſo lange er leiden mus, weder an innerlichem, noch an äuſerlichem göttlichen Beiſtande fehlen werde. Sehnſuchtsvoll zwar, aber doch auch Vertrauensvoll, wird er dann dergleichen Beiſtand erwarten; er wird ihn, ſo oft er kommt, dankbar in Empfang nehmen, ihn recht benutzen, und ſo ſich durch ihn zu ferneren Leiden hoch geſtärkt fühlen. — — Von endlicher herrlicher Verwandlung der Leiden iſt zuletzt noch die Rede. Mag die Welterfarung auch immerhin einzelne Beiſpiele von dergleichen Verwandlungen, welche Rechtſchaffenen zu Theile wurden, aufzuſtellen haben; die Verwandlungen der Art, auf welche die Religion hindeutet, gehen über das Gebiet der Erfarung hinaus, ſind die herrlichſten, und ſtehen iedem wackern Leidenden ohne Unterſchied bevor. Wenn nichts, als der Tod, ſeine Noth endigen kann, und wenn der Tod ſie wirklich beendigt hat, ſo geht er geſtorben in einen höheren Lebenszuſtand über, der nicht nur, wie der Tod, ſeine Thränen trocknet, und ſeine Seufzer ſtillt, ſondern der ihm auch für iede geweinte Thräne, für ieden gethanen Seufzer hohen Lohn und überſchwengliche Vergeltung reicht. O —

man verwandle dieſen heiligen Glauben nur bei guter Zeit ſchon in ſeinen innigſten Herzensglauben; auch in den ſchwerſten und hartnäckigſten Leiden wird man aus ihm ohne weiteres eigenes Zuthun alle die Kräfte ſchöpfen, deren man zum Ausharren in Ergebung an ſein Schickſal bis ans Ende bedarf. Man wird alsdann den Himmel gleichſam ſchon für ſich geöfnet ſehen, und auf der Erde ſchon Vorgenus der Herrlichkeit haben, die in ihm bevorſteht. Ja, man wird dieſen Vorgenus gerade dann am höchſten haben, wenn die Leiden aufs höchſte ſteigen.

Dreizehnte Stunde.

Betrieb moraliſcher Selbſtausbildung.

Daß der Menſch, als zur moraliſchen Weſenwelt gehörig, auch kein wichtigeres Geſchäft für ſich kennen ſollte, als ſich immer mehr moraliſch auszubilden, iſt ein Grundſatz, der durch ſich ſelbſt ſo einleuchtet, daß er keines Beweiſes weiter bedarf. Der Betrieb dieſes Geſchäfts iſt für alle Menſchen ohne Unterſchied weder überall ſchwer, noch überall leicht. Auf manchen Seiten wird er Jedem leicht, auf manchen Seiten Jedem ſchwer, und auf ſolchen Seiten, wo er dem Einen ſchwer wird, wird er dem Andern leicht, oder, wo er dem Einen leicht wird, wird er dem Andern ſchwer. *Das individuelle Temperament* eines Jeden gibt hierüber den Aufſchlus. Es läſſt ſich kein Temperament denken, das nicht angeſchaffene Anlage zu gewiſſem Guten, zu gewiſſen Tugenden, enthielte; ſo läſſt ſich auch kein Temperament denken? das nicht angeſchaffenes Widerſtreben gegen gewiſſes Gutes, gegen gewiſſe Tugenden, mit ſich brächte.

Wo fängt man nun wohl an, ſeine moraliſche Selbſtausbildung zu betreiben? Die geſunde Vernunft kann nicht anders antworten, als — da, wo du angeſchaffene Anlage zu gewiſſem Guten bei dir findeſt; mit ſolchen Tugenden fang an, die dir von Natur leichter werden! Man hat wohl dergleichen natürlichen Stimmungen zum Guten allen Werth abgeſprochen, und ſie faſt mit dem bloſſen thieriſchen Inſtinkt in eine Reihe geſtellt; man iſt aber offenbar damit in der Sache zu weit gegangen. Alles, was behauptet werden kann, iſt nur dis, daß man von ſolchen Stimmungen zum Guten, welche man durch Raiſonnement ſich erſt ſelbſt verſchaft, weit mehr Ehre habe, als von ienen, und daß Tugenden, welche uns von Natur ſchwer werden, uns mehr moraliſche Würde geben, als andere, die uns von Natur leicht werden. Dabei darf dann doch aber der eigenthümliche Werth des Guten, das uns natürlich iſt, und wozu uns unſer Temperament ſchon geneigt macht, nicht verkannt, oder überſehen, werden. Temperamentstugenden ſind die Tugenden, in welchen wir es am erſten ſehr weit bringen können, und auf der Seite, auf welcher uns ſogar die Natur zu Hülfe kommt, geht unſere ſittliche Ausbildung am ſchnellſten glücklich von ſtatten. Wer ſollte alſo nicht wenigſtens gewiſſermaſſen gern ein ſittlichguter Menſch ſein wollen, und in ſolchen Tugenden ſich eifrig üben? Auch ſollten wir durch Gutes, das uns leicht wird, Luſt zu ſolchem Guten bekommen, das uns ſchwer wird; wir ſollten dadurch, wenn wir in ienem bald eine ſchöne Höhe erſtiegen, und dabei mehr Achtung für uns ſelbſt empfänden, Muth erhalten, auch dieſes zu erringen. Ja, kann denn das natürliche Gute am Ende nicht auch durch Raiſonnement noch veredelt werden? Und dann, dann wird es doch in der That die herrlichſte Grundlage, auf der wir unſere geſamte ſittliche Vervollkommnung bauen und ausbauen können. — Menſch von ſanftem Temperament, dir wird es leicht, an den Schickſalen Anderer Theil zu nehmen — dir wird es leicht, friedfertig zu ſein, auf ſtrenges Recht Verzicht zu thun, und nachzugeben — dir wird es leicht, erlittene Beleidigungen zu verſchmerzen, und deinem Widerſacher zu verzeihen — dir wird es leicht, an einer mäſſigen Lage genug zu haben — dir wird es leicht, wirkliche Leiden gelaſſen zu erdulden; ſieh, zu welchen Schönheiten des Lebens hat die Natur für dich die treflichſten Anſtalten gemacht! Auf, erwirb ſie dir, und übe dich recht in Theilnehmung, in Friedfertigkeit, in Verſöhnlichkeit, in Zufridenheit und in Geduld — welch ein Liebenswürdiger wirſt du werden! — Menſch von feurigem Temperament, dir wird es leicht, groſſes Gutes zu unternehmen, ohne lange erſt den Ausgang davon zu berechnen — dir wird es leicht, Hinderniſſe bei Ausführung wackerer Vorſätze zu überwinden — dir wird es leicht, den Planen der Böſewichter dich entgegenzuſtellen — dir wird es leicht, dich in offenbare Gefaren für Andere zu wagen — dir wird es leicht, der Wahrheit und der Unſchuld das Wort zu reden, und Opfer für ſie zu bringen; ſieh, zu welchen Höhen der Herrlichkeit hat dich die Natur beſtimmt! Auf, erſteig ſie, und übe dich recht in erhabenen Entſchlieſſungen, in Beſiegung eintretender Schwierigkeiten, im Widerſtande gegen mächtige Unholde, in Verſpottung augenſcheinlicher Gefaren für Hülfsbedürftige, und in hoher Selbſtverleugnung — welch ein Verehrungswürdiger wirſt du werden!..

Wo mus man aber fortfaren, ſeine moraliſche Selbſtausbildung zu betreiben? Das bidere Gewiſſen kann nicht anders antworten, als — da, wo du angeſchaffenes Widerſtreben gegen gewiſſes Gutes bei dir findeſt; mit ſolchen Tugenden fahre fort, die dir von Natur ſchwerer werden! Es bleibt dabei, daß man von dieſen mehr Ehre habe, als von andern, die uns von Natur leicht werden, und daß man ſich ſelbſt eine weit höhere moraliſche Würde durch ſie ertheile. Sollte man denn aber auch wohl genug daran haben wollen, daß man nur gewiſſermaſſen und auf gewiſſe Weiſe ein ſittlichguter Menſch ſei? Nein, man mus auf alle Weiſe ein ſolcher zu ſein ſuchen.

Zu dergleichen Tugenden, zu welchen das Temperament nicht ſtimmt, vielmehr wohl gar verſtimmt, mus man ſich durch Raiſonnement zu ſtimmen unverdroſſen bemühet ſein. Wozu hätten wir ſonſt Vernunft, die Raiſonnirkraft? und iſt es nicht der wichtigſte Dienſt, den ſie uns leiſten kann, wenn ſie uns bei unſerer moraliſchen Ausbildung gegen die Gebrechen des Temperaments Beiſtand erzeigt? .. Jeder mus wiſſen, zu welchem Guten er, ohne daß weitere Vorfrage durch äuſerliche Umſtände an ihn deshalb geſchieht, ungeneigt ſei; wer dieſe Wiſſenſchaft nicht beſäſſe, dem müſte es um ſeine moraliſche Selbſtausbildung gar nicht zu thun ſein, und — ſo wäre ihm auch gar nicht zu helfen. Wer nun aber dieſe Wiſſenſchaft beſitzt, der mus ſich auch mit den Gründen recht bekannt machen, welche Neigung zu dergleichen Gutem erwecken können, und die ihm fehlenden Tugenden beſonders empfehlen. Dieſe Gründe halte er ſich dann oft vor, vorzüglich alsdann vor, wenn er Gelegenheiten, bei welchen er Tugenden der Art an den Tag legen ſollte, kommen ſieht, und alſo noch Zeit genug hat, mit ſich ſelbſt darüber zu ſprechen. Je mehr er ſo thut, deſto mehr wird ſein Gemüth ſich zu ihnen ſtimmen, und ſo wird er es nach und nach dahin bringen, daß ihm Tugenden, die ihm ehemals äuſerſt ſchwer wurden, endlich auch leicht werden. Verabſäumt er aber, ſo zu thun, ſo werden ſie ihm immer ſchwerer werden. Weil er nehmlich alsdann ſich in den entgegengeſetzten Geſinnungen üben wird, ſo wird ſich zu ſeinem widerſtrebenden Temperament auch noch die Macht der Gewohnheit geſellen, und ihm zuletzt die ihm fehlenden Tugenden gar unmöglich machen.

Man kann ſich aber bei dieſer Art von Selbſtveredlung, welche man durch Raiſonnement betreibt, auch ſehr dadurch zu Hülfe kommen, wenn man den Umgang ſolcher Menſchen ſucht, welche das Gute, zu dem man von Natur nicht geneigt iſt, in einem hohen Grade beſitzen, und durch ihr Benehmen wacker äuſern. Der Kontraſt, welchen man da zwiſchen ihnen und ſich findet, und der zu ihren Gunſten gereicht, wirkt mit ſeiner beſchämenden Kraft auf das Gemüth. Man ſieht ſein Raiſonnement beſtärkt, und erblickt das Schöne der fehlenden Tugenden, welches man ſich ſonſt nur vordemonſtrirte, in wirklicher menſchlichen Geſtalt. Man gewinnt es noch höher lieb, und es entſteht ein edler Nachahmungstrieb, der dem Herzen die weſentlichſten Dienſte leiſtet. Ueberhaupt iſt es ia ein Erfarungsgrundſatz, daß der Umgang mit Andern die gröſſeſten Gemüthsumſtimmungen zu bewirken vermöge. Er hat aber keineswegs nur eine verböſernde, ſondern auch eine veredelnde Kraft; woraus dann freilich die Regel der Weisheit ſich ergibt, daß man ſeinen Umgang ſehr ſorgfältig und vorſichtig zu wählen habe ... Hier iſt die Rede davon, daß er uns den Erwerb ſolcher Tugenden erleichtern ſolle, zu welchen wir von Natur und vermöge unſeres Temperaments eben nicht geneigt ſind, und ſo bleibts dabei, daß man gern mit ſolchen Perſonen umgehen müſſe, die mit dergleichen Tugenden geſchmückt ſind. Je vertrauter man mit ihnen umgehen kann, deſto beſſer für unſer Herz . . . Du alſo, der du über iedes kleine Unrecht, das man dir zufügt, gleich aufbrauſeſt, und dich dafür auf der Stelle gern rächen möchteſt, wähle ia nicht ähnliche Brauſeköpfe zu deinen Freunden — du würdeſt ſonſt ein unerträglicher Mitbürger werden; wähle dazu Geſetzte und Friedliebende — du wirſt dann deine übertriebene Empfindlichkeit allgemach herabſtimmen lernen, und bald im Stande ſein, leicht zu verſchmerzende Einbuſſen zur Erhaltung des Friedens in der bürgerlichen Geſellſchaft auch wirklich leicht zu verſchmerzen. — Du, der du, wenn du Hinderniſſe bei dem beſchloſſenen Guten antriffſt, dir deinen Entſchlus gleich leid werden zu laſſen pflegſt, ſchlieſſe dich ia nicht an Menſchen an, die es auch ſo halten — du würdeſt ſonſt ein wahrer Taugenichts werden; ſchlieſſe dich an Stätige an, die durch Hinderniſſe, welche ſie bei ihrer nützlichen Thätigkeit vorfinden, nur noch thätiger werden — ihre Stätigkeit wird dann bald in dich übergehen, und du wirſt am Ende mit Hinderniſſen beim Guten blos ſpielen können, wie ſie. — Du, der du bei iedem Verluſte, mit dem dich die Zukunft zu bedrohen ſcheint, gleich in die ängſtlichſte Beſorgnis geräthſt, und des ſchuldigen Vertrauens auf den Regirer deiner Schickſale uneingedenk wirſt, pflege ia nicht vertrauten Umgang mit gleichen Aengſtlichen und Vertrauensloſen — du würdeſt ſonſt ſo weit in deiner Furchtſamkeit gehen, daß dich zulezt ein rauſchendes Blat zittern machte, und würdeſt ein völliger Ungläubiger werden; gehe traut um mit Seelen, die mit männlicher Ruhe die Zukunft erwarten, und ſich an den, der ihr höchſten Orts vorſteht, mit Zuverſicht auf ſeine Weisheit und Güte hingeben — ihre Ruhe wird dann bald die deinige werden, und du wirſt unter dem Schirme des Höchſten allen Bedrohungen der Zukunft Troz bieten. — Du, der du, ſo bald du nicht ſo viel haſt, als du gern haben möchteſt, gleich unzufriden mit deiner Lage wirſt, vermeide die gleichfals Unzufridenen der Art — du würdeſt ſonſt, wenn du ſie immer ungebürlich klagen hörteſt, der allerungebürlichſte Klager; ſuche die, welche mit ihren kümmerlichſten Lagen zufriden ſind — ihre Zufridenheit wird dir Zufridenheit einlehren. — Du, der du über iede Kränkelei gleich ächzeſt und iammerſt, bleib weg von denen, die auch nicht den geringſten Körperſchmerz ertragen können — du würdeſt ſonſt ſo kaducirt, daß dich iede Windwende, iede Luftveränderung, dir, wie den Deinigen, die dich warten und pflegen ſollen, unausſtehlich machte; beſuche fleiſſig Kranke, die unter ſchweren und langwierigen Krankheiten geduldig, beharrlichgeduldig leiden — da wirſt du werden, was du werden ſollſt.

Vierzehnte Stunde.

Empfehlungswürdige Wachſamkeit.

Wer wacht, der bemerkt, was um ihn her geſchieht, oder geſchehen ſoll; er bemerkt alſo auch die Gefaren, welche ſeine äuſerliche Wohlfart bedrohen, und ſucht ſich vor ihnen zu hüten. Mit Recht ſpricht man daher auch von einer moraliſchen Wachſamkeit, oder davon, daß man immer auf der Hut ſein müſſe vor ſolchen Gefaren, welche unſer höheres Heil, unſere Herzensgüte und unſere Herzensruhe, bedrohen. Wer dis für zu kleinlich, oder doch für zu beſchwerlich, halten könnte, der hätte ſein eigenes Herz nicht lieb, und ihm müſt's um ſeine Sittlichkeit gar nicht zu thun ſein. Gefaren der Art gibts aber überall, und nur dadurch, daß man ſie bemerkt, und ſich vor ihnen zu hüten ſucht, wird man geſchickt, ihnen glücklich zu entgehen, und ſeine Güte und Ruhe zu behaupten.

Die ſittlichen Gefaren, welche uns unſer Temperament zu bereiten pflegt, ſtehen allerdings obenan. Wache alſo zuförderſt über dein Temperament! — Temperamentsfehler ſind deine häufigſten Fehler.

Haſt du ein hitziges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn du beleidigt wirſt, damit dich kein unvernünftiger Zorn ergreife, oder nicht gar eine noch unvernünftigere Rache in dir auflodere. — Haſt du ein hitziges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn du einen Entſchlus von Wichtigkeit faſſeſt; damit du ihn nicht ſo ſchnell ausführeſt, wie du ihn faſſeſt, ſondern erſt noch recht überlegeſt, ob er dich nicht bald gereuen möchte! — Haſt du ein hitziges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn du die Handlungen Anderer auf der Stelle beurtheilen willſt; damit du nicht lobpreiſeſt, was nicht lobzupreiſen iſt, und nicht verdammeſt, was nicht zu verdammen iſt.

Haſt du ein träges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn du eine ſchwere Pflichterfüllung leiſten ſollſt; damit du dich nicht etwa ihr ganz und gar entzieheſt, oder ſie doch nur blos obenhin leiſteſt! — Haſt du ein träges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn dich Andere zur Mildthätigkeit bei guten Werken auffordern; damit du ſie nicht allein laſſeſt, und ſo ihr gutes Werk zerſtörſt! — Haſt du ein träges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn ein Nothleidender bei dir Hülfe ſucht; damit du mit der Hülfe nicht zu ſpät kommeſt, und die Gelegenheit, eine menſchenfreundliche That zu verrichten, verſäumeſt!

Haſt du ein frohes Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn ſich dir ſinnliche Freudengenüſſe darbieten; damit du nicht in ihrem Genuſſe ausſchweifeſt; — Haſt du ein frohes Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn Andere lächerliche Thorheiten begehen; damit du nicht über ſie ſcherzeſt, und dadurch deinen Beifall ihnen gebeſt! — Haſt du ein frohes Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn dein Feind unglücklich wird; damit du nicht ganz unwillkürlich ein Schadenfroh werdeſt!

Haſt du ein trauriges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn die Ausſichten in die Zukunft für dich zweideutig werden; damit du nicht weiter nichts, als Jammer, vor dir erblickeſt! — Haſt du ein trauriges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn dich ein wirklicher Verluſt trift;

damit du nicht die Ungeduld bei ihm übertreibeſt! — Haſt du ein trauriges Temperament, ſo ſei auf deiner Hut, wenn der Weltlauf für die Menſchheit verworren geht; damit du nicht den Glauben an Gott und das Vertrauen auf ihn aufgebeſt!

So mus man über ſein Temperament wachen; neben dem Temperament aber iſts der Glückſeligkeitstrieb, welcher ſittliche Gefaren in Menge und von Wichtigkeit zu bereiten pflegt. Wache alſo auch ſehr über ihn!

Der Glückſeligkeitstrieb iſt ein eben ſo natürlicher Trieb, wie der Lebenstrieb. Er iſt allen empfindenden Weſen mitgetheilt — ſie insgeſamt begehren nicht Sein blos, ſondern Wohlſein. Dem Menſchen, als einem nicht nur empfindenden, ſondern auch vernünftigen Weſen, iſt er am höchſten mitgetheilt; weil er die Beſchaffenheit ſeines Zuſtandes nicht nur fühlt, ſondern auch denkt. Groſſe Anſtalten ſind auch von der Natur gemacht, dieſen Trieb, welchen ſie uns gab, zu befridigen, und es bleibt auch ausgemacht wahr, daß wir, wenn er nach den Regeln unſeres Gewiſſens befridigt wird, auf allen Seiten ſtärker zum Guten werden. Aber — welche Forderungen macht er oft! Ja, er macht ſolche Forderungen, die auch die erſte Gewiſſensregel überſchreiten. Wache alſo auch recht über ihn!

Wache über den Glückſeligkeitstrieb, wenn er dich von Erfüllung einer wirklichen Pflicht abhalten will — darum abhalten will, weil du äuſerlichen Schaden von ihr hätteſt! .. Wache alſo über ihn, wenn er dir den Rath gibt, der Wahrheit nicht das Wort zu reden, weil du dir dadurch Verdrus bereiteteſt! — Wache über ihn, wenn er dir eingibt, Unſchuldigverfolgte nicht in Schutz zu nehmen, weil du ſonſt ſelbſt wohl verfolgt werden würdeſt! — Wache über ihn, wenn er ſich alsdann, wenn du mitten im Vergnügensgenuſſe begriffen, eine menſchenfreundliche That verrichten ſollſt, gegen dieſe That und für ienen Vergnügensgenus aufmacht! — Wache über ihn, wenn er dich von redlicher Fürſorge für die Deinen und von Wohlthätigkeit gegen arme Mitbürger dadurch abhalten will, daß er dir zuflüſtert, du müſſeſt dich ſelbſt deshalb einſchränken!

Wache über den Glückſeligkeitstrieb, wenn er dich zum offenbaren Böſen verleiten will! .. Wache alſo über ihn, wenn ſich dir Freuden darbieten, deren Genus weder mit deiner Vernunft, noch mit deinem Gewiſſen, vereinbar iſt! — Wache über ihn, wenn er dich auf den Einfall bringen will, dich auf Koſten Anderer zu bereichern, oder ſonſt zu vergröſſern! — Wache über ihn, wenn er dir rathet, dich durch Lügen von wohlverdienter Strafe zu befreien! — Wache über ihn, wenn er dich anreitzt, dein heilig gegebenes Wort zu brechen, weil du vom Halten deſſelben Verluſt erlitteſt, den du vorher nicht geſehen, oder doch nicht gehörig berechnet hätteſt!

Wache über den Glückſeligkeitstrieb, wenn Andere dich mit Verluſten bedrohen, falls du nicht an ihrer Seite mitſchlecht werden wollteſt!... Wache alſo über ihn, wenn es heiſſt — wir verlaſſen dich, wenn du an unſerem üppigen Leben nicht Theil nimmſt! — Wache über ihn, wenn man dir ſagt — wir verfolgen dich, wenn du nicht ſelbſt der Gegenſtand unſerer Ueppigkeit wirſt! — Wache über ihn, wenn die Sprache geführt wird — wir machen dich blutarm, wenn du unſere ſchändlichen Plane, die du zu kennen Gelegenheit hatteſt, entdeckſt! — Wache über ihn, wenn die noch abſcheulichere Sprache ertönt — werde unſer Werkzeug bei Ausführung unſerer Höllenplane, oder wir ſtürzen dich in die Abgründe der unterſten Hölle!

Wache über den Glückſeligkeitstrieb, wenn Andere dir Gewinn vorſpiegeln, falls du an ihrer Seite mitſchlecht würdeſt!.. Wache alſo über ihn, wenn man zu dir ſpricht — wir ſchenken dir eine anſehnliche Geldſumme, wenn du ein falſches Zeugnis für uns ablegen willſt — du bedarfſt ihrer ia —! Wache über ihn, wenn man zu dir ſpricht — wir verſchaffen dir ein Haus, wenn du zu Allem ſchweigſt, was wir thun — du haſt ia noch keines —! Wache über ihn, wenn man zu dir ſpricht — wir bringen dich zu beſſerem Brodte, wenn du die Bolzen verſchieſſeſt, welche wir drehen — du ſiehſt ia ſo ſchlecht —! Wache über ihn, wenn man zu dir ſpricht — wir ſetzen dich zum Erben ein, wenn du unſern Feind auf die Seite bringen hilfſt — unſer Nachlas iſt gros —!

So mus man über den Glückſeligkeitstrieb wachen, wie über das Temperament; auſſer beiden aber führen auch die fremden Beiſpiele viele und groſſe ſittliche Gefaren herbei. Man mus alſo auch wachen über ſie.

Es könnte vielleicht ſcheinen, als thäte man am beſten, wenn man gar nicht auf Beiſpiele Anderer achtete, weil ſie alsdann auch gar keine ſolche Gefaren für uns bringen könnten; wie klein möchte aber wohl die Zahl derer ſein, welche ihren Sittlichkeitsweg ohne alle fremde Führung und ganz allein glücklich fortgehen könnten! Ja, ſollte es auch wohl ſchon irgend einen Menſchen gegeben haben, der dis durchgeſetzt hätte? Wer dieſen Ruhm ſich zueignen will, der müſte doch erſt bedenken, daß viel edle Beiſpiele zu ſeiner moraliſchen Ausbildung beigetragen haben können, ohne daß er deutliche Wahrnehmung davon hatte. Er verſetze ſich nur in die Zeiten ſeiner Jugend, die die Grundlage vom ganzen phiſiſchen Leben nicht nur, ſondern auch vom ganzen moraliſchen Leben ſind, zurück — welchen Antheil wird er den wackern Beiſpielen ſeiner Eltern, Erzieher und Lehrer an ſeiner ſittlichen Bildung und Ausbildung zugeſtehen müſſen! Aber auch dem Manne iſt es keine Schande, Ehre vielmehr, wenn er beim Anblick erhabener Beiſpiele ſich zur Nacheiferung bewegt fühlt. Ja, iſt und bleibt es denn nicht ſogar ein herrliches Mittel, uns zu den Tugenden zu ſtimmen, zu welchen wir von Natur nicht geſtimmt ſind, daß wir Perſonen oft vor Augen haben, welche dergleichen eifrigſt üben? Die Sache iſt doch alſo blos, daß wir nur gute Beiſpiele mit ihrer Kraft auf uns wirken laſſen, und daß wir vor den Einwirkungen der böſen auf uns ſtets auf unſerer Hut ſind. Wache alſo über die fremden Beiſpiele!

Wache beſonders über ſie, wenn ſie dir Mächtige, Angeſehene, Vorgeſetzte geben! Die Beiſpiele dieſer ſind für dich der gröſſeren Wichtigkeit der Perſonen wegen, welche ſie geben, auch von gröſſerer Gefärlichkeit, ſobald es böſe Beiſpiele ſind. Die Mächtigen, die Angeſehenen, die Vorgeſetzten thun aber oft unrecht. Sobald alſo dein Gewiſſen etwas, das ſie ausüben, hiefür erklärt, ſo ehre ſie zwar für die Perſon, verabſcheue aber ihre Handlung! Sie können dich verlaſſen, dir Verdrus machen, dich wohl gar heftig bedrücken, wenn du ihr Beiſpiel nicht zum Muſter für dich nimmſt — Alles wahr; iſts aber doch nicht beſſer, als wenn dich dein Gewiſſen bedrückte, dein Zurückgang in Ausbildung deiner ſittlichen Natur dir den weſentlichſten Verdrus machte, und du von dir ſelbſt verlaſſen wäreſt?

Wache über die Beiſpiele Anderer beſonders auch dann, wenn ſie dir deine Freunde, deine Geliebten, geben! Freundſchaft erhöhet die Kraft des Beiſpiels noch weit über den Grad, welchen ſie blos durch äuſerliche Superiorität der Beiſpielgebenden erhält; Liebe, Liebe aber hebt ſie bis zum allerhöchſten Grade empor. Die Freunde, die Geliebten thun auch oft unrecht. Sobald dir alſo dein Gewiſſen ſagt, daß das, was ſie thun, wirklich unſittlich ſei, ſo liebe ſie zwar für die Perſon, haſſe aber ihr Thun! Es wird dich freilich ſchmerzen, wenn ſie deshalb, daß du ihren Beiſpielen nicht nachahmeſt, kälter gegen dich werden; beruhige dich aber durch den Gedanken, daß du auf ſolche Weiſe doch warm gegen dich ſelbſt bleiben könneſt — als woran dir am meiſten gelegen ſein mus.

Wache über fremde Beiſpiele auch dann ganz beſonders noch, wenn ſie der groſſe Hauſe dir gibt! Er nennt ſich Welt, und du lebſt mitten in der Welt. Mit der Welt möchteſt du es nicht gern verderben, und — wer kann dir, obenhin die Sache betrachtet, dabei Unrecht geben? Mode — dis iſts, worüber es hier zur Sprache kommt. Es gibt blos läppiſche Moden, von deren Mitmachung die Vernunſt ſchon abrathet; es gibt aber auch ſündliche Moden, vor denen das Gewiſſen auf das ernſtlichſte warnt. Sobald du ſolche erblickſt, ſo las den groſſen Haufen groſſen Haufen ſein, und entferne dich von ihm! Er wird dich zwar einen Sonderling ſchelten; iſts aber nicht herrlich, ein braver Sonderling zu ſein? Und geſetzt, du hätteſt Weltverluſte davon, daß du nicht einſtimmteſt in den ſchlechten Ton des groſſen Haufens — dein Herz wird dich dafür allgenugſam entſchädigen — las es dir mehr werth ſein, als den groſſen Haufen, mehr werth, als die ganze Welt! — — —

Wer ſo wacht über die Gefaren, welche ſein höheres Heil von Seiten des Temperaments, des Glückſeligkeitstriebes und des fremden Beiſpiels bedrohen, der ſetzt ſich in den Stand, ſolch Heil — ſeine Herzensgüte und ſeine Herzensruhe glücklich zu behaupten.

Funfzehnte Stunde.

Muſterung der Beweiſe für die Wahrheit eines Religionsſiſtems.

Jedes Religionsſiſtem möchte gern für wahr, ia, für einzigwahr, gelten. Jedes hat daher auch wirklich irgend einen Beweis für ſeine Wahrheit aufgeſtellt, und würde ſehr gegen ſich ſelbſt gefehlt haben, wenn es nicht ſo gethan hätte; weil es ſonſt nicht das geringſte Glück gemacht haben würde, indem es dem Menſchen unmöglich iſt, ohne allen Beweis zu glauben. Dieſelbe Vernunft aber, welche es dem Menſchen unmöglich macht, ohne allen Beweis zu glauben, gibt ihm auch das Recht, ieden Beweis, durch den er zu glauben aufgefordert wird, zu prüfen. Das chriſtliche Religionsſiſtem hat dieſes Menſchenrecht nicht blos anerkannt, ſondern auch feierlich beſtätigt. Mag das Pfaffenthum immerhin viele Jahrhunderte hindurch hiervon nichts haben wiſſen wollen;

der Proteſtantismus hat beſagtes Recht wieder in Aufnahme gebracht, und in den neueſten Zeiten ſehr wacker gehandhabt. Ohne alle Furcht und Bangigkeit darf man ietzt auch ſogar die Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums muſtern, und kann dabei auf den dankbaren Beifall ſeines erhabenen Stifters, wie auf den Beifall aller ächten Verehrer deſſelben, rechnen. — —

Iſt es wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, wenn geſagt wird, ſein Erbauer habe mit Gott geſprochen, und es alſo von Gott ſelbſt empfangen?.. Im erſten Moment könnte dis vielleicht als der allergeltendſte Beweis angeſehen werden; ſobald ſich aber die Vernunft beſinnt, erwiedert ſie — „das höchſte Weſen kann nicht anders mit Menſchen ſprechen, als durch mich — ich bin ſein Stellvertreter, ſein Organ. Ich mus es mir zwar gefallen laſſen, wenn die Fantaſie ſich neben mich ſtellt, und meine Rechte uſurpirt, aber — ich billige ſo etwas nie. Mag ſie doch mit ihrer Vorſpiegelungskraft vorſpiegeln, was ſie will — ich verwende den Spiegel; geſellt ſich aber vollends Betrugsluſt zu ihr, ſo zertrete ich den Spiegel.“ Man weis es, daß ſelbſt in den neueſten Zeiten noch ein iüdiſcher Philoſoph die Allerhabenheit des Moſaismus daraus zu beweiſen verſucht habe, daß ſein Stifter mit Gott geſprochen hätte; die Philoſophie verlies ihn aber, als er ſo that, und er bewies damit weiter nichts, als — daß er dem Glaubensſtolze ſeiner Nation ſo ergeben ſei, wie der Pöbel derſelben. — Dem Stifter des Chriſtianismus gereicht es zur höchſten Ehre, daß er nicht mit dem Vorgeben auftrat, er habe mit Gott geſprochen, und daß er noch weniger darin den Hauptbeweis dafür, daß ſein Wort Gottes Wort ſei, ſetzte. Ob er gleich dis auch behauptete, ſo pflegte er doch es ganz anders zu beweiſen, und zwar ſo, daß man mit ihm deshalb auf das Höchſte zufriden ſein mus.

Iſt es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, wenn man irgend ein Buch, das ſein Urbuch iſt, für von Gott eingegeben erklärt?.. Dieſe ſogenannte Inſpiration hat viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Sprechen mit Gott, das gewiſſen Religionsſtiftern nachgerühmt worden iſt; die Vernunft kann ſich daher auch nicht beifällig auf ſie einlaſſen. Offenbar hat dieſe doch wohl wenigſtens gleich Recht, wenn ſie ſpricht — „vergegebene Inſpiration eines Buchs kann das, was das Buch lehrt, nicht als Wahrheit beweiſen, ſondern die Wahrheit deſſen, was das Buch lehrt, müſte erſt die Inſpiration des Buchs beweiſen, und — ob es wirklich Wahrheit lehre, dis mache ich nur aus.“ Auch auf das Urbuch des Chriſtianismus, auf das Evangelienbuch, mus dis an ſich ſchon angewendet werden dürfen; folgende Gründe aber berechtigen noch mehr dazu. Man findet erſtlich gar nicht, daß ſich irgend ein Evangeliſt auf göttliche Eingebung deſſen, was er ſchrieb, berufen habe; Lukas that vielmehr in ſeiner kleinen ſchönen Vorrede alles Mögliche, um der Meinung, als wenn er inſpirirt worden ſei, als ein ehrlicher Mann vorzubauen. Hätte er Ahnung von den Inſpirationsträumen in der ſpäteren chriſtlichen Kirche haben können — in der That, er hätte ſie nicht vollkommener für bloſſe Träume hinſtellen können, als ſo, wie er gethan hat. — Man findet aber auch ferner eine groſſe Verſchidenheit des Vortrags bei den Evangeliſten; woraus ſattſam erhellt, daß Jeder bei dem, was er ſchrieb, ſich ſelbſt überlaſſen geweſen ſei, und nach ſeinen eigenen Kentniſſen, nach ſeiner individuellen Vorſtellungsweiſe, ia, ſogar nach ſeinem beſondern Temperament und Penchant, geſchrieben habe. Wer kann z. B. im Johannes den Mann verkennen, der ſich zum Miſticismus hinneigte? — Man findet endlich auch offenbare Widerſprüche in den evangeliſchen Erzählungen, welche von der Art ſind, daß alle Verſuche, ſie zu vereinigen, bisher verunglückten, und auch auf immer verunglücken werden. Es gibt kein undankbareres Unternehmen, als — die Aufſtellung einer Harmonie unter den vier Evangeliſten. — — Mit Recht hat man alſo in der aufgeklärteren proteſtantiſchen Kirche aufgehört, die göttliche Eingebung des Evangelienbuchs, welches das Urbuch des Chriſtenthums iſt, nicht nur für den Hauptbeweis, ſondern auch für irgend einen Beweis für die Wahrheit des chriſtlichen Religionsſiſtems gelten zu laſſen.

Iſt es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, wenn Weiſſagungen citirt werden, welche dem Stifter deſſelben vorangegangen ſein ſollen? .. Die Gabe, das Beſſere zu weiſſagen, lag von ieher ſo tief im Menſchen, wie die Gabe, das Beſſere zu wünſchen und zu hoffen.

Kein Wunder alſo, wenn ſich auch Weiſſagungen beſſerer Glaubenszeiten, wie Weiſſagungen beſſerer Genuszeiten, von ieher vorfanden; der Menſch von Bildung hälts ia vorzüglich mit den erſteren. Wenn dann Gläubige an einen Lehrer, der ihrer Meinung nach eine beſſere Religion einführt, dergleichen vorgefundene Weiſſagungen auf ihn deuten, ſo handeln ſie wenigſtens nicht inkonſequent, und, wenn ein Lehrer ſelbſt, der überzeugt iſt, er führe eine beſſere Religion ein, ſie auf ſich deutet, ſo handelt er völlig konſequent. Er wünſcht Eingang bei ſeinen Zeitgenoſſen zu finden; ſo benutzt er den prophetiſchen Nachlas der Vorwelt für ſich, ſo gut er ihn benutzen kann. Nur darf keiner von beiden Theilen, weder ſeine Kirche, noch er ſelbſt, aus den vorgefundenen Weiſſagungen einen wirklichen Beweis für die Wahrheit ſeiner Lehre führen; die Wahrheit ſeiner Lehre mus vielmehr den Beweis dafür führen, daß die Weiſſagungen in ihm und durch ihn erfüllt worden ſind. In welchen Glaubenswirwar würden wir ſonſt durch die Weiſſagungen geſetzt! Jeder Schwärmer könnte auftreten, und ſagen — „ſie ſind durch mich erfüllt," und iede Rotte, die dem Schwärmer nachſchwärmte, könnte ausrufen — „ſie ſind durch ihn erfüllt.“ — — Der Stifter des Chriſtenthums hat ſich in Hinſicht auf Weiſſagungen für ihn auf das weiſeſte benommen. Er warf ſie nicht weg, weil ſeine Nation auf Weiſſagungen viel bauete; er benutzte alſo die, welche auf ihn paſſen konnten, um bei ihr deſto beſſere Aufnahme zu finden — nie aber hat er ſie zum eigentlichen Beweiſe für die Wahrheit ſeiner Lehre gemacht. Was die Evangeliſten mit ihren Lieblingsſprüchen — „hier ward erfüllt“ — oder, „auf daß erfüllt würde“ — verſucht haben, iſt ihm nicht beizumeſſen. Auch Alles, was Petrus und Paulus in Anwendung alter Weiſſagungen auf ihn gethan haben, haben ſie blos zu verantworten — nicht er. Man kann der ehemaligen Sucht, Alles, was im neuen Teſtament geſchah, im alten Teſtament geweiſſagt zu finden, nicht beſſer überdrüſſig werden, als wenn man lieſet, daß auch ſogar Cyrillus von Jeruſalem, der erſt im vierten chriſtlichen Jahrhundert lebte, ſeine Schickſale darin noch geweiſſagt fand. — — Es gereicht alſo der proteſtantiſchen Kirche zur Ehre, daß ſie den Beweis für die Wahrheit des chriſtlichen Religionsſiſtems aus alten Weiſſagungen ganz aufgegeben hat. Manche dieſer Weiſſagungen wurden ſogar damals erſt gemacht, als ſie ſchon erfüllt ſein ſollten; die übrigen insgeſamt waren bereits erfüllt, wohl gar lange ſchon erfüllt, ehe Jeſus auftrat, und ſeine Religion in die Welt einführte.

Iſt es ferner wohl ein Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, wenn man von Wundern ſpricht, die ſein Stifter gethan habe?.. Der Wunderglaube war der älteren Vorwelt eigen; in unſeren Zeiten behagt er nicht mehr, und zwar aus ſehr unverwerflichen Gründen. Wir ſind in den Naturkentniſſen weiter gekommen, als ſie, und ſo können wir Vieles ſchon für ganz natürlich Geſchehen erklären, was ſie für Wunder noch erklärte. Daraus, daß wir nun ſchon viele ſogenannte Wunder als Nichtwunder hinſtellen können, ergibt ſich der Glaube für uns, daß unſere Nachwelt — und wenn es auch eine ſpätere wäre — alles das für Nichtwunder erklären werde, was wir ia ietzt noch für Wunder erklären möchten. „Es gibt keine eigentlichen Wunder“ — ſo ſpricht ietzt die geſunde Vernunft. — Geſetzt iedoch, es könnte Jemand Wunder thun; folgte daraus, daß, wenn er Stifter einer Religion würde, ſeine Religion

Wahrheit wäre? Darum etwa, weil die Gottheit, welche allein die Kräfte, Wunder zu thun, mittheilen könne, durch Mittheilung dieſer Kräfte an ihn ſeine Lehre beglaubigt hätte? So müſte es nicht auch Schwärmer, ia, offenbare Täuſcher, gegeben haben, die in den Ruf des Wunderthuns kamen. Wollte man hierauf erwiedern, daß dieſe nur der Aberglaube in einen ſolchen Ruf verſetzt habe, ſo gäbe man ia ſelbſt den allerſichtbarſten Wink darauf hin, wie vielleicht Alle und Jede, die iemals in dieſen Ruf kamen, in ihn gekommen ſein möchten. — Beſtände man aber dennoch darauf, daß Wunder, die ein Religionsſtifter verrichte, Beweiſe für die Wahrheit der Religion, welche er ſtifte, wären, ſo könnten ſie es ia doch nur für ſeine Zeitgenoſſen, und für dieienigen, ſein, welche ſie mit ihren eigenen Augen ſähen. Dieſe allein ſind im Stande, ſie zu unterſuchen, und richtig über ſie zu urtheilen; wer dürfte auf bloſſe Wundererzählungen, und wohl gar auf ſolche, die ſich aus Jahrtauſenden herſchreiben, irgend einigen Verlas nehmen? Und — wie weitläuftig würde hierdurch die Sache gemacht! Alſo — um Glauben an einen Religionsſtifter zu haben, müſte man erſt Glauben an ſeine

Wunder haben, und dann müſte man, um Glauben an ſeine Wunder zu haben, erſt wieder Glauben an die Erzähler derſelben haben, und — wie wäre dieſer wohl zu erhalten? — Handelte alſo die proteſtantiſche Kirche nicht ganz ihrem Geiſte gemäs, wenn ſie auch unterlies, die Wunderthaten Jeſu ferner für einen Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu halten? Hat ſie nicht dabei ihren Herrn und Meiſter ſelbſt ganz für ſich? Dieſer gab ſein Misfallen an dem groſſen Werthe, welchen ſeine Nation auf Zeichen und Wunder ſetzte, öffentlich zu erkennen, und erklärte ſogar, daß auch falſche Propheten dergleichen verrichten könnten.

Iſt es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, daß ſich für ſeinen Stifter wunderbare Begebenheiten ereignet haben ſollen? . . Man ſieht gleich auf der Stelle, daß es um dieſen Beweis nicht beſſer ſtehe, als um den Beweis aus den Wundern, die ein Religionsſtifter gethan haben ſoll. Alles, was wider den letzteren gilt, gilt auch wider den erſteren. Kann es alſo der proteſtantiſchen Kirche wohl zum Vorwurfe gereichen, wenn ſie von beiden keinen Gebrauch mehr für das Chriſtenthum machen will? Es kommt aber auch ſogar noch dazu, daß die Diverſität der vier Urerzähler von Jeſu nirgends gröſſer iſt, als bei Erzählung ſeiner wunderbaren Begebenheiten. Wovon der Eine ſehr ausführlichen Bericht erſtattet, davon ſchreibt der Andere gar nichts, und wovon ſie insgeſamt Bericht erſtatten, darüber ſind ihre erſtatteten Berichte unvereinbar. — Mag dieſe Muſterung der Beweiſe für die Wahrheit der Religionsſiſteme für das chriſtliche auch noch ſo unglücklich ausgefallen zu ſein ſcheinen; es verliehrt dabei nichts — es gewinnt vielmehr dabei.

Sechzehnte Stunde.

Nachtrag zur funfzehnten.

Es gibt nur einen einzigen geltenden Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, nehmlich — die Uebereinkunft deſſelben mit der geſunden Vernunft. Die Religion, welche man für wahr anerkennen ſoll, mus auf keine Weiſe ſich auf Beweiſe von auſſenher ſtützen; ſie mus ſich durch ſich ſelbſt beweiſen. Man mus, wenn man ihren Vortrag hört, ſich gedrungen fühlen, zu ſich zu ſagen — „ia, ſo muſt du glauben, wenn du den dir angeſchaffenen Wahrheitsſinn nicht verleugnen, ſondern dich in der Würde eines denkenden und urtheilenden Weſens behaupten willſt." Die Vernunft iſt die Oberrichterin über alle Meinungen; an ſie ſind wir von der allerhöchſten Vernunft, von Gott, dabei gewieſen, und die religiöſen Meinungen dürfen am wenigſten ſich ihrem Richterſtuhle entziehen wollen. Sollte die höchſte Vernunft uns nicht vielmehr ganz vorzüglich bei unſern allerwichtigſten Meinungen — bei Religionsmeinungen — an unſere Vernunft gewieſen haben? . .

Sobald alſo ein Religionsſiſtem mit der geſunden Vernunft nicht übereinkommt, hilft Alles nichts, was auch ſonſt zur Empfehlung deſſelben aufgeſtellt werden möchte. — Es hilft nichts, wenn es heiſſt, ſein Stifter habe mit Gott geſprochen, und es von Gott ſelbſt empfangen; vielmehr wird alsdann klar, daß ſein Stifter nicht mit Gott geſprochen haben könne. — Es hilft nichts, wenn geſagt wird, das Urbuch, in dem es enthalten ſei, ſei von Gott eingegeben; vielmehr wird alsdann klar, daß dieſes Buch nicht von Gott eingegeben worden ſein könne. — Es hilft nichts, wenn noch ſo viel alte Weiſſagungen auf ſeinen Stifter gedeutet werden; vielmehr wird alsdann klar, daß dieſe Weiſſagungen, wenn ſie auch wirklich exiſtirten, doch nicht auf ihn zu deuten wären. — Es hilft nichts, wenn tauſend Wunderthaten, die ſein Stifter verrichtet hätte, und die allerunnatürlichſten Begebenheiten ſeines Lebens erzählt werden; vielmehr wird alsdann klar, daß alle dieſe Erzählungen nichts, als Erdichtungen, ſind.

Sobald aber ein Religionsſiſtem mit der geſunden Vernunft übereinkommt, bedarf es auch keines weiteren Beweiſes für ſeine Wahrheit; dieſer Beweis für ſelbige iſt nicht nur alleingeltend, ſondern auch vollgültig. Alsdann iſts ſo gut, als hätte ſein Stifter mit Gott ſelbſt geſprochen, oder, als wäre das Buch, welches ſein heiliges Depot iſt, von Gott eingegeben worden; es iſt ſo gut, als wären ſeiner Stiftung hundert Weiſſagungen vorangegangen, und als hätten ſeine Stiftung tauſend Wunderthaten und Wunderbegebenheiten begleitet. Ja, beſagter Beweis iſt auch noch darum beſonders vollgültig, weil er nicht nur den Zeitgenoſſen des Stifters, ſondern auch allen wirklichen Menſchen zu ewigen Zeiten Genüge leiſtet; denn welcher wahrhaftigvernünftige Menſch müſte ſich nicht ſchämen, wenn er an ihm nicht genug haben wollte?

Lange hat die ſpätere chriſtliche Kirche dieſen Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums, wo nicht faſt ganz überſehen, doch nicht gehörig gewürdigt. Endlich kam der Wahrheitsgeiſt über ihre Lehrer, und da fanden ſie, daß das Evangelium aus dem Menſchen ſelbſt hervorgehe, und daß die Lehre Jeſu durch ihre Vernunft mäſſigkeit für ihre Göttlichkeit die ſicherſte Bürgſchaft leiſte. Sie fanden, daß Jeſus ſelbſt auf die Uebereinkunft ſeiner Lehre mit der geſunden Vernunft, als auf den Hauptbeweis ihrer Wahrheit provocirt, ia, wenn auch nicht die rohere Volksmaſſe, doch die Gebildeteren unter ſeinen Zeitgenoſſen, bei ſeinen Glaubensforderungen einzig und allein auf ſie hingewieſen habe. Dis iſts eben, was die höchſte Zufridenheit mit ihm darüber bewirken mus, daß er, ohne vorzugeben, er habe ſelbſt mit Gott geſprochen, dennoch behauptete, ſein Wort wäre Gottes Wort — immaſſen es mit den Ausſprüchen der Vernunft, durch die Gott urſprünglich ſpricht, auf das vollkommenſte harmonire. Die Lehrer fanden ferner, daß die Apoſtel eben ſo gethan hätten, wie ihr Herr und Meiſter. Ja, ſie fanden, daß auch die erſte chriſtliche Kirche noch ſo gethan habe. So thaten ſie ebenfals wieder ſo, und, wer nun ein aufgeklärter Proteſtant ſein will, der erkennt keinen andern Beweis für die Wahrheit ſeines Glaubens an, als die Konvenienz deſſelben mit ſeiner Vernunft. Mit Recht ſpricht man nun ienes Wort, das die Juden, welche Jeſum verwarfen, wider ihn ausſprachen, für ihn aus — „was dürfen wir weiter Zeugnis? Er lehrt Wahrheit, weil das, was er lehrt, aus uns ſelbſt hervorgeht."

Es fällt gar nicht ſchwer, einzuſehen, wie es gekommen ſei, daß die ſpätere chriſtliche Kirche dieſen Hauptbeweis für das Chriſtenthum zu urgiren nachgelaſſen, und ſich lieber an andere Beweiſe, wie Inſpiration, Weiſſagungen, Wunderthaten und Wunderbegebenheiten ſind, gehalten habe. Man wich nehmlich vom reinen Evangelium ab, und ſtellte für das urſprüngliche einfache chriſtliche Religionsſiſtem, das mit der Vernunft ganz übereinkam, ein anderes hin, das die Vernunft gegen ſich empörte; konnte man da wohl noch ienes Beweiſes ſich bedienen? Man hätte ia warlich damit ſelbſt den Stab über das Chriſtenthum gebrochen. Vielmehr, ie gröſſer die Verfälſchung des chriſtlichen Religionsſiſtems ward, deſto mehr muſte man auch ſogar vom bloſſen Mitſprechen die Vernunft entfernen; wie dann auch wirklich am Ende auf die zügelloſeſte Weiſe geſchah. Man nahm nicht nur die kraſſeſten Inſpirationsbegriffe in Anſehung der Bibel an; man lies auch auf Päbſten, Koncilien und Kirchenvätern den Geiſt Gottes ruhen. Man hatte an den

Wunderthaten und Wunderbegebenheiten, die von Jeſu erzählt worden waren, nicht genug; man ſchmiedete auch Legenden von ähnlichen Thaten und Begebenheiten, die in der Kirche noch immer fortgeſchähen. Dis Alles that man, um den mit der Vernunft unvereinbaren Kirchenglauben gegen ihre Einreden zu ſchützen. Den Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts gebührt unſer Dank dafür, und gewis konnten ſie auch auf den Dank Jeſu ſelbſt dafür rechnen, daß ſie der Sache des Chriſtenthums wieder eine vernünftigere Wendung gaben. Sie verwarfen nicht nur geradezu die Fortdauer der Inſpiration und der Wunder in der Kirche, ſondern ſie brachen auch durch ihre Appellation an den geſunden Menſchenverſtand gegen die Verfälſcher des Chriſtenthums die Bahn dazu, daß der Beweis aus der Uebereinkunft des chriſtlichen Religionsſiſtems mit der Vernunft für ſeine Wahrheit wieder emporkäme. Nun ſind wir Gottlob ſo weit, daß dieſer Beweis wieder, wie Anfangs, für den Hauptbeweis gilt. Mag immerhin noch zuweilen hier und da ein proteſtantiſcher Lehrer ſichs angelegen ſein laſſen, die ſogenannten hiſtoriſchen Beweiſe über ihn zu erheben; er richtet, wie man noch neuerlichſt geſehen hat, mit ſeinem Beginnen nichts mehr aus.

Wollte man iedoch aber ia noch auf hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums halten, ſo gibts auch dergleichen noch; nur ſind ſie von ganz anderer Art, als dieienigen, welche man, wenn man von hiſtoriſchen Beweiſen zu reden pflegt, dabej vor Augen hat.

Der Stifter des Chriſtenthums hat nicht nur untadelhaft gelebt, ſondern iſt auch bewundernswürdigſchön geſtorben — dis iſt der Erſte dieſer Beweiſe. — Eine Religion, die ihren Stifter ſo untadelhaft leben, ſo bewundernswürdigſchön ſterben läſſt und macht, mus doch wohl die wahre ſein. Mag er phiſiſche Wunder gethan haben, oder nicht; ſein herrlicher Tod unter allen den Umſtänden, unter welchen er ihn ſtarb, war ein moraliſches Wunder, das er that — woher empfing er die Kraft zu dieſem Wunder? Gab ſie ihm etwa ſeine Nation durch den Gedanken, er habe ſie gerettet? — dieſe ward ia vielmehr durch ſeinen Tod unrettbar, und verſpottete ihn ſterbend noch. Verlieh ſie ihm etwa die Rückerinnerung an die Treue ſeiner Apoſtel? — auch dieſe wurden ihm ia vielmehr im Tode ungetreu, verlieſſen ihn und flohen. Nahm er ſie etwa aus dem Anblick ſeiner ihm treu bleibenden Mutter, die bei ſeinem Kreutze ſtand? — ach, ein ſolcher Anblick eignete ſich ia vielmehr dazu, ſein Herz zu entkräften, als es zu ſtärken. Nur der Glaube alſo, den er lehrte, weil er ihn ſelbſt hatte, konnte ihm die Kraft, ſo wunderſchön zu ſterben geben; folglich mus dieſer Glaube der rechte, der wahre Glaube für Menſchen ſein.

Die Hunderttauſende nicht nur, welche in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche dem Stifter derſelben als Märtirer ebenſo wunderſchön nachſtarben, ſondern auch die Millionen, welche durch alle chriſtliche Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag mit hoher moraliſcher Güte ihren Erdenwandel führten, und, ohne Märtirer werden zu dürfen, ihn mit der ſchönſten Seelenruhe beſchloſſen, mögen der zweite gültige hiſtoriſche Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums ſein. Er ſteht mit dem erſten in der nächſten Verwandtſchaft, und bedarf alſo keiner weiteren Auseinanderſetzung; was für den erſten gilt, das gilt auch für den zweiten.

Der dritte gültige hiſtoriſche Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion lautet ſo —

„Wenn das Chriſtenthum für die Welt auch das nicht geleiſtet hat, was es zu verſprechen ſchien, ſo kann man doch nicht in Abrede ſein, daß das Licht und Recht und Heil, welches iezt auf dem Erdboden angetroffen wird, eine Wirkung deſſelben ſei. Gott will die Seligkeit und Glückſeligkeit der Menſchen; die Religion alſo, welche Beide ſo viel als möglich, ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden befördert, mus wahr, mus göttlichwahr ſein. Mögen ſich nun für ihren Stifter wunderbare Begebenheiten ereignet haben, oder nicht; genug, an ihrer Hand haben ſich doch wunderbare Begebenheiten für die Menſchheit ereignet. Wo iſt auf dieſen Tag noch mehr Licht, Recht und Heil, als in chriſtlichen Ländern."

Daß dieſes heilige Drei nicht in dem Maſſe da iſt, in welchem es da ſein könnte und ſollte — woran liegt's? Am Chriſtenthum ſelbſt, das ſeine ganze Tendenz zu ihm hin bekam, doch wohl nicht? Erſt lag's an den chriſtlichen Lehrern; nun liegt's an den chriſtlichen Fürſten. Wie aber der Wahrheitsgeiſt über die Lehrer kam, ſo wird er auch über die Fürſten kommen — wenn's anders in dieſem Leben geſchehen ſoll.

Wenn dann Friede von auſſen wird, wie Friede von innen, ſo wird das Chriſtenthum auch den höchſten aller hiſtoriſchen Beweiſe für ſich geführt haben, daß Wahrheit mit ihm ſei.

Siebenzehnte Stunde.

Wahre bürgerliche Gleichheit.

Es iſt der Menſchheit eigen, daß ſie in groſſer Noth alle ihre Kräfte ſpannt, und gewaltſam von einem Extrem zum andern ſpringt. Ebenſo eigen iſts ihr aber auch, daß ſie hernach bald einſieht, wie hierdurch für ihren wahren Vortheil gleichfalls nicht geſorgt ſei, und deshalb ſich allmählich wieder in die Mittelſtraſſe zurückzieht. — —

So entſteht dann auch ganz urplötzlich aus der Ungleichheit der Staatsbürger, wenn ſie zu ungeheuer wird, ein ebenſo verwerflicher Gleichheitsſchwindel. Ueber lang oder kurz mus es auf das höchſte empören, wenn diejenigen, welche dem Staate am wenigſten geben, am meiſten von ihm nehmen, der unweit gröſſere Volkstheil hingegen dem Staate blos geben ſoll, ohne ſich's auch nur einfallen zu laſſen, etwas von ihm nehmen zu wollen. Im wirklichen Taumel über das heilloſe

Misverhältnis wird dann des Gebens an den Staat lieber gar nicht mehr gedacht; Alle wollen nur von ihm nehmen, und zwar auf eine ſo vollkommen gleiche Weiſe, die weder möglich iſt, noch rathſam wäre. Lange kann iedoch dieſe Schwindelei nicht dauern; denn es iſt zu einleuchtend, daß, wenn Alle nicht geben, Alle aber doch nehmen wollen, die Gleichheit, nach der gerungen wird, am Ende darin beſtehe, daß ſie allerſeits nicht nehmen können. Man gibt alſo die übertriebene Gleichheit als lächerlich auf, behält aber auch den Abſcheu vor der übertriebenen Ungleichheit bei, und fängt an über wahre bürgerliche Gleichheit nachzudenken. Es kann nicht fehlen, daß dieſe bei wirklicher Geiſtesruhe bald gefunden und beſtimmt werde, und dann — wohl dem Staate, der ſie in ſeinen Schos aufnimmt! — —

Soll vom Staate genommen werden können, ſo mus ihm erſt gegeben werden. Er iſt ia nicht als ein Unermeslichreicher anzuſehen, der etwa mitten im Lande wohnte und allen Bürgern zutheilen könnte, was ſie von ihm begehrten; er beſteht vielmehr gar nicht auſſer den Bürgern, und iſt an ſich ein bloſſes Wort, womit dieſe zuſammen benannt werden. Wie wäre es alſo möglich, daß, wenn von bürgerlicher Gleichheit geſprochen wird, die Rede nur vom Nehmen vom Staate ſein dürfte? Vielmehr mus zuerſt dabei vom Geben an den Staat geredet werden. Geſchieht dis nicht — wird wohl gar nicht einmal daran gedacht, ſo fällt die ganze Unterſuchung in ſich ſelbſt zuſammen, und man haſcht in der That nur nach einem Schatten.

Alſo — erſte Seite der bürgerlichen Gleichheit — Gleichheit im Geben an den Staat, oder Gleichheit im Beitragen zum Wohle des Ganzen! Die reinen Grundſätze derſelben ſind folgende — —

I. Jeder mus geben; durchaus darf ſich Niemand für losgezählt darin halten, zur allgemeinen Wohlfart beizutragen. — Sollt's nicht ſo ſein, ſo wäre ia auch nicht einmal der unterſte Grad von Gleichheit da. Woher hat der Bürger, wer er auch ſei, ſeine Kräfte? Hat er ſie nicht der Geſellſchaft zu danken? Die Natur mag immerhin die erſten Anſprüche auf ſeinen Dank für ſie machen; was ſind aber Kräfte ohne Anſtalten, die ſie ausbilden? Die bürgerliche Geſellſchaft bildet ſeine Kraftanlagen einzig und allein gehörig aus; ſo mus auch ieder Bürger ohne Unterſchied mit ſeinen Kräften wieder für die Geſelſchaft wirken. Je mehr Kräfte er nun hat, deſto mehr mus er damit zum geſelſchaftlichen Beſten wirken. Der ſchon vornehm, oder reich, Geborne darf nicht meinen, daß er durch ſeine glücklichere Geburt den Beruf erhielt, blos Zuſchauer der allgemeinen Rege und Betriebſamkeit um ſich her zu ſein, und ſeine Mitbürger nur für ſich arbeiten zu laſſen; er mus vielmehr durch ſeine Geburt ſchon ſich verpflichtet fühlen, einer der edelthätigſten Bürger zu ſein. Hat er denn etwa ſchon einmal gelebt, und damals für den Staat ſich ſo eifrig wirkſam bezeigt, daß dieſer es für ſeine Schuldigkeit hielt, ihn bei ſeiner zweiten Geburt gleich ſo auszuzeichnen, und ihm gleichſam in der Wiege ſchon die Rückſtände ſeiner alten gerechten Forderungen nachzuzahlen? Kann er dis nun nicht beweiſen, ſo halte er ſich vielmehr für die gröſſeſten Dienſte, welche er ſelbigem erſt noch leiſten ſoll, für vorausbezahlt, und verabſcheue den Gedanken, einer ſeiner ärgſten Schuldner zu bleiben. Geſetzt, er wählte ein Leben ohne beſtimmte Berufsgeſchäfte; ſo mus er um ſo mehr darauf ſinnen, ausserordentlich der Geſelſchaft zu dienen, und in allen ihren Nothfällen einer der Erſten ſein, der ihr zu

Hülfe eilt. Thut er nicht ſo, ſo gleicht er den Raubbienen im Staatskorbe, welche blos den Honig verzehren, den die Arbeitsbienen einſammeln.

II. Jeder ſoll geben, was er hat, und ſoll zur allgemeinen Wohlfart beitragen, wie er kann. — Die Gleichheit beſteht nicht darin, daß Jeder Daſſelbe thue, ſondern darin, daß Jeder das Seinige thue. Wo eine ſolche Gleichheit wirklich herrſcht, da iſt für das allgemeine Wohl am vollkommenſten geſorgt. Aus welch einer Menge von verſchidenen Beſtandtheilen iſt dieſes zuſammengeſetzt! So wird dann alſo auch eine faſt unüberſehbare Menge von verſchidenen Beiträgen dazu erfordert. Von höherer Hand wird unaufhörlich dafür geſorgt, daß ſelbige geleiſtet werden können. Die Natur rüſtet nicht nur die Menſchen auf das verſchidenſte mit Fähigkeiten, Kräften und Neigungen aus, ſondern das Schickſal verſetzt ſie auch in die verſchidenſten Lagen; ſo, daß Beförderungen des allgemeinen Wohls, die Dieſem und Jenem ſchwer, oder gar unmöglich, ſind, Andern möglich, oder gar leicht, werden, und umgekehrt. So wär's dann alſo eine Thorheit, wenn man auf andere Weiſe, als auf die, wozu man doch offenbar Anlage und Gelegenheit hat, dem Staate nützlich zu werden ſuchte, und ſolchergeſtalt ihm wenig oder gar keinen Nutzen zu ſtiften Gefar laufen wollte. Und — Mehr noch, als Thorheit, würde es ſein, wenn man ſchlechterdings darauf beſtände, nur ſo, und nicht anders, für den Staat thätig ſein zu wollen, und aus Verdrus darüber, daß man ſchlechterdings nicht gerade ſo für ihn thätig werden könne, nun ganz und gar für ihn unthätig zu ſein beſchlöſſe. Der Beitrag, welchen Jeder zum Beſten des Ganzen zu leiſten hat, wird durch die Kräfte, welche er empfing, und durch die Lagen, in die er verſetzt wird, beſtimmt. So mus auch Niemand erſt den Beitrag dazu, den er leiſten will, vor Augen haben, und ſich dann die Kräfte und Lagen dazu wünſchen, ſondern Jeder mus zuförderſt die Kräfte, welche er wirklich hat, und die Lagen, in denen er ſich wirklich befindet, prüfen, und hierdurch einſehen, welchen Beitrag er leiſten ſoll. Dieſen leiſte er alsdann; ſo iſt er ein wackerer Staatsbürger — denn er leiſtet, was er vermag. Platz iſt Platz — einer, wie der andere. Ob man auf ihm hoch, oder niedrig, ſtehe, gilt gleich; man fülle den, auf dem man ſteht, nur aus! Lage iſt Lage — eine, wie die andere. Ob man in ihr dieſes oder ienes Gute ſtiften könne, gilt gleich; man ſtifte das Gute, das man in ihr ſtiften kann, nur ganz! Es müſſen Plätze aller Art ſein; es mus Gutes aller Art geſtiftet werden. Füllt ieder Bürger ſeinen Platz vollkommen aus — ſtiftet ieder Bürger ſein Gutes gleichvollkommen: ſo iſt bei aller bürgerlichen Verſchidenheit der Plätze und der Arten des Gutesſtiftens doch die ſchönſte bürgerliche Gleichheit da. Dann ſei man Herr, oder Knecht, Künſtler oder Handlanger — wenn nur das Wort „vollkommen" davor ſteht. Daß es mehr Handlanger, als Künſtler, mehr Knechte, als Herren, geben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

III. Jeder ſoll endlich das, was er hat, geben, ſo lange er kann, und ſoll ſeinen Beitrag zum allgemeinen Wohle ſo lange leiſten, bis es ihm wirklich unmöglich wird. Nur dann erſt, wenn dieſer Fall eintritt, hört die Verbindlichkeit des Bürgers zur Thätigkeit für den Staat auf, und nicht eher; er ſei, wer er wolle, und wenn er auch der erſte Bürger wäre. Sollte Jemand das Recht ſich anmaſſen wollen, ſich früher zur Ruhe ſetzen zu dürfen, ſo hätte er ſich auch wohl gar das Recht anmaſſen mögen, ſich gleich anfangs zur Ruhe zu ſetzen, und ſo lebenslang für die Geſellſchaft unthätig zu ſein; welches aber, wie geſagt, die heilloſeſte Unglückheit hervorbrächte. Wie daraus, daß man Kräfte hat, folgt, daß man thätig werden müſſe: ſo mus man auch, ſo lange man Kräfte hat, thätig bleiben. Die bürgerliche Gleichheit auf der Seite des Gebens erſteigt alſo dann den höchſten Grad, wenn nicht nur von den Leuten in den unterſten Ständen gefordert wird, daß ſie auch als Greiſe ihre Hände nicht in den Schos legen ſollen — als welches ihnen ihre unmittelbar damit verbundene Brodtloſigkeit ohnehin wohl verbietet — und daß ſie auch im Armenhauſe noch ihre letzten Arbeitskräfte zum Arbeiten anwenden ſollen, damit ſie auch da noch ihr Brodt nicht ganz umſonſt eſſen; ſondern — wenn auch die, welche durch ihre einträglicheren Geſchäfte Reichthum und volle Genüge aller Art vor ſich gebracht haben, ihren Platz im Staate nicht eher räumen, bis ſie ihn nicht mehr gehörig ausfüllen können, daß alſo der Staat ſelbſt dabei verlöhre, wenn ſie länger auf ihnen ſtänden. Niemand, wer er auch ſei, ſoll fragen — habe ich meintwegen noch zu arbeiten nöthig? — ſondern Jeder ohne Unterſchied frage — kann der

Staat mich als Arbeiter noch gebrauchen? Auch der, welcher keine beſtimmten Berufsgeſchäfte, ſondern blos menſchenfreundliche Geſchäfte betrieb, darf hierbei keine Ausnahme machen wollen, und wenn er den ärgſten Undank für ſeine menſchenfreundlichen Geſchäfte erfüre. Wo iſt denn wohl ein Berufsmann, der nicht oft Berufsgeſchäfte übernehmen mus, die die undankbarſten von der Welt ſind, und die er vorher wirklich ſchon als ſolche erblickt? „Es iſt dein Beruf, ſpricht man zu ihm; thu alſo deine Pflicht, und bekümmere dich um den Erfolg nicht." Wo bliebe die Gleichheit, wenn der Menſchenfreund nicht zu ſich ſelbſt ſpräche — „du haſt dir den Beruf, ausserordentlich zu nützen, ſelbſt gewählt; ſo thu auch, ſobald du es zu thun vermagſt, alles das, wodurch du nützlich werden kannſt, unbekümmert darum, ob du dadurch nützlich werden werdeſt —?"

Wenn Jeder zum Wohle des Staats beiträgt — wenn Jeder dazu beiträgt, wie er kann — wenn Jeder ſo dazu beiträgt, ſo lange er kann — — dann iſt bürgerliche Gleichheit auf der Seite des Gebens da .... Dann darf erſt von bürgerlicher Gleichheit auf der Seite des Nehmens geſprochen werden; nun mus aber auch von ihr geſprochen werden. Die reinen Grundſätze derſelben ſind folgende — —

I. Gleiche Achtung mus der Staat ſeinen Bürgern erzeigen. — Hiermit iſt nicht gemeint, daß alle Bürger einen und denſelben Grad von Achtung erhalten ſollen, ſondern daß ieder Bürger ohne Unterſchied den Grad von Achtung, welchen er verdient, erhalten müſſe. Dieſe Art von Gleichheit iſt heilige Menſchheitsſache. Nur dem Verdienſte gebührt Achtung; nur der nützliche Mann werde geehrt, und in dem Maſſe geehrt, in welchem er den Nutzen ſtiftet, den er ſtiften kann. Von welcher Art dieſer Nutzen ſei, gehört nicht zur Sache. Es mus Nutzen aller Art ſein; wenn nur Jeder den Nutzen ſtiftet, den er ſtiften kann. Welch eine Forderung wär's, wenn man verlangte, daß Jemand, um erſt auf die Achtung ſeiner Mitbürger Anſpruch machen zu können, einen andern Nutzen ſtiften ſollte, den er zu ſtiften nicht vermag! So müſte man ihm auch erſt die Kräfte dazu geben, und ihn in die Lagen dazu verſetzen. Am Ende iſt ia auch der unentbehrlichere Nutzen auf ieden Fall der gröſſere; wenn alſo dieienigen etwa nur geachtet werden ſollten, welche Nutzen von gröſſerer Art ſtifteten, wem würde alsdann die Achtung gehören? Dem Handwerker doch wohl eher, als dem Künſtler? Dem Holzfäller doch wohl eher, als dem Gelehrten? Dem Brodterbauer doch wohl eher, als dem Staatsmanne? — Erhält Jeder die Achtung, welche ihm gebührt, ſo ſind die unterſten Stände zufriden, und beneiden die höheren nicht. Der gute Knecht ſchätzt alsdann ſeinen Herrn als Herrn noch weit wahrhaftiger, wenn er ſieht, daß ſein Herr ihn auch als ſeinen Knecht ſchätzt.

II. Gleiches Recht mus für alle Staatsbürger da ſein. — Niemand darf über die Geſetze erhaben ſein wollen; nach denſelben Geſetzen, nach welchen der Arme und der Nidrige gerichtet werden, mus auch der Reiche und der Hohe gerichtet werden. — In Streitſachen mus kein Anſehen der Perſon gelten; auf weſſen Seite das Recht iſt, dem mus es zugeſprochen werden, er ſei, wer er wolle. — Auch dem letzten Bürger mus von dem erſten kein Unrecht geſchehen dürfen, ſo, daß es dieſem für frei ausgehe. — Bei Auflegung der ſogenannten Staatsabgaben mus die vollkommenſte Verhältnismäſſigkeit herrſchen. Kein Stand mus ſich davon ausſchlieſſen, und ſeinen Theil die übrigen tragen laſſen dürfen. Die unterſten Stände müſſen hierbei vorzüglich als die unterſten behandelt werden. Die Gröſſe des Eigenthums und des Gewinns mus allein der Masſtab dazu ſein. Auf die erſten Bedürfniſſe müſſen die geringſten Auflagen, auf Dinge aber, die blos zur Pracht gereichen, die gröſſeſten gemacht werden. — Auch in den Lebensgenüſſen mus Gleichheit ſein. Dis heiſſt wieder nicht, daß ieder Stand dieſelben Vergnügungen genieſſe, ſondern daß Jeder dieienigen genieſſen könne, welche für ihn gehören. Auch heiſſts nicht, daß ieder Bürger denſelben Unterhalt habe, ſondern daß es keinem Bürger am menſchlichen Unterhalte fehle. Wer Leben hat, der hat auch das Recht dazu, es menſchlich zu erhalten, und es liegt dem Staate ob, Erwerbsquellen aller Art hierzu zu eröfnen. — Eine ſolche Gleichheit des Rechts auf allen Seiten ſichert den Staat am beſten vor gewaltſamen inneren Erſchütterungen.

III. Gleiche Hülfe mus den Bürgern gewährt werden. — Auſſer wirklichen Nothfällen, in bloſſen Sachen der Beförderung des Wohls, mus Jedem der Beiſtand widerfaren, den er verdient, ſobald ihm ſolcher widerfaren kann. Geſchicklichkeit, Herzensgüte, und Thätigkeit an der

Hand Beider müſſen Jeden ohne Unterſchied dazu eignen, und wenn er übrigens in zufälligen Aeuſerlichkeiten noch ſo weit zurückſtände; wer aber jene nicht hat und zeigt, iſt davon auszuſchlieſſen, wenn er in dieſen auch noch ſo viel voraus hätte. So werden die beſten Köpfe in allen Ständen geweckt, und die Herzen insgeſamt im Guten geſtärkt. Auch gewinnt der Staat ſelbſt dadurch den groſſen Vortheil, daß der wirklich ausgefüllten Plätze immer mehr, und volle Thätigkeit und Eifer für ihn immer allgemeiner werden. — In wirklichen Nothfällen aber mus gar kein Unterſchied gelten. Wer ſehr leidet, der ſei, wer er wolle; genug, er leidet ſehr, und ſo eignet er ſich als Leidender blos ſchon zur Hülfe. Groſſes Bedürfnis darf die Frage nach Verdienſt nicht aufkommen laſſen; die Menſchenfeinde, die Geizigen und Unbarmherzigen hätten ſonſt gewonnen Spiel. Kann in dergleichen Nothfällen nicht anders, als durch öffentliche Anſtalten, geholfen werden, ſo iſt es eine der erſten Pflichten des Staats, für ſolche zu ſorgen. In dieſe gehören Alle, welche bei den Ihrigen keinen Unterhalt, keine Wartung und Pflege finden können; denn daß Niemand verlaſſen ſei, dis ſetzt aller bürgerlichen Gleichheit die Krone auf. Und — wie ſorgt der Staat durch ſolche Anſtalten zugleich für ſich ſelbſt! Wird nicht Jeder gern ſo lange ſeinen Beitrag zum öffentlichen Wohle leiſten, als er kann, wenn er weis, daß er, wenn er dis einſt auch nicht mehr kann, doch ſeinen Antheil an ſelbigem haben werde? — —

Wo iſt an der bürgerlichen Gleichheit, ſo beſtimmt, etwas Unmögliches? Welcher gute Menſch mus ſie nicht wünſchen? Weit entfernt, daß ſie zu den Träumen der Dichter gehören ſollte, oder daß ſie doch ſchädlich werden könnte, ſo iſt ſie nicht nur wirklich ausführbar, ſondern auch die weſentliche Grundlage der Dauer und der Glückſeligkeit aller Staaten.

Achtzehnte Stunde.

Im Nahmen der proteſtantiſchen Zeitgenoſſenſchaft.

Sollte die Lauheit gegen ihre eigene Kirche und Sache unter den Proteſtanten *iezt* wirklich ſo herrſchend ſein, als ſie beſchrieben wird? Je öfter ich mich ſo frage, deſto weniger kann ich mich davon überzeugen. Keineswegs will ich das Gegentheil davon durch das fleiſſige Kirchengehen beweiſen, welches an meinem kleinen Orte noch Sitte iſt; denn die Klagen über den Verfall des Kirchengehens in gröſſeren Städten ſind mir bekannt genug — nur ſollte man auch hieraus iene Behauptung nicht darthun wollen. In groſſen Städten verfällt iezt das Kirchengehen aus ganz andern Urſachen; wollte man aber *Lauheit* als den Grund davon angeben, ſo würde es nicht ſo wohl Lauheit gegen die *proteſtantiſche* Religion, *als ſolche*, ſondern vielmehr Lauheit gegen Religion *überhaupt* ſein.

Daß einzelne Individuen in unſern Tagen öffentlich und feierlich die proteſtantiſche Kirche verlaſſen haben, iſt nicht zu leugnen; folgt aber daraus, daß die Proteſtanten in Maſſe ſich iezt aus ihrem Glauben weniger machen, als ſonſt? So könnte man auch behaupten, daß ſie ſich nie aus ihm etwas gemacht hätten. Man mus es zwar dem Gewiſſen derer, welche neuerlich ſo thaten, überlaſſen, warum ſie ſo thaten; wahr aber iſts doch, daß es zu allen Zeiten, ſo lange der Proteſtantismus exiſtirt, Einzelne gegeben habe, welche die proteſtantiſche Kirche verlieſſen, wie es auch immer einzelne Katholiken gab, welche ſich in ſie begaben.

Es macht mir viel Freude, daß, indem Einige über die einreiſſende proteſtantiſche Gleichgültigkeit laute Klagen führen, Andere auch wieder den Ungrund dieſer Klagen behaupten. Da die Letzteren ebenfals ſehr achtungswürdige Männer ſind, und ich ihnen auch zutrauen mus, daß ſie die Lage der Sache beurtheilen können, ſo hebt ſich an ihrer Seite mein Herz, und ich misbillige es ſehr, wenn auf ſolche Weiſe meine Zeitgenoſſen, die zugleich meine Glaubensgenoſſen ſind, mit Vorwürfen beladen würden, die ſie doch nicht verdienten.

Vielleicht, daß ihnen mit Grund weiter nichts nachgeſagt werden kann, als daß ſie nicht mehr ſo heftig für ihre Sache eifern, wie ſonſt; zeugt dis aber wohl gleich von Lauheit gegen ſelbige? Ehemals, als die proteſtantiſche Kirche ſich erſt bildete, bedurfte es allerdings des Feuereifers ihrer Stifter und Glieder für ſie, und nie würde ſie ohne ſelbigen Beſtand gewonnen haben; ietzt aber, da ſie Jahrhunderte hindurch ſchon wirklich beſteht, bedarf ſie ſeiner nicht mehr. So lobenswürdig er alſo einſt war, ſo tadelnswerth würde er ietzt ſein. Mit Recht würde es doch wohl ietzt heiſſen — „warum gerathet ihr noch ſo in Harniſch? man beleidigt euch ia nicht mehr — warum ſtellet ihr euch immer noch auf den Kampfplatz? der Kampf hat ia längſt ein Ende.“ Die Meinung, als ginge der Kampf von neuem an, iſt eine offenbare Ungerechtigkeit, welche am Geiſte des Zeitalters begangen wird. Die mit dem Proteſtantismus allerdings unverſöhnliche römiſche Hierarchie, welche ſchon ſeit geraumer Zeit nichts mehr gegen ihn zu unternehmen vermochte, iſt ia nun gänzlich zerſtört; in den Augen der weltlichen Macht aber hat er ſich zu ſehr, nicht nur als unſchädlich, ſondern auch als heilſam, bewährt, als daß er von ihr etwas zu befürchten haben könnte. Indem der mönchiſche Fanatismus grenzenloſes Elend neuerlichſt über Spanien verbreitet, mus er beizu das Gute ſtiften, daß der groſſe Napoleon den Proteſtantismus, den er von ieher ſchätzte, nun gewis noch weit ſchätzbarer findet.

Die Proteſtanten handeln alſo iezt ſehr recht und klug zugleich, wenn ſie das vorväterliche heftige Eifern für ihre Sache einſtellen, nur ſtillwarm für ſie ſind, und all das Gute, welches ſie in Ruhe genieſſen können, auch wahrhaftig in dankbarer Ruhe genieſſen. Wie? und wenn ſie ſo thun, wollte man ſie da der Lauheit oder Gleichgültigkeit gegen ihre Kirche beſchuldigen? Und — ſolche Beſchuldigungen ſollten ſie aus dem Munde ſolcher Männer hören, die ſich zu ihren eigenen Lehrern zählen? Traun! dieſe Männer bedächten nicht, was ſie thäten. Es ſoll nicht eher Feuer! geſchrieen werden, bis wirklich Feuer da iſt. Ein blinder Feuerlerm bekam denen, die ihn machten, oft ſchon übel, und würde den Proteſtanten, wenn ſie ihn iezt machten, gewis auch ſehr übel bekom=

men, und zwar — mit Recht. Proteſtantiſche Lehrer machen ſich warlich in unſern Tagen um ihre Kirche nur dann verdient, wenn ſie ſprechen — „unſer Gebäude iſt an ſich feuerfeſt, es gibt aber auch vor der Hard gar keine Feuersgefar; laſſts uns alſo nur im guten Stande erhalten, und mit alter ächter Gottesfurcht und Tugend darin wohnen!“

Wollte man aber daraus, daß die Proteſtanten etwa iezt nicht mehr ſo viel Rühmens von dem Guten machen, welches ſie vorzugsweiſe beſitzen, den Beſchuldigungsgrund gegen ſie hernehmen, daß ſie gleichgültig gegen ihre Kirche wären, ſo könnte man ihnen auch leicht Unrecht thun. Iſt es denn nicht mit allen wünſchenswerthen Zuſtänden ſo, daß ſie, wenn ſie ſchon lange mit Sicherheit gedauert haben, nicht mehr ſo viel Stof zum Reden, Lobpreiſen und Bewundern geben, als zu der Zeit, da ſie eintraten, und noch dazu wohl ſchwer erkämpft und errungen werden muſten? Sie haben alsdann das Anziehende der Neuheit verlohren, und man hat ſich an ſie gewöhnt. Iſts nun gar der Fall, daß ein ſolcher Zuſtand ſchon mehrere Generationen hindurch gedauert hat, und daß man in ihm ſchon geboren ward, woher ſoll dann der alte erſte Enthuſiasmus für ihn noch kommen? So geht es zu, daß Völker, deren Vorfaren die bürgerliche Freiheit errangen, von ihr nicht mehr ſo viel Aufhebens machen, und eben ſo geht es auch ganz natürlich zu, wenn die Proteſtanten ietzt von ihrer religiöſen Freiheit nicht mehr ſo viel Rühmens machen, als ſonſt. Darf man ienen Völkern deshalb aber wohl den Vorwurf machen, daß ſie ihren glücklichen Zuſtand nicht mehr zu ſchätzen wüſten? So mache man auch den Proteſtanten nicht aus gleicher Urſache einen ähnlichen Vorwurf!

Nur dann erſt könnte man ſie der Gleichgültigkeit gegen ihre Kirche mit Recht beſchuldigen, wenn ſie in ganzen Maſſen ſich nicht abgeneigt bezeigten, Glieder einer neu zu errichtenden Univerſalkirche, oder gar wieder Glieder der alten römiſchen Kirche, zu werden. Dahin iſts aber Gottlob noch nicht gekommen, und dahin wirds auch nicht kommen, weil das Gefühl wahrer Menſchenwürde unter den Proteſtanten zu ſehr befeſtigt iſt. Dieſe beſteht in der Geiſtesfreiheit, von welcher die Freiheit, ſich zu ſeinem Glauben ſelbſt zu beſtimmen, den weſentlichſten Theil ausmacht. Was haben alle diejenigen ausgerichtet, welche Vorſchläge zu ienen Umwandlungen thaten? Nichts! Die proteſtantiſche Kirche im Ganzen lies ſich durch die äuſerlichen Vortheile, welche ſie ihr dabei zeigten, und noch dazu blos vorſpiegelten, nicht bethören, ſondern wies ihre Vorſchläge mit Edelmuth ab, und beſchuldigte ſie, wenn ſie zu ihr ſelbſt gehörten, mit Recht eines Verraths, den ſie an ihr begingen. Glücklicherweiſe waren ihnen die Rechtſchaffenen ſeit einem halben Jahrhundert zuvorgekommen, und hatten mündlich und ſchriftlich die Gefühle für wahre Menſchenwürde ſo reichlich über unſere Kirche ausgegoſſen, daß es nun unmöglich iſt, daß ſie in ihr iemals wieder verſiegen könnten. Mögen auch immerhin viele Proteſtanten iezt in ſittlicher Hinſicht ſich ſolcher wahren Menſchenwürde uneingedenk zeigen, und grober Sinnlichkeit zugethan ſein — man übertreibe auch nur ihre Anzahl nicht ungerechterweiſe — ſo zweifle ich doch ſehr daran, daß ſie, wenns dazu käme, ſich ihrer Glaubensfreiheit gutwillig begeben würden. Vielleicht, daß ſie, wenn ſie ſich ſeither aus allem Glauben nichts machten, alsdann, wenn Glaube nun einmal ihre Sache wieder werden ſollte, auf Glaubensfreiheit am meiſten beſtehen, und ſich wenigſtens das Recht zu erhalten ſuchen würden, ſich ihre Glaubensweiſe ſelbſt zu beſtimmen.

Uebrigens iſt hier auch nur die Rede davon, daß die Lauheit gegen unſere eigene Sache unter uns nicht ſo herrſchend ſei, als Einige vorgeben; wer wird es in Zweifel ſtellen, daß ſie hier und da angetroffen werden möge? Wenn es Einzelne von uns gibt, die ſich förmlich von unſerem kirchlichen Verein losſagten, warum ſollt's nicht noch Mehrere unter uns geben, die zwar im Verein mit uns bleiben, aber keinen groſſen Werth auf ihn ſetzen? Ich glaube aber doch, daß es gröſtentheils nur Leute ſein werden, welche im Verkehr mit der Welt ihre Hauptſache finden, den ſie in ieder Kirche treiben zu können meinen. Sie mögen iedoch ſein, wer ſie wollen; daß es ihnen an Sinn für das unſchätzbare Gut der Glaubensfreiheit fehle, liegt am Tage. Wo ſie ihn gelaſſen haben mögen, müſſen ſie ſelbſt wiſſen; ob er ihnen wieder beigebracht werden könne, iſt die Frage.

Wer als Proteſtant Gefühl für wahre Menſchenwürde hat, der bleibt gewis, was er iſt, und die höheren Arten von Freiheit, welche er in ſeiner Kirche genieſſt, erhalten ihn auf immer warm für ſie. Ich will wohl glauben, daß man, wenn man von Kindheit auf zum blinden Glauben auf Lehrerwort erzogen worden iſt, und unter Aehnlicherzogenen lebt, nicht einmal auf den Einfall kommen könne, zu fragen, ob die Lehrer auch Wahrheit lehren, oder ob das, was ſie lehren, vernunftmäſſig und evangeliſch ſei; wie tief ſinkt aber ein Menſch, der ſich auf ſolche Weiſe alles Gebrauchs ſeiner Vernunft, an die ihn Gott doch vor allen Dingen gewieſen hat, und noch dazu in den höchſten Angelegenheiten, begibt, und ohne alle eigene Ueberzeugung glaubt! Ich zweifle auch nicht daran, daß ſeine Lehrer, um ihn vor einer ſolchen Frage zu bewahren, ihm ſelbige als an ſich gleich ſündlich vorgeſtellt haben werden, ſo, daß er ſie auch wirklich dafür zu halten ſich gewöhnt hat; wie aber, wenn er durch Umgang mit Freier- und Selbſtdenkenden, durch Leſung ihrer Schriften, oder, durch andere zufällige Umſtände, die deutlichſten Winke erhält, daß dieſes oder ienes, was ſie ihm lehrten, nicht Wahrheit ſei? in welch einen Kampf mit ſeinem Gewiſſen mus er gerathen! Auf der einen Seite wird es ihm die Pflicht vorhalten, als ein Vernunftweſen nur das Vernunftmäſſige zu glauben; auf der andern wird es ihm den Vorwurf machen, daß, wenn iene bloſſe Frage ſchon ſündlich iſt, das wirkliche Zweifeln an dem, was ſie betrift, noch ſündlicher ſei. In was für einer quälenden Herzensverlegenheit wird er ſich befinden, und zwar um ſo mehr, als ihm das Sündliche der bloſſen Frage von Jugend auf recht übergros und ſchrecklich vorgeſtellt worden iſt! Doch — angenommen auch den beſten Fall, und geſetzt, ſein Gewiſſenskampf hätte den rechten Ausgang, und er gewönne innere Kraft genug, das drückende äuſerliche Lehrerioch abzuwerfen, wird er es wagen dürfen, ſeine erlangten beſſeren Ueberzeugungen zu äuſern? Mag es immerhin da, wo er lebt, keine ehemalige ſpaniſche Inquiſition geben; irgend einer Art von Inquiſition und ihren Unheilen ſetzte er ſich dadurch immer aus. Was wird er alſo für das Rathſamſte halten? Dis, daß er die Rolle des Heuchlers übernehme, ſeine beſſeren Ueberzeugungen in ſich einſchlieſſe, nöthigenfals gar verleugne, und ſich ſtelle, als wenn er den gewöhnlichen Kirchenglauben hätte, ia, ihm wohl gar feierliche Huldigungen leiſte, während daß er ihm in ſeinem Herzen Hohn ſpricht.

Hilf Himmel! in welch einer unendlichſeligeren Menſchenlage befindet ſich dagegen der

Proteſtant! Er wird, wenn er nicht ſelbſt auf die Frage kommt, ob ſeine Lehrer auch vernunft- und ſchriftmäſſig lehren, auf ſie gebracht; ſie wird ihm nicht nur nicht ſündlich, ſondern ſogar pflichtmäſſig vorgeſtellt. Er ſoll prüfen und forſchen, ſoll ſich ſelbſt überzeugen, und nur nach eigener beſter Ueberzeugung glauben. Er hat das Recht, ſeinen Glauben zu ändern, ſobald ſich ſeine Ueberzeugung ändert, und — darf daraus kein Hehl machen. Wie er ſeinem Gewiſſen folgen, ſich eines Beſſeren belehren laſſen, und deshalb Alles frei und ungehindert leſen darf, was geſchrieben wird: ſo darf er auch bekannt machen, wie es iederzeit um ſeinen Glauben ſteht; er darf es mündlich und in Geſelſchaften, ohne deshalb etwas zu beſürchten zu haben; er darf es, wenn er will, ſchriftlich, ohne daß irgend eine Inquiſition ſich allgewaltig gegen ihn aufmachen dürfe. Verſucht ſie es, ſo hat er weiter nichts gegen ſie zu thun nöthig, als daß er ſich in die Grenzen der Beſcheidenheit bei der Publicität zurückzieht; ſofort mus ſie ihm das Feld räumen, und ihm ſeine von den Reformatoren der Kirche errungene Freiheit laſſen. Gottlob, ſo iſts, und ſo wirds gewis fortbeſtehen. Haben wir nicht unter dem Nachfol-

er Friedrichs des Groſſen ein Zeitalter erlebt, in
elchem eine kleine Rotte von kleinen Kirchengei-
ern, die der heilige Geiſt, der Geiſt des Prote-
antismus, verlies, alles mögliche Unweſen in
er proteſtantiſchen Kirche anzurichten ſich beei-
erte? Was hat ſie bewirkt? Die, welche zu ihr
ehörten, ſind dahin, und es wäre zu ihrem Beſten
u wünſchen, daß auch ihre Nahmen dahin wä-
en. Aber — ihre Nahmen werden bleiben,
nüſſen bleiben, damit ſich ähnlichſpekulirende
eitgenoſſen, katholicisirende berufene und unbe-
ufene Lehrer der proteſtantiſchen Kirche, an ih-
en, an ihrem gehabten Schickſale, an der Ver-
chtung, die ihnen die proteſtantiſche Kirche zollt,
piegeln, zu ewigen Zeiten ſpiegeln.

Die Parallele, welche ich ietzt zwiſchen Pro-
eſtanten und Nichtproteſtanten gezogen habe, zie-
en gegenwärtig auch ſogar Viele der letzteren,
nd laſſen ihr die verdiente Gerechtigkeit widerfa-
aren; wie ſollte die proteſtantiſche Kirche ſelbſt,
ls Kirche und in Maſſe, iemals die ſo ſelige Lage,
n der ſie ſich befindet, überſehen, oder gar ver-
ennen, und daher geringſchätzen können? Erſt
nüſte alle die Geiſteskultur in ihr wieder verloh-
en gehen, welche einen ſo hohen Grad erſtiegen

hat; dieſe iſt aber zu feſt gegründet, und ſo iſt ſie die ſicherſte Bürgin dafür, daß Lauheit für ihre eigene Sache, wie ſie iezt unter den Proteſtanten nicht herrſchend iſt, auch nie unter ihnen herrſchend werden werde.

Neunzehnte Stunde.

Der gute Fürſt.

Ich ward kein Fürſt. Wäre ich aber Fürſt, ſo würde meine erſte Beſchäftigung an iedem Morgen ſein, daß ich etwa folgendermaſſen bei mir ſelbſt ſpräche — —

„„„Ich bin Erſter im Lande — Fürſt; aber nicht durch mich. Das Schickſal, welches ein Unerforſchlicher regirt, hat mich — auf welche Weiſe es auch ſei — dazu gemacht. Mit wahrer Andacht mus ich daher, ſo oft ich einen Befehl unterſchreibe, die Anfangsworte — „von-Gottes Gnaden" — leſen.

Als Fürſt habe ich die höchſte Gewalt im Lande; ich verdiene ſie aber nur dann erſt zu haben, wenn ich von ihr den rechten Gebrauch mache. Ich habe ſie nicht für mich, ſondern für das Land; ich darf alſo nicht Gewaltthätigkeiten im Lande ausüben, ſondern mus zu verhindern ſuchen, daß dergleichen darin ausgeübt werden. Meine Unterthanen ſind nicht meine Leibeigene, ſondern freie Menſchen, die unter dem Schutze der Geſetze — auch gegen mich — ſtehen. Ich darf nicht an ihr Gut und Blut, wie es mir einfällt, ſondern nur dann erſt, wenn ſie es nach den Geſetzen verwirken — welches Gott verhüte! — oder, wenn es ihr Geſamtwohl, die Rettung des Vaterlandes, ſchlechterdings erheiſcht — welches Gott gleichfals verhüte! —

Dahin könnte ich es leicht bringen, daß mich mein Volk fürchtete; — wie bald kann dis ein Fürſt! — Lebe ich denn aber unter einer Nation von Böſewichtern? Nur Böſewichtern wolle ich furchtbar ſein; daß aber mein Volk mich ehre und liebe, wünſche ich ſehnlichſt! Nur als ein geehrter und geliebter Fürſt, aber nicht als ein gefürchteter, bin ich auch ein glücklicher, wie ein wahrer Fürſt.

Man nennt mich Landesherr; lieblicher aber töne mir's, wenn man mich Landesvater ruft. Was der Vater im Hauſe iſt, das mus ich als Fürſt im Staate ſein.

Wie? Götter der Erde heiſſt man Meinesgleichen? Ich weis es zu gut, daß ich weiter nichts, als ein Menſch, bin — ein Menſch, wie alle andere Menſchen. Wehe vollends uns Göttern der Erde, wenn wir den Gottheiten Griechenlands und Roms glichen, die ſich iedes Laſter erlaubten! Wehe uns, wenn wir den Götzen Kanaans glichen, die weder ſahen, noch hörten, noch wirkten! Das Bild des groſſen Unſichtbaren ſollen wir an uns aufzeigen, der immerdar rege iſt, und der mit weiſer Güte das Weltall beherrſcht. Dis ſoll ieder Menſch ſchon, den ſeine Vernunft zum Stärkeren in der Schöpfung machte; wie vielmehr wir, die wir die Stärkeren in der Geſellſchaft wurden! Was wär's, wenn wir nur auf Seiten der Macht gröſſere Gottähnlichkeit hätten, und nicht auch durch Anwendung derſelben? Statt Götter der Erde zu ſein, wären wir die Geiſſeln der Welt.

Nicht ſo ich. Mein Volk iſt nicht für mich da, ſondern ich bin für mein Volk da. Es glücklich zu machen, iſt mein Beruf — durch ſein Glück mich ſelig zu fühlen, mein Lohn dafür. Ueber ieden Tag, über iede Stunde darf es mich zur Rechenſchaft fordern, ob ich ſie auch dazu verwende.

Ich muß alſo vor allen Dingen ſelbſt regiren. Mein Volk verlangt dis mit Recht; denn es hat mir, und keinem Andern, gehuldigt. Könnte ich das nicht — ſchlimm genug, daß ichs nicht gelernt hätte, da ich doch als Prinz Zeit genug dazu hatte! — ſo müſte ichs noch lernen. Wäre ich wirklich auch hierzu zu unvermögend, ſo müſte ich ehrlich genug ſein, von meinem Platze wieder abzutreten. Wer wäre ich aber vollends, wenn ich ſelbſtregiren könnte, und blos nicht wollte, weil mir dieſe Bürde zu ſchwer würde, und ichs bequemer fände, meine Räthe für mich regiren zu laſſen? Trägheit ſchändet ſchon den Bürger, aber unendlichmehr den Fürſten. Und — Vergnügensluſt? Ein Fürſt mus nur ein Lieblingsvergnügen kennen, nehmlich — das Vergnügen, das Heil ſeines Volks durch ſeine ſtete Fürſorge noch immer mehr wachſen zu ſehen. Dis ſei auch das Meinige! Andere Vergnügungen will ich nur beizu genieſſen, und um mich in Erfüllung meiner Fürſtenpflichten zu ſtärken. Rufen mich dieſe, und ich wäre bei der ſchönſten Luſtbarkeit — gleich ſoll ſie nachſtehen. "Ewigfern aber ſei ieder Genus ſolcher Vergnügungen von mir, die unter meiner Würde ſind, oder gar auf Inhumanität hinausliefen!

Meine Räthe, die ich iederzeit ſo wählen mus, wie ſie die Nation wählen würde, damit ſie das Vertrauen derſelben haben, ſollen das ſein, aber auch nur das, was ſie heiſſen — meine Rathgeber — iedoch auch nur die unteren — mein oberſter Rathgeber bleibt mein Gewiſſen. Wie ich ihnen Achtung ſchuldig bin, ſo ſind ſie mir Ehrfurcht ſchuldig, und es müſſe ihnen nie einfallen können, dieſe auch nur im Geringſten gegen mich aus den Augen zu ſetzen. Sie ſollen mir verantwortlich ſein für Alles, was ſie in meinem Nahmen thun; ſo, wie ieder meiner Diener ohne Unterſchied ſich immer bereit halten ſoll zur Rechenſchaft, wie er ſein Amt verwalte.

Selbſt regiren mus ich, ia; aber ich darf es nicht nach Willkür. Die Geſetze müſſen dabei meine Richtſchnur ſein, und in Fällen, über die ſie nicht entſcheiden, mus mich das allgemeine Sittengeſetz leiten. Mir iſt kein Machtſpruch gegen iene, oder gegen dieſes, erlaubt — noch weniger gar eine eigene That gegen ſie. Vielmehr, damit ſie meinem Volke recht heilig ſein mögen, müſſen ſie mir ſelbſt vorzüglich heilig und unverletzlich ſein. Geſetzbewahrer und Geſetzhalter — erſter Beiſpielgeber in allem Guten mus ich ſein. Ich ſtehe am höchſten; mein Beiſpiel wirkt am meiſten. Wie müſte mein Volk mich verachten, wenn ich ie ſelbſt etwas thäte, das ich an Andern ſtrafte! Wie müſte ich mich ſelbſt verachten, wenn ich heute etwas ſtrafen, und morgen ſelbſt begehen könnte!

So oft ich etwas von Wichtigkeit verfügen und verordnen will, darf ich nicht ſchnell, noch weniger gleich nach den erſten auf mich gemachten Eindrücken, handeln, ſondern ich mus mit mir ſelbſt erſt recht darüber zu Rathe gehen. Finde ich dann bei ruhigerem Nachdenken, daß ich falſch gehandelt haben würde, wenn ich ſo gehandelt hätte, wie ich anfangs wollte: ſo will ich es in aller Stille blos vor meinem eigenen Herzen zurücknehmen. Bin ich aber mit mir einig über etwas von Belang, ſo ſollen mir meine Räthe ihre Meinung auch erſt darüber ſagen. Es mus mir ia lieb ſein, wenn Mehrere, und zwar die Nächſten nach mir im Lande, Männer, die das Vertrauen des Volks haben, mit mir gleich denken. Ueberzeugten ſie mich aber — ich bin ia nicht untrüglich — daß ich Unrecht hätte: ſo iſts ia doch beſſer, daß ich blos vor ihnen mein Vorhaben zurücknehme, als daß ichs, wenn ichs ohne ſie ausführte, hernach öffentlich zurücknehmen müßte. Fehlten wir aber gar gemeinſchaftlich — ſie ſind ia ſo wenig untrüglich, wie ich — und ich ſähe dis in der Folge ein: ſo darf mich, wenn ich auch Fürſt bin, nichts davon abhalten, das Verordnete vor der ganzen Welt zurückzunehmen. Wollte ich die Sache auch nur von der Ehrenſeite betrachten, ſo iſts ia ausgemacht, daß es für ieden Menſchen weniger beſchimpfend ſei, den einmal begangenen Fehler einzugeſtehen, als trotzig auf ihm zu beharren; Fürſtenfehler ſind aber auch von zu ausgebreitetſchädlichen Einflüſſen, und ſo mag man wohl darüber lachen, wenn ein Privatmann durchaus nicht gefehlt haben will, obs gleich die ganze Welt ſagt; weinen mus man aber, wenn dis mit einem Fürſten der Fall iſt.

Mein Selbſtregiren wäre nur Selbſttäuſchung und Volkstäuſchung zugleich, wenn meine Unterthanen mich auf den Nothfall nicht ſelbſt erreichen könnten. Ich erführe ia ſonſt in der That nur, was meine Räthe und Diener wollten, das ich erfaren ſollte, und — für mein Volk wäre ich mitten im Lande ſo gut wie verreiſet. Nur da, wo am Ende ieder Unterthan mit ſeinen Klagen an die erſte Landesbehörde gelangen kann, entſagen die Richter den Ungerechtigkeiten, die Beamten den Erpreſſungen, und die Miniſter dem Deſtismus.

Möchte ich, wie allen gegründeten Klagen, die bis an mich gebracht werden, abhelfen, ſo auch alle trauliche Bitten, die bis zu mir dringen, erfüllen können! Das Letztere aber kann ich durchaus nicht, und ein Fürſt ſoll ſo wenig iemals ganz glücklich werden, als andere Menſchen. Dennoch kann ich viel thun; denn ich habe groſſe Kräfte. So mus ich dieſe auch dazu anwenden; ich mus Thränen trocknen, Seufzer ſtillen, ſo viel ich vermag. Kann ich eine Bitte nicht ganz erfüllen, ſo ſei mein Beſtreben, ſie wenigſtens zum Theil zu erfüllen; mus ich ſie aber ganz abſchlagen, ſo geſchehe es doch liebevoll, und ſo, daß man ſich überzeuge, ich erfüllte ſie gern, wenn ich könnte.

In meinen Freiſtunden habe ich Zeit, im Stillen Leidende ſelbſt aufzuſuchen, und die Freude mit mir zugleich in ihre Hütten einzuführen; ſo geſchehe dis von mir! Wie einen Engel von Himmel wird man mich einlaſſen, und ich werde mich da ſeliger fühlen, als im Gepränge des Hofs. Es iſt überhaupt für mein Herz ſehr wohlgethan, wenn ich, der ich immer im Ueberfluſſe lebe, und das Vergnügen haben kann, wie ich will, auch zuweilen mich da aufhalte, wo die Dürftigkeit wohnt, und Augenzeuge von groſſen menſchlichen Leiden werde. Dadurch bekomme ich erſt in meiner Lage einen wahren Begrif von Menſchenelend, der allein vollkommene Theilnahme hervorbringt; auch wird dann kein Volksfeind mir mehr vorſpiegeln können, daß das Volk die Noth gröſſer mache, als ſie ſei.

Meine liebſten Spatziergänge müſſen die Gänge ſein, welche ich zu öffentlichen Humanitätsanſtalten thue. Ich mus ſehen, ob da auch wahre Humanität ausgeübt werde, und ob ſich die Vorſteher derſelben nicht etwa auf Koſten der Unglücklichen bereichern, oder gar Grauſamkeit ausüben. Der bloſſe Gedanke, daß ich ſie heute oder morgen überfallen könnte, wird dieſe ſchon davon abhalten.

Die unterſten Stände meines Volks verdienen meine ganz beſondere Unterſtützung. Ich mus vor allen Dingen dafür ſorgen, daß nie Brodtnoth, die ſie am meiſten drückt, in meinem Lande entſtehe. Meine Magazine müſſen immer voll ſein; damit ich, ſobald es nöthig iſt, durch Oefnung derſelben dem ſchändlichſten aller Wucher auf der Stelle Einhalt thun könne. Meine Waldungen mus ich als die ſtehenden Holzmagazine betrachten, die die Natur nicht für mich, ſondern für mein Volk, errichtete. Es iſt genug, daß ſie zu meinem Eigenthum geſchlagen werden durften; ich mus alſo wenigſtens an meine Unterthanen, die ſo viel natürliche Anſprüche darauf haben, als ich, zu billigen Preiſen davon verlaſſen, damit die Getraidewucherer mir nicht ſagen dürfen, daß ich ihnen durch Holzwucherbeiſpiel vorginge. – Meine Accisgefälle dürfen ſich von wirklichen Bedürfniſſen am wenigſten herſchreiben; vom Luxus mögen ſie ſchöpfen, damit der Arme nicht Mehr zu ihnen ſteure, als der Reiche. Für Arbeit mus ich ſorgen, daß ſie das Volk habe. Ob ich groſſe Schätze ſammle, oder nicht — wenn kein Arbeitsluſtiger in meinem Lande darben darf, dann bin ich reich. Habe ich doch Alles, was ich habe, von der Nation; ſo mus ihr auch der gröſſere Theil davon wenigſtens wieder zu Gute kommen. Durch nützliche Bauten, durch Wegebeſſerung, durch Urbarmachung der Wildniſſe müſſen ganze Volksſchaaren unaufhörlich beſchäftigt und ernährt werden. Wo eine Fabrik, eine Manufaktur, ſie ſei von welcher Art ſie wolle, ſchon exiſtirt, da mus ich ſie unterſtützen; ich mus beförderlich ſein, daß ihrer immer mehrere angelegt werden — dis iſt das ſicherſte Mittel, dem Ueberhandnehmen der Anzahl derer, welche Armengeld bekommen müſſen, vorzubeugen. Alles Gewerbe, das gemeinnützig iſt, mus ich in Flor zu bringen ſuchen; ich mus meinen Patriotismus dadurch bezeigen, daß ich inländiſche Fabrikate und Kunſtſachen den ausländiſchen vorziehe, und wenn ſie auch nicht von ihrer Güte wären. So bleibt mein Geld im Lande, und, da nach mir ſich meine Hofleute, und nach ihnen ſich wieder die Reichen richten werden, ſo bleibt auch ihr Geld im Lande, zirkulirt daſelbſt durch tauſend Hände, und vermehrt ſich in ieder Hand.

Ich ſtehe ia ſo gut, und — meine Diener ſollten ſchlecht ſtehen? Wie kämen ſie dazu? Sie dienen ia nicht mir, ſondern dem Staate; wie könnte ich die Staatsbedienten mit meinen Bedienten, oder Lakeien, verwechſeln? Ein Staatsbedienter bin ich im Grunde auch nur, wenn auch freilich der Erſte. Da nur der

Staat uns Alle aus *einer* Kaſſe bezahlt, mir aber die Vertheilung überläſſt — oder, da er mir ſo ſtarke Jahresrevenüen angewieſen hat, daß ich damit die Jahresgehalte der Uebrigen ſehr anſtändig beſtreiten kann — welch ein Undankbarer wäre ich gegen ihn und gegen ſie, wenn ſie nicht einmal ſo ſorgenfrei leben könnten, *wie meine Lakeien!* Nein, ſie müſſen haben, daß ſie ebenſo gern ihren Poſten bekleiden, wie ich den meinigen; haben müſſen ſie, daß ſie nicht auf Familienbau und Familienfreuden Verzicht thun dürfen, und dadurch ſich unglücklicher fühlen, als meine Lakeien. Steigen *meine* Revenüen, ſo müſſen auch *die ihrigen* ſteigen. Mein Vater hatte ſchon Weniger, als ich — mein Grosvater noch weit Weniger; wenn ich nun meine Diener noch ſo beſolden wollte, wie zu Zeiten meines Grosvaters, verdiente ich nicht, daß mich der Staat auch auf den Gehalt meines Grosvaters zurückſetzte? Die Preiſe der Dinge ſtiegen, und erhöheten das Einkommen der Fürſten; ihr Steigen macht nun aber auch die ehemaligen Gehalte der Dienerſchaft unzureichend, und ſo müſſen dieſe in demſelben Maſſe von Zeit zu Zeit erhöhet werden, wie jenes.

Wenn ich, der Reichſte im Lande, der Erſte und Wohlbeſoldeteſte unter den Staatsdienern, ſterbe, ſo hat der Staat in voraus ſchon für meine Frau und Kinder geſorgt, und reicht ihnen anſehnliche Apanagen nach meinem Tode; wie? und ich könnte verlangen, daß meine Diener, die übrigen Staatsdiener, von ihren Beſoldungen, die ſie beim Leben beziehen, beim Leben auch ſo viel zurücklegen ſollten, daß ihre Weiber und Kinder nach ihrem Tode — wohl gar nach ihrem frühen Tode — davon leben möchten? Nein, wie für meine Hinterlaſſenen geſorgt ward, ſo mus auch für ihre Hinterlaſſenen geſorgt werden. Jenes that der Staat, dis mus ich thun. Meiner braven Diener Wittwen und Waiſen ſollen mir heilige Gegenſtände ſein; ihrer Männer und Väter Arbeits- und Dienſttreueſegen ſoll auf ihnen ruhen, und ihnen wohlzuthun, ſo wohlzuthun, daß ſie gern Hinterlaſſene eines öffentlichen Dieners ſind, darf ich mir auch nicht zum kleinſten Verdienſt, ſondern blos zur gröſſeſten Schuldigkeit, rechnen. So bekommt fernerhin der Staat gewis treue Diener, und, daß er ſolche bekomme, dafür läſſt er mich ſorgen, und — damit ich dafür ſorgen ſollte, möchte und könnte, Ich regire nicht über blos animaliſche Weſen — ich regire über moraliſche Weſen. Wenn alle meine Unterthanen durch mich ſo weit kämen, daß ſie nach Herzensluſt eſſen, trinken, ſich kleiden und ſich fortpflanzen könnten, und ich ſchlöſſe damit mein Regiment über ſie — was für einen nidrigen Begrif hätte ich von meiner Beſtimmung! Nein, ich mus auch dafür ſorgen, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehle, ihre höhere Natur auszubilden. Gute Schulen aller Art im Lande überall ſind das wahre Mittel hierzu, und ſo mus ich auf ſie den gröſſeſten Aufwand machen. Dis iſt ächter fürſtlicher Aufwand — aber nicht koſtbare Feſte, die der Hof genieſſt und das Volk bezahlt. Welche Ehre, welche Freude, welcher Segen für mich, wenn meine Nation zu den gebildeteren Nationen gehört! Werde ich nicht unter ganzen Menſchen als Fürſt ſelbſt weit ſeliger leben, als unter halben, oder gar unter Thiermenſchen? Wie weit ſeltener werde ich ſtrafen dürfen! Wie werde ich überall, wenn ich ſpreche, oder handle, beſſer verſtanden werden! Wie wird man ſich an meine guten Anſtalten anſchlieſſen, und iede wohlthätige Neuerung, die ich ſtifte, von allen Seiten mit Dank annehmen, und zu befördern ſuchen!

Unter den drei Arten von Nichtswürdigen, auf die mein Ohr nie höre, ſollen daher die obenan ſtehen, welche ſich mir mit Verſchreiungen der Volksbildung näheren, und mich zu überreden trachten, daß das Volk nicht aufgeklärt werden müſte. Liegts denn nicht gleich am Tage, worauf ſie ausgehen? Volksdummheit begünſtigt den Volksdruck, und durch dieſen möchten ſie ſichs gern wohlgehen laſſen.

Auf ſie ſollen die Plusmacher folgen, welche mir mit einer wichtigen und Fürſtenliebe andeutenden Mine ihre Plane vorlegen. Auch ſie gehen doch nur auf Volksdruck aus; wenn ich alſo auch noch ſo viel dabei gewönne — habe ich denn nicht ſchon genug? — ſo müſſe ihr Plus für mich mit Abſcheu von mir gewieſen werden, weil es Minus meinen armen Unterthanen an Lebensgenüſſen macht.

Mit ihnen zugleich ſollen die Schmeichler von mir unangehört bleiben, die mir ins Geſicht ihr Lob zollen, die Dinge an mir loben, die nicht nennenswerth ſind, oder die mich wohl gar über etwas loben, worüber ich mich ſelbſt tadle. Sie meinens ebenfals mit dem Volke nicht gut; weil ſie mir in den Kopf ſetzen wollen, als wäre ich ſchon ein vollkommener Fürſt. Wer mir als ein ehrlicher Mann die Wahrheit ſagt — wer mir unverholen meine ſchwachen Seiten zeigt — wer mir die beſten Anſchläge gibt, begangene Fehler wieder gutzumachen — — der ſei mein Freund und mein Mann! Von ihm kann ich lernen; durch ihn kann ich beſſer werden, und — ſo meint er's mit meinem Volke gut, und mit mir.

Wäre es etwa, daß ich auf ſolche Weiſe die Wahrheit nicht oft genug *hörte*, ſo könnte ich ſie doch oft genug *leſen*. Recht emſig hat mein Zeitalter dafür geſorgt, daß *die Lektüre für Fürſten* in reichem Maſſe da wäre. Was hilft dis aber, wenn wir Fürſten *gar-nicht* leſen? Was hilft es, wenn wir auch nur *die Bücher* nicht leſen, *die für uns geſchrieben ſind*? Man entſchuldigt uns wohl im letzteren Falle damit, daß man ſagt, unſere Höflinge verleideten uns ſelbige, oder entzögen ſie uns gar; gibts denn aber keine gelehrte Zeitungen, keinen Meßkatalog? .. Wehe dem Lande, deſſen Fürſt überhaupt nicht gern lieſet! Wohl aber dem Lande, deſſen leſeluſtiger Fürſt am liebſten das lieſet, was für ihn geſchrieben ſteht, und der an Schriften überall Geſchmack findet, die ſeinen Geiſt und ſein

Herz ausbilden! Mein gröſſeſtes Vergnügen ſei der Anblick meines durch mich beglückten Volks; gleich darauf folge aber auch in der Reihe meiner Vergnügungen eine edle Lektüre! dieſe wird mich rege und geſchickt zugleich machen, ienen Anblick mir noch immer vollkommener zu bereiten, und — ſo wird manche Leſeſtunde zum Jahrhundertsſegen für mein Volk werden. — —.

Ich bin mir ſelbſt Rechenſchaft davon ſchuldig, ob ich, der Erſte im Lande, nicht nur verdiene, Dieſer zu ſein, ſondern ob ichs auch wirklich bin. Ich bin es aber nur dann, wenn ich auch der Erſte in Anwendung meines Lebens und in Erfüllung meiner Pflichten bin. Gibt mir mein Herz nicht wenigſtens das Zeugnis, daß ich mich immer mehr beſtrebe, es zu werden, ſo iſt mein unterſter Unterthan, der ſein Leben gehörig anwendet, und ſeine Pflichten wacker erfüllt, ein würdigerer Menſch, als ich, und iſt auch beſſer daran, als ich. Aller Glanz um mich her kann mich nicht immer ſo verblenden, daß ich mich nicht doch oft in meiner wahren Geſtalt ſähe; alles Geräuſch um mich her kann mich nicht immer ſo betäuben, daß ich nicht auch doch oft das Urtheil meines Gewiſſens über mich hörte. Wehe mir wenn mir iene Geſtalt nicht gefällt, und wenn mir dieſes Urtheil nicht lieblich klingt!

Ich ſtehe aber auch zur Rechenſchaft vor dem Richterſtuhle der Nation. Sie hält ſchon Gericht über mich bei meinem Leben, und ich darf ia nicht denken, daß ich durch Drohungen mit Zuchthausſtrafe dis verhindern könne; aber freilich — im Todtengericht wirds lauter und dreuſter über mich hergehen. Darum mus mein geſamtes Thun und Laſſen immer ſo beſchaffen ſein, daß man, ſo lange ich lebe, ſpreche — „O daß er doch noch lange lebte!“ — und daß es im Todtengericht einſt heiſſe — „könnten wir ihn doch aus der Gruft ſeines Stammes wieder herauf beten!“ Nur dann, wenn ich ſterbend dis mit Ueberzeugung ſchon im Geiſte höre, ſterbe ich als Fürſt ſelig.“ “ “

Zwanzigſte Stunde.

Der gute Bürger.

Ich bin ein Unterthan. Oft will ich deshalb folgende Selbſtunterhaltung pflegen — —

„„„Ich lebe nicht in der Wüſte, ſondern in bürgerlicher Geſellſchaft. Dieſe kann ohne Geſetze nicht beſtehen. Es ſteht mir frei, ſie zu verlaſſen; will ich aber ihr Mitglied bleiben, ſo bin ich auch den Geſetzen unterthan. Dadurch bekommt mein Thun und Laſſen freilich allerlei Einſchränkungen; viele von ienen Geſetzen müßte ich ia aber als ein ſittliches Weſen mir ſelbſt geben, und für die Einſchränkungen, welche mir die übrigen machen, werde ich durch die bürgerliche Freiheit, die ich dabei genieſſe, und die allein wahre Freiheit iſt, reichlich entſchädigt. Wie ich nehmlich den Geſetzen unterthan bin, ſo ſtehe ich auch unter dem Schutze der Geſetze. Sie ſichern mir mich ſelbſt, die Meinigen, Alles, was ich beſitze und erwerbe, und ieden menſchlichen Lebensgenuß. Auſſer der bürgerlichen Geſelſchaft ſchiene ich nur freier; ich wäre aber in der That, was man vogelfrei nennt. Dieſelbe Geſetzloſigkeit, welche ich genöſſe, genöſſen auch Andere, wenn dieſe nun ſie gegen mich misbrauchten, wer vertheidigte mich? Ich mich ſelbſt etwa? Wie, wenn nun ein Stärkerer über mich käme? Der kleine Hauſe der Meinen etwa? Wie, wenn nun ein gröſſerer Hauſe uns anfiele? So nähme er uns unſer Eigenthum, plünderte uns, ſtreckte uns zu Boden, oder ſchleppte uns in die Sklaverei fort. So war's vor dem Entſtehen der bürgerlichen Geſelſchaft, und darum traten die Menſchen, des Raufens müde, in ſie ein. In dem Augenblick fanden ſie aber auch Geſetze nothwendig, denen ſie Alle unterthan würden; weil ihre bloſſe nähere Vereinigung ſie ſonſt nur noch unſicherer vor einander gemacht hätte.

Dis würde aber auch der Fall ſein, wenn Niemand da wäre, der die Geſetze bewachte und ihnen Nachdruck gäbe; ſie würden dann zwar da, aber ſo gut, wie nicht da, ſein. Zu ſeinem Vortheile hätte man ſich ihnen unterworfen, man würde ſich alſo auch von ihnen wieder entbinden, ſo oft man dabei gleichfals ſeinen Vortheil fände. Sie ſelbſt können ſich nicht behaupten; mit ihnen zugleich muſte alſo auch Obrigkeit entſtehen, die ſie aufrecht erhielte. Wie ich mithin den Geſetzen unterthan bin, ſo bin ich auch Unterthan der Obrigkeit, und mus es mit Freuden ſein. Wie gehts auch nur ſchon oft in Kriegszeiten her, wo die Obrigkeit blos in Ausübung ihres Amts gehemmt wird? Gilt da wohl Heiligkeit der Geſetze? Wie würden dieſe mit Füſſen getreten werden, wenns gar keine Obrigkeit gäbe! Wer alſo nicht ſelbſt wünſcht, ſie mit Füßen treten zu dürfen, der dankt Gott, daß er der Obrigkeit unterthan ward.

Es ſei, daß ich im Schweiſſe meines Angeſichts mein Brodt eſſen mus; kann ichs doch nun in Ruhe verdienen und verzehren! Es ſei, daß ich mich nur nothdürftig kleiden könnte; weis ich doch, daß ich die Kleider, welche ich habe, behalte! Es ſei, daß ich in einer Hütte wohnen müſte; kann ich mich doch Abends, ohne Wächter ſein zu müſſen, auf mein Lager darin ſtrecken! Geſchützt bin ich auf allen Seiten — ich bins durch die Obrigkeit; wie gern mus ich ihr dafür meinen Schos, meine Schutzabgaben, entrichten! Wenn ſie nicht wäre, und den Geſetzen Kraft gäbe, und mich dadurch ſicherte: ſo nähme mir mein Brodt vom Tiſche, und mein Kleid vom Leibe, wer wollte, überfiele mich im Schlafe mörderiſch, und ſteckte mir das Haus überm Kopfe an, wer wollte.

Auch dann, wenn es einzelnen verwegenen Böſewichtern gelingt, die Geſetze mit Füſſen zu treten, ſtellt ſie die Obrigkeit wieder aufrecht. Wagts ein Unhold, mich zu berauben, oder mir ſonſt Gewalt zuzufügen, ſo iſt die Obrigkeit aufs neue zum Schutz gegen mich bereit. Sie hilft mir wieder zu meinem Recht, verſchaft mir, wenn der Thäter ausfindig gemacht wird, Genugthuung, oder entſchädigt mich ohnedis auf andere Weiſe. Kann ſie dis nicht, ſo mus ich bedenken, daß ſie nicht allmächtig ſei, und daß Verluſten ſolcher Art, wofür ſie keinen Erſatz weis, ich ohne ſie immerwährend, und nicht nur ich, ſondern Jeder, ausgeſetzt ſein würde.

Soll mich die Obrigkeit aber gern ſchützen, ſo mus ich mich ihres Schutzes nicht blos durch Schos, ſondern auch durch Gehorſam, würdig machen. Sonſt könnte der Reiche zehenfach ſeinen Schos ihr erlegen, und ſie zehenmal für einmal durch Widerſpenſtigkeit höhnen. Wenn ſie mich auffordert, ihr Folge zu leiſten, und ich wollte es nicht thun — wie käme ſie denn dazu, mir Folge zu leiſten, wenn ich ſie zum Beiſtande für mich auffordere? In der That, es mus ihr frei ſtehen, in gewiſſen Fällen wenigſtens den widerſpenſtigen Bürger dadurch zu ſtrafen, daß ſie ihn verlaſſe, wenn er zu ihr ſeine Zuflucht nimmt.

Ja, die Obrigkeit kann mich kaum ſchützen, wenn ich ihr nicht gehorſam bin. Wie? wenn nun alle Bürger ſo dächten, und ihr auch nicht gehorſam wären? würden alle ihre Befehle zu meinem Schutze etwas helfen? Kommet, lieſſe die Obrigkeit ſagen, wir wollen zwiſchen euch Recht ſprechen; die von uns Angeklagten aber ſtellten ſich nicht. So thut genug, leiſtet Erſatz, ſpräche die Obrigkeit, wenn dieſe ſich ia ſtellten; ſie lieſſen ſich aber dis blos ſagen, und kehrten ſich weiter nicht daran. Hat die Obrigkeit kein Anſehen, ſo hilft ſie auch zu nichts; ich will doch aber zu meinem Beſten, daß ſie Anſehen habe — nun, ſo mus ich ihr auch Anſehen laſſen. Ich mus in allen Fällen ſo gegen ſie handeln, daß nichts gewiſſer wäre, als daß, wenn Jeder ſo handelte, und meine Handlungsweiſe allgemeine Regel würde, ihr Anſehen auf das höchſte ſtiege, und auf das feſteſte beſtände. Auf dieſe Weiſe mus alſo der Unterthan ſelbſt die Obrigkeit zu ſeinem Schutze erſt recht ſtark machen.

Es wäre eine wahre Thorheit von mir, wenn ich mich dadurch zum Ungehorſam gegen die Obrigkeit ſtimmen wollte, daß ich ihr Fehler in den Geſetzen und in der Staatsverfaſſung vorwerfen zu können glaubte. Erſtlich — verſtehe ich mich denn auch wirklich überhaupt auf ſo etwas, daß ich darüber urtheilen könnte? Wenn die Obrigkeit mir Fehler in meinen Geſchäften und Einrichtungen vorwerfen wollte, würde ich nicht bald mich darauf berufen, daß dergleichen auſſer ihrem Kreiſe läge? So hat ſie dann doch auch wohl das Recht, mir zu ſagen — Unterthan, bleib in deinem Kreiſe! Theorie und Praxis ſtimmen auch nicht immer mit einander überein; ſo, daß man, wenn man auch wirklich Wiſſenſchaft beſitze, der Obrigkeit doch wohl ungegründete Vorwürfe macht, und an Verfaſſungen etwas tadelt, das die Erfarung wohl begründet und bewährt hat. Geſetzt aber, ich erblickte wirkliche Fehler, hat ſie die Obrigkeit, der ich ſie vorwerfen wollte, ſelbſt erſt gemacht, oder hat ſie ſie ſchon vorgefunden? Iſt es leicht, alten Fehlern gleich abzuhelfen? Die Obrigkeit ſieht ſie vielleicht noch beſſer ein, als ich; ſie ſind aber zu innig ins Ganze der Staatsverfaſſung eingewebt, als daß ſie ſogleich beſeitigt werden könnten, und nicht längere Zeit dazu erfordert würde, ſo, daß die Stunde noch nicht kommen iſt. Wären's aber auch in der That Gebrechen, denen abgeholfen werden könnte, ſo mus ich denken, daß kein menſchlicher Staat vollkommen ſei. Ich ginge wohl aus Verdrus über dieſes oder ienes Staatsgebrechen aus meinem Lande, und fände da, wo ich mich von neuem anſiedlen wollte, zwar dieſelben nicht, aber doch andere wieder, und wohl gar noch gröſſere. So ginge ich vielleicht auch da wieder weg, und fände anderswo wieder andere, und ſo überall, wohin ich käme; was würde der Erfolg davon ſein? Dis, daß ich am Ende doch wohl in mein erſtes verlaſſenes Land zurückkehrte, klüger geworden wäre, und da lieber lebte, als iemals.

Ich mus daher, ſo oft ich ſchlechte Urtheile und Reden über Obrigkeit und Verfaſſung höre — als wodurch doch nur aufrühreriſche Volksſtimmung entſteht, nicht nur nicht in ſie einſtimmen, ſondern auch dazwiſchen rufen — „Gehet nur erſt, und ſehet zu, wo es beſſer ſei!“ Weg mit allem Volksaufruhre! Wenn er auch wirklich für das Gute und für die Sache der Menſchheit geſchähe, ſo wäre er doch das falſcheſte Beförderungsmittel dazu. Wirkliche und dauerhafte Verbeſſerungen, die wünſchens- und geſchehenswerth ſind, geſchehen nur glücklich von oben herab, und wenn ſie die Obrigkeit ſelbſt einleitet. Dieſe hat Zeit, ſie gehörig zu überlegen, weil ſie damit nicht eilen darf, kann allenthalben dazu Rath einholen, weil ſie die Publicität dabei nicht ſcheuen darf, und hat auch auf die Länge die ausdauernden Kräfte, ſie zu bewirken. Wenn aber das Volk ſie machen will, ſo kann es dabei nur aus ſich und ohne allgemeinen Rath handeln; es mus ſchnell und ſtürzend zu Werke gehen, damit ihm von oben herab kein Strich durch die Rechnung geſchehe, und hat nur ſo lange Kraft dazu, als ſein wildausbrauſender Muth dauert. In neun und neunzig Fällen gegen einen kann alſo nichts Kluges daraus folgen.

Gewöhnlich aber geſchehen die Volksaufrühre nur unter dem Vorwande groſſer Verbeſſerungen, und rühren von der unzufridenen Denkart Einzelner her, die ſich Parthei zu erwerben wiſſen. Wenn dann nun auch da Alles anfangs ſo gelänge, wie man dachte, wie wirds zulezt? Aus einer Parthei entſtehen mehrere, und iede will, ſobald die alte Obrigkeit abgeſchaft iſt, herrſchen. So gehts bunt über, und die lebende Generation hat während des um die Herrſchaft ſich ſtreitenden Partheigeiſtes gar nichts, ſtatt daß ſie doch ſonſt etwas hatte. Am Ende mus irgend eine Parthei ſiegen. Dieſe betrachtet ſich dann als die Deſpotin der übrigen, und ſtellt eine neue Obrigkeit unter einem neuen Nahmen her, die weit ſtrenger regirt, als die abgeſchafte. So hat's die künftige Generation noch weit ſchlimmer, als die vorige, welche es ſchon aufs höchſte ſchlimm zu haben glaubte, und deshalb rebellirte.

Die Obrigkeit läſſets mir ia unbenommen, ihr Vorſchläge aller Art zu Verbeſſerungen zu thun, wenn ich dergleichen im Ernſt thun zu müſſen glaube. Ich mus ſolche aber beſcheiden und im Geiſte eines guten Bürgers thun, und mus es ihr überlaſſen, ob ſie ſie für ausführbar und räthlich finde, oder nicht. Ueberhaupt kann ich mich ia an die Obrigkeit verwenden, wie ich will, und der Zugang zu ihr iſt mir in allen meinen Angelegenheiten offen. Nur mus es immer mit ehrerbietigem Anſtande, und nicht polternd, oder gar drohend, ſondern bittweiſe, geſchehen. Wie kann ſie aber Allen ihre Wünſche gewähren? Es iſt unmöglich, daß ſie es in irgend einem Falle Allen zu Danke machen könne; denn wenn auch der gröſſere Theil damit zufriden wäre, ſo wird es immer einzelne Unzufridene geben, die es darum ſind, weil ihr Privatnutzen dabei gewönne, wenn ſie es anders machte. In Rechtsangelegenheiten vollends, in Streitigkeiten über Mein und Dein, mus ſie allemal dem einen Theile entgegen ſein; träfe mich aber dis iemals, ſo mus ich doch ihren Ausſpruch verehren, weil ſie ihn nach den Geſetzen thut. Habe ich Recht, ſo bekomme ichs; habe ichs aber nicht, ſo kann ſie mir's nicht geben. Es iſt alſo mein Fehler, und nicht der ihrige, wenn ich Unrecht bekomme, und, indem ſie mir, wenn ich Unrecht habe, Unrecht gibt, ſpricht ſie dadurch doch recht.

Jeder ſchreitet mit dem Geiſte des Zeitalters unvermerkt fort — die Obrigkeit gewis auch. Wie gehts ihr aber dabei? Man klagt oft, daß ſie Alles beim Alten laſſe; wenn ſie aber einmal wirklich eine nützliche Neuerung machen will, findet ſie nicht Widerſtand? Ein Theil des Volks will in der That, daß Alles beim Alten bleibe; ein anderer Theil verlangt den Nutzen, welchen die Neuerung nur, als wirklich eingeführt, ſtiften kann, ſchon vorher zu erblicken, um dazu beizuſtimmen, daß ſie erſt eingeführt werden möge; der bei weitem gröſſeſte Theil aber findet nur ſolche Neuerungen ſchön, bei denen er ſeinen Privatvortheil ſieht, und tadelt und verſchreiet Alles, was das allgemeine Beſte heben ſoll. Wenn die Verſchidenheit der Stände abgeſchaft, eine neue Vertheilung der Güter gemacht würde u. ſ. w. — das wäre ſo nach ſeinem Geſchmack. Vor ſolchen Neuerungen ekelt den Vernünftigen und den Rechtſchaffenen. Verſchidene Stände müſſen ſein, und würden, wenn ſie heute aufgehoben würden, nach einiger Zeit ebenſo wieder von ſelbſt entſtehen, wie ſie urſprünglich entſtanden ſind. Die Güter aber, welche Jeder einmal hat, hat er; ob er ſie durch ſeine Vorfaren rechtmäſſig habe, oder nicht, würde eine Unterſuchung ſein, die zu den ſchrecklichſten Grauſamkeiten führen könnte. Am Ende entſtände ja auch ſelbſt durch eine neue Vertheilung mit der Zeit wieder Ungleichheit des Eigenthums, wenn z. B. einige Familien das Ihrige beſſer zu Rathe hielten, als andere; ſollten die Nachkommen der letzteren etwa dann auch wieder eine abermalige neue Vertheilung fordern dürfen?

In dem Maſſe, wie ich mit dergleichen Neuerungen, welche nur der menſchliche Pöbel wünſchen kann, nichts zu thun haben darf, mus ich der Obrigkeit bei ieder guten Neuerung, die ſie einführen will, behülflich ſein. Dadurch mache ich mich in meiner Art um ſie verdient; denn ſie kommt mit ſolchen Unternehmungen ohne Beihülfe guter Bürger entweder gar nicht, oder doch nur ſchlecht, zu Stande. Höre ich alsdann widrige und aufhetzende Urtheile über ſie, ſo mus ich dieſe auch herzhaft widerlegen, und die Widriggeſinnten durch Gemeingeiſt zur Vernunft zurückzuführen ſuchen.

Dieſer Geiſt — der wahre Bürgergeiſt — ſoll mich auf allen Seiten leiten. Durch ihn beſeelt, will ich mich auch auf keinen andern Platz in der Geſelſchaft ſehnen, ſondern auf dem, wo ich einmal ſtehe, ihr nützlich zu werden ſuchen; das Wegſehnen von ihm verleidet nur die Nützlichkeit, welche man doch auf ihm ſich erwerben könnte. Alle Stände ſind für das allgemeine Wohl da; die Obrigkeit wirke dazu als Obrigkeit, der Unterthan als Unterthan, und ieder Unterthan wieder nach ſeiner beſondern Lage. Es kommt nicht darauf an, was ich dazu beitrage; wenn ich nur das dazu beitrage, was ich kann. Man wünſcht ſich oft blos in einen andern Stand, weil man die Ungemächlichkeiten des ſeinigen bei ihm nicht findet, und ihn alſo ganz frei von aller Ungemächlichkeit glaubt. Man wünſcht ſich oft blos in einen höheren Stand, weil man in ſelbigem einen gröſſeren Antheil an Glücksgütern und Lebensgenüſſen hätte. Die Menge der Glücksgüter iſts aber nicht, die glücklich macht, ſondern die rechte Anwendung derer, die man hat, und die Zufridenheit mit ihnen, auf der ſich iene allein begründet; die wahren Lebensgenüſſe vollends ſind weder an Reichthum, noch an Hoheit, gebunden. Das ſtillfrohe Familienleben, der ſanfterheiternde Genus der ſchönen Natur, der Beſitz einiger vertrauten Freunde, hangen gar nicht davon ab; wie Viel aber habe ich, wenn ich auch dieſe nur habe! O darum wohl mir, wenn ich, nachdem ich den Tag über wacker gearbeitet habe, Abends im Kreiſe der Meinen ruhe, die mir meine Treue für ſie durch Dankbarkeit und Herzlichkeit lohnen! Indem ich dem Staate durch Arbeit nützte, nützte ich meinem Hauſe durch Arbeitsertrag, und — umgekehrt; welch ein doppeltſegnendes Bewuſtſein von Gemeinnützigkeit für mich nach

Untergang der Sonne! So verſtreiche mein ganzes noch übriges Leben als Leben für das allgemeine Wohl und für das Wohl meines Hauſes zugleich! Es verſtreiche ruhig und ſtill unter Schutz und Schirm der Obrigkeit! An jedem Abend werde ich mich dann ſo ſelig fühlen, wie heute — am letzten Abend zum allerſeligſten. Meine Familie, die mich am beſten kannte, wird mich, wenn ich nicht mehr bin, freilich auch am meiſten noch ehren; aber auch der Staat wird von mir ſagen — „mit ihm ſtarb ein guter Bürger mehr.“ Es ſterbe, wer will, ein höheres Lob kann er nicht erhalten — nur allerdings Jeder in ſeiner Art. Uebrigens macht der Tod uns Alle äuſerlichgleich, wir mögen einen Zepter, oder einen Hirtenſtab, in der Hand gehabt haben. In der höheren Verfaſſung der Dinge wird unſer Werth nicht nach dem, was wir in der Hand hatten, ſondern darnach, wie wir es in der Hand hatten, beſtimmt werden. Wohl dann dem, der mit ſeinem Hirtenſtabe gut weidete; er wirds beſſer haben, als der, der mit ſeinem Zepter bös regirte.

Ein und zwanzigſte Stunde.

Edelfreiwilliges Märtirerthum.

Daß mein Herz überhaupt für Wahrheit, Recht und Humanität ſchlägt, darf ich mir garnicht zum Verdienſt anrechnen; ich dürfte ia, wenns nicht ſo um mich ſtände, auf ſittliches Gefühl gar keine Anſprüche mehr machen — ich dürfte mich gar nicht *unter Menſchen* mehr zählen. Mein Herz mus ſo *hoch* ſchlagen für Wahrheit, Recht und Humanität, daß ich auch nützliche Leiden für ſie nicht ſcheue, und daß ich, wenn ich dergleichen Leiden auch leicht ausweichen könnte, ihnen dennoch nicht ausweiche, ſondern ſie gelaſſen erwarte, und ruhig über mich ergehen laſſe, wenn ſie wirklich kommen.

Ich will den Fall annehmen, daß ſchädliche Irthümer ihr Haupt emporzuheben begännen, und ich könnte ihnen entgegen arbeiten, ich ſähe aber vorher, daß ich dabei ſehr ins Gedränge kommen würde, ſo müſte ich mich beſtimmen, mich in das Gedränge zu begeben. — Oder ich will den Fall annehmen, daß um mich her grobe Ungerechtigkeiten geſchmiedet würden, und ich hätte Kraft, zu ihrer Vereitlung beizutragen, ſähe aber auch vorher, daß ich durch Anwendung meiner Kraft mir ſelbſt groſſe Verluſte zuziehen würde, ſo müſte ich dennoch dieſen Verluſten mich ausſetzen. — Oder ich will auch den Fall annehmen, daß ich im Stande wäre, wirklich ſchon Unſchuldigverfolgte in meine Ruhe aufzunehmen, ſähe aber ebenfals vorher, daß dieſe meine Ruhe damit nicht weiter ganz beſtehen könne, ſondern daß auch mir alsdann Verfolgung bevorſtände, ſo müſte ich doch lieber Mitverfolgter werden, als Verfolgte verlaſſen. Dis heiſſt — edelfreiwilliges Märtirerthum.

Ach, dich, edelfreiwilliges Märtirerthum, will ich mir heute recht anpreiſen — wer weis, wie nahe die Gelegenheit, dich auszuüben, mir bevorſtehe? Sie komme aber, wann und wie ſie wolle — ich würde ſehr irren, wenn ich ſie für ein bloſſes Werk des Zufalls hielte; ſie kommt auch von oben herab. Der Weltregirer, der auch Regirer meines Lebens iſt, der Allerhöchſte, der über Alles waltet, und dem's um mein Heil zu thun iſt, waltet auch über ſie. Sollte ich ſie unbenutzt für mein Heil vorübergehen laſſen? Nein, ich will ſie annehmen, innigſtdankbar annehmen.

Durch edelfreiwilliges Märtirerthum erſteige ich die höchſte ſittliche Höhe — welch ein Gedanke für ein ſittliches Weſen! — — Wer für ſeine Thorheiten und Unſittlichkeiten leidet, der rühme ſich ſeines Märtirerthums nicht! Er iſt ein elender Märtirer ſeiner Leidenſchaften und ſeiner groben Sinnlichkeit. Er hat ſich Schaden zugezogen, ohne damit um ſich her Nutzen zu ſtiften. Wollte er ſagen, daß er der Welt doch dadurch nütze, daß er ihr ein warnendes Beiſpiel an ſich aufſtelle, wie das Laſter ſich ſelbſt ſtrafe, und daß er ihr dieſe Wahrheit durch ſeine Leiden recht verſinnliche, ſo ſpräche er nicht nur ſich ſelbſt das Verdammungsurtheil, ſondern er hatte auch keinen Beruf dazu. Sein Beruf war, der Welt ein reitzendes Beiſpiel an ſich aufzuſtellen, wie die Tugend ſich ſelbſt lohne, und ihr dieſe Wahrheit durch ſeine Zufriedenheit, es gehe ihm, wie es wolle, recht zu verſinnlichen. — Wer zwar für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Menſchlichkeit leidet, aber durch Umſtände dazu gezwungen wird, und für ſie darum leidet, weil er den Leiden nicht ausweichen kann, der iſt wohl ein edlerer Märtirer, aber — ein Märtirer der edelſten Art iſt er noch nicht. Wenn er alſo nicht müſte, ſo übernähme er das Märtirerthum nicht; wenn er ſeinen Leiden hätte ausweichen können, ſo würde er ihnen ausgewichen ſein. Das moraliſche Gefühl wirkt mithin noch nicht vollkommen auf ihn. — Wer aber ſeinen nützlichen Leiden ausweichen kann, und ihnen doch nicht ausweicht, der iſt der edelſten Märtirer Einer. Seine Leiden ſind ſein freier Wille, und dis iſt die höchſte ſittliche Höhe, welche der Menſch erreichen mag. Alsdann wirkt das moraliſche Gefühl — dieſer Hauptbeſtandtheil unſerer höheren Natur — in ſeiner ganzen Vollkommenheit, wenn man ſich entſchlieſſt, ohne allen weiteren Drang von auſſen, blos aus Wahrheitsſinn für Wahrheit, blos aus Rechtsgefühl für Recht, blos aus Humanität für Humanität, iedem Verluſte ſich auszuſetzen, und iede Aufopferung ſich gefallen zu laſſen. Je gröſſer dann die Opfer ſind, welche der Opferer bringt, in deſto gröſſerer ſittlicher Herrlichkeit glänzt er!

Edelfreiwilliges Märtirerthum iſt es ferner, worauf wir, wenns überſtanden iſt, lieber zurückſehen, als auf alle andere für uns noch ſo ſchöne

Scenen unſeres Lebens. — Wie mag dem zu Muthe ſein, der am Ende doch glücklich durch ſolche Leiden kam, die er ſich durch Laſterhaftigkeit zuzog? Wie mit überſchwenglicher Grosmuth vom Schickſale behandelt mus er ſich betrachten; ſchämen mus er ſich, ſo oft er an die Barmherzigkeit zurückdenkt, welche ihm widerfur. Beſſer iſt freilich dem zu Muthe, der durch Umſtände gezwungen für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit litte; ſtört ihn aber nicht doch in ſeiner Freude über den guten Ausgang ſeines Märtirerthums das Bewuſtſein, daß er es blos aus Zwang übernahm? Unendlichbeſſer mus dem zu Muthe ſein, der aus freiem Willen ein ſo edler Märtirer ward, wenn er hernach auf ſelbiges, als überſtanden, zurückblickt. Er kann den guten Ausgang deſſelben als wahrhaftigverdienten Lohn betrachten, und kann ſich, ſo oft er ſich an die Uebernahme der geendigten Leiden erinnert, die erhebenſte aller Vorſtellungen gewähren, daß er durch ſie ganz als Held gehandelt habe.

Edelfreiwilliges Märtirerthum iſts endlich auch, das wir ienſeits des Grabes erſt recht ſegnen werden. — Der Glaube, daß es mit hier für uns nicht abgethan ſei, und daß unſere hier gehabten

Schickſale ſich anderwärts erſt vollkommen entwickeln werden, macht ſolch Märtirerthum erſt recht reitzend. War dieſe Welt ſo eingerichtet, daß Theile für das Ganze leiden muſten, ſo wird iene Welt nicht nur von der Art ſein, daß dis nicht mehr Statt findet, ſondern es werden auch in ihr die Theile, welche hier für das Ganze litten, den völligen Erſatz für ihre Leiden erhalten. Die geweſenen Märtirer für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit werden dort die Seligeren ſein, und die Märtirer, die es freiwillig wurden, die Allerſeligſten. Man denke ſich dieſe Seligkeit, wie man will; nur bleibe man nicht blos bei der noch höheren ſittlichen Höhe ſtehen, welche ſie erſteigen werden, weil ſie hier ſchon die höchſte irdiſche Höhe der Art erſtiegen, und ſich dadurch zu ihr geſchickt machten und einweiheten, ſondern man beſinne ſich darauf, daß der Menſch auch dort einen äuſerlichen Zuſtand haben werde; ſo wird man als ausgemacht annehmen, daß auch dieſer für die hier geweſenen edlen Märtirer der ausgezeichneteſte ſein werde. Gilt auch dieſer Gedanke nicht als Hauptantrieb zum edelfreiwilligen Märtirerthum, ſo gilt er doch gewis als Stärkung in Ausdauer in ſelbigem.

Eigentlich iſt die Erwägung dieſer drei Empfehlungen eines ſolchen Märtirerthums auch zugleich das Mittel, uns dazu, wie geneigt, ſo auch geſchickt, zu machen; es gibt aber auch noch andere Mittel, und auch dieſe will ich iezt beherzigen.

Was iſt denn die Urſache davon, daß man nicht gern edler Märtirer werden will? Der groſſe Werth iſts, den man auf die Güter ſezt, welche dabei verlohren gehen! Was ſind dis aber für Güter? Vergängliche, die uns ieder Zufall rauben kann. Unhinreichende, die, wenn ſie uns auch lebenslang unvergänglich blieben, uns zwar glücklich, aber keineswegs ſelig, machen. Es gibt nur ein eben ſo hinreichendes, als unvergängliches Gut — das Bewuſtſein, ſo zu handeln, wie man als ein ſittliches Weſen handeln mus. In dieſe Art von Betrachtungen will ich mich recht oft einlaſſen und verſenken. So oft ich dis thue, wird eine innere Stimme mir zurufen — „Wie? du wollteſt für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit nicht freiwillig ſolche Güter wagen, oder auch gar hingeben, um die du auch dann, wenn du für das groſſe Drei gar keinen Sinn äuſerteſt, an iedem Tage, in ieder Stunde, gebracht werden kannſt?

Nein, heilige ihre Vergänglichkeit dadurch, daß du ſie als Edler für dich vergänglich macheſt! Sie ſtillen ia deinen Durſt nach Heil ohnehin nicht; ſo bekümmere dich um das Gut, das ihn wahrhaftig ſtillt, und zugleich allem Vergange trotzt! Dis Gut erwirbſt du als edelſreiwilliger Märtirer am ſchönſten — ſo mache dir dieſer Gedanke ſolch Märtirerthum leichter!"

So will ich auch oft das, was ich habe, oder doch haben könnte, mir ohne alle weitere Urſache von auſſen, und blos aus dem Grunde, verſagen, daß ich mich dadurch in Selbſtverſagungen übe. Dieſe Uebung mus mir es leichter machen, auch dann freiwillig darauf Verzicht zu thun, es zu wagen, hinzugeben, wenn ich es aus Sinn für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit wagen, hingeben ſoll. Was ich doch ſonſt ſchon thun konnte, werde ich ia wohl dann noch eher thun, wenn auch dieſer heilige Sinn noch dazu kommt, und mich ergreift? Und — wenn ich auch wirklich genieſſe, was ich habe, ſo will ich's immer, von dem Gedanken begleitet, genieſſen — „Das geht ietzt wohl an, da du nicht aufgefordert wirſt, für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit als Mann zu ſtehen; ſobald du aber hierzu aufgefordert wirſt, iſt die Sache anders, und da benimm dich gleich ganz als Mann!“

Beiſpiele wirken auf das Gemüth — böſe nicht nur, ſondern auch gute. Auf ein gutes Gemüth wirken nur die letzteren, und unter ihnen vorzüglich die Beiſpiele der edelfreiwilligen Märtirer. An dieſen Beiſpielen will ich mich erbauen. Heilige Legenden darüber will ich nicht leſen, ſondern wahre Berichte der Art. O wie reich iſt die wirkliche Geſchichte an Menſchen, die für Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit freiwillig und ſchön gelitten haben! Dieſe will ich mir recht vorhalten; ſo wird mir mein Herz bei Jedem derſelben zurufen — „auf, und werde, was er war, ſobald dazu für dich die Stunde ſchlägt!“ — —

Perſiflire die Märtirer im Ganzen, wer will! er zeigt dadurch nur an, daß er ein grober Egoiſt ſei. Ich will gern zugeſtehen, daß ein gewiſſer Fanatismus daſſelbe bewirken könne, was das moraliſche Gefühl nur bewirken ſollte; aber — hätten wir wohl Wahrheit, Recht und Menſchenwohl, wenn's keine freiwilligen Märtirer für ſie gab? Ach, und was opferten dieſe Märtirer auf?! Nicht Geld und Gut, Haus und Hof, Lebensgenus und Lebensfreiheit blos — auch das Leben ſelbſt. Aus reinem Herzen übernahmen ſie den Märtirertod, und mit ſtandhaftem Herzen ſtanden ſie ihn aus. O ihr Hochheiligen, ihr glänzet am Himmel der Geſchichte, wie die Sterne am Himmel der Natur. Euch ſey Lob und Ehre und Ruhm, ſo lange es Menſchen gibt, die wahre Größſe zu ſchätzen wiſſen, und die für die Pflicht der Dankbarkeit Sinn haben! Mit Roſen, wie mit Blut, beſtreuet die Natur den Anbruch des Tages in ihr; blutig brach auch der Tag der Wahrheit, des Rechts und des Menſchenheils für iede Nation an. Ich kenne den Märtirer aller Märtirer, und glaube an ihn. Aus freiem Sinn übernahm er das ihm zugeworfene Loos; herrlich und bewundernswürdig leiſtete er ihm Genüge; überſchwenglich iſt er dafür gelohnt worden. Millionen über Millionen fanden durch ihn das wahre Leben, verdanken's ihm, und verehren ihn dafür mit ewigem Nachruhm. Sein Beiſpiel mache mich Schwachen ſtark, und ich müſſe nur dann glauben zu verdienen das Heil, welches er ſtiftete, wenn ich gern und mit Freuden in ſeine heiligen Fusſtapfen trete! — —

Bei aller meiner Bereitwilligkeit zum edlen Märtirerthum will ich aber doch allemal, ehe ich

Leiden für Wahrheit, Recht und Humanität übernehme, mich doch erſt fragen, ob dieſe Uebernahme nicht offenbar unnütz ſei. Wäre dis, und ich müſte es als ein vernünftiges Weſen mir vorherſagen, warum ſollte ich mich zu ihr entſchlieſſen? Offenbar unnütz leiden wollen — was iſt dis? Nichts, als gutgemeinte Thorheit! Und darüber verlöhre ich wohl die Kraft, edler Märtirer zu rechter Zeit zu werden, die gewis kommen wird. Ich darf nur warten, nur warten — ſie kommt. Alſo — ich entſchlieſſe mich nicht zu ſolchem Märtirerthum, wenn ich wirklich einſehe, daß es zu nichts helfen könne. Iſt aber auch nur Wahrſcheinlichkeit da; daß ich Nutzen dadurch ſchaffe, ſo will ich gleich bereit zu ſeiner Uebernahme ſein. Iſt vollends augenſcheinliche Gewisheit dazu da, ſo ſoll mich kein Gedanke, den es nur gibt, davon zurückhalten. Ich will — beſonders, wenn es für das Ganze nöthig iſt, auch im Stande ſein, den Märtirertod zu ſterben. Erhabener, als ſo, kann man ſeine irdiſche Laufbahn nicht enden. Was dann über den Sternen mir dafür bevorſtehe, erwarte ich traulich.

Zwei und zwanzigſte Stunde.

D. Martin Luthers Wahlſpruch.

Das Chriſtenthum hat ganz das Schickſal gehabt, welches das ältere Judenthum hatte. Beide wurden unter göttlicher Autorität in die Welt eingeführt. Wie aber ſpätere Rabbinen ſich die Schlüſſel des Geſetzes zueigneten, den Moſaismus erklärten, wie ſie wollten, und Zuſätze dazu machten, wie ſie wollten: ſo eigneten ſich auch ſpätere Kirchenlehrer die Schlüſſel des Evangeliums zu, erklärten es nach ihrem Gefallen, und machten Zuſätze dazu nach ihrem Gefallen. Als nach mehr denn tauſend Jahren endlich der groſſe Kampf der menſchlichen Vernunft mit dem chriſtlichen Aberglauben begann, rief der ehrwürdige Luther, der ſich rein und ohne alle Erwartung der Dinge, die durch ihn kommen ſollten, auf den Kampfplatz als deutſcher Mann hinſtellte, aus — „Durchaus keine menſchliche

Autorität in Glaubensſachen!" Hiermit fing er an — hierbei blieb er ſtehen. Er berief ſich dabei auf das groſſe Wort des Stifters des Chriſtenthums — „Einer nur iſt euer Meiſter."

Durchaus vor allen Dingen keine **weltliche** menſchliche Autorität! „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt" — hiermit hatte der Gründer der chriſtlichen Kirche ein- für allemal eine ewige Scheidewand zwiſchen Staat und Kirche gezogen, und das mit Recht. Der Staat hat ſeine Sphäre, in der er bleiben ſoll, und die Kirche auch die ihrige. Jener ſorge für das leibliche Wohl, dieſe für das geiſtliche! Eine Vermiſchung beider Sphären iſt das Unſeligſte, was der Menſchheit begegnen kann. Von einem Religionsſtaate könnte man allenfalls ſprechen, und ſo iede Kirche benennen, wie z. B. Jeſus von Nazareth ſeine Kirche ein Himmelreich, einen Himmelsſtaat, benannte; aber — von einer Staatsreligion ſprechen, iſt wider alles Weſen der Religion. Luther äuſerte ſich hierüber alſo — „Ueber die Seelen kann und will Gott keinen regiren laſſen, als ſich allein. Darum, wo weltliche Macht ſich vermiſſt, der Seele Geſetze zu geben, ſo greift ſie in Gottes Regiment, und verdirbt und verführt nur die Seelen. Daß die Leute nicht mit falſcher Lehre verführt werden, dafür ſollen die Biſchöffe ſorgen, aber nicht die Fürſten. Denn Ketzerei kann man nicht mit Gewalt wehren; es gehört ein beſonderer Geiſt dazu. Gottes Wort ſoll hier ſtreiten; wenn das nichts ausrichtet, ſo wirds wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Macht." — Auch äuſerte ſich Luther hierüber noch alſo — „Obrigkeit ſoll nicht wehren, was Jedermann lehren und glauben will, es ſei Evangelium, oder Lüge. Es iſt genug, daß ſie Aufruhr und Unfrieden wehren lehrt. Weltliche Obrigkeit, Fürſten und Herren und Juriſten können Geſetze machen, Rechte und Lehren geben über Haus und Hof, Dörfer, Korn, Wein, Land und Leute, und Alles, was auf der Erde dem Menſchen unterworfen iſt. Aber in Glaubensſachen, und die Seele belangend, handeln und thun wollen, was man thut mit äuſerlichen Dingen, das iſt nicht zu leiden."

Durchaus aber auch keine **geiſtliche** menſchliche Autorität in Glaubensſachen! Nur zu Predigern des Evangeliums, zu Hirten in der Kirche hatte der groſſe Nazaräner ſeine Nachfolger verordnet, nicht aber zu Herrſchern über die Gewiſſen. Auch dieſes Joch ſchüttelte Luther ab; er ſchüttelte ab das Joch der Kirchenväter und Kirchenverſammlungen, das Joch der Biſchöfe und des Pabſtes, das Joch aller und ieder Glaubensvorſchriften in der Kirche. Soll ſeine eigene Autorität nun etwa an die Stelle der abgeſchaften treten? Um was wären wir dann beſſer daran? An die Stelle des römiſchen Pabſts wäre dann blos ein deutſcher Pabſt getreten — an die Stelle des katholiſchen ein proteſtantiſcher. Aber — wie weit war auch iener Edle von dergleichen Anmaſſungen entfernt! Niemand in der proteſtantiſchen Kirche kann eifriger dagegen proteſtiren, als er ſelbſt dagegen proteſtirt hat. Er wollte nicht, daß ſeine Schriften länger, als ein Jahrhundert, dauren möchten, dem ſie gedient hätten. „Es gefällt mir übel, ſprach er mit deutſcher Treuherzigkeit, daß ihr mir als dem Haupte gefolgt ſeid. Ich will nichts heiſſen, will nichts befehlen, will auch nicht Autor genannt werden.“

Alſo — durchaus gar keine menſchliche Autorität in Glaubensſachen! Blos göttliche Autorität gilt dabei. Was Luther unter dieſer verſtanden hatte, iſt leicht zu ſehen. Ihm war die Bibel Gottes Wort; ihre Autorität lies er alſo in Glaubensſachen nur gelten. Sie iſt auch in der That Gottes Wort, in ſo fern in ihr ächte Belehrungen über höhere Wahrheit vorkommen; denn dieſe ſind Gottes Wort, ſie mögen vorkommen, wo ſie wollen. Wer entſcheidet aber darüber, ob die in der Bibel befindlichen Belehrungen über höhere Wahrheit ächt ſind? Doch einzig und allein nur die Vernunft, in deren Gebiet alle Wahrheit überhaupt gehört, und ohne die wir für Wahrheit weder Sinn, noch Empfänglichkeit, hätten. Durch ſie erging alſo auch das erſte Gotteswort an die Menſchen. Jedes weiter erfolgtſeinſollende Gotteswort mus ſich dadurch erſt als wirkliches Gotteswort legitimiren, daß es mit den Ausſprüchen, welche die Vernunft bei gehöriger Bildung und bei gehörigem Nachdenken thut, harmonire. Ich wünſchte alſo ſchon, daß Luther die göttliche Autorität blos auf die Belehrungen Jeſu, welche in der Bibel enthalten ſind, beſchränkt hätte; denn dieſe findet man mit den Belehrungen der gebildeten und nachdenkenden Vernunft ganz harmoniſch. Sie ſind alſo ächtes Gotteswort. Indeſſen hat doch Luther auch auf dieſe den höchſten Werth geſetzt, und zwar dadurch, daß er ſich an einen einzigen Meiſter hielt. Was für Gründe ihn dazu beſtimmt haben mögen, beruhe auf ſich! Mein Grund iſt die innigſte Harmonie der Belehrungen Jeſu mit den Belehrungen meiner Vernunft. Dieſe gibt ihnen göttliche Autorität. Bei Luthers Wahlſpruche — „durchaus keine menſchliche Autorität in Glaubensſachen" — denke ich mir alſo — „durchaus keine fremde Autorität für mich" — und unter der göttlichen Autorität, an die er ſich blos hielt, verſtehe ich die Autorität der Vernunft, d. h. meiner Vernunft.

Wollte man ſagen, weltliche und geiſtliche Obere beriefen ſich auch auf die Vernunft, ſo antworte ich, daß ich von Gott nicht an ihre Vernunft, ſondern an die meinige, gewieſen ſei. Dazu habe auch ich Vernunft, daß ich mir von Andern nicht vorſchreiben laſſe, was ich glauben ſolle, ſondern daß ich mir es ſelbſt vorſchreibe. Wendete man mir ein, daß meine Vernunft irren könne, ſo gilt Daſſelbe auch von fremden Vernünften. Irrt meine Vernunft, ſo irrt ſie für mich — wie verzeihlich wäre dis! Wie unverzeihlich aber wär's, wenn ich mich an fremde

Vernünfte hingäbe, daß ſie irrten für ſich und für mich zugleich!

Ein ſolcher Glaube ohne alle fremde Menſchenautorität und blos aus eigener lebendiger Ueberzeugung iſt der rechte Glaube. Bei ihm bleibt man warm für das, was man glaubt. Wenn weiter nichts iſt, als — ſo muſt du glauben, wenn du zu dieſer oder iener Kirche gehören willſt — oder — ſo muſt du glauben, weil es dir von Jugend auf beigebracht worden iſt — da behandelt man die Sache der Religion nur kalt und mechaniſch; wenn es aber in uns heiſſt — ſo muſt du glauben, wenn du ein ausgebildetes Vernunftweſen ſein willſt — oder — ſo muſt du glauben, wenn du auch nie einen Lehrer gehabt hätteſt — da, da hangt man mit ganzer Seele an ſeiner Religion, und lieſſe lieber Alles eher fahren, als ſie.

Bei einem ſolchen Glauben wird man auch durch das, was man glaubt, wahrhaftig geſtärkt und getröſtet. Selbſt die wahreſte Religion kann ihre Kraft zum Guten und ihren Troſt im Leiden nicht gehörig reichen, wenn ſie nicht in Ueberzeugung übergegangen iſt. So lange man immer noch fragen kann — wer weis, obs wahr iſt, womit ſie dich ſtärken und tröſten will? — ſo lange fällt auch ihr Stärken und Tröſten nur dürftig aus; ſobald man aber zu ſich ſelbſt ſagen mus — es iſt wahr, du muſt es für wahr erkennen, und haſts dafür erkannt — thut man das Gute raſch, und duldet das Böſe getroſt.

Bei einem ſolchen Glauben ſpotten die Spötter über das, was man glaubt, vergeblich. Man ſieht ihren Spott gleich für Spott über die Vernunft an, und behandelt ihn dieſer Anſicht gemäs. Man hört nicht auf ihn; man weiſet ihn mit Verachtung von ſich; man gibt ihn an die ihn treibende Behörde zurück. Leider fehlte es auch nie an Spöttern des chriſtlichen Glaubens; die Verfälſcher deſſelben und die Empfehler des Kölerglaubens ſchufen ſie. Unmöglich kann man ihrem Spotte dadurch Einhalt thun, daß man die Vernunft aus der Kirche weiſet, und in der Geſchichte des Chriſtenthums den Hauptanker des chriſtlichen Glaubens zu finden meint. Man rufe vielmehr die Vernunft recht in die Kirche herein, und laſſe ſie den Beweis für die Wahrheit des urſprünglichen Chriſtenglaubens führen; ſo müſſen die, welche ihn dann zu verſpotten im Stande ſind, fühlen, daß ſie ſich ſelbſt verſpotten.

Ich gedachte vorhin des **Kölerglaubens**. Es gibt einen ganzen und einen halben Kölerglauben. Der ganze beſteht darin, wenn man glaubt, was die Kirche glaubt, ohne einmal zu wiſſen, was ſie glaube; der halbe darin, wenn man zwar weis, was die Kirche glaubt, aber es nur darum glaubt, weils die Kirche glaubt. Weg mit **allem** Kölerglauben! Was iſts weiter, ob man ein ganzer, oder nur ein halber Köler ſei? Man ſoll **ganz und gar nicht** Köler ſein. **Als Chriſt** ſoll man es am wenigſten ſein. Die, welche für den **chriſtlichen** Kölerglauben ſind, mögen wenigſtens nicht ſagen, daß ſie dabei den Stifter des Chriſtenthums und die erſten Verbreiter deſſelben auf ihrer Seite haben. Jener pflegte oft auszurufen — „**wer Ohren hat, zu hören, der höre!**“ Was heiſſt dis anders, als — wer Verſtand hat, der denke nach!? Dieſe riefen ihren Gemeinen zu — „Prüfet Alles, und das Beſte (das Vernunftmäſſigſte) behaltet!“ — „Prüfet die Geiſter (die Lehrer) ob ſie von Gott ſind!“ — „Seid immerdar bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, der **Grund** fordert von eurem Glauben!“ Wie übrigens Paulus über alle menſchliche Autorität in Glaubensſachen gedacht habe, das zeigt ſeine Moquerie darüber, wenn unter drei Chriſten ſeiner Zeit der Eine ſprach — ich bin Pauliſch, der Andere — ich bin Apolliſch, und noch ein Anderer — ich bin Kephiſch. In dieſe Fusſtapfen des unvergeslichen Paulus trat alſo edel ein der gleichfalls unvergesliche Luther.

Drei und zwanzigſte Stunde.

Hofnung und Furcht in ihren heilſamen und ſchädlichen Wirkungen.

Als Vernunftweſen bin ich Zuſchauer und Beobachter des Ganges der Dinge; als ſo ein Weſen habe ich aber auch Begriffe von Zukunft, und dieſe intereſſirt mich ſehr. Wenn ich alſo gewahr werde, daß iener günſtige Anſtalten für mich treffe, ſollte ich mich nicht zu der Meinung hinneigen, daß ſeine Anſtalten zu Stande kommen würden — ſollte ich nicht hoffen? Hofnung iſt ia alsdann ſchon Vorfreude über das mir von ihm angekündigte Heil, ia, ſogar eine Art von Vorgenus deſſelben; wer gewährt ſich dergleichen nicht gern? Es kann ia aber auch ſein — und, in wie vielen Fällen verhält ſich's nicht wirklich ſo! — daß die Anſtalten, welche der Gang der Dinge zu meinem Beſten macht, nicht zu Stande kommen können, wenn ich nicht aus allen meinen eigenen

Kräften dazu mitarbeite. Sollte ich's überhaupt in der Regel wohl anders verlangen? In der That, dann müſte ich mich vor mir ſelbſt ſchämen. Hofnung alſo iſts, was mich alsdann in Rege für mich ſetzt; Hofnung macht mich umherſchauend auf Alles, was ich etwa in ſolchen Fällen für mich zu thun haben möchte, und macht mich zugleich warm und eifrig, dis auch wirklich zu thun. Wie unzählich oft verderbten Menſchen ſchon all das Gute, das ihnen bereitet ward, blos dadurch, daß ſie ſchwermüthig dachten, es werde doch nichts daraus, und ſo verzweifelnd die Hände in den Schos legten! Es war auf ihre Mitwirkung dabei gerechnet, die nun aber nicht erfolgte. Ich ehre und liebe die Hofnung dafür, daß ſie mich vor dergleichen Unfällen ſchützt. Wirklich hat ſie mich auch, wenn ich meine Lebensgeſchichte durchgehe, oft ſchon vor ihnen geſchützt. Ich ward durch ſie angefeuert, dem Gange der Dinge gemäs für mich thätig zu werden, und ſo gelang es dieſem, das für mich beſtimmte Gute mir wirklich zu gewähren. — Wenn es nun ſchon ſo um die Hofnung überhaupt ſteht, wie mus es vollends um ſie bei Leidenden ſtehen, die ſich ſelbſt gar nicht helfen können? Was hätten dieſe Armen, wenn ſie ſie nicht hätten? Ihnen iſts daher nicht nur zu verzeihen, daß ſie auch ſogar alsdann, wenn ſie den Gang der Dinge noch keine Anſtalten zu ihrem Beſten machen ſehen, dennoch zu der Meinung ſich hinneigen, er werde dergleichen vielleicht noch machen; ihnen iſt ſogar zu rathen, ſo zu meinen. In der That der einzige Weg für ſie, auf dem ſie ſich, wenn ihre Leiden ſehr gros ſind, vor Verzweiflung bewahren mögen! Bin ich auch in ſo einer fürchterlichen Lage nie geweſen, ſo war ich doch oft in ſolchen Lagen, wo mir blos der Gang der Dinge helfen konnte. Als er mir nun da nur zu einigen malen ganz unerwartet zu Hülfe gekommen war, fing ich an, in ähnlichen Fällen eine Art von Verlas auf ihn zu nehmen, der mir in der Folge auch manchen guten Dienſt that. Ich halt's alſo mit der Hofnung.

Als Vernunftweſen bin ich Zuſchauer und Beobachter des Ganges der Dinge; als ſo ein Weſen habe ich aber auch Begriffe von Zukunft, und dieſe intereſſirt mich ſehr. Wenn ich alſo gewahr werde, daß iener ungünſtige Anſtalten für mich treffe, ſollte ich mich nicht zu der Meinung hinneigen, daß ſeine Anſtalten zu Stande kommen würden — ſollte ich nicht fürchten?..

Freilich, wie Hofnung ſchon Vorfreude über das von ihm mir angekündigte Heil, ia, ſogar eine Art von Vorgenus deſſelben, iſt, ſo iſt auch Furcht ſchon Vorangſt über das von ihm mir angekündigte Unheil, ia ſogar eine Art von Vorempfindung deſſelben, und ſo könnte es ſcheinen, als wenn ich dadurch gegen mich ſelbſt handelte, wenn ich mir beide machte, da es zu Angſt und Schmerzempfindung noch Zeit genug ſei, wenn das Unheil erſt wirklich einträte; darf ich denn aber wohl vergeſſen, daß mich die Furcht zu bevorſtehenden Uebeln vorbereite, daß dieſe mich alſo nicht urplötzlich überfallen können, als wodurch ſie gemeiniglich noch weit ſchwerer werden? Schon dieſe Art von Wohlthätigkeit alſo, welche die Furcht für mich hat, mus ich nicht verkennen. Es kann ia aber auch ſein — und in wie vielen Fällen verhält ſich's nicht wirklich ſo? — daß die Anſtalten, welche der Gang der Dinge zu meinem Schaden macht, nicht zu Stande kommen können, ſobald ich nicht will. Sind denn alle Gefaren, die mich bedrohen, unausweichlich? Traun, vielen kann ich wirklich ausweichen; würde ich aber auf das Ausweichen bedacht ſein, wenn ich ſie nicht befürchtete? Sind denn auch alle unausweichliche

Gefaren wirklich unüberwindlich? Traun abermals, viele derſelben kann ich überwinden, ſobald ich mich nur mit meinen Kräften gehörig gegen ſie wehre; würde ich aber die Gegenwehr gehörig veranſtalten und betreiben, würde ich auch nur ſie beſchlieſſen, wenn die Furcht vor ihnen dabei nicht wirkſam wäre? Furcht alſo iſts, was mich alsdann in Rege für mich ſetzt; Furcht macht mich in ſolchen Fällen umherſchauend auf die mir zu Dienſte ſtehenden Wehrmittel, und macht mich zugleich warm und eifrig, die ſchicklichſten davon zur tapfern Gegenwehr zu gebrauchen. Wie unzählichoft erging ſchon über Menſchen alles das Böſe, das ihnen bereitet ward, blos dadurch, daß ſie leichtſinnig dachten, es werde doch nichts daraus, und ſo ganz fahrlos die Hände in den Schos legten! Auf ihre Gegenwirkung dabei kam's an, die nun aber nicht erfolgte. Ich ehre und ſegne die Furcht dafür, daß ſie mich vor dergleichen Unfällen ſchützt; wirklich hat ſie mich auch, wenn ich meine Lebensgeſchichte durchgehe, oft ſchon vor ihnen geſchützt. Ich ward durch ſie angefeuert, dem Gange der Dinge zuwider für mich thätig zu werden, und ſo gelang es dieſem nicht, das für mich beſtimmte Böſe mir wirklich zu ertheilen. —

Wenn es nun ſchon ſo um die Furcht überhaupt ſteht, wie mus es vollends um ſie bei Ueberglücklichen ſtehen, die gar keiner Hülfe bedürfen, und daher glauben, daß ihnen auch gar kein Schade zugefügt werden könne? Ach — dieſe ſich unendlichreich Dünkende, wie bald können ſie Arme werden! Der Gang der Dinge darf nur eine für ſie widrige Wendung nehmen; ſo iſts um ſie geſchehen. Ihnen iſt daher ſehr zu rathen, daß ſie, wenn ſie auch den Gang der Dinge noch keine Anſtalten zu ihrem Schaden machen ſehen, dennoch zu der Meinung ſich hinneigen, daß er dergleichen vielleicht noch für ſie machen werde. In der That auch nur der einzige Weg für ſie, auf welchem ſie ſich, wenn ihr Glück ſehr gros iſt, die möglichſte Sicherheit dafür verſchaffen können! Ohne alle Furcht ſind ſie verlohren über lang oder kurz — verlohren blos durch ihren Uebermuth. War ich auch nie in einer ſo überglücklichen Lage, ſo war ich doch oft in ſolchen Lagen, wo mir blos der Gang der Dinge ſchaden konnte. Als er mir nun da nur erſt zu einigen malen ganz unerwartet Schaden geſtiftet hatte, fing ich an, in ähnlichen Fällen eine Art von Scheue vor ihm zu faſſen, die mir in der Folge auch manchen guten Dienſt geleiſtet hat. Ich halt's alſo auch mit der Furcht. — —

In dieſem Augenblick iſts, als ſpräche ein übelgelaunter Weiſer zu mir — „da haſt du nun zwar Hofnung und Furcht in ihren heilſamen Wirkungen betrachtet; willſt du ſie aber nicht auch in ihren ſchädlichen Wirkungen betrachten? Auf, und höre mich an!"

„Du hältſts mit Hofnung; wie? wenn iedoch deine Hofnung am Ende dich täuſcht? In was für einen unangenehmen Gemüthszuſtand wirſt du dann verſetzt! Fehlgeſchlagene Hofnung — was geht über ihren Schmerz? und iſt dieſer Schmerz nicht dir ſelbſtgemachte Pein? Aermer, als du wirklich biſt, wirſt du dich dann fühlen, und dis blos darum, weil du dich ſchon reicher geglaubt hatteſt, als du wardſt. Iſt dir's nicht oft ſchon ſo gegangen an der Hand der Hofnung? Wird dir's nicht an ihrer Hand öfter ſo gehen?"

„Du hältſts mit Furcht; wie? wenn iedoch am Ende deine Furcht dich täuſchte? Müſteſt du dir nicht ſelbſt lächerlich deshalb vorkommen, daß du ſie gehegt hätteſt? Du hätteſt dir Vorangſt gemacht, ohne daß Angſt darauf erfolgt wäre — wozu dis? Hätteſt du nicht gefürchtet, ſo hätteſt du alſo gar keine Angſt gehabt. Ja, du hätteſt Leiden vorempfunden, die gar nicht eintraten; — wie thöricht iſt ſo etwas! Iſt dir's nicht oft ſchon ſo gegangen an der Hand der Furcht? Wird dir's nicht an ihrer Hand öfter ſo gehen?"

„Du hältſts mit Hofnung und Furcht zugleich; was du aber vorzüglich von Beiden rühmſt, verhält ſich oft ganz anders. Statt, daß ſie die Menſchen rege für ſich machen ſollten, machen ſie ſie ganz unthätig für ſich. Der Hoffende glaubt, gar nichts für ſich ſelbſt zu thun nöthig zu haben, weil der Gang der Dinge Alles für ihn beſorge, und der Fürchtende glaubt, gar nichts für ſich ſchaffen zu können, weil der Gang der Dinge Alles wider ihn beſorge. Man legt alſo bei Hofnung und Furcht ebenſo die Hände in den Schos, wie ohne Hofnung und Furcht." — —

Mag wahr ſein, mag Alles wahr ſein, was dieſer üblergelaunte Weiſe zu mir ſprach; ich halt's dennoch mit Hofnung und Furcht. Alles, was aus Dem, was ich gehört habe, herausſpringt, reducirt ſich auf zwei Regeln, für die ich eben als Vernunftweſen, das ſich, als ſolches, zu Hofnung und Furcht berufen fühlt, auch alle mögliche Hochachtung habe.

Die erſte Regel iſt — „Hoffe da nicht, wo du offenbar einſiehſt, daß du vielmehr zu fürchten habeſt, und fürchte da nicht, wo du offenbar einſiehſt, daß du vielmehr zu hoffen habeſt!“ Deine Hofnung wird dich alsdann nicht nur ſeltner täuſchen, ſondern du wirſt dich, ſo oft ſie dich täuſcht, leicht darüber beruhigen, weil du vernünftig gehoft haſt, und deiner Furcht wegen, wenn ſie nicht einträfe, wirſt du dir nicht lächerlich vorkommen, weil du vernünftig gefürchtet haſt.

Die zweite Regel iſt — „Auch bei der höchſten Wahrſcheinlichkeit hoffe und fürchte nicht zu poſitif, zu zuverläſſig und unbegrenzt.“ Aus demſelben Gange der Dinge, der dir auf das gewiſſeſte Heil zu bereiten ſcheint, kann auch ganz unerwartet ein Umſtand hervorſpringen, der alle ſeine Anſtalten für dich vereitelt. Aus demſelben Gange der Dinge, der dir auf das gewiſſeſte Unheil zu bereiten ſcheint, kann auch ganz unerwartet ein Umſtand hervorſpringen, der alle ſeine Anſtalten wider dich vereitelt. Haſt du Beides nicht ſchon oft erlebt? So wirſt du es auch noch öfter erleben. Alſo freilich — Mäſſigung ſowohl bei Hofnung, als bei Furcht! Dadurch entgehe ich zugleich am gewiſſeſten der allerſchädlichſten

Wirkung beider, daß ich bei ihnen die Hände in den Schos legte.

Unter Beobachtungen dieſer Regeln bleibts nun aber auch dabei, daß ich es lebenslang mit Hoſnung und Furcht halten will. Beide ſind ia in der That oft noch die einzigen Retter des Menſchen, und wurden ihm alſo nicht umſonſt gegeben.

Wollte man ſagen, ihr Rettungsweſen beträfe nur das Phiſiſche des Menſchen, für ſein Moraliſches würden ſie oft die ärgſten Verderber, ſo könnte ich dis doch nur in ſo fern gelten laſſen, daß Viele blos durch Furcht vor Verluſt vom Guten abgehalten, und blos durch Hoſnung auf Gewinn zum Böſen hingeriſſen werden; ſo, daß ſie ohne iene das Gute, welches ſie thun ſollten, gewis gethan, und ohne dieſe das Böſe, das ſie thaten, gewis nicht gethan haben würden. Hiergegen kann ich freilich nichts einwenden — denn die Sache verhält ſich wirklich ſo; wem aber ſeine Pflichten heilig ſind, auf den paſſt es nicht. Mir möchte Jemand auf den Fall, daß ich ſo thäte, wie mir mein Gewiſſen gebietet, noch ſo groſſe Verluſte im Aeuſerlichen androhen; er bringt mich nicht davon ab. Mir möchte Jemand auf den

Fall, daß ich das Gegentheil von dem thäte, was mir mein Gewiſſen gebietet, noch ſo groſſe Gewinne im Aeuſerlichen verheiſſen; er bringt mich nicht dazu. Kann nun nicht Jeder ſo denken, wie ich? Alsdann fiele die Beſchuldigung, welche man der Hofnung und der Furcht macht, daß ſie die ärgſten Verderber des Moraliſchen am Menſchen wären, in ſich ſelbſt zurück. Man mus ſich nur zur hohen Achtung für ſeine Sittlichkeit gewöhnen, ſo iſts um die allerdings möglichen verderblichen Einflüſſe Beider auf unſer Moraliſches gleich geſchehen.

Ich ſetze nun aber noch hinzu, daß mir Furcht und Hofnung in moraliſcher Hinſicht ſogar ſchon oft vielmehr auch groſſe Dienſte geleiſtet haben. Die Hofnung z. B., daß ich meinen Feind, wenn ich nur in Grosmuth gegen ihn ausharrete, am Ende doch noch mit mir ausſöhnen würde, erhielt mich beharrlichgrosmüthig gegen ihn. Die Furcht z. B., daß mir im Umgange mit gewiſſen Freunden Gefaren für mein Herz bevorſtehen möchten, machte mich wachſam auf ſie, und ſchützte mich dadurch vor ihnen. So habe ichs auch oft bald der Hofnung, bald der Furcht, blos zuzuſchreiben gehabt, daß mir meine gemeinnützigen Plane gelangen. Sah ich mich mit Freunden des Guten umgeben, ſo kümmerte es mich nicht, daß meine Kräfte nicht hinreichend wären, ſondern ich rechnete auf ihren Beiſtand, fing getroſt an, erhielt ihren Beiſtand, und vollendete glücklich. Erblickte ich aber Menſchen um mich her, denen mein guter Plan nicht willkommen war, ſo trieb mich die Beſorgnis, daß ſie mir bei ſeiner Ausführung entgegenwirken würden, an, ihn ganz im Stillen auszuführen, ſo, daß ſie nichts eher von ihm erfuren, bis er ausgeführt war, und ihr Gegenwirken alſo zu ſpät gekommen ſein würde. Wie undankbar wäre ich mithin gegen Hofnung und Furcht, wenn ich ſie nicht, ſo oft ich mich an dergleichen Vorgänge zurück erinnere, dafür ſegnen wollte, daß ſie mir ſo erſprießliche Dienſte leiſteten!

Vier und zwanzigſte Stunde.

Kirchenſtolz in ſeiner Blöſſe.

Das alte Iſrael trieb den Kirchenſtolz weit. Nur in ſeiner Kirche ſollte man dem höchſten Weſen wohlgefällig ſein können; nur aus ſeiner Kirche ſollte man, als ſpäterhin der Glaube an ein Himmelreich aufkam, in daſſelbe eingehen können. Die neuere Chriſtenheit erbte dieſen Kirchenſtolz von dem älteren Iſrael bald, und es währte nicht lange, ſo gab ſie auch die Erklärung von ſich, daß man nur in ihrer Kirche das göttliche Wohlgefallen haben, und auf künftige Seligkeit rechnen könne. Der erleuchtetere und menſchenfreundlichere Jeſus, welcher ſelbſt Iſraelit war, erwarb ſich das groſſe Verdienſt um die Gottheit und um das Menſchengeſchlecht, daß er den alten iſraelitiſchen Kirchenſtolz ſtürzte; durch Aufſtellung deſſelben Grundſatzes aber, wodurch er ihm den Sturz bereitete, wollte er auch zugleich dem künftigmöglichen chriſtlichen Kirchenſtolze vorbauen. Er lehrte nehmlich, daß man, wenn man Gottes Wohlgefallen haben, und auf Heil nach dem Tode rechnen wolle, die Sache nicht darauf zu ſtellen habe, daß man zu einem gewiſſen Dogmenſiſtem, oder zu einem gewiſſen Cerimonienſiſtem, ſich halte, ſondern daß man das allgemeine Gewiſſensſiſtem an ſein Herz drücke, und die ſittlichen Vorſchriften treu befolge, d. h. gern und freudig rechtthue. Dis kann man aber, wie er ſelbſt deutlich genug zu verſtehen gibt, in ieder Kirche. So gibts denn alſo wohl eine alleinſeligmachende Religion, aber keine alleinſeligmachende Kirche. Vielmehr kann man in ieder Kirche der alleinſeligmachenden Religion zugethan ſein, und wirklich ſelig werden.

Wer ſollte dem Heiligen von Nazaret nicht beipflichten, wenn er ihn Alles auf Befolgung der ſittlichen Vorſchriften ſtellen hört? Iſt denn die Ausbildung unſerer ſittlichen Natur nicht unſere eigentliche und höhere Beſtimmung? Können wir aber dieſe Ausbildung anders betreiben, als daß wir uns in Befolgung der ſittlichen Vorſchriften üben? Nur durch ſolche Uebung werden wir alſo die Geſchöpfe, welche wir ſein ſollten, und nur, wenn wir dis werden, können wir auf das Wohlgefallen des Schäpfers an uns rechnen, und das uns beſchiedene Heil ienſeits des Grabes mit Gewisheit erwarten. — Sind denn nicht auch die ſittlichen Vorſchriften göttliche Vorſchriften? Wann gefallen denn nur Kinder ihrem Vater wohl? Wann verehren ſie ihn recht? Wann kann er ſeine getroffenen Heilsanſtalten für ſie ausführen? Doch wohl alsdann nur, wenn ſie ſeinen Willen thun? So gefallen auch Menſchen Gott nur wohl, verehren ihn nur recht, und können ſich künftiges Heil nur von ihm verſprechen, wenn ſie ſeinen Willen thun, oder die ſittlichen Vorſchriften befolgen, welche er ihnen gab.

Da iſts dann aber doch wohl Einerlei, ob man dieſe Vorſchriften als Jude, oder als Chriſt, oder als Türke, oder als Heide, befolge; — wenn man ſie nur befolgt. Ja, Einerlei mus es ſein, ob man ſie darum befolge, weil man ſie durch Moſes erhielt, oder darum, weil man ſie durch Jeſus erhielt, oder darum, weil man ſie durch Muhamed erhielt, oder darum, weil man ſie blos durch ſein Gewiſſen erhielt; — ihre Befolgung iſt die Sache. Alle wahre Befolger derſelben machen zuſammen die unſichtbare Kirche Got-

aus, welche durch alle ſichtbare Kirchen ſich
breitet. Sie ſind die Kinder Gottes, die äch-
Gotteskinder, welche auf dem ganzen Erdbo-
zerſtreut leben ... Wie ſchön iſts doch, die
ſten chriſtlichen Kirchenlehrer in dieſem Tone
rechen zu hören! An ihrer Spitze ſtanden Pe-
us und Paulus. Dieſe wuſten von keinem neuen
rchenſtolze, nachdem der alte nidergeſtürzt war,
ndern lehrten, daß aus allerlei Volk, wer recht
ue, Gott angenehm ſei, und verkündigten Got-
spreis und unvergängliches Heil allen Seelen
ne Unterſchied, die Gutes thäten, weil vor Gott
n Anſehen der Perſon ſei. O daß ihre Nach-
lger ihres Sinnes geblieben wären! So wäre
e iener abſcheuliche chriſtliche Kirchenſtolz aufge-
mmen, der es noch ärger trieb, wie der ältere
aelitiſche.

Dabei nun, wenn man die ſittlichen Vorſchrif-
n befolgt, kann man getroſt gewiſſen religiöſen
ogmen, welche in der Kirche, in der man lebt,
r ausgemachtwahr gelten, äuſerlich huldigen,
d gewiſſe religiöſe Cerimonien, welche in der
irche, in der man lebt, ſogenannter Kultus ſind,
itbeobachten — wenn's nur um das Recht-
un recht ſteht. In irgend einer Kirche mus man

zu leben, wie in irgend einem Staate. Wer iſt wohl einverſtanden mit allen Verfaſſungen ſeines Staats? Man betrage ſich aber im Staate als Staatsbürger; ſo iſt man in iedem Staate **glücklich**. Man betrage ſich alſo auch in ieder Kirche als Kirchenbürger, und — **thue dabei recht**; ſo wird man in ieder Kirche ſelig.

Wer dieſer Gedankenreihe nicht Beifall giebt, ſondern Kirchenſtolz hegt, und der Meinung iſt, in ſeiner Kirche nur könne man ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens und ſelig werden, der handelt erſtlich ſehr thöricht gegen ſich ſelbſt. Er ſtellt offenbar alſo, wenn auch etwa nicht Alles, doch das Meiſte, auf den Glauben an die Dogmen, oder religiöſen Meinungen ſeiner Kirche, und auf die Beobachtung ihrer Cerimonien, oder heiligen Gebräuche; wie läuft er dabei Gefar, ſich um Befolgung der ſittlichen Vorſchriften wenig, oder gar nicht, zu bekümmern. Sobald er nun dis thut, bringt er, der ſich unter die Gottwohlgefälligſten zählt, ſich um alles Wohlgefallen Gottes, und er, der ſich die künftige Seligkeit zuverſichtlich zueignet, auch um die letzte Anwartſchaft auf ſie. (Lehrt aber nicht die Erfarung, daß die Kir-

ſtolzen gröſtentheils die unſittlichſten Men=
n auch wirklich waren?)

Der Kirchenſtolze handelt ferner auch ſehr men=
nfeindlich. Wie kann er Andere, die nicht zu
er Kirche gehören, verdammen, blos darum
ammen, daß ſie nicht zu ihr gehören? Was
nen ſie dafür, daß ſie nicht zu ihr gehören? Was
t er dazu, daß er zu ihr gehört? Er ward in
geboren und erzogen; ſie nicht. Verlangt er
a, ſie ſollen noch zu ihr übergehen? Welch ein
langen! Wie? wenn ſie retorquirten? Wozu
e auch ſo ein Uebergang? Die Hauptſache iſt,
ſie die ſittlichen Vorſchriften erfüllen — gute
nſchen ſind. Sobald ſie dis ſind, werden ſie
hrer Kirche ſo gewis ſelig, als er in ſeiner Kir=
— welche es auch ſei — nicht ſelig wer=
wird, wenn er kein guter Menſch iſt.

Ja, der Kirchenſtolze handelt endlich auch ſo=
gotteslãſterlich. Wie kann er glauben, daß
tt ſein Wohlgefallen und die Seligkeit an eine
viſſe ſichtbare Kirche gebunden habe? So
te ia Gott dieſe Kirche gleich zur erſten
che machen müſſen, oder es käme ſo heraus,
hätte er die Vorwelt, welche vor ihrem Ent=
en ausſtarb, recht ausdrücklich zur Verdamnis

beſtimmt. Wenigſtens müſte Gott nun noch, da dieſe Kirche da wäre, ſelbige zur Univerſalkirche machen, oder es käme wieder ſo heraus, als beſtimmte er recht ausdrücklich auch ſogar die Mit- und Nachwelt noch, die auſſer ihr lebt und leben wird, zur Verdamnis. So etwas annehmen, und die ärgſte Blasphemie treiben, iſt — Einerlei.

So ſehr ich mich auch freue, Chriſt zu ſein, ſo verabſcheue ich doch eben ſo ſehr den chriſtlichen Kirchenſtolz. Ich erbebe vollends vor ihm, wenn er am Ende nichts, als Taufſtolz iſt. Der in andern Hinſichten ſehr ehrwürdige Kirchenvater Auguſtin wird mir dadurch ſehr unehrwürdig, daß er dieſen ſo feierlich ſanktionirt. Ob er ſich denn gar nicht daran erinnert haben mag, daß der Stifter der chriſtlichen Kirche den Abraham als den Allerſeligſten pries? Abraham ward ia aber nicht getauft; beſchneiden lies er ſich zwar, wie die älteſte Urkunde beſagt, aber, ob er dis gleich erſt als ein Mann von neun und neunzig Jahren noch gethan hatte, ſo ward ihm dis doch nicht zur Gerechtigkeit, zum Verdienſt, angerechnet, ſondern nur ſein Glaube, ſein guter Sinn, ſein unbe-

ztes Thun des Willens Gottes, ward ihm
angerechnet.

Sobald der Kirchenſtolz weg iſt — welche
Ausſichten öfnen ſich für den ächten Gottes-
rer und Menſchenfreund nach dem Himmel
Nun erſcheint Gott ganz als Gott. Alle
wahren Menſchen, alle gute Menſchen,
n nach ſeinem Willen ſelig werden. Wie lieb
man ihn dafür haben! wie wahrhaftig mus
ihn dafür anbeten! Nun erhebt ſich aber auch
dig das wohlwollende Menſchenherz. Auf
en ſelbſt kommts alſo blos an, ob er ſelig wer-
wolle; — er ſei nur ein guter Menſch!
gute Menſchen werde ich antreffen im heili-
Vaterlande der Geiſter — welch eine Vor-
ung! wie bezaubernd, wie entzückend iſt ſie
mich!

O wie ſchön iſts doch, daß mein männliches
en in ein Zeitalter fiel, wo dieſe liberaleren
en, die ſo lange verſchwunden waren, wieder
orkamen! In den Jahren meiner Erziehung
lte man noch nichts von ihnen wiſſen. Man
te blos an Dogmen und Cerimonien, hielt die
igen für die vollkommenſten, und verſchlos
em den Himmel, der andern zugethan war.

Was Wunder, daß die Chriſten überhaupt alle Nichtchriſten verdammten, da ſelbſt eine Chriſtenſekte auch die andere verdammte? Mit Ehrfurcht feiere ich das Andenken der Männer, welche ſich gegen dieſe religiöſe Intoleranz aufmachten, und ienen liberaleren Ideen wieder Eingang verſchafften. Hochverdient machten ſie ſich dadurch um die Vernunft und um die arme Menſchheit. Ich rühme es ihnen nach, daß ich's ihnen zu verdanken habe, daß ſolche Ideen auch ganz die meinigen wurden. Wenn ich auch gleich als reifender Jüngling ſchon aus mir ſelbſt zuweilen auf ſie kam, ſo geſchah es doch mit einer Art von Aengſtlichkeit, welche Erziehungsvorurtheile und der überall um mich her herrſchende Kirchenſtolz in mir erzeugten. Dieſe lies aber bald nach, und verlohr ſich endlich völlig, als ich die Schriften iener Edlen las. Mein Gemüth ward von da an ruhiger und froher zugleich, und nie ſollen nun entgegengeſetzte Ideen in mir wieder aufkommen. Schöne Natur — o wie ſelig fühle ich mich nun erſt recht in deinem Schoſſe, da ich glaube, daß ſo, wie deine Schönheiten für alle Menſchen da ſind, die nur Sinn für das Schöne der Unterwelt haben, auch die höheren Schönheiten der Oberwelt

Alle ohne Ausnahme da ſein werden, die ſich
ch Schönheit des Sinnes und des Lebens zu
n Genüſſen vorweiheten! Warlich, nun bete
auch in dir deinen unſichtbaren Urheber erſt mit
er Herzlichkeit an, und ärgere mich ſo wenig
Verſchidenheiten der Kirchen, als an Ver-
denheit der Stände; denn, wie man in allen
änden dich genieſſen kann, wenn man nur
, ſo kann man auch in allen Kirchen auf
nmelsgenus rechnen, ſobald man nur will. —
nner, die ihr die liberaleren Seligkeitsideen
der in Aufnahme brachtet, ihr ſeid nun ſchon
wohin ihr für alle gute Menſchen, ſie möch-
zu einer Kirche gehört haben, welche es auch
das Zugangsrecht bewieſet und vertheidigtet; —
lieb mögen euch dieienigen von ihnen, welche
daſelbſt vorfandet, ohne daß ſie zu eurer
che gehört hatten, dafür haben, daß ihr ſchon
der Erde unter euern Zeitgenoſſen und Nach-
men ihre rechtmäſſigen, aber lange verun-
npften Seligkeitsanſprüche ehrengerettet habt!
kann's mir denken, wie dankbar dafür ſie um
her ſind, und eure eigene Seligkeit euch da-
h noch vergröſſern, noch verſchönern. Ich

werde aber auch einſt dankbar dafür um euch her ſein, daß ihr mich denken lehrtet, wie ihr dachtet; denn — dort wird nichts mehr ſchänden, als hier gehegter Kirchenſtolz.

Fünf und zwanzigſte Stunde.

reundſchaft in ihren höheren Segnungen.

aß man mit ſeinen Freunden zwanglos und
t umgehen, ihnen ſeine Meinungen und Ur-
le ohne alle Zurückhaltung und Beſorgnis er-
n, auf Gefälligkeiten von ihnen mit Zuverläſ-
eit rechnen, und in ihrer Geſellſchaft die Freu-
des Lebens am ſchönſten genieſſen könne, iſt
Etwas; wer aber bei der Freundſchaft Al-
hierein ſetzt, und ihren ganzen Werth dar-
beſchränkt, der würdigt ſie bei weitem nicht
wie ſich's gehört. Der Freundſchaft ſind
t höhere Segnungen zubeſtimmt, und nur
n, wenn ſie dieſe leiſtet, erſcheint ſie erſt in
r ehr- und liebenswürdigen Glorie.

Veredlen ſoll die Freundſchaft; hiervon
s ausgegangen werden, wenn man ſie nach
rden preiſen will. Iſt denn nicht ſchon das
gemeine Geſelſchaftsleben, das bürger-

liche Leben, hierzu vorzüglich da? Wie? und das beſondere Geſelſchaftsleben, das Freundſchaftsleben, ſollte nicht auch vorzüglich hierzu da ſein? Eignet ſich dieſes engere Beiſammenſein nicht noch weit mehr dazu, als ienes weitere?

Dis nun als ausgemachtwahr vorausgeſetzt — mus alſo zuförderſt ein Freund den andern auf Fehler von Belang, welche er an ihm findet, aufmerkſam machen, damit Entwöhnung von ihnen geſchehe. Feinde pflegen zwar dieſes Geſchäft auch gern zu übernehmen; aber mit welcher Bitterkeit und Heftigkeit betreiben ſie es! und wie richten ſie daher an einander ſo wenig dadurch aus! Uebernimmt es hingegen der Freund, ſo iſt man gleich in voraus überzeugt, daß er nicht auf Demüthigen, auf Kränken und Schamrothmachen damit ausgehe, ſondern daß er es gut damit meine. Die ſanfte und beſcheidene Art, wie er ſich dann dabei benimmt, zieht noch mehr an ihn hin, und man gibt ihm zornlos Gehör. Die Liebe endlich, welche man auch zu ihm hat, kommt noch dazu, und man entſchlieſſt ſich, ſeinem Vorhalte, den man gegründet findet, nachzukommen. Gewis, ein ſehr herrlicher Segen, welchen die

dſchaft ſtiften kann, daß man bei ihr gegen-
ſich's zum Recht, ia, ſogar zur Pflicht, ma-
Einer den Andern von offenbar unſittlichen
nungs- und Handlungsarten abzubringen!
llte dis das Erſte ſein, was Freunde unter
erabredeten und feſtſetzten; wie würde dann
reundſchaft Alle, die ihren Bund ſchlieſſen,
eln, ſtatt, daß ſie noch immer ſo Viele der-
ſogar verſchlechtert! Daß die Freunde zur
ührung einer ſolchen Verabredung iederzeit
echten Zeitpunkt wählen müſſen, verſteht ſich
h von ſelbſt; ſie lernen einander ia aber im-
beſſer kennen, und ſo mus es ihnen leicht
en, denſelben wirklich zu treffen.

erner mus ein Freund dem andern, wie über-
t mit guten Beiſpielen, ſo beſonders mit Bei-
n ſolcher Pflichtleiſtungen, vorzugehen ſu-
von denen er die Erfarung macht, daß ſie
chwer werden. Wie viel Fälle der Art gibts
eden! Man hat wohl den Willen zu einer
ſen Pflichterfüllung, aber nicht die Kraft
; Temperament und Umſtände ſind's, die
nicht den Willen, aber doch die Kraft, ſchwä-
Wenn da der Freund hintritt, und dem
nde die Pflicht, welche ihm ſchwer wird, vor-

leiſtet, ſo mus dieſer zu denken anfangen — „was doch ihm möglich ward, wird auch dir möglich ſein, ſobald du es dir nur recht angelegen ſein läſſeſt.“ Der Wunſch, bei ſeinem Freunde in Achtung ſtehen zu bleiben, wirkt dabei zugleich auf ſein Herz; ſo tritt er in die edlen Fusſtapfen desſelben ein, zwingt ſich zu der ihm ſchwergewordenen Pflicht hin, und leiſtet ſie glücklich. So übte ſchon oft ein zur Rache Geneigter blos dadurch Wohlthätigkeit gegen ſeinen Beleidiger aus, daß er ſeinen Freund dergleichen ausüben ſah. So lernte ſchon oft ein Verzärtelter hohe Selbſtverleugnung blos von ſeinem vor ſeinen Augen ſich ſelbſt verleugnenden Freunde. So ward ſchon oft ein unleidlicher Ungeduldiger blos durch den Anblick ſeines geduldigen Freundes Einer der erſten Geduldigen. So war ſchon oft Mancher, der Opfer für das Gute für Thorheit hielt, blos dadurch im Stande, die gröſſeſten Opfer dafür zu bringen, daß er Zeuge von dergleichen Opfern war, die ſein Freund freiwillig brachte. — Auch dieſe Art von gegenſeitiger Veredlung iſt der ſegnenden Freundſchaft hoch anzurechnen.

Ebenſo mus ein Freund dem andern zur Ausführung ſchöner Plane, die er entwirft und traut ffenbart, aus allen Kräften behülflich ſein. Je-er gute Menſch wird nicht nur eifriger in Betrei-ung eines guten Vorhabens, wenn ſich fremde Kräfte ſeinen eigenen dabei zugeſellen, ſondern er wird auch, wenn er auf ſolche Weiſe glücklich voll-ringt, aufgelegt und luſtig zu anderweitigen gu-en Vorſätzen. Iſt das nicht ebenfals Veredlung für ihn? Auf *welche* fremde Kräfte aber ſollen wir mit Recht *zuerſt* rechnen dürfen, daß ſie ſich bei dergleichen Gelegenheiten den unſrigen zugeſellen werden? Müſſen es nicht die *uns nächſten* ſein? und ſind dis nicht die Kräfte *unſerer Freunde*? So eile dann Jeder, wenn er ſieht, daß ſein Freund mit einem wackern Plane umgehe, ihm dabei, ſo viel er vermag, mitthätig zur Seite zu ſein, und laſſe ſich dazu von ihm nicht erſt noch auffordern! Wie hochverdient wird er ſich dadurch um ihn machen, und wie werden ſie Beide, wenn auf ſolche Weiſe der Plan gelingt, noch inniger an einander gefeſſelt ſich fühlen! Ja, Jeder gehe noch weiter, und reitze, wenn er ſieht, daß ſein Freund einen ſchönen Plan anlegen könne, aber nicht von ſelbſt darauf komme, ihn zur Anlegung deſſelben, und verſpreche ihm in voraus alle mögliche Mitwirkung dabei! Wie noch höher verdient wird er ſich dadurch um ihn machen, und wie wird dieſer, wenn die gute Sache gut geht, ihm einzig und allein es danken, daß er ein gutes Werk mehr verrichtet habe! — Nützen denn aber ſolche Plane, die Freunde gemeinſchaftlich ausführen, und nur gemeinſchaftlich ausführen konnten, nicht auch der Welt? und iſt dieſer Nutzen nicht auch unter die höheren Segnungen zu rechnen, welche die Freundſchaft leiſten ſoll? O wenn der Freundſchaftsbund nur die beglückt, welche ihn ſchlieſſen — wie ſo blos alltäglich iſt er! Wahre Schönheit empfängt er dann nur erſt, wenn er auch heilbringend für die menſchliche Geſelſchaft wird. Auch ſogar die Veredlung, welche Freunde an einander betreiben und bewirken, wird dadurch noch etwas Erhabeneres, wenn ſie auch zugleich auf der Stelle für Andere wohlthätig iſt, und wohl gar weit und breit ſich erſtreckende Gemeinnützigkeit zur Seite hat.

Weiter noch mus auch ein Freund den andern in ächten ſittlichen Grundſätzen feſt zu erhalten ſuchen, wenn Fälle eintreten, daß Furcht, oder Hofnung, ihn in ſelbigen wankend machen wollen. Wo iſt ein Menſch, dem ſo etwas nicht zuweilen begegnete? Selig freilich der, der alsdann ſich

lbſt wieder zu befeſtigen weis! Wie gehts aber
em, der hierzu nicht gewachſen iſt? Er wankt,
wankt nicht nur — er ſinkt, wenn ihn kein An-
erer hält. Wer ſoll aber dieſer Andere ſein?
den erſten Beruf dazu hat ſein Freund. Wie
ürfte dieſer gleichgültig dabei ſein, daß es Bö-
wichtern durch ihre Verſprechungen und Drohun-
en, oder Umſtänden durch ihre plötzliche Erſchei-
ung und ſonderbare Verkettung, gelingen ſollte,
en, welchen er ſo ſchätzt, und den er gern immer
hätzenswerth finden möchte, zu ſchlechtem, oder
ch nur zu zweideutigem Benehmen zu verleiten?
r iſts aber auch, der ſich von ſeinem Halten das
eiſte, und Mehr, als irgend ein Anderer, ver-
rechen darf. Die ſanfte Gewalt, welche er über
s Herz des Wankenden erlangt hat, mus ia iede
iner Erinnerungen und Warnungen noch eindrin-
nder auf denſelben machen. So ſäume er dann
cht, ſein Schutzengel in der groſſen ſittlichen Ge-
r zu werden! Er mache ihm den vorgeſpiegelten
ewinn beim Einſtimmen, oder auch nur beim
oſſen Schweigen zum Böſen verächtlich! Er ma-
e ihm den vorgeſpiegelten Verluſt beim Wider-
irken, oder auch nur beim bloſſen Widerreden
gen das Böſe verächtlich! Er erhebe auf der an-

dern Seite in ſeinen Augen die Selbſtſtändigkeit, in der ſich ein Menſch zeigt, wenn er gegen dergleichen Vorſpiegelungen blind und taub iſt, und es einer ganzen Welt von Menſchen und Umſtänden nicht verſtattet, ihn zu bewegen, daß er gegen ſeine Ueberzeugung handle, die er vor den eingetretenen Verſuchungen ieder zeit für richtig anerkannte, und die er auch noch, ſobald er nur vom vorgeſpiegelten Gewinn oder Verluſt auf einen Augenblick abſtrahirt, für richtig anerkennen mus! O wie wird der Wankende dadurch Kraft zum Wiederfeſtſtehen von den Lippen des Freundes einſaugen! wie wird der Wiederfeſtſtehende nachher den Freund als einen Engel Gottes an ſein Herz drücken! „Du haſt mich ſehr veredelt, wird er dabei leiſe ihm zurufen, indem du mich ſtark machteſt, auch im Kampfe mit Hofnung und Furcht, die blos Sinnliches zum Gegenſtande hatten, ſittlich zu ſiegen.“

So mus auch ferner noch ein Freund den andern ächtgläubig zu erhalten ſich angelegen ſein laſſen. Zweifel an den erſten Wahrheiten entkräften nur gar zu leicht den Trieb zum Guten, und verſtimmen wohl, wenn ſie dauerhaft werden, ganz und gar für nützliche Thätigkeit. Es können aber dergleichen Zweifel auf mancherlei Weiſe entſtehen, auch in der beſten und gläubigſten Seele, entſtehen. Nicht nur z. B., daß die Seelenſtunden ſelbſt ſich nicht gleich ſind, weil der Geiſt noch gar zu ſehr vom Körper abhangt, und alſo die Klarheit ſeiner Ideen oft durch ſelbigen mit einem Nebel, zuweilen mit einem ſehr dicken Nebel, umzogen wird; ſondern es geht auch in der Welt um uns, und für das Menſchengeſchlecht oft ſo Zweifel erregend her, daß man ſich des Zweifelns kaum erwehren kann. Denk an die Menſchenheilsverwüſtungen, welche die Kriege der Könige anrichten dürfen! Denk an die Menſchenheilsverwüſtungen, welche, wenn auch die Könige Frieden halten, doch die Krieg führenden Elemente, dieſe Könige der Könige, anrichten dürfen! Zwar ſoll ſich ieder Weiſe auch hierüber zufriden zu ſtellen wiſſen; aber auch dem Allerweiſeſten ſchlägt die Sache oft fehl. Wohl da Jedem in ſolchen Zweifelsſtunden, der einen Freund hat, welcher ihn erſt ruhig zweifeln hört, und dann alle die Ideen in ihm wieder aufregt und anfriſcht, welche ihn mit dem Laufe der Welt und mit den Schickſalen der armen Menſchheit ausſöhnen können! So, wie ſein Glaube wieder hergeſtellt iſt, wird auch ſein

Muth ſich wieder herſtellen, und er wird in ſeiner edlen Thätigkeit wieder fortfaren, in der er aus Glaubensſchwäche ſchon nachgelaſſen hatte.

Endlich mus auch ein Freund den andern, wenn er ihn ſelbſt unſchuldiger- und unverdienterweiſe leiden ſieht, zu tröſten ſuchen. Die Veredlung, welche er hierdurch an ihm bewirkt, ſetzt allen den höheren Segnungen, die die Freundſchaft ſtiftet, die Krone auf. Leiden ſind's, in welchen die erhabenſten Tugenden erlangt werden können; was gleicht der Ergebung, der Standhaftigkeit und der Beharrlichkeit bis ans Ende? Wie viel aber kann ein treuer Freund dazu beitragen, daß ſein leidender Lieber dieſe Tugenden auch wirklich erlange! Ohne Aufrichtung und Tröſtung von auſſen erlangt dieſer ſie ſchwerlich; wer kann ihn aber von auſſen her ſo aufrichten und tröſten, als Er? So thue er dann auch Alles zu ſeiner Aufrichtung und Tröſtung, was er vermag! Er ſei noch öfter um ihn, als ſonſt! Sein bloſſer Anblick, der Anblick eines geliebten Theilnehmenden, wird dem Leidenden ſchon eine Art von Erheiterung ſein. Er leiſte ihm ieden möglichen eigenen Beiſtand! Er gebe ihm guten Rath! Er leite ſeinen Geiſt oft von dem Gedanken an ſeine Leiden ab, und ſuche ihn durch allerlei angenehme Unterhaltung zu zerſtreuen! Er halte ihm aber auch, wenn dis nicht gelingen will, alle die Troſtgründe, welche Vernunft und Religion für ihn haben, mit Klarheit und Herzlichkeit vor! Er bereite ihm allerlei unerwartete kleine Freuden! Er leide mit ihm; er leide ſogar für ihn, ſobald er ihm dadurch einige Erleichterung ſeines drückenden Zuſtandes bewerkſtelligen kann! Er gebe ihm endlich, wenn er nichts weiter mehr für ihn hat, als Thränen, auch dieſe noch! Dem Leidenden ohne Rettung ſind Thränen, die ein Edler um ihn weint, noch der allerletzte Troſt... Wenn er dann ſieht, wie ſein lieber Dulder durch dis ſein geſamtes tröſtendes Benehmen immer herrlicher leide, ſo freue er ſich ſtill und doch hoch darüber, und rechne darauf, daß es auch ihm einſt, wenn er in ſchweren Leidenslagen ſein wird, nicht an einem Vertrauten fehlen werde, der an ſeiner Veredlung durch Leiden eben ſo wacker mitarbeitet! Macht er hernach zu ſeiner Zeit die wirkliche Erfarung hiervon, ſo finde er in der Vorſtellung, daß er einen ſolchen zweiten Freund am erſten verdient habe, noch einen ganz beſondern Troſt für ſich!

Dieſer ihrer höheren Segnungen wegen will ich die Freundſchaft vorzüglich ſchätzen. (Veredlungen heiſſen ſie mit einem Worte.) Damit ſie ſie aber auch wirklich leiſten könne, will ich nur mit ſolchen Menſchen den Freundſchaftsbund ſchlieſſen, von denen ich's mir mit Gewisheit verſprechen kann, daß wir einander gegenſeitig veredlen werden. Solche Menſchen gibts Gottlob noch, und es iſt nicht ſchwer, ſie zu finden. Für das Gute ſimpathiſirende Seelen erkennen einander bald. Sie ziehen einander auf der Stelle an ſich, und, ie ſeliger ſie ſich dann bei einander fühlen, deſto weniger iſt eine ganze Welt im Stande, ſie wieder von einander abzuziehen.

Sechs und zwanzigſte Stunde.

Zufridenheit mit ſeiner Weltlage.

Zufriden damit zu ſein, wie man im Irdiſchen geſetzt ward — wenn man ſich auch noch ſo zurückgeſetzt darin glaubte — ſollte eigentlich Keinem zu ſchwer fallen.

Man mus nur, um ſich in dieſen Gemüthszuſtand zu verſetzen, vor allen Dingen Sinn für höheres Menſchenheil haben, und dann erwägen, daß die Güter, welche dieſes ausmachen, an keinen Stand und an keine Lage gebunden ſind, ſondern von Jedem beſeſſen werden können, der ſie beſitzen will. In der That, ſo iſts. Verſtand hat Jeder; ſo kann auch Jeder ſo verſtändig werden, als er will. An Gelegenheiten, Erkentniſſe des Wahren und des Guten einzuſamlen, gebrichts ihm gewis nicht. Sittliches Gefühl empfing Jeder; Jeder kann alſo auch einen ſittlichguten und edlen Karakter erhalten, und, was noch Mehr iſt, einen um ſo edleren, ie beſchränkter ſeine äuſſerliche Lage iſt, wenn er ſich in ſie ſchickt. *Kräfte zum Nützlichwerden* wurden Jedem zu Theile, ſo verſchiden ſie auch ſein mögen; Jeder kann ſich mithin auch Verdienſte in ſeiner Art erwerben, und — was fehlt ihm dann, wenn er ſie ſich erwirbt, unter ſeinen Mitbürgern? Man wird ihn ehren und lieben, er ſtehe hoch, oder nidrig, ſei reich, oder arm. *Seelenruhe am Arme der Religion* kann Jeder genieſſen, auf Beifall Gottes kann Jeder rechnen, Freudigkeit zu Gott kann Jeder haben, traut kann ſich ihm Jeder betend nähern, frohe Ausſichten über das Grab hinaus kann Jeder ſich öfnen — ſobald er ein *guter* Menſch iſt, und ſteht es nicht in ſeiner Gewalt, *dis* zu ſein? Geſetzt alſo auch, man befände ſich im Irdiſchen nicht ſonderlich beſtellt, ſollte das höhere Heil, welches man haben kann, nicht zur Zufridenheit darüber ſtimmen? Fürwahr, man ſtrebe nur recht, ſeinen Verſtand auszubilden, ſeinen Karakter zu veredeln, ſeine Kräfte zum Nützlichwerden anzuwenden, dadurch Verdienſte einzuſammeln, und dafür geehrt und geliebt zu werden von Allen, die Verdienſte zu ſchätzen wiſſen; man ſei ein *guter* Menſch! ſo wird man anfangen, ſich ſtark zu fühlen, ſich über den Abgang, welchen man im Irdiſchen für ſich findet, ruhiger hinwegzuſetzen.

Man halte es aber auch mit dem Glauben, daß nicht ein blöſſer Zufall die nidereren äuſerlichen Güter austheile, ſondern daß ein allmächtiger Weiſer der Vertheiler davon ſei! Dieſer Glaube hat groſſe Beruhigungskraft. Wer im Aeuſerlichen vom Schickſale ſich zurückgeſetzt glaubt, der denke nur gleich alſo — „mein höheres Heil iſt, wie es auch nur mein eigentlicher Wunſch ſein ſollte, Gottes eigentlicher Zweck für mich. Vielleicht ſtritte es mit dieſem, daß ich in eine glücklichere Lage käme, als die iſt, in der ich bin. Ich wäre wohl ein Unwiſſender geblieben, oder wäre auf grobe Unſittlichkeiten verfallen, oder hätte die Hände, welche ietzt thätig für die Welt ſind, in den Schos gelegt. Wie? wenn dis ſo wäre? Ich will es aber als wahr vorausſetzen, und ſo mus ich den, der mich beſſer kennt, als ich ſelbſt mich kenne, und der zugleich die irdiſchen Güter vertheilt, dafür preiſen, daß er mir manches derſelben ganz verſagte, oder doch nur ſpärlich gab.“

Da iedoch Niemand von der austheilenden Providenz ganz vergeſſen worden iſt, ſo richte man ferner ſein Hauptaugenmerk nicht auf ſolche äuſerliche Güter, welche man ſich noch wünſcht, ſondern auf die, welche man wirklich ſchon hat! Jeder hat gewis irgend ein vorzügliches derſelben. Dieſes ſuche er recht zu bewahren, recht zu verwolkomnen und recht zu genieſſen; wie glücklich wird er ſich dann in ſeiner Lage fühlen, wenn ſie auch auf andern Seiten noch ſo beſchränkt wäre! Dis iſts, worauf ſich Jeder ſchon verſtehen, oder doch noch verſtehen lernen ſollte; alsdann würde es um die Unzufridenheit mit ſeiner Weltlage bald geſchehen ſein. Du, der du nicht reich biſt, biſt wohl geſund; ſo ſchlag deine Geſundheit höher an, als Reichthum, und erhalte ſie dir durch ein mäſſiges Leben, und freue dich ihrer, ſo oft du deine Berufsgeſchäfte glücklich verrichteſt, oder einen wohlfeilen, wohl gar ganz koſtloſen Freudengenus, wie der Genus der ſchönen Natur iſt, in aller ſeiner Fülle ſchöpfeſt! Du, der du kränklich biſt, haſt wohl ſehr treue Freunde; ſo halte dich für entſchädigt durch ſie für deine Kränklichkeit, und mache ſie durch Geduld und Dankbarkeit dir ausharrend treu, und erquicke dich an ihnen, ſo oft ſie dir ein unerwartetes kleines Vergnügen bereiten, oder auch nur theilnehmend dich beſuchen! Du, der du kein Gewalthabender biſt, biſt wohl ein freier Mann; ſo rechne recht viel auf deine Freiheit, und behaupte dich in ihr, und ſei ganz in deinem Leben, ſo oft du blos nach deinem Willen handelſt, oder auch nur vor Andern dich nicht bücken darfſt! Du, der du in groſſe Geſelſchaften nicht kommen kannſt, biſt wohl zu Hauſe in der beſten Geſelſchaft; ſo thu gern auf jene Verzicht, und bewahre dir dieſe, und ſpotte iubelnd über das dir fehlende Weltgeräuſch, ſo oft die Deinen dich froh umkreiſen, oder auch nur Einer von ihnen dich traut an ſein Herz drückt!

Man bleibe ferner, wenn man gröſſeres Glück bei Andern zu erblicken glaubt, nicht bei der Auſſenſeite deſſelben ſtehen, und laſſe ſich nicht etwa durch bloſſen Schein täuſchen! Auch hier gilts, daß nicht Alles Gold, wenigſtens nicht lauter Gold und reines Gold, ſei, was gleiſſt. Wie leicht könnte man ſich z. B. mit dem Schickſale darüber ausſöhnen, daß man Andern an Hoheit nachſtehe! Man erwäge nur auch die Gefaren, welchen die Hohen ſo oft ausgeſetzt ſind, und halte dagegen die Sicherheit, welche man in ſeinem Mittelſtande genieſſt! Ganz ſo verhält ſichs auch, wenn man Andern an Reichthum nachſteht. Man verweile ebenfals nur nicht blos bei dem Beſchauen des Wohllebens, welches die Reichen führen, ſondern denke auch an die Sorgen, welche ihnen ihr Reichthum macht, und vergleiche damit die Ruhe, in der man bei bloſſer Genüge lebt! Nichts iſt thörichter, als unzufriden mit ſeinem Stande zu ſein, weil er gewiſſe Beſchwerden hat, und ſich in den Stand Anderer zu wünſchen, den man ſich als beſſer vorſtellt. Man ſieht nur das Angenehme deſſelben, weil man nicht in ihm iſt; käme man in ihn, ſo würde man auch das Läſtige empfinden, welches er mit ſich führt. Nicht gewöhnt an dieſes, würde man es ganz unerträglich finden, und ſich wieder in einen andern Stand wünſchen. Da würde es wieder ſo gehen, und ſo weiter, und ſo weiter, bis man durch alle Stände gegangen wäre; da man alsdann unſtreitig in ſeinen allererſten Stand zurückkehren würde. Gleiche Bewandnis hat es auch mit der Unzufridenheit über den Staat, in dem man lebt. Wanderte man wirklich in einen andern, ſo würde man vielleicht die Unvollkommenheiten des verlaſſenen nicht, an deren Statt aber gewis wieder andere, antreffen.

Dann ginge die Reiſe auch wohl wieder in einen andern, wo man dieſelbe Erfarung machte, und ſo weiter, und ſo weiter, und am Ende, wenn man alle Staaten beſucht und verſucht hätte, kehrte man auch wohl wieder in den allererſten Staat zurück. Mit Recht hat man dieienigen, welche an der Sucht, die Stände und die Staaten zu wechſeln, kränkeln, mit den Reiſenden um die Welt verglichen, die, die ſichere Heimat verlaſſend, auf der weiten Meeresfläche mit allen möglichen Gefaren kämpfen, und daher zulezt froh ſind, wenn ſie den vaterländiſchen Boden wohlbehalten wieder betreten können.

Man rechne aber auch ferner etwas auf die gröſſere Verantwortlichkeit ab, welche dieienigen auf ſich bekamen, die man im Irdiſchen offenbar beſſer geſezt ſieht, als ſich! Rechenſchaft mus Jeder darüber ablegen, wie er mit den äuſerlichen Gütern, welche er empfing, umgegangen ſei — wär's auch nur zu ſeiner Zeit vor ſeinem eigenen Gewiſſen. Nun mag es immerhin wohl ſchön ſein, groſſe Gewalt, groſſes Anſehen, groſſes Vermögen zu haben; wenn's aber zur erwähnten Rechenſchaftsablegung kommt, wer hats dann beſſer?

Gewis der, welcher nur mäſſige Gewalt, mäſſiges Anſehen, mäſſiges Vermögen hatte. Er hat nicht nur an ſich weniger zu verantworten, ſondern es iſt auch ſchwer, mit groſſer Gewalt, mit groſſem Anſehen, mit groſſem Vermögen ſo umzugehen, daß man bei einer künftigen Ueberſicht mit ſich ſelbſt darüber zufrieden ſein könne. Dieſe ſehr zu befürchtende Unzufridenheit mit ſich ſelbſt ſollte doch Jeden von Unzufridenheit über ſeine beſchränktere Weltlage heilen, der daran krank iſt.

Und — wie ſteht es um alles Irdiſche im Grunde? Man kann es nicht nur zu ieder Zeit verliehren — und dann fühlt ſich der, der Viel verliehrt, unglücklicher, als der, der Wenig verliehrt; ſondern man verliehrt es auch zu einer beſtimmten Zeit gewis. Ja, es kommt ein Vergang alles Irdiſchen, und — was iſts dann geweſen? Dann wird die Hoheit Nidrigkeit, die Gewalt Ohnmacht, der Reichthum Armut. Wie thöricht wird man, wenn dieſe Zeit heranrückt, ſich vorkommen, daß man auf dergleichen Güter ſo viel geſetzt habe! Jenen Allvergang erblicke man doch vorher oft ſchon im Geiſte, und anticipire dieſes Thorheitsgefühl! Gewis, eine herrliche Kur für Alle, die an der groſſen Seelenkrankheit, an Unzufridenheit mit ihrer Weltlage, leiden!

Man denke ſich endlich auch zuweilen ſchon in eine vollkommenere Welt hin! Mag's doch immerhin ſein, daß hier Verdienſt und Glück nicht gleichen Schritt halten — wir leben noch in der erſten Welt, in der Erziehungswelt, in der Welt, wo Gott blos anfängt, Juſtiz zu üben. Irgendanderswo wird's auch anders ſein. Wohl dem, der alsdann zu fordern hat! Er wird ſich ſelig dafür preiſen, daß er mit Forderungen an das Schickſal von hier abging, und um ſo ſeliger, ie gröſſer ſeine gerechten Forderungen ſind. —

So, dächt' ich, müſt's unmöglich ſein, daß man nicht zufriden mit ſeiner Weltlage werden ſollte, wenn man ſie auch noch ſo beſchränkt glaubte. Und — daß man dis werde, iſt ia doch von der gröſſeſten Wichtigkeit. Man beſchränkt ſonſt ſeinen äuſerlichen Zuſtand mit eigener Hand gleichſam noch mehr, als er wirklich iſt; man genieſſt auch das irdiſche Gute nicht, das man doch beſitzt, und macht ſich ſelbſt unglücklicher, als man ſein ſollte. Man überläſſt ſich der Unthätigkeit, weil man ſich für das, was man ſchon leiſtete, nicht für belohnt genug hält, und glaubt einer Welt weiter nichts ſchuldig zu ſein, die ſelbſt ihre alten Schulden nicht ordentlich bezahlt. Man wird ein übler Geſelſchafter, weil es an Heiterkeit der Seele fehlt, und weil man durch den Umgang mit Glüklicheren noch nidergeſchlagener wird. Man nagt an dem bürgerlichen und ſittlichen Werthe derer, die man in beſſerer Weltlage erblickt, und ſucht es ihnen bei ieder Gelegenheit fühlbar zu machen, daß ſie ihr Loos nicht verdienten. Man geräth auf den menſchenfeindlichen Gedanken, fremdes Glück, das man beneidet, und durch Neid nicht an ſich bringen kann, doch wenigſtens zu verkümmern, und ſeinen Beſitzern allerlei Verdrus zu machen, damit ſie es nur nicht ungeſtört genieſſen möchten. Man ſtimmt ſich, wie man zur Mitfreude ſchon ganz verſtimmt iſt, auch noch zur Schadenfreude, und iſt wohl im Stande, ein teufliſches Gelächter aufzuſchlagen, wenn Glücklichere einen groſſen Verluſt leiden. Man verſagt der Vorſehung den Dank, welchen ſie für das Gute, das man doch empfing, verdient, und macht dem allmächtigen Weiſen, der der Vertheiler alles irdiſchen Heils iſt, täglich zehenmal den Vorwurf, daß er ſeine Vertheilung keineswegs meiſterhaft, ſondern blos ſchülerhaft, einrichte ... Mein ganzes Herz empört ſich immer mehr gegen die Unzufridenheit mit ſeiner Weltlage, ie mehr ich über ihre unſeligen Wirkungen und Folgen nachdenke. Könnte ich doch gleich alle Unzufridene der Art um mich her verſammeln! ich wollte ihnen eine Vorleſung halten, die ihnen durch Mark und Bein dringen ſollte. Mein Thema würde ſein — „wer ſich recht verwerfen will, der überlaſſe ſich eurer Unzufridenheit!“ Am Schluſſe würde ich ihnen noch zurufen — „Ihr verderbet euch ſogar auch noch iene Welt, die eigentlich euer letzter Troſt ſein ſollte. Neider ſeid ihr ſchon; Misgünſtige werdet ihr bald werden. Wer erſt Fertigkeit darin erlangt, Andern Glück nicht zu gönnen, das ſie vor ihm voraus haben, der gönnt auch am Ende Andern ſolch Glück nicht, das er mit ihnen gemein hat. Wie wird's euch dann in der Oberwelt gehen, wo lauter Selige beiſammen ſind? Vermuthlich werdet ihr auch, wie ihr hier nur alleinglücklich ſein wolltet, dort nur alleinſelig ſein wollen. Im Himmel werdet ihr alſo eure Hölle finden; oder — verlanget ihr etwa einen Himmel ganz iſolirt, und ſo, daß er auf einem Stern wäre, auf dem kein Anderer weiter wäre, als ihr? Dieſen Himmel behaltet dann auch für euch! Mir wäre er kein Himmel. Mein Himmel ſei da, wo unzählige Mitſelige ſind!“

Sieben und zwanzigſte Stunde.

Einkehr bei ſich ſelbſt.

Nicht nur meine Freunde haben ein Recht auf mich — nicht nur die Welt hat ein Recht auf mich — auch ich hab's; ia, ich habe das erſte und nächſte Recht auf mich. Ich mus alſo auch zu gewiſſen Zeiten mir ſelbſt leben dürfen. Freudig bin ich thätig für die bürgerliche Geſellſchaft; auf meine Thätigkeit für ſie gebührt mir aber auch Ruhe. Dankbar genieſſe ich dieſe Ruhe im trauten Umgange mit meinen Geliebteſten; verſtattet mus es mir aber auch ſein, ſie im Umgange mit mir nur zu genieſſen. Man wird ia am Ende auch des Hörens müde, wie man des Wirkens müde wird; welch ein angenehmes Gefühl hat man dann bei totaler Stille um ſich her! Wie? und dieſe in ihrer Art ganz eigene Annehmlichkeit ſollte mir nicht gegönnt werden? Mögen tauſend Andere keinen Sinn für ſie haben; ich habe ihn einmal, und ſo befridige ich ihn auch. Ich bin mir nie Mehr, als wenn ich bei mir ſelbſt einkehre, und ſo das Bewuſtſein mir gewähre, daß ich allein mir Genug ſei. O — wie hebt ſich die Seele, wenn ſie erfärt, daß ſie der geſamten Auſſenwelt nicht bedürfe, und in ſich ſelbſt Alles habe! Wie? *Schwärmerei* wäre dieſer Ausruf? Ich erwiedere — „ſelig, wer ſo ſchwärmen kann! er ſichert ſich ſeine Unabhängigkeit ſo viel, als möglich.“

Ich finde aber auch, daß das Einkehren bei mir ſelbſt meiner *höheren* Ausbildung ſehr zuträglich ſei; wie ſollte ich es alſo vernachläſſigen? Iſt denn *dieſe* meine Ausbildung nicht die *Hauptſache*? Sinnenweſen bin ich — ia; ich bin aber auch Vernunftweſen, und, als ſolches, zugleich ein moraliſches Weſen. Meine Sinnlichkeit iſt blos für meine Vernünftigkeit da, ſo, wie meine Vernünftigkeit wieder für meine Sittlichkeit da iſt. Meine *höhere* Ausbildung iſt und bleibt alſo die *Hauptſache*. Nun will ich das Einkehren bei mir ſelbſt, in ſo fern es zu ihr beiträgt, zuförderſt von Seiten meiner Vernünftigkeit, oder in *intellektueller* Hinſicht, betrachten.

Wo kann ich über alles Nachdenkenswürdige angeſtrengter, mithin auch glücklicher, nachdenken, als da, wo ich allein mich befinde? Wo kann ich das, was ich von Andern durch Hören, oder Leſen, darüber erlernt habe, ſchärfer prüfen, folglich auch richtiger würdigen, und, wenn ich's als wahr finde, der Maſſe meiner Erkentniſſe und Ueberzeugungen weſentlicher einverleiben, als ebenfals da? Ja, zur Wahrheit wirklich zu gelangen, iſt der einzig ſichere Weg — Meditation im Stillen. Ich achte den Einwurf nicht, wenn ihn mir Jemand machen könnte, daß ich auf ſolche Weiſe auch wohl immer könnte einſam ſein wollen; denn ich pflege nichts zu übertreiben. Ich weis recht gut, daß ich nicht blos zum Nachdenken, ſondern auch zum Wirken, da ſei; wenn ich aber das Wirken über das Nachdenken nicht verabſäume — darf ich mir das Nachdenken nicht gewähren? Sollt ich mir etwa dafür lieber das Spielen gewähren? Und wie? wenn das Nachdenken mich zum Wirken noch kräftiger machte? Gewis iſt dis, wenn ich die Sache auch nur im Allgemeinen betrachte, der Fall; auf beſondere Betrachtungen darüber will ich hernach noch kommen. Ebenſo weis ich auch recht gut, daß mein

Nachdenken über das, was ich von Andern gehört oder geleſen habe, mich nicht immer aufs Reine bringe; iſt es nicht aber doch der einzigmögliche Weg darüber aufs Reine zu gelangen? Ich bleibe alſo dabei, daß ich gern bei mir ſelbſt einkehre, und zwar um ſo mehr, da ich Erfarungen genug davon gemacht habe, daß ich dieſer Einkehr meine ſchönſten Erkentniſſe und Ueberzeugungen zu danken habe. Durch ſie ward ich in *intellektueller* Hinſicht das, was ich bin.

In *moraliſcher* Hinſicht iſt die Sache noch weit wichtiger. Kommt nicht bei meiner ſittlichen Ausbildung, wenn ſie wohl von ſtatten gehen ſoll, äuſerſtviel darauf an, daß ich *Selbſtbeſchauung* treibe? und kann ich dieſe nicht einzig und allein in der Einſamkeit treiben — ſobald ſie nehmlich das ſein ſoll, was ich unter ihr verſtehe —? Sonnenklar iſts ia doch wohl, daß ich, wenn ich in den Geſelſchaften der Welt bin, auf ſie gar nicht hinkomme; da beſchaue ich nicht mich, ſondern Andere, und werde von Andern beſchauet. Andere ziehen mich da ganz von mir ab, und zu ſich hin. Wollte man ſagen, in der Geſelſchaft mit Freunden ſtehe die Sache anders, ſo erwiedere ich — „wohl dem, der keines Freundes bedarf, um Selbſtbeſchauung zu treiben!" Ich bin in dieſer glücklichen Lage, und ſo halte ich's damit, daß ich nicht nur gern unter meinen Freunden bin, ſondern mich auch gern iſolire, und zwar oft blos in der Abſicht, um meinen ſittlichen Zuſtand ernſtlich zu prüfen. Da unterſuche ich mich darauf, ob ich Herr oder Sklav meines Temperaments und meiner Leidenſchaften ſei, und, wenn ich auch das Letztere nicht bin, wie weit ichs in der ſchönſten aller Herrſchaften bisher gebracht habe. Da halte ich mir meine wichtigeren Verhältniſſe nebſt den daraus für mich entſpringenden Pflichten vor, und ſtelle mich zur Rede darüber, ob ich ſie erfülle, und, wie ich ſie erfülle. Da ſchätze ich meine Kräfte zu freiwilligem Guten, und verlange Rechenſchaft von mir darüber, ob ich ſie auch anwende, dergleichen zu leiſten. Da muſtere ich die Reihe meiner ſeit der letzten Einkehr bei mir ſelbſt ausgeübten menſchenfreundlichen Handlungen, und frage mich aufs Gewiſſen, ob ich ſie auch aus edlen Gründen und wirklich rein ausgeübt habe. Wie mus dergleichen Selbſtbeſchauung zum gröſſeſten Segen für mein Herz gereichen! Ich ſehe da alsdann recht ein, wie weit ich in meiner Veredlung gekommen bin, und noch kommen kann und ſoll. Die Freude über meine abermals gemachten Fortſchritte im Guten treibt mich kräftigſt an, nicht nur keinen Rückſchritt darin wieder zu thun, ſondern auch noch immer weiter fortzuſchreiten; damit ich bei der nächſten Wiedereinkehr bei mir ſelbſt noch zufridener mit mir ſein könne. In der That alſo — auch das, was ich in moraliſcher Hinſicht bin, habe ich hauptſächlich der Einſamkeit und den Selbſtbeſchauungen in ihrem Schoſſe zu danken.

Mit dieſem für mich unſchätzbaren Gewinn iſt keineswegs Verluſt für die Welt verknüpft. Das iſt wahr, daß ich, wenn ich mich ſo ſelbſt beſchaue, für die Welt nicht wirkſam ſei; darf ſie denn aber auch wohl, wie ſchon erwähnt, ununterbrochenes und unabläſſiges Wirken von mir fordern, und kann ich nicht meine Ruhezeit anwenden, wie ich will, und wie ichs zum beſten für mich finde? O wie froh ſollte die Welt vielmehr darüber ſein, daß ich dieſe Zeit zu meiner Veredlung durch Einkehr bei mir ſelbſt anwende! Beſſer kehre ich ia hernach zu ihr zurück. Eifriger geworden in Erfüllung meiner Pflichten, aufgelegter geworden zum freiwilligen Gutesſtiften nimmt ſie mich aus der Einſamkeit Schoſſe in ihren Schos wieder hin.

Wenn ſie dann auf meine geſtärkte und vermehrte Thätigkeit zum Guten nur merkte, und den wahren Zuſammenhang davon wüßte, wie müßte ſie wünſchen, daß Jeder ohne Unterſchied — beſonders die Hohen, die Mächtigen, die Reichen — doch fleiſſig Einkehr bei ſich ſelbſt halten, und ſie in der Abſicht halten möchte, in welcher ich ſie halte! Gewis, dann würden keine zügelloſe Unſittlichkeiten, keine grobe Pflichtübertretungen, keine empörende Unbarmherzigkeiten, keine himmelſchreiende Tiranneien in ihrem Schoſſe ausgeübt werden. — —

Was iſt denn das wohl, daß ſo Viele gar keinen Sinn für die Einkehr bei ſich ſelbſt haben? .. Ich will dieſe Zerſtreuungsſüchtigen nicht gleich ſamt und ſonders in den allerſchlimmſten Verdacht nehmen; vielmehr will ich glauben, daß die Mehreſten von ihnen ſo eine Erziehung erhielten, welche ſie von ſich ab- und zum Geſelſchaftsweſen hingewöhnte. Sie lernten ſich ſelbſt nicht gehörig ſchätzen; vielmehr lernten ſie Nichts an ſich haben, ſondern an Andern Alles — wie werden ſie alſo, die doch haben wollen, dahin gehen, wo Nichts für ſie zu haben iſt! Sobald ſie allein ſind, ſind ſie ſich gleichſam natürlich zur Laſt; wie könnten ſich allein zu ſein ſtreben? Die Armen! wie wird ihnen ſein im Alter, wenn ſie nicht mehr zur Welt kommen können, oder in langwierigen Krankheiten, oder wenn ſie ſonſt etwas zur Einkehr bei ſich ſelbſt zwingt? .. Bei Vielen iſts aber auch gewis der Fall, daß ſie das angeſtrengte Nachdenken nicht lieben, und aus Tiefblick in die Wahrheit nichts machen. Sinnlich ſich zu vergnügen, iſt ihr Leben, und zwar ſo, wie es nur in den Geſelſchaften der Welt geſchehen kann. So finden ſie arge Langeweile bei ſich ſelbſt, und eilen aus einer Luſtbarkeit in die andere ... Wer mag iedoch daran zweifeln, daß es auch an Solchen nicht fehle, die aus moraliſchen Gründen ſich ſelbſt aus dem Wege gehen, und das Einſamſein fliehen? Wie? Selbſtbeſchauung ſollten ſie treiben? Was würden ſie ſchauen an ſich? Sklaven ihrer Leidenſchaften, Pflichtübertreter von erſter Gröſſe, Menſchenfeinde u. ſ. w. Da es nun doch möglich wäre, daß ihr Gewiſſen in der einſamen Stille erwachte, ſo finden ſie es für unräthlich, ſich dieſer Gefar auszuſetzen, und zerſtreuen ſich lieber unaufhörlich. Man darf ia nur ſehen, wie Mancher lebt und handelt; ſo mus man ſeine Flucht vor ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe erklären, und man thut ihm damit gar kein Unrecht. Die Thoren! werden auch ſie ſolch Zerſtreuungsunweſen immer forttreiben können? Und in welch einer Hölle, die ſie ſich noch dazu ſelbſt geſchaffen haben, werden ſie ſich dann befinden, wenn ſie einſt bei ſich einkehren müſſen! — —

Man will indeſſen behaupten, daß die Einſamkeit ſchon Vielen, die ſich in ſie begaben, und ſo auch der Welt, aus der ſie ſich in ſie verfügten, ſtatt nützlich zu werden, äuſerſt ſchädlich geworden ſei. „Sie trieben, ſagt man, in ihr die gröbſten Unſittlichkeiten, und brüteten in ihr Höllenplane aus; wären ſie nicht eingekehrt bei ſich ſelbſt, ſo wäre weder das Eine, noch das Andere, geſchehen.“ Mag immerhin Beides wahr ſein; wahr iſts dann doch auch, daß ſich dazu nur Gottesleugner und Menſchenfeinde eignen. Wie könnte man zugleich an einen allgegenwärtigen Richter glauben, und in der Abgeſchidenheit von Menſchen Greuel treiben? Wie könnte man ein menſchliches Herz haben, und ſich iſoliren, um hernach in der Geſelſchaft deſto vollkommener als ein Satan aufzutreten? Vor ſolchen heilloſen Misbräuchen der Einkehr bei ſich ſelbſt mus ia auch in der That Jeder ſchon ſicher ſein, der nur noch das geringſte moraliſche Gefühl hat. Ich habe das ſüſſe Bewuſtſein, daß ich aus meinen Einſamkeiten immer geſtärkter im Guten zurückkam, und die mehreſten Segen, welche ich für Andere ſtiftete, hat die Welt ihnen zu danken. Wie ich nun ienes Bewuſtſein mir immer zu erhalten ſuchen will, ſo ſoll die Welt auch noch immer mehr dieſen Dank ſchuldig werden. Wie könnte ich an dem Guten, das ich ſchon geſtiftet habe, genug haben? Dis ſtreitet ia ganz und gar mit meinen allererſten Grundſätzen. Nein, wie ich meine eigentlichen Pflichten zu erfüllen fortfaren will, ſo lange ich kann, ſo will ich auch, ſo lange ich Kräfte, freiwillig nützlich zu werden, beſitze, dieſe Kräfte dazu anwenden. Wenn ich dann freiwilliges Gutes, das von Beträchtlichkeit iſt, vorhabe, will ich ſeintwegen recht ausdrücklich bei mir ſelbſt einkehren, und da ſorgfältig nachdenken, wie ich Alles einzurichten habe, daß es mir auch wirklich gelinge. Wo ſollte ich dis Nachdenken vollkommener betreiben können, als da, wo mich nichts dabei ſtört? Iſt dann mein Himmelsplan im Stillen angelegt, und finde ich es nöthig, ihn einem Freunde zu offenbaren, um ſeinen Rath zu vernehmen, ſo will ich mich wieder iſoliren, um auch über den vernommenen Rath nachzudenken. Es bedarf ia zu ſolchen Einkehren bei ſich ſelbſt nicht ganzer Tage; Viertelſtunden ſind oft dazu genug. Wie ſchön ſind dergleichen Viertelſtunden! Sie machen offenbar den lebenswertheſten Theil des Lebens aus; denn wenn auch die Tage des eigentlichen Wirkens für die Welt erſt heilſam ſind, ſo hätt's ia doch dieſe heilſamen Tage nicht gegeben, wenn iene Viertelſtunden nicht vorangegangen wären. — Alſo — Einkehr bei mir ſelbſt bleibe mir theuer und werth, weil ſie von allen Seiten viel, ſehr viel dazu beiträgt, daß ich meine menſchliche Beſtimmung immer vollkommener erfüllen möge.

Acht und zwanzigſte Stunde.

Sinn für das Heil der Nachwelt.

Es gibt einen Generationenegoismus, wie es einen Individuenegoismus gibt. Wenn es in der Sprache des letzteren heiſſt — „gehts nur mir wohl, ſo mags Andern um mich her gehen, wie's will“ — ſo heiſſts in der Sprache des erſteren — „gehts nur uns zuſammen wohl, ſo mags unſern Nachkommen gehen, wie's will.“ Beide Sprachen ſind häslich. Einzelner Lebender, ſind denn die mit dir zugleich Lebenden nicht, was du biſt — Weſen deinesgleichen? Sollteſt du ihnen nicht gönnen, was du dir gönnſt? Ganze neben einander lebende Generation, iſt die auf dich folgende Generation nicht Weſengeſamtheit deinesgleichen? Sollteſt du ihr nicht gönnen, was du dir gönnſt? Man kann mit Recht behaupten, daß die Sprache des Generationenegoismus noch häslicher ſei, als die Sprache des Individuenegoismus. Einzelne, die neben einander leben, können doch noch ihre Gerechtſame gegen einander zu behaupten verſuchen; kann dis aber auch wohl die kommende Generation gegen die ietzige? Jene mus ſich's ia ganz und gar gefallen laſſen, wie dieſe ſie geſetzt hat.

Um ſo ein ſchönerer Karakterzug iſts dann aber auf der andern Seite auch, Sinn für das Heil der Nachwelt zu haben. Menſchen ſchon in voraus lieben, die nach uns erſt auftreten ſollen, iſt doch wohl eine ganz reine Liebe. Es iſt Liebe, für die man nicht nur auf keinen Wiedervergelt rechnen kann, ſondern für die man auch nicht einmal Dank mehr hört. Daher kam's dann auch, daß ſich von ieher alle groſſe Seelen durch ienen Sinn auszeichneten. Weit brachten ſie es darin, wenn ſie, in einem unglücklichen Zeitalter lebend, aber Ausſichten vor ſich habend, daß ein glücklicheres eintreten werde, ſich darüber freuen konnten, daß, wenn ſie ſelbſt auch nicht die beſſeren Zeiten erlebten, der Nachwelt es doch wohlgehen werde. Noch weiter brachten ſie es darin, wenn ſie während des Zeitenelends, das ſie drückte, ſogar dazu beitrugen, daß die beſſeren für ſie nicht erlebbaren Zeiten der Poſterität zu Theile werden möchten. Je mehr ſie für ihre Perſon dabei aufopferten, deſto gröſſere Menſchen waren ſie. Es iſt entzückend, in dieſer Hinſicht die Weltgeſchichte zu leſen, und in ihr dergleichen groſſe Menſchen in Menge zu finden. Wer bei den Nachrichten von ihnen nicht Sinn für das Heil der Nachwelt, wenn er ihn nicht ſchon hat, noch lernen könnte, der müſſe ſich unter Menſchen überhaupt nicht mehr zählen! Ich will mich iedoch iezt nur mit ſolchen Aeuſerungen dieſes Sinnes, welche man überall finden ſollte, beſchäftigen.

Alles Gute, das die Vorwelt hinterlies, mus auch der Nachwelt ſo viel, als möglich, erhalten werden. Wer nicht ſo denkt — er ſei, wer er ſei — was für ein unwürdiger Nachkomm iſt er! Gefällt's denn ihm nicht wohl, daß die Vorfaren brav gegen ihn dachten? Will er ſchlechter gegen die Nachkommen denken, als die Vorfaren gegen ihn? Es iſt ihm Pflicht, in die Fusſtapfen der wackern Vorfaren zu treten — er ſei blos Familienvater, oder gar Landesvater.

Wer blos Familienvater iſt, der mus die günſtige Lage, in die er ſich bei ſeiner Geburt ſchon geſezt fand, auch ſeinen Abkömmlingen zu hinterlaſſen ſuchen. Er mus alſo z. B. ſeine ererbten

Kapitalien wohl verwalten, und darf nicht glauben, daß er dazu berufen ſei, Wiederzerſtreuer des Geſammelten zu werden. Er mus von Zeit zu Zeit ſein ererbtes Haus ausbeſſern, und ſich ſchämen, zu denken — „wenn's nur ſo langs ſteht, als du lebſt; deine Nachkommen mögen zuſehen, daß es ihnen nicht auf den Kopf falle.“ Er mus ſeine ererbten Aecker, Wieſen und Gärten im gehörigen Zuſtande erhalten, und die Schmach verabſcheuen, von ihren künftigen Beſitzern ein lüderlicher Oekonom genannt zu werden.

Wer die Ehre hat, Landesvater zu ſein, der mus ſich beſtreben, das Heil, welches ſeine Vorweſer in der Regirung für ſein Volk hinterlieſſen, auch für die Nachwelt ſeines Volks aufzubewahren. Wenn er nicht Vorarbeiten für das Wohl des Landes gefunden hätte, ſondern Alles erſt ſelbſt bearbeiten, anfangen und anlegen ſollte, wie weit würde er damit kommen? So mus er auch nacharbeiten, und dadurch daurend zu machen ſuchen den Segen der gefundenen Vorarbeiten. Mit dem Schatze vollends, welchen er fand, verhält es ſich noch weit anders, als mit dem Vermögen, das ein bloſſer Familienvater ererbte. Dieſer Schatz gehört keineswegs ihm, ſondern der Nation; er darf alſo damit nicht ſchalten, wie er will, ſondern mus ihn nur in Nothfällen für das Beſte der Nation angreifen, die ihn durch rechtſchaffene Entrichtung ihrer Abgaben eigentlich geſammelt hat.

Hieher, wenn von den Pflichten des Staats gegen die Nachwelt die Rede iſt, gehört vorzüglich die Erhaltung aller gemeinnützigen öffentlichen Anſtalten. Was wären wir doch in Hinſicht auf dieſe ohne die unvergesliche Fürſorge der Vorwelt? Wie ſchwer hält es aus vielen zufälligen Urſachen iezt oft, eine neue dergleichen zu Stande zu bringen! So mus man doch wenigſtens das Geringere thun, und die ſchon vorgefundenen erhalten ... Hiermit kann das Recht vollkommen beſtehen, welches der Staat hat, Anſtalten, die die Vorwelt für nützlich hielt, die es aber nicht waren, eingehen zu laſſen; denn die Nachwelt iſt nicht verbunden, nachzuirren, wenn die Vorwelt vorgeirrt hat. Auch beſteht das noch wichtigere Nachweltsrecht damit, ſogar ſolche Anſtalten eingehen zu laſſen, welche in den Zeiten, in denen ſie geſtiftet wurden, zwar nützlich waren, aber es iezt nicht mehr ſind; denn die Vorwelt ging ia bei ihrer Stiftung nur darauf aus, daß ſie Nutzen ſtiften wollte.

Aber das Eigenthum ſolcher Anſtalten mus ſchlechterdings wieder entweder zur Errichtung neuer iezt nützlichen öffentlichen Anſtalten, oder doch zur Erhaltung ſchon exiſtirender Anſtalten der Art verwendet werden, und zwar aus demſelben Grunde, weil die Vorwelt durch ihre reichliche Dotirung Nutzen ſtiften wollte. Zu einem künftigen Staatsraube, den Einzelne begehen ſollten, beſtimmte ſie die Dotation doch wohl gewis nicht? .. Haben gemeinnützige öffentliche Anſtalten Gebäude, wie z. B. der öffentliche Kultus, der Volksiugendunterricht, die Akademieen, die Humanitätsanſtalten ſamt und ſonders, ſo mus dafür geſorgt werden, daß ſie ſich immer in gutem Stande befinden; damit die Nachwelt nicht ohne Noth ſchwere Baue zu führen bekomme, deren man ſie durch leichte Reparaturen zur gehörigen Zeit hätte überheben können. Ueber die Aerarien, Güter und Einkünfte ſolcher Anſtalten müſſen treue Verwalter angeſtellt werden, die auf das Möglichſte dahin ſehen, daß nichts davon verlohren gehe. Dis mus ſich erſtrecken bis auf bloſſe Stipendien und bis auf die kleinſten milden Stiftungen, die aus der Vorzeit herrühren, ſobald ſie noch das gemeine Wohl befördern. Und — da die gegenwärtige Generation manchen ſchönen Fortſchritt vor der vorigen gemacht hat, ſo müſſen alle noch gemeinnützige öffentliche Anſtalten nicht blos für die folgende erhalten, ſondern auch dieſen Fortſchritten gemäs noch vervollkommet werden. Der Geiſt des Zeitalters mus auch auf ſie ſeine wohlthätigen Einflüſſe haben, und die Nachkommen müſſen ſehen, daß die Vorfaren das Gute, welches ſie ſchon vorfanden, ihnen noch beſſer zurückließen.

Auch das Gute, welches blos die Natur in einem Lande gibt, mus der Nachwelt durch wakkern Landeshaushalt bewahrt werden. Hieher gehören z. B. die Waldungen. In unſerer Himmelsgegend bedürfen wir nicht nur der Häuſer, ſondern auch der Oefen in den Häuſern. Es mus immer genügliches Holz da ſein zum Bauen und zum Heitzen. Die Nachkommen werden bauen und heitzen müſſen, wie wir. Ein weiſer Haushalt mit den Waldungen gehört alſo ſehr zu den Pflichten der Staatsaufſeher. Wenn ſie all das Holz, das ſie ſchlagen laſſen, ſelbſt hätten anpflanzen ſollen, wie lang hätte ihr Leben ſein müſſen! Aber ihre Vorfaren lieſſen anpflanzen, und ſchonten das ſchon angepflanzte Holz; ſo müſſen auch ſie Schonung des vorgefundenen Holzes beobachten, und ferner anpflanzen.

Noch war nur von Erhaltung des Guten, welches ſchon da iſt, die Rede, und da verlangt der Sinn für die Nachwelt auch ſogar, daß Niemand, der nützliche Erfindungen gemacht hat, oder ſonſt vorzüglichheilſame Erkentniſſe beſitzt, ſelbige mit in ſein Grab nehme. Man kann es dem, der ſichs ſauer werden lies, dergleichen zu beſitzen, zwar nachſehen, daß er ſich ſelbſt der Nächſte zu ſein glaubt, und ſie, um davon zu leben, nicht öffentlich mittheilt; er wähle ſich aber Einzelne, denen er ſie anvertraut, oder lege ſie auf ſeinen Todesfall ſchriftlich nider, damit ſie den Nachkommen eben ſo nützen können, wie ſie den Zeitgenoſſen durch ihn genützt haben!

Es iſt iedoch nicht genug, daß nur Gutes, welches die Vorwelt hinterlies, ſo viel, als möglich, erhalten, und allenfals noch verbeſſert werde; es mus auch neues Gutes für die Nachwelt geſtiftet werden. Der Gedanke — wenn er auch wahr wäre — „wir ſelbſt haben ia wenig, oder nichts, mehr davon“ — mus keineswegs davon abhalten. Die Vorfaren haben auch in ähnlichen Fällen wenig, oder nichts, mehr davon gehabt, und ſtifteten ſolch Gutes doch. Nur dann tritt man ganz in ihre edlen Fusſtapfen, wenn man ebenſo handelt. Sie pflanzten Fruchtbäume, deren Reichthum ihr erſt iezt einſammelt, im Grunde mehr für euch, als für ſich; ſo pflanzet auch Bäume an, deren Fruchtreichthum eigentlich die Nachkommen erſt erndten! Sie baueten Häuſer im Grunde mehr für euch, als für ſich; ſo bauet auch ihr Häuſer den Nachkommen! Sie machten Wüſteneien urbar im Grunde mehr für euch, als für ſich; ſo machet noch exiſtirende unfruchtbare Gegenden auch fruchtbar, und wenn die zweite folgende Generation erſt den ganzen Vortheil davon hätte! Es gibt ia Anlagen zu Menſchenwohl, welche durchaus nicht von einer und derſelben Generation angefangen und auch vollendet werden können, ſondern zu denen zwei Generationen gehören. Irgend eine mus ſie alſo anfangen, damit die folgende ſie vollenden könne. Laſſen ſich nun dergleichen machen, ſo fange ſie die lebende Generation gleich an, wenn auch von ihrer Vollendung durch die zweite die dritte erſt den vollen Nutzen zöge!

Von hieraus ergibt ſich die Pflicht der Staatsaufſeher, auch auf Stiftung ſolcher gemeinnützigen Anſtalten und Einrichtungen bedacht zu ſein, an die die Vorwelt noch nicht dachte, wohl gar nicht denken konnte. O wie viel derſelben laſſen ſich auf allen Seiten noch ſtiften! Man fange mit den allernothwendigſten und allerheilſamſten an; ausfinden wird man dieſe bald können, wenn man nur will. Fragt man — woher die Koſten dazu? woher der Fond für ſie? — ſo antworte ich — „ſind Anſtalten und Stiftungen da, die entweder immer unnütz waren, oder doch durch die Zeit unnütz geworden ſind, ſo laſſe man dieſe eingehen, und wende ihre Fonds dazu an! Gibts dergleichen nicht, ſo dürfen die Regenten durch Freigebigkeit und Dotation nur vorgehen; unter den Reichen im Lande werden immer Einige ſein, die ihnen bald darin nachfolgen. Für kinderloſe Reiche, deren es zu allen Zeiten gibt, iſt dis beſonders Pflicht; ob ſich auch gleich die Kinder habenden Ueberreichen nicht ganz davon ausſchlieſſen ſollen. „Mag der Fanatismus uralter Vorwelt immerhin die Urſache von vielen unnützen Stiftungen geweſen ſein, ſoll uns denn die kaltblütige Vernunft ganz davon abhalten, zur Gründung neuer offenbar gemeinnütziger öffentlichen Anſtalten beizutragen?

Allerdings mus Alles ſeine Grenzen haben, alſo auch die Liebe zur Nachwelt. Durchaus geht das Heil der Mitwelt dem Heile der Nachwelt vor; ienes alſo über dieſes vernachläſſigen, wäre arge Verſündigung an den Zeitgenoſſen. Die Mitwelt iſt ia ſchon da — die Nachwelt ſoll erſt noch kommen; wer mithin wahrhaftig Menſchenfreund iſt, der benutzt doch wohl gleich die erſten und nächſten Gegenſtände, welche ſich ſeiner Menſchenliebe darſtellen. Wie? und wenn dann die Nachwelt auch wieder nur für ihre Nachwelt ſorgen ſollte, und dieſe wieder für die ihrige u. ſ. f., für wen würde dann am Ende geſorgt? .. Es iſt alſo z. B. nicht recht, wenn Eltern bei der Diſpoſition über ihren Nachlas mehr an ihre Ur-urenkel, die nach Jahrhunderten erſt kommen ſollen, und deren Ankunft noch ſehr ungewis iſt, als an ihre Kinder, denken, die ſchon da ſind, und die ſie zunächſt glücklich machen ſollen.. Es iſt alſo ferner nicht recht, wenn man bei einem gemeinen Armeninſtitut nur auf Sammlung groſſer Kapitalien für die Armen künftiger Zeitalter bedacht iſt, und darüber die gegenwärtigen Armen darben läſſt. Wie iede Stadt für ihre Armen ſelbſt ſorgen ſoll, ſo ſoll auch iede Generation für ihre

Armen ſelbſt ſorgen, und wie auswärtige Arme nur verlangen können, ſo unterſtützt zu werden, daß die einheimiſchen dabei nicht Noth leiden, ſo ſollen auch die künftigen Armen in voraus nur ſo unterſtützt werden, daß die ietzigen nicht dabei Noth leiden ... Es iſt alſo ferner nicht recht, wenn die Holzſchonung in einem Lande ſo übertrieben wird, daß die Zeitgenoſſen dabei frieren, und ihre Häuſer einfallen laſſen ſollen ꝛc. Es iſt alſo endlich nicht recht, wenn beinahe eine ganze Generation aufgeopfert wird, um den folgenden Geſchlechtern beſſere Zeiten zu verſchaffen. Nicht nur iſts noch die Frage, ob dergleichen Aufopferungen auch wirklich der Nachwelt die vermeinten beſſeren Zeiten bringen werden; ſondern der oberſte Weltregirer will auch dergleichen durch die äuſerſte Gewaltſamkeit erzwungene Fortſchritte des Heils der Menſchheit nicht.

Neun und zwanzigſte Stunde.

Achtung für den gemeinen Mann.

Wenn auch gleich die, welche Deutſch ſprechen, oft gar keinen Unterſchied zwiſchen den Ausdrücken „gemeiner Mann“ und „Pöbel“ machen, ſo iſt doch ein groſſer Unterſchied zwiſchen beiden. Gemeiner Mann — das heiſſt, ein Menſch, der äuſerlich blos ſo beſtellt iſt, wie es die Mehreſten ſind, oder auch, ſo ein Menſch, dergleichen es in Anſehung ſeines Standes Millionen gibt. Pöbel aber — was heiſſt dis? Auswurf bedeutet es, desgleichen es bei allen Ständen gibt — nicht nur in den unterſten, ſondern auch in den mittleren, in den hohen, ia, in den allerhöchſten. Wie man Bauernpöbel hat, ſo hat man auch Kaufmannspöbel, und wie man adelichen Pöbel hat, ſo hat man auch Fürſtenpöbel. Pöbel ſind alle die, welche ihren Platz in der menſchlichen Geſellſchaft nicht nur nicht gehörig ausfüllen, ſondern wohl gar ganz leer laſſen. In einem ie höheren Stande ſie ſich dann befinden, deſto gröſſerer Pöbel ſind ſie.

Pöbel zeigt etwas Verachtungswürdiges an; das geringere Aeuſerliche aber kann — ſobald von *Menſchen*, von vernünftigen und ſittlichen Weſen, die Rede iſt, nicht verachtungswürdig machen, ſondern nur das geringere Innerliche. Wer beim geringeren Aeuſerlichen gröſſeres Innerliches hat — wer beim gröſſeren Aeuſerlichen geringeres Inneres hat — — für welchen von Beiden entſcheidet die geſunde Vernunft und die Beherzigung des geſelſchaftlichen Wohls, daß er *der Schätzbarere* ſei? Man müſte in der That *ſelbſt* zum Pöbel gehören, wenn man nicht gleich auch ſelbſt die richtige Entſcheidung geben könnte.

Den *eigentlichen* Pöbel will ich verachten in iedem Stande, wo ich ihn finde; ich will ihn um ſo mehr verachten, ie höher der Stand iſt, in dem ich ihn finde. Den *ſogenannten* Pöbel aber, den gemeinen Mann, *blos als ſolchen*, zu verachten, würde Undankbarkeit, Unmenſchlichkeit, ia, ſogar Unklugheit, ſein.

In den unterſten Ständen leben die *mehreſten* Menſchen; dis zeigt ia gleich, wie ſchon gedacht, ihre Benennung — gemeine Leute — an. Wie unklug ſogar iſts alſo, ſie zu verachten! Erweckt man dadurch nicht in ihnen erſt die unangenehmſten Gefühle ihrer nidrigen Lage? Reitzt man ſie nicht dadurch zum Neide, und bringt ſie gegen ſich auf? Und — was müſſen hiervon die Erfolge ſein? Der kleinſte Erfolg davon iſt doch gewis nur dis, daß ſie ſich dadurch berechtigt glauben, iede Hülfe ihrem Verachter zu verſagen, die ſie ihm in ſeinen Nothfällen leiſten ſollen, und oft allein nur leiſten können. Schadenfroh ſehen ſie ihn dann leiden, und geben ihm ſehr deutlich zu verſtehen, daß es ihnen lieb ſei, ſich auf ſolche Weiſe ungeſtraft an ihm rächen zu können. Ein gröſſerer Erfolg davon aber iſt ſchon dis, daß ſie ſich's verzeihen, darauf zu ſinnen, auf alle mögliche Weiſe ihrem Verächter ſelbſt Schaden zuzufügen. So hat er ſchlecht für ſeine Sicherheit geſorgt; denn wie will er auf allen Seiten gegen ſie dabei auf ſeiner Hut ſein können? Man hat iedoch auch den gröſſeſten Erfolg davon erlebt, nehmlich den, daß ſich das verachtete Volk in Maſſe gegen ſeine Verächter öffentlich aufmachte, und — wer gewann da? der Theil, auf deſſen Seite die überwiegende Mehrheit der Fäuſte war. Nie wären dergleichen tragiſche Auftritte geſchehen, wenn man den gemeinen Mann mehr in Ehren gehalten, und ihn nicht auf allen Seiten wie bloſſe Thiermenſchen behandelt hätte. Lektionen der Art für die höheren Stände hat die Geſchichte genug.

Die unterſten Stände ſind die Baſis des Staats. Es wären gar keine höhere und mittlere Stände, wenn ſie nicht wären. Wie, wenn es keine Heerde gäbe, kein Hirt da wäre, ſo wäre auch, wenns keine Kirchengemeinde gäbe, kein Paſtor da, und, wenns kein Volk gäbe, kein Volksregent da. Es wären keine Künſtler, Kaufleute und Gelehrte da, wenns keine Handwerker gäbe, und es wären keine Handwerker da, wenns keine Taglöhner, keine Fruchtbauer, Viehzieher und Erzieler aller übrigen Naturprodukte gäbe. Wer macht die Fabrik- und Manufakturherren reich? Sinds nicht ihre vielen Arbeitsleute, welche, durch ihre dürftige Lage zum Fleiſſe aufgefordert, durch ihren Fleis ihnen den beträchtlichſten Gewinn in die Hände ſpielen? Wer ſetzt die Amtleute in den Stand, Erndte zu halten und Wirthſchaft zu führen? Iſts nicht ihr zahlreiches Geſinde? Wer liefert das Meiſte an den Staatsſchatz ab? Iſts nicht das Volk? Und — wenn das Vaterland durch tapfere

Heere beſchützt werden muß, beſtehen die Heere nicht gröſtentheils aus den Söhnen der unterſten Stände? Wie? und man könnte dieſe Stände verachten, auf denen ſolchergeſtalt Alles beruhet?"

Die unterſten Stände ſind die nothwendigſten. Die menſchliche Geſellſchaft kann die Gelehrten eher entbehren, als die Künſtler; die menſchliche Geſellſchaft kann die Künſtler eher entbehren, als die Profeſſioniſten; die menſchliche Geſellſchaft kann viele Profeſſioniſten eher entbehren, als die Bauern und Taglöhner. Was ſollten auch die Vornehmen und Reichen wohl anfangen, wenn es nicht Menſchen gäbe, und zwar ſo in Menge gäbe, daß ſie noch dazu die Wahl unter ihnen haben, welche alle nidrige Arbeiten und Geſchäfte für ſie verrichteten, und ſie von Kopf bis zu Füſſen bekleideten? Wie unerträglich würde es ihnen vorkommen, wenn ſie iene Arbeiten und Geſchäfte ſelbſt verrichten, ſich überall ſelbſt bedienen, und z. B. nur ihr Holz ſelbſt klein machen, ihre Oefen im Winter ſelbſt heitzen, ihre unreine Wäſche ſelbſt wieder rein machen ſollten, u. ſ. w.! Ihr bloſſer Machtſpruch, daß ſich das Holz ſelbſt klein machen, der Ofen ſich ſelbſt heitzen, die unreine Wäſche ſich ſelbſt reinigen ſollte, würde ihnen nicht aus der Noth helfen; ihr Geld auch nicht, ſobald nicht Leute da wären, die für Geld Holz hackten, einheitzten und wüſchen. Betrachtet man vollends die Zahl von Handwerkern, welche dazu erforderlich ſind, wenn ſie ſich vom Kopf bis zu den Füſſen auch nur ganz einfach bekleiden wollen, wie könnten ſie es möglich machen, ſich ſelbſt zu bekleiden? Wie viel Handwerke müſten ſie erlernen! wie lang müſte ihr Leben ſein, um ſie zu erlernen! Die Sprache — „Handwerker ſind einmal da, und wir haben Geld; ſo müſſen ſie froh ſein, daß wir bei ihnen arbeiten laſſen, und ſie bezahlen“ — iſt eine verworfene Sprache. Wär's doch möglich, daß gegen den Undankbaren, der ſie führen kann, alle für ihn Arbeitende gemeinſchaftliche Sache machten, und ſich beredeten, durchaus nicht für ihn zu arbeiten, bis er erſt zeigte, daß er ſie nach Würden ſchätzen lerne! O wie würde er von ſeinem Stolze zurückkehren, wenn er ſähe, daß aus Geld weder Hut, noch Schuhe, würden, und daß, wenn er ia verſuchte, Luidore ſtatt Huts auf den Kopf, und ſtatt der Schuhe unter die Fusſohlen zu binden, die Füſſe nicht fortwollten, und der Kopf ſchier eingedrückt würde!

Die unterſten Stände ſind, im Ganzen genommen, die arbeitſamſten. Man mus die Menſchen in ihnen betrachten vom Morgen bis zum Abend, um ſich von ihrer raſtloſen nützlichen Thätigkeit eine Vorſtellung zu machen. Dieſe Vorſtellung ſteigt noch höher, wenn man erwägt, daß ſie die wackere Thätigkeit iahraus iahrein und lebenslang treiben. Und endlich — was für Arbeiten haben ſie? Sind es nicht die allerbeſchwerlichſten? Arbeiten ſie ſich nicht oft im eigentlichen Verſtande zu Tode? Sehr häufig ſterben ſie daher auch in ihren beſten Jahren; ſtatt daß man in den höheren Ständen oft weit länger leben könnte, als man wirklich lebt, wenn man nur wollte. Die Laſt iſt zu drückend, welche auf ſie gelegt iſt; ſie erliegen unter ihr frühzeitig, ſehen dis voraus, und müſſen ſichs gefallen laſſen, um nur, ſo lange ſie leben, ihr Brodt zu haben. O wie verdienen ſie doch die Achtung der höheren Stände! Wie ſollte ſich ieder offenbare Müſſiggänger in dieſen ſchämen, ſo oft ihm ein gemeiner Mann begegnet, und demüthig den Hut zuerſt vor ihm abzieht!

Die unterſten Stände haben noch oben darauf bei aller ihrer ausgezeichneten Arbeitſamkeit die wenigſten Lebensgenüſſe. Nimmt man die Misproportion zwiſchen ihren Arbeiten und Genüſſen — wie unmenſchlich ſogar wäre es, ſie zu verachten! Sie, die am meiſten haben ſollten, haben gerade am wenigſten. Man ſehe auf der andern Seite viele vornehme und reiche Nichtsthuer an; iſts nicht, als wären die Freuden der Welt nur für ihre Faullenzer da! Wie elend mus ſich der gemeine Mann — beſonders, wenn er, wie gewöhnlich der Fall iſt, ſtarke Familie hat — ſogar auch bei Beſridigung ſeiner erſten Bedürfniſſe behelfen! Tritt vollends Theurung, oder Arbeitsmangel, ein, oder treten gar beide zugleich ein, ſo möchte er mit ſeinen Kindern ſchier halb verhungern, und nackend gehen. Beſridigt er aber auch ia ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe, wo hat er Ergötzlichkeiten, um ſich für ſeine ſchweren Arbeiten zu erquicken? Blos beſtimmt iſt er, Zuſchauer zu ſein, wenn ſich die Hohen und Begüterten ergözzen, und mus ſichs noch zur groſſen Ehre anrechnen, wenn er die Erlaubnis erhält, es ſein zu dürfen.

Dabei ſind dann alſo auch die unterſten Stände noch die genügſamſten. Wären ſie dis nicht, wie viel mehr grobe Exceſſe würden vorfallen, als doch gewöhnlich nur wirklich vorfallen! Wo würde ein Reicher ſeines Reichthums ſicher ſein? Wo würden die Vornehmeren ſich beluſtigen, ohne Gefar zu laufen, Platz machen zu müſſen? Der gemeine Mann aber begnügt ſich, wie gedacht, gern daran, wenn er nur Zuſchauer ſein darf, und beluſtigt ſich dann in Gedanken mit. Die Braven! Was beſtimmt ſie vorzüglich zu ihrer Genügſamkeit? Aechte Religioſität iſts, welche leider in den höheren Ständen ſo häufig fehlt. Man hört ſie ſelten über ihr Schickſal murren, weil ſie ſich aus Ergebung an Gott in daſſelbe fügen.

Die Leute in den unterſten Ständen ſind endlich auch die verlaſſenſten, ſobald ſie nicht mehr arbeiten können. Man möchte ſagen — wehe ihnen, daß ſie ſehr alt werden ſollten! Sie wünſchen ſichs daher auch gar nicht, und ſterben gern an der Grenze der Greiſesjahre. Werden ſie aber zu ihrem Unglück hohe Greiſe, ſo leiden ſie Noth. Zurückgelegt haben ſie nichts, weil ihr Verdienſt immer kaum zu ihrer und der Ihrigen Erhaltung zureichte. Ihre Kinder haben dann ſchon wieder Kinder, ſo, daß es ihnen eben ſo geht; da ſie dann den Eltern wenig, oder gar nichts, abreichen können. Wird der gemeine Mann krank, ſo gehts ihm nicht beſſer, als im Alter, und wenn er noch ſo iung iſt. Arbeitsmangel in geſunden Tagen drückt ihn nicht ſo, wie Krankheit, in der er nicht nur kein Geld verdienen kann, ſondern die ihm noch Geld koſten ſoll, das er doch nicht hat. Er geräth unter die Hände der Quackſalber, die ihm nicht helfen können, oder mus ſich blos der Natur überlaſſen. Hilft ihm dieſe endlich nach langer Zeit, ſo iſt er ſo arm, daß er, ſtatt ſich noch eine Zeitlang erholen zu können, mit ſeinen immer noch ſchwachen Kräften an ſeine ſchwere Arbeit ſchon wieder gehen mus, wodurch er oft in ein Recidif verfällt, das ihn wegraſt.

Wie? und man könnte den gemeinen Mann verachten, blos darum, weil er dis iſt? So wäre man ſelbſt der verachtungswürdigſte Menſch!

Dreiſſigſte Stunde.

Allgemeine Aufklärung?

Wer der Volksaufklärung ganz entgegen ſein kann, der führt entweder nichts Gutes im Schilde, oder hat über ſeine Sache nicht recht nachgedacht. Das iſt wahr — ie einfältiger, unwiſſender und ſeelenſtumpfer ein Menſch iſt, deſto eher und deſto mehr läſſt er ſich *misbrauchen*. Man kann ihm Alles bieten, kann ihn in Furcht ſetzen, wie man will, und kann ihn zum Werkzeuge der Bosheit machen, wie man will. Wer alſo zu dergleichen Misbräuchen Anderer geneigt iſt, von dem iſts wohl zu erwarten, daß er es gern ſehen werde, daß die mehreſten Menſchen einfältig, unwiſſend und ſeelenſtumpf nicht nur wären, ſondern auch blieben. Wer aber edler denkt, der erwäge doch, daß gerade die Einfältigen, die Unwiſſenden, die Seelenſtumpfen es ſind, welche ſich am allerwenigſten wohlgebrauchen, d. h. zum Guten gebrauchen, laſſen. Sollte er alſo nicht wünſchen, daß die mehreſten Menſchen nicht von dieſer Art ſein möchten? oder mit andern Worten — ſollte er nicht, ſtatt gegen die Volksaufklärung zu ſein, vielmehr für ſie ſein?

Auf der andern Seite iſts aber auch wahr, daß die Volksaufklärung nicht übertrieben werden müſſe. Was ſollen Menſchen mit Kentniſſen, die für ihre Faſſungskraft zu hoch ſind, oder die ihnen in ihrem Stande zu gar nichts nützen können? Was ſollen ſie mit Gefühlen, die mit ihrer Lebensart kontraſtiren, oder die ſie zur Betreibung ihres weltlichen Berufs nur ungeſchickter und unaufgelegter machen? Dieſe Vorſtellungen verdienen doch gewis eine ernſthafte Erwägung, und ſollte nicht in ſolcher Hinſicht bei Errichtung mancher neueren Volksſchulen, beſonders der Landſchulen und der Töchterſchulen, gefehlt worden ſein?

Man ſei und eifere alſo ia zwar für allgemeine Aufklärung; man verſtehe aber auch unter ihr nur eine ſolche Aufklärung, wie ſie Jeder braucht, und wie ſie für ihn in ſeinem Stande paſſt! Die Aufklärung mus, wie Alles, Grade haben, und Jeder empfange ſie in dem Grade, in welchem ſie ihm nöthig und heilſam iſt!

Dabei bleibt es aber dennoch wahr, daß es einen gewiſſen Grad von Aufklärung gebe, bis zu welchem Alle ohne Unterſchied, von beiden Geſchlechtern ſowohl, als in allen Ständen, ſteigen ſollten. Will man hierunter die allgemeine Aufklärung verſtehen, ſo thue man es; was enthält dieſe aber alsdann? Ich denke ſie mir folgendermaſſen — —

Jeder Menſch, er ſei, wer er ſei, iſt doch Menſch, hat auſſer ſeinem Sinnlichen noch etwas Höheres an ſich, und auſſer ſeiner Beſtimmung zu irdiſchen Berufsarbeiten auch noch eine höhere Beſtimmung, die darin beſteht, daß er, das ſittliche Weſen, auch ſittlichgut werde. So ſollte auch Jeder dahin gebracht werden, daß er Achtung für ſich ſelbſt bekäme, an ſich Mehr, als ein blos ſinnliches Weſen, fände, und ſo nicht an grobſinnlichen Freuden und Genüſſen auf ächtthieriſch hinge. Ebenſo ſollte auch Jeder dahin gebracht werden, daß ſeine Pflichten ihm über Alles gingen, und daß er treue Erfüllung derſelben für ſein wahres Leben ſchätzte. Wer es für unmöglich hält, daß es ſo weit kommen könnte, der hat vermuthlich nur den philoſophiſchen Vortrag in Gedanken; gibts nicht aber auch einen populären Vortrag? Wer ſich auf Popularität verſteht, der wird auch dem gemeinſten Menſchen den ſo ſchwer ſcheinenden Begrif von ſeiner höheren Natur leicht deutlich machen können, und wird auch im Herzen deſſelben das moraliſche Gefühl, ohne es bei dieſem Nahmen zu nennen, leicht erwekken können. Was für ein ganz anderer Schlag von Menſchen würde das Volk hierdurch werden, als es gewöhnlich iſt! Freilich iſt es nicht genug, den Leuten ihre Pflichten blos wichtig und heilig zu machen; man mus ſie ihnen auch lehren. Ein ausführlicher Unterricht über die Pflichten iſt alſo das erſte Erfordernis für Schulen und Kirchen — es mögen ſein Knabenſchulen, oder Mädgenſchulen, Bauerſchulen, oder

Bürgerſchulen — es mögen ſein Landkirchen, oder Stadtkirchen.

Eine ſolche allgemeine Aufklärung, von der nun die Rede iſt, beſteht ferner darin, daß Jeder glauben lerne, Alles gehe in der Welt natürlich zu. Iſt es denn nicht wahr, daß Alles ſo zugeht? Wie viel tauſend Dinge, welche die Vorwelt noch nicht erklären und begreifen konnte, können wir ietzt ſchon erklären und begreifen! So iſt auch gewis alles Uebrige, welches noch nicht begriffen und erklärt iſt, doch begreiflich und erklärbar. Wenn alſo Alles natürlich zugeht, warum ſollen nicht Alle auch dis glauben lernen? Der entgegengeſetzte Glaube heiſſt — Aberglaube, und welch eine Hyäne für die Menſchheit iſt er! Wie kommt der Menſch durch ihn um ſeinen geſunden Menſchenverſtand! Wie träge wird der Menſch durch ihn für Andere und für ſich ſelbſt! Wie wird der Menſch durch ihn um alle Ruhe bei ſeinen Lebensgenüſſen gebracht! Den Aberglauben — den Glauben an Wunderweſen und an Hexerei aus der Welt! ſo kehren Vernunft, Thätigkeit und Frohſinn bei ihr ein, deren allgemeine Einkehr man doch wohl wünſchen mus.

Mit allen offenbar ſchädlichen Vorurtheilen verhält es ſich, wie mit dem Aberglauben; jeder Menſch ſollte alſo auch von ihnen frei ſein — der Schade, welchen ſie anrichten, möge das Leben, oder die Geſundheit, oder die Berufsbetreibung, oder den Haushalt, oder die Kindererziehung, oder ſonſt etwas von Belang, betreffen. Mag die Ausrottung derſelben immerhin nichts Leichtes ſein; ſollte ſich denn nicht auch der gemeinſte Mann am Ende dazu bequemen, ſo ein Vorurtheil fahren zu laſſen, wenn man ihm das Unheil, welches daſſelbe ſtiftet, recht deutlich aus einander ſetzte? In den Schulen mus dazu vorgearbeitet werden — auf den Kanzeln mus dazu nachgearbeitet werden — die Hauskalender müſſen dazu benutzt werden — gute Volksbücher müſſen dazu verfertigt; und von den Obrigkeiten unentgeldlich unter das Volk ausgetheilt werden.

Zu jener allgemeinen Aufklärung, die hier zur Sprache kommt, gehört alſo auch beſonders, daß Jeder richtige Religionsbegriffe habe. Die Religion hat die unausſprechlichſten Einflüſſe auf den Menſchen; ſie kann ihm das Beſte geben, wenn er es noch nicht hat, und kann ihm das Beſte nehmen, wenn er es ſchon hat. Was iſt ſein Beſtes? **Herzensgüte und Herzensruhe** iſts. Ich will zuförderſt die Herzensgüte in Betracht nehmen. Die Religion kann verbeſſern und verböſern; es kommt darauf an, was für Begriffe ſie von Gottesverehrung und Seligkeitserwerb gibt. Wer angewieſen wird, Gott durch Beobachtung äuſerlicher Gebräuche und Cerimonien zu verehren, der beobachtet blos dieſe Cerimonien pünktlich, und bekümmert ſich um Herzens- und Lebensgüte weiter nicht, oder doch nur beizu, wenn ſich's gerade ſo fügt. Wer angewieſen wird, ſein Heil in der künftigen Welt von einem fremden Verdienſt zu erwarten, der braucht's ja mit Erwerbung eigenen Verdienſts gar nicht zu thun zu haben. Was für Menſchen entſtehen aus ſolchen Anweiſungen?! Alſo — Jeder mus vielmehr angewieſen werden, die Gottheit nur durch gute Geſinnungen und Handlungen gehörig verehren zu können; Jeder mus angewieſen werden, ſein Heil in der künftigen Welt nur von ſich ſelbſt, und von keinem Andern, zu erwarten. — — Mit der Herzensruhe ſtehts, wie mit der Herzensgüte. Die Religion kann tröſten und ſchrecken. Es kommt Alles darauf an, in was für einem Bilde ſie die Gottheit hinſtellt. Nimmt ſie das Bild von einem Sultan, ſo erzeugt ſie ſklaviſche Furcht vor Gott; nimmt ſie es aber von einem für das Wohl ſeiner Kinder ernſtlich und zärtlich zugleich beſorgten Vater, ſo erfüllt ſie das Gemüth mit Vertrauen auf Gott in allen Lagen. In dieſem Bilde die Gottheit zu denken mus Jeder angeleitet werden. Jeder mus zwar glauben, daß er ihr nur durch Heiligkeit gefallen könne, aber auch glauben, daß er ihr durch Beſſerung nach begangenen Fehlern von neuem gefalle. Jeder mus zwar anerkennen, daß ſie züchtige, aber auch überzeugt ſein, daß ihre Züchtigungen nur zu ſeinem Beſten erfolgen.

Irgend einige Kentnis des menſchlichen Körpers gehört auch zur allgemeinen Aufklärung. Sie dient dazu, daß Jeder ſeinen Körper gehörig würdige, vernünftig mit ihm umgehe, ihn wohl erhalte, und in Krankheitsfällen dem Arzte über ſeinen Zuſtand beſſere Auskunft geben könne. — Was den Himmel betrift, ſo mus Jeder wenigſtens wiſſen, daß die Sterne insgeſamt Welten ſind, und mus von unſerem Sonnenſiſtem die erſten Begriffe haben. — Groſſe geographiſche und hiſtoriſche Kentniſſe braucht nicht Jeder zu beſitzen. Ob er nach der Landkarte den Weg beſchreiben kann, oder nicht, welchen man nehmen mus, um aus der Heimat nach Meriko zu kommen; wenn er nur die Wege in ſeinem Vaterlande kennt, und von den Reichen und Ländern in Europa einige Wiſſenſchaft hat. Ob Jeder von den Zeiten des Thurmbaus zu Babel an bis auf iezt die Geſchichte der Menſchheit zu erzählen weis, oder nicht; wenn er nur etwas von der vaterländiſchen Geſchichte verſteht, und beſonders die Männer kennt, welche in der Vorzeit ſolch allgemeines Gute geſtiftet haben, woran er noch Theil nimmt. Man beſtand ſonſt ſehr darauf, daß die alte bibliſche Geſchichte in den Schulen getrieben würde; ich möchte aber wiſſen, wozu? Sie gehört ia im Grunde doch nur für Jſraeliten; nun, ſo mögen dieſe ſie auch in ihren Schulen treiben. Für chriſtliche Schulen eignet ſie ſich gar nicht. Sollte ſie etwa der erhabenen Tugendbeiſpiele wegen, welche in ihr vorkommen, für dieſe gehören?

Es kommen auch ſchreckliche Laſterbeiſpiele in ihr vor; wozu ſollen unſere Kinder die letzteren wiſſen? Es iſt ia eine Hauptregel bei der Erziehung, daß man die Kinder vor Anblicken höchſtunmoraliſcher Beiſpiele bewahre; wie? und ſo ſollen ſie dergleichen Beiſpiele gar in der Bibel erblicken? Uebrigens kommen gottlob auch erhabene Tugendbeiſpiele in der neueren profanen Geſchichte vor; iſts nicht beſſer, deutſche Kinder mit Beiſpielen der Art bekannt zu machen, welche Deutſche gaben?

Ich ſchlieſſe die Beſchreibung einer allgemeinen Aufklärung damit, daß Jeder ohne Unterſchied in unſern Gegenden und in unſerem Zeitalter ſolle leſen, ſchreiben und rechnen können. Das iſt freilich nicht nöthig, daß Jeder auch ſchön vorleſen und deklamiren könne; das Schöndeklamiren mag immerhin nur Einigen zum Vorzuge gelaſſen werden. So iſts auch nicht nöthig, daß Jeder ſchön ſchreiben könne; es mag immerhin nur Einige geben, die Schönſchreiber ſind — wenn die Uebrigen nur ſo ſchreiben, daß Andere es leſen können. Rechenmeiſter ſollen endlich auch nicht Alle werden — mit der Regel Detri können die Meiſten ihre Rechenbahn ſchlieſſen; ſo weit aber ſollte es Jeder ohne Unterſchied bringen. — Es gereicht einem Fürſten zur Ehre, wenn er es in ſeinem Lande durch Volks- Frei- und Armenſchulen möglich macht, daß Jeder ſeiner Unterthanen leſen, ſchreiben und rechnen lernen könne; es mus dann aber auch dafür geſorgt werden, daß ſeine wohlgemeinten Abſichten erreicht werden. Alle Eltern müſſen ſtreng angehalten werden, dieſe ſchönen Anſtalten für ihre Kinder zu benutzen. Sonſt wirds doch immer noch Taglöhner und Bauern geben, die nicht einmal in der Kirche mitſingen können, und Schultheiſſen und Schöppen, die den Schulmeiſter rufen laſſen müſſen, wenn ein obrigkeitliches Schreiben an ſie kommt, und Bürger in Menge, die ſich nicht über das Einmahleins verſtiegen haben.

Ende des erſten Theils.

Stunden

des

einſamen Nachdenkens

im

Schoſſe der ſchönen Natur.

Vom

Herausgeber des Elpizon.

Zweiter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher.
1810.

[Sintenis, Christian
V Friedrich]

[illegible]
- 5. NOV.
Dresden

G

Stunden
des
# einſamen Nachdenkens
im
Schoſſe der ſchönen Natur.

Ein und dreiſſigſte Stunde.

Glückſeligkeit und Seligkeit.

Glückſeligkeit iſt äuſerliches Heil — Heil meiner ſinnlichen Natur; Seligkeit iſt inneres Heil — Heil meiner geiſtigen Natur. Iſt nun meine geiſtige Natur die höhere, ſo mus mir auch ihr Heil ſchätzbarer ſein, als das Heil meiner ſinnlichen Natur; Seligkeit mus mir Mehr ſein, als Glückſeligkeit, und nach ihr mus ich hauptſächlich ſtreben.

Ganz unter ſich ſelbſt und unter ſeiner menſchlichen Würde handelt der, welcher Glückſeligkeit über Seligkeit ſetzt, und hauptſächlich nach äuſerlichen Gütern, nach Reichthum, Gewalt und Menſchengunſt, und nach ſinnlichen Ergötzlichkeiten, ſtrebt. Als ein wahrer Menſch handelt nur der, welcher Seligkeit über Glückſeligkeit ſetzt, und hauptſächlich nach Gütern des Geiſtes und Herzens, nach richtigen Erkentniſſen und gutem Bewuſtſein', nach wackerer Anwendung der Vernunft und des Gewiſſens, nach Weisheit und Tugend, ſtrebt.

Das weis ich ſehr gut, daß mir Glückſeligkeit nicht Nichts ſein müſſe; ich meine ia nur, Seligkeit müſſe mir Mehr ſein. Allerdings ſoll man ſich auch nicht übervergeiſtigen, nicht vor der Zeit ſich verengeln wollen. Der Keim zum Engel liegt zwar im Menſchen; aber ſeine Entwickelung bleibe dem Tode überlaſſen! Noch befindet er ſich unter einer Erdrinde, die der Tod erſt zerſtören mus. Ihn vorher ſchon gewaltſam ſelbſt entwickeln wollen, gelingt nicht. Es iſt ein zu unnatürliches Unternehmen, und alle unnatürliche Unternehmungen müſſen mislingen. Die ſinnliche Natur hat ihre Rechte, und behauptet ſie; ia, ſie rächt ſich oft bis zum Abſcheu an denen, welche es wagen, ſelbige mit Füſſen treten zu wollen. Für die Wahrheit dieſes Satzes geben die Klöſter und Eremitagen, die geheimen Geſchichten der Mönche und Nonnen, der Einſiedler und Einſiedlerinnen, unzähliche Beweiſe. Traun! es iſt beſſer, in der Welt zu bleiben, für ſie nützlich zu werden, und in ihr unſchuldig zu genieſſen, als aus ihr zu gehen, ein Taugenichts für ſie zu werden, und hinter ihrem Rücken auf vermaledeite Sinnengenüſſe zu verfallen.

So wahr es aber iſt, daß man ſich nicht *übervergeiſtigen* ſolle, ſo wahr iſts auch, daß man ſich nicht *überverſinnlichen* ſolle. Man mus ſich nicht *vor der Zeit verengeln* wollen; man mus ſich aber auch noch weit weniger *ganz verthieren* wollen. Das Thier blickt ſo ſchon genug am Menſchen noch hervor; wer wollte den an ſich ſchon häufigen Hervorblick deſſelben in den Haupt= oder gar Allenblick verwandeln, welchen er gewährte? Die ſittliche Natur hat noch höhere Rechte, als die ſinnliche, und behauptet ſie; wehe, dreimal wehe dem, der ſolche mit Füſſen zu treten wagt! Ueber lang oder kurz wird er jämmerlich dafür büſſen müſſen. Es werden Stunden für ihn kommen, in welchen ihn die Vernunft anklagt, und das Gewiſſen verdammt; wer wird da ſein Sachwalter ſein? Die Sinnlichkeit etwa, der er fröhnte? Er ſelbſt wird den ihr geleiſteten Frohndienſt verfluchen.

Unter allen goldenen Mittelſtraſſen iſt es die goldenſte, daß man das Streben nach Glückſeligkeit weder ganz vernachläſſige, noch übertreibe. So lange du noch Erdbürger biſt, bedarfſt du freilich der Erdengüter und Erdengenüſſe; du bedarfſt ihrer aber nicht im Uebermaſſe, und mit dem Tode hören ſie auf, die deinigen zu ſein. Den Reichthum muſt du dann zurücklaſſen — die Macht muſt du niderlegen — das ſinnliche Wohlleben hat ein Ende für dich, und — den Nachruhm, wenn du ihn auch hätteſt, hörſt du nicht. Die wahren Güter aber, die Güter des Geiſtes und Herzens, bleiben auf immer die deinigen. Die Weisheit begleitet dich in die Heimat der Geiſter — die Tugend bauet dir Eliſium — die Ausſaat der Menſchenliebe in der Zeitlichkeit ſchaft dir eine goldene Erndte in allen Tiefen der Ewigkeit.

Je mehr ich über die Sache nachdenke, deſto mehr finde ich ſogar, daß iener Weiſe Recht gehabt habe, welcher behauptete, daß es gar keines beſondern Strebens nach Glückſeligkeit bedürfe, ſondern, daß das Streben nach Seligkeit Streben nach Glückſeligkeit zugleich ſei, und daß der, welcher auf iene recht ausgehe, dieſe gleichſam nebenzu bekomme. (Es verſteht ſich, daß er hier nicht übermäſſige, ſondern nur zureichende Glückſeligkeit meinte.) Mit dem Streben nach

Glückſeligkeit aber verhält ſich's nicht ebenſo; vielmehr, wer auf dieſe recht ausgeht, bringt ſich um alle Seligkeit.

Wahr iſts und bleibts doch, daß Geiſtes- und Herzensgüte in der Regel auch äuſerliche Güter und ſinnliche Genüſſe gewähren. Der Mann von Weisheit und von groſſen nützlichen Erkentniſſen pflegt dem Thoren und Ignoranten vorgezogen, hochgeachtet, begünſtigt, belohnt, zum Freunde geſucht, zur Theilnahme an geſelſchaftlichen Freudengenüſſen eingeladen zu werden, u. ſ. w. Dem Manne von edlem Karakter, von gemeinnützigen Verdienſten, von unzuermüdender Thätigkeit für das Gute, pflegt Daſſelbe zu widerfaren. Eine treue Erfüllung der Pflichten, nicht nur der vollkommenen, ſondern auch der unvollkommenen — dieſe Hauptquelle alles inneren Heils, aller Seligkeit — pflegt auch Gewinn aller Art im Aeuſerlichen abzuwerfen.

Wie? es wäre z. B. nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht der Mäſſigkeit — man verſtehe unter ihr blos die Mäſſigung der wirklichen Genüſſe, oder die Mäſſigung aller Affekten zugleich — der ſicherſte Weg zu einer dauerhaften Geſundheit, zu männlicher Kraftfülle, zu einem langen Leben, und nicht nur zum Greiſesalter überhaupt, ſondern auch vorzüglich zu einem glücklichen und allein wünſchenswerthen Greiſesalter ſei? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich, du muſt daran glauben.

Wie? es wäre ferner nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht der Arbeitſamkeit und der Geſchäftstreue der ſicherſte Weg dazu ſei, daß man ſein hinreichendes Auskommen haben, bequem und froh leben, und ſich im ſogenannten Wohlſtande befinden möge? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich, du muſt daran glauben.

Wie? es wäre auch nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, die Ruhe Anderer nicht zu ſtören, ſondern vielmehr friedfertig, nachgebend, nicht blos gerecht, ſondern auch billig, nicht blos nicht beleidigend, ſondern auch bei erhaltenen Beleidigungen verſöhnlich, zu ſein, der ſicherſte Weg zu äuſerlicher Ruhe für ſich ſelbſt, zum Frieden um ſich her, zur zuverläſſigeren Hofnung auf billiges Behandeltwerden von Andern, und auf fremde Vergebung, wenn man ihrer auch zu gewiſſen Zeiten bedarf, ſei? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich, du muſt daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, Verleumdete zu vertheidigen, und Unſchuldigverfolgte in Schutz zu nehmen, der ſicherſte Weg ſei, einſt, wenn man auch verleumdet wird, auf Ehrenrettung von guten Mitbürgern, und, wenn man auch unſchuldig verfolgt wird, auf Schutz von mächtigen Mitbürgern feſt rechnen zu können? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich, du muſt daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, Leidenden, die die Natur, oder das Schickſal, drückt, aus allen Kräften beizuſtehen, der ſicherſte Weg ſei, gleichen fremden Beiſtandes in gleichen Fällen ſich getröſten zu können? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich du muſt daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, ein treuer Gatte und ein ganzer Vater zu ſein, der ſicherſte Weg ſei, ein glückliches Hausleben zu führen, und Freude an ſeinen Kindern zu erleben? — So ſieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du muſt, warlich, du muſt daran glauben.

Wie weit könnte ich dieſe Auseinanderſetzung des aufgeſtellten Satzes noch treiben, daß mit treuer Pflichtenerfüllung auch äuſerlicher Gewinn aller Art verbunden zu ſein pflege! mir iſts aber an dem iezt Gedachten genug.

Und — ſo kümmerts mich dann auch weiter nicht, wenn ſich's nicht immer ſo verhält, und wenn nicht immer Geiſtes- und Herzensgüter auch äuſerliche Güter und ſinnliche Genüſſe gewähren, oder, wenn nicht immer das Streben nach Seligkeit auch als erfülltes und gekröntes Streben nach Glückſeligkeit erſcheint. Genug, in der Regel iſts ſo, und ich für mein Theil mag keine Glückſeligkeit, welche ich nicht durch Streben nach Seligkeit erlangt, oder doch wenigſtens verdient habe.

„Was würden, wenn ſie dich ſo ſprechen hörten, dieienigen dazu ſagen, welche durch ihre Geburt ſchon Glückliche wurden, oder die das Schickſal anderweithin, wohl in der Mitte ihres Lebens vielleicht erſt, durch ſeine ſonderbaren Begünſtigungen zu Glücklichen machte? ... Was ſie dazu ſagen würden, könnte mir gleichviel gelten; genug, ich habe Recht. Die Edleren unter ihnen würden mir auch gewis gleich Recht geben, und unaufgefordert erklären, daß ſie ihr empfangenes unverdientes glückliches Loos erſt noch nachverdienen müſten; die Uebrigen, welche hierzu nicht beiſtimmten, ſtellten ſich ia doch dadurch nur ſelbſt an den Pranger der Menſchheit.

Jede Regel hat ihre Exceptionen; alſo auch die obenerwähnte. Wer ſich in einem der Exceptionsfälle von dieſer Regel befindet — wem ſein Streben nach Seligkeit nicht auch Glückſeligkeit gewährt, der halte ſich um ſo herzlicher an die Seligkeit, welche er erſtrebte und errang, und finde in ihr Erſatz für die ihm abgehende Glückſeligkeit! . . . Dis iſt keineswegs ein leerer, bodenloſer Rath; die Weiſeſten, wenn ſie in ſo einem Falle waren, gaben ſich ihn iederzeit ſelbſt, und fanden ihn ſehr gegründet und heilſam.

Was mag denn auch wohl über das Wohlgefallen gehen, welches man an ſich ſelbſt hat? Solch Wohlgefallen kann der mit Recht haben, welcher ein an Geiſt und Herz ausgebildeter Menſch iſt, und das Bewuſtſein in ſich trägt, daß er ſeine Beſtimmung erfülle. Reichthum an Erkentnis —

wie weit überwiegt er Reichthum an Geld und Gut! Beſitz der Gewalt über ſich ſelbſt durch veredelte Grundſätze und Geſinnungen — wie weit überwiegt er den Beſitz äuſerlicher Gewalt über Andere! Hinblick auf vieles und groſſes geſtiftete Gute — wie weit überwiegt er die Ausſicht auf bevorſtehende groſſe ſinnliche Freudengenüſſe! Wem alſo Reichthum an Geld und Gut verſagt wird, der freue ſich als Weiſer um ſo mehr über ſeinen Reichthum an Erkentniſſen! Wem Gewalt über Andere verſagt wird, der ergötze ſich als Edler um ſo mehr an ſeinen ſchönen Grundſätzen und Geſinnungen, und an der durch ſie errungenen Gewalt über ſich ſelbſt! Wem Ausſichten auf bevorſtehende groſſe ſinnliche Freudengenüſſe verſagt werden, der erquicke ſich als Verdienſtvoller um ſo mehr an den Rück- und Hinblicken auf ſein geſtiftetes Gutes! Auf ſolche Weiſe wird das Wohlgefallen, welches er an ſich ſelbſt hat, ihn für das Misfallen entſchädigen, welches er an ſeinem äuſerlichen Zuſtande hatte, und ſo wird ihm ſeine Seligkeit die ihm abgehende Glückſeligkeit reichlich erſetzen.

Solch Wohlgefallen an ſich ſelbſt verbürgt dann aber auch den Beifall des groſſen Unſichtbaren, der Regent im Geiſterreiche iſt. Wie? der Allweiſe ſollte den Weiſen — der Allheilige den Heiligen — der Urheber alles Guten den Gutesſtifter, nicht ſchätzen? Gott ſollte die nicht ſchätzen, welche vorzüglich nach Gütern des Geiſtes und Herzens, nach Aehnlichkeit mit ihm, ſtreben, und ihre Beſtimmung erfüllen? Gewis ſind ſie Alle ebenſo Gegenſtände des göttlichen Wohlgefallens, wie ſie Gegenſtände ihres eigenen ſind. Wie fühlt ſich aber der Menſch durch die Ueberzeugung gehoben, daß er dem Urbilde aller Vollkommenheit gefalle! Kann er darüber nicht den Abgang des Beifalls einer ganzen Welt vergeſſen? Und — welche Freudigkeit zu Gott nun dabei! Bei einer ſolchen Ueberzeugung wartet man nicht darauf, daß der Gedanke an ihn ſich gelegentlich aufdringe; man ruft ihn ſelbſt herbei, ruft ihn kindlichen Muths herbei, und findet in ihm die ſchönſte Nahrung für Geiſt und Herz. Man pflegt trauten, innigen geiſtigen Umgang mit dem Weſen aller Weſen, welches er der Seele verhält; man erblickt mit Gewisheit alle Schickſale der Menſchen unter der Leitung dieſes Urweſens, und wird zufriden mit dem ſeinigen; Man nimmt der Zukunft wegen Verlas auf dis Weſen, daß man bei fortgeſetztem

Streben nach Seligkeit auch ſo viel Glückſeligkeit erhalten werde, als nöthig und heilſam iſt.

So iſts wahr, daß Alles darauf ankomme, daß man mit Recht Wohlgefallen an ſich ſelbſt habe, und des göttlichen Wohlgefallens gewis ſei! Man genieſſe beide recht herzlich, ſo wird man die Erfarung davon machen, daß Seligkeit Abgang an Glückſeligkeit erſetze.

Oefnen ſich denn aber nicht auch Jedem, deſſen Streben nach Seligkeit nicht zugleich auch erfülltes und gekröntes Streben nach Glückſeligkeit wird, und dem erworbene Geiſtes- und Herzensgüter nicht auch äuſerliche Güter und Genüſſe im gerechten Maſſe erwerben, Ausſichten in das Beſſere über das Grab hinaus? So halte er ſich doch auch recht an dieſe! Er verſetze ſich oft ſchon im Geiſte in die Welt, welche überall vollkommener eingerichtet ſein wird, und in der nicht nur Seligkeit, ſondern auch Glückſeligkeit, mit Weisheit, Tugend und Verdienſt gleicheren Schritt halten werden! — —

Der du mich mit menſchlicher Würde bekleideteſt — Allſchäpfer! — ſtärke und ſegne mich dabei, wenn ich fortfare, dieſer meiner Würde gemäs, für das Heil meiner geiſtigen Natur hauptſächlich zu ſorgen, und nach Gütern des Geiſtes und Herzens vorzüglich zu ſtreben! Was du mir daneben an äuſerlichen Gütern und Freuden zutheilen wirſt, ſoll mir Genug ſein. Ueberſchwenglicher Glückſeligkeit bedarf es nicht; Seligkeit aber kann man nie zu überſchwenglich haben..

Zwei und dreiſſigſte Stunde.

Religioſität.

Was iſt Religioſität, über deren Mangel in meinem Zeitalter ſo geklagt wird? — der Antwort hierauf gehe die Frage voraus, was ſie nicht ſei!

Religioſität iſt nicht Frömmelei, Andächtelei, Spiel mit heiligen Gefühlen, Liebe zum Miſticiſm.

Religioſität iſt nicht ſteife Anhänglichkeit an unfruchtbare Kirchen- und Sektendogmen, Feſthalten an altväteriſche ſogenannte Orthodoxie, wörtlicher Katechismusglaube, ganzer oder halber Kölerglaube.

Religioſität iſt nicht ſtrenges Betreiben eines bloſſen leeren Cerimonienweſens, wobei nichts gedacht, wohl aber oft viel gegaukelt wird.

Sondern — Religioſität iſt innigſtes Glauben an unſere höhere Natur, an ein allerhöchſtes Weſen und an höhere ewige Zukünfte für uns.

Inhalt.

31. Glückſeligkeit und Seligkeit. Seite 3
32. Religioſität. — 16
33. Glaubenstreue in ihrer Rühmlichkeit. — 29
34. Selbſtverleugnung und Selbſt*nicht*verleugnung. — 41
35. Gute und böſe Zeiten. Weiſſagungen in böſen Zeiten. — 50
36. Ehrenrettung der menſchlichen Natur in ſittlicher Hinſicht. — 68
37. Ewiger Progres für den Menſchen auf ſeiner höheren Seite. — 81
38. Drei unſchätzbare Arten von Wahlfreiheit im menſchlichen Leben. — 92
39. Seelenhoheit bei zurückgewieſenem Guten. — 103
40. Das Fragen der Kinder — 114
41 Freude an fremder Beſſerung. — 124
42. Berufstreue. — 136
43. Geiſtige Umbildung. — 145
44. Gerechter und ungerechter Patriotismus. — 153

45. Wiedervergeltungsrecht, das die Geſellſchaft handhabt. Seite 168
46. Das männliche Alter der Chriſtusreligion. — 178
47. Edle und unedle Feſtigkeit. — 191
48. Monumente. — 201
49. Klugheit und Herzensgüte in ſchönem Verein. — 210
50. Deutſche Vorwelt. — 228
51. Tiefe Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers. — 233
52. Was ein Tag nicht thun kann?! — 244
53. Allerächteſte Sittenlehre. — 253
54 Der Mann über Sechzig hinaus. — 264
55. Eindrücke, die es auf uns machen ſoll, wenn uns ganz unerwartet groſſes Gutes oder Böſes begegnet. — 276
56. Ganzer und halber Kölerglaube. — 287
57. Leidensarèſſe. — 298
58. Mittelſtraſſe. — 309
59. Menſchenerkentnis von Seiten des Herzens. — 320
60. Selige Rückerinnerungen. — 330

Wenn der Begrif der Religioſität ſo beſtimmt wird, von welchem unverkennbaren erhabenen Werthe iſt ſie! In der That, dann wirft man ſich ihr in die Arme, ſobald man noch auf ſich ſelbſt, auf ſeine Tugend und Ruhe etwas hält. Wie heilſam iſt doch das Nachdenken hierüber in einem Zeitalter, wo Viele es zum guten Ton rechnen, ganz irreligiös zu ſein, und es für die höchſte Aufklärung halten, gar nichts zu glauben!

Unſchätzbar iſt der Werth einer ſolchen Religioſität, wie ich ſie mir jetzt angab. — Bei ihr fühlt ſich der Menſch erſt recht in ſeiner Hoheit und Würde... Mit Selbſterhebung über alles Andere, was auf der Erde iſt, lebt und empfindet, ruft er ſich nun zu — „Du biſt nicht blos zur Sinnenwelt gehörig; du gehörſt auch zu einer höheren, überſinnlichen Welt, zur Welt ſittlicher Weſen; wie viel Mehr biſt du, als Alles, was dich umgibt, und was dein Auge erblickt! An der Spitze dieſer moraliſchen Weſenwelt ſteht ein allerhöchſter Geiſt; mit ihm, mit Gott, biſt du verwandt. Frei, wie Er, kannſt du dich ſelbſt zu deinem Thun beſtimmen, und, wenn du Einbuſſen in der Sinnenwelt, wenn du Leiden und Tod nicht ſcheueſt, ſo kann dich nichts, auch der mächtigſte und wütendſte Tirann nicht, zwingen, wider deinen Willen zu handeln. Je mehr du dich nun zum Guten ſelbſt beſtimmſt, deſto ähnlicher wirſt du dem oberſten Geiſte, deſto verwandter wirſt du mit Gott. Und — ie verwandter du mit ihm wirſt, ein deſto höherer Gegenſtand ſeiner Achtung wirſt du. Dis wirſt du nicht nur — du bleibſt's auch, und wirſt's noch immer mehr werden. Nicht blos für dieſes kurze Erdenleben biſt du beſtimmt, ſondern zu einer ewigen Fortdauer, und in dieſer zu ewigen Progreſſen in deiner Verwandtſchaft mit Gott." — Wie exaltirt mus der werden, welcher dieſen Zuruf ſich thut! So iſt bei Religioſität, die ächter Art iſt, erſt volles Gefühl menſchlicher Hoheit und Würde. Wer ſollte ſich dieſes Gefühl nicht gönnen? Wie viel raubt ſich ein Menſch, wenn er ſich's raubt, indem er nicht innigſt an ſeine höhere Natur, an Gott und an höhere Zukünfte für ſich glaubt!

Unſchätzbar iſt der Werth einer ſolchen Religioſität, wie ich ſie angab. — Bei ihr wird man, wenn man zum Guten ſchon geneigt war, noch eifriger dazu . . . Ja, man kann zum Guten ſchon geneigt ſein ohne alls ſein Zuthun; wie z. B. blos aus Temperament. Es gibt ſehr glückliche Temperamente, welche zur Mäſſigkeit, zur Eintracht, zur Verſöhnlichkeit, zum Mitleid, zu thätigem Beiſtande u. ſ. w. ſtimmen. So kann man auch zum Guten ſchon geneigt ſein blos aus Erziehung. Wer kennt nicht den Segen einer edlen Edukation, bei der man zum Wahrreden, zum Worthalten, zur liebevollen Beurtheilung Anderer, zum nützlichen Wirken, zur Genügſamkeit, zur Selbſtüberwindung, zur Selbſtverleugnung u. ſ. w. gewöhnt wird? Iſt man aber zum Guten ſchon ohne ſein Zuthun geneigt, ſo wird man bei Religioſität noch eifriger dazu.

Sobald man ſich in den Glauben an ſeine höhere Natur einweihet, ſieht man auch ein, daß man, als ein moraliſches Weſen, von ſeiner Willensfreiheit auch Gebrauch, und zwar nur vernunftmäſſigen und edlen Gebrauch, machen müſſe. Man ſieht alſo ein, daß man bei iedem Handeln, das von Belang iſt, ſich ſelbſt beſtimmen müſſe. Man ſieht aber auch ein, daß man es nicht darauf ankommen laſſen dürfe, daß Temperament und Erziehung uns zu dieſem oder ienem Guten hinlenken, ſondern daß man ſich ſelbſt, wie überhaupt nur zum Guten, ſo auch zu allem und iedem Guten, beſtimmen müſſe; denn nur hierdurch wird die höhere Natur ausgebildet, und ihre Ausbildung iſt die Hauptſache unſeres menſchlichen Seins. Man ſpricht alsdann zu ſich — „Als Vernunftweſen biſt du ein freies Weſen, und hangſt nicht von Mechanismus und Organiſation, ſondern von deinem eigenen Willen, ab; begib dich alſo dieſes groſſen Vorrechts nicht! Dein eigener Wille mus aber auch ſeine Abhängigkeit von deiner Vernunft anerkennen, welche dir die ſchöne Freiheit gab. „ „Handle ſelbſt, ſpricht die Vernunft, handle aber iederzeit meinen Ausſprüchen gemäs!"" Dis iſt das Geſetz der Freiheit, das du von ihr mit der Freiheit ſelbſt zugleich erhalten haſt. Nur unter der Bedingung, daß du dieſes Geſetz beobachteteſt, gab ſie dir die Freiheit. Das Geſetz führt dich aber blos aufs Gute hin; ſo befolge es auch als Vernunftweſen aus Achtung für dich ſelbſt, und beſtimme dich immer zum Guten! Du verwirfſt dich ſonſt, und verleugneſt deinen weſentlichen Karakter." — — So macht den, der zum Guten ſchon geneigt war, der Glaube an ſeine höhere Natur noch eifriger dazu.

Sobald man ſich ferner in den Glauben an Gott einweihet, fängt man auch an zu erkennen, daß die Ausſprüche der Vernunft, welche man aus Achtung für ſich ſelbſt zu befolgen hat, eigentlich die ſeinigen ſind, und daß man, wenn man der Vernunft gehorche, im Grunde ihm gehorche. Da man nun unmöglich Gottesglauben haben kann, ohne ſich auch zur Gottesverehrung verpflichtet und hingezogen zu fühlen, ſo überzeugt man ſich auch bald, daß Gehorſam gegen Gott nur den Namen ſeiner Verehrung verdiene. Führen aber alle ſeine Ausſprüche, die wir durch die Vernunft in Empfang nehmen und hören, auf das Gute hin, ſo mus man ſich ia auch zugleich überzeugen, daß man durch Liebe zum Guten, durch Pflichterfüllung, durch Tugend, ihn einzig und allein wahrhaftig verehre. O wer, deſſen Herz für Gott ſchlägt, ſollte nun nicht, wie ſchon aus Achtung für ſich ſelbſt, ſo aus Ehrfurcht gegen Gott, zu allem Guten noch eifriger werden? — Es kommt dazu, daß man dabei alsdann ſeiner vorzüglichen Liebe gewis ſein könne. Gewis ſein können durch Liebe zum Guten der vorzüglichen Liebe nicht nur des Allſeligen, ſondern auch des Allbeſeligenden — welch ein Gedanke voll Stärkung und Kraft zum Guten für das zum Guten ſich ſchon hinneigende Herz! — Sollte nicht auch Gott, deſſen durch die Vernunft an uns ergehende Ausſprüche Tugend von uns fordern, wie ein zärtlichbeſorgter Vater an uns handeln, der ſeinen Kindern bei Befolgung ſeiner für ihr Heil gethanen Ausſprüche zu Hülfe kommt? O heilige dich nur der Tugend! Der dich zu ihr berief, wird dich auf tauſenderlei Weiſe zu ihrer Ausübung ſtark machen. — So wird der, welcher zum Guten ſchon geneigt war, durch den Glauben an Gott noch eifriger dazu.

Sobald man ſich endlich in den Glauben an höhere ewige Zukünfte einweihet, bekommt man auch eine weit höhere Anſicht von dem Heile, welches Liebe zum Guten, Tugend und Rechtſchaffenheit, ſchaffen. Dieſes Heil iſt nun nicht blos auf die Vergänglichkeit beſchränkt; es iſt ein die Vergänglichkeit überdauerndes, ein ewigwährendes Heil, und — da brüſte ſich der Materialiſt, der mit Hier Alles für ſich geſchloſſen glaubt, mit ſeiner Tugend, wie er will; es bleibt doch ausgemacht wahr, daß der Glaube an Fortdauer ohne Ende die ſtärkſte Stütze der Tugend ſei. Ohne ihn müſte es ia doch zuletzt heiſſen, daß unſere geſamte ſittliche Ausbildung im Grunde vergeblich geweſen wäre, und daß es mit ihr dieſelbe Bewandnis gehabt habe, wie mit der Vervollkomnung unſeres äuſerlichen Zuſtandes. Der Materialiſt berufe ſich nicht auf das Beiſpiel der Reichen und Mächtigen, welche, wohlwiſſend, daß der Beſitz ihres Reichthums und ihrer Macht einſt ein Ende habe, dennoch nach Reichthum und Macht eifrigſt ſtrebten; er ziehe keine Linie von hieraus auf moraliſche Ausbildung, um darzuthun, daß alſo das eifrigſte Streben nach dieſer auch dabei beſtehen könne, wenn man gleich wiſſe, daß ihr Beſitz einſt ein Ende habe. Ich möchte nicht hinſehen, wie die Reichen und Mächtigen, von denen er ſpricht, vollends handeln würden, wenn ſie glauben könnten, daß ihre Erwerbungen und Beſitzungen von unvergänglicher Dauer für ſie wären. Mit welcher noch weit unerſättlicheren Gier würden dann die Reichen nach Vermehrung ihres Reichthums, und mit welcher unzubändigenden Wut die Mächtigen nach Ausdehnung ihrer Macht ſtreben! So aber ſetzt der Gedanke an den endlichen Verluſt ihrer Habe und ihrer Gewalt ihrer Gier und Wut nach Mehr noch zuweilen einzig und allein eine menſchlichere Grenze. Iſts alſo wohl dem, der nach ſittlicher Ausbildung ſtrebt, zu verargen, wenn der Gedanke, daß ſie am Ende doch wohl vergeblich geweſen ſei, ſeinem Streben nach ihr Grenzen ſetzt? Ganz grenzenlos aber wird ſein Streben nach ihr ſein, wenn ſie als ſein ſchönſter Erwerb auf jeden Fall ſein Eigenthum bleibt, ihn in höhere Welten begleitet, ewig mit ihm fortdauert, und — was noch Mehr iſt, ewiglich noch progredirt. — So macht den, der zum Guten ſchon geneigt iſt, der Glaube an höhere ewige Zukünfte für ihn noch eifriger dazu. — — So iſt ächte Religioſität überhaupt auch in dieſer Hinſicht von unſchätzbarem Werthe.

Unſchätzbar iſt der Werth einer ſolchen Religioſität, wie ich ſie angab. — Bei ihr findet man Ruhe, wenns an Ruhe gebricht . . . Wer an ſeine höhere Natur glaubt, dem liegt dieſe auch zum meiſten am Herzen. Er bekümmert ſich vorzüglich um ſein inneres Heil; äuſerliches, wenn es ihm zu Theile wird, nimmt er zwar dankbar an, leidet er aber bald hier, bald da, Abgang daran, ſo ſetzt er ſich bald darüber weg, und weis ſich deshalb zu tröſten. „Die Sache — wie ſchön iſts, ihn ſo ſprechen zu hören! — ja, die Hauptſache iſts für mich, daß ich immer weiſer und beſſer werde. Dis kann ich werden in ieder Lage und unter allen Umſtänden. Ja, es iſt pſichologiſch erwieſen, und durch die Erfarung beſtätigt, daß man in bedrängten Lagen und unter widrigen Umſtänden der Weiſeſten und Beſten Einer werden könne. Dis will ich durch die Lükken, welche das Schickſal in meinem äuſerlichen Zuſtande läſſt und macht, zu werden ſuchen, und dadurch ſelbige ergänzen. Es gehe mir alſo, wie es wolle; mein Beſtes iſt geborgen."

Wer an Gott glaubt, der hört nicht nur in den Ausſprüchen ſeiner Vernunft die Stimme Gottes, ſondern er ſieht auch in den Gängen ſeines Schickſals die Hand Gottes; er hört in ienen, und ſieht in dieſen den Willen Gottes. Wie er ſich nun zum Thun des göttlichen Willens entſchlos, ſo entſchlieſſt er ſich auch zum Erdulden deſſelben. „Der leidende Gehorſam ſcheint ihm noch ſchöner zu ſein, als der thuende, weil er bei ihm im Aeuſerlichen allemal verliehrt, ſtatt daß er in der Regel bei dieſem äuſerlich zu gewinnen pflegt; ſo leiſtet er ihn auf das kindlichſte, und findet dabei die ihm fehlende Ruhe. Bleibt z. B. Einer ſeiner liebſten Wünſche unerfüllt, ſo ergreift er den Gottesglauben, und denkt ganz zufriden —

„der Allweiſe, der Alles regirt, ſieht gewis ein, es diene nicht zu meinem wahren Beſten, wenn mein Wunſch erfüllt würde, und ich werde es in der Folge vermuthlich auch noch einſehen lernen.“ Oder — wenn ihm eine Unternehmung für das gemeine Wohl fehlſchlägt, ſo ergreift er auch den Gottesglauben, und ſpricht demüthig — „zuverläſſig paſſte ſie nicht in den Plan des höchſten Weltregirers, und ſo war's gut, daß ſie fehlſchlug.“ Oder — wenn ihn unverſchuldete und unverdiente Leiden treffen, ſo ergreift er auch den Gottesglauben, und ruft ergeben im Stillen aus — „der, welcher ſie über mich ergehen läſſt, will mich durch ſie prüfen und heiligen; ich will mich bewährt finden laſſen, und auch Duldertugend ausüben können.“

Wer dann vollends auch noch an höhere Zukünfte glaubt, wie ſollte er die Ruhe nicht finden, welche ihm gebricht? Sind ihm ſeine eigenen Schickſale dunkel und räthſelhaft, ſo erwartet er ihre Enträthſelung, wenn ſie nicht hier erfolgt, doch von anderen Welten. Leidet er bis ans Grab, ſo hoft er auf einen beſſeren Zuſtand ienſeits deſſelben. Wird er Zeuge von groſſem Weltwirwar, und von einem anbrechenden Satansreiche, ſo verläſſt er ſich darauf, daß dennoch ein Reich Gottes kommen müſſe, es ſei hier oder da, oder dort. Nähert ſich ihm der Vergang alles Irdiſchen, ſo ſieht er ihm heiter entgegen, weil er durch ihn in eine andere Ordnung der Dinge eintritt, die den Stempel höherer Vollkommenheit trägt, und in die er ſonſt nicht eintreten könnte. Nimmt ihm der Tod ſeine Lieben, ſo trocknet er ſeine Thränen über ihren Verluſt durch die ſüſſe Vorſtellung, daß dis nicht auf immer, vielleicht nicht einmal auf lange, geſchehe, ſondern daß ihn ſein eigener Tod wieder mit ihnen vereinigen, vielleicht bald wieder vereinigen werde. — Wem es alſo an Ruhe gebricht, bei ächter Religioſität findet er ſie.

Mit Recht wird daher ihr Werth unſchäzbar genannt; mit Recht wird gerathen, daß man ſich ihr in die Arme werfen möge, wenn man ſich noch aus ſich ſelbſt, aus Tugend und Ruhe, etwas macht.

Sehr zufriden kann der Weiſe damit ſein, wenn er in einem Zeitalter lebt, welches der Frömmelei, der Andächtelei, dem Spiele mit heiligen Gefühlen, dem Miſticiſm, den Abſchied gegeben hat; ſehr zufriden damit, wenn ſeine Zeitgenoſſen aufhören, ſteife Anhänglichkeit an unfruchtbare Kirchen- und Sektendogmen, Feſthalten an altväteriſche ſogenannte Orthodoxie, wörtlichen Katechismusglauben, ganzen oder halben Kölerglauben, zu treiben; ſehr zufriden damit, wenn man in ſeinen Tagen das ſtrenge Beobachten eines bloſſen leeren Cerimonienweſens aufgibt. Dis Alles zeigt von wahrer Aufklärung, die der Weg zum Leben iſt. Aber — wenn Religioſität, wie ſie angegeben worden iſt, iemals aufhören ſollte, dann würde dieſe ſogenannt-höchſte Aufklärung Verfinſterung werden; ſie würde nicht der Weg zum Leben, ſondern der Weg zum Verderben, die Peſt der Menſchheit würde ſie ſein.

Drei und dreiſſigſte Stunde.

Glaubenstreue in ihrer Rühmlichkeit.

Mit der Liebe zum Vaterlande hat die Liebe zum Vaterglauben viel Aehnlichkeit. Das Land, in welchem ich geboren ward, das mich erzeugte, ernährte, erzog — der Glaube, in dem ich erwuchs, der mich von Jugend auf heiligte, tröſtete, ſegnete — — iſt nicht das Eine ſo wichtig für mich, wie das Andere? Wer ohne Schickſalsgeheis ſeinem Vaterlande den Rücken zukehren kann — wer ohne Vernunftgeheis ſeinen Vaterglauben aufgeben kann — — Keiner von Beiden rühme ſich eines edlen Karakters! Was iſt denn das, ſein Vaterland verlaſſen wollen ohne Schickſalsgeheis? Undank, arger Undank iſts. Was iſt denn das, ſeinen Vaterglauben verlaſſen wollen ohne Vernunftgeheis? Leichtſinn, hoher Leichtſinn iſts.

Die Aehnlichkeit der Liebe zum Vaterlande mit der Liebe zum Vaterglauben geht ſo weit, daß Beide nicht nur ihre Verirrungen haben können, ſondern daß auch ſogar in ihren Verirrungen die eine ſo ſchätzbar bleiben kann, wie die andere. Nur mus dieſer Satz nicht gemisbraucht werden.

Ich habe es heute mit der Liebe zum Vaterglauben, mit der Glaubenstreue, zu thun. Ich erklärte ſie, wie dit Landestreue, die Liebe zum Vaterlande, für rühmlich; will ſie ſich aber in dieſer ihrer Rühmlichkeit behaupten, ſo mus ſie zuförderſt nöthigen Falls der Vernunft zu weichen bereit ſein.

Es iſt ia doch denkbar, möglich, daß der Glaube, zu und in welchem man erzogen ward, nicht der rechte ſei. Weſſen Glaubenstreue hier gleich ſo aufbrauſen könnte, daß er ausrieſe — „ſo iſt mein Vaterglaube doch mir der rechte Glaube" — der geriethe in eine groſſe Verirrung mit ihr. Auf ſolche Weiſe iſt auch Juden, Türken und Heiden ihr Glaube der rechte; die Rede iſt ia aber nicht davon, ob ein Glaube mir, oder dir, der rechte ſei, ſondern davon, ob er an ſich der rechte ſei. Zu ſprechen — „das kümmert mich nicht, wenn mein Glaube nur mir der rechte iſt" — verriethe gänz-

ichen Mangel an Wahrheitstrieb, der doch ſo ei-
e ſchöne Mitgabe und Zierde des menſchlichen
eiſtes iſt. Es mus alſo Jedem, der auf menſch-
iche Bildung Anſpruch machen will, daran liegen,
n wiſſen, ob der Glaube, in dem er erzogen ward,
uch der rechte Glaube an ſich ſei. Darum aber,
eil man darin erzogen ward, kann er es unmög-
ch ſein; ſonſt wäre der Glaube der Juden, Tür-
en und Heiden, kurz, ieder Vaterglaube, der rech-
. Dis gilt auch ſogar von der Chriſtenheit, die
ch wieder in verſchidene Kirchen und Sekten theilt,
n deren irgend einer doch ieder Chriſt erzogen wor-
en iſt. Nein, der rechte Glaube an ſich iſt der,
elcher mit der Vernunft vollkommen überein-
immt — man mag nun in ihm erzogen worden
in, oder nicht — und, daß wir dieſen beſitzen
öchten, daran mus uns Viel liegen.

Der Urheber unſeres erhabenen Weſens hat uns
it unſerem Glauben nicht an einen beſonderen
laubensverein, an eine gewiſſe Kirche, oder an
as Siſtem unſerer Väter, gewieſen; er hat uns
n Glaubensangelegenheiten, wie in allen wichti-
en Angelegenheiten, an die Vernunft gewieſen.
ie Vernunft iſt die Prüferin aller Wahrheit —
ſo auch, und vorzüglich, der Glaubenswahr-

heit. Was an ihrem Probirſteine nicht die Probe hält, das iſt Irthum, und wer wollte Irthum ferner hegen, wenn er erfährt, daß er Irthum ſei? Sobald wir alſo einſehen, und zur deutlichen Erkentnis davon gelangen — es ſei durch eigenes Nachdenken, oder durch fremde Anleitung und Unterweiſung — daß unſer Vaterglaube nicht der rechte ſei, oder doch wenigſtens hier und da groſſer Ausbeſſerung bedürfe, ſo mus unſere Glaubenstreue — und wenn ſie auch einen mehr als tauſendiährigen Glauben beträfe — der Vernunft weichen. Mit dem im Gebrauche der Vernunft fortgeſchrittenen Geiſte der Zeiten müſſen auch wir fortſchreiten. Thun wir es nicht gutwillig, ſo reiſſt uns der Zeitgeiſt am Ende doch wohl mit ſich fort, und dann pflegt die Sache oft übel für das Herz abzulaufen. An die Stelle der Vaterglaubenstreue, mit der man ſich nicht mehr öffentlich zur Schau ſtellen darf, tritt dann gern Mangel an allem Glauben.

Wenn es nicht ſo wäre, daß die Glaubenstreue der Vernunft weichen müſſe, wie wäre an religiöſe Ausbildung der Menſchheit zu denken geweſen? So beſtände noch der allererſte Glaube; das mag mir ein ſchöner Glaube geweſen ſein —

möchte man ihn wohl haben? Alle gebürende Achtung den heiligen Erzählungen von der menſchlichen Urwelt! fängt aber nicht ſelbſt nach Ausſage derſelben auch gleich die Religion mit Opfern an, die doch wohl nur in das Knabenalter der Vernunſt gehören? Ich für mein Theil halte es in der Sache mit analogiſchen Schlüſſen, und bin der Meinung, daß die Menſchheit, wie ſie ſich in Betref aller ihrer Erkentniſſe hat aus dem Staube hervorarbeiten müſſen — als welches die Geſchichte beſtimmt genug angibt — es auch in Betref ihrer heiligſten Kentniſſe nicht beſſer gehabt habe, und daß es ihr mit dem Glauben nicht anders gegangen ſei, als wie mit allen Künſten und Wiſſenſchaften. Mögen alte Dichter immerhin die Götter vom Olimp herabſteigen und die menſchliche Urwelt unterrichten laſſen! Das noch immer fortdauernde Fortſchreiten in allen Erkentniſſen, welches die Menſchen ſelbſt beſorgen müſſen, beweiſet, daß ſie auch die erſten Schritte dazu ſelbſt beſorgt haben. So auch in Anſehung der Religion. Die Fortſchritte, welche dieſe ſelbſt nach den heiligen Schriften ſeit Abrahams Zeiten, der doch auch noch glaubte, Gott könne ſeinen einzigen Sohn zum Opfer verlangen, gemacht hat, beſtätigen ebenfals meine

Meinung. Das allererſte Haus — wie mag es ausgeſehen haben? Ich möchte nicht darin wohnen. Der allererſte Glaube — wie mag er gelautet haben? Ich möchte mich nicht zu ihm bekennen. Ohne Zweifel war er Ohngötterei, aus der hernach Abgötterei entſtand, die ſpäterhin der Verehrung des wahren Gottes zwar, aber doch nur einer unrichtigen Verehrung deſſelben, Platz machte, bis auch dieſe endlich wieder der richtigen Gottesverehrung Platz machen muſte. Wer die Berichte unſerer Seefahrer und Weltumſegler von dem Glaubenszuſtande iener Völker, die noch bis auf den Tag ihres Entdecktwerdens in ihrer Kindheit lebten, geleſen hat, der erblickt mit mir darin das Bild der Urmenſchheit überhaupt. Nur dadurch alſo, daß die Treue gegen den Väterglauben der ſich immer mehr ausbildenden Vernunft wich, verbeſſerte ſich alſo nach und nach die groſſe Glaubensſache.

Gings denn nicht auch ſogar ſo in der chriſtlichen Kirche? wodurch entſtand die preiswürdige Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts? Entſtand ſie nicht dadurch, daß die Glaubenstreue ihrer Stifter der Vernunft wich? Wären wir nicht, wenn dis nicht geſchehen wäre, noch in die chriſtliche Finſternis des Mittelalters? Man mus Luthern ſeiner Aengſtlichkeit wegen ſchätzen, mit der er die erſten Schritte that. Vaterglaubenstreue kämpfte ſichtbarlich mit ihm, und zwar zu ſeinem Ruhme. Je mehr er aber nachdachte, deſto muthiger ſchritte er weiter. Er beſiegte endlich die blinde Vaterglaubenstreue, und opferte ſie der Vernunft — zu ſeinem noch gröſſeren Ruhme.

Jedoch — wenn man mit ſeiner Glaubenstreue nöthigen Falls der Vernunft weicht, mus man nicht unterlaſſen, Duldung und Schonung gegen dieienigen auszuüben, welche denſelben Vaterglauben haben, aber ſich zu ſeiner Aufgabe nicht geneigt bezeigen. Man mus ihnen keineswegs böſe Abſichten dabei gleich beimeſſen. Verriethen ſie dergleichtn offenbar, ſo überlaſſe man ſie ihrem Gewiſſen blos, ſo lange ſie nicht Verfolgungen ſchmieden. Vermutlich aber ſind ſie Schwache, die der Vernunft nicht folgen können; ſo müſſen die Stärkeren ſie tragen. Alle gewaltſame Religionsreformen ſind gegen den Geiſt der Religion ſelbſt, und es würde ebenſo ungerecht ſein, Andere zur Glaubensuntreue zwingen zu wollen, als es ungerecht wäre, wenn Andere uns zur Glaubenstreue zwingen wollten.

Hier iſt der natürlichſte Uebergang zum weiteren Erfordernis, wenn die Glaubenstreue ſich in ihrer Rühmlichkeit behaupten will; ſie mus immer mit dem Geiſte der Liebe verbunden bleiben, und nie in Inhumanität gegen Andersglaubende ausarten.

Man könnte doch wohl gleich mit Recht fragen, ob es zum glücklichen Beſtande des bürgerlichen Lebens nothwendig ſei, daß Alle, die es zuſammen führen, auch einerlei Glaubens wären. Was hat denn der Glaube mit Angelegenheiten der Welt zu ſchaffen? Daß Mitbürger alle ihre Pflichten gegen einander erfüllen, dis iſt die Sache. Und — ſobald dis iſt, mögen ſie ſich getroſt Einer um des Andern Glauben unbekümmert laſſen. Nicht Einheit des Glaubens gehört zum glücklichen Beſtande des bürgerlichen Lebens, ſondern gegenſeitige Vertragſamkeit bei Glaubensverſchidenheiten. Wie herrlich ward dieſe Behauptung in neueren Zeiten, beſonders in den deutſchen Staaten, durch die Erfarung beſtätigt!

Wollte man ſagen, das bürgerliche Leben ſei nicht die Hauptſache, ſondern das Heil der Seelen; weshalb man, wenn man bei ſeinem Glauben ſich ſelig fühle, Alles thun müſſe, um auch

Andere dieſer Seligkeit theilhaftig zu machen: ſo ſollte man doch auch gleich einſehen, daß man ſeinen Zweck nicht anders erreichen könne, als wenn man im Geiſte der Liebe dabei verführe. Welcher vernünftige Menſch wird ſich denn überreden laſſen, daß dieienigen auf ſeine Seligkeit ausgingen, welche offenbar auf ſein Unglück ausgehen?

Und wie? wenn nun Jeder bei der ſo groſſen Glaubensverſchidenheit ſolche inhumane Glaubenstreue ausübte — was würde aus der Welt werden, und wie würde es denen gefallen, welche den Ton dazu angaben? Oder — haben etwa die, welche ſich zu dem im Lande herrſchenden Vaterglauben bekennen, allein das Recht, dergleichen Glaubenstreue auszuüben? Dieſe barbariſche Meinung gehört in die Zeiten der Finſternis vergangener Jahrhunderte. Gottlob, daß dieſe dahin ſind, und nie mögen ſie doch zurückkehren!

Sobald Glaubenstreue in Inhumanität gegen Andersglaubende ausartet, wird ſie unerlaubter, falſcher Religionseifer, der häufig nur der Mantel iſt, unter welchem man ſeine eigennützigen, feindſeligen, beſonders gegen gewiſſe Perſonen gerichteten feindſeligen Abſichten und Geſinnungen zu verbergen ſucht. Wie oft erſtieg er ſchon den höchſten Grad, und ward Verfolgungsſucht, ja, Mordſucht gegen die, welche andere Ueberzeugungen äuſerten, und ſie auszubreiten ſuchten! Aber auch nidrigere Grade deſſelben, wie z. B. bloſſe Bedrückungen, Beſchränkungen und Beunruhigungen durch Verketzerung ſind ſchon verabſcheuungswürdig. Die Rechte des Gewiſſens ſind die heiligſten Rechte, und müſſen vor allen andern reſpektirt werden. Schön, wunderſchön war der Ausſpruch des groſſen Mannes unſerer Tage, daß das Geſetz da aufhöre, wo das Gewiſſen anfange. Wird von Groſſen ſo vorgedacht, warum wollen die Kleinen ihnen nicht ſo nachdenken? So, wie man ſich ſeinen Glauben nicht nehmen laſſen würde, mus man auch Andern verſtatten, ihren Ueberzeugungen gemäs zu glauben. Ja, man mus ihnen verſtatten, dieſe ihre Ueberzeugungen bekannt zu machen. Sind ſie Wahrheit, wer wollte ſie der Welt nicht gönnen? Wären ſie Irthum, was ſchadete es weiter? Die Wahrheit gedeihet am Ende doch nur. Daß die Bekanntmacher ihrer abſtimmenden Ueberzeugungen ſich in den Grenzen der Beſcheidenheit halten, iſt allerdings Pflicht für ſie; Mehr kann man aber auch von ihnen nicht verlangen, und dann iſts ebenſo Pflicht für die, welche öffentlich gegen ſie zu ihrer Widerlegung auftreten, auch in den Grenzen der Beſcheidenheit zu bleiben. Wenn ſich auf ſolche Weiſe die Geiſter an einander reiben, dann ſpringen ſchöne Funken der Wahrheit hervor, und gewis alles Licht der Wahrheit, das die Welt beſitzt, hat ſie dieſem Reiben der Geiſter an einander zu danken.

Sache für die Obrigkeit iſt Religionseifer, er ſei, von welcher Art er wolle, keineswegs. Die Obrigkeit iſt vielmehr dazu da, daß ſie ieden Bürger, der ſeine Bürgerpflichten erfüllt, bei ſeinem Glauben ſchütze, wenn er auch ein irriger Glaube wäre. Sie mus alſo weder aus ſich ſelbſt Religionseifer zu ihrer Sache machen, noch müſſen die Lehrer und Anhänger des Vaterglaubens ihn dazu zu machen ſuchen. Sobald die Obrigkeit in Glaubensſtreitigkeiten hineingezogen wird, geben die, welche ſie hineinziehen, ſchon die traurigſte Blöſſe. Sie zeigen damit an, daß ſie ihre Meinungen mit Gründen zu vertheidigen ſich zu ſchwach fühlen, und daher noch ihre letzte Zuflucht zum weltlichen Arme zu nehmen hätten. Schwerlich aber dürfte es ihnen in unſern Zeiten noch gelingen, dieſen Arm weiter für ſich in Bewegung zu ſetzen.

Nur unter den zwei Bedingungen alſo behauptet ſich die Glaubenstreue, die Anhänglichkeit an den Vaterglauben, in ihrer Rühmlichkeit, wenn ſie bereit bleibt, nöthigenfals der Vernunft zu weichen, und wenn ſie ſich gegen Andersglaubende aller Inhumanität enthält, mit dem Geiſte der Liebe immer verbunden iſt. Wer dieſe Bedingungen erfüllt, der übe ſie ia aus; ſie macht alsdann ſeinem Kopfe und ſeinem Herzen zugleich Ehre. Es iſt unmännlich, ſeinen Vaterglauben aufzugeben ohne Geheis der Vernunft; gebietet's aber dieſe, leuchtet uns die neue Wahrheit ein, ſo fahre der alte Irthum dahin. So iſts männlich gedacht. Liebe aber beſeele uns gegen Alle, die nicht unſeres Glaubens ſind, oder werden wollen! Liebe beſeele uns auch alsdann gegen ſie, wenn ſie Antipoden unſeres Glaubens wären, übrigens aber im Rechtthun mit uns gleichen Sinnes ſind! — Hiernieden iſt Glaubensverſchidenheit unſer Loos — in einer höheren Welt vielleicht Glaubensverein.

Vier und dreiſſigſte Stunde.

Selbſtverleugnung und Selbſtnichtverleugnung.

Die Sittenlehre gebietet Selbſtverleugnung, und erklärt den, der ſie ausübt, für einen Edlen; man mus ſie aber bei ihrem Gebote wohl verſtehen. Sie will damit blos ſagen, daß man, wenn es die Pflicht, das Wohl-Anderer, und überhaupt die Sache des Guten, erfordern, ſeinen eigenen Nutzen aus den Augen verliehren, ia, ſogar ſich in offenbaren Schaden verſetzen können müſſe. Man hört gleich, daß hier nur vom äuſerlichen Zuſtande die Rede ſei, und daß dieſer als eigener Zuſtand in Gegenſatz gegen einen fremden, durch den Ausdruck Selbſt angedeutet werden ſolle. Ja freilich, wer ſolche Selbſtverleugnung ausüben kann, wer aus Pflichtgefühl, aus Menſchenliebe und aus Wärme für das Gute Gewinn und Verluſt im Aeuſerlichen für Nichts achtet, der iſt ein Edler, ein wahrer Menſch, ein groſſer Menſch.

O wie ſchön iſts, wenn man ſeiner Lieblingsbegierde eine abſchlägliche Antwort ertheilen, einen Lieblingswunſch aufgeben, auf ein Lieblingsvergnügen Verzicht thun kann, ſobald die Befridigung der Begierde die Grenzen der Tugend überſchritte, die Erfüllung des Wunſches die wackern Wünſche Anderer vereitelte, und der Genuß des Vergnügens in Abwartung des Berufs, in redlicher Furſorge für die Seinigen und in Ausübungen freier Menſchenliebe ſtörte!

Wie ſchön iſts, wenn man im Falle, daß man beleidigt wird, und als ein Vornehmerer die ſtrengſte Genugthuung dafür fordern, oder gar als ein Mächtigerer ſie ſich ſelbſt verſchaffen könnte, an Stand und Macht nicht denkt, die Vorrechte des erſteren nicht in Erwägung bringt, und die letztere ganz ungebraucht läſſt, weil damit doch weiter nichts gewonnen würde, als Abkühlung der Rache und der Schadenfreude, und weil der Beleidiger ſonſt nicht zur wirklichen Reue käme, oder wohl gar Unſchuldige darunter litten.

Wie ſchön iſts, wenn man eine gute That, die man mit Geräuſch und unter vielen Lobeserhebungen verrichten könnte, lieber im Stillen verrichtet, und den Ruhm für ſie nicht haben mag, um dem, welchem man dient, auf ſolche Weiſe doppelt zu dienen, ihn dem Gerede nicht auszuſetzen, und allem Neide und aller Misgunſt den Zugang zu verwehren!

Wie ſchön iſts, wenn man Lohn, den man mit Recht zu fordern hat, darum, weil ſonſt Hülfsbedürftige ohne Unterſtützung bleiben müſten, oder ſie doch nicht gehörig empfangen könnten, nicht annimmt, ſich lieber einſchränkt, und in Zufriedenheit mit dem, was man ſchon mit Recht hat, ſeinen vollkommenen Lohn findet!

Wie ſchön iſts, wenn man, an Anſehen über Andere weit erhaben, gar nicht thut, als wenn man es wäre, unanmaſſend, herablaſſend, zuvorkommend iſt, keine auszeichnende Verehrungszeichen begehrt, und ohne ſteifes Ceremoniel an öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt, um Andere nicht in Verlegenheit zu ſetzen, ſie vielmehr an ſich zu ziehen, ihren Abſtand ſie leichter tragen zu lehren, und ſie in ihren geſelſchaftlichen Genüſſen durch ſeine Gegenwart nicht kleinlich zu beſchränken!

Wie ſchön iſts, wenn man gegen einen Schuldner, der Alles bezahlen könnte, den aber die volle Bezahlung gleich ruinirte, nicht auf ſein ſtrenges Recht beſteht, ſondern billig ihn behandelt, ob man gleich ſelbſt nicht überreich iſt, um es ihm möglich zu machen, daß er Haus und Hof behalten, ſein Gewerbe fortſetzen, und ſich und die Seinigen ferner ehrlich ernähren könne!

Wie ſchön iſts, wenn man, in aller Ruhe lebend und ferner leben könnend, und wohl gar ohne weiter irgend einen Beruf dazu zu haben, als den allgemeinen Beruf des Menſchenfreundes, ſich für Andere ſelbſt beunruhigt, um ihre zerſtörte Ruhe wiederherzuſtellen, und ſich ſogar in Gefar für ſie begibt, um ſie vor drohenden Gefaren zu ſchützen, oder, wenn ſie ſchon in ſelbigen ſind, noch glücklich daraus zu retten!

Wie ſchön iſts, wenn man, ob man gleich als Jetztlebender von ſeinen Gütern und Beſitzungen ſichs noch eben ſo wohl gehen laſſen könnte, wie die ſelbſtſüchtigen Vorfaren ſichs von ihnen gehen lieſſen, wobei dann aber für die Nachkommen wenig, oder gar nichts, übrig bleiben würde, lieber das hohe Wohlleben aufgibt, und ſchonend die

Güter benutzt, damit es ihren künftigen Beſitzern nicht kläglich ergehe!

Wie ſchön iſts, ſein Privatintereſſe dem allgemeinen Beſten nachzuſetzen, ohne daß man dazu gezwungen werden könnte! Wie noch ſchöner, bei der Fürſorge für das letztere ſogar die härteſten Widerwärtigkeiten befürchten zu müſſen, und dennoch durch dieſe Furcht ſich nicht von ihr abhalten zu laſſen!

Wie geſagt, wer ſolche Selbſtverleugnung ausüben kann, der iſt ein Edler, ein wahrer Menſch, ein groſſer Menſch, und wenn die Sittenlehre dergleichen gebietet, wenn ſie will, daß man für die Pflicht, für die Humanität, und für das Gute überhaupt Gewinn und Verluſt im Aeuſerlichen für Nichts halten können müſſe, ſo erfüllt ſie ihr Amt, welches darin beſteht, daß ſie den Menſchen veredle. Ginge ſie aber weiter, und dehnte ſie die Selbſtverleugnung auch auf das Innere, auf das wahre und eigentliche Selbſt, aus, ſo handelte ſie ihrer Beſtimmung ganz entgegen, und veredelte nicht, ſondern verſchlechterte den Menſchen. So thut ſie aber auch keineswegs; vielmehr, ſobald der innere Zuſtand, das wirkliche Selbſt, ins Gedränge kommt, gebietet ſie Selbſtnichtverleugnung. Es iſt mir ein angenehmes Geſchäft, über dieſe ſonderbarklingende, aber wahrhaftig allerheiligſte Pflicht mich gegen mich ſelbſt näher zu erklären. — —

Ich ſoll nicht meine Vernunft verleugnen; ſie iſt der erhabene Vorzug meines Weſens, das Kleinod aller Kleinode für mich, die Baſis aller meiner Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit Gott. Ich würde aufhören, auf Menſchſein Anſprüche machen zu dürfen, wenn ich ſie verleugnen könnte. Die Vernunft hat's mit Wahrheit zu thun. Ich ſoll alſo nie etwas eher für wahr halten, bis ich einſehe, daß es wahr ſei, oder daß es doch wenigſtens höhere Wahrſcheinlichkeit habe, als ſein Entgegengeſetztes. Ueberall mus ich nach Grund fragen, wenn ich an etwas glauben ſoll; wo ich dergleichen nicht finde — weg mit dem Glauben daran! ich ſtände ſonſt bei ihm da wie ein vernunftloſes Weſen. So hab' ichs alſo zu machen bei Allem, es mag in das Fach der Natur, oder in das Fach der Menſchenwelt, oder in das Fach der Religion, einſchlagen. Schlägt etwas in das Fach der Natur ein, ſo mus es nicht ſtreiten mit den bekannten Naturgeſetzen und Erfarungen; irgend ein kauſaler Zuſammenhang mus davon anzugeben ſein; für ſeine Möglichkeit mus wenigſtens Mehr zu ſagen ſein, als für ſeine Unmöglichkeit. Ich darfs alſo z. B. nicht halten mit dem Glauben an geſchehenſeinſollende Wunder, mit dem Glauben an Zauberei, mit dem Glauben an ſimpathetiſche Kuren, mit dem Glauben an Geiſtererſcheinungen, Todtencitirungen u. ſ. w. — Schlägt etwas in das Fach der Menſchenwelt ein, betrift es Thaten, die in ihr verübt worden ſein ſollen, oder Schickſale, die ſie betroffen haben ſollen, ſo müſſen glaubwürdige Zeugen davon da ſein, auf deren Treue und Redlichkeit man ſich bei ihren Erzählungen verlaſſen kann. Ueberſtiege aber eine That, welche ſie erzählen, alle menſchliche Kräfte, oder wäre ein Schickſal, das ſie berichten, ganz unerhört, und das einzige in ſeiner Art, ſo müſte ich doch bei aller ihrer übrigen Glaubwürdigkeit mich zu den Zweiflern gegen ſie geſellen. — Schlägt etwas in das Fach der Religion, in das Fach des höheren Glaubens, ein, ſo mus es nicht ſtreiten mit ausgemachten Vernunftwahrheiten, oder gar mit andern erweislichen Sätzen der Religion ſelbſt; es mus nicht ganz und gar unbegreiflich, noch weniger aller Vernunft widerſprechend, ſein. — Nur, wenn ich ſo mit meinem Glauben und Fürwahrhalten zu Werke gehe, behaupte ich mich als ein Vernunftweſen.

Ich ſoll auch meine Willensfreiheit nicht verleugnen. Durch die Vernunft erhielt ich ſie; verleugnete ich ſie alſo, ſo verleugnete ich die Vernunft ſelbſt. Wie dieſe die Baſis meiner Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit Gott iſt, ſo iſt der Gebrauch der ſich von ihr herſchreibenden Willensfreiheit auch meine erſte weitere Annäherung an Gott. Ich weis ſehr gut, daß das bürgerliche Leben die eigene Willensfreiheit ſehr zu beſchränken pflege; aber man mus ſich dabei als ein freies Weſen zu helfen wiſſen. Erfolgen Menſchengebote, welche man unter den Umſtänden, unter welchen ſie gegeben werden, ſich ſelbſt geben müſte, ſo kann man ſich's leicht auch ſo vorkommen laſſen, als hätte man ſie ſich ſelbſt gegeben, es iſt ia in der That alsdann Einerlei, ob ſie uns gegeben wurden, oder ob man ſie ſich ſelbſt gab. Erfolgen aber entgegengeſetzte Menſchengebote, ſo ſtehts ia noch bei Jedem, ob er ſie reſpektiren wolle, oder nicht. Er braucht ſich vielleicht blos aus ſeinen bisherigen geſelſchaftlichen Verhältniſſen zu begeben; ſo iſt ſeine Willensfreiheit gerettet. Kann oder darf er dis nicht, ſo lege er nur die Leidensſcheue ab — willensfrei ſteht er dann da, wie das Ebenbild Gottes. Wirkliche Sklaverei aber — wie ſtehts bei ihr um Willensfreiheit? In der Regel iſts nicht zu denken, daß man, ohne ſehr grobe Verbrechen begangen zu haben, in ſie gerathen könne; man vermeide alſo dergleichen! Geriethe man aber dennoch und unſchuldigerweiſe in ſie, ſo kann man durch ſein Thun und Laſſen noch immer gegen ſie proteſtiren, und, wenn man dann nicht nur Leiden, ſondern auch Tod, nicht achtet, ſo iſt die Willensfreiheit geborgen.

Ich ſoll noch weniger mein Gewiſſen verleugnen. Die Vernunft iſt die Baſis meiner Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit Gott; der Gebrauch der ſich von ihr herſchreibenden Willensfreiheit iſt meine erſte weitere Annaherung an Gott; ſo iſt Achtung für das Gewiſſen meine höchſte weitere Annäherung an ihn. Nichts darf im Stande ſein, mich gegen meine Ueberzeugungen zu Werke gehen zu machen. Prüfen mus ich ſie freilich, oft in den ſtillſten Stunden meines Herzens und Lebens prüfen; bereit ſein mus ich immer, richtigeren und beſſeren Ueberzeugungen mit ihnen Platz zu machen; wenn dann aber dieſe nicht eintreten, wenn meine alten Ueberzeugungen ſich immer bei ihrer Ueberzeugungskraft behaupten — wer wäre ich, wenn ich gegen ſie zu Werke gehen könnte? Thor vielleicht nicht nur — auch wohl gar Böſewicht. Sie betreffen entweder mein Glauben, oder mein Thun. Wie elend iſts doch, ſein Gewiſſen im Glauben zu verleugnen! Dergleichen Heuchelei mag wohl manchen äuſerlichen Gewinn bereiten; aber — wie mag dem zu Muthe ſein, der in ſtillen Stunden, wo er dieſen Gewinn nicht gerade auf der Stelle zieht und ſchöpft, über ſeine erbärmliche Geiſteslage nachdenkt? „Wehe dir, mus er zu ſich ſelbſt ſagen, daß du in der groſſen Glaubensſache ſolcher kleinlichen Dinge wegen, wie die äuſerlichen, irrdiſchen ſind, dich in einen Mantel hülleſt, der dich vor Verluſt auf ihrer Seite decken und ſchützen ſoll! Ergreif den Muth, den Mantel von dir zu werfen — es gehe dir bei der Entmantelung, wie es wolle — ſo bleibſt du doch in ſeliger Verbindung mit deinem Gewiſſen." Betreffen die eigenen Ueberzeugungen vollends das Thun, wie noch weit verabſcheuungswürdiger iſt da die Untreue gegen ſie! Wie mir mein Gewiſſen ſagt, daß ich thun ſolle, ſo mus ich thun. Wer wider ſeine Ueberzeugungen ſogar handeln kann, der iſt nicht blos Thor, ſondern Böſewicht.

Er thut Unrecht unter dem Bewuſſtſein, daß er Unrecht thue. Geſetzt ſogar, er verwechſelte in ſeiner Meinung Recht mit Unrecht, ſo dürfte er doch nicht wider ſeine Ueberzeugung handeln, weil der Menſch ein- für allemal beim Handeln an ſein Gewiſſen gewieſen iſt. In welche Schlupfwinkel könnten ſich auch ſonſt die ſchlechteſten Menſchen verbergen, und wie ſähe es dann in der Welt aus um Tugend und Rechtſchaffenheit?! Was kann man denn auch wohl dabei verliehren, wenn man ſchlechterdings nicht wider ſeine Ueberzeugung handeln will? Doch nur Aeuſerliches. So iſt ia alſo ſolche Selbſtnichtverleugnung iene Selbſtverleugnung zugleich, die ſo ſehr gerühmt wird, und die auch ruhmwürdig iſt.

Ich ſoll auch meinen beſſeren Geſchmack nicht verleugnen. Beſſer iſt er dann, wenn er natürlicher, mit wahrer Schönheit übereinſtimmender, und unanſtöſſiger für die Sittlichkeit iſt. Wie ein ſolcher Geſchmack durch die Mode überall ins Gedränge komme, wiſſen die, welche ihn haben, zum beſten. Es gibt blos läppiſche Moden; es gibt aber auch ſehr unmoraliſche. An iene ſich hingeben, iſt wenigſtens unmännlich; in dieſe aber einſtimmen, iſt Gift für's Herz. Nirgends herrſcht die Mode mehr, als bei der Art ſich zu kleiden, und bei der Art ſich zu vergnügen. Wie könnte ſich der Geſetztere in einen geckenmäſſigen, der Anſtand liebende in einem unanſtändigen Aufzuge zeigen, darum zeigen, damit er mit denen, die in ihm erſcheinen, nicht kontraſtire? Wie könnte der Mann zu kindiſchen, der Gebildete zu wilden Zeitvertreiben und Ergötzungen ſich ernidrigen, darum ſich ernidrigen, weil rings um ihn her dergleichen getrieben, geliebt und genoſſen werden? Nein, er behaupte ſich bei ſeinem beſſeren Geſchmack, und opfere durchaus nicht ſeinen Hang zum Natürlichen der Affektation, ſeinen Ernſt dem Poſſenweſen, ſein feineres Gefühl der Brutalität, und ſeine moraliſchen Grundſätze der Ueppigkeit ſeines Zeitalters auf! Er kann davon weiter keinen Nachtheil haben, als daß man ihn mit dem Nahmen eines Sonderlings belegt; iſt dis aber nicht ein wahrer Ehrennahme, wenn man ihn ſeiner Geſetztheit und ſeiner guten Sitten wegen bekommt? Uebrigens kann er ſich mit der Vergänglichkeit aller Moden tröſten, die an Schnelligkeit alle andere Vergänglichkeiten noch übertrift. Lachen kann er ſchon in voraus darüber, daß die lächerliche Mode bald abkommen werde; beruhigen kann er ſich ſchon in voraus über ſeinen Aerger, den er an der ärgerlichen Mode hat, weil auch dieſe einer unanſtöſſigeren bald wieder Platz machen wird.

Ich ſoll auch meine Kräfte für das Weltwohl nicht verleugnen. Sobald ich mich ſtark genug fühle, oder doch glaube, Böſes, das im Werke iſt, verhindern zu können, mus ichs verhindern, oder doch zu verhindern ſtreben. Sobald ich mich ſtark genug fühle, oder doch glaube, Gutes bewirken und befördern zu können, mus ichs bewirken und befördern, oder doch zu bewirken und zu befördern trachten. Wer Böſes nicht verhindert, das er doch verhindern könnte, der nimmt gleichſam Theil daran, und wer das Gute nicht thut, das er thun könnte, der thut auch Böſes. Ich mus alſo das Fortkommen guter Menſchen erleichtern; ich mus die Ehre der Verleumdeten retten; ich mus die einfältige Unſchuld aus den Händen ihres Verführers reiſſen; ich mus Verfolgte ſchützen; ich mus Verlaſſene aufnehmen; ich mus geſunkene rechtſchaffene Familien wieder emporheben; ich mus auf das allgemeine Wohl hinwirken. Dis Alles mus ich thun, ſobald ich kann, aufgefordert und unaufgefordert; geſetzt auch, daß ich darüber geſpottet, angefeindet, gedrückt, und ſelbſt verfolgt würde.

Ich ſoll auch die Genüge an mir ſelbſt nicht verleugnen. Ich bin reich genug an wahrer Habe, und kann, wenn ich nur immer will, noch immer reicher daran werden. Ich bin mächtig genug im wahren Verſtande, und kann, wenn ich auch nur will, ſo noch immer mächtiger werden. Ich bin mir Geſellſchaft genug, und kann ebenfals, wenn ich nur will, mir immer noch vollkommenere Geſellſchaft leiſten. Wenn die ſogenanntreichen ſich gegen mich brüſten, wie könnte ich die Mine der Nidergeſchlagenheit annehmen? Ich thäte ja, als wäre ich ärmer, wie ich bin, und ſie beſtärkten ſich in ihrem Geldſtolze. Wenn die ſogenanntmächtigen es mich fühlen laſſen wollen, daß ſie dis wären, wie könnte ich mich vor ihnen demüthigen? Ich thäte ia, als wenn ich ſchwächer wäre, als ich bin, und ſie trieben ihren Machtübermuth noch weiter. Wenn die Lebemänner, welche in allen Geſellſchaften ſich herumtreiben und willkommen ſind, mit ſpöttiſchem Bedauern mich darauf anblicken, daß ich nicht überall wäre, wo ſie ſind, wie könnte ich ihnen zu verſtehen geben, daß ſie Recht hätten? Ich thäte ia, als wenn ich verlaſſener wäre, wie ich bin, und ſie glaubten immer mehr, daß ſie Unendlichviel vor mir voraus hätten. Nein, alle dieſe Klaſſen von Menſchen ſollen ſich überzeugen lernen, daß ich an mir ſelbſt Mehr habe, als ſie an ihrem Aeuſerlichen haben, und ſollen dadurch eine höhere Meinung von mir zu faſſen ſich genöthigt ſehen. Dieſe Genüge an mir ſelbſt wird zugleich die ſchönſte Schutzwehr für meine Selbſtſtändigkeit, für meine reelle Denkart und für meine Tugend ſein. — —

So denke ich mir die noch lange nicht genug beherzigte Selbſtnichtverleugnung, welche die Sittenlehre nicht weniger gebietet, als die blos ſogenannte Selbſtverleugnung, die es nicht mit dem wirklichen Selbſt, ſondern nur mit ſeinem äuſerlichen Zuſtande, zu ſchaffen hat. Wird man durch dieſe ſchon ein Edler, ein wahrer Menſch, ein groſſer Menſch, ſo wird man durch iene ein noch Edlerer, ein noch wahrerer Menſch, ein noch gröſſerer Menſch.

Fünf und dreiſſigſte Stunde.

Gute und böſe Zeiten. Weiſſagungen in böſen Zeiten.

Nimmt man den Lebenslauf einzelner Menſchen — Jeder nehme nur gleich ſeinen eigenen zur Hand — was findet man? Wechſel von guten und böſen Tagen! — Nimmt man die Geſchichte ganzer Völker und Staaten — Jeder nehme nur gleich die Geſchichte ſeines Vaterlandes zur Hand — was findet man? Daſſelbe! Wechſel von guten und böſen Zeiten! Die Vorſehung handelt alſo offenbar bei der Direktion der Schickſale einzelner Menſchen und bei der Direktion der Schickſale ganzer Völker auf einerlei Weiſe; ſollte ihre Abſicht dabei nicht einerlei und dieſelbe ſein? — Ich dächt's.

Bei dem einzelnen Menſchen iſt Wechſel von guten und böſen Tagen das wahre Mittel zu ſeiner ſittlichen Ausbildung, ja, es wäre vielleicht ohne ihn an gar keine ſittliche Ausbildung des Menſchen zu denken. Hätte der Menſch lauter böſe Tage — doch, dis iſt etwas Undenkbares, wenn Gott nicht unter dem fürchterlichſten Bilde erſcheinen ſoll — angenommen aber, es wäre ſo, was ſollte aus ihm werden? Würde er nicht aus Verzweiflung alle Liebe zum Guten wegwerfen, und ſo böſe werden, als ſein Leben wäre? Wie ſtehts mit denen, welche auf Lebenszeit zu böſen Tagen als Verbrecher von der Obrigkeit verdammt werden? Nicht der Mühe werth halten ſie es, ſich zu beſſern. Dieſe ſind das Bild vom Menſchen überhaupt, wenn er lauter böſe Tage hätte. Nicht der Mühe werth würde er es halten, gut zu ſein. — Hätte der Menſch lauter gute Tage — dis glaubten Viele von Gott fordern, oder doch erwarten, zu können, weil er der Allgütige ſei, ohne zu bedenken, daß er auch der Allweiſe ſei — angenommen aber auch, es wäre ſo, was ſollte aus ihm werden? Würde er ſich nicht blos an ſinnliche Genüſſe halten, in ſie ſich verſenken, und darüber der Pflege ſeiner höheren Natur ganz vergeſſen? Wie ſtehts mit denen, welche alle Tage herrlich und in Freuden zubringen können? Sie thun's auch häufig, und kommen darüber kaum zu ſich ſelbſt, und noch weniger darauf hin, daß ſie für die Veredlung ihres Herzens ſorgen ſollten. Dieſe ſind ebenfals das Bild des Menſchen überhaupt, wenn er lauter gute Tage hätte. Er würde nicht darauf zukommen, auf ſeine Veredlung bedacht zu ſein.

Alſo — nur der Wechſel von guten und böſen Tagen iſt die wahre moraliſche Erziehung einzelner Menſchen. — Sollt's nicht um die ſittliche Ausbildung ganzer Völker eben ſo ſtehen? Unſtreitig! — Träfen ein Volk lauter böſe Zeiten, aus Verzweiflung würde es bald eine groſſe Rotte von Böſewichtern werden, die ſich aus der Tugend ſo wenig, als aus Gott, etwas machten, und die für die Härte, welche das Schickſal gegen ſie ausübte, Rache an einander durch die ärgſten Grauſamkeiten, und Rache an ſich ſelbſt durch die unnatürlichſten Genüſſe nähmen. — Träfen ein Volk lauter gute Zeiten, aus Wohlleben und Ueppigkeit würde es bald ein groſſer Hauſe von entnervten Weichlingen werden, die ſich ebenfals weder aus der Tugend, noch aus Gott, etwas machten, ſich blos der gröbſten Sinnlichkeit überlieſſen, und in den äuſerſten ſittlichen Verfall geriethen.

Alſo — auch nur der Wechſel guter und böſer Zeiten iſt die wahre moraliſche Erziehung der Völker. — Dieſe Anſicht mus man faſſen und feſthalten, wenn man den Wechſel guter und böſer Zeiten erblickt; dann ſöhnt man ſich mit ihm aus, wie mit dem Wechſel guter und böſer Tage im einzelnen Menſchenleben.

Aber nun — ſo ſcheints dann auch ganz natürlich zu ſein, daß man, da ſo ein Wechſel guter und böſer Zeiten Satt findet, in guten Zeiten künftige böſe Zeiten, und in böſen Zeiten künftige gute getroſt weiſſagen könne. — Ich wills iezt nur mit den Weiſſagungen in böſen Zeiten zu thun haben, und zwar darum, weil die gegenwärtigen Zeiten mich dazu veranlaſſen.

Wer könnte dieſe wohl gute Zeiten nennen? Gibt es auch noch hier und da einen Winkel in Deutſchland, ich möchte faſt ſagen, in Europa, in welchem der Zeitendruck weniger empfunden wird, was beſagt dis gegen das Ganze? Ich ſelbſt lebe in einem ſo glücklichen europäiſchen, deutſchen Winkel, und preiſe die Vorſehung um ſo mehr dafür, weil ich gar nicht weis, wodurch ich's verdient habe. Ich rathe es auch oft meinen Mitbürgern nicht nur in meinem Herzen, ſondern auch laut, ſich zu gleichem demüthigem Preiſe der Vorſehung mit mir zu ſtimmen. Zwar ſind auch da, wo ich lebe, die Zeiten nicht mehr die vorigen guten, welche ich ſelbſt miterlebt habe; aber wie gut ſind ſie dennoch in Vergleich mit denen, welche nah und fern, weit und breit ietzt die Völker haben! Hier iſt aber nur die Rede vom Ganzen; wer könnte da die gegenwärtigen Zeiten gute nennen? Jeder Befehl, der etwa gegeben werden könnte, ſie ſo zu nennen, würde Spott nicht blos, ſondern ſogar eine Art von Todtenſpott ſein, den man mit der Menſchheit triebe.

In dieſen böſen Zeiten gibt es nun auch Weiſſager in Menge, wie immer, weil es dem Menſchen eigen iſt, ſich nicht blos um die Gegenwart, ſondern auch um die Zukunft, zu bekümmern; aber die Weiſſager ſind nicht gleicher Meinung, ſondern theilen ſich in zwei Partheien. Die eine von ihnen hält's mit dem erwähnten Zeitenwechſel, und bauet ſo feſt auf ihn, daß ſie nicht nur kommende gute Zeiten, ſondern ſogar kommende goldene, weiſſagt. Ihrem Dafürhalten nach wird die furchtbare Gährung, in der ſich Alles befindet, den allerherrlichſten Bodenſatz geben; ein allgemeiner dauerhafter Friede wird eintreten; eine Allregeneration des Handels wird erfolgen; alle Künſte und Wiſſenſchaften werden den höchſten Flor erſteigen;

Rede- und Schreibfreiheit, Freiheit jedes religiöſen Kultus wird zur Tagsordnung gehören; Völkerheil aller Art, wie es noch nicht war, wird — wenn auch durch Meerſtröme von Menſchenblut theuer erkauft — auf der Erde Statt finden, und der Nachwelt des Himmels Vorſchmack auf ihr ſein.

Die andere Parthei der Weiſſager hat es zwar auch mit *Zeitenwechſel* zu thun, aber *nicht* mit dem *erwähnten*. Sie ſagt, es gebe nicht nur einen Wechſel böſer Zeiten mit guten, ſondern auch einen Wechſel böſer Zeiten mit — noch böſeren. *Dieſen* faſſt ſie ins Auge, und blickt, wenn die Gegenparthei in die Zukunft durch ein roſenfarbenes Glas blickt, durch ein ſchwarzes Glas in ſie. Sie weiſſagt ſtatt *goldene* Zeiten *bleierne, eiſerne*. Ihrem Dafürhalten nach iſt an Bodenſatz der furchtbaren Gährung gar nicht zu denken; ein Krieg wird immer wieder auf den andern folgen; der Handel iſt todt und bleibt todt; nur ſolche Künſte und Wiſſenſchaften werden einen immer höheren Flor erſteigen, welche den Sieg auf den Schlachtfeldern und die Zerſtörung der Feſtungen und Flotten erleichtern; Barbarei wird wieder eintreten, und mit ihr Sklaverei, bei der kein Bürger ſeiner Habe, kein Vater ſeiner Söhne gewis iſt, und Niemand einmal laut aufſeufzen darf; Religionszwang wird eingeführt werden, und die Juden werden's beſſer haben, wie die Proteſtanten; Völkeriammer aller Art wird, alles verſchütteten Menſchenbluts ungeachtet, auf der Erde Statt finden, und der Nachwelt das Vorbild der Hölle auf ihr ſein.

Ich ſtehe mitten unter beiden Weiſſagerpartheien, und höre iede derſelben täglich ihre Weiſſagungen deklamiren; wie habe ich mich dabei zu benehmen?

Ziehe ich die Vernunft und die Religion zu Rathe, ſo bekomme ich den Rath, mich an keine von beiden feſt anzuſchlieſſen, es mit keiner von beiden enthuſiaſtiſch zu halten; dieſen Rath will ich alſo befolgen. Ich will an beſſerer Zukunft keineswegs verzweifeln. Müſte denn gerade die alte Ordnung der Dinge wieder zurückkehren, wenn gute Zeiten zurückkehren ſollen? Auch aus einer neuen Ordnung der Dinge können wieder gute Zeiten kommen, und vielleicht noch beſſere. Sie können kommen, ia; aber — werden ſie kommen? Darum will ich auch nicht zuverläſſig auf ſie hoffen. Schlimm genug, wenn ſie nicht kämen; noch ſchlimmer aber, wenn ich mit Gewißheit auf ſie gerechnet hätte, und der Fall ihres Ausbleibens träte dann ein.

Nun — was ſoll man denn ſonſt thun? — die Hand auf den Mund legen — iſt die erſte Antwort auf dieſe Frage. Das unberufene Mitſprechen über die groſſen Welthändel, das ſogenannte politiſche Kannegieſſern, kann überhaupt zu nichts helfen. Wir Kleine vermögen nicht, ienen Händeln eine andere Richtung, als die ſie nehmen, und einen andern Ausgang, als den ſie bekommen, zu geben, und das kurzſichtige übergebene Raiſonniren über ſie erbittert nur ſeiner Verſchidenheit wegen die Gemüther gegen einander. Mit auf den Mund gelegter Hand abwarten, wie Alles weiter werden wird — iſt die zweite Antwort auf iene Frage. Die Zukunft iſt verborgen, und es hangt ein Vorhang vor ihr, wie vor dem Allerheiligſten im Tempel zu Jeruſalem. Umſonſt iſt alle Mühe, durch Ahnungen zu beſtimmen, was hinter ihm enthalten ſei; wenn ihn die Zeit hernach aufzieht, iſt doch wohl etwas ganz Anderes hinter ihm geweſen, als man ahnte. Die Zeit behalte alſo ihr Recht, ihn aufzuziehen! Es iſt ein Gott, der das beſtimmte, was hinter ihm noch verborgen iſt, und es geziemt ſich für den Menſchen nicht, über den Ausgang der göttlichen Verfügungen und Zulaſſungen in voraus abſprechend zu urtheilen.

Es gibt noch mehr Antworten auf die Frage — was ſoll man denn ſonſt thun? Ich will ſie aus meinem eigenen Herzen mir noch geben. — Man ſoll den Vorſatz faſſen, ſich in die Zukunft zu ſchikken, ſie werde, wie ſie wolle. Iſt dis nicht der klügſte Rath, der gegeben werden kann, da man durchaus ſie nicht zu ordnen vermag? Nimm die Zeiten, wie ſie kommen, ſpricht die Vernunft, die Religion ſetzt aber noch hinzu — wende ſie, ſie mögen kommen, wie ſie wollen, zu deiner ſittlichen Ausbildung an! Dis kannſt du, ſobald du nur willſt; thue alſo auch ſo! In guten Zeiten kannſt du ſchöne Tugenden ausüben, in böſen Zeiten noch ſchönere; faſſe den herzlichſten Entſchlus, nicht nur iene, ſondern auch dieſe, gern auszuüben, ſo, wie die Aufforderung des Regirers aller Zeiten an dich lauten wird. Er hat's im Ganzen mehr auf dein moraliſches, als auf dein phiſiſches Heil, angeſehen.

Man ſoll ſich ferner in böſen Zeiten ſo ſetzen, daß man, wenn geweiſſagte gute Zeiten kommen, ihrer würdig ſei, und daß man, wenn geweiſſagte noch böſere Zeiten eintreten, ſie nicht verdient habe. Das gute Bewuſtſein macht gute Zeiten erſt zu wahrhaftigguten, ia, zu goldenen Zeiten; das böſe Bewuſtſein macht böſe Zeiten erſt zu wahrhaftigböſen, ia, zu eiſernen Zeiten. Dis folgt aus der moraliſchen Einrichtung des Menſchen, welche er nie ganz aufheben, nie völlig zerſtören kann. Es kommt auch dem Rechtsſchaffenen hernach ſo vor, als hätte er durch ſein moraliſchgutes Leben den geſchehenen Eintritt beſſerer Zeiten befördert; dahingegen es dem Laſterhaften hernach ſo vorkommen mus, als hätte er durch ſein moraliſchſchlechtes Leben den erfolgten Eintritt noch böſerer Zeiten befördert. So ſtehts um den einzelnen Menſchen; ſollt's um ganze Völker anders ſtehen? O wehe der Nation, welche an ihren auſſerordentlichen Bus- und Bettagen in böſen Tagen ſich den Vorwurf machen mus, daß ſie durch Misbrauch der guten Zeiten und durch Sittenloſigkeit in ſelbigen, die böſen als eine Strafe des Himmels ſich zugezogen haben möge! Heil aber dem Volke, das an ſeinen Friedens- und Freudefeſten die wiedereingetretenen beſſeren Zeiten als einen Segen betrachten kann, mit welchem der allgerechte Weltregirer ihren wackern Gebrauch der böſen und ihre erfolgte von ihm beabſichtigte Veredlung durch ſelbige krönte! Es wäre doch warlich zu wünſchen, daß die Völker dergleichen Reflexionen höher würdigten, und ſie nicht in das Gebiet der alten finſtern Theologie verwieſen, welche zur Aufklärung der neueren Zeiten nicht mehr paſſe. Iſts denn auch wohl etwas Anderes, zu ſagen, die Tugend belohne ſich ſelbſt, und das Laſter ſtrafe ſich ſelbſt, bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, oder zu ſprechen — „der Weltregirer lohnt die Tugend und ſtraft das Laſter bei Völkern, wie bei Individuen" —? Von wem rührt denn die Einrichtung her, daß die Tugend ſich überhaupt ſelbſt lohnt, und das Laſter ſich überhaupt ſelbſt ſtraft — von wem anders, als von ihm? Daß dieſe Selbſtbelohnung und Selbſtbeſtrafung nicht etwa auch eine finſtere Grille der alten Moral ſei, beweiſet die Geſchichte der Völker, wie das einzelne Menſchenleben, zur Genüge. Es kommt alſo doch faſt nur ſo heraus, als wollte man blos den Weltregirer nicht bei der Sache haben; er bleibt aber deſſen ungeachtet auch der Regirer der Zeiten, und regirt ſie unſtreitig als ein Allheiliger und Allgerechter.

Man ſoll endlich die Ueberzeugung feſt an ſein Herz drücken, daß es mit Hier für die Menſchheit nicht abgethan ſei, daß hier nur ihre moraliſche Erziehung betrieben werde, daß aber ihr eigentliches Heil, welches auf dieſe folgen ſoll, anderswo auf ſie warte. Dann mögen die guten, oder die böſen Weiſſagungen, welche in böſen Zeiten geſchehen, in Erfüllung gehen; man kann es bei einem guten Herzen gelaſſen abwarten. Gehen die guten Weiſſagungen in Erfüllung, ſo hat man hier ſchon Vorgenuß von Dort. Werden die böſen erfüllt, ſo kann man ſich doch hinlänglich tröſten mit Dort. Getroſt alſo der Zukunft entgegen, ohne auf alle Weiſſagungen zu achten! Es iſt ia doch nur zeitliche Zukunft, über die geweiſſagt wird. Dieſe wird ſich verliehren in ewigen Zukünften, welche der Allgerechte, wenn wir nach Seligkeit geſtrebt haben, auch ſelig für uns machen wird.

Sechs und dreiſſigſte Stunde.

Ehrenrettung der menſchlichen Natur in ſittlicher Hinſicht.

Ueber die menſchliche Natur, von ihrer moraliſchen Seite betrachtet, iſt von ieher viel geredet und geſchrieben worden — hin und her, für und wider ſie. Sie hat mehr Tadler, als Lober, mehr Herabſetzer, als Erheber, gefunden; auffallend auf den erſten Blick — nicht mehr auffallend beim zweiten — denn woher kam's? Man beurtheilte ſie häufig nach dem gröſſeren Haufen der Erwachſenen, wie ſie ſich an dieſen zeigte, und, hielt man es mit der Bibel, ſo lies man ſich zugleich durch misverſtandene Stellen derſelben bei ſeinem Urtheile irre führen.

Was das Letztere betrift, ſo hätte man doch alle dieſe Stellen über den Aus- und Abſpruch des Stifters des Chriſtenthums vergeſſen ſollen, der auf das höchſte zu Gunſten der urſprünglichen

Menſchennatur, in ſittlicher Hinſicht ausfiel. Wer kennet ihn nicht? Wer kennet das ſchöne Lob nicht, welches aus einem ſo reinen Munde die menſchliche Kindheit erhielt? Dieſes Meiſterurtheil über die urſprüngliche Menſchennatur mus gelten — und wenn es auch zehen andere ihm widerſprechende Stellen in der Bibel gäbe; noch mehr aber mus es gelten gegen die Läſterungen eines Auguſtinus und ſeiner Nachbeter.

Was das Erſtere betrift, ſo frage ich — wer gibt uns denn das Recht, nach Erwachſenen, die die Welt ſchon verdorben hat, die urſprüngliche menſchliche Natur ſelbſt zu beurtheilen? Wie kann man das Verderben, welches iene am Menſchen anrichtete, auf ihre Rechnung ſchreiben, und ſo von einem allgemeinen natürlichen Verderben reden wollen? Wie? und bedenkt man denn auch gar nicht, daß man den Schäpfer dadurch kompromittire? Sollte es in der That ein ſolches Verderben geben, wer wäre alsdann der Urheber davon? Wäre Er es nicht? Welche Blasphemie, dem Allſchäpfer, der alle ſinnlichen Weſen zu ihrer Vollkommenheit einrichtete, zuzutrauen, beizumeſſen, nachzuſagen, daß er das Weſen, welches er an die Spitze der Erdenſchäpfung ſtellte, das einzige ſittliche Weſen unſeres Sterns, auf ſeiner ſinnlichen Seite zwar auch zur Vollkommenheit, aber auf ſeiner wahren, höheren, ſittlichen Seite zur Unvollkommenheit eingerichtet habe!

Man ſollte in der That doch auch nur das Theilnehmende der Kinder betrachten! Iſt es denn nicht da, in die Augen fallend da? Iſt es aber auch nicht die Grundlage zu allem Guten? O — wo Theilnehmung iſt, da iſt Mehr. Wenn ſie nur nicht ſo oft geſchwächt, zerrüttet, erſtickt würde!

Die menſchliche Natur, in moraliſcher Hinſicht betrachtet, iſt ſo beſchaffen, daß ſie auf das ſchönſte ausgebildet, aber auch auf das ärgſte verbildet werden kann. Aus dem Menſchen kann ein Satan werden; es kann iedoch auch ein Seraph aus ihm werden. Gibts denn aber nur menſchliche Satane, oder gibts nicht auch menſchliche Seraphe? Nie würde ein Satan aus dem Menſchen werden, wenn er gleich mit voller Vernunft geboren würde. Alsdann würde dieſe ihn gleich im erſten Augenblick zur Wahl des Guten beſtimmen, und ſo würde er ſich durch fortgeſetzte Wahl deſſelben an das Gute bald gewöhnen, ſo gewöhnen, daß er nicht davon ablaſſen könnte. Es war aber unmöglich, daß er gleich mit Vernunft geboren würde; denn dieſe entwickelt ſich erſt allmählich aus dem Gebrauche ſeiner Sinne. Der Menſch wird mit Recht mit einem Baume verglichen, der erſt knoſpet, dann blühet, dann Früchte bringt; die Frucht wird aus der Blüte erzeugt, die Blüte aus der Knoſpe. Sinnlichkeit iſt beim Menſchen die Knoſpe, Vernunft die Blüte, Tugend die Frucht; die Tugend entwickelt ſich aus der Vernunft, die Vernunft aus der Sinnlichkeit. Wer es anders haben will, der ſpielt *verkehrte Welt*.

Sinnlichkeit iſt alſo beim Menſchen *das Erſte*, und muſte es ſein. Als ſolch Erſtes aber ſetzt ſie ſich dann auch zuerſt in den Beſitz ſeines Herzens, und kann leicht eine fürchterliche Uebergewalt über ihn bekommen, wenn ihr nicht zu gehöriger Zeit Einhalt gethan wird.

Die Sinnlichkeit ſucht Befridigung, und das mit Recht. Das Böſe aber befridigt ſie öfter, als das Gute; ſo verführt ſie unſchuldigerweiſe zum Böſen. Das Kind, noch ohne Vernunft, greift zum Böſen, nicht, weil es natürlichen Hang dazu hat, ſondern weil das Böſe angenehm iſt, und ſo ſeiner Sinnlichkeit ſchmeichelt; das Kind weiſet das Gute von ſich, nicht, weil es einen natürlichen Widerwillen dagegen hat, ſondern weil das Gute unangenehm, und ſo ſeiner Sinnlichkeit zuwider, iſt. Ja, wäre dieſe Welt von der Art, daß das Gute blos auch angenehm, das Böſe aber immer auch unangenehm, wäre, nie würde dann ein Kind auf Böſes verfallen; ſo iſts aber nun einmal nicht, und ſollte auch nicht ſo ſein, weil dieſe Welt nur die Anfangswelt für den Menſchen iſt, in der er ſich erſt zur Vernunft heraufarbeiten, und durch eigene vernünftige Verwerfung des Böſen, wenn es auch noch ſo angenehm wäre, edlen Gebrauch ſeiner Willensfreiheit erlernen ſoll.

Wie iſt der Menſch, noch ohne Vernunft, nun zu retten, daß er nicht auf das Böſe verfalle, oder ſich wenigſtens es nicht zur Gewohnheit mache? Es iſt kein anderes Rettungsmittel für ihn denkbar, als daß Andere, die ſchon ihre volle Vernunft haben, hinzutreten, und mit ihrer Vernunft ſeinen Willen regiren, ſo lange regiren, bis er mit ſeiner eigenen Vernunft ihn gehörig ſelbſt regiren könne. Welche Andere haben nun aber wohl eine höhere Verpflichtung hierzu, als ſeine Eltern, oder diejenigen, unter deren Händen und vor deren Augen er erwächſet? Dieſe müſſen ihn nicht nur aufziehen, ſondern auch erziehen — müſſen ihn nicht blos nähren, kleiden, oder überhaupt phiſiſch verpflegen, ſo, daß er ein völligerwachſener Menſch werde, ſondern auch ſeiner Sinnlichkeit Grenzen ſetzen, ihn vom Böſen ab- und zum Guten anhalten, überhaupt moraliſch ihn auch verpflegen, ſo, daß er auch ein guter Menſch werden möge.

Alſo — Erziehung Alles in Allem für den Menſchen!

Man ſpricht wohl — „die Pflanze, der Baum, werden aus ſich ſelbſt das, was ſie ſein ſollen; warum nicht auch der Menſch?“ Ja, wildwachſende Pflanzen und Bäume; aber auch die edleren? „Doch, erwiedert man, auch dieſe, da, wo ſie eigentlich zu Hauſe ſind, und wo ſie ebenfals wild wachſen.“ Nun, und alſo doch auch für Pflanzen und Bäume eine Art von Erziehung, eine Erziehung durchs Klima, weil ſie insgeſamt nur da am beſten gedeihen, wo ſie das für ſie gehörige Klima finden.

So ſpricht man auch wohl — „Die Thiere insgeſamt werden aus ſich ſelbſt das, was ſie ſein ſollen, warum nicht der Menſch?“ Nehmet vielen Inſekten die für ſie gehörige Witterung, nehmet den Saugthieren, den Vögeln, die Alten, nehmet vielen unſerer Hausthiere die Menſchenpflege — es iſt um ſie geſchehen. Alles in der Thierwelt will eine Art von günſtiger Erziehung haben; kein Wunder alſo, daß der Menſch ſie auch haben, vorzüglich haben will, und zwar nicht blos auf ſeiner phiſiſchen Seite, ſondern noch weit mehr in moraliſcher Hinſicht, da er als ſittliches Weſen an keinen Mechaniſmus, an keine Organiſation, an keine Kunſttriebe, und überhaupt nicht an blinde Triebe, ſondern an ſeinen eigenen Willen und an den Vorzug, ſich ſelbſt zu ſeinem Thun und Laſſen zu beſtimmen, gewieſen iſt.

Daß auf Erziehung bei dem Menſchen Alles ankomme, iſt ia auch einer der ausgemachteſten Erfarungsgrundſätze. — Es iſt gar nicht nöthig, daß man hierbei an iene Kinder denke, die von Bären aufgezogen worden ſein ſollen, und daher auch ſogar auf allen Vieren, wie man zu reden pflegt, gegangen wären. Geleſen habe ich dergleichen Erzählungen in der Naturgeſchichte zwar; aber — es kam mir oft mit den Naturgeſchichtſchreibern ſo verdächtig vor, wie mit den Reiſebeſchreibern. Wie dieſe erzählen können, was ſie wollen, weil ſie im Falle, daß man ihre Erzählungen bezweifelte, immer den Rath geben können, ſelbſt dahin zu reiſen, wo ſie geweſen wären; — Mancher von ihnen mag wohl im Grosvaterſtuhle hinter dem Ofen blos in Gedanken gereiſet ſein — ſo ſchreibt auch von ienen einer dem andern nach, und tiſcht dieſelbe Legende, daſſelbe Mährchen, immer wieder von neuem auf. Wäre aber ſo eine Bärengeſchichte wirklich wahr, ſo wäre ſie auch zugleich einer der höchſten Beweiſe mehr dafür, daß Erziehung am Menſchen Alles thue.

Doch — man hat die ausgemachteren und allerausgemachteſten Wahrheitsbeweiſe hiefür näher. Man denke nur an die Bettlererziehung! Was für unmoraliſche Menſchen werden die Kinder, welche von Vagabonden, und unter Vagabonden bei Bettelei auf den Landſtraſſen und in den Bettelherbergen erzögen werden! Man denke ferner an die Straſſenräubererziehung! Was für Abſchaume der Menſchheit werden Kinder, die bei Raub- und Mordausübungen ihrer Eltern und in Diebeshölen erwachſen! Will man die Sache noch näher haben, ſo ſehe man ſich nur unter ſeinen Bekannten und Mitbürgern um, und betrachte ihre Kindererziehung und die Folgen davon! Selten ſtiftet eine edle

Erziehung das Gute nicht, das ſie ſtiften ſollte; noch ſeltener aber ſchlägts einer unedlen Erziehung fehl, das Böſe wirklich zu ſtiften, auf das ihre Tendenz ging.

Nicht das Werk der menſchlichen Natur ſelbſt iſt alſo das menſchliche Böſe, ſondern Werk der ſich überlaſſenen früheren Sinnlichkeit, Werk einer ſchlechten Erziehung, und dadurch erlangter böſer Gewohnheiten in den Jahren des Mangels eigener Vernunft. Die menſchliche Natur verdirbt erſt da, wo ſie eigentlich gedeihen ſollte — im geſelſchaftlichen Leben, und zwar gleich frühzeitig im häuslichen Leben.

O daß doch alſo Eltern auf das höchſte für gute Erziehung ihrer Kinder ſorgten — dafür ſorgten, daß ihr freier Wille — dieſes köſtliche und heilige Vorrecht der Menſchheit — zwar nicht unterdrückt, aber doch gehörig regirt würde, bis ſie ihn ſelbſt gehörig zu regiren im Stande wären! — O daß doch auch Fürſten ſich an die Eltern anſchlöſſen, und ihnen durch zweckmäſſige Volksſchulen die gute Erziehung ihrer Kinder erleichterten! Die gegenwärtig eintretende öffentliche Erziehung des Volks zum Militärſtande daure doch ia nicht länger, als ſie nothgezwungen ſein mag! Sie iſt die verkehrteſte Volkserziehung, und verleidet am Ende ſogar den Eltern die gute häusliche Erziehung *ihrer Söhne*. Allenfalls könnte nur die *Töchter*erziehung noch gedeihen, ſo lange wenigſtens, bis auch das *weibliche* Geſchlecht zum Flintentragen beſtimmt würde.

Es iſt häufig die Rede davon, daß gewiſſe moraliſche Gebrechen ebenſo *forterbten*, wie gewiſſe phiſiſche Uebel und Krankheiten. So geneigt ich bin, an das Forterben der letzteren zu glauben, ſo ungeneigt fühle ich mich, an das Forterben der erſteren zu glauben. *Dieſe* Sache iſt mir wenigſtens in demſelben Grade dunkel, in welchem mir iene hell iſt. Von *Fortpflanzung* gewiſſer moraliſcher Gebrechen aber bin ich lebendig überzeugt; dieſe geſchieht iedoch meiner Meinung nach nicht gleich durch die *Zeugung*, ſondern hernach erſt durch die *Erziehung*. Eine *ſolche* Fortpflanzung iſt ausgemachtwahr. Kindern ſind *Beiſpiele* Alles; ſich ſelbſt bilden können ſie nicht, und doch liegt der Trieb nach Bildung in ihnen — ſo laſſen ſie ſich durch die ſie umgebenden Erwachſenen bilden. Warum ſprechen deutſche Kinder nicht polniſch, ſondern deutſch? Weil ſie deutſch, und nicht polniſch, ſprechen hören. Kein Kind würde überhaupt ſprechen lernen, wenn es nicht ſprechen hörte. Warum lernen Kinder überhaupt auf den Füſſen gehen, und nicht auf Händen und Füſſen kriechen? Weil ſie nicht kriechen, ſondern gehen ſehen. Iſts ſo in phiſiſcher Hinſicht um ſie beſtellt, wie ſollt's nicht in moraliſcher Hinſicht noch weit mehr ſein? Welche Erwachſene ſind Kindern nun aber wohl lieber und theurer, als ihre Eltern? Grenzenlos iſt die Vorliebe der Kinder zu ihren Eltern, weil dieſe ihnen Allwohlthäter ſind, und Dankbarkeit, wie Theilnehmung, in der menſchlichen Natur liegt. Wer hieran zweifeln könnte, der dürfte doch nur ein Kind betrachten, das auſſer ſeiner Mutter auch noch eine Amme hat; was würde er, wenn Beide bei dem Kinde wären, ſehen? Dis, daß das Kind die Amme mehr lieb hätte, als die Mutter. Ein Wink für Mütter, die ſelbſt ſäugen können, das Herz ihrer Säuglinge nicht an Ammen zu verſchenken! Haben nun Kinder eine ſo groſſe Vorliebe für ihre Eltern, ſo wirkt auch das Beiſpiel ihrer Eltern am meiſten auf ſie. Wie Vater und Mutter urtheilen, ſo iſt in ihren Augen recht geurtheilt, und ſo urtheilen ſie nach. Wie Vater und Mutter handeln, ſo iſts in ihren Augen recht gehandelt, und ſo handeln ſie nach. Wenn nun ein Kind ſeine Eltern oft auf dieſelbe Weiſe ſchlecht urtheilen hört, und auf dieſelbe Weiſe ſchlecht handeln ſieht, müſſen ſich da nicht gewiſſe moraliſche Gebrechen der Eltern auf die Kinder fortpflanzen?

Es iſt auch zuweilen die Rede noch davon, daß es durch ſich ſelbſt Ausgebildete am Verſtande gebe, und daß es alſo auch durch ſich ſelbſt Ausgebildete am Herzen geben könnte. Wäre das Letztere, ſo wäre es zugleich die höchſte Ehrenrettung der urſprünglichen Menſchennatur in moraliſcher Hinſicht; es ſcheint aber, als hätte dieſe Sprache nur die Abſicht, den groſſen, ia, den allergröſſeſten Einflus der Erziehung auf Moralität herabzuſetzen.

Hier iſt mein Glaubensbekentnis in dieſer Sache gegen dergleichen Sprecher. „Wie es in der Regel leichter iſt, aus ſich ſelbſt ein groſſer Künſtler zu werden, wenn man von Andern die erſten Kunſtgriffe gelernt hat — wie es in der Regel leichter iſt, aus ſich ſelbſt ein Weiſer vom erſten Range zu werden, wenn man durch Unterricht Anderer die erſten Anfangsgründe der Weisheit erfaren hat — — ſo wird man auch in der

Regel aus ſich ſelbſt leichter ein Edler, wenn man an der Hand ſeiner Erzieher den erſten Grund zu ſchöner Sittlichkeit gelegt hat.“ — —

Ich will nochmals über Alles, was ich iezt gedacht habe, ſcharf nachdenken. — —

Nun hab' ichs gethan, und mein Glaube ſteht feſt, daß Erziehung für den Menſchen Alles in Allem ſei. Es iſt Sünde gegen die menſchliche Natur, wenn man ihr das zu Schulden kommen läſſt, was die Welt an ihr verbrach. Die arme Menſchennatur! Doch — noch immer hier und da zeigt ſie ſich in ihrer Hoheit und Würde — o ſchön! ſchön! Die, welche als Grobſinnliche, oder — in der Kirchenſprache geſprochen — als Sünder, auf ſie ſchelten, ſchelten blos im Grunde auf ihre gehabte Erziehung, oder auf ſich ſelbſt. Sie legen ihr das zur Laſt, was ſie erſt ihren Eltern, die ſie böſe Gewohnheiten bekommen lieſſen, und dann ſich ſelbſt, da ſie durch ihre Vernunft von dieſen Gewohnheiten ſich wieder hätten befreien ſollen, zur Laſt zu legen hätten. Wann wird man doch endlich aufhören, die menſchliche Natur zu verleumden, und dadurch ihren erhabenen Urheber ſelbſt in böſen Leumund zu bringen?!

Sieben und dreiſſigſte Stunde.

Ewiger Progres für den Menſchen auf ſeiner höheren Seite.

Wenn ſich mein Herz ſchon bei dem Gedanken hebt, daß mir nach Vergang des gegenwärtigen irdiſchen Zuſtandes ein anderweitiger, zu meiner wahren Vervollkomnung geſchickterer, bevorſtehe — wie himmelhoch mus es ſich vollends bei der Vorſtellung heben, daß dieſer mein künftiger höherer Zuſtand, ſich zu einer immer gröſſeren Vervollkomnung, zu einem ewigen Progres auf Seiten meiner höheren Natur, eignen werde!

Ich bin ruhig dabei, daß der Stifter des Chriſtenthums dieſen Punkt, der doch der allerwichtigſte bei der Menſchenbeſtimmung iſt, ganz unerörtert gelaſſen hat. Er glaubte vermuthlich, daß er, wenn er ſich auf ihn einlieſſe, von ſeinem Zeitalter vollends nicht verſtanden werden möchte, daß aber, wenn gebildetere Nachwelt aufträte, dieſe durch Nachdenken von ſelbſt darauf kommen würde. Er begnügte ſich alſo daran, die Menſchen mit einem künftigen blos höheren Zuſtande für ſie bekannt und vertraut zu machen, ſie gen Himmel zu weiſen, ſie zu belehren, daß ſie ihre eigentliche Beſtimmung droben erſt fänden, und ſie aufzufordern, hierunten ſchon darnach zu ſtreben, daß ſie ſie erreichen möchten. Ueberhaupt wollte er, daß ſein ganzes Religionsſiſtem immer mehr ausgebildet würde, und daß die Menſchen durch weiteres Denken über Alles, was er gelehrt hatte, und durch Folgerungen daraus ſich noch höher belehren ſollten, als er ſie ſelbſt belehrte. Sein Wille iſt durch die Zeit erfüllt worden, und die Hofnung, welche er deshalb auf die menſchliche Vernunft ſetzte, hat ihn nicht getäuſcht. Dis iſt dann auch darauf anzuwenden, daß er blos einen künftigen höheren Zuſtand lehrte, ohne der ewigen Vervollkomnung deſſelben zu gedenken. Nun iſt auch gefunden der Glaube an dieſe, und er iſts in der That, durch den der Glaube an Fortdauer über das Grab hinaus erſt recht vollkräftig und herzerhebend wird.

Wenn mir irgend ein Vervollkomnungsziel geſetzt wäre, über das hinaus ich nicht weiter fortſchreiten könnte, was ſollte ich alsdann beginnen, wenn ich's erreicht hätte? Dafür ſorgen etwa blos, daß ich nicht wieder von ihm zurückſchritte? Dann müſte ich das Seligkeitsgefühl nie geſchätzt haben, das mir ſeine Erreichung verſchaft hätte. Mich neben ihm lagern etwa, an ihm mich begnügen und ewig mich ſatt ſehen? Dis würde mir bald unmöglich werden; denn es ſtreitet wider den Urtrieb meines Weſens, vermöge deſſen ich immer weiter will. Wenn aber über das erſte Ziel hinaus ein weiteres ſteht, und dann wieder, und ſo ins Unendliche fort, dann wird dieſer Trieb erſt befridigt, und ich fühle mich ganz in der erhabenen Würde und Beſtimmung meiner menſchlichen Natur.

„Höret doch die ſchöne Schwärmerei! So ein ewiger Progres für den Menſchen gehört unter die philoſophiſchen goldenen Träume.“

Warum denn das? frage ich dreuſt dieſen Ausrufer. Können wir nicht iezt ſchon bei unſern ſchwächeren Kräften immer mehr an unſerer Vervollkommung fortarbeiten? Wie? und bei ſtärkeren Kräften ſollten wir's einſt nicht auch, nicht noch beſſer, können? Gelingt uns das Fortarbeiten bei eifriger Anwendung unſerer ſchwächeren

Kräfte nicht ietzt ſchon oft herrlich? Wie? und bei eifriger Anwendung unſerer ſtärkeren Kräfte ſollte es uns einſt nicht noch öfter und noch herrlicher gelingen? Zur Gottähnlichkeit beſtimmt, können und werden wir auch ewig in ihr wachſen — denn Gott iſt von uns unerreichbar, und wir werden doch immer ſtreben, ihn zu erreichen. Indem uns dis ewig fehlſchlagen wird, ſo wird ſich uns dadurch auch ein Feld ewiger Annäherungen an Gott, und damit zugleich die Ausſicht in immer höher ſteigende Seligkeiten öfnen. Man mus nur Sinn für dieſe Seligkeiten, welche aus der immer ſteigenden Gottähnlichkeit, aus dem ewigen ſchönen Fortſchreiten im Erkennen, im Wollen und im Wirken, entſpringen, haben, ſo überläſſt man ſich gern noch folgenden Betrachtungen.

Wer freuet ſich nicht, wenn der Reichthum ſeiner richtigen Einſichten, ſeiner deutlichen Begriffe, ſeines wirklichen Erkennens und Wiſſens, immer gröſſer wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher ſteigender Gröſſe dieſes Reichthums? Wer gewinnt durch ihn nicht immer mehr Kraft, zu erkennen? Je Mehr man erkennt, deſto geſchickter wird man, noch Mehr zu erkennen. Eine Erkentnis erbauet ſich auf der andern, und ſo — Vervollkommung auf Seiten unſeres Erkennens ins Unendliche hin. Würde es denn etwa an weiterem Erkentnisſtoffe iemals fehlen? O ſo bedenke doch nur, was die höchſte Erkentnis, welche iezt ein Menſch vom Weltall hat, gegen die Erkentnis Gottes davon ſei! Nicht einmal die Einrichtung unſerer kleinen Erde, die doch nur ein Planet, ein Punkt gegen das Univerſum, iſt, ſehen wir recht ein; ebenſo auch nicht die höhere Regirung über ſie, und hätten vielleicht ewig hieran allein ſchon zu lernen. Wie viel weis aber vollends wohl auch der erſte Aſtronom vom Sternhimmel? Beruhet nicht das Meiſte in der Himmelskunde auf bloſſen Hypotheſen und Vermuthungen, und wie weit iſt ſie dennoch dabei kaum gediehen? Unendlich iſt Gottes Welt — unendlichen Erkentnisſtof bietet ſie uns dar. Ach, was können, was werden wir noch über ſie lernen! Und, ie Mehr wir davon lernen, deſto mehr werden wir auch die Maieſtät des Urhebers und Regirers des Univerſums kennen lernen. Ewig werden wir alſo auch in unſerer Gotteserkentnis wachſen. — Bedenke doch auch nur, was wiſſen wir iezt ſogar von uns ſelbſt? Den Körper kennen wir ziemlich;

kennen wir auch Uns? Wer mag angeben, was Er ſei? Wie haben alle Weltweiſen das gemeinſchaftliche Bekentnis abgelegt, daß ſie in ihr eigentliches Weſen nicht eindringen könnten! Gewis iſt auch hier ein unendlicher Stof zum Erkennen für uns da. Wir ſelbſt ſinds uns.

Wer freuet ſich ferner nicht, wenn der Reichthum ſeiner edlen, mit der Vernunft übereinſtimmenden und vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens beſtehenden Geſinnungen immer gröſſer wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher ſteigenden Gröſſe dieſes Reichthums? Wer erlangt durch ihn nicht immer mehr Kraft, ſchön zu wollen? Je ſchöner unſer Wille wird, deſto geſchickter werden wir, noch ſchöner zu wollen. Eine edle Geſinnung erbauet ſich auf der andern, und ſo — Vervollkommung auf Seiten unſerer Herzensgüte ins Unendliche hin. Würde es denn etwa an weiterem Veredlungsſtof iemals fehlen? O ſo bedenke doch nur, wie viel Seiten das menſchliche Herz habe! Auf allen Seiten ſollen wir heilig werden; was iſt aber auch der höchſte Heiligkeitsgrad, den hier ein Menſch beſitzt, gegen die Heiligkeit Gottes? Nicht einmal dieſe und iene Seite unſeres Herzens veredeln wir gehörig, und was ſind dieſe einzelne Seiten gegen das Ganze unſeres Herzens, gegen das Univerſum unſeres Willens? Hier iſt alſo auch Veredlungsſtof, wie Erkentnisſtof, ins Unendliche hin. Eine Seite nach der andern wird veredelt werden; immer neue Seiten werden ſich zeigen, die zu veredeln ſind, und alle dieſe alte und neue Seiten zuſammen werden noch immer mehr veredelt werden, und die Harmonie aller unſerer guten Geſinnungen kann und wird noch immer vollkommener werden. Ach, hier, hier iſt Progres, ewiger Progres der Vervollkomnung unſeres höheren Zuſtandes, der uns immer mehr vergöttlichen wird.

Wer freuet ſich endlich nicht, wenn der Reichthum ſeines wohlthätigen Wirkens, ſeiner Nutzens- und Segenſtiftungen immer gröſſer wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher ſteigenden Gröſſe dieſes Reichthums? Wer gewinnt nicht durch ihn noch immer mehr Kraft, nützlich zu wirken? Je mehr man um ſich her ſegnet, deſto geſchickter wird man zum Segnen. Eine weltbeglückende That erbauet ſich auf der andern, und ſo — Vervollkomnung auf Seiten unſeres gottähnlichen Wirkens ins Unendliche hin. Würde es etwa an Wirkensſtof iemals fehlen? So wenig, als an Veredlungsſtof und an Erkentnisſtof! Bedenke doch nur, wie weit wir ſchon iezt in unſerer kleinen Sphäre zu wirken hätten, wenn unſere Kräfte nur dazu hinreichten! Was iſt aber auch das höchſte Segenſtiften, welches hier ein Menſch durch Ueberanſtrengung aller ſeiner Kräfte glücklich durchſezt, gegen die ſegnende Allwirkſamkeit Gottes? In einen grösseren Wirkungskreis einſt verſezt, werden wir auch noch weit mehr zu wirken finden, und bei grösseren Kräften dazu auch vollkommeneren Erfolg unſeres Wirkens ſehen. Dieſer grössere Wirkungskreis wird ſich noch immer mehr ausdehnen, und wer weis, zu welchem erhabenen Wirken der Urheber unſeres Weſens uns noch aufbehalten habe? Waren wir hier ſchon eine Art von Unterſchöpfern — o gewis, ſo werden wir dort Gott auch auf dieſer Seite noch immer ähnlicher werden, und, ie mehr wir dis werden, deſto mehr uns auch in unſerer Beſtimmung dazu immer ſeliger fühlen. — —

So denke ich über den ewigen Progres der Vervollkomnung des künftigen höheren Zuſtandes des Menſchen, über ewigen ſchönen Fortſchritt im Erkennen, im Wollen und im Wirken, und glaube ſo über ihn denken zu müſſen. Mein inneres Frohlocken über ihn iſt ſo unendlich, wie er ſelbſt.

„Nun, ſo denke immerhin ſo! Alles, was du ſprachſt, kann doch aber nur von ſolchen Menſchen gelten, die hier ſchon eines höheren künftigen Zuſtandes ſich würdig und empfänglich machten, und hier ſchon nach Erkentnis, nach ſittlicher Güte und nach ſegnender Wirkſamkeit ſtrebten; wie wird es aber um die ſtehen, *welche nicht ſo thaten*? Nach deiner Hipotheſe, die ſich auf den Urtrieb — *immer weiter!* — beruft, ſtände dieſen alſo wohl gar ein ewiger Progres der Ver*un*vollkomnung ihres künftigen Zuſtandes auf ihrer höheren Seite bevor?"

Hier iſt meine Antwort auf dieſen Einwurf... Der Stifter des Chriſtenthums hat zwar auch keinen Wink darüber gegeben, daß für Menſchen, welche hier ihr höheres Heil verabſäumten, und wohl gar als Böſewichter und Miſſethäter von hinnen gingen, in iener Welt noch Hülfe und Rath ſein könne; dachte er aber etwa, daß ſich, wenn er auf ſo etwas auch nur hindeutete, die Zahl der ihr höheres Heil hier Verabſäumenden, der Böſewichter und Miſſethäter, unter dem ſo ſchon genug ausgearteten gröſſeren Haufen ſeiner Lands- und

Zeitgenoſſen nur noch vermehren würde? Oder — überlies er dieſen der Philanthropie ſo wichtigen Punkt vielleicht auch dem weiteren Nachdenken beſſerer Nachwelt? Bei dieſem findet man es aber unmöglich, daß ein Vernunftweſen, ſobald es ewig fortexiſtirt, auch ewig im Böſen beharren könne. Das Böſe mus ihm ia in der That endlich ſelbſt zur Laſt werden. Sobald es aber aufhört, im Böſen zu beharren, hört auch ſeine Strafbarkeit auf, beharrlich zu ſein. Uebrigens kann man dieſen allerzärtlichſten Punkt mit vollem Vertrauen der Weisheit und Güte Gottes überlaſſen. Seine Weisheit wird Mittel finden, und ſeine Güte wird dieſe Mittel anwenden, ihn zur Zufridenheit iedes wahrhaftigmenſchlichen Herzens zu berichtigen. Ich für mein Theil verſpreche mir ſchon viel blos von der Ablegung des Erdenkörpers, der durch die grobſinnlichen Begierden, welche er erzeugte, die Erkentnisloſen, die Tugendloſen und die Verdienſtloſen von Erkentnis- Tugend- und Verdienſterwerbung abhielt, und glaube, daß dieſen Bedaurenswürdigen insgeſamt, ſobald er für ſie dahin iſt, die Augen über ſich ſelbſt aufgehen werden. Gemisbraucht kann freilich dieſe Hofnung werden; wer ſie aber misbrauchte, und die Beſorgung des Heils auf ſeiner höheren Seite bis auf die künftige Welt verſparen wollte, der ſtrafte ſich doch ſelbſt. Ewig würden nehmlich die, welche ihr höheres Heil hier ſchon wacker beſorgten, ihm weit voraus ſein; ewig würde er weit hinter ihnen bleiben, und es alſo ewig zu bereuen Urſache haben, daß er nicht ſo that, wie ſie. In der heiligen Bilderſprache geſprochen, könnte dieſer Lehrſatz auch ſo lauten — „Wenn die Gerechten längſt ſchon leuchteten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reiche, dann würde er immer noch als ein dunkler Planet erſcheinen, der von irgend einer Sonne erſt erleuchtet werden mus."

Acht und dreiſſigſte Stunde.

Drei unſchätzbare Arten von Wahlfreiheit im menſchlichen Leben.

Die Erſte davon iſt — wenn man ſich ſeine bleibenderen Geſchäfte ſelbſt wählen kann.— Daß man dieſes und ienes Geſchäft dann und wann verrichten müſſe, wenn man auch nicht dazu geneigt iſt, was iſts weiter? Man iſt dis ſchon der bürgerlichen Geſelſchaft ſchuldig, und hat davon auch auf keiner Seite bedeutenden Nachtheil. Aber — ſich zu einer gewiſſen Art von fort- und ausdaurenden Geſchäften wider ſeinen Willen beſtimmen laſſen zu ſollen — welch ein Anſinnen! Es mag ia wohl ſein, daß man ſich im Nothfalle am Ende an iede Art von Geſchäften gewöhnen könne; bei welcher fühlt man ſich aber nur als ein freier Menſch, der man doch ſeiner Natur nach ſein ſoll? Doch wohl nur bei der, an die man ſich ſelbſt zu gewöhnen Neigung hatte. So mags auch ſein, daß man am Ende auch die aufgezwungenſten Geſchäfte ohne heftigen Widerwillen verrichten lerne; welche aber verrichtet man mit Luſt? Doch wohl nur die, welche man frei gewählt hat. Dennoch iſt dieſe Art von Wahlfreiheit keineswegs gemein; dahingegen jenes Anſinnen, deſſen ich gedachte, ſehr gemein zu ſein pflegt. Schon die Geburt beſchränkt ſie oft; vermöge welcher ſich Viele dem Stande und Berufe ihrer Eltern widmen müſſen, ohne um ihre Einwilligung dazu erſt befragt zu werden. Dürftige Vermögensbeſchaffenheit, niedriges Herkommen, früher Vaterverluſt, Mangel an Gelegenheit, das, was man gern mit der Zeit treiben möchte, zu erlernen, und andere ungünſtige Umſtände beſchränken ſie noch weit mehr, und man kann ſicher behaupten, daß die Mehreſten die Lebensart, welche ſie ergreifen, nicht ergriffen haben würden, wenn ſie nicht gemuſt hätten. Werden doch ſogar Viele, die ſchon nach ihrer Neigung gewählt hatten, aus dem gewählten Stande durch Uebergewalt wieder herausgeriſſen, und in einen anderen verſetzt, gegen den ſie einen natürlichen Widerwillen haben, und den ſie wohl gar für verbildend an Geiſt und Herz halten müſſen. Trauriges Loos, wen dies trift! Man denke ſich überhaupt einen Menſchen, der die Ausſicht erhält, ſich zeit ſeines Lebens ſo beſchäftigen zu müſſen, wie er aus ſich ſelbſt ſich nimmermehr beſchäftigt haben würde — wie mag dem Armen zu Muthe ſein?! O wie ſollten doch alſo die, welche die Wahlfreiheit bei ihren bleibenderen Geſchäften erhielten, ſich für beſonders vom Schickſale begünſtigt halten, und dieſe ihre Freiheit unſchätzbar finden!

Die Zweite der hier gemeinten Wahlfreiheiten iſt — wenn man ſich ſeinen näheren Umgang ſelbſt wählen kann. — Wäre die Rede von entfernterem Umgange, oder davon, daß man dann und wann mit Dieſem und Jenem ſich müſſe abgeben können, wenn man auch nicht ſeinen Mann an ihm fände, ſo verſtünde ſichs gleich von ſich ſelbſt, daß dagegen nichts zu ſagen wäre. Eigentlich kann ieder Menſch, der im unbeſcholtenen Rufe iſt, freien Zutritt zu uns begehren, ſobald er in ſeiner Lage Veranlaſſung dazu hat, und ihm daran liegt, mit uns perſönlich über etwas unterhandeln zu können. Unſere Geſchäftsart, unſer Weltverkehr — kurz, unſer eigener Vortheil, nöthigt uns ia auch oft dazu, mit Perſonen zuweilen umzugehen, die eigentlich nicht für uns ſind. Immer bleibts doch aber dann in unſerer Gewalt, wenn ſie zu zudringlich würden, ihnen auszuweichen, ſobald wir wollen; auch können wir, ſobald wir mit ihnen zuſammen ſein müſſen, uns damit tröſten, daß ihr uns ungefälliger Umgang bald vorüber ſei. Mit dem näheren Umgange aber iſts eine andere Sache. Oft zuſammen ſein müſſen mit Menſchen, die man lieber gehen, als kommen, ſieht — welche Pein! Faſt immer zuſammen ſein müſſen mit Perſonen, gegen die man einen wirklichen Widerwillen hat — welche Hölle! Und doch — was iſt gemeiner, als das Erſtere? Ja, ereignet ſich nicht auch das Letztere häufig genug? Amt, Beruf und Stand, gemeinſchaftliche Geſchäfte, eigener Bedarf und anderweitige tauſendfältige Kombinationen von Umſtänden können in jenen ſchon ſehr widrigen Fall verſetzen, und in dieſen, der der allerwidrigſte iſt, wird man oft durch das Schickſal gleichſam geworfen und geſchleudert. Man verſetze ſich in die Lage eines Menſchen, der ſich blos im erſteren Falle befindet; man wird ſich in ihr ſchon bedauernswürdig ſein. Man verſetze ſich aber vollends in die Lage deſſen, der ſich im letzteren Falle befindet; man wird ſich in ihr höchſt beiammernswürdig vorkommen. Was für ein Wunſch mus dieſem Unglücklichen der höchſte ſein? Kein anderer, als der, daß entweder Ihn, oder die Unausſtehlichen, die Sichel, welche Alles nidermähet, bald treffen möge, damit nur der ihm verhaſſte nähere Umgang zum Ende gelange. O wie ſollten doch alſo auch die, welche die Wahlſreiheit bei ihrem näheren Umgange haben, ſich äuſerſtglücklich preiſen, und dieſe ihre Freiheit unſchäzbar finden!

Die Dritte der hier genannten Wahlfreiheiten iſt — wenn man ſeine häufigeren Vergnügensgenüſſe ſelbſt wählen kann. — Wer dieſe Freiheit unbedeutend fände, der verſtände ſich auf ſich ſelbſt nicht. Das menſchliche Herz bedarf ſinnlicher Vergnügungen, um ſich gewiſſer und glücklicher bei Güte zu erhalten; es ſträubt ſich aber auch gegen iede Art von Vergnügungen, durch die es nicht wirklich vergnügt wird. Da mag dann nun zwar wohl Jeder verbunden ſein, dann und wann ein Vergnügen mitzugenieſſen, aus dem er eigentlich nichts macht, um die Vergnügtheit Anderer zu befördern; welche Strafe aber, ia, welche Art von Zuchthausſtrafe, wär's, die Genüſſe eines ſolchen Vergnügens zu ſeinen häufigeren und öfterſten Vergnügensgenüſſen machen zu müſſen! So wäre der, dem ſie aufgelegt würde, ia dazu beſtimmt, daß ſein Herz bei ſeinen Vergnügungen immer leer an wirklicher Freude bliebe, und daß er ſich während derſelben mehr grämen, als erheitern, ſollte. Iſt denn aber die Wahlfreiheit bei Vergnügensgenüſſen, welche man am häufigſten ſchöpft, ſo gemein? Ich kann mich nicht hiervon überzeugen. Der Genieſſer in den unterſten Ständen möchte ich doch kaum auch nur gedenken; an ſie, die zum Arbeits- und zehnfachen anderen Plack beſtimmt ſind, kommt überhaupt die Vergnügung nur ſelten; begäben ſie ſich alſo vollends nicht der Wahl bei ihren Vergnügensgenüſſen, ſo gingen ſie wohl ganz vergnügenleer aus. Sie müſſen mithin iedes Vergnügen nehmen, ergreifen und feſthalten, wie es kommt. Auf die höheren Stände, denen die Wahlfreiheit dabei zum Vorrechte gegeben worden zu ſein ſcheint, will ich ietzt mein Augenmerk richten. Nehme ich da die, welche in der groſſen Welt leben, wie ſteht es mit ihnen um dieſe Wahlfreiheit? Nehme ich vollends die, welche an den Höfen leben, wie ſteht es mit dieſen um ſie? Weltton und Hofton, ſobald er ſich anſtimmt, ſchmiedet für die ſich frei Dünkenden Feſſeln, und ſchleppt ſie, ſobald er fixer, herrſchender Ton wird, gefeſſelt mit ſich fort. O ſelig doch der, welcher die Wahlfreiheit bei ſeinen häufigeren Vergnügensgenüſſen hat! Möchte Jeder, der ſie hat, auch ſie unſchätzbar finden! — — —

Nun aber auch rechter Gebrauch dieſer drei unſchätzbaren Arten von Wahlfreiheit im menſchlichen Leben! — denn durch ihn allein beweiſet man, daß man nicht nur ihrer würdig ſei, ſondern daß man ſie auch in ihrer Unſchätzbarkeit zu ſchätzen wiſſe. Wie mus er beſchaffen ſein?

Du, der du deine bleibenderen Geſchäfte ſelbſt wählen kannſt, wähle nur ſolche, die an Nützlichkeit für Andere, beſonders an Gemeinnützlichkeit, hoch hervorragen. Deine groſſe Menſchenbeſtimmung iſt, Nutzen um dich her zu ſtiften; denn ſo macht es Gott, und mit ihm ſollſt du dich, ſo viel du kannſt, immer mehr zu verähnlichen ſtreben. Auf Geſchäfte alſo, die dir blos nützen würden, las dich, als auf Hauptgeſchäfte, ia nicht ein; du biſt ia ſo geſetzt, daß du dis zu thun nicht nöthig haſt — könnteſt du dieſe Auszeichnung verkennen? Könnteſt du ſie verkennen, da ſie beſonders es dir ſo leicht macht, dich in deinem Wollen und Thun zu einer wunderſchönen moraliſchen Höhe zu erheben? — Wähle aber auch nur ſolche der Geſelſchaft nützliche Geſchäfte, denen du gewachſen biſt. Was hilft das höchſte Wirken, wenn auch nicht einmal ein mittelmäſſiger Grad des Vollbringens denkbar iſt? Prüfe alſo erſt deine Kräfte — deine innerlichen und äuſerlichen Kräfte, und widme dich nicht eher bleibenden Geſchäften, einem gewiſſen Stande und Berufe, als bis du ruhige und dauernde Ueberzeugung davon haſt, daß du dazu alle gehörige Tauglichkeit beſitzeſt. Bei allem deinen Gutmeinen erſchienſt du ſonſt als ein Menſch, der es böſe mit der Geſelſchaft gemeint haben möge. — Wähle iedoch nicht nur ſolche nützliche Geſchäfte, denen du gewachſen biſt, ſondern die dich auch nicht zu ſehr von dir ſelbſt entfernen und dich in das Weltweſen zu tief verwickeln würden. Deine ſchöne moraliſche Ausbildung, welche du beabſichtigſt, würde dir ſonſt fehlſchlagen, und du würdeſt zwar Ruhm und Ehre, vielleicht auch Nachruhm und Nachehre, davon haben — weiter aber auch nichts — alſo für dich im eigentlichen Verſtande nichts. Setze dich immer ſo, daß dir bei deiner nützlichſten und gemeinnützigſten Thätigkeit Stunden übrig bleiben, welche du für dich ſtrikt verleben, und in denen du Rechenſchaft über dich ſelbſt vor dir ſelbſt — ganz und gar ungeſtört — ablegen könneſt.

Du, der du deinen näheren Umgang ſelbſt wählen kannſt, wähle nur ſolche Menſchen dazu, welche zu den Weiſeren und Edleren gehören. Auf fremde Empfehlung verlas dich dabei nicht — ſie iſt oft ſelbſtſüchtig, oder doch erſchlichen, mithin täuſchend; auch handelteſt du ia in der That unter der Würde deiner Selbſtheit, wenn du dich an Menſchen anſchlöſſeſt, die ſich nicht ſelbſt dir empfehlen. Empfohlen zum näheren Umgange ſoll dir aber nur der ſein, der zur Fortſetzung der Ausbildung deines Geiſtes und Herzens beitragen kann; ſonſt würde Freundſchaft deine Verderberin, und Erzfreundſchaft deine Erzverderberin. Prüfe alſo ſelbſt erſt Jeden — du biſt ia ſo glücklich, daß du Zeit genug dazu haſt — mit dem du näheren Umgang haben willſt, ob er ſich hierzu eigne; prüfe beſonders den, oder die, mit welchen du den allernähſten Umgang haben willſt, über dieſen allwichtigen Punkt. — Wähle aber auch unter den Weiſeren und Edleren nur die, welche ganz mit dir einverſtanden ſind, ganz mit dir ſimpathiſiren. In den Hauptpunkten ſind zwar gewis, wenn du ſelbſt ein Weiſer und ein

Edler biſt, alle Weiſen und Edlen mit dir einverſtanden, und ſimpathiſiren mit dir; es gibt aber Nebenpunkte, über welche die Weiſen nicht einerlei Meinung, und die Edlen nicht einerlei Gefühl, haben. Dieſe klein ſcheinende Differenz macht oft im näheren Umgange groſſen Zwieſpalt, und im allernähſten Umgange den allergröſſeſten Zwieſpalt. Decke dich alſo auch auf dieſer Seite; du haſt ia die Freiheit dazu. — Wähle auch ſolche Weiſere und Edlere, die ſich gern an dich anſchlieſſen. Wenn Einer von ihnen uch völlig mit dir ſimpathiſirte, daraus folgt noch icht, daß er näheren Umgang mit dir lieben verde; dein Aeuſerliches könnte vielleicht nicht an- ondern abziehend für ihn ſein. Sobald du icht mehr daran zweifeln kannſt, daß es dir ſo ei ihm gehe, und daß er genauere Verbindung iit dir nicht wünſche, ſo las ab von ihm. Du ürdeſt dich bei ihm nicht wohl befinden, wenn u dich ihm auch aufdrängeſt, und es gibt ia noch iehr Weiſe und Edle, unter denen immer Einige in werden, die dir, wenn du herzlich dich ihnen äherſt, ebenſo herzlich entgegen kommen werden.

Du, der du deine häufigeren Vergnü- ensgenüſſe ſelbſt wählen kannſt, wähle nur lche, die dich nie gereuen. Du wirſt ſo ſchon in Hinſicht auf deine Wünſche, Beſtrebungen, Vorſätze und Plane genug zu bereuen haben; bereite dir alſo durch deine Genüſſe nicht noch mehr Reue! Wenn das, was dir iezt Freude machte, in Zukunft dir Gram verurſachte, wie theuer bezahlteſt du auch hernach die gehabte Freude! — Wähle nur ſolche Vergnügensgenüſſe, deren du ſo leicht nicht überdrüſſig wirſt. Dis iſt gewöhnlich der Fall mit allen brauſenden und heftigen, die den Körper, die Sinne, die Phantaſie, das Herz, zu ſtark angreifen. Wähle alſo ſtille und ſanfte; für ſie wirſt du immer empfänglich bleiben, und ſo zeigſt du dich auch auf dieſer Seite als ein Menſch von feſtem Karakter, wenn Andere, um vergnügt zu ſein, mit ihren Vergnügungen immer abwechſeln, immer auf neue Arten derſelben ſinnen müſſen, und ſo ein kindiſches, läppiſches Anſehen gewinnen. — Wähle nur ſolche Genüſſe, die zu deiner höheren Ausbildung beitragen, indem ſie ſich ſelbſt vergeiſtigen, oder ſich doch von dir leicht vergeiſtigen laſſen. Ergötze dich vorzüglich am Schönen, am Erhabenen, am Vollkommnen, du magſt es finden bei der Natur, oder bei der Kunſt; dein moraliſcher Schönheits-, Hoheits- und Vollkommenheitsſinn wird dabei treflich gedeihen.

Neun und dreiſſigſte Stunde.

Seelenhoheit bei zurückgewieſenem Guten.

Alt, uralt iſt die Klage, daß man ſich in einer Welt befinde, in der es ſo viel Hinderniſſe beim Guten gebe, die es nicht nur erſchwerten, ſehr erſchwerten, ſondern oft ſogar gänzlich vereitelten. So alt, ſo wahr auch dieſe Klage. Indeſſen — wenn es auf der einen Seite deshalb gewis iſt, daß man bei weitem nicht ſo nützlich werden könne, als man ſonſt geworden ſein würde, und als man werden zu können wünſcht: ſo iſts auch auf der andern Seite ausgemacht, daß man, wenn's nicht ſo wäre, nicht ſo viel Hoheit der Seele erlangen, zeigen und behaupten könnte, als ietzt, da es ſo iſt.

In dem Grade nun, in welchem die Hinderniſſe beim Guten widernatürlicher zu werden ſcheinen, pflegt auch iene Klage bitterer angeſtimmt zu werden. So iſt man zwar ſchon betreten, wenn es bloſſe Umſtände ſind, die durch ihr plötzliches Erſcheinen und unglückliches Zuſammentreffen mit dem beſchloſſenen Guten den ſchönſten Plan aufhalten, oder gar unausführbar machen, und man weis es nicht mit der Weisheit des Weltregirers, der doch das Gute von uns will, zu vereinigen, daß ſo etwas geſchehen dürfe, und daß die moraliſche Weltordnung mit der phiſiſchen ſo im Widerſpruche ſtehe; weit betretener aber wird man, wenn es Menſchenfeinde, Neider, Schadenfrohe, Rachgierige ſind, die dem Guten Widerſtand, wohl gar unüberwindlichen Widerſtand, leiſten. Wie? denkt man da, auch Menſchen gönnen einander ihr Heil nicht, halten's nicht mit einander, ſondern ſind gegen einander, da ſie doch eines und deſſelben Weſengeſchlechts ſind, und machen ſich zur Vereitlung des fremden Guten, das vor ihren Augen geſchehen ſoll, auf, da ſie doch ſelbſt Gutes thun ſollen? Am allerbetretenſten aber wird man, wenn dieienigen, welchen das Gute zugedacht iſt, ſelbſt nicht Hand dazu bieten, gleichgültig dagegen ſind, es nicht haben wollen, es von ſich weiſen, wegſtoſſen, oder gar mit Füſſen treten. Dis ſcheint uns das Allerwidernatürlichſte zu ſein.

Dächte man aber recht darüber nach, ſo würde man es vielleicht nicht widernatürlicher finden, als wenn das Gute blos durch zufällige Umſtände fehlſchlägt. Kann es denn nicht ſein, daß dieienigen, welche ſo handeln können, ſich blos auf ihr wahres Beſtes nicht verſtehen? Kann es nicht ſein, daß ſie Abneigung gegen das ihnen zugedachte Gute nur aus einem tief bei ihnen eingewurzelten Vortheile haben, welches damit ſtreitet? Kann es nicht ſein, daß ſie aus irgend einem Grunde Mistrauen auf den ſetzen, der es ihnen zugedacht hat? Kann es nicht ſein, daß Andere, denen das Gute, wenn's zu Stande käme, bei Befridigung ihrer Selbſtſucht Eintrag thäte, im Hintergrunde ſtehen, und ſie aufhetzen? In allen dieſen Fällen wäre ia alſo ihre ſo äuſerſt widernatürlichſcheinende Handlungsart auf das natürlichſte zu erklären. — Angenommen iedoch, daß auf dieſe Weiſe völlig widernatürlich gehandelt würde, ſo träte ia eben hier der Fall ein, daß man als Wirker des Guten die höchſte Hoheit der Seele erlangen, zeigen und behaupten könnte. Hier, hier wirds am klärſten, ob man, als ſolcher, es mit der bloſſen Alltags- und Weltmoral halte, oder ob man in die höhere Moral eingeweihet ſei.

Die Alltagsmoral ſpricht — „wenn du Gutes im Sinne haſt, das die Welt nicht will, das Mehrere, oder Einzelne, nicht wollen, von ſich weiſen, und dich damit nach Hauſe ſchicken, ſo geh damit gleich nach Hauſe; ſie ſinds nicht werth, daß du auch nur damit anfängſt. Spare deine Mühe; du ſiehſt voraus, daß du vergeblich dich bemühen würdeſt, und kannſt deine Kräfte zu anderweitigem Guten beſtimmen.“

Auch ſpricht die Alltagsmoral weiter — „Nun haſt du ia gar noch ein Uebriges gethan, und das Gute verſucht, wovon du vorausſehen konnteſt, daß man es nicht wolle; ſo brich doch nun wenigſtens ab, da du wirkliche Erfarung davon gemacht haſt, daß man es nicht wolle. Nun ſiehſt du doch wohl ein, daß du nicht einmal damit hätteſt anfangen ſollen; wie könnteſt du alſo wollen damit fortfaren? Daß du offenbar vergeblich anfingſt, mag noch ſein; aber offenbar vergeblich damit fortfaren wollen — welcher Unſinn!“

Wie ſpricht aber die höhere Moral? Alſo ſpricht ſie — „Sobald es offenbar Gutes, wohl gar groſſes Gutes, iſt, das du im Sinne haſt, und du fühlſt Kräfte dazu, ſo fühle auch Beruf dazu. Fang's alſo an, ohne dich durch den Anſchein, als würden die, für welche du es beſtimmt haſt, es nicht haben wollen, davon abhalten zu laſſen. Siehſt du dann aber bald hell und klar, daß ſie es in der That nicht wollen, ſo wirke auf ihren Willen! Die rechten Mittel, dieſen umzuſtimmen, müſſen dir die iedesmaligen Urſachen zeigen, welche ſie zu ſo undankbarer Widerſetzlichkeit bewegen, und die du leicht entdecken wirſt. Fändeſt du alſo, daß ſie ſich blos auf ihr eigenes Wohl nicht verſtänden, ſo ſuche ſie darüber beſſer zu verſtändigen. Fändeſt du, daß dir ein altes Vorurtheil bei ihnen im Wege ſtände, ſo ſuche ſie davon zu heilen. Fändeſt du, daß ſie dir deiner eigentlichen Abſichten wegen nicht recht traueten, ſo ſuche ſie von deinem Gutmeinen zu überzeugen. Fändeſt du, daß irgend ein Anderer, der ſtarken Einflus auf ſie hat, vermuthlich ſeines Privatvortheils wegen, ſie zum Widerſtande gegen dich verleitete, ſo ſuche ſeinen Einflus auf ſie zu ſchwächen. Hilft dis nichts, beharren ſie bei ihrem Widerwillen gegen dein Gutes, ſo brich doch deine Arbeit dafür nicht eher ab, als bis du *muſt*. Verſuche Alles — auch das Letzte noch; denn nur ſo beweiſeſt du reine Liebe zum Guten, Feuereifer dazu und Vertrauen auf die gute Sache.“

Wer ſieht nicht gleich ein, daß er auch ſogar nur dadurch, daß er dieſer Sprache Gehör gibt, und ſich nach ihr richtet, ſelbſt erſt ganz ſicher ſein könne, daß er ſich nicht etwa blos einbilde, Andere wollten ſein Gutes nicht, oder daß er ſo etwas bei ſeinem Gewiſſen nur vorſchütze, um ſeine Unthätigkeit zu rechtfertigen, oder daß ihm, wenn der Widerſtand exiſtirte, ſelbiger nicht etwa willkommen ſei, um das angefangene Gute wieder abbrechen zu können? Iſt es nicht die gewöhnliche Ausrede derer, welche Gutes, wozu ſie die nöthigen Kräfte überflüſſig haben, nicht einmal anzufangen Luſt haben, daß ſie ſprechen — „wer weis, obs die Menſchen haben wollen“ —? Hört man dieſe Ausrede nicht oft genug? Iſt es nicht auch die gewöhnliche Ausrede derer, welche bei den dazu nöthigen Kräften, Gutes zwar anfangen, weil ſie es Ehrentwegen anfangen müſſen, daß ſie, wenn ſie doch nicht Luſt haben, es fortzuſetzen, ſprechen — „da ſieht man's ia, daß die Menſchen es nicht haben wollen —“? Hört man nicht auch dieſe Ausrede oft genug? Wie, wenn es in Anſehung dieſer beiden Ausreden ebenſo mit uns ſtände? Wem ſeine Moralität lieb iſt, der kann ſich nicht eher zufriden geben, bis er mit Gewisheit weis, das es nicht ſo mit ihm ſtehe; er erfährt dis aber einzig und allein nur dadurch, wenn er iene Sprache der höheren Moral hört und gern befolgt. Ohnedis kann er ia in der That nicht einmal von ſeiner Liebe zum Guten überhaupt vollkommen überzeugt ſein.

Niemand kann ia auch eher mit Gewisheit wiſſen, daß Andere ſein ihnen zugedachtes Gutes nicht wollen, bis er Alles, was er dafür thun kann, wirklich dafür gethan hat. Der Ausgang wackerer Unternehmungen iſt dann erſt ausgemacht, wenn er da iſt. Wie viel tauſend Beiſpiele von faſt ſchon verlohren gegebenen, und zuletzt doch erfülltgewordenen Hofnungen menſchenfreundlicher Planmacher gibts! Man mus alſo als Menſchenfreund nur nicht nachlaſſen, nicht müde werden; dem Durchſetzungsſiſtem mus man ergeben ſein. Hat man groſſe Uebergewalt in Händen, ſo mus man das Durchſetzungsweſen auch bis zu ihrem Gebrauche treiben; nur mus er nicht die Grenzen der Humanitat überſchreiten. Die Nachwelt erkennt dann das Gute mit Dank, welches die Vorwelt von ſich ſties, am Ende aber doch annehmen muſte. Man kann ſich iedoch auch ohne groſſe Uebergewalt oft auf das Durchſetzungsſiſtem ſo ziemlich verlaſſen. Die Menſchen kommen mit der Zeit ſelbſt wohl zum Beſinnen; oder Beiſpiele von Andern, die das Gute, das ſie nicht annehmen wollen, annehmen, und ſich dann dabei wohl befinden, bringen ſie zum Beſinnen; oder Umſtände, welche gleichſam aus den Wolken fallen, verrichten dis Amt an ihnen. Der letzte Eindrang, welchen man alsdann mit ſeinem ihnen zugedachten Guten auf ſie macht, iſt oft entſcheidend, ſchönentſcheidend. Wenn er nun bei dem Guten, das wir Andern zudachten, vielleicht dis auch geworden wäre — wer kann aber das Gegentheil hiervon beweiſen? — und wir hätten ihn nicht verſucht, müſten wir uns nicht, wenn unſer Gutes nicht auf- und angenommen würde, den Vorwurf zu Gemüthe ziehen, daß wir ſelbſt daran Schuld wären? Könnten wir uns wohl eines vollkommenen Eifers für das Gute rühmen? Dieſer hört nur dann erſt auf, zu wirken, wenn er zu wirken aufhören mus.

Ich ſoll nicht den Ausfall meiner Bemühungen für das Gute, ſondern das Gute ſelbſt, zu meiner Hauptſache machen, und vorzüglich vor Augen haben; dann, nur dann iſt meine Liebe zum

Guten rein, ganz rein. Wie die, welchen ich es zudachte, es aufnehmen — das haben ſie zu verantworten; ob aber Alles von meiner Seite geſchah, damit ſie es wohl und dankbar aufnähmen — dis habe ich zu verantworten. Daß mich ein glücklicher Ausgang davon erfreuen müſſe, iſt natürlich; könnte ich aber das Gute darum aufgeben, weil es keinen glücklichen Ausgang zu haben ſchiene, ia, ſogar ſehr ſchiene, ſo wäre mir die Freude über guten Ausgang des Guten lieber, als das Gute ſelbſt, und ſo liebte ich das Gute auch nicht ganz rein.

Könnteſt du, der du auf Gutesſtiften hinarbeiteſt, auch wohl fürchten, daß deine Arbeit iemals, auch auf den allerſchändlichſten Fall, wenn ſie von denen, für die ſie geſchah, mit Füſſen getreten würde, im Ernſt ganz vergeblich geweſen ſein werde? So hätteſt du ſchlechtes Vertrauen zur Sache des Guten, ſchlechtes Vertrauen zu ihrem groſſen Regirer. Deine Arbeit ſtifte immerhin das Gute nicht, welches ſie ſtiften ſollte; ſie wird dafür anderes ſtiften. Ja, nicht nur auf andern Seiten wird ſie Gutes, ſondern auch vielleicht daſſelbe Gute — aber nur an andern Orten, und zu andern Zeiten — ſtiften. O könnten wir ſo den Geſchichtsgang edler Unternehmungen gehörig überſehen, wie würde es uns bis zur Sonnenklarheit einleuchten, daß das zurückgewieſenſte Gute faſt immer zum geſegneteſten Guten ward! Nie will ich alſo ienen angeführten Rathgebungen der Alltagsmoral folgen, ſondern mich immer an die höhere Moral anſchlieſſen.

Doch — noch ein Gegeneinanderhalten beider Moralen! Wenn dann Menſchen dadurch unglücklich werden, daß ſie ihnen zugedachtes Gutes abwieſen, wie ſpricht da die Alltagsmoral zu dem, welchen ſie damit zurückwieſen? .. „Sag, ſo geſchehe ihnen Recht — haben ſie's doch nicht beſſer gewollt. Bedaure ſie nicht; mache ſie vielmehr noch herunter deshalb; habe nicht das geringſte Gefühl weiter für ſie, ſondern triumfire über ſie als Thoren. So nimm an ihnen Satisfaktion für dich.“ Die höhere Moral ſpricht aber alsdann — „Es ſind Unglückliche, die du vor dir haſt; ihr Anblick bleibt immer ein trauriger Anblick — er bleibe es auch dir! Bedaure ſie, wenn ſie auch nicht auf dich hören und achten wollten. Es ſind ſelbſtgeſtrafte Thoren, ia, es ſind aber doch Menſchen — erblicke in ihnen den Menſchen, und fühle, ſtatt Ingrimm gegen ſie zu hegen, Mitjammer mit ihnen; ja, hilf und rathe ihnen noch, ſo viel du kannſt.“

Auch über dieſen letzten Punkt ziehe man die Anweiſungen der höheren Moral den Anweiſungen der Alltagsmoral vor! O welche Seelenhoheit alsdann bei groſſem zurückgewieſenen Guten!

Vierzigſte Stunde.

Das Fragen der Kinder.

Fragen iſt den Kindern eigen. Lebhafte Kinder fragen ſo viel, daß man gar nicht nöthig hat, ſich erſt auf etwas zu beſinnen, womit man ſie unterhalten wolle; man darf nur auf ihre Fragen immer antworten, ſo ſind ſie zum Ueberflus unterhalten. Kinder handeln hierbei, ohne es zu wiſſen, nach dem Grundſatze, daß man durch Fragen klug werde. Wie machen wir Erwachſene es noch, wenn wir etwas zum erſten male ſehen, oder hören, oder wenn wir einen Menſchen finden, auf den wir rechnen zu dürfen glauben, daß er uns über etwas, worüber wir uns nicht ſelbſt zu belehren im Stande ſind, Belehrung werde geben können? Fragen wir nicht auch, und finden wir nicht zu unſerer Freude, daß wir durch Fortfragen noch immer klüger werden? Nun, ſo ſind Kinder anfangs ganz vorzüglich in dieſem Falle mit der ganzen Welt zugleich, und es währt lange, ehe ſie durch Fragen auch nur einigermaſſen klug werden. Nur mit Anlage zum Wiſſen, mit Empfänglichkeit des Wiſſens, wird der Menſch geboren; Wiſſenſchaft ſelbſt bringt er nicht mit in die Welt. Kraft zu lernen iſt ihm weſentlich eigen; dieſe erzeugt in ihm Trieb zu lernen, Wisbegier, die bald ihre Befridigung ſucht. Wodurch erhält aber dieſe Wisbegier ſchneller und gewiſſer Befridigung, als — durch Fragen? Kinder fragen alſo, wie aus menſchlichem Inſtinkt, bei Anblicken, die ſie haben, bei Nachrichten, die ſie hören, bei Rückerinnerungen, die ſie anſtellen, bei Konkluſionen, die ſie nach ihrer Art machen, bei Zweifeln, die in hnen aufſteigen, u. ſ. w.

Es gibt Eltern, die darüber verdrüslich zu werden pflegen, wenn ihre Kinder ſie überhaupt viel fragen. An *ſolche* Eltern müſte man doch n der That die Frage aller Fragen thun, *wozu ſie den Mund hätten*, und ob ſie nicht den edelſten Gebrauch von ihrem Munde machten, wenn ſie ihren fragenden Kindern antworteten? Freuen ſollten ſich vielmehr alle Eltern und Erzieher darüber, wenn ihre Kinder und Zöglinge recht frageluſtig ſind, und gern belehrt ſein wollen.

Kinder, die wenig, oder gar nichts, fragen, ſind auf ieden Fall traurige Menſchengeſchäpfe. Indolent für das Wiſſen, natürlichſtumpf dafür ſind ſie, und ohne bedeutende Anlage zum Lernen. Hätten ſie dieſe, ſo würde ſie ſich doch bei ihnen durch Wisbegier äuſern, und die Wisbegier würde ihre Befridigung ſuchen durch Fragen. Was für Menſchen werden aus ſolchen Kindern werden? Menſchen, denen ſinnliche Behaglichkeit und allenfals der winzige Vorrath von zu ihr gehörigem Alltagswiſſen genügt; Menſchen, die es mit gutem Eſſen und Trinken, mit modiſcher Kleidung, mit Spiel und Tanz, vorzüglich halten, mithin wenig Nutzen ſtiften, und alſo unwürdige Glieder der Geſelſchaft ſind. Will man dergleichen an ſeinen Kindern und Zöglingen haben und ſehen? Mit Jünglingen iſts ein Anderes; dieſe können ſchon, ſtatt noch Fragen zu thun, ihre Zuflucht zur Lektüre nehmen, durch die alle die Fragen, welche ſie an ihre Erzieher zu thun hätten, auch beantwortet werden, und — vielleicht oft noch weit richtiger und vollſtändiger beantwortet werden. Mit Kindern iſts aber gewis ſo, wie ich meine. So müſten ſich dann aber auch alle Eltern und Erzieher bei dem vielen Fragen ihrer

Kinder und Zöglinge darüber freuen, daß ſie auf ſolche Weiſe keine ſchale Menſchengeſchöpfe an ihnen vor ſich hätten.

Sobald die Fragezeit der Kinder raſchen Schritts dahertritt, iſts auch der ſicherſte Beweis, daß ſich ihre Vernunft entwickele. Schöne Morgenröthe der Vernunft, wenn ſie viel fragen; wer ſollte ſie an ſeinen Zöglingen nicht noch lieber ſehen, als die Morgenröthe am Himmel? Die Frage „was“ iſt natürlicherweiſe ihre erſte Art von Fragen; z. B. was iſt das? was machſt du da? Darauf pflegt die Frage „warum oder wozu“ zu folgen; z. B. warum, wozu iſt das? warum, wozu machſt du das? Endlich findet ſich auch die Frage „wie“ ein; z. B. wie geht das zu? wie machſt du das? Da, da — dann, dann — wenn dieſe Frage ſich einfindet, regt ſich die Vernunft ſchon treflich; nachmachen möchte nun gern der Kleine ſchon. Ein wahrer Feſttag iſt doch wohl für gute Eltern der erſte ſolcher Fragetage des Kindes?

Aus dem Fortfragen kann man auch genau die Fortſchritte beurtheilen, welche die Vernunft der Kinder macht. Wenn ſie über wichtigere und nützlichere Gegenſtände zu fragen anfangen, dann können Eltern die rechte Zeit zu vielen andern Dingen beſtimmen, welche zur Erziehung gehören; z. B. die rechte Zeit, ſie in die Schule zu ſchicken — die rechte Zeit zum Religionsunterrichte für ſie — die rechte Zeit, ſie mit zur Kirche zu nehmen — die rechte Zeit, ſie an wirkliche Geſchäfte zu bringen — die rechte Zeit, die Vorbereitung zu ihrem künftigen Stande und Berufe anzufangen — die rechte Zeit, ſie ſich mehr ſelbſt zu überlaſſen — die rechte Zeit, ſie in Geſelſchaften der Welt mitzubringen, u. ſ. w. Wie lieb müſſen alſo Eltern die iungen Frager und Fortfrager ſein!

Ebenſo leuchtet fernerhin auch durch das Fragen ein, wohin der iunge Menſch denke, wozu er beſonders Luſt und Fähigkeit habe. Das Fach, in welches ſeine öfterſten und eifrigſten Fragen einſchlagen, iſt gewis ſein Fach. Mus es Eltern nicht wichtig ſein, auf ſolche Weiſe zu dieſer ihnen ſo wichtigen Erkentnis durch ihre Kinder ſelbſt zu kommen?

Ueberhaupt bekommen ia auch Eltern durch das Fragen ihrer Kinder Gelegenheit, ſie noch vollkommener zu belehren, nehmlich ſie auch über Gegenſtände zu belehren, auf die ſie bei ihrer Unterrichtung ohne ihre Fragen nicht ſelbſt gekommen wären. Wollen ſie denn nicht gern, daß ihre Kinder ſo viel nützliche Erkentniſſe und Einſichten erhalten, als möglich?

Allerdings müſſen ſich aber auch Eltern und Erzieher bei der Fragluſtigkeit ihrer Zöglinge weiſe zu benehmen wiſſen. Die Regeln, nach welchen ſie dabei zu verfaren haben, laſſen ſich leicht angeben.

Es gibt auch eitle Kinder, die ſich durch vieles Fragen nur wichtig machen wollen. Man erkennt ſie bald daran, wenn ſie eine Frage über die andere thun, ohne einmal die Antwort auf die vorhergegangene abzuwarten. Dieſe halte man im Zügel!

Fallen die Fragen zu kindiſch für das Alter, das die Kinder doch ſchon haben, aus, ſo müſſen ſie zu einem vernünftigeren Gebrauche ihrer Fragluſtigkeit angewieſen werden. Betreffen ſie alſo z. B. offenbar läppiſche Dinge, ſo mus ihnen geſagt werden, daß dergleichen nicht beantwortenswerth wären. Oder — ſind es Fragen, welche ſie ſich ſchon ſelbſt beantworten können, ſo müſſen ſie angehalten werden, ſich ſolche auch ſelbſt zu beantworten.

Fragen die Kinder zehenmal Einerlei, dann gebe man ihnen entweder gar keine Antwort mehr, oder antworte ihnen — „beſinne dich doch einmal; wie oft hat man dir dis ſchon geſagt! Du muſt auch merken; nun ſag' ich dir's zum letzten male.“

Eilen ſie mit Fragen vor, und thun ſie ſolche, die man ihnen noch nicht richtig beantworten kann und darf, ſo müſſen ſie der Antwort wegen zur Geduld verwieſen werden. Dis gilt in Anſehung aller Fragen, deren richtige Beantwortung für ihr Alter noch nicht gehört, weil ſie ſelbige entweder noch nicht recht verſtehen würden, oder doch ſehr leicht misbrauchen könnten. Wenn die nöthigen Vorkentniſſe noch fehlen, wie dunkel würde ihnen auch die richtigſte Erkentnis, welche man ihnen über etwas reichte, bleiben! Wozu alſo dieſe ſchon reichen? Wenn man ihnen aber ſchon Kentniſſe mittheilen wollte, die ihnen mehr ſchädlich, als nützlich, zur Zeit noch würden, wie würde man ſich dadurch an ihnen ſogar verſündigen! Viele halten's bei vorzeitigen Fragen der Kinder damit, daß ſie ihnen die richtigen Antworten darauf zwar noch vorenthalten, aber ihnen dafür eine unrichtige und falſche geben; dis iſt ia aber erſtlich nicht einmal nöthig. Wie leicht laſſen ſich Kinder in Anſehung der Beantwortung derſelben zur Geduld verweiſen! wozu alſo iene Handlungsweiſe? Wenn Eltern und Erzieher bei den Kindern in dem gehörigen Anſehen ſtehen, laſſen ſich dieſe an der Verweiſung zur Geduld gern genügen, und glauben ihnen aufs Wort, wenn ſie ihnen ſagen, daß die Antworten, welche ſie verlangten, für ſie noch zu hoch wären, und ſich noch nicht für ſie ſchickten. Iſts denn etwa auch eine groſſe Kunſt, Kinder von dergleichen Fragen wieder abzubringen, ſo, daß ſie ſelbſt ſie fahren laſſen und vergeſſen? Man zerſtreue ſie doch nur, und halte ihnen andere Gegenſtände vor, die unſchuldigen Reiz für ſie haben; ſo iſt, wie ihre Aufmerkſamkeit, ſo auch ihre Frageluſtigkeit, auf dieſe gerichtet. Es iſt alſo, wie geſagt, nicht einmal nöthig, Kindern darum, weil man ihnen die richtige Antwort noch nicht geben kann, eine falſche zu geben, um, wie man meint, ihnen doch nur geantwortet zu haben; es iſt aber auch auf das höchſte zu widerrathen. Solch falſch Antworten legt den Grund zu Vorurtheilen, die hernach oft lebenslang in der Seele des Kindes feſtſitzen, ſich weiterhin mit andern Vorurtheilen und Irthümern verbinden, und ſo einen Totalthoren hervorbringen. Iſt es alſo nicht weit vernünftiger und gewiſſenhafter gehandelt, wenn man die rechte Antwort bis zur rechten Zeit verſpart, und bis dahin gar keine Antwort gibt? So wird dann die richtige Erkentnis, welche ſie da reicht, die erſte, und bleibt der Seele, als ſolche, auch lebenslang eigen. Geſetzt iedoch auch, der erwachſende Menſch lernte nachher ſtatt der falſchen Antwort, welche er von ſeinen Erziehern erhielt, ſich ſelbſt die richtige Antwort geben — mit was für einem Herzen würde er an ſeine Erzieher zurückdenken? Danken könnte er ihnen doch wohl nicht dafür, daß ſie ihm Irthum lehrten, da dis gar nicht nöthig war. Bald würde er ſich über ſie ärgern, bald würde er über ſie lachen und ſpotten. Seine Erzieher aber ſollen ihm ſtets ehr- und liebenswürdig bleiben.

Es iſt faſt derſelbe Fall, wenn Kinder Fragen thun, auf die man ſelbſt keine richtige Antwort weis. Aus denſelben Gründen gebe man ihnen doch auch lieber gar keine Antwort, als eine ſolche, die man ſelbſt für unrichtig findet, oder von deren Richtigkeit man doch ſelbſt nicht überzeugt iſt. Man verweiſe ſie auch zur Geduld, und verſpreche ihnen die Antwort nächſtens. Unterdeſſen hole man ſich die nöthige Erkentnis zur richtigen Antwort von Andern ein, und gebe ihnen dann gleich die richtige Antwort — vorausgeſetzt, daß ſie für die Kinder noch nicht zu frühzeitig ſei.

So gehe man bei der Fragluſtigkeit der Kinder zu Werke! Wie man ſich über dieſe zu freuen alle Urſache hat, ſo wird man auch viel Freude darüber haben, wenn die Kinder ihren Fragern hernach treflich zu antworten wiſſen.

Ein und vierzigſte Stunde.

Freude an fremder Beſſerung.

Es gibt Kranke, deren Geneſung wegen alle Hofnung vergeblich iſt; ſo gibts auch Böſe, Moraliſchkranke, die ganz und gar unbeſſerlich ſind — wollte man aber deshalb gleich Jeden, der als ein Böſer erſcheint, für unbeſſerlich erklären? So könnte man auch ieden Kranken gleich für unheilbar erklären; und was würde der Erfolg hiervon ſein? Dis, daß man gar keine Heilmittel bei ihm anwendete, ſondern ihn blos ſeiner Natur überlieſſe, und ſo würde ſeine Krankheit, wenn ſie anfangs nur ſchwer war, bald tödtlich, und zulezt wirklich tödtend, werden. Ganz ſo verhält es ſich mit dem moraliſchen Krankſein. Wenn man Jeden, der ſich als Böſer zeigt, gleich für unbeſſerlich erklärte, ſo würde man auch gar kein Korrektionsmittel bei ihm gebrauchen, ſondern ihn blos ſeinem

Herzen überlaſſen, und ihn dadurch erſt unrettbar vom Verderben machen.

Man handelt aber auch in der That gegen alle Erfarung des menſchlichen Lebens, wenn man eine ſolche rundabſprechende Erklärung von ſich gäbe. Gab es denn nicht von ieher und immer noch bösgewordene Menſchen, die wieder beſſere Menſchen wurden? Beſſerte nicht Viele ihr eigenes Gewiſſen, das aus ſich ſelbſt wieder erwachte? Beſſerte nicht Viele die Natur, welche ſie für ihre Ausſchweifungen beſtrafte — alſo ihr eigenes Laſter gleichſam ſelbſt durch die natürlichen traurigen Folgen, welche es für ſie nach ſich zog? Beſſerte nicht Viele das Schickſal durch ſchwere Verhängniſſe, die von oben über ſie herabkamen? Wurden nicht Viele durch menſchenfreundliche Korrektion, wenn ſie noch zu rechter Zeit eintrat, gebeſſert?

Das mag wohl wahr ſein, daß ſehr geübte und ausgelernte Böſe, wirkliche Böſewichter, die im Laſter ſchon grau wurden, und denen ihre ſehr unmoraliſche Gewohnheit ſchon zur anderen Natur wird, ſchwer, ſehr ſchwer, ia, wohl gar nicht, zu beſſern ſind. Menſchen aber, die noch keine lange Gewohnheit in ihrem Böſen erlangt haben, für unbeſſerlich erklären — wie inhuman iſt dis!

Junge Leute vollends, die erſt anfangen, böſe zu werden, wohl gar blos durch fremde Verführung, und die durch fremde Zurechtführung leicht wieder zu beſſern wären, dafür zu erklären, welch ein Herz gehört dazu! Man lerne doch nur Freude haben an fremder Beſſerung, ſo wird man nicht ſo zu Werke gehen. Man wird alsdann Erſcheinungen der Art nicht überſehen, ſondern vielmehr aufſuchen; man wird auch ſogar ihre Zahl zu vermehren ſuchen, und damit nicht ſelten glücklich ſein.

Was für Vorſtellungen ſoll denn eigentlich der Anblick ſich beſſernder Menſchen wecken? Hier ſind ſie.

„Das Reich der Guten wird nun wieder um einen Mann mehr bevölkert. Es iſt nun wieder Einer mehr, der den Willen des Ewigen thut, der die Würde ſeiner menſchlichen Natur fühlt und ſchätzt, der ſeine Pflichten erfüllt, und ſeiner Beſtimmung gemäs lebt. Dieſer Menſch kehrte zu ſeiner Vernunft und zu ſeinem Gewiſſen zurück, ward wieder wahrer Menſch, und zeigt ſich nun wieder als wahrer Menſch.“

„Das Reich der Seligen wird nun auch wieder um einen Mann mehr bevölkert. Es iſt wieder Einer mehr, der auf den Beifall des Ewigen rechnen darf, der Zufridenheit mit ſich ſelbſt genieſſt, und der aus ſeinem traurigen inneren und äuſerlichen Zuſtande in einen beſſeren Zuſtand auf beiden Seiten überging. Dieſem Menſchen, der wieder wahrer Menſch ward, und ſich wieder ſo zeigte, gehts nun auch wieder als einen wahren Menſchen.“

Wer wäre der, welcher für dieſe Vorſtellungen keinen Sinn hätte? Er wäre ſelbſt noch kein wahrer Menſch; er bedürfte ſelbſt noch aufs höchſte der Beſſerung, und würde, wenn er ſich nicht umſtimmen wollte, im eigentlichen Verſtande unter die Unbeſſerlichen gehören. Wer aber Sinn für dieſe Vorſtellungen hat, der läſſt ſie auch auf ſich wirken, und dann iſt die Freude über erblickte Beſſerung Anderer in ihm bald da. Der ſelbſtgute Menſch wünſcht gewis, daß auch alle ſeine Mitmenſchen gut ſein möchten; der ſelbſtſelige Menſch wünſcht auch gewis, daß alle ſeine Mitmenſchen ſelig ſein möchten. Wie ſchön mus ihm alſo dabei zu Muthe werden, wenn er ſieht, daß ein Böſer wieder gut, ein Unſeliger wieder ſelig wird!

Wer dann ſo Freude an fremder Beſſerung hat, der trägt auch gewis zur Beſſerung Anderer bei, und wirkt ſelbſt dazu, ſo viel er kann. Er thut dis ſchon, wenn noch gar keine Beſſerung Anderer ſich zeigt; wie vielmehr wird er es thun, wenn ſie wirklich ſchon da zu ſein anfängt! Geſchähe das Erſtere nicht, wie könnte man ihm glauben, daß er wahrhaftig Freude an fremder Beſſerung habe? Wäre dis, ſo würde er ia doch wohl ſelbſt darauf ausgehen, ſeiner Lage und ſeinen Kräften gemäs darauf ausgehen, ſolche Freude ſich ſo oft zu verſchaffen, als er könnte.

Jeder hat ſeinen beſonderen Menſchenkreis, ſeine Welt, ſei gros, oder klein, worin er wirken kann. Bald heiſſt dieſer Kreis, dieſe Welt, Haus oder eigene Familie, bald Verwandtſchaft, bald Freundſchaft, bald bloſſe nähere Bekantſchaft, bald Amt und Beruf. In dieſem ſeinem Kreiſe, in dieſer ſeiner Welt, werden ſich immer Perſonen befinden, auf deren Beſſerung, wenn ſie nicht nicht ſelbſt auf ſie kommen, er ausgehen kann. So thue er dis; denn nicht umſonſt ſtellte die Vorſehung ſie ſo nahe um ihn her, und ihn ſo mitten unter ſie. *Wie* hat er es aber zu thun?

Zuförderſt durch ſein Beiſpiel. Er handle gerade auf der Seite recht edel, auf der er ſie unedel handeln ſieht! Vielleicht fühlen ſie, wie traurig ihr Sinn gegen den ſeinigen abſteche. Er zeige ſich ihnen heiter und froh bei ſeinem Sinne!

Vielleicht fühlen ſie auch, wie elend ihr ganzer Zuſtand gegen den ſeinigen ſei. Es iſt unglaublich, wie viel oft ſolch doppeltes Beiſpiel blos ſchon als Korrektion wirke.

Er greife dann aber auch zu ausfürlichen ernſthaften Vorſtellungen an ſie, und ſuche damit ihr Gemüth in Bewegung zu ſetzen! Dieſe Vorſtellungen kann er bald aus dem Gebiete ihrer höheren, bald aus dem Gebiete ihrer ſinnlichen Natur nehmen; nur mus er bei allgemeinen nicht ſtehen bleiben. Im erſteren Falle ſetze er das beſondere Unmoraliſche, ihr Gewiſſen Beſleckende, ſie als vernünftige Weſen Entehrende, und gegen die Geſelſchaft, in der ſie leben, zum groben Sünder Machende, welches ihrem Laſter eigen iſt, recht aus einander; im letzteren Falle halte er ihnen die beſonderen Verluſte recht vor die Augen, welche ihr Laſter, wenn ſie nicht davon ablaſſen, im Aeuſerlichen ſchlechterdings ihnen zuziehen mus, und die bald Geſundheit und Lebenslänge, bald Ehre und guten Nahmen, bald Habe und Gut, bald Freundſchaftsfortdauer und Zutritt zu geſelſchaftlichen beſſeren Freudengenüſſen, bald wohl gar Freiheit, betreffen werden. Mit dergleichen Vorſtellungen trete er ſie beſonders alsdann an, wenn ihre Leidenſchaft zu ruhen ſcheint, und ſie ſo zum vernünftigen Nachdenken über ihre Schlechtheit fähiger ſind, oder wenn ſchon die Vorboten ihres künftigen groſſen Elends ſich bei ihnen anmelden.

Sieht er dann, daß ſeine Vorſtellungen Eindruck auf ſie machen, ſo öfne er ihnen die beſſeren Ausſichten in ihre Zukunft, welche ſich ihnen von allen Seiten darböten, wenn ſie ſich beſſerten. Kommt er da auf die Ausſichten im Aeuſerlichen, ſo verſichere er ihnen nicht nur, daß er alsdann ihnen vergeben, und ihr Böſes vergeſſen wolle, ſondern mache ihnen auch Hofnung, daß die Welt ihnen vergeben, und ihr Böſes vergeſſen werde. Er verſichere ihnen nicht nur ſeine eigene neue Achtung, ſondern richte in ihnen auch den Glauben auf, daß die Welt ſie wieder achten werde. Er verſichere ihnen nicht nur ſeinen Umgang mit ihnen von neuem, ſondern flöſſe ihnen auch die Erwartung ein, daß die Welt wieder gern mit ihnen umgehen werde.

Er wird die Menſchen kennen, zu deren Beſſerung er ſich aufmacht. Sind ſie alſo biegſamen Herzens, ſo verſuche er die Kraft des Wohlthuns an ihnen! Er erhöre ihre Bitten, wenn er kann; er komme ihren Wünſchen zuvor, wenn er

ann; er diene ihnen beſonders, wenn ſie an den
Folgen ihrer Thorheit leiden. Dis Alles thue er
edoch unter der Bedingung, daß ſie ihm Gehör
gäben und ſich beſſerten!

Sind die Menſchen aber, welche er vor ſich hat,
nbiegſamen Herzens, ſo gebrauche er Strenge
gegen ſie, wenn er kann und darf! Er entziehe ihnen, falls ſie durchaus nicht auf ihn hören wollen,
eitherige Wohlthaten ſo lange, bis ſie auf ihn hö-
en würden! Er beſchränke ſie, daß ihnen die Fort-
etzung ihres Böſen ſchwer werde! Ja, wenn auch
is nicht hilft, ſo ſuche er es ihnen unmöglich zu
nachen, ihr Böſes fortzuſetzen! Das Strafamt
ommt allen Wohlthätern gegen ihre Unterſtützte,
llen Eltern gegen ihre Kinder, allen Vorgeſetzten
egen ihre Untergebene, und — der Obrigkeit
gegen alle ihre Bürger zu. Humanität mus frei-
ich immer die Strafenden leiten, alſo auch die
Obrigkeit; iſt der Bürger aber wirklich ein inkorri-
ibler Böſewicht, ſo hat ſie nicht nur das Recht,
ondern auch die Pflicht, ihn in ſo einen Zuſtand
u verſetzen, in welchem er wenigſtens der Geſel-
chaft nicht weiter ſchädlich werden kann. Was
ollte aus der Welt werden, wenn dis nicht geſchähe?!

Man ſoll ſich's beſonders angelegen ſein laſſen, iunge Leute zu beſſern, und, wem fremde Beſſerung Freude macht, der thut dis auch gewis; denn von ihnen iſt noch Beſſerung am erſten zu erwarten. In ihnen ſind alle menſchliche Gefühle, welche zu ihr erforderlich ſind, noch leicht regbar. Man ergreife ſie alſo beim religiöſen Gefühl, beim ſittlichen Gefühl, beim Ehrgefühl, beim Gefühl für Zukunftsbeſchaffenheit! Alle ernſthafte Vorſtellungen, welche ſich auf dieſe Gefühle gründen, werden, wenn man ſie ihnen ihrer menſchlichen Aus- und Entartung wegen macht, gewis nie ganz vergeblich ſein. Nur mus man hieran nicht genug haben wollen; man mus ſie auch von ihren ſchlechten Geſelſchaften trennen, und in beſſere verſetzen. Man mus ſie unter guter Aufſicht halten, und bei iedem neuen Vergehen, deſſen ſie ſich ſchuldig machen, hinzutreten, und männlichliebreich ſie ermahnen und warnen.

Vorzüglich ſoll man die Beſſerung derer gern unternehmen, welche zum erſten male grob gefehlt haben. Folgt denn daraus, daß dis geſchah, daß es weiter geſchehen werde, oder gar weiter geſchehen müſſe? Vielleicht fehlten ſie ſo blos aus Leichtſinn, bei dem die Sinnlichkeit über die Vernunft die Oberhand erhielt. Vielleicht fehlten ſie ſo blos durch eine ganz beſondere Gelegenheit, die entweder von ſelbſt nicht wiederkommt, oder der das Wiederkommen doch leicht verwehrt verden kann. Vielleicht fehlten ſie ſo blos durch Verführung Anderer, die auch leicht von ihnen abgehalten werden können. Hier, hier ſoll ganz vorzüglich ein menſchliches Herz gezeigt werden. Eltern und Erzieher, Wohlthäter und Vorgeſetzte, uch Fürſten und Könige, ſollen es zeigen, und icht nur Beſſerung ſolcher Fehlenden überhaupt etreiben, ſondern ſie auch auf das allerhumanſte etreiben. Nur dann beweiſen ſie ſamt und ſon-ers, daß es ihnen mit ihrer Freude an fremder Beſſerung ein Ernſt ſei; denn hier können ſie ſich ieſe Freude ſehr leicht machen.

So ſteht es ſchon mit den Beiträgen zur Beſſe-ung Anderer, wenn noch gar kein Anſchein zu ihr a iſt; wie vielmehr mus es mit ihnen ſo ſtehen, venn ſie wirklich ſchon anfängt! Wer da wahr-aftig Freude an fremder Beſſerung hat, der wird e ſich doch wohl, wenn ſie ſich ohne ſein Zuthun hm ſchon gewährt, auch zu erhalten, ia, noch zu ergröſſern ſuchen. Hiermit iſt gemeint, man üſſe auch Alles thun, daß Menſchen, die ſich zu beſſern anfangen, ihre angefangene Beſſerung nicht wieder leid werde, ſondern daß ſie ſie fortſetzen und in ihr beharren mögen. Man mus ihnen zu erkennen geben, daß man ſie wieder ſchätze, und, brach man den Umgang mit ihnen ab, ſo mus man ihn wiederherſtellen. Man mus, wenn die Welt ſich mit ihnen nicht ausſöhnen will, die Welt wieder mit ihnen auszuſöhnen ſuchen. Man mus ſie in Geſelſchaften wieder einführen, aus denen ſie verwieſen waren. Man mus ihnen auf allen Seiten die Folgen ihres begangenen Böſen, welche ſich nicht verliehren wollen, doch wenigſtens zu erleichtern ſuchen; damit ſie ſehen, daß ihre Beſſerung ſie ſegne, und ſo Trieb und Muth bekommen, ſie nie wieder aufzugeben, ſondern ſie auf das eifrigſte perennirend zu machen.

So handeln edle Seelen, die ſich über Beſſerung Anderer freuen, und welch eine ſchöne Sache wird dieſe ihre durch Handlungen bewieſene Freude in iener Welt noch für ſie ſein! Wie wird da der Anblick der durch ſie zur Beſſerung Gebrachten, oder doch in ihrer angefangenen Beſſerung Beſtärkten, ſie ſegnen! Vielleicht wär's wohl gar einſt ihre Beſtimmung, Verdammte noch zu beſſern. Nun, ſo hätten ſie ſich recht geſchickt zu ihr gemacht, und, wenn es ihnen hier ſchon Freude war, Menſchen der Verdamnis noch zu entreiſſen, welche Wonne würde es ihnen dort ſein, Menſchen von dem über ſie ſchon geſprochenen Verdammungsurtheile wieder zu erlöſen!

Zwei und vierzigſte Stunde.

Berufstreue.

Das Berufsleben empfiehlt ſich den Mehreſten ſchon von ſelbſt. Die Mehreſten ſind ſo geſetzt, daß ſie nur von ihren Arbeiten und Geſchäften leben, und ihre Familie erhalten können. Dazu gehört aber Beſtimmtheit der Arbeit, theils, um immer Arbeit ſo gewis, als möglich, zu haben, theils um ſich recht darauf legen und Meiſterarbeit liefern zu können.

Auſſer dieſer Empfehlung des Berufslebens gibts aber noch eine andere. Der Menſch iſt überhaupt zur Arbeit beſtimmt, vorzüglich für die bürgerliche Geſelſchaft, in der er lebt. Nützlich ſoll er ihr werden, wie ſie es ihm iſt. Nun kann man zwar auch nach eigener Wahl und berufslos nützlich werden; aber in einem beſtimmten Beruf findet man am öfterſten Gelegenheit, ſeine Kräfte nützlich zu gebrauchen. Es iſt auch mit ihm, wie mit Familie. Wer die Gegenſtände ſeiner Wohlthätigkeit erſt ſuchen ſoll, der ſucht oft lange darnach; hat man aber Seinige, ſo ſind dieſe als ſolche gleich da. Nun, ebenſo — wer ſeine Geſchäfte erſt ſuchen ſoll, der ſucht auch oft lange darnach; hat er aber beſtimmte Geſchäfte, ſo ſind dieſe auch gleich für ihn da.

Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß man diejenigen beneide, welche ſo geſetzt ſind, daß ſie ohne beſtimmten Beruf leben können; für ſtete reelle Wirkſamkeit — und dieſe iſt das eigentliche Leben — wird durch Beruf am beſten geſorgt. Auf der andern Seite mus man aber auch nicht gleich Jeden, der nicht in einem gewiſſen Berufe lebt, für einen unnützen Menſchen erklären; blos menſchenfreundliche Geſchäfte wollen auch betrieben ſein. Zu dieſen haben die Berufsloſen wieder mehr Zeit, auch wohl mehr Kraft, als die Berufsleute, und, wenn ſie ſie wacker betreiben, ſo ſind ſie ebenfals ſehr edle Menſchen. Wahr iſts aber auch, daß man ſie nicht genug auffordern könne, dis ja zu thun, weil dis gleichſam ihr beſtimmter Beruf iſt, und weil ſie ſonſt in der That ſehr unehrwürdige Glieder der Geſellſchaft wären.

Zum Berufsleben gehört Berufstreue, weil man ſonſt ebenſo unnütz mitten in ſelbigem ſein würde, wie Viele, die auſſer ihm ihre Tage hinbringen, zu ſein pflegen.

Lebe alſo vor allen Dingen gern in deinem Berufe; ohnedis würdeſt du ihn weder eifrig genug betreiben, und ſo wär's um den Zweck deines Berufslebens — um höhere Nützlichkeit — gethan, noch würdeſt du dich immer vollkommener in ihm zu machen, und für ihn immer zuzulernen, Luſt haben. Freilich wär's beſſer, wenn Jeder ſeinen Beruf ſich ſelbſt wählen könnte; wenn Jeder dann aber auch nur klug wählte! Auch hat man ia Beiſpiele genug davon, daß dieienigen, welche die freie Wahl hatten, des gewählten wieder überdrüſſig wurden, und es geht oft ganz ſo auf dieſer Seite im Berufsleben, wie im ehelichen Leben her. Hier iſt iedoch nicht die Rede vom Wählenkönnen, und Nichtwählenkönnen, ſondern davon, daß man ſchon in einem gewiſſen Berufe ſich befinde und lebe. Da magſt du nun deinen Beruf gewählt haben, oder nicht — ſuche dich an ihn zu gewöhnen, und zwar durch die Vorſtellung, daß er der Kreis ſei, in welchem du der Welt nützlich werden ſollſt.

Es gibt eine kleinliche Urſache des Berufsüberdruſſes, die leider die gewöhnliche iſt; — man glaubt, in andern Berufen lieſſe ſichs beſſer leben. Dis iſt aber Thorheit; man kann in iedem Berufe zu ſeiner Zufridenheit leben, ſobald man ſich an ihn gewöhnt, und die liebliche, oder gar glänzende Auſſenſeite anderer Berufe wird oft durch die mit ihnen verknüpften Sorgen, Unruhen und Gefaren hoch aufgewogen. — Es gibt aber auch eine ernſtere Urſache des Berufsüberdruſſes, die doch auch oft vorkommt; — man glaubt, in andern Berufen lieſſe ſich's nützlicher werden. Es iſt die Frage erſt, ob dis auf dieſen oder ienen Beruf, den du damit meinſt, anwendbar ſei; man kann aber in iedem Berufe doch nützlich werden, und ſo frage nicht, wie du nützeſt, und wie viel du nützeſt. Sobald du in deinem Berufe ſo nützlich wirſt, als du in ihm werden kannſt, ſo biſt du ſo ein würdiger Mitbürger, wie der, welcher in einem andern Berufe nützlicher wird, weil er es in ihm werden kann; du thuſt das Deinige, und er thut auch nicht Mehr. Uebrigens ſind ia auch die unentbehrlichſten Geſchäfte und Arbeiten, wenn ſie auch weiter kein Aufſehen machen, die allernützlichſten.

Betreibe ferner deinen Beruf auf das eifrigſte! Er iſt deine eigentliche Sphäre, in der du leben und weben ſollſt. Sobald er dich ruft, ſei da, und bleib ſo lange bei ihm, als nöthig iſt! Mache dich keiner Saumſeligkeit im Geſchäftsgange ſchuldig; mache keinen Stillſtand darin ohne Gebür! Am allerwenigſten las dich Vergnügensgenüſſe von ihm abhalten, oder aus ihm wieder wegziehen! Vergnügen gehört, wie Ruhe, nur in die Stunden, in welchen dein Beruf durch ſich ſelbſt ruht. Findeſt du zuweilen Schwierigkeiten und Hinderniſſe bei ſeiner Betreibung — welcher Beruf hat dergleichen nicht? und du ſollteſt mit denen, welche der deinige hat, ſchon vertraut ſein — ſo nimms wacker mit ihnen auf! Strebe ihnen aus allen Kräften entgegen! Nur, wenn ſie unhebbar ſind, las dich durch ſie abhalten; ſieh ſie aber auch nicht etwa blos für ſolche an! Werde nicht verdroſſen, wenn nicht immer gleicher Lohn für dich erfolgt! Segen beim Berufe kann nicht immer gleich ſein; denn man betreibt ihn in einer Welt, alſo in einer Verbindung, wie von unzählichen Dingen, ſo auch von äuſerſtabwechſelnden Umſtänden. Denke, wenn deine Arbeit nicht ſonderlich ergiebig iſt, an vergangene ſegenvollere Arbeiten zurück; hoffe auf künftige dieſen ähnliche!

Erregſt du durch Betrieb deiner Geſchäfte Unwillen um dich her, bekommſt du Verdrus davon, wirſt du mit Undank dafür gelohnt, ſo ſei grosmüthig dabei; es iſt dein Beruf, der dir dergleichen zuzieht, und du muſt auch Berufsleiden tragen können.

Setze ihn fort, ſo lange du kannſt! Thu ſpäteſthin noch in ihm, ſo viel du kannſt, und gib ihn nicht eher auf, als wenn du dadurch, daß du dich noch mit ihm befaſſteſt, der Welt mehr ſchädlich, als nützlich, werden würdeſt.

Lerne endlich auch noch immer zu für deinen Beruf! durch Uebung deſſelben thuſt du's ia ſchon, ohne daß du es beſonders merkſt; wollteſt du es nicht auch ausdrücklich thun? O wie ſchön iſts doch, ſeine Arbeiten immer tadelloſer liefern, ſeine Geſchäfte immer geſchickter betreiben zu lernen! Wie gefällt man ſich ſelbſt dabei immer mehr! Wie wird man von dem würdigeren Theile der Welt dafür immer mehr geachtet! Oder — könnteſt du etwa nicht noch immer zulernen? Sieh doch, wie es noch immer vollkommenere Meiſter in deinem Berufsfache um dich her gibt! Sieh doch, wie die Welt überall es immer weiter bringt! Wollteſt du hinter ihr zurückbleiben? Wollteſt du nach ienen dich nicht zu bilden ſuchen? Halt's ia nicht halsſtarrig, oder aus Bequemlichkeit, mit dem bloſſen alten Schlendrian! Wenn ihn Menſchen treiben, die dabei weiter nichts verliehren, ſo ſtrafen ſie die Geſelſchaft. Wenn ihn Andere treiben, die allerdings dabei verliehren, ſo ſtrafen ſie ſich ſelbſt. Gehe alſo fort mit dem Geiſte der Erſindung — mit dem Geſchmack des Zeitalters!

So mus man Berufstreue ausüben, und — Heil dem, der ſie ſo ausübt! Zur Ehre, zur Freude, zum Segen lebt er ſich in früheren und in ſpäteren Jahren dabei, und, wenn dann das hohe Alter für ihn kommt, ſo ſchadet ihm das weiter nichts. Herzlich freuet er ſich dann, wenn er iüngere Rechtſchaffene um ſich her noch in voller Berufsthätigkeit erblickt; er erblickt in ihnen ſein voriges Bild, das, was er ſonſt und ehemals war, und wünſcht der Geſelſchaft zu ihrem Beſitze auf das aufrichtigſte Glück. Mögen ſie ihn doch noch übertreffen; deſto beſſer! denkt er. Dieſe aber, mitten in ihrer Geſchäftskarriere noch ſich befindend, brüſten ſich keineswegs gegen ihn des Verfalls ſeiner Thätigkeit wegen, ſondern ehren ihn als einen mit Eifer thätig geweſenen Mann und als ihren wackeren Vorgänger. Beſcheiden zieht er ſich aus dem Weltgeſchäftsweſen immer mehr und mehr zurück, und wollen ſeine Kräfte gar keine Anſtrengung dazu mehr leiden, ſo hält er ſich an den Rückblick auf ſeine lange bewieſene Berufstreue. Dieſer hat unendliche Reitze von ganz eigener Art für ihn, und es iſt, als wenn die Natur ihn darum auf eine kurze Zeit eher, als ſie ihn abruft, auſſer Thätigkeit verſetzte, daß er ſie noch als den letzten ſchönſten Erdenlohn für ſeine lebenslängliche unzuermüdende Berufstreue in heiligſter Stille genieſſen ſollte. Die Kraft hierzu, die Kraft, ſich mitten im völligen Vergange aller Arbeitskräfte durch Rückblick auf den von ihnen gemachten langen wackeren Gebrauch noch zu erheitern, hat er noch, und ſie verläſſt ihn nicht. O wie erquickt ihn, den gänzlich Unvermögenden, ieder ſolcher Rückblicke! wie labt er ihn, den Scheidenden, noch! Mit der gewiſſen Hofnung, daß er, der in ſeinem Berufe immer eifrig Thätiggeweſene, nun zu einem höheren Berufe übergehe, verläſſt er die Erdenwelt, in der er nur zuförderſt wirken ſollte. Alle ſeine guten Zeitgenoſſen, welche ihn kannten, begleiten ihn mit ihren Segnungen dahin, und in ſchöner Unvergeslichkeit erhält ſich ſein Andenken wohl noch mehrere Menſchenalter hindurch.

Drei und vierzigſte Stunde.

Geiſtige Umbildung.

Die **geiſtige** Umbildung des Menſchen — die Bildung ſeiner Meinungen und Geſinnungen — geſchieht in der Jugend. Sobald er erwachſen iſt, hat er ſchon Beide, iſt ſich auch ihrer deutlich bewuſt, aber zugleich nicht im Stande, ihre Entſtehung anzugeben. Dis geht ſo weit, daß es ſogar auf das Denken an ſich und auf das Wollen an ſich anwendbar iſt. Wer vermag anzugeben, wann er zum erſten male wirklich einen Gedanken gehabt hat? Wer vermag anzugeben, wann er zum erſten male wirklich frei begehrt hat? Daß wir aber gerade ſo denken und meinen, wie wir denken und meinen, daß wir gerade ſo wollen und geſinnet ſind, wie wir wollen und geſinnet ſind — wer vermag vollends **hiervon** die Entſtehung zu beſtimmen? Alles iſt in beiden Hinſichten **allmählich** an uns geſchehen, und wir haben ſchlechterdings keine deutliche Rückerinnerung davon.

Wenn nun der Menſch in der Jugend, die die Zeit ſeiner geiſtigen Bildung iſt, irrige Meinungen bekommt, und unſittliche Geſinnungen erhält, ſo mus hernach eine geiſtige Umbildung für ihn geſchehen, die in Berichtigung ſeiner falſchen Meinungen und in Verbeſſerung ſeiner unrechten Geſinnungen beſteht, und — wohl dem, bei dem ſie erfolgt! Wie? und dieſe Umbildung wäre nicht für ieden Menſchen nöthig? Der, für den ſie nicht nöthig ſein ſollte, müſte von Kindesgebeinen an nichts, als Wahres, hören, und nichts, als Gutes, ſehen und hören. Wie wäre ſo etwas aber möglich? Der erwachſene Stolze, welcher die Nothwendigkeit ſeiner geiſtigen Umbildung nicht auf ſich kommen laſſen will, ſchadet ſich ſelbſt; er bleibt in ſeinem Irwahn und in ſeiner Immoralität, weil er keine zu haben glaubt. Es verhält ſich aber mit der Umbildung auch, wie mit der anfänglichen Bildung; man iſt ſich ihrer, wenn ſie geſchehen iſt, ebenfals deutlich bewuſt, kann aber ebenfals ihre Entſtehung nicht angeben. Alles iſt bei ihr auch allmählich geſchehen.

An urplötzliche geiſtige Umbildung iſt gar nicht zu denken, ſo viel man auch gern von Wundererleuchtungen und Wunderbekehrungen ſprechen mag. Es iſt unmöglich, einen Irthum gleich fahren zu laſſen, der mit uns aufwuchs, eine Unſittlichkeit gleich aufzugeben, zu der wir gebildet wurden. Man kann nur erſt nach und nach unter eigener Beihülfe zur Einſicht ſeines Irthums und zum Gefühle ſeines Unrechts kommen. Volles Licht, wenn es im Finſtern uns auf einmal gereicht würde, würde uns nicht erleuchten, ſondern — blenden; wirklicher Hinſtos zum Guten von auſſenher würde uns, ſtatt zu beſſern — blos betäuben.

Die geiſtige Umbildung hebt mit Verdacht an, der gelegentlich und zufälligerweiſe in der Seele erweckt wird. Man fängt an zu fragen — meinſt du auch richtig? willſt du auch richtig? Dieſer Verdacht iſt aber erſt ſo klein, daß wir wenig Rückſicht auf ihn nehmen, folglich auch gar nicht darauf achten, wann und wie er entſtanden ſein möge. Er geht alſo vorüber. Bei ähnlichen Veranlaſſungen aber kommt er wieder, und wird ſtärker. Nun fängt man an, über ihn nachzudenken, und in ſich zu gehen. Da läſſt die Vernunft ſich hören, und man hört auf ſie; da läſſt ſich das Gewiſſen hören, und man hört auf daſſelbe. So entſtehen aus dem anfänglichen bloſſen Verdachte wirkliche

Zweifel. Auch dieſe Zweifel gehen anfangs vorüber, kehren aber ebenfals zurück, und werden ſtärker. Nach vielfältigem Zurückkehren werden ſie bleibend. Nun fängt das Gegentheil von dem, wie man meinte, und von dem, wie man wollte, an, die Seele für ſich zu gewinnen. Man denkt tiefer nach, geht tiefer in ſich. Da läſſt ſich die Vernunſt noch ſtärker hören, und man hört auf ſie noch aufmerkſamer; da läſſt ſich das Gewiſſen noch ſtärker hören, und man hört auf ſelbiges noch aufmerkſamer. Nun tritt Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gegentheils des bisher Gemeinten und Gewollten ein, die aber ebenſo nach und nach erſt vollkommener wird. Iſt ſie dann endlich ſo da, wie ſie da ſein mus, ſo iſt man ſich zwar ganz ihrer bewuſt, und fühlt ſich umgebildet; eine umſtändliche und ausführliche Geſchichte von dieſer geſchehenen Umbildung aber zu liefern, wie ſie entſtanden, fortgeſchritten, und zulezt ans Ziel gekommen ſei — wer vermöchte dis?

So iſts, ia, ſo iſts. Getroſt kann man Jeden, der ganz entgegengeſezt urtheilt und geſinnet iſt, als ehemals, darüber auffordern, ob er nicht zugeſtehen müſſe, daß ſeine Umſchaffung ſo allmählich geſchehen ſei, daß er nur eine ſehr unvollſtändige Rechenſchaft von ihr ablegen könne. Man irrt, wenn man gewiſſe Momente angibt, wo ſie vorgegangen ſei; in dieſen Momenten war man ſchon weiter, als man dachte. Alte Arten zu denken und zu wollen ſtreichen nicht gleich die Segel vor neuen; die erſten Angriffe auf ſelbige waren gewis ganz fruchtlos, und wurden daher kaum bemerkt. Es iſt bloſſe Gewiſſensqual, wenn verlangt wird, daß man ſchlechterdings Tag und Stunde müſſe angeben können, wo die geiſtige Umſchaffung erfolgt ſei.

Möchten doch die Menſchen insgeſamt auf Unterricht über Wahres und Gutes hören! Möchte Niemand ſich davon ausſchlieſſen wollen unter dem Vorwande, er habe keine irrigen Meinungen, keine unrechten Geſinnungen! Wenn du ſie hätteſt, und es wüſteſt, daß du ſie habeſt, dann wäre dein Vorwand ganz unverzeihlich; es iſt noch deine einzige Ehrenrettung, wenn du ſie zwar haſt, aber nicht weiſſeſt, daß du ſie habeſt. Niemand aber iſt vollkommen; immer hat Jeder noch Meinungen, die zu berichtigen, und Geſinnungen, die zu veredeln ſind. Darum höre auf Unterricht. Wirft ein Unterricht über das Wahre hier und da Funken auf dich, ſo denke recht über ihn nach —

deine Vernunft wird die Funken allmählich in Licht verwandeln. Macht dich ein Unterricht über das Gute auf eine ſonderbare Weiſe warm — warum macht er dich denn ſo ſonderbar warm? gewis ſtehts um dein Herz nicht ſo, wie es ſtehen ſollte — ſo denke auch recht über ihn nach; dein Gewiſſen wird die Wärme vermehren, und ſo wird allmählich, wie Licht, auch Recht, in dir aufgehen. Sprichſt du aber — „der Unterricht, den ich höre, *ſoll* nichts gelten" — ſo verhinderſt du ſelbſt deine geiſtige Umbildung. Sprich doch lieber — „wie? wenn der Lehrer, der ihn gibt, Recht hätte?" — und, meldet ſich dann der Einwurf dagegen in dir, daß du, wenn du ihm Recht gäbeſt, ganz anders meinen und geſinnt werden müſteſt, als ſeither, ſo erwiedere darauf — „wenn er aber *doch* Recht hätte!!! Allmählich wird dir dann dein Irthum verächtlich, und deine unmoraliſche Sinnesart läſtig werden. Ablegen wirſt du beide, dich geiſtig umgebildet fühlen und dich dabei ſelig preiſen.

Möchten doch aber die Unterrichter über Wahres und Gutes auch insgeſamt immer daran denken, daß die geiſtige Umbildung des Menſchen nur allmählich geſchehe, und deshalb auch mit ihrem

Unterrichte nur allmählich zu Werke gehen! Lehrer, ſtürme den Leuten die Wahrheit nicht zu! ſtoſſe ſie zur Tugend nicht hin! Gelänge es dir auch auf den Augenblick — ſei verſichert, es halte nicht vor. Es iſt vorüber, ſobald du nicht mehr ſprichſt. Der Irthum, das Laſter, ſchwieg nur gegen dich, ſo lange du ſprachſt; ſo, wie du ſchweigſt, ſprechen ſie wieder. Es gelingt dir aber auch vielleicht nicht einmal auf den Augenblick, ie, nachdem deine Hörer beſchaffen ſind. Verhaſſt machſt du ihnen vielmehr wohl gar die Wahrheit und die Tugend, und — dich ſelbſt. Nie hört man dann auch nur wieder auf dich, und beſchuldigt dich auf der einen Seite, wenn du Unterricht über das Wahre gibſt, der neueren Ketzerei, und auf der andern, wenn du Unterricht über das Gute gibſt, des alten Mönchsweſens. Gehe alſo ia mit der geiſtigen Umbildung Anderer nur allmählich zu Werke! Schicke als Wahrheitslehrer Ideen voraus, die auf das, was du eigentlich lehren willſt, vorbereiten! Las denen, welche du unterrichteſt, Zeit, über ſie nachzudenken, und ſie ſo geiſtig zu verdauen! Trag ſie ihnen oft und auf mancherlei Weiſe vor, und übereile ſie auch dann mit deinen Lehrſätzen nicht, wenn ſie mehr Zeit, als du glaubteſt, zur Verdauung deiner vorbereitenden Ideen brauchen! Las das Licht, welches du ſchaffen willſt, anfangs nur ſchwach leuchten — las es immer mild leuchten! — Wecke als Jugendlehrer das moraliſche Gefühl nur ſanft! Sprich lieber von der eigenthümlichen Schönheit guter Seelen, als von Abſcheulichkeit böſer! Schildere lieber das Eliſium der erſteren, als den Tartarus der letzteren! Auch alsdann, wenn du erzböſe Hörer vor dir hätteſt, würdeſt du mit allen deinen Tartarusſchilderungen im Grunde doch nichts ausrichten; die weniger böſen werden aber auch durch ſie nicht wahrhaftig gebeſſert. — — Gehſt du ſo beim Unterricht über Wahres und Gutes zu Werke, ſo ſei verſichert, daß du oft geiſtige Umbildung der Thoren und der Böſen bewirken werdeſt! Freue dich dann, wenn dir dieſes Glück widerfährt, recht daran, und denke manchmal herzlich an ienen Mann der alten Vorwelt, der geſagt haben ſoll, daß die, welche Viele zur Gerechtigkeit geführt hätten, einſt leuchten würden, wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne Gottes, immer und ewiglich!

Vier und vierzigſte Stunde.

Gerechter und ungerechter Patriotismus.

Aller Patriotismus, wenn er auch noch ſo ſchön an ſich iſt, hört auf, ſchön zu ſein, ſobald er den Kosmopolitismus verdrängt. Neben Mitbürgerſinn mus ſchlechterdings auch Weltbürgerſinn beſtehen. Sind denn nicht Menſchen, ſie mögen leben, wo ſie wollen — uns ganz nahe, oder weit von uns entfernt — Menſchen, Weſen Unſersgleichen? Soll nicht unſer Herz Zuneigung gegen alle Weſen Unſersgleichen, gegen die ganze Menſchheit, hegen? Und — wer hat die Grenzgraben gezogen, und die Grenzpfähle geſetzt, welche die Völker ſcheiden? Die Natur doch wohl nicht? Wenigſtens zog ſie Grenzgraben von ganz anderer Art, als die ſogenannten ſind — Weltmeere; und ſetzte Grenzpfähle ganz anderer Art, als die ſogenannten ſind — Bergketten, und noch dazu nur darum, weil ſie ſie ziehen und ſetzen muſte, und ſich dabei auf den Menſchen verlies, daß er mit der Zeit lernen werde, nicht nur die Bergketten überklettern, ſondern auch die Weltmeere überſegeln, ſo, daß auch die Scheidung der Völker, welche ſie machen muſte, zu einer blos ſcheinbaren würde. Der Patriotismus höre alſo auf dieſe Vorſtellungen, und arte nie in Ungerechtigkeiten gegen das Ausland und gegen Ausländer aus! — —

Wie die Lage unſeres Vaterlandes beſchaffen ſei, und wie es unſern Mitbürgern gehe, davon ſind wir Augenzeugen; ſchon dieſer Umſtand trägt Viel dazu bei, daß unſere Theilnahme daran gröſſer iſt, als die Theilnahme an der Lage und an den Schickſalen fremder Länder und Völker, die wir nur hören und leſen. Eine geſegnete Lage unſeres Landes ſegnet aber auch uns zugleich mit, und eine drückende Lage deſſelben drückt uns zugleich mit. Die Schickſale unſerer Mitbürger haben häufig auch Einflus auf die unſrigen, und, wie es ihnen geht, ſo gehts wohl uns. Ja, wäre auch dis nicht an ſich ſchon der Fall, ſo ſtehen wir doch mit vielen unſerer Mitbürger in genaueren Verbindungen, und dieſe wieder mit Andern, welche dadurch auch uns werther werden. Kein Wunder alſo, daß wir, wie an der vaterländiſchen Lage, ſo auch an mitbürgerlichen Schickſalen, ganz beſonders Theil nehmen. — Dürfen wir aber darüber unſer Herz für die übrige Welt verſchlieſſen, und bei den Lagen und Schickſalen fremder Länder und Völker ungerührt bleiben? Wie ungerecht wäre dis! Sehnt ſich nicht die Menſchheit überall nach Heil? hat ſie nicht überall Recht dazu? Wie volksegoiſtiſch wär's gedacht, wenn man denken wollte — „gehts nur bei uns zu Lande gut, anderwärts mag's gehen, wie's will; leben wir doch nicht da. Steht die Erde nur bei uns feſt — in der Ferne mag ſie immerhin beben. Zieht ſich der Krieg nur von uns weg — in entlegeneren Gegenden mag er immerhin ſein Verheerungsweſen treiben. Befinden wir uns nur unter einer milden Regirung — andere Völker mögen immerhin unter Deſpotismus ſeufzen müſſen. Sind wir Weiſſe nur bürgerlich-frei — was geht uns das Sklavenleben der Schwarzen auf den Zuckerplantagen an?" Wer noch ein menſchliches Herz hat, der darf dergleichen Sprache nur hören, um ſie auf der Stelle gräslich zu finden. Man ſei Patriot, ia, man ſei's; man ſei dabei aber auch Kosmopolit! Kann man denn nicht Beides zugleich ſein? Warum wollte man es alſo nicht ſein? Komm, und umarme mich brüderlich, du, dem das Herz freudig hoch ſchlägt, wenn er authentiſche Nachrichten von Völkerheil aus der Ferne, aus weiter, ia, aus der allerweiteſten Ferne her, erhält, wenn er hört, oder lieſet, daß daſelbſt ein menſchlicher Regent herrſche, und mit ihm zugleich Ruhe und Friede herrſchen, daß da Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe blühen, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit im höchſten Grade Statt finde, und ieder Rechtſchaffene zu ſeiner Zufridenheit leben könne! Komm, und umarme mich brüderlich, du, dem das Herz blutet, wenn er authentiſche Nachrichten von Völkerelend aus der Ferne, aus weiter, ia, aus der allerweiteſten Ferne her, erhält — wenn er hört, oder lieſet, daß daſelbſt Tirannei und Barbarei Ueberhand nehmen, Alles auf ewigen Krieg angelegt werde, Schreib- Rede- Glaubens- und Gewiſſensfreiheit in den letzten Zügen liegen, und kein Rechtſchaffener mehr zu ſeiner Zufridenheit leben könne!

Wie es nun um die Theilnehmung ſteht, ſo ſteht es auch um die Beförderung des Guten. Allerdings iſt man verbunden, auf eine edle Weiſe zuförderſt und vorzüglich in ſeinem Vaterlande und für ſeine Mitbürgerſchaft zu wirken. Wer hat gegründetere Anſprüche auf wackere Anwendung aller unſerer Kräfte, als der Staat, in dem wir Alles wurden, was wir ſind, und ſeine Bürger, aus deren Händen wir unaufhörlich noch Gutes nehmen? Ein Verworfener iſt der, der nicht da, wo er zu Hauſe iſt, nach Vermögen Gutes ſtiftet, und Gutes befördert. Exportation auf ein wüſtes Eiland verdiente er für einige Jahre, um da während derſelben das Glück ſchätzen zu lernen, in bürgerlicher Geſellſchaft zu leben, und dankbarere Geſinnungen gegen ſein Vaterland und gegen ſeine Mitbürger anzunehmen. Wie könnte man auch wohl von dem, der für ſein Vaterland nichts thun will, erwarten, daß er bei vorkommender Gelegenheit etwas für das Ausland thun werde? wie erwarten von dem, der ſeinen Mitbürgern ſein Herz verſchlieſſt, daß er es für Fremde öfnen werde? — Jedoch — ſobald man in der Lage ſich befindet, daß man auch auswärtig zur Beförderung des Guten wirken kann, ſoll man ſich davon durch den Gedanken nicht abhalten laſſen, daß es nicht das Intereſſe des Vaterlandes und der Mitbürger betreffe. Die Erde iſt das groſſe Vaterland, und die Menſchheit die groſſe Mitbürgerſchaft, welche überall über ſie hingebreitet lebt. Vielmehr ſoll man gern, ſobald man kann, auch im Auslande nützlich werden; weil man davon ſelbſt keinen Nutzen hat, und alſo iedem Verdachte bei Andern und bei ſeinem eigenen Herzen entgeht, als beförderte man Gutes nur, oder doch beizu, ſeines eigenen Nutzens wegen. Wer alſo Einfluß auf fremde Höfe hat, der benutze dieſen Einfluß zu ausführbaren guten Vorſchlägen für die Staaten dieſer Höfe! Wer von vorwaltenden Reformen in fremden Ländern hört, der theile, wenn er Schriftſteller iſt, öffentlich ſeine gegründeten Bedenken oder Bemerkungen über die dazu gemachten Plane mit, und benutze ſogar, wenn er es für rathſam hält, die Anonimität! Wer von auswärtsher um Rath gefragt wird, der gebe ſeinen Rath auf das biderſte und offenſte dahin ab! Wer als ein Reicher aufgefordert wird, fremde gemeinnützige Anſtalten zu unterſtützen, der zeige ſich edelfreigebig dabei, und ebenſo, wer auch auſſer ſeinen vaterländiſchen Grenzen als ein angeſehener Menſchenfreund bekannt iſt, der richte den erhaltenen Auftrag wohl aus, die Reichſten unter ſeinen Mitbürgern zu ſtillen Beiträgen dazu zu bewegen! Verbote, ſo etwas zu thun, würden dieienigen beſchimpfen, welche ſie geben könnten, und gehören unter ſolche

Verbote, die vorſichtig übertreten werden dürfen — weil ſie ungerechten Patriotiſmus athmen.

Mit Recht freuet ſich der Patriot höchlich, wenn er bei ſeinen Mitbürgern erhabene Erkentniſſe, groſſe Talente und unſterbliche Verdienſte antrift. Immerhin wandle ihn eine kleine erlaubte Art von Nationalſtolz an, wenn er daran denkt, daß er zu einer Nation zu gehören die Ehre und das Glück habe, welche auſſerordentliche Köpfe, preiswürdige Gelehrte und Künſtler, Erfinder vom erſten Range, heilſame Reformatoren u. ſ. w. aufzuweiſen hat! Er rette ſogar die Ehre ſeines Vaterlandes, wenn es von Ausländern darauf angelegt wird, ſelbigem den gegründeten Ruhm des Beſitzes groſſer Männer, der in ſeinem Schoſſe zuerſt gemachten nützlichen Erfindungen, oder doch geleiſteten Vervollkomnungen des ſchönen auswärts Erfundenen, und erſten bewirkten Reformen in reſpektablen Angelegenheiten der Menſchheit, zu rauben! — Er halte ſich aber auch zugleich in den Grenzen der Gerechtigkeit bei ſeinem Patriotiſmus gegen das Ausland! Wenn Ausländer bei dem ihrigen dieſe Grenzen übertreten, ſo bekommt er dadurch kein Recht, es auch ſo zu machen; vielmehr wird der ſeinige um ſo unanzufechtender, wenn er ſich in ſelbigen zu halten weis. Er verkenne alſo auch die groſſen Männer nicht, welche andere Länder aufzuweiſen haben, und die Verdienſte nicht, welche ſie ſich um ihre Nation, um die Gelehrſamkeit, um die ſchönen Künſte, um den beſſeren Geſchmack, um weit ſich verbreitende Aufklärung, Veredlung und Verfeinerung ihrer Mit- und Nachwelt, erwarben! Es iſt eine Thorheit, zu glauben, man finde Groſſes und Gutes nur in ſeinem Vaterlande; überall, wo die Menſchheit ſich ausgebildet hat, findet man dergleichen. Ein ſolcher Nationalſtolz, bei dem man ſeine Nation über alle andere Nationen zu erheben ſich beeifert, macht den, der ihn treibt, nur lächerlich, und ſtiftet kein Gutes. Wenn er nun gegenſeitig von andern Nationen auch getrieben würde, ſo entſtände daraus nicht iener ſegnende Wetteifer auf der Bahn der Vervollkommung unter den Völkern, ſondern ein kleinlicher Neid, ein grämlicher Has gegen einander, bei dem ſie allerſeits verliehren müſten.

Mit Recht klagt der Patriot darüber, wenn in ſeinem Lande gröſtentheils die vorzüglichſten Ehren und Würden Ausländern ertheilt, die erſten und einträglichſten Stellen, Aemter und Dienſte mit

Auswärtigen beſetzt werden, und wenn es wohl gar einem einzigen Günſtlinge des Hofs, der ſich aus der Ferne her bei ihm einzuſchleichen und einzuſchmeicheln wuſte, gelingt, ſeinen ganzen alten Anhang hinter ſich her ins Land zu ziehen. Wer weis denn ſogar, ob dieſe Ausländer die erforderlichen Kentniſſe, Talente und Geſchicklichkeiten beſitzen? Wenn dis nun nicht der Fall wäre — wie er es häufig nicht iſt — wie elend wird die Sache des Vaterlandes beſtellt! Geſetzt aber auch, ſie beſäſſen ſie, und unter den Innländern gäbe es Männer, die es mit ihnen an erforderlichem Werthe aufnähmen, und wohl viele dergleichen Männer, ſo, daß man unter ihnen ſogar die Wahl haben könnte — welche Ungerechtigkeit übte man an ihnen dadurch aus, daß man ſie ſo häufig überginge, und Ausländer ihnen vorzöge! Wenn am Ende ein allgemeines Volksmurren darüber entſtände, ſo wäre es ia doch in der That das Murren des ächten Patriotiſmus. Höchſtgerecht würde dieſes Murren ſein, wenn die oberſte Beſorgung des vaterländiſchen Wohls einem Fremden anvertrauet würde; wie kann man ſich von ihm den gehörigen Eifer dabei verſprechen, da das Vaterland nicht ſein Vaterland auch iſt? Ebenſo höchſtgerecht würde auch ſolch Murren ſein, wenn Auswärtige, wohl gar Auswärtige aus weiter Ferne her, berufen würden, an die Spitze ſolcher Inſtitute zu treten, die dazu beſtimmt ſind, den Volksgeiſt, den Volkskarakter, den Volkston und den Volksgeſchmack zu bilden? Kennen ſie denn dieſe? Werden ſie, wenn ſie ſie ia kennen lernen, zur Nation, der ſie erſt einverleibt wurden, bei ihrer Bildung gehörig kondeſcendiren? Es iſt ſehr zu fürchten, daß ſie den Masſtab dazu von ihrer Nation hernehmen werden; wodurch nichts Anderes, als Verbildung des Volks, und, wo nicht gar Umwandlung des geſamten Notionellen, die von wahren Patrioten verwünſcht wird, doch ein buntgeſchecktes Volksweſen, entſtehen kann, wobei bald das Nationelle, bald das Fremde, ohne Noth hervorblickt, und das der wahre Patriot ebenfals nicht wünſchen kann. — Bis hierher handelt der Patriotiſmus gerecht; geht er aber weiter, ſo wird er ungerecht. Er mus nicht verlangen, daß nur Innländer im Lande verſorgt werden ſollen. Wenn nun überall ſo gedacht würde, ſo fände ia für Leute, die das Ihrige gelernt hätten, gar keine Hofnung mehr Statt, nöthigenfals auch auswärts ihr Glück und ihr Brodt machen zu können. Will man nicht auch etwa ſogar das zu erhaltende Bürgerrecht am Ende blos auf Innländer beſchränken? Wie viele Innländer wurden auch ſchon auswärts verſorgt! Gebürt ſich nicht die Reciproke dafür? Wie viele im Lande verſorgte Ausländer machten ſich nicht auch ſchon um das Land verdient, und wurden von ihren neuen Mitbürgern geſegnet! Es iſt auch ſehr die Frage, ob die Einheimiſchen ferner ſich's angelegen ſein laſſen würden, viel zu lernen, und groſſe Geſchicklichkeiten ſich zu erwerben, wenn ſie wüſten, daß, da kein Ausländer mehr Ankommen fände, das Vaterland ſie am Ende nothgedrungen doch verſorgen müſſe. Gäbe es aber vollends zu irgend einer Stelle kein tüchtiges Subiekt im Lande, ſo wäre der Patriotismus nicht nur ungerecht gegen das Ausland, ſondern gegen das Vaterland ſelbſt, wenn er ſich wider die Einwanderung eines ſolchen ſetzen wollte; ia, er wäre es auch dann, wenn ein wenigſtens noch weit tüchtigeres Subiekt, als es im Lande gibt, zur Einwanderung aufgefordert würde, und ſich dazu entſchlöſſe, er aber darüber murren wollte. Wie könnte man auch nur von ihm ſagen, daß ihm das Landeswohl wahrhaftig am Herzen liege?

Mit Recht beſteht der Patriot darauf, daß keine thörichte Vorliebe zum Ausländiſchen in ſolchen Dingen, die menſchliches Leben und Wohlleben betreffen, beim Volke herrſchend werden müſſe. In der That ſetzt man ia oft nur darum auf ausländiſche Sachen einen gröſſeren Werth, weil ſie weit herkommen, ſeltener und theurer ſind, und man ſich ſo durch ihren Ankauf, Genus und Gebrauch vor andern ſehen zu laſſen glaubt. Ein ſolcher Luxus, wenn er bei einer Nation einreiſſt, iſt der Ruin der mehreſten Familien, die ihn nicht aushalten können und doch mittreiben wollen; wie ſollte der Patriot nicht ſchon dieſerhalb gegen ihn ſein? Er iſt aber auch mehrentheils arger Undank gegen das Vaterland und gegen die Mitbürger. Für wie manches zum Genus dienende fremde und bei uns fehlende Naturprodukt gab uns die Natur andere, die ienen nichts nachgeben, und die wir darum nicht gehörig ſchätzen, weil ſie einheimiſch ſind, aus denen wir aber gewis noch Mehr machen würden, als aus ienen, wenn ſie aus weiter Ferne her zu uns erſt gebracht werden müſten! Wie manches Fabrikat der Ausländer, das wir ſo ſehr bewundern und bezahlen, wird von inländiſchen Fabrikanten eben ſo gut verfertigt, ſo, daß der Vorzug, welchen iene haben ſollen, blos in der Einbildung beſteht! Wie mancher Künſtler im Vaterlande arbeitet ſo herrlich in ſeiner Kunſt, wie Auswärtige ſeiner Art, und hat blos das Vorurtheil gegen ſich, daß Meiſterſtücke ſeines Kunſtfachs nur aus dieſem oder ienem fremden Lande kommen könnten! So denkt der Patriot, und hat Recht daran; doch hält er das Mittel nicht für das ächte Mittel, das Volk von der Vorliebe zum Ausländiſchen abzuziehen, daß man die Einfuhr davon mit hohem Impoſt belege, ſondern glaubt vielmehr, daß das ächte Mittel hierzu ſei, wenn die groſſen, vornehmen und reichen Tonangeber mit ihrem vielwirkenden Beiſpiele in gerechter Werthſchätzung des Innländiſchen vorgingen. — Ungerecht aber würde der Patriot denken, wenn er darauf beſtände, daß im Lande nichts, als Innländiſches, genoſſen, gebraucht, konſumirt und geſchätzt werden ſollte; oder wenn er gar zum Verbot des Einbringens alles Ausländiſchen riethe. Wenn nun die Ausländer auch ſo dächten und thäten, läge nicht aller Handel darnider? Iſt dieſer aber nicht das Leben der bürgerlichen Geſelſchaft? Oder iſt dis der Krieg etwa? Nein, dieſer iſt der Tod der Geſelſchaft. Vernichtet nicht den Handel durch Krieg, ſondern ſtellet das Kriegen ein, um dem Handel die höchſte Freiheit zu geben — dann, nur dann meinet ihr's mit der Menſchheit gut. Hat man denn auch wohl im Lande Alles, was zum menſchlichen Leben, ſobald es dis wirklich ſein ſoll, gehört, in gehörigem Maſſe? Alſo — dazu wäre das Ausland gut genug, daß man das daran Fehlende aus ihm zöge? Hat das Land nicht auf der andern Seite auch manches Naturprodukt im offenbaren Uebermaſſe? Wohin mit dem Ueberflüſſigen? Alſo — dazu wäre das Ausland gut genug, daß es ſich gefallen lieſſe; daß man dergleichen Ueberflus in ihm abſetzte? Auch iſt es in der That inhuman gegen die Mitbürger gedacht, wenn man es den Reicheren unter ihnen wehren will, dieſes und ienes zum Genus Gehörende, das das Vaterland gar nicht hat, ſich aus der Fremde kommen zu laſſen. Glaubt man ſie etwa hierdurch zum Wohlthun im Lande zu ſtimmen? Traun! man wird ſie auf ſolche Weiſe vielmehr dazu verſtimmen. Daſſelbe iſt der Fall in Anſehung der Fabrikate und Kunſtſachen, wenn ſie das Ausland offenbar beſſer hat; warum ſollen die, welche das Beſſere bezahlen können, nicht auch das Beſſere haben dürfen? Selbſt den innländiſchen Fabrikanten und Künſtlern iſt es heilſam, wenn dis unverwehrt bleibt. Sie werden dadurch aufgemuntert, in ihrem Fabrik- Manufaktur- und Kunſtweſen ihnen nützliche Fortſchritte zu machen, und bekommen zugleich Muſter zu ſehen, nach denen ſie ſich bei ihren Arbeiten bilden können. Die Hauptſache iſt und bleibt aber dis, daß das Kommerz ſo viel, als möglich, ungeſtört gelaſſen werde; denn, wie der mitbürgerliche Umgang den Mitbürgern heilſam iſt, ſo iſt auch das Kommerz, der Umgang der Völker mit einander, den Völkern heilſam. Nicht nur alſo kein Kosmopolit wäre der, der das Kommerz ſtören, oder auch nur an der Störung deſſelben Wohlgefallen haben könnte; auch kein wahrer Patriot wäre er. Der Handel mus frei bleiben; er iſt die Seele des Geſelſchaftslebens.

Fünf und vierzigſte Stunde.

Wiedervergeltungsrecht, das die Geſellſchaft handhabt.

Mit einer Art von Zuverſicht kann ich faſt darauf rechnen, daß ſo, wie ich gegen Andere handle, auch von Andern — irgend einmal wenigſtens — gegen mich gehandelt werde. Ich lebe ia nun ſchon lange genug, um auch hierher einſchlagende Erfarungen genug, theils an mir ſelbſt, theils an meinen Bekannten, eingeſammelt haben zu können, und die eingeſammelten Erfarungen beſtätigen gröſtentheils meinen Glauben, daß die Geſellſchaft ein Wiedervergeltungsrecht handhabe. Sie handhabt es in *gutem*, und auch in *böſem* Verſtande, und zwar in beiden Arten von Fällen auf einerlei Weiſe.

Oft wird das gute Handeln gegen Andere durch dieſelben Perſonen wiedervergolten, gegen die man es bezeigt, wenn ſie Kraft dazu haben, und Gelegenheit dazu bekommen. Alsdann iſt es Dankbarkeit, was ſie in Bewegung ſetzt. Dankbarkeit iſt unverwilderten Menſchen noch eben ſo natürlicheigen, wie Mitleid; ſie iſt Gegenliebe, und weſſen Herz ſchon zur Liebe überhaupt und zur Vorliebe geſtimmt iſt, der wird noch weniger Nachliebe und Gegenliebe ſchuldig bleiben. Wer alſo noch nicht ſehr verdorben iſt, der wird z. B. dem, der ihm einen wichtigen Dienſt leiſtete, auch einen wichtigen Dienſt zu leiſten gewis geneigt ſein, und wird ihm ſolchen leiſten, ſobald er kann.

Oft wird das gute Handeln gegen Andere durch Perſonen wiedervergolten, die die lieb haben, gegen welche man es bewies. Alsdann iſt es gleichſam ſtellvertretende Dankbarkeit, was den Wiedervergelt ſchaft. Solchen Perſonen kommt es ſo vor, als wäre gegen ſie ſelbſt gut gehandelt worden, und ſo thun ſie auch ſo, wie ſie glauben, daß ſie thun müſten, wenn dis wirklich der Fall wäre. Wer alſo, der ein moraliſchguter Menſch iſt, wird nicht z. B. bei vorkommender Gelegenheit die Unſchuld deſſen gern vetheidigen, der einſt ſeinen geliebten unſchuldigen Freund wacker vertheidigte?

Oft wird das gute Handeln gegen Andere auch durch ſolche Perſonen wiedervergolten, die blos Zeugen davon waren, oder wohl gar nur davon hörten. Alsdann iſt es ſchöner Nachahmungstrieb, was ſie dazu antreibt. Sie erfaren die ausgeübte trefliche Handlung, und finden ſie auch treflich; ſie entſchlieſſen ſich, ſie nachzuthun, und — an wem ſollten ſie ſie wohl lieber nachthun, als, wenn der Fall dazu einträte, an dem ſelbſt, der ſie ihnen vorthat? Erfuren ſie alſo z. B. daß dieſer ihr Vorgänger im Guten grosmüthig gegen ſeinen Beleidiger handelte, wie grosmüthig werden ſie gegen ihn handeln, wenn er unglücklicherweiſe ſie beleidigt!

Oft wird das gute Handeln gegen Andere ſogar durch Perſonen wiedervergolten, die gar nichts davon wiſſen. Hier ſcheint es bloſſes allgemeines moraliſches Gefühl zu ſein, was dieſe zur Ausübung des Guten anhält, welches zugleich, ohne daß ſie es ahnen, ein ſonderbarer Wiedervergelt wird. Sollte aber nicht eine höhere Vorſehung dabei mitwalten? Ich glaub's, und ſelig der, den ſie ſo, ohne daß er es ie erfährt, zum Wiedervergeltungswerkzeuge macht! Man trift hiervon die auffallendſten Beiſpiele an. Wie Mancher, der vor vielen Jahren durch kräftige Fürſprache einen iungen Menſchen zu Brodte brachte, fand in ſeinem hohen Alter auch wieder einen Fürſprecher, der ihm blos aus ſich ein gutes Gnadenbrodt auswirkte! Wie Mancher, der einſt einen Verfolgten gegen ſeinen Feind männlich in Schutz nahm, ward lange nachher, als Verfolgung über ihn ausbrach, von einem Redlichen, den blos ſeine bedrängte Lage rührte, auch wieder in Schutz genommen! Wie Mancher, der vormals auf einer Reiſe einen Menſchen aus einer groſſen Lebensgefar mit ſeiner eigenen Gefar rettete, ward ſpäterhin auch auf einer Reiſe von einem Fremden, der Alles deshalb wagte, aus einer groſſen Lebensgefar wieder gerettet!

Ganz auf dieſelbe Weiſe handhabt die Geſellſchaft auch im böſen Verſtande Wiedervergeltungsrecht. —

Oft wird das böſe Handeln gegen Andere durch dieſelben Menſchen wiedervergolten, welche es betraf, ſobald ſie ſtark genug dazu ſind. Alsdann iſt es Rache, was ſie dazu thätig macht, und die ſie für etwas Erlaubtes halten. Iſt es denn nicht noch immer die herrſchendere Meinung, daß man Böſes mit Böſem wohl vergelten dürfe? Sei du nur irgend Einem bei Ausführung ſeines Vorhabens unrechtmäſſigerweiſe zuwider; du kannſt darauf rechnen, daß er dir bei erſter Gelegenheit, wenn er es möglich machen kann, bei Bewerkſtelligung deines Vorhabens auch unrechtmäſſigerweiſe zuwider ſein, und dazu noch glauben werde, er thue recht daran.

Oft wird das böſe Handeln gegen Andere durch ſolche Perſonen wiedervergolten, die mit denen, welche dadurch litten, genau verbunden ſind. Alsdann iſt es eine Art von ſtellvertretender Rache, was ſie dazu anreizt, und die ſie eben ſo für erlaubt halten, als Selbſtrache. Wurden ſie auch nicht ſelbſt gekränkt, ſo fühlen ſie ſich doch in ihren gekränkten Freunden gekränkt. Können ſich dieſe nun nicht ſelbſt rächen, ſo übernehmen ſie für ſelbige das Rächeramt. Behandle du nur irgend Einen ſehr hart; wenn du auch von ihm nichts deshalb zu befürchten hätteſt, Einer ſeiner Freunde wird dich, wenn du ihm unter die Hände geräthſt, eben ſo hart behandeln.

Oft wird das böſe Handeln gegen Andere durch Menſchen wiedervergolten, die blos Kentnis davon erhalten haben. Alsdann iſts eine Art von Gerechtigkeitspflege, welche ſie treiben zu müſſen glauben, was ſie dazu aufbringt. Sie meinen, der Thäter müſſe es fühlen lernen, daß er Unrecht begangen habe, und das könne nicht beſſer bewirkt werden, als wenn ihm daſſelbe Unrecht geſchähe; wer alſo am erſten ihm ſolches zufügen könne, der müſſe es auch am erſten thun. Verſetze du nur irgend Einen in einen empfindlichen Verluſt; wenn auch er und ſeine Freunde dir nicht beikommen können, aus dem groſſen Mitbürgerhauſen wird Jemand hervortreten, der dich in einen eben ſo empfindlichen Verluſt verſetzt.

Oft wird das böſe Handeln gegen Andere ſogar durch ſolche Menſchen wiedervergolten, die auch gar nichts davon wiſſen. Hier ſcheint es bloſſe grobe Immoralität zu ſein, was ſie zur Ausführung ihres Böſen hinreiſſt, welches zugleich, ohne daß ſie es abſichtlich dazu thun, ein ebenfals ſonderbarer Wiedervergelt wird. Sollte aber eine höhere Vorſehung auch wohl ganz und gar davon auszuſchlieſſen ſein? Ich glaub's nicht — wenn ich auch nur annehme, daß ſie blos zulaſſungsweiſe dabei verfare. Läſſt ſie denn nicht Böſes zu, das gegen Unſchuldige verübt wird? Warum ſollte ſie nicht Böſes zulaſſen, das gegen Schuldige begonnen wird, für die es zugleich verdiente Strafe iſt? Doch möchte ich um keinen Preis, wie an der Stelle derer, die auf ſolche Art geſtraft werden, ſo auch an der Stelle derer, ſein, die den Strafer abgeben. Das Henkeramt, wenn es auch ſein mus, iſt wenigſtens kein ſchönes Amt, und wie, wenn Henker von ſolcher Art, am Ende auch wieder Henker für ſich zu erwarten haben? Auch von Wiedervergeltung des Böſen in dieſer Hinſicht betrachtet, gibt es die auffallendſten Beiſpiele. Wie Mancher, der einen Andern ſein Brodt raubte, ward, wenn auch lange nachher erſt, von wieder einem Andern, der damals noch nicht geboren war, ſeines eigenen Brodts beraubt! Wie Mancher, der einem Andern ſeine Ehre nahm, kam, wenn auch ſpät, durch einen Fremden, der von ſeinem ausgeübten Ehrenraube nie etwas gehört hatte, wieder um ſeine eigene Ehre! Wie Mancher, der einen Andern um ſeine Ruhe brachte, ward, wenn auch nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren erſt, durch einen ganz neuen Mitbürger, der von ihm weiter keine Kentnis hatte, wieder um ſeine eigene Ruhe gebracht!

So handhabt die Geſelſchaft Wiedervergeltungsrecht im guten und im böſen Verſtande, und man kann darauf bauen, daß dis gröſtentheils geſchehe.

Wie wird uns zu Muthe ſein, wenn für uns Wiedervergelt von ihr in *gutem* Verſtande eintritt? — Wir werden uns bald an das Gute zurückerinnern, wofür wir es als Wiedervergelt anſehen können, und dieſe Zurückerinnerung wird uns eine ſehr angenehme und erhebende Erinnerung ſein. Wir werden uns ſegnen für ienes ausgeübte Gute, und werden das gleiche Gute, das uns nun widerfährt, mit edlem Anſtande in Empfang nehmen; denn es iſt keine Gnade, die uns durch ſelbiges erzeigt wird, ſondern blos Recht, das uns geſchieht. *Verdient haben Gutes durch gleiches Gutes* — o welch ein *ſchöner* Gedanke!

Wie wird uns aber ſein, wenn Wiedervergeltungsrecht im *böſen* Verſtande von der Geſellſchaft an uns gehandhabt wird? — Wir werden uns auch bald an das Böſe zurückerinnern, für das wir es als Wiedervergelt anzuſehen haben, und dieſe Zurückerinnerung wird uns eine traurige und niderſchlagende Erinnerung ſein. Wir werden über uns fluchen des ausgeübten Böſen wegen, und werden das gleiche Böſe, das uns widerfährt, mit Schamröthe vor uns ſelbſt und vor der Welt über uns ergehen laſſen müſſen; denn es geſchieht uns dadurch kein Unrecht, ſondern wirkliches Recht. Verdient haben Böſes durch gleiches Böſes — o welch ein häslicher Gedanke!

Wie aber? wenn der Wiedervergelt von der Geſellſchaft in gutem Verſtande auſſenbliebe? — Nun, mus denn auch alles Gute gerade wiedervergolten werden? Iſt uns nicht vieles ſchon wirklich wiedervergolten worden? Thaten wir denn das Gute darum, daß es uns wiedervergolten werden möchte? Wäre der angenehme Wiedervergelt erfolgt — ſo hätten wir's gern geſehen; da er aber nicht erfolgte — was iſts weiter? Er kann ia aber auch noch erfolgen; was die Vergangenheit nicht gab, und die Gegenwart nicht gibt, kann die Zukunft geben. Und — wäre auch dis nicht der Fall — o wohl dem, der mit Bewuſtſein vieles Guten, das ihm unwiedervergolten blieb, wirklich blieb, einſt von hinnen geht!

Und wie? wenn der Wiedervergelt von der Geſellſchaft im böſen Verſtande auſſenbliebe? — Ach, dann triumfire man doch ia nicht! Man ſehe ſich blos für einen Mann an, dem es gelang, bei der Geſellſchaft liſtig durchzuſchleichen, dem aber das Durchſchleicherweſen vielleicht nicht bis an ſeinen Tod gelingen möchte! Der Wiedervergelt kann ia auch noch kommen; ſo ſchwebe man in ſteter Furcht vor ihm! Käme er iedoch wirklich nicht — o wehe dem, der mit Bewuſſtſein ſolches begangenen Böſen, wofür ihn die das Wiedervergeltungsrecht handhabende Geſellſchaft nicht abſtrafte, von hinnen geht!

Ich will mich alſo immer ſo ſetzen, daß, wenn mir von der Geſellſchaft Gutes von Belang geſchieht, ich mich an gleiche gute Thaten erinnern, und die Welt mit Fingern auf ſie zeigen könne, durch welche ich's verdiente. Immer will ich mich ſo ſetzen, daß, wenn mir von der Geſellſchaft Böſes von Belang widerfährt, ich mich nie an gleichböſe Thaten erinnern, und die Welt nicht mit Fingern auf ſie zeigen müſſe, durch die ich's verdiente. Wie frölich werde ich dann ſein, wenn mir Gutes als Wiedervergelt geſchieht! Wie gelaſſen dabei, wenn mir Böſes nicht als Wiedervergelt geſchieht! Dis iſt der wahre Weg zur Seelenruhe, und iſt denn nicht Seelenruhe mein Beſtes — mein Alles in Allem?

Sechs und vierzigſte Stunde.

Das männliche Alter der Chriſtusreligion.

Welch ein ſchöner Vollmondsabend! Ich will ihn feiern mit vollchriſtlichen Betrachtungen. — Daß die Chriſtusreligion, wie Alles, was unter die grösſeren Anſtalten der Vorſehung für die Menſchheit gehört, auch erſt ihr Kindesalter, und dann ihr jugendliches Alter, aus dem ſie ſich zu ihrem männlichen Alter erheben ſollte, gehabt haben werde, läſſt ſich gleich in voraus denken; ihre wirkliche Geſchichte iſt aber auch Zeugin davon, und ihr edler Stifter gab es ſelbſt gern zu. Was ſagte er denn damit, daß er ſeinen erſten Religionszöglingen noch Viel zu eröfnen hätte, ſie aber noch nicht fähig dazu wären, Anderes, als — daß ſeine Religion ſich bei ihnen noch in der Kindheit befinde? Fragt man, was er unter dem, was er ihnen noch zu eröfnen hätte, verſtanden haben möge, ſo laſſen ſich nach dem, was die

Urgeſchichte der Chriſtusreligion beſagt, drei Antworten darauf geben.

Das Erſte betraf *die eigentliche Beſchaffenheit und Verfaſſung ſeines zu ſtiftenden Reichs.* — Nach Anleitung des Phariſäismus erwarteten ſeine Urzöglinge ein tauſendjähriges Reich ihres Meſſias auf Erden, und, da ſie ihn ſeiner groſſen Thaten wegen für den Meſſias hielten, ſo erwarteten ſie auch nichts gewiſſer, als daß *er* dieſes Reich aufrichten werde. Man würde ſich an dem Edlen ganz unverzeihlich verſündigen, wenn man nicht eingeſtände, daß er ihnen Winke genug gegeben habe, von ihrer Erwartung abzuſtehen; umſonſt aber waren alle die Winke, welche er ihnen deshalb gab. Der Vornehmſten Einer einſt zu ſein in ſeinem tauſendiährigen Reiche, zu ſitzen darin zu ſeiner Rechten, oder Linken. — dis waren und blieben ihre Wünſche. Hätte er ſich *ganz* über die groſſe Hauptſache gegen ſie erklärt, ſo würde es ihm mit ihnen bei ſeinem Leben ſchon, wie in ſeinem Tode, gegangen ſein, wo ſie ihn insgeſamt wirklich verlieſſen, weil ſie nun ſahen, daß ihre Erwartungen *falſch* geweſen wären. Ein Reich wollte er wohl ſtiften, aber kein tauſendiähriges ſinnliches Reich, ſondern ein ewiges geiſtiges Reich. König wollte er werden im Reiche der Wahrheit und der Sittlichkeit, und da ſollten ſie mit ihm herrſchen durch die Verkündigung ſeiner Lehre. Dis lernten ſie erſt nach ſeinem Tode recht einſehen, und mit dieſer ihrer richtigeren Einſicht trat die Chriſtusreligion aus ihrer Kindheit in ihr jugendliches Alter über.

Das Zweite betraf die gänzliche Abſchaffung der moſaiſchen Kirchenordnung.— Beſage des der iüdiſchen Nation aufgezwungenen Glaubens, daß dieſe Ordnung ſich von ihrem Bundesgott herſchreibe, war ſie auch den chriſtlichen Urzöglingen, als geborenen und erzogenen Juden, heilig, und — wer kann ihnen dis verargen? Man begehe hier keinen Anachronismus, und widerlege es nicht mit ihrer ſpäteren Denkweiſe über dieſen ſo wichtigen Judenpunkt! Zu den Zeiten des Meiſters dachten ſie nicht einmal an die Möglichkeit einer gänzlichen Abſchaffung ihrer alten Kirchenordnung, ſo viel Winke er ihnen auch hierüber gab. Ja, genug Winke der Art bekamen ſie von ihm, ſowohl die Opfer, als den Sabbat, ſowohl die Reinigungen, als das Faſten, betreffend; aber ſie verſtanden auch dieſe Winke nicht.

Nur nach ſeinem Tode lernten ſie ſie erſt verſtehen, als ſie über den weſentlichen Inhalt ſeiner Lehre nachdachten. Da ſprach der Eine von ihnen blos von Reinigungen des Herzens, der Andere blos von geiſtlichen Opfern, und noch ein Anderer blos von einem Sabbat, der Ausruhung von allen beſchwerlichen Beobachtungen der alten moſaiſchen Gebräuche wäre. Da war Alles im Moſaismus nur Schatten geweſen, nur Sinnbild vom Chriſtianismus, und, als man ſo denken lernte, trat die Chriſtusreligion auch aus ihrer Kindheit in ihre Jugend über.

Das Dritte betraf die Ausrottung des religiöſen jüdiſchen Nationalſtolzes. — Dieſem waren auch die chriſtlichen Urzöglinge ergeben, und man mus ihnen ſo etwas auch gern verzeihen. Als zu dem heiligen Volke, als zu dem einzigen Volke gehörig, das Gott liebenswerth finde und liebe, hatten ſie ſich von Jugend auf betrachten, und ſo alle andere Völker verachten gelernt. Man begehe auch hier wieder keinen Anachronismus, und berufe ſich nicht auf ihre ſpätere Denkart! Bei Lebzeiten des Meiſters blieben ſie bei ihrem religiöſen Nationalſtolze; wie viel Winke hatte er ihnen aber doch auch gegeben, ihn fahren zu laſſen! Man denke hier nur an die, welche es von Morgen, von Abend, von Mittag und von Mitternacht kommen, und ſich bei Abraham, Iſaak und Jakob im Gottesreiche häuslich niderlaſſen lies! Man denke an den Heiden Zachäus, den er ſeiner redlichen Denkart wegen für einen Abrahamsſohn erklärte! Man denke an den Befehl, welchen er zulezt den Urzöglingen gab, mit ſeiner Lehre in alle Welt zu gehen! Aber auch dieſe Winke verſtanden die Urzöglinge nicht, und — wie hart hielts ſogar bei dem Erſten unter ihnen auch nachher, ſie bald zu verſtehen! Endlich lernten ſie ſie verſtehen, und betrachteten Gott nicht nur als der Juden Gott, ſondern auch als der Heiden Gott. Auch da, als dis geſchah, trat die Chriſtusreligion aus ihrer Kindheit in ihr jugendliches Alter über.

Die Urzöglinge gingen alſo beim Volksunterrichte von da aus, wo der Meiſter bei ihrem eigenen Unterrichte hatte ſtillſtehen müſſen; ſie fingen da wieder an, wo er aufgehört hatte — ganz ſeinen Wünſchen und Aufträgen gemäs, und ſo erwuchs die Chriſtusreligion ſchön. Die richtigeren Vorſtellungen vom Meſſias und von der Beſchaffenheit ſeines Reichs bekamen die Oberhand; die moſaiſche Kirchenordnung ward für ganz aufgehoben erklärt, und der religiöſe Nationalſtolz machte der allgemeinen Menſchenliebe Platz. Hieran darf es iedoch auch noch nicht genug ſein, wenn die Chriſtusreligion in ihr männliches Alter eintreten ſoll.

Die Urzöglinge hatten und reichten nun zwar in der Hauptſache würdigere Begriffe von dem Gottesreiche, deſſen Stiftung der Plan des Meiſters war, als der Phariſäismus; ſie behielten doch aber übrigens noch viel alte Meſſianiſche Nebenvorſtellungen bei. Sie glaubten und lehrten, daß das höhere Gottesreich erſt durch eine wirkliche Wiederkunft des Meiſters zum Gerichte völlig etablirt werden werde, bei der dann am iüngſten Tage alle Todten auferweckt werden würden, das Urtheil von ihm über ſie insgeſamt geſprochen werden würde, und die Gerechten in das Reich von ihm mitgenommen, die Böſen aber auf ewig davon ausgeſchloſſen werden ſollten. Veranlaſſungen zu ſolchen Vorſtellungen glaubten ſie in dem gehörten eigenen Vortrage des Meiſters zu finden, den ſie aber, wenn er zu dergleichen damals üblichen Meſſianiſchen Ideen blos kondeſcendirte, misverſtanden hatten.

Das höhere Gottesreich iſt aber nun längſt ſchon etablirt; in ſeiner vollen Glorie iſt es ſchon da, ohne daß eine wirkliche Wiederkunft des Stifters erfolgte, oder auch nur dazu nöthig geweſen wäre. Was iſt denn die chriſtliche Kirche, die ſich durch viele ganze Staaten verbreitet, anderes, als dieſes Reich? Da herrſcht nun ihr Stifter als König im Reiche der Wahrheit und der Sittlichkeit, durch ſeine Lehre über die Seelen der Menſchen, und regirt durch ſelbige die menſchlichen Einſichten, Geſinnungen und Erwartungen. Zu dem Gerichte, von welchem er ſprach, iſt er ſo, wie er es meinte, längſt ſchon wiedergekommen. Der Untergang des iüdiſchen Staats war dieſes Gericht, der dadurch erfolgen muſte, daß man ſeinen Ermahnungen zur Beſſerung, und zur ſtillen Erwartung göttlicher Befreiung von dem drückenden Römerioche dabei, kein Gehör hatte geben wollen. Uebrigens aber richtet nun Jeden ſchon ſein eigenes Gewiſſen, und wird ihn einſt noch ſtrenger richten. Statt eines allgemeinen iüngſten Tags, deſſen Glaube aus dem Phariſäismus ſich herſchreibt, gibts nun für einen Jeden einen beſonderen iüngſten Tag, und dieſer iſt ſein Sterbetag. Statt an eine wirkliche Auferſtehung aller Begrabenen zu denken, deren Glaube aus derſelben trüben Quelle flos, mus man es mit dem Fortleben aller Verſtorbenen halten. In dem Verſtande, wie es die Phariſäer meinten, ſteht gar kein Todter wieder auf. Der grobe Leib, welcher begraben wird, iſt im Grabe auf ewig dahin. Der edlere Körper entſteht gleich im Tode, und will man dis die Auferſtehung des Leibes nennen, ſo kann man es thun. Fortgelebt wird von den Sterbenden gleich auf der Stelle unter Aufſchwung auf einen andern Stern. Da werden die Weiſen und Guten ewig in Weisheit und Tugend fortſchreiten; da werden auch die Thoren mit der Zeit weiſe werden, und die Böſen mit der Zeit ſich beſſern. — Wenn dieſe Vorſtellungen im Ganzen die herrſchenderen werden, dann hat die Chriſtusreligion ihr männliches Alter erreicht.

So ſchaften nun zwar auch die Urzöglinge des groſſen Meiſters ſeinem Willen gemäs die ganze moſaiſche Kirchenordnung, welche er noch ſtehen laſſen muſte, ab; ſie behielten doch aber eine Menge von Bildern aus ihr bei, unter welchen ſie die beſſere Chriſtusreligion vortrugen. Sie verdienen die gröſſeſte Entſchuldigung deshalb, ſobald ſie es mit Juden zu thun hatten, die zwar zum

Uebertritt in die neue Kirche ſich im Ganzen geneigt zeigten, ſich aber auch zugleich daran ſtieſſen, daß ſie bei ſelbigem alles Alte, das ſie gehabt, und an das ſie ſich gewöhnt hatten, verliehren ſollten. Muſte ſolchen Leuten nun nicht die Ausſicht geöfnet werden, daß ſie das, was ſie in der alten Kirche gehabt, in der neuen wiederfänden, noch weit beſſer wiederfänden? So muſte dann aber auch eine iüdiſche Bilderſprache in den chriſtlichen Unterricht kommen. Daher alſo auch z. B. die Vorſtellung der chriſtlichen Kirche als des wahren Tempels Gottes, die Vorſtellung des Stifters derſelben als des wahren Hohenprieſters, die Vorſtellung der Siege über die grobe Sinnlichkeit als der wahren Opfer, als der wahren Reinigung, als der wahren Beſchneidung, u. ſ. w. Ja, daher ſogar die Hinſtellung des Todes Jeſu als eines Opfertodes, und die Hinſtellung ſeines vergoſſenen Bluts als eines von allen Sünden reinmachenden Bluts. Mögen alſo, wie gedacht, die Urzöglinge des groſſen Meiſters immerhin die höchſte Entſchuldigung deshalb verdienen, daß ſie dergleichen Bilder aus der moſaiſchen Kirchenordnung gebraucht haben; wozu ſollen denn nun aber dergleichen Bilder beim chriſtlichen Unterrichte ſolcher

Menſchen noch gebraucht werden, die nicht nur aus der iüdiſchen Kirche zur chriſtlichen Kirche nicht erſt übertreten, ſondern deren Vorfaren zehen Glieder hinauf rückwärts gerechnet ſchon Chriſten waren? Gebrauchten denn die Urzöglinge des groſſen Meiſters dergleichen Bilder auch wohl bei Heiden? Sie hätten ia dieſe in der That erſt in das Judenthum einweihen müſſen, um ihnen die Bilder verſtändlich zu machen, und — wozu dis? Sie trugen ihnen alſo die Chriſtusreligion gleich ohne ſolche Bilder vor. So mus es dann auch nun bei dem chriſtlichen Unterrichte in chriſtlichen Ländern gehalten werden. Die längſt abgeſchafte moſaiſche Kirchenordnung mus dabei ganz in Vergeſſenheit geſtellt werden, und man mus dabei eine rein chriſtliche Sprache führen. Der Stifter des Chriſtenthums iſt ein ſehr annehmungswürdiger Lehrer, und ſtarb auf ſeine Lehre. Unſer Glaube an ihn beſteht in Annahme chriſtlicher Erkentniſſe und chriſtlicher Geſinnungen. Chriſtliche Kirchenordnung iſt ein gottſeliges Leben, und nicht neuiüdiſches und blos moderniſirtes Cerimonienweſen. An die Stelle des moſaiſchen Dekalegs iſt das Sittengeſetz getreten, und das chriſtliche Kirchenſiſtem läſſt ſich auf einen einzigen Perioden zurückbringen, der alſo lautet — „Verehre Gott durch Rechtthun und Liebeüben bei freudiger Hofnung auf ihn für Zeit und Ewigkeit!“ — — Wenn alle aus dem Indenthum entlehnte Bilder auf die Seite geſtellt werden, dann hat die Chriſtusreligion ihr männliches Alter erreicht.

So arbeiteten nun zwar endlich auch die Urzöglinge des groſſen Meiſiers auf die Ausrottung des religiöſen iüdiſchen Nationalſtolzes wacker hin; aber — wie geſchah dis von ihnen? Sie ſprachen der iüdiſchen Nation eine eigenthümliche Heiligkeit ab, und erkannten allen Nationen ohne Unterſchied das Recht des Heiligwerdens zu, iedoch nur unter der Bedingung, daß ſie — zur chriſtlichen Kirche übergingen. Der Uebergang zu dieſer Kirche, meinten ſie, heilige allein; gerade alſo ebenſo, wie man ehemals geglaubt hatte, daß der Uebergang zur iüdiſchen Kirche allein heilige. Die Kirche aber, welche ſie auch ſei, kann unmöglich einen Menſchen heiligen, Jeden, wer heilig ſein will, kann nur ſein Herz heiligen. Mit andern Worten heiſſt dis — Jeder, wer von Gott beſonders geliebt ſein will, mus ſich ihm durch gute Geſinnungen liebenswürdig machen. Wäre die Liebenswürdigkeit bei Gott an eine gewiſſe Kirche gebunden, ſo würde dieſe Kirche längſt ſchon durch ſeine Providenzveranſtaltungen zur allgemeinen Menſchenkirche geworden ſein; die iüdiſche Kirche aber hatte unzuüberwältigende Hinderniſſe in ſich ſelbſt, als daß ſie es werden konnte, und die chriſtliche Kirche, welche ſich allerdings mehr dazu eignete, hat mit äuſerlichen Hinderniſſen ſo viel zu kämpfen, daß ſie Verzicht darauf thun mag, es ie zu werden. Es iſt aber, wie geſagt, auch nicht nöthig, daß ſie es werde. Das Herz heiligt nur, nicht aber der Zugehör zu einer gewiſſen Kirche. Alle gute Menſchen, ſie mögen ſich äuſerlich zu einer Kirche halten, zu welcher ſie wollen, ſind Heilige, und gehören zu den Bürgern des höheren Gottesreichs. Wackere Nichtchriſten beſchämen die bloſſen Namenchriſten. Ohne empfangene Taufe mit Waſſer ſind ſie durch die Taufe mit heiligem Geiſt, welche ſie ſich ſelbſt gaben, die wahren Heiligen, die wahren Geliebten und Auserwählten Gottes. — — Wenn ſo von Chriſten im Ganzen gedacht wird, dann hat die Chriſtusreligion ihr männliches Alter erreicht.

Wer ſollte ihr ſo ein männliches Alter nicht wünſchen? Der Wunſch ihres Stifters war's offenbar. Es mus Jedem, der ein Chriſt iſt, frei ſtehen, ſich für ſeine Perſon als ein Mannchriſt zu zeigen; wer aber Luſt hat, lieber ein chriſtlicher Jüngling, oder gar ein chriſtlicher Knabe, zu bleiben, der verketzere wenigſtens den nicht, der nach Mannsalter für ſich in der Chriſtusreligion ſtrebt!

Sieben und vierzigſte Stunde.

Edle und unedle Feſtigkeit.

Feſtigkeit kündigt allerdings den Mann an, aber nur ſo lange, als ſie nicht in Starrſinn übergeht; geht ſie in dieſen über, ſo kündigt ſie nicht mehr den Mann, ſondern den Klotz, an.

Es gibt eine Feſtigkeit in Meinungen, die ſehr männlich iſt. — — Sobald ich durch für mich überwiegende Gründe von der Richtigkeit einer meiner Meinungen überzeugt bin — was für ein Anſinnen an mich wär's, daß ich der entgegengeſetzten Meinung werden ſollte! Ich könnt's ia nicht einmal, wenn ich auch wollte. Erſt müſte man mir die entgegengeſetzte Meinung durch für mich überwiegende Gründe als richtiger darſtellen; ſonſt könnte ich's nicht. Mich aber etwa nur ſo zu ſtellen, als gäbe ich meine Meinung auf, von deren Richtigkeit ich doch noch überzeugt wäre — wie müſte mich dis in meinen eigenen Augen ſchänden! Gäbe ich dadurch nicht gleichſam meine Vernunft in Gefangenſchaft hin? Und — warum thäte ich dis? Doch nur bloſſer Rückſichten auf mein Aeuſerliches wegen. Verlohnt ſichs aber auch wohl der Mühe, dieſer wegen das Schönſte, was man als Menſch hat, zu verleugnen, und ſich des freien Gebrauchs ſeiner Vernunft zu begeben? Ich bleibe alſo nicht nur bei der Meinung, welche ich für richtig anerkennen mus, ſondern ich vertheidige ſie auch gegen Andere. Schwer kann mir ihre Vertheidigung gar nicht fallen; denn ich habe dabei nichts weiter zu thun, als daß ich die Gründe, welche mir für ihre Wichtigkeit überwiegend ſind, vortrage. Ob ſie es Andern auch ſein werden, darauf mus ich's freilich ankommen laſſen. Wer ſeine Meinung nicht vertheidigen kann, der rühme ſich ia keiner wahren Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit! Dächte er ihn überzeugende Gründe deutlich, ſo könnte er ſie auch gegen Andere von ſich geben; iſt aber das Letztere nicht, ſo iſt auch das Erſtere nicht, und — wenn das Erſtere nicht iſt, ſo iſt ſeine ganze Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Meinung bloſſe Selbſttäuſchung. So mags dann auch wohl um die Mehreſten von denen ſtehen, welche ihre Meinung zehenmal verändern.

Sie bilden ſich blos ein, überzeugt zu ſein, und haben die Gründe, welche ſie als Ueberzeugungsgründe für ſich angeben, nur oberflächlich geprüft. Kommts dann dazu, daß ſie ihre Meinung vertheidigen ſollen, ſo will's mit der Vertheidigung nicht fort; was erfolgt alsdann? Sie verlaſſen ihre Meinung, und nehmen eine andere an, und zwar — ganz auf dieſelbe Weiſe, d. h. nach blos oberflächlicher Prüfung der ſeinſollenden Ueberzeugungsgründe für ſie. Bei der erſten eintretenden Vertheidigung der neuen Meinung gehts ihnen dann wieder, wie bei Vertheidigung der alten, und — ſo iſts erklärt, wie es möglich ſei, daß Menſchen wohl zehenmal ihre Meinungen verändern. Unter dieſe winzige Menſchenklaſſe mag ich nicht gehören. Ich nehme keine Meinung eher an, als bis für mich überwiegende Gründe ihrer Richtigkeit eintreten, und — von mir deutlich gedacht werden. Alsdann kann ich ſie auch gegen Andere vertheidigen, und dann mögen dieſe Andere ſein, wer ſie wollen, im Nothfalle trete ich die Vertheidigung raſch an. Gehören ſie zu den Mächtigeren — o ich will ihnen zeigen, daß ich noch mächtiger bin, als ſie, und daß ich's ihnen nicht verſtatte, über meine Vernunft und Ueberzeugung zu gebieten. Gehören ſie zu den Weiſeren — hum! Auch die Allerweiſeſten irren zuweilen in ihren Meinungen, und Niemand kann auch nur für einen Halbweiſen gelten wollen, wenn er nicht Widerſpruch zu ertragen vermag. Iſt aber kein Nothfall da, daß ich meine Meinung, von deren Richtigkeit ich lebendig überzeugt bin, gegen Andere vertheidigen müſſe, ſo ſchweige ich zwar, und laſſe um mich her Meinungen haben und Meinungen verbreiten, wie man will, bleibe aber im Stillen feſt bei der meinigen.

Dis iſt edle und männliche Feſtigkeit in Meinungen; o wie ſchön iſt ſie! — Es gibt aber auch eine Feſtigkeit in Meinungen, die ſehr unedel iſt, und die, für ſo hochmännlich ſie auch ausgegeben werden mag, doch alle männliche Würde zerſtört. Ich ſoll — ja, dis iſt und bleibt wahr — wenn ich von der Richtigkeit meiner Meinung lebendig überzeugt bin, das Anſinnen an mich, ſie ohne Weiteres aufzugeben, für toll, und das Anſinnen an mich, mich ſo zu ſtellen, als gäbe ich ſie auf, für mich entehrend, finden — ich ſoll ſie im Nothfalle vertheidigen gegen Alle und Jede, um das Recht meiner Vernunft, die mein Höchſtes iſt, frei zu gebrauchen, zu behaupten. Nur ſo handle ich männlich. — Wenn nun aber der Fall einträte, daß die Gründe für die Richtigkeit meiner Meinung, welche ſeither in meinen Augen überwiegend waren, ihr Uebergewicht bei mir verlöhren, und wenn man durch Gegengründe, deren Uebergewicht ich anerkennen müſte, die Ueberzeugung in mir erweckte, meine Meinung ſei wirklich unrichtig — dürfte ich alsdann dennoch bei ihr beharren wollen? Dürfte ich mich auch nur ſo ſtellen, als beharrte ich bei ihr? So gäbe ich ia auch meine Vernunft gleichſam in Gefangenſchaft hin — wenn auch zwar nicht an Andere, doch an meine eigenen Leidenſchaften, und iſt nicht das Eine ſo unmännlich, als das Andere? Warum wollte ich nehmlich ſo handeln? Doch wohl nur, um meine Rechthaberei zu befridigen, oder meinen Stolz nicht gekränkt zu fühlen? Ein wirklicher Mann aber treibt ſo wenig Rechthaberei, als kriechendes Nachgeben, und hält es nicht mit Stolz, der ihn nur lächerlich machen würde, ſondern mit Berichtigung ſeiner Meinungen, durch die er an Anſehen bei der Welt und bei ſich ſelbſt gewinnt.

Es gibt eine Feſtigkeit in Geſinnungen, die ſehr männlich iſt. — — Wenn ich gegen etwas bin, weil ich dagegen ſein mus, indem ſich mein ganzes moraliſches Gefühl gegen ſelbiges ſträubt — welch eine Zumuthung geſchähe mir dadurch, daß verlangt würde, ich ſolle nicht dagegen, ſondern dafür, ſein! Ich dürft's ia nicht einmal, wenn ich auch wollte. Erſt müſte man mir klar machen, daß mein moraliſches Gefühl mich dismal in die Irre führe; ſonſt dürfte ich's nicht. Mich aber etwa auch blos ſo zu ſtellen, als gäbe ich meine Geſinnung auf, an deren Güte und Rechtmäſſigkeit ich doch noch immer glaubte — wie müſte mich dis ebenfals in meinen eignen Augen ſchänden! Gäbe ich dadurch nicht gleichſam mein Gewiſſen in Gefangenſchaft hin? Und — warum thäte ich dis? Doch auch nur bloſſer Rückſichten auf mein Aeuſerliches wegen. Wie? und dieſer wegen ſollte ich das Heiligſte, was man als Menſch hat, mein Gewiſſen, verleugnen, und mich der freien Befolgung ſeiner Ausſprüche begeben? Ich bleibe alſo nicht nur bei der Geſinnung, die ich für moraliſchgut und rechtlich anerkennen mus, ſondern ich lege ſie auch ferner zu Tage, und handle nach ihr fort. Ich treibe und befördere das, was mein Gewiſſen mir als etwas Gutes empfiehlt; ich unterlaſſe und ſuche zu verhindern das, was mein Gewiſſen mir als etwas Böſes wiverrathet. So thue ich ſo lange, als ſeine Urtheile und Ausſprüche dieſelben bleiben, welche ſie iezt ſind. In wie fern ich davon Vortheil oder Nachtheil für meinen äuſerlichen Zuſtand habe — dis kümmert mich nicht; den ſchönſten Gewinn höherer Art mache ich gewis dabei. Was geht über das Zeugnis des Gewiſſens, daß man ſeinen Vorſchriften gemäs wolle und handle, und über die mehr als königliche Zufridenheit mit ſich ſelbſt, welche dieſes Zeugnis gewährt?

Dis iſt edle und männliche Feſtigkeit in Geſinnungen; o wie ſchön iſt auch ſie! — Es gibt aber auch eine Feſtigkeit in Geſinnungen, die ſehr unedel iſt, und bei der aller Ruhm, daß man wirklich Mann ſei, zu Grunde geht. Ich ſoll — ia, dis iſt und bleibt auch wahr — wenn ich meine Geſinnung im Ernſt mit meinem moraliſchen Gefühle ganz übereinſtimmend finde, die Zumuthung, ohne Weiteres ſie zu verändern, für abſcheulich, und die Zumuthung, mich ſo zu ſtellen, als hätte ſie ſich verändert, für niderträchtig erklären — ich ſoll ſie frei zu Tage legen, und nach ihr immer forthandeln, um die Ehre, nur nach den Ausſprüchen meines Gewiſſens, das mein Heiligſtes iſt, geſinnet zu ſein, zu behaupten. Nur ſo handle ich männlich. — Wenn ſich's nun aber ereignete, daß mein Gewiſſen mit der Zeit entgegengeſetzte Ausſprüche zu thun anfinge, oder daß Andere mich auf die Entdeckung brächten, mein moraliſches Gefühl habe mich dismal irre geführt — dürfte ich alsdann dennoch bei meiner Geſinnung beharren wollen? Dürfte ich mich auch nur ſo ſtellen, als beharrte ich bei ihr? So gäbe ich ia auch mein Gewiſſen gleichſam in Gefangenſchaft hin — wenn auch zwar nicht an Andere, doch ebenfals, wie es der Vernunft oft geht, an meine eigenen Leidenſchaften; beide Arten von Gefangengebung ſind aber, wie geſagt, gleichunrühmlich. Warum wollte ich nehmlich ſo handeln? Doch wohl nur, um meinen Eigennutz zu befridigen, oder Rache an Andern auszuüben? Der wirkliche Mann aber verachtet den Eigennutz, und ſchämt ſich ieder Art von Rache nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor ſich ſelbſt.

Es gibt eine Feſtigkeit in Planausführungen, die ſehr männlich iſt. — — Hat ein Plan, den ich gemacht habe, nicht blos meinen Beifall, ſondern auch den Beifall der Rechtſchaffenen — wer wäre ich, wenn ich ihn eintretender Hinderniſſe wegen gleich wieder aufgeben könnte?

Hätte ich dieſe auch nicht vorhergeſehen, ſo muſte ich ſie doch vorherglauben; wann gab's denn wohl auch einen der edelſten Plane, der nicht Ausführungshinderniſſe fand — ſie mochten nun von bösgeſinnten Menſchen, oder von bloſſen und aller Geſinnung beraubten Umſtänden, herrühren? Ich würde doch wohl vorher, ehe ich den Plan machte, meine Kräfte berechnet haben. Hätte ich ſie nicht ſtark dazu gefunden, ſo hätte ich ihn nicht machen müſſen; fand ich ſie aber ſo, ſo müſſen auch eintretende Hinderniſſe mir nicht gleich den Muth benehmen — ich verleugnete ia ſonſt und gäbe gleichſam in Gefangenſchaft hin meine Kräfte. Zu dieſer Gefangengebung und Verleugnung ſoll mich ſo wenig etwas bewegen, als zur Verleugnung und Gefangengebung meiner Vernunft und meines Gewiſſens; auch meine liebſten Freunde ſollen mich nicht dazu bewegen können. Ich arbeite alſo herzhaft fort, und ſetze mich mit allen meinen Kräften den eingetretenen Hinderniſſen entgegen — in der Hofnung, daß ich ſie beſiegen werde.

Dis iſt edle und männliche Feſtigkeit in Planausführungen; o wie ſchön iſt ſie! — Es gibt aber auch eine Feſtigkeit in Planausführungen, die ſehr unedel iſt, und die nicht den wahren Mann anzeigt. Ich ſoll — ia, dis iſt und bleibt auch wahr — eingetretenen Hinderniſſen bei Ausführung meines wackern Plans tapfer entgegenarbeiten, mit allen meinen Kräften entgegenarbeiten, und auch durch die erſten misgelungenen Kämpfe, ia, ſogar durch viele ſolcher Kämpfe mit ihnen mich nicht zurückſchrecken laſſen. Nur ſo handle ich männlich. — Wenn aber alles Kämpfen nichts hilft, und ich offenbar ſehe, daß die Hinderniſſe von mir nicht überwältigt werden können — wozu alsdann weiterer unnützer Kampf mit ihnen? Will ich wirklich Mann ſein, ſo mus ich dann den fehlgeſchlagenen Plan aufgeben, und einen andern machen. Ich gäbe ia ſonſt meine Kräfte gleichſam in Gefangenſchaft an die Hinderniſſe nicht ſowohl, als vielmehr an meinen eigenen Trotzſinn, hin. Was kann mir denn aber, wenn ich den fehlgeſchlagenen Plan gänzlich aufgebe, weiter nachgeſagt werden, als daß ich mich bei Berechnung meiner Kräfte zu ſeiner Ausführung verrechnet hätte? Sind nun die eingetretenen unüberwindlichen Hinderniſſe von ganz unerwarteter Art, ſo beſchimpft mich eine ſolche Verrechnung gar nicht.

Acht und vierzigſte Stunde.

Monumente.

Monumente ſollten eigentlich nur Menſchen, die man nicht mehr ſehen kann — Verſtorbenen — geſetzt werden. Der urſprüngliche Begrif des Worts ſelbſt bringt es nicht nur ſo mit ſich, ſondern die Todten erfaren auch nichts von der Ehre, welche ihnen widerfährt, und können ſie mithin nicht vergelten. Die, welche ſie ſo hoch beehren, ſind alſo von allem Verdachte frei, daß ſie dadurch ſich bei ihnen einzuſchmeicheln, und ihre Gunſt ſich zu erwerben ſuchten. Ich dächte auch faſt, daß es Jeder übel nehmen müſte, wenn ihm bei ſeinem Leben ſchon ein Monument geſetzt würde. Kommt es nicht bald ſo heraus, als wenn man damit ſpräche — „wir wollen nur dafür ſorgen, daß du nicht etwa gar, während daß du noch zu ſehen biſt, und umherwandelſt, ſchon vergeſſen werdeſt" — ?

Man hat für und wider die Setzung der Monumente für Verſtorbene geſprochen. Wahr bleibts, daß ſie in unſeren Zeiten, wo die Geſchichte Alles treu und fleiſſig aufbewahrt, nicht nothwendig ſind, um das Andenken an Menſchen, die es verdienten, zu erhalten. Ohne Zweifel ſchreiben ſie ſich aus Zeiten her, wo blos mündliche Tradition noch Alles in Allem war; ſtehen wir denn nicht bei manchem alten Denkmale nachfragend, wem es gelte, ohne richtige Antwort darauf zu erhalten, weil die Tradition ſich verlohren hat, und die ſchriftliche Geſchichte fehlt? Jetzt iſts anders. Alles Gute und Böſe von groſſem Belange überliefert die Geſchichte dem Andenken der Nachwelt, und die Monumente, welche ſie ſetzt, ſind dauerhafter, als alle Monumente von Marmor, Erz und Felſenmaſſen, die die Kunſt ſetzt. Was würden auch ſogar dieſe, wenn ſie noch ſo feſt ſtänden, nach Jahrhunderten ſein, wenn uns die Geſchichte nicht über ſie verſtändigte? Es würde der Nachwelt mit ihnen eben ſo gehen, wie mit den Denkmälern aus der Vorwelt, über die die mündliche Tradition ſich verlohren hat, und keine ſchriftliche Geſchichte iemals da war.

Wenn es nun auf ſolche Weiſe wahr iſt, daß Monumente in unſeren Zeiten nicht nothwendig ſind, um das Andenken an Menſchen, die es verdienten, zu erhalten: ſo mus es auch wohl Jedem als Wahrheit gleich einleuchten, daß wenigſtens kein offenbarer Luxus damit getrieben werden ſollte. Kann man das Ueberſchwengliche, welches auf ſo etwas iezt Ueberflüſſiges verwendet wird, nicht iezt beſſer verwenden? Die Todten prächtig ehren, und die Lebenden dabei Noth leiden laſſen — welche unverantwortliche Handlungsweiſe! Was würden die Verſtorbenen, welche man ſo prächtig ehrte, ſelbſt dazu ſagen, wenn ſie davon Nachricht bekämen? Würden ſie nicht ihr höchſtes Misfallen daran zu erkennen geben, daß man ſie, die in ihrem Leben nüzlich zu werden ſich anſtrengten, und auch wirklich ſehr nüzlich wurden, nach ihrem Tode noch ſchädlich machte? Wie wär's alſo, wenn man, ſobald man Edle aus der Vorwelt mit groſſem Koſtenaufwande öffentlich ehren will, ſie lieber durch Stiftung ſchöner Inſtitute ehrte, die man nach ihrem Nahmen benennte, oder durch Austheilung reichlicher Wohlthaten an einem gewiſſen Tage im Jahre, an welchem ihr ſchöner Nachruhm laut ertönte?

Auf ſolche Weiſe wäre dann auch der Grund, welchen die Vertheidiger öffentlicher Monumente von der ſchuldigen Dankbarkeit der Nachwelt hernehmen, von keinem beſonderen Belange. Mus denn die Nachwelt ihre Dankbarkeit gegen groſſe verdienſtvolle Vorfaren gerade durch Setzung eines Monuments für ſie bezeigen? Bezeigt ſie ſolche nicht auch auf die eben angegebene Weiſe? ia, bezeigt ſie ſie nicht auf dieſe Weiſe beſſer, da ihre Dankbarkeit gegen die Vorwelt zugleich Wohlthätigkeit gegen die Mit- und Nachwelt wird?

Wenn die Vertheidiger der Monumente zwar zugeben müſſen, daß man es iezt der Geſchichte getroſt überlaſſen könne, daß das Andenken an groſſe Männer im eigentlichen Verſtande nicht verlohren gehen würde: ſo ſtellen ſie doch Viel auf die Meinung, daß der Anblick ihnen geſetzter Denkmäler uns weit öfter an ſie erinnere, als wir uns blos aus uns ſelbſt an ſie erinnert haben würden. Anfangs, wenn die Denkmäler noch neu ſind, oder auch dann, wenn man ihren Anblick nicht immer hat, mag dis ſeine Richtigkeit haben; iſt man aber erſt an den Anblick gewöhnt, ſo geht man neben ihnen vorbei, ohne etwas weiter zu denken. Uebrigens aber würde ich mein eigenes Gefühl verleugnen, wenn ich nicht eingeſtände, daß es z. B. einen tiefen Eindruck auf das Gemüth mache, wenn man ſich auf einem Platze befindet, auf welchem die Statüen vieler groſſen Männer der Vorwelt zugleich aufgeſtellt ſind, und den man nur ſelten beſucht, oder wohl gar zum erſten male beſucht.

Auch die Uebung der Kunſt durch Verfertigung ſolcher Monumente pflegt als Vertheidigungsargument für ſie gebraucht zu werden. Dis mus allerdings zugegeben werden; kann ſich nicht aber auch dieſelbe Kunſt auf andere, und zwar noch weit nützlichere Weiſe, wie z. B. an den öffentlichen Häuſern nothwendiger und heilſamer Inſtitute üben? Soll man in der Uebung der Kunſt durch Monumenterrichtungen nachſehen, ſo bleibts immer die Hauptſache, daß dergleichen Uebung nicht zu groſſen Aufwand verurſache.

Monumente an Grabſtäten zu ſetzen, ſollte den Familien ſogar ganz verboten werden. Es iſt an den unverdienten Denkmälern ſchon genug, welche der Staat oft ſetzt; wozu dergleichen noch von einzelnen häuslichen Geſelſchaften? Ein guter Vater, ein guter Gatte zu ſein, gehört unter die vollkommenen Pflichten; der bloſſen Ausübung vollkommener Pflichten aber gebärt gar kein öffentliches Denkmal. Kinder, iſt euer Vater ein guter Vater geweſen, ſetzet ihm ein Denkmal in eurem Herzen! Gatte, iſt dein Gatte ein guter Gatte geweſen, halte du es auch nur ſo! Die Ehrendenkmäler verliehren in der That dadurch allen Werth, wenn ſie zu ſehr vervielfältigt werden, und Jeder, wer dergleichen eins verdiente, müſte ſich's ausdrücklich verbitten, nach ſeinem Tode auf eine ſo triviell gewordene Weiſe verehrt werden zu ſollen. Die Misbräuche, welche in Familien mit Gräbermonumenten getrieben werden, gehen aber auch ſo weit, daß es Zeit iſt, ihnen mit Gewalt und durch ein allgemeines Verbot ſolcher Familienmonumente Einhalt zu thun. Der Narren hier nicht einmal zu gedenken, welche wohl ſelbſt in ihrem Teſtament befehlen, daß ihnen ein Grabdenkmal von den Erben geſetzt werden ſolle; wie vielen Erblaſſern wurden nicht ſchon blos darum dergleichen von den Erbnehmern freiwillig geſetzt, weil das Erbe ſich ſehr hoch belief, obgleich alle Welt wuſte, daß es zuſammengekargt, zuſammengewuchert und zuſammengeſtohlen ſei! und wie oft ſezzen Gatten nicht ſchon einander ſo ein Grabdenkmal, die unter ſich einen ſtillen Vertrag gemacht hatten, einander zu Tode zu ärgern, ſo, daß alſo der, welcher den andern begraben lies, dadurch ſeine Freude darüber zu Tage legte, daß er nicht todt geärgert worden ſei, ſondern todt geärgert habe! Daß es läppiſch ſei, und gar nicht zugegeben werden ſollte, Kinder mit Grabmälern zu beehren, bedarf wohl keiner Erwähnung. — —

Ich komme nun auf meinen heutigen Hauptpunkt. Ich halte es ſehr mit einer gewiſſen Art von Monumenten; dis ſind nicht die, welche man ſich nach ſeinem Tode von Andern erſt ſetzen läſſt, ſondern die, welche man ſich ſelbſt ſchon bei ſeinem Leben ſetzt ...... Indem ich dieſen Gedanken denke, fällt mir unwillkürlich etwas Lächerliches ein. Es ſind Beiſpiele genug davon da, erwähnte ich vorhin, daß Narren in ihrem Teſtament befohlen haben, daß ihnen ein Grabdenkmal von den Erben geſetzt würde; wie? wenn es einen Erznarren gäbe, der ſich ſelbſt an ſeiner erwählten künftigen Grabesſtäte ein Monument von Stein, oder Erz, errichtete? .. Nun, ſo mag er's thun! Hier iſt die Rede von Monumenten, die man durch herrliche Segensſtiftungen und durch groſſe Verdienſte um die Geſelſchaft ſich ſelbſt errichtet. Iſt

z. B. Jemand ein Regent, ſo darf er nur eine vollkommenere Juſtitz im Lande einführen, oder neue Schulen bauen und das Erziehungsweſen verbeſſern, oder öffentliche Humanitätsanſtalten errichten, oder bequeme und liebliche Landſtraſſen ſchaffen — und er kann mit Gewisheit darauf rechnen, daß ſein hochwerthes Andenken bei ſeinem Volke nie erlöſchen werde. Iſt Jemand ein Staatsmann, ſo darf er nur heilſame Projekte machen, ihre Genehmigung von der oberſten Landesbehörde bewirken, und ſie zur Ausführung bringen, oder hohe Handlungen ächter Gerechtigkeitspflege ausüben, oder ſich als groſſer Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, der Induſtrie und des Handels im Lande zeigen, oder es dahin bringen, daß drückende Laſten ſeinen Mitbürgern abgenommen werden — und er kann darauf bauen, daß ſein Nahme im Vaterlande ſchön unvergeslich bleiben werde. Iſt Jemand ein Gelehrter, ſo darf er nur wichtige neue Entdeckungen in den Wiſſenſchaften machen, oder eine groſſe alte Fehde unter ſeinen Mitbrüdern glücklich beilegen, oder die Kirche von Irthümern reinigen, oder über einen für die Menſchheit wichtigen Gegenſtand ein köſtliches Werk ſchreiben — und er kann ſich darauf verlaſſen, daß man ſeiner undankbar vergeſſen werde. Iſt Jemand ein Kunſtgenie, ſo darf er ſich nur als ein groſſer Künſtler zeigen, oder wichtige Erfindungen in ſeiner Kunſt der Welt vorlegen, oder auſſerordentliche Kunſtwerke hinterlaſſen — und er kann ſich ebenfals einer wünſchenswerthen Unvergeslichkeit getröſten.

Auf ſolche Weiſe ſetzen ſich ſelbſt ſchon alle dergleichen Männer die dauerhafteſten Monumente, und können darüber lächeln, daß ihnen die Nachwelt erſt Monumente noch ſetzen ſolle. Dieſe mag es zwar thun, aber ihrer Meinung nach nur in der Geſchichte, und daß dis geſchehen werde, können ſie als ausgemacht vorausſetzen. Die Geſchichte thut dann aber doch auch nichts weiter, als daß ſie die Denkmäler angibt und beſchreibt, welche ſie ſich ſelbſt geſetzt haben, und ſo möchten auch dieſe ſogar wieder einfallen, in ihr prangten ſie doch auf immer fort. — O wie viel würde die Menſchheit dabei gewinnen, wenn der Geſchmack, ſich ſo Denkmäler ſelbſt zu ſetzen, unter ihren Männern recht herſchend würde!

Neun und vierzigſte Stunde.

Klugheit und Herzensgüte in ſchönem Verein.

Klugheit und Herzensgüte ſollen heute meine Gegenſtände ſein. — Was denke ich mir bei Klugheit? Dis, daß man ſich auf das, worauf man ſich einläſſt, was man vorhat, womit man ſich abgeben will, gehörig verſtehe, ſo, daß man es nicht nur betreiben, ſondern auch ausführen möge. — Was denke ich mir bei Herzensgüte? Dis, daß man es mit dem, worauf man ſich einläſſt, was man vorhat, womit man ſich abgeben will, wacker meine. Nun will ich einmal Klugheit ohne Herzensgüte annehmen, und dann Herzensgüte ohne Klugheit.

Klugheit ohne Herzensgüte iſt die wahre Verleiterin zum Böſen, und führt oft zu den ärgſten Bosheiten hin. Man kann ſich vermöge derſelben auf das Böſe verſtehen, ſobald man das Böſe will; man will es aber auch, weil man herzensſchlecht iſt. Im geſellſchaftlichen Leben entſtehen aus ihr alle Plane, Andere zu überliſten, zu betrügen und zu verführen. Sie macht immer Menſchen in ihrem Wirkungskreiſe zu furchtbaren Menſchen, ſogar bei geringeren Kräften, weil ſie Andere überſehen, die wohl noch dazu nicht auf ihrer Hut vor ihnen ſind. Hat ſie vollends auch groſſe äuſerliche Macht in Händen — o dann wehe der Geſellſchaft bei ihr! Hat denn die Geſchichte nicht Beiſpiele davon aufzuweiſen, daß ein ſehr mächtiger Einzelner, der klug war, ohne herzensgut zu ſein, die halbe Welt zerſtörte?

Herzensgüte ohne Klugheit iſt die wahre Verleiterin zum Thörichten, und führt oft zu den ärgſten Thorheiten hin. Man meints bei ihr zwar in Allem gut; man verſteht ſich aber nicht darauf, offenbaren Fehlern beim Gutmeinen auszuweichen, oder ſich doch wenigſtens noch zu rechter Zeit zurückzuziehen. Im geſellſchaftlichen Leben iſt ſie die Urſache, daß man ſich von Andern überliſten, betrügen und verführen läſſt. Sie macht immer unglückliche Menſchen, weil man bei ihr von klugen Böſen überſehen und gemisbraucht wird, ia, oft ohne ſeinen Willen für die Geſellſchaft Schaden anrichtet, den man hernach nicht wieder gutmachen kann. Stehen herzensgute Nichtkluge vollends hoch — o wehe dann auch der Societät! Hat die Geſchichte nicht ebenfals Beiſpiele davon aufzuweiſen, daß ein ſehr hoher Einzelner, der herzensgut war, ohne klug zu ſein, ſein ganzes Land ins Verderben ſtürzte?

Alſo — Klugheit und Herzensgüte im Verein — ſo ſtehe es um uns! Mit Recht nenne ich dieſen Verein ſchön; denn er ſchaft erſt wahre, eigentliche, ganze Menſchen an ſich. Kopf und Herz — Verſtand und Wille — Beide müſſen ausgebildet ſein; nicht Eins davon blos. Man habe alſo Klugheit — Ausbildung des Verſtandes! Man habe auch Güte — Ausbildung des Herzens! Dann, dann hat man nicht blos halbe, ſondern ganze menſchliche Ausbildung. — Schön nenne ich dieſen Verein aber auch darum, weil er zum geſelſchaftlichen Leben erſt wahrhaftig geſchickt macht, in welchem man leicht von Andern gemisbraucht werden kann, aber auch ſelbſt Andere misbrauchen kann. Man habe alſo Klugheit; ſo läſſt man ſich von Anderen nicht misbrauchen! Man habe auch Herzensgüte; ſo wird man ſelbſt Andere nicht misbrauchen! . . Bei dieſem ſeligen Verein iſt man keiner Bosheit fähig, und verfällt auch auf keine Thorheit . . . Ich will mir ihn iezt von vielen Seiten des Lebens unter Meinesgleichen her recht anſchaulich zu machen ſuchen. Mit Herzensgüte, der der Vorrang gebürt, will ich allemal dabei anfangen, und mit Klugheit ſchlieſſen.

1. Geſelligkeit betreffend. — Geſelligkeit iſt dem guten Herzen eigen. Menſchen ſind ia zum geſelſchaftlichen Leben beſtimmt; wie ſchickte ſich der auch nur im Geringſten zu demſelben, dem's an der erſten Eigenſchaft dazu fehlte, und der nicht geſellig wäre? Wie könnte man ohne Geſelligkeit ſich auch Andern mittheilen, und Andere in den Stand ſetzen, ſich uns mitzutheilen? Alſo — Geſelligkeit gehört zur Herzensgüte; erhalte dich mithin ia bei ihr! Aber — übe ſie auch mit Klugheit aus! Uebe ſie immer ſo aus, daß ſie dir zur Ehre, zur Freude und zum Segen gereiche! Uebe beſonders die engere Geſelligkeit ſo aus, und ſchlieſſe dich nie an Menſchen anders, als mit der gröſſeſten Klugheit, an! Auf genaueren Umgang beruhet oft alle Würde und Zufridenheit des Lebens.

2. Offenheit betreffend. — Offenheit iſt dem guten Herzen eigen. Wie Andere ſich ihm durch ſie empfehlen, ſo empfiehlt es ſich ſelbſt gern

durch ſie. Wer ſich keiner Unlauterkeit in ſeinen Vorſätzen, Abſichten und Geſinnungen bewuſt iſt, der öfnet ſich ganz unbefangen, theilt ſeine Empfindungen und Meinungen getroſt mit, und läſſt in ſich hineinblicken, weil Alles rein darin iſt. Erhalte dich alſo ia bei Offenheit — iedoch an der Hand der Klugheit! Sei nicht gegen Jeden ohne Unterſchied offen, du magſt ihn kennen, oder nicht; ſei am wenigſten gegen deine Feinde offen! Man könnte deiner Gutmüthigkeit nur Urtheile ablocken wollen, um ſie zu deinem Nachtheile morgen ſtadt- und landkundig zu machen; halte dich alſo, ſobald du ſo etwas merkſt, vom Urtheilen zurück! Man könnte gleisneriſch dich um einen ehrlichen Rath bitten, um ſich auf ihn, als auf den Deinigen, dreuſt zu berufen, und dich dadurch wohl gar in Händel mit den Obern zu verwickeln; ſcheint dir's auch nur einigermaſſen ſo, ſo zieh dich vom Rathgeben zurück!

3. Zutraulichkeit betreffend. — Zutraulichkeit iſt dem guten Herzen eigen. Wer Vertrauen auf ſich ſelbſt haben kann, der möchte auch gern Vertrauen auf alle Menſchen haben können; wer ſich über Zutraulichkeit Anderer zu ſich freuet, der erfreuet auch gern Andere mit der ſeinigen.

Erhalte dich alſo in deiner zutraulichen Stimmung; — mus dich aber die Klugheit ſchon bei Offenheit leiten, wie vielmehr bei Zutraulichkeit! Es ſei dir nicht genug, daß der, dem du dein Zutrauen widmeſt, ſich deſſelben durch ſchlechte Handlungen gegen dich ſelbſt noch nicht unwürdig gemacht habe; er mus dir auch ſehr genau bekannt, und zwar als ein Menſch von durchaus edlem Karakter, bekannt ſein. Denke, wie es dir ſonſt gehen würde, wenn du bei ihm guten Rath ſuchteſt, oder einen Handel mit ihm ſchlöſſeſt, oder ihm deinen höchſten Wunſch offenbarteſt, oder ihm deine Plane entdeckteſt, oder ſonſt ein Geheimnis in ſeinen Buſen niderlegteſt! Er würde dir einen Rath geben, deſſen Befolgung für dich übel abliefe; er würde bei Abſchlus des Handels dich ſehr übervortheilen; er würde deinen Wunſch vereiteln; er würde deine Plane hinter deinem Rücken unausführbar machen; er würde dein ihm anvertrautes Geheimnis nach Marktſchreierart in das Publikum bringen.

4. **Theilnehmung** betreffend. Theilnehmung iſt dem guten Herzen eigen. Es nimmt ſie ſelbſt ſo dankbar in Empfang; wie ſollte es ſie nicht auch willig leiſten? Es nimmt Theil an guten und an böſen Lagen Anderer. Zu ienen wünſcht

es innig Glück; dieſe bedauert es innig. Warlich, ein ſchöner Herzensſchmuck — die Theilnehmung! Erhalte dich alſo ia bei ihr — aber doch auch als ein kluger Mann! Frag allemal erſt, ob es gute oder böſe Menſchen ſind, deren gute Lagen du erblickſt oder erfärſt; damit du ſie nicht, wenn ſie etwa böſe Menſchen wären, durch zu herzliches Glückwünſchen in ienem falſchen Wahne, dem ſie ſo ſchon genug ergeben ſind, als hätten ſie ihre gute Lage verdient, noch mehr beſtärkſt, und ſie noch übermüthiger machſt, als ſie ſo ſchon ſind! Ebenſo frag auch allemal erſt, ob es gute oder böſe Menſchen ſind, von deren böſen Lagen du Kentnis erhältſt; du würdeſt ſie ſonſt auch nur, wenn ſie etwa böſe Menſchen wären, in dem gleichfals falſchen Wahne, an dem ſie ſo ſchon genug hangen, als hätten ſie ihre böſe Lage nicht verdient, durch dein zu herzliches Bedauern nur noch mehr befeſtigen, und ſie zu noch lauteren Schmähern der Weltregirung machen, als ſie ſo ſchon ſind.

5. *Dienſtfertigkeit* betreffend. — Dienſtfertigkeit iſt dem guten Herzen eigen. Wozu deine Kräfte, denkt der Gutherzige, und wozu die Gelegenheiten, ſie für Andere zu gebrauchen, wenn

du ſie nicht für ſelbige gebrauchen ſollteſt? Biſt du nicht auch um ſo mehr dazu verpflichtet, ie mehr Andere ihre Kräfte ſchon für dich in Bewegung ſetzten, und noch immer ſetzen? Er dient alſo gern, ertheilt gern Wolthaten, und hilft gern mitarbeiten; ia, dis iſt das wahre Leben des Herzens für den Gutgeſinnten. Erhalte dich alſo ia bei Dienſtfertigkeit — betreibe ſie aber auch nach den Regeln der Klugheit! Wenn du einem Anderen einen Dienſt leiſten wollteſt, den er ſich ſelbſt leiſten könnte, wenn er nicht zu faul dazu wäre — billigteſt du nicht dadurch ſeine Faulheit? Wenn du Wohlthaten Leuten erzeigen, wohl gar fortgeſetzt erzeigen wollteſt, die offenbar alle Wohlthaten, wohl gar deine eigenen ſchon, niderträchtig verſchwenden — verſchütteteſt du damit nicht dein Wohlthun blos? Wenn du dem arbeiten helfen wollteſt, der dich zum Mithelfer beim Böſen, oder gar zum Werkzeuge deſſelben, gebrauchen zu wollen, das volle Anſehen hat — könnteſt du dich ſo von ihm misbrauchen laſſen?

6. Dankbarkeit betreffend. — Dankbarkeit iſt dem guten Herzen eigen, ſo eigen, wie Mitleid. Es kann nicht eher ruhen, bis es ſie geäuſert hat, und glaubt ſie nicht ſtark genug äu-

ſern zu können. Nichts iſt ihm ſchändlicher, als Undank; weil er nicht nur an ſich ein häsliches Laſter iſt, ſondern auch zu noch mehreren häslichen Laſtern geradezu führt. Man findet ia Dankbarkeit bei Thieren; wie wollte alſo der Menſch ſie nicht hegen, und ſich lieber noch unter die Thiere herabwürdigen? Erhalte dich alſo ia bei ihr — die Klugheit ſei aber auch bei ihren Erweiſungen deine Führerin! Sobald dein Wohlthäter die Wohlthätermaske ablegte, welche er nur annahm, um dein Verführer zu werden, verſag ihm gleich allen Dank für ſeine Wohlthaten! Sobald er dreifach für das dir erzeigte Gute von dir nachher bezahlt ſein will, kündige ihm alle Erkentlichkeit auf, und gib ihm ſein Gutes zurück! Sobald er es darauf anlegt, dich gar zu ſeinem Sklaven machen zu wollen, nimm die Ketten, welche er dir anlegen will, und zerſchlag ſie zu ſeinen Füſſen, und lache dann darüber, wenn er dich einen Undankbaren ſchilt.

7. **Verſöhnlichkeit** betreffend. — Verſöhnlichkeit iſt dem guten Herzen eigen. Nie erlaubt es ſich Rache; weil Rache die Feindſchaften verlängert, oft verewigt, und nicht nur den noch verſchlechtert, gegen den ſie ausgeübt wird, ſon-

dern auch den ſchlecht macht, der ſie ausübt. Es iſt daher immer geneigt zur Grosmuth, zum Nach- und Vergeben und zu allen Ausübungen der Feindesliebe, die ſeiner Güte die Krone aufſetzt. Erhalte dich alſo ia bei Verſöhnlichkeit — aber auch bei Klugheit! Gib, wenn du offenbar Recht haſt, dem nicht nach, der bloſſe Rechthaberei treibt; du haſt ſonſt verſpielt bei ihm, und er verlangt es immer ſo. Begib dich zwar der Rache, aber der Selbſtvertheidigung nicht; du machſt ſonſt deinen Feind nur noch dreuſter und kühner gegen dich. Vergib deinem Beleidiger nicht eher, bis er Reue bezeigt; er verdient nicht nur eher keine Vergebung von dir, ſondern er würde es auch dafür annehmen, daß du ſelbſt erklärteſt, ſeine dir zugefügte Beleidigung habe nichts auf ſich, und würde ſie alſo öfter verſuchen. Wiederholt er nach bezeigter Reue und nach erhaltener Vergebung die Beleidigung wieder, und wechſelt er wohl immer damit ab, daß er dich bald beleidigt, bald um Vergebung bittet u. ſ. f. ſo las ihm weiter keine Vergebung zukommen; du machteſt dich ſelbſt mit deiner Humanität nur lächerlich vor der Welt, ia, lächerlich ſogar in ſeinen eigenen Augen. Will er nur unter der Bedingung aufhören, dein Feind zu ſein, daß du deine Pflicht, ihn an ſeine Pflichten zu erinnern, vernachläſſigteſt, ſo las ihn deinen Feind bleiben! Ebenſo mache es auch, wenn er die Ausſöhnungsbedingung ſetzt, daß du einen Dienſt, den dein treuer Freund von dir begehrt, und von dir wohl gar verſprochen bekam, ihm leiſten ſollteſt! Hätteſt du dich aber mit irgend einem Andern auch wirklich ausgeſöhnt, ſo brich doch genaueren Umgang mit ihm, wenn er ſonſt Statt fand, ab, ſobald du ſieheſt, daß du einen Menſchen an ihm vor dir habeſt, mit dem kein Vertrag für dich iſt, und deſſen groſſe Nähe dir immer neue Unruhen und Zänkereien verurſachen würde! — —

So Klugheit und Herzensgüte in Verein! Schön, wunderſchön iſt dieſer Verein, dieſer Bund; denn er macht uns an und für uns ſelbſt erſt zu ganzen Menſchen, und gibt uns auch erſt die rechte Geſchicklichkeit zum geſelſchaftlichen Leben.

Wollte nun noch Jemand die Frage aufwerfen, was man, wenn ſchlechterdings zwiſchen Klugheit ohne Herzensgüte, und Herzensgüte ohne Klugheit, gewählt werden müſte, von Beiden zu wählen hätte, ſo iſt hier meine Antwort darauf — — „Stände es ſo mit einer ſchlechterdings nothwendigen Wahl unter Beiden, ſo müſte man auch ſchlechterdings Herzensgüte ohne Klugheit wählen; denn es iſt, wenn Eins von Beiden ſein ſoll, am Ende doch wohl beſſer, ſich von Andern überliſten, betrügen und verführen zu laſſen, als Andere zu überliſten, zu betrügen und zu verführen. Es gibt aber ſo eine ſchlechterdings nothwendige Wahl unter Beiden nicht, ſondern man kann Beide in Verein haben, ſobald man nur will; warum nun aber nicht Beide zugleich haben wollen? Man kann, in der Bilderſprache des groſſen Mannes von Nazaret geſprochen, die Schlange und die Taube zugleich in ſich haben. Nur mus auch ieder davon ihr rechter Platz angewieſen werden. Die Schlange gehört in den Kopf, und nicht ins Herz — die Taube gehört ins Herz, und nicht in den Kopf. Ziſcht die Schlange im Buſen, und girrt die Taube im Gehirn — o wehe! Nein, die Taube girre im Buſen, und die Schlange ziſche im Gehirn!

Funfzigſte Stunde.

Deutſche Vorwelt.

Nicht in die Zeiten, welche Tacitus beſchrieb, will ich mich iezt zurückverſetzen — auch nicht in die Zeiten des Mittelalters — auch nicht einmal in die Zeiten der Reformation; nein, ich will die deutſche Vorwelt blos betrachten, wie ich ſie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei meinem Eintritte in ſie im Ganzen vorfand.

Pietät traf ich da bei meinen Landsleuten an. — Mag es ſein, daß ſie auf bloſſe kirchliche Dogmen noch zu viel hielten; mag es ſein, daß ſie das Cerimonienweſen noch zu eifrig betrieben — ſie hingen doch feſt an Gott, und Atheiſten fand man nur noch einzeln, und zwar blos unter den Gelehrten, allenfals auch unter den Groſſen. Die Nation ſelbſt glaubte herzlich an Gott, erkannte ihn für den Weltregirer, nahm Alles, was ihr widerfur, wie aus ſeinen Händen, an, hörte in den ſittlichen Geboten ſeine Stimme, und fand dieſe Gebote deshalb noch heiliger und ehrwürdiger, verehrte in ihm den Richter alles menſchlichen Thuns und Laſſens, und vertraute feſt darauf, daß ſein Richter- und Vergelteramt ſich nicht blos bis an das Grab, ſondern noch über das Grab hinaus, und in Ewigkeiten hin, erſtrecke. — Ja, ſo war damals die religiöſe Stimmung der Deutſchen im Ganzen, und bei ihr lebte und ſtarb man ruhig.

Reinheit von Wolluſtgreueln traf ich bei meinen Landsleuten an. — Daß dergleichen hier und da genoſſen und getrieben wurden, aber doch nur in den höheren Ständen, will ich nicht in Abrede ſein; genug, die Nation im Ganzen hatte züchtigen Ekel vor ihnen, und viele derſelben kannte ſie kaum. Die Jugend wuſte noch wenig von Onanie, und Päderaſtie war noch ein verfluchtes Wort, das der Tauſendſte nicht einmal verſtand. Die Töchter hielten auf ihre Ehre, und die Mütter erzogen ſie dazu. Nie würde eine Mutter es zugegeben haben, daß ihre erwachſene Tochter einſame Abendſpatzirgänge gemacht hätte, oder, unbegleitet von ihr, in öffentlichen Geſellſchaften erſchienen wäre. Tanzten junge Leute beiderlei Geſchlechts mit einander, ſo ward ehrbar von ihnen getanzt; vom unſittlichen und den Geſchlechtstrieb offenbar reizenden Walzen und Ländern wuſte man noch nichts. Ein Jüngling, dem es gelungen war, ein unſchuldiges Mädgen zu verführen, ward verachtet, und konnte nur dadurch wieder zu Ehren gelangen, wenn er die von ihm Verführte zu ſeiner Gattin annahm. Ehebruch vollends ward für ſo ſtrafbar gehalten, daß die Geſetze ihm, wie dem Morde, das Schwert zuerkannten. Bei dieſer Reinheit von Wolluſtgreueln gab es blühende Jünglinge und Jungfrauen, ſtarke Männer und Weiber, wenig Hipochondriſche und Hiſteriſche in beiden Geſchlechtern, und noch wenigere Selbſtmörder. Man blieb lebensluſtig bis ins hohe Alter, und fand auch dieſes noch leidlich; man führte eine glückliche Ehe, und kam nicht oft auf Scheidungsgedanken, noch weniger als Mann auf den Gedanken, ſein Weib an einen Andern zu verkaufen; man ſas im ehrenden Silberhaare unter Enkeln und Urenkeln, und hinterlies an ihnen eine robuſte und ihres Lebens ſich freuende Nachkommenſchaft.

Simplicität — im edleren Wortverſtande — traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man ehrte die Kunſt; aber man faſelte nicht mit ihr. Man lebte in ſeiner Art auch recht wohl und hoch, wenn man konnte; man liebte aber doch das Einfache und Natürliche dabei. Man beſuchte öfter die offenen Schauplätze der Natur, als die beſchränkten Schauſpielhäuſer. Man hatte in Anſehung der Kleidung und Wohnung einen reelleren Geſchmack, änderte die Moden dabei ſo oft nicht, und gab ſich noch weniger dazu her, blos Affe der Ausländer darin zu ſein. Luxus aller Art war noch ſelten. Der Baron wollte noch nicht leben, wie ein Fürſt — der groſſe Kaufmann noch nicht, wie ein Baron — der bloſſe Krämer noch nicht, wie ein groſſer Kaufmann. In den unteren Ständen kam man vollends nicht auf den Einfall, über ſeinen Stand zu leben, ſich zu putzen, und ſich zu beehren. Es gab noch keine Bürgerfeten, die an Aufwand den Feten der Vornehmeren gleichen, und ſo konnte auch kein ärmerer Bürger die Tollheit begehen, ſeine Betten zu verſetzen, um ihnen nur beiwohnen zu können. Kein Handwerksgeſelle wollte ſchon eine Uhr tragen, da ſein Meiſter kaum dergleichen hatte. Keine Hausmagd kleidete ſich ſo, daß man ſie von der Hausfrau, der ſie diente, kaum unterſcheiden könnte. Alle Bedienten waren zufriden, daß man ſie „Ihr“ nannte, und kamen noch weniger auf die Fratze, ſich unter einander ſelbſt mit „Hören Sie“ anzureden. Dieſe Simplicität auf allen Seiten war es dann auch, welche die Deutſchen bei ihrem geraden Nationalkarakter erhielt, der ſie den Ausländern ehrwürdig machte. Sie war es, die Wohlſtand in allen Ständen ſchafte, und allgemeine Sittlichkeit in ieder Hinſicht beförderte.

Häuslichkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man betrieb mit Eifer ſeinen bürgerlichen Beruf, ſeine Handthierung und ſein Gewerbe, um ſeine Familie gehörig verſorgen zu können, und ſetzte damit nur aus an heiligen, der öffentlichen Gottesverehrung gewidmeten Tagen, oder zu ſeiner ſonſt nothwendigen Erholung. Dieſe Erholung fand man am liebſten im Hauſe ſelbſt, wo man die Seinigen um ſich her gern luſtig werden ſah. Höchſtens lud man dazu nahe Verwandte, Nachbarn und andere Hausfreunde ein. Vergnügte man ſich ia auſſer dem Hauſe, ſo richtete man es entweder ſo ein, daß man die Seinigen dabei haben konnte, oder doch ſo, daß dieſen kein beträchtlicher Nachtheil daraus erwuchs. Da kamen Eltern noch nicht leicht darauf, ihre Kinder dem Geſinde zu überlaſſen, blos, um ſich nur auſſerhäuslich ergötzen zu können. Da fiel's den Männern noch nicht ein, all ihr Geld zuſammenzupacken, und von Frau und Kindern zu gehen, um es in geſelſchaftlichen Hazardſpielen zu verſpielen, während daß Frau und Kinder zu Hauſe darbten, oder höchſtens Käſe und Brodt, oder Kartoffeln, äſſen. Da hatten auch die Weiber noch keine Spielgeſelſchaften unter ſich, deren Stundenſchlag ſie kaum erwarten konnten. O — als es noch ſo löblich häuslich herging, da gab es auch noch häusliche Glückſeligkeit; da war für die Nothdurft im Hauſe reichlich geſorgt; da entſtand nicht leicht Disharmonie unter den Gatten; da konnte Kindererziehung gehörig betrieben werden.

Gerechtigkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Beſtand man auch ia etwa hart auf ſein Recht gegen Andere, ſo war man doch eben ſo hart gegen ſich ſelbſt im Rechtleiſten. Man ſchauderte vor dem Richter, der ſich beſtechen lies, und wollte ſich nicht dazu ernidrigen, in eigenen Angelegenheiten Richterbeſtechung zu treiben. Geſetze wurden nicht blos gegeben; es wurde auch auf ſie gehalten. Strafen wurden Verbrechern nicht blos gedrohet, ſondern auch an ihnen vollzogen — ohne Anſehen der Perſon. „Jedem das Seine!“ war der Wahlſpruch der deutſchen Nation, den nicht nur die Kleinen, ſondern auch die Groſſen, nicht blos im Munde, ſondern auch im Herzen, führten. Die Groſſen befolgten ihn gegen ſich ſelbſt unter einander, und gaben dadurch den Völkern ein ſchönes Beiſpiel; ſie befolgten ihn aber auch gegen die Kleinen, und der Unterthan konnte nicht nur gegen ſeinen eigenen Fürſten Klage führen, ſondern ſich auch getröſten, Recht gegen ihn zu erhalten, wenn ſeine Klage rechtsbegründet war. Man hatte auswärtige Urtheilsſprüche; man hatte Reichsgerichte, und der groſſe Souverain Friedrich der Zweite lies ſich ſogar vor ſeinem eigenen Kammergericht verklagen, und von ſelbigem in die Koſten verdammen. Die Antwort iſt weltkundig, welche er auf die Frage, warum das Letztere ſo oft geſchehe, von ſeinem freimüthigen Diener bekam. Da, da waren deutſche gute Zeiten.

Treue und Redlichkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Wie man ſprach, ſo meinte man's auch. Konnte man nicht ſo ſprechen, wie man wollte, ſo heuchelte man wenigſtens nicht. Konnte und durfte man aber ſo ſprechen, wie man wollte, ſo ſprach man bider und ſtark, und falls nicht gleich darauf gehört ward, noch biderer und ſtärker. Hatte man nicht Luſt, einen Dienſt zu leiſten, um den man angeſprochen ward, ſo verſprach man ihn auch nicht, und neckte und quälte die Anſprecher durch gemachte und am Ende getäuſchte Hofnung nicht. Was man aber einmal verſprach, das hielt man auch, ſobald das Halten nicht durch eingetretene unvorhergeſehene Umſtände unmöglich gemacht ward. Wen man mit Recht beſchuldigen konnte, daß er vorſätzlich Untreue, von welcher Art ſie auch geweſen wäre, begangen habe, den traf allgemeine Verachtung. Wie heilig waren abgeſchloſſene Kontrakte! Wie ward auf Zurückzahlung erhaltener Darlehen von Groſſen und Kleinen gehalten! Wie entehrend war ein ſelbſtverſchuldeter, wohl gar vorſätzlicher Bankerot! Zu Gerichtseiden kam es ſelten; noch galt das alte deutſche Motto — „ein Wort, ein Mann, Handſchlag Schwur!" Geſchah ia ein Gerichtseid, ſo ward vorher ſcharf admonirt, ihn nicht falſch abzulegen, und die Admonition fruchtete oft. Kam deſſen ungeachtet Jemand in den Verdacht, falſch geſchworen zu haben, ſo ſchämten ſich ſeines Umgangs alle ſeine Freunde, und er ſelbſt, wenn er fühlte, der Verdacht ſei gegründet, wagte es kaum, als Kommunikant den Altar wieder zu betreten. Da war Zutrauen der Mitbürger zu einander; da gab's Kredit im Auslande; da beſtand das gemeine Weſen wohl.

Humanität traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man gaukelte nicht mit Empfindelei, ſondern war gehörig empfindſam. Man ſchmückte nicht Galgen und Räder mit Bluhmenkränzen, ſondern bedauerte es blos, daß Menſchen ſich zu Galgen und Rad reif machen könnten. Man begrub zwar die Selbſtmörder noch unehrlich; durch Handel und Leben im Lande ſorgte man aber auch dafür, daß Niemand aus Noth auf Selbſtmord verfiele. Man diente nicht blos hier und da, wo man dienen muſte; man diente auch gern allerwärts, wo man dienen konnte. Der Fremde war ein willkommener Gaſt — ganz nach alter deutſcher Sitte. Land mit Land, Volk mit Volk trieben freies Verkehr, und der Handel, von dem unmittelbar und mittelbar Millionen leben, und mit dem, ſobald er ſtockt, oder liegt, Alles ſtockt und liegt, ward auch in Kriegszeiten nicht geſtört. Der uralte deutſche Geiſt, öffentliche nützliche Anſtalten zu errichten, oder dergleichen ſchon errichtete zu erhalten, und, wo möglich, noch zu vervollkomnen, blieb der Nation getreu. Man vergrif ſich an nichts, was, wie geſagt zu werden pflegt, zu einem gottſeligen Gebrauch fundirt oder legirt war, zu ſeinem eigenen Privatnutzen, ſondern machte, wenn dar alte gottſelige Gebrauch dem Zeitgeiſte nicht mehr angemeſſen war, wenigſtens einen andern gottſeligen Gebrauch davon, der dieſe Eigenſchaft hatte. So übte man ächte Humanität aus, die der Nation zur Ehre gereichte, und bei der nicht leicht Jemand verlaſſen war, der ſich nicht ſelbſt verlies.

Tapferkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Deutſcher Patriotismus beſeelte ſie, und, durch frühe Wollüſte nicht entnervt, durch Luxus nicht verweichlicht, hatten ſie auch volle Kraft, im Nothfalle ihn thätigſt zu beweiſen. Wer kennt nicht die Wunderthaten, welche die oft kleinen Heere des groſſen Friedrichs verrichteten? — Durch ſolche Tapferkeit behauptete Deutſchland ſeine Freiheit, und blieb ſeinen Nachbarn furchtbar.

So die deutſche Vorwelt noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ich in ſie eintrat . . .

Ein und funfzigſte Stunde.

Tiefe Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers.

Es iſt eine ſchöne Seelenſtimmung, neben dem Gange der Begebenheiten ſeines Lebens, und der Schickſale der Menſchheit überhaupt, eine unſichtbare Oberhand anzunehmen, die ihn leitet. Freilich geſellte ſich im Alterthum oft Aberglaube dazu. Man glaubte an unmittelbare Eingriffe der Gottheit in den Lauf der Dinge, und an wirkliche Wunder; man überſah oft den natürlichen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, und lies wohl gar den höchſten Weltregirer durch gute und böſe höhere Untergeiſter regiren. Beides läſſt ſich aber recht wohl trennen. Man kann fromm ſein, ohne abergläubiſch zu ſein; man kann aufhören, abergläubiſch zu ſein, und doch fromm bleiben. Die Aufklärung ſpäterer Zeiten vertrieb nach und nach den Aberglauben, und das war ſchön; denn er erzeugt doch weiter nichts, als Dummheit. Bei ſeiner Vertreibung mus es dann aber auch blos gelaſſen, und in der Sache nicht weiter gegangen werden. Die Ueberaufklärung noch ſpäterer Zeiten will auch den frommen Sinn vertreiben, geht auf Wegdrang des Glaubens an eine allwaltende und unſichtbare Oberhand aus; dis iſt ſchrecklich, und würde, wenn's ihr gelänge, die Menſchheit ſich ſelbſt verächtlich machen.

Mir iſt ſchon, als zöge mich etwas in meinem Inneren nach Gott hin, und gewis iſts auch ſo. Mit unſichtbaren Seilen iſt der Menſchengeiſt an den oberſten Geiſt geknüpft, und kommt zum Gefühle ſeines Schäpfers, ſobald er in den Stand der Kultur eintritt. Aber auch nur dann, wenn ich einen allerhöchſten Weltregirer verehre, iſt mir erſt, als wäre ich wirklich Menſch, und bekomme ich erſt Achtung für mich ſelbſt, und für die ganze Menſchheit. Darum kann ich auch den nicht ſchätzen, der ſolcher Verehrung nicht zugethan iſt. Wenn nun vollends Jemand ſeine Ehre hierin ſucht, wohl gar den — wie er ſich ausdrückt — ſogenannten Weltregirer läſtert, und den Stof zu ſeinen Läſterungen aus einſtweilig verkehrtem Gange der Dinge hernimmt, auf anderen Seiten aber wieder höchſt abergläubiſch iſt, und z. B. an Zeichendeuterei, Chiromantie, Punktirkunſt, Wahrſagungen, Ahnungen und Träume glaubt — wie äuſerſtverächtlich iſt mir ſo ein Menſch!

Nur bei inniger, tiefer Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers können wir glauben, daß es mit uns, mit unſerem Daſein und mit der ganzen Menſchheit etwas zu bedeuten habe, und daß es damit zu etwas Gewiſſen und Groſſen hinaus wolle — kurz, daß ein ſchöner Plan da ſei für uns und für unſer Geſchlecht. Wer oder was ſollte denn überhaupt einen Plan über uns und über die ganze Menſchheit ſonſt gemacht haben? Der Plan ſich ſelbſt etwa? Dis iſt ia zu unſinnig. Ein Ohngefähr, ein blinder Zufall etwa? Dis iſt faſt eben ſo unſinnig. Der Gang der Dinge etwa? Dieſer iſt ia oft erſt blos Erfolg des ſchon gemachten Plans. Wir etwa ſelbſt? Ehe wir waren, konnten wir keinen Plan für uns machen, und, als wir endlich da waren, war's zu ſpät, ihn erſt noch zu machen. Und — welcher Menſch hätte denn wohl den Plan für die Menſchheit im Ganzen gemacht? Oder hat's etwa einen Reichstag der Menſchheit gegeben, auf dem man über ihn übereingekommen wäre? Uebereinkunſt hätte doch ſein müſſen. Nein, ein ewiger allerhöchſter Geiſt, der, als ſolcher, auch Weltregirer iſt, eignet ſich zum Planmacher für Individuen und für das ganze Menſchengeſchlecht. Möchten doch dis Alle bedenken, die ſich zum Atheiſmus neigen! Iſt ein Plan denkbar ohne Planmacher? Oder bedarf es in ihren Augen gar keines Plans für ſie ſelbſt und für ihr Geſchlecht? Nun freilich, dann bedürfte es auch keines Planmachers. Aber — welch ein Gedanke, daß für mich kein Plan entworfen wäre! Was wäre alsdann mein Leben? was wäre mein Beruf zur Tugend? Und — welch ein Gedanke, daß für die ganze Menſchheit kein Plan entworfen wäre! Was wäre alsdann ihr Anblick? Ein Treiben für und gegen einander ohne Zweck — ein ſtetes Gewirr zu nichts — ein ewiges Einerleiſchauſpiel, das eine Generation nach der anderen aufführte — Seifenblaſe, Gaukelei wäre Alles mit ihr. So halte ich's mit dem Glauben an einen über Alles erhabenen Weltregirer. Dieſer Glaube überzeugt mich, daß nicht nur für mich und für mein ganzes Geſchlecht ein Plan überhaupt gemacht ſei, und zu etwas Gewiſſem führe, ſondern daß auch der gemachte Plan zu etwas Groſſem führe, und daß er nicht nur nach

Zwecken, ſondern auch nach erhabenen Zwecken angelegt ſei. Wie wichtig wird mir nun mein eigenes einzelnes Leben und ſein Gang! Wie ehrwürdig wird mir der Gang der Sache der Menſchheit! Alles gewinnt nun eine gröſſere Anſicht, eine höhere Geſtalt — es mag mich, oder das Ganze, betreffen. Hier iſt nun kein bloſſes Schauſpiel, das ein Ende hat, wenn der Vorhang niderfällt; hier ſind nun keine bloſſe vorübergehende Erſcheinungen; Alles, Alles deutet auf etwas Weſentlicheres hin.

Bei inniger, tiefer Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers kann man aber auch feſt glauben, daß es mit dem, wohinaus es mit uns ſoll, ſeine Gewisheit habe, und daß es mit uns auch zuverläſſig dahin kommen werde. Eine zweifache vollgültige Bürgſchaft iſt nun da — die eine dafür, daß ein ſchöner Plan für uns und für unſer Geſchlecht gemacht ſei, und die andere dafür, daß dieſer Plan auf das vollkommenſte ausgeführt werden werde; denn er iſt das Werk eines allmächtigen Weiſen. Hier, hier hebt ſich das Herz erſt recht hoch, und ſo iſts ausgemacht, daß man durch Verehrung eines allerhöchſten Weltregirers erſt Achtung für ſich ſelbſt und für die Menſchheit bekomme. Ach —

wozu bin ich, wozu iſt mein Geſchlecht beſtimmt! und wie unwandelbar iſt dieſe meine und ſeine erhabene Beſtimmung! Die Beſchaffenheit meines Weſens, das zugleich das allgemeine menſchliche Weſen iſt, gibt mir deutliche Winke genug über ihre eigentliche Beſchaffenheit. Der Plan iſt auf hohes Heil angelegt, das durch und bei Weisheit und Tugend erreicht, und noch immer mehr erreicht werden ſoll. — Was für Eindrücke machen dieſe Vorſtellungen auf mich?

Nun verwarte ich mit Eifer meine höhere Natur, und befolge nur emſig den Beruf zur Sittlichkeit, welchen ſie mir gibt, nicht weiter bekümmert um die Begebenheiten meines Lebens, als es auch die Sittlichkeit erfordert; iſt doch eine unſichtbare Oberhand da, die ſie regirt und leitet. Verbreche, verſchulde ich nur nichts gegen mich ſelbſt, ſo wird mein Schickſal immer ſo ausfallen, daß es mir, wenn nicht auf der Stelle, oder auch nicht bald, doch einſt, preismürdig erſcheint. Ich kann unter allen Arten von Lebensvorgängen weiſer und beſſer werden; ja, je verworrener mein Schickſal wird, deſto beſſer kann ich unter ihm werden. Ich will dis werden; weiter braucht es nichts, als dieſen herzlichen Vorſatz und ausdauernde

Treue gegen ihn — mein Heil iſt dann vom Weltregirer beſorgt.

Nun trage ich auch emſig und eifrig zum Beſten der Welt bei; denn ich betrachte mich als ein Werkzeug des Weltregirers, der ſeinen ſchönen Plan — Weltheil betreffend — ausführen will. Ich laſſe mich dabei ebenfals durch die ſonderbaren Gänge der Sache der Menſchheit nicht irre machen, ſondern vertraue auf des Weltregirers Erhabenheit über Alles. Mag dieſe groſſe Sache immerhin von ieher bald vorwärts, bald rückwärts, gegangen ſein — mag ſie auch, wenn ſie einmal raſch vorwärts ging, bald nachher noch raſcher wieder rückwärts gegangen ſein — — am Ende mus ſie doch gedeihen, feſt gedeihen, und dann von da an noch immer vollkommener gedeihen. Ein allmächtiger Weiſer, der über ſie waltet, bürgt auf das höchſte dafür. So beruhige ich mich über die blutigſten Kriege, über die würgendſten Peſten, über die Alles verwüſtendſten Erdbeben, ia, ſelbſt über allgemeine Erdrevolutionen. Es mus mit der Menſchheit dahin kommen, wohin es mit ihr kommen ſoll; hat doch am Ende der Weltregirer mehr als einen Stern für ſie. Wenn alſo auch die Erde ganz verginge — der Weltregirer bliebe

ch, und ſo auch ſein Plan über mein Geſchlecht.
n ſeiner Hand iſt die Sache der Menſch-
eit unverlohren, und über alle Wel-
ntrümmer hinaus noch beſtehend. So
irke ich fort für das Beſte der Welt ſo lange ich
nn, und ſo lange Tag dazu für mich iſt; weil
auf den Glauben lebe und ſterbe, daß ich da-
it nicht blos ins Blaue und in die Luft hin wirke.

Möchten doch Alle, die Einfluß auf Viele ha-
n, in dem gegenwärtigen Zeitalter, das ſich im-
er mehr zur Impietät neigt, in dem Maſſe gleich-
m neigt, in welchem es bei Pietät nur noch ei-
germaſſen friſch und frei athmen kann, den Glau-
n an einen über Alles erhabenen Weltregirer das
ort reden! Es wird allmählich Entſetzen erre-
nd, wie weit der entgegengeſetzte Glaube um
ch greift. Nicht blos unter Philoſophen, die ihre
pekulation irre führte — nicht blos unter ſolchen
ornehmeren, die ſich gern ein philoſophiſches An-
hen geben möchten — — auch unter Bürgern
nd Handwerkern reiſſt die Sucht ein, die elende
olle des Atheiſten zu ſpielen. Wie weit kommt
an denn, wenn man dieſe Rolle übernimmt?
arlich nicht ſo weit, als wenn man ſie nicht über-
immt! Und — wohin führt endlich ſolch Rollen-

ſpiel? Auf der einen Seite zur äuſerſten Immoralität, und auf der anderen zur Verzweiflung. Mag es auch ſein, daß der gegenwärtige Gang der Dinge den Nichtglauben an einen über Alles erhabenen Weltregirer in den Augen Vieler zu begünſtigen ſcheint; der Glaube an ihn läſſt ſich ia doch deſſen ungeachtet vollkommen vertheidigen.

Wäre ich ſo ein Menſch, der Einflus auf Viele hat, ietzt würde ich hintreten, und überlaut ausrufen — — „„Zeitgenoſſen! auf welch einen Irrweg gerathet ihr! Wie? die Begebenheiten unſerer Tage ſollten euch vom Glauben an einen höchſten Weltregirer abwendig machen können? Eignen ſie ſich nicht vielmehr ganz dazu, euch in ihm zu ſtärken? Ich will euch, wenn ihr ſie euch drückend fändet, nicht einmal daran erinnern, daß es dem Weltregirer auch gebüre zu ſtrafen — ganze Völker, wie einzelne Perſonen, zu ſtrafen, daß er, ſo oft er Völker ſtrafe, ſtark beweiſe, daß er ſei, und daß die Völker, wenn ſie leiden, in ſich gehen, und Nachſprache bei ſich ſelbſt darüber, ob ſie etwa als von ihm Geſtrafte litten, anſtellen, und, wenn ſie die Sache ſo fänden, durch die Strafe ſich beſſern laſſen ſollten. Daß ich dieſe Erinnerungen bei euch nicht fortſetze, geſchieht nicht darum, als fürchtete ich mich vor dem Geiſte des Zeitalters, der von Strafen Gottes nichts mehr wiſſen will, ſondern darum, weil ich keinen Beruf in mir fühle, euch zu verdammen, und es alſo lieber eurem eigenen Gewiſſen überlaſſe, darüber zu urtheilen, ob ihr, wenn ihr ietzt leidet, euer Leiden verdient, oder nicht verdient haben möchtet. Abgeſehen alſo hiervon — ſind denn aber die Begebenheiten unſerer Tage nicht zu gros, als daß man ſie für ein bloſſes Menſchenmachwerk ausgeben könnte? Durchblättert die ganze Weltgeſchichte; ihr findet dergleichen nicht. Erwägt ſie an ſich ſelbſt in ſtillen euch zum geſetzteren Nachdenken ſtimmenden Stunden; ihr werdet ſie ohne eine unſichtbare höhere Mitwirkung unbegreiflich finden. Ach, ſolche Erwägungen ſtellet doch recht oft an! Erwäget — erwäget, was ein einzelner Mann gethan hat, deſſen Ruf ietzt über den ganzen Erdball hin ertönt. „Gott war mit ihm — ohne Weltregirerbeiſtand konnte er nicht thun, was er that.“ Zeitgenoſſen! müſſet ihr nicht eure Vernunft verleugnen, wenn ihr dieſen Gedanken nicht als einen der allervernünftigſten ündet? So werdet doch durch das, was vor euren Augen geſchah, nicht abgewendet von Gott, ſondern vielmehr iezt ſchon, und auf der Stelle gleich, noch mehr an ihn hingewendet! Nun noch ein Wort, aus der Zukunft, die ſich euch freilich nur im dicken Nebel zeigt, geſprochen — — „Wartet ab, was aus den groſſen Begebenheiten unſerer Tage erfolge! Ich wünſche euch, daß Ihr es erleben möget. Erlebet Ihr es aber nicht, eure Nachkommen werden's erleben. Im Falle eures Erlebens werdet Ihr euch noch iedes gehegten Zweifels an einen höchſten Weltregirer ſchämen; eure Nachkommen aber werden es gewis wieder recht herzlich mit dem Glauben an ihn halten.“ Weg alſo mit aller Atheiſterei! Zeitgenoſſen, laſſet uns uns abſondern von den Kindern des Unglaubens, die meiſtentheils auch der Bosheit Kinder ſind! Nichtswürdig ſei uns ieder Spötter einer höheren Weltregirung! Für ein Peſthaus müſſe iedes Haus, es ſei ein öffentliches- oder Privathaus, von uns erklärt werden, worin geſpielt, gezecht und — blasphemirt wird! Öffentliche Häuſer, vor denen das Aushängeſchild gleichſam ſchwebt — „Hier wird Bier, Brantewein, Wein geſchenkt, geknöchelt und Farao geſpielt, und — ſtracklich eines oberſten Weltregirers geſpottet" — müſſe die Obrigkeit, wenn ihre wiederholten Warnungen nicht fruchten, ſo demoliren, daß kein Stein davon auf dem andern bleibe! — Beſſere Zeitgenoſſen! kommet und fallet mit mir immer inniger und tiefer vor dem Ewigen nider, der die Welt regirt! Gros und ſchön iſt der Plan, welchen er über uns und unſer Geſchlecht entwarf, und gewis wird er ihn ausführen. Mögen die Berge in ſich zuſammenſinken; ſein Plan für uns ſteht feſt, wie er ſelbſt. Nicht wahr — bei dieſem Glauben iſt Ruhe, **menſchliche** Ruhe, **ewige Menſchenruhe?**

Zwei und funfzigſte Stunde.

Was ein Tag nicht thun kann?!

Ging ich nicht heute bei Sonnenaufgang unter meinen Pflanzungen noch mit den ſchönſten Erwartungen vieler Früchte von den edelſten Arten umher? Wie wird mir iezt noch vor Sonnenuntergang bei ihrem Wiederbeſehen? Ein ſchweres Gewitter, begleitet mit Orkan, Wolkenbruchsartigem Platzregen und Hagelſchlag hat unterdeſſen meine ſchönen Erwartungen gänzlich zerſtört. Bin ich nun zwar mit dergleichen Unfällen im Gartenweſen als ein alter Gärtner nicht unbekannt, ſondern vielmehr ſo vertraut, daß ich mich iährlich auf ſie gefaſſt halte — fand ich daher auch heute bald über das mir von der Natur Geſchehene meine Beruhigung bei den Vorſtellungen, daß ich über ſie nicht zu gebieten habe, daß von meiner Seite aber Alles geſchehen ſei, um eine gnädigere Behandlung von ihr zu verdienen — — ſo ſtand doch auch der Gedanke „was ein Tag nicht thun kann?!“ wieder einmal ſo veranſchaulicht vor mir da, daß ich mich ihm weiter überlaſſen muſte.

Ja, Mutter Natur, du haſt's in der Art, daß du oft weit ſchneller, zuweilen unendlichſchneller, zerſtörſt, als du baueſt, oder bauen hilfſt. Deine Elemente und Kräfte eignen ſich mehr zum ſchnellen Zerſtören, als zum ſchnellen Bauen und Bauenhelfen; wenn alſo einmal Zerſtören bei dir zur Sprache kommt, ſo geht's ſo her, wie's heute herging. Der Menſch kann dann weiter nichts thun, als ſtaunen, und ſtaunend denken — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Ich erhebe mich nun vom Kleinen zum Groſſen. Natur, du machſt es im Groſſen nicht anders, als im Kleinen. Meine edleren Gartenfrüchte haſt du heute zerſtört, an denen ich drei Monate lang gebauet hatte; zerſtörſt du nicht auch oft ganze Felderndten weit und breit, an denen ein ganzes Jahr lang gebauet worden war, an einem Tage? Legſt du nicht öfters ganze Dörfer und halbe Städte, an denen Jahrhunderte lang gebauet worden war, an einem Tage in die Aſche? Zerwälzeſt du nicht oft ganze Länder, an denen du ſelbſt Jahrtauſende lang gebauet hatteſt, an einem Tage? Dann ſtehen die armen Felderndtegetäuſchten ſtaunend da, und ſeufzen — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Dann irren die armen abgebrannten Bauern und Bürger ohne Obdach umher, und iammern mit gefalteten Händen — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Dann liegen die einzelnen dem Erdbeben keuchend Entronnenen in einem fernen Gefilde, wo die Erde ruhiger blieb, und können kaum noch röcheln — „was ein Tag nicht thun kann?!

Ich entferne mich einſtweilig von der Handlungsweiſe der Natur, und gehe zur Handlungsweiſe des Schickſals über. — Schickſal, machſt du es anders, wie die Natur? Haſt du's nicht auch in der Art, oft weit ſchneller zu zerſtören, als du baueteſt, oder bauen halfſt? Zwingſt du nicht auch oft zu der Klage hin — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Im Groſſen will ich das Weſen, welches du treibeſt, zuerſt, iedoch nur auf einen Moment, betrachten . . . Ich denke nehmlich an den Tag der Schlacht bei Jena . . . Wie du's im Groſſen hältſt, ſo hältſt du's auch im Kleinen. Kommen nicht Viele, die ſich Gönner durch fortgeſetzte Rechtſchaffenheit erwarben, durch plötzlich eintretende Ohnmacht derſelben, um Alles, was ſie durch ſie hatten und waren? Werden nicht ganze zahlreiche Familien, die im aufblühendſten Wohlſtande ſich befanden, durch unerwartetes frühes Abſterben des Hausvaters zu Grunde gerichtet? Müſſen ſich nicht groſſe Handelsgeſellſchaften oft nach einem im fernen Auslande erfolgten ungeheueren Bankerot, oder nach einem einzigen gegebenen Verbote des Verkehrs über das Meer hin, für inſolvent erklären? „Ach, was ein Tag nicht thun kann?!“ iſt da die Stimme der durch dich, Schickſal, Leidenden.

Die vernünftigſte Meinung über dergleichen Alles zerſtörende einzelne Tage, welche Natur und Schickſal anordnen, iſt doch wohl dieſe — daß man ſie, wenn man durch ſie betroffen wird, mit ſo männlichem Muthe, als möglich, über ſich ergehen laſſe. Wenn die Natur, wenn das Schickſal recht ernſtlich anſetzt, iſt gegen Beide ſelten etwas, gröſtentheils gar nichts, zu ſchaffen. Wozu alſo die Kräfte, welche man noch hat, zum bloſſen unnützen Widerſtande gegen ſie gebrauchen? Warum ſie nicht lieber dazu anwenden, daß man den Kopf dabei oben behalte, und ein Mann bleibe?

Wer ſollte aber auch wohl den Gedanken — „was ein Tag nicht thun kann?!“ — den=

ken, ohne ſich das Gehörige dabei ſelbſt zu ſagen? Leichtſinnige, fanget doch an, dieſen Gedanken recht andächtig zu denken! Die Natur und das Schickſal behandeln euch oft ſchon unbarmherzig genug; behandelt euch doch ſelbſt nicht noch unbarmherziger! Epidemieen z. B. können euch leicht um Geſundheit und Leben bringen; bringt euch doch nicht noch auch durch wildes Reuten und Tanzen um ſie! Wie ſchimpflich wär's ſonſt für euch, denken zu müſſen — „was ein Tag nicht thun kann?!" — ! Bankerote Fremder, mit denen ihr euch verwickelt hattet, können euch leicht arm machen; machet euch doch nicht noch auch arm am Faraotiſche! Mit Abſcheu vor euch ſelbſt würdet ihr ſonſt in der Folge eures Lebens millionenmal ſeufzen müſſen — „was ein Tag nicht thun kann?!" Ein Freund nach dem andern kann euch durch Bosheit eines Dritten leicht entzogen werden; begehet doch nicht noch auch eine That, die alle eure Freunde auf einmal von euch ſcheucht! So oft ſie euch hernach, wenn ihr ihnen begegnetet, auswichen, würdet ihr mit Verwünſchung iener böſen That euch zurufen müſſen — „was ein Tag nicht thun kann?!" Es geht uns mit uns ſelbſt, wie mit der Natur und mit dem Schickſals; niderreiſſen wird uns leichter, als bauen.'

'Sollte ſich's denn aber gar nicht ereignen, daß man auch einmal mit Freuden ſprechen könne — „was ein Tag nicht thun kann?!“ — ? O doch! Die Natur ſogar, welche es doch in der Art hat, ſchneller zu zerſtören, als zu bauen, ſetzt uns zuweilen in den Stand dazu. Habe ich denn nicht auch ſchon die Erfarung gemacht, daß nach allen vergeblichen Verſuchen, meine Kohlanlagen von den Raupen zu befreien, ein einziger Tag, der an Blitzen reich war, ſie davon befreiete? Habe ich's nicht auch ſchon erlebt, daß nach einer anhaltenden Dürre, als man ſchon alle Feldfrucht verlohren gab, ein einziger Landregentag noch die ganze Erndte rettete? — Das Schickſal ſchafft zuweilen auch ſo einen Tag, deſſen man hernach lebenslang dankbar gedenkt. Machte nicht Mancher ſchon in der Folge die glänzendſte Karriere blos dadurch, daß er das Glück hatte, eine einzige Unterredung mit einem Mächtigen zu halten, der ihn auf der Stelle liebgewann, und von da an ihn hub, und immer höher hub? Wem's ſo ging, der rief gewis oft mit Freuden aus — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Gelang es nicht mancher guten Menſchentochter ſchon, auf einer bloſſen Tagsreiſe ins Ausland das Herz eines Edlen an ſich zu feſſeln, in deſſen Armen ſie bald das ſchönſte Glück des Lebens fand? O die, der es ſo ging, dachte gewis nachher zehentauſendmal — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Betrachte ich vollends das Schickſal im Groſſen — wie müſte ich in Undankbarkeit ganz verſunken ſein, wenn ich nicht zugeſtände, daß es Tage gebe, bei deren Anerinnerung ganze Völker, ich möchte ſagen, die halbe Menſchheit, ausrufen mus — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Jeder Tag, an welchem nicht die Kronprinzeſſin, ſondern der Kronprinz, geboren ward, der Prinz, welcher, als er den geerbten Thron wirklich beſtieg, ein wahrer Vater des Vaterlandes ward, iſt ſo ein in der Vaterlandsgeſchichte ewig ſchönunvergeslicher Tag. Mit iedem Tage, an welchem nach einem blutigen Kriege, der Alles verwüſtete, ein Friede, der Alles wieder aufbauete, geſchloſſen ward, kam für mehrere leidende Völker auch ſo ein preiswürdiger Tag. Gäb's nun gar ſo einen Tag, an welchem die Liebe nach ſchon abgeſchloſſenen Frieden zwei mit einander ſtreitende groſſe Mächte noch feſter vereinigte — wer ſollte ihn nicht ſegnen? wer ſollte nicht freudig und allerfreudigſt ausrufen — was ein Tag nicht thun kann?!

Jetzt verlaſſe ich das Staatsweſen, und gehe zum Kirchenweſen über. Mag es da immerhin auch unglückliche Tage gegeben haben, bei deren Erinnerung man ſchaudernd ſprechen mus — „was ein Tag nicht thhn kann?!“ — es gibt auch ſolche einzelne Kirchentage, an die man ſich nicht zurückerinnern kann, ohne dankbar die Hände zu falten, und dankbar die Kniee zu beugen, und im höchſten Freudengefühle den Ausſpruch zu thun — „was ein Tag nicht thun kann?!“

Proteſtanten! ich erinnere euch herzenshochaufgehaben an den Tag, an welchem Luther gegen den heilloſen Ablaskrämer Tetzel mit ſeinen angeſchlagenen Sätzen öffentlich auftrat. Luther ſelbſt wuſte an dieſem Tage nicht, wie viel er thäte; den Erfolg ſeines Anſchlags ahnete er nicht, auch ſeine Freunde ahneten ihn nicht. Wir genieſſen dieſen Erfolg, freuen uns auf das innigſte über ihn, und rufen aus — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Bald kommt dieſer Tag, nach Jahrhunderten berechnet, zum dritten male wieder — — Proteſtanten, wer wäret ihr, wenn ihr ihn nicht feierlicher beginget, als eure Voreltern zum erſten und zum zweiten male? Die Staatsbegebenheiten der Zeit werden euch gewis nicht dabei ſtören; ihr kennet die Meinung des gegenwärtigen ſichtbaren Regirers derſelben, hinter dem der **unſichtbare** Regirer ſieht, über euch — ſo handelt, wenn der groſſe Reformationstag zum drittenmale erſcheint, auch dreimal vernünftigdankbar und heiligdankbar an ihm! Rufet alsdann aus — „was ein Tag nicht thun kann?!"

Chriſten insgeſamt! ich erinnere euch noch weit herzenshochaufgehabener an den Tag, an welchem euer eigentlicher Herr und Meiſter am Kreutze ſtarb. Legte dieſer Tag nicht erſt recht den Grund zu eurem Glauben und zu eurer Kirche? So ſeid doch dankbar, und haltet den Charfreitag auf das höchſte in Ehren, und denket, ſprechet, höret ſprechen, und ſinget an ihm — „was ein Tag nicht thun kann?!"

So einen Tag, von dem man mit Freuden ſagen kann — „was ein Tag nicht thun kann?!" — ſich ſelbſt verſchaffen, iſt freilich das Höchſte; man kann aber auch bis zuweilen, ſobald man nur will. Menſch, handle ſo, wie du als Menſch handeln ſollſt; irgend ſo ein Tag erſcheint gewis für dich. Lerne das Deinige — thu das Deinige — er erſcheint, und — wohl dir dann an ihm!

Drei und funfzigſte Stunde.

Allerächteſte Sittenlehre.

Ich kenne einen Weiſen und Edlen — und wer ſollte ihn nicht kennen, wie ich? — der ſich um die Sittenlehre ſo hoch verdient gemacht hat, wie um die Glaubenslehre. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war er in den Verdacht gerathen, als wenn er eine noch laxere und ſchlaffere Moral einführen wollte, als die war, welche er bei ſeiner Nation vorfand. So deute ich mir wenigſtens ſeine feierliche Erklärung, daß er aufgetreten wäre, nicht, um das, was er von Sittenlehre antraf, auch noch abzuſchaffen, ſondern vielmehr, es erſt noch recht zu vervollſtändigen. Er hat Wort gehalten — ſowohl über die Tugend an ſich, als auch über die Beweggründe zu ihr, und mir iſt in beiden Hinſichten keine ächtere Moral bekannt, als die ſeinige. Hier iſt ſie — — —

„Nicht genug, daß man ſich keine erzgrobe Ausbrüche der Leidenſchaften zu Schulden kommen läſſt; man ſoll ſich auch keine weniger grobe zu Schulden kommen laſſen.“

Zeigen denn nicht oft viel weniger grobe Ausbrüche einen noch weit unmoraliſcherer Menſchen an, als ein einziger erzgrober? Wer iſt ſchlechter — der, welcher in der höchſten Aufgebrachtheit einen wirklichen Mord begeht, deſſentwegen er, wenn er zum Beſinnen zurückkommt, ſich ſelbſt ermorden möchte, oder der, welcher bei kaltem Blute einen Andern hinter dem Rücken verfolgt, und die Verfolgung unaufhörlich fortſetzt? Wer iſt ſchlechter — der, welcher aus Noth einmal wirklich ſtiehlt, und in dem Augenblick ſich ſelbſt ſagt, daß er Unrecht ausübe, oder der, welcher Betrügerei und Wucher immerdar treibt, ohne ſich's auch nur einfallen zu laſſen, daß er damit Unrecht thue?

Gehört nicht auch zu vielen groben Ausbrüchen der Leidenſchaften ein zu unmenſchliches Herz, oder doch ein zu heftiges Temperament? Wer alſo noch nicht ganz verwildert iſt, wer von Natur weniger heftig geſtimmt ward, der iſt ſolcher gar nicht fähig. Deſto fähiger aber iſt er vielleicht feinerer

Ausbrüche derſelben Leidenſchaften; wie könnte ſich die wahre Sittenlehre daran begnügen, daß er ſich blos ienen nicht überlaſſe? Mus ſie ihn nicht ebenfals verurtheilen, wenn er ſich dieſen überläſſt?

Grobe Ausbrüche der Leidenſchaften ſtraft die Obrigkeit in der Regel. Kann es alſo nicht blos Furcht vor obrigkeitlichen Strafen ſein, welche macht, daß man ſich ihrer enthält? Angenommen aber auch, die Obrigkeit könnte oder wollte ihr Strafamt nicht verwalten; übernimmt es nicht auf der Stelle die bürgerliche Geſelſchaft? Straft die Geſelſchaft nicht den mit öffentlicher Schande, der ſich grob vergeht? Kann es alſo nicht blos Furcht vor Schande ſein, welche die groben leidenſchaftlichen Ausbrüche zurückhält?

Auch die Folgen einer erhaltenen guten Erziehung kommen hier in Betracht. Wer eine gute Erziehung erhielt, den ekelt und mus lebenslang ekeln vor ſolchen Ausbrüchen; iſt er darum aber wahrhaftig ein moraliſchguter Menſch? Welch ein weites Feld öfnet ſich ihm, wenn er ſonſt will, für die feinere Befridigung ſeiner Leidenſchaften, und wie kann er ſich nicht auf dieſem Felde herumtummeln!?!

Wahr alſo, ausgemachtwahr, daß es nicht genug ſei, daß man ſich keine erzgrobe Ausbrüche der Leidenſchaften zu Schulden kommen laſſe, ſondern daß man ſich auch keine weniger grobe, keine feinere, zu Schulden kommen laſſen müſſe. Aber — auch hiermit iſt die allerächteſte Sittenlehre noch nicht zufriden. Sie ſpricht ferner alſo — —

„Nicht genug, daß man ſich weder grobe, noch feine Ausbrüche der Leidenſchaft erlaubt; auch die Leidenſchaft ſelbſt ſoll aufgegeben werden.“

Kann es eine vernünftigere und natürlichere Forderung der Sittenlehre geben, als dieſe iſt? Sobald von ihr verlangt wird — wie mit Recht von ihr verlangt wird — daß man ſich weder erzgrobe, noch weniger grobe, Ausbrüche der Leidenſchaften zu Schulden kommen laſſen ſolle, mus ſie auch verlangen, daß man den Leidenſchaften ſelbſt entſage. Iſt eine Leidenſchaft gar nicht da — wie könnte ſie auf irgend eine Weiſe ausbrechen? Das Herz ſei heilig, ſo iſt das Leben gewis auch heilig.

Mit Entzücken erinnere ich mich hier mehrerer goldenen Ausſprüche des Sittenlehrers aller Sittenlehrer, deſſen ich vorhin mit Ehrfurcht gedachte.

So ein goldner Ausſpruch war es z. B., wenn er ſprach — „Phariſäer, reinige nur erſt das Inwendige; ſo wird das Auswendige auch rein ſein!“ Ebenſo waren es auch goldne Ausſprüche, wenn er ausrief — „Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über“ — „Aus dem Herzen kommen die argen Gedanken, welche zu Mord, Diebſtahl, Ehebruch, Verleumdung u. ſ. w. führen“ — „Jeder nimmt aus ſeinem Herzensſchatze Gutes und Böſes hervor, wie es ſich darin befindet.“ Auch noch ein goldner Ausſpruch von ihm war's, wenn er die Menſchen mit Bäumen verglich, und hinzuſetzte — „ieder gute Baum bringt gute Früchte.“ Keine bloſſe moraliſche Palliativkur, ſondern eine moraliſche Radikalkur, beabſichtigte er am Menſchen, und — dafür werde ihm von Menſchen auch ewig gedankt!

Die Leidenſchaft ſelbſt mus aufgegeben werden — bei dieſem Grundſatze beharrt die ächte Sittenlehre mit Recht. Nicht nur, wenn kein Has da iſt, kann auch keine Verfolgungsſucht entſtehen, die am Ende wohl in wirklichen Mord übergeht — nicht nur, wenn kein Neid da iſt, wird man ſich auch nicht auf argliſtigen Betrug einlaſſen, der zuletzt zum wirklichen Raube führt — nicht nur, wenn kein hämiſcher Verdacht da iſt, treibt man auch nicht Verleumdung, die endlich zu falſchen Zeugniſſen in Gerichten geſchickt macht — — ſondern Has iſt auch ſchon Mord, im Herzen begangen, Neid ſchon Raub, im Herzen begangen, hämiſcher Verdacht ſchon falſches Gerichtszeugnis, im Herzen begangen. Der höchſte Richter urtheilt über uns nicht nach dem, was vor Augen iſt, oder nach unſeren wirklich ausgeführten Handlungen, ſondern er ſieht das Herz an, und urtheilt über uns nach unſerem Wollen, das wir ausgeführt haben würden, wenn wir gekonnt oder gedurft hätten. — —

So belehrt die alleráchteſte Sittenlehre über die Tugend an ſich ſelbſt; wie belehrt ſie über die Gründe zur Tugend?

Sie verwirft keineswegs den Glückſeligkeitstrieb ganz, ſondern läſſt ihm, wenn derſelbe nur bei und durch Rechtſchaffenheit ſeine Befridigung ſucht, alle Gerechtigkeit widerfaren; weil ſie ſonſt zu einer übermenſchlichen Moral werden würde. Der Glückſeligkeitstrieb wird dann erſt entehrend für Menſchen, wenn er ſich über Recht und Unrecht wegſetzt, und auch ſchlechte Handlungen begeht, ſobald er ſeinen Vortheil dabei ſieht. Warum ſollte dem Menſchen der Beweggrund zur Tugend nicht gelaſſen werden, welchen er auf das unſchuldigſte und vernünftigſte von Beförderung ſeines äuſerlichen Wohls hernimmt? Jener groſſe Sittenlehrer aller Sittenlehrer lies dieſen Grund auch ſtehen, und zeigte ſich dadurch als Menſchenkenner und als Menſchenfreund zugleich. Ein Anderes wär's, wenn er für den einzigen, oder doch für den höchſten Beweggrund zur Tugend erklärt werden ſollte, und da würde man es weder mit der Tugend ſelbſt, noch auch mit dem Menſchen, gut meinen, wenn man dazu beiſtimmte. Was wäre das, wenn wir nur tugendhaft ſein wollten, weil wir uns dadurch ſicher vor äuſerlichen Verluſten ſtellten, oder äuſerliche Gewinne dadurch machten? Auf ſolche Weiſe hätten wir nicht nur keine eigentliche Liebe zur Tugend ſelbſt, ſondern es wäre auch wohl gar zu fürchten, daß wir laſterhaft handeln könnten, um vor äuſerlichen Verluſten dadurch uns zu ſichern, oder äuſerlichen Gewinn dadurch zu erhalten.

Nein, die ächte Sittenlehre hat höhere Gründe zur Tugend, als der iſt, welcher von Befridigung des Glückſeligkeitstriebes und von Beförderung des äuſerlichen Wohls durch ſie hergenommen wird.

Die Würde deiner höheren Natur, ſpricht ſie, erforderts, daß du dich der Tugend heiligſt. Du biſt Mehr, als alle andere Weſen um dich her; ein ſittliches Weſen biſt du, und, als ſolches, ein freies Weſen, das ſeine Ehre darin ſuchen mus, ſich zu ſeinem Thun und Laſſen ſelbſt beſtimmen zu können. Wollteſt du dich nun nach den Ausſprüchen irgend einer Begierde dabei beſtimmen — wie entwürdigteſt du dich! Stände es alsdann um dich beſſer und höher, als um die Thiere? Es wäre ja auch nicht einmal wahr, daß du dich ſelbſt beſtimmteſt; iſt denn deine Begierde Du? Nein, die Vernunft iſt Du; beſtimme dich alſo auch immer nur nach ihren Ausſprüchen! Dann beſtimmſt du dich nicht nur wirklich ſelbſt, ſondern wirſt dich auch immer ſchön beſtimmen; denn die Ausſprüche der Vernunft ſind immer, wie für das Wahre, ſo auch für das Gute. Sobald alſo ein Begierdenausſpruch mit einem Vernunftausſpruche ſtreitet, befolge dieſen, und willige nie in Befolgung eines Begierdenausſpruchs eher ein, als ihn die Vernunft gebilligt hat. So dich ſelbſt beſtimmend, und dich zum Guten und ſchön beſtimmend, behaupteſt du dich ganz in der Würde deiner höheren Natur, und biſt wirklich Mehr, als Alles um dich her, wie der gröſſeſte Sittenlehrer ſprach.

Du erhebſt dich, ſpricht die ächte Moral ferner, durch Tugend zur vollkommeneren Aehnlichkeit mit Gott; darum heilige dich ihr! Du biſt von Natur ſchon Gott ähnlich — denn du gehörſt zu einer überſinnlichen Weſenwelt, in der er der Erſte iſt; zu dieſer Aehnlichkeit haſt du aber nichts beigetragen, ſondern ſie iſt bloſſes Allſchäpferwerk. Sie iſts iedoch, die dir den Beruf gibt, ſelbſt nach einer noch höheren Aehnlichkeit mit Gott zu ſtreben, die auch dann dein eigenes Werk wird. Dis iſt die Aehnlichkeit mit ihm in moraliſcher Hinſicht. Er iſt die Heiligkeit ſelbſt; nimm alſo auch einen heiligen Sinn an! Dann, nur dann biſt du erſt im erhabeneren Verſtande mit ihm verwandt. — Dieſes Motif zur Tugend gebrauchte der Meiſter im moraliſchen Unterrichte und im eigenen Leben und Wandel mit groſſem Nachdruck für Andere und für ſich ſelbſt. Nach göttlicher Vollkommenheit lehrte er ſtreben, und die Ausübung der ſchwerſten Tugenden empfohl er durch die Vorſtellung, daß man durch ſie ein ächtes Kind des Vaters im Himmel würde. Welch ein erhabener Gedanke iſts auch, dem immer hochähnlicher zu werden, der das Urbild aller Schönheit und Gröſſe iſt! Menſchen! habt doch Sinn für dieſe Alles überwiegende Ehre! So werdet ihr auch Sinn für die Tugend haben!

Du trittſt, ſpricht die allerächteſte Moral noch ferner, durch Tugend auch in das dich beſeligendſte Verhältnis mit Gott ein. Er, der allheilige Weltregirer, erſcheint dir, wenn du dich auch heiligeſt, blos in ſeiner ſanfteren Maieſtät; lauter erfreuliche Vorſtellungen kannſt du von ihm faſſen, kannſt dergleichen faſſen von ſeiner Macht, wie von ſeiner Weisheit, von ſeiner Gerechtigkeit ſogar, wie von ſeiner Barmherzigkeit. Ohne Furcht kannſt du ihn als bei dir gegenwärtig denken; mit Herzlichkeit kannſt du ihn anbeten, und anbetend dich zu ihm erheben. Alles Gute kannſt du mit kindlicher Dankbarkeit aus ſeiner dich ſegnenden Vaterhand nehmen; ieder Zukunft kannſt du getroſt entgegenſehen, und ſie abwarten, ohne von ängſtigenden Beſorgniſſen nidergeſchlagen zu werden. Kann es eine glücklichere Verfaſſung des Gemüths geben, als dieſe iſt? Der gröſſeſte Sittenlehrer drückte ſie mit dem Bilde des Schauens Gottes aus, und verhies dieſe Seligkeit Jedem, der reines Herzens wäre.

Die ächte Moral nimmt endlich das erhabenſte Motif zur Tugend aus der Beſtimmung des Menſchen zu ewigen Fortſchritten in ihr her. Deinem Heiligwerden, ſpricht ſie, iſt nirgends ein Ziel geſetzt — geſetzt weder gar durch das Grab am Rande dieſer Welt ſchon, noch auch nur irgendwo in künftigen Welten. Ewig wirſt du fortſein, und ewig kannſt du heiliger werden. Wie willſt du aber iene heiligen Fortſchritte thun, wenn du hier nicht ſchon mit Eifer heilig vorgeſchritten biſt? Geſchah aber dis von dir, ſo wirſt du auf das glücklichſte in der Tugend immerwährend wachſen, und Alles wird dir in ienen unabſehlichen Tiefen der Ewigkeiten dazu behülflich ſein — Alles von der Einrichtung deines künftigen Körpers an bis auf die Einrichtung der künftigen Welt. So, wie nun deine Heiligkeit ewig zunehmen wird, wird auch deine Seligkeit ewig zunehmen. Du wirſt dich an der ſich immer mehr ausbildenden Würde deiner höheren Natur auch immer mehr ergötzen, wirſt dich zu noch immer vollkommenerer Aehnlichkeit mit Gott erheben, und wirſt in noch immer innigerem Verein mit Gott leben. Auf alſo, und widme dich der Tugend!

Vier und funfzigſte Stunde.

Der Mann über Sechzig hinaus.

Es geht nun merklich mit mir bergab, und die beſten Jahre meines Lebens ſind dahin; aber — das ſchadet nichts. Wohl mir, daß ich auf meiner Laufbahn ſo weit bin, als ich bin, und, wenn ich ſie heute noch einmal von neuem antreten könnte — ich würde es von mir ablehnen. Lieber eine andere her, die überall zum Höheren führt, ohne davon wieder zurückzuführen, und die für den, deſſen Herz für Wahrheit, Recht und Menſchenheil ſchlägt, befridigender und anmuthiger iſt. Ich habe das Erdenweſen lange mitangeſehen, und, ie länger ich es mitanſah, deſto mehr fiel auch mein Urtheil darüber dahin aus, daß es unmöglich damit blos abgethan ſein könne, und daß, wenn dis der unglückliche Fall ſein ſollte, es nicht der Mühe werth geweſen wäre, ſich ſo lange darin herumzutreiben. So iſts aber nach meinem

Glauben der Fall nicht; dis ſöhnt mich alſo mit dem kleinlichen und doch oft ſo ſtürmiſchen Erdenweſen wieder aus. Auch gibts eine Weisheit für das Leben darin, die man bei Zeiten lernen mus, um ruhiger, und am Ende noch wohlbehaltener hindurchzukommen, und ich wollte, daß ſie Jeder als Jüngling ſchon mit auf den Weg durch daſſelbe nähme.

„Beſchränke dich in deinen Wünſchen — die Mehreſten davon ſchlagen doch fehl; haſt du alſo wenigere Wünſche überhaupt, ſo können dir auch wenigere fehlſchlagen. Vielleicht lohnt dich auch das Schickſal für deine Genügſamkeit dadurch, daß dir die, welche du haſt, weil du an ihnen nur ſolche haſt, die du mit Recht haben darfſt, gewährt werden. Mit Zuverſicht rechne aber auf die Erfüllung keines einzigen Wunſches, weil im ungeſtümen Erdenweſen Alles auf Drang der Umſtände ankommt, der oft plötzlich eintritt, oder ſich, wie das Wetter durch eine bloſſe Windwende, gänzlich verändert, und ſo alle Berechnungen, auch die allergenaueſten, falſch macht. Handelſt du ſo in Anſehung deiner Wünſche, ſo wirſt du dich vor vielen unzufridenen Stunden bewahren, welche das Fehlſchlagen der Wünſche, beſonders der zuverſichtlich gehegten, anzurichten pflegt.“

„Beſchränke dich auch in deiner Freude über Güter, welche du im Erdenweſen wirklich ſchon haſt, und in deiner Anhänglichkeit daran. Wie der zuverſichtlichſte Wunſch dir fehlſchlagen kann, ſo kann ſich auch der Beſitz wieder in Verluſt verwandeln. Alles iſt verliehrbar, und geht oft urplötzlich verlohren. Wie würde dir alſo ſein, wenn du etwas, woran du dich ganz gefeſſelt hätteſt, einbüßteſt, wohl gar ſchnell einbüßteſt? Wie würde dir ſein, wenn dir etwas, woran du zu übermäſſige Freude, oder gar Alleinfreude, hätteſt, geraubt würde? Mäſſige alſo deine Anhänglichkeit an alles Irdiſche — mäſſige deine Freude daran; mäſſige beide bei Zeiten durch die Vorſtellung — wer weis, wie bald der Verluſt davon eintritt? Tritt dieſer dann wirklich ein, ſo biſt du nicht ganz unvorbereitet auf ihn, und er triſt dich nicht wie ein Blitz aus einer unbemerkten Wolke, der dich zu Boden ſchmetterte. Geſetzter wirſt du dich über ihn faſſen, und nicht verſtimmt ſein, an andere Güter, die du noch haſt, und die dir auch lieb ſind, dich zu halten, und auch an ihnen noch Erdenfreude zu haben.“

„In deiner Thätigkeit zum Guten auf der Erde aber beſchränke dich nicht, ſondern las dich blos entgegenwirkende Umſtände in ihr beſchränken. Sie macht dein wahres Leben aus; zu ihr biſt du in dem ſonderbaren, oft verkehrten Erdenweſen angeſtellt, und das Beſte, was dir daſſelbe verſchaft, und nie wieder nehmen kann, iſt ia doch nur dein Bewuſtſein, mitten in ſeinem Wirwar ſehr nützlich zu werden. Arbeite alſo mit höchſter Anſtrengung aller deiner Kräfte für menſchliches Wohl und gegen menſchliches Weh! Las dich davon nicht die Furcht abhalten, daß du dir ſelbſt einen deiner rechtlichſten Wünſche dadurch vereiteln, oder dich ſelbſt in den Verluſt eines deiner dir liebſten Güter verſetzen könnteſt, und erhebe dich, wenn die Furcht eintrift, über den vereitelten Wunſch und über den erlittenen Verluſt! So wirſt du als wirkender Mann den Durchgang durch das Erdenweſen geehrt von beſſeren Zeitgenoſſen, und mit der Ueberzeugung, halten, daß du dich geſchickt machſt, des Eingangs in ein geordneteres Weltweſen zu ſeiner Zeit gewürdigt werden zu können. Als Greis wirſt du dich darüber, daß deine beſten Lebensiahre vorüber ſind, mit dem Gedanken tröſten, daß du ſie doch auf das beſte verwendet habeſt, und —

als hoher Greis wirſt du dich an den Geſamtüberblick deines geführten edelthätigen Lebens mit einer Freudigkeit halten, die dich ſchon vor dem Grabe noch zu einem Seligen macht.“

So kommt man durch das Leben im kleinlichen, und doch oft ſtürmiſchen Erdenweſen ruhiger und am Ende auch wohlbehaltener, hindurch. Uebrigens aber darf auch der Greis, ſobald er ein edler Mann iſt, ſich nicht darüber beſchweren, daß das für ihn allmählich ſchon zu Grunde gehende Erdenweſen keine Freudenquellen weiter für ihn habe. Er thut auch dis gewis nicht, ſondern öfnet ſie, ohne ſich erſt auf ſie hinweiſen zu laſſen, ſich ſelbſt. Er führe ſich nun auch ſelbſt redend darüber ein, wie er dabei zu Werke gehe!

„Mag es immerhin wahr ſein, daß ich für Spiel, Tanz, Schmaus, Jagd, Schauſpiel und andere Beluſtigungen wie abgeſtorben ſei; habe ich denn nicht noch die Natur, die Kunſt, und die Lektüre? Kann ich für dieſe nicht noch lebendig ſein? O — ſo will ich's auch ſein. Die ſchöne Natur war mir immer eine köſtliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß ſie es war! Nun will ich mich noch erſt recht an ſie halten. Freilich kann ich keine Berge mehr beſteigen, um die himmliſchen Ausſichten auf die Erdgefilde von da herab zu genieſſen; habe ich aber nicht noch die Ausſichten in den unendlichen Himmel ſelbſt aus der Tiefe herauf? Freilich kann ich auch nicht einmal kleine Luſtreiſen in liebliche Landgegenden mehr thun; iſt mir aber nicht mein von mir ſelbſt zum Nutzen und Vergnügen angelegter Garten noch beſuchbar? Seheſinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verlieſſeſt, würde die Natur noch reitzend fur die übrigen Sinne durch ihre Singvögel, Wohlgeruch duftenden Bluhmen, aromatiſchen edleren Früchte, und die Gefühlsnerven erquickenden Lüfte ſein. — Auch war mir die ſchöne Kunſt immer eine köſtliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß ſie es war! Nun will ich mich auch noch erſt recht an ſie halten. Kann ich auch nicht mehr nach entfernteren Kunſtwerken mich aufmachen — kann ich auch nicht mehr fremde Kunſtſäle und Kunſtkabinete in ihren gehabten Vermehrungen wieder beſehen; Mitbürger und Reiſende, die nach ienen ſich aufmachten, und dieſe wieder beſahen, erzählen mir von ihnen, und ich bin dabei auf das angenehmſte ganz Ohr. Mancher Freund, zu dem ich noch kommen kann, hat auch wohl wieder neue Kunſtſachen erhalten, und läſſt ſie mich gern bei ſich ſehen, oder zeigt ſie mir, wenn mir das Kommen zu ihm zu beſchwerlich wird, in meinem eigenen Hauſe. Bin ich vollends ſelbſt nicht arm' an ſchönen Gemälden z. B., an ſchönen Kupferſtichen, Büſten u. ſ. w. wie könnte ich mich an ihnen ſatt ſehen? Wie ſollte ich ſie nicht, wenn ich ſie auch ſchon neun und neunzigmal betrachtet hätte, zum hundertſtenmale noch mit Vergnügen betrachten? Seheſinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verlieſſeſt, würde die Kunſt durch ſolche Beſchreibungen und Relationen von ihr, die ſich zur Erregung freudiger Bewunderung eigneten, freudige Bewunderung in mir erregen. — Auch war mir die ſchöne Lektüre immer eine köſtliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß ſie es war! Nun will ich mich noch erſt recht an ſie halten. Wann hatte ich denn auch mehr freie Zeit zu ihr, als ietzt? Was für Schriften ich für leſenswerthe zu halten hätte, darüber war ich als iunger Mann ſchon mit mir einverſtanden; was für neue Schriften ſolcher Art aber ietzt herauskommen, kann ich ia leicht erfaren. Selbſt ſie zu kaufen habe ich ia auch nicht nöthig; ich kann ſie für eine Kleinigkeit geliehen erhalten. Alſo — recht leſen will ich, um dadurch immer neue Nahrung für meinen Geiſt und für mein Herz zu erhalten. Seheſinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verlieſſeſt, oder daß mir auch nur das Leſen beſchwerlich würde, will ich mir vorleſen laſſen; das Vorleſeramt bei mir zu verwalten — dazu findet ſich gewis bald Dieſer, bald Jener."

„Mag es immerhin wahr ſein, daß gemiſchte Geſelſchaften von Hunderten für mich unzugänglich geworden ſind, und daß der eigentliche groſſe Hauſe für mich ganz aufgehört habe, zu ſein — fand ich denn auch wohl iemals das Geringſte unter dem groſſen Hauſen? beſand ich mich iemals wahrhaftigfroh in gemiſchten Geſelſchaften von Hunderten? Unter wenigen wahren Freunden, ia, bei einem einzelnen derſelben, beſand ich mich allein herrlich. Wie gut iſts nun für mich, daß ich in dieſer Stimmung Greis ward. Zwar ſind viele meiner älteren Freunde vor mir hingeſtorben; doch leben noch einige davon, und auf ſie kann ich bauen, daß ſie mich nicht allein laſſen werden — das gleiche Zeitalter, in dem wir uns verbanden, kettet uns auf immer an einander. Die Rückerinnerungen an die gröſſeren Vorgänge deſſelben, der Geiſt, der Geſchmack, die Sitten, welche wir zuſammen aus ihm mitnahmen, bürgen dafür. Ich habe aber auch neuere wahre Freunde erhalten, die an die Stelle der abgegangenen traten, darum gern traten, weil ich von ihnen nicht verlangte, daß ſie ſich ganz nach mir Alten ummodeln ſollten. Bei dieſer allervernünftigſten Toleranz, die ſie mit Recht von mir begehren können, darf ich nur beharren, ſo beharren ſie auch bei mir. Wie ich mich nun immer herrlich unter ienen älteren und dieſen neueren Freunden befand, ſo werde ich mich auch, ſo lange Bewuſtſein und Gefühl für mich fortdauern, bei und neben ihnen herrlich befinden. Was fehlt mir denn bei und neben ihnen? Die Welt! Was fehlt mir denn aber, wenn mir dieſe fehlt? Im Grunde — gar nichts. Bin ich nun vollends ſo glücklich, eigene Familie zu haben, und bin ich ein wackerer Hausvater für ſie geweſen, wie könnte ich als Greis — ich will nicht ſagen, über Verlaſſenwerden klagen — ſondern in ihrem ſteten Ummichſein, oder doch in ihren öfteren Verſamlungen um mich her, nicht den hundertfältigſten Erſatz für alle meine Abgeſchidenheit von der Welt finden? Für den Edlen kann es keine höhere Geſelſchaftswonne geben, als im ehrenden Silberhaare im Kreiſe der Seinigen, ſeiner Kinder, Enkel und Urenkel, zu ſitzen, von ihnen ſich geehrt zu ſehen, ſie durch Herzlichkeit noch mehr an ſich zu ziehen, und, wenn ſie aus einander gehen, ihnen ſo nachzuſegnen, als wenn er ihnen ſo eben den letzten Segen ertheilte."

„Mag es immerhin wahr ſein, daß mein Wirken zum Guten ein Ende habe; was bewies ich damit, daß ich's ſo lange betrieb, als ich's betreiben konnte? Meine Liebe zum Guten! Nun, dieſe kann ich noch immer beweiſen, wenn ich mich über das Gute, das Andere leiſten, freue. Dieſe Freude werde ich mir aber gewis gewähren, wenn es mir mit meinem eigenen Gutesleiſten ein Ernſt war; denn ob das Gute, ſobald ich's nicht mehr leiſten kann, von Anderen, oder von mir, geleiſtet werde — daran kann mir doch wohl alsdann nichts weiter liegen? Liegen mus mir Alles nur daran, daß es geleiſtet werde; ſo mus meine Freude darüber, daß es Andere wenigſtens leiſten, wenigſtens auch ſo gros ſein, als wenn ich's ſelbſt geleiſtet hätte. Kann ich denn nicht auch als Greis Andere noch zum Guten, das ich nicht mehr zu thun vermag, ermuntern? Wenn ſie dann den Ermunterungen Gehör geben, und ſich edelthätig bezeigen — wie ruhig kann ich deshalb ſein, daß mein eigenes Wirken ein Ende habe! Und wie — wenn mein früheres Beiſpiel, das ſie geſehen oder gehört hätten, ihnen die höchſte Ermunterung zur Thätigkeit für das Gute geweſen wäre? Könnte ich dann nicht auf das höchſte darüber ruhig ſein, daß es um meine nützliche Thätigkeit gänzlich geſchehen ſei? Ich wäre ja dann in ihnen noch immer hochthätig."

So öfnet ſich der gebildete und edle Greis ſelbſt die Freudenquellen, welche das allmählich ſchon für ihn zu Grunde gehende Erdenweſen ihm noch darbietet. Man laſſe mich in ſeinem Rahmen noch hinzuſetzen — —

„Der Eintritt des wirklichen totalen Vergangs des Erdenweſens ſogar wird mir zur ſchönſten aller Freudenquellen, welche dieſes ſo bedrängte Weltweſen in ſich enthält. Je näher er kommt, deſto näher rücke ich an ein vollkommeneres Weltweſen, und, wenn er wirklich erfolgt, gehe ich in daſſelbe über. So glaubte ich als Mann ſchon; je mehr ich mich dem Greiſesalter näherte, deſto inniger glaubte ich ſo. Schön, ſchön, daß mit dem Alter auch dieſer Glaube ſteigt! Kann es aber auch wohl anders ſein? Mus der, welcher das Nachdenken über ſich ſelbſt eifrig trieb, nicht, je näher ihm die letzten Stunden ſeines Aufenthalts im Erdenweſen kommen, ſobald er noch bei Geiſtesgegenwart iſt, auch den Gedanken in deſto höherer Klarheit und Deutlichkeit denken, daß es mit dieſem Erdenweſen für ihn nicht abgethan ſein könne? — Komm mir alſo recht nahe, du mein Todestag! Ich ſegne dich iezt ſchon, weil ich es nun immer gewiſſer glaube, daß ich dich ewig ſegnen werde.“

Fünf und funfzigſte Stunde.

Eindrücke, die es auf uns machen ſoll, wenn uns ganz unerwartet groſſes Gutes oder Böſes begegnet.

Wo iſt ein Menſchenleben — und wenn es auch der geringſten eins wäre — in welchem nicht ganz unvermuthete gute und böſe Vorgänge von Wichtigkeit ſich ereigneten? Sie ſind es dann aber auch, die vor allen andern die rechten Eindrücke auf uns machen müſſen.

Was iſt gewöhnlicher, als daß dieienigen, welchen ganz unvermuthet groſſes Gutes begegnet, ſtolz und übermüthig dadurch werden, und gleich nach der Vorſtellung greifen, daß ſie das Schickſal ſelbſt damit öffentlich und feierlich für die verdienſtvolleſten Menſchen erkläre? Sie brüſten ſich dann gegen Andere, denen es nicht ſo geht, und am meiſten gegen dieienigen, welchen unerwartet groſſes Böſes begegnet, und erklären dieſe ohne

Weiteres für Geſtrafte, wie ſich für Belohnte. Nicht ſo will ich in dergleichen begünſtigenden Fällen handeln. Der erſte Eindruck vielmehr, welchen groſſes Gutes, das mir unerwartet begegnet, auf mich macht, ſoll darin beſtehen, daß ich Nachfrage im Stillen und recht ernſtlich bei meinem Gewiſſen darüber halte, ob ich deſſelben auch werth ſei. Dis gleich als ausgemacht vorauszuſetzen, darauf laſſe ich mich nicht ein. Warum ſollte ich denn nicht auch gern die Beſtätigung davon von meinem Gewiſſen hören wollen? Ich thäte mir ia ſelbſt dadurch den offenbarſten Schaden, und brächte mich um herzlichen Genus des erhaltenen Guten, der alsdann nur Statt finden kann, wenn ich gewis überzeugt bin, daß ich es verdiente. Wie aber, wenn ich deſſelben nicht werth wäre, aber doch mir einbildete, es zu ſein? Würde ich da die geringſte Anſtalt machen, es noch nachzuverdienen zu ſuchen, und wäre die Nachläſſigkeit hierin nicht für meine Moralität höchſt verderblich? Die Entdeckung einer ſolchen Unwürdigkeit kann mir aber nur mein Gewiſſen machen, und ſo halte ich auf ieden Fall erſt iene groſſe Nachfrage bei ihm. Spricht dann das Gewiſſen — „ia, du biſt des Guten werth“ — ſo will ich es mit menſchlichſter Zufridenheit genieſſen; ſpricht es aber — „du biſt des Guten nicht werth" — ſo will ich Alles thun, um meine Moralität zu retten, und mir eifrigſt angelegen ſein laſſen, deſſelben noch werth zu werden. Jene Nachfrage iſt alſo in ieder Hinſicht für mich von höchſter Wichtigkeit, und darum will ich ſie ſo ſcharf anſtellen, wie ich nur eine Unterſuchung über fremde Würdigkeit anſtellen könnte. —

Bin ich denn aber auch etwa ſo unbekannt mit dem menſchlichen Leben, daß ich nicht wiſſen ſollte, daß auch Wechſel in Anſehung des Unerwarteten darin Statt finde? Nein, ich weis mehr, als zu gut, daß auf unvermuthetes groſſes Gutes auch wieder unvermuthetes groſſes Böſes folge, und zwar oft ſehr bald. Der zweite Eindruck, welchen erhaltenes Gutes der Art auf mich macht, ſoll alſo dis ſein, daß ich mich an dieſen Wechſel lebhaft erinnere. Die bloſſe Erinnerung an ihn wird ſchon den Nutzen für mich haben, daß ich das Gute nicht übergenieſſe; es ſoll aber an ihr auch nicht genug ſein, ſondern ſie ſoll in den Vorſatz übergehen, einſt, wenn groſſes Böſes unvermuthet über mich kommt, auf das groſſe Gute, das unerwartet über mich kam, dankbar abzurechmen, und zu denken, daß ich, wenn das Schickſal einmal auſſerordentlich mir wohl wollte, und ich nicht unzufriden darüber ward, auch nicht unzufriden darüber werden müſſe, wenn das Schickſal einmal wieder auſſerordentlich mir übel will, ſondern den Wechſel gutmüthig zu ertragen habe. Dieſen Vorſatz will ich mit einer ſolchen Wärme faſſen, daß ich mich auf meine Treue gegen ihn zu ſeiner Zeit feſt verlaſſen könne. —

Dergleichen Gutes, wovon hier die Rede iſt, iſt auſſerordentliches und überraſchendes Gutes, das ich dem Schickſale ſelbſt nicht wiedervergelten kann, das ich doch aber wiedervergelten muß. Widerfährt mir alſo ein ſolches, ſo ſoll es auch noch den Eindruck auf mich machen, daß ich mich zu auſſerordentlichem Guten gegen Andere beſtimme. An gewöhnlichen Hülfsleiſtungen und Segenſtiſtungen will ich dann nicht genug haben, ſondern, ſo weit ich kann, noch über die Grenzen derſelben hinausgehen. Auch will ich's dabei halten, wie es das Schickſal mit mir hielt; ich will die, denen ich auſſerordentliches Gutes erzeige, auch damit überraſchen. Dem mich liebenden Freunde will ich einen Dienſt von Belang, welchen er von mir zu begehren zu beſcheiden war, leiſten, ohne vorher ein Wort davon gegen ihn fallen zu laſſen. Dem bloſſen Mitbürger, mit dem ich in keinen näheren Verbindungen ſtehe, will ich die weſentliche Hülfe, deren er bedarf, erzeigen; er wird ſich durch ſie recht überraſcht finden. Dem Feinde will ich hochnützlich werden, er wird ſich damit noch überraſchter finden. In der That, wenn ich auch ſelbſt das groſſe Gute, womit mich das Schickſal überraſchte, unverdienterweiſe erhalten hätte, wie könnte ich vollkommenere Wiedervergeltung leiſten, als ſo? — —

Dies ſind die rechten Eindrücke, welche ganz unvermuthete gute Vorgänge von Wichtigkeit für uns auf uns machen ſollen; welche Eindrücke ſollen nun böſe Vorgänge der Art in unſerem Leben auf uns machen?

Was iſt gewöhnlicher, frage ich mit Reche hier wieder, als daß dieienigen, welchen ganz unerwartetes groſſes Böſes begegnet, ungeſtüm und wild dadurch werden, und gleich nach der Vorſtellung greifen, daß das Schickſal damit die gröſſeſte Ungerechtigkeit an ihnen begangen habe? Sie beneiden dann Andere, denen es nicht ſo geht, und am meiſten dieienigen, welchen unerwartet groſſes Gutes begegnet, und erklären dieſe ohne Weiteres für Kinder, die das Schickſal blos verzieht, wie ſich für Kinder, die das Schickſal blos ausmerzt. Nicht ſo will ich in dergleichen ungünſtigen Fällen handeln. Der erſte Eindruck vielmehr, welchen groſſes Böſes, das mir unerwartet begegnet, auf mich macht, ſoll darin beſtehen, daß ich Nachfrage im Stillen und recht ernſtlich bei meinem Gewiſſen darüber halte, ob ich daſſelbe nicht verdient habe. Dis gleich als ausgemacht anzunehmen — darauf laſſe ich mich ebenfals nicht ein. Warum ſollte ich denn nicht auch gern die Widerlegung davon von meinem Gewiſſen hören wollen? Ich thäte mir ia ſelbſt dadurch den offenbarſten Schaden, und brächte mich um männlichen Gleichmuth und Anſtand bei dem erhaltenen Böſen, der alsdann nur Statt finden kann, wenn ich gewis überzeugt bin, daß ich es nicht verdiente. Wie aber, wenn ich deſſelben werth wäre, aber doch mir einbildete, es nicht zu ſein? Würde ich die geringſte Anſtalt machen, mich von der Verdientheit zu entledigen zu ſuchen, und würde die Nachläſſigkeit hierin meine Moralität nicht noch tiefer ſenken, als ſie ſchon geſunken wäre? Die Entdeckung einer ſolchen häslichen Würdigkeit kann mir aber nur mein Gewiſſen machen, und ſo thue ich auf ieden Fall erſt iene groſſe Nachfrage bei ihm. Spricht alsdann das Gewiſſen — „du biſt des Böſen nicht würdig“ — ſo will ich es auf das unbefangenſte ſo weit über mich ergehen laſſen, als es ſoll; ſpricht es aber — „ia, du biſt des Böſen würdig“ — ſo will ich Alles thun, um mich zu beſſern, und dadurch die häsliche Würdigkeit wieder von mir zu entfernen. Jene Nachfrage iſt alſo in ieder Hinſicht für mich von höchſter Wichtigkeit, und ich will ſie ſo ſtreng anſtellen, wie ich nur eine Unterſuchung über fremde Verdientheit anſtellen könnte. Beſonders ſoll die Nachfrage ſich darauf richten, wie ich groſſes Gutes, das mir ſchon unerwartet begegnete, aufgenommen und angewendet habe. Hätte ich's ſtolz aufgenommen und ſchlecht angewendet, ſo müſte ich das groſſe Böſe, das mir nun begegnete, als verdiente Strafe betrachten, und unter Schamröthe noch den lezten Verſuch des Schickſals, mich zu beſſern, darin erblicken. Hätte ich's aber mit gebürender Beſcheidenheit aufgenommen und gebürend angewendet, ſo könnte ich um ſo herzlichunbefangener das mir nun unerwartet begegnende groſſe Böſe über mich ergehen laſſen. —

Ich bin, wie geſagt, mit dem menſchlichen Leben bekannt genug, um zu wiſſen, daß auch in

Anſehung des Unerwarteten Wechſel in ihm Statt finde, und daß auf unvermuthetes groſſes Böſes auch wieder unvermuthetes groſſes Gutes folge, und zwar oft ſehr bald. Der zweite Eindruck, welchen erhaltenes Böſes der Art auf mich macht, ſoll alſo dis ſein, daß ich mich auch an dieſen Wechſel lebhaft erinnere. Die bloſſe Erinnerung an ihn wird ſchon den Nutzen für mich haben, daß ich am Arme der Hofnung dem Böſen nicht unterſinke; es ſoll aber auch an ihr nicht genug ſein, ſondern ſie ſoll in den Vorſatz übergehen, einſt, wenn groſſes Gutes unerwartet mir zu Theile wird, des groſſen Böſen, das unerwartet mir geſchah, dankbar zu vergeſſen, und zu denken, daß ich, wenn das Schickſal einmal auſſerordentlich mir übel wollte, und ich ihm Vorwürfe darüber machte, dann wenigſtens, wenn das Schickſal einmal wieder auſſerordentlich mir wohl will, iene Vorwürfe nicht mehr zu rechtfertigen ſuchen dürfe, ſondern den Wechſel als wackeren Erſatz anzuſehen habe. Dieſen Vorſatz will ich ebenfals mit einer ſolchen Wärme faſſen, daß ich mich auf meine Treue gegen ihn zu ſeiner Zeit feſt verlaſſen könne. —

Dergleichen Böſes, wovon hier die Rede iſt, iſt auſſerordentliches und überraſchendes Böſes, wofür man ſich, weil man ſich am Schickſale ſelbſt nicht rächen kann, ſich aber doch dafür rächen zu müſſen glaubt, an Andern zu rächen pflegt. Man hält ſich durch ſelbiges für berechtigt, nicht nur von auſſerordentlichem Guten abzulaſſen, ſondern auch ſeine heiligſten Pflichten zu übertreten, und alſo ſogar auſſerordentliches Böſes zu thun, womit die, welche es trift, ſich ſchrecklich überraſcht finden müſſen. Gewis der verabſcheuungswürdigſte Eindruck, welchen unerwartetes groſſes Böſes auf menſchliche Gemüther machen kann! Auf mich ſoll ſolch Böſes, das mir begegnet, vielmehr den Eindruck machen, daß ich, ſtatt auf irgend eine Art von Rache zu denken, vielmehr auf Ausſöhnung des Schickſals mit mir denke, und ſo handle, daß ich wenigſtens die rechtmäſſigſten Anſprüche auf ſie machen dürfe. Rache iſt überhaupt entehrend; Rache aber an unſchuldigen Gegenſtänden vollends iſt höchſtentehrend. Was können denn die, welchen ich auſſerordentliches Gutes erzeigte, oder noch erzeigen könnte, dafür, daß mir durch eine Art von Zufall auſſerordentliches Böſes geſchah? Ich will alſo ienes fortſetzen, und dieſes doch anſangen, ſobald ich Kräfte dazu behalte. Und — wie könnte ich vollends wirkliche Pflichten übertreten, darum übertreten wollen, weil mir ſolch Böſes widerfuhr? Wäre es nicht, als ſuchte ich zu verdienen, daß mir nächſtens wieder dergleichen widerführe? Nein, Niemand ſoll durch meine Schuld dabei leiden, daß ich leide; hätte es aber Mancher ſchon befürchtet, daß er dabei leiden würde, ſo ſoll er ſich durch die erfarne Vergeblichkeit ſeiner Furcht ſo angenehm überraſcht finden, als ich mich unangenehm überraſcht fand, da mich das groſſe Böſe unerwartet begegnete. — —

Dis ſind die rechten Eindrücke, welche ganz unvermuthete böſe Vorgänge von Wichtigkeit für uns auf uns machen ſollen . . .

Man hilft ſeinem Herzen dabei ſehr auf, daß es ſich in allen unerwarteten groſſen Ereigniſſen, ſie mögen begünſtigend, oder ungünſtig ſein, den rechten Eindrücken öfne, wenn man ſie nicht nur, wie alle andere Ereigniſſe, in Abhängigkeit von einem höchſten Weltregirer überhaupt, ſondern auch noch in ganz beſonderer Abhängigkeit von ihm, ſich denkt. Die Ehrfurcht für ihn verſetzt alsdann gewis in die dazu gehörige Gemüthsverfaſſung. Sollten wir denn aber nicht durch Nachdenken zu dem Glauben an dieſe ihre ganz beſondere Abhängigkeit von ihm leicht kommen können? Nicht das, was wir vorherſehen, und deſſen Zuſammenhang wir auch in voraus ſchon anzugeben wiſſen, ſondern gerade das, was wir *Zufall* nennen, beweiſet ſein Sein und ſein Wirken, und mus am meiſten unter ihm ſtehen. Bei Allem, was in das erſtere Fach einſchlägt, wirken wir Viel mit, und ſo ſcheint's nicht nur, als regirten wir mit, ſondern es verhält ſich auch wirklich ſo; ſobald aber etwas in das Fach des ſogenannten Zufalls einſchlägt, wobei wir nicht mitwirken, alſo auch nicht mitregiren — wer regirt da? Der Zufall etwa? alſo der Zufall über ſich ſelbſt? Mir iſt der Glaube unendlichvernünftiger, *daß er regirt werde.* Von wem aber anders, als von dem, der über Alles das Oberregiment führt? und zwar — *von ihm ganz allein.*

Sechs und funfzigſte Stunde.

Ganzer und halber Kölerglaube.

Der Urſprung des Ausdrucks „Kölerglaube“ iſt mir bekannt genug. Vermöge deſſelben würde es freilich nur Kölerglaube ſein, wenn man glaubte, was die Kirche glaubt, ohne einmal zu wiſſen, was ſie glaube — ſo, daß man im Grunde gar nichts glaubte; ich will dis aber blos den ganzen Kölerglauben nennen. Es gibt nehmlich auſſerdem auch noch einen halben, der darin beſteht, daß man zwar wiſſe, was die Kirche glaubt, aber es auch darum nur glaube, weil es die Kirche glaubt, und glauben lehrt.

Man würde ſehr irren, wenn man wähnte, daß der ganze Kölerglaube ſeit Luthers Zeiten verſchwunden ſei. In ſeiner völligen alten Form exiſtirt er noch häufig in den nidrigſten Ständen, in welchen man die Leute zu Tauſenden fragen kann, was ſie glaubten, ohne darauf eine beſſere

Antwort zu erhalten, als die war, welche Luther vom Köler erhielt. Gehabte Abhaltung vom Religionsunterrichte in der Jugend, und eine daher entſtandene und hernach durch eine bedrängte äuſerliche Lage, in der man nur immer unaufhörlich für körperliche Fortdauer ſorgen muſte, noch vermehrte Indolenz gegen alles Überſinnliche erklären dieſe in unſern Zeiten, die die Zeiten der Aufklärung heiſſen, auffallende Erſcheinung zur Genüge. Jedoch — auch hieran iſts nicht genug; in einer neuen Form zeigt ſich der ganze Kölerglaube iezt auch ſogar in den höheren Ständen. Zu irgend einer Kirche wenigſtens ſich äuſerlich zu bekennen, rechnet man noch unter die Dinge, welche zur Konvenienz gehören — gleichviel aber, zu welcher, wenn man nur ſeinen Hang zur Sinnlichkeit befridigen kann — und ſo bekennt man ſich nach Umſtänden zu dieſer oder iener Kirche, ohne weiter Notiz davon zu nehmen, was ſie glaube. Dieſe Art von ganzem Kölerglauben iſt weit verächtlicher, als die urſprüngliche, welche doch wenigſtens die Treuherzigkeit noch zur Seite hatte.

Wär's denn aber auch wohl in unſern Zeiten genug, wenn es keinen ganzen Kölerglauben mehr gäbe? Sollt's nicht auch keinen halben mehr geben? Wie wacker traten die neueren Schulreformatoren in die Fusſtapfen der älteren Kirchenreformatoren ein, und lehrten nicht nur das Was, ſondern auch das Warum des Glaubens, und zwar letzteres auf eine für vernünftige Weſen anſtändigere Weiſe! Sie ſetzten nehmlich nicht bei iedem Lehrſatze, welchen ſie vortrugen, das ewige Einerlei hinzu — „ſo müſſet ihr darum glauben, weil die Kirche ſo glaubt, oder — welches daſſelbe iſt — weil's geſchrieben ſteht" — ſondern bewieſen ieden beſondern Satz auch aus den beſondern Wahrheitsgründen, welche die Vernunft für ihn hatte. Auf ſolche Weiſe ward auch der halbe Kölerglaube ſeiner Herrſchaft verluſtig, und ein vernünftiger Glaube — dieſer einzigrechte Glaube — hub an, an ſeiner Stelle zu herrſchen. Jetzt fängt man an, ihm wieder das Wort zu reden, und möchte ihn gern wiedereingeführt ſehen; es iſt aber dem Geiſte des Zeitalters zuzutrauen, daß alle dahin abzweckende Machinationen fruchtlos bleiben werden.

Die Gründe, aus welchen man ihm das Wort redet, ſind — die Kirche wäre durch die Einführung des Vernunftglaubens um ihr Anſehen gekommen, und aus dem Glauben wäre Unglauben geworden . . . Mir ſcheint's, als ſchöbe man die Kirche nur vor, und als wollte man eigentlich ſagen, die Lehrer wären um ihr Anſehen gekommen. Wenn hiermit das despotiſche Anſehen gemeint iſt, das ſie ſich anmaſten, wenn ſie im Nahmen der Kirche zu glauben befohlen, ſo hat die Sache ihre völlige Richtigkeit; gebührte ihnen denn aber ſo ein Anſehen, und iſt es nicht ſchön, daß ſie endlich um ſelbiges gekommen ſind? Hätten ſie ſich nicht mit Lehrerbeſcheidenheit daran erinnern ſollen, daß ſelbſt in ihren heiligen Urkunden ihnen verboten worden ſei, über die Gewiſſen zu herrſchen? Hätten ſie es nicht beherzigen ſollen, daß ſelbſt in dieſen Urkunden die Vernunft nicht an die Kirche, ſondern die Kirche an die Vernunft, gewieſen werde? Wäre aber das edlere Anſehen gemeint, ſo iſt die Behauptung falſch, und der Vernunftglaube hat dieſes nicht ernidrigt, ſondern vielmehr erhöhet. In welcher Ehrwürdigkeit erſcheint ein Lehrer, wenn er nichts, als vernunftmäſſige Lehren, vorträgt, und ſie mit Wahrheitsgründen ſo zu beweiſen weis, daß ihm ſeine Schüler und Zuhörer mit ihrem Glauben daran gleich freiwillig entgegenkommen! Mehr Arbeit hat er freilich dabei, als wenn er halben Kölerglauben betriebe; aber auch dadurch, daß er dieſe Arbeit gern übernimmt und eifrig beſorgt, bekommt er ia ebenfals noch ein ſchönes Anſehen . . .

Was den andern Vorwurf betrift, daß durch Einführung des Vernunftglaubens aus dem Glauben Unglauben geworden wäre, ſo hat er auch ſeine völlige Richtigkeit, wenn man unter dem Unglauben den Unglauben an gewiſſe Kirchendogmen verſteht, die die Vernunft nicht für ſich, ſondern wider ſich, haben. Ja, das iſt wahr — dieſe wurden aufgegeben; iſts denn aber nicht auch ſchön, daß ſie aufgegeben wurden? Wer hatte ſie denn in die Kirche gebracht? Unwiſſende, der Schrift unkundige, mit der Vernunft unverſöhnliche, ſtreitſüchtige und in die dürre Scholaſtik verliebte Männer! Sollte die Kirche nicht ſpäteren gelehrteren, in der Schrift erfarneren, mit der Vernunft im Bunde ſtehenden, friedliebenden und der Scholaſtik abgeſtorbenen Männern Dank dafür zollen, daß ſie ſelbige aus ihr wieder herausbrachten? Waren es denn nicht von ieher nur dieſe Dogmen, welche ihr Spott und Läſterung von auſſenher zu Wege brachten? Verſtände man aber unter Unglauben, der aus dem Glauben geworden wäre, Unglauben überhaupt, ſo iſt die Behauptung ebenfals falſch. Herrſchte iezt in der That wirklicher Unglaube, ſo wäre die Urſache davon ganz anderswo zu ſuchen, nehmlich — in dem Ueberhand nehmenden Hange zu bloſſer Sinnlichkeit, bei dem man ſich aus dem Ueberſinnlichen nichts macht, und in der Zügelloſigkeit der Sitten, bei der man nur durch Aufgabe alles Glaubens ſich wohl befinden kann. Ich will aber nicht darüber abſprechen, ob wirklicher Unglaube iezt herrſche; im ganzen Ernſt aber ſpreche ich darüber ab, daß, wenn der Unglaube noch nicht herrſchte, die Wiedereinführung des halben Kölerglaubens ihn gewis erſt herrſchend, und, wenn er ſchon herrſchte, ihn gewis noch herrſchender machen würde.

Gar kein Kölerglaube — rufe ich aus — weder ganzer, noch halber! Auch der halbe iſt entehrend. Ein Vernunftweſen ſoll nichts glauben, als was ſich ihm durch Vernunftgründe als glaubwürdig empfiehlt; richtet es ſich nicht nach dieſer natürlichen Vorſchrift, ſo verleugnet es ſeine hohe Würde. Welch ein ſündlicher Plan alſo wär's, die Menſchheit im Groſſen durch Wiedereinführung des halben Kölerglaubens dahin bringen zu wollen, daß ſie zu ſo einer heilloſen Verleugnung hinſänke! Will man nicht etwa auch gar den ganzen Kölerglauben wiedereinführen? Wie kann man wohl es vor ſich ſelbſt verantworten, auf ſolche Weiſe den vorhandenen Segen einer Kirchenreformation ſogar zerſtören zu wollen, deren Anfänger vielmehr wollten, daß ſie noch immer fortſchreiten möchte?

Der halbe Kölerglaube war aber auch nie gefärlicher, als iezt. Wer ihm ergeben iſt, der mus iezt ſtets auf ſeiner Hut ſein, daß er nicht unter Leute gerathe, die ſich von ihm losgemacht haben, und — wie will er dis verhindern, da die Zahl derſelben iezt ſo gros iſt? Sobald er aber unter ſie geräth, ſpotten ſie ſeines Kölerglaubens, und machen's ihm handgreiflich, daß ihr Spott gegründet ſei. Fühlt er den Spott nicht — o wehe ihm! dann ſchickte er ſich in der That zum ganzen Köler. Fühlt er ihn aber, und wohl gar tief — was wird geſchehen? Der Spott, welcher doch nur ſeinen Kölerglauben trift, wird ihm vorkommen, als träfe er Glauben überhaupt, und, da er einſehen mus, daß er irgend etwas Unerweisliches geglaubt habe, ſo wird er alles Uebrige, was er glaubt, weil es ihm nie erwieſen war, auch für unerweislich halten, und gleichgültig dagegen werden. Das Unheil aber, welches die Wiedereinführung des halben Kölerglaubens iezt für die Menſchheit im Groſſen anrichten dürfte, iſt kaum zu überſehen. Die Vernunft hat ſich nun einmal vom Gängelbande des Kölerglaubens los gemacht, und dürfte ſich ſchwerlich wieder an daſſelbe begeben; auch hat ſie ſich überhaupt ſchon zu weit ausgebildet, als daß ein Glaube ohne Beweiſe aus ihr ſelbſt für ſie paſſte — was würde alſo auch geſchehen? Mit ſo einem Kölerglauben könnte es die Menſchheit nicht wieder halten, und ſollte es doch mit ihm halten; ſo würde ſie es für das Räthlichſte finden, ſich lieber um gar keinen Glauben weiter zu bekümmern, und Kirche Kirche ſein zu laſſen.

Der halbe Kölerglaube macht ſo intolerant, wie der ganze. Bei ihm weis man zwar, was die Kirche glaubt, man glaubt es aber nur darum mit, weil's die Kirche glaubt; man hält ſie alſo in allen ihren Dogmen für untrüglich. Dieſer Irthum erzeugt auf der Stelle einen anderen, nehmlich den, daß Jeder ſchlechterdings ſo glauben müſſe, wie die untrügliche Kirche zu glauben gebietet. Nun iſt die Intoleranz da. Man erklärt die, welche ſich den Ausſprüchen der Kirche nicht ſchlechthin unterwerfen wollen, für Abtrünnige; man glaubt, Zwangsmittel gegen ſie gebrauchen zu dürfen, daß ſie ſich unterwerfen; man ſagt ihnen, wenn Alles nichts hilft, Liebe und Freundſchaft, wohl gar die erſten Pflichten der Menſchlichkeit, auf. O wie froh waren doch Alle, die es mit der Menſchheit gut meinten, als die Zeiten der kirchlichen Intoleranz vorüber waren, die ſo viele Greuel angerichtet hatten! Wie? und dieſe Zeiten ſollten zurückkehren? Gewis aber würden ſie es, wenn der halbe Kölerglaube wiedereingeführt würde. Mit ihm zugleich entwichen ſie; mit ihm zugleich würden ſie wiedereintreten. Wohin denken alſo die, welche ihm iezt wieder das Wort reden?

Doch, man kann ſich auf der einen Seite, wie geſagt, auf den Geiſt des Zeitalters, und auf der anderen auf den Genius des Glaubens, verlaſſen, daß alle neuere Schuz- und Lobreden und Schuz- und Lobſchriften für ihn und auf ihn nichts fruchten werden. Alles, was etwa bewirkt werden könnte, würde dis ſein, daß ſich die Leute in den nidrigſten Ständen, welche iezt ſogar noch dem ganzen Kölerglauben in ſeiner völligen alten Form ergeben ſind, ſich zur Annahme des halben bereitwillig zeigten; auf die Gebildeteren in allen Ständen aber mache man ia keine Rechnung dabei! Dieſe würden immer dafür ſorgen, daß ihre

Kinder einen ſolchen vernunftmäſſigen Glaubensunterricht erhielten, wie der war, den ſie erhielten, und würden ſich für ihre Perſonen immer ſo viel, als möglich, von ſolchen Lehrvorträgen zu entfernen ſuchen, die im Geiſte des neuen halben Kölerglaubens gehalten würden. Auch würde es noch immer wackere Lehrer in Kirchen und Schulen geben, die in den neuen Kölerglaubenston einzuſtimmen ſich nicht bequemten, und die dadurch die Zierde ihres Standes blieben.

Man rühme es immerhin dem halben Kölerglauben nach, daß, ſo lange man ihm zugethan geweſen wäre, die Zeiten auch gut geweſen wären; er verdient dieſen Ruhm nicht. Waren die Zeiten, in welchen er herrſchte, wirklich gut, ſo waren ſie's nicht durch ihn, ſondern aus ganz andern Urſachen; Liebe und Treue, Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit, einfachere Lebensweiſe und Genügſamkeit bei Betriebſamkeit, ſchufen ſie. Inzwiſchen hat es auch, während daß er herrſchte, ſchlimme Zeiten genug gegeben. Wenn es wahr iſt, wie es wahr iſt, daß Krieg allein ſchon böſe Zeiten mache — wer kennt nicht den dreiſſigiährigen Krieg und die ſchrecklichböſen Zeiten in ihm? Ebenſo hat es auch, nachdem iener Glaube ſein Regiment hatte niderlegen müſſen, gute Zeiten gegeben; wer erinnert ſich nicht mit Freuden an die Jahrzehende nach dem ſiebeniährigen Kriege? Ich bin lebendig überzeugt, daß, wenn Liebe und Treue, Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit, einfachere Lebensweiſe und Genügſamkeit bei Betriebſamkeit aus der Vorwelt zu uns zurückkehrten, und — dann ſich ſtatt des Kölerglaubens Vernunftglaube an ſie ſchlöſſe, die Zeiten ſo gut werden würden, wie ſie noch nie geweſen wären. Geſorgt wäre dann wenigſtens auf allen Seiten für die Menſchheit — ſowohl für ihr äuſerliches, als auch für ihr ihr inneres Heil — und ihr groſſer unſichtbarer Vorſteher würde dieſe Fürſorge gewis nicht blos ſeines Beifalls, ſondern auch ſeines Segens, würdigen.

Sieben und funfzigſte Stunde.

Leidensgröſſe.

Es zeigt eine groſſe Seele an, wenn man als Leidender keines fremden Troſtes bedarf, ſondern ſich ſelbſt zu tröſten weis. Als Glücklicher keines Glückwünſchens Anderer bedürfen, iſt nichts dagegen; ia, man könnte ſchier ſagen, daß es eine ſchlechte Seele anzeigte. Wenn dir nicht daran liegt, daß Andere dir dein Glück gönnen, und dich davon überzeugen, daß ſie dir es gönnen, ſo biſt du des Glücks kaum werth. Das bidere Gratuliren guter Menſchen, beſonders deiner Freunde, mus dir ſeinen Genus erſt recht erhöhen. Aber — im Leiden keines fremden Troſtes bedürfen — dis iſt etwas von Belang, von ſchönem Belang. Alles alsdann in ſich ſelbſt zureichend finden, was nöthig iſt, um bei frommen Dulderſinn und bei Muth zu bleiben — ia, dis, ach dis verkündigt den groſſen Mann.

Noch eine gröſſere Seele zeigt es an, wenn man als Leidender, der keines fremden Troſtes bedarf, auch noch andere Leidende tröſten kann. Als Glücklicher ſich auch über das Glück Anderer freuen, was gehört dazu weiter, als bloſſer Hang zur Jovialität? Ja, man kann mit Recht ſagen, daß es eine ſchlechte Seele verrathe, wenn man ſich hierzu nicht geneigt zeigte. Willſt du denn etwa allein glücklich ſein? Willſt du, da du keinen Neid auszuüben nöthig haſt, doch wenigſtens Misgunſt ausüben? Das Glücklichſein unter anderen Glücklichen ſollte dich ia doch erſt wahrhaftigglücklich machen. Aber — in eigenen Leiden auch ſogar noch andere Leidende tröſten können — dis iſt etwas von ſehr groſſem, von ſehr ſchönem Belange. Nicht daran denken alsdann, daß man ſelbſt in Noth ſei, ſondern nur Andere in ihrer Noth vor Augen haben, und auf ihre Beruhigung eifrig bedacht ſein — ia, dis, ach dis verkündigt den noch gröſſeren Mann.

Die allergröſſeſte Seele zeigt es an, wenn man als Leidender, der keines fremden Troſtes bedarf, ſogar dieienigen über ſeine Leiden tröſten kann, von denen man eigentlich über ſie getröſtet werden ſollte, die aber ſelbſt über ſie untröſtlich ſind. In einer ſolchen Lage iſts gleichſam, als müſte ſich Alles vereinigen, um den Muth völlig zu Boden zu ſtrecken. Wer da den Muth aufrecht erhält, ſo aufrecht erhält, daß er denen, von welchen er nehmen ſollte, und die auch gern gäben, wenn ſie hätten, noch geben, aus ſich ſelbſt geben kann, was ſie brauchen, um nicht zu verzagen — der, der iſt der Allergröſſeſten Einer. Dergleichen Herrlichgroſſe fand man immer, und auch noch — freilich nicht haufenweiſe, aber doch einzeln. Die Geſchichte der Freundſchaft dokumentirt dieſe Behauptung — die Familiengeſchichte noch mehr. Welch ein Mann von erſter Gröſſe iſt ein frühſterbender Vater, der überaus gern bei Frau und Kindern noch bliebe, der aber alle ſeine Thränen darüber, daß er ſchon von ihnen müſſe, in ſich zurückpreſſt, und ſich's angelegen ſein läſſt, die Thränen, welche Frau und Kinder um ihn her vergieſſen, zu ſtillen! Dis iſt Leidensgröſſe in ihrem höchſten Grade. — —

Wer aber auch nur in dem erſten der drei angeführten Grade ſie an ſich aufzeigen können will, der ſorge vor allen Dingen dafür, daß er, wenn er iemals in groſſe Leiden geriethe, alsdann nicht zu ſich ſagen müſſe, daß ihm durch ſie Recht geſchehe! Sonſt gäbe es nicht einmal wahren fremden Troſt für ihn; wie ſollte er aber vollends Troſt aus ſich ſelbſt nehmen können? Auf die Weiſe etwa, daß ſich doch nun kein Anderer rühmen dürfe, ihn unglücklich gemacht, und ſo Superiorität über ihn bewieſen zu haben? O wie würde er dann Anderen dieſen häslichen Ruhm lieber gönnen, als ſich! Wie würde er wünſchen, daß er ſeinen Freunden, die ihn warnten, Superiorität über ſich eingeräumt, und ihren Warnungen Gehör gegeben haben möchte! Statt alſo aus ſich Troſt zu ſchöpfen, würde er Selbſtverdammung ſchöpfen, die ihm ſein Leiden erſt noch recht überſchwer machen würde. Wird es aber der Fall ſein, daß er einſt als Leidender erſcheint, der zwar ſich ſelbſt in ſeinen unglücklichen Zuſtand verſetzte, der ſich aber freiwillig in ihn verſetzte, um groſſes Gutes zu ſtiften, oder doch, weil er ſonſt kein rechtſchaffener Mann bleiben konnte — o wie wird er dann herrlichen Troſt aus ſich ſelbſt ſchöpfen! Er hat ſeiner höheren Beſtimmung gemäs gehandelt; er hat ſein Beſtes, ſeine Tugend, wie aus dem Feuer, gerettet.

Wer Leidensgröſſe auch nur in dem erſten der drei angeführten Grade an ſich aufzeigen können will, der ſuche ſich auch bei Zeiten an Submiſſion gegen das Unabänderliche im Menſchenleben zu gewöhnen! Es gibt ja in der That viel dergleichen Unabänderliches; was für ein Benehmen dagegen rathet uns die Vernunft? „Wenn du offenbar gleich einſieheſt, daß etwas unabänderlich ſei, ſo mache auch nicht einmal einen Verſuch, es abändern zu wollen; du muſt nichts thun, was geradezu ganz vergeblich iſt. Siehſt du aber nicht offenbar gleich ein, daß etwas unabänderlich ſei, ſo mache Verſuche, wenn dergleichen in deiner Gewalt ſind, es abzuändern; ſobald du aber Alles, was du, ohne dein Gewiſſen zu verletzen, thun kannſt, unnützerweiſe gethan haſt, ſo gib alle weitere Verſuche auf; du muſt nichts fortſetzen, was ſich dir durch Erfarung wenigſtens als ganz vergeblich darſtellt. Im erſteren Falle ſubmittire dich dem Unabänderlichen gleich — im letzteren doch noch zu rechter Zeit!“ Wer dieſen Rath der Vernunft frühzeitig zu befolgen anfängt, und ſich ſo an Submiſſion gegen das Unabänderliche gewöhnt, der wird ſich auch in groſſen Leidenslagen ſelbſt zu tröſten wiſſen. Niemand darf ihn erſt auf die Vorſtellungen leiten, daß er gar nichts gegen ſie thun könne, oder Alles, was er gegen ſie thun konnte, gegen ſie gethan habe; er ſelbſt ſtellt ſich dis gleich vor. Niemand darf ihn erſt bitten, ſich in ſein trauriges Schickſal zu fügen; er ſelbſt fügt ſich gleich darein. „Gut ſo, denkt er, weil's einmal ſo ſein ſoll — vielleicht wird's noch ohne all mein Zuthun anders; geſchieht dis nicht, nun, dann auch gut — ſo ertrage ich's ferner als Mann, der ſich unter das Schickſal zu ſubmittiren gelernt hat, wie ich's als ſolcher iezt ertrage. Abänderungskraft habe immerhin mein Arm nicht — beſizt doch Tragkräfte mein Herz; durch Uebung werden dieſe ſich ſtärken, und mein Leiden mir immer mehr erleichtern.“

Wer Leidensgröſſe auch nur in dem erſten der drei angeführten Grade an ſich aufzeigen können will, der mus auch ferner alles Aeuſerliche nicht höher würdigen, als es eigentlich nur zu würdigen iſt. „Das Aeuſerliche iſt für das Innere da — nicht umgekehrt. Das Innere iſt das Hauptſächliche, und iſt zugleich von der Einrichtung, daß es ſich durch iede Beſchaffenheit des Aeuſerlichen vervollkomnen könne“ — ſo mus man denken. Wer ſich dieſe Denkart eigen macht, der weis ſich auch als Leidender bald ſelbſt zu tröſten. „Was habe ich denn verlohren? ſpricht er, iſts nicht et-

was Aeuſerliches? Alſo — nichts Weſentliches h
be ich verlohren. Ich freuete mich zwar, als ich
hatte; ſollte ich mich aber darüber ängſtigen, d
ich's nicht mehr habe? Sein Beſitzſtand muſte m
doch nur darum vorzüglich werth ſein, daß ich i
zu meiner inneren Vervollkomnung anwend
könnte; kann ich denn aber nun nicht ſeinen Ve
luſtſtand auch dazu anwenden? Das Innere kan
bei äuſerlichem Gewinn und Verluſt gewinnen, ſ
bald man nur will: ia, bei äuſerlichem Verlu
kann es noch Mehr gewinnen, als bei äuſerliche
Gewinn. So kommt es ia alſo nur auf mich a
daß ich dieſen gröſſeren Gewinn von meinen Leid
ziehen wolle; ich will ihn aber ziehen. Und n
— ſei mir ſogar willkommen, Leiden, das mi
iezt trift! Bald, bald werde ich dir Viel zu dan
ken haben."

Wer Leidensgröſſe auch nur in dem erſten d
drei angeführten Grade an ſich aufzeigen könne
will, der widme ſich als Jüngling ſchon dem Gla
ben an eine höhere Leitung aller Welt- und Leben
begebenheiten, und bleibe ihm als Mann getre
Wenn es ſchon ſehr heilſam iſt, ſich bei Zeiten z
Submiſſion gegen das Unabänderliche im Men
ſchenleben zu gewöhnen, wie noch weit heilſame

mus es ſein, dieſe Submiſſion in Submiſſion gegen einen unſichtbaren Beſtimmer alles Unabänderlichen zu verwandeln! Gewis, weis man ſich als Leidender ſchon bei iener ſelbſt zu tröſten — wie vielmehr bei dieſer! „Es iſt alſo nicht genug, ruft man ſich dann zu, daß es für dich ſo kommen ſollte, wie es kam; du fragſt auch gewis, warum ſollte es ſo kommen? Hier iſt die Antwort aller Antworten darauf — weil Gott es wollte! Er, Er iſt weiſe und gut; las ihn mit dir thun, wie er will, und ſei verſichert, du werdeſt in deinen Leiden nicht von ihm verlaſſen ſein! Saheſt du nicht ſchon ein, daß dein Inneres ſich bei äuſerlichem Verluſt noch mehr vervollkomnen könne? Nun, ſo glaube auch, daß er dich in den erlittenen äuſerlichen Verluſt ausdrücklich dazu verſetzte, daß dir dieſe noch höhere innere Vervollkomnung zu Theile werden möchte! Betrachte demnach deine Leiden als Wohlthat, die er dir erzeigte, und danke ihm für ſie! Sie ſind es ietzt ſchon, wenn du willſt, und ſie zu deiner moraliſchen Ausbildung anwendeſt — wende ſie alſo dazu an! ſie werden es aber, wenn du ſie ſo angewendet haſt, noch weit mehr werden; denn man hat dich nicht zu einer Exiſtenz vor dem Tode blos, ſondern auch zur Fortexiſtenz nach dem Tode, nicht zu einem Sein von funfzig, oder hundert Jahren, ſondern zu einem Sein ohne Aufhören, beſtimmt.“

Wer Leidensgröſſe auch nur in dem erſten der drei angeführten Grade an ſich aufzeigen können will, der mache alſo endlich zu ſeinem Wahlſpruche — „es kommt erſt!“ Er bleibe ſo wenig, als bei Beherzigung der groſſen Sache der Menſchheit, bei Beherzigung ſeiner eigenen blos individuellen Sache an den Grenzen dieſer Welt ſtehen, ſondern ſchweife mit ſeinen Gedanken weit über ſie hinaus, und ins Unendliche hin! Er betrachte Alles, was hier mit ihm vorgeht, nur als eine Anlage, die im Kurzen gemacht ward, auf der aber ewig fortgebauet werden ſoll, und übe ſich in dem Erkennen und Geſtehen, daß er den Fortbau zwar nicht ermeſſen könne, daß die Anlage aber doch ſchon von der Art ſei, daß ſie ihm etwas Hochherrliches verkündige! Sterblicher! ſchlage dieſen Weg ein! Als Leidender bedarfſt du dann gar keines fermden Troſtes, ſondern tröſteſt dich ſelbſt auf das höchſte. Dein Leiden wird dir dann auch als eine bloſſe Anlage vorkommen, welche zu deinem Heile gemacht ward, in einer Art von Sumpf zwar, aber doch mit ſo ſtarken Seitenmauern, daß du dir ein künftiges Prachthochgebäude darauf versprechen könneſt. „Sei Alles ſtockfinſtere Nacht um mich her, wirſt du ſprechen; ich ſehe im Geiſte die Morgenröthe ſchon, welche mir einen lieblichen Tag verkündigt. Gebe ſich ein trauriges Lebensräthſel über das andere zur Löſung mir auf; wenn ich Armer ſie auch nicht zu löſen vermag, ſie werden ienſeits gelöſet werden, mir zur Wonne gelöſet werden.“ — —

So mus man ſich geſchickt machen, einſt als Leidender keines fremden Troſtes zu bedürfen, ſondern ſich ſelbſt tröſten zu können . . . Freilich ſind aller Leidensgröſſe Temperament, Leibeskonſtitution, Erziehung und Lebensweiſe häufig im Wege. Der Heftige möchte ſich lieber durch Thun gros zeigen, als durch Leiden. Der Nervenſchwache vermag wenig zu ertragen. Der Verzärtelte pflegt iedes Leiden zu haſſen, und der, der ſtets in Genüſſen lebte, findet es wohl unbegreiflich, daß das Schickſal ihm zumuthen könne, Verzicht auf ſie zu thun. Alle dieſe Arten von Menſchen gewähren einen ſehr kleinlichen Anblick, wenn die Reihe zu leiden an ſie kommt. Deſto rühmlicher aber auch dann für Jeden von ihnen, der über Temperament, Leibeskonſtitution, Erziehung und

Lebensweiſe ſiegt, und mit Standhaftigkeit Dulder werden kann. Er leiſtet durch Leidensgröſſe weit Mehr, als diejenigen durch ſie leiſten, welche von Natur ſanftmüthiger ſind, oder ein ſtarkes Nervenſiſtem haben, oder von Kindheit auf abgehärtet wurden, oder von jeher arm an Genüſſen waren. Bringe es Jeder, wie im Thun, ſo auch im Leiden, ſo weit, als er kann! Sehr nützlich wird es auch Jedem dabei ſein, wenn er die gegebenen Rathe befolgt . . . Leidensgroſſer, wer du auch ſein magſt, erquicke dich recht an der Vorſtellung, daß du der Welt, wenn du auch nichts mehr für ſie thun kannſt, doch noch nützlicher ſeiſt, als der für ſie thätigſte Mann! Dein ſchönes Beiſpiel iſt hocherbaulich, und ſtiftet Nachahmungsſegen um ſo mehr, je ſeltener es iſt.

Acht und funfzigſte Stunde.

Mittelſtraſſe.

Der Hang zu den Extremen iſt ſehr gemein, wird auch wohl hier und da von Philoſophen vertheidigt, empfängt aber von dem geſunden Menſchenverſtande ſeine Abfertigung, der den goldenen Rath gibt, daß man, um richtig zu gehen, ſich zwiſchen beiden Extremen in der Mitte halten müſſe. Ich will heute mit der Induktion zu thun haben, um mir dieſe weiſe Mittelſtraſſe recht deutlich vorzuſtellen. — —

Mancher glaubt in Religionsſachen Alles, ohne ſich um irgend einen Beweis davon zu bekümmern; Mancher will ſchlechterdings in ſolchen Sachen nichts eher glauben, bis es ihm ſtreng bewieſen iſt. Jener verwirft ſich offenbar, indem er ſich der höchſten Gerechtſame eines vernünftigen Weſens begibt, und läuft Gefar, den tollſten religiöſen Unſinn zu glauben. Dieſer erhebt ſich zu ſehr, vergiſſt, daß Glaubensſachen aufhören würden, Glaubensſachen zu ſein, wenn ſie ſtreng bewieſen werden könnten, und iſt auf dem Wege, ein völliger Ungläubiger zu werden. Vernünftiger Glaube iſt da die Mittelſtraſſe, und worin beſteht dieſer? Darin, daß man etwas nicht eher glaubt, als bis es weit höhere Wahrſcheinlichkeit hat, als das Gegentheil davon, daß man aber auch ſofort es glaubt, ſobald es bis zu dieſer gebracht iſt.

Mancher hat das übertriebenſte Vertrauen auf Gott, und erwartet von ihm wohl übernatürlichen Beiſtand und Segen; Mancher zweifelt überall an göttlicher Mitwirkung, und glaubt ſich ganz dem Gange der Dinge und der Verbindung der Umſtände überlaſſen. Jener ſchaft ſich eine Ruhe, deren Falſchheit er bald einſehen wird, wenn die Wunder auſſenbleiben, und er ohne wackere Arbeit keinen Segen, und ohne eigene Rüſtigkeit in Gefaren keinen Beiſtand erhält. Dieſer bringt ſich um alle Ruhe, ſtört ſich im Arbeitseifer, wenn derſelbe nicht gleich genug einträgt, und iſt in groſſen Leiden nicht ſicher vor Verzweiflung. Gemäſſigtes Vertrauen iſt da die Mittelſtraſſe, und dis beſteht darin, daß man ohne wackere Arbeit nicht auf göttlichen Segen, und ohne eigene Rüſtigkeit in Gefaren nicht auf göttlichen Beiſtand, rechne, bei wackerer Arbeit aber auf ſolchen Segen, und bei eigener Rüſtigkeit in Gefaren auf ſolchen Beiſtand mit Herzlichkeit rechne — jedoch nur auf natürliche Weiſe.

Mancher iſt der Cerimonienſucht kindiſch ergeben, und glaubt durch pünktliche Beobachtung vieler heiligen Gebräuche ſeine ganze Gottesverehrung abthun zu können; Mancher dünkt ſich dann erſt recht als Mann, wenn er mit gar keiner Cerimonie etwas zu thun haben mag. Jener iſt um nichts beſſer, als ein bloſſer Götzendiener, behandelt den oberſten Geiſt wie ein ſinnliches Weſen, und ſetzt ſeine Moralität ſehr aufs Spiel. Dieſer vergiſſt, daß er nicht blos von geiſtiger, ſondern auch von ſinnlicher Natur ſei, verkennt den oft wohlthätigen Einflus der letzteren auf die erſtere, und verliehrt dabei manche gute Gemüthsſtimmung. Die Mittelſtraſſe iſt hier, daß man weder für viele, noch gegen alle Cerimonien ſei, und daß man es zwar nur mit ſolchen, aber auch mit dieſen gern, halte, welche die Sinne nicht betäuben, ſondern einfach, und dabei von groſſer bekannter Bedeutung, ſind, ſo, daß man bei ihnen an etwas Wichtiges für Geiſt und Herz nicht nur zu denken habe, ſondern auch ruhig denken könne.

Mancher iſt Freund der Mönchsmoral, und thut Forderungen an ſich, die die unbilligſten von der Welt ſind; Mancher iſt Feind aller Moral, und will auch die gerechteſten Forderungen, welche ſein Gewiſſen an ihn thut, nicht für gültig anerkennen. Jener iſt ein alberner Sonderling, der ſich ohne Noth kaſteiet, manche ſchöne Stärkung im Guten ſich raubt, und immer gewärtig ſein mus, daß die Sinnlichkeit, welche er an ſich nicht ausrotten kann, für die unnatürliche Deſpotie, welche er über ſie ausübt, über lang, oder kurz — ganz nach Mönchsweiſe — an ihm ekelerregend Rache nehmen werde. Dieſer iſt ein verworfener Wüſtling, der nur darum von keinen ſittlichen ihn bindenden Vorſchriften etwas wiſſen will, damit er ſich den gröbſten Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaften frech überlaſſen, ſo lange überlaſſen könne, als er Kraft dazu beſitzt. Die Vernunft weiſet in die Mittelſtraſſe, und ſpricht — „Träume dir keine Pflichten, wo keine ſind; die aber, welche da ſind, behandle nicht als einen bloſſen Traum, ſondern erfülle ſie auf das gewiſſenhafteſte!“

Mancher iſt gleichſam aus lauter Hofnung zuſammengeſetzt, und ſo, wie die Sonne für ihn aus dicken Wolken blickt, weiſſagt er ſich einen wunderſchönen Tag; Mancher iſt gleichſam aus lauter Furcht zuſammengeſetzt, und ſo, wie die Sonne ſich für ihn hinter dem kleinſten Wölklein verbirgt, verkündigt er ſich ein ſchweres Gewitter. Es kann nicht anders ſein, als daß ſich Beide oft täuſchen. Die gegründeteſte Hofnung, oder Furcht, wird nicht ſelten durch die Folgezeit für ungegründet erklärt; wie ſollt's nicht vollends denen gehen, welche Schlöſſer in der Luft bauen, oder die ein rauſchendes Blat zu veriagen vermag? Kann es auch wohl anders ſein, als daß die Erſteren faſt täglich ſich über ſich ſelbſt ärgern, und die Letzteren faſt täglich über ſich ſelbſt lachen müſſen? Hoffen und fürchten zu rechter Zeit, nie zu viel, oder zu wenig, hoffen und fürchten, der Zuverläſſigkeit beim Hoffen und Fürchten entſagen — dis iſt die Mittelſtraſſe, in der man vor ſich ſelbſt, und bei ſeinen Freunden in Ehren bleibt, gehörige Thätigkeit ausübt, und wahren Lebensgenus hat.

Mancher arbeitet ohne Unterlas, gönnt ſich keine freiwillige Erholung, und hat ſogar Greuel an den Stunden, welche ihm die Natur durch

Schlaf mit Gewalt nimmt; Mancher ruhet ohne Unterlas, erholt ſich unaufhörlich vom Nichtsthun, und möchte auch gern die Geſchäfte für ſich von Andern verrichten laſſen, die kein Anderer, als er ſelbſt, verrichten kann. Auf was für unzubilligenden Abwegen befindet ſich der Eine, wie der Andere! Wird der, der immer arbeiten will, viel Vollkommenes fertigen? wird er ſein Leben hoch bringen? wird er ſich um das, was in der Geſelſchaft vorgeht, bekümmern? Wird der, der immer ruhen will, nicht dadurch zum unnützeſten Menſchen? verdirbt er ſich nicht das ſüſſe Gefühl der Ruhe, welches nur nach vorhergegangener Arbeit Statt findet? hat er nicht oft die unerträglichſte Langeweile? Theile deine Zeit auf eine vernünftige Weiſe in Arbeit und Ruhe ein; arbeite mehr, als du ruheſt, wenn's deine äuſerliche Lage auch nicht erforderte; gewähre dir aber auch Ruhe, wenn du wakker das Deinige gethan haſt; — ſo bleibſt du in der Mittelſtraſſe, und wirſt ein wahrer Menſch und zugleich ein froher Menſch ſein.

Mancher ſorgt ängſtlich und peinlich für ſeine Geſundheit, und thut, als wäre ſie gar nicht zu erhalten; Mancher ſorgt gar nicht für ſie, und thut, als wenn ſie ſich ſelbſt erhalten müſie. Was ſpringt aus beiden Extremitäten hervor? Der ängſtliche Geſundheitsfürſorger wird ein eingebildeter Kranker, medicinirt unaufhörlich, verzärtelt ſich immer mehr, und wird immer unfähiger, wie zu groſſer Wirkſamkeit, ſo auch zu herzlichen Lebensgenüſſen. Der Vernachläſſiger aller Geſundheitsfürſorge überſchreitet eine regelmäſſige Diät auf allen Seiten, übergenieſſt die ſinnlichen Vergnügungen, wird nach Umſtänden ein Wagehals, gebraucht auch in wirklichen Krankheiten keine Medicin, und ſtirbt vor der Zeit, welche ihm die Natur geſetzt hatte. Man findet alsdann die Mittelſtraſſe zwiſchen Beiden, wenn man die Geſundheit zwar als ein unſchätzbares Gut behandelt, aber doch auch nicht gleich zittert, wenn ſie wankt — wenn man zwar eine gute Lebensweiſe beobachtet, aber doch auch nicht iede kleine Abweichung von ihr für mörderiſch hält — wenn man ſich zwar nicht leichtſinnigerweiſe in groſſe körperliche Gefaren begibt, aber doch auch, ſobald es ſein mus, dergleichen geringere Gefaren nicht achtet — wenn man zwar nicht immer, oder bei iedem kleinen unbehaglichen Leibeszuſtande Arznei gebraucht, ſie dann doch aber gewis gebraucht, wenn man in der That ſich krank fühlt, oder der Arzt aus Pflicht dazu rathet.

Mancher kann nicht leben ohne Geſellſchaft, und iſt ſich, ſobald er allein iſt, ſelbſt zur Laſt; Mancher macht gar nichts aus Geſellſchaft, und iſolirt ſich für immer. Die Folge davon für den Erſteren iſt, daß er bei der immerwährenden Zerſtreuung, welche er ſich macht, gar nicht zu ſich ſelbſt kommt, und ſo auch nur oberflächlich an ſeiner ſittlichen Ausbildung arbeiten kann, daß er für die Welt wenig weiter leiſtet, als daß er ſie vergnügt, indem ſie ihn vergnügt, und daß er ſich das höchſte Verlaſſenſein auf die Tage, welche doch für ihn kommen, zubereitet, an denen er faſt weiter nichts haben wird, als ſich — ſich, woran er auf keine Stunde Genüge fand. Die Folge für den Letzteren aus ſeiner Lebensweiſe iſt, daß er ein Iſegrimm wird, ſich für Theilnahme an fremden Freuden und Leiden abſtumpft, und in den gröbſten Egoiſmus verfällt. Wer zwiſchen Beiden in der Mittelſtraſſe gehen will, der ſei ia nicht ungeſellig; er ſei aber auch nicht zu geſellig! Geſelligkeit iſt der natürliche Karakter der Menſchheit; wer könnte ihn ablegen, und ſich dann noch zur Menſchheit zählen wollen? Man ſoll aber auch ſeine weltlichen Amts- und Berufsgeſchäfte gehörig betreiben, und zuweilen zu ſeiner moraliſchen Beſichtigung ſich ſelbſt leben; weder das Eine, noch das Andere, kann man, wenn man in Geſellſchaftsſucht verſinkt. Man mäſſige alſo ſeinen Geſelligkeitstrieb, ohne ihn zu erſticken! Man befriedige ihn nur dann, wenn dazu geſchäftsleere Zeit iſt, und behalte ſich das Recht über ihn vor, auch ſelbſt alsdann, wenn's dergleichen Zeit gibt, ihm zu gebieten, daß er dem ſtillen Selbſtbeſchauen Platz mache! So wird man bei ihm nützlich für die Welt, und auch wohlthätig im höheren Verſtande für ſich ſelbſt.

Mancher findet's lächerlich, ob er gelobt, oder getadelt werde, und ſetzt ſich über alle fremde Urtheile über ſich weg; Mancher ärgert ſich, wenn er nicht von Jedermann gelobt wird, und will ſchlechterdings allgemeinen Beifall haben, weil er ihn verdiene. An welche von beiden Parteien ſoll Anſchlus geſchehen? An keine! Bei der erſteren ſänke man bis zur Niderträchtigkeit herab, und würde ſich Alles, auch das Verworfenſte, erlauben; bei der letzteren lernte man Stolz athmen, der aller Erlangung wahrer Vollkommenheit geradezu im Wege iſt, und, ſtatt allgemeingeehrt zu machen, am Ende wohl gar allgemeinlächerlich macht. Alſo — die Mittelſtraſſe zwiſchen beiden! Sprich nicht — alle Leute mögen von mir reden, was ſie wollen, ich gebe meinen Gang fort — ſondern ſprich — ich will meinen Gang ſo einrichten, daß die Weiſen und Edlen gut von mir reden! Strebe nicht nach dem Beifalle des groſſen Haufens; ſtrebe aber ia nach dem Beifalle ſeiner ehrwürdigen Vormünder! Erwirb dir wahre Verdienſte, und ſetze dann deinen erworbenen Verdienſten durch Beſcheidenheit die Krone auf!

Mancher ſieht Geld und Gut für gar nichts an, oder betrachtet es als Pfeifenſtiele und Papierſchniebſel, die man ohne Welteres zum Fenſter hinauswerfen könne; Mancher ſetzt einen ſo groſſen Werth darauf, als wenn es ihn diſſeits des Grabes ſchon ſelig machte, und ienſeits des Grabes erſt recht ſelig machen würde. Daher kommt's, daß Jener ſchwelgt, am Ende wohl arm dabei wird, und zur Wohlthätigkeit weder geſchickt, noch aufgelegt, iſt; daher kommt's aber auch, daß Dieſer ſich dem höchſten Geitze ergiebt, als ein Narr mitten in ſeinem Ueberfluſſe darbt, und, ſtatt menſchenfreundlich zu geben, lieber diebiſch nimmt, betrügt und wuchert, wie er nur kann. Ich will, ſpricht der Vernünftigere, nicht verſchwenden, was ich habe; ich will aber auch nicht kargen und gieren nach dem, was ich noch nicht habe. Zuſammenhalten will ich mein Eigenthum, und es auch zu vergröſſern ſuchen, aber nur auf eine rechtmäſſige Weiſe, und nicht blos, um ſelbſt zu genieſſen, ſondern auch, um Andere mitgenieſſen zu laſſen. So wandle ich auf der Mittelſtraſſe, die da heiſſt die Richtige.

Mancher übt Undank im höchſten Grade aus, und iſt im Stande, ſeinen Wohlthätern wohl mit dem Guten zu ſchaden, das ſie ihm reichten; Mancher iſt bis zum Kriechen dankbar, und kriecht wohl ſo für Gutes, das ihm gebürte, oder das doch nur eine Kleinigkeit war. Zeigt ſich Jener nicht als ein Menſch, der zu allem Böſen, auch zu dem ärgſten Böſen, fähig iſt? Wie wird er es mit denen halten, die ihm keine Wohlthaten erzeigten? Wie wird er es vollends mit ſeinen Feinden halten? Erſcheint er nicht noch ſchlechter, als Hausthiere, denen liebreiche Pflege geſchieht, und die dafür auf ihre Weiſe ihre Erkenntlichkeit bezeugen? Wie ſtehts aber um Dieſen, oder um den, der bis zum Kriechen dankbar iſt? Er iſt ein Menſch ohne Ehrgefühl; er verſchlechtert ſeinen Wohlthäter, wenn dieſer von der Art iſt, daß er ſich durch ihn verſchlechtern läſſt; er iſt auch, wie der Undankbare, zu allem Böſen fähig, und läſſt ſich von ſeinen Wohlthätern, ſobald ſie ihn dazu misbrauchen wollen, wirklich dazu misbrauchen. Herzlich das Gute erkennen, welches uns von Andern geſchieht, und ſich darnach ſehnen, daß man es ihnen auf irgend eine Weiſe wiedervergelten könne, aber auch immer ſeiner Würdigkeit dabei eingedenk bleiben, und nie Wohlthaten zu irgend einer Art von Ketten für ſich werden laſſen — dis iſt hier die Mittelſtraſſe; auf ihr wandle Jeder, dem Gutes geſchieht!

Mancher iſt ganz unbarmherzig, wenn er auch im Ueberfluſſe lebt, und zugleich die Wahl unter Nothleidenden bei Unterſtützungen hat; Mancher iſt überbarmherzig, thut Gutes über ſeine Kräfte, und thut's dem Erſten, der ihm vorkommt. Für einen Barbarn wird iener Unbarmherzige mit Recht erklärt, und vor ihm ſcheue ſich die ganze bürgerliche Geſellſchaft, in der er lebt! Jeder ſeiner nicht hülfsbedürftigen Mitbürger habe immer ein wachſames Auge auf ihn, daß er nicht von ihm auf irgend eine Weiſe beraubt werde! Für einen Thoren wird aber auch dieſer Ueberbarmherzige mit Recht erklärt, und man thut genug, wenn man ihm ſein Mitleid darüber bezeigt, daß er die Pflichten gegen ſich ſelbſt und die Seinigen vergas, und auch nicht einmal die Menſchenkunde bei ſeiner Barmherzigkeitsübertreibung zur Hand nahm. Sei barmherzig, ſpricht die Vernunft, ſo viel du kannſt; mache aber Barmherzigkeit gegen Andere nicht zur Unbarmherzigkeit gegen die Deinigen, und — ſobald es nicht die erſten Pflichten der Menſchlichkeit betrift, die durchaus keine Ausnahme leiden — wähle nur ſolche Unglückliche zu deinen Gegenſtänden, die es verdienen zu werden!

Nun habe ich die Induktion, um die Mittelſtraſſe mir recht deutlich vorzuſtellen, zwölfmal. Es ſei genug für mich daran! Nun weis ich vollkommen, was Mittelſtraſſe ſei, und in ſie will ich mich überall begeben. Mittelſtraſſe, mich haſt du zum ſteten Fusgänger auf dir!

Neun und funfzigſte Stunde.

Menſchenerkentnis von Seiten des Herzens

Da man nicht nur, wenn man auch keinen Schaden davon weiter hätte, daß man ſich an Menſchen, mit denen man ſich einlies, täuſchte, doch über ſich ſelbſt unwillig deshalb wird, daß man ſich von ihnen täuſchen lies, ſondern da man auch gröſſtentheils dergleichen Täuſchungen theuer bezahlen mus: ſo gehört es zur erſten Weisheit des Lebens, daß man ſich auf richtige Menſchenerkentnis von Seiten des Herzens verſtehe. Eine Frage aller Fragen alſo — wie erkenne ich das Herz, den Sinn, das Gemüth Anderer? Die Antwort hierauf kann keine andere ſein, als — durch ihr Aeuſerliches! Ins Innere Anderer ſelbſt können wir nicht unmittelbar blicken, ſondern nur mittelbar, indem wir von ihrem Aeuſerlichen, wodurch es ſich ausdrückt, darauf blos ſchlieſſen.

Ihr Anblick, ihre Reden, ihre Handlungen lehren ſie uns in moraliſcher Hinſicht kennen.

Wie? ihr bloſſer Anblick ſchon? O gewis! Man kann dis zuförderſt von ihrer ganzen Geſtalt verſtehen. In einem ſchönen Körper müſſe auch eine ſchöne Seele wohnen — ſprach ſchon ein Mann in grauer Vorwelt; die Erfarung ſoll ihn aber oft widerlegt haben, und man ſpricht viel von Teufelsſeelen, die in den ſchönſten Körpern, beſonders in weiblichen Engelsgeſtalten, wohnten. Doch, hiervon abgeſehen — iſt es nicht wahr, daß man den Stolzen von dem Beſcheidenen, den Leichtſinnigen von dem Geſetzten, den Geitzigen von dem Menſchenfreunde leicht unterſcheiden könne, ſobald man ihn nur daherkommen ſieht? Wie hochtrabend tritt der Stolze heran! wie möchte der Leichtſinnige gern über uns wegfliegen! wie ſchleicht der Geitzige neben uns vorbei!

Aber — das Geſicht, das Antlitz, das Angeſicht iſt für den Anblick des Menſchenprüfers das Hauptſächlichere. Die Sprache ſelbſt mit ihrem Ausdruck „Angeſicht" weiſet darauf gleich hin, daß man, wenn man wiſſen wolle, wie das Herz eines Menſchen beſchaffen ſei, ihm ins Angeſicht ſehen müſſe, worin man ihm Alles anſehen könne. Ich halte es wenigſtens lieber mit der Geſichtslehre, als mit der Schädellehre, die mir überhaupt ſehr ſonderbar vorkommt. Geſetzt aber aber auch, daß ſie zu den ehrwürdigſten Lehren gehörte; in Anſehung der ſchnellen Beförderung der Menſchenerkentnis müſſe ſie doch der Angeſichtslehre den Vorrang zugeſtehen. Schon einzelne Geſichtszüge offenbaren das Herz. Jeder Affekt drückt ſich im Geſicht durch beſondere Züge aus; man nehme nur die Freude, den Kummer, den Zorn, den Neid — ſo unterſchreibt man die Wahrheit hiervon. Wenn man nun dergleichen Geſichtszüge, welche dieſer oder iener Affekt auf der Stelle zu ſchaffen pflegt, an einem Menſchen immer findet, ſo darf man den Schlus machen, daß er einem ſolchen Affekt ſehr ergeben ſei. Er hat dieſe Züge in ſeinem Geſicht ſo oft hervorgebracht, daß ſie ſich endlich darauf ſixirt haben. Man hat wohl die Frage aufgeworſen, ob der Affekt die Geſichtszüge, oder die Geſichtszüge den Affekt, ſchaffen, und hat wohl gar das Letztere angenommen; ich mus aber geſtehen, daß mir kaum etwas Lächerlicheres vorgekommen ſei, als dis. Nehmet doch nur ein geſundes noch ganz kleines Kind auf den Arm, und betrachtet es! Von keinem Affekt noch etwas wiſſend, hat es auch ein ganz unbedeutendes Geſicht. Sollten die Geſichtszüge den Affekt hervorbringen, ſo müſte es auch ſchon die Züge haben, welche der Affekt, dem es einſt beſonders ergeben werden wird, im Geſicht eigenthümlich hat.

Wenn ſich ſo ſchon in einzelnen Geſichtszügen das Herz offenbart — wie vielmehr im Geſichtsganzen! Wer ſpricht nicht oft, wenn er einen Fremden zum erſtenmale erblickt — dieſer Menſch hat ein ſehr offenes Geſicht, oder, er hat ein ſehr verſchloſſenes Geſicht — dieſer Menſch hat ein grundehrliches Geſicht, oder, er hat ein erzfalſches Geſicht — dieſer Menſch hat ein muthvolles Geſicht, oder, er hat ein ſcheuendes Geſicht — — wer ſpricht nicht oft auf der Stelle ſo bei dem erſten Anblick Anderer? Sollten vollends die Menſchenblattern ausgerottet werden, welche bisher noch viele Geſichter ſo verſtellten, daß man gar nichts darin leſen konnte, ſo wird die Phiſiognomik zu der Höhe wirklich ſteigen, auf der ſie Lavater — ehrwürdigen Angedenkens — ſich dachte.

Immer aber bleibt, wie in der ganzen Menſchengeſtalt, ſo auch im menſchlichen Antlitz, das Auge bei der Menſchenerkentnis das Vorzüglichſie. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem und demſelben Menſchen, wenn man ihn erſt bei zugeſchloſſenen Augen ſah, und er die Augen dann öfnet! Iſts nicht gleich, als würde das todte Geſicht wieder lebendig? Wer, wenn man mit ihm ſpricht, die Augen kaum heben kann, oder ſeitwärts mit ihnen wegſchielt, oder unaufhörlich ſie blinzen läſſt, möchte es ſchwerlich verdienen, daß man Zutrauen auf ihn ſetzte. Das Auge iſt der Spiegel der Seele; durch' Auge ſieht man Andern recht ins Herz. Wer unterſcheidet nicht das Auge des ehrlichen Mannes bald vom Auge des Betrügers, wie das Auge des Weiſen vom Auge des Blödſinnigen? Wer unterſcheidet nicht das Auge des Sanftmüthigen vom Auge des Jagdzornigen, das Auge des Ruhigentſchloſſenen vom Auge des Tollkühnen, das Auge des Verſöhnlichen vom Auge des Rachſüchtigen, das Auge des Keuſchen vom Auge des Buhlers? Es gibt Augen, deren Blicke auf der Stelle Ehrſurcht abzwingen; von dieſer Art waren die Augen des groſſen Brennenkönigs Friedrich, und — wem gebürte auch wohl mehr Ehrſurcht, als ihm? Man wendet wohl gegen die Menſchenerkentnis aus den Augen ein, daß der ausgelernte Heuchler, wie ſeine Minen, ſo auch ſeine Blicke, in ſeiner Gewalt haben könne; wär's aber auch wirklich ſo, wie bald kann man ihn um dieſe Gewalt bringen! Nur Auge auf Auge ihm geſetzt, feſt und durchbohrend geſetzt, ſo iſt er entlarvt; wer dis nicht ertragen kann, der iſt kein guter Menſch.

So lehrt uns Andere ihr bloſſer Anblick ſchon von Seiten des Herzens kennen, und wer auf ihn recht auslernt, der wird ſelten ſein Urtheil, das er in dieſer Hinſicht über Menſchen, als er ſie zum erſten male ſah, fällte, in der Folge zurückzuneh- Urſache haben. Uebung thut allerdings auch hier, wie überall, das Meiſte; man mus viel unter Menſchen ſein, und ſich mit ihrer Anblickung ernſtlich beſchäftigen. Es gibt aber auch einen natürlichen Scharfblick ins Geſicht Anderer, der faſt untrüglich iſt; man findet ihn, wie den Scharfblick in die Wahrheit, bei allen groſſen Männern.

Auf den Anblick, welchen Menſchen reichen, folgen die Reden, welche ſie führen, wenn man ſie von Seiten ihres Herzens erkennen will; ich habe aber über dieſen Punkt meine eigene Meinung, und glaube, daß ſie die richtige ſei. Daß man, wenn man ſchlechte Reden hört, ein ſchlechtes Herz ſprechen höre, davon bin ich ganz überzeugt; denn, wie ſollte ein Menſch, der gut iſt, auf den Einfall kommen, durch ſchlechte Reden ſich ſo verſtellen zu wollen, als wäre er nicht gut? Iſt denn Schlechtſein etwa eine Ehre? Ich glaube alſo hier etwas Unſinniges vor mir zu haben. Sollten aber die ſchlechten Reden etwa blos geführt werden, um ſich Andern, angeſehenen, mächtigen und reichen Andern, gefällig zu machen, und ſich ihre Gunſt zu verſchaffen — nun, ſo iſt der, welcher ſich hierzu hergeben kann, auch an ſich kein wahrhaftigguter Menſch. Was alſo die ſchlechten Reden anbetrift, ſo gebe ich gern zu, daß man das Herz des Menſchen aus ſeinen Reden erkennen könne; wie iſts aber mit den guten Reden? Wenn ich da ſo ſchlieſſen wollte — wer gut ſpricht, der iſt auch gut — wie widerſpräche ich aller Erfarung, und wie würde ich mich bei meinen genaueren Einlaſſungen mit Menſchen äuſerſt aufs Schlüpfrige ſtellen! Eine der erſten Regeln, welche Lebensklugheit gibt, iſt — „traue nicht gleich auf ſchöne und edle Worte und Reden!“ Tugend iſt oft auf der Zunge, und Laſter im Herzen; Gottesfurcht iſt oft auf der Zunge, und Gotteslästerung im Herzen; Ehrlichkeit iſt oft auf der Zunge, und Falſchheit im Herzen; Menſchenliebe iſt oft auf der Zunge, und Menſchenhaß im Herzen. Dieſe Erſcheinung iſt leicht zu erklären; welcher ſchlechte Menſch möchte nicht gern für gut gelten? Daß er ſich alſo verſtellt, dabei iſt etwas für ihn zu verdienen, und, wio kann er den Verdienſt wohlfeiler haben, als wenn er ihm nichts weiter koſtet, als bloſſe gute Reden? Nur dann, wenn die guten Reden auch mit den Handlungen harmoniren, iſt auf ſie Verlaß zu nehmen, und von ihnen auf ein gutes Herz zu ſchlieſſen. Nur, wenn man mit Wahrheit von einem Menſchen ſagen kann — „er thut, wie er ſpricht" — kann man auch ihm nachſagen — „er ſpricht, wie er denkt."

Hier iſt der natürliche Uebergang zu der richtigen Behauptung, daß das Handeln Anderer ſie uns von Seiten ihres Herzens am ſicherſten kennen lehre. Jedoch auch hier muß wohl bemerkt werden, daß es nicht eine Handlung, oder auch wohl einige Handlungen, ſein müſſen, wornach man ſie in moraliſcher Hinſicht zu beurtheilen unternehme. Auch der ſchlechteſte Menſch verrichtet zuweilen eine gute Handlung, und zwar recht abſichtlich. So ſchickt der ärgſte Wucherer wohl einige Klafter Holz, oder einige Säcke Mehl, ins

Armenhaus, um für einen Barmherzigen zu gelten; ſo übt der grimmigſte Verfolger wohl eine glänzende Feindesliebe aus, um Andere, denen er Tod und Verderben gedrohet hat, deſto ſicherer und hutloſer vor ihm zu machen; ſo läſſt ſich der aufgeblaſenſte Stolze wohl dann und wann wider alle ſeine Gewohnheit ſehr herab, um irgend einen Plan auszuführen, oder ſich darauf berufen zu können, wenn man ihm Hochmuth vorwirft. Auf gleiche Weiſe kann man auch nicht in Abrede ſein, daß der beſte Menſch zuweilen eine ſchlechte Handlung verrichte — freilich aber blos aus Uebereilung, und ſo, daß er ſie gewis bald wieder gut macht. Wäre nun dieſe ſchlechte Handlung die erſte, welche man von ihm erfüre, und beurtheilte mnn ihn gleich nach ihr, wie ungerecht betrüge man ſich gegen ihn! Wäre aber auch iene gute Handlung, welche ein ſchlechter Menſch ausübt, die erſte, welche man von ihm in Erfarung brächte, und wollte man ihn gleich nach ihr beurtheilen, welche unverdiente Ehre würde man ihm dadurch anthun!

Es müſſen alſo ganze Reihen von Handlungen ſein, nach welchen man Andere in ſittlicher Hinſicht beurtheilt; das Leben im Groſſen und im Ganzen drückt das Herz nur vollkommen ab. Hier iſt der Menſch nicht mit dem Baume zu vergleichen, der als Holzapfelbaum nie einen Vorſtorfer Apfel, und als Vorſtorfer Apfelbaum nie einen Holzapfel tragen kann; wollte man ia den Baumvergleich mit ihm anſtellen, ſo müſt's nur ſo gemeint ſein, daß der brandbeſchädigte Baum doch noch manche wohlausgewachſene Frucht unter vielen Zwergfrüchten, und der ganz geſunde Baum auch unter vielen ausgewachſenen Früchten wohl manche Zwergfrucht liefere. So wäre zwar der Vergleich richtig; wer würde aber wohl, wenn er den Anblick eines ganzen Baums mit allen ſeinen Früchten vor ſich hat, den Baum, welcher unter ſehr vielen Zwergfrüchten einige ausgewachſene hat, dieſer wegen für ganz geſund, oder den Baum, welcher unter ſehr vielen ausgewachſenen Früchten einige Zwergfrüchte aufzeigt, dieſer wegen für brandbeſchädigt, erklären? Wie man nun ſo Gerechtigkeit gegen Bäume ausübt, ſo mus man auch Gerechtigkeit gegen Menſchen ausüben. Die Schlusweiſe, durch welche man dieſe ausübt, lautet z. B. alſo — —

„Wer faſt bei ieder Gelegenheit eigennützig handelt, der iſt ein Eigennütziger; wer faſt bei ieder Gelegenheit uneigennützig handelt, der iſt ein Uneigennütziger.“

„Wer faſt bei ieder Gelegenheit hadert, der iſt ein Haderliebender; wer faſt bei ieder Gelegenheit friedlich zu Werke geht, der iſt ein Friedfertiger.“

„Wer faſt bei ieder Gelegenheit für das Recht ſchweigt, wenn er doch dafür reden könnte, der hat keinen Sinn für Recht; wer faſt bei ieder Gelegenheit für das Recht ſpricht, ſobald er dafür ſprechen kann, der hat wackeres Rechtsgefühl.“

„Wer faſt bei ieder Gelegenheit in ſeinen Lebensgenüſſen auſchweiſt, der iſt ein Unmäſſiger; wer faſt bei ieder Gelegenheit ſeine Genüſſe, die ihm Niemand beſchränken könnte, ſelbſt beſchränkt, der iſt ein Mäſſiger.“

Solche Schlüſſe ſind gewis richtig, und, wenn man ſich an ſie hält, iſts ausgemachtwahr, daß das Handeln Anderer ſie uns von Seiten ihres Herzens am ſicherſten kennen lehre.

Nun habe ich's mir deutlich genug geſagt, wie die Menſchen von mir in ſittlicher Hinſicht zu erkennen ſind; ganz ſo will ich mich auch in dieſer ihrer Erkentnis üben, und fortüben. Auge und Leben! Blicke recht in's Auge; blicke recht auf's Leben!!! Wer ſich mir durch Auge und Leben bewährt, mit dem will ich, wenn Zeit und Umſtände es erfordern, mich näher einlaſſen, mich genauer verbinden. Wie wohlgerathen wird mir dadurch ſein in ieder Hinſicht — in Hinſicht auf das Aeuſerliche und auf das Innere — in Hinſicht auf das Vergängliche und auf das Unvergängliche!

Sechzigſte Stunde.

Selige Rückerinnerungen.

Es iſt der Seele eigen, daß ſie, wenn die Gegenwart ſie nicht beſchäftigt, ſich ſelbſt mit der Vergangenheit zu beſchäftigen ſucht. Rückerinnerungen ſind da ihre Sache — beſonders in der Einſamkeit, und, hat ſie dann ſchöne Rückerinnerungen, wie ſelig befindet ſie ſich dabei!

Eine ſolche Rückerinnerung iſt z. B. die Erinnerung an Gutes von groſſem Belange, das man geleiſtet hat. Da verſetzt man ſich ganz in die Lage wieder, in der man damals war, als man es leiſtete, und lebt gleichſam abermals in ihr. Die Veranlaſſung dazu ſteht vor den Augen wieder da, als würde ſie erſt gegeben, und es iſt, als fühlte man die Eindrücke wieder, welche ſie zu ihrer Zeit machte. Man iſt ſich der Gedankenreihe bewuſt, welche zum Vorſatze, das Gute zu leiſten, beſtimmte, reihet ſie eben wieder ſo, und beſtimmt ſich auch wieder ſo nach ihr. Man iſt ſich der Anſtrengungen bewuſt, welche die Ausführung des guten Vorſatzes koſtete, und leiſtet ſie in Gedanken von neuem, und zwar eben ſo gern, wie ehemals. Man iſt ſich der Freude bewuſt, welche der glückliche Ausgang der gemachten Anſtrengungen dem Herzen reichte, und genieſſt dieſe Freude eben ſo herzlich wieder. Man ſieht die Menſchen, welchen das Gute geleiſtet ward, wieder in ihren Frohſinnsbezeugungen darüber; man hört ihren herzlichſten Dank dafür wieder. Man ſegnet ſich ſelbſt dafür, daß man Andere ſegnete, und genieſſt königliche Zufridenheit bei der Rückerinnerung daran. Menſchen! lernet euch doch recht auf das Heil eurer künftigen, beſonders eurer ſpäteren, Tage verſtehen, und leiſtet, ſobald ihr Kräfte dazu habt, groſſes Gutes! Wenn dann die Gegenwart für euch freudenleer iſt, wie wird euch die Vergangenheit für ſie entſchädigen! Wenn Alles um euch her ſchon dämmert und nachtdunkelt, wie wird das Licht des in der Vorzeit geſtifteten Segens euch Dämmerung und Nachtdunkel zum neuen Lebensmittage umſchaffen! Rückerinnerung, ach, Rückerinnerung an geleiſtetes Gutes von groſſem Belange, wie viel biſt du werth!

Eine ſelige Rückerinnerung iſt z. B. ferner die Erinnerung an bewieſene edle Feſtigkeit. Himmliſch iſt das Selbſtgefühl, welches man in dem Augenblick hat, da man ſie beweiſet; aber für noch himmliſcher iſt das Andenken daran zu erklären, daß man ſie bewies, und, ie ſpäter das Andenken verneuert wird, für deſto noch himmliſcher. Sie war der Grund, auf dem man ſeine Tugend bauete, die mit der Zeit immer vollkommener ward; ie länger es alſo her iſt, daß man ſie bewieſen hat, einen deſto höheren Tugendgrad hat man auch erreicht, und deſto ſeliger iſt alſo auch das Angedenken an ſie. Man ſtellt ſich dabei iedesmal die ganze gehabte Verſuchung zum Wanken lebhaft wieder ſo vor, wie ſie wirklich war. Man hört die verführeriſchen Stimmen gleichſam wieder, welche zum Abfalle von edlen Grundſätzen, zum Handeln gegen Ueberzeugung und Gewiſſen, bewegen wollten. Man erinnert ſich deutlich der zurückweiſenden Antworten, welche man ſofort darauf gab, und freuet ſich ihrer; man freuet ſich hoch darüber, daß man ſchon zu einer Zeit, wo Hofnung und Furcht auf das Herz noch ſo viel vermochten, über äuſerlichen Gewinn und Verluſt ſo wacker wegſah, und ſo reell dachte. Man vergegenwärtigt ſich die noch ungeſtümeren Anfälle auf das Gewiſſen, welche nachher, als die erſteren ſanfteren den Verführern verunglückt waren, von ihnen geſchahen, und empfindet zwar auf einen Augenblick auch die Aengſtlichkeit wieder, welche man damals auf einen Augenblick empfand, entſchlieſſt ſich aber auch, wie damals, gleich wieder, für das Gewiſſen lieber zu leiden, führt den gefaſſten Entſchlus in Gedanken abermals aus, und liebt ſich für die Ausführung wieder, wie damals. Man hat ſeit der Zeit immer mehr eingeſehen, wie brav man handelte, daß man auf ſeinen für richtig anerkannten moraliſchen Grundſätzen feſtſtand; mit dieſer zunehmenden Einſicht nimmt auch das innere Frohlocken darüber zu. Wehe dem, den Rückerinnerungen von entgegengeſetzter Art bedrohen! Es wird ihm nichts helfen, daß er ſie von ſich zu entfernen ſucht; er wird ſich doch zuweilen ihnen überlaſſen müſſen, und — wie wird ihm dann dabei zu Muthe ſein? Je mehr er an Jahren zunimmt, und ie mehr alſo auch der Werth alles Aeuſerlichen in ſeinen Augen abnehmen mus, deſto mehr wird auch das Schämen vor ſich ſelbſt bei ihm darüber zunehmen, daß er Verheiſſungen und Drohungen, die doch blos das Aeuſerliche betrafen, ſo zerſtöreriſchen Einflus auf ſeine Sittlichkeit verſtattete. Wie er Rückerinnerungen, die ſich ihm gelegentlich aufdringen, von ſich abzuwehren ſucht, ſo ſchaft ſie ſich der Feſtgeſtandene ſelbſt; denn ſie machen für ihn das Schönſte ſeines Lebens aus.

Eine ſelige Rückerinnerung iſt z. B. ferner die Erinnerung an herrlich überſtandene ſchwere Leiden, welche blos das Schickſal auflegte. Dergleichen Leiden gibts genug, und wer bis heute noch keine Erfarung von ihnen gemacht hat, iſt nicht ſicher davor, daß er ſie heute noch machen werde. Niemand vollendete ſeine irdiſche Laufbahn, ohne dergleichen Erfarungen gemacht zu haben. Oft endet freilich ſolche Leiden, die blos Leiden des Schickſals ſind, der Tod erſt; dann wird aber auch gewis das Leben nach dem Tode die seligſte Rückerinnerung an ſie gewähren, wenn man bis zum Tode wacker in ihnen ausharrte. Wie könnte man im Ernſt an ein künftiges Leben glauben, ohne dis mitzuglauben? Oft aber ſchlieſſen ſich dergleichen Leiden ſchon vor dem Tode, und wohl ſchon lange vor dem Tode. Wenn man ſich da nach Jahren noch das Selbſtzeugnis geben kann, daß man ſie geduldig und ſtandhaft überſtanden habe — wie ſelig fühlt man ſich dabei, und wie immer noch ſeliger, ie weiter man die Leiden hinter ſich hat!

Bei ieder Rückerinnerung an ſie iſt man ſich der Unſchuld bewuſt, in welcher man von ihnen betroffen ward, und des Troſtes zugleich, den das Unſchuldsgefühl auf der Stelle gleich reichte. Man befindet ſich zwar wie bei den Kämpfen wieder, welche damals die Sinnlichkeit und der Glückſeligkeitstrieb mit dem Glauben an eine höhere Weltregirung führten; man iſt aber auch wiederum kein bloſſer Zuſchauer dabei, ſondern ſchlägt ſich ebenſals wieder, wie damals, auf die Seite dieſes Glaubens, ſo, daß er über iene den Sieg wieder davon trägt. Man fühlt die Stärkungen von neuem, welche dieſer Sieg einſt dem Herzen in frommem Dulderſinn reichte; — Stärkungen, die ſo weit gingen, daß man auch nicht einmal klagte, ſondern ſogar ſeine Freunde, die zu beklagen kamen, zur Ruhe damit verweiſen, und, ſtatt von ihnen Troſt zu begehren, ihr Tröſter werden konnte; — Stärkungen, die es allein möglich machten, daß man, aller Leiden ungeachtet, doch die Pflichten, welche man gegen Andere noch auf ſich hatte, herzlich betrieb, und ſogar noch wohlthätige Geſinnungen gegen Leidende um ſich her nach ſeinen Kräften werkthätig äuſerte. Man erinnert ſich vorzüglich mancher äuſerſt ſchweren Stunde, die daſſelbe Schickſal, welches ſie auflegte, von andern Seiten her ganz unerwartet wieder erleichterte, und blickt dafür wieder ſo freudig zum Himmel, wie vor Zeiten in dieſer Stunde ſelbſt. Man ruhet endlich ganz bei der geſchehenen Wiederbefreiung von den Leiden aus, wie damals, als ſie geſchah, und führt die Leiden, wie damals, in ſtillem Herzenstriumf wieder auf. O ſcheuet doch Noth nicht, die das Schickſal euch macht; ihr könnet euer Herz durch ſie herrlich veredeln. Traget ſie nur gelaſſen und ſtandhaft! Mit Entzücken werdet ihr einſt, wenn ſie längſt überſtanden iſt, euch an ſie zurückerinnern, und ihr die hohe Veredlung verdanken, welche euch durch ſie auf immer zu Theile ward.

Eine ſelige Rückerinnerung iſt z. B. ferner die Erinnerung an ehemals gehabte auſſerordentlich ſchöne Naturgenüſſe. Dergleichen gibts beſonders auf weiten Reiſen, die durch paradiſiſche Gegenden und romantiſche Gebirge führen. Wer befand ſich iemals auf einem hohen Berge, ohne daß ihm das Herz da nicht auch höher geſchlagen hätte? Wer verlohr ſich da nicht unter nie gehabten Wonnegefühlen in den unermeslichen Ausſichten um ſich her? Wer vergas da nicht alles Böſen, welches die arme Menſchheit in den Tiefen unter ihm drückte, und war nicht wie im Geiſte ſchon in der Oberwelt? Wer ſollte da nicht auf das freiwilligſte und heiligſte Anbetung dem groſſen Urheber der Natur, der aller Schöne Meiſter iſt? Unauslöſchlich ſind alle dieſe köſtlichen Eindrücke, welche der Stand auf hohen Bergen macht, in der Seele, und ſie ſind gleich in ihrer ganzen urſprünglichen Fülle wieder da, ſobald man ſich an ſo einen gehabten Stand zurückerinnert. Dieſe Nachſeligkeit kann man dann genieſſen, ſo oft man will, und wer ſollte ſich ihren Genus nicht recht oft gönnen — beſonders alsdann gönnen, wenn Alles um ihn her beſchränkt, öde und traurig iſt? Ehrwürdiger Brocke! auf dir war ich einſt vor vielen Jahren, und rechne noch immer den Tag, welchen ich auf deinen Gipfeln verlebte, wo ich die Sonne zweimal auf- und untergehen ſah, zu den allerſchönſten Tagen meines Lebens. Ach, wie war mir da ſo wohl, als mir noch nie geweſen war! Welche Wonnen ſtrömten da durch's Auge ins Herz, und welche erhabenen Gefühle arbeiteten ſich da aus meinem Herzen hervor! Nie hatte ich meine Menſchenwürde und meine Menſchenbeſtimmung ſo geſchätzt, als da; nie an dich, Gott, ſo innigſt geglaubt, als da. Ich wuſte da von keinen Sorgen, hörte da keine Klagen; donnern hörte ich zwar, aber nicht, wie zu Hauſe, über meinem Haupte, ſondern unter meinen Füſſen — ein freier azurner Himmel war und blieb mein ganzer Horizont. So, wie ich in meine alte Unterwelt zurückkehrte, gingen auch meine alten Sorgen und die alten Menſchenklagen um mich her wieder an. O, dacht' ich, könnte der Tag, den du auf dem Brocken hatteſt, zum ganzen Leben für dich werden! „Zu eigennützig von dir gewünſcht, antwortete eine innere Stimme darauf; ſo ein Brockentag iſt gut für dich — ſo ein Brockenleben aber nicht. Du muſt Sorgen haben, und Klagen hören, um dich ſittlicher auszubilden, und der Geſellſchaft, zu der du gehörſt, nützlich zu werden.“ Wohl — erwiederte ich; aber ſo ſoll mir doch der Brockentag einer der unvergeslichſten Tage meines Lebens ſein. Hiermit habe ich nicht nur Wort gehalten, ſondern ich erinnere mich auch oft auf das feierlichſte an ihn zurück, und dann iſt mir gleich ganz ſo, als wäre ich wirklich wieder auf dem Brocken. Sollte ich mir dieſe Seelenſtimmung nicht gern gönnen – nicht beſonders dann gönnen, wenn auf der platten Erde mich Alles zu verſtimmen ſucht?

Du, der du reiſen kannſt, reiſe weit in lachende Gefilde, und in gigantiſche Gebirgsgegenden! Wenn du dann von deinen Reiſen, die dich ſo erhuben und beglückten, nach Hauſe zurückkehrſt, und dich dem Bleiben zu Hauſe widmeſt, kannſt du deine Reiſen in Gedanken wiederholen, und dich bei ieder Wiederholung der Art ſo erhoben und beglückt wieder fühlen, als damals, da du ſie wirklich machteſt. Alle, die iemals dergleichen weite Reiſen thaten, ſtimmen gewis hierbei mit mir überein. Kannſt du aber keine weite Reiſen thun, ſo beſteige doch wenigſtens bei guter Zeit den dir nächſten hohen Berg! — Dis kann dir nicht unmöglich ſein, ſobald du nicht ſehr kränklich biſt. Iſt dis nicht, ſo befolge meinen Rath! Es wird dir dann gehen, wie mir, und nach vielen Jahren noch, ia, ſo lange du Bürger der Erde biſt, die ihre Berge und Thäler hat, und deren Berge die eigentlichen Denkmähler ſind, welche die Natur auf ihr ihrem Schöpfer errichtete, wird dir die Rückerinnerung an einen ſolchen Bergbeſteigungstag eine ſehr ſelige Rückerinnerung ſein.

Eine ſelige Rückerinnerung iſt z. B. ferner die Erinnerung an vormalige edle Freundſchaften, welche der Tod zerſtörte. Wer Sinn für das Gute und Schöne hat, der ſucht ſich mit Andern genauer zu verbinden, die denſelben Sinn haben, und, gelingt ihm die genauere Verbindung mit ihnen, ſo preiſet er ſich mit Recht hochglücklich; denn himmliſch ſind die Seelenfreuden des ſanften und edlen Simpathiſirens, der geſelſchaftlichen nützlichen Wirkſamkeit und der gegenſeitigen Veredlung im ſtillen Trautbeiſammenſein. Wie ſchön iſts auch, in ſein eignes reines Herz tief blicken zu laſſen, und in ein anderes reines Herz wieder tief zu blicken! Wie ſchön iſts, einander ganz unbefangen ſeine Meinung über Alles ſagen zu können, und an einander immer den redlichſten Rathgeber und den herzlichſten Tröſter zu finden! Wie ſchön iſts, unſchuldige Lebensfreuden in den Armen der Freundſchaft und der Liebe zu genieſſen! Doch — wie lange währt all dieſes Heil? Der Tod zerſtört's, und zerſtört's oft früh, ſo daß ein Freund den andern wohl lange überlebt . . . Es darf nicht als allgemeine Regel vorgeſchrieben werden, daß man ſich dieſen Vorſtellungen bei Aufrichtung der Freundſchaftsbunde ſehr ernſtlich überlaſſe; ſonſt dürften die, welche zum Trübſinn, oder gar zur Melancholie, geneigt ſind, es wohl beſſer finden, dergleichen Bund lieber gar nicht einzugehen, ſondern allen Freundſchaftshang aufzugeben — als womit ihnen auch ſchlecht geholfen wäre. Wohl aber mus der allgemeine Rath gegeben werden, iene Vorſtellungen ia nicht ganz auf die Seite zu legen, damit die einſtige Trennung vom Freunde durch ſeinen Tod nicht ſchmetternde, und die mögliche baldige Trennung von ihm durch ſeinen frühen Tod, wenn ſie ſich ereignet, nicht zerſchmetternde Eindrücke auf das Herz mache. O ihr meine Lieben und Freunde, die ich einſt hatte, und nicht mehr habe, und von denen ich Manchen früh verlohr, wie gern hätte ich euch iezt noch! Da es aber nicht ſein ſollte, wie erſezt mir euren Verluſt — euer künftiges Wiederhaben nicht einmal in Beſchlag gebracht — die einſame herzliche Rückerinnerung an euch! So oft ich iezt an die Stunden zurückdenke, in welchen wir auf das allertrauteſte beiſammen waren — oder in welchen wir einander ſehr erfreuliche Nachrichten brachten — oder in welchen wir ſehr wichtigen guten Rath einander gaben — oder in welchen wir einander überſchwenglich tröſteten — oder in welchen wir gemeinſchaftlich groſſes Gutes bewirkten — oder in welchen wir Vergnügungen, die würdig waren, daß wir ſie genöſſen, auf das allerherzlichſte zuſammen genoſſen, u. ſ. w. u. ſ. w. — — iſt mir ganz ſo, als wären dieſe Stunden von neuem wieder da. Heilig ſei mir die Freundſchaft, dreimal heilig die Liebe, bei allen Zerſtörungen, welche die Zeit für ſie anrichtete!

Eine ſelige Rückerinnerung iſt z. B. endlich die Erinnerung an ein ſchönes Zeitalter für die Menſchheit im Vaterlande, das man ſelbſt mitverlebte. Auf den erſten Anblick könnte es ſcheinen, als wenn ſo eine Rückerinnerung gerade zu den unſeligſten gehörte; man denke nur aber recht über die menſchliche Hauptſache nach, ſo wird man bald anderer Meinung werden. Daß Alles, wie im Kleinen, ſo auch im Groſſen, dem Wechſel der Zeiten unterworfen ſei, lehrt die Geſchichte, die Privat- und Familiengeſchichte nicht nur, ſondern auch die Völkergeſchichte; was iſt's alſo weiter, wenn man nach guten Vaterlandszeiten weniger gute erlebt, als höchſtens ein Beweis davon, daß man ziemlich lange gelebt habe? Soll man deswegen ſeiner Lebenslänge gram werden, oder dem Schickſale fluchen, daß es ſo einen üblen Vaterlandszeitenwechſel veranſtaltet? Nein, man rechne als ein Geſchichtskundiger darauf, daß vermöge der Zeitenwechſelsregel, welche das Schickſal nun einmal beobachtet, und von jeher beobachtet hat, auch wieder beſſere Vaterlandszeiten kommen werden — man möge ſie erleben, oder nicht — und erquicke ſich bis zu ihrer Ankunft, oder bis zu ſeinem Tode, durch dankbare Rückerinnerung an die mitverlebten ſchöneren Vaterlandszeiten! So will ich's halten, ſo lange ich irdiſch exiſtire. Ja, ich habe als Deutſcher ein ſchönes Zeitalter für mein Vaterland mitverlebt — ein Zeitalter, in welchem Licht im Lande war, und Licht aus dem Lande in alle Nachbarländer hin leuchtete — ein Zeitalter, in welchem Recht gehandhabt ward, nicht nur für das Volk gegen das Volk, ſondern auch für das Volk gegen ſeine Beherrſcher — ein Zeitalter, in welchem die Freiheit beſtand, durch Tapferkeit beſtand, ja, durch eine ſolche Tapferkeit, die die Ausländer um ſich her zum Zittern brachte! Dahin ſind dieſe Zeiten — leider, ach, leider! Sie waren aber doch da, und ich war in ihnen da; ſo verſetze ich mich in ſie zurück, und ſo bin ich wieder in ihnen. Ja, in dieſem Augenblick bin ich wieder in ihnen, und fühle mich wieder ſo froh, wie ich mich fühlte, als ſie wirklich da waren. Sterbend will ich noch wieder in ihnen ſein, und mich eben ſo froh fühlen, und — von meinem mir über Alles lieben Vaterlande mich mit dem Wunſche verabſchieden, daß ſie einſt für daſſelbe wirklich zurückkehren mögen. Die Erfüllung oder Nichterfüllung dieſes Wunſches ſteht bei — — — Gott, und bei keinem Andern.

Ende des zweiten Theils.

Stunden
des
einſamen Nachdenkens
im
Schoſſe der ſchönen Natur.

Vom
Herausgeber des Elpizon.

Dritter und letzter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1811.

[Sintenis, Christian Friedrich]

Sächsische
Landesbibliothek
30. OKT 1967
Dresden

Inhalt.

61. Einzelne groſſe Menſchen und ihr Erſcheinen. Seite 1
62. Das Beſchauungsglas — in Bezug auf die Welt. — 17
63. Selbſterhebung. — 31
64. Freuden und Leiden des hohen Gefühls. — 43
65. Moraliſche Menſchenmetamorphoſen durch Glück und Unglück. — 55
66. Pflege der Humanität. — 67
67. Moraliſche Weltordnung. — 79
68. Das Verſchönerungsſiſtem — prädominirend in der Natur. — 92
69. Der Glaube — wie er aus uns ſelbſt hervorgeht. — 104
70. Einflüſſe des Körpers auf den Geiſt, und des Geiſtes auf den Körper. — 118
71. Rückkehr der Alten zum Alten. — 130
72. Der heilige Bund. — 141
73. Die Ruinen. — 152
74. Die Formen. — 163

75. Verdienſte um Selbſtmörder beſſerer Art. Seite 175
76. Hoſpitalität. — 187
77. Das Wiederſehen unſerer Lieben jenſeits. — 198
78. Heilige Freude über uns ſelbſt. — 210
79. Schöne Sklaverei. — 221
80. Weiſes und edles Inkognito — Rühmliche Verbergungskunſt. — 231
81. Freigeiſterei. — 240
82. Scheinheiligkeit. — 251
83. Das entehrendſte Unmoraliſche. — 262
84. Nützliche Trennungen auf einige Zeit — 274
85. Etwas Allerchriſtlichſtes. — 284
86. Herbſtempfindungen im Freien. — 296
87. Das Prophetenweſen. — 304
88. Wechſelſeitige Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander. — 315
89. Meine letzten Empfindungen hier. — 324
90. Meine erſten Empfindungen dort. — 336

Stunden
des
# einſamen Nachdenkens
im
Schoſſe der ſchönen Natur.

Ein und ſechzigſte Stunde.

Einzelne groſſe Menſchen und ihr Erſcheinen.

Es gibt Menſchen von auſſerordentlichem Genie, und unter ihnen Manche, die, wenn ſie das Schickſal eben ſo begünſtigt, wie die Natur, es ſo weit bringen, daß man ſie die Männer, mitunter auch wohl die Frauen ihres Jahrhunderts, ja, ihres Jahrtauſends, nennen kann.

Dergleichen an Geiſt erhabene — man könnte ſchier ſagen, übererhabene — Einzelne erſcheinen von Zeit zu Zeit unter allerlei Völkern und unter allerlei Himmelsſtrichen. Sie erſcheinen unter iedem Volke, ſobald ihm es gelingt, ſich nicht nur aus dem ganzen, ſondern auch aus dem halben Affenſtande hervorzuarbeiten; freilich aber können ſie da nie erſcheinen, wo es das Anſehen hat, als habe die Natur daſelbſt die Menſchen durch ein unbarmherziges Klima zu einem ewigen halben Affenſtande verurtheilt.

Man kann ſich das Erſcheinen ſolcher ausgezeichneten Einzelnen leicht begreiflich machen. — Gibt es denn etwa ein gewiſſes Maas, nach welchem die höheren geiſtigen Kräfte ausgetheilt würden? Traun, ſo wenig, als es ein gewiſſes Maas gibt, nach welchem die phiſiſchen Kräfte ausgetheilt werden! In was für einer unendlichen Verſchidenheit zeigen ſich dieſe an uns Menſchen! Ohne an ein beſonderes Rieſenvolk und an ein beſonderes Zwergsvolk zu glauben — gibts denn nicht in der That einzelne Rieſen und einzelne Zwerge? Ganz ſo, wie es um die phiſiſchen Kräfte ſteht, ſteht es auch um die geiſtigen Kräfte. Ein Menſch iſt von Natur ſchon immer reicher damit begabt, als der andere; die unendlichſte Verſchidenheit findet auch hierbei Statt, wie in dem geſamten unbegrenzten Schäpfungsweſen überall. Wie nun ein Maas von Geiſteskräften offenbar immer das andere überſteigt, und von einem andern wieder überſtiegen wird, ſo iſt auch leicht zu erachten, daß es zuweilen Maaſſe geben werde, die auſſerordentlich hoch ſteigen. Nicht nur beſtätigt die Geſchichte dieſe Erachtung, oder

Vermuthung, auf vielen ihrer Bläter, ſondern wir ſelbſt erleben ia auch die Wahrheit davon, und können ſie nicht ableugnen. Kurz, es gibt Rieſen an Geiſt, wie es Körperrieſen gibt. Sie ſind es, welche auch nicht erſt ausrufen dürfen — betrachtet uns doch! Die Augen Aller richten ſich unter gewiſſen Umſtänden bald von ſelbſt auf ſie.

Nie ſoll man Menſchen von auſſerordentlichem Genie — es mag ſie die Vorwelt, oder die Zeitgenoſſenſchaft, aufweiſen — in Betracht nehmen, ohne ſich in Achtung für die menſchliche Natur zu ſtärken. Man ſoll dis ſogar auch dann nicht unterlaſſen, wenn ſie ihr auſſerordentliches Genie misbrauchten. Der Misbrauch wäre ia dann doch nur Sache ihres eigenen Willens, über den ihre Natur nicht zu gebieten hatte, ſondern über den ſie ſelbſt nur gebieten konnten. Freilich kann man alsdann nicht ſie, ſondern blos die menſchliche Natur an ihnen, achten, welche gleichſam in éine höhere Geiſterart einreicht; ſie für ihre Perſonen verdienen dann nur erſt Achtung, wenn ſie ihr auſſerordentliches Genie heilſam für die menſchliche Geſelſchaft gebrauchen. Sobald ſie dis aber auch thun, ſind ſie ſo ehrwürdig, wie die menſchliche

Natur an ihnen, oder wie das ungewöhnliche Maaß ihrer geiſtigen Kräfte, es iſt.

O wie ſchön wär's doch, wenn's immer ſo wäre, daß ſich der Wille ſo erhaben zeigte, wie das Genie! Nicht nur ſie ſelbſt, die Beſitzer auſſerordentlicher Geiſteskräfte, erſtiegen dadurch die hohe Stufe erſt vollkommen, welche ihnen bereitet ward, ſondern die Welt würde ſie auch als Halbgötter verehren, die in menſchlicher Geſtalt zu ihnen gekommen wären. Beſonders würde diß der Fall ſein, wenn ſie als Menſchen von auſſerordentlichem Genie auch mit auſſerordentlicher äuſerlicher Macht bekleidet wären. Wenn da ihr Herz ſo erhaben wäre, wie ihr Genie und wie ihre Macht — was fehlte der Welt zu ihrem Heile. Es mangelte nicht an dergleichen Herrlichen, und ihnen verdankten ganze Völker ihr äuſerliches und inneres Wohl; es mangelte aber auch nicht an Genuſüslern von ihnen, und über ſie ſchrieen ganze Völker Ach und Weh.

Da die geſamte Weltgeſchichte lehrt, daß auſſerordentliche Geiſteskräfte von Menſchen, die ſie beſaſſen, bald ſehr edel gebraucht, bald ſehr gemisbraucht wurden, ſo hat man wohl den Wunſch gethan, daß alſo dergleichen Menſchen lieber gar nicht erſcheinen möchten. Dieſer Wunſch iſt aber nicht nur gleich an ſich ein vergeblicher Wunſch — denn die Natur läſſt nun einmal, wie geſagt, ſolche Einzelne erſcheinen, und mus ſie erſcheinen laſſen; ſondern — iſt er auch wohl ein vernünftiger Wunſch? Was wäre die Menſchheit noch auf dieſen Tag, wenn dergleichen Erhabene an Geiſt nicht von Zeit zu Zeit erſchienen wären? In der That, daß ſie überall ſo weit kam, als ſie gekommen iſt, hat ſie blos ihnen zu danken. Sie waren es, die die Menſchen in die bürgerliche Geſellſchaft einführten, Staaten errichteten, Geſetze der Ordnung in ihnen gaben, und ſo den erſten Grund zur Kultur der Menſchheit legten. Sie machten die wichtigſten Entdeckungen, und erfanden Künſte und Wiſſenſchaften. Sie ſchufen Naturkunde, Körperkunde, Heilkunde, Erdkunde, Himmelskunde, Mathematik, Philoſophie, Pädagogik, u. ſ. w. Sie wurden die Stifter der Religionen und die Reformatoren derſelben. Alle höhere Ausbildung, alle wahre menſchliche Glückſeligkeit ſchreibt ſich alſo von ihnen her. — Wollte man hierauf erwiedern, daß ſich auch viel Verbildung des Geiſtes und Herzens und viel groſſes menſchliches Elend von ihnen blos herſchreibe, ſo iſt dis allerdings nicht abzuleugnen. Ja, ja, ſie machten z. B. auch oft die ſchädlichſten Entdeckungen, und erfanden auch oft die abſcheulichſten Künſte und Wiſſenſchaften. Sie ſchufen oft eine Philoſophie, die alle Religion untergrub, und lieferten oft anziehende ſchöngeiſteriſche Schriften und reitzende Meiſterwerke für's Auge, die aller Sittlichkeit Hohn ſprachen. Sie verwüſteten oft errichtete Staaten, oder machten doch durch die härteſte Geſetzgebung und durch deſpotiſche Regirung die Menſchen in ſelbigen weit unglücklicher, als ſie in der Wüſte geweſen ſein würden. Alles wahr, wahr! worauf leitet dis aber hin? Doch nur auf die Frage — ob das Erſcheinen der Erhabenen an Geiſt der Menſchheit mehr genützt, oder geſchadet, habe ... Nun, dieſe Frage iſt doch wohl gleich beantwortet, ſobald man erwägt, daß die Menſchheit ohne ihr Erſcheinen durchaus nicht ſo weit gekommen wäre, als ſie iezt iſt. So iſts dann doch wohl z. B. beſſer, daß oft Staaten zerſtört wurden, als daß es nie einen Staat gegeben hätte. So iſts doch wohl auch beſſer, daß oft die ſchädlichſten Entdeckungen gemacht wurden, als daß überhaupt nie Entdeckungen gemacht worden wären, und beſſer, daß oft die abſcheulichſten Künſte und Wiſſenſchaften erfunden wurden, als daß gar keine Künſte und Wiſſenſchaften erfunden worden wären. Und — ſo iſts doch auch wohl beſſer, daß oft die Philoſophie auf Untergrabung aller Religion ausging, als daß wir gar keine Philoſophie hätten, und daß ſchöngeiſteriſche Schriften und Meiſterwerke für's Auge oft aller Sittlichkeit Hohn ſprachen, als daß es dergleichen Schriften und Meiſterwerke gar nicht gäbe.

Man würde ſehr irren, wenn man die Menſchen von ausserordentlichem Genie bei kultivirten Völkern nur in den höheren Ständen ſuchte, oder, falls ſie auch zugleich mit ausserordentlicher Macht bekleidet ſein ſollten, gar glaubte, daß ſie auch geborne Thronerben ſein müſten. Das Genie zeigt ſich vielmehr in allerlei Ständen, und in den nidrigeren oft am bewunderswürdigſten. Aus dieſen ſtammten häufig die Urheber des wichtigſten Erfundenen, die berühmteſten Entdecker und die gröſſeſten Gelehrten und Künſtler aller Art ab. Niemand beförderte ſonderlich ihre Bildung; ihr Genie bildete ſich ſelbſt aus, und trug ſo den Stempel der Originalität in höchſter Fülle. Iſts mit den ausserordentlichſten Menſchen, die iemals, auf Thronen ſitzend, den

Völkern geboten, und mit ihnen thaten, wie ſie wollten, anders? Wurden ſie alle auf Thronen ſchon geboren? Stammten ſie alle auch nur von Thronbeſitzern ab? Nun, die allererſten Thronherren, die eigentlichen Thronen errichter, doch wohl nicht, und dieſe gehörten gewis zu den ausſerordentlichſten Menſchen; aber auch der übrigen wegen, welche nachher an Ausſerordentlichkeit ihnen glichen, gibt auf die hier aufgeworfenen Fragen eine verneinende Antwort die ganze bekannte Menſchengeſchichte — ſowohl die ältere, als auch die neuere und die allerneueſte.

Mit Recht wird behauptet, daß Gott die Menſchen von ausſerordentlichem Genie bei ſeiner moraliſchen Weltregirung oft zu ſeinen Werkzeugen mache — beſonders alsdann, wenn ſie auch mit ausſerordentlicher Macht umgeben ſind. Wer könnte die Geſchichte leſen, ohne dieſer Meinung zugethan zu werden?

Der Einwand hiergegen, daß auf ſolche Weiſe die Art des Gebrauchs ausſerordentlicher Geiſteskräfte von Gott beſtimmt zu werden ſcheine, und daß alſo die, welche Heil mit ihnen ſtifteten, kein Verdienſt dabei hätten, und die, welche Unheil durch ſie anrichteten, nicht verantwortlich dafür wären, weil man ſie insgeſamt als Werkzeuge der göttlichen Fürſehung zu betrachten habe — iſt nicht von der Erheblichkeit, welche man ihm zueignet . . . Es müſſen, nochmals geſagt, Ausgezeichnete an Geiſt von Zeit zu Zeit unter allerlei Völkern und unter allerlei Himmelsſtrichen erſcheinen, wie Ausgezeichnete an phiſiſchen Kräften — dis liegt im Schöpfungsweſen ſelbſt; Jedem aber, der ſich einer ſolchen höheren Auszeichnung zu erfreuen hat, iſt und bleibt ſeine Willensfreiheit in Anſehung des Gebrauchs derſelben unbenommen — er iſt Menſch, d. h. ein ſittliches Weſen, das ſich ſelbſt beſtimmen kann und ſoll. Ihm bleibt alſo auch ſeine Verdienſtlichkeit dabei, wenn er Heil ſtiftet, und ſeine Verantwortlichkeit dafür, wenn er Unheil anrichtet. Er iſt kein bloſſes Werkzeug Gottes, ſondern Gott bedient ſich ſeiner nur zu ſeinem Werkzeuge. Er erſcheint nicht, um Gottes Werkzeug zu werden, ſondern er wird es, wenn er erſcheint, und — wenn's die moraliſche Weltregirung erſordert, welche nicht nur Segnen, ſondern auch Züchtigen, mit ſich bringt. Triſt er nicht in einen ſolchen Zeitpunkt, ſo gelingt ihm — und wenn ſeine Macht ſo gros wäre, wie ſein Genie —

weder ſein groſſes Heilſtiftenwollen, noch ſein groſſes Unheilſtiftenwollen; trift er aber mit einem ſolchen Zeitpunkte zuſammen, ſo gelingt ihm das Eine, wie das Andere. Beweiſet die Weltgeſchichte nicht Beides zur Genüge? Ward nicht dieſelbe allerheilſamſte Reformation oft von Mehreren vergeblich verſucht, und die allerheilloſeſte Machination gegen die Menſchheit desgleichen? Endlich gelang iene — endlich gelang dieſe; wie ging dis zu? Die moraliſche Weltregirung erforderte es nun; die Menſchheit war nun reif dazu, in hohem Grade geſegnet, oder in hohem Grade gezüchtigt zu werden ... So ſcheitern ſogar auf immer gewiſſe Himmelsplane und gewiſſe Höllenplane auſſerordentlicher Menſchen, weil ſie zu dem Allplane Gottes für ihr Geſchlecht ganz und gar nicht paſſen; und — ſo iſts auch auf der Stelle gleich noch weit mehr erklärt, daß viel auſſerordentliche Menſchen erſchienen und wieder verſchwanden, ohne daß ſich Gott ihrer zu Werkzeugen bei ſeiner moraliſchen Weltregirung auch nur im geringſten bediente. Auftreten müſſen und mögen dergleichen Menſchen immer; ob Gott ſie aber zu ſeinen Werkzeugen gebrauchen wolle — dis ſteht bei ihm. Eben ſo ſtehts iedoch aber auch bei ihnen ſelbſt, ob ſie ſeine Werkzeuge werden wollen, oder nicht. Gott, der ſie willensfrei ſchuf, kann nachher ihren Willen nicht nothzwängen wollen. So bleibt alſo auſſerordentlichen Menſchen ihre Verdienſtlichkeit um groſſes Heil, das ſie ſtiften, und ihre Verantwortlichkeit für groſſes Unheil, das ſie anrichten — wenn ſie auch gleich Werkzeuge Gottes bei der moraliſchen Weltregirung damit ſind.

Die Auſſerordentlichen, welche Heil ſtiften, pflegen es gern zu hören, wenn man ihnen ihre Verdienſtlichkeit dabei einräumt, und — ſie thun recht daran; die Auſſerordentlichen aber, welche Unheil von Belang anrichten, wollen von Verantwortlichkeit dafür nichts wiſſen, ſondern rechtfertigen ſich deshalb damit, daß ſie Werkzeuge Gottes bei ſeiner moraliſchen Weltregirung wären. Mögen ſie dis nun auch ſein, ſo werden ſie doch am Ende demſelben Allerhöchſten, als ihrem Richter, für ihr geſtiftetes Unheil, das er als Züchtigung zulies, zur Rede ſtehen müſſen. Hat denn die Geſchichte nicht ſogar auch Belege genug darüber, daß Gott dergleichen Werkzeuge nach einer gewiſſen Zeit wieder zerbrach? O wie ſchön iſts doch, wenn die Auſſerordentlichen ſich Gott bei ſeiner moraliſchen Weltregirung als Werkzeuge zum Segnen anbieten! Will er dann gerade ſegnen, ſo wird er ſie auch zu Werkzeugen dazu gebrauchen, und ihr Segnen wird ihnen gelingen. Gebraucht er ſie nicht dazu, ſo dürfen ſie ſich doch ihres Anerbietens nicht ſchämen.

So oft ein auſſerordentlicher Menſch — gleich auſſerordentlich an Gewalt, wie an Genie — erſcheint, und um ſich her ebenſo auſſerordentlich wirkt, ſoll eigentlich nicht die Zeitgenoſſenſchaft, ſondern die Nachwelt erſt, darüber urtheilen, was für ein Werkzeug Gottes bei der moraliſchen Weltregirung er geweſen ſei. Was auf det Stelle allgemeines Heil war, ging ſchon oft nach einer gewiſſen Reihe von Jahren in allgemeines Unheil über, das viel länger dauerte. Ebenſo verhält ſichs auf der andern Seite der Menſchheit. Wie bei groſſen geſelſchaftlichen Umſchaffungen oft nur gewiſſe Stände, als einzelne Theile des geſelſchaftlichen Ganzen, leiden, und darüber ein weittönendes Klaggeſchrei erheben, während daß die übrigen Stände dankbar ſchweigen, und das geſelſchaftliche Ganze ſich gleich beſſer befindet: ſo litte auch ſchon bei dergleichen Umſchaffungen auf der Stelle das Ganze, aber — nur auf eine ge-

viſſe Zeit, und fühlte ſich hernach viele Jahrhun-
verte hindurch geſegnet. Hätte dis nun gar ſchon
n dem Plane deſſen ſelbſt, der die ſchmerzhafte
lmſchaffung bewirkte, gelegen, wäre er bei ihr
echt eigentlich hierauf ausgegangen, wie hätte
e die Ehrfurcht und den Dank der Menſchheit ver-
ient! Er wäre alsdann mit einem Arzte zu ver-
leichen, der mit einem Patienten eine ſchmerz-
afte Kur unternimmt, um ihm dadurch eine voll-
ommene und dauerhafte Geſundheit zu verſchaf-
n. Es iſt alſo, wenn man groſſe geſelſchaftliche
mſchaffungen erlebt, die, einem Erdbeben gleich,
e fürchterlichſten Erſchütterungen mit ſich füh-
n, und mit ſich führen müſſen, anſtändiger, zu
weigen, als kurzſichtig über ſie abzuſprechen.
ozu nützt auch dis im Grunde? ſie gehen deſſen
geachtet ihren Gang fort. Abwarten, wohin
gefährt haben, iſt das beſte Theil, das man
wählen kann, ia, iſt ſogar Pflicht für Jeden,
il die Zukunft verborgen iſt. Erlebt man den
sgang nicht, ſo beſcheide man ſich, daß man
nicht habe erleben ſollen; die Nachkommen
rden ihn erleben, ob aber im erſten Gliede ſchon,
r im zweiten erſt — dis ſteht bei dem, der die

Schickſale der Menſchheit leitet, und ihr ihre Beſtimmung gab. Man vertraue übrigens feſt auf ihn, daß das, was die ausgeartete Mitwelt züchtigte, die dadurch gebeſſerte Nachwelt ſegnen werde!

Zwei und ſechzigſte Stunde.

Das Beſchauungsglas — in Bezug auf die Welt.

Es kommt Alles auf das Glas an, durch welches
an einen Gegenſtand beſchauet; wie das Be-
hauungsglas beſchaffen iſt, ſo fällt das Urtheil
ber ihn aus. Beſchauet man ihn durch ein ſchwar-
s Glas, ſo findet man ihn ſchwarz, und wenn
auch roſenroth wäre. Beſchauet man ihn durch
n roſenrothes Glas, ſo findet man ihn roſenroth,
d wenn er auch ſchwarz wäre. Beſchauet man
n aber durch ein ungefärbtes, blos helles Glas,
findet man ihn nur dann ſchwarz, wenn er wirk-
b ſchwarz iſt, und nur dann roſenroth, wenn
wirklich roſenroth iſt.

Ganz ſo iſts mit unſern Urtheilen über die
elt. Beſchauet man ſie durch ein ſchwarzes
las, ſo iſt Alles ſchwarz in ihr. So machts
r Hipochondriſt. Düſtern, melancholiſchen
mperaments geht er gleich von der vorgefaßten

Meinung aus, daß an der ganzen Welt nichts ſei, und, will man ihm dis verweiſen, ſo vertheidigt er ſich mit gemachten einzelnen Erfarungen, die man freilich nicht ableugnen kann.

So gerieth er einſt an ſchlechte Menſchen, ward von ihnen belogen, betrogen, mit Untreue und mit Undank belohnt; alſo findet er nun die Menſchen insgeſamt ſchlecht, keiner Treue fähig, keines Zutrauens, keiner Freundſchaft und Liebeerweiſung würdig. Auch die kleinen Fehler der beſten Menſchen ſind in ſeinen Augen ungeheure Vergehungen, und dem ſchönſten Guten, das ſie thun, legt er die nidrigſten Beweggründe unter. Kurz, er erklärt die ganze menſchliche Geſelſchaft für eine zahlloſe Rotte von Heuchlern, Betrügern und Böſewichtern, unter die er, als der einzige Rechtſchaffene — warum aber, weis er ſelbſt nicht — verwieſen worden ſei.

So hat die bürgerliche Verfaſſung, in der er lebt, wirklich einige Mängel, die auch Jeder gleich ſehen kann, wer ſie ſehen will; alſo findet er nun alle bürgerliche Verfaſſungen als Misgeburten der Unweisheit, des veriährten Vorurtheils und des Deſpotismus. Er verwünſcht ſie insgeſamt, preiſet dieienigen glücklich, welche noch auſſer ihnen im Stande der Natur leben, und will, daß entweder ſofort alle Staaten abgeſchaft würden, oder daß man ihm, der der einzige Mann dazu ſei, den Auftrag mache, einen vollkommenen und ganz tadelloſen Staat zu errichten.

So gibt es Sitten und Gebräuche, die mit der Vernunft nicht übereinſtimmen, und ſich für Menſchen, die auf moraliſche Bildung Anſprüche machen, nicht ſchicken; alſo findet er nun alle Sitten und Gebräuche, welche die Konvenienz eingeführt hat, auch die vernünftigſten und würdigſten, wo nicht gar als unmoraliſch, doch wenigſtens als thöricht, läppiſch, kindiſch und abgeſchmackt. Wie? ich freier Menſch — ſpricht er, ſollte mich bei meinem Betragen und Benehmen, blos, um bei meinen Mitbürgern und in ihren Geſellſchaften wohl gelitten zu ſein, einem ſolchen Herkommens unterwerfen? Bei der Würde meiner Unabhängigkeit ſei's geſchworen — das thue ich nicht!

So iſt Güterüberflus allerdings nicht immer in den Händen derer, die ihn verdienten, ſondern die Verdienſtloſeſten beſitzen ihn nicht ſelten; alſo findet er nun die geſamte Austheilung der Güter durch und durch als ungerecht. Aller Ueberflus befindet ſich, wie er meint, in den Händen Unwürdiger, ſo, daß ſich die höhere Gerechtigkeitspflege dadurch zum wahren Geſpötte gemacht habe. Hiefür führt er, wenn er in Dürftigkeit lebt, ſich ſelbſt zum Hauptbeweiſe an; lebt er aber im Ueberfluſſe, ſo behauptet er, daß dis auch das einzige Mal ſei, daß Ueberflus an den rechten Mann gekommen.

So geht auch der Gang der Dinge nicht ſtets ſo, wie er gehen ſollte, ſondern nimmt nicht ſelten eine ſchiefe Richtung, ſo, daß man darüber wohl betreten werden kann; alſo findet er nun den Gang der Dinge überall als ſchief und verkehrt, und das nicht nur zu ſeiner Zeit, ſondern von Unbegin der Welt an bis auf ſeine Zeit. Nie hat ſeinem Urtheile nach die Fürſehung ihn gehörig geleitet; er ſelbſt wollte ihn beſſer leiten können, und ſo iſts ihm unbegreiflich, wie man dabei doch noch immer an einen allweiſen und allheiligen Weltregirer glauben könne.

So iſt ihm mancher Freudengenus verſagt worden, und wird ihm noch verſagt, weil ihm entweder die Kräfte, oder die Gelegenheiten dazu fehlen, ihn zu ſchöpfen; alſo findet er nun das Leben ganz freudenleer, und nicht der Mühe werth, daß man es führe. Groſſes Gutes achtet er nicht;

s kleinſte Böſe vergröſſert er aus allen Kräften,
d ſo iſt für ihn die Hölle auf der Erde. Unwil-
darüber ruft er aus — hätte man mich nicht
t fragen ſollen, ob ich hätte geboren werden wol-
? Wäre mir dann Alles ehrlich beſchrieben wor-
, wie's in der Welt herginge — traun, ich
t's verbeten.

Der Milzſüchtige! Wie macht er ſich ſelbſt ſo
glücklich, indem er ſich Alles verhaſſt macht!
e verſündigt er ſich an Allem! Nie, nie will ich
h, wie er, die Welt durch ein ſchwarzes
as beſchauen. — —

Beſchauet man die Welt durch ein roſenrothes
as, ſo iſt Alles roſenroth in ihr. So machts
Jovialiſche. Ueberheitern, überluſtigen
nperaments, geht er gleich von der vorgefaſſ-
Meinung aus, daß in der Welt Alles wunder-
n ſei, und, will man ihm dis verweiſen, ſo
theidigt er ſich auch mit gemachten Erfarungen,
allerdings ihre vollkommenſte Richtigkeit
en.

Da er das Glück hatte, gute Menſchen kennen
lernen, und von ihnen freudig aufgenommen,
ich behandelt, und mit Treue und mit Dank
ohnt zu werden: ſo hält er nun alle Menſchen

für gut, glaubt, Jeder, der ſich ehrlich ſtellt, ſei auch ehrlich, und ſtreuet Zutrauen, Freundſchaft und Liebe überall um ſich her aus. Auch die gröbſten Vergehungen der ſchlechteſten Menſchen ſind in ſeinen Augen blos menſchliche Schwächen, und er entſchuldigt wohl Delinquenten, die ſchon dreimal auf Diebſtahl und Mord ertappt wurden, und ſich zweimal aus den Gefängniſſen herausbrachen, noch mit der verkehrten Erziehung, welche ſie erhalten hätten. Kurz, er erklärt die ganze menſchliche Geſelſchaft für ſo wohlbeſchaffen, als ſie ſein könne, und rechnet ſichs zur Ehre, in ſie eingelaſſen worden zu ſein.

Da er in einer bürgerlichen Verfaſſung lebt, die unter die beſſere gehört, und ihm überhaupt iede gleich iſt, ſobald er nur in ihr ſein Weſen treiben kann: ſo hat er nun an keiner etwas auszuſetzen. Er ſieht über die gröſſeſten Gebrechen der Staatsverfaſſungen luſtig hinweg, oder nennt ſie allenfals nothwendige Uebel. Die ſinnloſeſten, dem Zeitgeiſte unangemeſſenſten und inhumanſten Geſetze machen keinen widrigen Eindruck auf ihn — ſobald er ſie nicht zu reſpektiren hat, und er findet den härteſten Druck leidlich — ſobald er ihn nicht trift.

Da er in der That auch löbliche Sitten und Gebräuche aufzeigen kann — denn wie ſollt's dergleichen unter gebildeten Menſchen nicht geben? — und da er überhaupt ſieht, daß man in der Geſellſchaft am gelittenſten ſei, wenn man ſich Allem, was ſich von Konvenienz herſchreibt, unterwirft: ſo hält er's mit den eingeführten Sitten und Gebräuchen ſamt und ſonders. Sie mögen ſo ſeltſam ſein, als ſie wollen, oder ſo ſteif, als ſie wollen, oder ſo frivol, als ſie wollen — genug, er hälts mit ihnen, um überall willkommen zu ſein, und zu gefallen. Selbſt in Anſehung der immer abwechſelnden Moden macht er es ſo. Die neu aufkommenſte — ſie betreffe, was ſie wolle — iſt auch gleich die ſeinige, blos darum, weil ſie die neuaufgekommene iſt. Ob ſie vernünftig, oder unvernünftig, geſetzt, oder geckenhaft, ſittlich, oder unſittlich, ſei — was gehen ihn dergleichen Fragen an? Genug, ſie iſt die allerneueſte, und nur als Modemitmacher kommt man am angenehmſten durch die Welt.

Da er auf Begüterte hinweiſen kann, die ihres Ueberfluſſes vollkommen würdig ſind, und da es ihm ſelbſt an Vermögen nicht gebricht: ſo iſt er mit der Austheilung der Güter durchgängig zufriden, und findet es ſonderbar, daß Jemand an ihr etwas auszuſetzen haben könne. Die Klagen über das Misverhältnis derſelben zu Verdienſt und Würdigkeit bringen ihn auf, und er nennt die Beſchwerden über die Ungerechtigkeit des Schickſals ſehr ungerechte Beſchwerden. Sammle mehr Verdienſte, ruft er iedem Unzufridenen ohne Unterſchied zu, ſo werden dir auch mehr Güter zu Theile werden; darauf verlas dich! und, indem er ſo ſpricht, richtet er ſich hoch auf, als wollte er ſich zum Beiſpiele hiervon hinſtellen.

Da er beweiſen kann, daß der Gang der Dinge oft ſehr richtig gehe, und da er ſelbſt mit ihm zufriden iſt: ſo iſt ihm der ganze Gang der Dinge ein richtiger Gang. Er lobpreiſet ihn im Groſſen, wie im Kleinen, in Anſehung des Ganzen, wie in Anſehung der Theile, in Anſehung der Weltbegebenheiten, wie in Anſehung der Begebenheiten einzelner Familien und einzelner Menſchen. Er ſpöttelt über Jeden, der nicht mit ihm ſo vollkommen zufriden iſt, als er, und behauptet, daß ſich der allerinbrünſtigſte Glaube an einen allweiſen und allheiligen Weltregirer nicht feſter gründen könne, als auf ihn.

Da ihm nichts leichter werden kann, als darzuthun, daß das Leben ſeine Freuden habe, und da er nur immer auf Freudengenüſſe ſinnt: ſo zeigt ſich ihm das Leben über und über von weiter nichts voll, als von Freuden, und ſo iſt für ihn der Himmel auf der Erde. Er wünſcht, daß er ewig hier hauſen könnte, und thäte gern auf iene Welt unter der Bedingung Verzicht, daß er nur einige Jahrhunderte hindurch ein Bürger dieſer Welt ſein dürfte.

Der Uebermüthige! Wie täuſcht er ſich ſelbſt, indem er ſich Alles über die Gebür werth macht! Wie thut er der Welt zu viel Ehre an! Nie, nie will ich doch, wie er, die Welt durch ein roſenrothes Glas beſchauen. — —

Ich lobe mir das ungefärbte, das blos helle Glas, durch welches ich die Welt beſchaue. Mit Hülfe deſſelben ſehe ich Alles, wie es wirklich iſt, finde nichts ſchön, was nicht ſchön iſt, nichts häslich, was nicht häslich iſt, und verfalle ſo weder in die Fehler des Hipochondriſten, noch in die Fehler des Jovialiſchen.

Beſchaue ich durch dieſes mein Glas die Menſchen — wie finde ich ſie? Weder alle ſchlecht, noch alle gut. Ich befinde mich unter ihnen nicht, wie unter einer zahlloſen Rotte von Heuchlern und Böſewichtern, aber auch nicht, wie unter einer unüberſehbaren Geſellſchaft von Redlichen und Edlen. Ein Gemiſch von Menſchen erblicke ich; neben Aufrichtigen ſtehen Betrüger — neben Menſchenfreunden Menſchenfeinde — neben Dankbaren Undankbare — neben Mäſſigen Unmäſſige, u. ſ. w. Gut iſt eigentlich nur der, bei dem das Gute prädominirt — böſe nur der, bei dem das Böſe prädominirt; von welcher Art mag die Mehrzahl ſein? O — wäre der Letztern die Mehrzahl, wie könnte die Geſellſchaft noch exiſtiren? Exiſtirt ſie aber nicht noch?

Beſchaue ich durch mein Glas die bürgerlichen Verfaſſungen — wie finde ich ſie? Keine vollkommen, das iſt wahr; ſind ſie aber nicht alle von Menſchen eingerichtet? wie können Menſchen eine vollkommene Einrichtung treffen? Und wie? darum die bürgerliche Geſellſchaft verlaſſen, und lieber in den Stand der Natur zurücktreten wollen? Kennt man denn auch wohl dieſen Stand recht? Ja, in ihm kann ſich zwar Jeder ſelbſt ſo willkürlich wehren, wie er vermag; aber in iedem Augenblick kann er auch angefallen werden, ohne — daß er Beiſtand findet. Wenn alſo auch heute alle bürgerliche Verfaſſungen aufgehoben würden, in Kurzem würden ſie von neuem entſtehen, und zwar aus denſelben Urſachen von neuem entſtehen, aus welchen ſie zuerſt entſtanden. Wahr iſts aber auch, daß es ſo unvollkommene Staatsverfaſſungen gebe, daß man unmöglich ihnen das Wort reden kann. Ach, wie vielen Staatsgebrechen würde auf der Stelle abgeholfen werden können, wenn man nur wollte! Liebe der Obérn zum Volke — Rückſicht auf den Zeitgeiſt — Rathholung bei der Vernunft — — was bedürfte es weiter dazu? Es iſt Pflicht der Obern, unumgänglichnothwendige Staatsreformationen zu treffen; es iſt Klugheit der Obern, wenn ſie nicht ſo lange damit anſtehen, bis das Volk, durch Verzweiflung angetrieben, ſie ſelbſt zu treffen verſuche.

Beſchaue ich durch mein Glas Sitten und Gebräuche — wie finde ich ſie? Sehr vernünftige und ſehr unvernünftige, ſehr anſtändige und ſehr unanſtändige, auch ganz gleichgültige. Warum nun nicht den vernünftigen und anſtändigen ſich anſchmiegen? warum nicht auch ſogar den gleichgültigen ſich anſchmiegen? Doch wohl blos nur, um Sonderling zu ſein; wozu aber dis? Ganz ſo iſts mit den Moden; ſie ſind nicht nur ebenſo verſchiden, ſondern warum nicht auch, ſobald es keine immerwährende Mode geben ſoll oder kann, eine vernünftige und anſtändige neue, die von Beſtand zu ſein verſpricht, mitmachen?

Beſchaue ich durch mein Glas die Austheilung der Güter — wie finde ich ſie? Nicht ſo ungerecht, wie der Hipochondriſt, und nicht ſo gerecht, wie der Jovialiſche. Viel Verdienſtvolle leben im Ueberfluſſe — viel Verdienſtloſe im Mangel; aber auch viel Verdienſtvolle leben im Mangel — viel Verdienſtloſe im Ueberfluſſe. Mag nun zwar immerhin keine gleiche Vertheilung der Güter Statt finden können, weil ſie ſonſt mit Verdienſt gar nichts zu thun hätte; genug, hier hat die höhere Gerechtigkeitspflege eine bedeutende Lücke gelaſſen, die von ihr noch auszufüllen iſt.

Beſchaue ich durch mein Glas den Gang der Dinge — wie finde ich ihn? Durchaus ſchief und verkehrt? Durchaus gerade und in der Ordnung? Keins von Beiden! Dieſe Antwort betrift nicht nur das einzelne Menſchenleben, ſondern auch das Schickſal der Menſchheit. Die überlegteſten, die beſten Plane mislingen, während daß die unüberlegteſten, die böſeſten gelingen. Wo gelohnt wer-

n ſollte, da wird geſtraft — wo geſtraft wer-
n ſollte, da wird gelohnt. Wer Gutes ſtiften
ill, der ſtiftet Böſes — wer nur geringes Bö-
s ſtiften will, der ſtiftet das allergröſſeſte Böſe.
o iſts oft, aber nicht immer. Je überlegter, ie
öner ein Plan iſt, deſto mehr gelingt er auch
t; gelohnt und geſtraft wird oft, ſehr oft, am
chten Orte, und wer Böſes ſtiften wollte, mus
t wider ſeinen Willen Gutes ſtiften. Was die
enſchheit betrift, ſo mus ihr das Streben nach
eil öfter gelungen, als misgelungen ſein; ſonſt
ire ſie ſo weit nicht, als ſie iſt. Wer kann auch
s Ganze überſehen, um zu wiſſen, ob nicht der
rkehrteſte Gang der Dinge für ſie am Ende der
htigſte geweſen ſei? Uebrigens iſts ia auch nicht
t dieſer Welt für ſie abgethan.

Beſchaue ich durch mein Glas das Leben —
e finde ichs? Wie? ein Höllenleben wär's?
ihr Undankbaren! Es iſts nicht, wenn ihr's
ht dazu machet. Freuden genug, wenn man
nur liebt und ehrt! Wie? ein Himmels-
en wär's? O ihr Thoren! Es ſollt's ia nicht
t, und kanns nie werden. Leiden genug, und
den des Mitleids noch mehr! Nein, ein Er-
nleben iſts, ein Gemiſch von Wonne und Jam-

mer, und dis muſſt's ſein, weil es das erſte Leben, das ſittliche Bildungsleben, für uns iſt. Wie ich mich alſo vor dem Wunſche entſetze, nie geboren worden zu ſein, ſo iſt mir auch der Wunſch zuwider, ewig auf der Erde hauſen zu können.

So lobe ich mir nochmals mein ungefärbtes, blos helles Glas, durch welches ich die Welt beſchaue, und will ſie durch daſſelbe lebenslang beſchauen.

Drei und ſechzigſte Stunde.

Selbſterhebung.

Gemeinhin verſteht man unter Selbſterhebung, daß Jemand, der nicht ſchon gleich in einem hohen, oder auch nur vornehmeren Stande geboren ward, ſich ſelbſt zu ihm emporſchwingt. Man pflegt hieraus viel zu machen, und zwar mit Recht; nur ſollte es nicht im Allgemeinen geſchehen. Wie mancher talent- und gewiſſenloſe Mann z. B. ſchwang ſich ſchon blos dadurch in einen höheren Stand empor, daß er ſich zum Werkzeuge bei Ausführung der böſeſten Plane von einem Mächtigen gebrauchen lies! Wie manche nur mit äuſerlicher Schönheit geſchmückte Dirne desgleichen blos dadurch, daß ſie ſich an einen wollüſtigen Mächtigen, deſſen Blicke ſie auf ſich zog, hingab! Gereicht dergleichen Perſonen ihre Selbſterhebung auch wohl im Geringſten zur Ehre? Man ſpöttle über die ſchon vornehm und hoch Gebornen, wie man will; ſobald ſie nur keinen Geburtsſtolz zeigen, und übrigens von leidlicher Beſchaffenheit ſind, hat man Mehr aus ihnen ſich zu machen, als aus ienen Menſchen, die ſich zwar ſelbſt erſt hoch und vornehm ſchufen, iedoch auf das Nichtswürdigſte ſich dazu ſchufen. Schwingt ſich aber Jemand auf eine edle Weiſe, durch nützliche Anwendung ſeiner Talente und durch Einſammlung wahrer und groſſer Verdienſte hoch empor — ia, dann kann er es aufnehmen mit Allen, die durch ihre Geburt ſchon hoch geſtellt wurden; ſie mögen ſein, von welcher Art ſie wollen. Sind auch ſie von edler Art, dennoch kann er es mit ihnen aufnehmen; denn ihm wards weit ſchwerer, ſeine Talente auszubilden, und ſich zu groſſen Verdienſten geſchickt zu machen, als ihnen, denen ihr angeborner höherer und vornehmerer Stand gleich von Kindheit an alle mögliche Hülfsmittel dazu reichte. Sind ſie aber vollends von unedler Art, wie klug thäten ſie dann, wenn ſie ſelbſt ihm gleich den Rang über ſich zugeſtänden. Mögen ſie nun immerhin vermöge ihres läppiſchen Geburtsſtolzes ſich hierzu nicht entſchlieſſen wollen; der weiſere und beſſere Theil ſeiner Mitbürger gibt ihm gewis den Rang über ſie. Blos der eigentliche

Pöbel der Welt achtet ſie; iener Theil der Geſel-
ſchaft erweiſet ihnen nur das äuſerliche Cerimoniel,
und verachtet ſie im Herzen, oder macht doch nichts
us ihnen. Dem Manne aber, der ſich durch
Verdienſte ſelbſt emporſchwang, erweiſen alle Ge-
bildetere nicht nur das äuſerliche Cerimoniel, ſon-
ern ſchätzen ihn auch wahrhaftig hoch. Selbſt
eine Feinde fühlen ſich gezwungen, die ſchuldige
chtung für ihn zu hegen, ſo ſehr ſie auch Neid
nd Ingrimm dabei plagen. Daß das Glück gar
ichts dazu beitrage, wenn ſich ein Menſch durch
ine Talente und Verdienſte emporſchwingt, darf
icht behauptet werden; denn ſonſt müſte es Allen,
e ihre ſchönen Talente edel anwenden, und ſich
ahrhaftigverdient machen, gelingen, ſich empor-
ſchwingen — welches iedoch der Fall nicht iſt.
e weniger aber das Glück dazu beitrug, ie mehr
ſogar mit Hinderniſſen dabei zu kämpfen hatte,
ſto mehr iſt ſeine Erhebung wahre Selbſterhe-
ng, und zu einem deſto würdigeren Gegenſtan-
der allgemeinen Hochachtung eignet er ſich. —

Auſſer dieſer Art von Selbſterhebung, welche
an gemeinhin nur unter Selbſterhebung verſteht,
bt es auch noch andere Arten derſelben, die nicht
eniger ſchön ſind. Eine derſelben beſteht darin,

daß ein Menſch ſeine höhere Ausbildung faſt einzig und allein ſelbſt bewirke. Das iſt doch wohl die wahre Erhebung — Ausbildung des Geiſtes und Herzens; ſie erhebt uns nicht äuſerlich, ſondern innerlich; ſie erhebt uns zu iener Würde, die Mehr iſt, als alle Würden in der bürgerlichen Geſelſchaft, zu unſerer eigentlichen Würde, zur Würde des Menſchenthums. Das Wörtlein faſt iſt, wenn von Selbſterhebung zu dieſer Menſchenwürde die Rede iſt, wohl zu merken; es ſoll anzeigen, daß Jemand blos die unterſten Grundlagen, die erſten Grundanführungen zur Vernünftigkeit und zur Sittlichkeit von Andern empfangen habe, und dann allein auf den Grundlagen ſelbſt fortbaue, und ſich allein weiter ſelbſt fortführe. Mir wenigſtens will es auf keine Weiſe glaublich werden, daß ein Menſch ohne alle, alle Anführung, auch ohne die kümmerlichſte Grundanführung, zur Vernünftigkeit und zur Sittlichkeit, ein Weiſer und ein Edler — alſo blos und ganz allein im allerhöchſten Verſtande durch ſich — werden können ſolle. Wäre ie ſo ein Fall da geweſen, ſo, dächte ich, müſte man der Meinung werden, daß ein ſolcher Menſch kein ſo ein Menſch, wie wir Uebrige, geweſen ſei, ſondern daß ſeine

Erdenhülle einen höheren Geiſt, als der Menſchengeiſt iſt, umhüllt habe, oder — daß Gott ſelbſt
unmittelbar in Anſehung der Grundanlagen und
Grundanführungen das an ihm gethan habe, was
an uns mittelbar durch andere Menſchen geſchieht.
Doch — es iſt ia zu dieſer Selbſterhebung zur
Menſchenwürde gar nicht nöthig, daß man ohne
lle fremde Grundlegung und Grundanführung
eine höhere Ausbildung bewirke; wenn nur Je-
nand auf der erhaltenen fremden Grundlegung
llein ſelbſt fortgebauet, und nach der empfange-
en fremden Grundanführung ſich allein ſelbſt
ortgeführt hat, ſo kann man ihm eine ſolche Selbſt-
hebung nicht abſprechen. Dergleichen Menſchen
ab's und gibt's, und ſie machten und machen
och mit Recht allgemeine Senſation. Nicht, als
llte man dieienigen geringſchätzen, welche unter
rtdauernder fremder Anführung an Geiſt und
erz ſich treflich ausbildeten — denn wie unzäh-
hviele gibts nicht, die bei der fortdauerndſten
ſten Anführung dennoch keine Weiſen und Edlen
rden! — ſondern, wenn die ſchon ſchätzbar ſind,
lche bei fremder Fortanführung ihre höhere Aus-
dung weit brachten, wie noch weit ſchätzbarer
iſſen die ſein, welche ohne fremde Fortanführung

und blos durch ſich ſelbſt dieſe ihre höhere Ausbildung eben ſo weit, und wohl gar noch weiter, brachten! Ich denke mir dieſe Menſchen, wie ſie ſich in einſamen Stunden ihrer Weisheit und Tugend, ihrer Schätze von ſchönen Erkentniſſen und von ſchönen Geſinnungen, bewuſt ſind, und dabei zu ſich ſelbſt ſprechen — zu dieſen Schätzen ward uns nur eine kleine Mitgabe gereicht, die wir aber ſo zu benutzen wuſten, daß wir nun wirkliche Reiche ſind; welch eine Seligkeit mus ihnen der Beſitz ihres Reichthums gewähren! Wie mögen ſie, wenn ſie auch in einer noch ſo beſchränkten äuſerlichen Lage ſich befinden, lächeln zu den Geldreichthümern, und zu der Emſigkeit und Gier, mit der Thoren, die das Menſchenthum hintenanſetzen, ſie zu erwerben ſuchen!

Eine andere Art von ſchöner Selbſterhebung beſteht darin, daß ein in ſittlicher Hinſicht tief Gefallener und Geſunkener ſich ohne allen Beiſtand von auſſenher, und blos durch ſein eigenes inneres Vermögen, wieder aufrichte. Sein Fallen und Sinken war zwar etwas Häsliches; aber ſein Wiederaufſtehen durch ſich ſelbſt blos iſt etwas ſehr Schönes. Was kann dieſes eigenmächtige Wiederaufſtehen bewirken? Nichts Anderes, als ſein ſtarkes moraliſches Gefühl, welches die höchſte Zierde des Menſchen iſt. Fragt man nun, wie konnte er dabei vorher ſo tief fallen und ſinken? ſo iſt hier die Antwort darauf. Er hat, wie ieder Menſch, eine Hauptleidenſchaft; verführeriſche Gelegenheiten boten dieſer die reitzendſten Befridigungen an, und Niemand war da, der ihn hielt; vielmehr gab es Freunde, die ihm Beifall gaben, wenn er die Gelegenheiten benutzte, und die die Benutzung auf alle Weiſe zu beſchönigen wuſten; o ward ſein ſtarkes moraliſches Gefühl übermannt; r fiel, und ſank tief. Wie nun Niemand da war, er ihn hielte, daß er nicht falle, ſo iſt auch Niemand da, der ihm dazu behülflich werde, daß er wieder aufſtehe. Kein Wort der Warnung ward orher zu ihm geſprochen; kein Wort der Ermahnung wird nachher zu ihm geſprochen. Die einzige Stimme, welche er hört, iſt die Stimme in hm ſelbſt — die Gewiſſensſtimme, welche er nach bgekühlter Leidenſchaft wieder zu vernehmen im Stande iſt. Er erblickt nehmlich Edle, die von einem Laſter rein geblieben ſind, und ihr heiliger Anblick geht ihm durchs Herz; wie ſelig, denkt r, mögen ſie bei ihrem beſſeren Bewußſein ſein! Auf, und werde auch wieder, wie ſie! Da ermannt ſich ſein ſtarkes moraliſches Gefühl wieder, bewegt ihn, dem Laſter, in welches er verſank, auf immer zu entſagen, und gibt ihm die Kraft, ſich ſelbſt und ganz allein zur Tugend wieder emporzuheben. Wie herrlich ſticht dieſer Menſch gegen ſolche Gefallene ab, die ſich durch Andere auch nicht einmal wieder aufrichten laſſen, ſondern alle ihre Ermahnungen in den Wind ſchlagen! Gibt es denn ſolcher Menſchen nicht genug? Ach — es gibt unter ihnen Viele, die ſogar auf erhaltene Züchtigungen nicht achten, ſondern, ſo lange ſie können und dürfen, nur noch immer tiefer in ihr ſittliches Verderben verſinken. Ihr moraliſches Gefühl, das nie von Bedeutung war, geht am Ende ganz verlohren, und iſt durch nichts wieder herbeizubringen. Aber auch weit übertrift der ſich von ſeinem Falle ſelbſt wieder Erhebende ſogar iene Gefallenen, welche zu ihrer Wiederaufrichtung fremden Beiſtand, den ſie erhalten, dankbar annehmen, und ſie ſo glücklich bewirken. Allerdings ſind ſie auch zu loben, und man kann ihnen nachſagen, daß ihr moraliſches Gefühl auch nicht ſchwach ſein müſſe; er aber iſt doch noch weit mehr zu loben, und ſein moraliſches Gefühl mus noch weit ſtärker ſein, als das ihrige. Sie haben die

Wiedererhebung von ihrem Falle Andern doch wenigſtens mitzuverdanken; er aber verdankt die ſeinige blos ſich ſelbſt. Wie wohl mus ihm dabei zu Muthe ſein, ſo oft er die Geſchichte ſeines Wiederaufſtehens überdenkt! Verlaſſen, ſpricht er dann auch gewis bei ſich, fiel ich — verlaſſen ſtand ich wieder auf; nie will ich wieder ſo fallen. Ein ſolcher Menſch hält dann auch gewis hierin Wort, fällt nie wieder, ſondern geht aufrechten Gangs den ſchönen Weg der Tugend fort; ſtatt daß diejenigen Gefallenen, welche durch Andere wieder emporgehoben wurden, oft von neuem fallen, ſich wieder emporheben laſſen, u. ſ. f.; ſo, daß ihr ganzes Leben aus wechſelsweiſe fallen und wieder emporgehobenwerden beſteht.

Noch eine andere Art von ſchöner Selbſterhebung iſt es, wenn Jemand durch ſchwere Leiden nidergedrückt wird, und zu ſeiner Aufrichtung in ſelbigen keines Freundes, keines Beiſtandes von auſſen überhaupt, bedarf, ſondern ſich ſelbſt aufzurichten vermag. Dis verräth hohe Seelenſtärke; o — und wie kleidet dieſe den Mann ſo herrlich! Man verwechsle mit der Selbſterhebung in Leiden, von welcher hier die Rede iſt, nicht ienen wilden Heldenmuth, mit dem ſich auch Viele über ihre

Leiden wegzuſetzen ſuchen! Dieſer entehrt nicht nur den Mann, ſondern hält auch nicht vor; iene aber hält vor. Weit, himmliſchweit bringen es in ihr manche Leidende; ia, ſo weit bringen ſie es, daß ſie ihre theilnehmenden Freunde, welche ſie tröſten ſollten, ihres traurigen Zuſtandes wegen zu tröſten vermögen. Sie gewähren einen moraliſchherrlichen Anblick, und geben zugleich unter allen edlen Beiſpielen, welche ein Menſch dem andern nur geben kann, das edelſte. Ihnen ſind keineswegs gleich, ſondern auf ſie folgen erſt ſolche durch ſchwere Leiden Nidergedrückte, die ſich, wenn ſie ſich auch nicht ſelbſt aufrichten können, doch wenigſtens durch ihre Freunde aufrichten laſſen; dieſe zeigen mehr bloſſe Seelengüte, als zugleich hohe Seelenſtärke. Doch ſind ſie ehrwürdigere Menſchen, als iene Leidende, die allen Muth von ſich werfen, unmännlich verzagen und verzweifeln, und ieden Troſt, ia ieden Beiſtand, der ihnen gereicht werden ſoll, mit dem undankbarſten Unwillen von ſich weiſen. Aber — welch ein Unvergleichlicher iſt der gegen ſie, der ſich ſelbſt und durch eigene Seelenſtärke aus den ihn niderdrückendſten Leiden zu erheben im Stande iſt! Ohne gutes Bewuſtſein iſt es nicht möglich, ſo ſeelenſtark zu ſein. Man glaubt nicht, wie alle Herzenskraft dem gleich entſinke, den das Herz verdammt; man glaubt aber auch nicht, wie ſtark ſich der gleich fühle, den das Herz losſpricht. Hierbei mus alſo angefangen werden, daß man ſich das Zeugnis geben könne, man leide ohne ſeine Schuld und Würdigkeit, und blos durch höheres Verhängnis. Dis iſt die unterſte, aber auch allerfeſteſte Grundlage aller Seelenſtärke . . . Dabei mus man gewöhnt ſein, an ſich ſelbſt Mehr zu finden und zu haben, als die Menſchen von gemeinem Schlage an ſich zu finden und zu haben pflegen. Dazu gehört aber eine hohe Ausbildung des Geiſtes und Herzens; für ſie ſorge man alſo bei guter Zeit! Wenn man dann die Welt und ihre Genüſſe nicht haben kann, ſo hat man doch ſich ſelbſt, und genieſſt ſich ſelbſt, und findet daran Genüge . . . Mag die Vorſtellung, daß alles Gute vergänglich ſei, auch noch ſo verdüſternd ſein, die eben ſo gegründete Vorſtellung, daß auch alles Böſe vergänglich ſei, iſt deſto erheiternder; man halte dieſe in den niderdrückendſten Leiden nur recht ſich vor! ſie ſtärkt und hebt ungemein . . . Wer ſein Leiden als Verhängnis betrachten kann, der kann auch auf den Beiſtand des Urhebers aller Verhängniſſe mit Gewisheit rechnen; er kann rechnen mit Gewisheit auf künſtige Entſchädigung. Jenen nehme er, wenn er kommt, herzlich an; dieſer ſehe er froh entgegen, und verſetze ſich ſchon im Geiſte in die Zeit, in welcher ſie kommen wird... Dis iſt der Weg zu Erlangung hoher Seelenſtärke, und dieſe iſt dann wieder das Mittel, in den niderdrükkendſten Leiden ſich blos durch ſich ſelbſt aufzurichten.

Vier und ſechzigſte Stunde.

Freuden und Leiden des hohen Gefühls.

Wem das Herz hoch ſchlägt für Wahrheit, Tugend und Menſchenglück, der genieſſt zu Zeiten Freuden, von welchen Andere nichts wiſſen — Freuden, die ihn unausſprechlich beſeligen.

Da die Menſchen insgeſamt Vernunftweſen ſind, ſo iſt ſein ſehnlicher Wunſch, daß das Reich der Vernunft ſich auch unter ihnen immer mehr ausbreiten möchte. Die Vernunft hat es mit Wahrheit zu thun, unterrichtet über ſie, und rathet zu ihr; das Reich der Wahrheit iſt alſo das Reich der Vernunft. Wenn er nun im Stillen Zeuge davon wird, daß die Wahrheit um ihn her gedeihe, daß Lehrer aller Arten von Wahrheit öffentlich auftreten, nach ihrer Ueberzeugung reden und ſchreiben dürfen, ohne deshalb etwas zu befürchten zu haben, und daß ſie Eingang und Beifall finden bei Menſchen aus allen Ständen —

wie hoch erquickt er ſich an der Befridigung ſeines Wunſches für das Reich der Vernunft!

Da die Menſchen insgeſamt ſittliche Weſen und an das Gewiſſen gewieſen ſind, ſo wünſcht er auch ſehnlich, daß das Reich des Gewiſſens ſich unter ihnen immer mehr ausdehnen möchte. Das Gewiſſen hat es mit Tugend zu thun, empfiehlt und gebietet ſie kraft des ins Herz geſchriebenen Sittengeſetzes; das Reich der Tugend iſt alſo das Reich des Gewiſſens. O wie hochwohl wird ihm daher zu Muthe, wenn er die Erfarung davon macht, daß die Tugend bei ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen in Aufnahme komme, daß die Groſſen der Welt in allen Arten von ſittlicher Güte die erhabenſten Beiſpiele geben, daß das Volk ihnen nachahme, daß Mäſſigkeit, Zucht und Ehrbarkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit auf Thronen und in Hütten ihre Wohnungen aufſchlagen! Sein Wunſch für das Reich des Gewiſſens wird ia nun erfüllt.

Da die Menſchen insgeſamt nicht nur vernünftige und ſittliche, ſondern auch empfindende Weſen ſind, und als ſolche nicht zum Trübſinn, ſondern zum Frohſinn, beſtimmt geworden ſein werden, ſo wünſcht er ebenſals ſehnlich, daß das

Reich des Frohſinns unter ihnen immer mehr aufblühen möchte. Der Frohſinn hat es mit Glückſeligkeit zu thun; ſie erzeugt ihn, und zu ihr, oder zu angenehmen Empfindungen, ward iedem empfindenden Weſen ein natürlicher Trieb mitgegeben, deſſen Gerechtſame mithin tief gegründet und heilig ſind. Das Reich der Glückſeligkeit iſt alſo das Reich des Frohſinns. Nun ſetzet den Fall, daß ein Mann, dem das Herz für die Menſchheit hoch ſchlägt, menſchliche Glückſeligkeit bei ſeinem Leben wohl in Blüte kommen ſehe, daß Friede im Lande ſei, daß Handel und Gewerbe ungeſtört getrieben werden, daß die das Leben verſchönernden Künſte ihre wohlthätigen Einflüſſe weit verbreiten, daß gemeinnützige Anſtalten treflich erhalten, oder menſchenfreundlich errichtet werden, und daß man dafür ſorge, daß es auch dem Leidendſten nicht ganz an Genüſſen und frohen Empfindungen fehle; wie ſelig mus ſich ſo ein Mann dadurch fühlen! Nähert ſich denn ſein Wunſch für das Reich des Frohſinns nicht immer mehr der ganzen Erhörung?' — —

Dis ſind die Freuden des hohen Gefühls; aber — wem das Herz hoch ſchlägt für Wahrheit, Tugend und Menſchenglück, der hat auch zu

Zeiten Leiden, von welchen Andere nichts wiſſen — Leiden, die ihn unausſprechlich beängſtigen.

Wie jämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, der die Ausbreitung des Reichs der Wahrheit, weil es das Reich der Vernunft, mit der die Menſchen von ihrem Urheber beehrt wurden, iſt, ſo ſehnlich wünſcht, es mitanſehen muß, wie dieſes Reich vielmehr in Verfall gerathe! Wenn er dann Zeuge davon wird, daß Irthum der Welt ſelbſt beliebter werde, als Wahrheit, weil er etwa der gröberen Sinnlichkeit und den Leidenſchaften mehr ſchmeichelt, als ſie, oder, daß kaum Jemand noch die Wahrheitsſtimme, beſonders ſchriftlich, zu erheben wagen darf, ohne ſich den heftigſten Verfolgungen auszuſetzen, oder, daß wohl gar ehemalige Wahrheitslehrer ſelbſt aus Menſchenfurcht, oder aus Liebedienerei, oder aus Wankelmuth, oder — wer weis, warum? der Wahrheit ungetreu werden, ſo ungetreu, daß ſie gerade das Gegentheil von dem lehren, was ſie ehemals lehrten — ſollte ihm nicht das Herz darüber bluten?

Wie jämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, deſſen ſehnlicher Wunſch iſt, daß das Reich der Tugend, weil es das Reich des Gewiſſens iſt, und das Sittengeſetz zum Grundgeſetze hat, deſſen freiwillige Befolgung eigentlich erſt volle Menſchenwürde gibt, immer herrſchender werde, dieſes Reich zu ſeinen Zeiten faſt vergehen ſieht! Wenn er dann Zuſchauer davon wird, wie das Laſter auf allen Seiten ſein Haupt emporhebt, wie die Groſſen der Welt die verworfenſten Beiſpiele aller Arten von ſittlicher Schlechtheit geben, denen das Volk nachahmt, und wie nicht nur Unbarmherzigkeit, ſondern auch Unbilligkeit, ja, ſogar Ungerechtigkeit, auf Thronen und in Hütten ihre Wohnungen aufſchlagen — ſollte ihm das Herz nicht darüber bluten?

Wie jämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, der das Reich der Glückſeligkeit, weil es das Reich des Frohſinns iſt, zu welchem der weiſe und gütige Menſchenſchäpfer ſeine Menſchen, als empfindende, und zwar mit Vernunft empfindende Weſen, doch wohl beſtimmt haben wird, ſo ſehnlich und zuverläſſig erwartet, gewahr wird, daß an die Stelle deſſelben ſchon ein Reich des Elends, das das Reich des Trübſinns wird, wirklich trete! Wenn er dann ſieht und hört, daß Krieg ſei, und an Frieden nicht zu denken ſei, daß Handel und Gewerbe, die ſo viele Millionen ernähren müſſen, ganz darnider liegen, daß die das Leben verſchönernden Künſte eben ſo ſinken, wie die die Geſellſchaft verwüſtenden Künſte ſteigen, daß alte gemeinnützige Anſtalten eingehen, aber keine neuen dafür wieder errichtet werden, und daß für keinen, der nicht für ſich ſelbſt ſorgen kann, geſorgt werde, auch für den Leidendſten nicht — ſollte ihm nicht das Herz darüber bluten? — —

Wie? ſo ſtände es um den, dem das Herz hoch ſchlägt für Wahrheit, Tugend und Menſchenglück? Ja, ſo ſtehts um ihn. Ihm bieten ſich zu Zeiten Freuden dar, von denen Andere nichts wiſſen, und die ihn unausſprechlich beſeligen; ihm dringen ſich aber auch zu Zeiten Leiden auf, von welchen Andere nichts wiſſen, und die ihn unausſprechlich beängſtigen ... Wenn ſich's nun ſo verhält, wär's dann nicht beſſer, man lieſſe ſein Herz nicht hoch ſchlagen für Wahrheit, Tugend und Menſchenglück? Nein, das meinige wenigſtens ſchlage, ſo lange es ſchlägt, hoch, recht hoch dafür! Gelingen mir meine Wünſche für das Reich des Wahren, des Guten, und des Erfreulichen — ſchön, o himmliſchſchön! Schlagen ſie mir fehl, ſo kann ich mich dann doch in meiner menſchlichen Würde dadurch mehr fühlen, daß ich ſie hegte, als — wenn ich ſie nicht gehegt hätte. Mit andern Worten heiſſt dis — meine Traurigkeit darüber, daß es mit der Welt nicht recht fort wolle, gereicht mir mehr zur Ehre, als wenn ich ganz indolent für die Welt wäre ...

Doch — wer nimmt nicht Troſt an, wenn er ſich ihm darbietet? Auch ich nehme ihn dankbar an. Aus der groſſen Welt begebe ich mich in meine kleine eigene Welt. Freundſchaft und Liebe — ihr höchſttheuern und höchſtheiligen Verhältniſſe, in euch wird das hohe Gefühl recht angebracht. Ach ia, in den Armen ſeiner Geliebten ganz ſchweben, mit ihnen ein Herz und eine Seele ſein, ſimpathiſiren mit ihnen über alles Wahre, Gute und Erfreuliche, Beweiſe der allervertrauteſten Innigkeit ihnen geben, und von ihnen nehmen — — welch ein über Alles ſeliger Zuſtand, und wie ſegnet da das hohe Gefühl! Doch — mus ich nicht meine Geliebteſten auch leiden ſehen? Steht mir nicht ſogar Trennung von ihnen bevor? Beides iſt ausgemacht gewis. Mag iedoch das hohe Gefühl in ihren Leiden mir gröſſere Herzensnoth machen — ihnen, wenn ſie es an mir finden, erleichterts gewis die ihrige; und ſchuf es mir denn in unſern ruhigeren und beſſeren

Tagen nicht unendlichmehr Freuden? Was aber unſere gänzliche Trennung zuletzt betrift, ſo verlaſſe ich mich darauf, daß daſſelbe ſich auch auf religiöſe Empfindungen erſtrecken, und beſonders die ſtärkendſte von ihnen, die Zuverläſſigkeit des künftigen höheren Wiederbeiſammenſeins, mit Inbrunſt ergreifen werde; als wodurch mir dann ſehr geholfen ſein wird! Auf den Fall auch, daß ich der Hinterbleibende werde, wird das hohe Gefühl, ſobald der erſte höchſte Trennungsſchmerz nachläſſt, bei dem gelaſſenern Andenken an ſie mir noch nie gefühlte Wonnen gewähren. Ja, da, da wird es ſeine ganze Kraft an mir äuſern. Wenn ich ihnen dann dankbar und hoffend nachblicke — wenn ich ſie mir vorſtelle, wie ſie über alle Erdennoth erhaben, im ſanften Frieden Gottes wandeln, weiſer und heiliger ſind, als Alle, die noch im Staube wallen, und wie ſie mich mit Ungeduld — das einzige Herzensleiden, das ſie noch kennen — in den Höhen der Herrlichkeit erwarten — — ach, wie wird mir ſein, wie wird dann mir ſein?!

Sollt's denn aber gar nicht möglich ſein, daß ich mich in einen Zuſtand verſetzen könne, in welchem das hohe Gefühl mir nichts, nichts, als lauter Freuden, ſchüfe? Doch ia, hier iſt ein Mittel dazu — begib dich aus deiner kleinen und aus der ſogenannten groſſen Welt in die noch gröſſere, in den Schos der Natur, und beſteig einen ihrer höheren Berge! Von da blicke herab mit aller Kraft deines Herzens und mit angeſtrengtem Sinn für das Schöne in die unüberſehbaren Gefilde unter dir um dich her! Dieſer Anblick iſt durchaus gros und herrlich, iſt bezaubernd und entzückend, und kann dich mit keinen andern Empfindungen, als mit frohen, erfüllen ... Dieſer Rath iſt gut, und ich habe ihn ſelbſt ſchon befolgt; aber doch — — nun was denn? Ach, hier will ichs ausſprechen, wie's mir alsdann ging. So lange ich nehmlich im Stande war, blos bei dem wunderſchönen und wunderherrlichen Anblick zu verweilen, und nichts, als ihn zu denken, lief es gar freudig für mich ab; ſobald ich aber, hingeriſſen durch mein Herz, die Frage that — wie gehts da unten in den reitzenden Gefilden der in ihnen wohnenden Menſchheit? — waren alle meine frohen Empfindungen dahin, und ſehr traurige nahmen ihre leere Stelle ein. Elend gehts ihr, war die Antwort darauf, viel elender, als der Thierwelt, die auch da unten hauſet. Wenn Peſt und Erdbeben ſie verſchonen, ſo bebt unter ihnen die Erde vom Kanonendonner, und der Krieg rafft ihren rüſtigſten Theil dahin — der Krieg, der noch oben drauf ihre Städte und Dörfer zerſtört, und ihre Länder verwüſtet. Iſt ja einmal Friede, ſo ſeufzt ſie unter Druck und Zwang. Die Freiheit iſt von ihr entflohen; Mangel an Lebensgenüſſen iſt bei ihr eingekehrt. Verzweiflung an Allem, was heilig iſt, bedrohet ſie, und die Hälfte von ihr ſtürbe lieber heute, als morgen, um nur aus dem Jammerdrange zu kommen ... Bei dieſer Antwort geſchah es dann, daß ich den Berg, auf dem ich erſt jubelnd geſtanden, mit tiefer Wehmut wieder verlies, und ſo ſchuf auch da der Herabblick in die lachenden Erdengefilde Freuden und Leiden zugleich für mich.

Nun, ſo ſchaue auf zu den Gefilden des Himmels, und richte dein hohes Gefühl auf die majeſtätiſche Sternenpracht! da, da ſchaft es nichts, als Freuden und Wonnen, für dich. Ja, dis iſt Wahrheit, unumſtösliche Wahrheit. Mit Entzücken verliehrt ſich da mein äuſerliches Auge unter den zahlloſen flammenden Welten; mit Entzücken verliehrt ſich da mein inneres Auge in ihrer unbegreiflichen Ordnung, und in der über Alles gehenden Vorſtellung, daß ein einziger höchſter Geiſt über ſie insgeſamt walte, und daß ſie ſamt und ſonders noch weit erhabenere und vollkommenere Schauplätze ſeiner Weisheit und Güte ſind, als meine erſte Wohnwelt, Planet Erde. Ha! welch ein Blick alſo der Ausblick von der ſogenannten grösseren Welt, der irdiſchen Natur, in die allergrösseſte Welt, ins Univerſum! Warum iſt er es nur, bei dem das hohe Gefühl nichts, als Freuden, gewährt? Der Himmel, dis iſts, ſoll uns vorzüglich an ſich ziehen; er ſoll dis darum, weil einſt in ſeinen glänzenden Gefilden auch irgendwo unſere Wohnwelt ſein wird — unſere erhabenere Wohnwelt, in der Wahrheit und Tugend und Glückſeligkeit herrlichſt gedeihen werden, und wo das Reich der Vernunft, des Gewiſſens und des Frohſinns in voller Blüte ſein wird. Je höherer Empfindungen wir nun fähig ſind, deſto mehr wird uns auch der Anblick des Himmels begeiſtern.

So ſei hohes Gefühl nach einem ruhigen Gewiſſen mein grösseſter Schatz! Hoch ſchlage mein Herz für Wahrheit, Tugend und Menſchenglück! Hoch ſchlage es für Freundſchaft und Liebe — hoch für die irdiſche Natur! Sei es immerhin, daß ich davon nicht blos Freuden, ſondern auch Leiden, habe; das hohe Gefühl ſegnet mich doch, und ich fühle mich dabei zugleich erſt wahrhaftig als

Menſch. So oft ich es aber recht rein zu genieſſen wünſche, will ich mein äuſeres und mein inneres Auge an den geſtirnten Himmel heften; ich will im Geiſte ſchon gen Himmel ſteigen, und mir's ſo vorkommen laſſen, als hauſete ich bereits da irgendwo im Lande der Weiſen, der Heiligen und der Seligen.

Fünf und ſechzigſte Stunde.

Moraliſche Menſchenmetamorphoſen durch Glück und Unglück.

Reden, die vernommen werden, Schriften, die geleſen werden, Beiſpiele, die erblickt werden, pflegen unter gewiſſen Umſtänden — beſonders, wenn die Redner, die Schriftſteller und die Beiſpielgeber Perſonen von Bedeutung ſind — groſſe Verwandlungen des Gemüths zu bewirken; aber was ſind dieſe Gemüthsverwandlungen gegen die moraliſchen Menſchenmetamorphoſen, oder gegen die Totalveränderungen des Geſinntſeins, welche Glück und Unglück anrichten? Glück und Unglück ſind im Stande, gute Menſchen zu ſchlechten, und ſchlechte Menſchen zu guten zu machen. Ach, daß ſie doch nur auf die letztere Weiſe ihre Verwandlungskraft zeigten, oder ſie wenigſtens am häufigſten zeigten! Da dis aber nicht der Fall iſt, weil die Menſchen ſo ſehr am Sinnlichen hangen, ſo ſei zuerſt die Rede davon, daß groſſe günſtige und ungünſtige Veränderungen des äuſerlichen Zuſtandes — eintretendes Glück und Unglück genannt — den inneren Zuſtand, den Herzenszuſtand, leicht zu verſchlechtern pflegen! Wie oft ſah ich ſchon Menſchen, die, ſo lange ſie in beſchränkten Umſtänden lebten, gut waren, ſchlecht werden, ſobald ihre Umſtände ſich verbeſſerten! Wie oft ſah ich ſchon Menſchen, die, ſo lange ſie ſich in guten Umſtänden befanden, gut waren, auch ſchlecht werden, ſobald ihre Umſtände ſich verſchlechterten!

Ja, ſo iſts. Was das Erſtere hiervon betrift, ſo will ich mir meine gemachten Erfarungen darüber ſelbſt erzählen; wie leid thut mir's um ſie, daß ſie nicht blos mir gleichgültige Perſonen, ſondern auch Freunde von mir, betreffen! — Menſchen ſah ich, Menſchen, die, als ſie noch in einer Art von Verborgenheit lebten, und nur Ehre unter den Ihrigen genoſſen, liebenswürdige Beſcheidenheit und Anmaſſungsloſigkeit äuſerten, die aber, nachdem ſie durch einen vielvermögenden Gönner öffentlich hervorgezogen, und auszeichnender bürgerlicher Ehrenbezeugungen theilhaftig gemacht wurden, ſich als die Ungeſchliffenſten, Aufgeblaſenſten und Stolzeſten zeigten. Niemand konnte ſie nun genug loben und preiſen, Niemand ſich tief genug vor ihnen bücken, Niemand ihnen ſchnell genug in der Geſellſchaft den Vorplatz, und auf der Straſſe den breiten Stein, einräumen, Niemand ihnen etwas zu Danke reden oder machen. — Menſchen ſah ich, Menſchen, die, als ſie noch blos ihre eigene Herren waren, und Andern nichts zu befehlen hatten, ſich freiwillig gegen ieden Machtmisbrauch, gegen iede Gewaltſamkeit und ungerechte Bedrückung empörten, die aber, als ſie ſelbſt Macht und Gewalt über Andere in die Hände bekamen, ihre Macht arg misbrauchten, und ſehr gewaltſam verfuhren. Sie, die vorher im Stande geweſen waren, den bedrängten Unterthan gegen ſeinen harten und gewiſſenloſen Fürſten zu vertheidigen, wurden nun Fürſtenknechte, halfen den Unterthan bedrängen, und lachten ihm ins Geſicht, wenn er ſie an ihre ehemaligen humaneren Geſinnungen zu erinnern ſich die Freiheit nahm. — Menſchen ſah ich, Menſchen, die, als ſie gerade nur ſo viel hatten, daß ſie ihrem Stande nach, wie man zu ſagen pflegt, leben konnten, ſehr mäſſig lebten, ſehr genügſam, und ſogar bei andringenden fremden Nothgelegenheiten freigebig waren, die aber, indem ſie durch eine reiche Erbſchaft, oder durch eine Quaterne, oder durch ſonſt einen übergnädigen Handſtreich, welchen ihnen das Schickſal verſetzte, in Ueberflus geriethen, von der ganz entgegengeſetzten Seite ſich hinſtellten. Entweder ſie wurden Unmäſſige, Treiber des unſinnigſten Luxus, Schwelger und Praſſer; oder ſie verfielen auf Ungenügſamkeit, die ihresgleichen nicht hatte, und auf Geitz, der ſie aus ehemaligen Freigebigen zu Ausſaugern der Armen umſchuf. — Wer lebt ſchon eine geraume Zeit, und hat nicht alle dergleichen Erfarungen, welche ich mir ietzt erzählte, ſo gut gemacht, wie ich, und kann ſie ſich nicht ebenſo erzählen, wie ich ſie mir erzählte?

Es iſt alſo unzubezweifelndwahr, daß Viele, die, ſo lange ſie in beſchränkten äuſerlichen Umſtänden leben, gut ſind, ſchlecht werden, ſobald ihre Umſtände ſich verbeſſern; ebenſo unzubezweifelndwahr iſts aber auch, daß Viele, die, ſo lange ſie ſich in guten Umſtänden befinden, gut ſind, ſchlecht werden, ſobald ihre Umſtände ſich verſchlechtern. Wie Glück den Sinn verſchlechtert, ſo verſchlechtert ihn auch Unglück. Auch die hierüber gemachten Erfarungen will ich mir wiedererzählen; nur bedaure ich ebenfals, daß ſie nicht blos mir gleichgültige Perſonen, ſondern auch Freunde von mir, betreffen. — — Ich ſah Menſchen, ia, Menſchen ſah ich, die in ihren guten Zeiten zu den Ehrlichſten und Redlichſten gehörten; Jeder konnte ihnen aufs Wort glauben, und auf keine Weiſe wäre es ihnen eingefallen, Andere um das Geringſte zu bringen. Es traten böſe Zeiten für ſie ein; wie gings da mit ihnen? Die Noth machte ſie zu Lügnern, zu Betrügern, ia, zu Meineidigen und Abſchwörern erhaltener Darlehen und ausgeſtellter Handſchriften darüber. — Ich ſah Menſchen, ia, Menſchen ſah ich, die in ihrem Wohlſtande viel Humanität an ſich erblicken lieſſen, und edle Menſchenfreunde waren; ſie nahmen Theil an Allem, dienten gern, liebten die Geſellſchaft, und ſchufen ſich ſelbſt Pflichten für ſie. Ihr Wohlſtand ſank durch Zeitendruck gänzlich darnider; was geſchah nun mit ihnen? Sie wurden hart und fühllos gegen Andere, völlige Menſchenfeinde, die die ganze Welt haſſten, leiſteten auch ſolche Dienſte nicht mehr, die ſie doch noch leiſten konnten, und kamen auf den unſeligen Einfall, ſich für ihr widriges Schickſal durch Uebertretung ihrer vollkommenſten und erſten Pflichten an ihrem Amte und Berufe, ia, ſogar an den

Ihrigen, zu rächen. — Ich ſah Menſchen, ia, Menſchen ſah ich, die als Glückliche Muth beſaſſen, und hohes religiöſes Gefühl bezeigten; ſie zitterten im Vertrauen auf ihre gute Sache vor keiner Gefar, in die ſie eingehen muſten, ſprachen der Fürſehung bei ieder Gelegenheit das Wort, und erklärten ihren Plan über die Menſchheit für eben ſo heilig, als dunkel. Sie wurden wider ihre Erwartung Unglückliche; und was nun? Allen Muth warfen ſie weg, bebten auch da, wo's gar keine Gefar für ſie gab, geriethen in Verzweiflung, tadelten, ſpotteten, läſterten die Regirung Gottes, und kündigten ihm unſinnig alles Vertrauen zu ihm, ia, ſogar den ganzen Glauben an ihn, auf. — Wer lebt ſchon eine geraume Zeit, und hat nicht alle dergleichen Erfarungen, welche ich mir iezt wiedererzählte, ſo gut gemacht, wie ich, und kann ſie ſich nicht ebenſo wiedererzählen, wie ich ſie mir wiedererzählte?

Dis ſind die böſen moraliſchen Menſchenmetamorphoſen, welche Glück und Unglück anrichten; ſollt's denn auch nicht gute geben, die ſie ſtiften? Sollte eintretendes Glück und Unglück nicht auch zuweilen aus ſchlechten Menſchen gute machen, wie es oft aus guten Menſchen ſchlechte macht? O doch, und ſo ſei nun auch die Rede noch davon, daß groſſe günſtige und ungünſtige Veränderungen des äuſerlichen Zuſtandes den inneren Zuſtand, den Gemüthszuſtand, auch wohl zu verbeſſern pflegen. Man findet in der That Menſchen, die als Unglückliche ſchlecht waren, und als Glückliche gut wurden; und ſo findet man in der That auch Menſchen, die als Glückliche ſchlecht waren, und als Unglückliche gut wurden. Mir iſts doch aber immer ſo vorgekommen, als wenn die Anzahl der Letzteren die gröſſere ſei, und darum will ich auch bei ihnen anfangen.

Es kommt hier Alles darauf an, ob ein Menſch aus wirklichem inneren Hange zum Böſen, oder nur aus Leichtſinn, ſchlecht ſei. Im erſteren Falle dürfte er, wenn er aus einem Glücklichen ein Unglücklicher wird, ſchwerlich dadurch gebeſſert werden; vielmehr iſt zu fürchten, daß er nun gar erſt recht verſchlechtert werden werde. Da er das Unglück ſchon mit Bosheit in Empfang nimmt, wie wird die Bosheit in ihm unter dem Drucke deſſelben ſelbſt noch immer mehr zunehmen! Iſt Jemand aber aus Leichtſinn blos — wie doch gewis oft der Fall iſt — ſchlecht, ſo iſt wohl zu erwarten, daß die traurige Verwandlung ſeines äuſerlichen Zuſtandes die nöthige Seelenkur an ihm verrichten werde. Sie wird ihn heftig erſchüttern — an Zerſtreuungen, von der erhaltenen Erſchütterung ſich zu erholen, fehlt es ihm; ſo kommt er zum Beſinnen. Da ſagt ihm dann ſein Gewiſſen, auf das er im Taumel der Glückſeligkeit nicht hörte, nun aber hören mus, und auch wirklich hört — denn grundſchlecht war er nie — daß er durch Misbrauch ſeiner guten Tage die gekommenen böſen, wo nicht ſelbſt verſchuldet, doch wirklich verdient habe; ſo beiammert er ſeine begangene Thorheit, erkennt das über ihn ausgebrochene Unglück als das Mittel an, deſſen ſich die Gottheit bediene, ihn überall zu beſſeren Geſinnungen zu bringen, und entſchlieſſt ſich, dieſen rechten Gebrauch davon auch wirklich zu machen. Er hing ehemals aus allen Kräften am Eitlen und Vergänglichen; nun, da es wirklich für ihn Vergang genommen hat, ſieht er, was er daran gehabt habe, und findet es rathſamer, auf weſentlichere und unvergänglichere Güter, auf Güter des Geiſtes und Herzens, bedacht zu ſein. Er fuhr mit vollen Segeln auf dem Fluſſe des Lebens, ohne recht zu wiſſen, wohin? nun, da er durch Sturm auf ſolche Weiſe Schifbruch erlitten hat, ſteigt er in einen Kahn, und rudert langſam nach einem vernünftig beſtimmten Orte fort. Er war ſtolz, und verachtete Alles um ſich her; nun iſt ſein Stolz gedemüthigt, und er kann ihn nicht fortſetzen — ſo legt er ihn ſelbſt ab, und lernt Menſchen ſchäzzen. Er war rachſüchtig, und ahndete iede geringe Beleidigung; nun iſt er froh, wenn man ihm vergibt, und bietet ſeinen Beleidiger, wie ſeinen Beleidigten, gern die Hand. Er war untheilnehmend und undienſtfertig, weil er Menſchenleiden nicht kannte; nun kennt er ſie, und lernt Mitleid dadurch, daß er ſelbſt des Mitleids bedarf... So geht es ganz natürlich zu, daß oft Menſchen, die als Glückliche ſchlecht waren, als Unglückliche gut werden.

Möchten nur auch eben ſo oft die, welche als Unglückliche ſich ſchlecht zeigten, ſich, wenn ſie nachher glücklich werden, gebeſſert zeigen! Bei ihnen will ich alſo ſchlieſſen. Hier beruhet Alles darauf, ob es wirklich nur die Noth war, welche ſie zur Schlechtheit verführte, oder ob ihr Herz an ſich ſelbſt böſe iſt. Im letzteren Falle iſt durchaus keine Beſſerung von ihnen zu erwarten. Laſſt den heimtückiſchen Sklaven nur Herr werden — welch ein öffentlichtückiſcher Tirann wird er ſein!

Laſſt den übermüthigen Armen nur reich werden — welch ein noch weit übermüthigerer Reicher wird er ſein! Laſſt den hoffärtigen Nidrigen nur vornehm werden — welch einer der aufgeblaſenſten Menſchen wird er ſein! Laſſt den ohnmächtigen Nachſüchtigen nur Macht bekommen — welch ein Unerſättlicher in der Rache wird er ſein! . . . Sobald es aber nur die Noth war, welche bei Menſchen gewiſſe Schlechtheiten hervorbrachte, ſo iſt in Folge des richtigen Grundſatzes, daß entgegengeſetzte Urſachen entgegengeſetzte Wirkungen erzeugen, zu glauben, daß die Verwandlung ihrer Noth in einen glücklichen Zuſtand auch ihre ſchlechten Geſinnungen in gute verwandeln werde. War's blos die Armut, welche ſie unredlich machte — Reichthum wird ſie redlich machen. War's blos die unverdiente Herabſetzung, welche ihnen Has gegen die Geſelſchaft einflöſſte — der verdiente Hervorzug nachher wird ſie mit der Geſelſchaft ausſöhnen. War's blos Ohnmacht, die ihnen auch das Gute verleidete, welches ſie allenfals noch hätten ſtiften können — beträchtliche Macht, die ſie erhalten, wird ſie faſt über ſelbige noch edelthätig werden laſſen. War's blos ſchiefer und verkehrter Gang der Hauptdinge ihres Lebens, der ſie zu Tadlern, wohl gar zu Läſterern der Fürſehung ſchuf — der nachherige geradere und regelmäſſigere Gang der Dinge wird ſie zu Lobern und Preiſern der Fürſehung umſchaffen. — —

Da es nun ſo um die moraliſchen Metamorphoſen ſteht, welche Glück und Unglück bewirken, daß beide bald verſchlechtern, bald verbeſſern: ſo weis ich einen doppelten Rath, der deshalb weislich zu befolgen iſt.

Erſter Rath — „Man räume dem äuſerlichen Zuſtande durchaus nicht die Gewalt ein, daß er den inneren Zuſtand, die Geſinnungen, verſchlechtern dürfe, er ſelbſt möge ſich verbeſſern, oder verſchlechtern, wie er will!“ Wie wirft ein Menſch ſich weg, wenn er ſeinen moraliſchen Karakter nicht nur abhängig von Glück und Unglück macht, ſondern auch *zu ſeiner Schande* Glück und Unglück über ihn deſpotiſch gebieten läſſt! Das iſt Menſchen*ehre*, wenn man einen wackern Karakter in Glück und Unglück behauptet; das iſt aber arger Menſchen*ſchimpf*, wenn Glück und Unglück den Karakter verſtimmen und verſchrauben dürfen, wie ſie wollen.

Zweiter Rath — „Man benutze den äuſerlichen Zuſtand — er mag ſich verbeſſern, oder verſchlechtern, wie er will — zur Verbeſſerung ſeines inneren Zuſtandes, ſeiner Geſinnungen!" Dazu iſt er da, und ſo lange da, als wir in ihm hauſen. Man kann ihn ia auch dazu recht wohl gebrauchen; warum wollte man ihn, als ein vernünftiges und ſittliches Weſen, nicht dazu gebrauchen? Unglück kann beſſern — Glück kann beſſern: ſo wende man doch Glück und Unglück zu ſeiner Beſſerung an!

O Glück und Unglück — ihr phiſiſche Verwandlungsſtifter, werdet doch auch nichts, als schöne moraliſche Verwandlungsſtifter für die, welche ihr betreffet! Dann dankt euch die moraliſche Welt, und hat euch auch in der That Viel zu verdanken. Zertrümmert ſie aber ia nicht noch vollends; ſie ſteht ſo ſchon nur noch auf ſchwachen Füſſen.

Sechs und ſechzigſte Stunde.

Pflege der Humanität.

Humanität — was iſt ſie? Menſchlichkeit, menſchliches Gefühl, menſchlicher Sinn, oder — Menſchenfreundlichkeit, theilnehmendes Gefühl, wohlwollender Sinn. Sie iſt nach der Vernunft das Schönſte an uns, zeichnet uns, wie dieſe, vor den Thieren aus, erzeugt alle geſellſchaftlichen Tugenden, iſt die Hauptſache beim geſamten Verkehr mit Andern, ziert den Befehlshaber, ſchmückt den Richter, und adelt ſogar den Wohlthäter erſt recht. Gewis iſts, daß wir die Anlagen zu ihr von höchſter Schöpferhand erhielten, und gleich mitbrachten, wie die Anlagen zur Vernunft; gewis iſts aber auch, daß ſie eben ſo gepflegt ſein will, wie dieſe, wenn ſie wohl gedeihen ſoll. Hieran fehlts dann leider oft, und zwar nicht nur in den unterſten Ständen, ſondern in allen Ständen, auch wohl in den höchſten, die doch vorzüglich mit ihr prangen ſollten. — —

Man hat die Pflege der Humanität zuförderſt durch öfteres Nachdenken über ſie zu betreiben. Vernunftweſen gebührt es, ihren Sinn auch an der Hand der Vernunft vorzüglich zu ſtimmen. Man denke alſo oft über ihre unumgängliche Nothwendigkeit nach! Dieſe iſt von ſo einer Gröſſe, daß man durchaus kein wirklicher Menſch iſt, ſondern blos wie ein Menſch ausſieht, wenn man nicht auch ein menſchliches Herz hat. Ohne ſo ein Herz ſieht man ſogar noch manchen Arten von Hausthieren und andern zahmen Thieren nach, die ſich oft ſo hold und mild bezeigen, daß ihnen blos das menſchliche Ausſehen fehlt, um ihren Sinn für Menſchenſinn zu halten; mit den wilden Thieren aber, mit den Raubthieren und mit reiſſenden Thieren hat man alsdann viel Aehnlichkeit. Dieſe Vorſtellungen halte man ſich recht oft vor; ſie werden gewis gute Dienſte leiſten, oder — man müſte ſchon ganz verwildert ſein. Man denke aber auch oft über die verſchidenen Arten von Erweiſungsfällen der Humanität nach! Was wäre irgend ein Sinn, wenn er ſich nicht äuſerte? Man hätte ihn alsdann gewis nicht. Aeuſert ſich denn nicht auch der inhumane Sinn ſtark genug? Man ſtelle ſich alſo oft alle mögliche geſellſchaftliche Lagen vor, in die man kommen kann, und nehme da ſeine Masregeln, wie man ſeinen humanen Sinn in ieder von ihnen auszuüben und zu Tage zu legen habe! Man frage ſich dann z. B., wie zeigſt du ein menſchliches Herz, wenn Andere fehlen, wenn die, welche gefehlt haben, ſich beſſern, wenn du beleidigt wirſt, wenn du beleidigt haſt? Oder — wie zeigſt du ein menſchliches Herz, wenn du einen Handel abſchlieſſeſt, wenn ein Vergleich dir angeboten wird, wenn du dein Wort einmal gegeben haſt, wenn das dir gegebene Wort aus Unvermögen nicht gehalten wird? Oder — wie zeigſt du ein menſchliches Herz, wenn du gebieten kannſt, wenn du gehorchen muſt, wenn du Glücklichere, als du biſt, ſiehſt, wenn du von Nothleidenden hörſt, u. ſ. w. u. ſ. w.? Man laſſe ſichs dann ſo vorkommen, als wäre man ſchon in dergleichen Lagen, und handle in Gedanken ſchon ſo in ihnen, wie die Humanität es erfordert; kommt man hernach über lang oder kurz wirklich in ſie, ſo wird man in ihnen auch wirklich ſo handeln.

Mit dem Nachdenken über die Humanität mus ſogleich, wenn man ſie gehörig an ſich pflegen will, der Umgang mit humanen Menſchen verbunden werden. Ihre ſchönen Beiſpiele geben nicht nur den ſchönen Vorſätzen, welche man aus ſich faſſte, noch mehr Kraft, ſondern es iſt dem Herzen auch überhaupt ſehr heilſam, wenn man recht viel Humanes ſieht und hört. Schlimm genug ſchon, daß man in der bürgerlichen Geſelſchaft oft Zeuge von Inhumanität, und wohl gar von der allergröbſten Inhumanität, werden mus; wie wollte man nun gar auch noch inhumane Freunde ſich wählen? Dis wäre der nächſte Weg zu eigener Inhumanität. Die Geſinnungen derer, welche man liebt, gehen nur gar zu leicht in das ſie liebende Herz über; ſind ſie ſchlecht, ſo findet man ſie nur anfangs ſchlecht, und die Liebe ſpiegelt ſie bald als erträglich vor; iſt ihr aber dieſe Vorſpiegelung erſt gelungen, ſo gelingt ihr nach und nach auch die Anſchlieſſung an ſie. Wer daher ſchlechterdings mit inhumanen Menſchen viel umgehen mus, weil er es nicht ändern kann, der ſei recht auf ſeiner Hut und ſuche ſich durch ſein eigenes Nachdenken über die Humanität gegen ihre inhumanen Beiſpiele zu ſchützen! Er rufe ſich immer zu — ſie handeln ſchlecht, ſie handeln ſchlecht, und du muſts zwar mitanſehen, und mitanhören, darfſt aber nie ſo handeln, wie ſie —!

Eine ſchöne Pflege der Humanität iſts auch, wenn man ſich gleich alsdann, wenn man ſie ausüben ſoll, an die Stelle derer verſetzt, gegen die man ſie ausüben ſoll. Es vergeht ſich z. B. Jemand aus Uebereilung; gleich denke man, worauf würdeſt du rechnen, wenn du dich ſo vergangen hätteſt? Nicht wahr, auf gelinde Beurtheilung? Nun, ſo beurtheile du ihn auch gelinde! Oder — Jemand kann nicht zu der Zeit Zahlung leiſten, welche man ihm beſtimmt hatte; gleich denke man, was würdeſt du wünſchen, wenn du ihm die Zahlung zu leiſten hätteſt? Nicht wahr, Stundung? Nun, ſo ſtunde ihm auch! Oder — es leidet Jemand Noth, in der man ihm Beiſtand zu reichen vermag; gleich denke man, was würdeſt du erwarten von ihm, wenn du gleiche Noth litteſt, und er dir gleichen Beiſtand zu reichen vermöchte? Nicht wahr, Hülfe? Nun, ſo hilf ihm auch! Man müßte doch in der That faſt kein Gefühl für ſich ſelbſt mehr haben, wenn dergleichen Selbſtverſetzungen an fremde Stellen nicht das menſchliche Gefühl für Andere in volle Rege brächten.

Sehr wohl pflegt man ferner die Humanität an ſich, wenn man ſich über iedes gegen ſie begangene Vergehen, ſobald man es einſieht, einen recht ſtrengen Vorhalt thut. Liebt man ſie nur erſt wahrhaftig, und findet man in ihr die Zierde ſeines Weſens, ſo wird das wieder freier gewordene Selbſtbewuſtſein nicht lange anſtehen, zum Gefühle des Verſtoſſes gegen ſie zu bringen. Dieſes Gefühl halte man alsdann recht feſt, und ſage ſich dabei, wie man anders hätte handeln ſollen, und ſchäme ſich vor ſich ſelbſt, nicht ſo gehandelt zu haben. Kommt dann wieder ein ähnlicher Fall, ſchwerlich wird man wieder ſo verſtoſſen. Wie konnteſt du ſo auffahren, ſage man z. B. zu ſich, als dir widerſprochen ward? Muſt du nicht eben ſo willig die Meinung Anderer anhören, wie Andere deine Meinung anhören ſollen? O wie haſt du dich vergeſſen! Gewis, der nächſte künſtige Widerſprecher wirds dann beſſer haben. Oder — wie konnteſt du eine gemachte falſche Geſchäftsbetreibung deinem Untergebenen ſo hart verweiſen? Saheſt du nicht, daß ſein begangener Irthum ihn ſelbſt ſchmerzte? O wie haſt du ihn gemishandelt! Gewis, dem nächſten künftigen irrenden Untergebenen wirds dann milder ergehen. Oder — wie konnteſt du ienen Bittenden deinen Unwillen darüber ſo empfinden laſſen, daß er mit ſeiner Bitte an dich zu einer dir ungelegenen Zeit kam, und dich in einem Vergnügensgenuſſe ſtörte? Mus dir nicht das Vergnügen, zu helfen und zu dienen, über alle ſinnliche Vergnügungen gehen? O wie haſt du dich beſchimpft, und ihn gekränkt! Gewis, der nächſte künftige Bittende wird kommen können, wann er will.

Ebenſo habe man aber auch auf der andern Seite eine recht herzliche Freude über ſich ſelbſt, wenn man wahrhaftig human gehandelt hat! Das Bewuſtſein davon iſt gewis gleich da, und ſo auch die Freude darüber; ihr überlaſſe man ſich als zur Selbſtbelohnung für ſein menſchliches Herz. Wie brav, wie ſchön, wie edel wars, ſpreche man z. B. zu ſich, daß du ienem Ungebildeten es überſaheſt, als er dir nicht die gehörige äuſerliche Achtung bezeigte, ſondern dir gar unbeſcheiden begegnete! Oder — wie brav, wie ſchön, wie edel wars, daß du ienem zu viel von dir Begehrenden die abſchlägliche Antwort, welche du ihm geben muſteſt, ſo gabſt, daß er fühlen muſte, ſie thue dir ſo wehe, wie ihm! Oder — wie brav, wie ſchön, wie edel wars, daß du ienem vorher mit dir unverſöhnlichen Feinde, als ihn die Noth trieb, ſich mit dir auszuſöhnen, die Verzeihungshand reichteſt, ohne ihm bittere Vorwürfe zu machen!

Dieſe Freude über ſich ſelbſt gehört gewis unter die ſchönſten Pflegen der Humanität; denn ſie iſt ſo ſüs, daß man nach ihrem öfteren Genuſſe lüſtern werden mus.

Gänge in die Wohnungen, Hütten und Aufenthalte der Nidrigen, Ohnmächtigen und Armen ſind auch Jedem ſehr zu empfehlen, der Humanität an ſich pflegen will. Man lernt da in der That das menſchliche Elend erſt recht kennen, und findet ſo da die eigentliche Schule des Mitleids. Beſonders ſollten die Vornehmen, die Mächtigen, die Reichen dieſe Schule fleiſſig beſuchen, welche oft ſich nicht anders benehmen, als wenn ſie glaubten, alle Menſchen hättens in der Welt ſo gut, wie ſie. Hat man dann aber auch durch ſein Anſehen ſolchen Geringen, und durch ſeine Macht ſolchen Ohnmächtigen, und durch ſeinen Ueberflus ſolchen Armen, die man aufſuchte, geholfen, und kommt man denn einmal wieder zu ihnen, und findet ſie beim zweiten Beſuche zufridener — ach, welche Seligkeit für das Herz der Gedanke: dieſe menſchliche Zufridenheit iſt dein Werk! Iſt es anders möglich, als daß dieſer Seligkeitsgenus noch immer humaner machen müſſe?

Sehr viel beruhet auch bei der Humanitätspflege darauf, daß man nur ſolche ſinnliche Vergnügungen wähle, welche die feineren menſchlichen Gefühle nicht beſchaden, ſondern begünſtigen. Die Jagd gehört auf keinen Fall unter die begünſtigenden, am allerwenigſten die Hetz- und Parforceiagd, bei der der verfolgende Menſch unter das wehrloſe Thier, das er verfolgt, und dem nach Gottes Willen keine unnöthigen Leiden gemacht werden ſollen, herabſinkt. Eben ſo wenig begünſtigt auch das hohe Spiel, und am wenigſten das Hazardſpiel, die Humanität, weil es Leidenſchaften nährt, die ganz den Gegengeiſt von ihr haben — Gewinnſucht, Argliſt, Zorn, Zankluſt, Neid, Schadenfreude u. ſ. w. Mit dem wilden Tanze verhält ſichs aus phiſiſchen Gründen eben ſo, und mit der Kriegsmuſik aus pſichologiſchen Gründen auch nicht anders. Auſſer vernünftig und anſtändigfrohen Geſelſchaften wird immer der Genuus der ſchönen Natur derienige ſinnliche Vergnügensgenuus bleiben, durch den man Humanität und ein menſchliches Herz an ſich am beſten pflegt. Er befördert keine rauhe und wilde Neigung; unter allen milden und ſanften aber gibts keine, die er nicht ſtärkte. Man ſchöpfe ihn alſo fleiſſig! Man ſchöpfe ihn ſelbſt fleiſſig; iſt man aber zugleich Erzieher Anderer, ſo laſſe man ihn auch — da die Humanitätspflege nicht früh genung betrieben werden kann, ſeine Zöglinge fleiſſig ſchöpfen! Man mache es mit ihnen ganz ſo, wie die heiligen Urkunden beſagen, daß Gott es mit den erſten Menſchen gemacht habe, die er auch im Schoſſe der ſchönen Natur erzog! Kinder haben an ſich ſchon Hang zur offenen, freien Naturwelt, und man darf ihnen ſolchen nicht erſt beibringen; man hat nichts weiter zu thun, als daß man dieſen ihren Hang begünſtige, und ſie ſo oft, als möglich, im Freien, beſonders im reizenden Freien, ſich befinden laſſe. Gewis eine der wichtigſten Regeln für alle Erzieher, die wakkere Erzieher ſein wollen, daß ſie hiefür ernſtlich Sorge tragen!

Wer endlich die freie Wahl unter ſeinen fortdauernden und bleibenden Geſchäften hat, der wähle auch ſo bedachtſam auf ſeine Humanität unter ihnen, wie unter ſeinen Vergnügungen! Unausſprechliche Einflüſſe haben ſie auf das Herz, und pflegen es, ie nachdem ſie beſchaffen ſind, geſchliffen, oder rauh, mild, oder wild, bald hoch zu menſchlichen, bald ganz zu entmenſchlichen.

Wenn es alſo auch immerhin wahr ſein mag, daß es in allen Ständen und Berufen humane und inhumane Menſchen gebe, warum gerade einen ſolchen ergreifen, der offenbar die häufigſten Verleitungen zur Härte mit ſich führt, und in dem man wohl gar oft hart zu handeln gezwungen iſt? Mus man aber in ihn eintreten, ſo trete man mit dem redlichſten Vorſatze in ihn ein, ſein menſchliches Herz in ihm zu behaupten; man ſei in ihm immer auf ſeiner Hut deshalb, ziehe ſich von der wüſten Lebensart, die ſich ſo leicht mit ihm verbündet, zurück, unterſcheide die Fälle, wo er Härte ausüben mus, von denen ſorgfältig, wo er keine Härte auszuüben nöthig hat, und handle auch dann, wenn er hart handeln mus, nie mit Wohlgefallen daran ſo!

Betreibt man auf ſolche Weiſe von allen Seiten die Pflege ſeiner Humanität, ſo wird man ſie auch im Greiſesalter, das durch eingetretene Stumpfheit der Empfindungen und durch ſeine Beſchwerden ſo leicht inhuman macht, beibehalten; o und wie liebenswürdig iſt ein humaner Greis! Um ihn her verſammeln ſich freudigſt ſeine Kinder und Kindeskinder, und alle ſeine iüngeren

Freunde, und wetteifern, ihm den Abgang der auſſerhäuslichen Welt und der ſinnlichen Genüſſe der Jugend und des mittleren Alters durch ihre Herzlichkeit gegen ihn zu erſetzen. Wehe aber dem, der als Jüngling und als Mann ſchon auf menſchliches Gefühl nicht hielt; er wird der unerträglichſte Alte ſein, und ihn wird fliehen, wer ihn fliehen kann. Einſam und verlaſſen wird er da ſitzen, und ſich die Langeweile mit nichts zu vertreiben wiſſen, als mit Schelten und Fluchen auf die ganze Welt, die es nicht hört. Ueberhaupt gehört angewöhnte Inhumanität zu denjenigen Gewohnheiten, welche noch Niemand wiederabgelegt hat. Wie nöthig iſts alſo doch, daß man gleich, ſobald man die Jahre des reiferen Nachdenkens erreicht hat, ſein menſchliches Gefühl zu pflegen ſich angelegen ſein laſſe, und mit der Pflege deſſelben hernach in der höheren Jugend und im männlichen Alter auf das wackerſte fortfahre!

Sieben und ſechzigſte Stunde.

Moraliſche Weltordnung.

Eine vollkommene moraliſche Weltordnung ſtelle ich mir ſo vor — daß das Geſetz des Guten, worauf ſie ſich gründet, gehörig bekannt gemacht worden ſei, daß die, welche es befolgen ſollen, ſo eine Weſenseinrichtung erhalten haben, daß ihnen dieſes Geſetz heilig und ehrwürdig ſein müſſe, daß dann aber auch die Anſtalt getroſſen werde, daß das Gute immer gelinge, das Böſe aber immer mislinge, und daß das Gute immer auch äuſerlich lohne, das Böſe aber immer auch äuſerlich ſtrafe. Dieſe Begriffe von moraliſcher Weltordnung nun vorausgeſetzt, ſo entſteht die Frage — gibts dergleichen Ordnung in der moraliſchen Weſenwelt, die Menſchenwelt heiſſt?

Was den erſten Punkt, oder die Bekantmachung des Geſetzes des Guten, betriſt, ſo iſt dieſe offenbar ſo gehörig geſchehen, als möglich. Das

Geſetz iſt dem Menſchen ins Herz geſchrieben — eine innere Stimme verkündigts ihm — — Beides beſagt Einerlei. Da aber freilich die Sittlichkeit des Menſchen ſich auf ſeine Vernünftigkeit gründet, ſo wird hiermit eigentlich nur beſagt, daß die innere Stimme ihm das Geſetz verkündige, ſobald ſeine Vernunft ſich wohl auszubilden beginnt. Sie iſt ia die Stimme der Vernunft ſelbſt — wie könnte ſie ſich alſo eher hören laſſen? Wenn es mithin noch ganze Völker gäbe, die ohne alle Vernunftausbildung wären, ſo konnte ihnen das Geſetz auch noch nicht verkündigt werden; ſogar höhere Offenbarungen deſſelben würden dazu nichts geholfen haben, weil ſie ſie noch nicht verſtanden hätten. Daß es aber, ſobald die Vernunft ſich wohl auszubilden beginnt, keiner weiteren und höheren Bekantmachung und Offenbarung des Geſetzes bedürfe, als derienigen, welche durch ſie ſelbſt geſchieht, beweiſen alle die alten und neuen Völker des Erdbodens, welche das Geſetz des Guten hatten und haben, ohne von einer geoffenbarten Religion etwas zu wiſſen. Es iſt angenehm, zu leſen, und ich freue mich, ſo oft ich es leſe, daß ſogar ein Apoſtel des Chriſtenthums dieſer Meinung war. „Wenn die Heiden, die kein geoffenbartes Geſetz haben, doch von ſelbſt thun, was das Geſetz vorſchreibt, ſo müſſen ſie doch in dem Beſitze von etwas ſein, das bei ihnen ſeine Stelle vertritt. Dadurch zeigen ſie, daß das Geſetz in ihre Herzen geſchrieben iſt, ſo, daß ſie genau ſelbſt wiſſen können, ob ſie recht, oder unrecht, handeln." Es iſt noch angenehmer, zu leſen, und ich freue mich noch mehr, ſo oft ich es leſe, daß ſelbſt der Stifter des Chriſtenthums ſo dachte. „Es werden Viele kommen von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht, u. ſ. w." — wer kennt nicht dieſe ſeine ächtweiſen Worte? Dagegen alſo, daß die Bekantmachung des Geſetzes des Guten, oder des Sittengeſetzes, gehörig geſchehen ſei, iſt gar nichts zu ſagen. Sie iſt vielmehr auf das möglichſtvollkommenſte geſchehen; denn wie konnte ſie vollkommener geſchehen, als dadurch, daß das Geſetz durch die Vernunft Jedem ins Herz geſchrieben ward, oder, daß Jedem, ſobald er zur Vernünftigkeit gelangt, eine innere Stimme, die die Stimme der Vernunft ſelbſt iſt, es verkündigt?

Was den zweiten Punkt, oder die Weſenseinrichtung derer, die das ihnen gegebene Geſetz befolgen ſollen, betrift, ob ſie nehmlich ſo beſchafſen ſei, daß ihnen das Geſetz heilig und ehrwürdig ſein müſſe, ſo iſt auch dieſe für die Menſchen auf das gehörigſte getroffen worden. Dieſelbe innere Stimme, welche das Geſetz bekannt macht, dringt auch auf Befolgung deſſelben, und ahndet nachher ſeine geſchehene Nichtbefolgung. Hier bekommt ſie den Nahmen der Stimme des Gewiſſens, oder der praktiſchen Vernunft. Wo iſt ein Menſch, der das Geſetz kennt, den nicht, wenn er nicht ſchon ganz ein Sklav ſeiner Leidenſchaften geworden, und tief in böſe Gewohnheiten und in ſittliches Verderben verſunken iſt, ſein Gewiſſen vor ieder Geſetzesübertretung warnte, ehe er ſie begeht? Wo iſt ein Menſch, der das Geſetz kennt, und um den es nicht ſchon in eben ſo hohem Grade ſchlecht ſteht, dem nicht ſein Gewiſſen nach begangener Uebertretung des Geſetzes und nach vollbrachtem Böſen verurtheilte? Das Gewiſſen iſts alſo, durch welches die Einrichtung bewirkt ward, daß das Geſetz uns, denen es gegeben ward, auch heilig und ehrwürdig ſein müſſe. Die Zufridenheit des Menſchen mit ſich ſelbſt beruhet ſolchergeſtalt darauf, daß er das Geſetz halte; da nun dieſe ſein höchſtes Gut iſt, wie konnte ihm das Geſetz heiliger und ehrwürdiger gemacht werden, als ſo?

Man wende hiergegen nicht ein, daß oft die vorſätzlichſten und ärgſten Uebertreter des Geſetzes die mit ſich ſelbſt zufridenſten Menſchen wären; es iſt nicht wahr, daß ſie dis ſind, ſondern ſie ſind blos nicht unzufriden mit ſich, und dis rührt davon her, daß ſie im Taumel der Leidenſchaften nicht zum Beſinnen kommen. Dieſer Taumel wird ſich aber einſt legen; ſie werden zur Selbſtbetrachtung und Selbſtbeſchauung gezwungen werden, und wie gros wird dann ihre Unzufridenheit mit ſich ſein, wenn ihr eigenes Herz ihnen das zugleich unabbittlichſte und härteſte Verdammungsurtheil ſpricht! Ja, ſo gros wird ſie ſein, daß ſie in volle Verzweiflung übergeht; — eine fürchterliche Rache, die oft das Gewiſſen dafür nimmt, daß man weder auf ſeine Warnungen vor Vollbringung des Böſen, noch auf ſeine Vorhalte nach vollbrachtem Böſen, achtete! Wie ſelig iſt dagegen doch der, der auf beide hörte, den die Gewiſſenswarnungen in den mehreſten Fällen vom Böſen abhielten, und den, wenn er ia zuweilen Unrecht begangen hatte, die Gewiſſensvorhalte darüber bald zum Rechtthun zurückbrachten! Wie wird er ſich ſegnen dafür, daß er durch ſein Gewiſſen das Geſetz des Guten ſich ſo heilig und ehrwürdig ſein lies, als es ihm durch daſſelbe gemacht werden ſollte!

Kommt man nun aber auf die übrigen beiden Punkte einer vollkommenen moraliſchen Weltordnung, oder darauf, daß das Gute immer gelingen, das Böſe aber immer mislingen müſſe, und daß das Gute immer auch äuſerlich lohnen und das Böſe immer auch äuſerlich ſtrafen müſſe — wie ſiehts da um eine ſolche Ordnung in der Menſchenwelt? Ach! wie gern ſpräche man ihrer Exiſtenz in ſelbiger auch in dieſen Hinſichten das Wort, wenn man nur konnte! Aber —

Es iſt zu ſonnenklar, daß das Gute, ia, das Allerbeſte, von ieher, ſo weit uns die Geſchichte der Menſchheit bekannt iſt, oft ganz und gar mislang, und auch zu unſern Zeiten oft ganz und gar mislingt; während daß das Böſe, ia das Allerböſeſte, völlig gelang und noch völlig gelingt. So iſts auch ebenfals zu ſonnenklar, daß von ieher, ſo weit die Geſchichte der Menſchheit reicht, das Gute ſeinen Thätern oft ſo vergolten ward, als wenn ſie das ärgſte Böſe gethan hätten, und auch zu unſern Zeiten noch ſo vergolten wird; während daß das Böſe ſeinen Thätern ſo vergolten ward, und noch vergolten wird, als wenn ſie das ſchönſte Gute gethan hätten.

Man erwiedert gegen die erſtere dieſer ſonnenklaren Wahrheiten, daß es auf der andern Seite nach der Geſchichte ſowohl, als nach der eigenen Zeiterfarung, eben ſo ſonnenklar wahr ſei, daß das Böſe oft gänzlich mislinge, während daß das Gute herrlich gelingt. In der That, wahr mus is auch wohl ſchon deswegen ſein, weil das Gute onſt in der Welt unmöglich noch ſo weit hätte ommen können, als es doch wirklich kam, und eil das Böſe ſonſt in der Welt ſchon noch viel eiter gekommen ſein würde, als es wirklich nur ekommen iſt. Allein — eine vollkommene mo aliſche Weltordnung beſteht ja nicht darin, daß utes auch oft gelinge, wie Böſes, ſondern dar s, daß das Gute immer gelinge, und das Böſe mmer mislinge. Wie viel weiter müſte dann uch bei einer ſolchen Ordnung das Gute in der enſchenwelt ſchon gekommen ſein, als es gekom en iſt, und wie müſte bei ihr Böſes in dieſer längſt hon gar nicht mehr anzutreffen ſein! ... Auch erauf erwiedert man wohl, daß im Grunde doch s Gute immer, aber nur nicht immer ſofort, gelin , und das Böſe auch immer, aber nur nicht immer ſofort, mislinge. Ich kann dis nicht anders verſtehen, als ſo, daß man meine, das misgelungene Gute gelinge entweder ſpäterhin, oder werde doch die Urſache von anderem Guten, und das gelungene Böſe gehe endlich wieder ein, oder müſſe gar am Ende Gutes ſtiften. Geſetzt nun aber auch, es verhielte ſich mit Gutem und Böſem durchgehends wirklich ſo — worüber doch aber ſchlechterdings ſo wenig ein vollſtändiger Beweis, als ein vollſtändiger Gegenbeweis, geführt werden kann — wäre damit eine vollkommene moraliſche Weltordnung abgethan? Wird nicht zu dieſer auch erfordert, daß das Gute, wie immer, alſo auch immer ſofort, gelinge, und daß das Böſe, wie immer, alſo auch immer ſofort, mislinge. Warum ſoll die Welt das Gute länger entbehren, als es nöthig wäre? Warum ſoll ſie erſt unter dem Böſen eine Zeitlang ſeufzen? Und — wenn misgelungenes Gutes mit der Zeit auch die Urſache von anderem Guten wird, warum ward es der Welt nicht auch ſelbſt zu Theile? Oder — wenn gelungenes Böſes am Ende auch Gutes ſtiften mus, hätte dieſes Gute nicht auf eine edlere Weiſe der Welt zugeführt werden ſollen?

Auf die letztere iener beiden ſonnenklaren Wahrheiten, oder darauf, daß das Gute ſeinen Thätern oft ſo vergolten werde, als wenn ſie das ärgſte Böſe gethan hätten, während daß das Böſe ſeinen Thätern ſo vergolten werde, als wenn ſie das ſchönſte Gute gethan hätten, pflegt man zu erwiedern, daß auf der andern Seite auch oft eben ſo ſonnenklar die richtigſte Vergeltung geſchehen ſei, und noch geſchehe. Iſt wahr; wenn auch dis vollends nicht wahr wäre, ſo käm's ia gar ſo heraus, als wenn es recht darauf angelegt würde, daß die Menſchen insgeſamt vom Thun des Guten abgeſchreckt, und zum Thun des Böſen hingeriſſen werden ſollten. Was beſagt man alſo eigentlich mit ſo einer Vertheidigung der moraliſchen Ordnung in der Menſchenwelt? Doch in der That nichts weiter, als daß ſie nicht durchaus unvollkommen ſei; ſie ſoll aber durchaus vollkommen ſein, und dazu gehört, daß die Vergeltung überall und iederzeit richtig geſchehe, oder daß, weil wir uns auch in einem ſinnlichen und äuſerlichen Zuſtande befinden, das Gute immer auch äuſerlich belohnt, und das Böſe immer auch äuſerlich geſtraft werde . . . Wollte man auch hierauf etwa wieder entgegnen, daß die Thäter des Guten, wenn auch nicht immer ſofort, doch am Ende noch, ſo belohnt, und daß die Thäter des Böſen, wenn auch nicht immer ſofort, doch am Ende noch, ſo geſtraft würden, ſo käme man auf keinen Fall damit fort; indem es die ſonnenklarſte Unwahrheit wäre, die man dadurch zu behaupten wagte. Blieben nicht ſchon viele Böſewichter glücklich bis an ihren Tod, und ward ihnen nicht nach einem allergenussvollſten Leben auch ſogar die letzte Wohlthat noch zu Theile, daß ſie auf das ſchnellſte und ſchmerzenloſeſte ſtarben? Endigte nicht die Leiden vieler Edlen und Verdienſtvollen nur erſt der Tod, und mußten ſie nicht ſogar auch noch langſam und unter den ſchwerſten Qualen ihn finden? O denke hier auch an die Märtirer aller Zeiten für Wahrheit, Tugend, Freiheit und Vaterland! Sie gehörten doch wohl zu den erhabenſten Menſchen? Denke an die Millionen, welche durch alle Jahrtauſende und Jahrhunderte auf Schlachtfeldern fielen! Sie wirſt du doch wohl nicht für eben ſo viele Millionen von Böſen erklären, die auf ſolche Weiſe zu beſtrafen waren? Geſetzt aber auch, daß die Thäter des Guten insgeſamt am Ende noch äuſerlich gelohnt, und die Thäter des Böſen insgeſamt am Ende noch äuſerlich geſtraft würden, würde auch hierdurch die moraliſche Ordnung in der Menſchenwelt vollkommen? Wie? für ſeine immer bewieſene Rechtſchaffenheit nach einem langen unglücklichen Leben durch einen glücklichen Ausgang deſſelben belohnt werden — iſt dis Lohns genug? Wie? für ſeine immer bewieſene Bosheit nach einem langen glücklichen Leben durch einen unglücklichen Ausgang deſſelben geſtraft werden — iſt dis Strafe genug? Wenn nun dadurch nicht einmal die moraliſche Ordnung in der Menſchenwelt vollkommen würde, daß alle Thäter des Guten am Ende noch belohnt, und alle Thäter des Böſen am Ende noch geſtraft würden, wie noch weit weniger kann ſie es ſein, wenn dis nur mit vielen beider Arten von Thätern der Fall iſt, wie er es wirklich nur iſt!

Vollkommen iſt alſo zwar wohl die moraliſche Weltordnung, welche aus vier Punkten beſteht, in Anſehung der beiden erſteren in der Menſchenwelt; unvollkommen aber iſt ſie in dieſer, was die beiden leztern anbelangt. Wohin führt mich dieſe Vorſtellung? wohin mus ſie mich führen? Zu dem feſten Glauben, daß es für die Menſchheit in Anſehung ihrer Exiſtenz mit der irdiſchen

Gegenwart nicht abgethan ſei, ſondern daß eine höhere Zukunft ſie noch erwarte, die die moraliſche Weltordnung in ihr zur völligen Vollkommenheit erheben wird — eine überirdiſche Zukunft, in der nur das Gute gelingt und gedeihet, und in der das Gute ſeine Thäter auch gewis, nicht nur innerlich, ſondern auch äuſerlich, lohnt und ſegnet. Wollte ich dieſem Glauben nicht auf das herzlichſte in die Arme ſinken, ſo dürfte es wohl um meinen Glauben an einen allerhöchſten Urheber und Vorſteher aller moraliſchen Weltordnung, an Gott ſelbſt, geſchehen ſein. Ja, dis iſt das Bekentnis, das ich feierlichſt vor mir ſelbſt, wie vor der ganzen Zeitgenoſſenſchaft und Nachkommenſchaft, ablege — lieber gar nicht an Gott glauben, als glauben, daß ſo eine unvollkommene moraliſche Ordnung, wie die iſt, welche auf der Erde Statt findet, als ſein Werk ihm genügen könne! Da mir nun aber der Glaube an ihn viel zu theuer und werth, ja, ſo theuer und werth, iſt, daß ich, wenn ſein Daſein unter die frommen Träume gehörte, lieber meinen eigenen Daseinstraum nicht fortträumen möchte: ſo halte ich auch den Glauben an höhere überirdiſche Zukünfte für die Menſchheit feſt, ſo feſt, daß er noch der letzte Gedanke ſein ſoll, welchen ich an meinem Sterbetage, wenn ich da noch deutlich denken kann, deutlich denken, und in meiner Sterbeſtunde, wenn ich da wenigſtens noch dunkel denken kann, auch noch dunkel wenigſtens denken will.

Acht und ſechzigſte Stunde.

Das Verſchönerungsſiſtem — prädominirend in der Natur.

Jedem, dem die Unvollkommenheit der Ordnung in der moraliſchen Welt Bekümmernis verurſacht, kann die Vollkommenheit der Ordnung in der phiſiſchen Welt eine ſehr angenehme Erholung gewähren; beſonders kann er ſich dadurch eine hohe Herzensſtärkung verſchaffen, wenn er das Verſchönerungsſiſtem in Erwägung zieht, welches offenbar in der Natur prädominirt. Dieſe Herzensſtärkung will ich iezt im Schoſſe der Natur recht genieſſen.

Ich denke mir die Erde, was ſie anfangs war, und was ſie iezt iſt. Ihr eigentliches Alter kenne ich nicht, bin aber des feſten Glaubens, daß Calviſius ſich in Beſtimmung deſſelben ſehr geirrt habe, und daß ſie viel, viel älter ſei, als er meinte. Die Bewohner der noch unzuberechnendweit älteren Sonne — wenn es unter ihnen Geſchichtsurkunden, oder auch nur bloſſe Tradition, gibt — müſſen die beſte Auskunft über ihr Alter geben können, und zwar durch Angabe des Zeitpunkts, in welchem ſie angefangen, von ihnen geſehen zu werden.

Die Erde war zuerſt eine bloſſe Waſſerwelt, und ihr feſtes Land muſte ſich aus dem Waſſer hervorarbeiten; arbeitet es ſich denn nicht noch immer mehr daraus hervor? Hiermit begann alſo das Verſchönerungsſiſtem der Natur an ihr. Die höchſten Gebirge erſchienen zuerſt, bald auch die übrigen Berge. Dann kamen die höheren Fluren und Felder zum Vorſcheine, dann die nidrigeren, endlich auch die Thäler. Das Waſſer erhielt ſeine eigenen groſſen und kleinen Behälter; es entſtanden ungeheure Weltmeere, beträchtliche Seen, breitere und ſchmalere Flüſſe. Welch einen angenehm abwechſelnden Anblick gewährte da ſchon die Erde, wenn ſie auch ſchon Betrachter gehabt hätte! Nun fing die Natur an, die Höhen und Tiefen zu ſchmücken, und bepflanzte ſie mit Gräſern und Kräutern, mit Bluhmen von allerlei Farben, mit den verſchidenſten Getraiden und Gemüſen, mit Büſchen und Wäldern, mit fruchtbringenden Geſträuchen und Bäumen; welch eine Verſchönerung der Erde entſtand hierdurch! Jetzt eignete ſie ſich zum Wohnplatze auch für Landthiere; ſo bevölkerte ſie die Natur mit allen möglichen Arten derſelben, die von der Ameiſe an bis zum Elefanten die bewundernswürdigſte Stufenleiter ausmachen. Insgeſamt freuen ſie ſich ihres Daſeins; denn, wie ieder Pflanzenart das für ſie wohlthätigſte Klima angewieſen ward, ſo, daß ſie herrlich gedeihen konnte: ſo empfing auch iede Thierart ſo ein Vaterland, das ſich für ſie ſchickte, in welchem für ſie am meiſten geſorgt worden war, und wo ſie ſich am wohlſten befindet. Wie noch ſchöner ward die Erde dadurch, daß ſie ſo angefüllt mit Lebendigen von unüberſehbarer Verſchidenheit ward, die ihr Leben auf ihr auch genieſſen! Noch fehlte aber die Krone der geſamten Erdenwelt — der Menſch. Doch — auch er erſchien, und zwar in den Paradiſen, welche die Natur ſelbſt für ihn angelegt hatte, und wo er gleich Alles zu ſeiner Aufnahme, Erhaltung und Glückſeligkeit ſchon bereitet fand, zuerſt. Von da verbreitete ſich ſein Geſchlecht weiter, und zwar anfangs nur in nähere, dann in entferntere Gegenden, und endlich über die ganze Erde. Ueberall

hauſet er nun; wie zeugt auch dis an ſich ſchon
auf das höchſte von dem Verſchönerungsſiſtem,
velches die Natur für die Erde befolgt! Die Na-
ur verlies ſich aber auch auf ihn, daß er in ihre
Fusſtapfen treten, und überall, wo Paradiſe noch
ingelegt werden könnten, dergleichen auch anlegen
vürde. Dazu hatte ſie ihn beſtimmt, und — er
rfüllte auch treulich dieſe ſeine Beſtimmung. O
vie ſchön iſt die Erde durch Menſchenhände auch
a geworden, wo ſie noch nicht ſchön war, aber
s doch werden konnte! Wälder, die Ueberhand
enommen hatten, ſchlug der Menſch nider; Süm-
ſe und Moräſte, die die Luft verpeſteten, und
ichts trugen, trocknete er aus, ſchuf ſolche Wü-
teneien in fruchtbare Gefilde, in Wieſen, Aecker
nd Gärten um, bauete Dörfer und Städte, legte
andſtraßen an, erfand die Schiffart, und ver-
and ſo Nation mit Nation, und Welttheil mit
Belttheil. Wahr iſts aber doch auch, daß ihm
ie Natur überall dabei zu Hülfe kam, als er das
Berſchönerungsſiſtem, welches ſie befolgt, auch
nnahm, und daß er ohne ihren Beiſtand nichts
ermocht hätte. Sie ſegnete ſeinen Verſchöne-
ungsfleis, machte die Erde, ie älter ſie ward,
uch noch immer fruchtbarer, gab ihm allen mög-

lichen Dünger zu ihrer beſſeren Benutzung, wies ihm Pflanzen, Bluhmen und Bäume an, die er aus ihren Vaterländern in ſein Vaterland verſetzen konnte, und reichte ihm alle die Materialien, welche er zu ſeinen Bauen, es mochten Wohnungen, oder Straſſen, oder Schiffe, ſein, bedurfte. Wer mag alſo wohl in Abrede ſein, daß die Natur es eifrigſt mit Verſchönerung der Erde zu thun habe? Man denke ſich doch nur, was die Erde anfangs war, und was ſie ietzt iſt! Aus einer bloſſen Waſſerwelt — was iſt ſie geworden, und was wird ſie immer mehr?

Ganz beſonders leuchtet das Verſchönerungsſiſtem der Natur auf der Erde aus der Anſtalt hervor, welche ſie getroffen hat, daß ſich das geſamte Pflanzen- und Thierreich immer wieder erneuert. Was für einen häslichen Anblick würde die Erde gewähren, wenn lauter ur- und überalte Gewächſe auf ihr verdorrt da ſtänden, und lauter ur- und überalte animaliſche Weſen auf ihr umherkröchen und umherſchlichen! Ja, könnte auch dis ſogar ſehr lange dauern? Würde nicht endlich der gänzliche Vergang alles deſſen, was einſt grünte und blühete, ſich bewegte, empfand, dachte und handelte, eintreten? Dieſem Unheile nicht nur, ſondern auch den vorhergehenden häslichen Anblicken des Hochveralteten, bauete die Natur dadurch vor, daß ſie es ſo einrichtete, daß ſich Alles fortpflanzt. Auf einander folgende Generationen veranſtaltete ſie, von welchen die nachherige immer ihren Urſprung in der zunächſt vorhergegangenen hat. Jede Pflanzenart zeugt ihresgleichen — iede Thierart ihresgleichen — auch der Menſch zeugt ſeinesgleichen. Auf ſolche Weiſe veriüngt ſich immer wieder die Erdenweſenwelt, und bietet zu allen Zeiten denſelben ſchönen Anblick dar. Wie oft blühet ſogar ſchon neben der Hiacinte die Tochterzwiebel, welche noch aus der Mutterzwiebel ihre Nahrung erhält! Wie oft blühet ſchon neben dem Pfirſichbaume der Sohnesſchaft, der noch aus der Wurzel des Vaterſchafts ſich nährt! Daß aber auch Thierkinder und Menſchenkinder neben ihren Eltern noch ſchon im vollen Flore ſind, gehört ia unter die allertagtäglichſten Erfarungen. Geht dann endlich die geſamte Vorwelt aller dieſer Erdenweſen ab, ſo iſt ihre Nachwelt wieder ganz ſo da, wie ſie. Iſt nicht dieſes Fortpflanzungsweſen, welches die Natur beſorgte, der allerunwiderleglichſte Beweis dafür, daß das Verſchönerungsſiſtem ihr Siſtem ſei?

Daß es auf der Erde nicht blos Sommer, ſondern auch Winter, gebe, ſtört mich in meinem Glauben hieran gar nicht. Lauter Sommer konnte auf ihr, vermöge ihres Zuſammenhangs mit der Sonne, ohne die ſie eine ewige groſſe Eismaſſe wäre, nicht überall Statt finden, und auch da, wo er gewiſſermaſſen Statt findet, oder, wo die Sonnenſtrahlen immer ſenkrecht auf ſie fallen, iſt doch eine Art von Winter, d. h. anhaltendes Regen- oder Sturmwetter. Aber — auch ſelbſt da, wo es wirklichen Winter, es ſei mehr, oder weniger, gibt, könnte die Natur keinen künftigen Sommer bereiten, wenn ſie ienen nicht kommen lieſſe. Er kommt alſo, kommt gewis, und legt den Grund zu dem wieder nächſtfolgenden Sommer. In ihm und in ſeiner Ruhe erholt ſich die geſamte Pflanzenwelt von dem Fruchttragen, das ſie geleiſtet hat, und wird zu neuem Fruchttragen geſchickt gemacht. Sieh doch nur den Frühling an — iſt er nicht die wahre Auferſtehung für das Reich der Vegetabilien? Er iſts auch wirklich für Thiere und Menſchen. Höre die Lerche ſingen! höre die Nachtigall ſchlagen! greif in deinen eigenen Buſen, und frage dich, wie dir ſei im Mai, der aber nicht da ſein würde, wenns keinen November gegeben hätte!

Sogar die Revolutionen, welche von Zeit zu Zeit mit der Erde ſelbſt vorgehen, ſtören mich in meinem Glauben an das Verſchönerungsſiſtem der Natur nicht. Nicht nur, daß ſie blos einzelne Theile der Erde betreffen, und daß ich leicht einſehen kann, daß ſie zur Erhaltung des Ganzen geſchehen; ſondern — bauet nicht auch die Natur da, wo ſie verwüſtet, hernach gemeiniglich deſto ſchöner wieder? Wüſten dis nicht aus eigener Erfarung, oder doch durch Eltern- und Vorelterntradition, die Nachbarn des Veſuv und des Aetna, wie würden ſie Luſt bekommen, nach ihren fürchterlichſten Ausbrüchen an ihren Füſſen ſich von neuem anzuſiedlen? Verwüſtet die Natur irgendwo, ohne da hernach auch ſchöner wieder zu bauen, ſo bauet ſie dafür irgendwo anders, wo noch Wüſte und Leere war. So verſinkt wohl auf der einen Halbkugel der Erde eine von vielen neben einander liegenden Inſeln, und auf der andern Halbkugel ſteigt dafür mitten im weiten freien Meere die erſte Inſel hervor. Es iſt gewis ein ſeltener Fall, daß die Natur zerſtöre, ohne wieder zu bauen, und noch ſchöner zu bauen, und ſo bleibt es wenigſtens dabei, daß das Verſchönerungsſiſtem in der Natur prädominire.

Von der Erde ſprach ich, ach, könnte ich doch auch vom Himmel ſprechen! Dann, dann würde mir das Verſchönerungsſiſtem der Natur ſo einleuchten, daß ich meine Hände andächtig faltete, und meine Kniee demüthig beugte. So aber, und in der Lage, in welcher ich mich befinde, weis ich weiter nichts vom Himmel zu ſagen, als daß bei meinen Lebzeiten neue Mitplaneten der Erde entdeckt worden ſind, die zur Verſchönerung des Ganzen des Sternhimmels beitragen. Hiervon ſchlieſſe ich nun weiter, und glaube feſt, daß ebenſo, wie die Planeten der Sonne, welche wir nur Sonne nennen, weil ſie unſere Sonne iſt, nach und nach entſtanden ſind, auch die Sonnen insgeſamt, die ſogenannten Fixſterne, nach und nach entſtanden ſein mögen. Wie viel Millionen Jahrtauſende dazu gehört haben, weis ich freilich nicht; weil aber die Entſtehung einer ieden neuen Sonne den Himmel verſchönerte, ſo will ich mich alſo lieber daran begnügen, daß die Natur von Ewigkeit her dem Verſchönerungsſiſtem ergeben geweſen und treu geblieben ſei. Es mögen auch Revolutionen genug in allen ienen unzähligen Sternen vorgefallen ſein; noch aber hat ſich Keiner von ihnen, den man in alten Zeiten kannte, verlohren; vielmehr finden ſich, wie geſagt, ietzt noch neue ein. — —

Wie könnte ich dieſe Betrachtungen ſchlieſſen, ohne die Frage an mich zu thun — was für einen Haupteindruck ſoll es auf das moraliſche Weſen, den Menſchen, machen, wenn er ſo das Verſchönerungsſiſtem in der Natur überall prädominirend erblickt? Daß er nun ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen hätte, wenn er im Stande ſein könnte, irgend eine Schönheit der Natur aus bloſſem Muthwillen zu zerſtören — daß er vielmehr geneigt ſein müſſe, zu ſeinem Theile auch ſo viel Verſchönerung um ſich her zu ſtiften, als er kann — — hieran iſts noch lange nicht genug; er mus ſich auch auf das ſtärkſte aufgefordert fühlen, ſich ſelbſt immer mehr zu verſchönern. Dieſe Selbſtverſchönerung beſteht darin, daß man ſeine Erkentniſſe immer mehr bereichert und berichtigt, der Vernunft eine immer gröſſere Herrſchaft über die ſinnlichen Begierden verſchaft, ſeine geſamten Geſinnungen immer edler werden läſſt, und ſein Daſein immer wohlthätiger für die Geſelſchaft macht. Schönheit des Lebens — wie geht ſie über alle andere Schönheiten! Wie kann ſich der, welcher durch unabläſſiges Streben nach ihr in einem hohen Grade zu ihr gelangt, dreuſt meſſen mit der alle ihre Werke verſchönernden Natur! Wie kann er ſich noch höher an ſich ſelbſt ergötzen, als an der ganzen ſchönen Welt um ſich her! Aber — welche Hofnungen ſtrahlen ihm auch entgegen! Er kann nun als das erſte Geſchöpf in der Erdenwelt nicht nur mit Zuverläſſigkeit an ſeine Fortdauer im Tode glauben; er kann nicht weniger, ſondern eben ſo zuverläſſig erwarten, daß ſein künftiger Zuſtand vermöge des in der Natur prädeminirenden Verſchönerungsſiſtems auch noch ſchöner, vollkommener und ſeliger ſein werde, als ſein gegenwärtiger. Sieh, wohin die heutigen Betrachtungen endlich führten, und freue ſich darüber — ſobald du ein Menſch biſt, der Sinn nicht blos für die Schönheit der Welt, ſondern auch für Selbſtverſchönerung, hat! Ruhig denke an dein Grab — ruhig ſchleiche ihm immer näher; du ſinkſt nicht in daſſelbe, ſondern deine Erdenhülle nur, die, aus Staub zuſammengeſetzt, in Staub wieder zerfallen mus. Dich ſelbſt wird dann an ihrer Stelle eine herrlichere Hülle umgeben, in der du dich zu höherer moraliſchen Schönheit und zu gröſſerer Gottähnlichkeit erheben, und immer mehr erheben wirſt. So beſchlos es für dich das Urbild alles wahren Schönen, der groſſe Urheber der Natur, indem er ihr das heilige Geſetz gab, das Verſchönerungsſiſtem in allen ihren Werken und Anſtalten prädominiren zu laſſen.

Neun und ſechzigſte Stunde.

Der Glaube — wie er aus uns ſelbſt hervorgeht.

Ich laſſe Jedem gern ſeine Meinung, und ſo laſſe ich ſie auch dem, welcher meint, daß es ſichern und feſten Glauben blos auf dem Boden höherer Offenbarung geben könne; ich aber kann dieſer Meinung nicht zugethan werden. Hier ſind meine Gründe davon. Woran ſollte ich denn erkennen, daß eine ſogenannte Offenbarung der Art auch wirklich eine ſolche ſei? An äuſerlichen Beglaubigungen etwa, die ſie erhalten haben ſoll? Dieſe können freilich wohl erzählt, auch wohl gar beurkundet werden; aber — wer beweiſet nun wieder die Avthenticität dieſer Erzählungen und Urkunden? Ewig kann darüber für und wider geſtritten werden. Alſo — nur die innere Beglaubigung, welche eine angeblichſolche Offenbarung erhalten hätte, und die in ihrem Inhalte beſtände, der durchaus glaubwürdig wäre, müſte es ſein, woran ich ſie als eine wirklichſolche zu erkennen, und weshalb ich ſie dafür zu halten hätte. Gehörte nun jedoch nicht mein eigenes Nachdenken dazu, um für mich zu beſtimmen, ob ihr Inhalt auch durchaus glaubwürdig wäre? O, ſo bald ich aber nur erſt mein eigenes Nachdenken anwenden will, hat's gar keine Noth mit mir, und ich bedarf alsdann keiner anderweitigen Offenbarung, ſondern das, was ich wirklich zu glauben habe, offenbart ſich ſelbſt mir, und ein ſolcher Glaube, der Grund und Boden im eigenen Nachdenken hat, iſt der allerſicherſte und allerfeſteſte Glaube — keineswegs aber der Glaube, welcher auf dem Boden ſogenannter höherer Offenbarungen erbauet werden ſoll. Hier folgt die Beſchreibung von ihm ...

Aller Glaube — von dem nehmlich hier die Rede iſt — mus mit dem Glauben an das höhere Selbſt anfangen. Man mus zu allererſt glauben, daß man das eigentlich nicht ſei, was man blos von ſich ſieht. Dieſen Glauben werden tauſend ſogenannte Offenbarungen nicht bewirken, wenn er ſich nicht durch eigenes Nachdenken erzeugt; dieſes aber erzeugt ihn gewis. Ich trete z. B. vor einen groſſen Spiegel, in dem ich mich in Lebensgröſſe, oder in voller Statur, erblicke; wie? das, was du iezt ſieheſt, wärſt du? frage ich da. Nein, das biſt du nicht, ſondern nur dein Aeuſerliches iſts, antworte ich da, und mus ſo antworten. Im allgemeinen Sprachgebrauche ſchon unterſcheidet man ia ſich und den Körper, und nennt dieſen nur ſein; wie man ſagt, mein Haus, mein Kleid, oder, das Haus, das ich bewohne, das Kleid, in das ich mich einhülle, ſo ſpricht man auch — mein Leib, oder der Leib, in dem ich lebe. Das Bewuſtſein davon, daß der Körper da ſei, haben weder einzelne Theile deſſelben, noch ſein Ganzes; was dieſes Bewuſtſein hat, iſt etwas ganz Anderes, das zwar ſich in ihm befindet, und mit ihm genau verbunden, aber von ihm ganz und gar verſchiden iſt. Dis, nur dis bin ich, und heiſſt auch nur Ich, oder das höhere Selbſt. Dieſes Ich hat auch ein beſonderes Bewuſtſein von ſich ſelbſt, welches es von dem Bewuſtſein, daß es einen Körper habe, ſehr deutlich zu unterſcheiden weis. Nicht der Körper iſts, der empfindet und agirt, er iſt nur das Werkzeug, durch welches das Ich, das höhere Selbſt — man nenne es Menſchengeiſt, oder Menſchenſeele — empfindet und agirt. Die Augen ſinds nicht, welche ſehen — ich ſehe durch ſie; der Mund iſts nicht, welcher ſpricht — ich ſpreche durch ihn; die Hände ſinds nicht, welche zugreifen — ich greife mit ihnen zu; die Füſſe ſinds nicht, welche gehen — ich gehe mit ihnen von Ort zu Ort. Der Körper freuet ſich nicht, der Körper leidet nicht — ich freue mich in ihm, ich leide in ihm. Der Körper denkt nicht — ich denke in ihm. Der Körper entſchlieſſt ſich nicht — ich entſchlieſſe mich in ihm. Der Körper thut das Gute nicht, der Körper thut das Böſe nicht — ich thue beides durch ihn. Ich kann die Augen richten, wohin ich will; ich kann mit dem Munde ſprechen, was ich will; ich kann die Hände falten und ballen, erheben und niderſenken, wie ich will; ich kann die Füſſe fortſetzen und ſtill ſtehen laſſen, vorwärts und rückwärts mit ihnen gehen, wie ich will; ich kann dem ganzen Körper eine Stellung oder Lage geben, welche ich will. So geht der Glaube an das höhere Selbſt aus uns ſelbſt hervor, und zwar einzig und allein hervor. So offenbart das Selbſt ſich ſelbſt, und iede andere Offenbarung darüber müſte ſich ſchlechterdings auf unſer Selbſtbewuſſtſein und Selbſtgefühl berufen.

Was das höhere Selbſt an ſich ſein möge, iſt nicht auszumachen — es verliehrt ſich gleich in ſich, wenn es über ſich nachdenkt; das aber iſt ausgemacht, daß Vernunft ſein königlicher Schmuck ſei. Jeder Menſch iſt ſich, wie ſeiner ſelbſt, ſo auch ſeiner Vernunft, deutlich bewuſt, und ſo geht dann auch der allwichtige Glaube, daß wir als Vernunftweſen zur Tugend berufen ſind, aus uns ſelbſt hervor. Die Vernunft macht uns nehmlich zu freien Weſen, zu Weſen, die nicht nöthig haben, ſich durch ihre ſinnlichen Triebe zum Thun und Nichtthun beſtimmen zu laſſen, ſondern die nach ihren Vorſtellungen ſich ſelbſt dazu beſtimmen können. Dabei gibt ſie uns auch die Einſicht des Guten und Böſen, wie ſie uns die Einſicht des Wahren und Falſchen gibt. So, wie wir nun die letztere Einſicht dazu empfingen, daß wir uns zum Wahren hin- und vom Böſen abneigen ſollten; eben ſo empfingen wir auch die erſtere dazu, daß wir uns zum Guten hin- und vom Böſen abneigen ſollten. Wir freie Weſen müſſen uns alſo durchaus an der Hand der Vernunft und unter ihrer Leitung nur für das Gute beſtimmen, alsdann handeln wir edelfrei. Thun wir nicht ſo, ſo iſt durch die Vernunft auch die Einrichtung getroffen, daß wir uns ſelbſt dadurch äuſerſt ſchaden, und uns um das ſchönſte Gut unſeres Lebens bringen. Wir haben die Achtung für uns ſelbſt aus den Augen geſetzt; ſo verliehrt ſich auch die Zufridenheit mit uns ſelbſt. Dieſe wiederherzuſtellen iſt uns nicht anders möglich, als daß wir zum Guten und zur Erfüllung unſerer Pflichten zurückkehren. Alle dieſe Sätze mus Jeder, ſobald er nur über ſie nachdenkt, wahr und richtig finden, und ſo geht dann alſo auch der Glaube an unſern Beruf zur Tugend aus uns ſelbſt hervor; ſo offenbart auch dieſer Beruf ſich ſelbſt uns, und iede anderweitige Offenbarung deſſelben würde weiter nichts ſein, als eine bloſſe Wiederholung davon.

Steht es nun etwa um den Glauben an unſere Beſtimmung zu immerwährender Fortdauer anders, und bedarf es vielleicht dieſerwegen doch gewiſſer höheren Offenbarungen? Nein, auch ſie offenbart ſich ſelbſt uns; auch der Glaube an ſie geht aus uns ſelbſt hervor, wie der Glaube an das höhere Selbſt, und wie der Glaube an unſern Beruf zur Tugend. Ja, man kann ſogar ſagen, daß er durch Mithülfe dieſer beiden Glauben am lebendigſten und kräftigſten aus uns hervorgehe. Das höhere Selbſt gehört nicht, wie der ſichtbare

Körper, in dem es thront, zur Sinnenwelt, ſondern zur überſinnlichen Welt, zur Geiſterwelt. Beide Welten ſind von ganz entgegengeſetzter Natur, und in ihnen herrſchen daher auch die entgegengeſetzteſten Geſetze; ſollte alſo nicht vorzüglich in Anſehung des Daſeins und der Dauer in ihnen das entgegengeſetzteſte Geſetz herrſchen? Nun ſehen wir, daß in der Sinnenwelt das Geſetz der Vergänglichkeit herrſche; was für ein Geſetz muß alſo in der überſinnlichen Welt herrſchen? Das Geſetz der Unvergänglichkeit. Der menſchliche Körper gehört zur Sinnenwelt — er vergeht alſo, und mus vergehen; der Menſchengeiſt gehört zur überſinnlichen Welt — er vergeht alſo nicht, und kann nicht vergehen. Bildet er ſich denn auch wohl ſo aus, wie ſein Körper? Dieſer erreicht ſeine völlige Ausbildung höchſtens binnen fünf und zwanzig Jahren; wann erreicht er ſie? Man kann eigentlich gar nicht von ihm angeben, wo das Ziel ſeiner völligen Ausbildung ſei — er kann ſich ins Unendliche hin ausbilden; wie? dis ſollte er können, und nicht auch eben darum, weil er es kann, ins Unendliche hin exiſtiren? — — Wie es mit dem Glauben an das höhere Selbſt ſteht, daß durch ſeine Mithülfe der Glaube an unſere

Beſtimmung zu einer immerwährenden Fortdauer am lebendigſten und kräftigſten aus uns hervorgeht, ſo ſteht es auch in dieſer Hinſicht mit dem Glauben an unſern Beruf zur Tugend. So überzeugt wir ſind, daß wir dieſen Beruf als Vernunftweſen erhalten haben, ſo überzeugt ſind wir auch zugleich davon, daß wir ihn ganz und gar nicht ſo erfüllen, wie wir ihn erfüllen ſollen, und auch ſelbſt zu erfüllen wünſchen. Unſer ganzer gegenwärtiger äuſerlicher Zuſtand macht es uns unmöglich; — ein Gedanke, der zwar ſehr gemisbraucht werden kann, der aber doch reine und lautere Wahrheit iſt! Die Beweiſe hiervon dürfen uns auch nicht erſt gegeben werden; ſie geben ſich ſelbſt uns. Unmöglich kann es alſo ſich damit für uns endigen, daß wir einen ſo heiligen Beruf, den wir empfingen, ſterbend nicht nur unerfüllt, ſondern auch nur dürftig erfüllt, hinter uns zurückließſen; wir müſſen im Tode fortdauern, und durch den Tod in einen uns günſtigeren äuſerlichen Zuſtand verſetzt werden, in welchem wir ihn beſſer erfüllen, und immer beſſer erfüllen können. — — So geht dann auch der Glaube an unſere Beſtimmung zu immerwährender Fortdauer aus uns ſelbſt hervor; ſo offenbart auch dieſe Beſtimmung ſelbſt ſich uns, und iede anderweitige Offenbarung derſelben könnte weiter nichts leiſten, als daß ſie noch ihr überflüſſiges Siegel ihr aufdrückte. — — Weiter wüſte ich dann aber auch nichts, was ich, wenn ich blos mit mir zu thun habe, zum Glaubwürdigen zu zählen hätte, als das höhere Selbſt, oder das eigentliche Ich, und seinen Beruf zur Tugend, und ſeine Beſtimmung zu immerwährender Fortdauer. Dieſer dreifache ganz unentbehrliche Glaube geht alſo aus mir ſelbſt hervor, offenbart ſich ſelbſt mir, und ich bedarf gar keiner anderweitigen Offenbarungen ſeintwegen.

Nun komme ich auf den Glauben an Gott; aber ich wüſte doch auch in der That nichts, worüber mich, wenn ich es mit Gott zu thun habe, eine höhere Offenbarung erſt belehren müſte, und das ſich nicht ſelbſt mir offenbarte — ſobald ich es nehmlich zum Glaubwürdigen zu zählen habe. Es iſt eine angenehme Beſchäftigung, dieſe Behauptung aus einander zu ſetzen. — Das menſchliche Selbſt gehört zur Geiſterwelt, die auf allen Sternen hauſet, in den verſchiedenſten Abſtufungen von Höhe und Vollkommenheit da hauſet, und überall an der Spitze des Weſenalls iedes Sterns ſteht; ſollte es nun nicht einen allerhöchſten, allervollkommenſten Geiſt geben, der wieder an der Spitze der geſamten, ſo unendlich verſchidenen und durch den ganzen Sternhimmel zerſtreuten Geiſterwelt ſtände? .. Die menſchliche Vernunft iſt nur eine Untervernunft, und ſehr begränzt; ich kann mir aber Arten von Vernunft denken, die weniger begrenzt, dabei iedoch auch nur Untervernünfte, ſind. Sollte nun nicht auch eine oberſte Vernunft ſein, die gar keine Grenzen hat, und von der, wie von einer Sonne, die Menſchenvernunft nur einer der ſchwächeren Strahlen iſt? .. Die menſchliche ſittliche Güte iſt nur eine Untergüte, und ſehr unvollkommen; ich kann mir aber moraliſche Weſen vorſtellen, deren moraliſche Güte vollkommener, und immer noch vollkommener iſt, daber aber doch nur immer Untergüte bleibt. Sollte es alſo wohl auch an einem ſittlichen Weſen fehlen, das das Urbild aller ſittlichen Güte iſt? Sollte es an einem Allerheiligſten fehlen, von dem die Menſchenheiligkeit, wenn es auch noch ſo mit ihr gelingt, nur ein wenig ausdrückendes Nachbild iſt? .. Die menſchliche Macht iſt nur eine Untermacht, und, ie ſtärker ſie oft anfangs ſcheint, deſto ſchwächer zeigt ſie ſich am Ende; ich habe aber Begriffe davon, daß Weſen anderer Art exiſtiren, deren Macht über alle Menſchenmacht geht, dabei aber doch nur immer Untermacht bleibt. Sollte ich nun nicht auch ſchlieſſen, daß eine oberſte Macht exiſtire, der alle andere Mächte untergeordnet ſind, ein Allmächtiger, gegen den der mächtigſte Menſch Nichts iſt? .. Die Idee eines ſolchen allerhöchſten und allervollkommenſten Weſens iſts auch in der That nur, woran ich genug habe; alle andere Ideen genügen mir nicht, ſondern erwecken in mir blos den Wunſch nach Mehr, als was ſie enthalten. Hier, in der Gottes Idee, iſt dieſes Mehr, und zwar in ſo einer Fülle, daß ich es gar nicht erſchöpfen kann. Die beſeligenſten Augenblicke, welche mir mein Nachdenken über Alles verſchaft, ſind daher dieienigen, in welchen das Ideal der Gottheit vor mir ſchwebt, ſo vor mir ſchwebt, als ich es nur zu zeichnen vermag. „„Ach Er — ruft mir dann eine innere Stimme zu — Er, den du zu zeichnen verſuchſt, iſt ſo gewis auch wirklich da, und weit herrlicher da, als du ihn zu zeichnen im Stande biſt. Es iſt zwar, als wenn du ihn durch die Zeichnung erſt ſchüfeſt; aber du ſchaffſt ihn durch ſie nur dir, und Er an ſich war immer, und ſchuf dich zu ſeinem Zeichner, und gab dir durch die Vernunft die Kraft, ihn dir zu ſchafſen und zu zeichnen ... Wenn ich ſo geſtimmt zur Natur komme, und ſie in dieſer Stimmung betrachte, ſo kann es freilich nicht anders ſein, als daß mein Glaube an Gott noch inniger aus mir ſelbſt hervorgehe. Verſinnlicht, anſchaulich gemacht werden mir ia da Allweisheit, Allgüte und Allmacht, indem ſie ſo unendlich, ſo unbegreiflich, ſo über Alles ſchön gewirkt haben und fortwirken; mus ich dann aber nicht auch ein Weſen annehmen, das dieſe unendlichen Eigenſchaften an ſich hat, und zwar — weil es nicht zwei allervollkommenſte Weſen geben kann — einzig und allein an ſich hat? und ſollte dieſes Weſen nicht bei dem Anblick der Natur gleichſam ſelbſt mir erſcheinen, und in dieſer ſeiner Herrlichkeit vor mir vorübergehen? .. Bin ich nun aber erſt ſo weit, ſo komme ich weiter. Die Natur, denk' ich, beſteht und kann nur beſtehen nach gewiſſen Geſetzen; dieſe gab ihr alſo das Weſen, welches du Gott nennſt — ſeine Stimmen ſind ſie. Du haſt auch ein Geſetz, das du dir nicht ſelbſt gabſt; es ward in dein Herz geſchrieben — weſſen Schriftſtimme mag es ſein? Es iſt die Stimme Deſſelben, deſſen Stimmen die Naturgeſetze ſind. Der Geſetzgeber in der phiſiſchen Welt iſt auch Geſetzgeber in der moraliſchen Welt, und du kannſt ihn einzig und allein nur dadurch verehren, daß du dir ſein Geſetz heilig ſein läſſeſt, und ſeinen Willen thuſt, den es enthält. In der phiſiſchen Welt regirt er nach den Naturgeſetzen unumſchränkt; in der moraliſchen Welt aber neben der Freiheit des Willens, welche der Karakter moraliſcher Weſen iſt. Seine Regirung in ihr bleibt aber dabei doch weiſe, gerecht und gut. Er leitet die Folgen der freien Handlungen der Menſchen, und iſt Richter und Vergelter. Als Richter fordert er nicht Mehr, als was Jeder nach dem Maſſe ſeiner ſittlichen Kräfte und nach Beſchaffenheit ſeiner äuſerlichen Lagen und Umſtände leiſten kann. Bei der Vergeltung richtet er ſich ebenfals hiernach, und — erfolgt ſie nicht gehörig, ſo hat er ia nicht nur die Zeit, ſondern auch die Ewigkeit, zu ihr vor ſich; denn Menſchen, als ſittliche Weſen, beſtehen auf immer. Er vergilt alſo gewis, und wenn's aus leicht einzuſehenden Urſachen in unſerem erſten Leben nicht geſchehen kann, ſo geſchiehts im zweiten . . .

Iſt mein Glaube an Gott ſo nicht vollſtändig? Ich weis wenigſtens weiter nichts, was ich, wenn ich mit Gott zu thun habe, etwa noch zu glauben hätte. Dis alles aber offenbart ſich mir ſelbſt beim Nachdenken, und ſo geht auch der Glaube daran aus mir ſelbſt hervor.

Siebenzigſte Stunde.

Einflüſſe des Körpers auf den Geiſt, und des Geiſtes auf den Körper.

Unſer Geiſtiges und unſer Körperliches ſind zwar von höchſtverſchidener Natur, und gehören zu zwei einander ganz entgegengeſetzten Welten; ſie ſind aber doch innigſt mit einander verbunden, und haben deshalb auch gegenſeitig die wichtigſten Einflüſſe auf einander. Jeden, wer ſich nur einigermaſſen beobachtet, mus ſeine eigene Erfarung hiervon ſo belehren, daß er nicht im mindeſten daran zweifeln kann.

Nicht nur, daß gewiſſe Vorſtellungen in der Seele nur dann entſtehen, wenn ſich gewiſſe Veränderungen im Körper ereignen, und äuſerliche Gegenſtände ſich ihr durch die Sinnenwerkzeuge darſtellen und empfindbar machen; nicht nur, daß gewiſſe Veränderungen des Körpers nur bei gewiſſen Vorſtellungen der Seele erfolgen, und er ſich bewegen mus, wie ſie will; ſondern die ganze Stärke der Denkkraft iſt auch ſehr von der Geſundheit des Körpers abhängig, und überanhaltendes Nachdenken entkräftet leicht den Körper. Ebenſo — nicht nur, daß Luſt und Unluſt mit gewiſſen Zuſtänden des Körpers ordentlich verknüpft ſind, und daß ein vergnügter und misvergnügter Sinn ſich überhaupt im Körper offenbaren; ſondern der herrſchende Gemüthszuſtand pflegt auch vom herrſchenden Körperzuſtande abzuhangen, ſo, wie dieſer von ienem abzuhangen pflegt — und dis iſts, was mich heute eigentlich beſchäftigt.

Ich fange bei den Einflüſſen des Körperzuſtandes auf den Gemüthszuſtand an. — — Dieienigen, welche ſich einer dauerhaften Geſundheit zu erfreuen haben, pflegen heitern und frohen Muths zu ſein. Zufriden mit den Genüſſen, welche ihnen das Schickſal vergönnt, ſchöpfen ſie ſolche alsdann auch wirklich und ganz. Neid wandelt ſie dabei nicht an, daß ſie Reichere an äuſerlichen Gütern ſehen, weil ſie im Beſitze des erſten derſelben ſind; Mitleid mit Aermeren daran verläſſt ſie dabei nicht, weil die bloſſe Genüge, welche ſie haben, in ihren Augen Ueberflus iſt. Man findet zugleich, daß ſie, die durch Geſundheits-gefühl ſo Heiteren und Frohen, allen Menſchen wohlwollen, angenehme Geſellſchafter, offene und herzliche Freunde, ja, Grosmüthige gegen ihre ärgſten Feinde ſind; man findet, daß ſie das menſchliche Leben, die Welteinrichtungen um ſich her, den ganzen Gang der Dinge weniger bekritteln, lieber Alles ſo ſehen, wie es wirklich iſt, und es auch ſo annehmen, wie es einmal iſt; man findet, daß Thätigkeit ihre Sache ſei, und daß ſie nur ſo thätig ſind, daß ihr menſchlicher Frohſinn noch mehr dadurch erhöhet werde; man findet, daß ſie vor Gefaren nicht beben, wie Andere, daß ſie mitten in ſelbigen noch Herzhaftigkeit beweiſen, und daß ſie ſogar durch wirklich eingetretene Verluſte an andern ſonſt beſeſſenen äuſerlichen Gütern, als die Geſundheit iſt, nicht unglücklich gemacht werden, ſobald dieſe nur für ſie fortdauert.

Auf der andern Seite aber macht auch ſchon jede Krankheit, ſo lange ſie dauert, mismüthig, und ſo pflegen diejenigen, welche fortdauernd kränkeln, auch traurigen und düſtern Sinnes zu ſein. Unzufriden mit ihrem körperlichen Zuſtande, mögen ſie alsdann auch die Genüſſe nicht, welche ihnen das Schickſal auf andern Seiten vergönnt, ſondern weiſen ſie von ſich, weil ihnen der beſte von allen fehlt. Neid ſchlägt dabei leicht in ihnen ſeine Wohnung auf, und Mitleid verläſſt ſie noch leichter dabei. Man findet zugleich, daß ſie, die durch Schmerzengefühl ſo Traurigen und Düſteren, allen Menſchen gram, unangenehme Geſelſchafter, verſchloſſene Freunde, und hart gegen ihre Widerſacher ſind; man findet, daß in der ganzen Welt ihnen nichts recht ſei, und nichts recht geſchehe, und daß ſie gern Alles von ſeiner ſchlechteren Seite betrachten; man findet, daß ſie ungeſtümmt zum Wirken ſind, daß ſie auch das nicht leiſten, was ſie bei aller ihrer Schwäche noch leiſten könnten, oder daß ſie es doch, wenn ſie es ia leiſten, ſo unfreundlich leiſten, wie ihr herrſchender Sinn iſt; man findet, daß ſie beim Eintritte blos geringer Gefaren verzagen, und daß ſie iedes noch ſo kleine anderweitige Leiden, welches ſie noch neben ihrer Kränklichkeit trift, als eine unerträgliche Härte des Schickſals gegen ſich betrachten, weil ihnen ihr Körper ſo ſchon Leiden genug mache.

Würde hier eingewendet, daß durch dergleichen Beſchreibungen der Einflüſſe des Körperzuſtandes auf den Gemüthszuſtand manchem Geſunden zu viel Ehre angethan werde, und manchem Kränklichen offenbar Unrecht geſchehe: ſo dient zur Antwort darauf, daß auch nur die Rede davon war, wie es gemeiniglich um dieſe Einflüſſe ſtehe. Es gibt allerdings auch Einzelne, die bei der beſten Geſundheit traurigen und düſtern Sinnes ſind, und Einzelne, die ihrer ſteten Kränklichkeit ungeachtet, heitern und frohen Muth's ſich zeigen. Die Letzteren gehören unſtreitig zu den gebildeteſten Seelen, und verdienen dadurch, daß ſie im Stande ſind, ſich über körperliches Uebelbefinden, und wohl gar über empfindliche Schmerzen, wegzuſetzen, in dem Maſſe unſere Achtung, in welchem die Erſteren ſich um unſere Achtung bringen. Unterſucht man aber dieſe näher, ſo wird man finden, daß ihr trauriger und düſterer Sinn daher rühre, daß ſie zu irgend einem Weltgute, auf das ſie einen unendlichen Werth ſetzen, aller ihrer Beſtrebungen darnach ungeachtet nicht zu gelangen vermögen. Die Undankbaren! Sind ſie nicht im Beſitze des höchſten aller irdiſchen Güter? Aber — ſie träfen wohl gar gern einen Tauſch, und gäben für die Erfüllung ihrer eitlen Wünſche ihre Geſundheit hin. Doch — wie würden ſie, wenn ihnen dis verſtattet worden wäre, und ſie hernach die Leiden eines ſtets kränklichen Befindens erſt wirklich empfänden, den getroffenen Tauſch verwünſchen!

Steht es nun aber um die Einflüſſe des Körperzuſtandes auf den Gemüthszuſtand doch gemeiniglich ſo, wie beſchrieben worden — was hat man zu thun? Unmittelbar folgt daraus, daß man die Geſundheitsfürſorge auf das weiſeſte und wackerſte jederzeit zu betreiben habe. Man halte ſich alſo nur an ſolche Nahrungsmittel, die dem Körper dienlich ſind, und lebe mäſſig in Eſſen und Trinken, wenn man auch noch ſo groſſen Ueberflus beſäſſe, oder doch Gelegenheiten genug hätte, an fremdem Ueberfluſſe nach Gefallen Antheil zu nehmen! Man gehe guthaushälteriſch mit den Zeugungskräften, die das Mark der Körperkraft ſind, um, und verſchwende ſie nicht, am wenigſten auf eine unnatürliche Weiſe! Man liebe die äuſerliche Reinlichkeit, und gewähre ſich die ſchlechterdings zur guten Fortdauer des Körpers nöthige Bewegung, beſonders alsdann, wenn man ſeiner Berufsgeſchäfte wegen im Ganzen ein ſitzendes Leben führen mus, und gewähre ſie ſich ſo viel, als möglich, im Freien! Man wähle nur ſolche geſelſchaftliche Freudengenüſſe, die nicht gar an ſich ſelbſt gleich den Grund zum Kränkeln legen, und ſchöpfe ſie dann auch nur ſo, daß nicht doch Kränklichkeit aus ihnen hervorgehe! Man bediene ſich, ſobald die Geſundheit bedeutend zu wanken beginnt, des Beiſtandes der Meiſter in der Geneſungs- und Heilkunde, und wende Alles auf, um ſie wieder zu beſeſtigen — wenn es möglich iſt! — —

Ich komme nun zu den Einflüſſen des Gemüthszuſtandes auf den Körperzuſtand. — — Diejenigen, deren herrſchender Muth ein heiterer und froher Muth iſt, pflegen eine dauerhafte Geſundheit zu genieſſen. Lehrts denn nicht die Erfarung, daß es der wahre Weg nicht nur zu einem hohen, ſondern auch zu einem glücklichen Alter ſei, daß man ſich nichts Widriges, was in der Welt uns und um uns her geſchieht, über die Gebür zu Herzen nehme? In allen Lebensbeſchreibungen hochbetagter Greiſe, die heiter ſogar noch ſtarben, findet man es wohl angemerkt, daß ſie dieſen Weg betraten und verfolgten. Die Sache ſelbſt aber läſſt ſich ja auch leicht erklären. Heiterkeit und froher Muth geben dem Blute, worauf beim Zuſtande des Körpers Alles beruht, den gehörigen Umlauf; das ſo gehörig umlaufende

Blut gibt wieder den Nerven die gehörige Beſchaffenheit, und dieſe machen dann wieder ieden einzelnen äuſeren und inneren Theil des Körpers, in den ſie bald mehr, bald weniger, verwebt und verſponnen ſind, wohlbeſchaffen. Dis geht ſo weit, daß ein der herrſchenden Heiterkeit und Frohheit gewidmetes Gemüth nicht nur die Leiden der körperlichen Kränklichkeit leichter erträgt, ſondern auch den kränkelnden Körper ſelbſt noch länger erhält, als er ſonſt ſich ſelbſt erhalten haben würde. Wer kränkelnde Freunde hatte, wer oft in Krankenzimmern und an Krankenbetten war, dem iſt die Erfarung hiervon wohl ſo wenig entgangen, als die Erfarung davon, daß es der wahre Weg zu einem nicht nur hohen, ſondern auch glücklichhohen Alter ſei, daß man ſo viel, als möglich, heiteren und frohen Muths immer zu ſein ſuche.

Auf der andern Seite aber iſt auch ſchon iede mismüthige Stimmung von Belang der Geſundheit nachtheilig, und ſo pflegen dieienigen fortdauernd zu kränkeln, welche einen traurigen und düſtern Sinn über ſich herrſchen laſſen. Man ſehe doch nur auf die Spuren, welche blos überhingehende Perioden von Kummer und Gram in dem körperlichen Befinden bei Menſchen oft lange zurücklaſſen; wie muß es nun vollends um diejenigen ſtehen, welche immer bekümmert und grämlich ſind? In der That, man ſieht ſie auch vergehen, wie den Tag, und zwar wie den kürzeſten Tag im Jahre; ſie zehren ihre Körperkräfte vor der Zeit auf, ſchleichen im beſten Alter noch ſchon umher wie lebende Schatten, und leiden dabei unter immer zunehmenden Schmerzen. Wie leicht iſt auch dieſe Erſcheinung erklärt! Herrſchender Trübſinn ſchlägt die Lebensgeiſter nider, ſtört die gehörige Zubereitung und Zuführung des Erhaltungsſtofs der zum Leben unumgänglichnothwendigen und edelſten inneren Theile des Körpers, macht das Blut ſchlecht und ſeinen Umlauf träge, und ſchwächt ſo das ganze Nervenſiſtem, welches dann durch ſeine Schwäche auch wieder die ganze Fleiſch- und Beinmaſchine, deren Seele es gleichſam iſt, in Verfall bringt, immer mehr und mehr bringt.

Wollte man ſagen, daß durch dergleichen Beſchreibungen der Einflüſſe des Gemüthszuſtandes auf den Körperzuſtand manchem Heitern Unrecht geſchehe, und manchem Traurigen zu viel Ehre angethan werde: ſo dient zur Antwort darauf, daß auch nur die Rede davon war, wie es gemeiniglich um dieſe Einflüſſe ſtehe. Es gibt allerdings auch Einzelne, die bei aller ihrer Stimmung zur Heiterkeit keine gute Geſundheit genieſſen, und Einzelne, die bei dem düſtern Sinne, der in ihnen herrſcht, dennoch nicht kränkeln. Was die Erſteren betrift, ſo müſſen ſie wohl an ſich von ſchwächlicher Konſtitution ſein, und ſie wohl gar von ihren Eltern geerbt haben; würden ſie aber nicht vielleicht längſt ſchon dahin ſein, wenn ihr heiterer Muth ihnen nicht wenigſtens den groſſen Erhaltungsdienſt bisher geleiſtet hätte? Was aber die Letzteren anbelangt, ſo dienen ſie blos zum Beweiſe, daß es auf der andern Seite auch äuſerſtfeſte Konſtitutionen gebe, die auch der Art von Zerſtörung, welche die Melancholie anzurichten pflegt, Trotz bieten, wie ſie wohl den Zerſtörungen, die Völlerei und Wolluſt ſonſt anrichten, Widerſtand leiſten. Welch ein auſſerordentlichhohes und glückliches Alter könnten ihre Beſitzer bei herrſchender Heiterkeit erreichen!

Steht es nun aber um die Einflüſſe des Gemüthszuſtandes auf den Körperzuſtand doch gemeiniglich ſo, wie beſchrieben werden — was hat man zu thun? Unmittelbar folgt daraus, daß man die Heiterkeitsfürſorge auf das weiſeſte und wackerſte ieberzeit zu betreiben habe. Man halte alſo vor allen Dingen auf ein gutes Gewiſſen; es iſt unausſprechlich, wie viel hierauf für den frohen Muth beruhe. Man hüte ſich beſonders vor ſolchem groben Böſen, das nicht wieder gut zu machen iſt; wird auch nur ein einziges der Art begangen, ſo iſt die Seelenruhe auf immer untergraben. Man werde immer vertrauter mit dem Wechſel aller menſchlichen Dinge; er kommt gewis, ſowohl der böſe, als auch der gute. Man gebe ieden Wunſch, und wenn es auch der liebſte wäre, bei guter Zeit auf, ſobald man ſieht, daß er nicht erfüllt werden könne, und ſetze an ſeine Stelle einen andern erfüllbaren; hangt man ihm dennoch thörichterweiſe nach, ſo iſt man auch ſogar vor der höchſten Melancholie am Ende nicht ſicher. Man gewöhne ſich an ſolche Vergnügensgenüſſe, die wahrhaftig erheitern, nicht nur ſo lange, als man ſie ſchöpft, ſondern auch immer nachher noch, ſo oft man an ſie zurückdenkt; die Genüſſe, welche herzliche Freundſchaft und reitzende Naturgefilde gewähren, ſtehen unter ſelbigen hochoben an. Man ruhe beſonders in dieſen Genüſſen aus, wenn durch widrige Vorgänge die Heiterkeit auf einige Zeit geſtört worden iſt, um ſie glücklich wiederherzuſtellen! Man erlaube es keiner zum Mismuthe offenbar führenden Idee, daß ſie ſich in der Seele fixire, und thue, wenn ſie unvermerkt zur fixen Idee geworden iſt, Alles, um ſich von ihr wieder zu befreien! Man verändere alsdann ſeine Geſchäfte, ſeine Lebensart, ſeinen Umgang, ja, ſogar den Ort ſeines Aufenthalts, um ſich durch andere Gegenſtände zu zerſtreuen, und ſo die Aufmerkſamkeit auf ſie zu leiten! Man mache, falls dis nicht hilft, wenn man kann, eine weite Reiſe, um immer eine ganz neue Welt um ſich her zu haben, und es ſo der fixen Idee unmöglich zu machen, daß ſie ſich mit andern Ideen aſſociire! Je länger man dis verhindert, deſto ſchwächer wird ſie werden; deſto ſeltener wird ſie zurückkehren, und zuletzt wird ſie ganz verſchwinden.

Ein und ſiebenzigſte Stunde.

Rückkehr der Alten zum Alten.

Sehr häufig geſchiehts, daß dieienigen, welche in der Mitte ihres Lebens durch Nachdenken auf eine neue Meinungsweiſe kamen, am Abend ihres Lebens zu der alten Meinungsweiſe zurückkehren, zu der ſie erzogen wurden, und bei der ſie bis zur gehaltenen Rückſprache mit ſich ſelbſt verblieben. Man will dis wohl auffallend finden; ich aber finde es gar nicht ſo.

Die Zurückkehr der Alten zum Alten kann ia ſchon ganz unwillkürlich, und ohne daß ſie im Geringſten ſich ſelbſt dazu beſtimmen, geſchehen; ia, was noch Mehr iſt, ſie geſchieht gewis am öfterſten ſo. Wer gieng mit Greiſen um, und fand nicht, daß ihnen das Gedächtnis in Anſehung deſſen, was in ihrer Jugend vorgefallen war, am treuſten blieb? Ereigniſſe von zwanzig und zehen Jahren her hatten in ihnen dunklere Erinnerungsſpuren zurückgelaſſen, als Ereigniſſe von ſechzig und ſiebenzig Jahren her. Woher kömmt dis? Daher, daß ſich das Gedächtnis an ſich ſelbſt abnutzt; ſo, daß die Vorſtellungen und Bilder, welche ſich ihm darbieten, in ſpäteren Zeiten in demſelben Maſſe immer nur oberflächlich, und noch oberflächlicher, von ihm aufgenommen werden, in welchem es ſie in früheren Zeiten innig, und in noch früheren Zeiten auf das allerinnigſte, aufnahm. Die erſten Eindrücke auf die Erinnerungskraft behaupten ihr Recht, und bleiben die erſten. Mit andern Worten heiſſt dis — ſie erhalten ſich noch, wenn die ſpäterfolgten ſchon verlöſcht und verwiſcht ſind, erhalten ſich bis ans Ende, werden die letzten, wie ſie die erſten waren, und zeigen ſogar dann erſt vorzüglich ihre Stärke, wenn die ſpäterhin erfolgten um alle ihre Macht gekommen ſind.

Steht es ſo um die Erinnerungskraft, wie mus es um die Beurtheilungskraft ſtehen, die ſo ſehr auf ihr beruht? Sie nutzt ſich nicht nur ebenfals an ſich ſelbſt ab, ſondern verliehrt auch auf ſolche Weiſe im hohen Alter die Dienſte, welche ihr iene ſonſt leiſtete. Hiermit iſt in der That Alles geſagt, um es zu erklären, wie Menſchen, die in der

Mitte ihres Lebens durch Nachdenken auf eine neue Meinungsweiſe kamen, am Abend ihres Lebens ganz unwillkürlich zu der alten Meinungsweiſe, bei der ſie erzogen wurden, zurückzukehren pflegen. Die überzeugenden Gründe von dem Richtigeren und Beſſeren der neuen, welche ſie ehemals auf das deutlichſte dachten, ſchweben ihnen alsdann nur noch dunkel, und immer dunkler, vor, ſo, daß ſie ihre Ueberzeugungskraft auch immer mehr verliehren, und endlich verſchwinden ſie ganz den Augen des Geiſtes. So tritt dann an die Stelle der neuen Meinungsweiſe die alte wieder, welche blos durch dieſe Gründe verdrängt worden war, an ſich ſelbſt aber keines Beweisgrundes bedarf, weil ſie ohne allen Beweis angenommen worden war.

Erwägt man nun, daß die religiöſen Meinungen ein ganz beſonderes Intereſſe für uns haben, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſich der ietzt beſchriebene Fall bei Greiſen mit ihnen vorzüglich zutragen werde. Als Männer, und auf der ſchönſten Geiſteshöhe ſtehend, fingen dieſe Denker an, Zweifel gegen ihren Jugendglauben zu faſſen; die Zweifel veranlaſſten ſie, ihn ſtrenge zu unterſuchen, und der Erfolg ihrer Unterſuchungen war, daß ſie ihn aufgaben. Mit den bündigſten Argumenten unterſtützt, waltete nun in ihnen ein ganz anderer Glaube, und waltete ſo lange in ihnen fort, als dieſe Argumente, welche die Reſultate ihrer Unterſuchungen waren, ſich vollkommen ihnen darſtellten, und ihr Geiſt im Stande blieb, ſie gehörig auf ſich wirken zu laſſen. Das Alter führte ſie allmählich von iener ſchönen Denkerhöhe herab, und ſo ward auch der Glaube, welchen ſie ſich durch Nachdenken ſelbſt geſchaffen hatten, immer ſchwächer, und entſchwand ihnen am Ende ganz. Sie waren aber zu redlich, als daß ſie ohne allen Glauben ſein konnten; ſo ergaben ſie ſich dem Jugendglauben wieder, von dem ſie ſich getrennt hatten.

Wollte man durch alle dergleichen Erſcheinungen ſich veranlaſſt finden, den Vorſchlag zu thun, daß man doch alſo lieber gleich bei der alten Meinungsweiſe lebenslang verbleiben möchte, weil man zuletzt doch unwillkürlich zu ihr zurückkehre; ſo wird dieſer Vorſchlag mit Recht verworfen. Wozu anders haben wir denn wohl die Kraft des Nachdenkens, als dazu, daß wir ſie, wenn ſie ſich uns in ihrer vollen Stärke anbietet, auch mit vollem Eifer gebrauchen? Wenn uns nun aber ihr volleifriger Gebrauch zwingt, Meinungsweiſen, bei denen wir erzogen wurden, zu verlaſſen — was wär's weiter, daß uns hernach das hohe Alter zwänge, zu ihnen zurückzukehren? Hätten wir uns nicht doch den gröſſeſten Theil unſeres Lebens hindurch — ein kleines Halbiahrhundert hindurch — bei den ſelbſtgeſchaffenen Meinungsweiſen wohl befunden? Wiſſen wir denn auch wohl, ob wir ſo ein hohes Alter, bei dem man unwillkürlich zum Alten zurückzukehren pflegt, wirklich erreichen werden? Ach — wie ſo ganz unbeſorgt können doch die Mehreſten in dieſer Hinſicht für ſich ſein! Das hohe Alter wird nur Wenigen zu Theile. Ja — um Alles zu ſagen, gibts nicht doch auch einzelne Beiſpiele von Greiſen, die ſich bei ihrer Nachdenkenskraft bis ans Ende behaupteten, und ſo nicht in den Fall kamen, zu ihrer verlaſſenen alten Meinungsweiſe unwillkürlich zurückzukehren? Gewis, ſie gewähren den ehrwürdigſten Anblick, welchen die Menſchheit nur gewähren kann! Das wahre Mittel, in ihren freilich nur kleinen Reihen aufgenommen zu werden, dürfte wohl die Enthaltung von früher Wolluſt ſein; leider aber wird häufig die Wolluſt ſchon früh und überfrüh genoſſen, ſo, daß die Menſchen, wenn ſie in den Jahren des höheren Nachdenkens dieſes Mittel kennen lernen, es viel zu ſpät kennen lernen.

Dis ſei genug von der unwillkürlichen Rückkehr der Alten zum Alten; dergleichen Rückkehr kann iedoch aber auch zuweilen willkürlich ſein, und mit voller Selbſtbeſtimmung dazu geſchehen. Ein ſolcher Fall tritt ein, wenn der Alte, der ſich noch gut bei Geiſteskräften erhielt, entweder durch ſich ſelbſt und durch ſein eigenes immer noch fortgeſetztes Nachdenken, oder durch Andere und durch das Nachdenken Jüngerer, die auf ihn folgten, mit einer dritten Meinungsweiſe bekannt wird, und ebenſo wieder ſich Zweifeln an der Richtigkeit ſeiner zweiten im männlichen Alter ſelbſtgeſchaffenen überläſſt, wie er ſich einſt Zweifeln an der Richtigkeit ſeiner erſten in der Jugend durch Herkommen blos angenommenen überlies. Was wird ein ſolcher Greis alsdann thun? Ein nochmaliger Meinungsweiſentauſch ſteht ihm bevor, wird ihm unvermeidlich; wird er ihn treffen wollen? Er mus ihn ia treffen; wie trift er ihn nun aber? Vermuthlich ſo, wie es ſeine Jahre mit ſich bringen. Er vertauſcht ſeine zweite Meinungsweiſe nicht gegen die dritte, ſondern gegen die erſte, und nimmt dieſe wieder an. „Auf die dritte, denkt er, könnte eine vierte folgen; wozu aber für mich noch ein anhaltender Meinungsweiſenwechſel? Steht es ſo um das menſchliche Meinen, wie ich nun ſehe, ſo hätte ich klüger gethan, wenn ich gleich beim erſten, an das ich einmal gewöhnt worden war, geblieben wäre; hiermit will ich dann alſo meine begangene Thorheit wieder gutmachen.“

Was nun beſonders religiöſe Meinungen betrift, ſo kann ſichs ereignen, daß Jemand, der als Mann neue annahm, bei ihnen als Greis die Ruhe nicht mehr findet, welche er ſonſt bei ihnen fand; Ruhe aber iſt ietzt ſein Hauptverlangen. Indem er aus dieſer unzufridenen Lage an die Zufridenheit zurückdenkt, welche er in der Jugend bei ſeinem alten Glauben genos, bricht ihm das Herz für ſich ſelbſt; er übt alſo Selbſterbarmen aus, und wirft ſich dem verlaſſenen Jugendglauben wieder in die Arme. Gewis, ſo wird die ſogenannte Bekehrung der Apoſtaten in den Zeiten des Silberhaars, oder gar in den mit dem Sterbebette ſchon verwandten Tagen, wenn ſie auch die allerwillkürlichſte wäre, am allernatürlichſten erklärt. Habe ich denn nicht ſelbſt ſchon Beiſpiel einer ſolchen Zurückkehr der Alten zum Alten an einigen eisgrauen Freunden erlebt? Habe ich nicht, als ich ihnen meine Verwunderung darüber bezeigte, diese Erklärung davon aus ihrem eigenen Munde gehört? Bergen konnte ichs mir freilich dabei nicht, daß ich, da es zuletzt ſo eine Wendung mit ihnen nahm, zu ihrer Ehre es lieber geſehen haben möchte, wenn ſie kein ſo hohes Alter erreicht hätten.

Iſt nun aber vollends die Rede von Meinungsweiſen, die blos äuſerliche Einrichtungen und Verfaſſungen betroffen, ſo kann die Rückkehr der Alten zum Alten oft eine allervernünftigſtwillkürliche, eine allerüberlegteſtvorſätzliche ſein. Eine lange und überlange Erfarung nehmlich hat ſie alsdann belehrt, daß bei den neuen Einrichtungen und Verfaſſungen das nicht herauskomme, was ſie ſich von ihnen verſprachen. Entweder waren die Sachen nicht gehörig berechnet, oder es traten unvorhergeſehene und unzubeſeitigende Umſtände ein, welche die ganze Rechnung fälſchten. Statt, daß es durch die Neuerungen, wie man glaubte, beſſer werden ſollte, ward es ſchlechter, als es, da man noch beim Alten blieb, geweſen war; was bleibt alſo Greiſen, die noch bei gehörigen Geiſteskräften ſind, wenn ſie dergleichen unerwartete Erfarungen machen, weiter übrig, als der Wunſch —

ach, wäre es doch lieber beim Alten gelaſſen worden! —? Sind ſie dann im Stande, es wieder zum Alten zu bringen, ſo thun ſie es gewis, und zwar mit Recht; befinden ſie ſich aber auſſer Stande dazu, ſo ringen ſie wenigſtens noch die Hände über das misgelungene und am Ende nichts, als Täuſchung, geweſene Neue, und zwar auch mit Recht. So gehts im Kleinen, ſo gehts im Groſſen. So gehts in der Privatökonomie; ſo gehts in der Staatsökonomie. Man kehrt oft gern zum Alten zurück, wenn man dazu zurückkehren kann; man verwünſcht noch öfter das Neue, wenn man es in ſeiner Fortdauer nicht zu hemmen vermag.

Hier den Rath geben zu wollen, daß alſo doch im Aeuſerlichen auch lieber gar keine Neuerung verſucht werden möchte, wäre baarer Unſinn. Gibt es denn gar keine nützliche Neuerungen der Art? Wie wären wir wohl ſo weit im Lebensgenuſſe, als wir doch wirklich ſind, wenn es immer beim Alten gelaſſen worden wäre? Vielmehr mus es, weil wir darin ſo weit ſind, als wir ſind, weit mehr nützliche Neuerungen im Aeuſerlichen gegeben haben, als ſchädliche. Wodurch haben ſich alle Künſte ſo gehoben — wodurch ſind die Ackerbenutzung, die Baum- und Viehzucht, die geſamte Landwirthſchaft, der Handel und die Schiffart ſo geſtiegen, als durch gelungene Verbeſſerungsverſuche? Wollten wir wohl lieber auf all das unſchätzbare Gute, welches dieſe Verſuche in ſolchen Hinſichten geſtiftet haben, iezt Verzicht thun? Ja, waren es nicht die allerwohlthätigſten Neuerungen für die Menſchheit, als die bürgerliche Geſelſchaft entſtand, und der Landfriede in ihr errichtet ward? Wollten wir wohl lieber die Zeiten des Nomadenlebens, oder auch nur die Zeiten des Fauſtrechts, zurückwünſchen? ... Freilich aber, ſobald die Neuerungen im Aeuſerlichen Gegenſtände von Wichtigkeit betreffen, müſſen ſie erſt wohl überlegt werden, ehe man mit ihrer Bewerkſtelligung vorſchreitet. Daß es anders durch ſie werden werde, hat zwar ſeine Richtigkeit; ob es aber beſſer, oder nicht gar noch ſchlechter, durch ſie werden möchte — dis iſt die Frage. Je mehr die Wichtigkeit des Gegenſtandes, den die Neuerung betrift, ins Groſſe, oder wohl gar ins Uebergroſſe, geht, deſto bedenklicher iſt ſie, und deſto behutſamer mus man an ſie gehen, weil die Folgen davon, wenn ſie unglücklich ausfiele, nicht zu berechnen wären.

Nichts iſt, wenn vom Aeuſerlichen die Rede iſt, mehr der Veränderung ausgeſetzt, als die Art zu leben, zu wohnen, ſich zu kleiden, ſich zu vergnügen. Eine Mode wird hier immer von einer andern verdrängt, und zwar oft eine thörichte von einer noch thörichtern. Was Wunder alſo, wenn der Greis, der lange genung, um der Welt zu gefallen, ſich die Modefrohne gefallen lies, durch ſeine lange und überlange Erfarung davon, daß dabei nichts Gutes herauskomme, bis zum Sattſein gewitzigt, mit vollem Bedacht zu ſeiner alten Weiſe zu leben, zu wohnen, ſich zu kleiden, ſich zu vergnügen, zurückkehrt? Bei ihr befand er ſich geſunder, bequemlicher, aufwandsloſer und wahrhaftigfroher; ſo rümpft er die Naſe über ſich ſelbſt, daß er nicht gleich bei ihr blieb, und thut durch Wiederkehr zu ihr noch das einzige Kluge, was er in ſeiner Lage thun kann.

Zwei und ſiebenzigſte Stunde.

Der heilige Bund.

Es gibt einen Bund aller Bunde; ich nenne ihn den heiligen Bund. In dieſem Bunde ſtehen alle dieienigen, welche einen unſichtbaren Allerhöchſten verehren, und nur durch Rechtthun wahrhaftig verehren zu können glauben — die darneben auſſer der ſinnlichen Natur noch eine höhere an ſich mit Zuverläſſigkeit annehmen, die Ausbildung der letzteren für die wahre menſchliche Beſtimmung halten, und auf die immerwährende Fortdauer derſelben gläubigſt hoffen — die endlich auch zugleich ihr Herz für das Heil der Menſchheit hoch ſchlagen laſſen, ſo, daß ſie nicht nur innigſt es wünſchen, ſondern daß ſie es auch ihren Kräften nach zu befördern ſuchen.

Dieſer Bund iſt von weit gröſſerem Umfange, als alle andere Bunde, die iemals auf Erden geſchloſſen wurden. Ueberall und immer, ſobald die dazu gehörige Vernunſtkultur da war, kamen die, welche ſie liebten und trieben, in den Vorſtellungen, Urtheilen, Meinungen und Geſinnungen, von welchen hier die Rede iſt, überein. Welch eine verehrungswürdige Anzahl würden ſie ausmachen, wenn man ſie aus allen Jahrtauſenden und aus allen Himmelsſtrichen berechnen könnte! Was uns die Geſchichte hierüber ſagt, iſt ſchon von groſſer Bedeutung; wie unbedeutend aber mag es gegen das ſein, was ſie uns *nicht* davon ſagt! Wie weit reichen denn die glaubwürdigen Nachrichten aus der Vorzeit überhaupt in ſie zurück? Kann man glauben, daß es vorher ienen heiligen Bund unter der Menſchheit nicht gegeben habe? Umfaſſen denn auch wohl die Nachrichten, welche wir ia noch aus der Vorzeit haben, das geſamte Völkerheer des Erdbodens? Darf man annehmen, daß es an dem heiligen Bunde unter ſolchen alten Völkern gefehlt habe, an deren Geſchichte es uns blos fehlt? Doch — auch ganz abgeſehen ſogar von der Vorzeit; wer berechnet auch nur die Genoſſen des Bundes, welche iezt zugleich auf beiden Halbkugeln der Erde leben? Gewis alſo — nie war ein Bund von gröſſerem Umfange, als dieſer!

Dabei hat er das Sonderbare und Eigenthümliche, daß er nicht, wie andere Bunde, geſchloſſen ward, ſondern daß er ſich ſelbſt ſchlos. Ohne alle Verabredung derer, welche ihn ausmachen, entſtand er, und beſteht er. Wie konnten denn ſolche Glieder deſſelben, die Jahrtauſende von einander entfernt lebten, ſich gemeinſchaftlich zu ihm beſtimmen? Es können dies ia ſogar dieienigen Glieder nicht einmal, welche zwar zu gleicher Zeit leben, aber durch Meilentauſende getrennt ſind, und alſo von einander gar nichts wiſſen. So, wie ein Menſch mit ſich ſelbſt ſo weit gekommen iſt, daß er für Wahrheit, Tugend und Menſchenliebe Sinn hat, tritt er in den Bund ein, ohne eine deutliche Vorſtellung davon zu haben, daß er ſich verbünde. Niemand ladet ihn dazu ein; er ladet ſich ſelbſt ein. So gibts auch hier keine beſondere, oder gar feierliche Aufnahme in den Bund; Jeder nimmt ſich ſelbſt in ihn auf. Dieienigen, welche Gleichzeitigverbündete ſind, und einander genauer kennen, begrüſſen ſich blos freundlich als Menſchen von gleichaufgeklärter und von gleichedler Denkart, und an die Bundesverwandten der Vorzeit wird von ihnen mit herzlicher Achtung und Liebe zurückgedacht.

Gereicht irgend ein Bund ſeinen Gliedern zur Ehre, ſo iſt es dieſer Bund. Man kann mit Recht ſagen, daß die, welche in ihm ſtehen, zuſammen den eigentlichen Adel der Menſchheit ausmachen. Was die Prieſter in Iſrael und unter den alten Völkern überhaupt zu ſein ſich dünkten — was in neueren Zeiten die Männer mit ſechzehn Ahnen zu ſein ſich einbildeten — — das ſind ſie wahrhaftig; denn ſie ragen mit Allem, was eigentlich die Würde und Schönheit der menſchlichen Natur ausmacht, weit und hoch über den groſſen Haufen ihres Geſchlechts empor. Sind es nicht Vernunft, ſittliche Freiheit und tiefe Anlagen zum Wohlwollen, welche dieſe Würde und Schönheit ausmachen? Nun, und wie herrlich glänzt an den Gliedern des heiligen Bundes die Vernunft durch Beſitz der Wahrheit! Wie ſchön ſteht ihnen die ſittliche Freiheit, da ſie ſich nur zum Guten ſelbſt beſtimmen! Wie liebenswürdig ſind ſie durch den glücklich betriebenen An- und Ausbau ihrer natürlichen Anlagen zum Wohlwollen! Die Wahrheits- Tugend- und Menſchenfreunde ſind alſo die wahre Zierde ihres Geſchlechts, und, zu ihrem Bunde zu gehören, gereicht zur höchſten Ehre.

Kein Bund hat aber auch die menſchliche Geſellſchaft ſo geſegnet, als dieſer Bund. Alles Licht, welches der groſſe Hauſe ia noch hat, haben Mitglieder deſſelben angezündet. Alle Zucht und Ehrbarkeit, die in der Welt ia noch da iſt, rührt von Mitgliedern deſſelben her. Von aller äuſerlichen Wohlfart, welche die Völker ia noch genieſſen, ſind Mitglieder deſſelben die Stifter und Urheber. Man gehe die ganze Geſchichte der Menſchheit durch, und man wird überall finden, daß die urſprüngliche Barbarei aller Art von einer Nation nicht eher wich, als bis es Weiſe gab, die der Volksdummheit abhalfen, und Edle, die die rohen Volksſitten abſchliffen, und Hochherzige, die die Rechte der Menſchheit darthaten, aus einander ſetzten, und mit aller Kraft, die ſie beſaſſen, vertheidigten. Viele dieſer ſo heilig Verbundenen wurden Opfer ihrer Segnungen; ſie wurden es aber gern, ſobald ſie nur vorauszuſehen glaubten, daß ihnen die Segnungen gelängen. Von ihnen kann man mit Recht ſagen, daß ſie nicht blos zum Adel, ſondern zum hohen Adel der Menſchheit gehören.. Ach, wenn es ſich ſo trift, daß Fürſten und Könige Mitglieder des heiligen Bundes ſind, wie gedeihet dann ſo unausſprechlich durch ſie die Aufklärung, die Civiliſirung, der Lebenswohlſtand des Menſchentheils, welchen ihr Hut- und Kronenkreis umfaſſt! Nun, getroffen mus es ſich doch wohl nicht ſelten ſo haben; es könnte ſonſt nicht ſo um die Welt ſtehen, wie es doch noch um ſie ſteht. Warum traf ſichs aber nicht immer ſo? Würde es dann nicht iezt ſchon um die Welt noch unendlichbeſſer ſtehen? Ich weis hierauf weiter nichts zu antworten, als daß es ſich vermuthlich nicht immer ſo habe treffen ſollen, und ich wünſche, daß Jeder ſich hiermit über den ſeltſamen Gang der groſſen Sache die Menſchheit ſo beruhigen möge, wie ich mich damit über ihn zu beruhigen nothgedrungen gelernt habe.

Es gibt in meinem Zeitalter eine ſogenannte Brüderunität, und ich habe alle Achtung für ſie. Sie hält auf Religion, Zucht und Ordnung, lebt unter allerlei Regierungsformen und unter allerlei Himmelsſtrichen ohne alles Geräuſch, und hat wenigſtens eine Probe davon im Kleinen gegeben, wie ſich beide evangeliſche Konfeſſionen auch im Groſſen und im Ganzen wohl einigen könnten, wenn ſie nur wollten. Denke ich mir aber ſo eine Menſchenunität, wie die wäre, wenn Hunderttauſende, ia, wenn Millionen beiſammen lebten, die von einem allgemeinen Geiſte ächter Religioſität, von einem allgemeinen Geiſte reiner Sittlichkeit, und von einem allgemeinen Geiſte thätiger Menſchenliebe beſeelt und getrieben würden, ſo denke ich mir das wahre Reich Gottes auf Erden. Offenbar lag die Errichtung einer ſolchen ins Groſſe und ins Allergröſſeſte gehenden Unität in dem Plane des Stifters des Chriſtenthums; denn ſeine ganze Lehre athmet ienen dreifachen Geiſt. Den heiligen Bund fand er im Grunde ſchon, ſo wollte er ihn noch enger zuſammenziehen. Nicht mehr überall blos zerſtreut, wie bis daher, ſollten die Verbündeten — die Kinder Gottes — leben; beiſammen ſollte auch eine ganze groſſe und übergroſſe Geſelſchaft derſelben leben. Da ſchwebte ihm vor das Ideal einer chriſtlichen Kirche. In der That iſt auch ſo eine Kirche dem Nahmen nach da; aber entſpricht ſie auch wohl dem Ideale, welches der Seele des groſſen Mannes vorſchwebte? Blos Uebereinkunft in gewiſſen Glaubensformeln und Cerimonien, von der er gar nichts wiſſen wollte, gibts in ihr, und noch dazu doch auf mannigfaltige Weiſe. Reine Sittlichkeit zeigen immer nur einzelne ihrer Glieder an ſich auf. Wie ſtehts aber vollends in ihr um die uneigennützigthätige und zum Darbringen aller Arten von Opfern bereitwillige Liebe, welche er zum erſten Kirchengeſetze machte? Nein, die chriſtliche Kirche iſt auf keinen Fall das, was ſie nach dem Willen ihres Gründers ſein sollte. Indeſſen will ich gern zugeben, daß in ihr die heiligen Bundesverwandten zahlreicher ſind, als auſſer ihr. Wäre aber auch dis vollends nicht einmal, wie ſo ganz vergeblich hätte iener Edle ſeines Himmelsplans für die Erde wegen ſo viel gelitten!

Das Beſte iſt ſonach wohl, daß ich über die groſſe Gottesreichsſache alſo denke — — „Daß es von ieher und überall, ſobald und wo die Vernunftkultur ſich hub, einzelne Genoſſen des heiligen Bundes gab, lies ahnen, und war ein Vorbote davon, daß einſt ein ſehr ausgezeichneter Menſch im Nahmen Gottes, des groſſen Bundeshaupts, auftreten und einen Verſuch machen werde, eine ganze groſſe beiſammenlebende Bundesgenoſſenſchaft zu ſtiften; daß es aber dieſem Herrlichen damit nicht ſo gelang, wie er wünſchte, läſſt wieder ahnen, und iſt wieder ein Vorbote davon, daß Gott ſelbſt ſich irgend einmal aufmachen, und das vollenden werde, was ſein Geſandter anfing.“

Da ich mit Zuverläſſigkeit auf eine zweite der Menſchheit noch bevorſtehende Welt rechne, ſo rechne ich auch hierauf mit Zuverläſſigkeit. Eine ausgemachtwahre Hofnung folgt hier aus der andern. Ich rechne alſo deſſen ungeachtet darauf, wenn auch auf der Erde das groſſe Gottesreich nicht zu Stande kommt. Blicke nun nach der zweiten Welt von dieſer Seite hin gewähren mir die ſchönſte unter allen Gemüthserhebungen, und ich thue ſie fleiſſig. Welch ein Leben wird das einſt ſein, wenn lauter Verwandte des heiligen Bundes beiſammen leben! Wie werden ſich die, welche einander hier ſchon kannten, dort freuen, wenn ſie einander wiederfinden! Wie werden die, welche hier einander nicht gekannt, nicht einmal von einander gehört hatten, eilen, einander kennen zu lernen! Gewis, es iſt eine Vorſtellung aller Vorſtellungen, mit den Weiſen und Guten und mit den Segenſtiftern aus allen Jahrhunderten und aus allen Himmelsſtrichen nach und nach bekannt und vertraut zu werden, und man könnte ſagen, daß dis allein ſchon höherer Freudengenus genug für eine ganze Ewigkeit ſein müſſe. Beſonders werden die geweſenen Segenſtifter vor Allen ein Herz und eine Seele ſein, und unter ihnen dieienigen wieder vorzüglich, welche durch ihre Gegenſtiftungen um ſich her äuſerliches Verderben für ſich ſelbſt ſtifteten. Wie werden dieſe dort einander erſt recht Glück dazu wünſchen, daß ſie ſolch Verderben nicht geachtet haben! — —

Auf, und bediene ſich Jeder, der zum heiligen Bunde gehört, folgender Gedanken täglich als Morgengebets! „„„Mein heiligſter Dank der Vorſehung mehr, als für alles andere, dafür, daß ſie Alles für mich ſo leitete, daß gehörige Vernunftkultur mir zu Theile ward; wodurch dann ein redliches Streben in mir entſtand, dem Bunde aller Bunde mich einzuverleiben! Nie wäre es ohne dieſe ihre allerhöchſte Veranſtaltung mit mir an Kopf, Herz und Leben dahin gekommen, wohin es mit mir kam. Aber — es müſſe nun auch in allen dieſen Hinſichten immer noch weiter mit mir kommen! Noch immer höher ſchlage mein Herz für Gott und für meine ſittliche Natur, die alle Stürme der Zeit überdauert, und mit dem Grabe gar nichts zu ſchaffen hat; noch immer höher ſchlage es auch für Menſchen, die insgeſamt meine Brüder ſind! Was ich zu ihrem Heile beitragen kann, das will ich dazu beitragen, ohne mich durch meine Sinnlichkeit und durch meinen Glückſeligkeitstrieb davon abhalten zu laſſen. Ich will Wahrheit, die ich habe, um mich her verbreiten; ich will Geſinnungen, deren Güte mich an ſich zieht, bei jeder Gelegenheit Andern mittheilen; ich will fremde Lebensgenüſſe befördern, ſo viel in meinen Kräften ſteht. Nur ſo werde ich ein noch immer wahrerer Verwandter des heiligen Bundes, und, wärs der Wille des groſſen Bundesherrn, daß ich Opfer im Aeuſerlichen dafür bringen müſte, ſo will ich auch dieſe, wie gros ſie auch ſein möchten, bringen. Dis iſt der Weg, zu den Auserwählten des Bundes ſich zählen zu dürfen.“ “

Drei und ſiebenzigſte Stunde.

Die Ruinen.

Ich beneide in meiner Akazienlaube oft euch, Reiſende, die ihr ſo häufig Gelegenheit habt, nicht nur die ſchönſten Naturanblicke zu genieſſen, ſondern auch ehrwürdige Ruinen ehemaliger und wohl uralter menſchlichen Wohnſitze zu erblicken. Ach, eilet doch ia nicht bei ihnen vorüber! machet Halt bei ihnen, tretet ihnen näher, beſuchet ſie ausdrücklich, beſchauet ſie recht, und überlaſſet euch dabei ienen hochſchauerlichen Empfindungen, welche ſie wecken! Mir gelingts nur ſelten, dergleichen Anblicke zu haben; könnte ich aber ſo reiſen, wie ich wollte, ich würde ſogar abſichtlich nach ihnen reiſen.

Woher Ruinen der Art? Freilich ſchuf ſie die Zeit, aber ſelten nur als Zeit an ſich, und blos in ihrem ruhigen Dahinfluſſe, am öfterſten vielmehr durch beſonders zerſtörende Ereigniſſe, welche ſie herbeiführte. Menſchen verlaſſen ohne Noth nicht leicht ihre Wohnplätze, ſo, daß nach ihrer Entfernung Alles, was ſie, oder ihre Vorfaren, da gebauet hatten, mit der Zeit, weil es nicht erhalten würde, von ſelbſt zuſammenſtürzen müſte. Sie bleiben gern da, wo ſie einmal ſind, und repariren alsdann unaufhörlich ihre Gebäude; einen alten Thurm, der keiner Reparatur mehr empfänglich iſt, laſſen ſie allenfals vor ihren Augen einfallen. Alſo — durch Revolutionen in der bürgerlichen Geſelſchaft, durch Kriege beſonders — durch Revolutionen in der Natur, durch Erdbeben beſonders, entſtanden gröſtentheils iene Ruinen.

Sieh, rufen ſie gleichſam ihrem Betrachter zu, hier wohnten einſt Menſchen, und welch ein Lebens- und Freudenweſen war da hier — vor Jahrhunderten, ach, vor vielen Jahrhunderten wohl, hier! Das hättſt du ſehen und hören ſollen; doch, denke dir's, und las deine Thränen auf uns fallen! Wer wohnt iezt hier? Nichts, als Thiere, widrige, Abſcheu erregende Thiere! Am Tage bemerkſt du ſie ſo nicht; aber um Mitternacht müſteſt du hier ſein, ſo würde dich Grauſen überfallen. Fledermäuſe, Eulen, Uhu's, Adler, Schlangen, Ratzen, Iltiſſe, Marder, Füchſe und alle in dieſen Gegenden nur habbare Raubthiere würden deine Geſelſchafter ſein. Sieh, ſo gehts der armen Menſchheit; ſie bauet für ſich, lebt in ihren Bauten eine Zeitlang glücklich und froh, und mus dann Platz machen der Thierwelt. Wüſteſt du vollends recht genau, auf was für eine fürchterliche Weiſe die Menſchen, welche hier einſt wohnten, ihr Platz machen muſten, und wie gros ihr Jammergeſchrei war, unter welchem wir entſtanden, wie würde das Herz dir iezt bluten, da du uns näher beſichtigſt!

Doch — kennt man ſelbſt wirklich die Geſchichte ſolcher eingeäſcherten oder zuſammengeſtürzten alten menſchlichen Wohnſitze — es mögen ſein Burge und Schlöſſer, oder Dörfer und Städte — kennt man ihre Geſchichte von ihrem Aufbau an bis zu ihrer Zertrümmerung, ſo wird nicht nur die Theilnahme bei dem Anblick ihrer Ruinen noch inniger, ſondern das Nachdenken wird dabei auch noch ernſthafter und feierlichſchauerlicher. Man vergegenwärtigt ſich dann die bekannte hohe und noch höhere Vorzeit, und lebt gleichſam in ihr. Man exiſtirt im Geiſte unter den glücklichen alten und uralten Bewohnern, von denen man genaue Nachrichten hat, und ſegnet ihre gehabten guten Tage; man iſt im Geiſte dabei, als dieſe Tage aufhörten, und befindet ſich ganz in dem Zuſtande eines Augenzeugen von der Entſtehung der ehrwürdigen Ruinen. Mir ging es wenigſtens ſo, ſo oft ich in meinen Gegenden an eine hoch hervorragende zerſtörte alte Ritterburg, oder an eine mitten in der Ebene einſam ſtehende Kirche, oder an eine ſogenannte wüſte Marke, kam, wo die Rudera von Dörfern, die der dreiſſigiährige Krieg zerſtört hatte, noch deutlich ſichtbar waren; wie mus es nicht denen ſo gehen, welche als Geſchichtskundige z. B. Unteritalien bereiſen, das das Mutterland der Erdbeben in Europa iſt!

Kann man ſich aber auch wohl bei dem Anblick gegenwärtiger Ruinen, man mag ihre Geſchichte kennen, oder nicht, des Hinblicks auf künftige Ruinen erwehren? .. Sieh, hier ragte einſt eine Burg — hier ſtrotzte einſt ein Thurm; was wird mit der Zeit aus ienen Schlöſſern, aus ienen Thürmen werden, welche ietzt noch ragen und ſtrotzen? Was aus denen ward, deren Mitleiderregende ſteinerne Unterſchichten du hier noch vorfindeſt! .. Sieh, hier war einſt ein Dorf, eine Stadt; was werden über kurz oder lang die noch wohlbeſtehenden Dörfer, die noch blühenden Städte ſein, wenn das Erdbeben unter ſie, oder auch nur der Krieg über ſie, geräth? Was die Ruinen hier ſind, unter denen du umherwandelſt! .. Auf ſolche Fragen erfolgen ſolche Antworten; erblickte Ruinen veranlaſſen iene, und ertheilen dieſe. Aber — was für zerſchmetternde Eindrücke geſchehen hierdurch aufs Gemüth! Iſts nicht auf ſolche Weiſe, wenn man unter Ruinen umhergeht, in der That ſo, als ſähe man Alles, was noch ſteht, ſchon zuſammenſtürzen?

Nun, ſo ſei dis doch! Was ſchadet's? Es nützt vielmehr. Wird nicht dadurch das Eitle aller menſchlichen Baue und Anlagen, an das man oft gar nicht denkt, recht veranſchaulicht? Und dann — wo näheren ſich uns, wo dringen ſich uns auf die höchſten Vorſtellungen, deren wir fähig ſind, mehr, als — mitten unter Ruinen?

Wie erſcheint uns da Gott in ſeiner Ewigkeitsmaieſtät! wie zieht er uns da, im Staube der Vergänglichkeit vor ihm wankend, als ſeine treuen Anbeter, auf das innigſte an ſich! Er war — ſo müſſen wir da denken — ehe noch von Menſchen gebauet ward, und iſt noch da, wenn alles von Menſchen Erbaute wieder zerſtört wird. Vor ſeinen Augen ſteigen die Thürme empor, und vor ſeinen Augen ſtürzen ſie wieder zuſammen; wie die Nationen vor ſeinen Augen entſtehen und wieder verſchwinden. Für ihn gibts eben ſo wenig eine Zeit, als es für ihn einen Ort gibt. Wie er überall iſt, ſo iſt er auch immer. Er, der Ewige, regirt aber doch zu allen Zeiten, und nie geſchieht etwas von Belang ohne ſeinen Willen. Keine Revolution in der bürgerlichen Geſelſchaft, keine Revolution in der Natur iſt ſich ſelbſt überlaſſen; ſeine ewige Hand waltet dabei. Warum er dergleichen Revolutionen zulaſſe, darüber gibt er nicht uns Antwort und Rechenſchaft, ſondern blos ſich ſelbſt. Seine Sache iſt die immerwährende Fortdauer des Ganzen, welche vermuthlich nicht anders Statt finden kann, als wenn von Zeit zu Zeit Aufopferungen, wohl gar groſſe Aufopferungen der Theile geſchehen. Was wir bauen, beſteht nur auf eine gewiſſe Zeit; was Er bauet, beſteht ſtets. „„Blicke auf um Mitternacht zum Sternhimmel; erblickſt du da Ruinen? Fehlt da etwas von dem Allen, was die betrachtende Urwelt ſchon ſah? Iſt irgend ein Stern von erſter Gröſſe auch nur zum Stern von zweiter Gröſſe geworden? Sieh, ſo wirds ſein, ſo lange die Tage des Himmels währen; d. h. ewig wirds ſo ſein.

und die allerſpäteſte Nachwelt wird in heiligbellen Nächten hochdortoben ſehen, was du in ihnen da ſiehſt, und was die früheſte Vorwelt in ihnen da ſchon ſah.““ So rufe ich mir zu, wenn ich unter menſchlichen Ruinen ſtehe, und dann ergreift mich Veterinbrunſt mehr, als ie. O du — ſpreche ich in mir über die Wolken hin — der du warſt, der du biſt, der du ſein wirſt — o du, bei dem Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft Eins ſind — wie begeiſterſt du mich, wenn ich dich mir in dieſer deiner Unbegreiflichkeit zu denken wage! wie beſeligt fühle ich mich aber auch dadurch, daß ich dich, das abſolutnothwendige Weſen, Freund und Vater nennen darf! Wem du, Ewiger, hold biſt, der hat Mehr, als wenn er die ganze Welt hätte; hold aber biſt du gewis Jedem, der auf deine Stimme hört, die in ſeinem Innern zu ihm ſpricht. Wie weiſe und wie gut haſt du das Univerſum von Anbeginn — doch, wie falſch mag ich wohl hierdurch mich ausdrücken! ich will alſo lieber ſagen, von ieher und von immerher — regirt! Welch ein Troſt für mich, daß du auch mein Schickſal regirſt, und daß ich, wie Alles, in deiner Hand bin! Ja, Herr, auch ich bin in deiner Hand; ach, und Vater, wie gern bin ich in ihr! So, nur ſo, und wenn du über mich walteſt, weis ich mich ſicher unter allen Unſicherheiten, welche die Vergänglichkeit um mich her anrichtet. Es kommt ia auch für mich Alles ſo, und kann nur ſo kommen, wie du willſt; ſo komme es, wie es wolle, es kommt gewis gut, zu meinem höheren Beſten gut. Ich gehöre ia zu deiner moraliſchen Welt, derentwegen deine phiſiſche Welt nur da iſt. Eben darum aber auch, weil ich zu ihr gehöre, hoffe ich auch noch über das Vergängliche hinaus für mich. Wie ich in deiner Hand bin, ſo bleibe ich in deiner Hand — du Ewiger!

Hier kommt man nun alſo auch noch darauf, daß nicht nur Gott, wenn wir unter und bei Ruinen uns befinden, uns hoch und hehr in ſeiner Ewigkeitsmaieſtät erſcheine, ſondern daß wir uns auch ſelbſt alsdann recht in unſerer Unſterblichkeitsgröſſe erſcheinen. „„Las doch — ſo rufe ich mir wenigſtens bei ſolchen Gelegenheiten auch bald zu — um dich her eine Burg nach der andern, einen Thurm nach dem andern, einen Tempel nach dem andern, ein Prachtgebäude nach dem andern, zu Trümmern werden; las ſie durch Krieg, oder durch Erdbeben, oder durch die Zeit ſelbſt blos, dazu werden — dis iſt ia nun einmal das Endſchickſal aller menſchlichen Bauten, und die Menſchheit hört deshalb nicht auf, zu bauen. Sie bedarf der Wohnungen zum Leben und Wohlleben; ſie läſſt deshalb vielmehr oft mitten aus den Ruinen der Vorzeit wieder neue Dörfer und Städte, neue Schlöſſer und Prachtgebäude emporſteigen. Iſts denn nicht auch genug, daß ihre Bauten gröſtentheils mehrere Jahrhunderte hindurch, und nicht ſelten wohl ein Jahrtauſend hindurch, beſtehen? Schaue doch aber auch über alle Ruinen hinauf nach ienen azurenen Höhen, wo weit, unermeslichweit über Erde und Mond der Menſchheit ohne all ihr Zuthun eine Wohnung bereitet iſt, die unzerſtörbar und unvergänglich ſein wird, wie ſie ſelbſt iſt! Dis tröſte dich auf der einen Seite über das Jammerſchickſal, welches etwa die ehemaligen Bewohner des Verfallenen hatten, als ſie mit Nothgeſchrei flüchten muſten, oder gar unter den Ruinen begraben wurden; es tröſte dich aber auch auf der andern Seite deinſelbſtwegen! Wie du in der Hand des Ewigen, deſſen Geſchlechts du wardſt, biſt, ſo bleibſt du auch in ihr. Wenn es auch am Ende deinen Körper ſo geht, wie es mit der Zeit allen irdiſchen Gezelten und Gebäuden geht, die ſelbſt ſtehen keine Ruinen bevor; du biſt unvergänzlich, wie der, der dich ſchuf.“ Wie wäre es möglich, daß ich dann, wenn ich mir ſo zugerufen hätte, mich nicht auch abermals zu dieſem Ewigen recht inbrünſtig aufſchwingen ſollte? Jetzt, bete ich alsdann, fühle ich mich in der Hoheit meines Weſens mehr, als ie, und die Ruinen, welche ich erblicke, erheben die Vorſtellung in mir zur höchſten Klarheit und Stärke, daß ich unter allem Vergänglichen der Erde das Einzigunvergängliche bin. Wie preiſe ich dich dafür, daß du mich dazu machteſt! wie werde ich dich einſt noch höher dafür preiſen, wenn du auf den Ruinen meines irdiſchen Körpers einen himmliſchen Körper für mich erbaut haben wirſt! Meine Sorge ſey nur, daß ich Unvergänglicher mich ietzt ſchon immer mehr über alles Vergängliche erhebe, es nicht höher achte, als Eitelkeit geachtet zu werden verdient, und vor allen Dingen nach Wachsthum in Weisheit und Tugend ſtrebe! Dann iſt, wie ohne mich für meine Unvergänglichkeit an ſich, ſo auch durch mich für mein unvergängliches Heil, und zwar nicht blos für mein unvergängliches, ſondern auch für mein ewig noch ſteigendes Heil geſorgt . . .

O wie wird der Stand bei und unter Ruinen, der anfangs ſo herzniederſchlagend iſt, auf ſolche

Weiſe am Ende ſo herzerhebend! Gönne dir ihn alſo gern, du, der du es, wie mit Gott, ſo auch mit dir ſelbſt, gut meinſt! Unter Ruinen nähern ſich uns, dringen ſich uns auf die höchſten Vorſtellungen, deren wir fähig ſind, mehr, als irgend ſonſt.

Vier und ſiebenzigſte Stunde.

Die Formen.

Unter Form verſtehe ich, wie etwas geſtaltet, oder wie es eingerichtet, oder wie es noch auſſer ſeinem Allgemeinen beſonders beſchaffen iſt, und es kommt darauf an, wovon die Rede ſei, um eine von dieſen Bedeutungen auf ſeine Form anzuwenden. Man urtheilt über die Formen oft ſehr verächtlich, und ſpricht wohl in einem wegwerfenden Tone — „was wollet ihr doch? Es iſt ja Daſſelbe, und der ganze Unterſchied beſteht blos in der Form; was iſt denn das weiter?“ In der That, auf ſolche Weiſe könnte Jemand auch alle irdiſche Weſen für dieſelben und für im Grunde einerlei erklären, weil ſie an Materie ſich gleich wären, und der Unterſchied bei ihnen auch nur in der Form beſtände; würde er da aber auch wohl hinzuſetzen dürfen — was iſt denn das weiter?

Ich halte dieſen Gedanken zuförderſt feſt, um die hohe Wichtigkeit der Formen darzuthun . . . Das ganze Pſlanzenreich ſowohl, als das ganze Thierreich, beſtehen wirklich aus einerlei Maſſe, und blos die Verſchidenheit der Form bringt in beiden die unzuberechnenden Verſchidenheiten von Weſen, die zu ihnen gehören, hervor. So ſprechen wir z. B. von Mooſen, von Gräſern, von Rüben und Kohlen, von Nelken und Lilien, von Pappeln, Tannen, Eichen und Cedern, u. ſ. w. u. ſ. w.; warum ſprechen wir ſo? Die Verſchidenheit der pflanzigen Form iſt die Urſache davon. Die Moosform macht alſo offenbar das Moos aus, die Grasform das Gras, die Rüben- und Kohlenform die Rüben und Kohle, die Nelken- und Lilienform die Nelken und Lilien, die Pappel- Tannen- Eichen- und Cederform die Pappeln, Tannen, Eichen und Cedern. Hätte irgend etwas von allen hier genannten pflanzigen Weſen eine andere Form, ſo würden wir es nicht nur anders nennen müſſen, ſondern es wäre auch in der That etwas Anderes . . . Im Thierreiche verhält ſichs ebenſo. Da ſprechen wir z. B. von Regenwürmern, Ameiſen und Bienen, von Zaunkönigen, Krähen und Adlern, von Heringen, Lachſen und Wallfiſchen, von Katzen, Löwen und Elefanten, u. ſ. w. u. ſ. w.; warum ſprechen wir ſo? Die Verſchidenheit der thieriſchen Form iſt ebenfals die Urſache davon. Die Regenwurms- Ameiſen- und Bienenform macht alſo offenbar die Regenwürmer, Ameiſen und Bienen aus, die Zaunkönigs- Krähen- und Adlerform die Zaunkönige, Krähen und Adler, die Herings- Lachs- und Wallfiſchform die Heringe, Lachſe und Wallfiſche, die Katzen- Löwen- und Elefantenform die Katzen, Löwen und Elefanten. Hätte irgend etwas von allen hier genannten thieriſchen Weſen eine andere Form, ſo würden wir es nicht nur anders nennen müſſen, ſondern es wäre auch in der That etwas Anderes.

Von ſolcher allerhöchſten Wichtigkeit ſind alſo in der irdiſchen Weſenwelt die Formen, daß Alles, was exiſtirt, durch ſie das nur ward, was es wirklich iſt. Darin beſteht ja eben das groſſe Meiſterwerk der Schäpfung, daß ein unendlicher Verſtand, verbunden mit unendlicher Macht, aus einer und derſelben Maſſe ſo unendlichviel verſchidene Geſchäpfe und Weſen zu formen und zu bilden wuſte und vermochte. Alle, wie ſie da ſind, werden, wenn ſie durch die Zeit- oder Feuerprobe gegangen ſind, wieder zu Erde, die mit der Zeit auch wieder zu neuen Formen gebraucht wird.

Sollte es um die Menſchenform nicht auch ſo ſtehen, daß ſie den Menſchen ausmache? Ich mus dis glauben, ſo ein Antimaterialiſt ich auch bin. Ein franzöſiſcher Philoſoph behauptete einſt, daß die Seele einer Auſter, wenn ſie in das Gehirn eines Menſchen verſetzt werden könnte, als Menſchenſeele erſcheinen würde, und ſo umgekehrt die Seele eines Menſchen in der Auſterſchale als Auſterſeele. Dis mag nun zwar immerhin blos für philoſophiſchen Witz gelten; wie geht es denn aber auch nur ſchon denen, welche als wirkliche menſchliche Monſtren geboren wurden? wie geht es ihnen ſogar dann, wenn auch das Monſtröſe an ihnen blos ein Waſſerkopf iſt? Ihr Schickſal iſt entweder hohe Verſtandesſtumpfheit, oder gar völlige Vernunftloſigkeit. So viel kommt alſo ſchon darauf an, daß die Menſchenform auch nur nicht monſtrös ſei; was aber vollends dann, wenn man die ganze Menſchenform weg und eine andere thieriſche Form an ihre Stelle hin, ſich dächte? Nun, dann würde auch gar nicht einmal die Rede mehr von einem Menſchen ſein können, ſondern nur von ſo einem Thiere, deſſen Art dieſe gedachte

Form hätte. Ich gebe gern zu, daß geiſtige Kräfte durch die geſamte wirklich belebte, oder beſeelte Schöpfung vertheilt ſind; überall aber ſind ſie ſo vertheilt, wie es ihren Behältern, den Formen, angemeſſen war, und konnten auch nicht anders vertheilt werden, als ſo, und ſo wurden die höheren geiſtigen Kräfte auch nur der Menſchenform mitgetheilt, weil ſich dieſe nur, vermöge ihrer Organe, zu ihrem Behälter eignete, und weil ſie ſich in ihr nur ausbilden und offenbaren konnten. Bin ich alſo nun nicht eben da wieder, wo ich vorhin war, als ich ſagte, daß ich glauben müſſe, auch die Menſchenform mache den Menſchen aus? Neige ich mich aber dadurch etwa zum Materialismus hin? Keineswegs! Ich ſpreche ja von höheren geiſtigen Kräften, die ſich in der Menſchenform, als in ihrem Behälter, ſo ſchön ausbilden und offenbaren; dieſe haben ja aber gar nicht mit der Erdenmaſſe ſelbſt, die gedachter Form, wie allen irdiſchen Formen, zum Grunde liegt, ſondern nur mit der Form, zu thun, die aus ihr gebildet ward. Ach, und wie geſtehe ich es mir mit der gröſſeſten Freudigkeit, daß ich mich bei dem Glauben, auch die Menſchenform mache den Menſchen aus, ſo wohl befinde! Wenn ich nun bedenke, was der Menſch in ſeiner irdiſchen Form ſchon ſein könne, wie erwarte ich Alles, was ihm an intellektueller und moraliſcher Vollkommenheit noch abgeht, von dem groſſen Zeitpunkte, Tod genannt, wo er ſeine irdiſche Form mit einer himmliſchen verwechſeln wird! Da, da wird die groſſe Wahrheit, daß die Menſchenform den Menſchen ausmache, der allgemeine Glaube derer werden, welchen ſie vom Allformer zu Theile ward.

Würde nun auf Alles, was ich iezt gedacht habe, erwiedert — „ſo magſt du Recht daran haben, daß die exiſtirenden Erdenweſen durch ihre Form das ſind, was ſie ſind, und daß alſo auch die Menſchenform zu Menſchen mache; iſt darum auch bei Sachen, bei Angelegenheiten der Menſchen, die Form ſo erheblich, und das Hauptſächlichſte? — ſo kann ich beweiſen, daß es in dieſer Hinſicht um die Formen nicht ſchlechter ſtehe.

Was kann dem Menſchen wohl wichtiger ſein, als — Religion, oder Glaube an etwas Göttliches und Verehrung deſſelben? Iſt es denn aber da wohl genug, daß man nur ein Religioſe ſei, oder kommt nicht Alles auf die Form an, in der man es iſt? Iſts Einerlei, ein Abgötter, Vielgötter, Götzendiener zu ſein, oder nur an einen einzigen unſichtbaren Allerhöchſten zu glauben? Ach, was thůt hier ſchon die bloſſe Glaubensform! Macht ſie nicht in der That ſchon die Hauptſache beim bloſſen Gottesglauben aus? Wenn man dann aber auch an einen einzigen unſichtbaren Allerhöchſten glaubt, iſts da wieder Einerlei, ob man ihn durch bloſſe Aeuſerlichkeiten, oder geiſtig, verehre? Macht alſo nicht wieder bei der Gottesverehrung auch die Verehrungsform die Hauptſache aus? Zu welchen Urtheilen über ſich zwingt mich daher mein Zeitalter, das doch das Zeitalter der Vernunft genannt wird, wenn ich es in dieſen Hinſichten betrachte! Sibaritiſche Philoſophen, wenn ſie nur ihr Lieblingsleben führen können, lächeln dazu, ob ein allerhöchſter Geiſt, oder ein ſteinernes Bild, oder gar eine Vogelfeder, göttlich verehrt werde, und proteſtantiſche Kirchenlehrer reden dem Cerimonienweſen von neuem das Wort. Das Erſtere kann nicht viel ſchaden; wohinaus ſoll aber das Letztere? Darauf hinaus etwa, daß der Kultus wieder mit Meſſehören, wie vor Luthers Zeiten, abgethan werde? Ha, welch ein Hochverrath, der an der deutſchen Kirchenreformation begangen würde!

Nimmt man die weltlichen Sachen und Angelegenheiten der Menſchen, ſo ſieht es dabei ebenſo um die Wichtigkeit der Formen. Wie man z. B. von Regirungsformen, wie von Glaubensformen, ſpricht, ſo iſt auch Niemand damit zufriden, daß blos regirt werde; nur die Form der Regirung kann ihn zufriden ſtellen. Es iſt doch wohl etwas Anderes, wenn nur ein Einziger regirt, der nicht nöthig hat, für ſeine Familie zu ſorgen, als wenn zehen Patricier regiren, deren jeder auf das Privatbeſte ſeiner Familie bedacht iſt — und etwas Anderes, wenn der regirende Einzige nach Geſetzen, die die Weiſen der Nation entworfen haben, regiren mus, als wenn er ſich über alle Geſetze erheben, und nach Willkür regiren darf ... So ſpricht man auch von Juſtizformen in den Gerichten, und die ganze bürgerliche Welt iſt ia wohl der Meinung, daß auch bei der Gerechtigkeitspflege auf die Form Alles ankomme? Wer billigt wohl den tumultuariſchen Procesgang, bei dem durchaus keine Gerechtigkeit zu erwarten iſt? Wer billigt aber auch wohl ienen koſt- und zeitſpieligen Schneckengang der Rechtshändel, bei dem man bis an ſeinen Tod hin auf Gerechtigkeit warten mus, und ſie wohl gar nicht einmal erlebt? ..

Mit allen übrigen Einrichtungen in der Geſellſchaft verhält ſich's ebenſo, daß dabei Alles auf die Form ankomme. Man fange z. B. bei den Erziehungsinſtituten an, und endige bei den Wohlthätigkeitsinſtituten! Es kommt doch gewis nicht darauf an, daß es dergleichen blos gebe, ſondern darauf kommts hauptſächlich an, daß ſie gehörig beſchaffen ſind .‥ Feſt ſteht alſo der Satz, daß auch in weltlichen Dingen die Form Alles ausmache.

Gibt man denn nicht auch die weſentliche Wichtigkeit der Formen überhaupt dadurch ſtillſchweigends zu, daß man alle Hauptveränderungen, welche man trift, Reformen nennt... Ja, und — wann ward von alten Formen, welche zu dem Zeitgeiſte nicht weiter paſſten, mehr geſprochen, als in meinen Tagen? Wann rechtfertigte man die auffallendſten Umſchaffungen durch dieſes Argument mehr, als ietzt? Die Formen müſſen alſo doch viel auf ſich haben. Gewis verhält es ſich auch in vielen Fällen ſo, daß die alten Formen menſchlicher Einrichtungen zu unſerem Zeitalter nicht mehr paſſen; nur ſollte man bedenken, daß es doch auch ſchon Fälle gegeben habe, daß man zu alten Formen zurückzukehren ſich genöthigt ſah, und ſollte ſich daher mit den Anſchlieſſungen an den Zeitgeiſt nicht übereilen. Vorzüglich ſollte man, wenn man alte Formen abſchaft, das alte Gute, welches ihnen als Materie zum Grunde lag, nicht zugleich mitabſchaffen. Klingt dis etwa wie die Stimme eines Predigers in der Wüſte? dem Freunde des Guten, dem deutſchen Biedermanne, klingt es gewis nicht ſo.

Recht anſchaulich könnte man es Jedem machen, wie viel es mit den Formen auf ſich habe, der es nun noch nicht einſehen wollte — indem man ihn auf ſeine Fortexiſtenz verwieſe. Unſere Erhaltung, unſere Fortexiſtenz, iſt freilich die Sache; wie ſtehts aber auch hierbei um den Werth der Form? Iſts uns z. B. gleich, ob wir auf freiem Fuſſe, oder in Ketten und Banden, fortexiſtiren? Iſts uns gleich, ob wir geſund, oder krank, fortexiſtiren? Iſts uns gleich, ob wir in einer Art von für Menſchen gehörigem Wohlleben, oder bei Hunger und Kummer, fortexiſtiren? Spotte, wer ſpotten will, darüber, daß dergleichen Fragen, indem die Rede von Formen iſt, aufgeworfen werden; ſie gehören recht eigentlich in das Kapitel von den Formen, und ſollten auch nur dazu dienen, die allgemeine Wichtigkeit der Formen zu verſinnlichen.

Doch — es können auch iedem Spötter der Art noch zwei andere Fragen ans Herz gelegt werden, für die er tiefe Achtung haben mus. Beruhet nicht alle phiſiſche Schönheit auf den Formen? Könnten wir von iener auch nur ſprechen ohne dieſe? Aber — nun gibts geſchmückte Gefilde, wie es öde Sandwüſten gibt; nun gibts vollkommenproportionirte Menſchengeſtalten, wie es ekelhafte menſchliche Misgeſtalten gibt; nun gibts Bildſäulen, die zu leben ſcheinen, wie es bloſſe Klotzfiguren gibt, und — ſo, nur ſo können wir auch nun von Schönheiten der Natur und der Kunſt ſprechen, und haben nur Begriffe von ihnen . . . Kommt aber nicht auch ſogar bei der moraliſchen Schönheit auf die Form oft Alles an? Iſts z. B. genug, wenn wir nur helfen und dienen? Iſts genug, wenn wir nur unſern Beleidigern verzeihen? Iſts genug, wenn wir nur für das Gute leiden? Nein, auf die Art und Weiſe kommt es an, wie wir helfen und dienen, wie wir verzeihen, wie wir für das Gute leiden. Wählen wir da die rechte nicht, ſo werden unſere Beleidiger nie glauben, daß wir ihnen wahrhaftig verziehen haben; die von uns Unterſtützten werden wünſchen, uns die geleiſtete Unterſtützung zurückgeben zu können, und — unſere Leiden für das Gute werden uns mehr zur Schande, als zur Ehre, gereichen.

Fünf und ſiebenzigſte Stunde.

Verdienſte um Selbſtmörder beſſerer Art.

Der verlaſſenſte Menſch iſt der, der von ſich ſelbſt verlaſſen wird. So gehts dem Selbſtmörder. Selbſtmördern gehört alſo unſer Mitleid; doch freilich, nach Beſchaffenheit der Urſachen, welche ſie zu ihrem düſtern und unnatürlichen Entſchluſſe verleiteten, und nach Beſchaffenheit ihres ſonſtigen moraliſchen Karakters, nicht im gleichen Grade, und bald mehr, bald weniger.

Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein inhaftirter grober Delinquent im Kerker ſich umbringt, als wenn ein unbeſcholtener freier Menſch ſeines höchſten ihm fehlgeſchlagenen Wunſches wegen ſich umbringt. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein herrſchaftlicher Kaſſenführer, der als Verſchwender die Kaſſe angrif, und plötzlich Rechnung ablegen ſoll, ſich entleibt, als wenn ein rechtſchaffener Kaufmann, der durch einen Schlag des Schickſals um ſein Vermögen kommt, ſich entleibt. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein Kornjude, weil das Korn wider alle ſeine Spekulation im Preiſe ſehr fällt, ſich mitten am Tage über ſeinen Kornhaufen aufhenkt, als wenn ein kinderreicher, aber ohne ſein Verſchulden brodtarmer Vater in der Nacht in ſeinem Keller oder Bette ſich aufhenkt. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn Jemand ſich erſäuft, um den Seinigen ein ſehr groſſes Herzeleid zu verurſachen, und wohl gar ein Freudenfeſt, zu dem ſie ſich anſchicken, zu zerſtören, als wenn ein enthuſiaſtiſcher Freund der Menſchheit den Tod in den Fluten ſucht. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein reicher Spieler, nachdem er an einem Tage ſich zum Bettler geſpielt hat, ſich erſchieſſt, als wenn ein treuer Diener, der öffentlich von ſeinem Herrn ſehr gemishandelt ward, ein Schiesgewehr auf ſich abdrückt. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein Menſch, der das unſittlichſte und lüderlichſte Leben geführt hat, um den Qualen ſeines erwachten Gewiſſens, oder wohl gar den Schmerzen der ſchändlichſten unheilbaren Krankheit, welche er ſich zuzog, ein Ende zu machen, Gift nimmt, als wenn es ein Edler aus Schwermuth nimmt, und ſo ſein wohlgeführtes Leben mit einer Unthat ſchlieſſt.

Wer fühlt nicht gleich, daß er allen den Selbſtmördern, welche das zweite Glied in dieſen Vergleichungen ausmachen, ein höheres Mitleid ſchuldig ſei? Ja, man möchte faſt ſagen, daß ſich für die übrigen, welche das erſte Glied darin ſind, das Mitleid oft auf ein bloſſes Bedauern beſchränke, daß ſie einer ſolchen Unſittlichkeit ſich ergaben, die ſie zum Selbſtmorde führte, und wohl führen muſte. Solch Bedauren darf dann aber auch in der That ſo wenig Einem von dieſen verſagt werden, als es dem Räuber, während daß ihn die Juſtitz henkt, oder dem Mordbrenner, während daß ihn die Juſtitz verbrennt, oder dem Vatermörder, während daß ihn die Juſtitz rädert, verſagt zu werden pflegt; denn man iſts der menſchlichen Natur, welche auch alle Böſewichter noch an ſich haben, ſchuldig.

Ich habe es heute mit ſolchen Selbſtmördern zu ſchaffen, welche das zweite Glied in den angeſtellten Vergleichungen ausmachen — mit Selbſtmördern beſſerer Art — und denen das innigſte Mitleid gehört. Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein unbeſcholtener Menſch blos darum, weil er, nachdem ihm ſein höchſter Wunſch fehlſchlug, in der ganzen Welt nichts mehr für ſich zu ſehen glaubt, durch eigene Hand fällt? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein rechtſchaffener Kaufmann blos darum, weil er ſeinen unverſchuldeten Bankerot nicht überleben will, ſich ſelbſt entleibt? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein armer Hausvater blos darum, weil er das am Morgen bevorſtehende abermalige vergebliche Geſchrei ſeiner vielen Kinder nach Brodt nicht mehr hören kann, in der Nacht ſich erhenkt? Wem mus das Herz nicht bluten, wenn ein enthuſiaſtiſcher Freund der Menſchheit blos darum, weil er ihren immer höher ſteigenden Jammer in ſeinem Zeitalter nicht mehr mit anzuſehen vermag, ſich in die Fluten ſtürzt? Wenn mus das Herz nicht brechen, wenn ein gewiſſenhafter Diener blos darum, weil ihn ſein Herr dafür, daß er ſich ihm rechtmäſſig widerſetzte, öffentlich grob mishandelte, ſich erſchieſſt? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein Menſch, der immer moraliſchgut gelebt hatte, in einer Stunde der höchſten Schwermuth ſich vergiftet? Was für lange und harte Kämpfe mit ſich ſelbſt mögen alle dieſe Unglücklichen vorher erſt ausgeſtanden haben, ehe ſie zur wirklichen Ausführung ihres fürchterlichen Vorſatzes gegen ſich ſelbſt ſchritten! Hat denn nicht ſchon Mancher von ihnen, der wieder gerettet ward, oder der wenigſtens nach vollbrachter That noch einige Tage oder Stunden mit Bewuſtſein verlebte, weil ſie ihm nicht ganz und nicht ſogleich gelang, denen, die ihn beſuchten, Herzerſchütterndes genug davon erzählt? Ach, auch mir geſchahen dergleichen Erzählungen, und nie werde ich ſie vergeſſen; ſie wirkten mit ihrer vollen Kraft auf mich, und beſtärkten mich noch unendlich in dem Mitleid, welches ich vorher ſchon gegen die, welche ſie mir lieferten, in meinem Innerſten gehegt und gefühlt hatte.

Um ſolche Selbſtmörder, von denen hier die Rede iſt, kann man ſchöne Verdienſte ſich erwerben, und eben darum, weil man es kann, ſo iſt es auch Pflicht. Das nidrigſte dieſer Verdienſte um ſie bleibt immer das ſchon erwähnte, welches darin beſteht, daß man ſich das Herz ihrentwegen brechen laſſe, und in dieſem hohen Mitleidsgefühle das, was ſie thaten, vor ſich ſelbſt entſchuldige. Hieran darf es aber keineswegs genug ſein; man mus ſie auch ihrer That wegen bei Andern zu entſchuldigen, und ſie ehrenzuretten ſich bemühen. Die Ungebildeteren — und dergleichen findet man nicht etwa blos unter dem groſſen Haufen, ſondern man triſt ſie auch häufig in ſeinem eigenen kleinen Umgangszirkel an — ſind noch immer mehr im Stande, Miſſethäter, welche von der Juſtiz am Leben geſtraft werden, ihres Mitleids zu würdigen, und ſie wohl gar ihrer verübten Greuel gegen die Geſellſchaft wegen in Schutz zu nehmen, als nur auch ganz ruhig ſich dabei zu verhalten, wenn ein übrigens guter Menſch ſich ſelbſt das Leben nimmt. Von Jenen heiſſt's dann wohl gar, ſie hätten ſich am Ende doch noch bekehrt. Da mus man dann laut und ſtark auf die Urſache hinweiſen, aus welcher Dieſer ſeine Unthat verrichtete; man mus ſeinen übrigens wackern Karakter ins Licht ſtellen, und ſo nicht nur das Seligkeitsabſprechen, ſondern auch das Tugendabſprechen, welches ihm drohet, dem drohenden Pöbel aller Stände auszureden und zu verleiden ſuchen. Gottlob, daß man in neueren Zeiten dahin gekommen iſt, keinen Selbſtmörder mehr durch den Schinder beerdigen zu laſſen — es müſte dann ein inhaftirter grober Verbrecher ſein, der ohnehin in Schindershände gefallen ſein würde, wenn er ſich auch nicht ſelbſt entleibt hätte! So ein ſchönes Beiſpiel die Obern auch hierdurch dem Volke gegeben haben, über Selbſtmörder überhaupt menſchlicher zu urtheilen, ſo hat es doch noch keineswegs auf das Volk die gehörige Wirkung gethan. Vielmehr iſt ſogar das Verdammen und Verleumden der Selbſtmörder von der beſſeren Art noch herrſchende Sitte. Man ſpricht ihnen nicht nur der einzigen letzten ſchwarzen That wegen die Seligkeit ab, welche ſie durch ihr ganzes vorhergeführtes Leben verdient hatten; man ſucht auch in ihrem Leben jede kleine Unſittlichkeit auf, um ſie recht anzuſchwärzen. Das Erſtere muß man für Ungereimtheit durch die Vorſtellung zu gültigen ſuchen, daß, wie kein öffentlicher Stadt- und Landbetrüger dadurch, wenn er am Ende ſein zuſammengeraubtes Gut, das er lange genug beſeſſen und genoſſen hat, und nun nicht weiter beſitzen und genieſſen kann, an Kirchen und Kapellen vermacht, ſein begangenes unzähliches Böſe wieder gut mache, und in den Himmel komme, auch kein ehrlicher Mann dadurch, daß er am Ende ſich ſelbſt vergiſſt, ſein gethanes unzähliches Gute wieder böſe machen, und deshalb in die Hölle kommen könne. Was das Letztere, oder die Aufſuchung jedes kleinen moraliſchen Fehlers in dem Leben der Selbſtmörder beſſerer Art, anbelangt, ſo iſts das Gerathenſte, dergleichen Schmäher auf ſich ſelbſt zu verweiſen, und ihnen mit dem bidern und liberalen Luther zuzurufen, daß ſie in ihren eigenen Buſen greifen möchten; wobei ihnen dann zugleich der Gedanke recht ans Herz gelegt werden mus, daß es ihnen nicht an die Stirn, oder in die Hand, geſchrieben ſei, welchen Todes auch ſie ſterben könnten, und daß nur hohe Schwermuth ſie ergreifen dürfe, um fertig zu ſein, ſich aus dem dritten Stock ebenſo herabzuſtürzen, wie ein unbewachter Hitzigfieberkranker im höchſten Fieberparoxismus ... O wie werden ſich einſt die Selbſtmörder beſſerer Art bei uns dafür bedanken, daß wir auf der Erde ſchon ſie ſo ehrenretteten! Gewis, eine ſolche Zuſammenkunft von Ehrenrettern und Ehrengeretteten wird eine der heiligfeierlichſten ſein.

Waren die Selbſtmörder beſſerer Art Familienväter, ſo mus man für ihre Hinterlaſſenen vorzüglich ſorgen. Schon, wenn Selbſtmörder der ſchlechteſten Art Kinder nachlaſſen, iſt es Pflicht, ihren Kindern ebenſo ſein Mitleid thätig zu beweiſen, wie man gegen ſie ſelbſt nur Bedauren bezeigt. Was können Kinder dafür, daß ſie einen ſchlechten Vater hatten, den ſeine Schlechtheit zum Selbſtmörder machte? Erſt müſte bewieſen werden, daß ſie auch ſchon faſt ſo ſchlecht wären, wie ihr geweſener Vater, ehe man ſie ſamt ihm verurtheilen dürfte. War der Vater Selbſtmörder aber vollends ein guter Mann — — o wie iſt man es ihm ſchuldig, ſeine Güte auch noch ſegnend für ſeine Kinder zu machen! Hier öfnet ſich allerdings dem Menſchenfreunde oft ein weites ſchönes Feld, auf dem er wirken kann; ſo wirke er dann auch da ſo, wie's ihm zukommt, und erwerbe ſich auf ſolche Weiſe noch höhere Verdienſte um Selbſtmörder beſſerer Art! Er führe die unſchuldigen Nachkommen in den Zirkel wieder ein, aus welchem ihr Vater ſich und ſie zugleich verſtieß! Er ſuche das Andenken des väterlichen Selbſtmords bei der Welt auszulöſchen, oder doch unſchädlich ihnen zu machen, und ſtehe ihnen in Erziehungs- und Verſorgungsangelegenheiten mehr bei, als allen andern Kindern! Er ſetze den mit dem Selbſtmörder gehabten Umgang heimlich und öffentlich mit ſeiner ganzen Familie ſo fort, als wenn derſelbe immer noch in Ehren lebte, und gebe dadurch der ganzen Mitbürgerſchaft eins der edelſten Beiſpiele!

Zuweilen geſchiehts, aber freilich nur ſelten, daß wackere Selbſtmörder wieder ins Leben zurückgebracht, oder gar noch gerettet werden; es kommt nehmlich hier zuförderſt darauf an, ob ſie ſo eine Selbſtmordsart wählten, bei der Hülfe für ſie möglich war, und dann aber auch darauf, ob die für ſie mögliche Hülfe ihnen auch gehörig geleiſtet ward. Wie ſelig mag ſich der fühlen, der in einem ſolchen geglückten Falle ſelbſt der Hülfleiſter und Retter, oder Wiederbeleber, ward! Doch, wenn dis auch nicht iſt, ein ſehr hohes Verdienſt erwirbt man ſich dennoch um dergleichen gerettete Selbſtmörder, wenn man ſie hernach ſo behandelt, als hätten ſie nicht gethan, was ſie thaten, und Andere bewegt, ſie ebenſo zu behandeln. Aechtmoraliſch und ächtreligiös ſoll man allerdings mit ihnen, ſobald ſie bei vollem Beſinnen wieder ſind, über ihre verübte That ſprechen; dabei mus es dann aber auch ſein Bewenden haben, und keine Vorwürfe darüber weiter, noch weniger immerwährende Hinweiſungen und Anſpielungen darauf. Auf das zärtlichſte mus man mit ihnen umgehen; man mus ſie zu der lebendigſten Ueberzeugung bringen, daß man ſich ihrer nicht ſchäme, und ſie mit liebevoller Unbefangenheit in ihre ehemaligen Geſelſchaften, mit welchen man vorher deshalb Verabredung getroffen hat, wieder einführen. Auf ſolche Weiſe werden ſie am gewiſſeſten vor Wiederholung des Selbſtmordsverſuchs geſichert, als woran uns dann doch wohl vorzüglich gelegen ſeyn mus. Zuweilen zwar ſichert ſie ſchon blos der beim fehlgeſchlagenen Verſuche empfundene Schmerz; man hat aber doch Beiſpiele vom zweiten, ia, vom dritten Verſuche, der endlich gelang, und ſo dürfte wohl Alles darauf ankommen, daß man ſie auf das gütlichſte behandle, und dabei zugleich die Urſache ihres Lebensüberdruſſes wegzuſchaffen ſuche, ſobald man ſie weis, und ſie wegſchaffen kann.

Das höchſte Verdienſt, welches man ſich um Selbſtmörder beſſerer Art erwerben könnte, würde alſo freilich darin beſtehen, daß man, ſobald man ſie mit Recht in Verdacht haben müſte, ſie gingen mit dem Grauſen erregenden Vorſatze um, zu verhüten ſuchte, daß ſie ihn ausführten. Wer dis thut, und wem ſolch edles Thun gelingt, deſſen groſſer Schuldner bleibt der durch ihn von dem ſchon allerbeſchloſſenſten Selbſtmorde noch Abgehaltene auf ewig. Es kann dis in der That oft ſehr glücklich geſchehen, wenn man nur will; beſonders im Familienleben, ſobald es Schwermüthige betrift. Man ſieht ia die Seinigen, wenn auch nicht immer, doch häufig, und kann ſie beobachten genug; Schwermut aber zeigt ſich bald. Statt Veranlaſſung zu ihr zu geben — wie? dis könnte der Fall ſein? ach — und wie zittere ich, indem ich ſo etwas denke! — leider mag er's wohl oft genug ſein! — ſtatt alſo ſelbſt Veranlaſſung zur Schwermut eines Familiengliedes zu geben, erforſche man vielmehr das, was ſie veranlaſſt, und ſuche es aus dem Wege zu räumen. Man zerſtreue den armen gemüthskranken Seinigen auf alle Weiſe; man bereite ihm mancherlei unerwartete Freuden! Hilft Alles nichts, ſo thue man wenigſtens das Letzte noch, und laſſe ihn nie ganz allein; um es ihm phiſiſchunmöglich zu machen, ſeinen ſchwarzen Entſchlus auszuführen! Wenn auch dis nicht einmal geſchähe, wozu wäre dann das Familienleben da? O wehe, dreimal wehe doch der Indolenz, welche man in Häuſern, wohl gar in den vornehmſten Häuſern, gegen melancholiſche Verwandte nicht ſelten antrift!

Sechs und ſiebenzigſte Stunde.

Hoſpitalität.

Wer kennt nicht den hohen Rang, welchen unter den Tugenden die Gaſtfreundſchaft bei den Völkern des Alterthums behauptete? Wer weis nicht, daß ſie ſogar bei Wilden in neueren Zeiten noch angetroffen ward? Hierauf zu erwiedern, daß es alſo am Tage liege, die Hoſpitalität ſei eine Tugend, die nur in die Kindheit der Welt gehöre, würde ſehr unmoraliſch gedacht ſein. Gern wollte ich es mir gefallen laſſen, wenn man ſpräche, der Mangel an öffentlichen Wirthshäuſern ſei es blos, der da, wo er war, oder noch iſt, die Hoſpitalität zu einer vollkommeneren Pflicht gemacht habe, oder noch mache; aber daß es Kinderei ſei, ſie auch mitten unter Wirthshäuſern ausüben zu ſollen, kann ich nicht zugeben. Das menſchliche Herz an ſich iſt zur Theilnahme überhaupt geſtimmt, alſo auch zur Theilnahme gegen Reiſende; wenn die

Völkerkultur dieſe ſchöne Mitgabe unſerer Natur auch nur von irgend einer Seite her verwüſten ſollte, verdiente ſie dann auch wohl noch den Nahmen — Kultur? Ich dächte ſogar, Reiſende, weil ſie ſich nicht unter Mitbürgern befinden, eigneten ſich ganz beſonders zu Gegenſtänden für unſere Theilnehmung. Damit vollends, daß die Wilden in neueſten Zeiten nichts weniger, als hoſpital, wären, ſollte man doch ia lieber zurückbleiben; denn man ſtellt dadurch nicht ſie, ſondern die Europäer ſamt ihrer Kultur, an den Pranger. Wer anders, als dieſe, machte die ehemals gaſtfreien Wilden ungaſtfrei, ia, gaſtmörderiſch? Wie führten ſie ſich bei den erſten Beſuchen, welche ſie ihnen abſtatteten, gleich auf? Sie nahmen Beſitz von ihren Inſeln und Ländern, plünderten ſie aus, ſchändeten ihre Weiber und Töchter, ſteckten ſie mit vermaledeiten Krankheiten an, und lieſſen nichts, als Jammer, hinter ſich zurück. Iſts Wunder, wenn dergleichen ungebetene Gäſte bei ihren Wiederkünften wahrhaftigwild aufgenommen wurden? Würden wir kultivirte Europäer bei Beſuchen, welche uns die Wilden abſtatteten, anders verfaren? Ich fürchte, ich fürchte, wir handelten gegen ſie gleich beim erſten Beſuche ſo, wie ſie gegen uns beim zweiten, oder dritten gar erſt.

Wer reiſete ie, und ſtieg nicht, wenn er nicht blos Poſtpferde wechſelte, lieber bei einem Freunde, als im Gaſthofe, ab, oder fands nicht, wenn er auch ſein Quartier im Gaſthofe nahm, wenigſtens ſchon, an eine Familie empfehlen zu ſein, die ihn gern bei ſich ſah, ihn mit den Merkwürdigkeiten ihres Orts bekannt machte, und in daſige gute Menſchenzirkel einführte? Den Reiſenden iſt alſo gewis mit Hoſpitalität gedient; ſollte man nicht aber auch ſich ſelbſt einen Dienſt damit leiſten, wenn man ſie ihnen erweiſet? Man reiſet ia auch wohl einmal, und kommt wohl durch ihren Ort, oder durch Oerter, wo Freunde von ihnen wohnen — eine Bekantſchaft macht die andere — wie wird man alsdann ſich nicht freuen, gleiche freundſchaftliche Aufnahme zu finden! Doch — wenn auch dis der Fall nicht wäre, iſts denn nicht angenehm, dann und wann ganz unvermutet Menſchen, die man blos dem Nahmen nach kannte, aber immer ſchon ſchätzte, auch von Perſon kennen zu lernen, oder auch ſolche Menſchen, die man gar nicht kannte, aber ſchätzen mus, ſobald man ſie ſieht und ſpricht, zu ſeinen Bekannten zu machen, ihnen in ſeinem Hauſe Höflichkeiten zu erzeigen, und ſich mit ihnen über ihr Vaterland, über ihre Reiſen und über die vielfältigſten wichtigſten Gegenſtände zu unterhalten?

Die gewöhnlichen Ausflüchte dagegen weis ſich der, der Humanität liebt, leicht zu benehmen. So kann ia z. B. die Hoſpitalität auch ganz ökonomiſch getrieben werden, und gute Fremde ſind auch an ſich ſehr genügſam. Es iſt ihnen ſelbſt zuwider, daß ſie beſchwerlich fallen ſollten; ſie halten es wie Jener, der immer umherreiſete, nicht mit ſechs Schüſſeln, ſondern mit „Eins iſt Noth“, verbitten alle Zurüſtungen ihrentwegen, und nehmen gern vorlieb mit uns, wie ſie uns finden. Steht man denn nun da nicht auf einem beſſeren Tone, wenn man lieber Fremde an ſeinem gewöhnlichen Haustiſche bewirthet, als wenn man Schmauſereien für ſeine Mitbürger ausrichtet, um dergleichen von ihnen wieder für ſich ausrichten zu laſſen? Sollt's alſo auch wohl nicht darauf hinauslaufen, daß die alte ächte Hoſpitalität gegen Ausheimiſche durch die übertriebene Hoſpitalität gegen Einheimiſche verdrängt worden ſei? Ich glaube ſehr, daß ſich's ſo verhalte. Wiſſen aber möchte ich's doch, was man im Grunde wohl davon hätte, wenn man einander kränzgenweiſe hin und her beſchmauſet, von lauter Alltagsſachen dabei ſpricht, oder

ohl gar nicht ſpricht, ſondern blos ſpielt. O
ie lobe ich mir dagegen doch das frugale Bewir-
hen der Fremden, die nicht zu mir kommen, um
ey mir Karte zu ſpielen, ſondern ſich mit mir
u beſprechen, bald ernſthaft, bald ſcherzhaft,
u beſprechen ... Mit der Ausflucht, daß die
remden Beſuche ſo viel Zeit wegnähmen, verhält
chs ebenſo, wie damit, daß ſie ſo viel Geld
egnähmen. Man ökonomiſire nur auch mit ſei-
r Zeit gehörig; ſo wird Zeit genug übrig blei-
n, um ſie wackern vorſprechenden Fremden oh-
ſeinen Schaden widmen zu können. Iſts denn
nicht beſſer, die bloſſen Spielſtunden, oder
che Stunden, die man wohl gar ſehr unſittli-
en Vergnügungen ſchenkt, Ausheimiſchen zu
enken, welche ſich Ehre und Freude daraus
achen, ſich uns zu näheren und von uns lieb-
ch aufgenommen zu werden?

Ich komme noch einmal auf das eigentliche
wirthen der Fremden zurück. Das Leſen der
en iſraelitiſchen heiligen Urkunden machte mir
n ieher viel Vergnügen; ſie ſind ſo einfach und
gekünſtelt, daß ihnen die Verehrungswürdig-
wie ein Stempel gleich an der Stirn ſteht.
raham — ſo lautet darin eine Erzählung —

bekam unerwartet drei Männer zu Gäſten, lies ihnen Waſſer bringen, die Füſſe zu waſchen, lies Kuchen backen, und ein gutes Kalb ſchlachten. Vorher fragte er ſie, ob ſie ſo wollten, und ſetzte treuherzig hinzu, daß ſie ia doch wohl deshalb bei ihm eingekehrt wären. Sie antworteten — Thu, wie du ſagſt. Darauf trug er auf Butter und Milch, und von dem Kalbe, das er hatte zubereiten laſſen, und ſetzte es ihnen unter dem erfriſchenden Schatten eines Baums vor, und ſie aſſen. Auf dieſe Erzählung folgt unmittelbar eine andere von derſelben Art. Dis war patriarchaliſche, d. h. urächte Hoſpitalität, und ich möchte wiſſen, wie man ſie, wenn man nicht zu arm iſt, um Butter, Milch, Kuchen und Kalbsbraten anzuſchaffen, zu koſtſpielig finden könnte. Bei einer ſolchen Armut aber wird es wohl keinem Fremden leicht einfallen, bei uns einzukehren, und ſie iſts freilich, die von *aller* Hoſpitalität diſpenſirt. Um ſo mehr aber ſchäme ſich ieder Reiche, der den Filz gegen ihn beſuchende Fremde macht, während daß er den Verſchwender gegen Mitbürger ſpielt, blos darum ſpielt, weil ſie es ihm, wie der Reiſende aller Reiſenden ſich ausdrückte, *wiedervergelten*.

Indem ich dis denke, fällt mir ganz unwillkürlich der liebe Ausſpruch des unbekannten, oder doch wenigſtens unausgemachten Verfaſſers ein, der den Brief an die Hebräer ſchrieb. „Seid gaſtfrei; denn ſo haben ſchon Menſchen ohne ihr Wiſſen Engel beherbergt.“ Offenbar deutete er hiermit auf die erwähnten Erzählungen im erſten Abſchnitte der alten iſraelitiſchen heiligen Urkunden hin, und die Bibelüberſetzer haben auch nicht ermangelt, unter ſeinem Ausſpruche gleichfals auf ſie hinzuzeigen ... Es hat ſich bis auf den heutigen Tag bewahrheitet, daß der Gaſtfreie zuweilen Engel beherberge. Wer weis es nicht, daß herzlich aufgenommene Fremde oft die Retter derer waren, die ſie ſo herzlich aufnahmen? Bald wurden ſie es in Feuersgefaren, bald in Raubgefaren, bald in urplötzlichen Todesgefaren. Warlich, da waren doch die eingekehrten Fremden gleichſam Engel, die von Gott geſendet wurden. Aber — auch dis auf die Seite geſtellt — iſts nicht auch wahr, daß man, wenn man einen ſehr gebildeten Fremden beherbergt hat, bei ſeiner Abreiſe die Empfindung habe, daß man einen Engel beherbergte? Ich ſelbſt habe dergleichen mir unvergeßliche Tage gehabt, und gäbe nun auch die bloſſe Rückerinnerung an ſie für die geprieſenſten Weltfreudentage nicht hin. Ihr, die ihr mich, als ich euch beherbergte, ſo hoch beſeligtet, habt zwar gröſtentheils ſchon die weite Reiſe angetreten, von der Niemand wiederkommt; das ſchadet aber nichts — wir finden uns wieder in der Heimat der Geiſter, ſobald ich iene Reiſe euch nachgethan habe, und vertraut werden wir dann auch gewis gleich wieder ſein, weil wir es in meiner Hütte hier ſchon wurden.

Recht gut, wird man vielleicht entgegnen, daß man ohne ſein Wiſſen Engel beherbergen könne; man kann aber auch ohne ſein Wiſſen Teufel beherbergen . . . Ich kann dis allerdings nicht ableugnen. Welche fürchterliche Misbräuche ſind ſchon von der Hoſpitalität gemacht worden! Statt Räuber abzuhalten, führte man die Räuberbande ein; ſtatt Feuer zu löſchen, legte man Feuer an; ſtatt ſeinen Wirth aus Todesgefaren zu retten, mordete man ihn. Ja, wenn auch Abſcheulichkeiten dieſer Art nicht getrieben wurden, ſo misbrauchte man doch wohl in bedenklichen Zeiten die Offenheit ſeines ehrlichen Wirths, lockte ihm Aeuſerungen ab, ward zum Verräther an ihm, und machte ihn und ſeine Familie unglücklich.

Wahr dis Alles; aber — was folgt daraus? daß man alle Hoſpitalität aufgeben ſolle? Nein, nur dis folgt daraus, daß man ſie, wie iedes andere Gute, mit gehöriger Vorſichtigkeit auszuüben habe. Dieſen Rath gebe ich auch wirklich Jedem, und befolge ihn ſelbſt.

Sogenannte Vagabonden erkennt man ia wohl gleich an ihrem Aeuſerlichen, wie die Vögel an den Federn, und — wer wollte ſich mit ſolchen Menſchen auch nur auf irgend eine Weiſe weiter einlaſſen, als daß man ihnen einen Zehrpfennig anbietet, oder ſofort reicht? Dazu, kann man mit Recht ſagen, ſind die Gaſthöfe da, daß ſie dergleichen Perſonen, weil es doch Menſchen ſind, auf- und einnehmen, aber auch nur auf kurze Zeit, weil ſie alsdann, wenn kein Hindernis dazwiſchen kommt, weiter vagiren können. Wer wollte aber nicht gern auswärtige Freunde und Bekannte aufnehmen, und ihnen den Aufenthalt am fremden Orte angenehmer zu machen ſuchen? Wer nicht ebenfals Reiſende, die von Freunden und Bekannten an ihn empfohlen werden? Kommen ſie nicht gleichſam im Nahmen dieſer? Iſt nicht iede Ehre, die wir ihnen erweiſen, iede Freude, die wir ihnen bereiten, in den Augen dieſer eine Ehrenerweiſung, eine Freudenbereitung für ſie ſelbſt? In der That, ſo wird das Reiſen leichter und froher, wenn man überall nicht blos ſchöne Natur, ſondern auch liebe Menſchen, antrift, und daher ſind beſtimmte Verbünde, die hierzu getroffen werden, von groſſem Werthe. Iſt vollends ein empfohlner Reiſender auf einer unverdienten Flucht begriffen, oder befindet er ſich ſonſt in bedrängter Lage, wer wollte ihn nicht menſchenfreundlich als Flüchtling behandeln, oder in ſeiner Bedrängtheit ihn nach Kräften unterſtützen, und weiter empfehlen?

Da aber in neueren Zeiten die Hoſpitalität ſo häufig gemisbraucht worden iſt, ſo thut man freilich wohl, wenn man als ſeinſollender, ia, auch als wirklichwerdender Wirth hieran ein warnendes Beiſpiel nimmt. Ganz unbekannte und unempfohlne Fremde, wenn ſie auch ein rechtliches Anſehen haben, können kaum Mehr verlangen, als daß man ſie blos oberflächlich behandle; es wäre dann, daß ſie ſich auf irgend eine Weiſe alsbald ſelbſt gehörig empfehlen. Doch auch in Anſehung derer, welche als Unbekannte empfohlen ankommen, mus man die Empfehlung wohl prüfen, ob ſie auch ihre Richtigkeit habe. Man hat Reiſende, die ſich die Empfehlungsſchreiben ſelbſt ferti-

gen, wie man Brandbettler hat, die ſich die Brand-
briefe ſelbſt machen. Und — wenn auch am Ende
die ganze Empfehlung ihre Richtigkeit hat, ſo
nehme man ſich doch in ietzigen Zeiten ſehr in Acht,
eine Meinung über politiſche Gegenſtände zu ſa-
gen, wenn ſie auch noch ſo gegründet und wahr
wäre. Der Fremde iſt wohl gar ein Aushorcher,
der, wenn er auch dis nicht iſt, ſo iſt er vielleicht
in Ausſchwätzer. Er erzählt abſichtlich, oder
och unvorſichtig, laut das nach, was man im
Stillen ihm ſagte. Er ſetzt wohl hinzu, oder läſſt
ns das geſprochen haben, was er ſelbſt ſprach.
uf ſolche Weiſe kann die Hoſpitalität allerdings
ehr theuer zu ſtehen kommen. Du alſo, der du
e liebſt, ſieh dir vor; du hatteſt nie mehr Urſa-
he, dis zu thun, als — ietzt.

Sieben und ſiebenzigſte Stunde.

Das Wiederſehen unſerer Lieben jenſeits.

Ich begreife recht gut, wie es zugehe, daß Viele, die doch äuſerlich nahe verbunden ſind, ſich nichts daraus machen, einander im künftigen Leben wiederzufinden und wiederzuſehen. Gibt es denn nicht Menſchen genug, die ſich ſogar auch daraus nichts machen, daß überhaupt ein künftiges Leben bevorſtehe, und daß ſie länger, als bis ans Grab hin, exiſtiren ſollten? Da ſie blos in groben Sinnengenüſſen ihre Seligkeit finden, ſo kann ihnen eine Fortexiſtenz ohne dergleichen freilich nicht behagen. Viel Gutes hätten ſie ſich ohnehin jenſeits nicht zu verſprechen; ſo liegt ihnen nicht nur nichts daran, ob ein Jenſeits ſei, oder nicht, ſondern es liegt ihnen ſogar Viel daran, daß es nicht ſein möge. Ganz ſo, wie es ſich mit dieſen Menſchen verhält, verhält ſich's auch mit ienen Verbundenen, deren ich gedachte. Sie möchten gern in dem ietzigen Leben ſchon tauſend Meilen weit von einander entfernt ſein, und können hier ſchon einander die Augen nicht mehr gönnen; wie könnten ſie ſich darauf freuen, in dem künftigen Leben, wo noch dazu kein Tod mit Trennungshofnungen weiter tröſtet, einander wiederzufinden, und wiederzuſehen? Es mus ihnen ia in der That höchſt daran liegen, daß, wenn auch Fortexiſtenz iſt, doch für ſie kein Wiederbeiſammenſein, kein Wiederſehen, Statt finden möge.

Wie aber der gute Menſch ohne ein künftiges Leben überhaupt ſich höchſt unglücklich fühlen würde, ſo müſten auch die, die einander lieben, die gern beiſammen ſind, und gern einander anſehen, ſich in voraus ſchon unglücklich im künftigen Leben fühlen, wenn ſie dort nicht wieder beiſammen ſein, dort einander nicht wiederſehen ſollten. Wer liebte ie, und dachte nicht ſo, ſobald er an menſchliche Fortdauer im Tode glaubte? Dem Gebildeten, dem, der auf ächte Gefühle und Genüſſe hält, ſind die lieben Seinen ſein höchſtes Erdengut; er hat ſich zu innig mit ihnen verkettet, und zwar auf die ſchönmenſchlichſte Weiſe, als daß an künftiges Seligſein für ihn ohne ſie weiter zu denken wäre.

Hierauf zu erwiedern, ob er nicht doch iezt beſtehen müſſe, wenn der Tod ſie ihm nähme, und ob er nicht auch alsdann wirklich beſtehe, iſt ſchon eine Erwiederung, der ich den verdienten Nahmen nicht geben mag. Wie beſteht er denn dann? Hat er nicht hart und lange genug zu kämpfen mit dem Jammer über ihren Verluſt? Ja, iſts am Ende die Zeit blos, welche den Kampf beilegt, oder iſts nicht die Hofnung ihres Wiedergewinns, welche nur an der Hand der Zeit zu einer klareren und lebendigeren Idee für ihn ward?

Vollends aber den Satz aufzuſtellen, daß im künftigen Leben ein Vergeſſen der Unſrigen eintreten werde, und daß wir alſo der Wiedervereinigung mit ihnen zu unſerer Zufridenheit dort gar nicht bedürften, iſt unter aller Vernunft und Sittlichkeit. Bleiben wir denn nicht weſentlich Dieſelben, und wenn wir durch tauſend Tode gingen? Kann uns alſo ie unſer Gedächtnis fehlen? Traun, es wird uns vielmehr dort noch treuer ſein, als hier. Mit einem ſolchen Vergeſſen der Unſrigen müſte ia auch ein Vergeſſen alles deſſen, was wir hier gegenſeitig für einander gethan und gelitten, eintreten; worauf liefe es alſo hinaus? Auf ein allgemeines Vergeſſen der Dinge diſſeits, das ienſeits einträte! Nun aber nicht blos die Frage, wozu wir auf ſolche Weiſe am Ende das ganze erſte Leben geführt hätten, wenns im zweiten ganz und gar vergeſſen wäre, ſondern auch — welch eine heilloſe Lehre wäre ſo eine Vergeſſenslehre! Fiele durch ſie nicht die ganze groſſe menſchliche Hauptſache — die Moralität — über den Haufen? So wär's dann Einerlei geweſen, ob man genützt, oder geſchadet hätte — Einerlei, ob man ein Vertheidiger, oder ein Anfaller, ein Lebensretter, oder ein Mörder, geweſen ſei; denn dort wäre alles vergeſſen. Willkommen, ia, ſehr willkommen — ich glaub's — mag eine ſolche Lehre den Böſen und den Böſewichten ſein; die Guten aber und die Märtirer fürs Gute müſſen ſich vor ihr entſetzen. Alſo — auch dieſe ſollten vergeſſen, was ſie thaten, und was ſie litten, und es ſollte gar keine Juſtiz in der vollkommeneren Welt Statt finden, da doch in der unvollkommenen Erdenwelt ſchon oft Juſtiz Statt fand?

Die Sache wird dadurch um nichts gebeſſert, wenn man das künftige Vergeſſen der Unſrigen damit beſchönigen will, daß wir ienſeits in höhere Verbindungen einträten, über die wir an die gepflogenen diſſeits weiter nicht denken würden. Ich möchte nur wiſſen, was man unter ſolchen höheren Verbindungen verſtände. Die Verbindung mit Gott an ſich kann man doch wohl nicht meinen; denn dieſe findet ia iezt ſchon Statt, und man vergiſſt über Gott die Seinigen nicht. Vielmehr, ie mehr man es mit Gott hält, deſto mehr hält man es auch mit ihnen. Meint man aber etwa die Verbindung mit Seraphs und Cherubs? So wenig eine Verbindung mit dieſen hier Statt fand, ſo wenig kann ſie irgend iemals eintreten. Es bleibt für uns in allen Welten, die wir etwa durchwandern ſollten, bei den Verbindungen, in welchen wir hier ſtehen — bei den Verbindungen mit Gott und mit Unſeresgleichen, unter denen unſere Lieben die uns nächſten ſind, und immer ſein werden. So ſchön es nehmlich auch ſein wird, mit den Weiſeſten und Edelſten aus allen Zeitaltern verbunden zu werden — ſollte man über ſie dieienigen vergeſſen können, mit denen man einſt ſchon ſo herzlich verbunden war, denen man die höchſten Beweiſe der Liebe gab, und von denen man die höchſten Beweiſe der Liebe empfing? Ich frage euch nach der Reihe — Eltern und Kinder, Brüder und Schweſtern, Freunde und Liebende, die ihr edlerer Art ſeid — könntet ihr einander ie vergeſſen?

Niemand kann von höheren Verbindungen in ienem Leben überzeugter ſein, als ich; aber ich meine auch damit blos, daß die hohen Verbindungen, in welchen wir ietzt und hier ſchon ſtehen, einſt und dort noch erhöheter ſein werden. So wird unſere Verbindung mit Gott erhöheter ſein; wir werden inniger an ihn glauben, an ſeiner Maieſtät uns überſchwenglicher ergötzen, herzlicher auf ihn vertrauen, und durch vollkommeneres Thun ſeines Willens ihn auch vollkommener verehren. So wird auch unſere Verbindung mit den Unſrigen erhöheter ſein; wir werden uns gegenſeitig ganz das ſein, was wir hier einander ſein wollten, aber nicht ſein konnten, und werden noch herrlicher vereinigt wirken. Dis ſind meine Begriffe von künftigen höheren Verbindungen, und ich glaube, daß ſie die richtigeren ſind.

Wenn es nun aber ausgemachtwahr iſt, daß man ohne ſeine Lieben ienſeits ſich nicht ſelig befinden könne, ſo beruhige dich doch, Gutmüthiger, der du zwar an ein künftiges Leben glaubſt, und dich auch nach Wiedervereinigung mit deinen Lieben und Freunden darin ſehnſt, immer aber noch an ihr zweifelſt! Sollte denn Gott, der uns dort noch ſeliger machen will, als hier, uns alſo die Unſrigen dort entziehen, da ſie hier ſchon unſer ſchönſter Beſitz waren? So wär's ia nicht einmal wahr, daß wir auch nur ſo ſelig forteriſtiren ſollten, wie wir iezt exiſtiren. Ich denke aber auch noch über dieſe ſo wichtige Herzensſache folgendermaſſen — — „Wenn menſchliche Fortdauer iſt, ſo dauern die Unſrigen nicht nur ebenſo fort, wie wir, ſondern ſie müſſen auch ebenda fortdauern, wo wir fortdauern. Der Stern menſchlicher Forteriſtenz iſt freilich ein anderer, als der Stern der erſten menſchlichen Exiſtenz; aber wie der Stern Erde es war, auf dem die Menſchen zuerſt zuſammen exiſtirten, ſo mus es auch derſelbe Stern — welcher es auch ſein mag — ſein, auf dem ſie zuſammen forteriſtiren. Die Frage könnte doch alſo nur ſein, wie die, welche hier ſo gern und herzlich beiſammen waren, ſich dort wieder antreffen und wieder finden würden. Dieſes allerdings ſehr wichtigen Umſtandes wegen aber verlaſſe ich mich auf die höhere Vollkommenheit der künftigen Welt und auf Gott, und glaube feſt, daß ſo, wie die, welche nicht wieder beiſammen ſein wollen, dort einander beſſer aus dem Wege werden gehen können, als hier, auch die, welchen Wiederbeiſammenſein hoher Wunſch iſt, einander dort gleich begegnen werden.

Man unterſcheidet wohl zwiſchen dem künftigen Wiederbeiſammenſein und zwiſchen dem künftigen Wiederſehen; mir aber iſt Beides Eins. So gewis mir es iſt, daß ich, ſobald ein künftiges Leben iſt, mit meinen Lieben und Freunden wiedervereinigt werden werde, ſo gewis iſt mir's auch, daß, ſobald Wiedervereinigung mit ihnen für mich Statt findet, ich ſie wiederſehen werde. Wodurch denn alle Notiz, welche ich jetzt von ihnen habe, als durch meine Sinne, und zwar vorzüglich durch den Sinn des Sehens und durch den Sinn des Hörens? Wodurch alſo auch meine künftige Wiedernotiz von ihnen, als eben hierdurch? Möchten doch Alle, welche anderer Meinung ſind, und die Wiedervereinigungsſache blos geiſtig handhaben, recht über das Undenkbare dabei nachdenken! Mit dem inneren Auge — Vernunft — kann ich wohl die Wahrheit ſehen, aber meine Freunde nicht; mit dem innern Ohr — Gewiſſen — kann ich wohl das Sittengeſetz hören, aber meine Lieben nicht. Ich weis alſo ganz und gar nicht, wie ich ſie ohne meine beiden edleren Sinne wiedererkennen, und was ich überhaupt ohne dieſe an ihnen und an der Wiedervereinigung mit ihnen haben ſollte. Der Spott über den Vergang des Körpers wird doch in der That hier ganz unrecht angebracht. Tritt denn an ſeine Stelle nicht ein feinerer Körper? Nun, ſo werden auch zugleich die Sinne zwar verfeinert ſein; es mus aber Sinne für uns geben, wie es einen Körper für uns geben mus, wenn die ganze Lehre von Fortdauer nicht zu einem Spaſſe werden ſoll. Neue Sinne etwa? Dergleichen können nicht Statt finden, weil wir weſentlich Dieſelben bleiben; wie könnten wir auch durch neue Sinne unſere alten Freunde wiedererkennen? Soll ich aber etwa einſt die Meinigen nur wiederhören? Immer bleibt ja doch der Sehesinn der ſchönſte Sinn, und, ſo ſehr ich auch Freund der Muſik bin, auch die reizendſte Muſik gebe ich für eine reitzende Ausſicht hin. Bei der Freundſchaft vollends — wie viel geht da verlohren, wenn das Sehen fehlt! Man frage hierüber nur Blindgewordene! Ich werde alſo meine Lieben ſo gewis einſt wiederſehen, als ich mit ihnen wiedervereinigt werde, und ſo gewis es Gottes Wille iſt, mich in dem künftigen Leben nicht unſeliger, ſondern ſeliger, zu machen. Darum iſt mir, wie geſagt, Beides — ſie wiederfinden und ſie wiederſehen — Eins.

Welch einen Werth aber erhalten nun erſt recht durch die Hofnungen hierzu alle edle und herzliche Verbindungen! Ja, könnte man nicht ſchier ſagen, daß ſie ſonſt gar keinen wahren Werth hätten? Mir iſts wenigſtens immer ſo vorgekommen, und ich glaube die Gefühlvolleren unter den Verbundenen dabei auf meiner Seite zu haben. Rühmet doch, ſpreche ich, die genaueren Verbindungen, welche bald die Natur, bald unſere eigene Willkür, mit treflichen Unſersgleichen ſtiftet, noch ſo ſehr; dahin wäre gleich aller ihr Ruhm, wenn wir fürchten müſten, daß der Tod ſie zerſtörte. Beiſammen könnten wir doch nicht ſterben, wie wir beiſammen leben. Welches Loos man nun auch zöge — das Loos des Vorangehens, oder das Loos des Vorangehenſehens — eins, wie das andere, würde ſchrecklich ſein. Ja, man müſte bei guter Zeit gleich, ſo oft man einander ans Herz drücken wollte, lieber gleich einander zurückweiſen, und ſprechen — was iſts mit Liebe und Freundſchaft? wir quälen uns einander nur durch ſie. Doch — nun getroſt, getroſt! Wie der Tod unſere Gemeinſchaft mit Gott gar nicht ſtört, ſo ſtört er die Gemeinſchaft mit unſern Lieben nur einſtweilig. Iſt er auf beiden Seiten erfolgt, ſo wird er uns nicht nur wieder verbinden, ſondern auch ebenſo, wie er uns mit Gott in noch höhere Gemeinſchaft ſetzt, uns mit den Unſrigen in noch höhere Gemeinſchaft verſetzen. Wir werden mit ihnen nicht nur wieder beiſammen ſein, ſondern auch ganz beiſammen ſein. Wie verbittert uns ietzt noch die Furcht der unvermeidlichen Trennung bei aller Hofnung der Wiedervereinigung die ſchönſten Stunden unſeres Beiſammenſeins! Dieſe Furcht fällt dann weg; denket euch dis, denket euch dis einmal recht lebhaft, ihr Guten, die ihr liebet und geliebt werdet! Ach — in dieſem Gedanken liegt doch ſchon viel, recht viel. Und — wie oft ſtören auch ietzt Leiden des Lebens und Schwächen des Herzens den Genus der Seligkeit der Freundſchaft! Jene — die Leiden, werden dann dahin ſein, und dieſe — die Schwächen, werden auch dahin ſein. So werden wir einander alsdann auch erſt ganz das ſein können, was wir, wie geſagt, hier einander ſein wollten, und nicht zu ſein vermochten. Dis, dis denket euch einmal auf das allerlebhafteſte, ihr Guten, die ihr liebet, und geliebt werdet! Ach — in dieſem Gedanken liegt doch wohl **unausſprechlich** viel?

bildung beſtehen. Wer kennt nicht Häsliche, die ſich für Angenehmgebildete halten, und ſich über ihre Schönheit freuen? Wer kennt nicht Ignoranten, die ſich für Polihiſtore halten, und ſich über ihre Gelehrſamkeit freuen? Wer ſpottet aber auch nicht über dergleichen Thoren? Ganz ſo verhält es ſich auch in moraliſcher Hinſicht. Stolze halten ſich oft für Beſcheidene, und freuen ſich über ihre Herablaſſung — Rachſüchtige halten ſich oft für Verſöhnliche, und freuen ſich über ihre Feindesliebe — Zänkiſche halten ſich oft für Friedfertige, und freuen ſich über ihre Nachgiebigkeit — Geitzige ſogar halten ſich oft für Barmherzige, und freuen ſich über ihre hohe Menſchenfreundlichkeit. Wer ſpottet aber nicht auch über ſie insgeſamt? Nein, es mus — wenn man ſich über ſeine Tugend freuen will — ein deutliches Bewuſtſein, eine wahre und lebendige Ueberzeugung davon da ſein, daß man zum Guten aufgelegt ſei, und daß man nicht nur ſeine wirklichen Pflichten gern erfülle, ſondern auch immer willig ſei, ſelbſt ſich noch Pflichten nach Zeit und Umſtänden aufzulegen. Nur ,alsdann iſt die Freude gegründet; dann iſt ſie aber auch rechtmäſſig zugleich.

Wie man zu einem ſolchen Bewußtſein, zu einer ſolchen Ueberzeugung gelange — dieſe Frage iſt leicht zu beantworten. Kann man ſich nicht immer, während daß man in wichtigen ſittlichen Fällen iſt, genug ſelbſt beobachten, ſo kann man doch nachher, wenn man aus ihnen zurückkehrt, Rechenſchaft vor ſich ſelbſt darüber ablegen, wie man ſich in ihnen benommen habe ... Du hatteſt z. B. Gelegenheit, dein Glück zu machen, wenn du Menſchenfurcht hegen und heucheln wollteſt; findeſt du nachher bei der Selbſtrechenſchaft, daß alle Verſprechungen und Drohungen deshalb auf dich nichts vermocht haben, ſo freue dich über deine Wahrheitstreue — deine Freude iſt gegründet. Oder — dir kam, als du ſchon nahe am Ziele deiner Wünſche warſt, ein Anderer, der ſo verdienſtvoll war, wie du, in den Weg und zuvor; gibt dir nachher dein Herz das Zeugnis, daß du ſeine Verdienſte gutmüthig anerkannteſt, ſo freue dich über deine Gerechtigkeitsliebe — deine Freude iſt gegründet. Oder — du wardſt ſchwer beleidigt, und hatteſt alle Mittel in Händen, dich noch ſchwerer zu rächen; haſt du nachher das deutlichſte Bewußtſein davon, daß du jeden Gedanken an Rache, der in dir aufſteigen wollte, ſofort niderdrückteſt, ſo freue dich über deine Grosmuth — deine Freude iſt gegründet. Oder — dir ward fremde Noth bekannt, der du abhelfen konnteſt; erinnerſt du dich nachher mit Wahrheit daran, daß du ihr nicht nur abhalfſt, ſondern auch gern abhalfſt, ſo freue dich über deine Dienſtfertigkeit — deine Freude iſt gegründet. Oder — du warſt ſelbſt in groſſer Noth, ſo, daß du wohl hätteſt verzagen können; kannſt du nachher mit Zuverläſſigkeit dir nachſagen, daß dein Muth aus Religioſität doch nicht gewankt habe, ſo freue dich über dein Vertrauen auf Gott — deine Freude iſt gegründet. Oder — dich traf das Loos, groſſe Opfer für das allgemeine Beſte bringen zu ſollen, zu welchen ſich der Tauſendſte nicht hergegeben haben würde; iſt dir nachher ausgemacht gewis, daß du dieſes Loos ohne Widerrede übernahmſt, ſo freue dich über deinen hohen Gemeinſinn — deine Freude iſt gegründet ... Der Tugend gebüren ihre Rechte; ihr höchſtes und ſchönſtes Recht iſt die Freude über ſich ſelbſt, und — dem Himmel ſei Dank, daß es auch gerade das Recht iſt, welches ihr Niemand, Niemand, auch kein halballmächtiger Teufel in Menſchengeſtalt, verkümmern kann!

Wahr aber auch, daß die Freude, welche man über ſeine Tugend hat, wenn ſie auch noch ſo gegründet iſt, doch gemäſſigt ſein müſſe ... Was würde zu einem Menſchen geſagt werden, der, wenn er auch in der That ſchön wäre, ſich für das verwirklichte Ideal der höchſten Schönheit hielte? Oder — was zu einem Menſchen, der, wenn er auch in der That gelehrt wäre, ſich für das Nonplusultra von Gelehrten hielte? Nun, eben ſo in ſittlicher Hinſicht ... Ob man, wenn man ſchön iſt, noch immer ſchöner werden könne, weis ich zwar nicht; daß man aber, wenn man gelehrt iſt, noch immer gelehrter werden könne, weis ich ſo zuverläſſig, als ich nur irgend etwas in der Welt weis. Je mehr Kenntniſſe man erlangt, deſto mehr ſieht man auch ein, daß man ſeine Wiſſenſchaft noch ſehr vermehren, ia, ins Unendliche hin vermehren könne. Wer ſich dann über die Kentniſſe, welche er ſchon beſitzt, ſchon freuet, der wird auch gewis auf ihre immerwährende Vermehrung bedacht ſein, um ſeine Freude über ſich in intellektueller Hinſicht immerwährend zu vermehren ... Ganz ſo mus es auch um die Freude des Menſchen über ſeine Güte ſtehen. Es mus ihm nicht einfallen, ſich ſchon für vollkommen zu halten; vielmehr mus er, ie mehr er ſich gut ſieht, einſehen, daß er immer noch beſſer, ins Unendliche hin beſſer, werden könne, und ſo mus er auch darauf bedacht ſein, wirklich noch immer beſſer zu werden, um ſeine Freude über ſich in moraliſcher Hinſicht — die **heilige** Freude über ſich ſelbſt — immer noch zu vermehren. Wer nicht ſo denkt und thut, der ſage ia nicht, daß es ihm um Herzensgüte ein Ernſt ſei! Wahrhaftiggute Menſchen braucht man aber auch hieran nicht erſt noch zu erinnern; ſie gehen aus ſich ſelbſt auf dem ſchönen Wege ihrer ſittlichen Vervollkomnung eifrig fort. Geringere ſittliche Gebrechen, aus denen ſich der Grobſinnliche gar nichts macht, weil er die wichtigſten ſich verzeiht, erregen ihren Unwillen ſehr, wenn ſie ſie an ſich erblicken; bloſſe Schwächen des menſchlichen Herzens ſogar möchten ſie gern nicht mehr an ſich dulden.

Wer nur erſt den Glauben hat, daß er noch nicht ſittlichvollkommen ſei, der ſteht auch gewis nicht an, zu glauben, daß es Menſchen gebe, die ſchon ſittlichvollkommener ſind, als er; denn, wenn er es immer noch weiter im Guten bringen kann, warum ſollte es dieſer und iener Andere darin nicht ſchon weiter gebracht haben, als er es bis ietzt brachte? Findet er nun dergleichen Menſchen wirklich, ſo mus er ſich über ihre Tugend noch mehr freuen, als über die ſeinige. Ueberhaupt mus er ſich über fremde Tugend auch freuen, wo er ſie antrift, und wenn er ſie auch nur in nidrigeren Graden anträfe. Er mus über die Freude, welche er — wenn auch noch ſo rechtmäſſig — an ſich ſelbſt hat, keinen Mitmenſchen verachten, der ſich nicht offenbar verächtlich macht. Er mus vielmehr Manches an Andern überſehen, was er an ſich nicht überſieht; er mus denen, welche grobe Fehler an ſich haben, zu ihrer Ablegung aber geneigt ſcheinen, hülfreich zur Seite ſein, und ſich über ihre Beſſerung freuen, wie über ſeine eigene Güte. Ja, er mus ſo geſtimmt ſein, daß er ſeine allerhöchſte Freude daran finden würde, wenn alle Menſchen gut wären.

So denke ich mir die gemäſſigte Freude, welche der Tugendhafte über ſich ſelbſt hat. Daß er ſich vollends vor dem Allerhöchſten in der ſittlichen Welt, in der Welt der Tugend, mit ſeiner Tugend nicht brüſten dürfe, verſteht ſich ia wohl von ſelbſt. Wer kann Dem Genüge leiſten, der moraliſch, wie phiſiſch, Alles in Allem iſt? Wer kann alſo auch wohl blos auf Gerechtigkeit bei ihm pochen, und nicht mit der Hofnung auf ſeine Gnade ſich zu tröſten ſuchen? Doch — auf ſolchen Unſinn verfällt ia auch gewis kein vernünftiger Menſch. Sobald man einſieht, daß man noch immer ſittlichbeſſer werden könne, und alſo auch zu werden ſuchen müſſe, erfolgt die ſtille Unterwerfung unter die Gnade des ſittlichallerhöchſtvollkommenſten Weſens von ſelbſt. Nur mus auch hier in der Sache nicht zu weit gegangen werden; ſonſt verwirft ſich die wahre Tugend, und, indem ſie ſich verwirft, verwirft ſie Gott mit ſich zugleich. Es iſt nehmlich nicht unſer Werk, ſondern Gottes Werk, daß wir, wie unſerer phiſiſchen, ſo auch unſerer moraliſchen Natur nach, ſo eingerichtet ſind, wie wir ſind. Wenn wir alſo als Weſen, die beſtimmt wurden, ſich ewig im Guten zu vervollkomnen, auch nur uns eifrig beſtreben, das Gute immer mehr zu lieben, zu wollen und zu thun, ſo iſt die Gnade Gottes, welche wir erwarten dürfen, keineswegs mit iener Gnade zu vergleichen, welche ein grober Staatsverbrecher von dem Staatsoberhaupte dadurch erhält, daß ihm das verwirkte Leben geſchenkt wird. Wie tief lieſſe man doch Gott ſinken, wenn man ſich bei einem der Tugend ergebenen Herzen ſolche Vorſtellungen von ſeiner Gnade machte!

Steht es alſo nur ſo um deine heilige Freude über dich ſelbſt, daß ſie gegründet und gemäſſigt iſt, ſo überlas dich ihr getroſt! Genies ſie als den ſchönſten Lohn für dein gutes Herz; kein anderer Lohn iſt ihr gleich. Leider iſt ſie oft in dieſer erſten und unvollkommenen Welt faſt der einzige Lohn der Tugend; wäre dis alſo der Fall auch bei dir, ſo genies ſie um deſto herzlicher! Sie ſei es alsdann, durch die du dich für allen Abgang im Aeuſerlichen entſchädigt fühleſt! In der Nidrigkeit müſſeſt du durch ſie dich vornehm fühlen — in der Armut dich reich in höherem Verſtande, und in der Kränklichkeit dich geſund im höheren Verſtande — ia, und wenn du ein Krüppel wärſt, müſſeſt du dich durch ſie fühlen als ein ganzer Menſch! Stärke dich auch durch ihren Genus in deinem Tugendeifer; auch hierzu ſoll ſie dir dienen, ebenſo dienen, wie dem Sünder die Reue, welche ſich ihm aufdringt, dazu dienen ſoll, daß er zur Tugend zurückkehre. Sei endlich auch oft, indem du ſie genieſſeſt, im Geiſte ſchon in der beſſeren Welt, wo ſie dir alsbald weit höher, als iemals hier, und auch dann noch immer höher, zu Theile werden wird! Dis ſind die Voraugenblicke auf Erden von der himmliſchen Ewigkeit; wer Sinn für Tugend und Seligkeit hat, der gewährt ſie ſich gern.

Neun und ſiebenzigſte Stunde.

Schöne Sklaverei.

„Haſſe alle fremde Ketten, es mag ſie ein Tiran aus Eiſen ſchmieden laſſen, oder die Liebe ſie von Roſen fertigen! Du ſollſt durchaus nicht Sklav Anderer ſein; deine eigenen Ketten ſollſt du tragen — dein eigener Sklav ſollſt du ſein. Dann biſt du zugleich dein eigener Herr; weil du, wenn du auch Ketten trägſt, ſie dir doch ſelbſt angelegt haſt.“

Ha! wird man ſagen, das ſind Grundſätze, die allen Sklaven ihrer Leidenſchaften willkommen ſein müſſen. Sie handeln im Grunde ſo ſchon nach ihnen; was wird nun vollends geſchehen, venn ſolche als richtig aufgeſtellt werden? Wird icht der Gewinnſüchtige auftreten, und ſprechen — Ihr werfet mir die Ketten der Gewinnſucht or; es ſind ia aber meine eigene Ketten, und ſo in ich in ihnen mein eigener Herr —? Werden nicht der Ruhmſüchtige, der Vergnügensſüchtige, und alle die, welche es mit Suchten zu thun haben, ebenfals ſich erheben, und ausrufen — Ihr nennet uns Sklaven, bedenket aber nicht, daß wir Sklaven von uns ſelbſt, und alſo freie Männer, ſind —?

Nun dann, laſſt ſie ſo ſprechen; kann man ſie nicht gleich des gröbſten Irthums überführen, in dem ſie ſchweben? Wer hat ihnen denn ihre Ketten angelegt? Waren's nicht die Leidenſchaften? So tragen ſie ia alſo doch fremde Ketten; denn ſie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß die Leidenſchaft der Menſch ſelbſt ſei? Nein, die Vernunft iſt der Menſch; wer alſo die Ketten ſeiner Vernunft trägt, der, nur der trägt ſeine eigenen Ketten. Wer ein Sklav ſeiner Vernunft iſt, der iſt im wahren Verſtande frei, und ſein eigener Herr. Schlechterdings nicht wider die Vernunft meinen und handeln, ſondern nur immer ſo meinen und handeln, wie ſie zu meinen und zu handeln gebietet — dis heiſſt ihr Sklav ſein, und dis nenne ich die ſchöne Sklaverei.

Auſſerdem, daß man in ihr ſein eigener Herr iſt, weil man immer nur thut, was man will, indem das höhere Selbſt, die Vernunft, den Willen leitet, regirt und beſtimmt, ſo behauptet man auch bei ihr die wahre menſchliche Würde, die in Vernunftmäſſigkeit des Wollens und Thuns beſteht. Iſt denn nicht die Vernunft die herrliche Prärogatife des Menſchen? Nun, ſo mus auch ſeine eigentliche Würde in ihr gemäſſen Geſinnungen und Handlungen beſtehen. Man mag alſo zwar immerhin auf fremde Stimmen hören, und auf fremde Beiſpiele ſehen, weil man in ſeinem erſten Lebensalter ganz auf ſie verwieſen war; durchaus aber mus man, ehe man den erſteren glaubt, und den letzteren folgt, wohl prüfen, ob ſie auch der Vernunft gemäs ſind, und, ſobald dis nicht iſt, ganz ſo thun, als hätte man iene nicht gehört, und dieſe nicht geſehen. Ebenſo mag man auch immerhin der Sinnlichkeit das Recht, zu fordern und zu rathen, zugeſtehen, weil ſie auch eine für uns unentbehrliche Mitgabe des Einrichters unſeres Weſens iſt; ſchlechterdings aber mus man auch, ſobald es Fälle von Belang betrift, ehe man ihre Forderungen erfüllt, und ihren Rathgebungen Gehör gibt, unterſuchen, ob ſie die Billigung der Vernunft erhalten, und, wenn dis nicht iſt, die Forderungen unerfüllt laſſen, und auf die Rathgebungen weiter nicht achten. Nur ſo, und als Sklav der Vernunft, behauptet man, wie ſeine Willensfreiheit, ſo auch ſeine menſchliche Würde.

In dieſer ſchönen Sklaverei wird man auch gewis keine ſeiner Pflichten von ſich weiſen, ſie vernachläſſigen, oder gar übertreten, ſondern ſie alle mit Eiſer und nach Möglichkeit erfüllen. Iſts denn nicht die Vernunft, welche ſie uns auflegt, indem ſie ſolche aus den Verhältniſſen, worin wir uns befinden, ableitet? Iſts nicht auch die Vernunft, welche uns unaufhörlich antreibt, unſern Pflichten aus allen Kräften Genüge zu leiſten? Nun, ſo wird man dis auch gewis thun, ſobald man ſich daran gewöhnt hat, ihre Ausſprüche ſklaviſch zu befolgen. Was macht uns denn aber, wie zu guten, ſo zu ſeligen Menſchen anders, als die Pflichtenerfüllung? Das Bewuſtſein davon, daß man in allen ſeinen Verhältniſſen ſo handle, wie man darin handeln ſoll, und daß man ſich durch nichts, auch durch groſſen äuſerlichen Verluſt nicht, von Rechtſchaffenheit abhalten laſſe, hebt das Herz unausſprechlich, verſchönert die Freude, verſüſſt das Leid, läſſt uns Jedem dreuſt unter die Augen treten, gibt uns Kraft, dem Allerhöchſten ſogar im Geiſte uns traulich zu näheren, ſetzt uns in den Stand, den Weg bis ans

Grab hin muthig fortzuſetzen, und bepflanzt die Wege ienſeits des Grabes überall mit himmliſchen Roſen. Sieh, Sklav der Vernunft, dieſes Heil iſt dein!

Wie könnte es auch ein beſſeres Verwahrungsmittel gegen böſe Gewohnheiten geben, als die Sklaverei, von der die Rede iſt? Geſetzt auch, daß man in ihr zuweilen gegen dieſes oder ienes Gebot der Vernunft aus Uebereilung handle, ſo kann es in ihr doch nie dahin kommen, daß man gegen ein und daſſelbe Vernunftgebot oft handle, und immer wieder handle, ſo, daß ſolch Handeln zuletzt zur perennirenden Handlungsweiſe werde. Beide Zuſtände — Sklav der Vernunft ſein, und böſen Gewohnheiten nachhangen — ſind von der Art, daß ſie einander gegenſeitig aufheben. Wer Sklav der Vernunft iſt, kann nicht zugleich böſen Gewohnheiten ergeben ſein, und wer einer böſen Gewohnheit ergeben iſt, kann nicht zugleich Sklav der Vernunft ſein. O ſo begib dich doch in die Sklaverei der Vernunft; ſo biſt du vor böſe Gewohnheiten ſicher, und — wie unendlichviel iſt hierdurch für dich gewonnen! Eine böſe Gewohnheit mag nehmlich zwar immerhin böſer ſein, als die andere; ſie dürfen aber insgeſamt nicht Statt finden. Von der Völlerei z. B. an bis zur Zankſucht in der Nüchternheit — von der wirklichen Unzucht an bis zur bloſſen Liebe zweideutiger Scherze — von der Dieberei an bis zur Verleumdung, die Ehrenraub iſt — vom Fluchen und Schwören an bis zum bloſſen ungewaſchenen Reden — — alle, alle unſittliche Gewohnheiten ſollen an uns nicht zu finden ſein; wir dürfen ſonſt auf wirkliche Tugend gar nicht Anſpruch machen. Böſe Gewohnheiten, von welcher Art ſie auch ſein mögen, ſind unſere ärgſten ſittlichen Feinde; denn ſie machen am öfterſten, daß wir unſittlich handeln. Es iſt ia begreiflich, daß ſie ſich bei ieder für ſie ſchicklichen Gelegenheit zu neuen Aeuſerungen rüſten werden; mithin vergehen wir uns auch durch ſie am öfterſten. Wer z. B. die Völlerei liebt, darf nur volle Gläſer vor ſich ſtehen ſehen, ſo leert er ſie übermäſſig aus; wer die Zankſucht liebt, darf nur in Geſelſchaften ſein, ſo treibt er ſie; wer die Unzucht liebt, darf nur mit einer Perſon des andern Geſchlechts, oder wohl gar nur mit ſich ſelbſt, allein ſein, ſo wandelt ſie ihn an; wer auch nur mit zweideutigen Scherzen es hält, darf nur glauben, bei Leuten zu ſein, die ſich dergleichen von ihm gefallen laſſen müſſen, ſo wirft er ſie um ſich her; wer die Dieberei liebt, darf nur an fremdes Gut im Verborgenen kommen können, ſo begeht er ſie; wer die Verleumdung liebt, darf nur die Abweſenheit eines gewiſſen Menſchen, dem er unhold iſt, wittern, ſo verleumdet er ihn unter den Anweſenden; wer das Fluchen und Schwören liebt, darf nur Untergebene vor ſich haben, die nicht gleich ſeinen Willen thun, ſo flucht er, oder rechtliche Menſchen, die ſich durch einen Schwur leicht täuſchen laſſen, ſo ſchwört er; wer ungewaſchene Reden liebt, darf nur merken, daß er gern dabei angehört werde, ſo führt er ſie; u. ſ. w. u. ſ. w. Es iſt alſo ausgemacht wahr, daß böſe Gewohnheiten unſere ärgſten ſittlichen Feinde ſind, und daß, wer dergleichen an ſich hat, auf wahre Tugend keinen Anſpruch machen dürfe. Er rechne aber auch ja nicht auf die Freundſchaft des Allheiligen! Durch einzelne Fehler von verſchidener Art, die er aus Uebereilung begeht, und wieder gut macht, geht ihm dieſe wohl nicht verlohren; wie ſollte er ſie aber ſich verſprechen können, wenn er immer wieder auf dieſelbe Weiſe ſich vergeht? Ja, er rühme ſich auch nicht im geringſten mehr menſchlicher Freiheit! Er iſt ja völliger Sklav des Böſen; denn ſo, wie ſeine böſe Gewohnheit ſich aufmacht, muſs er thun, wie ſie ihm gebietet. Kann etwas ſchändlicher ſein, als ſo ein Sklavenzuſtand? Sei Sklav der Vernunft, ſo lebſt du nicht nur in ſchöner Sklaverei, ſondern es iſt auch unmöglich, daß du in die abſcheulichſte aller Sklavereien verfallen könnteſt.

Die Erziehung ſollte es freilich ſein, wodurch im Menſchen die Geneigtheit geweckt würde, in die Sklaverei der Vernunft einzugehen; leider aber iſt ſie noch immer am häufigſten von der Art, daß der Menſch vielmehr frühzeitig in die Sklaverei böſer Gewohnheiten eingeht. Doch, in wem die Vernunft nur erſt zur Reife gekommen iſt, der kann noch immer auch ihr Sklav durch ſich ſelbſt werden, ſobald er nur ernſtlich will. So viel auch gegen den Lehrſatz eingewendet worden iſt, daß der Menſch könne, was er wolle, ſo ſteht er doch in ſittlicher Hinſicht feſter, als man denkt. Um uns her können wir freilich nicht wirken, wie wir wollen; aber — auf uns ſelbſt auch nicht? Ueber unſern äuſerlichen Zuſtand können wir freilich nicht gebieten; aber — über unſern inneren auch nicht? Wer das Letztere beider Fragen behauptet, der ſetzt den Menſchen ungerechter- und undankbarerweiſe herab. Unſere ſittlichen Kräfte ſind nicht ſo gar ſchwach, wie ſie uns oft vorgeſtellt werden; man ſtrenge ſie nur an! Zu dieſer Anſtrengung wird aber eben das ernſtliche Wollen erfordert, ohne welches ſie nie Statt finden kann. Wie nun ſolch ernſtliches Wollen bewirkt werde, iſt bald gezeigt. Es gibt nur ein Mittel dazu, nehmlich — Vorſtellungen. Dieſe ſind es überhaupt, welche, wenn ſie ſich zur Klarheit und Deutlichkeit erheben, den Willen regiren und beſtimmen. Man denke alſo nur recht oft über die Würde und über die Seligkeit nach, welche man als Sklav der Vernunft beſitzt und genieſſt; ſo wird das ernſtliche Wollen, in dieſe ſchöne Sklaverei ſich zu begeben, gewis eintreten. Iſt dis aber nur erſt da, ſo wird man auch alle ſeine ſittlichen Kräfte aufbieten und anwenden, in ſie zu gelangen, und wird auch ſo in ſie wirklich gelangen. Dis gilt ſogar von ſolchen Fällen, wenn man ſich ſchon in der Sklaverei böſer Gewohnheiten befände. Wenn man dann da noch die Unwürde und das Unheil, worin man lebte, gegen iene Würde und gegen ienes Heil bei der Sklaverei der Vernunft hielte — wie könnte es möglich ſein, iene abſcheuliche Sklaverei nicht gegen dieſe ſchöne Sklaverei zu vertauſchen? Wohl Allen, die, wenn ihnen ein ſolcher Tauſch nöthig iſt, ihn auch wirklich treffen! Ewig werden ſie die Tage ſegnen, in welchen ſie ihn trafen.

Achtzigſte Stunde.

Weiſes und edles Inkognito — Rühmliche Verbergungskunſt.

Man rühmt die Offenheit, das Kommen an das Licht mit ſeinen Meinungen, Geſinnungen, Vorſätzen und Handlungen, das Leben am Tage überhaupt; es gibt aber auch eine Verſchloſſenheit, eine Zurückhaltung, eine Vermeidung des Lichts, eine Wirkſamkeit bei Nacht gleichſam, die hohen Ruhm verdient. Mit Recht nennt man ſie Verbergungskunſt; durch das Beiwort — rühmlich — das man ihr gibt, wird übrigens dafür geſorgt, daß kein Mißverſtand entſtehe. Es gibt nehmlich auch eine Verbergungskunſt, die heillos iſt, und Alle, die ſie treiben, zu höchſtunſittlichen Menſchen macht. Wer z. B. mit der Sprache nicht heraus will, wenn er doch aus Pflicht und Gewiſſen ſprechen ſollte — wer Andere dafür ſeldet, daß ſie Schmähungen verbreiten, oder gar anonimiſche Schmähſchriften in die Welt ſchickt —

wer ſich gut ſtellt, indem er es böſe meint, um Zutrauen abzulocken und zu misbrauchen — wer Höllenplane im Verborgenen ſchmiedet, um ſie deſto gewiſſer ausführen zu können, oder ſie durch Andere ausführen läſſt, um nicht für ſie geſtraft zu werden — wer überhaupt Böſes Andern ſo zuzufügen weis, daß ſie ihn als den Thäter nicht erkennen, ſondern Unſchuldige deshalb in Verdacht nehmen — der treibt dergleichen heilloſe und ſchändliche Verbergungskunſt. Weg mit ihr! Ich habe es nur mit der rühmlichen zu thun.

Zu ihr gehört z. B., daß man nach Zeit und Umſtänden die Wahrheit nur für ſich behält, ohne ſie zu verbreiten, oder ſich's auch nur merken zu laſſen, daß man ſie habe. Ein Anderes iſts, wenn man eines Beſſeren überzeugt iſt, dem Irrthum öffentlich huldigen — ein Anderes, ihm alsdann nur nicht öffentlich widerſprechen. Erſteres darf nie Statt finden, Letzteres aber wohl zuweilen. Was hilft es, mit der Wahrheit gegen den Irrthum öffentlich aufzutreten, wenn ſeine Herrſchaft noch zu allgewaltig iſt? Man wird bald gezwungen werden, zu ſchweigen, und noch dazu das Schickſal derer haben, welche in ein Weſpenneſt ſtören; iſts alſo nicht weiſer, man ſchwiege lieber gleich ganz und gar? Offenbar unnütze Leiden für die Wahrheit können nie Pflicht für ihren Freund ſein. Wozu dient es ferner, für die Wahrheit ſich öffentlich aufzumachen, wenn die Welt noch nicht reif zu ihr iſt? Man mus ia alsdann vorausſehen können, daß ſie nicht die gute Aufnahme finden werde, um die es doch eigentlich nur ihrem Verbreiter zu thun ſein kann; wozu alſo ieder Verbreitungsverſuch? Wollte man etwa darauf rechnen, daß man doch damit künftigen Verbreitern der Wahrheit vorarbeite, und ihnen ihr ſchönes Geſchäft in voraus erleichtere: ſo dürfte man ſich wohl ſehr mit einer ſolchen Hofnung täuſchen. Die mächtigen Beſchützer des Irthums werden vielmehr nun Alles thun, um künftigen Wahrheitsverbreitern den ſtärkſten Schlagbaum vorzuziehen, ſo, daß der Irthum noch länger beſtehe, als er ſonſt Beſtand gehabt haben würde. Die Welt wird von ſelbſt zur Wahrheit reif werden — man kann ſich im Glauben an die Fortſchritte der menſchlichen Vernunft darauf feſt verlaſſen — und dann wird gleich der erſte Verſuch, ſie zu verbreiten, gelingen. Erlebt man dieſen Zeitpunkt nicht, ſo denke man, daß man nicht beſtimmt geweſen ſei, der Wahrheit Herold zu werden, und überlaſſe dieſes Amt ihren künftigen Freunden, die von der Vorſehung dazu beſtimmt werden werden. Oft ſind es auch nur Einzelne, und noch dazu wohl ſchon Hochbeiahrte, die den Irthum aufrecht erhalten, und alle ihre Bannkräfte dazu gebrauchen; warum ſollte man nicht lieber ihren Tod abwarten, und bis dahin die Wahrheit für ſich behalten, als durch Verſuche der Wahrheitsverbreitung bei ihrem Leben noch, die ſie doch nicht gelingen laſſen würden, ſich und Andere, wohl gar viele Andere, ihren Bannſtrahlen ausſetzen, die, ſobald ſie die Augen ſchlieſſen, ein Ende haben?

Rühmliche Verbergungskunſt iſts ferner, wenn man, indem man für die gute Sache — ſie betreffe, was es wolle — alleröffentlichſt reden, d. h. ſchreiben zu müſſen glaubt, auch als Schriftſteller den Weg der Anonimität erwählen zu müſſen glaubt. Hier kommt es ia doch nur darauf an, daß das ſchlechterdings Nothwendige geſchrieben werde, damit Hohe und Nidrige es leſen und beherzigen mögen; ob ſie wiſſen, aus weſſen Feder es gefloſſen ſei, oder nicht? wenn es nur richtig gedacht und beſcheiden geſagt iſt. Der Nahme des Verfaſſers thut gar nichts dabei, oder ſollte doch wenigſtens nichts dabei thun. Wird ſo eine Schrift gut aufgenommen, wie ſchön iſts, daß ihr Verfaſſer genug daran hat, im Stillen ſich nur darüber zu freuen, daß man ihn liebe und ſegne, ohne zu wiſſen, wen man eigentlich liebt und ſegnet! Wie ſchön iſts, wenn er unter den ihn Liebenden und Segnenden im ſtrengſten Inkognito umhergeht, keine Ehrenbezeugung von ihnen verlangt, und ganz gleichgültig dagegen iſt, wenn ſie ihn ſogar mit Gleichgültigkeit behandeln, eben darum ſo behandeln, weil ſie ihn nicht erkennen. Wird eine ſolche Schrift aber nicht wohl aufgenommen, wie kann ihr Verfaſſer ganz ruhig dabei ſein! Man mag ihn ſogar verfolgen; hat er ſich bei ſeiner Anonimität recht vorgeſehen, ſo verfolgt man blos einen Schatten. Wie weiſe handelte er alſo zugleich bei ſeinem Gutesſtiften! Soll ſeine Schrift heilſam ſein, ſo wird ſie es doch ſein, wenn man ſie auch gleich konfiſcirt — die Konfiſcation wird vielmehr die Neugier des Publikums nach ihr erſt recht aufwecken — ihn aber, ihn kann man nicht mitkonfiſciren. Oft würden ſogar dergleichen Schriften, wenn ſie gut aufgenommen werden, die gute Aufnahme nicht finden, ſobald man ihren Verfaſſer kennte; perſönlicher Groll gegen ihn würde ſie verſchreien, und ihren Umlauf hemmen. Sieht nun ein biderer Schriftſteller ſo einen Fall für ſich voraus, ſo iſts ia ſogar Pflicht für ihn, ſich zu verbergen, weil ſeine ausgeſtreute gute Saat ſonſt keine Erndte brächte.

Rühmliche Verbergungskunſt iſts ferner, wenn man edle und menſchenfreundliche Plane, die offenbar ihre Widerſacher finden müſſen, ſo lange verheimlicht, bis es Zeit iſt, ſie auszuführen, und dann plötzlich aus allen Kräften ihre Ausführung beginnt. So werden ihre Widerſacher mit der Ausführung überraſcht und betäubt, und müſſen ſie mit Ingrimm zulaſſen. Was würden die Unholde aber gethan haben, wenn ſie bei Zeiten die der Geſelſchaft zwar nützlichen, ihnen aber misfälligen Plane erfaren hätten? Sie würden die ſchändliche Verbergungskunſt getrieben, und im Stillen Alles in voraus bereitet haben, um ihre Ausführung äuſerſtſchwer, oder gar unmöglich, zu machen, und dann ſtände der Planmacher wie ein armer Sünder da, ſchafte nicht nur wenig, oder gar nichts, ſondern würde noch obendrein von ihnen verſpottet. Wie ſehr iſt doch in einer Welt, wie die gegenwärtige iſt, allen edlen Planmachern das Verheimlichungsſiſtem zu empfehlen! Durchblättert man auch die Geſchichte, ſo findet man, daß das höchſte Gute oft nur dadurch bewirkt worden ſei, daß man den Plan dazu bis auf die letzte Stunde verbarg.

Nahe an dieſe Verbergungskunſt grenzt eine andere, die nicht weniger rühmlich iſt. Sie beſteht darin, daß man ſeinen edlen Plan nicht ſelbſt ausführt, ſondern Andere ihn ausführen läſſt, ſo, daß es das Anſehen hat, als gehörte er ihnen. Dis wird ſogar ſchlechterdings nothwendig, ſobald man mächtige Feinde hat, die ſich ſogleich der Ausführung blos darum widerſetzen würden, weil ſie einen Menſchen dabei in voller ſchöner Thätigkeit ſähen, der ihren ganzen Has hat. Geht man dann lieber in der Klugheit ſo weit, daß man ſolche Perſonen zu ſeinen Werkzeugen gebraucht, die ſie wohl leiden können, und hält man ſich bei der Wirkſamkeit derſelben im Hintergrunde, ſo gelingt die Ausführung gewis herrlich, weil ſie gegen den Plan ſelbſt eigentlich nichts haben. Wäre es aber auch nicht der Fall, daß man Furcht vor dergleichen Feinden haben müſte — gereichts denn nicht doch dem Rechtſchaffenen zur Ehre, wenn er das öffentliche Lob für ſeinen ſchönen Plan nicht will, ſondern es Andern überläſſt, die dadurch zugleich ihr Glück machen, ohne daß das Gute dabei leidet?

Rühmliche Verbergungskunſt findet auch vorzüglich bei den Ausübungen des thätigen Mitleids und der Barmherzigkeit Statt. Wenn man Leidenden ſeinen Beiſtand im Stillen leiſtet, ſo, daß kein Mitbürger, auch der Nachbar nicht einmal, etwas davon erfare — o wie ſchön iſt dis! Wozu ſoll denn die Welt ihn auch wiſſen? Etwa, um den, der ihn leiſtet, zu lobpreiſen? Ginge er hierauf aus, wie nidrig und wie egoiſtiſch wäre ſeine Menſchenliebe! Oder etwa, um auf die Unterſtützten mit Fingern zu zeigen? Welche Schonung geſchieht dieſen alſo durch die Verbergung der Wohlthaten, welche man ihnen erzeigt! Sind ſie edlerer Art, ſo nehmen ſie ſolche gewis noch höher und dankbarer auf, als die Wohlthaten ſelbſt. Kann man ſeine Wohlthätigkeit gegen Leidende vollends ſo einrichten, daß ſie ſelbſt auch nicht einmal erfaren, welche Hand gegen ſie ſo wohlthätig ſei, und richtet man ſie auch wirklich ſo ein — dann, dann übt man die allerrühmlichſte Verbergungskunſt aus. Man überhebt ſie dadurch der Verlegenheiten und Demüthigungen, in welche ſie geriethen, ſo oft man von ihnen erblickt würde, und zeigt, daß man auf das allerreineſte ihnen Gutes thue, indem man nicht nur das Lob der Welt, ſondern auch ihren eigenen Dank dafür, nicht will. Mag auch immer hiergegen eingewendet werden, daß auf ſolche Weiſe der unterſtützte Leidende, ſobald er zu den beſſeren Menſchen gehörte, auſſer Stand geſetzt werde, eine ſeinem Herzen ſo theure und heilige Pflicht, als die Dankbarkeit iſt, auszuüben; ſein Herz wird ſich bald zu helfen wiſſen, und eine Wendung nehmen, die wunderſchön iſt. Gen Himmel wird er blicken, und ſprechen — „So ſei es, daß ich meinen Wohlthäter nicht kenne! weis ich doch, daß du, Gott, mir ihn gabſt! ſo nimm nur du auch für das Gute, das er mir erzeigte, meinen ganzen Dank hin!“ Einen ſolchen herrlichen Ausgang der Sache wollte eben der edle Wohlthäter, und darum trieb er die allerhöchſte Verbergungskunſt. Wie ſelig mus er bei ihr ſich fühlen!

Ein und achtzigſte Stunde.

Freigeiſterei.

Freigeiſterei treiben — und — ſeine Freiheit im Denken, ſeine Geiſtesfreiheit, die wahre Würde des Menſchen, wie überall, ſo auch in Religions- und Glaubensſachen, blos männlich, anſtändig und vernünftig behaupten — iſt ein ſehr groſſes Zweierlei. Dennoch wird Beides ſehr häufig verwechſelt, und zwar oft abſichtlich; weil man, wenn man einmal Luſt hat, einen Andern zu beſchimpfen, wohl weis, daß man ihn nicht mehr beſchimpfen könne, als wenn man ihm nachſagt, daß er Freigeiſterei treibe, die allerdings der ärgſte Misbrauch iener mit Recht geprieſenen Freiheit iſt. Will man den, der dieſe Freiheit blos auf die beſagte Weiſe behauptet, auch Freigeiſt nennen, ſo mag man es zwar immer thun; nur nehme man alsdann dieſe Benennung in dem edleren Sinne. Der Freigeiſterei aber darf man ihn nicht deshalb bezüchtigen; denn dieſer Ausdruck deutet gleich durch ſeine Endigung auf den unedlen Sinn der Benennung, Freigeiſt, hin. Er hälts mit Freigeiſtigkeit, aber nicht mit Freigeiſterei. Er liebt die Religion, aber nur die wahre; er ehrt den höheren Glauben, aber erhebt ſich eigenen freien Flugs und Schwungs zu ihm.

Wie könnte man alſo z. B. wohl den der Freigeiſterei beſchuldigen, der durchaus mit der Cerimonienſucht nichts zu thun haben will? Iſt denn das Cerimonienweſen das wahre Gottesverehrungsweſen? Iſt Gott ein Götze, der ſich durch Alfanzereien verehren läſſt? Iſt er auch nur ſo ein ſinnlichgeiſtiges Weſen, wie der Menſch iſt, daß ſeine Verehrung in Aeuſerlichkeiten, Kultus genannt, beſtehen könne? Nein, er iſt Geiſt, blos Geiſt, nichts, als Geiſt, der allerreineſte Geiſt, deſſen Verehrung folglich auch nur geiſtig gedacht werden kann, wenn ſie ächt ſein ſoll. Thut der Weiſe alſo nicht recht daran, wenn er das Cerimonienioch abſchüttelt, das Prieſter blos aus Dummheit, oder aus eigennütziger Verfinſterungs- und Verſklavungsſucht, der Menſchheit auflegten? Thut er nicht wohl daran, wenn er der groſſen Menge von Cerimonien gram iſt, weil man mit ihr die ganze Gottesverehrung abthun zu können meint — wenn er es nur mit wenigen hält, und zwar nur mit ſolchen, die die wahre Gottesverehrung befördern können, aber auch ſie nie für Gottesverehrung ſelbſt, ſondern nur für Beförderungsmittel derſelben erklärt, weil die wahre Gottesverehrung nur im Rechtthun, oder — wie der groſſe Mann von Nazaret ſich ausdruckte — im Thun des Willens des Vaters im Himmel, beſteht? O wie ſchön iſt es doch, ſeine Geiſtesfreiheit auch in Religionsangelegenheiten zu behaupten, und ſich über das Cerimonienweſen zur wahren Gottesverehrung zu erheben!

Wie könnte man ferner den der Freigeiſterei beſchuldigen, der in höheren Glaubensſachen durchaus kein bloſſer Nachbeter Anderer ſein will, ſondern ſein eigenes Nachdenken dabei zum Führer nimmt? Wozu kann er denn ſelbſt nachdenken, wenn es ihm nicht erlaubt ſein ſoll, ſo zu thun? Ja, es iſt ſogar Pflicht für ihn; denn ohne eigenes Nachdenken kann er nie aus wahrer Ueberzeugung glauben. Daß dadurch oft etwas ganz Anderes herausſpringen werde, als was ſeine Jugendlehrer ihm lehrten, iſt freilich ausgemacht; was ſchadet dis aber? Wenn es nur ihm Wahrheit iſt! Wie freuet er ſich alsdann ſeines Glaubens, der ſein eigener Fund iſt! Wie fühlt er ſich bei ihm in ſeiner Selbſtdenkerwürde! Wie bleibt er ihm mit unerſchütterlicher Treue zugethan!

Wie könnte man ferner den der Freigeiſterei beſchuldigen, der ſich dagegen ſetzt, wenn man ihm vollends Glaubensvorſchriften machen will, und der keine andere Vorſchrift der Art anerkennt, als die, welche die Vernunft ihm gibt? Woher ſchriebe ſich denn das Recht, welches Jemand zu haben meinen wollte, Andern vorzuſchreiben, was und wie ſie glauben ſollten? Von ſeiner Gelehrſamkeit etwa? Die Religion will aber mit der Gelehrſamkeit nichts zu thun haben; denn ſobald ſich dieſe zu ihr geſellt, verwandelt ſie ſie in ein Gewebe von ſpitzfündigen und unfruchtbaren Sätzen, die weder weiſer, noch beſſer, machen. Von ſeinem kirchlichen Anſehen etwa? Dieſes ſoll er nur dazu gebrauchen, daß gute Kirchenzucht und gute Kirchenpolizei gehandhabt werde; den ärgſten Misbrauch würde er davon machen, wenn er die Glaubensfreiheit beſchränkte, und Gewiſſenszwang ausübte. Jeder iſt in Glaubensſachen blos an ſeine Vernunft gewieſen, die die oberſte Richterin aller Meinungen, folglich auch der religieſſen, iſt. Mit Recht hält man ſich alſo auch nur an ſie, und wirft das Joch aller menſchlichen Simbolen ab, die zu weiter nichts dienen, als Sektengeiſt und Sektenhas zu erzeugen. Die Kirche des Vernunftglaubens iſt die wahre Kirche. Mögen neben ihr auch noch ſo viel andere Kirchen beſtehen, ſo iſt und bleibt ſie doch die Hauptkirche; darum hält ſich der Weiſe zu ihr.

Wie könnte man auch ſogar den der Freigeiſterei beſchuldigen, der ſelbſt die Ausſprüche der Bibel vor den Richterſtuhl der Vernunft fordert, und ſie nur dann erſt für göttliche erklärt, wenn ſie vor ihm beſtehen. Keine göttliche Offenbarung darf der andern widerſprechen; denn ſonſt widerſpräche ia Gott ſich ſelbſt. Am wenigſten darf irgend eine derſelben der allerserſten, der Offenbarung durch die Vernunft, widerſprechen; vielmehr hat die Vernunft das unveriährbare Recht, iede andere ſeinſollende und angebliche Gottesoffenbarung zu prüfen, und über ihren Werth zu entſcheiden. Was ſollte ſonſt aus der Menſchheit werden, wenn ſich's nicht ſo verhielte? Gibts denn nicht auch mehrere Bibeln, und üben nicht die, welche gleich von Freigeiſterei ſprechen, wenn man das Recht der Vernunft, über die Göttlichkeit der Ausſprüche der unſrigen zu entſcheiden, behauptet, daſſelbe Recht gegen die fremden Bibeln aus? So trieben ſie ia auf ſolche Weiſe auch Freigeiſterei?

Wen beſchuldigt man nun aber alſo der Freigeiſterei gerechtermaſſen? Nur den, der aus Religion ganz und gar nichts macht, über allen höheren Glauben ſpottet, und ihn für Aberglauben, für Menſchenirre und für Prieſterbetrug erklärt. O wehe, dreimal wehe und tauſendmal wehe der Freigeiſterei, wie ich ſie ietzt beſchrieb! Wie ſollte ſich doch Jeder ſelbſt vor ihr warnen!

Wem iſts wohl unbekannt, daß man ſie oft für den höchſten Gebrauch der Vernunft erklärt habe? Sie iſt aber, ſtatt dis zu ſein, vielmehr wirklicher Vernunftſpott. Du, der du iener Meinung zugethan biſt, ſag mir doch, ſpricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß du weiter nichts, als Materie, und blos die am allervollkommenſten organiſirte Materie ſeiſt? Ich dächte, iede Vorſtellung, die du dir machſt, ieder Vorſatz, den du faſſeſt, ia, iede freiwillige und abſichtliche Handbewegung, riefe dir zu, daß du Mehr ſein müſſeſt. So ſag mir auch, ſpricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß mit deinem Tode für dich Alles aus ſei? Ich dächte, eine einzige Erwägung deiner intellektuellen und moraliſchen Perfektibilität ins Unendliche hin riefe dir zu, daß du auch zur Forteriſtenz ins Unendliche hin beſtimmt ſein müſſeſt. So ſag mir endlich auch, ſpricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß ein Allerhöchſter ſei, der der phiſiſchen und moraliſchen Weltordnung vorſiehe? Ich dächte, ein Blick zum Sternhimmel riefe dir zu, daß Gott ſei, und die Lektüre der Geſchichte der Menſchheit wäre das zehnfältige Echo davon. Wenn du nun alſo doch dabei beharrſt, daß du blos Materie ſeiſt, daß der Tod dich endige, und daß kein Gott ſei, ſo treibſt du offenbar Spott deiner Vernunft, und — ſo verdienſt du nicht, daß ſie dir gegeben ward.

Freigeiſterei führt leicht zur Schlechtheit — völlige Irreligioſität zur höchſten Immoralität — Vernunftſpott zu Gewiſſensſpott. Hiermit iſt alſo nicht geſagt, daß alle Freigeiſterei nur getrieben werde, um auch Freidenkerei in ſittlichen Dingen treiben zu können; ſondern blos die groſſe Gefar, bei iener auch auf dieſe zu verfallen, wird behauptet, und zwar mit Recht. Stürzen denn nicht durch Freigeiſterei alle Stützen des Sittengeſetzes zuſammen? Man nehme den Glauben an menſchliche Fortdauer und den Glauben an einen vergeltenden Gott weg — wie wird es um die Haltung dieſes Geſetzes bei den Mehreſten ſtehen? Wie aber dann vollends, wenn auch der Glaube an die höhere ſittliche Natur des Menſchen wegfiele? Wo es keine ſittliche Natur gibt, da wird auch ein Sittengeſetz zu einer leeren Grille. Wenn es dann aber hierzu wird, wie ſiehts um Tugend, Zucht und Ehrbarkeit? Es kann alſo nichts Schrecklicheres gedacht werden, als — daß Freigeiſterei herrſchend, Volksſache, Volkston, Volksſtimmung werde. Man macht unſern Zeiten dieſen Vorwurf, und ſchiebt die Schuld davon auf die Aufklärung. Ich ſelbſt bin dieſer Meinung, ohne deshalb die Aufklärung ſinken zu laſſen. Nimmermehr könnte es herrſchende Freigeiſterei geben, wenn es keine ausgebreitete Aufklärung gäbe; offenbar iſt iene die Folge von dieſer, aber — keine nothwendige Folge. Mus man denn, wenn man den Aberglauben verläſſt, ſchlechterdings ſich zum Unglauben wenden? Gibts kein Drittes, das in der Mitte liegt? Dis iſt vernunftmäſſiger Glaube, und auf dieſen, nur auf dieſen, arbeitet die Aufklärung hin, und mus auf ihn hinarbeiten, weil er die Beſtimmung des Menſchen, als eines Vernunftweſens, iſt.

Noch einmal betrachte ich die Freigeiſterei; findet Seelenruhe bei ihr Statt, die doch das Gut aller Güter für den Menſchen iſt? Ich zweifle ſehr daran, und muß daran zweifeln, weil ich den Menſchen — mich ſelbſt — kenne. Sollte nicht z. B. auch der Gelehrteſte, welcher ſie treibt, wenn er in einer wunderhellen Mitternacht zum geſtirnten Himmel aufblickt, verleitet werden, zu ſich zu ſprechen — wär's nicht doch klüger, du nähmeſt einen Herrn Herrn Zebaoth an, ein Weſen, deſſen fortdauerndes Werk das fortdauernde Univerſum wäre? Sollte er nicht, wenn er mit Nachdenken die Schickſale der Völker in der Geſchichte lieſet, zu ſich ſagen — wär's nicht doch klüger, du glaubteſt an einen unſichtbaren Regenten der Menſchheit, der ſolche Gerechtigkeit, wie du offenbar ſieheſt, auf dem Erdboden handhabt? In der That, auch der Gelehrteſte alſo befindet ſich, wenn er Freigeiſterei treibt, in einem ſteten Kampfe mit ſich ſelbſt. Er braucht ſeiner Meinung nach Gott nicht, um Alles, was iſt und geſchieht, zu erklären, und doch dringt ſich ihm Gott immer wieder von neuem als höchſtes Erklärungsbedürfniß auf. Kommen vollends Tage der Noth, in welcher Hand befindet man ſich da noch am leidlichſten? In der Hand der abſoluten Nothwendigkeit? In der Hand des blinden Zufalls? In der Hand ſeiner Nebenmenſchen? In ſeiner eigenen Hand? Oder — in der Hand Gottes? Mus uns da nicht unſer eigenes Herz ſagen — es iſt doch beſſer, du begibſt dich aus allen ienen Händen in dieſe Hand — ? Und — am Ende, ach, am Ende, wie da, wenn man Freigeiſterei getrieben hat? Entweder man bekehrt ſich von ihr, oder man ſtrengt ſich an, in ihr zu beharren. Im erſteren Falle giebt es Auftritte, die die ſogenannten groſſen Geiſter um alle Achtung bringen, und ſchier lächerlich machen. Sie, die an Gott nicht glauben wollten, beten dann wohl eine Mutter Gottes an; ſie, die über menſchliche Fortdauer über das Grab hinaus ſpöttelten, zittern dann wohl gar vor der Hölle, und flehen um die heilige Abſolution, um ihr zu entgehen. Habe ich denn nicht dergleichen Auftritten beigewohnt, beiwohnen müſſen, und — wie ward mir da zu Muthe? Ich ſeufzte und muſte ſeufzen über die übertriebenſte menſchliche Anmaſſung, die zuletzt ſich ſelbſt zum Geſpötte macht. Ich war aber auch dabei, wenn Erztreiber der Freigeiſterei ſich ſterbend anſtrengten, in ihr zu beharren; was ſah ich da? Ein Ringen mit ſich ſelbſt, das über alle Vorſtellung geht. Ach, dacht' ich dann, wie iſts doch klüger und beſſer, ruhig zu leben, und ruhig zu ſterben, als lebenslang mit ſich ſelbſt zu kämpfen, und im letzten höchſten Selbſtkampfe den Geiſt aufzugeben!... Es gefällt mir von den wahren groſſen Geiſtern, daß ſie zwar Freigeiſtigkeit, aber nicht Freigeiſterei, trieben. Ich bin auch bei ihrem Hinſcheiden geweſen, habe ihre Todesfreudigkeit geſehen, habe ihre letzten herzlichen Ermunterungen zum vernünftigen Glauben gehört, und trete auf das allerherzlichſte in ihre Fußſtapfen ein.

Zwei und achtzigſte Stunde.

Scheinheiligkeit.

Mit der Scheinheiligkeit gehts, wie mit der Freigeiſterei; man beſchuldigt ihrer auch oft Andere ſehr ungerechterweiſe.

Verdient der z. B. ein Scheinheiliger genannt zu werden, der noch ein Freund des äuſerlichen Kultus iſt, nach frommer Väterſitte Geſang und Gebet noch liebt, Erbauungsörter noch gern beſucht, und dieſe oder iene Cerimonie noch treu beobachtet, weil er ſie bei ſeiner Sinnlichkeit heilſam für ſein Herz, und als Beförderungsmittel der höheren Gottesverehrung für ſich, befunden hat — der aber dabei zugleich ein rechtſchaffenes Leben führt, notoriſch mäſſig in ſeinen Genüſſen, treu und redlich gegen Jedermann, und bei ieder Gelegenheit nach ſeinen Kräften ein thätiger Menſchenfreund iſt, mithin deutlich beweiſet, daß iene höhere Gottesverehrung durch heilige Geſinnungen und edle Handlungen ihm ganz am Herzen liege? Alſo — wenn er nur den äuſerlichen Kultus völlig hintenanſetzte, zu ſingen und zu beten aufhörte, das Theater der Kirche vorzöge, und ieder Cerimonie, auch der beſten, Hohn ſpräche, dann hätte er ſich von allem Verdachte der Scheinheiligkeit gereinigt? dann möchte er übrigens auch wohl gar leben, wie er wollte, er wäre ganz der Mann, wie die zwar nicht ſcheinheilige, dafür aber ſehr unheilige Welt ihn haben will?

Verdient ferner derienige ein Scheinheiliger genannt zu werden, welcher kleinere und geringere Pflichten, die von Tauſenden ohne Bedenken übertreten werden, ſo gewiſſenhaft betreibt, als wenn's die gröſſeſten und wichtigſten wären? Ich dächte vielmehr, daß er, wenn man ihm nicht beweiſen könnte, daß er dieſe unerfüllt laſſe, durch Erfüllung, welche er auch ienen leiſtet, ſein Streben nach ſittlicher Vollkommenheit erſt ganz bezeugte. Dem muß es doch warlich wohl ein Ernſt ſein, dem Sittengeſetze Genüge zu leiſten, der auf iede, auch auf die leiſeſte Forderung deſſelben, achtet? Daß er mit ſeiner höheren Gewiſſenhaftigkeit die Leichtſinnigen ärgern müſſe, weil ſie ſich durch ihn beſchämt fühlen, iſt leicht einzuſehen; ſie behandeln ihn aber ſehr unverantwortlich, wenn ſie die Rache dafür an ihm nehmen, daß ſie ihn, der viel heiliger iſt, als ſie, zu den Scheinheiligen zählen. Alſo — wenn er nur, wie ſie, die geringeren Gebote des groſſen ins Herz geſchriebenen Geſetzes ſeiner Sinnlichkeit, ſeiner Bequemlichkeit, ſeinem Vergnügen nachſetzte und aufopferte, dann gehörte er in ihren Augen zu den wahrhaftigen Heiligen?

Verdient ferner der ein Scheinheiliger genannt zu werden, der heute oder morgen einmal Gutes, das er thut, öffentlich, und wohl gar mit Geräuſch, thut? Man ſollte doch in der That erſt darüber nachdenken, ob er, wenn es ihm ein Ernſt war, gewiſſes Gutes wirklich zu ſtiften, es anders ſtiften konnte, als auf ſolche Weiſe. Fände man dann das Gegentheil hiervon, wie ſollte man ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, ein ſo nidriges Urtheil über ihn zu fällen! Fände man aber auch wirklich, daß er ſein Gutes ebenſo glücklich ganz im Stillen hätte ſtiften können, ſo ſollte man doch Nachfrage darüber thun, ob er nicht bei Oeffentlichkeit und Geräuſch die Abſicht gehabt habe, auch einmal ein Beiſpiel von Wohlthätigkeit ſeiner Mitbürgerſchaft zu geben, weil es dieſer vielleicht an Sinn für

Wohlthätigkeit gebricht? Solche Nachfrage iſt bald gethan. Man kann leicht erfaren, ob Jemand viel Gutes im Stillen thue; die Dankbarkeit ſchweigt nicht. Verhält ſich's dann ſo mit dem, der zuweilen ſogar Geräuſch mit ſeinem Guten macht, ſo mus man ihm ſchlechterdings iene Abſicht dabei zutrauen; oder man würdigt nicht ihn, ſondern ſich ſelbſt, herab. Alſo — wenn er nur nie öffentlich Gutes thäte, ſo, daß er die, welche nicht Luſt zum Guten haben, durch ſein Beiſpiel nicht vor der Welt ins Bloſſe ſtellte, und ihren Neid erregte, dann würde es dieſen nie einfallen, ihn für einen Scheinheiligen zu erklären.

Verdient endlich derienige ein Scheinheiliger genannt zu werden, welcher herrſchende offenbare Unſittlichkeiten ſeines Zeitalters rügt, oder der auch nur einzelne Perſonen über ihre böſe Lebensweiſe laut tadelt, und öffentlich zur Rede ſtellt, dabei aber ſelbſt ein unbeſcholtener Menſch iſt? Was will er durch iene Rüge anders bewirken, als daß iunge Leute, die erſt in die Welt eintreten, vor dem anſteckenden Sittenverderben noch zu rechter Zeit bewahrt werden möchten, und — iſt dis nicht ein edler Plan? Wenn er aber ein ſtrenger Richter Einzelner wird, die durchaus kein

Selbſtgericht betreiben, will er nicht ihre Beſſerung, wenn ſie noch möglich iſt, dadurch verſuchen? Iſt es nicht auch ſchön, daß er nicht genug an ſeiner eigenen Tugend hat, ſondern auch Andere gern als Tugendhafte erblicken möchte? Alſo — wenn er herrſchende Unſittlichkeiten billigte, und ſelbſt annähme, oder doch in ihrer Herrſchaft ſie nicht ſtörte — wenn er dem heilloſen Leben der Laſterhaften, denen er ein Wort zu ihrem Heile ſagen könnte, gelaſſen zuſähe, und den tragiſchen Ausgang deſſelben wohl gar ſchadenfroh erwartete — dann entginge er dem Vorwurfe der Scheinheiligkeit?

Wer auf eine von den hier beſchriebenen Weiſen dieſen Vorwurf erhält, der kann ruhig dabei ſein, und den Gang, welchen ihm ſein Gewiſſen lehrt, ganz getroſt fortſetzen; wie ſtehts aber um die, welche einen ſolchen Vorwurf mit Recht erhalten, weil ſie wahre Scheinheilige ſind?

Man verdient alsdann ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man z. B. mit dem bloſſen äuſerlichen Kultus den ganzen Kultus abthut, der Cerimonienſucht ergeben iſt, und dabei keinen Hang zum Guten zeigt, viel betet und ſingt, und dadurch um nichts beſſer, weder arbeitſamer, noch verträglicher, noch treuer und redlicher, noch dienſtfertiger, wird, das Gotteshaus fleiſſig beſucht, die Zech- und Wolluſthäuſer aber eben ſo fleiſſig, und wohl gar aus ienem unmittelbar in dieſe geht.

Man verdient ferner ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man die kleineren und geringeren Pflichten mit affektirter Aengſtlichkeit erfüllt, die gröſſeren und wichtigeren Pflichten aber offenbar unerfüllt läſſt, und iene Aengſtlichkeit nur darum treibt, daß bei Andern die Meinung entſtehen ſolle, man erfüllte die gröſſeren und wichtigeren Pflichten noch weit gewiſſenhafter und pünktlicher, und mithin die Nichterfüllung der letzteren nur dadurch zu verbergen ſucht.

Man verdient ferner ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man alles Gute, das man thut, öffentlich und mit Geräuſch thut, alſo offenbar nur, um von Andern damit geſehen, deshalb geprieſen, ia, wohl gar im eigentlichen Verſtande dafür gelohnt zu werden.

Man verdient endlich auch ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man ſich zum ſtrengen Richter Anderer aufwirft, um nur für einen noch ſtrengeren Selbſtrichter zu gelten — wenn man den herrſchenden Geſchmack an blos kindiſchen Sitten verdammt, um ſeinen eigenen Geſchmack an männlichgroben Sitten unbemerkbarer zu machen — wenn man die geringen Vergehungen ſeiner Mitbürger hart beurtheilt, und ſich ſelbſt weit gröſſere erlaubt, und — wenn man ſogar daſſelbe Böſe ſelbſt thut, welches man Andern ſehr hoch anrechnet.

Wer alſo auf eine von den hier beſchriebenen Weiſen den Vorwurf der Scheinheiligkeit erhält, der bleibe ia nicht ruhig dabei; noch weniger ſetze er den Gang, welchen er erwählt hat, auch nur mit der geringſten Getroſtheit fort!

Er treibt offenbar Gewiſſensſpott — den allerruchloſeſten Spott ... Mus ihm ſein Gewiſſen nicht ſagen, daß er durch Cerimonienſucht den Mangel an wahrer Gottesverehrung nicht erſetzen könne? Mus es ihm nicht ſagen, daß er ein Schalk ſei, wenn er durch ängſtliche Erfüllung der kleineren Pflichten ſich von Erfüllung der gröſſeren zu diſpenſiren ſucht? Mus es ihm nicht ſagen, daß die nützlichen Thaten, welche er verrichtet, nicht den geringſten Werth haben, wenn er ſie blos aus irgend einer Art von Gewinnſucht verrichtet? Mus es ihm nicht ſagen, daß es abſcheulich ſei, ſich zum Richter Anderer aufzuwerfen, wenn man das Selbſtrichteramt nicht betreibt? Gewis ſagt es ihm dis alles auch oft; denn es läſſt ſich ſein heiliges und ewiges Recht nicht nehmen. Wenn auch Zeiten kommen, die es in Handhabung desſelben beſchränken und ſtören, ſo kommen nach der Natur des menſchlichen Lebens doch auch wieder andere Zeiten, wo es ſolch Recht wieder handhaben kann, und es dann auch unumſchränkt zu handhaben pflegt. Der Scheinheilige, welcher auch alsdann, wenn er das Gewiſſen ſprechen hört, ſich zwingt, zu thun, als wenn er es nicht ſprechen hörte, treibt alſo doch wohl offenbaren Spott mit ihm. Dieſer Spott — der Gewiſſensſpott — iſt aber, wie geſagt, der allerruchloſeſte. Welch ein Verworfener iſt der, der ihn treibt! Er ſpottet im Grunde über Gott, der durch das Gewiſſen in uns, wie durch die Natur auſſer uns, zu uns ſpricht, und verdient die Ehre nicht, zur moraliſchen Weſenwelt zu gehören.

Ein ſolcher Scheinheiliger verſchlieſſt ſich auch immer mehr und mehr den Weg zur wahren Heiligkeit und Tugend. Je mehr er ſich in ſeiner leidigen Cerimonienſucht gefällt, deſto weniger wirds ihm einfallen, wahren und höheren Kultus zu treiben. Je länger er das Pflichtenweſen blos auf die geringeren Pflichten reducirt, deſto ſeltener wird er an die Erfüllung der wichtigeren denken. Je älter die Gewohnheit bei ihm wird, durch Gutesſtiften nur gleiſſen und gewinnen zu wollen, deſto ungeſchickter wird er zu der Gewohnheit, auf die Alles ankommt, werden, zur Gewohnheit, rein Gutes zu ſtiften. Je alltäglicher er das ſtrenge Richten Anderer betreibt, deſto unvorfallender wird das Selbſtgericht bei ihm ſein, und ſo wirds mit ihm dahin kommen, daß er, der bloſſe Scheinheilige, ſich für einen wahren Heiligen hält.

Auſſer dieſer Selbſttäuſchung aber, die ſein ſittliches Allverderben ſchaft, wird ihm auch keine andere Täuſchung von Belang gelingen. Bildete er ſich etwa ein, den Allerhöchſten, an deſſen Beifalle ihm am meiſten gelegen ſein muß, mit ſeiner Heuchelei täuſchen zu können, ſo gäbs keinen ärgeren Thoren und Sünder, als ihn; vor dieſem ſteht er immer in ſeiner ganzen unmoraliſchen Blöſſe aufgedeckt da. Unter ſeinen Mitbürgern aber wird er höchſtens blos die Einfältigen täuſchen, wodurch er wenig, oder gar nichts, gewinnt; die Klügeren werden ihm bald auf den Grund ſehen. Er lebt ia vor ihren Augen, und handelt mitten unter ihnen. So ſehen ſie ia, wie er die wahre Gottesverehrung durch Thun und Leiden nicht treibt, und wiſſen alſo ſeine übertriebene Anhänglichkeit an den blos äuſerlichen Kultus und an das Cerimonienweſen gehörig zu würdigen; ſo ſind ſie Zeugen davon, wie er gröſſere Pflichten übertritt, und kleinere ängſtlich zu übererfüllen ſucht, und lernen ſich alſo auch leicht auf dieſe Aengſtlichkeit verſtehen, wie er es mit ihr meine; ſo hören ſie nichts von ſtillem Guten, das er erzeigte, da doch die Dankbarkeit nicht immer ſchweigen würde, und ſehen alſo das Gute, welches er mit ganz unnöthigem Geräuſch ſtiftet, für das an, was es iſt, für Gleisnerei und Pralerei; ſo erblicken ſie an ihm einen Menſchen, der unaufhörlich Andere richtet, ſelbſt aber in gleicher, oder gar noch gröſſerer Verdamnis ſich befindet. Was wird nun geſchehen? Er wird den Lohn von ihnen bekommen, den er dadurch verdiente, daß er es wagte, auf ihre Täuſchung auszugehen; ſie werden ihn verachten, wie es dem Scheinheiligen gebürt. Sie werden noch weiter gehen, ſich der Einfältigen annehmen, welche er bethört, und ihm die heilige Maſke öffentlich abziehen, unter der er ſie bethörte. Allgemeinen Spott wird er dann hören, ſo oft er die Maſke wieder anzulegen ſich erdreuſtet, und es wird ſchwer halten, daß man ihm auch dann traue, wenn er wirklich ohne ſie umhergeht. So ſtraft die Scheinheiligkeit ſich ſelbſt, und es iſt umſonſt, zu hoffen, dieſen Strafen zu entgehen. Je ausgelernter vielmehr Jemand ſie zu treiben meint, und auch wohl wirklich treibt, deſto mehr lauern die Klügeren auf ihn auf, und, finden ſie dann ihren immer ſchon auf ihn gehabten Verdacht von Heuchelei gegründet, ſo verachten ſie ihn nur noch deſto höchlicher, und warnen vor ihm noch deſto lauter; damit ihm das heilloſe Handwerk, welches er treibt, um ſo mehr gelegt werde, weil er Meiſter darin iſt, und die ganze Welt ihn in ſeiner wahren Geſtalt erblicke, und auch der Einfältigſte in ſeinem Kreiſe ſich nicht weiter von ihm täuſchen laſſe.

Drei und achtzigſte Stunde.

Das entehrendſte Unmoraliſche.

Alles Böſe entehrt zwar den Menſchen, weil er jederzeit gegen die Würde eines ſittlichen Weſens handelt, ſo oft er die Willensfreiheit, welche er als ein ſolches Weſen beſitzt, nicht gebraucht, ſich zum Guten zu beſtimmen; das eine Böſe entehrt ihn aber immer mehr, als das andere, und ſo gibts Arten des Böſen, die ihn aufs höchſte entehren.

Hieher gehört erſtlich unnatürliches Böſes, worüber der Menſch gar keine Nachweiſung geben kann, daß er auch nur auf die entfernteſte Weiſe durch irgend einen Naturtrieb dazu verleitet worden ſei, wodurch er vielmehr gegen einen der erſten Naturtriebe handelt; oder auch ſolch Böſes, wodurch er einen wirklichen Naturtrieb nicht nach den Vorſchriften der Natur, wohl gar auf eine widernatürliche Weiſe, befridigt. All dergleichen

Böſes mus ihn höchſt entehren; denn es iſt ſein eigenes, freigewähltes Böſes, und er kann ſich deshalb gar nicht mit ſeiner menſchlichen Schwachheit, oder mit ſeiner Sinnlichkeit, entſchuldigen. Er hat ia vielmehr Stärke genug zur Vermeidung des erſteren durch ſeine gegen daſſelbe kämpfenden Naturtriebe, und was das letztere anbelangt, ſo ward ihm ia die Vernunft dazu gegeben, daß er durch ſie die Sinnlichkeit in Schranken halten, und ſie nur mit menſchlichem Anſtande befridigen ſollte.

Wer denkt nicht, wenn von der erſteren Art des unnatürlichen Böſen die Rede iſt, ſogleich an den Selbſtmord? Iſt dieſer nicht gegen den allererſten Naturtrieb, gegen den Trieb nach Daſein und Fortdauer, der der ganzen Welt der lebendigen Weſen gegeben ward, und der das Selbſterhaltungsſiſtem in ihr allgemein aufrichtete — ein Siſtem, das in ihr auch ſo befolgt wird, daß man kein Beiſpiel davon hat, daß ein Thier dagegen handelte? Wie traurig doch alſo, wenn der Menſch der Einzige wird, der es verwirft, und Selbſtmord ausübt! Wie noch dreimal trauriger aber, wenn es Fälle gäbe, in welchen der Menſch ihn — die erſte aller Unthaten — auszuüben und zu verrichten ſich gezwungen glaubte, ſich gezwungen fühlte!... Wer denkt nicht ferner bald an die elterliche Grauſamkeit, mit der ein Vater ſich als Vater verleugnen, und eine Mutter auf Mutterverleugnung durch Gebrauch aller möglichen Mittel — von Abtreibung des Embrio an, bis zur Ausſetzung des gebornen Kindes — ausgehen kann? Iſt ſo etwas nicht auch gegen einen der erſten Naturtriebe, gegen den Trieb der Liebe zu ſeinen Erzeugten, der ebenfals weit und breit über die thieriſche Welt ausgegoſſen ward, und in ihr ſichtbar iſt? Wie iammert das Vogelpaar, wenn ihm ſeine Jungen geraubt werden! Wie wüten Löwe und Löwin, wenn ſie einen ſolchen Raub blos befürchten! Alſo auch wieder der Menſch allein, der das häslichſte Gegentheil hiervon thun, und ſeine Kinder wegwerfen kann? Er berufe ſich doch ia nicht auf einzelne Thierarten, die ſogar ihre Jungen fräſſen; dieſe wiſſen ia nicht, wie er, was ſie thun ... Wer denkt nicht endlich auch bald an die grenzenloſe Härte, mit der man oft Unglückliche noch unglücklicher zu machen pflegt? Iſt dis nicht ebenfals gegen einen der erſten Triebe, der der Menſchennatur wenigſtens mitgegeben, und durch den ſie ſo herrlich ausgezeichnet ward — gegen den Mitleidstrieb? In der That ward dieſer Trieb dem Menſchen mitgegeben. In ſein Herz ward er nicht nur gepflanzt, auch in ſein Nervenſiſtem ward er eingewebt, ia, ſeinen Gedärmen ward er ſogar einverleibt, wie es die Griechen in ihrer Sprache ſehr ſchön ausdrücken. Selbſt einige Hausthiere bezeigen Mitleid mit leidenden Menſchen; wie weit ſteht der Menſch alſo hinter ihnen zurück, wenn er nicht mit Leidenden, die ſeines Geſchlechts ſind, leidet! wie unendlichweit, wenn er ſolche Leidende gar zu noch gröſſeren Leidenden machen kann! Dann gleicht er den reiſſenden Thieren, die den Wanderer, der ermüdet auf der Landſtraſſe liegt, zerfleiſchen.

Wer denkt nicht, wenn von der letzteren Art des unnatürlichen Böſen die Rede iſt, ſogleich an die Unzucht? Die Natur gab den Begattungstrieb, und er iſt an ſich unſchuldig, wenn er nach ihren Vorſchriften befridigt wird; denn auf ihm beruhet die Fortpflanzung der Welt der Lebendigen. Ihre Vorſchriften gehen aber für den Menſchen, als das Vernunftweſen unter den lebenden Weſen, dahin, daß er mäſſig befridigt, und nur am andern Geſchlechte ſeinesgleichen befridigt werde. Wer ihn alſo an ſich ſelbſt, oder an Perſonen ſeines eignen Geſchlechts, oder gar an Thieren, befridigt — welch ein Abſchaum von Menſchen iſt er! Wer ihn aber auch nur übermäſſig an Perſonen des andern Geſchlechts von ſeinesgleichen befridigt, der handelt ſchon widernatürlich; denn die Natur verband das Wohlbefinden bei der Befridigung blos damit, um die Fortpflanzung zu vergewiſſern; er aber ſieht es für den Zweck an, und zerſtört dadurch den wahren Zweck der Natur ... Wer denkt nicht ferner bald an die Rache? Die Natur gab den Trieb der Selbſtvertheidigung, und muſte ihn geben, weil ſie den Trieb der Selbſterhaltung gegeben hatte; denn er iſt eine bloſſe Anwendung des letzteren auf Fälle, in denen man angefallen wird. Wehre dich in ſolchen Fällen — ſo lautet allerdings ihre Stimme. Wozu aber ſich wehren über die Gebür? wozu die erlaubte Nothwehr verwandeln in fürchterliche Rache, durch die man weit ſchlechter handelt, als der Anfallende, der vielleicht ohne Ueberlegung anfiel, oder dem doch der Anfall bald wieder leid ward? ... Wer denkt nicht endlich auch bald an die Habſucht? Die Natur gab allen lebendigen Weſen, die für ihre Zukunft zu ſorgen haben, auch den Trieb, für ſie zu ſorgen; folglich vorzüglich dem Menſchen. Wenn nun aber der Menſch für ſeine Zukunft ſo ſorgt, als wenn er ewig hier zu leben hätte, ſo übertritt er die Vorſchrift der Natur, welche ihm ein nur überhingehendes Daſein hier verſprach. Wenn er vollends ſeinen auf ſolche Weiſe blos blinden Habetrieb auf Koſten Anderer, und durch Ausübung aller möglichen Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten zu ſättigen ſucht, ſo wird er zu einem der ärgſten Sünder gegen die Natur, die ausdrücklich will, daß auch Seinesgleichen neben ihm nicht nur beſtehen, ſondern auch wohl beſtehen ſollen, und die ihn deshalb mit Vernunft und Gewiſſen ausſtattete, damit er dis einſehen und fühlen ſollte.

Eine andere Art von Böſem, das den Menſchen aufs höchſte entehrt, iſt das unerſetzliche Böſe. Wodurch kann er, wenn er einmal durch Thun des Böſen ſeine ſittliche Würde aufs Spiel geſetzt hat, ſie wieder retten, als durch Wiedergutmachen des gethanen Böſen — durch Erſatz? Wenn er alſo unerſetzliches Böſes thut — wie da? Und wie dann vollends, wenn er, als er es that, ſehr wohl wuſte, daß es von unerſetzlicher Art ſei? Er wollte alſo auf ſich laden, oder lud wenigſtens eine Schuld auf ſich, die er nie wieder abtragen kann. Ach, wie entehrend, wie entehrend ſolch Böſes für ihn!

Hier denkt gewis Jeder gleich an Mord. An ſich ſchon iſt Mord etwas Entſetzliches, da der Menſch, den die Natur zur Humanitat ſtimmt, auf das weiteſte ſich von ihm entfernt halten ſollte; noch entſetzlicher aber wird er dadurch, daß er nie wieder vergütet werden kann. Vermag der Mörder ſeinem Gemordeten das Leben wieder zu verſchaffen? Er vermag's auch dadurch nicht, wenn er nach vollbrachtem Morde ſich ſelbſt das Leben nähme. Ja, geſetzt auch, daß er nachher Andere, die in der gröſſeſten Lebensgefar ſind, lebenrettete, ſo iſt dis doch nicht Erſatz dem Ermordeten, der dabei immer Ermordeter bleibt ... Auch denkt hier gewis Jeder bald an Ehrenraub, der Geld- und Güterraub weit überwiegt. Der Geld- und Gutsräuber kann erſtatten; kann aber auch der Ehrenräuber erſtatten, und die geraubte Ehre wiedergeben? Wie will er die Wiedererſtattung möglich machen, wenn er auch noch ſo geneigt zu ihr wäre? Die tauſendzüngige Fama hat ſeine Verleumdung ſchon ſo weit verbreitet, daß er gar nicht überſehen kann, wie weit ſie gediehen ſei, um ſeinen Widerruf bis dahin ertönen zu laſſen. Wäſte er aber auch wirklich ihre Extenſion, und extendirte er ſeinen Widerruf ihr gemäs, wie könnte er ſich Hofnung machen, daß dem Widerrufe mehr Glaube, oder auch nur ſo viel Glaube, gegeben werden werde, als der vorangegangenen Verleumdung? Der Verleumder kann ſicher auf groſſen Beifall rechnen, der Widerrufer aber nur auf kleinen; denn der nicht nur ſogenannte, ſondern auch eigentliche Trot der Menſchen glaubt lieber das Schlechte Anderer, hört es lieber, und iſt ſehr ungeneigt, den Widerruf davon anzuhören und anzunehmen, weis auch bald dem Widerrufer zu ſagen — gewis biſt du nun beſtochen, unbeſtochen ſpricht man nur Wahrheit ... Auch denkt endlich gewiß hier ieder bald an Verführung. Wie leicht iſts oft, Andere zu ſeinem eigenen Böſen zu verleiten! wie ſchwer aber, ſie, wenn man auch ſelbſt davon zurückkehrt, zur Zurückkehr davon zu bewegen! Auf die erſte böſe Stimme hörten ſie; auf die zweite gute hören ſie nicht. Wer vollends noch ganz unſchuldige, noch unverſtändige Seelen — Kinder — verführt, der mus ſein Böſes ſchlechterdings ganz und gar unerſetzlich finden. Er hat ihnen das Böſe ſo gelehrt, daß ſie dabei erwuchſen; es wuchs alſo gleichſam in ſie ein, und ward ihnen zur Gewohnheit, zu ſo einer Gewohnheit, die die Stärke der Natur erhielt. Thue er nachher, was er will; er rottet es nicht wieder aus ihnen aus. Kommt dann aber nicht iedes Böſe, das ſie lebenslang von der Art thun, noch auf ſeine Rechnung?

Noch eine Art von Böſem, das den Menſchen aufs höchſte entehrt, iſt das unabzugewöhnende Böſe. Wer ſich freiwillig unter irgend ein Joch begibt, das er nicht wieder abwerfen kann, wie er will, der hat ſchon wenig Ehrgefühl mehr; wer ſich aber unter das Joch des Böſen begibt, das am ſchwerſten wieder abzuwerfen iſt, in dem iſt alles Ehrgefühl erſtorben. Er will alſo lebenslang ein Sünder bleiben — welch ein mit ewiger Schande ihn bedeckender Vorſatz!

Im Grunde gehören hieher alle übertriebene, unerſättliche Begierden; ſchwerlich wird ein Menſch, der ihnen fröhnt, von der Frohne eher wieder ablaſſen, als bis ihm ihre Fortſetzung phiſiſch unmöglich gemacht wird ... Wem fällt aber nicht vorzüglich hier gleich ienes hölliſche Böſe — Selbſtbefleckung — ein? Mit Recht wird ſie ein hölliſches Böſes genannt; denn ſie zerſtört die körperlichen und geiſtigen Kräfte zugleich — zerſtört alſo den ganzen Menſchen. Wehe den jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, welche ſie treiben! Wie? was ſagte ich? beiderlei Geſchlechts? Ja, mit Recht ſprach ich ſo, und, wer unſere kleinen Dirnen nur halb ſo kennt, wie unſere Knaben, der wird mir auch Recht geben. Ich freue mich daher, daß in unſern Zeiten mancher biderer Deutſche auftrat, der die Eltern auf ſolch Höllenweſen ihrer heranwachſenden Töchter aufmerkſam machte. Die Eltern können oft nicht begreifen, was für eine Bewandnis es mit dem Siech- und Blaswerden ihrer jungen Dirnen habe; der herbeigerufene Arzt ſieht freilich bald durch, ſcheuet ſich aber, die Wahrheit zu ſagen — wie gut doch alſo, wenn Schriftſteller ſie wenigſtens im Allgemeinen ſagen! Noch einmal — wehe allen jungen Leuten, die Selbſtbeflekkung treiben — wehe ihnen beſonders darum, weil ſie von ihrem hölliſchen Böſen nicht wieder ablaſſen werden! Wer ſoll's ihnen wieder abgewöhnen? Sie ſich ſelbſt? Dis macht die Sinnlichkeit unmöglich. Ihre Eltern und Erzieher? Können denn dieſe unaufhörlich bei ihnen ſein? wollen ſie nicht auch ſchlafen? Hiermit iſt in wenigen Worten warlich Alles geſagt. (Was kann nicht von jungen

Leuten, die das Höllenweſen lieben, im Bette geſchehen? Was kann nicht ſogar auf dem Abtritte geſchehen?) Der Eheſtand wird es ihnen freilich einſt abgewöhnen, aber — zu ſpät, und — welch einen Eheſtand wird es für ſo früh ſchon entkräftete und entnervte Menſchen geben?!?! Man gehe in den Häuſern umher; ſo wird man Belege für die Wahrheit dieſer Behauptung in Menge finden. Beſonders wird man ſie in den Häuſern der Vornehmeren finden, wo durch Luxus im Leben und Genieſſen der Geſchlechtstrieb früher erwacht, als in den Hütten der Nidrigeren ... Wem fällt hier nicht ferner auch bald die Völlerei ein? Daß ſie, da ſie zu aller vollkommenen Geſchäftsbetreibung untüchtig macht, groſſes Böſes ſei, liegt gleich am Tage. Ebenſo gehört ſie aber auch zu dem Böſen, das man ſich nicht wieder abgewöhnen mag, weil auf das Wiederabgewöhnen ein baldiger Tod erfolgen würde. Man mus ſie alſo fortſetzen, um wenigſtens nur noch ſo lange zu leben, als möglich ... Wem fällt endlich nicht auch hier das Lügen ein? Der Lügner von Profeſſion kann das Lügen nicht laſſen. Er lügt faſt ſo oft, als er den Mund aufthut. Er weis endlich nicht mehr, daß er lüge, und glaubt ſeiner eigenen Lüge — aber auch er nur einzig und allein.

Ich rekapitulire, was ich heute gedacht habe. Je unnatürlicher, ie unerſetzlicher, ie unabzugewöhnender Böſes iſt, deſto mehr entehrt es den Menſchen. Welch Böſes mus ihn nun wohl auf das aller-allerhöchſte entehren? Solch Böſes, das unnatürlich, unerſetzlich, unabzugewöhnend zugleich iſt ... Hier komme ich noch einmal auf die Selbſtbefleckung; ſie iſt dergleichen Böſes. Stände ich in dieſem Augenblick ſo vor vielen iungen Leuten beiderlei Geſchlechts, wie ich einſam in meiner Laube ſitze, ſo würde ich, wie iener groſſe Menſch, ausrufen — wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Vier und achtzigſte Stunde.

Nützliche Trennungen auf einige Zeit.

Wenn Freunde, die von einander weitentfernt leben, ſich einen Beſuch von vier Wochen machen, ſo kehren ſie gewis mit der Erfarung wieder nach Hauſe zurück, daß es beſſer für ſie geweſen wäre, wenn ſie dieſe vier Wochen ſo hätten eintheilen können, daß ſie wöchentlich einen Tag davon beiſammen verlebt hätten. Weit mehr würden ſie dann einander genoſſen haben, als ſo, da durch das zu lange anhaltende Beiſammenſein in der That oft eine Art von Genusleere für ſie entſtand. Dis führt mich auf die Frage, ob nicht ſelbſt für dieienigen, welche einander ganz nahe ſind, wenn ſie ſich auch noch ſo herzlich lieben, Trennungen auf einige Zeit zuweilen ſehr heilſam ſein ſollten, und ich glaube ſolches behaupten zu können.

Alle Freuden, von welcher Art ſie auch ſein mögen, verliehren von ihrem Werthe, wenn man ſie immer haben kann. Nimm die Freuden der Natur; warum eilt man im Frühling ſo innig, ſie zu genieſſen? Darum, weil ſie den Winter über verſagt waren. Nimm die Freuden der Weltgeſellſchaften; iſt nicht der am empfänglichſten für ſie, bei dem ſie nicht zur Tagsordnung gehören? Sollt's nun auch wohl anders ſein mit den Freuden der Freundſchaft und der Liebe? Es iſt ia daſſelbe menſchliche Herz, welches ſie genieſſt; ſo erzeugen ſie dadurch, wenn man ſie immer hat, ebenfals eine Art von Gleichgültigkeit gegen ſich, der nur damit wieder abgeholfen werden kann, daß man ſie zuweilen auf einige Zeit nicht habe. Auf die Kraft der Harmonie und Simpathie möge doch hier ia nicht gepocht werden; auch ſie verlangt ihre Stärkungen, und erhält ſie nicht gewiſſer und glücklicher, als durch einſtweilige Trennungen.

Wenn die, welche nahe verbunden leben, und ſich herzlich lieben, einander zuweilen nicht haben, dann fühlen ſie erſt recht, wie viel ſie einander ſind. Was ihnen alsdann an Glückſeligkeit und Zufridenheit abgeht, das iſts ia offenbar, was ſie ſonſt einander zu verdanken haben. Die Empfindung dieſes Abgangs, den ſie nun ſpüren, keitet ſie gleichſam aufs neue und noch feſter zuſammen. Nie würde dis geſchehen ſein, wenn ſie immer beiſammen geblieben wären. Sie verſuchen wohl Annäherungen an andere ihrer Zuneigung würdige Perſonen, und finden dergleichen auch — denn es gibt immer noch gute, angenehme und liebenswürdige Menſchen genug — ſie finden aber doch auch zugleich, daß ihnen ſolche das nicht ſind, was ihnen die eigentlichen Ihrigen ſind. So ſteigt in ſolchen Getrennten Freude darüber auf, daß die Trennung wieder ein Ende haben werde, und ſie fangen an, ſich nach einander zu ſehnen. Nun wird der Nutzen des einſtweiligen Getrenntſeins noch gröſſer. Wie herzlich werden ſie bei der Wiedervereinigung einander in die Arme ſinken, und dann noch trauter beiſammen ſein, als ehemals.

Während der Trennung wird ihnen auch gewis Manches in ihrem Benehmen gegen einander wichtiger, als wenn ſie beiſammen ſind. Sie haben ihre menſchlichen Schwachen; ſo wird ihnen, da ſie einander vermiſſen, das Herz oft bei der Nachfrage ſtärker klopfen, ob ſie auch ſeither ihre eigenen Schwächen dem Andern nicht zu läſtig gemacht, und die Schwächen des Andern mit gehöriger Schonung geduldet haben. Es iſt dis faſt ſo, wie es einſt ſein wird, wenn der Eine von ihnen den Andern begräbt. Ach da, da wird dieſe Nachfrage mit höchſter Zärtlichkeit geſchehen. Bei der blos einſtweiligen Trennung iſt nun der groſſe Vortheil, daß man ſeine Verſchuldungen der Art gegen einander noch wieder gutmachen kann, und ſo wird man auch die ernſtlichſten und herzlichſten Vorſätze hierzu faſſen. Vielleicht iſt dis oft der gröſſeſte Nutzen, welchen ſolche Trennungen ſtiften. So entſchloſſen, nimmt man ſich dann beim Wiederbeiſammenſein mehr zuſammen, ſeine Temperaments- und Gewohnheitsfehler dem Andern leidlicher zu machen, und die Temperaments- und Gewohnheitsfehler des Andern leidlicher zu finden.

Oft ſchaft dergleichen Trennungen auf einige Zeit unter Menſchen, die nahe verbunden ſind, und ſich auch herzlich lieben, ſchon ihr Beruf und Stand, ihr Geſchäftsweſen, oder auch wohl ein bloſſer Zufall. Geſchieht dis, ſo ſollen ſie nicht mismüthig darüber werden; wenn ſie nur die Trennungszeit für einander wohl benutzen, ſo wird ihnen die Wiedervereinigung allemal neuen erhöheten Genus von einander bewirken. Wir leben ia auch nicht für Freundſchaft und Liebe allein, ſondern auch für die Welt, für das gemeine Weſen, für das Vaterland, und für unſern geſamten Pflichtenkreis. So mus man ſich alſo trennen können, wenn man einander auch noch ſo innig lieb hat, ſo bald und ſo oft es von dieſen Seiten her gefordert wird. Wer war denn auch wohl nicht ſchon oft dabei, wenn in Geſchäften ausgereiſete Männer, Väter, Brüder und Freunde zurückkehrten, und muſte nicht in den allgemeinen Jubel einſtimmen, den er hörte?

Gibt es keine ſolche nothwendige und unvermeidliche Trennungen, wie ich ſie iezt mir dachte, ſo halte man es mit den freiwilligen! Allerdings aber müſſen dieſe nicht zu oft geſchehen, noch weniger zu lange dauern. Wer ohne Noth gern immer unterwegs ſein möchte, der ſage ia nicht, daß er Menſchen habe, die er herzlich liebt; wie könnte er denn, wenn dis wäre, lieber mehr von ihnen, als bei ihnen, ſein wollen? Wer freiwillig zu lange ſich trennt, der ſpiegle uns nicht vor, daß er der möglichen Gleichgültigkeit gegen die Gegenſtände ſeines Herzens vorzubeugen ſuche; er iſt ſchon ſo gleichgültig gegen ſie, daß ihnen an irgend einer Wiedervereinigung mit ihm kaum noch etwas gelegen ſein möchte. Er zeigt ihnen ia, daß er recht darauf ausgehe, ſie ganz zu vergeſſen; ſollte es ihnen ſchwer werden, auch ihn zu vergeſſen?

Wollte man aber iede freiwillige Trennung dadurch tadeln, daß man ſpräche, das Leben ſei für Freundſchaft und Liebe ohnehin ſchon kurz genug, ſo, daß man es nicht durch Zerſplitterung der Zeit noch mehr für ſie verkleinern müſſe, und daß man das Trennungsweſen überhaupt doch lieber dem Tode überlaſſen möchte, der nicht anſtehen werde, ſich gar ernſtlich damit zu befaſſen — ſo iſt ia das Erſtere ſchon dadurch beantwortet, daß durch Trennungen auf einige Zeit für die Pflege und für den Genuß der ſanfteſten Triebe unſeres Herzens nichts verlohren geht, ſondern vielmehr gewonnen wird. Wenn ich ſo etwas höre, kommts mir ebenſo vor, als wenn Jemand ſprechen wollte, das Leben ſei für Arbeit und Kraftgebrauch ſo ſchon kurz genug, als daß man es durch Zerſplitterung der Zeit — worunter dann die einſtweiligen Ruhegenüſſe verſtanden werden ſollen — noch beſonders dafür zu verkürzen nöthig habe. Man arbeite doch einmal immer fort, ohne ſich die Ruhe zu gewähren; was wird man leiſten? Nun ebenſo — man genieſſe doch einmal immer fort; was wird man genieſſen? Es iſt mit den Genuskräf=

ten, wie mit den Arbeitskräften; ſie werden insgeſamt erſchöpft, und iene werden nur durch einſtweilige Abbrechung des Genuſſes, wie dieſe durch einſtweilige Abbrechung der Arbeit, alſo beide durch Ablaſſen von ihrer Anſtrengung auf einige Zeit, wieder hergeſtellt. Iſt es in dieſer Hinſicht mit den feineren Genuskräften auch nicht ganz ſo, wie mit den gröberen, ſo machen ſie doch durchaus keine wirkliche Ausnahme davon aus, ſondern es geht am Ende den Genüſſen der Freundſchaft und Liebe, wie es den grobſinnlichſten Genüſſen geht; nur einſtweiliges Faſten erhöhet ſie wieder, und ſolch Faſten beſteht in Betracht ihrer eben in zuweiligen Trennungen derer, welche ſie an einander ſchöpfen, auf einige Zeit.

Was aber das Letztere in dem erwähnten Tadel freiwilliger überhingehender Trennungen, oder die Meinung, daß man das Trennungsweſen überhaupt doch lieber dem Tode überlaſſen möchte, der es zu ſeiner Zeit gar ernſtlich betreiben werde, anbetrift, ſo gebe ich gern dieſen Ernſt des Todes dabei zu, leugne aber, daß wir es ihm deswegen ganz zu überlaſſen hätten. Behaupten mus ich vielmehr, daß der Ernſt, mit dem er es einſt betreiben wird, uns ernſtlich darauf bedacht machen müſſe, ihm zuvorzukommen, und es vorher ſchon zu Zeiten zu betreiben. Mus uns, die wir einander herzlich lieben, nicht daran liegen, zu wiſſen, wie, wenn er die Totaltrennung macht, dem hinterbleibenden Theile zu Muthe ſein werde? Dis können wir aber nur durch Trennungen auf einige Zeit, ehe ſeine Trennungsſtunde ſchlägt, erfaren. Wenn wir dann da fühlen, wie viel uns ſchon fehle, daß wir einander nicht haben, da wir doch einander bald wieder haben können und werden, wie werden wir in voraus empfinden, wie unendlichviel uns fehlen werde, wenn wir einſt den lieben von uns Geſchiedenen blos im Geiſte nachſehen können, ohne ſeine Zurückkehr zu uns erwarten zu dürfen! Dis wird auf der einen Seite den Nutzen für uns haben, daß wir uns, wenn wir der hinterbleibende Theil bei der Totaltrennung werden ſollten, auf ſie vorbereiten; auf der andern Seite aber wird es auch bewirken, daß wir es immer herzlicher mit einander meinen, damit der, den bei der Totaltrennung das Loos des Hinterbleibens trift, dem Abgeſchiedenen ruhig nachſehen könne, ob er gleich ſeine Zurückkehr nicht erwarten darf.

Wenn man ſo, wie ich heute, über das Nützliche der Trennungen auf einige Zeit nachgedacht hat, und dabei ein Gläubiger an menſchliche Fortdauer über das Grab hinaus iſt, ſo mus man auf die Frage gerathen, ob nicht am Ende auch die Totaltrennung, welche der Tod anrichtet, für die, die ſich liebten, von Nutzen ſein werde. Da ich ein ſolcher Gläubiger bin, ſo bejahe ich auch dieſe Frage. Mag nun nehmlich immerhin von einer totalen Trennung geſprochen werden, ſo iſt ſie's doch nur für dieſe Welt; folglich iſt ſie auch nur eine Trennung auf eine gewiſſe Zeit. Sie beſagt nun blos, daß die Abgeſchiedenen nie, nie zu ihren Hinterbleibenden zurückkehren können, und — dis mag ſie! kommen doch die Hinterbleibenden ihren Abgeſchidenen ebenfals durch den Tod, der ſie trennte, nach. Während der einſtweiligen Totaltrennung — die oft weit kürzer wird, als man denkt — werden die Hinterblieben tief, iämmerlichtief fühlen, was ſie an den Abgeſchidenen gehabt, und ſich nach Wiederbeiſammenſein mit ihnen zärtlichſt ſehnen, ſich aber dann auch durch dieſe Sehnſucht darnach im Glauben daran ſtärken. Die Abgeſchidenen, welche ſchon im wirklichen Beſitze der gehoften Fortdauer über das Grab hinaus ſind, werden, wenn ſie auch noch ſo viel neue Freunde und Lieben ſchon gefunden, doch ebenſals dieſe Sehnſucht empfinden, und an den neuen himmliſchen Freundſchaften ebenſo nicht genug haben, wie die Hinterbliebenen an neuen irdiſchen Freundſchaften. Und — welch eine Wiedervereinigung wirds dann in der Oberwelt für beide Theile geben! Die Momente derſelben werden ihnen Seligkeitsgenus gewähren, den ſie an einander noch nie hatten, und auch nie wieder haben werden. Ihr fortdauerndes Wiederbeiſammenſein wird das allerherzlichſte ſein; denn der Tod hat ſie nun von dem hohen Werthe, welchen ſie für einander haben, ganz belehrt. Ich bin hiervon ſo lebendig überzeugt, daß ich feſt glaube, daß die, welche ſich hier innig liebten, dort ſogar beſonders Gott auch dafür preiſen werden, daß er ſie durch den Tod einſt trennte. Gehört denn dis nicht auch in der That ſchon zu der Sprache iener Welt — Er hat Alles wohl gemacht —?

Fünf und achtzigſte Stunde.

Etwas Allerchriſtlichſtes.

Man würde in der That ſehr irren, wenn man als Chriſt das *äuſerliche* chriſtliche Bekentnis für *eine Kleinigkeit* hielte. Der Stifter des Chriſtenthums ſelbſt hat es ia häufig und ausdrücklich genug verlangt, und zwar mit Recht. Was man doch einmal ſein will, das mus man auch öffentlich ſcheinen zu ſein. Ja, es kann ſogar Zeiten geben, wo das öffentliche Scheinen von der gröſſeſten Wichtigkeit wird. Dergleichen Zeiten gab es für die erſte chriſtliche Kirche, da Jeder gleich Geld und Gut, Haus und Hof verlohr, wenn er ſich zum Chriſtenthum bekannte. Da entſchied doch wohl die Selbſtaufopferung, welche Jemand leiſtete, für ſeine Aufrichtigkeit gegen das Chriſtenthum? Vielleicht iſt in den neueſten Zeiten der Kirche das äuſerliche Bekentnis von gleicher Wichtigkeit, nur auf eine andere Weiſe.

Man neigt ſich nehmlich immer mehr zum Unglauben und zur Unſittlichkeit hin; was kann alſo willkommener ſein, als — Herabſetzung des Chriſtenthums, das ſo ſehr auf Glauben und auf Sittlichkeit dringt? In der That gehts daher an vielen groſſen Orten ſchon ſo weit, daß es zum vornehmen Tone gehört, über das Chriſtenthum zu ſpotten, oder daß man doch lächerlich zu werden befürchtet, wenn man ſich öffentlich zu ihm bekennt. Wie viel, oder wie wenig, die neueſten Philoſophen hierzu beigetragen haben mögen, will ich nicht beſtimmen; von aller Schuld daran mögen ſie ſich aber ia nicht frei ſprechen. Wer ſich alſo iezt über die Furcht wegſezt, durch ſein äuſerliches Bekentnis zum Chriſtenthum, oder dadurch, daß er öffentlich Jeſum ſeinen Herrn und Meiſter nennt, lächerlich zu werden, der bezeugt auch ſeine Aufrichtigkeit gegen das Chriſtenthum. Ergrimmen aber möchte ich darüber, wenn man glaubt, es ſei iezt ſchwerer, ſich über die Furcht wegzuſetzen, ſeines Chriſtenglaubens wegen lächerlich zu werden, als es ehemals war, ſich über die Furcht, Habe und Gut, Haus und Hof ſeintwegen zu verliehren, wegzuſetzen. Dieſe Furcht war ia gegründet, und man verlohr wirklich Geld und

Gut, Haus und Hof, ſobald man ſich für einen Chriſten freimüthig erklärte; denn die Antagoniſten des Chriſtenthums hatten die Gewalt dazu in den Händen. Iſt denn aber iene Furcht ebenſo gegründet? Wird man wirklich dadurch lächerlich, wenn man ſich troz aller Spötterei, die über das Chriſtenthum getrieben wird, doch öffentlich zu ihm bekennt? Geht es denn nicht aus unſerer eigenen Seele hervor, ſobald wir nur einigermaſſen gebildete Menſchen ſind? Wie braucht man ſich alſo einer Religion zu ſchämen, die ſo herrlich vor den Richterſtühlen der Vernunft und des Gewiſſens beſteht?

Bei aller der groſſen Wichtigkeit aber, welche das äuſerliche chriſtliche Bekentnis zu gewiſſen Zeiten haben kann, bleibt es doch auch wahr, daß es nie an ſelbigem genug ſei, um für einen Chriſten gelten zu können. Auch dis hat der Stifter des Chriſtenthums ſelbſt häufig und ausdrücklich genug geſagt, und zwar ebenfals mit Recht. Es kann ia ſchon Zeiten geben, wo es nicht nur nicht ſchadet, ſondern ſogar viel einbringt, wenn man ſich für einen Chriſten erklärt; wie, und dieſe bloſſe Erklärung ſollte hinlänglich ſeyn? Aber auch die Rückſicht hierauf bei Seite geſetzt — iſts nicht die Hauptſache, daß man, wenn man ſich zum Chriſtenglauben öffentlich bekennt, ihm auch wirklich zugethan ſei, und ihn vor ſich ſelbſt bekenne? Kommt nicht vorzüglich, wenn man Jeſum ſeinen Herrn und Meiſter nennt, Alles darauf an, daß man ſich als Gläubiger an ihn auch blos und einzig und allein an ihn ſelbſt halte? Dis iſt das einzigwahre Bekentnis davon, daß man ſeine Herr- und Meiſterſchaft anerkenne.

Es iſt alſo nicht recht, wenn man ſeinen Chriſtenglauben aus irgend einem andern Glaubensbuche, es habe einen Nahmen, welchen es wolle, ſchöpft, als — aus dem Evangelienbuche, worin der Herr und Meiſter ſelbſt ſpricht. Es iſt nicht recht, wenn man ſich an Kirchenväter und Kirchenverſammlungen, an Päbſte, an Luthern, oder an Kalvin. hält. Wird nicht offenbar der Meiſter dadurch verleugnet? Sogar in Anſehung der erſten Nachlehrer des Meiſters, der Apoſtel des Chriſtenthums, gilt dieſer Grundſatz. Sie ſelbſt, dieſe Edlen, maſſten ſich keineswegs das Meiſteranſehen an; vielmehr nannten ſie ſich ausdrücklich, wie der Meiſter und Herr ihnen geboten hatte, blos ſeine Knechte. Man mag dis nun deuten nach dem damaligen, oder nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche — nach dem damaligen beſagt es noch weit Mehr — genug, ſie nannten ſich ſelbſt ſo, und ſo mus es auch dabei bleiben, und man mus ſich nicht mehr halten an die Knechte, als an den Herrn; denn der Herr iſt gröſſer, als ſie.

Dennoch geſchah es ſehr frühzeitig in der Kirche, daß man nicht bei der Rede des Meiſters blieb, wie er doch ſo ſehr eingeſchärft hatte, und geſchah nachher noch immer mehr und mehr, hatte aber auch die übelſten Folgen für das Chriſtenthum.

Die eine davon war, daß Lehrmeinungen in das Chriſtenthum kamen, an die der weiſe Stifter deſſelben gar nicht gedacht hatte. Nimmermehr würden die Apoſtel geglaubt haben, daß ſie ſelbſt auf die unſchuldigſte Weiſe dazu beitrügen. Wenn ſie es nehmlich mit Judenchriſten zu thun hatten, die ſich noch gar nicht von ihrer alten Kirchenverfaſſung trennen konnten, ſo ſchlugen ſie den Weg ein, daß ſie ſie Alles, was ſie durch Verlaſſung des Judenthums verlohren zu haben meinten, im Chriſtenthum wiederfinden, und noch vollkommener wiederfinden lieſſen. Sie richteten ſich alſo nach ihrer Denkweiſe, ſprachen mit ihnen in ihrer Sprache, und trugen ihnen die neuen chriſtlichen

Sachen unter alten jüdiſchen Bildern vor. Wunderſchön klingt das eigene Geſtändnis des Paulus hierüber, wenn er ſagt, er wäre den Juden ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen. Eben dieſes wunderſchöne Selbſtgeſtändnis hätte dann aber auch der ſpäteren chriſtlichen Kirche immer vor Augen ſchweben ſollen, und man hätte aus jüdiſchen Bildern, unter welchen die Apoſtel chriſtliche Sachen blos vortrugen, nicht chriſtliche Sachen ſelbſt machen ſollen; welches aber leider geſchehen iſt, und häufig noch geſchieht. Man hätte denken ſollen — wir ſind keine Juden geweſen, und haben alſo nicht einmal jüdiſche Bilder nöthig, um uns chriſtliche Sachen unter ihnen vorzuſtellen. So ward aber nicht gedacht; ſondern man blieb beim Buchſtaben ſtehen, und vergas darüber den Geiſt des Buchſtabens. Die Lehre vom Verſöhnungstode Jeſu kann hierüber als Beleg aller Belege dienen. Jeſus ſtarb am Kreutze, um ſeine Lehre in die Welt einzuführen, welche die Menſchen heiligen, und durch Heiligung mit Gott verſöhnen, d. h. wiedervereinigen ſollte. Nun waren die Juden gewöhnt, ſich ihre Wiedervereinigung mit Gott nicht anders, als durch ein Sühnopfer, als möglich vorzuſtellen;

ſo ſtellten dann auch die Apoſtel, wenn ſie es mit Judenchriſten zu thun hatten, den Kreutzestod Jeſu als ein ſolches Sühnopfer, und zwar als das letzte aller Sühnopfer, hin. Jeſus ſelbſt aber — o daß dis doch recht beherzigt werden möchte! — hat ſeinen Tod nie ſo hingeſtellt. Er hatte blos davon geſprochen, daß er für ſeine Freunde ſterbe, für ſeine Schafe als ein guter Hirt ſein Leben laſſe, ſich hingebe zur Erlöſung (von dem dürftigen und doch drückenden iüdiſchen Gottesdienſte) für Viele, und ſein Blut vergieſſe zur Vergebung der Sünden, oder zur Wegſchaffung der Sünde aus der Welt durch ſeine heiligende Lehre, auf welche er am Kreutze ſtarb. — — Geht man nun vollends auſſer der Apoſtelgeſchichte noch die Geſchichte der Kirchenväter und der Kirchenverſammlungen durch, ſo findet man eine durch ſie in das Chriſtenthum gekommene Lehrmeinung über die andere, an die Jeſus nicht nur nie gedacht hatte, ſondern die auch ſogar ſeiner eigenen Rede widerſpricht. Nur zwei Belege hierüber in aller Kürze! Wie erklärte er ſich über ſich ſelbſt, und wie erklärte ſich Athanaſius über ihn? Wie erklärte er ſich über die Kinderwelt, und wie erklärte ſich Auguſtinus über ſie?

Eine andere Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meiſters blieb, war, daß die einfache Chriſtusreligion in eine gelehrte Religion verwandelt ward. Dis zeigte ſich ebenfals ſchon früh, und mit der Zeit immer mehr und mehr. Es verdient geleſen zu werden, was ſchon Paulus deshalb an den Timotheus ſchrieb. Was würde dieſer Mann, der, ob er gleich ſelbſt ein Gelehrter — in dem Verſtande wenigſtens, wie man es unter ſeiner Nation ſein konnte — war, zu ſeiner Zeit bereits gegen die gelehrten Queerköpfe eiferte, welche es mit Fragen und Wortſtreitigkeiten hielten, und die Religion in ein Gewerbe verwandelten — — was würde er dazu ſagen, wenn er ein ſogenanntes theologiſches Siſtem ſpäterer Jahrhunderte zu leſen bekäme? ... Man müſte, wenn man auch kein Chriſt wäre, der urſprünglichen Chriſtusreligion die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihr an natürlicher Einfachheit, an Einfalt — dieſes Wort in dem alleredelſten Verſtande genommen -- keine andere Religion gleich ſei; wie iſts dieſer Chriſtusreligion aber ergangen? Alle philoſophiſche Schulen — von der platoniſchen an bis zur ſcholaſtiſchen — haben ihren Unfug an ihr getrieben. Die Reformation, welche Luther und Kalvin bewirkten, hat allerdings Viel in dieſer Hinſicht geleiſtet, aber — bei weitem nicht Genug. Auch die Proteſtanten ſind noch nicht rein; auch iedes ihrer Glaubensbücher und ieder ihrer Katechismen hat neben dem reinen Chriſtusgolde noch immer philoſophiſche Schlacken. Wozu aber dis? Wozu die Menge von Subtilitäten und Grübeleien, und die Menge von Fragen, auf die dreierlei Antworten gegeben werden können? Doch nur dazu, um den chriſtlichen Unterricht zu erſchweren! Der reine Chriſtusglaube kann in fünf Minuten gelehrt und gelernt werden; der gelehrte chriſtliche Glaube aber, der Glaube nach dem theologiſchen Siſtem, erfordert Jahr und Tag, und — am Ende hat man bei ihm doch nicht Mehr, als bei ienem Glauben, der in fünf Minuten erlernt werden kann.

Noch eine andere Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meiſters blieb, war, daß die Chriſten ſich trennten, und in verſchidene Sekten zertheilten. Dis konnte nicht anders kommen; es muſte ſo kommen — ſobald man nicht bei der Weiſung, die ſelbſt von hoher Hand gegeben worden war — „Einer iſt euer Meiſter" — blieb. So aber traten Nachmeiſter auf, die ſich auf die Sache des Himmelreichs noch beſſer zu verſtehen meinten, und der Haufe, welchen ſie für ſich zu gewinnen wuſten, hielt's nun mit ihnen, wie mit dem Meiſter. Hätten die hierdurch entſtandenen chriſtlichen Sekten einander nur friedlich geduldet, ſo möchte es noch hingegangen ſein; aber — der Sektengeiſt erzeugte auch Sektenhas, und ſie verfolgten einander. Es gibt in dieſer Hinſicht keine unſeligere Geſchichte, als die chriſtliche Kirchengeſchichte; doch — die Decke der Vergeſſenheit werde über ſie ausgebreitet! Bei allen Traurigkeiten, welche die ietzigen Tage für die chriſtliche Menſchheit weit und breit haben, haben ſie doch auch das herzerhebende Gute, daß — die verſchidenen chriſtlichen Religionspartheien duldſamer gegen einander ſind. „Wenn's nur wahr iſt“ — pflegt zwar einer meiner Freunde zu ſprechen, ſo oft man ihm etwas gutes Neues berichtet; an das gute Neue aber, welches ich ietzt erwähnte, glaube ich doch. „Die Chriſten ſind arm gemacht worden — ſprach auch unlängſt Jemand zu mir — daher ihre Sektentoleranz gegen einander, wie ihr Ablaſſen von Prozesſucht; machet ſie wieder reich — Gut gibt Muth — ſo führen ſie ihren religiöſen Prozes, wie ihre civilen Prozeſſe, gegen einander mit dem vormaligen Eifer wieder" — der Zeitgeiſt aber liſpelte mir zu, daß ich auch hierauf nicht hören ſolle.

Noch eine Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meiſters blieb, war endlich, daß das Chriſtenthum verächtlich ward. Nimmermehr würde man dem Chriſtusglauben, der, wie geſagt, vor den Richterſtühlen der Vernunft und des Gewiſſens ſo herrlich beſteht, ſeine Hochachtung haben verſagen, oder aufſagen, können, wenn er ächt geblieben wäre; ſo aber, da er durch ſo viele menſchliche und vor den Richterſtühlen der Vernunft und des Gewiſſens ganz unverantwortliche Modifikationen und Zuſätze verfälſcht ward, muſte er um ſeine Achtung kommen. Was betreffen denn die Spöttereien aller ſeiner alten und neuen Widerſacher? Ihn ſelbſt warlich nicht, ſondern die eigenmächtigen Auslegungen von ihm und Hinzuthuungen zu ihm. Der einzige Weg, ihm ſeine Ehre und Würde wieder zu verſchaffen, iſt der, daß man immer mehr und mehr zum chriſtlichen Urglauben, zu ienem Glauben, der in fünf Minuten gelehrt und gelernt werden kann, zurückkehre. Geſchieht dis nicht, ſo wird man ſehen, was für ein Ende es nehme. Die Welt iſt nun einmal auf andern Seiten zu aufgeklärt, als daß ſie ſich in Glaubensſachen noch gängeln laſſen ſollte; thut ſie aber auch nicht recht daran, wenn ſie ſich dieſer Gängelung widerſetzt?

Sechs und achtzigſte Stunde.

Herbſtempfindungen im Freien.

An dieſem ſchönen Herbſttage will ich dich, o Herbſt, auch feiern. Auch du haſt dein Gutes und Herrliches, und mit dir ſimpathiſirt ſo gern der Mann, dem das Alter ſich nähert. Aber auch der Jüngling thut wohl daran, wenn er ſchon Sinn für dich hat; er wird ſich dadurch einen ſchönen Herbſt des Lebens bereiten. — —

Wahr iſts freilich, daß der Herbſt ein Bild der menſchlichen Vergänglichkeit iſt. Die verblüheten Bluhmen, das fallende Laub — welche natürliche Darſtellungen davon! Kann denn aber der Menſch der Vergänglichkeit ausweichen? Iſt ſie nicht ein- für allemal ſein Loos, wie ſie das Loos aller mit Leben begabten Weſen iſt? Warum wollte er ſich alſo nicht ihr Bild von der Natur vorhalten laſſen? Ich dächte, man müſſe frühzeitig ſchon gern hierein willigen; um in der Jugend, wo man unter Kraftgefühlen und Freudengenüſſen ſeine Vergänglichkeit ſo leicht vergiſſt, feierlich ihrer eingedenk zu werden, und ſich dadurch angetrieben zu finden, die ernſthafteſten Anſtalten zu einer weiſen und edlen Verwendung des vergänglichen Lebens zu treffen. Der Mann aber, welcher ſchon weit in die Jahre hinein iſt, und daher auch ſeine Vergänglichkeit ſchon ſtark empfindet, weilt, wenn er weiſe und edel gelebt hat, gewis gern bei dem Bilde, welches ihm der Herbſt der Natur von ihr reicht. Seiner Sache — ſeiner weitern Beſtimmung — gewis, wandelt er getroſt unter den verblüheten Bluhmen umher, läſſt getroſt das Laub von den Bäumen auf ſich fallen, und freuet ſich ſogar, daß nun für ihn auch bald der Winter komme, der ihn zum wahren Lenz ſeiner höheren Natur einführt.

So iſts ebenfals wahr, daß das Frühiahr an Reitzen für die edleren Sinne reicher iſt, als das Spätiahr. Die überall wiederauflebende Pflanzenwelt — das iunge muntere Grün der Wälder — die wogenden Getreidefluren — die Blüthepracht der Fruchtbäume — die Roſen und Lilien in den Gärten — der Bluhmenteppich der Wieſen und Auen — die weidenden Heerden — die allge-

meine Heiterkeit in der Thierwelt — das zahlr
che Chor der Singevögel mit ihrem Präfektus Na
tigall, u. ſ. w. erheben freilich für Geſicht u
Gehör den Lenz über den Herbſt; iſt denn aber
Herbſt ſo ganz arm an Reitzen für Auge und Oh
Das iunge nicht weniger ſchöne Grün der aufg
gangenen Winterſaat — ſelbſt die artigen Farb
ſchattirungen der verſchidenen Arten von welk
den Laubhölzern in den Wäldern — der reichl
laſtete liebliche Winterobſtbaum — die mann
faltigen ſpäteren Arten von Bluhmen in unſ
Luſtgärten — gewähren ſie nicht auch noch A
genfreuden genug? Singt nicht auch die Lerche
Herbſt? Verſucht nicht leiſe alsdann ſchon
iunge Nachtigall ihren künftigen Frühlingsſchla
Und — wie iſts mit den Reitzen für die übrig
Sinne? Was dem Geruche bei den Bluhmen
Herbſt abgeht, das erſetzen ihm alsdann aro
tiſch duftende Früchte. Das Gefühl aber befin
ſich bei der milden Luftbeſchaffenheit an ein
ſchönen Herbſttage eben ſo wohl, wie an ein
guten Frühlingstage, und, iſt es im Frühling a
genehm, ſich von der ſtrengen Kälte des Wint
zu erholen, ſo iſts ebenſo angenehm im Herbſt,
von der drückenden Schwüle des Sommers zu

holen. Was vollends den Geſchmack anbelangt, ſo iſts ſogar ausgemacht, daß ihn das Spätiahr, als eigentliche Früchtezeit, um ſo reichlicher befridige, ie ärmlicher er im Frühiahre, als in der eigentlichen bloſſen Blütezeit, abgeſpeiſet ward. Hierzu kommt dann auch noch manches andere ſinnliche Gute, das der Herbſt vorzugsweiſe hat und gibt. Wie ſchön iſts z. B., beim Naturgenuſſe den Schaaren von umherfliegenden Inſekten nicht mehr ausgeſetzt zu ſein, welche früher im Jahre den Aufenthalt im Freien ſo oft zu verleiden pflegen! Wie ſchön iſts, von Gewitterbeſorgniſſen befreit zu ſein, ohne daß die Erde ſchon vereiſet iſt, und während daß man noch anmuthig findet die Saatgefilde, die Luſthaine und die Laubengärten! Doch — dergleichen Rühmungen des Herbſts ſind noch viel zu klein; wie wiegt er durch die vollbrachte Erndte den Frühling auf, der Erndte von weitem blos zeigte! Bei dieſer Vorſtellung will ich ietzt recht verweilen, und zwar nicht blos als ſinnliches, ſondern auch als geiſtiges Weſen.

Gemähet ſind nun die Wieſen — gemähet die Felder; die Vorräthe, welche auf ihnen ſtanden, ſind wirklich eingeſammlet. Welchen Gefaren waren ſie bis dahin ausgeſetzt! nun ſind ſie in Sicherheit, ſobald mit dem Element Feuer vernünftig umgegangen wird. Für Menſchen und Vieh iſt nun wieder auf den Winter nicht nur, ſondern auf ein Jahr, geſorgt — welch ein ſüſſer Gedanke für den Theilnehmenden! welch ein heiliger Gedanke aber auch für den Gottesverehrer! Wie könnte ein Menſch, der Beides iſt, jetzt Wieſen und Felder betrachten, ohne ſich innig zu freuen, und ohne einen dankbaren Blick über ſie weg nach dem groſſen Vater und Regirer der Natur zu thun? Man iſt zwar immer, wenn man auf den offenen Schauplätzen der Schöpfung iſt, wie in einem Tempel, und wird von heiligen Gefühlen durchſtrömt; das eigentliche Tedeum aber tönt um dieſe Jahreszeit erſt recht aus dem Herzen hervor. Der Reiche verhungert freilich nicht, wenn auch ein Jahr ganz erndtelos wäre, weil er die noch vorhandenen Vorräthe aus den vorigen Jahren auf das theuerſte bezahlen kann; wie würde es aber auf einen ſolchen Fall den Armen gehen? wie vollends den Haus- und Arbeitsthieren, und den zahlreichen Heerden des Landmannes? Doch — weg nun mit dieſer Furcht! das Jahr gab ſeine Erndte, und ſie ward glücklich vollbracht. Die Armen leiden nun keine Noth — auch die dem

Menſchen nützliche Thierarten leiden nun keine Noth. Menſchenwerk blos war dis nicht; es iſt vielmehr weit mehr Gotteswerk. Was thun die Wieſenbeſitzer zu ihrer Heu- und Grummeterndte? daß ſie hier und da einen Graben ziehen, die Maulwurfshügel umwerfen, und etwa einigen Dünger ſichs koſten laſſen — dis iſt Alles; können ſie ſich auch nur im geringſten einer Saat rühmen? Man kann allerdings auch Gras ſäen; aber auf den eigentlichen und ewigen Wieſen hat nicht der Menſch Gras geſäet, ſondern Gott hats geſäet. Auf den Feldern freilich darf ſich der Menſch ſeiner Saat rühmen; wie würde da Roggen oder Waitzen aufgehen, wenn er ihn nicht angeſäet hätte? Iſts denn aber am Säen genug, um Erndte halten zu können? Mus die Saat nicht aufgehen? mus ſie nicht gedeien? Was kann der Menſch dazu beitragen, daß ſie gedeie? Kommt nicht Alles dabei auf die Witterung an, über die er nicht die geringſte Gewalt hat? Ja, kann der Menſch auch nur machen, daß ſeine Saat aufgehe? Hat er, wenn ſie aufgeht, auch nur das Mindeſte dazu gethan? In der That, die mehreſten Säer thun ia nicht eher einen Schritt wieder auf ihr Saatfeld, als bis ſie kommen, um zu erndten. O Dank doch dem groſſen Menſchen- und Vieherhalter, daß nun gemähet ſind die Wieſen und die Felder!

Ja, gemähet ſind nun die Wieſen — gemähet die Felder; woran erinnert ſich der beiahrte und immer wacker thätig geweſene Mann, wenn er auf ſie hinblickt? . . . Ich gedachte des Herbſts als eines Bildes der menſchlichen Vergänglichkeit; ietzt gedenke ich ſeiner als des Bildes des belohnten menſchlichen Fleiſſes. Traun, die Natur lohnt noch den Schweis, welcher für ſie vergoſſen wird, und lohnt ihn weit zuverläſſiger, als Staat und Kirche ihn lohnen; wer nur anhält in der Arbeit für ſie, der wird gewis, mehrere Jahre im Durchſchnitt gerechnet, reichlich von ihr dafür bezahlt, und in keinem Jahre verläſſt ſie ihn ganz. „Doch, auch mein Fleis — ſpricht der Edle, der ſchon im Herbſte des Lebens iſt, wes Standes er auch ſei — blieb ſo wenig unbelohnt, als des Landmannes Fleis; auch ich erndtete die Früchte davon, und genieſſe ſie nun. Wohl doch dem, der, ſo lange er noch bei vollen Kräften iſt, auch mit vollen Kräften arbeitet!“ Freilich denkt ſo ein Rechtſchaffener auch an die Hinderniſſe zurück, welche er auf dem Wege zum Lohne ſeines Fleiſſes zu bekämpfen hatte; er denkt ebenſo an ſie zurück, wie

andmann nach gehaltener Erndte an die Ge-
zurückdenkt, welche der Ausbeute ſeiner Saa-
oheten. Wie aber dieſer nun für den glück-
Ueberhingang der Gefaren dankbar zum Him-
lickt: ſo feiert er auch mit frommer Andacht
ndenken des Allſegnenden, der ihn ſtark ge-
nachte, die Hinderniſſe zu beſiegen.

Benn gleich ſchon längſt Herbſt iſt, ſo zeigt
och der Landmann noch immer geſchäftig auf
Fluren und Auen, und fährt damit ſo lange
bis es völlig zuwintert. „Auch ich — denkt
eiahrte Thätige, wes Standes er auch ſei,
er Zeuge hiervon wird — mus noch thun,
ch kann, um den Herbſt meines Lebens noch
ch zu machen, bis einſt für mich Winter wird.
dann erſt, wenn die Natur mir weiteres Ar-
verbietet, darf ich aufhören, zu arbeiten.“
inen Winter denkt er, wie geſagt, mit Freu-
denn es verhält ſich mit demſelben, wie mit
Winter der Natur, ia, noch beſſer. Sein
er führt ihn nicht nur in neues Schönes, ſon-
in das Allerſchönſte.

Sieben und achtzigſte Stunde.

Das Prophetenweſen.

Es iſt oft gar keine Kunſt, noch weniger bedarf es einer höheren Eingebung dazu, Andern vorherzuſagen, wie es ihnen gehen werde. Man kann ihnen Gutes — man kann ihnen Böſes vorherſagen; man kann Beides vorherſagen einzelnen Perſonen, ganzen Familien, ia, ganzen Staaten. Dem Guten gebürt überall der Vorrang; ich will alſo auch bei ihm anfangen.

Wenn z. B. ein iunger Menſch ſich gelehrig, geſchmeidig, betriebſam und geſittet zeigt — was kann man ihm weiſſagen, getroſt weiſſagen? Dis, daß er ein geſchickter, brauchbarer, nützlicher und verdienſtvoller Mann werden werde, daß er in der Welt ſein Brodt machen, von ſeinen Mitbürgern geſchätzt und geliebt werden, und Freunde und Gönner finden werde, die ihn noch immer weiter befördern ... Oder wenn z. B. eine neue Men-

enfamilie ſich vernünftig anbauet und einrichtet,
enn herzliche Liebe die beiden Anbauer zuſam-
enführt, wenn der Geiſt der Thätigkeit, der
irthſchaftlichkeit und des Geſchmacks am häus-
hen Leben gleich frühzeitig bei ihnen einkehrt,
d wenn ſie hernach die Kinder, mit welchen die
orſehung ſie ſegnet, wacker erziehen — was
nn man ſo einer Familie weiſſagen, getroſt weiſ-
gen? Dis, daß ſie nicht nur immer eine der be-
n und glücklichſten Familien im Orte ſein, ſon-
rn daß ſie auch der Stamm von vielen gleichgu-
und gleichglücklichen Familien in kommenden
nerationen werden werde ... Oder wenn z. B.
einem Staate Religion und Tugend herrſchen,
die Geſetzgeber auch die erſten Geſetzhal-
r ſind, wenn Groſſe und Kleine daſelbſt Mit-
rgerſinn und Vaterlandsliebe athmen, und wenn
ſonders die, welche zur Nothwehr für das Va-
land da ſind, Tapferkeit und Heldenmuth be-
en — was kann man ſo einem Staate weiſſa-
, getroſt weiſſagen? Dis, daß er lange beſte-
, zu einem immer noch höheren Flore ſteigen,
d ſeinen Feinden ſo furchtbar werden werde, daß
alle Luſt verliehren, ihn iemals anzufallen.

Ebenſo kann man aber auch Böſes weiſſagen, ohne in einer andern Prophetenſchule, als in der gemeinen, aber doch hohen Schule der Erfarung, gebildet worden zu ſein. Wenn nemlich z. B. ein iunger Menſch nichts lernen will, faul und noch dazu übergeben iſt, und ſich ſchon auf die lüderliche Seite legt — was kann man ihm weiſſagen, geradezu weiſſagen? Dis, daß er ein Taugenichts werden, Brodtloſigkeit, oder doch Schimpf und Schande, ſich zuziehen, und vielleicht gar den Tod auf dem Bette der Schande ſterben werde . . . Wenn ferner z. B. eine Famlilie gleich übel errichtet wird, wenn die Gatten ſich zu einander geſellen, ohne wahre Zuneigung zu einander zu haben, und daher bald auſſerhäusliche Vergnügungen ſuchen, und darüber Wirthſchaft und Kinderzucht vernachläſſigen — was kann man ſo einer Familie weiſſagen, geradezu weiſſagen? Dis, daß ſie eine der ſchlechteſten und unglücklichſten Familien im ganzen Orte werden werde, und daß die Kinder des Hauſes nicht nur den Eltern Gram und Schande machen, ſondern auch die ſchlechte Erziehung, welche ſie erhalten haben, auf ihre Nachwelt fortpflanzen werden . . . Wenn ferner z. B. in einem Staate Irreligioſität und Immoralität Ueberhand

hmen, Luxus aller Art an die Stelle eines ver-
nftigen und mäſſigen Lebensgenuſſes in allen
änden tritt, die Vaterlandsliebe erſtirbt, und
, welche zu Kriegszeiten die Heldenrolle über-
men ſollen, Weichlinge, Tänzer und Spieler
den — was kann man ſo einem Staate weiſ-
en, geradezu weiſſagen? Dis, daß er bald ein
de mit Schrecken nehmen, und nachher noch
ndrein ſeinen Verwüſtern zum Geſpötte dienen
de.

So weiſſagte der Prophet von Nazaret dem
ſchen Staate den völligen Untergang, und ſeine
iſſagung traf richtig, auch bis auf den Umſtand
r richtig, ein, daß die damalige Generation
nicht ganz ausgeſtorben ſein würde, wenn die
wüſtungen anhüben. Er konnte ſo weiſſagen,
Prophet zu ſein; denn er war unter der iü-
en Nation geboren und erzogen, und kannte
ihren Rebellionsgeiſt, den freylich der harte
erdruck erzeugte, der ſie aber doch in ihrer
ächlichen Wehrlage gar iämmerlich kleidete.
n ein Volk, das ſich einmal hat unteriochen
t, das fremde Joch wieder abzuſchütteln ver-
, ohne ſtark genug dazu zu ſein, ſo handelt
hon thöricht, weil es ſeine Lage dadurch nur

noch drückender macht, indem ſeine Ueberwinder es nun noch mehr beſchränken werden; wenn es aber dergleichen Verſuche wiederholt, ſo kann's nicht anders kommen, als daß die Ueberwinder ihm endlich das Garaus machen ... Aehnliche und auch eben ſo eingetroffene Weiſſagungen des Böſen für ganze Staaten und Länder, wie die des Propheten von Nazaret war, finden ſich in der Völkergeſchichte vor und nach ihm — höchſtens mit dem Unterſchiede, daß die, welche ſie thaten, ſie aus irgend einem andern Grunde thaten. So weiſſagte wohl der Eine von ihnen ſeiner noch ganz freien Nation Verderben, weil ſie ſich der Uepspigkeit ergab, und dadurch immer untapferer, und alſo auch wehrſchwächer, ward. So weiſſagte auch wohl ein Anderer blos darum ſeinem Staate kurzes weiteres Beſtehen, weil Vergröſſerungsſucht ihn zu ſchnell zu einem Kolos machte, als daß ſolcher nicht bald wieder in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen müſſe. So weiſſagte auch wohl noch ein Anderer ſeinem Volke Jammer, weil die, welche es gemeinſchaftlich regirten, um die Oberherrſchaft ſich zu ſtreiten anfingen, wodurch bürgerliche Kriege, die verderblichſten unter allen Kriegen, entſtehen muſten. So weiſſagte endlich auch wohl noch ein Anderer ſeinem Vaterlande, das aus einem Staatenbunde beſtand, den Untergang, weil die Bundeshäupter nicht nur einander verließſen, wenn ſie von ihrem gemeinſchaftlichen Feinde angefallen wurden, ſondern ſich auch ſelbſt unter einander anfielen, ſo, daß es dieſem äuſerſt leicht werden muſte, nach und nach, wohl gar in kurzer Zeit, ſie insgeſamt zu beſiegen.

Ich kehre von dieſer Digreſſion auf die böſen Weiſſagungen für ganze Völker und Länder zu dem Weiſſagen des Böſen für Andere überhaupt zurück; wer dieſes Geſchäft übernimmt, der betreibe es ia mit dem menſchenfreundlichſten Herzen. Was hierunter zu verſtehen ſei, will ich mir iezt deutlicher machen.

Daß man ſich damit gar nicht abzugeben habe, ſobald es Andere betrift, auf die man gar keinen Einflus hat, iſt an ſich gleich klar; man würde ſich offenbar ganz vergebliche Mühe dadurch geben. Bei ſolchen Menſchen aber nun, auf die man Einflus, wohl gar ſtarken Einflus, hat, und um die man ſich alſo zu bekümmern verbunden iſt, mus man das böſe Weiſſagerweſen nicht zuerſt, ſondern zulezt, betreiben; mit andern Worten — man mus, ehe man ihnen Elend weiſſagt, vorher auch

Alles thun, was man thun kann, um ſie von dieſem Elende zu retten. Die Verabſäumung hiervon kann nicht beſſer veranſchaulicht werden, als durch das Bild eines Vaters, der ſeine väterliche Korrektion an ſeinem zur Dieberei geneigten Sohne damit abthut, daß er ihm blos zuruft — höre, du wirſt noch einmal am Galgen ſterben! — oder auch durch das Bild einer Mutter, die ebenfals ihre mütterliche Korrektion an ihrer zur Lüderlichkeit geneigten Tochter damit abthut, daß ſie ihr zuruft — höre, du wirſt noch einmal in der Charité ſterben. Aufſicht, genaue und treue Aufſicht mus man über dergleichen Menſchen, von welchen hier die Rede iſt, führen, und ſie genau beobachten, ehe man ihnen Elend weiſſagt; aufmerkſam mus man ſie auf ſich ſelbſt machen, und ſie zum Nachdenken über das Schickſal, welches ſie ſich zu bereiten ausgehen, bringen. An bidern und ſtarken Ermahnungen an ſie mus man es nicht fehlen laſſen, abzuſtehen von ihrem Böſen. Zu erſchweren ihnen die Fortſetzung deſſelben auf alle mögliche Weiſe mus man ſich beſtreben, und, durchbrechen ſie alle dergleichen Erſchwerungen, ſo mus man, wenn die Vorboten ihres künftigen Elends ſchon zahlreich anrücken, mit aller Kraft ſeines

Herzens und Mundes in ſie dringen, noch die letzte Rettungszeit zu benutzen, und ſich zu beſſern. Nur dann erſt, wenn man dis Alles gethan hat, und wenn das Thun davon nichts helfen will, darf man ihnen mit Anſtand Böſes weiſſagen; ſonſt müſte man ſich als Weiſſager mehr ſchämen, als ſie, denen man weiſſagt.

Wenn man dann aber auch das böſe Weiſſagen auf ſolche Weiſe betreibt, ſo mus man doch zeigen, daß man es ungern betreibe. Iſt und bleibt es denn nicht ein trauriges Geſchäft, Andern überhaupt Böſes zu weiſſagen? Wer ein menſchliches Herz hat, dem blutet gewis ſein Herz dabei, ſo oft er es verrichtet. Böſes nun vollends ſolchen Menſchen weiſſagen zu müſſen, für deren Wohl man ſich zu verwenden ganz beſonders verpflichtet iſt, und auch ſich redlich, aber darum, weil ſie nicht hören und ſehen wollen, ebenſo vergeblich, als redlich, verwendet — welch ein Jammer aller Jammer! Man gebe ihnen alſo dabei ſeine tiefe Traurigkeit zu erkennen; vielleicht macht man dadurch noch heilſame Eindrücke auf ſie.

Wäre es aber auch wohl mit dieſer Weiſſagertraurigkeit zu vereinigen, daß man ſich hernach darüber ärgern könnte, wenn etwa die böſe Weiſſagung glücklicherweiſe nicht einträfe? Wer ungern Andern Böſes weiſſagt, der ſiehts gewis auch gern, daß er zum falſchen Propheten an ihnen werde. Sie haben ſich dann auch unſtreitig doch zuletzt noch gebeſſert; wie mus ihre erfolgte Beſſerung den erfreuen, dem ſie ſo ſehr am Herzen lag! Hätte ſie aber auch blos ein unvorherzuſehender günſtiger Zufall, der wie von Himmel für ſie kam, von dem geweiſſagten Verderben gerettet, wie mus der, der ſie ſo gern retten wollte, den rettenden Zufall ſegnen!

Ebenſo wenig würde es mit der Weiſſagertraurigkeit zu vereinigen ſein, wenn man hernach Wohlgefallen daran haben könnte, daß man richtig geweiſſagt habe. Wer Andern ungern Böſes weiſſagt, der ſiehts gewis auch ungern, daß er zum wahren Propheten an ihnen werde. Was ſollte ihn denn von dieſer edleren Denkart abhalten? Das Anſehen etwa, das er ſich mit der Erfüllung ſeiner Weiſſagung geben könnte? In der That ein trauriges Anſehen, das ieder Andere ſich auch hätte geben können! Nicht einmal hintreten mus der zum wahren Propheten Gewordene, und ausrufen — „es geſchieht ihnen ſchon Recht, haben ſie es doch nicht beſſer haben wollen.“ Freilich geſchieht ihnen Recht; kleidet aber auch nur die geringſte Freude darüber den Menſchenfreund? Vielmehr, wie man vorbedauerte die Unglücklichen, wenn ſie nicht hören würden, ſo mus man ſie nachbedauern, daß ſie nicht gehört haben.

Iſt die Büſſung, welche dergleichen Menſchen leiſten müſſen, von der Art, daß man ihnen noch Güte erzeigen kann, ſo mus man, wenn man auch als Weiſſager von ihnen nicht gehört, wohl gar verlacht, ward, ſeine Hand doch nicht von ihnen abziehen. Wie man ihnen noch Hülfe leiſten könne, müſſen die iedesmaligen Umſtände an die Hand geben; ſo aber, wie man ſie ihnen noch leiſten kann, mus man ſie ihnen auch leiſten. Vielleicht bewirkt dis bei ihnen ganz zuletzt noch Beſſerungsſinn; wer wollte dieſen aber nicht in ihnen noch zu bewirken ſuchen, ſo lange ihr Puls bei Vernunft noch ſchlägt?

Geſetzt iedoch, daß auch hierdurch kein Beſſerungsſinn in ihnen geregt würde, ſo, daß ſie ganz und gar verlohren gingen — oder geſetzt auch, daß die Büſſung, welche ſie leiſten müſſen, gleich von der Art wäre, daß ſie total verlohren gingen — ſo, daß man als wahrer Prophet ihres völligen

Untergangs da ſtände, ſo mus man ihnen auch dann noch nachjammern. Sie waren doch Menſchen ... und wie gut hätten ſie's haben können, wenn ſie gehört hätten! Wie herzzerreiſſend die Vorſtellung, daß ein Menſch ſchlechterdings nicht hören, ſondern lieber völlig verderben, will! —

Eine Betrachtung über das Prophetenweſen, wie ich ſie heute anſtellte, kann ſich wohl nicht menſchlicher ſchlieſſen, als mit dem Wunſche — „Gott mache mich ſelten zum Weiſſager des Böſen für Andere, und gebe dann zuweilen wenigſtens, daß ich falſch geweiſſagt haben möge! Recht oft aber mache er mich zum Weiſſager des Guten für Andere, und gewähre mir dann jederzeit die Freude, richtig geweiſſagt zu haben!

Acht und achtzigſte Stunde.

Wechſelſeitige Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander.

Glaube befördert Tugend — Tugend befördert Glauben; Unglaube befördert Laſter — Laſter befördert Unglauben — — dis ſind Sätze, für deren Wahrheit man die gehörige Bürgſchaft nicht erſt bei der Erfarung zu ſuchen hat, ſondern ſie vom geſunden Menſchenverſtande gleich erhält.

Glaube befördert Tugend. — Hiermit wird keineswegs das alte Muhmenlied beim Gewitter geſungen — „Kind, ſei artig, der liebe Gott ſtraft.“ Auch wird hiermit nicht der alte Gerichtsſermon bei Eidesleiſtungen gerechtfertigt — „Bürger, ſchwöre nicht falſch, oder du ſchwörſt dich zum Teufel.“ Sondern — ſo iſts damit gemeint, wie hier folgt... Weſſen Herz ſchon aus ſich für Sittlichkeit und Pflichterfüllung ſchlägt, der wird ſich gewis durch den Gottesglauben noch mehr dazu angetrieben fühlen. Das Sittengeſetz, welches er ſchon blos darum verehrt, weil er es hat, wird ihm noch verehrungswürdiger dadurch, daß er einen Allerhöchſten annimmt, der es ihm gab. Auf den Beifall deſſelben kann er, wenn er es befolgt, nun auch eben ſo gewis rechnen, wie auf den Beifall ſeines Gewiſſens; wie ſollte er, wenn er auch nicht Blicke auf ihn, als auf den allmachtigen und allgerechten Weltregirer, der Vergeltung handhabt, richtete, nicht doch durch die Vorſtellung, daß er ihm, als dem Allweiſen und Allheiligen, in ſeiner Art ähnlich, und deshalb ein Gegenſtand ſeines Wohlgefallens, ſei, zur weiteren und noch emſigeren Befolgung der Verordnungen des Sittengeſetzes und der Erfüllung ſeiner Pflichten ſich hoch geſtärkt fühlen? .. Ebenſo, weſſen Herz ſchon deſſen ungeachtet, wenn auch mit dieſem Leben Alles für ihn abgethan wäre, für Sittlichkeit und Pflichterfüllung ſchlägt, der wird ſich gewis durch den Fortdauerglauben noch mehr dazu angetrieben fühlen. Wenn er ſchon blos als vernünftiges Weſen für ſeine moraliſche Ausbildung mehr, als für ſein äuſerliches Glück, ſorgen zu müſſen glaubt, wie vielmehr wird er für ſie ſorgen, wenn er ſich zugleich als unvergängliches Weſen denkt! Was er alſo auf ſeiner höheren Seite erwirbt, bleibt ia ewig ſein — welch ein Gedanke! Könnten die Geldſüchtigen ſich ebenſo mit ewigem Behalten ihres Erwerbs tröſten, wie entſetzlich weit würde ihr Wucher gehen! Wie? und er ſollte nun nicht ganz unerſattlich in Erwerbung der Güter des Herzens werden? . . . Wahr iſts alſo — Glaube befördert Tugend.

Wahr aber iſts auch — Tugend befördert Glauben. — Was für Urſache hätte denn ein guter Menſch, dem Gottesglauben gram zu ſein? Mit Freuden mus er ihn ia vielmehr ergreifen, da ihm ſelbiger ſo viel Segen und Troſt reicht. Alſo ſpricht er — „ich ſehne mich nach einem höchſten Urbilde ſittlicher Vollkommenheit, dem ich ähnlicher von Zeit zu Zeit werden kann, ohne ihm ie gleich werden zu können. Ich gefalle mir ſchon; wie mus mich der Gedanke an ein Weſen entzükken, das mir bis zur allerheiligſten und allertiefſten Anbetung wohlgefällt! Ein ſolches Weſen iſt auch gewis da; es iſt ſo gewis da, als der Berg und das Meer da ſind, und als ich da bin. Sandkörner — Berg — — Waſſertropfen — Meer — — ich Sandkorn, ich Waſſertropfe in ſittlicher

Hinſicht — — Berg und Meer in ſittlicher Hinſicht — Gott, Gott, Gott. Nach ihm ſehne ich mich nicht nur als nach einem Allervollkommenſten, ſondern auch als nach einem oberſten Regirer des Schickſals. Mir ſelbſt, oder den Umſtänden, möchte ich um keinen Preis überlaſſen ſein; wie würde es da um meine Ruhe ſtehen? So aber iſt mir wohl, wenn Er iſt; geliebt von ihm, hoffe ich auf ihn, und bin überzeugt, daß er Alles ſo für mich leiten werde, wie es für mein höheres Beſtes, für meine ſittliche Ausbildung, am heilſamſten iſt. Er iſt aber ſo gewis, als die Sterne am Himmel ſind; wie könnte ich ihr Flammenheer betrachten, ohne an ihn, an einen Allvater und Allherrn des Univerſums, zu glauben?" ... Ebenſo — was für Urſache hätte denn ein guter Menſch, dem Fortdauerglauben gram zu ſein? Mit Freuden mus er ihn vielmehr gleichfals an ſein Herz drücken. Ihm liegts ia daran, noch immer mehr ſich ſittlich auszubilden, und im Guten zu wachſen; mus er ſich alſo nicht nach ſeiner Fortdauer über das Grab hinaus, wie nach Gott, ſehnen, um ewig ſich ſittlich ausbilden, ewig im Guten wachſen, ewig noch Gott ähnlicher werden zu können? Wie gehts ihm auch oft bei der treueſten Erfüllung ſeiner ſchwerſten Pflichten? Wird ihm nicht in der That der Wunſch nach einer anderweitigen gerechteren Welt abgedrungen? Wenn ihm nun ſeine ganze höhere Weſenseinrichtung ſchon zuruft — „mit hier iſts für dich nicht abgethan“ — ſo verdoppelt und verdreifacht ſein gutes Gemüth dieſen Zuruf und die Eindrücke deſſelben auf ihn ... Wahr alſo auch — Tugend befördert Glauben, wie Glaube Tugend befördert. — —

Aber nun auch die ſchlimme Seite der wechſelſeitigen Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander.

Unglaube befördert Laſter. — Hiermit wird keineswegs gemeint, daß man kein guter Menſch ſein könne, ohne ſich zu einem dreieinigen, oder gar dreifaltigen Gott, und zur Auferſtehung des Fleiſches zu bekennen; auch nicht einmal, daß ſittliche Güte ohne allen Glauben an Gott und Fortdauer unmöglich ſei; ſondern — ſo iſts damit gemeint, wie hier folgt ... Wer an ſich ſchon Hang zum Böſen hat, der überläſſt ſich ihm gewis noch weit mehr, wenn er den Gottesglauben auf die Seite legt. Das Sittengeſetz muſte ihm immer läſtig ſein, weil es ſeinen unrühmlichen Begierden im Wege war; nun wirft er keck die Laſt deſſelben ab, und erklärt es — das groſſe Gottesgeſtifte — für Mönchs- und Eremitenmachwerk. Die Furcht, einem Allerheiligſten zu misfallen, wandelt ihn nun auch weiter nicht an; weil es in ſeinen Augen einen Solchen nicht mehr gibt. So gibts dann aber auch ſeiner Meinung nach keinen Richter mehr für ihn, dem nicht auszuweichen iſt; welchen Unſittlichkeiten wird er ſich überlaſſen! . . . Ebenſo, wer an ſich ſchon Hang zum Böſen hat, der überlaſſt ſich gewis ihm noch weit mehr, wenn er den Fortdauerglauben, wie den Gottesglauben, bei Seite legt. „Wozu, denkt er, ſoll ich denn das Sittliche an mir auf Koſten des Sinnlichen ausbilden? Im Tode hat es ja Vergang, wie dieſes. Iſts alſo nicht klüger, ich betreibe das Sinnliche an mir auf Koſten des Sittlichen, und genieſſe ſo übermäſſig, wie ich kann? Laſſt uns eſſen und trinken! morgen ſind wir todt — dis iſt die vernünftigſte Loſung.“ Auch denkt ein ſolcher Menſch ferner — „warum ſollte ich mir nicht die Uebertretungen ieder noch ſo ſogenanntheiligen Pflicht, ſobald ſie mir diſſeits des Grabes nicht ſchaden, erlauben, da kein Jenſeits iſt, und alſo auch kein Schade davon ienſeits, folglich ganz und gar kein Schade davon, für mich erwachſen kann?" Man betrachte doch nur unſere Böſen! Was hält ſie noch einigermaſſen in Schranken? Iſts nicht die Furcht vor weltlichen Strafen? Sobald ſie aber dieſen zu entgehen wiſſen, wie unmoraliſch handeln ſie! Wie werden ſie vollends unter aller Menſchheit handeln, wenn ſie auf dieſen Fall auch an kein bevorſtehendes Weltgericht glauben!... Wahr iſts alſo — Unglaube befördert Laſter.

Wahr iſts aber auch — Laſter befördert Unglauben. — Wie der gute Menſch gar keine Urſache hat, dem Gottesglauben gram zu ſein, ſo findet ſich der böſe Menſch ſehr dazu veranlaſſt. Was ſoll er mit einem Urbilde ſittlicher Vollkommenheit, dem er von Zeit zu Zeit immer ähnlicher werden müſſe? Wie würde er durch ſelbiges in ſeiner Lebensart auf das unerträglichſte beſchränkt! Weg alſo damit — denkt er. Wie? ſetzt er hinzu, die Gewiſſensſtimme ſollte eine Gottesſtimme ſein? Sie iſt nichts weiter, als weibiſches Kinderſtubenvorurtheil, das durch ſie immer noch nachhallt. Und — fährt er noch fort, mich vollends mit dem Gedanken zu quälen, daß ich das Misfallen eines Allmächtigen hätte — wie käme ich dazu? Getroſt — ſchlieſſt er, es iſt kein Gott.

Die Natur iſt nothwendig da, und nothwendig ſo da, wie ſie da iſt. Das Schickſal regirt der Zufall, oder der Gang der Dinge, oder der Menſch ſelbſt. Anders, als ſo, ſich die Sachen vorſtellen, und iener einen beſondern höchſten Urheber und dieſem einen beſondern höchſten Regenten geben wollen, iſt Schwachheit des Verſtandes, iſt Frömmelei, bei der man nach einem heiligen Schatten greift, und darüber das Weſentliche, den Genus ſeines Daſeins, einbüſſt ... Ebenſo — wie der gute Menſch gar keine Urſache hat, dem Fortdauerglauben gram zu ſein, ſo findet ſich der böſe Menſch ſehr dazu veranlaſſt. Nähme er es für wahr an, daß noch ein höherer Zuſtand für ihn eintreten würde, ſo müſte er auch zugeben, daß er ſich auf ihn zu bereiten habe; wie ſtände es aber dann um ſeine grenzenloſe Eitelkeitsſucht? Nähme er es für wahr an, daß die eigentliche Vergeltungswelt ihm erſt noch bevorſtehe, wie müſte er vor ſeinen groben Pflichtübertretungen zurückbeben, bei denen er ſich doch ſo ſinnlichwohl befindet! So hilft er ſich mit dem Unglauben, und ſpricht — „es iſt keine Fortdauer im Tode für mich. Was die Philoſophen von ihr ahnen, iſt philoſophiſcher Traum; was das Chriſtenthum von ihr ſpricht,

t chriſtliches Schwatzwerk. Ich lobe mir den
Moſaismus — er weis nichts von ihr. Ich lobe
ir ienen allervernünftigſten Ausſpruch, daß es
em Menſchen im Tode gehe, wie dem Vieh. Es
t an kein beſonderes Ich zu denken, das unſterb-
h und unvergänglich wäre. Die höheren geiſti-
n Kräfte, welche der Menſch beſitzt, und die
an für die ſichern Bürgen deſſelben ausgibt, ſind
oſſe Herausſprünge aus ſeiner vollkommeneren
ganiſation; ſo bald dieſe aufgelöſet wird, iſt
ch der ganze Menſch dahin — auf ewig da-
n." ... Wahr alſo auch — Laſter befördert
glauben, wie Unglaube Laſter befördert. — —

Erhalte mich, unſichtbarer Allerhöchſter, im
auben an dich und an mich! im Glauben an
h — daß du biſt und von Ewigkeit her biſt;
Glauben an mich — daß ich ſo gewis ich ietzt
, auch ewig ſein werde! Dieſer Glaube wird
inen Sinn immer mehr veredeln, und, ie edle-
Sinnes ich dann werde, deſto herzhafter werde
ſo glauben.

Neun und achtzigſte Stunde.

Meine letzten Empfindungen hier.

Auf den Fall, daß ich nicht ſchnell dahinſinke, ſondern Zeit genug behalte, die gewiſſe Annäherung meines Todes bei vollem Verſtande zü bemerken, kann ich die Empfindungen auch ſchon mit Gewisheit angeben, welche alsdann die letzte Sache meines Herzens noch ſein werden.

Da die Erdenbahn dann von mir durchlaufen iſt, und ich ſie ganz überſehen kann, ſo mus ia dann auch iener ſtille Dank, den ich immer ſo gern gegen Gott übte, den höchſten Grad erreichen. Wie väterlich — dis wird mein allerherzlichſtes Bekentnis, das ich dicht âm Grabe ablege, ſein — hat er, der gütige Oberurheber meines Seins, mich auch von Anfang an bis ans Ende geleitet! Nicht genug, daß er mir, als einem Menſchenkinde, iene höheren Kräfte gab, welche die Menſchenwelt über die geſamte Thierwelt ſo unausſprechlich erheben;

ſondern er verſetzte mich auch von Kindheit an in die zu ihrer Ausbildung erforderlichen äuſerlichen Lagen. Eltern hatte ich, die nicht nur für meine körperliche, ſondern auch für meine geiſtige Erziehung ſorgen konnten, und wirklich ſorgten; Lehrer bekam ich, die ſich bei der letzteren an meine Eltern wacker anſchloſſen, und die ſich unſterblich um mich verdient machten. Beide beſchützten mich vorzüglich durch Aufſicht und Warnung vor den gewöhnlichen Jugendgefaren und Jugendgreueln ſo lange, bis meine Vernunft ſtark genug ward, mich ſelbſt vor ihnen zu beſchützen. Als ich hernach in das Alter trat, mit dem ſich edle Thätigkeit anhebt, verſetzte mich Gott wieder in ſolche äuſerliche Lagen, wie ſie zu ihr und zu einer wakkern Anwendung erhaltener menſchlichen Ausbildung erforderlich ſind. Ich bekam meinen Wirkungskreis, der ſich mit der Zeit erweiterte, und wirkte mit Segen in ihm. Freilich geſchah dis icht immer, noch weniger immer in gleichem Grade; aber auch dis ereignete ſich blos, um mich n belehren, daß ich nicht auf mich und auf meinen Wirkungseifer mein ganzes Zutrauen ſetzen ürfe. Wie viel Freuden habe ich auch während eines Daſeins genoſſen! Wenn es Unglückliche gibt, deren Leben faſt nichts, als Noth, iſt, ſo gehörte ich doch zu ihnen nicht; zum Böſewicht würde ich zuletzt noch, wenn ich nicht eingeſtände, daß mein Leben im Ganzen ein heiteres, frohes Leben war. Die Grundlage davon war Geſundheit, vollkommene Sinnlichkeit und Kraftfülle; es kam dazu, daß ich durch Thätigkeit vor Nahrungsſorgen geſichert war, und daß ein freudiger Geiſt von Zeit zu Zeit über mich ausgegoſſen ward. Ich war empfänglich für alles Gute, Liebe und Schöne, welches die Natur, die Kunſt, die Freundſchaft, die höhere und allerhöchſte Trautheit, Welt und Haus, der groſſe Mitbürgerzirkel und der kleine Familienzirkel, mir darboten; ich war empfänglich dafür, und — hab's genoſſen. Hab's? Ja freilich, ſo lautet's nun; mus es mir denn aber nicht genug ſein, daß es nun ſo lautet? Es hätte ia ganz anders ietzt lauten können; daß ich aber all das Gute, Liebe und Schöne, deſſen ich gedenke, nicht ewig genieſſen könne, wuſte ich ia vorher. Und — wie mir in ienen ſchönen Stunden meines Lebens wohl war, als ſie ſchlugen: ſo iſt mir ietzt noch nachwohl, indem ich mich an die allerſchönſten unter ihnen zurückerinnere. Daß ich nicht ganz ohne Leiden wegge-

kommen bin — welcher Sterbliche könnte dis? —
bekenne ich eben ſo gern; denn ſie haben mir
alle genützt, und nie war ich in dergleichen ver-
laſſen, ſondern erhielt vielmehr zuweilen auf eine
gar ſonderbare Weiſe Troſt und Beiſtand. An
bloſſen Gefaren, die nicht zu Stande kamen, hat
es mir noch weniger gefehlt, und — wie viel habe
ich ihnen zu danken! Sie haben mich zu dem un-
erſchütterlichen Gottesverehrer gemacht, der ich
bin, haben meinen Verſtand, meinen Muth, mei-
ne Geiſtesgegenwart treflich geübt. Jetzt ſehe ich
uf alles Böſe, das mir blos drohete, oder auch
irklich widerfur, als auf überhingegangenes, oder
och glücklich überſtandenes, zurück, und bedaure
lſo um ſo mehr Jeden, der ſich, wenn ihm Böſes
roht, oder auch wohl geſchieht, ſeintwegen ſo viel
nruhe macht. Der einzige Gedanke, daß er doch
uch einſt in meine ietzige triumfirende Lage kom-
en werde, müſte ihn ſchon beruhigen können.
a, ich triumfire ietzt wirklich ſchon über alle Lei-
n dieſer Welt; denn ſie ſind insgeſamt hinter
ir. Nur die Todesleiden habe ich noch vor
r; ich vertraue aber dem Allvater, daß er ſie
r leicht machen werde. Wie es iedoch damit
ch kommen mag — auch ſie werden überſtanden

nicht nur werden, ſondern auch über ſie wird triumfirt von mir werden. Nie war ich überzeugter hiervon, als ietzt. Ich habe nun gar nicht mehr nöthig, mir die Gründe für einen Glauben an meine Fortdauer vorzuhalten, und immer wieder vorzuhalten; es iſt gleichſam, als wäre er ſchon angehendes Gefühl derſelben. So gewis du biſt, ſo gewis wirſt du ſein — ſpricht eine Stimme in mir ſtärker, als ie, die ich ebenſo für eine Gottesſtimme erklären mus, wie die Stimme „thu recht!“ Bald wird ſie in Erfüllung gehen; wie wird mir ſein, ach, wie wird mir ſein, wenn ich erſt auch über den Tod triumfire?! Ich habe alle Hofnung, vernünftiges Bewuſtſein bis an mein irdiſches Ende zu behalten; ſo ſoll auch Gott noch hierniden mein letzter Gedanke ſein. Als einen Vater will ich ihn denken, der mir, ſeinem Kinde, ſchon unausſprechlich viel Gutes erzeigt hat, und noch unausſprechlich mehr Gutes erzeigen wird. Ob ich mich während der allerletzten Zubereitungen der Natur zu meinem Tranſitus aus Welt in Welt — in der eigentlichen Verklärungsſtunde — werde beobachten können, weis ich freilich nicht. Wär's nicht, nun, um ſo ſeliger werde ich mich nachher befinden, wenn ich nach einer kurzen Ab-

eſenheit von mir zu mir zurückkehre, und ſo bei
nir bin, wie ich noch nie bei mir geweſen war.
lles ſei in dieſer Hinſicht dem Oberurheber mei-
es Seins überlaſſen! Er veranſtalte meinen Ueber-
ang, wie er will; ich bin ſchon in voraus über-
eugt, daß ich ihm auch für die Art und Weiſe,
ie er ihn veranſtaltete, noch beſonders preiſen
erde.

Wie könnte mein Herz zuletzt dieſen Empfin-
ungen gegen Gott ſich überlaſſen, ohne zugleich
uch auf das dankbarſte für die menſchliche Ge-
elſchaft zu ſchlagen? Hat er mir denn nicht das
ehreſte Gute, wofür ich ihn pries, durch ſie
rzeigt? In ihr entſtand und erwuchs ich; in ihr
ildete ich meine Kräfte aus; in ihr betrieb ich
eine wackere Thätigkeit ſowohl in, als auſſer
einem Beruf und Stande; in ihr fand ich Freun-
e und Lieben, die das ſchönſte Glück meines Le-
ens ausmachten, und, trat zuweilen ein Feind
egen mich auf, ſo war ein mächtigerer Edler, als
r, nicht fern, der mich männiglich gegen ihn in
chutz nahm. Wie mus ich des Böſen, das die,
elche wider mich waren, gegen mich verübten,
cht über das Gute vergeſſen, welches die, die für
ich waren, mir bereiteten! Ja, unausſprechlich

hat ſich die groſſe und kleine Geſelſchaft von Meinesgleichen, die ich ſterbend verlaſſe, um mich verdient gemacht; wie könnte ich, ein Einzelner, meine Verdienſte um ſie mit den ihrigen um mich meſſen wollen? Und — wie ginge es mir am Ende noch, wenn ich in einer Einſiedelei ſtürbe? Aber ſo werden es die eigentlichen Meinigen in der Welt noch ſein, die mir auch die allerletzte Pflege leiſten, und mir den Tod und ſeine Leiden erleichtern. Meine letzten Empfindungen für die menſchliche Geſelſchaft ſollen alſo lauter Segen für ſie ſein.

„Menſchheit — ſo wird es in mir lauten — du verdienſt ein beſſeres Schickſal, als du ſeither hatteſt; du würdeſt es auch längſt ſchon haben, wenn Humanität auf allen deinen Thronen thronte, beharrlich thronte. Ich hab's ia aber nicht nur lange genug mitangeſehen, wie es dir gehe, ſondern ich habe auch die Geſchichte geleſen, wie es dir gegangen ſei. Erdbeben und Peſtilenzen haben dir bei weitem nicht ſo geſchadet, als die Kriege. Jene müſſen von Zeit zu Zeit ſich ereignen — denn wer kann der Natur Vorſchriften machen? — dieſe aber würden gleich aufhören, ſich zu ereignen, ſobald die Könige insgeſamt ſich nur die Vorſchrift machten, wahre Könige zu ſein, und — wie wohl wäre dir dann! Ich geweſener Augenzeuge deines Jammers — ia, dis war ich, und würde der Freuden unendlichmehr noch gehabt haben, als ich hatte, wenn ich's nicht hätte ſein müſſen — ich weiſſage dir nichts beharrliches Beſſeres. Ich kann dir nur wünſchen, daß, da einmal Wechſel guter und ſchlechter Zeiten für dich ſein ſoll, die ſchlechten von den guten immer weit ſchneller verdrängt werden mögen, als dieſe von ienen, und — dis wünſche ich dir dann auch von ganzem Herzen. Länger ſiege immer unter dir das Licht über die Finſternis, als die Finſternis über das Licht, das Recht über das Unrecht, als das Unrecht über das Recht, die Freiheit über den Deſpotismus, als der Deſpotismus über die Freiheit, der Friede über den Krieg, als der Krieg über den Frieden, die Fülle über den Mangel, als der Mangel über die Fülle! Beſonders wünſche ich dir, daß das nächſte Zeitalter nach mir auf allen Seiten für dich ein gutes Zeitalter ſein, und lange dauern möge; du haſt's verdient, arme geplagte Menſchheit, du haſt's ſauer verdient. So gedeihe dann unter dir recht bald die Aufklärung, die Gerechtigkeit, die Jochloſigkeit, die Völkereintracht, die menſchliche Genieſſung des Lebens, und gedeihe noch für deine Enkel und Urenkel! Auf Vollkommenes aber, auf Vollkommenes für immer vollends, rechne hierniden nie, ſo ſchön ſich auch die Aſpekten dazu zeigen ſollten. Die ſpätere Geſchichte würde ſonſt nur zu erzählen haben, wie ſehr du dich abermals durch den Schein hätteſt täuſchen laſſen, nachdem dich doch deine frühere Geſchichte, die über und über voll ähnlicher Täuſchungen iſt, davor genug gewarnt hätte. Du haſt eine höhere Beſtimmung noch, als die für den Planeten blos, den du iezt bewohnſt, und ſiedelteſt dich nur vor der Hand auf ihm an, um auf ſeine Sonne überzuwandern; ſo nimm vorlieb damit, wie es dir auf ihm geht, und freue dich im voraus auf dein Beſſeres! Nur gebe der, der über dich waltet — dein groſſer, allerhabenſter Schutzgeiſt, Gott — daß es dir nie ſo ſchrecklich gehe, daß du darnach ſchmachten müſſeſt!“

„Mitbürgerſchaft, Vaterlandsgeſelſchaft — ſo wird es zulezt ferner in mir lauten — du warſt eigentlich der kleinere Theil der groſſen Menſchengeſelſchaft, unter welchem und durch welchen ich von allen Seiten das ward, was ich ward; ſo nimm auch beſondern Segen von dem dir dafür dankbar Sterbenden an! O daß es dir doch nach Jahrhunderten noch ſo wohl gehen möchte, als es dir ging, da ich in dir lebte! Ein eben ſo milder Regent, als die waren, welche bei meinen Lebzeiten über dich herrſchten, folge lange noch immer auf den andern! Bleib in deiner Selbſtſtändigkeit, und werde von keinem fremden Volke, das keine rechtlichen Anſprüche auf dich hat, angefallen und unterjocht! Aendere zwar eigenmächtig von Zeit zu Zeit deine Geſetze und Verfaſſungen dem Zeitgeiſte gemäs; las dir aber keine fremden Geſetze und Verfaſſungen mit Gewalt aufdringen; noch weniger wirf dich ſo weg, daß du dergleichen freiwillig annähmeſt, um nur zu kriechen! Wahrheit und Tugend, Wiſſenſchaft und Kunſt, Friede und Freude müſſen bei dir hauſen, fernerhin hauſen, wie ſie in meinen Tagen bei dir hauſeten! Ach, und daß ſie insgeſamt ohne Aufhören bei dir hauſen möchten!"

„Familie, freundſchaftlicher Zirkel — ſo wird es zuletzt endlich in mir lauten — du warſt von der groſſen Menſchengeſellſchaft der allerkleinſte Theil, mit dem ich am nächſten verbunden war, und am meiſten zu thun hatte; ſo empfange auch den zärtlichſten Ausgus meines Herzens! Ja, ihr

Lieben, die ich nun zu verlaſſen in Begrif bin, bleibet nach mir noch lange beiſammen, und lebet ſo glücklich, als möglich! Behaltet mich in liebevollem Angedenken, und feiert iährlich in frommer Stille den Tag meines Todes! Ich verlaſſe euch nur der Sichtbarkeit nach; unſichtbar und im Geiſte werde ich oft bei euch ſein, und im trauteſten Beiſammenſein mit den Unſrigen, die mir vorangingen, wird eurer oft herzlichſt gedacht werden. Ich gehe dahin, wo Wahrheit und Tugend, Liebe und Ruhe wohnen; kommt mir zu der von Gott euch beſtimmten Zeit dahin nach, und erfüllet bis dahin treu die Pflichten der Unterwelt! Denket bei ieder Fehde, die unter euch entſteht — ach, wenn Er noch bei uns wäre! er legte ſie gleich bei — und dieſer Gedanke treibe euch an, ſie baldigſt beizulegen. Denket bei ieder guten That, die ihr verrichtet — ach, wenn Er doch Zeuge von ihr wäre! — und dieſer Gedanke mache, daß ihr ſie auch recht ſchön verrichtet. Denket bei jedem unverdienten Leiden, das euch trift — ach, wenn Er es doch mitanſähe, uns unterſtützte und tröſtete! — und dieſer Gedanke gebe euch Stärke, euch ſelbſt zu unterſtützen und zu tröſten. Ich freue mich auf euer Wiederſehen, das ich mit Gewisheit glaube. Ihr waret meine treuſten Begleiter hierniden; ich werde euch dortoben gottergeben erwarten, und euch auch da um eure neue Begleitung bitten. Wie wir das Glück der Erde mit einander theilten, ſo wollen wir dann auch die Seligkeit des Himmels gemeinſchaftlich genieſſen. Meine letzte, allerletzte Bitte an euch — machet mir durch Uebermaſſe von Zärtlichkeit mein Ende nicht ſchwer!“

Neunzigſte Stunde.

Meine erſten Empfindungen dort.

Wie ich, da ich meinen Tod mit Gewisheit vorher weis, mich oft mit den Empfindungen beſchäftige, welche die letzte Sache meines Herzens ſein werden: ſo verſetze ich mich, da ich ein unerſchütterlicher Gläubiger an mein Wiederaufleben bin, auch eben ſo oft in den Antritt meines zweiten Lebens, und überlaſſe mich ſchon in voraus den Empfindungen, welche alsdann wieder die erſte Sache meines Herzens ausmachen werden. Es kümmert mich nicht, daß die Welt, wenn ſie etwa davon erfüre, darüber ſpötteln möchte; ich wollt's vielmehr ſelbſt der ganzen Welt ſagen können, daß es mit mir ſo ſtehe, indem ich das feſte Vertrauen zu ihr habe, daß, wenn auch nicht ihr gröſſerer Theil, doch ihr edlerer Theil — und an ſeinem Beifalle nur kann mir gelegen ſein — dieſe meine Einſamkeitsweiſe billigen werde.

„So war's dann doch wahr, wie du glaubteſt“ — wird das Allererſte ſein, was ich denke, ſobald ich nach irgend einer Art von Schlummer wieder erwache, nach irgend einer Art von Abweſenheit von mir zu mir zurückgekehrt ſein werde. Eine unausſprechliche, eine undenkbare Freude hierüber wird mich ergreifen, und mich anfänglich beinahe wieder auſſer mich ſelbſt verſetzen. Mit Recht nenne ich ſie undenkbar; denn mein Selbſtbewuſtſein im erſten Daſein bildete ſich ſehr langſam, und ich kann die Stunde nicht angeben, in der ichs zum erſten male vollkommen hatte, mein erneuertes Selbſtbewuſtſein aber wird ſchnell da ſein, gleich vollkommen da ſein — ſo etwa, wie es ietzt im Kleinen an iedem Morgen, wenn ich erwache, gleich vollkommen da iſt — wie wird mir dabei zu Muthe werden? „Triumf, wird es in mir heiſſen, nun auch über den letzten Schlaf, wie über alle vorige Schläfe! Triumf nun auch über den Tod und über alle ſeine Leiden! Auch er iſt überſtanden; auch er iſt hinter mir, und wird mir nie wieder bevorſtehen. Preis und Glorie dafür dem Oberurheber meines Seins!“

„Ja, aller Weſen Vater und Urquell — werde ich beten — du haſt mein unbegrenztes Vertrauen, das ich auf dich ſetzte, mit deiner unbegrenzten Macht und Gnade gekrönt. Zu hoch hatteſt du dich ſchon durch meine weſentliche Einrichtung an mir verherrlicht, als daß ich nicht hätte herzlich hoffen und feſt glauben ſollen, du werdeſt dich noch höher an mir verherrlichen. So iſt dann nun erfüllt die groſſe Weiſſagung, welche du in mein Herz ſchriebſt, und ſo fühle ich mich nun recht in meiner Vernunftwürde, daß ich mich durchaus an ihrer Erfüllung nicht zweifelhaft machen lies. Ich bin wieder da, wie ich hofte und glaubte — ia, ich bin wieder da, und bin auf immer wieder da. Sieh, Allgewaltiger und Allbarmherziger, auch dieſen Glauben, den Glauben an mein Immerſein, ſtärkeſt und befeſtigſt du in mir nach dem Tode durch die Krönung meines Glaubens vor dem Tode an mein Wiederſein und Weiterſein. Nach durchlaufener kurzen Erdenbahn hat ſich nun die groſſe und unüberſehbare Himmelsbahn mir geöfnet, und ich that ſchon die erſten Schritte auf ihr. Daß viel Ziele mir auch auf ihr geſetzt ſein werden, um meine ſittliche Vervollkommung und meinen Seligkeitsgenus zu immer höherer Aehnlichkeit mit deiner Vollkommenheit und Seligkeit zu bringen, will ich nun eben ſo gewis glauben, wie ich in meiner Erdenhülle glaubte, daß am Erdengrabe das Ziel aller Ziele mir nicht geſetzt worden ſei; Tod aber, Tod im eigentlichen Verſtande, wird mich nie wieder aus der Bahn zu dem einen Ziele in die Bahn zum andern leiten, ſondern die Ueberleitung wird weit ſanfter geſchehen — denn an mir iſt nichts Sterbliches mehr.“

Habe ich dann ſo, oder auf ähnliche Weiſe, als Verklärter mein erſtes Lobopfer Gott gebracht, wie werde ich mich dem Gefühle der mir geſchehenen Verklärung ſtaunend überlaſſen! Daß daſſelbe Ich, daſſelbe höhere Selbſt, wieder ſei, wird keinem Zweifel unterworfen ſein; das ganze groſſe Heer von Rückerinnerungen an das, was ich auf Erden that, und was auf Erden mir geſchah, wird mir ieden Zweifel der Art unmöglich machen. „Wie biſt du aber wieder da? in welch einer Hülle biſt du wieder da?“ — ach, die Antworten auf dieſe Frage, die Antworten auf dieſe Frage — wer vermag ſie ietzt zu geben? „Wie leicht, wie lieblich die neue Hülle! Sie wird nicht mit Gewalt nidergezogen, ſondern läſſt ſich nach meinem eigenen Gefallen ſelbſt nider; es iſt gar keine Laſt, ſie zu tragen, und ſo bedarf ich in ihr keiner Ruhe und Erholung von der Tragelaſt! Iſt irgend ein körperlicher Schmerz, den ich empfände, oder ie wieder zu empfinden befürchten müſte?" — dis iſt allerdings etwas geantwortetes auf die beſagte Frage. „Neue Sinne hat zwar die neue Hülle nicht für mich, und konnte ſie auch nicht haben, weil ſie aus der alten gebildet ward; aber wie erhöhet, wie verfeinert ſind meine alten edleren Sinne in ihr! Wann ſah, wann hörte ich wohl in meinem ganzen erſten Leben ſo vollkommen, als ietzt gleich? Sogar der unterſte Sinn, der Fühlſinn, was iſt er mir nun gegen ſonſt!" — dis iſt ſchon Mehr geantwortet auf iene Frage. Unſtreitig lautet aber die vornehmſte Antwort darauf alſo — „Ich denke ietzt in der verklärten Organiſation das Wichtigſte, welches ich in der noch unverklärten bei aller Anſtrengung nur klar dachte, ohne alle Anſtrengung deutlich — ich will das Edelſte, welches ich in der Welt der grobſinnlichen Begierden und der Leidenſchaften mitten unter dem immerwährenden Kampfe mit ihnen nur halbherzlich wollen konnte, nun nach Beendigung dieſes unleidlichen Kampfs ganzherzlich. So ſiehts ietzt ſchon um mich, da ich die neue groſſe Laufbahn meines Seins kaum antrat;

wie wirds um mich ſtehen, wenn ich auf ihr ſchon weit fortgewandelt bin?“

Wenn ich dann ſo gedacht habe, werde ich mir auch gewis zurufen — „o wohl dir, daß du vor dem Grabe an Leben über das Grab hinaus glaubteſt, und dich darnach einrichteteſt! Wohl dir, daß du dein irdiſches Sein nicht vertändelteſt, ſondern zu Schärfung deiner Denkkraft und zu Erwerbung edler Erkentniſſe anwendeteſt! Nun biſt du recht geſchickt zum Reiche der Wahrheit, in dem du dich befindeſt. Wohl dir, daß du den Begierden nicht fröhnteſt, ſondern gewiſſenhaft handelteſt, und dich auch durch Hofnung und Furcht vom Guten nicht abhalten lieſſeſt! Nun biſt du recht geſchickt zum Reiche der Tugend, das dich aufnahm. Wohl dir, daß du mitten in deinen Erdenleiden ein frommer und traulicher Gottesverehrer bliebſt! Nun biſt du recht geſchickt zum Reiche der höheren Anbetung Gottes, deſſen Bürger du wardſt. Wohl dir, daß du Sinn für die ſchöne Natur auf der Unterwelt hatteſt! Nun biſt du recht geſchickt, die Schönheiten der Oberwelt zu genieſſen, die deine ewige Heimat ward.“

„Ach — werde ich nach dieſem letzten Gedanken ausrufen — nun blicke recht um dich her, wie herrlich iſt die neue Welt! Es gab Paradiſe dortunten, und du wandelteſt in ihnen; aber was war das berühmteſte und bereiſeteſte unter ihnen gegen den Anblick, den der bloſſe erſte Eintrit gleich hieroben gewährt? Wie wirds weiterhin ſein — o wie wirds weiterhin ſein?! Und du, Sternhimmel über mir und neben mir, mit welcher noch nie empfundenen Anſtaunung deines und meines Schöpfers erfüllſt du mich! Du weiſſeſt es zwar nicht, aber ich weis es noch, wie ich oft unter dir, wenn die Erdenſonne untergegangen, und auf der Erde Mitternacht war, hinkniete, und Hände und Herz zu dir erhub; ach aber — was iſt das Staunen, welches ich dabei empfand, gegen das Ueberſtaunen, welches ich iezt empfinde? Sonnen, lauter Sonnen alle die unzählichen Sterne und Sternlein, welche ich in den Thälern des Todes ſchon erblickte! Daß ſie dis wären, glaubte ich damals bereits; aber nun ſchaue ich, was ich glaubte, und der Verklärung meines Seheſinnes habe ich es zu danken, daß ich nicht nur des Anblicks ſo unzählicher Sonnen fähig bin, ſondern ihn auch auf das unnennbarſte maieſtätiſch finde.“

„Nicht nur phiſiſchhimmliſch — werde ich, wenn ich ſo gedacht habe, hinzuſetzen — iſt gleich der Eintritt in die neue Welt, ſondern wie kündigt auch Alles gleich hier Frieden, Freundſchaft, Liebe und aus ihr entſpringende Seligkeit an! Welche Stille hier, und welche Thätigkeit zugleich! welche menſchenfreundlichthätige Stille! welche ſtill-menſchenfreundliche Thätigkeit! Wie die Natur hier den Bürgern keine Leiden mehr macht, ſo machen auch die Mitbürger ſelbſt einander keine Leiden mehr. Has Einzelner gegen einander iſt hier nicht mehr Sitte; Völkerhas und Völkerkrieg noch weniger. Die Einzelnen, welche ſich auf der Erde haſſten, bieten einander hier ausgeſöhnt die Hand; die Völker, welche Krieg auf der Erde unter ſich führten, verzeihen ihren Regenten, die ſie dazu verleiteten, und dieſe Regenten ſtehen beſchämt im Hintergrunde darüber, daß ſie der Völkerverzeihung bedürfen ... O wie hocherfreut denkt man aus dieſem Vaterlande der Ruhe und Zufridenheit nach dem verlaſſenen Pilgerlande, Erde genannt, zurück! Welche Leiden gabs da! welche Leiden aller Art! welche Leiden beſonders für den theilnehmenden Menſchenfreund! Doch — die Erde ſelbſt hatte an der kleineren Hälfte davon kaum Schuld, und auch für dieſe wollte ſie immer reichlich entſchädigen, wenn man ſie nur nicht in der

Entſchädigung geſtört hätte. Eben darum verlies ich ſie auch nicht mit Has, ſondern mit Liebe gegen ſie; nicht mit Flüchen, ſondern mit Segenswünſchen, verlies ich ſie. Konnte ich ſchon ſo dankbar handeln, als ich blos noch meinte, ich würde von ihr, wie aus einer Menſchenbaumſchule, auf einen beſſeren Stern verpflanzt werden: wie noch mehr mus ich iezt ſo handeln, da dieſe Verpflanzung mir wirklich geſchehen iſt! Ja, es bleibe bei meiner alten Liebe zu dir, ſchön geſchaffene, fruchtbare, wohlthätige Erde! es bleibe ewig bei den Segenswünſchen, mit welchen ich dich verlies! Daß ich nun hier, wo ich iezt bin, lieber bin, als auf dir, dafür kannſt du nicht; ich wäre ia aber doch nicht hier nun, wenn ich nicht erſt auf dir geweſen wäre. So ſei ferner die Baumſchule der Menſchheit, ſo lange der Herr Zebaoth, der Urheber und Regent des Sternenheers, es will! Leide nur ſolche Erbebungen und Ueberſchwemmungen, die ſchlechterdings ſein müſſen, wenn du im Ganzen beſtehen ſollſt! Habe nach iedem Winter deinen Frühling wieder, und reiche, ſo lange es auf dir Menſchen gibt, in deinen herrlicheren Gefilden ihnen immer ſo einen Anblick dar, der die Paradiſe vorbildet, in die ſie von dir aufverpflanzt werden ſollen! Was mich auch vorzüglich dir dankbarergeben erhält, ſind meine Lieben, die mir vorangingen, und die ich hier wiederfinde; ſo gewis ich dieſe hier wiederfinde, ſo gewis werden mich auch die übrigen Lieben, welche ich auf dir zurücklies, hier wiederfinden. Habe ich ſie denn aber nicht insgeſamt auf dir zuerſt gefunden? Wie verſchönert es mir den Himmel, daß ich ſie auf dir fand!“

Kaum werde ich ſo bei mir gedacht und ausgedacht haben, ſo wird ein vorangegangener Geliebter nach dem andern ſich mir nähern... Endlich wieder mit uns? — werden ſie mir zurufen — ach, wie ſehnten wir dich zu uns ſo lange! Ja, endlich wieder mit euch — werde ich ihnen erwiedern — ach, und wie freuete ich mich ſchon lange darauf!.. Als Verklärte umarmen wir uns dann; als Verklärte drücken wir einander an unſer Herz, und — ſo ſind wir zuſammen ganz im Himmel. Sobald wir aus der erſten Himmelsertaſe der Freundſchaft und Liebe einigermaſſen zu uns ſelbſt zurückkehren, werde ich ihnen mein groſſes Anliegen eröfnen. „Ihr ſeid nun ſchon ſeit geraumer Zeit hieroben, und mir überall weit vor; helfet mir, daß ich nicht zu lange ſo weit hinter euch zurückbleibe! Ich kam mit meiner alten Gelehrigkeit, Tugendliebe und Wärme für alles Gute und Schöne zu euch; ſo unterrichtet mich in den Wahrheiten des Himmels — gehet mir mit den allerreinſten Beiſpielen vor — weihet mich in die Geſchäfte ein, die man hier hat — machet mich mit den Reitzen, die man hier genieſſt, vertraut! Ihr werdet einen guten Schüler, Nachfolger, Mitarbeiter und der Seligkeiten Mitempfänglichen an mir finden, und ich gelange dann durch euch früher in ieder dieſer edlen Hinſichten dahin, wohin ich mich zwar wohl ſelbſt und allein, aber doch nicht ohne Zeitverluſt, geſchwungen haben würde. Dazu gehört dann freilich unſer fleiſſiges Beiſammenſein; wie ſolltet ihr aber nicht gern ſo oft, als es hier die Wirkſamkeit für das Ganze und ſeine Hauptheile zuläſſt, mit dem beiſammen ſein, mit dem ihr in der Gräberwelt ſo gern beiſammen waret, und den ihr ietzt ſo herzlich wiederaufnahmet? Was für reichhaltigen Stof werden uns dann auch die Rückerinnerungen an die wichtigſten Scenen unſeres verſtrichenen irdiſchen Beiſammenſeins zu den herzerhebenſten Unterhaltungen liefern! Wie das Irdiſche ſchon ſo tief eingrif in das Himmliſche — wie ieder Schickſalsknote durch dieſelbe Gotteshand, welche ihn unauflöslich geſchürzt zu haben ſchien, ſo herrlich aufgelöſet ward — wie es uns einſt ganz ſo gehen muſte, als es uns ging, wenn es uns ietzt ganz ſo gehen ſollte, wie es uns geht — — ach, wie viel Gottverherrlichendes haben wir mit einander darüber zu ſprechen, gewis lange, lange noch, wohl gar ewig, zu ſprechen! Wählet hierzu ſogleich die ſchönſten Plätze, welche ihr ſchon kennet, und gegen die die Paradiſe der Erde halbe Wüſteneien ſind! Führet mich auf ſie, und ſimpathiſiret da mit mir über Erde und Himmel, über Zeit und Ewigkeit, noch höher, als ich mit euch darüber ſimpathiſiren kann! Führet mich dann aber auch zu unſern Voreltern, die es werth ſind, von uns geſchätzt und geliebt zu werden! Ja, führet mich auch nach und nach zu den Weiſeſten und Edelſten alter und uralter Menſchheit, die ihr ſchon von Perſon kennen lerntet, und verſichert ihnen in voraus, daß ich auch nicht ganz unwürdig ſei, ihre perſönliche Bekantſchaft zu machen! Uns aber, uns laßt ewig am liebſten beiſammen ſein!!!"

Ende des dritten und letzten Theils.